Sir James Porters

Anmerkungen

über die

Religion, Regierungsform

und

die Sitten der Türken.

Aus dem Engliſchen überſetzt.

Fas ſit mihi viſa referre. Ovid.

Leipzig,
bey Johann Friedrich Junius.
1768.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Univ. Bibl.
München

Inhalt.

Erſtes Kapitel.

Die Schwürigkeit, in der Türkey Nachrichten zu bekommen. — Charakter der Türken. S. 1

Zweytes Kapitel.

Von der muhammedaniſchen Religion, und der Wallfarth nach Mecca. 5

Drittes Kapitel.

Von den Secten der Muhammedaner. 22

Viertes Kapitel.

Von der muhammedaniſchen Kirchenregierung und ihrem bürgerlichen Geſetze. 29

Fünftes Kapitel.

Von dem Koran. 40

Sechſtes Kapitel.

Von dem Deſpotiſmo und ſeinen Schranken. 52

Siebentes Kapitel.

Begebenheiten, das vorhergehende Kapitel aufzuklären, und von der türkiſchen Regierung. 58

Achtes

Achtes Kapitel.

Geſchichte von der Regierung des Vezier Ragib Mehemed Baſſa. S. 72

Neuntes Kapitel.

Veränderung der Veziers. — Ordnung in den Geſchäfften. — Politik der türkiſchen Miniſter. 82

Zehntes Kapitel.

Verwaltung der Juſtitz bey den Türken. 91

Eilftes Kapitel.

Von den Geſandten. Ihre Audienzen. 104

Zwölftes Kapitel.

Vermiſchte Anmerkungen über die Sitten der Türken. 119

Dreyzehntes Kapitel.

Anmerkungen über die Griechen. 160

Vierzehntes Kapitel.

Von der Religion der Griechen. 175

Erſtes Kapitel.

Die Schwürigkeit, in der Türkey Nachrichten zu bekommen. — Charakter der Türken.

Schriftſteller, die niemals aus ihrem eignen Vaterlande gekommen, und Reiſende, die mit ſchnellem und flüchtigem Schritt ungeheure Gegenden durchlaufen ſind, haben uns von vielen Ländern und Völkern lange Erzählungen gegeben, die augenſcheinlich aus dem bloßen Gerüchte und den abgeſchmackten Traditionen des unwiſſenden Pöbels zuſammengeſammlet ſind. Von dieſen konnten ſie nur allein dieſe Nachrichten bekommen, welche wir mit einer ſolchen Leichtgläubigkeit ohne Beurtheilung bey ihnen zuſammengehäuft finden.

Den Türken iſt es großen Theils eben ſo ergangen. Ohne alſo das zu bemerken, was auch die richtigſten Schriftſteller vor mir mögen geſagt haben, will ich, ſo weit als meine eigne Känntniß reicht, einige kurze Bemerkungen und allgemeine Betrachtungen über die Religion, die Geſetze, die Regierungsform dieſes Volks bekannt machen. Wenn das, was ich vorbringe, auch kein ander

Verdienſt hat, ſo wird es wenigſtens das Verdienſt der genaueſten Wahrheit haben.

Es iſt äußerſt ſchwer, in der Türkey zu Nachrichten zu kommen. Jede Erkundigung macht Verdruß. Das muhammedaniſche Geſetz iſt ſo ſtrenge und ſo unumſchränkt, daß es den Verſtand ſeiner Anhänger in die engen Gränzen deſſen, was der Koran ſagt, einſchränket, und es für die übrigen Menſchen ganz unmöglich macht, ſich mit ihnen zu unterreden, beſonders wenn es ihre Religion oder ihre Sitten betrifft. Fremde, welche die Sprache nicht vollkommen verſtehen, und nicht verſtehen können, müſſen durch Dollmetſcher mit ihnen reden; aber dieſe wagen es nicht, Fragen zu thun, von welchen ſie fürchten, daß ſie nur im geringſten beleidigen könnten. Bey dieſen Materien alſo dollmetſchen ſie niemals, und wenn ſie dazu genöthigt werden, ſo ſuchen ſie zu entwiſchen, und ſowohl die Frage, die ſie thun, als die Antwort, die ſie darauf zurückgeben, wird gewiß ganz ihr eigen ſeyn.

Man kann alſo fragen: wie ſoll man in der Türkey zu Nachrichten kommen? Ich muß antworten: nur auf eine ſehr unvollkommne Weiſe. Ein langer und beſtändiger Aufenthalt in dieſem Lande, viele Verbindungen, und gegenſeitige Verhältniſſe mit Leuten von verſchiedenen Ständen, können vielleicht durcheinen bloßen Zufall uns zu etwas Wahrheit verhelfen; aber das iſt gewiß, daß wir bisher ſehr unvollkommne Nachrichten von ihrer Religion und ihren Sitten gehabt haben.

Ich ſehe ein, daß es ein ſehr ſchwer Geſchäffte iſt, auch nur die bloßen Außenlinien irgend eines Nationalcharakters richtig zu zeichnen. In Abſicht der Türken iſt dieſes noch ganz insbeſondere wahr; dem ohnerachtet werde ich einen Verſuch davon wagen.

Ueberhaupt ſind die Türken ein ſcharfſinniges denkendes Volk. In der Verfolgung ihres eignen Vortheils und der Bewerbung um Reichthum iſt ihre Aufmerkſamkeit immer auf denſelben Gegenſtand geheftet, und ſie halten mit groſer Standhaftigkeit dabey aus, bis ſie ihren Endzweck erreicht haben. In dem gemeinen Leben ſind ſie auf eine anſtändige Art freundlich, verbindlich, und nicht ohne Aeußerungen von Dankbarkeit. Vielleicht üben ſie dieſes alles, oder etwas davon, wenn es auf die Chriſten ausgedehnet wird, immer in der Abſicht eines gewiſſen Vortheils aus. Vortheil iſt ihr höchſtes Gut. Wo dieſes ein Gegenſtand der Bewerbung wird, da lößt es alle Verbindung der Freundſchaft, alle Bande der Verwandtſchaft auf. Sie werden verzweifelt, keine Schranken können ihren Ungeſtüm aufhalten, oder ihren Haß gegen ihre Nebenbuhler beſänftigen. In ihrem Betragen ſind ſie größtentheils hypochondriſch, ernſthaft, geſetzt und ſtille. Aber wenn ſie von irgend einer Leidenſchaft aufgebracht werden, wild, wütend, unbändig, reich an Verſtellung, eiferſüchtig,*) argwöhniſch, und unbegreiflich rachſüchtig, ſo daß ſie die Begierde, ſich zu rächen, von Geſchlecht zu Geſchlecht

---

*) Die Jonanas, bekannte Juden, die zu Conſtantinopel wohnen, ſind die Proviantmeiſter bey dem geſammten Corps

der Janitſcharen durchs ganze Reich, ſie nehmen alle ihr Geld in Empfang, verſorgen ſie mit allen Bedürfniſſen, ſtrecken ihren Agas, (Generals oder Commandeurs,) allen ihren Officieren, und ſelbſt dem gemeinen Manne Geld vor. Der Vater des itzigen Zonana hatte eben das Geſchäffte, er lebte bis zu einem ſehr hohen Alter in großem Anſehen, und hatte bey dieſen ganzen unruhigen und fürchterlichen Corps viel Gewicht und einen großen Einfluß erlangt. Tiriacki Mehemet Baſſa, dem 1746 die Siegel als Vezier anvertraut wurden, hatte ſich ſelbſt von einem ſehr niedrigen Herkommen in die Höhe geſchwungen. Zweyundzwanzig Jahre, ehe er dieſe Würde erhielt, war er ein bloßer Catib oder Schreiber bey dieſen Truppen; zu welcher Zeit er bey einem Streite, den er mit dem Zonana über ſein Intereſſe gehabt hatte, mit einer heftigen Betheurung verſicherte, daß, wenn er es jemals in ſeiner Macht haben ſollte, der Kopf des Zonana der erſte ſeyn ſollte, den er abſchlagen würde. In der That war er kaum einige Tage Vezier geweſen, als er ſeinen Entſchluß ausführte. Die Zeit hatte ſeine Rache nicht beſänftigen können. Er ließ dem alten Mann ſeinen Kopf, ſelbſt auf Gefahr ſeines eignen, abſchlagen; denn ſo groß war die Neigung der Janitſcharen für den Zonana, daß man befürchtete, dieſe Gewaltthätigkeit würde eine Rebellion verurſachen. — Man weis, daß die Türken ehedem von den Gränzen von Perſien nach klein Aſien und Thracien gekommen ſind, um den Tod eines Großvaters, Onkels oder Vetters zu rächen, viele Jahre nachdem die Beleidigung war begangen worden. Es iſt gewöhnlich, daß ein Vater ſein Kind, und ein Onkel ſeinen Neffen an die Beleidigung erinnert, die ihrer Familie oder ihren Verwandten widerfahren iſt,

und

ſchlecht fortpflanzen; in Sachen der Religion hartnäckig, ſtolz und eigenſinnig.

* * *

Zweytes Kapitel.

Von der muhammedaniſchen Religion, und der Wallfahrt nach Mecca.

Unter denen vielen ſonderbaren und wunderlichen Einfällen eines gewiſſen neuern Schriftſtellers, die wir unter ſehr richtigen Bemerkungen und feinen Beobachtungen antreffen, die aber doch in der That nicht alle ganz ſein eigen ſind, ſagt er uns, „daß, wenn wir von einer Religion richtig urtheilen wollen, wir ſie nicht aus den Büchern derer, die ſie bekennen, hernehmen müſſen. Um zu „wiſſen, was ſie iſt, müſſen wir ſehen, wie ſie in „dem Lande, in welchem ſie eingeführt iſt, aus-

---

und ſie beſtändig zur Rache aufmuntert. Ich wollte, daß es nicht wahr wäre, daß in vielen der griechiſchen Inſeln unter denen, die ſich Chriſten nennen, eben dieſe Gewohnheit herrſchte.

Die chriſtlichen Drugomen oder Dollmetſcher ſind ganz ungewöhnlich freundlich gegen den geringſten ärmſten Türken, und begegnen ihnen mit Artigkeit und Ehrerbietung. Wenn man ſie um die Urſache fragt, ſo ſagen ſie, ſie hätten ſo viele aus dem niedrigſten Stande zu den höchſten Stellen empor ſteigen ſehen, daß es nothwendig wäre, ſich vor ihrer Rache zu hüten. In der That fürchten ſie dieſelben. Erziehung und Erfahrung leitet ſie dazu.

„geübt wird; wir werden ſie hier als ein ganz verſchieden Ding finden. Eine jede hat ihre Ueberlieferungen, ihre eignen Auslegungen, ihre Gebräuche, ihre Vorurtheile; dieſe machen das wahre Weſen ihres Glaubens aus, und dieſe müſſen mit dem, was ihre Bücher lehren, verbunden werden, ehe wir im Stande ſind, von ihr zu urtheilen."

Um uns alſo von dem wahren Geiſte der muhammedaniſchen Religion eine richtige Vorſtellung zu machen, müſſen wir zu einer unpartheyiſchen Bemerkung des würklichen Einfluſſes, den ſie auf das Verhalten ihrer Bekenner hat, unſre Zuflucht nehmen.

Der muhammedaniſche Glaube ſcheint beym erſten Anblicke äußerſt einfach. Was ſie zuerſt von einem Neubekehrten ihrer Religion fordern, iſt bloß die Wiederholung dieſes kurzen Glaubensbekänntniſſes: Allah il Allah, Muhamed reſoul Allah; das heißt: es iſt nur ein Gott, und Muhammed iſt ſein Prophet. Er wird alsdenn durch eine Abwaſchung und ein kurzes Gebet confirmirt, und ſo unter die Zahl wahrer Gläubigen aufgenommen. Darauf folgt gemeiniglich die Beſchneidung.

Daher haben einige vorgegeben, und viele ſind verleitet worden, zu glauben, daß es eine Religion ſey, die der Vernunft keinesweges ſehr widerſpräche, indem die Lehre von einem einigen Gott der große Grundartikel ſey, auf welchem ſie erbauet wäre.

Aber dieſe ſo vernünftig ſcheinende Einweihung iſt nur der erſte Schritt, von dem der Neubekehrte zu der Annahme aller Ungereimtheiten des Korans fortgeben muß, von dem er jeden Artikel als eine Offenbarung von Gott anzunehmen verbunden iſt, die im Himmel geſchrieben, und von dem Allmächtigen aus Gnaden ſeinem erwählten Volke herabgeſandt worden. Er muß feſt glauben, daß, dieſe Offenbarung ſo und ſo viel mal des Jahrs wiederholen; das Feſt Ramazan aufs genaueſte beobachten; Waſchungen und Reinigungen an verſchiedenen Theilen des Körpers vornehmen, die man ſorgfältig zu gewiſſen genau abgemeſſenen Räumen ausdehnt, und nach regelmäßigen Proportionen verrichtet;*) auf die Wallfahrt nach Mecca gehen; einen Trank von Waſſer trinken, in welchen der alte Rock ihres Propheten iſt getauchet worden;**) einige oder alle von den 99 Namen der verſchiedenen Eigenſchaften der Gottheit an einer Schnur von 99 Knöpfen wiederholen; daß, ſage ich, dieſes alles Pflichten der Andacht

---

*) Ein Reis-Effendi oder Staats-Secretair, der als ein Mann von großer Geſchicklichkeit und Gelehrſamkeit bekannt war, ſchickte eines ſehr dringenden Geſchäfftes wegen nach einem chriſtlichen Drugoman oder Dollmetſcher. Dieſer wartete ihm auf, und fand den Secretair in einen ſehr ernſthaften Streit mit ſeinem Schwiegerſohne verwickelt, über die wichtige Frage, bis auf was für eine Höhe aufs genaueſte ihre Hände, Aerme, Füße, Schenkel gewaſchen werden müßten, um ſie bey Gott angenehm zu machen.

**) Der Großherr iſt der Verwahrer dieſes Rocks, er ſelbſt theilt das Waſſer jährlich, nach dem Beiram, in kleinen Flaſchen allen ſeinen Hofleuten aus, und dieſe wieder ihrem Gefolge und ihren Freunden.

und einem wahren Gläubigen ſo weſentlich nothwendig ſind, daß ohne ſie das reinſte Herz und der wahreſte Glaube unzureichend ſind, ihn der göttlichen Gnade würdig zu machen; und eben ſo muß er dieſe Uebungen für die einzigen und kräftigſten Mittel halten, durch welche er alle ſeine Laſter und Vergehungen ausſöhnen kann.

Man könnte dieſe Ungereimtheiten als Erfindungen anſehen, die vom Muhammed bloß deswegen wären erdacht worden, um ſeine unwiſſenden und einfältigen Nachfolger zu unterhalten und an ſich zu ziehen. In der That würden ſie von ſehr geringem Einfluß auf die moraliſche Ordnung der Welt ſeyn, wenn nicht die Folgen, die von den Türken daraus gezogen werden, im höchſten Grade beleidigend gegen den übrigen Theil des menſchlichen Geſchlechts wären. Denn hieraus folgern ſie, daß alle, die nicht von ihrem Glauben ſind, und nicht die Lehren ihres Propheten annehmen, Gegenſtände der göttlichen Rache und des göttlichen Abſcheues, und folglich auch ihres eignen Haſſes ſeyn müſſen, gegen welche es ihnen erlaubt iſt, Gewaltthätigkeit, Betrug und Räubereyen auszuüben.

Die Stärke dieſes Grundſatzes würkt ſo kräftig, daß die Muhammedaner beſtändig bereit ſind, die Perſonen, die eine andere Religion bekennen, mit Füßen zu ſtoßen, ihnen ihr Eigenthum zu rauben, und ſelbſt ihr Daſeyn zu vernichten. Wenn man ſie fragt, und ſie offenherzig und geradezu reden läßt, ſo werden ſie frey bekennen, daß dieſes ihre Pflicht ſey, das wäre ihnen befohlen, und ſie wären überzeugt, daß dieß in den Augen Gottes und ſeines Propheten aufs höchſte verdienſtlich ſey.

Ihr überwiegender Durſt nach Golde iſt das mächtigſte Erhaltungsmittel der Chriſten und Juden, die unter ihnen wohnen; dieſe ſind ein unerſchöpflicher Schatz für die Regierung, eine beſtändig fließende Quelle, die Bedürfniſſe ganzer Schaaren, ſelbſt der Mächtigen und Ehrgeizigen, zu befriedigen: dadurch wird alſo die Tyranney der Religion, und das eingewurzelte Vorurtheil der Schwärmerey auf gewiſſe Weiſe eingeſchränkt und im Zaum gehalten.

Die erſte Bemühung bey einer muhammedaniſchen Erziehung iſt, den Gemüthern ihrer Kinder eine große Verachtung gegen alle übrige Religionen einzupflanzen; von Kindheit an werden ſie ſorgfältig gelehrt, ſie durch den ſchimpflichen Namen Giaur oder Ungläubige zu unterſcheiden.

Dieſe Gewohnheit wird die Zeit über, bis ſie Männer werden, ſo ſtark, daß ſie gar kein anderes Wort brauchen können; ſie verfolgen ſie damit in jeder Straße, und werden oft vorſetzlicher Weiſe mit der äußerſten Verachtung an ſie anſtoßen.

Leute, die in Würden ſtehen, oder die von einem Range über den Pöbel ſind, betragen ſich mit einer gewiſſen ſcheinbaren Höflichkeit und Gefälligkeit, obgleich oft mit einer Art von mürriſchem Stolze; aber ihr werdet kaum von ihnen noch ſo höflich ſeyn entlaſſen worden, ſo werden ſie euch mit dem hohen Titel Dumus oder Schwein beehren, des Thieres, welches ſie für das häßlichſte, verabſcheuungswürdigſte und unreineſte in der ganzen Natur anſehen.

Man nehme den ärmſten Türken, der von einem Chriſten abhängt, einen der bey ihm lebt, der ohne ihn Hungers ſterben würde; laßt den Chriſten von ihm den Gruß des Friedens fordern, das **Salem Aleck** oder **Friede ſey mit euch**, er wird eher ſterben, als ihn geben. Er würde denken, daß er von Gott verabſcheuet werde, und ſein Prophet mit Unwillen auf ihn, als einen Ungläubigen und Abgefallenen, herabſehe. Dieſer Gruß iſt allein den Muſelmännern, den wahren Gläubigen vorbehalten. Das äußerſte, was ſie ſagen dürfen, (und viele glauben, daß es ſchon zu viel geſagt ſey,) iſt, Chair ollah, das heiſt: Gutes ſey mit euch.

Sie ſind durch ihre Religion verbunden, ſie durch Bekehrungen auszubreiten, und alle Anhänger einer andern, wenigſtens dreymal, zu ermahnen, ſie anzunehmen. Einige nehmen einen gewaltthätigen und unanſtändigen Eifer an; andere, die gemäßigter ſind, begnügen ſich mit einer bloß förmlichen Ermahnung; aber alle beyde werden ihren Ton ändern, nach dem ſie glauben, daß die Perſon, mit der ſie zu thun haben, ihnen nützlich ſeyn könne oder nicht.

Sie dürfen nicht den elendeſten und gottloſeſten Menſchen, der ſich anbietet, ein Rechtgläubiger zu werden, verwerfen, wenn ſie gleich ſeine Verbrechen wiſſen, und daß er völlig unwiſſend iſt, worinn ihr Glaube beſteht.

*) Der wahre Werth der Baſſaſchaften oder Gouvernemens hat immer ein Verhältniß zu der Anzahl der chriſtlichen Einwohner, weil die Baſſas ſich alles gegen ſie erlauben dürfen, was ihnen ihre Macht, ihr Religionseifer und ihr Geiz eingiebt; ſie dürfen alle Arten von Tyranney, Gewaltthätigkeit, Unterdrückung gegen ſie ausüben, und ſie bis aufs Blut ausſaugen. Vor dieſer ihren Klagen fürchten ſie ſich nicht. Aber die Unterthanen von ihrer eignen Religion ſchonen ſie und begegnen ihnen freundlich, und dieſe ſind immer fertige Zeugen zu

ihrer

---

*) Zwiſchen Conſtantinopel und Angoura in klein Aſien ſind mehr als 3 bis 400 Dörfer in einer Zeit von einem Jahre, von ihren chriſtlichen Einwohnern verlaſſen worden. Um Aleppo und in andern Theilen von Syrien iſt eine noch gröſſre Menge, noch vor weit kürzerer Zeit, wüſte gelaſſen worden. Dieſe unglückliche Chriſten gehen nicht ganz aus dem Reiche, ſondern ziehen nur in die Städte, oder wo ſie ſonſt glauben, der Unterdrückung und dem Elende weniger ausgeſetzt zu ſeyn.

Nur vor wenig Jahren vereinigten ſich alle griechiſche Einwohner von Morea in einem Arzmahzar oder einer allgemeinen Vorſtellung gegen ihren Baſſa. Die Unterdrückungen und Erpreſſungen waren ungeheuer. Der Baſſa ſtellte die türkiſchen Einwohner als Zeugen zu ſeinem Vortheile vor; und ob er gleich eine Menge von Griechen zu Grunde gerichtet hatte, ſo waren doch nicht ihre Klagen die unmittelbaren Urſachen ſeiner Abſetzung.

Daher kömmt es, daß die wohlhabendeſten Griechen ihr Eigenthum, und oft ihre Perſon, nach Venedig in Sicherheit bringen. Eine groſe Anzahl von ihnen wohnet daſelbſt beſtändig.

ihrer Vertheidigung, wenn irgend einige Vorſtellungen der Chriſten von der übeln Aufführung eines Baſſa die Pforte erreichen.

Aber dieſen Zeugen, ob ſie gleich den Endzweck, zu dem ſie gebraucht werden, erreichen, wird doch von niemanden geglaubt; Begebenheiten ſind augenſcheinlich und unwiderſprechlich. Man wohne nur in Conſtantinopel, und bemerke die beſtändige Furcht, in der Juden und Chriſten ſind; die Mittel, durch welche ſie ſich den Schutz der vornehmen Türken zu verſchaffen ſuchen; die abſcheulichen Niederträchtigkeiten, zu welchen ſie gegen einander ſelbſt gezwungen zu ſeyn ſcheinen, um dieſe Gunſt zu erhalten; das Unrecht, die Gewaltthätigkeiten und Beſchimpfungen, denen ſie täglich ausgeſetzt ſind, und die ſie ſtillſchweigend ertragen müſſen; ſo wird man ſich alsdann einen richtigen Begriff von der muhammedaniſchen Religion machen, und den Einfluß richtig ſchätzen lernen, den ſie auf die Sitten ihrer Bekenner hat.

Es iſt kein Geboth in dem Koran ſo ſehr eingeſchärft, keines wird von den Muſelmännern in größern Ehren gehalten, als das von der Wallfahrt nach Mecca. Ein Hadgi oder Pilgrim wird durchgängig als ein Wiedergebohrner angeſehen. Der, welcher niemals daſelbſt geweſen iſt, beklagt ſich, beweint die Umſtände, in denen er ſich befindet, die ihm nicht erlaubt haben, ſeine Pflicht zu beobachten, und iſt um den Zuſtand ſeiner Seele bekümmert. Dieſe Wallfahrt iſt in der That der vornehmſte Grund der mohammedaniſchen

Religion. Denn ein jeder, der ſie auf die rechte Art vollbringt, und keinen Theil davon unterläßt, iſt ſicher, daß er ſich auf die kräftigſte Art der göttlichen Gnade empfohlen habe, daß er von allen Sünden losgeſprochen, und auf immer ihm angenehm gemacht worden.

Weil alſo eine genaue Erzählung von allem, was ein Türke zu Mecca vornimmt, uns einen eben ſo richtigen Begriff von der mohammedaniſchen Religion geben muß, als wenn wir ſelbſt ihre Uebungen anſähen; indem dieſe Wallfahrt ihr vornehmſtes Mittel zur Seligkeit iſt: ſo will ich eine kurze Geſchichte davon liefern, die ich aus einem Tagebuche eines wahren Muſelmanns ausgezogen habe, der jeden Theil ſogleich, als er ihn ausgeübt hat, niedergeſchrieben zu haben ſcheint.

„Nach dem Monat ihres Faſtens oder dem Ramazan reiſt die Caravane von Damaſcus, die „aus Pilgrimen aus Europa und klein Aſien beſteht, die arabiſche, und die vornehmſte unter allen, „die von Cairo nach Mecca aus. Alle haben eine „feſtgeſetzte Zeit zu ihrer Abreiſe, und ihre angeordneten Stationen. Die von Cairo fängt ihre Reiſe „30 Tage nach dem Ramazan an; und die Führer „richten den Marſch jedes Tages ſo ein, daß ſie in „40 Tagen ankommen; d. i. vor dem Corbam oder „dem großen Beiram des Opfers.

„Fünf oder ſechs Tage vor dieſem Feſte vereinigen ſich die 3 Caravanen, die aus ungefähr „200,000 Menſchen, und 300,000 Laſtthieren beſtehen,

„ſtehen, und ſchlagen ein Lager einige Meilen von „Mecca auf.

„Die Pilgrime theilen ſich ſelbſt in kleine Haufen, „und gehen in die Stadt, um die Ceremonien „zu verrichten, die Vorbereitungen auf die große „Ceremonie der Opferung ſind. Sie werden durch „eine Straße geführt, die beſtändig in die Höhe „geht, bis ſie bey einer Anhöhe an ein Thor kommen, „welches das Thor der Geſundheit heiſt; von „da ſehen ſie die große Moſchee, die das Haus „Abrahams in ſich enthält. Sie grüßen ſie mit, „der tiefſten Ehrfurcht, indem ſie zweymal wiederholen: „Salem Aleck Jruſoul Alla, d. i. Friede „ſey mit dir, du Geſandter Gottes. Von da, „in einiger Entfernung, ſteigen ſie 5 Stufen hinauf „zu einer großen Platteforme, die mit Steinen „eingefaßt iſt, wo ſie ihr Gebet verrichten. Alsdann „ſteigen ſie auf der andern Seite davon herunter, „und gehen gegen zween Schwibbögen zu, „die in einiger Entfernung von einander, und einander „vollkommen ähnlich ſind, durch welche ſie „mit großem Stillſchweigen und Ehrfurcht hindurch „gehen. Dieſe Ceremonie muß ſiebenmal „verrichtet werden."

„Von hier gehen ſie weiter zu der großen „Moſchee fort, die das Haus Abrahams einſchließt, „treten in die Moſchee hinein, und gehen „ſiebenmal rund um das kleine Gebäude, das darinnen „enthalten iſt, herum, indem ſie zugleich ſagen: „Dieß iſt das Haus Gottes und ſeines „Knechts Abrahams; alsdann küſſen ſie mit großer

„Ehrerbietung einen *) ſchwarzen Stein, von „welchem geſagt wird, daß er weiß vom Himmel „gekommen ſey, und gehen zu dem berühmten „Brunnen, der **) Zun-Zun heißt, und tauchen „ſich mit allen ihren Kleidern in denſelben, indem „ſie beſtändig wiederholen: Toba Allah, Toba Allah, d. i. Vergebung o Gott, Vergebung o Gott. „Sie trinken alsdann einen Trunk von dieſem trüben ſtinkenden Waſſer, und gehen fort.

„Dieſe Pflicht, ſich zu baden und zu trinken, „ſind ſie verbunden, wenigſtens einmal auszuüben; „aber die, welche das Paradeis vor den andern erlangen wollen, müſſen es alle Tage einmal thun, „ſo lange die Caravane dableibt.

„Funfzehn Meilen von der Stadt Mecca iſt „ein Hügel oder kleiner Berg, der Ghiabal Arafata „oder der Berg der Vergebung beiſt; er hat ungefähr zwo Meilen im Umfange, und iſt ein ausnehmend ſchöner Platz. Hier kamen Adam und Eva „wieder zuſammen, nachdem Gott zur Strafe für

---

*) Dieſer Stein, erzählt unſer Muſelmann, fiel vom Himmel, mit einer Stimme begleitet, welche ſagte: Da, wohin dieſer Stein fällt, ſollt ihr das Haus Gottes bauen, und von dieſem Hauſe wird er die Gebete der Sünder hören. Bey ſeinem Herabfallen war er ſo weiß wie Schnee, und er iſt durch die Berührung einer ſo groſſen Menge von ſündhaften Lippen ſchwarz worden; denn die Pilgrime ſind verbunden, ihn zu küſſen, ſonſt können ſie nicht von ihren Sünden gereinigt werden.

**) Dieſen Brunnen zeigte der Engel der Hagar, als ſie in der Wüſten in Aengſten war, und kein Waſſer für ihren Sohn Jsmael fand. Von den Arabern wird er Zem-Zem genannt.

„ihre Uebertretung ſie vierzig Jahre von einander getrennt hatte. Hier wohnten ſie bey einander, und „lebten in einem Ueberfluſſe von Glückſeligkeit, nachdem ſie ein Haus auf dem Berge gebauet hatten, das „Beith Adam oder Adams Haus heißt. Den Abend „vor dem Tage der Opferung umgeben die drey „Caravanen den Berg, eine jede in die Figur eines „Triangels geſtellt; dieſe ganze Nacht durch macht „ſich das Volk luſtig, ſchreyt und ſchwelgt, brennt „Canonen, Flinten, Piſtolen und Feuerwerke ab, „unter dem beſtändigen Geräuſch der Trompeten „und Pauken. Den Tag darauf folgt ein tiefes „Stillſchweigen, ſie ſchlachten ihre Schaafe, und „bringen ihre Opfer auf dem Berge mit allen Zeichen „der höchſten Andacht dar.

„Auf einmal tritt ein Scheik oder Fantone auf „ſeinem Cameele ſitzend unter ihnen hervor, ſteigt „fünf Stufen hinauf, die zu dem Ende gangbar gemacht werden, und redet in einer vorgeſchriebnen „Formel alſo zu dem Volke:

„Preiſet und danket für die unendlichen und unermeßlichen Wohlthaten, die von Gott den Muhammedanern gegeben ſind, durch die Vermittelung „ſeines geliebteſten Freundes und Propheten Muhammeds; daß er ſie von der Sclaverey und „Knechtſchaft der Sünde und Abgötterey befreyet, „in welche ſie verſunken waren, und ihnen das „Haus Abrahams gegeben hat, von da ſie können „gehört, und ihre Bitten ihnen gewährt werden. „Auch den Berg der Vergebung, vermittelſt welches

„ſie ihn anrufen, und Vergebung und Erlaſſung ihrer Sünden erhalten können.

„Zu dem Ende hat der ſelige, fromme und barmherzige Gott, der Geber aller guten Gaben, ſeinem Knecht Abraham befohlen, ſich in Mecca ein Haus zu bauen, in welchem ſeine Nachkommen zu ihm dem Allmächtigen beten, und ſo mit ihren Wünſchen erhört werden könnten.

„Auf dieſen Befehl liefen gleichſam alle Berge der Welt begierig, dem Knechte Gottes beyzuſtehen, und einen Stein zu Erbauung des heiligen Hauſes zu liefern. Alle, nur dieſen kleinen Berg ausgenommen, der aus bloßer Dürftigkeit keinen Stein beytragen konnte. Er war deßwegen dreyßig Jahre hindurch ſchmerzlich betrübt. Endlich ward der ewige Gott ſeine Angſt gewahr, und durch ſein langes Leiden zum Mitleiden bewogen, brach er aus, und ſagte: „Ich kann mich nicht länger enthalten, mein Kind, deine Klagen ſind zu meinen Ohren gekommen, und ich erkläre nun, daß alle, die von nun an kommen, das Haus meines Freundes Abrahams zu beſuchen, nicht von ihren Sünden losgeſprochen werden ſollen, wenn ſie nicht zuerſt dich verehrt, und auf dir das heilige Opfer gethan haben, welches ich meinem Volke durch den Mund meines Propheten Muhammeds befohlen habe. — Liebet Gott — Betet — Gebet Allmoſen. — Nach dieſer Predigt begrüßt das Volk den Berg, und reiſet ab.“

Ohne auf die Beweiſe Achtung zu geben, die aus dieſer Erzählung von der Wallfahrt nach

Mecca gezogen werden können, ſo mußte der unſchätzbare Werth und die äußerſte Wichtigkeit, die dieſelben in den Gedanken des Volks, und ſelbſt in den Augen der Regierung hat, einer jeden Perſon in die Augen fallen, die damals zu Conſtantinopel war, als ein beſonderer Zufall der Caravane begegnete, die im Jahr 1757 von Mecca nach Damaſcus zurückkam.

Der Baſſa von Damaſcus iſt gemeiniglich der Führer der Caravane, oder Emir Hadge. Ezade Baſſa hat viele Jahre dieſen Poſten bekleidet; er hatte das größte Anſehen unter den Arabern; hatte in einen von ihren vornehmſten Stämmen geheyrathet; ſeine Beſitzungen in der Nachbarſchaft von Damaſcus waren unglaublich groß, und ſeine Freygebigkeit war ſeinen Reichthümern gleich. Der Kißlar Aga, der das Jahr zuvor in Anſehen war und das Serail regierte, ließ ſich durch Beſtechung verblenden; und ohne Vorherſehung der Folgen, entfernte er den Ezade Baſſa nach Aleppo, und ernannte zu dem Baſſa von Damaſcus einen unbekannten Mann, dem er kurz zuvor die drey Roßſchweiſe verliehen hatte. Er ward dem zu folge auch Emir Hadge, oder Führer der Caravane. Schon dieß, daß er auf den Ezade Baſſa folgte, war Verbrechen genug in den Augen der vornehmſten arabiſchen Stämme. Da er ihnen aber noch dazu einen kleinen Tribut verweigerte, deſſen Bezahlung durch das Anſehen des *) Ezade Baſſa

war

---

*) Einige Zeit darauf beſchloß die Pforte, den Ezade Baſſa

von

war erlaſſen worden, ſo wurden ſie wüthend und unverſöhnlich. Sie verſammleten ſich zu vierzigtauſenden, griffen die Caravane an, ſchlugen den Baſſa von Sidon, der an der Straße wartete, ſie mit Lebensmitteln zu verſorgen; ermordeten eine groſſe Anzahl von den hunderttauſend Pilgrimen, aus welchen ſie beſtand, und plünderten alle ihre Sachen.

Niemals war die Beſtürzung unter allen Ständen des Volks groſſer geweſen als bey dieſer Begebenheit. Als die Flüchtlinge von den Soldaten, die die Caravane bedeckt hatten, nach Damaſcus zurückkamen, ſo wurden ſie als Verräther des Glaubens ein Opfer der Wuth der Einwohner. Zu Conſtantinopel ſahe man die Religion als verlohren, und die Thore des Himmels als verſchloſſen an. Die Niedergeſchlagenheit war unbeſchreiblich groß und allgemein. Man ließ ſeinen Schmerz und ſeine Verzweiflung nur in einem dunkeln Gemurmele aus; niemand wagte ſich, laut zu reden; der Sultan war unglücklich, er war kaum auf ſeinem Throne ſicher. Das, was noch

---

von Aleppo nach Urfa zu entfernen: aber er war bey dem Volke von Aleppo ſo beliebt, daß ſie ſich weigerten, den neuen Baſſa anzunehmen, und in Bereitſchaft ſtanden, ſich dagegen zu ſetzen. Die Pforte gab für dießmal nach, aber ſie bewog dem ohnerachtet den Ezade Baſſa, das folgende Jahr das Gouvernement von Urfa anzunehmen. Er war noch nicht lange da, als der Vezier Ragib Baſſa ihn durch eine Liſt gefangen nehmen, und ihn für das, was man ſeinen Ungehorſam nannte, mit ſeinem Kopfe büßen ließ.

zu ſeinem Vortheile gereichte, war, daß dieſes noch zu der Zeit ſeines Vorfahren des *) Sultan Osman vorgefallen war. Dieſes entſchuldigte zwar den Prinzen; aber es verminderte nicht die Angſt, und beruhigte nicht die erſchrocknen Gemüther ſeiner Unterthanen, die um den Zuſtand ihrer eignen Seelen bekümmert waren. Er ſelbſt, der nicht weniger beunruhigt war, conferirte beſtändig mit dem Großvezier. Man nahm alle mögliche Maaßregeln, die Ruhe in der Hauptſtadt wieder herzuſtellen. Aber was ſeine Beſorgniß noch weit größer machte, war der Verluſt einiger Reliqvien des Propheten. Durch die öffentliche Aufſtellung derſelben an dem Geburtstage des Propheten hatte er ſich vorgenommen, die Andacht und die Feyerlichkeit zu vergrößern, mit welcher dieſes Feſt begangen wird.

Dieſe Wallfahrt, die von einer ſo großen geiſtlichen Wichtigkeit iſt, iſt die Urſache von allen den

Krie-

---

*) Als der Sultan Muſtapha zur Regierung kam, wurde der Kislar Aga, der unter der Regierung des Sultan Osmans den Ezade Baſſa von Damaſcus weggeſchafft hatte, um verſchiedener Verbrechen willen, von dem Vezier nach Rhodus verbannt. Aber als man entdeckt hatte, daß ſein Geiz und die von ihm angenommene Beſtechungen vornehmlich dieſen traurigen Zufall veranlaſſet hatten, ſo ſandte das Miniſterium, das froh war, ſich ſelbſt von der Schuld loszumachen und das Volk zu befriedigen, indem es ſeinen Haß auf einen ſolchen Gegenſtand fallen ließ, nach ſeinem Kopfe, der zwiſchen die Thore des Serails aufgeſtellt wurde, mit einem großen Zettel, worauf ſtand: daß er der Verräther des Glaubens, und die Urſache von dem kirchenräuberiſchen Angriff der Araber gegen die Caravane von Mecca ſey.

Kriegen zwiſchen Perſien und den Ottemannen geweſen. Denn die letztern, die Nachfolger des Omars ſind, halten die Perſer oder die Secte des Ali der Seeligkeit unwürdig, und der göttlichen Gnade unfähig. Wenn es alſo in ihrer Macht ſtünde, es zu verhindern, ſo würden ſie ihnen nicht erlauben, nach Mecca zu kommen, und dieſen geheiligten Weg zu verunreinigen, der nur allein den wahren Rechtgläubigen offen ſteht, und für ſie beſtimmt iſt. Aber die Secte von Ali will ſich dieſen Weg zum Paradies nicht ſo ruhig verſchlüßen laſſen. Kein irdiſches Intereſſe könnte eine ſo grauſame Rache erregen, oder ſo ein ſchreckliches Blutvergießen verurſachen, als dieſe Streitigkeit unter den verſchiednen Secten der Muhammedaner erregt hat.

Daher kommt es, daß die Perſer in allen ihren Unterhandlungen mit der ottemanniſchen Pforte darauf beſtehen, daß die Nachfolger des Ali eine volle und gänzliche Freyheit haben ſollen, ungehindert auf die Wallfahrt nach Mecca zu gehen. Dieſer wichtige Artikel macht beynahe den ganzen Tractat von 1764 aus. *)

---

*) Der Kaiſer von Marocco, mit dem der Großherr kaum einige Verbindung hat, und der beynahe in Conſtantinopel unbekannt iſt, ſchickte vor kurzem zween Geſandte mit Geſchenken von großem Werthe ab, einzig und allein, um ſeinen Unterthanen dieſe Wallfahrt zu verſichern.

Das dritte Kapitel.

Von den Secten der Muhammedaner.

So lange als es Menſchen giebt, ſo lange wird es eine Verſchiedenheit in den Meynungen und den Denkungsarten geben, beſonders in Anſehung der Glaubensſachen.

Der große Haufen der Menſchen wird in der That mit einer jeden Religion nur durch den Umgang vertraut. Die Amme bringt ihnen die erſten Begriffe bey; der Vater oder der Prieſter beſtätigt ſie; die Erziehung bringt ſie zu einer unbeweglichen Feſtigkeit; ſie wachſen mit ihnen zugleich, und werden endlich von dem Manne unzertrennlich.

Aber dieſe Bemerkung, ob ſie gleich überhaupt richtig iſt, iſt doch nicht ganz allgemein. Viele müſſen und wollen für ſich ſelbſt denken. Und unter dieſer Anzahl werden einige aus Schwärmerey und einem unmäßigen Eifer, andere aus Eitelkeit und einem falſchen Ehrgeiz, ihre von dem gemeinen Glauben abgehende Begriffe bekannt machen; entweder weil ſie ſie für wahr halten, oder weil ſie etwas ſonderbares annehmen, und ſich von den Meynungen der übrigen Menſchen unterſcheiden wollen.

Es iſt ungereimt, wenn die Geſetze den Gedanken einen Zaum anlegen, oder dem Verſtande Strafen und Bußen auflegen wollen. Je mehr die Meynungen eingeſchränkt ſind, deſto mehr werden die Menſchen hartnäckig, unbeweglich und entſchloſſen; ſie bekommen eine verzweifelte Verachtung aller Geſetze und Obrigkeiten, und bieten ihnen Trotz.

Wir dürfen uns alſo keinesweges wundern, wenn wir eine Verſchiedenheit von Secten unter den Muhammedanern finden. Keine Religion vom Anfange der Welt iſt davon frey geweſen. Man laſſe ſie daſeyn, ſo lange nur die ſittliche Ordnung der Geſellſchaft nicht geſtört wird. Die Schwärmerey wird freylich zuweilen mit größerm Eifer toben, als weiſe Männer wünſchen; aber überhaupt leuchtet und verliſcht ſie doch wie ein Irrlicht. — So ſcheinen in der That die Türken zu denken. Man hört niemals unter ihnen von Hinrichtungen, Martern, Strafen oder Geldbußen, die jemanden um der Religion willen auferlegt würden.

Wenn die Gebräuche der eingeführten Religion von jemand verrichtet werden, und eine ſchickliche Uebereinſtimmung im Aeußern damit beobachtet wird, ſo fragen ſie nach dem übrigen weiter nichts.

*) Religionsſtreitigkeiten ſind bey den Türken ganz unbekannt. Sie haben nicht die Buchdrucker-

---

*) Reland, in der Vorrede zu ſeiner Relig. Muhamed. muntert zur Erlernung der arabiſchen Sprache auf, als einem Mittel, die Türken zur chriſtlichen Religion zu bekehren, indem ſie uns in den Stand ſetzte, ihnen die Falſchheit und den Betrug ihrer eignen zu zeigen. Er geſteht zu, daß, mit ihrem Koran zufrieden, ſie ſich gegen alle Angriffe von Gründen, hinter einen blinden Glau-

kunſt; und ich bin geneigt zu glauben, daß die Schwürigkeit, große Bände abzuſchreiben, und die

Furcht

Glauben an ſeine Lehren verſchanzen, und ſich in keinen Streit einlaſſen; daß dem ohnerachtet ſie ehedem über die Religion geſtritten haben, ob ſie es gleich zu ſeiner Zeit nicht mehr thun durften. Er unterſtützt ſeine Meynung durch eine Anführung aus dem Sollerus, der uns erzählt, daß Raimond Lully öffentlich mit den Türken in Africa diſputirt habe, und aus dem Maracci, der berichtet, daß viele Miſſionarien von Rom es mit gutem Erfolg gethan hätten: und was noch mehr iſt. †) Guadagnola berichtet uns, daß ein Römiſch-Catholiſcher ein Buch geſchrieben habe: Speculum verum oſtendens &c. oder der Spiegel des Chriſtenthums; Achmed Ben Zin Ulabadin ihm unter dem Titel: Der Polirer des Spiegels ꝛc. antwortete, und daß der Abt Renaudot in ſeiner Hiſtorie der Patriarchen von Alexandrien aus verſchiednen Bibliotheken Handſchriften von Diſputationen geſammlet hat, die Juden mit Türken, Mönche mit Juden, der Metropolite von Niſibis in Diarbekir mit Abulkacem gehalten haben; und was ſehr ſeltſam klingt des Abulcoza oder Abucazas Vertheidigungsconferenz zum Vortheil der chriſtlichen Religion, vor dem Calif Almamon, bey Ebnaſal ꝛc.

Ich will nur noch anmerken, daß die Türken in ihren Sitten und Gewohnheiten unveränderlich ſind; woraus ſich alſo überhaupt ſchlüßen läßt, daß ihr Betragen in Sachen der Religion nach dem unverbrüchlichen Entwurf ihrer Vorfahren eingerichtet iſt. Sie werden zu einem ſo unbedingten Glauben des Korans erzogen, daß ſelbſt ein Zweifel an ſeiner Wahrheit ein Verbrechen iſt.

---

†) Profeſſor der arabiſchen Sprache zu Rom, in dem letzten Jahrhunderte.

Furcht der Abſchreiber, verrathen zu werden, die vornehmſte Urſache iſt, warum die Träumereyen

iſt. Dieſes bekennt Reland: aber er vergaß es ohne Zweifel, daß Raymund Lullus ſeine erſte Predigt ihm das Märtyrerthum in Mauritanien in einem Alter von achtzig Jahren zuwegebrachte. Das Schickſal des heiligen Stephani bewahrte ihn davor, zum zweytenmal zu predigen.

Er hatte gleichfalls vergeſſen, daß die römiſchen Miſſionarien von dem Anfange an bis jetzt lediglich mit Unwahrheiten und heiligen Betrügereyen umgegangen ſind, und daß ſie in den Nachrichten, die ſie an die Propaganda nach Rom ſchicken, beſtändig ihr Verdienſt und ihren guten Fortgang vergrößern, in der Hoffnung, auf die Art länger die Freyheit zu erhalten, die ſie während ihrer Mißion genießen; oder wenn ſie das nicht ausrichten können, höhere Achtung und größre Beförderung in ihren Klöſtern zu Hauſe zu erhalten, um die Sklaverey erträglich zu machen, die ſie größtentheils alle bereuen übernommen zu haben, und welche ſie entweder ihrer eignen kindiſchen Unerfahrenheit und Thorheit, oder den Zwangsmitteln, die von ihren Aeltern ſind angewendet worden, um die Laſt einer zu großen Familie zu erleichtern, oder den Kunſtgriffen und den Schmeicheleyen irgend eines liſtigen Mönchs zuſchreiben müſſen. Alles dieſes iſt jedem Menſchen ohne Vorurtheile, der mit ihnen in der Türkey umgegangen iſt, augenſcheinlich.

Sind wohl die Apologien, deren Reland gedenkt, jemals den Muhammedanern bekannt gemacht worden? Hat nicht der Verfaſſer des Spiegels ſich vielleicht ſelbſt in den Polirer verwandelt? Ich getraue mir zu behaupten, daß, wenn ſie nicht das Werk einer und ebenderſelben Hand ſind, ſie wenigſtens von derſelben Secte herrühren, und daß dieſe Conferenzen unter den Muhammedanern einzelner Perſonen ſich niemals unter einem groſſen Haufen ausgebreitet haben.

Was alſo auch für ſchwärmeriſche Spitzfindigkeiten oder andächtige Grillen einem Türken einkommen mögen; ſo endigen ſie ſich doch in ihm ſelbſt, und dienen höchſtens zu einer bloß vertrauten Unterhandlung mit wenigen Freunden.

Es giebt demohnerachtet eine Sekte in der Türkey, vornehmlich zu Salonica, von einer ganz beſondern Art. Sie hat ihren Urſprung von einem gewiſſen Sabatai Sevi, einem Juden des letzten Jahrhunderts, der auf Eingebungen und die Meſſiaſchaft Anſpruch machte, und viel Nachfolger hat. Sie bekennen öffentlich die muhammedaniſche Religion, und behalten insgeheim die jüdiſchen Gebräuche, gröſtentheils nach den Grundſätzen der Ebioniten unter den erſten Chriſten. Sie verheyrathen ſich nur unter einander, wohnen in demſelben Theile der Stadt beyſammen, und gehen niemals mit den Muhammedanern um, ausgenommen Geſchäffte und des Handels wegen, oder in den Moſcheen. Sie beſuchen niemals eine Synagoge,

---

danern eben ſo unbekannt waren, als ihre Urheber jetzo uns ſind. Und da jetzo kein Miſſionarius oder Chriſt iſt, der ſich unterſtehen ſollte, mit einem Türken von der Religion zu reden oder zu ſchreiben; ſo war noch weit weniger in den Zeiten einer noch größern Barbarey irgend einer, der eines von beyden hätte wagen dürfen, ohne ſich das Schickſal des Lully zuzuziehen. Nicht ein einzig Beyſpiel von der Bekehrung eines Türken zu einer andern Religion kann ſeit dem Anfange der Hegira angeführt werden.

nagoge, und geſtehen niemals ihre Trennung ein. Es iſt ſchwer zu begreifen, wie ſie von den Türken unbemerkt bleiben; oder vielmehr beweiſt dieſes, mit was für leichten Bedingungen ſich die Türken in dieſen Dingen befriedigen laſſen. Ein äußeres Bekenntniß ihrer Religion macht die heimliche Uebung einer andern wieder gut; obgleich, wenn dieſe jüdiſchen Muhammedaner beyde öffentlich bekennen ſollten, ſie den Augenblick zu einem öffentlichen Beyſpiel gemacht werden würden. Der Tod iſt die Strafe eines Abgefallenen.

Was auch ſonſt noch für Sekten die Muhammedaner unter ſich haben mögen, ſo ſind ſie doch bloß in Worten und einem metaphyſiſchen Geſchwätz verſchieden; und dieſe findet man, ſo viel ſich von der Sache entdecken läßt, weit häufiger unter den Sibiiten oder Perſianern, als unter den Suniten oder rechtgläubigen Türken. Vielleicht iſt die heitere leichte Luft von Perſien oder ihre mehr erhöhte Sprache geſchickter, einen außerordentlichen Flug der Einbildungskraft hervorzubringen, als das dickere aſiatiſche und thraciſche Clima, oder als die türkiſche Sprache, die aus den Hefen der perſiſchen und arabiſchen zuſammengeſetzt iſt. Man ſagt uns, daß es unmöglich ſey, in irgend einer andern Sprache die unendliche Erhabenheit der perſiſchen Poeſie zu erreichen; und in der That, ſo weit als ich die Sache habe finden können, iſt es beynahe unmöglich, auch für den beſten Ueberſetzer, nur einen geſunden Menſchenverſtand herauszubringen. Es ſcheint alſo gar kein Wunder, daß, da ſie unzählige Poeten im Ueberfluß haben, die von der höchſten Ader von Schwärmerey erhoben werden, der nähmliche Geiſt ſie zu ausſchweifenden, ſchwärmeriſchen, ungebundenen Begriffen in Anſehung der Religion bringen muß; und das um deſto mehr, da ſie nicht die heydniſchen Gottheiten zu dem Gegenſtand ihrer Geſänge haben.

Aber das iſt gewiß, daß es unter den Türken viele philoſophiſche Geiſter giebt. Sie haben die ganzen Syſteme der ariſtoteliſchen und epikureiſchen Philoſophie in ihre eigne Sprache überſetzt; und da ſie finden, daß die letzte, die ſie die demokratiſche nennen, mehr den Baum bey der Wurzel abſchneidet, und ihrer gegenwärtigen Trägheit, Bequemlichkeit und Sicherheit gemäßer iſt, ſo nehmen ſie ſie größtentheils an, ſo daß ſie vielleicht, ohne es ſelbſt zu wiſſen, vollkommene Gottesläugner und erklärte Muhammedaner zugleich ſind.

Aberglaube und ſein Gefolge iſt die wahre Grundlage zum Atheismus. Es giebt hier kein Mittleres; von dem einen Aeußerſten wird die Seele mit Gewalt, obgleich unmerklich, in das andre getrieben. Daher fallen die Türken ſo leichte darein, und daher iſt jetzo unter gewiſſen chriſtlichen Nationen der Materialiſmus die herrſchende Lehre bey einer gewiſſen Klaſſe des Volks.

Vier-

Viertes Kapitel.

Von der muhammedaniſchen Kirchenregierung und ihrem bürgerlichen Geſetz.

Die Kirchenregierung in der Türkey ſcheint ohnerachtet der Unrichtigkeiten, die die Schriftſteller in dieſer Materie begangen haben, nicht ſehr ſchwer und verwickelt zu ſeyn. Nach der Einrichtung des Muhammeds hat ſie ſich, wie es ſcheint, in dem Mufti und dem Orden der Moulahs, aus welchem er gewählt wird, vereiniget. Es iſt ſchwer zu ſagen, was für einen Theil ſie jetzo daran haben. Sie ſcheinen noch immer von den meiſten als Geiſtliche, und der Mufti als ihr Haupt angeſehen zu werden; ob ſie gleich von den Türken insgemein eher als Oberaufſeher über die Geſetze und Ausleger derſelben betrachtet werden; und dieſes iſt in der That ihre ſichtbare und bekannteſte Verrichtung, ſo daß, was auch immer die urſprüngliche Einrichtung des Ordens der Moulahs mag geweſen ſeyn, wenn ſie auch im Anfange Kirchendiener oder Geiſtliche waren, ſie doch jetzo wenig mehr von dieſem Charakter an ſich haben.

Die, welche würklich ſich als Geiſtliche betragen, ſind die Imaums oder Pfarrer, die ausdrücklich dazu beſtimmt ſind, den Gottesdienſt in den Moſcheen zu verrichten. Ihre Scheiks ſind die

Häupter ihrer Derviſche oder Mönche,*) und machen geiſtliche Geſellſchaften oder Orden aus, die an feyerliche Gelübde gebunden ſind. Sie widmen ſich gänzlich gottesdienſtlichen Verrichtungen häuslicher Andacht, und öffentlichem Gebet und Predigen. Es giebt vier ſolche Orden, die Bektaſchi, Mevelevi, Kadri und Seyah,**) die durch das ganze Reich ſehr zahlreich ſind.

---

*) Die Scheike predigen oft mit vieler Heftigkeit gegen die Regierung. Um dieſer Urſache willen, oder aus einer würklichen oder vorgegebnen Ehrerbietung gegen die Religion, werden ſie von den Leuten vom erſten Range ſehr hochgehalten und geliebkoſet. Die Veziers haben gewöhnlicher weiſe einen Günſtling aus ihnen um ſich, der oft mit auſerordentlicher Freyheit und Unverſchämtheit mit ihnen umgeht.

**) Es wird vielleicht nicht unſchicklich ſeyn, an dieſem Orte einige Nachricht von dieſen vier Orden muhammedaniſcher Mönche einzuſchalten.

1. Die Bektaſchi ſind von einem gewiſſen Hagi Bektaſch geſtiftet worden, deſſen Grab jezt in einem Dorfe befindlich iſt, das Beſicktaſch heißt, und auf der europäiſchen Seite des Boſporus, nicht weit von Galata liegt. Die Türken bezeigen gegen daſſelbe groſe Hochachtung und Verehrung.

Dieſe Mönche können, ihrer Stiftung zufolge, heyrathen. Man trifft ſie am meiſten in Landſtädten und auf den Dörfern an, und ſie ſind verbunden, durchs ganze Reich zu reiſen. Sie müſſen allen Muſelmännern, denen ſie begegnen, das Gazel und das Esma geben. Das Gazel iſt ein Wort, das mit einem beweglichen Tone ausgeſprochen, und in einem beſondern Verſtande auf die Liebe Gottes angewendet wird Das Esma iſt die Anrufung eines von den Namen Gottes, deren die Türken 1001 unter ſich haben.

Keine Kircheneinkünfte ſind, ſo viel ich davon habe erfahren können, dem beſondern Gebrauche

der

---

2. Die Mevelevi bekommen ihren Namen von ihrem Stifter Mevelana. Eine von ihren Andachtsübungen beſteht darinn, daß ſie ſich zwo oder drey Stunden hintereinander mit ſolcher Geſchwindigkeit herumdrehen, daß kein Zug ihres Geſichts von einem, der bey ihnen ſteht, erkannt werden kann. Die Muſik iſt ihr Vergnügen, insbeſondre eine Flöte, die aus einem indianiſchen Rohre gemacht wird; ſie leben in ihrem Kloſter; thun das Gelübde der Armuth und Demuth; ſind in ihrem Betragen gegen Fremde außerordentlich gütig und beſcheiden; nehmen alle Leute von jeder Religion, die ſie zu beſuchen kommen, auf und nehmen Allmeſen. Sie bewirthen die Fremden von jeder Nation mit Coffee; und wenn der Fuß oder die Sandale eines Muſelmanns beſudelt ſeyn ſollte, ſo erbieten ſie ſich ſogleich, ſie zu waſchen. Sie haben ein Kloſter zu Pera.

3. Die Kadri ſind ein beſondrer Orden, deſſen Regeln und Andachtsübungen in Caſteyungen beſtehen. Ihr Blick iſt wild und zerſtreut; ſie gehen größtentheils nackend, ſelten mit bedeckten Füßen; ſie halten ihre Hände beſtändig gefaltet, wie zum Gebet; ausgenommen wenn ſie tanzen, welche geiſtliche Uebung ſie ganze Stunden und zuweilen den ganzen Tag fortſetzen, indem ſie unaufhörlich mit außerordentlicher Heftigkeit wiederholen: Hu! Hu! Hu! Hu! einen von den Namen Gottes, bis ſie endlich wie in einem heftigen Anfall von Wuth und Raſerey auf den Boden fallen, mit Schaum vor dem Munde und mit Schweis an allen Theilen ihres Körpers gebadet. Dieſer Orden war ehedem aufgehoben worden, aber er iſt ſeit der Zeit wieder aufgelebt. Sie haben ein Kloſter zwiſchen Pera und S. Demetry, und nehmen alle die auf, die zu ihnen kommen, ſie zu ſehen.

4. Die

der Moulahs beſtimmt: die Imaums ſind Geiſtliche, die in unmittelbarer Beſoldung ſtehen.

Mecca und Medina nimmt große Summen hinweg. Die Ausbeſſerung und Verſchönerung ihrer Moſcheen, die Verſorgung ihrer Lampen mit Oehl,

4. Die Seyah ſind, wie die indianiſchen Fakirs, bloſe Landſtreicher. Sie haben Klöſter. Aber wenn ſie einmal aus ihnen heraus ſind, ſo kommen ſie ſelten wieder zurück. Sie erhalten leicht von ihrem Obern die Erlaubniß, abweſend zu ſeyn, unter der Bedingung, daß ſie eine gewiſſe Anzahl von Geld und Lebensmitteln ans Kloſter ſchicken. Sie ſind in der That hartnäckige unverſchämte Bettler, die ſich nicht wollen abweiſen laſſen. Wenn ſie in eine Stadt oder ein Dorf, entweder ins öffentliche Gebet oder an die Marktplätze kommen, ſo richten ſie ſich in die Höhe und rufen mit der größten Heftigkeit: Guter Gott, ſende mir tauſend Thaler oder ein tauſend Maaß Reiß. Das Volk ſammlet ſich alsdenn um ſie herum, und giebt ihnen Allmoſen. Wenn ſie finden, daß ſie die Freygebigkeit des Orts ziemlich erſchöpft haben, ſo gehen ſie in eine andre Stadt; und das wiederholen ſie ſo oft, bis ſie die Summe zuſammengebracht haben, die ihnen von dem Obern ihres Kloſters auferlegt worden iſt. — Ueberhaupt ſind dieſe reiſende Mönche eine Bande Spitzbuben und Diebe, und haben nur bloß über den niedrigſten abergläubiſchſten Theil des Pöbels einen Einfluß. In dieſer Betrachtung vornehmlich werden ſie, wie es ſcheint, von den vornehmern Türken unterſtützt, die, ob ſie ſie gleich nicht für ein weſentliches Stück der muhammedaniſchen Verfaſſung halten, doch dem Oberſten des Ordens, oder denen unter ihnen, die durch den Anſpruch auf eine größre Heiligkeit eine Gewalt über die Gemüther des gemeinen Volks bekommen haben, ſchmeicheln und ſie unterſtützen.

Oehl; und die Anſchaffung eines unzählbaren Geräthes für dieſelben; die Beſoldung vieler weltlichen Kirchendiener, die bey dem Gottesdienſt aufwarten; die Unterhaltung der Mechtz, Medreſſes, oder öffentlichen Schulen; die Imarets, oder die Hoſpitäler, für Unheilbare, Kranke oder Wahnwitzige; ſind die übrigen Mittel, durch welche der Reſt dieſer großen ungeheuren Einkünfte aufgewendet wird.

Die meiſten, die von der muhammedaniſchen Religion geſchrieben haben, da ſie ihre Kenntniß aus arabiſchen Schriftſtellern von den früheſten Zeiten der Hegira hernehmen, haben, deucht mich, ſie zu zuverſichtlich mit ihrem gegenwärtigen Geſetze vermiſcht, ohne die Veränderungen in Betrachtung zu ziehen, die die Zeit in dem muhammedaniſchen Syſtem hervorgebracht hat. Denn der Koran, der eben ſowohl politiſche Einrichtungen als Lehrſätze der Religion enthält, war wahrſcheinlicher Weiſe hinreichend, die bürgerlichen Geſchäffte der erſten Nachfolger des Muhammeds, eines kleinen Haufens von Arabern, in Ordnung zu halten, die wegen ihrer Armuth und der Einfalt ihrer Sitten eben ſo merkwürdig waren, als wegen ihres Muths und ihrer Schwärmerey; und die unmittelbaren Nachfolger derſelben, die von einer andächtigen Ehrfurcht für dieſes Werk des Propheten eingenommen waren, fuhren fort, die Verrichtungen des Prieſters und des Richters in einer Perſon zu vereinigen, und ſo verwirrten ſie eine Zeitlang die geiſtlichen mit den bürgerlichen Rechten.

Aber als ſeine Nachkommen zahlreicher wurden, und ihre Herrſchaft ſich über viele reiche und weitläuftige Länder erſtreckte: ſo entſtanden nicht allein geiſtliche Orden, um das geiſtliche Oberhaupt deſſen, was man für die bloſſe Handarbeit ſeines Amtes anſah, zu überheben; ſondern es ſtanden auch Geſetzgeber auf, die, da ſie nun die Lehren des Korans, zu der groſſen Abſicht der Regierung, nemlich der Erhaltung guter Ordnung und dem Wohlſtande der bürgerlichen Geſellſchaft, für unzulänglich hielten, ſeinen Mängeln abzuhelfen ſuchten, ohne ſein Anſehn dadurch zu ſchmälern, und ohne es zu wagen, ihm den geringſten Theil von dem blinden Gehorſam, und der tiefen Ehrfurcht zu entziehen, die der Pöbel ihm erweiſt. Denn unter dem Vorgeben, Auslegungen zu machen, die eine bloſſe Erweiterung der Begriffe des Engels oder des Propheten wären, ſorgten ſie für ein völliges Geſetzbuch, das dem Codex, den Pandecten oder Digeſtis ähnlich, und eben ſo deutlich und ausführlich iſt als Cujaz und Domat. Abon Haniſe iſt einer von den erſten und vornehmſten unter denen, die ſo den Koran commentirt haben: ſeine Bücher und ſeiner Schüler ihre ſind die Regel des Geſetzes unter der türkiſchen Regierung in Europa und Aſien.

Auf dieſe Art wurden die urſprünglichen Einrichtungen, ſo weit als ſie ſich auf bürgerliche und peinliche Fälle bezogen, vermehret. In der That mußte es wohl nothwendig ſeyn, neue Verordnungen zu machen, nachdem Eroberungen, Reichthum und Schwelgerey neue Laſter und neue

Gegenſtände des Streits eingeführt hatte. Und ſo wurde zuerſt, wie es ſcheint, die bürgerliche und die geiſtliche Gerichtsbarkeit in gewiſſer Abſicht verſchieden und von einander abgeſondert. Die Mollahs, Muftis ꝛc. hatten den Vorſitz in den Gerichtshöfen, und die Imaums ꝛc. verrichteten den Gottesdienſt in den Moſcheen, obgleich noch immer die genauen Grenzen einer jeden Gerichtsbarkeit ſchwer zu beſtimmen ſind.

Der ſcharfſinnige Präſident Monteſquieu iſt durch Zeugniſſe, die er auf Treu und Glauben angenommen hat, verführet worden, den Türken alles Recht auf ein beſonderes Eigenthum; alles Recht der Erbfolgen; alle Vermächtniſſe in Familien, oder an Töchter und Weiber; und in der That alles bürgerliche Geſetz abzuſprechen. Mit einem Wort, er ſcheint zu glauben, daß der Despotismus des Großherrn das ganze Geſetzbuch von den Rechten in dieſem Reich verſchlingt.

Wenn ich die vortreflichen Betrachtungen und die einſichtsvollen Schlüſſe ſehe, die von einem ſo ſcharfſinnigen und durchdringenden Geiſte aus einem ſo irrigen Grundſatz hergeleitet werden: ſo kann ich nicht anders, als es für ein ſehr wichtiges Beyſpiel anſehen, wie ſehr wir der Gefahr zu irren unterworfen ſind; und wie betrüglich und falſch oft die ſcheinbarſten Gründe werden können.

Ohne mich auf Facta zu berufen, ſo wurde ſchon das einzige Kapitel, das den Titel hat, *) die Weiber, ihm gezeigt haben, wie die Erbfolgen

---

*) 4. Kap. in Sales Ausgabe.

auf männliche und weibliche Nachkommen und auf die Ehegatten, von dem Propheten veſt geſtellt, und angeordnet worden iſt; und wie weit alſo das Eigenthum der Privatperſonen durch das Geſetz geſichert, und außer den Grenzen der Gewalt des Sultans geſetzt worden iſt.

Der andre Punkt hätte nur eine bloſſe Erkundigung gebraucht; er hätte ſehr leicht erfahren können, nach was für einer Methode ſie gegenwärtig die Proceſſe in ihren Gerichtshöfen entſcheiden, *) und

---

*) Auszug aus einem Geſetzbuch, das in den türkiſchen Gerichten gebräuchlich iſt, vom Hanif verfertiget. Kap. von dem Kauf und Verkauf.

Ein Kauf wird geſchloſſen, wenn der eine einwilliget, und der andre annimmt, indem ſich beyde in der vergangenen Zeit des Indicatiui ausdrücken. Nun wenn einer von den contrahirenden Theilen einwilligt zu verkaufen oder zu kaufen, ſo ſoll der andre ſeine Freyheit haben anzunehmen oder nicht, ſo lange als ſie beyde auf dem Platze bleiben, wo der Handel geſchloſſen werden ſoll.

Aber wenn der eine einwilligt, und der andre geht von dem Platz weg, ohne es anzunehmen, ſo iſt der Handel nichtig.

Der Kauf iſt geſchloſſen, wenn beyde ausdrücklich einig werden. Alsdann kann weder der eine noch der andre zurück, ausgenommen wenn an der gekauften Sache ein Fehler oder Mangel gefunden werden ſollte, oder wenn der Käufer es nicht geſehen hätte.

Es iſt nicht nothwendig, die Menge der Waaren zu wiſſen, die zum Verkauf ausgeſtellt werden, um auf das Ganze zu handeln. Denn wenn gleich ein Preiß benennet iſt, ſo iſt doch der Kauf nicht gültig, bis die Menge und Beſchaffenheit der Waare bekannt iſt.

Man

und was für Bücher ſie in der Türkey zur Richtſchnur ihrer richterlichen Ausſprüche brauchen: er

würde

Man kann entweder für baar Geld, oder auf Credit kaufen, wenn man den Zahlungs-Termin beſtimmt; und wenn die Geldſorten, in denen die Waaren bezahlt werden ſollen, nicht angegeben ſind, ſo verſteht ſich allemal die gangbare Münze des Landes; aber wenn es mehrere Gattungen von gangbarer Münze giebt, ſo iſt der Kauf nicht gültig, wenn nicht die Geldſorte beſonders beſtimmt wird.

Alle Eßwaaren, und alle Arten von Getrayde können nach dem gewöhnlichen Maaße, oder ohne daſſelbe verkauft werden; es ſey nun indem man ein Gefäß oder eine Kufe nimmt, deſſen eigentlicher Inhalt unbekannt iſt; oder nach dem Gewicht, indem man einen Stein an Statt des Gewichtes nimmt, deſſen würkliches Gewicht unbekannt iſt.

Wenn man eine Anzahl von irgend einer Art von Eßwaaren, den Cafiz um eine Drachme kauft, ſo ſoll der Kauf für einen Cafiz gültig ſeyn, nach der Meynung des Abu Hanife. Aber wenn der Käufer anzeigt, wie viel Cafiz da ſind, dann iſt, nach ſeinen beyden Schulern, das Ganze verkauft.

Wenn einer eine Heerde Schaafe verkauft, das Schaaf für eine Drachme, ſo gilt der Kauf nicht von der ganzen Heerde.

Auf eben die Art bey einem Stück Zeug oder Seiden, die Elle für eine Drachme, muß er die Anzahl der Schaafe oder Ellen anzeigen.

Wenn eine Anzahl von Eßwaaren von 100 Cafiz, um 100 Drachmen verkauft werden, und es werden ihrer weniger gefunden: ſo ſoll der Käufer die Freyheit haben, ſie in der Bezahlung nur für ſoviel zu nehmen, als da iſt; oder er kann das Ganze zurückgeben. Aber wenn mehr als 100 Cafiz da ſind, ſo muß er den Ueberſchuß dem Verkäufer wieder zuſtellen.

Der

würde verſchiedne gefunden haben, die ausdrücklich die Bedingungen und die geſetzmäßige Form eines Kaufs

Der aber, der ein Stück Zeug oder Land ſo kauft, daß er für zehn Ellen immer zehn Drachmen, oder für hundert Fuß Land, 100 Drachmen, giebt: hat die Freyheit, wenn weniger gefunden wird, ſie für die beſagte Summe zu nehmen, oder ſie fahren zu laſſen. Wenn aber mehr da iſt, als worüber ſie eins worden ſind, ſo gehören ſie ihm, und der Verkäufer hat kein Recht zu dem Ueberſchuß. — Aber wenn der Verkäufer erklärt, daß das Land 100 Fuß enthält, und daß der Preiß 100 Drachmen, oder der Fuß eine Drachme iſt: ſo iſt in dem Fall, wenn ihrer mehr oder weniger da ſind, der Käufer berechtigt, es für den Preiß, eine Drachme für den Fuß, zu nehmen, oder es aufzugeben.

Wenn ein Ballen Seiden- oder wollene Zeuge, die funfzig Stück enthalten ſollen, um 50 Aſpers, oder das Stück um einen Aſper verkauft werden; und es ſollten weniger Stücke gefunden werden: ſo kann der Käufer das, was der Ballen enthält, für einen Aſper das Stück, nehmen, oder das Ganze verwerfen. — Aber wenn mehr als 50 Stück da ſind, ſo iſt der Handel null.

Wenn ein Haus verkauft wird, ſo ſind alle Gebäude, die dazu gehören, in den Handel mit eingeſchloſſen; wenn ſie auch nicht ausdrücklich genennt werden; oder bey dem Verkauf eines Stück Landes, iſt der Palm- oder jeder anderer Baum, der auf demſelben ſteht, mit eingeſchloſſen, wenn er auch nicht genennt wird. Die Kräuter aber und andre Gränzung, das darauf wächſt, iſt nicht mit eingeſchloſſen.

Wenn der Palmbaum oder andre Bäume mit den Früchten daran verkauft werden, ſo gehört die Frucht dem Verkäufer, wenn ſie nicht ausdrücklich im Kauf-Contract angezeigt werden; aber alsdann kann der Käufer ihn dazu anhalten, die Früchte ſo gleich abzunehmen.

Wenn

Kaufs von Landgütern, Häuſern, Korn, Vieh, oder Waaren, beſtimmen und ausmachen. Hiedurch würde er, wie ſich vermuthen läßt, einen ganz andern Begriff von dem türkiſchen Deſpotismo bekommen haben, als der iſt, den er angenommen hat.

Unterdeſſen haben die Moulahs, man mag ſie nun als Clericos oder als Layen anſehen, doch immer große Freyheiten, die ununterbrochen auf ihre Familien forterben. Ihr Leben und ihr Vermögen iſt in den meiſten Fällen ſicher. Ihre größte Strafe, ſelbſt bey einer Untreue in ihrem Amte, iſt die Landesverweiſung; und wenn ſie nicht gegen die Regierung gar zu grob geſündiget haben, ſo können ſie zuweilen dieſe durch ein Geſchenk an Gelde abkaufen. Alle einträgliche Verwaltungen des Geſetzes ſind in ihren Händen; ſie werden als Muftis oder Richter durch die vornehmſten Städte des Reichs ausgeſchickt; von da werden ſie zu der hohen Würde eines Cadilesquier oder Canzlers, entweder von Romelien oder Natolien, d. h. von Europa oder von Aſien befördert; und endlich zu der Würde eines Sheik, Islam, oder Mufti in Conſtantinopel.

Wenn die Frucht auf dem Baum verkauft wird: ſo iſt der Kauf gültig, die Frucht mag gut oder ſchlecht werden; und der Käufer muß ſie ſogleich einſammlen.

Fünftes Kapitel.

Von dem Koran.

Ich werde mich nicht in eine genaue Zergliederung der verſchiedenen Lehren des Korans einlaſſen, ſondern mich nur auf einige allgemeine Anmerkungen einſchränken.

Sale hat uns einen ſehr umſtändlichen Auszug aus dieſem Buche, in der Vorrede zu ſeiner vortreflichen Ueberſetzung, gegeben. Es iſt mir demohnerachtet leid, daß ich ſagen muß, er zeigt ſehr oft einen Hang, daſſelbe zu rechtfertigen, und bemüht ſich mehr, die Menge von Ungereimtheiten, die ihm aufſtoſſen, zu bemänteln und mit einander zu vereinigen, als ſie in dem Lichte vorzuſtellen, welches ſie verdienen. Einen Vortheil haben wir aber doch von dieſer ſeiner Laune. Wir können gewiß ſeyn, daß er nichts zu den Ungereimtheiten hinzugethan hat, die er fand, und daß er keiner von ihnen ein lächerlicher Anſehen gegeben hat, als ſie im Original haben.

Einige Sonderlinge unter den witzigen Köpfen haben ſich, aus Begierde etwas ſonderbares zu ſagen, obgleich auf Koſten des geſunden Verſtandes, und vielleicht der gemeinen Ehrbarkeit, nicht geſcheuet, ſich für Bewundrer des Korans auszugeben, haben ſeine Lehrſätze erhoben, und es ſo gar gewagt, ſie denen gleich zu ſetzen, die in unſern heiligen Schriften gegründet ſind.

Muhammed, der an Talenten und Wiſſenſchaft weit über ſeine Landsleute war, entſchloß ſich, der oberſte Befehlshaber unter ihnen zu werden. Dieſes zu bewürken, durfte er nur ein einziges Spiel ſpielen, welches darinnen beſtand, ſich für einen von Gott inſpirirten Propheten und ſein Buch für eine unmittelbare Offenbarung des Allmächtigen auszugeben. In dieſem konnte er Lehren einſchärfen, und ſich ſelbſt einen Vorzug und ein Anſehn einräumen, was für welche es ihm gefiel; kurz, ſein Buch war für ihn von der äußerſten Wichtigkeit. Er richtete es alſo ſehr weislich, nach den Muſtern der Wahrheit, der moſaiſchen und chriſtlichen Offenbarung ein. Denn ſowohl auf ſeinen Reiſen nach Egypten, als zu Hauſe unter den Chriſten und Juden in Arabien, die ihrer Religion wegen flüchtig worden waren, mußte er die Gewalt bemerkt haben, mit welcher dieſe wahre Offenbarungen die Gemüther der Menſchen feſſelten. Ohne alſo eine von beyden zu beſtreiten, erklärt er nur die letztere von ihnen als eine Fortſetzung der erſtern, und ſeine eigne als eine Fortſetzung von beyden, die nun die ganze Haushaltung der göttlichen Vorſehung ergänzen und beſchlüßen ſollte. Dieſe hat er ſehr wohl überlegt mit allem dem gewürzt, was, wie er wußte, ſie bey ſeinen Landsleuten am angenehmſten machen konnte, und was in ihm ſelbſt am meiſten herrſchend geweſen zu ſeyn ſcheint, der Nachſicht gegen ihre Lüſte und Raubbegierde in dieſer Welt, und einem ganz ſinnlichen Paradies in der künftigen.

Sein erſter Schritt war, die unwiſſenden Araber zu überreden, daß der Koran ein Auszug aus dem groſſen Buche ſey, in welches bey der Schöpfung der Welt alle göttliche Rathſchlüſſe aufgeſchrieben, und zu gleicher Zeit in einem von den untern Himmeln niedergelegt worden wären; und daß es ihm von daher durch den oberſten Engel, den Gabriel, getreulich Vers für Vers ſey mitgetheilt worden. Deswegen ſagt er ihnen in ſeinem Kapitel Al Kadr, in dem Namen des Allmächtigen:
„Wahrhaftig; wir haben den Koran in der Nacht
„von Al Kadr herabgeſandt; und was kann dir wohl
„begreiflich machen, wie herrlich die Nacht Al Kadr
„ſey? Die Nacht Al Kadr iſt beſſer als tauſend
„Monden: in dieſer ſteigen die Engel und auch der
„Geiſt Gabriel, auf Erlaubniß ihres Herrn, mit
„ſeinen Rathſchlüſſen jede Sache betreffend, herab.
„Es iſt Friede bis an den Beſuch des Morgens.“

Auf dieſe Stelle gründet ſich vornemlich der Anſpruch des Korans, eines göttlichen Urſprungs, und das ſchönſte und vollkommenſte Werk der Schöpfung zu ſeyn; und daher kommt die tiefe Ehrerbietung, die beynahe bis zur Anbetung geht, die die Muhammedaner demſelben erweiſen. Sie glauben, ein Kapitel oder ein Vers daraus kann ſie von allen Krankheiten heilen, ſie vor allen Zufällen und äuſſerlichen Uebeln behüten; ihr Leben verlängern, und es geſund und glücklich machen. Eine vollkommne Abwaſchung iſt nöthig, ehe ſie dieſes geheiligte Buch berühren; der Blick eines Ungläubigen verunreiniget es, und wenn ſie darinne leſen, ſo müſſen ſie es über der Mitte ihres Körpers halten, damit es dem Gebieth der Unreinigkeit und Befleckung nicht zu nahe komme.

Die Türken ſind darüber ſehr verlegen, wenn oder was für eine Nacht dieſes Al Kadr ſeyn mag. Sie denken, es muß im Ramadan ſeyn, und viele Schwärmer haben zu der Zeit Entzückungen, in denen ſie ſich mit den engliſchen Geiſtern, die vom Himmel herabſteigen, unterreden.

Muhammed, ſo durchgängig er auch, und ſo ein geſchickter Betrüger er war, unterſtund ſich demohnerachtet niemals, auf dieſes große Kennzeichen einer göttlichen Wahrheit, auf Wunderwerke, Anſpruch zu machen; die vornehmſte Stütze dieſer wahren Offenbarungen, die er nachzuahmen ſuchte, und von welchen er geſtund, daß ſie zur Beſtätigung ihres göttlichen Urſprungs wären gewürkt worden. Viele drangen in ihn, Wunder zu thun; viele forderten von ihm Zeichen; und er ſcheint in vielen Theilen des Koran weit mehr damit beſchäftigt, den Vorwurf eines Betrügers von ſich abzulehnen, den er ſich dadurch zugezogen hatte, daß er ſeine Sendung nicht durch Zeichen beſtätigte, als ſeine Lehren veſt zu ſtellen. Sein eigner Onkel und ſeine Verwandten ſchienen um dieſer Urſache willen, ſeinen Betrug zu verabſcheuen. Und es iſt aus dem Text klar, daß er oft ſeine eigne Weiber rebelliſch gefunden hat. Es iſt wahrſcheinlich, daß ſie ebenfalls Wunder erwarteten: denn er ſagt uns, nur vier von ihnen wären gut und gehorſam.

Wenn er wegen dieſes Beweiſes ſeiner Sendung in der Enge iſt: ſo ſchiebt er den Mangel deſſelben auf den Willen Gottes. „Sie (die Ungläubigen), ſagt er, haben bey Gott einen feyerlichen Eid geſchworen, daß wenn ein Zeichen ihnen widerfahren ſollte, ſie gewiß daran glauben würden. Wahrlich, Zeichen ſind allein in der Gewalt Gottes, und er läßt euch nicht einſehen, daß, wenn ſie geſchähen, ſie (die Ungläubigen) nicht glauben würden. Und wir wollen ihre Herzen und ihr Geſicht von der Wahrheit wegwenden, weil ſie nicht zuerſt daran geglaubet haben; und wir wollen ſie in ihrem Irrthum hingeben laſſen.“ Er empfiehlt ihnen alsdenn, blindlings an den Koran zu glauben.

Bey einer andern Gelegenheit bedient er ſich des nämlichen Kunſtgriffes. „Die Ungläubigen ſagen, wenn wir nicht ein Zeichen ihm (dem Muhammed) von dem Herrn herabſenden ſehen: ſo wollen wir nicht glauben. Dieß iſt des Herrn Antwort: Du biſt dazu beſtellt, nur ein Prediger zu ſeyn, und nicht ein Wunderthäter. Und einem jeden Volk iſt ein Oberhaupt gegeben worden. Gott weis, was jedes Weib in ihrem Leibe trägt, und was dem Leibe noch an ſeiner gehörigen Zeit oder Zahl zum Gebähren fehlt, oder dieſelbe überſchreitet.“ Der Schluß dieſes Paragraphen iſt ſeltſam: er macht eine ſchnelle Wendung auf die Schwangerſchaft, wobey der Anfang von den Wunderwerken ganz aus den Augen gelaſſen wird.

Aus dieſen angeführten Stellen können wir begreifen, was für eine Ueberzeugung ſeine äußere Merkmale einer göttlichen Sendung mit ſich führten; und was die innern anbetrift, ſo fehlt ſo viel, daß ſie ſie empfehlen könnten, daß die meiſten ſeiner Lehren und Vorſchriften, die, ſo eigentlich ſein eigen ſind, alltäglich und nicht der geringſten Aufmerkſamkeit werth ſind. Die Vorſchriften und Befehle, die er aus der moſaiſchen Offenbarung genommen hat, deren ſehr viele ſind, oder die aus der chriſtlichen können einige Achtung gebiethen; obgleich die aus der letztern von dem unreinen Kanal, durch welchen ſie hindurch gegangen ſind, ſelbſt verdorben worden. Denn wenn er die Pflichten der Menſchenliebe und die Vergebung der Beleidigungen predigt, ſo iſt es nicht der allgemeine, wohlthätige, ausgebreitete Grundſatz, der in dem Evangelio ohne Unterſchied gegen alle Menſchen empfohlen wird; er ſchränkt dieſe Tugenden ohne Zweifel auf die engen Gränzen ſeiner eigenen Secte ein; denn ſie dürfen niemals mit Ungläubigen weder umgehen noch Gemeinſchaft haben; und weit entfernt, daß ſie verbunden ſeyn ſollten, ihnen zu vergeben, ſo iſt ihnen vielmehr befohlen, ſie zu beleidigen und zu unterdrücken: und Gott weis, es iſt aus ihrem Betragen nur allzuoffenbar, wie ſehr ſie dieſes Geboth halten.

Es iſt in der That ein lächerlicher Theil des Korans, der die göttliche Offenbarung ſo tief herabſinken läßt, daß ſie ſogar die kleinern Geſchäfte, die häuslichen Angelegenheiten, und die

Liebeshändel des Muhammeds anordnet. Dieſes muß uns eine ziemlich richtige Idee von dem Propheten und ſeinem Volke, ſo wie von den Zweiflern, geben, die eine ſo vortheilhafte Meynung für dieſes Buch geäußert haben. Z. E. Man höre nur die fürchterlichen Befehle, die den aufrühriſchen Weibern des Propheten von dem Allmächtigen gegeben werden; und zwar bey einer ſo wichtigen Gelegenheit, als die ungeſtümen Forderungen ſchöner Kleider waren, die ſie thaten. Eine ſolche Forderung zufrieden zu ſtellen, war freylich eine Schwürigkeit, der ein Menſch wohl nicht gewachſen war.

„O Prophet! ſage deinen Weibern: Wenn ihr das gegenwärtige Leben und die Pracht deſſelben ſucht; kommt, ich will euch eine gute Verſorgung ausmachen, und euch mit Ehren von mir entlaſſen. Aber wenn ihr Gott und ſeinen Apoſtel und das zukünftige Leben wahrhaftig ſucht, ſo hat Gott für die, die recht thun, eine groſſe Belohnung bereitet. O Weiber des Propheten, welche von euch eine offenbare Gottloſigkeit begehen wird, die ſoll doppelt geſtraft werden. Und das iſt bey Gott leicht. Aber welche von euch Gott und ſeinem Apoſtel gehorſam ſeyn und thun wird, was recht iſt, der will er zweyfältige Belohnung geben, und wir haben für ſie eine ſchöne Verſorgung im Paradieſe gemacht. O Weiber des Propheten, ihr ſeyd nicht wie andre Weiber. Wenn ihr Gott fürchtet, ſo ſeyd nicht im Reden zu gefällig, damit der nicht eurer begehre, in deſſen Herzen eine Krankheit der Unenthaltſamkeit iſt. — Sitzet

„ſtill in euren Häuſern, und zeigt euch nicht mit
„der Pralerey der ehemaligen Zeit der Unwiſſenheit.
„Beobachtet die angewieſene Zeit des Gebets, ge-
„bet Allmoſen, und gehorchet Gott und ſeinem Apo-
„ſtel. Denn Gott verlangt von euch nichts, als
„den Gräuel der Eitelkeit weg zu thun.“

Zankſüchtige und aufrühriſche Weiber waren die kleinſte Strafe, die ein Mann von einer ſo unerſättlichen Wolluſt, als des Propheten ſeine, verdiente. Anſtatt vieren, die er ſeinen Nachfolgern erlaubt, (eine Anzahl, die in der That ſchon hinlänglich iſt, jedes lebendigen Menſchen Ruhe und Glückſeligkeit zu zerſtören.) bringt er noch einmal die Gottheit herab, ihm eine Erlaubniß ohne Gränzen zu geben, und ſo gar ſeine Liebeshändel in Ordnung zu bringen.

„O Prophet, wir haben dir deine Weiber er-
„laubt, denen du ihre Morgengabe gegeben haſt;
„und auch die Sklavinnen, die deine rechte Hand
„beſitzet, von der Beute, die dir Gott gegeben hat,
„und die Töchter deines Onkels, und die Töchter
„deiner Tanten, beyde von deines Vaters Seite und
„von deiner Mutter Seite, die mit dir von Mecca
„geflohen ſind; und ein jedes andres gläubiges
„Weib, wenn ſie ſich ſelbſt dem Propheten ergiebt,
„im Fall der Prophet ſie begehrt zum Weibe zu neh-
„men. Dieß iſt ein beſondres Vorrecht, was dir
„vor den übrigen Rechtgläubigen gegeben iſt. Wir
„wiſſen, was wir ihnen in Abſicht ihrer Weiber und
„der Sklavinnen, die ihre rechte Hand beſitzet, be-

„feh-

„fohlen haben; damit es nicht für ein Verbrechen
„bey dir gehalten werde, dich des Vorrechts zu be-
„dienen, das dir iſt gegeben worden. Denn Gott
„iſt gnädig und barmherzig. Du kannſt von deinen
„Weibern verwerfen welche du willſt, wenn die Rei-
„he an ſie kommt, daß ſie zu deinem Bette gerufen
„werden; und du kannſt zu dir nehmen die, welche
„dir gefällt, und die welche du begehreſt, von denen,
„die du zuvor verworfen haſt, und es ſoll kein Ver-
„brechen bey dir ſeyn. Dadurch wird es leichter ſeyn,
„daß ſie alle völlig zufrieden ſeyn können, ſich nicht
„darüber beſchweren, ſondern es ſich wohl gefal-
„len laſſen, was du jeder von ihnen geben wirſt.
„O wahre Gläubigen, geht nicht in das Haus des
„Propheten, ohne ſeine gelegene Zeit abzuwarten,
„außer wenn es euch erlaubt iſt, mit ihm zu eſſen.
„Und wenn ihr die Weiber des Propheten um etwas
„fraget, was ihr von ihnen zu wiſſen nöthig haben
„möget, ſo fraget ſie hinter einem Vorhang; dieß
„wird eure und ihre Herzen rein erhalten. Auch
„ſchickt es ſich nicht für euch, dem Geſandten Got-
„tes irgend einigen Verdruß zu machen, oder ſeine
„Weiber nach ihm zu heyrathen; denn das würde
„ein Gräuel in den Augen Gottes ſeyn.“

Des Muhammeds Paradies, das von köſtlichen Waſſern überflieſſet, mit den wohlriechendſten Bäumen und Sträuchern bepflanzet iſt, und mehr als das alles, der höhere Genuß von ſchwarzäugigten Nymphen, würde mich weiter führen, als ich mir vorgeſetzt habe.

Die wenigen Stellen, die ich hier angeführt habe, blos um dem Leſer die Mühe zu erſparen, ſie im Koran ſelbſt aufzuſuchen, ſind ſchon zureichend, uns zu überführen, was für Kennzeichen der Heiligkeit und einer göttlichen Offenbarung wir von demſelben erwarten können. Sie können uns überdieß zeigen, was für abgeſchmackte Begriffe der Prophet und ſeine unwiſſende Nachfolger von den göttlichen Vollkommenheiten müſſen gehabt haben; und was für einen groben Widerſpruch, Stellen, die den angeführten ähnlich ſind, mit den prächtigen und erhabenen Beſchreibungen machen müſſen, die mit jenen auf eine gottloſe Weiſe vermiſchet ſind. Ich werde dem Muhammed nicht weiter in ſeiner Unverſchämtheit nachfolgen, ſondern mit dem Propheten Habakuk ſagen: „Es mag es leſen wer „vorüber läuft.“

Ich muß demohnerachtet bemerken, daß einige von ſeinen Geſetzen, wenn ſie auch nicht aufs genaueſte gerecht ſind, doch zu einem kräftigen Mittel dienen, den Despotismus und die Unterdrückung des Volks zu verhindern; dazu gehören insbeſondre diejenigen, die von dem Privatiegenthum, von Wittwen, Wayſen, Erbſchaften, Vermächtniſſen und Verbrechen ꝛc. handeln.

Einen Schluß aus dem allen halte ich für ſo klar, daß er einem jeden vernünftigen und unpartheyiſchen Manne einleuchten muß; und der iſt dieſer: Daß der Koran ein unzuſammenhängendes widerſprechendes Gemiſch von Ausſprüchen ſey, die von den nach Arabien geflohenen Juden und Chriſten, den Monotheleten, Neſtorianern und Eutychianern aufgeraft, von dem Propheten auf eine ſeltſame Art zuſammengeſetzt, und einem unwiſſenden Volke aufgedrungen worden ſind; die gewiß große Barbaren ſeyn mußten, wenn ſie dies für das Wort Gottes annehmen ſollten.

Wir haben viele gute Ueberſetzungen von dieſem außerordentlichen Buche, die nach ächten und Original-Ausgaben gemacht ſind. Der Cardinal Ximenes hat unter den Mauren von Granada vortrefliche Ausgaben gefunden; und richtige Abſchriften kann man immer in der Türkey haben, obgleich für einen hohen Preiß. In der That iſt es kaum möglich, darinnen betrogen zu werden. Denn die Muhammedaner halten es für die größte Gottloſigkeit, einen einzigen Punkt, oder ein einziges Jota von dieſem ihrem heiligen Buche zu verändern. Und die meiſten Gelehrten unter ihnen, halten es ſo, wie die Juden in Paläſtina, nicht blos für eine Pflicht, ſondern für ein beſondres Verdienſt bey Gott und dem Propheten, wenn ſie jedes Wort und jeden Titel des Korans ihrem Gedächtniß ſo eingeprägt haben, daß ſie ſie bey jeder Gelegenheit aus dem Stegreife herſagen können.

Die franzöſiſche Ueberſetzung des du Ryer kann vielleicht in einzelnen Stellen falſch ſeyn; aber die Hauptlehren im Ganzen ſind doch richtig und genau genung. Die lateiniſche des Maracci iſt ſehr correct; und die engliſche von Sale iſt ohne Zweifel in jeder Abſicht von einer bewährten Genauigkeit.

Ich ſprach einſt von dieſer Sache mit einem gelehrten Effendi, der dafür bekannt war, daß er den Koran auswendig wußte. Es wurde ihm ein Kapitel aus der Saliſchen Ueberſetzung in dem gemeinen türkiſchen Dialekt erklärt. Der alte Türke folgte, in einer Art von entzückter Bewunderung, dem Ueberſetzer, und wiederholte Vers vor Vers in der arabiſchen Grundſprache. Er war ganz erſtaunet, und fragte mit einiger Bewegung: wie es möglich ſey, daß wir eine ſo vollkommne Ueberſetzung hätten, die den Sinn ſo richtig ausdrückte; er ſetzte hinzu, der Verfaſſer müſſe ſehr weit im Arabiſchen gekommen, und ein rechter großer Mann ſeyn.

Ich kann dieſes Kapitel nicht beſchlüßen, ohne zu bemerken, daß man aus dem, was ich von der praktiſchen Religion der Muhammedaner geſagt habe, nicht ſchlüßen dürfe, daß ſie alle insgeſamt und ohne Ausnahme, aller Tugend und aller Menſchlichkeit gegen Fremde beraubt wären. Ich habe dieſes ſchon in meiner allgemeinen Schilderung von den Türken, ſo weit als es mit der Wahrheit beſtehen kann, zum voraus angemerkt. Ich muß es demohnerachtet wiederholen: ſo ſchlimm als ſie ſind, ſo ſind ſie doch immer das beſte Volk in ihrem Reiche.

Daß eine falſche Religion die gute Anlage der Natur zerrüttet, und daß die Türken ganz ohne Zweifel durch die ihrige verdorben ſind, das iſt freylich nur allzuwahr. Aber wie viele unwiſſende ungereimte Sekten giebt es nicht unter den Chriſten, die, da ſie insgeſamt von der erſten Einrichtung und den reinen Geboten des Chriſtenthums abweichen, von der vollkommnen Einfalt und dem allgemeinen Wohlwollen deſſelben nichts wiſſen, und eben ſo wenig geſellſchaftliche Tugend und allgemeine Menſchenliebe gegen diejenigen haben, deren Meynungen von den ihrigen abgehen, als der unwiſſendſte und eifrigſte Türke.

Sechſtes Kapitel.

Von dem Deſpotiſmo und ſeinen Schranken.

Die meiſten Menſchen ſind entweder aus Gewohnheit und Vorurtheilen der Erziehung, oder einer einmal angenommenen Meynung willen geneigt, ihre eigne Regierungsform für die beſte zu halten, an den andern Fehler zu finden, die Mängel derſelben aufzudecken, und oft ohne eine gnugſame Kenntniß, um urtheilen zu können, dieſelben ſchon zu verachten und herunterzuſetzen.

Das Regiment des türkiſchen Reichs iſt von dieſer Art von Tadlern ſehr falſch vorgeſtellet worden. Die erſchrecklichen Erzählungen von dem Deſpotiſmo deſſelben haben ſehr viele verführt, und bey einigen ihre Frömmigkeit bis zu einer völligen Verabſcheuung aufgebracht; indeß daß andre, die von keinen ſolchen andächtigen Leidenſchaften regieret wurden, ſich durch das Bild beleidigt gefunden haben, das dieſe Erzählungen veranlaſſen.

Und ſo regelmäßig das Syſtem dieſes ſtolzen Hofes immer ſeyn mag, ſo ſind doch beyde verleitet worden, den Begriff von Barbarey damit zu verknüpfen; und ſich einzubilden, daß es ohne Ordnung und ohne Plan, bloß dem Eigenſinn, der Grauſamkeit und dem Geiz eines Tyrannen unterworfen ſey, lediglich auf die Unterdrückung ſeiner Unterthanen, und ſo weit als ſeine Macht reicht, auf die Zerſtörung des menſchlichen Geſchlechts abziele.

In der That haben dieſe Leute niemals die Sache in der Nähe betrachtet oder betrachten wollen. Vielleicht war ſie ihnen zu nahe. Denn man darf nur um ſich herumſehen, und die Regierungsformen, mit denen wir umgeben ſind, unpartheyiſch unterſuchen; ſo wird man vielleicht finden, daß der Sultan um nichts deſpotiſcher iſt, als viele chriſtliche Monarchen, ja nicht einmal ſo ſehr, als einige von ihnen.

Ob es gleich ungereimt iſt, in irgend einem Geſetzbuch, und in irgend einer politiſchen Einrichtung, Vollkommenheit zu erwarten; indem alle Werke des menſchlichen Geiſtes eben ſo unvollkommen ſeyn müſſen, als er ſelbſt eingeſchränkt iſt: ſo iſt es doch eine ſehr billige Vermuthung, daß in jedem Reiche, das ſich weit ausgebreitet, und lange geblüht hat, die Staatsverfaſſung einige weiſe und gute Theile haben müſſe. Und es iſt gewiß, daß, was auch immer in dem politiſchen Syſtem der Türken für Fehler ſeyn mögen, ihr Reich doch ſo feſt auf die Grundlage der Religion erbauet, mit dem Geſetz verbunden, und durch einen allgemeinen Enthuſiasmus, und durch den Vortheil und die Eitelkeit der einzelnen Perſonen ſo befeſtigt iſt, daß es ſchon ganze Jahrhundert gedauert hat, und auf eine noch lange Dauer und Beſtändigkeit Anſpruch machen kann.

Wir haben in einem der vorigen Kapitel geſehen, daß die Türken Geſetze für die Sicherheit des Eigenthums und die Einrichtung des Handels haben. Sie haben andre, die Verbrechen zu beſtrafen, und das Laſter einzuſchränken. Nicht ihre Geſetze, ſondern die üble Verwaltung derſelben, die feile Gewinnſucht der Richter, und die Menge von falſchen Zeugen, die man zuläßt, und deren Zeugniß angenommen wird, dies iſt die Schande des türkiſchen Reichs, wie wir in einem folgenden Kapitel ausführlicher zeigen werden.

Wie weit Mohammed die Rechte des Monarchen ausdehnen, oder einſchränken wollte; das getraue ich mir nicht zu beſtimmen. Aber der Grad, in welchem die jetzigen Sultans unumſchränkt ſind, iſt eine Frage, die mehr zu unſrer Abſicht gehört. Und davon werden uns Begebenheiten am beſten in den Stand ſetzen, zu urtheilen. Die, welche wir anführen wollen, werden die Natur des Deſpotismi des türkiſchen Monarchen zeigen, und daß, wenn man auch die Furcht nicht in Betrachtung zieht, die beſtändig die Tyrannen begleitet, er doch noch durch Geſetze und durch die Religion eingeſchränkt iſt.

Aber zuerſt wollen wir das Recht unterſuchen, das er ſich anmaßt, von einigen ſeiner Unterthanen zu erben.

Die, welche eigentlich in ſeinem Dienſte ſtehen, und die, welche es nicht ſo unmittelbar ſind, z. E. die Unterbeamten der Baſſas in den entlegnen Provinzen, wiſſen, daß ſie ihre Aemter als eine Art von Lehn beſitzen. Und demohnerachtet bewerben ſie ſich darum aufs eifrigſte, und nehmen ſie ſehr gerne unter dieſer Bedingung an, ſo daß ſie ſich alſo ſelbſt dem Geſetz unterwerfen, oder auf gewiſſe Weiſe den Vertrag eingehen, daß der Sultan nach ihrem Tode von ihnen erben ſoll.

Die Aehnlichkeit dieſes Geſetzes oder dieſer Gewohnheit mit dem Inhalt der alten Lehnsgeſetze, die nur in dieſem Fall von Ländern auf Aemter übergetragen werden dürfen, könnte uns zu der Vermuthung bringen, daß es von dieſen ſeinen Urſprung habe. Denn zu der Zeit, als der Koran gemacht wurde, hatten dieſe beynahe in dem größten Theile der bekannten Welt die Oberhand; und ſie dauerten ſelbſt bey den Engländern lange nach der Eroberung der Normänner fort.

Nach dieſen Rechten fielen die Länder, die jemand zur Lehn gehabt hatte, nach dem Tode des Lehnsträgers, unwiederruflich an den Lehnsherrn zurück. Die Familie des Verſtorbenen mochte in die weite Welt gehen, ihren Unterhalt zu ſuchen; ſie hatte gar keinen Anſpruch auf die Wiedererlangung dieſer Güter, ja nicht einmal ein Recht, einen Beyſtand zu ihren Bedürfniſſen zu fordern, außer blos das Recht, welches ihr die Menſchlichkeit und das Mitleiden andrer gab.

Muhammed hat in der That, entweder von ohngefehr oder aus Abſicht, das Volk vor der Noth und der Unterdrückung, die unmittelbar aus dieſen Rechten folgen, geſichert.

Güter, die der Kirche gehören, es mögen Ländereyen oder Häuſer ſeyn, ſie mögen nun wirklich beſeſſen werden, oder derſelben künftig anheimfallen, werden von dem Fürſten ſowohl als dem Volk für heilig und unverletzlich angeſehen. Die Perſonen alſo, die ihr Vermögen, ſie mögen daſſelbe erworben haben, auf was für eine Art ſie wollen, an geiſtliche Stiftungen zurückfallen laſſen, können dieſelbe, ohne den geringſten Einſpruch und Hinderniß, auf ihren nächſten männlichen Nachkommen bringen. Mecca und Medina ſind die Orte, die man gemeiniglich dazu wählt, weil ſie für die heiligſten gehalten werden.

Ein ſolches Geſtifte nennen ſie Vacuf; man zahlet einen jährlichen ſehr geringen Zins, bis zum Tode der Erben, nach denen das Ganze an die geiſtliche Stiftung fällt, der es verſchrieben iſt.

Dieſes vorläufige Geſetz, oder dieſes Band der Religion verpflichtet den Prinzen zu einer ſo genauen Beobachtung, daß niemals ein Beyſpiel geweſen iſt, daß einer es auch nur verſucht hätte, es zu übertreten, oder es umzuſtoßen.

Denn außerdem, daß er es für einen Theil ſeiner Pflicht gegen Gott und den Propheten hält; ſo zerſtört die kleinſte Verletzung eines ſolchen Geſetzes die Grundveſte ſeines Throns. Blos vermöge des Korans, oder der Einrichtungen ihrer Religion, hat er ſeine oberherrliche Gewalt; und den Augenblick, da er dieſe Lehren verläßt, oder dieſe Geſetze übertritt, wird er ein Ungläubiger, und hört alſo auf, der rechtmäßige Oberherr zu ſeyn.

Muhammed hat dieſes Geſetz der Sicherheit nicht blos auf Perſonen von ſeiner Sekte eingeſchränkt; es erſtreckt ſich auf alle Religionen. Chriſten und Juden können von demſelben Gebrauch machen; und da die meiſten von ihnen aus Ehrgeiz oder aus Eigennutz den Schutz und die Gunſt der Leute, die in den oberſten Stellen der Regierung ſtehen, ſuchen: ſo gebrauchen ſie gemeiniglich dieſen Schutz dazu, ihr Vermögen entweder nach Mecca oder Medina, oder vielleicht mit größrer Leichtigkeit, an eine von den verſchiedenen Moſcheen in Conſtantinopel, oder wo ſie ſonſt durch ihre Neigung oder ihre Verbindungen hingeleitet werden, wenn es nur eine geiſtliche Stiftung iſt, zu verſchreiben.

Die Juden ſind in der That von einigen Moſcheen ausgeſchloſſen worden; da aus den Regiſtern derſelben erhellet, daß in einem Zeitraum von hundert Jahren, nicht ein einziges ſolches Vermächtniß der Moſchee anheimgefallen iſt, woraus die Türken, wie es ſcheint, geſchloſſen haben, daß der männliche Stamm der Söhne Abrahams ewig iſt.

Aus dem, was von dem Vacuf iſt geſagt worden, iſt offenbar, (und es verdient angemerkt zu werden), was für ungeheure Einkünfte der Kirche gehören, und wie ſie nach und nach endlich alle Güter und das ganze Vermögen des Reichs an ſich ziehen und verſchlingen muß.

◆ ◆ ◆

Siebentes Kapitel.

Begebenheiten, das vorhergehende Kapitel aufzuklären, und von der türkiſchen Regierung.

Der Großherr wird als der unumſchränkte Oberherr des ganzen türkiſchen Reichs angeſehen. Die Unterthanen, wenn ſie ſich ihm nahen, begegnen ihm wie einer Gottheit mit der größten Verehrung und Ehrerbietung. Er ſollte, wenn er ſich genau nach ihren Grundverfaſſungen richtet, ſeine unumſchränkte Gewalt dem Vezier übertragen. Dieſes geſchah auch von den meiſten von Muhammed dem Zweyten an bis auf das Jahr 1730.

Der Aufruhr, der in dieſem Jahre entſtand; die Abſetzung des Sultan Achmets, und die Gelangung ſeines Neffen des Machmuds zum Throne, gab der Reichsverfaſſung eine andre Geſtalt. Eben damals hatte das Serail einen Kislar Aga, oder Befehlshaber über die ſchwarzen Eunuchen (der in demſelben gewöhnlich als erſter Miniſter zu gebieten pflegt), der ein weiſer und erfahrner Mann war. Er hatte zwey Empörungen zweymal den Kayſer abſetzen geſehen, hatte die Urſache bemerket, das Uebel erforſcht, und das Mittel dagegen ausfündig gemacht.

Dieſe Urſache ſchrieb er der beſtändigen Dauer und der unumſchränkten Gewalt des Veziers; ihrem Ehrgeiz und ihrer unruhigen Neigung zum Kriege und zu Eroberungen zu. Er rieth deswegen dem neuen Sultan, die Gewalt in ſeinen eigenen Händen zu behalten, ſeine Veziers oft zu verändern, und keinen länger als drey Jahr in ſeiner Stelle zu laſſen, und mit allen ſeinen Nachbarn in Friede zu leben. Auf dieſe Grundſätze, rieth er dem Sultan, die Sicherheit ſeines Throns und die Ruhe der Regierung zu bauen, und Sultan Machmud hieng denſelben während einer Regierung von 24 Jahren ſtandhaft an.

Dieſer ſchwarze Verſchnittene lebte bis zu dem Alter von 99. Er ſtarb 1746. und hatte ſeinen Günſtling Bekir Aga, einen jungen Schwarzen, zum Nachfolger, der ohngefähr 33 Jahr alt, und auf der Inſel Borneo gebohren war. Voll Lebhaftigkeit und Muth fand er ſich durch die Staatskunſt ſeines vorigen Herrn in dem Beſitz einer unumſchränkten Gewalt, und eilte, davon Gebrauch zu machen. Aber es fehlte ihm die Klugheit, die Ueberlegungskraft, und die Erfahrung, die ſein Vorfahr gehabt hatte; ſein Wille wurde ſein Geſetz, und ſeinem Geiz ſetzte er keine Gränzen.

Trunken von höhern Einbildungen, als ſein Verſtand ertragen konnte, ſetzte er das als einen Grundſatz feſt, daß kein Menſch in dem Reich mehr als 10,000 Thaler *) reich ſeyn ſollte, und handelte

---

*) Ein Thaler macht 120 Aſper.

delte ſo, als wenn er ihnen nicht einen Aſper zu laſſen gedächte.

Seine heftigſte Leidenſchaft war für Diamanten, Juwelen, und koſtbare Kleinigkeiten, wahrſcheinlicher Weiſe, um ſich einen Vorrath von leicht wegzuſchaffenden Reichthümern, für einen künftigen böſen Tag, bey Seite zu legen, und alsdenn zu Cairo, dem gewöhnlichen Orte ihrer Verbannung, in Pracht zu leben. Während der ſechs Jahre ſeiner Verwaltung hätte man glauben ſollen, er habe ſich vorgenommen, ganz Europa von Diamanten auszuleeren, und die ganze Ausbeute der Bergwerke von Golconda und Braſilien zu kaufen.

Die Werkzeuge ſeiner Erpreſſung waren ein junger Sklave von ohngefähr 22 oder 23 Jahren, und ein Armenier, den er aus dem Staub erhoben hatte. Die Regierung dieſes unermeßlichen Reichs vereinigte ſich in den Händen dieſer drey Leute. Wenn irgend ein großer Kauf von Diamanten ſollte gemacht werden, ſo giengen dieſe dreye über die Mittel zu Rathe, wie das Geld dazu aufzutreiben ſey. Sie theilten ſehr ſcharfſinnig die dazu nöthige Summe in Theile, wendeten ſich alsdenn zu einer Anzahl reicher und vornehmer Leute, die in Bedienungen ſtanden, oder geſtanden hatten, und indem ſie ihnen zu verſtehen gaben, es geſchähe, um Geſchenke für den Monarchen zu kaufen, ſo wieſen ſie einem jeden ſeinen Theil an, bis ſie die ganze Summe beyſammen hatten. Niemand unterſtand ſich, es zu verweigern, nicht einmal ſich zu bedenken;

einige ſchwiegen aus Furcht, und vielleicht die meiſten aus Erwartung künftiger Gunſtbezeigungen.

Man ſprach von dieſen Räubereyen ſehr verſchieden. Einige ſchrieben ſie dem Prinzen, andere dem Schwarzen und ſeinem Mitgenoſſen zu; die meiſten Stimmen aber legten ſie dem erſtern zur Laſt, der in der That nicht ganz unwiſſend ſeyn konnte, was für Erpreſſungen von ſeinem Miniſter begangen würden. Sie veranlaßten demohnerachtet keine Unruhen oder Zerrüttungen.

Da er das Vertrauen und die Gunſt des Sultans im höchſten Grade hatte, ſo würde er in der That in dieſen und andern Ungerechtigkeiten unaufgehalten fortgegangen ſeyn; aber der glückliche Ausgang ſeiner erſten Unternehmungen machte ihm Muth, ſeine Gewalt auf die erſchrecklichſte Art gegen alle Erbarkeit, Geſetze und Religion auszuüben. Er machte ſich nicht blos an die, welche unter ihm ſtanden, ſondern auch an Leute, die von ihm ganz unabhängig waren. Er beleidigte ſehr unbedachtſamer Weiſe das Corps der Janitſcharen, indem er die Beſoldungen einiger von ihnen einzog und das Geld zurückhielt, das ihnen zur Wiederaufbauung ihrer Oddas oder ihrer Kammern, die ihnen vor kurzem niedergebrannt waren, verſprochen worden war; und zuletzt griff er die, welche er am meiſten gefürchtet hatte, die Rechtsgelehrten an.

Eine wichtige Sache ſchwebte vor dem Moulah oder dem Richter von Scutari, einem Mann von einer ganz beſondern Entſchloſſenheit. Die

Parthey, die Unrecht hatte, wendete ſich an den Schwarzen und an ſeine Creaturen, um von ihnen Schutz zu ſuchen, und unterſtützte ihre Bitte mit einem großen Geſchenk. Die drey Männer unterzogen ſich der Sache, und ſchickten eine Geſandſchaft zum Richter, daß er die Sache zum Vortheil ihres Freundes entſcheiden ſollte. Er antwortete: daß er ſo entſcheiden würde, wie das Geſetz und ſein Gewiſſen es forderte; und da man zu wiederholtenmalen in ihn drang, blieb er beſtändig bey derſelben Antwort.

Den Tag, da er auf der Gerichtsbank ſaß, die Sache zum letztenmal zu vernehmen, und das Endurtheil abzufaſſen, trat ein Chiohadar, oder oberſter Bedienter des Schwarzen, mit großer Eil in den Gerichtsſaal, und hörte die Sentenz gegen ihren Freund ausſprechen. Er ſchimpfte und bedrohte den Moulah, zog eine kleine Peitſche, die ſie größtentheils alle bey ſich tragen, heraus, und gieng, wie einige ſagen, ſo weit, nicht blos ſie zu ſchütteln und damit zu drohen, ſondern ſogar zu ſchlagen.

Eine ſolche Beſchimpfung der Geſetze und der Religion, von der noch kein Beyſpiel vorhanden geweſen war, brachte den Moulah auf, Genugthuung und Rache zu ſuchen. Er wendete ſich zu dem Muffti, der ihn zum Vezier ſchickte. Dieſer Miniſter wendete alle mögliche Mittel an, ihn zu beruhigen. Aber jede Anerbietung, ſelbſt die Moulahſchaft von Iconium, die einträglichſte im ganzen Reich, wurde verworfen. Alle Rechtsgelehrten unterſtützten ihren Bruder, und murrten heimlich, aber heftig. Was ihren Unwillen noch vermehrte, war, daß indem der Vezier mit dem Moulah in Unterhandlungen ſtand, der Schwarze ſeinen Chiohadar mit einer einträglichen auswärtigen Geſandſchaft belehnte.

Der Schwarze und ſeine Anhänger merkten den Sturm, der ſich gegen ſie erhob; ſie fanden, daß ſie den Moulah nicht zum Schweigen bringen könnten, und beſchloſſen deswegen ſeinen Untergang. Dieß konnte nicht öffentlich geſchehen. Demohnerachtet ſetzte ſie ihre arabiſche Verſchlagenheit nicht in den Stand, es mit ihrer gewöhnlichen teufliſchen Kunſt zu verabreden, oder ihre Bosheit mit der Heimlichkeit auszuüben, die die Gefahr, der ſie ſich ſelbſt dabey ausſetzten, erforderte.

Das ungeſchickte Project, auf das ſie fielen, war, mitten in der Nacht Meuchelmörder zu ſchicken, die den Moulah und ſeine Tochter in ihren Betten erwürgen ſollten; während der Zeit ſchnitten ſie die hölzernen Pfeiler, auf denen das Haus ſtand, ab, und riſſen es dergeſtalt nieder, daß es ſcheinen konnte, als wären ſie zufälliger Weiſe unter dem Schutt begraben worden.

Die Zeit, die Art und Weiſe und die Umſtände dieſer ſchrecklichen That machte eine offenbare Entdeckung ſehr leicht. Alle Rechtsgelehrte entſchloſſen ſich zu einer verzweifelten Rache, und verbanden ſich heimlich mit einigen Häuptern der Janitſcharen; aber doch mit dem Vorſatz, den Monarchen zu ſchonen, wenn er nur ſeinen Schwarzen, dem ſchuldigen Kislar Aga, aufgäbe.

Die größte Schwürigkeit beſtand darinn, wie ſie ihre erſten Beſchwerden ihm bekannt machen ſollten. Sollte es durch den ſchwarzen Verſchnittenen, den gewöhnlichen Kanal, geſchehen; ſo liefen zwey oder drey von den Klägern Gefahr, ſich ihren plötzlichen Untergang zuzuziehen, ohne das, was ſie wollten, auszurichten. Sollte es heimlich dem Sultan ſelbſt beygebracht werden, ſo waren ſie doch nicht eines beſſern Schickſals verſichert. Sie fanden alſo nur einen einzigen Weg, durch den ſie ihn zugleich erwecken, in Furcht jagen, und unterrichten konnten; und dieſer war, Conſtantinopel zu verbrennen.

Beynahe zwanzig Tage hinter einander waren unaufhörlich Feuersbrünſte, jeden Tag in zwey oder drey verſchiedenen Theilen der Stadt. Der Großherr, der das Uebel ſchrecklich, und mit Vorſatz weiter fortgeführt ſah, ſetzte den Vezier ab; ein Opfer, durch welches er die Wuth der Mißvergnügten zu beſänftigen glaubte. Aber er fand dieſes Mittel unzureichend; denn den nächſten Tag erſchienen wieder eben ſo viel Feuer als zuvor. Endlich wurde ihm, wie einige ſagen, gerathen, den Mufti heimlich um Rath zu fragen; oder dieſes Haupt der Geſetze gieng, nach der Erzählung andrer, von freyen Stücken zu ihm, und entdeckte ihm getroſt die ganze ungerechte Aufführung des Schwarzen, verlangte Gerechtigkeit, und ſagte ihm, daß er die Sicherheit ſeines eigenen Thrones in Gefahr ſetzte, wenn er ſie verſagte; er drang darauf, gleich auf der Stelle einen völlig entſcheidenden Schluß gegen den Schwarzen zu faſſen; indem er hinzuſetzte: daß wenn der Sultan nicht Bechir, den Kislar Aga, aufgeben wolle, er ſelbſt ſeine eigene Stelle niederlegen müſſe; und daß er lieber als ein Privatmann der ſchrecklichen Cataſtrophe des Falls ſeines Fürſten zuſehen, als gezwungen ſeyn wollte, ſelbſt als Haupt der Geſetze dazu ſeine Einwilligung zu geben.

Dies iſt gewiß, daß der Mufti wirklich ein Mann von der ſtoiſchen ſich ſelbſt verläugnenden Gemüthsbeſchaffenheit und von dem heroiſchem Muth war, der es wagen durfte, eine ſolche Sprache zu führen, und dieſe unangenehme und gefährliche Geſandſchaft an ſeinen Oberherrn zu unternehmen. Dieſer gab ſogleich dieſen ſchreckenden Vorſtellungen Gehör, und entſchloß ſich, den Schwarzen wegzuſchaffen, und ihn nach Cairo zu verbannen.

An einem von den Tagen, die gewöhnlicher Weiſe zu der Ergötzung des Sultans beſtimmt ſind, gieng er zu Waſſer nach einem Chiosk oder Sommerhauſe, das am Bosporus liegt. Der Boſtangi-Paſchi und Selichatar-Aga, die ihn immer begleiten, hatten ſchon ihre Befehle bekommen. Der Schwarze war mit von der Geſellſchaft. Indem er ans Land ſteigen wollte, nahm man ihn gefangen, zwang ihn in ein Boot, und ſchloß ihn in Leanders Thurm ein. *) wo er die Galeere erwarten ſollte, die dazu beſtimmt war, ihn nach Cairo abzuführen.

Der Anblick der Galeere veranlaßte neue Vorſtellungen von Seiten der Juſtiz; ſie verlangte das Blut des Verbrechers, und nöthigte den Großherrn, obgleich mit dem äußerſten Widerwillen, zur Hinrichtung deſſelben ſeine Einwilligung zu geben.

Der Stolz des Schwarzen verwandelte ſich beym Anblick des Henkers in Verzweiflung. Er vertheidigte ſich herzhaft gegen ihn mit ſeinem Hanjar oder Meſſer. Er verwundete ihn und fiel endlich nur durch die Ueberlegenheit, die dem andern der Säbel gab. Sein Körper lag drey Tage unbegraben an dem Ufer der See.

Darauf folgten täglich Hinrichtungen ſeiner Kreaturen und Anhänger, ſeines Sklaven, ſeines Armeniers und ſeiner Secretaire. Viele andere wurden verbannt.

Die Summen, die bey dieſen Hinrichtungen und Verbannungen confiſcirt wurden, waren unermeßlich. Das was durch den Tefterdarat oder die öffentliche Schatzkammer hindurchgieng, und hernach in die Chaſne oder den geheimen Schatz des Großherrn bezahlt wurde, das Geld nemlich, was man auſſenſtehend gefunden hatte, belief ſich auf 30500 Beutel, oder 1900000 Pfund Sterling. Was innerhalb des Serails an Diamanten, Juwelen und Geld

---

*) Dieſer liegt auf einer Inſel in dem Hafen von Conſtantinopel.

Gold gefunden worden war, wurde niemals bekannt; aber man verſicherte durchgängig, daß es eben ſo viel, oder noch weit mehr betragen hätte.

Dieſer ſeltne und merkwürdige Vorfall in ihrer Geſchichte, und der ſo unmittelbar und geradezu die unumſchränkte Gewalt angeht, zeigt ganz ausnehmend, wie die Geſetze doch zuletzt ſie einſchränken, und daß ſie den Monarchen dahin bringen können, den Oberſten ſeines Serails, und damals auch des ganzen Reichs, allen ſeinen Neigungen der Liebe und der Freundſchaft zuwider, (wie dieſes in dem Fall ſehr wohl bekannt war,) und ſogar ohne ein vorhergegangenes Beyſpiel, der außerſten Strenge der Geſetze Preiß zu geben.

Aber es erhellet aus dem Verfahren des Sultans, daß er ſelbſt durch die Geſetze eingeſchränkt zu ſeyn glaubt. Denn bey jedem Tractat, der geſchloſſen, bey jedem Kriege, der unternommen werden ſoll, oder wenn Verbrechen, die gegen ihn ſelbſt, oder von Perſonen von hohem Rang in ſeinen Dienſten, begangen worden, geſtraft werden ſollen, ſo muß er allemal vom Mufti ſein Fetfa, ſeine Entſcheidung und ſeine Bekräftigung einholen.

Es iſt wahr, er kann den Mufti, ſo wie er ihn wählt, auch abſetzen und verbannen, das ärgſte, was ihm widerfahren kann. Es iſt aber auch wahr, daß viele von ihnen unter verſchiedenen Regierungen, ſich in der That dem Willen ihres Sultans widerſetzt haben; und daß er demohnerachtet ſich nicht unterſtanden hat, ſie unmittelbar ihre wenige Gefälligkeit entgelten zu laſſen. Man hat es immer in ſolchen Gelegenheiten für nothwendig gehalten, eine mehr ſcheinbare Urſache ihrer Abſetzung zu erfinden. Ein gewaltthätiges Verfahren würde in dieſem Fall bey dem gemeinen Volk zu viel Geſchrey erregen; die Gerichtsperſonen allein könnten ſeinen Thron erſchüttern.

Der Koran, haben wir geſagt, ſetzt das Eigenthum der Privatperſonen in Sicherheit, und das folgende merkwürdige Beyſpiel wird die Ausübung davon zeigen.

Im Jahr 1755. war die Pforte *) ganz niedergebrannt. Als man ſie wieder aufbauen wollte, ſo dachte man darauf, wie man ſie wieder auf die vorige Stelle ſetzen und ſie doch zugleich durch ihre Lage vor einem ſolchen Zufall ins künftige ſichern möchte.

Die Methode, zu der man ſich endlich entſchloß, war, einen hinlänglich weiten Raum rund um ſie herum leer zu laſſen, und zu dem Ende verſchiedene Häuſer, die daran ſtieſſen, zu kaufen und niederzureiſſen. Die meiſten Eigenthümer lieſſen ſich den Verkauf gefallen; aber ein altes Weib war übrig, die ſich erklärte, ſie könnte und wollte nicht ihr Haus verlaſſen; es wäre ein Eigenthum ihrer Familie ſeit mehrern Geſchlechtsfolgen geweſen, und kein Geld könnte ihr den unendlichen Werth erſetzen, den es für ſie hätte. Keine Anerbietungen, keine Drohungen

---

*) Die Pforte iſt der Pallaſt, worinn der Vezier wohnt. Alle Archive werden in demſelben verwahret, und alle öffentliche Geſchäffte abgehandelt.

bungen konnten bey ihr etwas ausrichten. Die Großen ſchimpften und ſchryen über ſie. Aber doch ſchien die Ungerechtigkeit zu groß zu ſeyn, es ihr mit Gewalt zu nehmen. Das Haus blieb ſtehen; und wenn man den Sultan fragte, warum er nicht ſein Anſehn dabey brauchte, es wegnähme und den Werth dafür bezahlte? ſo war ſeine Antwort: „Es iſt unmöglich, es kann nicht geſchehn, es iſt ihr „Eigenthum.„

Ohnerachtet der übertriebnen Ausdrücke, deren ſich die Türken bedienen, wenn ſie von ihrem Souverain reden, ſo murren ſie doch ſehr oft, reden frey, ſchimpfen auf ihn und ſeine Miniſter; werfen Pasquille ohne Namen in die Moſcheen, und ſcheinen immer zum Aufruhr bereit, wenn ſie durch öftere und ungewöhnliche Tyranney und Unterdrückung aufgebracht werden. Man hat ihnen beygebracht, daß er von Gott eingeſetzt, daß er ein Nachkomme ihres Propheten ſey, durch deſſen Vermittelung ſie ihre Seligkeit erwarten; und doch ſind ſie alle Augenblicke bereit, ihn ſeines Throns, ſeiner Freyheit und ſelbſt ſeines Lebens zu berauben.

Dieſes könnte man blos als ein Beyſpiel mehr von der groſſen Anzahl von ſcheinbaren Widerſprüchen in der menſchlichen Natur anſehen. Obgleich in der That, wenn es wirklich ein ſolches wäre, es ſich mit vielen andern ſolchen Beyſpielen, aus dem erklären lieſſe, was ein ſehr ſinnreicher und freyer Schriftſteller *) ſich zu beweiſen bemüht hat, daß

---

*) Bayle.

daß die Menſchen gröſtentheils nicht nach ihren Grundſätzen handeln.

Ob ich gleich dieſen Satz für zu allgemein halte so fürchte ich doch, daß er großentheils wahr ſey. Denn daß es viele Menſchen giebt, die nicht nach ihren Grundſätzen handeln, iſt nur allzu offenbar. Dieſes könnte alſo dem Scheine nach eine Auflöſung an die Hand geben. Aber hier würde es gewiß weder richtig angewendet noch zureichend ſeyn. Denn man hat dabey noch nicht den ganzen Umfang von dem, was die Türken von ihrer Regierung glauben, in Rechnung gebracht, und das Factum iſt alſo nicht vollſtändig vorgeſtellt.

Sie lernen nemlich ſehr frühzeitig, daß wenn des Fürſten ſeine Rechte göttlich ſind, ſie ſich nur auf den Koran gründen; daß er durch dieſes heilige Geſetzbuch eingeſetzt iſt, welches er als ein wahrer Gläubiger ſchon ſtudiert hatte, und von dem er vor ſeiner Gelangung zum Thron wußte, daß es ſeine Pflicht ſeyn würde, es zu beobachten; und daß er alſo durch dieſe Geſetze eben ſo ſehr verbunden würde, als ſie ſelbſt.

Dieſes wird im Koran ſo klar und ſo ausdrücklich geſagt, daß Muhammed es für nöthig befand, Ausnahmen für ſich ſelbſt hinein zu ſetzen.

Daher wenn das Volk augenſcheinlich gedruckt, ihr Eigenthum oder das Eigenthum der Kirche verletzt wird, wenn der Fürſt das Blut der Unterthanen verſchwenden, oder einen unglücklichen Krieg fortführen will: ſo berufen ſie ſich auf dieſes Geſetz; erklären ihn für einen Ungläubigen, einen Tyrannen, für ungerecht und unfähig zu regieren, und ſetzen ihn dem zufolge ab, ſtecken ihn ins Gefängniß, oder bringen ihn um.

Es iſt wahr, ſie ziehen zuerſt ihre eigne Kräfte zu Rathe, und richten ſich mehr nach der Wahrſcheinlichkeit eines glücklichen Erfolgs, als nach der Rechtmäßigkeit der Handlung; aber doch thun ſie es allemal unter dem Schutz des Geſetzes und unter der Anführung einer Perſon von der geſetzgebenden Obrigkeit. Und man kann behaupten, daß kein Beyſpiel von der Abſetzung eines Sultans zu finden ſey, bey der nicht eine Form des Rechts, ſie ſey wahr oder falſch, wäre beobachtet worden. Ja dieſes ſcheint ſchlechterdings nothwendig. Denn es iſt allemal die Gewohnheit geweſen, daß entweder der Mufti, oder der Nakib *) von Santa Sophia, oder von Eiup, oder wenigſtens ein angeſehener Mann unter den Richtern, in das Serail oder das Zelt gehe, und dem Sultan ſelbſt die Urſachen ſeiner Abſetzung bekanntmache, indem er ihm ankündigt, warum er vermöge des Geſetzes unwürdig und unfähig iſt zu regieren.

Furcht verbindet die Türken blos alsdann zum leidenden Gehorſam, wenn es nur einzelne, von einander getrennte Perſonen ſind, welche leiden. Alsdann reden ſie blos. Aber wenn die Laſt des Uebels ſich einmal ausbreitet und ſchwerer wird, ſodann finden ſie einen Anführer; die Juſtiz und der

---

*) Das Haupt oder der Director der Moſcheen, die Emirs oder Nachkommen Muhammeds ſind.

Soldat vereinigen ſich mit dem Volke zu einem gemeinſchaftlichen Intereſſe, und ſetzen den Unterdrücker ab; aber ſetzen immer ſeinen geſetzmäßigen Nachfolger an ſeine Stelle auf den Thron.

Dieſe einzige unſtreitige Gewohnheit, den rechtmäßigen Nachfolger zu nehmen, beweiſt, daß ſie ſich nach den Ausſprüchen und den Verordnungen des Geſetzes richten; und ich muß anmerken, was vielleicht ungezweifelt wahr iſt, daß in allen Staaten, außer wenn eine blos uſurpirte vorübergehende Gewalt geherrſcht hat, eben daſſelbe iſt beobachtet worden.

◆ ◆ ◆

Achtes Kapitel.

Geſchichte von der Regierung des Vezier Ragib Mehemed Baſſa.

Der Tod des oberſten Schwarzen brachte eine plötzliche Veränderung in dem Innern der türkiſchen Regierung hervor; und kann als eine neue Periode in ihrer Verfaſſung angeſehen werden. Dieſer Umſtand iſt demohnerachtet wenig bekannt, und noch weniger bemerkt. Es iſt alſo der Mühe werth, daß wir das, was erfolgte, und den Gebrauch, den der Vezier von dieſer Begebenheit machte, um ſeine unumſchränkte Gewalt feſtzuſtellen, erzählen.

Der neue Kislar Aga, durch das traurige Ende ſeines Vorgängers geſchreckt, betrug ſich mit der größten Vorſichtigkeit; er ſchien den Vezier oft um Rath zu fragen, und ſich in genauere Verbindungen mit ihm einzulaſſen. Dieſes dauerte fort bis zu dem Jahre 1755.

Eben damals war es, daß nach dem Tode des Sultans Machmut ſein Bruder Oſman den Thron beſtieg. Dieſer Prinz war nach den Grundſätzen der türkiſchen Politik beſtändig eingeſchloſſen geweſen, und kam jetzt in einem Alter von 56 Jahren zum erſtenmal in die Welt, als ein vollkommner Fremdling in der Kenntniß der Menſchen. Durch dieſen Vorfall fieng der Kiſlar Aga an, wieder mehr Gewalt zu bekommen, und mit Hülfe ſeiner Parthey, die aus einigen in dem Serail und aus einigen außerhalb demſelben beſtand, Veziers nach ſeinem Gefallen ein- und abzuſetzen. Seine Gewalt innerhalb des Serails iſt ganz uneingeſchränkt, ausgenommen von Seiten ſeines Sekretairs des Jazigi Effendi, der ſich gemeiniglich bey dem Großherrn in Anſehn zu ſetzen weis: in dieſen beyden, oder in einigen wenigen ihrer Anhänger vereiniget ſich die ganze Macht der Regierung.

Bey dem Tode des Oſmans, in dem Jahr 1757, war der Vezier Mehemet Ragib Baſſa, der die Siegel unter ſich hatte, der verſchlagenſte und geſchickteſte Mann im ganzen türkiſchen Reiche. Sein Amt forderte von ihm, den neuen Sultan Muſtapha auf den Thron zu ſetzen. Es ſey nun, daß er entweder ſchon zuvor mit dieſem Prinzen eine geheime Verbindung unterhalten hatte; oder daß er jetzt durch ſeine Gefälligkeit, Wiſſenſchaft und Beredtſamkeit ſeine Zuneigung zu gewinnen wußte; genung, er wurde auf einmal ſein Freund und ſein Vertrauter, und ſetzte das Amt eines Veziers wieder auf den alten Fuß eines unumſchränkten Miniſters mit unumſchränkter Gewalt.

Der Sultan, um den Miniſter noch feſter an ſeine Perſon zu binden, nöthigte ihn, ſeine Gemahlinn, eine junge liebenswürdige Frau, von ſich zu laſſen, und die Prinzeßinn, ſeine Schweſter, zu heyrathen, eine Wittwe, deren Geſtalt und Alter ſie ganz unfähig machte, Zärtlichkeit zu erregen.

Muſtapha, der gegenwärtige Sultan, von dem wir jetzo reden, war ein Sohn des Achmets, der 1730 abgeſetzt wurde. Die zwey Brüder Machmut und Oſman, die von der Zeit dieſer Abſetzung an bis zu der Gelangung des Muſtapha zum Throne, regiert hatten waren Söhne von dem Bruder des Achmet.

Die kindliche Pflicht hat auf die Muhammedaner einen ſtarken Einfluß. Sie machen gemeiniglich, ich möchte faſt ſagen beſtändig, ſich ein Geſetz daraus, ihre Väter nachzuahmen, und das Leben und die Handlungen ihrer Vorfahren als die einzigen Muſter anzuführen, nach denen ſie ſich zu richten hätten.

Dieſer Prinz ſahe alſo jede Einrichtung, die ſeit der Abſetzung ſeines Vaters gemacht worden war, oder die im geringſten von der Gewohnheit ſeiner Vorfahren abwich, als unerträgliche Neuerungen an, und die Regierungen ſeiner beyden Vettern ſchienen ihm voll von Misbräuchen und Ungerechtigkeiten.

Der Vezier trug Sorge, ihn in dieſen Vorſtellungen zu beſtärken, und ihm dieſe Misbräuche zu zeigen wobey er gegen dieſelben nicht blos als Abweichungen von den Gewohnheiten ſeiner Vorfahren, ſondern als Verletzungen der alten muhammedaniſchen Reichsverfaſſung und Regierungsform ſelbſt eiferte. Er führte ihn auf die Zeiten Soltmanns des Erſten zurück, der von einigen der Prächtige, von ihnen der Geſetzgeber genannt wird, und er unterließ nicht, die Gewalt, die dem Kislar Aga, einem wilden unwiſſenden ſchwarzen Sklaven, gegeben worden war, als die Quelle dieſer und aller andern Uebel vorzuſtellen; daß das Anſehen, das ſich derſelbe in dem Serail angemaßt, und die boshaften Anſchläge, die er immer darinn gemacht hätte, die weiſeſten Maasregeln der Pforte vernichtet hätte, und daß die wahre urſprüngliche Reichsverfaſſung die unumſchränkte Gewalt des Großveziers fordre.

Der Schwarze, der dem Bechir Aga folgte, behielt noch immer ſeine Gewalt. Bey verſchiedenen Gelegenheiten hatte er ſich nicht als ein Freund des Veziers bezeugt, der ihn demohnerachtet während der wenigen Monate, die er unter der Regierung des Oſmanns herrſchte, durch Hülfe des Jazigi Effendi unterſtützt hatte. Er ſah aber doch ſchon ſein Anſehn wanken, und nannte ſich ſelbſt öffentlich einen Fremden, der ſich gefaßt machen müſſe abzureiſen. Türken vergeben niemals. Der

Vezier wendete alſo ſogleich ſeine Liſt und Geſchicklichkeit an, ſeine Rache zu befriedigen, indem er ſeinen Feind ſtrafte. Der Schwarze wurde zur Verbannung verurtheilt, und da das Unglück der Caravane von Mecca noch hinzukam, ſo wurde ihm der Kopf abgeſchlagen, und nach Conſtantinopel gebracht, als ein Opfer, das er als die vornehmſte Urſache dieſes Kirchenraubes dem Volke ſchuldig ſey.

Die Gewalt der Miniſters iſt in dieſem ſo wie in vielen andern Ländern im Verhältniſſe mit den Einkünften der Bedienung, und alſo mit dem Reichthum und der Anzahl der Clienten.

Die Harem oder die Frauenzimmer des Serails haben ſehr große Einkünfte, die ihnen zu ihrem Unterhalt angewieſen ſind. Dieſe beſtehen in ganzen großen Diſtricten und in anſehnlichen Städten in Europa und Aſien, und werden Haremai genannt. Die Aufſicht und die Verwaltung dieſer Einkünfte war ganz unumſchränkt in den Händen des ſchwarzen Kislar Aga. Er nahm alles in Empfang, ohne jemand dafür Rechenſchaft geben zu dürfen. In allen Sachen, die die Haremai angiengen, hielt er die Divans, und verwaltete die Gerechtigkeit. Alle Proceſſe, ſowohl bürgerliche als peinliche wurden vor ihn gebracht; er ernannte die Gouverneurs und beſetzte alle andere bürgerliche und Kriegsbedienungen. Niemand hatte das Recht, ſich ihm in der Regierung der Oerter, die zu dem Unterhalt der Harem ausgeſetzt ſind, zu widerſetzen, oder ſich nur darein zu miſchen.

Die Schwürigkeit war, wie dieſer Theil ihrer Einrichtung aufgehoben werden ſollte. Aber dem Ragib Mehemet Baſſa fehlte es niemals an Maaßregeln. Seine Kenntniß ihrer Geſchichte, ſein fruchtbarer Geiſt, und ſeine Beredtſamkeit hatten den Großherrn eingenommen. Dieſer ließ ſich alſo ſehr bald überreden, daß die Gewalt, die der ſchwarze Verſchnittene über die Haremai hätte, die Quelle ſeiner Verbrechen ſey; daß die Regierung einfacher ſeyn müſſe und daß das Geſchäffte des Haremai mit dem Amte des Veziers, als ein weſentlicher und vorzüglicher Theil deſſelben, vereiniget werden ſollte. Mit einem Wort, er brachte es dahin, daß es gänzlich aus den Händen des Aga genommen und ſeinen eigenen anvertrauet wurde, indem er einen Schwarzen an die Stelle ſetzte, den er ſelbſt gewählt hatte, und den er zu allen ſeinen Abſichten brauchen konnte; ſo daß man in der That ſagen konnte, er habe dieſen Theil der Regierung ganz umgeformt, und das ganze Reich unter ſeine unumſchränkte Gewalt gebracht.

Ich habe nicht unterlaſſen können, die Regierungskunſt des Veziers mit des Tiberius ſeiner zu vergleichen. An Verſchlagenheit, Betrügerey und Eiferſucht übertraf er ihn; und wo er einen Nebenbuhler fand, oder jemanden, der ſeine eigene Sicherheit in Gefahr ſetzen konnte, ſo war er vielleicht nicht weniger grauſam.

Ein Tefterdar oder Großſchatzmeiſter, ein Mann von uneingeſchränkter Großmuth, von ungewöhnlicher Erhabenheit der Geſinnungen, beſaß dieſe

Stelle zum zweytenmale, da Ragib Vezier war, und hatte ſich bey dem Volke ſehr beliebt gemacht. Der Vezier hörte ihn beſtändig loben. Das war genung Urſache, ſeine Eiferſucht zu erregen. Er befahl, daß die Rechnungen ſollten nachgeſehen werden, fand, wie er vorgab, Rückſtände; und brachte ſeine Verbannung zuwege, indem er ſich zu gleicher Zeit über den Verluſt beklagte, den er durch die Entfernung des Tefterdars erlitte. Aber der Haß des Veziers hatte hier noch nicht ein Ende. Er folgte ihm an den Ort ſeiner Verbannung, und konnte durch nichts, als durch ſein Blut beſänftigt werden: er ließ ihm den Kopf abſchlagen, indem er während der Zeit beſtändig gegen ſo eine grauſame Gerechtigkeit eiferte, das harte Schickſal ſeines Freundes beweinte, und die Schärfe und unbewegliche Strenge des Sultans tadelte, die an einem ſo geſchickten und liebenswürdigen Manne, und eines ſo gemeinen Verbrechens wegen, für welches es ſo leicht wäre Genugthuung zu leiſten, wäre ausgeübt worden.

Bey aller ſeiner Macht und ſeinem Anſehen verſuchte er es niemals im geringſten, dem Willen des Großherrn zu widerſprechen. Dadurch, daß er immer demſelben nachgab, beförderte er einen gewiſſen Veli, einen verwegenen geſchwätzigen Mann, der unter den Rechtsgelehrten ſehr in Anſehen ſtand, zu der hohen und wichtigen Stelle eines Mufti. Dieſer Mann war noch nicht lange auf ſeinem Poſten, als man bemerkte, daß er ſich mit Staatsſachen abgab, und man glaubte, daß er der Macht des Veziers ein Gleichgewicht gegeben hätte.

Der Vezier, der eine Neigung gegen den Dollmetſcher der Pforte bekommen hatte, beſchloß eine Veränderung mit den Fürſten oder Waywoden in der Moldau und Wallachey vorzunehmen, und eine von dieſen Würden dem Dollmetſcher zu geben. Der Sultan willigte darein; der Dollmetſcher wurde zu dieſer Stelle ernannt, und man machte Anſtalt zu den Ehrenbezeigungen, die ihm bey dieſer Gelegenheit pflegen erwieſen zu werden; aber der Mufti, der eine andre Perſon, einen abgeſetzten Fürſten in ſeinen Schutz nahm, kam dazwiſchen, und nannte ihn, dem Großherrn, als die Perſon, die zu der Stelle am geſchickteſten wäre, indem er zugleich ſeine Empfehlung mit ungewöhnlichen Lobſprüchen unterſtützte. Der Sultan gedachte dieſer Empfehlung bey dem Vezier; dieſer Miniſter beſtätigte ſie ſogleich, und ließ es ſich gefallen, ſeinen ganzen Plan zu ändern. Der Dollmetſcher wurde bey Seite geſetzt, und der Mufti hatte die Freude, zu ſehen, daß ſeine Empfehlung gegolten hatte.

Das gewöhnliche türkiſche Sprüchwort des Veziers war: „man muß den Haſen in einem Wa„gen jagen;„ d. h. man muß ſeine Geſchäffte heimlich treiben, und Uebereilung vermeiden. Er empfieng den neuen Fürſten ſo, als wenn ſeine Erhöhung ſein eignes Werk und er ſeine Kreatur geweſen wäre; alles gieng beynah drey Monat lang dem Scheine nach, in einer vollkommnen Harmonie mit dem Mufti. Endlich wurde mit Fleiß ein

Gerücht in der Stadt ausgebreitet, der Mufti habe 100 Beutel mit Gelde für ſeine Empfehlung bekommen. Wenn aber dieſes nicht bis zu dem Großherrn gekommen wäre; ſo hätte es ſeinen Endzweck verfehlt; darauf kam es alſo noch an, es vor ihn zu bringen.

Dieſer Prinz gieng, ſo wie es in der Türkey gewöhnlich iſt, oft incognito, als ein gemeiner Mann gekleidet, herum, und begab ſich in die Caffeehäuſer, um zu hören, was die Leute von ihm und ſeinen Miniſtern ſprächen. Auf einem von dieſen Häuſern in Ejup pflegte er beſonders oft abzutreten. Hier beſtellte der Vezier einige von ſeinen Kreaturen, und unterrichtete ſie in der Sprache, die ſie bey dem Eintritt des Sultans führen ſollten. Einer von ihnen fieng an zu ſagen: „ſie wären mit dem weiſeſten, gerechteſten und beſten Prinzen geſegnet, und wünſchten, daß ſeine Miniſter ihm ähnlich wären; aber was könnten ſie hoffen, da das Haupt ihrer Religion und ihres Geſetzes ſo feil und ſo niederträchtig wäre, daß er ſich durch Ungläubige beſtechen lieſſe; der Mufti hätte 100 Beutel Geld bekommen, um einen elenden Ungläubigen zu der Würde eines Fürſten in der Wallachey zu erheben; und wenn ſolche Gräuel geduldet würden, und der Großherr nicht davon unterrichtet ſeyn ſollte, ſo würde das Reich bald ſeinem Verfall und ſeinem Untergang nahe kommen.“ Die ganze Geſellſchaft vereinigte ſich in dieſer Anklage. Der Großherr erſchrack darüber, ſchlich ſich davon, kam zu dem Vezier, und befahl ihm, augenblicklich den Mufti abzuſetzen.

Der Vezier ſetzte ſich dagegen. Er ſagte ſeiner Majeſtät, daß ſolche Nachrichten mit Mistrauen angehört werden müßten; daß das gemeine Volk oft ſchlecht unterrichtet, und immer tadelſüchtig und verwegen in ſeinen Urtheilen ſey; daß dieſer Erzählung gewiß nicht zu trauen ſey; daß der Mufti ein zu heiliger und frommer Mann wäre, um einer ſolchen Gottloſigkeit ſchuldig zu ſeyn; und endlich beſchwor er ihn, ſeinen Unwillen ſo lange aufzuſchieben, bis er die Wahrheit der Sache genauer unterſucht und beſtätigt hätte.

Seine Vorſtellungen und Bitten beſänftigten den Monarchen für jetzo, bis der verſchlagne Miniſter einen neuen Kreyß in einem andern Coffeehauſe beſtellte, die Anklagen gegen den Mufti mit noch neuen hinzugeſetzten Beſchuldigungen zu wiederholen. Die erſte wurde alſo dadurch außer allen Zweifel geſetzt. Der Prinz wollte länger keinen Aufſchub leiden, ſondern befahl, daß der Mufti unmittelbar ins Elend gehen ſollte, wozu er ihm eine höchſt unangenehme Gegend, Sinope auf dem ſchwarzen Meere zum Ort ſeiner Verbannung anwieß.

Der Vezier bezeigte ſich gegen alle ſeine Freunde dieſes Vorfalls wegen äußerſt bekümmert. Der Mufti wendete ſich mit den dringendſten Bitten an ihn, daß der Ort ſeiner Verbannung geändert werden, und ſeine Abreiſe nicht ſo plötzlich ſeyn möchte. Der Miniſter ſtellte ihm die Schwürigkeit vor, bey einem

nem aufgebrachten, eingenommenen und ſtrengen Prinzen etwas auszurichten. Demohnerachtet verſprach er, daß er alles mögliche thun würde, die Sentenz zu mildern, und daß er die Gnade ſeiner Majeſtät auf eine ſo kräftige Art, als es ihm möglich wäre, anflehen wolle.

Er gab zu, daß der Mufti zwey oder drey Tage auf einem Landhauſe am Boſporus bleiben durfte, und nachmals würkte er für ihn das aus, was dieſer unglückliche Mann und ſeine Freunde ſo eifrig wünſchten, daß der Ort ſeiner Verbannung von Sinope nach Bruſia verlegt wurde.

So, nachdem er ihm den tödtlichen Streich verſetzt hatte, eignete er ſich doch noch das Verdienſt zu, ihm den wichtigſten Dienſt geleiſtet zu haben.

◆ ◆ ◆

Neuntes Kapitel.

Veränderung der Veziers. — Ordnung in den Geſchäfften. — Politik der türkiſchen Miniſter.

Die Abwechſelung der Veziers, und ihre Hinrichtung, die zuweilen, obgleich ſelten erfolgt, hat ein allgemeines Vorurtheil hervorgebracht, und iſt immer als ein Beweis von der Unbeſtändigkeit und der Regelloſigkeit in der türkiſchen Regierung angeführet worden. Sultan Machmuth hat dieſe Abwechſelung zuerſt, wie wir bemerkt haben, als eine Staatsmaxime eingeführt, und war der erſte, der ſie ordentlicher Weiſe befolgte.

Einige aus der allerniedrigſten Klaſſe der Menſchen, ſolche ſogar, die weder leſen noch ſchreiben konnten, haben dieſen hohen Poſten bekleidet. Und dennoch iſt die Ordnung in der Regierung, und der Gang der Geſchäffte nicht einen Augenblick unterbrochen worden. Denn eine andre ſichrere und heilſamere Maxime erhält die Regierung in ihrem ordentlichen immer gleichen Laufe; die Unterbeamten bleiben unverrückt in ihren Bedienungen, und gemeiniglich werden ſie, wenn Veränderungen vorfallen, weiter befördert: ſo daß die, welche viele Jahre in den Geſchäfften geübt und abgerichtet ſind, die Gehülfen und die Unterweiſer des Veziers werden. Daher bekommt jeder neue Vezier die Methode zu regieren geſchwind in ſeine Gewalt; und wenn er dieß auch nicht in Anſehung der ſchwerſten und verwickeltſten Theile derſelben thun könnte, ſo kann er es doch wenigſtens ſo weit, um das Reich und die Hauptſtadt in Ruhe, die Rechtsgelehrten bey guten Geſinnungen zu erhalten, und die Armee zu commandiren, welches vielleicht die vornehmſten und größten Endzwecke ſeiner großen Gewalt ſind. Durch dieſes Verfahren bey der Regierung, hat keine Veränderung in den hohen Bedienungen einen Einfluß aufs Ganze; ſo daß wenn wir leſen, daß ein *) Chiaia des Veziers, ein Reis Effendi, ein **) Chiaous Paſchy iſt abgeſetzt worden, der Geiſt der Bedienung deswegen doch zurückbleibt, und die Geſchäffte noch immer ihren gewöhnlichen Gang fortgehn.

---

*) Der Zweyte an Macht nach dem Vezier.

**) Hofmarſchall.

Die Schreiber und Unterſchreiber ſind unzählig; einige hundert Hände ſind beſtändig bey der Pforte in Arbeit, und ein jeder von ihnen ſtrebt, wenn er nur die geringſten Talente oder Genie hat, nach den höchſten Würden, hält Jahre lang ſeine Augen auf das Amt, das er einmal zu bekleiden denkt, gerichtet; und oft erhalten ſie durch eine hartnäckige Beſtändigkeit, und indem ſie niemals einen Schritt von ihrem Wege abweichen, ihren Endzweck.

Es giebt keine chriſtliche Macht, die mit der türkiſchen in Anſehung der Sorgfalt und Genauigkeit in ihren verſchiedenen Bedienungen zu vergleichen wäre; die Geſchäffte werden mit der größten Pünktlichkeit gethan; in jeder wichtigen Schrift werden die Worte abgewogen, und allemal die Bedeutung genommen, die ihnen ſelbſt am vortheilhafteſten ſeyn kann.

Man kann Schriften von langen Jahren her bey der Pforte finden, wenn man nur das Jahr weis, in welchem die Sache iſt abgethan worden; jedes Edict, was damals gegeben, jede Verordnung, die zu der Zeit gemacht worden, kann den Augenblick vorgezeigt werden.

Die Regel, welcher die Regierung in der Auslegung der Traktaten, oder Kapitulationen, oder der Bewilligungen, die chriſtlichen Fürſten zugeſtanden werden, oder in vielen andern Fällen folgt, iſt das Herkommen. Je älter das Beyſpiel iſt, je ehrwürdiger iſt es, und am meiſten das, was ſie den alten Canon nennen; jeder politiſche Streit, der zwiſchen ihnen und den chriſtlichen Mächten zweifelhaft oder unentſchieden iſt, kann auf einmal entſchieden werden, wenn man ein Beyſpiel vorbringt.

Die franzöſiſchen Geſandten haben oft auf einen Vorrang bey der Pforte Anſpruch gemacht. Die Türken haben eben ſo feyerlich den übrigen die Nichtigkeit ihrer Forderungen erklärt, und daß alle Geſandte auf gleichem Fuße ſeyn ſollen. Aber da die öffentlichen Audienzen nur nach der Reihe geſchehen können, ſo muß doch jemand anfangen, und alſo der erſte ſeyn. Sie nehmen alſo den älteſten Eigenthümerer unter den Geſandten, den der zuerſt einen Sitz in ihrem Lande gehabt hat. Und dieß iſt die einzige Urſache, warum die Franzoſen in der Zeit der Audienz den Vortritt vor den übrigen haben, ob ſie gleich keinen in Anſehung des Ranges und der Würde haben.

Wenn ſie bey der Pforte Luſt haben, ein Geſchäffte zu befördern, oder, wenn es ihnen angenehm iſt, ſo iſt kein Volk, das es mit größrer Geſchwindigkeit thäte; wenn das Gegentheil iſt, ſo können ſie es auch eben ſo künſtlich verzögern und aufſchieben. Unzähliche Entſchuldigen, gute und ſchlechte, ſind in Bereitſchaft, es Monathe und Jahre unausgemacht liegen zu laſſen.

Der Abgott der Türken iſt Gold; und in allen gewöhnlichen Geſchäfften öfnen ſie ihre Ohren dieſer mächtigen Gottheit. Wenn man ſich deſſen nicht bedient, ſo ſind Recht, Verſprechungen, Verträge, Bündniſſe, oft und gemeiniglich ohne Würkung. Einige große Hände müſſen die Schwere dieſer ſcheinbaren goldenen Beweisthümer fühlen; aber alsdann ſind ſie auch oft ſo großmüthig, daß ſie ſich auf ein bedungenes Verſprechen verlaſſen, und zufrieden ſind, wenn ſie auch die Belohnung erſt nach Endigung des Geſchäfftes erhalten.

Die Staatskunſt jedes türkiſchen Miniſters hat ihn ſelbſt zur erſten Abſicht; ſie bewerben ſich blos um ihre eigene Sicherheit, und die Erhaltung ihrer Würde; das iſt der einzige Entwurf, durch den man ſie gewinnen kann. Es iſt umſonſt von der gegenwärtigen oder zukünftigen Sicherheit des Reichs mit ihnen zu ſprechen. Die Frage, die ſie an ſich ſelbſt thun, iſt: Kann ich ſicher ſeyn? Behalte ich meine Gewalt? Wenn alſo wichtige Angelegenheiten, ſie mögen Krieg oder Frieden betreffen, ihnen vorgelegt werden; und eines oder das andere ſtimmt nicht mit der Erhaltung ihrer eignen Gewalt, und ganz beſonders, ihrer perſönlichen Sicherheit überein: ſo wird alles Geld von der ganzen Welt ſie nicht bewegen.

Einige Zeit, nachdem Sultan Oſman zum Throne gelangt war, fand der Vezier, der ihm dazu geholfen hatte, daß ſein Anſehn bey dieſem Prinzen gefallen war; daß andre das königliche Vertrauen hatten, und daß ſie Anſchläge machten, ſeine Abſetzung auszuwürken.

Da er in dem Serail erzogen war, ſo war er in den Kunſtgriffen deſſelben kein Fremdling, und bemühte ſich beſtändig, ſeinen Feinden entgegen zu arbeiten; aber die Minen, die er legte, ſprungen alle gegen ihn, und ſein Untergang war alſo unvermeidlich.

Der Reis Effendi unter ihm war ein ſtolzer mürriſcher Muſelmann; der Name eines Chriſten ſchien ſeiner ganzen Natur zuwider, und jede Leidenſchaft wurde bey ihm rege, wenn das geringſte Mißverſtändniß zwiſchen der Pforte und den benachbarten Mächten entſtand.

Der Vezier, der noch in der vollen Munterkeit des männlichen Alters war, glaubte, er könnte dieſen eifrigen Staats-Secretair ſehr gut brauchen, weil ſeine hitzige und ungeſtüme Gemüthsart leicht veranlaßt werden konnte, die Pforte in einen Krieg zu verwickeln. Und Krieg war eben das, was er eifrig wünſchte; er ſchien ihm das geſchickteſte Mittel zu ſeyn, ſich ſelbſt zu erhalten, den Umfang ſeiner Gewalt zu vergrößern, und an der Spitze einer Armee ſelbſt dem Großherrn zu befehlen, und ſeine Feinde zu Boden zu ſchlagen.

Es waren mit einem benachbarten chriſtlichen Hofe nichtsbedeutende Streitigkeiten und Zänkereyen, aber auch einige wichtige Uneinigkeiten entſtanden. Der Sultan aber war aus Temperament, aus Neigung, oder aus Staatsurſachen mehr geneigt, ſie zu überſehen, als ſie zu ahnden.

Dieſe Streitigkeiten waren dem Vezier bekannt. Er fand in ihnen einen Stoff, der ſehr geſchickt wäre, den angebohrnen Haß des Reis Effendi gegen die Chriſten, und die Verachtung, in der er ſie hielt, aufzubringen, und ihm eine ſehr willkommne Gelegenheit zu geben, ſeinen feurigen Eifer für die Ehre und den Ruhm der Muſelmänner und des Sultans zu beweiſen. Dieſem Mann entdeckte er alſo die ganze ſtreitige Sache, und ſetzte noch jeden Umſtand hinzu, der ſie vergrößern und ſchwerer machen konnte. Er ſtellte ſich aber doch, als wenn er die Wuth ſeiner Leidenſchaft beſänftigen wollte, ob er gleich wußte, das dieß eher das würkſamſte Mittel wäre, ſie aufzubringen. So brachte er es dahin, daß er im Serail ſein Werkzeug wurde; ſie alle, den Sultan ſelbſt nicht ausgenommen, in Wuth ſetzte, und ſie von Drohungen beynah zu Thätlichkeiten brachte.

Der Wezier rüſtete ſich, an die Spitze der Armee zu treten, und die Macht anzugreifen, von der ſie, wie der Groß-Sultan und der Reis Effendi glaubten, ſo ſchändlicher und beleidigender Weiſe angegriffen worden waren.

Die Rathsverſammlung, die dieſes große Geſchäffte an der Pforte unter Händen hatte, beſtand aus fünf Perſonen. Der eifrige Staats-Sekretair führte dabey das Ruder; der Wezier, nachgebend gegen den Willen ſeines Herrn, billigte blos, was beſchloſſen wurde; ob er gleich, als die Befehle gegeben wurden, die Truppen zu verſammlen, gegen ſeine Vertrauten die größte Zufriedenheit und Freude blicken ließ.

Aber endlich entdeckte einer von dem Rathe, dem fremden Miniſter, dem die Sache anvertrauet war, den ganzen Auftritt, ſagte ihm die leichten Mittel, durch die der Sultan und der Reis Effendi befriedigt, der Wezier in ſeiner Hofnung betrogen, und der Friede des Reichs erhalten ſeyn würde.

Der fremde Miniſter machte davon den Gebrauch, der ſich gehörte, hemmte den Augenblick, mit Gefahr ſeines eignen Lebens und ſeiner Sicherheit, die Uebereilung und die Wuth, mit welcher ſie an ihrer Rache arbeiteten; und da das, was ſie verlangten, für den andern Hof weit anſtändiger war, zu bewilligen, als für ſie anzunehmen, ſo war die Sache beynah mit einem einzigen Wort in Richtigkeit gebracht. Der Vezier wurde kurz darauf abgeſetzt und verbannt.

So endigte ſich eine heftige, übereilte, ſtürmiſche Berathſchlagung, die eine beträchtliche Zeit gedauert hatte. Sie war ganz durch eines einzigen Mannes Herrſchſucht veranlaſſet worden, der, um ſeine Macht und ſeine Würde ſich zu verſichern, oder ſeine Rache an einigen wenigen auszuüben, den Untergang vieler tauſend ſeiner Nebengeſchöpfe und Mitunterbanen, und vielleicht ſeines Vaterlandes hätte verurſachen wollen.

Dieſe perſönliche Politik hat ſich ſehr oft bey geringern Gelegenheiten gezeigt. Ihre entfernten Stadthalter ſtreben oft nach Unabhängigkeit, und erhalten ſie. In Babylon genoß Achmet dieſe angemaßte volle Gewalt mehrere Jahre; und was noch außerordentlicher iſt, ſein Sohn folgte ihm darinn, mit unverringertem Anſehen, wurde vom Vezier niemals in dem ruhigen Beſitz deſſelben geſtört, und ſtarb eines natürlichen Todes. Nicht lange darnach nahm Solymann Baſſa eben dieſen Poſten ein, und behauptete dieſelbe Unabhängigkeit. Sie achteten die Befehle des Sultans wenig, und ob ſie ihm gleich immer in ſehr demüthigen und ehrfurchtsvollen Ausdrücken antworteten, ſo thaten ſie doch allemal was ſie wollten. Die Veziers erwählten lieber, ſich einer ſo übermüthigen Begegnung zu unterwerfen, als ihre Empfindlichkeit dagegen zu zeigen, und zugleich eine Empörung zu erregen, und ihre eigne Sicherheit in Gefahr zu ſetzen, und begnügten ſich alſo mit ihrer blos äußern Bekenntniß der Unterwerfung.

Ein andrer weit entfernter Gouverneur hat ſich auf demſelben Fuß viele Jahre behauptet; aber da er in nicht ſo vortheilhaften Umſtänden, und nicht ſo ganz völlig ſicher war, ſo muſte er irgend einen heimlichen Schutz in dem Serail oder an der Pforte ſuchen.

Nach dem Tode des oberſten Schwarzen und ſeiner Anhänger, war dieſer Schutz zu Ende. Er ſuchte alſo in Conſtantinopel einen Reis Effendi, von der ſchändlichſten Habſucht, in ſein Intereſſe zu ziehen. Zu dem Ende verſchaffte er ihm auf eine anſehnliche Summe Credit, und verſprach noch überdieß dem Vezier und ſeinem Miniſter zwanzig der ſchönſten arabiſchen Pferde. Die Perſon, der die Sache anvertrauet war, ſandte jemanden, den Reis Effendi auszuforſchen; denn ſolche Geſandſchaften ſind immer angenehm. Er kam mit der Nachricht zurück, daß er ihn noch unentſchloſſen, aber doch geneigt, es anzunehmen, verlaſſen hätte; man hielt es alſo für dienlich, ihn durch einen Theil des verſprochenen Geldes in Verſuchung zu ſetzen. Der Bote wurde wieder mit einem großen verſiegelten Beutel abgeſchickt. Der Effendi nahm das Geld, ſteckte es in ſeinen Buſen, dachte nach, rieb ſich den Kopf, ſtrich ſich ſeinen Bart; aber endlich zog er den Abgeordneten nahe zu ſich, und ſagte ihm ganz leiſe: er wäre ihm und ſeinem Principal für die Unterhandlung verbunden; er wüßte, daß es ſicher wäre, von ihnen Geld anzunehmen; aber von dem Statthalter, der ſeinen Schutz ſuchte, könnte er es nicht annehmen, ohne ſelbſt Gefahr zu laufen; er könnte ihm nicht trauen. Er gab alſo den Beutel zurück, indem er hinzuſetzte: daß ein ſolcher Schritt mehr Ueberlegung erforderte. Er wollte niemals das Geld annehmen, ſo daß der Statthalter genöthigt war, bey einem andern Schutz zu ſuchen. Und er muß ihn gefunden haben; denn er regiert noch bis jetzt mit ſeiner gewohnten Unabhängigkeit.

Zehntes Kapitel.

Verwaltung der Juſtiz bey den Türken.

Der Deſpotismus des Monarchen iſt nicht das größte Uebel in der Türkey; ſeine Unterthanen würden dieß vielleicht ohne vieles Murren und ohne große Beſchwerde ertragen. Die Wurzel des Uebels, das alle Sicherheit des Eigenthums zerſtöret, liegt in der ungerechten Verwaltung ihrer Geſetze, die in der Hand beſtochner Richter ein hangendes Schwerdt ſind, das beſtändig bereit iſt, ihnen ihr Leben und ihr Eigenthum zu rauben.

Wir müſſen uns nicht durch ein überflüßig gutes Herz verleiten laſſen, die Standhaftigkeit des Moulah oder Richters von Scutari und ſeine unbewegliche Weigerung in das Verlangen des Kislar Aga einzuwilligen, von ſeiner unverletzlichen Liebe zur Gerechtigkeit herzuleiten. Denn nach der gewöhnlich und allgemein bekannten Gewohnheit iſt weit eher zu vermuthen, daß die Gegenparthey ſich des Moulah ſchon zuvor durch den mächtigen Bewegungsgrund eines Geſchenks verſichert, ihn ſchon auf ihre Seite gebracht, und ſeinen Entſchluß beſtimmt hatte, und daß er alſo ſchon ſo gebunden war, daß er nicht anders handeln konnte, ja daß er ſich nicht einmal unterſtehen durfte, dem Befehl des ſchwarzen Verſchnittenen zu gehorchen.

Man erzählt einige ſeltne Beyſpiele von unbeſtochnen Richtern in der Türkey; ich habe von einem gehört, aber ich habe keinen gekannt.

Es giebt in Conſtantinopel verſchiedne Gerichtshöfe, wo Rechtshändel entſchieden werden; und der Kläger kann wählen, bey welchem er ſeine Sache anbringen will. Die untern ſind der Moulah von Galata, und der Stambole Effendi oder Richter von Conſtantinopel; die höhern, die beyden Cadileſquiers oder Richters von Europa und Aſien; und endlich der Divan des Veziers, welches das höchſte Gericht iſt.

Muhammed hat ſeine Nachkommen von dem Anſehn dieſer Gerichtsbarkeiten ausgenommen. Ihrer

rer ſind durchs ganze Reich ſehr viele, und allenthalben werden ſie durch die Häupter ihrer Stämme gerichtet. In jeder Sache alſo, die einen Emir oder Grünkopf *) betrifft, iſt der für ſie gehörige Gerichtshof der von Nakib oder Santa Sophia, oder Eiup; ob ich gleich bemerkt habe, daß der Vezier beſtändig ein wachſames Auge auf ſie hat, und bey Gelegenheit gegen ihr Verfahren Einwendungen macht.

Der Kläger hat nicht blos einen beträchtlichen, ſondern beynah einen gewiſſen Vortheil über den Verklagten. Denn da er den Richter wählt, ſo iſt ſeine erſte Sorge, ſich deſſelben zu verſichern. Alle Richter haben einen Naib, oder Deputirten, der in der That der würklich geſchäfftige Mann bey der Sache iſt, und gemeiniglich ſeinen Herrn leitet, und in ſeinen Entſchlüſſen beſtimmt. An dieſen Mann wendet man ſich zuerſt, und ihm bietet man das Geſchenk zuerſt an. Findet er die Summe der Mühe werth und nimmt ſie an, ſo kann man größtentheils ſicher ſeyn, ſeinen Proceß zu gewinnen.

Zuweilen kann der Verklagte, wenn er mehr bietet, ſeines Gegners Recht ungültig machen, oder er kann wenigſtens durch Verdrehungen und Chikanen die Sache verzögern, oder ſie zu einem andern Tribunal ſpielen, und dergeſtalt, wenn er ſelbſt der reichſte iſt, ſeinen Gegner ermüden, bis endlich der Kläger ſeine Rechte fahren läßt, ſie mögen nun gegrün-

---

*) Die Nachkommen des Muhammed werden Grünköpfe genennet, von einem grünen Turban, den ſie tragen.

gegründet oder falſch ſeyn, und ſich damit begnügte, einen nichtsbedeutenden Erſatz anzunehmen.

Die Mittel, einen Proceß ins Lange zu ziehen, und die Entſcheidung zu hintertreiben, ſind vielfach; ein Fehler in der Form des Verfahrens, die Abweſenheit oder der Tod der Zeugen, Einwendungen gegen die Gültigkeit der Regel, die Abläugnung der Handſchriften andrer, oder ſelbſt ſeiner eignen. Oder da alle Beweiſe durch Zeugen geführt werden, und man deren eine Menge findet, die für Geld alles beſchwören, was man verlangt, ſo hat man immer ein unmittelbares Hülfsmittel bey der Hand; denn ſolche Zeugen können zu jedem Punkte herbeygebracht werden, der nöthig iſt, um die kläreſte Sache zu verwirren, und den Aufſchub des Geſetzes zu rechtfertigen.

Es giebt verſchiedene Gattungen von Zeugen; zuerſt die Nachbarn und die alten Bekannte; alsdenn blos zufällige, endlich die, welche ein ordentliches Gewerbe daraus machen, an den Gerichtshöfen gegenwärtig zu ſeyn, und die davon leben. Wenn ihr ſie von den Gründen eurer Sache unterrichtet habt, ſo erklären ſie ſich zuerſt, daß ſie blos deswegen erſchienen, weil ſie die Härte und die Ungerechtigkeit ſähen, die man gegen euch vorhabe; daß, da ſie wüßten, daß ihr ein ehrlicher Mann ſeyd, auf deſſen Wahrhaftigkeit ſie ſich vollkommen verlaſſen könnten, ſie deswegen alles das als Wahrheit bekräftigen wollten, was ihr ihnen für wahr angeben würdet. Dieſe Erklärung, die ſie mit einem angenommenen großen Ernſt thun, iſt der gewöhnliche Vorbehalt der Türken, und unterläßt ſelten, alle Anfälle von Gewiſſenhaftigkeit bey ihnen zu unterdrücken, und alle ihre Zweifel zu beruhigen.

Oder, ſollte es dieſe Würkung nicht haben; wenn die Zeugen auf einer beſſern Belehrung beſtehn, ſo werden ſie in einen geheimen Ort verſteckt, wo ſie alles hören können, was in dem anſtoßenden Zimmer vorgeht. In dieſes Zimmer wird die Parthey, mit welcher man den Proceß hat, gelockt, und durch eine Reihe von Fragen, und durch andere Kunſtgriffe werden hier Geſtändniſſe aus ihr herausgebracht, die gegen ſie ſelbſt ſeyn können. Dieſe hinterbringen die Zeugen bey dem nächſten Verhör, und erklären es, daß ſie ſie gehört haben. Zuweilen geſchieht es bey dieſer Gelegenheit in der That, daß anſtatt eurer Gegenparthey einer von euren Freunden der ſeine Perſon vorſtellt, in das Zimmer geführt wird, wo er alle die Bekenntniſſe vor den Ohren der verſteckten Zeugen thut, die ihr wollt. Dieſe, die weder ſehen noch geſehen werden können, geben ſich keine große Mühe, die Wahrheit zu entdecken, ſondern hinterbringen dem Richter, was ſie gehört haben, als wenn es von der würklichen Perſon wäre geſprochen worden. Bey Proceſſen kann kein Verfahren dieſer Art einen Türken beunruhigen. Alles, wofür er beſorgt iſt, iſt ein Vorwand, den er für tüchtig hält, ihn noch künftig für einen ehrlichen Mann gelten zu laſſen. So viel von der erſten Art ihrer Zeugen.

Die letzte Gattung ſind die, welche ein Gewerbe daraus machen, und für ein oder zwey Thaler zu jedes Mannes Dienſten bereit ſind. Gewohnheit und lange Uebung macht, daß dieſe keine Caſuiſtik, keinen Vorbehalt zum Beſten ihres Gewiſſens nöthig haben, ſondern ihren Eid, er mag wahr oder falſch ſeyn, getroſt auf ſich nehmen, und mit ihren Zeugniſſen ſtehen oder fallen. Die Richter haben ihre Vicarien, unter denen wieder die Gerichtsbedienten und andre Untergebne ſtehn; Leute, die beſtändig in den Gerichtshöfen ſind, um jenen Kunden zu verſchaffen. Ihr Geſchäffte iſt, Streitigkeiten zu unterhalten, falſche Proceſſe, die ſie Avanias nennen, zu erregen, und bey jeder Gelegenheit die anzugreifen, die reich ſind, und bezahlen können. Kein Menſch iſt von einem Tage zum andern ſicher, beſonders wenn er ein Jude oder ein Chriſt iſt. Denn wenn die Sache, worauf die Klage ſich gründet, noch ſo unwahrſcheinlich, ungereimt oder falſch iſt; ſo muß der andre doch deswegen erſcheinen und ſich verantworten, da denn, wenn er ſich nicht des Richters verſichert hat, eine Wolke von Zeugen gegen ihn aufgeſtellt wird, durch deren Ausſage er gewiß verliert.

Alle Tage ereignen ſich Beyſpiele von Anforderungen, die man an das Eigenthum eines andern macht, oder von Klagen, die man über Beleidigungen deſſelben anſtellt, die niemals den geringſten würklichen Grund hatten, noch haben konnten.

Ueberhaupt, die Sache mag recht oder unrecht ſeyn, ſo können Chriſten und Juden gegen einen

Türken niemals etwas anders als durch die Gewalt des Geldes erhalten, und es iſt noch ein groß Glück, wenn dieß ſie noch rettet.

Weder Chriſten noch Juden werden als Zeugen gegen einen Türken angenommen; aber Chriſten und Juden können für oder wider einander zeugen.

Ihre Zeugen werden nicht ſub poena vorgefordert. Das Geſetz erlaubt ihnen nicht, irgend jemanden zu nöthigen, ſein Zeugniß zu geben, ſondern ſie müſſen es freywillig und ohne Zwang thun. Türken, wenn ſie nicht von euch abhängen, werden niemals zum Vortheil eines Chriſten oder Juden erſcheinen; die bloße Gewalt des Geldes muß ſie vors Gericht bringen. Wenn ſie würklich die Gerechtigkeit der Sache wiſſen, und das Factum geſehen haben, ſo erwarten ſie gemeiniglich, wer das meiſte ihnen geben wird, und dieß um deſto mehr, je mehr ſie ihr Zeugniß für nothwendig halten. Iſt es für einen Chriſten gegen einen Türken, ſo iſt es kaum möglich, ſie für irgend einen Preiß dazu zu bewegen.

Ein Grieche bauete ein Haus, und pflanzte einen großen Garten auf ein Stück Land, welches von ſeiner Familie beynahe 80 Jahre lang war beſeſſen worden. Alle Hoggets oder Kaufcontracte waren in ſeinen Händen, von dem erſten türkiſchen Beſitzer, von dem es gekauft worden war, in der gehörigen Rechtsform beſtätigt und unterſchrieben. Demohnerachtet wurde er auf einmal von dem Enkel dieſes Türken verklagt, der ſich erklärte, daß ſein Großvater dieſes Stück Land nicht verkauft hätte;

daß da ſein Vater und er lange in den Dienſten des Großherrn, in dem perſiſchen Kriege abweſend geweſen wären, ſie nicht ihre Anforderung eher hätten anbringen können; daß er aber nun Zeugen hätte, die es beweiſen würden, daß die Documente des Griechen wegen des Kaufs ganz falſch wären; und er beſtand alſo darauf, in den Beſitz dieſes Ackers geſetzt zu werden.

Die einzige Zuflucht, die dem Griechen noch übriggelaſſen war, beſtand darinnen, ſeinen Proceß von dem untern Tribunal, vor welches er vorgefordert war, zu dem Divan des Veziers zu bringen; welches er, da er unter fremden Schutz war, leicht erhielt. Seine Abſicht bey dieſem Schritt war nicht, es zu einem Verhör zu bringen. Er wußte wohl, daß die Zeugen gegen ihn bereit waren, und daß er alsdann ganz unvermeidlich ſeine Sache verlieren würde; ſondern der Gebrauch, den er davon machte, war, einige anſehnliche Beamten der Pforte zu beſtechen, ſeinem Gegner zu drohen und ihn abzuſchrecken, indeß er unter der Hand andre hatte, die ihn zu einem Vergleich brachten, und durch dieſe Mittel hemmte er die weitere Verfolgung des Proceſſes, obgleich nicht ohne einen ſehr beträchtlichen Aufwand.

Dieſe Fälle ereignen ſich täglich bey Chriſten und Juden, insbeſondre bey denen, von welchen die Türken muthmaßen oder wiſſen, daß ſie reich ſind; oft auch unter den Türken ſelbſt, nur mit mehr Behutſamkeit, da ſie einander mit leichtrer Mühe durch die Menge der Zeugen überſtimmen, und überhaupt die Reiche den Aermern verſchlingen können. Daraus kann man ſchlüſſen, wie ungewiß und unſicher in der Türkey der Ankauf von Häuſern und Gütern iſt, der von Chriſten oder Juden geſchieht; und doch iſt es ihre herrſchende Leidenſchaft, beyde, zu beſitzen.

Die vornehmſte Vertheidigung oder der ſtärkſte Beweis: und in jedem ſchwebenden Proceß, iſt ein Fetfa oder die vorläufige Meynung oder Entſcheidung des Mufti. Der Fall wird ihm unter erdichteten Namen vorgelegt; und ſchlüßt ſich mit der Frage: Hat Zaid ein Recht gegen Omar oder nicht? Darunter wird des Muftis Antwort geſchrieben, die blos in den wenigen Worten beſteht: „Er hat, oder er „hat nicht. — Er kann, oder er kann nicht.“ Unten am Rande des Papiers zeichnet der Mufti ſeinen Namen unter, wobey er ſich beſtändig unterſchreibt: „Der arme Knecht Gottes.“

Nun aber lieſt dieſer arme Knecht Gottes gemeiniglich die Sache nicht; ſondern überläßt die ganze Unterſuchung derſelben ſeinem Fetfa Emini, oder Deputirten, der gemeiniglich ſchon zum voraus gut beſtochen iſt. Er giebt alsdenn der Sache eine Geſtalt nach ſeinem eignen Gefallen, und unterrichtet den Mufti, wie er unterſchreiben ſoll. Dieſes iſt ſo wahr, daß oft ganz entgegenſtehende Fetfas in derſelben Sache zum Vorſchein kommen, ſo, daß wenn die eine Parthey ſich für vollkommen geſichert durch die Entſcheidung des Mufti hält, ſie oft ſieht, daß ſie ohne alle Würkung vor Gericht iſt, daß man gar nicht einmal darauf Acht hat, und daß ſie oft gänzlich verworfen wird.

Der vornehmſte Gebrauch, den man von dieſen Fetfas machen kann, iſt, daß wenn der Richter ſelbſt vorher durch Geſchenke gewonnen worden iſt, obgleich auf der ungerechten Seite; er alsdenn ſich an die Entſcheidung des Mufti als vollkommen gerecht halten, und ſeine eigne Ungerechtigkeit unter dieſem Ausſpruch verbergen kann; oder im äußerſten Nothfall, daß wenn widerſprechende Fetfas vorhanden ſind, er die ungerechte Parthey dadurch begünſtigen kann, indem er alle beyde zu einem Vergleich ermahnet.

Falſche Zeugen ſollten nach dem Koran geſtraft werden. Demohnerachtet ereignet ſich dieſes nur ſelten. Zuweilen wird ein offenbarer Verbrecher und Landſtreicher, der auf einem Meineyde entdeckt wird, wenn es in der Sache gegen einen großen Mann iſt, auf einem Eſel durch die Straßen herumgeführt, mit dem Geſicht gegen den Schwanz, und mit einer Aufſchrift, die ihn für einen Scheat oder falſchen Zeugen erklärt. Aber auch dieß ſieht man ſelten; ausgenommen, wenn ein neuer Sultan auf den Thron gekommen iſt. Eine neue Regierung wird gemeiniglich durch ein paar ſolche Exempel eingeweiht. Er erklärt ſich, daß er nach Geſetz, Gerechtigkeit und Wahrheit regieren will. Zu einer Warnung alſo für das Volk, läßt der Vezier ein halb Dutzend dieſer Zeugen greifen, und vollzieht an ihnen dieſe herrliche Sentenz. Eine ſolche kindiſche Strafe hat aber eher eine lächerliche, als eine ernſthafte Würkung; ſo daß Conſtantinopel von ſolchen Elenden wimmelt. Und wäre auch ſelbſt die Strafe ſo ſtrenge als der Tod, ſo kann man ſehr natürlich vermuthen, daß ihre Anzahl doch nicht abnehmen würde; weil ſie durch die Rechtsgelehrten ſelbſt aufgemuntert und unterſtützt werden, als die vornehmſten Mittel, durch welche ihre Richter, die nur auf eine Zeitlang beſtellt ſind, und faſt alle Jahre abwechſeln, ſich geſchwind reich zu machen, und in den Stand zu ſetzen ſuchen, auch außer ihrem Amte zu leben.

Um den Gerichtshöfen alle die Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, die ich kann, ſo will ich mit zwey merkwürdigen Entſcheidungen ſchlüßen, wovon die eine mir ſelbſt bekannt worden, die andre aber, ſo viel ich weis, nur durch ſehr glaubwürdige Zeugen iſt beſtätigt worden.

Ein Schiff, das zu Alexandrien von Türken beladen worden war, um ſie ſelbſt und ihre Waaren, die in Reiß und Datteln beſtanden, nach Conſtantinopel zu bringen, erlitt unterwegens einen gewaltigen Sturm. Der Schiffsherr ſagte den Eigenthümern der Waaren, die mit an Bord waren, daß er das Schiff und ihr Leben nicht retten könnte, wenn er nicht alle Güter, die auf dem Verdeck wären, ins Meer würfe.

Sie willigten nicht blos für ſich ſelbſt, ſondern auch für die übrigen, die an den geladenen Gütern einen Antheil hatten, und die in Conſtantinopel waren, ein. Als das Schiff daſelbſt ankam, ſo vereinigten ſich die, welche an Bord geweſen waren,

ren, mit den übrigen, den Schiffs-Capitain zu verklagen, um den Werth der Güter, die ſie über Bord geworfen hatten, wieder zu bekommen. Dem Moulah von Galata, vor welchen er gefordert wurde, wurde die ganze Sache völlig vorgeſtellt, und ſein Deputirter hatte, wie gewöhnlich, die Verſprechung eines Geſchenkes.

Als die Partheyen erſchienen, und die Zeugen verhört waren, dachte der Moulah eine Zeitlang nach, nahm ſein Buch herunter, öfnete es mit einer ſehr ernſthaften Geberde, und ſagte ihnen: „Das Buch erklärt, daß der Schiffsherr den wahren Werth eben dieſer Güter bezahlen ſoll,“ das heißt, das was die Eigenthümer durch Zeugen beweiſen können, daß es irgend jemand würde dafür gegeben haben, oder was ſie würklich am Bord des Schiffes in demſelben Augenblicke werth waren, da der Capitain genöthigt wurde, ſie in die See zu werfen; das einzige Mittel, durch welches er das Leben ſeiner Reiſenden erretten konnte, unter denen die Perſonen ſelbſt waren, die ihn jetzt dafür vor Gericht belangen. Die, welche das Schiff beladen hatten, liefen aus dem Gerichtshofe, um Zeugen aufzuſuchen. Der Richter aber, der es wußte, daß dieß keine Sache ſey, bey welcher irgend jemand erſcheinen würde, oder es thun dürfte, gab ſeinen geſchriebenen Ausſpruch, ohne fernern Anſtand, zum Vortheil des Schiffsherrn.

Der zweyte Fall ereignete ſich vor einem jungen Cadi in Smyrna. Ein armer Mann machte Anforderungen an ein Haus, welches ein Reicher ſich zugeeignet

geeignet hatte. Der erſte brachte ſeine Contracte und Documente, um ſein Recht zu beweiſen, der andre aber hatte ſich eine Anzahl von Zeugen verſchafft, um jene dadurch zu entkräften; und um ihre Ausſage deſto kräftiger zu unterſtützen, überreichte er dem Cadi einen Beutel von 500 Dukaten. Der Cadi nahm ihn an. Als es zum Verhör kam, erzählte der arme Mann ſeine Geſchichte, brachte ſeine Schriften vor, aber es fehlte ihm dieſer nothwendigſte und allein gültige Beweisgrund, Zeugen.

Der andre, mit Zeugen verſehen, ſtützte ſich ganz und gar auf dieſe, und auf den nach den Geſetzen ſo weſentlichen Mangel bey ſeinem Gegner, der keine aufſtellen konnte; und drung alſo in den Cadi, den Ausſpruch zu ſeinem Vortheil zu thun.

Nach dem dringendſten und ungeſtümſten Anhalten zog endlich der Richter ganz gelaſſen unter ſeinem Sopha den Beutel mit den 500 Dukaten hervor, die der reiche Mann ihm als eine Beſtechung gegeben hatte, indem er zugleich ſehr ernſthaft zu ihm ſagte: „Ihr habt euch ſehr bey dieſer „Sache geirret; denn wenn der arme Mann keine „Zeugen zur Beſtätigung ſeines Rechts hat vor„bringen können, ſo kann ich ſelbſt wenigſtens 500 „aufweiſen.“ Alsdann warf er ihm den Beutel mit Verachtung und Unwillen zu, und erkannte das Haus dem armen Kläger zu.

Solche Beyſpiele können vielleicht einmal in einem Jahrhundert geſchehen, und verdienen auf die Nachwelt überliefert zu werden; und in der

That wird dieſer Fall oft von den Türken ſelbſt als ein ſehr außerordentliches und ungewöhnliches Beyſpiel angeführt.

Eilftes Kapitel.

Von den Geſandten. Ihre Audienzen.

Die Türken haben eigentlich gar keine Begriffe von dem Völkerrecht; ſie ſehen ſich als die einzige Nation auf Erden an, und richten alſo ihre ganze Aufführung gegen die andern blos nach einem ausdrücklichen Vertrage, nach freywillig zugeſtandenen Bedingungen, oder nach dem Herkommen und nach Gewohnheit ein.

Auswärtige Geſandte haben alſo keine andre Sicherheit, als geſchriebene Conceßionen, von denen ſie Abſchriften beſitzen, oder ungeſchriebne Privilegien, die nach dem eingerichtet ſind, was ihre Vorgänger genoſſen haben.

Vor nicht mehr als ungefähr 50 Jahren glaubte ein Vezier Ini Aly Baſſa, daß ſie blos öffentliche Spionen wären, und gieng damit um, die Reſidenz dieſer unruhigen Gäſte nach der Fürſten-Inſel, neun Meilen von Conſtantinopel, zu verlegen.

Da die handelnden Mächte, die von den Türken entfernt ſind, keine gegenſeitige Vortheile den Türken zu verſchaffen haben, ſo müſſen ihre Geſandten ſich alle die Bedingungen, die die Regierung für gut befindet, gefallen laſſen; und es iſt weit mehr zu verwundern, daß ihre Verträge oder die ihnen zugeſtandne Rechte ſo gut ſind gehalten worden, als wenn man ſie ganz und gar aus der Acht gelaſſen hätte.

Als noch nicht mehr als vier Geſandten und ein Reſident in der Türkey waren, ſo wurde ihr Charakter mit mehr Würde unterſtützt, und wurde von den Türken in einer größern Hochachtung gehalten.

Es iſt wahr, daß ihre Art zu leben nicht ſehr geſellſchaftlich war; aber doch ſchien ſie am beſten dazu eingerichtet, Ehrerbietung und Hochachtung aufzulegen. Sie ahmten die Sitten der Großen unter den Türken nach; ſie gaben ſelten Beſuche, aber wenn ſie es thaten, ſo geſchah es mit aller Pracht der orientaliſchen Eitelkeit: ſie kleideten ſich für dieſen Tag auf das koſtbarſte, hatten ihre Bedienten in reichen Livereyen, und fünf oder ſechs Handpferde; geſetzt, daß ſie auch nur queer über eine enge Gaſſe zu gehen hatten. Sie erſchienen niemals bey gemeinen Gelegenheiten auf der Straſſe, und kamen niemals aus Pera, wo ihre Reſidenz iſt, nach Conſtantinopel, ohne mit aller Pracht eines Geſandten, und ohne das Gepränge, das einer Perſon geziemt, die einen großen Monarchen vorſtellen ſoll. Wenn ſie Sanct Sophien beſuchen, oder den Beiram ſehen wollten, ſo geſchahe es durch geſchriebene Befehle, die ihnen von der Pforte zugeſtellt wurden, die zugleich Sorge trug, ſie durch eigne Beamten bedecken und begleiten zu laſſen. Mit einem Wort, ein Geſandter wurde von den gemeinen Türken für ein Geſchöpf einer ganz andern Gattung als die übrigen ſeiner Nation angeſehen. Er wurde ſelten geſehen, und wenn er ſich zeigte, ſo erſchien er vor ihren Augen mit dem Glanze der größten Herren an ihrem eigenen Hofe.

Innerhalb der letzten 30 Jahre iſt die Anzahl der Miniſter vom zweyten Range ſehr gewachſen, und machen mit den vier Geſandten zehn aus.

Die dringende Begierde, die die chriſtlichen Prinzen gezeigt haben, die Freundſchaft des Großherrn, auf was für Bedingungen es immer ſey, zu erhalten, hat die erſchreckliche Eitelkeit der Pforte ſehr vermehrt; und die vermehrte Anzahl der Miniſter hat das ganze Corps in den Augen des Volks weniger ehrwürdig gemacht.

Vielleicht, wenn dieſelben Grundſätze hätten bleiben können, die zuvor die Regel der Aufführung unter den vier Geſandten geweſen waren, würden noch dieſelben Folgen daraus entſtanden ſeyn; aber ſo nothwendig ſie immer ſeyn mögen, ſo können doch Leute, die zur Freyheit und einer Lebensart nach ihrem Sinne gewöhnt ſind, ſich nicht leicht einem ſolchen Zwange unterwerfen. Und in der That, es giebt wenig Menſchen, die ſich ſelbſt genungſam ſind, und die einen hinlänglichen Stoff von Unterhaltung in ihren eignen Seelen finden. Unter vieren kann wohl ein ſolcher ſtillſchweigender Vertrag auf einige Jahre fortdauren; aber unter zehnen iſt er beynah unmöglich: ſo daß, ſo ſchwer es zuvor war, einen Geſandten zu ſehen, man jetzo ihnen oder den Miniſtern vom zweyten Range auf allen Straſſen und in jedem Theile der Stadt begegnet. Sie machen ſich kein Bedenken, Armenier, Griechen oder Juden zu beſuchen, und zu einem Beiram oder einem andern öffentlichen Schaugepränge zu laufen. Zuweilen widerfährt ihnen eine Beſchimpfung, die ſie verbergen; oft giebt ihnen ein unverſchämter Türk einen Stoß, der ausdrücklich deswegen ihnen über den Weg läuft, um ſie mit einer ſolchen Begegnung zu beehren; und gemeiniglich folgt man ihnen mit dem Beynahmen Giaur, Ungläubiger, dem türkiſchen Wort, das Verachtung und Abſcheu anzeigt.

Wenn die ſchwerſte Beleidigung ihnen in Conſtantinopel widerfahren ſollte, ſo könnten ſie ſehr wenig oder gar keine Gnugthuung erwarten; denn die Pforte würde es ſogleich ihrer eignen Unbedachtſamkeit Schuld geben, und ihnen ganz offenherzig ſagen, wie ſie bey ſolchen Gelegenheiten gethan haben: daß Geſandten ſich nicht in einem Gedränge ſelbſt Beſchimpfungen ausſetzen, ſondern es erſt der Pforte wiſſen laſſen ſollten, wenn ſie außer dem Hauſe Geſchäffte hätten. und dann würden ſie vor Beleidigungen vollkommen geſichert ſeyn.

In einer ſolchen Lage, wo öffentliche Miniſters nur auf freywillig eingegangene Bedingungen, und blos mit den Privilegien zugelaſſen werden, die die Gewohnheit ihnen giebt, und die ſo leicht eingezogen als verwilligt werden, kommt es ihnen deſto mehr zu, mit großer Vorſichtigkeit ſich zu betragen, um bey den Türken ihre Würde und ihr Anſehen, und in ihren Familien Wohlſtand und Ordnung zu erhalten.

Wo dieſe Aufführung gehörig beobachtet worden iſt, da ſind allemal wenig Unannehmlichkeiten in der Türkey entſtanden. Bey einem ſolchen Betragen wird der Geſandte bey ſich ſelbſt Beruhigung, in ſeinem Hausweſen Bequemlichkeit und Ordnung, bey ſeinen Bedienten keine nächtlichen Ausſchweifungen, keine ausgelaſſene Ueppigkeit, keinen Uebermuth andre zu beleidigen finden; es werden folglich keine Klagen weder vor ihn ſelbſt noch vor die Pforte gebracht werden, welches beydes ſich ſonſt ſehr oft zuträget. Die Türken haben ein gemeines Sprüchwort, welches ſie bey ſolchen Gelegenheiten nicht ganz unſchicklich brauchen; ſie ſagen: „Der Fiſch ſtinkt zuerſt beym Kopf;„ womit ſie ſagen wollen: daß wenn der Diener unordentlich iſt, es der Herr zuerſt muß geweſen ſeyn.

Die Würde und die Hoheit, die die Geſandte unter dem Charakter eines Repräſentanten annehmen, war einige Jahrhunderte hindurch zu ſehr, wie es ſcheint, auf einem gleichen Fuß mit der würklichen eignen Souverainität, als daß ſie eine beſtändige Reſidenz bey irgend einem Hofe hätte zulaſſen ſollen.

In dieſen Zeiten alſo wurden die Geſandten nur bey ſehr außerordentlichen Gelegenheiten und nur auf eine Zeitlang geſchickt, als z. E. einen wichtigen Punkt, worüber geſtritten wurde, unmittelbar in Richtigkeit zu bringen, um eine Vermählung zu

Stande zu bringen; oder noch öftrer an dem Ende eines langen und blutigen Krieges, als ein öffentliches Zeichen einer aufrichtigen Verſöhnung, und als eine bequeme Art, die Unterthanen wegen ihres künftigen Betragens zu benachrichtigen, und ihnen für die Sicherheit ihres gegenſeitigen Gewerbes Gewähr zu leiſten.

Die Türken beobachten dieſe letztre ſehr alte Gewohnheit heilig. Geſandten erſcheinen niemals von beyden Theilen als nach einem Kriege; und wohin die Gränze durch den Ausgang des Krieges iſt verſetzt worden, da geſchieht auch die Auswechſelung der Geſandten von den beyden Höfen.

So bald als der Geſandte über die türkiſche Gränze kommt, ſo wird der Grosherr als ſein Wirth angeſehen, und der Officier, welcher ihn einholt, nennt ihn des Großherrn Muſaphir, ſeinen Gaſt; es mag nun dieſes nach einer alten Gewohnheit unter ihnen ein Ueberreſt von der allgemeinen Gaſtfreyheit der vorigen Zeiten ſeyn, oder es mag von der Hochachtung herkommen, welche ſie für das Amt eines Geſandten haben; oder es mag endlich blos eine Art von Prahlerey mit der Macht und der Pracht des Großherrn ſeyn: was auch immer der Bewegungsgrund ſeyn mag, ſo wird er ſogleich mit allen Nothwendigkeiten zu ſeiner Reiſe verſorgt, oder es wird ihm eine anſehnliche Summe Geldes zugeſtellt; und dieſes wird fortgeſetzt, ſo lange er in Conſtantinopel bleibt.

Der Geſandte einer handelnden Macht fordert die nämlichen Rechte, und genießt ſie auch, obgleich in einem geringern Grade. Demohnerachtet werden ſeine Bedürfniſſe ihm vollkommen gereicht, nur ſo bald ſeine Reiſe ſich endigt, ſo hört dieſer Vortheil auf.

Ein Vizir Aga wird von der Pforte geſchickt, ihn an der Gränze zu empfangen, und ihm ſicheres Geleit zu verſchaffen; ſeine Route iſt ihm vorgeſchrieben, ſeine Ruhetage in den verſchiedenen Städten ſind feſtgeſetzt, ſo wie auch das Thaym, oder die Summe, die er zu ſeinem Unterhalt haben ſoll, und die Anzahl von Pferden und Wagen, die für ſeine Bediente und ſein Gepäcke beſtimmt ſind. Es wird ihm mit Ehrerbietung und Hochachtung begegnet, und er wird ſo gut mit Lebensmitteln verſorgt, als es unterwegens angeht. Die verſchiedene Diſtricte der Gegend müſſen den Aufwand dazu hergeben, und es wird ihnen bey der Schatzkammer als ein Theil ihrer Abgaben angerechnet.

Die Gegenden, durch welche die chriſtlichen Geſandten kommen, gewinnen größtentheils dabey; denn wenn ſie einen Thaler brauchen, um den Geſandten freyzuhalten, ſo bekommen ſie, wenn ſie noch einen Thaler als ein Geſchenk für den Vizir Aga hinzulegen, von dieſem einen Schein über viere, die ſie dem Großherrn als würlich bezahlt anrechnen.

Es verdient bemerkt zu werden, mit was für unglaublicher Vorſicht, Höflichkeit und Gelindigkeit der Commiſſarius oder Vizir Aga den Türken auf der ganzen Reiſe begegnet; da hingegen, wenn er unter die Chriſten in Bulgarien kommt, ſo wird er ſich, wofern ſich der Geſandte nicht ſelbſt ins Mittel legt, nicht zurückhalten, ihnen mit der größten Grauſamkeit und Härte zu begegnen.

Die ſchmeichelhafte Ausſicht, mit welcher ein Geſandter in das Gebieth des Großherrn eintritt, macht ihm nicht nur zur Fortdauer dieſer Vortheile, ſondern auch zu einer gütigen Aufnahme und einem angenehmen Aufenthalt bey dem Throne des Fürſten Hofnung.

Wenn er ankommt, ſo wird er durch eine Geſandſchaft von dem Vezier bewillkommt, und von einer Menge Griechen, Armeniern und Juden, die unter ſeinem Schutz ſtehen, auf die niedrigſte, kriechendſte und eckelhafteſte Art geſchmeichelt und geliebkoſet.

Die erſte Eröfnung ſeiner Verrichtungen geſchieht bey dem Vezier. Sie ſetzen ſich beyde nieder, der Geſandte auf einen Stuhl, der Vezier an die Ecke ſeines Sopha; ſie ſagen ſich einander gegenſeitige Höflichkeiten vor, in denen ſeit dem Anfang des Reichs nicht der geringſte Ausdruck iſt verändert worden. Es wird ihm geſagt: „Daß „ſo lange ſein Herr die Geſetze der Freundſchaft „mit ihnen beobachten würde, der Großherr dieſelben „zu erwiedern geſonnen ſey.“ Die gewöhnliche Bewirthung des Caftan, Confect, Coffee, Scherbet und Rauchwerk wird ihm angeboten. Aber wenn er Abſchied nimmt, ſo klatſchen ſie in die Hände, ziſchen ihn zur Stube hinaus, und zwey Beamte, die ihn auf jeder Seite begleiten, verſuchen

chen es, ihn auf dem halben Wege zu nöthigen, ſich umzukehren und ſich gegen den Vezier zu neigen, der die ganze Zeit über ſich nicht von ſeinem Sopha rührt. Der nun, welcher ſeinen Charakter vergißt, kann leicht damit überraſcht und aus Beſtürzung dazu gebracht werden. Wer aber dieß nicht thut, hält ganz ruhig ſeinen Schritt, und heißt ſeine Begleiter weiter gehn.

Bey einer Gelegenheit, die ſich darbot, das Ceremoniel mit einem Geſandten, der ſich beleidigt fand, feſt zu ſtellen, wurde dieſe Gewohnheit abgeſchafft, und ſie wird, wie zu hoffen iſt, nun nicht länger fortdauren.

So ſehr aber auch immer dieſe Unanſtändigkeit die Delicateſſe eines Mannes beleidigen mag, der auf die Ehre ſeines Herrn eiferſüchtig iſt, ſo muß er doch noch durch eine weit mehr demüthigende Scene hindurch bey ſeiner Audienz bey dem Großherrn.

Die Zeit, die für den Geſandten beſtimmt iſt, über das Waſſer zu gehen, iſt der Morgen *) bey Anbruch des Tages. Bey ſeiner Landung wird er von dem Chiaux Paſchi oder Hofmarſchall in einem dazu beſtimmten Hauſe empfangen, worinn die Treppen nicht beſſer als eine Leiter ſind, und das Zimmer ſich eher für die Aufnahme eines pol-

niſchen

---

*) Sein Haus iſt in der Vorſtadt von Pera, die von Conſtantinopel durch einen kleinen Buſen des Bosporus abgeſondert iſt; es iſt der Hafen für die Schiffe. Ueber dieſen muß er allemal, ſo oft er in die Stadt kommt.

niſchen Juden, als für einen Mann von ſeinem Range ſchickte.

Oft, und in der That gemeiniglich iſt der Chiaux Baſſi bey der Ankunft des Geſandten nicht gegenwärtig; aber die gewöhnliche Entſchuldigung iſt, daß er in der Meſchee beym Gebeth aufgehalten würde.

Wenn die erſten Höflichkeiten vorbey ſind, ſo wird es dem Geſandten zu verſtehen gegeben, daß er erwarten müſſe, der Chiaux Baſſi werde ihm zur Rechten reiten. Dieſer Theil des Ceremoniels, über den ſo oft iſt geſtritten worden, aber den die Türken niemals aufgegeben haben, ausgenommen wenn ſie durch eine Niederlage dazu ſind gezwungen worden, läßt dem Geſandten weiter kein ander Hülfsmittel, als dagegen zu proteſtiren. Alle andre Widerſetzung iſt vergeblich. Er kann dem ohnerachtet darauf beſtehen, daß ein Mann aus dem Gefolge des Chiaux Baſſi ihm zur Linken reiten ſoll. Mit was für einem anſcheinenden Widerſtreben ſie auch dieſe Forderung bewilligen; ſo erhält man ſie doch, wenn man mit gehöriger Entſchloſſenheit darauf dringt. Es hat dieſe Sache oft ſehr ernſthafte Streitigkeiten und Unordnungen in dem Zuge veranlaßt, und zuweilen beynah die Audienz aufgehalten.

Nachdem er eine Zeitlang in dieſer elenden Kammer an der Waſſerſeite gewartet hat, ſo kommt endlich der Befehl des Veziers an, ſie wiſſen zu laſſen, daß er fertig ſey, ſich aus der Pforte nach dem Serail zu begeben. Der Zug zu Pferde nimmt alſo ſeinen

nen Anfang, und geht in vollem Staat bis an das Haus des Veziers, wo der Geſandte, es mag regnen, ſchneyen oder hageln, auf der Straße zu Pferde halten muß, um ſeine Pracht anzuſehen, und ſeine Hoheit mit ihrem ganzen Gefolge, ſo wie ſie vorbeyziehn, zu begrüſſen. Wenn ſie nahe bey dem Thore des Serails ſind, ſo ſchreitet der Zug des Geſandten langſam fort: bey ſeiner Ankunft findet er ſchon den Vezier in dem Zimmer des Divans ſitzen.

In der Mitte des Zimmers ſteht ein alter viereckigter Stuhl für den Geſandten; und auf demſelben bleibt er, wenn der Stuhl ſo lange hält, zum wenigſten zwey Stunden, um die Entſcheidung von Sachen anzuhören, von denen er kein Wort verſteht; oder, wenn es Zahlungstag für die Janitſcharen und Spahis iſt, (und den erwählen die Türken gemeiniglich,) ſo wird er damit unterhalten, 2400 gelbe Beutel auszahlen und vertheilen zu ſehen; und dieſes dauret wenigſtens zweymal zwey Stunden, ſo daß er an einem kalten Tage ohne einen Pelz vor Froſt zittern möchte; oder wenigſtens leidet ſein Rückgrad erſchrecklich, weil er nichts hat, woran er ſich lehnen kann, um ihn aufrecht zu erhalten, und ihn ausruhen zu laſſen.

Nachdem dieſer Auftritt vorbey iſt, folgt ein neuer. Die Mittagsmahlzeit wird aufgetragen. Der Geſandte ſitzt auf ſeinem Stuhl; der Vezier auf ſeinem erhöhten Sopha; eine runde Tafel wird zwiſchen ſie geſetzt, auf der an jeder Seite ein zuſammengelegtes Schnupftuch liegt, ſich den Mund und die Hände abzuwiſchen; funfzig Schüſſeln, von denen eine auf die andre, jede halbe Minute eine neue folgt, kommen wie ein Strom herein; einer von den vornehmſten Bedienten ſteht mit ſeinen entblößten Armen nahe bey dem Geſandten. Sein Amt iſt, einen Vogel in Stücke zu zerreiſſen, und die auserleſenſte Stücke ihnen vorzulegen, welches er alles mit ſeinen Fingern verrichtet. Er lobt ohne Aufhören die vortrefliche Mahlzeit, indeß der Vezier ſeinen Gaſt zum Eſſen nöthiget und vielleicht ſich in ein vertrauliches Geſpräch mit ihm einläßt. Und endlich wird, um dieſes Feſt zu krönen, ein Trunk Scherbet aufgetragen.

Alle dieſe Zeit über ſieht der Großherr durch ein dunkles Fenſter, um die ganze Bewirthung mit anzuſehn, und ſobald dieſe vorüber iſt, ſo begiebt er ſich in den Audienzſaal.

Der Chiaux Baſſi kommt mit ſeinem Talkiſch, oder einer geſchriebenen Ordre zu dem Vezier, ihm zu ſagen, daß der Monarch auf ſeinem Throne wäre. Der Vezier nimmt es mit der größten Ehrfurcht, berührt erſt damit ſeine Stirne, küßt es alsdann, und nachdem er es geleſen hat, ſteckt er es in ſeinen Buſen, und geht fort.

Nachdem er fortgegangen iſt, wird dem Geſandten geſagt, daß er über den Hof gehen müſſe, um zur Audienz zu kommen. Vor ihn geht der Chiaux Baſſi mit allen ſeinen Unterbeamten und Begleitern, die koſtbar gekleidet ſind.

Aber er kommt nicht unmittelbar in den Audienzſaal. Es wird zuerſt im Hofe Halte gemacht, wo unter einem Baum ein einziges altes Bret liegt, das die Geſtalt einer Bank hat, worauf ſonſt die Stallknechte und Küchenjungen ſich an die Sonne legen, ob es ihnen gleich zuweilen zu einem noch unanſtändigerm Gebrauch dient; auf dieſe Bank, (damit er nicht ſtehend zu lange warten dürfe,) bitten ſie ihn, ſich nieder zu ſetzen, bis er den Cafftan angezogen hat. Sie unterſuchen nicht, ob die Bank naß oder trocken, rein oder beſudelt iſt, noch ob es regnet oder ſchneyet. Sobald die Ceremonie des Ankleidens vorüber iſt, ergreifen ihn zwey Capigis Paſchis bey der Schulter, und führen ihn herein. Er findet den Monarchen an der einen Ecke ſeines Sopha ſitzen, das viel höher als gewöhnlich und mit einem Staatshimmel bedeckt iſt; ſeine Füſſe hängen ſchwebend; an ſeiner Seite liegt ein reiches Schwerdt und andre Regalien.

Er ſieht den Geſandten von der Seite an, und hört ſeine Rede an, welche, würde ſie auch mit der Beredtſamkeit eines Cicero gehalten, doch wenig Aufmerkſamkeit erwecken würde: es liegt auch nichts daran, in was für einer Sprache ſie hergeſagt wird; denn die wirkliche iſt ſchon zuvor dem Vezier eingehändigt, und von dem Drugoman oder Dollmetſcher der Pforte überſetzt worden. Dieſer wiederholt ſie, wenn der Geſandte fertig iſt, dem Großherrn aus dem Kopfe in türkiſcher Sprache.

Der Monarch ſagt einige wenige Worte zu dem Vezier, der gegen die Mitte des Zimmers gehet, und dem Geſandten in ihrer gewöhnlichen alltäglichen Sprache antwortet. Dieſes erklärt der Dollmetſcher, und ſo endigt ſich die Audienz, und der Geſandte wird entlaſſen.

Nachdem alles vorüber iſt, ſo erwartet er von der langen Weile und dem Verdruß dieſes Tages frey zu ſeyn, und ohne weitere Hinderniß zu Pferde ſteigen und fortgehen zu können. Er ſteigt auf, das iſt wahr. Aber er muß noch ſo lange in dem zweyten Viereck des Serails ſtille halten, und zu Pferde unter einem Baume warten, bis der Vezier bey ſeinem Rückzug nach Hauſe bey ihm vorbey iſt. Alsdenn wird ihm erſt vergönnt abzuziehn.

Perſönliche Eitelkeit, oder National-Stolz hat den chriſtlichen Schriftſtellern nicht erlaubt, dieſes Ceremoniel in ſeinem rechten Lichte vorzuſtellen; einige Geſandten haben geſucht, das ärgſte dieſer Unanſtändigkeiten zu bemänteln und zu mildern. Sie ſind gar ſo weit gegangen, zu behaupten, daß die Geſchenke, die ſie bey jeder Audienz geben müſſen, ihnen, die dieſelben geben, nicht aber den Türken, die ſie empfangen, zur Ehre gereichen.

Aber wer nur mit der orientaliſchen Art zu handeln einigermaßen bekannt iſt, und die Prahlerey, den Stolz und den Uebermuth der türkiſchen Regierung kennet, der muß wiſſen, daß ſie dieſe Geſchenke als einen eigentlichen und wahren Tribut anſehen.

Einer von den benachbarten Höfen hat dieſe Sache in der wahren und anſtändigen Bedeutung genommen, und hat es in ſeinen Tractaten ausgemacht, daß die Geſchenke gegenſeitig ſeyn, und daß ſie ausgewechſelt, aber nicht auf eine ungeſtüme Art eingefordert werden ſollen.

Man muß ſich darüber wundern, daß andre Höfe nicht dieſem Beyſpiele gefolgt ſind. Aber noch wunderbarer iſt es, daß eben dieſer Hof die wahre Beſchaffenheit des Ceremoniels und die unanſtändige Begegnung, die ſeinen Repräſentanten widerfährt, niemals in eine ernſthafte Erwägung gezogen hat. Es iſt in der That ſeltſam, daß der kayſerliche Hof in dem Tractat zu Paſſarowiz dieſes aus der Acht gelaſſen, da ſie es doch damals für nöthig fanden, einen ausdrücklichen Artikel daraus zu machen, daß ihre Geſandten bey dieſen Audienzen, in was vor einer Kleidung es ihnen gefiele, erſcheinen könnten. Denn vorher waren ſie verbunden, ſich der türkiſchen zu bedienen. Ohne Zweifel waren ſie nicht von allen den demüthigenden Umſtänden, die ich erzählet habe, unterrichtet; oder ſie wollten lieber, das mit Verachtung übergehen, was ihnen blos der eitle Pomp eines türkiſchen Hofes zu ſeyn ſchien.

Ich muß demohnerachtet bemerken, daß, die Demüthigungen ausgenommen, die eine Audienz begleiten, man im Ganzen behaupten kann, daß wenn Geſandten nicht unangenehme Geſchäffte zu führen haben, ſolche z. E. die mit dem Intereſſe einzelner Türken, oder der Pforte überhaupt ſtreiten, ſie in der Türkey mit vieler Würde, Bequemlichkeit und Vergnügen leben können.

Zwölftes Kapitel.

Vermiſchte Anmerkungen über die Sitten der Türken.

Man kann die Frage aufwerfen, ob die Menſchen, ehe ſie ſich in Städte vereiniget, oder eine Geſellſchaft innerhalb des Einſchluſſes einer Mauer errichtet haben, nicht in ihren Sitten reiner und unſchuldiger geweſen ſind, und eine größere Rechtſchaffenheit gehabt haben. Wir haben Urſache, aus der Geſchichte des menſchlichen Geſchlechts zu muthmaßen, daß die Sache wirklich ſo ſey; und unſre eigne Beobachtung wird uns größtentheils in dieſer Meynung beſtärken.

Je mehr Menſchen beyſammen ſind, deſto mehr nehmen ihre Bedürfniſſe zu, und deſto mehr werden ihre Leidenſchaften erhöht, und deſtomehr ſuchen ſie alle Mittel, den einen zu befriedigen und den andern genung zu thun.

Hieraus, ſchloß ich einſt, entſtünde der Unterſchied zwiſchen dem Türken in den Städten und auf dem Lande; der erſte, argliſtig und voller Anſchläge, der letztere offenherzig und einfältig, ob ſie gleich eben ſo wie die andern in ihren Dienſtleiſtungen gegen Chriſten eine Art von Verachtung und Widerwillen zeigen; eine Folge von ihrer Erziehung und ihrer Religion.

Durch dieſe Erſcheinung wurde ich gereizt, mich ſo ſorgfältig, als ich konnte, zu erkundigen, ob die Türken, die in den kleinen Dörfern wohnen, die mit keinem Griechen, Armenier und Juden umgeben, noch mit ihnen vermiſcht ſind, tugendhafter und ehrlicher wären, als die in Städten und Flecken, wo alle dieſe Religionen bekannt werden, und wo die verſchiedenen Sekten, die ohn Unterſchied da zuſammen kommen, gleichſam nur ein einziges Volk ausmachen. Ich legte dieſe Frage mehrern vor, ohne eine genugthuende Antwort zu bekommen.

Endlich ſagte mir eben der Effendi, mit dem ich wegen des Koran geſprochen hatte, der aus Bosnien gebürtig war, lange in ſeinem Vaterland gelebt hatte, und der mir überhaupt in Sachen der Religion freyer zu denken ſchien: daß man in einem ganz türkiſchen Orte kaum wiſſe, was Liſt, Betrug oder Schelmerey ſey; daß, nachdem er die Verſchiedenheit zwiſchen dieſen und den andern Dörfern, wo Griechen und Türken zuſammen wohnten, bemerkt und verglichen hätte, er durch unläugbare Beyſpiele gefunden habe, daß die letztern die ganze Gemeinde anſteckten, daß ſie die Türken den Betrug lehrten, daß ſie ſie dazu verführten, ihre Familien in Verwirrung zu ſetzen, ſie in Proceſſe verwickelten, dem Cadi des Diſtricts Gewinnſucht einflößten, und damit ſie ſeinen Schutz erhalten möchten, ſelbſt ſeine Werkzeuge würden, dieſen Gewinn auf eine unrechtmäßige Art zu erhalten.

Er ſetzte hinzu, daß nichts ein beſſeres Beyſpiel davon abgeben oder die Sache mehr ins Licht ſetzen könne, als die Sitten der Turcomannen, von welchen ganze Heere durch Aſien wanderten wie die Patriarchen, und unter denen Betrügereyen beynah ganz unbekannt wären; und doch, wenn ſie von ohngefähr mit einem Armenier oder Juden in Dörfern oder Städten zuſammen kämen, würden ſie ſo vollkommen verſchlagen, als irgend einer von dieſen; aber alsdenn dürften ſie ſelten zu ihrer Gemeinde wieder zurückkehren.

Doch ſo wahrſcheinlich dieſes ſeyn mag, ſo glaube ich doch nach einer weitern Ueberlegung und einer genauern Bekanntſchaft mit den türkiſchen Sitten, daß wichtigere Urſachen von ihrer Verderbniß angegeben werden können; weil, wo Menſchen durch eine verderbte Verwaltung des Rechts, oder auf andre Weiſe, der Unterdrückung ausgeſetzt ſind, Selbſtvertheidigung und Nothwendigkeit ſie zu Liſt und Betrug ohne andre Lehrmeiſter anführet.

Derjenige muß ſo wie der rechtſchaffene Cadi von Smirna geſinnt ſeyn, der ſich nicht um Geſchenke bewerben, Streitigkeiten unterhalten und Proceſſe erregen ſoll, wenn er durch dieſe Mittel ohne Gefahr reich werden kann; und der muß in der That ein äußerſt rechtſchaffener Baſſa ſeyn, der, wenn er durch eine Gegend reißt, nicht in jeder Stadt und jedem Dorfe, das auf ſeinem Wege liegt, für ſich ſelbſt plündern wird, unter dem Vorwande, ſeine Gebühr einzufordern, oder der ſein Gefolge oder ſeine Untergebene abhalten wird, auf gleiche Art zu plündern. Da alſo das Volk weder dem einen noch dem andern durch Gewalt zuvorkommen kann, ſo werden ſie natürlicher Weiſe ihre ganze Fähigkeit dazu anwenden, der Unterdrückung durch

Liſt zu entgehen; Lügen, Verſtellung und Ausflüchte ſind die einzigen Waffen, wodurch ſie ſich vertheidigen können. Da ſie einmal dazu gewöhnt ſind, ſo gehen ſie von dem einen Schritt leicht zu dem folgenden, und breiten ihre Verſtellung über alle ihre Handlungen aus. Man muß alſo zugeſtehen, daß die Tyranney und das Beyſpiel ihrer Obern ſehr viel zu der Verderbniß ihrer Sitten beytrage.

Die Verſetzungen der Baſſas von einem Gouvernement zu dem andern, zuweilen von den Gränzen Perſiens zu den Gränzen von Europa, iſt eine von den großen Beſchwerden, und in der That beynahe die größte, die die Unterthanen unter dem, was eigentlich Miniſterium oder Gouvernement in der Türkey genennt werden kann, drückt. Denn obgleich ein Baſſa bey dieſen Gelegenheiten auf eine gewiſſe angewieſene Portion eingeſchränkt iſt, die das Land aus jedem Diſtrict liefern muß, auf eben die Art, und mit eben der Entſchädigung, mit welcher ſie die Reiſe eines Geſandten frey halten; und obgleich die Befehle des Sultans alle weitere Erpreſſungen verbieten: ſo kehrt er doch, wenn er nur einen vermögenden Schutz an der Pforte erkaufen kann, oder wo das Innere des Serails die Macht hat, und beſtochen genug iſt, ſeine Erpreſſungen mit ihm zu theilen, ſich wenig an die Befehle des Monarchen, oder an ſeine Thaym oder Vollmacht; ſondern ohne Achtung, ob es Chriſten, Türken oder Juden ſind, die die Beute ſeiner Raubbegierde werden, ſaugt er das Land vom Anfange bis zum Ende

ſeiner

Univ. Bibl.
München

ſeiner Reiſe bis aufs Blut aus und plündert ohne Nachlaß und ohne ſich den geringſten Vorwurf darüber zu machen.

Die ſechs Jahre während der Macht des Bechir des ſchwarzen Kislar Aga, der unter der Regierung des Sultan Machmuds hingerichtet wurde, wurde dieſes Uebel ungeheuer groß. Jeder Baſſa bemühete ſich die Creatur des Schwarzen zu werden, und gab ihm oder ſeinen Anhängern beſtändig große Summen, ihre Unterſtützung und ihren Schutz zu erhalten. Alsdenn mochte einer Gewaltthätigkeiten ausgeübet haben, was für welche er wolte, ſo war es für die Einwohner dieſer Diſtricte, durch welche er gegangen war, umſonſt, gegen ihn Beſchwerden zu führen, und in ganzen Haufen mit Arz-Mahzars oder allgemeinen Vorſtellungen ihrer Bedrückungen vor den Großherrn zu kommen.

Wenn ſie ihre Klagen der Pforte überlieferten, ſo wagte es der Bezier aus Furcht vor der Verbannung oder etwas noch ärgerm nicht, ſie dem Großherrn vorzulegen. Wurden ſie dem Sultan ſelbſt auf ſeinem Wege nach der Moſchee übergeben, ſo nahm ſie, entweder der Kislar Aga ſelbſt aus den Händen der Klagenden, oder ſie wurden ihm doch gleich eingehändiget, und von ihm unterdrückt. Das Verfahren des Miniſterii bey dieſen Gelegenheiten war, die Klagenden durch beſtändige Verzögerungen zu ermüden, und alsdenn ſie zu ermahnen, nach Hauſe zu gehen, und ſich auf den Bezier ihrer Genungthuung und ihres Erſatzes wegen zu verlaſſen.

Nach der. Hinrichtung des Schwarzen, ſandte der Großherr donnernde Befehle mit Drohungen von Ungnade und Strafe gegen alle Baſſas, die einer Räuberey ſchuldig wären; und er verbot ihnen nicht nur dieſes für das künftige, ſondern er befahl ihnen 'auch zu gleicher Zeit, ſeinen Miniſtern keine Geſchenke zu geben. Denn dieſes war, wie er fand, der Deckmantel, unter welchem ſie ihre Raubereyen ausgeübt hatten.

Das Uebel hörte für eine gewiſſe Zeit auf. Es bleibt aber niemals in einerley Zuſtande, ſondern nimmt beſtändig ab und zu, und verändert ſich ſo, wie ſich das Anſehn und die Gewalt der Perſonen ändert, die um die Perſon des Sultans ſind. Dieſer kann wohl zuweilen dem Uebel Einhalt thun, und es nöthigen, ſo wie den Paroxyſmus eines Fiebers, auszubleiben; aber ſeine politiſch-mediciniſchen Fähigkeiten ſind nicht groß genung, die Wiederkunft deſſelben zu verhindern.

Ohnerachtet aber des allgemeinen Misbrauchs der Gewalt, der feilen Geldbegierde, und der übrigen Mängel, die in der türkiſchen Regierung gefunden werden können, ſo iſt doch ihre innere Politik, oder ihre Anſtalten für die Sicherheit der einzelnen Perſonen vortreflich und nachahmungswürdig.

Straſſenraub, Einbrüche in die Häuſer, ſogar Diebſtähle ſind beynahe unter ihnen unbekannt; in Friedens- und Kriegszeiten ſind die Straſſen ſo ſicher als ihre Häuſer; durchs ganze Reich, beſonders auf den großen Landſtraſſen, kann man beſtändig mit der äußerſten Sicherheit reiſen, und wenn man bedenkt, wie volkreich dieſe Straſſen ſind, und daß ſie beſtändig bereiſt werden; ſo muß man ſich über die geringe Anzahl der Unglücksfälle, die vorgehen, wundern. Nicht einer vielleicht geſchieht in vielen Jahren.

Dieſe Sicherheit mag vielleicht auf eben dem Grunde beruhen, nach welchem unſre Eintheilungen in Geſellſchaften von hundert und von zehen Familien zuerſt ſind eingeführt worden. Denn auf gleiche Weiſe iſt das ganze türkiſche Reich in verſchiedene Diſtricte abgetheilt, die für jeden Raub oder Mord, der innerhalb ihrer Gränzen begangen wird, Rechenſchaft geben müſſen. Sie ſind deswegen ſehr wachſam, beyden zuvor zu kommen, weil ſie ſehr bald die Schwere einer ſtrengen und kurzen Gerechtigkeit fühlen. Denn bey dem kleinſten Vorwande, wird ein hoher Beamte von der Pforte den Augenblick abgeſchickt, die Sache zu unterſuchen; der Diſtrict bezahlt die Unkoſten dieſer Unterſuchung, ſie mögen ſich nun rechtfertigen können oder nicht; und eher reiſt er nicht fort, bis er beynahe ihren letzten Pfennig mit ſich genommen hat.

Der gemeine Türke muß demohnerachtet noch einen höhern Bewegungsgrund als die Furcht haben, die ihn zurück hält. Denn das Land iſt ſo ungeheuer groß, und die Straſſen ſind von einem Ende zum andern ſo unbedeckt, daß ſie unbeſtraft rauben und morden, und ſich alsdenn in eine entlegene Provinz retten könnten, ohne, daß es irgend einer menſchlichen Vorſicht möglich wäre, dem zuvor zu kommen.

Ich habe einen Franken gekannt, der in ſeiner eigenen Kleidung ganz allein rund um das Lager einer türkiſchen Armee reiſte, die ſich zum perſiſchen Kriege verſammlete, und der durch daſſelbe hindurch gieng, ohne daß er wäre um irgend etwas befragt, oder in ſeiner Reiſe im geringſten unterbrochen worden.

Es mögen nun die Türken entweder den Diebſtahl als eine Niederträchtigkeit anſehen, die der menſchlichen Natur unwürdig iſt, oder ſie mögen in der That die Geſetze fürchten, die demohnerachtet nicht ſehr ſtrenge ſind: ſo geſchehen doch ſelten in Conſtantinopel Einbrüche in die Häuſer oder Diebſtäble von den Türken. In dieſer Stadt ſind die Bulgarier diejenigen, welche man am meiſten zu fürchten hat; dieſe ſind gemeiniglich die Diebe. Aber doch kann man daſelbſt mit Sicherheit leben, wenn man auch ſein Thor faſt beſtändig offen läſſet.

Die Griechen rauben ſelten etwas beträchtliches, aber ihre Finger ſind eben ſo geſchwind als ihr Geiſt lebhaft iſt; ſie wollen nur mauſen. Ein Kleines zum andern, ſagen ſie, macht endlich einen Haufen; und dieſes Kleine wird kaum vermißt, oder wenn es vermißt wird, ſo iſt es doch keine Sache, die man für werth hält, eine Unterſuchung deswegen anzuſtellen. Im Ganzen genommen aber, ſind die meiſten, die von den griechiſchen Inſeln kommen, ordentlich und ehrlich, ausgenommen mit ihren Zungen. Denn ſie ſagen und wiederrufen, erſinnen ſich Unwahrheiten, und finden Ausflüchte mit einer bewundernswürdigen Fertigkeit und Leichtigkeit.

Die Geburt trägt in der Türkey nichts bey, jemanden zu großen Bedienungen zu empfehlen. Verdienſt und Geſchicklichkeiten können den Einwohner einer Hütte zu dem höchſten Amte im Reich erheben.

Die Türken glauben nicht, daß das Blut dieſelben Fähigkeiten der Seele, oder dieſelben Eigenſchaften des Herzens vom Vater auf Sohn fortpflanzen könne; ſondern ſie glauben, daß Tugend, Weisheit, Tapferkeit, Reichthümer, kurz, jede Austheilung von Gaben und Talenten, und alle die verſchiedenen Stände und Ordnungen unter den Menſchen, von dem höchſten Weſen, den verſchiedenen einzelnen Gliedern der Geſellſchaft ohne Anſehen irgend einer beſondern Familie beſtimmt und ausgetheilt werde; ſo daß ſogar die Nachkommen des Propheten, die ſehr zahlreich ſind, größtentheils in dem niedrigſten und verächtlichſten Stande bleiben, und nur einige nichtsbedeutende Vorrechte genieſſen, die auf ihre Glücksumſtände keinen Einfluß haben.

Ich habe demohnerachtet bemerket, daß einige Familien von dem Volke blos der Verdienſte ihrer Voreltern wegen hochgeſchätzt werden. Einer von den Nachkommen des Ibrahim Kan wird insbeſondere von Leuten von allen Ständen auf eine vorzügliche Art geehret, und einige behaupten, daß er zweymal im Jahre vom Sultan ſelbſt beſucht wird.

Ibrahim war Vezier beym Muhammed dem Zweyten; dieſer Sultan, als er die Wallachey erobert hatte, verließ Adrianopel, und gieng nach Aſien, um einige Prinzen, die ſich gegen ihn aufgelehnt hatten, zu züchtigen. Seine Zurückkunft von dieſer Expedition wurde durch einen Betrüger verzögert, der ſich für den Muſtapha, den Sohn des Bajazeth, ausgab, welcher in der Schlacht gegen den Tamerlan verlohren gegangen, oder geblieben war. Dieſer Betrüger belagerte die Stadt Nicäa in Bithynien, wo ihn der Muhammed angriff und ſchlug; aber bald darauf wurde dieſer ſelbſt von einer Dyſenterie angegriffen und ſtarb. Sein Sohn Amurath war damals in Europa, um mit den Bulgariern Krieg zu führen. In dieſer kritiſchen Verfaſſung gab der Vezier Ibrahim dem Amurath von dem Tode ſeines Vaters Nachricht, aber er verbarg ihn vierzig Tage lang vor der Armee. Alle öffentliche Geſchäffte giengen eben ſo fort, als wenn er am Leben geweſen wäre, bis Amurath anlangte. Für dieſen wichtigen Dienſt bekam der Ibrahim den Titul Khan, der beynahe dem Titel eines Königs gleich iſt, der mit hohen Ehren und einem reichlichen Auskommen begleitet iſt, welches alles ihm und ſeinen Nachkommen von dem Solimann Kanuni oder dem Geſetzgeber, mit dem Beynamen der Prächtige, beſtätiget wurde. Dieſe Familie führt den Namen Ibrahim Khan Oglu. Sie haben eine unglaubliche Menge von geiſtlichen

Häuſern, erbauet und beſchenkt, und öffentliche Khans für die Aufnahme der Reiſenden, über welche ſie beſtändig Aufſeher und Directeurs ſind. Sie ſind, ſo wie der Sultan ſelbſt, davon ausgenommen, ihr Blut durch Verheyrathung mit irgend einer andern Familie zu vermiſchen, und halten alſo nur Beyſchläferinnen. Sie können ein Amt in der Verwaltung öffentlicher Geſchäffte, das ihnen angeboten wird, ausſchlagen, und man hat mir erzehlt, daß ſie den einzigen erblichen Titel im ganzen Reich, nämlich den, eines Großjägermeiſters, oder Großfalkeniers, beſitzen. Unter den Nachkommen von Veziers wird die Kiuperliſche Familie, von der noch wenig Ueberreſte vorhanden ſind; und unter den Rechtsgelehrten die Familie des Damas Zade, unter deren Voreltern der erſte Mufti nach der Einnehmung Conſtantinopels geweſen iſt, unendlich von dem Volke in Ehren gehalten.

Ueberhaupt glaube ich geſehen zu haben, daß das Volk den Nachkommen von Baſſas, oder von angeſehenen Effendis mit einer gewiſſen Achtung begegnet. Vielleicht ſteht dieſe Achtung mit ihrem Reichthum, ihren Verbindungen oder ihren öffentlichen Schenkungen im Verhältniß.

Aber dieß iſt gewiß, und ſcheint ein vorzügliches Merkmal von Vorzug und Rang zu ſeyn, daß jeder Mann in dem Reiche, der eine Dame heyrathet, die von einem Baſſa, oder einem angeſehenen Manne, unter den Rechtsgelehrten, oder in jeder andern Claſſe abſtammet, ſich ohne ein ander

Frauenzimmer begnügen laſſen muß, und er auch nicht einmal eine Beyſchläferinn in demſelben Hauſe halten darf. Ich habe dieſes von einem Vezier, der auf die Art verheyrathet war, noch weiter treiben geſehn; denn ob er gleich ſeine Beyſchläferinnen außer dem Hauſe hatte, ſo war er doch überdies verbunden, es ſehr ſorgfältig vor ſeiner Gemahlinn zu verbergen.

Die Türken haben eine ſehr heftige Liebe zu ihren Kindern, und die Kinder einen gegenſeitigen Gehorſam, Unterwerfung und kindliche Ehrfurcht gegen ihre Eltern. Dieſe Art der Erziehung gewöhnet ſie zu einer ſehr anſtändigen Beſcheidenheit gegen ihre Obern, und die jungen Leute zu einer großen Verehrung der Alten. Vielleicht mag dieſes, nebſt ihrer gänzlichen und ſehr zeitigen Abſonderung vom andern Geſchlecht, ihnen dieſes verſchämte Weſen einflößen, das man in ihrem Betragen bemerkt, und die Ehrerbietung veranlaſſen, mit der ſie dem ſchönen Geſchlecht begegnen.

Ein Mann, der einem Frauenzimmer auf der Straſſe begegnet, kehrt ſein Geſicht von ihr weg, als wenn es nicht erlaubt wäre ſie anzuſehn. Ein unverſchämtes Weib ſcheinen ſie zu verabſcheuen und zu vermeiden.

Jeder unter den Chriſten alſo, der Streitigkeit mit einem Türken hat, kann, wenn er ein munteres beherztes Weib mit einem männlichen Anſehn zu ſeiner Ehegattinn hat, dieſe gebrauchen, an ſeiner Stelle mit den Türken die Sache auszufechten, und er wird oft auf dieſe Art ſeinen Zweck erreichen.

Es würde die höchſte Schande für einen Türken ſeyn, ſeine Hand in der Hitze gegen ein Frauenzimmer aufzuheben. Alles, was er thun kann, iſt, ſie mit Worten auszuſchelten, oder fortzugehen.

Das ſchöne Geſchlecht ſtützt ſich ſo ſehr auf dieſes Vorrecht, daß ſie oft deswegen ihrer Leidenſchaft bis zur Ausſchweiſung nachgeben, in ihren Foderungen äußerſt unbillig und in der Verfolgung derſelben heftig und regellos ſind. Sie unterſtehen ſich, den Richter auf ſeinem Gerichtsſtuhl, und ſelbſt den Vezier in ſeinem Divan mit ihrem Geſchrey zu beunruhigen und ihm zu trotzen. Die, welche beym Gericht ſitzen, wiſſen nicht, wie ſie es anfangen ſollen, ihren Ungeſtüm und ihr ſtürmiſches Weſen zu ahnden: und es iſt eine allgemeine Anmerkung, daß, um ihrer auf eine gute Art los zu werden, ſie ihnen ihre Sache oft bewilligen.

Ein ſehr merkwürdiger Auftritt wurde von den Weibern zu der Zeit, da der Sultan Muſtapha auf den Thron kam, geſpielt.

Sein Vezier, Regib Mehemet Baſſa, der gegen das Ende der vorhergehenden Regierung ſich in ſeinem Poſten unſicher zu ſeyn geglaubt hatte, und der täglich erwartete, durch die geheimen Intriguen des Serails abgeſetzt zu werden, hatte es unterlaſſen, den nöthigen Vorrath von Korn und Reiß, der jährlich in Conſtantinopel verzehret wird, herbeyzuſchaffen, ob dieſes gleich ein weſentliches Stück ſeines Amts iſt. Die öffentlichen

Kornböden waren beynahe leer, und weniger Reiß, als gewöhnlich, war eingeführt worden. Demohnerachtet fand er ſich wider ſeine Erwartung, von dem neuen Sultan mit voller Gewalt in ſeiner Bedienung beſtätigt und unumſchränkt gemacht. Aber nun war es zu ſpät im Jahre, einen gehörigen Vorrath herbeyzuſchaffen. Brod, mit Haber, Gerſte, Hirſe und Sand vermiſcht, war theuer und ſelten, und Reiß war beynah um gar keinen Preiß zu bekommen.

In dieſer Noth ertrugen die Männer ihren Mangel mit leidendem finſtern Mißvergnügen. Die Weiber hingegen, ungeduldig und kühn, verſammelten ſich in ein anſehnliches Corps, und griffen, mit Hammern, Meiſſeln und Feilen die Magazine an, wo ſie glaubten, daß Reiß in groſſer Menge verwahrt wäre.

Kein Widerſtand konnte ſie zurückhalten; und indem die öffentliche Magiſtratsperſonen unſchlüſſig waren, was für eine Parthey ſie ergreifen ſollten, brachen ſie Schlöſſer und Riegel auf, giengen in die Magazine hinein, nahmen ſo eine groſſe Menge mit ſich, als ſie fortbringen konnten, und giengen wieder nach Hauſe, ohne von irgend jemand beunruhigt zu werden. Keine von dieſen weiblichen Aufruhrern iſt, ſo viel ich weiß, jemals beſtraft worden; und wenn man mit einem ernſthaften Türken deswegen ſprach, ſo ſagte er mit einer ſpöttiſchen Miene: es wäre nur ein Aufruhr von unruhigen Weibern geweſen.

Ich habe es eine Perſon von groſzer Glaubwürdigkeit, die einige Jahre in eines Sultans Harem zugebracht hatte, ausſagen hören, daſz es unmöglich ſey, daſz ſich Weiber mit mehr Anſtand und Beſcheidenheit aufführten, als die türkiſchen Damen, und daſz ſie einander mit der gröſzten Artigkeit begegneten.

In Familien von höherm Range, wo die Erziehung feiner iſt, und wo ſie ſich wahrſcheinlicher Weiſe durch die Leſung der Bücher in ihrer eignen Sprache, oder in der arabiſchen aufklären, werden ihnen auch ohne Zweifel die Vorſchriften der Tugend und der Moral; eines artigen und feinen Betragens; die Regeln des Wohlſtandes; Keuſchheit in den Sitten, und alles, was das andre Geſchlecht zieren und liebenswürdig machen kann, eingeſchärft werden.

Ueberhaupt aber iſt es bekannt, daſz die Frauenzimmer, die ihren Leuten vom Stande vorgeſtellt oder verkauft werden, ſie mögen nun zu Gemahlinnen oder zu Beyſchläferinnen beſtimmt ſeyn, ihren Preiſz nicht bloſz nach der Schönheit ihrer Bildung, ſondern auch nach dieſen erlangten Annehmlichkeiten und künſtlichen Reizen erhalten, in denen ſie ſo ſorgfältig unterrichtet werden, und die alle von der Art ſind, daſz ſie die Leidenſchaften noch mehr erhöhen und anflammen können. Um dieſer Urſache willen lehren ſie ſie Vocal- und Inſtrumental-Muſik, gewiſſe eigene Stellungen in der Tragung ihres Körpers, und oft ſolche Tänze, die einem beſcheidenen Zuſchauer unanſtändig vorkommen.

Begebenheiten, durch die man den weiblichen Charakter in der Türkey beſtimmen kann, ſind ſchwer zu erfahren. Nur zufälliger Weiſe können ſie uns bekannt werden. Ein ſolcher Zufall hat mir eine bekannt gemacht, die, wenn nicht dieſe Art zu denken lieblos und zu unbillig ſcheinet, uns in den Stand ſetzen kann, von allen übrigen zu urtheilen: Crimine ab vno diſce omnes.

Die Harems der Leute von Stande, d. i. alle Damen und ihr Gefolge, haben im Sommer ſehr oft die Erlaubniß, zu Fuß ſpazieren zu gehen, um friſche Luft zu ſchöpfen, entweder auf den Feldern, an den Ufern des Bosporus, oder auf andern ſolchen öffentlichen Plätzen. Dieſe Geſellſchaften beſtehen gemeiniglich aus zwanzig oder dreyßig, oft auch aus vierzig oder funfzig Frauenzimmern, nach dem ihr Herr reich iſt; und ſie werden beſtändig von den Wächtern ihrer Keuſchheit, den ſchwarzen Eunuchen, begleitet.

Es iſt gewöhnlich, daß die Franzoſen und andere chriſtliche Fremde des Abends, um ſich zu ergötzen, auf die aſiatiſche Seite des Bosporus hinüberfahren. Zwey von dieſen giengen, ſo wie gewöhnlich, mit Damen dahin, von Janitſcharen und ihren Bedienten begleitet. Als ſie langſam wieder zurückgiengen, hörten ſie hinter ſich ein verwirrtes Geräuſch von weiblichen Stimmen. Ihre Neugier trieb ſie, ſowol zu ſehen als zu hören; ſie kehrten ſich alſo geſchwind um und blieben ſtehen. Sie fanden, daß dieſe Stimmen von zwey Harems herkämen, die beynahe aus vierzig Frauenzimmern beſtanden.

ſtanden. Ihre getreuen Wächter, die Schwarzen, folgten ihnen auf jeder Seite, und beobachteten ſie, obgleich in einiger Entfernung. Einer von den Zuſchauern blieb länger ſtehen, und mit einem ernſtlichen Vorſatz, ihre Geſtalt und ihr Betragen zu betrachten. Er glaubte, ſie würden ihn eher vermeiden, als ihm nahe kommen. Er irrte ſich. Auf einmal fand er ſich von einem dem Anſehen nach friſchen ſtarken, und muthigen Mägdchen ergriffen, der der ganze Haufe nachfolgte. Dieſer redete ihn erſtlich in einer ſehr verliebten, ſehr wenig zurückhaltenden Sprache an, und verſuchte hierauf mit ſehr ſüſſen und zärtlichen Ausdrücken alle Geheimniſſe ſeiner Kleidung zu erforſchen. Die Heftigkeit dieſes Angriffs, und das Heer von Frauenzimmern, das um ihn herum war, ließ ihm weiter keine andre Zuflucht, als zu lachen und ſich zu ſträuben. Er konnte ſich aber von ſo zahlreichen und ſo entſchloſſenen Feinden weder durch Bitten noch durch Drohungen losmachen, noch die Heftigkeit ihrer Neugier durch die Vorſtellung der Schande überwinden, der ſie ſich durch eine ſo unanſtändige Aufführung und noch dazu an einem öffentlichen Ort ausſetzten.

Ein alter Janitſchar, der ihn begleitete, ſtand in einiger Entfernung, als wenn er darüber erſtaunte. Seine muhammedaniſche Blödigkeit erlaubte ihm aber nicht, näher zu den Frauenzimmern hinzu zu gehen; noch weniger hätte er ſich unterſtanden, Hand an ſie zu legen. Alles, was er ſich bey dem Streit zu thun erkühnte, war, den ſchwarzen Eunuchen ein ſehr finſtres Geſicht zu machen, und mit einer Stentor-Stimme ihnen und denen, über die ſie die Aufſicht hatten, zuzurufen; ihnen zu ſagen: daß ſie mehr die Wächter liederlicher Weibsbilder, als ehrbarer Frauenzimmer wären, und zugleich ſie aufzufordern, ihre Gewalt anzuwenden, den Mann von ſolchen ungeſtümen Angriffen zu befreyen. — Alles umſonſt.

Ein junger Mann von der Geſellſchaft, ein Fremder, der entweder den andern beneidete, oder Mitleiden mit ihm hatte, ihn in einer ſolchen Verlegenheit zu ſehen, gieng muthig hinzu; und weil er mehr Türkiſch konnte, als die Perſon, die in den Streit verwickelt war, ſo fieng er an, bald mit einem Lächeln, bald mit einem ſauren Geſicht, ihnen ihre Aufführung zu verweiſen. Es mochte nun ſein Geſicht, oder ſeine Leibesgeſtalt, oder ſeine größere Jugend anziehender ſeyn, ſo lieſſen ſie auf einmal ihre erſte Beute fahren, und flogen auf ihn mit noch hitzigern und noch weiter forſchenden Händen los; und ſo, indem er eben dieſelbe Begegnung aushielt, gab er dem erſten Zeit, ſein Boot zu erreichen. Der junge Mann, der ſtark und behende war, machte ſich nach vielem Sträuben los, und rettete ſich endlich mit vieler Schwürigkeit durch die Flucht; glücklich genung, daß er nicht ganz war ausgezogen worden, und daß er noch mit einer anſtändigen Bedeckung die übrige Geſellſchaft hatte einholen können.

Ich muß noch dieß als die allgemeine Meynung und was ich beſtändig gehört habe, hinzuſetzen, daß die türkiſchen Damen überhaupt unbeſcheiden und verbuhlt ſind. Dieſes kann, glaube ich, mit ziemlichem Recht auf die Frauenzimmer angewendet werden, die den Großen und Reichen verkauft oder geſchenkt werden.

Eine Betrachtung iſt mir dabey in Sinn gekommen, die ich oft zu vernünftigen Catholiken in ihrem eigenen Lande geſagt habe, daß eine Kloſtererziehung für junge Damen, die beſtimmt ſind, eine geſellſchaftliche Rolle zu ſpielen, und unter Menſchen zu leben, unſchicklich und gefährlich iſt.

Die türkiſchen Frauenzimmer werden, bis ſie beynahe mannbar ſind, eingeſperrt und von aller Geſellſchaft mit Mannsperſonen ausgeſchloſſen gehalten. Wenn ſie nur ein Wort, was dieſe betrifft, fallen laſſen, ſo wird das ſchon für unanſtändig gehalten, und zieht ihnen ein ſaures Geſicht von ihren Obern zu. Selbſt nur zu denken, daß es ein Geſchlecht giebt, das von dem ihrigen unterſchieden iſt, iſt ſchon ein Verbrechen; kurz, jede natürliche Empfindung muß unterdrückt werden.

Ihre Lehrer erwägen nicht, daß die menſchliche Natur das am meiſten begehrt, was ihr verboten iſt; daß eine unauslöſchliche Neubegierde die Einbildungskraft rege macht, und die Leidenſchaft entzündet; und daß alſo junge Frauenzimmer, die eben erſt aus ihrem Gefängniß befreyet worden ſind, und ohne Erkenntniß und Erfahrung in die Welt eintreten, nothwendig die Beute des erſten des beſten ſeyn müſſen, der kühn genung iſt, ſich ihrer Neigung zu bemächtigen. So eine Erziehung veranlaßt oft, entweder einen Schiffbruch ihrer Tugend, oder eine ungleiche und unglückliche Ehe; ſo endet ſich eine Jugend, im Zwange zugebracht, in einem Alter voll Elend. Man laſſe ſie alſo zeitig mit Mannsperſonen umgehen, und beyzeiten ſich mit der allgemeinen Geſellſchaft vereinigen, in der ſie ihr Leben zubringen ſollen.

Denn die Lehren der Beſcheidenheit werden alsdenn einen ſtärkern Eindruck auf ſie machen, wenn ſie das Unglück und die traurigen Zufälle ſehen, die den Mangel derſelben begleiten. Das heißt, das Beyſpiel gleich zu der Vorſchrift ſetzen.

Woher die Vorſtellung von der außerordentlichen Schönheit der türkiſchen Damen entſtanden iſt, iſt ſchwer zu ſagen, wenn es nicht durch die erhitzte Einbildungskraft erfinderiſcher Reiſender geſchehen iſt, die dieſe ſchöne Phantome, haben entſtehen laſſen, ihre Bildungen entworfen haben, und in Originale verliebt worden ſind, die ſie niemals ſahen.

Daher ſind die ſchönen Circaſſierinnen, durch die ganze Chriſtenheit, der Gegenſtand der Romanen und Gedichte geweſen; da doch vielleicht nicht zwey Mannsperſonen darinnen ſind, die jemalen eine von dieſen Venuſſen ſahen. In der Türkey iſt es gewiß unmöglich, denn von der Kindheit an bis zum hohen Alter, iſt kaum ein Zug eines türkiſchen Frauenzimmergeſichts zu ſehen. Kein erwachſenes Mägdchen, kein verheyratheteſ Frauenzimmer iſt jemals ſichtbar außer ihren Verwandten, Eltern, Brüdern, und ihrem Manne. So bald ſie das Makramma oder den Schleier der Beſcheidenheit angelegt haben, ſo wird ein jeder Zug ihres Geſichtes bedeckt, außer einem kleinen Theil ihrer Naſe und ihrer Augen; und einige haben dieſe Gewohnheit bis auf einen ſolchen Grad von Delicateſſe getrieben, daß wenn ſie ihr Federvieh füttern, und Hähne unter den Hühnern ſind, ſie vor ihnen ohne dieſen Schleier nicht erſchienen ſind. Wenn Praxyteles oder Apelles mit einer engliſchen Einbildungskraft, die zu ihrer Kunſt hinzugekommen wäre, die beyden Harems an dem Ufer des Bosporus geſehen hätten, ſo würden ſie ſich doch nicht den geringſten Begriff von dem Contour, der Geſtalt oder der Proportion des Geſichts und der Liniamente einer einzigen Perſon in denſelben haben machen können: alles, was ſie hätten unterſcheiden können, wären ſchwarze oder blaue Augen, und ein ſchwacher Schimmer von der Farbe der Haut geweſen.

Demohnerachtet, da ſie ſo ſorgfältig ihre Geſichter vor dem rauhen Einfluß der Veränderungen der Luft bewahren; da ihre Stunden ſo ordentlich eingetheilt, und ſie weder der Nachtluft noch den vermiſchten warmen Ausdünſtungen voller Zimmer ausgeſetzt ſind, ſo kann man erwarten, daß wenn ihre Bildung urſprünglich ſchön iſt und die Natur ihnen eine angenehme und lebhafte Farbe gegeben hat, dieſe Reizungen viele Jahre können erhalten werden, und nur nach und nach bey der Annäherung des Alters einen Abbruch leiden.

Die griechiſchen Frauenzimmer ſind nicht zu der genauen Beobachtung der türkiſchen Eingezogenheit verbunden. Sie machen oft Beſuche; und ausgenommen auf der Straſſe ſind ihre Geſichter nicht in das Makramma eingehüllt. Von dieſen können wir alſo mit Gewißheit ſprechen. Sie haben größtentheils eine gute Bildung und angenehme Geſichter, aber überhaupt mehr eine bleiche als ſchöne Farbe.

In der That nehmen die einen und die andern eher ab, als die Natur es haben wollte. Sie zerſtören das ganze Gewebe ihrer feſten Theile, durch den zu oſten Gebrauch heiſſer Bäder, und ſie eilen zu zeitig zur Ehe.

Die türkiſchen Frauenzimmer ſind durch die Vorſchriften ihrer Religion verbunden, ſich zu baden, die griechiſchen durch Gewohnheit, Ueppigkeit und Neigung.

Die Anzahl der öffentlichen Bäder in Conſtantinopel iſt ungeheuer, und der Privatbäder unglaublich. Die letztern ſind in der That die höchſte Ausſchweifung der Eitelkeit und der Ueppigkeit. Denn alle, die auf einige Weiſe in guten Umſtänden ſind, haben bequeme Bäder, die ihnen ſelbſt zugehören, und unter den Reichern iſt es gewöhnlich, ſie äuſſerſt prächtig zu haben.

Die Türken und Juden können durch ihre Religion ſelbſt in der Ausſchweifung ihres Aufwandes entſchuldiget werden, aber die Griechen und Armenier haben bloß eine leere Eitelkeit zur Rechtfertigung derſelben anzuführen. Sie geben demohneracht et dieſer Eitelkeit nach, ob ſie gleich zittern, daß es ein Türke wiſſen ſollte, ſie unterſtünden ſich, ihnen an Pracht es gleich zu thun oder ſie gar zu übertreffen.

Die öffentlichen und Privatbäder mögen vielleicht in ihren Zierathen und ihrem Maaſe von einander unterſchieden ſeyn, aber in ihrer Form und in ihrer Bauart gehen ſie gar nicht von einander ab. Sie ſcheinen bloß zu einem anſtändigen und ehrbaren Gebrauch gemacht zu ſeyn.

Sie beſtehen aus drey Zimmern. Das erſte iſt ein großer Saal, wo die Badenden warten, bis das Bad für ſie fertig iſt; das zweyte iſt ein Zimmer, in welchem ſie ſich aus- und anziehen; das dritte iſt die Badſtube. Das Bad ſelbſt iſt ein großer Stein oder eine marmorne Ciſterne, geräumig genung, daß ein Menſch nach ſeiner vollen Länge darinnen liegen kann. In den öffentlichen Bädern ſteht eine Menge von ſolchen Ciſternen; ſie werden durch verſchiedene Röhren, die durch die Mauern geführt werden, mit Waſſer verſorgt. Der Bademann oder die Badefrau, nach dem das Geſchlecht des Badenden iſt, wartet ihnen auf, wäſcht ſie, reibet ſie, und trocknet ſie mit einer wunderswürdigen Geſchicklichkeit und Kunſt ab. Dabey biegen und dehnen ſie die Gelenke auf ſo eine Art aus, daß man ſich einbilden ſollte, ſie würden alle Glieder des Körpers verrenken, und doch verurſacht dieſe Operation vielmehr eine angenehme Empfindung.

Die Frauenzimmer werden gemeiniglich von einer ihrer eignen Sclavinnen oder Bedienten begleitet; ſie ziehen ſich in dem dazu beſtimmten Zimmer aus, legen ihre Badkleider an, welche gemeiniglich von blau- und weißgeſtreiftem Kattun ſind. Nachdem ſie gebadet haben, ſo kehren ſie wieder in dieſes Zimmer zurück. In demſelben iſt ein Sopha, auf welches ſie ſich werfen; hier werden ſie angekleidet, und wenn ſie kühl genug ſind, gehen ſie wieder in den Saal zurück. Die, welche es haben wollen, laſſen das Bad ausdrücklich für ſich heiß machen, zwey aber baden niemals in derſelben Ciſterne zuſammen, und verſchiedene Stunden ſind beſtimmt, in welchen verſchiedne Perſonen, die ſich denſelben Tag baden wollen, zugelaſſen werden. In der That läßt die Hitze nicht lange zu, in dieſen Badciſternen zu bleiben, obgleich die meiſten, die ſich ihrer bedienen, ſich ein zu großes Uebermaaß erlauben.

Es iſt in der Türkey gewöhnlich, Knaben von 14 und 15 Jahren mit Mägdchen von 11 oder 12, und zuweilen gar unter dieſem Alter zu verheyrathen. Dieſe Gewohnheit iſt unter allen Religionspartheyen gewöhnlich; ſie werden auf Treu und Glauben ihrer Eltern mit einander verbunden. Denn ſie ſelbſt haben niemals die Erlaubniß, ſich einander vor der Hochzeit zu ſehen. Sehr viele Betrügereyen ſind, wie man ſagt, unter Griechen und Armeniern, bey dieſen Gelegenheiten geſpielet worden. Der Lahme, der Ungeſtalte, der Blinde, werden oft mit der Schönheit und der Geſundheit verheyrathet. Wenn die hintergangnen Partheyen ſich beklagen, ſo antworten ihnen die, die dieſen Betrug verabredet haben, mit einem Compliment für ihre Schönheit und für ihre guten Eigenſchaften, und einer Erklärung, daß das, was ſie zu dieſer Liſt bewogen habe, blos die Begierde geweſen ſey, das Geſchlecht fortzupflanzen. Dieſe Ungerechtigkeit iſt um deſto größer, da Chriſten nicht leicht eine Eheſcheidung erhalten können. Aber in der That werden gegenwärtig die griechiſchen Mägdchen alle Tage klüger, und beſtehen gemeiniglich darauf, an einem Fenſter oder in einem Zimmer einen Blick auf ihren Bräutigam zu thun; und ſie ſind nicht von einem ſo zarten Gewiſſen, daß ſie ſich nicht auch hinwiederum vor ihrem Freyer entſchleyern ſollten. Ja ſie heyrathen oft, ohne irgend etwas weiter als ihre Neigung zu Rathe zu ziehen.

Die Türken ſind in Abſicht auf das Heyrathen in vortheilhafteren Umſtänden. Der Großherr iſt ganz von der Ehe freygeſprochen; er beruft ſich auf das Vorrecht, das Muhammed ſich ſelbſt vorbehielt; und um eine förmliche Verſchwägerung zu vermeiden, oder nach dem türkiſchen Ausdruck, um nicht das Blut mit irgend einer Familie in ſeinem Reiche zu vermiſchen, ſo hat er keine Gemahlinn, ſondern nur Concubinen. Die erſte unter ihnen, die ihm einen Sohn bringt, wird Sultana Haſeki genannt. Sie wird mit Blumen bekränzt, nimmt die Rechte einer Gemahlinn an, und beherrſcht den Harem.

Den übrigen Türken werden vier Weiber erlaubt. Sie können, wie ſie es nennen, Kabbin heyrathen, d. h. ſie erſcheinen vor dem Gericht, erklären, daß dieſes Frauenzimmer ihr Weib ſey, und gehen eine Verpflichtung ein, daß, wenn ſie jemals es für gut halten ſollen, ſich von ihr zu ſcheiden, ſie die Kinder unterhalten, und ihr eine gewiſſe ausgemachte Summe geben wollten, die ſie entweder nach ihren Umſtänden, oder nach der Zeit, die ſie mit ihr beyſammen zu wohnen gedenken, einrichten. Es iſt kein Flecken für den Character eines Frauenzimmers, wenn ſie von ihrem Manne ſo fortgeſchickt wird, noch iſt es ein groß Hinderniß für ſie, einen zweyten zu finden.

Unter Leuten von mittlerm oder geringerm Stande iſt dieſe Summe ſehr mäßig, und erſtreckt ſich von 5000 zu 100,000 Aſpers.

Daher findet man wenige von dieſem Range, die mehr als eine Frau auf einmal haben. Denn ſie ändern oft, ſchicken die eine fort, und nehmen eine andre, da dieß mit weniger Beſchwerde und ohne große Unkoſten geſchehen kann.

Die Reichen haben oft drey oder vier Weiber, und oft noch viel Beyſchläferinnen; aber wenn ſie bey dem löblichern Theile des Geſetzes bleiben wollen, und ſich bloß auf Gemahlinnen einſchränken: ſo wäre es für ſie eben ſo bequem. Denn ſie können ſo oft wechſeln und ändern, als es die Anzahl erlaubt.

Nach der Scheidung können ſie daſſelbe Weib zum zweyten, aber nicht zum drittenmahle nehmen, ausgenommen, wenn ſie ſchon zuvor an einen andern Mann iſt verheyrathet geweſen. Kein Mann kann eine geſchiedne eher als fünfthalb Monat nach der völligen Trennung von ihrem erſten Manne heyrathen.

Der Mann kann die geſchiedene Frau nöthigen, jedes Kind, das ſie ihm gebohren hat, zu ſäugen, bis es zwey Jahr alt iſt.

Hieraus kann man ſehr leicht ſchließen, wie wenig öffentlich liederliche Weibsbilder unter den Türken zu finden ſind. Ihre Religion ſelbſt verſorgt ſie ſchon, was auch immer ihr Temperament und ihre Leibesbeſchaffenheit ſeyn mag, mit einer überflüßigen Mannigfaltigkeit und Menge von Frauenzimmern.

Es ſey nun dieſer unordentliche Gebrauch der Frauenzimmer, oder was es ſonſt für eine Urſache ſeyn mag, ſo iſt nicht die Anzahl von Kindern in den türkiſchen Familien, die der Begriff von Polygamie natürlicher Weiſe vermuthen läßt. Ja, man kann behaupten, daß ſie gemeiniglich nicht ſoviel Kinder haben, als man in chriſtlichen und jüdiſchen Familien findet.

Unter den Chriſten kannte ich eine Familie von zwanzig und eine andere von drey und zwanzig Kindern von einer Mutter. Könnte man daher nicht ſchließen, daß die Vielweiberey von dem Geſetz der Natur abweicht? Iſt es nicht ein ſtarker Vermuthungsgrund, um zu beweiſen, daß, da die Anzahl von männlichen und weiblichen Geburten beynahe gleich iſt, es um eine beſtändige Ordnung in der Bevölkerung zu erhalten, nothwendig ſey, daß ein Mann nicht mehr als eine Frau heyrathen dürfe?

Ja, daß dieſe vorausgeſetzte Proportion der Anzahl von Mannsperſonen und Frauenzimmern wahr ſey, kann man ſehr richtig aus der in die Augen fallenden Folge der Vielweiberey in der Türkey ſchlüſſen. Denn welcher andern Urſache könnte man es ſonſt zuſchreiben, daß ſie nicht eine hinlängliche Anzahl von Weibern für ihre Männer haben? Es iſt offenbar, daß ſie durch den ganzen weiten Raum der muhammedaniſchen Gebiete dieſen nicht haben, ſondern, daß ihnen täglich Frauenzimmer von andern Ländern zugeführt werden müſſen. Sie ſind eine ausländiſche Waare, deren Preiß ſteigt und fällt, nach dem viel oder wenig davon auf dem Markte iſt. Der Krieg erſetzt dieſen Mangel durch die Anzahl der gefangenen Weibsbilder, die er verſchafft. Die Türken ſind bey ihren Feldzügen ſehr hitzig, ihrer habhaft zu werden, und Weiber ſind alsdenn in Menge und wohlfeil.

Aber das iſt ſeltſam, daß die bloße Armuth und die Dürftigkeit ihrer Nachbarn, der Georgier, die eine Art von Chriſten ſind, dieſes elende Volk nöthiget, ihre auserleſenſten Mägdchen den muhammedaniſchen Märkten zu liefern, da ihr Land ohne dieſe Art von Handel für Hunger ſterben müßte.

Ich muß bey dieſer Gelegenheit bemerken, wie ſehr die Welt mit romanhaften Geſchichten von den künſtlichen Liebeshändeln iſt hintergangen worden, die mit türkiſchen Damen ſollen geſpielt worden ſeyn. Es iſt eben ſo leicht den Himmel zu erſteigen, als zu ihnen zu kommen. Ihre Wohnungen ſind Feſtungen, größtentheils mit hohen Mauern umgeben, und ſie haben nicht ein Fenſter, das auf die Straſſe herausgeht. Ihre Wächter ſind beſtändig um ſie, und die Sache kann vor zehen, zwanzig, oder noch einmal ſo vielen Weibern niemals verborgen bleiben. Sie gehen ſelten oder niemalen auf den Straſſen, außer in ihrer Kindheit oder im hohen Alter. Die Reichen werden gar nicht geſehen. Und böten ſich auch Gelegenheiten dar, die es für einen Chriſten möglich machten, eine Intrigue mit einem türkiſchen Frauenzimmer zu verſuchen, ſo weis er doch, daß wenn er entdeckt wird, ein augenblicklicher Tod ſeine Strafe iſt, und daß die, die entweder durch Aufmunterung oder durch Nachſicht etwas dazu beygetragen haben, daſſelbe Schickſal mit dem Thäter theilen.

Es iſt ſchwer, von der Art, auf welche Türken, Männer oder Weiber ihre Zeit zu Hauſe zubringen, Rechenſchaft zu geben. Einige von den erſtern ſind ohn Zweifel arbeitſam, obſchon die meiſten mit Geldſachen, oder ihrem perſönlichen Intereſſe beſchäfftigt zu ſeyn ſcheinen. Wenn ſie geſonnen ſind, ſich ein Vergnügen, oder eine Erholung unter ſich zu machen, ſo beſtehen ihre Ergötzlichkeiten in Erzählungen von Mährgen, Scherzen, einem Spiel

Schach oder Dame, und nicht ſelten in Tänzern und Muſikanten, die in verſchiedenen Theilen der Stadt ſich zu dieſem Gebrauch anbieten. Wenn niemand von der Geſellſchaft witzig genung iſt, die übrigen mit den niedrigen Unfläthereyen zu unterhalten, an welchen ſie ſich hauptſächlich vergnügen, ſo finden ſie irgend einen Domeſtiquen, er ſey Grieche, Armenier, Türke oder Jude, der dieſe Stelle vertritt. Dieſe nehmen ihren Platz in der Mitte der Stube auf ihren Knien, und erzählen ihre Geſchichte, oder wiederholen ihren Scherz, indeß der ernſthafte Türke an der Ecke des Sophas ſeine Pfeife raucht, und nur dann und wann in ein Lächeln oder in ein trocknes Lachen ausbricht.

Spielen verabſcheuen ſie aufs äußerſte. Sie ſehen einen Cormerbas, einen Spieler, der um Geld ſpielt, für ſchlimmer als einen gemeinen Dieb an. Keine Sache iſt in ihren Augen verhaßter. Sie rühren alſo auch niemals ein Schach- oder ein Bretſpiel als nur blos zum Zeitvertreibe an.

Ihre Tänzer haben ſie von den Griechen. Und wovon man am wenigſten Grund angeben kann, wenn man es nicht von der vollkommnen Verachtung, in welcher ſie dieſes Volk halten, herleitet, iſt, wie es zugeht, daß die Türken, die in eben dem Clima gebohren und ſchon einige Jahrhunderte mit ihnen vermiſcht ſind, doch ihre Fröhlichkeit und ihr luſtiges Weſen noch nicht angenommen haben, und wie ſie ſie beſtändig können tanzen und ſingen ſehen, ohne ſelbſt einen Fuß aus der Stelle zu bewegen,

gen, oder ſich in die Reihen zu miſchen. Diejenigen von ihnen, die auf der See zu thun haben, müſſen nothwendiger Weiſe, unter einigen hundert Griechiſchen Matroſen leben, die, wenn ſie am Ufer oder auch nur am Bord ihres Schiffes ſind, niemals ohne Muſik und Tanzen ſind; demohnerachtet wird man niemals einen Türken mit ihnen ſchwärmen ſehen.

Ja, Leute von hohem oder auch nur mittelmäſſigem Range unter ihnen, ſcheinen das Tanzen in Abſicht auf ſich ſelbſt, als eine Sache anzuſehen, die der Würde eines Mannes unanſtändig ſey, und die blos den niedrigſten und verächtlichſten ihrer Gattung anſtehe. Sie denken ſo wie die alten Römer: Nemo fere ſaltat, ſobrius niſi forte inſanit; Niemand tanzt, außer der betrunken oder närriſch iſt.

Sie fallen alſo niemals in dieſe Ausſchweifung, außer wenn ſie ganz raſend, oder aufs äußerſte betrunken ſind. In der That ſind ſie dieſes ſelten blos zur Helfte. Sie laſſen alsdenn allemal unfehlbar, wenigſtens die öffentlichen Tänzer herbeyholen, deren wollüſtige und geile Stellungen ſelbſt den Blick eines keuſchen Auges nicht erlauben.

Ihre eigne Vocal- und Inſtrumental-Muſik halten ſie ſehr heilig. Die Vocal-Muſik hat einen ſcharfen ſchwirrenden Ton, ſo als wenn er durch die Naſe des Sängers hervorgebracht würde. Er iſt demohnerachtet nicht unangenehm, und bey aller Disharmonie ihrer Inſtrumente iſt doch etwas großes und kriegeriſches in dem Tone des Ganzen.

Demohnerachtet wird kein Türke von Stande ſich ſo weit herablaſſen ein Inſtrument zu berühren; ſie miethen ſich Sänger oder haben Weibsbilder und Sclaven die zu dem Ende erzogen ſind. Aber dieß iſt merkwürdig, keine Italieniſche oder Franzöſiſche Vocal- oder Inſtrumental-Muſik macht den geringſten Eindruck auf ſie; ihre Werkzeuge oder ihre Einbildungskraft ſind nicht für ſolche Töne gemacht. Es ſcheint, daß ſie eben ſo wenig davon gerührt werden, als wenn ſie eine fremde Sprache hörten.

Die größte Vollkommenheit eines Frauenzimmers beſteht im Singen und Tanzen. Die Männer ſehen es als ihrem Geſchlecht angebohren an. Aber ſie thun es blos insgeheim, unter ſich ſelbſt, und nur als einen häuslichen Zeitvertreib, eine müßige Stunde damit zuzubringen. In vielen Harems, in der That, habe ich gehört, ſpinnen und ſtricken ſie auch.

Der Großherr unterhält oft ſeine Damen mit einer Mannichfaltigkeit von Vergnügungen. Im May haben ſie das Tulpenfeſt, welches große Vorbereitungen erfordert. In den Gärten des Sultans giebt es große Luſtſtücke von bunten Tulpen, die dieſe Tage über mit allen Arten von Singvögeln be-

ſetzt

---

*) Ein bekannter Griechiſcher Waywode aus der Moldau erheilt dieſe Würde dadurch, daß er vor einem Ephraim oder Ibrahim Effendi, einem Liebling des Großſultans, auf der Cither ſpielte.

ſetzt ſind. Rund um ſie herum werden Kramladen aufgerichtet, und von dem Großherrn mit allen Arten von Spielwerk, Tändeleyen und reichen Stoffen angefüllet. Einige von den witzigſten Weibern ſeines Hofes ſind die Verkäuferinnen. Er kauft von allen und beſchenkt alle ſeine Frauenzimmer. Zur Nacht wird dieſes ganze Gebäude mit Lampen geziert, und macht auch in der Ferne einen angenehmen Anblick.

Die Leute von Stande erlauben ihren Weibern ähnliche Vergnügungen; und bey dieſen Feſten bitten einige die benachbarten Harems hinzu; ſo daß die Frauenzimmer hier ihre Zeit vielleicht glücklicher und angenehmer zubringen, als wir uns einbilden; oder daß ſie wenigſtens mehr Geſundheit und Munterkeit genießen, als wenn ſie Opern, Schauſpiele, Ranelaghs, Vauxhalls, Bälle, und Aſſembleen hätten, die beſtändig an ihrer Geſundheit zehrten und ihr kurzes Daſeyn abkürzten.

Wein wird ihnen von ihrer Religion aufs ſtrengſte verboten. Muhammed kannte ſeine Anhänger zu wohl, um ihnen den Gebrauch deſſelben zu erlauben. Denn da ſie die Mäſſigung in ihren Leidenſchaften gar nicht kennen, und der Wein auf ihren Körper ganz eine entgegenſtehende Wirkung zu haben ſcheint, als auf den übrigen Theil des menſchlichen Geſchlechts; ſo treibt er ſie durchgängig zur Wuth und zur Raſerey.

Dieſes Verbots aber unerachtet nimmt das Laſter des Trunkes immer mehr bey den Türken überhand, und ſchleicht ſich unvermerkt von den niedrigern zu den höhern Ständen. Vielleicht erweckt hier, in wie vielen andern Fällen, das Verbot die Neigung, und entflammt die Begierde.

Leute von einigem Range, ſelbſt die in den höchſten Bedienungen, veranſtalten oft das, was ſie Vergnügen nennen, blos um ſich recht ſinnlos zu trinken; und wenn ſie ſich zwey oder drey Tage in ihrem Getränke herumgewälzt haben, ſo kehren ſie vergnügt und munter wieder zu ihren Geſchäfften.

Eine gewöhnliche Forderung, die ſie an die Chriſten thun, denen ſie glauben trauen zu können, iſt, ihnen den beſten Wein zu verſchaffen. Einige der vornehmſten Bedienten ſowohl im Serail als an der Pforte haben eine ſo heftige Leidenſchaft dafür, daß ſie kleine lederne Büchſen erfunden haben, in denen ſie ihn nach Hauſe bringen können, ohne ſelbſt ihren vertrauteſten Bedienten etwas davon ſagen zu dürfen. Und ich habe andre gekannt, die große lederne Röhre, die ſie rund um den Leib binden konnten, füllten, um insgeheim Wein in den Serail vielleicht mit Gefahr ihres Lebens zu bringen.

Wenn ihnen bey zunehmendem Alter Gewiſſenszweifel einkommen, oder die in den hohen Stellen befürchten, der Großherr möchte ſie durch den Geruch ihres Morgentrunks entdecken, ſo verwechſeln ſie gemeiniglich Wein mit Opium, welches eben ſo vergiftend und vielleicht von ſchlimmern Folgen ſowohl für die Kräfte des Körpers als der Seele iſt. Einige ſetzen dieſen Gebrauch noch fort. Demohnerachtet nehmen jetzo die unter den Großen, die Gewiſſensſcrupel fühlen, oder die Entdeckung fürchten, eher ihre Zuflucht zu gebrannten ſtarken Waſſern, mit welchen ſie von Zant und Corfu überflüſſig verſorgt werden. Die Caſuiſtik, durch welche ſie alsdenn gemeiniglich ihr Scrupel beruhigen, iſt, daß das Feuer, welches alle Dinge reiniget, durch die Deſtillation die unreinen Theile des Weins vertrieben habe; und daß Brandewein nirgend ausdrücklich vom Muhammend verboten iſt. So, denken ſie, können ſie den Koran wegdiſtinguiren, und den Teufel, den Sultan und ihren Propheten betrügen.

Demohnerachtet wird von dem größten Haufen der Türken das Laſter Wein zu trinken mit Abſcheu angeſehen, und ſelbſt der Gebrauch des Opiums für eine groſe Erniedrigung und eine verächtliche Gewohnheit gehalten. Wenn ſie den Character von jemanden, der ſich deſſelben bedient, herabſetzen wollen, ſo nennen ſie ihn einen Tiriachi einen Opiumeſſer; worunter ſie ein unordentliches und ausſchweifendes Gemüth verſtehen.

Eine umſtändliche Beſchreibung von einem ſo weiten und ſo ausgebreiteten Gegenſtande zu geben, als die militariſchen Einrichtungen in der Türkey ſind, iſt nicht in der Gewalt irgend eines Menſchen. Ich zweifle ſogar, ob ein Mann in ihrem eignen Reiche das jemals verſucht hat.

In Conſtantinopel ſind 161 Oddas oder Kammern für Janitſcharen, die durch die Ordnung ihrer Zahl unterſchieden werden, ſo wie die engliſchen Regimenter; jede von dieſen ſoll, wie man ſagt, 800 bis 1000 Mann enthalten. Aber dieſe verſchiedene Kammern werden niemals von dieſer völligen Anzahl würklich bewohnt. Die meiſten, deren Namen in der Muſterrolle, als zu denſelben gehörig, ſtehen, ſind durch das ganze Reich zerſtreuet, leben als Bürger mit dem Volk vermiſcht, und treiben allerhand Gewerbe und Handthierungen.

Die Politik des Sultan Machmut, deſſen vornehmſte Bemühung und höchſter Zweck ſeine eigene Sicherheit war, hat ganz unvermerkt dieſes fürchterliche Corps, zum wenigſten den Theil davon, der in Conſtantinopel ſteht, in einen Stand von Ruhe, Abhängigkeit und Gehorſam gebracht.

Alle dieſe Oddas oder Kammern, die urſprünglich für nicht mehr als 40000 Mann beſtimmt ſind, ſind ſeit der Zeit vermehrt worden, und haben jetzo vielleicht 160 000 Mann oder mehr, die zu ihnen gehören. Aber es ſind doch niemals innerhalb ihrer Mauren mehr als 8 oder 10,000. Dieſe dienen zur Beſatzung der Stadt, werden in einer ordentlichen Kriegszucht gehalten, ſind an Beſtrafungen gewöhnt, beugen ſich vor dem Stock, ſind ganz unbekannt mit dem alten Geiſt dieſer Miliz, und dürfen keine andere Waffen tragen, als einen großen dünnen Prügel. Wenn irgend einer von ihnen ſich übermüthig aufführen oder verſuchen ſollte, widerſpenſtig zu ſeyn, ſo würde er den Augenblick entweder in eine entfernte Beſatzung, oder in die andre Welt geſchickt werden.

Der Sold iſt geringe, ſo daß viele, die den Namen von dieſen Kammern haben, ihn verſchmähen; ſie bekommen in der That noch den Sold, aber blos um dafür angeſehn zu werden, daß ſie zu dieſem Corps gehören, und um die Freyheiten, den Schutz und die Unterſtützung deſſelben zu genüſſen.

Die Zölle ſind in Conſtantinopel ſowohl als durchs ganze Reich verpachtet. Die Unterthanen derjenigen chriſtlichen Mächte, die unter Capitulationen ſind, d. h. die Verträge mit dem Großherrn haben, zahlen ſehr geringe Abgaben für die Waaren, die von chriſtlichen Ländern eingeführt werden. Aber die türkiſchen Unterthanen erſetzen reichlich das, was dieſer Unterſchied ausmacht. Die Zollbedienten fordern von ihnen nach ihrem Gefallen 8, 10 oder mehr Procent für alles, was ſie einführen.

Sultan Machmut bewilligte den Janitſcharen außer andern Freyheiten, die Ausnahmen von dieſen Zöllen. Dieſes hat eine erſtaunende Anzahl von ihnen angetrieben, ſich in die einträglichſten Theile ihres Handels an der Küſte einzulaſſen, den ſie bis Cairo, und bis nach Syrien ꝛc. ausdehnen, und hat in der That ihren kriegeriſchen in einen Handlungsgeiſt verwandelt. So hat er, indem er den Fleiß bey ihnen ermunterte, Reichthum und Schwelgerey unter ihnen eingeführt, ſo daß viele von den alten

Soldaten, die ehedem an der Verwirrung, der Rebellionen und Staatsveränderungen ihr Vergnügen fanden, jetzt für die Ruhe der Regierung um ihrer eigenen Sicherheit und Bequemlichkeit willen beſorgt ſind.

Es folgt demohnerachtet nicht, daß nicht die Janitſcharen in den Provinzen und die andern Arten von Militz an der Gränze, noch heut zu Tage eben ſo fürchterlich im Felde erſcheinen ſollten, als ſie ſonſt jemals waren; wenigſtens hat man aus ihrem Betragen im letzten Kriege Urſache dieſes zu vermuthen.

Die türkiſche Cavallerie beſteht ungefähr in einem regulairen Corps von 13000 Spahis, dieſe werden in ſechs Standarten eingetheilt.

Der Sold dieſer zwey Corps Fußvolks und Reuterey, ſo wie er jedesmal alle ſechs Monathe in Conſtantinopel ausgetheilt wird, beträgt 2000 Beutel, jeder von 500 Thalern.

Außer dieſem ſind noch Zaims und Timariots, die Lehnsgüther beſitzen, und verbunden ſind, nach dem Werth ihrer Lehen im Felde zu erſcheinen, jeder mit drey oder vier oder noch mehrern wohlberittnen und muntirten Reutern. Dieſe ſind gute und ſehr zahlreiche Truppen.

Wir könnten noch viele andere Corps von Militz hinzuſetzen. Dazu gehören die Gebegys, die für

Pulver, Kugeln, und alle Kriegsammunition Sorge tragen. Wenn ſie vollzählig ſind, ſo machen ſie 4000 Mann aus.

Die Topegys ſind die Canoniers, und haben nichts anders zu beſorgen, als das Werfen der Mörſer, Canonen u. ſ. w. ſie zu laden und loszubrennen. Sie machen ein Corps von 2000 Mann aus.

Die Bombardiers ſind auch ein beſondres Corps, welches blos zum Bombenwerfen gebraucht wird. Dieſer Entwurf von dem Kriegesweſen der ottomanniſchen Pforte muß fürjetzo hinlänglich ſeyn, indem das, was man ſonſt noch weis, ſo unvollkommen es iſt, beynahe ein Buch ausfüllen könnte. Ich habe blos deswegen dieſe verſchiedenen Corps erwähnt, um eine Idee von der türkiſchen Macht zu geben, und zu zeigen, daß in dem Kriegsweſen, ſo wie in einem jeden andern Zweige der Regierung, die Türken feſtgeſetzte Regeln, und eine eingeführte Ordnung beobachten.

Die Polizey der groſzen Stadt Conſtantinopel iſt bewundernswürdig. Die Janitſcharen ſind, wie ich bemerkt habe, die Stadtwache. Mit bloſſen Stöcken halten ſie alle Einwohner in Reſpekt. Kein Auflauf, keine Tumulte, keine Unordnungen werden auf den Straßen gehöret; bey dem kleinſten Geräuſch werden die Thäter gegriffen, gefangen geſetzt und beſtraft.

In der Regierung des Sultan Machmuds rennten ohngefähr dreyzehn aſiatiſche Türken, entweder von Schwärmerey angetrieben, oder durch die Dünſte des Opiums begeiſtert, in einem Corps durch Conſtantinopel, indem ſie das Volk mit dem abſcheulichſten Geſchrey und einem unaufhörlichen Lermen zu einer augenblicklichen Rebellion aufrieſen, und ſie ermahnten, ihre Standarten bey der Hypodromie aufzurichten. Sie erregten ein allgemeines Schrecken durch die ganze Stadt. Alle Kramladen wurden zugeſchloſſen, und das Geſchrey von einer Rebellion breitete ſich auf einmal in der ganzen Stadt aus. Aber dieſe verwegene Aufrührer fanden niemand, der tapfer genung, oder hinlänglich vorbereitet war, ſich mit ihnen zu vereinigen. Ihre Geſchwindigkeit war ſo groß, daß die Janitſcharen ſie nicht einholen konnten. Sie drungen ohne Hinderniß bis in das Bezeſtyn oder die große Börſe durch. Die meiſten Kaufleute, die hier ihre Laden hatten, waren Griechen. Ihr alter Geiſt erwachte wieder oder vielmehr ihre eigne Sicherheit zwang ſie, die Rebellen anzugreifen. Blos mit den Stangen bewafnet, die die Fenſterladen ihrer Gewölber unterſtützten, ſchlugen ſie die aſiatiſchen Muſelmänner zu Boden, die alle ergriffen wurden, indeß die braven Griechen über ihren eignen Sieg erſchrocken, ihre Kramladen verließen, um einen Schutzort zu ſuchen und ſich gegen die Strenge des Geſetzes deswegen zu ſichern, weil ſie, wie ſie glaubten, wahre Gläubigen umgebracht hätten. Die Billigkeit des Sultans vertrieb bald ihre Furcht, und that allem Verfahren gegen ſie Einhalt. Er machte unter der Sanktion des Mufti nicht blos die Begnadigung der Griechen, ſondern auch eine volle Erlaubniß für ſeine Unterthanen von allen Religionen bekannt; alle Störer des öffentlichen Friedens (und er hätte noch hinzuſetzen mögen, ſeiner eigenen Sicherheit,) umzubringen.

Falſches Gewicht iſt das, was von der bürgerlichen Polizey mit der äußerſten Strenge aufgeſucht und beſtraft wird. Der Vezier beſucht oft in Perſon die Kramläden. Der Stamboli Effendi bewacht ſie beſtändig. Die *) Bäcker ſind am öfterſten die Opfer der Strenge ihrer Gerechtigkeit. Wenn ſie in einem Laden Brod finden, das nicht das volle Gewicht hat, ſo wird der Bäcker bey der erſten Mishandlung dieſer Art an Gelde oder mit Prügeln beſtraft, bey dem zweyten und dritten wird nach einem kurzen Proceß ein Pfahl in die Mitte ſeines Thorweges aufgerichtet, an den der Verbrecher gehenkt wird. Und es iſt nicht ungewöhnlich, daß, wenn man durch die Straſſen geht, man drey Tage hinter einander an den Körper eines gehenkten Bäckers ſtößt. Es iſt bey dem allen unbegreiflich, daß dieſe beynah wöchentliche Beyſpiele ſie dennoch vom Betrug nicht abſchrecken können.

---

*) Es ſind größtentheils Armenier, die dieſe Handthierung treiben.

Dreyzehntes Kapitel.

Anmerkungen über die Griechen.

Die neuern Griechen ſind beynah ein vollkommen ähnliches Bild der Alten. Zu liſtig, zu fein, zu voll von Anſchlägen, zu eitel und rachgierig, um entweder die Vortheile, das Anſehn und den Ruhm eines freyen Staats aufrecht zu erhalten, oder die Regierung mit einem Monarchen ihrer eignen Nation zu theilen und ſich demſelben zu unterwerfen, ſcheint ihr geſchäfftiger Geiſt gerade dazu gemacht, nirgends als unter einer fremden Beherrſchung ruhig zu leben, wo die ſchwere Hand der Gewalt die emporſteigende Ehrſucht ihres Geiſtes niederdrücken, und die Heftigkeit ihrer Leidenſchaften im Zaum halten kann; wo die Strenge ſie durch die Furcht zum Gehorſam bewegt, und ſie, wenn nicht zur geſellſchaftlichen Tugend, doch wenigſtens zur geſellſchaftlichen Ruhe bringt.

Die Türken haben ihnen erlaubt, einige Ehrenzeichen und einige Spuren ihrer ehemaligen Hoheit zu behalten. Aber dieſe ſind ganz auf die Hierarchie ihrer Kirche und auf drey Bedienungen, in der bürgerlichen Regierung, die mit Würde und mit Einkünften verbunden ſind, eingeſchränkt.

Die erſtere beſteht in ihren vier Patriarchen, und vielleicht 120 metropoliſchen Biſchöffen; die leztre in den zwey Waywodſchaften oder Fürſtenthümern in der Wallachey und der Moldau; und dem wichtigen Amte eines Drugeman oder Dollmetſchers der Pforte; der allemal ein Grieche iſt, und durch deſſen Hände alle auswärtigen Angelegenheiten gehen.

Die Türken erhalten die Griechen ſehr ſorgfältig in dieſem Ueberreſte ihres Anſehens. Sie ſind eine niemals fehlende Quelle von Reichthum für die Perſonen bey der Regierung, ein ſicherer Vortheil, deſſen ſie ſich ohne alle Gefahr bedienen können.

Wer unter den Griechen lebt, und auf ihre künſtlichen Intriguen, ihre ewigen und unaufhörlichen Streitigkeiten über dieſe geiſtlichen und bürgerliche Würden Achtung giebt, kann in ihnen ein wahres Bild im Kleinen, von den ärgſten Peloponneſiſchen Republiken, und die genaueſte Aehnlichkeit mit ihrem abſcheulichen Verfahren unter ihren eignen Kayſern vom Conſtantino an bis auf den letzten der Paläologer finden.

Ein Patriarch von Conſtantinopel muß 90 bis 100,000 Thaler unter die Türken austheilen, dieſe Würde zu erhalten. Er bleibt ſelten über drey Jahre. Während dieſer Zeit iſt er immer darauf bedacht, ſich auf ſeinem *) Throne

---

*) Die Griechen nennen es den patriarchaliſchen Thron, und geben ihm den Titel Hagiotate oder Allerheiligſter.

zu befeſtigen. Verſchiedene mächtige Türken müſſen einen beſtändigen Tribut bekommen. Er muß alſo die Kirche aufzehren, um dieſe zu ſättigen; und ſich bey ſeiner ſo unſichern Verfaſſung noch eine beträchtliche Summe bey Seite legen, um ſich ſelbſt zu beſchützen oder wieder einzuſetzen, wenn er abgeſetzt oder ins Elend verwieſen werden ſöllte.

Wenn er dieſe höchſte geiſtliche Würde durch die Gunſt des Serails erhält; ſo fangen den Augenblick nach ſeiner Erhebung ſeine in ihrer Hoffnung betrogene Gegner und Mitwerber an, ihn zu untergraben, Anſchläge zu ſeinem Verderben zu machen, und ihn bey dem Vezier anzuſchwärzen.

Wenn die Pforte ihm günſtig iſt, und er den Schutz des Veziers erhalten hat, ſo wenden ſie ſich an das Serail und greifen ihn da mit den nämlichen Waffen an.

Oder wenn ſie blos eben den Canal haben, durch welchen der Patriarch ſeine Beförderung erhalten hat, ſo geben ſie von dem Augenblick an, täglich neue Urſachen zu ſeiner Abſetzung an die Hand.

Verſchiedene Partheyen, die beſtändig unter den Griechen vorhanden ſind, vereinigen ſich zuſammen, ſein Verderben zu befördern, und tragen gemeinſchaftlich dazu bey, die Unkoſten dieſer Intriguen zu beſtreiten. Und oft befeſtigt perſönlicher Haß oder Familienfeindſchaft, aber am öfterſten eigennützige Abſichten dieſe Verbindung.

Die Metropoliten, die gemeiniglich zu Conſtantinovel reſidiren, wenden alle ihre Künſte an, einer dem andern Schlingen zu legen; machen von jedem Umſtand Gebrauch, und gebrauchen alle Mittel, den Patriarchen abzuſetzen, oder ſich ſelbſt ein beſſeres Bißthum zu verſchaffen; ohne ſich darum zu bekümmern, wen ſie in Noth oder ins Verderben ſtürzen, wenn ſie nur ihren Zweck erreichen.

Daher kommt es, daß beſtändig einige von ihnen im Exilio ſind. Zuweilen iſt der Mann, deſſen Geld genung Einfluß über die mächtigen Türken hatte, ſeines Feindes Verbannung auszuwürken, den folgenden Tag ſelbſt in dem nämlichen Fall; weil ein andrer Türke von größrem Gewicht, und der von eben denſelben Bewegungsgründen regiert wird, den verbannten Mann ausfindig macht, und ihm die leichten Mittel an die Hand giebt, das Recht der Wiedervergeltung auszuüben: kurz, dieſe Geiſtlichen ſind ein beſtändig einträgliches Spiel in den Händen der Türken, für welches ſie Sorge tragen, ſo künſtlich zu ſpielen, daß es niemals aufhört.

Ein Metropolit hatte ſeine Abſicht auf ein Bißthum gerichtet, das er entſchloſſen war zu erhalten, es koſte was es wolle. So lange der Erzbiſchof lebte, waren alle ſeine Verſuche fruchtlos; obgleich in der That der Charakter des Biſchofs ſo beſchaffen war, daß er ſelbſt einem Türken hinlängliche Urſache geben konnte, ihn abzuſetzen.

Endlich rührte den Biſchof der Schlag; er ſank plötzlich nieder, und wurde für todt gehalten. Es wurden alſo Vorbereitungen zu ſeinem Begräbniſſe gemacht. Die große Ceremonie beſteht darinn, den todten Prälaten auf ſeinen biſchöflichen Thron in ſeinen Pontificalkleidern zu ſetzen. Indem er ſo in Parade ſitzet, warten zwey Capellane an der Thüre des Zimmers auf, wo alle Perſonen von der griechiſchen Religion zugelaſſen werden, ihm ihre letzte Schuldigkeit zu erweiſen und ſeine Hand zu küſſen. Sie ſehen dieſes für ein verdienſtliches Werk, und für eine Art von Religionspflicht an.

Die Zeit, die zu dieſer Ceremonie beſtimmt iſt, war vorbey; der Augenblick zu ſeiner Beerdigung nahete heran; der Sarg ſtand an der Seite ſeines Throns, mit allen den nöthigen Werkzeugen, ihn völlig zuzuſchlüſſen; als einige der vornehmſten Männer unter den Griechen, die vorher ihn nicht beſuchen konnten, ſeine beyde Capellane auf das dringendſte baten, ſie einzulaſſen. Man ſagte ihnen aber, daß es zu ſpät ſey. Sie beſtanden demohnerachtet auf ihrer Forderung; und obgleich die gewöhnliche Stunde ſchon vorbey war, ſo waren doch die Perſonen von einem ſolchen Stande, daß die Capellane es ihnen nicht abſchlagen durften. Einer von ihnen trat vor die übrige Geſellſchaft, und da er ſich näherte, öffnete der Erzbiſchof die Augen, rufte nach einem Glas Waſſer, und fragte, was dieſe fürchterlichen Anſtalten mit dem Sarge bedeuten ſollten? Schrecken und Erſtaunen überfiel die Prieſter und das Volk. Sie liefen voller Beſtürzung aus der Stube heraus: der eine Capellan aber wagte es nach einigem Bedenken getroſt, mit dem Crucifix in der Hand ſich dem Erzbiſchof zu nähern, reichte ihm ſeine Bedürfniſſe, und befriedigte ſein Verlangen.

Während der Zeit, daß die Nachricht von des Erzbiſchofs Tode überall herumgieng, wendete ſich der Metropolit an den Sklaven des Kislar Aga, und erbot ſich, augenblicklich 6000 Zechinen für das Bißthum zu bezahlen. Alles war unter ihnen ausgemacht, das Geld ausgezahlt, und der Befehl der Pforte, welcher ihr Conge d' Elire iſt, ſollte unmittelbar ausgefertigt werden. Wenig Minuten drauf, da dem Metropoliten die Nachricht gebracht wurde, daß der Erzbiſchof lebendig wäre, und ſich wieder erholte, gieng er in voller Eile zu dem Sklaven, und bat ſich ſein Geld wieder zurück aus. Der Sklave aber ſagte ihm mit einer ernſthaften und geſetzten Miene, daß es einerley ſey, ob es jetzo oder einige Zeit drauf bezahlt werde; denn der Erzbiſchof könnte doch nicht lange leben. Er rieth ihm ruhig zu bleiben, und verſprach ihm, daß, ob er gleich unterdeſſen das Geld behalten wolle, der Metropolit ſich doch als den gewiſſen Erben zu dem Erzbißthum anſehen könne. Der Schwarze, ſein Sklave, und ihre Anhänger wurden einige Monate nach der Wiederauflebung des Erzbiſchofs ein Opfer des Publici, und dieſer lebte noch zwey Jahre darnach, um über die Thorheit ſeines eingebildeten Nachfolgers zu lachen, der es in der That niemals wurde.

Aber die Kunſtgriffe, die Nachſtellungen und die Intriguen unter der Geiſtlichkeit ſind bloſſes Spielwerk, wenn man ſie mit der Ausdehnung, der Tiefe, der Arbeit, der Mühe und der Beſtändigkeit derjenigen vergleichet, die von den Prätendenten der Waywodſchaft in der Moldau und Wallachey angewendet werden. Sie bewegen Himmel und Erde, um Mittel zu finden, einander ins Verderben zu bringen.

Allemal, wenn zwey in dem Beſitz dieſer Würden ſind, ſind zwey oder drey abgeſetzte, die ſich bemühen, wieder eingeſetzt zu werden. Sie ſparen keine Koſten; ſie haben immer die Beutel einer Menge von Expectanten ſowohl als ihrer eigenen Anhänger zu ihrem Gebrauch, die mit ihnen zuvor die Beute dieſer Länder getheilt haben. Oder, wenn dieſes nicht zureichend iſt, ſo verſprechen ſie die erforderliche Summe, welches ſie ſicher thun können; denn wenn ſie einmal ernennt worden ſind, ſo finden ſie leicht Geld für 24 Procent Zinſen, ob es gleich oft geſchieht, daß das Capital niemals bezahlt wird.

Man weis, daß ſie in dem Augenblick, da ſie Beſitz genommen haben, 1500 bis 2000 *) Beutel Geld der Pforte auszahlten.

Die

---

*) 100093. Pfund Sterling.

Die Anſchläge, die ſie machen, ſind zuweilen ſo tief und ſo gefährlich geweſen, daß ſie vielen auch reichen Chriſten ihr Leben gekoſtet haben, daß ſie auf eine elende Art mit einem Strick an dem Thor ihres eignen Hauſes endigen mußten. Ein Franke, der zu Conſtantinopel wohnte, der ſich als ein Anhänger zu der Partey eines abgeſetzten Waywoden ſchlug, und ſich unter dieſem Schutz hinlänglich geſichert glaubte; wagte es, einen Entwurf an ſeinen Correſpondenten in der Moldau zu ſchicken, das Volk zu einem Aufruhr gegen den Waywoden der damals im Beſitz war, aufzuwiegeln; wozu er noch ſehr heftige Anmerkungen gegen die türkiſche Regierung hinzugeſetzt hatte. Dieſes ſchickte er durch die ſicherſte Gelegenheit, die er wuſte, ab. Aller ſeiner Vorſicht ungeachtet ward der Brief aufgefangen; und er verlor ſeinen Kopf nahe bey dem Serail. Keine Fürbitten konnten ihn retten.

Die Einkünfte dieſer Fürſtenthümer werden zu einer unbegreiflichen Summe ausgedehnt. Die Fürſten rechtfertigen dieſe Bedrückungen durch die beſtändigen Forderungen der Pforte. Sie müſſen, immer ihren Beutel offen haben, oder ſie werden den Augenblick abgeſetzt. Die Einkünfte aus der Wallachey ſollen ſich, wie man ſagt, auf 3000 Beutel des Jahres erſtrecken; die meiſten Leute aber glauben, daß es näher an 4000 kommt. Die Moldau ſoll 700 Beutel einbringen; aber man ſchätzet es näher an 2500.

Der in die Augen fallende Contraſt der Aufführung dieſen kleinen Fürſten, wenn ſie die Würde beſitzen, und wenn ſie aus derſelben heraus ſind, zeigt, wie ausgeartet der Charakter der Griechen iſt. Ein prahlender Stolz, leere Eitelkeit, verächtlicher Uebermuth, Handlungen von Tyranney und Unterdrückungen, begleiten ihre glücklichen Umſtände; Abgeſetzt ſieht man ſie niedergeſchlagen, biegſam, demüthig, kriechend ſelbſt bis zu der ſclaviſchſten Niederträchtigkeit. Ich habe ſie vor den Stambole Effendi oder Richter von Conſtantinopel Schulden wegen führen, und ihre eigne Handſchrift ableugnen geſehen.

Sie werden ſelten ohne Gefängniß oder Verbannung, und ohne eine große Summe hergegeben zu haben, abgeſetzt. Wenn ſie ihren übel erworbnen Reichthum in den türkiſchen Schoos ausgeſchüttet haben, ſo erſcheinen ſie wieder größer; und oft beſteigen ſie bald darauf wieder den Thron.

Was auch für Künſte und Wiſſenſchaften, was immer für Tugenden unter den Griechiſchen Republikanern in den alten Zeiten mögen zu finden geweſen ſeyn, ſo ſcheinen ſie doch unter ihren Kayſern verdunkelt, oder völlig verloren gegangen zu ſeyn. Die heutigen Griechen haben nicht einen Zug davon übrig. Ihre alte Sprache, oder das geſchriebene Griechiſche, wie ſie es nennen, iſt eine todte Sprache. Wenn ſie ſie verſtehn, ſo haben ſie ſie in der Schule gelernt.

Die Heilungskunſt, die für das menſchliche Geſchlecht ſo nothwendig iſt, und in dem alten Griechenland ſo ſehr geſchätzt und ſo ſehr angebauet wurde, ſcheint von dem gegenwärtigen Geſchlecht derſelben für nichts anders als für ein gutes Mittel, ſich in die Gunſt der mächtigen Türken zu ſetzen, und für eine Art von Gewerbe angeſehen zu werden, wodurch ſie am wahrſcheinlichſten hoffen können, ihre Glücksumſtände zu verbeſſern. Die beſten unter ihnen ſind, wie ich befürchte, mit der Ehrlichkeit ſowohl als der Geſchicklichkeit ihres Landmannes des Hippokrates völlig unbekannt.

Unter den praktiſchen Aerzten in Conſtantinopel ſind einige wenige Griechen, die mit erträglichem Fortgang zu Padua ſtudirt haben; die größere Anzahl aber iſt ſchlechterdings in den erſten Gründen ihrer Kunſt unwiſſend: die meiſten von ihnen haben keinen andern Gradum angenommen, als der ihnen durch das bloße Fiat des Echin Paſchi oder erſten Leibarztes des Großherrn iſt verliehen worden. Dieſen erhalten ſie für ein kleines Geſchenk. Er giebt ihnen das Recht, einen Apothekerladen zu eröffnen, und nach dieſen Vorbereitungen halten ſie ſich für vollkommen berechtigt, mit dem Leben und dem Beutel ihrer unglücklichen Patienten zu ſcherzen. Eine Apotheke iſt das Diploma zur Praxi. Der Verkauf der Arzeneyen guter oder ſchlechter muß ihnen ihren Unterhalt verſchaffen; denn die Türken ſind nicht gewohnt,

wohnt für die Cur etwas zu bezahlen, ausgenommen den Aerzten, die unter dem Schutz eines Geſandten ſtehen, und keine Apotheken haben; und auch bey dieſen iſt die Taxe ſehr geringe.

Ein griechiſcher Arzt von einigem Anſehn, der ſich zur Zeit einer Peſt aus Mangel an Geld unvermögend fand ſich aufs Land zu begeben; ſtrengte ſeinen Witz an, ſich daſſelbe zu verſchaffen. Bey dieſen Gelegenheiten ſind ſie ſehr reich an Erfindungen. Ein Türke von hohem Range und großem Vermögen hatte einen einzigen Sohn, der eben zu der Zeit eine leichte Unpäßlichkeit hatte, die durch das Aufbrechen einer großen Beule veranlaſſet worden war. Der Doctor, da er die väterliche Zärtlichkeit ſowohl als ſeine Furcht ins Spiel brachte, beredete den Vater leicht, daß es die Peſt ſey, ob gleich, wie er hoffte, nicht von der ſchlimmſten Art. Der Vater, der darüber erſchrack, bat und beſchwor ihn, die Cur ſeines Sohns zu übernehmen. Der Arzt nahm den Schein an, als wenn er fürchterliche Ahndungen hätte, war unſchlüſſig, machte Schwürigkeiten, und endlich ſagte er ihm, daß er nur ein einziges Mittel wüſte, den glücklichen Erfolg der Cur zu verſichern; und das wäre, Bezoarſtein aufzulegen; wenn er Mittel und Wege finden könnte, ihn zu verſchaffen. Denn er wäre außerordentlich ſchwer zu finden, und erſchrecklich theuer. Der Vater drang in ihn, bat und beſchwor ihn, daß er ſuchen ſollte, ihm einen zu verſchaffen, er möchte koſten was er wolle. Der

Arzt ſtellte ſich ſehr verlegen, wo er einen finden ſollte; und verließ ihn zwar mit dem Verſprechen, einen zu ſuchen; aber wie es ſchien, völlig ohne Hoffnung eines guten Erfolgs. Er kam endlich wieder, als wenn er ihn wunderbarer Weiſe gefunden hätte, ob er ihn gleich ſchon zuvor in ſeiner Taſche hatte. Er hatte ihn für 10 Schillinge gekauft; aber von dem Türken forderte er 21 Pfund als den leichteſten Preiß. Er wurde ihm bezahlt; die Cur ſchlug an, und der Arzt begab ſich aufs Land, ſtolz auf ſeine große Geſchicklichkeit, die ſeinem Bedürfniß durch ein ſo gut ausgedachtes und, wie er glaubte, ſo löbliches Hülfsmittel abgeholfen hatte.

Ein andrer Arzt von größerem Anſehen zu ſeiner Zeit machte bekannt, daß er durch ein unfehlbares Arcanum zu jeder Zeit über die Schwangerſchaft der Weiber zu gebieten wüßte; daß ob er gleich dieſe Entdeckung mit großer Mühe und Unkoſten gemacht hätte, er ſie doch nicht geheim halten wolle; denn da kein andrer Arzt es in ſeiner Apotheke hätte, ſo wäre er der einzige, der den Patienten damit verſorgen könnte: daß es mit einem Worte reiner Urin von einem Löwen wäre. Die Käufer drängten ſich zu ihm. Er bereitete ſeinen eigenen Urin zu, und verkaufte ihn in einem unerhörten hohen Preiſe. Wenn Klagen vor ihn kamen, daß die Medicin ſchlechte Wirkung gethan hatte, ſo war eine Entſchuldigung gleich bey der Hand; es war immer irgend ein Fehler entweder der Zeit oder der Art und Weiſe, wie die Arzney war gegeben worden. Er wuſte wohl, daß er bey Frauenzimmern nicht zugelaſſen werden würde, eines von beyden zu verbeſſern.

Jeder gemeiner Bediente eines Arztes von nur mittelmäſſigem Rufe, wenn er einige Jahre gedient hat, geſetzt daß er auch blos die Arzeneyen in Mörſer geſtampft oder herumgetragen hätte, hält ſich für erfahren genug in der Arzneykunſt, um auf ſeine eigne Hand zu curiren, und kraft eines Diploma die Leute umzubringen.

Ich habe einen Griechen von großem Anſehn und vieler Praxi gekannt, der der Günſtling eines Veziers war. Und doch konnte dieſer Doctor nicht ſchreiben.

Die Armenier, ſo ungeſchickt und ſo dumm ſie ihrem Geſicht und ihrer ganzen Figur nach ausſehn, ſind doch, was alle thieriſche Bedürfniſſe betrifft, ein eben ſo verſchlagenes und ſo erfindſames Volk als die Griechen.

Man hält ſie für die beſten Stallknechte in der Türkey und nach der Sorgfalt, die ſie für ein Pferd tragen, ſcheinen ſie in ihrer Natur etwas mit dieſen Thieren gleichförmiges zu haben. Einer von ihnen, der viele Jahr in dieſer Qualität gedient hatte, erhöhte endlich ſeinen Stand, indem er in das Haus eines wohlhabenden Privatmannes als ordentlicher Bedienter kam. Sein Herr fiel in eine Krankheit und ſtarb, ob er gleich lange von einem geſchickten Arzt bedient worden war.

Nach ſeinem Tode hielte er es für zu verächtlich mehr zu dienen, und gab ſich ſelbſt für einen Arzt aus.

Man ſahe ihn eines Tages zu einem ſehr vornehmen Türken, mit vielen Bedienten begleitet, gehn; und ihm mit ungewöhnlicher Achtung begegnen. Man fragte, wer er wäre: und die Antwort war, es ſey ein vornehmer Armeniſcher Arzt.

Einige Zeit drauf ſetzte ihn einer, der ihn kannte, ſeiner Unverſchämtheit und Verwegenheit wegen zur Rede, und fragte ihn, wo und auf was für Art er ſich einbilden könnte, die Arzneykunſt gelernet zu haben? und wie er es wagte, ſein eignes Leben in Gefahr zu ſetzen, das bey dem erſten Türken, den ſeine Unwiſſenheit umbrächte, verwürkt wäre?

Er antwortete, daß er dieſe Kunſt von dem Arzt, von dem ſein ehemaliger Herrn wäre curirt worden, hinlänglich erlernt hätte; und von dieſem wiſſe er gewiß, daß er mit großer Behutſamkeit ſeine Arzeneyen gegeben habe; da er geſehen hätte, daß ſein Herr in den meiſten Unpäßlichkeiten, die aus einer Verkältung entſtanden wären, warmen Punſch brauchte, von dem der Doctor gewöhnlicher Weiſe zugleich einen Theil genommen hätte; ſo habe er dadurch eine ſehr hohe Meynung von dieſem Getränke bekommen, es an ſich ſelbſt mit gutem Erfolge verſucht; und ſchränke alſo ſeine Vorſchrift blos auf dieſe Medicin ein; und da die vornehmen

Leute, die ſich ſeiner bedienten, daſſelbe ſehr angenehm, und wohlſchmeckend, und gröſtentheils kräftig fänden; ſo würde er reichlich dafür belohnet.

Die Stadt Conſtantinopel wimmelt jetzo von ſolchen Kerlen, oder von noch ärgern. Sie ſind, wie man glaubt, in den letzten vierzig Jahren über tauſend angewachſen.

Wenn die neuen Griechen größtentheils in den Tugenden, und in allen Wiſſenſchaften und Künſten der Alten Fremdlinge ſind, ſo haben ſie dagegen ihren Leichtſinn auf eine außerordentliche Art behalten. Ohne die geringſte Kenntniß des Homers, des Anakreons und Theokrits haben ſie einen großen Ueberfluß von Gedichten, ſo wie z. E. verliebte Lieder, Balladen, Schäfergedichte, ſind. Sie ſingen und tanzen beſtändig.

Sie haben ſehr ſorgfältig die Cretenſiſche Leyer, die Flöte des Pan, die, ſeptem imparibus calamis, aus ſechs ungleichen Röhren beſteht, und die Flöte der Arkadiſchen Schäfer beybehalten.

Sie tanzen noch immer gewöhnlicher Weiſe in langen Reihen, die von einer Perſon angeführt werden und entweder nur aus Frauenzimmern allein, oder aus Mannsperſonen und Frauenzimmern vermiſcht beſtehen, und vorzugsweiſe Romeika oder der Griechiſche Tanz genennt werden.

Sie haben auch den männlichen kriegeriſchen Pyrrhiſchen Tanz, und die höchſt unzüchtigen ſchändlichen Liebestänze mit den Joniſchen Bewegungen, die für jeden geſitteten Menſchen beleidigend ſind.

Vierzehntes Kapitel.

Von der Religion der Griechen.

Ehe ich die Griechen verlaſſe, muß ich noch von dem Zuſtande ihrer Religion einige Nachricht geben, und einige Begebenheiten beybringen, das, was ich ſagen werde, zu erläutern.

Der Name der Chriſten; den ſie mit großer Standhaftigkeit unter dem Drucke der Türkiſchen Regierung bekennen, hat uns zum Mitleiden gegen ihre Umſtände bewogen; indem zu gleicher Zeit der Abſcheu vor dem Pabſtthum und der unauslöſchliche Haß, mit dem ſie von den Catholiken verfolgt werden, ſie den Proteſtanten von beyden Kirchen empfohlen, und uns überredet hat, daß ihre Religion einen achtungswürdigen Grad von Reinigkeit ſowohl in den Lehren als in der Ausübung habe. Um die Zeit der Reformation und noch mehr unter der Regierung Jacob des erſten, unterhielten ſelbſt die, welche dem Puritaniſmo geneigt waren, eine vortheilhafte Meynung von der Griechiſchen Kirche. Cyrillus Lucaris, Patriarch von Conſtantinopel, hat beynah den Erzbiſchof Abbot beredet, daß ſeine Lehrſätze von dem vollkommenen Calviniſmo gar nicht verſchieden wären. Der Patriarche wollte dadurch weiter nichts, als die Gunſt des Engliſchen Hofes, und den Schutz ſeiner Geſandten in Conſtantinopel erhalten, welches er für das beſte Mittel anſah, ſich gegen die heftige Verfolgung in Sicherheit zu ſtellen, die von den Römiſchcatholiſchen Mächten damals gegen ihn erregt wurde; denn dieſe arbeiteten damals mit dem geſchäfftigſten Eifer und mit unbeſchreiblichen Koſten an dem Untergange der Griechiſchen Kirche, um ihre eigene Miſſionarien dadurch zu unterſtützen. Aber man muß es geſtehen, daß er einen ſehr falſchen Begriff von ſeiner Religion gab.

Mit großem Widerwillen wiederhole ich die traurige Wahrheit, aber es iſt Wahrheit, daß die Griechen ſo wie die übrigen Secten unter den Chriſten, die wahre Ausübung ihrer Religion völlig vernachläſſigen. Sie ſcheinen es vergeſſen zu haben, daß dieſe wahren und vielleicht die einzigen Bedingungen, unter welchen ſich Menſchen der Gottheit angenehm machen können, Reinigkeit der Sitten, brüderliche Liebe, Vergebung, der Beleidigungen, Gerechtigkeit in ihren Handlungen und die übrigen chriſtlichen Pflichten, irgendwo in dem Evangelio von Chriſto wären eingeſchärft worden; da hingegen ſie den Namen der Religion dem feſten Glauben an gewiſſe Geheimniſſe, der regelmäſſigen Ausübung gewiſſer äuſſerlichen Handlungen der Demüthigung und der Andacht, und einer genauen Beobachtung vieler ſtrengen Faſten und Bußübungen beylegen, die doch blos dazu beſtimmt waren, unſre Beſtrebungen nach der praktiſchen chriſtlichen Vollkommenheit zu erleichtern.

Daher kommt es, daß die Griechen die ewigen Geſetze der ſittlichen und geſellſchaftlichen Tugend blos als den Schatten; und die willkührlichen Verordnungen ihrer Kirche als das Weſen des Chriſtenthums anſehen; und daß ſie für die völlige Vernachläſſigung der erſtern, durch eine ſtrenge Beobachtung der letztern genug zu thun glauben; ſo daß ein Grieche von den verderbteſten Sitten eher alles ausſtehen, als eine Faſten brechen wird. Die Armenier übertreffen ſie in der That noch in der Anzahl und der Strenge dieſer Faſten, und in der Genauigkeit ihrer Enthaltſamkeit.

Obgleich die Liebe zum Gelde bey den Griechen nicht weniger herrſchend iſt, als bey den Türken, ſo ſind doch ihre Beutel zur Unterſtützung der geiſtlichen Würden, zur Erbauung und Auszierung ihrer Kirchen, und zur Vertheidigung ihrer Rechte auf den ausſchlüſſenden Beſitz der heiligen Oerter in Paläſtina gegen die Catholiken, die eben dieſe Anforderung machen, beſtändig offen.

Bey dem Anfang der Regierung des Sultan Muſtapha, ihres gegenwärtigen Kayſers, waren die griechiſchen Kirchen in einem ſehr baufälligen Stande; eine davon war beynahe gänzlich niedergebrannt. Die muhammedaniſchen Geſetze erlauben keine neue Kirchen zu bauen, ſelbſt große Verbeſſerungen ſind verboten. Bey der Geburt des erſten Kindes des Sultans, gab der Vezier dem Monarchen an die Hand, was für Arten von Gunſtbezeugungen er ſeinen verſchiedenen Unterthanen die zehn Tage über, die zu den Feyerlichkeiten über dieſe große und zum Frieden des Reichs ſo wichtige Begebenheit beſtimmt ſind, erweiſen ſollte. Unter andern nennte er ihm als das angenehmſte Geſchenk, was er den Griechen machen könnte, die Erlaubniß, die Kirche wieder auszubeſſern, die das Feuer beynahe zerſtört hatte. Er durfte nicht um die Erlaubniß bitten, ſie wieder aufzubauen, obgleich beynahe keine Mauer mehr ſtand. Der Großherr bewilligte die zehn Tage zu dieſer Ausbeſſerung. Kaum war dieſes bekannt, ſo verließ jeder griechiſcher Mäurer und Handwerker ſeine andre Arbeit, um ſeinen Beyſtand zur Erbauung der Kirche zu leiſten. Da zwey oder drey tauſend einander beſtändig ablößten, ſo wurde das Ganze fertig und die Kirche wieder erbauet in weniger Zeit, als zu ihrer Ausbeſſerung war zugeſtanden worden, und dieß ohne daß jemand einen Pfennig dazu hätte hergeben dürfen. Die einzige Belohnung, die die Arbeiter für ihren unermüdeten Fleiß erhielten, war das Bewußtſeyn ihres Verdienſtes und der Segen des Prieſters. Dieſes mag zu einem Beyſpiel ihres Religionseifers genung ſeyn.

Ich wünſchte einen Vorhang vor die ärgerlichen Zänkereyen ziehen zu können, die zwiſchen den Griechen und Catholiken, über Bethlehem oder das heilige Land, wie es genennt wird ſind geführet worden. Die Ungerechtigkeiten und Bosheiten, die dieſe Streitigkeiten veranlaſſet haben, ſind eben ſo erſchrecklich als ſchimpflich für den chriſtlichen Namen. Der Geſandte, der das Intereſſe der römiſchen Kirche beſorgen ſoll, wird bey dieſen Gelegenheiten, ſeiner hohen Würde ungeachtet, ein würklicher Gegenſtand des Mitleidens.

Unermeßliche Summen werden in allen Ländern des katholiſchen Glaubens gehoben, ſie gegen die Griechen in den Anſprüchen an einen Fleck Landes, den ihre Einbildungskraft geheiligt hat, zu unterſtützen; und die Ueberreſte eines alten Stalls in Bethlehem, wo eine Kapelle gebauet iſt, und von dem ſie auf das Anſehen einer ungewiſſen mündlichen Ueberlieferung glauben, daß Chriſtus darinn gebohren worden iſt; und ein Grab, das vielleicht das Grab Chriſti ſeyn kann, aber weit wahrſcheinlicher nicht iſt, in den Händen einiger katholiſcher Mönche zu erhalten. Die genaue Lage beyder Oerter iſt jetzt eben ſo unbekannt, als der, wo die Urne des Julius Cäſars ſteht.

Warum die chriſtlichen Fürſten ſo viel Geld aus ihrem Lande gehen laſſen, und es zugeben, daß es zu dieſer Abſicht, als ein Tribut, in die Hände der Türken bezahlt werde, iſt kaum begreiflich; und warum noch kein Engel mit dieſem Grabe oder dieſer Krippe, ſo wie mit dem Hauſe zu Loretto, über das Meer geſchwommen oder geflogen iſt, iſt noch mehr zu verwundern. Die Prinzen geben es deswegen zu, wie es ſcheint, daß den Türken dieſer Tribut bezahlet wird, weil ſie es für beſſer halten, dieſe Angelegenheit ſo zu laſſen, wie ſie ſie gefunden haben. Und da ſie ſich nicht in das, was ſie Religionsſachen nennen, miſchen wollen, ſo laſſen ſie die Geiſtlichkeit immer die nämlichen Gewohnheiten fortſetzen, die in den Zeiten der finſterſten Unwiſſenheit und des ausſchweifendſten Aberglaubens die Oberhand gewonnen haben. Jetzo kommen wenige oder gar keine Pilgrime des römiſchen Glaubens an dieſe Oerter der Andacht. So daß die wahrſcheinlichſte Urſache, warum ihrer Geiſtlichkeit ſo viel daran gelegen iſt, ſie zu beſitzen, dieſe iſt, weil ſie die Gelegenheit ſind, daß viel Geld durch ihre Hände gehet, und weil ſie ungefähr 160 müßige Mönche, die in dieſem Lande zerſtreuet ſind, unterhalten.

In dem Streite zwiſchen der griechiſchen und römiſchen Kirche über das Recht zu dem Beſitze der Kapelle in Bethlehem und des Stalls, ſind von beyden Theilen große Schätze zum großen Vortheile

theile der Türken aufgewendet worden. Dieſe tragen Sorge, von Zeit zu Zeit den Streit anzufachen, indem ſie bald zum Vortheil des einen, bald des andern, die Entſcheidung geben. Unter der Regierung Ragib Paſchas wurde es endlich völlig zum Vortheil der Griechen entſchieden, wobey aber die Koſten ſich auf 10,000 Pfund Sterling beliefen.

Das heilige Grab iſt immer ein großer Gegenſtand des Streits, und ein ungeheurer jährlicher Aufwand für beyde geweſen, und iſt es noch.

Aber, was noch ſchlimmer iſt, die Türken, die die Reichthümer und die Hartnäckigkeit dieſer ſtreitenden Partheyen kennen, finden unzählige andere Vorwände, ihr Geld zu plündern. Die Caravane von Mecca geht nahe bey Jeruſalem vorbey. Wenn ſie dieſer heiligen Stadt nahe kommt, ſo geht entweder der Emir Hadge in Perſon, oder er ſchickt einen Abgeſandten hinein, um von den griechiſchen und römiſchen Klöſtern ein Darlehn zu verlangen, oder auch wohl unter irgend einem Schein des Rechts, eine Summe Geldes von 20 bis 30,000 Pfund Sterling von jeder Parthey zu fordern. Sie dürfen dieſes nicht abſchlagen. Wenn es ein Darlehn iſt, ſo wird es niemals wieder bezahlt. Iſt es unter dem Schein eines Rechts, dieſes mag noch ſo ungegründet ſeyn, ſo iſt die Summe unwiederbringlich verlohren, und es wird niemals wieder etwas davon gehöret.

Die Griechen führen ſich bey dieſen Gelegenheiten mit großer Klugheit auf; ſie unterdrücken ihre Klagen, ertragen ihren Verluſt, und füllen gleich wieder den Fond aus, um von neuem im Stande zu ſeyn, die Baſſas und die Catholiken zu beſtreiten. Sie würden eher ihre Kinder verkaufen, als die letztern über ſich triumphiren laſſen.

Der Geſandte, deſſen beſondrer Auftrag es iſt, die Catholiken zu beſchützen, muß ſich in fruchtlaſen Vorſtellungen bey der Pforte ermüden, die Summe wieder zu bekommen, die ſeinem Kloſter iſt abgenommen worden. Mit vieler Schwürigkeit kann er den Befehl des Sultans zu ſeinem Vortheil, d. h. zur Wiederbezahiung des Geldes erhalten; aber dieß verſchafft ihm deswegen kein Geld. Und was noch eine größere Plage für ihn iſt, ſo wird er ſehr häufig durch die falſchen Vorſtellungen und die förmlichen Unwahrheiten dieſer in Paläſtina wohnenden Prieſter und Mönche betrogen, die ihn unaufhörlich mit verläumderiſchen Anklagen gegen die Griechen beläſtigen. Er iſt ſeines Amtes wegen verbunden, ſie zu unterſtützen; und nachdem er in ſeinem Credit bey dem türkiſchen Hofe viel durch die Kränkungen gelitten hat, die er ſtillſchweigend ertragen muß, wenn dieſe Unwahrheiten entdeckt werden; ſo wird er demohnerachtet zu Rom von der ganzen Geiſtlichkeit, als ein laulichter Chriſt, oder ein ungeſchickter Staatsmann angeklagt.

Das griechiſche Syſtem von Religionsmeynungen, und ihre Art des Gottesdienſtes, iſt größtentheils bekannt. Sie kommen mit der römiſchen Kirche in den vornehmſten Punkten der Lehre von der körperlichen Gegenwart, in der Verehrung der Heiligen und in der Anbetung der Jungfrau Maria überein; nur in dem Bilderdienſt gehen ſie von ihnen ab. Sie ehren Gemählde, aber ſie erlauben keine gehauene oder geſchnitzte Bilder. Die Ausgehung des heiligen Geiſtes iſt ein andrer und der wichtigſte Artikel, worüber ſie uneinig ſind. Die Griechen glauben, er gehe blos vom Vater aus. Sie ſpotten über den Anſpruch des Pabſtes auf Unfehlbarkeit, und über ſeine Anforderung, das oberſte Haupt der ganzen Chriſtenheit zu ſeyn. Ihre Geiſtlichkeit giebt keine vorläufige Diſpenſation für die Unterlaſſung irgend einer Religionspflicht, ſondern ſie behält ſich die Vergebung aller Uebertretungen und Sünden bis nach der Begehung derſelben vor.

Ungekeimte und abergläubiſche Uebungen ſind in Menge unter ihnen, und ſehr viel Mißbräuche gehen vor, die die natürlichen Folgen einer ſchlecht unterrichteten Leichtgläubigkeit, und nicht blos den Griechen eigen ſind. Einer von einer beſondern Art wurde vor wenig Jahren von einem Caloyero oder Mönch getrieben. Er war einige Jahre zuvor eines unordentlichen und zügelloſen Lebens wegen berüchtiget, und auf den Galeeren

leeren von Conſtantinopel geweſen. Als er wieder los kam, ſo nahm er einen außerordentlichen Grad von Heiligkeit und ſchwärmeriſche Anfälle von Andacht an. Wenn er nicht auf die höhern Gaben der wunderthätigen Kräfte Anſpruch machte, ſo gab er wenigſtens vor, beſondre Unterhandlungen mit dem Himmel zu haben, und mit der beſondern Gnade begabt zu ſeyn, alten Weibern die Glückſeligkeit des künftigen Lebens, jungen und Weibern von mittlerm Alter aber die Glückſeligkeit dieſer Welt, Kinder zu verſchaffen. Die Unfruchtbarkeit wird in der Türkey als ein Fluch angeſehen. Weibsbildern, die keine Kinder haben, wird kaum mit der allgemeinen Höflichkeit begegnet. Das höchſte Gut und die höchſte Ehre verheyratheter Frauenzimmer alſo in dieſem Lande iſt, gute Kindermütter zu ſeyn. Man kann alſo leicht denken, daß die Hoffnung, Mutter zu werden, ganze Schaaren unglücklicher Weibsbilder zu dem neuen Heiligen, dem privilegirten Austheiler der Schwangerſchaft, brachte.

Er ſchlug ſeine Wohnung zu Caterlee, einem Dorfe in Aſien, auf, zu welchem man von Conſtantinopel in wenig Stunden zu Waſſer kommen kann. Seine Emiſſarien waren durch die ganze Nachbarſchaft zerſtreuet, und wohin ſie nur kamen, breiteten ſie den Ruf ſeiner Heiligkeit und ſeiner wunderbaren Gaben aus. Alle ſcheinheilige Fromme verſammleten ſich zu ihm. Man rechnete, daß 8000 Weiber von allerhand Alter in einer kurzen Zeit hingelaufen waren, an ſolchen erwünſchten Gnadengaben Antheil zu haben. Der Heilige war ein ſtarker muntrer Mann, von mittlerm Alter, und unterließ niemals, ſeine weibliche Wallfahrer, vollkommen erbauet, wieder zurück zu ſchicken.

Endlich beſuchten ihn einige Männer, und billigten dem Vorgeben nach ſeine Art zu verfahren; nicht, weil ſie würklich ſeine Anſprüche auf Heiligkeit glaubten, ſondern weil ſie nicht durch die Bekanntmachung ihres Argwohns den kleinſten Schatten von Beſchimpfung auf den Character ihrer Weiber werfen wollten. Sie wünſchten der Unfruchtbarkeit ihrer Weiber abgeholfen, aber ſie fürchteten doch, daß die Mittel dazu für ſie ſelbſt unangenehm ſeyn möchten. Die Reiſe zu dem Heiligen war angenehm, die Ueberfahrt zu Waſſer bequem, und andre Zufälle konnten noch hinzugekommen ſeyn, die geiſtlichen Bemühungen des Heiligen zu befördern. Man gab den Türken hievon einen Wink, die bald dieſen Betrüger nöthigten, ſich fortzumachen. Man hat nach der Zeit nichts mehr von ihm gehört. Er verließ demohnerachtet ſeinen Beruf nicht mit leeren Händen; denn die Bedingungen, unter denen man zu ihm kommen durfte, waren, außer einem freyen Geſchenk, eine geweyhte Wachskerze zu kaufen; und in beyden Artikeln hatte frommer Eifer und die Begierde Mütter zu werden,

den, die guten Weiber bewogen, ſehr reichlich und freygebig zu bezahlen.

Die Religion der Griechen wird demohngeachtet, wie man mir geſagt hat, in andern Ländern, wo ſie bekennt wird ohne von Muhammedanern oder Catholiken beeinträchtigt zu werden, beſſer nach ihrer erſten Einſetzung ausgeübt, und in einer gröſſern Reinigkeit erhalten. Und auch dieß wollte ich nicht als meine Meynung angeſehen haben, daß es ſelbſt unter denen in der Türkey nicht fromme Biſchöffe und rechtſchaffne Leute geben ſollte.

ENDE.

Sammlung
einiger
Abhandlungen

Aus der
Neuen Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und der freyen Künſte

von
Chriſtian Garve.

Leipzig,
im Verlage der Dykiſchen Buchhandlung,
1779.

Amadeus Primbs, Ciſterzienſer aus dem Stifte Alderſpach, d. G. u. W. D. offentl. ordentl. Lehrer der Philoſophie zu Ingolſtadt.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Ich habe dieſe Abhandlungen zuſammendrucken laſſen, weil einige meiner Freunde dieſelben zu beſitzen wünſchten, ohne ſich das große Werk anſchaffen zu dürfen, in welchem ſie zerſtreut ſind. Da dieſelben für eine periodiſche Schrift verfertiget worden, an welcher mehrere Theil hatten: ſo wird ſich der Leſer an das Wir nicht ſtoßen, mit welchem der Verfaſſer von ſich ſelbſt redet, und welches Schriften dieſer Art eigen zu ſeyn pflegt.

Ich habe dieſe Aufſätze beynahe ganz unverändert gelaſſen, nicht weil ich ſie für vollkommen halte, ſondern weil ich jezt außer Stande bin, große Verbeſſerungen zu machen, und kleine für den Nutzen, den ſie ſtiften, zu mühſam finde. Ueberdieß macht oft die Veränderung, die in dem Gemüth oder den Umſtänden eines Schriftſtellers vorgegangen iſt, daß er Stellen ſeiner ehemaligen Schriften zu verbeſſern glaubt, wenn er ſie blos ſeiner jetzigen Lage und Denkungsart gemäßer macht. Endlich iſt es entweder an ſich, oder nur mir insbeſondre ſchwer, den Faden alter Gedanken ſo vollſtändig wiederzufinden, daß er anders geleitet werden kann, ohne zerriſſen zu werden. Ich finde es weit leichter, eine Materie von neuem durchzudenken, als einzelne Stücke derſelben nach einem alten Plane zu bearbeiten.

Unter allen ſcheint mir jezt die Abhandlung vom Intereſſirenden am meiſten einer Verbeſſerung zu bedürfen. Sie iſt zu weitſchweifig, zuweilen mit einer unnützen Metaphyſik überladen; und oft mit Betrachtungen ausgeziert, die nicht nothwendig zum Hauptſtoffe gehören.

Folgender Plan ſcheint mir jezt der einfachſte, kürzeſte und richtigſte zu ſeyn.

Intereſſe im eigentlichen Verſtande, iſt die Theilnehmung an dem Gewinnſte oder Verluſte eines andern. Intereſſe im figürlichen Verſtande, iſt die Theilnehmung der Seele an den Handlungen oder Eindrücken eines andern. So vielerley Arten der Beſchäftigungen der Seele es giebt, wann Gegenſtände auf uns ſelbſt wirken: eben ſo viele Arten der Theilnehmung oder des Intereſſes giebt es auch, wann dieſe Gegenſtände auf andre wirken. So wie die Vorſtellungen unſers Verſtandes, unſre Gemüthsbewegungen und unſre Schickſale uns unmittelbar einnehmen: ſo können die Gedanken, die Empfindungen, die Begebenheiten eines andern uns durch die Theilnehmung beſchäftigen, das heißt, uns intereſſiren. Wir nehmen aber an den Gedanken eines andern alsdann am erſten Theil, wenn ſie ſo klar, ſo einleuchtend, und von ſo begreiflichem Nutzen ſind, es ſey zum menſchlichen Leben oder zur Auflöſung von Schwierigkeiten, daß wir ſie leicht zu unſern eignen Gedanken machen können, und Luſt haben, uns darauf einzulaſſen. Wir nehmen an den Gemüthsbewegungen eines andern Theil, wenn wir die Wahrheit und die Billigkeit derſelben, in ihren Ausbrüchen oder in ihrer Schilderung erkennen. Wir nehmen an den erzählten Begebenheiten andrer Theil, wenn dieſe wahrſcheinlich, anſchauend, deutlich und erheblich ſind; jenes, um uns leicht in die Stelle der handelnden Perſonen verſetzen zu können; dieſes, um in dieſer Stelle einen merklichen Einfluß der Begebenheiten auf uns gewahr zu werden.

In einigen Werken des Genies ſind alle dieſe Arten von Intereſſe vereiniget, als, zum Beyſpiele, im Drama; faſt in allen ſind einige derſelben vermiſcht. Ueberhaupt aber gehört zu dieſer Theilnehmung eben ſo wohl eine Empfänglichkeit von Seiten des Zuhörers, als ein Grad von Wirkſamkeit von Seiten des Redners oder Dichters. Diejenigen Gegenſtände intereſſiren allgemein, die, um an ſich und nach ihrer Brauchbarkeit verſtanden zu werden, keine andern Fähigkeiten und Kenntniſſe erfodern, als die allen wohlerzogenen Menſchen gemein ſind. Diejenigen intereſſiren nur eine gewiſſe Klaſſe, die Erfahrungen oder Neigungen einer beſondern Art vorausſetzen.

Man kann ſagen, das Intereſſe der Gedanken oder der Empfindungen ſey die Grundlage, worauf ſich das Intereſſe der Begebenheiten ſtüzt, weil dieſe nur inſofern wichtig werden, als ſie die Urſachen von einem von beiden ſind.

Verſuch
über die
Prüfung der Fähigkeiten.

Aus dem achten Bande der Neuen Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und freyen Künſte.

Wenn das Hauptwerk der Erziehung darinnen beſteht, den Fähigkeiten der Seele Beſchäftigung und den Neigungen ihre gehörigen Gegenſtände zu geben: ſo wird ihr erſtes Geſchäft ſeyn müſſen, dieſe Fähigkeiten zu kennen. Aber wie ſchwer und wie mißlich iſt dieſe Unterſuchung! Wodurch will man die Fähigkeiten des Geiſtes kennen lernen, wenn man ihn nicht handeln ſieht? Und doch, was kann es in dieſem Alter für Verrichtungen geben, bey denen dieſe Fähigkeiten merklich würden? Es geht mit der Bildung der Geiſter, wie mit der Entſtehung der Körper. Wir werden dieſe leztern nicht eher gewahr, als bis ſie ſchon eine merkliche Größe erreicht haben, und ſchon lange über die Epoque hinaus ſind, wo ſich ihre Beſtandtheile zuſammenfügten, und durch ihre Lage und ihre Geſtalt die Beſchaffenheit und Erſcheinungen des künftigen Dinges beſtimmten. Eben ſo erkennen wir die Vollkommenheiten eines Geiſtes erſt alsdann, wann ſie an wichtigen Gegenſtänden geübt werden; aber dann iſt es gemeiniglich ſchon zu ſpät; die Wahl iſt geſchehen, und nur der glückliche oder unglückliche Erfolg läßt uns auf die Anlage der Seele ſchließen, die dieſen Gegenſtänden angemeſſen war. In der That, wie viel Kenntniß der Seele und was für eine feine Beobachtung gehört dazu, wenn man in kleinen Wirkungen eben die Kraft, die große hervorbringen könnte, in nichtswürdigen Beſchäfftigungen das Genie, und ſelbſt in Ausſchweifungen und Fehlern die Vorzüge des Geiſtes erkennen ſoll? Wenn nicht hier der Zufall oft mehr thäte, als die Klugheit und die Wahl, oder wenn nicht die Natur, mit vorzüglichen Fähigkeiten für gewiſſe Sachen, auch eine vorzügliche Neigung dazu verbunden hätte, ſo würden die meiſten Talente erſtickt oder ſchlecht angewendet werden.

Alſo, wenn das der einzige Endzweck dieſer Unterſuchung wäre, dem Menſchen ſeine Beſtimmung und ſeine Geſchäfte anzuweiſen, ſo könnte man ſie getroſt aufgeben. Der Richterſtuhl, der über die Fähigkeiten junger Bürger in einem Staate den Ausſpruch thun, und jedem ſeine Lebensart nach dieſem Ausſpruche zuerkennen ſollte, iſt einer von den ſchönen Vorſchlägen, die zu weiter nichts dienen, als ihre Erfinder zu beluſtigen. Die Natur will nicht haben, daß ſich unſre Weisheit in alle ihre Werke miſchen ſoll; und am Ende macht ſie es doch vielleicht eben ſo gut, als wir es mit unſrer ganzen Klugheit würden gemacht haben.

Aber um den erwachſenen Mann mit ſeinen eignen Kräften bekannt zu machen, ihm, wenn der Zufall ihn gerade an die rechte Stelle geſtoßen hat, mehr Zufriedenheit zu geben, oder wenn er an die unrechte gekommen iſt, ihm wenigſtens einen Zeitvertreib zu zeigen, der ſich beſſer für ihn ſchickt, als ſeine Geſchäfte; endlich wenigſtens von den Erſcheinungen in dieſer Sphäre Grund anzugeben, und die ſeltſame Vereinigung zu erklären, die man ſo oft in demſelben Menſchen zwiſchen großem Verſtande und großer Einfalt, zwiſchen ausnehmenden Talenten und einer ungewöhnlichen Unfähigkeit, zwiſchen großen Kräften und einer völligen Ohnmacht gewahr wird, dazu iſt dieſe Unterſuchung nützlich. Kann wohl die Philoſophie, wenn ſie nun einmal nicht zugelaſſen wird, die Dinge in der Welt zu beſſern, etwas anders thun, als das, was geſchieht, zu beſchreiben? und wenn ſie nicht an der Spitze des Heeres gehen kann, als Befehlshaber, um die Begebenheiten zu lenken, ſo muß ſie wenigſtens hinter her gehen, als Geſchichtſchreiber, um ſie aufzuzeichnen.

Alle Unterſuchungen, die man zu dem Ende anſtellen müßte, theilen ſich in zwo Klaſſen. Entweder ſammlet man die Kennzeichen, aus denen man auf gewiſſe Fähigkeiten der Seele ſchließen kann Dieſer Theil iſt lang und beruhet auf einer Reihe von Beobachtungen, zu denen jeder einzelne Menſch nur einen Beytrag thun kann. Oder man beſtimmt für jede Fähigkeit die Art von Geſchäften, die ſie am beſten auszurichten im Stande iſt. Dieſer Theil würde leicht ſeyn, wenn es möglich wäre, jede Art von Geſchäften durchaus zu kennen, ohne ſelbſt die Fähigkeit zu beſitzen, ſie auszuführen.

Um zu wiſſen, wie ſich gewiſſe Fähigkeiten der Seele äußern, muß man dieſe Fähigkeiten erſt unterſcheiden.

I. Die erſte Fähigkeit, der Grund aller übrigen, und die, welche die Stärke und Beſchaffenheit der andern beſtimmt, iſt das Vermögen zu empfinden. — So iſt der Gang der Natur: Zuerſt empfängt die Seele eine Menge Eindrücke, das Gedächtniß erhält ſie, die Einbildungskraft ſezt ſie zuſammen, der Verſtand ſammlet das Aehnliche in denſelben, und verwandelt die Eindrücke in Ideen, die Vernunft endlich bringt dieſe Ideen in Verbindung und erbaut ſich daraus das Syſtem ihrer Grundſätze und ihrer Regeln. Die Empfindungen ſind alſo der Stoff, welchen die übrigen Fähigkeiten bearbeiten. Iſt dieſer feſt und dauerhaft, ſo iſt weiter nichts als ein geſchickter Künſtler dazu nöthig, um vortrefliche Werke daraus zu machen; iſt er ſchwach und untauglich, ſo wird ſelbſt eine Meiſterhand und die weiſeſte Anwendung nur etwas Mittelmäßiges hervorbringen.

Von der Empfindung ſollte alſo der Anfang dieſer Unterſuchung, ſo wie der Erziehung überhaupt, gemacht werden. Sind die Eindrücke, die die Seele des Kindes von ſich ſelbſt und von den Sachen außer ſich empfängt, richtig, mit den Gegenſtänden übereinſtimmend, tief und dauerhaft; ſind ihre Empfindungen wahr und ſtark? das iſt die Frage, die man zuerſt entſcheiden muß. Ich ſetze mich in die Stelle des Vaters und Lehrers, und folge dem Kinde in allen ſeinen Bewegungen.

1. Das erſte, worauf ich Acht haben werde, iſt, ob das Kind die Sachen, die es einmal empfunden hat, geſchwind und leicht wieder erkennt. Dieſe Beobachtung werde ich ſelbſt zu der Zeit anſtellen, wo das Kind für dieſe Empfindungen noch keine Worte hat. Der Schluß ſelbſt iſt klar. Um eine Sache wiederzuerkennen, iſt nöthig, den alten und den gegenwärtigen Eindruck zu vergleichen. Je geſchwinder dieſe Vergleichung geſchieht, deſto merklicher müſſen die Spuren ſeyn, die die Sache in der Seele zurückgelaſſen hat. Man ſieht zugleich, warum dieſes Merkmal bey Kindern richtig iſt, und bey Erwachſenen trügt. Die Seele der erſten beſchäftigt ſich ganz allein mit Empfindungen; ihre Aufmerkſamkeit iſt niemals zwiſchen den ſinnlichen Gegenſtänden und allgemeinen Ideen getheilt; und das Maaß der Stärke alſo, mit wel-

chem ſie empfindet, iſt zugleich das Maaß ihrer Kraft überhaupt. Bey den andern hängt die Leichtigkeit, die alten Gegenſtände wiederzuerkennen, nicht blos von dem Nachdrucke, mit dem man ſie zuerſt empfunden hat, ſondern auch von dem Grade der Aufmerkſamkeit ab, den man izt auf ſie wendet; und für die Empfindung bleibt nur ſo viel von der Kraft der Seele, als zum Denken nicht nöthig iſt.

2. Ein ander noch allgemeineres und ſicherers Merkmal iſt es, wenn das Kind eine große Aufmerkſamkeit auf den jedesmaligen Gegenſtand ſeiner Empfindung hat, und ſich durch die übrigen Sachen, die itzund nicht eigentlich zu ſeiner Betrachtung gehören, wenig oder gar nicht zerſtreuen läßt. Jedermann wird ſich erinnern, dieſen Unterſchied an Kindern bemerkt zu haben. Einige werden von dem Anblicke keiner einzigen Sache ſo ſtark gerührt, daß ſie eine Zeitlang bey derſelben verweilen, ſie ſehen alles an, ohne irgend etwas zu bemerken; unter der Menge von Dingen, die um ſie ſind, irret der Sinn und die

Seele beſtändig von einem Gegenſtande zum andern, ohne bey einem einzigen ſtille zu ſtehen; oder vielmehr, ſie verhalten ſich gegen alle nur leidend, nehmen alle Eindrücke an, wie ſie ihnen von ungefähr in die Sinne fallen, ohne einem einzigen freywillig den Vorzug zu geben.

Andre ſind immer nur mit einem Gegenſtande auf einmal beſchäftigt. Ihre Augen oder Ohren haben immer etwas Feſtes und Beſtimmtes, worauf ſie ſich richten. Unter einem noch ſo großen Haufen von Sachen oder Perſonen unterſcheiden ſie augenblicklich das Bekannte vom Fremden, gehen unachtſam bey dem einen vorbey, und ſehen dafür das andre ſo lange ſtarr und unverwandt an, bis ſie ungefähr damit eben ſo bekannt worden ſind, wie mit den übrigen.

Wenn man das Uebrige gleich ſezt, ſo kann man mit Recht vermuthen, daß die Bilder in der Seele des leztern beſſer und richtiger ſind, als in der erſten.

Dieſe Gabe, viele Dinge nicht zu ſehen und nicht zu hören, um von einer recht gerührt zu werden, die Aufmerkſamkeit mit einem Worte, iſt ſowohl die Urſache als der Beweis ſtarker Empfindungen. Die Urſache, weil, wo mehr Kraft angewendet wird, die Wirkung größer ſeyn muß; der Beweis, weil die Seele von jeder Sache um ſo viel mehr an ſich gezogen wird, je größer die Thätigkeit iſt, in die ſie die Seele ſezt. Iſt die Seele nur zu leichten und gleichſam nur berührenden Eindrücken fähig; ſo werden ſie niemals über die Zerſtreuungen die Oberhand behalten; die Kraft der Seele wird unter alles gleich ausgetheilt, und durch dieſe Theilung verzehrt. Heftige Wirkungen hingegen werden die Aufmerkſamkeit, auch ohne ihren Willen, auf die Gegenſtände feſthalten, die ſie erregen.

3. Ein drittes, aber mehr zweydeutiges Kennzeichen iſt ſchon immer bey dieſer Unterſuchung gebraucht worden; die Lebhaftigkeit meyne ich, und die Geſchäftigkeit des Geiſtes. Die Wahrheit, die zum Grunde liegt, iſt dieſe: Je

beſſer und lebhafter die Bilder ſind, die die Seele durch die Empfindungen erhält, deſto größer iſt das Vergnügen über dieſelben, und deſto größer das Verlangen nach neuen.

Die Begierde alſo, mit welcher wir gewiſſe Seelen immer neue und neue Gegenſtände ihrer Empfindung aufſuchen ſehen, und die Behendigkeit, die dieſe Begierde allen ihren Handlungen giebt, könnte ein Beweis von der Güte ihrer Empfindungen ſeyn, wenn nur dieſe Munterkeit nicht oft einer gewiſſen Beharrlichkeit entgegen wäre, welche jedem Eindrucke Zeit genug läßt, ſich in den Seelen feſtzuſetzen, ehe ein neuer auf ihn folgt. Ein ſchneller Uebergang von einer Sache zur andern zeigt freylich eine wirkſame Seele, aber er löſcht zu leicht einen Eindruck durch den andern aus, und zerſtört die Wirkung, indem er den Gegenſtand zu oft abändert.

Man ſieht alſo, wie leicht hier der Irrthum iſt. Ein langſamer Fortgang von einem Gegenſtande zum andern, der bey Kindern oft für Dummheit angeſehen wird, kann eben die Urſache ihres künftigen Verſtandes ſeyn, weil er für ihn eine Reihe unterſchiedner und ſorgfältig gezeichneter Bilder ſammlet. Und die Flüchtigkeit der andern, über die man ſich als eine unfehlbare Verkündigung eines fähigen Geiſtes freuet, verwirrt und vermiſcht dieſe Bilder, und giebt der Reflexion, wenn ſie endlich ihr Amt anfangen will, nichts als ein Chaos von halbverlöſchten und verworrnen Zügen, aus denen ſich nichts zuſammenſetzen läßt. Die Kunſt beſteht alſo darinnen, zu unterſcheiden, ob die Seele aus Trägheit und Verdroſſenheit ſo ſchwer die alten Gegenſtände verläßt, oder ob es aus einer gewiſſen Art von dunkler Betrachtung herrührt, die ſie darüber anſtellt.

4. Die unmittelbarſten Wirkungen der Empfindungen ſind die Begierden. Man kann alſo dieſe brauchen, um auf jene zurückzuſchließen; und da ſich die Begierden eher als die Fähigkeiten entwickeln, ſo iſt dieß auch der erſte Weg der Unterſuchung, die Talente aus den Leidenſchaften zu beurtheilen.

Sind dieſe rauſchend und heftig, aber vorübergehend, ſo ſind die Eindrücke in der Seele ſchnell, aber flüchtig. Sind ſie ruhig, aber dauerhaft, ſo iſt die Empfindung langſam, aber tief. Iſt zwiſchen den Begierden und ihren Gegenſtänden ein gewiſſes Verhältniß, geſezt auch, daß ſie zuweilen darüber hinausgehen ſollten, ſo kann man in den Begriffen Ordnung und Richtigkeit vermuthen. Ausſchweifende oder ganz verkehrte Leidenſchaften, ohne alles wenigſtens ſcheinbare Verhältniß mit dem Guten, auf welches ſie gerichtet ſind, zeigen Zerrüttung und Undeutlichkeit in den Bildern an, die die Dinge von ſich in der Seele abgedrückt hatten. Ein Mangel aller Leidenſchaften iſt das untrüglichſte Kennzeichen der Dummheit.

5. Aber die genaueſte und ſchärfſte Prüfung läßt ſich durch die Beobachtung des Geſchmacks anſtellen. Für diejenige Klaſſe von Empfindungen iſt das Vermögen der Seele am fähigſten, in der ſie das Schöne vom Häßlichen am leichteſten und richtigſten unterſcheidet. Nach der Einrich-

tung der Natur bringt, wenn die ſinnlichen Werkzeuge richtig und die Seele nicht unfähig iſt, das Schöne Vergnügen und das Häßliche Verdruß hervor. Aber nicht bey allen Gegenſtänden iſt dieſe angenehme oder unangenehme Empfindung gleich ſtark. Das Auge eines Malers empfindet weit mehr Verdruß über eine unrichtige Geſtalt, als ſein Ohr über eine Disharmonie; hingegen ſieht der Tonkünſtler die abgeſchmackteſte Zeichnung ohne Ekel, und geräth bey falſchen Tönen oder bey verfehltem Takte außer ſich.

Man kann alſo dieſe Beobachtung auf zweyerley Art brauchen.

Einmal das Empfindungsvermögen überhaupt zu beurtheilen. Ein Menſch, dem alles gleichgültig iſt, der das Schlechte und Gute mit gleicher Zufriedenheit aufnimmt, und auf den Harmonie, Ordnung und Schönheit keine Wirkung thun; deſſen Eindrücke müſſen an und vor ſich ſchlecht, unrichtig und ſchläfrig ſeyn: denn wenn das Bild von der Sache ſelbſt richtig gefaßt iſt, ſo iſt dieſe begleitende Empfindung von Luſt oder Unluſt unausbleiblich.

Zum andern die Art von Gegenſtänden zu beſtimmen, zu denen jede Seele die beſte Anlage hat, nämlich für die, wo ſie am leichteſten und genaueſten das Gute nicht nur vom Schlechten, ſondern auch vom Mittelmäßigen unterſcheidet, wo ihre Unterſcheidungen die feinſten, und ihr Vergnügen und ihre Unluſt die lebhafteſten ſind. Es würde dieſe Art von Prüfung weit vollkommner werden, wenn es möglich wäre, von jeder Art der ſinnlichen Gegenſtände dem Kinde die ſchönſten und vortreflichſten vorzuſtellen, um an ihnen ſeine Empfindung zu prüfen. Wenigſtens wäre es doch billig, anſtatt das Auge und das Ohr des Kindes von Jugend auf an Mißgeſtalten und Disharmonie zu gewöhnen, und es gegen den natürlichen Ekel davor abzuhärten, es lieber durch richtige Zeichnung und wohlklingende Töne ſchon zuvor einzunehmen, und ihm ſeine erſten Vergnügungen zu einem Muſter zu machen, nach denen es ſchlechtere beurtheilen und verwerfen lernte.

6. Das wären alſo ſolche Kennzeichen der Empfindung, die ſelbſt Urſachen oder Wirkungen der Sache ſind, die ſie bezeichnen. Es giebt aber andre, die mehr Anzeichen als Merkmale ſind, die ganz auf der Oberfläche liegen, die bey den einzelnen Menſchen am leichteſten bemerkt werden, und ſich doch, weil ſie ſo mannichfaltig und ſo veränderlich ſind, am ſchwerſten in eine allgemeine Regel verwandeln laſſen.

Das Wichtigſte dieſer äußern Merkmale iſt der Bau der Werkzeuge. Ein lebhaftes, munteres und feuriges Auge iſt daher immer mit Recht für das Zeichen eines fähigen Geiſtes gehalten worden, weil es die Quelle der vornehmſten und meiſten Empfindungen, oder, wie Milton ſagt, das große Thor der Weisheit iſt.

Die Munterkeit und das äußere Betragen, die Beweglichkeit und Thätigkeit des Körpers iſt ein ander ſolches Merkmal. So wie der Schlaf die Beraubung aller Empfindung iſt, ſo iſt die

Schläfrigkeit die Schwächung derſelben. Eine Seele, die immer mit gewiſſen Gegenſtänden beſchäftiget iſt, ſetzet auch ihren Körper in Bewegung, und verhindert die Erſchlaffung der Nerven, aus der die Trägheit entſteht. Wenn hingegen die Seele leer oder nur ſchlecht gerührt iſt, ſo wirkt ſie in ihren Körper eben ſo langſam und eben ſo ſchwach, als auf ſie war gewirkt worden, und der Menſch verſinkt in Langeweile und Müdigkeit.

7. Aber ein Merkmal, welches ſeltner beobachtet wird, iſt die Unfähigkeit eines jungen empfindenden Kopfs zu Erlernung abſtrakter Begriffe, oder der Wörter, die ſie ausdrücken. Man hört ſo oft über die Ungelehrigkeit von Kindern klagen, die allenthalben, nur nicht in ihren Lehrſtunden verſtändig ſcheinen. Ganz gewiß müſſen alsdann entweder die Sachen nicht gut für ſie gewählt ſeyn, die man ſie lehrt, oder der Lehrer unterſcheidet die Gabe, bloß andrer Gedanken zu behalten, nicht von der Fähigkeit ſelbſt zu denken. In einem je höhern Grade es die leztere beſizt,

deſto weniger wird es von der erſten haben, beſonders von den unfruchtbaren Gegenſtänden, mit denen man gemeiniglich den Unterricht anfängt. Eine Seele, die mit wirklichen Bildern von Dingen erfüllt iſt, wird ſich ſehr ungern von denſelben zu bloßen Worten wegwenden, die es nicht verſteht; und je lebhaftere Eindrücke es bekömmt, mit deſto größerm Widerwillen wird es ſich die Gewalt anthun, Sachen zu behalten, die ohne alle Eindrücke ſind.

Die Geſchichte der Genies hat dieſe Anmerkung beſtätigt, und oft das Urtheil ihrer erſten Schullehrer widerlegt.

Nur noch zwey Worte über dieſe ganze Materie.

Erſtlich. Es iſt nichts ſchwerer, als die Empfindungen anderer zu beurtheilen oder zu vergleichen. Unſre Sprache drückt das ſinnliche Bild bloß durch den Namen des Gegenſtandes aus. Jeder erinnert ſich alſo bey dem Worte an ſeine eigne Idee, aber keiner erfährt die Idee des andern. Die Mittheilung der Gedanken beſteht nicht ſowohl darinnen, in dem andern eben die Eindrücke hervorzubringen, die wir ſelbſt haben, ſondern nur die Eindrücke wieder zu erwecken, die durch eben die Gegenſtände bey ihm hervorgebracht werden. Unſre ſinnlichen Begriffe ſind lauter Verhältniſſe. Das Abſolute in denſelben könnte ſich völlig ändern, und alle unſre Ausdrücke würden noch können dieſelben bleiben, wenn nur die Aenderung durchgängig und auf eine gleichförmige Art geſchähe. Um alſo zu wiſſen, wie empfindet ein anderer, müſſen wir unterſuchen, was fängt die Seele mit ihren Empfindungen an? und der Gebrauch, den jemand von den Bildern macht, die in ſeiner Seele geſammlet ſind, zeigt am erſten, wie dieſe Bilder beſchaffen ſind. Man wird dieſes nirgend ſo gewahr, wie bey den nachahmenden Künſtlern. Würde man wohl aus der beſten Beſchreibung eines Malers ſchlieſſen, daß er was anders und beſſer ſieht, als wie andere? Sobald er durch Worte mittheilen ſoll, ſo ſchränkt ſich ſeine Empfindung bloß auf das Allgemeine ein, was allen ſehenden Menſchen in die Augen fällt, und wofür die Sprache nur allein gemacht iſt. Aber ſobald er den Pinſel in die Hand nimmt, da wird man gewahr, daß ſein Auge tauſend Sachen bemerkt hat, die uns unſichtbar waren, und daß in ſeiner Vorſtellung die Natur mit allen ihren Geſtalten ſich auf eine ganz andre Art abmale, als in der unſrigen.

Zweytens: Obgleich die Werkzeuge nicht verdorben ſeyn müſſen, wenn die Empfindung gut ſeyn ſoll, ſo iſt es doch falſch, daß ſich die Stärke der leztern nach der Schärfe der erſtern richtet. Was wir ein ſcharfes Auge nennen, iſt nur ein Auge, das entferntere oder kleinere Gegenſtände doch noch deutlich ſieht. Es ſieht alſo ohne Zweifel mehr auf einmal: aber bey einer gewiſſen Größe und Nähe ſieht das ſchwächere Auge eben ſo gut; es bedarf alſo mehr Zeit, ſich dieſelbe Anzahl von ſinnlichen Begriffen zu verſchaffen, aber es gelangt endlich doch dazu; und oft beſſer, weil ſein Geſichtskreis immer eingeſchränkter und ſeine Aufmerkſamkeit alſo weniger getheilt iſt.

Ueberdieß iſt es nicht der bloße Eindruck der Sache, ſondern es iſt die Idee, die aus dieſem Eindrucke herausgezogen wird, die den Stoff zu den folgenden Wirkungen der Seele giebt.

Alſo iſt die Beurtheilung der Empfindungen etwas anders, als die bloße Beurtheilung des Sehens und Hörens; alſo kann dieſe Beurtheilung nicht unmittelbar durch die Beobachtung deſſen, was das Kind oder der Menſch von ſeinen Empfindungen ſagen kann, geſchehen; alſo iſt kein ander Mittel, zu irgend einer Kenntniß derſelben zu kommen, als die Wirkungen und Folgen der Empfindungen kennen zu lernen.

II. Die zweyte Handlung der Seele, die auf die Empfindungen zunächſt folgt, iſt die Wiederhervorbringung derſelben, entweder in eben der Form und Ordnung, in der wir ſie gehabt haben, das iſt das Gedächtniß; oder getrennt und zuſammengeſezt, die Einbildungskraft. Beides iſt in gewiſſer Maaße eine unmittelbare Folge der

Empfindung und eine nothwendige Vorbereitung zum Denken.

Keine Fähigkeit ſcheint leichter zu erkennen zu ſeyn, als das Gedächtniß, weil man glaubt nur Achtung geben zu dürfen, wie viel man behalten kann. Im Grunde aber iſt die Unterſuchung eben ſo ſchwer, und der Irrthum häufig, weil man gemeiniglich von dem Mangel einer gewiſſen Gattung von Gedächtniſſe auf den Mangel des Gedächtniſſes überhaupt ſchließt.

Es giebt ein gewiſſes blos behaltendes, und ein andres, ſo zu ſagen räſonnirendes Gedächtniß. Man könnte das erſte das Gedächtniß im engern Verſtande, und das andre die Gabe der Erinnerung nennen. Jenes iſt das, wovon man am erſten urtheilt, und wovon man vielleicht nicht ohne Grund behauptet, daß es bey einem großen Verſtande ſelten ſey; es erhält die ehemaligen Eindrücke, und ſtellt ſie der Seele, ſo oft ſie will, in eben der Ordnung wieder vor, ohne daß ſie dabey eine andre Bemühung nöthig hätte, als ſich darauf zu richten. Man kann die Stärke dieſes Gedächtniſſes ziemlich richtig nach demjenigen abmeſſen, was ein Menſch auswendig lernen kann.

Das andre iſt ein Erinnern, welches durch Nachdenken geſchieht, wenn die Seele ihre ehemaligen Vorſtellungen, ſobald nur eine davon wieder lebhaft worden iſt, durch ihre Verbindung und Folge aufzuwecken weis. Dieſes Gedächtniß ſezt zwar voraus, daß die alten Ideen auf eine gewiſſe Weiſe verlöſcht ſind, aber es erſetzt dieſe Schwäche durch eine andre Kraft der Seele, die es anzeigt, die Kraft die Verbindungen der Dinge einzuſehen, und ſelbſt verdunkelte Bilder durch ihre eigne Bemühung wieder klar zu machen. Dieſes Gedächtniß iſt ein ſehr ſicher Kennzeichen, oder vielmehr ein Theil des Verſtandes.

Man wird ſehr oft Menſchen ſehen, die Erzählungen und Geſchichte ſchlecht behalten, und immer entweder Lücken oder Irrthümer finden, ſo oft ſie Begebenheiten wieder erzählen ſollen; und die ſich doch ganzer Reihen von Vernunftſchlüſſen und Raiſonnemens ohne Mühe erinnern. Dieſe Menſchen haben gewiß die zweyte Art des Gedächtniſſes, und die erſte fehlt ihnen.

Der Grund iſt dieſer: Die Verbindung zwiſchen Wahrheiten iſt genauer, als die zwiſchen Begebenheiten; die Seele alſo, die ihre alten Bilder nach und nach durch eine gewiſſe Art von Schlüſſen wieder erwecken muß, ſieht bey den erſten den Weg genau bezeichnet, den ſie zu gehen hat, bey den leztern aber muß ſie ihn auf Gerathewohl ſuchen, und geht alſo oft fehl. Die meiſten Begebenheiten werden nur durch Zeit und Ort verknüpft, oder dieſe Verbindung iſt doch wenigſtens die einzige, die wir einſehen; wenn die Seele alſo ihre Ordnung bey der Erinnerung nicht verrücken ſoll, ſo müſſen ſich die Begriffe in eben der Reihe und Ordnung nach einander erhalten haben; weil das Nachdenken das Fehlende nicht erſetzen kann.

Zweytens. Wenn man unmittelbar, ſo bald man nur die Gedanken auf das richtet, was man ehemals empfunden oder erlernt hat, ſich die ganze Reihe der alten Ideen wieder vorſtellt, ſo hat man die erſte Art von Gedächtniß. Wenn man aber bey dem erſten Blicke auf die Sache wenig oder nichts von ihr weis, nach und nach aber und ſtufenweiſe ſich eines Theils nach dem andern erinnert, und den Fortgang immer gewahr wird, wie eine Idee die nächſtliegende aufweckt; ſo hat man die zweyte.

Man ſieht alſo auch, warum man bey Kindern faſt nur über das erſte urtheilt. Alles, womit man ſie beſchäftigt, und woran man ihre Fähigkeiten prüft, ſind größtentheils Sachen, die ohne innere Verbindung ſind, und wo alſo kein ander Mittel iſt, als daß man ſie entweder auswendig wiſſen oder vergeſſen muß.

Wem beide Arten von Gedächtniß fehlen, der wird für ſein Nachdenken nur wenig Gegenſtände, und alſo einen kleinen und eingeſchränkten Verſtand haben.

III. Die Einbildungskraft nimmt aus den Empfindungen einzelne Theile, und macht daraus ein neues Ganze. In einem höhern Grade nennt man ſie die Gabe der Dichtung.

Ihre Vollkommenheit beruht, wie einer jeden Zuſammenſetzung ihre, erſtlich auf der Richtigkeit der Theile und ihrer Aehnlichkeit mit den Dingen, von denen ſie genommen ſind. Zweytens, auf der Regelmäßigkeit und Richtigkeit der Verknüpfung. So erfodern die Maler bey dem, was ſie Ideal nennen, die genaueſte Wahrheit und die getreueſte Kopie der Natur in den Theilen, und in dem Ganzen Wahl und Anordnung.

Jeder Menſch baut ſich zuweilen in ſeinen Gedanken eine kleine Welt, in der er wohnt, und in der er ſich gefällt. Wenn dieſe gut geordnet iſt, und eine Reihe von Möglichkeiten enthält, die zuſammenhängen, ſo iſt die Imagination richtig; wenn die Bilder den wirklichen Empfindungen an Stärke nahe kommen, ſo iſt ſie lebhaft; wenn ſie zuſammengeſezt einen höhern Grad von Vollkommenheit haben, als die Natur, aus der ſie geſammlet ſind, ſo iſt ſie erhaben. Auf dieſe Art alſo können unſre Spielwerke uns unſre weſentlichen Vollkommenheiten aufklären.

Dieſe Fähigkeit hat noch das Eigne, daß ſich bey ihr vorzüglich die Beſtimmung der Seele und die Art von Gegenſtänden zeiget, für die ſie gemacht iſt. Die Empfindungen, die die ſtärkſten waren, laſſen auch die ſtärkſten Eindrücke zurück, und die Verbindungen werden alſo auch am leichteſten und beſten. Durch dieſen Weg zeigt zuweilen die Natur von ſelbſt die Abſicht mit ihrem Geſchöpfe. Der künftige Bildhauer macht Menſchen aus Leim, der junge Tonkünſtler ſingt richtigere und künſtlichere Melodien.

Dieſe Werke der jugendlichen Einbildungskraft ſind leicht zu erkennen, wo ſie wirklich körperliche Theile zu einem Ganzen verbindet. Man darf nur darauf Achtung geben, in welcher Gattung das Kind die größte Erfindſamkeit, den richtigſten Geſchmack und die beſte Anordnung hat. Aber die Einbildungskraft, die bloße Bilder zuſammenſetzet, zeigt ſich ſpäter und läßt ſich leichter verkennen, und auf dieſer beruht doch eigentlich die Fähigkeit zum Gelehrten oder zum ſchönen Geiſt.

Man kennt gemeiniglich nur eine einzige Art von Einbildungskraft, die, welche ſinnliche Bilder vereinigt, um neue Bilder hervorzubringen, die aus den Theilen der Körper neue Körper, aus Thatſachen Thatſachen, und aus einzelnen Erſcheinungen in der Natur und beym Menſchen eine ähnliche Welt und ähnliche Menſchen zuſammenſezt. Hier geben die Sinnen zuerſt den Stoff, und ihnen wird auch zulezt das Werk, wann es vollendet iſt, vorgeſtellt. Aber es giebt auch eine Einbildungskraft für den Philoſophen, oder wenigſtens für den Erfinder der Philoſophie. Um zu einer neuen Wahrheit zu kommen, wenn ſie nicht eine unmittelbare Folge einer ſchon bekannten iſt, iſt es unmöglich, die Art von deutlich gedachten Schlüſſen zu brauchen, durch welche man dieſe Wahrheit, wenn ſie erfunden iſt, beweiſt. Wie will man den Weg zu einem Ziele abzeichnen, welches man noch nicht kennt? Alſo Schluß vor Schluß von der bekannten Wahrheit zur unbekannten fortzugehen, und ſich die ganze Reihe von Begriffen, durch welche beide zuſammenhängen, gleich mit Deutlichkeit und richtiger Unterſcheidung zu denken, das iſt unmöglich. Hier muß der ſchnelle Flug des Genies erſt das unbekannte Land ausſpähen, erſt die fremde Gegend durchſchaut haben, ehe der langſam fortſchreitende Verſtand ſeinen Weg antreten kann. Die Seele muß das Vermögen haben, die ganze Reihe mit Einem Blick und einer Art von unmittelbarem Anſchauen zu überſehen. Ideen, die entwickelt eine ganze Wiſſenſchaft ausmachen, müſſen ſich zuſammendrängen, ein Ganzes ausmachen, und ſich gleichſam in ein Bild vereinigen. So wie es eine gewiſſe Ahndung giebt, durch die man künftige Begebenheiten vorausſieht, ohne ſich alle die Urſachen erklären zu können, aus denen man ſie folgert: ſo giebt es eine gewiſſe Kunſt glücklich zu rathen, durch die man weit hinaus liegende Ideen und entfernte Folgerungen der Wahrheiten vorausſieht, ohne ſich aller der Schlüſſe bewußt zu ſeyn, durch die man auf ſie gekommen iſt.

Würde wohl in einem andern Kopfe, als in Neutons ſeinem, der Fall eines Apfels die Idee eines neuen Weltſyſtems haben erregen können? Mit welcher Geſchwindigkeit des Blitzes mußte ſeine Seele die unendliche Reihe von Begriffen durchlaufen und erleuchten, die von der Idee der Schwere auf alle Körper angewendet veranlaſſet wurden.

Unerklärlich ſcheint es in der That zu ſeyn, allgemeine Ideen, zu denen kein Bild in der Imagination gehört, auf gewiſſe Weiſe ſinnlich klar zu denken; und doch iſt dieſe Fähigkeit gewiß in der menſchlichen Seele. In einem geringern Grade finden wir ſie ſchon bey der Erlernung und Wiederholung der Wiſſenſchaften. Man wird oft gewahr, daß, ehe man ſich aller Theile eines allgemeinen Beweiſes, oder mit einem Worte alles deſſen, was man von einer Sache weiß, einzeln erinnert, man ſchon zum voraus auf gewiſſe Art empfindet, wie der Gang des ganzen

Nachdenkens ſeyn wird. Und eben dieſe Vorausempfindung, wann wir ſie haben, macht uns alsdann die Aufklärung der einzelnen Theile leichter. Es giebt gewiſſe Augenblicke, wo es ſcheint, als wenn in einen dunkeln Theil unſrer Seele auf einmal ein Licht gebracht würde; die ganzen Ideen, die hier verborgen liegen, zeigen ſich mit einem male, obgleich Zeit und Folge dazu gehört, um ſie einzeln nach und nach herauszuheben, und zum Bewußtſeyn zu bringen.

Wo alſo dieſe ſchnellen plözlichen Aufklärungen öfter geſchehen; wann der Geiſt des Schülers den Beweiſen ſeines Lehrers zuvorkömmt, und das Ende der Schlußfolge ſchon zum voraus fühlt, ehe ihn noch die Reihe der Schlüſſe dahin geführt hat; bey wem einzelne Winke viel Gedanken veranlaſſen; weſſen Verſtand nicht immer durch alle Wendungen und Umſchweiſe lauter unmittelbarer Folgerungen fortſchleicht, ſondern zuweilen glückliche Sprünge thut: bey dem hat die Natur die Anlage zu dem großen Lehrer oder dem Erfinder der Wiſſenſchaften gemacht.

Die dichteriſche Einbildungskraft hat Merkmale, die auch ſchon in einem zarten Alter ſtatt finden. Das erſte iſt, wenn es wohlgemachte Erdichtungen mit Vergnügen und einer Art von Theilnehmung hört; wenn es ſchnell ihre Anlage und ihren Entwurf faßt, und wenn es ſie bald von abgeſchmackten, ungeheuern oder unnatürlichen unterſcheidet. Eine lebhafte Einbildungskraft wird leicht Bilder, die ihm von einer Meiſterhand vorgemalt ſind, nachmalen. Die Perſonen und Begebenheiten werden anfangen ihr gegenwärtig zu werden; und ſie wird alſo alle die Wirkung thun, die die Empfindung bey dem wirklichen Daſeyn der Gegenſtände haben würde. Eine richtige Einbildungskraft wird die Aehnlichkeit mit der Natur leicht gewahr werden, und wenn ſie einmal den Reiz derſelben empfunden hat, ſie in allen denen Werken vermiſſen, die ungetreue oder mit Fleiß verſtellte Kopien von ihr ſind. Wer einmal eine richtige menſchliche Bildung kennt, wird Rieſen und Zwerge leicht unterſcheiden. Alſo, wenn die Fabel oder Geſchichte Mitleiden, Liebe, Haß, Bewunderung, kurz alle Arten von Leidenſchaften in der Seele rege macht, ſo iſt die Einbildungskraft gut. Die Entſtehung dieſer Leidenſchaften hängt immer von einer gewiſſen idealen Gegenwart der Gegenſtände ab, und dieſe wird von der Einbildungskraft gewirkt. Eine rührende Begebenheit alſo mit Kaltſinn anhören; bey der Erzählung einer vortreflichen That gleichgültig ſeyn; an dem Schickſale der Tugendhaften keinen Antheil nehmen; ſich für keine Perſon oder für keine Art von menſchlichen Vollkommenheiten intereſſiren, zeigt nicht bloß ein unempfindliches Herz, ſondern auch einen ſchwachen Kopf an. Die Seele muß ganz unfähig ſeyn, ſich dieſe Art von Bildern nur vorzuſtellen, wenn ſie von ihnen gar keine Wirkung empfindet.

Weiter! Wenn man bey gewiſſen Kindern zuweilen eine plötzliche Freude, eine Furcht, eine Niedergeſchlagenheit ſieht, die ſich aus ihren gegenwärtigen Empfindungen nicht erklären läßt; ſo kann man daraus auf eine geheime Geſchäftigkeit der Einbildungskraft ſchließen, die ihre Wirkungen äußert, ohne uns die Mittel dazu zu entdecken. Diejenigen, deren Ideen bloß von der gegenwärtigen Empfindung beſtimmt werden, haben auch niemals andere Leidenſchaften, als die aus ihrer wirklichen Verfaſſung und ihren Umſtänden entſtehen. Wem aber die gütige Natur, außer der einen Welt, die ſie ſeinem Sinne vorgeſtellt hat, die Gabe verleiht, noch viele andere in ſich ſelbſt zu bauen, der verliert ſich oft von den Dingen, die ihn umgeben, mit ſeinen Begierden eben ſo wohl als mit ſeinen Gedanken, und ſeine Vergnügungen und ſeine Schmerzen entſtehen nicht bloß aus der Lage, die er in dieſer Welt hat, ſondern auch aus der, welche er in der von ihm erdichteten annimmt.

In einem höhern Alter hat man ſo viele Mühe nicht nöthig, dieſe Kraft gleichſam auf der That zu ertappen und ſie bey ihrer geheimen Wirkſamkeit zu überraſchen; man kann ſie alsdann dazu auffodern, und ihr ſelbſt die Arbeiten vorſchreiben, nach denen man ſie beurtheilen will.

Die natürlichſten Proben, die man machen kann, ſind die Erzählung und die Erdichtung ſelbſt. Es zeigt ſchon einen hohen Grad von Einbildungskraft an, wenn wir wirkliche Begebenheiten oder die Erdichtungen andrer gut beſchreiben können; einen höhern, wenn wir ſelbſt dieſe Begebenheiten erfinden. Ohne Einbildungskraft werden wir Perſonen, Sitten und Handlungen, wenn ſie uns auch vor Augen ſind, niemals in ein vollſtändiges und ähnliches Bild faſſen, das dieſe Gegenſtände andern wieder kenntlich machte. Aber ohne einen weit höhern Grad werden wir uns nicht neue Perſonen und Begebenheiten zuſammenſetzen, die in der Zeichnung richtig und der Natur ähnlich, und doch ohne Original wären. Warum müſſen alſo diejenigen Uebungen des Stils, die den fähigen Kopf am ſtärkſten unterſcheiden, und dem mittelmäßigen die meiſte Gelegenheit zum Unterrichte geben, warum müſſen dieſe bey der Erziehung am wenigſten gebraucht werden?

Dieß ſind die Aeußerungen dieſer Fähigkeit durch ihre Wirkungen; es giebt noch andre, die mehr mit derſelben beyſammen zu ſeyn, als von ihr unmittelbar herzurühren ſcheinen, und die eben deswegen nur mit den erſten verbunden den Schluß zuverläßig machen.

Erſtens: Man findet oft bey Leuten von einer ſtarken Einbildungskraft eine Art von Zerſtreuung und Abweſenheit von den Gegenſtänden, die um ſie ſind. Die Einrichtung der Natur hält zwiſchen dem dunkeln und dem hellen Theile unſrer Vorſtellungen ein beſtändiges Gleichgewicht. Sobald die einen an Klarheit ſteigen, ſo ſinken die andern in eine tiefere Finſterniß; und jede Annäherung der Seele auf einen Gegenſtand iſt zugleich eine Entfernung von den übrigen. Die Eindrücke alſo, die die äußern Gegenſtände durch die Sinne auf uns machen, werden in eben dem Grade ſchwächer, in welchem andre Vorſtellungen, die ſchon in der Seele da ſind, ſtark ſind. Auf dieſe Art kann die Einbildungskraft ihre Bilder zuweilen ſo lebhaft und ſo ſtark machen, daß die Seele auf eine Zeitlang die Empfindungen ganz vergißt, und ſich deſſen nicht bewußt wird, was um ſie herum vorgeht.

Zweytens: Die Fähigkeit der Seele, ſich durch ſich ſelbſt zu beſchäftigen, iſt ein noch ſicherers Kennzeichen von einer ſtarken Einbildungskraft oder Reflexion. Der Trieb zur Wirkſamkeit iſt der erſte und urſprünglichſte in der menſchlichen Seele, und vielleicht der Grund aller übrigen. Wenn die Seele alſo in ſich und in ihren eignen Bildern oder Ideen für ihre Beſchäftigungen keine Gegenſtände findet, ſo ſucht ſie darnach außer ſich, und ohne einen neuen Zufluß von Empfindungen, geräth ſie in den Stand der Unthätigkeit, der unter dem Namen von Langeweile ſo bekannt und ſo quälend iſt. Wer alſo, ſobald ſeine Geſchäfte geendigt ſind, unmittelbar nach Geſellſchaft, nach Zerſtreuungen und nach Vorrath von neuen Eindrücken ſchmachtet; wer nicht mehr denken kann, ſobald ſeine Augen und ſeine Ohren nicht angefüllt ſind, der muß ſelbſt wenig Ideen hervorzubringen wiſſen. Um deswillen liebt der Pöbel alle Schauſpiele, nicht weil ſie ſchön ſind, ſondern weil ſie ihn beſchäftigen; ein Seiltänzer ſezt auf einige Augenblicke ſeine ſchwache Seele in eine Bewegung, die er ihr ſelbſt nicht zu geben weiß, und die ihm angenehm iſt.

Um ſo viel gröſſer das Vermögen der Seele iſt, ſich ſelbſt alte Bilder wieder zu erneuern, oder dieſelben durch neue und noch nicht angeſtellte Verknüpfungen reizender zu machen, um ſo viel mehr kann ſie des beſtändigen Anſtoßes von außen entbehren. Um deswillen haben von je her die Dichter die Einſamkeit und die Einöde geliebt; nicht weil ſie Feinde des Vergnügens oder der Geſellſchaft waren; ſondern weil ſie ſich das Vergnügen, das andre in der Geſellſchaft ſuchen, und das ſie ohne Hülfe der Sinnen nicht erhalten können, durch ihre eigne Einbildungskraft zu verſchaffen wußten.

Endlich eine gewiſſe Abneigung und Unfähigkeit bey Begriffen, wo keine Bilder ſind, und ein ſchneller Fortgang in allem, wobey es auf die richtige Vorſtellung eines Bildes ankömmt, iſt das lezte äußere Kennzeichen.

Man hat angemerkt, daß eine ſehr große Richtigkeit und Correction in den Werken des jugendlichen Witzes gemeiniglich das Zeichen eines geringen Genies iſt. Man könnte eben ſo überhaupt ein zu frühzeitiges Nachdenken und abſtracte Betrachtungen zu einer Zeit, wo die Seele noch mehr empfinden als denken ſollte, zum Zeichen einer ſchwächern Seele annehmen. Nach der Ordnung der Natur entwickelt ſich die Einbildungskraft zuerſt, der Verſtand hernach. So wie alſo bey gewiſſen Körpern, die zu ſchnell zur Reife kommen, der Bau ſchwach und die Kraft klein iſt: ſo ſind die Seelen, die nicht mit der gehörigen Langſamkeit eine Fähigkeit nach der andern entwickelt und ausgebildet haben, beſtändig mittelmäßig. Ein Kind alſo, welches von einer ſchönen Fabel entzückt wird, und bey einem eben ſo ſchönen Beweiſe gähnt; das voll Munterkeit und Aufmerkſamkeit iſt, wann es die Geſchichte auf einem guten Kupferſtiche oder Gemälde erklären hört, und verdroſſen und zerſtreut wird, ſobald man ihm allgemeine Wahrheiten vorträgt; das in ſeinen

Spielen Erfindſamkeit, und in den Lernſtunden Unfähigkeit zeigt, würde mir weit mehr Hofnung machen, als ein andres, das eine ganze Moral mit der größten Geduld und der ſcheinbarſten Aufmerkſamkeit anhört, und in der Grammatik eben ſo gern lieſt, als im Robinſon.

IV. Aus dieſen Materialien nun endlich, die die Empfindung herbeygeſchafft, das Gedächtniß bewahrt, die Einbildungskraft geſammlet hat, erbaut die Vernunft das Syſtem allgemeiner Begriffe, nach denen der Menſch ſich und ſeine Geſchäfte regieret.

Dieſe Frage iſt alſo ohne Zweifel die wichtigſte, und die erſt ſpät und faſt nur vom Menſchen ſelbſt zu beantworten iſt: Wie ſtark iſt in der Seele die Fähigkeit nachzudenken, und durch welche Merkmale kann man ſie erkennen?

Zuerſt alſo wieder: Was iſt der Verſtand, und wie vielfach ſind ſeine Geſchäfte? Die Ausbreitung der Philoſophie hat dieſe Begriffe ſo bekannt gemacht, daß man nur darauf zurückzuführen braucht, ohne ſie zu erklären.

Jede Empfindung bezieht ſich auf einen einzelnen Gegenſtand. Wenn alſo die Empfindung die einzige Art von Vorſtellungen iſt, ſo muß ſie entweder ſo weit ausgebreitet ſeyn, wie die Natur ſelbſt; alsdann würde ſie die allgemeinen Begriffe unnöthig machen, aber ſie iſt nur eine Eigenſchaft der Gottheit; oder ſie iſt nur auf Einen Gegenſtand eingeſchränkt, alsdann macht ſie allen Fortgang der Erkenntniß unmöglich, und iſt das Unterſcheidende des Thiers. Um alſo unſrer Einſchränkung zu Hülfe zu kommen, mußten wir die Geſchicklichkeit erhalten, die unendliche Menge von einzelnen Gegenſtänden, die ſich uns nach und nach durch die Sinnen darſtellen, unter gewiſſe Klaſſen und gleichſam in große Gruppen zu bringen, wir mußten ein Mittel haben, aus unſern Empfindungen, die für ſich abgeſonderte und immer neue Ganze ausmachten, einen gewiſſen Theil herauszuziehen, der der Seele zurückbliebe, wenn die Empfindung ſelbſt ſchon lange vergeſſen wäre; und die unermeßliche Mannichfaltigkeit von Eigenſchaften, die mit jedem einzelnen Dinge ſich der Seele zeigen, mußten ſich auf eine kleine Anzahl von ſolchen einſchränken laſſen, die ſich oft wieder finden, und die alſo eine immer wiederholte Erfahrung erſparen: dieſes Mittel iſt die Abſtraktion.

Alſo, mehrere Empfindungen mit einander vergleichen, das, was in ihnen ähnlich iſt, bemerken, dieſes in einen Begriff ſammlen, und das Uebrige alles, was unähnlich war, weglaſſen, das heißt Abſtrahiren; und dieſes mehrmals wiederholt, heißt Nachdenken; oder weil bey uns die Sprache ſchon eher, dieſe abſtrakten Begriffe mit Worten verbunden, der Seele liefert, ehe ſie ſelbſt noch zur Abſtraktion fähig iſt: ſo beſchäftigt ſich nunmehr die Vernunft zuerſt damit, die Bedeutung der Worte zu beſtimmen, und die wahre allgemeine Idee aufzuſuchen, von welcher das Wort ein Zeichen ſeyn ſoll.

Die Erlernung der Sprache hängt alſo mit der Vernunft zuſammen, als ein Mittel; und der richtige Gebrauch derſelben hängt davon ab, als Wirkung.

Man findet indeſſen hier doch einen ſehr merklichen Unterſchied.

Wer durch Worte denken und ſich ausdrücken ſoll, muß allgemeine Begriffe haben, das iſt klar; denn die Worte bezeichnen keine andre. Aber die Seele kann dieſe Begriffe auf eine doppelte Art haben. Entweder ſucht ſie nur in den einzelnen Fällen den Begriff auf, und begnügt ſich, wenn ſie in jedem vorkommenden neuen Falle dieſe Merkmale wiedererkennen und den Begriff anwenden kann oder ſie ſammlet dieſe Merkmale in eins, bezeichnet jedes mit einem Worte, und bemüht ſich, den allgemeinen Begriff abgeſondert von den Fällen, aus denen er abgezogen iſt, vorzuſtellen. Der erſte macht ſich das Wort und die Vorſtellung deutlich, indem er eine geſchwinde dunkle Ueberſehung der Fälle anſtellt, in denen es gebraucht wurde; der andere, indem er eine Erklärung davon macht.

Man könnte jenes den praktiſchen, und dieſes den theoretiſchen Verſtand nennen.

Der praktiſche Verſtand hängt mit der Einbildungskraft zuſammen, oder iſt vielmehr nur eine beſondere Anwendung derſelben. Ihr Werk iſt es, der Seele zugleich mit dem Worte die Fälle herbeyzubringen, aus deren ſchneller und ihr ſelbſt unbewußter Vergleichung ſie jedesmal den Begriff von neuem hervorbringt.

Die Kennzeichen von beiden werden ſich alſo einander ſehr ähnlich ſeyn.

Erſtens: Leute von dieſer Art können ſich ſehr wenig über Sachen erklären, die ſie doch recht gut verſtehen, und die ſie recht glücklich ausführen, wenn ſie ſie unternehmen. Der Grund iſt augenſcheinlich. Zur Erklärung gehören Worte, zu dieſen Merkmale, die von ihren Gegenſtänden abgeſondert, und ohne ſie gedacht und bezeichnet worden, kurz gerade das, durch deſſen Mangel dieſe Art von Verſtande ſich unterſcheidet. Man kann überhaupt zwey Arten von Menſchen in der Welt bemerken. Einige wiſſen vortreflich von Sachen zu ſprechen, und können ihre ganze Theorie mit Genauigkeit und Deutlichkeit vortragen, die ihnen doch mißlingen, ſobald ſie die Hand daran legen. Andere reden wenig und verwirrt, und bringen ſie zu Stande.

Man thut ſehr unrecht, wenn man die erſten als Schwätzer, und die andern als bloße Handwerker anſieht.

Die Fähigkeiten, die ſie zu dem machen, was ſie ſind, ſind von der Natur ſelbſt unterſchieden. Der Philoſoph, der erklärt, vergißt über den Merkmalen, die er ſammlet, die individuellen Umſtände der Fälle, die doch in der Ausübung müſſen mit zu Rathe gezogen werden, und ſie verunglückt ihm alſo. Der Künſtler, welcher arbeitet, findet in dem Bilde, das ihm anſtatt der Erklärung gegenwärtig iſt, alle dieſe kleinen Umſtände; aber er kann aus dieſem Bilde nicht die einigen, wenigen Theile herausnehmen, die das Uebrige würden kenntlich machen: er kann alſo ſich nicht erklären, als indem er die Sache zeigt. Wenn die erſten beſtändig zum Erklären und die andern zum Ausüben beſtimmt würden, ſo würde die Welt richtige Theorien und vortrefliche Werke zugleich erhalten.

Zweytens. Ein ander Zeichen eines ſolchen praktiſchen Verſtandes iſt die genaue Beobachtung des Schicklichen; die Uebereinſtimmung in ſeinen Reden und Handlungen mit der Zeit, dem Orte und den Verhältniſſen der Perſonen; mit einem Worte, eine gewiſſe größere Aufmerkſamkeit auf alles, was zum menſchlichen Leben gehört. Man ſieht viel junge Leute, die dieſe Gabe vollkommen beſitzen, und deren Fortgang in den Wiſſenſchaften ſehr geringe iſt, die deswegen von der Welt und beſonders von Leuten ihres Alters hervorgezogen und von ihren Lehrern verachtet werden. Die Urſache iſt die: Zu dieſer Klugheit des geſellſchaftlichen Lebens iſt eine ſchnelle Ueberſehung einer Menge von Gegenſtänden auf einmal, aber nicht die Ergründung eines einzigen nöthig. Die Seele muß ihre Aufmerkſamkeit zwiſchen ſehr vielen Dingen zu theilen, oder ſie muß ſich vielmehr von dem Ganzen ein richtiges Bild bis auf alle Kleinigkeiten zu machen wiſſen: aber ſie hat nicht nöthig, dieſe kleinen Umſtände, die ſie bloß empfindet, und nach denen ſie ſich richtet, in Gedanken von den übrigen zu trennen und auszudrücken.

Und dieß iſt drittens eben die Urſache, warum dieſe Art von Köpfen weit eher zur Reife zu kommen ſcheint, als die andern. Ihr Verſtand erſcheint zugleich mit ihrer Einbildungskraft, und dieſe iſt eine unmittelbare Wirkung der Empfindungen. Ueberdieß finden ſie jeden Augenblick und allenthalben Gegenſtände, an denen ſie ihn üben; die Zerſtreuungen und Zeitvertreibe, die den Fortgang der übrigen Fähigkeiten verzögern, ſind ſo viele Gelegenheiten, dieſe zu ſchärfen. Man wird alſo weit zeitiger von dieſer Art von Fähigkeit urtheilen können. Ein junger Menſch, der im Umgange artig, in Geſellſchaft klug und vorſichtig, in Ausrichtung kleiner Geſchäfte geſchickt und glücklich, aber ohne ſonderlichen Geſchmack und Talente für die eigentlichen Wiſſenſchaften iſt; ein ſolcher junger Menſch hat die Art von Verſtand, davon wir reden.

Viertens. Ein höherer Grad dieſes Verſtandes bringt die Gabe der Vorherſehung hervor, die wir ſchon oben genannt haben, und die das eigentliche Talent zu Geſchäften ausmacht. Die Zukunft liegt in dem Gegenwärtigen eingewickelt. Man muß dieſes ganz überſehen können, um jene darinn zu finden. Wirkungen kann man nur aus ihren Urſachen kennen; aber dieſe ſind oft in ſo vielen Dingen zerſtreut; viele davon ſo klein, ſo unmerklich, und doch in der Zuſammenkunft ſo erheblich, daß es unmöglich iſt, ſie zu bemerken, wenn man ſie ſich nicht anders als deutlich denken kann. Ein Kopf, der immer zergliedern und ſchließen muß; deſſen Fähigkeiten nur die Dinge von derjenigen Seite faſſen, von der ſie ſich deutlich machen laſſen; wird dieſe kleinen Umſtände überſehen, er wird ſich bloß an die Hauptſachen halten, dieſer ihre Kräfte unterſuchen, und ſo genau er immer dieſe kann abgemeſſen haben, einen falſchen Erfolg herausbringen. Das iſt die eigentliche Gränzſcheidung zwiſchen Theorie und Praxis. Die erſte nimmt keine andern als die größten, die in die Augen fallendſten Urſachen, und dieſe ergründet ſie völlig; die andere nimmt alle Umſtände zuſammen, aber bloß in einem Bilde. Wer alſo auf dieſe anſchauende Art denken kann, weſſen Seele eine Menge verwickelter Begebenheiten zugleich zu umfaſſen im Stande iſt, weſſen Beobachtung ſo genau iſt, daß er unter der Menge doch nicht die kleinſten Umſtände überſieht; wer endlich alle dieſe Beobachtungen ſo ſchnell und ſo fertig anwenden kann, daß er augenblicklich aus ihnen den Erfolg zieht, ohne ſich ſelbſt ſeines Schluſſes bewußt zu ſeyn: das iſt der Mann, der den entſcheidenden Augenblick in der Schlacht oder im Kabinet treffen wird, und deſſen Entſchlüſſe zugleich ſchnell und ſicher ſeyn werden.

Eben daher rührt bey dieſen Leuten die feſte Ueberzeugung, mit der ſie die Gewißheit eines Erfolgs vorherſehen, deſſen Gründe ſie doch nicht angeben können. Dieſe Gründe liegen in dem Bilde, was ſie haben, und dieſes Bild können ſie niemand mittheilen, weil Worte nur immer gewiſſe Theile, niemals den ganzen Eindruck bezeichnen. Plato ſezt deswegen die Staatsmänner und den Wahrſager in eine Klaſſe, und leitet bey beiden dieſe Gabe, das Zukünftige ohne Schlüſſe zu entſcheiden, (weil ſich die Wirkungen der Seele dabey nicht erklären laſſen,) von dem Einfluſſe einer höhern Macht her; denn, ſagt Sokrates, daß dieſe Gabe nicht unter die Wiſſenſchaften gehöret, ſehen wir augenſcheinlich. Wem würden Perikles und Themiſtokles eher dieſe Kunſt gelehrt haben, wenn ſie ſich lernen ließe, als ihren Söhnen, die doch ohne Anſehn und Einfluß in Griechenland waren?

Fünftens. Dieſe Art von Verſtand macht endlich, daß der Menſch über Begebenheiten, Perſonen und Handlungen richtige Urtheile fällen kann, unerachtet er verlegen iſt, wenn er die Eigenſchaften, die er den Dingen beylegt, erklären, oder die Gründe anführen ſoll, warum ihnen dieſelbe zukommen. Er iſt deswegen ein genauer Beobachter der Unſchicklichkeit in dem Betragen anderer, empfindet das Lächerliche leicht und geſchwind, und wird alſo zur Satyre oder zur Spötterey mehr als andre Köpfe aufgelegt ſeyn. Eben dieſer Geiſt der Beobachtung, der ihn fähig macht, ſelbſt alle dieſe kleinen Verhältniſſe zu wiſſen, um ſie zu beobachten, macht ihn auch zugleich aufmerkſam, wenn andre ſie aus den Augen ſetzen.

Das Lächerliche iſt das Ungereimte in Kleinigkeiten. Eine Seele, die nur immer auf das Groſſe, auf gewiſſe Hauptbegriffe, auf ganze Summen von Merkmalen geht, überſieht dieſe kleinen Mishelligkeiten oder vergißt ſie augenblicklich. Von dem andern, der nicht über die Sachen grübelt, ſondern ſie nur anſieht, werden ſie gefaßt und behalten. Die Seele des erſten iſt ein Maler, der die groſſen Züg: allein abſondert, und durch ſie das Bild entwirft; die Seele des andern iſt ein Spiegel, der die Sache ganz, wie ſie iſt, mit allen ihren kleinſten Flecken darſtellt.

Die andere Gattung von Verſtande, die räſonnirende, wenn ich ſo ſagen darf, gehört eigentlich für die Wiſſenſchaften, und verdient alſo am meiſten unſre Aufmerkſamkeit. Sie iſt nichts anders als ein philoſophiſches Genie, ein gewiſſer Trieb, der zugleich mit Fähigkeit verbunden iſt, das Individuelle aufs Allgemeine zurückzuführen, und dieſes Allgemeine zu einem abgeſonderten Gegenſtande ſeiner Betrachtung zu machen.

Dieſe Fähigkeit äußert ſich zuerſt dadurch, daß die Seele, die ſie beſitzt, indem ſie durch die Sprache die Anzahl von Begriffen erhält, die ungefähr den Umfang deſſen ausmachen, was man bon ſens oder den Menſchenverſtand nennt, ſich nicht dabey beruhigt, dieſe Begriffe bloß klar zu haben, ſondern von jedem Worte Beſchreibung und Erklärung verlangt. Jede Seele iſt bemüht, Gedanken in ſich hervorzubringen; es iſt alſo natürlich, daß, wenn ſie ein Zeichen von einer Sache bekömmt, die ſie ſo ſehr wünſcht, ſie dieſe Sache ſelbſt ſucht. Die Einbildungskraft kam den Köpfen von der erſten Art in dieſem Falle zu Hülfe, und ſtellte ihnen geſchwind einen einzelnen Fall, eine Begebenheit vor, wo dieſes Wort hingehörte, und gab ihnen alſo für eine Idee ein Bild. Aber bey unſrer Gattung von Köpfen iſt die Einbildungskraft weder ſtark noch ausgebreitet, alſo kann die Seele ſich den Begriff des Worts nicht durch die Erinnerung der Fälle aufklären; ſie wünſcht alſo die Beſtimmungen, die in den Fällen liegen, und die eigentlich allein zu dieſem Worte gehören, ſchon abgeſondert, ſchon aus ihrer Verwickelung mit dem Uebrigen herausgehoben, ſchon mit einander zuſammengeſezt.

Mich deucht, ich brauche nicht erſt auf eine Erfahrung zurückzuführen, die alle Tage gemacht werden kann. Einige Kinder fodern von jedem neuen Worte eine Erklärung, und dieſe führet ſie erſt zur Aufmerkſamkeit auf die Sache. Die andern beobachten ganz in der Stille, und kennen ſchon die Sache eher, zu der das Wort gehört, ehe man ihnen noch das Wort ſelbſt geſagt hat.

Die Folge alſo hieraus muß gerade die entgegengeſezte von derjenigen ſeyn, die wir oben aus einem entgegenſtehenden Grunde zogen. Dieſe Fähigkeit muß ſich viel ſpäter entwickeln, weil zu der erſten nur Empfindung und Erinnerung, zu dieſer eine wiederholte Vergleichung und eine langſame Sammlung der Aehnlichkeiten gehört. Ein Kind von dieſer Art kann alſo in den erſten Jahren ſehr leicht ein Dummkopf zu ſeyn ſcheinen. Abſtraktionen hat es noch nicht Zeit genug gehabt zu machen, und die Einbildungskraft erſetzet bey ihm dieſen Mangel nicht durch die Erinnerung der Fälle. Um eben dieſes Bedürfniſſes willen verlangt es Erklärungen; weil es ſonſt bey dem Worte nichts als einen leeren Schall hört. Die Seele iſt alſo in dieſer Zeit beſtändig wirkſam, aber ihre Arbeit iſt noch unvollendet; und erſt der Erfolg kann entſcheiden, ob ihre Kraft ſich nur deswegen verbarg, weil ſie innerlich geſchäftig war, oder weil ſie durch ihre Schwäche eingeſchränkt wurde.

In allen Sachen, wo es keine Abſtraction durch Worte giebt, iſt der Fortgang eines ſolchen Kopfs langſam. Alle dieſe Begriffe, die die Seele anders nicht als klar denken kann, die mehr gefühlt als geſagt werden können, kommen bey ihm ſpät und ſind ſelten richtig genug. Hingegen alles, wo ſich die Merkmale von dem Dinge abſondern, wo ſie ſich unter einen Begriff und in ein Wort faſſen laſſen, kurz, was ſich erklären und lehren läßt, begreift er ſchnell, und iſt in kurzem im Stande, es wieder mitzutheilen.

Der Geſchmack iſt ein dunkles Gefühl des Schönen. Einige Theile davon laſſen ſich in Begriffe auflöſen, und ſind deswegen der Erklärung und einer Theorie fähig; andre aber ſind zu ſehr im Ganzen verſtreut, zu vielfach und zuſammengeſezt, als daß ſie gedacht werden könnten, wenn man ſie nicht mehr empfindet. Die Art von Geiſtern, von der wir reden, werden alſo mit der erſten Gattung von Schönheiten weit leichter bekannt werden, als mit der lezten; wo ihr Gefühl durch kein Räſonnement geleitet oder unterſtüzet werden kann, wird es mangelhaft oder unſicher ſeyn; ſie werden als Kunſtrichter die Erfindung und die Anordnung eines Gedichts, die Richtigkeit der Bilder und die Genauigkeit des Ausdrucks geſchwinder einſehen, als die feinen Schönheiten der Harmonie, die Uebereinſtimmung des Ganzen, oder den Ton, der überhaupt darinne herrſcht. Von einem Gemälde werden ſie die dichteriſchen Schönheiten weit eher als die mechaniſchen finden; der Ausdruck der Leidenſchaften wird von ihnen beſſer bemerkt werden, als die Wirkungen des Lichts oder die Harmonie der Farben; und ihre Entſcheidung wird oft von des Malers ſeiner unterſchieden ſeyn.

Unter dieſe Sachen, die nicht erklärt, ſondern nur gefühlt werden können, wie ſie ſeyn müſſen, gehören faſt die ganzen Geſetze des Wohlſtandes und der Lebensart; die Klugheit in den Geſchäften des täglichen Lebens; die beſtändige Rückſicht bey allem, was man ſagt oder thut, auf die Charaktere, die Verhältniſſe und die Umſtände der Perſonen, mit denen man zu thun hat. In dieſem allem wird unſer junger Philoſoph von dem bloß gemeinen Verſtande des andern übertroffen werden.

Dieſes hat noch eine andre Folge. Er wird ſich mit dem allgemeinen Geſpräche in einer groſſen Geſellſchaft ſchlecht behelfen, und wird doch in einer Unterredung mit einer einzelnen Perſon, wo eine beſtimmte Materie der Vorwurf iſt, vortreflich ſeyn können. Bey dem erſten iſt ein Gemiſch von tauſend abgebrochenen und zerſtückten Gedanken, ein beſtändiger Uebergang von einem Gegenſtande zum andern. Man will durchaus nichts ergründet, ſondern alles nur berührt haben. Jede Idee, die vorgebracht wird, muß, ſo zu ſagen, auf der Oberfläche des Dinges liegen, von der ſie genommen iſt; der Zugang zu ihr muß leicht ſeyn, und ſie muß eben ſo geſchwind begriffen als verlaſſen werden können. Unſer guter Philoſoph wird nun hierbey nicht bloß durch die Mannichfaltigkeit der Vorwürfe überhäuft; ſondern er bleibt auch bey ihrem ſchnellen Fortgange zurück; man läßt ihm nicht Zeit, ſeine Betrachtungen vorzubringen, oder wenn er ſie geſagt hat, ſo ſind ſie für die übrigen weder einleuchtend noch treffend; ſie hören ſie alſo mit Kaltſinnigkeit:

an, und geben ihm wenig Gelegenheit, ſie zu wiederholen. Alles dieſes iſt in einer geheimen Unterredung verändert; der Gegenſtand iſt einfacher, und man hält länger bey demſelben aus; überdieß hat man mehr die Abſicht, zu unterſuchen. Der andre findet alſo nunmehr, da er ſich die Zeit nimmt nachzudenken, die Betrachtung des philoſophiſchen Geiſtes richtig, aber feiner, als er ſie ſelbſt würde gemacht haben, und nun entſteht die Achtung aus eben den Urſachen, um deren willen er vorher vernachläßiget wurde.

Im Ganzen genommen aber muß die erſte Art von Verſtand den Menſchen zur Geſellſchaft geſchickter machen, als die zweyte. Helvetius ſagt: Die gewöhnlichſte Materie des Geſprächs in der Welt iſt von Perſonen und Begebenheiten, nicht von Sachen. Der angenehme Menſch in der Geſellſchaft iſt alſo der, der durch einen ſehr ausgebreiteten Umgang viele Perſonen und ihre Umſtände kennt, und zwar gerade die Perſonen, von denen der Geſellſchaft daran gelegen iſt, erwas zu wiſſen. Wenn er ſeine Erzählungen mit etwas Witz vermiſcht, wenn er noch dabey den Leidenſchaften der Anweſenden zu ſchmeicheln, und ihre Geſinnungen gegen die Perſonen, von denen er ſpricht, zu errathen und anzunehmen weiß, ſo iſt er vollkommen. Und dieß iſt gerade alles das, was unſerm Manne fehlt. Er hat nicht den Bemerkungsgeiſt, um ſich von ſo viel Kleinigkeiten, als dabey nöthig ſind, zu unterrichten; nicht das Gedächtniß, ſie ſich einzuprägen; nicht die Einbildungskraft, um ſie vorzutragen; endlich nicht die praktiſche Urtheilskraft, ob das, was er ſagt, den Perſonen, die es hören, angenehm oder verdrüßlich ſeyn werde.

Aber eben aus dieſem Geiſte der Zergliederung folgt, daß, wenn ſich dieſer Kopf einmal entwickelt hat, er ſich durch ſeine Werke weit richtiger abmeſſen läßt. Er wird das, was er weiß, allemal ausdrücken und mittheilen können. Seine Begriffe müſſen ſchlechterdings entweder völlig entwickelt oder dunkel ſeyn. Die bloße Klarheit des Anſchauens, die die Gegenſtände in der

Seele erleuchtet, ohne ſie aufzulöſen, iſt für ihn nicht gemacht. Was er alſo nicht zu ſagen weiß, davon hat er auch gewiß keine Vorſtellung.

Die reine Mathematik iſt ein rechter Probierſtein für dieſe Köpfe. Da ſie faſt die einzige Wiſſenſchaft iſt, wo nur eine Idee, (die Idee der Größe,) durchaus entwickelt wird; da in ihr nirgends Einbildung, aber allenthalben Verſtand herrſcht; da hier das Nachdenken durch keine von den Schwierigkeiten aufgehalten wird, die in der Philoſophie den Fortgang ſo langſam und oft die Schritte ſo unſicher machen: ſo muß dieſe Wiſſenſchaft dieſer Art von Verſtande angemeſſen ſeyn. Wer alſo bey ihrer Erklärung die Beweiſe leicht einſieht, dem Lehrer in ſeinen Schlüſſen zuvorkömmt, und zuweilen von dem Satze, der vorgetragen wird, ſchon die Beweiſe vorherſieht, der hat dieſen Verſtand gewiß. Sollte dieß nicht ein Grund mehr ſeyn, warum die Mathematik ſehr bequem wäre, um damit den Unterricht eines künftigen Gelehrten anzufangen?

Dieſe Köpfe unterſcheiden ſich gemeiniglich im Umgange noch durch ein ander Merkmal. Sie ſind beſtändig damit beſchäftigt, von allen Begebenheiten die Urſachen anzugeben, dahingegen die andern ſich mit der bloßen Wirklichkeit der Thatſache und mit der Kenntniß der Umſtände beruhigen. Die erſten haben nicht ſo bald einen Vorfall aus der phyſiſchen oder ſittlichen Welt gehört, ſo fangen ſie ſchon an ihn zu erklären; die andern ſuchen an ſtatt der Erklärung lieber mehrere Nachrichten, oder wenn ihnen die, welche ſie haben, hinreichen, ſo ſuchen ſie lieber wieder eine neue Begebenheit, als die Urſache der alten auf. Die erſten wiſſen mit einer bloßen Thatſache nichts anzufangen, wenn ſie ſie nicht gleich auf ihre Möglichkeit zurückführen, ſie mit ihren Grundſätzen in Verbindung bringen, und daraus entweder ihre alten Begriffe beſtätigen, oder neue abziehen können. Die andern verlangen nichts als ein getreues und vollſtändiges Bild von der Sache; das Anſchauen deſſelben lehret ſie alsdann auf künftige Fälle eben das, was jenen ſeine Schlüſſe.

Wenn die Klugheit nicht dieſe Neigung des Philoſophen alles zu erklären einſchränkt, ſo wird er der Geſellſchaft beſchwerlich und ſelbſt in den Wiſſenſchaften unnütz.

Man kann zuweilen die Fähigkeiten der Seele durch ihre Fehltritte erkennen; oder vielmehr, gewiſſe Fähigkeiten ſind einer unrechten Anwendung ſo ſehr unterworfen, daß man bey aller Ueberzeugung, daß man ſie beſitzt, doch noch mit einer großen Behutſamkeit von der andern urtheilen muß. Z. E. weil dieſen Köpfen der ſchleichende Gang von einer Erfahrung zur andern, um daraus endlich durch vielfältige Beobachtungen und immer neue Vergleichungen die abſtracten Begriffe zu ſammlen, oft zu langſam iſt: ſo iſt ihre Methode, aus einem einzelnen Falle, oder aus wenigen, den allgemeinen Begriff herauszuziehn, und nun ohne Anſtand aus dieſem Begriffe die übrigen Fälle zu erklären.

Dieſes iſt es, was die Syſtemmacher hervorgebracht hat, die aus einzelnen Beobachtungen gleich Geſetze der Natur machen, und durch eine einmal zug'troffne Hypotheſe alle Erſcheinungen der Welt erklären; die eingeſchränkten Kunſtrichter, die die freye Wahl des erſten Genies in eine Regel für alle künftige verwandeln, und dem Vergnügen verbieten, aus andern Quellen zu fließen, als aus denen ſie es ſchon gekoſtet haben; die einſeitigen Moraliſten, die immer die menſchliche Natur und die ihrige vermiſchen, und alle Erfahrungen unter das Joch der Grundſätze bringen, die gar nicht mit Hülfe dieſer Erfahrungen waren gemacht worden.

Ein andrer Abweg dieſer Köpfe iſt das Subtiliſiren. Sobald der Zergliederer Körper theilen will, die entweder zu dicht ſind und zu feſt zuſammenhängen, um ſich trennen zu laſſen, oder zu klein, um gefaßt zu werden; ſo iſt ſeine Kunſt vergeblich. Und wenn der Philoſoph Begriffe auflöſen will, die entweder zu verwickelt und zu individuell ſind, um einer andern Erklärung als des Vorzeigens fähig zu ſeyn; oder zu einfach und ſchon zu weit zergliedert, um noch eine neue Auflöſung zuzulaſſen; ſo iſt ſeine Arbeit nicht bloß vergeblich, ſondern auch ſchädlich. Eine ſolche hat zuerſt die Vernunftlehre mit Sophiſmen, und die ganze Philoſophie mit Spitzfündigkeiten angefüllt, ſie hat die Erklärungen eingeführt, die dunkler als die erklärte Sache ſind, und den Geiſt des Weiſen durch Beweiſe geblendet, die in einer andern Form der bloße natürliche Verſtand würde für abgeſchmackt erkannt haben.

Aber nun noch einmal zu unſerm richtig philoſophirenden Jünglinge zurück, der dieſe Abwege vermeidet. Er wird ſich noch durch eine gewiſſe Methode in ſeinen Geſprächen unterſcheiden; alle ſeine Gedanken werden einander untergeordnet, und die Verhältniſſe, in denen ſeine Ideen fortgehen, werden immer genauer und weſentlicher ſeyn. Aber eben deswegen ſcheinen ſeine Vorſtellungen oft ſeltſam, widerſinnig, oder mit dem Gegenſtande unzuſammenhängend, entweder weil er ſeine Betrachtungen zu weit hinausgeführt hat, und der Gedanke, den er vorbringt, erſt durch viele Mittelglieder mit der gegenwärtigen Sache oder Begebenheit zuſammenhängt, die er oft zu ſagen vergiſst, und die die andern nicht ergänzen können; oder, weil er zu weit zu den Principien zurückgeht, und ſeine Einbildungskraft erſt durch eine Menge von andern vorbereiten muß, deren Abſicht man nicht errathen kann.

So alſo zeigt ſich dieſe Fähigkeit in dem Umgange und im geſellſchaftlichen Leben.

Die höhern Verſtandskräfte und den Geiſt der Unterſuchung durch die gewöhnlichen Aeußerungen im geſellſchaftlichen Leben kennen zu lernen, iſt ſchwer, weil er hier außer ſeiner eigentlichen Sphäre iſt, und ihn viele Hinderniſſe entweder zurückhalten oder unbrauchbar machen; aber bey der Erlernung der Wiſſenſchaften zeigt er ſich uneingeſchränkt und unverdunkelt.

Das erſte Merkmal eines verſtändigen Lehrlings iſt die Fähigkeit und die Neigung zu eignen Betrachtungen. Die Verſchiedenheit der menſchlichen Geiſter bringt unausbleiblich auch in ihre ähnlichſten und übereinſtimmendſten Begriffe eine gewiſſe Verſchiedenheit, ſobald nur dieſe Begriffe nicht bloße Wiederholungen eines einzigen ſind. Von zwey Menſchen, die durchaus einerley über eine gewiſſe Materie denken, hat gewiß nur Einer oder gar keiner gedacht; es muß ihnen ein fremdes Gepräge ſeyn aufgedrückt worden, ihre eigne Geſtalt würde Unähnlichkeiten haben. Ein junger Menſch alſo, bey dem ſich die Fähigkeit des Nachdenkens zuerſt entwickelt, wird ſeines Lehrers Unterſuchung mehr zur Gelegenheit als zum Muſter ſeiner eignen brauchen. Wenn er mit ihm zuſammentrifft, ſo wird er die nunmehr erlernten Begriffe als die ſeinigen mit dem vollen Bewußtſeyn des Eigenthums annehmen und bewahren; wenn er von ihm abgeht, ſo wird er eben ſo dreiſt verwerfen, und wenn man ihn belehren will, reich an Zweifeln und Einwürfen ſeyn. Man ſieht ſo oft, daß gute junge Köpfe ſtreitſüchtige Köpfe ſind. Wenn dieſer Widerſpruch die Folge von wirklich angeſtellten Unterſuchungen, und nicht die Abſicht derſelben iſt: wenn er bloß von einer freyen und durch kein Anſehen des Lehrers eingeſchränkten Beurtheilung herrührt, ohne zuvor ſchon beſchloſſen worden zu ſeyn, ehe man noch geprüft hatte: ſo iſt er eine Uebung für den Schüler und eine Probe ſeiner Fähigkeiten. In dieſem Fall giebt es, wie Plato ſagt, für die Irrenden keine andre Strafe, als die, belehrt zu werden. — Aber wenn ſich die Eitelkeit darein miſcht, und man ſchon immer geneigt iſt, die entgegenſtehende Meynung anzunehmen, ehe man noch die Gründe dazu gefunden hat; wenn man nun ſchon anfängt, Irrthümer zu wünſchen, um ſie aufdecken zu können: ſo kann die Streitſucht den Kopf verderben, den Fähigkeiten eine falſche Richtung geben, und das auf Spitzfündigkeiten und Diſputirkünſte verwenden, was die Natur zur Erforſchung der Wahrheit beſtimmt hatte.

Die Erlernung der Sprachen iſt gemeiniglich unſer erſtes Studium; alſo wird ſie auch die erſte Gelegenheit für den Lehrer ſeyn, die Köpfe ſeiner Schüler zu unterſuchen. Ein Theil der Sprache iſt willkührlich, und kann bloß von dem Gedächtniſſe gefaßt werden; der andre iſt philoſophiſch, und beruht auf den Verhältniſſen der Begriffe. Von dem bloß nachdenkenden Geiſte wird der erſte ſchwer gefaßt; er hat nichts, woran er ſich halten kann, und alles Vergeßne iſt verloren. Aber der andre wird ihm leicht; er kömmt geſchwind mit der Abſtraction gewiſſer allgemeinen Regeln der Anordnung und Verbindung der Begriffe zu Stande, die er, ohne es zu wiſſen, bey der Erklärung der Stellen zum Grunde legt, die er nicht nach den Bedeutungen aller einzelnen Wörter verſteht; ein lebhaftes Gefühl vom Zuſammenhange macht ihm beſtändig das Unrichtige oder das Mangelhafte ſeiner Erklärungen merklich, und hilft ihm oft zum voraus ſchon dasjenige muthmaßen, was er durch die Auslegung finden ſoll. Bey einer gewiſſen Fertigkeit in der Sprache, bey welcher er ſchon Verſuche im Schreiben machen kann, wird es ihm oft an Wörtern und Ausdrücken fehlen, aber er wird dem Genie der Sprache weniger Gewalt anthun; er wird viele von ſolchen Sprachfehlern begehen können, die bloß willkührliche Regeln der beſondern Grammatik übertreten, aber keine ſolchen, die in allen Sprachen Ungereimtheiten wären.

So wie die Sprache, ſo hat jeder andre Gegenſtand des Wiſſens und des Thuns eine doppelte Seite; eine Seite für den Fleiß und das Gedächtniß, eine andre für das Nachdenken und den Verſtand. Man kann nach einem langen Studio der Geſchichte von ihr, außer einzelnen merkwürdigen und großen Thatſachen, faſt nichts als ihre Philoſophie wiſſen; und man kann hingegen in der Mathematik nichts als eine Nachricht von ihren Sätzen lernen. Ob man alſo gleich in der erſten Erziehung nicht ſchon der Wiſſenſchaft einen ausſchließenden Vorzug geben darf, die man nach der Wahl oder nach den Fähigkeiten des Lehrlings als ſein künftiges Studium anſieht, theils, um nicht dadurch den Kopf zu ſehr einzuſchränken, wenn man ſeinen natürlichen Hang durch eine zu frühzeitige Befriedigung noch verſtärkte, theils weil keine Ausübung einer menſchlichen Fähigkeit ohne einen gewiſſen Grad von Vollkommenheit in den übrigen, vortreflich oder auch nur brauchbar werden kann: ſo iſt es doch ſehr unrecht, daß, wenn man auch mit dem größten Theile junger Leute einerley Wiſſenſchaften treiben darf, man von ihnen einerley fodert, und ihren Fleiß oder ihre Tüchtigkeit gerade nach einerley Art des Fortgangs beurtheilt. In der That wird der junge Menſch vom größten Verſtande in dieſem Alter am meiſten zurückgeſezt; weil man auf das, was er beſſer als andre in ſeinen Arbeiten leiſtet, als auf ein Nebenwerk oder etwas Ueberflüßiges nicht Acht hat, und hingegen die Art von Vortreflichkeit verlangt, zu der er am unfähigſten iſt. Thatſachen und Wörter, mit einem Worte alles das, was man durch Sprachen und Geſchichte erlernet, müſſen freylich jedem ſtudirenden Jünglinge gelehrt werden. Sie bereichern den Kopf, indem ſie ihm zugleich eine mannichfaltige Art von Gegenſtänden darbieten, unter denen die Natur leichter und ſichrer den rechten findet, für den ſie den Menſchen beſtimmt hat. Aber man muß bey dieſem Unterrichte nicht durchgängig einerley Zweck haben. Wir wollen die

Geſchichte zum Beyſpiele nehmen. Dem einen wird es leicht, ſich die ganze Folge und den Zuſammenhang der Begebenheiten, ſo wie er durch fruchtbare und unfruchtbare Zeiten von Genealogie und Chronologie fortgeführt wird, einzuprägen; ohne daß irgend eine Begebenheit heftigen Eindruck genug gemacht hätte, um ſich mit allen ihren kleinen Umſtänden, die allemal bey Begebenheiten das Intereſſirende ausmachen, in ſeiner Einbildungskraft zu erhalten. — Dem Geſchichtslehrer, dem eigentlichen Gelehrten im engſten Verſtande des Worts, iſt eine ſolche Erlernung nothwendig. — Ein andrer findet unbeſchreibliche Mühe, dieſe Kette zuſammenzuſetzen; kaum denkt er ſie vollſtändig zu haben, ſo ſind ſchon wieder einige Glieder davon verloren gegangen; Namen ohne Begebenheiten, Zeitpunkte ohne Umſtände, die dieſelben merkwürdig gemacht haben, entwiſchen ihm augenblicklich; und alle Mühe, dieſe Lücken wieder auszufüllen, iſt verloren. Aber dafür bleibt das Bild großer Männer und großer Thaten mit allen ſeinen kleinen Zügen in ſeiner

Seele unauslöſchlich; er behält nichts, als wofür er ſich intereſſirt, aber dieß behält er auch ganz und ſo, daß er alle Augenblicke davon Gebrauch machen kann. — Große Staatsmänner und große Heerführer haben die Geſchichte nicht anders gekannt; und kaum hat der ſie nöthig anders zu kennen, der nur Beyſpiele und Rathſchläge bey ihr ſucht. Ein dritter wird vielleicht, nach einem eben ſo langen und ämſigen Studio, immer noch Namen, Perſonen und Begebenheiten verwechſeln; weder das Ganze noch die einzelnen Theile haben ſich in ſeinem Gedächtniſſe erhalten, er weiß in der That von den Vorfällen ſelbſt nichts: aber deswegen hat doch dieſe Wiſſenſchaft ihre Frucht für ihn gebracht; während der Arbeit eine Menge von Uebungen, und nach derſelben eine Menge von Reflexionen, Grundſätzen, Erfahrungen, die er nach und nach ohne deutliches Bewußtſeyn aus den Begebenheiten herausgezogen hat, und die die Principien ſeines Denkens geblieben ſind, nachdem er ſich an keine einzige dieſer Begebenheiten mehr erinnern konnte. Vielleicht giebt es einen vierten, der aus der Geſchichte ungefähr eben ſo ein weſentliches Stück von ihr zurückbringt, als der rechnende engliſche Bauer aus der Oper, der die Violinſtriche zählte; und doch würde ſie noch immer einen Einfluß über ſeine Denkungsart und ſeinen Kopf behalten. — Dieß alſo iſt des weiſen Lehrers Arbeit und ſein Verdienſt, bey jeder Wiſſenſchaft von ihrem eigenen und unmittelbaren Endzwecke, der Erlernung der Sachen, die ſie enthält, noch den mannichfaltigen Gebrauch, der ſich davon machen läßt, zu unterſcheiden, und ſeiner Schüler Fähigkeiten aus dieſem Gebrauche zu beurtheilen.

Der philoſophirende Verſtand, um uns nicht zu weit von ihm zu verlieren, zeigt ſich am deutlichſten durch die Begriffe, die er ſelbſt hervorbringt. In nichts unterſcheiden ſich die guten Köpfe von den ſchlechten ſo ſehr, als in ihren Aufſätzen. Bey dem bloßen Lernen kann größre Aemſigkeit und vielleicht mehr Gedächtniß die leztern weiter gebracht haben: aber der Gebrauch, den die erſtern auch von ihrer geringern Kenntniß in dem machen, was ſie für ſich ſelbſt denken, wird ihnen ſehr bald ihren Vorzug wiedergeben. Zuerſt iſt immer etwas Eignes und Charakteriſtiſches, wo die Kraft der Seele ſelbſt ſchafft, nicht bloß empfangne Ideen zurückgiebt; zweytens äußert ſich der Geiſt des Nachdenkens durch eine gewiſſe Verfolgung einerley Idee, durch eine Auseinanderwickelung allgemeiner Grundſätze, durch die Geſchicklichkeit, viele Begriffe aus einem gemeinſchaftlichen Gliede herzuleiten. Wenn auch in den einzelnen Begriffen noch Dunkelheit, in den Sätzen Irrthum, in ihrer Anwendung Spitzfündigkeit iſt; ſo wird doch das Ganze zuſammenhängen, ein Irrthum wird wenigſtens durch den andern unterſtützt werden.

Die Fähigkeit nachzudenken, mit einem Grade von Einbildungskraft vermiſcht, giebt das, was wir nach Verſchiedenheit der Gegenſtände Witz oder Scharfſinn nennen. Es iſt bekannt, daß man zu dem Gebiete des erſten die Aehnlichkeiten, und zum Gebiete des andern die Unterſchiede der

Dinge beſtimmt. Aber darauf hat man nicht immer Acht gegeben, daß dieſe Verbindungen oder dieſe Trennungen bald durch die Einbildungskraft und bald durch den Verſtand geſchehen können; daß es einen ſinnlichen und einen vernünftigen Witz gebe.

Das, was man den Witz im engern Verſtande nennen könnte, und was in der Welt unter dieſem Namen gemeiniglich bekannt iſt, beſteht in einer gewiſſen Erfindſamkeit, verborgne und doch einleuchtende Verbindungen unter Begriffen zu entdecken, die von einander ſehr entfernt ſcheinen. Man hat die Productionen deſſelben Einfälle genannt, um dadurch die Art von Vergleichungen auszuſchließen, die durch Unterſuchung und Nachdenken gefunden werden, und den Charakter der Schnelligkeit anzuzeigen, der dieſen Werken des Witzes weſentlich iſt, und ihr vornehmſtes Verdienſt ausmacht. Es iſt begreiflich, daß dieſe außerordentlichen Verbindungen unter ſehr fremdſcheinenden Ideen ſchlechterdings eine gewiſſe Mannichfaltigkeit und einen unordentlichen Reichthum von Objekten verlangen, unter welchen ſich von Zeit zu Zeit einige zuſammen finden müſſen, die einer ſolchen Verbindung fähig ſind. Um deswillen iſt die Geſellſchaft und ein vermiſchtes abwechſelndes Geſpräch der eigentliche Ort und die Werkſtätte des Witzes. Wo eine fortgehende Reihe von Begriffen die Abſicht iſt, da ſind die Ideen alle von einerley Art, ihre Uebereinſtimmung wird ſchon vorhergeſehen, und darf nur von dem Verſtande beſtimmt und abgewogen werden. Ein witziger Kopf befindet ſich alſo oft weit beſſer unter einer Geſellſchaft leerer Schwätzer, die niemals auf einer Sache beharren, und deren durch einander gehende verworrene Begriffe deſto ſeltſamere Verbindungen erlauben, (noch das Vergnügen der Eitelkeit hinzugerechnet, das Leben und die einzige Seele der Geſellſchaft zu ſeyn,) als bey einer Zuſammenkunft verſtändiger Männer, deren Gedanken gleichförmiger und regelmäßiger fortgehen.

Man ſieht leicht, daß dieſe Art von Witz ſich mit dem, was wir den praktiſchen Verſtand genannt haben, beſſer als mit dem theoretiſchen verträgt. Die Einbildungskraft muß viele Begebenheiten und Bilder im Vorrath haben, und ſie muß durch jeden Anlaß, durch die kleinſte Verwandtſchaft der gegenwärtigen Dinge an dieſelbe erinnert werden, wenn die Vernunſt ſie eben ſo geſchwind ſoll vergleichen können. Ueberdieß liegen dieſe Aehnlichkeiten, die der Witz aufſucht, nicht in dem Weſentlichen und Innern der Sachen, nicht, ſo zu ſagen, in ihrer Struktur, ſondern nur in der äußern Geſtalt, in ihren zufälligen und abwechſelnden Merkmalen. Aber dieſe leztern können, ihrer Menge und ihrer Kleinheit wegen, nicht durch deutliche Begriffe erkannt werden; und wer durch dieſe am meiſten denkt, überſieht ſie, oder ſtellt ſie ſich falſch vor. Endlich iſt der Schein des Ohngefährs, der dem wirklich witzigen Einfalle nothwendig iſt, niemals zu erhalten, wenn die Ideen zu ſehr in einander gegründet ſind, und man augenſcheinlich die Folge einſieht, in der man auf ſie hat kommen können. Der zu genaue und innere Zuſammenhang alſo der zwiſchen den Ideen in einem bloß philoſophirenden Kopfe ſeyn muß, wenn eine die andre ſoll erwecken können, macht ihm leichte und zufällige Verknüpfungen unmöglich; ſeine Einfälle haben immer das Anſehen des Studirten und Ausgedachten. In der Geſellſchaft ſind die Erfahrungen leicht zu machen, die dieſes beſtätigen. Wenn eine gewiſſe Materie zum Geſpräche aufgeworfen wird, ſo ſind gemeiniglich, (wenn überhaupt die Geſellſchaft nicht aus Dummköpfen beſteht,) zwo Parteyen in der Art, wie ſie mit dem Gegenſtande umgehen. Die einen wollen die Sachen als eine wirkliche Materie des Geſprächs, die andern nur als eine Gelegenheit dazu brauchen. Jene wiſſen von den Dingen nichts zu ſagen, als in ſo fern ſie ſie ſelbſt unterſuchen können; dieſe finden an den Beziehungen derſelben Stoff zum Reden genug, entweder durch die Erinnerungen, die ſie in ihnen erwecken, oder durch die Anwendungen, die ſie davon machen können. Beſonders iſt die Gabe gut zu erzählen das Eigenthum des witzigen Kopfs. Die Theile einer Begebenheit ſo zu ordnen, daß diejenigen neben einander kommen, deren Aehnlichkeit oder deren Kontraſt den Eindruck machen ſoll; ſie durch den Ausdruck in das gehörige Licht zu ſtellen, und ihr ein lächerliches, oder wenigſtens ein außerordentliches Anſehen zu geben: alles das hindert der bloße reine Verſtand durch die Langſamkeit, mit der er verfährt. Zum Unterſuchen ſind dieſe Sachen zu klein und zu mannichfaltig; ein gewiſſes Gefühl muß ſie uns finden lehren, und dieſes Gefühl giebt der Witz. Aber eben deswegen iſt es dem witzigen Kopfe ſo natürlich, Geſchichte zu erdichten, oder die wahren zu verunſtalten. Da die ſeltſamen Verbindungen unter Vorfällen immer angenehmer ſind, als die unter Ideen: ſo erzählt er noch lieber, als er Einfälle ſagt. Und weil nun in der wirklichen Welt, beſonders in dem engen Zirkel der Erfahrungen eines einzigen Menſchen, ſolche Verbindungen weit ſeltner vorkommen, als ſie der witzige Kopf braucht: ſo muß er oft die Armuth der Natur in dieſem Stücke erſetzen, oder wenigſtens dem Alltäglichen der Begebenheiten durch einen Zuſatz von ſeiner eigenen Schöpfung aufhelfen.

Auf keine Fähigkeit thun ſich Aeltern bey ihren Kindern mehr zu gute, und bey keiner können ſie leichter hintergangen werden, als bey dem Witze. So wie der wirkliche Witz ſeinen Erfindungen den Schein des bloßen Zufalls und eines nicht vorhergeſehenen, nicht zur Abſicht gehabten Lächerlichen geben muß: ſo kann hinwiederum der Zufall in der That oft eben das hervorbringen, was ſonſt nur das Werk des Witzes iſt. In einem Kopfe, wo ſchon die Ideen nach gewiſſen Abſichten und nach gewiſſen Regeln geordnet werden, iſt dieſes nicht möglich, oder wenigſtens ſelten. Aber wo noch die Seele alle Begriffe, die ihr vorkommen, ohne den geringſten Grund ihrer Aehnlichkeit oder ihrer Verbindung dabey nöthig zu haben, zuſammenſezt; da müſſen nothwendig unter der Menge ganz ungereimter und nichtsbedeutender Verknüpfungen einige vorkommen, in die ſich ein lächerlicher oder ein verſtändiger Sinn hineinlegen läßt. Ein Zweig des Witzes iſt die

Naivetät. Sie beſteht darinnen, wenn unter dem Scheine der Einfalt und der Unwiſſenheit eine große oder doch eine auffallende Wahrheit geſagt wird; wenn der Ausdruck ungereimt oder einfältig, und der Sinn groß iſt. Wenn man nun bey Kindern ſolche Ausdrücke noch dazu mit der einnehmenden Miene der Unſchuld und der Freundlichkeit verbringen hört, ſo glaubt man, ſie ſind naiv, ob ſie gleich bey ihnen oft wirklich Einfalt ſind. Man bemerkt nämlich nicht, daß der Gedanke, den man ſonſt vielleicht mit dieſem oder einem ähnlichen Ausdrucke zu verbinden gewohnt iſt, bey dem Kinde wirklich fehlt; der, den es hatte, war vielleicht ſo nichtsbedeutend oder ſo widerſinnig, als der Ausdruck.[*] Daher ſcheinen ſo oft dieſe artigen Einfälle, die im dritten Jahre bewundert wurden, Ungereimtheiten im achten. Das Kind ſagt izt nichts ſchlechters, als zuvor; aber man wird nur mehr gewahr, daß der Gedanke, den man vorausgeſezt hatte, nicht vorhanden ſey; der angenommene Kontraſt zwiſchen Bezeichnung und Idee fällt weg, das Naive wird tölpiſch.

Wenn es aber auch noch leicht wäre, den wahren Witz zu erkennen, ſo iſt es doch gewiß ſchwer, die übrigen Fähigkeiten des Kopfes nach demſelben zu beurtheilen. Natürlicherweiſe äuſſert ſich der Witz am erſten, weil auch unter einem kleinen Vorrathe von Ideen ſchon genug Zuſammenſetzungen möglich ſind, und dieß eben das Werk und das Verdienſt des Witzes iſt, das Verborgne zu finden: aber er iſt deswegen nicht immer die Ankündigung eines großen Geiſtes. Mit dem philoſophiſchen Geiſte verträgt er ſich ſelten; eine ſehr feurige Einbildungskraft verzehrt ihn ſo zu ſagen, und er findet nur bey einer gewiſſen Mittelmäßigkeit dieſer beiden Hauptfähigkeiten ſtatt. Alles, was er ſucht, liegt nur auf der Oberfläche, und bedarf weder ein tiefes Nachdenken, noch eine ſehr ſtarke Empfindung.

Er iſt ſogar, wenn er zu frühzeitig ausgebildet wird, der Uebung der andern Fähigkeiten ſchädlich. Da er die Seele gewöhnt, immer von dem Weſentlichen der Sachen abzugehen, und auf ihre Zufälligkeiten und ihre äußern Verhältniſſe zu ſehen, ſo verhindert er die Unterſuchung; und indem er die Aufmerkſamkeit der Seele bey jedem Gegenſtande theilt, und ſie von der bloßen Betrachtung gleich auf Anwendungen deſſelben abzieht, ſo läßt er keinen ſtarken und bleibenden Eindruck zu. Der Witz iſt der Diener und der Gehülfe der Eitelkeit. So wie er das Licht iſt, welches die Talente den Augen des großen Haufens ſichtbar macht, ſo erhöhet er ſie zugleich in den Augen des Menſchen ſelbſt. Die Geſchicklichkeit, ſich mit Vortheile zu zeigen, erweckt die Begierde, es oft zu thun; und ſo wird die Bemühung, neue Vorzüge zu erwerben, durch die Bemühung, ſeine alten ſehen zu laſſen, geſtört.

Man ſollte ſich aber um deſto weniger um dieſe Fähigkeit Mühe geben, weil ſie unter allen übrigen die wenigſte Cultur zuläßt oder erfodert. Sie entwickelt ſich von ſelbſt, und man kann nichts anders zu ihrer Ausbildung thun, als ſie regieren und im Zaume halten. Der Witz iſt vortreflich, wenn er in eine Seele, die ſchon mit Ideen und Bildern angefüllt iſt, als die lezte Verſchönerung hinzukömmt. Der Reichthum wird alsdann zugleich zur Pracht, und die Geſtalten, in welche die Seele ihre Begriffe kleidet, werden eben ſo ſchön, als die Begriffe ſelbſt geſund und vollkommen ſind. Sollen aber dieſe Ideen und Bilder erſt geſammlet werden, dann iſt ſeine Geſchäftigkeit ſchädlich und hinderlich.

Aber dieſe ganze Gattung von Witz iſt nicht die einzige. Es giebt einen andern ſo zu ſagen reflektirenden Witz, der mit der zwoten Art von Imagination, von der wir oben geredet haben, in Verbindung ſteht; ein Witz, der nicht unter einzelnen Dingen, ſondern unter allgemeinen Ideen, und nicht äußere Verhältniſſe, ſondern innere Uebereinſtimmungen, aber auf eine ſolche Art ſucht, daß man die Operation des Verſtandes und die Folge der Begriffe, durch welche dieſe Uebereinſtimmungen ſind gefunden worden, nicht gewahr wird. Nämlich ein bloß geſunder natürlicher Verſtand, ohne dieſen Witz, hält keine andern Ideen gegen einander, als wo ſich ſchon aus dem, was er von ihnen weiß, ihre Uebereinſtimmung vorherſehen läßt, und wo es alſo bloß darauf ankömmt, dieſelbe auf etwas Beſtimmtes und Deutliches zu bringen. Auf dieſe Art verfährt die kluge Vorſichtigkeit in den gewöhnlichen Geſchäften des gemeinen Lebens, und die beſcheidene Lehrbegierde in der Erlernung der Wiſſenſchaften. Dieſe Eigenſchaften ſichern den Menſchen vor Verwegenheit und Irrthum; aber ſie machen ihn auch zu großen Unternehmungen und zu neuen Entdeckungen untüchtig. Wenn aber mit dem Verſtande ſich der Witz vermählt, ſo wird der erſte beherzter und unternehmender. Er bekömmt einen gewiſſen geheimen Zug, die unähnlichſten Begriffe mit einander zu vergleichen, und die entfernteſten zuſammenzubringen; das Feld ſeiner Geſchäftigkeit wird größer, die Vergleichung geſchieht ſchneller; die Verbindungen, die er macht, werden mannichfaltiger und neuer.

Es giebt ferner in der Philoſophie, im Erklären und im Beweiſen eben ſo wohl einen gewiſſen Geſchmack, als in den Künſten und in den Werken des ſchönen Geiſtes; ein dunkles Gefühl von der Stärke oder der Schwäche der Gründe ſelbſt, ehe man ſie noch genau geprüft hat; ein vorläufiges Urtheil von der Wahrheit oder der Brauchbarkeit ſeiner Ideen vor der Unterſuchung. Dieſer Geſchmack nun wird von dem Witze, von dem wir reden, und den die Lateiner Sagacität nennen, hervorgebracht. Er weiſet dem Nachdenken die Punkte an, auf die es ſich zu richten hat. Bey der Erlernung der Wiſſenſchaften bringt er eine ſchnelle Begreifung und eine richtige Anwendung der vorgetragnen Wahrheiten hervor; bey einem höhern Fortgange äußert er ſich durch eine gewiſſe Erfindſamkeit, die Seite des Dinges zuerſt zu finden, von der ſie ſich am beſten angreifen läßt, und den Begriff von ihm zu faſſen, der am leichteſten und am fruchtbarſten bearbeitet werden kann. So zeigt er ſich z. B. in der Mathematik durch die Wahl der Beweiſe, durch die Abkürzung des Weges, und durch eine gewiſſe feinere Verwickelung und eine unvermuthete Auflöſung der Aufgaben.

Mit dem Witze gehört der Scharfſinn zu einer Klaſſe. Der Scharfſinn ſcheint mehr auf der Partey des philoſophiſchen Verſtandes zu ſeyn, ſo wie der Witz auf der Seite des dichteriſchen. Denn eben das Unterſcheiden und Abſondern, mit dem der Scharfſinn zu thun hat, bringt die Abſtraktion hervor, oder iſt eine Folge derſelben. Um deswillen iſt die Subtilität, die eine Wirkung dieſer Urſache iſt, ſo oft für die Eigenſchaft der Philoſophen angeſehen worden. — In der That aber giebt es auch einen Scharfſinn, der ſich mit dem Witz vermiſcht, und unter ſeinem Namen verbirgt. Die Begriffe von Aehnlichkeit und Unterſchied ſind immer gegenſeitig, und wo Uebereinſtimmungen bemerkt werden, da muß man die Verſchiedenheiten zugleich mit empfinden, die von jenen abſtechen.

Die andere Gattung von Scharfſinn äußert ſich nur bey der Erlernung der Wiſſenſchaften.

Man hat aber nicht ſo wohl ihn kennen zu lernen, als die Fehler, zu denen er verleiten kann. Die falſche Anwendung von Scharfſinn iſt Spitzfindigkeit, und beſteht in der Entdeckung nichtswürdiger oder falſcher Unterſchiede.

Das frühzeitigſte und beynahe das ſicherſte Zeichen des Scharfſinns iſt ein richtiger Gebrauch der Sprache. Jede Sprache hat eine Menge Wörter und Ausdrücke, die im Hauptbegriffe übereinkommen, aber ſich doch durch ſo beſtimmte und ausgemachte Nebenbegriffe unterſcheiden, daß es wenig Fälle giebt, wo der Gebrauch derſelben ganz gleichgültig wäre. Dieſen Unterſchied genau zu bemerken, und aus der Natur und der Verbindung der übrigen Begriffe zu beurtheilen, welcher von dieſen Unterſchieden hier nothwendig oder wenigſtens ſchicklich ſey, das kann nur der Scharfſinn; und eben dieſes iſt es, was die Genauigkeit im Ausdrucke ausmacht. Leute, die ſelbſt den Werth jedes Worts und den Gedanken jeder Rede genau wiſſen, werden leicht an jungen Leuten dieſe Verſchiedenheit bemerken. Einige ſagen alles nur halb; ſie ſind zufrieden, wenn man nur ungefähr gewahr wird, was ſie ſich denken; ſie nehmen immer das gewöhnlichſte Wort zuerſt, und kennen keine andre Wahl des Ausdrucks, als die Nachahmung, weil ſie keine Unterſchiede kennen, nach denen ſie ihre Wahl beſtimmen ſollten. Bey andern hingegen ſieht man wenigſtens die Bemühung, für ihre jedesmaligen Ideen einen ihnen eignen Ausdruck zu finden; man bemerkt, daß ſie auf den Zuſammenhang des ganzen Gedankens Achtung gegeben, und in den Worten mehr als den ganz groben Begriff, der in allen andern Synonymen eben ſo gut war, geſucht haben. In der That, weil dieſe Richtigkeit des Ausdrucks der Grund und beynahe das weſentlichſte Stück der Schönheit des Stils iſt, ſo ſollte bey den Ausarbeitungen, die man junge Leute machen läßt, auf keine Eigenſchaft ſo ſehr geſehen werden. Ein richtiger Gebrauch der Sprache bringt in unſere Vorſtellungen eine größere Mannichfaltigkeit, indem er uns unter Begriffen, die wir ſonſt für einen einzigen gehalten hätten, Unterſchiede finden läßt, durch die ſie zu mehrern werden. Er macht die Entwickelung der Ideen leichter, indem er uns bey jedem Begriffe, den wir aufklären wollen, die am nächſten damit verwandten zeigt, von denen der Begriff durch die Erklärung abgeſondert werden muß; er giebt uns endlich mehr Stoff zur Philoſophie, indem er mehr Bedeutungen der Worte als ſo viel ſinnlich klare Begriffe uns anweiſet, die wir deutlich zu machen, und durch genaue Merkmale zu beſtimmen haben.

Jetzo ſind wir im Stande, uns den Begriff von einem Genie zu machen. — Wir haben geſehen, daß einige Fähigkeiten in gewiſſer Maaße einander entgegen ſtehn, und daß man ſie deswegen ordentlicher Weiſe nur unter verſchiedenen Menſchen vertheilt findet. — Aber wenn dieſelben in einem beſtimmten Falle dieſen Streit aufheben; wenn ſie in einer gewiſſen Seele zuſammenkommen, und ſich einander das Gegengewicht halten; wenn ſie ſich endlich alle zuſammen auf einen gewiſſen Gegenſtand vereinigen: alsdann bringen ſie ein Genie hervor. — Ueberhaupt heißt Genie entweder alles, was in unſern Fähigkeiten von der Natur herrührt, und wird dem Erlernten oder der Gelehrſamkeit entgegengeſezt; oder es zeigt eine höhere Klaſſe von Geiſt an, und in dieſem Verſtande nehmen wir es jezt. — Es giebt alſo ſo viel Genies, als es Gegenſtände für beſondere Fähigkeiten giebt. Wir wollen zum Beyſpiel das dichteriſche Genie nehmen. Es iſt klar, daß ſeine herrſchende Eigenſchaft die Einbildungskraft ſeyn muß, die von richtigen, ſtarken und feinen Empfindungen geleitet, von einer einſichtvollen, aber praktiſchen Vernunft ausgebildet, und durch den Witz ausgeſchmückt wird. Aber wenn die nachdenkende oder die philoſophirende Vernunft dieſer nicht zur Seite gienge, ſo würden ſich dieſe Bilder und dieſe Begriffe nicht ausdrücken laſſen; denn alle Worte ſind Zeichen für abgezogne Begriffe. Dieſe Uebereinſtimmung und Vereinigung alſo von Empfindungskraft und Vernunft, wovon die eine die Bilder, die nachgemacht werden ſollen, vorſtellt; die andre ſie ordnet und die Farben herbeyſchafft, mit denen ſie entworfen werden: dieſes macht das Eigenthümliche und das Seltne von dieſem Genie. Fähigkeiten, die ſich in gewiſſem Grade aufheben, müſſen ſich bey ihm vereinigen; die Erinnerungskraft, die die Ideen durch ihre Folge und Verbindung aufweckt, muß mit dem Gedächtniſſe, das ganze Reihen von Begebenheiten wieder darſtellen kann, verbunden ſeyn; die Empfindungen müſſen ſo ungeſtört bleiben, als wenn die Seele ſich bloß mit dem Gegenſtande ſelbſt beſchäftigte, und doch muß die Seele zugleich einen geheimen Blick auf ſich ſelbſt thun, um dieſe Empfindungen gewahr zu werden, und ſie in den gehörigen Schranken zu halten. Empfinden und Denken zugleich, das iſt die große Kunſt des Dichters.

Ich will nur noch einige allgemeine Merkmale, woran ſich gute Köpfe überhaupt erkennen laſſen, hinzuſetzen:

Erſtlich. Die Eitelkeit hat bey ihnen weniger Einfluß, und die Erwartung des Lobes iſt bey ihnen ein ſchwacher oder überflüßiger Bewegungsgrund, weil die Sache ſelbſt ſchon für ſich ſie beſchäftigt und einnimmt. Ein guter Schriftſteller und ein wirklicher Gelehrter wird ſchon durch das Vergnügen, das er genießt, indem er ſchreibt oder lehret, hinlänglich belohnt, ohne erſt die Hoffnung zu Hülfe zu nehmen, daß es andre wiſſen werden. Wer alſo nicht mit einer gewiſſen Leidenſchaft an ſeine Arbeit geht; nicht aus Vergnügen über ſeine eigne Beſchäftigung bey derſelben aushält, ohne alles Intereſſe des Eigennutzes oder des Ehrgeizes; wer bey ſeiner Wiſſenſchaft oder bey ſeinem Werke einen andern Bewegungsgrund, als das Angenehme des Gegenſtandes ſelbſt, und das Vergnügen ſeine Kraft auszuüben bedarf, der iſt ohne Genie.

Zweytens. Gute Köpfe, die, wenn ſie für ſich ohne Aufforderung und ohne Anſtrengung über eine Materie denken, voller Einſichten ſind, werden vielleicht an den Zeiten und Orten, wo ſie ſich am meiſten zeigen wollen, und wo es eigentlich darauf ankömmt, eine Probe ihrer Fähigkeiten zu geben, weniger leiſten als andre. Dieſes iſt eine nothwendige Erinnerung für Lehrer, die oft ſehr unrichtig die Fähigkeiten ihrer Schüler aus den öffentlichen Prüfungen beurtheilen. — Die Urſache davon iſt zum Theil phyſiſch. Zum Denken wird eine gewiſſe Bewegung des Bluts und der Lebensgeiſter erfodert. Die, bey welchen ſonſt dieſe Bewegungen langſam und ſchläfrig ſind, werden bey einer außerordentlichen Gelegenheit, wo dieſelben durch die Leidenſchaft des Ehrgeizes, der Furcht, der Hoffnung beſchleunigt und verſtärkt werden, beſſer und richtiger denken. Dahingegen die andern, bey welchen der gehörige Grad von Bewegung ordentlicher Weiſe vorhanden iſt, wenn die Bewegung durch eben dieſe Leidenſchaft noch mehr beſchleunigt wird, eben dadurch unfähiger werden. — Zum Theil iſt die Urſache ſittlich. Jede Leidenſchaft entzieht dem Gegenſtande einen Theil von der Aufmerkſamkeit und von der Kraft der Seele, und nimmt ſie für ſich weg. Je ſtärker man alſo die Leidenſchaften erregt, um deſto mehr ſchwächt man eine jede andre Anwendung der Seelenkräfte; und zwar gerade da am meiſten, wo dieſe am größten, und alſo zugleich die Leidenſchaften am ſtärkſten ſind: dahingegen bey andern, wo Triebfedern fehlen, wo die Wirkſamkeit der Seele an und für ſich klein iſt, eben dieſe Leidenſchaften nützlich ſeyn können.

Drittens. Gute Köpfe haben ſelten eine gewiſſe Art von ſo anhaltendem, und, wenn ich ſo ſagen darf, ſklaviſchem Fleiße. Sie unterrichten noch weit lieber ſich ſelbſt, als ſie ſich unterrichten laſſen, und ihre Seele beſchäftigt ſich lieber damit, ſelbſt Begriffe hervorzubringen, als ſie bloß einzuſammeln. — So richtig dieſe Bemerkung iſt, ſo würde ſie verführen können, wenn man ſie nicht gehörig einſchränkte. Zuerſt alſo ſteht der Grundſatz feſt: Ohne fortgeſezte und vielfältige Uebung, und ohne eine Erlangung von mannichfaltigen Kenntniſſen, kann keine einzige Fähigkeit des menſchlichen Geiſtes, und wenn ſie auch von der eigentlichen Gelehrſamkeit noch ſo entfernt wäre, zur Vollkommenheit gelangen.

Aber dieſe Uebungen können entweder von uns ſelbſt gewählt, oder von andern vorgeſchrieben ſeyn; dieſe Kenntniſſe können uns entweder von andern beygebracht, oder von uns ſelbſt aufgeſucht werden. Mittelmäßige Köpfe hängen in beiden ſchlechterdings von ihren Lehrern ab; ſie ſind niemals begierig, mehr von der Sache zu wiſſen, als ihnen von derſelben iſt geſagt worden, und niemals kömmt ihnen die Luſt zu andern Arbeiten an, als die ihnen aufgegeben ſind. Ihre ganze Bemühung alſo beſteht bloß im Faſſen und im Wiederholen, und dieſe beſchäftigt ſie genug, um zu nichts anderm weder Zeit noch Neigung zu haben. Gute Köpfe hingegen finden in dem Unterrichte ihrer Lehrer nur einen Stoff, den ſie ſelbſt erſt bearbeiten, ſie ſuchen ſich die Quellen der Kenntniſſe, die ſie brauchen, ſelbſt; und ob ſie gleich diejenigen nicht vernachläßigen, die ihnen angeboten werden, ſo ſind ſie doch nicht ſo ängſtlich begierig darnach, als die andern, die darin das einzige Mittel ihrer Aufklärung finden. — Dieß iſt die eine Urſache dieſer Erſcheinung. Die andre iſt, daß mit einer größern Fähigkeit auch nothwendig eine größere Leichtigkeit im Arbeiten verbunden iſt. Bey einer gleichen Anzahl von Beſchäftigungen werden alſo natürlicherweiſe die erſten doch mehr Zeit unbeſchäftigt ſeyn, als die andern. — Lehrer von Einſicht werden dieſes Merkmal nutzen, und den Fleiß, der eine behende und zugleich anhaltende Wirkſamkeit iſt, (das eigene Gepräge des Genies,) von der bloßen Arbeitſamkeit, die in einer ämſigen und unermüdeten Wiederholung einerley vorgeſchriebner, und vielleicht immer fruchtloſer, Bemühungen beſteht, unterſcheiden. Nur Lehrer von eingeſchränkten Einſichten, die noch dabey Eitelkeit haben, werden die Fähigkeit ihrer Schüler nach der Zeit abmeſſen, die ſie in ihren Hörſälen zugebracht haben, und den beſtändigen Zuhörer auch für den geſchickteſten halten.

Es iſt alſo nur noch die zwote Frage übrig, zu welcher Art von Geſchäften oder Wiſſenſchaften jede Fähigkeit gehört. Ueberhaupt iſt ſchon aus der Erklärung dieſer Fähigkeiten ſelbſt klar, daß der bloß philoſophirende Verſtand für die Theorie, der andre für die Ausübung iſt; der eine Gelehrte, der andre Leute von Geſchäften oder Künſtler macht. Huart hat dieſen Theil unſrer Materie ſchon ſehr gut abgehandelt, und wir brauchen alſo nichts als einige Anmerkungen zu machen, die ſich hauptſächlich auf die Wiſſenſchaften einſchränken ſollen.

Unter der Klaſſe von Menſchen, die man Gelehrte nennt, ſind einige bloß dazu beſtimmt, die ſchon bekannten Wahrheiten fortzupflanzen, und die Wiſſenſchaft zu lehren; andere, ſie zu erweitern: die dritten, ſie auf das menſchliche Leben und den wirklichen Nutzen der Geſellſchaft anzuwenden. Man würde ſehr unrecht thun, wenn man lauter Genies für die Wiſſenſchaften foderte, da es doch eine Menge von Aemtern und Verrichtungen giebt, die einen Gelehrten fodern, und die ohne Genies beſſer beſtellt werden. Geſunder Verſtand, (bon ſens) das heißt, eine nicht ſehr tiefſinnige, aber doch richtige Vernunft, die ſich an den gewöhnlichen Gegenſtänden der menſchlichen Kenntniſſe geübt hat; eine Gabe, die Gedanken andrer zu faſſen, und in den Sinn deſſen, was man lieſt oder hört, einzudringen; ein Gedächtniß, welches, wenigſtens bey einer hinlänglichen Wiederholung, die alten Gedanken erneuert, und uns in den Stand ſezt, immer das wieder von neuem zu lernen, was wir von Zeit zu Zeit vergeſſen: das iſt für dieſe Aemter und für die Klaſſe von Gelehrten, die ſie beſorgen, und alſo ohne Zweifel für den größten Theil, hinlänglich. Wenn zu dieſen Fähigkeiten des Verſtandes noch gewiſſe Eigenſchaften des Charakters hinzukommen; erſtlich die Beharrlichkeit, welche Schwierigkeiten überwindet, und auch einen langſamen Fortgang ununterbrochen verfolgt; zweytens eine Sorgfalt, keine Begriffe eher für erlernt anzuſehen, bis ſie ſie andern wieder beybringen können: ſo können recht gute Lehrer auf Akademien und Schulen daraus werden, ſie können gute Köpfe zubereiten, und mittelmäßigen ihre Bildung geben. Man würde alſo durch die Strenge, die alle mittelmäßigen Köpfe von der Gelehrſamkeit ausſchließt, dem Staate mehr ſchaden als nützen. Geiſter von höhern Gaben laſſen ſich entweder ſchwerlich zu dieſen Dienſten brauchen, oder verrichten ſie in der That ſchlechter, weil ſie ſie unwillig oder zerſtreut thun, und ſie nur als Nebendinge anſehen, von denen ſie je eher je lieber wieder loszukommen ſuchen. Ein geſchickter Lehrer wird einen jungen Menſchen, der in dieſe Klaſſe von brauchbaren Gelehrten kommen kann, bald erkennen. Seine Gedanken werden niemals etwas Eigenes und Hervorſtechendes haben, aber ſie werden auch niemals abgeſchmackt ſeyn; er wird oft andern nachahmen, aber er wird es doch auf eine ſchickliche Art zu thun wiſſen; er wird fleißig, bedachtſam und überlegt ſeyn, und vor allen Dingen bey dem Mittelmäßigen, was er macht, ſich einer gewiſſen höhern Vollkommenheit bewußt ſeyn, die er nicht erreichen kann. In der That kann eine ſehr mittelmäßige Arbeit, ein ſchlechtes Gedicht, von einem ganz guten Kopfe herrühren: aber wenn er es ſelbſt für vortreflich hält, wenn er den Unterſchied gegen andre nicht fühlt, dann iſt er verloren. Ein ſolcher muß die Wiſſenſchaften verlaſſen.

Die andere Klaſſe von Gelehrten, welche die Wiſſenſchaften erweitern ſoller, erfodert wirklich das, was man Genie nennt, das heißt, irgend eine Fähigkeit in einem vorzüglichen Grade und die übrigen in einer gehörigen Unterordnung, ſie zu unterſtützen. Wir haben hier das meiſte ſchon gethan, da wir die Merkmale dieſer Fähigkeiten angegeben haben. Die Wiſſenſchaften ſelbſt braucht man hier nicht erſt auszuzeichnen; zuerſt, weil ſolche Köpfe für ſich ſelbſt die Gegenſtände finden, die für ſie gemacht ſind; zweytens, weil faſt jede Wiſſenſchaft ſo viel verſchiedene Seiten hat, daß man eben ſo viel verſchiedene Köpfe braucht, um ſie anzubauer.

Nur bey der Wahl der Wiſſenſchaften iſt noch dieß zu merken. Man ſuche den jungen Leuten einen wirklichen Begriff von denſelben beyzubringen, ſo daß ſie im Ganzen, (und ſo weit es, ohne ſie erlernt zu haben, möglich iſt,) ungefähr voraus ſehen können, was ſie darinne zu erwarten haben, und ſtelle mit ihnen kleine Proben über die Sachen einer jeden Wiſſenſchaft an. Man kennt aus dem Xenophon die Schule der Gerechtigkeit der Perſer, in welcher der Lehrer nicht bloß die Geſetze des Rechts vortrug, ſondern ſeine Schüler auch nach denſelben über Streitigkeiten den Ausſpruch thun ließ. Wäre es nicht möglich, daß man auf dieſe Art junge Leute über jede Gattung etwas verſuchen ließe, und dann auf diejenige, in welcher ſie das Beſte lieferten, ihre Neigungen zu leiten ſuchte? Man bemühe ſich ferner, ſo viel möglich den Eindruck zu zerſtören, den auf die erſten Jahre die äußern Blendwerke eines jeden Standes gemacht haben, und lege dem jungen Menſchen, wenn man kann, ein getreues Gemälde von dem menſchlichen Leben und den verſchiedenen Ständen deſſelben vor. Nichts iſt hierbey ſo wichtig, als ihn zu überzeugen, daß die Glückſeligkeit und das Elend beynahe allenthalben gleich, und faſt nirgends von dem Stande, ſondern durchaus von der Perſon abhängig ſey.

Die Prüfung der Geſchicklichkeiten muß weniger durch öffentliche Examina und feyerliche Unterſuchungen, als durch die beſtändige Aufmerkſamkeit auf die gewöhnlichen Arbeiten, geſchehen. Ueberdieß ſollten die erſten Probeſtücke nicht ſowohl ganz neue Ausarbeitungen ſeyn, die gemeiniglich elend und leer ſind, und nur den Stolz der jungen Leute vermehren, und die Zeit zum Lernen nehmen, ſondern freye Wiederholungen des Gelernten. Das erſte, wodurch ſich die Seele im Denken übt, iſt, die Gedanken anderer mit eignen Ausdrücken zu wiederholen, und einige eigne damit zu vermiſchen. Durch nichts alſo könnte man die Geſchicklichkeit beſſer erforſchen, als wenn der Schüler (der während des Unterrichts nichts oder nur ſo viel, als zur Erhaltung der Aufmerkſamkeit nothwendig iſt, aufzeichnen müßte) für ſich ſelbſt alsdann eben dieſe Materie, als wenn er zu unterrichten hätte, ſchriftlich oder mündlich vortrüge. Man würde auf dieſe Art ſowohl die Art von Wiſſenſchaft, als den Grad der Fähigkeit, der einem jeden zukäme, erkennen.

Die dritte Klaſſe, welche die ausübenden Gelehrten in ſich begreift, erfodert in der That oft weit weniger Gelehrſamkeit, als Klugheit und Witz. Die Merkmale von dieſen Fähigkeiten ſind alſo auch die Beſtimmung für die Praxis. Man wird dieſe Sache ziemlich richtig einſehen, wenn man ſich nur an das Beyſpiel der praktiſchen Arzneykunſt erinnert. Man weis, wie oft große Kuren von Leuten ſind verrichtet worden, deren Wiſſenſchaft ſehr mittelmäßig war. Man kann daraus wenigſtens ohne weitere Unterſuchungen die Nothwendigkeit lernen, auf dieſe Merkmale Achtung zu geben. Es iſt nichts gewöhnlicher, als Leute von wirklichem Verdienſt verachtet zu ſehen, bloß weil ſie ſich nicht in den Plätzen befinden, wo ſie von ihren Gaben Gebrauch machen können. Leute von großer Gelehrſamkeit, die auf einer Akademie die Stütze ihrer Wiſſenſchaft werden könnten, leben oft ohne Nutzen und ohne Anſehen, weil ſie durchaus obrigkeitliche Aemter bekleiden, oder überhaupt Geſchäften vorſtehen wollen.

Ich will dieſes Ganze nur noch mit der Bemerkung einiger Hinderniſſe beſchließen, die der Prüfung der Talente im Wege ſtehn.

1) Ein jeder Menſch kann größtentheils von den menſchlichen Fähigkeiten nur nach ſeinen eigenen urtheilen; und je eingeſchränkter er ſelbſt iſt, deſto weniger kann er höhere Vollkommenheiten begreifen. Daher kömmt es, daß, da das Maaß, welches er annimmt, ſchon zu klein iſt, die Größe, welche er mißt, zu groß herauskömmt, und er alſo immer über ſeine Fähigkeit ein zu günſtiges Urtheil ſpricht. Dieſe Bemerkung zeigt uns erſtlich die Nothwendigkeit, über unſer Genie andre urtheilen zu laſſen, die ſelbſt Genie haben. Zweytens giebt ſie uns ein Merkmal, woran wir unſer eigenes prüfen können.

2) Jeder Menſch ſteht in gewiſſen Verbindungen, die ſeiner Eitelkeit entweder aufhelfen und ſie unterſtützen, oder in andern, die ſeine wirkliche Fähigkeit verkleinern und unterdrücken. Es iſt nur gar zu gewiß, daß unſre eigne Gemüthsart in die Beurtheilung unſrer ſelbſt einen

zu groſſen Einfluß hat. Und ſo, wie in Abſicht auf die Moral, die Schwermuth oder der Leichtſinn das Maaß unſerer Tugenden und Laſter verfälſcht; ſo werden auch oft Furchtſamkeit und Mistrauen unſre Fähigkeiten herunterſetzen, oder Dreiſtigkeit und Munterkeit ſie vergrößern. Der Eine ſucht ſelbſt nicht ſo viel in ſeinem Verſtande, als er finden würde, wenn er nur Zutrauen zu ſich hätte, und läßt daher einen Theil ſeiner Gaben ungebraucht; der Andre ſucht in ſich ſo viel, und vielleicht noch etwas mehr, als er hat, und wendet alſo eine kleinere Kraft mit größerm Nachdruck an. Um alſo dieſem Hinderniſſe abzuhelfen, iſt es eine Regel für den Lehrer, die Wage auf beiden Seiten einigermaßen gleich zu machen, entweder, indem er dem einen etwas weniger, dem andern etwas mehr als Gerechtigkeit wiederfahren läßt, oder indem er ſie in ſolche Umſtände und Verbindungen ſetzt, wo dieſe ihre Leidenſchaften ohne Einfluß ſind. Vornehmlich aber muß er ſich dadurch warnen laſſen, ſeine Schüler nicht nach einzelnen Fällen, in denen ſie ſich entweder ſehr vortheilhaft oder nachtheilig gezeigt haben, ſondern nach dem Ganzen zu beurtheilen.

3) Dieß iſt endlich noch ein großes Hinderniß bey dieſer ganzen Unterſuchung, daß wir eine lange Zeit, von uns ſelbſt und andern, bloß nach der Größe unſers Gedächtniſſes beurtheilt werden. Wie viel weißt du? iſt immer die erſte Frage, die man an ein Kind thut. Das heißt mit andern Worten ſo viel, als: was haſt du behalten? und gemeiniglich verlangt man alsdann die Wiederholung der Gedanken, die man ihm ſelbſt vorgeſagt hat, und zwar auch gerade mit den Ausdrücken, in denen ſie uns am deutlichſten ſcheinen. Und doch kann das Kind, welches bey einem ſolchen Verhör oft verſtummt, und ſehr fehlerhaft und zerſtückt das wieder erzählt, was es gehört hatte, ein weit fähigerer Kopf als das andre ſeyn, das alles auf das genaueſte herſagt. Die wahre Unterſuchung des Vermögens zu denken iſt, wenn man zwo Perſonen über eine Materie, über die ſie gleich viel Erfahrung und Unterricht haben, ihre eignen Meynungen und Urtheile ſagen oder aufſchreiben

läßt. Der gute Kopf wird hier den Mangel deſſen, was er vergeſſen hat, durch eigne Betrachtungen erſetzen, der andre wird entweder bloß wiederholen, oder nichts hervorbringen. Daher wird auch in den Gedanken des einen mehr Methode und anſcheinende Bündigkeit ſeyn, weil ſie bloß entlehnt ſind, in des andern ſeinen mehr Unregelmäßiges, aber zugleich mehr Eigenthümliches. Die Natur giebt auch ihren geringſten Werken gewiſſe Vorzüge vor den bloßen Werken des Fleißes und der Kunſt, die dem Auge des Kenners nicht entgehen.

Betrachtung

einiger

Verſchiedenheiten in den Werken der älteſten und neuern Schriftſteller, beſonders der Dichter.

Aus dem zehnten Bande der Neuen Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und freyen Künſte.

Dem Geiſte der Kinder, ſagt Quintilian, wird eine Menge abwechſelnder Arbeiten weniger ſchwer, weil ſie dieſelben mit einem geringern Bewußtſeyn und mit weniger freywilligen Anſtrengung thun; eben ſo wie ihr Körper ſich durch die Bewegung weniger ermüdet, weil ſie eine kleinere Laſt mit minderer Gewalt, und ohne ſich ſelbſt zu fühlen, in Bewegung ſetzen. Ueberdieß, ſezt er hinzu, meſſen ſie niemals in ihren Gedanken ab, wie viel ſie ſchon gethan haben; da hingegen bey den Erwachſenen die Ermüdung beynahe öfter aus dem Ueberdenken und der Erinnerung der Arbeit, als aus dem Gefühle der Kraftloſigkeit entſteht. — Anmerkungen von der Art, welche dieſer Schriftſteller oft macht, wenn er für ſich ſelbſt denkt, erregen den Wunſch, daß er weniger Fleiß auf die Wiederholung und Berichtigung der Ideen ſeiner Vorgänger gewandt hätte.

Die Erfahrung, welche in dieſer Anmerkung ausgedrückt iſt, ſtimmt mit einer andern vollkommen überein, die der erwachſene Mann bey ſich ſelbſt, und eben deswegen vielleicht mit mehr Zuverläßigkeit machen kann. Welche Arbeiten des Geiſtes gerathen wohl in irgend einer Art beſſer, als diejenigen, bey welchen man ſich am wenigſten ängſtlich bemüht, ſie vortreflich zu machen? Welche unſerer Begriffe ſind wohl die reichſten, lebhafteſten, in der Entwickelung am fruchtbarſten? Die, welche ein freywilliges Nachdenken über den Gegenſtand nach und nach aus den bekannten Ideen hervorgearbeitet, oder die, welche ein oft bloß zufälliger ſchneller Blick auf die Sache aus der Reihe ſich ſelbſt darbietender Vorſtellungen aufgefaßt hat? Die Werke, die man für das Publikum ſchon beſtimmt, indem man ſie verfertiget, ſind gemeiniglich unter dem, was man für ſich ſelbſt oder für ſolche Freunde macht, von deren Beyfall und Achtung man ſich ſchon verſichert hält. Der Wunſch, etwas Gutes hervorzubringen, die Begierde nach den Vortheilen, die uns unſer Werk, wenn es gelingt, zuwege bringen ſoll, die Achtſamkeit endlich auf unſer eigenes Bemühen, es zu Stande zu bringen, alles dieß iſt eine Art von Zerſtreuung, durch welche diejenige Kraft, die ganz auf den Gegenſtand vereinigt ſeyn ſollte, auf ſich ſelbſt zurückgekehrt, und durch Unruhe und Hoffnung verzehrt wird.

Die obige Anmerkung iſt aber noch einer andern Anwendung fähig, und dieſe iſt eigentlich unſer Zweck. Da das menſchliche Geſchlecht und der einzelne Menſch in dem ſtufenweiſen Fortgange ihrer Fähigkeiten einander ſo ähnlich ſind, ſo findet man hier einen Grund von der nothwendigen und unausbleiblichen Verſchiedenheit, die zwiſchen den älteſten und den ſpätern Arbeiten deſſelben ſeyn muß. Es giebt in beiden eine Zeit der Kindheit und des männlichen Alters. In den Werken der erſten ſehen wir eine Kraft, die ſich durch ihre bloße Energie und die Gegenſtände getrieben fühlt zu wirken, und deswegen in ihrer natürlichen Thätigkeit durch nichts geſtört wird; in den Werken der andern eine Kraft, die erſt durch ein beſonderes Intereſſe gereizt werden muß, die nach Abſicht und in Hofnung eines gewiſſen Erfolges wirkt, und die eben deswegen in ihren Aeuſſerungen eingeſchränkt, und von ihrer natürlichen Richtung abgebracht wird. In den Werken der einen Zeit werden ſich die Schriftſteller ihrer Ideen nur ſo zu ſagen entſchütten, die ihnen durch die Gegenſtände ſelbſt und eine ganz unwillkührliche Beobachtung derſelben aufgedrungen worden; — in den Werken der andern werden ſie Ideen, die ſie geſucht und ausgearbeitet haben, in der Abſicht mittheilen, ſich Beyfall und Ruhm zu erwerben. Der älteſte Schriftſteller iſt das Kind, das den ganzen Tag ohne Abſicht hin und her läuft, und niemals fühlt, wie müde es iſt, weil es ſich bey keinem Schritte mehr an denjenigen erinnert, den es ſchon gethan hat, noch den voraus ſieht, den es noch zu thun gedenkt. Der neuere Schriftſteller iſt ein Wanderer, der immer den Ort im Geſichte hat, wo er hin will, in der Begierde anzulangen ſeine Schritte zählt, und ſich durch das Ueberſehen des zurückgelegten und des noch vor ihm liegenden Weges freywillig entkräftet.

Dieſer eine Umſtand hängt mit vielen andern zuſammen, die ſich, dünkt uns, ſo am beſten entwickeln laſſen, wenn man ſich zuerſt alle die Verſchiedenheiten der beiden Zeitalter vorſtellt, und alsdann ſieht, was für Einfluß ſie auf die Werke des Geiſtes, und vornehmlich auf die Schriftſteller haben muſten.

Die erſte und größte Verſchiedenheit liegt in der Art und Weiſe, diejenigen Begriffe zu bekommen, die der Schriftſteller mittheilen ſoll. Bey uns iſt faſt das einzige Mittel das Lernen. Unterricht und Leſen lehren uns meiſtentheils alles kennen, was wir wiſſen; und beides unternehmen wir nicht anders, als in ſo fern wir es zur Ausführung eines gewiſſen Plans brauchen. Bey den Alten ſcheint dieſe Erlernung weniger Studium als inſtinktmäßige Beſchäftigung geweſen zu ſeyn. Ihre Sinnen waren ihre Lehrer, ſie ſahen, ſie hörten, ſie dachten zu Folge der Eindrücke, die die Natur und ihre Verhältniſſe mit andern Menſchen auf ſie gemacht hatten.

Was erſtlich die ſichtbare körperliche Natur betrifft, ſo weit ſie durch den Anblick erkannt werden kann: ſo kannten ſie ſie in der That beſſer, als wir, und dieſe Kenntniß koſtete ihnen keine Arbeit. Wir werden von Kindheit an erſt durch unſere Erziehung, dann durch unſere Lebensart und Geſchäfte von dem Anblicke der Natur abgehalten; und viel alſo von dem, was wir durch unſere eignen Augen lernen könnten, müſſen wir erſt von unſern Lehrern und aus Büchern erfahren. Die Klaſſe von Menſchen, unter welchen es faſt allein Schriftſteller giebt, lebt bey uns beſtändig in ihren Häuſern eingeſchloſſen; ihre Beſchäftigungen und ihre Zeitvertreibe ſind größtentheils innerhalb der vier Wände ihres Zimmers. Nur gelegentlich, nur auf Augenblicke werden unſere Menſchen in das freye Feld hinausgeführt. Und dann ſind ſie gemeiniglich ſchon ermüdet und zerſtreut, oder ihr Kopf iſt ſchon mit ſo viel kleinem Eigennutze, mit dem Entwurfe ſo vieler Vergnügungen, mit ſo viel ſelbſtgemachten Ideen und Begierden angefüllt, die das eingeſchränkte bürgerliche und häusliche Leben giebt, daß ſie ſelten mehr lebhaft von dem gerührt werden, was ſie ſehen und hören, wofern es nicht neu und außerordentlich iſt, und ihre Aufmerkſamkeit durch einen ſtärkern Reiz an ſich zieht, als der bloß einfache Eindruck auf ihre Sinne iſt. — Wir beobachten alſo ſehr wenig ſelbſt. Viele Dinge geſchehen täglich vor unſern Augen, oder ſind nur wenig Schritte von uns, die wir doch kaum eher bemerken, als bis wir ſie in Büchern gefunden haben. Die Dichter müſſen uns erſt ſagen, was eine ſchöne Gegend ſey, und wie die Sonne auf und untergehe. Die Abwechſelung der Jahres- und der Tageszeiten, die verſchiedenen Geſtalten der Natur, die ſichtbaren Eigenſchaften und Veränderungen der Pflanzen und Thiere gleiten, ihrer Gewöhnlichkeit und unſrer Zerſtreuung wegen, nur über die Oberfläche unſerer Seele weg, und berühren ſie kaum, wenn wir ſie nicht zuvor ſchon durch Beſchreibungen haben kennen lernen. Erſt durch die Kopien werden wir auf die Originale aufmerkſam, weil wir in der Vergleichung zwiſchen beiden eine Beſchäftigung finden, die mehr nach unſrer itzigen Denkungsart iſt, als die freye Beobachtung ſelbſt.

Was die Kenntniß betrifft, die der Menſch nur von Menſchen und durch ſeine Verbindung mit ihnen bekommen kann; ſo ſcheint es zwar, daß unſer itziger Zuſtand uns weit geſellſchaftlicher gemacht, uns in mannichfaltigere Verhältniſſe mit andern Menſchen geſetzt habe, und ſie uns alſo auch von mehrern Seiten kennen lehre. Und das iſt in gewiſſem Verſtande auch wahr, Auf einer andern Seite aber ſind wir in der That mehr von ihnen abgeſondert, als in dem früheſten Zeitpunkte der Geſellſchaft. Itzo kennt jeder Menſch nur einige wenige Menſchen ſeines Standes, von ſeiner Denkungsart, von ſeinen Geſinnungen. Alle übrigen Klaſſen und Stände der Menſchen, ſammt ihren Begriffen und ihren Empfindungen bleiben ihm Zeitlebens fremde, wenn er ſie nicht höchſtens aus Büchern lernt. Der Umgang mit andern Menſchen iſt ein Recht geworden, das uns nur gegen die zuſteht, mit welchen wir gleiches Ranges ſind. Wenn wir mit Höhern umgehen wollen, ſo müſſen wir uns dieß erſt durch gewiſſe Vorzüge, die Aufſehen machen, verdient haben. Jeder entfernt ſich von denen, die unter ihm ſind, und zu denen, die über ihm ſind, darf er ſich nicht nahen. Oder wenn auch zuweilen der Eigennutz der Geringern, oder die Begierde beluſtigt zu werden bey den Vornehmern, oder endlich eine edlere, minder eingeſchränkte Denkungsart auf beiden Seiten dieſe Gränzen überſpringt; ſo bleibt doch der Umgang froſtig, ohne diejenige

Offenherzigkeit und Vertraulichkeit, die uns allein die Kenntniß fremder Herzen gewähren, und uns in dem Umgange mit ihnen eine Quelle zu Beobachtungen eröffnen kann. In den alten Zeiten waren faſt alle Glieder einer Stadt, einer Republik einander bekannt. Die Staaten waren kleiner. Ihre Bürger hatten alle ein gewiſſes gemeinſchaftliches Intereſſe; Geſchäfte, die ſie oft zuſammenbrachten; öffentliche Zuſammenkünfte, wo ſie ſich durchaus kennen lernten; Feyerlichkeiten, an denen ſie alle Theil nahmen. Die Rechte der verſchiedenen Stände äußerten ſich weniger durch eine gegenſeitige Entfernung von einander in dem geſellſchaftlichen Leben, als in einer Unterordnung bey der Ausführung öffentlicher Geſchäfte. Das Befehlen und Gehorchen war bey denen Gelegenheiten, wo es eigentlich darauf ankam, die Pflichten ſeines Standes zu erfüllen, ſehr ſtrenge. Aber ſobald dieſe Gelegenheiten vorüber waren, ſo ſtellte ſich eine Art von Gleichheit wieder her. Einen weit größern Unterſchied unter den Menſchen macht der Reichthum, als der Rang; und nur dadurch, daß beide gemeiniglich bey uns vereinigt zu ſeyn pflegen, iſt die Abſonderung der Stände aufs höchſte geſtiegen. Das Verhältniß, das der Befehlende gegen den Gehorchenden hat, kann er nur unter gewiſſen Umſtänden zeigen, und ſo lange, als die Art von Handlungen vorkömmt, die er anzuordnen verſteht. Hingegen der Unterſchied, den der Reichthum macht, iſt beſtändig, und erſtreckt ſich auf alles. Wohnung, Hausgeräthe, Kleidung, Aufwand der Tafel, Koſtbarkeit der Ergötzungen, alles, was der Reiche hat und thut, iſt anders als bey dem Armen. Der eine kann alſo ſeine Erhabenheit, und der andre ſeine Niedrigkeit niemals aus den Augen verlieren. — Ueberdieß bildet ſich durch die lange Abſonderung auch endlich ein Unterſchied in dem, was man Anſtand und Sitten nennt, in der Art, ſich zu betragen und auszudrücken. So willkührlich auch dieſe Begriffe bald an die eine, bald an die entgegengeſetzte Art etwas zu thun und zu ſagen verknüpft werden, ſo ſind ſie doch das erſte, wornach wir den Vorzug und die Verdienſte des Menſchen meſſen; und dieß alſo ſezt endlich die vorher ſchwankende und oft niedergerißne Gränze zwiſchen Leuten von Stande und gemeinen Leuten feſt, und hebt alle Möglichkeit zur Wiedervereinigung auf. Beyläufig zu ſagen: die Begriffe und die Geſinnungen des gemeinen Mannes ſind bey weitem nicht ſo ſehr von der feinern Welt ihren unterſchieden, als die Verſchiedenheit des Ausdrucks vermuthen läßt. Es gehört aber, auch ſelbſt für den denkenden Mann, etwas dazu, ſeine eignen Vorſtellungen unter einer niedrigen ihm ungewöhnlichen Bezeichnung wieder zu erkennen. Was geſunder Verſtand, natürlicher Scharfſinn, und Witz durch Erfahrung gebildet geben kann, das hat der geringere Theil des menſchlichen Geſchlechts mit dem größern gemein, und oft in einem höhern Grade. Aber die Gewohnheit macht, daß wir dieß alles nicht mehr für das halten, was es iſt, wenn es uns nicht unter der Geſtalt, auf die Art gewendet, mit den Worten geſagt vorkömmt, wie wir es zu denken gewohnt ſind. Die Vernunft muß ein mehr didaktiſches Anſehen kriegen. Manche Beobachtung, die in dem Munde eines gemeinen Tagelöhners verächtlich iſt, weil ſie ſich nur auf etwas einzelnes und uns gering ſcheinendes beziehet, würde, von einem Philoſophen geſagt, ſobald er ſie mit abſtrakten und zugleich edlern Worten ausgedrückt, ſie allgemein und vielleicht dadurch unrichtiger gemacht hätte, eine Entdeckung ſcheinen. Und doch iſt der Verſtand gerade die Kraft, deren Wirkung noch am wenigſten von dem Werkzeuge abhängt, deſſen ſie ſich bedient. Bey den Ideen der übrigen Fähigkeiten können wir oft kaum bis auf den Grund kommen. Wir wiſſen immer nicht, iſt es das Wort oder die Sache, die wir jedesmal witzig und artig und groß nennen. Wenigſtens ſind es die Falten des Gewandes, durch die wir den Bau des Körpers beurtheilen. Wenn alſo die Mittheilung der Ideen das einzige Band der Geſellſchaft ſeyn kann, ſobald der Eigennutz ſchweigt, und die Bedürfniſſe befriedigt ſind; ſo giebt es kein ſolches mehr unter Gliedern einer Nation, die eine ſich fremde Sprache reden, und von einander weder geliebt noch hochgeſchätzt werden können. Dieß alles fällt in den erſten Zeiten weg. Erziehung und Sitten, und Kenntniſſe und Sprache ſind noch unter die verſchiedenen Stände eines Staats gleich ausgetheilt. Nichts iſt durch Verabredung unedel und verächtlich worden. Jedes Ding, jedes Wort, macht noch den Eindruck, den es vermöge ſeiner Natur oder ſeiner Bedeutung zu machen im Stande iſt; nicht den, welchen es bloß von Gelegenheiten und Umſtänden erborgt. — Alſo liegt in der That das Gemälde menſchlicher Handlungen und Leidenſchaften dem Beobachter mehr und in einem größern Umfange vor Augen.

Unſere Schauſpiele, unſere Romanen, warum ſind ſie uns izt ſo reizend, oder vielmehr ſo nothwendig geworden? Zum Theil deswegen, weil ſie uns in die menſchliche Geſellſchaft wieder verſetzen, von der wir gewiſſermaßen ausgeſchloſſen ſind; weil ſie uns Menſchen von allerley Ständen, und in weit wichtigern Auftritten ihres Lebens handelnd und redend zeigen, als wir ſelbſt zu ſehen

Gelegenheit haben; weil ſie uns wieder in die Häuſer der Großen führen, zu denen wir keinen Zutritt mehr haben, und uns mit der Vorſtellung ſchmeicheln, daß dort dieſe Großen uns ähnlicher und weniger über uns erhaben ſind, als ſie zu ſeyn ſcheinen, wenn wir bloß die Mauern ihrer Paläſte anſehen; weil ſie uns in den niedrigſten Klaſſen, zu denen wir uns aus Vorurtheil und Stolz und angewöhntem Ekel nicht herablaſſen wollen, eben die Aeußerungen der Natur zeigen, die uns bey uns ſelbſt gefallen: mit einem Worte, weil ſie uns das Vergnügen, unter Menſchen und unter Menſchen aller Art zu ſeyn, das wir in der Wirklichkeit verloren haben, in der Erdichtung wieder verſchaffen; und weil ſie daher zugleich den Theil unſerer Kenntniſſe ergänzen, den wir durch Erfahrung nicht mehr einſammeln können.

Eben aus dieſer größern Vereinigung der Menſchen folgte eine gewiſſe allgemeinere Bekanntſchaft mit ihren Verrichtungen, beſonders zu einer Zeit, wo ein Theil der Bequemlichkeiten, die durch dieſe Arbeiten verſchafft wurden, noch ganz neu, und als ein wichtiges Geſchenk für die menſchliche Geſellſchaft noch hochgeſchätzt war. — Die Künſte, die Handwerke, die Geſchäfte des Ackerbaues, die Arbeiten jedes Standes waren weniger ſchwer zu erlernen, wurden von dem Theile, der ſie nicht trieb, noch nicht verachtet, und machten ein Stück der allgemeinen Kenntniß aus, die ſich jeder erwarb, ohne darnach geſtrebt zu haben.

Auf dieſe Art alſo mußte ſich ihr Geiſt mit mannichfaltigen Begriffen anfüllen, die ihm in der That weit weniger Bemühung, Nachdenken und Anſtrengung koſteten, als uns unſere vielleicht eingeſchränktern, aber mehr ergründeten Kenntniſſe. Das Auge und das Ohr kann in einer kurzen Zeit von unendlich viel Sachen unterrichten. Nachdenken und Leſen hält uns lange bey wenig Gegenſtänden auf. Aber freylich zeigen uns jene auch nur die Erſcheinungen, nur das, was uns zunächſt und der Empfindung offen liegt, nur das Reſultat von dem geheimen Spiele der natürlichen Triebfedern; dahingegen uns dieſe zugleich daran gewöhnen, den innern Bau der Dinge und die Urſachen von den Begebenheiten zu erforſchen. Wir wiſſen izt vielleicht weniger, wie die Dinge ausſehen, aber wir wiſſen beſſer, was ſie ſind.

Dieſer Unterſchied nun in der Mühe oder Leichtigkeit, mit der wir gewiſſe Ideen bekommen, hat ſelbſt auf die Geſtalt dieſer Ideen einen großen Einfluß. Wo eine Mühe überwunden werden ſoll, da müſſen wir eine Begierde haben, deren Befriedigung der Beſchwerlichkeit der Arbeit werth iſt; da müſſen wir uns eine Abſicht vorſetzen, Mittel wählen; uns ſelbſt zur Anwendung unſrer Kraft auffodern; ſie, wenn ſie ermüdet, oder ſich von dem Gegenſtande verliert, zurückbringen und feſthalten; ſie in ihren Operationen nach einem Plane leiten; dem natürlichen Fortgange unſrer Vorſtellungen durch einen künſtlichen entgegen arbeiten. Alle Begriffe, die auf dieſe Art entſtehen, ſind mehr unſer Werk, als das Werk der Dinge, die wir betrachten. Unſre Regeln, unſre vorhergeſammleten Begriffe haben immer mehr oder weniger an dem Eindrucke gekünſtelt, den die Sachen auf einen völlig noch uneingenommenen Geiſt machen würden. Selbſt das, was wir für reine lautere Beobachtung halten, iſt ſchon zum Theil aus unſerm übrigen Gedankenſyſtem gefolgert. — Ueberdieß, je mehr wir uns die Hervorbringung und Zuſammenſetzung gewiſſer Gedanken Arbeit koſten laſſen, deſto mehr ſind wir in Gefahr, die nächſten unmittelbarſten Verhältniſſe der Begriffe zu überſehen, und dafür entferntere und weit hergeſuchte zu wählen. Die einfältige, nackende, einleuchtende Wahrheit, ſo wie ſie ſich dem bloß ruhigen Zuſchauer der Natur von ſelbſt darbietet, wird von dem zu geſchäftig ſuchenden Geiſte übergangen, und an ihre Stelle ſezt er eine Menge erkünſtelter halb falſcher Sätze, denen er erſt durch den Ausdruck wieder einen Schein von Wahrheit und Aehnlichkeit mit der Sache ſelbſt geben muß.

Das, was wir Anſtrengung nennen, beſteht nicht ſowohl in einem gewiſſen Maaße der aufgewendeten Kraft, als in der Mühe, dieſelbe von den Gegenſtänden, welche nach den phyſiſchen Geſetzen am ſtärkſten auf unſere Sinne oder auf unſre Einbildungskraft wirken würden, abzuziehen, und ſie auf ſolche zu richten, mit denen wir nach unſrer gegenwärtigen Lage gar nicht oder nur ſchwach beſchäftigt ſeyn würden. Die Ideen können bey einem Schauſpiele eben ſo lebhaft ſeyn, als bey einer Meditation. Die Aufmerkſamkeit kann bey dem erſtern ſogar in einem noch höhern Grade angeſtrengt ſeyn. Aber in dem erſtern Falle laſſen wir uns nur beſchäftigen; wir ſind leidend; die Objekte bieten ſich von ſelbſt dar; der Fortgang unſrer Vorſtellung iſt vollkommen mit dem Fortgange der Veränderungen analogiſch, die um uns her vorgehen. In dem andern Falle beſchäftigen wir uns ſelbſt. Wir ſelbſt müſſen die Gegenſtände in uns erſt hervorbringen, oder ſie unſerm Verſtande gegenwärtig machen; den Eindruck der andern müſſen wir dagegen ſchwächen oder bey Seite ſchaffen. Dieſer Streit zwiſchen den Gegenſtänden, die eben itzt auf unſre

Sinne wirken, oder die unſre gegenwärtige Verfaſſung uns ins Gemüthe bringt, und zwiſchen denen, die ſich der Verſtand zu betrachten vorgeſetzt hat; dieſer macht eben das Beſchwerliche und Ermüdende der Arbeit aus.

Der alte Dichter ſah die Natur, ohne zu wiſſen, daß er dieſe Betrachtung als ſeine Beſtimmung, oder als das Mittel zu gewiſſen Abſichten zu betrachten hätte. Sie malte ſich alſo in ſeiner Seele ab, ohne daß er einen einzigen Pinſelſtrich beygetragen, oder ſie in ihrer Zeichnung geleitet hätte. Unſere Dichter, wenn ſie die Natur beobachten, thun es ſchon immer in der Abſicht, ſie zu ſchildern, ſie wollen ſie gern ſchön ſehen, oder wenigſtens ſo, wie ſie ſich ſchön ausdrücken läßt; und dadurch wird das Gemälde ein Gemiſche von wahren Eindrücken, von bloß eingebildeten Zügen ihrer Einbildungskraft, und von abſtrakten Begriffen, die ſie durch Unterricht und Ueberlieferung bekommen haben.

Alſo ſchon der Weg, die Sachen ſelbſt kennen zu lernen, welche den Stoff der Dichter ausmachen, war bey den Alten und Neuen nicht derſelbe. Die Sinne unterrichten den Verſtand mehr bey den erſten, und der Verſtand die Sinne mehr bey den andern. — Aber um das, was jeder von Begriffen ſich geſammlet hat, mitzutheilen, dazu gehören auch noch Bewegungsgründe, und die ſind wieder bey beiden verſchieden.

In der Kindheit des Menſchen und der menſchlichen Geſellſchaft kannte man die Langeweile nicht; man fühlte keine Bedürfniſſe, ſich durch ſeinen Witz Zeitvertreibe zu verſchaffen. Bey allen den Menſchen, deren Arbeit in Bewegung beſteht, iſt Ruhe eine hinlängliche Erholung. — Erſt alsdann, da es Beſchäftigungen im Kabinete gab, bey denen der Geiſt ſich erſchöpfte und der Körper nicht ermüdete, brauchte man Erholungen, die nicht in dem Aufhören der Beſchäftigung, ſondern in ihrer Abwechſelung beſtunden; ſolche, wo nur an die Stelle von der Anwendung der einen Fähigkeit die Anwendung einer andern, an die Stelle von Vorſtellungen des Verſtandes und des Nachdenkens ſinnliche und imaginative

Eindrücke geſezt wurden. Dazu waren nun anfangs alle die Sachen gut genug, die heftig und lebhaft die Sinne rührten. Nach und nach wollte man nicht ſo ſtarke, aber mannichfaltigere, mehr abwechſelnde Eindrücke haben, ſolche, bey denen ſich noch überdieß Ideen von Richtigkeit und Schönheit antreffen ließen. Der Witz und die Einbildungskraft wurden zu den Regierern dieſer Vergnügungen beſtimmt. Nach einer Menge von Revolutionen in den Dingen, welche die Menſchen zu ihren Ergötzungen beſtimmten, iſt das Bedürfniß zu leſen an die Stelle vieler andern gekommen. Dieſes Bedürfniß zu befriedigen, ſezt ſich der Schriftſteller, und am meiſten der Dichter, vor. Natürlicherweiſe muß er ſich alſo in dem, was er unternimmt, nach der Natur des Bedürfniſſes richten, für welches er arbeitet. In der That werden bey uns die Dichter ſelten anders als zum Vergnügen geleſen, und der Dichter ſelbſt kann ſich ſchwerlich einen andern Endzweck vorſetzen. Iſt er durch das Vergnügen zugleich nüzlich, flößt er den Leſern, deren Zeit er verkürzt, zugleich eine Anzahl nüzlicher Wahrheiten und tugendhafter Geſinnungen ein: vortreflich! wir wiſſen ihm dafür Dank, unſerer Erholung ſo viel Werth in unſern eignen Augen gegeben zu haben; — und im Grunde würde es ihm auch ohne irgend einen Einfluß des Nutzens auf unſern Geiſt nicht einmal gelungen ſeyn, den Einfluß zu erhalten, uns Vergnügen zu machen. Aber bey dem allen wird er es doch nicht dahin bringen, daß wir uns aus der Leſung der Dichter, (wenn wir aus den Jahren der Erziehung heraus, und nicht ſelbſt Dichter oder Kunſtrichter ſind) eine eigentliche Arbeit, eine Beſchäftigung machten.

Noch eine andere große Verſchiedenheit in den Werken der Schriftſteller liegt in dem Unterſchiede ihrer Sprache. Oder vielmehr, wenn man bey den Werken einzelner Schriftſteller das, was ihnen, und das, was ihrer Zeit zugehört, zu leicht vermiſchen kann; ſo kann man hingegen aus der Vergleichung der Sprachen ſicherer die Verſchiedenheiten lernen, durch welche die ganzen Nationen und die ganzen Zeitalter ſich charakteriſiren.

Die Sprachen ſind für den einzelnen Menſchen, der durch die Geburt in eine ſchon civiliſirte Geſellſchaft eintritt, eben ſo viel ſchon zubereitete Formen, nach welchen er ſeine Begriffe zu modelliren genöthigt iſt, oder unter welchen ſie ihm allein bekannt werden. Und da der Verſtand die Wörter braucht, nicht bloß andern zu ſagen, was er denkt, ſondern es ſich auch erſt ſelbſt deutlich vorzuſtellen; da die Sprache nicht bloß das Werkzeug der Mittheilung, ſondern auch der Bildung der Gedanken iſt: ſo muß der Geiſt, der in den Werken jeder Nation herrſcht, eben ſo verſchieden ſeyn, als das Naturell ihrer Sprache.

Wenn wir die älteſte griechiſche Sprache mit der unſrigen vergleichen, ſo finden wir, erſtlich, was natürlicherweiſe bey Menſchen ſeyn mußte, die beſtändig unter dem Anblicke der Natur lebten, und ſie alſo überhaupt genommen beſſer kannten, als unſere immer eingeſchloßne Menſchen; wir finden, ſage ich, die Sprache, in Abſicht der natürlichen Dinge und ihrer ſichtbaren Veränderungen, reicher als die unſrige. Sie hatte für Pflanzen, für Thiere, für die gewöhnlichſten Erſcheinungen und Handlungen derſelben, und für die Arbeiten, die der Menſch mit ihnen vornimmt, mehr Namen der allgemeinen Sprache, die bekannt, und an Würde und Deutlichkeit allen andern Wörtern der Sprache gleich waren. Unſere Sprache iſt an ſolchen Wörtern arm. Nicht als ob die Perſonen, die mit jedem dieſer Dinge als mit ihrem Geſchäfte umgehen, ſie nicht auch zu benennen wüßten. Aber dieſe Namen ſind nur bloß den Leuten dieſes Standes und dieſer Beſchäftigung bekannt. Eben deswegen wechſeln ſie auch von Provinz zu Provinz, von Stadt zu Stadt ab. Was von den wenigſten gekannt wird, das wird auch keinen allgemeinen feſtgeſetzten Namen haben, oder dieſer Name wird unter dem beſondern Beynamen jedes Orts bald verloren ſeyn. Wenn einmal die Sache aus der Zahl derjenigen weggeſchafft iſt, die ſich alle Glieder einer Nation mitzutheilen haben, ſo braucht es auch kein Zeichen mehr, woran alle das Ding erkennen. — Wörter haben wir alſo wohl für alle dieſe Dinge, aber nur nicht bekannte, nicht edle Wörter.

Lieſt man den Homer da, wo er Gegenſtände fürs Geſicht und beſonders Bewegungen vorſchreibt, ſo wird man gewahr, daß er für jede kleine Abänderung in der Geſtalt der Sache ein beſondres Wort hat, für die wir nur ein gemeinſchaftliches, oder Umſchreibungen haben. Er kann den Verfolg einer ſinnlichen Veränderung, die Abwechſelung, die die Bewegung der Körper in ihrem Anblicke hervorbringt, in ihrer vollſtändigen Folge auf einander vorſtellen. — Wären uns eben die Sachen zu beſchreiben gegeben worden, ſo würde uns unſre itzige Denkungsart und das Naturell unſrer Sprache darauf geführt haben, nur einen einzigen Umſtand, den wir für den hauptſächlichſten gehalten hätten, herauszuheben. Wir hätten der Einbildungskraft unſrer Leſer nur auf die Spur helfen können. Homer zeichnet ihr die Sache vollſtändig vor.

Man ſehe z. B. die Beſchreibung eines Sturms beym Homer Iliade IV B. v. 421.

Ὡς δ' ὅτ' ἐν αἰγιαλῷ πολυηχέϊ κῦμα θαλάσσης
Ὄρνυτ' ἐπασσύτερον Ζεφύρου ὑποκινήσαντος
Πόντῳ μὲν τὰ πρῶτα κορύσσεται αὐτὰρ ἔπειτα
Χέρσῳ ῥηγνύμενον μεγάλα βρέμει, ἀμφὶ δὲ τ' ἄκρας
Κυρτὸν ἐὸν κορυφοῦται, ἀποπτύει δ' ἁλὸς ἄχνην.

Man vergleiche ſie nur mit der Ueberſetzung des Pope, oder mit der Beſchreibung eines ſpätern Dichters, und man wird den Vorzug der homeriſchen Sprache im Ausdrucke ſichtbarer Erſcheinungen gewahr werden. Zuerſt giebt er die Sache, die er malen will, nur überhaupt an, κῦμα ὄρνυτ'; aber er ſezt ein Beywort hinzu, ἐπασσύτερον, das der Imagination ſchon ein ſehr zuſammengeſeztes Bild giebt. Es zeigt das Drängen einer Welle gegen die andere an, die Schnelligkeit, mit der auf jede heranrollende und ſich zerſchlagende Welle eine zweyte und eine dritte folgt, die das Auge beynahe mit der erſten vermiſcht. Pope drückt dieß einzige Wort durch zwo Zeilen aus:

The billows float in order to the ſhore
The wave behind rolls on the wave before.

Das Wort ὑποκινήσαντος zeigt nicht bloß, wie das Engliſche the Winds move the Seas, die Bewegung an, ſondern es beſtimmt auch die Art der Bewegung; es iſt ein innerer Aufruhr, der das Waſſer von der Tiefe in die Höhe treibt. Pope ſcheint dieß durch einen andern Vers ausgedrückt zu haben:

Till with the growing ſtorms the deeps ariſe.

Bis ſo weit hat Pope den Homer zwar umſchrieben, aber doch ausgedrückt; — aber wo dieſer die Beſchreibung der auf einander folgenden Geſtalten des ſtürmiſchen Meeres anfängt, da verläßt ihn ſein Ueberſetzer gänzlich. Eine allgemeine Redensart gilt für eine Menge beſtimmter und maleriſcher. Erſtlich wird das Meer nur noch leicht bewegt, es rüſtet ſich; κορύσσεται, noch iſt die Bewegung mitten im Meere, die Wellen zerſchlagen ſich gegen einander, keine reicht bis ans Ufer. — Aber der Sturm wächſt, die Wellen werden größer, eine treibt die andre fort, die lezte bricht ſich ſchon mit großem Geräuſch am Lande, Χέρσῳ ῥηγνύμενον. Der Sturm erreicht ſeine größte Höhe, die Wellen thürmen ſich bey den Vorgebirgen, wo ſie weniger Raum haben, ſich auszubreiten, krümmen ſich in ihrer größten Erhebung, κυρτὸν ἐὸν κορυφοῦται, werfen an ihrer Spitze einen weißen Schaum aus, und ſtürzen wieder zurück. Dieſe auf einander folgenden Erſcheinungen wird ſchwerlich irgend eine neuere Sprache mit gleicher Genauigkeit und Kürze ausdrücken können.

So werden wir in den meiſten Beſchreibungen Homers immer den Anblick, den die Sache gewährt, die Art und Weiſe, wie ſie ſich dem Auge darſtellt, genau angegeben finden. Wenn wir bloß ſagen: er hat ihn mit ſeinem Schwerte durchbohrt; ſo ſagt er:

ἡ δὲ διὰ πρὸ
Ἀντικρὺ κατὰ κύστιν ὑπ' ὀστέον ἤλυθ' ἀκωκή.

διὰ, der Spieß gieng durch; πρὸ, er kam vorne wieder hervor; ἀντικρὺ, die Spitze war auf der entgegenſtehenden Seite von der, wo er ſie eingeſtoßen hatte.

Wenn er das Schwärmen der Bienen beſchreibt, ſo zeigt er uns alles, was das Auge dabey vorzüglich rührt: erſt das unaufhörliche Hervorkommen eines Schwarms nach dem andern aus dem Stocke; dann die zuſammengedrängten Truppe, die nur Einen Körper auszumachen ſcheinen; dann die Zertheilung und die mannichfaltigen Richtungen dieſer Haufen.

Ἠΰτε ἔθνεα εἶσι μελισσάων ἁδινάων
Πέτρης ἐκ γλαφυρῆς αἰεὶ νέον ἐρχομενάων
Βοτρυδὸν δὲ πέτονται ἐπ' ἄνθεσιν εἰαρινοῖσιν
Αἱ μὲν τ' ἔνθα ἅλις πεποτήαται αἱ δέ τε ἔνθα.

Hingegen ſind wir in Namen abſtrakter Begriffe und in Ausdrücken für die Verhältniſſe derſelben reicher. Wir haben erſtlich weit mehr Abſtrakta gemacht, mehr Kräfte der Dinge, mehrere ihrer gemeinſchaftlichen Eigenſchaften, mehrere Beziehungen derſelben auf einander wahrgenommen, und alſo auch benannt. Beſonders haben wir in den Fähigkeiten und Operationen des Geiſtes eine Menge Unterſchiede durch eigne Wörter kenntlich gemacht, die bey den Alten ſich unter einem gemeinſchaftlichen Namen vermiſchten. Ueberdieß haben wir Wörter, die dieſe abſtrakten Begriffe geradezu ausdrücken; die den Verſtand unmittelbar darauf führen, und ohne erſt den Umweg durch ein gewiſſes Bild zu nehmen, aus dem jeder ſich den hieher gehörigen Theil ſelbſt ausſuchen muß. Es ſind zwar in allen Sprachen die Wörter für die Dinge aus der unſichtbaren und geiſtigen Welt ihrem Urſprunge nach Metaphern. Aber dieſer Urſprung iſt bey uns vergeſſen, die Metapher wird nicht mehr bemerkt. Bey den Alten war eben dieſe Metapher das einzige Mittel, ſich den Begriff entweder ſelbſt zu formiren, oder ihn andern verſtändlich zu machen. Die Etymologie erhält bey uns noch die Denkmäler dieſes Ueberganges von den ſichtbaren Gegenſtänden zu den abſtrakten. Aber der Sprachgebrauch läßt uns nicht mehr an die erſten gedenken. — Urſprünglich konnte man ſich den Begriff eines Worts anders nicht aufklären, als indem man entweder das Ding ſelbſt, oder ſonſt etwas zeigte, das dem Dinge ähnlich war. Im leztern Falle mußten die Vergleichungsſtücke, die die Merkmale des Begriffs ausmachten, nothwendig nach der verſchiedenen Fähigkeit oder Aufmerkſamkeit deſſen, der die Vergleichung anſtellte, verſchieden ſeyn; und der Begriff war daher ſchwankend, und wurde auf ſehr ungleichartige Gegenſtände angewandt. Izt kommen wir freylich ebenfalls zulezt zu dieſem einzigen Hülfsmittel; aber nur erſt nach einem längern Umwege. Wir erhalten die Idee eines abſtrakten Wortes, indem wir es in eine ganze Menge anderer verwandeln, die concreter und von den ſinnlichen Begriffen ſo zu ſagen weniger entfernt ſind. So löſen wir immerfort Wörter in Redensarten auf, bis wir endlich auf ſolche kommen, die nicht anders, als durch die

Gegenwart des Objekts oder durch eine Metapher klar werden können; dieſe Verwandlung heißen wir Erklären. Wir werden alſo den Urſprung unſrer abſtrakten Jdeen aus den ſinnlichen weniger gewahr, weil wir erſt nach einer Succeßion von andern abſtrakten Jdeen darauf zurückkommen, und gemeiniglich dieſe Kette nicht bis ſo weit fortführen. Jn der älteſten Sprache war dieſer Urſprung gleich unmittelbar bey jedem Worte ſichtbar. Ein Bild für das Auge oder Ohr war das nächſte Glied, an welches der allgemeine Begriff geknüpft war.

Drittens. Die älteſte Sprache iſt maleriſcher, als die unſrige; maleriſcher in einer doppelten Bedeutung. Erſtlich: weil ſie noch weniger zuſammengeſetzte Jdeen ausdrückte, ſo hatte ſie auch noch weniger abgeleitete, und mehr Stammwörter; dieſe Stammwörter, je näher ſie ihrem Urſprunge ſind, je weniger ſie noch an den erſten Tönen geändert haben, die die Menſchen bey Erblickung eines gewiſſen Gegenſtandes ausſtießen, und die ſie nachher brauchten, um ihn andern wieder eingedenk zu machen, deſto mehr kommen ſie mit der Sache ſelbſt im Tone oder Accent überein. Das Malen der Gegenſtände fürs Ohr iſt bey einer ſolchen Sprache weniger die Abſicht des Dichters und das Werk ſeiner Kunſt, als eine natürliche Wirkung der Wörter und Ausdrücke, welche die einzigen waren, die er wählen konnte. Zweytens: Jedes Wort, das den ſinnlichen Anblick der Sache unmittelbar in der Einbildungskraft rege macht, und zu deſſen Bezeichnung nur ganz allein beſtimmt iſt, malt die Sache, in ſofern die Erweckung des Bildes in der Imagination die erſte und einzige Wirkung iſt, die es thut. Es giebt in jeder Sprache Wörter, die von einer Sache oder Handlung gerade nur den ſinnlichſten Theil ausdrücken, und denſelben ſo geradezu, ſo ohne allen Nebenbegriff vorſtellen, daß man an nichts, als an dieſen ſinnlichen Anblick der Sache, denken kann. Andere hingegen drücken mehr eine innere Beſchaffenheit und Einrichtung des Dinges aus, oder ſtellen es zugleich mit gewiſſen Nebenzügen vor, die den Eindruck des bloß ſinnlichen Bildes ſchwächen, und die Idee mehr intellectuell machen. Starr anſehen und begaffen, etwas befühlen und betaſten, ſagt einerley; aber das erſte drückt mehr die Handlung, und das andere mehr die körperliche Bewegung aus, die dabey vorgeht. Die alten Sprachen hatten einen Ueberfluß von der erſten Gattung von Wörtern und Redensarten. Die unſrigen haben auch noch einige; aber faſt die meiſten derſelben ſind in dem Munde des Pöbels. Es giebt bey uns eine Menge ſolcher niedrig gewordner Ausdrücke, die kein Mann von guter Lebensart, und noch weniger ein Schriftſteller brauchen darf, und die doch die Sache weit ſinnlicher bezeichnen, ſie ſo zu ſagen weit mehr vor Augen ſtellen, als die edlern Ausdrücke.

Von allen dieſen Verſchiedenheiten nun in den Sachen, welche gekannt wurden, in der Methode ſie zu erlernen, in den Werkzeugen ſie auszudrücken, was mußten davon die Folgen in Abſicht der Werke ſelbſt ſeyn, die das Genie aus dieſem Stoffe und in einer ſolchen Sprache hervorbrachte?

Erſtlich muß in den alten Schriftſtellern nothwendig mehr Originelles ſeyn. Wir nennen original, was ſeine nächſte und unmittelbare Urſache in dem Dinge ſelbſt hat, an welchem es erſcheint. Diejenigen Gedanken ſind original, die dem Menſchen, der ſie hat, ganz eigen, aus der individuellen Natur ſeines Geiſtes und ſeiner Verfaſſung entſprungen ſind, und die eben deswegen von keinem andern eben ſo gedacht werden können.

Jeder Menſch hat ſeine eigenthümliche Form des Geiſtes, ſo wie ſeine Geſtalt. Er iſt anders organiſirt, als die übrigen; die Gegenſtände bringen in ſeinen Werkzeugen durch dieſelbige Einwirkung doch andere Bewegungen hervor, und malen ſich in ſeiner Seele mit andern Schattirungen ab. Er hat eine andere Anlage ſeiner Fähigkeiten, und richtet alſo ſeine größte Aufmerkſamkeit auf andre Gegenſtände, oder auf andere Theile derſelben. Die Reihe der Dinge ſelbſt, die er ſieht, und die

Ordnung, in welcher er ſieht, iſt verſchieden; und ſeine neuen Erfahrungen finden alſo bey ihm eine andere Grundlage vorher eingeſammleter Begriffe, als bey jedem andern. Er hat andere Veranlaſſungen, ſich an ſeine gemachten Erfahrungen zu erinnern. Alſo bleiben bey ihm gewiſſe Ideen haften, die den übrigen entwiſchen, weil gerade nur er den Anſtoß gehabt hat, ſie ſo oft, als nöthig war, zu erneuern. Dafür werden andere ihm dunkel, auf die ihn ſeine Umſtände nicht oft genug wieder zurückgeführt haben. Er hat andre Neigungen, und daher auch die andre Bedürfniß, die Sachen kennen zu lernen. Er hat endlich andere Beyſpiele vor ſich, und hat ſeine einzelnen Begriffe auf eine andre Art zuſammengeſezt. In allen denen Ideen, die der Geiſt aus ſolchen Operationen ſelbſt hervorbringt, die er aus ſeinen eignen Erfahrungen, durch ſeine eigne Art von Abſtraktion ſchöpft, muß jeder Menſch etwas Eigenthümliches, oder mit einem andern Worte etwas Originelles haben. Wir geben aber den Gedanken deſſelben dieſen Namen nur alsdann, wenn die Unterſchiede merklicher, und die Gedanken ſelbſt von Wichtigkeit ſind.

Alſo nur in denjenigen Begriffen eigentlich kann es eine vollkommene Uebereinſtimmung unter mehrern Menſchen geben, die ſie ſich einander ſchon unter einer abſtrakten Form mit Wörtern ausgedrückt, überliefert haben. Dieſe Wörter und Ausdrücke ſind in unſrer itzigen Welt für die Bedürfniſſe und die Güter des Geiſtes, das heißt für die Ideen, ungefähr eben das geworden, was das Geld in Abſicht der äußern Güter und Bedürfniſſe iſt; eine Art von conventionellen Zeichen, die man im geſellſchaftlichen Verkehr an die Stelle der Sache ſelbſt ſezt, giebt und empfängt, nicht weil ſie ſelbſt das ſind, was man begehrt oder mittheilen will, ſondern weil man vorausſezt, daß jeder ſich bey Gelegenheit den wirklichen Werth des Dinges, den ſie vorſtellen, dafür eintauſchen könne. Dieſe Wörter ruhen eben ſo oft ungebraucht in dem Gedächtniſſe des Gelehrten, als das Geld im Kaſten des Reichen, und befriedigen ihre Beſitzer nur mit der bloßen Möglichkeit, ſich die Vorſtellungen oder die Vergnügungen zu verſchaffen, deren Symbole ſie ſind. Mit beiden laſſen wir unſere Kinder lange vor der Zeit ſpielen, ehe ſie begreifen können, wozu das eine angewendet werden könne, und was die andern bedeuten.

Nämlich eine ſolche allgemeine Idee, die jemand aus ſeinen eignen Beobachtungen noch nicht gefunden hat, muß, wenn ſie bey ihm eine wirkliche Idee werden ſoll, erſt mit den Erfahrungen zuſammengehalten, und aus denſelben ſo zu ſagen aufgeklärt und beſtätigt werden. Sie iſt alsdann eine Art von Wegweiſerinn, die ihm bey dem vorkommenden Falle anzeigt, worauf er zu ſehen habe: und wenn er nun das Ding oder die Seite deſſelben auffindet, von welchem andre zuerſt dieſen Begriff genommen haben; wenn er unter den Factis, die ihm vorkommen, das Muſter entdeckt, wovon die Wahrheit, die er zuvor den Worten nach gefaßt hatte, der Ausdruck ſeyn ſoll; dann iſt es erſt wahrhaftig ſein Begriff, und ſein Verſtand weiß, was die Worte ſagen wollen.

Aber die nach dieſer Methode aufgeklärte Vorſtellung hat weit weniger die unterſcheidende Form ſeines Geiſtes, weil der Verſtand dabey weniger frey zu Werke gegangen, weil die Aufmerkſamkeit ſchon immer von der vorhergefaßten wörtlichen Idee geleitet worden, weil die Arbeit des Geiſtes mehr darauf gerichtet geweſen iſt, die Dinge ſo anzuſehen, ſie ſich ſo vorzuſtellen, wie es mit der Beobachtung und der Meynung der übrigen übereinſtimmte, als die Sache in ihrem ganzen Umfange und nach der ſämmtlichen Summe der Eindrücke, die ſie auf ihn zu machen fähig war, kennen zu lernen.

Nun iſt klar, daß in dem älteſten Zuſtande der Ideen mehr als itzt geweſen ſeyn müſſen, die jeder Menſch für ſich aus ſeinen eignen Empfindungen, ſo gut er konnte, herleitete; und daß hingegen in dem unſrigen die überlieferten und mit gewiſſen Wörtern bezeichneten Ideen die Oberhand haben, ſolche, die nur umgetauſcht, nicht von dem Geiſte ſelbſt hervorgebracht und geprägt werden. In jenem erwuchs der Menſch ohne viel Unterricht. Aber deſto mehr Gelegenheit, Muße und Auffoderung hatte er, ſeine Sinne zu brauchen. Was hernach ſein Verſtand mit den dergeſtalt geſammleten Ideen anfangen ſollte, das hieng noch weit weniger von der Leitung und dem Beyſpiele anderer, als von dem natürlichen Hange und den freywilligen Bewegungen eines jeden ab. Was jeder von der Natur oder vom Menſchen kannte, das hatte er ſelbſt an ihr geſehen. So oft er davon redete, ſo ſtund vor ſeiner Einbildungskraft wieder die Perſon, der Vorfall, die Begebenheit, an der er zuerſt dieſe Beſchaffenheit oder dieſes Verhältniß wahrgenommen hatte. Bey ihnen hatte, nach des Protagoras Syſtem, noch jeder Menſch ſeine eigene Wahrheit. — Bey uns hingegen kömmt der Unterricht den Sinnen lange zuvor. Wie viel Namen ſind nicht in dem Munde unſrer Kinder und Erwachſenen, ehe ſie die Objekte geſehen haben, und die ſie zum Theil niemals recht ſehen. Wie viel Ausdrücke von Eigenſchaften und Verhältniſſen der ſichtbaren und moraliſchen Welt brauchen wir nicht, ehe wir jemals durch unſre eigne Umſtände ſind veranlaßt worden, dieſe Verhältniſſe kennen zu lernen, und ehe uns die Verknüpfungen der Dinge vorgekommen ſind, bey welchen allein dieſelben ſich haben entdecken laſſen. Wie viel allgemeine Sätze und Sentenzen, und Regeln und Sittenſprüche können wir nicht ſchon auswendig, ehe wir noch den kleinſten Theil der vorläufigen Ideen haben, an deren Kette jene erſt das lezte Glied ſeyn ſollten. Unſere Ammen und unſere Lehrmeiſter bringen uns eine Menge ſolcher präſumtiver Kenntniſſe durch Wörter und Formeln bey, von denen wir vor der Hand nur ſo viel wiſſen, daß etwas dabey gedacht werden ſoll, und von andern gedacht worden iſt, die wir aber erſt hinterdrein, und oft ſehr ſpät, mit wahren Gedanken ausfüllen können. Wir hören und reden ſchon viel von menſchlichen Handlungen und Tugenden und Fehlern, ehe wir noch einen Menſchen mit Aufmerkſamkeit haben handeln geſehen. Je mehr alſo die natürliche Ordnung unſrer Aufklärung umgekehrt wird, je mehr wörtliche abſtrakte Ideen vor den ſinnlichen und Erfahrungsideen vorhergehen, je mehr der Beobachtungsgeiſt dem Syſtem nachfolgt, und daſſelbe nur zu beſtätigen ſucht, deſto mehr Gleichheit unter den Begriffen mehrerer, die izt bloß den gemeinſchaftlichen Theil ihrer Fähigkeiten und nach einerley Vorſchrift geübt, und den eigenthümlichen vernachläßigt haben; deſto weniger Originelles alſo.

Und ſo finden wirs auch in der That, wenn wir die Werke der Alten und Neuern anſehen. Muß es nicht einen etwas denkenden Menſchen wundern, wenn er hört, daß alle die vornehmſten Gattungen der Dichtkunſt, die, welche noch bis auf den heutigen Tag den ganzen Umfang menſchlicher Werke in dieſer Art zu umfaſſen ſcheinen, gerade zu der Zeit ſind erfunden und feſtgeſezt worden, da man am wenigſten über die Natur dieſer Gattungen, und über die Verſchiedenheiten, deren dieſelben fähig wären, nachdenken konnte? Iſt es nicht augenſcheinlich, daß dieſe verſchiedene Dichtungsarten nur ſo viel verſchiedene Geſtalten waren, die die Begriffe in dem Kopfe der erſten Schriftſteller annahmen? Daß die Klaſſifikation derſelben, die wir izt als nothwendig anſehen, zum Theil von dem zufälligen Umſtande abhieng, daß gerade ſolche und ſolche Genies die erſten waren, die die Aufmerkſamkeit der Nationen auf ſich zogen? Der erſte poetiſche Erzähler alter Geſchichte, und der, welcher in der Ode die Empfindungen bloß aus den Thatſachen herauszog, und dieſe als eine Art gröbern Stoffs liegen ließ, und der, welcher die Begebenheiten vor den Augen ſeiner Zuſchauer vorgehen ließ: waren das Leute, welche bemerkt hatten, wie vielerley Formen die Vorſtellung einerley Sachen annehmen könnte? Oder geriethen ſie nicht vielmehr darauf, weil ſie nach keinem Muſter gebildet, ſich bloß den Bewegungen ihres eignen Geiſtes überließen, und alſo durch die größre Leichtigkeit, die ſie fanden, ſich die Sachen auf die eine als auf die andre Art vorzuſtellen, getrieben wurden, dieſe zu wählen? Sobald aber die erſten Schriftſteller einen Grad von Anſehen und Ruf erhalten hatten, ſo wurde nunmehr die natürliche Wirkſamkeit der nachfolgenden geſtört. Jedermann war auf dieſe Werke aufmerkſam, und machte ſich mit denſelben bekannt. Eine neue Laufbahn zur Ehre und zur Achtung war geöffnet. Am Ende derſelben ſah man dieſe Männer angelangt. Jedermann ſezte ſich alſo nunmehr in Bewegung; nicht mehr dahin, wohin er ſelbſt natürlicherweiſe ohne Wegweiſer gegangen ſeyn würde, ſondern dahin, wo er ſahe, daß andre vor ihm glücklich geweſen waren. Endlich kam die Philoſophie, die immer Gründe findet, warum das Ding, das auf die eine Art geſchehen iſt, nur auf dieſe einzige Art geſchehen konnte, theilte die Dichtkunſt a priori in ſo viel Klaſſen, als der Zufall und die Natur der erſten Dichter verſchiedene Werke hervorgebracht hatten, und ſchränkte nun vollends die Freyheit der folgenden Schriftſteller durch den Schein von Vollſtändigkeit ein, den ſie dieſer Klaſſification gab.

So haben bey allen Arten der Erfindungen die beſondern Umſtände, die Talente und der Geſchmack der erſten Perſon, die durch dieſelbe bekannt worden iſt, entſchieden, nach welchen Regeln alle künftige arbeiten ſollten. Die erſte Entdeckung eines neuen Werks zum Nutzen oder zur Bequemlichkeit der Geſellſchaft, iſt ein Werk des Zufalls, das heißt, eines Zuſammenfluſſes von Urſachen, die wir nicht aus einander ſetzen können. Sobald der Menſch die Früchte derſelben genießt, ſo giebt ihm ſeine Trägheit ſo viel Anhänglichkeit an die Form, unter welcher er die Sache zuerſt geſehen hat, daß nun gar nicht mehr davon die Rede iſt, ob nicht vielleicht, wenn noch nichts erfunden wäre, ſein eigner Verſtand ihn auf einem andern Wege zu demſelben Ziele würde geführt haben. Eine zweyte Erfindung koſtet oft mehr als die erſte, weil man, außer der Schwierigkeit der Unternehmung ſelbſt, noch zugleich den Hang der Nachahmung überwinden muß.

In der That iſt es wohl begreiflich, daß die Empfindungen des Menſchen in Verſen oder in Proſe ſich auf nicht mehr als vier oder fünferley

Arten ſollten mittheilen laſſen; daß es entweder eine Erzählung mit Götter- und Heldengeſchichten und Wundern und Erſcheinungen; oder eine dialogiſche Vorſtellung, und zwar dieſe, wenn ſie traurig iſt, zwiſchen Königen und Fürſten, und wenn ſie luſtig iſt, zwiſchen Bürgern und Bedienten; oder daß es ein Geſang, und in dieſem alsdann nur Empfindungen mit Enthuſiaſmus und Unordnung; oder daß es endlich eine Fabel ſeyn müſſe, wenn etwas ein Gedicht ſeyn ſoll? Man ſtelle ſich einmal vor, unſer Klima wäre zuerſt bevölkert, unſere Nation zuerſt civiliſirt, unſere Sprache zuerſt ausgebildet worden; unſere Religion, unſere Geſchichte, unſere Naturkenntniſſe, unſre Regierungsformen wären die älteſten geweſen. Hätte ſich wohl auch ein einziges Stück der alten Dichtkunſt ſo vorſtellen laſſen, wie es izt iſt? Hätte wohl irgend ein Menſch an Epopeen und Oden und Schauſpiele nach Art der Alten denken können? Würden wir wohl, wenn wir von der ganzen Natur und dem menſchlichen Geſchlechte nichts weiter gewußt hätten, als was wir izt wirklich vor Augen haben, alle die Einrichtungen abgerechnet, die ſchon den Geiſt der alten Zeit in die unſrige verpflanzen; würden wir wohl auf viele von den Regeln gekommen ſeyn, die izt die klaſſiſchen Schriftſteller der neuern beobachten?

Man ſehe nur, wie genau die ganzen Formen unſerer poetiſchen Werke zu der Lage und Verfaſſung und Geſchichte von Griechenland, und wie wenig ſie zu der unſrigen paſſen! Bey jener machen ſie einen Stein des ganzen Gebäudes aus, bey uns ſind ſie ein angeflickter Zierrath. Ihre Epopee enthielt ihre älteſte Geſchichte, den Urſprung ihrer Städte und ihrer großen Geſchlechter. Was der Dichter dort in eine zuſammenhängende Erzählung brachte, das hörte ſtückweiſe ſchon das Kind an der Bruſt ſeiner Mutter, das beſang der Jüngling an den Feſten der Götter und Helden, davon redete der Sachwalter vor Gerichte, der Patriot im Rathe, der Heerführer im Felde. Ihre Oden, ihre Schauſpiele, der Stoff und die Form derſelben, waren in die beſondern Ceremonien ihres Gottesdienſtes, oder in die beſondern Feyerlichkeiten ihrer Zuſammenkünfte, oder in die Verfaſſungen ihrer Regierungsformen ſo eingewebt, daß ſie nur unter dieſen auf alle Weiſe ihre Veranlaſſung, ihre Beziehung, ihre volle Wirkung hatten.

Der Glanz, den ein berühmt gewordner Dichter oder Redner von ſich wirft, blendet ohne Zweifel ſeine unmittelbaren Nachfolger am meiſten, und die Nachahmungsſucht iſt in der That niemals ausſchweifender und ſklaviſcher, als gleich nach der Epoque der Erfinder. So war es in Griechenland, ſo in Rom, ſo in Italien zu den Zeiten Petrarchs. Die erſten Dichter wurden von den nächſten Jahrhunderten nicht bloß als Originale angeſehen, die man aus freyer Hand nachzeichnen wollte, ſondern als Modelle, in welche man ſein Werk bis auf die kleinſten Fugen paſſen mußte. — Nach und nach, da die Anzahl der aufgeklärten Völker, unter denen es Dichter giebt, größer geworden, haben ſich auch die Originale vermehrt: die Verehrung hat ſich getheilt, die Philoſophie hat uns Möglichkeiten gewieſen, wo wir auch noch keine Beyſpiele haben, und wir, die wir izt ſo ſpät kommen, haben eben dadurch, daß uns ſo viele Muſter zum Nachahmen überliefert worden, den Vortheil erlangt, daß es uns leichter wird, mitten unter der Nachahmung noch etwas von dem Eignen unſers Kopfes und Herzens zu behalten.

So erhält der menſchliche Geiſt in ſeinem weiteſten Fortgange auf einige Art das Recht wieder, was er bey ſeinen früheſten Verſuchen gehabt hatte. Die erſten Genies waren Originale gewiſſermaßen aus Nothwendigkeit. Was hätten ſie anders ſeyn ſollen, da ſie die erſten waren? Die nachfolgenden waren viele Jahrhunderte durch, aus Trägheit und aus Bewunderung, ihre Nachahmer. Dieſer Einfluß würde vielleicht nicht ſo lange und ſo merklich fortgedauert haben, wenn nicht Zwiſchenzeiten von Unwiſſenheit und Barbarey den menſchlichen Geiſt auf ſeiner Laufbahn aufgehalten, oder ihn beynahe wieder ganz bis an die Schranken zurückgebracht hätten. Und wäre es nur noch reine einfältige Unwiſſenheit, ein Mangel aller Kultur geweſen: ſo hätte ſie wenigſtens die Freyheit des Menſchen in den Operationen ſeiner Sinne und ſeines Verſtandes wieder herſtellen können. Die Geſellſchaft und die Wiſſenſchaften hätten alsdann ihre Reiſe wieder von vorne angefangen, und nach einer Reiſe ähnlicher Revolutionen wären unſere Homere oder Solons doch auch erſchienen. Aber ſo waren es Jahrhunderte einer verkehrten ungeſtalten Gelehrſamkeit. Die Anhänglichkeit für das Alterthum dauerte fort, aber man kannte und verſtund dieſes Alterthum nicht mehr. Als man ſich nun aus dieſer Dunkelheit hervorarbeitete, ſo hatte mån die alten Muſter noch immer im Geſichte. Die Erhabenheit derſelben über alles, was in den ſpätern Jahrhunderten oder von andern Nationen war hervorgebracht worden, war augenſcheinlich. Die Hochachtung für ſie mußte ohne Gränzen ſeyn. Die Schwierigkeit, die es koſtete, ſie zu finden und zu ergänzen, und die Arbeit, die man ſich machte ſie zu erklären, waren ſehr geſchickt, dieſe Hochachtung noch höher zu treiben. Nach und nach iſt dieſes Studium durch die Menge der ſchon vorhandenen Hülfsmittel weniger ſchwer, und nach eben dem Maaße weniger eifrig geworden. Der Mann von Genie hat auch bey der Leſung der Alten doch noch einige Muße übrig behalten, an ſeinen eignen Ideen zu arbeiten. — Die Philoſophie hat endlich ihr Licht auch an dieſe Gegenſtände gebracht. Sie hat uns die Regeln, die ihren Grund in dem Beſtändigen der menſchlichen Natur haben, von denen unterſcheiden gelehrt, die aus dem veränderlichen Zuſtande derſelben fließen.

Alles das zuſammengenommen hat zwar nicht unſrer Litteratur die Grundzüge nehmen können, die von der alten griechiſchen und römiſchen in ihr liegen: aber es hat doch wenigſtens die Geſtalten und Farben derſelben geändert.

Eben dieſe Philoſophie iſt es, welche unſere Schriftſteller noch zu Originalen, wenigſtens in einzelnen Theilen ihrer Werke, machen kann.

Nämlich derjenige Theil der Dinge, der der Empfindung nicht unmittelbar offen liegt, der erſt durch eine Reihe von Beobachtungen und Schlüſſen aus ihnen gefunden werden muß, wird da genauer erkannt, wo nicht jeder Menſch mit ſeinen Erkenntniſſen immer von vorne anfangen, und alle die erſten einfachſten Erfahrungen wieder durchwandern muß, ſondern wo er bey ſeinem Eintritte in die Geſellſchaft das Reſultat von den Erfahrungen ſeiner Vorfahren concentrirt erhält, und von dieſen nunmehr ausgehen kann. Die älteſten Menſchen ſponnen ſich ſo zu ſagen den ganzen Faden ihrer Ideen ſelbſt: ſie kannten ihn deswegen genau, er war völlig ihre, aber weit fortgeſezt war er nicht. Izt bekömmt jeder Menſch durch Ueberlieferung und Unterricht ſchon ein ganzes Gewebe von Ideen in die Hand, das er ſelbſt noch nicht überſehen kann, das er indeß als einen unbekannten Schatz verwahret, bis er es nach und nach bey Gelegenheit aus einander wickelt. — Und alsdann erſt, wenn er damit fertig iſt, dasjenige, was er von fremden Gedanken bekommen hatte, in ſeine eignen zu verwandeln: alsdann erſt kann er nun anfangen, umherzugehen und ſich ſelbſt Gegenſtände für ſeine eigne Bearbeitung aufzuſuchen.

Zu denjenigen Dingen, deren Kenntniß nicht bloß Empfindung, ſondern auch Zergliederung des Empfundnen verlanget, gehört die Entſtehung und die Abwechſelung der Begierden; aber noch weit mehr die Art der Erzeugung und der Entwickelung der Ideen ſelbſt, der Mechaniſmus, nach welchem die Seele bey ihren Operationen verfährt, die Triebwerke und die Geſetze ihrer Bewegungen. Dieſe müſſen wir alſo von Rechtswegen beſſer kennen, als die Alten. Hingegen die Aeußerungen derſelben, die Geberdenſprache, die von der Leidenſchaft unwillkührlich ausgeſtoßnen Worte, alles, was vom innern Menſchen merklich in den äußern übergeht; das konnten ſie ſo gut wiſſen, wie wir, denn es gehören nur Augen und Aufmerkſamkeit dazu; ja ſie bemerkten es vielleicht beſſer, eben weil ſie nichts weiter zu bemerken hatten. Daraus entſpringen zween Unterſchiede zwiſchen unſern Dichtern und den ihrigen. Erſtlich: Jene zeigen uns mehr das Innere, dieſe mehr das Aeußere der menſchlichen Handlungen. Unſere Dichter ſind ſchon eine Art Metaphyſiker, und müſſen es faſt für uns ſeyn. Sie zergliedern die Empfindung, die der Alte ganz einfach durch ein Wort ausgedrückt hätte, in die Summe der einzelnen Bewegungen, aus denen ſie ſich erklären läßt. Sie ſagen uns nicht bloß die Gedanken, die der wirklich hatte, welcher in der vorgeſtellten Verfaſſung war, ſondern auch die, welche bloß dunkel in ſeiner Seele zum Grunde lagen, und in der Leidenſchaft ſich äußerten, ohne von dem Verſtande bemerkt zu werden. Sie ſondern in dem Gemälde der menſchlichen Seele die Züge, die in Eins verlaufen waren, von einander ab, und laſſen die geheimern kleinern Triebfedern einzeln vor unſern Augen ſpielen, die die Natur uns nicht anders als in ihrer vereinigten Wirkung zeiget. Der Alte hingegen nennt das Phänomen ſo im Ganzen, wie wir es ſehen, beſchreibt und erklärt nichts; iſt genau, reich, umſtändlich, wenn er die Wirkungen erzählt; unbeſtimmt, arm, kurz, wenn er ihre Urſachen angiebt. Zweytens: Wenn unſere Dichter originell ſeyn ſollen, ſo können ſie es nicht anders ſeyn, als durch neue Entdeckungen in dieſem Theile der Natur; der andere Theil iſt erſchöpft, oder für uns zerſtreute Zuſchauer weniger ſichtbar. Und ſo ſind auch diejenigen originell geworden, welchen wir zu unſern Zeiten dieſes Verdienſt zugeſtanden haben. Sie haben irgend eine neue Klaſſe der Empfindungen wahrgenommen, verborgene Unterſchiede und Schattirungen ſonſt ähnlicher Veränderungen der Seele entdeckt, die Begriffe, die in einer zuſammengeſetzten Vorſtellung oder einer Begierde verborgen liegen, richtiger erforſcht. Die Alten konnten originell ſeyn, ſelbſt in dem ganz ſichtbaren Theile der Natur.

Der Vorzug, den in dieſem Stücke unſer Jahrhundert vielleicht vor allen übrigen voraus hat, iſt augenſcheinlich. Man müßte in der That ſeine eigene Empfindung verleugnen, wenn man ſagen wollte, daß man den Menſchen von ſeiner innern Seite, die Philoſophie ſeines Herzens, in den Alten mehr oder nur eben ſo gut kennen lernte, als in einigen vortreflichen Werken der Neuern. Vielleicht ſind dafür Handlungen und Reden bey jenen genauere Kopien der damaligen Natur, als ſie es bey unſern Dichtern von der unſrigen ſind. Unſere Imagination bekömmt dort vielleicht getreuere Bilder: aber unſer Verſtand erhält weniger Begriffe, oder weniger Unterſchiede unter ähnlichen Begriffen. Unſer Herz wird vielleicht heftiger angegriffen; aber die Schläge ſind einförmiger, und zielen mehr darauf ab, das Ganze unſerer Empfindungen überhaupt in Bewegung zu ſetzen, als eine jede einzelne Saite derſelben beſonders zu rühren.

Kein Unterſchied zwiſchen den alten und neuern Dichtern iſt ſichtbarer als der, daß jene mehr Dinge wußten und ſchilderten, dieſer ihre Kenntniſſe eingeſchränkter, aber tiefer ſind.

Es giebt izt unter dem Haufen der wißbaren Dinge einen Theil, der, ſo zu ſagen, das gemeinſchaftliche Gut aller menſchlichen Geiſter ausmacht, Gegenſtände, die allen gleich wichtig, ungefähr gleich bekannt ſind, und deren Erlernung die gewöhnliche Art der Uebung iſt, die jeder ſeinem Verſtande giebt. Andere hingegen ſind nur das Eigenthum einer gewiſſen Gattung von Menſchen; die übrigen kennen ſie nicht: und von der Unwiſſenheit bis zur Verachtung iſt nur noch ein Schritt: — ſie nehmen auch keinen Theil daran. Ein ſolcher Unterſchied war in der erſten Epoche weniger ſichtbar. Der alte Dichter breitete ſich alſo in der That über den ganzen Umfang der Natur, der Künſte und der Geſchäfte des Menſchen aus. Die Beſchreibung eines Wagens, eines Rades, einer Handarbeit, eines Schildes, eines Gebäudes war für ihn beynahe gleich erheblich; alles war noch neu. Heute zu Tage iſt der Dichter in allem, was zu den Arbeiten der niedern Klaſſen gehört, unwiſſend, und der Leſer in Abſicht derſelben ekel. Der eine iſt nicht im Stande, ſie zu beſchreiben, und der andere hat kein Intereſſe, ſie kennen zu lernen.

Von wie viel Sachen mußte Homer nicht Kenntniſſe haben, von denen unſre heutigen Dichter nichts wiſſen, eben deswegen nichts wiſſen, weil ſich izt ſo viel davon wiſſen läßt; aber nur durch Studium und Fleiß, da Homer, zu deſſen Zeit jede Klaſſe der Kenntniſſe noch arm war, leicht den ganzen Vorrath einſammeln konnte, ohne ſelbſt recht zu wiſſen, wie er zu demſelben gekommen war. Welcher Dichter weiß izt bey uns, wann die Plejaden auf- und untergehen? welcher Wind der angenehmſte und welcher der Regenwind ſey? welche Tage zur Saat dieſer oder jener Frucht taugen? Wer kennt den Bau des Pfluges, des Weberſtuhls, des Schiffes, und weiß die Handgriffe, durch die ſie gebraucht werden? Wem iſt die Beſchaffenheit und die Lage aller Städte und Dörfer ſeines Vaterlands ſo gut bekannt, als dem Homer die von Griechenland und Kleinaſien? Wer kennt die Rüſtung unſerer Soldaten, ihre Art zu fechten, die Anordnung eines Heeres ſo gut? Wer iſt von den Erdarten, den beſondern Produkten, dem Klima jeder Provinz ſo gut unterrichtet, als Homer, deſſen gewöhnlichſte Beywörter davon entlehnt ſind? Alles das ſind Dinge, die uns entwiſchen, weil wir unſern ſtarren Blick nur auf Einen oder wenige Gegenſtände gerichtet haben, um dieſe ganz zu durchſchauen; da jene ihr freyes unangeſtrengtes Auge in der ganzen weiten Welt umherſchweifen, und auf jedem Gegenſtande ruhen ließen, der ſich durch irgend eine Art von Neuheit oder Sonderbarkeit auszeichnete?

Was insbeſondre die Natur außerhalb dem Menſchen betrifft, von wie viel Thieren oder Pflanzen können unſere Dichter reden, ohne unverſtändlich oder niedrig zu werden? Wie viele von den Erſcheinungen der todten Natur ſind nicht gänzlich aus der Zahl nachahmbarer Objekte bey uns ausgeſtrichen, weil ſie weder recht genau gekannt werden, noch edle Namen haben, noch bey dem Leſer dieſe ſchon vorläufige Kenntniß der Sache finden, ohne welche die beſte Beſchreibung für ihn bloße Wörter ſind? Andere werden noch in unſere Nachahmungen aufgenommen, aber wir ſchildern ſie nicht nach unſern eigenen Beobachtungen, ſondern nach Begriffen, die wir von andern und groſzentheils von alten Dichtern überkommen haben. Sehr wenige ſehen die Natur ſo, wie ſie innerhalb ihres eignen Geſichtskreiſes liegt, und wie ſie deswegen von einem Bezirke zum andern abwechſelt. Den Beſchreibungen der Alten ſieht man es an, daß ſie auf der Stelle ſind gemacht worden; alles ſchickt ſich nur auf ihr Land, ihre Menſchen, ihre Geſchichte. Selbſt jede ihrer Erdichtungen hieng auf gewiſſe Weiſe mit der Wahrheit zuſammen. Unſere Erdichtungen gehen in die weite Welt hinaus, und ſehen dem einen Lande, der einen Epoche ſo ähnlich, wie der andern. Wir richten uns bloß nach den allgemeinen Geſetzen der Natur; ſie weit mehr nach den Verfaſſungen und Denkmälern ihres Volks.

Aus dem, was wir bisher geſagt haben, wird ſich erklären laſſen, was die Simplicität heiße, die man den älteſten Schriftſtellern als einen ihnen eignen Charakter zuſchreibt, und die, wie man vorgiebt, die größte Schwierigkeit für den Ueberſetzer derſelben in eine unſrer Sprachen ausmacht. Dieſe Simplicität iſt nichts anders, als die zuſammengefaßte unentwickelte Empfindung aller der Verſchiedenheiten zwiſchen der Art, wie wir die Sachen ſehen und ausdrücken, und zwiſchen der ihrigen. Ungefähr folgende Stücke ſind einige von den Urſachen dieſer Empfindung. Sie ſchildern alle Arten von Gegenſtänden, ſeltene und gemeine, bekannte und fremde: wir ſind gewohnt, nur gewiſſe Gegenſtände der Beſchreibung und Betrachtung werth zu halten. Sie gehn mit ihrer ganzen Abſicht niemals weiter, als uns das Bild der Sache, von der ſie reden, zu überliefern: wir brauchen die Begebenheiten, die wir erzählen, die Objekte, die wir ſchildern, gemeiniglich nur als Gelegenheiten, eine Anzahl guter Ideen, die wir in unſerm Kopfe geſammelt haben, anzubringen. Sie legen niemals in den Ausdruck einen größern Reichthum von Gedanken, als der in dem Gegenſtande ſelbſt liegt: wir haben faſt immer noch außer der Abſicht, der Imagination des Leſers ein gewiſſes Bild vorzuſtellen, die zweyte, in ſeinem Verſtande gewiſſe Betrachtungen zu veranlaſſen. Sie ſuchten geringſcheinende Gegenſtände, wenn ſie ihnen auf ihrem Wege aufſtießen, nicht durch feine Nebenzüge, durch veranlaßte Anwendungen derſelben, durch bewirkte kleine Verhältniſſe mit erheblichern, wichtig zu machen: bey uns wird der gute Schriftſteller in dieſem Falle immer eine Art von Kunſtgriff gebrauchen, uns noch an etwas anders denken zu laſſen, als was er geradezu ſagt. Sie nahmen allen ihren Stoff faſt durchgängig aus der Geſchichte ihres Landes, und noch dazu aus einer gewiſſen Epoche derſelben; ſie erfanden niemals ganz neue Subjekte, ſondern ſetzten höchſtens zu den alten einige neue Umſtände hinzu; alle ihre Fabeln haben auch deswegen einen gemeinſchaftlichen Charakter: wir haben in den unſrigen mehr Mannichfaltigkeit, weil ſie ganz von unſrer Wahl abhängen. Sie ſuchten in ihren Gemälden nur Wahrheit, nicht Abwechſelung; und wenn deswegen in dem Laufe der Begebenheit dieſelbe Sache wieder vorkam, ſo ſcheuten ſie ſich nicht, ſie auf dieſelbige Art zu ſagen: wir ſind mit der Richtigkeit noch nicht zufrieden, oder wir opfern auch wohl einen Theil derſelben auf, wenn nur unſre Neubegierde unterhalten wird; das immer Veränderte in den Vorſtellungen iſt für unſre Seelen, deren übrige Triebfedern ſchon zum Theil abgenutzt ſind, ein nothwendiger Reiz geworden, wenn ſie uns gefallen ſollen. Sie richten ſich in der Umſtändlichkeit ihrer Schilderungen nicht nach der Rangordnung, die unſer Stolz oder auch der Mißbrauch gewiſſer Sachen unter den Gegenſtänden gemacht hat; bey uns werden nur wenige ausführlich gezeigt, andere kommen nur berührt wieder, noch andere müſſen wir mit einer Decke überziehen, die ſie geheimnißreicher und anziehender zugleich machen. Sie faſſen in ihrem Ausdrucke alles das in Eins zuſammen, was in der Empfindung der Seele nur als einfach vorkömmt: wir ſondern das alles von einander ab, und drücken es einzeln aus, was der Verſtand Mannichfaltiges in dieſer Empfindung wahrnimmt. Ihre Vorſtellungen gehen ſehr auf das Einzelne, und beſtimmen jeden Theil der Sache, wenn ihr Anblick geſchildert werden ſoll; ſie halten ſich bloß an das Allgemeine, und geben nur überhaupt die Gattung an, wenn ihre Kräfte und Geſetze berührt werden: wir hingegen geben von den ſichtbaren Veränderungen nur ungefähre ſchwankende Bilder, von den geiſtigen genaue zergliederte Begriffe.

Aus dem Haufen dieſer Verſchiedenheiten wollen wir noch beſonders zwey herausheben.

Erſtlich: Alle alte Gedichte der Griechen ſind eine Art von Denkmälern, die zwar nicht die genaue Wahrheit und die wirkliche Geſchichte enthalten, aber doch etwas ihr Aehnliches überliefern. Alles, was ihre Dichter von ihren Göttern und Helden erzählen, ſo unwahrſcheinlich es auch ſeyn mag, wenn es mit der Natur der Dinge und des Menſchen überhaupt verglichen wird, bekömmt doch eine Art von Glaubwürdigkeit, wenn man es mit der Natur und der beſondern Geſchichte des Landes vergleicht. Das Syſtem ihrer politiſchen und gottesdienſtlichen Einrichtungen, viele unläugbare Facta der folgenden Zeiten, viele fortdauernde Spuren der älteſten Periode hängen auf gewiſſe Weiſe mit den Fabeln der Dichter zuſammen, und ſcheinen dieſelben vorauszuſetzen. Zwiſchen der wirklichen und der mythologiſchen Geſchichte war doch ein gewiſſes Band, das, wenn es nicht der letztern die Glaubwürdigkeit erwarb, ihr wenigſtens mehr Intereſſe gab, und ſie ungefähr zu eben dem machte, was unſere Hypotheſen in der Naturlehre ſind, zu Vorausſetzungen, aus denen ſich Umſtände und Begebenheiten, die wirklich erfolgt ſind, erklären laſſen. Die Dichtkunſt ſcheint ſich bey allen Völkern, die ihre Ausbildung nicht von andern bekommen haben, ihre Götter und Helden und die ehrwürdigſten Zeiten ihres höchſten Alterthums zugeeignet zu haben. Wie Homer und Sophokles auf den trojaniſchen Krieg, ſo kömmt David immer auf die Ausführung aus Aegypten und den Untergang der Aegypter zurück.

Nothwendig aber mußte das, was wir zu unſern Zeiten als die Abſicht der Dichtkunſt anſehen, durch dieſe eingeſchränkte Wahl ihrer Subjekte zum Theil vernichtet, zum Theil in einen bloßen Nebenzweck verwandelt werden. Die Perſonen wurden weder gut noch böſe von den Dichtern gewählt; ſie wurden ſo genommen, wie ſie jedermann glaubte. Die geheimen Triebfedern der unſichtbar wirkenden Kräfte ſprachen den Dichter davon frey, die Bewegungsgründe und Veranlaſſungen unter den ſichtbaren Kräften und in ihren bekannten Geſetzen aufzuſuchen. Die Begebenheit im Ganzen ward ſchon als bekannt und geglaubt vorausgeſetzt; es wurde alſo nicht mehr gefragt, ob ſie habe geſchehen können: nur das, was nach dieſer Vorausſetzung in den einzelnen Theilen der Handlung hatte erfolgen können oder müſſen, nur das war dem Dichter übriggelaſſen, nach ſeiner Kenntniß von Natur und Wahrſcheinlichkeit zu beſtimmen. Das Principium war die Ueberlieferung, aus dieſem durfte nur richtig gefolgert werden. — Die moraliſchen Zwecke alſo, Thorheiten zu verſpotten, oder Tugenden zu empfehlen, oder Wahrheiten zu lehren, fanden bey

Leuten nicht ſtatt, die nicht einen eigenen Stoff bearbeiteten, ſondern einen ſolchen, welcher das Eigenthum der Nation geworden war. — Ihre Fabeln waren eben deswegen einfacher, nicht bloß weil ſie das Einfache liebten, weil ihr Genie fruchtbarer war, aus ſehr wenigen Zufällen eine Menge intereſſanter Reden und Handlungen herauszuziehen; ſondern vornehmlich, weil ihnen dieſe Fabeln ſo einfach waren überliefert worden, weil es Fabeln waren, die man nicht zum Vergnügen erdichtet hatte, ſondern die nach und nach durch unmerkliche Zuſätze und Abänderungen aus der erſten Tradition waren gebildet worden. — Ueberhaupt muß alles das, was von einem einzigen Kopfe in der Abſicht hervorgebracht wird, zu unterrichten oder zu rühren, einen ganz andern Charakter haben, als was ſo zu ſagen das Reſultat von tauſend Köpfen, und der Zuſammenfluß von Ideen und Meynungen einer noch ganz incultivirten Nation iſt.

Für uns iſt dieſes Band, das die dichteriſche Welt mit der wirklichen zuſammenhieng, zerriſſen;

die Erdichtungen oder ſelbſt die Geſchichten, die die Dichter bearbeiten, können auf uns keine andere Beziehung haben, als die ihnen zukommen, in ſo fern es menſchliche Begebenheiten ſind; wir müſſen alſo nothwendig von einer andern Seite den Eindruck verſtärken, der ihnen von der einen abgeht. Unſer Verſtand und unſer Herz ſind dem Vergnügen verſchloſſen, das dem Griechen die Thaten ſeiner älteſten Helden, durch ſeine älteſten Weiſen beſchrieben, machen mußten; aber beide ſtehen immer noch dem Vergnügen offen, das mannichfaltige und lebhafte Ideen oder geſellſchaftliche Neigungen in ihnen erregen. Unſer Dichter muß nothwendig mehr Abſichten ſich vorſetzen, als ſein Werk unmittelbar ankündigt.

Bey der Bildung unſerer neuen Dichtkunſt iſt ein Streit von entgegenwirkenden Urſachen merklich. Durch die Bewunderung, die man für die Alten hatte, wurde man zu der Nachahmung derſelben gezogen, man ſuchte, ſo viel man konnte, ſich in ihre Zeit und Umſtände zu verſetzen, ihre Denkungsart anzunehmen, und ſah die Aehnlichkeit mit ihnen für das höchſte Verdienſt eines Werks an. Durch die Veränderungen hingegen, welche unterdeſſen in Sprache und Religion und Wiſſenſchaften und ſogar Aberglauben vorgegangen waren, wurde dieſe Nachahmung zum Theil unmöglich. Man konnte nicht mehr völlig ſich in den Geſichtspunkt ſetzen, aus dem die Alten die Dinge angeſehen hatten, oder man kam immer von Zeit zu Zeit wieder zu dem ſeinigen zurück. So vermiſchten ſich die Farben des Antiken und des Modernen; Begriffe, die ihre Gegenſtände nur in jener Zeit hatten, mit einer Ausführung derſelben, die nur auf die unſrige paßte.

Und dieſe Nachahmung mußte nothwendig mehr auf den äußern Bau, auf die Wahl der Verzierungen, auf die Form des Werks gehen, als auf das innere Weſen deſſelben. Man überliefert uns die Alten als Muſter der Vortrefflichkeit, die das Zeugniß aller Jahrhunderte für ſich haben. Aber dieſe Vortrefflichkeit nehmen wir anfangs nur auf Treu und Glauben an, und weit eher, als wir ſie durch uns ſelbſt in ihren Werken zu finden im Stande ſind. Denn die Sprachen, in denen ſie geſchrieben ſind, erfordern ein langes Studium; und wenige gelangen dazu, ſie bis auf den Grad zu kennen, daß das Leſen des Originals auf ſie denjenigen unmittelbaren Eindruck des Vergnügens macht, nach welchem wir ohne weitere Regeln von dem Vorzuge eines Werks urtheilen können. Dasjenige, wovon dieſer Eindruck abhängt, liegt in der That bey den Alten wie bey den Neuen weit weniger in dem, was ſich durch allgemeine Regeln ſagen, erklären und finden läßt, als in der unnennbaren Richtigkeit und Malerey des Ausdrucks; in tauſend Kleinigkeiten, die ſo in das Innere der Sprache verwebt ſind, daß nicht der Verſtand, ſondern nur das Gefühl ſie bemerken kann. Man darf ſicher aus der Schwierigkeit, die es koſtet, ſich ein ſolches Gefühl zu erwerben, und der Menge der Bewunderer, die dem unerachtet die Alten haben, ſchlieſſen, daß der gröſte Theil es nur aus einer falſchen Scham iſt; ſie fürchten durch einen öffentlichen Widerſpruch gegen die allgemeine Meynung ſich den Verdacht eines übeln Geſchmacks oder eines Mangels an Kenntniß zuzuziehen.

Was alſo von den Alten am meiſten nachgeahmt wurde, was ſich bey ihnen auf etwas Allgemeines und Deutliches bringen, in Regeln abfaſſen, in ein Syſtem vereinigen ließ, das iſt ihre Geſchichte, ihre Maſchinen, ihre Metaphern, der Gang ihrer Epopee, ihres Trauerſpiels, ihrer Ode, ihre Erklärungen der natürlichen Phänomene, ihre politiſchen Geſinnungen (z. B. ihre ausſchließende Hochachtung für die Tapferkeit und für die Ehre eines Kriegers), ihre Anzeichen und Prophezeihungen, u. ſ. w. —

Im Einzelnen hingegen, in der Ausführung behalten die Werke der Neuern, ſo ſehr ſie ſich auch mit dem Geiſte der Alten mögen genährt haben, doch immer das Gepräge eines Jahrhunderts, das immer weniger und weniger ſinnlich wird; deſſen Imagination ſich immer weiter von der bloßen Zuſammenſetzung von Bildern entfernet, und unter der Aufſicht der Philoſophie nur an der Verſchöuerung allgemeiner Ideen arbeitet. Das

Syſtem der Alten war rein, einfach, ganz allein durch ihre eignen Umſtände beſtimmt; das unſrige iſt vermiſcht, zuſammengeſezt, der Abdruck zweyer verſchiedenen Geſtalten des menſchlichen Geſchlechtes zugleich.

Es iſt eine bekannte Anmerkung, daß es ſehr wenig ſchön geſagte Gedanken giebt, die nicht etwas Falſches enthielten, die nicht, um ſchön zu werden, etwas hätten müſſen übertrieben werden. Man muß entweder das in der vollkommenſten Allgemeinheit ausdrücken, was nur auf einige Fälle paßt, oder man muß den höchſten Grad nennen, wo nur ein niedrigerer vorhanden iſt. Ideen, die nur einige Verſchiedenheiten haben, müſſen durch die Verbergung ihrer Aehnlichkeiten zu einem vollkommnen Kontraſte erhöht, andere, die ſich nur in einigen Merkmalen ähnlich ſind, zur vollkommnen Uebereinſtimmung gebracht werden. Man unterſuche einmal die glänzendſten Ideen aus den beſten philoſophiſchen Dichtern unſers Jahrhunderts, aus den Philoſophen ſelbſt, die aber zugleich ſchön ſchreiben wollen, und frage ſich, ob die Sache genau immer ſo ſey, wie ſie ſie vorſtellen? ob es nicht oft eben ſo viel Ausnahmen als Fälle gebe, die unter die Regeln paſſen? ob nicht etwas von der Wahrheit habe verſchwiegen oder verfälſcht werden müſſen, um die Vorſtellung ſtark und neu zu machen?

Dieſe vorſetzliche Unwahrheit in den Gedanken, die ihren Ausdruck reizender macht, würde ich zu einem unterſcheidenden Charakter der Neuen machen, und hingegen das Matte und wie es ſcheint Kraftloſe im Ausdrucke, mit einer genauen Wahrheit verbunden, zum Charakter der Alten.

Wenn zum erſtenmal ein beobachtender Geiſt eine Verbindung der Dinge, eine gewiſſe Folge von Urſachen und Wirkungen, eine Aehnlichkeit oder Verſchiedenheit unter den Gegenſtänden, gewiſſe Regeln in den Operationen des Menſchen und der Natur entdeckt hatte: ſo war die Neuheit dieſer Erfindung ſchon genug, den Ausdruck auffallend und ſtark zu machen. Ich begreife recht wohl, warum gemeine Gedanken, Sentenzen, die itzo in dem Munde unſerer Kinder und unſrer Diener ſind, in den erſten Zeiten einem Manne den Titel eines Weiſen erwerben konnten; denn in der That ſolche Gedanken und Sentenzen ſind alles, was uns die philoſophiſche Geſchichte von den meiſten der erſten Weiſen aufbehalten hat. Ein ſolcher Gedanke war von großem Werthe, als er das erſtemal aus der Hülle der einzelnen Erfahrungen herausgezogen, und mit allgemeinen Worten noch richtig und bedeutend abgebildet wurde. Es gehörte ein hoher Grad von Scharfſinn dazu, dieſe erſten Grundſätze, auf die noch durch keine vorhergehenden allgemeinen Begriffe die Seele geführt wurde, der Natur ſelbſt abzulernen. Man denke nur, wie ſchwer es uns itzt noch wird, itzt, da wir einen ſo großen Vorrath von erklärten zergliederten Ideen haben, deren Ausdrücke wir nur auf eine neue Art zuſammenſetzen dürfen, um das Eigenthümliche unſrer eignen Ideen auszudrücken; wie ſchwer es uns dem unerachtet noch wird, ein Gefühl, das wir ohne Anweiſung oder Beyſpiel, bloß durch die

Verbindungen und Umſtände unſers eignen Lebens bekommen haben, bis zu der Deutlichkeit zu erhöhen, daß es ſich mit Worten verſtändlich ausdrücken und mittheilen läßt. Und man wird begreifen, welches in der That die Größe eines Geiſtes ſeyn mußte, der, ohne dieſe Hülfsmittel, ſeine Sprache zum erſtenmal zu dem Ausdrucke ſolcher ihm eignen Erfahrungen bringen, und die Form finden mußte, in welcher ſeine Idee kenntlich blieb. Aber mehr brauchte es auch alsdann nicht, ſie vortreflich zu machen. Bey uns hingegen iſt dieſe erſte Anzahl von Ideen ſchon durch tauſend Köpfe gegangen, von allen gedacht, geſagt und etwas berührt worden. Einen großen Theil davon lernen wir ſchon an der Bruſt unſrer Mütter, oder auf dem Arme unſrer Wärterinnen. Unſer Umgang, unſre Bücher, alles erfüllt uns mit ſolchen Grundſätzen und Bemerkungen, und macht uns mit ihnen ſo bekannt, daß wir ſie anfangen geringe zu ſchätzen. Ihnen alſo mehr Leben und Stärke in unſrer Seele zu geben, müſſen ſie durch den Ausdruck erhöht, geſchärft, verfeinert werden. Wenn man die Bilder und Ideen ſeines Kopfes für das Vergnügen eines Fremden zurichten will, ſo muß man ſie dem andern nicht bloß mittheilen, denn er hat die meiſten derſelben ſchon, und er würde ſie alſo als ein Geſchenk, das man ihm mit ſeinem Eigenthume machen wollte, verachten; ſondern man muß ihm zugleich eine ausgebreitetere Nutzbarkeit derſelben, einen größern Umfang von Fällen, die er darunter zuſammenfaſſen kann, eine größere Mannichfaltigkeit von darinn verborgenen Vorſtellungen zeigen, als er bisher in ihnen wahrgenommen hat. Was man ſeine Gedanken nennt, ſind gemeiniglich ſolche, wo außer der erſten offenbaren und deutlich ausgedrückten Verbindung der Ideen, noch eine andre verſtecktere bloß angezeigte Verhältniß derſelben unter ſich oder mit gewiſſen Gegenſtänden gemeynt iſt. Starke Gedanken ſind die, wo mannichfaltige Wirkungen unter eine einzige Urſache, viele Fälle unter eine Regel, viele Ideen unter einen einzigen Ausdruck gebracht werden. —

Wir finden einen großen Theil dieſer Anmerkungen durch eine Art von Originalen beſtätigt, die aus den alten Zeiten zu uns gekommen ſind; ich meyne die Stücke der alten hebräiſchen Poeſie. Hier ſehen wir eine andre Natur, andre Meynungen, andre Begebenheiten, eine andre Verfaſſung eben ſo ungehindert auf den Geiſt des Dichters wirken. In der That ſind auch die Werke, die er hervorbringt, eben ſo originell, eben ſo ſeinem Volke und Lande angemeſſen, als die Werke der Griechen den ihrigen. Nur iſt hier die Denkungsart noch antiker, die Einbildungskraft noch geſchäftiger, der Bilder noch mehr, der abſtrakten Begriffe noch weniger, und dieſe noch ſchwankender; die Sprache nicht bloß allegoriſch, ſondern zum Theil noch hieroglyphiſch; noch mehr Feuer und Enthuſiaſmus in der Beſchreibung der ſichtbaren Natur; noch weniger Kenntniß des innern Menſchen, ſeiner Fähigkeiten und Neigungen; die Ideen noch alle mehr einzeln, alle gleichſam noch einfache Erſchütterungen der Empfindung, ohne bemerkte Verhältniſſe; aber alle dieſe Gegenſtände immer in Beziehung auf die Religion; der ganze Stoff der Dichtkunſt durch die beſtändige Verbindung mit einer Gottheit belebt und veredelt, und zwar einer Gottheit nach dem würdigſten Begriffe, den ſich je der menſchliche Geiſt von dieſem Weſen gemacht hatte.

Auch dieſe Dichter haben wir nachzuahmen angefangen. Aber wir können uns in der That noch weniger in ihre Zeit und in ihren Geiſt verſetzen. Einmal ſind der Denkmäler ſelbſt zu wenig. Nur eine lange und häufige Lektüre kann endlich aus der Menge dunkler verworrener Begriffe, die jedes Stück einzeln von dem Charakter einer ſolchen alten Zeit zurückläßt, ein klares Ganze machen. Ueberdieß wenn Sprache und Verfaſſung ſchon zu weit von uns entfernt ſind, ſo geht der Unterſchied der Denkungsarten und das Eigenthümliche der Alten bis zum Unverſtändlichen; wir haben nur ungefähre, nur ungewiſſe Vorſtellungen, wo wir von unſern gewöhnlichen zu weit abgehen ſollen.

Alles alſo, was von den Alten und Neuen iſt geſagt werden, giebt uns zuſammengenommen folgende Charaktere von beiden:

Die Alten waren Originale, weil ſie nichts anders als die Natur ſelbſt zum Muſter hatten. Dieſe Natur war ihr Gegenſtand nach allen ihren Theilen. Sie beobachteten ihre Erſcheinungen in den verſchiedenſten Klaſſen; kein Theil der Dinge, keine Verrichtung des Menſchen war ihnen völlig fremd oder verächtlich. Aber ſie kannten auch von der Natur nichts als die Oberfläche, und ſorgten für nichts weiter. Ihre Sprache war dazu gemacht, ſinnliche Bilder auszudrücken, und ihr Geiſt hatte wenig andre. Selbſt die reinen Ideen des Verſtandes erſchienen noch unter körperlicher ſichtbarer Geſtalt. — Ihr Stoff war nicht das Werk ihres Witzes, ſondern eine Folge ihres Zuſtandes, und alſo genau mit ihm übereinſtimmend. Das Gefallen war nicht ihre Abſicht. Ihre Werke ſind die Wirkungen eines ſich ſelbſt gelaſſenen Geiſtes, der in ſeinen Operationen nur von der Natur der Dinge und ſei-

nem Inſtinkte geleitet, dieſelben durch keine freywilligen Entwürfe und Abſichten in ihrer Richtung verändert.

Die Neuen können in den meiſten Fällen nicht mehr Originale ſeyn, — nicht nur weil ſchon ſo viel vor ihnen iſt geſagt, ſchon die erſten ſichtbarſten Phänomene der Natur ihnen ſind weggenommen worden, ſondern vornehmlich, weil ſie ſich eher mit den Beſchreibungen als mit den beſchriebenen Gegenſtänden bekannt machen, und eher die Begriffe von den Dingen als ihre Bilder bekommen. — Die Natur hat den Augen jedes menſchlichen Geiſtes eine eigene Struktur gegeben, damit die Natur ſich anders in ihnen abbilden ſoll. Aber wir verſchließen ſie, und laſſen uns dafür erzählen, was andere vor uns geſehen haben. — Wo wir alſo noch original ſeyn können, das iſt in den feinern Beobachtungen innerer Eigenſchaften und Einrichtungen des menſchlichen Geiſtes, der Denkungsart, der Sitten. — Die Gegenſtände der Nachahmung ſind weit eingeſchränkter. Ein Theil iſt unbekannt, ein anderer verächtlich geworden. — Aber dieſe wenigen kennen wir beſſer, und haben ſie mehr durchdrungen. Unſere Sprache iſt für abſtrakte Begriffe gemacht, und unſer Geiſt hat ihrer weit mehr als Bilder. Wenn Verſtandsideen durch Bilder ausgedrückt werden, ſo iſt es nicht mehr Bedürfniß, ſondern Zierrath; es iſt nicht mehr die einzige, ſondern eine uns fremde Art ſie zu denken. — Wir wählen unſern Stoff; unſre eignen Umſtände können uns nichts weiter als Bemerkungen des Einzelnen zur Ausführung verſchaffen. — Unſer Zweck iſt das Vergnügen unſerer Leſer und unſer Ruhm. — Die Werke unſrer Zeit ſind Denkmäler von dem, was der menſchliche Geiſt nach Abſicht, mit Bewußtſeyn und durch ſich ſelbſt hervorzubringen im Stande iſt.

Vermiſchte Anmerkungen
über
Gellerts Moral, deſſen Schriften überhaupt, und Charakter.

Aus dem zwölften Bande der Neuen Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und freyen Künſte.

Unſere Abſicht iſt, das Andenken eines vortrefflichen Mannes und unſers Freundes zu erneuern, indem wir zugleich von dem letzten Geſchenke reden, das er uns und dem Publiko gemacht hat.

Wer Gellerten kannte, mußte ſchon vorausſehen, was das Eigenthümliche dieſer Moral ſeyn würde. Er konnte keine tiefſinnigen Unterſuchungen über die erſten Triebfedern unſrer Natur und die erſten Gründe von Verbindlichkeit erwarten: aber er konnte wiſſen, daß er die Religion zum Grunde der Moral geſetzt; daß er die einzelnen Tugenden ſorgfältig erklärt; ihre Bewegungsgründe auf die eindringendſte Art eingeſchärft; die Mittel zu ihrer leichtern Ausübung aus der Erfahrung geſchöpft; daß er durchgängig Eifer für die Religion, Zärtlichkeit für die, welche er belehrte; daß er in den Begriffen Deutlichkeit ohne mühſame Zergliederungen, und Ordnung ohne ſtrenge Methode; daß er im Vortrage Anmuth und Beredſamkeit, den rührenden Ton väterlicher Ermahnungen und die eindringende Stimme eines tugendhaften Freundes finden würde. Wer dieß in dieſem Werke ſucht, der findet es gewiß, und er wird Gellerten darinn erkennen.

Wir haben ſchon oft, dünkt uns, das Urtheil gehört und geleſen: daß dieſe Moral kein Syſtem ſey. Wir ſollten denken, wenn ein Syſtem eine Reihe von Wahrheiten iſt, die zuſammenhängen, und davon die vorhergehenden zum Verſtande oder zum Beweiſe der folgenden angewandt werden, ſo iſt dieß ein Syſtem. Denn die wichtigſten Pflichten ſind entweder ausdrücklich, oder bey Gelegenheit abgehandelt, die allgemeinen Grundſätze ſind vorausgeſchickt, die beſondern Tugenden aus dieſen Grundſätzen hergeleitet.

Wenn der Leſer, welcher den Schriftſteller kennt, ihn ſelbſt handeln geſehen, ihn reden gehört hat, wenn ein ſolcher Leſer überhaupt die Schriften des Mannes beſſer verſteht; wenn er ſich viele Stellen durch die Geberde deſſelben, durch ſeine Mienen, durch ſein ganzes Betragen beſſer zu erklären weiß, oder ſie rührender und eindringender findet, ſo muß es bey dieſer Moral vorzüglich ſtatt finden. In der That ſehen wir bey gewiſſen Stellen das Bild dieſes ehrwürdigen Mannes wieder vor uns; wir denken uns ſein leidendes aber liebreiches Geſicht, wir hören den Ton ſeiner Stimme, wir erklären, wir verſtärken uns alles, was wir leſen, indem wir uns das hinzudenken, was ſeine Worte nicht auszudrücken vermochten, was aber in ſeiner ganzen Perſon, und noch mehr in ſeinem Umgange und ſeinem Leben ſichtbar wurde. Könnten wir doch dieſe Empfindung unſern Leſern mittheilen! könnten wir das Bild, das von ihm in unſerer Einbildungskraft daſteht, zergliedern, ohne es zu zerſtören, um auch dem Verſtande unſrer Leſer einige Züge davon kenntlich zu machen! Aber auch das unvollkommenſte Bildniß eines ſolchen Geiſtes und eines ſolchen Herzens muß immer noch ein einnehmendes Gemälde geben, wenigſtens muß es eine reizende Arbeit für den Maler ſeyn; und warum ſollen wir nicht auch etwas auf unſer eignes Vergnügen rechnen dürfen?

Wenn in einem ſchönen Körper es irgend ein beſonderer Zug, ein einzelner Theil iſt, der ihn ſchön macht: ſo iſt es dem Maler leicht, zu treffen. Aber wenn die Schönheit nicht in der ausnehmenden Vortrefflichkeit eines Gliedes, ſondern in der guten Bildung aller Theile, und in der Uebereinſtimmung derſelben liegt: dann wird es ſchwer, das, was man bey dem Anblicke auf einmal empfunden hat, durch einzelne Züge nach und nach wieder darzuſtellen. Das letztere iſt der Fall, wenn man den eigenthümlichen Charakter des Gellertſchen Geiſtes ſchildern will. Seine Talente waren gewiß groß, aber ſie waren nicht groß durch den ausnehmenden Grad einer einzigen Fähigkeit, ſondern durch die Vereinigung und die mittlere Proportion aller. So mußten die Talente eines Mannes ſeyn, deſſen Schriften das Verdienſt haben ſollten, das Abbt den Gellertſchen zuſchreibt, von ſeiner ganzen Nation geleſen, verſtanden und geachtet zu werden; zu Aufklärung der niedrigſten und zur Verbeſſerung und Ergötzung der höchſten Klaſſen beyzutragen. Nur durch dieſe feine Miſchung der verſchiedenen Erkenntnißkräfte kann die Natur einen Geiſt hervorbringen, deſſen Werke vortrefflich ſeyn können, ohne über die Faſſung des großen Haufens erhoben zu ſeyn.

Der Leſer muß immer die Talente des Schriftſtellers, den er verſtehen, und der ihm gefallen ſoll, zwar in einem niedrigern Grade, aber doch in einem gewiſſen Maaße haben. Diejenige Art von Genie alſo, die, indem ſie über andere erhaben iſt, doch noch die meiſte Aehnlichkeit mit ihnen beybehält; welche die Denkungsart am wenigſten verändert: dieſe wird auch den meiſten brauchbar und ergötzend werden. Sobald in den Ideen oder im Ausdrucke eines Buches Witz, oder Scharfſinn, oder nachforſchende Vernunft, ein ſehr merkliches Uebergewicht über die übrigen Fähigkeiten haben, ſobald wird es nur Eine Klaſſe von Leſern geben, die an dem Buche Geſchmack findet, und die es zu brauchen weiß. Es muß ebenfalls ein in ſeiner Art witziger Kopf, oder ein Philoſoph einer niedrigern Stufe ſeyn, der alles das gewahr werden ſoll, was der höhere Witz und die tiefere Philoſophie in das Werk hineingelegt hat. Wenn aber die Vernunft die Zergliederung nur ſo weit treibt, als nöthig iſt, die Begriffe, welche alle Menſchen klar haben, vollkommen deutlich zu machen; wenn die Einbildungskraft ihre Bilder aus dem allgemeinen Vorrathe aller menſchlichen Erfahrungen hernimmt, und ſie nach den Regeln der natürlichſten, gewöhnlichſten Ordnung zuſammenſetzt; der Witz neue, aber keine ſehr verſteckte Aehnlichkeit aufſucht; und wenn alle dieſe Fähigkeiten in einer Sprache ſich ausdrücken, die rein, anſtändig, gewählt, und doch nicht zu ausgeſucht fremd und künſtlich iſt: dann wird das, was durch die Vereinigung ſo vieler ſich im Gleichgewichte haltenden Kräfte iſt hervorgebracht worden, auch einen ſehr zuſammengeſetzten Eindruck auf die Seele der übrigen machen; es wird für jede Klaſſe von Leſern eine Seite haben, die ihrem Kopfe und ihrem Geſchmacke gemäß iſt: und ſo wird es auch von allen Klaſſen geſchätzt und geliebt werden. Dieß, deucht uns, iſt der Charakter der Gellertſchen Schriften. Seine Fabeln ſind das Buch der Nation geworden; man lieſt ſie, wo man ſonſt nichts lieſt; jedermann verſteht ſie, findet den Scherz, woran er ſich vergnügen, und die Wahrheit, die ihn beſſern ſoll. Und iſt nicht eben in dieſen Fabeln dieſes glückliche Gleichgewicht aller Gaben des Geiſtes am meiſten ſichtbar? Sie enthalten viel Wahrheit und Philoſophie, ſowohl Beobachtungen über die Dinge und Menſchen, als Regeln, ſie beſſer zu machen: aber es ſind ſolche, die jeder, ſobald er ſie hört, als bekannt anſehen, die jeder, auch wenn er kein großer Beobachter iſt, durch ſeine eigne Erfahrung rechtfertigen kann. Die Erzählung iſt lebhaft, voller Munterkeit und eines einnehmenden Scherzes: aber kein einziger witziger Einfall, den es Mühe koſtete zu erklären; keine ſcharfſinnige Sentenz, deren verborgener Sinn erſt durch einen ähnlichen Scharfſinn entdeckt werden müßte. Die Poeſie des Styls iſt in ihrer Art die vollkommenſte, die ſeyn kann; kein Zwang, nicht die geringſte Abweichung von der Richtigkeit des Sinns und der Genauigkeit des Ausdrucks um des Sylbenmaaßes willen, allenthalben die eigentlichſten Wörter, keine neugemachte Redensart, keine fremde Wendung, alles mitten aus dem gemeinſten Sprachgebrauche herausgenommen, lauter Ausdrücke, die jedermann im Munde führet, und doch alle edel, ihrem Gegenſtande angemeſſen, und in der Verbindung neu.

Uns dünkt, wenn man das Ding, was man Geſchmack nennt, irgendwo zu ſuchen hat, ſo iſt es eben nicht an den äußerſten Gränzen des Genies, ſondern in dieſem Mittelpunkte, wo die verſchiedenen Fähigkeiten, die in den Umkreis des menſchlichen Geiſtes gehören, gleichſam zuſammenſtoßen, und ſich in gleichen Proportionen vereinigen. Genie nämlich ſoll irgend eine ausnehmende Größe der Geiſteskraft, die in einem Werke ſichtbar iſt, und Geſchmack die Uebereinſtimmung und Schicklichkeit aller Theile deſſelben anzeigen. Wenn nun jene Größe nicht ſowohl darinn beſteht, daß das ganze Syſtem aller Fähigkeiten in gleichem Grade erweitert iſt, als daß vielmehr nur Eine aus allen übrigen abgeſondert, und einzeln unter ihnen gleichſam hervorgezogen worden: ſo wird der Theil des Werks, der gerade durch dieſe Fähigkeit ſich bearbeiten läßt, vortrefflich, und vielleicht in einem höhern Grade vortrefflich werden, aber alle übrigen (und kein Werk von gewiſſem Umfange läßt ſich in allen ſeinen Theilen nur durch dieſelbe Fähigkeit bearbeiten,) alle übrigen werden ohne Vergleich ſchlechter ſeyn. Ueberdieß wird es an der Verbindung und dem gehörigen Verhältniſſe der Theile fehlen; und eben in dieſer gleichen Ausarbeitung aller Stücke und in der richtigen Zuſammenfügung derſelben liegt das Geſchmackvolle. Man kann alſo wohl ſagen, daß vielleicht kein deutſcher Schriftſteller dieſe Eigenſchaft ſo ſehr ſeinen Werken mitgetheilt habe, als Gellert. Wenn ſeine Werke nicht alle von gleicher Vortrefflichkeit ſind, ſo iſt doch das Unanſtändige, Unſchickliche in keinem.

Dieſen ſo von Natur gleichſam gemäßigten Geiſt findet man gewiß auch in ſeiner Moral wieder. Die Grundſätze der Pflichten ſind alle da, ſind bis auf einen gewiſſen Grad entwickelt, aber ſie ſind nur ſo weit verfolgt, als ſie ohne Mühe erklärt und verſtanden, und ohne Streitigkeiten feſtgeſetzt werden können. Allenthalben findet man in den Abhandlungen der einzelnen Pflichten, daß der Verfaſſer ein Mann iſt, der die Tugend kennt, weil er ſie ausübt; daß er ſich ſelbſt erforſcht, an ſich ſelbſt Verſuche gemacht hat, wie man gut ſeyn könne, und ſeinen Leſern nicht bloß die Folge ſeiner Schlüſſe, ſondern die Sammlung ſeiner Erfahrungen mittheilt.

Dieſe Moral, ſagt Gellert ſelbſt, und ſeine Freunde wiederholen es, ſoll mehr für das Herz, als für den Verſtand geſchrieben ſeyn. Was dieſes Verſprechen für einen Sinn habe, zeigt die Art ſelbſt, auf welche er es erfüllt hat. Es konnte unmöglich ſeine Meynung ſeyn, daß er rühren wollte, ohne zu unterrichten; denn wir ſehen ihn ja in der That weit länger mit der Erklärung, als mit der Einſchärfung der Pflichten beſchäfftigt. Er verlangt nicht die Neigungen zu beſſern, ohne vorher die Meynungen und Grundſätze berichtigt zu haben; denn was iſt denn der größte Theil ſeines Buchs anders, als ein Vortrag allgemeiner Wahrheiten? Alſo nur das konnte er meynen: einmal, daß das Vermögen und der Eifer, die Pflichten auszuüben, nicht von einer philoſophiſchen Kenntniß der Natur des Menſchen und des Urſprungs der Pflichten abhange;

zum andern, daß der Vortrag, der Styl, die Methode ſeines Buchs mehr auf die wirkliche Beſſerung, als auf den bloßen Unterricht abzielen ſolle.

Wenn ein Werk einen großen und guten Endzweck hat, und dieſen Endzweck erreicht, ſo iſt das Werk gut. Und kann es wohl einen beſſern und höhern Endzweck geben, als den, die Schätze der menſchlichen Weisheit aus den Händen der wenigen, die ſie zuerſt geſammlet und zum Theil bisher in verborgenen Gefäßen verwahrt haben, in die Hände des Volks zu bringen; mit einem Worte, den großen Haufen der Nation, ſelbſt mit Vorbeylaſſung der Gelehrtern und Weiſern, zu erleichten und zu veredeln? Wenn alſo Gellerts Moral auch weiter nichts thäte, als daß ſie die Vorſchriften und Bewegungsgründe der Moral, die lange bekannt, und vielleicht vollſtändiger und tiefſinniger abgehandelt ſind, ſo vortrüge, daß ſie nun nicht bloß auf den kleinen Haufen ſchon edler Seelen wirkten, die, um überzeugt zu ſeyn, nur Gründe, und um bewegt zu werden, nur den Anblick des Guten brauchen, ſondern daß ſie auch den Verſtand und das Herz gemeiner Menſchen einnähmen, die überredet und in Leidenſchaft geſetzt ſeyn wollen, und die alſo bey ihrem Lehrer Beredſamkeit ſodern: wäre Gellerts Moral nicht immer noch eines unſerer brauchbarſten Bücher? Und hätte es wohl dieſe Brauchbarkeit behalten, wenn die Erklärungen ſchärfer und kürzer, die Beweiſe ſtrenger, die Unterſuchungen tiefſinniger, der Vortrag wiſſenſchaftlicher wäre? Jetzo mag vielleicht der Gelehrte und der Philoſoph weniger neuen Unterricht daraus ſchöpfen, vielleicht der Mann, der ſchon viel gedacht und geleſen hat, weniger Nahrung darinnen finden: aber die weit größere Anzahl vernünftiger, aber nicht gelehrter Hausväter und Hausmütter wird ſich aus dieſem Buche unterrichten und erbauen.

Unterdeſſen, wenn auch dieſes Buch nicht eigentlich zur Bereicherung der Moral als Wiſſenſchaft, ſondern zur Ausbreitung derſelben als eines gemeinſchaftlichen Gutes der Menſchheit beſtimmt iſt: ſo iſt es doch gewiß auch für den aufgeklärten Leſer noch lehrreich, wofern er nur das Gemeine von dem Leichtbegreiflichen zu unterſcheiden, wofern er nur die Begriffe zu entwickeln weiß, deren Saame in den Betrachtungen des Verfaſſers liegt. Ein Beyſpiel davon müſſen wir nothwendig anführen.

„Die Einbildungskraft, ſagt Gellert, ent„zündet die Leidenſchaften, indem ſie uns die ge„noßne Luſt, oder den erlittnen Schmerz, entwe„der größer vorſtellt, als er war, oder allein vor„ſtellt, da er doch mit gegenſeitigen Empfindun„gen vermiſcht war.“ Dieſe Anmerkung ſcheint alt und bekannt; aber die Ausführung derſelben leitet auf Betrachtungen, die weniger bekannt, oder weniger bemerkt ſind. Dieß nämlich iſt der vollſtändige Sinn dieſer Regel. Vor jeder Begierde nach einem gewiſſen Vortheile oder Vergnügen geht die Vorſtellung, und zwar eine bildliche Vorſtellung, des vollkommnern und angenehmern Zuſtandes, in welchen wir uns ſetzen wollen, vorher. So denkt der, welcher den Wein liebt, erſt an das Vergnügen des Trinkens, ehe er nach der Flaſche greift. Wäre nun in dieſem Augenblicke das Bild von dem Uebel oder dem Schmerze, der aus der Befriedigung folgen wird, eben ſo lebhaft, ſo wäre die Begierde überwunden. Aber das Unglück iſt, daß dieſes Bild gemeiniglich ſchwerer für die Einbildungskraft, und oft unmöglich, immer aber unbeſtimmt und dunkel iſt. Als in unſerm Falle wäre es das Bild einer künftigen Krankheit, aber doch keiner gewiſſen, zu keiner gewiſſen Zeit; oder es wäre das Bild eines Menſchen, der verachtet wird, oder der ſich Vorwürfe macht; aber wie wenig ſinnlich iſt nicht dieſes Bild? Alſo iſt nur dieß Mittel wider die Leidenſchaft, entweder der Einbildungskraft alle Arten von ſehr lebhaften und ausführlichen Schilderungen, angenehmer oder verdrießlicher Gegenſtände, zu verwehren, und nur deutlichen Ueberlegungen Platz zu laſſen; oder ihr die Fertigkeit zu erwerben, ſich beide Arten von Bildern, die, welche der Leidenſchaft, und die, welche der Tugend zu Dienſten ſind, gleich lebhaft vorzuſtellen.

Denn, ſich ein Vergnügen zu verſagen, das man ſich jetzt eben nach allen verſchönernden Umſtänden vorſtellt; oder eine Beſchwerde zu übernehmen, deren finſteres Gemälde jetzt eben die Einbildungskraft einnimmt: das ſteht nicht in des Menſchen Macht. Die Regel ſagt alſo: Wer über ſeine Leidenſchaften herrſchen will, muß erſt über ſeine Einbildungskraft Herr werden; er muß denken können, was er will; muß durch den königlichen Befehl ſeiner Vernunft ſeine Aufmerkſamkeit auf diejenige Sache und auf denjenigen Theil und Umſtand der Sache richten können, der ſeiner Abſicht gemäß iſt. Das wird wieder andere Hülfsmittel vorausſetzen, und unter dieſen fallen die beiden folgenden am meiſten in die Augen: 1) Man muß ſeinen Verſtand und ſeine Einbildungskraft mit ſo viel wichtigen und einnehmenden Begriffen und Bildern anzufüllen ſuchen, als man kann. Man muß denken lernen. Nur alsdann kann die Aufmerkſamkeit von einem Gegenſtande abgezogen werden, wenn man einen andern gleich bey der Hand hat, der ſie eben ſo ſtark beſchäftigt. Wem bey jeder Sache eine Menge intereſſanter Gedanken und Bilder zu Gebote ſtehen, der wird leicht den erſten Gedanken vertreiben können, deſſen ſchädliche Wirkſamkeit er kennt.

2) Man muß, ohne beſondere Abſichten, ſeiner Einbildungskraft nicht geſtatten, auch die ſinnlichen Objekte anders als im Großen ſich vorzuſtellen. Wenn einmal die Seele den Hang hat, ihre Gemälde bis auf die kleinſten Züge auszuführen, ſo wird ihre Begierde immer nur durch das Einzelne, nur durch Einen Gegenſtand, nur durch Einen Umſtand der Sache beſtimmt ſeyn, und die Tugend geht aufs Allgemeine, umfaßt Alle Gegenſtände, zieht Alle Umſtände zugleich zu Rathe. Alles, was die Leidenſchaft reizt, läßt ſich ſo ganz umſtändlich vorſtellen; aber die Ideen, die zur Tugend antreiben, ſind die Ideen des Vaterlandes, der ganzen menſchlichen Geſellſchaft, der ganzen Natur, der ganzen Zeit, der Zukunft, die alle, entweder nur mit dem Verſtande, oder nur durch einige große und allgemeine Züge der Einbildungskraft vorgeſtellt werden können.

Wir kommen wieder auf den Mann ſelbſt zurück, von deſſen Werke wir redeten. Wir haben keine beſondere Nachrichten von ſeinen Lebensumſtänden. Wir kennen ihn nur aus ſeinen Schriften und aus ſeinem Umgange. Wir werden alſo nur wenig erzählen können; aber bey einem ſolchen Manne muß uns auch dieſes Wenige viel zu denken geben.

Nichts iſt ſchwerer zu beſtimmen, als das Eigenthümliche eines gewiſſen Geiſtes, beſonders wenn dieſer ein groſſer Geiſt, und noch mehr, wenn er ein Genie iſt. Alle Vollkommenheiten des Geiſtes laſſen ſich auf gewiſſe Vollkommenheiten der Gedanken bringen; oder vielmehr, nur ſo viel Unterſchiede und Vorzüge der Fähigkeiten und der Kräfte kennen wir, als wir Verſchiedenheiten und Grade der Vortrefflichkeit in den Ideen finden. Den Charakter einer beſtimmten Fähigkeit können wir alſo faſt nicht anders angeben, als indem wir den beſondern Urſprung, die Entſtehungsart der Gedanken beſchreiben, die dieſer Fähigkeit eigenthümlich ſind. Dieſes geht nun alsdann an, wenn dieſe Gedanken Folgen anderer Gedanken, mit einem Worte Wirkungen der Reflexion und des Nachdenkens ſind. Aber wenn ſie unmittelbar aus der Kraft der Seele zu entſtehen ſcheinen, wenn ſich die veranlaſſenden höhern oder frühern Ideen nicht finden, ſelbſt von dem Menſchen, der jene hat, nicht bemerken laſſen: dann iſt, ſo wie allenthalben, wo wir in unſerer Erklärung der Phänomene nicht mehr Wirkungen aus Wirkungen herleiten können, ſondern bis zur wirkenden Kraft ſelbſt kommen, unſere Unterſuchung zu Ende. Und gerade dieſe letzte Art vortrefflicher Gedanken iſt es, die wir dem Genie zuſchreiben; gerade die Quelle ſolcher Ideen ſoll dieß Wort ausdrücken, die nicht durch Fleiß nach und nach ausgebildet worden, ſondern die aus dem Grunde der Seele plötzlich entſprungen ſind.

Wenn wir alſo hier etwas erklären, und dazu Urſachen aufſuchen wollen: ſo dürfen wir uns in der Seele ſelbſt nicht mehr darnach umſehen; ſondern wir müſſen die Umſtände des Menſchen zu Rathe ziehen; die Gegenſtände, von denen er ſeine Begriffe bekommen, die Begebenheiten, durch welche er zur Aufmerkſamkeit auf gewiſſe Begriffe bewogen worden. Dieß iſt es, was Erziehung heißt.

Alles, was wir von der erſten Erziehung und dem frühern Unterrichte Gellerts wiſſen, iſt bloß das, was ſie mit der Erziehung und dem Unterrichte jedes andern jungen Gelehrten gemein hat. In dieſem Alter wird der Jüngling, den die Natur zum großen Manne beſtimmt hat, wenn er nicht von reichen oder vornehmen Aeltern geboren iſt, wenig bemerkt. Und wenn er auch bemerkt würde: wer würde der Natur in dieſer ihrer geheimen Werkſtätte folgen können? wer würde unter der Menge wirklich gemeiner Vorfälle die wichtigen, welche eben ſo gemein ſcheinen, herauszufinden, und unter dem Haufen kindiſcher Uebungen, und oft verkehrter Arbeiten, diejenigen zu unterſcheiden wiſſen, bey welchen das Genie des künftigen Mannes ſich zuerſt gezeigt hat?

Und in der That hat bey den wirklich großen Geiſtern dieſe erſte Erziehung weit weniger Einfluß, als bey den übrigen. Eben weil ſie eine eigenthümliche Form haben, ſo haftet die fremde ſchlechtere nicht, die man ihnen aufdrücken will, oder ſie wird zu einer gewiſſen Zeit wieder abgeworfen.

Faſt alle Menſchen einer höhern Klaſſe erinnern ſich eines gewiſſen Zeitpunkts in ihrem Leben, in welchem ſich ihre Denkungsart, ihr Charakter, ihre Schreibart ausnehmend geändert habe. Gellert wußte einen ſolchen Zeitpunkt. Vielleicht würde alſo zu der Abſicht, die wir haben, eine vollſtändigere Geſchichte ſeiner erſten Studien unbrauchbar ſeyn.

So viel können wir aus der Vergleichung deſſen, was er geworden iſt, mit den Umſtänden, in denen er ſich zuerſt befunden hat, errathen, daß die Vorſehung alles darauf angelegt habe, einen wirklich großen emporſtrebenden Geiſt auf gewiſſe Weiſe niederzuhalten, um ihn gemeinnütziger zu machen. Man ſtelle ſich einen fähigen und thätigen, aber doch ſchon ernſthaften und empfindlichen Jüngling vor, der erſt die gewöhnliche Zeit in der Sklaverey unſrer Schulen ſeufzt; dann ſeine akademiſchen Jahre in Dürftigkeit und Dunkelheit, unter Beſchäftigungen, die ihm mißfallen, oder für die er nicht gemacht iſt, zubringt; dann von ſeinen Umſtänden hin und her getrieben, von wenigen geſchätzt, und noch von niemanden für das erkannt und zu dem aufgemuntert wird, wozu ihn die Natur beſtimmt hat; der von dem beſchwerlichen Geſchäfte eines Privatlehrers, von einem Orte, wo er zu ſeiner eigenen Aufklärung und Verbeſſerung nichts thun konnte, mit nicht günſtigern Ausſichten wieder zu der Akademie zurückkehrt, und es für eine unerreichbare Glückſeligkeit hält, auf dieſer Akademie Lehrer zu werden; der, da er anfängt ſeine Talente zu fühlen, und Männer zu finden, die ihm in der Ausbildung derſelben beyſtehen können, durch die Dürftigkeit gezwungen wird, ſein aufkeimendes Genie zu Arbeiten zu brauchen, durch welche es erniedrigt und in ſeinem Wachsthume verzögert wird; bey dem ſich zeitig mit dieſen niederſchlagenden Umſtänden, eine Schwachheit des Körpers, und ein anhaltendes, wenn auch nicht heftiges, Leiden vereiniget: was kann man wohl natürlicherweiſe von dieſem Jünglinge erwarten? Wenn er nur einen geringen Grad von Kraft und Thätigkeit unter dieſe Umſtände gebracht hat, ſo wird dieſe wahrſcheinlicherweiſe verlöſchen oder geſchwächt werden, und ſich in den alltäglichen Beſchäfftigungen eines Handwerksgelehrten verzehren. Iſt es aber ein Menſch von edlerer Natur, von höhern Gaben, von gröſſerm Feuer, ſo wird zwar der Flug des Geiſtes einigermaßen gehemmt, ſeine emporſtrebende Kraft ein wenig zurückgehalten, vielleicht ſeine eigene Glückſeligkeit mit ſeinem Stolze zugleich vermindert werden: aber es werden auch die Früchte dieſes Geiſtes reifer und milder, ſeine Gaben mehr in den Schranken der Brauchbarkeit erhalten, ſein Trieb zu Unternehmungen mehr zu einer ſtillen ſanften Wohlthätigkeit herabgeſtimmt werden.

Vielleicht war es auch für Gellerten nützlich, oder es gehörte wenigſtens dazu, ſeinem Kopfe und ſeinen Schriften ihren eignen Charakter zu geben, daß, wo er nicht Gottſcheds Schüler war, er doch wenigſtens die Werke und den Geſchmack deſſelben herrſchend fand, als er ſich bildete. Wenn ein junger guter Kopf Schriftſteller vor ſich findet, die mehr erhaben als ſchön, mehr ſtark als anmuthig zu ſeyn ſuchen; wenn der Geſchmack der Zeit darauf geht, das Aeußerſte zu verſuchen, was die Sprache vermag; ſo iſt er ſehr in Gefahr, aus Begierde nach noch höherer Vollkommenheit, unnatürlich und ſchwülſtig zu werden; wenigſtens wird ſchwerlich unter ſolchen Umſtänden ein Schriftſteller ſeyn gebildet worden, den alle Welt geleſen und genützt hätte. Wenn aber das Genie Leeres auszufüllen, wirkliche Mängel zu erſetzen, das Matte und Kraftloſe zu beleben findet; wenn es nicht ſowohl damit zu thun hat, das Gute zu übertreffen, als das Schlechte gut zu machen; wenn es ſeine Kraft, die ſonſt zu dem Erhabenen emporſteigen würde, dazu anwenden muß, ſich aus dem Niedrigen und dem Gemeinen hervorzuarbeiten: dann wird, durch dieſe Verbindung ſeiner eignen Vortrefflichkeit mit den Mängeln ſeiner Lehrer und ſeiner Zeit, diejenige Leichtigkeit, Verſtändlichkeit, Simplicität hervorgebracht, die Gellerts Werke faſt von allen nachfolgenden unterſcheiden.

Das einzige Hülfsmittel, von welchem wir deutlich ſehen, daß die Vorſehung es gebraucht hat, die Anlagen, die in ſeinem Geiſte waren, auszuführen, ſind die Freunde, die ſie ihm in Leipzig zuführte, und mit denen er zugleich Mann und Schriftſteller wurde. Es iſt merkwürdig, daß faſt unter allen Nationen ſich die guten Köpfe in Einem Zeitpunkte zuſammengefunden haben. Gellert wußte, was er dieſen Freunden ſchuldig war. Er erinnerte ſich mit Dankbarkeit und Vergnügen an die Strenge, mit der er von ihnen beurtheilt worden, an die Schüchternheit, mit welcher er ihnen ſeine Sachen vorgelegt, und an den kleinen Stolz, mit welchem ihr ſparſames Lob ihn erfüllt hatte.

Richter über ſeine Aufführung oder ſeine Schriften zu haben, die man nicht ſo weit über ſich ſetzet, daß ihr Rath ein Befehl und ihr Tadel ein Vorwurf würde, und die man doch auch ſo weit hochachtet, daß man ihr Urtheil für gültig hält, und zuweilen dem ſeinigen vorzieht; Freunde von gleichem Grade des Verſtandes und von gleichen Abſichten, die man nicht erſt in ſeinem männlichen Alter ſich erwirbt, als wo immer die neuentſtandene Vertraulichkeit Behutſamkeit und Schonung, und die Freymüthigkeit die Decke der Höflichkeit verlangt; ſondern die man aus ſeinem Jünglingsalter mitbringt, in welchem man dreiſten Widerſpruch zu hören am leichteſten gewohnt wird: ſolche Richter, ſolche Freunde zu haben, iſt zur Ausbildung und zur Beſſerung des Menſchen gleich vortheilhaft. Die Correction, die in Gellerts Werken herrſcht, hatte er gewiß dieſen zu danken.

So weit können wir die Urſachen errathen, die auf die Denkungsart Gellerts einen Einfluß gehabt haben. Wir wollen jetzt ſehen, was ſie für Wirkungen hervorbrachten.

Sowohl ſeine natürlichen Kräfte, als ſeine erworbene Einſichten, hatten den eignen Charakter der Gemeinnützigkeit. Seine Wiſſenſchaft und ſein Genie, anſtatt daß ſie ſonſt den Mann, dem ſie in einem vorzüglichen Grade eigen werden, von den übrigen gemeinern Menſchen entfernen, dienten nur dazu, ihn genauer mit denſelben zu vereinigen. Da ſie ſonſt oft nichts als eine Hochachtung auflegen, die immer mit einiger Eiferſucht, und alſo mit einer Art von Widerwillen verbunden iſt, ſo ſollten ſie bey ihm nur ſeiner Tugend Zutritt verſchaffen. Sie leuchteten gleichſam vor ihm her, damit die Wirkung ſeines Charakters und ſeiner Menſchenliebe ſich auf mehrere erſtrecken könnte.

Zu dem Ende mußten ſeine Einſichten am meiſten auf das praktiſche Leben gerichtet, ſie mußten nicht ſowohl Wiſſenſchaft als Weisheit ſeyn; er mußte weniger erlernte, als Erfahrungsideen, mehr richtige Beurtheilungskraft in einzelnen

Fällen, als Tiefſinn zu allgemeinen Theorien beſitzen; er mußte weniger Feuer in ſeiner Einbildungskraft, als Richtigkeit haben; er mußte in den Sachen mehr das Offenbare und Gemeinnützige ins Licht zu ſetzen, als das Verſteckte und weniger Brauchbare zu finden wiſſen; ſein Witz mußte nicht ſowohl durch die Neuheit und das Außerordentliche ſeiner Verknüpfungen, als durch ihre in die Augen fallende Wahrheit gefallen.

Weit mehr Stoff zu ſeinen Erkenntniſſen hatte Gellerten die eigene Beſchäfftigung ſeines Verſtandes an den Dingen und Begebenheiten ſelbſt verſchafft, als das Leſen und der Unterricht; weit mehr Begriffe ſcheint er von der innern Empfindlichkeit ſeines Herzens, als von der Schärfe ſeiner äußern Sinne bekommen zu haben. Er hatte für keine der Künſte, deren Schönheiten durch die letztern beurtheilt werden, einen entſchiedenen und ſichern Geſchmack. Aber das moraliſch Gute und Böſe in ſich und in andern zu erkennen, dazu hatte er ein feines Unterſcheidungsvermögen und ein ſicheres Gefühl. Er war ein

Beobachter, nicht in der Abſicht, um die menſchliche Natur überhaupt kennen zu lernen, ſondern um ſeine eigne Beſſerung, auf die er weit früher und weit ernſtlicher als die meiſten Menſchen bedacht war, durch die Kenntniß ſeiner Fehler zu befördern. Dieſe Beobachtungen ſah er nicht als Erſcheinungen an, die er aus allgemeinen Geſetzen der Natur erklären wollte, ſondern er machte ſie zu Maximen und Regeln, die er unmittelbar auf ſeine Perſon und ſeine Umſtände anwenden müßte.

Demunerachtet zeigen ſeine Werke, daß er die moraliſche Welt auch in einem weitern Umfange kannte. Er kannte die Empfindungen, das Betragen, die Sitten, die Neigungen, die Ausdrücke der verſchiedenen Stände und der verſchiedenen Charaktere. Was er ſchildert, iſt allemal kenntlich, und das innerſte Gefühl eines jeden Leſers ſtimmt damit überein. Er kannte die Leidenſchaften vielleicht nur in ihren ſanfteſten Aeuſſerungen; aber er war auch um ſo viel weniger in Gefahr, durch das Gemälde derſelben ſchädlich zu werden.

Seine Einbildungskraft war in der Epoche ſeines Lebens, wo er ſeine beſten Werke ſchrieb, ſehr wirkſam, obgleich nicht heftig. Die Arbeit erfüllte und beſchäfftigte alsdann ſeinen Geiſt völlig; er genoß das volle Glück, das ein Schriftſteller genießen kann, ſich unter ſeinen eigenen Ideen ſelbſt zu vergeſſen, und die Empfindung der Unannehmlichkeiten in der wirklichen Welt, durch die Vorſtellung einer erdichteten, auszulöſchen. So, wie Gellert, kann kein Mann erzählen, wenn nicht die Sache, die er erzählt, vor ſeinen Augen vorgeht; wenn er nicht mitten unter den Perſonen iſt, die er ſprechen läßt; wenn er ſich nicht die Begebenheit ſo als eine gegenwärtige denkt. Aber man ſieht auch, und er ſelbſt bezeugte es, daß nicht ſowohl eine außerordentliche plötzliche Anſtrengung ſeines Geiſtes, als eine anhaltende gleiche Wirkſamkeit, ſeine beſten Stücke hervorgebracht habe. Er war immer gemäßigt, ruhig; vollkommen beſchäfftigt, aber nicht begeiſtert; er behielt alſo noch alle Beſonnenheit, auf den vollkommenſten Ausdruck, den richtigſten Reim und die ſtrengſte Correction zu denken. Ueberdieß wurde dadurch das ganze Kolorit ſeiner Gemälde ſanfter, ſein Spott unſchuldiger, die Freude gelaßner. Es blieb alles in den genaueſten Schranken der Moralität und der Kritik. Dagegen ermüdete ſein Geiſt nicht ſobald, er arbeitete oft an einer Fabel ununterbrochen mehrere Tage, änderte ohne ungeduldig oder unmuthsvoll zu werden, und verfolgte die Idee von Vortrefflichkeit, auch wenn es ihm zuerſt fehlſchlug, mit Standhaftigkeit und Muth.

Seine Imagination war, beſonders in ſeinen letzten Jahren, mehr der traurigen Bilder fähig, weil ſelbſt die traurigen Empfindungen die Oberhand hatten. Immer ſcheint das Wehmüthige, das Sanfte, mehr Eindruck bey ihm gemacht zu haben, als das Fröhliche und das Heftige. Er war oft und gern allein, und konnte ohne Bücher, ohne Umgang, und ohne mit neuen Werken umzugehen, ſich lange mit ſeinen eignen

Gedanken vergnügen; dieß kann man nur, wenn man entweder Tiefſinn oder Einbildungskraft hat. Die ſanften Rührungen der Religion ſelbſt, die er zu dieſen Zeiten hatte, erfodern die Hülfe dieſer Fähigkeit. Das Nachdenken über Gott kann die Seele in eine ſtarke Thätigkeit ſetzen: aber ſie wehmüthig machen, ſie rühren, Freudenthränen hervorbringen kann es nur, wenn es mit gewiſſen Bildern vergeſellſchaftet iſt. Er klagte in ſeinen ſpätern Jahren oft, daß dieſe Rührungen ausblieben, daß der Anblick der Natur, und die Feyerlichkeit gottesdienſtlicher Handlungen, nicht mehr daſſelbe Feuer der Andacht bey ihm errege. Aber in der That war er zu mistrauiſch gegen ſich ſelbſt, um die natürlichen Urſachen, die er ſich von dieſer Veränderung angeben konnte, zu glauben. Seine Ueberzeugung und ſein Wille waren noch gleich lebhaft; aber ſeine Einbildungskraft, und die dunkeln Triebe, die damit zuſammenhängen, waren geſchwächt.

Sein Nachdenken und die Fähigkeiten, die den Philoſophen ausmachen, waren bey ihm ſo, wie ſie bey einem ſolchen Grade von Empfindungsvermögen und Einbildungskraft ſeyn können, und ſo, wie ſie ſeyn müſſen, wenn dieſe Kräfte zum Beſten des Menſchen und der Welt wirken ſollen. Er hatte in ſeinen erſten akademiſchen Jahren die tiefſinnige ſpekulative Philoſophie ſehr geliebt, und mit Eifer getrieben. Aber in der That war es nur der Eifer eines an ſich thätigen Geiſtes, der ſeinen wahren Gegenſtand noch nicht gefunden hatte. Dieſe Philoſophie hatte gewiß auf ſeine Schriften und ſeinen Charakter wenig Einfluß. Aber er machte ſich ſelbſt in der Folge eine andre; eine, die dem bloß geſunden Verſtande aller Menſchen näher kömmt; die in der Geſellſchaft und in der Welt beſſer gebraucht werden kann; und die die Einbildungskraft nicht tödtet, ſondern leitet. Sein Verſtand war wirklich helle und durchdringend; er faßte leicht; brachte ſeine Begriffe geſchwind aufs Reine und Klare; gab ihnen den kürzeſten, gedrängteſten und klärſten Ausdruck; urtheilte mit Beſtimmung und Genauigkeit, und wußte allemal die Wahrheit, die er eingeſehen hatte, einleuchtend zu machen. Eben weil er in jeder Sache nur auf das Große und Hauptſächliche ſah, und weil er ſeine Betrachtungen nur im Ganzen darſtellte, und ſie nicht bis auf zu feine Theile zergliederte; eben deswegen iſt er von dem Großen, von dem Manne von Geſchäfften, die beide nur ſolche Betrachtungen faſſen oder brauchen können, eben ſo ſehr geleſen und geachtet, als von denjenigen Philoſophen, die den Werth des geſunden Verſtandes noch zu ſchätzen wiſſen.

Seine Kritiken ſind ſeinen guten Schülern ſehr nützlich geweſen. Er fand jede Unrichtigkeit in Gedanken und Ausdruck, ſobald er ſie finden wollte, und nur nicht für die Perſon zu günſtig eingenommen war. Denn Wohlwollen konnte zuweilen ſein Urtheil verführen, aber niemals Haß.

Seine Kenntniſſe, ſo weit ſie durch Bücherleſen und Fleiß erlangt werden können, waren nicht ſehr ausgebreitet; aber ſie waren in derjenigen Klaſſe, welche er ſich gewählt hatte, vollſtändig, und für ihn, zum beſten Gebrauche ſeiner Talente, hinreichend. Er war, beſonders in den letzten Jahren ſeines Lebens, einer ſtrengen und anhaltenden Aufmerkſamkeit nicht fähig. Ueberdieß ſchränkten ſich ſeine Abſichten immer mehr auf ſeine moraliſche Vollkommenheit ein. Selbſt die Beſchaffenheit ſeines Geiſtes machte, daß nur wenig Bücher von ihm mit großer Begierde geleſen werden konnten. Dem Geiſte, der ſelbſt thätig ſeyn kann, wird es immer ſchwer, ſich bloß von Andern beſchäfftigen zu laſſen. Das Genie bringt lieber Ideen hervor, als daß es ſich dieſelben mittheilen läßt. Ueberdieß giebt die Lebhaftigkeit der Einbildungskraft und der Empfindung dem Menſchen eine gewiſſe Unruhe, die ſich mit dem ſtillſitzenden Fleiße des unermüdeten Bücherleſens wenig verträgt. Wenn aber Gelehrſamkeit ſo viel heißt, als ein aufgeklärter und bereicherter Geiſt; ſo hatte ſie Gellert in dem vorzüglichſten Grade.

In ſeinen Schriften herrſchet noch außer allen dieſen Fähigkeiten eine ſo einnehmende Munterkeit, ein ſo lachender Scherz, eine bey aller Unſchuld doch ſo fühlbare Spötterey, daß nothwendig in der urſprünglichen Anlage ſeines Geiſtes ein hoher Grad von Lebhaftigkeit geweſen ſeyn muß, weil ſie, auch nachdem ſie durch das Nachdenken gemäßigt und durch Krankheit geſchwächt worden, ſich noch ſo merklich äußern konnte.

Die Gabe, die dazu gehört, vortreffliche Verſe zu machen, genau zu beſchreiben, iſt vielleicht mehr, als irgend ein Philoſoph vermag; dieſe Gabe, nur den Ausdruck des Gedankens zu ſuchen, und doch zugleich den Reim und das Metrum zu finden. Gellert beſaß dieſe Gaben, wenn irgend einer unſerer Dichter, und vielleicht hat nichts zu dem großen und allgemeinen Aufſehen, das ſeine Fabeln machten, mehr beygetragen. Es war eine ſeltſame und in Deutſchland noch unerhörte Erſcheinung, Verſe zu leſen, wo alles ſo geſagt war, wie man ſpricht, und doch alles edel und einnehmend, und alles zugleich im Sylbenmaaße und Reime richtig. Es iſt gewiß, daß die Poeſie, wenn ſie dieſe Vortrefflichkeit erreicht, einen weit größern Eindruck macht, als die Proſe. Sogar das Vergnügen, welches der Reim macht, iſt alsdann kein verächtliches Vergnügen mehr. Und wir glauben, daß, obgleich ein gewiſſer Zeitpunkt im menſchlichen Leben und in der menſchlichen Geſellſchaft kömmt, wo man überhaupt gegen Verſe gleichgültiger wird, doch die Fabeln Gellerts zu denen wenigen gehören, die zu allen Zeiten und in jedem Alter mit Vergnügen werden geleſen werden.

So groß aber auch Gellert als Schriftſteller und Dichter iſt, ſo iſt er gewiß nicht bloß als Schriftſteller und Dichter ſo ſehr geſchätzt worden, als er es war. Dieſe ganz allgemeine Verehrung, die er genoß, dieſer Enthuſiaſmus, deſſen unſre Nation für Dichter und Schriftſteller ſo wenig fähig zu ſeyn ſcheint, und der in allen Ständen und an allen Orten für die Perſon Gellerts herrſchte; dieſer ſein Ruhm, der nicht bloß im Beyfalle, ſondern in Liebe beſtund, iſt gewiß mehr eine Wirkung ſeines Charakters als ſeiner Gaben. Für den Freund der Tugend iſt dieß eine herrliche Erſcheinung. Sie zeigt, was die Tugend unter den Menſchen vermag; ſie beweiſt, was bey Beobachtung einzelner Perſonen zweifelhaft werden könnte, daß die Menſchen den Werth moraliſcher Vortrefflichkeit kennen, und, wo ſie nicht durch Vorurtheile gehindert werden, die Rechtſchaffenheit, mehr als irgend einen andern Vorzug, für den eigentlichen Gegenſtand der Hochachtung halten.

In der That wäre Gellert für ſeine Freunde und für ſein Land immer ein merkwürdiger Mann, wenn er auch kein großer Schriftſteller geweſen wäre. Derjenigen Menſchen, die es zu dem Hauptgeſchäffte des Lebens machen, gut zu ſeyn, und Gutes zu thun, dieſer Menſchen giebt es noch zu wenig, als daß wir nicht aufmerkſam werden ſollten, wenn wir ſo glücklich ſind, auf dem Wege unſers Lebens einen derſelben anzutreffen. Die Grundfeſte dieſes Charakters war die Religion; und nur die Religion kann einen ſolchen Charakter hervorbringen.

Nur der Mann kann immer rechtſchaffen handeln, der das immer für nützlich erkennt, was recht iſt. Das iſt nun in vielen Fällen ſchon aus den nähern und ſichtbaren Verbindungen, in welchen der Menſch ſteht, und aus den nächſten Folgen ſeiner Handlungen einleuchtend. Solche Tugenden werden alſo von dem Verſtändigen, auch ohne Religion, ausgeübt werden können. Aber in noch mehrern, und gewiß in den ſchwerſten Fällen, erhellt die Nutzbarkeit der tugendhaften Handlung erſt, wenn ſich der Menſch mit der ganzen Natur der Dinge, und alſo zugleich mit ihrem Urheber in Verbindung ſetzt; wenn er ſich die ganze Zukunft, und alſo zugleich das Weſen denkt, in deſſen Verſtande allein dieſe Zukunft vorhanden iſt, und durch deſſen Willen ſie beſtimmt wird.

Der menſchliche Geiſt muß Begierden, einen Endzweck, wornach er ſtrebt, Triebfedern haben, die ihn in Bewegung ſetzen. Wenn man ihm nun die kleinen eingeſchränkten Endzwecke des Eigennutzes und der Eitelkeit nehmen will, ſo müſſen andere Gegenſtände, andere Abſichten an deren Stelle treten; aber dieſer andere Gegenſtand kann nur Gott, dieſe andere Abſicht kann nur Vollkommenheit, das heißt Tugend, ſeyn. Alle Dinge können nur dieſe doppelte Beziehung auf uns haben: die Beziehung, nach der ſie unſere äußern Vortheile, Bequemlichkeiten oder Ergötzungen vermehren; und die Beziehung, nach der ſie unſer Weſen vollkommener machen. Zu der erſten Beziehung brauchen wir den Gedanken von Gott nicht. Die Sinne lehren uns zuerſt dieſe Wirkungen jedes Gegenſtandes; die Vernunft ſagt ſie uns, nach einigen Erfahrungen, zuvor; und alles, was wir dabey mehr oder anders thun als die Thiere, iſt, daß wir dieſe Vortheile auf einem längern Wege ſuchen. Die Gegenſtände aber in der zweyten Beziehung anzuſehen, und durch dieſe Beziehung bewegt zu werden, dazu gehört das lebhafte Bewußtſeyn von der Gegenwart und dem Einfluſſe Gottes. Ohne den Begriff von Gott wiſſen wir nichts von einer innern Vortreflichkeit unſrer Natur, weil eben die Betrachtungen, die uns lehren, was ein vollkommner Geiſt ſey, uns darauf führen, daß es einen vollkommenſten geben müſſe; und ohne die Ueberzeugung von dem Einfluſſe Gottes über die Welt und uns, können wir uns dieſe Vortreflichkeit nicht als einerley mit Glückſeligkeit, nicht als einen Gegenſtand unſrer Begierde vorſtellen.

Dieſe Geſinnungen herrſchten in Gellerts Seele; aber ſie waren auf eine beſondere Art beſtimmt, weil er ſie ganz durch den Glauben an die Offenbarung bekommen hatte. Bloße Vernunftſchlüſſe und Betrachtungen über die Natur der Dinge wirkten bey ihm weder eine ſo feſte Ueberzeugung, noch ſo tiefe Rührungen, als die Lehren, die er aus der heiligen Schrift ſchöpfte. Es iſt gewiß, daß wir zuerſt aus dieſem Buche die Wahrheiten als Ueberlieferungen bekommen, die unſere Vernunft in ihrer folgenden Reiſe in eigne Einſichten verwandeln kann; es iſt auch gewiß, daß der Eifer derjenigen, welche dieſe Wahrheiten, durch ihr ganzes Leben, aus dieſem Buche ſchöpfen, gemeiniglich größer und brennender iſt, als der Eifer der Andern, die dieſe Einſichten brauchen wollen, ohne auf ihre Quelle zurückzugehn; weil dieſe nur durch das Gewicht der Wahrheit können gerührt werden, jene aber noch das äußere Anſehen einer göttlichen Ueberlieferung dieſer Wahrheiten hinzuthun.

Gellert glaubte von ganzem Herzen alle Lehren unſerer Religion. Dieſe Anhänglichkeit an die Wahrheit, die bey vielen Menſchen aus eben den Urſachen entſteht, aus welchen ſie die Irrthümer und Vorurtheile nicht ablegen, weil ſie ſie ſehr früh bekommen und im Alter niemals darüber nachgedacht haben, entſtund bey Gellerten aus dem herrſchenden Grundſatze der Pflicht, und dem beſcheidenen Gebrauche ſeiner Vernunft. Der Grundſatz der Pflicht machte, daß alle Beweiſe bey ihm mehr galten, wenn ſie auf Feſtſetzung irgend einer Verbindlichkeit abzielten; daß er ſchon zum voraus geneigt war, jede Wahrſcheinlichkeit anzunehmen, die Lehren der Gottſeligkeit beſtätigte; und daß er ſelbſt in den kleinſten Theilen des Gebäudes ſeiner Religion, deren

Hauptwerk ihm ſo unendlich wichtig war, keine Aenderung wollte gemacht wiſſen. Der beſcheidene Gebrauch ſeiner Vernunft machte, daß er die Nachforſchungen entweder nicht dahin zu treiben ſich erlaubte, wo die Schwierigkeiten anfangen; oder daß er die einmal empfundene Gewißheit mehr bey ſich gelten ließ, als alle nachfolgende Zweifel.

Was aber noch mehr werth iſt, als der bloße Glaube an gewiſſe Lehren: Gellert machte aus der Religion die vornehmſte Triebfeder ſeiner Thätigkeit. Seine Betrachtungen in der Einſamkeit, ſeine Geſpräche in der Geſellſchaft, ſein Unterricht in ſeinen Lehrſtunden, ſeine Schriften, ſeine Briefe, ſeine Arbeiten und ſeine Erholungen, alles war mit dem Geiſte dieſer Religion erfüllt, alles hatte die Abſicht, ihre Kraft bey ihm ſelbſt zu verſtärken, oder ihren Einfluß bey andern auszubreiten. Nur in einer nicht gemeinen Seele kann irgend ein allgemeines Principium ſo herrſchend werden, daß es auf alle Umſtände und Zeiten des Lebens einen Einfluß habe; und nur bey einem vortreflichen Herzen kann dieß Principium die Religion ſeyn.

Von Jugend auf ſcheinen die unangenehmen Empfindungen, nicht die, welche Zorn, ſondern die, welche Traurigkeit erregen, bey Gellerten geherrſcht zu haben. Sein körperliches Leiden fieng zeitig an, und ſeine dürftigen Umſtände dauerten lange. Dieſer Theil des Temperaments unterſtützte und beſtimmte manche Tugend; und wenn er einige Mängel hervorbrachte, ſo waren es ſolche, die nur ihm den Genuß ſeiner Verdienſte raubten, nicht ſolche, die die Wirkſamkeit derſelben verhinderten.

Das beſtändige Gefühl von Schwachheit oder von Schmerz hat die natürliche Wirkung, daß es den Muth ſchwächt, das Gemüth mit der Idee von künftigen noch größern Uebeln erfüllt, und dem Menſchen ein Mistrauen gegen ſeine Kräfte und gegen ſeinen Werth beybringt. Gellert hatte in der That eine Kraft in der Seele, die, wenn ſie ſich bey außerordentlichen Gelegenheiten auf eine kurze Zeit ſammlete, ihn getroſt und beherzt machte. Er redete mit den Königen ohne Schüchternheit; er fürchtete den Tod weit mehr in ſeinen leichtern Zufällen, als in ſeiner lezten Krankheit. Aber in dem gewöhnlichen Laufe ſeines Lebens, wenn ihn nichts zu einer außerordentlichen Anſtrengung aufforderte, beunruhigten ihn auch kleine Uebel; und er erſchrak vor Schwierigkeiten, zu deren Ueberwindung er nur Entſchließung gebraucht hätte.

Dieſe Furchtſamkeit entfernte ihn, auf der einen Seite, von allen Arten weitläuftiger Unternehmungen, tödtete ſeinen Ehrgeiz, führte ihn mehr auf ſich ſelbſt zurück, und vermehrte alſo ſeine perſönliche Vollkommenheit, indem ſie eine Menge andrer Beſtrebungen, die ihn von ſeiner Beſſerung zerſtreut haben würden, verhinderte; auf der andern ließ ſie ihn nicht zu dem Grade der Heiterkeit der Seele und der Fröhlichkeit kommen, die die Belohnung der Tugend ſeyn ſoll.

Die Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt hat, ſie mag auf den Körper oder auf die Seele gerichtet ſeyn, bey beiden ähnliche Wirkungen; und gemeiniglich ſind beide Arten der Aufmerkſamkeit verbunden, weil ſie beide aus einer gemeinſchaftlichen Quelle entſpringen. Im Körper entdecken wir durch eine ſolche Achtſamkeit immer kleine Unordnungen, und in der Seele kleine Fehler, die wir unter den Zerſtreuungen der Luſtbarkeiten oder der Geſchäfte nicht würden bemerkt haben. Man genießt alsdann weder ſeiner Geſundheit, noch ſeiner Tugend, weil man durch das, was in Unordnung iſt, weit mehr beunruhigt, als durch das, was geſund und untadelhaft iſt, vergnügt wird. Gellert hatte dieſe doppelte Aufmerkſamkeit; und er wurde auch wirklich auf dieſe Weiſe durch ſie beunruhigt. Es fehlte ihm an dem Muthe, der vor einem Fehler eben ſo wenig, als vor der Anlage zu einer Krankheit erſchrickt, die Beſſerungsmittel braucht, und den Ausgang erwartet. Wenn dieſes ruhige Beſtreben nach ſeiner Beſſerung zur gegenwärtigen Glückſeligkeit des Menſchen mehr beyträgt; ſo iſt vielleicht das ängſtlichere mit einem größern Eifer verbunden.

Die Furchtſamkeit machte ihn zugleich ſehr beſcheiden. Kein Gelehrter, kein Schriftſteller iſt wohl mehr geneigt geweſen, andern einen Vorzug vor ſich zuzugeſtehen. Er ſchätzte die Vollkommenheiten beynahe am höchſten, die er nicht beſaß; er zog die Gelehrſamkeit dem Genie vor. Er war niemals ein Nebenbuhler irgend eines Menſchen geweſen. Auf der Laufbahn, in der er ſich befand, und in welcher unglücklicher Weiſe Neid und Eiferſucht ſo leicht entſtehen, weil viele um einen gemeinſchaftlichen Preiß ſtreiten, hätte er gern jeden ſich zuvorkommen geſehen; und nur durch einige Gewalt war er ſo weit hervorgezogen worden. Er wußte zwar, daß der Stand gegen perſönliche Eigenſchaften in keine Betrachtung kömmt; und wie wäre es möglich, daß ein Mann von ſeinem Geiſte anders urtheilte? Aber demunerachtet waren ihm dieſe Verhältniſſe in der bürgerlichen Geſellſchaft, als Einrichtungen der göttlichen Vorſehung, ſo wichtig, und er war zugleich ſo geneigt, jeden Anſpruch eines andern, jedes Vorrecht gelten zu laſſen, daß er auch dem bloßen Stande eine ausnehmende Ehrerbietung und Achtung bewies. Er war überhaupt weit mehr geneigt, ſich allen einmal gemachten Einrichtungen der Welt, des Staates, oder ſeines Standes, zu unterwerfen, und von ihnen den beſten Gebrauch zu machen, als ſie, wo er ſie auch für fehlerhaft erkannte, zu ändern. Die Perſonen, die über ihm waren, hielt er gemeiniglich auch für weiſer und einſichtsvoller, als ſich. Die Obrigkeit, die Gewalt über ihn hatte, ſah er faſt immer als eine gerechte und gütige Obrigkeit an. Vielleicht hatte er gegen ſolche Verbeſſerungen, die ohne große Aenderungen nicht geſchehen können, allzuviel Mißtrauen, und von der Güte der Anordnungen, die ſchon vorhanden ſind, einen zu vortheilhaften Begriff. Aber eben der Gehorſam gegen alles, was den Anſchein von Geſetz und Pflicht hatte, eben die Unterwerfung ſeiner eignen Einſichten und Neigungen unter alle göttlichen und menſchlichen Vorſchriften, welche auf ſeinen ganzen übrigen Charakter ſo viel Einfluß hatte, brachte auch dieſe vielleicht zu weit getriebne Behutſamkeit hervor.

Seine ſinnlichen Begierden waren von Natur mäßig. Seine Krankheit hatte ihm eine ſtrenge Enthaltſamkeit aufgelegt; und ſeine Gottesfurcht machte ihn geneigt, lieber eine unnöthige Verleugnung zu übernehmen, als ſich der nothwendigen zu weigern. Er foderte zu den Bequemlichkeiten und zu den Zierrathen des Lebens nur wenig. Und in der That iſt Eitelkeit gewiß die Leidenſchaft, die ein großer Geiſt am erſten unter die Füße tritt. Denn es iſt unmöglich, daß die Seele mit etwas Großem und Gutem ſich abgeben, oder daß ſie mit wichtigen Gedanken und Abſichten erfüllt ſeyn kann, wenn ihr noch der Unterſchied der Kleider und des Hausgeräthes wichtig ſcheint. Bey Gellerten konnte nur die Gewohnheit, nicht die ſinnliche Begierde, eine Art neuer Bedürfniſſe erzeugen. Er verlangte keine Sache prächtig oder ſehr bequem; aber er verlangte ſie ſo, wie er ſie immer gehabt hatte.

Er veränderte daher in ſeinen Umſtänden und Einrichtungen wenig. Und ſo wie dieß in der That das Zeichen einer ruhigen und geſunden Seele iſt, ſo iſt es doch zuweilen eine Hinderniß der Verbeſſerung ſeiner Umſtände.

Da er von den Vorzügen oder Vergnügungen, die man für Geld haben kann, einen ſo geringen Theil verlangte, ſo bedurfte er auch keiner großen Einkünfte. So mäßig die ſeinigen auch bis an ſein Ende waren: ſo hatte er doch auch dieſe nicht geſucht; und ſie reichten nicht bloß für ihn zu, ſondern ſeine Mäßigkeit konnte noch einen guten Theil davon zu Wohlthaten bey Seite legen. Keine kräftigere Stütze kann die Tugend nnd Religion haben, als die Gleichgültigkeit gegen Rang und Vermögen. Dieſe Gegenſtände, wenn ſie einmal in der Seele Eindruck gemacht haben, verlangen eine viel zu anhaltende Geſchäftigkeit, bringen viel zu viel andre Leidenſchaften ins Spiel, als daß der Seele Kraft und Zeit ſollte übrig bleiben, für die Rechtmäßigkeit jeder Handlung und für ihre innere Vollkommenheit zu ſorgen. Ueberdieß müſſen wir auf dem Wege zu dieſen Abſichten nothwendig eine Menge Menſchen finden, die ſich uns widerſetzen, und die wir mit Gewalt oder Liſt bey Seite ſchaffen müſſen, wenn es uns durchaus darum zu thun iſt, jene Abſichten zu erreichen. Denjenigen können wir durchaus nicht lieben, der uns in der Erreichung unſrer Abſichten verhindert. Haben wir nun ſolche Abſichten, in denen wir geſtört werden, und welche wir beynahe nur erreichen können, inſofern wir andre darinn ſtören: ſo müſſen wir über lang oder kurz haſſen oder gehaßt werden. Die ganze Welt iſt ein Schauſpiel dieſes Krieges.

Menſchenliebe aber und Gütigkeit, die letzte Frucht der Tugend, und das Werkzeug, durch welche ſie zum Beſten der Welt wirkſam wird, war eine der ſichtbarſten Eigenſchaften in Gellerts Charakter. Er that von einem geringen Vermögen viel Gutes: aber er leiſtete noch weit mehr perſönliche Dienſte; und perſönliche Dienſte ſind immer die beſſern Wohlthaten. Er war ſehr geneigt, andre für gut anzunehmen, von denen er nichts

Böſes wußte, und leicht geneigt, in denjenigen alles für vortreflich zu halten, in welchen er einige vortrefliche Eigenſchaften gefunden hatte. Da er an ſich die moraliſche Güte mehr als ſeine Gaben ſchätzte, ſo beurtheilte er auch andrer Werth mehr nach ihrer Tugend, als nach ihrem Verſtande. Und freylich iſt es, bey einem nicht beſtändigen Umgange, leichter, in der erſten, als in der andern Abſicht hintergangen zu werden. Für ſeine erſten und älteſten Freunde hatte er wahre innere Zärtlichkeit; für die übrigen, die er in ſpätern Jahren bekommen hatte, Achtung und Dienſteifer. Zu ſeinem Umgange gehörten nur wenige, und weil das Ungewohnte ihm immer einige Anſtrengung koſtete, nur dieſelben Perſonen.

Sein Beyſpiel und ſein Rath hielten eine Menge junger Leute, die ihm näher bekannt worden waren, von Ausſchweifungen zurück, und gewöhnten ſie zur Arbeitſamkeit und Ordnung. Seine Briefe hatten den Einfluß ſeiner Wohlthätigkeit noch viel weiter ausgebreitet. Aus ſehr entfernten Gegenden wendete ſich der Nothleidende, der Betrübte, der Zweifler, der Geängſtete, oder der Unentſchloßne an ihn; und er that, was er vermochte, einem jeden Beyſtand oder Beruhigung zu verſchaffen. Dieſe Arbeiten füllten einen großen Theil ſeiner Zeit aus; und ob er gleich zuweilen darüber, als über eine Beſchwerlichkeit klagte, ſo iſt es doch gewiß, daß dieſe Beſchäftigung, die dem jetzigen Grade ſeiner Kraft gerade angemeſſen war, und ihm dabey die angenehme Ausſicht öfnete, wohlgethan zu haben, einen großen Theil ſeiner geheimen Glückſeligkeit ausmachte, die jeder Menſch genießt, ohne ſie ſelbſt recht gewahr zu werden.

Er haßte gewiß niemanden; er verachtete niemanden: und wenn er in ſeinen lezten Jahren nicht mehr der Ergießungen einer lebhaften Zuneigung, oder einer innigen Zärtlichkeit fähig war: ſo kam dieſes entweder daher, weil er von allen denen Freunden entfernt lebte, mit denen ſein Herz in den Zeiten ſeiner vollen Empfindlichkeit ſich vereinigt hatte; oder weil er überhaupt in allen ſeinen Neigungen gemäßigter und dem Anſcheine nach kälter geworden war.

Sein Anſehen, mit der Liebe verbunden, die er einflößte, hat einen glücklichen Einfluß auf die Akademie gehabt, auf der er lehrte. Sein Lob und ſeine Freundſchaft haben manchen jungen Kopf erweckt und muthig gemacht; ſein Rath und ſeine Vorſorge das Glück vieler würdigen jungen Männer gegründet.

Seine perſönlichen Eigenſchaften hatten ihm diejenige Art von Anſehen und Einfluß gegeben, die die ſchäzbarſte Oberherrſchaft unter den Menſchen iſt. Er vermochte viel, weil er ſehr geliebt wurde, und nur immer das foderte, was der, von welchem er es foderte, billigen mußte.

Ein Mann von ſolchen Gaben und von ſolchem Charakter iſt immer ein Geſchenk für ſeine Nation. Und wirklich hat die unſrige Gellerten vieles zu danken. Seine Schriften ſind immer die erſten Schriften, und an vielen Orten noch die einzigen, welche geleſen werden. Seine Fabeln unterrichten unſre erſte Kindheit, und ergötzen und erbauen unſer männliches und hohes Alter. Seine meiſten Schriften ziehen den Leſer durch ihre

Schönheit an ſich, und ſie beſſern ihn, indem er ſich bloß zu vergnügen gedenkt. Seine geiſtlichen Lieder ſind wirklich das erſte Erbauungsbuch, welches zu dem Privat- oder öffentlichen Gottesdienſte eines verſtändigen Mannes geſchickt iſt. Schon mancher Nothleidende hat ſich mit demſelben getröſtet; ſchon mancher Sterbende ſich den Tod erleichtert.

So lange die Deutſchen ihre jetzige Sprache verſtehen, werden ſie die Gellertſchen Schriften leſen; dieſe Epoche kann ihre Gränzen haben: aber den Gellertſchen Charakter werden die Menſchen verehren, ſo lange ſie die Tugend kennen; und dieſe Zeit iſt unbegränzt.

Einige Gedanken
über
das Intereſſirende.

Erſter Theil.

Aus dem zwölften Bande der Neuen Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und der freyen Künſte.

Unſre Aufmerkſamkeit, die gewöhnlicherweiſe unter mehrere Dinge vertheilt iſt, oder ſchnell von einem Dinge zum andern übergeht, kann zuweilen auf einen einzigen, oder eine Anzahl verbundner Gegenſtände ſo zuſammengebracht werden, daß wir des übrigen Theils der Dinge, die auf oder in uns wirken, vergeſſen; ſie kann zuweilen auf dieſen Gegenſtänden ſo feſtgehalten werden, daß wir eine beträchtliche Zeit lang mit keinen andern Gegenſtänden abwechſeln. Dieſes

Zuſammenhalten und dieſes Aufhalten unſrer Aufmerkſamkeit bey Einem Gegenſtande erfodert allemal eine außerordentliche Kraft, die dieſes bewirke; entweder die Kraft des Menſchen ſelbſt, oder die Kraft der Dinge, von denen er gerührt wird. Im erſten Falle heißt ſeine Aufmerkſamkeit Anſtrengung; die Sache, worauf ſie gerichtet iſt, ein Geſchäfte, und die Handlung Arbeit. In dem andern iſt es entweder die bloße Stärke und Gewaltſamkeit des Eindrucks, oder es iſt die beſtimmte Art deſſelben, welche unſre Aufmerkſamkeit feſſelt. Jenes iſt Zwang, und der Schmerz iſt es nebſt allem, was Schmerzen droht, der auf dieſe Weiſe die Seele wider ihren Willen auf ſich aufmerkſam macht. Dieſes iſt der ſanfte Zug, mit welchem das Vergnügen, oder allgemeiner, alles, was mit unſerm Zuſtande, unſern Gedanken und unſern Neigungen in einem beſondern Zuſammenhange ſteht, das Auge unſers Geiſtes von andern Gegenſtänden abwendet und auf ſich richtet.

Alle die Gegenſtände, oder die Arten ſie vorzuſtellen, welche, ohne unſre freywillige Anſtrengung, vermöge des Wohlgefallens, das ſie in uns erregen, ſich unſrer Aufmerkſamkeit bemächtigen und dieſelbe ſtätig machen, dieſe, glauben wir, ſoll das Wort intereſſant von andern Arten der Gegenſtände unterſcheiden; — es ſoll die Dinge ausdrücken, welche auf eben die Weiſe und vermöge eben der Triebfedern uns nach ihren Vorſtellungen begierig machen, wie das uns aufmerkſam macht, was zur Befriedigung unſers Eigennutzes etwas beytragen kann.

Dieſer Unterſchied zwiſchen der Aufmerkſamkeit, deren Urheber wir ſelbſt ſind, und zwiſchen der, die das Werk der Gegenſtände iſt, fällt bey den gemeinſten Verrichtungen des Lebens in die Augen. Geſezt, man leſe ein Werk der Genealogie oder Diplomatik. Es kann ſeyn, daß wir mit unſrer ganzen Aufmerkſamkeit leſen: aber wir ſind uns auch dabey der Mühe bewußt, die es uns koſtet, der Zerſtreuungen, die wir alle Augenblicke abwehren, des Widerſtandes, den wir andern mehr reizenden Ideen, die ſich eindringen wollen, leiſten müſſen. Nicht die Sachen, die wir leſen, erhalten die Seele in ihrer Richtung auf dieſelben, ſondern unſre Begierde zu lernen, unſre Pflicht, oder die Abſicht, wozu wir die Nachrichten brauchen; wir werden nicht angezogen, wir ſelbſt ſtellen uns zu der Sache hin, und zwingen uns dabey zu bleiben. In dieſem Falle werden wir nimmermehr ſagen, daß das Buch intereſſant ſey; wir werden nur ſagen, daß wir fleißig arbeiten. Geſezt aber, ein ander Werk, das wir ebenfalls aus Pflicht oder Zwang zu leſen anfiengen, enthalte Geſchichte, Schilderungen, Reden, die uns, indem wir fortfahren, unſrer urſprünglichen Abſicht, warum wir laſen, nach und nach uneingedenk machen, und uns bloß mit den Sachen ſelbſt beſchäftigen, die wir in jedem Augenblicke erfahren; geſezt, die Begierde, die anfangs nur auf einen entfernten Endzweck, und auf das Leſen als auf ein Mittel gerichtet war, gehe nun auf den Inhalt des Buchs ſelbſt, wir leſen nunmehro bloß, um zu wiſſen, was geſagt und was folgen wird, ohne weiter an einen Gebrauch zu denken: ſo werden wir alsdann zwar auch noch höchſt aufmerkſam ſeyn, vielleicht aufmerkſamer als zuvor, aber wir werden uns keiner Bemühung mehr bewußt ſeyn, unſere Aufmerkſamkeit zu erhalten; die Kraft, die der natürlichen Beweglichkeit der Seele Einhalt thut, wird nicht mehr unſer Entſchluß, ſondern der Eindruck der Gegenſtände ſeyn. Das Buch, ſagen wir alsdann, fängt an uns zu intereſſiren. — Noch ein anderer Umſtand unterſcheidet dieſe beiden Arten der Aufmerkſamkeit; und gerade iſt der eine Umſtand das, was man ſich bey dem Worte Intereſſiren denkt. Nämlich, wenn ich bloß durch meinen Vorſatz in einer beſtimmten Reihe der Dinge mit meinen Gedanken bleibe: ſo ſtehe ich in jedem Augenblicke nur bey dem Gliede der Reihe ſtill, das jetzt gegenwärtig iſt, und bekümmere mich um die künftigen nicht; ich ſchließe die Reihe, ſobald mein Vorſatz erreicht, oder die Zeit der Arbeit geendigt iſt, ohne mich im geringſten wegen deſſen, was folgen wird, zu beunruhigen. Wenn ich hingegen, durch die anziehende Kraft der Gegenſtände ſelbſt, dieſe Reihe durchlauſe: ſo bin ich mit meiner Aufmerkſamkeit immer ſchon ein wenig vor der gegenwärtigen Idee voraus; ich verlange nach den folgenden Gliedern, indem ich die gegenwärtigen betrachte: und ehe die Reihe nicht bis ans Ende, oder bis an einen Unterbrechungspunkt kommt, werde ich nicht ruhig aufhören können. — **Ein Schauſpiel oder ein Roman intereſſirt mich, und, ich bin nach dem Erfolge begierig,** ſind gleichbedeutende Redensarten; und es iſt das ſicherſte Zeichen, daß ein dramatiſcher Dichter ſeinen Endzweck zu intereſſiren erreicht hat, wenn er den Zuſchauer in ein Verlangen und eine unruhige Erwartung der Zukunft ſezt. Der Grund dieſer Verſchiedenheit iſt, dünkt uns, dieſer. Die Begierde der Seele geht eigentlich immer auf etwas Künftiges. Geht ſie nun nicht auf die Sache ſelbſt, mit der man ſich beſchäftigt, ſondern auf eine Abſicht, die außerhalb derſelben liegt, und bloß durch ſie erreicht werden ſoll: ſo iſt außer dem gegenwärtigen Theile der Sache nichts, als dieſe Abſicht, uns in den Augen. — Hingegen, wo die Begierde auf die Dinge ſelbſt geht, mit denen wir unſere Aufmerkſamkeit beſchäftigen, da ſind es eigentlich die folgenden Theile der Dinge, auf die ſie gerichtet iſt, denn die gegenwärtigen werden ſchon genoſſen; und eben dieſe Befriedigung, die das Gegenwärtige der Seele gewähret, richtet ihren Blick gegen das Zukünſtige, um neue Befriedigungen zu ſuchen.

Alſo alles das intereſſirt uns, was uns durch den Eindruck des Wohlgefallens, den es auf uns macht, ohne unſern Vorſatz aufmerkſam und nach der Fortſetzung und der Folge begierig erhält.

Alles Wohlgefallen entſpringt entweder aus dem, was unſere Kraft zu denken beſchäftiget, oder aus dem, was unſre Empfindungen erweckt. Alles, was mit uns auf gewiſſe Weiſe zuſammenhängen, und uns mit ſich vereinigen ſoll, muß entweder Gedanken, oder es muß Neigungen erregen, ſo wie ſie zu unſrer Natur und zu unſerm

Zuſtande paſſen. Wer uns intereſſiren will, muß uns viel zu denken geben, oder uns in Affekt bringen.

Zuerſt alſo von dem Intereſſe, das die Dinge und ihre Schilderungen haben können, inſofern ſie Vorſtellungen erregen.

Das Wohlgefallen, das wir an gewiſſen Gedanken finden, beruhet auf unſerer Wißbegierde, oder auf dem Triebe, unſere Kräfte zu äußern. **Unſerer Wißbegierde** gefallen alle die Reihen von Gedanken, die entweder überhaupt der Seele Wahrheit und Kenntniß, oder die ihr beſonders ſolche Kenntniſſe, ſolche Begriffe geben, welche eine beſondere Beziehung auf ihren ehemaligen oder gegenwärtigen Zuſtand haben; und dieſer lezte Reiz iſt ſtärker, und bekömmt oft allein den Namen des Intereſſirenden. **Unſerm Triebe zur Geſchäftigkeit** gefallen alle die Vorſtellungen, die reich und doch leicht zu faſſen, neu und doch klar ſind, ſtark und ſchnell und doch mit Ordnung abwechſeln.

Wir wollen dieſe Triebfedern des Intereſſirenden ſtückweiſe durchgehen.

Wir haben geſagt, die Wißbegierde werde durch Wahrheit und Kenntniß gereizt. — Einige dieſer Wahrheiten und dieſer Kenntniſſe wirken **vermöge ihrer innern Kraft**, bloß als Theile von Wiſſenſchaft, entweder der allgemeinen, welche alle Menſchen ſuchen, oder der beſondern, auf welche ſich gewiſſe Menſchen legen. Andere wirken **vermöge gewiſſer Beziehungen**, die ſie auf den Menſchen durch ſeine beſondern Umſtände bekommen haben. Jene wenden ſich bloß an den Verſtand, dieſe ziehen auch ſchon gewiſſe kleine Leidenſchaften mit ins Spiel, die ſie befriedigen, oder denen ſie Nahrung verſchaffen. In der Beſchreibung einer Reiſe, die nach dem Nordpole unternommen worden, die Geſtalt der Erde zu unterſuchen, wird durch die Figuren und Rechnungen nur die Wißbegierde des Mathematikers gereizt; **dieß iſt das Intereſſe einer beſondern Wiſſenſchaft.** Aber das Reſultat dieſer Figuren und Rechnungen, ob die Erde oval oder eingedrückt ſey, dieß erregt die Neubegierde aller; **dieß iſt das Intereſſe der Wiſſenſchaft überhaupt.** Die Schilderung der Sitten und der Lebensart der Einwohner des Nordens, die in dieſer Reiſebeſchreibung vorkommen könnte, würde von noch mehrern mit Theilnehmung und Begierde geleſen werden; nicht bloß, weil ſie dadurch neue Einſichten bekämen, ſondern noch mehr, weil ſie dabey viele Vergleichungen mit ihren eigenen Umſtänden anſtellen könnten, durch die ſchon vorher gefaßte Begriffe und ſchon daſeyende Neigungen wieder erweckt und beſchäftigt werden würden. **Dieß iſt das Intereſſe, welches aus allgemeinen Beziehungen der Dinge auf uns entſteht.** Vielleicht lieſt dieſe Reiſe ein Mann, der von dem Nordlichte eine Theorie gemacht und ein Buch darüber geſchrieben hat, und dem würde nichts wichtiger ſeyn, als was von beſondern Beobachtungen dieſes Phänomens, oder von neuen Erklärungen deſſelben geſagt würde, weil dieß durch die Begierde, ſeine Meynung beſtätigt zu ſehen, oder die Furcht, ſich widerlegt zu finden von wichtigen Folgen für ihn wäre. Dieß iſt **das Intereſſe, das aus beſondern Beziehungen der Dinge entſteht.** Endlich der Theil, der die Gefahren beſchriebe, welche die Reiſenden ausgeſtanden, die Mühſeligkeiten, welche ſie erduldet haben, würde ohne Zweifel die meiſten und die aufmerkſamſten, begierigſten Leſer finden. Dieß iſt **das Intereſſe der Empfindung.**

Von dem beſondern Reize, den jede Wiſſenſchaft für den hat, der ſie treibt, von dem allgemeinen Intereſſe, das jede wichtige und verſtändliche Wahrheit für den Menſchen überhaupt hat, wollen wir weiter nichts ſagen. Das Erſte gehört gar nicht zu unſerer Abſicht, und das Lezte iſt durch ſich ſelbſt verſtändlich. Nur von dem Intereſſe wollen wir reden, das ſich auf gewiſſe Beziehungen der Dinge, auf einen gewiſſen Einfluß ihrer Ideen auf unſern Zuſtand gründet, und welches das eigentliche Intereſſe iſt, das Dichter und Künſtler, zu denen wir hier reden, ihren Werken geben ſollen. Aber eine allgemeine Anmerkung müſſen wir vorausſchicken. — Man kann es unſern Dichtern nicht oft genug wiederholen, daß es nicht bloß durch Leidenſchaften möglich iſt zu intereſſiren; daß ſie durch dieſe nur ſelten, und immer nur Augenblicke lang intereſſiren; daß es nur allein der Reichthum der Vorſtellung, die Wichtigkeit und die Menge deſſen, was ſie uns zu denken geben, ſeyn kann, was uns bey einem größern Werke vom Anfange bis zu Ende geſchäftig, aufmerkſam und befriedigt erhalte. Das rührendſte Drama erregt bey dem empfindlichſten Zuſchauer immer nur Blitze der Empfindung. Auf einen Augenblick, wo man getäuſcht wird, folgt eine weit längere Zeit, wo man wieder ſich und die Schauſpieler für das erkennt, was ſie ſind. Für einen Vorfall, für eine Rede, die unmittelbar Leidenſchaft erregt, giebt es hundert, die nur Vorſtellungen erwecken. — Das Vergnügen, Mitleiden und Schrecken zu empfinden, genießt man alſo nur in einzelnen und kurzen Stellen eines Trauerſpiels. Aber das Vergnügen, Menſchen von einem unterſcheidenden Charakter, einem gebildeten Geiſte, ſeinen Sitten, einer edlen Sprache, über wichtige Vorfälle des Lebens reden zu hören; das können wir in allen Auftritten und ohne Unterbrechung genießen. Elend oder Glückſeligkeit ſehe ich nur am Ende des Stücks, aber denkende und handelnde Menſchen ſehe ich durch das Ganze. Iſt nun der Dichter um weiter nichts bekümmert geweſen, als bloß dieſen Fall ſeines Helden recht ſchrecklich zu machen, ſo wird auf viele lange Weile endlich ein ergötzender Augenblick folgen, der noch dazu durch den vorhergehenden Verdruß die Hälfte ſeiner Kraft ſchon verloren hat. Hat aber der Dichter durch das ganze Stück Nahrung für meinen Geiſt ausgeſtreuet, läßt er ſeine Perſonen ſo reden, daß ſie mich mannichfaltige und wichtige Sachen lehren, mich an vieles erinnern, viele dunkle Bemerkungen deutlich, viele Wahrheiten, die ich abſtrakt erkannte, anſchauend machen: dann wird er mich bey den unerheblichen wie bey den wichtigen Vorfällen, am Anfange wie bey der Kataſtrophe ſeines Stückes, ergötzen; die erwartende Begierde nach dem Zukünftigen wird durch das ſüße Gefühl des Gegenwärtigen gemäßigt werden; und mein Herz wird für die leztern ſtarken Eindrücke, die er für daſſelbe beſtimmt, nur deſto mehr geöfnet ſeyn.

Wir kehren von dieſer kleinen Ausſchweifung wieder zurück. — Wir müſſen alſo erſt erklären, wie gewiſſe Ideen eine nähere Beziehung auf die Umſtände des Menſchen bekommen, und dann, auf wie vielerley Art ſolche Beziehungen formirt werden können.

Man erfährt dieß ſchon in dem Vortrage der abſtrakten Wiſſenſchaften. Wenn jemand einen Lehrer oder Schriftſteller über Materien hört oder lieſt, über welche er ſelbſt noch niemals nachzudenken veranlaßt worden: ſo muß es bloß die Deutlichkeit und Evidenz der Sachen, die ihm vorgetragen werden, und ſeine eigne Luſt zu der Wiſſenſchaft ſeyn, die ihn für das, was er hört, einnehmen, und eine gewiſſe Theilnehmung an denen Unterſuchungen, welche angeſtellt werden, bewirken kann. Und auch alsdann iſt es doch beynahe gewiß, daß er vieles vorbeylaſſen wird, was ihm gleichgültig ſcheint, ob es gleich unmittelbar zu der Abſicht des Redners und Schriftſtellers gehörte; vieles als einen Gewinn auffaſſen wird, was ohne Bedeutung iſt, und bloß zu Nebenbegriffen oder zu Ausfüllungen gehört. Denſelben Weg, den die Natur bey der Erfindung der Wahrheit nimmt, den will ſie auch bey der Erlernung derſelben genommen wiſſen, wenn die Wahrheit ihren Eindruck machen ſoll. — So wie man nun nicht eher Erklärungen der Phänomenen ſucht, als bis man von denſelben befremdet wird, und ſo wie beynahe alle unſre Unterſuchungen bloß zu Auflöſung von Schwierigkeiten angeſtellt werden, durch die man zuvor beunruhigt worden iſt; ſo muß man auch, damit man an dieſen Erklärungen und Auflöſungen, wenn ſie von andern erfunden worden, und uns nun vorgetragen werden, ein Intereſſe finde, eben dieſe Erfahrungen wenigſtens im Vorbeygehn gemacht, eben dieſe Schwierigkeiten wenigſtens dunkel wahrgenommen haben. — Jeder Gedanke in den Reden und Schriften anderer, deſſen Wahrheit wir zwar einſehen, deſſen Brauchbarkeit wir aber nicht empfinden, und deſſen Abzielung wir nicht gewahr werden, rührt uns wenig. — Dieſe Brauchbarkeit aber, dieſe Abzielung kann in nichts anderm liegen, als entweder in dem Lichte und der Gewißheit, die dieſer Gedanke über andere ſchon vorher gehabte, uns wichtig ſcheinende Gedanken ausbreitet, in welchen wir noch Dunkelheit oder Zweifel fanden; oder in den Regeln und Hülfsmitteln, die uns derſelbe zu ſolchen Verrichtungen giebt, an deren Ausführung uns gelegen iſt, und in denen wir nicht fortkommen konnten. — Dieſe andern Ideen muß man alſo nothwendig erſt gehabt, und ihre Lücken oder ihre Undeutlichkeit empfunden haben; zu dieſen Verrichtungen muß man erſt veranlaßt, und durch Mangel dieſer Kenntniſſe gehindert worden ſeyn, wenn man das Intereſſe an dem Unterrichte finden ſoll, das ſich auf die Aufklärung dieſer Dunkelheiten und die Erſetzung dieſes Mangels gründet.

Nicht das Gute, ſagt Locke, erregt an und für ſich Begierde, ſondern nur das Gute, welches eben jezt zur Vollſtändigkeit unſers Zuſtandes fehlt, nur dasjenige, deſſen Mangel in unſerer jetzigen Verfaſſung eine Lücke macht, über die wir unruhig ſind. Eben die Beziehung, die das Gute auf die Begierden hat, eben dieſelbe hat das Intereſſirende auf den Verſtand. Nicht jede wahre große ſchöne Idee macht uns aufmerkſam, ſondern nur diejenige, die in die Reihe der in uns ſchon vorhandenen und von uns bemerkten Ideen noch hineinfehlt, die, welche eine von uns wahrgenommene Lücke unſerer Kenntniſſe ausfüllt, eine gewiſſe Unruhe ſtillt, die wir über unſere Unwiſſenheit in dieſem Stücke empfanden.

Wir ſehen alſo, wie der vorhergehende Zuſtand des Menſchen, die Summe deſſen, was er bisher erfahren, empfunden und gedacht hat, einen Einfluß darauf haben kann, an welchen von den neuankommenden Ideen er den meiſten Geſchmack finden, welche er am geſchwindeſten ſich zueignen, bey welchen er mit ſeiner Aufmerkſamkeit ſtehen bleiben ſoll. Wenn die Natur zuerſt das Auge und das Ohr des neugeborenen Menſchen öfnet: ſo überläßt ſie denſelben eine Zeitlang ganz der Herrſchaft äußerer Gegenſtände: ſeine innere Wirkſamkeit hat noch gar keine Richtung; alle Dinge, die ſich ſehen, hören oder fühlen laſſen, befriedigen denſelben auf gleiche Weiſe. Nur das hellere Licht, oder der ſtärkere Schall iſt das einzige, was einem Dinge vor dem andern in ſeiner Aufmerkſamkeit und in ſeiner Zuneigung einen Vorzug giebt. Er verlangt an keine andere Sache zu denken, als die ſich ihm darſtellt; er erwartet keine andere Vorſtellung, als die er wirklich hat. Die Form jedes Gegenſtandes iſt der Seele gleichgültig, weil der Gegenſtand ſelbſt erſt der Seele ihre Geſtalt geben ſoll. — Der erſte Unterſchied, der ſich zwiſchen den Dingen feſtſtellt, iſt der zwiſchen Luſt und Schmerz; und die erſte Triebfeder, die Aufmerkſamkeit und Erwartung erregt, iſt die Leidenſchaft. Aber indem dieſe Begierden ſich entwickeln, ihre Gegenſtände öfter, und in neuen Verbindungen vorkommen, breiten ſich die Ideen aus, und erzeugen aus ſich neue; viele derſelben fügen ſich in gewiſſe Reihen zuſammen, wovon jedes Glied die Vorausſehung und das Verlangen nach den übrigen erregt; viele vereinigen ſich zu gewiſſen Ganzen, die ſich der Seele auf einmal darſtellen, und in welchen ſie das Mangelnde aus dem, was vorhanden iſt, fühlen lernt. Der indeß immer fortgehende Fluß äußerer und innerer Gegenſtände und Vorfälle führet neue Begriffe dazu, verſtärket oder modificirt die alten; bis endlich der Körper reif, die Organiſation völlig befeſtiget, die Ideen der meiſten und wichtigſten Dinge erlangt, die vornehmſten Freuden und Schmerzen des Lebens empfunden, und der Menſch und die Dinge, die ihn umgeben, durch ihre gegenſeitige Operation gegen einander gleichſam abgeformt ſind. Alsdann können die neuankommenden Gegenſtände nicht mehr die Seele auf ganz neue Weiſen erſchüttern, ſie müſſen gewiſſermaßen in die Fußſtapfen der alten treten, wenn ſie Eindruck machen ſollen. Die Seele nimmt nicht mehr alles auf, was ſich ihr anbietet; ſie ſucht das, was ſich an die Reihen anſchließt, oder in die Ganzen hineinpaßt, die ſich in ihr formirt haben, und nach welchen ſie alles ordnen muß, was ihr denkbar und empfindbar ſeyn ſoll. Die Aufmerkſamkeit hat ſchon ihre gewiſſen Objekte, und an jedem Dinge ihre gewiſſen Theile, nach welchen ſie ſich allemal mit Vorbeygehung der übrigen hinkehrt; und wer alſo dieſe Aufmerkſamkeit gewinnen will, der muß der Seele gerade dieſe Objekte, oder dieſe Theile jedes Objekts vorhalten.

Ueberdieß legt jede Begebenheit, die dem Menſchen aufſtößt, jeder Zuſtand, in den er geräth, einen gewiſſen Stoff in ſein Gedächtniß nieder, der bearbeitet werden ſoll; jede Idee, die er bekömmt, bereitet ihn zu einer neuen vor, oder enthält den Samen zu derſelben. — Was nun alſo aus dieſen in ihm ſchon vorhandenen Materialien erbaut wird, was aus dieſem in ihm liegenden Samen aufſchießt und reift, iſt ihm weit wichtiger, gehöret weit mehr zu ihm, bringt ſeinen Kopf in weit größere Thätigkeit, und ſeine Einbildungskraft in weit größere Wärme, als was aus ganz fremdem Stoffe zuſammengeſezt, und auf ausländiſchem Boden gezeugt iſt.

Es wird alſo leicht ſeyn, zu finden, auf wie vielfache Weiſe Ideen und Schilderungen eine genauere Beziehung auf unſern Zuſtand bekommen. Einmal, wenn ſie das, was wir ſchon halb wiſſen, ergänzen, was wir dunkel empfunden haben, uns deutlich denken, oder was wir in abſtrakten Worten erlernt haben, in einem einzelnen Falle anſchauen lehren. Zweytens, wenn ſie uns an irgend etwas von dem, was wir ſelbſt mit größerer oder geringerer Rührung erfahren haben, lebhaft wieder erinnern, und uns in unſer eigenes voriges Leben einen Blick thun laſſen, der uns Aufſchlüſſe von dem giebt, was wir damals nicht verſtanden, oder uns bemerken läßt, was wir damals überſahen. Drittens, wenn ſie uns für gewiſſe Geſchäfte, an denen uns gelegen iſt, oder zu einem Betragen, nach welchem wir ſtreben, Muſter und Anweiſung geben. Viertens, wenn ſie uns zu irgend einer eignen Uebung unſrer denkenden Kraft veranlaſſen, indem wir ſie mit den uns bekannten Grundſätzen zuſammenhängen, und durch die uns wiederfahrnen Begebenheiten erläutern, oder indem wir irgend eine Art von Verwandtſchaft, es ſey der Aehnlichkeit, es ſey der Abhängigkeit zwiſchen ihnen und unſern alten Erfahrungen aufſuchen.

Man wird vielleicht noch mehr Arten eines ſolchen Zuſammenhangs der Vorſtellungen mit uns finden, oder dieſe noch in mehr Unterarten zergliedern können. Aber die, welche wir angeführt haben, ſind hinlänglich, den Begriff ſelbſt zu erläutern, und die Folgerungen verſtändlich zu machen, die wir aus ihm in Abſicht auf die Werke der Dichter ziehen wollen.

Dieß nämlich fragt ſich jezt: was für Gegenſtände muß denn alſo der Dichter wählen, wie muß er ſie bearbeiten, wenn er die meiſten, wenigſtens die aufgeklärten, die geſitteten Menſchen durch die Vorſtellungen, die er in ihnen erweckt, intereſſiren will?

Er muß, werden wir überhaupt antworten, diejenigen Gegenſtände wählen, von welchen er erwarten kann, daß ſie in aller dieſer Menſchen Seelen correſpondirende Begriffe finden, und daß ſie mit den alten Empfindungen derſelben zuſammenhängen; er muß dieſe Gegenſtände ſo bearbeiten, daß ſie die Züge dieſer Bilder, die Spuren dieſer Empfindungen getreu wieder darſtellen, aber in denſelben mehr, und dieſes deutlicher oder anſchauender zeigen, als die Seele ſelbſt in ihnen entdeckte.

Nach dem erſten Grundſatze alſo werden 1) die Dinge, welche ein wahres Intereſſe haben ſollen, natürliche Gegenſtände und deren ihre natürliche Veränderungen ſeyn müſſen, Dinge, deren Gattung wir durch unſere eigne Erfahrung kennen. Die wirkliche vor uns liegende Welt iſt es, aus der alle unſre Ideen geſchöpft, auf die alle unſre Neigungen gerichtet ſind. Sie iſt der Inbegriff alles deſſen, was uns verſtändlich oder wichtig oder angenehm ſeyn kann. Ihr Reichthum füllt den ganzen Umfang unſrer denkenden Kraft, und erſchöpft das ganze Maaß unſrer Empfindſamkeit. Wer ungeſehene Geſtalten und unerhörte Veränderungen uns vorſtellt, der führt uns in fremde Welten, wo wir andere Organen nöthig hätten, um zu ſehen, und ein ander Herz, um zu fühlen, was uns gezeigt wird. Das Schlimmſte iſt, daß derjenige ſelbſt dieſe Organen und dieſes Herz nicht hat, der uns dieſe Dinge zeigen will. Dieſe neue Welten ſind bloß aus einigen Trümmern der gegenwärtigen erbauet, die größtentheils übel zuſammengefügt, und dadurch weit unkenntlicher, weit unkräftiger geworden ſind, als ſie in ihrer alten Anordnung waren. Einige Kunſtrichter, die, wie uns dünkt, mehr nach alten Muſtern und alten Regeln, als nach der Natur und nach ihrer eigenen Empfindung philoſophiren, haben der ſogenannten Imagination in der Dichtkunſt, ich meyne der Imagination, welche ganz neue in der Natur nicht vorhandene Weſen und Begebenheiten erfindet, einen viel zu hohen Rang unter den dichteriſchen Fähigkeiten, und ihren Werken einen viel zu großen Werth beygelegt. Vom Longin oben an bis herunter zu dem Engländer Dufft *) wollen uns dieſe Herren durchaus überreden, daß den Homer nichts größer mache, als ſein Jupiter, wenn er mit ſeinem Haupte den Olymp erſchüttert, und die Pferde des Mars, wenn ſie mit einem Schritte ſo weit ausgreifen, als man von einem hohen Berge ſehen kann; daß Shakeſpears Genie nirgends mehr hervorleuchte, als wo er ſeine Hexen und Ungeheuer reden läßt; und daß Pope bloß ein feiner Verſifikateur ſeyn würde, wenn er nicht zum Glücke den Gabalis geleſen, und in ſeinen Lockenraub Sylphen und Gnomen gebracht hätte. Wenn dieſe Kunſtrichter nach ihrem wirklichen Gefühle reden, ſo iſt es freylich ein ſicherer Beweis, daß das unſrige kein allgemeines Gefühl ſey. Denn dieß geht ganz darauf, daß es ein größer Genie erfodere, das Wirkliche und das Natürliche, als das Erdichtete und das Uebernatürliche zu ſchildern, (wir reden hier bloß von den redenden Künſten,) oder daß, wenn auch das lezte mehr Bewunderung erregen ſollte, doch das erſte nur intereſſiren könne. — Die wirkliche Natur iſt weit reicher in dem Stoffe, aus dem ſie jedes Ding zuſammengeſezt, weit mannichfaltiger in den Arten, durch welche ſie daſſelbe abgeändert hat. Jedes Ding in der Natur iſt ein Gewebe von unzählichen Theilen; eine Miſchung von unendlich viel Beſchaffenheiten, und dieſe alle wieder auf alle mögliche Weiſe beſtimmt: jedes Ding der bloßen Imagination hingegen iſt faſt immer nur eine Zuſammenſetzung aus zwo, drey allgemeinen Eigenſchaften, die man in einem Uebermaße nimmt, in welchem ſie keine beſondern Beſtimmungen, keine Einſchränkungen leiden. Alle dieſe Geſchöpfe der mythologiſchen und Feyen-Welt ſind im Grunde wirklich nur abſtrakte Begriffe. Es iſt Macht, oder Größe, oder Geſchwindigkeit, oder irgend eine andere ſolche Eigenſchaft allein, im höchſten Grade gedacht, die den Namen Jupiter oder Oberon bekömmt. Ferner ſind die Verſchiedenheiten der natürlichen Gegenſtände in derſelben Gattung unzählich. Unter der Menge von Beſchaffenheiten, die ihre Individualität ausmachen, darf nur eine einzige abgeändert werden, ſo ſtimmt ſich das ganze Syſtem um, und das Gemeinſchaftliche der Gattung bleibt doch: Ueberdieß giebt es in dem, was ſeine beſtimmten Gränzen hat, unzähliche Grade des Mehr und des Weniger. Hingegen eine ſolche fremde Geſtalt, deren ganze Exiſtenz an zwey bis drey einmal ausgemachte Züge gebunden iſt, würde gar nicht wieder erkannt werden, wenn man nicht gerade eben dieſelben Züge vorbrächte: und weil man zugleich die ganze Gattung dieſer Dinge ſelbſt aus lauter Eigenſchaften im höchſten Grade genommen zuſammengeſezt hat, ſo kann es zwiſchen den Individuen keine merkliche Verſchiedenheit mehr geben, wenn ſie noch zu der Gattung gehören ſollen. — Man hat es tauſendmal wiederholt, daß die Natur eingeſchränkt, aber das Feld der Imagination unendlich ſey. Uns dünkt, die imaginative Welt iſt gegen die wirkliche ein enges armſeliges Gehege, wo man immer daſſelbe Wild unter neuem Namen haſcht, und weil man ſich lange im Kreiſe herumbewegt hat, glaubt, daß man ſehr weit fortgekommen ſeyn müſſe. Aber geſezt, wir wären ſo gute Schöpfer, daß wir wirklich neue individuelle Naturen hervorbringen, und ſie hinlänglich abwechſeln könnten: was können uns alle dieſe Weſen angehen, die wir niemals um uns herum geſehen, mit denen wir niemals in irgend einem Verhältniſſe geſtanden haben, und von denen wir wiſſen, daß wir nichts weder zu hoffen noch zu fürchten haben? — Wenn uns dieſe Götter- Zauberer- Feyen- und Ritterwelt jetzo noch gefallen ſoll: ſo muß es entweder dadurch geſchehen, daß unter dieſen fremden Namen wirkliche Menſchen aufgeführt werden, oder daß ſie doch zuweilen wie die uns bekannten Dinge wirken und leiden; oder es müſſen Anſpielungen, es muß Scherz, Satyre, mit einem Worte eine Art von verborgenem Sinne ſeyn, der unter dieſen Bildern hervorleuchtet. Dieſe Dinge und ihre Begebenheiten müſſen nur als das Mittel gebraucht werden, durch welches andere, die uns eigentlich intereſſiren, ins Auge fallen ſollen.

---

*) In ſeinem Verſuch über das Originalgenie.

Aus dieſer Regel folgt, 2) daß uns nichts mehr intereſſiren kann, als Schilderungen des Menſchen, ſeiner Sitten und ſeiner Vorfälle. —

Denn mit dem Menſchen haben wir doch von dem erſten Augenblicke unſers Bewußtſeyns an am meiſten zu thun, mit ihm verbinden uns unſere Bedürfniſſe am genaueſten, auf ihn macht uns unſere Natur am öfterſten aufmerkſam. Geſchäfte und Vergnügungen, alles, wodurch wir Begriffe bekommen oder gewiſſe Neigungen annehmen, beziehen ſich nur auf Menſchen, oder werden mit ihnen gemeinſchaftlich unternommen und genoſſen. Alſo müſſen von keiner Sache in der Natur ſo viele Elemente von Ideen bey uns vorhanden, auf keine muß unſre Neugierde ſo ſehr gerichtet ſeyn, zu keiner Erkenntniß muß ſo viel Anlage und ſo viel Bedürfniß in uns liegen, als zu der Kenntniß des Menſchen. — Man weiſe uns den Menſchen, den geringen wie den hohen, in außerordentlichen oder in alltäglichen Vorfällen; aber man weiſe ihn uns ſo, wie wir ihn eigentlich kennen wollen, als einen denkenden, empfindenden Menſchen; man finde die wahren Worte, die ihm ſeine Situation eingeben, die eigentlichen Handlungen, zu denen ihn ſein Charakter treiben muß:

und unſere ganze Seele wird bey dem Anblicke in eine Geſchäftigkeit kommen, die ſie an nichts weiter denken läßt; der ganze Vorrath ihrer Ideen wird ſich, ſo zu ſagen, in Bewegung ſetzen, und das ganze Syſtem ihrer Empfindungen wird erſchüttert werden. Mit dieſer Saite iſt unſere ganze Seele harmoniſch geſtimmt. Alles, was wir wiſſen, alles, was wir wollen, hat irgend eine augenſcheinliche oder geheime Beziehung auf eine ſolche Schilderung. — Wenn die Erſcheinung nicht ſo gewöhnlich wäre, ſo würde es uns wunderbar vorkommen müſſen, daß der gemeinſte elendeſte Kopf unter den Zuſchauern einer Minna, der, wenn er einen Wirth, einen Major Tellheim, einen Wachtmeiſter wie Paul Werner, ſelbſt reden laſſen ſollte, nicht ein Wort würde zu finden wiſſen, wodurch ſich dieſe Stände oder dieſe Charaktere unterſchieden, doch, wenn dieſe Sprache von dem Manne von Genie gefunden iſt, ſie ſogleich für die rechte eigentliche erkennt, und ihre Richtigkeit gleichſam durch ſeine eignen Erinnerungen beſtätigt. — Wie iſt dieß anders möglich, als daß auch der gemeinſte Mann Leute von dieſen verſchiedenen Ständen und Sitten im wirklichen Leben geſehen, daß er die Unterſchiede ihrer Sprache und ihres Betragens damals empfunden, und ſeit der Zeit in ſeinem Gedächtniſſe aufbehalten hat, aber ſo verworren unter einem Haufen ſtärkerer Ideen, die zugleich in die Seele kamen, ſo verdeckt von der Reihe derer, die darauf folgten, daß ſeine eigne Kraft nun nicht mehr zureicht, ſie wieder ans Licht zu ziehen? Aber dieſe Gegenſtände dürfen ihm nur wieder vorkommen, beſonders ſo rein, ſo von heterogenen Dingen abgeſondert, ſo zuſammengedrängt, wie ſie ihm ein guter Dichter zeigt: dann finden ſich die Abdrücke, die davon in ſeiner Seele vorhanden ſind, augenblicklich herzu; er drückt, ſo zu ſagen, den alten Stempel wieder darauf, er findet ihn genau paſſend, und eben dieſe Operation, die ſeinem eignen Geiſte zugehöret, iſt das, was ihn bey einer ſolchen Scene thätig und aufmerkſam erhält, mit einem Worte, was ihn intereſſirt.

Unter dieſen Gemälden von Menſchen nun wird uns 3) das Gemälde ſolcher Menſchen am ſtärkſten intereſſiren, die am meiſten unſers gleichen ſind, die eine Denkungsart, eine Sprache und Sitten wie die unſrige haben, und deren Begebenheiten und Handlungen denen gleichkommen, aus denen der Lauf unſers eignen Lebens beſteht, mit einem Worte, das Gemälde unſrer Zeit und unſrer Nation. — Jeder Menſch hat um ſich herum ein kleines Syſtem. Er ſelbſt iſt der Mittelpunkt deſſelben; die Glieder ſeiner Familie, die Einwohner ſeiner Stadt, die Leute, mit denen er alle Tage umgeht, ziehen die nächſten Kreiſe um dieſen Mittelpunkt; Reiſen, Geſchäfte, die verſchiedenen Veränderungen ſeines Zuſtandes, erweitern dieſelbe. Innerhalb dieſes Syſtems ſieht der Menſch alles mit ſeinen eignen Augen, jeder Punkt der Peripherie hängt durch irgend einen Strahl mit dem Mittelpunkte zuſammen. Geſchichte und Reiſebeſchreibungen können ihm noch tauſend andre Syſteme außer dem ſeinigen bekannt machen; aber dieſe alle ſieht er nur im

Profil, berührt ſie gleichſam nur durch einige wenige Tangenten. Und ſo wie auch dieſe weiter von ſeinem Standorte wegkommen, ſo wird ihr Anblick immer einſeitiger, mangelhafter, dunkler. — In der That, wir kennen nur diejenige Lebensart, diejenige Verfaſſung der Menſchen recht, die auch zugleich unſere eigne iſt. Alle übrigen Zuſtände des menſchlichen Geſchlechts erklären wir uns immer nur durch die Vergleichungen, die wir zwiſchen denſelben und dem gegenwärtigen anſtellen. Wo dieſe Aehnlichkeiten uns verlaſſen oder betrügen, da ſind unſre Vorſtellungen von dieſen Zuſtänden dunkel oder falſch. Wo die menſchliche Geſtalt anfängt ſehr von der unſrigen abzugehen, da ſehen wir die Menſchen für eine Art von Ungeheuern an, und endlich ſtreiten wir wohl gar darüber, ob es Menſchen oder Affen ſind. Und wo der menſchliche Geiſt, ſeine Ideen, Geſinnungen, Handlungen, gar keine Gleichförmigkeit mehr mit den unſrigen haben, da verliert ſich das Bewußtſeyn von dem, was ein ſolcher Geiſt ſeyn mag, und das ſympathetiſche Gefühl von dem, was in demſelben vorgeht. — Ueberdieß, die Nachrichten, die uns alte oder entfernte Menſchen bekannt machen ſollen, wie weit können dieſe wohl reichen? Die Griechen und Römer ſind gewiß die beiden Nationen, die wir aus dem Alterthume am beſten kennen. Und doch, wie weit iſt der Begriff, den wir von der Verfaſſung und der Lebensart der Einwohner zu Rom und zu Athen haben, von einem ſinnlichen Anſchauen unterſchieden? Wie viele Lücken ſind nicht in den vollſtändigſten Nachrichten, wie viel Umſtände, die kaum unſre Vernunft mit einander vereinigen kann, und aus denen noch weniger unſre Einbildungskraft ein Ganzes zu machen weiß? Es ſind immer nur einige wenige Beſtandtheile aus der unendlichen Zuſammenſetzung der damaligen Natur, nur einige zerrißne Glieder aus der Kette ihrer Veränderungen. Wir zwingen dieſe Theile zuſammen, wir hängen dieſe Glieder, ſo gut wir können, an einander; aber wir fühlen doch, daß wir nicht die wahre Geſtalt, nicht den ganzen Körper der Natur wieder herausbringen. — Wieviel unmöglicher alſo muß es nicht ſeyn, ein richtiges Gemälde von dem geſammten Zuſtande eines Volks oder eines Zeitalters auf einzelne Stellen von Schriftſtellern zu gründen, die davon im Vorbeygehen geredet haben.

Es ſind ſeit einiger Zeit unter uns die Barden- und Skaldengeſänge aufgekommen. Wenn man damit nichts weiter zur Abſicht hat, als was Kleiſt bey ſeinem Liede eines Lappländers, und Gray bey ſeiner Herabkunft des Odins zur Abſicht hatte, uns auf eine lebhaftere Art, als durch die bloße Erzählung geſchehen kann, das Eigenthümliche und Sonderbare der Lebensart, der Sitten und der Dichtkunſt eines merkwürdigen Volks zu zeigen: ſo iſt die Wahl unſrer Bardenſänger die glücklichſte, weil uns dieſes Volkes Eigenthümlichkeiten am erheblichſten vorkommen müſſen, da wir uns für deſſelben Nachkommen halten können. Aber wollte man ſo weit gehen, daß man die wahre deutſche Poeſie dadurch erſt wieder aufzuwecken glaubte, daß man dieß als die einzigen Originalgedichte, und alles Uebrige als franzöſiſche oder engliſche Nachahmungen anſähe: ſo geſtehen wir aufrichtig, daß es uns um unſer Jahrhundert leid wäre. So viel Mühe alſo hätten wir uns um Kultur und Sitten und Wiſſenſchaften gegeben, damit wir uns in denjenigen Werken, die der Nation vor allen übrigen eigen ſeyn ſollten, wieder in ein rauhes, barbariſches, unwiſſendes Jahrhundert zurückſezten, unſere in etwas gebildete Sprache wieder regellos machten, unſere kaum gebändigte Phantaſie wieder ihrem wilden Laufe überließen? Und wenn wir uns noch in dieſes Jahrhundert zurückſetzen könnten; wenn uns noch der Dichter dieſe wilde Natur und dieſe rauhen Menſchen ſo zeigen könnte, wie ſie wirklich geweſen ſind! — Aber dazu weiß er ſelbſt lange nicht genug von ihnen. Einige wenige, hier und da aufgeſammlete, halb wahre und halb falſche Nachrichten, größtentheils aus römiſchen Schriftſtellern, und einige Fragmente aus Gedichten benachbarter barbariſcher Nationen, ſind die ganzen Quellen, woraus wir unſre Kenntniß von dieſen unſern Vorfahren ſchöpfen.

Einige Namen ihrer Gottheiten und Geiſter, einige Gebräuche ihrer Religion, einige wenige von ihren politiſchen und häuslichen Einrichtungen, ihre Tapferkeit, ihr Haß gegen die Römer, machen den ganzen Stoff aus, der zu der Schilderung ihrer Sitten und ihres Zuſtandes verbraucht wird. Daher kömmt es dann auch, daß der Grund des Gemäldes modern oder eine bloße Phantaſie iſt, und daß nur hin und wieder die etlichen wenigen Farben des Alterthums reichlich aufgetragen werden, uns zu erinnern, was der Dichter hat vorſtellen wollen — Durch ſolche Schilderungen aber, die der Dichter bloß nach ſeinen Einbildungen machen muß, kömmt er von ſeinem eigentlichen Hauptgeſchäfte, der Beobachtung der wirklichen Welt und der gegenwärtigen Menſchen, ab. Die Empfindungen und Leidenſchaften, die ſolche Gedichte ausdrücken, ſind doch niemals des Dichters eigne. Es iſt eine Maske, die er trägt, bey der er in der That einiges Verdienſt hat, wenn er die Rolle gut zu ſpielen weiß, zu der er ſich durch ſeine Maske anheiſchig macht. aber es iſt doch nur eine Maſke, und wer immer vermummt geht, muß wahrhaftig ein häßliches Geſicht haben. — Wir kennen allerdings einige ſehr ſchätzbare Stücke dieſer Art. Wir verlangen auch nicht dem Genie irgend eines Dichters Schranken zu ſetzen. Aber wir wünſchten doch unſre beſten Genies mit dem beſchäftigt zu ſehen, was unſerm Zeitalter und unſerer Nation am wichtigſten und am vortheilhafteſten ſeyn muß.

Aus eben demſelbigen Grunde können wir es nicht begreifen, wie es immer ein Kunſtrichter dem andern hat nachſprechen können, daß Könige und Fürſten zur Tragödie nothwendig ſind, weil nur deren ihre Schickſale uns recht ſtark intereſſiren könnten. Auch **Hurd**, der einſichtsvolle **Hurd**, klagt bitterlich darüber *), daß die edelſte Gattung des Drama unter den Neuern beynahe verloren ſey, weil ſie ſich auch durch das Unglück von Privatperſonen wollen rühren laſſen. Aber wenn nur ſeine Gründe eben ſo ſtark wären, als ſeine

---

*) In der Abhandlung von dem Gebiete der verſchiedenen Gattungen des Drama.

Klagen ernſtlich ſind! Es ſind dieſe beide: 1) Die Schickſale der Fürſten haben in der Wirklichkeit oder in unſerer Einbildung einen Einfluß über ganze Nationen; alſo müſſen ſie uns ſtärker rühren. 2) Die Perſonen der Fürſten haben in unſrer Idee eine größere Würde; alſo muß uns ihr Unglück mehr in Erſtaunen ſetzen. — Wenn uns recht iſt, ſo haben wir dieſe Gründe ſchon oft gehört, und wohl noch ſtärkere, als dieſe. Aber ſo oft wir es verſuchten, uns dadurch zu überzeugen, ſo oft ſchien uns unſere Empfindung zu ſagen: Es iſt falſch, daß wir an das Volk denken, wenn wir einen König auf der Bühne ſehen. Nur ſelten geht die Täuſchung ſo weit, daß wir wirklich einen Fürſten zu ſehen glauben, und niemals ſo weit, daß wir auch das Volk für wirklich hielten, welches in ſeinem Titel ſteht. Es iſt genug gefodert, wenn wir über das Unglück des Schauſpielers, der den König macht, als über ein wirkliches gerührt werden ſollten: aber es iſt eine Chimäre, wenn man ſich einbildet, daß wir auch noch mit ſeinen unſichtbaren Unterthanen Mitleiden haben ſollen, von welchen wir gar zu gewiß wiſſen, daß ſie nirgends vorhanden ſind. — Es giebt viele ähnliche Philoſophie über das Theater, und im Vorbeygehn geſagt, über den Menſchen überhaupt, die als eine Reihe von Begriffen ganz richtig iſt; nur daß ſich die Gegenſtände zu dieſen Begriffen gar nicht in der Natur finden. — Ueberdieß wie viel ſind nicht im Leben der Könige Privathandlungen; Begebenheiten, die in einem Bürgerhauſe wie in einem Palaſte vorgehen können; und ſind nicht die meiſten Subjekte unſrer und der alten heroiſchen Trauerſpiele von der Art? Was ſoll alſo hier der Name des Fürſten thun, wenn er nur als Menſch handelt oder leidet? Aber, die größre Würde der Könige und ihre Handlungen? — In der That, bey dem aufgeklärten edlern Theile der Zuſchauer exiſtirt dieſe Idee von Würde gar nicht; und dieſen Theil wird doch wohl der Dichter am meiſten intereſſiren wollen. — Und geſezt, wir hätten wirklich einen ſo eingeſchränkten Kopf, oder eine ſo niedrige Seele, daß uns der Name Fürſt, König, auch auf der Bühne unſrer natürlichen Gleichheit vergeſſen ließe: wozu würde dieß anders dienen, als uns gegen das Schickſal dieſer höhern Weſen gleichgültiger zu machen? Ja eben dieß, daß der Dichter ſich verbunden hält, Könige und Fürſten die höchſte Sprache der Poeſie reden zu laſſen, eine Sprache, die ſehr einförmig iſt, und die meiſten Verſchiedenheiten der Charaktere und der Denkungsarten unter einem immer gleichen Pompe verbirgt; eben dieß, daß man den höhern Stand nicht anders als durch ein gewiſſes Gepränge kenntlich zu machen weiß, welches oft dem natürlichen Ausdrucke der Leidenſchaft ſchadet: eben dieß iſt eine Urſache mehr, warum uns das heroiſche Trauerſpiel weniger intereſſant ſeyn muß, als das bürgerliche. Auch die Könige müſſen erſt wieder Menſchen werden, wie wir, wenn ſie uns durch ihre Schickſale rühren ſollen.

Weil alſo, wenn die Menſchen, die uns vorgeſtellt werden, nur kenntliche, nur in ihrer Art merkwürdige Menſchen ſind, es nicht der Hoheit des Standes und der politiſchen Wichtigkeit der

Begebenheiten braucht, um uns zu intereſſiren: ſo werden wir natürlicher Weiſe darauf geleitet, daß an der Bearbeitung der Charaktere und der Vorfälle am meiſten gelegen iſt.

Diejenige Bearbeitung, haben wir geſagt, macht uns die dichteriſchen Vorſtellungen einer Sache intereſſant, durch welche unſre eignen dunkeln Ideen von derſelben getreu wieder erweckt, aber zugleich aufgeklärt oder erweitert werden. Aufgeklärt werden ſie, 1) indem wir das, was wir bloß in beſondern Fällen zu empfinden wußten, allgemein denken lernen, und die Wahrheit, die in unſern Erfahrungen unter vielem nicht dazu gehörigen Stoffe verborgen lag, rein und abgeſondert unſerm Verſtande dargeſtellt ſehen; dieß macht das Intereſſe, welches Sentenzen, und was man überhaupt Philoſophie in einem Gedichte nennt, am rechten Orte und auf die rechte Weiſe gebraucht, wirken können; 2) indem das, was wir bloß mit Wörtern und in einem abſtrakten Satze gefaßt hatten, in einem einzelnen Falle auf einmal anſchauend gemacht wird; dieß iſt das Intereſſe der poetiſchen Schilderung ſelbſt.

Erweitert werden unſre Begriffe, indem uns entweder von den Dingen ſolche Theile und Eigenſchaften gezeigt werden, die wir ſelbſt gar nicht bemerkt hatten, die wir aber, ſogleich als ſie uns bekannt werden, der Sache gemäß und mit allen ihren übrigen Theilen und Eigenſchaften übereinſtimmend finden; oder indem uns die feinern Züge, die einfachern Elemente, die innern Kräfte der Dinge, die in unſerm eignen Begriffe zwar lagen, aber von uns nicht unterſchieden, nicht aus einander gebracht werden konnten, entdeckt und kenntlich gemacht werden. Wenn wir uns unſre Begriffe von den Dingen von der wirklichen Welt abſtrahiren wollen, ſo müſſen wir ſehr aufmerkſam ſeyn, um die Sache, die wir beobachten, nicht unter der Menge der andern, die mit ihr zugleich da ſind, zu verlieren; um uns nicht durch den ſchnellen Fluß der äußern Veränderungen und unſrer eignen Begierden von ihr eher wegtreiben zu laſſen, ehe wir noch ihre Geſtalt gefaßt haben.

Ueberdieß ſind es nur immer Stücke von Begriffen, die wir auf dieſe Weiſe jedesmal erhalten. Die Augenblicke, wo wir aus den Geſprächen oder den Handlungen der Menſchen, mit welchen wir umgehen, etwas Erhebliches von dem Menſchen überhaupt lernen könnten, ſind ſelten. Wir müſſen unſer Bischen Weisheit darüber mühſam zuſammenſparen, und bekommen doch oft nichts Brauchbares, nichts recht Ganzes. — Vom Dichter erwarten wir aber, daß er dieſe Beobachtungen beſſer und vollſtändiger zu machen Gelegenheit gehabt habe; von ihm fodern wir, daß er ſie uns auf einmal und in ganzen Haufen überliefern ſoll: nicht bloß, indem er ſeinen Perſonen die Reflexionen ſelbſt in den Mund legt, die er bey dieſer, bey jener Gelegenheit mag angeſtellt haben, und woraus ſeine Kenntniß nach und nach erwachſen iſt; ſondern vielmehr, indem er ſeine Perſonen ſo handeln, ſo reden läßt, daß es uns leicht wird, aus ihnen ſelbſt dieſe Wahrheiten zu abſtrahiren. Er hält uns, ſo wie die Natur, nur den Stoff zu unſern Kenntniſſen vor; aber die Natur einen rohen, er einen zugearbeiteten Stoff; bey ihm kömmt das Individuelle ſchon dem Allgemeinen etwas näher; der Verſtand findet nicht mehr ſo viel wegzulaſſen, ſo viel zuſammen zu ſuchen. Im Bildniſſe laſſen ſich die Umriſſe, die die Geſtalt beſtimmen, leichter als in dem Geſichte der Perſon ſelbſt unterſcheiden.

Was die Sentenzen betrift, ſo ſind dieſelben in der neuern Kritik ausnehmend verſchrieen, und man hat Recht gehabt ſie zu verſchreyen, wenn man darunter entweder alltägliche und ſo zu ſagen ſchon in gewiſſe Formulare gebrachte Wahrheiten verſteht; oder wenn überhaupt da allgemeine abſtrakte Urtheile ſind, wo lauter partikuläre Ideen, ſolche, die ſich bloß auf die Umſtände und das Geſchäffte des Redenden beziehen, erfodert wurden. Aber, wie es in der Kritik und in der Moral oft gegangen iſt, man hat dieſen Fehler eben mit deſto mehr Hitze verfolgt, je länger man ihn für ſchön gehalten hatte. Nichts iſt in der That unerträglicher, als wenn in einem Gedichte, beſonders in einem dramatiſchen Gedichte, (denn aus dieſer

Gattung, als der intereſſanteſten unter allen, laſſen ſich die Regeln und Fehler in dieſer Art am leichteſten abſtrahiren) der Dichter lehret, anſtatt daß die Perſonen ſprechen ſollen. Nichts ſtöret die Täuſchung mehr, als wenn wir anſtatt ſolcher Gedanken, die bloß aus der Situation und dem Charakter des Redenden erwachſen konnten, diejenigen Betrachtungen hören, die einem wohlbeleſenen Menſchen bey Gelegenheit dieſer Situation und dieſes Charakters einfallen können. — Aber nichts iſt ergötzender und anziehender, als einen denkenden Mann in wichtigen Umſtänden ſeines Lebens ſeine Begriffe ſowohl als ſeine Empfindungen entwickeln zu ſehen; nichts iſt intereſſanter, als dieſen Streit der Vernunft mit den Leidenſchaften zu ſehen, ich meyne zu ſehen, wie durch die allgemeinen Begriffe, Grundſätze, Maximen, die eine Perſon in ihre gegenwärtige Lage mitbringt, die beſondern Eindrücke, welche dieſelbe von den Vorfällen erhält, eingeſchränkt werden, und wie hinwiederum die neuen Erfahrungen, die ſie jezt macht, auf dieſe alten Ideen zurückwirken, ſie beſtätigen, zweifelhaft machen, oder abändern; nichts iſt lehrreicher, als mitten in dem Laufe der Begebenheit und der Leidenſchaft, die ununterbrochen fortgeht, doch zugleich diejenige ſtille unmerkliche Arbeit des Verſtandes zu ſehen, durch welche jeder etwas vollkommnere Menſch auch aus den unruhigſten Scenen ſeines Lebens Nahrung von Wahrheit und Kenntniß herauszieht.

Man ſieht wohl, daß, was man eigentlich Sentenzen heißt, nur ein Theil der Sache iſt, wovon ich rede. Dieſe eigentliche Sentenzen mußten freylich zu der Zeit ein größer Intereſſe haben, als die Zahl allgemein gedachter, allgemein ausgedrückter Wahrheiten noch geringer, als die Sprache noch nicht an den Ausdruck ſolcher Wahrheiten gewöhnt, und das Gedächtniß der Menſchen weniger mit ſolchen Grundſätzen und Maximen angefüllt war. Man weiß, daß im Anfange der Philoſophie einige ſolche Sentenzen dem Erfinder den Namen eines Weiſen erwerben konnten. In den Trauerſpielen der Griechen, beſonders des Euripides, finden wir ſie häufiger, als wir ſie in unſern neuern Stücken würden vertragen können. An ihre Stelle iſt eine gewiſſe Metaphyſik, eine Zergliederung der Empfindungen und Leidenſchaften getreten. Unſre Dichter laſſen ihre Perſonen über ihr eigen Gefühl weit mehr räſonniren, als die Alten gethan haben. — Unſtreitig iſt es für unſre Wißbegierde eines der empfindlichſten Vergnügen, wenn man uns unſre Erfahrungen generaliſiren lehrt, wenn man unſerm Gefühle Worte verſchafft, und der Idee ſo zu ſagen aus ihrer Hülſe heraushilft. Es wird alſo faſt niemals fehlen, daß bey Leuten, deren Kopf nicht ſchon ſehr bereichert und deren Geſchmack nicht ſehr fein iſt, eine jede Sentenz, wenn ſie auch noch ſo ſehr am unrechten Orte ſteht, nicht eine Art von Bewunderung erregen ſollte. Ein Stück, das wohl verſificirt und mit ſolchen Sentenzen angefüllt iſt, wird, bey aller kunſtrichterlichen Einſicht des franzöſiſchen Parterre, doch gemeiniglich bey der erſten Aufführung von ihm beklatſcht. Nur den Mann wird ein ſolches Stück beleidigen, bey dem auf der einen Seite das Vergnügen neuerworbener Kenntniſſe wegfällt, weil ihm die meiſten ſolcher Wahrheiten ſchon etwas Bekanntes und Geläufiges ſind, und der auf der andern das Mißvergnügen geſtörter Empfindungen fühlet, weil er die Unſchicklichkeit dieſer Lehrſprüche, bey den Umſtänden deſſen, der ſie ſagt, bemerkt.

Wenn alſo der Dichter dieſes Intereſſe mit dem weſentlichern richtig geſchilderter Charaktere und Handlungen vereinigen will: ſo muß er ſolche Charaktere, ſolche Situationen ſuchen, deren Entwickelung es mit ſich bringt, daß die Perſonen mehr als andre über ihre Begebenheiten denken, und dieſe Gedanken freyer als andre ausdrücken. Dieß iſt eben der Vortheil der wahren launichten Charaktere.

Das Wort Laune ſoll theils diejenige Anlage des Kopfs anzeigen, durch die ein Menſch alle Sachen von einer etwas ſonderbaren Seite anſieht, von allen auf eine etwas ungewöhnliche Art gerührt wird; theils diejenige Gemüthsart, in der er das, was er denkt, oder wozu er Luſt hat, und was andre weder ſagen noch thun würden, weil ſie ſich von der Meynung der übrigen oder von der Gewohnheit einſchränken laſſen, ohne Zurückhaltung ſagt und thut. — Andre Charaktere verſchließen ihre Betrachtungen in ſich, oder richten ſie bloß nach den Abſichten ein, die ſie bey ihrer Rede haben, oder nach den Geſinnungen der Perſonen, mit denen ſie reden. Der launichte Charakter öfnet ſo zu ſagen die Seele; er treibt jeden Keim von Gedanken gleich ſo weit heraus, daß er geſagt werden muß; und läßt uns alſo mehr von der geheimen Philoſophie des Menſchen erfahren, als irgend ein andrer. Wenn dieſe Laune bey Leuten von gemeiner Seele vorkömmt, die eben nichts als etwas Alltägliches, Niedriges, Abgeſchmacktes bey den Sachen denken, ſo iſt ſie unerträglich. Für ſolche Menſchen iſt die Politeſſe und der Zwang der Gewohnheit ganz durchaus nothwendig, wenn wir ſie nicht verachten oder haſſen ſollen, ſo wie häßliche Körper nothwendig bekleidet ſeyn müſſen. — Aber iſt es ein fähiger Kopf und ein edles empfindendes Herz, das ſich ſo ganz ſeinen eignen Eingebungen überläßt: ſo iſt uns in der That ſein Umgang lehrreicher und intereſſanter, als wenn ein eben ſolcher Kopf und ein ſolches Herz die Maske des gemeinen Wohlſtandes trägt, und, um andern Menſchen ähnlicher zu ſcheinen, den freyen Ausbruch ſeiner Gedanken und Geſinnungen hindert.

Von derjenigen Aufklärung, welche geſchieht, wenn allgemeine Begriffe anſchauend gemacht werden, dürfen wir nichts mehr hinzuſetzen, da dieß eigentlich das Hauptgeſchäfte des Dichters iſt. — Das Individuelle, das Beſondre, iſt an und für ſich, wenn das Uebrige gleich iſt, allemal intereſſanter als das Allgemeine. Denn eben weil jenes durch die Sinne und die Einbildungskraft, bey denen wir uns leidend verhalten, dieſes durch den Verſtand erkannt wird, bey welchem wir ſelbſt thätig ſeyn müſſen: ſo iſt die Aufmerkſamkeit bey jenem immer weniger vorſezlich und weniger mühſam als bey dieſem, und dieß war eben das Kennzeichen des Intereſſirenden.

Man weiß, was wohlgewählte Beyſpiele auch tiefſinnigen Unterſuchungen für ein Intereſſe geden können: weil ſie ſo zu ſagen alle die von einander gerißnen Theile der Sache, die uns das Räſonnement einzeln und nach und nach gewieſen hatte, wieder zuſammenſetzen, und uns den ganzen Körper auf einmal überſehen laſſen. Solche Beyſpiele nun, für die meiſten, für die brauchbarſten unſrer allgemeinen Begriffe, ſoll uns der Dichter durch ſeine Nachahmungen geben; und eben dadurch werden dieſelben einer moraliſchen Abſicht fähig, weil ſie alle die Grundſätze der Tugend und alle die Regeln der Klugheit, die in unſerm Gedächtniſſe todt liegen, gerade auf diejenige Art uns eingedenk machen können, auf welche allein ſie einen Einfluß auf unſer Verhalten haben. Eine Poeſie, die dieſen Endzweck nicht hat, die keiner wichtigen Lehre, keinem nüzlichen Begriffe Leben und anſchauende Klarheit verſchafft, iſt nicht nur ein bloßes Spiel, und ein ſehr koſtbares zeitverderbendes Spiel, ſondern es iſt auch größtentheils ein mattes langweiliges Vergnügen.

Nur davon müſſen wir noch einige Worte ſagen, daß die Schilderungen des Dichters unſere

Begriffe von den Dingen auch erweitern müſſen, wenn ſie intereſſiren ſollen. Nicht was jeder, auch bey einem flüchtigen zerſtreuten Anſchauen der Sache, an ihr findet, ſondern was nur der tiefſehende Beobachter bey einer langen aufmerkſamen Betrachtung derſelben entdecken konnte, das wollen wir in dem Gemälde des Dichters finden. Jeder Charakter hat gewiſſe Züge, die ſo auf der Oberfläche liegen, daß ſie jedermann und beym erſten Anblicke in die Augen fallen. Dem erſten Dichter konnten dieſe Züge genug ſeyn; und er hatte immer Ruhm davon, nicht eben daß er ſie entdeckte, aber daß er ſie auszudrücken wußte. Aber nun, nachdem der Geizige, der Eiferſüchtige, der Verliebte, von Dichtern und Rednern vielleicht einige hundertmal ſind geſchildert, und jene Züge von den meiſten mit den dazu einmal gewidmeten Ausdrücken wiederholt worden; nachdem faſt jedem nicht ganz unwiſſenden Menſchen eine Menge ſolcher Züge aus ſeiner Lektüre von Romanen und Komödien in Gedanken ſchwebt: ſo kann es wohl kein großes Verdienſt mehr für den Dichter, kein großes Vergnügen für den Leſer ſeyn, wenn nur dieſe alten Bilder und Redensarten auf eine neue Art wieder zuſammengeſezt werden. Und doch iſt in der That manches unſrer neuen Gedichte von dieſer Art. Wir wollen freylich die Dinge, die Menſchen ſehen, die wir ſehen können, aber wir wollen nicht das Gemeine, das Alltägliche an ihnen ſehen.

Dieſes Gemeine in den Charaktern und Leidenſchaften zu vermeiden, hat man zween Wege: entweder ſie ſtark, oder ſie fein zu ſchildern. Entweder den höchſten Grad der Leidenſchaft, die gewaltſamſten Ausbrüche eines Charakters, die heftigſten Wirkungen einer Situation zu zeigen, und zwar die bekannten gewöhnlichen Züge der Sache, aber in einem ungewöhnlichen Grade vorzuſtellen; dieß iſt am meiſten das Werk des Trauerſpiels, beſonders des Trauerſpiels in Verſen bisher geweſen: oder die Sache durch gemäßigte, aber unbemerktere geheimere Züge zu ſchildern; die unmerklichern Spiele und Uebergänge der Leidenſchaft aus dem Grunde der Seele hervorzuheben:

die feinern Miſchungen zu zeigen, durch welche derſelbe Hauptcharakter in verſchiedenen Menſchen mannichfaltig abwechſeln kann; die Situation nach ihren kleinſten Wirkungen auf die Perſon, die ſich darinnen befindet, vorzuſtellen; dieß ſollte das Werk des bürgerlichen Trauerſpiels, der hohen Komödie und aller der dramatiſchen Stücke ſeyn, wo die Proſe dem Dichter mehr Freyheit und eine genauere Aehnlichkeit mit dem natürlichen Ausdrucke erlaubt. — Obgleich beide Arten, die dichteriſche Vorſtellung der Sache über die gemeinen Vorſtellungen zu erheben, ihren Werth haben; obgleich zu jeder vorzügliche Fähigkeiten des Geiſtes nöthig ſind: ſo geſtehen wir doch, daß wir die leztere Art für die ſchwerere und für die intereſſantere halten; daß es nach unſerer Meynung mehr Kunſt koſtet, alle Schattirungen einer ruhigen Zuneigung, als einige wenige ſtarke Farben einer raſenden Liebe zu treffen; daß es mehr Vergnügen macht, den ganzen Zuſtand der Seele bey einem Hausvater zu ſehen, der von einer übereilten Liebe ſeines Sohns, der Herrſchſucht ſeines

Bruders und der Zurückhaltung ſeiner Tochter beunruhigt wird, als die etlichen gewaltſamen Erſchütterungen in der Seele eines Königs, der ſeinen Vater ermordet und ſeine Mutter geheurathet hat.

Durch die bloßen Ideen, haben wir geſagt, kann uns ein Werk intereſſiren, entweder inſofern es unſere Wißbegierde befriedigt; und zu dem Ende wird es uns begreifliche, für uns wichtige, von uns ſchon gewünſchte Kenntniſſe verſchaffen müſſen; davon haben wir bisher geredet: oder inſofern es unſere denkende Kraft in Thätigkeit ſezt; und zu dem Ende wird es eine Reihe ſchnell fortgehender, richtig zuſammenhängender, hell und kräftig ausgedrückter Ideen enthalten müſſen.

Auch ein Geſpräch, von ganz unerheblichem Inhalte, aber ein feuriges muntres Geſpräch, wo das an Lebhaftigkeit erſezt wird, was am innern Werthe des Geſagten abgeht, kann doch immer noch ſehr unterhaltend für die ſeyn, welche es führen, und ſogar angenehm für die, welche es anhören. Um deswillen macht das Streiten allemal das Geſpräch intereſſanter; und durch Zänkereyen iſt man immer ſicher, die Aufmerkſamkeit der Umſtehenden zu erregen. Bey jedem Streite entwickeln ſich, durch Hülfe der Leidenſchaft, welche ſich darein miſcht, die Begriffe ſchneller, die Worte rollen leichter fort, Gedanken und Ausdrücke ſind ungeſuchter und kräftiger. Ueberdieß wird der Zuhörer durch den ſchnellen und wiederholten Uebergang von der einen Partey zur entgegengeſezten, durch den Kontraſt der beiderſeitigen Meynungen und Geſinnungen, durch die immer vom neuen erregte und immer befriedigte Erwartung der Antworten und Gegenantworten, noch mehr beſchäftigt.

Dieſe Gattung des Intereſſe iſt in vielen Arten der kleinern Gedichte die einzige, deren ſie fähig ſind, und ſie iſt allen Arten nothwendig. — Der Lehrdichter mag noch ſo große und noch ſo neue Wahrheiten, der dramatiſche Schriftſteller mag noch ſo rührende Situationen und noch ſo einnehmende Charaktere gefunden haben; wenn nicht beide das, was ſie uns zu ſagen haben, mit einer gewiſſen Geſchwindigkeit und in einer ununterbrochenen Reihe in unſre Seele bringen, wenn ſie nicht Stoß auf Stoß folgen laſſen, und die meiſten Ideen in der kürzeſten Zeit erwecken können, ſo werden ſie uns doch nicht intereſſiren.

Man ſieht, daß es hierbey vornehmlich auf den **Styl** ankömmt, obgleich Gedanke und Ausdruck mit einander ſo zuſammenhängen, daß es unmöglich iſt. anders ſich körnicht, mit Wärme oder Genauigkeit auszudrücken, als wenn man auch eben ſo denkt. Aber ſo viel iſt doch gewiß, daß diejenige Ausbildung der Ideen, durch welche ſie zuſammengedrängt, vollkommen gemacht, und zu einem geſchwinden und doch immer richtigen Fortgange geſchickt gemacht werden, mit der Arbeit ſie gut auszudrücken einerley, oder doch für uns nicht zu unterſcheiden ſey. Die Erfahrung lehret, wie ſehr unähnlich die Urtheile der Nationalen und der Ausländer über ein Werk, das jene im Original und dieſe in der Ueberſetzung kennen, ausfallen; daß **Schönaich** dem Engländer ganz erträglich, und Geßner ihm ſtuff ſcheinen könne. So ſehr hängt der Eindruck der Sachen von dem Eindrucke der Schreibart ab, in der ſie geſagt werden. In ihr liegen die Fehler, die uns am erſten und am meiſten beleidigen, und von ihr kommen die Schönheiten, die uns allenthalben durchs ganze Werk reizen. Ein vernachläßigter Ausdruck zieht über das beſte Werk einen Flor, der die Schönheiten deſſelben einem gemeinen Auge ganz unſichtbar, und auch einem ſcharfen und geübten unkenntlich macht. Dürfen wir uns nun wohl noch wundern, warum der groſſe Hauſe unſrer Nation ſich ſo wenig für unſre guten Köpfe und Schriften intereſſirt, da unter dieſen guten Köpfen ſo viele ſind, die ihre Gedanken nur halb auszudrücken wiſſen; da die Kunſt zu ſchreiben, die bey den Franzoſen und Engländern auch mancher mittelmäßiger und ſchlechter Schriftſteller beſizt, bey uns nicht einmal allen unſern guten Schriftſtellern eigen iſt; da die meiſten unſrer Leute von Genie entweder dieſſeits der Vollkommenheit in Abſicht der Schreibart ſtehen bleiben, oder ſchon über dieſelbe hinaus ſind, entweder die in unſrer Sprache liegende Schönheit und Kraft des Ausdrucks vernachläßigen, oder in dieſelbe fremde Schönheiten und eine ihr unnatürliche Stärke bringen wollen?

So viel von dem Intereſſe, das aus Vorſtellungen entſpringt: in dem folgenden Theile werden wir von dem Intereſſe reden, das aus Empfindung und Leidenſchaft entſteht.

Einige Gedanken
über
das Intereſſirende.

Zweyter Theil.

Aus dem zwölften Bande der Neuen Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und der freyen Künſte.

Ohnerachtet das Intereſſe, welches aus Leidenſchaften entſteht, (der Gegenſtand unſrer noch übrigen Arbeit) von dem Intereſſe, welches aus Vorſtellungen entſpringt, nicht vollkommen getrennt werden kann, weil dieſe leztern nur inſofern wichtig und reizend für die Aufmerkſamkeit werden, als ſie etwas in ſich enthalten, was die Leidenſchaften aufbringt, oder ihnen ſchmeichelt: ſo ſcheint doch dieſe Abtheilung, welche wir zum Grunde unſers Plans gelegt haben, ſo richtig zu ſeyn, als irgend eine Theilung zwiſchen den Veränderungen der menſchlichen Seele ſeyn kann. Denn wenn es erlaubt iſt, überhaupt Verſtand und Herz von einander zu unterſcheiden, obgleich weder Vernunft noch Einbildungskraft lange geſchäftig ſeyn kann, ohne das Herz daran Theil nehmen zu laſſen, ſo iſt es auch erlaubt, den Antheil, den wir an den Aeußerungen des Verſtandes eines andern, von dem, den wir an den Ausbrüchen ſeines Herzens nehmen, abzuſondern; oder mit andern Worten, das Intereſſe, welches Räſonnements oder Schilderungen, und das, welches Gemüthsbewegungen oder Schickſale erregen, zu unterſcheiden.

Vielleicht würden wir die Wahrheit, die wir bey unſrer Eintheilung im Sinne hatten, noch beſſer ausgedrückt haben, wenn wir ſo geſagt hätten: Der Zuſtand eines Menſchen, der von etwas intereſſirt wird, iſt ein vollkommneres Wachen, ein höherer Grad von Leben. Er wird alſo darinnen beſtehen, daß wir uns ſelbſt lebhafter empfinden, daß wir mehr Begierden und Erwartungen haben, als gewöhnlich. Aber was für Begierden; und wornach? Entweder nach gewiſſen Veränderungen der Umſtände, die uns in der Wirklichkeit oder in der Vorſtellung gegenwärtig ſind; oder nach gewiſſen Veränderungen unſrer Gedanken ſelbſt. Eine Sache intereſſirt uns, entweder weil ſie zu unſrer eignen Vollkommenheit etwas beyträgt; dieß war das Intereſſe, welches die Deutlichkeit, die Menge der Vorſtellungen hervorbringt; oder weil ſie etwas in unſern Umſtänden verbeſſert. Von dieſer leztern Art des Intereſſe wollen wir jezt reden.

Zuerſt bemerken wir, daß das Intereſſirende in den Begebenheiten immer etwas künftiges iſt: eine Gefahr, die uns nahe kömmt, eine Freude, die wir erwarten. Wenn der Vater, der ſeinen Sohn an einem fremden Orte aufzuſuchen gereiſt war, ihn todt findet, ſo iſt er aufs lebhafte gerührt; er iſt inſofern beſchäftigt, aber er iſt nicht intereſſirt. Wenn eben dieſer Vater, bey der Ankunft in die fremde Stadt, von einem Jünglinge, der ſeinem Sohn ähnlich iſt, und der eben begraben werden ſoll, reden hört: dann wird er im höchſten Grade intereſſirt.

Zweytens: in dieſer Zukunft muß noch einige Dunkelheit ſeyn. Es iſt eine ungewiſſe Erwartung, mit Begierde oder Abſcheu verbunden. Sobald ein guter oder ſchlimmer Ausgang gewiß iſt, ſobald iſt die Beſchäftigung der Seele, die Unruhe nicht mehr ſo groß. Man ſage dem Spieler voraus, daß er gewinnen wird, ſo mag er ſich mehr freuen, aber ſeine Seele wird weniger thätig ſeyn. Und warum dies? Die Thätigkeit der Seele beſteht in der Begierde, und die Begierde hört auf, wenn die Sache erreicht iſt. Erreicht iſt aber auch die Zukunft, ſobald ſie gewiß wird.

Drittens: So viel es alſo in unſern Umſtänden Veränderungen zum Beſſern oder zum Schlechtern geben kann, große oder kleine: auf ſo vielfache Weiſe können wir intereſſirt werden. In dem Laufe jedes Tages kommen auch dem eingezogenſten, ruhigſten Menſchen tauſend kleine angenehme Vorfälle vor, deren Erwartung zu gewiſſen Stunden und Augenblicken ihm mehr Lebhaftigkeit giebt. Bey jedem Menſchen giebt es ſolche kleine Dunkelheiten der nächſten Zukunft, durch welche er in einige Unruhe und in eine ſtärkere Bewegung geſezt wird.

Auf dieſe Weiſe alſo intereſſirt uns nun unſre eigen Leben. Aber wie kann dieſe Hofnung und Furcht entſtehen, ohne daß in unſern Umſtänden ſich etwas ändert?

Uns dünkt, es giebt eine dreyfache Art, die Leidenſchaften hervorzubringen, ohne die Umſtände des Menſchen zu ändern: die eine würde ich gern die muſikaliſche, die andere die maleriſche, die dritte die dichteriſche Art heißen, nicht, als wenn nicht eine jede Kunſt mehr als ein Mittel hätte zu rühren, ſondern weil ſich bey jeder Eine Art beſonders merklich zeigt.

Entweder wird die Leidenſchaft in der Seele hervorgebracht, indem der Körper auf den Ton dieſer Leidenſchaft geſtimmt wird. Das geſchieht durch die Muſik. Wenn man ſagt, ſie ahmt die Leidenſchaften nach, ſo will man oft weiter nichts als ſo viel ſagen: von einer gewiſſen Spannung der Nerven wird jede Leidenſchaft begleitet; iſt dieſe Spannung da, ſo entſteht dieſe Leidenſchaft, oder die Seele braucht nur noch eine kleine Veranlaſſung dazu. Töne, die eigentlich nur eine Erſchütterung des Gehörnervens wirken, haben doch einen unſtreitigen Einfluß auf den ganzen Körper. Die Erfahrung hat uns gelehrt, welche Töne die Nerven ſchlaff und dadurch die Seele ſchwermüthig machen, oder welche ſie anſpannen und dadurch die Seele erheben. Der Komponiſt ſezt dieſe Töne zuſammen, und erweckt dieſe Leidenſchaften. So viel iſt wenigſtens ausgemacht, daß die meiſte Inſtrumentalmuſik, außer dem Vergnügen an Wohlklang und Rhythmus, weiter keine Wirkung auf die Seele thut, als durch die Verfaſſung, in die ſie den Körper ſezt.

Oder die Leidenſchaft wird erregt durch das Anſchauen einer Begebenheit, die einen andern in Leidenſchaft ſezt, und an der wir durch Sympathie Theil nehmen. Dieſe Art, Leidenſchaften zu erwecken, hat die Malerey mit der Poeſie gemein, aber die Malerey hat gar keine andere.

Die Poeſie hat noch eine zweyte. Nämlich, es entſtehen Leidenſchaften, wenn uns die Empfindungen oder die Ideen eines andern lebhafter an unſre Umſtände und Empfindungen ähnlicher Art erinnern, und alſo, ſo zu ſagen, ein vergangnes Intereſſe wieder aufwecken.

Wir werden uns bloß auf die beiden leztern Arten, die Leidenſchaften zu erregen, einſchränken. Für die Dichter und die Schriftſteller überhaupt iſt dieſe Unterſuchung beſtimmt. Gemälde und Muſik können uns ergötzen, können uns rühren; aber im eigentlichen Verſtande intereſſiren können uns nur die redenden Künſte.

Noch einmal alſo, dieſe Künſte erwecken Leidenſchaften, 1) indem ſie Begebenheiten uns darſtellen, an denen wir Antheil nehmen, 2) indem ſie Empfindungen uns vorlegen, die uns unſrer eigenen eingedenk machen. Man ſieht leicht, daß das Drama, die Epopee, alle die Theile der Dichtkunſt, welche Begebenheiten erzählen oder nachahmen, Leidenſchaften auf die erſte Art erwecken; die Ode, die Elegie hingegen, alle die Gattungen, welche bloß den Gemüthszuſtand des Dichters ſchildern, auf die zweyte.

Dieſe Materie iſt von unendlichem Umfange; wir müſſen ſie in engere Gränzen einſchließen, wenn wir ihrer mächtig werden wollen.

An welchen Leidenſchaften nehmen wir vornehmlich Theil? Auf welche Weiſe müſſen ſie geſchildert werden, damit dieſe Theilnehmung befördert werde? und welches iſt die nützlichſte Art der Leidenſchaften, die der Dichter erwecken kann?

Um zu wiſſen, welche Leidenſchaften und Empfindungen am meiſten intereſſiren, haben wir zween Wege; entweder die menſchliche Natur zu fragen, oder die Praxin der Dichter.

Die Natur ſagt uns. Wir nehmen an den Leidenſchaften, von welchen wir andre bewegt ſehen, Theil, entweder wenn wir uns genau in ihre Umſtände zu verſetzen, und die Wirkung derſelben auf die Seele uns vorzuſtellen wiſſen; oder wenn wir zwiſchen dieſen Umſtänden und unſern eignen eine gewiſſe Verbindung ſehen.

Wir glauben, es giebt eine dreyfache Sympathie. Eine, die bloß im Körper ihren Grund hat; unſre Werkzeuge gerathen bey gewaltſamen Bewegungen ähnlicher Werkzeuge in eine ähnliche Bewegung; ſo fühlen wir das Geſchrey eines Menſchen, der auf der Tortur liegt. Eine zwote, die in den Vorſtellungen der Seele ihren Grund hat; unſre Einbildungskraft giebt uns die Rolle der leidenden Perſon, und wir bilden alſo auch alle ihre Empfindungen nach. Eine dritte, die in den moraliſchen Empfindungen ihren Grund hat; wir erzürnen uns über ein augenſcheinliches Unrecht, das Jemanden geſchieht, mehr, als wir mit dem ihm zugefügten Uebel Mitleiden haben würden, wenn es ein bloßer Zufall wäre.

Die erſte Art der Sympathie findet nur bey dem Schmerze, nicht bey dem Vergnügen ſtatt. Denn die Erſchütterungen müſſen gewaltſam ſeyn, die eine harmoniſche Erſchütterung unſrer Nerven hervorbringen ſollen; und die Erſchütterungen des Vergnügens ſind ſanft. Um deswillen alſo iſt körperlicher Schmerz kein ſchicklicher Stoff für den Dichter. Um deswillen ſoll Medea ihre Kinder nicht auf dem Theater umbringen, und Atreus nicht ſeines Bruders Kinder vor den Augen der Zuſchauer auftragen. Die Leidenſchaften, die uns von andern durch unſern Körper mitgetheilt werden; auch die, wo ſich nur unſere körperliche Sympathie ſehr mit hineinmiſcht, ſind immer unangenehme verdrüßliche Leidenſchaften; ſie erlauben ſelten eine Miſchung von Vergnügen, und ſie erregen keinen Wohlgefallen über uns ſelbſt und unſre Empfindlichkeit.

Die zwote Art der Sympathie, die, welche aus der Einbildungskraft und dem Verſetzen in des andern Umſtände entſpringt, muß ebenfalls bey dem Leiden merklicher, als bey jeder andern Art der Empfindungen ſeyn. Denn, warum hätte man faſt in allen Sprachen alle andre Arten von Sympathie unbenannt gelaſſen, und dem Mitleiden allein einen Namen gegeben?

Wir ſehen demungeachtet augenſcheinlich, daß wir an der Fröhlichkeit eben ſowohl Theil nehmen können, als an der Betrübniß.

Alle Leidenſchaften laſſen ſich in ſolche theilen, die aus dem Widerſtande gegen das Uebel und den Schmerz, und in ſolche, die aus der Neigug gegen das Gute und das Vergnügen entſtehen. Jede Gattung theilt ſich wieder, nach dem die Leidenſchaft die Seele erhebt oder niederſchlägt. Es giebt einen Widerwillen gegen das Uebel, der zum Widerſtande führt, der mit einer Art von Aufwallung der Lebensgeiſter verbunden iſt, der muthig und beynahe verwegen macht, das iſt die zornartige Unluſt. Es giebt einen andern, der zur Muthloſigkeit führt, der mit einer Unterdrückung der Lebensgeiſter verbunden iſt, der ſchwermüthig und verzweifelnd macht, das iſt die Betrübniß. Eben ſo giebt es eine Freude, die ſtolz macht, die Zuverſicht und weit ausſehende Entwürfe einflößt; und eine andre, die weichlich macht, die in dem Schatten der Ruhe und bey dem Genuſſe einſchläfert.

Noch iſt der Charakter der Leidenſchaften anders, wenn bloß das Gute oder Böſe erwartet wird, und anders wenn es nun kömmt.

Allgemeine Regeln zu geben, welche Leidenſchaften ſich am leichteſten mittheilen laſſen, mag vielleicht ſehr mißlich ſeyn; aber jeder darf ſeine Erfahrungen anführen, und der Leſer hat immer Vortheil, wenn er ſie mit ſeinen eignen vergleicht.

Uns alſo ſcheint es 1) daß, inſofern die Sympathie von den Vorſtellungen der Seele herkömmt, körperlicher Schmerz und Luſt am wenigſten Theilnehmung veranlaſſen. Vorſtellen können wir ſie uns wenig, wenn nicht der Körper hilft. Daher diejenigen, die von einem ſo feſten Baue des Körper und ſo abgehärteten Fibern ſind, daß von hieraus der Zugang zur Seele verſchloſſen iſt, geſezt auch, daß ſie das fühlbarſte Herz haben, doch bey den körperlichen Leiden andrer, wenn nicht moraliſche dazu kommen, wenig empfinden. Das Unglück, woran wir durch die Imagination Theil nehmen ſollen, muß auch von der Imagination herkommen; die Vorſtellungen, welche ſich der Leidende von den Dingen macht, nicht die Bewegungen des Körpers, welche er fühlt, müſſen die Quelle ſeines Unglücks ſeyn.

2) Am Leiden können wir überhaupt mehr Theil nehmen, als am Vergnügen; es ſey nun, weil der Schmerz immer die heftigſte Empfindung iſt, und alſo auch mit mehr Gewalt auf den Zuſchauer wirkt, oder weil wir dem Fröhlichen und Glücklichen nichts helfen können, da hingegen die Noth andrer unſern Beyſtand und alſo unſre Thätigkeit auffordert. Daher kömmt es alſo auch, daß nur das Trauerſpiel eigentliche Leidenſchaft erregt, die Komödie aber mehr bloß durch die Vorſtellungen intereßirt.

3) An dem weichlichen Vergnügen, das in dem bloßen Genuſſe beſteht, bey dem die Kräfte des Geiſtes mehr hinſinken, als empor ſtreben, können wir am wenigſten Theil nehmen, wenn wir nicht ſelbſt in einem ähnlichen Zuſtande ſind,

oder uns deſſelben erinnern. Aber davon iſt jezt die Rede nicht. Dieſe Maler der Wolluſt alſo, auch der feinern geſitteten Wolluſt, erreichen doch ihren Zweck, geſezt er wäre auch der edelſte, am wenigſten. Es iſt umſonſt, ſeine Seele in einen Zuſtand, der ganz leidend iſt, worinn ſie nichts wirkt, ſondern bloß Eindrücke andrer Dinge empfängt, freywillig zu verſetzen. Nur die Freude, die geſchäftig, behende, mit Unternehmungen ſchwanger, voll großer Hofnungen iſt; dieſe nur können wir bey uns ſelbſt, ohne ſie zu fühlen, nachmachen: denn unſre Kräfte zu Handlungen zu erwecken, haben wir die Gewalt; aber Eindrücke hervorzubringen, wenn die Gegenſtände nicht da ſind, haben wir keine. Was die verſchiedene Arten der Unluſt anbetrifft, ſo kömmt viel auf den Charakter des Zuſchauers an. Ein männlicher Geiſt wird mehr Antheil an dem Zorne, und ein weiblicher mehr Antheil an der Betrübniß nehmen. Jenes ſcheint der Fall bey den Alten geweſen zu ſeyn: deswegen konnten ſie auch ſo ſchreckliche Geſchichte, ſo gräßliche Ausbrüche der Wuth vertragen, ſie ſahen lieber eine Medea, die, wenn gleich durch Grauſamkeiten, ſich über ihr Unglück erhebt, als eine Niobe, die weinend unter demſelben zu Boden ſinkt. Dieſes ſcheint der Fall bey uns zu ſeyn; wir wollen mehr wehmüthige als ſtarke Empfindungen ſehen; ein Feiger, der aber ſonſt ein guter Mann und unglücklich iſt, findet mehr Mitleiden, als ein Tapferer, der durch das Unglück wild und unbändig worden. Dieß kömmt alſo daher, weil der männliche Geiſt die muthige Widerſetzung des Zornigen billiget, und die Ohnmacht des Niedergeſchlagenen verachtet; der weibliche Charakter hingegen den Ungeſtüm des Zorns ſcheuet, und hingegen das Sanfte der Betrübniß gut heißt. Dieß hängt alſo mit der Sympathie der moraliſchen Empfindungen zuſammen, und davon werden wir gleich reden.

4) An allen glücklichen und unglücklichen Vorfällen andrer Menſchen können wir mehr Antheil nehmen, wann ſie erwartet werden, als

wenn ſie gegenwärtig ſind. Um deswillen ſchließt ſich das Trauerſpiel, ſobald der unglückliche Streich vollbracht iſt. Den Hofnungen zweyer Liebenden, die ſich durch allerhand Schwierigkeiten aufgehalten ſehen, können wir mit Vergnügen zuſehen; aber wann ſie nun verlobt ſind, ſo gehen wir davon. Die Urſache liegt in dem, was wir ſchon geſagt haben. Nur an **der Begierde** oder **dem Abſcheue** nehmen wir eigentlich Theil, nicht an **dem Genuſſe** und **dem Leiden**; jenes ſind Handlungen, dieß ſind Empfindungen; dort wirken wir ſelbſt, hier die Dinge. Wo ſich nun bey den Perſonen, welche es eigentlich gilt, Hofnung in Luſt verwandelt, da hört ihr Beſtreben und alſo unſre Mitwirkung auf. Bey dem Schmerze iſt es etwas anders; weil kein Schmerz ohne Furcht, obgleich Luſt ohne Hofnung ſeyn kann. Bey dem Genuſſe verliert ſich die Begierde, und alſo auch die Theilnehmung. Bey dem Schmerze verliert ſich nicht die Verabſcheuung; die Beſtrebung das Uebel wegzuſchaffen bleibt, und dieſes Beſtreben theilen wir mit dem Leidenden.

Was die moraliſche Sympathie betrift, ſo richtet ſich dieſe nach zwo Sachen; nach dem Charakter der Perſon, und nach dem Charakter der Leidenſchaft, an welcher wir Theil nehmen ſollen. Die Perſon müſſen wir lieben oder hochachten; die Leidenſchaft müſſen wir in gewiſſem Grade billigen. 1) **Liebe** und **Hochachtung** gründen ſich auf moraliſche Vollkommenheit, die wir einem Menſchen zuſchreiben. Aber **Hochachtung** geht auf die moraliſche Vollkommenheit bloß an ſich betrachtet, **Liebe** auf dieſelbe als eine Quelle des Vergnügens oder des Nutzens für uns. Alle Umſtände einer Perſon, gegen welche wir eine dieſer beyden Geſinnungen haben, rühren uns mehr, alle ihre Empfindungen nehmen wir leichter an; einmal, weil wir dieſe Umſtände mehr mit den unſrigen verbinden, zum andern, weil wir dieſe Empfindungen für etwas vollkommners und nachahmungswürdigers halten.

2. Beſonders müſſen wir die Leidenſchaft, welche Sympathie erregen ſoll, für erlaubt oder

für löblich, und den Grad derſelben für billig und der Urſache gemäß anſehen. Die Stoiker ſagten, unſre eigne Leidenſchaften bekämen dadurch ihre gröſste Stärke, weil wir aus Irrthum es für recht hielten, ſie zu haben. Wir wollen jezt nicht unterſuchen, wie weit dieſes wahr ſey; aber ſo viel iſt gewiß, daß jede Leidenſchaft geſchwinder entſteht, und auf eine gréßere Höhe ſteigt, wenn wir durch den Gedanken von Unrechtmäßigkeir oder von Thorheit nicht zurück gehalten werden. Der freywillige Entſchluß der Seele geſellt ſich bey Leidenſchaften, die wir billigen, zu dem unfreywilligen Eindrucke der Gegenſtände; und dieſe vereinigte Kraft unſrer ſelbſt und des Dinges macht alſo die Wirkung gröſser.

So wie in den Begriffen von der Moralität etwas Feſtes und Unwandelbares, und etwas Veränderliches und Willkührliches iſt; ſo werden auch die Leidenſchaften, welche man billiget, zum Theil bey allen Menſchen dieſelben, zum Theil durch die Verſchiedenheit der Sitten und der Geſeze verſchieden ſeyn.

Allgemein wird es ſeyn, daß eine Leidenſchaft, die auf Wohlwollen gegründet iſt, mehr Theilnehmung erregt, als eine, welche aus Haß entſteht; die Elektra flößt uns bey weitem nicht ſo ſehr ihren Haß gegen ihre Mutter ein, als ſie uns ihre Liebe zu ihrem Bruder einflößt. **Allgemein** wird es ſeyn, daß eine Leidenſchaft, die ein Menſch bloß wegen ſeiner eignen glücklichen oder unglücklichen Veränderungen empfindet, weniger Theilnehmung erregt, als die, welche er über das Schickſal andrer, die unter ihm ſtehen, oder für welche er zu ſorgen hat, empfindet. Ein Vater, der ſeine unglücklichen Kinder, ein Bürger, der ſein Land beweint, fodert mehr Mitleid, als ein Menſch, der ſeine eigne Armuth oder ſeine Krankheit beklagt. **Allgemein** wird es ſeyn, daß Zorn nur bey einem durch Ungerechtigkeit erlittnen Unglücke gebilliget und mit empfunden wird.

Aber **verſchieden** werden die Meynungen über die Größe der Beleidigungen ſeyn, und über die Härte der Ahndung, die bey jeder Beleidigung erlaubt iſt. Eine empfangne Ohrfeige erregt den ganzen Tumult in dem Cid, und dieſer Tumult ſcheint den Zuſchauern nicht übertrieben. Die Rache der Elektra iſt grauſam; aber die Ermordung eines Vaters ſchien ſie den Griechen zu rechtfertigen. Verſchieden werden ſie ſeyn über den Werth der Tugenden, die ſich in den verſchiedenen Leidenſchaften äußern. Jede Art der Fähigkeiten und Tugenden, die Tapferkeit, die Mäßigkeit, die Menſchenliebe, hat ihre Epoche in der menſchlichen Geſellſchaft; vielleicht hat es noch keinen Zeitpunkt gegeben, wo alle Tugenden auf gleiche Art wären geſchätzt worden. Zu der einen Zeit wird man geneigt ſeyn, auch Handlungen der Ungerechtigkeit und Grauſamkeit zu entſchuldigen, wenn ſie nur mit Entſchloſſenheit unternommen und mit Muth ausgeführt worden; zu einer andern wird man auch weibiſches tändelndes Weſen vertragen können, wenn es nur mit Feinheit der Sitten und Gutherzigkeit verbunden iſt.

So viel ſagte uns die Natur des Menſchen; was ſagt uns nun die Praxis der Dichter?

Wenn man die alten und neuen Trauerſpiele in ſeinen Gedanken durchläuft, ſo wird man, glauben wir, zwo Leidenſchaften am öfterſten in ihnen vorkommen ſehen: Rachſucht und Liebe. Rache, oder die Ahndung einer empfangnen Beleidigung, iſt oft der Stoff des heroiſchen Trauerſpiels, und iſt den Dichtern am meiſten eigen, welche nach Erhabenheit ſtreben; Liebe iſt gemeiniglich der Stoff des wehmüthigen Trauerſpiels, und iſt die Lieblingsmaterie der Dichter, welche mehr Empfindlichkeit des Herzens haben.

Dieſe Einförmigkeit wird uns weniger befremden, wenn wir bedenken, daß es nur zwo Leidenſchaften zu ſchildern geben kann, ſolche, die aus der Freude und dem Wohlgefallen, und ſolche, welche aus dem Mißfallen entſtehen. Rührt nun dieſe Freude oder dieſer Verdruß von den menſchlichen Handlungen her, ſind es die geſellſchaftlichen Verhältniſſe, durch welche dieſe Leidenſchaften erregt werden, ſo werden ſie faſt allemal in Liebe oder in Zorn ausſchlagen.

Aber warum iſt unter allen Arten der Zuneigung, die Liebe der Geſchlechter vorgezogen worden?

Deswegen, weil 1) dieſe Leidenſchaft allgemeiner iſt; ſie gründet ſich auf einen Naturtrieb, ſie erinnert an eines der ſtärkſten ſinnlichen Vergnügungen; die Sympathie kann alſo allgemein ſeyn. Die väterliche, die freundſchaftliche, die Vaterlandsliebe hingegen, ſind nur gewiſſen Perſonen eigen, ſie ſind mehr Tugenden, als wirkliche Leidenſchaften; nur derjenige kann ſtark daran Theil nehmen, der ſelbſt fähig iſt ſie zu fühlen. 2) Weil dieſe Leidenſchaft am meiſten Verwickelungen und Abentheuer hervorbringt, und alſo der beſte Stoff zu einer Fabel iſt. Da ſie ſich mit dem Intereſſe der Familien durchkreuzt, ſo findet ſie mehr Schwierigkeiten und Widerſtand zu überwinden; da ſie ausſchließend iſt, ſo hat ſie mit Nebenbuhlern zu kämpfen; da ſie, durch die Unauflößlichkeit der Ehe, den lebenslangen Zuſtand zwoer Menſchen beſtimmt, ſo macht ſie auf gewiſſe Weiſe die Entſcheidung ihres Schickſals aus; da ſie endlich geſchwinder auf ihre Befriedigung dringt als jede andre Leidenſchaft, ſo bringt ſie in der kürzeſten Zeit die wichtigſte Begebenheit des menſchlichen Lebens zu Stande, wodurch ſie einer dramatiſchen Behandlung am meiſten fähig wird. 3) Weil ſie die am meiſten poetiſche Leidenſchaft iſt: ſie belebt die Einbildungskraft, weil ſie zum Theil körperlich iſt, und den Lauf der Säfte beſchleunigt; ſie iſt in ihrer vollen Stärke zu der Zeit des Lebens, wo die Seele am meiſten wach, und die Nerven am gefühlvollſten ſind; ſie vermiſcht ſich mit vielen andern Empfindungen, weckt jede ſchlafende Leidenſchaft auf, und färbt jede Idee, jede Handlung mit ihrer eignen Farbe. Die Liebe hat die Poeſie hervorgebracht, und es iſt nicht bloße Nachahmung, ſondern es iſt Natur, daß die Liebe und ihre Abentheuer öfter als jeder andre Umſtand des menſchlichen Lebens von der Dichtkunſt ſind beſungen worden.

Aber warum haben die Alten ſo wenig Liebe in ihren Stücken? Man irret ſich. Liebe iſt in ihren Stücken genug, aber nur nicht die Geſchichte des Verliebens. Wenn wir die tragiſchen Begebenheiten der griechiſchen Bühne betrachten, ſo finden wir, daß die Liebe viele derſelben veranlaßt und ſich faſt in alle gemiſcht hat. Was ſtürzt den Agamemnon, was zerrüttet die Häuſer des Atreus, des Jaſons, des Theſeus, als die Liebe? Was iſt es dann, das uns die griechiſchen Dichter in der Klytämneſtra, in der Medea, in der Phädra ſchildern, als die Wirkungen der Liebe? Freylich der ausſchweifenden, der ehebrecheriſchen, der ſchändlichen Liebe. Aber ſie haben auch in der Alceſtis das Gemälde ehelicher Treue aufgeſtellt. Die Neuern haben alſo nicht die Liebe zuerſt aufs Theater gebracht; aber ſie haben ſie auf eine neue Weiſe behandelt, einen andern Zeitpunkt derſelben, ſo zu ſagen, gewählt. Die Griechen ſchildern mehr die eheliche Liebe, es ſey in ihrer Ausſchweifung und Verderbniß, oder in ihrer Vollkommenheit und Reinigkeit; die Eiferſucht einer beleidigten Frau, oder die Wuth einer Ehebrecherinn iſt der

Stoff ihres Gemäldes: unſre Dichter hingegen ſchildern mehr den Roman vor der Ehe, die Zärtlichkeit des Liebhabers, oder die Eiferſucht der Braut.

Und ſo bringen es die Sitten der Griechen und die unſrigen mit ſich. Bey den Griechen gab es keinen ſolchen Roman. Ihre Töchter blieben in dem innerſten Theile des Hauſes, den Augen aller Mannsperſonen, ſelbſt ihres Liebhabers verborgen, bis er ihnen als Gemahl zugeführt wurde. Eher trat das weibliche Geſchlecht nicht auf dem Theater der Welt auf, als bis es verheurathet war; und auch dann waren die Beſten, die Tugendhafteſten, am wenigſten ſichtbar.

Was alſo in der menſchlichen Natur liegt, daß die Liebe eine allgemeine und poetiſche Leidenſchaft iſt, daß ſie am Elende und Glückſeligkeit der Menſchen und der Familien ſehr vielen Theil hat: das hat Griechen und Franzoſen und Deutſche auf gleiche Weiſe dahin gebracht, die Liebe in ihre Stücke zu bringen, es ſey als eine unſichtbare Triebfeder der Handlung, oder als das ſichtbare Original des Gemäldes. Was aber bloß in den Sitten unſrer Zeit liegt, daß beyde Geſchlechter auch vor der Ehe freyer mit einander umgehen können; daß der Jüngling und die Braut auf gleiche Weiſe ihre Neigung geſtehen dürfen; daß es einen ſo häufigen Kampf der Leidenſchaft der jungen Perſonen mit dem Intereſſe der Alten und ihrer Familien giebt; daß dieſer Streit von beyden Seiten durch gegenſeitig gemachte Entwürfe geführt wird, woraus eigentlich die **Intrigue** entſteht: dieß hat auch unſerm Theater und unſern Romanen eine beſondre Art von Liebeshändeln gegeben, von denen die Alten wenig wußten.

Eine Leidenſchaft giebt es, in welcher ſich dieſe beiden, **Liebe** und **Zorn**, mit einander vereinigen; keine iſt auch deswegen öfter geſchildert worden, in keiner haben die Dichter ein größer Feld gefunden, ihre Einſicht in die Führung der Leidenſchaften zu zeigen. Dieſe Leidenſchaft iſt die **Eiferſucht**. Die Medea, der Othello und die Zaïre, drey Hauptſtücke dreyer berühmten Nationen, haben die Eiferſucht zum Stoff.

In der That wird kaum irgend eine Leidenſchaft ſo viel andre Leidenſchaften in ſich ſchließen, kaum eine ſo mannichfaltige Bewegung des Gemüths erregen. Wer den Eiferſüchtigen ſchildern will, der muß die Liebe und den Haß, die Freude und die Traurigkeit, die Hoffnung und die Furcht ſchildern. Ueberdieß kann man der Entſtehung dieſer Leidenſchaft mehr als irgend einer andern nachſpüren. Andre Leidenſchaften entſtehen entweder zu langſam oder zu ſchnell, um aus ihrem Urſprunge ihre Natur kennen zu lernen. Eine einzige Beleidigung kann das Gemüth in Zorn bringen; die Vorſtellungen folgen hier mit ſolcher Geſchwindigkeit auf einander, das Blut und die Lebensgeiſter brauſen ſo ſchnell auf, daß es dem Menſchen ſelbſt nicht möglich iſt, den Gang der Leidenſchaften zu entwickeln. Die Liebe, wenn ſie ganz ſinnlich iſt, entſteht eben ſo ſchnell und oft bey dem erſten Anblicke. Iſt ſie hingegen moraliſch, ſo wächſt ſie unmerklich; es iſt unmöglich, den Zeitpunkt zu beſtimmen, wo Gleichgültigkeit in Neigung, und Neigung in Zärtlichkeit übergiengen. Bey der Eiferſucht hingegen iſt der Zuſtand, aus welchem die Leidenſchaft gleichſam ausgeht, ſchon ein an ſich merklicher Zuſtand, deſſen Abänderungen ſich wohl wahrnehmen laſſen. Wenn ein Menſch, welcher liebt, und heftig liebt, anfangen ſoll zu haſſen: ſo muß der Uebergang deutlich ſeyn. Die Ideën, welche ſeine erſte Leidenſchaft beſtritten und beſiegt haben, müſſen öftere Anfälle auf dieſelbe gethan haben; es muß ein Kampf vorgegangen ſeyn, mit einem Worte, der Menſch, der eiferſüchtig wird, iſt ſelbſt geſchäftig, ſeinen Argwohn zu ſtärken oder zu beſiegen, er weiß alſo und kann angeben, was in ihm vorgeht.

Und dieß bringt uns auf eine andre Bemerkung, die man bey der Leſung der Dichter machen kann, daß nichts ſo ſehr intereſſirt, als der **Streit** mehrerer Leidenſchaften.

Wir haben ſchon angemerkt, daß nicht ſowohl die **Empfindung**, die leidende Veränderung des

Geiſtes, die bey der Leidenſchaft zum Grunde liegt, als die Thätigkeit, die wirkſamen Beſtrebungen der Seele, durch welche ſich die Leidenſchaft äußert, dasjenige ſey, woran wir Theil nehmen. Iſt nun nur Eine unbeſtrittene Leidenſchaft in der Seele, ſo kehrt ſie ihre ganze Wirkſamkeit nach außen, ſie geht bloß mit der Unternehmung, mit der äußern Handlung um, die zu ihrer Befriedigung abzielt; die innere Wirkſamkeit des Geiſtes ſelbſt, die, welche eigentlich durch die Rede geſchildert werden kann, iſt nur geringe. Wenn aber mehrere Begierden vorhanden ſind: ſo arbeitet die Seele innerlich, eine Entſcheidung des Streits, oder ein Gleichgewicht zu finden; und dieſe Arbeit iſt es, welche eigentlich Worte malen können.

Ein Menſch, der einen andern vollkommen und durchaus haßt, iſt auf gewiſſe Weiſe ruhig, weil er einmal entſchloſſen iſt, und einen einfachen Entwurf verfolgt; die Ideen, die zu jeder Leidenſchaft gehören, ſo wie ſie ſich mehr feſtſetzen, werden dunkler. Wenn er aber eben die Perſon liebt, über deren Beleidigung er ergrimmt: dann iſt das Gemüth im Aufruhr; die Ideen des Haſſes ſind neu, und alſo lebhaft und deutlich, die Ideen der Liebe ſind im Beſitze der Seele, und leiſten alſo muthigen Widerſtand, der ſie hinwiederum klärer und lebendiger macht. Mit einem Worte, der Widerſpruch der Ideen und der Begierden, das iſt der Zuſtand, wo der Menſch ſeiner ſelbſt am beſten bewußt iſt, und wo er am meiſten ſeine Vorſtellungen und Neigungen ausdrücken kann.

Ueberdieß iſt die Erwartung, die zum Intereſſirenden nothwendig iſt, bey dem Streite zweyer Leidenſchaften größer als bey Einer. Was der Menſch thun wird, der bloß liebt oder bloß haßt, das iſt ausgemacht; die Wahl kann nur zwiſchen den Arten der Befriedigung ſeyn, und dieß erregt die Neubegierde nicht ſo ſtark, weil es nichts iſt, was die Natur des Menſchen ſelbſt ſo ſehr angienge. Aber wozu ſich der Sohn noch entſchlieſſen wird, der ſeinen eignen Vater an dem Vater einer Geliebten rächen ſoll; was die mütterliche

Liebe einer heftigen und gegen ihren Gemahl wütenden Frau thun wird; das ſind wir höchſt begierig zu wiſſen, und ſind ſehr zweifelhaft, es voraus zu ſagen.

Dieſer Streit der Leidenſchaften iſt auf mehr als eine Art möglich.

Der erſte iſt zwiſchen einer alten eingewurzelten Neigung, und einer neuentſtehenden Leidenſchaft, durch welche ſie beſiegt werden ſoll. Dieß iſt der Fall bey der Eiferſucht. Dieſe Art des Streites iſt zu einer Schilderung, zu einer Entwickelung der Leidenſchaft am vortheilhafteſten. Die Entſtehung iſt es, welche uns die Natur der Leidenſchaft am beſten erklärt. Und wo können wir dieſer Entſtehung zuſehen, als wo der Zeitpunkt, wo ſie anfängt, merklich iſt; und wo kann er merklich ſeyn, als wo er von dem vorhergehenden Zuſtande der Seele ſehr abſticht? Ueberdieß findet ſich der Vortheil, den der Streit der Leidenſchaften dem Dichter leiſtet, daß er die ſtummen beredt macht, bey keinem Streite mehr, als wo eine einmal feſte Ueberzeugung beſtritten, und eine ſchon zur Gewohnheit gewordene Zuneigung angegriffen wird.

Eine andre Art des Streits, der viel Unruhe und Erwartung erregt, aber weniger den Charakter entwickelt, iſt der, wenn eine neue und zufällig entſtandne Begierde, einer alten Leidenſchaft, bey der Wiedererkennung des Gegenſtandes, oder bey einer beſſern Belehrung, Platz macht. Dieß iſt der Fall bey der Iphigenia von Tauris und bey der Merope. Hier iſt es nicht ſowohl ein Streit, als eine plözliche Umkehrung der Geſinnungen. Das Intereſſe entſpringt nicht ſowohl, weil man in den Zuſtand der Perſon tief eindringt, und ſich alſo dadurch die Geſinnungen ſehr zu eigen machen kann; ſondern weil man ſelbſt durch den Widerſpruch unruhig wird, der ſich zwiſchen der jetzigen Bewegung der Perſon und ihren wirklichen Geſinnungen und Verhältniſſen findet. Geſchieht nun die Entdeckung; ſo iſt bey der Perſon ſelbſt zwar kein eigentlicher Streit, die alte Leidenſchaft nimmt ungehindert Platz: aber ſie äußert ihre Gewalt weit ſtärker; ſie iſt mit einem Grade von Schrecken verbunden, und hat alſo noch eine Miſchung von der Leidenſchaft, aus welcher ſie entſtanden war. Fälle dieſer Art werden auf dem Theater öfter als im menſchlichen Leben vorkommen, denn ſie fordern immer eine wunderbare Verwickelung, um dem Menſchen den wahren Gegenſtand ſeiner Liebe oder ſeines Haſſes zu verbergen, oder um ihn auf eine Zeitlang wider ſeine wirklichen Geſinnungen handeln zu laſſen.

Ein dritter Streit iſt zwiſchen zwo Leidenſchaften, welche ſich zwar einander nicht aufheben, welche nicht einander entgegenſtehen, aber die doch entgegenſtehende Maaßregeln und eine doppelte Ausführung brauchen.

Wenn ein Menſch zwo Perſonen liebt, welche einander haſſen; wenn er die Gunſt zwoer Perſonen ſucht, die entgegenſtehende Unternehmungen haben, an welchen ſie ihn wollen Theil nehmen laſſen, wenn er in zweyfachen Verbindungen iſt, die ihm beide theuer ſind, und ihm alſo entgegenſtehende Pflichten auflegen: dann iſt er in einer wichtigen Situation. Das iſt der Fall bey Germeuil im Hausvater, ſo iſt Neoptolem im Philoktet, der gern den kranken Helden retten, und doch ſeinem gegebenen Worte treu ſeyn wollte. Man ſieht leicht, warum man ſich für einen ſolchen Menſchen intereſſirt. Die Unruhe iſt vielleicht unter allen Bewegungen der Seele diejenige, welche ſich am leichteſten mittheilt; und eine ſolche Lage der Umſtände bringt Unruhe hervor. Ueberdieß iſt man begierig, die Entſcheidung zu wiſſen; man findet die Aufgabe verwickelt, und man wünſchet ſie aufgelöſt zu ſehen.

Eine ſolche Situation kann aber eben ſowohl lächerlich als rührend werden, nach dem Charakter der Perſon, welche ſich in derſelben befindet. Bey einem ſchwachen Geiſte, oder wenn die Parteyen, unter welchen zu wählen iſt, nicht erheblich ſind; ſo artet dieſe Unruhe in eine kindiſche Unentſchloſſenheit und Verlegenheit aus, die allemal lächerlich iſt. Man wird ſich erinnern, in ſehr viel Komödien ſolche Scenen geſehen zu haben, wo ein alberner Menſch durch ſeine Verlegenheit die Zuſchauer erluſtiget. Bey einem edlen und großen Charakter hingegen, und wenn die Vorfälle wichtig ſind, und die Wahl einen groſſen Ausſchlag giebt: dann wird dieſe Unruhe rührend.

Wir könnten hier den Streit zwiſchen Leidenſchaft und Vernunft, als eine beſondre Gattung hinzufügen, wenn er ſich nicht auf gewiſſe Weiſe über alle die vorigen Arten erſtreckte.

Nämlich, was wir eigentlich Leidenſchaft nennen, iſt eine ſinnliche Begierde, die vom Körper herrührt, die durch den Lauf der Säfte und die Bewegung der Lebensgeiſter unterſtüzt wird. Vernunft iſt der Geiſt, inſofern er aus ſich ſelbſt und abgezogen vom Körper wirkt und handelt. Sobald alſo nur der Menſch ſelbſt thätig iſt, und ſo weit er es iſt, da und ſo weit wirkt ſeine Vernunft. Aber jeder Streit der Leidenſchaften macht den Menſchen ſelbſt thätig; alſo erweckt jeder Streit der Leidenſchaft die Vernunft.

Im Grunde war dieß eben der Vortheil, den wir von dieſem Streite ziehen konnten. Eine einfache ſinnliche Leidenſchaft kann thieriſch ſeyn, und iſt es immer mehr oder weniger; eine zwiefache entgegengeſetzte muß auf gewiſſe Weiſe vernünftig werden, (oder der Menſch iſt verloren,) durch die Arbeit, die die Seele ſelbſt dabey anwenden muß, ſie aus einander oder in Vereinigung zu bringen. In dem erſten Falle denkt der Menſch wenig. Es iſt bloßes dunkles Gefühl bey ihm: und wer will dieſes dunkle Gefühl ſchildern? wer will ſich darein verſetzen? In dem andern denkt er nothwendig Etwas, ſeine Empfindungen, die bloße Eindrücke waren, welche auf die Seele geſchahen, müſſen nun von ihr bearbeitet, geändert, und ſo zu ſagen in die Form gebracht werden, daß ſie bey einander Platz haben. Dieſe Ideen zu beſchreiben, dazu iſt die Sprache gemacht, das kann allein der Vorſatz des Dichters oder Redners ſeyn.

Es giebt demungeachtet noch eine reinere oder höhere Vernunft, als die, welche bloß aus dem Zuſammenſtoße der Leidenſchaften zum Vorſchein kömmt. Wir wollen ſagen, es giebt auch Begierden, die ihren erſten Urſprung in dem Geiſte und ſeinen eignen Vollkommenheiten haben. Dieſe Begierden machen den Grund der Tugend aus. Sie ſind gleichförmig und ruhig, und geben alſo zu keinen gewaltſamen Aeußerungen, aber wohl zu einer lebhaften Thätigkeit Anlaß, wenn die Seele dieſe ihre eigenthümlichen Begriffe, dieſe ihr am meiſten zugehörenden Neigungen bey dem Sturme der körperlichen Begierden und der gewaltſamen Bewegung der Lebensgeiſter zu erhalten ſucht. Dieß iſt, glauben wir, ein äußerſt intereſſanter Anblick, der vielleicht nicht ſo oft recht geſchildert worden iſt, weil nur die beſten und vortreflichſten Männer in ſich ſelbſt das Original zu einer ſolchen Schilderung finden können. Dieß iſt der Kampf des weiſen Mannes mit dem Unglücke, und oft auch mit dem Glücke, welchen die Götter ſelbſt, wie Seneka ſagt, mit Vergnügen anſchauen.

Mit dieſem Streite der Leidenſchaften, von welchem bisher geredet worden iſt, haben zween Fälle etwas ähnliches, die nach Theorie und Erfahrung vorzüglich intereſſant ſind. Des erſten gedenkt ſchon Ariſtoteles in ſeiner Rhetorik. Das Mitleiden, ſagt er, wird ſtärker rege, wenn nach Vollbringung des Streichs, der das Schickſal des Helden entſcheidet, nun ein Umſtand ſich ereignet oder bekannt wird, der ihn würde gerettet haben, wenn er nicht ſchon das äuſſerſte erlitten hätte. Was macht Clariſſens Tod trauriger, als die Ankunft der Norton, die ihr die Vergebung von ihren Eltern bringt? Was iſt ſchrecklicher als die Situation des Romeo, der ſeine Geliebte wieder aufleben ſieht, da er das Gift ſchon getrunken hat? Dieſe Beyſpiele zeigen zugleich die Verſchiedenheit, die hierbey noch ſtatt findet. Iſt die Perſon ſelbſt, wie Romeo, noch am Leben und gegenwärtig, ſieht ſie ſelbſt den glücklichen alles ändernden Vorfall, und iſt doch verloren: ſo iſt die Situation ſchrecklich. Iſt die Perſon, wie Clariſſe, ſchon todt, und iſt es nur der Leſer, der das Unglück, welches ſie erlitten hat, mit dem Glücke, was ihr bevorſtund vergleicht: ſo iſt die Situation wehmüthig.

Im erſten Falle wird das Leiden des Helden ſelbſt vergrößert; im zweyten wird nur die Vorſtellung dieſes Leidens bey dem Zuſchauer lebhafter.

Ein zweyter Fall, wo nicht ein eigentlicher Streit der Leidenſchaften, aber doch ein gewiſſer Widerſpruch in den Begebenheiten und Gemüthsbewegungen das Intereſſe vermehret, iſt der Fall des Oedips, der gerade durch die Mittel, welche er anwendet, ſich zu retten, ſein Unglück beſchleunigt, gerade durch die Nachrichten, welche ihm einen Zuwachs von Glückſeligkeit verſprechen, ſeines Unglücks gewiß wird. Derſelbe Bote, welcher ihm die Krone von Korinth anbietet, beweiſt es ihm, daß er Lajus und Jokaſtens Sohn ſey. Aber woher entſteht hier das größere Intereſſe? Aus der nämlichen Urſache, als im vorigen Falle, aus dem größern Aufruhre in dem Gemüthe des Leidenden. Dort war es das nahe Bild der Glückſeligkeit, welches das Gemälde des Unglücks noch ſchwärzer machte; die Begierden entbrannten zu eben der Zeit heftiger, da ſie ihren Gegenſtand unwiederbringlich verloren ſahen: hier giebt die Gewalt, mit welcher der Menſch ſeinem Unglück entgegengearbeitet hat, und die gegen ihn ſelbſt gekehrt wird, auch dem darauf folgenden Schmerz eine größre Heftigkeit. Ein lange zuvorgeſehenes Unglück, zu deſſen Abwendung man nichts gethan hat und nichts hat thun können, kann ſehr ſchmerzlich ſeyn, aber zu gewaltſamen Entſchlüſſen wird es ſelten bringen; das Gemüth bleibt in ſeiner Lage, obgleich dieſe Lage traurig iſt. Aber wann der Menſch ſchon vorher, und mit einiger Hoffnung, nach einem Ziele gerungen, wann er Vorkehrungen gegen das Unglück gemacht, Helfer herbeygerufen, alle ſeine Einſichten und ſeine Kräfte aufgeboten hat: dann iſt ſchon ohnedieß die Seele in einer lebhaften Bewegung; und wann alſo mitten in dieſem Sturme ein unglücklicher Streich ſeine Bemühungen vernichtet, dann kehrt ſich eben die Kraft der Seele, welche ſchon in Thätigkeit war, gegen ſich ſelbſt; er wird unwillig und aufgebracht über ſein Schickſal.

Man ſieht leicht, daß auch Fabeln von dieſer Art künſtlich ſeyn müſſen. Und ohne das Syſtem eines blinden Schickſals, welches in der alten Tragödie ſo ſehr herrſcht, wird es kaum möglich ſeyn, viele derſelben zu Stande zu bringen. In der That miſcht ſich dieſes Schickſal in die meiſten ihrer Stücke. Oedip wird durch einen Orakelſpruch zum Vatermörder, Phädra wird von der Venus in ihren Stiefſohn verliebt gemacht, und Oreſt bringt ſeine Mutter auf den Befehl des Apollo um, der ihn doch dafür durch die Furien ſtrafen läßt.

Dieſes Syſtem iſt das Syſtem der meiſten noch rohen unerleuchteten Völker. Und darum ſind auch nur in den älteſten Epochen die Geſchichten häufig, wo ein Menſch alles thut, einem geweiſſagtem Schickſale zu entgehen, und gerade dadurch ſich in dieſes Schickſal verwickelt. Für uns, die wir dieſe Ideen nicht annehmen, können ſolche Verwickelungen nicht anders als unwahrſcheinlich und unnatürlich ſcheinen; und wenn ſie auch dieß nicht wären, ſo würden ſie das größte Intereſſe für einen feinern und geſitteten Zuſchauer, die Theilnehmung an der Moralität der Handlungen, aufheben.

Noch zu einer Erklärung müſſen wir dieſe Anmerkungen über den Streit der Leidenſchaften anwenden.

Was iſt wohl das, was die Kunſtrichter eine **Situation** nennen? Es iſt eine Zuſammenkunft ſolcher Umſtände und Begebenheiten, durch welche die Empfindungen oder Leidenſchaften der handelnden Perſon, in Wirkſamkeit geſezt und genöthigt werden, in Entſchlüſſen und Handlungen auszubrechen. Aber wodurch werden ſie in dieſe Wirkſamkeit geſezt? Gemeiniglich durch einen ſolchen Streit, als wir bisher betrachtet haben.

So wie wir in der Körperwelt die Kräfte nur nach dem Widerſtande meſſen, den ſie überwinden, ſo meſſen wir in der moraliſchen Welt, die Stärke der Neigungen oder Empfindungen, nur nach den gegenſeitigen Eindrücken oder Begierden, über welche ſie die Oberhand behalten. Der Hausvater konnte ſeinen Sohn und ſeine Tochter lieben, ſo ſtark er immer wollte; daß er ihn liebte, das konnte bekannt ſeyn, aber wie innigſt ſeine Zärtlichkeit ſey, wie weit er andre Väter darinn übertreffe, das konnte man erſt ſehen, da ſein Sohn ausſchweifend und ſeine Tochter zurückhaltend wurde.

Diderot redet von nichts anders, als einem ſolchen Streite, wann er den Kontraſt zwiſchen dem Charakter und den Umſtänden ſo ſehr empfiehlt. Was iſt denn der Charakter? Es ſind diejenigen Neigungen und Abneigungen, die ebenfalls bey gewiſſen Vorfällen und Gelegenheiten entſtanden ſind, aber die ſich nun einmal feſtgeſezt haben, die fortdauernd ſind. Was ſind die Umſtände? Es ſind die jezt vorfallenden Begebenheiten, welche Gelegenheit zu neuen Empfindungen und Geſinnungen geben. Was wird alſo der Mann ſeyn, deſſen Charakter mit ſeinen

Umſtänden im Streite ſtehn? Es wird ein Mann ſeyn, welcher die Gewohnheit hat eine Perſon zu lieben, und welcher jezt eben Veranlaſſung bekömmt ſie zu haſſen; es wird einer ſeyn, der für beſtändig eine Perſon ſehr verehrt, und für jezt veranlaßt iſt, ſie zu beſchimpfen. Alſo iſt im Grunde dieſer Streit zwiſchen Charakter und Umſtänden, immer ein Streit zwiſchen Neigungen und Neigungen; zwiſchen einer Leidenſchaft und der andern. Nur daß die eine Neigung ſchon längſt iſt erregt worden, und ſeit der Zeit fortgedauert hat; die andre erſt jezt erregt wird und gröſtentheils vorübergehend iſt.

Wir empfinden demungeachtet noch hierbey eine Verſchiedenheit. Eine Leidenſchaft kann einer andern auf eine doppelte Art zuwider ſeyn: einmal, wie ſich Haß und Liebe gegen dieſelbe Perſon zuwider iſt, ſo iſt es bey der Eiferſucht; das andremal, wie der Geitz und die Liebe zu einem armen Mädchen, ſo iſt es beym Harpagon. Man ſieht nämlich, im erſten Falle iſt der Streit eigentlich zwiſchen den Begierden ſelbſt, man muß durchaus eine Wahl treffen; eine Neigung muß aufgeopfert werden. Im andern Falle können beide Leidenſchaften bey einander beſtehen, und dauern auch zugleich fort; aber der Streit iſt zwiſchen den Grundſäzen, Meynungen und Arten zu handeln, zu welchen dieſe Leidenſchaften Anlaß geben. Als Geizhals muß er eine Heirath ohne Mitgift für unvernünftig halten: und als Verliebter muß er ſie jezt billigen. Vielleicht iſt die Entſcheidung zu gewagt: aber uns dünkt, daß nur der erſte Streit eigentlich rührend ſey, und für die Tragödie und das Intereſſe durch Empfindung gehöre; der andre hingegen leichter komiſch werde, und mehr bloß durch die Entwickelung des Charakters intereßire. Das erſte bringt Unruhe, plözliche Uebergänge, gewaltſame Entſchlüſſe und zulezt Reue hervor; das andre hingegen faſt immer nur Verlegenheit, und gewiſſe Widerſprüche im Betragen und Reden, die lächerlich werden.

Noch müſſen wir einer Leidenſchaft gedenken, die eine Art des Zorns zu ſeyn ſcheint, und die von den Dichtern vorzüglich oft iſt gebraucht worden, das Schrecken oder Mitleiden zu vermehren: das iſt der Unwille wider ſich ſelbſt, die Reue. Warum iſt es rührend, wenn Orosmann befiehlt, daß Zaire, die er umgebracht hat, vor ihn ſoll gebracht werden; warum iſt es ſo ſchrecklich, wenn die Mörderin des Königs in Makbeth, ihre blutigen Hände wäſcht, und die Flecken nicht wegnehmen kann? Deswegen glaube ich, weil ſich alsdann zwo der unangenehmſten Leidenſchaften, die ſonſt faſt immer getrennt ſind, mit einander vereinigen, Traurigkeit und Zorn; weil die Reue gemeiniglich den Menſchen veranlaßt, ſich mitten im Elende den glücklichen Zuſtand lebhaft vorzuſtellen, in welchem er ohne ſeine Vergehung ſeyn werde, und dieſe Vorſtellung das Rührendſte des Elends iſt; weil endlich unter allen Schmerzen dieſer am meiſten aus dem moraliſchen Theile des Menſchen, aus dem Innerſten ſeines Geiſtes ſelbſt entſpringt. Jeder andrer Verdruß, jede andre Betrübniß kömmt vom Körper, oder von Dingen außer uns her; die Reue iſt der Unmuth eines Geiſtes über ſich ſelbſt. Und ſo wie in der wirklichen Welt, dieſer Unmuth der bitterſte Schmerz, und der Stachel beynahe aller andrer Leiden iſt, in welche er ſich ſo oft miſcht; ſo iſt er auch in der poetiſchen Welt das Hülfsmittel, unſre Theilnehmung an fremden Leiden ſtärker und tiefer zu machen.

Was wollen wir denn nun mit allen dieſem? wollen wir den Dichter einſchränken? wollen wir ihn nöthigen, gerade nur dieſe und keine andre Begebenheiten zu bearbeiten?

Nein, wir wollen ihn freyer machen; wir wollen ihm ſagen, daß jede Begebenheit mannichfaltige Eindrücke machen, mannichfaltige Neigungen erregen könne, nach dem Charakter der Perſon, die er in die Begebenheit ſetzet; und daß es alſo immer in ſeiner Gewalt ſtehe, Charakter und Begebenheit ſo gegen einander abzumeſſen, daß daraus wichtige und intereſſante Empfindungen und Leidenſchaften entſpringen. Wir wollen ihn lehren, daß wir nicht an den

Vorfällen und Veränderungen ſelbſt, ſondern nur an den Geſinnungen oder den Begierden unſrer Nebenmenſchen Theil nehmen, die durch ſolche Vorfälle erregt oder aufgebracht werden; und daß es alſo mehr von ſeinen Perſonen, daß heißt im Grunde mehr von ihm ſelbſt, von ſeiner eignen Art zu denken und zu empfinden, als von dem Stoff abhänge, ob er intereſſant ſeyn ſoll oder nicht.

Es giebt eine Verſchiedenheit der Leidenſchaft, nach dem ſie aus dieſem oder jenem Vorfalle entſpringt, und nur unter gewiſſen Umſtänden möglich iſt: ſo hat jeder Stand, jede Lebensart, jede Verfaſſung des Menſchen ihre eigne Leidenſchaften. Es giebt eine andre Verſchiedenheit, die bey den nämlichen Vorfällen ſtatt findet, nach der verſchiednen Seite, von welcher dieſelben betrachtet und empfunden werden; ſo kann dasjenige bey dem einen Zorn erregen, was den andern niederſchlägt. Die erſte Verſchiedenheit iſt lange Zeit her, und zum Theil noch, für die wichtigſte gehalten, wenigſtens ſind die meiſten Regeln darüber gegeben worden; man hat nur einem gewiſſen Stande, einer gewiſſen Art von Umſtänden und Vorfällen, in Griechenland ſogar nur gewiſſen Familien und Geſchichten, erlaubet zu rühren; und das ganze übrige menſchliche Leben iſt bloß dem Lächerlichen Preis gegeben worden. Dieſe Schranken müſſen wir jezt niederreiſſen, da wir anfangen, die Menſchheit ſelbſt zu ſchätzen, was ſie werth iſt. Aber die andre Verſchiedenheit, die Verſchiedenheit der Eindrücke, welche dieſelbe Begebenheit auf verſchiedne Gemüther macht; und welche Eindrücke es eigentlich ſind, an welchen der Zuſchauer Theil nimmt, und an welchen er am meiſten Theil nimmt: das iſt zwar von guten Dichtern nicht aus der Acht gelaſſen, aber von den Kunſtrichtern weniger bearbeitet worden. Und hier nun, glauben wir, können wir, zu folge der obigen Erfahrungen und Schlüſſe, folgende Regeln feſtſezen.

1) Alle moraliſche Vergnügungen und Leiden laſſen ſich leichter mittheilen, und werden

ſtärker mit empfunden, als die phyſiſchen. Unter den phyſiſchen verſtehen wir diejenigen, welche aus Veränderungen der äußern Umſtände der Perſon entſtehen; die, welche ſich auf die Begierde nach Leben, Geſundheit, Rang, Vermögen und körperlichem Vergnügen gründen. Moraliſch aber nennen wir denjenigen Theil der Glückſeligkeit oder des Elends, welcher aus Veränderungen des innern Zuſtandes der Seele ſelbſt entſpringt; denjenigen, welcher ſich auf die Liebe des Menſchen zu ſeiner eignen Vollkommenheit, oder auf ſeine Zuneigung zu andern moraliſchen Weſen gründet. Es iſt ein Glück zu lieben, oder geliebt zu werden, es iſt ein Elend, zu haſſen oder gehaßt zu ſeyn; es iſt ein Glück bey ſich ſelbſt ruhig und mit ſich zufrieden, es iſt ein Unglück über ſich mißvergnügt und mit ſeinen Handlungen unzufrieden zu ſeyn. Der Menſch alſo, welcher einen Freund verliert; der, welchen ſeine Mitbürger anfangen zu haſſen; der das haſſen muß, was er zuvor geliebt hat; der nicht mehr das hochachten kann, was er noch jezt liebt; der Menſch, welcher gezwungen wird, von ſich ſelbſt ein nachtheiliges Urtheil zu fällen; der Beſchäftigungen, an denen er ſonſt Vergnügungen fand, weil er ſie billigte, aufgeben muß, weil er ſie jezt mißbilligt und verwirft: dieſer Menſch iſt auf eine moraliſche Weiſe unglücklich. Man ſieht leicht, daß hier nicht von einer beſondern Art der Unglücksfälle, ſondern von einer beſondern Art der Eindrücke die Rede ſey, welche jeder Unglücksfall machen kann. Alle merkliche Veränderungen des Glücks werden zugleich unſre Geſinnungen gegen gewiſſe Perſonen, oder dieſer ihre gegen uns ändern; bey allen Vorfällen wird unſer moraliſcher Zuſtand mit berührt werden. Es kömmt nur darauf an, daß der Dichter dieſen Geſichtspunkt faſſe, daß er ihn für den wichtigſten halte, daß er ſelbſt in ſeiner Perſon mehr von Freundſchaft und Ruhe des Geiſtes, als von Reichthum und Wohlſtand gerührt werde.

2) Der Dichter zeige uns mehr die Theilnehmung der andern Perſonen an dem Schickſale

der Hauptperſon, als dieſer ihr Unglück ſelbſt. Mit nichts können wir beſſer ſympathiſiren, als mit der Sympathie ſelbſt; keine Leidenſchaft pflanzt ſich leichter fort, als die man ſelbſt durch Mittheilung bekommen hatte. Einen Menſchen ermordet zu ſehen, iſt ein mehr gräßlicher als rührender Anblick: aber eine troſtloſe Wittwe über die Leiche hingebückt, verwaiſte Kinder um dieſelbe herumſtehen zu ſehen, das iſt rührend. Einen Mann können wir vielleicht ruhig ins Gefängniß ſchleppen ſehen; aber wir werden bewegt, wenn ſeine Familie hinter ihm her folgt, und den Kerkermeiſter um Mitleiden und Gelindigkeit anfleht. So iſt es in der wirklichen Welt; ſo finden wir es auch auf der Bühne. Nicht der Fall des Helden, ſondern die vielfachen Bewegungen, die dieſer Fall bey den Umſtehenden erregt, das iſt es, woran wir Theil nehmen. So rührt auch der Maler oft mehr durch Affekten, die er auf den Geſichtern der Umſtehenden ausdrückt, als durch die Haupthandlung ſelbſt.

Die Geſchichte des Geſchmacks beſtätigt dieſe Anmerkung. Vor rohen Zuſchauern bringt man alles, was auf dem Theater iſt, um; das heißt, man will, daß alle Perſonen durch ihr eigen Unglück, keine bloß durch ihre Theilnehmung an einem fremden Unglück, die Zuſchauer rühre. Aber was iſt der Erfolg? Die Zurüſtungen der Exekution vergnügen dieſe rohen Zuſchauer mehr, als die Todesfälle ſelbſt ſie rühren. In einem aufgeklärten und geſchmackvollen Jahrhunderte läßt der Dichter nur **Einen** ſterben, nur Einer wird **wirklich und perſönlich** unglücklich. Aber dieſer Eine iſt ein Vater, er iſt ein Gemahl, ein Hausherr, ein König, eine Stütze verlaſſener Armen. Aller dieſer ihre Empfindungen ſind ſo viel reflektirte Stralen, die ein gemäßigteres, aber ein lieblicheres Licht geben, als die Stralen, welche unmittelbar von dem Gegenſtande ſelbſt auslaufen.

3) Das Leiden des **Verluſtes** iſt rührender als das Leiden des **Schmerzens**. Nämlich daran liegt alles, daß der Zuſchauer von dem Zuſtande,

an dem er Theil nehmen ſoll, ſich ein vollſtändiges Bild machen könne; daß ihm Ideen genug gegeben werden, um ſeine Einbildungskraft ſelbſt in Wirkſamkeit zu ſetzen, ſich dieſen Zuſtand vorzuſtellen. Aber von welcher Art des Leidens laſſen ſich die meiſten Ideen geben? oder vielmehr, auf welche Art bricht jeder Schmerz, der an und für ſich ein ſtummes unerklärliches Gefühl iſt, in Gedanken und Worte aus? Faſt immer durch eine Vergleichung ſeines jetzigen Zuſtandes mit dem vergangnen. Der Kranke denkt an die Tage der Geſundheit, der Arme ſtellt ſich den Wohlſtand eines andern, oder ſeinen ehemaligen Wohlſtand vor; der, welcher den Tod eines Freundes betrauert, erinnert ſich ſeines Umgangs. Was rührt im Kaufmann von London am meiſten? daß er hingerichtet wird? Nein; daß er alle die Anſtalten erfährt, die zu ſeiner Glückſeligkeit waren gemacht worden, und die nun vergeblich ſind.

Auch darauf, finden wir, werden die Dichter von ſelbſt geleitet, ſobald der Geſchmack einer

Nation wächſt. Was ſind in Zeiten der Barbarey die Gedichte und Erzählungen, durch welche man rühren will, was ſind jezt noch die Gedichte und Erzählungen, die man für den Pöbel macht? Bloße ſimple Mordgeſchichte. Man häuft Unglücksfälle auf Unglücksfälle: und wenn man den Eindruck noch durch etwas verſtärken will; ſo iſt es durch das Wunderbare der Vorfälle. In unſern beſten Tragödien und Romanen hingegen, wenn der Held unglücklich werden ſoll, ſehen wir doch das Gemälde ſeiner Glückſeligkeit einen weſentlichen und wichtigen Theil ausmachen. Soll eine Familie zerrüttet werden: man führt uns erſt in dieſelbe ein, da ſie noch einig und glücklich iſt; oder man macht uns doch mit dieſem Zuſtande bekannt. Sollen einem Vater ſeine Kinder ungehorſam, ſoll einem Liebhaber ſeine Geliebte untreu werden: man lehrt uns erſt, was es heiſſe, ein Vater guter Kinder, und der Treue ſeiner Geliebten verſichert zu ſeyn.

4) Alle Leidenſchaften, oder vielmehr diejenige Art jeder Leidenſchaft, bey welcher eine Thä

tigkeit der Seele, entweder zu Hervorbringung von Gedanken, oder zu gewiſſen Beſtrebungen und Entwürfen vorkömmt, ſind geſchickter nachgeahmt und mitgetheilt zu werden, als die, welche der Seele alle Kraft nehmen. Was iſt je in der Poeſie ſchwerer geweſen, als bloße reine Traurigkeit? Man ſchließt deswegen ſo bald als möglich, wenn man ſieht, daß die Perſonen nichts mehr übrig haben, als zu klagen. Die Liebe ſelbſt, dieſe ſo poetiſche Leidenſchaft, hört auf es zu ſeyn, wenn ſie am meiſten bloß Liebe iſt; und eine Scene, wo Liebhaber und Geliebte, ihrer gegenſeitigen Zuneigung ſchon gewiß, und von der Einwilligung ihrer Verwandten verſichert, doch noch mit einander heftig verliebt und intereſſant reden ſollen, iſt eine erſchreckliche ſchwere Scene. Warum das? Weil, wie wir ſchon geſagt haben, wir uns mehr mit den Wirkungen und Handlungen eines durch Leidenſchaften aufgebrachten Gemüths, als mit ſeinen Empfindungen vereinigen. Wo Eifer etwas durchzutreiben, oder Behutſamkeit etwas zu vermeiden vorkömmt; wo Schwierigkeiten zu überwinden, Anſtalten zu machen, Unternehmungen und Erwartungen ſind: da wird es erſt dem Dichter ſelbſt, und dann auch dem Zuſchauer leichter, an die Stelle der Perſon zu treten. Aber wo nun die Leidenſchaft ruhig bloß ihrer ſelbſt genießt; wo ſie nichts mehr zu wünſchen noch zu fürchten hat: da ſinkt der Flug des Dichters; ſeine Begeiſterung wird matt, und mit ihm erkaltet der Leſer.

Auf eine doppelte Art aber können Leidenſchaften wirkſam ſeyn, entweder indem ſie zu Gedanken Anlaß geben, oder indem ſie Unternehmungen und neue Begierden erzeugen. Iſt die Leidenſchaft von der Art der ſtummen, ſo muß ſie unternehmend ſeyn; iſt ſie gelaſſen, ſo muß ſie beredt ſeyn: der Schmerz auf dem Theater iſt entweder Wehmuth oder Verzweiflung.

Aus dieſer Regel haben einige neuere Kunſtrichter geſchloſſen, daß die ganz vollkommnen Charaktere in der Dichtkunſt nicht intereſſant ſeyn können, weil ſie nicht thätig genug ſind. Aber iſt dieſe Entſcheidung wohl richtig?

Erſtlich muß man unter dem vollkommenen Manne nicht den Menſchen verſtehen, der alle Geſchicklichkeiten und Wiſſenſchaften beſizt, ſo wie Grandiſon zuweilen beſchrieben wird. Eine ſolche Schilderung kann froſtig werden. **Einmal**, weil ſie falſch und unnatürlich iſt: denn einen ganz tugendhaften Menſchen kann es wohl geben, wenigſtens iſt das Ideal der moraliſchen Vollkommenheit kein Hirngeſpinſt, es iſt vielleicht die reinſte, die unverfälſchteſte Natur; aber einen Menſchen, der bey der größten Gelehrſamkeit, dem feinſten Witze, auch der artigſte Hofmann, der tapferſte Soldat, ein guter Fechter, Reiter und Tänzer ſey, den kann es nicht geben, weil dieſe Geſchicklichkeiten Uebungen erfordern, wovon die eine die andre aufhebt. **Zweytens**, weil in einer ſolchen Schilderung immer Kleinigkeiten zu viel Werth gegeben wird, auch wenn es der Dichter nicht will.

Zweytens muß man unter dem vollkommenen Charakter nicht nothwendig einen Catonſchen Charakter verſtehen; wenn man den Cato ſo annimmt, wie Addiſon und die meiſten ihn ſchildern. Seine Tugend iſt zu einſeitig; Muth und Entſchloſſenheit ſchimmert unter den übrigen zu ſehr hervor; ſein Wohlwollen iſt zu allgemein und zu kalt: überdieß thut er alles, was er thut, mit einem gewiſſen Prunk. Der Charakter des Sokrates iſt nicht weniger vollkommen: aber ſeine Schilderung würde weit intereſſanter ſeyn. Er war auch ſtandhaft und beherzt, wenn es irgend einer war: aber er trozte nicht der Gefahr oder den Schwierigkeiten; er überwand ſie, indem er ſich unter ihnen zu beugen ſchien. Seine Menſchenliebe iſt eben ſo rein, und von eben ſo großem Umfange: aber ſie kann ſich bey einzelnen Perſonen bis zur Zärtlichkeit erwärmen; er wird wechſelsweiſe der Vater, der Bruder, der Freund, der Geſpiele der Alten und der Kinder, mit denen er ſpricht. Endlich iſt er in ſeinem Thun und Reden einfältig und gemein; in dem Innerſten ſeines Geiſtes iſt der große und der außerordentliche Menſch, auf der Oberfläche ſieht man nur den gewöhnlichen guten Mann.

Dieß alſo abgeſondert: ſollte wirklich der unvollkommne Menſch in ſeinem Bildniſſe uns gefallen und an ſich ziehen; und der vollkommenſte beſte Menſch ſollte uns langweilig ſeyn? Einzelne Stralen der Tugend ſollten einen Charakter erwärmen, und das volle Feuer derſelben ſollte ihn kalt machen?

Wir fürchten uns vor einer Entſcheidung; aber wir wünſchten nur einige Data dazu zu ſammlen, damit andre beſſer als wir entſcheiden könnten.

Von der einen Seite ſcheint es wahr, was **Diderot** ſagt, daß der Lorber des Apollo durch Blut befruchtet werden müſſe; daß faſt alle beträchtliche Unglücksfälle durch Verbrechen geſchehen; und daß in einer Welt voll tugendhafter Menſchen keine tragiſche Begebenheiten mehr möglich wären. Es ſcheint wahr, daß das Unglück nicht eher recht rührend wird, als wenn es ſich ein ſonſt guter und von uns geliebter Mann durch irgend einen Fehler ſelbſt zugezogen hat; es ſcheint endlich wahr, daß eine gewiſſe Ausſchweifung und

Schwärmerey jeder Leidenſchaft, die ohne moraliſche Unordnung nicht möglich iſt, der beſte poetiſche Stoff ſey.

Und doch ſehen wir auf der andern Seite, daß wir den Mann, an deſſen Begebenheiten wir Theil nehmen ſollen, lieben oder achten müſſen, und daß ſich dieſe Liebe oder Achtung auf irgend eine in ſeinem Charakter hervorleuchtende Tugend gründet; wir ſehen, daß verwickelte Unglücksfälle bloß dadurch intereſſiren, weil wir eines weiſen Mannes Entſchlüſſe dabey ſehen wollen; wir ſehen, daß nicht die Begebenheit intereſſirt, ſondern der Charakter, und zwar gewiſſe Vollkommenheiten des Charakters, die durch die Begebenheit ſo zu ſagen aufgefodert und in volle Wirkſamkeit geſezt worden: auch bey der Bosheit iſt es der Muth, bey dem Betruge die Klugheit, welche uns die Unterhaltung gewähret.

Des Dichters Geſchäfte iſt freylich, die Natur in aller ihrer Mannichfaltigkeit zu ſchildern; und wenn die Natur mehr mittelmäßig gute als vollkommene Menſchen hervorbringt; ſo würde ſein Gemälde nicht treu und alſo auch nicht lehrreich ſeyn, wenn er uns ſehr oft fehlerloſe Menſchen vorſtellen wollte. Ueberdieß wird er, wenn er vollkommne Menſchen ſchildert, oft bloß nach ſeiner Einbildungskraft, und nach ſeiner Idee von Tugend ſchildern müſſen; und dieſe Idee kann falſch oder mangelhaft ſeyn, dieſer Imagination kann es an Uebereinſtimmung der Theile und richtiger Zuſammenſetzung fehlen; wenn er aber fehlerhafte Menſchen ſchildert, ſo kann er nach der Natur kopiren; und dieſe wird ihn weniger irre führen, oder er wird ſeine Irrthümer leichter einſehen lernen. Eben deswegen mögen vielleicht vollkommne Charaktere weniger abwechſelnd ſeyn. Nicht, als wenn es nicht in der Vollkommenheit eine Mannichfaltigkeit geben könnte: ſondern weil uns dieſe Mannichfaltigkeit weniger bekannt iſt; da wir hingegen die Abwechſelungen der Laſter oder der Thorheiten vor uns ſehen. Das Bild von Vollkommenheit, auch des Einzelnen, hat immer einen Hang zu einem bloß allgemeinen generiſchen Begriffe; wir wiſſen nicht, daß jeder Menſch einer höchſten Vollkommenheit fähig iſt, die nur ſeine Vollkommenheit ſeyn würde; ſondern wir wiſſen nur von einer höchſten Vollkommenheit der ganzen Gattung. Unſre Moral ſelbſt leidet noch von dieſer Unzulänglichkeit unſrer Einſicht, weil ſie ſich ebenfalls die gemeinſchaftliche Natur als das Muſter aller einzelnen Naturen vorſtellen, und es alſo jedem Menſchen überlaſſen muß, die beſtimmtere Art der ihm eignen Vollkommenheit beſſer zu empfinden, als ſie ſie ihm erklären kann.

Es iſt alſo allerdings wahr, daß der Dichter weniger darauf arbeiten muß, ſeinen Charakteren die höchſte moraliſche Größe, als vielmehr ihnen moraliſche Richtigkeit und Verhältniß zu geben; iſt er ſelbſt nicht ein ſehr großer Mann, ſo wird er zu der Bildung eines ſolchen Charakters ſeinen Geiſt auf eine gewaltſame Weiſe anſtrengen müſſen, und er wird nicht einen großen Mann, ſondern einen großen Rieſen hervorbringen. Es iſt wahr, daß der Dichter uns öfter das Spiel von Eitelkeit und Verſtand, die Miſchung von Thorheit und

Weisheit, als die einförmige ungehinderte Wirkſamkeit der Tugend wird vorſtellen müſſen; denn daran iſt uns am meiſten gelegen, die Geſchichte der wirklichen Welt aus ihm, in ihren innern und feinern Theilen, zu lernen.

Aber dann ſehen wir doch auch nicht, warum es dem wahrhaftig großen Geiſte, der ſich ſelbſt der Vollkommenheit nähert, der das Auge gehabt hat, ſie bey andern ſtückweiſe aufzuſammeln, oder das Glück, ſie im Ganzen in einem größern Beyſpiele vor ſich zu ſehen; dem Manne, deſſen Imagination weit genug iſt, die Züge der moraliſchen Bildung zu vergrößern, ohne ſie zu verſtellen, und welcher Einſicht genug hat, die allgemeine Idee von Vollkommenheit mit den Eigenthümlichkeiten eines beſondern Charakters zu vergeſellſchaften: wir ſehen nicht ein, warum es ihm nicht erlaubt ſeyn ſollte, dieſes Ideal von Vollkommenheit, für welches ſein Herz am meiſten erwärmt iſt, zu ſchildern; oder warum dieſe Schilderung kalt werden ſollte? Giebt es denn keine lebhafte Aeußerung des Geiſtes, als die Leidenſchaft? Giebt es keine muthige Widerſetzung, als den Zorn, keine innige Zuneigung, als eine weibiſche Zärtlichkeit? Oder muß der große Mann allemal mit Pomp und einer gewiſſen Zurüſtung reden und handeln; und giebt es nicht bey dem höchſten Verſtande eine Leichtigkeit und Gemeinheit des Ausdrucks, die allen verſtändlich iſt, und bey der höchſten Tugend ein einfaches und ungekünſteltes Betragen, welches alle einnimmt?

Der Dichter ſchöpfe nur die Ideen der Vollkommenheit in ſich ſelbſt, er ſchildere ſie nur nicht nach angenommenen Begriffen oder Muſtern; er ſuche nicht dieſe Hoheit in den Worten und in der Pracht der Rede; er nehme ſich nicht vor, einen Cato, einen Römer, ſondern einen großen Mann zu ſchildern; er folge nicht den Meynungen der Geſchichtſchreiber und der Kunſtrichter, ſondern ſeinen

Empfindungen von Vollkommenheit: und dann wird er, wenn wirklich in ſeiner Imagination dieſes Bild liegt, wenn er ſchon dem Ziele nahe genug iſt, um es im Geſichte zu haben, uns gewiß das intereſſanteſte Gemälde geben, das aus der Feder eines Dichters fließen kann.

Anhang.

Geſchrieben im Jahre 1779. *)

Ohne Zweifel iſt die Schwierigkeit, einen fehlerhaften Plan auszuführen, die Urſache geweſen, warum dieſe Abhandlung damals unvollendet blieb, als ich ſie zuerſt ſchrieb. Dieſe Schwierigkeit iſt jezt noch größer geworden, da die Länge der Zeit, und die Entfernung von Unterſuchungen dieſer Art, alle die Begriffe bey mir ausgelöſcht haben, mit denen ich die noch fehlenden Theile auszuführen gedachte. Ich hatte nämlich drey Punkte über das Intereſſe, das aus Leidenſchaften entſteht, auszuführen übernom-

---

*) Ohnerachtet ich im Anfange entſchloſſen war, dieſe Abhandlung ohne Zuſätze und ohne Verbeſſerungen herauszugeben, ſo habe ich es doch meiner Achtung für das Publikum gemäß gehalten, einen Verſuch zu machen, in wie weit ich mich wegen des unausgeführten Plans der gegenwärtigen Abhandlung rechtfertigen, oder denſelben ergänzen könne.

men: 1) Welches ſind die Leidenſchaften, an welchen wir in der poetiſchen Schilderung am meiſten Theil nehmen? Dieſe Frage iſt in dem zweyten Stücke der alten Abhandlung beantwortet. 2) Auf welche Art müſſen ſie geſchildert werden, wenn ſie intereſſiren ſollen? 3) Für welche Leidenſchaften iſt es am nüzlichſten, die Menſchen zu intereſſiren? Dieſe beiden Fragen ſind noch zu beantworten übrig. Aber die leztere gehöret zur Unterſuchung der Natur des Intereſſirenden gar nicht, und die erſte hat größtentheils ſchon die Beantwortung erhalten, deren ſie fähig iſt.

Denn, indem geſagt worden: daß die Leidenſchaften des Schmerzes mehr als die Leidenſchaften des Vergnügens; die aus moraliſchen Urſachen entſtehenden mehr als die aus körperlichen; die thätigen mehr als die bloß duldenden; die durch Sympathie mehr als die durch eigene Eindrücke empfundnen intereſſiren: indem geſagt worden, daß die Unruhe der Erwartung mehr Eindruck mache, als der Schmerz der Entſcheidung; daß die Liebe gegen die Perſon, eine gewiſſe Billigung der Leidenſchaft, unſre Sympathie verſtärke; daß der Streit der Leidenſchaften am lebhafteſten rühre: ſind nicht eben dadurch die Mittel angegeben worden, wie Leidenſchaften geſchildert werden müſſen, wenn ſie den Leſer oder Zuſchauer zur Theilnehmung bewegen ſollen?

Nämlich jede Leidenſchaft iſt ein Zuſammengeſetztes aus vielen; jede hat vielerley Seiten und Ausſichten. Jeder Schlag, der auf die Seele geſchieht, zerrüttet nicht bloß den Ort, wo er hintrift, ſondern erſchüttert zugleich alle andre empfindliche Stellen ihres Syſtems. Die Leidenſchaft iſt ein Feuer, deſſen Glanz und Wärme, von hundert Seiten gebrochen und zurückprallend, ſich mit der Hauptflamme vereiniget. Was kann man alſo anders thun, um die Frage zu beantworten: wie ſind Leidenſchaften zu ſchildern? als daß man die Zergliederung derſelben anſtellt; daß man die mittelbaren Wirkungen derſelben aufſucht; und daß man anzeigt, welche Elemente der Leidenſchaft, welche Art ihrer Wirkungen ſich in der Nachahmung durch Worte am beſten ausnehmen, am klärſten dargeſtellt werden können, und am kräftigſten wirken?

So ſind z. B. körperliche und geiſtige Vergnügen und Schmerzen mit einander vermiſcht. Die Ausſicht auf Wohlſtand und Ehre miſcht ſich in die Unternehmungen unſrer reinſten Menſchenliebe. Das zärtlichſte Bedauren geliebter Freunde hat zugleich den Schmerz über entſtandene äußere Unbequemlichkeiten oder verlorne Vortheile zum Grunde. Aber auch keine Begierde iſt ſo körperlich, daß nicht moraliſche Freuden und Schmerzen, Liebe und Haß, Reue oder Wohlgefallen mit uns ſelbſt, Scham oder Stolz ſich darein miſchen. Wenn der Dichter alſo angewieſen wird, in jeder Leidenſchaft die moraliſche Seite aufzuſuchen; uns in den Schickſalen ſeiner Perſonen vornehmlich die Wirkungen zu zeigen, die dieſelben auf ihr Herz, ihre Geſinnungen, ihre Denkungsart thun: ſo iſt die Methode der Schilderung ſo weit beſtimmt, als es durch Regeln geſchehen kann. Ferner: Einerley Begebenheit kann entweder auf viele Perſonen durch Sympathle Einfluß haben, oder ſie kann nur eine einzige Perſon betreffen. Dieſelbe Art von Affekt kann aus verſchiedenen Bewegungsgründen entſtehn, und bald Billigung oder Verzeihung, bald Mißbilligung oder Abſcheu erhalten. Endlich, ſo wie wenige Leidenſchaften in der Seele mächtig werden, ohne durch andre verſtärkt worden zu ſeyn, ſo werden auch wenige eine Zeit lang in der Seele fortdauern, ohne von entgegenſtehenden beſtritten zu werden. Indem man alſo ſagt: der Dichter muß die Begebenheiten ſo anlegen, die Charaktere der Perſonen ſo beſtimmen, daß die Entſtehung der Leidenſchaften die er ihnen beylegt, dem Leſer begreiflich ſey, und eben deswegen von ihm in gewiſſem Grade genehm gehalten werde: indem man ſagt, der Dichter muß in jeder Leidenſchaft vornemlich den Streit ſchildern, den ſie erregt: ſo hat man zugleich angegeben, wie er Leidenſchaften intereſſant machen müſſe.

Alles übrige, was ſich unter der Frage Wie? begreifen läßt, iſt das Werk des Genies, nicht der Regeln. Es enthält freylich weit mehr, als darüber geſagt worden iſt, weit mehr als darüber geſagt werden kann. Und eben deßwegen ſind alle Unterſuchungen dieſer Art für den Dichter unnütz; und nur eigentlich dem Leſer derſelben brauchbar, der ſeinen Geſchmack bilden, oder dem Moraliſten, der aus dem Bilde den Menſchen ſelbſt kennen lernen will. Denn, derjenige, deſſen Geiſteskräfte zur Erfindung der beſonderſten Methode zureichen, die der Stoff und das Werk erfodern, welches er vorhat, der, deſſen Einbildungskraft ihm die einzelnen Worte der Leidenſchaft, ihren Gang, ihre Ausbrüche, gerade in der einzigen Begebenheit weiſen, die er bearbeitet: der wird auch durch eben dieſe Stärke ſeines Geiſtes die allgemeinen Regeln finden, oder ſie, ohne ſie zu wiſſen, beobachten, die der Philoſoph ihm vorſchreiben kann. Dieſe Betrachtung ſollte die aeſthetiſchen Schriftſteller vor gewiſſen allzu ſpeciellen und ins Kleine gehenden Unterſuchungen bewahren, dieweil ſie dem Dichter entbehrlich und zur Erkenntniß der Natur nicht erheblich genug ſind, eigentlich keiner Art von Leſern nutzen, und nur zu einem leeren Gepränge des Scharfſinns dienen. Ein Fehler, vor dem ich mich ſelbſt vielleicht in dieſer Abhandlung nicht genugſam gehütet habe.

Alles was man, außer der genauern Beſtimmung der Wahl der einzelnen Theile oder der verſchiedenen Anſichten und Aeußerungen der Leidenſchaften, von der Art ihrer Schilderung ſagen kann, läßt ſich in die zwey Wörter zuſammenfaſſen: Wahr und natürlich. Wahr bezieht ſich auf die Züge des Gemäldes, es muß ähnlich ſeyn: Natürlich bezieht ſich auf die Stärke des Kolorits: es muß nicht übertrieben ſeyn. Jenes iſt das Werk des Genies: es muß ſich zu einem ſo hellen Anſchauen der Sache erheben können, daß es die wahre Geſtalt derſelben trift; dieß iſt das Werk des Geſchmacks; er muß in dem Ausmalen des geiſtigen Bildes eine gewiſſe Mäßigung beobachten.

Wenn der Sprachgebrauch den Unterſchied zwiſchen dieſen beyden Wörtern nicht vollkommen rechtfertigt: ſo erkennt wenigſtens die geſunde Vernunft den Unterſchied, den wir zwiſchen den beiden Begriffen gemacht haben. Es iſt gewiß, daß der Zeitpunkt, in welchem der Dichter erfindet, und ſeinen Gegenſtand geiſtig anſchaut, nicht derjenige iſt, wo er ſich hinſezt und ſeine Verſe ausarbeitet. Es iſt gewiß, daß jener Aktus in aller ſeiner Vollkommenheit vorgegangen ſeyn, und daß dieſer zweyte jene Vollkommenheit wieder verdunkeln oder zerſtören kann; daß der Dichter, indem er ſich zur äußern Darſtellung ſeines innern Bilders wendet, wenn er die Wörter, den Reim, das Sylbenmaaß ſucht, das Wahre entweder zu kalt oder zu kühn, zu flüchtig oder zu umſtändlich ſagen könne.

Das Wahre iſt allen Epochen der Dichtkunſt gemein. Zu jeder Zeit hat es große Geiſter gegeben, die die Natur kennen und fühlen. Das Natürliche unterſcheidet ſie. In den älteſten Zeiten bleibt in der Schilderung der Leidenſchaften der Ausdruck etwas zurück. Er iſt matt, kurz, vorübereilend. In den Zeiten der blühenden Wiſſenſchaften und der verfeinerten Sitten bekömmt er mehr Leben, mehr Umſtändlichkeit: aber er bleibt noch beſcheiden und concis; in dem dritten Zeitraum wird er kühn und übertrieben. Die Erſcheinungen der Leidenſchaft werden zu weitläuftig ausgemahlt, werden mit zu hellen Farben erleuchtet. Homer, Virgil, Lukan, können die drey Muſter von dieſen Zeitaltern ſeyn. Es iſt der Erfahrung gemäß, daß das ſtärkſte Intereſſe nur da ſtatt findet, wo Wahrheit und Mäßigung ſich mit einander vereinigen. Die dunkle Dämmerung des Morgens, oder eines trüben Tages, kann die Gegenſtände richtig zeigen, aber es erhellt und belebt ſie nicht genug, das Gemüth bleibt träge, indem es ſie anſieht, und bekömmt alſo weder klare Vorſtellungen, noch merkliches Vergnügen. Das helle Licht des Mittags im Sommer macht die Gegenſtände glänzend: aber es blendet, es ermattet; es macht, daß wir die Augen von den Dingen abkehren. Aber das ſanfte Licht des Abends oder eines ſchönen Herbſttages macht eigentlich die Gegend intereſſant. Das Auge wird erquickt, geſtärkt, indem es zugleich auf die Gegenſtände hingezogen wird; das Gemüth bekömmt lebhafte Ideen, und bleibt doch in ſeiner Ruhe; wir ſehen die Natur am meiſten natürlich, weil weder Theile derſelben uns entwiſchen, noch ein fremder Schimmer ſie entſtellt.

Dichter haben zu allen Zeiten noch beſondre Methoden gewählt, die Leidenſchaften ihrer Perſonen intereſſanter zu machen, indem ſie ſie entweder mit einem beſonders ſchwärmeriſchen und fantaſiereichen Charakter verbunden, oder ſie zu einem ſo hohen Grade getrieben haben, daß ſie den Gebrauch der Vernunft völlig aufheben. Die Heftigkeit der Leidenſchaften durch Wahnwitz oder Raſerey zu ſchildern, in welche ſie bey ſchwachen oder bey ungeſtümen Temperamenten ausarten, iſt mit dem Urſprunge der tragiſchen Muſe gleich alt. Die Griechen hatten ihren Ajax, ihre Hekuba, ihren Oreſtes; Schakeſpear und Garrick ſind beide durch den König Lear berühmt worden. Die ſchönſten Scenen im Makbeth ſind die, wo Gewiſſensbiſſe und Furcht ihm und ſeiner am Königsmorde mitſchuldigen Frau die Schreckenbilder ihrer Einbildungskraft als wirkliche Geſtalten aufdringen. Die ſchwärmende Clementine im Grandiſon, die ſchwärmende Julie im Romeo machen, jene den Roman, dieſe das Trauerſpiel intereſſant. Dieſe ſo glücklichen Beyſpiele haben viele Nachahmer gefunden.

Es iſt wahr, die Heftigkeit der Leidenſchaften fällt nie mehr in die Augen als wenn ſie das Gemüth verrücken. Die Unordnung der Begriffe, der ſchnelle Uebergang von einem Gegenſtande zum andern; die beſtändige Rückkehr ſelbſt von den entfernteſten oder gleichgültigſten Dingen auf die Urſache der Leidenſchaft; die Erhöhung der Imagination, die alle Begriffe in ſinnliche Geſtalten kleidet, und dieſe kühn und mit einer gewiſſen reiſſenden Geſchwindigkeit ſchildert; alle die Symptome, die die Leidenſchaften zu einem poetiſchen Stoffe machen, ſind in dem Zuſtande des Wahnwitzes noch in einem höhern Grade vorhanden. Zweytens. Dieſer Zuſtand iſt an und für ſich einer der traurigſten, die der Menſchheit wiederfahren können. Wenn er wahr iſt, oder bis zu einer Art von Täuſchung nachgeahmt werden kann: ſo findet er bey jedem nicht ganz rohen oder verworfnen Menſchen Mitleiden; und wenn er eine Perſon trift, die wegen ihres vorzüglichen Verſtandes ſchäzbar, und wegen ihrer anſtändigen Aufführung liebenswürdig war, ſo zerreißt er die Seele.

Ferner, ſo wie im Weine, ſo auch im Wahnwitz iſt oft die Wahrheit. Was der Menſch ſonſt verbirgt, das entdeckt er alsdann. Er handelt nicht mehr nach Abſichten, ſondern nach Eingebungen. Eine edle Seele zeigt ſich alsdann noch gut, und erweckt noch mehr Mitleiden. Was Plato von den Träumen ſagt, das gilt auch von dieſem unglücklichen Zuſtande, wo der Menſch wachend träumt. Die Einbildungen des Verrückten richten ſich nach dem Charakter, den er bey geſundem Verſtande gehabt hat, und ſchildern denſelben.

Unterdeſſen, ſo wie alle Kunſtgriffe, die nicht in der Natur der Sache ſelbſt liegen, nur wenigemale gebraucht werden müſſen, wenn ſie nicht ihre Kraft verlieren ſollen: ſo iſt es auch mit dieſer Art von poetiſchem Kunſtgriffe beſchaffen. Wohl gebraucht verführt er die Seele das erſtemal ganz; er entzückt, er bezaubert. So iſt es mir mit der Clementine, mit der Julie gegangen. Oefterer wiederholt, wird er, wenn er auch in aller Vollkommenheit angewandt wird, ſtumpf und unkräftig. Beſonders aber kann nichts leichter übertrieben werden, als ein ſolches Gemälde; nichts leichter verfehlt, als die Abſicht deſſelben.

Zuerſt iſt es ausgemacht, daß es immer am leichteſten iſt, die Extremen zu ſchildern. Man braucht keine Wahl mehr, wenn man alles aufs äußerſte treiben darf. So iſt es ſchon bey der größten Hitze der Leidenſchaften, auch wenn ſie den Menſchen noch bey dem Gebrauche ſeiner Vernunft läßt. Es gehört zu eben der Mäßigung, von der ich oben geredet habe, daß die poetiſche Schilderung innerhalb der mittlern Grade der Leidenſchaften ſtehen bleibe, wo die größte Mannichfaltigkeit, die meiſten feinen

Schattirungen, die größte Vermiſchung mit verwandten, der meiſte Streit mit entgegenſtehenden Begierden ſtatt findet. Nichts gränzt näher an Schwulſt, oder kann leichter dazu verführen, als die Sprache der alleräußerſten Leidenſchaft; und nichts iſt kälter und weniger intereſſant als Schwulſt. Eben der Mangel der Urtheilskraft und des Geſchmacks, der die römiſchen Dichter des ſchlechtern Zeitalters verleitet hat, erhabne Gedanken durch den Ausdruck ſchwülſtig, oder feine ſpitzfündig zu machen; eben der hat ſie auch dazu gebracht, jeden Zorn in Wuth, jede Liebe in ſchmelzende Zärtlichkeit oder tobende Begierde, den Stolz in unmenſchliches Aufblähen, und den Muth der Tugend in Göttergröße zu verwandeln.

Aber noch weit weniger genaue Richtigkeit, weniger beſtimmte Wahrheit iſt da nöthig, wo Perſonen auftreten, die ihres Verſtandes beraubt ſind. Der Abwege von der Vernunft ſind unzählige; der Weg der Vernunft, oder einer der Vernunft untergeordneten Leidenſchaft iſt jedesmal nur ein einziger. Alles was nur nicht richtig, nicht zuſammenhängend, nicht zur Sache gehörig iſt, iſt hinlänglich den Zuſtand des Wahnwitzes zu ſchildern. Aber das Gemälde einer von Leidenſchaften beſtrittnen Vernunft erfodert Züge, die mit dem Charakter, den Fähigkeiten, der Lage der Perſon genau übereinſtimmen. Es iſt für den Dichter weit leichter, ſeine Einbildungskraft ſchwärmen zu laſſen, als ſie zu gleicher Zeit zu erhöhen und zu fixiren. Und obgleich auch das verwirrte Gemüth ſeine Geſeze hat, wornach es handelt und denkt, ſo ſind doch dieſe Geſeze weit weniger ausgemacht, weit weniger bekannt. Der Dichter arbeitet nach einem unbeſtimmtern Modell, der Zuhörer urtheilt nach einer unſichern Regel.

Ueberdieſes kann dieſer Gemüthszuſtand nur unter viel Einſchränkungen den Zuhörer rühren. 1) Soll die Abweſenheit der Vernunft nur Mitleiden und Jammer erwecken: ſo muß bey der Gegenwart derſelben uns die Perſon Hochachtung eingeflößt haben. In einem ganz neuen

Stücke *) wird eine der Hauptperſonen gleich vom Anfange an als melankoliſch, und bey heftigen Anfällen als raſend vorgeſtellt. 2) Die Urſache muß nicht nur wichtig genug ſeyn, um eine ſolche gänzliche Zerrüttung der Werkzeuge des Gemüths hervorzubringen, ſondern ſie muß auch von der Art ſeyn, aus welcher, nach der Erfahrung, eine ſolche Veränderung zu entſtehen pflegt. Es giebt ſehr große Unglücksfälle, heftige Leidenſchaften, tiefer Gemüthskummer, die doch niemals die Vernunft angreifen, oder die Werkzeuge derſelben in Unordnung bringen. Andre Leidenſchaften hingegen, dem Anſcheine nach weniger ſtark, haben oft dieſe unglückliche Wirkung gethan. Die Liebe ſteht in dieſer Liſte der Zerſtörerinnen der menſchlichen Vernunft oben an. Ihre äußerſte Heftigkeit, oder ihre fehlgeſchlagnen Erwartungen, haben mehr Wahnwitzige gemacht, als alle andre Affekten zuſammengenommen. Die Reue über einen Königsmord, und die Furcht vor den Folgen, kann

---

*) Die unglückliche Verſchwiegenheit.

machen, daß die Hände dem Mörder blutig erſcheinen. Aber es ſcheint mir weniger natürlich, daß ein alter Mann, ein König, durch die Undankbarkeit ſeiner Töchter könne raſend gemacht werden. 3) Es muß mehr Schwärmerey als Wahnwitz ſeyn. Raſerey oder Narrheit ſind nach meinem Gefühl immer, jene ſchrecklich, dieſe lächerlich, und können niemals anders als beleidigen oder Verachtung erregen anſtatt zu rühren. 4) Die Anfälle müſſen nur kurz und abwechſelnd ſeyn. Scenen dieſer Art mögen noch ſo gut gearbeitet ſeyn, wenn ſie lange dauren, ſo werden ſie eckelhaft. In dem vorgedachten Stücke, erſcheint eine Mutter gleich vom Anfange an melankoliſch, hat wiederholte Anfälle von Raſerey, und ſtirbt an den Folgen derſelben. Die Tochter wird nach dem Tode der Mutter ebenfalls unſinnig, ſpielt die nämliche Rolle zum zweytenmale, und ſtirbt auf eine ähnliche Art. Ich habe nie ein Stück geſehn, wo, bey ſo vielen Anlagen zur Rührung, ich ſo viel gelitten, ich ſo ängſtlich gewünſcht hätte, von der Quaal des

Zuſchauens ſolcher Auftritte befreyt zu werden. So leicht iſt es in die äuſſerſten Fehler zu fallen, wenn man das Rührende durch auſſerweſentliche Mittel verſtärken will.

Das wahrhaft groſſe und männliche Genie zeigt ſich am meiſten, wenn es die Natur in ihrer Reinigkeit und Geſundheit ſchildert. Die Leidenſchaft iſt in dem Gemälde der Seele, was die Bewegung in der Schilderung der Körper. Ohne ſie können wir nicht die Kräfte gewahr werden, die in beiden verborgen liegen. Aber ſie werden dazu unnütz, wenn ſie bis zur völligen Zerſtörung derjenigen Charaktere und Geſtalten anwachſen, die wir eben durch ſie genauer und lebhafter ſehen wollen.

Anſtatt Vorſchriften und Grundſätze dieſer Art noch mehr zu häufen, wollen wir einen der berühmteſten leidenſchaftlichen Auftritte, den Tod der Dido im vierten Buche der Aeneis, unterſuchen, und diejenigen Umſtände bemerken, die in demſelben vorzüglich intereſſant ſcheinen.

Wenn Virgil, uns für die Liebe der Dido intereſſiren wollte, ſo mußte er machen, daß wir dieſelbe in einem gewiſſen Grade billigen: wenn er wollte, daß wir an ihrem Unglücke Theil nähmen, ſo mußte er machen, daß wir ſie ſelbſt hochachten.

Eine ſo heftige Leidenſchaft, ſo plözlich entſtanden, und bis auf die Höhe getrieben, wo ſie zur Verzweiflung führt, iſt allemal ein Fleck in dem Charakter. Sie mußte alſo ſtarke Urſachen haben. Aeneas mußte ſehr liebenswürdig ſeyn. So hat ihn auch Virgil geſchildert. Sanftmuth, Frömmigkeit, Zärtlichkeit gegen die Seinen, mit Muth verbunden, machen den Charakter des Aeneas aus; Eigenſchaften die dem weiblichen Geſchlechte vorzüglich gefallen. Aeneas war ſchön. Aber Venus erhöhte noch, als ſie ihn zur Dido einführte, ſeine natürliche Bildung, durch wunderbar über ſeine Geſtalt und ſein Betragen ausgegoßne Reize.

— — namque ipſa decoram I, 593.
Caeſariem nato genetrix, lumenque iuuentae
Purpureum et laetos oculis adflarat honores.

Dieſe Eigenſchaften, die im Aeneas ſelbſt liegen, läßt der Dichter nicht allein wirken. Die Liebe der Dido iſt ein unmittelbares Werk des Amors, der ſich unter der Geſtalt des Aſcanius zu ihr einführen läßt.

Virgil, der ſonſt weit moraliſcher iſt, als ſeine Vorgänger, bleibt doch hier dem Syſtem getreu, das in der ganzen fabelhaften Geſchichte und in allem poetiſchen Stoffe der Alten herrſcht, nach welchem Menſchen von der Gottheit unwiderſtehlich zu Handlungen getrieben werden, wofür ſie doch in der Folge als für freywillige leiden müſſen. Dieſes Syſtem, das die Alten nicht beleidigte, weil ſie bloß die Macht der Gottheit verherrlichen wollten, iſt unſrer Empfindung zuwider, weil wir die Gottheit vornämlich durch Gerechtigkeit erhöht wiſſen wollen. Das Intereſſe ganzer Geſchichte wird dadurch unſtreitig für uns geſtört; das Intereſſe einzelner Scenen, weniger. Es ſcheint zwar die ſtufenweiſe Entwickelung der Leidenſchaft wegzufallen, wenn eine Gottheit ſie einpflanzt: aber bey den guten Dichtern des Alterthums überwindet die Natur das Syſtem. Sie nehmen an, daß die Leidenſchaft durch ein Wunder erſchaffen wird, und laſſen ſie doch ſo allmählig wachſen, als wenn ſie aus natürlichen Urſachen entſtanden wäre.

Virgil hat noch mehr für die Dido gethan, um uns durch ihre Geſtalt und ihren Charakter einzunehmen, als ſelbſt für ſeinen Held.

Ihre Geſtalt iſt in den ſchönſten Verſen des erſten Buchs beſchrieben.

Regina ad templum, forma pulcherrima Dido I, 500.
Inceſſit, magna iuuenum ſtipante caterua.
Qualis in Eurotae ripis, aut per iuga Cynthi
Exercet Diana choros; quam mille ſecutae
Hinc atque hinc glomerantur Oreades, illa pharetram
Fert humero, gradiensque deas ſupereminet omnes:
Latonae tacitum pertentant gaudia pectus.
Talis erat Dido.

Oder vielmehr ihre Schönheit wird nicht beſchrieben; aber wir bekommen durch dieſe Verſe den Eindruck von einer großen hohen edeln Geſtalt, welche Ehrfurcht erweckt.

So wie Sanftmuth bey einem tapfern Manne, ſo iſt Würde bey einer ſchönen Frau, das was uns am meiſten feſſelt.

Der Charakter ihrer Geſtalt iſt auch der Charakter aller ihrer Reden und Handlungen.

Wir finden ſie zuerſt beſchäftigt mit Gründung ihres neuen Staats, Gebäude aufzuführen, Geſeze zu geben, Recht zu ſprechen.

Ihre erſte Rede an die geretteten Trojaner iſt voller Würde, Sie zeigt Muth und Vorſichtigkeit gegen die Fremden, die an ihren Ufern landen wollten, in der Abſicht zu ſchaden.

Res dura et regni nouitas me talia cogunt
Moliri et late fines cuſtode tueri.

Dieß hatte die Anſtalten hervorgebracht, über welche die Trojaner ſich beklagen. Sie zeigt Großmuth und Gaſtfreyheit gegen die Unglücklichen, die durch das Schickſal auf ihr Ufer ausgeworfen werden.

Was ſie den Gefährten des Aeneas ſagt, hat nur den Ausdruck von Menſchenliebe, mit einer gewiſſen Hoheit verbunden.

> Soluite corde metum, Teucri, ſecludite curas
> etc. I, 562.

Was ſie dem Aeneas ſelbſt ſagt, hat ſchon mehr die Sprache des Herzens, es zeigt von Freundſchaft und Hochachtung.

> Quis te, nate dea, per tanta pericula caſus 615.
> Inſequitur.

Sie erinnert ſich ihrer alten Bekanntſchaft mit den Trojanen.

> Atque equidem Teucrûm memini Sidona venire etc. 619.

Sie gedenkt endlich, welches ſchon eine gewiſſe Vertraulichkeit vorausſezt ihres eignen Unglücks.

> Non ignara mali miſeris ſuccurrere diſco.

Der Eindruck, den Aeneas auf ſie macht, findet in ihrem Herzen einen Widerſtand, aus welchem natürlicher Weiſe Streit, und aus dem

Streit größeres Intereſſe entſtehen muß. Dieſer Widerſtand liegt in der Liebe zu ihrem verſtorbnen Gemahl, geſtärkt durch die Gefahren, die ſein Tod ihr zugezogen, durch die Unternehmungen zu denen er ſie veranlaſſet hat; in dem öffentlich erklärten Entſchluſſe, nie eines andern zu ſeyn; endlich in der Würde einer Regentinn und Geſezgeberinn ſelbſt. Der Schatten ihres Gemahls wird durch die entſtehende Neigung beleidigt; ihr Anſehn würde durch den gebrochnen Eid leiden, wenn ſie dieſer Neigung nachgäbe.

So iſt das Herz beſchaffen, das ſie ihrer Schweſter Anna, nach einer ſchlafloſen, in verliebter Unruhe und Kampf zugebrachten Nacht eröfnet.

> Anna ſoror, quae me ſuſpenſam inſomnia terrent!

Alles was ſie hier ſagt, iſt das erſte, natürlichſte, was ein von einer entſtehenden Liebe beunruhigtes Weib ſagen kann, wenn ſie eine Freundinn hat, vor der ſie ihr ganzes Herz ausſchüttet.

„Was für ein Mann iſt dieſer Fremdling!
„Wie ſchön, wie tapfer, wie edel! Es iſt nicht
„möglich ſeine hohe Abkunft zu verkennen. Und
„was für Thaten er gethan, was für Gefahren
„er ausgeſtanden hat! Ja wenn ich nach dem
„Sichäus noch einen andern lieben könnte, ſo
„würde es dieſer geweſen ſeyn. Aber lieber
„wollte ich ſterben, ehe ich die Treue gegen die-
„ſen Gemahl verlezte.“

Dieſe ganz einfältigen aber wahren Gedanken haben im Virgil, durch die Wahl der Wörter und ihre Stellung, eine poetiſche Würde bekommen, ohne etwas von ihrem Natürlichen zu verlieren.

Zuerſt redet ſie von ihrer Liebe nur noch als von einer ungewiſſen, einer möglichen Neigung.

Huic uni forſan potui ſuccumbere culpae.

Einen Augenblick drauf, geht ſie einen Schritt weiter. Sie geſteht ein, daß ſie den Aeneas wirklich liebt.

Solus hic inflexit ſenſus, animumque labantem
Impulit. Agnoſco veteris veſtigia flammae.

Aber nichts verräth ihre Leidenſchaft mehr, als die Heftigkeit und Stärke des Ausdrucks mit welcher ſie ſchwört, derſelben nicht nachzugeben.

Sed mihi vel tellus, optem, prius ima dehiſcat
Vel pater omnipotens adigat me fulmine ad umbras,
Ante, Pudor, quam te violo, aut tua iura reſoluo.

Anna, die Schweſter der Dido, die, wenn ſie auch nicht ganz ein Geſchöpf des Dichters war, doch mehr von ſeiner Willkühr abhieng, weil er durch keine ſehr bekannte Tradition eingeſchränkt wurde, konnte entweder ſich dieſer Leidenſchaft widerſetzen, oder ihr ſchmeicheln. Das erſte, dünkt mich, würde im Drama ein lebhafter Intereſſe gegeben haben, wo die Geſchichte der Leidenſchaft ſelbſt der Hauptgegenſtand wäre. Der Dichter hat das zweyte beliebt. Ohne Zweifel, weil er in einer bloßen Epiſode ſeines Werks die Leidenſchaft ſchneller ihrer Kataſtrophe zueilen laſſen mußte, zu welchem Ende es nöthig war, den innern Kampf der Dido abzukürzen, und ihren Ehrgeitz und ihre Schamhaſtigkeit geſchwind zu überwinden.

Anna billigt alſo die Neigung der Dido ganz, hebt alle Bedenklichkeiten, findet in der Ankunft der Trojaner eine beſondre Führung der Götter, und in der Verbindung mit dem Aeneas die Ausſicht auf künftige Sicherheit und Größe ihres Staats.

Dieſe Gründe ſind kurz, deutlich, gedrängt, und mit mäßigem Affekt ausgeführt. Die Reden der Anna werden nur durch dieſe Art der Beredſamkeit intereſſant.

Es iſt oben geſagt worden, daß unſer Mitleid mit dem Unglück eines andern noch lebhafter wird, wenn er durch eben den Umſtand in daſſelbe geräth, der in ihm wahrſcheinliche Hofnungen von Größe und Glückſeligkeit erweckte. Von dieſer Seite betrachtet, tragen die ermunternden Vorſtellungen der Anna etwas dazu bey, die Empfindung der folgenden traurigen Auftritte zu ſchärfen. Wenn der Leſer ſich an die Stelle der Dido ſtellt, ſo erhebt ſich ſein Herz über der wahrſcheinlichen und nahen Ausſicht, alle ihre Wünſche auf einmal erfüllt, ihren Staat größer und ihre Leidenſchaft befriedigt zu ſehn. Deſto ſtärker wird es durch den Kontraſt des Ausgangs gerührt.

Dido wurde wenigſtens von den Vorſtellungen ihrer Schweſter auf dieſe Art getäuſcht.

> His dictis incenſum animum inflammauit amore
> Spemque dedit dubiae menti, ſoluitque pudorem.

Die Phänomene der ſchon herrſchenden Liebe berührt Virgil mit der ihm eignen Weisheit, nur kurz; mahlt ſie nicht aus, ſondern bezeichnet ſie nur durch einige allgemeine ſtarke Züge.

Das Vergnügen, mit welchem ſie den folgenden Tag den Aeneas in ihrer neuen Stadt herumführt; die Verwirrung die ſie überfällt, ſo oft ſie mit ihm ſpricht; der Eifer mit welchem ſie ſich die Schickſale von Troja zum zweytenmale erzählen läßt; die Liebkoſungen gegen den Aſcanius; ihre ſchlafloſe Nächte; ihre plözliche Gleichgültigkeit gegen alle ihre liebſten Geſchäfte, gegen ihre wichtigſten Angelegenheiten, dieß ſind die Züge durch welche er das verliebte Herz der Dido ſchildert.

Juno und Venus kommen überein, den Aeneas und die Dido bey Gelegenheit einer Jagd, in eine Höle zu bringen, um ihrer Flamme zu vollem Ausbruche zu verhelfen.

Die Schutzgöttin der Dido ſcheint in dieſem Geſpräch das Herz des Leſers auf ſeiner Seite zu haben, wie Dido ſelbſt in der ganzen Geſchichte. Sie verlangt nicht mehr den Untergang ihres Feindes, ſie wünſcht nur die Erhaltung, die Glückſeligkeit ihres Lieblings.

Die Anſtalten der Jagd, und das Gemälde derſelben, iſt eine kurze Zerſtreuung von den leidenſchaftlichen Scenen, die weder lang noch ununterbrochen ſeyn dürfen, wenn ſie nicht den Dichter und den Leſer erſchöpfen ſollen.

Das Intereſſe der Erwartung iſt nirgends gröſſer als in dieſem Zeitpunkte. Der Leſer kennt nun die Heftigkeit der Leidenſchaft der Dido. Er ſieht die fürchterliche Verſuchung zum voraus. Er ahndet etwas ſchlimmes, da er auf der einen Seite die unwiderruflichen Schlüſſe des Schickſals über den künftigen Sitz des Aeneas weiß, und auf der andern Seite vorausſieht, daß nur ein eheliches Band und ein beſtändiger Aufenthalt des Aeneas zu Carthago die Ehre der Dido retten, oder ihre Leidenſchaft beſänftigen könne.

Die Scene der Höle wird vom Virgil mit der feinſten Sittſamkeit berührt. Er macht ſie nur fürchterlich durch die Unglückweiſſagenden Meteoren die vorhergehn;

> — — Fulſere ignes et conſcius aether
> Connubiis, ſummoque ulularunt vertice
> Nymphae.

und er läßt ihre Natur errathen, durch die Folgen die ſie hat.

> Neque enim ſpecie famaque mouetur,
> Nec iam furtiuum Dido meditatur amorem;
> Coniugium vocat; hoc praetexit nomine culpam.

Sobald Dido der Verſuchung untergelegen, ſobald iſt auch ihre Schamhaftigkeit überwunden. Durch den Genuß wird die Liebe auch des andern Geſchlechts dreiſter, beſonders bey einer Perſon, die Macht und Anſehn beſizt. Dido geſteht die ihrige öffentlich; und ſucht durch die Hofnung und das Vorgeben der Ehe, ihre ſtrafbare Schwachheit vor ſich und vor ihrem Volke zu beſchönigen.

Es iſt zweifelhaft, aus welcher Urſache Virgil hier den Jarbas auftreten läßt; einen ehedem von Dido verſchmähten Afrikaniſchen Fürſten, der, da er jezt erfährt, daß ſie ſich einem Fremdlinge Preiß giebt, von Eiferſucht entbrannt, den Jupiter, deſſen Gottesdienſt er in ſeinem Lande eingeführt hatte, um Rache anfleht.

Geſchicht es bloß, um die Haupthandlung, durch das Bild der Fama (V. 17[illegible]—197) und der Eiferſucht zu unterbrechen?

Oder geſchieht es, um dem Leſer, der zu partheyiſch für Dido eingenommen iſt, und eben deßwegen den Held des Dichters weniger liebt, gegenſeitige Eindrücke beyzubringen, und ihm zu zeigen, daß Dido eben ſo ungerecht gehandelt habe, als ihr jetzo begegnet wird?

Oder hat Virgil dadurch bloß einen kürzern Weg zur Entwicklung der Geſchichte finden wollen, indem Jupiter, dieß Verlangen ſeines Anbeters zu erhören, den Merkurius zum Aeneas abſendet, ihm die Abfahrt von Carthago befehlen zu laſſen?

Aeneas folgt dieſem Befehl ohne Widerſpruch.

> Ardet abire ſuga, dulcesque relinquere terras.

Er hat nicht mit ſich zu kämpfen. Sein Entſchluß iſt gleich gefaßt; aber er iſt doch wegen des Schickſals der Dido nicht ohne Unruhe.

> Quid agat, quo nunc reginam ambire furentem
> Audeat adfatu, quæ prima exordia ſumat.

Er trägt es ſeinen Gefährten auf, für die Ausrüſtung der Flotte zu ſorgen. Er ſelbſt nimmt es über ſich, dieſe Nachricht der Dido zu der gelegenſten Zeit, und mit der größten Schonung beyzubringen.

> Tentaturum aditus, et quae molliſſima fandi
> Tempora, quis rebus dexter modus.

Aeneas iſt alſo nicht ganz unzärtlich. Aber er iſt doch für unſre Empfindung für unſre Sitten zu kalt. Ohnezweifel hat das Alterthum, das in Muth und Entſchloſſenheit faſt alle Tugenden der Männer ſezte, und das die Liebe für eine ſchändlichere Schwachheit derſelben anſah als wir, anders davon geurtheilt. Davon aber bin ich noch nicht überzeugt, daß Aeneas nicht für alle Zeitalter intereſſanter geworden wäre, wenn bey ihm, wo nicht Liebe, doch Dankbarkeit mit der Pflicht des Gehorſams gekämpft hätte.

Dido erfährt die Anſtalten zur Abreiſe, ehe ſie noch Aeneas ihr entdeckt.

> quis fallere poſſit amantem?

Die Vorwürfe in die ſie ausbricht, da ſie ihn ſieht, (V. 305—330) die kalte und bloß vernünftige Antwort deſſelben (V. 333—361) und die noch heftigern Ausbrüche des Zorns und der beleidigten Liebe bey der Dido (365—387) gehören unter die ſchönſten Stellen dieſes Buchs.

In allen Reden der Leidenſchaft ſind in der That diejenigen am intereſſanteſten, die zugleich eine moraliſche Empfindung ausdrücken. Wenn Dido dem Aeneas verwirft, was ſie alles um ſeinetwillen aufgeopfert habe, ſo fällt mir nichts mehr auf als der Vers:

— — te propter eundem
Exſtinctus pudor, et qua ſola ſidera adibam,
Fama prior.

Wenn Aeneas ſich rechtfertigt: ſo macht keine ſeiner Vorſtellungen mehr Eindruck bey mir, als die Sehnſucht nach ſeinem alten Troja und nach den Ueberreſten der Seinigen. Da das Schickſal zu dieſen zurückzukehren ihm nicht erlaubt, wie viel weniger wird es ihm vergönnen in Africa zu bleiben?

> Me, ſi fatis meis paterentur ducere vitam
> Auſpiciis, et ſponte mea componere curas;
> Vrbem Troianam primum, dulcesque meorum
> Reliquias colerem.

Aber es iſt gewiß, daß Dido, im ganzen genommen, weit intereſſanter ſpricht, weil ſie mehr gerührt iſt.

Virgil iſt der Natur getreu, wenn er den Zorn und die Leidenſchaft der Dido durch die kalte Vertheidigung des Aeneas noch anwachſen läßt.

> Num fletu ingemuit noſtro? num lumina flexit?
> Num lacrimas victus dedit, aut miſeratus
> amantem eſt?

Vorher hatte ſie nur die Rechte der Liebe für ſich angeführt, jezt rückt ſie ihm ihre Wohlthaten vor.

> Ejectum litore, egentem
> Excepi, et regni demens in parte locaui.

Vorher hatte ſie ſich nur über ihr Unglück beklagt, jezt will ſie das ſeinige.

Dabis improbe, poenas.
Audiam, et haec manes veniet mihi fama ſub
imos.

Erſchöpft von Liebe und Zorn, verliert Dido das Bewußtſeyn, ſobald mit der Gegenwart des Aeneas, dieſe heftige Aufwallung aufhört.

An dieſem einzigen Orte ſcheint Aeneas erweicht. Sie verließ ihn plözlich, da er eben noch viel zu ſagen wünſchte, und nicht Worte finden konnte:

Linquens multa metu cunctantem et multa
parantem
Dicere.

Der Poet ſagt ſogar ausdrücklich, daß er ſelbſt die Unruhe der Liebe gefühlt habe.

Lenire dolentem
Solando cupit, et dictis auertere curas,
Multa gemens, magnoque animum labefactus
amore.

Aber ſein Vorſatz iſt deßwegen nicht erſchüttert. Die Anſtalten zur Abreiſe werden verdoppelt.

Dido wendet ſich an ihre Schweſter. „Niemand, ſagt ſie, kann dieſen Mann beſſer behandeln als du, keines Menſchen Worte machen bey ihm mehr Eindruck.“

Man wünſchte, daß eine Perſon, die beiden Verliebten ſo wichtig iſt, hätte mehr auftreten, ſich hätte thätiger beweiſen können.

So lange Dido den Aeneas vor ſich ſah: ſo lange hatte der Unwille über die Liebe die Oberhand. Sie wollte, daß er reiſen ſollte:

Neque te teneo, neque dicta refello,
I, ſequere Italiam ventis, pete regna per undas.

Jezt, nachdem ſie wieder mit ſich allein iſt, ihre Lebensgeiſter ſich beſänftiget haben, bekömmt die Zärtlichkeit über den Zorn ihr altes Uebergewicht. Sie will ihn nicht mehr weglaſſen. Sie bittet ihre Anna, den Aeneas nur dahin zu bringen, daß er ihr eine kurze Friſt verwillige, daß er den Winter bey ihr abwarte, um ſich nicht ſelbſt in Gefahr zu ſetzen.

Exſpectet facilemque fugam, ventosque ferentes.

Es liegt etwas rührendes in dieſer Beſorgniß für die Sicherheit eines Ungetreuen.

Anna erfüllt ihren Auftrag, aber ohne Erfolg.

> Fata obſtant, placidàsque viri deus obſtruit
> aures.

Stoiſche Standhaftigkeit bey einem empfindlichen Herzen wird durch folgenden Vers ſchön gezeichnet:

> Mens immota manet; lacrymae voluuntur
> inanes.

Die Unbeweglichkeit des Aeneas, ſchreckliche Anzeichen bey ihrem Opfer, und die Stimme ihres Gemahls, die ſie aus ſeinem ſacrario hört, bringen endlich die Dido zu dem Entſchluß zu ſterben.

Sie zeigt nun ihrer Schweſter Anna ein heiteres Geſicht; und giebt vor, ſie habe einen Weg gefunden, durch magiſche Künſte Aeneas Liebe, oder ihre Ruhe zu bewirken.

Die fürchterlichen Anſtalten, das Geheimnißvolle, und das Wunderbare der Zauberey, haben ſie, ſo lange der Glaube an dieſelbe noch vorhanden war, zu einem ſehr poetiſchen Stoffe gemacht. In ſehr viele alte Fabeln iſt derſelbe verwebt, wie in die Geſchichte der Medea, in andre iſt er mit Kunſt hineingebracht worden. Kein Dichter iſt in der Beſchreibung derſelben weitläuftiger, als Lukan, wo er die Theſſaliſche Hexe dem Sohne des Pompejus den Ausgang der Pharſaliſchen Schlacht durch einen wiedergebrachten Todten vorherſagen läßt. Aber auch Virgil, der ſolcher Hülfsmittel des Schreckens am wenigſten nöthig hatte, der im Stande war, eine Situation durch die Geſinnungen und die Gedanken der Perſonen ſelbſt rührend zu machen, die ſich in derſelben befinden; Virgil, der ſeine Dido deswegen erſt bey den Römern entſchuldigen mußte *), die, wie alle abergläubiſche Völker, die magiſchen Künſte zugleich glaubten und verabſcheuten: Virgil hat doch ein ſolches magiſches Opfer mit allem Pomp der Poeſie beſchrieben in

*) Teſtor, cara, deos, et te, germana, tuumque IV, 492.
Dulce caput, magicas invitam accingier artes.

und er enthält ſich nicht, die ungereimten und abergläubiſchen Mittel anzuführen, durch welche man glaubte die Liebe erzwingen zu können. Einen Umſtand hat Virgil dadurch erhalten, der wirklich den lezten Auftritt, den Tod der Dido, noch rührender macht. Es gehörte zu den Zubereitungen des magiſchen Opfers, daß ein Scheiterhauſen errichtet, mit Cypreſſen umkränzt, und mit den Waffen, den Geſchenken des Aeneas, und mit ihrem unächten hochzeitlichen Bette belegt werden mußte. Unter dieſen entleibt ſich Dido. Der Schauplatz ihres Todes konnte auf keine Art geſchmückt werden, die zur Verſtärkung des Eindrucks mehr beygetragen hätte.

Es folgt die letzte Nacht, in welcher das Gemüth der Dido, von Liebe, Rache und dem Gedanken des nahen Todes beunruhiget, in dem größten Aufruhr iſt.

„Was ſoll ich thun? Soll ich die ehemals „verſchmähten Freyer wieder aufſuchen? ,— „Oder wie? wenn ich ſelbſt mit den Trojanern „gienge? Mit den Trojanern? Vielleicht, weil

„ich ihnen Gutes gethan habe? — Als wenn ſie etwas von Dankbarkeit wüßten. — Nein, ſie werden mich nicht in ihre Schiffe aufnehmen; oder ſollten ſie, ſo werden ſie mich als ihre Sklavinn behandeln. — Und wie ſollt' ich gehen? Allein, oder mit meinem Volke? O Schweſter, du biſt an meinem Unglücke ſchuld! Warum blieb ich doch nicht meinem erſten Gemahle getreu? ſo hätt' ich nichts von dieſen Qualen empfunden.“

Dieſe Gedanken ſo einfältig, ſo ohne das Feuer des Ausdrucks und der Poeſie vorgetragen, zeigen doch ſchon ihre Wahrheit, ihre Schicklichkeit zu den Umſtänden. Was für Eindruck müſſen ſie nicht alsdann machen, wenn ſie in virgilianiſche Verſe eingekleidet ſind?

Aeneas, durch eine neue Botſchaft des Merkurs aus dem Schlafe geweckt, ſegelt noch in dieſer Nacht mit der größten Eile ab.

Dido ſieht des Morgens aus ihrer Burg die Ufer und den Hafen leer. Ihr Affekt kömmt aufs Aeußerſte.

„Alles ſoll dem Flüchtlinge nach. — Aber „es iſt zu ſpät. — Früher hätte ich ihn beſtrafen ſollen! — Nein, das kann der zärtliche „Sohn nicht ſeyn, der ſeinen alten Vater aus „dem Feuer trug. — O wenn ich doch ihn, ſein „ganzes Heer, ſeinen Sohn, und mich ſelbſt mit „ihnen hätte in den Untergang ſtürzen können!“ Jener Gedanke und dieſe Empfindung haben etwas mehr Auffallendes, als die übrigen Theile dieſer Rede, weil ſie eine mehr einleuchtende Wahrheit haben. Ein empfindliches Herz, das Vaterliebe kennt, kann gegen die Liebe einer andern Art nicht ganz fühllos ſeyn. Der Zorn, der aus Liebe entſteht, wütet gegen ſich ſelbſt immer zugleich mit, indem er ſich gegen den Beleidiger auslåßt.

Es folgen Verwünſchungen gegen den Aeneas, die zugleich Prophezeihungen von Vorfällen enthalten, die dieſem wirklich in Italien begegnen; und der lezte Befehl an ihr Volk, die Römer ewig zu haſſen.

Der lezte Auftritt dieſes Trauerſpiels iſt der ausgearbeitetſte unter allen, und er iſt es vielleicht vorzüglich, der dem ganzen Buche ſeinen Ruhm verſchafft hat.

Dido, in dem Augenblicke, da ſie ſterben will, iſt nicht mehr in Wut — dieß würde den Leſer nicht gerührt, ſondern beleidigt haben. Sie iſt bey dem Anblicke der Waffen und aller Denkmäler des Aeneas und ihrer Liebe, die auf dem Scheiterhaufen liegen, nur gerührt, nur wehmüthig.

Dulces exuuiae!

Sie ſchiebt die Urſache ihres Unglücks mehr auf das Schickſal, als auf ihren Geliebten:

Dum fata deusque ſinebant.

Dann wird ſie groß. Sie ſieht in ſich nicht mehr die ſchwache verliebte Dido, nicht die verachtete und verzweifelnde Geliebte: ſondern die Königinn, die Stifterinn eines neuen Staates, die glückliche Rächerinn des Todes ihres Gemahls:

Et nunc magna mei ſub terras ibit imago.
Vrbem praeclaram ſtatui: mea moenia vidi:
Vlta virum.

In allem war ſie glücklich und groß, bis auf den Augenblick, da die Trojaner landeten:

Felix, heu nimium felix, ſi litora tantum
Nunquam Dardaniae tetigiſſent noſtra carinae!

Sie verbirgt ihr Geſicht in das Bette, den Zeugen ihrer Luſt, und die Quelle ihres Unglücks; eine neue, aber nicht ſo heftige Aufwallung ihres Unwillens und ihres Schmerzes beſchließt ihren Kampf: — „Wie? ungerochen ſoll ich ſterben? „— Ja! auch ſo iſt es beſſer zu ſterben. Der „Grauſame mag die Flamme meines Scheiterhaufens ſehen, und dieſes Vorbedeutungszeichen auf „ſeine Reiſe mitnehmen.“

Virgil hält ſich bey ihrer Entleibung nicht auf. Alles, was bloß ſinnlich iſt, muß in einer Scene, die das Herz rühren ſoll, nur kurz berührt werden.

Das Gerücht von ihrem Tode erſchallt bald durch die ganze Stadt. Anna läuft herzu, und findet ihre Schweſter ſterbend.

Ich halte mich bey ihren Klagen nicht auf. Sie ſcheinen mir etwas kalt, wie die ganze Rolle dieſer Perſon.

Aber warum rühren dieſe drey lezten Zeilen ſo ſehr?

Ter ſeſe attollens, cubitoque innixa leuavit,
Ter reuoluta toro eſt, oculisque errantibus alto
Quaeſiuit coelo lucem, ingemuitque reperta.

Anna hängt über der Dido, und will ihren lezten Hauch auffangen. Sie ſucht ſie in ihren Armen zu erwärmen. Dieſe Bemühung, die Liebe der Dido zu ihrer Schweſter, die Begierde ihr noch etwas zu ſagen, bringt die ſchon Sterbende wieder zu ſich.

Der erſte Theil der obigen Stelle enthält nur das Bild einer körperlichen Aktion; aber ſie iſt ſo kurz und ſo gut gemalt. Das Anſtrengen der lezten Kräfte einer Sterbenden, ſich in die Höhe zu richten, und das Zurückſinken der Ohnmacht, wird unſrer Einbildungskraft durch die wenigen Worte auffallend deutlich.

Der zweyte Theil enthält ein moraliſches Gemälde von dem größten Ausdrucke, und ſo einfältig, in anderthalb kurze Zeilen eingeſchloſſen.

Dido kömmt zu einem halben Bewußtſeyn, öfnet die Augen, hat ſie ſtarr gen Himmel gerichtet; aber ſieht kein Licht mehr. Ein dunkler Eindruck von Aengſtlichkeit über die ungewohnte Finſterniß an dem Orte, der ſonſt der Sitz und die Quelle des Lichts war, macht, daß ſie die Augen halb willkührlich, halb durch eine mechaniſche Bewegung, hin und her kehrt, um irgend einen Ausgang ins Freye zu ſuchen, um dem vermeynten Hinderniſſe auszuweichen, das die gewünſchten Stralen auffängt. Jezt kömmt die Sterbende zu einem vollern Bewußtſeyn: ihre Augen werden von den Lichtſtralen gerührt, ſie fühlt ihr

Daſeyn wieder; und ein tiefer Seufzer iſt der einzige Ausdruck dieſes Gefühls.

Was rührt an dieſem Gemälde? Erſtlich, es ſcheint ſo wahr. Wenn dieß nicht die Empfindungen von Sterbenden ſind: ſo ſind es doch genau die Empfindungen, die wir Sterbenden zuſchreiben. Der Dichter hat genau das Ideal getroffen, das wir von dieſer intereſſanten Scene des menſchlichen Lebens mit uns herumtragen, wenn er auch nicht den Gegenſtand ſelbſt getroffen hätte.

Zweytens, ohne auf die Richtigkeit der Schilderung zu ſehen: was kann rührender ſeyn, als ein Menſch, der leidet, der ſchon anfieng in dem Schlummer des Todes das Bewußtſeyn ſeiner ſelbſt und mit demſelben ſeiner Noth und ſeines Schmerzes zu verlieren, und der nun wieder erwacht, ſich und alles ſein Elend wieder fühlt, und das zurückkehrende Leben beſeufzt.

Was iſt rührender, als dieſer Streit der menſchlichen Natur zwiſchen der Furcht vor dem Tode, welche macht, daß der Sterbende das Licht wünſcht und ſucht, und zwiſchen dem Jammer des Lebens, der ihm Seufzer auspreßt, wenn er das Licht gefunden hat.

Zwo allgemeine Folgerungen will ich aus dieſer vielleicht zu weitläuftigen Zergliederung des virgilianiſchen Gemäldes ziehen.

Erſtlich: Wo viel Intereſſe in den Reden der Leidenſchaft ſeyn ſoll, da muß Abwechſelung, Streit und Verbindung mehrerer Leidenſchaften ſeyn. Der ſchnelle Uebergang vom Zorne zur Zärtlichkeit, von der Reue zum Stolze, macht die Reden der Dido vorzüglich intereſſant. Man laſſe eine von dieſen allein herrſchen: und die intereſſante Sprache derſelben wird viel ſchwerer zu finden, wird viel kürzer auszuhalten ſeyn. Aeneas, Anna, alle ſind, mit ihr verglichen, langweilig. Ihre Reden ſind mehr beredt als rührend, weil ihre Geſinnungen einfach ſind.

Zum zweyten: Das vornehmſte Intereſſe der Dichtkunſt, beſonders der epiſchen Dichtkunſt, iſt, Wahrheit und Natur in poetiſchem Schmucke zu ſehen, natürliche Gedanken in ſchönen Verſen.

Da dieſer Schmuck ſo leicht der Wahrheit Eintrag thut, ſo empfinden wir die überwundene Schwierigkeit, wenn beide glücklich vereinigt ſind, und genießen das Vergnügen der Kunſt. Da uns oft die Würde des Ausdrucks auf gemeine Wahrheit erſt aufmerkſam machen muß: ſo werden wir im Bilde gewahr, was uns im Original entwiſchte, und genießen alſo das Vergnügen an der Natur.

Den lezten Punkt des alten Plans, welche Leidenſchaften zu erwecken am nüzlichſten ſeyn, halte ich für unnöthig zu berühren. Jede wohlgetroffene Schilderung hat den Nutzen, daß ſie uns den Menſchen kennen lehrt. Seine Leidenſchaften wechſeln zwar in den verſchiedenen Zeitpunkten vielleicht eben ſo ab, wie ſeine Krankheiten, und es ſcheint alſo am nüzlichſten zu ſeyn, jedesmal diejenigen zur öffentlichen Belehrung oder Warnung im Bilde auszuſtellen, zu denen die Verſuchungen am größten, oder deren ſchlimme Folgen die ausgebreitetſten ſind. Allein, nach der Wahrheit und der Erfahrung, nüzt die Poeſie nicht ſowohl unmittelbar durch den Gegenſtand, den ſie ſchildert, als mittelbar durch die Wahrheiten, die ſie beyher lehrt, oder durch die Muſter des Schönen, die ſie dem Geiſte vorhält. Dieſen Nutzen befördert ſie, welche Art von Leidenſchaften ſie auch zu ſchildern vornehme, wenn ſie nur die wahre Natur derſelben trift.

Anſtatt dieſer beſondern Unterſuchung, zu der ich mich anheiſchig gemacht hatte, will ich noch einige allgemeine Lücken der obigen Abhandlung ausfüllen, oder einige Fehler verbeſſern.

Nach meiner jetzigen Einſicht iſt überhaupt die Materie von Erweckung der Leidenſchaften für den Zweck des Ganzen zu weitläuftig abgehandelt worden. Intereſſiren und rühren gränzt in einem Punkte an einander: aber es iſt nicht einerley. Das eine geht auf das Ganze eines Werks, das andre auf einzelne Scenen deſſelben: das eine iſt eine Aufbietung unſers Verſtandes; das andre eine Erweichung des Herzens: das eine ladet zum Leſen oder Anhören einer Geſchichte ein;

das andre giebt wirklich den Genuß, wozu wir eingeladen ſind.

Neugierde, Liebe und Vortheil ſind die drey Triebfedern, die uns für etwas intereſſiren. Begebenheiten, Perſonen und Wahrheiten ſind die Gegenſtände, für welche wir intereſſirt werden können. Neugierde intereſſirt uns hauptſächlich für Begebenheiten, und wird erhalten durch die Verwickelung; Liebe intereſſirt uns für Perſonen und wird erweckt durch ihre Charaktere.

Unſer Vortheil kömmt bey der Poeſie in keine oder nur in eine entfernte Betrachtung.

Der Artikel von der Verwickelung iſt oben ausgelaſſen worden. Ich will noch einige Worte darüber hinzufügen:

1) Iſt die Verwickelung zum Intereſſe einer poetiſchen Erzählung nothwendig? Kann insbeſondere ein dramatiſches Stück ohne dieſelbe ſehr intereſſant ſeyn?

Ich bin ehedem dieſer Meynung geweſen. Ich habe geglaubt, daß die Intrigue mehr zu dem Vergnügen eines rohen geſchmackloſen Hauſens, als gebildeter denkender Zuhörer beytrage; daß eine Gallerie von Gemälden aus dem menſchlichen Leben, wohlgetroffen und auf irgend eine Art mit einander verbunden, uns hinlänglich an ſich ziehen könne; daß endlich die ſogenannten Historys des engliſchen Theaters der mittlern Zeit nur beſſer behandelt werden dürften, um noch jezt intereſſant zu werden.

Ich ändre jezt dieſe Meynung. Wenn ich auf die Denkungsart des größten Theils der Menſchen ſehe, für welche doch die Poeſie, und beſonders die theatraliſche, beſtimmt iſt; wenn ich auf meine eigne in den Zeiten ſehe, wo ich mich erholen will, und dieſe Zeiten ſoll das Theater eigentlich ausfüllen: ſo werde ich gewahr, daß die unterhaltene und befriedigte Neugier, das Wohlgefallen an einer wunderbaren und doch natürlichen Begebenheit, die Erwartung, in die wir wegen des Erfolgs geſezt werden, die Grundlage von dem Vergnügen ausmache, das wir während der Anhörung des Stücks genießen, und daß das Vergnügen der Rührung und des Unterrichts nur einzelne Theile der Zeit ausfülle, die wir zu dieſer Erluſtigung beſtimmen.

Wißbegierde und Neugierde iſt im Grunde Eins. Jene geht aufs Allgemeine, dieſe aufs Beſondre; jene auf Wahrheiten, dieſe auf Fakta. Eine kann alſo die andre erklären. In beiden Fällen entſteht der Reiz aus der Schwierigkeit, die Befriedigung aus der Auflöſung.

Was thut die populäre Beredſamkeit, um allgemeine Materien intereſſant vorzutragen? Außer der Klarheit, der Ordnung im Vortrage, von welcher im Anfange dieſer Abhandlung geredet worden, und welche macht, daß der Leſer ohne Mühe und in der kürzeſten Zeit die Begriffe faßt, die der Schriftſteller gehabt hat, bleibt in der Methode nichts übrig, als eine Art von Verwickelung und Auflöſung, durch die eine Unterſuchung Leben erhält. Der Schriftſteller muß zuerſt die Schwierigkeiten zeigen, ſie in ihrem größten Lichte darſtellen, und dann dieſe heben.

Der vorzügliche Reiz, den die Mathematik für ihre Kenner hat, rührt vornehmlich davon her, daß in ihr mehr, als in andern ſpekulativen Wiſſenſchaften, Aufgabe und Aufloͤſung, die Schwierigkeit und die Hebung derſelben, ſich deutlich von einander unterſcheiden.

2. Aber worinne beſteht die Verwickelung? Die Ueberwindung großer Schwierigkeiten iſt es allemal, was den großen oder den merkwuͤrdigen Mann zeigt. Dieſe muͤſſen alſo in jeder Begebenheit vorkommen, welche intereſſiren ſoll. Aus dieſen entſteht die eigentliche Verwickelung, ſobald dieſelben, in einen kleinen Zeitraum zuſammengedraͤngt, ſich ſchnell wieder aufloͤſen ſollen. Daher finden wir in der Epopee, wo die Erzaͤhlung Zeit und Raum hat, zwar allemal große Hinderniſſe, widrige Zufaͤlle, feindliche Anſchlaͤge, Gefahren, die den Muth oder die Weisheit des Helden aufbieten: aber weil dieſe Schwierigkeiten ſich nicht auf Einen Punkt vereinigen, weil ſie nicht auf einmal ſich verlieren: ſo iſt Verwickelung, Intrigue im engern Verſtande, nicht dieſem Gedicht eigen. Auf dem Theater iſt die Zeit durch die Dauer der Vorſtellung eingeſchraͤnkt.

Die Zufälle, deren nicht viele ſeyn können, müſſen ſich mehr zuſammendrängen; der Knoten muß alſo verwickelter werden, die Schlingen deſſelben durchkreuzen ſich mehr.

Die Vollkommenheit liegt auch hier in der Mitte. Eine Verwickelung, wo die Zufälle zu ſehr gehäuft, zu künſtlich durch einander verſchlungen werden, iſt ſchwer zu faſſen, wird unwahrſcheinlich, und verwirrt, anſtatt zu intereſſiren. Eine allzueinfache Handlung, wo jede Urſache ihre gewöhnliche vorhergeſehene Wirkung thut, und durch keine entgegenwirkende in dem Laufe ihrer Erfolge aufgehalten wird, kann zwar durch das Sittliche der Charaktere und die Wahrheit des Dialogs belebt werden, aber doch nie ein ſtarkes Intereſſe, beſonders in einem längern Werke, hervorbringen.

Die Einheit des Intereſſe, die alte und oft wiederholte Vorſchrift der Kunſtrichter, iſt um zweyer Urſachen wegen nothwendig. Unſere Schwachheit iſt die eine. Wir können nicht viel Sachen auf einmal faſſen, wir können nicht an vieler Menſchen Schickſale zu gleicher Zeit Theil nehmen. Es gehört eine gewiſſe Beſchäftigung des Gemüths dazu, ſich in eines andern Stelle zu verſetzen; und dieſe kann man nur auf Einen Gegenſtand auf einmal verwenden.

Die Nothwendigkeit einer Verwickelung iſt die zweyte. Wenn die Handlungen, die Begebenheiten zwoer Perſonen zu gleicher Zeit neben einander fortlaufen: ſo wird entweder keine verwickelt ſeyn können, und alsdann wird unſere Aufmerkſamkeit von keiner gereizt; oder ſie ſind es beide, und alsdann wird ſie ermüdet. Es iſt ſeltſam, daß die Art der Imagination, die zu Erfindung wunderbarer Verwickelungen gehört, die, welche den poetiſchen Stoff ſchaft, in verfeinerten Zeiten weniger gemein iſt, als in rohen, und daß daher die Dichter des erſtern Zeitraums oft genöthigt ſind, ihren Stoff aus den Erfindungen des leztern zu nehmen, und ſich lieber bemühen, ihn von den Ungereimtheiten zu ſäubern, die ihm ankleben, als ihn durch ganz neue Erfindungen zu erſetzen. Die Dichter des erleuchteten Griechenlands nahmen alle ihre Subjekte aus der Mythologie; und noch bis auf die ſpäteſte Zeit arbeitete der Witz und der Scharfſinn ihrer beſten Köpfe, die Geſchichten zu verſchönern, die die wilde Einbildungskraft ihrer Vorfahren erfunden hatte. Die neuern Dichter haben die Romane und die Schauſpiele der mittlern Zeiten auf gleiche Weiſe benutzt.

Iſt es, daß die Einbildungskraft ganz zügellos, an keine Regeln gebunden ſeyn will, wenn ſie eigentlich erfindet, und daß, um ſich an Richtigkeit und Ordnung zu binden, ſie ſchon einen Plan, wenn auch nur einen Chaotiſchen, vor ſich haben muß?

Es giebt eine Neubegierde, unbekannte ſeltſame Dinge zu erfahren. Es giebt eine andre, bekannte Dinge erklärt, mit unbekannten oder großen in Verbindung geſezt zu ſehen, oder ihren Urſprung zu erfahren. Dieſer Art des Intereſſes haben ſich die alten Dichter, und vorzüglich Virgil bedient, indem ſie faſt alle Perſonen, die ſie aufführen, aus der Fabel und Tradition hernehmen und mit der bekannten Geſchichte in Verbindung bringen, indem ſie lauter ſolcher Begebenheiten erwähnen, die auf die Erbauung bekannter Städte und den Urſprung großer hiſtoriſcher Erfolge eine Beziehung haben. An keinem Orte landet Aeneas, wo nicht Städte oder Gegenden, von ihm und ſeinen Begleitern benannt, noch zu Virgils Zeiten vorhanden waren; er thut keinen Schritt, der nicht Spuren und Denkmäler zurück läßt, die noch die Leſer Virgils erkennen konnten. Die ganze Liebesgeſchichte der Dido iſt zugleich die Veranlaſſung des Streits zwiſchen Rom und Carthago.

Aus eben dem Grunde iſt das Intereſſe zu erklären, das wir an Nachahmungen nehmen; ein Intereſſe, das von den alten Dichtern mit Vorſatz und offenbar geſucht worden, anſtatt von ihnen vermieden oder verſteckt zu werden. Die griechiſchen Dichter giengen gefliſſentlich auf den Fußſtapfen des Homers; die Römiſchen gefliſſentlich auf den Fußſtapfen der Griechen. — Es iſt allerdings ein Vergnügen, eine alte Geſchichte wieder verjüngt zu ſehen; Züge aus einem verehrten alten Schriftſteller in einem ungewohnten Glanze wiederzufinden; und ihnen vielleicht zum erſtenmale aus Empfindung den Beyfall zu ſchenken, den wir ihnen bisher nur des Anſehns und des Alterthums wegen vergönnt hatten.

So wie die alten Dichter von Seiten des Reichthums und der Mannichfaltigkeit des Stoffs, unter dem ſie zu wählen hatten, eingeſchränkter waren als die unſrigen, indem ihnen ſo viel Jahrhunderte von Geſchichten, merkwürdigen Perſonen und Kenntniſſen fehlten: ſo waren ſie auf der andern Seite begünſtigt durch die allgemeinere Bekanntſchaft, in welcher die geringere Anzahl von Perſonen, Begebenheiten und Schriften ſtand, aus welchen ſie den Stoff oder wenigſtens den Schmuck ihrer Gedichte hernahmen. Ihre Schilderungen hatten nicht immer das Verdienſt der Neuheit, aber ſie hatten das Verdienſt, geſchwinder verſtanden und durchgängiger gefühlt zu werden. Perſonen, Oerter, Flüſſe, nichts war den Leſern ganz fremde. Selbſt ihre Anſpielungen giengen weniger verloren. Die nämliche Art der Neubegierde, die das Bekannte ſo gerne unter fremden Gegenſtänden wieder findet, macht auch in den Epiſchen Gedichten, die Vorherſagungen ſolcher Begebenheiten, die zu oder kurz vor den Zeiten des Dichters und ſeiner Leſer vorgegangen, ſo intereſſant. Alle Dichter, die nach dem Virgil gekommen ſind, haben ſich der fruchtbaren Materie bemächtigt, die ihnen dieſer, nach dem Homer, in Aeneas Hinabfahrt in den Orkus angezeigt hatte. Alle haben auf eine oder die andre Weiſe, mit mehr oder weniger Schicklichkeit, die Geſchichte ihrer Zeit und ihrer Nation weiſſagen laſſen.

Ich beſchließe dieſe Zuſätze mit der Bemerkung eines Maasſtabes, wornach der Schriftſteller zum voraus muthmaßen kann, welcher Theil ſeines Werks ſeine Leſer am meiſten intereſſiren wird. Grade derjenige, der ihn ſelbſt, da er ſchrieb, am meiſten intereſſirt hat; bey dem er die meiſte Luſt, die größte Leichtigkeit, und das vollſte Gnüge fand. Gedanken, die andern lebhaft werden ſollen, müſſen ſich uns, zu der Zeit, da wir ſie hervorbrachten, mit vorzüglicher Klarheit dargeſtellt haben. Und wenn die Helligkeit der Begriffe den Leſer vergnügen ſoll, bey dem ſie doch durch die Verſchiedenheit ſeiner Denkungsart etwas verdunkelt wird, wie ſollte ſie den Schriftſteller gleichgültig gelaſſen haben, bey dem ſie in ihrem erſten Lichte ſtrahlt! Wenn Begebenheiten zeitvertreibend oder rührend ſind für diejenigen, die ſie ſtückweiſe und nach und nach erfahren, wie vielmehr müſſen ſie denjenigen ergözt oder gerührt haben, der ſie auf einmal überſah, und ihre Theile ſelbſt ausbildete!

Die Aufmerkſamkeit des Scribenten iſt allemal größer, als die Aufmerkſamkeit auch des beſten Leſers. Was dieſer nicht entwiſchen und doch nicht anſtrengen ſoll, muß alſo jene noch weit ſtärker und mit größrer Leichtigkeit gefeſſelt haben.

Ueber den Einfluß einiger beſondern Umſtände auf die Bildung unſerer Sprache und Litteratur.

Eine Vorleſung.

Aus dem vierzehnten Bande der Neuen Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und der freyen Künſte.

Meine Herren,

Wann wir die Fähigkeiten eines Menſchen kennen, um zu wiſſen, was er thun kann, und ſeine beſondern Umſtände, um zu wiſſen, was er zu thun Gelegenheit und Bewegungsgründe gehabt: ſo können wir ungefähr vorausſehen, welche Werke er unternehmen wird; wenigſtens können wir diejenigen, die er bereits geliefert hat, uns erklären. Eben ſo, wie mit einzelnen Menſchen, verhält es ſich auch mit ganzen Nazionen. Was man die Litteratur eines Volks nennt, iſt der Inbegriff der Werke, die es in ſeiner eigenen Sprache beſitzt: und die Geſtalt derſelben hängt theils von dem Eigenthümlichen in dem Geiſte der Nation, theils von den beſondern Umſtänden ab, durch welche dieſer Geiſt ſeine Richtung gegen gewiſſe Gegenſtände, und mehr Hülfsmittel zu der einen als zu der andern Gattung erhalten. Das Eigenthümliche in dem Geiſte der Nation ſelbſt iſt ausnehmend verborgen; es iſt ſchwer, das Gemeinſchaftliche in der Denkungsart eines Volks aus einer ſo unendlichen Menge von einzelnen Verſchiedenheiten herauszubringen: und da man nur immer eine ſehr kleine Anzahl von Fällen vor ſich hat, ſo kann man faſt nie einen allgemeinen Schluß machen, der nicht durch gegenſeitige Beyſpiele wankend würde. Die beſondern Umſtände aber, unter welchen die Aufklärung eines Volks ſich angefangen, liegen mehr vor Augen, und laſſen ſich mehr außer Streit ſetzen: oder wann auch hier eine ſo vielfältige Verbindung mannichfach wirkender Urſachen ſtatt ſände, daß die Geſchichte ſie nicht alle angeben, noch die Philoſophie ſie alle errathen könnte; ſo giebt es doch darunter einige ſo merkliche und ſo mächtige, daß ſich ihr Einfluß weder verkennen, noch auch unrecht verſtehen läßt.

Sie ſehen leicht, meine Herren, daß dieſe Umſtände von doppelter Art ſind; daß ſie entweder außer der Nation, von der die Rede iſt, oder in ihrer eigenen innerlichen Verfaſſung liegen. Zu jenen gehört vornehmlich die Zeit, in der eine Nation an Wiſſenſchaft überhaupt, und beſonders an ihrer eigenen Sprache, Geſchmack gewinnt, und dann die Beſchaffenheit der Litteratur bey andern Nationen, die vor ihr aufgeklärt wurden, und ihr Licht ihr mittheilten.

Was war es für ein Zeitpunkt, wo die Barbarey ſich zuerſt in Deutſchland zu zerſtreuen anfieng? Ein ſpäterer allerdings, als bey den mittäglichen und weſtlichen Völkern. Italien iſt das erſte und faſt das einzige Land, das zu eben der Zeit, wo es die Meiſterſtücke der alten Sprachen mit Mühe wieder kennen lernte, zugleich

Meiſterſtücke in ſeiner eigenen ſchuf. Das Licht, das dort aufgegangen war, kam in nicht gar langer Zeit darauf auch zu uns; aber es war ein fremdes Feuer, das uns nur erleuchtete, ohne zugleich unſer eigenes anzuzünden. Wir laſen und lernten, ja wir ſchrieben ſo gar lateiniſch und griechiſch; viele gut, einige ſo gar vortreflich: aber doch konnte das noch lange keine Litteratur geben, keine uns eigene Litteratur, die ein treues Gemälde unſers beſondern Geiſtes, unſerer unterſcheidenden Denkungsart geweſen wäre. Die Gelehrten machten in dieſem Jahrhunderte gleichſam eine eigene, unter die andern zerſtreute Nation aus, die allenthalben ungefähr dieſelbige Denkungsart, denſelbigen Ton hatte; und zwar deswegen, weil ſie durchgängig auf einerley Art war gebildet worden. Da ſie ihre eigene, dem übrigen Theil des Volks unverſtändliche Sprache redeten und ſchrieben; ſo hatten ſie zwar unter ſich ſelbſt eine nähere, mehr unmittelbare Gemeinſchaft, als die Gelehrten unſers Jahrhunderts: aber auf die Uebrigen der

Nation hatten ſie wenig Einfluß; auch nahmen ſie eben ſo wenig von der beſondern Denkungsart derſelben und der eigenthümlichen Wendung ihres Geiſtes an. Denn ſie ſchrieben nicht allein, ſondern ſie faßten auch ihre Ideen in einer fremden Sprache.

Was damals Luther für die deutſche Sprache gethan hat, darf ich Ihnen, meine Herren, nicht ſagen. Es iſt wahr, ſeine Sorgfalt, ſeine Richtigkeit im Ausdrucke, ſeine Genauigkeit in der Wortfügung haben unſre Grammatik und unſer Wörterbuch in einer größern Reinigkeit erhalten, vielleicht auch vollſtändiger gemacht, als es ohne ihn würde geſchehen ſeyn: aber bey alle dem haben doch ſeine Werke unſre Litteratur nicht angefangen; ſie haben es uns nicht leichter gemacht, Werke der Gelehrſamkeit oder Schriften zum Vergnügen in unſerer Sprache zu liefern. Wer dieſe hervorbringen wollte, hatte noch alles zu thun; er mußte noch ſelbſt die Ausdrücke, die Wendungen, die Zierrathen aus dem zerſtreuten Reichthume der Sprache zuſammenleſen;

mußte noch ſelbſt unbeſtimmte Wörter beſtimmen, oder wenn er für ſeine Ideen gar keines hatte, bald durch Zuſammenſetzung und Abänderung neue finden, bald ſich dadurch helfen, daß er fremde entlehnte; mußte noch ſelbſt neue Verbindungen, neue Wendungen wagen, wo die Sprache zu ungelenk war: kurz, er mußte ſich ſeinen Styl noch erſchaffen. — Doch war das nachfolgende Jahrhundert in aller Abſicht weit dunkler und barbariſcher, als das, worinn Luther lebte. Man vergaß ſein Bischen ächtes altes Latein über den Zänkereyen, zu welchen ſich eine verderbte, mit ſpitzfündigen Begriffen überladene Latinität am beſten ſchickte; und deutſch lernte man auch nicht. Mit einem Worte: man hatte eigentlich gar keine Sprache.

In dieſer Zwiſchenzeit, am Ende des vorigen Jahrhunderts, machten unſre weſtlichen Nachbarn, die Franzoſen, auf einmal ein gewaltiges Aufſehen. Sie eroberten und ſchrieben: und wer durch die Pracht des Königs und den Muth der Truppen auf die Nation war aufmerkſam gemacht worden, der fand, wenn er näher mit ihr bekannt ward, Schriftſteller und Künſtler, die Hochachtung und Bewunderung verdienten. Die Veränderung war ſo plözlich, ſo groß, daß ſie nothwendig ſo wohl die Franzoſen ſelbſt, als auch ihre Nachbarn in eine Art von Betäubung ſetzen mußte, in welcher beide nicht wußten, was ſie von ſich und was ſie von den andern zu halten hätten. Jene glaubten getroſt, daß ſie die erſte Nation auf der Welt wären, und in der That hatten ſie einigen Anſpruch auf dieſen Namen.

Die deutſche Nation war damals noch ein ſo zuſammengeſeztes, ungleichartiges Ganze, daß das Urtheil über jene ſehr verſchieden ausfiel. Alle, die durch ihren Rang oder ihre Theilnehmung an den öffentlichen Staatsgeſchäften den Glanz dieſes erobernden und witzigen Volks mehr in die Nähe ſahen, und ihn mit der traurigen Dunkelheit ihrer eigenen Nation verglichen, welche nichts als Schulgelehrte aufweiſen konnte; die alle beeiferten ſich, an dieſem Glanze Theil zu nehmen, ſuchten ſich, ſo viel als möglich, dieſer fremden Nation einzuverleiben, ſich von ihrer eigenen durch Sprache und Sitten zu unterſcheiden: und ſo waren ſie herzlich zufrieden, daß die Deutſchen von den Franzoſen verachtet wurden, weil ſie ſelbſt glaubten, halbe Franzoſen zu ſeyn. — Unſre Gelehrten hingegen, die dem Spiel ſehr in der Ferne zuſahn, ließen ſich noch wenig durch dieſe Verachtung der Fremden und ihrer eigenen Landsleute rühren, oder ſie tröſteten ſich durch eine gegenſeitige innige Verachtung der elenden Tändeleyen eines Volks, bey welchem, nach ihrer Meynung, die wahre Gelehrſamkeit auszuſterben anfing. Von dieſer Seite alſo war es nicht zu hoffen, daß Ehrgeiz und Eiferſucht ſehr rege werden und deutſche Schriftſteller mit den franzöſiſchen um den Preis kämpfen ſollten. Unterdeſſen verbreitete ſich der Geſchmack an dem Ausländiſchen in Sprache, Sitten und Schriften von den Groſſen bis zum wohlhabenden Bürger, und endlich bis zu der Klaſſe von Leuten, die zwiſchen den Gelehrten und dem Weltmanne in der Mitte ſtehen. Begierde, den Großen zu gefallen und ſein Glück zu machen, Theilnehmung an ihrer Arbeit in gelehrten Bedienungen, Ehrgeiz, ihres Umganges gewürdiget zu werden, Handel mit den Franzoſen, die die nützlichen Künſte zugleich mit den angenehmen und ſchönen zur Vollkommenheit brachten: alles das trug zu der allgemeinen Ausbreitung dieſes fremden Geſchmacks bey. Nun dachten endlich auch wir Deutſchen daran, daß wir eine Sprache hätten, die ſich ſchreiben ließe; aber da wir hieran nicht eher dachten, als bis wir ſchon von den Schönheiten einer fremden Sprache gerührt, ſchon von der Politur fremder Schriftſteller eingenommen waren, ſo konnte es gar nicht anders ſeyn, wir mußten ihnen nachahmen, auch ohne die Abſicht zu haben. Laſſen Sie uns doch ſehen, meine Herren, wie weit ungefähr dieſe Nachahmung ſich erſtreckt hat.

Man muß hier die Geſtalt unſrer Wiſſenſchaften und den Charakter unſrer jetzigen Schriftſtellerſprache wohl unterſcheiden. In jenen ſteckt, wenn ich ſo reden darf, mehr lateiniſcher Geiſt, in dieſer hingegen mehr franzöſiſcher und engliſcher. Beide zuſammen machen eine Miſchung, die, wenn man ſie recht aus einander ſcheiden könnte, den Zuſtand unſrer Köpfe und unſrer Schriften am beſten erklären würde.

Wiſſenſchaften und Philoſophie fiengen nicht erſt da bey uns an, wo wir anfiengen, deutſche Schriftſteller zu haben. Wir hatten ſchon einen großen Vorrath von Gelehrſamkeit, und zur Philoſophie hatten wir viele und uns eigene Anlage. — Den Stoff dazu hatten wir, wie alle europäiſche Nationen, von den Alten, theils unmittelbar durch ihre eigene Werke, theils mittelbar durch die unreinen Kanäle der neuern ſcholaſtiſchen Theologie und Philoſophie bekommen. **Sokrates**, **Ariſtoteles** und **Cicero**, ſammt dem guten **Thomas Magiſter**, haben vielleicht auf die Art und Weiſe, wie wir die Wiſſenſchaften lehren, auf die Abtheilung und Hauptörter unſerer Syſteme, auf die Fragen, die wir vorzüglich unterſuchen, die Schwierigkeiten, die wir auflöſen, und die Streitigkeiten, die ſich immer von neuem bey uns entſpinnen, weit mehr Einfluß, als wir uns vorſtellen mögen.

Aber nun unſre eigene Sprache. Die Unterſcheidung deſſen, was in ihr ſchön, edel, anſtändig ſeyn ſollte, die Beeiferung, ſich über allerhand Arten von Gegenſtänden in ihr auszudrücken, und gut auszudrücken; dieſe hat ſich erſt angefangen, als ſich das jetzige Jahrhundert anfing. Und woher haben wir da unſre Regeln und unſre Muſter genommen? — Die alten Sprachen ſind von der unſrigen zu entfernt, als daß ſie viel zu ihrer Ausbildung beytragen könnten: überdieß ſind die, welche deutſch ſchreiben, und gut zu ſchreiben ſich Mühe geben, gerade nicht die größten Kenner der alten Sprachen. Es war alſo ganz natürlich, daß die ſchon verfeinerte Sprache unſrer Nachbarn, die wir alle eher gelernet hatten, ehe wir in der unſrigen arbeiteten, und deren eingebildete oder wahre Vortreflichkeit uns zuerſt gereizt hatte, auf eine

Verbeſſerung unſerer eigenen zu denken; daß, ſage ich, dieſe unſern Ausdruck oft ohne unſern Vorſatz bildete und beſtimmte. Das Franzöſiſche kam zuerſt; das Engliſche folgte. Man merkt den Uebergang von jenem zu dieſem gar deutlich in unſern Schriftſtellern. Unſer Styl iſt in der neueſten Zeit gedrungener, körnichter, reicher geworden, aber auch oft gewagter und zuweilen ausſchweifender. Man drückt ſeine Gedanken vielleicht freyer und eigenthümlicher aus, und bey guten Köpfen gewinnt der Leſer dabey allemal: aber man verzeiht ſich auch ſeltſame Zuſammenſetzungen von Wörtern, ungewöhnliche Redensarten, und das artet dann bey ſchlechten Schriftſtellern ſehr oft ins Sinnloſe und Abentheuerliche aus. Kurz, dieſe Art von Freyheit hat, ſo wie jede andere, ihren Vortheil und ihren Nachtheil. Die guten Schriftſteller werden dadurch vortreflich und die mittelmäßigen elend.

Vielleicht, meine Herren, halten Sie es der Mühe werth, daß ich von dem Einfluſſe dieſer fremden Litteratur auf die unſrige noch etwas genauer rede, und zwar beſonders, inſofern er ſich auf die Sprache erſtreckt hat.

Eine ſich bildende Sprache nimmt von einer andern entweder einzelne Wörter, oder Wendungen, oder eine gewiſſe allgemeine Farbe an, die ſich eher empfinden, als deutlich erklären läßt. Einzelne Wörter kann eine Sprache, wie die unſrige, eigentlich von keiner fremden borgen, die gar nicht mit ihr verwandt iſt, die ihren Wörtern ganz andre Endungen giebt, ſie mit ganz andern Tönen ausſpricht, ſie nach ganz andern Geſetzen abändert. Und doch hat ſie dergleichen nicht wenige aus der franzöſiſchen und engliſchen herübergenommen; oft, weil ſie wirklich zu arm war, noch öfter aber, weil die Schriftſteller ihren ganzen Reichthum nicht kannten, oder aus Trägheit nicht erſt lange durchſuchen wollten. Armuth iſt es in einem doppelten Falle: einmal, wenn für die Sachen, die wir ſagen wollen, ganz und gar keine Wörter in der Sprache vorhanden ſind, entweder weil die Sache bey der erſten Bildung der Sprache noch gar nicht da, oder weil ſie der Nation noch nicht bekannt war; und dieſer Fall kömmt in allen Sprachen vor, wo ſich jeder, der von unbekannten Dingen zum erſtenmal ſpricht, des Rechts bedient, ein neues ausländiſches Wort zu brauchen: zweytens, wenn zwar die Sprache ein Wort hat, die Sache im Ganzen auszudrücken, aber keins, das edel und zu dem jeztgewählten Tone der Schreibart paſſend wäre, oder keins, das zugleich alle Nebenbegriffe ausdrückte, die wir eben jezt zu unſerer beſondern Abſicht glauben nöthig zu haben. Dieſes leztere iſt es, was ſo viel fremde Wörter auch in unſre guten Schriftſteller gebracht hat. In der That muß der Fall bey einem guten Schriftſteller öfter vorkommen, weil bey dieſem immer die Ideen genauer beſtimmt ſind, und er mehr auf die kleinen Schattirungen Acht hat, die ganz gleichſcheinende Wörter noch unterſcheiden. Schreibt er beſonders über eine Materie, worinn die Ausländer viel gearbeitet und viel von ihm ſind geleſen worden; ſo wird ſich ihm mancher Begriff gar unter keinem andern Worte, als unter dem fremden darbieten; mancher wird ihm nicht genau und ſtark genug geſagt ſcheinen, ſo bald er nicht mit eben demjenigen Worte geſagt wird, womit er zuerſt ihn bekommen hat. Oft iſt es bloße Einbildung, wenn uns das nicht mehr vollgültig dünkt, was durch den langen Gebrauch unſcheinbar geworden, obgleich das Fremde und Neugeprägte in der That von keinem größern innern Gehalte iſt. Oft aber iſt es wahre Empfindung, und dann iſt deſſen Ohr nicht ſo wohl zärtlich, als verzärtelt, der weniger ein fremdes Wort, als eine halbgeſagte, übel paſſende Idee dulden kann, weniger von der feinen Richtigkeit in den Gedanken, als von einer pedantiſchen Reinigkeit der Sprache gerührt wird.

Eine Sprache, wenn ſie für alle Klaſſen von Werken bequem ſeyn ſoll, muß einerley Sache auf mehr als einerley Art, nach den verſchiednen Gattungen der Materie und den verſchiedenen Abſichten des Schriftſtellers, ausdrücken können.

In dieſen Gattungen der Schreibart giebt es unzählige mittlere Stufen: doch laſſen ſie ſich überhaupt auf dreye bringen. Dieſe ſind die eigentlich poetiſche und maleriſche, die populäre und dialogiſche, und die didaktiſche.

Sehen wir unſere Sprache an, ſo finden wir ſie an Wörtern der erſten Art reicher, als vielleicht irgend eine andre. Namen, die die Dinge oder die Veränderungen von ihrer ſinnlichſten Seite vorſtellen, die ſo zu ſagen, nur die ſichtbare Erſcheinung der Sache, nicht ihre innre Natur ausdrücken, ſolche Namen haben wir in Menge: und oft ſind wir auch im Stande, neue zu machen, ohne daß wir der Sprache Gewalt thäten. Dieſen Reichthum unſrer Sprache hat wohl niemand beſſer gekannt, beſſer genuzt, als **Klopſtock** und **Geßner**, obgleich in zwo ganz verſchiedenen Arten. Wie weit hier die franzöſiſche hinter der unſrigen bleibe, das zeigen ihre eigenen Originalwerke, die immer, ſo bald es auf Schilderung der ſichtbaren Natur ankömmt, zu allgemein ſind, und der Imagination das Bild mit zu wenig Beſtimmung, zu wenig Lebhaftigkeit vormalen; noch mehr aber zeigen es ihre Ueberſetzungen unſrer deutſchen Dichter, beſonders der beiden, die wir oben genannt haben. Klopſtock verliert im Franzöſiſchen ganz unendlich. Tauſend im Deutſchen genau beſtimmte Wörter werden dort zu allgemeinen, denen die bedeutungsvolle Nüance fehlt; eine unzähliche Menge der maleriſchſten, ausdruckvollſten Beiwörter, die aus der ſchwachen dunklen Ferne dem Auge der Imagination das Bild näher und in die rechte Lage rückten, geht zum Theil ganz verloren, zum Theil werden ſie durch ſolche erſezt, die weit abſtrakter und eben deswegen weit leerer ſind, zum Theil werden ſie mit einem Schwalle von Wörtern umſchrieben, worunter die ganze Idee erſtickt. Oder wenn man die Ueberſetzung der Meſſiade für zu unvollkommen hält, um ſie bey der Vergleichung zum Grunde zu legen; ſo vergleiche man die Ueberſetzung Geßners, die von ſo ausgemachter und vorzüglicher Güte iſt, mit dem Originale.

Was Wörter im geſellſchaftlichen Style betrift, ſo wie er im Luſtſpiele, in der Erzählung, in andern zur Ergötzung geſchriebenen Werken vorkömmt, ſo möchten wir ſie in hinlänglicher Anzahl haben; nur daß die Grenze zwiſchen dem Niedrigen, dem Komiſchen, dem Vertraulichen u. ſ. w. weniger genau beſtimmt iſt, oder oft das alte ſehr ausdrückende Wort verächtlich und pöbelhaft geworden, ohne daß ein andres an ſeine Stelle gekommen. Bey einigen ſolcher Wörter iſt alle Rettung verloren; beſonders wenn man ſich einmal bey ihnen an gewiſſe unanſtändige oder ekelhafte Nebenbegriffe gewöhnt hat: bey andern iſt die Rettung noch möglich, wenn ſich ihrer ein Schriftſteller vom erſten Range annimmt. Ein Mann, von dem ſchon die ganze Nation überzeugt iſt, daß er mit der feinſten Auswahl und ſorgfältigſten Ueberlegung ſchreibt; wenn ſo ein Mann ein mit Unrecht verachtetes Wort wieder gebraucht: ſo wird man vielleicht in dem erſten Augenblicke anſtoßen; aber bald wird man auf Gründe zu ſeiner Entſchuldigung denken;

man wird das Wort an Stellen hingeſetzt finden, wo es ſo eigenthümlich und paſſend iſt, daß man es für unentbehrlich halten muß; von dem Anſehen dieſes Mannes unterſtützt, werden es andre Schriftſteller ihm nachgebrauchen, und bald werden wir eben ſo gewohnt ſeyn, es zu hören, als ob wir uns niemals davon entwöhnt hätten. Auf dieſe Art hat uns **Ramler** und Leßing ſchon manches Wort, manchen Ausdruck gerettet, und andre Schriftſteller von gleichem Anſehen, wie ſie, ſollten es auch thun. Die meiſte Unbequemlichkeit findet man, wenn man Geſpräche ſchreibt. Man möchte ſo gerne die Sprache rein erhalten, ſo gerne alles das deutſch ſagen, was wirklich deutſch geſagt werden kann; und doch möchte man auch der Nachahmung das völlige Anſehen der Natur geben; man möchte gerne die Redensarten beybehalten, wie ſie im Geſpräche wirklich gehört werden. Wie will man aber beide Endzwecke vereinigen, wann ſich von den unglücklichen Zeiten her, wo man weder Franzöſiſch noch Deutſch, ſondern ein Gemengſel von beiden

Sprachen redete, noch eine ſo große Menge fremder Wörter und Redensarten, beſonders unter den Vornehmen, erhalten hat, wofür ſchlechterdings kein gleichgeltender deutſcher Ausdruck da iſt, der gemein und gebräuchlich wäre? Dieſe Unart hat indeſſen an den meiſten Orten ſchon ziemlich nachgelaſſen; man bedienet ſich ſchon weit mehr, als vordem, der Ausdrücke der Mutterſprache: und wo dieſe noch nicht gewöhnlich ſind, da hat der Schriftſteller das Recht, ſie gewöhnlich zu machen. Er bildet, wenn er nur ſonſt vortreflich iſt, die Sprache des Umgangs, wie die Sprache der Bücher; und ſchreibt der Nation vor, wie ſie reden ſoll, wenn er ihr nicht nachſchreiben kann, wie ſie wirklich redet.

Wenn es den Deutſchen in irgend einer Gattung der Schreibart an Wörtern fehlt, ſo fehlt es ihnen in der didaktiſchen Gattung. Daher kömmt es, daß unſre Philoſophen, oder die, welche auch in Werken anderer Art gerne philoſophiren, entweder immer in Metaphern ſchreiben, oder eine Menge fremder Wörter gebrauchen. Hier nun hat die franzöſiſche und engliſche Sprache einen augenſcheinlichen Vorzug. Da unſere Wiſſenſchaften, wie ich bereits geſagt habe, von den Lateinern zu uns gekommen ſind, oder uns durch lateiniſch geſchriebene Bücher ſind überliefert worden; ſo ſind die meiſten Wörter, die wir in den abſtrakten Theilen der Wiſſenſchaften nöthig haben, lateiniſch. Dieſe haben nun natürlicher Weiſe in Sprachen, die von der lateiniſchen abſtammten, leicht können aufgenommen werden: und die Franzoſen, die ſonſt für die Reinigkeit ihrer Sprache ſo ſehr beſorgt ſind, nehmen in dieſer Art alle Tage noch mehr auf. Wir, die wir eine eigne Stammſprache haben, konnten dieſe Wörter durchaus nicht in deutſche verwandeln. Wir mußten alſo deutſche ſuchen oder machen, die mit jenen einerley Ideen bezeichnen ſollten. So haben wir uns freylich zu helfen geſucht: aber wer in dieſer Gattung ſchreibt, und noch mehr, wer darinne überſetzt, der wird finden, daß für eine Menge von Begriffen immer nur Ein Wort verhanden iſt, wo die philoſophiſche Genauigkeit deren mehrere verlangt, und unſre Nachbarn auch wirklich deren mehrere haben.

Dieß, meine Herren, ſey genug von den einzelnen Wörtern geſagt. Das Zweyte, was eine Sprache von der andern entlehnen kann, ſind Redensarten, gewiſſe Verbindungen von Wörtern, die ſchon ganze vollſtändige Gedanken bezeichnen; gewiſſe eigene Wendungen und Uebergänge. Und hier iſt es nun, wo unſre Sprache unſtreitig ſehr viel von ihren Nachbarinnen angenommen hat, und auch künftig noch annehmen wird, ſo wie wir uns mit neuen Nationen bekannt machen, oder neue Bücher leſen und bewundern werden. Wie weit darinne der Gebrauch gehe, und wo der Mißbrauch anfange; das iſt auch hier, wie in allen andern Dingen, unendlich ſchwer zu beſtimmen. Zum Unglücke hilft das Eifern ſehr wenig, wenn auch der Mißbrauch augenſcheinlich wäre. Die Sprachen haben ihre Revolutionen, wie die Völker, die ſie reden; und dieſe Revolutionen mögen nun zur Verbeſſerung oder Verſchlimmerung gereichen, ſo werden ſie demjenigen allemal Verderbniſſe ſcheinen, der an die Neuerungen noch nicht gewöhnt iſt. Freylich würde unſre Sprache ganz anders ſeyn, wenn unſre Nation, als die erſte an Kultur und Künſten, alles das aus ſich ſelbſt hervorgebracht hätte, was ihr jezt von andern iſt überliefert worden anders würde ſie ſeyn, wenn die Griechen und Römer ſo unſre Nachbarn wären, wie jezt die Franzoſen und Engländer; anders endlich, wenn die ſprachverwandten nordiſchen Nationen entweder vor uns oder mit uns zu gleicher Zeit durch ihre Schriftſteller Aufſehen gemacht hätten. Vielleicht, wenn bey der Sache ja etwas zu bedauern iſt, ſo iſt es dieß, daß wir gerade am meiſten mit Völkern in Verbindung geſtanden, deren Sprache ſo wenig mit der unſrigen gemein hat, und uns niemals um diejenigen bekümmert haben, die unſre eigne älteſte Sprache oder einen Dialekt derſelben reden.

Unter der Menge beſonderer Anmerkungen, die ich machen könnte, will ich nur eine einzige machen, die mir vorzüglich wichtig ſcheint. Die franzöſiſche Sprache gebraucht lange nicht ſo viel Verbindungswörter, als die unſrige; ſie bringt die Ideen in keinen ſo genauen Zuſammenhang, als die unſrige. Dadurch hat ſie eine abgeriſſene ſentenziöſe Schreibart veranlaßt, worinne man Satz auf Satz einzeln hinwirft, und es dem Leſer ſelbſt überläßt, ſich die Verbindung hinzu zu denken. Wenn der Mann, der ſo ſchreibt, in der That ein bündiger Kopf iſt, der ſich an eine ſtrenge und genaue Ordnung ſeiner Gedanken gewöhnt hat, ſo mag für einen auch denkenden Kopf in einer ſolchen Schreibart viel leichte und ſchmeichelhafte Beſchäftigung, und mithin viel Reizendes ſeyn. Aber ſobald ſich ihrer ein nicht ſo bündiger Schriftſteller bedient, ſo leitet ſie ihn ohne Unterlaß von dem geraden Wege ſeiner Ideen ab; ſie führt ihn in Verſuchung, Sätze zuſammenzuhäufen, die keine richtige Folge machen: und dann verliert ſich der Schriftſteller oft völlig von ſeinem Ziele, ſcheint uns die ſcharfſinnigſten Sachen zu ſagen, und ſagt uns im Grunde ſo viel als nichts. Die ſo geſchriebenen ſchlechten Bücher ſollten gar nicht überſezt werden; die ſo geſchriebenen guten Bücher ſollte der Ueberſetzer eben dadurch am meiſten verdeutſchen, daß er die wirklich vorhandene Verbindung der Ideen ſo viel als möglich angäbe; und keiner unſrer Originalautoren ſollte der Sprache Gewalt thun, um ſie eben ſo zerriſſen und unzuſammenhängend in ihren Gliedern zu machen, als die franzöſiſche es geworden iſt. Nichts iſt einem guten Werke ſo weſentlich, als ein richtiger Gang und eine genaue Verbindung der Gedanken; und nichts an einer Sprache ſo ſchäzbar, als wenn ſie durch ihr Genie dieſen richtigen Gang und dieſe genaue Verbindung begünſtiget.

Sie ſehen, meine Herren, daß meine Materie kaum angefangen, und nichts weniger als erſchöpft iſt; ich kann Ihnen daher aus den übrigen Theilen nur einige zerſtreute Gedanken vorlegen, deren Ausführung ich mir aufs Künftige vorbehalte.

Die Provinz, in welcher die guten Schriftſteller zuerſt zum Vorſcheine gekommen ſind, und der Dialekt dieſer Provinz muß nothwendig mit in Betrachtung gezogen werden, wenn man wiſſen will, warum unſre Denkungsart und unſre Sprache gerade dieſen und keinen andern Schwung genommen haben? Wäre die Dichtkunſt in Schwaben, wo ſie aufzublühen anfieng, zur völligen Reife gediehen, ſo würde ſich unſer Geſchmack ganz anders gewöhnt haben; wir würden uns unſtreitig von dem, was gut deutſch heißt, von dem, was in den Ausdrücken edel oder lächerlich ſeyn ſoll, ganz andre Begriffe machen, als jezt. — Alle Sprachen, die in groſſen Reichen geſprochen werden, müſſen Dialekte haben; aber nicht bey allen haben dieſe Dialekte gleiche Wirkung. Wenn jedermann, oder wenn wenigſtens der Mann von Erziehung die Hauptdialekte ſeines Landes verſteht, wie das in Griechenland war, und noch jezt in Italien iſt; wenn nicht jede Provinz den Dialekt der andern durchaus und abſolut lächerlich findet; wenn der Athenienſer, ſeines feinen und verwöhnten Ohrs ungeachtet, doch die Delikateſſe und den Wohlklang des ioniſchen Herodots nicht verkennt: ſo kann davon die Dichtkunſt und Beredſamkeit Vortheil ziehen. Uns aber, bey denen jene Bedingungen nicht ſtatt finden, würde ein Dichter, wie **Homer**, der die verſchiedenen Dialekte unſers Landes vereinigen wollte, nicht anders als abentheuerlich und abgeſchmackt ſcheinen.

Ueber den Mangel einer allgemeinen Hauptſtadt iſt ſchon vielfältig geklagt worden. Halb iſt dieſe Klage gerecht, und halb iſt ſie ungerecht. Auf die Künſte hat freylich eine allgemeine Hauptſtadt einen ſehr großen Einfluß; denn nur durch die gegenſeitige Mittheilung der Einſichten und Erfindungen, und durch den Ehrgeiz, den die Nebenbuhlſchaft erregt, können die Menſchen ihre Werke zur Vollkommenheit bringen; und bey den Künſten findet dieſe Mittheilung anders nicht ſtatt, als durch die Gegenwart und den Anblick. Zur Kultur der ſchönen Wiſſenſchaften iſt es in gewiſſer Abſicht nützlich, daß die Schriftſteller beyſammen wohnen, ſich ihre Gedanken und Entwürfe mündlich mittheilen, einer des andern Rath hören, einer den andern entflammen und aufmuntern; aber ſo nothwendig iſt es bey weitem nicht, als bey den Künſten. Es giebt hier ſchon Wege, wodurch ſich Kenntniſſe und Geſchmack auch in entfernte Gegenden verbreiten können. Ja, vielleicht beſäßen wir einige unſrer ſchönſten Werke nicht, die ſich durch den originellen Charakter der einfältigſten und liebenswürdigſten Natur empfehlen, wenn unſere Schriftſteller nur dem üppigen Publikum einer allgemeinen Hauptſtadt hätten gefallen wollen, und der gekünſtelte Ton der vornehmen Welt einmal Mode geworden wäre. — Wer am meiſten Recht hat, über den Mangel einer Hauptſtadt zu klagen, das iſt der theatraliſche Dichter. Denn dieſer vermißt damit ein gebildetes, beſtimmtes, überall bekanntes Publikum, deſſen Sitten er kopiren und das ihn hinlänglich belohnen könnte; er vermißt eine Bühne, die reich genug wäre, alle guten Schauſpieler der Nation an ſich zu ziehen, und eben dadurch vollkommen genug, ihn über das Praktiſche ſeiner Kunſt zu belehren, und ihm Muth zur Ueberwindung ihrer unzähligen Schwierigkeiten zu geben.

Es ſcheint, als wenn es unſern Schriftſtellern bisher noch an der Beharrlichkeit gefehlt hätte, lange Zeit an einem Werke im Verborgenen zu arbeiten, und viele Jahre lang einen weitläuftigen Plan zu verfolgen, ohne die Frucht des Ruhms von der Bekanntmachung deſſelben zu genießen. Und doch ſind die Werke der Monteſquieu und der Ferguſon nur auf dieſe Weiſe entſtanden. Eine Haupturſache davon iſt wohl die, daß bey den meiſten unſrer jungen Köpfe der Ruf, den ſie als Schriftſteller ſuchen, bloß das Mittel ſeyn ſoll, ihr Glück zu machen. Freylich können ſie alsdann nicht genug eilen, dieſen Ruf zu erhalten; und es wäre ſehr unnatürlich, wenn ſie nicht mit einer kleinern Vollkommenheit ihrer Werke zufrieden wären, wofern dieſelben nur gut genug ſind, Leute, die ihre Umſtände verbeſſern können, auf ſie aufmerkſam zu machen.

Man klagt darüber, daß unſre Großen unſere Bücher nicht leſen, und man hat Recht, darüber zu klagen. Aber auch dieß hängt ſo natürlich mit den Umſtänden unſerer Nation und ſelbſt mit der Beſchaffenheit unſerer Litteratur zuſammen, daß man ſich wenigſtens nicht wundern darf, wenn man auch klagt. Keine Werke der Philoſophie erlauben mehr Erhabenheit im Ausdrucke, mit mehr Scharfſinn in der Unterſuchung verbunden, als die, welche von Verwaltung der Staaten handeln. Keine ziehen die Aufmerkſamkeit der Staatsmänner und der Großen mehr auf ſich. Wir haben bisher noch kein einziges Werk dieſer Art, das wir den Schriften unſrer Nachbarn an die Seite ſetzen könnten. — Wenn es uns gelänge, unſern Fürſten einen deutſchen Monteſquieu in die Hände zu geben, vielleicht würden ſie dann auch unſre Klopſtocke und Geßner und Leſſinge und Moſes leſen.

Ende.

Druckfehler.

S. 313. Z. 8. ſtatt zwölften iſt zu leſen: dreyzehnten.

Verzeichniß der Abhandlungen.

Vorrede S. 3

Verſuch über die Prüfung der Fähigkeiten 8

Aus dem achten Bande der Neuen Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und der freyen Künſte.

Betrachtung einiger Verſchiedenheiten in den Werken der älteſten und neuern Schriftſteller, beſonders der Dichter 116

Aus dem zehnten Bande der Neuen Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und der freyen Künſte.

Vermiſchte Anmerkungen über Gellerts Moral, deſſen Schriften überhaupt und Charakter 198

Aus dem zwölften Bande der Neuen Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und der freyen Künſte.

Einige Gedanken über das Intereſſirende.
Erſter Theil S. 253

Aus dem zwölften Bande der Neuen Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und der freyen Künſte.

Einige Gedanken über das Intereſſirende.
Zweyter Theil 313

Aus dem dreyzehnten Bande der Neuen Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und der freyen Künſte.

Anhang zur voranſtehenden Abhandlung 379

Hier zum erſtenmale gedruckt.

Ueber den Einfluß einiger beſondern Umſtände auf die Bildung unſerer Sprache und Litteratur. Eine Vorleſung 440

Aus dem vierzehnten Bande der Neuen Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und der freyen Künſte.

Abhandlung
über die
Verbindung der Moral
mit der
Politik,
oder
einige Betrachtungen
über die Frage,
in wiefern es möglich ſey, die Moral des Privatlebens
bey der Regierung der Staaten zu beobachten.

von
Chriſtian Garve.

Breslau,
bey Wilhelm Gottlieb Korn, 1788.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Abhandlung
über die
Verbindung der Moral mit der Politik,
oder
einige Betrachtungen
über die Frage: „in wiefern iſt es möglich die Moral des Privatlebens bey der Regierung der Staaten zu beobachten?“

Eine gnugthuende Antwort dieſer Frage iſt über meinen Horizont. Je mehr ich mich mit derſelben beſchäftige: deſto mehr Schwierigkeiten ſehe ich von allen Seiten. Auf der einen iſt es Pflicht des Philoſophen, der Gerechtigkeit und der ſtrengen Tugend wenigſtens in der Theorie nichts zu vergeben, da die Leidenſchaften der Menſchen ſich ohne das ſo leicht erlauben, in der Ausübung Ausnahmen davon zu machen. Auf der andern iſt es Vorſchrift ſeiner Vernunft, nichts unmögliches zu fordern, weil ſonſt auch ſeine der Anwendung fähigſten Lehren, von den Perſonen, welche den Geſchäften vorſtehen, verachtet werden. In welchem Puncte ſich dieſe beyden Sachen vereinigen laſſen, iſt mir bisher noch nicht klar geworden. Zieht man die Erfahrungen aller Zeitalter, und die Beyſpiele ſelbſt der beſten Fürſten zu Rathe: ſo ſollte man glauben, daß es unmöglich ſey, auf dem Throne und an der Spitze der Staaten, von den ſtrengen Regeln die der Aufführung des Privatmanns im Verkehr mit ſeines Gleichen vorgeſchrieben ſind, nicht abzuweichen. Wenn man auf der andern Seite die Nützlichkeit und innere Vortreflichkeit dieſer Regeln bedenkt; wenn man ſieht, daß, ſobald dieſelben nicht auch im öffentlichen Leben für unverletzlich gehalten werden, ſich gar keine beſtimmte Schranken mehr ſezzen laſſen, um der Willkühr und den Leidenſchaften der Regenten Einhalt zu thun: ſo iſt man geneigt, den Urtheilen der Welt und den Erfahrungen welche die Geſchichte von den Folgen der Dinge darbeut, zu trotzen, und jede Staatshandlung für ein Verbrechen zu erklären, die nicht auch im Verhältniſſe eines Bürgers gegen den andern erlaubt wäre.

So viel ſehe ich deutlich ein, daß der einzige Weg jene Frage zu unterſuchen, dieſer iſt: ſich zuerſt die Unterſchiede deutlich zu machen, die ſich zwiſchen der Lage der Regenten und Privat-Perſonen finden.

Dieſe Unterſchiede ſind doppelt. — 1. Der Souverän eines Staates iſt gegen den Souverän eines andern Staates in dem Stande der Natur, wo jeder nur ſich ſelbſt zu ſeinem Beſchützer hat, und beyde, wenn ſie in Streit gerathen, nur ſich ſelbſt zu ihren Richtern haben. Der Privatmann hingegen ſteht mit einem andern in einer ſolchen Verbindung, vermöge welcher ihnen vor Beleidigungen ein höherer Schutz gewährt, und ihnen zu ihren Streitigkeiten ein Richter angewieſen wird.

2. Der Souverain hat für die Erhaltung und das Wohl einer ganzen Geſellſchaft zu ſorgen, die ihm anvertrauet iſt: er iſt Depoſitarius einer fremden Macht, ein Geſchäftsträger eines anſehnlichen Corporis. — Der Privatmann hat nur für das Wohl ſeiner ſelbſt und der Seinigen, — eines einzigen, oder weniger Menſchen, zu ſorgen.

I.

Zu Folge des erſten Unterſchiedes alſo wird es, um die Pflichten eines Staats und eines Souveräns gegen den andern auszufinden, nöthig ſeyn, überhaupt zu unterſuchen, welche Pflichten unabhängige Menſchen im Naturſtande gegen einander zu beobachten haben.

Dieſe Materie vom Naturſtande iſt ſchon oft aus verſchiedenen Geſichtspuncten unterſucht worden. Man zweifelt, und mit Recht, ob derſelbe je unter einzelnen Menſchen ſtatt gefunden habe. Aber wenn er auch nie vorhanden geweſen iſt, ſo iſt deßwegen doch die hypothetiſche Unterſuchung, was bey Vorausſetzung völliger Unabhängigkeit, Menſchen einander leiſten können und ſollen, nicht unnütz, wenn doch die wirklichen Zuſtände der Menſchen ſich jener Independenz bald mehr, bald weniger nähern.

Freylich macht es eine Schwierigkeit mehr, daß wir hierbey nicht die Erfahrung zu Rathe ziehen können. Nehmen wir, wie es faſt geſchehn muß, die Beyſpiele aus den Handlungen moraliſcher Perſonen, (mit welchem Namen wir die Staaten belegen, weil die Vielen, aus welchen ſie beſtehn, wegen ihrer Verbindung als eine einzige Perſon handeln,) ſo ſind wir, beſonders bey unſrer Unterſuchung, in Gefahr einen Cirkel zu machen; und, indem wir zuerſt das Weſentliche des Standes der Natur aus den Beyſpielen vielleicht ſchon verdorbner und ungerecht handelnder Staaten abſtrahiren, alsdann nach jenen Begriffen hinwiederum dieſe Verderbniſſe, und dieſe Ungerechtigkeiten zu entſchuldigen.

Selbſt die Staaten ſind ſelten in jener völligen Verbindungsloſigkeit, die das Eigenthümliche des Naturſtandes ausmacht. Es entſtehen aus der Nachbarſchaft, aus dem Verkehr der Nationen, ſelbſt aus ihren Kriegen, und den Friedensſchlüſſen mit welchen ſie ſich endigen, nach und nach allerhand Bande unter ihnen, die, indem ſie ihr Verhältniß, dem Zuſtande der Menſchen in der bürgerlichen Geſellſchaft näher bringen, auch eine größre Uebereinſtimmung in den Pflichten der Fürſten und der Privatleute bewirken. Ein Staat der vermittelſt der ihm geleiſten Guarantien auf einen mächtigen Schutz zu rechnen hat, iſt nicht mehr in der Lage, als einer der lediglich auf ſeine eigne Stärke ſeine Sicherheit bauen muß.

Doch ſelbſt um den Einfluß dieſer Verbindungen, deren es viele Stufen giebt, auf Pflichten oder Gewohnwohnheiten der Staaten deutlicher einzuſehn, kan man nicht umhin ſich einen Zuſtand der vorher gieng zu denken, wo noch gar keine Verbindung ſtatt fand.

In dieſem Zuſtande nun finde ich drey Eigenthümlichkeiten.

Erſtlich, jeder muß nicht nur für ſeine Sicherheit ſelbſt ſorgen, ſondern jeder iſt auch allein Richter darüber, was zu ſeiner Sicherheit gehört.

Zweytens, die Gewiſſens- und die Zwangspflichten ſind in Abſicht des wirkſamen Grundes ihrer Verbindlichkeit, nicht unterſchieden: oder mit andern Worten, der unabhängige Menſch hat keine andre Bewegungsgründe gerecht zu handeln, als die er auch hat, wohlthätig zu ſeyn.

Drittens, das Eigenthumsrecht wird nicht durch ſo deutliche und ſo unverletzliche Regeln beſtimmt.

Was den erſten Punct, die Sorge für die Sicherheit betrifft: ſo iſt dieſelbe im bürgerlichen Leben und im Naturſtande vornehmlich darinn verſchieden, daß man in dem erſtern keine Gefahr von andern Menſchen befürchtet, als bis ſie da iſt, und alsdann entweder, wenn keine Obrigkeit Hülfe leiſten kan, ſich ſeiner Haut wehrt, oder wenn Zeit dazu iſt, bey der Obrigkeit Schutz ſucht. Im Naturſtande hingegen muß man die Gefahren dieſer Art, (ich meyne die welche von den Gewaltthätigkeiten der Menſchen herkommen.) vorausſehen und ihnen vorbeugen, oder man iſt verlohren.

Dieſe Anſtalten gegen künftige vermuthliche Angriffe ſind es, welche den Unrechtigkeiten des unabhängigen Menſchen den meiſten Spielraum laſſen, und den Moraliſten welcher Gränzen ſetzen will am meiſten verlegen machen.

In Abſicht derſelben müſſen augenſcheinlich zwey Betrachtungen vorhergehn, wenn das Verfahren gerecht ſeyn ſoll. Erſtlich: „wie wahrſcheinlich ſtehen dieſe Gefahren uns bevor“? Wenn die Vorausſetzung derſelben nicht richtig iſt: ſo ſind auch die Maaßregeln falſch, die deßhalb genommen werden. In dem ungegründeten Mißtrauen liegt der erſte Grund zu Ungerechtigkeiten.

Zweytens, „wie weit dürfen die Anſtalten dagegen getrieben werden“? Die allgemeine Regel iſt: beleidige niemanden zuerſt. Aber es giebt augenſcheinlich Fälle, wo alle Vertheidigung umſonſt iſt, wenn der Angriff abgewartet wird.

Mehrere können ſich gegen einen verbünden. Ihren vereinigten Kräften zu widerſtehen, iſt dieſem Einen unmöglich: aber er kan ihr Bündniß trennen, wenn er einen derſelben zuerſt angreift und überwindet.

In dem Falle der Nothwehr iſt jedem Menſchen, auch im bürgerlichen Zuſtande erlaubt, für die Erhaltung ſeines Lebens ſelbſt das Leben andrer aufzuopfern:

opfern: — noch weit eher ſich des Eigenthums andrer zu bemächtigen. Dieſer Fall der Nothwehr erſtreckt ſich im Naturſtande viel weiter, weil er da nicht bloß bey Thätlichkeiten, ſondern auch bey Anſtalten und Verbündungen andrer zu unſerm Untergange eintritt.

Klar iſt es, wenn die Umſtände genau ſo ſind, wie ich ſie angegeben habe; — wenn ein Angriff uns gewiß bevorſteht; wenn er gewiß alsdann, wann er zur Ausführung kömmt, unüberwindlich für uns iſt; wenn er gewiß dadurch zu Schanden wird, wenn wir einen unſrer Feinde zuerſt angreifen: ſo iſt dieſer Angriff im Naturſtande erlaubt.

Aber dann wird er ungerecht, wenn alle dieſe Vorausſetzungen falſch ſind: er wird zweydeutig, wenn die Wahrheit derſelben nicht ausgemacht iſt.

Alles kömmt alſo bey der Beſtimmung, ob der frühere Angriff eines uns bloß drohenden Gegners, oder eines uns gefährlichen Rivals, gerecht oder ungerecht ſey, darauf an, wie richtig die Geſinnungen und die Stärke der Feinde, und wie richtig unſre eigne Hülfsmittel von uns beurtheilt worden ſind. Was durch die Noth allein gerechtfertigt wurde, wird unerlaubt, wenn man ſich eine Noth erdichtet, oder fälſchlich eine größre eingebildet hat, als vorhanden war.

Aber wen hat der Menſch im Naturſtande, oder jedes unabhängige Corpus, wen haben ſie zum Rathgeber, wen zum Richter über alle dieſe Wahrſcheinlichkeiten als ſich ſelbſt?

Die Regel alſo, welche dem unabhängigen Menſchen, ſo wie dem Unterthanen in einem Staat vorſchreibt, „Du ſollſt niemanden zuerſt beleidigen; du ſollſt dich keines fremden Eigenthums bemächtigen,“ kan bey dem erſten lange ſo wirkſam nicht ſeyn, als bey dem andern, ihn von Ungerechtigkeiten abzuhalten: weil bey jenem augenſcheinlich weit mehrere Ausnahmen davon ſtatt finden, und es in ſeiner Lage ihm allein überlaſſen bleibt zu beurtheilen, ob der Fall der Ausnahme vorhanden ſey. Was für den Bürger Nothwehr heißt, iſt nach der bloßen Beurtheilung der geſunden Vernunft enger eingeſchränkt, als das, was eben dieſen Namen unter Unabhängigen und Schutzloſen verdient. Aber es iſt auch nicht einmal der Einſicht des Bürgers überlaſſen, dieſe Fälle der Nothwehr zu beſtimmen, ſondern ſie werden von den Geſetzen ſchon zum voraus angegeben. An die Stelle dieſer Geſetze nun kan in dem Naturſtande nichts anders treten, als der eigne Verſtand und das eigne Gewiſſen derer, welche darinn leben, — ihr Scharfblick und ihr Muth, vermöge welcher ſie ſich nicht durch ſchimäriſche Gefahren leicht ſchrecken laſſen; und ihr wohlwollendes Herz, welches ſie abgeneigt macht, andern ohne die äußerſte Noth zu ſchaden. Und eben dieſe Eigenſchaften werden alſo auch nöthig ſeyn, um ſelbſt jener erſtern allgemeinen Regel, ihre Kraft, und einen Einfluß auf die Ausübung zu geben.

Dies iſt die Hauptſache, die ich in meiner vorigen Abhandlung ſagen wollte, und die ich in der gegenwärtigen auszuführen ſuche. „Für Menſchen im Naturſtande, für Regenten, kömmt es nicht ſowohl auf Regeln des Rechts, als auf Bildung ihres Geiſtes und Charakters an.“ Sie ſind allerdings Geſetzen ſo gut wie wir alle unterworfen. Aber dieſe Geſetze ſind nicht auf marmorne Tafeln geſchrieben, und werden nicht durch eine Obrigkeit die das Schwerdt über ihrem Haupte hält, aufrecht erhalten. Ihr eigner Verſtand muß ſie dieſelben lehren, und in ihrem Herzen müſſen ſie die Sanction davon finden. Zwar ſind die Verträge, den geſchriebenen Geſetzen, und die Gewalt welche diejenigen auszuüben das Recht haben, denen die Vertrags-Puncte nicht gehalten worden, — iſt einer Strafe ähnlich. Aber wie ſehr iſt doch das eine von dem andern in ſeiner Natur und in ſeiner Wirkung unterſchieden!

Dieß führt mich auf den zweyten der Puncte, die ich oben als dem Naturſtande eigenthümlich angegeben habe.

Diejenigen welche geſagt haben, daß vor Errichtung einer bürgerlichen Geſellſchaft die Menſchen gar keine Pflichten gegen einander hatten, haben ohne Zweifel den Grund der bürgerlichen Pflichten ſelbſt aufgehoben. Denn wenn die Natur der Menſchen und in ihren natürlichen Verhältniſſen, keine ſolche Bewegungsgründe zu Handlungen liegen, die wir als Verbindlichkeiten anſehen können: woher ſoll dann das

Verbindliche des erſten Actus kommen, durch welchen die bürgerliche Geſellſchaft errichtet worden iſt?

Wenn hingegen der Sinn jener Männer dieſer geweſen iſt, daß zwiſchen Zwangsrechten, und erbetnen Rechten, zwiſchen äußern und innern Pflichten, ſich im Naturſtande bloß ein idealer Unterſchied denken laſſe; daß alſo Gerechtigkeit, in ſofern ſie von Menſchenliebe unterſchieden iſt, in beſagtem Zuſtande nicht eine eigne ganz abgeſonderte Claſſe von Pflichten ausgemacht habe, und erſt durch die bürgerliche Vereinigung zu dieſem ihrem höhern Anſehen gelangt ſey: ſo haben ſie, wie mich dünkt, die Wahrheit und Vernunft auf ihrer Seite.

Allerdings iſt auch im Naturſtande ein reeller und leicht zu faſſender Unterſchied zwiſchen Gutes thun, und Böſes unterlaſſen. Und dieß iſt eine von den Grundlagen bey der Claſſification der Gewiſſens- und Gerechtigkeitspflichten. Auch im Naturſtande ſind die Bewegungsgründe zum letztern ſtärker, dringender für denjenigen Verſtand, welcher die Wahrheit und die Natur ſeiner ſelbſt und andrer einſieht, als die Bewegungsgründe zum erſtern. Es ſind alſo auch alsdann Stufen der Verbindlichkeit denkbar: eine vollkommnere und die wenigere Ausnahme leidet, dazu, andrer Zuſtand nicht zu verſchlimmern, alſo niemanden ungereizt zu beleidigen; eine geringere und die mehr von den Umſtänden abhängt, dazu, den Zuſtand andrer nach Möglichkeit glücklicher zu machen.

Aber dieß iſt noch nicht genug um Zwangs- von Gewiſſenspflichten, ſo wie ſie jetzt im Verhältniſſe ſtehen, abzuſondern.

Es frägt ſich, wodurch kan der Naturmenſch abgehalten werden, ſeinen Nächſten nicht zu ſchaden? Ich ſage eben dadurch, wodurch er angetrieben wird, ihm, wenn er kan, zu nutzen; — durch Wohlwollen.

Zwar ſcheint zu dem erſten hinlänglich, daß man nur den andern nicht haſſe. Aber dieſer Zuſtand der Gleichgültigkeit wird ſogleich geſtört, als die Vortheile entgegen geſetzt ſind. Außer dieſem Falle würde freylich der roheſte Naturmenſch eben ſo wenig jemanden Schaden thun, als ein Schlafender. Aber eben von dieſem Falle iſt allein die Rede. Was kann alſo dem Reitze des eignen Vortheils, wenn derſelbe durch Beeinträchtigung eines andern befördert wird, entgegen wirken, wenn es nicht eine der Liebe ähnliche Geſinnung iſt, welche macht, daß man fremdes Leiden für ein eignes Uebel hält?

Nach unſerm jetzigen Syſtem des Naturrechts, iſt noch eine andre und zwar ſtärkere Triebfeder, den Menſchen auch ohne gutes Herz vom Beleidigen andrer abzuhalten, vorhanden: ſie liegt in dem Zwangsrechte welches der Beleidigte hat, den Angreifer zu ſeiner Schuldigkeit mit Gewalt zurückzuführen. Dieſen Bewegungsgrund hat niemand zum Wohlthun: denn niemand hat das Recht Wohlthaten mit Gewalt zu erpreſſen.

Hier komme ich auf den eigentlichen Punct, wohin ich wollte.

Gerechtigkeitspflichten ſind Zwangspflichten; und wenn ſie in der Ausübung von Gewiſſenspflichten unterſchieden ſeyn ſollen: ſo muß der welcher ſie zu fordern hat, im Falle ſie ihm verſagt werden, das Zwangsrecht anwenden können.

Aber kan er das im Naturſtande? -- Es wäre ein Wortſpiel dieß zu behaupten. Er hat das Recht des Widerſtandes. Ich kann ſeinem Widerſtande widerſtehn. -- Er hat das Recht des Krieges. Aber heißt bekriegen ſo viel als zwingen? Iſt die höhere Gewalt immer auf der Seite des Beleidigten? Wo dieſer alſo einzeln iſt wie der Beleidiger; -- wenn für den erſtern nicht Helfer bereit ſind, die mit ihm gemeinſchaftliche Sache machen: wird nicht alsdann die Verbindlichkeit gerecht zu ſeyn, in ſofern ſie von dem Zwangsrecht der Gegenparthey abhängt, dem zufälligen Ausgange eines Wettſtreits, oder der Stärke der Sehnen und Muskeln überlaſſen?

Und da gemeiniglich Bewußtſeyn überlegner Stärke ungerecht macht: wird nicht der Streit zwiſchen dem Beleidiger und Beleidigten am öfterſten ungleich ſeyn, und dieſer, indem er ſein Zwangsrecht ausüben will, nur ſeinem Feinde Gelegenheit geben, ihn vollends zu Grunde zu richten?

Daß alſo der eine Menſch den andern im eigentlichen Verſtande zwingen kan, ihm nicht zu ſchaden, d. h. gerecht gegen ihm zu ſeyn; — mit andern Worten, daß der Beleidigte eine überlegne Macht über den Beleidiger in Händen hat: dieß kömmt erſt von der bürgerlichen Vereinigung her, und war in der That der vornehmſte Zweck derſelben. Hier iſt die ganze Macht des Staats auf Seiten deſſen der Unrecht leidet: Der welcher Unrecht thut ſteht einzeln. Nun hat es einen wahren Sinn, wenn man mir ſagt, daß ich als Gläubiger das Recht habe meinen Schuldner zu zwingen, mir das Meinige wiederzugeben. Das heißt, ich kan den Richter, und die ihm zu Gebote ſtehenden Bewaffneten aufbieten, ihm eine ſo große Gewalt anzuthun, den er nicht widerſtehen kan, — eine Gewalt die hinlänglich iſt, ihn zur Erfüllung ſeiner Schuldigkeiten zu bewegen. — Ganz von andrer Art iſt die Gewalt die ich einem andern anthue, indem ich mich einer gleichen Gewalt deſſelben ausſetze. Dieß iſt kein Zwang im eigentlichen Verſtande, und kan nicht die Wirkung davon haben.

Ich komme alſo wieder auf meinen Satz zurück. Im Naturſtande hat der Menſch keine andre Bewegungsgründe die Gerechtigkeitspflichten, — als die er hat, die Gewiſſenspflichten zu erfüllen: Wenigſtens iſt kein beſondrer Bewegungsgrund beſtändig und nothwendig, mit der eigenthümlichen Beſchaffenheit der erſtern verbunden. Furcht, wenn dieſe an die Stelle der Liebe und der Großmuth treten ſoll, kan nur bey gewiſſe Perſonen, und unter beſtimmten Umſtänden Wirkung thun: nämlich alsdann wenn der, welcher den Beleidigungen andrer ausgeſetzt iſt, ſtärker iſt oder mehrere Freunde hat, als der welcher ihn zu beleidigen in Verſuchung geräth. Die ſogenannten vollkomnen Rechte müſſen im Naturſtande noch durch die zufällige Ueberlegenheit des Menſchen, welchem ſie zukommen, unterſtützt werden. Und, dieſe Ueberlegenheit vorausgeſetzt: — ſo wird der andre dadurch zur Unterlaſſung von Ungerechtigkeiten nicht ſtärker, als zu Erweiſung von Gefälligkeiten angetrieben werden. Dem Uebermächtigen eine Wohlthat abzuſchlagen iſt eben ſo gefährlich, als ihm ein Recht zu verweigern.

So würde es, dünkt mich, unter Menſchen im Naturſtande ausgeſehn haben: ſo iſt es noch jetzt unter Regenten unabhängiger Staaten beſchaffen. Kein Mittel den Ungerechten zu zwingen iſt hier vorhanden, als mit ihm Krieg zu führen. Aber dieſes Mittel iſt nur in den Händen des Stärkern von gewiſſem Erfolge. Um dieſer Urſache willen ſehen wir auch, daß jeder Souverän ſich wenn er kan, dieſes Schutzes vor der Ungerechtigkeit andrer, — ſeiner eignen Uebermacht, — zu verſichern ſucht. Jeder iſt auf Schwächung ſeiner Rivalen bedacht, um, wie er andern vorſpiegelt, oder vielleicht ſich ſelbſt überredet, in der Zukunft, die bloße Furcht welche er einflößt zur Schutzwehre ſeiner Rechte und der Rechte ſeines Volks zu haben, ohne erſt das Schwerd ziehn zu dürfen. So werden oft auf der Stelle Ungerechtigkeiten begangen, um in der Folge das Recht beſſer vertheidigen zu können.

Beym Privatmanne hängt Ehrlichkeit gemeinhin von ganz andern Principien ab, als auf welche ſeine Tugend und ſein wohlthätiges Beſtreben zum Beſten andrer ſich gründet. Jene kan ohne dieſe beſtehn: daher iſt es auch, wie Leſſing ſagt, für den gemeinen Bürger ſo verzweifelt wenig, wenn er nichts mehr als ehrlich iſt. Ganz anders bey den Unabhängigen. Bey ihnen iſt Beobachtung des Rechts die höchſte und verehrungswürdigſte Tugend: denn ſie iſt nur bey einer großen Einſicht, einem ausgebreiteten Wohlwollen, und einem feſten Muthe möglich.

Bey dem Privatmanne kan Furcht vor der Strafe oder mit andern Worten, die Furcht vor der Gewalt des ganzen Staats die dem Beleidigten beyſteht, von Ungerechtigkeiten abhalten. Bey dem Unabhängigen hingegen iſt dieſe Furcht entweder eine unwirkſame, oder eine verkehrt wirkende Triebfeder. Sie iſt eine unwirkſame, wenn der Unabhängige ſich für mächtig genug hält, den Krieg der aus ſeinen Ungerechtigkeiten entſtehen möchte, (das einzige Uebel welches er zu befürchten hat,) auszuhalten, und in demſelben Sieger zu bleiben. Furcht iſt ſelbſt ein zu Ungerechtigkeiten verleitendes Principium bey denjenigen Souverän, der ſich zu ſchwach fühlt, um im Streite mit andern nicht unterzuliegen, und ſich daher nicht eher für ſicher hält, bis er auf irgend eine Art zur Gleichheit mit ſeinem Nebenbuhler, oder zur Uebermacht gelangt iſt.

Eine dritte Eigenthümlichkeit des Naturſtandes iſt, daß das Eigenthum in demſelben weder durch ſo kenntliche und deutliche Zeichen zu beſtimmen, noch durch andre Mittel, als die beſtändige Wachſamkeit und die Gewalt des Eigenthümers zu befeſtigen möglich iſt: wodurch die ganze Einrichtung etwas von ihrer Natur und von ihrem Nutzen verliert.

Ich will die gewöhnlichen Grundſätze von den erſten rechtmäßigen Erwerbungsarten als ungezweifelt annehmen: ich will es als ausgemacht anſehen, daß ein Actus, durch welchen jemand hinlänglich deutlich erklärt, daß er eine vorher niemanden zuſtändige Sache ſich zueignen wolle, alle andre von dem Gebrauche derſelben ausſchließe; daß beſonders die auf die Vervollkommnung oder Benutzung einer Sache gewandte Arbeit ein ſolcher Actus ſey. — Aber deßwegen bleibt es noch immer richtig, daß vor aller Verbindung unter den Menſchen, dieſe Zeichen, woran der eine ſein Eigenthum erkannt wiſſen will, den übrigen zweydeutig bleiben werden. Und mit der verminderten Deutlichkeit und Gewißheit, ob etwas ein Eigenthum ſey, vermindert ſich auch die Achtung für daſſelbe, ſelbſt bey Perſonen die alle Rechte deſſelben anerkennen.

Alle andere Zeichen, wodurch man ſeine Anſprüche an eine Sache anzeigen will, außer wenn ein Menſch dieſelbe in ſeiner Hand hält, oder ſie mit ſeinem Munde verzehrt, verlangen eine Auslegung. Und dieſe zu geben, ſie zu empfangen, dazu gehört Mittheilung durch

Hülfe der Rede oder irgend einer Art von Sprache, bey welcher aber die Perſonen die einander verſtändigen wollen, ſich ſehen, mit einander umgehen, alſo ſchon in gewiſſer Verbindung ſeyn müſſen.

Selbſt die auf eine Sache gewandte Arbeit iſt nicht ein ohne alle Convention und vor allem Verkehr verſtändliches Kennzeichen des Eigenthümlichen. Wenn der eine Menſch keinen Begrif von den Arbeiten hat, die ſich auf eine Sache wenden laſſen, wie will er es ihr anſehen, ob ſie von der Natur oder durch den Fleiß eines ſeines Gleichen in den Zuſtand gebracht worden iſt, in welchem er dieſelbe ſieht?

Ein Volk, welches nie vom Ackerbau etwas gehört hätte, würde an einem gepflügten Acker, oder an einem reifen Kornfelde nicht unmittelbar die Hand der Menſchen erkennen. Bringt nicht zuweilen das Spiel des Zufalls auch etwas regelmäßiges in der Geſtalt der Erdfläche hervor? Und kan nicht die Natur eine Menge gleichartiger Gräſer auf einem Flecke zuſammen gehäuft haben?

Zäune, Gehege, und alle bloße ſymboliſche Mittel ſein Eigenthum vor Dingen die allen gemein ſind, auszuzeichnen, ſind noch weit weniger ohne vorläufige Kenntniß ihrer Beſtimmung und der damit zuſammenhängenden Ideen ihrer Urheber, verſtändlich.

Eins von beyden gehört nothwendig dazu, wenn ein Menſch den andern, ein Volk das andre, in Abſicht dieſer Erklärung ſeines Willens, verſtehen, und ſogleich bey dem Anblicke jener Kennzeichen des Eigenthums, die Rechte deſſelben anerkennen ſoll: — Umgang oder Aehnlichkeit. Ich will ſoviel ſagen, entweder müſſen die Menſchen darüber einander ihre Gedanken mitgetheilt, ſich einander von dem rohen Zuſtand der Dinge, den durch Arbeit darinn vorgegangnen Veränderungen, und deren Abſicht unterrichtet haben, und überein gekommen ſeyn, daß ſie die Gegenſtände immer auf dieſe Weiſe beurtheilen wollen. Oder ſie müſſen in ihren Lebensarten, in ihren Bedürfniſſen, den Mitteln dieſe zu befriedigen, den Arbeiten die ſie zu dem Ende vornehmen, den Künſten die ſie darauf wenden, einander gleichkommen. Nur alsdann weiß ein Menſch die Handlungen eines andern Menſchen, die er nie geſehen hat, aus den Wirkungen derſelben zu errathen; nur alsdann iſt er im Stande auf die Abſichten aus den angewandten Mitteln zu ſchließen.

Beydes aber, Umgang und Gleichförmigkeit der Lebensart, macht ſchon eine Verbindung unter den Menſchen, oder ſetzt ſie voraus.

Aber die Anerkennung des Eigenthums iſt nicht die einzige Schwierigkeit im Naturſtande: es iſt noch eine größre, Reſpect für daſſelbe einzuflößen, ohne unmittelbare Gewalt zu brauchen.

Das Eigenthum iſt eigentlich keine Beziehung, welche die Sache auf mich hat; ſondern es iſt eine Beziehung welche Perſonen gegen mich haben. Denn wie kan ich eine lebloſe Sache, — noch mehr, wie kan ich eine unbewegliche, z. B. ein Stück Land, dauerhaſt mit mir verknüpfen? Alle Verhältniſſe welche ein lebloſes Ding mit mir verbinden, beſtehen entweder darinn, daß daſſelbe auf mich wirkt, und durch ſeine Wirkung eines meiner Bedürfniſſe befriediget, oder darinn, daß es nahe um mich, und alſo zu meinem Gebrauche immer bereit iſt. Die Nutzbarkeit und die Nähe, das ſind reelle Beziehungen einer todten Sache auf mich. Aber dieſe ſoll das Wort Eigenthum nicht ausdrücken. Es findet augenſcheinlich nur Statt wo viele Menſchen zuſammen kommen; es drückt im Grunde eine Anordnung aus, wonach mehrere, welche gleiche Begierden, und eine eingeſchränkte Anzahl von Objecten zu Befriedigung der Begierden haben, an dem Genuſſe dieſer Güter ſämtlich Theil haben können, ohne daß Streit und Krieg unter ihnen entſtehe.

Eigenthum, ſage ich, iſt ein moraliſches Verhältniß, zwiſchen Perſonen. Es iſt mit dem Beſitz eins und daſſelbe, wenn der Menſch allein iſt.

So lange neben mir niemand iſt, der nach dem Apfel verlangt, welchen ich abbreche, und zum Munde führe: wie kan darüber die Frage ſeyn, ob er mir zugehöre? Sobald aber nur ein Zweyter hinzukömmt, der auch Aepfel verlangt, und bedarf: ſo bald entſteht ein Streit; der nicht eher geendigt werden kan, bis wir entweder theilen, oder ausmachen, welchem von beyden der ganze Apfel zu Theile werden ſoll. — Dieß ſind die zwey Hauptarten, wie Eigenthum entſteht: Theilung oder Abtretung. In beyden bleibt immer viel willkührliches. Denn wie wir den Apfel theilen ſollen, kan unmöglich durch natürliche innere Gründe beſtimmt werden: eben ſo ſchwer iſt es eine Urſache des Vorzugs zu finden, warum der eine mehr als der andre, den ganzen Apfel behalten ſolle.

Auf welche Weiſe nun auch dieſe Fragen entſchieden werden: ſo iſt klar, daß wenn z. B. der Grund der erſten Occupation gelten ſoll, das Recht ſeinen Urſprung habe in den moraliſchen Urſachen, welche den zweyten hinzukommenden bewegen, (und wenn er richtig und zuſammenhängend denkt, bewegen müſſen) dem erſten zu laſſen, was er früher geſehen und genommen hat.

Wenn man alſo fragt, „giebt es ein Eigenthum im Naturſtande?“ ſo heißt das: „giebt es gewiſſe Handlungen eines Menſchen in Abſicht des Dinges welches er zu ſeinem alleinigen Gebrauche beſtimmt, um deren willen, alle andre Menſchen, wenn ſie der richtigen, geſunden Vernunft folgen, bewegen werden, des Gebrauchs deſſelben ſich zu enthalten?“

Es giebt deren ohne Zweifel. Aber dieſer Urſprung der Geſetze des Eigenthums zeigt auch die nothwendige Wankelhaftigkeit derſelben, ohne neue Verträge und ohne errichtete Geſellſchaft.

Denn erſtlich, um auf jenen Fall wieder zurückzukommen. Der Bewegungsgrund, welcher den zweyten abhielt, dem erſten den Apfel welchen er in Händen hatte, zu entreiſſen, war entweder bloße Liebe zu ihm; — er wollte ihn der Labung nicht berauben, welche ihm der Genuß der Frucht verſchaffen konnte: oder es war der Gedanke, daß, wenn er dieſem den von ihm zuerſt entdeckten Apfel nähme, dieſer ihn hinwiederum mit Gewalt hindern würde, einen andern für ſich zu pflücken, und daß auf dieſe Weiſe keiner ſeinen Durſt in Ruhe ſtillen könnte; mit allgemeinen Worten, daß, für ſämtliche künftige Fälle, wo ſie ähnliche Bedürfniſſe würden zu befriedigen haben, es für beyde am nützlichſten ſey, eine ſolche Regel vom erſten Anfange an, und ohne Ausnahme, zu beobachten. Der erſte Grund bringt nach den gewöhnlichen Eintheilungen der Syſteme nur eine Gewiſſenspflicht hervor. Der zweyte iſt eigentlich worauf ein Zwangsrecht beruht. Bey dieſem aber iſt es klar, daß vor Entſcheidung des Rechts, die Entſcheidung deſſen was allen nützlich iſt vorhergehen müſſe. Wenn aber das Eigenthumsrecht, und die Vorſchriften, nach welchen nur dieß, unter ſolchen und ſolchen Bedingungen für Eigenthum zu halten iſt, aus dem Principio des Nutzens, als einem allgemeinern und höhern hergeleitet werden: ſo wird folgen, daß im Naturſtande jeder das Recht haben wird, auf dieſes höhere Principium zurückzugehen, und zu prüfen, in wie weit er zu Beobachtung der daraus gezogenen Regeln verbunden ſey. Wer ſieht aber nicht, daß dadurch das Eigenthum diejenige Unverletzlichkeit verliert, welche ihm im bürgerlichen Leben deßwegen zukommt, weil in dieſem die poſitiven Anordnungen der Geſetze, und die Conventionen der Geſellſchaft die höchſte Richtſchnur des Betragens der Bürger ſind.

Ich habe in meiner ältern Abhandlung geſagt: „Der Begriff des Eigenthums ſchließe ſchon in ſich, daß er von allen oder den meiſten Menſchen anerkannt werde, und daß der welchem es gehört, von dieſer Geſinnung der übrigen im Ganzen verſichert ſey, welches beydes ohne Verkehr und Verabredung nicht möglich iſt.“ Und ich finde noch in dieſem Satze, ſo wie ich ihn damals verſtand, Wahrheit.

Wodurch unterſcheidet ſich wohl das Recht, welches ich an einer Sache habe, von dem bloßen Einſchließen und Verwahren der Sache, welches ein phyſiſches, kein moraliſches Hülfsmittel iſt, dieſelbe zu behalten. Wenn ich das was mir gehört immer in meiner Hand tragen könnte; wenn ich ſo allwiſſend und ſo ſtark wäre, daß ich andre, in jedem Augenblicke, da ſie es verſuchen, das was ich zu Befriedigung meiner Bedürfniſſe aufgeſucht, oder durch Arbeit hervorgebracht habe, mir zu entwenden, bemerken und davon mit Gewalt abhalten könnte; — wenn nicht eine ſolche beſtändige Aufmerkſamkeit auf die Vertheidigung des Meinigen mich an den übrigen zu meiner Erhaltung nöthigen Arbeiten hinderte: ſo würde die Unmöglichkeit in welche die andern ſodann verſetzt würden, mir das Meinige zu nehmen, die Stelle des Rechts vertreten; Gewalt und Recht würden auf meiner Seite zuſammen fallen. Da ich aber ſehr viele Dinge, deren fortdauernden und ausſchließenden

Gebrauch ich verlange und nöthig habe, aus meiner Hand weglegen, und ohne Obhut gleichſam Preis geben muß; da weder meine Kraft noch meine Zeit ganz allein auf die Verwahrung des Erworbenen und die Abwehrung andrer von deſſen Gebrauch gewendet werden kan: ſo müſſen moraliſche Bewegungsgründe, welche andern die Neigung benehmen mir etwas zu entwenden, an die Stelle meiner phyſiſchen Gewalt treten, welche ihnen das Vermögen dazu benehmen ſollte. Bewegungsgründe dieſer Art, fähig auf alle verſtändige und die Folgen der Dinge überſehnde Menſchen zu wirken, ſind vorhanden. Ein ſolcher iſt die Betrachtung, daß wo mehrere Menſchen beyſammen ſind, Friede unter ihnen die erſte und nothwendigſte Bedingung iſt, unter welcher nur allein es jedem einzelnen möglich wird, an ſeinem Wohl zu arbeiten; und daß dieſer Frieden nicht anders zu erhalten ſteht, als wenn gewiſſe Theilungsregeln, der für ſie von der Natur zubereiteten Güter ausgemacht und heilig gehalten werden. Die Gewißheit nun, daß ſolche Bewegungsgründe auf andre Menſchen wirken, und ſie bewegen werden, mir das Meinige zu laſſen, iſt die moraliſche Sicherheit, um derentwillen ich mir ein Recht zuſchreibe. Recht wäre wenigſtens ein leeres unfruchtbares Wort, eine bloß ſpeculative Idee ohne Anwendung, wenn es mir nicht, in dem gewöhnlichen Zuſtande der Dinge, auch dann, wenn meine phyſiſche Kraft ruhte, eine moraliſche Sicherheit gewährte. Dazu aber muß es von der allgemeinen Meynung, oder doch der Meynung des größten Theils unterſtützt werden. Von dieſer Meynung muß ich demnach wenigſtens wahrſcheinlich verſichert ſeyn, wenn ich, in der That und nach der Wirkung, mir ein Recht ſoll zuſchreiben können. Und wie will ich dieſe Verſicherung mit hinlänglicher Gewißheit erhalten, als durch irgend eine Art von Erklärung? Und dieſe Erklärung, iſt ſie nicht der erſte Grund des Vertrags, auf welchem die Geſellſchaft beruht?

Ermangle ich dieſes Beweiſes von der Uebereinſtimmung andrer Menſchen mit meinen Anſprüchen: ſo muß ich mich blos darauf verlaſſen, daß ſie Verſtand genug haben werden, um einzuſehen, wie nützlich es für alle, und auf alle zukünftige Zeiten ſey, ſolche Forderungen als die meinigen ſind, gelten zu laſſen; — und daß ſie frey genug von Leidenſchaften ſeyn werden, um ihrer Vernunft Gehör zu geben. Wie geringe iſt ſchon an ſich dieſe Sicherheit! Aber ſie wird noch kleiner, wenn man folgendes bedenkt.

Geſetzt die gute Idee eines einzuführenden und zu reſpectirenden Eigenthumsrechts habe ſich in den meiſten menſchlichen Köpfen hinlänglich entwickelt. In ſofern iſt alſo unter ihnen Uebereinſtimmung ohne und vor allem Vertrage. Aber damit dieſe Idee in Ausübung komme, wird noch eine neue Bedingung erfordert. Das Inſtitut des Eigenthums iſt ein Syſtem der Theilung von den Gütern der Erde; und eine Methode die durch dieſe Theilung gemachte Anordnung zu verewigen. Aber nach welchen Regeln ſoll getheilt werden? welches ſind die Handlungen, durch die ein Menſch eine ihm nützliche Sache ſich zu eigen machen kan? Auf welche Weiſe ſoll das erworbne Eigenthum von einem Menſchen auf den andern übergetragen werden? Durch welche Zeichen wird es allen und deutlich genug bekannt, daß jene Handlungen vorgegangen, daß dieſe Methoden befolgt worden ſind? Ueber alle dieſe Stücke muß erſt eine gleichförmige Entſcheidung von allen angenommen ſeyn, ehe eine dauerhafte Achtung gegen das Eigenthumsrecht unter ihnen ſtatt finden kan. Zwar giebt es vielleicht in Abſicht derſelben etwas, welches an ſich das Beſte iſt, in welchem alſo diejenigen, welche weiſe genug wären, es zu erkennen, von ſelbſt übereinkommen würden. Aber bis dahin reicht auch jetzt noch der menſchliche Verſtand nicht, am wenigſten der Verſtand des großen Haufens. Es müſſen alſo willkührliche und poſitive Einrichtungen, an die Stelle der noch unbekannten Vernunfts-Regeln treten. Und wie kan in willkührlichen Einrichtungen Uebereinſtimmung unter mehrern herrſchen, ohne vorhergehende Verabredung?

Ich habe dieſen Punct vielleicht weitläuftiger ausgeführt, als es zu meiner gegenwärtigen Abſicht nöthig war, um einige Ausdrücke meiner vorigen Abhandlung zu rechtfertigen.

Wende ich dieſe Betrachtungen auf Staaten und Regenten an: ſo ſehe ich, daß die Idee eines Länder-Eigenthums ebenfalls eine von ihnen vorgenommene

Theil=

Theilung, oder vielmehr eine Genehmigung derjenigen, welche der Zufall und frühere Begebenheiten gemacht haben, zum Grunde hat; daß dieſe Genehmigung nicht eher ſtatt findet, als bis die Nationen mit einander in die Verbindung treten, daß ſie ſich wechſelsweiſe von ihren Wünſchen, Bedürfniſſen, Abſichten und Anſtalten unterrichten können; daß alſo die Achtung für dieſes Eigenthum zuerſt mit Verträgen und Verabredungen die unter ihnen auf eine oder die andre Weiſe zu Stande gebracht wurden, angefangen hat. Ich ſehe ebenfals, daß dieſes öffentliche Eigenthum ſo gut wie das Privateigenthum, — in Abſicht der Zeichen deſſelben, in Abſicht der Erwerbsmittel, und der Uebertragungsmethoden, — durch poſitive und willkührliche Regeln habe unterſtützt werden müſſen, wenn es nicht eine bloße Speculation bleiben ſollte; daß es aber deßwegen nicht zu dem vollen Anſehn des Privateigenthums gelangt iſt, weil es nicht ganz dieſelbe Deutlichkeit und Gewißheit hat; weil es nicht das höchſte Geſetz iſt, ſondern ein dem allgemeinen Beſten ſubordinirtes Geſetz bleibt; weil die anerkannten poſitiven Vorſchriften des Völkerrechts nicht ſo vollſtändig alle Puncte entſcheiden, welche in Abſicht des Staats-Eigenthums ſtreitig werden können.

Wilde herumſchweifende Nationen haben keine beſtimmte Gränzen ihrer Wohnſitze. Ihre Kriege entſtehen mehr aus Beleidigungen, die einzelnen Gliedern der einen, von Perſonen aus der andern, widerfahren ſind, als aus Verletzung des Eigenthums.

Erſt müſſen mehrere Horden von Nomaden oder jagenden Wilden auf einem eingeſchränkten Gebieth zuſammenkommen; — erſt muß über die Wildbahn oder die Weideplätze Streit unter ihnen entſtanden ſeyn, ehe eine davon ſich einkommen läßt, dieſen oder jenen Flecken des Erdbodens als ein Eigenthum in Anſpruch zu nehmen.

Wenn wilde Völker unter geſittete kommen, ſo iſt ihnen anfangs nichts heilig. Nicht bloß die Unbändigkeit ihrer Leidenſchaften, ſondern auch ihre Unwiſſenheit in Abſicht des Nutzens und des Werths der Werke die ſie zerſtören, macht, daß ſie ſich über alle Schranken hinausſetzen.

Die erſten Tractaten waren Friedensſchlüſſe, und Friedensſchlüſſe zogen die erſten Gränzlinien die ein Eigenthum bezeichnen; an welches kein Volk ſo lange dachte, als niemand in Anſpruch nahm was es gebrauchte.

Dieſes Eigenthum ward beſtimmter und deutlicher als Ackerbautreibende Völker ſich neben einander niederließen. Da ſie den Frieden zu ihren Beſchäftigungen mehr bedurften; da ſie nöthig hatten, immer auf demſelben Flecke des Erdbodens zu bleiben: ſo mußten ſie auf Mittel denken, jenen zu erhalten, und den Beſitz von dieſem ſich zu verſichern. Auch hier wurden Streitigkeiten die erſte Veranlaſſung die Gränzen zu beſtimmen. Die Beylegung derſelben war ein Vertrag. Und die Pflicht das Eigenthum zu reſpectiren, wurde auf die Pflicht des Worthaltens, gegründet.

Indeß, dieſe Verträge ſuchten nur immer die gegenwärtigen Urſachen der Streitigkeiten aus dem Wege zu räumen. Es entſtanden neue, über welche in den Artikeln jener Verträge keine Entſcheidung zu finden war: und neue Kriege wurden unvermeidlich, die vermöge ihres Begriffs alle Rechte des Eigenthums aufheben.

Endigte ſich irgend einer dieſer Kriege mit dem Untergange eines der ſtreitenden Völker oder Staaten: ſo erloſch aller Begriff von Eigenthum deſſelben; und das Eigenthum des Mächtigern der ihn verſchlang, ward dadurch nicht ſichrer noch genauer beſtimmt.

Hielten ſie hingegen einander ſo weit die Wage, daß ſie beyde noch als Unabhängige mit einander Frieden machten, ſo ſetzte dieſer Friede wahrſcheinlich zu dem Codex ihres Völkerrechts ein neues Geſetz hinzu.

Nur durch einer Reyhe ſolcher blutiger Proceſſe unter den Nationen, wurde endlich eine hinlängliche Anzahl von Urthelsſprüchen und rechtlichen Entſcheidungen veranlaßt, um die friedliche Auseinanderſetzung ähnlicher Colliſionen für die Zukunft möglich zu machen. Mit jeder neuen genauern, deutlichern Beſtimmung des Eigenthums, ward auch das Recht welches demſelben zugeſtanden wurde ehrwürdiger.

Die Geſchichte des Eigenthums im bürgerlichen Leben iſt dieſer Schilderung ähnlich. Auch hier ſind

Streitigkeiten vor den richterlichen Sentenzen, und richterliche einzelne Sentenzen vor einem vollſtändigen Geſetzbuche vorhergegangen.

Aber ein zwiefacher Unterſchied hat dieſen Fortgang der Rechte in der bürgerlichen Geſellſchaft beſchleuniget.

Erſtlich, in derſelben giebt es Geſetzgeber, die ohne beſondre Veranlaſſung, über die ſchon vorgekommenen oder noch zu erwartenden Fälle von Streitigkeiten oder von Verbrechen, zum voraus entſcheiden, und dieſen Entſcheidungen, ſelbſt wenn ſie willkührlich ſind, alle Bürger unterwerfen dürfen.

Die gegenwärtige Noth, und unmittelbares Bedürfniß iſt innerhalb eines Staats nicht das einzige, was Geſetze veranlaßt: auch die Weisheit kan dieſelbe machen, und die oberherrliche Gewalt kan dieſelbe einſchärfen.

Nationen hingegen machen ſelten unter ſich anders Anordnungen in Abſicht des Eigenthums, als nachdem ſie vorher die Uebel alle empfunden haben, die aus der Unbeſtimmtheit deſſelben entſtehen mußten. Niemand hat den Beruf, niemand die Gewalt zum voraus für ſie alle nachzudenken, und ihnen Vorſchriften für Auseinanderſetzung von Streitigkeiten zu geben, die ſie noch nicht gehabt haben.

Daraus, (nur dieß beyläufig zu bemerken,) iſt es erklärbar, warum mit der Länge der Zeit, ſelbſt wenn die Nationen nicht vollkommner und geſitteter

wür=

würden, ſie doch friedlicher werden müßten. Der Fälle worüber Streit entſtehen kann, kommen in einer großen Reyhe von Jahrhunderten nothwendig mehrere vor. Jede Streitigkeit zieht irgend eine Entſcheidung nach ſich, weil der Krieg doch zuletzt mit einem Friedenstractat ſich endigen muß. Dieſe giebt für die Zukunft ſchon eine Richtſchnur. Werden mehrere Kriege die aus ähnlicher Urſachen entſtanden waren, der Nothwendigkeit der Sachen wegen, durch ähnliche Vergleichs-Artikel geendiget: ſo bekommen die Regeln derſelben eine etwas größere Feſtigkeit. Wofern alſo die Nationen nur ſo weit cultivirt ſind, daß ſie die Denkmäler ihrer Verhandlungen aufbewahren, und der Nachwelt davon deutliche Nachrichten geben, ſo wird mit jeder Generation das Völkerrecht ſowohl vollſtändiger als heiliger.

Ein zweyter Unterſchied zwiſchen dem Zuſtande der Dinge, im bürgerlichen Leben und im Verhältniſſe der Staaten iſt dieſer: daß in jenem die Anzahl der Perſonen, welche neben einander ruhig wohnen wollen, weit größer iſt; daß ſie einen weit häufigern Verkehr mit einander haben; und daß ſie alſo auch in weit mehrere und mannigfaltigere Streitigkeiten verwickelt werden.

Dieß macht erſtlich, daß ſie die Nothwendigkeit von Geſetzen und von der Ehrfurcht gegen die Geſetze deutlicher und überzeugender einſehen. In einer Stadt wo alle Proceſſe der Bürger durch das Schwerdt ausgemacht werden ſollten: wäre des Blutvergieſſens kein Ende, und der Untergang aller unvermeidlich. Nationen empfinden das Unglück des Krieges, und die Nothwendigkeit einer rechtlichen Entſcheidung der Streitigkeiten nicht eben ſo ſtark. Sie werden alſo eher von den Leidenſchaften hingeriſſen, die ſie zu jenem reitzen, und haben weniger Ehrfurcht für die Geſetze, durch welche dieſe möglich wird.

Ferner, je mehr Fälle, welche richterlicher Entſcheidung bedürfen, in kurzer Zeit vorkommen: je vollſtändiger wird die Rechtswiſſenſchaft; je mehr Regeln und Beſtimmungen werden erfunden, um künftigen Mißhelligkeiten zuvorzukommen; je mehr zweifelhafte Puncte werden ins klare gebracht.

Die weit ſeltnern Verhandlungen der Staaten über ihr Eigenthum laſſen in dem daraus nach und nach erwachſenden Geſetzbuche weit größre Lücken. Iſt es ſchon im Privatrechte unmöglich, allgemeine Geſetze zu geben, welche auf alle künftige vorkommende Fälle genau paßten, wo doch der Beyſpiele und Inſtanzen aus welchen man das Geſetz abſtrahiren kan, ſo unzählige ſind: wie viel weniger werden alle verwickelte Fragen über das Eigenthum der Staaten, ſchon durch ihre bisherige Tractaten vollſtändig beantwortet ſeyn?

Im Staate erſetzt nun am Ende die Weisheit des Richters, oder der Machtſpruch des Souveräns die Mangelhaftigkeit der Geſetze. Man mag die Willkühr des erſtern einſchränken ſo viel man will: ſo muß in der Anwendung der Geſetze, noch ſehr viel ſeiner Einſicht überlaſſen bleiben. Aber unter Nationen oder Souveräns, welche keinen Richter über ſich haben: wer ſoll unvollſtändige Rechtsregeln ergänzen, wer zweydeutige anwenden? Nur die Partheyen ſelbſt. Und man weiß wohl, daß es zuviel von Menſchen gefordert heißt, wenn man von ihnen völlige Unpartheylichkeit verlangt, ſobald ſie in ihrer eignen Sache, und noch dazu in Sachen die wirklich mehrere Seiten haben, Richter ſeyn ſollen.

Ein poſitives Recht muß in allen Angelegenheiten der Menſchen ſich zu dem natürlichen geſellen, oder dieſes wird unanwendbar, und eben deßwegen vernachläßigt werden. Soll die Gerechtigkeit nicht bloß in den abſtracten Ideen der Menſchen, ſondern auch in ihren Handlungen vorhanden ſeyn, ſo muß ſich gegen viele willkührliche Einrichtungen eine gewiſſe Ehrfurcht bey ihnen eingefunden haben; mannichfaltige poſitive Geſetze müſſen durch Gewohnheit und Alterthum zu einem feſten Anſehn gelangt ſeyn. — Aber die Unabhängigen wollen ſich, mehr oder weniger, nur nach dem Naturrechte richten; die Rechtsgründe ſollen aus der Beſchaffenheit der Dinge hergenommen ſeyn. Wenigſtens machen die, welche es nicht ſind, nicht den ſtarken Eindruck, daß ſie den Leidenſchaften Feſſeln anlegten.

Dieß hängt mit der Idee zuſammen, welche ich eben geäußert habe. Privatbürger haben ſich ganz und gar deſſen begeben, auf den erſten Grund aller

Gerechtigkeit, den allgemeinen Nutzen zurückzugehen; ſie haben ſich verpflichtet, ſich an die Geſetze als die letzte und oberſte Entſcheidung von dem was Recht und Unrecht iſt zu halten, und durch Gewohnheit und langjährige Beobachtung geheiligte Regeln keiner neuen Prüfung zu unterwerfen. Die Staaten und ihre Beherrſcher haben ſich jenes Rechts nicht ohne Ausnahme begeben können. Beſonders in den Fällen, wo die Fragen über das Eigenthum wirklich verwickelt ſind, und wo die Verträge nicht deutliche Ausſprüche thun, (welche Fälle der Civil-Richter nach Analogien entſcheiden müßte,) erlaubt ihnen Vernunft und Natur, nach ihrer eignen Einſicht des allgemeinen Beſten zu handeln.

Die größte Schwierigkeit hiebey macht, noch nach meiner gegenwärtigen Ueberzeugung, der Umſtand deſſen ich ſchon in meiner frühern Abhandlung erwähnt habe, daß das Recht der Verjährung auf das Eigenthum der Staaten nicht abwendbar, oder doch bisher nicht angewandt worden iſt.

Ich habe ſchon geſagt: Der Beſitz iſt vor dem Rechte vorhergegangen. Zufälliger Weiſe hatten in dieſer Gegend die Celten, in einer andern die Sarmaten oder Slaven ihre Sitze genommen. Endlich ſtieſſen ſie an einander, ſie lernten ſich kennen, und um friedlich zu leben, willigte jede Nation ein, daß die andre behalten ſollte, was ſie von ungefähr eingenommen hatte.

Die Geſetze des Eigenthums alſo bekräftigen nur einen gewiſſen ſchon ältern Beſitzſtand. Aber da ſo viele Veränderungen in dieſem Beſitzſtande vorgegangen ſind, von welchem Zeitpuncte ſoll man das Regulativ nehmen? — Dieſe Frage die bey dem verwickelten Länder-Proceß, welchen der Weſtphäliſche Friede endigte, die Unterhändler ſo ſehr in Verlegenheit ſetzte, macht überhaupt bey Beſtimmung des Eigenthums die größte Schwierigkeit, und erhält, wenn ſie nicht feſt entſchieden wird, daſſelbe immer in einem unſichern Zuſtande.

Wenn nicht im bürgerlichen Leben die Geſetze einen gewiſſen Termin feſtgeſetzt hätten, über welchen hinaus niemand mehr nach der Gültigkeit des erſten Erwerbs-Titels meines Eigenthums fragen darf; wenn ich das Recht meines entfernteſten Ahnherrn, auf ein Gut welches von ihm auf mich vererbt worden iſt, immer von neuem beweiſen müßte, ſobald jemand Anſpruch an daſſelbe macht: könte ich wohl dieſes meines Eigenthums je ſicher ſeyn? Wer kan dafür ſtehen, daß in der Reyhe aller derer unter welchen mein Gut aus Hand in Hand gegangen iſt, ehe es zuletzt in die meinige kam, nicht einer ſich durch Betrug oder Gewalt deſſelben bemächtigt habe? Wenn nicht alte Ungerechtigkeiten endlich vergeſſen werden: wer kan ſein gegenwärtiges Recht als völlig gültig betrachten?

Bey den kleinern Angelegenheiten der Privatleute kommt die natürliche Vergeſſenheit, welche mit der Zeit die Vorfälle und Handlungen bedeckt, und die

Documente vernichtet, der gerichtlichen Verjährung zu Hülfe, — oder ſie macht ſelbſt einen nicht willkührlichen Verjährungs-Termin. Aber dieß iſt bey den großen Begebenheiten der Staaten nicht im gleichem Grade der Fall. Die Geſchichtſchreiber und Archive verewigen ſo viel als ſie können alle Rechts-Anſprüche, alle Urſachen der Streitigkeiten, alle begangnen Ungerechtigkeiten. Und was noch ſchlimmer iſt: die Nachrichten davon erhalten ſich, und ſind doch nicht übereinſtimmend und gewiß.

Wenn in den Privatfamilien alle Documente, alle Teſtamente, alle Contracte, Jahrhunderte hindurch eben ſo ſorgfältig aufgehoben, — wenn von allen Anſprüchen, Proceſſen und Judicaten eben ſo genaue Verzeichniſſe gehalten würden, als beydes in Abſicht der Documente und der Verhandlungen der Souveräne geſchicht; — und wenn zu gleicher Zeit jedem erlaubt wäre das von ihm oder ſeinen Voreltern vernachläßigte, oder durch den Richter beyden längſt abgeſprochne Recht, von den älteſten Zeiten an wieder hervorzuſuchen: würde alsdann das Eigenthum die Feſtigkeit haben, welche ihm jezt in der bürgerlichen Geſellſchaft zukommt? Die Proceſſe würden ſo verwickelt, und ſo mannigfaltig werden, daß nur Machtſprüche, nicht richterliche Sentenzen ſie würden entſcheiden können. Oder wenn die Perſonen ſich enthielten ſolche Rechtshändel anzufangen: ſo würden ſie es mehr aus Menſchenliebe, oder aus Liebe zur Ruhe, als aus Ehrfurcht gegen das Eigenthum thun. Die Juriſten ſelbſt nennen den Beweiß über das Eigenthum probationem diabolicam. Wie viel ſchwerer muß er nicht über das öffentliche Eigenthum eines Volkes zu führen ſeyn; da hier der datorum weit mehrere vorhanden, und dieſe oft weit mehr widerſprechend ſind?

Ein Souverän A ſtört den ſeit hundert Jahren beſtehenden Beſitzſtand der benachbarten Länder, weil er findet, daß ſein Nachbar B vor ſolcher Zeit ſich etwas zugeeignet hat, was dem Staate des A zugehörte. Aber B der noch beſſere Alterthumsforſcher in Dienſten hat, entdeckt, daß das Stück Landes, welches ſein Vorfahr dem Ahnherrn des A vor hundert Jahren genommen hatte, vor zweyhundert Jahren ganz unſtreitig einen Theil der Staaten ausmachte, welche er, B, gegenwärtig beherrſcht, und alſo nicht anders als unrechtmäßiger Weiſe in den Beſitz des A gekommen ſeyn könne. Noch ältere Urkunden kehren vielleich die Sache abermals um, und zeigen vor 300 Jahren den Staat A von neuem in dem Beſitze des ſtreitigen Stücks. Wer von beyden hat nun ein wahres Recht an daſſelbe? Es iſt augenſcheinlich, daß wenn nicht ein ewiger Saame zu Streitigkeiten übrig bleiben ſoll, ein Zeitpunct feſtgeſetzt werden muß, über welchen hinaus der Urſprung der Rechte nicht weiter aufgeſucht werden darf. Es iſt aber eben ſo augenſcheinlich, daß dieſer Zeitpunct nur willkührlich beſtimmt werden kan.

Dazu muß es noch kommen, ehe ein ewiger, oder auch ſelbſt nur ein recht dauerhafter Friede unter den

Nationen ſtatt finden kan; — dahin wird es vielleicht noch kommen, daß eine allgemeine Convention der Europäiſchen Mächte, alle Anſprüche, die aus einem frühern Zeitalter, als von ihnen in dieſem Vertrag feſtgeſetzt wird, herſtammen, für null und nichtig erklärt; dahin muß es zuvor noch kommen, daß derjenige für einen gemeinſchaftlichen Feind aller angeſehen wird, der wegen noch ſo gültiger aber verjährter Rechts-Anſprüche, den gegenwärtigen Beſitzſtand zu ſtören ſich unterfängt.

Aber ſo lange dieſe Convention noch nicht geſchloſſen iſt: was kan nicht der Witz und der Fleiß der Menſchen, geſchärſt durch den Eigennutz oder die Ruhmbegierde, aus den ſo mannigfaltigen, oft ſo dunkeln und vieldeutigen Denkmählern der Vorwelt herausfinden, um Anſprüche der Habſucht mit Rechts-Beweiſen zu unterſtützen?

II.

Der Souverän handelt im Namen einer ganzen Nation. Der Privatmann nur für ſich oder für eine Familie. Das iſt der zweyte Geſichtspunct nach welchem die Verſchiedenheit ihrer Pflichten zu beurtheilen iſt.

Geſetzt auch der einzelne Menſch lebte im Naturſtande mit ſeines Gleichen: ſo könnten ihm doch dieſelben Freyheiten nicht zugeſtanden werden, die man jetzt einem Souverän gegen andre Souveräne erlaubt.

Das höchſte erdenkliche Geſetz aller menſchlichen Handlungen iſt, zu thun, was dem Menſchengeſchlecht im Ganzen genommen am nützlichſten iſt. Alſo eine zahlreiche Geſellſchaft von Menſchen hat einen Vorzug von einem einzelnen Menſchen; die Erhaltung von jener iſt etwas wichtigeres als die Erhaltung von dieſem, ihr Wohl iſt ein größres Stück von der geſamten Glückſeligkeit, welche den Endzweck des Schöpfers ausmacht. — Der Souverän, der die vereinigte Macht einer ſolchen Geſellſchaft in Händen hat, iſt eigentlich nur Repräſentant derſelben; es ſind ihre Rechte welche er vertheidigt, ihre Erhaltung welche er ſicher ſtellen, ihre Reichthümer welche er vermehren will. Ohne Zweifel darf er einem ſo großen Objecte mehr von Vortheilen eines Dritten aufopfern, als der Privatmann ſeinem eignen Intereſſe.

Aus dieſer Uebertragung der Macht und Rechte ganzer Staaten an Einen oder wenige Stellvertreter, entſtehen neue und nicht minder ſchwere Colliſionen für dieſe leztern. Mit dem Staats-Intereſſe deſſen Beſorgung dem Regenten aufgetragen iſt, vermiſcht ſich faſt unvermeidlich das perſönliche Intereſſe des Regenten. Weil beyde ſehr oft zuſammenfallen, ſo werden ſie leicht für ganz einerley gehalten. Bey den Verhandlungen, welche die Regenten mit einander in National-Angelegenheiten abzumachen haben, lernen ſie ſich zugleich als Menſchen kennen. Es entſtehen zwiſchen ihnen alle die Neigungen und Verhältniſſe die unter Privatperſonen exiſtiren. Der eine Regent iſt der Freund des andern aus Hochachtung, iſt verwandt mit einem dritten, haßt den vierten aus Eiferſucht, oder eines ihm ungleichen Charakters wegen. Sie alle zuſammen machen einen eignen Stand in der groſſen Societät des Menſchengeſchlechts aus, der ſeine eignen geſellſchaftlichen Bande hat.

Es iſt beynahe unmöglich, daß auf die National-Verhandlungen, die in den Händen der Fürſten ſind, nicht dieſe perſönlichen Rückſichten neben dem Staats-Intereſſe Einfluß haben ſollten. Die Erfahrung aller Jahrhunderte lehrt es, was die Vernunft vermuthen läßt: daß dieſe gebohrnen Geſchäftsträger der Nationen ſehr oft im Namen der leztern handeln, wenn ſie bloß durch Bewegungsgründe die auf ſie als Menſchen Beziehung haben, getrieben werden. Die Staaten müſſen Friedensſchlüſſe, und Tractaten als die ihrigen anſehen, welche ihre Könige in ihren eignen Angelegenheiten, um die Privat-Verbindungen ihrer Perſonen und Familien willen, geſchloſſen haben.

Dieß iſt ſchon an ſich vielleicht eine Ungerechtigkeit, die doch bey Regenten, welche Menſchen ſind, und ihre Perſönlichkeit nie ganz ausziehn können, zu entſchuldigen iſt. Aber es entſteht daraus oft eine zweyte, auch in den Verhandlungen die als National angeſehen werden. Die doppelte Rolle welche ein ſouveräner Fürſt ſpielt, als vornehmſter Privatmann in ſeinem Staate, und als Vorſteher deſſelben, macht es ihm oft unvermeidlich, — und giebt ihm noch öfter einen ſcheinbaren Vorwand, ſeinem Worte untreu zu werden.

Die Verbindungen die er mit andern Fürſten ſeines Gleichen, um eines perſönlichen oder Familien-Intereſſes willen eingegangen iſt, können zur Zeit da ſie erfüllt werden ſollen, dem National-Intereſſe ſo ſehr ſchädlich befunden werden, daß er ſich wirklich für verpflichtet halten kan, von denſelben abzutreten.

In ruhigen Zeiten, wenn keine große Staatsveränderungen die Augen der Menſchen auf die politiſchen Angelegenheiten richten, ſind die Fürſten am erſten im Stande, und ſind auch am meiſten geneigt, den Empfindungen ihres Herzens oder den beſondern Verhältniſſen ihrer perſönlichen Lage zu folgen, — ſich zu verbinden mit dem welchen ſie lieben, und ſich mit andern in Pläne einzulaſſen, die nur zur Vergrößerung ihrer Häuſer abzielen. — Die Stimme der Nation ſchweigt alsdann; und der Fürſt iſt in voller Freyheit, den ihm näher liegenden Bewegungsgründen Gehör zu geben.

So bald aber verwickelte und gefährliche politiſche Umſtände eintreten; ſo iſt der unumſchränkteſte Monarch nicht mehr mächtig gnug nach den Neigungen ſeines Herzens, oder ſelbſt nach den Geſinnungen die in ſeinem Charakter liegen, ganz allein zu handeln. Er wird von der allgemeinen Meynung ſeiner Nation mit fortgeriſſen, er wird durch die herrſchende Geſinnung derſelben beſtimmt. Selbſt wenn er edel und gut denkt, bekömmt das Intereſſe ſeines Staats, nun da die Gefahr welche ihn bedrohet, näher tritt, das Uebergewicht über alle andere Betrachtungen. — Sieht er auf ſich ſelbſt: ſo haben ſich die Triebfedern nicht weniger verändert. Er hatte ſich zu etwas anheiſchig gemacht aus Freundſchaft, oder in der Abſicht die Vortheile ſeiner Lage zu vergrößern. Jetzt aber iſt es ſeine Sicherheit und ſeine Regenten-Ehre, welche das Gegentheil erfordert.

Wenn unter ſolchen Umſtänden Tractaten gebrochen werden: ſo hat der Regent nicht ſowohl dadurch eine Schuld auf ſich geladen, daß er ſein Wort jezt zurückzieht, als dadurch daß er es zuvor gegeben hatte. Er ſollte keine Sache verſprechen, wozu ſeine Nation ihre Schäze und ihr Blut hergeben muß, wenn dieſelbe bloß ihm, und nicht der Nation nützlich iſt.

Aber wer iſt im Stande, bey der in der That innigen Verknüpfung des Intereſſes einer erblich herrſchenden Familie, mit dem Intereſſe des von ihr beherrſchten Staates, wer iſt im Stande zu jeder Zeit die feine Gränzlinie zu finden, die noch immer beyde Gegenſtände von einander abſondert? Zeit und Umſtände entwickeln oft erſt die wahre Beſchaffenheit der Verhältniſſe, und zeigen gefährliche Folgen für einen Staat von Verträgen ſeines Fürſten, die er zur Zeit als er ſie eingieng, dem Staate nützlich oder doch gleichgültig glaubte. — Hier iſt alſo das Große und

Wichtige welches National-Angelegenheiten vor Privatgeſchäften voraus haben, ein ungezweifelter Grund, warum dort ein aus Unklugheit oder aus Leidenſchaften gegebenes Wort, wenn die Folge den daraus entſtehenden Schaden lehrt, zurückgenommen werden darf, — hier nicht.

Selbſt die bloße Veränderung der Umſtände kan eine gültige Urſache zu einem Bruche werden, wenn gleich der Vertrag wirklich nicht zwiſchen Fürſt und Fürſt, ſonden zwiſchen Nation und Nation geſchloſſen worden war.

Der Privatmann muß die Strafe ſeines Unverſtands, oder ſeiner wenigen Kenntniſſe, vermöge welcher er Verträge eingegangen iſt, die ihm in der Folge ſchädlich werden, mit Recht dadurch tragen, daß er zur Erfüllung derſelben gezwungen wird. Er muß auch zuweilen dem Unglück Preiß gegeben werden, welches veränderte und nicht vorauszuſehende Umſtände, ihm bey Erfüllung eines in unverſchuldeter Unwiſſenheit gethanen Verſprechens zuziehn. Sein Wohl, ſein Vermögen, ſelbſt ſein Daſeyn iſt nicht etwas ſo wichtiges daß darüber der Heiligkeit der Verträge Eintrag geſchehen ſollte, die immer leidet; wenn viele Fälle vorkommen, wo dieſelben gebrochen werden.

Aber eine ganze Nation, oder die Perſon welche im Namen derſelben handelt, darf unter gleichen Umſtänden ſich von der Pflicht ihr Wort zu halten freyſprechen. Vorausgeſetzt daß der aus der Haltung deſſelben

ſelben für den Staat entſpringende Schaden ſo groß iſt, daß er deſſen Erhaltung in Gefahr ſetzt. Sollten Nationen verpflichtet ſeyn, ſelbſt mit der Gefahr ihres gänzlichen Ruins einmal eingegangne Verbindungen zu erfüllen: wie theuer würde nicht oft dem Menſchengeſchlecht dieſe Strenge zu ſtehen kommen? Würde der Vortheil, den ihm das Beyſpiel einer ſolchen Treue verſchaffte, — in ſofern es das Recht der Verträge, die Grundfeſte ſeines Wohlſtandes als unverbrüchlich darſtellte: — würde er wohl dem Elende und dem Untergange vieler Tauſenden gleich wiegen, welche dadurch aus der Zahl ſeiner Glieder oder wenigſtens aus der Zahl ſeiner glücklichen Glieder ausgetilgt würden.

Ein Fürſt verſprach einem andern Beyſtand zu ſeiner künftigen Vertheidigung. Aber in dem Augenblick da ſein Verbündeter bedrohet wird, iſt er ſelbſt in Gefahr von einem andern Nachbar angegriffen zu werden. Eine Peſt hat die Volksmenge ſeines Staats vermindert, Mißwachs hat die zu kriegeriſchen Unternehmungen nöthigen Vorräthe leer gemacht. Soll er noch ſein armes, ermattetes, bedrohtes Volk anſtrengen, um einem andern die Dienſte zu leiſten, welche er ſelbſt braucht?

Ein andrer ſchließt einen Vertrag zu gemeinſchaftlichen Angriff und Vertheidigung, mit dem Bedinge, nie in einem abgeſonderten Friedensſchluß, ſein Intereſſe von dem Intereſſe ſeines Bundes-Genoſſen zu trennen. Aber nach einigen Jahren des Krieges findet er ſeinen Staat an Volk und Geld erſchöpft; er ſchadet dieſem durch Fortſetzung des Krieges ſehr, er nutzt ſeinen Bundesgenoſſen wenig; er hat vielleicht während deſſelben, das Intereſſe ſeines Staats, und die wahren Abſichten ſeiner Verbündeten beſſer kennen gelernt; vielleicht hat ſich ſogar dieſes Intereſſe, haben ſich dieſe Abſichten in dem beſagten Zeitraum geändert. Iſt es eine verabſcheuungswürdige Treuloſigkeit, wenn er ſich und ſeinen Staat aus dem gefährlichen Spiel in dem Augenblick zurückzieht, da er es mit Ehren endigen kan?

Konten die Holländer es Heinrich dem vierten verdenken, daß er ſein durch ſo viele Jahre zerrüttetes Reich durch den Frieden von Vervins zur Ruhe und zu einiger Erholung zu bringen ſuchte, ob er ſie gleich dadurch einer größern Gefahr bloß ſtellte?

Wurden Bolingbrocke und die Miniſter der Königin Anna, die im ſpaniſchen Succeſſionskriege zuerſt unter den Bundsgenoſſen, und abgeſondert von denſelben einen Friedenstractat mit Frankreich ſchloſſen, wirklich Verräther an dieſen? Oder verdienen ſie nicht vielmehr als kluge Staatsmänner und als Wohlthäter der Menſchheit Dank von der Nachwelt, indem ſie den Krieg nicht länger dauern ließen, als das Staats-Intereſſe welches ihn veranlaßt hatte, daurete, und den allgemeinen Frieden Europens durch den zwiſchen England und Frankreich veranlaßten?

War unſer großer Friedrich bundbrüchig gegen die Franzoſen, da er nach der Chotuſitzer Schlacht, ſich den Beſitz Schleſiens, durch den Breslauer Frieden ſicherte, und an einem Kriege keinen Theil mehr nahm, bey welchem weder er noch ſein Staat mehr Vortheil hatte? Selbſt die Franzoſen müſſen dieſe Beleidigung nicht ſo hoch ihm angerechnet haben, da ſie ſich in kurzem von neuem mit ihm verbanden.

Aber dieſer Grund, warum die Politik zuweilen erlaubt, was die Moral dem Privatmann verbietet, die **Wichtigkeit einer Nation und deren Wohlſtandes**, – dieſer Grund, wenn er in manchen Fällen wirklich vorhanden iſt, giebt noch weit öfter Gelegenheit Ungerechtigkeit zu beſchönigen. — Zu beſchönigen nicht bloß in den Augen der Welt, ſondern auch ſelbſt in dem Herzen des Souveräns und ſeiner Staatsdiener. Die Ueberlegungen die hierbey erfordert werden, ſind oft ſehr verwickelt, die Leidenſchaften die ſich einmiſchen, ſehr überwältigend. Aber wo ſind Hülfsmittel dagegen, um dort Irthum und hier Ungerechtigkeit zu verhüten, als in dem Geiſt und Charakter der Fürſten, und derer welche ſie um Rath fragen?

◆

Eine andre Schwierigkeit in der Moral der Regenten, die unter dieſes Hauptſtück gehört, entſpringt aus der Ungleichheit der Staaten. Eine große Monarchie von 25 Millionen Menſchen, und eine Stadt von tauſend Einwohnern, ſind wenn beyde unabhängig ſind, einander den Rechten nach gleich. Aber iſt das Wohl von 25 Millionen nicht mehr werth, als das von tauſend Menſchen. Und wenn alſo die Erhaltung oder ein weſentliches Intereſſe des größern Staats von dem kleinern einige Aufopferungen ſeiner Rechte und Beſitzungen fordert, iſt es nicht dem Adminiſtrator des erſtern erlaubt, den zweyten dazu auch mit Gewalt zu nöthigen?

Wenn die Fürſten ſich bey Entſchlüſſen dieſer Art täuſchen, ſo liegt der Grund des Blendwerks nicht in der Unrichtigkeit des Grundſatzes wornach ſie handeln, ſondern in unrichtigen Begriffen die ſie von der Wohlfahrt des Staates haben.

Der Satz iſt unſtreitig wahr. Das Uebergewicht großer Geſellſchaften von Menſchen über kleine, iſt nicht bloß phyſiſch ſondern auch moraliſch. Nicht bloß die Stärke derſelben iſt ungleich: ſondern auch ihre Rechte ſind es. Ein Menſch iſt unverſchämt, welcher ſich einem ganzen Publiko vorzieht, geſetzt auch daß dieſes aus weit weniger bedeutenden Perſonen beſtände als er iſt. Und eine zahlreiche Nation muß bey der Colliſion ihrer Vortheile mit den Vortheilen kleiner Völkerſchaften, den Vorzug haben.

Aber kan der Fall einer ſolchen Colliſion wohl ſich jemals ereignen, oder iſt er je mit Deutlichkeit zu erkennen?

Wenn man unter Wohl des Staats Glückſeligkeit aller oder der meiſten Individuen verſteht: ſo kan jener

Fall ſich faſt nur alsdann ereignen, wenn die große Nation geſittet, die kleine wild iſt.

Ein weitläuftiges Reich kan durch eine Räuberhorde von einer Gränze bis zur andern beunruhiget werden. Es kan alſo wirklich das Wohl der Millionen welche es bewohnen, dabey intereſſirt ſeyn, daß dieſe tauſend Menſchen ausgerottet, vertrieben oder unterjocht werden.

Indeß jener Begriff vom Wohl des Staats, ob es gleich der weſentliche Grundbegriff iſt, kan doch in der Folge der Zeit und der Dinge nicht der einzige bleiben. Eben dieß macht ſo viel Verwirrungen in den politiſchen Berathſchlagungen; dieß erregt bey guten Fürſten ſo viel Bedenklichkeit, und giebt den böſen ſo ſcheinbare Vorwände, daß es nicht immer deutlich auszumachen iſt, was wahres Staats-Intereſſe heißt. Hätten die Handlungen der Regenten unmittelbar auf das Wohl aller der Individuen die unter ihnen ſtehn, Einfluß: ſo dürfte man ihnen zur einzigen Richtſchnur geben, dieſes Wohl, — ſelbſt mit Ausſchließung und Aufopferung jedes andern Gegenſtandes, zu befördern. Das was Millionen Menſchen in der That und Wahrheit glückſeliger machte, könnte nie eine ungerechte Handlung ſeyn. Alsdann wäre die abſolute Größe des Nutzens, den ſie ſtiften, der richtige Maaßſtab des Rechts.

Aber ſo iſt es bey weitem nicht. Die Regenten haben nur die entfernten Mittel zu dieſem großen Endzweck in Händen. Sie ſind wie die Flußgötter, die aus ihrer Urne zwar Waſſer ausgieſſen, aber ohne beſtimmt vorherzuſehen, wohin daſſelbe ſtrömen, wie viele Ländereyen und welche es bewäſſern wird. Das Ziel, wornach ſie arbeiten, die Glückſeligkeit des Staats, inſofern dieſe ſo viel bedeutet, als die Summe der Glückſeligkeit deren ſeine ſämtlichen Glieder genieſſen, — iſt ein für menſchliche Augen unüberſehlicher Gegenſtand. Sie müſſen ihn daher unter gewiſſe allgemeine und abſtracte Geſichtspuncte, — dergleichen die der Macht, des Reichthums, der Bevölkerung des Staats ſind, zu faſſen ſuchen. Je mehr dieſe Endzwecke, welche ſie unmittelbar zu erreichen ſich vorſetzen, von der letzten Abſicht entfernt ſind; — je ungewiſſer es wird, wie viele ihrer Unterthanen, und in welchem Grade ſie wirklich durch Ausführung ihrer Entwürfe werden glücklicher werden: um deſto weniger Erlaubnis haben ſie, zur Beförderung jener Endzwecke, zur Unterſtützung dieſer Unternehmungen, gewaltſame Mittel zu wählen, oder in andere Rechte und Beſitzungen Eingriffe zu thun.

Man kan ſich eine Stufenleiter von Begriffen denken, durch welche das was man gemeinhin Staats-Intereſſe und Staatsräſon nennt, aus der natürlichen und erſten Vorſtellung von Glückſeligkeit einer Nation entſtand.

Dieſe erſte und natürliche Vorſtellung nemlich iſt: „Eine Nation oder der Staat iſt glücklich, wenn die Menſchen aus welchen er beſteht, glücklich ſind.“.

Aber das Schickſal einer Menge muß nach dem größern Theile geſchätzt werden. Das Wohl des Staats wird alſo das Wohl der meiſten Glieder deſſelben ſeyn.

Aber dieſe Glieder ſind ungleich — Ungleich in Abſicht ihres innern Werths, und des innern Vermögens welches ſie haben Glückſeligkeit zu genießen; — ungleich, wegen des Einfluſſes den ſie auf andre haben, und der Hülfsmittel die ſie beſitzen wieder andre zu beglücken.

Mit dieſer Ungleichheit der Menſchen, welche auf der Schätzung ihres Beytrages zur allgemeinen Glückſeligkeit, und alſo auf Natur und Wahrheit gegründet iſt, verbindet ſich bald die Ungleichheit die auf der Meynung und dem Vorurtheile beruht.

Man ſucht den Staat vornehmlich in den höhern Ständen, in dem Adel, den Begüterten, den Wohlerzognen, den Gelehrten: und glaubt das Intereſſe des erſtern richtig zu beſtimmen, wenn man auf die Vortheile dieſer aller Rückſicht nimmt, — und dieß um ſo mehr, weil jeder aus dieſer Claſſe gleichſam wieder ein kleines Reich unter ſich hat, — ich will ſagen, mit einer Anzahl niedrigerer Menſchen in Verbindung ſteht, deren Wohl- oder Uebelbefinden an dem ſeinigen hängt.

Die Erfahrung lehrt nun ferner theils gewiſſe allgemeine Hülfsmittel, durch welche man Wohlhabenheit und Zufriedenheit einer Menge ſichern und befördern kan, theils gewiſſe allgemeine Kennzeichen, wornach man ſie beurtheilen muß, wenn es nicht möglich iſt ſie in ſich ſelbſt kennen zu lernen. Zu jenen Hülfsmitteln gehört z. B. Flor der Handlung, zu dieſen Kennzeichen die Bevölkerung, zu beyden der gute Zuſtand der Armeen, Flotten, Veſtungen, und des öffentlichen Schatzes.

Ehedem hielt man ſich bloß an gewiſſe äußre Kennzeichen um das Blühen eines Staats, und alſo die Güte ſeiner Regierung abzumeſſen. Jetzt, da man den Zuſammenhang zwiſchen Urſache und Wirkung etwas beſſer einſehen lernt, beobachtet man mehr die Hülfsmittel, und den innern Zuſtand. Und ohne Zweifel iſt dieſer Probierſtein weniger fehlbar als der erſte. —

Demohnerachtet da Sicherheit das erſte Moment der Glückſeligkeit iſt, und Macht zur Sicherheit führt: ſo geſchieht es auch jetzt noch häufig, von Staats-Männern und Philoſophen, daß ſie den weitläuftigen und viel umfaſſenden Begriff von Glückſeligkeit des Staats, in den engen und eingeſchränckten von Macht und Einfluß ſeines Regenten einſchließen.

Es iſt klar daß dieſer letztre Endzweck weit öfter in Widerſpruch mit dem eben ſo verſtandnen Intereſſe andrer Staaten kommen kan, als die wahre Glückſeligkeit der Einwohner des erſten Landes, mit der Glückſeligkeit der Einwohner des zweyten.

Aber die Einſchränkung der menſchlichen Fähigkeiten und die Unvollkommenheit ſeiner Einſichten, bringt nothwendig in Handlungen, welche ſich auf unüberſehbar große Gegenſtände beziehn, eine Mangelhaftigkeit hervor. Schon dieſer Umſtand macht Rechtswiſſenſchaft und Moral des Privatmanns ſichrer, als die Moral des Staatsmanns je werden kan. Erſtrer weiß mit wem er zu thun hat, wem er durch ſein Verfahren Schaden thut, oder Nutzen ſtiftet, er weiß wie viel dieſer Nutzen oder Schaden beträgt. Er ſieht, wie wenig ſein Individuum gegen den ganzen Staat bedeutet, und wie unrecht es wäre allgemein nützliche Geſetze in ſeinem Falle aufzuheben. Der Beherrſcher eines Staats hingegen hat weder die Menſchen vor Augen deren Glück er befördert oder ſtört; noch weiß er das Gute was er thut mit dem Böſen was er anrichtet genau zu vergleichen; noch kann er ſich endlich beſtimmt das Verhältniß denken, in welchem das Glück ſeines Staats gegen den noch höhern Endzweck des allgemeinen Menſchenwohls ſteht. Die Gegenſtände die er zu verfolgen gemüßigt iſt, Ehre, Macht, Glück des Staats ſind mehr Gegenſtände für den Verſtand oder die Imagination als für die Sinne, und die Erfahrung. Eben deßwegen iſt er auch mehr in Gefahr bloße Schimären zu verfolgen.

Ich kehre von dieſer Digreſſion dahin zurück, von wo ich ausgieng.

Wenn ganze Geſellſchaften von Menſchen, Vorrechte vor einzelnen Menſchen haben: ſo haben auch große Geſellſchaften Vorrechte vor kleinen.

Hat der Regent der erſtern alſo nur nicht unrichtig beurtheilt, was wahres Intereſſe ſeines Staats heißt, beſonders was er als Mittel zur Erhaltung deſſelben anſieht: ſo kan ihm unmöglich die Befugniß abgeſprochen werden, ein weit geringeres Intereſſe weit wenigerer Menſchen, wenn dieſe auch von ihm unabhängig ſind, ſeinen höhern Endzwecken unterzuordnen.

Die Geſchichte lehrt auch durch ihre Nachrichten, daß größre Monarchien immer von ihrem Uebergewicht über kleinere in gefährlichen Zeitpuncten Gebrauch gemacht haben; und ſie zeigt durch den Beyfall oder den Tadel, mit denen ſie die erzählten Handlungen belegt, daß dieß nur alsdann von der Nachwelt für unrecht erkannt wird, wenn die Staats-Urſachen nicht wichtig, die Gefahren nicht groß genug geweſen ſind, um unregelmäßige Schritte zu rechtfertigen, oder wenn die Monarchen nicht in Zeiten der Ruhe gut zu machen ſuchten, was ſie in Zeiten der Noth andern zum Schaden unternommen hatten.

War es im dreyßigjährigen Kriege für die Oeſterreichiſchen Regenten ein durchaus weſentlicher Gegenſtand, daß ihre deutſchen und italiäniſchen Staaten zuſammenhiengen: ſo war es zu entſchuldigen, daß ſie die Graubündner mit Gewalt zu nöthigen ſuchten, ihnen das Thal, wodurch dieſe Staaten getrennt wurden, einzuräumen.

Konnte im Jahr 1535. Franz der erſte die Italiäniſche Gränze ſeiner Staaten gegen Karl den fünften

ten nicht vertheidigen, ohne ſich des ungehinderten Durchgangs durch die Päſſe der Alpen, welche Savoyen in Beſitz hatte, zu verſichern: ſo ward auch ſein zweydeutiges Recht, welches er hatte, dieſes Land mit ſeinen Truppen zu beſetzen, durch die Nothwendigkeit vollgültig.

◆

Dieſe Betrachtung, daß die Regenten, eben um der Wichtigkeit ihrer Pflichten willen, auch unter gewiſſen Umſtänden größere Rechte haben, führt mich auf noch einen andern Geſichtspunkt in welchem die Lage dieſer Mächtigen der Erde anzuſehen iſt; ein Geſichtspunct der nur ſelten von ihnen erwogen wird, und der, indem er ſie auf der einen Seite erhebt, ſie auf der andern einſchränkt und neuen Verbindlichkeiten unterwirſt. Sie zuſammengenommen ſind die großen Vorſteher der Menſchheit; ſie beſtimmen durch ihre vereinigte Summe von Weisheit und Tugend, oder von Thorheit und Laſter, — unter allen moraliſchen Urſachen am meiſten, — den Grad der Glückſeligkeit und des Elendes auf Erden in jedem Zeitalter. Sie lenken durch den Zuſammenfluß ihrer Unternehmungen den Lauf der menſchlichen Dinge, und veranlaſſen, handelnd oder leidend, durch ihre Thaten und durch ihre Schickſale, die größten, und noch dazu immerwährende Veränderungen in dem Zuſtande der geſammten Menſchheit: — Veränderungen durch welche dieſe in Entwickelung ihrer Kräfte, und in der Annäherung zu ihrer Vollkommenheit, bald weiter gebracht bald verzögert wird. Wenn ſie auf der einen Seite Stellvertreter der Nationen ſind: ſo ſind ſie auf der andern die erſten Werkzeuge der Vorſehung. Sie helfen unter ihr den Plan derſelben entwickeln. Sie ſind die erſten Triebfedern in der großen Maſchine der moraliſchen Welt, wodurch der höchſte Regierer derſelben die übrigen Räder in Bewegung ſetzt.

Und dieſem Verhältniſſe, ſo bald als ſie es einſehen, und ſo weit als ſie es einſehen, iſt es auch ihre Pflicht, gemäß zu handeln. Sie deren Handlungen durch den Zuſammenhang mit den Handlungen andrer Regenten, auf viele Nationen, oft auf ganze Welttheile Einfluß haben, müſſen auch das Wohl des menſchlichen Geſchlechts im Ganzen, als ihren wahren und letzten Zweck erkennen.

Nun ſind alle Regeln der Tugend ſowohl als die Regeln der Gerechtigkeit eben auf dieſes allgemeine Wohl gerichtet. Sie ſind deßwegen verpflichtend, weil ihre Ausübung nothwendig iſt, wenn die Menſchen bey einander leben, und glücklich leben wollen.

Alle Regeln aber müſſen der Abſicht der Regel untergeordnet ſeyn. Und es iſt alſo unſtreitig wahr, „alles iſt Recht, was dem menſchlichen Geſchlecht im Ganzen erſprieslich iſt.“

Wer dieſen großen Geſichtskreis überſehen kan, und die Folgen ſeiner Handlungen ſo vollſtändig und ſo deutlich vor Augen hat, daß er nach eigner Einſicht mit Gewißheit beurtheilen kan, welche der ganzen vernünftigen Schöpfung in allen künftigen Zeitaltern mehr nutzen als ſchaden werden: der braucht ſich nach keinen allgemeinen Regeln zu richten, — und er kan diejenigen welche uns Recht und Gewiſſen vorſchreibt übertreten, ohne weder ungerecht noch ſtrafbar zu handeln. Nach dieſer Rückſicht irren diejenigen nicht, welche behaupten, daß die göttliche Gerechtigkeit und Güte, obgleich als Eigenſchaften in ſeinem Weſen, den eben ſo genanten Tugenden unſers Geiſtes ähnlich, doch in ihren Aeuſſerungen ſehr weit von dem Verfahren abgehen können, welches uns jene Tugenden vorſchreiben. Wenn ſeine Gedanken nicht die unſrigen ſind, in Abſicht der Einſchränkung und Mangelhaftigkeit, ſo können auch die Wege welche er zur Erreichung des Ziels allgemeiner Glückſeligkeit nimmt, nicht die unſrigen ſeyn.

Es darf uns demnach nicht wundern, daß vernünftige Menſchen Offenbarungen haben für göttlich halten können, durch welche Handlungen befohlen würden, die ohne eine ſolche Autorität laſterhaft geweſen ſeyn würden. Sie irrten vielleicht in den Gründen warum ſie jene Offenbarung annahmen; aber ſie dachten richtig, daß ſie ſie nicht um der letztern Urſache willen verwarfen. Gott befiehlt einem Vater ſeinen Sohn zu opfern; er befiehlt einem Volke andre Völker auszurotten. Kan dieß allein einen Beweis abgeben, daß die Schriften worinn das ſteht, nicht von ihm ſind? Aber der welcher allen Menſchen das Leben gegeben, und alle dem Geſetze des Todes unterworfen hat, kan ja wohl über das Leben eines einzelnen Menſchen, über das Daſeyn einzelner Nationen gebieten. Wenn er durch die allgemeinen Geſetze der Natur Zerſtörung zu einem ſo weſentlichen Theil ſeines Plans gemacht hat, als Hervorbringen: ſo kan er ja auch wohl in einem beſondern Falle Menſchen zum Werkzeuge der Zerſtörung brauchen, und ihnen Zeit und Ort dazu anweiſen. Thäten dieſe Menſchen was er, ihnen befiehlt auf eignen Antrieb, ſo wären ſie Verbrecher: denn ſie ſähen nichts als Zerſtörung und Untergang vor Augen: das höchſte Weſen ſahe Leben und Glückſeligkeit als eine entfernte Folge davon voraus, und hatte dieſe zur Abſicht. — Zadig warf ſich voll Ehrfurcht vor dem Engel Jezrad als Geſandten der Vorſehung nieder, den er als Eremiten, nach ſeinen Handlungen, für einen Räuber und Mörder gehalten hatte *).

Auf einem ſo erhabnen Standpunkte ſteht kein Menſch. Keiner kan das menſchliche Geſchlecht im Ganzen und alle folgende Jahrhunderte überſehen, und beurtheilen was der Welt als der ewigen Kette aller vernünftigen Weſen zu ihrem Beſten gereicht. Alſo kan auch keinem die Gewalt verliehen ſeyn, um ſolcher großen Zwecke willen die kleinern zu zerſtören, welche den Grund zu den gewöhnlichen menſchlichen Pflichten ausmachen.

---

*) Zadig. Hiſt. Orient. Chap. XX.

Indeß nähert ſich doch ein Menſch nach ſeiner Lage und Verhältniſſen, ſo wie nach ſeinem Berufe, mehr dieſem erhabnen Standpuncte als der andre.

Auch gewiß, wenn irgend jemand berechtigt iſt bey der Regierung ſeiner Handlungen, ſich nicht bloß an die einmal etablirten Regeln zu halten, ſondern auf den höhern Grund der Regeln, das allgemeine Beſte der Menſchen unmittelbar zu ſehen: ſo müſſen es diejenigen Perſonen ſeyn, die, erſtlich, Richter und Geſetzgeber der übrigen Menſchen ſind; zum andern die Angelegenheiten der Völker im Großen abſichtlich anordnen, oder gelegentlich durch ihre Verhandlungen leiten; und die endlich durch keinen Contract dieſes Recht der Selbſtprüfung auf immer aufgegeben haben.

Zuerſt die welche am Ruder großer Staaten ſich befinden, ſtehen würklich auf einer Höhe, von wo ſie mehr vom menſchlichen Geſchlechte und von der Zukunft überſehen. Sie kennen den Zuſtand der Völker beſſer, ſie haben mehr Gelegenheit die Urſachen und Triebfedern zu beobachten, aus welchen die künftigen Erfolge entſtehn. Sie können alſo, wenn ſie ſelbſt mit den nöthigen Geiſteskräften ausgerüſtet ſind, es eher in ihren politiſchen Berathſchlagungen als irgend ein Privatmann in ſeinen bürgerlichen Geſchäften wagen, die Betrachtung der beſondern Umſtände und die Vorausſehung der bevorſtehenden Fälle, oder, die Hofnung zur Verbeſſerung des Zuſtandes der Dinge, an die Stelle allgemeiner Grundregeln zu ſetzen.

Zum andern; ſie haben wirklich dieſen Beruf. Das Wohl der Länder und der Zeiten hängt an ihren Entſchlüſſen. Beſonders ſind alle Verhandlungen eines Souveräns mit andern ſeines Gleichen, die Kriege die ſie mit einander führen, die Verträge die ſie machen, die Verwandſchaften die ſie ſtiften, für mehr als ein Land und Volk Quellen des Wohlſtandes oder des Unglücks. Alſo fordert ſie auch ihr Poſten auf, das Glück der Völker, auf welches ſie durch die auswärtigen Staats-Geſchäfte gewiß Einfluß haben, auch gefliſſentlich zu ihrer Abſicht zu machen.

Aus Pflichten entſtehen Rechte. Und wenn ſie in einem ſo großen Wirkungskreiſe Gutes thun ſollen, ſo müſſen ſie auch in einem eben ſo großen Geſichtskreiſe beobachten und urtheilen dürfen.

Weit anders iſt es mit Privatleuten und ihren Geſchäften. Ich will nicht wiederholen, was ich oben geſagt habe, daß ſie ſich, in dem Grund-Vertrage der bürgerlichen Vereinigung, des Rechts begeben haben, das was die Geſetze im allgemeinen verordnen, in jedem beſondern Falle, — ob es hier nützlich oder ſchädlich ſey, — zu prüfen. Ich will nur dieſe beyden Bemerkungen hinzufügen. Der Privatmann kan die jedesmaligen individuellen Folgen ſeiner Handlungen, beſondes in demjenigen Verkehr mit andern welcher das Eigenthum betrifft, weit weniger vorausſehen und beurtheilen: er muß ſich alſo an die allgemeine Vorſchrift ſtrenger halten, oder er hätte gar keine.

So wie es den Menſchen eher gelungen iſt von den Geſetzen des Weltbaues etwas zu verſtehen, als die Geſetze der Witterung einzuſehen, und ſo wie ſie beſſer gelernt haben Finſterniſſe an Sonne und Mond, als Regen und Wind in unſrer Atmoſphäre vorauszuſagen: ſo haben ſie auch über den Gang der großen politiſchen Angelegenheiten, und die Erfolge von Staatshandlungen in Abſicht des Schickſals der Völker, deutlichere Begriffe und ſicherere Vorzeichen, als über den Lauf der Familien- und perſönlichen Begebenheiten, oder über die Erfolge ihrer Privatverhandlungen. Der Grund iſt daß im Phiſikaliſchen wie im Moraliſchen — in den großen Gegenſtänden, der Urſachen die zugleich wirken weniger, und dieſe wenigern regelmäßiger ſind, in den kleinern hingegen der Zuſammenfluß concurrirender Umſtände unendlich groß, und alſo auch die Wirkungsart jedes Umſtandes ungleicher und regelloſer iſt. Wo aber das Individuelle des Falls in welchem wir handeln, und der Folgen die wir veranlaſſen, ſich weniger deutlich erkennen läßt, da müſſen allgemeine Grundſätze uns unumſchränkter regieren.

Dazu kömmt, daß eben weil die Angelegenheit des Privatmanns klein iſt, das Intereſſe welches mit derſelben verknüpft iſt, immer überwogen wird von dem Intereſſe des Geſetzes ſelbſt, d. h. von dem Nutzen welchen die Geſellſchaft davon hat, daß Geſetze beobachtet werden. Bey National-Angelegenheiten kan wohl zuweilen das Gegentheil ſtatt finden.

Dieß führt mich auf einen doppelten Unterſchied zwiſchen den Pflichten die wir zur Gerechtigkeit, und denen die wir zur moraliſchen Tugend rechnen. Von dieſen Unterſchieden iſt der eine von mehrern Moraliſten bemerkt und deutlich auseinander geſetzt worden; der andre weniger.

Erſtlich es giebt Pflichten, bey welchen die Allgemeinheit und Unverletzlichkeit der Regel, der menſchlichen Geſellſchaft wichtiger iſt, als der Nutzen oder Schaden, welcher in irgend einem beſondern Falle, aus der unter der Regel ſtehenden Handlung herauskommen kan. Von dieſer Art iſt die Pflicht wiederzugeben was man geborgt hat. Hiebey wird dem Menſchen die Beurtheilung nicht mehr zugeſtanden, ob er unter ſeinen Umſtänden, durch die Zurückzahlung ſeiner Schulden auch etwas gutes ſtifte: Er muß ſie zurückzahlen. Dieß iſt Verpflichtung der Gerechtigkeit.

Bey andern Pflichten hingegen kömmt der Nutzen oder Schaden, welcher in jedem Falle aus der Handlung entſpringt, mehr in Betrachtung als die Nutzbarkeit des Geſetzes. Der Grund warum ich etwas Gutes thue, wenn ich einem Armen eine Gabe reiche, liegt mehr darinn, daß ich weiß, daß er ſie bedarf, und gut anwenden wird, und daß ich ſie entbehren kan, als darinn, daß ich das Geſetz Almen zu geben durch meinen Gehorſam dagegen aufrecht erhalten will. Ich darf daher auch jedesmal neue Ueberlegungen anſtellen, ob ich es für nützlich oder unnütz halte, Allmoſen zu geben; — und mich mehr nach dieſen Ueberlegunlegungen, als nach dem allgemeinen Geboth wohlzuthun, richten. Dieß ſind die Gewiſſenspflichten.

Die Allgemeinheit alſo der erſtern, — der Geſetze der Gerechtigkeit — beruht auf zwey Gründen: erſtlich auf der überwiegenden Wichtigkeit des Geſetzes über die Wichtigkeit und Größe der Angelegenheit, auf welche das Geſetz angewandt wird; zweytens auf der Gefahr durch jede zugeſtandne Ausnahme von der Regel, die Regel ſelbſt wankender zu machen.

Was den erſten Grund anbetrifft: ſo iſt es augenſcheinlich, daß derſelbe in den Geſchäften des Privatlebens immer oder doch in den allermeiſten Fällen ſtatt finden wird, — auf die Verhandlungen der Staaten mit einander aber, ſich nicht mit gleicher Gewißheit anwenden läßt.

Der Schaden und ſelbſt der Ruin' den die Ausübung der ſtrengen Gerechtigkeit zuweilen über den einen Bürger und ſeine Familie, ohne beträchtlichen Nutzen für die andre dabey intereſſirte Parthey bringt, iſt doch ein ſehr kleiner Gegenſtand gegen den Nutzen einer geſetzmäßigen Ordnung unter einer ſo zahlreichen und ſo enge verbundenen Geſellſchaft.

Aber wenn über der gleich pünctlichen Beobachtung ähnlicher Pflichten, eine Nation zu Grunde geht, oder, ein unabhängiger Staat, die Provinz eines andern wird; — wenn wenigſtens Millionen von Menſchen an ihrem Wohlſtande leiden, oder durch Mangel umkommen: erſetzt dann noch dem menſchlichen

Geſchlecht, der Nutzen der aus der Geſetzmäßigkeit als einem allgemeinen Principio für daſſelbe entſteht, den Schaden welchen das Geſetz ſelbſt ihm in dieſem Falle brachte?

Ich ſage nicht, daß nicht ſehr oft und gemeiniglich beydes vereinigt iſt, Intereſſe der Nationen und Intereſſe des Geſetzes; ich ſage nicht, daß die Monarchen ſich nicht ſehr oft täuſchen, und die Vergleichung zwiſchen der Wichtigkeit ihrer Entzwecke und der Wichtigkeit der allgemeinen Vorſchriften unrichtig anſtellen, weil ſie auf der Waagſchaale der erſtern ihre Leidenſchaften mit wägen.

Aber das behaupte ich nur, daß die Größe der National-Gegenſtände, mit welchen der Regent zu thun hat, und der Umfang des Nutzens oder Schadens welcher aus ſeinen Entſchlüſſen zu erwarten iſt, ihn zu Ausnahmen von der Regel berechtigen könne, zu welchen derjenige nicht berechtiget iſt, deſſen Wirkſamkeit in der engern Sphäre des Privatlebens eingeſchloſſen iſt.

Daß die Nachſicht mit welcher die politiſchen Handlungen ſelbſt von der Nachwelt beurtheilt werden von ihrer Wichtigkeit herkomme, iſt daraus klar, daß derſelbe Fürſt, welcher von der ſtrengen Gerechtigkeit in ſeiner Politik abwich, ohne dadurch ſeinen Charakter in den Augen der Welt ſehr zu beflecken, ſobald er als Menſch in ſeinem Betragen gegen einzelne Perſonen, ſich ähnliche Unregelmäßigkeiten erlauben wollte, mit der größten Schande gebrandmarkt ſeyn würde. Ein König der einen Krieg leichtſinnig und ohne hinlängliche Urſachen anfängt, opfert vielleicht tauſende von Menſchen auf. Einer welcher einen Großen an ſeinem Hofe, dem er nicht wohl will, ohne Richter und recht ermorden läßt, bringt nur einen einzigen Menſchen ums Leben. Demohngeachtet wird jener vielleicht doch noch für einen großen Mann und für einen vortreflichen Regenten, dieſer wird gewiß für einen Tyrannen gehalten. Woher dieſer Unterſchied? Dort, ſetzte man voraus, waren Staatsabſichten die Triebfeder, und der Regent irrte ſich nur in der Schätzung und Abwägung derſelben; oder es lagen doch National-Leidenſchaften zum Grunde, bey welchen ſelbſt die Ausſchweifungen nicht ohne alle Entſchuldigung ſind. Aber hier handelte nicht der Monarch, ſondern der Menſch: die Gründe ſeines Entſchluſſes oder die Urſachen ſeines Affectes lagen nur in Angelegenheiten die ihn betrafen. Der Gegenſtand welchen er ſuchte, war nicht größer, als der, welchen der Eigennutz oder die Rachſucht jedes Privatmanns unter gleichen Umſtänden haben würde. Die Geſetze waren daher in dieſem Falle für den Regenten ſo unverletzlich als ſie für den niedrigſten Bürger ſind. Wenn er ſie übertritt, iſt er mit dieſem gleich ſtrafbar.

Der Verdacht daß Ferdinand der Erſte den Cardinal Martinuſius in Ungarn hat umbringen laſſen, iſt ein größrer Schandfleck in ſeine Geſchichte als in der Geſchichte ſeines Bruders ſeine zweydeutige Politik, und ſein immerwährendes Kriegführen. Wir billigen in der Verwaltung des Richelieu nicht, die Liſt und Gewalt die er angewandt hat, ſeinen König mächtig zu machen: aber wir wanken in unſerm Urtheile, und ſind unſchlüßig, ob wir um der Größe der Endzwecke willen, die Unregelmäßigkeit der Mittel entſchuldigen ſollen. Hingegen würden wir vor ihm als einem Ungeheuer ſchaudern, wenn wir es für bewieſen hielten, daß er ſich ſeiner perſönlichen Feinde, durch eine heimliche Fallthüre in ſeinem Cabinette entlediget habe.

Der zweyte Grund, warum gewiſſe Regeln ohne alle Ausnahme ſeyn müſſen, iſt, weil jede Ausnahme ſie wankend macht.

Und dieß trift wieder das Privatleben weit mehr als die politiſchen Verhandlungen.

Je mehr Menſchen auf einem kleinen Platze bey einander leben, und je öfter eine und dieſelbe Art von Handlung wiederholt wird: deſto anſteckender iſt das Beyſpiel, und deſto leichter bilden ſich Gewohnheiten. In der bürgerlichen Geſellſchaft kömmt alles darauf an, daß es zur Gewohnheit werde, gerecht zu handeln, niemanden das ſeinige zu entwenden u. ſ. w. weil Gewohnheit die Triebfeder iſt, die am zuverläſſigſten auf einen großen Haufen zugleich wirkt. Was dieſe Gewohnheit hier unterbricht, iſt äußerſt ſchädlich, weil dadurch die Autorität der Geſetze ſelbſt, die in der Gewohnheit ihre vornehmſte Stütze hat, untergraben wird. Jede einzelne Uebertretung, welche ungeahnder hingeht, iſt wegen der Menge derer, welche dadurch zur Nachahmung verleitet werden, gefährlich. Und die Rechtfertigungsgründe, die zuweilen eintreten, können deßwegen nicht angenommen werden, weil ſie das Schädliche des Beyſpiels bey dem großen Haufen der bloß auf das Aeußere der Handlung ſieht, nicht verhindern.

Bey den Souveränen iſt dieſe Urſache, nie Ausnahme von der Regel zu geſtatten, weniger vorhanden. Die Anzahl der Perſonen in dieſem Poſten iſt zu geringe, ſie ſind nicht ſo enge mit einander verbunden, und ihre Handlungen ſind nicht ſo gleichartig, daß unter ihnen aus Beyſpielen ſo leicht Gewohnheiten entſtehen könnten. Die Vorfälle, welche ihre Aufführung beſtimmen, ſind von der Größe und Wichtigkeit, daß ſie wenigſtens immer neue Ueberlegungen veranlaſſen. Leidenſchaften können dabey viel Einfluß haben; die Gewohnheit und Beyſpiele weniger. Die Abendtheuer Carls des zwölften werden nicht leicht einen Fürſten zum irrenden Ritter machen. Die Eroberungsſucht Ludewigs hat als Beyſpiel gewiß an den Kriegen die ſeitdem aus ähnlichen Triebfedern unternommen worden, ſo wenig Antheil gehabt, als die Feldzüge des Alexanders daran haben.

Dem Privatmanne alſo muß die eigne Beurtheilung aller der Fälle, welche das Eigenthum betreffen, unterſagt ſeyn, weil im bürgerlichen Leben Einförmigkeit des Verfahrens in dieſen Puncten nothwendig iſt: den Landesherrn kann dieſe Beurtheilung nicht unterſagt, ſondern ſie muß nur aufs Gute, aufs Edle, Große und Menſchenfreundliche geleitet werden.

Ich komme zu der zweyten weniger bemerkten Eigenſchaft des ſtrengen Rechts. Es geht nämlich nur auf Erhaltung des Zuſtandes und der Verhältniſſe, die einmal da ſind. Wenn daher in öffentlichen Sachen, in Angelegenheiten der Staaten mit ihren Fürſten, und der Nationen unter einander nie davon wäre abgewichen, und nie das höhere Geſetz des allgemeinen Nutzen zu Rathe gezogen worden: ſo müßten Macht der Staaten, Regierungsform, Unterordnung der Stände, und die meiſten menſchlichen Dinge noch in dem Zuſtande ſeyn, in welchem ſie vor tauſend Jahren geweſen ſind.

Die Grundgeſetze der Conſtitution haben zur Abſicht, das einmal eingeführte Verhältniß zwiſchen den verſchiedenen Regierungsgliedern, und dieſer mit dem Unterthan fortdaurend zu machen. Die Geſetze des Eigenthums ſind dazu gemacht, daß der, welcher einmal reich iſt, reich bleiben, der Arme arm bleiben ſoll. Nach denſelben behält jeder was er hat, darf nichts von dem andern nehmen, darf keinen Gränzſtein verrücken, keine Veränderungen vornehmen. Die Geſetze des Völkerrechts zielen ebenfalls bloß dahin ab, jedem Staat das Land und die Einkünfte, welche er einmal hat, zu ſichern; den herrſchenden Staat in ſeinen Vorrechten, den abhängigen in ſeiner Unterwürfigkeit zu befeſtigen; kurz alle Verhältniſſe von Macht, Ehre und Reichthum zwiſchen den Souveränen auf dem Punkte zu erhalten, wo ſie heute ſind.

Was erkennen wir nun aus der Geſchichte? Daß dieſe Geſetze von Nationen und ihren Häuptern nie können unverbrüchlich gehalten worden ſeyn, weil die Welt ſich ſo erſtaunlich verändert hat, ganze Staaten verſchwunden, andere entſtanden ſind; und der jetzige Zuſtand von Europa ſelbſt einer immer fortgehenden Revolution ähnlich ſieht.

Was lehrt uns aber die Geſchichte noch weiter? Daß durch dieſe Veränderungen, ſie mögen nun von der Ungerechtigkeit, die bloß ihren Leidenſchaften folgte, oder von der Weisheit, die ſich über die Regeln wegſetzte, hergekommen ſeyn, doch zum Theil wahre Verbeſſerungen zu Stande gekommen ſind.

Zwar ſcheint es in der Speculation möglich, daß in den Gerechtſamen mehrerer Staaten gegen einander, ſo wie in der innern Conſtitution eines Staats, Veränderungen mit vollkommner Gerechtigkeit vorgehn können, wenn nämlich alle dabey intereſſirten Partheyen einwilligen. Aber iſt dieſes in Facto wirklich oft geſchehen? Iſt es, — ſobald die Menge derer, welche ſich in ihren Meynungen dabey vereinigen müßten, groß iſt, leicht zu erwarten, daß es geſchehen werde? Die glücklichſten Aenderungen der Engliſchen Verfaſſung ſind doch nur durch eine Faction angefangen worden, welcher der größte Theil des übrigen Volks in der Folge beyſtimmte. Würde die gegenwärtige geſegnete Verfaſſung von Deutſchland und die Territorial-Hoheit der Stände je durch eine völlig freye Verabredung zwiſchen Kaiſer und Reich ihre Wirklichkeit bekommen haben?

Alſo die Frage, „giebt es in der Politik gar keine Ausnahme von jenen Rechtsregeln:“ verwandelt ſich in die Frage: „iſt es für die Menſchheit ohne Ausnahme vortheilhaft, daß der Zuſtand aller Staaten ſo bleibt, wie er iſt? Und thut jeder Unrecht, welcher darinn etwas verändert?“

Wenn man aus allen Jahrhunderten diejenigen politiſchen Unternehmungen vernimmt und beleuchtet, die durch die allgemeine Stimme der Nationen für ruhmwürdig erklärt worden ſind; ſo wird man finden, daß, nach den Regeln des ſtrengen Rechts geprüft, ſie viel tadelhaftes enthalten; daß aber, weil ſie das allgemeine und dauerhafte Beſte ganzer Länder, Nationen, Religionspartheyen befördert haben, und weil man aus den Umſtänden und dem Character der Hauptperſonen ſchließen kan, daß ſie dieſes Beſte, wenn auch nicht allein, doch in der That mit zur Abſicht gehabt haben, — ihre ungerechte Seite vergeſſen werden, und nur die glorreiche und wohlthätige im Andenken der Menſchen geblieben iſt.

War des Churfürſten Moritzens Unternehmung gegen Carl den fünften, da er ihn in Inſpruck überfiel, gerecht? Machte er eine gegen ſeinen Vetter und ſeine Religionsverwandten ausgeübte Treuloſigkeit dadurch gut, daß er gegen den untreu ward, welcher jene erſtern unterdrückt und ihn mit ihrer Beute bereichert hatte? War die verweigerte Freylaſſung des Landgrafen eine hinlängliche Urſache, warum Moritz Waffen, die er für Carln und zu Ausführung ſeiner Befehle in Händen hatte, ohne Kriegserklärung gegen ihn kehren durfte? — Aber er focht doch für Unterdrückte, für die Gewiſſensfreyheit, für die Conſtitution von Deutſchland, für eine Religion, deren Erhaltung wir als einen Segen für die Nachwelt anſehen. Wie nachſichtig beurtheilen auch die ſtrengſten Moraliſten dieſen Felzug Moritzens, weil ſie ihm höhere Abſichten dabey zuſchreiben, als die Regeln waren die er übertrat,

Wer verdient als Menſch, als König, als Held, mehr die Dankbarkeit von Europa, und beſonders von Deutſchland, als Guſtav Adolph? Aber war ſein Unternehmen vollkommen gerecht? — Iſt es nicht die erſte Grundlage zu allen Ungerechtigkeiten, ſich in fremde Händel zu miſchen? Was hat, nach den Regeln des Privatrechts zu urtheilen, ein Staat für Befugniß, die Streitigkeiten in einem andern mit gewafneter Hand beyzulegen, geſetzt auch, daß er der gerechten Parthey beyſteht? Er ſoll Gründe, Beweiſe, Ueberzeugungsmittel, aber nicht das Schwerdt brauchen. — Welches Recht hatte er, ſelbſt die proteſtantiſchen Fürſten, zu deren Schutz er zu kommen vorgab, und deren Einwilligung ihm zum Eintritt in Deutſchland, den einzigen ſcheinbaren Rechtstitel gab, mit Gewalt zu ſeinem Bündniß und zu Abtretung ihrer Feſtungen zu nöthigen? Aber Guſtav opferte ſelbſt dabey Bequemlichkeiten und Leben auf. Für ſeinen Staat ſchien er zunächſt nichts als Sicherheit zu ſuchen, die durch das Bündniß des ſiegenden Kayſers mit ſeinem Thron-Rival in Gefahr geſetzt wurde. Für das Land, in welches er mit ſeinem Kriegsheer kam, brachte er der unterdrückten Parthey Hülfe mit; hier that er der Uebermacht eines Religionsverfolgers und ſeiner Generale, die aufs äußerſte gemißbraucht worden war, Einhalt, — und wurde die erſte Urſache aller der Veränderungen, auf welche zuletzt eine vernünftigere und billigere Anordnung der Dinge in dieſem Reiche, die Feſtſtellung unzähliger vorher ſchwankender Rechte, der Friede der Partheyen, und die Freyheit des Gewiſſens folgte. Wenn er auch nicht alle dieſe Güter, welche für Deutſchland und ganz Europa aus ſeinen Feldzügen entſtehen ſollten, vorausſah, und zur Abſicht hatte: ſo war er doch von Geſinnungen belebt, die auf ſolche Abſichten gerichtet ſind. Er wollte bey einer großen Nation, das was er für das Beſte derſelben hielt, befördern: und der Erfolg hat gezeigt, daß er wirklich zu ihrem Glück beygetragen hat. Und dieſes macht ſein Unternehmen in den Augen aller vernünftig urtheilenden Menſchen untadelhaft.

Sobald man alſo den Souveränen dieſes einräumt, daß ſie ſich um die Angelegenheiten andrer Staaten bekümmern, und die in denſelben vorgehenden Ungerechtigkeiten beſtrafen, oder die Streitigkeiten auch durch Kriegsheere beylegen helfen dürften: ſobald erlaubt man ihnen auch eine Abweichung vom Privatrechte, auf welche nothwendig unzählige andre folgen. Im Privatleben iſt, um Ungerechtigkeiten zu vermeiden, die erſte Regel, ſich nur um ſich zu bekümmern, in fremden Angelegenheiten nie ungebeten Rath zu geben, aber auch bey Freunden nie über einen ſimpeln Rath hinauszugehn, deſſen Befolgung oder Nichtbefolgung man denjenigen überläßt, die davon Nutzen ziehen ſollen.

In der Verwaltung der Staaten kann dieß unmöglich die erſte Regel ſeyn. Unter unabhängigen einzelnen Menſchen, deren einer vor dem andern immer auf der Hut ſeyn müßte, würde ſie eben ſo wenig gelten. Hier muß ſich jeder um alle bekümmern. Die Veränderungen die in dem Hauſe meines Nachbars vorgehn, können mir unmöglich gleichgültig ſeyn, wenn meine Sicherheit nur von ſeinem guten Willen und meine Macht ihm zu widerſtehn, abhängt. Alles was von mir gefordert werden kann, iſt, daß ich bey der ungebetnen Theilnehmung an den Angelegenheiten meines Nachbars ſein Beſtes ſowohl als meine Sicherheit zum Augenmerk habe

Noch weit klärer aber iſt es, daß Staaten weder ihre äußre Ruhe ſicher ſtellen, noch für ihre innere Verwaltung gehörig ſorgen können, wenn ſie nicht an den Auftritten, die in andern Staaten vorgehn; ohne, und ſogar wider deren Willen Antheil nehmen, —

und thätlich mit wirken die Angelegenheiten derſelben in die Form und Ordnung zu bringen, welche ſie ihrem eignen Staats-Intereſſe gemäß halten.

Sobald Regenten ſolche Schritte thun, ſo bald handeln ſie als von der Verſehung verordnete Schiedsrichter und Regierer der Welt. Sie treten aus den ihnen zunächſt angewieſenen Schranken heraus: und ihre Berathſchlagungen können durch nichts mehr geleitet werden als durch ihre Klugheit und durch ihre Liebe zum menſchlichen Geſchlechte.

*

„Aber, heißt dieſes nicht dem Willkühr der Monarchen zuviel einräumen, und ihrem Ehrgeitz ein zu weites Thor eröfnen? was werden nicht ihre Leidenſchaften erſt wagen, wenn Moraliſten ſelbſt in den Grundſätzen ihnen ſo viel zugeſtehn? Soll die Nothwendigkeit, oder der Vorwand Völker beglücken zu wollen, die ihrer Sorgfalt nicht anvertraut ſind, alles bey ihnen entſchuldigen: welcher Länder-Verwüſter wird alsdann ohne Entſchuldigung bleiben? Soll der Vorſatz, Verbeſſerungen zu machen, Eingriffe in poſitive Rechte andrer erlauben: ſo kann dem Deſpotismus kein Damm mehr entgegengeſetzt werden, daß er nicht unter dieſem Vorwande, die Freyheiten edler Nationen untertrete, keiner der Eroberungsſucht, daß ſie nicht ihre Gewalt über ſchwächere Nachbarn ausdehne. Sollen keine Gränzen mehr unverrückbar, kein Staatseigenthum ſicher, keine Verträge mehr heilig ſeyn?“

Gott bewahre uns für ſo ſchrecklichen Lehren. Sie ſind eben ſo fern von den Geſinnungen meines Herzens, als ſie es, hoffe ich, von den Grundſätzen ſind, die ich hier vortrage.

Denn zuerſt, wenn es auf Vorwände ankömmt, hat es je einem ungerechten Mächtigen daran gefehlt? Hat das poſitive Recht mit allen ſeinen Regeln und Clauſeln den Eroberern und den Despoten Einhalt gethan? Sind nicht unter dem Schein von Rechtsanſprüchen, die aus alten Pergamenen, aus Teſtamenten, aus allen Erwerbungstiteln des bürgerlichen Rechts hergeleitet würden, eben ſo viel ungerechte Kriege geführt worden, als der unverhehlte Bewegungsgrund der Convenienz je hätte hervorbringen, oder der vorgegebene des allgemeinen Beſten je hätte beſchönigen können? Und wenn eines von beyden ſeyn ſoll; wenn es unmöglich iſt, zu verhindern, daß nicht die Großen der Erde entweder mit ihren Documenten oder mit ihrem Gewiſſen ſpielen, und zu dem was ihnen blos Habſucht oder Herrſchſucht eingegeben hatten, entweder juriſtiſche oder politiſche Gründe ausfündig machen und anführen: wäre es nicht beſſer, wenn ſie das letztere vorzögen, indem ſie doch wenigſtens dadurch der Wahrheit näher träten, und zugleich ihr Verfahren nach mehr bekannten dem gemeinen Verſtande mehr offen liegenden Grundſätzen prüfen ließen. Um die Rechtsanſprüche die jetzt vor jedem Kriege in Manifeſten ausgeführt werden, zu unterſuchen, dazu gehört eine Kenntniß der Geſchichte welche wenige Menſchen haben. Ob das Staatsintereſſe, welches man im gegenſeitigen Falle verwenden müßte, reell und groß genug ſey, um die Unternehmung zu rechtfertigen, oder ob das allgemeine Wohl von Europa, wenn man dieſes, meinem Syſtem gemäß, verwenden wollte, dadurch wahrſcheinlich befördert werde: darüber würden ſehr viele verſtändige Menſchen urtheilen können. Der ungerechte Fürſt würde mit einer ſolchen politiſchen oder moraliſchen Deduction weit mehr in ſeiner Blöße ſich zeigen; und der Unwille aller Rechtſchaffnen, und der Tadel der Zeitgenoſſen und der Nachwelt würde ihn weit ſichrer treffen. O wollte Gott, daß nie mehr ein Krieg geführt, nie eine Eroberung verſucht würde, als wenn der welcher jenen anfängt, und nach dieſer ſtrebt, auch nur mit einiger Wahrſcheinlichkeit zeigen könnte, daß beyde ſeinem eignen Lande, oder auch nur ihm ſelbſt nützlich wären. Wollte Gott daß die wahre Convenienz, die Abziehung eines politiſchen Unternehmens auf irgend einen Zweck, — ſelbſt den des wohl verſtandnen Eigennutzes, die Maaßregeln der Regenten leitete; daß nur dieſe Convenienz vor ihnen erwieſen werden müßte, wenn ſie ihre Unternehmungen in den Augen der Welt rechtfertigen wollten. Wie ruhig würde jetzt Europa lange Zeit ſeyn, und wie ungeſtört jeder Unterthan unter ſeinem Oelbaum und Weinſtock ſitzen können!

Aber wenn noch überdieß die Nationen von ihren Herrſchern forderten, daß ſie Handlungen, die ganz Europa zerrütten, auch durch irgend eine Ausſicht auf das künftige gröſſre Glück von ganz Europa rechtfertigen müßten: würde dann wohl noch dem ländersüchtigen Fürſten, oder dem kriegeriſchen Abendtheurer irgend ein Scheingrund zu Gebote ſtehen, welcher die übrigen Menſchen blenden könte?

Doch ich will nicht mein Syſtem durch bloße Vergleichung mit dem bisherigen, oder durch ſchimäriſche Vorausſetzungen rechtfertigen. Ich will bloß zeigen was in demſelben liegt. Und in der That, eine ſolche Ungebundenheit der Fürſten, als man aus ihm ſchlieſſen wollte, iſt weit von dem Geiſte deſſelben entfernt.

Einmal. Iſt es einerley, ob ich ſage, „der Fürſt hat keine zwingende Geſetzgeber, als ſeine Einſicht des Beſten;“ — oder ob ich ſage, „er hat gar keine Geſetze?“ Enthält jener Satz eine unbekannte Wahrheit? Kan in Facto die Sache geändert, — kan dem Unabhängigen die Gewalt entzogen werden, zu thun was es für gut hält? Und giebt es ein anderes moraliſches Mittel dieſe Gewalt einzuſchränken; als ihn zu lehren, was wahrhaft gut iſt, und ſein Herz gegen menſchliches Elend und Wohl empfindlich zu machen?

Zum andern. Aus der Natur und den Gründen der Freyheit ſelbſt, welche ich Unabhängigen im Stande der Natur nicht abſprechen konnte, folgt die Einſchränkung dieſer Freyheit.

1. Da Erhaltung deſſen was da iſt, ein näher liegendes und zur Glückſeligkeit der Menſchen weſentlicheres Gut iſt, als die Beförderung eines noch un-

gewiſſen Beſſern; und da das Recht eigentlich die Erhaltung und die Fortdauer des gegenwärtigen Zuſtandes der Dinge zur Abſicht hat: ſo verpflichtet eben die Regel des allgemeinen Nutzen welche allein den Regenten von den untergeordneten Pflichten des ſtrengen Rechts frey ſprechen kan, in dem gewöhnlichen Zuſtande der Dinge dieſe Pflichten zu beobachten.

„Aendre, in deinen Verhältniſſen mit deinem Volke, in den Verhältniſſen deines Volks mit andern Völkern, außer von der Noth gedrungen, oder durch außerordentliche Vorfälle aufgefordert, — nichts.“ Dieß iſt das erſte Geſetz der Vernunft und des Gewiſſens für einen tugendhaften Fürſten. Es iſt etwas großes einer ganzen Nation oder mehreren Nationen mehr Glückſeligkeit zu verſchaffen als ſie haben; aber es iſt ſchon ſehr preißwürdig, ihnen den Genuß derer welche ſie beſitzen zu verſichern: und es iſt verwegen und frevelhaft ſie in einer ungewiſſen Hoffnung künftiger Vortheile, für jezt elend zu machen.

Aber welches iſt eine ſolche Noth, welches ſind dieſe außerordentliche Vorfälle? Dieß iſt es eben, was die Freyheit der Monarchen gefährlich zu machen ſcheint, weil es ihrer Beurtheilung überlaſſen werden muß. Indeß wenn es auch alle menſchliche Weisheit überſteigt, durch allgemeine und beſtimmte Regeln dieß im voraus zu entſcheiden: ſo wird, wenn der Fall da iſt, ſelten mehr als geſunder Verſtand und Redlichkeit erfordert, die wahre Beantwortung der Frage zu finden.

So viel läßt ſich aus obigem Grundſatze im Allgemeinen ſchließen. Wenn nicht Revolutionen von ſelbſt durch Zufall, oder durch andre Menſchen in dem Zeitalter eines Regenten entſtehen, an denen er Theil zu nehmen gezwungen wird: ſo iſt es ihm nicht erlaubt von freyen Stücken dergleichen zu veranlaſſen. Allen großen Reformen muß die Vorſehung vorgearbeitet haben; ſelbſt denen die durch Ueberzeugung hervorgebracht werden, aber noch weit mehr denen, wo die Gewalt mitwirken muß.

Die Urſache iſt, um die Menſchen zu berechtigen, in Hoffnung eines künftigen Guten, welches er ſtiften will, jetzt, mitten im Frieden Unruhen anzufangen: dazu iſt die menſchliche Einſicht von der Zukunft nicht groß und gewiß genug. — Der Fürſt mag an der Conſtitution ſeines Reichs, oder er mag an den Verhältniſſen mit andern Staaten etwas ändern wollen: immer iſt das erſte was er hervor bringt, Streit, Unzufriedenheit, Mißvergnügen, Erbitterung und ſehr oft Blutvergieſſen und Verwüſtung. — Hat er nun in der Entfernung nichts weiter vor ſich, als ſich perſönlich eine größre Erhabenheit, mehr Gewalt, einen berühmtern Namen zu erwerben, fürchterlicher für Auswärtige, und ungebundner in ſeinen eignen Gränzen zu ſeyn: ſo handelt er als ein Tyrann und ein Feind des menſchlichen Geſchlechts, der kleine, kaum ihm ſelbſt beym vollen Genuß bemerkbare Vortheile ſeiner perſönlichen Lage, mit dem Leben, der Geſundheit und dem Wohl vieler tauſenden von Unterthanen und Fremden erkaufen will.

Iſt es wirklich ein National-Intereſſe, welches er bey ſeinen eigenmächtigen Entwürfen vor Augen hat: ſtört er deswegen unveranlaſſet den Ruheſtand von Europa, weil er durch die errungnen Vortheile hofft ſeinem Lande neue Quellen des Wohlſtandes zu eröffnen: ſo wird ſein Unternehmen ſchon dadurch ungerecht, daß er vielen Nationen ſchadet, um einer zu nutzen; daß er der Familie deren Hausvater er iſt und vielleicht nur einigen vornehmen Gliedern derſelben, das Wohl mehrerer Familien ſeiner Nachbarn aufopfert; — und es wird noch tadelhafter, weil dieſe Vortheile ſelten gewiß genug, noch ſeltner gegen den zuvor anzurichtenden Schaden gehörig abgewogen ſind.

Wäre endlich der Endzweck einer Friede ſtörenden Unternehmung ein allgemeines Gut der Menſchheit oder doch ein gemeinſchaftliches aller der Nationen, welche darein verflochten werden: ſo würde zwar dann (vorausgeſetzt, daß die Abſicht lauter, und die Erreichung derſelben wahrſcheinlich wäre,) der heldenmüthige Abentheurer zu entſchuldigen ſeyn, der auch unaufgeopfert einen ſolchen Kampf wagte. Wenn Mancocapac Peru wirklich in der Abſicht eroberte, um es geſitteter zu machen; wenn Alexander deswegen den Darius bekämpft hätte, um die Länder Aſiens von einem deſpotiſchen Joche zu befreyen, und ihnen griechiſche Freyheit, Künſte und Aufklärung mitzutheilen:

ſo würde, — zwar vielleicht das Gewagte und Unſichere eines ſolchen Endzwecks von den Zeitgenoſſen Tadel verdient haben: — aber glücklich ausgeführt, würde das Unternehmen von der Nachwelt mit Recht geprieſen werden. Aber wie ſelten möchten wohl Entwürfe dieſer Art zu machen, wie ſelten auch nur Vorwände der Art zu finden ſeyn! — Der Fälle welche unter dieſe Rubrik gehören, ſind ſo wenige, daß ſie bey Feſtſetzung einer allgemeinen Regel nicht in Anſchlag kommen.

Und dieſe Regel war: Der gute Fürſt muß, ſo lange alles um ihn herum ruhig iſt, die Ruhe nie zuerſt ſtören. Dann muß er bloß an Erhaltung nicht an Verbeſſerung des politiſchen Zuſtandes der Dinge denken; d. h. er muß ſtrenge gerecht ſeyn. Wenn aber dieſes Gleichgewicht durch andre geſtört werden, und der Strom der Verwirrung ihm mit ſich fortreiſſet, dann muß er nach dem beſten Hafen zu ſteuern ſuchen, den er zu finden weiß: mit andern Worten, er muß ſuchen Gutes aus dem Uebel zu ziehn, und für ſeinen Staat und für alle Nationen ſo viel Vortheile zu erkämpfen als ihm möglich iſt.

Wir ſehen die Urtheile der vernünftigen und billigen Richter dieſer Theorie folgen. Alle die Könige die ohne nahe Veranlaſſung ihre Nachbarn bekriegen, Zankäpfel unter die Nationen werfen, oder den gegenwärtigen ruhigen Beſitzſtand der Staaten um verjährter Anſprüche willen unterbrechen, ſind immer als Unglücksſtifter in der Geſchichte gebrandmarkt worden.

Aber die weiſeſten und beſten Fürſten haben von den zu ihrer Zeit vorfallenden Revolutionen und Kriegen zum Vortheil ihrer Staaten Gebrauch zu machen geſucht.

Ungerechte Fürſten fangen die Kriege an: gerechte miſchen ſich in dieſelbe um ſie zu ſchlichten. Und wenn es in gewiſſen, Zeiten, unumgänglich nothwendig wird, (wie dieß nach Kriegen, bey Succeßionsfällen ſich wirklich ereignet) neue Einrichtungen in Abſicht der Eintheilung des Staats-Eigenthums zu treffen, neue Verträge zwiſchen den Nationen zu errichten, und die durch einander geworfnen Rechte wieder durch neue Schranken von einander abzuſondern: iſt es alsdann den daran Theil habenden, den zur Wiederherſtellung der Ruhe vornehmlich mitwirkenden Mächten nicht erlaubt, auch den ihnen anvertrauten Ländern und Völkern größre Vortheile zuzuwenden, wenn dadurch nur nicht das Wohl aller geſtört wird?

2. Wenn nur ein wahrer und ein großer Vortheil der für die Menſchen zu erhalten iſt, eine ihre gegenwärtige Ruhe ſtörende Unternehmung der Politik rechtfertigen kan: ſo muß, damit dieſe Rechtfertigung ſtatt finde, das Nachtheilige der Mittel, welche man anwendet, mit dem Nutzen des Zwecks welchen man ſich vorſetzt, verglichen werden, und das Uebergewicht des letztern erwieſen ſeyn. Es iſt unſinnig und es iſt grauſam, heute mit Gewißheit tauſend Unglückliche zu machen, um vielleicht, in zwanzig, dreyßig Jahren, Hunderten zu größerm Wohlſtande zu verhelfen. —

Und welche enge Schranken werden nicht bloß durch dieſe einzige Regel, der Freyheit der Könige, wenn ſie als weiſe und tugendhafte Männer handeln wollen, geſetzt!

Wenn unter jene Mittel der Krieg mit gehört: ſo muß jeder der das mannigfaltige Elend das damit verbunden iſt, und die Bosheiten zu denen er Anlaß giebt, kennt, vor Furcht ſchaudern, wenn er auch die wohlthätigſten Zwecke welche ſich nur je die Politik vorgeſetzt hat, auf dieſem mit Blut bezeichneten Wege zu erhalten gedenkt. Eben deßwegen wird ein menſchenfreundlicher Fürſt nie ganz freywillig einen Plan entwerfen, wozu Krieg als ein nothwendiger Theil gehört. Irgend eine Nothwendigkeit muß ihm die Waffen in die Hände gegeben haben. Es iſt genug wenn er ſie alsdann zur Aufrechterhaltung der beſſern Parthey, und zu Bewirkung großer und nützlicher Reformen zu führen weiß.

3. Eine dritte Betrachtung kömmt hinzu, auch gutgemeynte Entwürfe der Fürſten einzuſchränken: — dieſe, daß von allen Veränderungen eine ſehr ſchädliche Folge der Veränderlichkeit ſelbſt iſt, d. h. daß andre gereitzt werden, die neugemachte Einrichtung wieder abzuändern. Dieß iſt vorzüglich von Veränderungen in Staatsſachen wahr, bey welchen alle Sicherheit von dem Alterthum, und die Zufriedenheit der Menſchen von der Gewohnheit herkömmt. Iſt in den Rechten oder Beſitzungen, iſt in der innern Verfaſſung der Staaten etwas dem Herkommen zuwieder durchge-

ſetzt, iſt die Gewohnheit unterbrochen worden, geſetzt auch beydes ſey in der beſten Abſicht geſchehen, ſey durch die gelindeſten Mittel ausgeführt, und im Erfolge als bewährt und nützlich gefunden worden: immer wird bey dem großen Haufen der Menſchen, der Reſpect gegen die Geſetze ſich verhindert haben, und nicht weniger von der Zufriedenheit mit ihrem Zuſtande verlohren gegangen ſeyn. Es wird ſelten fehlen, daß nicht abermahlige Verſuche gemacht werden ſollten, das Alte wieder herzuſtellen, und auf dieſe Weiſe die Dinge eine Zeit lang in einem Schwanken bleiben, welches der beſten Verwaltung der Staaten nicht günſtig iſt. So bringt faſt jede Eroberung neue Kriege hervor, und wird ſelten anders dem Eroberer ſicher, als wenn er einen zweyten, gemeiniglich ſchwerern Kampf deshalb glücklich beſteht. Die Urſache liegt vor Augen. Der Staat welcher eine Provinz durch Krieg verliert, ſieht ſich aller Friedensſchlüſſe ohngeachtet, noch halb für den rechtmäßigen Eigenthümer derſelben an, und behält ſich vor, bey der erſten günſtigen Gelegenheit ſie wieder zu erwerben. Die erſten Eroberungen Ludwigs des vierzehnten in den Niederlanden, koſteten wenig Blut: aber welche lange und verwüſtende Kriege entſpannten ſich nicht daraus? Jetzt hat die Zeit dieſe Wunde geheilt, und den Beſitzſtand in jenen Gegenden ſicher gemacht. Der ſiebenjährige Krieg wurde eigentlich noch um Schleſien geführt: und ſein glücklicher Ausgang, verbunden mit der durch den Lauf der Zeit immer kräftiger werdenden Verjährung, und noch mehr mit der allgemeinen Ueberzeugung

vermindert

gung des ganzen Europa von der Nützlichkeit der preußiſchen Macht für den Ruheſtand aller, — dieſer verband erſt unſre Provinz auf eine unauflösliche Art mit dem preußiſchen Staate.

Der rechtſchaffene Fürſt wird alſo auch dadurch abgehalten, Unternehmungen welche den gegenwärtigen Beſitzſtand ſtören anzufangen, weil, wenn ſie an ſich auch den Ländern die ſie betreffen nützlich ſeyn könten, ſie doch allen Völkern durch die unruhige Begierde die ſie bey ihnen unterhalten, immer wieder neue Unternehmungen zu wagen, ſchädlich werden.

4. Endlich, (und dieß iſt ein Hauptpunct den der Leſer nicht aus den Augen verlieren muß,) habe ich bey meinen obigen Betrachtungen, die Staaten als moraliſche Perſonen die in dem Stande der Natur nach der ſtrengſten Bedeutung dieſes Worts leben, angenommen, alſo in einer vollkommnen Unabhängigkeit, ohne alle Verbindung mit einander, — in einem Zuſtande wo keiner von dem andern etwas weiß, keine Verträge ihnen Schranken ſetzen, keine Gewährleiſtungen ihnen Sicherheit verſchaffen. Dieß war der älteſte Zuſtand der Staaten, in den Zeiten da die Menſchen aus welchen ſie beſtanden noch roh und ungeſittet waren. In denſelben waren Kriege unvermeidlich. Die Furcht vor den Fremden war die herrſchende Leidenſchaft einer jeden Nation, — daraus entſtand der Haß: und da jede Völkerſchaft nur immer bedacht war ihren Untergang abzuwehren, konte ſie unmöglich darauf denken, was recht und was nützlich ſey. Der

Moraliſt, (wenn anders einer in dieſer Epoche erſcheinen, oder zu einer Theorie die der allgemeinen Praxis entgegen war ſich erheben konte,) predigte ganz umſonſt. — Die Moral hat erſt von der Zeit an bey den Politikern einiges Gehör finden können, ſeitdem die Staaten unter einander in Verbindungen gerathen ſind, die ſie mehr oder weniger dem Verhältniſſe der einzelnen Menſchen im bürgerlichen Leben näher gebracht haben.

Nie iſt dieſer Zuſammenhang auf einer ſo großen Erdfläche und unter ſo vielen Staaten vorhanden, und nie iſt er unter verbundenen Staaten ſo genau geweſen, als er es in unſerm Europa iſt. — Die lange Dauer unſrer Staaten, die beträchtliche Anzahl derſelben, die auf einem nicht allzugroßen Raume neben einander exiſtiren, und die immer wachſende Aehnlichkeit der Menſchen die in dieſen Staaten wohnen, macht den wahren Grund jener Verbindungen.

Wo häufige Total-Revolutionen vorgehn, und ganze Staaten oft verſchlungen werden, wie dieß in Aſien, und vorzüglich in Hindoſtan noch bis auf unſre Zeiten geſchehen iſt: da können ſich die Verhältniſſe zwiſchen den übrigbleibenden nie durch die Zeit ſo feſtſetzen, daß daraus heilige Rechte würden.

Wo in weiten Wüſteneyen kleine Völkerſchaften herumirren, oder wo ungeheure Monarchien, einzeln von Nomaden umringt, von halben Welttheilen Beſitz nehmen: da können der Theilnehmer an den Verträgen nicht genug ſeyn, um daß ein Bundbrüchiger immer eine überlegne Macht gegen ſich fände. Die Zerſtückelung von Europa in viele Reiche von mäßigem Umfange iſt eine der Hauptſtützen ſeiner Cultur und höhern Sittlichkeit, aber auch ſeines Völkerrechts. Eine Univerſal-Monarchie, oder eine ihr nahe kommende Macht würde für Europa den Schaden thun, den der Deſpotiſmus in einem einzelnen Lande thut: ſie würde allen gemeinſchaftlichen Verabredungen Vieler, allen Berathſchlagungen, Negociationen, Debatten, ein Ende machen, wodurch erſt die Begriffe von dem was Recht iſt, aufs Reine gebracht worden ſind.

Endlich wenn von benachbarten Nationen, eine die Sprache der andern nicht verſteht, eine die Gebräuche der andern verabſcheut, oder eine an den Verfeinerungen der andern nicht Theil nimmt: ſo iſt Mißtrauen und Abneigung zwiſchen ihnen bey allen Verträgen unausbleiblich.

Alſo die Verbindung mehrerer Staaten zuſammen, in Verträgen oder Friedensſchlüſſen, woran ſie insgeſamt Theil nehmen, dieſe macht eigentlich das verbeſſerte, dem bürgerlichen Stande nahe kommende Verhältniß aus, von dem ich rede. Auch zwey Menſchen würden durch gegenſeitige Verſprechungen noch keine hinlängliche Sicherheit erlangen. Erſt wenn viele unter gemeinſchaftlichen Bedingungen zuſammentreten, kan das Bündniß unter ihnen feſt werden, indem immer gegen Einen Uebertreter, mehrere Vertheidiger deſſelben zu erwarten ſind.

Eine Art dieſer Verträge, woran mehrere Theil nehmen, ſind die Garantien, — das Eigenthümliche und der Vorzug des Europäiſchen Völkerrechts. Sie haben einige Aehnlichkeit mit dem Schutze, welchen die Obrigkeit dem Bürger gewährt, — und ſind auch zu eben ſo wohlthätigen Zwecken, zur dauerhaften Feſtſetzung gewiſſer Rechte wirkſam. Vermöge derſelben kan der ſchwächere Beleidigte ziemlich ſicher auf Beyſtand zählen. Eben deßwegen hat er nicht mehr ſo viel Gewalt und Liſt nöthig ſich ſelbſt zu beſchützen, nicht mehr ſo viele Urſachen, ſelbſt nach überlegner Macht zu ſtreben *).

So

Gewiß iſt es, daß dieſe Einrichtung nicht eher ſtatt fand, bis viele Staaten an einerley Bündniſſen, oder denſelben Friedensſchlüſſen Theil nahmen. Eben ſo gewiß iſt es auch, daß dieſelbe etwas beygetragen hat,

den

---

*) Die Garants oder Gewährleiſter bey einem Tractat, machen ſich anheiſchig, ihre Macht gegen die Parthey zu vereinigen, die zuerſt den Contract brechen wird. Sie können aber doch nicht eher, dieſer Garantie zu Folge handeln, bis ſie erſt geurtheilt haben, daß der Vertrag gebrochen ſey. Sie werden alſo ſtillſchweigend von den contrahirenden Partheyen als Richter anerkannt. — Durch ihre Verbindung bildet ſich eine Macht, die der Macht jedes einzelnen dieſer Contrahenten überlegen iſt. — Dieß kan mit der ſouveränen Macht in der bürgerlichen Geſellſchaft verglichen werden. — Der laut erklärte Entſchluß dieſer garants mit ihrer geſammten Macht den Bundbrüchigen anzufallen, iſt der Androhung einer Strafe von Seiten der Obrigkeit ähnlich.

So wie für den Bürger nichts heiliger ſeyn ſoll, als der Grund-Contract, worauf die bürgerliche Ver-

den leichtſinnigen Bruch öffentlicher Verträge zu verhindern. Aber ſie iſt doch noch nicht zureichend, ſie unverletzlich zu machen.

Die bürgerliche Geſellſchaft hat bey ihren Vorkehrungen zu gleichem Endzwecke, unter andern Vorzügen auch dieſen, daß die von ihr verordneten Richter bey Entſcheidung der Streitigkeiten die ſie ſchlichten ſollen, weniger intereſſiert ſind. Dieſe gewinnen und verlieren an ihrem eignen Vermögen, in ihren eignen Rechten nichts, das Eigenthum und die Rechte der Parthey die vor ihren Richterſtuhl kommen, mögen feſtgeſetzt werden, wie ſie wollen. — Die Garnats hingegen von den Tractaten der Fürſten, ſind wieder andre Fürſten. Ihr Intereſſe iſt mit dem Intereſſe der contrahirenden Mächte verflochten. Sie vermittelten den Friedensſchluß, oder bekräftigten ihn durch ihre Beyſtimmung und Gewährleiſtung, weil ſie nach den damaligen Umſtänden ihre Rechnung dabey fanden. Dieſe Umſtände ändern ſich, die Gewährleiſtenden Mächte ſelbſt ſehen den Frieden, oder gewiſſe Bedingungen deſſelben, nicht mehr für vortheilhaft für ſich an. Die perſönlichen Neigungen der Regenten und ihrer Miniſter, die jene Unterhandlung zu Stande bringen halfen, ändern ſich nicht weniger. So nach werden aus dieſen Richtern, Partheyen. Sie brechen zuerſt den Vertrag, durch welchen ſie ſich anheiſchig gemacht hatten die Verträge andrer aufrecht zu erhalten. Entweder ruht ihre Macht, dann wenn ſie ihrem Verſprechen gemäß agiren ſollte: oder ſie wird wohl gar gegen denjenigen gebraucht, welcher bey den Bedingungen des alten Contracts am feſteſten beharret.

einigung beruht, und die Conſtitution welche die Bedingungen derſelben anordnet, weil von beyden die ganze Glückſeligkeit, die nur im geſelligen Leben für den Menſchen möglich iſt, abhängt: ſo muß für die Staaten von Europa und ihre Beherrſcher nichts heiliger ſeyn, als die Tractaten, durch welche ihr jetziger Zuſammenhang, und das Syſtem des Europäiſchen Gleichgewichts, vornehmlich zu Stande gebracht worden iſt.

Die Pflichten der Staaten ändern ſich demnach mit ihrer Lage, und werden bey der wachſenden Sicherheit derſelben ſtrenger. Sie können um deſto mehr allgemeinen Regeln folgen; je weniger ſie durch plötzliche Gefahren überraſcht werden können. Sie dürfen der Sorge für ihre Erhaltung deſto weniger von ihren andern Pflichten aufopfern, je weniger ſie ganz allein dieſe Sorge zu führen haben; — weil ſie nämlich wiſſen, daß an ihrer Erhaltung andern Staaten eben ſo viel als ihnen ſelbſt gelegen iſt. Sie müſſen um deſto mehr zu Beybehaltung des einmal vorhandnen Zuſtandes der Dinge arbeiten, und alſo das Eigenthum und poſitive Rechte um deſto mehr reſpectiren, je vollkommner und gemeinnütziger dieſer Zuſtand an ſich iſt.

Als noch in manchen Theilen Europens barbariſche Nationen hausten, die ihren cultivirtern Nachbarn mit Zerſtörung aller ihrer Anlagen drohten; — ſo lange noch menſchenfeindliche Geſinnungen und Aberglauben in gewiſſen Nationen ſo zu ſagen erblich waren; ſo lange endlich innerhalb der Gränzen jedes

Staats ſelbſt, ſo viel ſtreitende Partheyen, ſo viele Gährungen und Quellen zu bürgerlichen Kriegen ſich fanden: ſo lange konten auch die großen Kräfte der politiſchen Welt nicht im Gleichgewicht bleiben. Die Staaten (gleich auf einander gehäuften Körpern, die noch nicht auf ihrem gemeinſchaftlichen Schwerpuncte ruhen) rieben ſich an einander, zerſtörten ſich wechſelsweiſe, oder verdrängten einander von ihrer Stelle. Das iſt Geſetz der Natur, daß unvollkomner Zuſtand veränderlich iſt.

Dieß ſehen wir, (um ein Beyſpiel aus einer ganz andern Gattung, aber ein wie ich glaube, paſſendes Beyſpiel anzuführen,) an der Sprache. So lange ſie bey einer Nation noch ſtammelt: ſo lange veraltert ſie von dreyßig zu dreyßig Jahren, und wird immer wieder neu. Iſt ſie einmal zu ihrer völligen Ausbildung gelangt: ſo dauert ſie Jahrhunderte unverändert. Auf gleiche Weiſe verhält es ſich mit mehrern andern Dingen. Die Beharrlichkeit findet ſich erſt, wenn der Zeitpunct der Reife und der Vollkommenheit da iſt. Bey den Verhältniſſen der Staaten, und den Verhältniſſen der Beherrſcher zu ihren Unterthanen, iſt ebenfalls eine öftere Umänderung des Zuſtandes, der Beſitzungen, der Rechte, die unausbleibliche Begleiterin, fehlerhafter Vertheilungen des Staats-Eigenthums, unweiſer Verträge, und mangelhafter oder wenig beſtimmter Verfaſſungen. Während ſolcher ſich ſchnell folgenden Abwechſelungen ſind Ungerechtigkeiten unausbleiblich, ſo wohl weil ſie leichter Entſchuldigung, als weil ſie mehr Beyſtand und Hülfsmittel finden. — Der beſſere Zuſtand hingegen iſt gemacht fortzudauern. Je vernünftiger die Verabredung, je zweckmäßiger die Einrichtungen, je deutlicher die Beſtimmungen der Rechte ſind, deſto ehrwürdiger werden ſie. Und derjenige iſt doppelt ſtrafbar, der hier an neue Revolutionen denkt, die außer dem Mangel rechtlicher Anſprüche, auch alle Gründe der Schicklichkeit und des Nutzens gegen ſich haben.

Zwar iſt dieſer Punct der Vollkommenheit in der Politik noch lange nicht erreicht. Aber man erkennt, wenn man anders in den menſchlichen Angelegenheiten einen Plan annimmt, daß die Vorſehung darauf losarbeitet. Und wir können hoffen, daß diejenige ſtrenge Gerechtigkeit, und dieſelbe Ehrfurcht für Eigenthum und Verträge, die jetzt nur im Privatleben herrſcht, auch auf die Verhandlungen der Staaten übergehen wird, ſo bald gleicher Wohlſtand, gleiche Aufklärung und Sittlichkeit der meiſten Völker unſers Welttheils, dem Ehrgeitz ihrer Beherrſcher keinen ſcheinbaren Vorwand, und den gut geſinnten Fürſten keinen Bewegungs-Grund zu eigenmächtigen Schritten geben wird.

*

Es ſind dreyerley verſchiedene Zeitumſtände zu unterſcheiden, in welchen auch die Maaßregeln eines Souveräns verſchieden ſeyn müſſen.

Der erſte Zuſtand iſt der, deſſen ich ſchon oben erwähnt habe, der Zuſtand allgemeiner Ruhe; wenn weder die Sicherheit ſeines eignen Staats durch Anſchläge die andre gegen ihn gefaßt haben, in Gefahr geſetzt wird, noch in andern Staaten Revolutionen vorgehn, oder Kriege geführt werden, welche einen nachtheiligen Einfluß auf ſein Land befürchten laſſen; kurz wenn die politiſche Welt eines ruhigen und heitern Tages genießt.

In dieſem Zuſtande, (welchen man als denjenigen anſehen kan, auf welchen die Regeln der Moral eigentlich berechnet ſind) darf, wie ich ſchon geſagt habe, ein guter und menſchenfreundlicher Fürſt, nie zuerſt und freywillig etwas ſtören.

Welchen Bewegungsgrund könte er dazu haben, der einen Schein von Gültigkeit hätte? Der Fall der Nothwehr die alles entſchuldigt, iſt nicht vorhanden. Und kein Staats-Intereſſe, welches er auch immer verwenden möchte, iſt den Vortheilen gleich, die ein ſolcher Ruheſtand den Ländern gewährt.

In einem ſolchen Zeitraume iſt alſo ſtrenge Beobachtung aller Verträge ſorgfältige Achtſamkeit auch die kleinſten Urſachen zu Beſchwerden für die benachbarten Staaten, und beſonders Anläſſe zum Mißtrauen zu verhüten, — endlich Vereinigung der ganzen Aufmerkſamkeit auf die innere Verwaltung des Staats, heilige Pflicht jedes Regenten.

Zwey

Zweyter Zuſtand. Wenn gegen einen Staat Anſchläge und Verbindungen jetzt eben gemacht werden, oder doch mit großer Wahrſcheinlichkeit zu befürchten ſind.

Jenes ſetzt Thathandlungen voraus, von welchen der bedrohete Staat hinlänglich unterrichtet ſeyn muß, wenn die darnach genommenen Maaßregeln gerecht ſeyn ſollen. Dieſes kann auch zuweilen aus den Geſinnungen der Nationen und ihrer Fürſten mit ziemlicher Scherheit geſchloſſen werden.

Unſer großer Friedrich fand ſich vor dem Anfange des Krieges von 1756, gegen den Oeſterreichiſchen Staat und ſeine Verbündeten in dem erſten Falle; — die Königin Eliſabeth gegen Philipp den zweyten, faſt ihre ganze Regierung hindurch, und am meiſten in dem Jahrzehend von 1580 bis 90, in dem letztern. Religions-Eifer und Geiſt des Despotiſmus mußten damals Spanien gegen eine Inſel waffnen, welche der Schutzort der Freyheit und des Proteſtantiſmus war. Das Entgegenſtehende des Interreſſes in den holländiſchen Angelegenheiten, Unwille über die fehlgeſchlagene Erwartung in Abſicht ſeiner vormahligen Verbindung mit England, — endlich manche kleine angethane und empfangene Beleidigungen waren für einen Geiſt, wie Philipps ſeiner, zu ſtarke Urſachen zum Haſſe, als daß Spanien nicht ſchon vor Ausrüſtung ſeiner unüberwindlichen Flotte, als Feind Englands angeſehen werden ſollte. Darnach mußte alſo auch, nach geſunder Politik, Englands Königin handeln.

In ſolchen Zeitpuncten nimmt mit der Gefahr auch die Schwierigkeit zu, das was Pflicht der Selbſterhaltung, und das was die Treue und die Gerechtigkeit fordert, genau von einander abzuſondern.

Es ſind beſonders hiebey zwey gefährliche Puncte wo es leicht iſt von dem rechten Wege, als unklug, oder als ungerecht abzuweichen: erſtlich in Abſicht der Art und Weiſe, wie man zur Kenntniß der Anſchläge ſeiner Gegner gelangt; zweytens in Abſicht der Mittel welche man vorkehrt ſie zu vereiteln.

Wenn es nicht erlaubt ſeyn ſoll, ſich eher gegen bloße gemachte Entwürfe andrer, mit den Waffen in der Hand zur Wehre zu ſetzen, als bis man von der Wirklichkeit ſolcher Entwürfe gewiß überzeugt iſt: ſo ſcheint es, müſſe man das Recht haben alle Schritte zu thun, wodurch man das Vorhaben ſeiner Rivale entdecken könne. Demohnerachtet ſind einige dieſer Schritte, worunter z. B. die Beſtechung der eignen Diener unſers Gegners, die heimliche Entwendung von Documenten gehören, — den Begriffen von Treue und Redlichkeit, die ein tugendhafter Mann hat, dergeſtalt zuwider, daß er ſie unmöglich billigen kan, wenn es nicht ſchon ein erklärter Feind iſt, gegen den ſie gebraucht werden. Aber in dieſem Falle wären ſie unnöthig. Ueberdieß ſind ſolche Kunſtgriffe feindſelige Anſchläge andrer zu erfahren, wenn ſie entdeckt werden, ſelbſt ſchon hinlängliche Urſachen Feindſchaft zu erregen, und machen alſo den ſelbſt zum Beleidiger und erſten Aggreſſor, der ſich nur von den be-

verſtevorſtehenden Angriffen der Gegenparthey vergewiſſern wollte.

Auf der andern Seite würde ein, der Eiferſucht anderer ausgeſetzter Fürſt ſich ſeinen Feinden auf gut Glück Preis geben müſſen, wenn er bey bloßen Vermuthungen einer von denſelben ihm drohenden Gefahr, weder gegen ſie agiren, noch ſeine Beſorgniſſe durch alle mögliche Wege der Erkundigung aufklären dürfte.

Ich zeige hier blos die Schwierigkeit an, ohne im Stande zu ſeyn, ſie völlig aufzulöſen. Zeit und Umſtände verändern viel: und wenn nicht in dem Charakter eines Fürſten oder ſeines Miniſters Hinterliſt liegt; wenn es ihnen wirklich nur um Sicherheit und Vertheidigung des Reiches welchem ſie vorſtehn zu thun iſt: ſo wird ihnen in jedem beſondern Falle ihr Gewiſſen beſſer als der Rechtslehrer ſagen, was ihnen erlaubt ſey.

So viel iſt gewiß, ſchon in dem Gedanken, daß eine Nation die andre für ihren natürlichen Feind, ein Staat den andern für ſeinen nothwendigen Rival hält, liegt ſchon etwas ſo menſchenfeindliches, zum Theil etwas ſo ungerechtes und unwahres, daß wenn man dieſe Maxime erſt gelten läßt, man umſonſt eine Regel ſucht, Ungerechtigkeiten und Treuloſigkeiten zu verhüten welche nothwendige Folgen jener Maxime ſind. Denn was iſt mir nicht gegen den erlaubt, von dem ich gewiß glaube, daß er immer mit dem Vorſatz herumgeht, mich zu Boden zu ſchlagen?

Je weniger allgemeine Gründe alſo vorhanden ſind, ſolche bleibende feindſelige Geſinnungen bey irgend einer Nation oder einem Regenten gegen einen andern vorauszuſetzen: je weniger gewagte Schritte darf dieſer letzte ſich erlauben um die Wirkungen dieſer Feindſeligkeit auszukundſchaften.

Dieſer Zuſtand der Dinge nähert ſich in Europa: und wenn die Menſchen nicht an Gewohnheiten, an Formeln, an alten ererbten Maximen mehr hiengen, als ſie von ihren eignen Ueberlegungen regiert werden: ſo würde ſchon jetzt in Europa von natürlichen Feinde unter Politikern nicht mehr die Rede ſeyn.

Aber da doch dieſer von ehemaligen Kriegen übrig gebliebne Saamen zu Streitigkeiten noch immer keimt: ſo iſt dieß wenigſtens der Maaßſtab, nach welchem Rivale ſich im Frieden gegen einander zu betragen haben. „Vor geheimen Nachforſchungen von meiner Seite, müſſen offenbare Merkmale des übeln Willens von Seiten meiner Gegner vorhergehn.“

Der zweyte Punkt, „welche Mittel ein Staat brauchen dürfe, um vermuthliche Anſchläge ſeiner Gegner zu hintertreiben“ hat weniger Schwierigkeit.

Es iſt klar, daß die gelindeſten die beſten ſind. Wenn alſo durch pünctliche Erfüllung aller eingegangnen Vorträge, und durch die nachbarlichſte Begegnung, der Haß des Gegners zu entwaffnen iſt; wenn man ſich durch Bündniſſe, durch eine gute Landesverwaltung, durch bloße Sorgfalt auf alle Vertheidigungsanſtalten gewarnt, hinlänglich vor ihm ſchützen kan: ſo iſt das Zuverkennen nicht erlaubt.

Aber wer wagt ſich, zu behaupten, daß dieß ohne Ausnahme der Fall ſey? und daß nicht der erſte Aggreſſor doch der wahrhaft gerechte Mann ſeyn könne, weil er nichts thut als unausbleiblichen, und dann wenn ſie erſt ausbrechen ihm unwiderſtehlichen Angriffen andrer zu begegnen? Wer da weiß, was im Kriege das Unerwartete, die Schnelligkeit und das Glück der erſten Unternehmungen vermag, der wird einem mit Kriege bedrohten Fürſten nicht ohne Einſchränkung anrathen dieſe Vortheile ſeinen Feinden in die Hände zu geben.

Der dritte Fall iſt: wenn ein Staat zwar nicht ſelbſt bedroht wird; aber wenn er in andern Staaten große Veränderungen vorgehn, ſie in bürgerliche Streitigkeiten oder in Kriege verwickelt ſieht, welche durch entfernte Folge auch ihm ſelbſt ſchaden oder nutzen können. Welchen Antheil darf er daran nehmen, welche Rolle hat er dabey zu ſpielen?

Dieſe Frage iſt vielleicht die wichtigſte von allen, weil die Fälle wo ſie zu beantworten iſt, am häufigſten vorkommen, und die Gefahr alſo Ungerechtigkeiten in dieſer Art zu begehn, am größten iſt. Weit öftrer werden Europäiſche Fürſten in Kriege andrer verwickelt, als ſie ſelbſt Kriege zu führen haben. Um das Intereſſe von einem oder zwey Mächten dreht ſich immer die ganze politiſche Maſchine von Europa.

Die meiſten Streitigkeiten werden erſt durch die Einmiſchung der Nebenpartheyen verwickelt und langwierig. Ueberdieß iſt dieß immer das letzte Ziel des königlichen Ehrgeizes, — (wie man gemeiniglich ſagt.) — eine große Rolle auf dem Schauplatz der Welt zu ſpielen, d. h. mit andern Worten, auf die Angelegenheiten andrer Staaten Einfluß zu haben; bey ihren Entwürfen zu Rathe gezogen zu werden, oder bey ihren Händeln, es ſey als Schiedsrichter es ſey als Gehülfe einer Parthey den Ausſchlag zu geben.

Ehe wir von den Ausnahmen reden, müſſen wir erſt die Regel feſtſetzen. Dieſe iſt nach Gründen der Vernunft und des allgemeinen Rechts folgende. „Der Souverän eines Staats hat ſein eigentliches Geſchäfte innerhalb der Gränzen deſſelben. Darauf iſt alſo auch ſeine Autorität eingeſchränkt. Handlungen andrer Staaten gehören nicht unter ſeine Gerichtsbarkeit, ſo wenig als die Vorfälle in denſelben ſeine Fürſorge erfordern. Was in beyden die Sicherheit oder die Wohlfahrt ſeines Landes nicht berührt, dabey muß er ſich blos als Zuſchauer verhalten, wenn er nicht von den intereſſirten Partheyen ſelbſt zur Theilnehmung aufgefordert wird.“

So wie im bürgerlichen Leben, die ungebetnen Friedensſtifter oft die Zänkereyen vergrößern, und die, welche ſich zu Reformatoren aufwerfen, die verdorbne Sachen noch mehr zerrütten: ſo bringen auch ehrgeizige Fürſten, indem ſie ſich anmaßen die Wagſchaale von Europa in Händen zu halten, eben dadurch die

Geſchäfte noch mehr aus dem Gleichgewicht; und zünden das Feuer der Zwietracht erſt recht an, indem ſie ſtrittige Rechte durch die Dazwiſchenkunſt entſcheiden wollen. Die Partheyen welche Frankreich bey Erlöſchung des Valeſiſchen Stamms theilten, wären nie ſo erbittert gegen einander geworden, wenn Philipp ſich nicht eingemiſcht hätte, die ſtreitige Succeſſion zu reguliren. — Iſt es überdieß bloß Herrſchſucht welche einen Fürſten bewegt, ſich bey allen in benachbarten Staaten entſtehenden Unruhen thätig zu erweiſen; ſo wird er es in kurzem nicht dabey bewenden laſſen, die Gelegenheiten die ſich ihm zum Gebrauche ſeines Anſehens darbieten, zu nutzen: — er wird ſelbſt Anläſſe dazu hervorzubringen ſuchen; er wird Unruhen ſtiften um ſie beyzulegen; — er wird Partheyen gegen einander aufhetzen, um als Gebiether in einem fremden Lande handeln zu können.

Eine ſolche Rolle haben mächtige Monarchen Europens zuweilen geſpielt, — mehrere haben darnach geſtrebt. Sie hat in der That etwas glänzendes. Und beynahe kan bey einem Fürſten die Begierde nach Macht außer der Sicherheit keinen andern Endzweck haben, als auf dieſe Weiſe zur indirecten Beherrſchung mehrerer Staaten zu gelangen. Aber es iſt doch eine unerlaubte und für das Wohl der Völker verderbliche Rolle.

Indeß iſt jetzt in Europa die Verbindung des Intereſſes der verſchiedenen Staaten, beſonders wegen des doppelten Gegenſtandes, des politiſchen Gleichgewichts

gewichts und des Handels ſo groß, daß, nach der Wahrheit, in keinem Theile dieſes Syſtems merkwürdige Veränderungen vorgehn können, ohne daß jeder andre Theil deſſelben, mehr oder weniger die Wirkung davon gewahr wird.

Den Fürſten Europens ganz zu verwehren, an fremden Regierungsangelegenheiten Theil zu nehmen, hieße die Staaten dieſes Welttheils wieder ſo iſoliren, wie ſie es in uralten Zeiten waren. Und die Folge davon müßte ſeyn, daß, indem ſie ſich weniger um einander bekümmerten, ſie ſich auch nicht mehr einander ſo gut kennten, ſie alſo ſich auch mehr vor plötzlichen Ueberfällen gegenſeitig fürchten müßten: woraus von jeher weit größre Ungerechtigkeiten entſprangen, als diejenigen ſind, welche die unzeitige Neugierde und Geſchäftigkeit der Regenten in Abſicht fremder Staatsſachen, begleiten.

Wenn die Sicherheit eines Staats alſo durch Veränderungen, die bey einem Nachbar vorgehn, in Gefahr geräth: ſo darf der Regent des erſten hinzutreten, die Sachen wieder in die Ordnung zu bringen, welche ſeinen Beſorgniſſen abhilft. Dieſer Fall der angegriffnen Sicherheit iſt alsdann vorhanden, wenn durch den befürchteten Ausgang der Unruhen, entweder ein Staat, der auf der Waage von Europa ein merkliches Gewicht gab, zu ſchwach, ein andrer übermächtig wird, oder wenn der Krieg ſich unſern Gränzen nähert; oder wenn ein Bundsgenoſſe ſich in einen Feind verwandelt.

Auch in der bloßen Abſicht Gutes zu ſtiften, darf ein mächtiger Fürſt, der andre Staaten zerrüttet, von Feinden bedroht, von übermüthigen Siegern unterdrückt, oder von Factionen zerriſſen ſieht, ſich als Beyſtand der beſſern Parthey oder als Vermittler thätig erweiſen. Es kann zuweilen wahre preißwürdige Großmuth ſeyn, in Staaten, deren Schickſale auf unſer Wohl und Wehe geringen Einfluß haben, Ruhe wieder herzuſtellen, oder eine glücklichere Einrichtung der Dinge zu befördern.

„Aber darf ſich der Regent auch ſolcher Gelegenheiten zu ſeiner eignen Vergrößerung bedienen?“

Es ſind Beyſpiele, wo dieſes geſchehen iſt, auf allen Blättern der Geſchichte zu finden. Faſt immer haben die Helfer der Unterdrückten, oder die Schiedsrichter der Streitenden, ſich für ihre Wohlthat ſo reichlich bezahlt gemacht, daß es ungewiß geblieben iſt, ob ſie mehr für ihre Freunde und die gute Sache, oder für ihren eignen Vortheil die Waffen ergriffen haben. Es koſtete das Deutſche Reich die drey Lothringiſchen Bisthümer, daß Frankreich ſich der Freyheit ſeiner Fürſten, und der verbeſſerten Religion zu Carls des fünften Zeiten annahm. Die Schweden und Franzoſen erhielten zur Belohnung ihrer ſchiedsrichterlichen Theilnehmung an den Unruhen des dreyßigjährigen Krieges ſo anſehnliche Provinzen von Deutſchland, daß eigentlich zu Eroberungen unternommene Kriege ihnen nicht mehr hätten einbringen können.

Solche Beyſpiele vermehren eben den freundſchaftlichen Eifer, mit welchem immer die Potentaten Europas herbeyeilen, wo irgend ein Feuer ſich entzündet, um, wie ſie vorgeben, löſchen zu helfen, aber in der That, um etwas von dem aus den Flammen geretteten als Beute davon zu tragen.

Iſt nun dieß gerecht?

Es iſt abermals unmöglich dieß bejahend oder verneinend im allgemeinen zu beantworten. Aber gewiſſe allgemeine moraliſche Grundbegriffe laſſen ſich feſtſetzen, nach welchen jeder Fürſt und Staatsverwalter, wenn es ihm anders um Erfüllung ſeiner Pflicht zu thun iſt, ſein Verfahren prüfen kann.

Alles was ein Regent in ſolchen Fällen thut bloß um einer ihm als Menſchen eignen Leidenſchaft Gnüge zu thun, oder um einen nur auf ſeine Perſon und ſeine Familie eingeſchränkten Vortheil zu erhalten, — das iſt unrecht.

Alles was er in fremden Angelegenheiten thut, bloß der Nation wegen welcher er vorſteht, zu Beförderung eines Intereſſes, das ſich lediglich auf ſeinen Staat bezieht, (ausgenommen wenn Erhaltung und Sicherheit dieſes Intereſſe iſt) das kann, nach den Umſtänden, bald recht, bald unrecht ſeyn.

Alles was er thut mit Rückſicht auf Sicherheit, Freyheit und Wohlſtand der ſämtlichen Nationen, welche in die unter ſeine Gerichtsbarkeit gezogne Angelegenheit, oder in den von ihm mit ausgefochtnen Streit verwickelt ſind, das iſt vollkommen recht.

Jacob der erſte that Recht, daß er ſich nicht in die Händel des Churfürſten von der Pfalz, bloß weil dieſer ſein Schwiegerſohn war, miſchte, wenn er deſſen Wahl zum Könige von Böhmen für unrechtmäßig, und die Sache deſſelben zugleich für gleichgültig für Englands Sicherheit und für die Wohlfahrt von Europa hielt. Aber ſeine Gewiſſenhaftigkeit war zu groß, oder ſeine Moral nicht aufgeklärt genug, wenn er ſich verpflichtet hielt, einem ſo nahe verbundnen Fürſten, der in Gefahr war völlig unterdrückt zu werden, wegen des zweydeutigen Rechts ſeiner erſten Schritte nicht beyſtehen zu dürfen, da doch mit ſeinem und ſeiner Bundsgenoſſen Falle, die deutſche Freyheit und die proteſtantiſche Religion über den Haufen fiel, und Papiſten und Spanier, — damals die Erbfeinde von England, und in der That Feinde von allem was Glück und Wohlſeyn der Staaten heißen kan, — die Oberhand behielten.

Wenn Guſtav Adolph bloß die Abſicht gehabt hätte, ſich die Unruhen Deutſchlands zu Nutze zu machen, um einen feſten Fuß in demſelben faſſen zu können, und in dem Fürſtenrath deſſelben eine Stimme zu erhalten: ſo war das Blut ſeiner Schweden für einen mehr ihrem Fürſten als ihrer Lande wichtigen Gegenſtand mit Unrecht gewagt; und das Blut der Deutſchen, die er zu beſtreiten kam, mit Unrecht vergoſſen. Aber er verdient Dank und Ehre, wenn er zugleich Retter von Deutſchland und von der Gewiſſensfreyheit ſeyn wollte.

Es wird ein ewig glänzender Schmuck in der Krone der preußiſchen Monarchie bleiben, daß der größte ihrer Könige ſeine Heldenlaufbahn mit einer Unternehmung beſchloß, welche ohne ſeine Macht zu vergrößern, oder ſeinen Staat zu bereichern, bloß zur Aufrechterhaltung der Conſtitution von Deutſchland, zur Beſchützung fremden Eigenthums, und zur Befeſtigung des allgemeinen Ruheſtandes abzielte, — ſo wie der Nachfolger dieſes Helden ſeine Laufbahn mit einer gleich edel abzweckenden, gleich uneigennützig ausgeführten Theilnehmung an fremden Angelegenheiten angefangen hat.

Doch der Sinn jener Regeln wird ſich noch deutlicher zeigen, wenn ich die Fälle, worinn ſie anzuwenden ſind, genauer unterſcheide.

Die Veränderungen eines Staats, von welchen ich unterſuche in wie weit ſie andre Mächte zur Theilnahme an denſelben berechtigen, ſind vornehmlich von zweyerley Art, entweder Streitigkeiten die er mit Auswärtigen hat, Kriege die er führt, Eroberungen die er macht, Niederlagen die er leidet; oder es ſind Aenderungen ſeiner Conſtitution, Zuwachs oder Verluſt an Rechten auf Seiten eines oder des andern ſeiner Staatsglieder, nebſt den aus ſolchen Aenderungen entſtehenden, auf ſolche Aenderungen abzielenden bürgerlichen Unruhen.

Es iſt alſo immer Krieg und Streit, der vornehmlich die Aufmerkſamkeit der Ausländer auf einen

Staat hinzieht. Es iſt immer, um entweder der einen Parthey beyzuſtehen, oder beyde zu vergleichen, daß Ausländer ſich in jene Händel miſchen.

So lange in einem Hauſe alles ruhig und geſund iſt, bekümmert ſich die Nachbarſchaft nicht um deſſen Einwohner. Dann läuft aber alles hinzu, wenn man eine lärmende Zänkerey hört, wenn Feuer geſchrien wird, oder wenn jemand darinn tödlich verwundet werden.

Der natürlichſte und vernünftigſte Zweck dieſer vorzüglichen Aufmerkſamkeit auf das Böſe welches bey andern vorgeht, ſollte ſeyn es zu lindern, — die Zankenden zu verſöhnen, das Feuer zu löſchen und die Wunden zu verbinden.

So alſo ſollten die Fürſten in jenen Angelegenheiten auftreten, — als Friedensſtifter. Und in der That iſt dieß auch immer ihr Vorwand. — Aber iſt es auch ihr wirkliches Geſchäfte?

Die ſtreitenden Partheyen dahin zu bringen, daß ſie ſich ſelbſt mit einander verſöhnen und ihre Rechte durch eigne Verabredungen ausgleichen, iſt ein gerechteres und rühmlicheres Werk eines großen Staatsmanns, als ſelbſt mit gewaffneter Fauſt Schiedsrichter derſelben zu werden. Den alten Ruheſtand wiederherſtellen iſt, im Ganzen beſſer, als noch ſo weiſe Aenderungen machen zu helfen, weil dieſe immer die Unſicherheit der Staaten und ihrer Verfaſſungen vermehren, jener die Feſtigkeit derſelben dauerhafter macht, —— woran im Ganzen dem menſchlichen Geſchlecht am meiſten gelegen iſt. Denn alle wahren Verbeſſerungen entſtehen in ihm, durch den immer anwachſenden Schatz ſeiner Erfahrungen und Begriffe nach und nach von ſelbſt, wenn nur ſein Fortgang nicht durch phyſiſche Unglücksfälle, oder politiſche Revolutionen geſtört wird.

Doch nicht allemal kan die Einmiſchung eines Staats, in innere oder äußere Streitigkeiten ſeiner Nachbarn bloß auf Vereinigung der Partheyen gerichtet ſeyn, oder ſich mit einem friedlichen Rath endigen. Zuweilen muß erſt mit gefochten werden, ehe man verſöhnen kan; und ein ſehr zerrütteter Körper kan oft nicht anders in Ruhe gebracht werden, als indem man die Lage und Anordnung ſeiner Theile abändert.

In dieſem Falle tritt alſo gemeiniglich ein Staat als Bundsgenoſſe einer der ſtreitenden Partheyen auf, die gegenſeitige zu bekämpfen. Die Hauptfrage iſt alsdann: welche Parthey er ergreifen ſolle; die zweyte, durch welche Mittel er ihr beyſtehen müſſe.

Bey jener ſcheinen mir drey Betrachtungen vorhergehn zu müſſen: erſtlich, welche von den beyden Partheyen die im Streite liegen, iſt die gerechtere? zweytens, welcher Parthey Uebergewicht iſt für die Sicherheit und Flor meines Staats am nützlichſten? —— endlich welcher Parthey Uebergewicht iſt zum Vortheil des menſchlichen Geſchlechts überhaupt am meiſten zu wünſchen?

Nach der Regel muß das Recht zuerſt zu Rathe gezogen werden. „Wer will dem andern, an Gütern oder an Rechten das Seinige nehmen? Wer iſt angreifender Theil? Auf weſſen Seite iſt das Herkommen, die Gewohnheit, der uralte Beſitz, oder vorhergegangne Verträge?

Wenn nicht der Schaden, welchen der gerechte Theil in der Verfolgung ſeiner Rechte anrichtet, ſehr groß, oder der Nutzen der für alle entſieht, wenn an den Rechten ſelbſt was geändert wird, ſehr einleuchtend iſt: ſo muß das was immer geweſen iſt, aufrecht erhalten, und der welcher für den alten Zuſtand ficht, in Schutz genommen werden.

Aber doch iſt der Fall ſehr denkbar, — hat ſich in der Welt ereignet, und wird ſich wahrſcheinlich noch mehrmalen zutragen, daß der angreifende Theil zugleich in andrer Abſicht der beſſere, — der angegriffene der ſchlimmere iſt, — daß letztrer grauſame und unerlaubte Mittel braucht eine gerechte Sache zu vertheidigen, oder Vortheile die er mit Gerechtigkeit erworben hat, auf eine ungerechte Weiſe verfolgt und nutzt.

Ueberdieß kan die eine Parthey ſo offenbarer Feind meines Staats ſeyn, und wenn ſie obſiegt demſelben ſo gefährlich werden, daß ich als Regent der Sicherheit deſſelben ſchuldig bin der Gegenparthey beyzuſtehen, ohne die Rechts-Anſprüche derſelben unterſucht zu haben, und ſelbſt wenn ich an ihrer Gültigkeit zweifle.

Welcher Ausgang eines Kriegs oder bürgerlicher Unruhen, — der Sieg welcher Parthey für die Menſchheit überhaupt am vortheilhafteſten ſey: — das hängt vornehmlich von den Geſinnungen ab die bey einer Parthey herrſchen, von dem Grade der Aufklärung und Tugend zu welcher die Menſchen in ihr gelangt ſind. Der Sieger kan immer ſeinen Einfluß weiter verbreiten, kan ſtärker auf andre Menſchen (theils durch ſeine Macht theils durch ſein Beyſpiel) wirken, als der Ueberwundene. Und wenn alſo die Grundſätze des erſtern irriger, härter und menſchenfeindlicher ſind als die Grundſätze des letztern: ſo leidet die allgemeine Glückſeligkeit der Menſchen durch dieſes Uebergewicht des Schlimmern.

Die großen Gegenſtände, welche das menſchliche Geſchlecht bey den Revolutionen der Staaten intereſſiren, ſind hauptſächlich dieſe drey: ob Gewiſſensfreyheit oder Religions-Zwang, ob Aufklärung und gute Sitten, oder Unwiſſenheit und Laſter, endlich, ob Deſpotismus oder Geiſt einer vernünftigen Freyheit wahrſcheinlich durch die emporkommende Parthey wird befördert werden.

Dieſe Gegenſtände müſſen den nähern Endzwecken, wovon ich zuvor redete, bey den Berathſchlagungen der Cabinetter über die zu ergreifende Parthey nachſtehen, weil jeder Fürſt für ſein Land eher als für das ganze menſchliche Geſchlecht, und für Aufrechterhaltung der Dinge eher als für Reformirung derſelben zu ſorgen hat. Aber wenn jene Endzwecke in Sicherheit ſind, oder die darauf abzielenden Betrachtungen keinen hinlänglichen Ausſchlag geben: ſo iſt es einem Menſchenfreunde auf dem Throne erlaubt, ſich bloß dadurch beſtimmen zu laſſen, daß er eine duldſame Parthey gegen eine intolerante, daß er die aufgeklärtere, edlere, großmüthigere Nation, gegen die ungeſittetere und grauſamere, daß er die Freunde der Freyheit gegen deſpotiſch geſinnte vertheidige.

Wir wollen uns vorſtellen, um dieſe Theorie durch ein Beyſpiel zu erläutern, daß wir die Berathſchlagungen zu machen hätten, welche Guſtav Adolph als ein redlicher Fürſt ohne Zweifel anſtellte, als er ſich in den dreyßigjährigen Krieg miſchte.

1. „Wer hat Recht, Ferdinand und die Liguiſten, oder die Proteſtanten? Wer iſt der angreifende Theil?“ Dies kente, wenn auf die erſten Veranlaſſungen des Krieges zurückgegangen wurde, wenigſtens zweifelhaft ſcheinen. Das Recht der Böhmen einen König zu wählen, war nicht ausgemacht, der Titel des Churfürſten von der Pfalz zu dieſer Krone war alſo zweydeutig. In wie weit Unterdrückung, oder gebrochne Verträge von Seiten der Oeſterreichiſchen Regenten, den Böhmiſchen Ständen die Befugnis gaben die herkommliche Succeſſionsordnung zu ändern war unmöglich zu ergründen. — Auf welche andre entferntere Urſachen des Krieges man zurückgieng, es ſey auf den Donawerthiſchen Tumult, und die gegen die Stadt erkannte Reichsacht, es ſey auf die Errichtung der Proteſtantiſchen Union und der Katholiſchen Ligue, oder

auf den Jülich- und Bergiſchen Succeſſionsſtreit: ſo war, „außer den Mauern von Ilium gefehlt werden, wie innerhalb derſelben.“ Die Proteſtanten hatten ſich zuerſt gerüſtet, zuerſt losgeſchlagen: aber ſie hatten vorhergehende Verletzungen des Religionsfriedens von Seiten der Katholiken, und heimliche Anſchläge derſelben zu ihrer Rechtfertigung anzuführen. Aber jenen Verletzungen ſetzte die Gegenparthey noch ältere Eingriffe der Proteſtanten in die ihnen durch den Religionsfrieden geſetzte Schranken entgegen; und dieſen Verdacht erklärte ſie für ungegründet, oder ſchob ihn, nicht ohne alle Wahrſcheinlichkeit, auf die Proteſtanten zurück. Das eigentliche Recht war alſo im Dunkeln.

2. „Welches iſt für Schweden vortheilhafter, — wenn ein deſpotiſch geſinnter Fürſt ſeine unumſchränkte Herrſchaft bis an das Meer welches auch die Ufer von Schweden beſpült, erweitert; wenn eine Religionsparthey in Deutſchland die Oberhand bekömmt, welche die Religion des Schwediſchen Volks und Königs haßt, und die Anhänger derſelben zu verfolgen ſich berechtigt glaubt; — wenn endlich der Bundesgenoſſe und Verwandte des Thron-Prätendenten von Schweden freye Hände bekömmt, ſich in die Angelegenheiten des Nordens zu miſchen: — oder wenn Deutſchland unter einem eingeſchränkten Oberhaupte in mehrere kleinere Herrſchaften getheilt bleibt, wenn ein anſehnlicher Theil dieſer Fürſten mit Schweden durch eine gemeinſchaftliche Religion und durch Dankbarkeit für die im

Augenblicke dringender Noth geleiſtete Hülfe verbunden, — wenn endlich dem Feinde der gegenwärtigen Regierung und Conſtitution Schwedens ſeine mächtigſte Stütze entzogen wird.“ — Die Beantwortung dieſer Frage, ohne Zweifel der erſten, welche die Staatsmänner von Schweden aufwarfen, konte nicht anders als einſtimmig für die Ergreifung der letztern Parthey ausfallen.

3. „Welches iſt dem Intereſſe der Menſchheit überhaupt gemäßer, daß der mit Spanien verbundne Kayſer Ferdinand, welcher, nachdem er die im Anfange ihm fürchterlichen Gegner überwunden hat, nun alle Welt, auch die welche ihn nicht beleidigt hat, unterdrücken will, ſeine Macht unverhindert vermehre, oder daß er in ſeine alten Gränzen zurückgewieſen werde? Welches iſt beſſer, daß die Parthey, deren Religionsgrundſätze den freyen Gebrauch der Vernunft verbieten, und welche alle anders Denkende zu dieſer Religion zwingen will, in einem für Europa ſo wichtigen Lande als Deutſchland, dem erſten Sitze der Reformation, obſiege: oder daß diejenige Parthey bey Kräften und in der ungeſtörten Uebung ihrer Religion bleibe, welche ſich zu freyern und duldſamern Grundſätzen bekennt? Welches iſt für Europa vortheilhafter, daß ſpaniſcher Stolz und römiſche Bigotterie, oder daß deutſcher Freyheitsſinn, und proteſtantiſcher Unterſuchungsgeiſt ſich in demſelben ausbreite?“ Auch hierüber konte unmöglich ein Streit ſeyn, wenigſtens bey dem Fürſten und bey dem Volke nicht, welche ſelbſt den

Gottesdienſt der Reformatoren bey ſich eingeführt, — und welche vor kurzem durch eine kühne Handlung, durch Abſetzung eines intoleranten Königs, und Aenderung der Thronfolge, die Freyheits-Rechte einer Nation behauptet hatten.

Es wird nicht unnütz ſeyn, dieſem Beyſpiele der löblichſten Theilnehmung eines Fürſten an den Unruhen auswärtiger Staaten ein anderes von entgegengeſetzter Art an die Seite zu ſtellen.

Hatte wohl Philipp der zweyte eben ſo viel Recht ſich in die bürgerlichen Kriege Frankreichs zur Zeit der Ligve, als Guſtav ſich in den deutſchen Krieg zu miſchen? Ergriff jener die Parthey, welche er unterſtützte, aus eben ſo billigen Urſachen.

1. Er trat auf gegen das deutlichſte und ausgemachteſte poſitive Recht, welches nur in Staatsſachen vorhanden ſeyn kan. Wenn in irgend einem Staate ein Geſetz durch Alterthum, allgemeine Uebereinſtimmung der Nation, immer gleichförmige Entſcheidung aller Jahrhunderte heilig geworden: ſo iſt es in Frankreich die Succeſſions-Ordnung, nach welcher, wenn der regierende Zweig der königlichen Familie abſtirbt, der älteſte Sohn des nächſten Mannsſtamms ihm auf dem Throne folgt. Nach dieſem Geſetze welchem keine auch nur ſcheinbare Anſprüche entgegengeſetzt werden konten, war Heinrich von Navarra der unſtreitige Erbe der franzöſiſchen Monarchie. Und doch wandte Philipp ſeine Schätze und ſeine Heere an, eben dieſen Heinrich von der Thronfolge auszuſchließen.

2. Es war nicht Philipps Reich, es war nur er ſelbſt, es war nur ſeine Tochter deren Intereſſe er durch Ränke, Beſtechungen, heimliche und offenbare Gewalt bey den franzöſiſchen Unruhen zu befördern ſuchte. Spaniens Sicherheit ſtand auf keinem Fall von Seiten des geſchwächten und in Factionen getheilten Frankreichs in Gefahr, der Thronfolger in dieſem mochte ſeyn, welcher er wollte. Spaniens Wohlfahrt konte nichts dadurch gewinnen, wenn ein Gviſe in Frankreich herrſchte. Selbſt Spaniens Vergrößerung, wenn, nach den unrichtigen Begriffen der damaligen Politik, dieſe ja für einerley mit der Vermehrung der National-Glückſeligkeit gehalten wurde, konte nicht als die Abſicht von Philipps Entwürfen angeſehn werden, da er Frankreich als ein abgeſondertes Reich ſeiner Tochter und ihrem Gemahl zueignen wollte. Alle ſeine Triebfedern lagen in Leidenſchaften des Menſchen Philipps, nicht in Entwürfen des Königs und Landesvaters. Es ſchmeichelte ihm, jetzt, während der Unruhen, in dieſem Lande, durch ſeine Geſandten zu herrſchen. Es reitzte noch mehr ſeinen Ehrgeitz die Regierung dieſes Staats, ſo lange er lebte, durch den Einfluß den er auf ſeine Tochter, auf einen König den er eingeſetzt hätte, und auf eine Parthey die immer ſeines Beyſtandes bedürfen würde, hoffen konnte, in Händen zu behalten. Alles das waren bloß perſönliche Vortheile für ihn. — Der einzige Vortheil ſeines Staats auf die Zukunft, war die Wahrſcheinlichkeit Frankreich zum Bundesgenoſſen oder doch nicht ſo oft zum Feinde zu haben. Aber dieſer Vortheil war ſo

entfernt und ſo ungewiß, daß es unerlaubt blieb ein unſtreitiges Recht um deßwillen zu verletzen, und die Schätze und das Blut ſeiner Unterthanen ihm aufzuopfern.

3. Sehen wir auf ein noch höheres und allgemeineres Intereſſe, ſo finden wir Bewegungsgründe zu Philipps Unternehmen, die wir nicht ganz verwerfen können, wenn wir uns, wie es billig iſt, ganz in ſeine Stelle verſetzen. Er war ein ſo eifriger Katholik, daß er das Wohl der Länder, und die Sicherheit der Könige an das Bekenntniß dieſer Religion gebunden glaubte. Die Aufrechterhaltung und Ausbreitung derſelben in der Welt, hielt er für die erſte Pflicht eines Souveräns. Nach ſolchen Begriffen konte er es für etwas ſehr verdienſtliches anſehen, daß er ſeinen Glaubens-Genoſſen in Frankreich, — nicht nur in Streit mit ihren proteſtantiſchen Mitbürgern Beyſtand leiſtete, ſondern daß er ſie auch zum Kriege mit denſelben aufforderte. Er konnte es als einen ſehr würdigen Gegenſtand ſeiner Politik und ſeiner Waffen anſehen, vom franzöſiſchen Throne einen Prinzen zu entfernen, mit welchem die Ketzerey zugleich in dieſem großen Lande triumphiren würde. — Die Nachwelt hat demohnerachtet dieſe Rechtfertigung nicht gelten laſſen. Die Erfahrung hat das Irrige in den Religionsbegriffen des Philipps gezeigt; die Vernunft mißbilligt einen ſo unaufgeklärten Religionseifer, als den größten Flecken in dem Charakter eines Regenten; und das moraliſche Gefühl verabſcheut das Heimtückiſche und Grauſame in den Maaßregeln, durch welche Philipp der

Religion zu dienen vorgab, da doch Religion nur inſofern ein Gut iſt, als ſie Rechtſchaffenheit und Menſchenliebe befördert. Endlich wird dieſer Bewegungsgrund Philipps ſelbſt als ein bloßer Vorwand verdächtig, wenn man ſieht, daß er ſich der Bekehrung Heinrichs, und der Losſprechung deſſelben vom Banne, eben ſo eifrig widerſetzte, als er ſich zuvor der Thronbeſteigung des noch ketzeriſchen und im Banne lebenden Heinrichs widerſetzt hatte.

Bey dieſem Artikel meiner Unterſuchung wäre es unnatürlich nicht Ludwigs des vierzehnten zu erwähnen, des Fürſten, der mehr als irgend ein andrer ſich in die Angelegenheiten ſeiner Nachbarn gemiſcht hat, und ganz Europa durch ſeine Intriguen und die Furcht vor ſeinen Waffen zu beherrſchen ſuchte. Ich will aber nur Eine ſeiner hieher gehörigen Unternehmungen anführen, — gerade diejenige, welche die ſcheinbarſten Vorwände hatte. Ich meyne den Beyſtand den er dem abgeſetzten Jacob dem zweyten leiſtete, ihn wieder auf den Thron Großbrittaniens zu ſetzen.

Niemals hatte er noch eine, den poſitiven Rechten nach ſo gute Sache vertheydigt. Jacob, der rechtmäßige König von England, von einer Faction ſeiner Unterthanen, welche die Oberhand erhielt, vertrieben, von ſeiner eignen Tochter und ſeinem Schwiegerſohne verdrängt, nahm zu ſeinem Bundesgenoſſen ſeine Zuflucht. Welcher gerechte Monarch konte die in Jacob beleidigte Majeſtät ungerochen laſſen, — welcher menſchenfreundliche Fürſt mußte nicht an dem Schickſale eines von ſeinen eignen Kindern verrathnen Vaters Theil nehmen?

Man ſetze hinzu, daß Ludwig dem nahen Ausbruch eines Krieges entgegenſah, für welchen er durch die Revolution in England, wenn ſie Beſtand hatte, einen neuen mächtigen Feind bekam, und zu welchem er ſich einen treuen Alliirten verſchaffte, wenn er Jacoben wieder einſetzte. Das Franzöſiſche Intereſſe ſchien in dieſem Zeitpuncte mit dem Intereſſe der Stuarts enge verbunden.

Auch für die katholiſche Religion, deren Beſchützung ſich Ludwig immer zur Pflicht machte, auch für die allgemeine Ruhe der Völker, und die Feſtigkeit der Thronen, ſchien viel gewonnen, wenn rebelliſche und ketzeriſche Unterthanen in Großbrittanien gehindert wurden, das Beyſpiel einer gegen ihren katholiſchen Souverän glücklich ausgeführten Empörung zu geben.

Warum hat demohnerachtet die Nachwelt dieſe dem Staats-Intereſſe ſo gemäße, ſo großmüthige Verwendung Ludwigs für das alte Recht, und für den Unterdrückten, nicht mit ſo lautem Beyfalle geprieſen, als andre Unternehmungen, von mehr zweydeutiger Rechtmäßigkeit? — Bloß deßwegen weil ſie nicht gelungen iſt?

Der üble Erfolg trägt allerdings in der Politik dazu bey, die Güte der Bewegungsgründe zu verdunkeln. Aber ich glaube doch auch, daß die Stimme die insgeheim in aller Menſchen Herzen für die Freyheit, und für die Aufklärung ſpricht, das Urtheil der Welt über dieſe Begebenheit geleitet habe. Es war freylich nur ein Theil der Engliſchen Nation welcher den Prinz von Oranien herbeygerufen hatte, (denn ſonſt hätte Jacob keine Anhänger mehr übrig behalten, die doch noch ſein Enkel in Menge fand:) — aber es war der größere, der anſehnlichere und der erleuchtetere Theil. Mit völliger Einſtimmigkeit einer Nation iſt nie eine Staatsrevolution zu Stande gekommen. Und wenn man es alſo ihren vornehmſten und edelſten Gliedern, wann dieſe die Mehrheit der Stimmen im Volke auf ihrer Seite haben, nicht zugeſtehen will, daß ſie Aenderungen in der Staatsverfaſſung oder in der Thronfolge machen dürfen, ſo kan ſich keine Nation eines Tyrannen oder einer unterdrückenden Regierung entledigen. Ein ſolcher Grundſatz würde das Recht einer einzelnen Perſon über das Recht eines ganzen Volks zu ſehr erheben. Und dieſem widerſpricht das Freyheitsgefühl jedes edlen Menſchen. Alſo war das Recht Jacobs, das Unrecht des Wilhelms und der Maria, nicht erwieſen: denn bey ſo einem wichtigen Intereſſe konte die Verwandſchaft in keine Betrachtung kommen.

Daß überdieß Jacob weniger aufgeklärt als ſein Volk war, daß er in kleinen Gebräuchen und in der Unterwürfigkeit unter dem Pabſt die Religion ſuchte, da viele ſeiner Unterthanen ſchon erkannten, daß ſie nur in der Ausübung aller moraliſchen Pflichten beſtehen könne; — daß, wenn Jacob mit ſeinem Entwurfe die katholiſche Religion in England wieder einzuführen, durchgedrungen wäre, dieſe philoſophiſche Nation viel von ihrem Scharfſinn und beſonders von derjenigen Denkfreyheit verlohren hätte, durch welche ſie ſeitdem die übrigen Nationen erleuchtet hat: dieß wird gegenwärtig auch der vernünftige Katholik zugeſtehn.

Ludwig war alſo mehr auf der Seite eines ſcheinbaren Rechts und eines perſönlichen Intereſſe, inſofern ſeine eigne Hoheit und Unverletzlichkeit zu leiden ſchien, wenn ein anderer König entthront wurde, als auf der Seite eines großen die Menſchen überhaupt und die Nachwelt intereſſirenden Nutzens. Die Parthey gegen welche er ſtritt, war im Grunde die Sache der Vernunft und einer vernünftigen Freyheit. Die Bewegungsgründe, welche Ludwigen bey dieſer Gelegenheit regierten, ſind alſo in der Folge, entweder nicht für lauter oder nicht für aufgeklärt genug gehalten worden. Dieß hat den Werth ſeiner Handlung in den Augen unpartheyiſcher Beurtheiler vermindert. Sein Staatsvortheil konnte dieß erfordern, daß er verſuchte Jacoben wieder einzuſetzen: aber das Intereſſe des menſchlichen Geſchlechts hat gewonnen, daß es ihm nicht gelungen iſt.

Die erſte Frage bey der Einmiſchung in Geſchäfte fremder Staaten, ſagte ich, iſt, welche Parthey man ergreifen, — die zweyte, durch welche Hülfsmittel man ſie unterſtützen ſolle. — Ich will hierüber nur eine einzige Betrachtung anführen, da dieſe Abhandlung ſich ohne das ſchon über das Maaß verlängert hat, welches ich mir vorſetzte.

Alles heimliche iſt in der Politik verdächtig. Das offenbare iſt immer edler. Alſo in einem fremden Staate, einer Parthey der man ſich äußerlich nicht anzunehmen ſcheint, insgeheim Geld, Waffen oder Rathgeber zuſchicken, iſt gemeiniglich eine unerlaubte Handlung. Sie iſt nur noch um einen Schritt von der Maaßregel entfernt, Partheyen in einem Lande, wo keine ſind, zu ſtiften, und Mitbürger unter einander, oder Unterthanen gegen ihre Obrigkeiten aufzuhetzen, welches immer ſchändlich iſt.

Demohnerachtet haben ſich in den vorigen unruhigern Zeiten Europas, wo mehr Saamen zu bürgerlichen Fehden in dem Haß der Religionspartheyen, oder in den Mängeln der bürgerlichen Verfaſſungen lag, wenige Staatsmänner Bedenken gemacht, die Rivalen ihrer Staaten durch dieſe heimliche Unterhaltung der bey jenen entſtandnen Gährungen zu ſchwächen, oder ihnen durch die geheime Direction derſelben Abbruch zu thun.

Was Philipp in Frankreich that, das that Eliſabeth in Holland, ehe ſie ſich noch öffentlich für die vereinigten Provinzen erklärte; das that Richelieu in Deutſchland, ehe er an dem dreyßigjährigen Kriege directen Antheil nahm. Auch jezt iſt dieſe Politik nicht ausgeſtorben. Die Factionen von Schweden wurden vor der letzten Regierungsveränderung von eben ſo viel auswärtigen Mächten regiert. Und wer weiß nicht, welche geheimen Triebfedern in unſern Zeiten die Schritte der Patrioten in Holland ſo verwegen machte?

Nur die Noth, glaube ich, und die Furcht vor einer großen Gefahr kann ſolche Maaßregeln rechtfertigen. Eliſabeth war eher zu entſchuldigen, wenn ſie dem Könige von Spanien heimliche Feinde erweckte, oder die welche er hatte, insgeheim unterſtützte, als Ludwig der vierzehnte, wenn er am Hofe Carls des zweyten, Miniſter und Parlementsglieder beſtach; oder die Factionen in Ungarn unterſtützte.

Ueberhaupt dünkt mich, würde in vielen Fällen der Verwaltung der auswärtigen Geſchäfte, folgende Regel ein guter Leitfaden für gewiſſenhafte Regenten ſeyn, wenn ſie über Entwürfe, die von zweydeutiger Natur ſind, ſich berathſchlagen.

Alle die Maaßregeln, bey welchen die, welche ſie ausführen, ſehr unmoraliſche, treuloſe, niederträchtige Handlungen thun müſſen, bey welchen ſelbſt Menſchen zu ſolchen Handlungen überredet, beſtochen, gezwungen werden müſſen, — ſolche Maaßregeln ſind eines edeldenkenden Fürſten und einer braven Nation unwürdig.

Alſo Diener eines fremden Herrn zu Verräthern, Bürger eines andern Landes zu Aufwieglern machen, — Geſetzloſigkeit, Tumult und Blutvergießen in einem andern Staate durch Kunſtgriffe veranlaſſen: das iſt ſchlimmer als offenbare Gewalt brauchen, und Länder durch Kriegsheere verheeren. Hier werden wenigſtens nur die Leiber und Güter der Menſchen angegriffen: dort wird ſelbſt gegen ihre Tugend und ihre moraliſche Glückſeligkeit zu Felde gezogen.

◆

Zwey Gegenſtände muß ich noch berühren, ehe ich dieſe Materie als geendigt anſehen kann. Der eine betrifft die Einſchränkung und Berichtigung einer Behauptung in meiner vorhergehenden Abhandlung: der zweyte betrifft die Colliſionen mit dem Rechte die aus dem Handlungsintereſſe entſtehn.

„Die Sorge für die Sicherheit des Staats“ habe ich geſagt, „kann ſelbſt zuweilen erfordern, ihn durch Eroberungen zu vergrößern, um ihn mit den übrigen Mächten in ein gewiſſes Gleichgewicht zu bringen.“ — Ferner: „Es kann Eroberungen geben, welche nicht nur dem erobernden Staate, nicht nur den eroberten Provinzen ſelbſt, ſondern auch ganz Europa und dem ganzen menſchlichen Geſchlecht nützlich ſind: entweder weil durch die neue Vertheilung des Staatseigenthums das Gleichgewicht größer, und alſo der Ruheſtand den Völkern mehr geſichert, oder der Verkehr derſelben erleichtert wird.“ „Der großen Zerſtöhrung in der politiſchen Welt,“ ſage ich an einem dritten Orte, „iſt in dem neuern Europa dadurch vorgebeugt worden, daß die Monarchien deſſelben ſich bis zu gewiſſen natürlichen Gränzen ausgedehnt haben.“

Dieſe Sätze die von unleugbaren Erfahrungen abſtrahirt ſind, haben dennoch Einſchränkungen nöthig, wenn ſie nicht anſtößig und dem Mißbrauche unterworfen ſeyn ſollen. Es iſt aber in manchen Materien ſehr ſchwer, jeder Behauptung ihre Schranken gleich hinzuzufügen. Der billige Leſer muß dieſelben nach dem

Geiſte und dem Inhalt der ganzen Abhandlung ſelbſt ſetzen.

So, um von dem letzten Satze anzufangen, konnte es nicht meine Meynung ſeyn, daß jene natürliche Gränzſcheidung der Staaten zur Erhaltung des Friedens unter ihnen durchaus nothwendig ſey. Ich ſehe ſehr wohl ein, daß Königreiche und Republicken beſtehen, die keine andre als willkührliche Gränzen haben, deren Feſtigkeit auf der Heiligkeit der Tractaten beruht. Ich verlange alſo nicht etwan, daß dieſe Gränzen ſo lange verrückt und Kriege und Eroberungen ſo lange fortgeſetzt werden ſollen, bis jeder Staat ein Meer, ein Gebürge oder einen groſſen Strom erreicht habe. — Meine Abſicht war mehr zu erklären, warum das was vor Zeiten in dieſer Art geſchehen iſt, nicht laut gemißbilligt wird, als zu ſagen, was jetzt noch geſchehen ſoll; — mehr, manche ehemalige Unruhe, welche Europa verwüſtet hat, als einen Theil von dem Plane der Vorſehung, und den Erfolg, zu rechtfertigen, als eine Regel für künftige Fälle zu geben.

Und in dieſer Rückſicht wird der ſtrengſte Rechtslehrer, wenn er über die Geſchichten alter Eroberungen nachdenkt, Tadel und Lob ſehr ungleich austheilen. Er wird erkennen daß es deren gegeben habe, die jetzt faſt unumgänglich nothwendig ſcheinen, andre die den Staaten ſehr nützlich waren, noch andre die bloß dem Ehrgeize einzelner Menſchen zur Befriedigung dienten.

Es iſt z. B. gewiß, daß ſeitdem faſt der ganze Völkerſtamm, welcher franzöſiſch ſpricht, und die ganze Ländermaſſe, welche von dem Rhein und den Pyrenäen eingeſchloſſen wird, unter demſelben Könige vereinigt iſt, das Innere von Frankreich einer ungeſtörtern Ruhe genießt, und ſelbſt ſein Verhältniß mit Auswärtigen friedlicher iſt, als da ein Theil ſeiner Provinzen unter Englands Scepter gehörte. Wenn alſo auch Philipp Auguſt, Carl der ſiebente und Heinrich der zweyte nicht mit den vollgültigſten Rechtsgründen verſehen waren, um von den Engliſchen in Frankreich gelegnen Domänen, zuerſt die Normandie und die angränzenden Provinzen *), dann Guienne **), endlich das am längſten rückſtändige Calais ***) ihrem Staate wieder einzuverleiben: ſo verdienten doch dieſe gewaltthätigen Schritte, (welche zum Theil Operationen in Kriegen waren, die ſchon aus andern Urſachen Frankreich mit England führte) vor den Augen der Zeitgenoſſen und der Nachwelt, weit mehr Nachſicht als der Verſuch Ludwigs Holland im Jahr 1672 zu erobern, die Einnahme von Straßburg mitten im Frieden oder die unter dem Schein eines rechtlichen Verfahrens von ſeinen Reunions-Cammern ausgeübten Räubereyen.

Es iſt ein Glück für die Einwohner der Gruppe von Inſeln, die der Schöpfer in dem Atlantiſchen Ocean,

*) Im Jahr 1203.
**) Im Jahr 1451-53.
***) Im Jahr 1558.

Ocean, nahe an einander, ausgeſäet hat, daß ſie, theils durch Gewalt, theils durch Tractaten, unter Ein Volk, und zwar unter das aufgeklärteſte von ihnen, vereiniget worden ſind. Wenn die Einwohner Irlands in unſern Zeiten mehr den Druck fühlen, den ihnen Englands Handlungspolitik auflegt, als ſie die Wohlthat erkennen, welche England ihren Vorfahren durch die Mittheilung eben der Künſte erwieſen hat, deren freyere Ausübung ſie jetzt verlangen: ſo folgt daraus nicht, daß nicht wirklich die Oberherrſchaft Englands für Irland nützlich geweſen ſey. Heinrich der zweyte begieng eine ungerechte Handlung, da er ohne gegründete Anſprüche ſich dieſe Inſel unterwarf. Aber wird wohl der Geſchichtſchreiber jetzt von dieſer Unternehmung nach einem andern Maaßſtabe urtheilen können, als nach der Grauſamkeit oder Menſchlichkeit mit der ſie iſt ausgeführt worden?

Es war wider das Recht des Staats-Eigenthums daß Ferdinand und Iſabella ſich des letzten Mauriſchen Königreichs Granada bemächtigten. Aber iſt dieſe Ungerechtigkeit mit der verrätheriſchen Theilung von Neapel, die Ferdinand zehn Jahre darauf mit Ludwig dem zwölften verabredete, zu vergleichen? War es auch wohl dem gerechteſten Fürſten möglich, in ſeinem größern Staate, einen kleinern zu dulden, deſſen Bürger durch Religion, Nationalhaß und lange Kriege, des erſtern Feinde waren. Und wenn ſich die Caſtilianer begnügt hätten, die Mauren bloß ihrer Unabhängigkeit zu berauben, und ſie dem Spaniſchen

Staatskörper einzuverleiben, übrigens ſie bey der Ausübung ihrer Religion geſchützt, ihr Privateigenthum nicht gekränkt und ſie nur durch Unterricht und gelinde Behandlung der Religion und den Sitten des Landes näher zu bringen geſucht hätten: würde auch der ſtrengſte Moraliſt, jene Maaßregel welche die Staatskunſt eingab, haben mißbilligen können?

Dieſes letztre iſt zugleich ein Beyſpiel meines erſten Satzes, daß Sicherheit des Staats Eroberungen erfordern könne. Viele ähnliche bietet die ältere Geſchichte dar, und ſie müſſen in einem Zeitpuncte häufig ſeyn, wo geſittete Staaten an Barbaren gränzten, oder mitten in dem Herzen eines Landes fremde Erobrer ſich eingeniſtet hatten.

Daß ein Herzog von Maſovien im dreyzehnten Jahrhundert einen fremden Ritterorden herbeyrief, um die Preußen zu bezwingen, daß die Engländer die Oberherrſchaft über die Schotten zu erhalten ſuchten, daß die Ruſſiſche Kayſerinn in unſern Tagen die Krimiſchen Tartarn ihrem Scepter unterwarf: dazu hatten dieſe Eroberer in den Verwüſtungen, welchen ihre Staaten unaufhörlich von jenen räuberiſchen Nachbarn ausgeſetzt waren, ſo dringende Bewegungsgründe, daß man ihre Unternehmungen ohne übertriebne Strenge nicht mißbilligen kan.

Aber allerdings kann dieſer Fall mitten in Europa jetzt nicht mehr eintreten. Je mehr alle Völker, in den Grundſätzen ihrer Politik, in den Gewohnheiten ihres

ihres Völkerrechts, in ihrer Neigung zu friedlicher Arbeitſamkeit, in der Sanftmuth ihrer Sitten einander gleich kommen: deſto weniger kann eines zu ſeiner Sicherheit die Unterjochung des andern durchaus nöthig haben. Wo nicht mehr die Nationen ſondern nur die Fürſten Krieg führen, und nicht Haß oder Begierde nach Beute, ſondern Politik ſie auf das Schlachtfeld führt: da erfordert auch die Sicherheit eines Staats mehr Schutzwehre gegen die Leidenſchaften andrer Regenten, — welche in Traktaten und Bündniſſen gefunden werden kan, — als abſolute Ohnmacht oder Unterwürfigkeit der benachbarten Völker, welche nur eine Folge von Gewaltthätigkeiten ſeyn kann.

„Aber gerade diejenige Urſache der Unſicherheit, von welcher ich in dem erſten der oben angeführten Säze ausdrücklich rede, — die welche in der Ungleichheit der Macht beſteht, kan auch jezt noch einem Staate Beſorgniſſe erregen, kan auch jezt noch einen Regenten bewegen auf Vergrößerung zu denken. Iſt dieß nun ein hinlänglicher Grund für den Schwächern, dem Mächtigern, wenn ſich die Gelegenheit darzu darbietet, Provinzen zu rauben, um ſich mit ihm ins Gleichgewicht zu ſetzen?“

Gewiß nicht, — wenn man die Sache an ſich und im Allgemeinen betrachtet. Und ich mißbillige es jezt, wenn ich Anlaß gegeben habe, dieß für meine Meynung zu halten.

Ich ſehe, daß kleine Staaten mitten unter großen in dem neuern Europa ſich lange erhalten haben.

Ich finde, daß genaue Erfüllung aller Gerechtigkeitspflichten, und eine weiſe, vorſichtige Verwaltung, bey kleinen Staaten die Stelle der Macht vertreten kan, indem ſie den größern eine gewiſſe Achtung gegen ſie einflößt, ihnen alle Urſachen zu Beſchwerden benimmt, und ſelbſt ihre Großmuth auffordert.

Genf würde nicht fremde Truppen und Geſetzgeber innerhalb ſeiner Mauern geſehen haben, wenn nicht Fehler in ſeiner Regierung von Seiten ſeiner Obrigkeit oder ſeiner Bürger begangen worden wären. Und demohnerachtet haben dieſe mächtigen Schiedsrichter, da ſie genöthigt wurden, Gewalt zu brauchen, dieſe Gewalt nicht angewandt den kleinen Freyſtaat zu unterdrücken, ſondern nur ihn zu reguliren.

Ich erkenne, daß bey dem gegenwärtigen Zuſtande von Europa, auch ungleiche Staaten ſicherer als ſonſt neben einander beſtehen können, da alle wachſam ſind, keinen einzelnen unterdrücken zu laſſen. Der ſchwächere Fürſt, beſonders wenn er einen ſeinen Kräften angemeſſenen Vertheidigungsſtand unterhält, und ſeiner Treue und Gerechtigkeitsliebe wegen bekannt iſt, wird immer Freunde und Bündniſſe finden, die ihn vor den Angriffen der Mächtigern ſchützen werden.

Aber iſt dieß immer ſo geweſen? Wenn wir nicht von künftigen Fällen reden, bey welchen wir nicht die beſondern Umſtände vorausſehen können, und daher nach allgemeinen Gründen entſcheiden müſſen, -- ſondern von vergangnen, bey welchen uns Urſachen, Umſtände und Folgen bekannt ſind: — hat es nicht Eroberungen gegeben, die man, (abſtrahirt von dem poſitiven Rechte,) für vernünftiger, billiger, nöthiger erklären muß als andre? Iſt nicht das Gleichgewicht von Europa durch die Vergrößerung des einen Staats wirklich befeſtigt, durch die Acquiſitionen eines andern auf lange Zeit geſtört worden? Sind nicht, wie ich es in dem zweyten der obigen Sätze anführe, zuweilen einem Staate Provinzen oder Gerechtſame geraubt worden, die für ihn ein läſtiger Ueberfluß, für den Eroberer zu ſeinen Bedürfniſſen ſehr nothwendig waren? Sind eroberte Provinzen nicht oft, durch den Tauſch ihrer Landesherrn, erſt in ihre natürliche Lage gekommen, in welcher ſie ſelbſt beſſer gedeyhen, und ihren Nachbarn mehr Vortheil bringen konnten? Sind nicht große, geſegnete Länder erſt durch die Erwerbung kleiner Diſtricte, an welchen ihre vorigen Eigenthümer nur wenig verloren, zu der Benutzung aller ihrer natürlichen Vortheile gelangt?

Um nur einige dieß beweiſende Beyſpiele aus der Geſchichte zu führen: Was hat wohl in den mittlern Zeiten mehr Unglück über Deutſchland gebracht, als daß ſeine Kayſer ſo viele und ſo unbeſtimmte Rechte in Italien hatten? Die Römer-Züge waren die unter jeder Regierung ſich erneuernden Anläſſe zu innern Zerrüttungen und zu auswärtigen Kriegen. Indeß jeder kleine Vorfall in Italien der auf das Wohl Deutſchlands keine Beziehung hatte, die Aufmerkſamkeit der Regenten des letztern auf ſich zog, — ihre Politik oder ihre Waffen beſchäftigte, wurden die wichtigſten Angelegenheiten des deutſchen Reichs verſäumt. Haben alſo nicht diejenigen Mächte, — Päbſte, Fürſten oder Republicken, — Deutſchland eine wahre Wohlthat erwieſen, die das Oberhaupt deſſelben in ſeine eigne Gränzen nach und nach eingeſchränkt, und ſeinen oberlehnsherrlichen Rechten über Rom und Italien, ein Ende gemacht haben?

Ward England nicht erſt von der Zeit an ruhig, mächtig und glücklich, da er ſeine Franzöſiſchen Beſitzungen verlohr? dadurch wurde ihm ein Gegenſtand entzogen, deſſen Vertheidigung ſeine Macht theilte, der die Aufmerkſamkeit ſeiner Beherrſcher von der innern Verwaltung abwendete, und bald ihren Ehrgeitz reitzte, neue Eroberungen in einem fremden Lande zu machen, bald ſie den Angriffen eines eiferſüchtigen Nachbars bloſſtellte.

Jeder vernünftige Beurtheiler politiſcher Unternehmungen, wird einen Unterſchied zwiſchen derjenigen Ungerechtigkeit machen, welche Ferdinand begieng, da er der **Catharina von Foix**, deren Gemahl **Jean d'Albert**, ein franzöſiſcher Vaſall war, Navarra entriß, und zwiſchen der, da er zu Gewinnung des Königreichs Neapel, den rechtmäßigen Landesherrn, ſeinen Vetter und den mit ihm theilenden Ludwig den zwölften zugleich betrog. Durch jene erweiterte er ſein Reich bis an ſeine natürliche Gränzen, vollendete das große Werk, alle durch Sprache und Abſtammung verwandte Völkerſchaften jenſeit der Pyrenäen, in einen gemeinſchaftlichen Staatskörper zu vereinigen, und hob eine ſeine Länder unterbrechende, zwar kleine, aber wegen ihrer Anhänglichkeit an ein fremdes Intereſſe doch ihnen fürchterliche Macht auf. Durch die letztre Unternehmung erhielt er nur entlegne, ſein Reich nicht beunruhigende, ihm auf keine Weiſe zugehörige Provinzen. Das Vergnügen zu überliſten, zu triumphiren, zu herrſchen, konte für ſeine Perſon ein ſehr großes Gut ſcheinen, ob es gleich in der That ein elendes, eines edlen und guten Menſchen unwürdiges Vergnügen iſt: — aber ſein Volk gewann dadurch nichts als neue Arbeit, neue Gelegenheit zu Aufwand und Blutvergießen.

Schonen, Halland, Bleckingen, jetzt die mittäglichſten und fruchtbarſten Provinzen des Schwediſchen Reichs, ſind mit demſelben von der Natur vereinigt, und ſind ihm als Kornkammer zu ſeiner Verproviantirung und als Eigenthum, zu einem Gleichgewicht der Macht mit den Nordiſchen Mächten, faſt unentbehrlich. Da dieſelben von den älteſten Zeiten einen Zankapfel zwiſchen Dännemark und Schweden ausgemacht haben, und ſeit 1343 mehrmalen aus dem Beſitz des einen Staats in den Beſitz des andern gekommen ſind: ſo war im vorigen Jahrhunderte, eben durch dieſe öftre Verwechſelung des Eigenthümers, das Recht auf dieſelben ſchwankend geworden. Aber wenn Karl Guſtav ſeinen kriegeriſchen Geiſt bloß auf Wiedererlangung derſelben gewandt hätte: ſo würde er nicht mit ſeinem Enkel den Namen eines bloß ruhmſüchtigen und kriegliebenden Fürſten gemein haben. Wenigſtens hat gewiß der Kopenhagner Friede, von 1660, — die Furcht der glücklichen Kühnheit dieſes Königs in ſeinen Angriffen auf Dännemark, — die Sachen in Norden in einen natürlichern Zuſtand verſetzt, als der war, worin ſie ſich ſeit dem Stettiner Frieden von 1570 befanden, und hat die Ruhe dieſer Reiche durch eine ſchicklichere Theilung der Provinzen mehr geſichert.

Können dieſe Eroberungen wohl in eine und dieſelbe Claſſe mit denjenigen geſetzt werden, welche eben dieſer Karl Guſtav in Pohlen machte, oder mit den nach bloßer Vergrößerung ſtrebenden Entwürfen Ludwigs des Vierzehnten?

Ueberhaupt ſind in dem Falle, wenn mit einem großen von der Natur ſchlecht begabten rauhen Lande, eine fruchtbare kleinere Provinz in einen Staatskörper durch Eroberung vereiniget wird, die Vortheile davon oft gegenſeitig. Jenes iſt ſichrer ſeine Bedürfniſſe zu erhalten, dieſes gewinnt einen leichtern Abſatz, und tapfere Beſchützer. Die Nothdurft des erſtern, konte beſonders in vorigen Zeiten, ſo hoch ſteigen, daß es durch die Liebe zu ſeiner Erhaltung gezwungen wurde ſich eine ſolche Vorrathskammer zu verſchaffen. Aus dieſer Urſache war der Beſitz von Liefland für Schweden weit wichtiger, als für Pohlen und Rußland, die mit ihm darum kämpften. Auch die in Deutſchland durch Guſtav Adolphen und ſeine Generale gemachten Erwerbungen, verſchafften dem Staate zu welchem ſie hinzukamen, größere Vortheile, als ſie dem entzogen,

zogen, von welchem ſie getrennt wurden. Hätten die Nachfolger dieſes Helden nicht die durch ihn gegründete Macht gemißbraucht: ſo würden Schwedens Nachbarn nicht Urſache gehabt haben, dieſe ſeine Vergrößerung mit Unwillen anzuſehen.

Die Unternehmung Peters des Großen Ingermannland zu erobern, und die Karls des zwölften den König von Pohlen vom Throne zu ſtoßen, konten beyde, in Abſicht des Mangels gegründeter Anſprüche gleich ungerecht ſeyn. Aber der letztre erwarb durch Aufopferung ſo vieler Menſchen, nichts als eine eitle Ehre für ſich ſelbſt. Der erſte verſchafte ſeinen weit nach Aſien ſich erſtreckenden Ländern, das was ſie zu ihrem Fortgangen in Gewerben, Handlung und Sittlichkeit am meiſten bedurften, einen Zuſammenhang mit dem Meere, welcher zu den übrigen Europa führt. Dieſe kleine Erweiterung der Gränzen gab Rußland durch ſeine vermehrte politiſche und Handlungs-Verbindung mit den übrigen Europäiſchen Reichen, Vortheile, welche ihm die größten Eroberungen an ſeinen öſtlichen und ſüdlichen Gränzen nicht würden gebracht haben.

Alle dieſe und mehrere vielleicht noch ſchicklichere Beyſpiele die aus der Geſchichte angeführt werden könten, ſind demohnerachtet nicht zureichend, es als eine Regel feſtzuſetzen, daß dieſe Art von Convenienz, — die Schicklichkeit der Lage einer Provinz gegen die Länder eines größern Staats, die Uebereinſtimmung der beyderſeitigen Einwohner, in Abſtammung, Charakter, Sprache, Religion oder Zuneigung, die Nützlichkeit der Verbindung beyder mit einander, — jenem größern Staate ein Recht gebe, ſich dieſer Provinzen zu bemächtigen.

Sie ſind deßwegen nicht zureichend: Erſtlich, weil es ſo ſchwer iſt, zum voraus dieſe Schicklichkeit genau zu beurtheilen, die Vortheile die aus der Acquiſition neuer Ländereyen für den erobernden Staat, die nachtheiligen Folgen, die aus ihrem Verluſt, für den geſchwächten Staat entſtehen werden, richtig zu berechnen.

Zweytens, weil andre ſtärkre Gründe auf der Gegenſeite ſeyn können: wozu vornehmlich der von mir oben angeführte gehört, daß jede Aenderung in den Gränzen der Staaten, das Staats-Eigenthum überhaupt unſicher macht, indem ſich immer eine Revolution aus der andern, eine Theilung aus der andern entſpinnt, und friedliche Geſinnungen nur durch lange ununterbrochnen Frieden entſtehen können.

Endlich, weil es einen Zuſtand der Nationen giebt, wo Länder und Provinzen die vollkommenſte Verbindung, ſofern dieſelbe zum Wohlſtande der Einwohner nöthig iſt, haben, und ſich wechſelsweiſe alle ihre Vortheile mittheilen können, ohne zu einem und denſelben Staate zu gehören.

Dieſer Zuſtand iſt eben derjenige, dem wir uns nach und nach in Europa nähern, wofern anders zu hoffen iſt, daß die National-Vorurtheile, ſo wie die harten Einſchränkungen welche die Staatswirthſchaft macht, die jetzt ſchon ſich gemildert haben, ſich immer mehr verlieren werden. Wenn der Däne den Schweden, der Engländer den Franzoſen, anſieht und liebt wie ſeinen Landsmann; wenn Producte, Kunſtfleiß und Wiſſenſchaften des einen Landes ungehindert in das andre übergehn: welche Vortheile könnte noch der wahre Staat, d. h. die in dem Staate lebenden Menſchen davon haben, daß die Einwohner eines andern, demſelben Könige als ſie ſelbſt gehorchen.

Eine gute und eine nach gleichen Grundſätzen geführte Verwaltung der mit einander gränzenden Staaten, würde alſo auch dieſe Urſache oder dieſen Vorwand, neue Acquiſitionen zu machen aufheben,— eine Urſache oder ein Vorwand, die in jenen Zeiten wirklich vorhanden waren, da die Gränzen der Länder auch die Menſchen in ihren Geſinnungen, Meynungen, Gütern und Handel von einander trennten.

Hierdurch ſind zugleich ſchon die Grund-Ideen angegeben, welche bey dem ſtreitenden Handlungs-Intereſſe der Staaten in Betrachtung kommen.

Seitdem der Handel ein ſo wichtiger Gegenſtand der Aufmerkſamkeit für Staatsmänner geworden iſt ſeitdem führen die Fürſten einen immerwährenden geheimen Krieg miteinander, durch die Kunſtgriffe die jeder anwendet, Kunſtfleiß und Handlung ſeines Volks auf Koſten ſeiner Nachbarn zu vermehren.

Ich wundre mich, daß diejenigen welche gegen die Zwangs-Geſetze des Handels nichts einwenden, verlangen können, daß unter Nationen, die ſo gegen einander geſinnet ſind, als es der Geiſt jener Geſetze anzeigt, irgend eine unwandelbare Gränze des Rechts feſtgeſetzt werden ſolle. Iſt es einmal den Menſchen erlaubt, andern, auf welche Weiſe es immer ſey, wiſſentlich und vorſätzlich zu ſchaden; ſo können es nur willkührliche Geſetze ſeyn, welche den Grad der Beeinträchtigung beſtimmen, bey welchem man ſtille ſtehen ſoll.

Es giebt nur **Einen**, ganz fixen Punct in der Moral: das iſt der der Liebe; — da ein Menſch das Wohl des andern mit dem ſeinigen aufs möglichſte zu verbinden ſucht. Sobald man hiervon abweicht, und dieß einmal zum Principio annimmt, daß man in ſeinen Entwürfen zu ſeinem eignen Beſten, auf das Beſte der Uebrigen gar keine Rückſicht nehmen dürfe: ſo iſt auch der Ungerechigkeit welche gefliſſentlich ſchadet, das Thor eröffnet. Denn wo iſt die Gränzlinie? Eine gewiſſe Einſchränkung des Handels, gewiſſe Verbote der Ein- und Ausfuhr der Waaren, machen daß der Nahrungsſtand der Nachbarn leidet. Einige Einſchränkungen mehr: — ſo geht er vielleicht gänzlich zu Grunde. Was iſt dann aber für ein großer Unterſchied, ob ich den Menſchen die in des Nachbars Staate leben, die Mittel zu ihrem Auskommen abſchneide, und alſo mache, daß ſie verhungern, oder ob ich ſie mit dem Schwerdt ausrotte. Ein Unterſchied iſt freylich: der nämlich, daß ich im letzteren Falle, den Untergang der Menſchen, welche ich ums Leben bringe vor Augen ſehe, im erſtern die ſie zu Grunde richtenden Wirkungen meiner Maaßregeln nur im Geiſt und in der Entfernung erblicke: daher ich in jenem hartherziger und von ſchlimmern Charakter ſeyn muß, als in dieſem, wenn ich mich von meinem Unternehmen durch ſeine Folgen nicht abſchrecken laſſe. -- Aber es iſt hier nicht die Rede von dr Moralität der Perſonen, ſondern von dem Recht oder Unrecht der Handlungen.

Dieſes ſcheint mir einzuleuchten, daß diejenigen Zweige der innern Verwaltung, welche auf andre Staaten zu ihrem Schaden oder Nutzen Einfluß haben, mit der Politik in den auswärtigen Geſchäften, welche ganz allein auf die Fremden gerichtet iſt, gleichen Regeln unterworfen ſeyn müſſen.

Die Selbſterhaltung iſt die höchſte Abſicht; und die Furcht unterzugehen, die vollkommenſte Rechtfertigung.

Daher kein Zweig der Handlung zuweilen Einſchränkungen ſo nothwendig erfordert, keiner in gewiſſen Zeitpuncten ſo wenig Rückſicht auf das Intereſſe andrer erlaubt, als der Handel mit Lebensmitteln, ſo lange es nicht bewieſen iſt, daß eine allgemeine Freyheit deſſelben, zuverläſſig, zu allen Zeiten, und in jedem Lande, die Hungersnoth verhindern würde.

Nach der Selbſterhaltung, ſind alle die übrigen Zwecke die ſich die Handlungspolitik vorſetzen kan, nur Vortheile die den Wohlſtand einer Nation — und zwar niemals der ganzen, ſondern nur, wenn es hoch kömmt, eines beträchtlichen Theils derſelben, vermehren. — Dieſe Vortheile, wenn ſie eben ſo vielen Menſchen in einer andern Nation Nachtheil bringen, ſind für den welcher das menſchliche Geſchlecht im Ganzen überſieht, das heißt, für den der am richtigſten urtheilt, keine wahren Güter mehr. Sie ſind wirkliche Uebel, wenn ſie anderswo einer größern Anzahl ſchaden, als ſie in dem Lande des Staatswirthſchafters nützen.

„Aber dieſer kan nun einmal einen ſo weiten Geſichtskreis nicht faſſen. Er iſt überdieß wie ein Hausvater nur verbunden für die Seinigen zu ſorgen. Endlich iſt es ſelbſt unter Mitbürgern, die ſicherſte Methode, wie das allgemeine Beſte beſorgt wird, wenn jeder, nur mit Verſtande, nach den Abſichten ſeines Eigennutzes handelt. Eben dadurch daß jeder Kaufmann darauf denkt, ſo viel ſelbſt zu gewinnen, andre ſo wenig gewinnen zu laſſen, als möglich iſt, ſchränken ſich die Gewinnſte aller ein: und die Billigkeit iſt hier, wie bey der Beſtimmung des Marktpreiſes, das Reſultat der entgegengeſetzten Beſtrebungen vieler Eigennützigen. Sollte das bey den ökonomiſchen und merkantiliſchen Verhandlungen der Staaten nicht auch der Fall ſeyn?“

Er iſt es allerdings im Ganzen. Die Adminiſtration der Staaten würde noch weit ſchlechter als jetzt beſtellt ſeyn, wenn ſich jeder Regent unmittelbar damit beſchäftigen wollte, auch die Induſtrie und den Wohlſtand andrer Länder zu befördern. Der Gegenſtand, den er innerhalb der Gränzen ſeines Staats zu beſorgen hat, iſt ſchon zu groß für menſchliche Fähigkeiten. Er darf alſo bey den gewöhnlichen Angelegenheiten der innern Verwaltung, das was andre Nationen angeht, aus der Acht laſſen, und nur darauf denke, den Menſchen in ſeinem Lande, Unterhalt, Beſchäftigung und Einkommen zu verſchaffen.

Nur zwey Bedingungen müſſen dabey erfüllt ſeyn. Erſtlich, der Regent muß die ſeinem hohen Poſten angemeſſene Erhabenheit der Geſinnungen bey ſich unterhalten, nach welcher Glückſeligkeit der Menſchen überhaupt, nicht bloß der Menſchen welche auf einem gewiſſen Flecke des Erdbodens leben, als der wahre und letzte Zweck aller preiswürdigen Unternehmungen angeſehen wird.

Zum andern, da wo die Folgen ſeiner Operationen auf andre Staaten anfangen, ſich ſeinen Augen deutlicher zu zeigen; wo die Schädlichkeit für dieſe, größer und beſtimmbarer wird: da fängt für ihn die Pflicht der Behutſamkeit an.

Er muß in ſolchen Fällen wenigſtens rechnen. Er muß die Reichthümer, die er in ſeinen Staat lockt, den Zuwachs an Arbeitſamkeit und Erwerb, den er demſelben zu verſchaffen hofft, mit der Armuth, der Nahrungsloſigkeit, und eben ſo ſehr mit der Unzufriedenheit und dem Kummer vergleichen, welche er an andern Orten durch ſeine Maaßregeln veranlaßt. Iſt das Uebergewicht auf Seiten der Vortheile groß: ſo darf er das Seinige dem Fremden, das Viele dem Wenigen vorziehn. Aber wenn der Schluß der Rechnung gegenſeitig ausfällt: ſo muß er eine ſolche Maaßregel aufgeben, oder guter Wille, Freundſchaft und Friede zwiſchen ſeiner Nation und ihren Nachbarn wird nicht lange beſtehn.

Abſichtlich zu ſchaden iſt niemals erlaubt. Der Schaden den man unwiſſend anrichtet, indem man nach zugeſtandnen Geſetzen ſeine Vortheile ſucht, iſt kein Unrecht. Dieſen Nachtheil andrer bemerken, wiſſen wie ſchmerzlich er für ſie ſey, und doch ſeinen Gang fortgehn, weil es die Geſetze erlauben, iſt die Handlung eines böſen Herzen, aus welchem bey gröſſern Veranlaſſungen, bald wirkliche Ungerechtigkeiten hervorquellen werden.

Es iſt zu hoffen, daß, je mehr Fortſchritte die Menſchen in den Künſten und Wiſſenſchaften machen, welche ſich mit der Beſorgung ihres Privat- oder öffentlichen Intereſſes beſchäftigen, ſie deſto mehr die Mittel welche zu Erreichung ihres eignen Nutzens die ſchicklichſten ſind, auch mit der Moral, mit ihren Pflichten gegen andre, und mit den allgemeinen Endzwecken der Vorſehung, alle ihre Geſchöpfe glücklich zu machen, übereinſtimmend finden werden.

Schon jetzt hat die Philoſophie aus der Handlungs- und Finanzwiſſenſchaft manches menſchenfeindliche Vorurtheil ausgerottet, indem ſie als unnütz und ſchädlich für den Einheimiſchen dargethan hat, was man zuvor als einen auf Unkoſten der Auswärtigen zu machenden Gewinn betrachtete und empfohl.

* * *

Ich will die Hauptideen dieſer auf die Politik angewandten Moral noch, ehe ich ſchließe, kurz zuſammenfaſſen.

Ich ſtelle mir vor, ein Prinz werde, kurz zuvor ehe er den Thron beſteigt, von ſeinem Schutzengel ſo hoch über die Erde erheben, und mit ſo geſchärfter Sehekraft begabt, daß er nebſt ſeinen Staaten, zugleich die Reiche, mit welchen er künftig in Verbindung ſtehen wird, und alle ihre Einwohner überſchauen könne, (ein Standpunct welcher allein der Größe ſeiner künftigen Verrichtungen angemeſſen iſt, und in den er ſich, wenn er einer ſolchen Rolle gewachſen iſt, oft im Geiſte verſetzen wird.) Indem das Gemüth des jungen Fürſten durch den Anblick ſo vieles Lebens, ſo mannigfaltiger Thätigkeit, ſo großer von Menſchen ausgeübter Tugenden, ſo vielfachen Genuſſes, und der nicht minder zahlreichen Scenen des Elendes, des Mangels und der Laſter, auf einer ſo großen Erdfläche gerührt wäre: redete ihn ſein Schutzgeiſt, oder ſein Gewiſſen, welches beym Menſchen die Stelle des Schutzgeiſtes vertritt, folgendergeſtalt an,

„Siehe hier den Schauplatz deiner künftigen Thaten. Das Reich iſt groß, welches zu beherrſchen du berufen biſt. Aber es umſchränkt noch nicht die Sphäre deiner Wirkſamkeit. Die Einwohner deſſelben ſind die Kinder des Hauſes, welches dir zur Verwaltung anvertrauet iſt; von dir vornehmlich erwarten ſie ihre Sicherheit und ihr Glück: aber die Einwohner dieſes ganzen vor dir liegenden Welttheils ſind deine Nachbaren und Verwandte, welche dem Einfluſſe deiner klugen oder thörichten, deiner gerechten oder boshaften Handlungen ausgeſetzt ſind.“

„Ueberdieß biſt du der oberſte Richter der Menſchen in deinem Lande. In allen andern Ländern findeſt du niemanden der dein Richter ſey. Das Vorrecht iſt groß: aber die Laſt welche dir dadurch aufgelegt wird, iſt noch viel größer. Andre werden geleitet durch Geſetze: du ſollſt dich ſelbſt leiten. Andre dürfen in den meiſten Fällen nur die Handlungen nach unwandelbaren Regeln, — du mußt oft die Regeln ſelbſt prüfen. Wie vielmehr iſt deinen Einſichten und deinem moraliſchen Gefühl als den Einſichten und den Gewiſſen andrer Menſchen überlaſſen! Welche Aufforderung an dich, jene ſo vollſtändig, dieſes ſo empfindlich, beyde ſo richtig machen als es möglich iſt!“

„Der erſte Schritt zur Erfüllung deiner Pflichten iſt, deine Verhältniſſe zu kennen. Vergleiche dich mit allen den Menſchen, deren Wohnplätze und Geſchäftigkeit du hier vor dir ſiehſt, und unterſuche was du für ſie ſeyn kanſt, ſo wirſt du bald entdecken, was du in Abſicht ihrer zu thun ſchuldig ſeyſt.“

„Erſtlich, du biſt Stellvertreter einer Nation. Du handelſt in ihrem Namen. Die Macht mit welcher du bekleidet biſt, iſt die vereinigte Kraft, Leibes und der Seelen von allen den Menſchen woraus ſie beſtehn. Die Reichthümer welche du zu vertheilen haſt, ſind aus ihrem Vermögen zuſammengebracht. Das hohe Anſehen welches du beſitzeſt iſt eigentlich der Inbegriff der Vorrechte, welche eine ganze Geſellſchaft von Menſchen, über jeden einzelnen Menſchen voraus hat.“

„Du mußt alſo, wenn du dieſe Macht, dieſe Reichthümer, dieſes Anſehn gebrauchſt, deine Perſönlichkeit, ſo viel als es dir nur immer möglich iſt, ausziehn. Alles was du in der Regierung deiner Staaten, in den Verhandlungen mit Auswärtigen thuſt, um deiner ſelbſt, deiner Familie, deiner Freunde willen, — darum thuſt, weil dieſer Fürſt dir gefällt, oder weil ein andrer dir mißfällt, — um dich an der einen Perſon, ſie ſey König oder Miniſter, zu rächen, um einer andern, ſie ſey Günſtling, Verwandter oder Geliebte, gefällig zu ſeyn: das iſt ungerecht, weil es der Größe und dem Umfange deines Berufs nicht angemeſſen iſt.“

„Als einzelner Menſch haſt du nur die Kräfte eines Menſchen. Dieſe ſtehn dir zu deinen Abſichten, wenn ſie keinen Bezug auf die Nation haben, allein zu Gebote. Aber wenn du die Kräfte von Millionen in Bewegung ſetzeſt; wenn du die Früchte der Arbeit von Millionen aufwendeſt; ſo müſſen auch die Entzwecke, welche du ſucheſt, das Wohl dieſer Millionen angehn.“

„Nur ein einziger Fall iſt ausgenommen, wenn von dem Anſehn welches du perſönlich genieſſeſt, auch die Achtung abhängt, welche andre Nationen gegen die deinige haben ſollen. Da unter Unabhängigen mit der Verachtung immer Gefahr verbunden iſt: ſo darfſt du die Beleidigungen deiner Ehre alsdann rächen, wenn ſie den ganzen Staatskörper, welchem du vorſteheſt, in Verachtung bringen.“

„Durch dieſe einzige Betrachtung, wenn ſie deinem Gemüthe immer gegenwärtig iſt, wirſt du den gefährlichſten Verſuchungen zu Ungerechtigkeiten vorbeugen. Die Gelegenheiten, wo Leidenſchaften aus perſönlichen Rückſichten entſtanden, dich irre führen könten, bieten ſich alle Augenblicke dar. Der Fälle, wo du als Regent durch falſch eingeſehnes National-Intereſſe irre geführt werden, an fehlerhaften Nationalleidenſchaften Theil nehmen könnteſt, ſind viel weniger. Ueberdieß ſind jene Affecten gemeiniglich heftiger, und laſſen der Ueberlegung viel weniger Raum. — Handele alſo nicht als ein einzelner mächtiger Menſch, ſondern als der Geſchäftsträger und Worthalter eines ganzen Volks: und du wirſt durch dieſen Geſichtspunct, wenn du deine Angelegenheiten aus ſolchem betrachteſt, das Recht und Unrecht in denſelben ſehr aufgeklärt finden.“

„Zweytens. Deine Nation iſt ſelbſt nur ein einzelnes Glied des großen Körpers aller geſitteten Staaten: und du als Repräſentant der erſtern trittſt eben in dieſes Verhältniß mit den Regenten der letztern. Alle dieſe Staaten haben ſich nach und nach Jahrhunderte hindurch zu einem zwar noch nicht völlig zuſammenhängenden, aber doch ſchon untrennbaren Ganzen, durch wechſelſeitige Mittheilung alles deſſen, was ſie an eigenthümlichen Gütern beſaßen, und durch Verträge, vereiniget. Auf dieſer Verbindung beruhen größtentheils die Vorzüge welche die Menſchen in Europa heute zu Tage vor ihren Vorfahren, und vor den Bewohnern der übrigen Welttheile auszeichnen. Auf ihr beruht es, daß du wenig oder gar keine Gefahr mehr läufſt, völlig unterdrückt zu werden, und dein Reich unter eine fremde Botmäßigkeit kommen zu ſehn. Davon hängt es ab, daß die Kriege menſchlicher geführt werden, und weniger Störungen der allgemeinen Glückſeligkeit nach ſich ziehn; davon, daß National-Vorurtheile ſich mildern, Kenntniſſe allgemeiner werden, und Verdienſte allenthalben mehr als Landsmannſchaft gelten. — Es iſt alſo eine deiner erſten Pflichten, dieſe Verbindung aufrecht zu erhalten, und ſie, ſo weit es von dir abhängt, feſter zu machen. Sey alſo vor allen Dingen den Verträgen treu, durch welche dieſe Bande zuerſt geknüpft, oder durch die ſie enger und genauer geworden ſind.“

„Je größer jetzo deine Sicherheit geworden iſt, je weniger darfſt du dir Eingriffe in herkommliche Rechte und alte Verfaſſungen erlauben, Eingriffe welche nur dringende Noth rechtfertigen kan. Je williger andre deine und deines Staats Eigenthumsrechte anerkennen: deſto heiliger müſſen dir die einmal feſtgeſetzten Gränzen der ihrigen ſeyn.“

„Indem du vermöge jenes Zuſammenhanges Europäiſcher Staaten auf Beſchützer rechnen kanſt, wenn du in Gefahr wäreſt unterdrückt zu werden: ſo haſt du auch vermöge eben deſſelben Richter deiner Handlungen in gewiſſem Verſtande anzuerkennen. Die übereinſtimmenden Urtheile der europäiſchen Mächte, entweder declarirt in feyerlichen Tractaten und Friedensſchlüſſen, oder ſtillſchweigend gefällt durch die Art des Verfahrens und die Gewohnheiten, welche von dem größten und beſten Theil derſelben angenommen worden, müſſen von dir jetzt als Geſetze geehrt werden, da du auf den Beyſtand dieſes Theils deine Sicherheit bauſt, und ſeine Neigung dir beyzuſtehen von ſeiner Hochachtung und ſeinem Beyfall abhängt.“

„Da du empfindeſt, daß du mehr vor Aufrührern und Feinden geſchützt biſt, als die Monarchen der Vorwelt: ſo darfſt du dir den willkührlichen Gebrauch der Macht nicht für erlaubt halten, zu welchem dieſe oft durch die Noth getrieben, noch öfter durch die Furcht verleitet wurden.“

„Je beſſer, ruhiger, ſchicklicher das gegenwärtige Verhältniß der Staaten unter einander, und je mehr es jetzt möglich iſt, daß ohne plötzliche und gewaltſame Veränderungen in Rechten und Beſitzungen zu machen, alle zu ihrem höchſten Flor gelangen: deſto weniger kannſt du dich berechtigt glauben, dieſe Verhältniſſe durch Treuloſigkeit aufzuheben, dieſe Rechte und Beſitzung durch Krieg und Blutvergießen zu ſtören.“

„Unter allen Arten aber das Recht zu beleidigen, iſt keine ſchändlicher als die, welche unter dem Scheine des Rechts geſchieht. Verträge freymüthig und offenbar brechen, wenn die Umſtände ſich augenſcheinlich geändert haben, iſt weder dem guten Namen eines Regenten ſo nachtheilig, noch erregt es bey dem welchem man ungetreu wird, ſolchen Haß, noch giebt es ein ſo verderbliches Beyſpiel, als Verträge den Worten nach halten, indem man dem Sinne und den Abſichten derſelben entgegen handelt.“

„Schikanen entehren ſchon in Privatgeſchäften; aber in öffentlichen ſind ſie verhaßter als offenbare Ungerechtigkeiten. Die abſcheulichſte unter allen iſt, die Artikel der Verträge mit Vorſatze zweydeutig auszudrücken, um ſie zum Nachtheil und wider den Willen des andern Theils geltend zu machen*). Nach ihnen

---

*) In dem Oſnabrückiſchen Frieden, erzählt der jüngere Pfeffel, in ſeinen Commentariis de limite Galliae, ſchloſſen die franzöſiſchen und kayſerlichen Geſandten, unter andern den Artikel, daß Frankreich das ganze Elſaß

folgt dieſe, — eigennützige Auslegungen ſeiner Worte hintendrein erfinden, die man mit redlichern Geſinnungen von ſich gegeben hatte.

„Aus dieſer Achtung für die Vorzüge des gegenwärtigen Zuſtandes der Dinge, ſey beſonders behutſam bey Unternehmungen die du auf alte Anſprüche oder ehemalige Erwartungen entfernter Anherrn gründeſt.“

„Das Eigenthumsrecht kann nie unter den Staaten feſt gegründet ſeyn, wenn ihre Fürſten nicht wenigſtens ſtillſchweigend die Verjährung anerkennen, und einen langen ruhigen und niemanden ſchädlichen Beſitz mehr als veralterte Documente gelten laſſen.“

„Diejenigen täuſchen dich, welche dir einbilden, daß du ein wahres Recht auf alles das habeſt, worauf du nach den Regeln der Civil-Geſetze, aus alten
Ge-

Elſaß, und das ſupremum dominium über Ober- und Nieder-Elſaß, doch unbeſchadet der Reichs Unmittelbarkeit der Biſchöfe von Baſel und Straßburg, des Immediat-Adels, und der Reichsſtädte, zugehören ſolle. Da zwiſchen dem erſten Ausdrucke und dem letzten ein Widerſpruch zu ſeyn ſchien: ſo verlangten die Reichsſtände eine deutlichere und weniger zweydeutige Erklärung. Aber weder konnten ſie es dahin bringen, daß eine ſolche in das Friedens-Inſtrument eingerückt wurde, noch konnten ſie es durch ihre Geſandſchaft von Ludwig dem vierzehnten erhalten, daß er eine Declaration, welche ſie ſicher ſtellte, darüber ertheilt hätte.

Geſchichten Anſprüche herleiten kanſt. Dieſe Deductionen beweiſen nichts, weil ſie zu viel beweiſen. Welcher Souverän des jetzigen Europa wird nicht ſeine Nachbarn zu plagen und zu berauben immer Befugniſſe behalten, wenn er durch ſolche aus ſeinen Archiven gezogne ſcheinbare Rechtsbeweiſe dazu autoriſirt wird. Aber der höchſte Grund aller Rechte iſt der allgemeine Nutzen: und es iſt der Wohlfahrt der Menſchen gemäß, vor allen andern den gegenwärtigen Beſitzſtand zu reſpectiren, — und wenn man ja von dieſem abweicht, weniger das Alte und Vergangne, als das jetzt Gemeinnützige aufzuſuchen.“

„Drittens, du biſt Hausvater einer Familie die einen beträchtlichen Theil des ganzen Menſchengeſchlechts ausmacht, deren Wohl oder Weh ein wichtiger Beytrag oder eine merkliche Verminderung der allgemeinen Glückſeligkeit iſt.“

„Eben dieſe Größe deiner Endzwecke erweitert deine Rechte. Aber dieſe Endzwecke ſind nur alsdann wirklich groß, wenn ſie ſich in der That auf die ganze Menge der Menſchen beziehn, welche dein Reich in ſich faſſet.“

„Inſofern alſo das was du Staats-Intereſſe nennſt mit der Glückſeligkeit der größten Zahl der Einwohner deines Landes einerley iſt: inſofern kanſt du vieles dafür wagen, und jeden der dieſem Intereſſe im Wege ſteht, mit Kühnheit beſtreiten. Du kanſt dieß um ſo viel mehr, weil du hier des Widerſtandes viel weniger finden, der gewagten Schritte weit weniger benöthigt ſeyn wirſt.“

„Aber Staat als ein idealiſches Weſen, als concentrirt in deiner Perſon, in deinen Armeen, in deiner Schatzkammer, in deiner und deiner Familie Ehre, — iſt nicht ein eben ſo hoher Gegenſtand. Und dem Intereſſe welches ſich hierauf bezieht, darfſt du nicht ſo viel von dem Schweiße und Blute der Menſchen aufopfern.“

„Alle dieſe genannten Sachen ſind nur Mittel. Dieſe müſſen geprüft werden, — wie viel ſie wirklich zum Wohlſeyn deiner Unterthanen beytragen, auf wie viele ſie Einfluß haben, und auf wie würdige.“

„Aber gehe oft von dieſen Weſen der Einbildungskraft, auf das wirkliche Weſen der Sachen. Der Staat ſind die Menſchen. Wohlfart des Staates iſt, Geſundheit, Zufriedenheit, Ruhe, Wohlhabenheit, Geſchicklichkeit, Tugend aller dieſer Menſchen, oder des größern und beſſern Theils unter ihnen.“

„In Unternehmungen die darauf geradezu abzielen, dieſe innern Vorzüge und äuſſern Güter ſo vieler Perſonen zu vermehren, handelſt du eigentlich als Regent, als höheres Weſen. Und nur bey dieſen darfſt du dich von den Schranken frey glauben, welche dem Privatmanne bey allen ſeinen Schritten geſetzt ſind.“

„Deine erſte und vornehmſte Pflicht in dieſer Abſicht geht auf die innere Verwaltung deines Staats.

Den Boden deſſelben aufs Beſte anzubauen, die Einwohner zu beſchäftigen, ſie aufzuklären, ihnen eine unpartheyiſche Rechtspflege zu gewähren, ihrer Thätigkeit alle Hülfsmittel zu verſchaffen, und auch zu ihrer angenehmern Exiſtenz durch weiſe Polizey beyzutragen: dieß iſt das deiner Beſtimmung am nächſten liegende Geſchäfte.“

„Je mehr du dich mit dieſen Arbeiten abgeben, an den Kenntniſſen die ſie vorausſetzen, Geſchmack finden, und in dem Succeß derſelben einen würdigen Preiß für deine Ehrbegierde erblicken wirſt: deſto freyer wirſt du von den Verſuchungen der falſchen Politik und des falſchen Heroismus ſeyn, welche nur in auswärtigen Unternehmungen und neuen Erwerbungen einen dem fürſtlichen Charakter angemeſſenen Ruhm ſuchen. Die alten Könige haben nur deßwegen immerwährende Kriege geführt, weil ſie nichts anders als den Krieg wußten, wobey ſie ſelbſt thätig ſeyn, und worin ſie ihre Gaben und ihre Geiſtes-Größe zeigen konten.“

„Nach der Verwaltung deines Staats iſt der Schutz vor auswärtigen Feinden das Größte Gut, welches du den Menſchen in denſelben gewähren kanſt.“

„Der Sicherheit, wenn ſie wirklich angegriffen iſt, muß alles nachſtehen. — Aber hier eben, wo deine Rechte am größten ſind, können deine Leidenſchaften dir am gefährlichſten werden.“

„Hüte dich zu ſchnell andre Fürſten und Nationen für deine Feinde zu halten. Traue den Nachrichten von ihren feindſeligen Geſinnungen, oder ihren boshaften Anſchlägen nicht ohne Prüfung. Oft ſind es ſelbſt ränkevolle Schmeichler, die dir ſolche hinterbringen, und ihre Anhänglichkeit an dein Intereſſe auf Koſten der öffentlichen Ruhe zeigen wollen. Mißtrauen iſt von jeher der Grund zu Feinſchaften geweſen, und hat ſelbſt die Ungerechtigkeiten des andern Theils entſchuldiget.“

„Die Waffen welche du zuerſt gegen Uebelgeſinnte brauchen mußt, ſind eine deſto gewiſſenhaftere Billigkeit, ein deſto großmüthigeres Betragen. Du wirſt ſie dadurch, wenn noch Grundſätze der Ehre in ihrem Herzen ſind, entwaffnen; du wirſt neutrale Mächte für dich einnehmen: du wirſt wenigſtens die Stimmen aller Weiſen und Redlichen in Europa auf deiner Seite haben. Und dieſe Stimmen vermögen etwas, ſelbſt unter dem Geräuſche der Waffen. Sie dringen endlich durch, und verſchaffen dem mit Unrecht Angegriffenen, Freunde und Beſchützer.“

„Eine Regierung welche Achtung einflößt, iſt immer ſtark; eine Nation die bewundert und geſchätzt wird, kan nicht leicht unterdrückt werden. Wo Weisheit die Verwaltung führt, wo innerlicher Friede wohnt, wo keine Partheyen am Hofe, keine Mißvergnügte im Lande ſind: da hat ein Feind böſes Spiel. An einen ſolchen Staat wagt ſich der klügere Ehrgeizige nicht: und der Verwegnere wird mit Schande und Verluſt zurückgewieſen.“

„Doch es giebt Zeiten, wo alle dieſe Mittel nicht den Beleidigungen andrer zuvorzukommen hinreichen. Alsdann was du thun mußt, das darfſt du thun. Mit Vorausſetzung jener Geſinnungen kan es dir ſicher überlaſſen bleiben, die Schranken, welche du in den jedesmaligen Umſtänden dir zu ſetzen haſt, ſelbſt zu finden.“

„Endlich du biſt ein Mitglied des großen Senats, der über Europa und gewiſſermaſſen über die Welt gebietet. Deine Entſchlüſſe und Thaten, vereinigt mit den Entſchlüſſen und Handlungen der dir an Würde Gleichen, beſtimmen und leiten den Lauf der menſchlichen Dinge, ſo wie die Bewegung der himmliſchen Sphären auf alle Veränderungen der Körper unſers Erdballs einwirkt.“

„Große und ehrwürdige Beſtimmung, — eine unter den Triebfedern zu ſeyn, welche der Thätigkeit der moraliſchen Welt ihre Richtung geben, und dieſem edelſten Theile der Schöpfung, ſeine Geſtalt und ſeine Bewegung mittheilen! Es kan aus demſelben keine geringere Pflicht folgen, als für das Beſte der Welt, nicht bloß für das Beſte einer einzigen Nation zu ſorgen.“

„Es iſt keine ſchimäriſche, überſpannte Moral, welche dich lehrt, in Unternehmungen welche ihrer Natur nach auf mehrere Nationen Einfluß haben, auch das Wohl mehrerer Nationen in Betrachtung zu ziehen. Es iſt der klärſte Ausſpruch der Vernunft, daß unſre

Pflicht gutes zu thun ſich ſo weit erſtreckt, ſo weit unſre Kraft ſich erſtreckt, um wirken zu können.“

„Aber dieſe auf die Wohlfahrt der Menſchen überhaupt gerichtete Sorge, macht es dir weit mehr zur Pflicht, zu erhalten, als zu verbeſſern. Fürſten thun genug, wenn ſie den Menſchen, auf ihrem natürlichen Fortgange zur Vollkommenheit, nur die Störungen abwehren. Ueberdieß kanſt du jenen Gegenſtand eher überſchauen, und du kanſt ihm ein Gnüge thun, indem du deine Leidenſchaften einſchränkeſt. Das wohlthätige Umändern der Dinge erfordert große Einſichten, und iſt nur möglich, wenn zufällige Umſtände es vorbereitet haben.“

„Wenn dann aber nun einmal dieſer Ruheſtand den du zu erhalten ſuchteſt, geſtört werden, wenn du eigne Streitigkeiten auszukämpfen, oder an fremden Theil zu nehmen haſt: dann erhebe dich zu dieſem hohen Standorte. Handle nicht als ein einzelner Menſch, nicht bloß als Sachwalter Einer Nation, ſondern als ein Freund und Beſchützer alles Guten und Wohlthätigen unter den Menſchen.“

„Alle kriegeriſche Unternehmungen endigen ſich ungerecht, wenn ſie nicht auch den Ländern welche du mit Kriege überzogen haſt, Vortheile bringen, die ſie für das während des Krieges erlittene Elend ſchadlos halten.“

„Immer ſey, wenn du unter zwey Partheyen wählen mußt, auf der Seite der beſſern Sache; —

zuerſt des Rechts; dann, wenn dieſes nicht klar, oder wenn es zu klein iſt, auf der Seite der Vernunft, der Sittlichkeit und der Freyheit. Nur dadurch können Siege dem menſchlichen Geſchlechte Vortheile ſchaffen, wenn die beſſern Menſchen die Sieger ſind.“

„Jede neue Einrichtung die du machen hilfſt muß darauf gehn, den Frieden unter der Nation auf die Zukunft zu befeſtigen. Dazu kan ſie aber nicht dienen, wenn ſie ſich nicht durch ihre innere Weisheit, und Billigkeit allen Partheyen empfiehlt.“

„Durch nichts kannſt du dem menſchlichen Geſchlechte ſo ſehr nützen, als durch die Verbeſſerung der herrſchenden Begriffe und Gewohnheiten. Begriffe und Gewohnheiten breiten ſich von einem Staate zum andern aus. Nicht bloß die einzelnen Menſchen ahmen nach: ſondern ganze Nationen noch weit mehr. Immer iſt das Licht aus einem gewiſſen Mittelpuncte ausgegangen. Siehe alſo zu, daß in deinem Lande ein ſolcher Focus ſey, von wo aus, Verſtand, Wiſſenſchaft, Edelmuth, und Gerechtigkeitsliebe, auf die übrigen Nationen ſtralen. Deine Regierung gebe das Beyſpiel einer weiſen und redlichen Politik: dein Volk ſey das Muſter einer betriebſamen aufgeklärten und glücklichen Nation: und dann werden noch in künftigen Jahrhunderten ganze Welttheile die Früchte deiner Herrſchaft genießen.“

„Nichts aber kan dieſe Vereinigung der Menſchen, und deine Pflicht, ihnen allen, wo es möglich iſt, nützlich zu ſeyn, dir in einem ſo hellen Licht zeigen, als der Gedanke, daß ein höchſter gemeinſchaftlicher Vater und Regierer der Menſchen vorhanden ſey. Ja ſie ſind alle, auch die geringſten deiner Unterthanen, auch die Einwohner fremder Staaten, mit dir eines Geſchlechts, und zwar eines göttlichen Geſchlechts. Es iſt wirklich ein Plan in der Natur entworfen, ſie durch Tugend zur Glückſeligkeit zu führen. Dazu leuchtet die Sonne: um deßwillen drehen ſich die Weltkörper in ihren Kreiſen — dazu iſt der menſchliche Körper ſo künſtlich gebaut, dazu iſt die Erde mit ſo unzähligen Gütern bereichert, dazu hat die menſchliche Seele ihre Fähigkeiten, dazu das menſchliche Geſchlecht in der Sprache ein Mittel ſeiner Verbindung bekommen. Und in dieſen großen ewigen Plan ſollſt du eintreten — in ihn mehr als ſonſt irgend jemand mitwirken. Eben das Weſen welches dich als Menſch ſchuf, welches dich als Königsſohn gebohren werden ließ, welches Jahrhunderte zuvor ſchon dieſen deinen Staat bildete, und ihn deinen Ahnherrn unterwarf: eben das Weſen iſt der Schöpfer, der Freund und der Wohlthäter aller der Menſchen die jetzt unter dir ſtehn, und auf die du Einfluß haſt. Wenn du deine Herrſchaft anwendeſt ſie weiſer und glücklicher zu machen: ſo wirkſt du mit dem höchſten Geiſt gemeinſchaftlich, und unter Menſchen in der erhabenſten Sphäre.“

Einige Züge

aus

dem Leben und Charakter

des

Herrn

C. J. Paczensky v. Tenczin

aus dem Hauſe Schleibitz,

entworfen

von

Chriſtian Garve.

Breslau,
bey Wilhelm Gottlieb Korn.
1793.

Ad
Bibl.
Acad.
Lund.

An

Sr. Excellenz

den

Reichsfreyherrn v. Frankenberg

Herzoglich Sachſen Gothaiſchen

wirklichen Geheimden Rath und erſten

Staats-Miniſter.

Hoch und Wohlgebohrner Freyherr,

Hochzuverehrender Herr Staatsminiſter,

Ew. Excellenz haben meinen Freund genau gekannt: und Sie ſind alſo ein gültiger Richter darüber, ob das Bildniß, das ich hier von ihm aufſtelle, getroffen ſey. Ew. Excellenz haben ihn als Freund geliebt; und Sie werden alſo an einer Schrift, die Sie an ſeinen Umgang erinnert, einiges Intereſſe nehmen. Ew. Excellenz bin ich endlich ſelbſt durch den Herrn von Paczensky zuerſt bekannt geworden: der Gedanke an Ihre Gewogenheit hat ſich deshalb mit dem Gedanken an ſeine Freundſchaft ſehr natürlich zuſammengeſellt.

Dieſe Gründe werden mich, wenigſtens in den Augen Ew. Excellenz, rechtfertigen, wenn ich dieſen kleinen Aufſatz Ihnen zueigne.

Die Schilderung von dem Charakter Gellerts gewann mir zuerſt die Freundſchaft des Herrn von Paczensky. Wie glücklich wäre ich, wenn dieſe Schrift, die mit jener von ähnlichem Inhalte iſt, auch ein ähnliches Schickſal hätte, — wenn ſie Ihnen, nächſt dem würdigen Manne, zu deſſen Charakteriſirung ſie beſtimmt iſt, auch den Autor ſelbſt auf eine Weiſe ſchilderte, nach welcher Sie ihn Ihrer fernern Gewogenheit nicht unwürdig fänden.

Ich bin mit der aufrichtigſten und größten Hochachtung

Ew. Excellenz

unterthäniger, Diener
C. Garve.

Breslau den 3. April
1793.

Nicht bloß diejenigen Perſonen, welche eine merkwürdige Rolle auf dem politiſchen Schauplatze geſpielt, oder bewunderte Werke des Geiſtes der Nachwelt hinterlaſſen haben, verdienen in dem Andenken derſelben erhalten zu werden: ſondern alle Männer von ausgezeichneten Vorzügen des Geiſtes oder Charakters, alle, deren Schilderung lehrreich ſeyn kann, ſind auch einer ſolchen Schilderung würdig.

Die Natur verläßt unſre Erde nie. Sie bringt immer wieder liebenswürdige Menſchen hervor, wenn ſie, nach ihren ewigen Geſetzen, diejenigen hinwegnimmt, welche unſern Wohnplatz zierten. Aber das Andenken an die Guten. welche in der Welt geweſen, und nicht mehr ſind, iſt eine Art von Dank, welche wir ihrem Schöpfer darbringen. In das Innere der Natur oder der Geſchichte eines vorzüglichen Mannes einzudringen, iſt eine Freude für jeden, der an der menſchlichen Natur überhaupt Gefallen findet, und gewährt dem, welcher durch den Tod dieſes Mannes ſeinen Freund verlor, etwas von dem ehemahligen Vergnügen ſeines Umgangs. Auch die Entwicklung der in der jungen Welt wieder aufblühenden Talente und Tugenden wird dadurch befördert, wenn man die gereiften und vollendeten in einem einzelnen Beyſpiele darſtellt.

Jeder Menſch, auch der geringſte, iſt ein merkwürdiger Gegenſtand. Jeder würde, wenn man ihn durchaus kennte, und treffend ſchilderte, Stoff zu einer intereſſanten Lebensbeſchreibung liefern. Aber die gemeinen Menſchen ziehen theils die Aufmerkſamkeit andrer zu wenig an ſich, theils geben ſie ſich durch zu ſchwache Aeußerungen zu erkennen, als daß man die menſchliche Natur, an ihrem Beyſpiele, zu ſtudiren Neigung oder Gelegenheit hätte. Die guten oder die talentvollen Menſchen ſind gleichſam die Repräſentanten der Menſchheit. Sie erregen die Begierde ſie kennen zu lernen, und ſie machen zugleich die Erlangung dieſer Kenntniß leichter, weil ſie ihr Inneres, auf mannigfaltigere und auf kräftigere Weiſe, durch Reden und Handlungen an den Tag legen.

Carl Jaroslav Paczensky von Teuczin, — *) (der unter einer ſehr großen Anzahl Schleſiſcher Adlichen, die dieſen Nahmen führen, durch den Nahmen des Gutes Schleibitz, unterſchieden zu werden pflegte, welches er von ſeinem Vater ererbt hatte) war einer von dieſen ausgezeichneten Menſchen, die, vermöge der lebhafteren Thätigkeit ihres Geiſtes, ihr Inneres andern deutlicher zu erkennen geben; er war einer von denen, die ohne durch ihr Amt, oder durch ihre Werke auf Entfernte Einfluß zu haben, doch allen, die in ihre Nähe kommen, als bedeutende

Men-

---

*) Er wurde geb. d. 19. Aug. 1727.

Menſchen erſcheinen, weil ſie Verſtand und Tugend in einem nicht gewöhnlichen Grade mit einander vereinigen.

Auch mich brachte ein glückliches Ungefähr in dieſen ſeinen Wirkungskreis. Der folgende Aufſatz enthält nichts anders als Erinnerungen der Eindrücke, welche er auf mich machte, und die Reſultate meines Nachdenkens über die Eigenthümlichkeiten ſeines Geiſtes, verbunden mit einigen Bruchſtücken aus ſeiner Geſchichte, ſo wie ich dieſe, ohne alle Hülfe ſchriftlicher Denkmähler, aus ſeinen zerſtreuten Aeußerungen habe ſammeln können. Ich werde von ihm reden mit der Wahrheit und Mäßigung, die er über alles ſchätzte, und ſo wie ich wünſchte, daß ein Freund nach meinem Tode von mir redete.

Die Geſchichte ſeiner Erziehung und ſeiner Ausbildung iſt mir am unvollkommenſten bekannt. Nur einigen Spuren der mit ſeinem Geiſt und Charakter vorgegangnen Veränderungen kann ich nachgehn, die er mir ſelbſt im Geſpräche zufällig angegeben hat, oder die in den auf einander folgenden Auftritten ſeines Lebens augenſcheinlich gegründet ſind.

Sein Vater *) war ein, nach dem Geiſte der damahligen Zeit, gelehrter, der lateiniſchen Sprache, ſelbſt bis zur Fertigkeit ſie zu ſchreiben, kundiger, in Geſchäften geübter, und wichtige Geſchäfte unter ſich habender Mann, geachtet von

---

*) Carl Friedrich Paczensky v. Tenczin, Herzogl: Oelsniſcher Regierungsrath und Deputirter beym Fürſtentage, Erbherr auf Münitz und Schleibitz, geb. 1682. geſt. 1746.

von den Erſten des Landes und vom Publicum, -- und durch ſeine Verbindungen ſowohl, als durch ſein Vermögen im Stande, in der Erziehung ſeiner Kinder. von allen Vortheilen eines höhern Standes Gebrauch zu machen. Zu einer Zeit, da in Schleſien der proteſtantiſche Adel von öffentlichen Geſchäften entfernt wurde, hatte doch der Vater unſers Paczensky durch den Ruf vorzüglicher Kenntniſſe, ſich den Zutritt zu denſelben erworben. Außer dem daß er als Deputirter der Herzöge von Oelß den Verſammlungen der damahligen Stände beywohnte, wurde er auch den Commiſſionen, die, kurze Zeit vor der Aenderung der Landesregierung, vom Oeſterreichiſchen Hofe niedergeſetzt wurden, die Steuereinrichtungen und andere Zweige der öffentlichen Policey in Schleſien zu verbeſſern, als berathſchlagendes Mitglied beygeſellt, und auſſerdem bey mehrern auſſerordentlichen Angelegenheiten, welche Kenntniß des Landes erforderten, * zu Rathe gezogen.

Dieſes Vaters Beyſpiel, und die Achtung in welcher er, ſeiner Einſichten wegen, ſtand, ſcheint in dem jungen Paczensky die erſte Neigung zu Wiſſenſchaften erweckt zu haben. Und die Ermahnungen dieſes Vaters ſowohl, als ſeine Anſtalten bey der Erziehung ſeines Sohnes zielten darauf ab, dieſen zu eben der Laufbahn vorzubereiten, auf welcher er ſelbſt mit Ehren gegangen war.

Seine

---

*) Er hatte z. B. den Durchmarſch der Ruſſen durch Schleſien, die im Jahr 1735 gegen die Franzoſen am Rhein giengen, anzuordnen, und für ihre Verpflegung zu ſorgen.

Seine Mutter,*) die in einem hohen Alter auch mir ſelbſt perſönlich bekannt geworden iſt, ſchien ſtets eine zärtliche und fromme Mutter, und eine für das Beſte ihres Sohnes ſehr beſorgte Haushälterin geweſen zu ſeyn, aber auf die Bildung des Verſtandes oder Charakters ihres Sohns weniger Einfluß gehabt zu haben.

Das, was ſeiner Erziehung im väterlichen Hauſe vielleicht das meiſte Eigenthümliche gab, war die freundſchaftliche Verbindung, in welcher daſſelbe mit den angeſehnſten Familien der Stadt und des Landes ſtand, wodurch es möglich wurde daß auch der junge Paczencky, früher, als ſelbſt junge Leute ſeines Standes, in den Umgange mit der Welt eingeweiht, und zu derjenigen mit Freymüthigkeit verbundnen Höflichkeit, ſchon als Knabe, gewöhnt wurde, die, durch ſein ganzes Leben, ſein Betragen gegen Höhere und Niedere unterſchied. Der angebohrne Stand iſt, als ein *Inbegriff gewiſſer Rechte*, für das Kind noch ganz unbedeutend; -- als *Verſuchung zu einem frühzeitigen Stolze*, kann er ihm ſchädlich werden, beſonders, wenn er daſſelbe überredet, der durch Arbeit zu erwerbenden Ehre entbehren zu können. Aber dadurch kann er der Erziehung zu Hülfe kommen, daß er die Schule des Umgangs und der Welt dem jungen Adlichen frühzeitiger eröffnet, und ihm die Ueberwindung der jugendlichen Blödigkeit, die gerade bey den beſten Gemüthern ein Hinderniß ihrer Vervollkommung wird, leichter macht.

---

*) Eva Juliana v. Prittwitz aus dem Hauſe Kariſch, geb. 1734 ſtarb im J. 1775.

Uebrigens war ſeine Erziehung, wie er oft ſelbſt zu ſagen pflegte, eine gewöhnliche Hofmeiſter-Erziehung. Er erinnerte ſich noch zuweilen mit Mißvergnügen, daß ſeine Hofmeiſter ſehr oft abgeändert worden wären, und daß alle zuſammen für ſeinen Unterricht wenig, und zur Bildung ſeines Charakters gar nichts gethan hätten. Ein ausſchweifender Menſch wechſelte mit einem unwiſſenden ab; und alles, was er aus dieſer Schule mit wegnahm, war einige Geläufigkeit im Franzöſiſch-ſprechen, die er doch mehr dem Umgange im väterlichen Hauſe, als ſeinen Lehrern, zu verdanken hatte, und die Elementarkenntniſſe der lateiniſchen Sprache, die damahls noch für das Mittel aller Geiſtesbildung gehalten wurde.

Was Paczensky je von eigentlich gelehrten Kenntniſſen beſeſſen hat, das geſtand er ſelbſt vornehmlich dem Unterrichte im Pädagogium zu Halle ſchuldig zu ſeyn, wohin ihn ſein Vater, nach mehrern fruchtloſen Verſuchen, einen ſeinen Abſichten gnugthuenden Privatlehrer zu finden, abſchickte.

In zwey Sachen machte er hier beſonders Fortſchritte, — weil er gerade Lehrer fand, die ſie mit Gründlichkeit und auf eine anziehende Weiſe vortrugen: — in der Mathematik und in der Kenntniß der lateiniſchen Sprache und Litteratur. Es iſt unläugbar, daß, wenn Menſchen von einer natürlichen Wißbegierde, in ihrer Jugend, auch nur die Elemente dieſer beyden Erkenntnißzweige, der Mathemathik und der alten Sprachen, richtig gefaßt haben, ihnen dadurch für ihr ganzes Leben, Quellen der Belehrung eröffnet ſind,

[illegible]

zu denen ſie, nach vielen Jahren der Zerſtreuung, oder raſtloſer Geſchäftigkeit, immer wieder zurückkommen können, um aus ihnen zu ſchöpfen.

Die Geſchichte, von welcher man glauben ſollte, daß ſie ein jugendliches Gemüth, und noch mehr einen jungen Mann von Stande, der zu Geſchäften beſtimmt iſt, an ſich zu ziehen vermöchte, hatte damahls für meinen Freund wenig Reitz, und erhielt auch eben deßwegen nur einen kleinen Antheil an ſeinem Fleiße. Daran war zum Theil der Lehrer ſchuld, welcher, in dieſem Fache, die Forderungen des ſchon unterſcheidenden Jünglings weniger befriedigte, zum Theile aber auch die Eigenheit ſeines Geiſtes, welcher nur an dem Geſchmack fand, wobey er nachzudenken Gelegenheit hatte, aber noch nicht reif gnug war über moraliſche und politiſche Gegenſtände nachzudenken, die einzigen, welche die Geſchichte zum Stoffe der Betrachtung darbiethet. Ich habe mehrere Beyſpiele denkender Köpfe geſehen, die in ihrer Jugend für Mathematik, Sprachen und Philoſophie allein Sinn hatten, und erſt in ihrem höhern Alter an der Geſchichte Geſchmack gewannen, weil ſie erſt dann anfingen ſie für etwas anders, als für eine Sammlung von Mährchen, zu halten.

Dieſer Abſchnitt der Erziehung des jungen Paczensky hatte nicht auf ſeine litterariſche Bildung allein Einfluß. — Es iſt bekannt, daß damahls unter den Vorſtehern des Halliſchen Pädagogiums und bey einem großen Theile von deſſen Lehrern, eine pietiſtiſche Frömmigkeit herrſchte, — die, ohne Zweifel mehr von der

Ein

Einbildungskraft, als vom Verſtande geleitet, aber doch bey den meiſten gutmüthige Schwärmerey war, und bey einigen ſich in Wohlthätigtigkeit und eifriger Beobachtung aller ihrer Pflichten äußerte. Dieſer Enthuſiasmus theilte ſich von Zeit zu Zeit, bald mehr, bald weniger, — oft plötzlich — den jungen, zur Erziehung dorthin geſandten Leuten mit. Die Aufſeher dieſer Jugend brauchten zwar dazu keinen Zwang; — und es iſt ein rühmliches Zeugniß für den Charakter dieſer Menſchen ſowohl, als für den Geiſt ihrer Religion, daß ſie, bey einem ſo hohen Grade von frommem Eifer, doch nicht die Gemüther der ihnen untergebnen Zöglinge zu beherrſchen ſuchten. — Von dieſem Vorwurfe ſprach unſer Paczensky ſeine damahligen Lehrer völlig frey. Aber ſie thaten alles, was fromme Männer, die ſich auf dem einzigen Wege zur Glückſeligkeit zu ſeyn glauben, thun, um durch Beyſpiel und gelegentliche Ermunterung n ihre Denkungsart unter Perſonen, deren Wohl ihnen am Herzen liegt, zu verbreiten. Dieſes gelang nicht zu allen Zeiten auf gleiche Weiſe. Eine Periode, wo es vorzüglich gelang, fiel eben in den Zeitraum, den Paczensky auf dem Pädagogium zubrachte. Die Frommen nannten es eine Erweckung, und ſchrieben es einem übernatürlichen Einfluſſe zu. Paczensky wurde von derſelben mit ergriffen. Er nahm an den Andachtsübungen Theil, zu denen ſich eine Anzahl der Zöglinge des Pädagogiums, aus freyem Antriebe, vereinigte. Ob nun gleich, in der folgenden Zeit, die Aufklärung ſeiner Religionsbegriffe ihm nicht mehr erlaubte die damahlige Lebhaftigkeit ſeiner religiöſen Empfindungen für ächte Frömmigkeit zu erkennen: ſo hatte doch auf ein von Natur edles Gemüthe auch eine etwas ſchwärmeriſche Andacht, keinen andern, als einen vortheilhaften Einfluß. Er erinnerte ſich dieſer jugendlichen Rührungen noch in ſeinen ältern Jahren, — zwar nicht mit völliger Genehmigung, aber doch mit Vergnügen, und ſelbſt mit einigem Bedauern, ſich in dieſe ſüſſen Empfindungen nicht mehr verſetzen zu können. Er hatte dieß mit einem andern meiner vorzüglichern Freunde, Zollikofern, der in der Folge auch der ſeinige wurde, gemein, daß beyde in ihrer Jugend die Religion der Einbildungskraft gekannt hatten, beyde in ihrem männlichen Alter der Religion der Vernunft vorzüglich ergeben waren; und beyde über den Gemüthszuſtand, in welchen ſie ſich nicht mehr zu verſetzen wußten, daſſelbe Urtheil fällten. Beyde geſtanden, daß, ſo wenig ſie ihre re damahlige Art zu denken vor dem Richterſtuhl der Vernunft völlig rechtfertigen konnten, doch vielleicht ihr Gemüth nie wieder mit einer ſo troſtvollen Zufriedenheit erfüllt geweſen ſey.

Dieſe Eindrücke waren alſo bey dem jungen Paczensky vorübergehend, und wurden, anfangs vielleicht durch den Leichtſinn und die Zerſtreuungen des jugendlichen Alters, in der Folge auch durch das Nachdenken und die Aufklärung ſeiner Begriffe ausgelöſcht Aber die Spuren — und wohlthätige Spuren, blieben doch davon durch ſein ganzes Leben. Davon rührte es zum Theile her, daß er, auch in der Religion, die gemäßigten Reformen den alles zerſtörenden Revolutionen vorzog, und daß er mit ſeinem Herzen noch an manchen Religionslehren Antheil nahm, die ſein Verſtand gegen die Einwendungen ihrer Gegner nicht mehr zu retten wußte.

Dieſe Periode der Eingezogenheit, der Frömmigkeit und des Studirens wechſelte plötzlich mit einer Periode der Zerſtreuung ab, in welcher Leibesübungen und Geſellſchaft ſeine einzige Beſchäftigung ausmachten.

Sein Eintritt in die Liegnitzer Ritter-Academie, wohin er, aus dem Pädagogium verſetzt wurde, war für ihn der Eintritt in die große Welt, oder ſchien einem jungen Menſchen ſo, der noch keine größere geſehen, — wenigſtens bisher noch nie der geſellſchaftlichen Vergnügungen mit ſo viel Freyheit und Theilnehmung genoſſen hatte. Die Liegnitzer Ritter-Academie wurde damahls, — vorzüglich der Leibesübungen wegen, auch von Ausländern in ziemlicher Anzahl beſucht: und die Stadt wurde durch einige reiche adliche Familien, die daſelbſt ihren Wohnplatz aufgeſchlagen hatten, belebt.

Ein wohlgebildeter Jüngling, wie mein Freund damahls war, von guter Familie, von großen Hofnungen, in Abſicht ſeines künftigen Vermögens, fröhlich, wie alle junge Leute ſeines Alters, und gefälliger, als die meiſten derſelben, mußte, nach ſeinen perſönlichen Eigenſchaften und nach ſeinen Glücksumſtänden, alle Familien ſeines Standes geneigt machen, mit ihm in Verbindung zu treten. In der That wurde er von allen den Familien, welche in und um Liegnitz wohnten, nicht nur aufgenommen, ſondern geſucht und geliebkoſet. Er geſtand mir ſelbſt, daß er dieß für den angenehmſten Theil ſeines Lebens anſehe. Die Freyheit und Achtung, deren er genoß, und die Vergnügungen, zu denen er gezogen wurde, hatten noch allen Reiz der Neuheit. Die erwachenden Leidenſchaften belebten ihn, ohne ihn noch zu beunruhigen. Seiner Eitelkeit wurde nie angenehmer geſchmeichelt. Kein Wunder, daß die ernſthaften Wiſſenſchaften bey Seite gelegt wurden, der Hang zum Vergnügen über die Wißbegierde die Oberhand behielt; und daß alles, was er aus der Liegnitzer Akademie zurückbrachte, in der wiedererlangten Fertigkeit franzöſiſch zu reden, — welches er auf dem Pädagogium beynahe vergeſſen hatte, — in Leibesübungen, und in der erſten Entwicklung ſeiner geſelligen Talente beſtand.

Nach dem um dieſe Zeit *) erfolgten Tode ſeines Vaters, nahm ſein Onkel, **) ein unverheyratheter reicher Mann, der ſein Glück zu machen verſprach, ſich auch das Recht, ſeine Erziehung zu dirigiren. Er war es hauptſächlich, welcher es beſtimmte, daß Paczensky in Leipzig ſtudiren und ſodann einige Jahre auf Reiſen gehn ſollte.

Der Fleiß ſeiner Akademiſchen Jahre war faſt einzig und allein der Rechtswiſſenſchaft gewidmet.

Es gehört unter die Eigenheiten ſeines Geiſtes, und machte eine von den Urſachen ſeiner Vorzüge ſowohl, als ſeiner Mängel aus, daß er mehrmahlen mit den Gegenſtänden ſeiner Studien durchaus und völlig änderte; und daß

---

*) Im Jahre 1746.

**) Hanns Adam Paczensky von Tenczin, Erbherr auf Sägewitz, u. ſ. w.

er ſich mit dem, auf welches er ſich jedesmahl warf, ſo unabläßig und ſo ausſchließend beſchäftigte, daß er ſchnelle Fortſchritte in dem neuen Studium machte, aber darüber auch die durch ſeinen vorhergehenden Fleiß ſchon erworbnen Kenntniſſe und Fertigkeiten verlor. Mit dieſem Hange ſeines Temperaments, einer neuen Beſchäftigung alle alten aufzuopfern, ſtimmte die Anlage ſeiner Fähigkeiten überein, die, wie er wenigſtens ſelbſt behauptete, ihn jede Sache ſchnell faſſen, aber ſie eben ſo leicht wieder vergeſſen ließ.

Ich habe indeß dieſe Schilderung, die er von ſich ſelbſt machte, nach den Thatſachen, die ich von ihm weiß, nicht ganz richtig gefunden. Er hatte diejenige Art des Gedächtniſſes, welche den zur Meditation aufgelegten Köpfen eigen zu ſeyn pflegt: — ein Gedächtniß, welches nur Dinge behält, die einen Zuſammenhang unter einander haben, oder zwiſchen welchen der Verſtand eine Verbindung geſtiftet hat. Daher war es auch für Sprachen treu, wenn er einmahl den Genius der Sprache gefaßt hatte, aber untreu für hiſtoriſche Data, wenn dieſe nicht durch die daraus gezognen Schlüſſe ihm wichtig geworden waren.

Uebrigens machte auf der Univerſität zu Leipzig, während ſeines Aufenthalts daſelbſt, kein Lehrer auf ihn einen merklichen Eindruck; kein Freund hatte, in eben dieſer Zeit auf ihn einen großen Einfluß. Mascovs Ruf was größer, als der Nutzen, welchen er bey ſeinen Zuhörern ſtiftete. Philoſophie und Mathematik glaubte Paczenſky auf dem Pädagogium gründlicher vorgetragen gehört zu haben, als er den Unterricht der Akademiſchen Profeſſoren fand. — Der Mangel vorzüglicher Lehrer ließ auch ſeinen Eifer für die Wiſſenſchaften erkalten, und verminderte ſeinen Fleiß in allem, was er nicht für nothwendige Vorbereitung zu ſeinem künftigen Berufe anſah. Er brachte ſeine Zeit in Leipzg zu, nicht, wie man es von einem Jünglinge ausgezeichneter Fähigkeiten und vieler erlangten Vorkenntniſſe erwarten ſollte, ſondern ſo wie die meiſten jungen Leute vom Stande ihre Univerſitäts-Jahre zubringen: — ſo, daß er den gewöhnlichen Curſus juriſtiſcher Vorleſungen durchlief, und die übrige Zeit dem Vergnügen widmete. Aber freylich iſt bey einem guten Kopfe, der mit den Grundbegriffen der Wiſſenſchaften verſehen iſt, jedes Studium ein Hülfsmittel der Ausbildung, und ſelbſt in die Zeitvertreibe eines ſelbſtthätigen Geiſtes, miſchen ſich immer Uebungen des Verſtandes ein, die in der Stille ſeine Vollkommenheit befördern.

Das geringe Talent der Akademiſchen Lehrer hatte ſeine Wißbegierde nur eingeſchläfert: die Pracht und die Zerſtreuungen am Dresdener Hofe, den er von Leipzig aus beſuchte, machten, daß ſie auf eine Zeitlang völlig erloſch.

Nie ſah er, wie er mich mehrmahlen verſichert hat, in der Folge, in allen den Ländern, die er auf ſeinen Reiſen beſuchte, eine ſo geſchmackvolle Pracht wieder, wie er ſie damahls an dem Hofe Auguſt des dritten fand. Es wurde eben, als Paczensky nach Dresden kam, das Beylager der Dauphine *) gefeyert, welches dieſe

---

*) Im December 1747 und Januar 1748 waren zu Dresden die Feyerlichkeiten der Vermählung zwiſchen dem Dau-

Pracht verdoppelte. Das Gemüth des jungen Mannes, der vermöge ſeines Standes auf dieſem glänzenden Schauplatze mit auftreten konnte, und nach ſeinem Vermögen im Stande war, in den allgemeinen Luxus einzuſtimmen, wurde ohne Zweifel durch den Reitz des Vergnügens ſowohl als der Eitelkeit angezogen: aber es hatte doch zu viel eignen Stoff, um davon ganz gefeſſelt zu werden.

In dieſer Zeit hatte eine neue Lieblingsbeſchäftigung ſich ſeiner ganzen Muße und ſeines Fleißes bemächtiget: das war die Muſik. — Die Mathematik und Philoſophie des Pädagogiums hatten in Liegnitz dem Reiten, Tanzen und Fechten Platz gemacht; dieſe hatten in Leipzig mit dem juriſtiſchen Studium abgewechſelt: in Dresden mußten die Wiſſenſchaften und die Leibesübungen der Flöte weichen. Ihr widmete er, unter einem ſehr guten Meiſter, faſt ein ganzes Jahr lang, alle Zeit, die er nicht in Geſellſchaft zubrachte. Er hat in höhern Jahren dieſe Zeit, als verſchwendet, um ſo vielmehr bedauert, da, in der Folge ſeine Kränklichkeit ihm nicht erlaubte, von der dadurch erworbnen Fertigkeit, zu ſeinem Vergnügen, oder zum Vergnügen andrer, Gebrauch zu machen.

Die Schule, welche ihn zuletzt und völlig ausbildete, fand er auf ſeinen Reiſen. — Zwar machte er auf denſelben einen größern Aufwand, als zu Erreichung ihres Endzwecks wäre nöthig

ge-

Dauphin älteſten Sohn Ludwigs des 15ten, und Vaters Ludwigs des 16ten, und der Sächſiſchen Prinzeſſin Maria Joſepha Tochter Auguſts des 3ten Königs von Pohlen.

geweſen; — zwar ſuchte er unmittelbar mehr das Vergnügen als den Unterricht: aber doch legten ſie einen ſolchen Vorrath von Erfahrungen in ſein Gedächtniß nieder, und übten durch die Mannigfaltigkeit des Umgangs, in den ſie ihn verſetzten, ſo viele ſeiner Fähigkeiten, daß ohne Zweifel dadurch nicht bloß ſeinen äußeren Sitten, ſondern auch ſeinem Geiſte ihre eigenthümliche Geſtalt gegeben wurde.

Um Reiſen, welche auf die Erlernung eines beſtimmten Gegenſtandes gerichtet ſind, mit Nutzen thun zu können: dazu gehört nur, daß man den Gegenſtand vorher wiſſenſchaftlich ſtudirt, oder als Künſtler geübt habe; — welches auch bey Jünglingen ſehr oft der Fall ſeyn kann. Um aber von Reiſen Vortheile zu ziehn, welche bloß Weltkenntniß und Geiſtesbildung im Allgemeinen zur Abſicht haben: dazu wird ein gereifter Verſtand und ein befeſtigter Charakter erfordert: und dieſer findet ſich ſelten vor dem männlichen Alter. Daher kömmt es auch, daß Reiſen der erſten Art weit öfter, als die der letztern ihren Endzweck erreichen. Mein Freund war, als er die ſeinige antrat, noch nicht zu dieſer Stufe ſeiner Ausbildung gelangt: aber in ſeinen natürlichen Anlagen hatte er Eigenſchaften, welche den Mangel der gehörigen Vorbereitung zu ſeinen Reiſen einigermaßen erſetzen konnten. Dieſe waren ein mit Nachdenken verbundner Beobachtungsgeiſt, und ein Gefühl des Guten und Schönen. Jener machte ihn auf die flüchtigen Gelegenheiten des Unterrichts, die im Umgange mit der Welt vorkommen, aufmerkſam, und ſetzte ihn in den Stand, mitten in dem Geräuſche der Vergnügungen doch zu lernen. Dieſes machte, daß er die guten Muſter der Sitten, des geſellſchaftlichen Tons, des Ausdrucks im Geſpräche, des ganzen Betragens, bald erkannte; daß er ſich ihnen zu nähern ſuchte, und durch unvermerkte Nachahmung ſich ihnen verähnlichte. Und nur auf dieſe dreyfache Art iſt es möglich, daß Welt und Reiſen einen Menſchen bilden: erſtlich, indem er dort, als auf einem Schauplatze, Menſchen von mannigfaltigen Charakteren, Ständen und Altern vor ſich ſieht, deren Verſchiedenheit ihm zu Vergleichungen, und alſo zum Nachdenken Stoff giebt; zweitens, indem er dadurch von Zeit zu Zeit in die Nähe vorzüglicher Menſchen gebracht wird, deren Gedanken oder deren Art des Vortrags einen lebhaftern Eindruck auf ihn machen, und ſeine ſchlafenden Geiſteskräfte wecken; drittens, in ſofern, bey einem größern Kreiſe des Umgangs, wahrſcheinlich auch mehr gute Muſter der Geſelligkeit vorkommen, die er entweder gefliſſentlich nachahmt, oder denen er durch öfteres Zuſammenſeyn unvermerkt ähnlich wird.

Die Reiſen des Herrn v. Paczenſky, dauerten mehrere Jahre und erſtreckten ſich über Deutſchland, die Schweitz, Frankreich und England. Aber da es nur ein längerer Aufenthalt iſt, der dem Reiſenden die Kenntniß eines Orts, oder dem Orte einen Einfluß auf den Reiſenden verſchaffen kann: ſo kommen in der Reiſegeſchichte meines Freundes hauptſächlich die franzöſiſche Schweitz und Frankreich, — Lauſanne, Genf und Paris, in Betrachtung: denn nur in dieſen Ländern und Städten hatte er Zeit die Einwohner zu beobachten, und die Einwirkungen von ihrem Geiſt auf die ſeinigen zu erfahren.

Lauſanne wurde ein beſonders merkwürdiger Aufenthalt für ihn, durch eine vertraute Freundſchaft, die er daſelbſt mit zwey andern Reiſenden ſchloß: — eine Verbindung deren Einfluß ſich auf ſein ganzes Leben erſtreckte. Kappelmann, Sagramoſo und Paczensky fanden ſich durch ein glückliches Ungefähr in Lauſanne zuſammen: der erſte, der Führer eines, vor kurzem verſtorbnen, deutſchen Prinzen, — gelehrt, redlich, aber zu der Rolle, die er übernommen hatte, nicht völlig vorbereitet, und durch das Fehlſchlagen ſeiner Bemühungen unglücklich; der zweyte ein Modeneſiſcher Maltheſerritter, ein vollkommner Weltmann in dem beſten Sinne des Worts, damahls ein unabhängiger Reiſender, in der Folge Geſandter ſeines Ordens in Pohlen, wo er mißliche Unterhandlungen ſehr glücklich beendigte. Jener näherte ſich meinem Freunde, weil er glaubte durch deſſen Geſellſchaft, ſeinem Zöglinge ſelbſt einen Vortheil zu verſchaffen, und machte ſich ihn hinwiederum durch vielerley Gefälligkeiten, die er in ſeiner Lage ihm erweiſen konnte, verbindlich: dieſer zog Paczenskyn durch eine ausgebreitete Weltkenntniß an, die er, (der ſchon in reifern Alter war) auf weitläuftigen Reiſen erworben hatte, und wurde, da er ein guter Kenner des Verdienſtes und zugleich von freundſchaftlichem Herzen war, gegenſeitig für meinen Freund eingenommen. Die Verbindung dieſer drey Perſonen, nur durch den Geſchmack, den einer an des andern Umgang fand, errichtet, wurde bald ſehr innig, — und iſt, bis zu der Trennung, welche die Natur unter ihnen machte, unverrückt geblieben, obgleich ihr Schickſal ſie weit aus einander geſtreuet hatte. Auch ſind ſie alle drey beynahe um dieſelbe Zeit von dem Schauplatze der Welt abgetreten. Sagramoſo ſtarb vor kurzem in Neapel, wo er die Belohnungen, welche ihm ſein Orden für die von ihm geleiſtete Dienſte ertheilt hatte, in einer ehrenvolle Ruhe genoß; und der geh. Rath von Kappelmann lebt noch, geht aber, von der Schwäche des Alters frühzeitig niedergedrückt, ſeiner Auflöſung langſam entgegen.

Die Zeit dieſes Aufenthalts in Lauſanne und Genf traf in die Periode, wo die ſchönſte und gefährlichſte aller Leidenſchaften, die Liebe, ihre volle Gewalt über das Herz des Jünglings zu äußern pflegt. Paczensky geſtand, das er nie eine ſo lebhafte in ſeinem Leben wieder empfunden habe, als die, welche ihm eine ſchöne Genferinn, von mittelmäſſigem Herkommen und zweydeutigem Rufe einflößte; und er freuete ſich noch immer über den herzhaften Entſchluß, den er damahls gefaßt hatte, **Genf plötzlich zu verlaſſen**, da er ſich auf keine andre Weiſe vor einem übereilten Schritte bewahren zu können glaubte.

Uebrigens iſt es gewiß, daß er von der wahren guten Lebensart, die in Gefälligkeit, mit natürlichem Weſen verbunden, beſteht, nirgends früher ſo gute Muſter geſehen hatte, als in Lauſanne; und daß der philoſophiſche Geiſt der Genfer die verwandten Anlagen des ſeinigen weckte.

Der Aufenthalt in Paris war von noch längerer Dauer, aber vielleicht nicht von größrer Wichtigkeit für Paczenskyn, indem er lange ihn bloß zerſtreute, ehe er anfieng ihn zu unterichten und zu bilden.

Dieſer Ort, jezt der Schauplatz unerklärlicher und zum Theile ſchrecklicher Auftritte, war damahls, — was man auch von der daſelbſt herrſchenden Sittlichkeit urtheilen mag, — doch in Abſicht der äußern Sitten und des geſelligen Lebens überhaupt, die Schule des guten Geſchmacks. Paczensky war in der Blüthe ſeiner Jahre, von lebhaftem Temperamente, zu allen Arten des feinern Genuſſes geneigt, und derſelben fähig. Sein Vermögen, das er nicht mit großer Sparſamkeit ſchonte, weil er einen Erſatz ſeines Aufwandes erwartete, ſetzte ihn in den Stand, auch ſeine Phantaſien zu befriedigen. Es war alſo vornehmlich Vergnügen und Glanz, was er in dieſem Sitze des Luxus und der Eitelkeit aufſuchte: aber der Himmel veranſtaltete es, — zum Theil durch Unglücksfälle, die er ihm zuſchickte, — daß er auch Unterricht daſelbſt fand.

Ich erinnere mich mehrmahlen von ihm gehört zu haben, wie gerade zu der Zeit, da er ſich mit großem Aufwande alles angeſchafft hatte, was ein junger Mann von Stande und Vermögen nöthig zu haben glauben kann, um in den Geſellſchaften der großen Welt in Paris mit Bequemlichkeit und Anſtand zu erſcheinen, ein unglücklicher Beinbruch und bald darauf eine hartnäckige Augenkrankheit ihn in ſeinem Zimmer gefangen gehalten, und ihm ſeine Equipage und ſeine Livreen auf viele Monate unnütz gemacht habe. Dieſe Tage gezwungner Eingezogenheit waren indeß nicht verlorne Tage für ihn. Um ſie zu verkürzen, ſuchte er die Geſellſchaft einiger franzöſiſchen Gelehrten, die er ſchon in der Schweitz hatte kennen lernen, und die dem Prinzen,

zen, welchen ſein Freund Kappelmann um eben dieſe Zeit nach Paris geführet hatte, Unterricht gaben; und er geſtand, daß er ſchon damahls in dem Umgange derſelben, und in dem Nachdenken, wozu ſie ihm für einſame Stunden Stoff verſchaften, eine Befriedigung gefunden hätte, durch die er über jene fehlgeſchlagenen Entwürfe der Eitelkeit völlig ſey getröſtet worden.

Doch dieſe Zeiten des Leidens, der Einſamkeit und der Philoſophie gingen endlich vorüber; und er genoß nun allerdings in Paris, mehr als ein Jahr, aller Vergnügungen des feinern Wohllebens, mit dem vollen Wohlgeſchmack eines Menſchen, der durch Geſundheit und Jugend unterſtützt, ſeine Sinne, eine rege Einbildungskraft, und ein empfindliches Herz hat. Aber doch ſtellte ſich zuweilen bey ſeinem, noch höherer Vergnügungen fähigen, Geiſte, das Gefühl des Leeren in allen dieſen Ergötzlichkeiten ein. Und ob er gleich hauptſächlich damit umging, zu gefallen, oder zu genießen: ſo drangen ſich ihm doch von Zeit zu Zeit Betrachtungen über den Werth der Dinge auf, die als ein Saame, zur Entwicklung, künftigen Zeiten vorbehalten waren. — Und vielleicht iſt es einer der Hauptvortheile, den Reiſen der Art, wie ſie mein Freund gethan hat, bringen, daß, da ſie dem Menſchen alles zeigen, was in der Welt für das Prächtigſte oder das Ergötzendſte gehalten wird, ſie die Einbildungskraft deſſelben für die Zukunft beruhigen, und den Lehren der Weisheit, durch gemachte Erfahrungen von der Eitelkeit aller Dinge, vorarbeiten.

Paczensky kam endlich aus Frankreich, über England, wo er ſich nur kurze Zeit aufhielt, in ſein Vaterland zurück: und brachte, außer der vollkommnen Bekanntſchaft mit der Sprache und einiger mit der Litteratur dieſer beyden Länder, die freyen, anſtändigen und gefälligen Sitten der Einwohner des erſten, ohne das mindeſte von der — durch kein deutſches Wort auszudrückenden — Fatuité, mit, die aus einer verfehlten Nachahmung franzöſiſcher Artigkeit, oder aus dem Stolze auf den Vorzug ſie erlangt zu haben, bey unſern jungen Reiſenden ſo oft entſteht.

Er wußte, daß ſeine Landsleute dieſen Fehler an ihm vermuthen würden: und er nahm ſich alſo, als ein ſchon gründlich denkender junger Mann, deſto feſter vor, bey ſeiner Rückkunft ins Vaterland, die Einfachheit ſeines Aeußern ſo weit zu treiben, als es nur der Wohlſtand erlaubte, und ſich der Geſellſchaft, in welche er eintreten würde, ſo vollkommen gleich zu ſtellen, als es nur ohne Affectation möglich wäre.

Es gelang ihm auch wirklich dieſen ſeinen Landsleuten zu gefallen, ohne ihren Neid zu erregen. Wer ihn in dieſer Zeit, als er eben von Reiſen wiedergekommen war, gekannt hat, geſteht, daß er einer der liebenswürdigſten Leute in ſeinem Aeußern und Innern geweſen ſey, die damahls die Geſellſchaft meiner Vaterſtadt geziert haben. Von einer angenehmen Bildung, — klein, aber wohlgebauet, — in ſeinen Bewegungen geſchickt und anſtändig, — von einer einnehmenden Freundlichkeit, die ganz das Gepräge hatte, aus Menſchenliebe und Fröhlichkeit herzuſtammen, — an Verſtand und Kenntniſſen vielen überlegen, und doch ohne alle Anmaßungen; — be-

— bereit jeder Geſellſchaft das zu werden, was ſie wünſcht, daß ihre Mitglieder ſeyn ſollen, — fähig dem denkenden Manne im ernſthaften Geſpräche Genüge zu thun, mit dem Streitluſtigen zu ſtreiten, ohne bitter zu werden, mit dem Witzigen zu ſcherzen, und mit dem Leichtſinnigen zu tändeln, genoß er in der That des geſelligen Lebens, weil er es für andre zu verſchönern wußte.

Auf ſeine Zurückkunft ins Vaterland folgte in kurzem ſeine Heyrath. Dieſer wichtige Theil ſeiner Schickſale wurde durch die obengedachte Verbindung mit dem geheimden Rath v. Kappelmann beſtimmt. Indem er, auf ſeinem Rückwege, der Hochzeitfeyer ſeines Freundes am Zerbſtiſchen Hofe beywohnte, lernte er in der noch unverheyratheten Schwagerin deſſelben *) ſeine künftige Gattinn kennen. Dieſe junge und ſchöne Ausländerin, die er kurz darauf, in ſein Vaterland und unter ſeine Freunde einführte, war auch, da ihre Schönheit vorüber war, eine thätige, dienſtfertige, in mehr als einer Abſicht höchſt achtungswürdige Perſon, — nicht ganz von dem gebildeten Geiſte, den die Cultur ihres Mannes erfordert hätte, nicht ganz von der Langſamkeit des Nachdenkens, die ſeinem faſt ſpeculativen Kopfe angemeſſen geweſen wäre. Dieſe Verſchiedenheit der beyden Eheleute hinderte ſie nicht, ihre gegenſeitigen Pflichten zu erfüllen, ſie hinderte ſie aber die Annehmlichkeiten des ehelichen Umgangs in ſo vollem Maße zu genießen, als es, bey einer vollkommnern Aehnlichkeit der Gemüther, wäre möglich geweſen.

Dieſe

---

*) Agneſe Dorothea Freyin von Schmerzing, geb. 17[illegible]. Tochter des Sächſiſchen Cammerherrn Hannibal Auguſt Freyherrn von Schmerzing

Dieſe Heyrath, ein Werk der Liebe, ob ſich gleich mein Freund ſelbſt täuſchte, ſie nur für eine Sache der Reflexion zu halten, leitete den Gang ſeiner Schickſale noch auf eine andre Weiſe. Sie wurde eine der Haupturſachen, die ihn den öffentlichen Geſchäften entzogen. Da er nehmlich nun erſt in die Laufbahn derſelben eintreten ſollte, ſo ward es einem verheyratheten Manne, der ſchon mit einem gewiſſen Anſehn in der Welt erſchienen war, unmöglich, durch alle die Stufen hindurchzugehn, — durch welche der Weg zu den Aemtern der innern Staatsverwaltung, den Juſtiz- oder Finanzbedienungen, allein geöffnet iſt: und es wäre ihm alſo nichts als das Feld der auswärtigen Geſchäfte übrig geblieben, auf welchem der Geſandſchaftspoſten, ohne Zweifel, ſeinen Neigungen ſowohl, als ſeinen Vorbereitungen, am gemäßeſten geweſen wäre. Aber wenn man es eine falſche Scham nennen will, was ihn abhielt, ſich als Candidat bey einem Gerichtshofe oder einem Finanzcollegium aufzuſtellen, — wo er dem Vaterlande ohne Zweifel am nützlichſten hätte werden können: ſo kann man es nicht anders, als geſunde Vernunft und Mäßigung nennen, daß er der Verſuchung widerſtand, ſich um einen Geſandſchaftsposten zu bewerben, wozu ihm einige angeſehne Freunde den Weg bahnen wollten. Er wußte, daß dieſe Aemter glänzen, aber ein mittelmäßiges Vermögen zu Grunde richten, und oft nicht einmahl durch das Gute, welches man für das gemeine Weſen ſtiftet, den Verluſt, den man ſich ſelbſt zuzieht, vergüten. Da er alſo ſein väterliches Vermögen nur gerade groß genug fand, um auf eine anſtändige Weiſe ſich und ſeine Familie unterhalten zu können: und die Hoffnung auf ein fremdes vereitelt ſah: ſo entſchloß er ſich lieber in der Dunkelheit zu bleiben, und ein einzig und all die Pflichten des Privatlebens zu erfüllen, als mit Aufopferung weſentlicherer Güter den Schattenbildern des Ruhms nachzujagen.

Dieſer letzte Umſtand machte, daß er bey der Ausführung ſeines Entſchluſſes, nicht blos eine richtige Beurtheilung, ſondern auch einen gewiſſen Edelmuth zeigen konnte.

Es war nehmlich die ſcheinbar ſichre Ausſicht auf die Beerbung eines reichen Oheims geweſen, welche ihn verleitet hätte, den Aufwand ſeiner Reiſen über das Verhältniß ſeines väterlichen Vermögens zu vergröſſern: und gerade dieſer Aufwand trug dazu bey ihn um das Glück zu bringen, auf deſſen Rechnung er ihn gemacht hatte. Der alte Oheim der ſeinen Vetter ſehr geliebt hatte, aber ſeinen Gütern nicht weniger ergeben war, ſah den Luxus des erſtern für einen entſchiedenen Hang zur Verſchwendung an, und fürchtete alſo, — was beſonders den Erwerbern des Reichthums fürchterlich iſt, — daß dieſer Erbe ſeine geſammelten Reichthümer zerſtreuen würde. – Er ſuchte ſich alſo einen andern Erben zu verſchaffen, vermählte ſich in ſeinem Alter zum zweytenmahle, und hinterließ, bey ſeinem Tode, ſeinem Neffen, auch nicht den kleinſten Theil desjenigen Vermögens, wovon er ihn ſo oft den künftigen Eigenthümer genannt hatte. — Dieſer Verluſt war für unſern Paczensky unerwartet und anſehnlich: er machte ihn aber eben ſo wenig niedergeſchlagen als unwillig. Er ergriff auf der Stelle ohne Murren die Partey, welche ſeine veränderte Umſtände nothwendig machten.

Er entſagte allen Entwürfen des Ehrgeitzes, verkaufte von den Gütern ſeines Vaters das eine, um das andre ſchuldenfrey zu machen, widmete ſich der Bewirthſchaftung deſſelben, als ſeinem Hauptgeſchäfte, und ſuchte der Geſellſchaft nur in den Verhältniſſen des Umgangs, oder freundſchaftlicher Verbindungen nützlich zu werden.

Dieſe Lage war für ihn ganz neu: und die Lebensart eines Landedelmanns, der ſein Gut verwaltet, war von ſeiner bisherigen ſo ſehr unterſchieden, daß ſeine Verwandte, eifrige und erfahrne Landwirthe, ihn für unfähig hielten, bey dieſem Geſchäfte lange auszuhalten, oder daſſelbe mit Glück zu treiben. Ihre Erwartung wurde getäuſcht. Eben dieſer ſchon bemerkte Hang meines Freundes, mit ſeinen Beſchäftigungen von Zeit zu Zeit zu wechſeln, und ſich jedem neuen, ganz ausſchließend, und mit Hintanſetzung aller vorhergehenden, zu widmen, kam ihm auch hierbey zu Hülfe. Er ſtudirte eine zeitlang die Landwirthſchaft, und beſonders die Natur ſeines Gutes, mit einem Eifer, worüber er ſeine Reiſen, die Wiſſenſchaften und ſelbſt die Neuigkeiten des Tages, — wenn dieſe nicht auf ſeine perſönliche Lage Einfluß hatten, vergaß. — Unglücklicher Weiſe waren die politiſchen Begebenheiten der damahligen Zeit in einer ſehr genauen, und in einer ſehr unglücklichen Verbindung mit dem Zuſtande eines Schleſiſchen Gutsbeſitzers. Die Niederlaſſung meines Freundes auf dem Lande fiel gerade in den Anfang des ſiebenjährigen Krieges: und er erlitt, während deſſelben, alle Unglücksfälle, welche dieſer Krieg über die Einwohner meines Vaterlandes brachte, —

ſelbſt die Plünderung nicht ausgenommen. — Aber, ſo ſchwer auch dadurch die Wirthſchaft eines noch unerfahrnen Landmanns wurde, und ſo groß auch die Verlegenheit und der Verluſt war, worein ihn insbeſondre die zweymahlige Invaſion der Ruſſen brachte: ſo machte doch theils ſein guter Verſtand, der ſich nun mit nichts andern, als mit der Regierung ſeiner häuslichen Angelegenheiten beſchäftigte, theils ſeine perſönliche Annehmlichkeit, die ihm auch unter den Anführern der feindlichen Heere Freunde erwarb, theils endlich ſein Muth, der noch von aller Kraft des männlichen Alters belebt war, daß er ſich aus allen dieſen Schwierigkeiten nicht nur mit Ehre, ſondern auch mit Glücke herauszog, die Beſchädigungen des Krieges überſtand, und ſeine Einkünfte, mitten unter denſelben, vergrößerte.

Dieſe Periode ſeines Lebens war daher für ihn noch mehr unruhig, als unangenehm. — Ein Menſch bürgerlichen Standes, der ſich mit ſeiner Oekonomie allein abgiebt, kömmt leicht aus der Verbindung mit der Welt gänzlich heraus: — und wenn er daher nicht die Wiſſenſchaften treibt, ſo verengert ſich endlich ſein Geiſt Aber ein Mann von Stande, der mit dem Adel der Hauptſtadt, und den Perſonen, welche am Ruder der Geſchäfte ſtehn, immer in den Verbindungen des geſelligen Umgangs bleibt, hat, wenn er auch keine andre Geſchäfte als ſeine eigne treibt, doch immer die nöthigen Hülfsmittel, um mit der Welt in Kenntniſſen und Gewohnheiten fortzuſchreiten. Dieſer Unterricht, den die Geſellſchaft ertheilt, wird durch den Krieg, in den Hauptſtädten der Länder, wo er geführt wird, gewöhnlicher Weiſe vermehrt: weil durch ihn eine größre Anzahl intereſſanter Fremden an ſolche Oerter hingeführt wird. Paczensky war in der Lage, und er hatte auch die Fähigkeit von ſolchen Hülfsmitteln der Belehrung Gebrauch zu machen. Mehrere Männer,[*] die in dem gedachten Kriege merkwürdig geworden ſind, haben ſich ihm ſehr freundſchaftlich genähert: ſo daß das Andenken daran ihm öfter noch genoſſene Freuden als erlittene Unglücksfälle zurückrief.

Ueberhaupt hätte man ihn, nach ſeinen äuſſern Verhältniſſen, unter die ausgezeichnet glücklichen Menſchen rechnen ſollen. Mit einem Vermögen geſegnet, das ihn nicht nur unabhängig machte, ſondern ihm auch erlaubte, ſein Haus der Gaſtfreyheit und der Geſelligkeit zu öffnen; — von einem Range, der ihm zu jeder Geſellſchaft Zutritt verſchaffte, und mit ſolchen perſönlichen Eigenſchaften, die ihn beliebt machten, wo er Zutritt erhielt, — nicht leer von den Hülfsquellen, welche die Wiſſenſchaften und die Lectüre für einſame Stunden eröffnen, — theilte er das Jahr zwiſchen den Vergnügungen des Landlebens auf ſeinem eignen Sitze, und denen der Geſelligkeit in der nur wenig entfernten Hauptſtadt. Dieſe Lage iſt ohne Zweifel eine der angenehmſten, welche unter den verſchiedenen Ständen der bürgerlichen Geſellſchaft zu finden iſt. Indeß die Miſchung von Leiden und Freuden, welche, nach dem Plane der Vorſehung, das allgemeine Loos der Menſchlichkeit ſeyn ſoll, fand ſich ſehr bald auch in ſeinem Leben ein.

---

*) Unter andern der vom verſtorbnen Könige ſo ſehr geſchätzte Engliſche Geſandte Mitchel.

Er verlor in einer ziemlich fruchtbaren Ehe alle Kinder, bis auf die einzige Tochter, welche ihn überlebt hat, und auf welche ſich, in den letzten Jahren ſeines Lebens, ſeine ganze Zärtlichkeit vereinigte. Der Tod des einzigen Sohnes, den er unter mehrern Töchtern hatte, ſchmerzte ihn ausnehmend. Ich ſelbſt ſahe ihn, zu der Zeit, als ich ſeine Bekanntſchaft zuerſt machte, innig über den Verluſt einer Tochter gerührt, die ſchon zu einiger Entwickelung ihrer Geiſteskräfte gekommen war, und ſehr liebenswürdige Anlagen gezeigt hatte. Unfälle der Art wechſelten zeitig mit Krankheiten ſeiner Frau, oder mit den erſten Anfällen des Uebels ab, an welchem er ſelbſt, in ſeinen ſpätern Jahren, ſo viel litt. Die Feinheit der geiſtigen Empfindungen iſt nur zu oft beym Menſchen mit einer gewiſſen Schwäche der Organe verbunden: und eben die Eigenheiten ſeines körperlichen Baues, worin die Vorzüge ſeines Geiſtes zum Theile ihren Grund haben, und wodurch der Genuß des Lebens, in vieler Abſicht, bey ihm erhöht wird, enthalten zugleich die Urſachen eigner und ihm nur allein bekannter Leiden.

Dieſe Schwächlichkeit ſeiner eignen Leibesbeſchaffenheit, die Aufmerkſamkeit, die er, aus Zärtlichkeit, auf die Krankheiten der Seinigen wandte, verbunden mit einem ihm eignen Geſchmacke an demjenigen Theile der Naturlehre, welcher den menſchlichen Körper betrifft, hatte ihn mit der Arzneywiſſenſchaft weit mehr, als es bey Perſonen in ſeiner Lage gewöhnlich iſt, bekannt gemacht. — Alles was er einmahl zu lernen Luſt bekam, ſuchte er mit einer gewiſſen Genauigkeit zu erforſchen: — weniger bemüht ſeine Kenntniſſe über eine große Oberfläche auszudehnen,

nen, als ſie bis zu ihren erſten Gründen zu verfolgen. Auf eben dieſe Weiſe war er auch im mediciniſchen Fache, da es einmahl ſeine Aufmerkſamkeit gewonnen hatte, durch die Begierde, halb gefaßte Begriffe völlig aufzuklären, weiter in das Studium hineingeführt worden, als ſein erſter Vorſaz geweſen ſeyn mochte. Dazu kam ſeine vertraute Freundſchaft mit einem philoſophiſchen Arzte, *) auf deſſen Rath er großes Vertrauen ſetzte, und deſſen Umgang ſowohl ſeinen Geſchmack an mediciniſchen Kenntniſſen vermehrte, als ihm zu Erlangung derſelben die Gelegenheit verſchaffte. Es mögen nun dieſe, oder noch andre zufällige Urſachen mitgewirkt haben: ſo viel iſt gewiß, daß eben dieſer Geſchmack und dieſe Kenntniſſe zu dem Charakteriſtiſchen ſeines Geiſtes gehören, und daß beyde auf viele Auftritte ſeines Lebens, ſelbſt auf den letzten, einen entſcheidenden Einfluß gehabt haben. — Dadurch wurde er auf viele andre nützliche Kenntniſſe geleitet: wie dann die Naturlehre ihn zuerſt nur durch ihre Beziehung auf die Medicin an ſich gezogen hatte, ehe ſie ein eigenthümliches Intereſſe für ihn erhielt. Dadurch wurde er ferner in den Stand geſetzt, vielen Menſchen weſentliche Dienſte zu leiſten. Und vielleicht wurde er, ſelbſt durch ſeine Kenntniß der Krankheiten und der Mittel dagegen, ein ſorgfältigerer Pfleger ſeiner kranken Freunde und Unterthanen.

Auf der andern Seite ſchadete ihm dieſe mediciniſche Gelehrſamkeit unſtreitig, durch die zu große Achtſamkeit, die ſie ihm auf ſeinen eignen

---

*) Dem Herrn D. Jagwitz, Vater zweyer noch lebenden, würdigen Söhne, Räthe in zweyen Schleſiſchen oberſten Gerichtshöfen.

Körper und deſſen Veränderungen gab, und vielleicht auch durch ein zu großes Mißtrauen, welches ihm dadurch gegen die Einſichten der Aerzte eingeflößt wurde. — Die Vernünftigen unter dieſen werden zugeſtehn, daß man unwiſſend in ihrer Kunſt ſeyn müſſe, um ein blindes Vertrauen in ihre Rathſchläge zu haben. Aber die vernünftigen Patienten werden auch zugeben, daß ein blindes Vertrauen auf den Arzt in vielen Fällen nothwendig ſey, wenn dieſer an ihrer Wiederherſtellung mit recht gutem Willen und mit Glück arbeiten ſoll.

Nach einigen ruhigen Jahren des Friedens, die er, in dem völligen Gleichgewichte ſeiner Kräfte, und in einem gewiſſen Stilleſtande ſeiner Natur ſowohl, als ſeiner Glücksumſtände, ohne andre Abwechſelungen, als ſolche, wie ſie alle Menſchen erfahren, zugebracht hatte, näherte ſich der Zeitpunct ſeines Lebens, wo auch ich einen Theil ſeiner Geſchichte auszumachen anfange, und wo hinwiederum meine Schickſale, durch ihn und durch meine Verbindung mit ihm, gewiſſermaßen beſtimmt werden.

Meine Leſer werden mir verzeihen, wenn ich hier genöthigt bin von mir ſelbſt zu reden. Ich kann meinen Freund nicht gehörig ſchildern, wenn ich ihn nicht in der Beziehung zeige, in welcher ich ihn am beſten geſehen, und am genaueſten beobachtet habe. Man kennt überdies einen Menſchen noch nicht, wenn man nicht auch weiß, wie er Freundſchaften ſtiftet, und wie er ſich gegen ſeine Freunde beträgt.

Viele Urſachen kamen zuſammen, bald bey unſrer erſten Bekanntſchaft *) den Grund zu der Freundſchaft zu legen, welche in der Folge zwiſchen uns obwaltete. Um eine Freundſchaft zwiſchen zwey Perſonen zu ſtiften, iſt es nicht genug, daß ſie in ihren weſentlichen Eigenſchaften, in ihrer Geiſtesbildung, und in ihrem moraliſchen Charakter einander ähnlich ſind: es iſt auch eine zufällige Uebereinſtimmung in ihrer Art die Sachen zu betrachten, in den Gegenſtänden und Endzwecken ihrer Beſchäftigungen, in ihrem Geſchmacke, und, wenn es möglich iſt, auch in ihrer äußern Lage erforderlich. Zuweilen hat es mir geſchienen, als wenn es, außer allen dieſen Urſachen, noch etwas verborgnes und unerklärliches gebe, was die Menſchen an einander anzieht, oder von einander entfernt. Wenigſtens habe ich ſelbſt zuweilen die für mich traurige Erfahrung gemacht, daß ich Perſonen, die mir gefielen, und von denen ich, nach ihrer mir bekannten Denkungsart, vermuthete, daß ſie an meinem Umgange Geſchmack finden würden, umſonſt nachgegangen bin, und daß, wenn ſie mir auch ihre Achtung nicht verſagten, ich ſie doch nie bis zur Freundſchaft habe erwärmen können.

Zwiſchen dem H. v. Paczensky und mir waren, von jenen begreiflichen Urſachen der Freundſchaft, in der That mehrere vorhanden. Er liebte das Philoſophiren; — und, welches ein noch ſeltener Geſchmack iſt, er liebte das Philoſophiren über moraliſche Gegenſtände, da die gemeinere Wißbegierde auf phyſiſche oder politiſche

---

*) Sie ward gemacht in dem Herbſte des Jahres 1772, in dem Hauſe des H. Probſt Baſtiani, der des Herrn von Paczensky alter Freund war.

Gegenſtände gerichtet iſt. Er ſchätzte eine gewiſſe ſtrenge Richtigkeit in Gedanken und Ausdruck, die andern Menſchen entwiſcht, von wenigen geſchätzt wird, und vielen ſogar zuwider iſt, weil ſie ihnen etwas anmaßliches zu ſeyn ſcheint. — Er hatte nach Endigung ſeiner Schul- und Univerſitätsſtudien, faſt durch keine andre Lectüre, als durch die von franzöſiſchen Büchern ſeinen Unterricht erhalten, und war ſelbſt mit Vorurtheilen wider die deutſche Litteratur eingenommen. In der That kannte er die franzöſiſche Sprache beſſer, empfand in ihr die Schönheiten der Redner- und Dichterwerke richtiger, und ſprach und ſchrieb ſie ſelbſt in größerer Vollkommenheit, als ſeine Mutterſprache. Dies hatte ihn zugleich von dem Umgange mit deutſchen Gelehrten entfernt. Kurze Zeit vor meiner Rückkehr ins Vaterland, war ihm ein Aufſatz von mir in die Hände gefallen, der ſeinen Beyfall erhielt. *) Und da bey menſchenfreundlichen Gemüthern, der erſte günſtige Eindruck, den eine bisher verachtete Sache auf ſie macht, ſelbſt dadurch verſtärkt wird, daß ſie fühlen einigermaßen ungerecht dagegen geweſen zu ſeyn: ſo gewann dieſe Schrift und ihr Verfaſſer vielleicht dadurch bey Paczenskyn, daß er ſich von deutſchen Gelehrten und ihren Schriften zu ſeiner Unterhaltung wenig verſprochen hatte. Da, dieſes Vorurtheiles ungeachtet, ſein Herz immer für die Schätzung des Guten, welches er irgendwo fand, geöffnet blieb, — und ſein Verſtand auch nach den Kenntniſſen, die er bisher vernachläßiget hatte, ſobald er ihre wichtige Seite entdeckte,

---

*) Es war die Schilderung des Charakters von Gellert; und ich habe alſo auf dieſe Weiſe dem erſten Freunde den zweyten zu verdanken.

deckte, begierig wurde: ſo intereſſirte ihn meine Bekanntſchaft vielleicht zuerſt dadurch, daß er ein ihm noch unbekanntes Feld, die deutſche Litteratur, durch den Umgang mit einem deutſchen Gelehrten, kennen zu lernen hoffte.

Das Mitleiden verſtärkte, gleich beym Anfange unſerer Bekanntſchaft, dieſe erſten Bewegungen des Wohlwollens. Ich kam eben damahls von Leipzig, wo ich mich als akademiſcher Lehrer auf immer niederzulaſſen gedachte, krank in meine Vaterſtadt und in den Schooß meiner Familie zurück, um hier für meinen geſchwächten Körper die Hülfe zu ſuchen, die nur von Ruhe und mütterlicher Pflege zu erwarten war. Herr v. Paczensky ſah mich leiden, und war mit dem Zuſtande nervenſchwacher Menſchen ſchon bekannt genug, um zu wiſſen, daß, ohne groſſe Schmerzen zu haben, man durch Schwäche, wenn ſie bis auf einen gewiſſen Grad ſteigt, — beſonders wenn der Geiſt nicht zugleich ſeine Thätigkeit verloren hat, — ſehr unglücklich ſeyn kann. Achtung mit Mitleiden verbunden hat, zu allen Zeiten, das Herz guter Menſchen zur Liebe geſtimmt. Bey ihm kam noch dieß hinzu, daß er hoffte, mir helfen zu können. Seine Kenntniſſe in der Arzneykunde machten, wie ich ſchon geſagt habe, daß er ſich für einen guten Pfleger der Kranken hielt: und man thut gerne, was man glaubt gut zu machen. Ueberdieß war der oben gedachte Arzt, auf den Paczensky ein ſo großes Vertrauen ſetzte, und mit dem er ſelbſt als Freund verbunden war, beſonders in der Heilung ſolcher langwierigen und verborgnen Uebel, dergleichen das meinige war, berühmt. — Er machte ſich alſo ein Geſchäfte daraus, nicht nur die Rathſchläge dieſes Arztes, den ich noch nicht kannte, für mich einzuhohlen, ſondern auch über deren Befolgung die Aufſicht zu führen.

Er nahm mich, das nächſtfolgende Frühjahr, mit auf ſein Landgut, damit ich unter ſeinen Augen die Cur mit aller Pünctlichkeit brauchen ſollte, von welcher der gedachte Arzt meine Wiederherſtellung erwartete.

Seltſame und oft traurige Verknüpfung der menſchlichen Schickſale! Dieſer mein neuer Freund, der zugleich mein Arzt zu werden wünſchte, wurde, in eben dieſer Periode, von den erſten Symptomen einer ähnlichen Nervenſchwäche überfallen: und ſelbſt die Bemühungen, die er anwandte, um mich zu heilen, trugen dazu bey, ihn krank zu machen.

Von dem Gebrauche der Molken an, die er freundſchaftlich, mehr zu meiner Geſellſchaft, um mich zu einem fleißigen und ſorgfältigen Gebrauche zu ermuntern, als wegen eines dringenden Bedürfniſſes von Seiten ſeiner Geſundheit trank, rechnete er die Periode derjenigen Nervenſchwäche, die in der Folge ſo ſehr zunahm, daß ſie ihn mehrere Jahre der menſchlichen Geſellſchaft entzog, ihn zu allen Geſchäften, ſogar zum Leſen, untüchtig machte, und ſelbſt, nachdem er ſich langſam und ſpät wieder erhohlt hatte, ſeine Leibesbeſchaffenheit und mit ihr ſeine Lebensart auf immer veränderte.

Dieſe Krankheit, — die Reiſe, welche er unternahm, um ſich davon zu befreyen, * — die

Erzie-

---

*) Dieſe Reiſe, die über ein ganzes Jahr dauerte, hatte eigentlich den zweymahligen Gebrauch des Carlsbader Geſund-

Erziehung ſeiner immer mehr heranwachſenden Tochter, und die endliche Verheyrathung derſelben mit einem würdigen Manne, — die allmählige Annäherung des Alters, die ihn auch endlich ſeine bisherige Beſchäftigung, die Bewirthſchaftung ſeines Gutes aufgeben hieß, und ihn zugleich aus der Geſellſchaft mehr zurückzog, — endlich die mit ſeiner Geſundheit wieder auflebende Liebe zu den Wiſſenſchaften, deren Richtung ſich aber verändert hatte: dieß waren die Hauptmomente desjenigen Theils ſeiner Lebensgeſchichte, von dem ich ſelbſt Augenzeuge geweſen bin.

Alle dieſe Veränderungen meines Freundes — ſo genau war die Verbindung zwiſchen uns geworden — hatten auch auf meinen Zuſtand Ein-

---

ſundbrunnens zur Abſicht: ſie bekam aber noch ein beſonderes Intereſſe durch den Aufenthalt, den er, in dem Zeitraume zwiſchen beyden Curen, in der Stadt Gotha machte. Er fand hier, am Hofe und in der Stadt, eine Anzahl Perſonen, die ihm ähnlich waren, und denen er alſo, trotz ſeiner Kränklichkeit, ſehr gefiel. Er fand einen Fürſten, der, wie ſein ganzes Haus, zuvorkommend gegen alle Fremde von unbeſcholtenem Rufe, die Männer von Verdienſte unterſcheidet und ehrt; er fand eine außerordentliche Frau, *) deren bloße Bekanntſchaft ſchon ein Gewinn für einen Reiſenden ſeyn konnte, und deren Freundſchaft er ſich erwarb; er fand alte Freunde, die ihn mit aller Zärtlichkeit aufnahmen, — und einen Arzt **) der ſein ganzes Zutrauen erhielt, ſo wie er auch hinwiederum dieſem würdigen Greiſe Achtung und Liebe für ſich einflößte. Es iſt für einen Mann, wie mein Freund war, unmöglich, ein halbes Jahr, ſey es auch krank, in Gotha geweſen zu ſeyn, ohne eine Menge angenehmer und lehrreicher Rückerinnerungen mit ſich hinweg zu nehmen.

*) der Frau Oberhofmeiſterin von Buchwald.

**) dem Sächſ. Gothaiſchen Leibarzt Herr Hofrath Sulzer.

Einfluß: ſein Betragen unter denſelben diente mir oft zu einem Beyſpiele, und ſeine Ideen, die er mir mit der offenſten Vertraulichkeit mittheilte, gaben vielen der meinigen ihre Richtung.

Glücklicher Weiſe lebte ich gerade zu der Zeit, da er am tiefſten an Kräften geſunken war, wieder ein wenig auf: und ich konnte etwas von der Munterkeit, die ich zum Theile ſeinem Beyſtande zu danken hatte, anwenden, ſeine einſamen und kranken Tage zu erleichtern. — In den darauf folgenden beſſern Zeiten wurden meine Vergnügungen und meine Beſchäftigungen auf mancherley Weiſe durch ihn beſtimmt; ich nahm an ſeinem Umgange Theil, und ich ließ mich in Studien bloß deßwegen ein, weil ſie ihm wichtig geworden waren. Noch von einer andern Seite lernte ich durch ſein Schickſal den Werth der Güter des Lebens richtiger, als zuvor, ſchätzen, und daher zufriedner mit dem meinigen werden. Ich ſah dieſen angenehmen Mann, den Reichthum und Geburt und alte Verbindungen mit der Welt unterſtützten, doch etwas von ſeiner Popularität verlieren, und weniger als zuvor geſucht werden, da ihn, mit ſeiner Jugend und Munterkeit, die Fähigkeit verließ, an allen Vergnügungen andrer Theil zu nehmen. Die Menſchen ſchätzen den Mann von Verdienſte: aber ſie ſuchen, außer dem Mächtigen, welcher ihnen nutzen kann, nur den Fröhlichen auf, welcher ihnen auf eine leichte Art die Zeit vertreibt. Wer ſich den Vergnügungen der Geſellſchaft entzieht; wem es an einer guten Tafel nicht mehr ſchmeckt; wer den Becher der Fröhlichkeit nicht mit andern leert; wer nicht ſpielt; der iſt, bey allem Stoffe geiſtiger Unterhaltung, die er in ſich haben kann, für den größern Theil der Menſchen, kein anziehender Geſellſchafter mehr. Er iſt ihnen nicht ähnlich genug; er kömmt nicht oft genug mit ihnen zu gleichen Abſichten zuſammen: dadurch iſt ſelbſt die Quelle der Unterhaltung unter ihnen vertrocknet; er kann mit niemanden mehr ſich der vergangnen Luſtparthien erinnern, oder künftige verabreden; — anſtatt daß die Gegenſtände des allgemeinen Geſprächs Perſonen ſind, iſt er darauf eingeſchränkt, von Sachen zu reden. Dieß war ganz der Fall, worinn ſich mein Freund befand, und er erfuhr auch die Folgen davon, zwar nicht ohne es zu bemerken, aber doch ohne darüber mißmüthig zu werden, oder die Welt deshalb anzuklagen.

Indeß, ob ſich gleich mein Freund, während der Zeit unſrer Bekanntſchaft, aus der Welt, in der er zuvor gelebt hatte, zurückzog: ſo habe ich doch die geringe Verbindung, in der ich, in meiner Vaterſtadt, mit derſelben geſtanden habe, zuerſt und vornehmlich ihm zu verdanken.

Ich habe ihm noch eine andre Bekanntſchaft zu danken, deren Andenken mir auf immer theuer ſeyn wird.

Wenn ſeine letzten Jahren den frühern an Annehmlichkeit nicht gleich waren: ſo wurden ſie wenigſtens noch durch ein ehrenvolles Zeugniß ſeiner Verdienſte ausgezeichnet. Der große Friedrich, den er ſich bis dahin aus Beſcheidenheit nie genähert hatte, lernte ihn, während des letzten Bayriſchen Krieges, zufälliger Weiſe kennen. — Und ob gleich der König weder durch die Dienſte, die H. v. Paczensky ihm geleiſtet, noch durch die Rolle, welche dieſer in der Welt geſpielt hatte, auf ihn beſonders aufmerkſam gemacht werden konnte: ſo wurde doch das richtige Gefühl des großen Mannes das beſcheidne, aber wahre Verdienſt meines Freundes ſehr bald gewahr, und zog es hervor, ſobald er es gewahr wurde. Dieſe ganz uneigennützige Freundſchaft eines Königs gegen einen Privatmann, wobey weder der eine die Abſicht hat, Dienſteifer zu erregen, oder geleiſtete Dienſte zu belohnen, noch der andre die ſein Glück zu machen, oder für das erlangte ſeine Dankbarkeit zu beweiſen, iſt vielleicht die ſeltenſte Verbindung an Höfen, und der ſicherſte Beweis von dem Verdienſte des Monarchen und des Unterthans, zwiſchen welchen dieſe Verbindung ſtatt findet.

Paczensky hatte aber auch in der That, was einem Könige, der ein ſo guter Kenner des Verdienſtes war, gefallen konnte. Er hatte nicht den glänzenden und leichten Witz, den der König ſelbſt beſaß, und den dieſer, beſonders in ſeinen jüngern Jahren, an ſeinen Geſellſchaftern ſo ſehr ſchätzte: aber er hatte, was bey dem Könige immer viel, aber im Alter über alles galt, einen geſunden, männlichen Verſtand, vermöge deſſen er über jeden Gegenſtand, der ihm zur Beurtheilung vorgelegt wurde, immer deutliche und treffende, wenn auch nicht neue Sachen ſagte, und ſeine Meinung immer mit Gründen unterſtützte, deren Gewicht der Zuhörer fühlte, wenn er auch nicht dadruch überzeugt wurde. Er hatte überdieß diejenige Gegenwart des Geiſtes, diejenige Beherrſchung ſeiner ſelbſt und ſeiner Zunge, dieſe Aufmerkſamkeit auf die flüchtigſten Aeußerungen der Geſinnungen und Launen ſeines Geſellſchafters,

ters, welche überhaupt an Höfen, am meiſten aber im Umgange mit einem ſolchen Könige nothwendig iſt. Dazu kam, daß mein Freund zu den beherzten und im Umgange geübten Leute gehörte, die, wenn ſie durch die Gegenwart eines bedeutenden Mannes aufgefordert werden, ſich anzuſtrengen, noch intereſſanter und liebenswürdiger, als im gewöhnlichen Umgange erſcheinen: — da hingegen die ſchwachen und ſchüchternen Menſchen, bey Gelegenheiten, wo ſie ſich in ihrem beſten Lichte zeigen wollen, durch die Ueberſpannung ihrer Kräfte, auch ihre gewöhnlichen Gaben und Annehmlichkeiten verdunkeln.

Eine Eigenſchaft, die Herr von Paczensky gewiß zu ſeinen Unterhaltungen mit dem Könige mitbrachte, Wahrheitsliebe und Entſchloſſenheit lieber für einfältig gehalten zu werden, als unredlich zu ſeyn, ſchien Friedrich nicht allemahl an den Perſonen, mit denen er ſprach, ſo viel, als ſie werth iſt, zu ſchätzen. — Vielleicht kam aber dieß nur daher, weil er ſelten dieſe Eigenſchaften für ächt anerkannte. Wenigſtens iſt es gewiß, daß weder die Bekenntniſſe der Unwiſſenheit, die Paczensky auf mehrere Fragen des Königs ablegte, noch der beſcheidne Widerſpruch, den er zuweilen den Meinungen deſſelben, wenn er ſie nicht billigte, entgegen ſetzte, ihm von der Achtung, mit welcher dieſer Fürſt ihn bey ihren erſten Zuſammenkünften beſchenkt hatte, das mindeſte in der Folge entzog. — So oft der König, ſeit ſeiner Bekanntſchaft mit H v. Paczensky, Schleſien beſuchte, verlangte er jedesmahl den Zuſpruch deſſelben: und als der letztre auf einer Reiſe, die er nach Berlin that, um ſeine Tochter in eine dortige Erziehungsanſtalt zu bringen, nach

Potsdam kam, nahm Friedrich ihn mit einer Güte, ſelbſt mit einer Herzlichkeit auf, die er zwar gegen Perſonen, welche er zu brauchen gedachte, oder denen er Dank ſchuldig war, nicht ſelten bewieß, die aber, gegen einen ſonſt unbedeutenden Privatmann gerichtet, eine perſönliche Zuneigung und eine empfundne Achtung vorausſetzte.

Auch auf mich wurde der Monarch zuerſt durch die gute Meinung aufmerkſam, die Paczensky von mir äußerte, und durch die Freundſchaft die er für mich zu hegen bekannte. Die Unterredungen, die daraus zwiſchen dem Könige und mir erfolgten, ſind mir in einer doppelten Abſicht wichtig geworden: in ſofern ſie mich den merkwürdigſten Mann unſers Jahrhunderts etwas genauer kennen lehrten, und inſofern ſie meinen litterariſchen Arbeiten auf geraume Zeit ihre Richtung gaben Der Inhalt derſelben, ſo wie derer meines Freundes war nicht unwichtiger, als der Inhalt von vielen der Geſpräche, welche dem Publicum vorgelegt worden ſind: und einzelne Züge daraus würden den Monarchen ſo gut, als viele von ihm bekanntgemachte Anekdoten ſchildern. Aber, nachdem ſo viele Jahre verfloſſen ſind, würde meine Erzählung davon nicht mehr umſtändlich genug ſeyn können: und überdieß braucht Friedrich jetzt nicht mehr, durch ſo kleine Züge, der Welt bekannt gemacht zu werden. Das, was meinen Freund und mich am meiſten damahls intereſſirte, iſt gerade das, was durch keine Beſchreibung mitgetheilt werden kann. Den großen Mann zu ſehen, ſeine Stimme zu hören, mit eignen Augen ſeine Perſon und ſein Betragen zu beobachten; dieß ſchien unſre Kenntniſſe von ihm zu vermehren. Und es iſt gewiß, daß zwar die perſönliche Bekanntſchaft eines Menſchen, ohne die Kenntniß ſeiner Thaten oder ſeiner Werke, eine ſehr unvollſtändige Idee von ihm giebt, daß aber, wenn man die Geſchichte deſſelben weiß, wenn man ſeine Schriften geleſen hat, man beyde etwas beſſer zu verſtehen glaubt, wenn man ihn geſehen hat, und mit ihm umgegangen iſt.

Wenn ich aber auch von den Unterredungen meines Freundes mit dem Könige, die in dem Leben des erſtern nicht unwichtige Auftritte waren, den Inhalt nicht beſtimmt anzugeben im Stande bin, ſo weiß ich doch genau die Reſultate derſelben, — die Eindrücke die ſie in dem Gemüthe meines Freundes zurückließen, und die Urtheile, welche er, dieſer perſönlichen Bekanntſchaft zu Folge, von Friedrichen fällte. Und dieſe, da ſie zugleich meines Freundes Beobachtungsgabe und gewiſſermaßen ſeinen Charakter ſchildern, muß ich noch mit wenigen Worten berühren.

Er kam im Allgemeinen, mit allen, die je dem Könige ſich ſo weit, als er, genähert haben, überein, daß dieſer alles beſäße, was zu einem vollkommen angenehmen Geſellſchafter gehörte: äußerſte Deutlichkeit in ſeinen Ideen, Einbildungskraft und Witz zur Darſtellung derſelben, einen leichten Fluß der Rede, eine Mannigfaltigkeit von Kenntniſſen, die ihm immer ganz zu Gebothe ſtanden, und eine Gabe auch in unbedeutenden Stoff, durch Satyre oder Philoſophie etwas anmuthiges und lehrreiches hineinzulegen. Er traf aber bey dem Könige außer dieſen, allgemein anerkannten, — noch andre Eigenſchaften des geſelligen Charakters an, die er weniger erwartete. Er fand, daß der König auf das, was ſein Geſellſchafter ſagte, aufmerkſam war, daß er dem bey ihm eintretenden Fremden Zeit ließ, ſich von der erſten Schüchternheit zu erhohlen, daß er ſich beſtrebte, ihn in einen behaglichen Zuſtand zu verſetzen. Dieſe Aeußerungen der Güte waren nicht immer gleich, und die Uebergänge von einem gefälligen zu einem gebietheriſchen Tone, von dem der Gleichheit und der Freundſchaft, zu dem der ſelbſt bewußten Erhabenheit waren oft ſchnell. Aber im Ganzen herrſchte in ſeinem Betragen doch Güte und Herablaſſung. Unter allen Gegenſtänden des Geſprächs waren es die hiſtoriſchen und politiſchen, welche er mit der größten Annehmlichkeit behandelte, und die metaphyſiſchen, auf welche er am öfterſten zurück kam. Niemanden, ſagte mein Freund, — und ich muß in ſein Urtheil einſtimmen, — habe er leicht anmuthiger erzählen hören. Das Gedächtniß des Königs behielt Thatſachen, beſonders wenn ſie ihm merkwürdige Männer betraſen, bis auf ihre kleinſten Umſtände: und ſeine Einbildungskraft ſtellte ſie ihm als gegenwärtig vor, ſo oft er davon reden wollte. — Das Gemählde der Welt und ihrer Revolutionen, und der Männer die dabey eine Rolle geſpielt haben, ſchien immer vor ſeinen Augen zu ſtehen. Allenthalben aber ſchimmerte, bey ſeinen Erzählungen, der Hang durch, das Lächerliche in den Handlungen der Menſchen aufzuſuched, und das Talent es darzuſtellen Mein Freund erwähnte beſonders oft eines Beyſpiels, wo das Geſpräch auf den Lobredner Fleurys gefallen war, den der König tadelte, und an deſſen Stelle er dem Cardinal zu parentiren verſuchte.

ſuchte. Dieſer Verſuch war eine zuſammengedrängte Geſchichte dieſes berühmten Miniſteriums, worinn kein merkwürdiger Umſtand ausgelaſſen war, mit einer Menge ſatyriſcher Züge untermiſcht, ſo unterrichtend, ſo anmuthig, ſo leicht und glücklich ausgedrückt, daß mein Freund ſich nicht erinnerte etwas aus dem Munde des Königs gehört zu haben, das mehr ſeine mannigfaltigen Talente ausgedrückt hätte. Niemaals aber hatte er den König einem liebenswürdigen Privatmanne ſo ähnlich gefunden, als in ſeinem Sans Souci: wo er die Geſchäfte, die in Breßlau ihn immer erinnerten, daß er König ſey, ganz ſchien vergeſſen zu haben, um ſich den Eindrücken der Natur und der Freundſchaft zu überlaſſen. Die Aufmerkſamkeit, mit welcher er dort alles zur Bequemlichkeit ſeines Gaſtes veranſtaltete, die Sorgfalt, die er für ſeine Geſundheit trug, — das Anſehn von Vertraulichkeit, welches er ſeinen Geſprächen zu geben wußte, mußte nothwendig auf das Gemüth meines Freundes, der gegen alle Aeußerungen des Wohlwollens, auch von Seiten des geringſten Menſchen, empfindlich war, den Eindruck machen, welchen er wirklich erfuhr: — daß er dem Monarchen von ganzen Herzen ergeben wurde, den er zuvor nur, als einen großen Mann, hochgeſchätzt hatte.

Dieſe Vorfälle waren nur gleichſam Epiſoden in der Geſchichte ſeines Lebens, die den einförmigen Lauf des Ganzen, auf eine angenehme Weiſe unterbrachen. Die Erziehung ſeiner Tochter war, ſeit ſeiner Wiedergeneſung, das Hauptgeſchäfte deſſelben.

Seine Grundſätze der Erziehung waren denen, wonach er ſich in ſeiner eignen Aufführung richtete, ähnlich. Er zog Tugend der Wiſſenſchaft, und einen gebildeten Verſtand, den bloß annehmlichen Talenten vor. Er wollte bey ſeiner Tochter nicht vernachläßigen, wodurch ſie gefallen könnte: aber ſein vornehmſtes Beſtreben gieng darauf, ſie zu einer guten Perſon zu machen. Ob dieſer Theil ſeines Plans gelungen, und alſo einer der wichtigſten Endzwecke ſeines Lebens erreicht worden ſey: darüber darf ſein Geſchichtſchreiber den Ausſpruch getroſt den Perſonen überlaſſen, die mit dieſer Tochter genau genug verbunden ſind, um von ihrem Charakter die guten oder die übeln Wirkungen zu erfahren.

Uebrigens iſt es gewiß, daß in dieſer, wie in mehrern praktiſchen Angelegenheiten, die er beſorgte, die Vollkommenheit ſeiner Entwürfe ihrer Ausführung ſchadete. Selten konnte er die Gehülfen bey ſeinen Unternehmungen zu derjenigen Genauigkeit im Denken, zu derjenigen Pünctlichkeit auf Kleinigkeiten, zu der ſtandhaften Beobachtung beſtimmter Regeln bringen, die ſeinen Principien und ſeiner eignen Art zu handeln gemäß war. Dadurch entſtanden, — bey der Bewirthſchaftung ſeines Landguts, zwiſchen ihm und ſeinen Verwaltern, — bey der Erziehung ſeiner Tochter, zwiſchen ihm und ihren Hofmeiſterinnen, und ſelbſt zwiſchen ihm und ſeiner Gattinn, Streit und Mißverſtändniſſe. Dieſe Perſonen, welche unter ſeiner Direction in den Sachen mitwirken ſollten, wurden durch ſeine Vorſtellungen, die entweder ein zu hohes

Ideal aufſtellten, oder in ein allzugroßes Detail gingen, oft nur muthlos gemacht, anſtatt gebeſſert zu werden. Und indem er ſein Leben dadurch verbittert fühlte, daß er ſeine beyden Hauptgeſchäfte, nicht nach ſeinen eignen beſten Ideen auszuführen vermochte, ſtörte er doch zuweilen diejenige Betreibung derſelben, die, nach den unvollkommnern Ideen andrer, noch möglich geweſen wäre, wenn er dieſen mehr Freyheit gelaſſen hätte.

Indeß erkannte mein Freund dieſe ſeine Mängel ſehr wohl: und er opferte in der That ſeine liebſten Neigungen und Gewohnheiten auf, um den Folgen davon vorzubeugen. Er ließ ſeine geliebte, einzige Tochter von ſich, und übergab ſie fremder Aufſicht, an einem entfernten Orte: und er verkaufte ſein Landgut, und entſagte, zu gleicher Zeit, den Annehmlichkeiten eines ländlichen Sommeraufenthalts, deſſen er ſeit langen Jahren gewohnt war, und den Vortheilen eines Beſitzes, deſſen Werth durch die Zeitumſtände vermehrt wurde.

Ob er aber gleich das Einzelne in der Erziehung einer fremden Perſon überließ; ſo behielt er ſich doch die Direction derſelben vor, inſofern dieſe in der Mittheilung derjenigen Grundſätze der Klugheit und der Tugend beſteht, durch welche alle andern Kenntniſſe und Talente in ihrer Anwendung geleitet werden müſſen. Die Briefe die er an ſeine Tochter, während der Zeit daß ſie in der Penſionsanſtalt war, ſchrieb, und die Unterredungen, die er mit ihr, nach ihrer Zurückkunft, hielt, werden für dieſe Tochter, und für alle, die davon einige Kenntniß erhalten haben, ein Beweis ſeiner ſowohl unabläßigen, als zweckmäſſigen Bemühung zur moraliſchen und intellectuellen Bildung ſeiner Tochter ſeyn.

Er hatte das Glück ſie aus ſeinen Händen in die Hände eines rechtſchaffnen Mannes *) zu übergeben, und es noch zu erleben, wie ſie, als Gattinn und Mutter, die Lehren, welche er ihr gegeben hatte, ausübte.

Die Begebenheit, welche, außer dieſer Verheirathung ſeiner Tochter, auf die letzten Tage ſeines Lebens am meiſten Einfluß hatte, war der Tod ſeiner Gemahlin. Sein Leben wurde dadurch einſamer, und in vieler Betrachtung trauriger: beſonders da auch ihm widerfuhr, was dem Menſchen überhaupt ſo eigen iſt, daß er das verlorne Gut noch lebhafter bedauerte, als er das gegenwärtige empfunden hatte. Iſt dieſes verlorne Gut noch dazu eine Mutter, eine Gattinn, ein Freund: ſo geſellt ſich, bey Gemüthern von zartem moraliſchen Gefühl, zu dem Schmerze, den die verminderte Glückſeligkeit macht, noch eine geheime Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt, darüber, daß ſie diejenige Perſon nicht noch glücklicher gemacht haben, von der ſie jetzt gewahr werden, wie viel ſie zu ihrem Wohle beygetragen habe.

Dieſer

---

*) Des Freyherrn von Kittlitz, Kriegs- und Domänenraths bey der Breßlauiſchen Kammer.

Dieſer Verluſt fiel überdies in eine Zeit, wo das herannahende Alter, und die oft wiederkommenden Anfälle von Kränklichkeit das ſonſt lebhafte Temperament meines Freundes zu ſchwächen anfingen, und ihn zur Errichtung neuer inniger Verbindungen, oder zum Genuſſe der bloß geſellſchaftlichen, unfähiger machten.

Auch dieſer Umſtand trug dazu bey, ihn feſter an mich anzuſchlieſſen, und ihm zugleich die Wiſſenſchaften und die Bücher, in denen er nun die vornehmſten Quellen ſeiner Unterhaltung fand, doppelt werth zu machen.

Seine Studien hatten, wie ich oben bemerkte, mehrmahlen ihren Gegenſtand verändert; und jedesmahl hatte das Studium, zu welchem er ſich wandte, ihn, für eine Zeit lang, ganz in Beſitz genommen. In den ruhigſten Jahren ſeines mittlern Alters, war es die Staatswirthſchaft geweſen, welche er mit dem anhaltendſten Fleiße und mit der planmäßigſten Ordnung ſtudirt hatte. Er hatte die vornehmſten der darein einſchlagenden Werke, mit großer Aufmerkſamkeit geleſen, und, was er ſonſt ſelten zu thun pflegte, ſeine Meditationen darüber zu Papiere gebracht. — In der That hat dieſe Wiſſenſchaft, in deren Gebiethe die Grenzen der Politik, der Moral und der Naturkunde gleichſam zuſammenſtoßen, für den Freund des Nachdenkens etwas ſehr anziehendes. Sie wirft Blicke auf alle Zweige der menſchlichen Erkenntniß, und zeigt uns den Einfluß der großen Naturgeſetze der Körper- und Geiſterwelt auf das tägliche Leben der Menſchen, auf ihre Gewerbe, ihre Bedürfniſſe und ihren bürgerlichen Wohlſtand. Ueberdies machet das Reſultat ihrer Unterſuchungen, da dieſe erſt ſeit einem Menſchenalter wiſſenſchaftlich betrieben worden ſind, für jetzt noch das Vergnügen, welches neue Entdeckungen gewähren: da alles, wozu das Studium der übrigen Theile der Philoſophie dem Denker verhilft, nur in der genaueren Beſtimmung längſt bekannter Wahrheiten zu beſtehen ſcheint.

In der letzten Lebensperiode meines Freundes, da ſeine Muße größer wurde, erweiterte ſich auch ſeine Lectüre, und dehnte ſich beynahe auf alle Arten gemeinnütziger Schriften aus. Wenn jetzo ſeine Studien noch irgend einen Mittelpunct hatten, worauf ſich alles bezog: ſo war es die Kenntniß des Menſchen, und die Moral, die ihn beſſern ſollte. Nächſt dieſer zogen ihn die lange vernachläßigten Studien ſeiner frühern Jahre, die Mathematik und Naturlehre von neuem an ſich. Er begnügte ſich in der erſteren ſeine alte Bekanntſchaft mit ihren Elementen zu erneuern: er ſuchte in der andern auch die Fortſchritte kennen zu lernen, die ſie in den neuern Zeiten gemacht hatte.

Unter dieſen Beſchäftigungen näherte er ſich, nicht entfremdet von den Menſchen, aber doch weniger begierig ſie aufzuſuchen, von vielen geachtet, aber mit wenigen in genauer Verbindung, dem letzten Auftritte ſeines Lebens. Die Art, wie dieſer herbeygeführt wurde, die Art, wie er ſich bey demſelben betrug, haben ſo viel eigenthümliches, daß der, welcher das Gemählde ſeines Charakters entwerfen will, ihn nicht mit Stillſchweigen übergehen kann.

Ich habe ſchon oben erwähnt, daß er, von je her, theils aus Zärtlichkeit gegen die Seinigen, theils aus Bewußtſeyn einige mediciniſche Einſichten zu beſitzen, ein ſorgfältiger und ein unermüdeter Krankenwärter geweſen ſey. — Dieß Geſchäfte hatte er bey allen Krankheiten ſeiner Kinder übernommen. Dieß hatte er in der letzten Krankheit ſeiner Frau gethan, die er in vielen Wochen nicht einen Augenblick verließ. So machte er es auch, ein halbes Jahr vor ſeinem Tode, bey einer gefährlichen Krankheit ſeiner Tochter, die, an den Folgen einer zu frühzeitigen Entbindung, ihrem Tode ſelbſt entgegenzugehn ſchien. Er kam nicht nur, während der Zeit, da die Krankheit in ihrer vollen Stärke war, nicht von dem Bette dieſer geliebten Patientin: er begleitete ſie auch, als ſie anfieng zu geneſen, in den Geſundbrunnen, wo ſie ſich ſtärken ſollte, um über die Genauigkeit ihrer Cur zu wachen. Während dieſer ganzen Zeit war ſein Gemüth durch Zärtlichkeit, durch Furcht und durch Anſtrengung des Nachdenkens, (denn alle dieſe Geſchäfte der Liebe trieb er mit einem Eifer und mit einer ſo geſpannten Aufmerkſamkeit, die andre nur auf die wichtigſten Arbeiten ihres Berufs wenden,) angegriffen worden; und ſein Körper hatte zugleich durch den Zwang gelitten, den er ſich zuweilen dabey aufgelegt hatte. Er war an eine ſo beſtimmte Lebensordnung ſeit vielen Jahren gewöhnt, und maß beſonders Ruhe und Bewegung ſo genau gegeneinander ab: daß die geringſte Veränderung darin ſeine Verdauung zerrüttete und ſeine Säfte verdarb. Und in der That war er in der Befolgung der diätetiſchen Regeln, die er ſich vorgeſchrieben hatte, ſo ſtandhaft, daß, da andre die ihrigen leicht dem Vergnügen aufopfern, er ſich durch nichts, als durch die Ausübung einer höhern Pflicht, wofür er die Wartung ſeiner Tochter anſah, bewegen ließ, von den ſeinigen abzugehn.

Es iſt unmöglich, die verſchiednen Urſachen einer Krankheit genau zu erforſchen und zu beſtimmen, wie viel jede derſelben dazu beygetragen habe. Aber ſo viel iſt gewiß: daß er aus dem Geſundbrunnen, wohin er ſeine Tochter begleitet hatte, den Stoff zu derjenigen mitbrachte, die ſeinem Leben ein Ende machte; und daß ein Geſchäft väterlicher Zärtlichkeit das letzte war, welches er vor dieſer Krankheit vollbrachte.

In Abſicht ſeines Betragens, während derſelben, kann es zweifelhaft ſeyn, ob er die rechte Partey ergriffen habe: aber es kann nur eine Stimme darüber ſeyn, daß er ſich ſtandhaft und männlich bey der Ausführung ſeines Entſchluſſes betragen hat.

Die Reitzbarkeit ſeiner Verdauungswerkzeuge war, ſchon ſeit geraumer Zeit, ſo außerordentlich groß, daß man geneigt war, das, was er als Empfindungen, in dieſer Abſicht, beſchrieb, für Einbildungen zu halten. In der letzten Krankheit vermehrte ſich dieſe Reitzbarkeit dergeſtallt, daß jedes Nahrungs- jedes Arzneymittel, ſo wie es die geſchwächten oder ſchadhaften Theile der Eingeweide berührte, eine unglaubliche Beängſtigung verurſachte. In dieſem Zuſtande, beſonders, nachdem er einige Hülfsmittel verſucht hatte und ſich dadurch verſchlimmert ſah, glaubte er, daß aller Gebrauch von Arzneyen nur ſein Leiden vergrößern, aber nicht ſein Uebel heben könne. Er nahm alſo in den letzten vier Wochen ſeines Lebens von Arzneyen nichts, und von Nahrungsmitteln nur ſo viel, als zu ſeiner Erhaltung unentbehrlich war.

Da er ſich vorſetzte ſeine ganze Kraft auf die Ertragung ſeiner Leiden zu wenden: ſo entfernte er alle Gegenſtände, die ihn zerſtreuen konnten; und, außer ſeinen Kindern, war ich die einzige Perſon, die er zu ſich ließ. — Aber auch mit uns ſprach er wenig; und dieſes beſtändige, durch mehrere Wochen fortgeſetzte Stillſchweigen, das nur zuweilen durch kleine Aeußerungen der Zärtlichkeit, oder durch Beſorgung gewiſſer noch unberichtigten Angelegenheiten unterbrochen wurde, (denn innerlich war ſein Geiſt unaufhörlich thätig,) machte, für die Umſtehenden, ſeine Leiden gewiſſermaßen fürchterlich, — weil *reden* und *reden hören* alles erleichtert: aber es trug wahrſcheinlich dazu bey, ſie ihm ſelbſt erträglicher zu machen. Er pflegte in ſeinen geſunden Tagen oft und mit einem beſondern Intereſſe die Stelle des *Montaigne* zu wiederhohlen, wo dieſer von den Mexikaniſchen Müttern erzählt, daß ſie über ihre neugebohrnen Kinder feyerlich die Worte ausſprächen: *Der Menſch iſt gebohren zu leiden und zu ertragen. Leide alſo, Kind, ertrage, und ſchweig ſtille.* Und in der That iſt bey großen Uebeln, die nicht gelindert werden, wenn man ſie andern klagt, das beſte Mittel ſie zu ertragen, daß man ſie in ſich verſchließt.

Es wird aber keine gemeine Standhaftigkeit dazu erfordert, bey ſich vermehrenden Leiden, und bey der ſichtbaren Annaherung des Todes, die Hülfe, der man aus Vernunft entſagt hat, nicht dann, wenn es zu ſpät iſt, herbeyzurufen. Es iſt etwas eben ſo ſeltnes, von einem, ſeiner ſelbſt völlig bewußten, Kranken, in einer ſo langen Zeit keine laute Klage zu hören.

Es iſt ungewiß, ob er ſich, bey einer andern Behandlung ſeiner Krankheit, noch länger hätte erhalten können: aber ruhiger, gelaſſener, ſanfter hätte ſein Tod nicht ſeyn können. Und einen vernünftigen, tugendhaften Mann ſo ſterben ſehen, iſt für andre gute Menſchen ſehr erfreulich. Es erfüllt ſie mit einiger Hoffnung, daß die erworbne Vollkommenheit des menſchlichen Geiſtes auch für den Zeitpunct nicht unnütz ſey, wo die zerſtörte Maſchine keine ſichtbaren Aeußerungen ſeiner Thätigkeit zuläßt.

So wenig Paczensky in dieſer Krankheit ſprach, ſo zeigte er doch, daß ſein Gemüth mit allen guten und tröſtlichen Ideen, welche die Religion für die Zeit des Leidens darbiethet, und die, in geſunden Tagen, ſein Nachdenken ſo ernſtlich beſchäftigt hatten, erfüllt war.

* * *

Das Leben eines Privatmanns iſt, nach ſeinen Begebenheiten, nur für ſeine Freunde und Bekannten wichtig, auf welche dieſe Begebenheiten Einfluß gehabt haben: für das übrige Publicum erhält es ſein Intereſſe nur durch die Züge, welche es zur genauern Kenntniß des menſchlichen Geiſtes liefert. Um dazu etwas beyzutragen, will ich noch einige Beobachtungen über die eigenthümlichen Anlagen in dem Kopfe und Herzen meines Freundes hinzufügen.

Der erſte Grund aller ſeiner intellectuellen Vorzüge, und das Unterſcheidende ſeines Geiſtes, war eine Beharrlichkeit im Nachdenken über den jedesmahligen Gegenſtand ſeiner Betrachtung, die ich bey wenigen Menſchen größer geſehen habe.

So wie die Fähigkeit aufmerkſam zu ſeyn überhaupt, die beſſern Köpfe von den ſchlechtern unterſcheidet: ſo iſt dieſes Aushalten der Aufmerkſamkeit bey einem und demſelben Gegenſtande, dieſes wiederhohlte Zurückkehren zu demſelben, wenn er ſich bey der erſten Betrachtung noch nicht hat enthüllen wollen, das Zeichen eines ſtärkern Geiſtes, und zugleich der Weg zu einer höhern Klarheit der Begriffe. Ein flüchtiger aber ſcharfer Blick kann witzige Gedanken und glückliche Einfälle hervorbringen, zuweilen auch zureichen, in Geſchäften, die keinen Aufſchub leiden, einen ſchnellen Entſchluß zu bewirken: aber ein gründliches Urtheil über verwickelte Gegenſtände kann nur die Folge einer beharrlichen Meditation ſeyn.

Aber wie im Menſchen allenthalben die Schwäche mit der Stärke verbunden iſt, und die Quelle ſeiner Vorzüge auch die Quelle ſeiner Mängel wird: ſo legte auch, bey meinem Freunde dieſes erſte Princip aller ſeiner intellectuellen und moraliſchen Vollkommenheiten zugleich den Grund zu den Einſchränkungen derſelben.

Zuerſt wurde der Umfang ſeiner Kenntniſſe und Ideen dadurch auf gewiſſe Weiſe verengt: weil es nicht möglich iſt, eine große Mannichfaltigkeit von Sachen gleich umſtändlich zu durchdenken. Dieſe homines meditabundi ſind ſelten Vielwiſſer. Das ſchadet der Richtigkeit ihrer Ideen nicht, wenn die Gegenſtände, von welchen ſie nicht unterrichtet ſind, mit denen, welche ſie unterſucht haben, in keiner genauen Verbindung ſtehn. Aber wo, zur Beurtheilung eines Theils, der Ueberblick eines größern Ganzen nöthig iſt: da kann oft die übergroße Sorgfalt, mit welcher ſie dieſen einzelnen Theil durchdenken, — indem er ſie hindert, Zeit für die Betrachtung der übrigen zu gewinnen, — ſelbſt der Richtigkeit ihrer Einſichten nachtheilig werden.

Eine andre Folge von dieſer Beharrlichkeit ſeines Geiſtes in Verfolgung einer und derſelben Ideenreihe, war, daß er ſie nicht ſo leicht wieder verlaſſen konnte, wenn auch veränderte Umſtände, oder neue Gründe ihn zu einer Aenderung ſeiner ehemaligen Gedanken hätten bewegen ſollen.

Endlich war mein Freund, ſo wie viele Denker, nicht immer Herr über die Richtung ſeiner Aufmerkſamkeit. Sie hing ſich oft mit Gewalt an Gegenſtände, von denen er ſie gerne abgezogen hätte. Sie beharrte zuweilen eigenſinnig bey Kleinigkeiten, die er ſelbſt dieſer Beharrlichkeit nicht werth hielt. Er klagte oft, daß ein gleichgültiger Nahme, auf den er ſich nicht beſinnen könne, ihn ſo lange unabläßig beſchäftige, bis ſein Gedächtniß ihn aufgefunden hätte.

Die Gegenſtände indeß, bey welchen ſich der eiſerne Fleiß ſeines Nachdenkens am meiſten zeigte, waren nicht die der Wißbegierde, ſondern die der Zärtlichkeit, der Pflicht, oder pflichtmäßiger Geſchäfte. Ueber den Krankheitszuſtand eines Freundes, über ein Hinderniß bey der Erziehung ſeiner Tochter, über einen zu faſſenden Entſchluß in häuslichen Angelegenheiten, konnte er die Meditation Tage und Wochen lang fortſetzen: da er hingegen diejenige Geiſtes-Arbeiten, welche bloß wiſſenſchaftliche Belehrung zur Abſicht hatten, leichter aufgab, wenn ſie ihm zu viel Anſtrengung koſteten.

Von dieſer Beharrlichkeit aber gab es noch einen höhern Grund. Dieſer lag in dem Bedürfniſſe, welches er hatte, ſeine Ideen deutlich zu faſſen: ein Bedürfniß welches ſich zwar bey allen verſtändigen Menſchen in einem gewiſſen Grade findet, aber bey einigen doch dringender und herrſchender iſt. Mein Freund konnte ſich durchaus nicht mit einem gewiſſen Hell-Dunkel in ſeinen Vorſtellungen behelfen, mit welchem andre Menſchen ganz gut zurechte kommen, ja ſelbſt zuweilen glückliche Operationen machen. Vielleicht

leicht gehört es ſogar zu den Talenten großer Geſchäftsmänner, daß ſie auch ſolche Ideen, die ſie nicht völlig entwickelt haben, doch in der Anwendung aufs Handeln zu brauchen wiſſen. Paczensky gehörte nicht zu der Claſſe ſolcher Menſchen. Er ſchien die Sachen ſolange gar nicht zu verſtehen, bis er ſie ganz und vollkommen gefaßt hatte. Unwiſſend zu ſeyn war ihm erträglich: aber etwas halb zu wiſſen, war ihm zuwider. Daher kam es auch daß er gegen einen verwornen und undeutlichen Ausdruck in den Reden andrer, den gewöhnliche Zuhörer ungerügt vorbeygehn laſſen, weil ſie ſich mit einem ungefähr gefaßten Sinne begnügen, weniger nachſichtig war; und dieſelbe Deutlichkeit, nach welcher er in ſeinen eignen Begriffen ſtrebte, auch in den Vorträgen ſeiner Geſellſchafter forderte.

Die Gabe ſelbſt zu denken, und die ſich in die Denkungsarten andrer leicht zu verſetzen, iſt nicht immer bey einander. Auch Paczensky war von Natur dieſes letztre Talent nicht eigen. Nur die gute Lebensart, die er im Umgange mit der feinen Welt erworben hatte, machte, daß ſein Widerſpruch mit den Meinungen andrer nicht rauh und auffallend war: beſonders ſo lange Jugend und gute Laune ihn überhaupt nachſichtiger machte. Im Grunde aber war er ein auf ſeinen eignen Ideen, in Form und Materie, beſtehender Mann, eigenthümlich und feſt, und daher weniger fähig, die Ideen andrer den ſeinigen geſchwind anzupaſſen, oder das in ihnen verborgen liegende Wahre, unter einer unvollkommnen Bezeichnung zu erkennen.

Es war daher auch einem Freunde ſelten möglich, durch das, was er ſagte auf der Stelle bey ihm Eindruck zu machen, beſonders einer ſchon zuvor von ihm angenommenen Meinung entgegen zu wirken. Da Paczensky aber ein eben ſo wahrheitsliebender, als nachdenkender Mann war; da ſich aus ſeinem Gedächtniſſe die Sachen, welche er nicht gleich betrachtete, deshalb nicht gänzlich verloren; und da das einſame Ueberdenken des Gehörten und Geleſenen für ihn nothwendig war, um recht in den Sinn desſelben einzudringen: ſo thaten Vorſtellungen, die er überhört zu haben ſchien, oft erſt nach langer Zeit ihre Wirkung; und er wurde von einem, im Geſpräche ihm mitgetheilten, guten Gedanken zuweilen erſt dann gerührt, wenn der, von welchem er herrührte, ihn längſt vergeſſen glaubte.

Er klagte über ſein Gedächtniß, wie alle wißbegierige Menſchen. Aber es war bey ihm, wie bey ſo vielen, die dieſe Klage führen, der Fall, daß nur eine gewiſſe Art des Gedächtniſſes ihm mangelte. Es blieb ihm tief und lange eingedrückt, was er einmahl ganz durchdacht hatte, — alles, was in ſich einen begreiflichen Zuſammenhang hatte, und eine Kette von Urſachen und Wirkungen, von Gründen und Folgen bildete, — endlich alles, was lebhafte Empfindungen des Beyfalls oder der Mißbilligung bey ihm erregte. Daher behielt er Räſonnemens beſſer als Geſchichte; daher behielt er die Krankheitsgeſchichten der Seinigen, und diejenigen Begebenheiten ſeines eignen Lebens, auf welche ihm etwas ankam, mit einer unglaublichen chronologiſchen Pünctlichkeit; da er hingegen das Umſtändliche von Reiſe- und Geſchichtsbeſchreibungen ſehr bald vergaß, und ſelbſt anmuthige, oder luſtige Anecdoten ſeinem Gedächtniſſe nicht mit der Vollſtändigkeit einverleiben konnte, die einem guten Erzähler derſelben nothwendig iſt.

Er ſprach beſſer, als er ſchrieb: weil er im Schreiben noch deutlicher ſeyn wollte, als hinlänglich iſt, und daher weitſchweifig wurde.

Sein franzöſiſcher Stil war beſſer, als ſein deutſcher, weil er ſpäter mit den guten Muſtern des letztern bekannt geworden war, und weil ihm im Deutſchen immer etwas von dem Canzleyſtil anhing, in dem er ſich in frühern Jahren am meiſten geübt hatte.

So wie er im Nachforſchen der Dinge, welche er kennen lernen wollte, ſtandhaft und emſig war; ſo war er auch unermüdet in der Mittheilung ſeiner Kenntniſſe. Nie ließ er es ſich verdrießen, Sachen, die ihm ſchon ſo geläufig waren, daß ihre Wiederhohlung ihm unmöglich mehr Vergnügen machen konnte, von neuem vollſtändig und aufs deutlichſte zu entwickeln, wenn jemand ihn dazu aufforderte. Andre Leute begnügen ſich in einem ſolchen Falle, nur einen bloßen Fingerzeig von dem zu geben, was etwa zu ſagen ſeyn möchte. Aber es gehörte dieß zu den

Tugenden der Geſelligkeit, die er in vorzüglichem Grade beſaß, daß er ſich der Perſon, mit der er ſprach, mochte ſie noch ſo weit an Verſtande unter ihm ſeyn, jedesmahl ganz widmete, ſie ganz anhörte, und ihr auch alles genau erklärte, was ſie wiſſen ſollte. Ich habe in Fällen der Art ſeine Geduld, und zugleich die Unermüdbarkeit ſeines Körpers bewundert. So ſchwächlich er im Uebrigen war: ſo konnte er ein Geſpräch von halben und ganzen Tagen ununterbrochen aushalten, und ſelbſt von einerley Gegenſtänden, ohne Abwechſelung, ſprechen und ſprechen hören: und am Ende einer ſo langen Sitzung gab er ſich noch dieſelbe Mühe ſeine Begriffe vollſtändig aus einander zu ſetzen, wie im Anfange derſelben.

Die hervorragende Fähigkeit ſeines Geiſtes war in der That ſeine Beurtheilungskraft. Von ſeinem Beyſpiele habe ich, gewiſſermaßen, den Begriff von dem abziehen können, was die Franzoſe juſteſſe d'eſprit nennen. Ich ſehe ſie an für ein gewiſſes Gefühl der Wahrheit, welches vorhanden ſeyn kan, wenn auch die Gründe derſelben noch nicht völlig aus einander geſetzt ſind; — für eine Vorausſehung deſſen, was gründlichere und langſamere Unterſuchungen mit der Zeit entdecken werden; für eine Bemerkung der Grenzen des Wahren und Wahrſcheinlichen. Und dieſe Richtigkeit des erſten und ſchnellen Urtheils hängt, nach meinem Bedünken, davon ab, daß man die verſchiedenen Umſtände, die auf die Entſcheidung Einfluß haben, zugleich ins Auge faſſe; daß unter den partiellen Ideen, woraus der Total-Eindruck der Sache entſtehn ſoll, ein gewiſſes Gleichgewicht an Klarheit und Lebhaftigkeit herrſche, damit ſie mit vereinigter und proportionirter Gewalt auf das Gemüth wirken. Das unrichtige Urtheil iſt nichts anders als ein einſeitiges Urtheil.

Ich geſtehe es, daß ich ihn in dieſen erſten proviſoriſchen Urtheilen gerne zu meinem Führer annahm, und es für keine unnütze Arbeit hielt, die Gründe zu dem aufzuſuchen, was ich von ihm als noch unerwieſene, aber ihm einleuchtende Reſultate gehört hatte.

Aus ſeiner guten Beurtheilungskraft entſprang auch ſein richtiger Geſchmack. Er hatte keine tiefe Einſicht in die ſchönen Künſte: aber er fühlte ziemlich richtig, was in den Werken derſelben gut, oder ſchlecht ſey. Wenigſtens machten dieſe Werke beſtimmte Eindrücke auf ihn; und er urtheilte nach dieſen, und nicht nach den Meinungen andrer. Die Tonkunſt kannte er beſſer, als die Mahlerey, weil er die erſtere ſelbſt geübt hatte, und ſein Ohr von Natur muſikaliſch war.

In den Werken des Geiſtes hatte das, was Gedanken enthalt und den Verſtand beſchäftigt, bey ihm einen großen Vorzug vor dem, was bloß die Einbildungskraft aufzuregen beſtimmt iſt: und er beurtheilte jenes richtiger, als dieſes. Er war ſehr fähig, in die ſchwerſten Stellen eines tiefſinnigen Schriftſtellers einzudringen: und alles, was zu erforſchen Mühe machte, hatte auch einen gewiſſen Reitz für ihn. Aber er enthielt ſich vorſätzlich der allzuſubtilen Unterſuchungen über die erſten Principien unſrer Erkenntniſſe, die in unſern Tagen mehr, als je, rege geworden ſind. Er glaubte, daß er dieſe Unterſuchungen wohl vielleicht ſo weit verfolgen könnte, um ſein bisheriges Ideenſyſtem zu zerſtören, aber ſchwerlich ſo weit, um ein neues zu gründen: in welchem Falle er, an Beruhigung und an Feſtigkeit im Denken überhaupt, mehr zu verlieren fürchtete, als er an Einſichten gewinnen würde.

Witzige Einfälle, bonsmots im eigentlichen Verſtande, waren nicht ſeine Sache: ſo wenig als Erzählungen und luſtige Geſchichte. Das, was in ſeinen Reden das vorzüglichſte war, und worin er am meiſten leiſtete, war immer das Gedachte, und durch Ueberlegung Herausgebrachte, — nicht das, durch ein glückliches Ohngefähr, oder durch eine Art von Eingebung Gefundne. Er geſtand, daß er, ſelbſt in ſeiner Jugend, ſo lebhaft er für das ſchöne Geſchlecht empfand, doch die rechte Gabe es zu unterhalten, nicht gehabt habe. — Auch hierin war zwiſchen mir und ihm eine Aehnlichkeit, die unſre Freundſchaft befeſtigte: weil jeder bey dem andern die Unterhaltung fand, in die er ſelbſt am beſten einſtimmen konnte.

Er war, in ſeinen letztern Jahren, ein ziemlich unpartheyiſcher Richter von der Litteratur derjenigen Nationen, deren Sprachen er verſtand. Doch hatte die franzöſiſche Regelmäßigkeit im

Plane und Ausdrucke, da ſie mit der Beſchaffenheit ſeines eignen Geiſtes mehr übereinſtimmte, und ihn früher an ſich gezogen hatte, einen großen Vorzug, in ſeiner Achtung, vor den freyern Ausflügen des Deutſchen oder Engliſchen Genies.

Ich kann nicht umhin, über den wichtigſten Gegenſtand, welcher in unſern Tagen die Aufmerkſamkeit der Welt beſchäftigt, über die Franzöſiſche Revolution, das Urtheil meines Freundes anzuführen: weil nichts den Menſchen ſo kenntlich macht, als die Art wie er große, und vielſeitige Gegenſtände betrachtet. — Er iſt einer von den wenigen Menſchen, die über dieſe Staatsveränderung, vom erſten Anfange an, ihr Urtheil nie geändert haben. Zu der Zeit, als die unerwartet glücklichen Fortſchritte, und die ſcheinbar weiſen Plane der erſten Nationalverſammlung viele bezauberten, und noch mehrere mit guten Hoffnungen erfüllen, war er ſowohl von der Illegalität, als dem ſchlechten Ausgange ihrer Unternehmungen völlig überzeugt. Seine Ideen war genau die des Burkes, lange zuvor, ehe deſſen berühmtes Werk erſchienen war. Er glaubte nehmlich: daß eine Totalveränderung in dem Staatsſyſteme eines großen Reichs unausbleiblich für daſſelbe verderblich ſey; und daß eine ſolche Veränderung, von Menſchen unternommen, die bloß zur Verbeſſerung beſtimmter Mißbräuche zuſammenberufen worden waren, auch als höchſt unrechtmäßig und unerlaubt angeſehen werden müſſe. —

Seine Sinnen waren nicht ſcharf, aber fein. Sein Auge ſah nicht ins Weite: aber er bemerkte, was in ſeinem Geſichtskreiſe lag, auch in den Geſtalten der Dinge, geſchwind und richtig. Von ſeinem muſikaliſchen Gehör habe ich ſchon geredet. Seine Zunge unterſchied die mehr oder minder vollkommne Zurichtung der Speiſen eben ſo genau, als ſein Geiſt die Schönheiten und Fehler in den Werken des Witzes. — Und doch habe ich wenige Menſchen geſehen, die ihren Gaumen beſſer zu beherrſchen wußten, und in der Beobachtung der diätetiſchen Regeln, welche das Vergnügen der Taſel einſchränken, ſtrenger geweſen wären.

Seine Einbildungskraft war lebhaft genng, ihm entweder die Gegenſtände der Erfahrung, auch in ihrer Abweſenheit, wieder darzuſtellen, oder zu den Jdeen, die ſein Verſtand zergliedern wollte, paſſende Beyſpiele zu liefern. Aber eigentlich dichteriſch war ſie nicht: uud ſeine richtige Selbſtkenntniß hatte ihn frühzeitig von allen poetiſchen Verſuchen abgehalten, zu deuen, als zu Vorarbeiten des Verſtandes, fähige Köpfe gemeiniglich veranlaſſet werden.

Unter den moraliſchen Eigenſchaften war diejenige, welcher der Rang nnter den übrigen gebührt, auch die, welche ſeinen Charakter am kenntlichſten bezeichnete: — Redlichkeit, und eine unwandelbare Liebe des Rechts und der

Wahrheit. — Was er ſagte, war wahr: was er verſprach, hielt er. Auch in Kleinigkeiten wider ſeine Ueberzeugung zu reden, ſchien ihm, wenn es aus Gefälligkeit geſchieht, eine zweydeutige Handlung zu ſeyn, und wenn man es ſeines Vortheils wegen thut, eine entehrende. — Nie war jemand von dem Geiſte der Intrige weiter entfernt.

An Mildthätigkeit haben ihn vielleicht andre übertroffen: aber in ſtrenger Beobachtung der Gerechtigkeit keiner. — Er war nicht im eigentlichen Verſtande weichherzig. Die Noth eines Unbekannten rührte ihn nicht ſo ſehr durch leidenſchaftliches Mitleiden, als durch den Gedanken an die Hülfe, die er leiſten könnte. Er hielt es für eine weit größere Pflicht, in den beſondern Verhältniſſen, in welchen man lebt, dem Verwandten, dem Freunde, zu *leiſten*, was man ihnen ſchuldig iſt, als Unbekannten zu *geben*, was man ihnen nicht ſchuldig iſt.

Unwillen und Verachtung hat er, ohne Zweifel, oft nicht gezeigt, wo er ſie empfand: aber freundſchaftliche Geſinnungen hat er gewiß nie geäußert, als wenn er von denſelben beſeelt war. Auch dasjenige Lob, welches ein bloßes Formular der Höflichkeit iſt, ſchränkte er ſo ſehr ein, als möglich: um der Wahrheit wenigſtens nahe zu bleiben, wenn er ſie nicht, nach aller Strenge, beybehalten konnte. Ueberhaupt war er kein bereitwilliger Bewunderer. In ſeinen Lobſprüchen, auch der Sachen, die ihm wirklich gefielen, war er gemäßigt; aber in ihrer Vertheiditheidigung war er lebhaft, wenn ſie angegriffen wurden.

Dieſe Redlichkeit machte ihn auch der Freundſchaft vorzüglich fähig. Er war ſich in dem Betragen gegen ſeinen Freund immer gleich, weil die Geſinnungen, welche zum Grunde lagen, vollkommen aufrichtig waren. Es iſt eine der herrlichſten Eigenſchaften eines Menſchen, wenn man ſicher iſt, morgen eben das Geſicht und die Geſinnungen wiederzufinden, mit denen man ihn heute verlaſſen hat.

Die Sinnlichkeit hatte in ſeiner Jugend manchen Sieg über ſeine Tugend erhalten. Mit einem lebhaften Temperamente, und vom Glücke begünſtigt: welche Fallſtricke mußte ihm nicht, die ſchönſte und gefährlichſte aller Leidenſchaften legen? Aber ſein guter Geſchmack, ſein moraliſches Gefühl, ſein Hang zu den Vergnügungen des Geiſtes hatten ihn immer vor ſolchen Ausſchweifungen bewahrt, die den Charakter verderben und die Rückkehr zur Tugend unmöglich machen.

Nachdem der erſte Rauſch jugendlicher Aufwallungen vorüber war, trat, in Abſicht aller ſinnlichen Vergnügungen, eine Mäßigung an die Stelle, welche, ſo überdacht und ſo ſtandhaft, auch bey den Weiſen ſelten gefunden wird.

Menſchenliebe war bey ihm vornehmlich Liebe des Verdienſtes und Liebe der Gerechtig-

keit.

keit. Daher war er auch als Gutsherr nur gerecht, nicht nachſehend gegen ſeine Unterthanen, bereit in einzelnen Fällen ihnen zu dienen, aber ungeneigt von ſeinen Gerechtſamen etwas abzulaſſen.

Da er in ſeiner Zuneigung gegen Perſonen ſehr ſtandhaft war: ſo war er auch ſchwer zur Freundſchaft wieder zurück zu bringen, wenn er ihr Band aus Urſachen, die er für wichtig hielt, aufgelößt hatte.

Selten wurden die erſten Bewegungen ſeines Herzens durch die nachfolgenden Überlegungen beſtritten. Dieſe dienten gemeiniglich nur dazu, jene zu rechtfertigen. Das kam in der That oft davon her, daß ſeine erſten Bewegungen die richtigen und den Umſtänden angemeſſenſten waren. Aber wer kann es leugnen, daß auch bey den beſten Menſchen Vorurtheil, oder Leidenſchaft zuweilen eben die Unveränderlichkeit hervorbringt, die von Rechtes wegen nur eine Folge der Ueberzeugung aus Gründen ſeyn ſollte?

Eben die Grundſätze, nach welchen er ſeine Pflichten vornehmlich auf die engern Verhältniſſe des Berufs, der Verwandſchaft, und der Freundſchaft einſchränkte, machten auch daß er alle weitausſehende Pläne der Philanthropie, die auf entfernte Zeiten und Völker wirken will, wenig ſchätzte, und ſelbſt gegen die Principien, auf welche man ſie gründet, mißtrauiſch war. Wer ſollte es glauben, daß ein Mann, der an Verſtand

ſtand und Tugend ſo viel Gefallen hatte, und der eine Vorſehung annahm, doch der Meinung, daß es einen Fortgang des Guten in der Welt gebe, entgegen war; daß er einen beſtändigen Kreislauf vom Schlechtern zum Beſſern, und von dieſem wieder rückwärts zum Verfall, für die einzige haltbare Hypotheſe über den Zuſammenhang der Geſchichte des menſchlichen Geſchlechts annahm? Dieſe Idee iſt ſehr niederſchlagend für den Moraliſten, welcher an der Aufklärung oder der Verbeſſerung der Menſchen arbeiten will: aber für den Tugendhaften ſelbſt, welcher ſeine Pflicht vornehmlich in die Bezwingung ſeiner Leidenſchaften ſetzt, und ſein Ziel der Vollkommenheit nur innerhalb ſeines beſtimmten Wirkungskreiſes aufſucht, wird ſie, wie ich aus Paczenskys Beyſpiel geſehen habe, eine bloße Sache der Speculation, die weder die Neigung zur Tugend ſchwächt, noch den Muth dazu benimmt.

Sein Religionsſyſtem war in ſeiner erſten Jugend das ſtreng orthodoxe, — auf dem Pädagogium für eine Zeitlang das pietiſtiſche geweſen. Die Zerſtreuungen der Welt, und die Ueberlegungen der kalten Vernunft hatten das Enthuſiaſtiſche dieſer Eindrücke vertilgt, aber die großen Wahrheiten der Religion hatten ſie nie bey ihm in Vergeſſenheit gebracht, und ſelbſt ſeine Achtung für die Lehren der geoffenbarten Religion hatten ſie nicht aufgehoben.

Da er weder ſeine Ideen plötzlich zu verändern, noch ſich von allgemein angenommenen Meinungen weit zu entfernen geneigt war;

da Mäßigung und ein beſcheidnes Mißtrauen in ſeine Einſichten ſeine Philoſophie regierte: ſo hielt er ſich, auch in der Religion, an ſeine älteſten Ueberzeugungen und an das Syſtem ſeiner Glaubensgenoſſen ſo nahe, als es möglich war, und änderte in beyden nur, was ganz evidente Gründe ihm als unwahr, oder dem Zwecke der Religion widerſprechend darſtellten.

Sein Beruf hat ihn nie dazu aufgefordert, ſich großen Gefahren auszuſetzen: aber in allen Fällen, wo Entſchloſſenheit und Muth nöthig war, habe ich ihn beherzt und mit gegenwärtigem Geiſte handeln ſehn. Ich habe oben den ſtillſchweigenden Widerſtand geſchildert, den er den Empfindungen des Schmerzes in ſeiner letzten Krankheit, und bey Annäherung des Todes entgegenſetzte. Die Unglücksfälle, von denen er, in Abſicht ſeines Vermögens, bedroht worden war, hatten ihn nie erſchreckt; körperliche Leiden ertrug er ſehr geduldig, ob er gleich auch gegen die kleinſten empfindlich war: aber Kummer über Dinge, die das Herz angreifen, konnte ihn niederbeugen.

Da er, ſowohl nach ſeiner natürlichen Denkungsart, als nach ſeinen Grundſätzen, ſich genau an die Verhältniſſe band, in die ihn ſeine bürgerliche und häusliche Lage ſetzte: ſo hatte er auch für die Meinungen und Gewohnheiten ſeines Standes eine größere Anhänglichkeit, als diejenigen vielleicht ganz billigen möchten, welche die Dinge aus einem verſchiedenen Standorte anſehn. Er gab den Vorzügen der Geburt einen großen Werth, ob er gleich den Werth des Verdienſtes höher achtete. Er würde ſich allen ſo genannten Geſetzen der Ehre, im Nothfalle, unterworfen haben. Er würde nie eine Mißheyrath eingegangen ſeyn, nie eine ſeiner Kinder gebilligt haben. Ohnerachtet er in der Wahl ſeines Umgangs und ſeiner Freunde bloß auf perſönliche Eigenſchaften ſah: ſo glaubte er doch, daß Familienverbindungen Gleichheit des Standes und der Geburt verlangen.

Weil er gerecht zu ſeyn, zur erſten Tugend machte: ſo war er auch einer der dankbarſten Menſchen. Denn Dankbarkeit iſt die Erfüllung einer Schuldigkeit; und ſie wird eben deßwegen den meiſten Menſchen ſchwerer, als die Wohlthätigkeit, die einem freywilligen Geſchenke ähnlich ſieht.

Jeder menſchliche Charakter iſt eine Zuſammenſetzung mannigfaltiger Triebfedern, die von der Vernunft regiert werden ſollen. Den kann man einen tugendhaften Mann nennen, bey welchem die Herrſchaft der Vernunft im Ganzen vorwaltet, wenn auch die Triebfedern ſelbſt nicht in derjenigen vollkommnen Proportion gegen einander ſtehn, die das Ideal der Vollkommenheit erfordert.

Ich habe indeß, in dem Kreiſe meiner Erfahrungen, wenige Menſchen der Vollkommenheit näher geſehen. Durch ihn bin ich auf viele meiner eignen Fehler aufmerkſam, und zu vielen

Tugenden ermuntert worden. Mitten unter den Unannehmlichkeiten, welche mein Leben beſchwert haben, erkenne ich es für eine vorzügliche Wohlthat der Vorſehung, daß ſie mich einem ſo verſtändigen und ſo guten Manne nahe genug gebracht hat, um ihn genau kennen zu lernen, und von ihm geliebt zu werden.

Sein Andenken kann denen, die mit ihm in einer ſo engen Verbindung, als ich, geſtanden haben, die Stelle eines unſichtbaren Zeugen vertreten. Ich werde oft, indem ich mir ſein Bild lebhaft vor Augen ſtelle, mich ſelbſt befragen, was er wohl von dem, was ich thue, gebilligt hätte, und werde auf dem rechten Wege zu ſeyn glauben, wenn ich hoffen kann, daß mein Betragen ſeinen Beyfall erhalten würde.

Unterſuchung
über
die Natur und die Urſachen
des
Nationalreichthums

von
Adam Smith,
Doctor der Rechte,
Mitgliede der Londoner und Edinburger Geſellſchaft der Wiſſenſchaften und Königlichem Commiſſar bey dem Zollamte in Schottland, ehedem Lehrer der Moralphiloſophie auf
der Univerſität zu Glasgow.

Aus dem Engliſchen der vierten Ausgabe
neu überſetzt.

Erſter Band.

Breslau,
bey Wilhelm Gottlieb Korn,
1794.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts
München
Bibliothek

Vorrede des Ueberſetzers.

Dieſes Werk, welches in dem Lande, wo es zuerſt erſchien, zu einem ſolchen Anſehen gelangt iſt, daß daſelbſt in der geſetzgebenden Verſammlung, bey Berathſchlagungen über ſtaatswirthſchaftliche Gegenſtände, ſtreitende Partheyen ſich auf Stellen aus demſelben berufen haben, um ihren Meinungen dadurch Gewicht zu geben, iſt auch unter uns ſchon ſeit 1776 durch eine Ueberſetzung bekannt. Ich lernte es zuerſt in dieſer kennen; und auch in dieſer zog es mich durch

durch die Menge neuer Aufſchlüſſe, die es mir, nicht nur über den eigentlichen Gegenſtand ſeiner Unterſuchungen, ſondern über alle damit verwandten Materien aus der Philoſophie des bürgerlichen und geſellſchaftlichen Lebens gab, ſo ſtark an ſich, als es in dem ganzen Laufe meiner Studien nur wenige Bücher gethan haben. Schon dieß iſt ein Beweis, daß dieſe Ueberſetzung nicht durchaus unbrauchbar iſt. Sie iſt an den meiſten Orten richtig und verſtändlich: aber ich geſtehe, daß ich ſie zuweilen mit Mühe verſtand, und daß mir faſt nirgends der Styl angenehm ſchien. Dieſe Empfindung muß mehrern Leſern gemein geweſen ſeyn; und der Ruf davon muß viele von dem Gebrauche dieſes Werks abgeſchreckt haben. Denn in der That hat es in Deutſchland das Glück nicht gemacht, welches ſein Werth ihm verſprechen konnte, und welches es in allen Theilen Europens, wo es im Original, oder in guten Ueberſetzungen hingedrungen iſt, gefunden hat. Als ich in der Folge die Urſchrift ſelbſt in die Hände bekam, und eine zweyte ernſthafte Leſung des Buchs anſtellte, fand ich mich zwar, in Abſicht der Sachen, nicht mehr, wie bey der erſten Durchſicht, durch die Neuheit der Ideen und die wahrgenommene Bereicherung meiner Kenntniſſe ſo ſehr bezaubert, daß ich auch in Abſicht unerwieſener Behauptungen geblendet wurde; aber ich fand mich deſto mehr durch die Leichtigkeit und Anmuth des Vortrags vergnügt, die mich auf gewiſſe Weiſe, als unerwartet, überraſchte. Dieſes Vergnügen, und der Wunſch, meinen Landsleuten ein Buch, welches ihnen durch ſeinen Inhalt ſo nützlich ſeyn kann, auch durch ſeinen Styl anziehender zu machen, bewog mich, da ich mir für Stunden, wo ein angeſtrengtes eigenes Nachdenken mir unmöglich fällt, eine litterariſche leichtere Arbeit ſuchte, die Ueberſetzung dieſes Werks dazu zu wählen, ob ich gleich dadurch eine ſchon gethane Arbeit zum zweytenmahle zu thun ſchien. Da ich aber zur Ausführung meines Vorſatzes ſchritt, fand ich, daß, weil ich dieſer Arbeit nur meine Nebenſtunden widmete, ſie zu langſam fortrückte, um in einem ſolchen Zeitraume, nach der Ankündigung derſelben vollendet zu werden, als das Publicum wohl erwarten und der Verleger wünſchen würde. Ich wählte mir alſo einen Freund, den Herrn Ober-Poſt-Commiſſar Dörrien in Leipzig, zum Gehülfen, von deſſen Schreibart ich vermuthete, daß ſie der meinigen ähnlich ſeyn würde, weil die Aehnlichkeit unſerer Denkungsart der Grund unſerer Freundſchaft geweſen war. Da ich ihm zugleich die nöthige Kenntniß der Sprache und der Sachen zutrauen konnte, und wir einander unſere Arbeiten, ehe wir ſie dem Publicum vorlegten, mitzutheilen verſprachen: ſo glaubte ich, daß dieſe Vereinigung der Arbeiten, ohne dem Werthe der Ueberſetzung, durch Ungleichheiten des Styls Abbruch zu thun, die Vollendung ſendung derſelben beſchleunigen würde. Auf welche Weiſe, ich und mein Freund, wir uns in dieſes Geſchäft getheilt haben, davon will ich am Ende des Werks dem Publicum Rechenſchaft ablegen. Ich hoffe alsdann zugleich, ihm einige Nachrichten von den Lebensumſtänden des Autors mittheilen zu können: Nachrichten, die vielleicht hier am ſchicklichſten ihren Platz gefunden hätten, die ich aber bis dahin habe ausſetzen müſſen, weil ich zu der Quelle, woraus ich ſie ſchöpfen mußte, (der letzten engliſchen Ausgabe von Smiths Betrachtungen über die moraliſchen Empfindungen, welcher eine Lebensbeſchreibung des Autors vorgeſetzt iſt,) aller meiner Bemühungen ungeachtet, noch nicht habe gelangen können. Dieſen Nachrichten gedenke ich noch einen doppelten Anhang beyzufügen. Einen, in welchem ich diejenigen Begriffe und Sätze, die ich in dieſem Werke für neu und ihm eigen halte, und die ich alſo als die eigentliche Ausbeute anſehe, womit es den Schatz menſchlicher Kenntniſſe bereichert hat, zu einer ſchnellern Ueberſicht zuſammenſtelle; und einen zweyten, ich welchem ich einige der allgemeinen Grundſätze, die in dem ſtaatswirthſchaftlichen Syſtem des Autors herrſchen, einer neuen Prüfung unterwerfe.

Da ich erklärt habe, daß ich vornehmlich dadurch zu einer neuen Ueberſetzung dieſes Werks bewogen worden bin, weil ich den Vortrag deſſelben in der Urſchrift ſo vorzüglich gefunden habe: ſo muß ich, um nicht bey dem Leſer, der unſern Schriftſteller ſchon kennt, in den Verdacht der Partheylichkeit zu kommen, oder bey dem, welcher ſich in unſerer Ueberſetzung zuerſt mit ihm bekannt machen will, falſche Erwartungen zu erregen, mein Urtheil über deſſen Vortrag und Styl etwas genauer aus einander ſetzen. Das erſte Verdienſt des Styls in einem zum Unterrichte beſtimmten Buche iſt die Deutlichkeit, die durch die Eigenthümlichkeit der gewählten Worte, durch die Sprachrichtigkeit in der Verbindung derſelben, und durch eine ſolche Zuſammenfügung, ſowohl der Sätze in den einzelnen Perioden, als der Perioden unter ſich in ganzen Abſchnitten, erhalten wird, welche den Verhältniſſen der Jdeen genau angemeſſen iſt, und, wie Quintilian ſagt, nicht nur das Verſtehen möglich, ſondern das Mißverſtehen unmöglich macht. Die Kürze iſt das zweyte Verdienſt. Sie iſt zum Theile eine natürliche Folge des ſprachrichtigſten und unzweydeutigſten Ausdrucks, weil man da der wenigſten Worte zur Erklärung ſeines Sinnes bedarf, wo man gleich anfangs die paſſendſten gefunden hat. Zum Theile entſteht ſie aus einer richtigen Lehrmethode, und iſt ein Werk der Urtheilskraft, welche unter den vorzutragenden Sachen, diejenigen, welche als bekannt vorausgeſetzt, oder nur durch Fingerzeige angegeben werden müſſen, von denen gehörig unterſcheidet, die eine vollſtändige Entwickelung verlangen. — In Abſicht der erſten dieſer Vorzüge, der Deutlichkeit, welche aus der Richtigkeit, ſowohl in der Wahl, als der Verbindung der Wörter entſteht, iſt der Styl des Smith untadelhaft. Auch die von ihm neu gemachten, oder auf eine neue Art angewandten Kunſtwörter ſind mit Einſicht gewählt, und durch den Zuſammenhang ſtets verſtändlich gemacht. Nur diejenige Kürze fehlt zuweilen, die möglich geweſen wäre, wenn er ein größeres Vertrauen zu dem Verſtande, oder dem Gedächtniſſe ſeiner Leſer gehabt hätte. Die zu ängſtliche Bemühung, deutlich zu ſeyn, hat unſtreitig ſeinen Styl in einzelnen Perioden verwickelt, und ſeinen Vortrag im Ganzen zuweilen ermüdend gemacht. — Ich wollte dieſen Fehler, den ich an Smiths Schreibart bemerke, nicht gerne Weitſchweiſigkeit nennen, denn er beſteht nicht in der Einmiſchung fremder,

der, nicht zum Zwecke gehöriger Dinge; es iſt nicht die rhetoriſche Umſchreibung alltäglicher Ideen. Ich wollte ihn lieber eine zu große Umſtändlichkeit und Genauigkeit nennen, indem er nur in der zu häufigen Zurückführung des Leſers auf diejenigen Grundideen und Grundprincipien liegt, welche der Autor im vorhergehenden ſchon hinlänglich erläutert hatte, um ſie als bekannt annehmen zu können. Anſtatt daß er, nach der einmahl vollendeten Erklärung eines Begriffs, oder nach dem geendigten Beweiſe eines Satzes, in der Folge, das Definitum an die Stelle der Definition ſetzen, und den Satz nur ohne ſeine Beweiſe anführen dürfte, pflegt er, weil er ſelbſt die behandelten Materien für ſchwer hält, immer wieder die Merkmahle des Begriffs und die Gründe des Lehrſatzes kurz wiederhohlt einzuſchieben. Dieſe Einſchiebſel ſind es, welche ſeinen Styl zuweilen ſchwerfällig machen; und dieſe öftern Wiederholungen ſind es, welche ſeinen Vortrag über Gebühr ausdehnen *).

Ich

---

*) Aus den Fehlern groſſer Männer kann man lernen, wenn man den Urſachen derſelben nachſpürt. Nichts iſt der Deutlichkeit ſchädlicher, fiel mir oft bey der Ueberſetzung des Smith ein, als die allzugroße Furcht, undeutlich zu ſeyn. Und dieſe Furcht entſteht nicht ſelten aus der Eigenliebe des Autors. Ich will ſo viel ſagen. Ein Schriftſteller bildet ſich oft ein, ſo neue und ſo tiefſinnige Sachen zu ſagen, daß nur wenige Menſchen fähig ſeyn werden, ihn aufs erſtemahl zu faſſen. Er glaubt ſich daher verbunden, ſie von vielen Seiten zu zeigen, ſie in veränderter Geſtalt mehrmahlen den Leſern unter die Augen zu führen, und ſie, ſo oft er ſie zu weitern Schlüſſen, als Vorderſätze braucht, kurz zu wiederhohlen. Zuweilen entſteht auch dieſes Mißtrauen in die Einſicht, oder die Aufmerkſamkeit des Leſers, aus dem geheimen Bewußtſeyn bey der erſten Erörterung des Gegenſtandes, den einzigen rechten Ausdruck, der ihn völlig ins Licht ſetzte, nicht gefunden zu haben. Woraus es aber auch entſtehe: ſo iſt es allemahl der Vollkommenheit des didaktiſchen Styls nachtheilig, und ſelbſt dem Zwecke des gegebenen Unterrichts hinderlich. Wer den Gegenſtand bey den erſten Erklärungen wohl gefaßt hat, ſieht nicht nur Wiederhohlungen ungern, ſandern wird auch veranlaßt, ſeine Aufmerkſamkeit wenn ſie zuvor angeſpannt war, erſchlaffen zu laſſen. Und iſt er durch Sachen, die ihm überflüſſig ſchienen, einmahl zerſtreuet worden: ſo überhört er auch oft die-

Ich habe mir, bey der Ueberſetzung eines ſo klaſſiſchen Autors, Abkürzungen nicht ſo oft erlaubt, als ich ſie würde nöthig gefunden haben, wenn ich über die Schrift, als über mein eigenes Werk hätte gebiethen können. Aber, was ich für erlaubt und ſchicklich hielt, habe ich gethan, um den Styl ohne Weglaſſung irgend einer weſentlichen Idee, geſchmeidiger zu machen, und das Ermüdende der Wiederhohlungen durch Abwechſelungen des Ausdrucks zu mildern. Ob mir dieß gelungen ſey; ob es mir und meinem Freunde überhaupt gelingen werde, dem Autor Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen und dem deutſchen Leſer Genüge zu thun; treu in der Darſtellung der Ideen des erſtern, und doch für das Verſtändniß des

andern

---

diejenigen, welche unentbehrlich ſind. Der unachtſame oder unfähige Leſer hingegen, erhält durch ſolche Wiederhohlungen ſelten einen andern Nutzen, als daß gewiſſe wiſſenſchaftliche Wörter und Redensarten ſich tiefer in ſein Gedächtniß einprägen, ohne daß ſein Verſtand über ihren Sinn erleuchteter würde.

andern leicht und für ſein Ohr angenehm zu ſeyn: darüber erwarten wir die Urtheile des Publicums, nicht mit zuverläſſiger Hoffnung des Beyfalls, ſondern ruhig, weil wir uns bewußt ſind, daß wir uns aus allen unſern Kräften bemühen, dieſe doppelte Abſicht zu erreichen.

Breslau, den 27ſten September 1793.

Chriſtian Garve.

Vorbericht des Autors zu der dritten Ausgabe.

Die erſte Ausgabe dieſes Werks wurde am Ende des Jahrs 1775 und zu Anfange des folgenden gedruckt. So oft daher von dem gegenwärtigen Zuſtande der Dinge die Rede iſt, muß man dieſen Zeitpunct, oder einen etwas frühern darunter verſtehen, in welchem ich das Buch ſchrieb. Bey der dritten Ausgabe habe ich verſchiedene Zuſätze gemacht, vorzüglich zu dem Kapitel von Rückzöllen und von Ausfuhrprämien; auch iſt ein ganz neues Kapitel mit der Ueberſchrift: über die Folgen des Handelsſyſtems, und zu dem Kapitel über die Ausgaben des Staats, ein neuer Artikel hinzu gekommen. So oft in allen dieſen Zuſätzen von dem gegenwärtigen Zuſtande der Dinge geredet wird, iſt das Jahr 1783 und der Anfang des Jahres 1784 darunter zu verſtehen.

Vorbericht zu der vierten Ausgabe.

Dieſe vierte Ausgabe iſt ganz unverändert geblieben. Ich darf aber nunmehr bekennen, wie ſehr ich dem Herrn **Heinrich Hop** in Amſterdam verbunden bin. Ihm verdanke ich die eben ſo gründliche, als freymüthige Belehrung über die Bank von Amſterdam, einen ſehr wichtigen Gegenſtand, über welchen bisher noch keine genugthuende, oder auch nur verſtändliche Nachricht im Drucke erſchienen war. Der Name dieſes Mannes iſt in Europa ſo berühmt, und ſeine Belehrungen gereichen jedem, dem er ſie mitgetheilt hat, ſo ſehr zur Ehre, daß ich mir das Vergnügen nicht verſagen konnte, der neuen Ausgabe meines Buchs dieſe Nachricht vorzuſetzen.

Inhalt

des erſten Bandes.

Einleitung und Plan des Werks Seite 1

Erſtes Buch.

Von den Urſachen, durch welche die hervorbringenden Kräfte der Arbeit vermehrt werden, und von den Regeln, nach welchen ſich die Erzeugniſſe derſelben, unter die verſchiedenen Klaſſen der Geſellſchaft natürlicher Weiſe vertheilen.

Erſtes Kapitel.

Theilung der Arbeiten S. 7

Zweytes Kapitel.

Von den im Menſchen liegenden Triebfedern, die zur Vertheilung der Arbeiten Anlaß geben 23

Drittes Kapitel.

Daß die Vertheilung der Arbeiten durch die Größe und Ausdehnung des Marktes ihre Schranken erhält Seite 30

Viertes Kapitel.

Von dem Urſprunge und dem Gebrauche des Geldes 38

Fünftes Kapitel.

Von dem reellen, und von dem Nominalpreiſe der Waaren: oder von ihrem Werthe in Arbeit und im Gelde berechnet. 50

Sechſtes Kapitel.

Von den Beſtandtheilen, in welche ſich der Preis aller Waaren zuletzt auflöſet 84

Siebentes Kapitel.

Von dem natürlichen Preiſe der Waaren, und von dem Marktpreiſe 98

Achtes Kapitel.

Vom Arbeitslohne 116

Neuntes Kapitel.

Von dem Gewinnſte am Kapitale 160

Zehntes Kapitel.

Wie Arbeitslohn und Kapitalgewinnſt nach Verſchiedenheit der Gegenſtände, auf welche die Arbeit oder das Kapital angewendet wird, verſchieden ſind 181

Erſte Abtheilung.

Ungleichheiten, welche aus der Natur der Beſchäftigungen ſelbſt entſtehen S. 182

Zweyte Abtheilung.

Ungleichheiten, welche durch die europäiſche Polizey veranlaſſet werden 222

Eilftes Kapitel.

Von der Landrente 271

Erſte Abtheilung.

Von denjenigen Erzeugniſſen, die zu aller Zeit eine Rente abwerfen 275

Zweyte Abtheilung.

Von denjenigen Erzeugniſſen, die nur zuweilen und unter gewiſſen Umſtänden eine Rente bringen 305

Dritte Abtheilung.

Veränderungen in dem Verhältniſſe zwiſchen den Preiſen derjenigen Erzeugniſſe, welche immer, und derjenigen, welche nur zuweilen eine Rente bringen 329

Eingeſchobene Unterſuchung über die Abwechſelungen der Silberpreiſe in den letzten vier Jahrhunderten.

Erſte Periode 332
Zweyte Periode 357
Dritte Periode 359

Veränderungen, die in dem Verhältniſſe des Goldwerths zum Silberwerthe vorgegangen ſind 390

Von den Urſachen zu der Vermuthung, daß das Silber auf dem europäiſchen Markte noch jetzt im Fallen iſt 400

Verſchiedener Einfluß der fortſchreitenden Cultur auf drey verſchiedene Arten der rohen Producte 401

Erſte Gattung 402

Zweyte Gattung 406

Dritte Gattung 424

Beſchluß und Reſultat der über die Abwechſelungen des Silberpreiſes eingeſchobenen Abhandlung 442

Wirkungen der ſteigenden Landescultur auf den Preis der Manufacturwaaren 451

Schluß des Kapitels 459

Unterſuchung
über
die Natur und die Urſachen
des
National-Reichthums.

Einleitung und Plan des Werks.

Die Arbeit, welche jede Nation jährlich verrichtet, iſt der Fond, der ſie urſprünglich mit allen von ihr jährlich verbrauchten Nothwendigkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens verſorgt. Dieſe ſind entweder das unmittelbare Product jener Arbeit, oder werden, für dieſes Product, von andern Nationen erkauft.

In einem je größern oder kleinern Verhältniſſe alſo die Quantität dieſes Products, oder des dafür Erkauften, mit der Anzahl derer ſteht, die davon ihre Bedürfniſſe befriedigen wollen: deſto beſſer oder ſchlechter wird dieſe Nation mit allen Nothwendigkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens verſehen ſeyn.

Dieſes Verhältniß aber wird in jeder Nation durch zwey Umſtände beſtimmt: — erſtlich durch die Einſicht, die Geſchicklichkeit und den Fleiß, welche die Nation im Ganzen bey ihrer Arbeit anwendet; und zweytens durch das Verhältniß zwiſchen der Anzahl der mit nützlicher Arbeit beſchäftigten und der unbeſchäftigten Menſchen. Boden, Himmelsſtrich und Umfang mögen das Gebieth der einen Nation von dem der andern noch ſo ſehr unterſcheiden: in jeder beſtimmten Lage wird immer der jährliche Zuſchuß zu den Bedürfniſſen der Nation, nach Maßgebung jener beyden Umſtände, reichlicher oder ſparſamer ausfallen.

Unter den beyden aber ſcheint der erſte Umſtand, auf Ueberfluß oder Mangel der Verſorgungsmittel einer Nation, einen noch größeren Einfluß zu haben, als der zweyte. Bey den wilden Völkerſchaften, die von der Jagd, oder der Fiſcherey leben, iſt faſt jedes Individuum, welches die Kräfte hat zu arbeiten, auch wirklich mit einer nützlichen Arbeit beſchäftigt. Jeder iſt, ſo gut als er kann, bemüht, die Nothwendigkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens, ſich ſelbſt, oder denen von ſeiner Familie und ſeiner Völkerſchaft, die ſelbſt, auf die Jagd oder den Fiſchfang auszugehen, zu alt, zu jung, oder zu ſchwächlich ſind, zu verſchaffen. Und demohnerachtet ſind ſolche Nationen ſo erbärmlich arm, daß ſie oft durch den bloßen Mangel gezwungen werden, oder ſich dadurch genöthiget glauben, ihre Kinder, ihre alten Leute, und die mit langwierigen Krankheiten behafteten Perſonen, entweder gerade zu zu tödten, oder zu verlaſſen, und ſie dem Hunger und den wilden Thieren

Preis zu geben. Unter civiliſirten und blühenden Nationen hingegen, giebt es eine große Anzahl von Menſchen die gar nicht arbeiten, und wovon viele zehn und hundertmal mehr Producte verzehren, als der größte Theil der Arbeitenden. Und doch iſt das Product der ſämmtlichen Arbeit dieſer Nationen ſo groß, daß alle ihre Glieder reichlich verſorgt werden, und daß bey ihnen ein Arbeiter, ſelbſt einer von der niedrigſten und ärmſten Klaſſe, wenn er fleißig und haushälteriſch iſt, ſich von den Nothwendigkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens einen größern Vorrath verſchaffen kann, als es einem Wilden je möglich iſt, zu erwerben.

Die Urſachen dieſes Vorzugs, die in den hervorbringenden Kräften der Arbeit, und in der Ordnung liegen, nach welcher die Producte derſelben unter alle Stände und Klaſſen der Geſellſchaft, zu Folge gewiſſer Naturgeſetze, vertheilt werden, machen den Inhalt des erſten Buchs dieſer Unterſuchung aus.

Aber die Einſicht, die Geſchicklichkeit und der Fleiß, die bey einer Nation aufs Arbeiten verwandt werden, mögen zu einem Grade gelangt ſeyn, zu welchem ſie wollen: ſo lange dieſer Grad unverändert fortdauert, ſo lange hängt der größere oder mindere Betrag des jährlich ihr zuwachſenden Vorraths, aus welchem ihre Bedürfniſſe befriedigt werden, von dem Verhältniſſe, zwiſchen der Zahl der mit nützlichen Arbeiten beſchäftigten Menſchen, und der Zahl der unbeſchäftigten in der Nation ab. Es wird aber aus den folgenden Unterſuchungen erhellen, daß allenthalben die Anzahl der

Arbeiter, welche nützliche Sachen hervorbringen, mit der Größe der Kapitalien, welche darauf gewandt werden, den Fleiß in Gang zu bringen, und mit der Klugheit in den beſondern Methoden ihrer Anwendung im Verhältniſſe ſteht. Das zweyte Buch iſt dazu gewidmet, den Begriff von dem, was **Kapital** oder **Fond** heißt, zu entwickeln, die verſchiednen Arten zu zeigen, wie, durch allmähliges Anhäuſen der Producte, ein Kapital in einer Nation hervorgebracht wird, und endlich zu unterſuchen, welche Verſchiedenheiten es bey der Anwendung deſſelben gebe, um mehr oder weniger Arbeit dadurch zu veranlaſſen.

Nationen die, in den zur Arbeit nöthigen Kenntniſſen und Kunſtfertigkeiten merkliche, und ziemlich gleiche Fortſchritte gemacht haben, ſind doch in den Gegenſtänden, worauf ſie ihre Arbeitſamkeit gerichtet, und den Arten, wie ſie ſie geleitet haben, oft ſehr von einander unterſchieden geweſen. Und dieß hat die Wirkung ihres Fleißes, die Anzahl und den Werth der dadurch hervorgebrachten Güter, eben ſo ungleich gemacht. Das ökonomiſche Syſtem des Einen Staats, hat den Arbeiten des Landmanns und des Ackerbauers, das Syſtem des andern den Arbeiten des Städters und Handwerksmannes die größere Aufmunterung wiederfahren laſſen. Kaum giebt es irgend einen Staat, der, mit Unpartheylichkeit, jede Gattung nützlicher Beſchäftigungen vollkommen gleich begünſtiget hätte. Seit dem Umſturze des römiſchen Reichs, iſt die Staatswirthſchaft von Europa mehr auf Beförderung der Künſte, der Manufacturen und des Handels, — der Beſchäftigungen der Stadteinwohner, — als auf die des Ackerbaues, welches das Geſchäfte der Landleute iſt, gerichtet. Im dritten Buche werden die Umſtände und Begebenheiten angezeigt, welche dieſe Maxime in der Staatsverwaltung des neuern Europa eingeführt und befeſtiget haben.

Vielleicht wurden dieſe verſchiedenen Methoden zuerſt von dem Privatintereſſe und den Standesvorurtheilen einzelner Klaſſen der Bürger eingeführt, ohne daß dabey die Folgen, welche ihre Annahme auf die allgemeine Staatswohlfahrt haben könnte, weder vorausgeſehen noch weniger zu Rathe gezogen wurden. Demohnerachtet iſt aus dem, was zuerſt der Zufall hervorbrachte, zuletzt ein Syſtem von Grundſätzen erwachſen; und die Theorien der Staatswirthſchaft haben ſich nach den Verſchiedenheiten getheilt, die man in der Ausübung, durch die Gewohnheit eingeführt fand. Die eine dieſer Theorien giebt der Induſtrie, welche ihren Sitz in den Städten hat, die andere dem Fleiße, der auf den Landbau gewandt wird, einen entſchiedenen Vorzug. Dieſe Theorien, nachdem ſie zuerſt die gelehrte Welt beſchäftigt, und die wiſſenſchaftliche Bearbeitung der Politik regulirt hatten, haben nach und nach auch rückwärts auf die wirkliche Regierung der Staaten, und die Maßregeln der Fürſten und ihrer Miniſter Einfluß bekommen. In dem vierten Buche habe ich dieſe beyden Haupttheorien, ſo deutlich und vollſtändig, als es mir möglich geweſen iſt, zu entwickeln, — und zu zeigen geſucht, was, in jedem Zeitalter und bey jeder Nation, die Befolgung der einen, oder der andern derſelben für Folgen gehabt hat.

Der gemeinſchaftliche Gegenſtand dieſer erſten vier Bücher alſo iſt, zu erklären, woraus und auf welche Weiſe eigentlich das Einkommen eines ganzen Volkes entſtehe, — oder welches, in verſchiedenen Zeitaltern und bey verſchiedenen Völkern, die Quellen geweſen ſind, woraus ſie ſchöpften, um ſich ihre jährlichen Bedürfniſſe zu verſchaffen, oder ihre jährliche Ausgabe zu beſtreiten. Das fünfte und letzte Buch handelt von den Einkünften des Staats als eines politiſchen Körpers, oder des Souveräns. Ich bin in demſelben bemüht geweſen, zu zeigen, — erſtlich, welches die nothwendigen Ausgaben eines gemeinen Weſens, oder des Souveräns ſind; welche von dieſen Ausgaben durch einen, von allen Gliedern der ganzen Geſellſchaft, ohne Ausnahme, zu entrichtenden Beytrag herbeygeſchaffet werden müſſen, und welche nur einem Theile dieſer Geſellſchaft, oder beſtimmten Gliedern derſelben zur Laſt fallen ſollen; zweytens, welches die verſchiedenen Methoden ſind, zu den der ganzen Geſellſchaft obliegenden Ausgaben, auch den Beytrag der ganzen Geſellſchaft aufzufordern und zu erhalten, und welche Vortheile, oder Beſchwerlichkeiten mit jeder dieſer Methoden verknüpft ſind; endlich drittens, was für Urſachen und Gründe die Regierung, in ſo vielen neuern Staaten, dahin gebracht haben, einen Theil der öffentlichen Einkünfte zu verpfänden, oder Staatsſchulden zu machen; — und von welchem Einfluſſe dieſe Schulden auf den wirklichen Reichthum, d. h. auf das jährliche Product des Bodens und der Arbeit jeder bürgerlichen Geſellſchaft, geweſen ſind.

Erſtes Buch.

Von den Urſachen, durch welche die hervorbringenden Kräfte der Arbeit vermehrt werden, — und von den Regeln, nach welchen ſich die Erzeugniſſe derſelben unter die verſchiedenen Klaſſen der Geſellſchaft, natürlicher Weiſe, vertheilen.

Erſtes Kapitel.

Theilung der Arbeiten.

Was die hervorbringende Kraft der Arbeit am meiſten vergrößert, und den zu ihrer nützlichen Anwendung nöthigen Kenntniſſen und Geſchicklichkeiten am meiſten fortgeholfen hat, iſt nach aller Wahrſcheinlichkeit der Umſtand geweſen, daß man die Arbeiten getheilt hat.

Der Einfluß, den die Theilung der Arbeit auf die allgemeine Betriebſamkeit der bürgerlichen Geſellſchaft hat, wird man am beſten einſehen, wenn man die Wirkung derſelben bey einzelnen Manufacturen beobachtet. Sie ſcheint nirgends weiter getrieben, als gerade in einigen, die nur Kleinigkeiten hervorbringen. Zwar mag vielleicht in andern Fabriken von größerm Belange, die Arbeit noch genauer und in noch mehrere Zweige vertheilt ſeyn. Aber man wird es bey dieſen aus folgender Urſache weniger gewahr. Jene Manufacturen, die nur eine kleine Anzahl von Menſchen mit kleinen und unbedeutenden Bedürfniſſen verſehen, beſchäftigen verhältnißmäßig auch nur wenige Arbeiter. Alle diejenigen alſo, unter welche die verſchiedenen Zweige derſelben vertheilt ſind, können oft unter demſelben Dache und in einerley Werkſtätte verſammelt ſeyn, und laſſen ſich daher von dem Beobachter mit einem Blicke überſehen. In den großen Fabriken hingegen, welche für die wichtigſten Bedürfniſſe des größten Theils der Nation arbeiten, ſind der Arbeiter, die mit den verſchiedenen Zweigen der Fabrication beſchäftigt ſind, ſo viele, daß es unmöglich iſt, ſie alle in Einer Werkſtätte zuſammenzubringen. Selten ſehen wir alſo auf einmahl mehr, als die Arbeiter, welche mit einem einzelnen Zweige zu thun haben. Geſetzt daher, die Hervorbringung des Fabricats wäre bey dieſen wichtigen Manufacturen wirklich in mehrere, und noch einfachere Arbeiten abgetheilt, als bey jenen, welche Kleinigkeiten verfertigen: ſo fällt doch dort die Theilung nicht ſo in die Augen, und iſt deswegen weniger beobachtet worden.

Ein Beyſpiel eines Handwerks, das eine geringe Sache producirt, aber wegen der darinn vorgenommenen Theilung der Arbeiten, ſchon oft angeführt worden iſt, giebt die Stecknadelfabrik. Ein zu dieſem Geſchäfte, (aus welchem die Vertheilung der Arbeiten ein eignes Gewerbe gemacht hat) nicht erzogener, und mit den darinn erfundenen und jetzt gebräuchlichen Maſchinen unbekannter Handwerksmann, würde, mit dem äuſerſten Fleiße, in Einem Tage vielleicht nicht mehr als Eine Nadel zu Stande bringen: und gewiß würde der ausgelernteſte, wenn er alles an jeder Nadel allein machte, nicht mehr als zehn verfertigen können. Nach der Art aber, wie jetzt dieſe Fabrik betrieben wird, wo jeder Arbeiter nur einen geringen Theil deſſen, was zur Fabrication einer ganzen Nadel gehört, und dieſen allein verfertiget, liefern die Arbeiter zuſammen, eine verhältnißmäßig weit größere Anzahl von Nadeln. Der eine Menſch zieht den Drath, der andere ſtreckt ihn, der dritte ſchneidet ihn in Stücke, der vierte macht die Spitze daran, der fünfte ſchleift ihn am andern Ende, um den Knopf darauf zu ſetzen. Den Nadelknopf zu machen, erfordert ſelbſt zwey oder drey von einander verſchiedene Operationen. Den Knopf auf die Nadel zu ſetzen, iſt ein eignes Geſchäft; — die Nadeln weiß zu machen ein anderes. Es macht ſo gar ein Gewerbe aus, die Nadeln in die Papiere zu ſtecken. Und ſo findet ſich die wichtige Arbeit eine Stecknadel zu verfertigen, in achtzehn von einander abgeſonderte Operationen getheilt, die, in einigen Fabriken dieſer Art, von eben ſo vielen verſchiedenen Händen verrichtet werden, obgleich in andern vielleicht zu zwey oder drey derſelben nur ein einziger Menſch gebraucht wird. Ich habe eine geringe Fabrik dieſer Art geſehen, worinn nicht mehr als zehn Menſchen arbeiteten, daher zwey oder drey der gedachten Arbeiten von Einem verrichtet wurden. Ob nun gleich dieſe Menſchen arm, und alſo mit den nöthigen Maſchinen nur mittelmäßig verſorgt waren, ſo konnten ſie doch, wenn ſie ſich angriffen, zuſammen über zwölf Pfund Nadeln in einem Tage machen. In einem Pfunde ſind mehr als 4000 Nadeln von mittlerer Größe. Dieſe zehn Perſonen alſo konnten in einem Tage mehr denn 48000 Nadeln machen. Jeder einzelne unter den zehn alſo, da der zehnte Theil der Arbeit auf ihn kömmt, kann ſo angeſehen werden, als hätte er 4800 Nadeln in einem Tage verfertigt. Wenn aber jeder für ſich hätte alles machen müſſen, was zu Verfertigung einer Nadel gehört, ohne daß ſie einander in die Hand gearbeitet, ohne daß jeder von ihnen in einem beſondern Zweige der ganzen Arbeit eine eigene Fertigkeit erworben hätte: ſo würde, wie geſagt, jeder vielleicht nur Eine, gewiß aber nicht mehr als zehn Nadeln zu Stande gebracht haben, und alſo im Ganzen nicht der 240ſte, vielleicht nicht der 4800ſte Theil der Anzahl verfertigt worden ſeyn, die jetzt dieſe zehn Perſonen, durch eine geſchickte Theilung und Combination ihrer verſchiedenen Operationen, zu verfertigen im Stande waren.

In jeder andern Kunſt, in jedem Handwerke ſind die Wirkungen der vertheilten Arbeit denen, welche ſie in dieſer unbedeutenden Kunſt hat, vollkommen ähnlich; ob es gleich vielleicht in mancher andern nicht möglich iſt, die ganze Arbeit in ſo viele Operationen zu theilen, und die einem jeden einzelnen Menſchen aufgetragne, ſo einfach zu machen. So weit aber dieſe Theilung, nach der Natur jedes Gewerbes, getrieben werden kann: in eben dem Grade wirkt ſie auch auf die Vermehrung der hervorbringenden Kräfte. —

Hieraus iſt urſprünglich die Abſonderung der verſchiedenen Arten der Handwerke und Gewerbe von einander, entſtanden. Je höher in jedem Lande die Cultur ſteigt, je vollkommener der Kunſtfleiß in demſelben wird: deſto weiter geht auch die Abtheilung und Trennung der Gewerbsarten. Was unter einem noch rohen Volke, und in einem noch wenig gebildeten Zuſtande der Geſellſchaft das Werk eines einzigen Menſchen iſt, macht in einer betriebſamen und verfeinerten Nation die Arbeit von vielen aus. In jedem Staate, welcher Fortſchritte in der Civiliſation gemacht hat, iſt der Landwirth nichts weiter als Landwirth, und der Handwerker nichts weiter als Handwerker. Selbſt diejenigen Arbeiten, welche zu vollſtändiger Verfertigung eines einzigen Fabricats gehören, ſind bey ihm faſt immer unter eine Menge von Händen getheilt. Wie viele von einander abgeſonderte Gewerbe ſind nicht mit der Fabrication der Leinen- und Wollen-Waaren beſchäftigt, von dem Landwirthe an zu rechnen, der den Flachs erzeugt, und die Schaaftriften unterhält, bis auf den Bleicher und Mangelmeiſter der an die Leinwand, — oder bis auf den Färber und Bereiter, der an das Tuch die letzte Hand legt! Der Ackerbau macht hierinn allein eine Ausnahme. Die Natur deſſelben erlaubt es nicht, daß die verſchiedenen zu ihm gehörigen Arbeiten ſo von einander abgeſondert, und daß jede derſelben einer eignen Klaſſe von Menſchen anvertrauet würden, wie beydes in Manufacturarbeiten ſo gewöhnlich iſt. Die Beſtellung des Getreidefeldes kann von der Cultur und Benutzung der Weideplätze nicht dergeſtalt getrennt werden, daß der eine Mann ein bloßer Ackersmann, der andre ein Wieſenbauer ſeyn könne, ſo wie der eine Mann ein Zimmermann, der andre ein Schmid iſt. — Gemeiniglich iſt der Spinner eine andre Perſon, als der Weber: aber der, welcher das Feld pflügt, den Acker eggt, ihn beſäet, und das Getreide endlich einerntet, iſt gemeiniglich eine und dieſelbe Perſon. Da jede dieſer Arbeiten eine beſondre Jahrszeit verlangt, mit der ſie erſt wieder zurückkehrt: ſo kann keine derſelben ihren Mann ganz beſchäftigen. Vielleicht iſt dieſe Unmöglichkeit, die Arbeiten der Landwirthſchaft, unter mehrere von einander verſchiedne Perſonen zu theilen, eine der Urſachen, warum ihre Fortſchritte mit denen der Künſte und Manufacturen, in einem Lande, nicht immer gleichen Schritt halten; warum die producirenden Kräfte der erſten, nicht in eben dem Grade, als die der letzten vermehrt werden. Reiche und blühende Nationen zeichnen ſich zwar vor ihren Nachbarn eben ſowohl durch einen vollkommenern Landbau, als durch beſſere Manufacturen aus: aber doch iſt die Ueberlegenheit, die ſie in Abſicht der letztern haben, größer, als die im erſtern. Ihr Grund und Boden iſt ohne Zweifel im ganzen beſſer angebauet, und bringt, da mehr Arbeit und Koſten auf ihn verwandt ſind, nach dem Verhältniſſe ſeines Umfangs und ſeiner natürlichen Fruchtbarkeit, auch mehr hervor. Aber dieſer Ueberſchuß der Productenmenge beträgt ſelten mehr, als die Summe der neu hinzugekommenen Arbeit und Koſten. Vom Ackerbaue iſt der Satz nicht allgemein wahr, daß einerley Quantität Arbeit in einem begüterten Lande mehr, als in einem armen hervorbringe; oder wenigſtens iſt dieſer Unterſchied nicht ſo groß, als er bey den Producten der Manufacturarbeiten iſt. Das Korn, welches in einem reichen Lande erzeugt wird, kömmt nicht immer wohlfeiler zu Markte, als das Korn des armen Landes, wenn es mit dieſem von gleicher Güte iſt. Polniſches Getreide iſt, bey gleicher Güte, eben ſo wohlfeil als franzöſiſches, ſo ſehr auch das erſtere Land vom letztern an Reichthum und Cultur übertroffen wird. Das franzöſiſche Korn iſt, in den eigentlichen Getreide-Provinzen, vollkommen ſo gut, und in den meiſten Jahren ziemlich ſo wohlfeil, als engliſches Korn, obgleich an Reichthum und Cultur, Frankreich vielleicht hinter England zurück ſteht. Die Getreideländer von England ſind demohnerachtet, beſſer angebauet, als die von Frankreich, und ſo viel ich weiß, ſind es die franzöſiſchen viel mehr als die polniſchen. — Aber wenn das arme Land, ſeines ſchlechtern Ackerbaues ungeachtet, in der Wohlfeilheit und Güte ſeines Getreides, mit dem reichen wetteifern kann: ſo kann es ſich doch in Abſicht ſeiner Manufacturwaaren, mit dieſem in gar keine Vergleichung ſtellen; wenigſtens dann nicht, wenn die Manufacturen des reichen Landes, ſeinem Boden, Klima, und ſeiner Lage angemeſſen ſind. — Die franzöſiſchen Seidenwaaren ſind von beſſerer Qualität und wohlfeiler als die Engliſchen, weil die Verfertigung derſelben, wenigſtens bey den gegenwärtigen hohen Zöllen, die auf die Einfuhr der rohen Seide in England gelegt ſind, zu dem Klima von England nicht ſo gut, als zu dem von Frankreich paßt. Aber die Stahl- und Eiſenwaaren, und die groben Wollen-Waaren von England ſind ohne allen Vergleich beſſer, als die franzöſiſchen, und ſind, bey der nähmnämlichen Güte, viel wohlfeiler. In Polen giebt es ſo viel ich weiß, gar keine Manufacturen, die ganz gemeinen ausgenommen, ohne welche kein Land beſtehen kann.

Daß, durch die Vertheilung der Arbeiten, die Quantität der verfertigten Sachen, bey einer gleichen Anzahl damit beſchäftigter Hände, ſo ſehr vermehrt wird: kommt von dreyerley ganz verſchiedenen Urſachen her. Erſtlich davon, daß dadurch die Geſchicklichkeit jedes einzelnen Arbeiters, in dem was er zu thun über ſich genommen hat, vermehrt wird; zweytens davon, daß die Zeit erſpart wird, die, wenn Ein Menſch mehrere Arbeiten treibt, bey dem Uebergange von einer zur andern, unausbleiblich verlohren geht; und endlich drittens, von den Maſchinen, zu deren Erfindung dieſe Vertheilung der Arbeit Anlaß giebt, — durch welche Maſchinen die Arbeit dergeſtalt abgekürzt und erleichtert wird, daß Ein Menſch im Stande iſt die Arbeit von Vielen zu thun.

Erſtlich: je geſchickter ein Handwerksmann in ſeiner Arbeit iſt, deſto mehr bringt er dadurch zu Stande: die Vertheilung der Arbeiten aber macht nothwendig den Arbeiter geſchickter, weil ſie die Verrichtung eines jeden auf eine einzige einfache Operation einſchränkt, und aus dieſer Operation die Beſchäftigung ſeines ganzen Lebens macht. Ein gemeiner Schmid, der zwar den Hammer zu führen verſteht, aber nicht in der Uebung iſt, Nägel zu machen, wird ſicherlich, nicht über Ein oder Zwey hundert Nägel des Tages zu Stande bringen, die auch noch dazu ziemlich ſchlecht ſeyn werden. Ein

Schmid, der zwar Nägel zu machen gewohnt iſt, aber daraus nie ſein einziges oder ſein vornehmſtes Geſchäft gemacht hat, wird, bey dem äuſerſten Fleiße, nicht mehr als 800 bis 1000 Nägel in Einem Tage verfertigen. Hingegen habe ich Burſchen von noch nicht 20 Jahren geſehen, die nie etwas anders gethan hatten, als Nägel machen, und die, wenn ſie ſich angriffen, in **Einem** Tage mehr, als 2300 Nägel verfertigen konnten. Und doch iſt die Verfertigung eines Nagels, noch bey weitem nicht eine der einfachſten Handwerksoperationen. Derſelbe Menſch muß das Gebläſe beſorgen, muß das Feuer, ſo oft es Noth thut, anſchüren, oder neue Kohlen zulegen, muß das Eiſen glühend machen, und alle Theile des Nagels ſchmieden. Wenn er den Kopf des Nagels ſchmiedet, iſt er ſo gar genöthigt, neue Werkzeuge zur Hand zu nehmen. Die verſchiedenen Operationen, in welche die, zu Verfertigung einer Nadel oder eines metallenen Knopfes nöthigen Arbeiten vertheilt ſind, ſind ſämmtlich weit einfacher; und die Fertigkeit einer Perſon, die ihr ganzes Leben hindurch kein anderes Geſchäft, als dieſes getrieben hat, iſt gewöhnlicher Weiſe weit größer. In der That werden einige Operationen der genannten beyden Manufacturen mit einer Geſchwindigkeit gemacht, die jedem, welcher nicht Augenzeuge davon geweſen iſt, unglaublich ſcheint.

Zweytens, der Vortheil, welcher dadurch erhalten wird, wenn man die Zeitverſäumniß des Ueberganges von einer Arbeit zur andern, erſparen kann, iſt weit größer, als man beym erſten Anblicke denken ſollte.

Es iſt unmöglich, mit Arbeiten, deren jede an einem andern Orte, und mit ganz andern Werkzeugen verrichtet werden muß, ſehr geſchwind zu wechſeln. Ein Leinweber auf dem Lande, der zugleich ein kleines Gütchen bewirthſchaftet, verliert einen guten Theil ſeiner Zeit damit, vom Felde zu ſeinem Weberſtuhle, — und vom Weberſtuhle aufs Feld zu gehen. Wenn die beyden Gewerbe in demſelben Arbeitshauſe getrieben werden können: ſo iſt freylich der Zeitverluſt geringer, aber auch dann noch beträchtlich. Jeder faullenzt und zaudert gemeiniglich ein wenig, wenn er Eine Art der Arbeit bey Seite legt, um eine andre vorzunehmen. Beym erſten Anfange der neuen geht der Arbeiter ſelten recht herzhaft und thätig zu Werke. Sein Geiſt iſt noch nicht gleich dabey, wenn er auch ſchon die Hand angelegt, und eine Zeitlang ſpielt er mehr, als daß er ernſtlich und mit Erfolge arbeiten ſollte. Die meiſten Dorfhandwerker, die alle halbe Stunden mit ihren Arbeiten und mit ihren Werkzeugen wechſeln, werden durch die Gewohnheit, bey dieſem Uebergange zu zaudern, oder eine Zeitlang ſaumſelig und läſſig zu arbeiten, faſt durchgängig faul und läſſig gemacht, — und ſind auch dann zu einem angeſtrengten Fleiße unfähig, wenn die Umſtände ſie am dringendſten dazu auffordern.

Drittens und letztens: jedermann ſieht ein, wie ſehr, durch wohl ausgedachte Maſchinen, die Arbeit abgekürzt und erleichtert wird. Es iſt unnöthig davon Beyſpiele zu geben. Ich will nur das einzige anmerken, daß die Erfindung dieſer, die Arbeit ſo ſehr abkürzenden und erleichternden Maſchinen, durch die

Vertheilung der Arbeiten ſcheint urſprünglich veranlaſſet worden zu ſeyn. Jeder Menſch entdecket die leichteſten und bequemſten Mittel zu Erreichung ſeines Endzwecks weit eher, wenn die ganze Aufmerkſamkeit ſeines Geiſtes auf dieſen einzigen Gegenſtand gerichtet, als wenn ſie unter einer großen Mannichfaltigkeit von Dingen getheilt iſt. Nun wird aber, durch die Vertheilung der Arbeit, dieſe ungetheilte, auf Einen Gegenſtand vereinigte Aufmerkſamkeit erhalten. Es iſt alſo alsdenn natürlicher Weiſe zu erwarten, daß Eine oder die Andre der Perſonen, die zu jedem beſondern Zweige der Arbeit angeſtellt werden, leichtere und beſſere Methoden in dem, was ihre immerwährende Verrichtung iſt, ausfindig machen wird, wenn anders die Natur der Sache eine ſolche Verbeſſerung zuläßt. Ein großer Theil der Maſchinen, die jetzt bey ſolchen Manufacturen im Gebrauche ſind, wo die Vertheilung der Arbeit am größten iſt, waren urſprünglich Erfindungen gemeiner Arbeiter, die, da ſie nur eine einzige, und noch dazu ganz einfache Sache zu thun hatten, natürlicher Weiſe ihre Gedanken damit beſchäftigten, wie ſie ſie noch leichter und geſchwinder verrichten könnten. Diejenigen, welche die Werkſtätte ſolcher Manufacturen oft beſuchen, werden ſich erinnern, oft ſolche ſehr fein ausgedachte Maſchinen geſehen zu haben, welche von gemeinen Arbeitsleuten, bloß in der Abſicht, ihre beſondere und einzelne Arbeit zu erleichtern und zu beſchleunigen erfunden waren. In den erſten Feuermaſchinen wurde ein Knabe dazu gebraucht, die Communication zwiſchen dem Keſſel und dem Cylinder, ſo wie der Stempel in die Höhe gieng, oder herunterſtieg, immer wechſelsweiſe zu öffnen und wieder zu ſchließen. Einer von dieſen Burſchen, der gerne mit ſeinen Kameraden ſpielen wollte, bemerkte, daß, wenn er an die Handhabe des Ventils, welches dieſe Communication öffnete, einen Strick anmachte, und ihn mit einem gewiſſen andern Theile der Maſchine in Verbindung brächte, das Ventil ſich von ſelbſt, ohne ſein Zuthun, öffnen und ſchließen, und er alſo Freyheit haben würde, ſich mit ſeinen Spielgeſellen zu erluſtigen. Auf dieſe Weiſe ward eine der größten Verbeſſerungen, die bey dieſer Maſchine, ſeit ihrer erſten Erfindung, angebracht worden iſt, von einem muthwilligen Knaben entdeckt, der ſich gerne etwas Arbeit erſparen wollte.

Doch ſind bey weitem nicht alle Verbeſſerungen in dem Maſchinenweſen Erfindungen der Perſonen geweſen, die dieſer Maſchinen bedurften. Einige ſind durch Mechaniker erfunden worden, die aus der Verfertigung von Maſchinen ihr eigenthümliches Gewerbe machten. Andre ſind das Werk derjenigen geweſen, die wir Philoſophen oder Speculanten nennen, deren Geſchäfte es nicht iſt, irgend etwas zu machen, ſondern alles zu beobachten, und die eben deswegen oft im Stande ſind, zwiſchen den Kräften der entfernteſten und einander unähnlichſten Gegenſtände ein Verknüpfung zu finden. Bey dem Fortſchritte der Cultur in der bürgerlichen Geſellſchaft, wird aus dem Philoſophieren und der Speculation, eben ſo gut ein eigner Nahrungszweig und die einzige Beſchäftigung einer ganzen Klaſſe von Menſchen, als aus jeder andern Verrichtung. Auch wird es, gleich dieſen andern Verrichtungen, in eine große Anzahl verſchiedener Zweige getheilt, wovon jeder einer beſondern Klaſſe der Philoſophen Beſchäftigung giebt. Und dieſe Eintheilung der Beſchäftigungen hat in der Philoſophie eben ſowohl, als bey den übrigen Gewerben, die Geſchicklichkeit der Arbeitenden vermehrt, und ihnen Zeit erſpart. Jeder, auf einen kleinen Theil der Wiſſenſchaften eingeſchränkte Gelehrte, bringt tiefer in denſelben ein; — Im Ganzen wird alſo mehr ausgerichtet: und — die Maſſe von Einſicht und Wiſſenſchaft in der Nation wird anſehnlich vermehrt.

Dieſe, aus der Vertheilung der Arbeiten entſtehende Vervielfältigung der Producte aller Künſte, iſt das, was in einer wohl eingerichteten, und weiſe regierten bürgerlichen Geſellſchaft, diejenige allgemeine Wohlhabenheit veranlaßt, die ſich auch bis auf die unterſten Stände erſtreckt. Jeder Arbeiter hat alsdenn, von der Sache, welche er hervorbringt, über die Quantität, deren er ſelbſt bedarf, noch einen großen Ueberſchuß; und dieſen kann er ablaſſen. Und da jeder andre Arbeiter in gleichem Falle iſt: ſo kann der erſte die ihm überflüßige Quantität ſeiner Waare, gegen eine gleiche Quantität, — oder, welches auf Eins hinausläuft, gegen den Preis einer gleichen Quantität, — Waaren, welche die übrigen verfertiget haben, austauſchen. Er verſorgt ſie reichlich mit dem, was ſie bedürfen, und wird von ihnen hinwiederum eben ſo reichlich mit demjenigen verſorgt, was er nöthig hat: — und ſo verbreitet ſich ein allgemeiner Ueberfluß über alle Klaſſen der Geſellſchaft.

Man gebe nur auf die Bequemlichkeiten Achtung, deren, in einem cultivirten und blühenden Lande, der gegemeinſte Handwerker oder Tagelöhner genießt: und man wird finden, daß die Anzahl von Menſchen, deren Fleiß ſich vereinigen mußte, um ihm jene Bequemlichkeiten zu verſchaffen, — ob ſie gleich von dem ſämmtlichen Producte ihres Fleißes nur einen ſehr kleinen Theil ausmachen, — über alle Berechnung groß iſt. Der wollene Rock, zum Beyſpiel, der den Tagelöhner deckt, ſo grob und gemein er ausſehen mag, iſt doch das Product der vereinigten Arbeit einer ſehr großen Anzahl fleißiger Menſchen. Der Schäfer, der, welcher die Wolle ſortirte, der Wollkämmer, der Färber, der Spinner, der Weber, der Walkmüller, der Tuchſcherer, — dieſe alle mußten, mit vielen andern, ihre Kunſtarbeiten vereinigen, wenn auch nur dieſes ſchlechte Fabrikat zum Vorſchein kommen ſollte. Wie viele Kaufleute und Fuhrleute waren nicht überdieß beſchäftigt, das Material von einem dieſer Arbeiter zum andern, oft in einer entfernten Gegend des Landes wohnenden, zu führen! welche ausgebreitete Schiffahrt und Handlung — wie viele Schiffbauer, Segelmacher, Seiler, und Schifferleute waren nicht erforderlich, um die zum Färben dieſes Tuchs gehörigen Materialien zuſammen zu bringen, welche oft von den entlegenſten Gegenden des Erdbodens herbeygeholt werden müſſen! Welche mannichfaltige Arbeit iſt nicht auch zur Hervorbringung der Werkzeuge der niedrigſten unter dieſen Arbeiten nöthig? Ohne der ſehr künſtlichen und zuſammengeſetzten Maſchinen zu gedenken, dergleichen ein Schiff, ein Weberſtuhl, oder eine Walkmühle iſt:

wollen wir nur einmahl unterſuchen, wie viele verſchiedene Arten von Arbeit dazu erfordert werden, um die ſo äuſerſt einfache Maſchine, eine Schere, wie ſie zum Schafſcheren erfordert wird, hervorzubringen. Da kommen erſtlich die Bergleute, dann die, welche die Oefen zur Schmelzung des Eiſenerzes erbauen, die, welche dazu das Holz fällen, oder die Kohlen brennen, — der Ziegelſtreicher und Mäurer, dann alle die Arbeiter, welche die Schmelzöfen zu beſorgen haben, der Hammermeiſter, der Schmid. Alle dieſe mußten ihre ganz verſchiedenen Arbeiten und Gewerbe vereinigen, wenn eine einzige ſolche Schere zu Stande gebracht werden ſollte. Unterſuchten wir auf gleiche Weiſe alle Theile der Kleidung und des Hausraths des geringſten Landmanns, das grobe leinene Hemde, welches er auf dem Leibe trägt, die Schuhe an ſeinen Füßen, das Bette, worinn er liegt und deſſen ſämmtliche Theile, den Roſt, auf welchem er ſeine Speiſen zubereitet, die Steinkohlen, die er dazu braucht, — die vielleicht aus tiefen Schachten gegraben, und ihm durch eine weite Land- oder Seereiſe zugeführt werden müſſen, — ſein ganzes übrige Küchen- und Tafelgeräth, ſeine Meſſer und Gabeln, die irdenen oder zinnernen Schüſſeln, in welchen er ſeine Gerichte aufträgt; betrachteten wir alle die Hände, die mit der Zubereitung des von ihm verzehrten Brotes und Bieres beſchäftigt ſind, die, welche ſeine Glasfenſter, (wodurch er Wärme und Licht in ſeine Wohnung erhält, indeß er ſie vor Regen und Wind verſchließen kann) verfertigen, — und bey dieſem letzten Artikel insbeſondre, theils die Künſte und Kenntniſſe, welche dieſe ſchöne und glückliche Erfindung vorbereiteten, — eine Erfindung, ohne welche kaum eine Wohnung für Menſchen, in unſerm nördlichen Himmelsſtriche wäre möglich geweſen, — theils die, welche die Werkzeuge für die Arbeiter dieſer Fabrik liefern: betrachteten wir, ſage ich, alle dieſe Dinge, und die zu ihrer Hervorbringung unentbehrlichen Arbeiten: ſo würden wir einſehen, daß, in einem civiliſirten Lande, ſelbſt der geringſte Einwohner, nicht ohne den Beyſtand und die vereinigte Wirkſamkeit, von vielen Tauſenden, die gewohnte Befriedigung ſeiner Bedürfniſſe erhalte, — Bedürfniſſe, die man für viel einfacher und viel leichter zu befriedigen hält, als ſie wirklich ſind. Freylich ſind ſie beydes verhältnißmäßig, wenn man ſie mit dem Luxus der Großen, und mit den unermeßlichen Forderungen ihrer Sinnlichkeit und Eitelkeit vergleicht. Aber doch übertrifft vielleicht die Summe aller Bequemlichkeiten, welche die Haushaltung eines europäiſchen Fürſten erfordert, die, welche ein wohlhabender, aber ſparſamer Bauer genießt, nicht ſo ſehr, als letztre die häusliche Einrichtung vieler afrikaniſchen Könige übertreffen, wenn gleich dieſe unumſchränkte Herrn über das Leben und die Freyheit von zehntauſend nackten Sklaven ſind.

Zweytes Kapitel.

Von den im Menſchen liegenden Triebfedern, welche zur Vertheilung der Arbeit Anlaß geben.

Dieſe Vertheilung der Arbeit, aus der ſo viele Vortheile erwachſen, iſt urſprünglich nicht das Werk menſchlicher Weisheit, welche den hervorzubringenden Ueberfluß vorausgeſehen, und als Endzweck ſich vorgeſetzt hätte. Sie iſt die nothwendige, obgleich erſt langſam erſcheinende, und ſtufenweiſe ſich entwickelnde Folge eines gewiſſen, in der menſchlichen Natur liegenden Hanges; eines Hanges, der keinesweges nach einem ſo ausgebreiteten Nutzen ſtrebt, — ich meine, des Hanges zum Tauſche.

Ob dieſer Hang eines von dieſen urſprünglichen Principien in der menſchlichen Natur iſt, von denen ſich keine weitere Rechenſchaft geben läßt; oder ob er, wie es wahrſcheinlicher iſt, die nothwendige Folge der Vernunft und der Sprachfähigkeit iſt: dieß zu unterſuchen, gehört nicht zu unſerm gegenwärtigen Vorwurfe. Genug, er iſt allen Menſchen gemein, und er findet ſich nicht bey den Thieren: als welche, nach aller Wahrſcheinlichkeit, eben ſo wenig vom Tauſche, als von irgend einer andern Art von Verträgen etwas wiſſen. Zwey Jagdhunde, wenn ſie zuſammen einen Haſen hetzen, haben zwar zuweilen das Anſehn, als wenn ſie nach Verabredungen handelten. Jeder treibt den

Haſen dem mit ihm jagenden Hunde zu, oder ſucht den Haſen aufzufangen, wenn er von dem andern Hunde aufgejagt, und ihm ſelbſt zugetrieben wird. Dieß iſt demohnerachtet keinesweges das Werk einer Verabredung, ſondern die natürliche Wirkung eines übereinſtimmenden Inſtinkts beyder Hunde, der ſich zufälliger Weiſe zu gleicher Zeit und bey demſelben Gegenſtande äuſerte. Niemand hat je zwey Hunde mit einander einen förmlichen Tauſch über ihre Knochen treffen ſehen. Niemand hat je wahrgenommen, daß ein Thier durch ſeine Geberden, oder durch ſein Geſchrey, einem andern Thiere etwas dem ähnliches angedeutet hätte, als wenn wir ſagen: **„Das iſt mein, das iſt dein, — und ich bin willens, dieß für jenes hinzugeben.“** Wenn ein Thier etwas von einem andern Thiere oder von einem Menſchen verlangt, ſo weiß es kein anderes Mittel, beyde dazu zu bewegen, als ihnen zu ſchmeicheln, und die Gunſt derer zu ſuchen, deren Dienſte es nöthig hat. Ein Affe liebkoſet ſeine Dame, und ein Windſpiel ſucht durch tauſend Sprünge die Aufmerkſamkeit ſeines an der Tafel ſitzenden Herrn auf ſich zu ziehen, wenn es von ihm gefüttert zu ſeyn wünſcht. Zwar bedient ſich der Menſch zuweilen gegen ſeine Nebenmenſchen eben dieſer Künſte; und wenn er keine andern Mittel hat, ſie zu dem, was er gern von ihnen gethan ſähe, zu bewegen, ſo nimmt er wohl zu jener Art knechtiſcher, oder ſchmeichelnder Aufmerkſamkeit, um ihre Gunſt zu gewinnen, ſeine Zuflucht. Er hat indeß nicht immer Zeit dieß zu thun. In einer bürgerlichen Geſellſchaft, die bis zu einem gewiſſen Grade ſittlicher Cultur gelangt iſt, hat der Menſch zu allen

Zeiten den Beyſtand und die Mitwirkung einer großen Menge von Menſchen nöthig, indeß ſeine ganze Lebenszeit kaum zureicht, die Freundſchaft einiger wenigen zu gewinnen. Faſt in jeder andern Thiergattung iſt das völlig erwachſene Geſchöpf auch zugleich gänzlich unabhängig, und hat, in ſeinem natürlichen Zuſtande, des Beyſtandes keines andern lebenden Weſens nöthig. Aber der Menſch bedarf beſtändig der Hülfe ſeiner Brüder; und vergeblich würde er ſie von ihrem Wohlwollen allein erwarten. Es gelingt ihm viel leichter damit, wenn er ihre Selbſtliebe in ſein Intereſſe zieht, und ihren eigenen Vortheil mit dem, was er von ihnen begehrt, verknüpft. Jeder, der andern einen Tauſch anbiethet, verfährt auf dieſe Weiſe. „Gieb mir das, was ich verlange: und ich „will dir geben, was du verlangſt.“ Das iſt der weſentliche Inhalt des Tauſchcontracts: und auf dieſem Wege erhalten wir den größten Theil der Dienſte, deren wir von andern bedürfen. Nicht von dem Wohlwollen des Fleiſchers, Brauers und Bäckers erwarten wir unſer Mittagsmahl, ſondern von der Sorgfalt, die ſie für ihr eignes Intereſſe tragen. Wir wenden uns nicht an ihre Menſchenliebe, ſondern an ihren Eigennutz, und reden ihnen nie von unſern Bedürfniſſen, ſondern von ihren Vortheilen vor. Kein andrer, als ein Bettler, mag gerne ganz von dem Wohlwollen ſeiner Nebenmenſchen abhängen. Ja, auch der Bettler hängt nicht durchaus davon ab. Die Fonds zu ſeiner Unterhaltung werden ihm zwar in der That durch die Mildthätigkeit zugeführt. Aber dieſe Triebfeder, von welcher die Mittel ſeine Bedürfniſſe überhaupt zu befriedigen, herrühren, kann ihm doch nicht jedes einzelne derſelben, ſo wie es bey ihm entſteht, verſchaffen. Der größte Theil von den Nothwendigkeiten des Lebens kömmt auf eben die Weiſe in ſeine, wie in die Hände aller übrigen Menſchen: durch Verabredung, durch Tauſch und durch Handel. Mit dem Gelde, das ihm der eine Menſch giebt, kauft ſich der Bettler Brot von einem zweyten. Die alten Kleider, die er von dem einen bekömmt, tauſcht er gegen andere, ihm beſſer paſſende Kleider, oder gegen Wohnung und Lebensmittel, oder auch gegen Geld um, womit er ſich Kleider, Wohnung und Speiſe, ſo wie er die einen oder die andern nöthig hat, kaufen kann. So wie, durch Verträge, Tauſch oder Handel, wir von andern Menſchen die meiſten der Dienſte, deren wir bedürfen, erhalten: ſo iſt es eben dieſer Hang zum Tauſche, der urſprünglich die Vertheilung der Arbeiten veranlaſſet. Unter einer Horde Jäger, oder Hirten, macht, zum Beyſpiele, der eine Mann Bogen und Pfeile mit mehr Geſchicklichkeit und Fertigkeit, als die übrigen. Er tauſcht dieſelben oft, mit ſeinen Kameraden, gegen zahmes Vieh oder Wildpret um; und er findet endlich, daß er auf dieſe Weiſe von beyden mehr erhalten kann, als wenn er ſich ſelbſt, das eine aufzuziehen, und das andere zu jagen, beſchäftigte. Aus Liebe zu ſeinem Vortheile alſo, macht er die Verfertigung von Bogen und Pfeilen zu ſeinem Hauptgeſchäfte, und wird — zu einem Waffenſchmide. Ein andrer thut ſich vielleicht in dem Baue oder der Bedachung ihrer kleinen Hütten und beweglichen Häuſer hervor. Er gewöhnet ſich nach und nach daran, ſeinen Nachbarn bey dieſer Arbeit behülflich zu ſeyn, die ihn auf gleiche Weiſe, mit Vieh oder Wildpret belohnen: bis er es endlich ſeinem Intereſſe gemäß findet, ſich dieſer Arbeit ganz zu widmen, und eine Art von Zimmermann zu werden. Auf gleiche Weiſe wird ein dritter ein Eiſen- oder Kupferſchmid, ein vierter wird ein Gerber und bereitet die rohen Häute, welche das vornehmſte Material der Kleidung wilder Völker ausmachen. Und ſo wird nach und nach jedermann, durch die Gewißheit, daß er den Ueberſchuß von dem Producte ſeiner eignen Arbeit, ich meine, das, was er mehr hervorbringt, als er ſelbſt verbraucht, für einen Theil derjenigen Producte von fremder Leute Arbeit, deren er bedürftig iſt, werde eintauſchen können, aufgemuntert, ſich eine beſondre Art von Beſchäftigung zu wählen, ſich auf dieſe ausſchließend zu legen, und wenn ihm die Natur ein eigenthümliches Talent zu gewiſſen Arbeiten gegeben hat, dieſes durch ununterbrochene Uebung zur Vollkommenheit zu bringen.

Die Verſchiedenheit der Talente, die wir bey den Menſchen wahrzunehmen glauben, iſt in der Wirklichkeit viel geringer, als wofür wir ſie halten: und der weite Abſtand, welcher ſich zwiſchen Menſchen von verſchiedenen Lebensarten, wenn jeder in der ſeinigen bis zum männlichen Alter erzogen worden iſt, in Abſicht ihrer Fähigkeiten findet, iſt weit öfterer eine Wirkung, die aus der Vertheilung der Arbeiten entſteht, als die Urſache, welche dieſe Vertheilung hervorgebracht hat. Der Unterſchied zwiſchen einem Philoſophen und einem gemeinen Laſtträger, den beyden unähnlichſten Menſchenarten, ſcheint weit weniger von ihrer Natur, als von ihren beyderſeitigen Gewohnheiten, ihrer Erziehung, und ihren erlernten Fertigkeiten herzurühren. Bey ihrer Geburt und während ihrer fünf oder ſechs erſten Lebensjahre, waren ſie einander ſehr ähnlich, und wahrſcheinlich hätten weder ihre Eltern, noch ihre Spielkameraden eine beträchtliche Verſchiedenheit unter ihnen entdecken können. Ungefähr in dieſem Alter, oder kurze Zeit darauf, fiengen ſie an, mit ganz verſchiedenen Arbeiten beſchäftiget zu werden. Dann erſt ward auch die Verſchiedenheit ihrer Talente wahrgenommen: und dieſer Abſtand wurde immer ſtufenweiſe größer, bis endlich die Eitelkeit des Philoſophen kaum irgend eine Gleichheit unter ihnen anzuerkennen Luſt hat.

Nun, ohne den natürlichen Hang zum Tauſche und zum Handel, würde jeder Menſch ſich die Nothwendigkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens, deren er bedurfte, alle ſelbſt haben verſchaffen müſſen. Alle würden alſo ungefähr den nämlichen Beruf, einerley Pflichten zu erfüllen, und einerley Arbeiten zu verrichten, gehabt haben. Mithin würde keine ſolche Verſchiedenheit von Beſchäftigungen entſtanden ſeyn, die zu einer beträchtlichen Verſchiedenheit der Talente hätte Anlaß geben können.

So wie dieſer Hang zum Tauſche eines der Principien iſt, woraus die Verſchiedenheit der Talente, die unter Leuten verſchiedener Lebensart ſo auffallend groß gefunden wird, entſtand, ſo iſt eben dieſer Hang dasjenige, was die entſtandene Verſchiedenheit nützlich macht. Verſchiedene Thiergeſchlechter, die dafür anerkannt ſind, zu einer und derſelben Hauptgattung zu gehören, haben von der Natur in ihren Anlagen und Fähigkeiten weit auffallendere Verſchiedenheiten erhalten, als die ſind, welche wir bey den Menſchen finden, ehe Gewohnheit und Uebung jeden zu einem Geſchöpfe eigner Art bilden. Die urſprünglichen Anlagen eines Philoſophen und die eines Laſtträgers ſind weit weniger unterſchieden, als die Inſtinkte und Fähigkeiten eines Bullenbeiſſers und eines Jagdhundes, eines Jagdhundes und eines Windſpiels, eines Windſpiels und eines Schäferhundes verſchieden ſind. Und doch ſind dieſe Racen, obgleich augenſcheinlich Unterarten von einerley Gattung, doch nie durch ihre verſchiedenen Naturgaben einander wechſelſeitig nützlich geworden. Die Stärke des Bullenbeißers wird nie, weder von der Geſchwindigkeit des Jagdhundes, noch von dem feinen Geruche des Windſpiels, noch von der Gelehrigkeit des Schäferhundes unterſtützt. Aus Mangel derjenigen Fähigkeiten, oder der Triebe, welche zum Tauſche erfordert werden, können die Wirkungen dieſer verſchiedenen Talente ſich nicht zur Erreichung eines gemeinſchaftlichen Endzwecks vereinigen; und die ganze Gattung gewinnt von dieſer Vertheilung mannigfaltiger Naturanlagen unter ihre Glieder, weder den mindeſten Vortheil, noch das geringſte Vergnügen; jedes Thier iſt deswegen nicht weniger genöthigt, ſich einzeln, für ſich, ohne den Beyſtand der übrigen ſeines Geſchlechts, zu erhalten und zu vertheidigen. Im menſchlichen Geſchlechte hingegen werden Perſonen vom unähnlichſten Genie einander wechſelſeitig nützlich. Vermöge der bey dieſem Geſchlechte herrſchenden allgemeinen Neigung zum Tauſche, werden die Producte aller in ihm vertheilter Talente, gleichſam auf einen gemeinſchaftlichen Markt gebracht, wo jeder das, was er von den Früchten des Fleißes und der Geſchicklichkeit anderer bedarf, ſich zu eigen macht, indem er dem andern mittheilt, was er ſelbſt hervorgebracht hat.

Drittes Kapitel.

Daß die Vertheilung der Arbeit, durch die Größe und Ausdehnung des Marktes ihre Schranken erhält.

Da es das Vermögen zu Tauſchen iſt, welches zur Vertheilung der Arbeiten Gelegenheit gegeben hat: ſo wird der Grad, wie weit dieſe Vertheilung getrieben werden ſoll, von der Größe und Ausdehnung jenes Vermögens, das heißt, von der Größe und dem Umfange des Markts, abhängen. Iſt dieſer klein und beſchränkt: ſo kann niemand Muth bekommen, ſich ganz allein auf eine einzige Verrichtung zu legen; weil niemand hoffen kann, den ganzen Ueberſchuß des, durch eine ſolche einfache Arbeit hervorgebrachten Erzeugniſſes, die ganze Summe, die er über die Quantität ſeines eignen Verbrauchs verfertiget, gegen ſolche Erzeugniſſe von der Arbeit anderer, als er bedarf oder verlangt, auszutauſchen.

Es giebt gewiſſe Arten der Betriebſamkeit, die doch nirgends anders, als in großen Städten mit Glück getrieben werden können. Nirgends anders kann, zum Beyſpiel, ein Laſtträger hinlängliche Arbeit und Unterhalt finden. Ein Dorf iſt für ihn ein viel zu enger Wirkungskreis; und ſelbſt ein gewöhnlicher Marktflecken iſt kaum groß genug, ihm für beſtändig Beſchäftigung zu geben. In den einzelnen Häuſern, und ganz kleinen Dörfchen, die in den öden ſchottiſchen Hochländern zerſtreuet liegen, muß jeder Bauer zugleich Fleiſcher, Bäcker und Brauer für ſeine eigne Familie ſeyn. Einen Schmid, Zimmermann oder Maurer, findet man in ſolchen Gegenden, kaum alle zwanzig Meilen weit. Die zerſtreuten Familien, wovon jede acht bis zehn Meilen bis zu ihren nächſten Nachbarn hat, müſſen ſich viele kleine Bedürfniſſe ſelbſt verfertigen lernen, wozu ſie, wenn ſie in volkreichen Städten wohnten, den Beyſtand eben ſo vieler verſchiedenen Handwerker würden herbey gerufen haben. Die Dorfhandwerker ſind gemeiniglich genöthigt, ſich mit allen den Zweigen der Betriebſamkeit, die einen und denſelben Stoff zu bearbeiten haben, zugleich abzugeben. Ein Dorfzimmermann nimmt alle Arbeiten über ſich, die aus Holz verfertigt werden, ein Dorfſchmid macht alles, was aus Eiſen gemacht werden kann. Der erſte iſt nicht bloß ein Zimmermann, ſondern auch ein Tiſchler; er macht ſogar Bildhauer- ſowohl, als Rade- Pflug- und Stellmacher-Arbeit. Die Arbeiten des Dorfſchmids ſind noch weit mannigfaltiger. In den entlegenen, innern Gegenden von Hochſchottland, kann es kein eigenthümliches Gewerbe geben, das ſich mit Nägelmachen

machen beſchäftigte. Nach unſrer obigen Rechnung kann ein eigentlicher Nagelſchmid in einem Tage tauſend Nägel, und alſo dreyhundert Werktage hindurch, die ohngefähr in einem Jahre angenommen werden können, des Jahrs dreymahl hundert tauſend Nägel machen. Aber in einer Lage, wie die zuvor angegebene, würde er in einem Jahre kaum tauſend Nägel, das Product der Arbeit eines einzigen Tages, abſetzen können.

Da jeder Art des Kunſtfleißes, durch die Waſſerfracht, ein viel weiterer Markt, als durch die Landfracht eröfnet wird: ſo ſind es die Seeküſten, und die Ufer ſchiffbarer Ströme, wo der Kunſtfleiß jeder Art die erſten Fortſchritte macht, und wo er alſo auch ſeine Arbeiten zu theilen anfängt; und es gehört oft lange Zeit dazu, ehe dieſe Verbeſſerungen ſich bis zu den innern Gegenden des Landes ausbreiten. Ein breiträderiger Fuhrwagen, von zwey Menſchen begleitet, und von acht Pferden gezogen, bringt in Zeit von ſechs Wochen, Waaren von ohngefähr vier Tonnen an Gewicht, von Edinburg nach London, und von da wieder zurück. Binnen eben dieſer Zeit, führt ein Schiff, das mit ſechs bis acht Menſchen bemannt iſt, zweyhundert Tonnen Kaufmannsgüter, zwiſchen den Häfen von Leith und London, hin und her. Bey der Waſſerfracht gehören alſo nur ſechs bis acht Menſchen dazu, um zwiſchen London und Edinburg eben ſo viel Kaufmannsgüter, und in der nämlichen Zeit, hin und her zu transportiren, als bey der Landfracht, nur durch hundert Menſchen und vierhundert Pferde fortgeſchafft werden können. Auf den Preis von zweyhundert Tonnen Kaufmannsgüter alſo, die mit der wohlfeilſten Landfracht von Edinburg nach London geſchafft werden, muß noch der Unterhalt von hundert Menſchen auf drey Wochen, und beydes die Unterhaltungs- und die Beſpannungskoſten von vierhundert Pferden und funfzig Frachtwagen hinzugerechnet werden, wenn man wiſſen will, wofür ſie in London gelaſſen werden können. Dahingegen die nämliche Quantität Waare, wenn ſie zu Waſſer nach London gebracht wird, mit keinen andern Unkoſten belaſtet wird, als mit der Unterhaltung von ſechs oder acht Menſchen, mit den bey einem Schiffe von 200 Tonnen nöthigen Reparaturen, und mit dem Betrage des größern Riſikos oder dem Unterſchiede zwiſchen den Prämien der See- und Land-Aſſecuranz. Wäre alſo zwiſchen den beyden oben genannten Plätzen kein andrer Zuſammenhang, als über Land möglich: ſo würden ſie — da keine andern Güter die Unkoſten der Landfracht würden ertragen können, als deren Werth gegen ihr Gewicht ein ſehr großes Verhältniß hätte — auch nur einen kleinen Theil des Handels treiben können, der jetzt unter ihnen im Gange iſt, und ſich alſo auch nur einen kleinen Theil der Aufmunterung geben, wodurch ſie jetzt wechſelsweiſe einer des andern Kunſtfleiß befördern. Zwiſchen entfernten Theilen der Erde könnte unter gleichen Umſtänden gar kein Handel ſtatt finden. Welche Waare wäre wohl, zum Beyſpiel, im Stande, die Koſten einer Landfracht zwiſchen London und Calcutta zu ertragen? Oder wenn auch der hohe Werth einiger, dieſe Unkoſten vergüten könnte, mit welcher Sicherheit würden ſie wohl durch die Länder ſo vieler barbariſchen Nationen durchgeführt werden können? Und doch führen die gedachten beyden

Städte, zu unſern Zeiten, einen ſehr beträchtlichen Handel mit einander, und eine derſelben trägt nicht wenig bey, dem Kunſtfleiße und der Arbeitſamkeit der andern Nahrung und Ermunterung zu geben.

Da die Vortheile der Waſſerfracht ſo groß ſind: ſo iſt es natürlich, daß die erſten Fortſchritte der Kunſt und des Fleißes da geſchehen, wo das Meer, oder wo große Flüſſe dieſe Bequemlichkeit gewähren, und die ganze Welt zum Markte für die Erzeugniſſe der Arbeit eröffnen; — und daß beyde erſt ſpäter in die innern mittelländiſchen Gegenden der Länder übergehen. Die innländiſchen Plätze können, geraume Zeit, für den größern Theil ihrer Waaren, keinen andern Markt haben, als die umherliegenden Landſchaften, welche ſie von der Seeküſte und den ſchiffbaren Flüſſen abſondern. Wie ausgedehnt und wie gut ihr Markt ſeyn ſoll: wird ſich während eben ſo langer Zeit, darnach richten, wie reich und bevölkert dieſe Landſchaften ſind. Die Fortſchritte in der Cultur der letztern müſſen daher vor den Verbeſſerungen vorhergehen, die in den Gewerben jener erſten Plätze ſtatt finden ſollen. In den nordamerikaniſchen, ehemahls engliſchen Kolonien, ſind die Pflanzungen der Seeküſte und den Ufern der großen Flüſſe unaufhörlich nachgegangen, und faſt noch nirgends haben ſie ſich ſehr weit von denſelben entfernt.

Die Nationen, welche, nach den glaubwürdigſten Nachrichten der Geſchichte, zuerſt unter den civiliſirten auftreten, waren die, welche rund um die Küſten des mittelländiſchen Meeres wohnten. Dieſes Meer, bey weitem der größte Buſen unter allen, durch welche der Ocean in das feſte Land hinein tritt, da es keine Ebbe und Fluth, und alſo keine anderen Wellen hat, als die vom Winde verurſacht werden, war ſowohl wegen ſeiner glatten und ruhigen Oberfläche, als wegen der Menge ſeiner Inſeln, und der Nähe ihrer Ufer, der Schiffahrt, in der Zeit ihrer Kindheit, ausnehmend günſtig, — in der Zeit, da die Menſchen den Kompaß noch nicht erfunden hatten, und ſich alſo die Küſten aus den Augen zu verlieren fürchteten, und da ſie die Schiffbaukunſt noch zu wenig verſtanden, um die zerbrechlichen Gebäude ihrer Fahrzeuge, und ſich in ihnen, den brauſenden Wellen der offnen See, anzuvertrauen. Ueber die Säulen des Herkules hinauszugehn, das heißt, durch die Straße von Gibraltar in das atlantiſche Meer zu ſegeln, wurde in der alten Welt, lange Zeit, als eine der kühnſten und gefährlichſten Unternehmungen der Schifffahrt angeſehen. Erſt ſpät wurde ſie von den Phöniziern und Karthagern, den geſchickteſten Seefahrern und Schiffbauern jener alten Zeiten, verſucht; und lange Zeit hindurch waren dieſe die einzigen, welche ſie ausgeführt hatten.

Unter allen Ländern, die an den Küſten des mittelländiſchen Meeres liegen, ſcheint Aegypten das erſte geweſen zu ſeyn, in welchem Ackerbau und Künſte getrieben, und bis zu einem beträchtlichen Grade vervollkommnet worden ſind. Oberägypten erſtreckt ſich nirgends über einige wenige Meilen vom Nile; und in Niederägypten theilt ſich dieſer mächtige Strom in eine Menge natürlicher Kanäle, welche, durch Hülfe einiger künſtlichen, nicht nur die größern Städte, ſondern auch die beträchtlichern Dörfer mit einander verbinden, und ihnen allen, ja ſelbſt vielen Landhäuſern den Vortheil der Waſſerfracht, für die Ausfuhre ihrer Erzeugniſſe, und die Zufuhre ihrer Bedürfniſſe ungefähr auf dieſelbe Weiſe verſchaffen, wie jetzt Holland von den aus dem Rheine und der Maas ausgehenden Kanälen, die es durchſchneiden, in dem Transporte ſeiner Waaren begünſtiget wird. Dieſe ſo ausgedehnte und ſo bequeme innländiſche Schifffahrt, war, wahrſcheinlicher Weiſe, eine der vornehmſten Urſachen von der frühern Cultur und dem Reichthume Aegyptens.

Auch in Bengalen, bekanntlich einem Theile von Oſtindien, und in einigen der öſtlichen Provinzen von China ſcheinen Ackerbau und Manufacturen ſchon im hohen Alterthume getrieben worden zu ſeyn, ob es gleich nicht möglich iſt, durch glaubwürdige Nachrichten der Geſchichte, den Zeitpunkt, wo die Cultur von beyden angefangen hat, zu beſtimmen. Und die Urſache dieſes frühzeitigern Flors war vielleicht eben dieſelbe. In Bengalen bilden der Ganges und einige andere große Flüſſe, gerade ſo, wie der Nil in Aegypten, eine Menge ſchiffbarer Kanäle. Auch die öſtlichen Provinzen von China werden durch mehrere große Flüſſe, und deren Arme, ſo vielfach durchſchnitten, daß dadurch eine ausgebreitetere innländiſche Schifffahrt dort möglich wird, als weder der Nil noch der Ganges den Ländern, durch die ſie ſtrömen, gewähren. Es iſt merkwürdig, daß die alten Hindoſtaner, die Aegypter, und die Chineſer, den auswärtigen Handel gleich wenig ermuntert, und alſo ihren großen Reichthum hauptſächlich aus dieſer inländiſchen Schifffahrt hergeleitet haben. Das ganze innere Afrika, und alle die Theile Aſiens, die in irgend einer beträchtlichen Entfernung von dem ſchwarzen und caſpiſchen Meere Nordwärts liegen, — Scythien, die Tartarey und Sibirien, ſcheinen zu allen Zeiten, in eben dem rohen und unangebauten Zuſtande geweſen zu ſeyn, in welchem wir ſie jetzt finden. Das an die Tartarey gränzende Meer iſt das Eismeer, das keine Schifffahrt zuläßt. Und obgleich einige der größten Flüſſe der Welt durch dieſe nördlichen Länder ſtrömen: ſo ſind ſie doch zu weit von einander entfernt, um einen Zuſammenhang zwiſchen den verſchiedenen Theilen derſelben zu machen, und alſo zu einem beträchtlichen Handel Anlaß zu geben. In Afrika tritt das Meer nirgends ſo tief ins Land hinein, als in Europa der baltiſche und adriatiſche Meerbuſen, — in Europa und Aſien zugleich das mittelländiſche und ſchwarze Meer, und in Aſien die arabiſchen, perſiſchen, indiſchen, bengaliſchen, und ſiamſchen Buſen, hineintreten. Zu keinem alſo der innern Theile dieſes großen Welttheils hat der Seehandel Zutritt; und was die großen Flüſſe von Afrika anbetrifft: ſo ſind dieſe ebenfalls zu weit von einander entfernt, um eine beträchtliche inländiſche Schifffahrt zu veranlaſſen. Ueberdieß kann der Handel, welchen eine Nation auf einem Fluſſe treibt, der ſich nicht in viele Arme theilt, und der, ehe er ſich ins Meer ergießt, noch durch ein fremdes Gebieth läuft, niemahls ſehr anſehnlich ſeyn, weil es immer in der Gewalt derjenigen Nation, welche dieſes andere Gebieth beſitzet, ſteht, ob ſie den Zuſammenhang zwiſchen dem obern Lande und der See, zulaſſen, oder unterbrechen will. Die Schiffahrt auf der Donau iſt bisher den Staaten von Bayern, Oeſterreich und Ungarn, die an dieſem Strome liegen, ungleich weniger nützlich geweſen, als ſie hätte ſeyn können, wenn einer von ihnen den ganzen Lauf des Stroms bis zu ſeinem Ausfluſſe in das ſchwarze Meer im Beſitze gehabt hätte.

Viertes Kapitel.

Von dem Urſprunge und dem Gebrauche des Geldes.

Wenn die Vertheilung der Arbeiten einmahl völlig eingeführt und in Ordnung iſt: ſo wird nur ein kleiner Theil von den Bedürfniſſen eines Menſchen, durch die Arbeit ſeiner eignen Hände befriedigt. Die Mittel, den übrigen weit zahlreichern Genüge zu thun, verſchafft er ſich, indem er von dem Erzeugniſſe ſeiner eignen Arbeit, das was er ſelbſt nicht verbraucht, gegen die Erzeugniſſe der Arbeit andrer Menſchen umtauſcht, ſo wie er gelegentlich des einen oder des andern dieſer Erzeugniſſe nöthig hat. Jeder Menſch lebt alſo, vom Tauſche, jeder wird auf gewiſſe Weiſe Kaufmann: und die bürgerliche Geſellſchaft nähert ſich, ſo wie ſie erwächſt, immer mehr und mehr der Natur einer handelnden Geſellſchaft.

Doch, als dieſe Vertheilung der Arbeiten zuerſt ihren Anfang nahm, mußte dieſe Tauſchluſt ſich ſehr oft in ihren Operationen gehindert und in Verlegenheit finden. Wir wollen ſetzen, ein Menſch hatte von einer gewiſſen Waare mehr, — ein andrer hatte weniger, als er brauchte. Der erſte war alſo natürlicher Weiſe begierig, ſeinen Ueberfluß los zu werden, und der andre geneigt, einen Theil deſſelben ihm abzunehmen. Aber wenn letztrer, zufälliger Weiſe, nichts von dem hatte, was der erſte bedurfte: ſo konnte kein Tauſch unter ihnen zu Stande kommen. Der Fleiſcher, z. B. hatte in ſeinem Schrane mehr Fleiſch, als er ſelbſt aufzehren konnte; und der Bäcker und der Brauer hätten ihm gern einen Theil davon abgekauft. Aber ſie hatten ihm nichts als Brot und Bier dagegen anzubiethen: und der Fleiſcher war mit beyden verſorgt. In dieſem Falle konnte alſo kein Tauſch unter ihnen ſtatt finden. Der Fleiſcher konnte für den Bäcker und Brauer nicht Kaufmann ſeyn: ſie konnten nicht ſeine Kunden werden; und alle drey leiſteten auf dieſe Weiſe einander weniger Dienſte. Um aus den Unbequemlichkeiten einer ſolchen Lage zu kommen, haben, vom erſten Anfange der eingeführten Vertheilung der Arbeiten an, alle kluge Leute darauf gedacht, wie ſie, auſer dem Erzeugniſſe ihres eignen Fleiſſes, noch eine andre Waare immer in Vorrath und Bereitſchaft haben könnten, die ſo allgemein beliebt wäre, daß, gegen ſie das Erzeugniß ihrer Arbeit auszutauſchen, wenige Menſchen wahrſcheinlich verſagen würden.

Man iſt ohne Zweifel, zu dieſem Ende, nach und nach auf vielerley und ganz verſchiedne Waaren, gefallen, und man hat auch wirklich, bald die eine, bald die andre dazu gebraucht. In den erſten Zeiten der noch wenig ausgebildeten bürgerlichen Geſellſchaft, iſt nach der gemeinen Meinung, Vieh das allgemeine Mittel des Tauſches, und das Werkzeug zum Handel geweſen. Und obgleich dieß ein ſehr unbequemes Mittel zu dieſem Endzweck iſt: ſo finden wir doch in der That, in den Denkmählern jener alten Zeiten, den Werth der Dinge darnach geſchätzt, wie viel Stücke Vieh man für dieſelben im Tauſche erhalten könne. Die Rüſtung des Diomedes, ſagt Homer, iſt nur neun Ochſen werth: aber die Waffen des Glaucus koſten hundert. — Salz wird für das in Abyſſinien gewöhnliche Tauſch- und Handelswerkzeug ausgegeben. Eine gewiſſe Art Muſcheln iſt es in Oſtindien, Stockfiſch auf Newfoundland, Toback in Virginien, Zucker in einigen unſerer weſtindiſchen Kolonien, rohe oder gegerbte Häute ſind es in einigen andern Ländern; und es giebt noch heutiges Tages, wie ich glaubhaft verſichert worden bin, ein Dorf in Schottland, wo der gemeine Tagelöhner Nägel anſtatt Geldes zum Bäckerladen oder ins Bierhaus trägt, um ſein Brod oder ſeinen Trunk dafür zu kaufen.

In allen Ländern, ſcheinen demohnerachtet die Menſchen durch unwiderſtehliche Beweggründe nach und nach dahin gebracht zu werden, daß ſie, für obgedachten Endzweck, die Metalle jeder andern Waare vorziehen. Metalle können nicht nur mit geringerem Verluſt, als jede andre Waare aufbewahrt werden, da faſt kein andres Naturproduct weniger vergänglich und dem Verderbniſſe weniger unterworfen iſt: ſondern ſie können auch, ohne irgend einen Abgang zu leiden, in jede beliebige Anzahl von Theilen zertheilt werden; ſo wie auch hinwiederum, dieſe Theile durchs Schmelzen, in eine Maſſe vereiniget werden können. Dieſe leichte Theilbarkeit, die keine andre gleich dauerhafte Waare beſitzt, macht die Metalle vorzüglich geſchickt, zum Werkzeuge des Handelsverkehrs und des Umlaufs zu dienen. Wenn jemand, zum Beyſpiele, Salz zu kaufen Luſt, aber nichts als Vieh dafür im Tauſche anzubieten hätte: ſo würde er genöthigt ſeyn, auf einmahl ſo viel Salz zu nehmen, als der Werth von einem großen Ochſen oder einem ganzen Schaafe beträgt. Selten könnte er es ſo einrichten, daß er eine geringere Quantität kaufte, weil es ihm ſelten möglich wäre, das, was er dafür geben wollte, ohne ſeinen Schaden zu theilen. Wäre er willens, mehr zu kaufen: ſo müßte es ſich gleich bis auf das Doppelte und das Dreyfache ſeines erſten Einkaufs erſtrecken, um mit zwey oder drey Ochſen, oder mit eben ſo vielen Schaafen bezahlen zu können. Hätte er hingegen an der Stelle ſeiner Ochſen und Schaafe, Metalle zum Tauſche anzubieten gehabt, ſo hätte er die Quantität der Waare, welche er erhandelte, genau der Größe ſeines Bedürfniſſes anmeſſen können.

Nicht alle Nationen haben zu dem Endzweck, wovon hier die Rede iſt, einerley Metalle gebraucht.

Eiſen war das bey den Spartanern eingeführte Werkzeug des Handels; Kupfer war es bey den alten Römern; und Gold und Silber ſind es bey allen reichen und handeltreibenden Nationen.

Urſprünglich ſind dieſe Metalle wahrſcheinlich in ihrem rohen Zuſtande als Barren, ohne Gepräge, ohne irgend etwas einer Ausmünzung ähnliches, zu dem beſagten Endzwecke angewandt worden. So erzählt uns Plinius, auf das Zeugniß eines alten Geſchichtſchreibers Timäus, daß, bis auf die Zeiten des Servius Tullius, die Römer kein gemünztes Geld hatten, ſondern ſich ungeſtempelter Kupferſtangen zu ihren Käufen und Verkäufen bedienten. Auch noch zu unſerer Zeit werden Gold- und Silberbarren anſtatt des Geldes gebraucht.

Dieſer Gebrauch der Metalle in ihrem rohen Zuſtande, hatte eine doppelte Unbequemlichkeit: erſtlich die, daß ſie bey jeder Zahlung gewogen, und zweytens, daß ſie probiert werden mußten. Bey den koſtbaren Metallen, bey denen ein kleiner Unterſchied in der Quantität, einen großen im Werthe ausmacht, gehörten wenigſtens ſehr genaue Wagen und Gewichte dazu, um das Geſchäft des Abwägens mit gehöriger Genauigkeit verrichten zu können. Beſonders Gold zu wägen iſt eine Sache, die einige Geſchicklichkeit und viel Aufmerkſamkeit erfordert. Bey den gröbern Metallen, wobey ein kleiner Irrthum von weniger Bedeutung iſt, war freylich auch ein minderer Grad von Genauigkeit hinreichend. Aber es würde uns doch äuſerſt beſchwerlich vorkommen, wenn ein armer Mann, ſo oft er für einen Pfennig werth, etwas zu kaufen, oder zu verkaufen hätte, dieſen Pfennig erſt dem andern zuwägen müßte. — Die zweyte Operation, die des **Probierens**, iſt noch weit ſchwerer, weit langweiliger, und, wenn das Metall nicht mit den gehörigen Auflöſungsmitteln nach allen Regeln geſchmolzen wird, äuſerſt ungewiß. Und doch mußten, vor der Einführung des gemünzten Geldes, die Menſchen ſich dieſer ſchweren und langweiligen Operation unterziehen: oder ſie blieben immer einer ſo groben Betrügerey ausgeſetzt, als die iſt, daß ſie vielleicht, für ihre Waaren, anſtatt eines Pfundes reinen Silbers, oder Kupfers, ein verfälſchtes Gemiſch der gemeinſten und wohlfeilſten Materialien erhielten, das nur das äuſere Anſehn und die Farbe jener Metalle hatte. Um dieſen Betrügereyen zuvorzukommen, um den Tauſch zu erleichtern, und dadurch alle Arten des Kunſtfleißes und des Handelsverkehrs zu ermuntern, haben alle Nationen, welche einige Fortſchritte in der Cultur gemacht haben, es nothwendig befunden, beſtimmte Quantitäten derjenigen Metalle, die unter ihnen zum Kaufe und Verkaufe der Waaren gebraucht wurden, mit einem öffentlichen Stempel zu bezeichnen. Dieß iſt der Urſprung des gemünzten Geldes, und derjenigen öffentlichen Geſchäfte, welche zuſammen das Münzamt ausmachen; — Geſchäfte, welche in Abſicht ihres Endzwecks, genau mit den Verrichtungen der Schaumeiſter und Stempelherren bey den Tuch- und Leinwandmanufacturen übereinkommen. Sie ſollen ſämmtlich, durch einen aufgedrückten öffentlichen Stempel, die gleichförmige Güte, und vollſtändige Quantität dieſer verſchiedenen Waaren, wenn ſie zu Markte gebracht werden, dem Publico verbürgen.

Die erſten öffentlichen Stempel dieſer Art, welche auf die umlaufenden Metalle gedrückt wurden, ſcheinen vornehmlich das haben verbürgen zu ſollen, was in der That zu unterſuchen am ſchwerſten iſt, die Feinheit und Güte des Metalls. Sie waren alſo der Silberprobe, die jetzt noch auf Silberſtangen oder auf ſilbernes Thee- und Tiſchgeſchirr gedrückt wird, oder dem ſpaniſchen Stempel ähnlich, der ſich zuweilen auf den Goldſtangen findet, der aber, weil er nur auf einer Seite dieſer Goldſtücke ſteht, und nicht ihre ganze Oberfläche bedeckt, zwar die Feinheit des Metalls anzeigen, aber nicht die Quantität deſſelben verbürgen kann. Abraham wiegt dem Ephron die vierhundert Seckel Silber zu, welche er ihm für das Feld von Machpelah zu zahlen verſprochen hatte. Es wird geſagt, daß die Zahlung in der currenten Handelsmünze geſchehen ſey: und doch wird das Geld dem Käufer zugewogen, nicht zugezählt, gerade ſo, wie wir noch jetzt Gold- und Silberbarren zuwägen. Die Einkünfte der alten ſächſiſchen Könige in England, wurden, wie es heißt, in Natura, nicht in Species, ich will ſagen, in Lebensmitteln und Proviſionen aller Art, bezahlt. Wilhelm der Eroberer führte die Gewohnheit ein, ſie in Gelde zu bezahlen. Aber dieſes Geld wurde, lange Zeit hindurch, nach dem Gewicht, nicht nach der Zahl, von der königlichen Schatzkammer in Empfang genommen.

Die Unbequemlichkeiten und Schwierigkeiten, die mit der Abwägung dieſer Metalle verbunden ſind, gaben die Veranlaſſung, geprägtes Geld einzuführen, deſſen Stempel, da es beyde Seiten, und oft auch die Ränder völlig bedeckt, nicht bloß die Feinheit der Metalle, ſondern auch das Gewicht der Stücke, verbürgen konnte. Solchergeſtalt geprägte Münze wurde, von der Zeit an, ſo wie jetzt, nach der Zahl der Stücke angenommen, ohne daß man ſich mit dem Wägen derſelben bemühet hätte.

Die Nahmen dieſer Münzen ſcheinen anfangs die Quantität, oder das Gewicht des darinn enthaltenen Metalls angezeigt zu haben. Zur Zeit des Servius Tullius, der zuerſt in Rom Geld prägen ließ, enthielt das römiſche As, ein römiſches Pfund gutes Kupfer. Das As wurde, ſo wie das franzöſiſche von der Stadt Troyes benannte Pfund, in zwölf Unzen eingetheilt, wovon jede eine wirkliche Unze Kupfers enthielt. Das Pfund Sterling, zur Zeit Eduards des erſten, enthielt ein Pfund Silber, von einem bekannten Grade der Feinheit, nach Towergewicht gewogen. Das Pfund Towergewicht ſcheint etwas größer geweſen zu ſeyn, als das römiſche, und etwas kleiner, als das Pfund von Troyes. Dieß letztre wurde nicht eher, als im achtzehnten Regierungsjahre Heinrichs des achten in die engliſche Münze eingeführt. Der franzöſiſche Livre, enthielt, zu Karls des Großen Zeiten, ein Pfund Silber, nach dem Gewicht von Troyes, von einer beſtimmten Feinheit. Dieſe Stadt in Champagne hatte damahls einen ſehr berühmten Jahrmarkt, der von allen Nationen Europens

pens beſucht wurde. Daher kam es, daß die Maße und Gewichte dieſer Stadt allenthalben bekannt, und angenommen wurden. — Das ſchottiſche Geldpfund, enthielt ebenfalls, von Alexanders des erſten Zeiten an, bis auf Robert Bruce, ein wirkliches Pfund Silber, von gleichem Gewichte und gleicher Feinheit, als das engliſche Pfund Sterling hatte. Auch die engliſchen, franzöſiſchen und ſchottiſchen Pennys oder Liards, enthielten urſprünglich ſo viel an Silber, als das Wort Penny am Gewicht ausdrückt, nämlich den zwanzigſten Theil einer Unze, oder den zweyhundert und vierzigſten Theil des ganzen Pfundes. Auch das Wort Schilling ſcheint anfangs der Name eines Gewichts geweſen zu ſeyn. **Wenn das Quarter Weitzen**, ſagt ein altes Statut Heinrichs des dritten, **zwölf Schillinge koſtet: ſo ſoll eine Farthingſemmel eilf Schillinge und vier Pence wiegen.** Doch war vielleicht das Verhältniß des Schillings ſowohl zum Pfunde auf der einen, als zum Penny auf der andern Seite, nie ſo genau und gleichförmig beſtimmt, als das Verhältniß vom Penny zum Pfunde beſtimmt war. Während der Regierung des merovingiſchen Königsſtammes, ſcheint der franzöſiſche Sou oder Sol, (welches Wort die Ueberſetzung von dem engliſchen Schilling iſt) bald fünf, bald zwölf, bald zwanzig, und bald vierzig Pennys enthalten zu haben. Bey den alten Sachſen, finden wir den Schilling zu der einen Zeit, nicht mehr als fünf Pennys enthaltend; und wahrſcheinlich war ſein Werth eben ſo veränderlich, als der Werth des Sous, unter ihren Nachbarn, den Franken. Karl der Große unter den letztern, und Wilhelm der Eroberer unter den

Engländern beſtimmten den Zeitpunkt, von wo an das Verhältniß zwiſchen Pfund, Schilling oder Sou, und Penny oder Liard, unveränderlich daſſelbe geblieben iſt, ob ſich gleich der Werth aller zugleich ſeitdem ſehr verändert hat. In allen Ländern der Welt nämlich, iſt durch den Geiz und die Ungerechtigkeit der Fürſten, oder derer, die am Ruder der Staaten ſaßen, eine ſtufenweiſe Verminderung des Gehalts der Münzen vorgegangen, das heißt, die Quantität des Metalls, welche urſprünglich unter einer gewiſſen Benennung verſtanden wurde, iſt immer kleiner und kleiner geworden, indeß der Nahme derſelbe geblieben iſt. Das römiſche As wurde in den letztern Zeiten der Republik auf den vier und zwanzigſten Theil ſeines urſprünglichen Werths zurückgeſetzt, ſo, daß es, anſtatt eines Pfundes, welches es eigentlich wiegen ſollte, in der That nicht mehr als eine halbe Unze wog. Das engliſche Pfund und der engliſche Penny enthalten gegenwärtig nur den dritten, die ſchottiſchen Pfunde und Pennys, ungefähr den ſechs und dreyßigſten, und die franzöſiſchen Livres und Sous ungefähr den ſechs und ſechzigſten Theil ihres urſprünglichen Werthes. Durch Hülfe dieſer Operationen wurden die Fürſten und Staaten, welche dieſelben vornahmen, in den Stand geſetzt, mit einer kleinern Quantität Silbers, als ſonſt dazu wäre nöthig geweſen, dem Scheine nach, ihre Schulden zu bezahlen, und ihre Verſprechungen zu erfüllen. Ich ſage dem Scheine nach: denn in der That wurden ihre Gläubiger um einen Theil deſſen, was ihnen gebührte, betrogen. Was der Staat ſelbſt that, das wurde, durch ſolche Münzveränderungen, auch allen andern Schuldnern im Staate zugeſtanden:

den: allen ſtand es frey, mit derſelben Zahlſumme der neuen und ſchlechtern Münzſorte Darlehne zu bezahlen, die ſie in der alten und beſſern aufgenommen hatten. Solche Operationen ſind alſo allemahl den Schuldnern günſtig, und für die Gläubiger nachtheilig geweſen, und haben oft in den Vermögensumſtänden der Privatperſonen größere Umkehrungen hervorgebracht, als durch allgemeine, das ganze Land betreffende Unglücksfälle hätten geſchehen können.

Auf dieſe Weiſe iſt **Geld** bey allen civiliſirten Nationen, das allgemeine Werkzeug des Handels geworden, durch deſſen Darzwiſchenkunft, der Tauſch aller Arten von Waaren erleichtert, und in den eigentlichen Kauf und Verkauf verwandelt wird.

Ich gehe nun weiter fort, zu unterſuchen, welches die Regeln ſind, die bey dem Tauſche der Güter gegen einander, oder gegen Geld, von den Menſchen beobachtet werden. Dieſe Regeln beſtimmen das, was man den relativen, oder den Tauſchwerth der Dinge nennen kann.

Man bemerke vor allen Dingen, daß das Wort **Werth**, eine doppelte Bedeutung hat, und einmahl den Nutzen überhaupt anzeigt, welchen ein gewiſſer Gegenſtand gewährt, — zum andern, das Vermögen insbeſondre bedeutet, welches der Beſitz dieſes Gegenſtandes mittheilt, andre Güter dafür zu kaufen. Das eine könnte man **den Werth der Sache im Gebrauche**, das andre, **den Werth der Sache im Tauſche** nennen. Die Dinge, welche den größten Werth im Gebrauche haben, haben oft einen geringen, oder gar keinen im Tauſche, und wiederum diejenigen, welche im Tauſche vom größten Werthe ſind, haben im Gebrauche häufig gar keinen. Nichts iſt nützlicher, als Waſſer: aber der Fall iſt ſelten vorhanden, daß man irgend etwas dafür kaufen kann; im Tauſche hat es alſo gar keinen Werth. Ein Diamant im Gegentheil iſt beynahe ohne allen reellen Nutzen: aber wenn man ihn vertauſcht, ſo kann man gemeiniglich eine beträchtliche Quantität andrer Güter dafür erhalten.

Um die Principien ausfindig zu machen, durch welche der Tauſchwerth der Waaren regulirt wird, will ich mich bemühen, zu zeigen:

Erſtlich, welches der wahre Maßſtab dieſes Tauſchwerths ſey, oder worinn der wirkliche Preis jeder Waare beſtehe.

Zweytens, aus welchen Theilen dieſer Preis zuſammengeſetzt ſey, oder in welche Elemente er ſich auflöſen laſſe.

Und endlich, welches die Umſtände ſind, die zuweilen den einen oder den andern dieſer Theile des Preiſes, entweder über ſein gewöhnliches Maß hinaustreiben, oder unter daſſelbe erniedrigen; oder, mit andern Worten, welche Urſachen es machen, daß der Marktpreis der Waaren, das heißt, der, für welchen ſie wirklich verkauft werden, mit dem, was man ihren natürlichen oder urſprünglichen Preis nennen könnte, nicht genau übereinſtimmt.

Ich will mich bemühen, dieſe drey Gegenſtände ſo deutlich und vollſtändig, als ich kann, in den drey folgenden Kapiteln abzuhandeln; wozu ich mir eben ſo ſehr die Geduld, als die Aufmerkſamkeit des Leſers erbitten muß: ſeine Geduld, damit er ſich nicht verdrießen laſſe, dasjenige ganz durchzuleſen, was ihm vielleicht, in einigen Stellen, von unnöthiger Weitläuftigkeit ſcheinen mag; ſeine Aufmerkſamkeit, damit er Sachen deutlich faſſe, die nach der vollſtändigſten Erklärung, welche ich davon zu geben im Stande bin, noch einige Dunkelheit übrig behalten könnten. Ich für mein Theil, will mich lieber der Gefahr ausſetzen, langweilig zu ſcheinen, als dunkel zu ſeyn. Aber, wenn bey meinem größten Beſtreben nach Deutlichkeit, doch noch einige Dunkelheit zurückbleibt: ſo wird mich die Natur des Gegenſtandes, der an ſich äußerſt abſtract iſt, entſchuldigen können.

Fünftes Kapitel.

Von dem reellen, und von dem Nominalpreiſe der Waaren: oder von ihrem Werthe in Arbeit, und in Gelde berechnet.

Jeder Menſch iſt in dem Grade reich oder arm, in welchem er die Mittel in Händen hat, ſich die Nothwendigkeiten, Bequemlichkeiten und Vergnügungen des Lebens zu verſchaffen. Nachdem nun die Methode,

thode, die Arbeiten zu vertheilen, allenthalben Eingang gefunden hat, iſt es nur ein kleiner Theil dieſer Bedürfniſſe und Annehmlichkeiten, welchen der Menſch durch ſeiner eignen Hände Arbeit erhält; einen weit größern Theil derſelben muß er von den Arbeiten andrer erwarten. Er iſt demnach reich oder arm, nach Verhältniß der Quantität von Arbeit, welche ihm zu Gebote ſteht, oder welche zu erkaufen, er die Mittel in Händen hat. Der Werth alſo jeder Waare iſt für denjenigen, welcher ſie nicht ſelbſt zu verbrauchen, ſondern gegen andre Waaren zu vertauſchen gedenkt, der Quantität Arbeit gleich, über welche er vermittelſt derſelben zu gebiethen hat, oder die er dadurch erkaufen kann. Arbeit iſt folglich der wahre Maßſtab des Tauſchwerths aller Güter.

Der wahre Preis jedes Dinges, das heißt, das, was es dem Manne, welcher es ſich verſchaffen will, wirklich koſtet, iſt die Mühe, die er anwenden und die Beſchwerde, die er ertragen muß, um es ſich zu eigen zu machen. Das aber, was das Ding dem Manne werth iſt, der es ſich zu eigen gemacht hat, und es nun im Tauſche wieder los werden will, um etwas anderes dafür zu erhalten, iſt die Mühe und Beſchwerde, welche er ſich dadurch erſparen, oder welche er damit auf andrer Leute Schultern wälzen kann. Alles was mit Gelde oder mit Waaren eingekauft wird, wird im Grunde eben ſo gut mit Arbeit erkauft, als wenn der Käufer unmittelbar die Bezahlung abgearbeitet hätte. In der That thut das Geld oder die Waare, welche wir auf den Markt bringen, nichts anders, als daß ſie uns eine gewiſſe Arbeit erſparen. Beyde enthalten aber auch ſchon eine gewiſſe Quantität Arbeit; — die nämlich, welche auf ihre Hervorbringung gewandt worden iſt. Und wenn daher das eine, oder die andere für ein Aequivalent andrer Güter angenommen wird, ſo heißt das nichts anders, als: man hält zu dieſer Zeit die Quantität Arbeit, durch welche jenes Geld oder jene feilſtehende Waare producirt wird, derjenigen Arbeit gleich, welche zu Hervorbringung dieſer andern dafür zu erkaufenden Güter nöthig iſt. Arbeit iſt der erſte Preis, der für alle Dinge gezahlt werden muß. Alle Reichthümer der Welt haben ihren erſten Urſprung, nicht in dem Beſitze von Gold oder Silber, ſondern in der Arbeit der Menſchen, welche ſie entweder nur aufgeſucht und geſammlet, oder welche ſie wirklich verfertigt und hervorgebracht haben. Und eben ſo iſt hinwiederum der Werth aller dieſer Reichthümer für den, welcher ſie beſitzet, und dieſelben im Tauſche zur Erlangung andrer Erzeugniſſe anwenden will, genau der Quantität Arbeit gleich, die er vermittelſt derſelben in ſeiner Gewalt hat, oder die er dadurch erkaufen kann.

Reichthum, ſagt Hobbes, iſt Macht. Das heißt nicht ſo viel, als ob ein Mann, der ein großes Vermögen beſitzt, deswegen nothwendig ein obrigkeitliches Anſehn im Staate, oder einen Einfluß in die bürgerlichen oder kriegeriſchen Geſchäfte haben müßte. Das Vermögen kann vielleicht ein Mittel werden, ihm zu dieſem Anſehn zu verhelfen: aber unmittelbar theilt es ihm daſſelbe nicht mit. Die Macht alſo, von welcher eigentlich hier die Rede, und die mit dem Beſitze des

Reichthums unmittelbar verbunden iſt, iſt die Macht oder das Vermögen zu kaufen, eine gewiſſe Gewalt, die der Reiche bekömmt, über die Arbeit andrer Menſchen, oder über alle die Erzeugniſſe ihrer Arbeit, welche zu Markte gebracht worden ſind, zu gebiethen. Sein Reichthum ſteht mit dem Umfange dieſer Macht in dem genaueſten Verhältniſſe. Er iſt größer oder kleiner, nachdem die Quantität Arbeit, die er dadurch in ſeine Gewalt bekömmt, oder deren Product er dadurch erkaufen kann, größer oder kleiner iſt. Und was von dem ganzen Reichthume eines Menſchen wahr iſt, gilt auch von jedem einzelnen Eigenthumsſtücke. Der Tauſchwerth deſſelben iſt der Macht gleich, welche es ſeinem Beſitzer giebt, andrer Menſchen Arbeit, oder das Werk ihrer Arbeit zu erkaufen.

Aber wenn gleich Arbeit der reelleſte und letzte Maßſtab des Tauſchwerths aller Güter iſt: ſo iſt ſie doch nicht der gewöhnliche, wornach ſie wirklich geſchätzt werden. Es iſt oft ſchwer, das Verhältniß zwiſchen einer Arbeit und einer andern Arbeit genau anzugeben. Die auf jede gewandte Zeit kann nicht allein dieſes Verhältniß beſtimmen. Auch der Grad von Mühe und Beſchwerden, die dabey zu übernehmen waren, auch der Grad von Geiſteskraft, der ſich dabey äuſerte, muß mit in Betrachtung gezogen werden. Es kann mehr Arbeit in der angeſtrengten Kraftäuſerung einer Stunde, als in einer leichten oder fahrläſſig gethanen Beſchäftigung von zwey Stunden enthalten ſeyn; mehr Arbeit in einer Stunde, in der man eine, während vieler Jahre erlernte Kunſt ausübt, als in Einem Monate, den man mit alltäglichen und kunſtloſen Arbeiten zubringt. Aber es iſt nicht leicht, einen Maßſtab ſowohl für die mit einer Arbeit verbundenen körperlichen Beſchwerden, als für die dabey aufgewandte Geiſteskraft zu finden. In der That wird bey dem Tauſche von Waaren, welche die Erzeugniſſe verſchiedener Arten von Arbeit ſind, auf beſagte beyde Umſtände mit gerechnet. Aber wie viel darauf gerechnet werden ſolle, wird nicht nach einer genauen Abmeſſung beſtimmt, ſondern durch das, bey unſerm Kaufen, ſo gewöhnliche gegenſeitige Biethen und Abdingen, ungefähr ausgeglichen: und dieſe Art von obenhin proportionirten Verhältniſſen, obgleich von mathematiſcher Richtigkeit weit entfernt, iſt doch hinlänglich, die Geſchäfte des gemeinen Lebens darnach zu betreiben.

Ueberdieß wird jede Waare weit öfterer gegen Waare, als unmittelbar gegen Arbeit vertauſcht, und alſo auch weit öfterer mit der erſtern, als mit der letztern verglichen. Es iſt daher weit gewöhnlicher, den Tauſchwerth derſelben, nach der Quantität irgend einer andern dafür zu erhaltenden Waare, als nach der Quantität der Arbeit, welche man damit bezahlen kann, zu beſtimmen. Der größre Theil der Menſchen verſteht auch weit beſſer, was man meinet, wenn man von der Quantität einer gewiſſen Waare, als wenn man von einer gewiſſen Quantität Arbeit redet. Das eine iſt ein ſichtbarer und fühlbarer Gegenſtand, das andre ein abſtracter Begriff, der, wenn er auch zu hinlänglicher Deutlichkeit gebracht werden kann, doch nicht allen gleich einleuchtend und geläufig iſt.

Wenn aber zuletzt der Tauſchhandel aufhört und Geld das allgemeine Werkzeug des Handels wird: ſo wird jede Waare noch weit öfterer gegen Geld, als gegen andre Waaren, umgetauſcht. Der Fleiſcher trägt ſelten Rind- oder Schöpſenfleiſch zum Bäcker und Brauer, um dafür Brot und Bier einzuhandeln: ſondern er bringt es auf den Markt, wo er es für Geld verkauft; welches Geld er dann hinwiederum für Brot und Bier ausgiebt. Die Quantität des Geldes, die er für ſein Fleiſch erhält, beſtimmt auch die Quantität von Brot und Bier, die er nachmahls ſoll kaufen können. Es iſt ihm daher geläufiger, und es ſcheint ihm natürlicher, den Werth ſeines Fleiſches nach Gelde, der Waare nämlich, die er am öfterſten dafür erhandelt, als nach Brot und Bier, den Waaren, die er erſt, durch Dazwiſchenkunſt jener dritten, gegen ſein Fleiſch eintauſcht, zu ſchätzen. Es iſt ihm gewöhnlicher, zu ſagen, daß das Pfund von ſeinem Fleiſche anderthalb oder zwey Groſchen, als daß es drey oder vier Pfunde Brot, und drey oder vier Kannen Bier werth ſey. Aehnliche Urſachen machen, daß der Tauſchwerth aller andern Waaren gleichfalls nur in Gelde geſchätzt, und weit öfterer durch eine gewiſſe Summe von dieſem, als durch die dafür erkäufliche Quantität von Arbeit, oder einer andern Waare, ausgedrückt wird.

Demohnerachtet ſind Gold und Silber eben ſowohl, als jede andre Waare, von veränderlichem Werthe, bald wohlfeiler und bald theurer, das einemahl leichter, das andremahl ſchwerer zu erkaufen. Ueber wie viel Arbeit man, mit einer beſtimmten Quantität dieſer Metalle, ſoll gebiethen oder wie viel damit erkaufen — welche Quantität andrer Güter man dafür ſoll erhandeln können: das hängt jedesmahl von der Ergiebigkeit oder der Armuth der Bergwerke ab, die zu der Zeit, wo jener Handel geſchieht, bekannt und im Gange ſind. Die Entdeckung der ſo reichen amerikaniſchen Bergwerke im ſechzehnten Jahrhundert, brachte den Werth von Gold und Silber in Europa, ungefähr auf den dritten Theil deſſen, was er vor dieſer Entdeckung geweſen war, herunter. So wie es ſeit der Zeit weniger Arbeit koſtete, dieſe Metalle aus den Bergwerken auf den Markt zu bringen: ſo konnte man auch, wenn ſie hier angekommen waren, weniger Arbeit damit erkaufen; und dieſe Verringerung ihres Werths, obgleich vielleicht die größte, die jemahls vorgegangen, iſt doch bey weitem nicht die einzige, deren die Geſchichte Erwähnung thut. So wie aber eine Größe, die ſelbſt auf vielfache Weiſe veränderlich iſt, wie zum Beyſpiele der natürliche Fuß des Menſchen, ein Armlang oder eine Handvoll, nie einen genauen Maßſtab für andre Größen abgeben kann: ſo kann auch eine Waare, deren Werth ſelbſt abwechſelt, zu keinem genauen Maßſtabe für den Werth andrer Waaren dienen. Das aber kann man ſagen, daß an allen Orten und zu allen Zeiten, eine gleiche Quantität Arbeit, für den arbeitenden Mann ſelbſt immer von gleichem Werthe ſey. Iſt ſeine Geſundheit, ſeine Stärke und ſeine Geiſtesmunterkeit die gewöhnliche; und hat er auch den gewöhnlichen Grad von Genie und Geſchicklichkeit: ſo wird er zu derſelben Arbeit immer ungefähr denſelben Aufwand von Kräften, dieſelben Aufopferungen ſeiner Zeit, ſeiner Bequemlichkeit und ſeines Vergnügens nöthig haben. Der Preis, den er gleichſam für die Arbeit zahlt, muß immer der nämliche ſeyn, ſo verſchieden auch die Quantität andrer Güter ſeyn mag, die er im Tauſche dafür einhandeln kann. Von letztern kann er wohl vielleicht mit einer und derſelben Arbeit bald eine größere, bald eine kleinere Summe erkaufen; aber dann iſt es nicht der Werth der Arbeit, ſondern der Werth dieſer Güter, welcher ſich verändert hat. An allen Enden und Orten iſt das theuer, was ſchwer zu bekommen iſt, oder deſſen Erlangung viel Arbeit koſtet; und das iſt wohlfeil, was leicht, oder mit weniger Mühe und Arbeit erlangt werden kann. Arbeit alſo, als die einzige Sache, welche nie in ihrem Werthe wechſelt, iſt auch allein geſchickt, der letzte und der wirkliche Maßſtab zu ſeyn, wornach der Werth aller andern Waaren, an allen Orten, und zu allen Zeiten, geſchätzt und verglichen wird. Sie iſt der eigentliche wahre Preis, der dafür bezahlt wird; Geld iſt nur die Benennung, oder der Ausdruck dieſes Preiſes.

Ohnerachtet nun gleiche Quantitäten von Arbeit, für den Arbeiter ſelbſt, immer von gleichem Werthe ſind: ſo ſind ſie doch in den Augen deſſen, welcher ihn beſchäftigt, bald ſteigend, bald fallend. Er erkauft dieſelben bald mit einer größern, bald mit einer geringern Anzahl andrer Güter: und dem zu Folge, hält er den Preis der Arbeit für eben ſo veränderlich, als den Preis aller andrer Dinge. Er ſieht ſie zu der einen Zeit für theuer, zu der andern für wohlfeil an. In der That aber ſind es ſeine dagegen vertauſchten Waaren, welche in jenem Falle wohlfeil, in dieſem theuer werden.

Nach dieſer gemeinen Art zu urtheilen und ſich auszudrücken, hat alſo die Arbeit eben ſo wohl, als jede andre Waare, ihren wirklichen, und ihren Nominalpreis. Jener beſteht in der Quantität von Nothwendigkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens, die dem Arbeiter für ſeine Arbeit zu Theil wird; — dieſer beſteht in einer gewiſſen Geldſumme, die ihm dafür bezahlt wird. Ein Arbeiter iſt reich oder arm, nicht nachdem die Benennung des Preiſes, ſondern nachdem der wirkliche Preis ſeiner Arbeit, groß oder klein iſt.

Dieſer Unterſchied zwiſchen dem **wirklichen** Preiſe und der **bloßen Benennung des Preiſes im Gelde**, oder dem **Nominalpreiſe**, iſt nicht ein Gegenſtand der bloßen Speculation, ſondern kann auch im praktiſchen Leben nützlich werden. Der reelle Preis hat auch immer denſelben Werth: der Nominalpreis iſt, wegen der Abwechſelungen, die in dem Werthe von Gold und Silber vorgehn, bald von größerem, bald von geringerem Werthe. Wenn daher ein Landgut, mit der Bedingung einer immerwährend darauf haftenden Zinſe, verkauft wird: ſo iſt es für die Familie, die ſich dieſe Zinſe ausbedingt, wichtig, zu wiſſen, daß, wenn dieſe Zinſe auf immer unverändert bleiben ſoll, ſie in Naturallieferungen, und nicht in Gelde beſtimmt ſeyn muß. Im letztern Falle würde ſie einer doppelten Veränderlichkeit unterworfen ſeyn; einmal der, daß in Münzſorten derſelben Benennung, zu verſchiedenen

Zeiten, bald eine größere, bald eine kleinere Quantität edler Metalle enthalten iſt; zum andern der, daß dieſe Metalle ſelbſt bald von größerm, bald von geringerem Werthe ſind.

Die Staaten und ihre Regenten haben oft geglaubt, einen, wenigſtens vorübergehenden Vortheil darinn zu finden, wenn ſie ihre Münzen verſchlechterten, oder die darinn enthaltene Quantität von Gold und Silber verminderten; aber höchſt ſelten haben ſie es für vortheilhaft angeſehen, dieſe Quantität zu vermehren. Daher kömmt es, daß in den Münzen faſt aller Nationen der Welt, eine ſtufenweiſe Verminderung der Quantität der darinn urſprünglich enthaltenen edlern Metalle vorgegangen, nirgends aber eine ähnliche ſtufenweiſe Vermehrung des Münzgehalts zu finden iſt. — Eine in Geld ausgeworfne Rente alſo, kann durch die Veränderungen, welche mit dem Gelde, nach aller Erfahrung, am erſten zu erwarten ſtehen, nicht anders als vermindert werden.

Was das zweyte, den Werth von Gold und Silber ſelbſt, betrifft: ſo iſt derſelbe durch die Entdeckung der amerikaniſchen Bergwerke in Europa bekanntlich ſehr vermindert worden. Man glaubt, obgleich wie mich dünkt, ohne hinlänglichen Beweis, daß dieſe Verminderung noch immer fortgeht; aber wenigſtens hat dieſelbe noch ihren möglichen letzten Termin bey weitem nicht erreicht. Durch dieſe zweyte Veränderung würde eine in Geld beſtimmte Rente, auch wenn ſie nicht nach der Zahl der Stücke einer gewiſſen Münzſorte,

ſorte, ſondern nach dem Gewichte von Gold und Silber einer gewiſſen Feinheit, feſtgeſetzt worden wäre, doch immer noch verlieren müſſen.

Diejenigen Zinſen, welche in Getreide bezahlt werden müſſen, ſind vor Verminderung weit mehr geſichert geblieben, als die, welche in Gelde ausbedungen worden, ſelbſt wenn auch die Geldſorten des Landes ſich, ſeit der Zeit des Vertrags, an Gehalt nicht verſchlechtert haben. Durch eine Acte von dem achtzehnten Regierungsjahre der K. Eliſabeth wurde feſtgeſetzt, daß hinfort der dritte Theil des Pachtzinſes, von allen Univerſitätsgütern, in Korn ſolle abgeführt werden; welches Korn entweder in Natura geliefert, oder nach dem jedesmahligen Marktpreiſe des nächſten Getreidemarktes, bezahlt werden müſſe. Heut zu Tage beträgt das aus dieſer Kornzinſe gelöſete Geld, ob es gleich urſprünglich nur der dritte Theil des ganzen Pachts ſeyn ſollte, doch beynahe ſo viel, als das Doppelte der beyden andern Drittel. Die alten Geldzinſen alſo, welche die Collegien der Univerſität erhalten, ſind auf den vierten Theil ihres ehemaligen Werthes herabgeſunken; und ſind nicht mehr als den vierten Theil des Getreides werth, welches ehedem dafür gekauft werden konnte. Und doch ſind, ſeit der Regierung Philipps und der Maria, die engliſchen Münzen, unter denſelben Benennungen, auch in ihrem Gehalte ziemlich unverändert geblieben: und das Pfund Sterling, der Schilling, der Penny, oder der engliſche Pfennig enthalten beynahe noch eben die Quantität reines Silbers, die die gleichnamigen Geldſorten damahls enthielten. Jene Herabwürdigung der alten

Geldzinſe alſo, welche den Univerſitäts-Collegien bezahlt wird, rührt lediglich von dem verminderten Werthe des Silbers ſelbſt her.

Der Verluſt iſt natürlich noch weit größer, wenn beydes, der Werth des Silbers überhaupt, und die Quantität desjenigen Silbers, welches in jedem Stücke einer gewiſſen Münzſorte enthalten iſt, zu gleicher Zeit abnimmt. In Schottland, wo der Gehalt der Münzen eine weit größere Veränderung, als in England erlitten hat, und in Frankreich, wo dieſe Verringerung des Gehalts noch größer als in Schottland iſt, ſind manche, in ältern Zeiten feſtgeſetzten Geldzinſen, die bey ihrer Entſtehung ſehr anſehnlich waren, heut zu Tage beynahe in ein Nichts verwandelt worden.

Wenn man entfernte Zeiten vergleicht: ſo wird man finden, daß die Quantitäten Getreide, mit welchen man zu der einen und zu der andern, eine gewiſſe Quantität Arbeit hat erkaufen können, weit gleicher geweſen ſind, als die Geldſummen oder die Quantitäten irgend einer andern Waare, die man für dieſe Arbeit hat geben müſſen. Hieraus folgt, daß unter allen Gütern, Getreide ſeinen reellen Werth am unveränderlichſten beybehält, oder daß deſſen Beſitzer am ſicherſten ſind, für gleiche Quantitäten davon zu allen Zeiten ohngefähr gleiche Quantität Arbeit betreiben oder erkaufen zu können. — Ich ſage, daß bey dem Getreide dieſe Unveränderlichkeit des Werths größer iſt, als bey jeder andern Waare: denn ganz unverändert bleibt auch ſein Werth nicht. Der Unterhalt eines Tagelöhners, nach welchem ſich, wie ich hernach zeigen werde, der reelle Preis der Arbeit richtet, iſt unter verſchiedenen Umſtänden ſehr verſchieden: reichlicher in einem Staate, welcher in ſeinem Wohlſtande fortſchreitet, als in einem, welcher auf dem Puncte des Flors, den er erreicht hat, ſtille ſteht; — und reichlicher in einem, der ſtille ſteht, als in dem, welcher zurückgeht. Nun wird aber, zu jeder Zeit, durch jede Waare, eine größere oder kleinere Quantität Arbeit erkauft werden können, je nachdem die Summe von Lebensmitteln größer oder kleiner iſt, welche für jene Waare zu haben ſind. Ein Getreidezins iſt alſo bloß einer einzigen — ein Geldzins iſt einer doppelten Veränderung in ſeinem Werthe ausgeſetzt. Jener Werth wird verändert, wenn für dieſelbe Quantität Arbeit, zu der einen Zeit mehr oder weniger Getreide muß gegeben werden, als zu der andern; dieſer wechſelt erſtlich dann, wenn für daſſelbe Geld mehr oder weniger Getreide zu haben iſt, und dann hinwiederum, wenn mit dem nämlichen Getreide bald mehr, bald weniger Arbeit bezahlt werden kann.

Ohnerachtet nun, wie ich gezeigt habe, der Werth eines Getreidezinſes, von Jahrhundert zu Jahrhundert, weniger abwechſelt, als der Werth eines Geldzinſes: ſo iſt hingegen von einem Jahre zum andern, die Abwechſelung des Werths bey dem Getreidezinſe größer, als bey dem Geldzinſe. Es iſt falſch, wie ich bald hernach zeigen werde, daß der Geldpreis der Arbeit mit den Preiſen des Getreides, von Jahr zu Jahr, gleichen Schritt halte. Vielmehr ſcheint er ſich allenthalben nach dem, was im Durchſchnitte mehrerer Jahre der mittlere Getreidepreis iſt, auf beträchtliche Zeiträume zu fixiren, ohne von den, während derſelben vorgehenden zufälligen Schwankungen des letztern verändert zu werden. Dieſer gewöhnliche oder Mittelpreis des Getreides aber, wird hinwiederum, wie ich ebenfalls weiter unten zeigen werde, durch den jedesmahligen Werth des Silbers beſtimmt, und dieſer hinwiederum durch die Ergiebigkeit oder die Unfruchtbarkeit derjenigen Bergwerke, welche den Silbermarkt mit dieſem Metalle verſorgen, oder mit andern Worten, durch die Quantität Arbeit, und alſo durch die Quantität des die Arbeiter ernährenden Getreides, welche erforderlich iſt, um eine beſtimmte Quantität Silbers aus dem Bergwerke auf den Markt zu bringen. Aber dieſe Veränderungen des Silberpreiſes, die, von einem Jahrhunderte zum andern ſehr groß ſeyn können, ſind von einem Jahre zum andern ſehr unbeträchtlich. Ja durch halbe und ganze Jahrhunderte kann der Preis des Silbers ganz unverändert fortdauern. Eben ſo lange wird alſo auch der gewöhnliche, oder der Mittelpreis des Getreides, und mit ihm der Geldpreis der Arbeit derſelbe bleiben können, vorausgeſetzt, daß im übrigen der Zuſtand der Geſellſchaft wenig oder keine Veränderung leidet. Während eben dieſer Periode aber kann oft das Getreide, das eine Jahr das doppelte von dem gelten, was es das vorhergehende gegolten hat; der Quarter, der in dem einen, mit fünf und zwanzig Schillingen (8 Rthl. 8 ggr.) bezahlt worden iſt, kann das folgende auf funfzig Schillinge ſteigen. Wenn nun dieß letztre der Preis des heurigen Jahres iſt: ſo iſt in dieſem Jahre der Werth eines Getreidezinſes, nicht nur inſofern er in Gelde genannt, ſondern auch inſofern er nach ſeinem weſentlichen Gehalte beurtheilt wird, doppelt ſo groß, als zur Zeit, wenn der Quarter fünf und zwanzig Schillinge koſtet, weil man mit demſelben jetzt doppelt ſo viel Arbeit bezahlen, folglich auch von jeder andern Waare doppelt ſo viel erhalten kann. Die Urſache iſt, weil unter dieſen jährlichen Abwechſelungen des Getreidepreiſes, der Geldpreis der Arbeit, und mit ihm der Preis der meiſten Waaren, unverändert bleibt.

Aus allem dieſem erhellet alſo deutlich, daß Arbeit eben ſo wohl der einzige **allgemeine**, als der einzige **genaue** Maßſtab des Werths iſt, und daß das Verhältniß aller andern Waaren gegen einander, dann am ſicherſten geſchätzt wird, wenn man ihr Verhältniß gegen die, für jede zu erkaufende Arbeit ausfindig gemacht hat. Schätzen wir die verſchiedenen Waaren nach den Quantitäten von Silber, die dafür gegeben werden müſſen: ſo wird dieſer Maßſtab, in großen Zeiträumen, unrichtig: weil von Jahrhundert zu Jahrhundert, der Preis des Silbers ſich leicht verändert. Schätzt man ſie nach den Quantitäten Getreide, welche man dafür einhandeln kann: ſo ſind es die alljährlichen Schwankungen des Getreidepreiſes, welche dieſe Schätzung unſicher machen. Nach der Quantität von Arbeiten, welche damit bezahlt werden können, iſt ihr Werth, eben ſo wohl für Jahrhunderte, als für einzelne Jahre, am genaueſten und ſicherſten beſtimmt. Von den beyden andern Maßſtäben des Werths, iſt Getreide der beſſere, wenn **entfernte Zeitpuncte**, und Geld, wenn **nahe** mit einander verglichen werden. Wenn ganze Jahrhunderte im Durchſchnitte genommen werden: ſo wird man die Quantitäten Getreide, und die Quantitäten von

Arbeit, die dafür zu haben ſind, genauer als Silber und Arbeit, einander gleich finden. Von einem Jahre zum andern aber wird man gleiche Geldſummen richtiger, als gleiche Getreidemaße, für das Aequivalent von gleichen Arbeiten annehmen dürfen.

Ob es nun gleich, bey Feſtſetzung immerwährender Renten, auch ſelbſt bey Pachtcontracten, die auf viele Jahre geſchloſſen werden, von Nutzen ſeyn kann, zwiſchen dem **Nominal**- und dem **wirklichen** Preiſe der Dinge, einen Unterſchied zu machen: ſo iſt dieſe Unterſcheidung doch für das gewöhnlichere und alltägliche Geſchäft des bürgerlichen Lebens, Kaufen und Verkaufen, von keiner Erheblichkeit.

Zu einerley Zeit, und an einerley Orte ſind der Nominal- und der reelle Preis aller Waaren immer mit einander im genaueſten Verhältniſſe. Wenn ich das Geld, welches ich auf dem londoner Markte für eine Waare bekomme, zu eben der Zeit, auf dem londoner Markte, zu Beſtellung von Arbeiten wieder anwenden will: ſo iſt gewiß, daß, je mehr Geld ich für die Waare bekomme, deſto mehr Arbeit ich mir dafür werde verſchaffen können. Bleibe ich alſo bey einem beſtimmten Orte und einem beſtimmten Zeitpuncte ſtehen: ſo iſt allerdings Geld ein vollkommen genauer Maßſtab des Tauſchwerths aller Waaren. Aber es hört auf ein ſolcher zu ſeyn, ſo bald ich den Werth dieſer Waaren, an einem andern Orte, oder zu einer andern Zeit, damit vergleiche.

Dieſer Unfähigkeit des Geldes ungeachtet, den wahren Werth der Waaren an entfernten Orten in ihrem Verhältniſſe gegen einander zu beſtimmen, hat doch der Kaufmann, welcher ſeine Waaren von einem dieſer Orte zum andern führt, auf nichts weiter, als auf ihren Geldpreis, oder auf den Unterſchied der Quantität des Silbers, für welches er ſie eingekauft hat, und den, für welche er ſie wahrſcheinlich verkaufen wird, Achtung zu geben. Mit einer halben Unze Silbers, mag man vielleicht in Canton in China über mehr Arbeit gebiethen, und ſich mehr von den Bedürfniſſen und Bequemlichkeiten des Lebens verſchaffen können, als man mit einer ganzen Unze in London thun kann. Eine Waare, die zu Canton um eine halbe Unze verkauft wird, mag alſo dort wirklich theurer, und für ihren Beſitzer von größerer Erheblichkeit ſeyn, als zu London eine Waare, deren Marktpreis eine ganze Unze iſt. Nichts deſto weniger, wenn ein Kaufmann eine Waare in Canton für eine halbe Unze Silbers kaufen kann, die er nachmahls in London für eine ganze Unze verkauft: ſo gewinnt er bey dieſem Handel hundert Procent, gerade ſo viel, als er würde gewonnen haben, wenn die Unze Silbers in London von dem nämlichen Werthe, als in Canton, wäre. Es liegt ihm nichts daran, daß mit einer Unze Silbers, er in Canton über mehr Arbeit hätte zu gebiethen gehabt, und mehr von den Nothwendigkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens hätte ankaufen können, als ihm dieſe Unze in London verſchaffen kann. Genug, daß ſie ihm auch in London gerade das Doppelte von dem verſchafft, was er auf eben dieſem Platze für eine halbe Unze hätte haben können. Dieß war alles was er wünſchte.

Da alſo der namentliche, das heißt, der Geldpreis, derjenige iſt, nach welchem das Vortheilhafte oder Nachtheilige aller Käufe und Verkäufe zuletzt berechnet wird; und da nach ihm ſolchergeſtalt alle Geſchäfte des bürgerlichen Lebens, wobey es auf Beſtimmung eines Preiſes ankömmt, ſich richten: ſo darf man ſich nicht wundern, daß man ſo weit mehr auf ihn, als auf den reellen Preis der Dinge Achtung gegeben hat.

In einem Werke aber, wie das gegenwärtige, kann es zuweilen zur gründlichen Unterſuchung des Gegenſtandes nothwendig ſeyn, die reellen Werthe, welche die Waaren, zu verſchiedenen Zeiten, und an verſchiedenen Orten haben, zu vergleichen, oder mit andern Worten, die verſchiedenen Grade des Vermögens zu beſtimmen, welches ſie, unter verſchiedenen Umſtänden, ihrem Beſitzer über die Arbeit andrer Menſchen geben. Dazu iſt aber nöthig, daß wir nicht bloß die Quantitäten Silbers ausfindig machen, für welche ſie gewöhnlicher Weiſe, in jedem dieſer Oerter und Zeiten, verkauft worden ſind, ſondern auch die Quantität Arbeit, welche man für dieſe Quantitäten Silbers hat haben können. Von dieſen beyden Angaben, iſt die letzte am ſchwerſten genau zu erfahren. Die gangbaren Arbeitspreiſe entfernter Zeiten und Oerter ſind faſt immer im Dunkeln. Auch von den Getreidepreiſen hat man nur an wenigen Orten genaue und ununterbrochene Regiſter gehalten: aber doch ſind dieſe unter allen Preiſen, im Ganzen noch am meiſten bekannt, und von Geſchichtſchreibern und andern Schriftſtellern, am öfterſten erwähnt worden. Mit ihnen müſſen wir uns alſo größtentheils bey jener Schätzung behelfen, nicht, als ob der gangbare Getreidepreis mit dem gangbaren Arbeitspreiſe immer in genauem Verhältniſſe ſtünde; aber wir haben doch keine andre Waare, deren Preiſe dieſem Verhältniſſe näher kämen. Ich werde in der Folge Gelegenheit haben, verſchiedene Schätzungen der angezeigten Art zu machen.

Bey zunehmender Betriebſamkeit haben die handelnden Nationen es zweckmäßig gefunden, verſchiedene Arten des Metalls zu Gelde auszuprägen; Gold zur Bezahlung großer Summen, Silber für Käufe von mittelmäßigem Werthe, und Kupfer, oder ein andres gemeines Metall, für kleine Zahlungen zu beſtimmen. Doch haben ſie immer eines von dieſen Metallen vor den beyden andern ausgewählt, der Maßſtab der Werthe im vorzüglichen Verſtande zu ſeyn; und dieſen Vorzug ſcheinen ſie faſt immer demjenigen Metalle gegeben zu haben, welches, zufälliger Weiſe bey ihnen zuerſt zum Werkzeuge des Handels gedient hatte. Da ſie es einmahl zu ihrem Maßſtabe angenommen hatten, als ſie noch keinen andern kannten: ſo ſind ſie dabey geblieben, auch nachdem dieſelbe Nothwendigkeit nicht mehr vorhanden war.

Die Römer, ſagt man, haben bis zum fünften Jahre vor dem erſten Puniſchen Kriege, *) keine andre Münze, als kupferne gekannt; und damahls die erſte Silbermünze ſchlagen laſſen. Und Kupfer, ſcheint des-

---

*) Plin. XXXIII, 3.

deswegen auch in dieſer Republik der Maßſtab der Werthe, zu allen Zeiten, geblieben zu ſeyn. Alle Rechnungen ſcheinen nach Aſſen und Seſtertien geführt, und der Werth aller liegenden Gründe in dieſen Geldſorten geſchätzt worden zu ſeyn. Das Wort As war immer der Name einer Kupfermünze. Das Wort Seſtertius bedeutet zwey As und ein halbes. Ob alſo gleich der Seſtertius urſprünglich eine Silbermünze war: ſo wurde ſein Werth doch in Kupfer geſchätzt. Man ſagte zu Rom von einem, der viel Schulden hatte, daß er Aes alienum, das heißt, viel von andrer Leute Kupfer hätte.

Die nordiſchen Nationen, die auf den Trümmern des römiſchen Reichs neue Staaten errichteten, ſcheinen, von dem erſten Augenblick ihrer Beſitznehmung an, Silbermünzen gehabt, und mehrere Zeitalter hindurch weder Kupfer- noch Goldmünzen gekannt zu haben. Silbermünzen gab es in England ſchon zu den Zeiten der ſächſiſchen Könige: aber Gold wurde bis auf die Zeit Eduard des dritten wenig, und Kupfer vor der Regierung Jakobs des erſten gar nicht gemünzt. Daher werden in England und, wie ich glaube, bey allen andern Nationen des neuen Europa, aus gleicher Urſache, alle Rechnungen in Silbermünze geführt, und der Werth aller Waaren und aller liegenden Gründe in Silbermünze berechnet. Wir Engländer, zum Beyſpiel, wenn wir ausdrücken wollen, wie hoch ſich eines Mannes Vermögen belaufe, pflegen ſelten die Anzahl Guineen, ſondern gemeiniglich die Anzahl von Pfunden Sterling anzugegen, welche wir für das Aequivalent ſeines Eigenthums halten.

Urſprünglich konnte, eine nach den Geſetzen gültige Zahlung, nicht anders als in der Münze desjenigen Metalls geſchehn, welches als der eigentliche Maßſtab aller Werthe angeſehen wurde. In England konnte, ſchon lange Zeit nachdem Gold war gemünzt worden, doch keine Zahlung geſetzmäßig in Golde geleiſtet, und nach Golde berechnet werden. Das Verhältniß zwiſchen dem Werthe der Gold- und Silbermünzen war nie, weder durch eine Acte des Parlaments, noch durch eine Proclamation des Königs, feſtgeſetzt worden, ſondern blieb dem Handelsverkehr überlaſſen. Wenn daher ein Schuldner die Zahlung in Golde anbot, ſo hatte der Gläubiger das Recht, ſie entweder ganz zu verwerfen, oder ſie nur unter einer ſolchen Würdigung des Goldes anzunehmen, als zwiſchen ihm und ſeinem Schuldner verglichen wurde. In Kupfer kann man noch gegenwärtig geſetzmäßig niemandem eine Zahlung anbiethen, ausgenommen bey der Verwechſelung kleiner Silbermünzen. In dieſem Zuſtande der Dinge, war alſo der Unterſchied zwiſchen demjenigen Metalle, welches den eigentlichen Maßſtab der Werthe abgab, und dem, welches bloß nach dieſem berechnet wurde, etwas mehr, als ein bloßer Unterſchied in Namen.

In der Folge der Zeit, nachdem die Menſchen mit dem Gebrauche der verſchiedenen zu Geld ausgemünzten Metalle beſſer bekannt, und folglich von dem Verhältniſſe zwiſchen dem Werthe des einen und des andern genauer unterrichtet worden waren: hat man es in den meiſten Ländern für gut befunden, dieſes Verhältniß zu beſtimmen, und durch ein Landesgeſetz zu erklären, daß, zum Beyſpiele, eine Guinee von dem und dem Gewichte und der und der Feine des Goldes, mit ein und zwanzig Schillingen ſoll verwechſelt, oder als eine vollgültige Zahlung für eine Schuld dieſes Betrages angebothen werden können. So bald dieß ſtatt findet, daß irgend ein ſolches Verhältniß als unveränderlich, und durch die Geſetze beſtätiget, angenommen wird: hat der Unterſchied zwiſchen dem Metalle, welches geſetzlicher Maßſtab der Werthe, — und dem, welches es nicht iſt, keinen reellen Einfluß mehr in die Geſchäfte.

Sobald aber in dieſem einmahl beſtimmten Verhältniſſe zwiſchen Gold und Silber eine Veränderung vorgeht: ſobald wird es, oder ſcheint es wenigſtens wichtiger, zu wiſſen, welches von beyden als die erſte Baſis bey den Meſſungen der Werthe angenommen werde. Wenn, zum Beyſpiele, der bisher durch Geſetze beſtimmte Werth einer Guinee, entweder auf zwanzig Schillinge herabgeſetzt, oder bis zu zwey und zwanzig Schillingen erhöht würde: ſo würden in beyden Fällen, da alle Rechnungen in Silbermünzen geführt werden, und alle Schuldverſchreibungen in Silbergeld ausgedrückt ſind, die meiſten Zahlungen noch mit der nämlichen Quantität Silbergeld gemacht werden können, wie zuvor, aber ſie würden ganz verſchiedene Quantitäten von Goldmünzen erfordern, — größere als zuvor, im erſten, und kleinere im andern Falle. Silber würde alsdann ſcheinen, den Werth des Goldes abzumeſſen, ohne hinwiederum durch das Gold gemeſſen zu werden. Der Werth des Goldes würde für abhängig von der Quantität des Silbers, gegen welche man es verwechſeln könnte, aber der Werth des Silbers würde für unabhängig vom Golde gehalten werden. Dieſer ganze Unterſchied würde demohnerachtet von nichts anderm herkommen, als von der Gewohnheit, Buch und Rechnung in Silbergelde zu führen, und große, oder kleine Geldſummen in Silber- und nicht in Goldmünzen auszudrücken. Eine Schuldverſchreibung auf fünf und zwanzig, oder funfzig Guineen, würde, auch nach einer ſolchen Veränderung des Münzfußes, mit fünf und zwanzig oder funfzig Guineen bezahlt werden müſſen. Die zu ihrer Tilgung nöthige Quantität Goldes würde dieſelbe geblieben ſeyn, die dazu nöthige Quantität Silbers würde ſich verändert haben. Hier würde alſo Gold den Maßſtab von dem Werthe des Silbers abzugeben ſcheinen, ohne in ſeinem Werthe durch das Silber gemeſſen zu werden. Wenn es je allgemeine Gewohnheit werden ſollte, die Rechnungen in Golde zu führen, in Golde alle Schuldverſchreibungen und Verträge über Geldſachen auszudrücken: ſo würde das Gold über das Silber den Vorzug erhalten, und als der eigentliche Maßſtab aller Werthe angeſehen werden.

In der That, ſo lange das zwiſchen dem Werthe der Gold- und Silbermünzen feſtgeſetzte Verhältniß, es ſey welches es wolle, unverändert fortdauert: wird durch den Werth des koſtbarſten Metalls, immer der Werth des geſammten Geldes beſtimmet werden. Zwölf kupferne Pence (Pfennige engliſchen Geldes) enthalten ein halbes Pfund, (das Pfund zu ſechszehn Unzen) nicht des allerbeſten Kupfers; welches halbe Pfund, ehe es gemünzt wurde, ſchwerlich mehr als ſechs Pence an

Silber werth war. Da aber durch die Münzordnung gebothen iſt, zwölf ſolche Pfennige für einen Schilling auszuwechſeln: ſo werden ſie auch auf dem Markte ſo angeſehen, als wenn ſie einen Schilling werth wären; und jedermann iſt bereit, ſie im Handel dafür zu nehmen. Selbſt vor der letzten Umprägung der brittiſchen Goldmünzen, war das Gold, wenigſtens ſo viel davon in und um London im Umlaufe war, weit weniger abgenutzt, und hatte weniger von ſeinem Gewichte verlohren, als der größte Theil des umlaufenden Silbergeldes. Demohnerachtet wurden ein und zwanzig abgenutzte und verwiſchte Schillinge, immer noch für das volle Aequivalent einer Guinee gehalten, die, wenn ſie gleich auch nicht mehr neu und ganz vollwichtig war, doch bey weitem nicht ſo viel von ihrem Gewichte und ihrem Gepräge verlohren hatte. Die neuliche Münzoperation, hat unſere Goldmünze, ihrem geſetzmäßigen Gehalte vielleicht ſo nahe gebracht, als irgend eine Nation im Stande iſt, die ihre zu bringen: und die Verordnung, kein Gold in den öffentlichen Kaſſen anders, als nach dem Gewichte anzunehmen, wird auch, ſo lange ſie genau beobachtet wird, die Goldmünzen in ihrer Vollwichtigkeit erhalten. Das Silbergeld hingegen iſt noch jetzt eben ſo leicht und abgenutzt, als es vor der, mit den Goldmünzen vorgenommenen Reforme war. Demohnerachtet werden ein und zwanzig Schillinge dieſes ſchlechten und abgenutzten Silbergeldes, im Handel und Wandel, für das volle Aequivalent einer Guinee, unſerer ſo vortreflichen Goldmünze, angenommen.

Die Umprägung der Goldmünzen, hat augenſcheinlich auf die Vermehrung des Werths der Silbermünze, welche man für jene umwechſeln kann, gewirkt.

Ein Pfund Gold am Gewichte wird in der engliſchen Münze zu vier und vierzig Guineen und einer halben ausgemünzt, welches, die Guinee zu ein und zwanzig Schillingen gerechnet, ſechs und vierzig Pfund St. vierzehn Schillinge und einen halben ausmacht. Eine Unze dieſer Goldmünze alſo, iſt drey Pfund Sterling, ſiebenzehn Schillinge, zehen und einen halben Pfennig, in Silber werth. Und da in England der Staat von dem Prägen der Münze kein Einkommen zieht: ſo bekömmt der, welcher ein Pfund, oder eine Unze guten Goldes in Barren in die Münze bringt, auch ein Pfund, oder eine Unze Goldes, ohne allen Abzug, in dem gemünzten Golde, welches ihm dafür bezahlt wird, zurück. Drey Pfunde alſo, ſiebenzehn Schillinge, zehn und ein halber Pfennig, werden für den Münzpreis einer Unze Goldes in Englond gerechnet: das heißt, jene Summe zahlt die Münze, ſo oft ihr eine Unze guten Goldes in Barren zum Verkaufe gebracht wird.

Vor der Umprägung der Goldmünze, ſtand der Marktpreis einer Unze geſetzmäßigen Goldes in Barren, viele Jahre über drey Pfund Sterling, achtzehn Schillinge, — und ſtieg zuweilen auf drey Pfund neunzehn Schillinge, ſogar bis zu vier Pfund Sterling; ohne Zweifel, weil in jener abgenutzten und geringhaltigen Goldmünze, dieſe Summe ſelten mehr als eine Unze Goldes enthielt. Seit der Umprägung, iſt der Marktpreis des Goldes in Barren, ſelten über drey Pfund Sterling, ſiebenzehn Schillinge, ſieben Pfennige, die Unze, geſtiegen. Vor der Verbeſſerung der Goldmünze alſo, ſtand der Marktpreis des Stangengoldes, immer, mehr oder weniger, über den Münzpreis; — ſeit der Reform, iſt er beſtändig unter dem Münzpreiſe geweſen. Und dieſer Marktpreis iſt derſelbe, das Gold mag mit Gold- oder mit Silbermünze bezahlt werden. Die neuliche Verbeſſerung der Goldmünze alſo hat nicht nur den Werth der Goldmünze, ſondern auch den Werth der Silbermünze, im Verhältniſſe gegen das Stangengold, und wahrſcheinlich auch im Verhältniſſe mit allen andern Waaren erhöhet: obgleich bey dem Einkaufe dieſer, jene Erhöhung nicht ſo merklich ſeyn mag, weil auf den Preis derſelben ſo viele andere Umſtände Einfluß haben.

Ein Pfund geſetzmäßiges Silber in Barren, wird in der engliſchen Münze zu zwey und ſechzig Schillingen ausgemünzt, welche daher wirklich ein Pfund guten Silbers in ſich enthalten. Fünf Schillinge, zwey Pfennige für die Unze Silber, iſt der engliſche Münzpreis; oder mit andern Worten: ſo viel bezahlt die Münze, wenn ihr eine Unze Stangenſilber von gehörigem Gehalt, zum Verkaufe gebracht wird. Vor der Reform der Goldmünzen, ſtand der Marktpreis des Barrenſilbers, nach Umſtänden, auf fünf Schillinge, vier Pfennige, fünf Schillinge, fünf Pfennige, ja bis auf ſieben und acht Pfennige, die Unze. Der Mittelpreis war jedoch nicht höher als fünf Schillinge, ſieben Pfennige. Seit der Umprägung des Goldes iſt der

Marktpreis des Barrenſilbers gelegentlich auf fünf Schillinge, drey, vier, bis fünf Pfennige, die Unze, gefallen, welchen letztren Preis es ſchwerlich je ſeitdem überſtiegen hat. Ob alſo gleich der Marktpreis des Barrenſilbers, ſeit der Umprägung des Goldes, beträchtlich gefallen iſt: ſo iſt es doch noch nicht bis zum Münzpreiſe herabgeſunken.

In dem Verhältniſſe, welches die engliſche Münzordnung unter den Metallen annimmt, iſt Kupfer viel zu hoch, und Silber etwas zu niedrig geſchätzt. Auf dem europäiſchen Markte, in den franzöſiſchen und holländiſchen Münzen, wird eine Unze feinen Goldes für das Aequivalent von vierzehn Unzen feinen Silbers gerechnet. In der engliſchen Münze wird ſie gegen beynahe funfzehn Unzen Silbers verwechſelt, alſo für einen höhern Preis, als ſie nach der allgemeinen Schätzung von Europa werth iſt. So aber, wie der Preis des rohen Kupfers, ſelbſt in England, nicht durch den hohen Werth des engliſchen Kupfergeldes, geſtiegen iſt: ſo iſt auch der Preis des Barrenſilbers deswegen nicht gefallen, weil in den engliſchen Silbermünzen das Silber zu einem ſo niedrigen Preiſe ausgegeben wird. — Barrenſilber behält noch immer gegen Gold ſein eigenthümliches altes Verhältniß; aus eben dem Grunde, aus welchem Stangenkupfer ſein beſondres Verhältniß gegen Silber behält. Nach der, unter der Regierung Wilhelms des dritten, vorgenommenen Umprägung des Silbergeldes, blieb der Preis des Barrenſilbers eine Zeitlang noch etwas über dem Münzpreis erhöhet. Locke ſchreibt dieſen hohen Preis der verbothnen Ausfuhr des gemünzten, und der erlaubten Ausfuhr des Stangenſilbers zu. Die Erlaubniß der Ausfuhr macht, ſagt er, die Nachfrage nach Silberbarren größer, als die Nachfrage nach gemünztem Silber. Aber er bedenkt nicht, daß die Anzahl von Menſchen, welche Silbergeld zu dem täglichen Gebrauche des Kaufens und Verkaufens in ihrer Heymath nöthig haben, weit größer iſt, als die Anzahl derer, welche Silberbarren, zur Ausfuhr in die Fremde, oder zu irgend einem andern Endzwecke brauchen. Gegenwärtig iſt noch daſſelbe Verboth Goldmünze auszuführen, und dieſelbe Erlaubniß Goldbarren auszuführen, vorhanden. Nichtsdeſtoweniger iſt der Marktpreis des Goldes unter den Münzpreis gefallen. Die wahre Urſache hiervon iſt: daß damahls, ſo wie jetzt, Silber in der engliſchen Münze, gegen Gold etwas zu niedrig geſchätzt wurde: und daß die Goldmünze, (die überdieß zu der Zeit noch keiner Verbeſſerung zu bedürfen ſchien) damahls ſo wie jetzt, den reellen Werth aller Geldmünzen regulirte. Da damahls die Umprägung des Silbergeldes den Werth des Stangenſilbers nicht bis zum Münzpreiſe herunter brachte: ſo iſt es nicht wahrſcheinlich, daß eine ähnliche Reform jetzt dieß bewirken ſollte.

Würde die Silbermünze dem Gewichte, welches ſie von rechtswegen haben ſoll, ſo nahe gebracht, als die Goldmünze dem ihrigen iſt: ſo würde man, nach dem jetzigen Verhältniſſe, für eine Guinee mehr Silber bekommen, wenn man ſie gegen Silbergeld verwechſelte, als wenn man dafür Stangenſilber einkaufte. Enthielte unſer Silbergeld ſein volles Gewicht: ſo würde ein Vortheil dabey ſeyn, es einzuſchmelzen, es dann als Stangenſilber für Goldmünze zu verkaufen, und dieſe wieder gegen Silbergeld zu verwechſeln, welches man von neuem einſchmelzen könnte. Dieſem Uebel abzuhelfen, ſcheint es kein andres Mittel zu geben, als das bisher angenommene Verhältniß zwiſchen Silber und Gold etwas zu ändern.

Vielleicht wäre die Unbequemlichkeit nicht ſo groß, wenn in unſern Münzen das Silber um eben ſo viel über ſeinen wahren Werth gegen Gold geſchätzt wäre, als es jetzt unter demſelben ſtehe: wofern es nur zugleich zum Geſetz gemacht würde, daß man mit Silber keine gültige Zahlung über eine Guinee machen könne, ſo wie man jetzt niemandem eine Zahlung in Kupfergelde über den Werth eines Schillings anbiethen kann. In dieſem Falle könnte kein Gläubiger durch den hohen Preis des Silbers gefährdet werden: ſo wie jetzt keiner durch die hohe Würdigung des Kupfers im Kupfergelde beeinträchtiget wird. Die Wechſelhändler würden vielleicht die einzigen ſeyn, welche durch eine ſolche Ordnung der Dinge litten. Wenn ihnen zuweilen große Zahlungen zu einer unbequemen Zeit auf den Hals fallen: ſo ſuchen ſie dadurch Zeit zu gewinnen, daß ſie, in halben Schillingsſtücken bezahlen; dieſe wenig Credit bringende Methode, der unmittelbaren Erfüllung ihrer Verbindlichkeiten auszuweichen, würde ihnen alsdann abgeſchnitten ſeyn. Sie würden genöthiget werden, eine größere Summe baaren Geldes in ihren Kaſſen bereit liegen zu haben, als ſie deſſen gegenwärtig bedürfen. Dieß würde ohne Zweifel von nicht geringer

ringer Unbequemlichkeit für ſie ſeyn: aber es würde auch die Sicherheit ihrer Gläubiger, auf eine ſehr beträchtliche Weiſe vermehren.

Drey Pfunde, ſiebenzehn Schillinge und zehn Pfennige Sterling (der Münzpreis einer Unze Gold) enthalten ohne Zweifel, auch in unſrer neuen vortreflichen Goldmünze, nicht mehr als eine Unze feinen Goldes; und ſollten alſo, wie man denken könnte, auch nicht mehr als eine Unze Stangengold erkaufen können. Aber gemünztes Gold iſt zum Gebrauche bequemer, als ungemünztes. Ueberdieß, obgleich in der engliſchen Münze kein Schlageſchatz bezahlt wird: ſo kömmt doch das Gold, welches in Barren nach der Münze gebracht wird, nicht eher als nach Verlaufe einiger Wochen, in Goldmünze geprägt, zu ſeinem Eigenthümer zurück. Hat die Münze viel zu thun: ſo vergehen wohl einige Monate, ehe er es wiederbekömmt. Dieſer Verzug iſt einer kleinen Abgabe gleich; und macht, daß Gold in Münze etwas mehr gilt, als dieſelbe Quantität Goldes in Barren. Wäre in der engliſchen Münze, Silber nach ſeinem rechten Verhältniſſe gegen Gold berechnet: ſo würde wahrſcheinlich, auch ohne eine Reform des Silbergeldes, der Preis des Stangenſilbers noch unter den Münzpreis fallen: da, ſelbſt bey dem gegenwärtigen ſchlechten Zuſtande des Silbergeldes, der Werth deſſelben, weil es gegen die vortrefliche Goldmünze verwechſelt werden kann, auch durch den Werth dieſer erhöhet wird.

Eine kleine Abgabe, auf die Prägung der Gold- ſowohl, als der Silbermünze gelegt, mit einem Worte, ein ſogenannter Schlageſchatz, würde wahrſcheinlicher Weiſe, dem engliſchen Gelde einen noch größern Werth geben, und machen, daß das in demſelben enthaltene Gold und Silber, über den gleichnamigen ungeprägten Metallen, im Preiſe einen noch größern Vorzug bekäme. Die Urſache, warum der Schlageſchatz den Werth des geprägten Metalls, nach Verhältniß der Prägungskoſten, vermehren kann, iſt eben dieſelbe, welche das in einem Tafelſervice verarbeitete Silber, nach Verhältniß deſſen, was die Façon koſtet, theurer macht, als rohes Silber iſt. — Aus dieſem, über den Werth der rohen Metalle erhöhten Preiſe der geprägten, würde noch ein andrer Vortheil entſtehn. Es würde dadurch dem Einſchmelzen des Geldes vorgebeugt, und die Ausführung deſſelben in die Fremde erſchweret werden. Wenn es zu einer, oder der andern Zeit, durch irgend ein Staatsbedürfniß, nothwendig werden ſollte, Geld auſer Landes zu ſchicken: ſo würde der größere Theil davon, den Weg von ſelbſt wieder nach Hauſe finden. Auswärts würde es gegen Barren nur nach ſeinem wahren Gehalt verkauft werden können; zu Hauſe würde es mehr gelten, als dieſer Gehalt beträgt: es würde alſo Gewinn dabey ſeyn, es ins Vaterland zurückzubringen. In Frankreich wird vom Landesherrn, ein Schlageſchatz der ungefähr acht vom Hundert beträgt, als Münzregal gefordert. Und man behauptet, daß das franzöſiſche Geld, wenn es auch ausgeführt wird, immer wieder ſeinen Weg nach Frankreich zurück nimmt.

Die Abwechſelungen in den Marktpreiſen der Gold- und Silberbarren, entſtehen aus den nämlichen Urſachen, um derentwillen die Preiſe aller andern Waaren ſteigen und fallen. Der häufige, durch mancherley Zufälle, zu See und zu Lande verurſachte Verluſt dieſer Metalle, das unaufhörliche Verbrauchen und Zerſtören derſelben, bey Vergoldung und Plattirung anderer Materialien, bey Fabricirung goldner und ſilberner Borten, durch Stickereyen, durch das Begreifen und Abnutzen ſowohl des Geldes, als des Geſchirres: das alles macht in jedem Lande, welches nicht eigne Bergwerke hat, eine immer neue Einfuhr dieſer Metalle nothwendig, um jenen Abgang zu erſetzen. Die Kaufleute, welche für dieſe Einfuhr ſorgen, bemühen ſich ohne Zweifel, ſo wie alle andre Kaufleute, nicht mehr von ihrer Waare ins Land zu bringen, als dem vermuthlichen Begehr derſelben angemeſſen iſt. Bey aller ihrer Aufmerkſamkeit aber auf dieſen Gegenſtand, iſt es doch ſehr wohl möglich, daß ſie zuweilen der Sache zu viel, zuweilen ihr nicht genug thun. Wenn ſie mehr Gold- und Silberſtangen eingeführt haben, als deren nöthig ſind: ſo laſſen ſie oft es ſich lieber gefallen, einen Theil davon unter dem gewöhnlichen, oder unter dem mittlern Preiſe zu verkaufen, als die Gefahr und Mühe einer Wiederausfuhr zu übernehmen. Wenn ſie, auf der andern Seite, weniger einführen, als der Landesbedarf beträgt: ſo erhalten ſie beym Verkauf etwas mehr, als den gedachten Preis. Wenn ſich aber der Marktpreis von Gold- oder von Silberbarren, unter allen jenen, durch Zeitumſtände veranlaßten Schwankungen, doch mehrere Jahre hindurch, ſtandhaft und unverändert, über oder unter dem Münzpreiſe dieſer Metalle erhält: ſo können wir ſicher annehmen, daß die Urſache hiervon nirgend anders als in den Münzverfaſſungen liege, und daß, zu dieſer Zeit, etwas vorhanden ſeyn müſſe, welches dem geprägten Gelde einen größern, oder einen geringern Werth giebt, als es, nach der Quantität des in ihm enthaltenen Goldes oder Silbers, eigentlich haben ſollte. Wenn die Wirkung fortdauernd und unveränderlich iſt: ſo muß auch die Urſache in etwas bleibendem und fortdauerndem geſucht werden.

Die Geldmünzen jedes Landes ſind ein mehr oder minder genauer Maßſtab von dem Werthe der Dinge, nachdem ſie mehr oder weniger vollwichtig und vollgültig ſind; das heißt, je mehr oder minder genau ſie diejenige Quantität Goldes und Silbers wirklich enthalten, welche ſie nach den Verſchriften der Geſetze enthalten ſollen. Wenn, zum Beyſpiel, in England vier und vierzig und eine halbe Guinee genau ein Pfund guten Goldes, das heißt, eilf Unzen fein Gold und eine Unze Zuſatz enthielten: ſo würde die engliſche Goldmünze einen ſo genauen Maßſtab des Preiſes der Dinge, zu allen Zeiten und an allen Orten, abgeben können, als nur die Natur der Sachen zuläßt. Wenn aber ſo viel von dem Golde der vier und vierzig und einer halben Guineen durch das Tragen und Betaſten des Geldes, abgerieben iſt: daß ſie gewöhnlich weniger, als ein Pfund Probehaltenden Goldes, enthalten (wobey doch angenommen werden muß, daß die Verminderung in einigen dieſer Goldſtücke größer ſey, als in andern): ſo wird dieſer Maßſtab der Werthe dadurch eben ſo ungewiß und ſchwankend werden, als die meiſten Maße und Gewichte zu ſeyn pflegen. Da dieſe ſelten mit dem Probegewichte und dem Probemaße genau übereinkommen: ſo beſtimmt der Kaufmann den Preis ſeiner Waaren, nicht nach dem, was ſeine Gewichte und Maße eigentlich enthalten ſollten, ſondern nach dem, was ſie, ſeiner Erfahrung zu Folge, ungefähr wirklich enthalten. Auf gleiche Weiſe wird, bey einer Unrichtigkeit der Münze, der Waarenpreis nicht nach der Quantität reinen Goldes oder Silbers, welche die Münze eigentlich enthalten ſollte, ſondern nach derjenigen Quantität beſtimmet, die ſie, der Erfahrung gemäß, ungefähr wirklich enthält.

Ich bitte den Leſer, zu bemerken, daß ich unter dem Geldpreiſe einer Waare, immer die Quantität Goldes und Silbers verſtehe, für welche ſie verkauft wird, ohne irgend eine Rückſicht auf den Namen und die Anzahl der Geldſtücke zu nehmen, in welchen dieſe Quantität enthalten iſt. Sechs Schillinge und acht Pfennige, zum Beyſpiele, in den Zeiten Eduards des erſten, betrachte ich als einen, mit einem Pfunde Sterling unſrer Zeit, vollkommen gleichen Geldpreis, weil, nach den wahrſcheinlichſten hiſtoriſchen Angaben, ſie eben ſo viel reines Silber enthielten, als dieſes.

Sechſtes Kapitel.

Von den Beſtandtheilen, in welche ſich der Preis aller Waaren zuletzt auflöſet.

In dem erſten rohen Zuſtande der Geſellſchaft, als Grund und Boden noch kein Eigenthum war, und ſich noch nirgends in der Nation ein Kapital geſammelt hatte, ſcheint das Verhältniß zwiſchen den Quantitäten von Arbeit, die zur Hervorbringung der verſchiedenen Lebensbedürfniſſe erforderlich waren, der einzige Maßſtab geweſen zu ſeyn, nach welchem, bey dem Umtauſche dieſer letztern, ihr gegenſeitiger Werth ausgemittelt wurde. Wenn es, zum Beyſpiele, bey einer Jägernation gewöhnlich zweymahl ſo viel Arbeit koſtet, einen Biber, als ein Reh zu erlegen: ſo wird natürlicher Weiſe, bey ihr Ein Biber für zwey Rehe eingetauſcht. Es iſt begreiflich, daß das Product von zwey Tagen, oder zwey Stunden Arbeit, für zweymahl ſo viel werth gehalten wird, als das Product der Arbeit eines Tages oder einer Stunde.

Iſt eine Gattung der Arbeit ſchwerer und anſtrengender als die andere: ſo muß billiger Weiſe für die größre Mühe auch eine größre Vergütung zugeſtanden werden: und ſo kann vielleicht das Product, von einer Stunde Arbeit der erſten Art, dem Producte von zwey Stunden Arbeit der andern, im Tauſche gleich gelten.

Oder, wenn die eine Gattung der Arbeit einen ungewöhnlichen Grad von Verſtandeskräften, oder körperlicher Geſchicklichkeit erfordert: ſo kann die Achtung, welche die Menſchen für jene Eigenſchaften hegen, den dadurch hervorgebrachten Producten einen Werth verſchaffen, welcher mit der auf ſie gewandten Zeit nicht mehr im Verhältniſſe ſteht. Solche Talente können ſelten anders, als durch ein langes Studium erworben werden: und der höhere Preis des durch ſie Hervorgebrachten, kann oft für den bloßen Erſatz der Zeit und Koſten angeſehen werden, welche auf die Erlernung der dazu erforderlichen Kunſt oder Wiſſenſchaft gewandt worden ſind. In einer Geſellſchaft, deren Cultur Fortſchritte gemacht hat, iſt es eine durchaus beobachtete Regel, daß die größere Mühe oder die größere Geſchicklichkeit, welche eine Arbeit erfordert, durch ein erhöhetes Lohn derſelben, vergütet werde: und ohne Zweifel fand etwas ähnliches ſelbſt in den frühern Perioden des uncultivirten Naturſtandes ſtatt.

In dieſem Zuſtande gehört das ganze Product der Arbeit, ungetheilt, dem Arbeiter zu; und der Grad von Mühe, die Länge der Zeit, die auf Verfertigung oder Herbeyſchaffung irgend einer Waare angewandt worden, machen den einzigen Umſtand aus, nach welchem ſich diejenige Quantität Arbeit, die man dafür ſoll kaufen können, richtet.

Sobald ſich aber in den Händen einzelner Perſonen eine größere Anzahl nützlicher Erzeugniſſe, als ſie ſelbſt zu ihrem Gebrauche bedürfen, angehäuſt, — oder, mit andern Worten, ein Kapital geſammelt hat: ſo werden wenigſtens einige dieſer Perſonen geneigt ſeyn, dieſes Kapital dazu anzuwenden, daß ſie andre fleißige Leute in Arbeit ſetzen, das heißt, daß ſie dieſelben mit den Materialien und den Werkzeugen der Arbeit verſehen; — in der Abſicht, aus dem Verkaufe der hervorgebrachten Waare, oder aus dem, was der Arbeitsfleiß dem Werthe des rohen Materials zugeſetzt hat, einen Gewinn zu ziehen. Wenn nun alſo die vollendete Waare, entweder gegen Geld, gegen andre Waaren, oder gegen Arbeit vertauſcht wird: ſo muß in dem Verkaufspreiſe über das, was zur Bezahlung des rohen Materials und des Arbeitslohns nöthig iſt, noch etwas für den Gewinn des Unternehmers, der ſein Kapital bey dieſer Sache gewagt hat, gerechnet werden. — Der Werth alſo, welcher durch die Fabrication dem rohen Material zugeſetzt wird, löſet ſich in dieſem Falle in zwey Theile auf: in den Lohn, welchen der Arbeiter für ſeinen Fleiß bekömmt, — und in den Gewinnſt, welchen der Unternehmer von dem Gelde zieht, womit er das Material angeſchafft und den Arbeitslohn bezahlt hat. Letztrer hätte gar kein Intereſſe dabey, den erſtern zu beſchäftigen, wenn er nicht von dem Verkaufe des durch ihn erzeugten Werks, etwas mehr als die bloße Wiedererſtattung ſeines Kapitals erwartete; und er hätte abermahls kein Intereſſe, lieber ein großes Kapital, als ein kleines auf ſolche Art anzuwenden, wenn nicht ſeine Gewinnſte, verhältnißmäßig mit der Größe ſeines Kapitals, wüchſen.

Man könnte glauben, der von einem Kapital gezogene Gewinn ſey im Grunde nur eine andere Art von

Arbeitslohn: — er ſey die Vergütung derjenigen beſondern Art von Arbeit, die in der Direction der Arbeiten andrer, und in der Aufſicht über ſie beſteht. Aber die Sache verhält ſich in der That anders. Jene Gewinnſte ſind ihrer Natur nach von dem Erwerbe des Arbeiters gänzlich verſchieden, richten ſich nach andern Geſetzen, und ſtehen in keinem Verhältniſſe, weder mit der Dauer, noch mit der Schwierigkeit, noch mit dem Kunſtreichen jener vorgeblichen Arbeit des Kapitaliſten — der Direction und Aufſicht. Sie richten ſich lediglich nach dem Werthe und der Größe des angewandten Kapitals; werden größer, oder geringer, nachdem dieſes erweitert, oder eingeſchränkter wird. Wir wollen, zum Beyſpiele, ſetzen, daß in einer Stadt, wo der gewöhnliche Gewinnſt der Fabrikunternehmer, zehn p. C. des Jahres von ihrem Kapital beträgt, zwey verſchiedene Fabriken im Gange ſind, wovon jede zwanzig Arbeiter beſchäftigt, und (jeden Arbeiter zu 15 Pf. Sterling des Jahrs gerechnet) an Arbeitslohn 300 Pf. Sterling koſtet. Wir wollen ferner annehmen, daß in der einen Fabrik nur grobe Materialien, jährlich zu dem Werthe von 700 Pf. Sterling; — in der andern ein feines Material, jährlich zu dem Werthe von 7000 Pf. Sterling, verarbeitet werde. Das in der erſten Manufactur angewandte Kapital wird alſo nur 1000, das in der zweyten 7300 Pfunde Sterlings betragen. Den Gewinnſt des Kapitals alſo zu zehn pro Cent berechnet, wird der Unternehmer der erſten Fabrik von dem ſeinigen nur 100, der von der zweyten 730 Pf. Sterling, als Gewinnſt, erwarten. Demohnerachtet war die Arbeit beyder, inſofern ſie mit der Direction und Aufſicht der Fabrikanten zu thun hatten, dieſelbe, oder doch einander ſehr gleich. — Bey vielen großen Manufacturen überläßt der Unternehmer dieſe ganze Arbeit einem Oberbuchhalter, oder Rechnungsführer. Dieſes Mannes Beſoldung ſtellt eigentlich das Arbeitslohn vor, welches auf Direction und Aufſicht gerechnet werden muß. Ob nun gleich bey Beſtimmung jener Beſoldung, nicht ganz allein auf die mit ſolcher Arbeit verbundnen Beſchwerden, oder die dazu erforderliche Geſchicklichkeit geſehen, ſondern etwas auch auf das in den Mann geſetzte Vertrauen, und die Größe dieſes Vertrauens gerechnet wird: ſo ſteht ſie doch nie in einem wirklichen und genauen Verhältniſſe mit der Größe des verwalteten Kapitals. Der Inhaber des letztern aber erwartet, auch wenn er ſich auf ſolche Weiſe von aller Arbeit losgemacht hat, doch noch von ſeinem Kapital Gewinnſte, und zwar Gewinnſte, die dem Betrage deſſelben angemeſſen ſind. — Von dem Preiſe alſo, welcher für eine Waare bezahlt wird, iſt der Gewinnſt, welchen der Unternehmer davon zieht, ein Beſtandtheil ganz andrer Art, und durch ganz andre Grundſätze geordnet, als der Arbeitslohn, welchen der Fabrikant erhält.

Sobald die Sachen ſich in dieſem Zuſtande befinden, gehört nicht mehr das ganze Product der Arbeit dem Arbeiter zu. Er muß es vielmehr, in den meiſten Fällen, mit dem Kapitaliſten, der ihn beſchäftiget, theilen. Auch iſt nicht mehr die in Erzeugung einer Waare angewandte größere, oder geringere Arbeit, der einzige Umſtand, wornach ſich die Quantität der dafür erkäuflichen Arbeit richtet. Zu dem Werthe der hervorbringenden Arbeit, muß, im Verkaufpreiſe der hervorgebrachten Waaren, noch etwas für den Gewinnſt des Kapitaliſten, aus deſſen Fonds der Arbeitslohn vorgeſchoſſen, und die Materialien herbeygeſchafft worden ſind, hinzukommen.

Sobald als in einem Lande Grund und Boden Privateigenthum geworden iſt: wandelt auch die Gutsbeſitzer die den Menſchen überhaupt ſo natürliche Neigung an, zu ernten, wo ſie nicht geſäet haben, und ſelbſt für die freywilligen Erzeugniſſe des ihnen zugehörigen Feldes eine Rente zu fordern. Das Holz im Walde, das Gras auf dem Felde, welches, ſo lange Grund und Boden allen gemein war, dem welcher es haben wollte, nur die Mühe, es einzuſammeln, koſtete, wird nun, von dem Grundherrn mit einer Abgabe, oder einem Kaufpreiſe beladen. Es muß dieſem Grundherrn nämlich die Erlaubniß, das eine oder das andere ſammeln zu dürfen, abgekauft, — es muß ihm für dieſe Erlaubniß ein Theil von dem, was man auf ſeinem Boden geſammelt, oder erbauet hat, überlaſſen werden. Dieſer Theil, oder, welches auf eines hinausläuft, der Geldpreis dieſes Theiles, iſt das, was man den Grundzins oder die Landrente nennt — und macht von dem Verkaufpreiſe der meiſten Waaren, den dritten weſentlichen Beſtandtheil aus.

Der wirkliche Werth aller dieſer verſchiedenen Beſtandtheile des Waarenpreiſes, iſt, wie ich ſchon mehrmahlen angemerkt habe, nach der Quantität Arbeit, welche man dadurch erkaufen, oder dadurch gleichſam in ſeine Gewalt bekommen kann, zu beſtimmen. Arbeit miſst nicht bloß denjenigen Theil des Preiſes, der ſich ſelbſt wieder in Arbeit auflöſt, ſondern auch den, welcher zum Gewinnſt des Kapitaliſten, und den, welcher zur Landrente des Grundeigenthümers fließt.

In jeder bürgerlichen Geſellſchaft iſt der Marktpreis jeder Waare, entweder aus allen dieſen drey Theilen zuſammen geſetzt, oder enthält wenigſtens einen oder den andern derſelben. Und je weiter dieſe Geſellſchaft an Cultur fortgeſchritten iſt: deſto ſeltner ſind die Fälle, wo einer der genannten Theile in dem Verkaufspreiſe einer Waare nicht mit bezahlt würde.

Man nehme den Getreidepreis zum Beyſpiele. Mit einem Theile deſſelben muß dem Gutsbeſitzer ſeine Pacht oder Rente bezahlt werden; ein andrer muß aufs Arbeitslohn, oder den Unterhalt der, mit Hervorbringung des Getreides beſchäftigten Menſchen und Thiere angewandt werden; und der dritte macht den Gewinnſt des Pachters aus. Dieſe drey Stücke zuſammen genommen machen den jedesmahligen Kornpreis ganz vollſtändig aus. Zwar könnte man denken, daß noch ein vierter Theil nothwendig wäre, wovon das Kapital des Pachters wieder erſtattet, und das, was an dem arbeitenden Viehe, oder an den Werkzeugen der Landwirthſchaft eingeht, erſetzt würde. Man muß aber erwägen, daß auch der Preis jedes Wirthſchaftsſtücks, ſo wie der Preis des Zug- und Laſtviehes ſelbſt, eben aus jenen drey Theilen zuſammen geſetzt iſt; — der letztre, zum

Beyſpiele, aus der Rente, welche das Stück Landes, worauf das Vieh gezogen iſt, dem Eigenthümer bringt, aus dem Arbeitslohn, welches die Pflege und Wartung des Viehes koſtet, und aus dem Gewinnſte des Pachters, welcher jene Rente und dieſen Arbeitslohn vorgeſchaffen hat. Ob alſo gleich der Getreidepreis eben ſowohl die Anſchaffung des Viehes, als ſeine Unterhaltung bezahlen muß: ſo ſind doch, da der Preis des Viehes ſelbſt ſich wieder in die drey Theile von Rente, Gewinnſt und Arbeitslohn auflöſet, dieſe die einzigen letzten Elemente des Getreidepreiſes.

Im Preiſe des Mehls, tritt zu dem Preiſe des Korns, noch der Gewinnſt des Müllers und der Arbeitslohn ſeiner Knechte; beym Preiſe des Brotes die Gewinnſte des Bäckers, und der Lohn ſeiner Knechte hinzu. Und in den Preiſen beyder ſteckt überdieß noch der Arbeitslohn für die Transportirung des Korns von dem Hauſe des Pachters zur Mühle, und von der Mühle zum Hauſe des Bäckers, zugleich mit dem Kapital-Gewinnſte deſſen, der die zu dieſem Transporte nöthigen Geräthe angeſchafft, und den dabey aufgelaufenen Arbeitslohn zum voraus bezahlt hat.

Der Flachspreis löſet ſich in die nämlichen drey Theile, wie der Getreidepreis, auf. Der Preis der Leinwand enthält aber auſerdem noch den Arbeitslohn für die Zurichtung des Flachſes, für das Spinnen, Weben und Bleichen, — nebſt dem Gewinnſte derer, welche zu Bezahlung dieſer verſchiedenen Arbeiten das Geld vorgeſchoſſen haben.

Nach dem Verhältniſſe, nach welchem eine Waare bey ihrer Fabricirung durch mehr oder weniger Hände gegangen iſt, mehr oder weniger auf einander folgende Arbeiten erfordert hat: nach dieſem Verhältniſſe übertrifft auch in dem Preiſe der verfertigten Waare, derjenige Theil, welcher das Arbeitslohn und die Gewinnſte der Unternehmer bezahlt, an Größe den andern Theil, welcher den Grundbeſitzer als Landrente zufließt. So wie in einer Manufactur eine neue Arbeit zu einer ſchon vollendeten hinzutritt: ſo iſt nicht nur wieder ein neues Kapital anzuwenden, welches auch neue Gewinnſte fordert; ſondern dieſes letztre iſt auch gemeiniglich größer, als die Kapitalien, welche auf die vorhergehenden frühern Arbeiten der nämlichen Manufactur gewandt worden ſind. Das Kapital, zum Beyſpiele, durch welches die Weberey im Gange erhalten wird, muß größer ſeyn, als das, welches die zur Spinnerey nöthigen Vorſchüſſe giebt. Denn erſtlich muß durch jenes dieſes letztre Kapital ſelbſt wieder erſtattet, und dann muß noch das Arbeitslohn der Weber davon bezahlt werden. So wie nun das zur ſpätern Manufacturarbeit nöthige Kapital größer ſeyn muß: ſo iſt auch der davon erwartete Gewinnſt anſehnlicher.

Doch giebt es in den Staaten, wo die Cultur am weiteſten fortgeſchritten iſt, noch immer einige, obwohl wenige Waaren, deren Preiſe ſich nur in die zwey Theile des Arbeitslohns und des Gewinnſtes am Kapital auflöſen; — und eine noch geringere Anzahl, bey denen der Preis lediglich aus dem Arbeitslohn entſteht. Im Preiſe der Seefiſche, zum Beyſpiele, wird ein

Theil für die Arbeit der Fiſcher, der andre für die Zinſen der Kapitalien bezahlt, welche bey der Unternehmung der Fiſchereyen angelegt worden ſind. — Der Theil, welcher bey Landproducten auf die Rente zu rechnen war, wird bey der Seefiſcherey **ſelten**, — obgleich, wie ich hernach zeigen werde, **zuweilen** bezahlt. Bey der Fiſcherey in Strömen, iſt, wenigſtens im größten Theile von Europa, die Sache anders. Ein Lachsfang bezahlt eine Rente; und obgleich dieß nicht im eigentlichen Verſtande Landrente heißen kann: ſo iſt doch klar, daß in dem Preiſe der Lachſe ein Theil ſteckt, welcher der Landrente vollkommen analogiſch iſt. In einigen Theilen von Schottland macht ſich eine geringe Anzahl armer Leute ein Gewerbe daraus, längſt dem Seeufer diejenigen kleinen bunten Steinchen zu ſammeln, die unter dem Namen der Schottiſchen Kieſel bekannt ſind. Der Preis, welcher dieſen armen Leuten von dem Steinſchneider dafür bezahlt wird, iſt blos ihr Arbeitslohn: und weder Kapital-Gewinnſt, noch Landrente hat den mindeſten Antheil daran.

Es bleibt indeß richtig, daß der Preis jeder Waare, ohne Ausnahme, aus einem oder mehreren jener drey Elemente beſteht; weil alles, was nach Bezahlung der Landrente, und nach Bezahlung der ſämmtlichen Arbeiten, wodurch die Sache erzeugt, fabricirt, und zu Markte gebracht worden iſt, von ihrem Verkaufspreiſe übrig bleibt, doch gewiß irgend jemanden als Gewinn zufließen muß.

So wie der Preis jeder einzelnen Waare ſich in die oben angezeigten drey Grundbeſtandtheile auflöſen läßt:

ſo muß ſich auch der Totalpreis der ſämmtlichen Waaren, welche die Arbeit eines ganzen Landes, in einem ganzen Jahre hervorbringt, in die nämlichen drey Theile auflöſen laſſen, — und muß ſich unter drey verſchiedene Klaſſen von Einwohnern, als Lohn für ihre Arbeiten, als Gewinnſt von ihren Kapitalien, oder als Rente von ihrem Grund und Boden, vertheilen. Das ganze, was durch die Arbeit jeder bürgerlichen Geſellſchaft jährlich geſammelt oder hervorgebracht wird, oder, welches einerley iſt, der Preis dieſes Ganzen, wird am Ende, auf beſagte Weiſe, unter die Glieder dieſer Geſellſchaft ausgetheilt. Arbeitslohn, Kapitalgewinnſt und Landrente, ſind die urſprünglichen Quellen aller Einkünfte, ſo wie ſie die letzten Beſtandtheile aller Preiſe ſind.

Jeder, der ſeine Einkünfte aus einem Fond zieht, welcher ſein eigen iſt, erhält ſie entweder durch ſeine Arbeit, oder von ſeinen Kapitalien, oder von dem Grund und Boden, den er beſitzt. Die Einkünfte, die von der Arbeit kommen, heißen der Lohn der Arbeit; die, welche ein Kapital demjenigen bringt, der es ſelbſt zu einer nützlichen Beſchäftigung anlegt, haben den Namen **Gewinnſt**; und die, welche es bringt, wenn es **einem andern** zur Anlegung **überlaſſen** wird, heißen **Geldzinſen**. Letztre ſind ein Erſatz, den der Ausleiher für den Gewinnſt bekömmt, welchen er, bey eigner Anlegung ſeines Kapitals, ſelbſt hätte machen können. Ein Theil dieſes Gewinnſts gehört natürlicher Weiſe dem Borger, der die Gefahren der Gewinn bringenden Unternehmung läuft, und die Mühe davon übernimmt:

aber ein andrer Theil gehört dem Ausleiher, der ihm die Gelegenheit verſchafft hat, jenen Gewinnſt zu machen. Die Zinſen für ausgeliehene Kapitalien ſind immer ein **abgeleitetes** Einkommen: weil, wenn der Borger ſie nicht von dem Gewinnſt bezahlt, den er mit der Anlegung dieſes Kapitals macht, ſie aus irgend einer andern Quelle ſeiner Einkünfte herkommen müſſen; er müßte denn ein Verſchwender ſeyn, und eine neue Schuld machen, um die Zinſen der erſten zu bezahlen. Das Einkommen, welches zunächſt und allein vom Grund und Boden gezogen wird, heißt Rente, und gehört dem Grundeigenthümer. Das Einkommen des Pachters kommt theils von ſeiner Arbeit, theils von ſeinem Kapital her. Für ihn iſt Grund und Boden nur das Werkzeug, welches ihn in den Stand ſetzt, Arbeitslohn zu verdienen, und Gewinnſt mit ſeinem Kapital zu machen. Alle Auflagen und alle Staatseinkünfte, die durch Auflagen erhoben werden, alle Beſoldungen, Jahrgehalte und Annuitäten müſſen, von welcher Art ſie auch ſeyn mögen, zuletzt aus einer oder der andern der genannten Quellen des Erwerbs, ihren erſten Urſprung nehmen; das heißt, ſie müſſen entweder aus dem Arbeitslohne, oder aus dem Kapitalgewinnſte, oder aus der Landrente bezahlt werden.

Wenn dieſe drey verſchiedenen Arten des Einkommens, auch eben ſo vielen verſchiedenen Perſonen zugehören: ſo laſſen ſie ſich leicht unterſcheiden. Wenn ſie aber in die Kaſſe einer und eben derſelben Perſon fließen, ſo werden ſie oft, wenigſtens im gemeinen Sprachgebrauche, mit einander vermiſcht.

Ein Edelmann, der ſein Gut ſelbſt bewirthſchaftet, muß, nachdem er die Unkoſten des Anbaues bezahlt hat, ſowohl die Rente des Eigenthümers, als den Gewinnſt des Pächters zu ſeinem Antheile erhalten. Er wird aber, gewöhnlicher Weiſe, alles, was ihm ſein Gut einbringt, Gewinnſt nennen, und ſo die beyden Theile, Rente und Gewinnſt, mit einander vermiſchen. Von den nordamerikaniſchen und weſtindiſchen Pflanzern ſind die meiſten in dieſem Falle. Sie ſind größtentheils die Pächter ihrer eignen Ländereyen. Daher hören wir auch ſehr wenig unter ihnen von Landrente, aber ſehr viel vom Gewinnſte reden.

Gemeine Pächter bedienen ſich ſelten eines Aufſehers, um die Wirthſchaftsgeſchäfte im Allgemeinen zu dirigiren. Sie arbeiten auch wohl viel mit ihren eignen Händen, und verrichten das Pflügen, Eggen und ſo weiter ſelbſt, welches ſonſt die Sache des Lohnarbeiters iſt. Was alſo von der Ernte, nach Abzug der Rente übrig bleibt, muß ſolchen Pächtern nicht nur ihr auf dieſen Anbau gewandtes Kapital, mit den gehörigen Zinſen wiedererſtatten, ſondern ihnen auch ihre eigene Arbeit, die ſie als Aufſeher, oder als Handarbeiter übernommen haben, bezahlen. — Demohnerachtet pflegen ſie ſelbſt, alles was nach Bezahlung der Rente, und Wiedererſtattung des Kapitals, ihnen als Ueberſchuß bleibt, Gewinnſt zu nennen. Das iſt irrig. — Arbeitslohn macht augenſcheinlich einen Theil jenes Einkommens aus. Den Lohn, welchen der Pachter durch Selbſtarbeiten erſpart, muß er ſo anſehen, als wenn er ihn ſelbſt verdient hätte. In dieſem Falle alſo wird der Arbeitslohn mit dem Kapitalsgewinnſte vermiſcht.

Ein unabhängiger Fabrikant, der Kapital genug hat, um ſich die Materiallen zu ſeiner Arbeit ſelbſt anzuſchaffen, und ſich, bis er ſein Werk auf den Markt bringen kann, auch ſelbſt zu unterhalten, vereiniget in ſeinem Erwerbe das Tagelohn eines unter einem Meiſter arbeitenden Geſellen, mit dem Gewinnſte des Meiſters, welcher den Geſellen hält und beſchäftigt. Auch er pflegt demohnerachtet ſeinen ganzen Erwerb, Gewinnſt zu nennen, und vermiſcht alſo gleichfalls Gewinnſt mit Arbeitslohne.

Ein Gärtner, der ſeinen eignen Garten mit eignen Händen anbauet, vereinigt in ſeiner Perſon den dreyfachen Charakter, eines Landbeſitzers, eines Pachters, und eines Handarbeiters. Das von ihm Erzeugte muß ihm alſo alles Dreyes, die Rente des erſten, den Gewinn des zweyten, den Tagelohn des dritten bringen. Er ſieht aber gemeiniglich das Ganze als die Frucht ſeiner Arbeit an. Rente und Gewinnſt werden daher, in dieſem Falle, mit dem Arbeitslohne vermiſcht, und ſind unter der Form deſſelben gleichſam verſteckt.

Da, in einem wohlangebauetem Lande, nur wenige Waaren ihren Tauſchwerth von dem Werthe der Arbeit ganz allein erhalten, indem, bey den meiſten, Landrente und Kapitalsgewinnſt ihren Werth mit ausmachen helfen: ſo wird auch das jährliche Erzeugniß der Arbeit des ganzen Landes, eine größere Quantität Arbeit zu bezahlen hinreichen, als diejenige war, durch welche es erzeugt, und, bis zur Feilbiethung, fertig gemacht wurde. Könnte die Geſellſchaft alljährlich die ganze Arbeit, welche ſie zu bezahlen im Stande iſt, auch wirklich in Gang bringen: ſo würde, mit jedem Jahre, die Quantität der in ihr verrichteten Arbeiten größer werden, und um eben ſo viel würde auch jedes folgende Jahr, der Werth der geſammten Erzeugniſſe, den Werth der vorjährigen Erzeugniſſe, übertreffen. Aber es giebt kein Land, deſſen ganzes jährliches Product darauf angewendet würde, die Arbeitenden davon zu unterhalten. Allenthalben wird ein Theil deſſelben von Müſſiggängern verzehrt. Nach dem Verhältniſſe aber, in welchem es unter dieſe beyden Klaſſen von Leuten, die fleißigen und die müßigen, vertheilt wird: nach dieſer muß auch daſſelbe im Ganzen jährlich am Werthe wachſen, oder abnehmen.

Siebentes Kapitel.

Von dem natürlichen Preiſe, und von dem Marktpreiſe der Waaren.

In jedem Lande, oder in jeder Gegend eines Landes, giebt es ſowohl für den Arbeitslohn, als für den Gewinnſt, einen gewiſſen Maßſtab, der beſtimmt, was gewöhnlicher Weiſe und im Durchſchnitte, der Arbeiter für ſeinen Fleiß zu erhalten, und der Kapitaliſt mit ſeinem

nem Gelde zu gewinnen erwarten kann. Dieſer Maßſtab wird, wie ich hernach zeigen werde, theils durch die allgemeine Lage, in welcher die Geſellſchaft ſich befindet, ihren Reichthum oder ihre Armuth, das Vorwärtsgehn, Stillſtehn, oder Zurückgehn ihres Wohlſtandes, theils durch die beſondre Natur jeder Beſchäftigung beſtimmet.

Eben ſo giebt es, in jedem Lande, in jeder Gegend, eine gewiſſe Taxe für die Landrente, eine Beſtimmung für das, was, gewöhnlicher Weiſe und im Durchſchnitte, von Grund und Boden als Rente bezahlt wird: und auch hier ſind, wie ich bald zeigen werde, der Zuſtand der Geſellſchaft überhaupt, — und die Beſchaffenheit des Bodens insbeſondre, — ſeine natürliche, oder durch Kunſt erzeugte Fruchtbarkeit, — die beyden Urſachen, welche jenes Verhältniß beſtimmen.

Dasjenige Maß des Arbeitslohns, der Kapitalsgewinnſte, und der Landrente, das an einem gewiſſen Orte, oder zu einer gewiſſen Zeit das **gewöhnliche** iſt, kann an **dieſem** Orte, zu dieſer Zeit, für das **natürliche** angeſehen werden.

Iſt der Verkaufspreis einer Waare weder größer noch kleiner, als nöthig iſt, um die Rente von **dem** Stücke Landes, den Lohn für **die** Arbeit, und den Gewinnſt von **dem** Kapitale, welche ſämmtlich angewandt worden ſind, die Waare zu erzeugen, zu verfertigen und zu Markte zu bringen, — nach den an jedem Orte, zu jeder Zeit gewöhnlichen Taxen, — zu bezahlen: ſo wird dieſe Waare für den Preis verkauft, welchen man ihren natürlichen nennen kann.

Die Waare wird alsdann im eigentlichen Verſtande, für das verkauft, **was ſie werth iſt**, das heißt, für das, was ſie der Perſon, welche ſie zu Markte bringt, wirklich koſtet. Denn obgleich im gemeinen Sprachgebrauche, unter dem Namen der Primekoſten einer Waare, der Gewinnſt des Kaufmanns, welcher ſie verhandelt, nicht mit begriffen iſt: ſo würde doch dieſer, wenn der Verkaufspreis ihm nicht den Gewinnſt brächte, welchen, an ſeinem Orte, oder in ſeiner Gegend, Kapitalien zu bringen pflegen, augenſcheinlich bey ſeinem Handel verlieren; weil er ja bey einer andern Anwendung ſeines Kapitals, dieſen Gewinnſt hätte machen können. Ueberdieß iſt ſein Gewinnſt die Quelle ſeines Unterhalts. So wie er, während der Zeit, daß die Waare verfertigt und auf den Markt geſchafft wird, ſeinen Arbeitern ihren Lohn, oder ihren Unterhalt vorſchießt: ſo ſchießt er ſich ſelbſt, auf gleiche Weiſe, ſeinen eignen Unterhalt vor; und dieſen richtet er gemeiniglich nach Verhältniſſe des Gewinnſtes ein, welchen er, vernünftiger Weiſe, von dem Verkaufe ſeiner Waaren erwarten kann. Bringen ſie ihm nun dieſen Gewinnſt nicht: ſo kann er mit Recht ſagen, daß ſie ihm dasjenige nicht wieder bezahlen, was ſie ihn gekoſtet haben.

Wenn alſo auch der Preis, der ihm dieſen Gewinnſt giebt, nicht der kleinſte iſt, für welchen es **zuweilen** möglich wäre, die Waare zu verkaufen: ſo iſt es doch der kleinſte, für welchen ſie **fortdaurend**, und lange Zeiträume hindurch verkauft werden kann; wenigſtens da, wo vollkommne Freyheit herrſcht, und jeder Unternehmer ſein Gewerbe, ſo oft er will, verändern darf.

Der Preis, für welchen eine Waare gewöhnlicher Weiſe wirklich verkauft wird, heißt der **Marktpreis**. Er kann bald über, bald unter dem **natürlichen** Preiſe, und bald demſelben gleich ſeyn.

Der Marktpreis jeder Waare wird durch das Verhältniß beſtimmt, zwiſchen der Quantität der zu Markte gebrachten Waare, und dem Begehr derjenigen, welche den natürlichen Preis derſelben, zu bezahlen bereit ſind, — oder mit andern Worten, welche den ganzen Betrag der Rente, des Arbeitslohns, und des Gewinnſtes, ohne welche die Waare nicht zum Verkaufe gekommen wäre, wiedererſtatten wollen. Dieſe Leute könnte man die wirkſamen Begehrer, und ihr Verlangen nach der Waare, die wirkſame Nachfrage nennen, weil dieſe wirklich eine Urſache wird, welche die Waare auf den Markt bringen hilft. — Dieſes Begehr einer Waare, iſt **von dem Verlangen darnach überhaupt** ſehr verſchieden. Ein armer Mann kann ſehr wohl ein Verlangrn nach Kutſche und Pferden haben: aber es iſt kein wirkſames Begehr, weil die Waare nie, um dieſes Begehrs willen, und in der Abſicht es zu befriedigen, auf den Markt gebracht werden wird.

Wenn die Quantität der zu Markte gebrachten Waare geringer iſt, als die, wornach ein wirkſames Begehr vorhanden iſt: ſo können nicht alle die, welche für die Waare ſo viel zu geben bereit ſind, als an Rente, Arbeitslohn und Gewinnſt, unumgänglich bezahlt werden mußte, wenn die Waare auf dem Markte erſcheinen ſollte, damit verſorgt werden. Einige dieſer Käufer werden alſo, ehe ſie die Waare ganz entbehren, geneigt ſeyn etwas mehr für ſie zu bezahlen. Sogleich wird eine Concurrenz unter ihnen entſtehen, und der Marktpreis wird über den natürlichen Preis ſteigen, — mehr, oder weniger, nachdem entweder die fehlende Quantität größer oder geringer iſt, oder nachdem der Reichthum und die Ueppigkeit der mit einander wetteifernden Käufer, ihre Hitze ſich zu überbiethen, mehr oder weniger lebhaft macht. Unter Käufern von gleichem Reichthume und gleichem Luxus und bey einem gleichen Mangel der Waare, wird die Lebhaftigkeit ihrer Concurrenz, gemeiniglich darnach beſtimmt, wie wichtig und unentbehrlich für ſie die Waare iſt. Daher der ungeheure Preis, der, in einer belagerten oder blokirten Stadt, für Lebensmittel bezahlt wird.

Ueberſteigt die Quantität der zu Markte gebrachten Waare, die Größe des wirkſamen Begehrs: ſo kann ſie nicht ganz an diejenigen abgeſetzt werden, welche die zu ihrer Hervorbringung vorauszuzahlenden Renten, Arbeitslöhne und Gewinnſte, nach ihrem vollen Betrage wieder zu erſtatten, geneigt ſind. Ein Theil der Waare alſo, ſoll er überall verkauft werden, muß an diejenigen überlaſſen werden, die etwas weniger, als jene Summe, dafür geben wollen; und der niedrigere Preis, welchen dieſe Käufer geben, muß auf den Preis des ganzen Vorraths einigen Einfluß haben, ihn herabzuſetzen. Der Marktpreis wird alſo dann unter den natürlichen Preis herabfallen: und dieß mehr oder weniger, nachdem entweder die Größe des Ueberfluſſes die Concurrenz bey den Verkäufern mehr oder minder lebhaft macht, oder die Nothwendigkeit, auf der Stelle zu verkaufen, mehr oder weniger dringend für ſie iſt. Bey gleichem Ueberfluſſe einer Waare wird, bey einer verderblichen Waare, jene Concurrenz größer ſeyn, als bey einer dauerhaften; größer, wenn der Markt, zum Beyſpiele, mit Citronen, als wenn er mit altem Eiſen überführt iſt.

Iſt die zu Markte gebrachte Quantität Waare, gerade dem Verhältniſſe des wirkſamen Begehrs angemeſſen, und, es zu befriedigen eben hinlänglich: ſo fällt der Marktpreis mit dem natürlichen Preiſe genau zuſammen, oder kömmt ihm doch ſo nahe, als möglich iſt. Die ganze, in den Händen der Verkäufer, vorhandne Quantität kann alsdann für dieſen Preis abgeſetzt, — aber es kann kein höherer dafür erhalten werden. Die Concurrenz der Verkäufer nöthigt ſie, mit dieſem Preiſe zufrieden zu ſeyn; aber die Concurrenz der Käufer erlaubt ihnen, einen niedrigern abzuweiſen.

Natürlicher und gewöhnlicher Weiſe richtet ſich die Quantität der zu Markte gebrachten Waare, nach dem wirkſamen Begehr, und kömmt von ſelbſt in Gleichheit mit demſelben. Es iſt allen, die ihren Grund und Boden, ihr Kapital, oder ihre Arbeit anwenden, eine Waare zu Markte zu bringen, daran gelegen, daß die Quantität derſelben, das Verhältniß des wirkſamen Begehrs nicht überſteige; und es iſt dagegen das Intereſſe aller übrigen Menſchen, daß dieſe Quantität nie dieſem Verhältniſſe unangemeſſen ſey.

Wenn zu irgend einer Zeit, der Waare auf dem Markte mehr iſt, als des wirkſamen Begehrs: ſo muß einer, oder der andre von den Beſtandtheilen ihres Preiſes weniger betragen, und alſo der Perſon, welcher er zufließt, weniger abwerfen, als der gewöhnliche und natürliche Maßſtab für dieſe Art des Einkommens forderte. Iſt dieſer verminderte Theil die Rente: ſo wird der Gutsbeſitzer durch ſein Intereſſe ſogleich bewogen werden, einen Theil des zu der Hervorbringung jenes Objects bisher gewidmeten Bodens auf eine andre Weiſe anzulegen; iſt er der Arbeitslohn, oder der Gewinnſt: ſo werden, auf gleiche Weiſe, der Arbeiter und der Kapitaliſt, durch ihr Intereſſe, dazu bewogen werden, der eine von ſeiner Zeit, der andre von ſeinem Kapital, weniger, als bisher, auf den Gegenſtand zu wenden. In kurzem wird ſich die Quantität deſſelben auf dem Markte ſo vermindern, daß ſie nur gerade noch zu Befriedigung des wirkſamen Begehrs hinlänglich ſeyn wird. Der Marktpreis der Waare wird ſich zu dem natürlichen Preiſe erheben, und die Beſtandtheile deſſelben, werden, nach dem gewöhnlichen und natürlichen Maßſtabe der Zeit und des Orts, an ihre Behörde bezahlt werden können.

Wenn im Gegentheile, die Quantität der zu Markte gebrachten Waare, zu irgend einer Zeit, dem wirkſamen Begehr nicht beykömmt: ſo wird einer, oder

der andre von den Beſtandtheilen ihres Preiſes mehr betragen, als die gewöhnliche Taxe für ſie verlangt. Iſt dieſer erhöhete Theil Rente: ſo werden alle Gutsbeſitzer natürlicher Weiſe darauf denken, mehr Land auf die Hervorbringung dieſes Erzeugniſſes anzuwenden. Iſt er Arbeitslohn, oder Kapitalgewinnſt: ſo werden alle Arbeiter und Kapitaliſten durch ihr Intereſſe bewogen, mehr Arbeit, oder ein größeres Kapital, als bisher, der Zubereitung und Fertigung der Waare für den Markt zu widmen. In kurzem wird die Quantität derſelben dem wirkſamen Begehr gleich, und zu Befriedigung deſſelben zureichend werden. Alsdann wird der Marktpreis bis zum natürlichen Preiſe zurückſinken, und jeder Beſtandtheil deſſelben wird ſeinem natürlichen Verhältniß gemäß werden.

Der natürliche Preis iſt alſo gleichſam der Mittelpunct, gegen welchen die wandelbaren Marktpreiſe aller Waaren beſtändig gravitiren. Zufälle verſchiedner Art können dieſe letztern, eine Zeitlang, von jenem Mittelpunct entfernt halten, — ſie über ihn erheben, oder unter ihn erniedrigen. Sie mögen aber durch noch ſo große Hinderniſſe abgehalten werden, ſich in dieſem Ruhepuncte feſtzuſetzen: ſo äußern ſie doch ein beſtändiges Streben, ſich demſelben zu nähern.

Ja, die ſämmtliche Quantität des jährlich in einer Nation angewandten Fleißes richtet ſich, auf dieſe Weiſe, von ſelbſt und durch den natürlichen Einfluß der Umſtände, nach der Größe des wirkſamen Begehrs. Dieſer Fleiß hat natürlicher Weiſe zur Abſicht, gerade nur die Quantität von Waaren, und nicht mehr hervorzubringen, als zu Befriedigung des wirkſamen Begehrs hinreicht.

Es giebt aber Arbeiten, bey welchen der nämliche Grad und die nämliche Dauer des Fleißes, in verſchiedenen Jahren, doch ſehr verſchiedne Quantitäten von Waaren hervorbringt: dahingegen in andern, gleiche Arbeit immer ein der Quantität nach gleiches Erzeugniß giebt. Die nämliche Anzahl von Ackersleuten, und der nämliche Fleiß derſelben wird in verſchiednen Jahren, ſehr ungleiche Quantitäten von Korn, Wein, Oel, Hopfen, und ſo weiter hervorbringen. Eine gleiche Anzahl von Webern und Spinnern hingegen, wird, mit gleichem Fleiße, alle Jahre eben dieſelbe, oder eine ungefähr gleiche Quantität von Leinwand und Tüchern hervorbringen. Bey der erſten Art der Arbeiten, kann nur das im Durchſchnitte mehrerer Jahre berechnete Erzeugniß, dem wirkſamen Begehr einigermaßen angemeſſen werden: das wirkliche Erzeugniß jedes Jahres aber muß nothwendig bald größer, bald geringer, als jenes Durchſchnittserzeugniß ſeyn. Die Quantität ſolcher zu Markte gebrachter Waaren wird alſo auch bald das wirkſame Begehr ſehr weit übertreffen, bald hinter demſelben zurückbleiben. Geſetzt alſo auch, daß die Größe dieſes Begehrs immer dieſelbe bliebe, ſo würde doch der Marktpreis jener Waaren ſehr ſchwanken, und bald um ein großes Theil ſich über den natürlichen Preis erheben, bald eben ſo viel unter ihn herabſinken müſſen. — Bey der zweyten Gattung der Arbeiten, — da der nämliche Fleiß immer das nämliche

Product, oder doch ziemlich gleiche Producte hervorbringt: — kann die Quantität der verfertigten Waaren, weit genauer nach der Größe des wirkſamen Begehrs, abgemeſſen werden. So lange das Begehr demnach ſich nicht verändert: geht wahrſcheinlich auch in dem Marktpreiſe der Waaren keine Veränderung vor, ſondern dieſer bleibt dem natürlichen Preiſe ſo nahe, als möglich. Daß die Leinwand- und Tücherpreiſe nicht ſo große Abwechſelungen leiden, als die Preiſe des Getreides, iſt eine jedermann durch die Erfahrung bekannte Sache. Jene ändern ſich nur, wenn die Nachfrage und der davon abhängende Abſatz, größer oder kleiner wird: dieſe ändern ſich zwar ebenfalls bey verändertem Begehr, aber noch weit öfter und ſtärker, wegen der vergrößerten oder verminderten Quantität der zu Markte gebrachten Waare.

Die vorübergehenden, durch Zeitumſtände veranlaßten Schwankungen in den Marktpreiſen der Waaren, fallen vornämlich auf diejenigen Theile ihrer Preiſe, die ſich zuletzt in Tagelohn und Kapitalgewinnſt auflöſen, und wenig auf den, welcher der Landrente zufließt. Eine feſte in Geld beſtimmte Rente, wird dadurch gar nicht, weder ihrer Größe, noch ihrem Werthe nach, verändert. Eine in natürlichen Erzeugniſſen beſtimmte Rente, leidet freylich alle die jährlichen Schwankungen des Werths, welchen jene Erzeugniſſe unterworfen ſind: aber ihr reeller Betrag, wird ſelten dadurch verändert, weil in den Pachtcontracten, natürlicher Weiſe, Gutsbeſitzer und Pächter auf jene Schwankungen Rückſicht nehmen, und den Maßſtab der Rente, nicht nach den zufälligen und vorübergehenden, ſondern den gewöhnlichen und Mittelpreiſen der Erzeugniſſe beſtimmen.

Arbeitslohn aber und Kapitalgewinnſt wird, durch die Schwankung der Waarenpreiſe, in ſeiner Größe und in ſeinem Werthe zugleich verändert. Es iſt von einem großen Einfluſſe auf beyde, ob der Markt mit Waaren und mit Arbeit überführt, oder ob er unzulänglich damit verſorgt iſt; ob er einen Ueberfluß an **gethaner**, oder an **begehrter** Arbeit hat. Eine Landtrauer ſteigert den Preis der ſchwarzen Zeuge, (mit welcher alsdann der Markt immer unzulänglich verſorgt iſt) und macht, daß die Kaufleute, welche große Quantitäten davon haben, mehr als gewöhnlich daran gewinnen. Auf das Arbeitslohn der Weber hat dieß keinen Einfluß. Der Markt iſt unzulänglich mit Waaren, aber nicht unzulänglich mit Arbeit verſorgt. Was begehrt wird, iſt eine ſchon gethane, nicht eine erſt zu machende Arbeit. Aber den Arbeitslohn der Schneider kann die Trauer erhöhen. In Abſicht dieſer fehlt es auf dem Markte an Arbeit. Es iſt ein wirkſames Begehr, zur Beſchäftigung mehrerer Schneider, als bisher beſchäftiget waren, vorhanden. Eben dieſe Trauer wird in Abſicht bunter Zeuge, wollener ſowohl als ſeidener, die entgegengeſetzte Wirkung thun: und zwar wird hier der Einfluß ſich auf den Weber und den Kaufmann zugleich erſtrecken. Da alle Nachfrage nach ſolchen Waaren auf ſechs, vielleicht auf zwölf Monate unterbrochen iſt: ſo wird der Kaufmann, der etwas davon abſetzen will, mit einem kleinern Gewinnſte, und der Weber, welcher Arbeit der Art haben will, mit einem geringern Lohne zufrieden ſeyn müſſen. Der Markt iſt ſowohl mit Waaren, als mit Arbeit überführt.

Ob nun gleich, nach der bisherigen Entwickelung, die Marktpreiſe der Waaren ſich den natürlichen ſtets zu nähern ſuchen: ſo können doch bald natürliche Urſachen, bald künſtliche Palizeyverordnungen, dieſe Harmonie ſtören, und viele Waaren, auch für eine lange Zeit, in einem höhern oder niedrigern Preiſe auf dem Markte erhalten, als ihr natürlicher Preis iſt.

Wenn, durch eine Zunahme des wirkſamen Begehrs, eine Waare im Marktpreiſe merklich über ihren natürlichen Preis ſteigt: ſo ſind diejenigen, welche ihr Kapital bisher zur Lieferung derſelben angelegt haben, gemeiniglich bemüht, dieſe Veränderung vor andern zu verbergen. Würde ſie ſogleich allgemein bekannt: ſo würde der größere Gewinnſt ihnen ſo viele neue Mitwerber erwecken, — ſo viele würden bewogen werden, ihr Kapital auf dieſem vortheilhafteren Wege anzulegen, daß in kurzem das vermehrte wirkſame Begehr nach der Waare vollſtändig würde befriedigt ſeyn, und ihr Preis wieder auf den natürlichen, vielleicht auch eine Zeitlang unter den natürlichen Preis, herabſinken würde. Iſt der Markt von dem Wohnorte der Perſonen, die ihn mit Waaren verſehen, ſehr entfernt: ſo iſt es zuweilen möglich, daß, viele Jahre hindurch, dieſe das Geheimniß für ſich behalten, und eben ſo lange des Vortheils der erhöhten Preiſe, ohne irgend einen Mitwerber, genießen. Doch muß man geſtehn, daß Sachen der Art ſelten lange geheim bleiben; und ſind ſie einmahl offenbar: ſo kann auch der daraus entſtehende größere Gewinnſt nicht lange dauern.

Fabrikengeheimniſſe können länger, als Handelsgeheimniſſe, verſchwiegen bleiben. Ein Färber, der die Kunſt erfunden hätte, eine gewiſſe Farbe mit halb ſo theuren Materialien, als bisher dazu gebraucht wurden, zu verfertigen, würde, mit einiger Sorgfalt in Bewahrung ſeines Geheimniſſes, die Vortheile ſeiner Entdeckung, Zeit ſeines Lebens genießen, und ſelbſt ſie noch auf ſeine Kinder forterben laſſen können. Sein auſerordentlicher Gewinnſt entſteht aus dem hohen Preiſe, der für eine Arbeit, welche er allein machen kann, bezahlt wird. Er iſt alſo eigentlich nichts anders, als ein hoher Arbeitslohn. Da aber dieſer Lohn ihm für die ganze Arbeit, woran er ſein Kapital angelegt hat, bezahlt wird; und da er, dem zu Folge, der Größe dieſes Kapitals angemeſſen iſt: ſo ſieht man ihn für nichts anders, als für einen auſerordentlichen, von dem Kapitale gezogenen Gewinnſt an.

Solche Erhöhungen des Marktpreiſes ſind augenſcheinlich die Wirkungen zufälliger Umſtände, deren Einfluß demohnerachtet zuweilen mehrere Jahre fortdauern kann.

Gewiſſe Naturproducte erfordern einen in ſeiner Art ſo einzigen Boden, und eine ſo eigne Lage deſſelben, daß, ſelbſt in einem groſſen Lande, der dazu taugliche Theil zu klein ſeyn kann, um eine für das wirkſame Begehr hinreichende Quantität davon hervorzubringen. Es wird alſo die ganze davon zu Markte gebrachte

brachte Quantität an Leute abgeſetzt werden können, die mehr dafür zu geben willens ſind, als bloß hinlänglich iſt, die Rente des Bodens, auf welchem ſie erzeugt worden, den Lohn der Arbeit, welche ihr Anbau koſtet, und den Gewinnſt des Kapitals, das darauf angelegt worden iſt, zu bezahlen. Waaren dieſer Art können Jahrhunderte hindurch ſich bey hohen Preiſen erhalten: und unter den Beſtandtheilen des Preiſes iſt es die Rente, welche durch jene Erhöhung am meiſten afficirt wird. Ein Stück Landes, welches ſolche ſeltne und ſehr geſuchte Erzeugniſſe hervorbringt, als zum Beyſpiele, gewiſſe feine franzöſiſche Weine ſind, die nur in einem engen Bezirk, oder auf gewiſſen beſtimmten Bergen wachſen, bezahlt eine Rente, die mit der gewöhnlichen Rente gleich fruchtbarer, und gleich gut angebauter Ländereyen in ſeiner Nachbarſchaft, in keinem Verhältniſſe ſteht. Die Arbeiter hingegen, die in einem ſolchen Weinberge arbeiten, bekommen deswegen nicht mehr Lohn; und das Kapital, welches dabey angelegt wird, bringt nicht höhere Zinſen.

In dieſem Falle iſt alſo der erhöhte Preis augenſcheinlich die Wirkung natürlicher Urſachen, welche machen, daß das Erzeugniß nicht bis zu der Quantität vermehrt werden kann, in welcher es dem wirkſamen Begehr Genüge thäte. Urſachen der Art können unabänderlich ſeyn: und ſolche erhöhete Preiſe alſo können ohne Ende fortdauern.

Eine andre Urſache der Theurung eines Erzeugniſſes iſt das Monopolium, oder der Alleinhandel mit demſelben.

Ein Monopol, es gehöre einer einzelnen Perſon oder einer Geſellſchaft zu, hat dieſelbe Wirkung, wie die Fabrik- oder Handelsgeheimniſſe. Der Monopoliſt, indem er den Markt unzulänglich verſorgt, und dem wirkſamen Begehr nie völlig Gnüge thut, verkauft ſeine Waare über ihren natürlichen Preis, und treibt alſo ſeine Vortheile, ſie mögen in Arbeitslohn, oder in Kapitalsgewinnſt beſtehn, höher, als ſie nach dem gewöhnlichen Verhältniſſe ſeyn ſollten.

Der Preis einer Waare, die unter einem Monopol ſteht, iſt immer der höchſte, welcher zu erhalten möglich iſt; der Preis derjenigen hingegen, bey welcher freye Concurrenz ſtatt findet, iſt der niedrigſte, für welchen ſie, — zwar nicht in beſondern und vorübergehenden Fällen, aber für eine lange Zeit, — gelaſſen werden kann. Ein höherer, als jener, läßt ſich von den Käufern nicht erpreſſen: und einen niedrigern als dieſen, können die Verkäufer ſich nicht gefallen laſſen, wenn ſie ihr Gewerbe fortſetzen ſollen.

Alle Privilegien der Zünfte, die Geſetze, welche die Dauer der Lehrjahre beſtimmen, kurz, was in einem gewiſſen Gewerbe, die Concurrenz der Verkäufer einſchränkt: das alles wirkt, der Art nach, wie ein Monopol, wenn es auch in dem Grade der Wirkung von ihm verſchieden iſt. Oder vielmehr, durch dieſe Einrichtungen wird ſelbſt ein Monopol, nur ein unter mehreren Perſonen ausgebreitetes Monopol geſtiftet. Daher wird auch dadurch der Marktpreis gewiſſer Waaren, Jahrhunderte lang, über den natürlichen erhöht: wovon die weitere Folge iſt, daß auch der Lohn der damit beſchäftigten Arbeiter, und der Gewinnſt der ihre Fonds darauf anlegenden Kapitaliſten, eben ſo lange Zeit, ſein natürliches und gewöhnliches Maß überſteigt.

Solche erhöhete Marktpreiſe können ſo lange fortdauern, als die Polizeyeinrichtungen dauern, durch welche ſie ſind veranlaſſet worden.

Der Marktpreis einer Waare kann lange Zeit über dem natürlichen Preiſe erhöhet, aber er kann nicht lange unter demſelben ſtehen bleiben. Durch die fortdauernde Wohlfeilheit muß ſich nothwendig die eine, oder die andere der Portionen, welche aus dem Verkaufspreiſe bezahlt werden, vermindern. Dieſer Verluſt mag treffen, wen er will: der, welcher ihn empfindet, wird ſogleich ſeine Maßregeln darnach nehmen. Iſt es der Gutsbeſitzer: ſo wird er von ſeinen Ländereyen, iſt es der Unternehmer: ſo wird er von ſeinen Kapitalien, iſt es der Arbeiter: ſo wird er von ſeinen Kräften und ſeiner Zeit, weniger als bisher auf dieſen Gegenſtand wenden. Und dieß werden ſie ſo lange fortfahren zu thun, bis die auf den Markt gebrachte Quantität der Waare das wirkſame Begehr nicht mehr überſteigt. Sogleich aber wird auch ihr Marktpreis bis zu dem natürlichen in die Höhe ſteigen. — Dieß iſt wenigſtens der Hergang der Sachen, da, wo Handel und Induſtrie ihre vollkommne Freyheit haben.

Zwar iſt es möglich, daß eben die Einſchränkungen in Abſicht der Lehrjahre und alle andere Zunftgeſetze, welche, bey blühendem Gewerbe, dem Arbeiter erlauben, ſeinen Lohn etwas über deſſen natürliches Maß in die Höhe zu treiben, ihn, wenn das Gewerbe in Verfall geräth, nöthigen, ſie unter dieſes Maß fallen zu laſſen. So wie im erſten Falle jene Geſetze viele Leute von ſeinem Gewerbe ausſchließen: ſo ſchließen ſie, im andern Falle, auch ihn hinwiederum von vielen andern Gewerben aus. Indeß kann dieſe letztere Wirkung der Zunftgeſetze — den Lohn der Arbeiter herabzuſetzen — bey weitem nicht ſo dauerhaft ſeyn, als die erſte, ihn hinaufzutreiben. Ihr Einfluß zur Vertheuerung der Arbeit kann Jahrhunderte fortdauern; ihr Einfluß, ſie unnatürlich wohlfeil zu machen, kann nur ſo lange dauern, als die Menſchen leben, welche während der Zeit des blühenden Gewerbes, zu demſelben erzogen worden waren. Sind dieſe ausgeſtorben: ſo wird die Anzahl derer, welche ſich nachher dem Gewerbe widmen, ſich natürlicher Weiſe nach dem Grade ſeines Flors richten. Die Polizeygeſetze eines Landes müſſen ſo einſchränkend und tyranniſch, als die hindoſtaniſchen und ägyptiſchen ſeyn, (durch welche es dem Sohn zur heiligſten Religionspflicht gemacht wird, das Gewerbe ſeines Vaters zu treiben) wenn ſie Arbeitslohn und Kapitalgewinnſt, durch mehrere Generationen hindurch, ſollen fortdauernd unter ſein natürliches Maß erniedrigen können.

Dieß iſt alles, was ich für jetzt von den, entweder vorüber gehenden, oder dauerhaften Abweichungen des Marktpreiſes der Waaren, von ihrem natürlichen Preiſe, anzumerken nothwendig finde.

Dieſer natürliche Preis ſelbſt ändert ſich, ſo wie ſich der eine, oder der andere ſeiner Beſtandtheile —

ſo wie ſich die Rente, der Kapitalgewinnſt und der Arbeitslohn ändert. Alles dieß hat in jeder bürgerlichen Geſellſchaft ſein Maß, das durch die Umſtände der Geſellſchaft, ihren Reichthum oder ihre Armuth, ihren fortgehenden, ſtilleſtehenden, oder rückgängigen Flor, beſtimmt wird. Von den Abwechſelungen dieſer Art und ihren Urſachen werde ich im folgenden Kapitel, ſo vollſtändig als möglich, zu handeln ſuchen.

Zuerſt werde ich die Urſachen erklären, welche die Größe des Arbeitslohns beſtimmen; und es wird ſich zeigen, daß ſie, wie ich eben ſagte, in Reichthum oder Armuth: in dem Fortgange, dem Stilleſtehen, oder dem Rückgange des Staats an Wohlhabenheit liegen.

Ich werde **zweytens**, auf gleiche Weiſe, die Urſachen des größern oder kleinern Kapitalsgewinnſtes aufſuchen, und zeigen, inwiefern auch auf ihn jene großen Veränderungen in dem Zuſtande der Geſellſchaft Einfluß haben.

Obgleich Arbeit und Kapital, in der einen Art der Beſchäftigungen angelegt, weit größres Lohn und größern Gewinn bringt, als in der andern: ſo ſcheint doch zwiſchen dem Geldlohne aller Arten von Arbeit, und dem Geldgewinne bey allen Arten der Kapitalsanlegung, ein gewiſſes Verhältniß ſich einzufinden. Dieſes Verhältniß hängt, wie ſich in der Folge zeigen wird, theils von der Natur dieſer verſchiedenen Arten der Beſchäftigung, theils von den Polizeygeſetzen der Geſellſchaft ab, in welcher ſie getrieben werden. Ob aber dieſe Geſellſchaft reich oder arm, — ob ihr Wohlſtand im Wachſen, ſtillſtehend, oder in der Abnahme ſey: dieß ſcheint auf jenes Verhältniß wenig Einfluß zu haben. — Es wird den dritten Theil der folgenden Abhandlung ausmachen, alle, das gedachte Verhältniß beſtimmenden Umſtände zu unterſuchen. *

* Im vierten und letzten Theile werde ich eben dieſe Unterſuchung in Abſicht der Landrente anſtellen. Welches ſind die Urſachen, welche die Landrente zum Steigen oder zum Fallen bringen, oder mit andern Worten, welche Urſachen erhöhen oder erniedrigen die Preiſe aller Erdproducte? Dieß ſind die Fragen, die hierbey zu beantworten vorkommen.

Achtes Kapitel.

Vom Arbeitslohne.

Das was die Arbeit hervorbringt, iſt ihre natürliche Belohnung, und macht alſo den erſten Arbeitslohn aus.

In dem urſprünglichen Zuſtande der Geſellſchaft, wo noch kein Landeigenthum, und kein geſammeltes Kapital war, gehörte dem Arbeiter das Product ſeiner Arbeit ganz. Er hatte weder einen Grundherrn, noch einen Meiſter, mit dem er theilen mußte.

Hätte dieſer Zuſtand fortgedauert: ſo würde der Lohn der Arbeit mit der Zunahme der productiven Kräfte derſelben, (die von der Vertheilung der Arbeiten herrührt,) in gleichem Grade vermehrt worden ſeyn. Alle Dinge wären ſtufenweiſe wohlfeiler geworden. Sie wären nämlich durch eine kleinere Quantität Arbeit **hervorgebracht worden**; und da, in dieſem Zuſtande der Dinge, Producte gleich vieler Arbeit, auch im Tauſche, von gleichem Werthe geweſen wären, ſo hätten ſie ebenfalls mit einer kleinern Quantität Arbeit erkauft werden können.

Aber obgleich alle Dinge **wirklich** wohlfeiler geworden wären: ſo hätten doch manche, **dem Scheine nach**, theurer werden, oder einer größern Quantität andrer Güter im Tauſche gleich gelten können. Wir wollen zum Beyſpiele ſetzen, daß die hervorbringende Kraft der Arbeit in den **meiſten** Arten der Beſchäftigung auf das zehnfache erhöhet worden ſey, ſo daß, was urſprünglich die Arbeit von zehn Tagen war, nun von eben der Anzahl Menſchen in **einem** zu Stande gebracht werde — daß aber in **einer** Gattung, dieſe Zunahme der hervorbringenden Kraft nur bis zur Verdoppelung gehe, ſo daß in einem Tage das urſprüngliche Werk von zweyen verfertiget werde. Wenn nun das Product von einem Tage Arbeit, in jenem größern Theile der Gewerbe, mit einem Tagewerke in dieſem einzelnen Gewerbe umgetauſcht werden ſoll: ſo wird das Zehnfache des urſprünglichen Tagewerks in jenem, nur das Doppelte des urſprünglichen Tagewerks in dieſen erkaufen können. Die letztere Waare wird alſo fünfmahl theurer zu ſeyn ſcheinen,

als

als vorhin. Und doch iſt ſie in der That noch einmahl ſo wohlfeil geworden. Ob ſie gleich von allen andern Waaren fünfmahl ſo viel, als ehedem, erfordert, wenn ſie damit ſoll erkauft werden können: ſo verlangt ſie doch nur halb ſo viel Arbeit, es ſey, daß man ſie produciren, oder daß man ſie einhandeln will. Die Erwerbung ihres Eigenthums iſt alſo nur halb ſo ſchwer, als ehedem.

Aber dieſer erſte Zuſtand der Dinge, in welchem der Arbeiter das ganze Product ſeiner Arbeit ſich zueignen konnte, dauerte nicht länger, als bis Grund und Boden ein Eigenthum geworden war, und Kapitalien ſich geſammelt hatten. Er war ſchon lange zu Ende, ehe die hervorbringenden Kräfte der Arbeit ihre beträchtlichſten Fortſchritte machten: und es würde daher unnütz ſeyn, den fernern Veränderungen nachzuſpüren, die, im Fall ſeiner Fortdauer, in [illegible] dem Lohne der Arbeit hätten entſtehen müſſen.

Sobald Land ein Eigenthum geworden iſt, verlangt der Beſitzer von Grund und Boden einen Antheil von allen den Producten, die durch Arbeit auf ſeinem Gebieth entweder eingeſammelt oder erzeugt werden. Seine Rente muß alſo zuerſt von dem Producte dieſer Arbeit abgezogen werden.

Selten geſchieht es, daß eben der Mann, welcher den Acker pflügt, auch Vermögen genug hat, ſich ſo lange zu unterhalten, bis die Ernte reift. Sein Unterhalt wird ihm alſo gemeiniglich von dem Kapital eines andern vorgeſchoſſen. Dieſer andre iſt der Pachter, der ihn in Arbeit ſetzt, — der aber gar keinen Vortheil davon haben würde, ihn als Arbeiter anzuſtellen, wenn er nicht an dem Producte ſeiner Arbeit einen Antheil bekäme, — und von demſelben ſein aufgewandtes Kapital mit Gewinnſte zurück erhielte. Dieſer Gewinnſt verurſacht den zweyten Abzug von dem Producte der auf Ländereyen gewandten Arbeit.

Faſt alle andre Arten der Arbeit leiden einen gleichen Abzug von ihrem Producte, um den Gewinnſt des Kapitaliſten davon zu bezahlen. In allen Kunſt- und Fabrikgewerben, hat der größere Theil der Arbeiter einen Meiſter nöthig, der ihm die Materialien zur Arbeit darreiche, und ihm, bis zur Vollendung derſelben, ſeinen Unterhalt und ſeinen Lohn vorſchieße. Dieſer Meiſter verlangt ſeinen Antheil an dem Producte ihrer Arbeit, oder an dem Werthe, welcher dem rohen Materiale durch die darauf gewandte Arbeit zugeſetzt wird: und dieſer Antheil macht ſeinen Gewinnſt aus.

In einzelnen Fällen geſchieht es zwar, daß unabhängige Arbeiter Fond genug haben, um ſich ſowohl die Materialien zu ihrem Werke ſelbſt zu verſchaffen, als ſich bis zur Vollendung deſſelben zu unterhalten. Dieſe Leute ſind alsdenn Meiſter und Geſellen zugleich, — ſie ernten den Vortheil von dem ganzen Producte ihrer Arbeit ein, oder erwerben für ſich das Eigenthum des ganzen, dem Materiale zugeſetzten Werthes. Das, was eigentlich zwey verſchiedne Arten des Einkommens ausmacht, und ſonſt zwey verſchiedenen Perſonen zufließt, der **Gewinnſt** des Kapitaliſten, und der **Lohn** des Arbeiters, iſt hier der Erwerb eines Einzigen.

Solche Fälle ſind demohnerachtet ſelten; und in ganz Europa ſind vielleicht für Einen Arbeiter, der auf eigne Rechnung arbeitet, zwanzig, die von einem Meiſter bezahlt werden. Und wenn man, im gewöhnlichen Sprachgebrauche, vom Arbeitslohne redet: ſo verſtehet man immer den Lohn darunter, der zwiſchen zwey Perſonen, einem Arbeiter, und einem Eigenthümer eines Kapitals, welcher jenen in Arbeit ſetzt, verabredet worden iſt.

Von dieſem Vertrage, und von den Bedingungen, die dabey an jedem Orte die gewöhnlichen ſind, hängt es ab, wie viel der Tagelohn an dieſem Orte betragen ſoll. Die Partheyen, zwiſchen welchen er geſchloſſen wird, haben bey weitem nicht ein gemeinſchaftliches Intereſſe: die Arbeiter wünſchen ſo viel als möglich zu bekommen; die Meiſter wünſchen ſo wenig als möglich iſt, zu geben. Die erſteren ſind geneigt, ſich zu vereinigen, um die Arbeitslöhne zu erhöhen, die andern, um ſie zu erniedrigen.

Es iſt demohnerachtet nicht ſchwer vorauszuſehen, welche von den beyden Parteyen für gewöhnlich die Oberhand in dieſem Streite behalten, und die andere zur Einwilligung in die ihr vorgeſchriebenen Bedingungen nöthigen wird. Die Meiſter, da ihre Anzahl geringer iſt, können ſich auch leichter mit einander vereinigen, und überdieß werden ihre Verbindungen von den Geſetzen begünſtigt, wenigſtens nicht verbothen; indeß die Verbindungen der Arbeitsleute ſtrenge unterſagt ſind. England hat keine Parlementsacten, welche Verabredungen,

dungen, die die Abſicht haben, den Arbeitslohn niedrig zu erhalten, für ſträflich erklärten: aber ſehr viele, welche alle diejenigen verbiethen, wodurch der Arbeitslohn erhöhet werden ſoll. Ueberdieß können in dieſem Streite der Meiſter mit den Arbeitern, jene weit länger aushalten. Ein Gutsbeſitzer, ein Pachter, ein Handwerksmeiſter, ein Kaufmann, ſind gemeiniglich im Stande, ein oder zwey Jahre von ihrem geſammelten Kapital zu leben, wenn ſie auch nicht einen einzigen Arbeiter in ihrem Gewerbszweige beſchäftigen. Unter den Arbeitsleuten und Geſellen hingegen, werden viele auch nicht eine Woche, wenige werden einen Monat, und vielleicht keiner wird ein ganzes Jahr, von ſeinem bereits erworbenen Mitteln, ohne neuen Arbeitsverdienſt, zu leben wiſſen. In der Länge der Zeit können freylich die Arbeiter dem Meiſter ſo nothwendig werden, als dieſer ihnen iſt: aber dieſe Nothwendigkeit tritt nicht ſo bald ein.

Man erwiedert dagegen, daß man ſelten von den unter den Meiſtern geſchloſſenen Verbindungen, aber ſehr oft von dem Zuſammenrotten der Arbeitsleute reden höret. Wer aber daraus ſchließt, daß die Meiſter ſich ſeltener unter einander verabreden, kennet eben ſo wenig die Welt, als die Sache, wovon hier die Rede iſt. Die Meiſter und Unternehmer in derſelben Gattung von Gewerbe, ſind allezeit und an allen Orten, in einer immerwährenden, gleichförmigen, aber ſtillſchweigenden Verbindung, welche zur Abſicht hat, das Arbeitslohn nicht über ſein gegenwärtiges Maß ſteigen zu laſſen. Handelt einmahl ein Meiſter gegen dieſe ſtill-

München

ſchweigende Uebereinkunft, ſo wird dieß unter ſeinen Nachbarn und Gewerbsgenoſſen, für ein ſehr gehäſſiges Verfahren angeſehen, und zieht ihm von allen Seiten bittere Vorwürfe zu. Freylich hören wir von dieſen Verbindungen wenig: aber die Urſache iſt, weil dieß der gewöhnliche, und, man darf ſagen, der natürliche Zuſtand der Dinge iſt, von dem man niemahls viel reden hört. Zuweilen treten die Meiſter noch in eine engere Verbindung zuſammen, um den Arbeitslohn unter ſeine gewöhnliche Taxe herunter zu bringen. Dieß wird aber immer, bis zum Augenblicke der Ausführung, äuſerſt geheim gehalten; und wenn die Arbeiter, wie es zuweilen geſchieht, ohne Widerſtand zu leiſten, nachgeben: ſo hört niemand etwas von der Veränderung, ſo empfindlich ſie auch die Arbeiter fühlen. Indeß werden allerdings ſolche Verbindungen der Meiſter, oft durch ähnliche Bündniſſe der Arbeiter, die aber nur Vertheidigungsbündniſſe ſind, beſtritten. Zuweilen treten auch dieſe, ohne durch irgend etwas gereizt worden zu ſeyn, von ſelbſt zuſammen, um den Preis ihrer Arbeit zu erhöhen. Der gewöhnliche Vorwand dazu iſt die Theurung der Lebensmittel: zuweilen iſt es der große Gewinnſt, den vorgeblich ihre Meiſter durch ihre Arbeit machen. Dieſe Verbindungen der Arbeiter aber, mögen Vertheidigung oder Angriff zur Abſicht haben: ſo werden ſie immer ſehr ruchtbar. Gemeiniglich machen ſie, (weil ſie glauben, mit ihrem Geſuche auf dieſe Weiſe ſchneller durchzudringen) ein ſehr lautes Geſchrey, und nehmen ſogar Gewaltthätigkeiten und Mishandlungen zu Hülfe. Sie ſind in einer Art von Verzweiflung: und ſie handeln mit der Thorheit und Ausſchweifung verzweifelter Menſchen — als ſolche, die entweder Hungers ſterben, oder ihren Meiſtern die augenblickliche Bewilligung ihrer Forderungen, durch eingejagtes Schrecken abzwingen müſſen. Die Meiſter ſind, bey ſolchen Gelegenheiten, nicht weniger laut, und rufen mit ſo viel Geſchrey, als ſie machen können, den Beyſtand der Obrigkeit auf, um von ihr die ſtrengſte Vollziehung der Geſetze, die gegen die Verbindungen der Arbeiter, Dienſtbothen und Tagelöhner vorhanden ſind, zu begehren. Die Arbeiter gewinnen daher auch gemeiniglich, von der Heftigkeit ihrer aufrühreriſchen Verbindungen, ſehr wenig Vortheil, die vielmehr — theils weil die bürgerliche Obrigkeit dazwiſchen tritt, theils weil die Meiſter ihren gemachten Plan ſtandhafter, als die Arbeiter verfolgen, theils weil ein großer Theil der letztern, der Nothwendigkeit ſeinen täglichen Unterhalt zu haben, nachgeben muß — ſich mit der Beſtrafung und dem Unglücke der Anführer zu endigen pflegen.

Aber obgleich, in dem Streite der Meiſter mit den Arbeitern, über die Beſtimmung des Tagelohns, der Sieg gemeiniglich auf der Seite der erſtern iſt: ſo iſt es doch, nach der Natur der Sache unmöglich, den Lohn, auch der gemeinſten Arbeiten, unter ein gewiſſes Verhältniß, auf lange Zeit zu erniedrigen.

Ein Menſch muß doch immer von ſeiner Arbeit **leben** können, wenn er **arbeiten** ſoll; und der Lohn der Arbeit muß alſo wenigſtens hinreichend ſeyn, einem Menſchen den Unterhalt zu geben. In den meiſten Fällen muß er noch etwas mehr betragen: ſonſt würde der Arbeiter unmöglich eine Familie errichten und Kinder aufziehen können; und das ganze Geſchlecht der arbeitenden Leute müßte mit der erſten Generation ausſterben. Cantillon nimmt es, um dieſer Urſache willen, als einen wahrſcheinlichen Satz an, daß der geringſte Tagelohn, auch der gemeinſten Arbeiter, wenn die Art ihrer Beſchäftigungen fortdauern ſoll, das Doppelte ihres eigenen Unterhalts betragen müſſe: damit nämlich jeder von ſeinem Lohne im Durchſchnitte zwey Kinder zu erziehen im Stande ſey. — Die Arbeit des Weibes wird durch Niederkunften und Kinderwarten zu oft unterbrochen, als daß man mehr als die Erwerbung ihres eignen Unterhalts von ihr erwarten könnte. Nun rechnet man aber, daß die Hälfte der neugebohrnen Kinder vor Erreichung des mannbaren Alters ſtirbt. Es muß, dem zu Folge, jeder Arbeiter, auch der ärmſte, im Durchſchnitte vier Kinder aufziehn und verpflegen, wenn, nach der Rechnung des Wahrſcheinlichen, zwey davon gewiß zum mannbaren Alter gelangen ſollen. Aber das, was vier Kinder zu unterhalten koſten, iſt ungefähr ſo viel, als die Bedürfniſſe Eines erwachſenen Mannes betragen. Eben dieſer Autor ſagt ferner, man rechne, daß die Arbeit eines Sklaven von geſunder und ſtarker Leibesbeſchaffenheit, ungefähr doppelt ſo viel einbringe, als ſein Unterhalt koſtet: er glaubt aber, daß man die Arbeit des gemeinſten Tagelöhners nicht geringer am Werthe anſetzen könne, als die eines robuſten Sklaven iſt. So viel iſt wenigſtens gewiß, daß, wenn Kinder, in der Familie eines Tagelöhners, groß gezogen werden ſollen, Mann-und Weib zuſammen ſich etwas mehr verdienen müſſen, als zu ihrem eigenen Unterhalte nöthig iſt.

In welchem Verhältniſſe aber dieſer Ueberſchuß ſtehen müſſe, ob in dem oben angezeigten, oder in irgend einem andern, wage ich nicht, genau zu beſtimmen.

Es giebt demohnerachtet gewiſſe Umſtände, welche den Arbeitern den Vortheil in die Hände geben, und ihnen erlauben, ihren Lohn über das gewöhnliche Maß, welches immer das kleinſte iſt, wobey ein Menſch beſtehen kann, zu erhöhen.

Wenn in einem Lande die Nachfrage nach Leuten, die vom Arbeitslohne leben, das heißt, nach Arbeitern, Tagelöhnern und Dienſtbothen aller Art wächſt; wenn jedes folgende Jahr, für eine größre Anzahl derſelben Beſchäftigung liefert, als deren in dem vorhergehenden beſchäftiget waren: ſo haben die Arbeitsleute nicht nöthig, ſich zu verbinden, um ihren Lohn in die Höhe zu treiben. Die Seltenheit arbeitender Hände veranlaßt von ſelbſt eine Concurrenz unter denen, welche Arbeiter nöthig haben; ſie überbieten einander, um deren zu bekommen: und ſo brechen ſie ſelbſt den ſonſt natürlich unter ihnen beſtehenden Vertrag, das Tagelohn nicht ſteigen zu laſſen.

Die Nachfrage nach Leuten, die vom Arbeitslohne leben, kann nicht wachſen, als wenn die Fonds gewachſen ſind, woraus das Arbeitslohn bezahlt wird. Dieſe Fonds ſind von zweyerley Art: ſie beſtehen entweder aus dem Ueberſchuſſe der Einkünfte eines Mannes, oder dem Ueberſchuſſe ſeiner Kapitalien, das heißt, aus dem, was er von dem erſten nicht zu ſeinem eignen Unterhalte braucht, oder was er von den andern nicht bey ſeiner eigenen Arbeit anlegt.

Wenn der Gutsbeſitzer, der Geldreiche, oder der Inhaber von Staatspapieren, mehr einnimmt, als er glaubt, zu ſeinem und der Seinigen Unterhalt zu bedürfen: ſo wendet er ſehr wahrſcheinlich das ganze oder einen Theil dieſes Ueberſchuſſes dazu an, einen oder mehrere Bedienten zu halten. Man vermehre dieſen Ueberſchuß: und er wird natürlicher Weiſe auch die Anzahl ſeiner Dienſtbothen vermehren.

Wenn ein für eigne Rechnung arbeitender Handwerksmann, zum Beyſpiele, ein Schuhmacher, oder ein Weber, mehr Kapital geſammelt hat, als er braucht, die zu ſeiner eignen Arbeit nöthigen Materialien anzuſchaffen, und ſich bis zur Endigung der Arbeit ſelbſt zu unterhalten, ſo wird er natürlicher Weiſe den Ueberſchuß dazu anwenden: einen oder mehrere Geſellen zu halten, um von dem, was dieſe verfertigen, ſeinen Gewinnſt zu ziehen. Wächſt jener Ueberſchuß, ſo wird auch die Anzahl ſeiner Geſellen zunehmen.

Mit dem Einkommen und dem Kapitale jedes Landes wächſt alſo zugleich und im Verhältniſſe die Nachfrage nach Leuten, welche einen Lohn durch ihre Arbeit verdienen wollen; und ohne die erſtere Vermehrung kann die letztere nicht ſtatt finden. Die Vermehrung des Einkommens und des Kapitals in einer Nation iſt ſo viel, als die Vermehrung des Nationalreichthums. Die Nachfrage alſo nach Arbeitern und die Concurrenz in den ihnen gemachten Anerbiethungen wächſt mit dem Nationalreichthume und kann ohne ihn ſchwerlich wachſen.

Nicht die Größe, zu welcher der Nationalreichthum ſchon gelangt iſt, ſondern ſein fortwährendes Wachſen iſt es, welches das Steigen des Arbeitslohnes veranlaſſet. Daher ſehen wir, daß nicht in den **reichſten** Ländern, ſondern in den **aufblühenden** und **emporwachſenden**, in denen, welche am ſchnelleſten reich **werden**, die Arbeitslöhne am höchſten ſind. England iſt gewiß in der gegenwärtigen Zeit ein weit reicheres Land, als irgend ein Theil von Nordamerika. Demohnerachtet iſt in Nordamerika der Tagelohn weit höher, als in irgend einem Theile von England. In der Provinz Neuyork können gemeine Tagelöhner *) des Tages drey Schillinge und einen halben, daſigen Geldes, oder zwey engliſche Schillinge (16 gr.) verdienen. Schiffzimmerleute bekommen des Tages 10½ Schilling dort curſirenden Geldes, nebſt einer Pinte Rum, welche einen halben engliſchen Schilling werth iſt; beydes zuſammen macht 6½ Schilling engliſchen Geldes aus. Gemeine Zimmerleute und Mäurer bekommen des Tages 8 daſige oder 4½ engliſche Schillinge; Schneidergeſellen fünf Schillinge in amerikaniſchen, oder ungefähr zwey Schillinge und zehn Pfennige in engliſchem Gelde. Dieſe Preiſe ſind alle höher als die londner Preiſe. Und wie der

---

*) Dieſes ward im Jahre 1773, vor dem Anfange des letzten Amerikaniſchen Krieges, geſchrieben.

Tagelohn in Neuyork iſt: ſo iſt er auch, ſagt man, in allen übrigen Kolonien. Der Preis der Lebensmittel hingegen iſt, in ganz Nordamerika, weit niedriger als in England: von einer Theurung iſt daſelbſt nie etwas gehört worden. In den ſchlechteſten Jahren haben ſie immer Getreide genug zu ihrer eignen Conſumtion gehabt, wenn ſie auch gleich kein Getreide ausführen konnten. Wenn daher der **Geldpreis** der Arbeit in den Kolonien auch höher, als irgendwo im Mutterlande, iſt: ſo übertrifft der **reelle Preis** derſelben, der wirkliche Antheil, den ſie dem Arbeiter an den Nothwendigkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens verſchaffet, eben dieſen Preis in England noch in einem weit größern Verhältniſſe. Ob nun gleich Nordamerika noch nicht ſo reich, als England iſt: ſo iſt es doch weit mehr aufblühend, und geht zu dem Erwerbe neuer Reichthümer mit weit ſchnelleren Schritten fort. Der ſicherſte Beweis von dem wachſenden Wohlſtande eines Landes, iſt die Zunahme der Zahl ſeiner Einwohner. In Großbritannien und den meiſten andern europäiſchen Ländern nimmt man an, daß nicht weniger als 500 Jahre dazu gehören, die Zahl der Einwohner zu verdoppeln. In den Brittiſchen Kolonien von Nordamerika hat man gefunden, daß ſich die Menſchenzahl in zwanzig oder fünf und zwanzig Jahren verdoppelt. Dieſe Vermehrung kömmt jetzt nicht mehr von der Ankunft neuer Einwohner her, ſondern ſie iſt eine Vervielfältigung des daſelbſt lebenden Menſchengeſchlechts ſelbſt. Alte Leute können dort oft, wie man ſagt, eine Nachkommenſchaft von funfzig, hundert und mehreren Perſonen zählen. Arbeit iſt eine ſo wohlbelohnte Sache, daß eine zahlreiche

Familie, anſtatt, wie an andern Orten, eine Laſt für die Eltern zu ſeyn, eine Quelle von Reichthum und Wohlhabenheit für ſie wird. Man rechnet das, was jedes Kind, ehe es das väterliche Haus verläßt, den Eltern durch ſeine Arbeit einbringen kann, auf hundert Pfund Sterling reinen Gewinn. Eine junge Wittwe mit vier oder fünf Kindern, die, in den mittlern oder untern Ständen der europäiſchen Nationen, ſo wenig Ausſicht auf eine zweyte Heurath hat, wird dort als eine Perſon, mit der man ſein Glück machen kann, geſucht. Die größte aller Ermunterungen zum ehelichen Leben iſt der Werth, welchen Kinder haben. Wir dürfen daher uns nicht wundern, daß die Einwohner von Nordamerika, im Ganzen genommen, ſehr jung heurathen. Und dieſes großen, durch ſo frühzeitige Ehen veranlaßten Zuwachſes der Menſchenzahl ungeachtet, iſt doch das Klagen in Nordamerika allgemein und unaufhörlich, daß es an Händen fehle. Es ſcheint alſo, daß das Verlangen nach Arbeitern, und die Fonds, welche beſtimmt ſind, ſie zu unterhalten, noch ſchneller wachſen, als die Zahl der Menſchen wächſt, aus welchen die Arbeiter genommen werden.

Der Reichthum eines Landes mag aber noch ſo groß ſeyn; wenn es eine Zeit lang auf demſelben Grade des Flors ſtille geſtanden hat: ſo dürfen wir nicht erwarten, den Tagelohn in demſelben hoch zu finden. Wie anſehnlich auch an ſich die Fonds, aus welchen das Arbeitslohn bezahlt wird, die Einkünfte und das Kapital der ſämmtlichen Einwohner ſeyn mögen; wenn beyde mehrere Jahre hindurch unverändert geblieben ſind:

ſo werden die, in dem vorhergehenden Jahre gebrauchten Arbeiter, leicht zureichen, und mehr als zureichen, die im folgenden entſtehende Nachfrage nach arbeitenden Händen zu befriedigen. Es wird nie ein ſolcher Mangel derſelben geſpürt werden, der die Meiſter und Unternehmer nöthigte, ſich einander zu überbiethen. Ja im Gegentheil wird, wenn jener Stilleſtand fortdauert, die Anzahl der Hände ſchneller, als die Anzahl von Beſchäftigungen wachſen. Es wird an Arbeit fehlen, und die, welche gern arbeiten wollen, werden genöthigt ſeyn, mit einander in der Wohlfeilheit ihrer Forderungen zu wetteifern. Wenn je zuvor, in dieſem Lande, der Arbeitslohn mehr als zureichend geweſen iſt, den Arbeiter zu ernähren, und ihm ſeine Familie erziehen zu helfen: ſo wird er in kurzem durch den Eigennutz der Meiſter, und die Concurrenz der Arbeitſuchenden ſo weit herunter gebracht werden, daß er gerade nur die unentbehrlichſten Bedürfniſſe der Natur zu befriedigen hinlänglich ſeyn wird. China iſt lange Zeit eines der reichſten, das heißt, eines der fruchtbarſten, am beſten angebaueten, durch die Anzahl und den Fleiß ſeiner Einwohner ausgezeichnetſten Länder geweſen. Aber es ſcheint auch lange her zu ſeyn, daß es in allen dieſen Sachen keine weitere Fortſchritte mehr macht. Marco Polo, der es vor mehr denn fünfhundert Jahren beſuchte, ſchildert uns deſſen Anbau, Kunſtfleiß und Bevölkerung, ungefähr in denſelben Ausdrücken, mit welchen die Reiſenden der gegenwärtigen Zeit dieſes Land beſchreiben. Vielleicht war es ſelbſt ſchon lange vor Polos Zeiten, daß es das höchſte Ziel des Flors erreicht hatte, zu welchem ihm ſeine Geſetze und Verfaſſungen zu gelangen erlauben. Die Nachrichten aller Reiſenden, ſo widerſprechend ſie in mancher andern Abſicht ſind, kommen darinn überein, daß der Tagelohn ſehr niedrig, und daß es für einen Arbeiter in China äuſerſt ſchwer iſt, eine Familie aufzuziehn. Wenn er für einen ganzen Tag, den er mit dem Grabſcheit im Acker arbeitet, ſo viel erhält, daß er ſich dafür des Abends eine kleine Mahlzeit Reis kaufen kann: ſo iſt er zufrieden. Die Handwerker ſind, wenn es möglich iſt, noch ſchlimmer daran. Anſtatt daß ſie, wie die in Europa, ruhig in ihren Werkſtätten, auf die Beſtellungen ihrer Kunden warten ſollten, laufen ſie mit ihrem Handwerkszeuge unaufhörlich Straße auf Straße ab, biethen ihre Dienſte an, und betteln, ſo zu ſagen, um Arbeit. Die Armuth der untern Volksklaſſen in China übertrifft weit die Armuth derſelben Stände bey den armſeligſten Nationen von Europa. In der Nachbarſchaft von Canton, leben Hunderte, ja, wenn den allgemeinen Nachrichten zu trauen iſt, Tauſende von Familien, ohne eine Wohnung auf dem Lande zu haben, in kleinen Fiſcherkähnen auf den Strömen und Kanälen. Der Unterhalt, den ſie in ihrer Lage ſich zu verſchaffen wiſſen, iſt ſo armſelig, daß ſie die ſchmutzigſten Eingeweide geſchlachteter Thiere, die aus einem europäiſchen Schiffe über Bord geworfen werden, begierig auffiſchen. Jedes Aas, todte Hunde und Katzen zum Beyſpiele, wenn ſie auch ſchon halb faul ſind und ſtinken, ſind ihnen ſo willkommen, als unſerm gemeinen Volke die geſundeſten Gerichte. Die Ermunterung zum Heurathen beſteht in China nicht, in dem Vortheile, den Kinder bringen, ſondern in der Erlaubniß, welche Eltern

tern haben, ſie auszuſetzen. In allen großen Städten, wird jede Nacht mehr als ein Kind auf die Straße gelegt, oder, wie die Brut von Hunden und Katzen, erſäuft. Man behauptet ſogar, daß dieſes abſcheuliche Geſchäfte einen eignen Nahrungszweig für gewiſſe Leute ausmache.

Indeß, obgleich China in ſeinem Wohlſtande vielleicht ſtille ſteht, ſo ſcheint es doch nicht zurückzugehn. Seine Städte ſind nirgend menſchenleer. Die Ländereyen, die ehemahls angebauet waren, liegen auch jetzt noch nicht brache. Es muß alſo noch immer der nämliche, oder doch eine ziemlich gleiche Quantität von Arbeit alle Jahre gethan werden, und die zur Unterhaltung derſelben beſtimmten Fonds müſſen, dem zu Folge, noch nicht merklich abgenommen haben. Die unterſten Klaſſen müſſen auch, ihres ſo äuſerſt kärglichen Unterhalts ungeachtet, auf eine oder die andre Art Mittel finden, ihr Geſchlecht in der Maße fortzupflanzen, daß ihre Anzahl ungefähr immer dieſelbe bleibe.

In einem Lande, worinn die, zur Beſchäftigung der arbeitenden Klaſſen beſtimmten Fonds abnähmen, würde dieſes ganz anders ſeyn. Jedes folgende Jahr würde das Verlangen und die Nachfrage nach Dienſtbothen und Arbeitern, in jeder Art der Beſchäftigung geringer ſeyn, als das Jahr zuvor. Viele, die in einer höhern Klaſſe gebohren wären, würden nun nicht mehr in ihrem eignen Gewerbe Beſchäftigung finden, und genöthigt ſeyn, zu einer niedrigern herabzuſteigen. Die unterſte Klaſſe, die nicht nur mit den in ihr ſelbſt erzeugten Arbeitern überfüllt wäre, ſondern auch die überflüßigen

Hände, aus allen übrigen Klaſſen zuletzt aufnehmen müßte, würde eine ſo große Concurrenz unter ihren Arbeitſuchenden Händen entſtehn ſehen, daß ihr Lohn bis auf die, zum nothdürftigſten und armſeligſten Unterhalt eines Menſchen unentbehrliche Summe, herabſinken würde. Viele würden auch auf dieſe ſo harten Bedingungen nicht Arbeit zu finden im Stande ſeyn, und entweder Hungers ſterben, oder zum Betteln ihre Zuflucht nehmen, oder vielleicht zu den größten Verbrechen getrieben werden. Mangel und Elend würde bald die Sterblichkeit in dieſer Klaſſe vermehren; und ſie ſelbſt von da über die höhern Klaſſen ausbreiten. Das würde ſo lange fortgehn, bis die Einwohner des Landes zu derjenigen Zahl vermindert worden wären, welche von dem im Lande noch vorhandenen Kapitale und Einkommen bequem beſchäftigt und unterhalten werden könnte. Dieß iſt vielleicht ziemlich genau der gegenwärtige Zuſtand von Bengalen, und verſchiedenen andern Beſitzungen der Engländer in Oſtindien. In einem fruchtbaren Lande, in welchem, ob es gleich kurz zuvor viele Einwohner verloren hat, und alſo Unterhalt darinn nicht ſchwer zu finden ſeyn ſollte, demohnerachtet drey oder viermahl hunderttauſend Menſchen in Einem Jahre Hungers ſterben, müſſen gewiß die zur Unterhaltung der arbeitenden Armen beſtimmten Fonds ſehr ſchnell abnehmen. Der Unterſchied zwiſchen dem Geiſte der brittiſchen Staatsverfaſſung, welche Nordamerika (ehedem) unter ihrem Schutze und ihrer Aufſicht hatte, und zwiſchen dem Geiſte der Regierung einer Handelsgeſellſchaft, wie die iſt, welche Bengalen mehr unterdrückt, als regiert, läßt ſich vielleicht nirgends ſo augenſcheinlich erkennen, als in dem verſchiedenen Zuſtande jener beyden auf dieſe zwiefache Art beherrſchten Länder.

Die reichliche Belohnung der Arbeit, iſt demnach ſowohl die natürliche Wirkung, als das ſicherſte Kennzeichen, des wachſenden Nationalreichthums. Der kärgliche Unterhalt des arbeitenden Armen iſt ein natürliches Symptom des Stilleſtandes; und wenn der Arbeiter Noth leidet, ſo iſt es ein Beweis, daß die Nation ſchnell rückwärts gehe.

Gegenwärtig iſt in Großbritannien der Tagelohn augenſcheinlich größer, als zu dem Unterhalt eines Mannes und ſeiner Familie durchaus nothwendig iſt. Um über dieſen Punct aus der Ungewißheit zu kommen, wird es nicht nöthig ſeyn, ſich in weitläuftige, und doch immer zweifelhafte Berechnungen darüber einzulaſſen, welches die kleinſte Summe ſey, von welcher ein Mann leben, und Kinder groß ziehen könne. Klare und in die Augen fallende Thatſachen beweiſen uns, daß an keinem Orte unſers Landes der Tagelohn, nach der niedrigſten Taxe, wobey der Menſch gerade nur beſtehen kann, beſtimmt ſey.

Zuerſt finden wir, faſt durch ganz Großbritannien, einen Unterſchied zwiſchen dem Sommer- und Wintertagelohn. Im Sommer iſt er immer am höchſten. Nun erfordert aber der Unterhalt einer Familie, im Winter, wegen der unentbehrlichen Feuerung, den meiſten Aufwand. Wenn alſo der Arbeitslohn dann am höchſten iſt, wenn die Ausgaben des Arbeiters die kleinſten

ſten ſind: ſo ſcheint es klar, daß er ſich nicht nach demjenigen richtet, was zu dieſen Ausgaben unentbehrlich iſt, ſondern nach der Quantität, und dem geglaubten Werthe, des durch die Arbeit zu Stande gebrachten Werks. Man kann freylich ſagen: daß ein Arbeiter einen Theil des im Sommer erworbenen Lohns aufſparen müſſe, um ſeine Winterausgaben zu beſtreiten, und daß alſo der Lohn des ganzen Jahres nicht mehr als gerade hinlänglich ſey, ihm und ſeiner Familie durchs ganze Jahr Unterhalt zu verſchaffen. Indeſſen würde doch ein Sklave, oder ein von uns, in Abſicht ſeiner Erhaltung, durchaus abhängender Menſch, nicht auf dieſe Weiſe behandelt werden. Ein ſolcher würde jeden Tag nicht mehr zu ſeinem Unterhalt bekommen, als er gerade dieſen Tag brauchte.

Zweytens, der Tagelohn in Großbritannien verändert ſich nicht immer zugleich mit dem Preiſe der Lebensmittel. Dieſer wechſelt von Jahr zu Jahr, oft von Monate zu Monate. Der Geldpreis der Arbeit aber bleibt an vielen Orten durch halbe Jahrhunderte derſelbe. Wenn daher an ſolchen Oertern, der arbeitende Arme ſeine Familie in theuren Jahren ernähren kann: ſo muß er bey mittelmäßigen Getreidepreiſen, bequem, und in Zeiten auſerordentlicher Wohlfeilheit, im Ueberfluſſe leben können. Der hohe Preis der Lebensmittel in den letzten zehn Jahren *) iſt in wenigen Theilen des Königreichs, mit einem merklichen Steigen des Tagelohns begleitet geweſen. In einigen freylich: aber dieß

---

*) von 1762 bis 1772.

dieß hatte wahrſcheinlich mehr in der vermehrten Nachfrage nach Arbeitern, als in der Theurung der Lebensmittel ſeinen Grund.

Drittens, ſo wie, von einem Jahre zum andern, ſich der Preis der Lebensmittel mehr, als der Lohn der Arbeit, verändert: ſo wechſelt hingegen, von Ort zu Ort, der Preis der Arbeit mehr, als der Preis der Nahrungsmittel. Brot und Fleiſch ſind, durch alle drey vereinigte Königreiche, durchaus, oder ziemlich von gleichem Preiſe. Dieſe und viele andre Dinge ſind, wenn ſie einzeln gekauft werden, — (die einzige Art, wie der arbeitende Arme ſie kauft,) in großen Städten eben ſo wohlfeil, oder noch wohlfeiler, als in den entlegenen Gegenden des Landes, und dieß aus Urſachen, die ich bald hernach Gelegenheit haben werde zu entwickeln. Aber der Arbeitslohn in einer großen Stadt und deren Nachbarſchaft, iſt oft zwanzig oder fünf und zwanzig Procent, um den vierten oder fünften Theil, — höher, als der in der Entfernung weniger Meilen. Anderthalb Schillinge (zwölf gute Groſchen) können für den gemeinen Tagelohn in und um London gehalten werden. Wenige Meilen davon fällt er bis auf vierzehn und funfzehn Pfennig Sterling (neun gute Groſchen, vier Pfennige, und zehn gute Groſchen). In und um Edinburg iſt zehn Pfennig Sterling (ſechs gute Groſchen, acht Pfennige) der gewönliche Tagelohn. Wenige Meilen davon fällt er auf acht Pfen. St. (fünf gute Groſchen, vier Pfennige) welches der durch das ganze übrige niedere Schottland gewöhnliche Preis gemeiner Arbeiten iſt; wie er denn überhaupt hier viel weniger, als in England abwechſelt. — Eine ſolche Verſchiedenheit der Preiſe, würde, wenn ſie eine Waare beträfe, hinlänglich ſeyn, eine ſo große Verſendung derſelben, nicht bloß von einem Ende des Königreichs, ſondern von einem Ende der Welt zum andern zu veranlaſſen, daß die Preiſe bald an beyden ins Gleichgewicht kommen würden. Hier aber, bey der Bezahlung der Arbeit, vermag ſie, wie es ſcheint, nicht Einen Mann aus einem Kirchſpiel in das benachbarte zu bringen. Troz allem dem, was man von der Unbeſtändigkeit und dem Leichtſinn, als Erbfehlern der menſchlichen Natur ſagt, erhellet doch durch augenſcheinliche Erfahrungen, daß unter allen zu transportirenden Laſten, der Menſch am ſchwerſten aus der Stelle zu bringen ſey. — Wenn nun der arbeitende Arme, auch in denjenigen Theilen des Reichs, mit ſeiner Familie beſtehen kann, wo der Arbeitslohn am niedrigſten iſt: ſo muß er da, wo er am höchſten iſt, im Ueberfluſſe leben.

Viertens, die Abwechſelungen, die im Arbeitslohn an einem und demſelbem Orte vorgehn, ſind weder mit den Veränderungen der Victualienpreiſe immer gleichzeitig, noch denſelben proportionirt; ja oft ſind ſie ihnen entgegengeſetzt.

Korn, das Nahrungsmittel gemeiner Leute, iſt in Schottland theurer, als in England, — und muß es ſeyn, da Schottland alle Jahre große Vorräthe an Getreide von England erhält. Das engliſche Getreide muß in Schottland, wohin es erſt geführt wird, nothwendig theurer ſeyn, als in England, wo es wächſt: —

aber es kann doch, nach Verhältniß ſeiner Güte, nicht theurer ſeyn, als das ſchottiſche Getreide, weil es mit dieſem, auf demſelben Markte, die Concurrenz aushält. Die Güte des Getreides zeigt ſich hauptſächlich dadurch, wenn es viel Mehl giebt: und hierinn iſt das engliſche Getreide dem ſchottiſchen ſo ſehr überlegen, daß, wenn es auch dem Scheine nach, oder nach Verhältniß ſeines Maßes, theurer iſt, als dieſes, es doch in der That, das heißt, nach Verhältniß ſeiner Güte, oder ſelbſt nach Verhältniß ſeines Gewichts, wohlfeiler iſt. Hingegen iſt der Preis der Arbeit in England theurer als in Schottland. — Wenn demnach der arbeitende Arme ſich in dem einen der vereinigten Königreiche erhalten kann: ſo muß er in dem andern im Ueberfluſſe leben. — Es iſt wahr, daß Hafermehl das gewöhnlichſte und ſelbſt oft das beſte Nahrungsmittel des gemeinen Volks in Schottland ausmacht, wo überhaupt die unterſten Klaſſen weit ſchlechter, als ihre Nachbarn gleiches Standes in England, genährt werden. Dieſe Verſchiedenheit in der Art ihres Unterhalts iſt nicht der Grund, ſondern die Folge von der Verſchiedenheit ihres Arbeitslohns; obgleich durch ein ſeltſames Misverſtändniß, das Gegentheil von ſehr vielen behauptet wird. Nicht deswegen, weil der eine Mann Kutſche und Pferde hält, indeß ſein Nachbar zu Fuße geht, iſt jener reich und dieſer arm: ſondern weil jener reich iſt, hält er ſich Kutſche und Pferde, und weil dieſer arm iſt, geht er zu Fuße.

Während des vorigen Jahrhunderts, war, ein Jahr ins andre gerechnet, das Getreide in beyden Theilen der brittiſchen Monarchie theurer, als in dem jetzigen. Dieß iſt eine Thatſache, die keinen vernünftigen Zweifel zuläßt; und die in Abſicht Schottlands, wo möglich, noch durch klärere Beweiſe dargethan worden iſt, als in Abſicht Englands. In Schottland beruht ihre Gewißheit auf dem Zeugniſſe der ſo genannten **Fiars**, oder der nach eidlichen Ausſagen abgefaßten jährlichen Preisliſten für alle Getreidearten, die in jeder ſchottiſchen Grafſchaft zu Markte kommen. Wenn ein ſolcher vollſtändiger Beweis noch unterſtützende Gründe nöthig hätte: ſo würde ich hinzuſetzen, daß in Frankreich, und wahrſcheinlich durch ganz Europa der nämliche Fall ſtatt gefunden hat. Aber eben ſo gewiß, als das Brot in beyden vereinigten Königreichen unſrer Inſel, im vorigen Jahrhunderte theurer war, als im jetzigen: eben ſo gewiß war die Arbeit wohlfeiler. Konnte alſo damahls, ein arbeitſamer Armer eine Familie groß ziehen: ſo muß er jetzt dieß mit noch weit mehr Bequemlichkeit thun können. Im vorigen Jahrhunderte, war das gewöhnliche Tagelohn, durch den größten Theil von Schottland, im Sommer ein halber Schilling, (vier gute Groſchen) im Winter fünf Pfen. St. (drey gute Groſchen, vier Pfennige). Drey Schillinge die Woche, welches ungefähr der nämliche Preis iſt, wird noch jetzt in einigen Gegenden von Hochſchottland und den weſtlichen Inſeln für gemeine Arbeit bezahlt. Im ganzen niedern Lande aber iſt, acht Pfen. St. (fünf gute Groſchen, vier Pfennige) auf den Tag, der gewöhnliche Lohn dafür. In Edinburg und den an England gränzenden Grafſchaften iſt, vielleicht eben dieſer Nachbarſchaft wegen, — und in Glasgow und in einigen wenigen andern Städten, iſt, wegen des ſchnellen Zuwachſes ihres Handels, — der Tagelohn gegenwärtig, zehn Pfen. St., bis zu einem Schillinge (ſechs gute Groſchen, acht Pfennige, bis acht gute Groſchen). In England haben die Fortſchritte im Ackerbaue, Fabriken und Handel weit früher, als in Schottland angefangen. Mit ihnen mußte nothwendig die Nachfrage nach arbeitenden Händen, und alſo der Preis der Arbeit ſteigen. Daher war ſchon im vorigen Jahrhunderte der Tagelohn in England höher, als in Schottland, ſo wie er es noch in dem jetzigen iſt. Seit der Zeit aber iſt er auch in England beträchtlich geſtiegen; ob es gleich hier, wegen der großen Verſchiedenheit des Tagelohns an verſchiednen Plätzen, ſchwerer wird, das Verhältniß dieſes Steigens genau zu beſtimmen. Im Jahr 1614 war der Sold eines gemeinen Infanteriſten, was er noch jetzt iſt, acht Pfen. St. des Tages, (fünf gute Groſchen, vier Pfennige). Als er zuerſt feſtgeſetzt wurde, beſtimmte man ihn ohne Zweifel, nach dem gewöhnlichen Lohne gemeiner Arbeitsleute, — derjenigen Klaſſe der Einwohner, aus welcher der gemeine Soldat genommen wird. Der Oberrichter Hales, der zur Zeit Karls des zweyten ſchrieb, rechnet die nothwendigen Ausgaben einer Tagelöhnerfamilie, die aus ſechs Perſonen, Vater, Mutter, zwey zu einiger Arbeit ſchon fähigen, und zwey zu aller Arbeit noch unfähigen Kindern beſteht, auf zehn Schillinge die Woche, oder ſechs und zwanzig Pfund Sterling des Jahrs. Können ſie dieſes nicht durch ihre Arbeit erwerben: ſo müſſen ſie das Fehlende durch Betteln oder Stehlen voll machen. Hales ſcheint über dieſen Gegenſtand ſehr genaue Nachforſchungen

gen angeſtellt zu haben *). Im Jahr 1688 rechnete Gregorius King, deſſen Erfahrenheit in politiſchen Berechnungen Davenant ſo ſehr rühmt, das gewöhnliche Einkommen von Arbeitsleuten und Lohnbedienten auf funfzehn Pfunde Sterling des Jahres; wobey er annimmt, daß jeder von ihnen eine Familie, im Durchſchnitt von viertehalb Perſonen, unterhält. Seine Rechnung iſt, von der des Oberrichters nur ſcheinbar unterſchieden, im Grunde aber mit ihr einſtimmig. Beyde rechnen in ſolchen Familien auf jeden Kopf einen Aufwand von zwanzig Pfen. St. (dreyzehn gute Groſchen, vier Pfennige). Seit der Zeit haben ſich ſowohl die Einkünfte, als die Ausgaben ſolcher Familien, durch alle Theile des Königreichs beträchtlich vermehrt; an einigen Orten mehr, an andern weniger; an keinem aber gewiß ſo viel, als einige neulich zum Vorſchein gekommene übertriebene Berechnungen der jetzigen Arbeitspreiſe, das Publicum haben überreden wollen. Ganz genau kann dieſer Preis an keinem Orte beſtimmt werden, weil, an demſelben Orte, zu einer und eben derſelben Zeit, für einerley Arbeit, ungleiche Preiſe bezahlt werden, — nicht bloß nachdem der Arbeiter mehr oder weniger geſchickt, ſondern auch, nachdem der, welcher arbeiten läßt, karger oder freygebiger iſt. Allenthalben, wo der Tagelohn nicht durch Geſetze beſtimmt iſt, läßt ſich nichts weiter mit Gewißheit angeben, als was der **gewöhnliche** Tagelohn iſt. Durch Geſetze aber den Tagelohn beſtimmen zu wollen, iſt, wie die Er-

---

*) In Burns hiſtory of the Poor-laws, iſt ein Project dieſes Hales zur Unterhaltung der Armen.

Erfahrung gelehrt hat, immer unſchicklich, ſo oft man auch ſolches zu thun verſucht hat.

Doch der **Geldpreis** der Arbeit hat ſich in unſerm Jahrhunderte noch nicht ſo ſehr vermehrt, als ihr **reeller Preis**, das heißt, die Quantität von Bedürfniſſen und Bequemlichkeiten, die ſich der Arbeiter wirklich dafür zu verſchaffen im Stande iſt. Nicht bloß Getreide, ſondern viele andre Erzeugniſſe, welche eine angenehme und geſunde Nahrung für den arbeitenden Armen ausmachen, ſind wohlfeiler geworden. Kartoffeln, zum Beyſpiele, koſten, im größten Theile des Königreichs, jetzt nicht die Hälfte von dem, was ſie vor dreyßig Jahren koſteten. Rüben, Möhren, Kraut ſind in eben dem Falle, — Gemüſe, die vor Zeiten nur mit dem Grabſcheite angebauet wurden, und jetzt mit dem Pfluge gebauet werden. Alle Arten von Gartengewächſen ſind gleichfalls wohlfeiler geworden. Noch vor hundert Jahren, kam der größte Theil der in Großbritannien verbrauchten Aepfel und ſogar der Zwiebeln, aus Flandern. — Die groben wollenen und leinenen Zeuge, in welche der gemeine Arbeitsmann ſich kleidet, kommen durch die in dieſen Fabriken vorgegangenen Verbeſſerungen, in größrer Güte, und für geringere Preiſe, als ehedem, in ſeine Hände. Aehnliche Fortſchritte bey den Eiſen- und Stahlmanufacturen, ſchaffen ihm beſſeres und wohlfeileres Handwerkszeug, und zugleich manches angenehme und nützliche Hausgeräthe. Seife, Salz, Lichter, Leder, und gegohrnes Getränke, ſind zwar in der That, vornämlich durch die darauf gelegten Abgaben, etwas theurer geworden. Indeß hat der arbeibeitende Arme von dieſen Waaren eine ſo geringe Quantität nöthig, daß die Erhöhung ihrer Preiſe, ihm nicht ſo viel ſchadet, als die Verminderung der Preiſe ſo vieler andern Sachen ihm nutzt. Die allgemeine Klage die man darüber führen hört, daß der Luxus bis zu der unterſten Klaſſe durchgedrungen, und daß der arbeitende Arme jetzt nicht mehr mit derſelben Koſt, Kleidung und Wohnung zufrieden ſey, die ihm in vorigen Zeiten genügte, iſt ein hinlänglicher Beweis, daß nicht bloß der Geldpreis, ſondern der reelle Preis der Arbeit ſich vermehrt haben müſſe.

Iſt dieſe Verbeſſerung in den Umſtänden des gemeinen Mannes, ein Unglück, oder ein Vortheil für das gemeine Weſen? Die Frage ſcheint auf den erſten Blick beantwortet werden zu können. Die Dienſtbothen, Arbeiter und Tagelöhner aller Arten machen bey weitem den größern Theil jeder bürgerlichen Geſellſchaft aus. Was aber die Umſtände des größern Theils verbeſſert, kann unmöglich als ein Unglück für das Ganze angeſehen werden. Sicherlich kann keine Geſellſchaft blühend und glücklich ſeyn, deren meiſten Glieder arm und elend ſind. Ueberdieß iſt es nicht mehr als gemeine Billigkeit, daß die, welche durch ihre Arbeit dem ganzen Körper der Nation, Nahrung, Kleidung und Wohnung verſchaffen, an den Erzeugniſſen ihrer eignen Arbeit ſoviel Antheil haben, daß ſie ſelbſt erträglich gut ſich nähren, kleiden und wohnen können.

Armuth, ſchreckt allerdings vom Heurathen ab, aber ſie verhindert es nicht ſchlechterdings. Sie ſcheint ſogar das Kinderzeugen zu befördern. Eine halb verhungerte Bergſchottin wird oft die Mutter von mehr als zwanzig Kindern, indeß die wohlgenährte und überzärtlich verpflegte Dame unvermögend iſt, ein einziges zur Welt zu bringen, und höchſtens durch zwey oder drey Niederkunften ſchon erſchöpft iſt. Unfruchtbarkeit, eine bey dem weiblichen Geſchlecht in den vornehmern Ständen ſo gemeine Sache, iſt in den untern beynahe gänzlich unbekannt. Eine üppige Lebensart, ſcheint es, entflammt zwar bey dieſem Geſchlechte, die Begierde nach dem Genuſſe, aber ſchwächt zugleich die Kräfte der Fortpflanzung.

So wenig aber die Erzeugung der Kinder durch die Armuth verhindert wird: ſo ſehr wird das Aufziehen derſelben dadurch erſchwert. Die zarte Pflanze ſproßt freylich hervor, aber in einem ſo rauhen Klima, und in einem ſo dürren Boden, daß ſie bald welkt und abſtirbt. Man hat mich oft verſichert, daß in Hochſchottland, von den zwanzig Kindern, die eine Mutter zur Welt bringt, oft nur zwey am Leben bleiben. So habe ich von erfahrnen Officieren gehört, daß es ſo wenig möglich iſt, aus den bey einem Regimente aufgewachſenen Soldatenkindern, das Regiment zu recrutiren, daß dieſe nicht einmahl zu Pfeifern und Trommelſchlägern zureichen. Und doch ſieht man ſchwerlich an irgend einem Orte eine ſo große Anzahl hübſcher Kinder, als um eine Soldatencaſerne herum. Aber wenige derſelben erreichen, wie es ſcheint, das dreyzehnte oder vierzehnte Jahr. An einigen Orten ſtirbt die Hälfte dieſer Kinder noch vor dem fünften, an vielen vor dem ſiebenten, und an allen beynahe vor dem neunten oder zehnten Jahre. Dieſe große Sterblichkeit wird ſich demohnerachtet nirgends anders, als in den Familien armer gemeiner Leute finden, welche ihren Kindern nicht die Pflege geben können, welche Eltern von beſſerm Stande auf ihre Kinder wenden. Obgleich die Ehen der erſtern gewöhnlicher Weiſe fruchtbarer ſind, als die Ehen vornehmer Leute: ſo erreicht doch von ihren Kindern ein kleinerer Theil das männliche Alter. In Findelhäuſern, und unter Kindern, die auf Koſten des Publicums verpflegt werden, iſt die Sterblichkeit noch viel größer, als unter den Kindern, die von armen Eltern ſelbſt aufgezogen werden.

Jede Thiergattung vermehrt ſich natürlicher Weiſe im Verhältniſſe der Unterhaltsmittel, die ſie hat; und keine Gattung kann ſich je über dieſes Verhältniß vermehren. Aber in einer ordentlichen bürgerlichen Geſellſchaft können es nur die untern Klaſſen des Volks ſeyn, bey welchen der Mangel des Unterhalts der Vermehrung der Menſchen Gränzen ſetzt: und er kann dieſe Gränze nur dadurch ſetzen, daß er einen großen Theil der Kinder, welche ihre fruchtbaren Ehen erzeugen, wieder ums Leben bringt.

Die reichliche Belohnung der Arbeit, indem ſie den Arbeiter in Stand ſetzt, für ſeine Kinder beſſer zu ſorgen, und alſo eine größere Anzahl derſelben aufzuziehen, hat unſtreitig zur Folge, jene Gränzen zu erweitern. Und ſie erweitert ſie, welches hierbey noch zu merken iſt, ſo genau als möglich im Verhältniſſe mit der wachſenden Nachfrage nach arbeitenden Händen. Wächſt dieſe Nachfrage immer fort: ſo ſteigt mit ihr der Lohn der Arbeit, mit dieſem die Ermunterung zum Heurathen, und Kinder groß zu ziehn, und hiermit die Volksmenge eben ſo unaufhörlich und in gleichem Verhältniſſe. Sobald zu irgend einer Zeit die Belohnung kleiner wäre, als zu Beförderung des letztern Endzwecks erforderlich iſt: ſo würde ſich ſehr bald eine Seltenheit arbeitender Hände hervorthun, die den Lohn wieder in die Höhe bringen würde; und wäre ſie zu einer andern Zeit übermäßig groß: ſo würde der Ueberfluß eben dieſer Hände bald eine Concurrenz veranlaſſen, wodurch der Lohn auf ſeinen mittleren Standpunct zurückſinken würde. Der in dem einen Falle mit Arbeit überführte, in dem andern, nicht hinlänglich mit Arbeit verſorgte Markt, würde ohne Verzug den Preis mit den Umſtänden der Geſellſchaft in Uebereinſtimmung bringen. Die Nachfrage nach Menſchen iſt, wie die Nachfrage nach jeder andern Waare, dasjenige, was ihre Hervorbringung regulirt: das, was ſie beſchleunigen kann, wenn ſie zu langſam von ſtatten geht, und ſie verzögern kann, wenn ſie zu ſchnell ſich vergrößert. Von dieſer Nachfrage, dieſem Verlangen nach Menſchen hängt die Vermehrung des menſchlichen Geſchlechts in allen Ländern der Welt, in Nordamerika, Europa und China ab; ſie iſt die Urſache, daß die Bevölkerung in dem erſten ſo ſchnell, in dem andern ſo langſam und ſtufenweiſe wächſt, und in dem dritten völlig ſtille ſteht.

Ein Sklave, ſagt man gemeiniglich, lebt und ſtirbt auf Koſten ſeines Herrn; ein freyer Arbeitsmann und Dienſtbothe auf ſeine eignen. Das iſt aber nicht richtig: im Grunde lebt und ſtirbt der letztere eben ſowohl auf Unkoſten ſeines Meiſters oder Dienſtherrn, als der erſtere. Der Lohn der Tagelöhner und Dienſtbothen jeder Art muß allenthalben ſo groß ſeyn, als nöthig iſt, um das Geſchlecht der Tagelöhner und Dienſtbothen in verhältnißmäßiger Anzahl mit dem Bedürfniſſe und dem Verlangen der Geſellſchaft nach arbeitenden Händen zu erhalten. Aber obgleich auf gleiche Weiſe der Sklave und der freye Lohnbediente auf Unkoſten des Herrn unterhalten, beyde auf gleiche Weiſe, im Falle des Abgangs, auf Unkoſten des Herrn erſetzt werden müſſen: ſo ſind doch dieſe Unkoſten bey den Sklaven viel größer, als bey den freyen Dienſtbothen. Das zur Unterhaltung, oder zum Erſatz eines Sklaven beſtimmte Kapital, wird von einem fahrläſſigen Herrn, oder einem ſorgloſen Haushalter verwaltet; die zu derſelben Abſicht bey dem freyen Arbeiter beſtimmten Fonds, werden dieſem freyen Manne ſelbſt zur Verwaltung anvertrauet. In jene Verwaltung ſchleichen ſich gemeiniglich alle die Unordnungen ein, die in der Oekonomie der Reichen überhaupt herrſchen; in dieſer wird diejenige genaue Sparſamkeit und aufmerkſame Sorgfalt beobachtet, die der Haushaltung des Armen eigen zu ſeyn pflegt. Bey zwey ſo ungleichen Verwaltungen muß die Erreichung deſſelben Endzwecks ſehr ungleichen Aufwand erfordern. Und dem zu Folge zeigt es ſich auch, wie ich glaube, in der Erfahrung aller Völker und Zeiten, daß freyer Leute Arbeit weit wohlfeiler zu ſtehen kömmt, als Sklavenarbeit. Dieß findet ſich ſelbſt in Boſton, Neuyork und Philadelphia wahr, wo doch der Arbeitslohn ſo ausnehmend hoch iſt.

So wie demnach die freygebige Belohnung der Arbeit die Folge des wachſenden Reichthums iſt: ſo iſt ſie die Urſache der wachſenden Volksmenge. Darüber klagen, heißt, die öffentliche Wohlfahrt ſelbſt bejammern, wovon jene Größe des Arbeitslohns Urſache und Wirkung zugleich iſt.

Es verdient ohne Zweifel bemerkt zu werden, daß der Zuſtand des arbeitenden Armen, oder der zahlreichſten Volksklaſſen, in der Zeit, wenn die bürgerliche Geſellſchaft ſich dem Puncte ihres höchſten Flors nähert, — glücklicher und erwünſchter zu ſeyn ſcheint, als in der, wo ſie dieſen Punct erreicht hat. Steht die Geſellſchaft in ihrem Wohlſtande ſtill: ſo lebt der gemeine Arbeiter kümmerlich; geht ſie zurück: ſo lebt er elend. In der That iſt für alle Stände und Klaſſen der Menſchen, das Fortgehn und Zunehmen, der Zuſtand der Glückſeligkeit und der Freude; das Stilleſtehen iſt die Beraubung aller Empfindungen, und das Abnehmen macht traurig und troſtlos.

Die reichliche Belohnung der Arbeit befördert nicht bloß die Fortpflanzung beym gemeinen Manne, ſondern vermehrt auch den Fleiß deſſelben. Der Arbeitslohn iſt das natürliche Ermunterungsmittel des Fleißes, und dieſer nimmt, wie jede andre Vollkommenheit des Menſchen, in dem Maße zu, als er mehr oder weniger Aufmunterungen erhält. Eine reichliche Nahrung giebt dem Körper des Arbeiters Kräfte, und die ſchmeichelhafte Hoffnung, ſeine Umſtände zu verbeſſern, und vielleicht ſeine Tage in Wohlhabenheit und Ueberfluß zu enden, giebt ſeinem Geiſte Muth und Neigung, alle ſeine Kräfte anzuſtrengen. Wo daher der Tagelohn hoch iſt, da finden wir den Arbeiter immer thätiger, unermüdeter und förderhafter, als da, wo er niedrig iſt; wir finden ihn, zum Beyſpiel, mehr ſo in England als in Schottland, mehr in der Nachbarſchaft großer Städte, als in abgelegenen Oertern. Freylich giebt es Arbeitsleute, die, wenn ſie in vier Tagen ſo viel erarbeiten können, als ſie für die ganze Woche nöthig haben, die übrigen drey Tage müſſig gehen. Dieß iſt aber auf keine Weiſe der größere Theil. Im Gegentheil ſind Handwerksgeſellen, die nach dem Stücke und reichlich bezahlt werden, eher geneigt, ſich zu überarbeiten, und ihre Geſundheit, durch übermäßigen Fleiß zu Grunde zu richten. Ein Zimmermann in London und einigen andern Oertern, behält, wie man glaubt, ſeine vollen Kräfte nicht viel über acht Jahre. Etwas ähnliches findet in vielen andern Gewerben ſtatt, in welchen die Arbeiter nach dem Stücke bezahlt werden: ſelbſt bey den Feldarbeiten iſt es nichts ungewöhnliches, wenn mehr als das gewöhnliche Tagelohn bezahlt wird. Jede Gattung der Handwerker iſt, nach Beſchaffenheit ihrer Art von Arbeit, auch eigenen Krankheiten ausgeſetzt. Ramuzzini, ein berühmter italieniſcher Arzt, hat über die Krankheiten der Handwerker ein eignes Buch geſchrieben.

Man hält den gemeinen Soldaten gerade nicht für den arbeitſamſten Menſchen; demohnerachtet, wenn

Soldaten zu gewiſſen Arbeiten der Induſtrie gebraucht, und nach dem Stücke gut bezahlt worden ſind: ſo haben die Officiere oft mit den Unternehmern Abrede nehmen müſſen, daß ſie den bey ihnen arbeitenden Soldaten, nicht mehr als eine gewiſſe Summe des Tages ſich zu verdienen, geſtatten ſollen. Ehe dieſes ausgemacht wurde, geſchah es ſehr oft, daß gegenſeitige Nacheiferung und die Begierde nach Gewinn die Soldaten veranlaßte, ſich zu überarbeiten, und ihrer Geſundheit durch übertriebene Anſtrengung zu ſchaden. Selbſt der vergedachte Müſſiggang von drey Tagen der Woche, deſſen manche gut bezahlte Arbeiter ſo allgemein und ſo laut angeklagt werden, iſt oft nur eine Folge der unmäßigen Arbeit, die ſie in den vier übrigen Tagen der Woche verrichtet hatten. Es iſt den meiſten Menſchen natürlich, nach einigen Tagen ununterbrochener Anſtrengung von Geiſt oder Körper, eine Abſpannung heftig zu verlangen: und dieſer Begierde kann der Menſch, wenn nicht äuſere Gewalt, oder die größte Noth ihn zurück hält, ſchwerlich widerſtehen. Die erſchöpfte Natur will durchaus durch etwas geſtärkt und erquickt ſeyn. Zuweilen iſt die bloße Ruhe dazu hinlänglich; oft aber iſt auch Zerſtreuung und Vergnügen dazu nöthig. Muß ſich der Arbeiter alle dieſe Dinge verſagen: ſo ſind die Folgen davon für Körper und Geiſt ſchädlich, oft gefährlich; die gemeinſte Folge davon iſt, daß, früher oder ſpäter, ſich die dem Gewerbe eigenthümlichen Krankheiten einſtellen. Wären die Meiſter immer geneigt, auf die Eingebungen der Vernunft und Menſchlichkeit zu hören: ſo würden ſie öfterer Urſache finden, den Fleiß ihrer Arbeitsleute zu mäßigen, als anzuſpornen. Ich glaube, man wird in jeder Art der Gewerbe finden, daß der Menſch, welcher mit ſo viel Mäßigung arbeitet, als nöthig iſt, um immer fort arbeiten zu können, nicht nur ſeine Geſundheit am beſten erhält, ſondern auch am Ende des Jahres die meiſte Arbeit zu Stande gebracht hat.

Man behauptet, der Arbeitsmann ſey in wohlfeilen Jahren fauler, und in theuren Jahren fleißiger, als gewöhnlich. Man hat daraus geſchloſſen, daß ein reichlicher Unterhalt ſeinen Fleiß erſchlaffe, und ein ſparſamer ihn anſtrenge. — Das mag allerdings wahr ſeyn, daß ein ungewöhnlicher Ueberfluß manche Arbeiter zur Faulheit verleitet: daß er aber dieſe Wirkung bey allen thue, oder daß überhaupt Menſchen beſſer arbeiten — wenn ſie ſchlecht, als wenn ſie gut genährt werden, wenn ſie entkräftet und muthlos, als wenn ſie ſtark und munter ſind, — beſſer, wenn ſie öftere Anfälle von Krankheiten haben, als wenn ſie ſich immer wohl befinden, das iſt auf keine Weiſe wahrſcheinlich. In theuren Jahren herrſchen, nach ſichern Beobachtungen, unter dem gemeinen Volke mehr Krankheiten, und die Sterblichkeit iſt größer: es kann nicht fehlen, daß dadurch das Product ihrer Betriebſamkeit vermindert werde.

In fruchtbaren Jahren verlaſſen Dienſtbothen und Geſellen oft ihre Herren, und verſuchen, ob ſie ſich nicht durch ihren Fleiß in einem unabhängigen Zuſtand erhalten können. Aber eben dieſe Wohlfeilheit der Lebensmittel vermehrt die Fonds, die zur Unterhaltung von

Dienſtleuten und Arbeitern angewandt zu werden pflegen, und ermuntert alſo die Herren, vorzüglich die Pachter, eine größere Anzahl jener zu beſchäftigen. Letztre glauben nämlich, in ſolchen Zeiten, daß ihre Producte ihnen mehr Gewinn bringen, wenn ſie dafür eine Anzahl Knechte und Arbeiter mehr halten, als wenn ſie ſie für die wohlfeilen Preiſe auf dem Markte weggeben. Dieß verurſacht eine zunehmende Nachfrage nach Dienſtbothen, indeß zugleich die Anzahl derer, die ſich dazu gebrauchen laſſen wollen, abnimmt. Und auf dieſe Weiſe kann es geſchehen, daß in wohlfeilen Jahren der Arbeitslohn ſteigt.

Im Gegentheil macht, in theuren Jahren, die Schwierigkeit und Ungewißheit des Unterhalts alle ſolche Leute begierig, in die Dienſte andrer zurückzukehren. Zu gleicher Zeit aber macht der hohe Preis der Lebensmittel, indem er die zur Unterhaltung von Dienſtbothen anwendbaren Fonds vermindert, die Herren geneigt, die Zahl der ihrigen eher zu vermindern als zu vermehren. Dazu kömmt, daß in theuren Jahren arme Handwerksleute, die zuvor für eigene Rechnung arbeiteten, das kleine Kapital, von welchem ſie ſich ſonſt die Materialien zu ihrer Arbeit anſchaffen, aufzehren, und, um Brot zu haben, genöthigt werden, wieder um Lohn für andre zu arbeiten. Der Menſchen, welche Arbeit nöthig haben, iſt alsdann mehr, als der Arbeit, die dieſe Menſchen beſchäftigen ſollte. Viele laſſen ſich alſo ſchlechtere Bedingungen, als bisher gefallen: und ſo ſinket oft in theuren Jahren der Lohn, für Arbeiter ſowohl, als für Dienſtbothen.

Weil demnach die Meiſter aller Klaſſen, oft, in theuren Jahren vortheilhaftere Vergleiche, mit denen, die ihnen dienen oder für ſie arbeiten, als in wohlfeilen, ſchließen, weil ſie ſie in jenen demüthiger und von ſich mehr abhängig finden, als in dieſen: ſo glauben und behaupten ſie ganz natürlicher Weiſe, daß theure Jahre den Fleiß überhaupt befördern. Gutsbeſitzer und Pachter, die beyden zahlreichſten Klaſſen von Meiſtern haben noch einen andern Grund, mit theuren Jahren zufrieden zu ſeyn. Die Renten, die der erſte bekömmt, die Gewinnſte, die der zweyte mit ſeinem Kapitale machen ſoll, hängen ſehr von dem Preiſe der Lebensmittel ab. — Im Grunde aber iſt nichts ungereimter, als zu glauben, daß im Ganzen genommen, die Menſchen weniger arbeiten, wenn ſie für ſich ſelbſt, als wenn ſie für andere arbeiten. Ein armer Handwerksmann, der unabhängig ſein Gewerbe treibt, iſt gewöhnlich fleißiger, als ſelbſt ein Geſelle, welcher nach dem Stücke bezahlt wird. Der eine hat das, was er durch ſeinen Fleiß hervorbringt, ganz zu genießen; der andere muß es mit ſeinem Meiſter theilen. Der eine iſt in ſeinem eigenen unabhängigen Hausweſen den Verſuchungen ſchlechter Geſellſchaft weniger ausgeſetzt, welche ſo oft in Werkſtätten, wo viele zuſammen arbeiten, die Sitten des andern verdirbt. Denjenigen Arbeitern und Geſellen, welche auf Wochen, oder gar Monate und Jahre gedungen werden, und die alſo immer gleich viel Unterhalt und Lohn bekommen, ſie mögen viel oder wenig arbeiten, iſt der für eigne Rechnung arbeitende Meiſter, im Fleiße, ohne Zweifel noch weit mehr überlegen. Nun iſt dieß aber die Wirkung wohlfeiler Jahre, daß die Anzahl der unabhängigen Arbeiter, im Verhältniſſe gegen die Anzahl der Lohnarbeiter, vermehrt, — und die Folge der theuren iſt es, daß ſie vermindert wird.

Ein franzöſiſcher Schriftſteller von vielem Scharfſinne und großen Einſichten, Meſſance, ehemahliger Steuereinnehmer in der Election St. Stephan, beruft ſich, um zu zeigen, daß die Armen in wohlſeilen Jahren mehr, als in theuren arbeiten, auf eine von ihm angeſtellte Vergleichung des Werths und der Menge der, unter beyden Umſtänden, in drey verſchiedenen Manufacturen hervorgebrachten Waaren, nämlich in der groben Wollenmanufactur in Elbeuf, und in den Leinwand- und den Seidenfabriken, die in der ganzen Generalität von Rouen verbreitet ſind. Es erhellet aus ſeinen, nach officiellen Berichten, gemachten Rechnungen, daß in allen drey Fabriken, Quantität und Werth der verfertigten Waare, in wohlſeilen Jahren mehr, als in theuren, — im wohlſeilſten Jahre am meiſten, im theuerſten am wenigſten betragen habe. Alle dieſe drey Manufacturen ſcheinen ſtillſtehende zu ſeyn, — mögen vielleicht von einem Jahre zum andern, bald etwas mehr, bald etwas weniger hervorbringen, — im Ganzen aber weder ſehr vorwärts, noch rückwärts gehen.

Die Leinwandmanufactur in Schottland, und die von groben Wollenwaaren im weſtlichen Theile der Grafſchaft York, ſind beyde im Steigen: ſie bringen, obgleich mit einigen Abwechſelungen, von Jahr zu Jahr, immer mehr hervor. Doch habe ich bey Unterſuchung der von ihren jährlichen Arbeiten bekannt gemachten Berichte, nicht bemerken können, daß die Abwechſelungen in denſelben, mit der Theurung oder Wohlſeilheit der Jahre, in einer beſondern Verbindung ſtünden. Das Jahr 1740 war ein Jahr großen Mängels: und in der That ſcheinen in demſelben beyde Fabriken beträchtlich abgenommen zu haben. Im Jahr 1756 hingegen, wo die Theurung auch groß war, hat die ſchottiſche Leinwandmanufactur mehr als gewöhnliche Fortſchritte gemacht. Die Manufactur in York nahm in der That ab, und die Summe ihrer Erzeugniſſe ſtieg zu dem, was ſie im Jahr 1755 geweſen war, nicht eher als 1766, nach der Wiederrufung der amerikaniſchen Stempelacte. In dieſem und dem folgenden Jahre war ſie größer, als je zuvor; und ſeit der Zeit hat ſie nicht aufgehört, ſich zu vermehren.

Das Product großer Manufacturzweige in einem Lande, die ihre Waaren in die Ferne abſetzen, hängt nicht ſowohl von Theurung, oder Wohlſeilheit an den Orten ab, wo dieſelben ihren Sitz haben, als von Umſtänden, welche an denjenigen Orten, wohin der Abſatz der Waaren geſchieht, die Nachfrage nach denſelben vermehren oder vermindern. Es kömmt dabey auf Krieg und Frieden, auf den Fortgang oder die Abnahme andrer ähnlicher, mit ihnen wetteifernder Manufacturen, und endlich oft auf die gute oder üble Laune ihrer Hauptkunden an. Doch iſt dieß auch wahr, daß ein guter Theil deſſen, was in wohlſeilen Jahren, über die gewöhnliche Quantität verfertiget wird, nicht in die öffentlichen Manufacturberichte kömmt. Die Geſellen, welche dann ihre Herren verlaſſen, arbeiten für ihre eigne Rechnung. Die weiblichen Arbeiter kehren zu ihren Familien zurück, und ſpinnen oder ſtricken gemeiniglich, um für ſich ſelbſt und die Ihrigen Kleidungsſtücke zu machen. Auch die unabhängigen Arbeitsleute arbeiten nicht immer für den öffentlichen Verkauf: ſondern werden bald von dieſem, bald von jenem ihrer Mitbürger mit Sachen, die ſie für ſeinen Hausgebrauch machen ſollen, beſchäftiget. Das Product ihrer Arbeit kömmt alſo in den Liſten der Manufacturarbeiten nicht mit vor, die man oft mit ſo vielem Geräuſche dem Publicum bekannt macht, und nach welchen unſere Kaufleute und Manufacturiſten ſich oft thörichter Weiſe herausnehmen, den Flor, oder den Verfall ganzer Reiche vorherzuſagen.

Obgleich die Veränderungen der Arbeitspreiſe mit den Abwechſelungen, die in den Preiſen der Lebensmittel vorgehen, nicht immer gleichartig, ja oft denſelben gerade zu entgegen geſetzt ſind, ſo würde man doch ſehr unrichtig daraus folgern, daß der Preis der Lebensmittel auf den Preis der Arbeit gar keinen Einfluß hätte. Der Geldpreis der Arbeit wird, nothwendiger Weiſe, durch zwey Umſtände beſtimmt: durch die Nachfrage nach Arbeit, und durch den Preis der Dinge, die zu den Bedürfniſſen und Bequemlichkeiten des menſchlichen Lebens gehören. Jene, die Nachfrage, beſtimmt, nachdem ſie entweder zunehmend, abnehmend, oder ſtillſtehend iſt: und alſo entweder eine wachſende, abnehmende oder unveränderlich bleibende Volksmenge fordert, die Quantität von Nothwendigkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens, mit der die Arbeit belohnt werden ſoll, und der Geldpreis der Dinge, die dieſe Nothwendigkeiten und Bequemlichkeiten liefern, beſtimmt, wie viel der Arbeiter an Geld bekommen muß, um ſich jene Quantität verſchaffen zu können. Wenn alſo auch, bey niedrigen Productenpreiſen, der Arbeitspreis hoch iſt: ſo würde er doch, bey gleicher Nachfrage nach Arbeit, noch höher ſeyn, wenn der Productenpreis hoch wäre.

Wenn bey plötzlich eintretender Theurung der Arbeitspreis fällt, und bey einer ungewöhnlichen und unerwarteten Wohlfeilheit ſteigt, — wie dies zuweilen der Fall iſt: ſo geſchieht es aus keiner andern Urſache, als weil die Nachfrage nach Arbeit im erſten Falle abnimmt, im zweyten ſich vermehrt.

In einem Jahre eines plötzlichen und auſerordentlichen Ueberfluſſes, ſind in den Händen vieler, welche den Kunſtfleis beſchäftigen, Fonds vorhanden, wovon ſie eine größere Anzahl Menſchen in Arbeit ſetzen und unterhalten können, als das Jahr zuvor. Aber dieſe größere Anzahl iſt nicht immer ſogleich vorhanden. Die Meiſter und Unternehmer alſo, welche Arbeiter brauchen, überbieten einander, und ſteigern dadurch ſowohl den reellen, als den Geldpreis der Arbeit.

Das Gegentheil geſchieht in den Jahren eines plötzlichen und auſerordentlichen Mangels. Der zu Beſchäftigung des Fleißes anwendbaren Fonds ſind in einem ſolchen Jahre weniger, als das Jahr zuvor. Viele Leute kommen auſer Arbeit, und machen, damit ſie Arbeit erhalten, um die Wette gute Bedingungen; wodurch beydes, der reelle und der Geldpreis der Arbeit heruntergeht. In dem ſo außerordentlich theuren Jahre 1740, ließen viele Leute es ſich gefallen, für die bloße Koſt zu arbeiten. In den darauf folgenden Jahren einer reichlichern Ernte, wurde es weit ſchwerer, Arbeiter und Dienſtleute zu bekommen.

In unfruchtbaren, wie in wohlfeilen Jahren, wirken zwey Urſachen einander gleichſam entgegen. Der allgemeine Mangel in den erſtern, indem er die Nachfrage nach Arbeit vermindert, wirkt auf Herunterbringung des Arbeitspreiſes; der hohe Preis der Lebensmittel wirkt auf die Erhöhung deſſelben. In wohlfeilen Jahren hingegen, iſt auf der einen Seite die entſtehende größere Nachfrage nach Arbeit eine Urſache, ihren Preis zu erhöhen, indeß auf der andern, die Wohlfeilheit der Lebensmittel eine Urſache wird, ihn zu erniedrigen. Dieſe beyden einander entgegengeſetzten Kräfte ſcheinen, in dem gewöhnlichen Laufe der alljährlichen Abwechſelungen, ſich einander die Wage zu halten; woher es dann kommt, daß allenthalben der Arbeitslohn viel weniger ſchwankt, und weit länger unverändert bleibt, als der Preis der Lebensmittel.

Eine Erhöhung des Arbeitslohns vermehrt nothwendig den Preis vieler Waaren, — weil ein Theil dieſes Preiſes in dem bezahlten Arbeitslohne beſteht —, und muß inſofern den Erfolg haben, daß der Abſatz dieſer Waaren, in und auſer dem Lande, vermindert wird. Auf der andern Seite iſt eben die Urſache, welche den

Tagelohn in die Höhe treibt, nämlich die Vergrößerung der im Lande befindlichen Kapitalien, — auch darzu wirkſam, die hervorbringenden Kräfte der Arbeit zu vergrößern, und mit einer kleinern Quantität Arbeit, eine größere Quantität von Waaren zu liefern. Der Kapitalsinhaber, der eine große Menge Arbeiter beſchäftigt, iſt, ſeines eignen Vortheils wegen, darauf bedacht, eine ſo geſchickte Abſonderung und Vertheilung der verſchiedenen Arten der Arbeit zu machen, daß dadurch im Ganzen das möglich größte Erzeugniß erhalten werde. Eben dieſer Vortheil treibt ihn an, ſeine Arbeiter mit den beſten Maſchinen zu verſorgen, die er, oder ſie ausdenken können. — Was in dieſer Abſicht in einer einzelnen Werkſtatt geſchieht, findet, wenn die Urſachen allgemein ſind, in den ſämmtlichen Manufacturen einer ganzen bürgerlichen Geſellſchaft ſtatt. Je mehr Arbeiter überhaupt in ihr ſind: deſto mehr theilen ſich die Beſchäftigungen ein; deſto mehr Köpfe ſinnen für jede derſelben nach, um die dazu zweckmäßigſten Werkzeuge und Maſchinen zu erfinden; und deſto wahrſcheinlicher wird es alſo, daß ſolche Maſchinen wirklich werden erfunden werden. Die Folge aller dieſer Verbeſſerungen iſt, daß viele Waaren, zu ihrer Hervorbringung, nun bey weitem nicht mehr ſo viel Arbeit, als ehedem, fordern, und daß alſo die Vermehrung des Preiſes der Arbeit, durch die Verminderung der erforderlichen Quantität derſelben, mehr als erſetzt wird.

Neuntes Kapitel.

Von dem Gewinnſte am Kapitale.

Das Steigen und Fallen der Kapitalgewinnſte, hängt ſo gut, als das Steigen und Fallen des Arbeitslohns, von dem wachſenden, oder dem abnehmenden Reichthume der ganzen Geſellſchaft ab; aber die Wirkung dieſer Urſachen iſt in dem einem, und in dem andern Falle ganz verſchieden.

Die Zunahme der Kapitalien erhöhet, wie wir geſehen haben, den Arbeitslohn: — aber den Gewinnſt von dieſen Kapitalien macht ſie geringer. Wenn die Kapitalien vieler Kaufleute in demſelben Handelszweige angelegt werden: ſo muß nothwendig die daraus entſtehende Concurrenz den Erfolg haben, ihre Gewinnſte kleiner zu machen; und wenn dieſe Zunahme der Kapitalien, ſich über alle Zweige der Gewerbe und des Handels, die in der bürgerlichen Geſellſchaft getrieben werden, erſtreckt: ſo muß auch der Gewinn aller Kapitaliſten überhaupt ſich vermindern.

Ich habe ſchon angemerkt, daß es nicht leicht iſt, ſelbſt für einen einzelnen Ort, und eine beſtimmte Zeit, die Frage zu beantworten: wie hoch an dieſem Orte, zu dieſer Zeit, der Arbeitslohn ſey. Selten können wir zur Beantwortung derſelben mehr thun, als das gewöhnliche Arbeitslohn angeben. Aber in Abſicht der Kapitalgewinnſte, iſt auch dieſes Gewöhnliche ſelten zu beſtimmen. Die Gewinnſte, welche jede Anlegung eines Kapitals abwirft, ſind ſo ſchwankend und veränderlich, daß oft ſelbſt der, welcher ein gewiſſes Gewerbe treibt, nicht beſtimmt zu ſagen weiß, wie viel ſein jährlicher Gewinnſt im Durchſchnitt betrage. Nicht bloß die Abwechſelungen in den Preiſen der Waaren, mit welchen er handelt, ſondern auch das beſſere, oder ſchlechtere Glück ſeiner Mitwerber, das Glück ſeiner Kunden, und tauſend andre Zufälle, deren Kaufmannsgüter, wenn ſie zu Lande oder zu Waſſer verführt, und ſelbſt, wenn ſie im Waarengewölbe aufbewahret werden, ausgeſetzt ſind, haben auf ſeinen Gewinnſt Einfluß. Dieſer ändert ſich alſo nicht bloß von Jahr zu Jahre, ſondern von Tag zu Tage, und ſelbſt von Stunde zu Stunde. — Weit ſchwerer noch muß es ſeyn, zu beſtimmen, was in den ſämmtlichen Gewerben eines großen Reichs mit den darinn angelegten Kapitalien gewonnen wird, — und faſt ganz unmöglich iſt es, mit einiger Genauigkeit auszumachen, was dieſe Gewinnſte ehedem, vorzüglich in entfernten Zeitperioden, geweſen ſeyn mögen.

Doch, wenn es auch unmöglich iſt, von irgend einer Art der Kapitalsanlegung, in der gegenwärtigen oder der vergangnen Zeit, die Gewinnſte, im Durchſchnitte genau anzugeben: ſo laſſen ſich doch, zu jeder Zeit, dieſe Gewinnſte überhaupt aus der Höhe der Geldzinſen beurtheilen. Man darf es als einen Grundſatz annehmen, daß allenthalben, wo man ſein Geld ſehr vortheilhaft in Gewerben anlegen kann, man auch für die Erlaubniß, fremdes Geld zu nutzen, viel zahlen muß; und daß man hingegen wenig dafür giebt, wenn man wenig damit gewinnen kann. Wir können alſo mit Sicherheit annehmen, daß, wenn der gewöhnliche Zinsfuß in einem Lande ſich verändert hat, auch die Gewinnſte, die ſich mit Anlegung von Kapitalien machen laſſen, verändert worden ſeyn müſſen. Beyde ſteigen und fallen zugleich. Die Geſchichte alſo von den in dem Zinsfuſſe der Länder vorgefallnen Revolutionen, kann uns einigermaßen die Abwechſelungen errathen laſſen, die in den Gewinnſten der verſchiednen Gewerbe auf einander gefolgt ſind.

Durch die ſieben und dreyßigſte Acte Heinrichs des achten, wurden alle Geldzinſen, die zehn vom Hundert überſtiegen, für unerlaubt erklärt. Ohne Zweifel hatte man alſo zuvor ein höheres Intereſſe genommen. Der misverſtandne Religionseifer brachte, unter Eduard dem ſechſten, das ſeltſame Verboth aller Zinsdarlehne zu wege. Dieß Geſetz blieb nicht nur, wie alle ähnliche, unausgeführt; ſondern verſchlimmerte noch das Uebel des Wuchers, dem es abhelfen ſollte. In der zehnten Acte der Königin Eliſabeth, wurde Heinrichs des achten Statut erneuert: und zehn vom Hundert blieben bis zum ein und zwanzigſten Statute Jakobs des erſten, der geſetzmäßige Zinsfuß, da er denn auf acht vom Hundert herabgeſetzt wurde. Kurz nach der Wiederherſtellung der Monarchie, wurde er auf ſechs, und in der zwölften Acte der Königin Anna, auf fünf vom Hundert zurückgebracht. Dieſe Verordnungen ſcheinen ſämmtlich weiſe, und den Zeitumſtänden angemeſſen geweſen zu ſeyn. Sie richteten ſich nach dem, was ſchon der gewöhnliche Zinsfuß geworden war, wenn Leute von gutem Credit Geld borgten. Sie folgten, ſo zu ſagen, dem durch die Concurrenz von ſelbſt entſtandnen Marktpreiſe des Geldes, und beſtimmten denſelben nicht. Seit den Zeiten der Königin Anna, ſcheinen fünf vom Hundert eher über, als unter dieſem Marktpreiſe geweſen zu ſeyn. Vor dem ſiebenjährigen Kriege borgte die Regierung Geld zu drey vom Hundert: und viele Leute, deren Credit wohl gegründet war, konnten ſowohl in der Hauptſtadt, als in vielen andern Oertern des Königreichs, Geld um viertehalb, vier, oder fünftehalb vom Hundert bekommen.

Seit Heinrichs des achten Zeiten hat der Reichthum von England, und das geſammte Einkommen ſeiner Einwohner beſtändig zugenommen: und wie es ſcheint, mit ſtufenweiſe beſchleunigter Geſchwindigkeit, zugenommen. Die Fortſchritte, welche beyde gemacht haben, ſind immer ſchneller und ſchneller geworden. In eben dem Verhältniſſe, ſind während dieſes Zeitraums, die Arbeitspreiſe geſtiegen, und die Gewinnſte, die ſich aus den verſchiedenen Gewerbs- und Handlungszweigen ziehen ließen, verkleinert werden.

Gemeiniglich bedarf es eines größern Kapitals, um ein gewiſſes Gewerbe in einer großen Stadt, als um es auf einem Dorfe zu treiben. In der großen Stadt machen die anſehnlichen auf jeden Gewerbszweig angewandten Fonds, und die Menge reicher Mitwerber, das Verhältniß des Gewinnſtes zum Kapitale kleiner, als ſolches in der Landſtadt oder auf dem Dorfe iſt. Hingegen iſt der Tagelohn am erſten Orte immer höher, als in den andern. In Städten, deren Volksmenge und Nahrung zunimmt, können oft die Inhaber großer Kapitalien, nicht Leute genug zu den Arbeiten bekommen, auf die ſie ihr Geld anlegen wollen: ſie überbiethen alſo einander, um wenigſtens ſo viel Arbeiter als möglich zu erhalten, und treiben auf dieſe Weiſe den Arbeitslohn in die Höhe. In entlegenen Gegenden aber ſind der anzulegenden Kapitalien zu wenig, und der arbeitenden Leute ſind viele: dieſe biethen ſich alſo um die Wette zum Arbeiten an; und indem ſie auf ſolche Weiſe ihren eignen Lohn herabſetzen, vermehren ſie zugleich den Gewinnſt des Unternehmers.

In Schottland iſt der *geſetzmäßige Zinsfuß* dem engliſchen gleich, — der *übliche* aber, oder was ich den Marktpreis nenne, eher etwas höher. Auch Leute vom beſten Credit, können dort ſelten Geld unter fünf Procent Zinſen geborgt bekommen. Privatbanquiers, nehmen Geld zu vier vom Hundert, ſelbſt wenn die Wechſel, die ſie dafür ausgeben, auf den Inhaber geſtellt ſind, oder die Zurückzahlung der ganzen — oder eines Theils der Summe, zu jeder beliebigen Zeit, verſprochen werden. Die Londoner Privatbanken, geben, wenn Geld auf dieſe Weiſe bey ihnen niedergelegt wird, gar keine Zinſen dafür. — Es giebt wenige Gewerbe, die nicht in Schottland mit einem kleinern Kapital, als in England, getrieben werden können. Das gewöhnliche Verhältniß der Gewinnſte zum Kapital, muß alſo dort etwas größer ſeyn. Ich habe ſchon geſagt: daß der Arbeitslohn

lohn dort niedriger iſt. Das Land iſt nicht nur ärmer, ſondern ſeine Fortſchritte zu einem blühendern Zuſtande, (denn im Fortſchreiten iſt es wirklich) ſcheinen weit langſamer zu ſeyn, als die, welche England macht.

Der geſetzmäßige Zinsfuß in Frankreich, iſt, während dieſes Jahrhunderts, nicht immer nach dem üblichen, oder nach dem Marktpreiſe, abgemeſſen worden. Im Jahr 1720 wurde der Zinsfuß, vom zwanzigſten auf den funfzigſten Pfennig, oder von fünf auf zwey vom Hundert heruntergeſetzt, im Jahr 1724 auf drey und ein halbes, und 1725 ſogar wieder auf fünf vom Hundert, erhöhet. Unter der Finanzverwaltung des Laverdy, im Jahr 1766, wurde er auf vier vom Hundert beſtimmt: und der Abt Terray ſetzte ihn von neuem auf fünf vom Hundert. Die Abſichten, die man bey vielen dieſer gewaltſamen Veränderungen, mit Grunde vermuthen kann, waren, ähnliche Veränderungen in den Zinſen der Staatsſchulden vorzubereiten. Dieſe Abſicht iſt zuweilen wirklich durchgeſetzt worden.

Frankreich iſt vielleicht gegenwärtig nicht ein ſo reiches Land als England; und obgleich der geſetzliche Zinsfuß im erſtern oft niedriger, als im letztern war: ſo iſt der übliche Zinsfuß doch faſt immer dort höher geweſen, — indem man dort, ſo wie in andern Ländern, ſichere und leichte Methoden genug fand, den Geſetzen auszuweichen.

Mir iſt von brittiſchen Kaufleuten, die in beyden Ländern gehandelt haben, glaubhaft verſichert worden, daß der Handel in Frankreich, im Durchſchnitte, größere Gewinnſte als in England bringt. Und dieſe Urſache bewegt ohne Zweifel ſo viele brittiſche Unterthanen, ihre Kapitalien lieber in einem fremdem Lande, wo der Handel in Verachtung iſt, als in ihrem Vaterlande, wo er geſchätzt wird, anzulegen. Auch iſt der Arbeitslohn in Frankreich niedriger, als in England. Wenn man von Schottland nach England kommt: ſo läßt der Unterſchied, den man in dem Ausſehn und der Kleidung des gemeinen Mannes beyder Länder findet, über die Verſchiedenheit ihres Wohlſtandes, keinen Zweifel übrig. — Der Contraſt iſt noch viel auffallender, wenn man aus Frankreich nach England reiſet. Frankreich iſt ohne Zweifel ein reicheres Land, als Schottland; aber es iſt nicht in einem ſo ſchnellen Wachsthume. Die gemeine Meinung im Lande ſelbſt, iſt, daß es zurückgehe. Dieß iſt auch ſelbſt in Anſehung Frankreichs, vielleicht unrichtig: von Schottland kann es kein Menſch behaupten, der es vor zwanzig oder dreyßig Jahren geſehen hat, und ſeinen jetzigen Zuſtand dagegen hält.

Holland hingegen, iſt nach Verhältniß ſeines Umfangs und ſeiner Volksmenge, ein weit reicheres Land als England. Die Regierung kann für zwey, und Privatleute, welche Credit haben, können für drey vom Hundert, Geld geborgt bekommen. Der Arbeitslohn ſoll in Holland höher, als in England ſeyn; und ſeine Kaufleute begnügen ſich bekanntlich mit geringern Gewinnſten, als die engliſchen. Man behauptet, daß der holländiſche Handel verfalle; und einige Zweige deſſelben mögen in der That im Abnehmen ſeyn. Aber jene Erfahrung zeigt hinlänglich, daß der Verfall nicht allgemein ſeyn kann.

Wenn die Gewinnſte abnehmen, ſo klagen die Kaufleute, über den Verfall des Handels: obgleich eben dieſe Verminderung des Gewinnſtes, aus dem Flor des Handels entſteht, und ihn beweiſet; denn ſie beweiſet, daß größere Kapitalien darinn angelegt werden.

Im Kriege von 1756, kam der ganze Speditionshandel von Frankreich in die Hände der Holländer; und ſie haben noch einen großen Theil davon.

Die großen Summen, welche die Holländer in den engliſchen und franzöſiſchen Fonds haben, (in den erſtern ſollen ſie vierzig Millionen betragen, welches ich aber für ſehr übertrieben halte) die, welche ſie an Privatperſonen in Ländern, wo der Zinsfuß höher, als in ihrem eignen iſt, verleihen, beweiſen ohne Zweifel, daß ſie ſehr viele Kapitalien überflüßig haben, oder daß derſelben mehr geworden ſind, als ſie mit Nutzen im Gewerbe und Handel ihres Landes anzulegen wiſſen: aber ſie beweiſen nicht, daß Handel und Gewerbe abgenommen haben. So wie das Kapital eines Privatmannes zu groß werden kann, um in den Geſchäften, durch welche es gewonnen worden iſt, ganz mit Nutzen angelegt werden zu können, obgleich zu gleicher Zeit dieſe Geſchäfte ſelbſt ſich immer noch erweitern: ſo kann es ſich auch mit Reichthum und Gewerben einer ganzen Nation verhalten.

In den nordamerikaniſchen und weſtindiſchen Kolonien, iſt nicht nur der Tagelohn, ſondern auch der

Zinsfuß, und folglich auch der Gewinnſt, welchen Kapitalien, in Gewerbe angelegt bringen, höher, als in England. Der geſetzmäßige ſowohl, als der übliche Zinsfuß ſteht, in den verſchiedenen Kolonien, zwiſchen ſechs und acht vom Hundert. Dieſe beyden Sachen, hoher Tagelohn, und große Gewinnſte der Kapitaliſten, ſind ſelten an einem Orte beyſammen, und nur die ganz beſondern Umſtände, in welchen ſich neue Kolonien befinden, können dieſe Vereinigung ſtiften. Eine neue Kolonie muß nothwendig, eine geraume Zeit hindurch, für den Umfang ihres Gebiets, zu wenig Fonds, und inſonderheit zu wenig Menſchen haben. Es iſt mehr Land vorhanden, welches angebauet werden kann, als Kapital, wodurch der Anbau zu veranſtalten iſt. Die Fonds alſo, die wirklich vorhanden ſind, werden zuerſt bloß auf den Anbau der fruchtbarſten Ländereyen, und derer, die am vortheilhafteſten, das heißt, entweder an der See, oder am Ufer ſchiffbarer Ströme liegen, angewandt. Und auch ſolche Ländereyen werden oft noch **unter** demjenigen Werthe verkauft, den ſie, ſelbſt nach der bloßen Berechnung der darauf wachſenden freywilligen Erzeugniſſe, haben ſollten. Kapitalien auf den Ankauf und Anbau ſolcher Ländereyen verwandt, müſſen nothwendig große Gewinnſte bringen, und wenn ſie erborgt ſind, anſehnliche Zinſen zahlen können. Da bey einer ſo vortheilhaften Anlegung, das Kapital in ſchnellem Maße wächſt: ſo wird der Pflanzer dadurch in den Stand geſetzt, die Anzahl der für ihn arbeitenden Hände zu vermehren. Dieſe Hände ſelbſt vermehren ſich aber nicht gleich ſchnell. Die, welche er finden kann, werden alſo reichlich bezahlt.

So wie die Kolonie anwächſt, werden die Gewinnſte ſtufenweiſe geringer. Nachdem die fruchtbarſten und am vortheilhafteſten gelegnen Ländereyen ſchon ihren Beſitzer bekommen haben, können die, welche die in Boden und Lage weniger begünſtigten anbauen, ſich auch nicht einen gleichen Vortheil davon verſprechen. Sie können alſo auch, wenn ſie Kapitale dazu borgen, nicht mehr dieſelben Zinſen dafür geben. In den ehemaligen engliſchen nordamerikaniſchen Kolonien iſt, während des gegenwärtigen Jahrhunderts, der geſetzliche ſowohl, als der übliche Zinsfuß ſehr heruntergeſunken. So wie Reichthum, Bevölkerung und Landbau zugenommen haben, ſind die Zinſen von Geldkapitalien vermindert worden.

Der Arbeitslohn fällt nicht immer zugleich mit den Gewinnſten der Kapitaliſten. Die Nachfrage nach Arbeitern nimmt zu, ſo wie der Kapitalien mehrere werden, die davon zu hoffenden Gewinnſte mögen ſteigen oder fallen. Ja, nachdem dieſe letztern gefallen ſind: kann das Kapital doch noch immer zunehmen, und ſogar ſchneller, als zuvor, zunehmen. Es geht mit dem Erwerbe von Reichthümern bey ganzen Nationen, wie bey Privatperſonen. Ein großes Kapital mit kleinen Gewinnſten, vervielfältigt ſich ſchneller, als ein kleines Kapital mit großen Gewinnſten. Geld, ſagt das Sprichwort, macht Geld. Hat man einmahl etwas weniges erworben: ſo iſt es oft nicht ſchwer, damit einen größern Erwerb zu machen. Aber jenes wenige zu erwerben, das macht dem Menſchen, welcher gar nichts hat, die größte Schwierigkeit. Auf welche Weiſe die Vermehrung des Nationalvermögens, mit der Vermehrung des Fleißes bey einer Nation, oder der Nachfrage nach Arbeit, zuſammenhängt, darüber habe ich ſchon oben einige Erläuterungen gegeben. Es wird aber unten noch vollſtändiger aus einander geſetzt werden, wenn von dem Entſtehen der Kapitalien, durch Anhäufung der Vorräthe, die Rede ſeyn wird.

Zuweilen kann ſelbſt in einem Lande, deſſen Reichthümer ſchnell wachſen, durch das Hinzutreten eines neuen Gebieths, oder durch neu entdeckte Gewerbszweige, der Gewinnſt, welchen Kapitalien bringen, und mit ihm der Zinsfuß von Darlehnen, plötzlich ſteigen. Da alsdann für die, durch ſolche neue Erwerbungen, erweiterten Geſchäfte, in ihrem ganzen Umfange, das Kapital des Landes nicht mehr zureicht: ſo wird es nur denjenigen Gewerben zugewandt, welche den meiſten Vortheil bringen. Ein Theil der Kapitalien, die ſonſt in andern Gewerben angelegt waren, werden aus dieſen herausgezogen, und auf die neuen gewandt, welche mehr Gewinnſt bringen. In dieſen alten vermindert ſich alſo die Concurrenz. Der Markt wird mit verſchiednen Sorten Waaren nicht hinlänglich verſehen. Ihr Preis ſteigt, und die, welche damit handeln, ſehen alſo ihre Gewinnſte vermehrt, und ſind daher auch im Stande, für das Kapital, welches ſie borgen, höhere Zinſen zu bezahlen. Einige Zeit nach dem Schluſſe des ſiebenjährigen Krieges, borgten, nicht bloß mehrere Privatleute vom beſten Credit, ſondern einige der größten Handlungsgeſellſchaften in London, Geld zu fünf vom Hundert, die zuvor nicht mehr als vier, oder vier und ein halbes vom Hundert Zinſen zu geben gewohnt waren. Dieß läßt ſich aus dem großen Zuwachſe, den England, durch die gemachten Eroberungen in Nordamerika und Weſtindien, ſowohl an Land und Leuten, als an Gewerbe und Handel, erhielt, hinlänglich erklären, ohne daß man eine Verminderung des Nationalvermögens annehmen darf. So viele neue Geſchäfte, die ſämmtlich mit dem alten Kapitale getrieben werden ſollten, mußten nothwendig, aus vielen Nahrungszweigen, die zuvor darinn angelegten Summen herausziehen, die Concurrenz dieſer letztern Gewerbsleute geringer, und alſo ihre Gewinnſte größer machen. Ich werde nächher meine Gründe anführen, warum ich glaube, daß, auch ſelbſt durch die ungeheuren Ausgaben des ſiebenjährigen Krieges, das Nationalvermögen Großbritanniens doch nicht vermindert worden ſey.

Indeß iſt es wahr, daß die Abnahme der geſammten Fonds einer Nation, indem ſie den Tagelohn herunterbringt, die Gewinnſte, die durch Anlegung, — und alſo auch die Zinſen, die durch Ausleihen der Kapitalien erhalten werden, in die Höhe treiben kann. Vermöge des mindern Arbeitslohns, können die Eigenthümer der noch in dem Staate übrigen Kapitalien, ihre Waaren wohlfeiler zu Markte bringen; und weil weniger Kapitaliſten vorhanden ſind, die mit ihnen zugleich den Markt verſorgen: ſo können ſie theurer verkaufen. Ihre Waaren koſten ihnen weniger, und gehen zu höhern Preiſen ab. Ihre Gewinnſte werden ihnen, ſo zu ſagen, an beyden Enden vermehrt, und ſetzen ſie alſo in Stand, auch höhere Geldzinſen zu bezahlen.

len. — Wir ſehen aus den großen Reichthümern, die in Bengalen und andern engliſchen Beſitzungen in Oſtindien, ſo ſchnell erworben werden, daß in dieſen zu Grunde gerichteten Ländern, ſich mit Handel und Gewerbe ſehr viel muß verdienen laſſen; und die Urſache iſt: weil dem Arbeiter daſelbſt ein ſo geringer Lohn bezahlt wird. — Der Zinsfuß iſt auch dort dieſen Verhältniſſen gemäß. In Bengalen wird den Landpächtern Geld, oft zu vierzig, funfzig, ja ſechzig vom Hundert, geliehen, und die nächſte Ernte, wird für die Zurückzahlung des Darlehns mit den Zinſen, verpfändet. — Wenn die Gewinnſte des Pachters ſo groß ſeyn ſollen, daß er ſeinen Gläubigern dieſe ungeheure Zinſe für ihr Geld bezahlen kann: ſo müſſen ſie die Rente des Grundeigenthümers mit verſchlingen; aber auch der Gewinnſt des Pachters ſelbſt, muß durch ſo wucherhafte Darlehne aufgezehrt werden. — Kurz vor dem Falle des römiſchen Freyſtaats, ſcheint, in den Provinzen, unter der verwüſtenden Verwaltung der römiſchen Befehlshaber, ein ähnlicher Wucher ſehr gemein geweſen zu ſeyn. Der tugendhafte Brutus lieh, wie wir aus den Briefen des Cicero erfahren, ſein Geld in Cypern auf acht und vierzig vom Hundert aus.

In einem Lande, welches zu dem vollen Reichthume gekommen iſt, den es, vermöge der Fruchtbarkeit ſeines Bodens, ſeines Klimas und ſeiner Lage, gegen andre Länder, erwerben kann, — in einem Lande, das nicht mehr in ſeinem Wohlſtande vorwärts geht, aber auch noch nichts davon verlohren hat, — werden wahrſcheinlich Arbeitslohn und Kapitalgewinnſte, gleich niedrig ſeyn. Wenn es, nach dem Verhältniſſe der Fläche, von welcher ſeine Einwohner ihren Unterhalt ziehen, und der Fonds, durch die ſie beſchäftigt werden, durchaus bevölkert iſt: ſo muß die Concurrenz unter den arbeitſuchenden Menſchen ſo groß ſeyn, daß ihr Lohn nicht höher ausfallen kann, als nur gerade nothwendig iſt, die bisherige Anzahl von Arbeitern zu erhalten. Und wenn eben dieſes Land mit Fonds zu allen den Geſchäften, die es zu machen Gelegenheit hat, verſehen iſt: ſo wird auch in jedem Gewerbszweige ſchon ſo viel Kapital angelegt ſeyn, als die Natur und mögliche Ausdehnung dieſes Zweiges zuläßt. In jedem alſo, wird die Concurrenz der Kapitaliſten ungefähr gleich groß, und folglich in jedem der Gewinnſt derſelben auf den möglich kleinſten heruntergeſunken ſeyn.

Doch vielleicht iſt noch kein Land zu dieſem Grade des Reichthums gelangt. China ſcheint zwar ſeit langer Zeit in ſeinem Flor ſtille zu ſtehn, und das volle Maß von Reichthümern erreicht zu haben, welches mit der Natur ſeiner Geſetze und Einrichtungen verträglich iſt. Aber dieß iſt bey weitem nicht das volle Maß, welches bey andern Geſetzen und Anſtalten, die Natur ſeines Bodens, ſein Himmelsſtrich, und ſeine Lage zuließen. Ein Land, welches allen auswärtigen Handel entweder vernachläßiget oder verſchmäht, und welches die Schiffe fremder Nationen nur in zwey oder drey ſeiner Häfen aufnimmt, kann unmöglich ſeinen Kunſtfleiß und Handel ſo weit ausdehnen, als es bey einem andern Syſteme der Geſetzgebung und der Sitten möglich wäre. In einem Lande ferner, wo zwar die Reichen,

chen, oder die Eigenthümer großer Kapitalien eine hinlängliche Sicherheit genießen, die Armen aber, oder die Beſitzer kleiner Kapitalien, faſt von aller Sicherheit entblößt ſind, können die in den ſämmtlichen Gewerbszweigen angewandten Kapitalien, nie ſo groß werden, als die Natur und die mögliche Erweiterung dieſer Gewerbszweige erlaubte. In jedem dieſer Zweige, verſchafft die Unterdrückung der Armen, den Reichen eine Art von Monopol, wodurch dieſe, da ſie ſich des ganzen Handels bemächtigen, in den Stand geſetzt werden, ſehr große Gewinnſte zu machen. Daher iſt zwölfe vom Hundert, wie man ſagt, in China der gewöhnliche Zinsfuß, auf welchen Geld ausgeliehen wird: und die Gewinnſte alſo, die man, von der Anlegung eines Kapitals in Gewerben, gewöhnlicher Weiſe erhält, müſſen groß genug ſeyn, um dieſe Zinſen zahlen zu können.

Zuweilen können fehlerhafte Geſetze, den Zinsfuß der Darlehne, beträchtlich über das Maß erhöhen, welches dem anderweitigen Zuſtande des Landes, das heißt, ſeinem Reichthume, oder ſeiner Armuth, angemeſſen wäre. Halten die Geſetze nicht ſtrenge genug über die Erfüllung der Bedingungen: ſo werden dadurch alle Leute, die Geld borgen wollen, den Bankerottirern oder Creditloſen, auf gewiſſe Weiſe, gleich geſetzt. Die Ungewißheit, ob man ſein Geld wieder bekommen werde, bewegt die Kapitaliſten, ſich durch wucherhafte Zinſen, für die übernommene Gefahr ſchadlos zu halten. — Dieſer Fall war, wie es ſcheint, unter den Nationen vorhanden, welche die weſtlichen Provinzen des römiſchen Reichs überſchwemmeten. Einige Geſchlechsfolgen

gen hindurch, blieb unter ihnen die Vollziehung der Privatverträge, der Ehrlichkeit der Partheyen, die ſie geſchloſſen hatten, überlaſſen. Die Gerichtshöfe ihrer Könige miſchten ſich wenig darein. Und dieß war vielleicht eine der Urſachen von dem hohen Zinsfuſſe, den wir in dieſen alten Zeiten, in beſagten Ländern, antreffen.

Es gab Zeiten, wo die Geſetze alles Ausleihen des Geldes auf Zinſen verbothen; aber dieſe Geſetze ſind nie befolgt worden. Es giebt immer Leute, die durch ihre Umſtände, Geld zu borgen genöthigt ſind: und dieſen leiht alsdenn ſein Geld niemand, wenn er nicht ſo viel dafür bekömmt, als, nicht nur dem Vortheile, den der Borgende von dem Gebrauche deſſelben ziehen kann, ſondern auch der Gefahr und der Schwierigkeit, die es koſtet, dem Geſetze auszuweichen, angemeſſen iſt. Die hohen Zinſen, welche unter den muhamedaniſchen Nationen für Gelddarlehne gezahlt werden, ſieht Herr von Montesquieu nicht ſowohl als eine Wirkung ihrer Armuth, als der Schwierigkeiten an, welche der Gläubiger findet, die Zurückzahlung zu erhalten.

Der gewöhnliche kleinſte Gewinnſt, den ein im Handel oder Gewerben angelegtes Kapital bringt, muß immer noch etwas mehr, als hinreichend ſeyn, den Verluſt zu erſetzen, den Zufälle, in jedem Gewerbe, von Zeit zu Zeit veranlaſſen. Dieſer Ueberſchuß des Gewinnſtes, über den feſtgeſetzten Aufwand ſowohl, als den gelegentlichen Verluſt, iſt allein klarer, reiner Gewinn. Was man Gewinnſt in weiterer Bedeutung nennet, ſchließt beydes in ſich, den endlichen Ueberſchuß der Einnahme,

nahme, und auch das, was man zu Erſetzung des gelegentlich ſich ereignenden Verluſtes, bey Seite gelegt hat. — Nur der reine Gewinnſt iſt es, welcher beſtimmen kann, wie hohe Geldzinſe der Borger dem Ausleiher zu zahlen im Stande iſt.

Auf gleiche Weiſe muß die übliche kleinſte Geldzinſe etwas mehr betragen, als nöthig iſt, um den Verluſt, welchem man beym Geldausleihen, von Zeit zu Zeit, unvermeidlich ausgeſetzt iſt, zu erſetzen. Wäre dieß nicht: ſo wäre bey dieſem Geſchäfte gar kein Vortheil; und Freundſchaft oder Mildthätigkeit wären die einzigen Gründe, die jemanden bewegen könnten, Geld zu verleihen.

In einem Lande, wie wir es oben geſchildert haben, welches das volle Maß der ihm möglichen Reichthümer erlangt hätte, und wo in jedem Gewerbszweige die größten, darinn anwendbaren, Kapitalien wirklich angelegt wären; würden, — ſo wie der Gewinnſt in den Gewerben äuſerſt klein ſeyn müßte — auch die Zinſen ausgeliehner Kapitalien ſo niedrig ſeyn, daß nur die reichſten Leute, ohne andre Geſchäfte, bloß von den Zinſen ihres Geldes würden leben können. Alle die, welche ein mittelmäßiges oder kleines Vermögen beſäßen, würden genöthiget ſeyn, ihr Kapital ſelbſt auf irgend eine nutzbare Weiſe anzulegen. Faſt jedermann würde ein Gewerbe treiben, oder ſich in irgend ein Geſchäfte, das ihm Einkommen verſchaffte, einlaſſen müſſen. Die Provinz Holland ſcheint ſich dieſem Zuſtande zu nähern. Es iſt dort gewiſſermaßen unmodiſch, geſchäftlos zu ſeyn. Die Nothwendigkeit macht Gewerbsarbeit zur Gewohnheit; und die Gewohnheit beſtimmt an allen Orten, das, was für anſtändig oder für ehrenvoll gehalten werden ſoll. So wie es lächerlich iſt, ſich anders zu kleiden als andre Leute: ſo wird es gewiſſermaßen gleich lächerlich, anders, als ſie, beſchäftigt zu ſeyn. Ein Mann der ein bürgerliches Gewerbe treibt, macht in einem Lager, oder unter den Officieren einer Feſtung, eine ſchlechte Figur, und iſt ſelbſt in einiger Gefahr verlacht zu werden: einem Müßiggänger widerfährt das nämliche, wenn er ſich unter lauter Leuten befindet, welche Geſchäfte treiben.

Das höchſte Maß, zu welchem die ordentlichen Gewinnſte des Kapitaliſten ſteigen können, iſt, wenn ſie ſo groß ſind, daß ſie, in den Preiſen der Waaren, den Theil, welcher dem Grundeigenthümer zukömmt, verſchlingen, und für den Arbeiter nur einen ſo kleinen Lohn übrig laſſen, als durchaus nothwendig iſt, — wenn die Waare zubereitet und zu Markte gebracht werden ſoll, — das heißt, als nothwendig iſt, wenn der Arbeiter leben ſoll. Der Arbeiter muß, an allen Orten, auf die eine oder die andre Art unterhalten werden; oder das von ihm hervorzubringende Werk kann nicht zu Stande kommen. Aber der Beſitzer von Grund und Boden braucht nicht allenthalben ſeine Rente zu bekommen. — Vielleicht mögen die Gewinnſte desjenigen Handels, den die Bedienten der engliſch-oſtindiſchen Geſellſchaft treiben, von dieſer äuſerſten Gränze nicht mehr weit entfernt ſeyn.

Das Verhältniß, in welchem die gewöhnliche Geldzinſe, in einem Lande, mit den gewöhnlichen Gewinnſten von dem, in Geſchäften angelegten Gelde, ſteht, wird größer oder kleiner ſeyn, nachdem dieſe Gewinnſte ſelbſt ſteigen oder fallen. Doppelt ſo viel im Handel zu gewinnen, als man für erborgtes Geld an Zinſen zahlt, heißt in Großbritannien, ein ehrlicher, mäßiger, räſonnabler Gewinn; — Ausdrücke, die, nach meiner Meinung, nicht mehr und nicht weniger ſagen wollen, als daß es der gemeine, oder ein gewöhnlicher Gewinnſt iſt. In einem Lande, wo gewöhnlicher Weiſe, acht bis zehn vom Hundert bey Geſchäften gewonnen wird, mag es billig, oder, wie man ſagt, räſonnabel ſcheinen, — wenn das Geſchäfte mit fremdem Gelde getrieben worden iſt, — dem Verleiher die Hälfte des Gewinnſtes, als Zinſen zu bezahlen. Das Kapital wird, auf Gefahr des Borgers, in dem damit betriebenen Gewerbe angelegt; und wird durch dieſen dem Verleiher gleichſam aſſecurirt. Vier oder fünf vom Hundert mögen hier vielleicht hinlänglich ſeyn, den Borger, ſowohl für dieſe übernommene Gefahr, als für die bey der Anlegung der Gelder anzuwendende Arbeit und Müge, ſchadlos zu halten. — Ein ganz anderes Verhältniß aber findet, zwiſchen den Gewinnſten des Gewerbsmannes, und den Geldzinſen des Geldverleihers, in einem Lande ſtatt, wo jene Gewinnſte ſelbſt für gewöhnlich höher, oder niedriger, als die oben erwähnten ſind. Sind ſie nämlich niedriger: ſo kann vielleicht nicht die volle Hälfte davon dem Geldausleiher, ohne Schaden des Gewerbsmannes, zugeſtanden werden; — ſind ſie höher: ſo mag dieſer vielleicht ſich mehr als die Hälfte zueignen können.

In Ländern, welche im Fortſchreiten, und zwar in einem ſchnellen Fortſchreiten zu Reichthum und Wohlhabenheit ſind, kann der niedrige Gewinnſt, mit welchem ſich die Kapitaliſten begnügen müſſen, dem hohen Arbeitslohne, in den durch beyde beſtimmten Waarenpreiſen, das Gegengewicht halten, — und dieſe Länder in Stand ſetzen, ihre Waaren eben ſo wohlfeil, als ihre Nachbarn, bey welchen das Arbeitslohn niedriger iſt, zu verkaufen.

In der That tragen hohe Gewinnſte viel mehr dazu bey, die Waaren zu vertheuern, als hohe Arbeitspreiſe. Wenn, zum Beyſpiele, in der Leinwandmanufactur, der Lohn aller darinn beſchäftigten Arbeiter, unter andern, der Flachsbereiter, der Spinner, der Weber, um zwey Pfennige Sterling, (einen guten Groſchen, vier Pfennige) des Tages, vermehrt werden ſollte: ſo würde dadurch der Preis der Leinwand, nur ſo vielmahl um zwey Pfennige Sterling erhöhet werden, als die Zahl der Arbeiter, multiplicirt durch die Zahl der Tage, welche ſie beſchäftigt geweſen ſind, ausmacht. Derjenige Theil der Waarenpreiſe, welcher ſich in Arbeitslohn auflöſet, ſteigt, bey der Steigerung des Arbeitslohns, mit dieſem nur in arithmetiſchem Verhältniſſe. Sollten hingegen die Gewinnſte aller der Kapitaliſten, die dieſe verſchiednen Klaſſen der Fabrikanten in Arbeit ſetzen, um fünf vom Hundert erhöhet werden: ſo würde der Theil des Waarenpreiſes, der ſich in Kapitalgewinnſt auflöſet, von einer Stufe der Verfertigung zur andern, mit jenem Gewinnſte in geometriſchem Verhältniſſe ſteigen. Der Kapitaliſt, welcher die Flachsbereiter in

Arbeit ſetzt, würde, wenn er den zubereiteten Flachs verkaufte, dem ganzen Werthe des Materials, und dem ganzen Betrage des vorgeſchoſſenen Arbeitslohns, noch fünf Procent zuſetzen. Der, welcher die Spinner beſchäftigt, würde gleiche fünf Procent Zuſchuß, ſowohl auf den Werth des angekauften Flachſes, als auf den Arbeitslohn ſeiner Spinner, verlangen. Und endlich würde der, welcher mit ſeinem Kapitale die Weberey im Gange erhielte, zu dem Kaufpreiſe des Garns, welches er den Webern vorſchießen, und zu dem Lohne, welchen er ihnen bezahlen müßte, die nämlichen fünf Procent hinzurechnen. Die Erhöhung des Arbeitslohns vermehrt den Waarenpreis in dem Maße, wie einfache Geldzinſen die Schuld vermehren; die Erhöhung der Kapitalgewinnſte hingegen, vermehrt den Preis, wie Zinſen, von Zinſen bezahlt, die Schuld vergrößern. Unſre Kaufleute und Fabrikunternehmer, klagen erſchrecklich über den hohen Arbeitslohn, als die einzige Urſache von dem erhöheten Preiſe, und dem dadurch, in und auſer dem Lande, verminderten Abſatze der Waaren. Aber ſie ſagen kein Wort von den übeln Folgen hoher Gewinnſte. Ueber den Schaden, den eine ihnen ſelbſt Vortheil bringende Sache, dem gemeinen Weſen thun kann, beobachten ſie tiefes Stillſchweigen; über den Schaden aber ſind ſie laut, welchen ein, — andern Leuten zu gute kommender Umſtand ſtiftet.

Zehntes Kapitel.

Wie Arbeitslohn und Kapitalgewinnſt, nach Verſchiedenheit der Gegenſtände, auf welche die Arbeit oder das Kapital angewendet wird, verſchieden ſind.

Die Vortheile und Nachtheile, welche die verſchiedenen Arten, ſeinen Fleiß oder ſein Kapital anzulegen bringen, müſſen in einem Bezirke nahe liegender Orte, im Ganzen entweder in einem völligen Gleichgewichte ſeyn, oder ſich doch dieſem Gleichgewichte immerfort zu nähern ſuchen. Wäre, in dieſem Bezirke, irgend eine Art der Anwendung von beyden augenſcheinlich vortheilhafter, oder nachtheiliger, als die übrigen Arten: ſo würden, in dem erſten Falle, ſich ſo viele Leute zu derſelben drängen, in dem andern, ſo viele dieſe Beſchäftigung verlaſſen, daß, durch die dort zunehmende, hier abnehmende Concurrenz, bald zwiſchen ihr und andern Beſchäftigungen das Gleichgewicht, in Abſicht des Einkommens, würde hergeſtellt werden. Wenigſtens würde dieß der Fall in einem Staate ſeyn, wo die Dinge ihrem natürlichen Laufe überlaſſen wären, wo eine vollkommene Freyheit herrſchte, und jedermann das Recht hätte, diejenige Beſchäftigung, welche ihm gefiele, zu wählen, und mit ſeinen Beſchäftigungen, ſo oft als es ihm beliebte, zu wechſeln. Dann würde nämlich jeder durch ſeinen Eigennutz dahin gebracht werden, die vortheilhaftern Gewerbe aufzuſuchen, und ſich von den weniger einträglichen zurückzuziehen.

In der That ſind, in ganz Europa, ſowohl Arbeitslohn, als Kapitalgewinnſt, beſonders beyde nach Geld berechnet, bey den verſchiednen Gattungen der Arbeit und der Kapitalsanlegung, ſehr verſchieden. Dieſe Verſchiedenheit rührt theils von den Eigenthümlichkeiten der Beſchäftigungen ſelbſt her, welche, entweder wirklich, oder wenigſtens nach der Einbildung der Menſchen, bey einigen dieſer Beſchäftigungen, den Mangel großer Geldvortheile erſetzen, bey andern, den Erſatz großer Geldvortheile erfordern; theils von den europäiſchen Polizeyverfaſſungen, welche allenthalben, mehr oder weniger, den natürlichen Gang der Dinge ſtören.

Die Unterſuchung jener Eigenthümlichkeiten, und dieſer Policeyverfaſſungen, macht, natürlicher Weiſe, aus dieſem Kapitel zwey Abtheilungen.

Erſte Abtheilung.

Ungleichheiten, welche aus der Natur der Beſchäftigungen ſelbſt entſtehen.

Auf folgende fünf Umſtände kömmt es, ſo weit als meine Beobachtungen reichen, an, wenn gewiſſe Beſchäftigungen, das, was ſie an Gelde weniger, als andere einbringen, vergüten, und was dieſe mehr einbringen,

bringen, wieder aufwägen ſollen: erſtens, ob die Beſchäftigung ſelbſt angenehm oder unangenehm iſt; zweytens, ob ſie ſich leicht und wohlfeil, oder ſchwer und mit Koſten erlernen läßt; drittens, ob ſich zu derſelben zu jeder Zeit, oder nur zu gewiſſen Zeiten, Gelegenheit findet; viertens, ob dabey ein größres oder geringres Vertrauen auf die Perſon, die ſie treibt, geſetzt werden muß; endlich fünftens, ob das Gelingen der Arbeit wahrſcheinlich oder unwahrſcheinlich iſt.

Erſtlich: der Lohn einer Arbeit iſt größer oder geringer, nachdem ſie leicht oder ſchwer, angenehm oder verdrüßlich, reinlich oder unreinlich, ehrenvoll oder entehrend iſt. So bekömmt, an den meiſten Oertern, ein Schneidergeſelle, der auf Tagelohn arbeitet, weniger, als ein Tuchmacher. Die Arbeit des erſten iſt weit bequemer. Ein Tuchmachergeſelle bekömmt weniger, als ein Schmidebursche. Die Arbeit des erſten iſt nicht immer leichter, aber ſie iſt weit reinlicher. Ein Schmid, ob er gleich ein erlerntes Handwerk treibt, verdient ſich in zwölf Stunden ſelten ſo viel, als ein Steinkohlengräber, der eine bloße Tagelöhnerarbeit verrichtet. Aber die Arbeit des erſten iſt nicht ganz ſo ſchmutzig, bey weitem nicht ſo gefährlich, und wird bey Tageslichte und über der Erde getrieben. — Bey allen denjenigen Profeſſionen, die nächſt dem Gewinn, auch eine gewiſſe Ehre bringen, macht dieſe Ehre einen Theil ihrer Belohnung aus: das Verächtliche und die Niedrigkeit andrer Beſchäftigungen thut bey ihnen die entgegengeſetzte Wirkung. Das Fleiſcherhandwerk iſt wegen der Fühlloſigkeit und Grobheit, welche ſeine Arbeiten vervorauszuſetzen ſcheinen, den meiſten Menſchen verhaßt: aber es iſt, an den meiſten Oertern, einträglicher, als der größte Theil der andern Handwerke. Die abſcheulichſte aller Verrichtungen, die eines Scharfrichters, wird, nach Verhältniß der Zeit und Mühe, welche ſie koſtet, beſſer bezahlt, als die Arbeit irgend eines andern Gewerbsmannes.

Jagen und Fiſchen, die Hauptbeſchäftigungen der Menſchen in ihrem rohen Zuſtande, werden, in einem geſitteten, ein Theil ihrer Zeitvertreibe. Sie fahren fort dasjenige, bloß ihres Vergnügens wegen zu thun, was ſie urſprünglich um ihrer Nothdurft willen thaten. Aber daher kömmt es auch, daß die, welche, in dieſem gebildeten Zuſtande der Geſellſchaft, ihr Gewerbe aus Sachen machen, welche den übrigen zu Zeitvertreiben dienen, durchgängig ſehr arme Leute ſind. Arm waren die Fiſcher von den Zeiten des Theokritus an. Die, welche von der Raubjagd, oder der Wilddieberey leben, ſind durch ganz Großbritannien höchſt dürftige Geſchöpfe. In Ländern, wo die Strenge der Geſetze das eigenmächtige Jagen auf fremdem Gebiethe völlig verhindert: ſind Jäger, welche unter dem Schutze der Geſetze, und mit Erlaubniß der Eigenthümer, dieſes Gewerbe treiben, in keinem blühendern Zuſtande. Die natürliche Annehmlichkeit, welche dieſe Beſchäftigungen haben, macht, daß mehr Menſchen ſich damit abgeben, als bequem davon leben können; und das Product ihrer Arbeit, kommt, im Verhältniſſe der Zeit und Mühe, welche ſie darauf wenden müſſen, viel zu wohlfeil zu Markte, als daß es den Arbeitern mehr, als einen dürftigen Unterhalt einbringen könnte.

Das Unangenehme, oder das Erniedrigende der Beſchäftigung, hat auf den Gewinnſt des darinn angelegten Kapitals, eben den Einfluß, den es auf den Lohn der darauf gewandten Arbeit hat. Ein Gaſt- oder Schenkwirth, der nie Herr in ſeinem Hauſe, und den Grobheiten jedes trunkenen Menſchen ausgeſetzt iſt, treibt weder ein ſehr angenehmes, noch ein ſehr ehrenvolles Geſchäfte. Aber kaum iſt unter den gemeinen Gewerben irgend eines, worinn ein kleines Kapital angelegt, einen ſo großen Gewinnſt abwürfe.

Zweytens. Der Lohn der Arbeiten iſt größer oder kleiner, nach dem Verhältniſſe, als es leichter und wohlfeiler, oder ſchwerer und koſtbarer iſt, die dazu nöthige Geſchicklichkeit zu erlernen.

Wenn in einer Fabrik, eine Maſchine mit Koſten angeſchafft worden iſt: ſo erwartet man natürlicher Weiſe, daß die mit Hülfe derſelben, vor ihrer völligen Abnutzung, verfertigte Arbeit, das auf ſie gewandte Kapital, wenigſtens mit dem gewöhnlichen Gewinnſte, wieder einbringe. Nun, ein Menſch, auf deſſen Erziehung viel Zeit und Mühe gewandt worden iſt, um ihm diejenige beſondere Geſchicklichkeit, welche zu dem einen oder dem andern Gewerbe erfordert wird, beyzubringen, ſtellt eine ſolche Art koſtbarer Maſchinen vor. Man erwartet auch hier, billiger Weiſe, daß das Product einer, mit ſo vielem Aufwande, erlernten Arbeit, nicht nur das gewöhnliche Lohn gemeiner Arbeiten, ſondern über daſſelbe noch ſo viel einbringen werde, daß davon das auf jene Erziehung gewandte Kapital, wenigſtens mit den gewöhnlichen Gewinnſten, erſetzt werden könne. Und zwar muß dieß, in Rückſicht der ſehr ungewiſſen Dauer des menſchlichen Lebens, in einem nicht zu langen Zeitraume geſchehen: eben ſo wie bey der Maſchine, ihre gewiſſere oder ungewiſſere Dauer mit in Anſchlag gebracht werden muß, wenn man den von ihr billig zu erwartenden Vortheil berechnen will.

Auf dieſem Grundſatze beruhet alſo der Unterſchied zwiſchen dem Lohne einer Arbeit, wozu ein beſonderes Talent, und einer, wozu nur Kraft und Fleiß nöthig iſt: zwiſchen Künſtlerarbeit, und gemeiner Arbeit.

In den europäiſchen Polizeygeſetzen wird die Arbeit der Handwerker, mechaniſchen Künſtler und Fabrikanten, als kunſtvolle, und die der Landbauer, als gemeine Arbeit betrachtet. Sie ſcheinen vorauszuſetzen, daß jene, theils mehr wiſſenſchaftliche Kenntniß, theils mehr regelmäßige Uebungen erfordern, als dieſe. In einigen Stadtgewerben mag dieß in der That der Fall ſeyn: aber er iſt es bey weitem nicht in allen, wie ich ſogleich zu zeigen Gelegenheit haben werde. Dieſer Meinung zu Folge, verlangen die Geſetze und Gewohnheiten von Europa, obgleich nicht an allen Orten mit gleicher Strenge, von denen, die zu der erſten Gattung der Induſtrie zugelaſſen werden wollen, daß ſie gewiſſe Jahre in der Lehre geweſen ſeyn müſſen: dahingegen ſie die zweyte Gattung der Arbeiten jedermann, ohne Unterſchied und ohne Vorbereitung, geſtatten. Während der Lehrzeit gehört dem Meiſter die ganze Arbeit des Lehrburſchen. Dieſer muß, während eben dieſer Zeit, in vielen Fällen von ſeinen Eltern und Verwandten unterhalten, und immer von ihnen gekleidet werden. Gemeiniglich bekommt der Meiſter überdieß noch eine Summe Geldes, als eine Bezahlung des Unterrichts, den er dem Lehrlinge in ſeinem Handwerke ertheilen ſoll. Wo kein Geld gegeben wird, muß Zeit gegeben werden, das heißt, der Lehrburſche muß ſich anheiſchig machen, mehr, als die gewöhnlichen Lehrjahre auszuhalten: eine Bedingung, die, wenn ſie auch, wegen der bey Lehrburſchen ſehr gewöhnlichen Faulheit, dem Meiſter wenig Vortheil bringt, doch dem Lehrlinge allemahl nachtheilig iſt.

Bey den Landarbeiten hingegen, lernt der junge Burſche, während der Zeit, daß er die leichtern Arbeiten verrichtet, die ſchwerern Theile ſeines Geſchäftes, — und verdient ſich immer zugleich ſchon gegenwärtig ſein Brot durch das, was er thut, indem er ſtufenweiſe zu dem, was er künftig thun ſoll, angezogen wird.

Um dieſer Urſachen willen iſt es billig, daß der Arbeitslohn der Handwerksleute und Fabrikanten höher, als gemeiner Tagelohn ſey. Auch iſt er es in der That; und eben dieſer Umſtand, daß ihre Arbeit mehr einbringt, wird hinwiederum eine Urſache, warum ſie ſelbſt für eine etwas höhere Bürgerklaſſe, als gemeine Landleute, gehalten werden.

Doch dieſer ihr Vorzug iſt bey den meiſten Handwerken nicht ſehr groß. Das was in den Fabriken von gemeiner Waare, zum Beyſpiel, in denen, wo grobe wollene oder leinene Zeuge verfertiget werden, ein Lohnarbeiter ſich täglich oder wöchentlich verdienen kann, beträgt, im Durchſchnitt gerechnet, wenig mehr, als der gemeine Tagelohn ausmacht. Freylich iſt ihr Verdienſt beſtändiger und weniger unterbrochen: und ihre Einnahme, das ganze Jahr hindurch, mag wohl ſich etwas höher belaufen, als der Verdienſt eines Tagelöhners. Aber augenſcheinlich iſt dieſer Ueberſchuß nur eben hinreichend, den größern Aufwand, den ihre Erziehung erfordert hat, zu erſetzen.

Ein noch weit größrer Aufwand von Geld und Zeit iſt erforderlich, wenn ein Menſch zu den ſogenannten ſchönen Künſten, oder zu einem gelehrten Berufe erzogen werden ſoll. Es muß daher auch die Geldbelohnung weit reichlicher ſeyn, welche Mahler und Bildhauer für ihre Werke, oder welche Aerzte und Sachwalter für ihre Arbeiten erhalten. Und beyde werden auch wirklich ſo belohnt.

Auf den Gewinnſt, den das in einem Gewerbe angelegte Kapital bringen ſoll, ſcheint die Schwierigkeit oder Leichtigkeit, mit welcher das Gewerbe erlernt worden iſt, wenig Einfluß zu haben. Alle die verſchiedenen Arten, wie, in großen Städten, Geld gemeiniglich angelegt wird, erfordern faſt gleiche Kenntniſſe, und ſind alſo gleich leicht und gleich ſchwer zu erlernen. Ein Zweig des inländiſchen, oder des auswärtigen Handels, iſt kein verwickelteres und künſtlicheres Geſchäfte, als der andre.

Drittens, der Lohn der Arbeit in den verſchiedenen Beſchäftigungsarten, iſt größer oder kleiner, nachdem die Beſchäftigung ſelbſt ununterbrochen fortgehen kann, oder Gelegenheiten erfordert, die nur von Zeit zu Zeit wiederkommen.

Daß in einigen Gewerben die Beſchäftigung weit weniger unterbrochen iſt, als in andern, iſt eine augenſcheinliche Erfahrung. Bey den meiſten Manufacturen kann der, welcher ſein Handwerk verſteht, ziemlich gewiß ſeyn, das ganze Jahr hindurch, einen Tag wie den andern, Arbeit zu bekommen. Ein Maurer hingegen, oder Dachdecker, kann weder bey hartem Froſt, noch bey anhaltendem Regenwetter arbeiten: und zu allen Zeiten hängt es von den zufälligen Bauten, die bey ſeinen Kunden vorfallen, ab, ob er Arbeit haben ſoll oder nicht. Er iſt folglich oft der Gefahr ausgeſetzt, ohne Arbeit zu ſeyn. Was er ſich demnach in der Zeit, da er beſchäftigt iſt, verdient, muß ihn nicht nur während der Zeit, da er müſſig iſt, unterhalten, ſondern ihm auch einigermaßen die Sorgen und Bekümmerniſſe vergüten, welche eine, ſo ſehr von Zufällen abhängige Lebensart, ihm in gewiſſen Augenblicken verurſachet. Wenn der Verdienſt der meiſten Manufacturiſten, durchs ganze Jahr zuſammen gerechnet, nicht viel mehr auf den Tag, als gemeines Tagelohn, giebt: ſo muß der Lohn der Maurer und Dachdecker, gemeiniglich anderthalb, bis zweymahl ſo viel betragen. Da wo gemeine Arbeiter, die Woche hindurch, vier und fünf Schillinge, (1 Rthlr. 8 ggr. und 1 Rthlr. 16 ggr.) verdienen: können es Maurer und Dachdecker oft auf ſieben bis acht

(2 Rthlr. 8 ggr. bis 2 Rthlr. 16 ggr.) bringen; und da wo die erſtern, wie in London, neun bis zehn Schillinge verdienen, verdienen die letztern funfzehn und achtzehn. — Und doch ſcheint unter aller **erlernter** Arbeit, keine leichter und kunſtloſer zu ſeyn, als die Maurer- und Dachdeckerarbeit. In London verrichten, wie man ſagt, oft die Sänftenträger, während des Sommers, Maurerarbeit. Der hohe Lohn alſo, welchen ſie erhalten, iſt nicht ſowohl die Belohnung ihrer größern Geſchicklichkeit, als die Vergütung, des durch die Unbeſtändigkeit dieſes Erwerbs ihnen verurſachten Schadens.

Ein Zimmermann ſcheint, mit dem Maurer verglichen, ein künſtlicheres und mehr Vorübung erforderndes Handwerk zu treiben, als dieſer. Deſſen ungeachtet iſt ſein Tagelohn, faſt durchgängig, etwas geringer. Seine Beſchäftigung hängt zwar auch von den gelegentlichen Bedürfniſſen und dem Aufrufe ſeiner Kunden —, aber ſie hängt doch nicht ſo gänzlich davon ab: ſie wird überdieß durch Jahrszeiten und Witterung nicht ſo unterbrochen.

Wenn Gewerbe, welche ſonſt allenthalben den Arbeitern **beſtändige** Beſchäftigung geben, an gewiſſen Oertern dieſes nicht thun: ſo ſteigt auch an dieſen Oertern, der Lohn jener Arbeiten, über das gewöhnliche Verhältniß, das er ſonſt zu dem gemeinen Tagelohne hat. In London, zum Beyſpiel, werden gewöhnlich faſt alle Handwerksgeſellen tage- oder wochenweiſe von ihren Meiſtern gedungen, und können auch täglich, oder wöchentlich wieder, wie gemeine Tagelöhner, entlaſſen werden.

Und um dieſer Urſache willen, bekommt daſelbſt auch die geringſte Klaſſe derſelben, die Schneidergeſellen, ein Tagelohn von einer halben Krone, oder zwey und einen halben Schilling, (20 ggr.) da gemeiner Tagelohn nur auf anderthalb Schillinge, (12 ggr.) gerechnet wird. In kleinen Städten, oder auf Dörfern, iſt der Lohn der Schneidergeſellen kaum dem gemeinen Tagelohne gleich. — Aber in London ſind auch die Schneidergeſellen oft, beſonders im Sommer, mehrere Wochen auſer Arbeit.

Wenn eine Arbeit zu gleicher Zeit beſchwerlich, unangenehm, ſchmuzig, und doch dabey zufällig und unterbrochen iſt: ſo kann ihr Lohn, wäre ſie auch von der gemeinſten Art, oft weit über den Lohn der kunſtreichſten Arbeit ſteigen. Ein Kohlengräber, der im Gedinge arbeitet, das heißt, der nach dem Maße herausgebrachter Kohlen bezahlt wird, ſoll zu Newcaſtle gemeiniglich zwey- und an vielen andern Orten Schottlands dreymahl ſo viel gewinnen, als der gemeine Arbeitslohn beträgt. Dieſer hohe Lohn kömmt lediglich von dem Ermüdenden, dem Unangenehmen und dem Schmuzigen dieſer Arbeit. Die Auslåder der Kohlenſchiffe in London ſind mit den Kohlengräbern, in Abſicht aller dieſer Umſtände, in gleichem Falle, und ſie haben überdieß noch den Nachtheil, daß ihre Arbeit mehr unterbrochen iſt, da ſie von der ſehr unregelmäßigen Ankunft der Kohlenſchiffe abhängt. Es kann daher nicht unbillig ſcheinen, wenn ſie gewöhnlicher Weiſe ſich vier bis fünfmahl ſo viel, als gemeine Tagelöhner verdienen. Und ſo iſt es auch in der That. Bey einer vor etlichen Jahren angeſtellten Unterſuchung hat man gefunden, daß ihr täglicher Verdienſt ſechs bis zehn Schillinge beträgt. Sechs Schillinge ſind das vierfache von achtzehn Pfenn. Sterling, dem gemeinen Tagelohne. In jedem Gewerbe aber kann der niedrigſte Lohn immer für den Lohn der größten Anzahl von Arbeitern angeſehen werden. Jene Gewinnſte können übertrieben ſcheinen. Wenn ſie es indeß wirklich wären, wenn ſie mehr als zureichten, alle unangenehmen Umſtände dieſes Geſchäfts zu vergüten: ſo würden ſich, da es kein Gewerbe mit ausſchließenden Privilegien iſt, ſo viel Leute zu demſelben drängen, daß die Concurrenz bald den Lohn auf eine niedrigere Taxe herunterbringen würde.

Die Gewinnſte, welche die, in einem Gewerbe angelegten Kapitalien bringen, können durch die Beſtändigkeit, oder Unbeſtändigkeit der Beſchäftigungen dieſes Gewerbes, nicht verändert werden: denn es hängt immer vom Kapitaliſten ab, ob er ſeine Fonds in den Zwiſchenzeiten auf andere Art nutzen will.

Viertens, die Belohnung einer Arbeit iſt größer oder geringer, nachdem das Vertrauen größer oder geringer iſt, welches dabey auf den Arbeitenden geſetzt werden muß.

Goldſchmide und Juwelirer werden allenthalben beſſer bezahlt, als viele andre Arbeiter, deren Geſchäft eine gleiche, oder noch größere Geſchicklichkeit erfordert; und dieß ohne Zweifel blos wegen der Koſtbarkeit der Materialien, welche ihnen anvertrauet werden.

Wir vertrauen unſere Geſundheit dem Arzte; unſer Vermögen, und zuweilen unſere Ehre und unſer Leben dem Sachwalter und Rechtsgelehrten an. Ein ſo groſſes Vertrauen kann man mit Sicherheit nicht auf Leute ſetzen, die in der bürgerlichen Geſellſchaft ohne Anſehen und ohne Ehre ſind. Ihre Belohnung muß alſo von der Art ſeyn, daß ſie dadurch in Stand geſetzt werden, den Rang in der Geſellſchaft zu behaupten, welchen das ihnen geſchenkte Vertrauen erfordert. Hierzu kömmt noch die Länge der Zeit und die Größe des Aufwandes, ohne welchen ein Mann zu ſolchem Berufe nicht vorbereitet werden kann: und dieſes, mit dem erſtern Umſtande verbunden, muß die Belohnung ſeiner Arbeit nothwendig erhöhen.

Wenn jemand bey ſeinem Gewerbe blos ſein eignes Kapital anlegt: ſo kann von einem in ihn geſetzten Vertrauen, gar nicht die Rede ſeyn; wenn er fremdes Geld dazu braucht: ſo beruhet der Credit, welchen man ihm giebt, nicht auf der Natur ſeines Geſchäftes, ſondern auf der Meinung, die man von ſeinem Glücke, ſeiner Ehrlichkeit und ſeiner Einſicht hat. Der Umſtand alſo, von dem wir jetzt reden, kann auf die von Kapitalien gezogenen Gewinnſte keinen Einfluß haben. Das in dem einen Gewerbe angelegte, kann nicht deswegen mehr Zinſen bringen, als das in einem andern, weil das Geſchäft des erſten ein größeres, in den Gewerbsmann geſetzte Vertrauen, fordert.

Endlich, **fünftens**, wechſelt der Lohn der Arbeiten in den verſchiedenen Beſchäftigungsarten ab, nachdem die Wahrſcheinlichkeit des Gelingens, in denſelben größer oder geringer iſt.

Wenn mehrere Menſchen zu verſchiedenen Beſchäftigungen angezogen worden: ſo iſt die Wahrſcheinlichkeit, daß ſie wirklich je zu denſelben fähig ſeyn werden, bey weitem nicht in allen gleich. Bey den meiſten Handarbeiten iſt der Erfolg beynahe gewiß; bey den gelehrten Arbeiten, und bey den ſchönen Künſten iſt er ſehr zweifelhaft. Thut euren Sohn bey einem Schuhmacher in die Lehre, und ihr könnt ſicher darauf rechnen, daß er ein Paar Schuhe wird machen lernen; aber ſchickt ihn auf die Univerſität, um die Rechte zu ſtudieren: und es iſt zwanzig gegen eins zu wetten, daß er es in ſeiner Wiſſenſchaft nicht ſo weit bringen wird, um von ihrer Ausübung allein ſein Brot zu haben. In einer Lotterie, wo es ehrlich zugeht, müſſen die, welche Treffer ziehen, alles das gewinnen, was von denjenigen verloren wird, welche Nieten gezogen haben. In einer Laufbahn des Glücks, wo zwanzig zurückbleiben, gegen einen, der das Ziel erreicht, muß von Rechtswegen, dieſer eine alles das gewinnen, was auf jene zwanzig Verunglückten gekommen ſeyn würde. Der Rechtsgelehrte, der vielleicht erſt in ſeinem vierzigſten Jahre anfängt, einen Erwerb von ſeinem Berufe zu ziehen, muß billiger Weiſe, nicht nur die Vergütung für ſeine eigene ſo langwierige und ſo koſtbare Erziehung, ſondern auch den Erſatz für die Erziehung von mehr als zwanzig andern bekommen, die ſich nie einen Pfennig damit werden erwerben können. So ausſchweifend groß die Advokatengebühren zuweilen zu ſeyn ſcheinen, ſo füllen ſie doch dieſes Maß nie aus. Man berechne, was wahrſcheinlich, an einem beſtimmten Orte, von allen Arbeitern irgend eines gemeinen Handwerks, zum Beyſpiel, des Schuſterhandwerks jährlich gewonnen, und was jährlich von ihnen ausgegeben wird: und man wird gewiß, in den allermeiſten Fällen, die erſte Summe etwas größer, als die letzte, finden. Aber nun mache man dieſelbe Rechnung in Abſicht aller Rechtsgelehrten, Räthe und Candidaten bey allen Collegien, und man wird, auch bey dem niedrigſten Anſchlage ihrer Ausgaben, und dem höchſten ihrer Erwerbe, doch jene um vielemahle größer, als dieſe finden. Die Profeſſion der Rechtsgelehrten, als eine Lotterie betrachtet, iſt alſo bey weitem keine vollkommen billige Lotterie. Wenn man bloß auf den Geldlohn ſieht, welchen ſie bringt: ſo wird ſie wirklich, ſo wie mehrere andere der höhern und ehrenvollern Profeſſionen, zu ſchlecht bezahlt.

Nichts deſto weniger behalten dieſe Lebensarten ihre volle Anzahl von Menſchen, die ſie im Gleichgewichte mit den übrigen haben ſollen; und ſo viel abſchreckende Umſtände ſie begleiten, ſo drängen ſich doch zu ihnen immer die beſten Köpfe, und die ehrbegierigſten Charaktere. Mehrere Urſachen vereinigen ſich, ſie annehmlich zu machen. Erſtlich die Ehre und Achtung, welche ſie denjenigen verſprechen, die darinn zu einer ausgezeichneten Vortreflichkeit gelangen; zum andern das natürliche Zutrauen, das jedermann, mehr oder weniger, nicht nur zu ſeinen Fähigkeiten, ſondern auch zu ſeinem Glücke hat.

In einem Berufe vortreflich zu ſeyn, in welchem nur wenige bis zur Mittelmäßigkeit gelangen, iſt der entſcheidendſte Beweis höherer Talente, oder von dem, was man **Genie** heißt. Die allgemeine Bewunderung, welche ſolche ausnehmende Geſchicklichkeiten auf ſich ziehen, iſt ein Theil ihrer Belohnung, und macht einen deſto größern oder geringern Theil derſelben aus, nachdem dieſe Bewunderung ſelbſt größer oder geringer iſt. Sie macht einen beträchtlichen Theil in der Belohnung des Arztes, einen größern in der eines Sachwalters, und beynahe die ganze Belohnung des Dichters und Philoſophen aus.

Es giebt gewiſſe ſehr anmuthige und Vergnügen bringende Talente, die der Perſon, welche ſie beſitzt, immer einige Bewunderung zuziehen, die aber, wenn ſie als Erwerbsmittel gebraucht werden, nach der Meinung der Welt, ſie mag nun aus Vorurtheil, oder aus vernünftigen Gründen entſtanden ſeyn, eine Art von Erniedrigung mit ſich führen. Diejenigen Perſonen nun, welche ſich ihnen wirklich auf dieſe Weiſe widmen, müſſen durch die Geldbelohnung, die ſie bekommen, nicht nur für die Zeit, die Mühe und den Aufwand, welche ihnen die Erwerbung ihrer Talente gekoſtet hat, ſondern auch für die Art von Schande entſchädigt werden, die mit der Anwendung derſelben, als eines Unterhaltsmittels, verbunden iſt. Auf dieſen beyden Gründen beruhen die ausſchweifend hohen Gehalte, welche Schauſpieler, Opernſänger und Operntänzer bekommen; — auf der **Seltenheit** und **Anmuth** ihrer Talente, und auf der **Unehre**, welche mit der Art, wie ſie davon

Gebrauch machen, verbunden iſt. Es ſcheint beym erſten Anblicke ungereimt, daß wir ihre Perſonen verachten, und doch ihre Kunſt mit verſchwenderiſcher Freygebigkeit belohnen. Aber eben weil wir das eine thun, müſſen wir das andere auch thun. Sollte ſich die Meinung oder das Vorurtheil des Publicums, in Anſehung ſolcher Beſchäftigungen, jemahls ändern: ſo würde ſich ihre Geldbelohnung ſehr bald vermindern. Eine größere Anzahl von Menſchen würde ſich darauf legen: und die vermehrte Concurrenz würde den Preis ihrer Arbeit herunterbringen. Viele Leute beſitzen Talente dieſer Art in großer Vollkommenheit, die es aber unter ihrer Würde zu ſeyn achten, ſie als ein Erwerbsmittel zu gebrauchen; und noch mehrere würden fähig ſeyn, ſie zu erwerben, wenn ſie voraus ſähen, daß ſie mit Ehren ihren Unterhalt davon ziehen könnten.

Es iſt ein von den Philoſophen und Moraliſten aller Zeitalter bemerkter Fehler, daß die meiſten Menſchen eine zu hohe Meinung von ihren Fähigkeiten haben; daß ſie aber eben ein ſo übertriebenes Zutrauen zu ihrem Glücke haben, darauf iſt weniger Acht gegeben worden. Demohnerachtet iſt dieſes zu große Zutrauen beynahe noch allgemeiner, als jene hohe Meinung. Vielleicht iſt, in dem Zuſtande der Geſundheit und bey dem Gefühle ungeſchwächter Kräfte, kein Menſch ganz frey davon. Jeder rechnet auf die Zufälle, durch die er gewinnen kann, etwas zu viel; jeder bringt die, bey denen er zu verlieren hätte, in zu geringen Anſchlag: und von niemanden beynahe werden die Wahrſcheinlichkeiten von beyden Seiten richtig abgewogen.

Wie ſehr die Menſchen geneigt ſind, ſich den Zufall allzugünſtig vorzuſtellen, iſt daraus klar, daß Lotterie-Unternehmungen ſo allgemeines Glück machen. Die Welt ſahe nie eine Lotterie, und wird nie eine ſehen, wo die Hoffnung zu gewinnen, deren Wahrſcheinlichkeit der Einſetzende bezahlt, wirklich ſo viel werth iſt, als dafür gegeben wird. Dieß könnte nur dann ſtatt finden, wenn die Summe aller Gewinnſte, der Summe aller verlohrnen Einſatzgelder, gleich wäre. Bey einer ſolchen Lotterie aber würde der Unternehmer leer ausgehen. In den engliſchen Staatslotterien ſind die Looſe nicht einmahl ſo viel werth, als von den Subſcribenten urſprünglich für ſie bezahlt wird: und doch werden ſie auf der Börſe gemeiniglich mit zwanzig, dreyßig, zuweilen mit vierzig vom Hundert Aufgeld verkauft. Die eitle Hoffnung, einen der großen Gewinnſte zu erhalten, iſt die einzige Urſache, warum dieſe Looſe ſo ſtark geſucht werden. Selbſt geſetzte und in ihren Begierden mäßige Leute, ſehen es für keine Thorheit an, eine, ihrem Urtheile nach, ſo kleine Summe für die Möglichkeit, zehen oder zwanzig tauſend Pfund zu gewinnen, hinzugeben. Und doch könnten ſie wiſſen, daß ſelbſt dieſe kleine Summe zwanzig bis dreyßig Procente mehr beträgt, als jene Wahrſcheinlichkeit werth iſt. Wenn es in einer Lotterie keine höhern Gewinnſte, als zu zwanzig Pfund Sterling gäbe, geſetzt, daß ſie übrigens, nach weit billigern und für die Einſetzer viel vortheilhaftern Grundſätzen eingerichtet wäre, als die Staatslotterien: ſo würden doch die Looſe davon gewiß weit weniger geſucht werden. — Um die möglichen Fälle, wo die hohen Gewinnſte in dieſer letztern zu erhalten wären, zu vervielfältigen, nehmen manche Leute mehr als ein Loos, oder intereſſiren ſich für noch mehrere zu einem gewiſſen Antheile. Und deſſen ungeachtet iſt kein Satz in der Mathematik ſo bewieſen, als daß, auf je mehr Looſe man ſein Geld wagt, deſto mehr die Wahrſcheinlichkeit wächſt, dabey zu verlieren. Es kaufe jemand die ſämmtlichen Looſe einer Lotterie: ſo iſt ſein Verluſt unfehlbar. Je eine größere Anzahl er nun nimmt: deſto mehr nähert er ſich dieſer Gewißheit.

Daß auch bey andern Gegenſtänden, die unglücklichen Zufälle von den meiſten Menſchen auf gleiche Weiſe zu geringe berechnet, und faſt von niemanden über ihren vollen Werth in Anſchlag gebracht werden: davon ſind die ſo mäßigen Aſſecuranzprämien ein Beweis. Wenn aus dem Aſſecuriren, es ſey für See- oder Feuers-Gefahr, ein Gewerbe werden ſoll: ſo muß die gewöhnliche Aſſecuranzprämie hinlänglich ſeyn, erſtlich den wahrſcheinlich zu erwartenden Verluſt zu erſetzen, — zweytens, die Koſten der Verwaltung dieſes Geſchäfts zu tragen, und endlich einen eben ſo großen Gewinnſt für das darinn angelegte Kapital abzuwerfen, als dieſes, in andern gewöhnlichen Gewerben angelegt, bringen würde. Der, welcher um ſein Haus oder Schiff verſichern zu laſſen, nicht mehr, als dieß bezahlt, giebt augenſcheinlich nur den Betrag der Gefahr, welchem die Aſſecuranten ſich ausſetzen, und alſo den niedrigſten Preis, für welchen er billiger Weiſe ſein Eigenthum verſichert zu ſehen, verlangen kann. Aber obgleich viele Leute durch Aſſecuranzen etwas gewonnen haben: ſo haben doch wenige ein großes Glück dadurch gemacht. Und dieß allein beweiſet hinlänglich, daß Gewinn und Verluſt gegen einander abgerechnet, dieſer Handel keinen größern Ueberſchuß giebt, als andere Gewerbsarten, welche doch auch nicht ſelten ihre Leute bereichern. — Und nun, für ſo mäßig auch, dieſen Betrachtungen zu Folge, die Prämien der Aſſecuranten zu halten ſind: ſo ſchätzen doch viele Leute die Gefahr, vor welcher ſie dadurch geſichert werden ſollen, zu geringe, um auch nur einen ſo mäßigen Beytrag bezahlen zu wollen. Im ganzen Königreiche Großbritannien ſind nicht neunzehn Häuſer unter zwänzigen, vielleicht nicht neun und neunzig unter hunderten, gegen Feuersgefahr verſichert. Seegefahren ſcheinen den meiſten Leuten weit beunruhigender: und das Verhältniß der Zahl von aſſecurirten Schiffen, zu der von nicht aſſecurirten, iſt weit größer. Viele ſchicken demohnerachtet ihre Schiffe in See, und dieſes ſelbſt in Kriegszeiten, ohne ſie verſichern zu laſſen. Unter gewiſſen Umſtänden kann dieſes auch allerdings, ohne alle Unklugheit geſchehen. Wenn eine große Handlungsgeſellſchaft, oder auch ein einzelnes großes Handlungshaus, zwanzig bis dreyßig Schiffe in See hat: ſo leiſten dieſe einander ſelbſt die Gewähr. Die Aſſecuranzprämie, welche an ihnen allen erſpart wird, kann mehr als hinlänglich ſeyn, den Verluſt zu erſetzen, der, nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge, von Zeit zu Zeit, durch Verunglückung einiger, verurſacht werden wird. Doch iſt in den meiſten Fällen nicht eine ſo feine Berechnung der Wahrſcheinlichkeiten, ſondern die bloße Unbeſonnenheit, und das blinde Zutrauen der Menſchen zu ihrem Glücke, die Urſache, warum man ſowohl ſeine Häuſer, als ſeine Schiffe verſichern zu laſſen vernachläſſiget.

Dieſe leichtſinnige Geringſchätzung der Gefahr, dieſe überſpannten Hoffnungen von glücklichen Erfolgen, ſind, in keinem Zeitraume des Lebens, dem Menſchen mehr eigen, und haben in keinem mehr Einfluß auf ſeine Schickſale, als in dem Alter, in welchem junge Leute ſich ihre künftige Lebensart wählen. Wie wenig zu dieſer Zeit die Furcht vor Unglücksfällen, der Hoffnung glücklicher Ereigniſſe das Gegengewicht halte, erhellet noch weit augenſcheinlicher, aus der Bereitwilligkeit, mit welcher ſich gemeine Leute zum Soldaten- oder Seedienſt anwerben laſſen, als aus dem Eifer, mit welchem Leute von beſſerm Stande die Laufbahn der Gelehrten und Künſtler betreten.

Welchen Gefahren ein gemeiner Soldat ausgeſetzt iſt, fällt deutlich in die Augen. Aber ſo wenig achten junge Leute auf dieſe Gefahren, daß niemahls mehrere derſelben freywillig Dienſte nehmen, als zu Anfange eines Krieges. So gering auch die Wahrſcheinlichkeit für ſie ſeyn mag, je zu Officierſtellen befördert zu werden: ſo ſpiegelt ihnen ihre jugendliche Phantaſie doch tauſend Gelegenheiten, Ehre einzulegen und ſich empor zuſchwingen, vor, die ſich niemahls ereignen. Dieſe romantiſchen Hoffnungen machen den ganzen Preis aus, für den ſie, ihr Blut und ihr Leben verkaufen. Ihr Sold iſt geringer als gemeiner Tagelohn; und im wirklichen Dienſte iſt ihre Arbeit weit beſchwerlicher, als die Arbeit des Tagelöhners.

Die Lotterie, welche der Seedienſt darbietet, iſt nicht ganz ſo unvortheilhaft, als die der Landtruppen. Der Sohn eines wohlhabenden Arbeitsmannes oder Handwerkers kann wohl zuweilen mit ſeines Vaters Bewilligung zur See gehen: aber wenn er ſich als Soldat anwerben läßt, ſo geſchieht es gewiß immer wider deſſen Willen. In jener Lebensart können auch wohl noch andere Leute, als der junge Menſch ſelbſt, eine Möglichkeit zu ſehen glauben, daß er ſein Glück machen könne: von dieſer kann ſich niemand etwas verſprechen, als er allein.

Der große Admiral iſt weniger ein Gegenſtand allgemeiner Bewunderung, als der große General; und die glücklichſten Unternehmungen zur See verſprechen kein ſo glänzendes Glück, noch einen ſo ausgebreiteten Ruhm, als gleiche Unternehmungen in einem Landkriege. Der nämliche Unterſchied findet bey allen untern Stufen des Land- und Seedienſtes ſtatt. Nach der Rangliſte iſt ein Schiffskapitän einem Oberſten in der Armee gleich: aber, nach der Meinung der Welt, ſteht er weit unter ihm. — Wie nun in einer Lotterie, wo die hohen Gewinnſte weniger betragen, der kleinern mehrere ſeyn müſſen: ſo iſt es wahrſcheinlich auch in dieſen beyden Arten des Dienſtes. Gemeine Matroſen haben eher die Ausſicht, zu einigem Vermögen zu gelangen, oder zu einem höhern Poſten befördert zu werden, als gemeine Soldaten: und eben dieſe Hoffnungen ſind es, wodurch dieſe Lebensart empfohlen wird. Ohnerachtet die Geſchicklichkeit, welche zum Matroſendienſte nöthig iſt, und die Uebung, welche er erfordert, weit größer iſt, als die meiſten Handwerker zu ihren Arbeiten gebrauchen; obgleich das ganze Leben gemeiner Seeleute eine zuſammenhängende Kette von Mühſeligkeiten und Gefahren iſt: ſo erhalten ſie doch, ſo lange ſie gemeine Matroſen bleiben, für alle ihre Geſchicklichkeiten, für alle von ihnen überſtandenen Mühſeligkeiten und Gefahren, faſt gar keine Belohnung, ausgenommen die, daß ſie jene haben ausüben, und in dieſen ſich hervor thun können. Ihr Sold iſt nicht größer, als der Lohn der gemeinſten Arbeiter in demjenigen Hafen, wo dieſer Sold bedungen wird. Da ſie beſtändig von einem Hafen zum andern ſegeln: ſo iſt der monatliche Sold der Matroſen, in den ſämmtlichen Häfen von Großbritannien, einander weit mehr gleich, als der Lohn irgend einer andern Klaſſe von Arbeitsleuten, an eben dieſen Oertern. Der Hafen, aus welchem, und nach welchem, die meiſten von ihnen ſegeln, das heißt, der Hafen von London, iſt auch derjenige, nach deſſen Arbeitspreiſen ſich der Matroſenſold in allen übrigen Häfen am meiſten richtet. Die Arbeitspreiſe in London ſind, für die meiſten Arbeiten, ziemlich das Doppelte von den Edinburger Preiſen. Deſſen ungeachtet haben die Matroſen, welche aus dem Londoner Hafen abſegeln, vor denen, die aus dem Hafen von Leith ihre Fahrt antreten, an monathlichem Solde, nicht mehr als etwan drey oder vier Schillinge voraus. Der Londoner Preis für den Matroſendienſt, iſt, auf Kauffahrdeyſchiffen, und in Friedenszeiten, zwiſchen einer Guinee und ſieben und zwanzig Schillingen, monatlich (7 Rthlr. bis 9 Rthlr.) In eben dieſer Zeit kann ein gemeiner Tagelöhner in London, — die Woche zu neun bis zehn Schillingen

Tagelohn gerechnet, — ſich vierzig bis fünf und vierzig Schillinge (13 Rthlr. 8 ggr. bis 15 Rthlr.) verdienen. Zwar bekömmt der Matroſe noch über ſeinen Sold, auch die Koſt. Aber der Werth davon mag wohl ſelten mehr betragen, als der Unterſchied zwiſchen ſeinem Sold und dem Verdienſt gemeiner Tagearbeiter beträgt. Und betrüge er mehr: ſo würde dieſer Ueberſchuß doch noch nicht reiner Gewinn für den Matroſen ſeyn, da er ihn nicht mit Weib und Kind, die er von ſeinem Lohne in ſeiner Abweſenheit zu unterhalten verbunden iſt, theilen kann.

In der That ſcheinen Lebensarten, wobey große Gefahren und unerwartete Errettungen, verbunden mit auſerordentlichen Abwechſelungen und Auftritten, vorkommen, anſtatt durch die erſten junge Leute abzuſchrecken, gerade dadurch einen Reitz für ſie zu bekommen. Sehr oft iſt eine zärtliche Mutter aus den untern Volksklaſſen, wenn ſie ihren Sohn nach einem Seehafen in die Schule ſchicket, ſchon zum voraus darum bekümmert, daß nicht der Anblick der Schiffe, und der Umgang mit Seeleuten, die ihrem Sohne ihre Abentheuer erzählen, ihm zu dieſer Lebensart Luſt mache. In der That iſt die entfernte Ausſicht auf Gefahren, aus denen wir hoffen, uns durch Muth und Geſchicklichkeit herauswickeln zu können, dem menſchlichen Gemüthe nicht unangenehm: und für eine Arbeit, mit welcher Gefahren dieſer Art verbunden ſind, wird deshalb kein höherer Lohn bezahlt. Ganz anders iſt es mit Gefahren, wo Muth und Geſchicklichkeiten nichts helfen. In Gewerben, die als ungeſunde bekannt ſind, iſt der Arbeitsbeitslohn merklich höher. Vielleicht aber kömmt Ungeſundheit hierbey nicht als Gefahr, ſondern nur als Unannehmlichkeit, in Betrachtung: und dann würde ihr Einfluß auf die Erhöhung des Arbeitslohnes, unter den erſten der oben angegebenen Artikel gehören.

Was die Gewinnſte von angelegten Kapitalien betrifft: ſo iſt die größere oder mindere Gewißheit, mit der man in beſtimmter Zeit darauf rechnen kann, ſein Kapital wieder zu haben, eine allgemeine und ſichere Urſache, welche jene Gewinnſte vermehrt oder vermindert. Dieſe Gewißheit iſt im inländiſchen Handel größer, als im auswärtigen, — und in einigen Zweigen des auswärtigen Handels größer, als in andern, zum Beyſpiel, in dem Handel nach Nordamerika größer, als in dem nach Jamaika. Mit dem Riſiko muß, bey einem Handel, der gewöhnliche Gewinnſt immer ſteigen oder fallen. Doch geſchieht dieß, wie es ſcheint, nicht in einer vollkommenen Proportion, noch ſo, daß das Riſiko gänzlich dadurch erſetzt würde. In allen Handlungsarten, wobey viel aufs Spiel geſetzt wird, giebt es auch viele Bankerotte. Der gefährlichſte Handel unter allen, der Schleichhandel, ob er gleich, wenn die Unternehmung gelingt, am meiſten bereichert, iſt doch der unfehlbare Weg zum Bankerott. Wahrſcheinlicher Weiſe macht eben das oben gedachte ungegründete und blinde Vertrauen der Menſchen zu ihrem Glücke, welches ſo viele zu dieſen gefährlichen Unternehmungen lockt, daß durch ihre Anzahl und ihre Concurrenz, der Gewinn dabey zu ſehr verringert wird, um den wahrſcheinlichen Verluſt decken zu können. Sollte dieſer vollſtändig gedeckt werden: ſo müßte der Handel, von dem die Rede iſt, für gewöhnlich ſo viel einbringen, daß er, auſer dem, in jedem andern Handel üblichen Gewinnſte des Kapitals, noch die von Zeit zu Zeit vorfallenden Einbußen bezahlte, und dem Schleichhändler überdieß einen außerordentlichen Gewinnſt, von der Art, wie die Aſſecuranten ihn haben, verſicherte. Wahrſcheinlich bringen dieſe Handlungszweige ſo viel nicht ein: denn ſonſt würden die Bankerotte bey denſelben nicht ſo häufig ſeyn.

Von den fünf Umſtänden alſo, welche den Lohn der Arbeit abändern, ſind es nur zwey, welche auf die Gewinnſte der Kapitaliſten Einfluß haben: nämlich, die Annehmlichkeit oder Unannehmlichkeit des Geſchäftes, und die damit verbundene größere oder geringere Gefahr. Was den Umſtand des Angenehmen und Unangenehmen betrifft: ſo iſt, in Abſicht deſſelben, bey den verſchiedenen Arten der Kapitalsanlegung nur ein ſehr kleiner, — bey den verſchiedenen Arten der Arbeit aber — ein ſehr großer Unterſchied. In Anſehung der Gefahr und Sicherheit iſt zwar unſtreitig, daß mit der erſtern, die Gewinnſte eines angelegten Kapitals ſteigen, mit der andern fallen: aber es iſt nicht zu behaupten, daß die Gewinnſte genau mit der Gefahr des Verluſtes im Verhältniſſe ſtänden. Aus dieſem allen ſollte man wohl ſchließen dürfen, daß, in einer und derſelben Nation, oder in einer und derſelben Gegend, bey allen den verſchiedenen Arten, wie man ſein Kapital anlegen kann, eine weit größere Gleichheit des Gewinnſtes, als Gleichheit des Lohns bey den verſchiedenen Arten der Arbeit, herrſchen müſſe. Und ſo verhalten ſich die Sachen auch wirklich. Der Unterſchied zwiſchen dem, was ſich ein gemeiner Tagelöhner, und dem, was ſich ein mit Glück prakticirender Arzt oder Sachwalter erwerben kann, iſt augenſcheinlich weit größer, als der Unterſchied zwiſchen dem größten und dem kleinſten der gewöhnlichen Kapitalgewinnſte, in allen Zweigen der Gewerbe, in welchen Kapitalien angelegt werden können. Wenn bey gewiſſen Gewerben der Kapitalgewinnſt ohne Vergleichung größer, als bey andern, ſcheint: ſo iſt dieß gemeiniglich nur eine Täuſchung, die daraus entſteht, weil man nicht immer genau genug, das, was als Arbeitslohn zu betrachten iſt, von dem, was eigentlich Gewinnſt vom Kapital heißen kann, unterſcheidet.

Apothekergewinnſt iſt ein ſprüchwörtlicher Ausdruck geworden, um einen unmäßigen und übertriebenen Gewinn zu bezeichnen. Aber dieſer anſcheinlich ſo große Gewinn iſt oft nichts weiter, als ein mäßiger Arbeitslohn. Die Arbeiten eines Apothekers erfordern eine mannichfaltigere Geſchicklichkeit und eine ſorgfältigere Aufmerkſamkeit, als die Arbeiten der meiſten Künſtler. Auch iſt das Vertrauen, welches auf ihn geſetzt wird, größer, und betrifft einen wichtigern Gegenſtand. Er iſt der Arzt der Armen in allen Fällen, und der Arzt der Reichen, in Fällen, wo die Gefahr nicht ſehr groß iſt. Seine Belohnung muß alſo ſeiner Geſchicklichkeit, ſeinem Fleiße und dem in ihn geſetzten Vertrauen, angemeſſen ſeyn. Dieſe Belohnung erhält er aber nur durch den erhöheten Preis der Waaren, welche er verkauft. Vielleicht mögen die ſämmtlichen Materialien, welche in der am beſten angebrachten Apotheke einer anſehnlichen Marktſtadt, ein Jahr durch verbraucht werden, nicht über dreyßig oder vierzig Pfund Sterling koſten. Wenn aber auch der Apotheker ſie für drey oder vier hundert Pfund, ja mit tauſend Procent Gewinn verkauft: ſo kann dieß doch vielleicht nicht mehr als der billige Lohn ſeiner Arbeit ſeyn, den er ſich aber auf die einzige Art bezahlen läßt, wie er zu dieſer Bezahlung kommen kann: ich meine, indem er ihn auf den Preis ſeiner Waaren ſchlägt. Der größere Theil von dem, was Gewinnſt bey ihm zu ſeyn ſcheint, iſt in der That Arbeitslohn, den er aber unter einem andern Namen einfordert. In einer kleinen an der See liegenden Stadt, kann ein Krämer, an einem Kapitale von hundert Pfunden, vielleicht vierzig oder funfzig Procent gewinnen, indeß ein anſehnlicher Großhändler deſſelben Platzes, an einem Kapitale von zehn tauſend Pfunden kaum acht oder zehn Procent verdienen wird. Das Gewerbe dieſes Krämers iſt vielleicht zur Bequemlichkeit der Einwohner nothwendig; und die Eingeſchränktheit des Markts erlaubt ihm nicht, ein größeres Kapital darinn anzulegen. Der Mann muß demohnerachtet von ſeinem Gewerbe leben, und muß auch dem Stande gemäß leben, welcher dabey vorausgeſetzt wird. Auſerdem, daß er, um den Handel anzufangen, ein kleines Kapital beſitzen mußte, war es auch nothwendig, daß er leſen, ſchreiben und rechnen konnte, und daß er vielleicht funfzig oder ſechzig verſchiedene Waarenartikel, mit ihren Preiſen, Beſchaffenheiten, und den Marktplätzen, wo ſie am wohlfeilſten einzukaufen ſind, kannte und zu beurtheilen wußte. Mit einem Worte, er mußte alle die Kenntniſſe haben, die einem großen

Kaufmanne nöthig ſind, und nur der Mangel eines hinlänglichen Vermögens hinderte ihn, einer zu werden. Für einen Mann, der ſich ſo viele Kenntniſſe und Fertigkeiten erworben hat, ſind dreyßig oder vierzig Pfunde Sterling keine zu große Belohnung ſeiner jährlichen Arbeit. Man ziehe dieſe von dem ſcheinbar großen Gewinnſte ſeines Kapitals ab: und es wird wenig mehr übrig bleiben, als was bey jeder andern Anlegung eines Kapitals gewonnen wird. Auch hier alſo war dasjenige, was bloßer Gewinnſt des Kaufmanns zu ſeyn ſchien, wahrer Lohn des Arbeiters.

Der Unterſchied deſſen, was mit einem gleichen Kapital, im Groß- und im Kleinhandel gewonnen wird, iſt in der Hauptſtadt viel geringer, als in Landſtädten und Marktflecken. Wo zehn tauſend Pfund im Kramhandel angelegt werden können, da iſt der Lohn für die Arbeit des Krämers, nur ein ſehr unbedeutender Zuſatz zu dem, was er an ſeinem Kapital gewinnt. Daher der ſcheinbare Gewinn des reichen Kleinhändlers, dem von dem reichen Großhändler weit näher kömmt. Dieß iſt auch die Urſache, warum die einzeln verkauften Waaren, in der Hauptſtadt eben ſo wohlfeil, und oft noch wohlfeiler ſind, als in kleinen Städten, oder auf dem Lande. Materialwaaren, zum Beyſpiele, ſind gemeiniglich weit wohlfeiler; Brot und Fleiſch gewöhnlich eben ſo wohlfeil. Jene werden, mit gleichen Unkoſten, nach der großen Stadt, und nach dem kleinen Landſtädtchen zu Markte gebracht. Aber es koſtet mehr, Getreide und Vieh, nach der großen Stadt, als nach der kleinen zu bringen, weil ſie aus größern Entfernungen dahin gebracht werden. Da nun die Koſten des erſten Ankaufs bey den Materialwaaren, an beyden Orten dieſelben ſind: ſo müſſen dieſe Waaren an dem Orte am wohlfeilſten ſeyn, wo der Kaufmann mit dem kleinſten Gewinnſte von ſeinem Kapitale zufrieden iſt. Brot und Fleiſch, ſind beym erſten Ankaufe in der großen Stadt theurer, als auf dem Lande. Wenn alſo auch dort der Gewinnſt des Kapitaliſten, der zum Preiſe hinzugerechnet werden muß, geringer als hier iſt: ſo reicht dieß doch nicht immer zu, die Waaren dort wohlfeiler, aber gemeiniglich, ſie eben ſo wohlfeil zu machen, als ſie hier ſind. Bey ſolchen Artikeln, wie Brot und Fleiſch, macht eben die Urſache, welche den Kapitalgewinnſt verringert, den erſten Ankauf theurer. Der große Umfang des Marktes nämlich war es, der, indem er mehreren Kapitaliſten die Gelegenheit, ihre Gelder anzulegen verſchaft, den Gewinnſt eines jeden durch die Concurrenz verringert. Aber eben dieſe Größe des Marktes macht es nothwendig, daß die Waare aus entfernten Gegenden zugeführt werde, und vermehrt daher die urſprünglichen Koſten. In den meiſten Fällen, ſcheinen dieſe Verminderung der Koſten und die Vermehrung des Gewinnſtes, oder umgekehrt, einander das Gleichgewicht zu halten. Und wahrſcheinlich liegt hierinn die Urſache, warum, ungeachtet die Preiſe von Vieh und Getreide, in verſchiednen Gegenden des Reichs, einander ſehr ungleich ſind, doch Brot und Fleiſch faſt allenthalben dieſelben Preiſe behalten.

Obgleich der Gewinn, den man mit einem beſtimmten Kapitale, in irgend einem Geſchäfte, machen kann, in der Hauptſtadt gewöhnlich weit geringer, als in der Landſtadt, oder auf dem Dorfe iſt: ſo wird doch ein Mann, der mit einem ſehr kleinen Kapital ein Gewerbe anfängt, weit öfterer dort, als hier, reich werden. In kleinen Oertern nämlich und auf dem Lande, kann der Gewerbsmann nicht ſeinen Markt erweitern, ſo wie ſein Kapital ſich vergrößert. So hohe Zinſen er alſo auch von ſeinem Kapital ziehen mag: ſo kann doch die Summe derſelben im Ganzen nie groß, und alſo das davon jährlich bey Seite gelegte auch nie beträchtlich werden. In großen Städten hingegen läßt ſich der Markt erweitern, ſo wie das Kapital ſich anhäuft: und der Credit eines ſparſamen und thätigen Mannes, deſſen Unternehmungen gelingen, wächſt noch geſchwinder, als ſein Kapital. So weit beydes zuſammengenommen, langt: ſo weit kann er auch hier ſein Gewerbe ausdehnen. Da nun die Summe ſeiner jährlichen Gewinnſte hinwiederum mit dem Umfange ſeiner Geſchäfte im Verhältniſſe ſteht: ſo kann er mehr davon, zur Anhäufung des Kapitals, jährlich bey Seite legen.

Deſſen ungeachtet werden, auch in großen Städten, in Gewerbszweigen, die ſchon lange im Gange ſind, häufig und regelmäßig betrieben werden, beträchtliche Reichthümer nur alsdann erworben, wenn, während eines langen Lebens, Fleiß ſich mit Sparſamkeit und einer beſtändigen Aufmerkſamkeit auf die Geſchäfte, vereinigt hat. In der That werden in dem ſogenannten Speculationshandel, auch zuweilen plötzlich, an ſolchen Oertern, große Reichthümer gewonnen. Aber der ſpeculative Kaufmann, betreibt auch keinen beſtimmten, regelmäßigen und immer gleichen Handlungszweig. Er iſt das eine Jahr ein Getreide-, und das folgende ein Weinhändler, und handelt das dritte vielleicht mit Zucker, Toback, oder Thee. Er läßt ſich in jede Art des Handels ein, die ihm, nach den Umſtänden der Zeit, höhere Gewinnſte, als die gewöhnlichen, verſpricht, und zieht ſich von jeder zurück, wenn ſie, in Abſicht der Gewinnſte, wieder ins Gleichgewicht mit den übrigen Zweigen tritt. Was er alſo gewinnt, oder verliert, kann mit dem Gewinnſte, der ſich von einem einzelnen, gleichförmig fortgeführten Handlungszweige erwarten läßt, in keinem beſtimmten Verhältniſſe ſtehen. Ein kühner Speculationshändler, kann durch zwey oder drey gelingende Unternehmungen, ein anſehnliches Vermögen erwerben: aber er kann auch eben ſo leicht, durch zwey oder drey unglückliche, ein dergleichen Vermögen verlieren. Dieſer Handel iſt übrigens nirgends, als in ſehr großen Städten, möglich. Es gehören die ausgebreiteten Verbindungen, und das weitläuftige Verkehr ſolcher Plätze dazu, um die zu jenen Speculationen nöthigen Nachrichten einziehen zu können.

Die oben angezeigten fünf Umſtände, ſo eine große Verſchiedenheit ſie in dem Lohne der Arbeit, und dem Gewinnſte, welchen Kapitalien bringen, verurſachen, machen deswegen doch nicht, daß im Ganzen, ein Gewerbszweig wirklich oder ſelbſt in der Einbildung der Menſchen, viel vortheilhafter oder nachtheiliger ſey, als der andre. Der Einfluß dieſer Umſtände iſt ſo beſchaffen, daß ſie das, was an Gelde weniger gewonnen wird, auf andre Weiſe vergüten, oder dem größern Gewinnſt durch gegenſeitige Laſten die Wage halten.

Doch, wenn bey den verſchiedenen Gewerben, Vortheil und Nachtheil auf dieſe Weiſe im Gleichgewicht ſeyn ſollen: ſo ſind, auſer der vollkommenſten Freyheit, noch drey Bedingungen erforderlich. Erſtlich müſſen dieſe Gewerbe ſämmtlich, an dem Orte oder in der Gegend, ſchon lange eingeführt und wohlbekannt ſeyn; zweytens müſſen ſie ſich in demjenigen Zuſtande befinden, den man ihren natürlichen nennen kann; drittens muß eines, wie das andre, die ganze und einzige Beſchäftigung derer, die ſich damit abgeben, ausmachen.

Erſtlich, ſage ich, kann jenes Gleichgewicht nur bey Gewerben ſtatt finden, die in einer Gegend ſchon lange beſtehn, und daſelbſt wohl bekannt ſind.

Alle übrigen Umſtände gleich geſetzt, iſt der Arbeitslohn in einem neuen Gewerbe immer höher, als in alten. Wenn ein unternehmender Kopf eine neue Fabrik errichten will: ſo muß er zuerſt die Arbeitsleute, welche er braucht, von den Beſchäftigungen, die ſie bisher getrieben haben, durch einen höhern Lohn, zu der ſeinigen locken; — durch einen höhern, ſage ich, als für andre Arbeit bezahlt wird, oder als die Natur ſeiner Arbeit an ſich erforderte. Und es wird eine beträchtliche Zeit vorbeygehen, ehe er es wagen darf, den Lohn ſeiner Arbeiter, nach dem Behältniſſe der übrigen Arbeitspreiſe, herabzuſetzen. Diejenigen Manufacturen, welche für die Mode und eingebildeten Bedürfniſſe arbeiten, verändern ſich beſtändig, und beſtehen ſelten lange genug, um als regelmäßig eingeführte Gewerbe angeſehen werden zu können. Diejenigen hingegen, deren Erzeugniſſe des Nutzens und wirklicher Bedürfniſſe wegen geſucht werden, ſind der Veränderung weit weniger unterworfen, und können oft, für Waaren von einerley Stoff und Form, Jahrhunderte hindurch, immer eine gleiche Nachfrage behalten. In Fabriken der erſten Art muß der Arbeitslohn natürlicher Weiſe höher ſeyn, als in denen der zweyten. Die Birminghamſchen Fabriken gehören zu der erſten, die Sheffieldſchen zu der letztern Art. Auch findet ſich in der That, daß der Arbeitslohn in beyden ſo unterſchieden iſt, wie es, nach der Theorie, und nach der Beſchaffenheit dieſer Fabrikgattungen ſeyn muß.

Jede neu angelegte Fabrik, jeder zuerſt betriebne Handlungszweig, jeder neue Verſuch im Ackerbau, iſt eine Speculation, von welcher der Erfinder, ſich einen auſerordentlichen Gewinnſt verſpricht. Zuweilen ſind die von ſolchen Neuerungen eingeernteten Vortheile ſehr groß; zu andern Zeiten und vielleicht öfterer, erfüllen ſie die Erwartung des Unternehmers nicht: immer aber halten dieſelben kein regelmäßiges Verhältniß mit dem Gewinnſte andrer alten Gewerbe in der nämlichen Gegend. Gelingt der Verſuch: ſo ſind im Anfange die Vortheile ſehr groß. So wie aber die Sache recht in Gang kömmt, und allgemein bekannt wird: ſo fallen dieſelben durch die Concurrenz bis zur Gleichheit mit dem Gewinnſte aller andern Gewerbe.

Zweytens kann dieſes Gleichgewicht, zwiſchen Vortheil und Nachtheil, bey den verſchiedenen Arten, ſeine

Arbeit oder ſein Kapital anzulegen, nur ſo lange ſtatt finden, als dieſe Beſchäftigungszweige in ihrem gewöhnlichen Zuſtande ſind, den man auch ihren natürlichen nennen kann.

Es giebt Zeiten und Umſtände, wo die Nachfrage nach jeder Art der Arbeit ungewöhnlich groß, oder ungewöhnlich geringe wird. Während der Heu- und Getreideernte iſt die Nachfrage nach Arbeitern auf dem Lande weit größer, als in dem ganzen übrigen Jahre; und hiermit ſteigt auch der Arbeitslohn im Verhältniſſe. Wenn, in Kriegszeiten, vierzig oder funfzig tauſend Seeleute, von den Kauffahrteyſchiffen mit Gewalt weggenommen werden, um die königliche Flotte zu bemannen: ſo wächſt die Nachfrage nach Matroſen für die Handelsſchiffe zugleich mit ihrer Seltenheit, — und dieß treibt unter ſolchen Umſtänden, ihren monatlichen Gehalt, von einer Guinee oder ein und zwanzig Schillingen, welche es gemeiniglich ausmacht, bis auf vierzig Schillinge oder drey Pfund Sterling hinauf. In einem Gewerbe hingegen, welches in Verfall geräth, ſind viele Arbeiter lieber mit einem geringern, als dem gewöhnlichen Lohne zufrieden, ehe ſie ſich entſchließen, ſich in eine ganz neue Lebensart einzulaſſen.

Der Gewinnſt des Kapitaliſten, der ſein Geld in einem Gewerbe anlegt, ſteigt und fällt mit dem Preiſe der Waare, womit das Gewerbe beſchäftigt iſt. So wie dieſer Preis, über das gewöhnliche Maß, oder über den Mittelpreis ſteigt: ſo wächſt auch der Gewinnſt, wenigſtens von einem Theile der Kapitalien, vermittelſt welcher jene Waare auf den Markt gebracht worden iſt, über ſeine natürliche Höhe an. Und wenn jener Preis unter das beſagte Verhältniß ſinkt: ſo fällt gleichfalls dieſer Gewinn. Alle Waaren ſind den Abwechſelungen der Preiſe unterworfen, aber einige mehr, andre weniger. Bey denjenigen Waaren, die durch den Fleiß der Menſchen hervorgebracht werden, richtet ſich die Quantität der auf ihre Hervorbringung jährlich gewandten Arbeit, ſo genau wie möglich, nach der Quantität, welche in einem Jahre davon begehrt wird. Und die Folge davon iſt, daß, von dieſen Waaren, des Jahres ungefähr ſo viel hervorgebracht, als verbraucht wird. Ich habe ſchon bemerkt, daß in gewiſſen Gewerben gleich viel Arbeit immer eine gleiche Quantität von Waaren hervorbringt. Iſt, zum Beyſpiele, in Leinwand- oder Wollenmanufacturen, das eine Jahr eine eben ſo große Anzahl von Händen beſchäftigt, als das andere: ſo wird auch in beyden eine ziemlich gleiche Quantität von Leinwand und Tuch verfertiget werden. Bey ſolchen Waaren können es alſo nur die zufälligen Veränderungen der Nachfrage ſeyn, welche ihren Marktpreis abwechſelnd machen. Eine Landestrauer, zum Beyſpiele, macht die ſchwarzen Tücher theurer. Nach gemeiner Leinwand und grobem Tuche iſt die Nachfrage ungefähr immer dieſelbe: daher ſind auch ihre Preiſe ſehr gleichförmig. Aber es giebt andre Gattungen von Gewerben, in welchen, durch gleichen Fleiß, nicht immer gleich viel hervorgebracht wird. Es kann in zwey Jahren dieſelbe Arbeit auf einen Acker gewandt werden: und die Quantitäten des darauf eingeernteten Getreides, Weins, Hopfens, Zuckers oder Tobaks, können, in beyden, ausnehmend verſchieden ausfallen. Von ſolchen Waaren ſchwankt alſo der Preis nicht bloß mit den Veränderungen der Nachfrage, ſondern auch mit den noch weit häufigern und größern Abwechſelungen der erzeugten Quantität: daher überhaupt ſeine Veränderlichkeit größer iſt. So wie nun die Preiſe dieſer Waaren unbeſtändig ſind: ſo müſſen es auch die Gewinnſte, wenigſtens einiger der Kapitaliſten, ſeyn, die auf ſie ihre Fonds anlegen. — Dieſe Waaren machen daher den eigentlichen Gegenſtand aus, womit ſich der ſogenannte **Speculationshändler** abgiebt. Er ſucht ſie zu Zeiten, wenn er Wahrſcheinlichkeit voraus ſieht, daß ihre Preiſe ſteigen werden, aufzukaufen, und ſie wieder zu verkaufen, wenn zu vermuthen iſt, daß ſie fallen werden.

Drittens. Das oben behauptete Gleichgewicht der Vortheile und Nachtheile in den verſchiedenen Arten, Geld oder Arbeit anzulegen, findet nur bey ſolchen Arbeiten ſtatt, die eigene Nahrungszweige ausmachen: ſo, daß die damit beſchäftigten Perſonen, davon allein oder doch vorzüglich ihren Unterhalt haben.

Wenn Leute ihren Unterhalt bey einer Beſchäftigung finden, die nicht ihre ganze Zeit ausfüllt: ſo ſind ſie nicht abgeneigt, in den leeren Zwiſchenräumen, noch eine andre Arbeit, für einen geringern Lohn, zu thun, als ſonſt der Natur dieſer leztern angemeſſen wäre.

Es giebt noch jezt, in manchen Gegenden von Schottland, eine Art Leute, die man Cotters (Häusler) nennt; obgleich ihre Anzahl in den lezten Zeiten ſehr abgenommen hat. Dieſe ſind nichts anders als eine Art von auſerhäuslichen Dienſtbothen der Pächter und Gutsherren. Der Lohn, den ſie von ihren Dienſtherren bekommen, beſteht gewöhnlich in dem Hauſe, welches ſie bewohnen, in einem kleinen Garten, darinn ſie Gemüſe anpflanzen können, in einem Flecke, worauf ungefähr ſo viel Gras wächſet, als zur Erhaltung einer Kuh nöthig iſt, und vielleicht in einem oder zwey Morgen ſchlechten Getreidelandes. Hat der Herr ihrer Arbeit nöthig, ſo giebt er ihnen überdieß zwey **Peck** *) Hafermehl die Woche, und ungefähr ſechszehn Pfennige Sterling (zehn gute Groſchen, vier Pfennige). Dieß iſt aber oft in dem größern Theile des Jahres nicht der Fall. Sie haben alſo viel freye Zeit, die auch mit der Bewirthſchaftung ihres eignen kleinen Eigenthums nicht hinlänglich ausgefüllt wird. — Man ſagt, daß dieſe Häusler, beſonders zur Zeit da ſie noch in größrer Anzahl vorhanden waren, dieſe ihre erübrigte Zeit gerne einem jeden, der ſie gebrauchen wollte, für geringes Lohn hingaben, und weit wohlfeiler als andre Tagelöhner arbeiteten. In alten Zeiten ſcheint dieſe Art von Dorfeinwohnern in ganz England gemein geweſen zu ſeyn. In ſchlecht bewohnten und übel angebauten Gegenden konnten Gutsherren und Pächter ſich auf keine andre Weiſe der auſerordentlichen Hände verſichern, deren der Landbau in manchen Jahren, oder Jahreszeiten, nöthig hat. Das Geld, welches dieſe Arbeiter, ſo lange ſie gebraucht wurden, wöchentlich, oder täglich empfiengen, war augenſcheinlich nicht der ganze Lohn ihrer Arbeit. Ihr kleines Lehngut machte einen beträchtlichen Theil davon aus. Aber viele der Schriftſteller, welche die Preiſe der Arbeiten und Lebensmittel in alten Zeiten geſammelt haben, ſind in den Irrthum gefallen, jenen wöchentlichen oder täglichen Geldlohn, für den ganzen Lohn anzuſehen; daher, nach ihren Rechnungen, die Preiſe ſo erſtaunlich und ſo unnatürlich geringe ausfallen.

---

*) Ein peck Getreide iſt der vierte Theil eines bushel, der ungefähr um die Hälfte kleiner als ein Berliner Scheffel iſt, ſo daß 100 Berliner Scheffel $152\frac{7}{32}$ Engliſche Buſhels ausmachen.

Die Erzeugniſſe nun, von den oben beſchriebenen Zwiſchenarbeiten, kommen wohlfeiler zu Markte, als ſie ſonſt nach Beſchaffenheit jeder Arbeit, geliefert werden könnten. In vielen Theilen von Schottland, zum Beyſpiele, werden Strümpfe weit wohlfeiler geſtrickt, als ſie anderswo gewirkt werden. Sie ſind die Arbeit von Dienſtbothen oder Tagelöhnern, die ihren eigentlichen Unterhalt durch eine andre Art von Beſchäftigung ſuchen. Mehr als tauſend Paar werden jährlich aus den Schettlandsinſeln nach dem Hafen von Leith gebracht, wovon das Paar fünf bis ſieben Pfennige Sterling (drey gute Groſchen, vier Pfennige, bis vier gute Groſchen, acht Pfennige) verkauft wird. Zu Learwick, der kleinen Hauptſtadt der Schettlandsinſeln, ſind zehn Pfennige Sterling, wie man mir verſichert hat, der gewöhnliche Tagelohn für gemeine Arbeit. Auf denſelben Inſeln werden zwirnene Strümpfe, das Paar zu einer Guinee, und zu noch höhern Preiſen, geſtrickt.

Die leinene Garnſpinnerey wird in Schottland ungefähr auf eben die Art, wie das Strumpfſtricken, durch das Geſinde betrieben, das zu andern Verrichtungen gemiethet worden iſt. Die, welche von jenen beyden

den Beſchäftigungen ihren ganzen Unterhalt haben wollen, können nur ein ſehr dürftiges Brot eſſen. In den meiſten Gegenden von Schottland, muß es ſchon eine gute Spinnerin ſeyn, welche die Woche durch, zwanzig Pfennig Sterling (dreyzehn gute Groſchen, vier Pfennige) verdienen ſoll.

In reichen Ländern iſt der Markt gemeiniglich von ſolchem Umfange, daß ein einziges Gewerbe hinlänglich iſt, das ganze Kapital, oder die ganze Zeit der Menſchen, welche ſich damit abgeben, zu beſchäftigen. Die Fälle, daß Leute von dem einem Geſchäfte leben, und doch ein andres, wodurch ſie ſich noch einen kleinen Nebenverdienſt verſchaffen, beyher treiben, kommen nur in armen Ländern häufig vor. Doch folgendes Beyſpiel einer ungefähr ähnlichen Sache, findet man in der Hauptſtadt eines ſehr reichen Landes. In keiner Stadt in Europa, glaube ich, ſind die Renten von Häuſern ſo groß als in London: und doch weiß ich keine, wo man einzelne möblirte Zimmer ſo wohlfeil haben könnte. Wohnungen ſind in London nicht nur wohlfeiler als in Paris, ſondern auch weit wohlfeiler, als in Edinburg: vorausgeſetzt, daß man an beyden Orten gleich gute Zimmer haben will. Ja, was befremdend ſcheinen kann, gerade die Höhe der Hausrenten macht die Wohnungen wohlfeil. Nämlich die Hausrenten, (das heißt, die Zinſen, die für ganze Häuſer gegeben werden) ſind in London nicht bloß um der Urſachen willen hoch, um derentwillen ſie es in allen großen Orten ſind, weil nämlich der Arbeitslohn hoch iſt, die Baumaterialien, die größtentheils aus der Ferne herbeygeſchafft werden müſſen, theuer ſind, und vornämlich weil Grund und Boden ſelbſt, auf welchem gebauet wird, eine hohe Rente bezahlt, indem jeder Eigenthümer eines Grundſtücks in der großen Stadt wie ein Monopoliſt anzuſehen iſt, und oft für einen einzigen Morgen ſehr ſchlechten Ackers in einer Stadt, eine höhere Rente fordert, als er für hundert Morgen des beſten Ackers auf dem Lande bekommen würde: ſondern jene hohe Rente entſteht größtentheils aus den beſondern Sitten und Gewohnheiten der Einwohner von London, durch welche faſt jeder Hausvater genöthigt wird, ein ganzes Haus, vom Boden bis zum Keller, zu miethen. Ein Wohnhaus (dwelling-houſe) heißt in England ſo viel, als alles, was unter demſelben Dache enthalten iſt. In Frankreich, Schottland, und vielen andern europäiſchen Ländern zeigt es oft nicht mehr, als ein einzelnes Stockwerk an. Ein Gewerbsmann in London muß ein ganzes Haus, in dem Theile der Stadt miethen, wo ſeine Kunden wohnen. Sein Laden iſt im Erdgeſchoß; er ſelbſt und ſeine Familie ſchlafen in Kammern unter dem Dache: und nun ſucht er durch die Miethzinſen, die er von den beyden mittlern Stockwerken zieht, einen Theil der Hausrente bezahlt zu erhalten. Den eigentlichen Unterhalt ſeiner Familie erwartet er von ſeinem Gewerbe, nicht von ſeinen Miethsleuten. In Paris hingegen haben die Leute, welche möblirte Zimmer vermiethen, gemeiniglich keine andre Mittel des Unterhalts: und die Miethzinſe ihrer Wohnungen muß alſo nicht bloß die Hausrente, ſondern auch den ganzen Aufwand ihrer Familien bezahlen.

Zweyte Abtheilung.

Ungleichheiten, welche durch die europäiſche Polizey veranlaſſet werden.

Wo alſo eine von den oben geforderten drey Bedingungen fehlt: da entſtehn, zwiſchen den verſchiedenen Arten, Geld oder Arbeit anzulegen, ſelbſt alsdann, wenn die Menſchen der vollkommenſten Freyheit dabey genießen, Ungleichheiten in Abſicht der Vortheile und Nachtheile, welche damit verknüpft ſind. Aber die Polizey läßt in den europäiſchen Staaten nirgends dieſe Freyheit ungeſtört und bringt dadurch noch weit wichtigere Ungleichheiten hervor.

Sie thut dieß hauptſächlich auf die drey folgenden Arten. **Erſtlich** indem ſie die Concurrenz in **gewiſſen** Gewerben auf eine geringere Anzahl von Mitbewerbern einſchränkt, als ſich ſonſt mit denſelben abgeben würden; **zweytens**, indem ſie, in andern, dieſe Concurrenz auf eine unnatürliche Weiſe vergrößert; — und **drittens**, indem ſie den freyen Umlauf der Kapitalien und der Arbeit von einem Gewerbe und von einem Orte zum andern verhindert.

Erſtlich, die europäiſche Polizey verurſacht, in den Vortheilen und Nachtheilen, welche an die verſchiedenen Arten, Geld oder Arbeit anzulegen, geknüpft ſind, dadurch eine ſehr merkliche Ungleichheit, daß ſie in einigen

gen Gewerben, die Concurrenz der Arbeiter, durch die Verringerung ihrer Anzahl, einſchränkt.

Das vornehmſte Mittel, wodurch ſie dieſes bewirkt, liegt in den ausſchließenden Privilegien der Zünfte (Corporationen).

Jedes Zunftprivilegium ſchränkt nothwendig in der Stadt, wo das Gewerbe zunftmäßig betrieben wird, die Concurrenz in demſelben auf die Perſonen ein, welche zu der Zunft gehören. Darzu wird gemeiniglich erfordert, daß man in derſelben Stadt, unter einem gehörig qualificirten Meiſter die Lehrjahre ausgeſtanden habe. Zuweilen beſtimmen die Zunftordnungen, wie viel Lehrburſchen es den Meiſtern erlaubt ſey zu halten: immer aber beſtimmen ſie die Anzahl der Jahre, welche die Lehrzeit dauern ſoll. Beyde Anordnungen haben keine andre Abſicht, als die Anzahl der Mitbewerber in dieſen Handthierungen auf eine geringere Anzahl von Perſonen, als ſonſt dieſelben zu ergreifen geneigt ſeyn würden, einzuſchränken. Dieß thut die Beſtimmung der Anzahl der Lehrburſchen gerade zu. Lange Lehrjahre wirken auf denſelben Endzweck nicht ſo unmittelbar, aber eben ſo ſicher, weil ſie die Unkoſten einer ſolchen Erziehung vermehren.

In Sheffield kann kein Meſſerſchmid mehr, als einen Lehrburſchen, auf einmahl haben. In Norfolk und Norwich iſt jeder Tuch- oder Zeugmacher, der mehr als zwey Lehrburſchen hat, einer dem Könige zu zahlenden monatlichen Geldſtrafe von fünf Pfunden Sterling unterworfen. Kein Huthmachermeiſter darf, durch ganz

England und durch alle engliſche Pflanzungen, mehr als zwey Burſchen zugleich auslernen, bey Strafe monatlich fünf Pfunde zu bezahlen, wovon zwey dem Fiscus, und zwey dem, welcher den Proceß gegen ihn führt, anheimfallen. Die beyden letztern Verordnungen, ob ſie gleich durch ein allgemeines Staatsgeſetz beſtätiget ſind, athmen doch denſelben Innungsgeiſt, der die Sheffieldſchen Zunftordnungen eingegeben hat, und zielen zu einerley Zwecke mit dieſen ab. — Kaum waren die Seidenwirker in London, ein Jahrlang zu einer eignen Zunft vereiniget geweſen, ſo machten ſie auch ſchon unter ſich ein Geſetz, welches ihre Meiſter einer ähnlichen Einſchränkung in Abſicht der Anzahl der aufzunehmenden Lehrburſchen unterwarf; und eine eigne Parlamentsacte war nöthig, dieſes Privatzunftgeſetz aufzuheben.

In ältern Zeiten ſcheinen ſieben Jahre durch ganz Europa, der gewöhnlichen Zeitraum der Lehrjahre, bey den meiſten zunftmäßigen Gewerben, ausgemacht zu haben. Man nannte damahls alle Innungen Universitates, welches in der That der ſchicklichſte lateiniſche Name für die, zu **einer** Geſellſchaft vereinigten, ſämmtlichen Gewerbsleute einer beſtimmten Gattung, war. So findet man in den alten Privilegien und Documenten der Städte, der **Univerſität** der Schmide, der **Univerſität** der Schneider gedacht. Als diejenigen beſondern Corpora, welche wir jetzt allein Univerſitäten nennen, zuerſt errichtet wurden: ahmte man augenſcheinlich, in Beſtimmung der Jahre, welche mit Studiren zugebracht werden mußten, ehe jemand die Würde eines Magiſters, oder eines Meiſters der freyen Künſte erhalten könnte, die weit ältern Verordnungen nach, wodurch die Lehrjahre in gemeinen Handwerken ſchon vorlängſt feſtgeſetzt waren. So wie es in dieſen nothwendig war, daß ein Menſch, ſieben Jahre lang, unter einem gehörig qualificirten Meiſter gearbeitet hatte, ehe er ſelbſt Meiſter werden, und andere wieder als Lehrburſchen annehmen konnte: ſo nahm man auch an, daß der junge Studirende, ſieben Jahre lang, den Unterricht eines dazu bevollmächtigten Lehrers müſſe genoſſen haben, ehe er berechtigt ſeyn könne, ein Magiſter, Doctor, oder Lehrer ſeiner Wiſſenſchaft (drey Wörter, welche damahls einerley Sache anzeigten) zu werden, und ehe andere als Scholaren oder Lehrlinge wieder unter ihm ſtudiren könnten.

Durch das fünfte Statut der K. Eliſabeth, wurde die ſogenannte Lehrjahrzeitsacte zum Geſetz: in welcher verordnet wurde, daß von allen, zu damahliger Zeit, in England getriebenen Gewerben, Handwerken oder Künſten, die Ausübung niemanden erlaubt ſeyn ſolle, als dem, der zuvor wenigſtens ſieben Jahre als Lehrburſche, bey einem Meiſter des Handwerks oder der Kunſt, geſtanden hätte. Hierdurch wurde das, was bis dahin nur eine Privatanordnung einzelner Innungen geweſen war, in England ein allgemeines Landesgeſetz für ſämmtliche in Marktſtädten betriebene Gewerbe. Ich ſage, in Marktſtädten: denn obgleich die Worte der Parlamentsacte ganz allgemein lauten, und alle Orte des Königreichs in ſich zu ſchließen ſcheinen: ſo iſt doch die Wirkung derſelben, durch die nachmahligen Auslegungen der Richter, auf **Marktſtädte** eingeſchränkt worden: indem man zur Regel angenommen hat, daß auf dem Lande, wo gewiſſe Gewerbe zur Bequemlichkeit der Einwohner nothwendig, und doch nicht genug Menſchen vorhanden ſind, um für jedes derſelben eigene Hände in Bereitſchaft zu haben, eine und dieſelbe Perſon mehrere Gewerbe treiben, und daher auch nicht ſich zu jedem, durch ſieben Lehrjahre, geſchickt machen dürfe.

Durch eine andere Auslegung dieſer Acte, die ſich genau an die Worte derſelben gebunden hat, iſt ihre Verordnung nur auf diejenigen Gewerbe, die **vor** dem fünften Statute der Königinn Eliſabeth, in England ſchon eingeführet waren, eingeſchränkt, und keines der ſeitdem entſtandenen Gewerbe iſt derſelben unterworfen worden. Daraus ſind rechtliche Unterſchiede unter den verſchiedenen Gewerben entſtanden, die, wenn man ſie als Polizeyverordnungen betrachtet, die thörichtſten von der Welt zu ſeyn ſcheinen. Es iſt zum Beyſpiel gerichtlich entſchieden worden, daß ein Wagenmacher ſeine Räder weder ſich ſelbſt machen, noch durch Geſellen machen laſſen dürfe, ſondern daß er ſie von einem Rademachermeiſter kaufen müſſe: weil dieß letztre Handwerk ſchon vor dem fünften Jahre der K. Eliſabeth in England getrieben worden war. Einem Rademacher hingegen iſt es erlaubt, wenn er auch nie als Lehrburſche bey einem Stellmacher gedient hat, ſowohl ſelbſt Wagen zu bauen, als ſich zu deren Verfertigung Geſellen zu halten: — und dieß, weil das Stellmachergewerbe, da es vor dem fünften Statute der K. Eliſabeth noch nicht zunftmäßig getrieben wurde, nicht unter die dieſer

Acte unterworfene Gewerbe gerechnet wird. Aus einem gleichen Grunde ſind viele, der zu Mancheſter, Birmingham und Wolverhampton ſich befindenden Fabrikarbeiten, von dem Zwange des obigen Geſetzes frey.

In Frankreich iſt die Lehrjahrzeit, an verſchiedenen Orten und in verſchiedenen Gewerben, ſehr verſchieden. In Paris machen fünf Jahre den gewöhnlichen Zeitraum aus. Bey vielen Gewerben kömmt aber noch die Bedingung hinzu, daß der Ausgelernte wenigſtens noch fünf Jahr auf Tage- oder Wochenlohn bey einem Meiſter arbeiten muß, ehe er ſelbſt ſoll Meiſter werden können. Während dieſer Zeit heißt er Compagnon oder der **Geſelle** ſeines Meiſters.

In Schottland beſtimmt kein allgemeines Geſetz die Dauer der Lehrzeit. Jede Zunft und jedes Handwerk hat darüber eigene Verordnungen. — Da wo dieſe Lehrzeit lang iſt, kann oft ein Theil derſelben, mit mäßigem Gelde abgekauft werden. Auch iſt in den meiſten ſchottiſchen Städten eine ziemlich kleine Summe hinlänglich, die Zunftrechte bey irgend einem Handwerke zu erhalten. Die Weber von leinenen und hänfenen Zeugen, — der vornehmſten ſchottiſchen Manufacturwaare — können eben ſo, wie alle diejenigen, welche ihnen in die Hand arbeiten (zum Beyſpiele die, welche die Spinnräder und Weiſen verfertigen), ihr Gewerbe in jeder ſchottiſchen Stadt ganz koſtenfrey ausüben. In allen Flecken, die Stadtrecht haben, kann, an einem beſtimmten Tage, jedermann Fleiſch auf dem Markte verkaufen. Die gewöhnliche Lehrzeit in Schottland,

land, ſelbſt für einige recht künſtliche Handwerke, iſt nicht länger als drey Jahre: und überhaupt weiß ich kein Land in Europa, wo die Zunftgeſetze ſo wenig drückend wären.

Das Recht, welches jeder Menſch hat, die Früchte ſeiner eigenen Arbeit zu genießen, ſo wie es das älteſte und urſprünglichſte aller Eigenthumsrechte iſt; ſollte billig auch das heiligſte und unverletzlichſte ſeyn. Der einzige Schatz eines armen Mannes, beſteht in der Geſchicklichkeit und Stärke ſeiner Hände; und ihn verhindern, dieſe Stärke und dieſe Geſchicklichkeit, auf die ihm wohlgefälligſte Weiſe, ohne Beeinträchtigung irgend eines Menſchen zu gebrauchen, heißt das heiligſte Eigenthum deſſelben verletzen. Es iſt ein Eingriff ſowohl in die natürliche Freyheit, nicht nur des arbeitenden Mannes ſelbſt, ſondern auch der Perſonen, die ſich ſeiner Geſchicklichkeit bedienen wollen. So wie der eine gehindert wird, zu arbeiten, was ihm gut dünkt: ſo werden die andern gehindert, den für ſich arbeiten zu laſſen, welcher ihnen gefällt. — Ob ein Menſch zu der Verrichtung, welcher er ſich unterzieht, tüchtig ſey, kann ſicher der Beurtheilung derer überlaſſen werden, welche ſeine Arbeit gebrauchen, da es ihr Intereſſe ſo unmittelbar und ſo nahe angeht. Die Beſorgniſſe des Geſetzgebers, daß ſie eine unrechte Wahl treffen möchten, ſind eben ſo unnöthig, als die Anſtalten, durch welche er dieß zu verhüten ſucht, drückend ſind.

Die Feſtſetzung einer langen Lehrzeit iſt kein ſicheres Mittel zu verhindern, daß keine ſchlechte Arbeit zu Markte komme. Wenn dieſes geſchieht: ſo iſt die Urſache

ſache weit öftrer Betrügerey, als Ungeſchicklichkeit. Gegen Betrug aber kann die längſte Lehrzeit keine Sicherheit geben. Ganz andere Anordnungen ſind zu Verhütung ſolcher Misbräuche erforderlich. Die Silberprobe auf Silbergeſchirren, oder der Stempel auf leinenen und wollenen Tüchern, ſichern den Käufer weit mehr gegen Betrug, als irgend ein Geſetz, welches die Lehrjahre beſtimmt. Nach dieſer Probe, nach dieſem Stempel ſieht der Käufer; aber er fragt wenig darnach, ob der Goldſchmid oder Weber ſieben volle Jahre als Lehrburſche ausgehalten habe.

Auch das iſt nicht richtig, daß eine lange Lehrzeit die jungen Leute zum Fleiße gewöhnet. Von einem Lohnarbeiter, oder einem, nach dem Stücke arbeitenden Geſellen, läßt ſich viel eher vermuthen, daß er ſehr fleißig ſeyn werde, weil er nach dem Grade ſeines Fleißes mehr oder weniger erwirbt. Aus der entgegengeſetzten Urſache iſt zu erwarten, daß ein Lehrburſche ein fauler Arbeiter ſeyn werde, weil er keinen unmittelbaren Vortheil davon hat, fleißig zu ſeyn. In den gemeinen Handthierungen hat die Arbeit nichts angenehmes, als den Verdienſt, zu welchem ſie verhilft. Die, welche am geſchwindeſten in einen Stand kommen, wo ſie dieſer Annehmlichkeit der Arbeit genießen können, ſind auch wahrſcheinlich die erſten, welche einen Geſchmack daran gewinnen, und ſich daher zum Fleiße am zeitigſten gewöhnen. Natürlicher Weiſe bekömmt ein junger Menſch eine Abneigung vor der Arbeit, wenn er lange ohne allen Lohn arbeiten muß. Wayſenknaben müſſen, wenn ſie auf ein Handwerk gebracht werden, gemeiniglich einige Jahre länger, als andre, in der Lehre bleiben: und gerade aus ihnen ſieht man die meiſten Faullenzer und Taugenichtſe entſtehn.

Bey den Alten, waren **Lehrburſchen** und **Lehrjahre**, ganz unbekannte Dinge. In den neuern Geſetzbüchern hingegen, macht die Beſtimmung der gegenſeitigen Pflichten der Lehrherren und Lehrburſchen einen beträchtlichen Artikel aus. Das römiſche Geſetz ſchweigt von dieſen Pflichten gänzlich. Ich kenne kein lateiniſches oder griechiſches Wort, welches genau den Begriff des Worts **Lehrburſche** ausdrückte, das heißt, welches einen **Dienſtbothen** eines Gewerbsmannes bezeichnete, der ſich, auf eine gewiſſe Anzahl von Jahren, unter den Bedingungen bey ihm vermiethet, daß aller Gewinn ſeiner Arbeit ſeinem Herrn zugehöre, er aber, zum Lohne dafür, in dem Gewerbe unterrichtet werde.

Eine lange Lehrzeit iſt in allen Fällen etwas unnöthiges. Selbſt ſolche Gewerbe, die ſchon weit kunſtreicher, als gemeine Handwerke ſind, wie zum Beyſpiel, die Gewerbe der Groß- und Kleinuhrmacher, enthalten doch keine ſo großen Geheimniſſe, die einen langen Unterricht nothwendig machten. Zwar ward zur erſten Erfindung ſolcher zuſammengeſetzten Maſchinen, und ſelbſt zur Erfindung einiger der Werkzeuge, welche zu ihrer Verfertigung nöthig ſind, ein tiefes und langes Nachdenken erfordert; und nur eine glückliche Anwendung auſerordentlicher Fähigkeiten konnte ſie hervorbringen. Aber, nachdem ſie vorlängſt erfunden, und durchgängig bekannt ſind, reicht der Unterricht weniger Wochen,

chen, und vielleicht Tage hin, einen jungen Menſchen, auf die vollſtändigſte Art zu erklären, wie jene Maſchinen erbauet, und wie dieſe Werkzeuge angewandt werden müſſen. Dieß letztere iſt bey gemeinen Handarbeiten gewiß der Fall. Zwar kann, auch in dieſen, die Geſchicklichkeit der Hand, und die Fertigkeit, die Regeln gehörig zu beobachten, nicht anders, als durch viele Uebung erhalten werden. Aber zu dieſer Uebung würde ein junger Menſch weit mehr Fleiß und Aufmerkſamkeit mitbringen, wenn er vom Anfange an, um Lohn, das heißt, als Geſelle, arbeitete: ſo nämlich, daß er nach Verhältniß der wenigen Arbeit, die er verfertigte, bezahlt würde, — und dafür hinwiederum die Materialien bezahlte, die er aus Ungeſchicktheit verdirbt. Gewiß würde ſeine Erziehung, auf dieſe Weiſe veranſtaltet, in den meiſten Fällen ihren Endzweck beſſer erreichen, in allen aber weniger koſtbar und unangenehm für ihn ſeyn. — Die Meiſter würden freylich dabey verlieren; — (ſo viel nämlich, als das Arbeitslohn beträgt, welches ſie, ſieben Jahr durch, für die Arbeit geben müßten, die der Lehrburſche jetzo umſonſt thut.) Am Ende aber würden vielleicht auch die Lehrburſchen verlieren. In einem Gewerbe, deſſen Erlernung ſo leicht gemacht worden wäre, würden ſie mehrere Mitarbeiter bekommen, und nachdem ſie ausgelernt hätten, einen geringern Lohn, als jetzt, zu erwarten haben. Durch eben dieſe Vermehrung der Mitbewerber würden die Meiſter ihren Gewinn, ſo wie die Geſellen ihren Lohn vermindert ſehen. Alle Handwerker würden verlieren, aber das Publikum würde gewinnen, da die Producte von jenen wohlſeiler, wie bisher, zu Markte kämen.

Eben um dieſes Herunterſinken der Preiſe, und alſo die damit verbundene Verminderung von Arbeitslohn und Gewinn, zu verhindern, ſind die Innungen und die Zwangsgeſetze eingeführet worden, als welche beyde nur darauf abzielen, die freye Concurrenz, welche die Preiſe auf ihr kleinſtes Maß zurückbringen würde, einzuſchränken. — Um eine Innung zu errichten, war in ältern Zeiten, in vielen Ländern Europens, keine andere obrigkeitliche Bewilligung nöthig, als die der Stadt, worinn dieſelbe ihren Sitz haben ſollte. In England zwar, wurde auch noch die Genehmigung des Königs erfordert. Aber dieſes Vorrecht der Krone hatte mehr die Abſicht, derſelben Geld zu verſchaffen, als die allgemeine Freyheit gegen Monopoliſten zu vertheidigen. Sobald nur eine gewiſſe Geldſumme bezahlt wurde, ſo war es leicht, ein ſolches Privilegium, oder einen ſogenannten Charter zu erhalten. Und wenn ſich zuweilen eine Klaſſe von Handwerkern, ohne königliche Privilegien, angemaßt hatte, als Zunft, oder als ein eigenes Corpus zu handeln, ſo wurden ſolche unächte Gilden, wie man ſie nannte, deswegen nicht immer ihres Innungsrechtes beraubt, ſondern ſie wurden nur angehalten, für das angemaßte Recht, dem Könige jährlich eine beſtimmte Geldſumme zu erlegen. *) Die unmittelbare Aufſicht über die Zünfte, und über die Anordnungen, die ſie, zu ihrer innern Polizey zu machen, für gut befanden, ſtand den Magiſträten der Städte zu, wo jene Zünfte ſich befanden; und wenn ſie noch in einiger Zucht und Ordnung gehalten wurden: ſo geſchahe dieſes

---

*) S. Madox Firma Burgi. S. 26 und ferner.

dieſes nicht vom Könige, ſondern von der größern Innung oder Corporation, die man eine Stadt nennt, und von der ſie ſo viele Beſtandtheile ausmachten.

Ueberhaupt war die Regierung der Städte damahls ganz in den Händen der Handwerker und Gewerbsleute; und jede Klaſſe derſelben hatte dieß zu ihrem vornehmſten Augenmerke, zu verhüten, daß der Markt mit der Waare, die ſie hervorbringet, nicht überfüllt werde, — das heißt im Grunde, zu machen, daß er nie mit dieſer Waare vollſtändig verſorgt ſey. Jede Klaſſe beeiferte ſich, ſchickliche Anordnungen für dieſen Endzweck auszudenken und einzuführen; und wenn man ihr nur, dieß zu thun, geſtattete, erlaubte ſie gerne jeder andern Klaſſe ein gleiches zu thun. Freylich wurde durch ſolche Anordnungen, eine jede Klaſſe genöthigt, die Waaren, welche alle die übrigen lieferten, etwas theuerer, als ihr natürlicher Preis geweſen wäre, zu bezahlen: aber jede wurde auch dadurch in den Stand geſetzt, die Waare, welche ſie zu Markte brachte, gerade um ſo viel theurer zu verkaufen. In ſofern wäre es alſo, wie man zu ſagen pflegt, ſo breit wie lang geweſen, und in dem Verkehr der Klaſſen unter einander, hätte keine weder verloren noch gewonnen. Aber in ihrem Verkehr, mit dem offnen Lande, gewannen ſie ſämmtlich; und dieſe letztre Art der Geſchäfte iſt es allein, welche jede Stadt aufrecht erhält und bereichert.

Jede Stadt zieht den ganzen Unterhalt ihrer Einwohner, und alle Materialien, für deren Induſtrie, vom Lande. Beydes bezahlt ſie vornehmlich auf zwey Arten: erſtlich, indem ſie einen Theil dieſer Materialien verarbeitet aufs Land zurückſchickt, — da dann ihr Preis ſich durch den Lohn der darauf gewandten Arbeit, und durch die Zinſen des dabey angelegten Kapitals, vermehrt findet; und zweytens, indem ſie eben dahin rohe, oder Fabrikwaaren, die aus andern Gegenden des Landes, oder aus andern Ländern in die Stadt eingeführet worden ſind, verſendet: in welchem Falle gleichfalls der urſprüngliche Preis dieſer Waaren, durch den Lohn der Fuhrleute und Schiffer, die ſie herbeyführen, und durch den Gewinn der Kaufleute, welche dieſe Fuhrleute und Schiffer in Bewegung ſetzen, erhöhet wird. Was die Stadt durch den erſten dieſer beyden Arten des Verkehrs gewinnt, macht den Nahrungszweig der Manufacturen, das was ſie durch den zweyten gewinnt, den Nahrungszweig des in- und ausländiſchen Handels aus. In beyden Zweigen beſteht der ſämmtliche Gewinn der Stadt, aus dem Lohne, welches ihre Arbeiter erhalten, und aus den Zinſen, welche die Kapitaliſten gewinnen, die jene in Arbeit ſetzen. Welche Einrichtungen daher abzielen, Arbeitslohn und Gewinn über den Grad zu erhöhen, auf welchen ſie natürlicher Weiſe von ſelbſt ſteigen würden: dieſe ſetzen auch die Städter in den Stand, mit einer geringern Quantität ihrer Arbeit eine größere Quantität von Arbeiten der Landleute zu erkaufen. Dadurch wird den Gewerbsleuten und Handwerkern in der Stadt, über die Gutsbeſitzer, Pächter und Arbeiter auf dem Lande ein Uebergewicht gegeben, und unter beyden diejenige Gleichheit geſtört, welche ſonſt die Natur der Dinge in ihrem wechſelſeitigen

gen Verkehr hervorbringen würde. Alle Jahre wird das geſammte Erzeugniß der jährlichen Arbeit des ganzen Landes, zwiſchen Stadt- und Landeinwohnern getheilt. Durch Einrichtungen, wie die bisher erwähnten, wird ein größerer Theil dieſer Summe in die Hände der Stadtleute gebracht, als ſonſt ihnen zukommen würde, und ein kleinerer in die Hände der Landbewohner.

Der Preis, welchen die Stadt für die bey ihr eingeführten Lebensmittel und Fabrikmaterialien wirklich bezahlt, beſteht in den von ihr ausgeführten Fabrik- und andern Waaren. Je theurer ſie leztre verkauſt, deſto wohlfeiler kauft ſie die erſtern; und die ſtädtiſche Induſtrie wird in eben dem Grade einträglicher, in welchem es die ländliche weniger iſt.

Daß überhaupt durch ganz Europa die Induſtrie, welche in Städten ihren Sitz hat, mehr Vortheil bringt, als die, welche auf dem Lande getrieben wird, davon kann man, ohne ſich in weitläuftige Berechnungen einzulaſſen, ſich durch eine ganz einfache und in die Augen fallende Beobachtung ſelbſt überzeugen. In jedem europäiſchen Lande finden wir wenigſtens hundert Menſchen, die durch Manufactur und Handel aus armen zu reichen Leuten geworden ſind, gegen einen, der ohne Vermögen den Landbau angefangen hat, und durch ihn reich geworden iſt. Nun ſind Manufactur und Handel die den Städten eigne Arbeiten: und der Ackerbau iſt die Beſchäftigung der Menſchen auf dem Lande. Es muß daher die Arbeitſamkeit dort beſſer, als hier, belohnt werden; der Lohn der Arbeit und der Gewinn vom

Kapitale muß in der einen dieſer Lagen größer, als in der andern ſeyn. Nun ſuchen aber, Arbeit und Kapital, beyde die Oerter und die Beſchäftigungen, wo ſie am vortheilhafteſten angelegt werden können. Sie eilen alſo natürlicher Weiſe in die Stadt und verlaſſen das Land.

Die Einwohner einer Stadt ſind einander nahe, und können alſo leicht Verabredungen unter ſich treffen. Daher finden wir, in einer oder der andern Stadt, auch die unerheblichſten Gewerbe zu Innungen erhoben. Und wo ſie auch nicht Zunftprivilegien beſitzen, herrſcht doch bey ihnen der Innungsgeiſt, das heißt, die Eiferſucht gegen Fremde, die Abneigung Lehrlinge anzunehmen, oder andern die Geheimniſſe ihrer Kunſt mitzutheilen, — Geſinnungen, wodurch ſie zu freywilliger Uebereinſtimmung in den, zur Einſchränkung der Concurrenz abzielenden Maßregeln, bewogen werden, wenn ſie dieſe Maßregeln auch nicht durch bindende Geſetze einſchärfen können. Je eine kleinere Anzahl von Händen ein Gewerbe beſchäftigt: deſto leichter iſt die Verabredung unter ihnen möglich. Ein halbes Dutzend Wollkämmer vielleicht iſt nöthig, um die Arbeit von tauſend Spinnern und Webern im Gange zu erhalten. Wenn jene ſich nun vereinigen, keine Lehrburſchen anzunehmen: ſo können ſie ſich nicht nur die ganze Arbeit ihres Gewerbes zuſichern, ſondern auch die geſammte Manufactur, von der ſie nur einen kleinen Theil bearbeiten, von ſich dergeſtalt abhängig machen, daß ſie den Preis ihrer Arbeit, weit über ihren natürlichen Werth zu erhöhen im Stande ſind.

Die Bewohner des offenen Landes hingegen, die auf einer großen Oberfläche zerſtreut leben, vereinigen ſich weit ſchwerer. Sie haben nicht nur nie eine Innung ausgemacht: ſondern der Innungsgeiſt hat auch nie unter ihnen geherrſcht. Nie hat man für den Ackerbau, das allgemeine Landgewerbe, eine Lehrzeit feſtgeſetzt. Und doch iſt, wenn man die eigentlich gelehrten Beſchäftigungen und die ſchönen Künſte abrechnet, vielleicht kein Gewerbe, welches mehr Einſichten und Erfahrung, und eine größere Mannigfaltigkeit von Kenntniſſen erforderte. Schon die große Anzahl der Schriften, die in allen Sprachen, bey den weiſeſten und gelehrteſten Nationen, über den Ackerbau zum Vorſchein gekommen ſind, können zum Beweiſe dienen, daß er, von klugen Leuten, nie für eine leichte Sache angeſehen worden iſt. Und doch läßt ſich vielleicht aus allen dieſen unzählbaren Schriften nicht ſo viel wahre und praktiſche Kenntniß des Landbaues, und ſeiner mannigfaltigen Arbeiten einſammeln, als ein mittelmäßiger Pachter beſitzet: ſo verächtlich auch in einigen dieſer Schriften von dieſer Klaſſe geredet werden mag. — Auf der andern Seite giebt es ſchwerlich ein Handwerk der gemeinern Art, deſſen Operationen man nicht auf wenigen Blättern ſo vollſtändig und deutlich erklären könnte, als es nur durch Worte, unterſtützt durch Figuren, möglich iſt. Dieß iſt in Abſicht einiger derſelben in der Geſchichte der Künſte geſchehen, (Hiſtoire des arts et des metiers) welche jetzt die franzöſiſche Akademie herausgiebt. — Dazu kömmt, daß die Arbeiten des Landbaues bey jeder Aenderung der Witterung, und bey jeder Verſchiedenheit des Bodens und anderer Umſtände eine verſchiedene Richtung bekommen; daher ſie immer die eigene Beurtheilung des Landmanns erfordern. Die Operationen bey den Handwerkern hingegen bleiben unverändert dieſelben, oder doch einander ſehr gleich, und können folglich durch bloße Nachahmung und mechaniſche Uebung zur Vollkommenheit gebracht werden.

Nicht bloß die Geſchäfte des Pachters, der die ganze Wirthſchaft eines Guthes anordnet, ſondern ſelbſt manche untergeordnete Arbeiten des Landbaues, erfordern Verſtand und Erfahrung in einem höhern Grade, als die meiſten mechaniſchen Arbeiten. Der Handwerksmann, welcher Eiſen oder Meſſing bearbeitet, hat mit Materialien und mit Werkzeugen zu thun, die immer von derſelben, oder ſehr ähnlicher Natur und Beſchaffenheit ſind. Der Bauer hingegen, welcher mit einem Zuge Ochſen das Feld durchpflügt, hat zu ſeinen Werkzeugen Thiere, deren Geſundheit, Stärke und Gemüthsart äuſerſt verſchieden ſind, und zu ſeinem Material den Erdboden, deſſen Beſtandtheile und Lagen eben ſo ſehr abwechſeln: ſo daß beyde zu ihrer Behandlung die immer erneuerte Anwendung der Urtheilskraft erfordern. Und in der That iſt der gemeine Bauer, in Abſicht dieſer Fähigkeit, gar nicht ſo weit hinter ſeinen ſtädtiſchen Mitbürgern zurück, als ſein äuſeres Anſehen zuweilen vermuthen läßt. In der That iſt er zum geſellſchaftlichen Umgange weniger gewöhnt, und durch denſelben weniger gebildet, als der Handwerker in den Städten. Seine Stimme iſt rauher, ſeine Sprache iſt gemeiner, und denjenigen, welche daran nicht gewöhnt ſind, weniger

niger verſtändlich. Aber ſein Verſtand, da er eine größere Mannigfaltigkeit von Gegenſtänden zu überlegen hat, iſt dem Verſtande des Handwerkers, der vom Morgen bis auf den Abend, oft nur eine oder zwey gleichförmige Operationen wiederhohlt, gemeiniglich überlegen. In der That werden diejenigen, die ſich mit den geringern Klaſſen der Städter und der Landleute, in Geſchäften, oder aus Neugierde, bekannt gemacht haben, die Ueberlegenheit der letztern über die erſtern ſehr wohl gewahr. In China und Hindoſtan ſind, wie man ſagt, Rang und Lohn beyder Klaſſen dieſem Unterſchiede gemäß, — und die Landarbeiter mehr geehrt und beſſer bezahlt, als die meiſten mechaniſchen Künſtler. Wahrſcheinlicher Weiſe würde es allenthalben ſo ſeyn, wenn nicht der Innungszwang und der Innungsgeiſt dieſes verhinderte.

Doch die Zunftgeſetze und die durch ſie gemachten Einſchränkungen ſind nicht die einzigen Urſachen der Ueberlegenheit, welche die ſtädtiſche Induſtrie in Europa, über die ländliche hat. Auch andre Polizeyeinrichtungen tragen dazu das ihrige bey. Die auf auswärtige Fabrikwaaren, und auf alle, von fremden Kaufleuten eingeführten Waaren gelegte hohen Zölle, zielen eben dahin ab. Wenn durch die Zunftgeſetze die Einwohner der Städte, welche die Preiſe ihrer Waaren erhöhen, von der Furcht befreyet werden, daß ihre Mitbürger dieſelben Waaren für niedrigere Preiſe verkaufen: ſo werden ſie, durch dieſe letztern Polizeyverfügungen, auch vor der Concurrenz der Ausländer geſichert. Der durch beyde in der Höhe erhaltene Preis muß zuletzt von den Landgutsbeſitzern, den Pächtern, und gemeinen Landleuten bezahlt werden, die ſelten ſich der Errichtung ſolcher Monopolien widerſetzen. Sie ſelbſt haben weder Neigung noch Geſchick, ſich in ähnliche Verbindungen einzulaſſen; und leicht werden ſie durch das Geſchrey und die Sophiſtereyen der Kaufleute und Fabrikanten überredet, für das allgemeine Intereſſe des Staats zu halten, was doch nur Intereſſe eines Theils, und eines ſehr geringen Theils deſſelben iſt.

In Großbritannien ſcheint das Uebergewicht der Vortheile bey der ſtädtiſchen Betriebſamkeit über die bey der ländlichen, ehedem weit größer geweſen zu ſeyn, als es gegenwärtig iſt. Der Arbeitslohn für die ländlichen Arbeiten, kömmt dem Lohne, welchen Fabrikarbeiter erhalten, und der Gewinnſt von Kapitalien, die auf den Ackerbau angewandt werden, dem Gewinnſte von Fabrikenfonds jetzt weit näher, als am Ende der vorigen, oder noch im Anfange des jetzigen Jahrhunderts. Vielleicht iſt dieß ſelbſt eine Folge, obgleich eine ſpäte Folge der auſerordentlichen Aufmunterungen, welche der ſtädtiſchen Betriebſamkeit gegeben worden ſind. Das darinn angehäufte Kapital wird mit der Zeit ſo groß, daß es nicht mehr mit Nutzen, in den bisher damit betriebnen Gewerben, angewandt werden kann. Auch dieſe Art der Betriebſamkeit hat ihre natürliche Gränze, wie jede andre: und auch bey ihr entſteht, bey anwachſenden Kapitalien, eine Concurrenz unter den Kapitaliſten, wodurch ihr Gewinn verringert wird. — Sobald der, bey den ſtädtiſchen Gewerben zu erwartende

Gewinn fällt: ſo bald gehet ein Theil der Kapitalien auf das Land über, wo dann auch bald eine Erhöhung des Arbeitslohns nachfolgt, weil arbeitende Hände geſucht werden. Wie das in einem Waſſerbehälter geſammelte Waſſer, wenn es ſeine Dämme überſteigt, breitet ſich auch das in den Städten geſammelte Geld, wenn es ſich über das Maß ſeiner dort möglichen Anwendung anhäuft, auf das ganze umliegende Land aus, und giebt, durch Ermunterung des Ackerbaues, ihm einen Theil des von ihm Empfangenen zurück. Ich werde in der Folge zeigen, daß durch ganz Europa, die vorzüglichſten Verbeſſerungen des Ackerbaus, von den in den Städten geſammelten, und von dort aus aufs Land überſtrömenden Kapitalien hergekommen ſind. — Ich werde zugleich darzuthun ſuchen, daß, obgleich einige Länder, auf dieſem Wege, zu einem beträchtlichen Grade von Reichthum gelangt ſind, er doch an und für ſich der längſte, unſicherſte, den meiſten Unfällen und Hinderniſſen ausgeſetzte, und, in jeder Abſicht von der Ordnung der Natur abweichendſte ſey. Was aber, deſſen allen ungeachtet, die Staaten bewogen hat, dieſen Weg einzuſchlagen; — durch welches Intereſſe, welche Vorurtheile und welche Gewohnheiten er zu dieſem unverdienten Vorzuge gekommen iſt: das werde ich, im vierten und fünften Buche dieſes Werks, ſo vollſtändig und deutlich, als ich kann, auseinander zu ſetzen ſuchen.

Perſonen gleiches Handwerks kommen ſelten, auch bloß ihres Vergnügens wegen, zuſammen, ohne daß ſich ihr Geſpräch zu Verabredungen gegen das Publicum hinlenke, und mit Entwürfen zu Erhöhung der

Preiſe endige. Durch Geſetze laſſen ſich Zuſammenkünfte der Art nicht verbiethen, wenigſtens durch keine, die mit Freyheit und Gerechtigkeit vereinbar, oder auch nur ausführbar wären. Indeß, wenn das Zuſammenkommen der Leute von einerley Gewerbe durch Geſetze nicht verhindert werden kann: ſo ſollte es doch nicht durch Geſetze erleichtert, noch weniger nothwendig gemacht werden. Aber unſre Geſetze thun das eine und das andere. Sie **erleichtern** ſolche Zuſammenkünfte, wenn ſie die Perſonen deſſelben Gewerbes verpflichten, ihre Namen und Wohnungen in öffentliche Regiſter eintragen zu laſſen. Dadurch lernen Leute einander kennen, die ſonſt von einander wenig gewußt hätten. Dieß verſchafft jedem Gewerbsmanne gleichſam die Addreſſe, wo er alle ſeine Zunftgenoſſen aufſuchen ſoll. — Die Geſetze **machen** zweytens jene Verſammlungen **nothwendig**, wenn ſie die Perſonen von einerley Gewerbe bevollmächtigen, ſich zur Verſorgung ihrer Armen, ihrer Kranken, Wittwen und Wayſen, ſelbſt Taxen aufzulegen: wodurch eine Gemeincaſſe unter ihnen errichtet wird, deren Verwaltung auch der verſammelten Gemeinheit zuſteht.

Ja, die Zunftprivilegien ſetzen nicht bloß die Gewerbsleute in die Nothwendigkeit, ſich zu verſammeln: ſondern ſie ertheilen dieſen Verſammlungen auch ein geſetzgeberiſches Anſehn, indem ſie den Willen der Mehrheit verbindlich für die übrigen Glieder einer Zunft machen. In einem freyen Gewerbe kann eine wirkſame Verbindung der Glieder nicht anders zu Stande kommen, als wenn alle ohne Ausnahme in denſelben Geſinnungen

nungen zuſammenſtimmen; und ſie kann nicht länger dauern, als dieſe Uebereinſtimmung der Geſinnungen dauert. In einer durch die Geſetze beſtätigten Zunft hingegen, iſt es genug, wenn die gröſsre Anzahl übereinſtimmt. Dieſe iſt berechtigt, eine Zunftordnung, oder ſogenannte **Innungsartikel** zu machen: die dann, durch Strafen unterſtützt, die Concurrenz viel ſichrer und auf längere Zeit einſchränken, als die freywillige Uebereinſtimmung der Gemüther je thun würde.

Das Vorgeben, daß die Zunftverbindungen ein unentbehrliches Mittel für die Regierungen ſind, um die Gewerbsleute unter Aufſicht zu halten, und den Gewerben ſelbſt eine gewiſſe Leitung zu geben, iſt völlig grundlos. Die reellſte und zweckmäßigſte Aufſicht, unter der ein Arbeiter ſtehen kann, iſt nicht die ſeiner Zunftgenoſſen, ſondern die ſeiner Kunden. Die Furcht, ſein Brot zu verlieren, iſt das, was ihn am ſicherſten von Betrügereyen zurückhält, und zu einer ſorgfältigen Arbeit auffordert. Ein Zunftmonopol ſchwächt die Wirkſamkeit einer ſolchen Aufſicht. Wo dieſes vorhanden iſt, muß man dieſe und keine andre Leute, zu den Arbeiten, deren man nöthig hat, nehmen, ſie mögen ihre Sachen gut oder ſchlecht machen. Gewiß ſind die Zunftmonopole die Urſache, warum man in manchen anſehnlichen Städten, auch nicht einen einzigen tauglichen Handwerker, ſelbſt in einigen der unentbehrlichſten Gewerbe findet. Will man daſelbſt ein Stück taugliche Arbeit bekommen: ſo muß man ſie in den Vorſtädten, bey den ſo genannten Pfuſchern machen laſſen, (die, weil ſie kein ausſchließendes Privilegium haben, ſich auf nichts als ihre Geſchicklichkeit verlaſſen können) und muß dann dieſe Waare, verſtohlnerweiſe in die Stadt zu bringen ſuchen.

So hindert alſo die in Europa eingeführte Polizey, durch die Einſchränkung der Concurrenz, die ſie bey gewiſſen Gewerben veranlaßt, das natürliche Gleichgewicht, in welches ſich ſonſt die Vortheile und Nachtheile der verſchiednen Gewerbe, von ſelbſt ſetzen würden.

Eine zweyte Störung dieſes Gleichgewichts, aber auf die entgegenſtehende Weiſe, verurſacht eben dieſe Polizey, indem ſie die Concurrenz in gewiſſen Gewerben auf eine künſtliche Weiſe vermehrt, und mehr Menſchen in dieſelbe hineinzwingt, als ſonſt ſich zu denſelben entſchließen würden.

Gewiſſe Lebensarten und Berufsarbeiten ſind für ſo unentbehrlich zum Beſten der Geſellſchaft angeſehen worden, daß, um eine hinlängliche Anzahl junger Leute zu denſelben zuzuziehen, bald die Regierung, bald gutdenkende Privatperſonen, für ſie Stipendien, Freyſchulen, auf Univerſitäten Freytiſche und bourſes geſtiftet haben: lauter Anſtalten, wodurch mehrere dieſe Lebensart zu ergreifen bewogen worden ſind, als ſich ſonſt derſelben würden gewidmet haben. In allen chriſtlichen Ländern, erhält, glaube ich, der größte Theil der Geiſtlichen, durch dieſe Anſtalten ſeine Erziehung. Sehr wenige derſelben ſtudiren ganz allein aus eigenen Mitteln. Daher kömmt es, daß in dieſem Stande, die Belohnungen der Arbeit, mit der Länge und Mühſamkeit der Vorbereitungen dazu, in ſo ſchlechtem Verhältniſſe ſtehen. Der geiſtliche Stand wird nämlich, durch jene anlockenden Anſtalten, mit Leuten überfüllt, die, um nur eine Verſorgung zu erhalten, gerne mit einer kleinern Belohnung zufrieden ſind, als zu der ſie ſonſt, einer ſolcher Erziehung nach, berechtiget wären. Die Concurrenz der Aermern vermindert auch den Lohn der Reichern. Es iſt vielleicht unanſtändig, den Gehalt eines Pfarrverweſers oder Kapellans mit dem Lohne eines Handarbeiters zu vergleichen. Aber im Grunde iſt doch jener Gehalt, mit dieſem Lohne von einerley Natur. Beyde ſind die Vergeltung einer gewiſſen Arbeit, und werden nach den Bedingungen desjenigen Vertrags bezahlt, den der Arbeitende mit dem, für welchen er arbeitet, eingegangen iſt. Bis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, waren fünf Mark, die ungefähr ſo viel Silber, als jetzt zehn Pfunde Sterling enthalten, die gewöhnliche Beſoldung für einen Curatus *), oder einen beſoldeten, dem Gottesdienſte in einem Kirchſpiele vorſtehenden Geiſtlichen, — wie wir dieß aus mehrern Nationalconcilien, welche dieſen Gehalt beſtimmen, erkennen. Zu eben dieſer Zeit wurden vier Pfennige Sterling, die mit einem Schillinge unſrer Zeit gleichviel Silber enthalten, für das Tagelohn eines Mäurers, und drey Pfennige Sterling, (gleich neun von unſern jetzigen Pfennigen Sterling), für den Tagelohn ſeines Handlangers erklärt. Waren dieſe beyden letztern Arbeiter alſo das ganze Jahr hindurch beſchäftigt: ſo verdienten ſie ſich viel mehr,

als

---

*) Curate, im Engliſchen, heißt ein vom eigentlichen Pfarrer beſoldeter Stellvertreter deſſelben. A. d. U.

als der Pfarrverweſer an Beſoldung erhielt. Ja, der Lohn des Maurers, hätte, wenn er auch den dritten Theil des Jahres ohne Arbeit geweſen wäre, doch noch vollkommen die Summe des jährlichen Einkommens des Geiſtlichen ausgemacht. In der zwölften Parlamentsacte der Königin Anna iſt, in deren fünften Kapitel folgende Verfügung gemacht worden: „da aus „Mangel eines hinlänglichen, mit den Curatusſtellen „verbundenen Gehalts, mehrere Pfarreyen mit ſchlech„ten und unwürdigen Subjecten haben beſetzt werden „müſſen: ſo wird der Biſchoff berechtiget, für jeden eine „Pfarre verſehenden Geiſtlichen, eine hinlängliche Be„ſoldung, die nicht unter zwanzig Pfund Sterling des „Jahres und nicht über funfzig ſeyn, zu beſtimmen, und „dem neu anzuſetzenden durch eine von ihm, dem Bi„ſchoffe, unterſchriebne und beſiegelte Handſchrift zu„zuſichern.“ Noch jetzt wird die Pfarrverweſerſtelle für keine ſchlechte gehalten, die funfzig Pfund Sterling des Jahres einbringt: und ſehr viele dergleichen Stellen haben, ungeachtet jener Parlamentsacte, weniger als zwanzig Pfund Sterling Einkommen. In London giebt es Schuſtergeſellen, die ſich des Jahres funfzig Pfund Sterling verdienen; und kaum wird, in dieſer Hauptſtadt, ein arbeitſamer Mann irgend einer Klaſſe ſeyn, der es nicht auf mehr als zwanzig Pfund Sterling brächte. Ja ſelbſt auf dem Lande kann in vielen Kirchſpielen ein gemeiner Tagelöhner ſich dieſe Summe erarbeiten. — Und doch haben die Geſetze, wenn ſie ſich je eingemiſcht haben, den Lohn der Handarbeiter zu beſtimmen, denſelben immer mehr zu erniedrigen, als zu erhöhen geſucht: dahingegen ſie, in der

Abſicht, das Anſehen der kirchlichen Würden aufrecht zu erhalten, immer die Gehalte der Verweſer zu erhöhen, und die Inhaber der Pfarreyen zu nöthigen geſucht haben, ihren Verweſern mehr als den elenden Unterhalt zu geben, mit welchem dieſe ſich zu befriedigen geneigt waren. Aber in beyden Fällen ſind die Geſetze unwirkſam geblieben. Sie haben weder den Gehalt der Pfarrverweſer in dem Grade zu erhöhen, noch den Lohn der Handarbeiter ſo tief herabzuſetzen vermocht, als es nach ihren Verfügungen hätte geſchehen ſollen. Die Urſache iſt, weil ſie die erſtern nie haben verhindern können, ihrer Armuth und der Menge ihrer Mitbewerber wegen, freywillig einen geringern Gehalt, als die Geſetze ihnen zugeſtehen, anzunehmen; und weil ſie die letztern nie haben bewegen können, mit dem geſetzlichen Lohne zufrieden zu ſeyn, da die Concurrenz derer, welche ihrer Arbeit bedurften, ihnen beſſere Bedingungen zu wege brachte.

Die reichen Pfründen, und die hohen geiſtlichen Würden ſind es, welche das Anſehen der Kirche, bey den armſeligen Umſtänden vieler von ihren Dienern, aufrecht erhalten. Auch für dieſe letztern iſt die Achtung, welche man für den ganzen Stand trägt, einigermaßen Erſatz für die geringe Geldbelohnung, die ſie bekommen. In England und in allen römiſchkatholiſchen Ländern, iſt, in der That, die Lotterie der Kirchenämter weit vortheilhafter, als ſie ſeyn dürfte, um Leute zu bewegen, darein zu ſetzen. Die Beyſpiele von Schottland, Genf, und mehrern proteſtantiſchen Kirchen können uns beweiſen, daß in einem Stande, der ſo viel Anſehen giebt, zu welchem die Vorbereitung durch ſo viele Stiftungen erleichtert wird, auch die Ausſicht auf weit geringeres Einkommen hinlänglich iſt, die nöthige Anzahl gelehrter, wohlerzogener und achtungswürdiger Männer demſelben zuzuführen.

Wenn zu der Profeſſion eines Arztes, oder eines Rechtsgelehrten, für welche es keine Pfründen giebt, eine gleiche Anzahl junger Leute, wie in der Theologie, auf öffentliche Koſten erzogen würde: ſo würde auch in ihr in kurzem die Concurrenz ſo groß ſeyn, daß ihre Belohnung an Gelde ſehr würde vermindert werden. Dann würden vielleicht wohlhabende Väter es nicht der Mühe werth achten, ihre Söhne auf eigne Koſten zu Aerzten oder zu Rechtsgelehrten zu erziehen. Dieſe Lebensarten würden daher den durch Stipendien und wohlthätige Stiftungen unterſtützten jungen Leuten gänzlich überlaſſen werden, und, weil dieſe theils ihrer Menge, theils ihrer Dürftigkeit wegen, ſich mit einer geringen Belohnung ihrer Arbeiten begnügen würden, von ihrem bisherigen Anſehen ſehr viel verlieren.

Die Klaſſe von Menſchen, welche die Franzoſen gens de lettres nennen, und wozu vorzüglich die Schriftſteller vom Handwerke gehören, eine Klaſſe, die nirgends ein großes Glück macht, befindet ſich ziemlich genau in derjenigen Lage, in welcher, unter den gedachten Umſtänden, Aerzte und Rechtsgelehre ſeyn würden. Der größere Theil dieſer Klaſſe beſteht, in ganz Europa, aus Perſonen, die ſich der Theologie gewidmet hatten, aber durch verſchiedne Urſachen gehindert wurden,

den, ſich wirklich um kirchliche Aemter zu bewerben. Sie haben größtentheils durch Hülfe von Stipendien und milden Stiftungen ſtudirt: und ihre Anzahl iſt allenthalben ſo beträchtlich, daß dieß allein zureicht, den Lohn ihrer Arbeit auf eine bloß kümmerliche Verſorgung herabzuſetzen.

Vor der Erfindung der Buchdruckerkunſt, beſtand die einzige Arbeit, durch welche ein Gelehrter ſich von ſeinen Talenten einen Erwerb ziehen konnte, in dem Unterrichte, den er, als öffentlicher oder Privatlehrer ertheilte, oder in der mündlichen Mittheilung der von ihm erworbenen nützlichen, oder angenehmen Kenntniſſe. Und ſicher iſt auch jetzt noch dieſe Beſchäftigung ſowohl ehrenvoller, als nützlicher, und, im Ganzen genommen, auch einträglicher, als die eines für Buchhändler arbeitenden Schriftſtellers; — eine Beſchäftigung, zu welcher die Buchdruckerkunſt die erſte Veranlaſſung gegeben hat. Ohne Zweifel muß ein vorzüglicher Lehrer in irgend einer Wiſſenſchaft, eben ſo viel Zeit und Mühe angewandt haben, ſich zu ſeinem Berufe vorzubereiten, muß eben ſo viele vereinigte Naturgaben, Fleiß und Kenntniſſe beſitzen, als der größte Sachwalter, oder der vollkommenſte praktiſche Arzt, zur Erlernung oder zur Ausübung ſeiner Kunſt braucht. Und doch ſteht die gewöhnliche Belohnung des vorzüglichen Lehrers der Wiſſenſchaften, mit der Belohnung, welche ein berühmter Advocat oder Arzt erhält, in keinem Verhältniſſe. Die Urſache iſt, weil das Gewerbe des erſtern mit armen, auf öffentliche Unkoſten erzogenen Leuten überfüllt iſt; in dem Gewerbe der beyden letztern hingegen wenig andre Mitwerber auftreten, als die die Unkoſten ihrer Erziehung aus eignen Mitteln beſtritten haben. Dieſe, ſchon jetzt ſo eingeſchränkte Belohnung der öffentlichen ſowohl, als der Privatlehrer, würde doch noch tiefer herunterſinken, wenn nicht eine Anzahl von Gelehrten ſich dem noch dürftigern Handwerke, Bücher für Brot zu ſchreiben, ergäben, und dadurch den Markt der erſtern, von eben ſo vielen Mitwerbern befreyeten. Vor Erfindung der Buchdruckerkunſt ſcheint das Wort Scholar, ein Student, mit dem Worte **Bettler**, beynahe gleichbedeutend geweſen zu ſeyn. In der That gaben, vor dieſem Zeitpuncte, oft die Vorſteher der Univerſitäten, den ihnen untergebenen Schülern oder Studenten einen Erlaubnißſchein zum Betteln.

In uralten Zeiten, ehe es ſolche wohlthätige Stiftungen gab, durch deren Hülfe armer Leute Kinder zu den gelehrten Profeſſionen erzogen werden, ſcheinen vorzügliche Lehrer der Wiſſenſchaften ſehr reichlich belohnt worden zu ſeyn. Iſokrates wirft in derjenigen ſeiner Reden, welche die Ueberſchrift hat, — „**wider die** „**Sophiſten**“ — den Lehrern ſeiner Zeit, einen Mangel von Uebereinſtimmung mit ſich ſelbſt vor. „Sie „machen,“ ſagt er, „ihren Schülern die prahlhafte„ſten Verſprechungen, daß ſie ſie zu weiſen, gerechten „und glücklichen Menſchen machen wollen, und für ei„nen ſo höchſt wichtigen Dienſt, fordern ſie nicht mehr, „als die elende Belohnung von vier oder fünf Minen. „Die, welche andern Weisheit lehren wollen,“ fährt er fort, „ſollten doch billig ſelbſt weiſe ſeyn. Nun

„würde es aber, in jedem andern Falle, für die augenſcheinlichſte Thorheit gehalten werden, einen Kauf zu ſchließen, bey dem man ſo viel hingäbe, um ſo wenig dafür zu erhalten.“ In dieſem Zuſammenhange konnte es ſicherlich ſein Vorſatz nicht ſeyn, die Belohnungen der Lehrer über die Wahrheit zu vergrößern, und wir können alſo das, was er angiebt, für das, was gewöhnlich war, annehmen. Vier Minen ſind dreyzehn Pfunden Sterling, ſechs Schillingen, acht Pfennigen Sterling (88 Rthl. 21 ggl. 4 pf.) gleich: fünf Minen, ſechzehn Pfunden, dreyzehn Schillingen, und vier Pfennigen Sterling (111 Rthl. 2 gr. 8 pf.) Die höchſte dieſer beyden Summen war alſo das, was vorzügliche Lehrer der Wiſſenſchaften, für ihren Unterricht forderten. Iſokrates ſelbſt verlangte zehn Minen, oder drey und dreyßig Pfund Sterling, ſechs Schillinge, acht Pfennige Sterling (222 Rthlr. 5 ggr. 4 pf.) von jedem ſeiner Schüler.*) Wenn er zu Athen Vorleſungen hielt: ſo hatte er, wie erzählt wird, bis hundert Zuhörer. Ich verſtehe dieß ſo, daß hundert Perſonen zugleich ſeine Vorleſungen beſuchten. Und dieſe Anzahl wird nicht übertrieben ſcheinen, wenn man bedenkt, daß es die Schüler ſind, die aus einer großen Stadt, zu einem berühmten Lehrer, und zum Unterrichte in derjenigen

---

*) Nach Barthelemy, in den, dem Anacharſis angehängten Werthangaben der griechiſchen Münzen iſt 1 Mine = 90 Livres, welche, (den Livre zu 6 ggr. gerechnet,) 22 Rthlr. 12 gr. ausmachen: alſo 4 Minen = 90 Rthlr. und 10 Minen = 225. In den von Große, nach Rome de l' Isle herausgegebnen Metrologiſchen Tafeln kömmt der von Barthelemy angenommene Werth der Mine S. 189. unter dem Namen der Attiſch-Siciliſchen vor. A. d. U.

gen Wiſſenſchaft zuſammenkamen, welche man damahls für die unentbehrlichſte unter allen hielt. Jede ſolche Vorleſung muß ihm alſo tauſend Minen, oder 3,333 Pfund Sterling 6 Schillinge, 8 Pfennige (21,388 Rthlr.) gebracht haben. In einer andern Stelle, beym Plutarch, werden ausdrücklich tauſend Minen für ſein gewöhnliches Honorar, oder das, was er für einen vollſtändigen Unterricht in ſeiner Kunſt erhielt, angegeben. Mehrere andre berühmte Lehrer der damahligen Zeit ſcheinen große Reichthümer erworben zu haben. Gorgias ſchenkte in den Tempel des delphiſchen Apolls eine goldne Bildſäule, die ihn ſelbſt vorſtellte. Freylich werden wir nicht annehmen dürfen, daß es eine Bildſäule in Lebensgröße geweſen ſey. — Die Lebensart dieſes Gorgias, ſo wie die vom Hippias und Protagoras, zwey andern gleichzeitigen berühmten Gelehrten, wird vom Plato als ſehr üppig und aufwandsvoll beſchrieben. Plato ſelbſt ſoll mit einer gewiſſen Pracht gelebt haben. Ariſtoteles, nachdem er ſchon der Erzieher Alexanders geweſen war, und, nach dem übereinſtimmenden Zeugniſſe aller Geſchichtſchreiber, ſowohl von ihm, als von deſſen Vater, königlich war belohnt worden, hielt es demohnerachtet der Mühe werth, nach Athen zurückzukehren und daſelbſt einen Lehrſaal zu eröffnen. Ohne Zweifel waren Lehrer der Wiſſenſchaften, in dieſem Zeitalter noch nicht ſo häufig, als ſie es zwey Menſchenalter ſpäter wurden. Und ſobald dieſes geſchah, verminderte die wachſende Concurrenz wahrſcheinlich, ſowohl die Achtung für die Perſonen, als die Belohnung für die Arbeiten der Lehrer. Doch behaupteten immer noch die vorzüglichſten unter ihnen einen weit höhern Rang in der Geſellſchaft, als ihren Nachfolgern heut zu Tage irgendwo zu Theile wird. Die Athenienſer ſchickten den Akademiker Karneades, und den Stoiker Diogenes, zu einer feyerlichen Ambaſſade nach Rom: zu einer Zeit, wo ihr Staat zwar von ſeiner vorigen Höhe ſchon herabgeſunken war, aber doch noch eine anſehnliche und unabhängige Republik ausmachte. Karneades war überdieß noch von Geburt ein Babylonier; und da kein Volk jemahls mit mehr Eiferſucht, als die Athenienſer, Fremde von ſeinen öffentlichen Aemtern zu entfernen geſucht hat: ſo muß die perſönliche Achtung für dieſen Mann, welche dieſes Vorurtheil überwinden konnte, doppelt groß geweſen ſeyn.

Die in dieſer Abſicht zu unſrer Zeit vorgegangene Veränderung der Meinungen und Gewohnheiten, iſt im Ganzen, dem allgemeinen Beſten eher zuträglich, als nachtheilig. Der Stand öffentlicher Lehrer der Wiſſenſchaften hat dadurch freylich verloren; aber der Umſtand, daß die gelehrte Erziehung für das ganze Publicum dadurch wohlfeiler geworden iſt, verſchafft, für jenes kleine Uebel, einen weit überwiegenden Vortheil. Dieſer würde noch größer ſeyn, wenn die Verfaſſung der öffentlichen Lehr- und Erziehungsanſtalten durch ganz Europa, vernünftiger und zweckmäßiger eingerichtet wäre, als ſie es noch gegenwärtig an den meiſten Orten iſt.

Drittens, verurſacht das in Europa befolgte Syſtem der Staatsverwaltung, eine Ungleichheit in den Vortheilen und Nachtheilen, welche mit den verſchiedenen

nen Beſchäftigungsarten verbunden ſind, — und zwar eine ſehr läſtige Ungleichheit, — durch die Hinderniſſe, welche ſie dem freyen Umlaufe der Kapitalien und der Arbeiten, ſowohl von einem Orte zum andern, als von einer Art der Geſchäfte zur andern, entgegenſetzt.

Das Geſetz, welches eine beſtimmte Lehrzeit für unentbehrlich erklärt, hindert den arbeitſamen Mann, wenn er, ohne ſeinen Wohnort zu verändern, von einer Beſchäftigung zur andern übergehen will; und die ausſchließenden Zunftprivilegien hindern ihn, wenn er mit Beybehaltung derſelben, einen Ort mit dem andern vertauſchen will.

Es geſchieht häufig, daß, zu derſelben Zeit, da in der einen Art von Manufactur, den Arbeitern hoher Lohn gegeben wird, die Arbeiter in der andern, ſich mit einem ſehr dürftigen begnügen müſſen. Die eine iſt vielleicht im Fortgange, und verlangt alſo immer mehrere und mehrere Hände: die andre geht zurück, und wird von den, bey ihr überflüßigen Händen belaſtet. Zwey dergleichen Manufacturen können oft in derſelben Stadt, oder doch in einem eingeſchränkten Bezirke neben einander ſeyn, ohne daß eine der andern den geringſten Beyſtand leiſten könnte. Bald wird dieß, durch die über die Lehrzeit gegebenen Geſetze, bald durch die Zunftprivilgien, bald durch beydes zugleich verhindert. Und doch ſind, in vielen von einander getrennten Manufacturen, die Verrichtungen ſo ähnlich, daß die Arbeiter von beyden ſehr leicht ihre Gewerbe mit einander verwechſeln könnten, wenn nicht dieſe ungereimten Geſetze entgegenſtünden. Zum Beyſpiele, das Weben von leinenen und das von ſeidenen Zeugen iſt, wenn von gemeiner, einfacher Waare die Rede iſt, beynahe eine ganz gleiche Arbeit. Das Weben wollener Zeuge iſt davon etwas verſchieden: aber doch ſo wenig, daß der Leinweber ſowohl, als der Seidenweber, durch die Uebung weniger Tage, ein ganz erträglicher Zeug- und Tuchweber werden könnte. Wäre alſo von dieſen drey Hauptmanufacturen eine im Abnehmen: ſo würden die mit ihr bisher beſchäftigten Arbeiter, eine Nothhülfe in jeder der beyden andern, mehr blühenden Fabriken finden können; und ſo würde der Arbeitslohn aller, weder bey einem wachſenden Wohlſtande zu ſehr ſteigen, noch bey abnehmendem zu tief herunterfallen. In der That iſt, durch ein eignes Geſetz, die Leinweberey, in England, ein jedermann freyſtehendes Gewerbe. Da es aber in dem größern Theile des Landes nur wenig getrieben wird: ſo kann es auch für den auſer Brot geſetzten Arbeiter andrer verfallender Manufacturen, nur eine geringe Hülfe ſeyn. Und dieſen bleibt daher allenthalben, wo das die Lehrzeit-regulirende Geſetz beſteht, keine andre Wahl übrig, als entweder auf die Armenliſte des Kirchſpiels zu kommen, und vom Allmoſen zu leben, oder als gemeine Tagelöhner zu arbeiten, wozu ſie aber gemeiniglich, vermöge ihrer vorhergehenden Beſchäftigungen, weit weniger, als zu den Arbeiten einer mit der ihrigen verwandten Manufactur geſchickt ſind. Was ſie alſo gemeiniglich unter beyden wählen, iſt, von der öffentlichen Mildthätigkeit zu leben.

Alle die Feſſeln, welche den Arbeiter hindern, ſich von einer Art der Beſchäftigung zur andern zu wenden, hindern auf gleiche Weiſe den Kapitaliſten, ſeine Gelder aus einem Gewerbe herauszuziehen, und ſie bey einem andern anzulegen: weil die Größe des, in irgend einem Induſtriezweige anwendbaren Kapitals, größtentheils von der Anzahl der darinn beſchäftigten Arbeiter abhängt. — Doch ſtören die Zunftgeſetze den freyen Umlauf der Kapitalien von Ort zu Ort weniger, als den freyen Umlauf der Arbeiten. Es wird allenthalben einem reichen Kaufmanne leichter, in einer Stadt, die nach der Regel nur die Eingebohrnen zu ihren Gewerben zuläßt, ein Handelsprivilegium zu erhalten, als es einem armen Handwerksgeſellen wird, ſich darinn als Meiſter niederzulaſſen.

Die bisher betrachtete, von den Zunftgeſetzen herrührende Störung des freyen Umlaufs der Arbeit, iſt, wie ich glaube, allen Ländern von Europa gemein. Diejenige, welche in England durch die Armengeſetze veranlaßt wird, iſt dieſem Lande allein eigen. Sie beſteht in der Schwierigkeit, welche ein armer Mann findet, ſich in irgend einem andern Kirchſpiele, als dem, wozu er gehört, anſäſſig zu machen, oder auch nur darinn arbeiten zu dürfen. Jene Zunfteinſchränkungen hindern nur den Umlauf der künſtlichen Betriebſamkeit, — der Arbeit von Handwerkern und Manufacturiſten: dieſe Erſchwerung der Niederlaſſung hindert auch den Umlauf der gemeinen Tagelöhnerarbeit. Ich halte es der Mühe werth, eine kurze Nachricht von dem Urſprunge, Fortgange und dem jetzigen Zuſtande dieſes

Uebels, eines der größten vielleicht, mit welchem die Polizey eines europäiſchen Landes behaftet iſt, zu geben.

Als, bey Aufhebung der Klöſter, die Armuth die aus dieſen Stiftungen ihr zufließenden Wohlthaten verlohr: wurde, nach einigen unwirkſamen Verſuchen ihr zu helfen, in der drey und vierzigſten Acte der Königin Eliſabeth ein Geſetz gegeben, daß jedes Kirchſpiel für ſeine Armen ſorgen ſollte; — und daß zu dem Ende in jedem, jährlich gewiſſe Aufſeher der Armen ernannt werden ſollten, die, in Gemeinſchaft mit den Kirchenverſtehern, die dazu nöthige Summe feſtſetzten, und von den Kirchſpielseinwohnern einen verhältnißmäßigen Beytrag einhöben.

Da nun durch dieſes Geſetz jedem Kirchſpiele die unerläßliche Pflicht auferlegt wurde, ſeine Armen zu ernähren: ſo wurde es eine wichtige Frage, welche Arme denn eigentlich jedem Kirchſpiele zugehörten. Dieſe Frage wurde, nach einigen ſchwankenden und mehrmahls abgeänderten Entſcheidungen, endlich im dreyzehnten Statute Karls des zweyten auf immer dergeſtalt beantwortet, daß nach einem vierzigtägigen, ungeſtörten Aufenthalte in einem Kirchſpiele, jeder als ſeßhaft in demſelben angeſehen werden ſoll; daß aber während dieſes Zeitraums zwey Friedensrichter Fug und Recht haben ſollen, den neuen Einwohner, wenn von Seiten der Armenaufſeher und Kirchenvorſteher Klage gegen ihn einläuft, in das Kirchſpiel, worin er zuletzt anſäſſig geweſen iſt, zu verweiſen: es ſey denn, daß er entweder ein Guth in Pacht nehme, welches zehn Pfund St. Renten des Jahrs zahlet, oder ſonſt dem Kirchſpiele, wo er hingezogen iſt, ſolche Sicherheit, ihm nicht zur Laſt zu fallen, verſchaffe, als jene beyden Richter für hinlänglich halten.

Dieſes Geſetz gab, wie man ſagt, zu mehrern Betrügereyen Anlaß. Die Kirchſpielbeamten erkauften oft ihre eigenen Armen dazu, daß ſie heimlich in ein anderes Kirchſpiel giengen, ſich vierzig Tage lang heimlich daſelbſt aufhielten, und auf dieſe Weiſe, zur Entlaſtung des Kirchſpiels, wohin ſie eigentlich gehörten, in dem fremden anſäßig wurden. Daher wurde im erſten Jahre Jakobs des zweyten, durch ein neues Geſetz verordnet, daß die, zum Anſäſſig werden, oder zur Erlangung der Mitgliedſchaft in einem Kirchſpiele, erforderlichen vierzig Tage ungeſtörten Aufenthalts, nur von der Zeit an gerechnet werden ſollen, da der neue Ankömmling einem der Armenaufſeher, oder Kirchenvorſteher des Kirchſpiels, eine ſchriftliche Nachricht von ſeinem Wohnorte und der Stärke ſeiner Familie eingereicht hat.

Indeß waren, wie es ſcheinet, die Kirchſpielbeamten, in Abſicht ihres eigenen Kirchſpiels nicht immer gewiſſenhafter, als in Anſehung fremder: und ließen oft unwillkommne Gäſte ſich eindringen, indem ſie, troß der empfangenen Nachricht, doch keinen Schritt thaten, ſie wegzuſchaffen. Da nun vorausgeſetzt werden konnte, daß jeder Einwohner eines Kirchſpiels dabey intereſſirt ſey, die, zur Belaſtung der alten Einwohner, ſich eindringenden Fremdlinge abzuhalten: ſo wurde durch eine dritte Parlamentsacte, vom dritten Jahre des Königs Wilhelm, den alten Verordnungen hinzugefügt: daß der mehrgedachte vierzigtägige Aufenthalt nur von dem Sonntage an gerechnet werden ſollte, an welchem jener Bericht öffentlich von der Kanzel, nach geendigtem Gottesdienſte, ſey verleſen worden.

„Alles das zuſammen genommen,“ ſagt D. Burn, „macht, daß durch einen vierzigtägigen Aufenthalt in „einem Kirchſpiele, ſelten jemand darinn anſäſſig wird: „und daß jene Geſetze weniger darauf abzielen, einem „Menſchen Mittel anzuweiſen, wie er zu einem feſten „Sitze an einem Orte gelangen könne, als den Kirchſpielen die Mittel zu erleichtern, wodurch ſie, die ſich „heimlich einſchleichenden Fremden, an einer beſtändigen „Niederlaſſung verhindern können. Denn die öffentliche Nachricht, welche der Ankömmling von ſich und „ſeinem Aufenthalte geben muß, iſt ſo gut, als eine „Aufforderung an das Kirchſpiel, ihn wegzuſchaffen, „wenn er eine Belaſtung für daſſelbe befürchten läßt. „Iſt aber die Lage eines Menſchen von der Art, daß es „zweifelhaft iſt, ob er geſetzmäßig weggeſchaft werden „dürfe oder nicht: ſo ſoll die öffentlich bekannt gemachte „Nachricht, die Entſcheidung der Streitfrage befördern, „indem ſie das Kirchſpiel nöthigt, entweder ihm eine „unbeſtrittene Niederlaſſung zu bewilligen, oder durch „ihren Widerſtand dagegen die Sache vor den Richter „zu bringen.“

Durch dieſes Geſetz nun wurde es einem armen Manne beynahe unmöglich, ſich, auf dem alten Wege, durch vierzigtägigen Aufenthalt an einem Orte, einen feſten Sitz zu erwerben. Damit es aber nicht ſchiene, als wenn gemeinen Leuten der Weg, von einem Kirchſpiele in das andere zu ziehen, ganz verſchloſſen ſeyn ſollte, wurden vier andere Methoden feſtgeſetzt, wie, ohne ſolche öffentliche Bekanntmachung, ein Fremder ſich in einem Kirchſpiele anſäſſig machen könne. Die erſte war, wenn er zu den Kirchſpielsauflagen mit gezogen wird, und dieſelben wirklich bezahlt; die zweyte, wenn er zu einem Amte im Kirchſpiele erwählt wird, und daſſelbe ein Jahr lang verwaltet; die dritte, wenn er im Kirchſpiele die Lehrjahre eines Gewerbes ausſteht; die vierte endlich, wenn er ſich bey einem Einwohner des Kirchſpiels auf ein Jahr, als Dienſtbothe vermiethet, und im Dienſte auch ein Jahr lang aushält.

Die beyden erſten Methoden, in einem Kirchſpiele anſäſſig zu werden, finden nur durch eine öffentliche Handlung des ganzen Kirchſpiels ſtatt: und dieſes wird ſich wahrſcheinlich ſehr in Acht nehmen, einen Ankömmling, der nichts als ſeine Arbeitſamkeit zu ſeiner Unterhaltung mitbringt, mit zur Bezahlung der Ortsauflagen zu ziehen, oder ihn zu Kirchſpielsämtern zu wählen.

Auf die beyden letzten der gedachten Arten, kann wenigſtens ein verheuratheter Menſch nicht leicht eine Niederlaſſung erlangen. Ein Lehrburſche iſt ſchwerlich jemahls verheurathet; und für verheurathete Dienſtbothen macht jenes Geſetz eine ausdrückliche Klauſel, wodurch ſie von der Wohlthat, durch den Dienſt eines Jahres eine Niederlaſſung zu erlangen, förmlich ausgeſchloſgeſchloſſen werden. Dieſe Anordnung, daß durch das Dienen bey einer Herrſchaft ein Menſch an einem Orte anſäſſig werden könne, hat im Grunde keine andere Folge gehabt, als daß die alte engliſche Gewohnheit, Dienſtbothen auf ein Jahr zu miethen, (eine Gewohnheit, die ehedem ſo allgemein war, daß vor Gerichte, wenn im Dienſtcontracte kein Termin benennt iſt, allemahl ein Jahrestermin vorausgeſetzt wird) gänzlich auſer Gebrauch gekommen iſt. Weder die Herren haben jetzt immer Luſt, ihre Dienſtbothen und Geſellen, dadurch, daß ſie ſie für ein Jahr miethen, an ihrem Orte anſäſſig zu machen: noch ſind ſelbſt die Dienſtbothen immer geneigt, ſich auf dieſe Weiſe miethen zu laſſen; weil, da jede letzte Niederlaſſung alle vorhergehenden aufhebt, ſie dadurch ihren erſten Wohnſitz, an dem Orte ihrer Geburt, wo ihre Verwandten und Freunde leben, verlieren würden.

Ein unabhängiger Arbeiter alſo, er ſey Tagelöhner oder Handwerksgeſelle, hat augenſcheinlich wenig Hoffnung, weder durch ausgeſtandene Lehrjahre, noch durch Herrendienſte, in einem Orte anſäſſig zu werden. Will nun ein ſolcher ſich mit ſeinem Fleiße in ein neues Kirchſpiel wenden: ſo ſteht er in Gefahr, ſo geſund und ſo arbeitſam er immer ſeyn mag, nach dem Gutdünken eines eigenſinnigen Kirchenvorſtehers oder Armenaufſehers, zum Wegziehen genöthiget zu werden: es ſey dann, daß er entweder ein Grundſtück pachte, deſſen jährlicher Pachtzins zehn Pfund Sterling beträgt, — (eine Bedingung, die einem blos von ſeiner Arbeit lebenden Menſchen, zu erfüllen unmöglich iſt,) oder eine ſolche Sicherheit ſtelle, dem Kirchſpiele nie zur Laſt zu fallen, die nach dem Ausſpruche zweyer Friedensrichter hinlänglich iſt. Wie groß die Summe zu dieſer Sicherheitsſtellung ſeyn ſolle, hat das Geſetz gänzlich ihrer Beurtheilung überlaſſen: ſie kann aber ſchwerlich geringer als dreyßig Pfund Sterling ſeyn, da, nach einer andern Verordnung eben dieſes Geſetzes, ſelbſt der Ankauf eines Freyguthes, welches weniger als dreyßig Pfund Sterling werth iſt, den Käufer nicht im Kirchſpiel anſäſſig macht; weil, ſagt das Geſetz, ſolches zur Sicherheit des Kirchſpiels von dem neuen Anſiedler nicht beläſtiget zu werden, nicht zureiche. Aber auch dieſe Caution, die doch noch für zu klein erklärt wird, kann ein Menſch, der von ſeiner Hände Arbeit lebt, höchſt ſelten ſtellen.

Um den freyen Umlauf der Arbeiten von einem Orte zum andern, der durch dieſe verſchiedenen Parlamentsacten geſtört worden war, einigermaßen wieder herzuſtellen, iſt man auf die Certificate gefallen. Durch die achte und neunte Acte des Königs Wilhelm wurde verordnet, daß wenn irgend jemand ein Certificat, daß er in einem gewiſſen Kirchſpiele geſetzmäßig anſäſſig ſey, — von den Armenaufſehern oder Kirchenvorſtehern deſſelben unterſchrieben, — mitbrächte, er in jedem andern Kirchſpiele aufgenommen werden müſſe; daß dieſes letztre ihn nicht aus der Urſache, daß er wahrſcheinlich demſelben künftig zur Laſt fallen könne, ſondern nur in dem Falle, wenn er wirklich jetzt ihm zur Laſt fällt, wegſchaffen dürfe; und daß, wenn dieſer letztre Fall eintritt, das Kirchſpiel, welches obiges Certificat gegeben

ben hat, die Koſten ſowohl ſeiner Unterhaltung, als ſeiner Fortſchaffung tragen ſolle. Und um dem Kirchſpiele, wohin ein ſolcher mit einem Certificate verſehener Menſch einwandert, die vollkommenſte Sicherheit, nie durch ihn beläſtiget zu werden, zu verſchaffen, wird in der Acte noch hinzugefügt, daß dieſer in ſeinem neuen Wohnorte auf keine Art und Weiſe anſäſſig werden könne, auſer durch Pachtung eines Grundſtückes von zehen Pfund Sterling jährlichen Pachtzinſes; oder durch unentgeltliche jährliche Verwaltung eines Kirchſpielamtes. Ja ſogar verbot die zwölfte Acte, im erſten Statute der Königinn Anna, daß auch die Dienſtbothen und Lehrburſchen, ſolcher mit Certificaten verſehener Ankömmlinge, jemahls in dem Kirchſpiel, worinn ſie aufgenommen worden, ſeßhaft werden könnten.

In wiefern dieſe Einrichtung in Abſicht der Certificate, den durch jene Geſetze geſtörten freyen Umlauf der Arbeit habe wieder herſtellen können, werden wir aus folgender ſcharfſinnigen Bemerkung des D. Burns abnehmen. „Augenſcheinlich hat, ſagt er, das Kirchſpiel, welches einen fremden Ankömmling aufnimmt, „von ſolchen Certificaten beträchtliche Vortheile. Es „iſt ſicher, daß derſelbe weder durch Lehrjahre, noch durch „Herrendienſte, noch durch Bezahlung der Kirchſpielsabgaben anſäſſig werden, — daß er eben ſo wenig „ſeine Dienſtbothen und Lehrburſchen anſäſſig machen „könne; es weis gewiß, wo es ihn hinſenden ſoll, wenn „er ihm zur Laſt wird, und erhält die Koſten dieſer „Verſendung, ſo wie des, in der Zwiſchenzeit, ge-

„reichten Unterhalts wieder; es kann endlich, wenn er „krank wird, und daher nicht weggebracht werden kann, „ſeine Verpflegung, dem Kirchſpiele, welches das Certificat ausgefertiget hat, anrechnen. Aber eben dieſe „Vortheile ſind ſo viele Gründe für alle Kirchſpiele, „dergleichen Certificate, nur in auſerordentlichen Fällen, zu ertheilen: weil ſie mit überwiegender Wahrſcheinlichkeit vorausſehen können, daß ſie den mit ihrem Certificate verſehenen Menſchen, wenn er in Noth „kömmt, wieder erhalten —, und wahrſcheinlich in „einem weit hülfloſern Zuſtande wieder erhalten werden.“ Die praktiſche Schlußfolge aus dieſer Beobachtung ſcheint dieſe zu ſeyn: daß Certificate allemahl von **dem** Kirchſpiele, wo ſich ein armer Mann niederlaſſen will, gefordert werden, aber ſehr ſelten von demjenigen gegeben werden müſſen, welches er zu verlaſſen gedenkt. „Es iſt einige Härte,“ ſagt eben dieſer einſichtsvolle Schriftſteller, in ſeiner Geſchichte der Armengeſetze, „in den die Certificate betreffenden Geſetzen. „Sie ſtellen es in die Gewalt der Kirchſpielbeamten, „einen Menſchen auf Zeitlebens, ſo zu ſagen, zum Gefangenen zu machen: ſo nachtheilig es auch für ihn ſeyn „mag, an dem Orte, wo er das Unglück hat, anſäſſig geworden zu ſeyn, zu bleiben, und ſo großen Nutzen er von einer Veränderung ſeines Wohnplatzes „haben kann.“

Ein Certificat enthält kein Zeugniß von der guten Aufführung der darinn benannten Perſon, ſondern ſagt blos aus, daß er **dem** und **dem** Kirchſpiele zugehöre: und nichts deſto weniger hängt es ganz von der Willkühr der Kirchſpielbeamten ab, ob ſie ein ſolches Certificat ertheilen, oder verweigern wollen. D. Burn ſagt, daß in dem Tribunale der königlichen Bank (the court of Kings-bench) der Vorſchlag gemacht worden ſey, die Armenaufſeher und Kirchenvorſteher, durch ein writ of mandamus *) zur Ertheilung von Certificaten, ſo oft ſie verlangt werden, zu verpflichten; daß er aber von dem Gerichtshofe, als eine befremdliche Neuerung verworfen worden ſey.

Der ſo ſehr ungleiche Arbeitspreis, durch den ſich in England wenig von einander entfernte Orte unterſcheiden, rührt ohne Zweifel von dieſen Hinderniſſen her, welche die das Anſäſſigwerden betreffenden Statute dem Armen entgegen ſetzen, der ohne Certificat ſich mit ſeinem Fleiße von einem Kirchſpiele zum andern wenden will. Iſt ein Menſch einzeln, iſt er geſund und arbeitſam: ſo wird ihm zwar zuweilen der Aufenthalt in einem fremden Kirchſpiele, aus Nachſicht, verſtattet; hat er aber Frau und Kinder, die er mit an den neuen Wohnort bringt: ſo kann er faſt ſicher darauf rechnen, daß man ihn nicht daſelbſt dulden wird. Und auch der einzelne Mann wird wahrſchein-

---

*) Das Tribunal von Kings-bench hat das beſondere Vorrecht, Perſonen und Corporibus unter ſeinem Gerichtsſprengel, proviſoriſche Vorſchriften über einzelne Gegenſtände zu ertheilen. Und die Schrift, in welcher dieſer Gerichtshof einen ſolchen Befehl erläßt, heißt nach der juriſtiſchen Kunſtſprache der Engländer ein writ of mandamus. M. ſ. Blakſtone's Commentaries on the Laws of England. Lond. 1770. Vol. III. p. 110. Anm. d. Ueb.

lich weggeſchickt werden, ſobald er ſich verheurathet. In England alſo können die, an dem einen Orte mangelnden Hände, durch die an einem andern Orte überflüßigen, nicht auf gleiche Weiſe, wie in Schottland, und faſt in allen andern Ländern Europens, erſetzt werden. In dieſen kann zwar auch der Arbeitslohn, in der Nachbarſchaft großer Städte, und allenthalben, wo eine außerordentliche Nachfrage nach Arbeitern iſt, um etwas höher ſeyn, und nach Verhältniß der Entfernung von ſolchen Plätzen, in den übrigen Gegenden abnehmen: aber nirgends werden wir bey ihnen, dieſe ſchnellen und unerklärlichen Unterſchiede des Arbeitslohns zwiſchen Oertern antreffen, die in England nahe gelegenen ſo gemein ſind. Und ſie ſind deswegen ſo gemein, weil es hier einem armen Menſchen oft mehr Schwierigkeiten macht, das künſtliche Gehege, welches die Geſetze um ſein Kirchſpiel gezogen haben, zu überſpringen, als es ihm koſten würde, über einen Arm der See oder über hohe Gebirge, dieſe natürlichen Gränzen, zu ſetzen, durch welche in andern Ländern die ſehr verſchiedenen Arbeitspreiſe oft von einander abgeſondert werden.

In der That iſt es eine offenbare Verletzung der natürlichen Freyheit, einen Menſchen, der nichts verbrochen hat, aus dem Orte, den er zu ſeinem Aufenthalt wählet, mit Gewalt wegzuſchaffen. Und doch hat das gemeine Volk in England, das über ſeine Freyheit ſo eiferſüchtig wacht, aber, was wahre Freyheit ſey, ſo wenig als der gemeine Mann anderer Länder, recht verſteht, dieſe Unterdrückung ſchon über ein Jahrhundert gelitten, ohne um Hülfe bey der Regierung nachzuſuchen. Denkende Männer haben zwar zuweilen über die Geſetze der Niederlaſſungen, als über eine öffentliche Laſt, geklagt: aber nie haben ſie ein ſo allgemeines Volksgeſchrey erregt, als zum Beyſpiel die General-Warrants *) (oder die allgemeinen Verhaftsbefehle gegen alle verdächtige Perſonen ohne namentliche Beſtimmung der einzelnen) die zwar, ohne Zweifel auch unter die Misbräuche gehörten, aber wahrſcheinlicher Weiſe nie eine allgemeine Bedrückung einer großen Volksklaſſe veranlaſſen konnten. Ich getraue mir zu behaupten, daß es kaum irgend einen armen Mann in England giebt, der ſein vierzigſtes Jahr erreicht, und nicht ſchon mehr als einmahl das Unterdrückende dieſer das Anſäſſigwerden betreffenden Geſetze gefühlt hat.

Ich ſchließe dieſes lange Kapitel mit der Bemerkung, daß, ob es gleich vor Alters üblich war, das Tagelohn anfangs, vermöge allgemeiner Geſetze durch das ganze Königreich — dann, durch beſondere Verordnungen der Friedensrichter in jeder Grafſchaft, zu beſtimmen: beyde Gewohnheiten doch jetzt gänzlich in Vergeſſenheit gekommen ſind. „Es wäre in der That Zeit,“ ſagt D. Burn, „daß die Geſetzgeber, nach gemachten „Erfahrungen von vierhundert Jahren, alle Bemühung, „Sachen, die ihrer Natur nach keiner allgemeinen und „fortdauernden Beſtimmung fähig ſind, poſitiven Verordnungen zu unterwerfen, aufgäben.“ Dieß iſt in Abſicht des Arbeitslohnes ganz beſonders wahr. Soll-

ten

---

*) Man ſehe Blakſtone's Commentaries on the Laws of England im vierten Bande S. 288. Anm. d. U.

ten alle, die einerley Art der Beſchäftigung treiben, auch vollkommen gleichen Lohn ihrer Arbeit bekommen: ſo würde gar keine Nacheiferung unter ihnen ſtatt finden; und vorzüglicher Fleiß, oder vorzügliche Geſchicklichkeit würden ohne Belohnung bleiben.

Und doch erſcheinen noch zuweilen Parlamentsacten, welche den Arbeitslohn, an beſondern Orten und in beſondern Gewerben, feſtzuſetzen verſuchen. So verbiethet die achte Acte Georgs des dritten, allen Schneidermeiſtern in, — und fünf Meilen um London, ihren Geſellen mehr Lohn zu geben, — und verbiethet dieſen, mehr Lohn zu fordern, als des Tages zwey Schillinge, ſiebentehalb Pfenn. Sterling, (21 ggr.) den Fall einer Landestrauer ausgenommen. — Wenn der Souverän Verſuche dieſer Art macht, den Vertrag zwiſchen Meiſter und Geſellen durch Geſetze anzuordnen: ſo ſind allemahl die Meiſter ſeine Rathgeber. Iſt dieſe Anordnung zum Vortheile der Geſellen: ſo iſt ſie gewiß immer billig; aber ſie iſt es nicht allemahl, wenn ſie den Vortheil der Meiſter zur Abſicht hat. So iſt es, zum Beyſpiel, ein ſehr gerechtes und billiges Geſetz, welches in mehrern Gewerben, die Meiſter verpflichtet, ihre Arbeiter in Gelde, nicht in Waaren zu bezahlen. Dieß legt den Meiſtern keine neue Laſt auf: es verbindet ſie nur, den wahren Werth des von ihnen verſprochenen Lohnes, den ſie auch durch die Waaren zu bezahlen, obgleich oft fälſchlich, vorgaben, im Gelde wirklich zu bezahlen. Dieſes Geſetz iſt zum Vortheile der Geſellen gegeben: das achte Statut Georgs des dritten, begünſtigt die Meiſter. Die Meiſter treten oft in Verbindung mit einander, ſich gegenſeitig, bey gewiſſen Strafen, zu verpflichten, nicht mehr als einen beſtimmten Arbeitslohn ihren Geſellen zu geben: und die Geſetze erlauben ihnen dieſe Verabredung. Wollen die Geſellen einen ähnlichen Vertrag unter ſich errichten, für nicht weniger als für einen beſtimmten Lohn zu arbeiten: ſo werden ſie von eben dieſen Geſetzen ſehr ſtrenge beſtraft. Das oben gedachte Geſetz geht aber noch weiter: es giebt ſogar einer ſolchen Verabredung der Meiſter die Kraft eines Landesgeſetzes. Mit Grunde ſcheinen die Lehnſchneider gegen daſſelbe die Beſchwerde zu führen, daß es den vorzüglich geſchickten und fleißigen Arbeiter, dem mittelmäßigen gleich mache.

In vorigen Zeiten verſuchte man den Gewinn der Kaufleute und anderer Gewerbsmänner nicht weniger, als den Lohn der Arbeiter, geſetzlich zu beſtimmen, indem man ſowohl Lebensmittel, als andere Waaren einer obrigkeitlichen Taxe unterwarf. Ein einziger Ueberreſt iſt, ſo viel ich weiß, von dieſer alten Gewohnheit in der ſogenannten Aſſize of Bread oder der Brodtaxe noch übrig. Da wo es eine geſchloſſene Bäckerzunft giebt, mag es vielleicht zweckmäßig ſeyn, den Preis des Brotes, des erſten unter den Lebensbedürfniſſen, feſtzuſetzen. Aber, wo die Bäcker nicht zünftig ſind, da wird die Concurrenz unter ihnen den Preis beſſer, als Polizeytaxen in Ordnung halten. Das unter Georg dem zweyten gegebene Geſetz, welches dieſe Polizeytaxen zu machen befiehlt, konnte in Schottland nicht in Ausübung gebracht werden, weil das Geſetz die Vollziehung den Marktſchreibern überträgt, und dieſes Amt in Schottland gar nicht vorhanden war, bis in der dritten Acte Georgs des dritten dieſem Mangel abgeholfen wurde. Indeſſen hat es weder große Unbequemlichkeiten für dieſes Land nach ſich gezogen, daß es ſo lange ohne Brottaxen geweſen iſt, noch hat ſich, ſeit Einführung derſelben in einigen ſchottiſchen Städten, ein merklicher Nutzen davon gezeigt. — Und doch giebt es in den meiſten derſelben Bäckerinnungen, die ſich ausſchließender Privilegien anmaßen, obgleich nicht ſtrenge über dieſelben gehalten wird.

Das Verhältniß des Arbeitslohnes und Gewinnes bey den verſchiedenen Arten, ſeinen Fleiß oder ſein Geld anzulegen, ſcheint, wie ich ſchon geſagt habe, durch Reichthum oder Armuth des Landes, durch ſeinen an Wohlſtand fortgehenden, ſtilleſtehenden, oder zurückgehenden Zuſtand, wenig verändert zu werden. Dieſe Revolutionen haben zwar auf die Größe des Arbeitslohnes und Kapitalgewinnſtes **überhaupt** einen ſehr beträchtlichen Einfluß: aber ihr Einfluß erſtreckt ſich über **alle Beſchäftigungsarten**, und wird nach und nach bey allen gleich. Das Verhältniß alſo in dieſer Rückſicht zwiſchen **der einen** und **der andern**, kann dadurch nie ſehr, wenigſtens nicht auf lange Zeit geſtört werden.

Eilftes Kapitel.

Von der Landrente.

Die Landrente, oder der, dem Eigenthümer von Grund und Boden, für den Gebrauch dieſes Bodens, bezahlte Preis, iſt gewöhnlicher Weiſe, immer der höchſte, welchen der Pachter unter den gewöhnlichen Umſtänden des Landes, zu bezahlen im Stande iſt. Wenn der Grundherr ſeinen Vertrag mit dem Pachter ſchließt: ſo iſt er gewiß bemüht, ihm an den Erzeugniſſen ſeines Bodens keinen größern Antheil zu laſſen, als ſchlechterdings nöthig iſt, um dem Pachter theils die Fonds, woraus er die Anſchaffung des Saamens beſtreitet, die Arbeiter bezahlt, und Vieh und Ackergeräth ankauft und unterhält, theils von dieſen Fonds den Gewinn zu ſichern, den in dieſer Gegend Pachter gewöhnlicher Weiſe von ihren Kapitalien erhalten. Keinen kleinern Theil kann auch augenſcheinlich der Pachter annehmen, ohne ſich der Gefahr auszuſetzen, zu Grunde zu gehen: und mehr als dieß, iſt der Grundherr ſelten geneigt, ihm zu laſſen. — Was nun von dem Producte eines Landgutes, oder, (welches einerley iſt) von dem Preiſe dieſes Products, nach Abzug jenes Theils noch übrig bleibt, das eignet ſich der Grundherr unter dem Namen der Rente zu: und, ſo beſtimmt, iſt ſie gewiß die höchſte, welche er, unter gleichen Umſtänden des Landes, erhalten kann. Zuweilen zwar kann Freygebigkeit, oder noch öfter Unwiſſenheit, den Grundherrn

herrn bewegen, mit einem kleinern, als dem angegebenen Antheile, von den Erzeugniſſen ſeines Bodens zufrieden zu ſeyn; in einigen noch ſeltnern Fällen, mag vielleicht ein unverſtändiger Pachter mehr als dieſe zu bezahlen verſprechen, oder für ſich mit weniger, als dem gewöhnlichen Pachtergewinne der Gegend zufrieden ſeyn. Demohnerachtet ſieht man mit Recht jenen Antheil als die natürliche Landrente, das heißt, als diejenige an, nach welcher, den bekannten Abſichten beyder contrahirenden Theile gemäß, Land in Pacht gegeben werden ſoll.

Man könnte auf die Gedanken kommen, die Rente des Grundherrn als die Zinſen des auf Verbeſſerung des Bodens gewandten Kapitals anzuſehen. In der That können auch, in manchen Fällen, dieſe Zinſen mit in jener Rente ſtecken; aber ganz machen ſie dieſelben nie aus. Auch von ganz unangebaueten und ungedüngeten Ländereyen, verlangt der Grundherr eine Rente; und wenn dieſer auf die Urbarmachung ſeines Landes ein Kapital gewandt hat, ſo ſind die Zinſen davon nur ein zufälliger Zuſatz zur eigentlichen Landrente. Sehr oft werden jene Verbeſſerungen nicht auf Koſten des Eigenthümers, ſondern durch das Kapital des Pächters gemacht: und doch verlangt der Grundherr davon, bey Erneuerung des Pachts, eine Erhöhung der Rente, ſo gut, als wenn ſie durch ihn und auf ſeine Koſten wären veranſtaltet worden.

Zuweilen wird ſogar Rente von Sachen gefordert, die einer Cultur ganz unfähig ſind. Kelp iſt eine Art von Seegras, das, zur Aſche gebrannt, ein alkaliſches, zum Glasmachen, und zu mehrern andern Abſichten nützliches Salz giebt. Es wächſt an verſchiedenen Küſten Großbritanniens, beſonders in Schottland, auf Felſen, die innerhalb der Gränze der Fluth liegen, — die zweymahl des Tages vom Meere bedeckt werden, und alſo keiner Verbeſſerung durch menſchlichen Fleiß fähig ſind. Demohyerachtet wird ein Gutsbeſitzer, an deſſen Ländereyen ein mit Kelp bewachſenes Meerufer ſtößt, von dieſem ſo gut, als von ſeinen Kornfeldern, eine Rente verlangen.

Das Meer iſt, in der Nachbarſchaft der Schetländiſchen Inſeln, mehr als gewöhnlich mit Fiſchen angefüllt, welche auch das gewöhnliche Nahrungsmittel der Einwohner ausmachen. Aber um dieſes Product der See zu nutzen, müſſen die Fiſcher eine Wohnung auf dem daranſtoßenden Lande haben. Was demnach der Gutsbeſitzer der Ländereyen, an ſolchen Küſten vom Pachter erhält, richtet ſich nicht bloß nach dem, was dieſer aus dem Lande ziehen kann, ſondern auch nach dem, wozu ihm die See die Gelegenheit verſchafft. Dieß wird zum Theil in Seefiſchen bezahlt: und hier findet ſich alſo der ſonſt ſeltne Fall, daß auch von dem Preiſe dieſer Waare, die Rente einen Beſtandtheil ausmacht.

Die Landrente demnach, betrachtet als eine, für den Gebrauch ſeines Grundes und Bodens, dem Eigenthümer bezahlte Vergütung, iſt natürlicher Weiſe der Preis eines Monopoliſten. Er iſt nie dem angemeſſen, was der Eigenthümer auf die Cultur ſeines Landes gewandt hat, oder dem, was er nach der Natur der Sache, billiger Weiſe fordern könnte, ſondern dem, was der Pachter, möglicher Weiſe ſchaffen kann.

Nur diejenigen Erzeugniſſe eines Landes können zu Markte gebracht werden, deren gewöhnlicher Preis zureicht, die auf ihre Fertigung gewandten Gelder, nebſt dem üblichen Gewinne, der von einem ſolchen Kapital gezogen zu werden pflegt, herauszubringen. Beträgt jener Preis mehr: ſo fällt der Ueberſchuß an den Grundbeſitzer als Rente. Beträgt er nur gerade ſo viel: ſo kann zwar noch die Waare zu Markte gebracht werden, aber ſie kann keine Rente bezahlen. Welches aber von beyden der jedesmahlige Fall ſeyn ſoll, hängt gänzlich von der Nachfrage der Käufer ab.

Es giebt gewiſſe Erzeugniſſe des Landes, nach welchen die Nachfrage immer groß genug iſt, um einen größern Preis derſelben, als genau zur Möglichkeit, ſie zu Markt bringen zu können, erfordert wird, zu bewirken; bey andern wechſelt die Nachfrage dergeſtalt ab, daß ſie bald einen höhern, bald nur dieſen Preis gelten. Jene erſtern werden, zu allen Zeiten, dieſe, nur zuweilen, den Grundbeſitzern eine Rente verſchaffen.

Hieraus folgt die Bemerkung: daß die Rente auf eine andre Weiſe unter die Beſtandtheile des Werthes einer Waare kömmt, als der Arbeitslohn und der Kapitalgewinn. Hoher Arbeitslohn und große Gewinnſte ſind die Urſachen theurer Waarenpreiſe: hohe Renten ſind die Wirkungen derſelben. Seinen Lohn muß der Arbeiter, und ſeinen Gewinnſt der Kapitaliſt bekommen, wenn die Waare ſoll zu Markte gebracht werden können; und wenn ihr Preis hoch ſteigt, ſo iſt es deswegen, weil viel Lohn und viel Gewinn bezahlt worden iſt. Hingegen ob eine hohe, eine niedrige, oder gar keine Rente bezahlt werden ſolle: das hängt davon ab, ob der Preis der Waare noch über die Summe, welche zu der Bezahlung des Arbeitslohns und Kapitalgewinnſtes nöthig iſt, einen großen, kleinen, oder gar keinen Ueberſchuß abwirft.

Dieſes Kapitel theilt ſich alſo natürlicher Weiſe in drey Abtheilungen. — Die erſte handelt von denjenigen Theilen der Landesproducte, die immer eine Rente einbringen; die zweyte von denen, die bald eine Rente, und bald keine abwerfen; die dritte von den Abwechſelungen, die bey verſchiedenen Graden der Landescultur, theils in dem Verhältniſſe der Werthe dieſer beyden Arten der rohen Producte unter ſich, theils in dem Verhältniſſe ihres Werths gegen den Werth der Manufacturwaaren vorgehen.

Erſte Abtheilung.

Von denjenigen Erzeugniſſen, die zu allen Zeiten eine Rente abwerfen.

Da die Menſchen, ſo wie alle lebendige Geſchöpfe, ſich, nach Verhältniß der für ſie vorhandenen Erhaltungsmittel, vermehren: ſo iſt nach Speiſe und Trank immer Nachfrage. Wer alſo Nahrungsmittel in Vorrath hat, kann immer über mehr oder weniger Arbeit andrer Menſchen gebiethen, weil ſich ſtets jemand findet, der um die erſtern zu erhalten, die letztere zu übernehmen geneigt iſt. Zwar iſt die Quantität von Arbeit, über die man durch eine gewiſſe Quantität Nahrungsmittel gebiethen kann, nicht immer der Anzahl Arbeiter angemeſſen, die, aufs ſparſamſte geſpeiſet, dadurch unterhalten werden können, — und zwar wegen des hohen Lohns, der zuweilen für die Arbeit gegeben wird. Aber ſo viel iſt wenigſtens gewiß, daß man mit Nahrungsmitteln, immer ſo viel Arbeit erkaufen kann, als, Arbeiter dadurch, — nach der Art, wie zu der Zeit und in der Gegend Arbeitsleute zu leben pflegen, — ernährt werden können.

Nun bringt aber Grund und Boden, faſt in jeder Lage, eine größere Quantität von Nahrungsmitteln hervor, als zu Erhaltung aller der Arbeiter, welche ſich mit der Erzeugung und Einſammlung derſelben abgeben, nöthig iſt, ſelbſt wenn dieſe Arbeiter auf das reichlichſte unterhalten werden. Der Ueberſchuß iſt auch noch mehr als hinreichend, um das darein geſteckte Kapital, nebſt dem gewöhnlich davon erwarteten Gewinnſte, zu erſtatten. Etwas bleibt alſo ſicher für den Grundherrn, als Rente, übrig.

Die wüſteſten Brüche in Norwegen und Schweden, können doch als Weideplätze für das Vieh genutzt werden, wovon die Milch und der junge Zuwachs ſtets mehr als hinreichend iſt, nicht nur alle die Arbeit zu bezahlen, die auf die Wartung des Viehes verwandt werden muß, und dem Eigenthümer oder Pächter deſſelben, das Ankaufskapital mit gehörigen Zinſen zu erſetzen; ſondern auch dem Grundherrn eine, wenn auch nur kleine, Rente zu bringen. So wie die Weide beſſer wird: ſo wächſt, natürlicher Weiſe, dieſe Rente. Denn nun kann nicht nur eine größre Anzahl Vieh auf demſelben Flecke Landes erhalten werden; ſondern, da mehr Vieh in einen kleinern Raum zuſammengedrängt wird: ſo ſind auch, zur Verpflegung deſſelben, und: zur Einſammlung der davon zu erwartenden Früchte, weniger Hände nöthig. Der Grundherr gewinnt daher auf beyden Seiten, durch die Vermehrung der Erzeugniſſe, und durch die Verminderung der Arbeit, deren Lohn von jenen genommen werden muß.

Die Landrente ändert ſich, bey gleicher Fruchtbarkeit des Landes, mit deſſen Lage eben ſo, wie ſie, bey einerley Lage, ſich nach der Fruchtbarkeit abändert. In der Nachbarſchaft einer großen Stadt giebt ein gleich fruchtbarer Acker mehr Rente, als in einem entfernten Winkel des Landes. Wenn es auch an beyden Orten gleich viel koſtet, die Producte zu erzeugen: ſo koſtet es doch an den erſten weit weniger, ſie zu Markte zu bringen. Der Arbeiter, deren Lohn abgezogen werden muß, ehe der Pächter ſein Kapital mit Gewinnſt, und der Grundeigenthümer ſeine Rente bekommen kann, ſind an dem entfernten Orte mehrere nöthig. Beyde, Gewinnſt und Rente alſo müſſen hier vermindert werden. Dazu kömmt, daß, in abgelegenen Gegenden, die Gewinnſte, welche man von Kapitalien verlangt und erwartet, größer ſind, als in den Hauptſtädten und umliegenden Gegenden: ein neuer Abzug von dem Ueberſchuſſe des Erzeugniſſes, über den Arbeitslohn, wodurch alſo auch die Rente des Gutsbeſitzers vermindert wird.

Gute Landſtraßen, Kanäle, und ſchiffbare Ströme, bringen, indem ſie die Koſten des Fuhrlohns verringern, zwiſchen den entfernten Theilen eines Landes, und den der Hauptſtadt nahe liegenden, eine größere Gleichheit hervor. Sie ſind, in dieſer Rückſicht, die größten aller Verbeſſerungen. Sie ermuntern den Anbau der entferntern Gegenden eines Landes, die natürlicher Weiſe auch den größern Theil deſſelben ausmachen. Sie ſind der Hauptſtadt vortheilhaft, da ſie dem Monopol ſteuern, welches ſonſt die um ſie liegende Landſchaft, im Verkaufe der Producte, darinn ausübt. Sie nutzen aber auch ſelbſt dieſer Landſchaft. Sie geben ihr freylich, für die Waare, welche ſie zu Markte bringt, neue Mitwerber; aber ſie verſchaffen ihr auch für eben dieſelben neue Wege des Abſatzes. Ein Monopol iſt überdieß der größte Feind einer guten Wirthſchaft, die nur da feſten Fuß faßt, wo durch die allgemeine Concurrenz jeder, um ſich gegen ſeine Mitwerber aufrecht zu erhalten, zur beſten Bearbeitung der Sache, welche er unter Händen hat, genöthigt iſt. Vor nicht länger als funfzig Jahren reichten einige, der um London liegenden Grafſchaften, eine Bittſchrift beym Parlament ein, daß die ſonannten Turnpike-Roads, oder die gebeſſerten Heerſtraßen, auf denen Wegegeld bezahlt wird, nicht bis in die entferntern Grafſchaften verlängert werden möchten. Dieſe Grafſchaften, behaupteten ſie, würden wegen des niedrigern Arbeitslohns, ihr Heu und Getreide wohlfeiler, als ſie ſelbſt, auf den londoner Markt liefern können, wodurch ihre Renten vermindert, und ihre Wirthſchaften zu Grunde gerichtet werden würden. Das Parlament gab ihnen kein Gehör; und doch ſind die Renten in den Grafſchaften um London ſeit der Zeit geſtiegen, und ihre Cultur hat merklich zugenommen.

Ein Getreidefeld von mäßiger Fruchtbarkeit bringt eine größere Quantität Nahrungsmittel hervor, als ein Weideplatz von gleichem Umfange. Der Anbau des erſten erfordert freylich mehr Arbeit: aber das, was nach Wiedererſtattung des Saamens, und Bezahlung der ſämmtlichen Arbeiten, noch als Ueberſchuß bleibt, iſt auch weit größer. Wenn nun ein Pfund Fleiſch zu allen Zeiten mit einem Pfunde Brot von gleichem Werthe wäre: ſo würde der Ueberſchuß an Getreide, der dem Kornbauer übrig bleibt, da er an Quantität größer iſt, auch immer an Werth größer ſeyn, als der Ueberſchuß der in den Händen des Viehzuchttreibenden bleibt. Und es müßte alſo immer, und an allen Orten, der Getreibau ſowohl dem Grundherrn eine größre Rente, als dem Pächter einen größern Gewinn bringen, als die Viehzucht. Und in der That ſcheint dieß, bey dem noch unvollkommnen Anfange des Ackerbaues, der Fall geweſen zu ſeyn.

Aber der Werth dieſer beyden Nahrungsmittel, des Brots und des Fleiſches, iſt in den verſchiedenen Perioden des Landbaues ſehr verſchieden. Bey dem erſten

Anfange deſſelben, bleiben alle nicht urbargemachten Strecken, die alsdann noch dem größten Theil des Landes einnehmen, ganz dem Viehe überlaſſen. Zu dieſer Zeit iſt alſo des Fleiſches mehr, als des Brots: und letzteres macht daher dasjenige Nahrungsmittel aus, welches am meiſten geſucht wird, und daher auch den höchſten Preis hat. Zu Buenos-Aires war, wie uns **Ulloa** erzählt, noch vor vierzig oder funfzig Jahren, der gewöhnliche Preis eines, unter einer Heerde von zwey oder drey hundert Stücken, ausgeſuchten Ochſen nicht höher, als vier Realen, ein und zwanzig und einen halben Pfennig Sterling, oder vierzehn gute Groſchen, vier Pfennige. Vom Brotpreiſe ſagt er nichts: ohne Zweifel, weil er nichts beſonders bey demſelben bemerkte. Ein Ochſe, ſagt er ferner, koſtet daſelbſt nicht viel mehr, als die Mühe, ihn zu fangen. Aber Getreide kann nirgends ohne viel Arbeit erzeugt werden; und in einem Lande, welches an dem Platafluſſe, und damahls auf der großen Straße von Europa nach dem ſilberreichen Potoſi lag, konnte der Arbeitslohn unmöglich geringe ſeyn. Ganz anders iſt es, wenn der größte Theil eines Landes völlig angebauet iſt. Dann iſt des Brots mehr als des Fleiſches vorhanden; die Concurrenz nimmt die entgegengeſetzte Richtung, und Brot wird ein wohlfeileres Nahrungsmittel, als Fleiſch.

Dazu kommt, daß, je mehr ſich der Anbau in einem Lande erweitert, deſto weniger unbebauete Ländereyen übrig bleiben: daher dieſe nicht mehr zur Ernährung einer ſo großen Menge von Vieh zureichen, als zur Befriedigung der Nachfrage nach Fleiſch nöthig wäre.

Es muß demnach auch ein Theil der angebaueten Ländereyen zum Aufziehen oder zum Mäſten des Viehes angewandt werden: und dieſes muß alſo, mit ſeinem Preiſe, nicht nur die auf die Verpflegung deſſelben gewandte Arbeit bezahlen, ſondern auch dem Grundherrn diejenige Rente, dem Pächter denjenigen Gewinnſt bringen, welche von einem gleichen, mit Getreide angebauetem Acker hätten gezogen werden können. Giebt es gleich noch alsdann Wüſteneyen und Brüche, welche zur Viehzucht gebraucht werden: ſo wird doch das darauf erzogene Vieh, wenn es mit jenem, das mit künſtlich erzeugten Producten aufgezogen iſt, auf denſelben Markt gebracht wird, auch mit ihm in gleichem Preiſe bezahlt, wenn es ihm ſonſt an Güte und Stärke gleich iſt. Die Eigenthümer jener Brüche machen ſich den vortheilhaſten Umſtand zu Nutze, und ſteigern ihre Rente nach dem Verhältniſſe, in welchem der Viehpreis geſtiegen iſt.

Vor nicht mehr als hundert Jahren, war, in vielen Theilen Schottlands, Fleiſch ſo wohlfeil, und ſogar wohlfeiler, als Haferbrot. Die Vereinigung von Schottland mit England öffnete dem Viehe der Hochländer den engliſchen Markt. Jetzt iſt der Preis deſſelben ungefähr dreymahl ſo hoch, als zu Anfange dieſes Jahrhunderts, und die Renten der Gutsherrn in jenen Gegenden haben ſich um das drey und vierfache vermehrt.

Faſt durch ganz Großbritannien iſt gegenwärtig, ein Pfund des beſten Fleiſches, mehr, als zwey Pfunde des beſten Weitzenbrotes werth. In wohlfeilen

Jahren kann es zuweilen ſo viel, als drey bis vier Pfunde Brot, gelten.

Auf dieſe Weiſe werden, bey dem Fortgange des Ackerbaues, die Renten und Gewinnſte, welche von unangebaueten Weideplätzen zu ziehen ſind, durch die Renten und Gewinnſte, welche angebauete Aecker bringen, und dieſe wieder durch die Renten und Gewinnſte von Getreideländern, beſtimmet. Getreide bringt jährlich eine — Viehzucht bringt nur alle vier oder fünf Jahre eine Ernte. Da alſo ein Morgen Landes eine viel kleinere Quantität von der einen, als von der andern Art dieſer Erzeugniſſe hervorbringt: ſo muß die, welche in geringerer Quantität erzielt wird, durch einen verhältnißmäßig höhern Preis dieſes mangelnde erſetzen. Käme durch den Verkauf des Fleiſches noch mehr heraus, als dieſer Erſatz: ſo würden bald Getreideäcker in Weideplätze verwandelt werden; und brächte er dieſen Erſatz nicht vollſtändig: ſo würde ein Theil des der Viehzucht gewidmeten Landes wieder mit Getreide beſäet werden.

Indeß muß man doch bemerken, daß dieſe Gleichheit zwiſchen Rente und Gewinnſt bey Grasländern, und zwiſchen denen bey Getreideländern, — bey Ländereyen, die unmittelbar für Vieh, und bey ſolchen, die unmittelbar für Menſchen Nahrungsmittel hervorbringen, — nur ſo muß verſtanden werden, daß ſie in Abſicht des größten Theil von dem cultivirten Boden eines Landes ſtatt findet. Einzelne ſeltne Plätze können eine in ihrer Art ſo einzige Lage haben, daß ſich bey ihnen die Dinge ganz anders verhalten, und Gras viel größere Renten darauf abwirft, als Getreide.

In der Nachbarſchaft einer großen Stadt kommen zwey Sachen zuſammen, den Werth der Gräſereyen höher zu treiben, als der Werth des, ſo zu ſagen, natürlichſten Products angebaueter Aecker, — des Getreides iſt: — das Verlangen nach Milch und Pferdefutter; und der hohe Preis des Fleiſches. Dieſer Vortheil iſt augenſcheinlich der gedachten Lage eigenthümlich, und kann entferntern Gegenden auf keine Weiſe mitgetheilt werden.

Einige Gegenden ſind zuweilen, durch beſondere Umſtände, ſo volkreich geworden, daß ihr Gebieth, eben ſo wie die um eine Hauptſtadt gelegnen Ländereyen, nicht hinlänglich geweſen iſt, beyde Erzeugniſſe, Getreide und Gras, in der für die Einwohner nöthigen Menge hervorzubringen. Sie haben ſich daher größtentheils auf die Hervorbringung von Gras deswegen eingeſchränkt, weil dieſes mehr Raum einnehmende Erzeugniß ſich ſchwerer aus der Entfernung herbeybringen läßt: — Getreide aber haben ſie von andern Gegenden eingeführt. In dieſer Lage iſt jetzt Holland; und ehedem, während der Blüthe des römiſchen Staats, ſcheint Italien in gleicher Lage geweſen zu ſeyn. Eine gute Viehzucht, behauptete der ältere Cato, wie uns Cicero berichtet, ſey die erſte und einträglichſte Art der Landwirthſchaft; eine mittelmäßige Viehzucht habe den zweyten, eine ſchlechte den dritten Rang. Dem Ackerbaue räumte er erſt die vierte Stelle ein. In der

That mußte in dem um Rom gelegnen Theile des alten Italiens, dem Getreidebaue, durch die Gewohnheit, dem Volke, von Zeit zu Zeit, Getreide bald umſonſt, bald um einen ſehr niedrigen Preis auszutheilen, ſehr geſchadet werden. Das dazu angewandte Getreide wurde aus den eroberten Provinzen gebracht, von denen mehrere, anſtatt andrer Abgaben, den zehnten Theil ihrer Ernten, um einen feſtgeſetzten Preis, — ungefähr das Peck *) um ſechs Pfennige Sterling, der Republik liefern mußten. Der geringe Preis, für welchen dieß Getreide dem Volke ausgetheilt wurde, mußte nothwendig auch den Preis deſſen, das auf den römiſchen Markt von der nahegelegnen Landſchaft gebracht wurde, niederhalten, und dadurch die Einwohner von dem Getreidebau abſchrecken.

In einer flachen und offnen Gegend, deren vornehmſtes Erzeugniß Getreide iſt, kann ein wohl eingezäunter Graſeplatz zuweilen höhere Renten geben, als irgend ein benachbartes Getreidefeld. — Er dient zum Unterhalte des Viehes, welches hinwiederum zum Anbaue des Getreides unentbehrlich iſt; und die hohe Rente, welche er giebt, wird nicht ſowohl von deſſen eigenem Erzeugniſſe, dem Graſe, als von den Getreideländern bezahlt, die durch Hülfe deſſelben angebauet werden. Wenn je die umliegenden Ländereyen alle eingezäunt ſeyn ſolten: ſo würde wahrſcheinlich die Rente eines ſolchen Graſplatzes fallen. Die gegenwärtige hohe

---

*) den vierten Theil eines bushel, alſo, da 100 Berliner Scheffel = 152 Buſhels, ungefähr $\frac{2}{5}$ einer Berliner Metze.
A. d. U.

hohe Rente aller eingezäunten Ländereyen in Schottland, ſcheint vornehmlich von der Seltenheit derſelben herzukommen, und wird wahrſcheinlich mit derſelben zugleich verſchwinden. Das Einzäunen iſt aber bey Weideplätzen nützlicher, als bey Aeckern. Es erſpart die Mühe und Koſten, das Vieh hüten zu laſſen; und dieſes gedeihet überdieß beſſer, wenn es weniger von ſeinen Hütern und deren Hunden beunruhiget wird.

Wo aber ſolche, von der beſondern Lage eines Ortes abhängende Vortheile nicht vorhanden ſind: da muß natürlicher Weiſe, die Rente und der Gewinnſt, welche Korn, oder jedes andre, zum gewöhnlichen Nahrungsmittel der Menſchen dienende Erzeugniß giebt, die Rente und den Gewinnſt von Hutungsplätzen beſtimmen.

Man ſollte denken, daß die Einführung der künſtlichen Grasarten, daß der Gebrauch der Rüben, Möhren, und aller der andern Hülfsmittel, durch welche man von einem Flecke Landes eine größere Menge Vieh zu ernähren ſucht, als durch den freywilligen Graswuchs darauf würde leben können, das ungleiche Verhältniß, das, in wohlangebaueten Ländern die Fleiſchpreiſe gegen den Brotpreis haben, um etwas vermindern würde. Dieſe Vermuthung trift auch in der That zu: und man hat Urſache zu glauben, daß, zum wenigſten auf dem londoner Markte, der Fleiſchpreis gegen den Brotpreis, jetzt bey weitem nicht ſo hoch ſteht, als er im Anfange des vorigen Jahrhunderts ſtand.

In dem Anhange zum Leben des Prinzen Heinrichs (älteſten Sohns Jakobs des erſten) hat D. Birch uns ein Verzeichniß der Fleiſchpreiſe, wie ſie in der Haushaltung dieſes Prinzen gemeiniglich bezahlt wurden, gegeben. Nach dieſem koſteten ihm, die vier Viertheil eines ſechshundertpfündigen Ochſen gewöhnlich neun Pfunde Sterling und zehn Schillinge, wornach alſo, ein und dreyßig Schillinge, acht Pfennige Sterling auf hundert Pfunde Fleiſch kommen. Prinz Heinrich ſtarb den 6ten November 1612, im neunzehnten Jahr ſeines Alters.

Im März des Jahres 1764 ſtellte das Parlament eine Unterſuchung über die Urſachen der hohen Preiſe der Lebensmittel an. Unter andern Beweiſen der ungewöhnlichen Theurung, die ein virginiſcher Kaufmann beybrachte, war auch dieſer, daß er ſonſt zur Proviantirung ſeiner Schiffe, vier bis fünf und zwanzig Schillinge für hundert Pfund Rindfleiſch gegeben hätte, jetzt aber für eine gleiche Quantität gleich guten Fleiſches ſieben und zwanzig Schillinge geben müſſe. Dieſer im Jahr 1764 für ſo hoch gehaltne Preis iſt demohnerachtet um vier Schillinge und acht Pfennige Sterling niedriger, als der vom Prinzen Heinrich für gewöhnlich bezahlte Preis. Und nun iſt es überdieß nur das beſte Rindfleiſch, welches dazu taugt, für lange Seereiſen eingeſalzen zu werden.

Der vom Prinzen Heinrich bezahlte Preis giebt beynahe $3\frac{4}{5}$ Pfennig Sterling auf ein Pfund des ganzen Rindes, Fleiſch und Knochen, gute und ſchlechte Stücke zuſammengerechnet. Ausgeſuchte Stücke müſſen alſo einzeln nicht weniger als vier und einen halben, bis fünf Pfennig Sterling gekoſtet haben.

Bey jenen, im Jahr 1764 vom Parlament angeſtellten Unterſuchungen, gaben Zeugen den Preis ausgeſuchter Stücke des beſten Rindfleiſches zu vier bis vier und einen halben Pfennig an, den der ſchlechten, im Ganzen, von ſieben Farthings *) bis zu zwey und einem halben, oder zwey und drey viertheil Pfennig: und dieß, ſagte man, ſey um einen engliſchen Pfennig mehr, als ſonſt, im Monate März, ſolche Stücke wären verkauft worden. Dieſes in unſern Tagen für ſo theuer gehaltene Fleiſch iſt doch beträchtlich wohlfeiler, als es, nach wahrſcheinlichen Berechnungen, zu jenes Prinzen Zeiten würde zu ſtehen gekommen ſeyn.

Während der zwölf erſten Jahre des vorigen Jahrhunderts, war der Mittelpreis des beſten Weitzens auf dem Windſorer Markte, (der Quarter von neun Winchester Buſhels) ein Pfund Sterling, achtzehn Schillinge, 3 ½ Pfennig (12 Rthlr. 18 ggr. 1 ⅓ pf.).

In den, vor 1764 vorhergehenden zwölf Jahren aber, war der Mittelpreis des beſten Weitzens, von der nämlichen Quantität, und auf demſelben Markte, zwey Pfund Sterling, einen Schilling, neun und einen halben Pfennig (13 Rthlr. 14 ggr. 4 pf.)

So wie demnach der Preis des Weitzens in jener Periode beträchtlich niedriger, als in dieſer war: ſo war umgekehrt, der Preis des Fleiſches beträchtlich höher.

In

---

*) Ein Farthing iſt ein Viertheil Pfennig Sterling.

In jedem wohl angebaueten Lande wird der größte Theil ſeines Bodens angewandt, Nahrungsmittel für Menſchen, oder Nahrungsmittel für Vieh zu erzeugen. Die von dieſem Theile zu erhaltenden Renten und Gewinnſte, beſtimmen die Renten und Gewinnſte aller andern Arten des Anbaues. Brächte irgend eine von dieſen weniger: ſo würde bald das darauf gewandte Land in Kornfelder oder Wieſenplätze verwandelt werden; brächte irgend eine mehr: ſo würde in kurzem, ein Theil der Getreide- und Grasländer zu dieſem Anbaue übergehen.

Es ſcheinen zwar diejenigen Erzeugniſſe, welche entweder bey dem Anfange ihres Anbaues, größere Auslagen, oder zur Fortſetzung, einen größern jährlichen Zuſchuß erfordern, als andre, auch, theils dem Pächter größere Gewinnſte, theils dem Grundherrn größere Zinſen zu geben, als Getreide oder Viehfutter. Wenn man indeß berechnet, was als Intereſſen dieſer größern Ausgaben, oder als Belohnung der angewandten größern Mühe, billiger Weiſe gefordert werden kann: ſo wird man das Höhere jenes Preiſes nur gerade dieſen Umſtänden angemeſſen finden.

Bey Hopfen- Obſt- und Küchengärten ſind gemeiniglich die Renten des Herrn, und die Gewinnſte des Pachters größer, als bey Getreidefeldern und Wieſen. Aber ſie erfordern auch mehr Aufwand, um den Boden in dieſen Zuſtand zu bringen: dieß erklärt die größere Rente des Grundherrn. Sie verlangen einen ſorgfältigern und koſtbarern Anbau; dieß giebt dem Pachter ein

Recht auf größre Gewinnſte. Ueberdieß iſt bey ihnen, wenigſtens bey den Hopfen- und Obſtgärten, die Ernte unſicherer. Der Preis ihrer Früchte muß alſo, auſer dem Erſatz der von Zeit zu Zeit zu erwartenden Einbußen, auch noch etwas einer Aſſecuranzprämie ähnliches bringen. Obſtgärtner ſind gemeiniglich in mittelmäßigen, oder ſelbſt geringen Vermögensumſtänden: ihre wirklich große Geſchicklichkeit muß alſo nicht allzu reichlich belohnt werden. Ihre, an ſich ſo ergötzende Kunſt, wird von ſo vielen reichen Leuten als Zeitvertreib getrieben, daß ſie denen, welche ſie als Nahrungszweig treiben, nur wenig einbringen kann, weil gerade die Perſonen, welche ihre beſten Kunden ſeyn ſollten, ſich mit den theuerſten der Waaren, die ſie zu Markte bringen, ſelbſt verſorgen.

Die Vortheile, die der Grundherr von ſolchen Anlagen zieht, ſcheinen nie größer zu ſeyn, als nöthig iſt, die urſprünglichen Koſten, die darauf ſind gewandt worden, zu erſetzen. In der Landwirthſchaft voriger Zeiten ſcheint, nach dem Weinberge, ein wohlgewäſſerter Küchengarten, derjenige Theil eines Landguts geweſen zu ſeyn, von welchem man ſich die meiſte Einnahme verſprochen hat. Demokritus aber, der vor zwey tauſend Jahren über die Landwirthſchaft ſchrieb, und von den Alten für einen der Väter dieſer Kunſt gehalten wurde, war der Meinung, daß diejenigen, welche einen Küchengarten einzäunten, nicht weiſe handelten. Denn, wäre die Befriedigung eine Steinmauer: ſo würde der Gewinnſt vom Garten die Koſten derſelben nicht erſetzen; wäre es eine Mauer von Ziegeln, (ich glaube, er meinte an der Sonne gebackene Ziegel) ſo gienge ſie durch Regen und Winterſtürme leicht zu Grunde, und bedürfte unaufhörlicher Ausbeſſerungen. Columella, der dieſes Urtheil des Demokritus berichtet, ohne es zu wiederlegen, ſchlägt eine wohlfeilere, zu Demokritus Zeiten wahrſcheinlich noch nicht bekannte Art der Einzäunung, durch eine Hecke von Dornen- und Brombeerſträuchen, vor, die, wie er aus eigner Erfahrung verſichert, zugleich undurchdringlich und immerwährend ſey. Palladius und Varro beſtätigen die Meinung des Columella. Es ſcheint, daß, nach dem Urtheile dieſer alten Landwirthe, die Erzeugniſſe eines Küchengartens, gerade nur hinreichend waren, die auf die Wäſſerung deſſelben gewandten Koſten zu decken. — Denn in jenen der Sonne nähern Gegenden, hielt man es damahls, ſo wie jetzt, für nothwendig, ein fließendes Waſſer in ſeiner Gewalt zu haben, welches durch jedes Gartenbeet geleitet werden könnte. Auch noch gegenwärtig wird, im größten Theile Europens, ein Küchengarten keiner koſtbarern Befriedigung, als einer ſolchen, wie Columella ſie vorſchlägt, werth gehalten. In Großbritannien und mehrern nordlichen Ländern, können die feinern Früchte nicht anders, als an einer Mauer, zur Reife gebracht werden. Ihr Preis muß alſo, in dieſen Ländern, die Koſten, ſowohl des Baues, als der Unterhaltung einer ſolchen Mauer, zu bezahlen hinlänglich ſeyn. Dieſe Mauer, woran die Früchte gezogen werden, ſchließt gemeiniglich auch den Küchengarten ein; und dieſem wird auf dieſe Weiſe eine Einzäunung verſchafft, die ſonſt, für deſſen Ertrag zu koſtbar wäre.

In dem alten Landwirthſchaftsſyſtem wird es als ein unbezweifelter Grundſatz angenommen, daß ein gehörig bepflanzter und in völligen Stand gebrachter Weinberg, das wichtigſte Pertinenzſtück eines Landgutes iſt. Ob es aber eine vortheilhafte Operation ſey, einen neuen Weinberg anzulegen, darüber wurde, wie wir aus dem Columella lernen, unter den Landwirthen Italiens geſtritten. Er ſelbſt, als ein ächter Liebhaber der künſtlichen Cultur, entſcheidet dafür; und bemüht ſich, durch eine Vergleichung zwiſchen Gewinn und Ausgabe, zu zeigen, daß einen Weinberg anzulegen, eine ſehr einträgliche Verbeſſerung eines Grundſtückes ſey. Solche Vergleichungen aber des Ertrags mit den Auslagen, ſind, bey neuen Entwürfen, gemeiniglich ſehr trügeriſch, — und nirgends mehr, als beym Landbau. Hätten ſich bey ſolchen Anpflanzungen, die Vortheile durch die Erfahrung ſo groß gezeigt, als die Rechnung ſie angab: gewiß, man würde nie weiter darüber geſtritten haben. Aber noch bis auf den heutigen Tag ſind, in den Weinländern, über jenen Punct die Stimmen nicht einig. Freylich, wenn man bloß die Schriftſteller über den Landbau, welche gemeiniglich die hohe Cultur lieben und anempfehlen, zu Rathe ziehen wollte: ſo würde man ſie faſt allgemein mit Columellas Meinung übereinſtimmend finden. Auch ſcheint in Frankreich der Eifer, mit welchem die alten Weinbergsbeſitzer, die Anlegung neuer Weinberge zu verhindern ſuchen, ein Bewußtſeyn derſelben anzuzeigen, daß dieſer Anbau für jetzt, in dieſem Lande, vortheilhafter als jeder andre ſey; — wiewohl dieſer Eifer auch auf der andern Seite die Meinung anzeigen kann, daß der

Vortheil, welchen Weinberge bringen, nur von der geſetzlichen Einſchränkung des Weinanbaues herrühre. Die gedachten Weinbergsbeſitzer, erhielten im Jahr 1731, einen Befehl des Staatsraths, durch welchen ſowohl die Anlegung neuer, als die Wiederherſtellung alter, durch zwey Jahre nicht angebauter Weinberge, ohne ausdrückliche Erlaubniß des Königs, verbothen wurde: eine Erlaubniß, die nicht anders, als auf den Bericht des Intendanten der Provinz, daß der Platz jeder andern Art des Anbaues unfähig ſey, ertheilt werden ſollte. Der Vorwand, unter welchem man dieſen Befehl der Regierung abgedrungen hatte, war, daß Korn und Wieſenwachs mangelte, und Wein im Ueberfluſſe vorhanden wäre. Aber in der That, wenn dieſer Ueberfluß wirklich wäre vorhanden geweſen: ſo würde er an und für ſich ſelbſt, ohne königlichen Befehl, den Weinanbau eingeſchränket haben, indem er die davon entſtehenden Renten und Pächtergewinnſte, unter diejenigen, die von Korn- und Wieſenländern zu ziehen ſind, erniedrigt hätte. Was insbeſondre die vorgegebene Seltenheit des Getreides betrifft, die durch die Vervielfältigung der Weinberge zu befürchten ſeyn ſollte: ſo findet ſich gerade das Gegentheil wahr, indem, in den Weinländern Frankreichs, zum Beyſpiele in Burgund, Guienne, und Oberlanguedoc, an allen den Orten, wo der Boden zum Getreidebau geſchickt iſt, auch Getreide am ſorgfältigſten erbauet wird. Es iſt auch ſehr natürlich, daß die eine Art der Cultur die andere ermuntert, inſofern ſie dem Erzeugniſſe derſelben neue Abnehmer in der Nähe verſchaft. Es iſt ſicher ein ſehr unzweckmäßiges Mittel, den Getreidebau zu befördern, wenn man die Anzahl derjenigen vermindern will, welche das Getreide zu kaufen im Stande ſind. Eben ſo gut könnte man den Ackerbau überhaupt zu befördern hoffen, indem man die Manufacturen in Verfall brächte.

Wenn alſo auch Renten und Gewinnſte, von denjenigen Erzeugniſſen, die entweder urſprünglich größere Auslagen zur Zurichtung des Landes, oder jährlich größere Culturkoſten erfordern, die Renten und Gewinnſte von Getreide und Wieſewachs weit übertreffen: ſo werden ſie doch in der That, wenn jener Ueberſchuß nicht mehr beträgt, als die größern Ausgaben zu decken nöthig iſt, durch die Rente und den Gewinnſt, die aus dieſen gemeinen Erzeugniſſen gezogen werden, beſtimmt.

In der That geſchieht es zuweilen, daß der zum Anbaue eines gewiſſen beſondern Erzeugniſſes einzig ſchickliche Boden, nicht in ſo großer Menge vorhanden iſt, daß von demſelben die ganze Nachfrage befriedigt werden kann. Alsdann iſt es möglich, alles was darauf erzeugt wird, an ſolche Leute abzuſetzen, die etwas mehr zu geben geneigt ſind, als genau zu Bezahlung von Arbeitslohn, Gewinnſt, und Rente, — nach dem Verhältniſſe, wie dieſe drey Stücke ſich bey andern Arten des Anbaues belaufen, — zureicht. In dieſem Falle — und in dieſem Falle allein — hält der Ueberſchuß, der nach Abzug der größern Anlegungs- und Culturkoſten übrig bleibt, mit dem bey Getreide- oder Viehfutteranbaue bleibenden Ueberſchuſſe kein regelmäßiges Verhältniß, ſondern kann bis zu einer unbeſtimmbaren Höhe hinanſteigen: wovon aber immer der größte Theil dem Gutsherrn als Rente zufallen wird.

Zum Beyſpiele: wenn ich ſage, daß Renten und Gewinnſte vom Weinbaue, mit dem von Getreide- und Wieſenbaue im Verhältniſſe ſtehen: ſo verſtehe ich dieß nur von gewöhnlich gutem Weine, dergleichen in Weinländern faſt allenthalben, auf jedem leichten, ſandigen oder kieſigen Boden wächſet, und der ſich durch weiter nichts empfiehlet, als dadurch, daß er ein geſundes und ſtarkes Getränke abgiebt. Nur mit ſolchen Weingärten kann der gemeine Boden des übrigen Landes in Concurrenz treten. Mit denen, wo Wein von einer auserleſenen Art gebauet wird, kann er es augenſcheinlich nicht.

Beym Weine kömmt es mehr, als bey andern Früchten, auf die Beſchaffenheit des Bodens an. An einigen Orten nimmt er, wie man glaubt, bloß von ihm, einen eigenthümlichen Wohlgeſchmack an, den weder die Cultur des Weinſtocks, noch die Behandlungsart der Trauben ihm geben kann. Zuweilen iſt dieſer wirkliche oder eingebildete Wohlgeſchmack, bloß auf etliche wenige Weinberge eingeſchränkt; zuweilen erſtreckt er ſich über alle Weinberge eines kleinen Bezirks, zuweilen iſt er dem größern Theile einer ganzen Provinz eigen. Alle ſolche Weine werden nicht in hinlänglicher Quantität erzeugt, um das Verlangen nach demſelben ganz zu befriedigen. Sie kommen alſo nur in die Hände derjenigen Perſonen, die etwas mehr, als die zu ihrer Hervorbringung unentbehrlichen Auslagen, das heißt, mehr, als die bey allen andern Erzeugniſſen der Gegend gewöhnlichen Renten, Gewinnſte und Arbeitslöhne, dafür zu bezahlen bereit ſind. Dadurch ſteigt natürlicher Weiſe ihr Preis über den Preis gemeiner Weine: — mehr oder weniger, nachdem ſie mehr oder weniger geſucht werden, und ſelten ſind. — Die Summe, um welche ihr Preis den gemeinen Weinpreis überſteigt, kömmt, ſie ſey groß oder klein, hauptſächlich dem Grundherrn zu Gute. Denn obgleich Weinberge der Art, ſorgfältiger, als andre, angebauet werden: ſo iſt doch dieſer ſorgfältigere Anbau mehr die Wirkung, als die Urſache, jener hohen Preiſe. Bey einer ſo koſtbaren Waare, iſt der durch Nachläſſigkeit veranlaßte Verluſt ſo groß: daß ſelbſt der Sorgloſeſte zur Aufmerkſamkeit bewogen wird. Der Theil demnach, der, von dem höhern Preiſe, auf Bezahlung der mehrern Arbeit, und auf die Gewinnſte des größern dabey angelegten Kapitals, abgeht, iſt nur geringe: und der größre wird alſo, natürlicher Weiſe, der Rente einverleibt.

Mit dieſen Weinbergen, welche edle Weine tragen, können die, den Europäern zugehörigen Zuckerpflanzungen in Weſtindien, verglichen werden. Sie bringen nicht ſo viel hervor, als Europa im Ganzen verlangt: ſie können alſo ihre Erzeugniſſe ausſchließend denjenigen zuſchlagen, die einen höhern Preis dafür zu zahlen geneigt ſind, als zur genaueſten Vergütung der allgemein beym Getreide- und Wieſenbau, gewöhnlichen Renten, Gewinnſte und Arbeitslöhne erfordert wird. In Cochinchina wird, der ſchönſte weiße Zucker, der Centner für drey Piaſter, oder ungefähr dreyzehn und einen halben Schilling engliſchen Geldes (4 Rthlr. 12 ggr.) verkauft, wie Poivre, ein ſorgfältiger Beobachter des Ackerbaues jener Länder, erzählt. Der Centner daſiger Gegend wiegt zwiſchen hundert und funfzig, und zwey hundert Pariſer Pfunden — im Durchſchnitte, hundert und fünf und ſiebenzig Pfunde; wonach alſo der engliſche Centner oder hundert Pfund Zucker auf acht Schillinge Sterling (2 Rthl. 16 ggr.) zu ſtehen kommen würde: — ein Preis, der noch nicht der vierte Theil deſſen iſt, was für die, aus Weſtindien eingeführten braunen, oder Muſkovadozucker — und noch nicht der ſechſte Theil deſſen iſt, was für den feinſten weißen Zucker bezahlt wird. Der größte Theil des angebaueten Landes in Cochinchina, iſt mit Korn und Reis, den beyden gemeinſten Nahrungsmitteln der Einwohner, beſäet. Hier ſtehen alſo, wahrſcheinlicher Weiſe, Getreide, Reis und Zucker in ihrem natürlichen Verhältniſſe, oder in demjenigen, welches natürlicher Weiſe ſich zwiſchen dieſen verſchiednen Culturarten feſtſetzt, um bey jeder, den Grundeigenthümer und den Pachter, nach Verhältniſſe der urſprünglichen Koſten der Urbarmachung, und der jährlich erneuerten Koſten des Anbaues, ſchadlos zu halten. In unſern Zuckerkolonien hingegen, ſteht der Ertrag von Zuckerpflanzungen mit dem von Getreide- oder Reisfeldern, in Amerika oder Europa, in keinem ſolchen Verhältniſſe. Man ſagt gemeiniglich, daß ein Zuckerpflanzer, von dem Rum und von dem Syrop allein, die völlige Erſtattung ſeiner Auslagen erwartet, und das Erzeugniß an Zucker für reinen Gewinn rechnet. Wir ſehen oft Geſellſchaften von Kaufleuten,

leuten, in London und andern Handelsſtädten, wüſſte Ländereyen in unſern Zuckerkolonien kaufen, die ſie, mit Vortheil, durch Factoren und Verwalter urbar zu machen und anzubauen hoffen, ohnerachtet ihnen die weite Entfernung, und die, aus der mangelhaften Rechtspflege in dieſen Ländern entſtehende Unſicherheit der Zahlungen, dieß Unternehmen erſchweret. Niemand hingegen verſucht es, ſelbſt die fruchtbarſten Ländereyen in Schottland und Irrland, oder den Getreideprovinzen von Nordamerika, auf gleiche Weiſe anzubauen, obgleich die genaueſte Rechtspflege, die in dieſen Ländern obwaltet, die von dort zu erwartenden Gewinnſte weit mehr ſichert.

In Virginien und Maryland wird der Tobaksbau dem Getreidebaue, als einträglicher, vorgezogen. Tobak könnte mit Vortheil, in den meiſten Ländern Europens angebauet werden: aber er iſt allenthalben ein vorzüglich mit Abgaben an den Staat beſchwerter Gegenſtand geworden: und dieſe Abgaben glaubt man leichter, wenn er eine fremde Waare iſt, bey ſeiner Einfuhr am Zollhauſe, als, wenn er ein einheimiſches Erzeugniß wäre, von den Ländereyen, auf welchen er angebauet wird, erheben zu können. Um deswillen hat man, ſehr unweislich, in den meiſten europäiſchen Ländern den Tobaksbau verbothen, wodurch die Länder, wo er erlaubet iſt, eine Art von Monopol über dieſe Waare bekommen haben. Und da Virginien und Maryland die gröſsten Quantitäten Tobak hervorbringen: ſo theilen ſie ſich, obwohl nicht ohne alle Mitwerber, in die Vortheile dieſes Monopols. Doch ſcheint auch hier der Tobaksbau, nicht ſo vortheilhaft zu ſeyn, als es der Anbau des Zuckerrohrs auf den Inſeln iſt. Ich habe nie von virginiſchen Tobakspflanzungen gehört, die von dem Kapital in Großbritannien lebender Kaufleute, wären angelegt, oder auf ihre Rechnung angebauet worden: und die Kolonien, wo der Tobaksbau zu Hauſe iſt, ſenden uns keine ſo reich gewordenen Pflanzer zu, als wir häufig aus den Zuckerinſeln ankommen ſehen. Obgleich aus dem Vorzuge, der in jenen Kolonien dem Anbaue des Tobaks, vor dem des Getreides gegeben wird, zu erhellen ſcheinet, daß die europäiſche Nachfrage nach dieſer Waare nicht völlig durch die erzeugte Quantität befriedigt werde: ſo mag doch die Quantität des erzeugten Tobaks, dieſem Termine näher ſeyn, als die Quantität des gewonnenen Zuckers. Tobak muß noch immer, nach Abbezahlung der Landrenten, Kapitalgewinnſte und Arbeitslöhne, ohne welche er nicht zu Markte kommen kann, einen größern Ueberſchuß geben, als Getreide; aber dieſer Ueberſchuß beträgt wahrſcheinlich nicht ſo viel, als bey dem Zucker. Daher haben auch die amerikaniſchen Tobakspflanzer eben die Beſorgniß, daß des Tobaks zu viel angebauet werden möchte, geäußert, welche die franzöſiſchen Weinbergsbeſitzer in Abſicht einer überreichlichen Weinproduction geäußert haben. Sie haben durch eine Acte ihrer Repräſentantenverſammlung den Tobaksbau auf ſechstauſend Pflanzen für jeden Neger zwiſchen ſechzehn und ſechzig Jahren eingeſchränkt, welche, nach ihrer Berechnung, tauſend Pfunde Tobak geben ſollten. Ein ſolcher Neger kann noch auſerdem, wie ſie annehmen, vier Morgen mit indianiſchem Korne anbauen. Sie haben ſogar, nach

D. Douglas *) Berichten (denen ich doch hierinn nicht völlig traue,) in fruchtbaren Jahren, um zu verhüten, daß der Markt mit Tobak nicht überführt werde, es eben ſo mit ihm gemacht, wie es die Holländer mit ihren Gewürzen machen: ſie haben einen Theil davon, (von der Ernte jedes Negers eine beſtimmte Quantität) verbrannt. Wenn ſchon ſolche gewaltſame Mittel nöthig wären, den gegenwärtigen Preis des Tobaks aufrecht zu erhalten: ſo würde, wofern ja noch ſein Anbau vortheilhafter iſt, als der Getreidebau, doch dieſer Vorzug nicht lange mehr dauern.

Auf dieſe Weiſe werden alſo durch die Renten von denjenigen Ländereyen, welche Nahrungsmittel für Menſchen hervorbringen, die Renten von allen andern angebauten Ländereyen beſtimmt. Kein anderes Erzeugniß kann, lange Zeit hindurch, weniger einbringen: ſonſt würde das ihm gewidmete Land in kurzem zu einer andern Cultur gebraucht werden. — Und giebt es einige Erzeugniſſe, welche für gewöhnlich mehr einbringen: ſo kann die Urſache nur darinn liegen, daß der dazu ſchickliche Boden nicht hinlänglich iſt, der geſammten Nachfrage nach dem Producte, Genüge zu leiſten.

In Europa iſt Getreide das vornehmſte zur Nahrung der Menſchen dienende Erzeugniß. Daher beſtimmt auch hier die Rente, welche Getreidefelder geben, die Renten von jedem anders angebauten Lande, einige ganz auſerordentlich gelegene Ländereyen ausgenommen.

---

*) Douglas's Summary, Vol. II. p. 372, 373.

nommen. England darf, weder Frankreich ſeine Weinberge, noch Italien ſeine Oelgärten beneiden. Beyde werden, bis auf einige wenige, die eine ganz eigne Lage haben, in ihrem Werthe, durch den Werth des Getreides beſtimmt: der Frucht, an welcher Britannien gewiß nicht weniger, als jene beyden Länder ergiebig iſt.

Wenn in einem Lande, das gewöhnlichſte und beliebteſte Nahrungsmittel des gemeinen Volks, von einer Pflanze herkömmt, die, bey gleicher Cultur, auf **jedem** Boden in größrer Quantität erzeugt werden kann, als bey uns das Getreide im **beſten** Boden: ſo müſſen daſelbſt, nothwendiger Weiſe, die Renten der Grundbeſitzer größer, als bey uns ſeyn; weil von ihren Ernten, nach Bezahlung des Arbeitslohns und Pachtergewinnſtes, ein größerer Ueberſchuß bleibt. Mag in dieſem Lande das Arbeitslohn bezahlt werden nach welchem Verhältniſſe es wolle: immer muß die größere Summe, die in den Händen des Gutsherrn übrig bleibt, ihm das Vermögen geben, eine größre Quantität von Arbeit zu erkaufen. Der wahre Werth ſeiner Rente, — die Macht über andrer Menſchen Arbeit zu gebiethen, und ſich die dadurch erzeugten Bedürfniſſe und Bequemlichkeiten des Lebens zu verſchaffen, muß unſtreitig größer ſeyn.

Ein Reisfeld bringt eine weit größere Quantität von Nahrungsmitteln hervor, als das fruchtbarſte Getreidefeld von gleicher Größe. Ein Morgen Landes, mit Reis beſäet, ſoll, wie man ſagt, zwey Ernten des Jahres, — jede von dreyßig bis zu ſechzig Buſhels (19 ¾ bis 39 ½ Berliner Scheffel) bringen können.

Ob nun gleich der Reisbau weit mehr Arbeit erfordert: ſo bleibt doch, nach Bezahlung aller dieſer Arbeit, von dem Werthe des Erzeugniſſes weit mehr übrig. In Reisländern alſo, wo das gemeine Volk ſich hauptſächlich mit dieſer Frucht nährt, und die Landarbeiter ſelbſt, die ſie anbauen, damit unterhalten werden, muß, von dieſem größern Ueberſchuſſe, auch eine größere Summe dem Gutsherrn zu Theile werden. Selbſt in Carolina, wo doch die Reisfelder jährlich nur **eine** Ernte bringen, und wo die, zur europäiſchen Lebensart gewöhnten Einwohner, Reis nicht zu ihrem vornehmſten Nahrungsmittel machen, wird doch der Reisbau für vortheilhafter, als der Getreidebau gehalten: wobey aber allerdings in Betrachtung kömmt, daß hier, wie in den meiſten brittiſchen Kolonien, der Eigenthümer und Pächter nur **eine** Perſon iſt, und ſich alſo die Rente mit dem Kapitalgewinne in derſelben Hand vereiniget.

Ein gutes Reisfeld iſt das ganze Jahr hindurch ein Sumpf; und zu gewiſſen Jahreszeiten ein mit Waſſer bedeckter Sumpf. Es iſt weder als Getreideacker, noch als Wieſe, noch als Weingarten zu gebrauchen; und überhaupt irgend ein anderes den Menſchen nützliches Erzeugniß zu tragen untauglich. Hinwiederum ſind die Ländereyen, welche dieſe letztern Früchte bringen, zum Reisbaue ungeſchickt. Dieſer Umſtand macht, daß ſelbſt in Reisländern, die Rente, welche die damit angebaueten Aecker bringen, nicht der Maßſtab für die Renten aller andern angebaueten Ländereyen ſeyn kann, weil es unmöglich iſt, dieſe in Reisfelder zu verwandeln.

Ein mit Kartoffeln angebauetes Feld bringt nicht viel weniger nährende Erzeugniſſe hervor, als ein Reisfeld, und ſehr viel mehr, als ein Getreidefeld. Zwölf tauſend Pfunde Kartoffeln ſind von einem Acre (ungefähr ein und ein halber Magdeb. Morgen) Landes, keine reichlichere Ernte, als zwey tauſend Pfund Weitzen. Zwar ſteht das wirklich Nahrhafte, was aus jeder dieſer beyden Pflanzen gezogen werden kann, mit ihrem Gewichte nicht im Verhältniſſe, weil die Kartoffeln mehr wäſſerichte Theile enthalten. Wenn man aber auch annimmt, daß die Hälfte dieſer Wurzel zu Waſſer wird, — eine ohne Zweifel übertriebene Angabe, — ſo würde doch ein Morgen, mit Kartoffeln beſäet, noch immer ſechs tauſend Pfunde ſolider Nahrung, und alſo dreymahl mehr hervorbringen, als wenn er mit Weitzen angebauet geweſen wäre. Ueberdieß wird ein Morgen Landes mit weit weniger Koſten zu Kartoffeln, als zu Weitzen, zugerichtet. Wenn auch jene einige beſondere Arbeiten, wie zum Beyſpiele, das Behacken, erfordern: ſo betragen doch dieſe Koſten ſo viel nicht, als der Verluſt, ein Feld ein Jahrlang brache liegen zu laſſen, welches faſt immer nothwendig iſt, wenn man es das folgende mit Weitzen beſäen will. Sollten jemahls die Kartoffeln, in einem europäiſchen Lande, das gewöhnliche Nahrungsmittel des Volks werden, und daher einen eben ſo großen Theil ſeiner Aecker einnehmen, als jetzt mit Weitzen oder Rocken beſäet iſt: ſo würde, von den Erzeugniſſen eines gleich großen Gebieths, eine weit größere Anzahl von Menſchen leben können; und da auch die Anbauer deſſelben mit Kartoffeln genährt würden: ſo würde, nach Abzug alles deſſen, was zur Unterhaltung der Arbeiter und zu Wiedererſtattung des Kapitals mit dem üblichen Gewinnſte, gezahlt werden müßte, noch ein größrer Ueberſchuß von der Kartoffelernte übrig bleiben. — Der Antheil des Grundherrn an dieſem Ueberſchuſſe, würde auch größer werden; die Bevölkerung würde wachſen, und die Landrenten würden ſteigen.

Und weil das für den Kartoffelbau ſchickliche Land auch faſt jede andre, den Menſchen nützliche Frucht trägt: ſo würde der Ertrag von Kartoffelfeldern, wenn dieſe den nämlichen Theil des ganzen angebaueten Landes einnähmen, der jetzt mit Getreide angefüllt iſt, — auch das Verhältniß aller Landrenten überhaupt eben ſo gut beſtimmen, wie dieſe jetzt durch die Getreidepreiſe beſtimmet werden.

In einigen Theilen der Grafſchaft Leiceſter behauptet man, Brot von Hafermehl ſey eine viel kräftigere Speiſe für ſchwer arbeitende Leute als Weitzenbrot: und ich habe in Schottland oft die nämliche Behauptung gehöret. Ich zweifle nichts deſtoweniger an der Wahrheit derſelben. Der, mit Hafermehl genährte gemeine Mann in Schottland iſt doch, für gewöhnlich, weder ſo ſtark, noch ſo wohlgebildet, als der gemeine Mann in England, der von Weitzenbrote lebt. Jener arbeitet nicht ſo gut, und er ſieht nicht ſo gut aus, als dieſer. Da nun zwiſchen den vornehmern Einwohnern beyder Länder ſich derſelbe Unterſchied nicht findet: ſo ſcheint es, daß der gemeine Mann in Schottland, ein dem menſchlichen Körper weniger zuträgliches Nahrungsrungsmittel gebrauche, als ſeine Landsleute von beſſerm, oder ſeine Nachbarn von eben dem Stande. — Mit Kartoffeln ſcheint der Fall verſchieden zu ſeyn. Die Londoner Sänften- und Laſtträger, die Kohlenabläder, und die unglücklichen, von ihrer Schande lebenden Weibsbilder gehören vielleicht unter die ſtärkſten Männer und die ſchönſten Frauenzimmer des brittiſchen Reichs, und doch iſt, wie man ſagt, der größte Theil von beyden, aus dem irländiſchen Pöbel, — der faſt durchgängig von jener Wurzel allein lebt. Einen ſtärkern Beweis kann man vielleicht für keine Art der Speiſen anführen, um ihre nährende Kraft, und ihre der Geſundheit des menſchlichen Körpers zuträgliche Beſchaffenheit zu zeigen.

Es iſt ſchwer, Kartoffeln ein ganzes Jahr lang zu erhalten, und unmöglich, ſie, ſo wie Getreide, für mehrere Jahre aufzubewahren. Dieſe Furcht, daß man ſie nicht werde geſchwind genug verkaufen können, um ihrem Verderbniſſe zuvorzukommen, ſchreckt von ihrem Anbaue ab, und wird vielleicht auf immer hindern, daß dieſes Pflanzenproduct, in irgend einem Lande, gleich dem Brote, das vornehmſte Nahrungsmittel aller Klaſſen von Einwohnern werde.

Zweyte Abtheilung.

Von denjenigen Erdproducten, die nur zuweilen, und unter gewiſſen Umſtänden, eine Rente abwerfen.

Nahrungsmittel für Menſchen ſcheinen die einzigen Producte zu ſeyn, die nothwendiger Weiſe und immer, dem Eigenthümer von Grund und Boden eine Rente bringen.

Nach der Speiſe, ſind Kleider und Wohnung die größten Bedürfniſſe des Menſchen.

Ein unangebauetes Land bringt für weit mehrere Menſchen Materialien zur Bekleidung und Wohnung, als Nahrungsmittel hervor: ein angebauetes hingegen kann oft mehr Menſchen ernähren, als mit Kleidungs- und Baumaterialien verſorgen, wenigſtens mit ſolchen, wie ſie ſie begehren, und welche ſie anzukaufen Luſt haben. In dem erſten Zuſtande iſt daher oft ein Ueberfluß von ſolchen Materialien, wodurch ihr Werth herabgeſetzt: in dem zweyten iſt ein Mangel daran, wodurch ihr Preis erhöhet wird. In jenem wird ein großer Theil dieſer Materialien als unnütz weggeworfen; und was man davon wirklich gebraucht, wird nicht höher im Preiſe angeſchlagen, als die auf die Zurichtung dieſer Materialien aufgewandten Koſten betragen: ſo, daß alſo als Rente für den Grundherrn nichts übrig bleibt. In dieſem Zuſtande werden nicht nur ſämmtliche Materialien verbraucht, ſondern es iſt auch oft eine Nachfrage nach einer größern Quantität, als die Fruchtbarkeit des Landes hervorbringt. Einer oder der andre iſt alſo dann immer bereit, etwas mehr dafür zu geben, als bloß zur Bezahlung der Unkoſten, ohne welche dieſe Materialien nicht zu Markte gebracht werden konnten, nöthig iſt. Ihr Preis kann alſo einen Ueberſchuß abwerfen, der dem Beſitzer von Grund und Boden als Rente zu Gute kommt.

Die erſten Materialien zur Kleidung der Menſchen waren die Häute der größern Thiere. Bey Jäger- und Hirtenvölkern alſo, deren Nahrung hauptſächlich in dem Fleiſche eben dieſer Thiere beſteht, verſorgt jeder, indem er Nahrungsmittel für ſich aufſucht, ſich zugleich mit mehr Materialien zur Kleidung, als er verbrauchen kann. Giebt es nun keinen auswärtigen Handel unter ihnen: ſo muß das übrige, als unnütz weggeworfen werden. Ohne Zweifel war dieß der Zuſtand der nordamerikaniſchen Jägervölker, vor der Ankunft der Europäer, an die ſie jetzt ihr überflüßiges Pelzwerk gegen Bettdecken, Feuergewehr, und Brandwein vertauſchen, wodurch es denn auch für ſie einigen Werth erhält. Bey der gegenwärtigen Ausbreitung des Handels, giebt es vielleicht keine ſo wilde Nation, wofern nur Landeigenthum bey ihr eingeführt iſt, die nicht einen auswärtigen Handel dieſer Art triebe, und bey ihren reichern Nachbarn, eine ſo ſtarke Nachfrage, nach den auf ihrem Lande erzeugten und ihr ſelbſt entbehrlichen Materialien der Bekleidung fände, daß deren Preis dadurch weit höher ſteigt, als die Koſten betragen,

tragen, welche die Arbeit, ſie jenen reichern Nachbarn zuzuführen, verurſacht. Dieſe Materialien geben unter ſolchen Umſtänden dem Grundherrn eine Rente.

Als der größte Theil des Hochländiſchen Viehes, noch auf den Bergen ſelbſt, wo es weidete, verzehrt wurde, machte die Ausfuhr der Häute den vornehmſten Artikel des Handels dieſer Provinz aus; und was dafür eingetauſcht wurde, wuchs der Rente der Hochländiſchen Gutsbeſitzer zu. Die Engliſche Wolle, die in ältern Zeiten, zu Hauſe weder verbraucht, noch verarbeitet werden konnte, fand einen Abſatz auf dem Markte von Flandern, eines damahls an Reichthum und Kunſtfleiß England weit übertreffenden Landes: und ihr Preis trug etwas zu der Rente der Ländereyen bey, worauf die Wolle erzeugt worden war. In Ländern, die nicht beſſer angebauet ſind, als England damahls war, oder die ſchottiſchen Hochländer jetzt noch ſind, kann augenſcheinlich der Materialien zur Kleidung eine ſo überflüßige Menge ſeyn, daß ein großer Theil davon bloßer Unrath wird, und kein Theil derſelben dem Grundherrn eine Rente bringt.

Die Materialien zu Wohngebäuden können nicht immer in ſo große Entfernungen ausgeführt werden, als die zur Kleidung, und werden nicht ſo leicht, als dieſe, ein Gegenſtand des auswärtigen Handels. Sind ſie in einem Lande in zu großer Menge vorhanden: ſo kann es ſich ſelbſt in dem jetzigen, der Handlung ſo günſtigen Zuſtande der Welt, ereignen, daß ſie dem Gutsbeſitzer von gar keinem Nutzen ſind. Ein guter

Steinbruch in der Nachbarſchaft von London bringt eine anſehnliche Rente. In vielen Theilen von Schottland und Wallis bringt er keine. Bauholz iſt, in einem volkreichen und wohl angebauten Lande, von großem Werthe; und das Land, welches es hervorbringt, bringt anſehnliche Renten. In manchen Gegenden von Nordamerika hingegen iſt der Eigenthümer jedem verbunden, der ſich die Mühe geben will, die großen Bäume von ſeinem Grund und Boden wegzuſchaffen. In einigen Gegenden Schottlands iſt, aus Mangel an Land- und Waſſerfuhrwerk, die Rinde das Einzige an den Bäumen, was zum Verkaufe auf den Markt geſchickt werden kann. Das Holz ſelbſt läßt man in dem Walde liegen und verfaulen. — Wo die Baumaterialien in ſolchem Ueberfluſſe ſind: da iſt der Theil, welchen man davon gebraucht, nicht mehr werth, als die Arbeit und Koſten betragen, wodurch er zu dieſem Gebrauche geſchickt gemacht wird. Er bringt alſo dem Beſitzer des Grundſtücks, worauf er gewachſen iſt, keine Rente, und dieſer erlaubt dann auch die Nutzung davon gerne einem jeden, welcher die nöthige Arbeit daran wenden will.

Zuweilen macht die Nachfrage reicherer Nationen hierinn eine Aenderung. Des Pflaſtern der Straßen von London hat manchem Eigenthümer dürrer Felſen in den Schottländiſchen Küſten, eine Einnahme von dieſen Grundſtücken, die ihm zuvor ganz unnütz waren, zu wege gebracht. Die Wälder in Norwegen und an den Küſten des baltiſchen Meeres finden in Großbritannien einen Markt, und bringen dadurch ihren Beſitzern eine Rente, die ihnen ihr Vaterland nie hätte verſchaffen können.

Die Volksmenge eines Landes richtet ſich nicht nach der Menge von Kleidungs- und Baumaterialien, ſondern nach der von Nahrungsmitteln, die es hervorbringt. Wenn man nur erſt zu eſſen hat, ſo findet man Kleidung und Wohnung leichter: aber dieſe können einem Menſchen nahe liegen, der große Mühe hat, Speiſe zu finden. Eine Hütte kann von einem Menſchen durch eines Tages Arbeit verfertiget werden. Aus den Thierhäuten ſich eine Kleidung zuzubereiten, koſtet, ſo äuſerſt einfach ſie ſeyn mag, doch ſchon etwas mehr Arbeit; doch iſt auch dieſe noch, bey ſolcher Einfachheit, ſehr unbeträchtlich. Unter wilden Nationen wird, im Durchſchnitte, der hundertſte Theil der Arbeit, welchen die Menſchen auf die Auſſuchung ihrer Nahrung wenden müſſen, hinreichen, um ſie mit der ihnen nöthigen Kleidung und Wohnung zu verſehen.

Wenn aber durch die fortſchreitende Cultur des Landes, eine Familie in den Stand geſetzt wird, Nahrung für zwey Familien hervorzubringen: ſo iſt die Arbeit von einer Hälfte der Geſellſchaft hinreichend, die ganze zu ernähren. Alsdann kann die andre Hälfte zur Hervorbringung andrer Dinge, oder zur Befriedigung andrer, reeller oder eingebildeter Bedürfniſſe gebraucht werden. Kleidung, Wohnung, Hausgeräthe machen dieſe Bedürfniſſe aus. Der Reiche verzehrt nicht mehr Nahrungsmittel, als ſein armer Nachbar. In Abſicht der Qualität mag die Nahrung des erſten von der Nahrung des zweyten ſehr verſchieden ſeyn; ihre Auswahl und Zubereitung mag weit mehr Arbeit und Koſten erfordern: an Quantität aber wird ſie ihr beynahe gleich kommen.

Hingegen vergleiche man den geräumigen Pallaſt und die zahlreiche Garderobe des Reichen, mit der Hütte, worinn der Arme wohnt, und den Lumpen, womit er ſich bedeckt: und man wird den Unterſchied in der Kleidung, Wohnung und dem Hausgeräthe beyder, eben ſo groß in Abſicht der Menge, als der Beſchaffenheit finden. Die Begierde nach Speiſe hat bey jedem Menſchen ihre natürliche Gränze in der Sättigung: aber die Begierde nach Bequemlichkeit und Schmuck in ſeiner Wohnung, die nach Putz, Hausgeräthe und Equipage geht ins Unendliche. Diejenigen alſo, die mehr Nahrungsmittel beſitzen, als ſie ſelbſt verzehren, ſind immer geneigt, den Reſt davon, oder, welches einerley iſt, den Werth dieſes Reſtes, an Perſonen abzutreten, welche zur Befriedigung ihrer übrigen Wünſche etwas beytragen können. Was ſie nicht zur Sättigung ihrer durch die Natur **eingeſchränkten** Begierde nöthig haben, geben ſie gerne hinweg, um dafür etwas zur Befriedigung ihrer **gränzenloſen** Begierden zu erhalten. Die Armen hingegen, denen es hauptſächlich um Nahrungsmittel zu thun iſt, ſtrengen ihren Fleiß an, die Phantaſien des Reichen zu vergnügen; und um ihren Endweck gewiſſer zu erhalten, wetteiſern ſie mit einander, wer von ihnen die vollkommenſte und die wohlfeilſte Arbeit verfertigen könne. Die Anzahl dieſer Arbeiter wächſt mit der Quantität der vorhandnen Nahrungsmittel, oder mit dem Anbaue der Ländereyen. Und da die Natur ihrer Beſchäftigungen eine ſehr weit getriebene Theilung der Arbeiten erlaubt: ſo vermehrt ſich, indem die Anzahl der Arbeiter wächſt, in noch weit größerem Verhältniſſe, die Quantität der Materialien, die von ihnen verbraucht werden können. Hieraus entſteht die Folge, daß alle Materialien, welche auf irgend eine Art, durch menſchliche Erfindſamkeit zum Nutzen oder zur Verzierung in Gebäuden, Hausgeräthe und Kleidung angewandt werden können — daß die ſämmtlichen Erdarten und Mineralien, ganz vorzüglich aber die edlern Steine und Metalle geſucht werden und eine Nachfrage erregen.

Nahrungsmittel ſind alſo nicht nur die urſprüngliche Quelle, aus welcher Renten fließen: ſondern auch jedes andre Erdproduct, welches in der Folge Renten giebt, erhält einen Theil ſeines Werths, durch die vermehrten Kräfte der auf die Hervorbringung von Nahrungsmitteln, und alſo der auf den Landbau gewandten Arbeit.

Doch dieſe Producte, welche erſt **ſpät** Renten einbringen, bringen auch dann ſolche nicht **zu allen Zeiten.** Selbſt in bevölkerten und angebaueten Ländern iſt die Nachfrage nach ihnen nicht immer ſo groß, daß ein Preis daraus erwüchſe, der mehr noch, als die zu ihrer Hervorbringung unumgänglichen Auslagen des Arbeitslohns und der Kapitalgewinnſte betrüge. Ob dieß, oder das Gegentheil wirklich ſtatt finden ſolle, hängt von vielerley Umſtänden ab.

Ob zum Beyſpiel, ein Steinkohlenbergwerk eine Rente abwerfen ſoll, oder keine, das hängt zum Theile von ſeiner Ergiebigkeit, zum Theile von ſeiner Lage ab.

Jedes Bergwerk iſt mehr oder weniger ergiebig, nachdem es, bey derſelben Quantität von Arbeit, eine größere oder geringere Quantität ſeines Minerals liefert, als die meiſten andern Bergwerke ſeiner Gattung.

Es giebt einige ſehr wohl gelegene Kohlenbergwerke, die doch ihrer Geringhaltigkeit wegen nicht gebauet werden können. Ihr Product bezahlt die Unkoſten nicht: es giebt weder dem, welcher ſein Kapital dabey anlegt, Zinſen, noch dem Grundherrn eine Rente.

Von andern iſt das Product gerade nur hinlänglich, die Arbeitskoſten kümmerlich zu bezahlen, und das darauf gewandte Kapital mit dem gewöhnlichen kleinſten Gewinnſte zu erſtatten. Dem Unternehmer des Baues können ſolche Bergwerke einigen Gewinn, aber dem Grundherrn keine Rente bringen. Sie können daher auch nur von dieſem letztern mit Vortheile gebauet werden: weil, wenn er zugleich der Unternehmer iſt, er den ganzen Gewinn von dem darein geſteckten Kapitale behält. In Schottland werden viele Kohlenbergwerke auf dieſe Weiſe gebauet, und können auf keine andre Weiſe benutzt werden; denn der Grundherr würde keinem Fremden erlauben, ſie zu bauen, ohne ihm eine Rente dafür zu bezahlen: und niemand iſt im Stande, eine Rente dafür zu bewilligen.

Andre Kohlenbergwerke deſſelben Landes ſind fruchtbar, aber übel gelegen, und können deshalb eben ſo wenig gebauet werden. Hier würde, eine zur Bezahlung der Beſtellungskoſten hinlängliche Quantität dieſes Minerals, mit der gewöhnlichen Quantität Arbeit, oder auch mit einer geringern, aus dem Bergwerke gefördert werden können: aber dieſe Quantität iſt nicht zu verkaufen; weil der Ort vom Meer entfernt liegt, das umliegende Land dünn bewohnt, und weder mit guten Land- noch Waſſerſtraßen verſehen iſt.

Kohlen ſind eine weniger angenehme Feuerung als Holz: wie man ſie denn auch für eine weniger geſunde hält. Der Kohlenpreis muß alſo an dem Orte, wo ſie verbraucht werden ſollen, immer etwas weniger betragen, als die Holzpreiſe.

Die Holzpreiſe ändern ſich mit dem Zuſtande des Ackerbaues, ungefähr auf gleiche Weiſe, und aus den nämlichen Urſachen, wie die Preiſe vom Vieh. Bey dem erſten Anfange des Anbaues, iſt der größte Theil eines Landes noch mit Walde bedeckt. Dieſer iſt alsdann den Eigenthümern der Grundſtücke eine Laſt ohne Nutzen, und ſie überlaſſen das Holz gerne dem erſten dem beſten, der ſich die Mühe geben will, die Bäume zu fällen und wegzuſchaffen. So wie der Landbau zunimmt, nehmen die Wälder mehr und mehr ab, theils, weil immer mehr Theile davon in Aecker verwandelt, theils, weil durch das vermehrte Vieh die übrig bleibenden Waldungen mehr beſchädigt werden. Das Vieh, ob es gleich nicht ſo wie Getreide, das unmittelbare Erzeugniß des menſchlichen Fleißes iſt, wird doch, durch die Pflege und den Schutz des Menſchen, ſehr vermehrt. Er ſammelt für daſſelbe, in Jahrszeiten des Ueberfluſſes, einen Vorrath, womit es ſich in der Zeit des Mangels erhalten kann; er ſchafft ihm, durch das ganze Jahr, eine größere Quantität von Nahrungsmitteln, als die unangebaute Natur ihm darbietet; und er befreyet es, durch die Bekämpfung und Ausrottung ſeiner Feinde, von denjenigen Gefahren, die es in dem Genuſſe dieſer ihm von der Natur dargereichten Nahrungsmittel ſtören. Dieſe zahlreich werdenden Heerden

Viehes nun, wenn ſie ohne Hüter die Wälder durchſtreichen, können zwar die alten Bäume nicht zerſtören, aber ſie hindern die jungen Sprößlinge emporzukommen, und richten dadurch, in dem Laufe von einem oder zwey Jahrhunderten, den ganzen Wald zu Grunde. Nun fängt, mit der zunehmenden Seltenheit des Holzes, ſein Preis an zu ſteigen. Der Eigenthümer des Bodens, auf dem es wächſet, bekömmt eine Rente. Und dieſe kann ſich ſo vermehren, daß es einem Gutsbeſitzer vortheilhaft wird, ſeine beſten Aecker mit Bauholz zu bepflanzen; weil, ſo lange er auch auf die Wiedereinziehung ſeines Kapitals dabey warten muß, er es doch zuletzt mit ſo viel größerm Gewinnſte zurück erhält. — Dieß ſcheint gegenwärtig der Zuſtand der Dinge, in vielen Gegenden Großbritanniens zu ſeyn, wo die Gutsbeſitzer, die Rente von Holzpflanzungen, der Rente von Aeckern oder Wieſen ziemlich gleich finden. Größer als dieſe Rente, kann ſie auch, — wenigſtens auf lange Zeit, — nicht werden: und in einer Gegend, die mitten im Lande liegt, und in großer Cultur ſteht, kann ſie auch nicht viel geringer ſeyn. Nur an der Seeküſte, wo Kohlenfeuerung wohlfeil und bequem zu haben iſt, vorausgeſetzt daß dieſelbe zugleich wohl angebauet iſt, kann es vortheilhafter ſeyn, Bauholz aus andern weniger cultivirten Gegenden kommen zu laſſen, als es ſelbſt, an Ort und Stelle, anzupflanzen. In der, innerhalb weniger Jahre erbaueten Neuſtadt von Edinburg, iſt vielleicht kein Span ſchottiſchen Bauholzes.

Der Preis des Holzes mag ſeyn, welcher er will: das bleibt ausgemacht, daß, wenn irgendwo die Feuerung

rung mit Steinkohlen beynahe eben ſo koſtbar wird, als die mit Holz, der Kohlenpreis, an dieſem Orte und unter dieſen Umſtänden, der höchſte mögliche iſt. Dieſer Fall iſt, wie es ſcheint, in mehrern innern Theilen von England, beſonders in Oxfordſhire vorhanden, wo ſelbſt der gemeine Mann, zu ſeiner Feuerung Holz und Kohlen unter einander miſcht: ein Beweis, daß die Koſten von beyden dieſer Arten Feuerung einander ziemlich nahe kommen.

In den Kohlenländern aber iſt der Kohlenpreis allenthalben ſehr weit unter dieſem höchſten Preiſe. In der That könnten auch ſonſt die Kohlen die Koſten einer langen Waſſer- oder Landfracht nicht tragen, und ſie würden, nur an Ort und Stelle, in kleinen Quantitäten verkauft werden können. Nun finden aber die Inhaber der Kohlenbergwerke, und die Kohlenhändler mehr ihren Vortheil dabey, große Quantitäten um einen etwas niedrigern Preis, als kleine um den höchſten zu verkaufen. Ueberdieß iſt es immer das ergiebigſte Kohlenbergwerk, welches den Kohlenpreis in allen andern Bergwerken der Gegend beſtimmt. Der Eigenthümer eines ſolchen Werks, und der Unternehmer von dem Baue deſſelben, finden beyde, jener daß er eine größre Rente bekommen, dieſer, daß er einen größern Gewinn machen kann, wenn ſie ſich vereinigen, ihre Kohlen etwas unter dem Preiſe ihrer Nachbarn zu verkaufen. Dieſe Nachbarn ſind dadurch gezwungen, um denſelben Preis loszuſchlagen, geſetzt auch, daß ſie nicht ſo gut denſelben aushalten könnten, und ſelbſt dadurch vielleicht ihrer Renten und ihrer Gewinnſte ſich verluſtig machten.

Die Folge davon iſt, daß einige dieſer geringen Bergwerke ganz verlaſſen werden, andere nur von den Grundbeſitzern angebauet werden können.

Die Rente, welche Kohlenbergwerke dem Grundherrn bezahlen, macht von dem Ganzen des Kohlenpreiſes einen weit geringern Theil aus, als bey irgend einem andern rohen Landproducte, die Rente des Grundes und Bodens, worauf es wächſet, von dem Preiſe dieſes Products ausmacht. Die Rente eines Landguths wird gemeiniglich als der dritte Theil der Erzeugniſſe deſſelben berechnet: und dieſe Rente iſt von den Abwechſelungen guter und ſchlechter Ernten unabhängig. Bey Kohlenbergwerken iſt der fünfte Theil des gewonnenen Products eine ſehr hohe, — der zehnte iſt die gewöhnliche Rente: und auch dieſe iſt nicht gewiß, ſondern hängt von den zufälligen Veränderungen der Ausbeute ab. Dieſe ſind ſo groß, daß in einem Lande, wo der Mittelpreis eines Landguths dem Einkommen von dreyßig Jahren gleich geſchätzt wird, es als ein guter Preis eines Kohlenbergwerks anzuſehen iſt, wenn es das zehnfache des jährlichen Ertrages gilt.

Der Werth eines Kohlenbergwerks für deſſen Beſitzer, kömmt eben ſo ſehr auf die Lage, als auf die Ergiebigkeit deſſelben an: der Werth eines Metallbergwerks hängt mehr von der Ergiebigkeit, und weniger von der Lage ab. Selbſt die gemeinen, — und noch mehr die edlen Metalle ſind, wenn ſie aus den Erzen geſchieden worden ſind, von einem ſolchen Werthe, daß ſie die Koſten einer weiten Landfracht und der längſten Seereiſen

reiſen tragen. Ihr Markt iſt nicht auf die Gegend, worinn ſie zu Tage gebracht werden, eingeſchränkt; ſondern erſtreckt ſich über alle geſitteten Länder der Welt. Das japaniſche Kupfer macht einen Artikel in dem europäiſchen Handel; und das ſpaniſche Eiſen einen Artikel in dem Handel von Chili und Peru aus. Das peruaniſche Silber findet nicht nur nach Europa, ſondern auch über Europa nach China ſeinen Weg.

Die Kohlenpreiſe von Weſtmoreland und Shropſhire haben **wenig** Einfluß auf die Kohlen von Newcaſtle; die Kohlenpreiſe von Leon in Bretagne haben **ganz und gar keinen**. So weit entfernte Kohlenbergwerke können einander keinen Eintrag thun. — Hingegen kommen die Producte der entfernteſten Metallbergwerke häufig mit einander in Concurrenz. Daher muß bey allen, am meiſten aber bey den edlen Metallen, der Preis, den ſie bey den ergiebigſten Bergwerken in der Welt haben, auf ihren Preis bey jedem andern Bergwerke mehr oder weniger Einfluß erhalten. Der Kupferpreis in Japan trägt etwas bey, die Preiſe der Kupfer bey den europäiſchen Bergwerken zu beſtimmen. Das, was das Silber in Peru gilt, das heißt, die Quantität von Arbeit oder von Waaren, die man dort dafür erkaufen kann, hat Einfluß auf die Silberpreiſe nicht bloß der europäiſchen, ſondern ſelbſt der chineſiſchen Bergwerke. Nach der Entdeckung der peruaniſchen Silberbergwerke, wurden die meiſten europäiſchen verlaſſen: der Preis des Silbers fiel dergeſtalt, daß die Ausbeute der letztern, die auf ihren Bau gewandten Koſten, oder mit andern Worten, die von den

Arbeitern, während dieſes Baues verbrauchten Nahrungsmittel, Kleidungsſtücke, Wohnung und andre Bedürfniſſe nicht, mit dem gewöhnlichen Gewinne von den dazu vorgeſchoſſenen Geldern, bezahlen konnte. Der nämliche Fall trat bey den Bergwerken von Cuba und S. Domingo, ja ſogar bey den ältern peruaniſchen ein, nachdem die von Potoſi entdeckt worden waren.

Da nun der Preis jedes Metalls, in jedem Bergwerke der Welt, durch den Preis, welchen es bey dem ergiebigſten Bergwerke hat, gewiſſermaßen beſtimmt wird: ſo bezahlt er, bey den meiſten Bergwerken, wenig mehr, als die bloßen Koſten der Arbeit, und kann ſelten dem Eigenthümer von Grund und Boden eine anſehnliche Rente bringen. Dem zu Folge hat an dem Preiſe der Metalle überhaupt, die dem Eigenthümer von Grund und Boden bezahlte Rente nur einen geringen, — und an dem Preiſe der edlen Metalle, hat ſie den allerkleinſten Antheil. Der Arbeiter mit ſeinem Lohne, und der Unternehmer des Bergbaues mit ſeinem Gewinne, nehmen faſt die ganze Summe weg, welche aus dem Verkaufe dieſer Waare gelöſet wird.

Die Zinnbergwerke von Cornwallis ſind, wie uns Herr Borlace, Vice-Auſſeher der Zinnwerke, lehrt, die reichſten ihrer Art in der Welt: und doch wird, im Durchſchnitte, die Rente eines Zinnbergwerks nicht höher als auf den ſechſten Theil des rohen Products gerechnet. — In dem nämlichen Verhältniſſe ſteht die Rente einiger ſehr fruchtbaren Bleybergwerke in Schottland mit ihrem Producte.

Ulloa und Frezier erzählen uns, daß in den Silberminen von Peru, der Grundeigenthümer von dem Unternehmer des Bergbaues oft nichts weiter verlangt, als daß er das Erz auf ſeiner Mühle pochen laſſen, und ihm dafür das gewöhnliche Mahl- oder Pochlohn bezahlen ſoll. Zwar betrug, bis zum Jahr 1736, die Abgabe an den König von Spanien, ein Fünftheil des gewonnenen feinen Silbers: und dieß konnte alſo bis dahin, als die wahre Rente der peruaniſchen Silberminen, der reichſten, die man in der Welt kennt, gehalten werden. Hätte die Auflage nicht exiſtirt: ſo würde jenes Fünftheil natürlicher Weiſe dem Grundeigenthümer zugefallen ſeyn, und viele Bergwerke hätten alsdann gebauet werden können, die es damals nicht konnten, weil ſie nicht genugſame Ausbeute gaben, um die Abgabe für den König zu bezahlen. Die Abgabe, welche von dem gewonnenen Zinne an den Herzog von Cornwallis bezahlt wird, ſoll ſich auf mehr als fünfe vom Hundert, alſo mehr, als den zwanzigſten Theil des Werths belaufen. Dieſer würde, wenn das Zinn von allen Abgaben frey wäre, dem Eigenthümer des Bergwerks zugehört haben. Wenn man nun ein Zwanzigtheil zu einem Sechstheile hinzu rechnet: ſo findet man, daß die ganze von den Cornwaller Zinnbergwerken bezahlte Rente, ſich zu der von den peruaniſchen Silberminen, wie dreyzehn zu zwölf verhält. Aber jetzt ſind letztere auch nicht einmahl dieſe kleine Rente zu bezahlen im Stande; und die Abgabe vom Silber hat im Jahr 1736 von $\frac{1}{5}$ auf $\frac{1}{10}$ vermindert werden müſſen. Auch dieſe verminderte Abgabe beym Silber giebt doch noch eine größere Verſuchung Unterſchleif zu machen, als die Abgabe des zwanzigſten

Theils beym Zinn: und bey der koſtbarern Waare iſt der Unterſchleif leichter, als bey der gemeinern, weil ſie einen kleinern Raum einnimmt. Der König von Spanien erhält daher ſeine Abgaben, wie man ſagt, ſehr unrichtig; die Abgabe an den Herzog von Cornwallis wird ſehr richtig bezahlt. Die Rente macht alſo, in dem Preiſe des Zinns, bey den ergiebigſten Zinnbergwerken, einen größern Theil aus, als ſie in dem Preiſe des Silbers, bey dem ergiebigſten Silberbergwerke ausmacht. Die gröbern Metalle ſcheinen, nach Bezahlung der zu ihrer Hervorbringung nöthigen Koſten, noch einen größern Ueberſchuß, als die edlern übrig zu laſſen.

Auch der Gewinn der Unternehmer des Bergbaues iſt in Peru nicht ſehr beträchtlich. Die oben angeführten, glaubwürdigen und wohl unterrichteten Schriftſteller melden uns, daß ein Mann, der in Peru ein neues Bergwerk zu öffnen unternimmt, ſchon als ein dem Bankerutt zueilender, zu Grunde gerichteter Menſch angeſehen, und deßwegen von jedermann geflohen wird. Der Bergbau wird dort ſo, wie bey uns, als eine Lotterie betrachtet, in welcher die Gewinnſte den Nieten bey weitem nicht gleich kommen, obgleich die Größe einiger Gewinnſte immer eine Menge unbeſonnener Glücksjäger reizt, ihr Vermögen auf ein ſo gefährliches Spiel zu ſetzen.

Weil aber der Landesherr einen beträchtlichen Theil ſeiner Einkünfte von der Ausbeute der Silberbergwerke erhält: ſo muntert dort die Regierung auf alle mögliche Weiſe die Privatperſonen dazu auf, neue zu entdecken und zu bearbeiten. Jeder, welcher eine ausfindig macht, iſt berechtigt, einen Raum von 240 Fuß in der Länge, — nach der Richtung, welche er dem Silbergange zuſchreibt — und halb ſo viel in der Breite abzumeſſen. Von dieſem Theile des Bergwerks wird er wahrer Eigenthümer, und braucht dem Grundherrn nichts abzugeben. — In Cornwallis hat das Intereſſe des Herzogs eine ähnliche Einrichtung veranlaſſet. Wer dort in unangebaueten oder uneingehegten Ländereyen ein Zinnbergwerk entdeckt, kann deſſen Gränze, bis auf einen gewiſſen Umfang abſtecken: und dieß heißt (bound a mine) ein Bergwerk abgränzen. Der, welcher dieß thut, wird wahrer Eigenthümer des Bergwerks, und kann daſſelbe entweder ſelbſt bearbeiten, oder an einen andern verpachten, ohne deshalb die Einwilligung des Grundherrn einhohlen zu dürfen, — aber doch nicht, ohne ihm bey erfolgendem wirklichen Bau, eine kleine Grundzinſe zu entrichten. In dieſen beyden Anordnungen wird das geheiligte Recht des Eigenthums, dem, was man für gemeines Beſte anſieht, aufgeopfert. Man wendet in Peru dieſelben Mittel an, zur Entdeckung und Bearbeitung von Goldminen aufzumuntern. Beym Golde beläuft ſich die Abgabe an den König nur auf den zwanzigſten Theil der Ausbeute an reinem Golde. Anfangs war ſie ein Fünftheil, dann wurde ſie ein Zehntheil, wie beym Silber; aber auch dieſe letztere Abgabe war zu hoch, und von dem Ertrage der Goldminen unbezahlbar. Es iſt ſelten, ſagen die beyden ſchon genannten Schriftſteller, Frezier und Ulloa, jemanden zu finden, der durch ein Silberbergwerk, — noch ſeltner jemanden, der durch ein Goldbergwerk reich geworden wäre. Dieſer Zwanzigſte Theil ſcheint die ganze Rente zu ſeyn, die von den meiſten Goldminen in Chili und Peru bezahlt wird. Gold kann noch leichter als Silber heimlich eingeführt werden: nicht nur, weil das Verhältniß ſeines Werths zu ſeinem Umfange noch größer iſt, ſondern auch wegen der eignen Art, wie die Natur es hervorbringt. Silber wird ſelten rein, ſondern wie die meiſten andern Metalle, mit fremden Stoffen vererzt gefunden, von welchen es ſich, wenn die Maſſen beträchtlich ſind, (wie ſie ſeyn müſſen, wenn die Unkoſten bezahlt werden ſollen) nur durch mühſame und langweilige Verfahrungsarten ſcheiden läßt: und dieſe können hinwiederum nicht wohl anders, als in eigens dazu erbaueten Werkhäuſern, vorgenommen werden, wo ſie dann zugleich der Aufſicht der königlichen Officianten unterworfen ſind. Gold hingegen wird faſt immer rein, — zuweilen in Stücken von beträchtlicher Größe — gefunden. Und wenn es auch zuweilen, mit wenigen und kleinen Sand- Erd- und andern fremdartigen Theilen vermiſcht iſt: ſo kann es doch von dieſen durch ein ganz kurzes und einfaches Verfahren gereinigt werden; ein Verfahren, das in jedem Privathauſe, mit Hülfe einer kleinen Quantität von Queckſilber vollbracht werden kann. Wenn alſo die Abgabe an den König vom Silber ſchlecht bezahlt wird: ſo wird ſie, höchſt wahrſcheinlich, vom Golde noch ſchlechter bezahlt; und in dem Preiſe des Goldes, muß der auf die Bezahlung der Rente zu rechnende Theil noch weit geringer ſeyn, als in dem Preiſe des Silbers.

Welches der niedrigſte Preis der edlen Metalle, oder welches die kleinſte Quantität andrer Waaren ſey, gegen welche ſie, während irgend eines beträchtlichen Zeitraums, vertauſcht werden können, wird durch eben die Principien feſtgeſetzt, welche den Werth jeder andern Waare beſtimmen. Das Kapital, welches gemeiniglich dazu angewandt werden muß, um eine gewiſſe Quantität Goldes hervorzubringen, — und die Nahrungsmittel, Kleidung, und übrigen Bedürfniſſe, die von den Arbeitern während der Zeit, da ſie das Gold aus dem Bergwerke bis auf den Markt fördern, verbrauchet werden: dieſe beyden Sachen beſtimmen den möglich kleinſten Preis des Goldes. Er muß hinlänglich ſeyn, den Arbeitern dieſe Bedürfniſſe zu verſchaffen, und dem Unternehmer jenes Kapital mit ſeinen Zinſen wieder zu erſtatten.

Der höchſte Preis des Goldes hingegen, ſcheint durch nichts, als durch Seltenheit oder Ueberfluß dieſes Metalls beſtimmt zu werden. Man ſtelle ſich vor, daß dieſe Seltenheit ſich immer fort vermehre: und man wird den kleinſten Splitter von dieſem Metall endlich theurer als einen Diamant, und gegen eine größere Quantität andrer Waaren, als dieſen, austauſchen ſehen.

Das Verlangen, und mit ihm die Nachfrage nach dieſen Metallen, entſpringt zum Theil aus ihrem Nutzen, zum Theil aus ihrer Schönheit. Sie ſind zuerſt, wenn man Eiſen ausnimmt, nützlicher als jedes andre Metall. Da ſie dem Roſte und andern Verderbniſſen weniger unterworfen ſind: ſo können ſie auch reinlicher gehalten werden; und ſchon aus dieſer Urſache iſt das aus ihnen verfertigte Küchen- oder Tiſchgeſchirre das angenehmſte. Ein ſilberner Theekeſſel iſt immer reinlicher, als ein blecherner, kupferner, oder zinnerner: und die nehmliche Urſache würde einem goldnen Theekeſſel noch vor dem ſilbernen einen Vorzug geben. Doch das vornehmſte Verdienſt dieſer Metalle beſteht in ihrer Schönheit, welche ſie vorzüglich geſchickt macht, zur Ausſchmückung aller übrigen Sachen zu dienen. Keine Farbe giebt einem Kleide oder einem Hausrathe einen ſolchen Glanz, als die Vergoldung. Dieſes Verdienſt der Schönheit wird noch durch das der Seltenheit erhöhet. Der vornehmſte Genuß der Reichthümer beſteht darinn, ſie zur Schau auszulegen; und er iſt in den Augen der meiſten Reichen niemals größer, als wenn ſie Sachen zeigen können, in deren ausſchließendem Beſitze ſie ſind. Daher wird ihnen jeder, an ſich nützlicher, oder ſchöner Gegenſtand, ſchon dadurch werther, wenn er entweder ein ſeltnes Naturproduct iſt, oder ſo viele Arbeit zu ſeiner Zubereitung fordert, daß nur von ihnen allein ſolche bezahlt werden kann. Dinge der Art kaufen ſie gerne, um einen verhältnißmäßig etwas höhern Preis, als weit ſchönere und nützlichere, aber gemeinere Sachen koſten. Dieſe drey Eigenſchaften alſo, Nutzbarkeit, Schönheit und Seltenheit machen die Grundlage von dem hohen Preiſe der edlen Metalle aus, — oder ſind Urſache, daß man eine ſo große Quantität andrer Güter dafür eintauſchen kann. — Dieſer ihr Werth iſt älter, als die Anwendung, die man von ihnen zum Prägen des Geldes gemacht hat, — iſt unabhängig davon, und war ſelbſt eine der Urſachen, warum man ſie zu dieſem Gebrauche beſtimmte. Indeß kann gar wohl der Umſtand, daß man aus Gold und Silber Geld machte, indem er die Nachfrage darnach vermehrte, und die zu andern Abſichten anwendbare Quantität verminderte, in der Folge der Zeit, ihre Preiſe aufrecht erhalten, oder auch ſelbſt erhöhet haben.

Was die Edelſteine betrifft: ſo entſteht die Nachfrage nach ihnen, lediglich aus ihrer Schönheit. Sie haben gar keinen andern Nutzen als den, Perſonen und Sachen auszuſchmücken; und das Verdienſt ihrer Schönheit wird durch ihre Seltenheit, und durch die Schwierigkeit, die es koſtet, ſie aus den Bergwerken zu ziehen, ſehr vergrößert. Daher machen, von ihren Preiſen, die beyden Beſtandtheile, Arbeitslohn und Kapitalgewinnſt, beynahe das Ganze aus. Die Rente des Grundes und Bodens, wo ſie gebrochen werden, hat nur einen kleinen Theil daran; oft gar keinen: indem nur die allerergiebigſten Diamantminen dem Eigenthümer des Bodens eine Rente bringen. Als der Juwelirer **Tavernier** die Diamantminen von Golconda und Viſiapour bereiſete: ſo erfuhr er, daß der Regent des Landes, für deſſen Rechnung ſie bearbeitet wurden, alle andern, bis auf diejenigen, welche die ſchönſten und größten Steine lieferten, habe zuſchütten laſſen. Die übrigen mußten alſo wahrſcheinlich, für den Eigenthümer nicht des Bearbeitens werth ſeyn.

Da der Preis der Edelſteine, ſo wie der edlern Metalle, in der ganzen Welt, durch den Preis derſelben bey den ergiebigſten Bergwerken, beſtimmt wird: ſo iſt die Rente, welche jedes dergleichen Bergwerk dem

Grundherrn zu geben im Stande iſt, nicht im Verhältniſſe mit ſeiner abſoluten, ſondern mit ſeiner relativen Fruchtbarkeit: das heißt damit, um wie viel es ergiebiger iſt, als andre Bergwerke der nehmlichen Art. Sollten neue Silberbergwerke entdeckt werden, welche die von Potoſi an Fruchtbarkeit um eben ſo viel, als dieſe die europäiſchen, überträfen: ſo könnte der Werth des Silbers dadurch ſo herunterkommen, daß es auch, die Minen von Potoſi zu bearbeiten, nicht mehr die Mühe lohnte. Vor der Entdeckung des ſpaniſchen Amerika, brachten die ergiebigſten Bergwerke in Europa, ihrem Eigenthümer eine eben ſo große Rente, als jetzt die reichſten peruaniſchen ihren Beſitzern bringen. Wenn auch das aus ihnen gewonnene Silber an Quantität weniger betrug: ſo konnte es doch für eine eben ſo große Quantität andrer Waaren vertauſcht werden; und der Eigenthümer erhielt alſo dadurch einen eben ſo großen Antheil von Macht über die Arbeiten oder die Güter andrer Menſchen. Sowohl das Product ſelbſt, als die Abgabe davon an den Grundherrn, konnten eben ſo viel werth ſeyn: das Publicum und der Eigenthümer konnten eben denſelben Vortheil davon ziehen.

Die reichſten Bergwerke der edlen Metalle und Steine können den Reichthümern der Welt nur wenig zuſetzen. Ein Product, deſſen Werth großentheils von ſeiner Seltenheit herrührt, muß durch den Ueberfluß nothwendig herabgeſetzt werden. Nur kann alsdann ein aus dieſen Metallen verfertigtes Tiſchgeſchirr, es können alle andre daraus verfertigten Zierrathen der Kleidung und des Hausraths, für eine geringere Quantität

Arbeit erhalten, mit einer kleinern Anzahl andrer Waaren bezahlt werden. Darinn beſteht aber auch faſt der einzige Vortheil, den die Welt aus ihrer Vermehrung ziehen kann.

Ganz anders iſt es mit den Grundſtücken, die man auf der Oberfläche der Erde beſitzt. Der Werth ihrer Erzeugniſſe und der Betrag ihrer Renten, richtet ſich nach ihrer Fruchtbarkeit an ſich, nicht nach dem Vorzuge ihrer Fruchtbarkeit über die Fruchtbarkeit andrer. Das Land, welches eine gewiſſe Anzahl von Materialien zur Speiſe, Kleidung und Wohnung erzeugt, kann auch immer eine gewiſſe Anzahl von Menſchen ernähren, kleiden, und mit Wohnung verſorgen. Und was auch der Antheil des Grundherrn an dieſen Erzeugniſſen ſeyn mag: ſo wird er ihm immer eine verhältnißmäßige Gewalt über die Arbeit andrer Menſchen, und über die Waaren, womit dieſelbe ihn verſorgen kann, geben. Das unfruchtbarſte Land verliert, durch die Nachbarſchaft des fruchtbarſten, nichts von ſeinem Werthe. Im Gegentheil gewinnt es: indem die große Anzahl von Menſchen, welche das fruchtbare Land ernährt, auch den Erzeugniſſen des ärmern Landes einen Abſatz verſchaffet, den es unter den von ihren eignen Producten ſich nährenden Menſchen, nie hätte finden können.

Alles, was die Fruchtbarkeit des Landes, Nahrungsmittel hervorzubringen, vermehrt, vermehrt nicht nur den Werth derjenigen Ländereyen, auf welchen die Verbeſſerungen vorgenommen worden ſind, ſondern auch den

Werth vieler andern, für deren Producte dadurch neue Abnehmer entſtehen. Eben dieſer Ueberfluß von Lebensmitteln, der, zufolge des verbeſſerten Ackerbaues, in den Händen vieler Leute bleibt, nachdem ſie das zu ihrem eignen Unterhalte nöthige abgezogen haben, iſt das, was die Nachfrage nach den edlen Steinen und Metallen ſowohl, als nach allen andern Arten der Bequemlichkeit und des Schmucks, in Wohnung, Kleidung und Hausgeräthe, zuerſt veranlaßt. Nahrungsmittel machen nicht nur den größten Theil von den Reichthümern der Welt aus: ſondern der Ueberfluß an Lebensmitteln iſt es auch, welcher vielen andern Gattungen des Reichthums erſt ihren Werth giebt. Die armſeligen Einwohner von S. Domingo und Cuba, trugen, bey der Ankunft der Spanier, kleine Stückchen Gold, als Zierrathen, in ihren Haaren und an verſchiedenen Theilen ihrer Kleidung. Sie ſchienen ſie ungefähr eben ſo zu ſchätzen, wie wir Kieſelſteine von einer etwas mehr als gewöhnlichen Schönheit; ſo, daß ſie es wohl der Mühe werth hielten, ſie aufzuleſen, aber nicht, ſie irgend jemanden, der ſie darum anſprach, zu verweigern. Sie traten ſie ihren neuen Gäſten auf das erſte Zeichen ab, womit dieſe ihnen das Verlangen darnach zu erkennen gaben, ohne daß es ſchien, als glaubten ſie ihnen ein großes Geſchenk damit gemacht zu haben. Sie erſtaunten vielmehr über die Heftigkeit der Begierde, welche die Spanier darnach äußerten, und hatten keine Vorſtellung davon, wie es in irgend einem Lande Leute geben könne, die an Nahrungsmitteln, dieſem bey ihnen ſo ſeltnen und ſo mühſam zu erhaltenden Artikel, einen ſo großen Ueberfluß hätten, daß ſie davon eine, zum vieljährigen Unterhalt einer ganzen Familie hinreichende Quantität, gegen eine geringe Anzahl jener flimmernden Kleinigkeiten, hinzugeben Luſt hätten.

Dritte Abtheilung.

Veränderungen in dem Verhältniſſe zwiſchen den Preiſen derjenigen Erzeugniſſe, welche immer, und derjenigen, welche nur zuweilen eine Rente bringen.

Der wachſende Ueberfluß an Nahrungsmitteln, die Folge des auf den Anbau des Landes gewandten größern Fleißes, muß nothwendig die Nachfrage nach jedem andern Erdproducte, das nicht Nahrungsmittel iſt, aber doch zum Nutzen oder zur Zierde gebraucht werden kann, vermehren. In dem ganzen Zeitraume fortſchreitender Culturverbeſſerungen ſollte man alſo, in dem Verhältniſſe der Preiſe von jenen beyden Producten, nur eine einzige, ebenfalls fortſchreitende Veränderung vermuthen. Die Preiſe der nur zuweilen Rente bringenden Producte, ſollten im Verhältniſſe gegen die Preiſe der ſtets Rente einbringenden, unaufhörlich ſteigen. So wie Kunſt- und Handwerksfleiß wächſt, ſollten alle Materialien zur Kleidung und Wohnung der Menſchen, alle nützlichen Mineralien und Erdarten, — die edlen Metalle und die edlen Steine, immer mehr und mehr geſucht, immer gegen eine größere und größere Quantität von Nahrungsmitteln eingetauſcht — mit einem Worte, — theurer werden. Dieß iſt bey den meiſten jener Dinge, und in den meiſten Fällen wirklich geſchehen; und wenn es nicht bey allen und in allen Fällen geſchehen iſt: ſo rührt dieſes daher, weil zuweilen durch beſondre Umſtände der Zufluß einiger von ſolchen Producten, auf dem Markte noch ſchneller, als die Nachfrage nach ihnen, angewachſen iſt.

Zum Beyſpiele: der Werth eines Quaderſteinbruchs muß nothwendig, mit der anwachſenden Cultur und Bevölkerung der umliegenden Gegend, zugleich zunehmen, beſonders wenn er der einzige ſeiner Art in dieſer Gegend iſt. Der Werth einer Silbermine hingegen, wird nicht nothwendig, bey wachſender Cultur und Volksmenge der umliegenden Gegend, ſteigen, ſelbſt wenn es innerhalb tauſend Meilen kein anderes Silberbergwerk gäbe. Für die Producte eines Steinbruchs kann ſich der Markt höchſtens nur auf fünf Meilen in der Runde erſtrecken: und die Nachfrage darnach muß alſo, in den meiſten Fällen, dem Anbaue und der Bevölkerung dieſes kleinen Bezirks angemeſſen ſeyn. Aber der Markt für das Product eines Silberbergwerks erſtreckt ſich über die weite bewohnte Erde. Woſern alſo nicht die Welt im Ganzen, an Cultur und Bevölkerung zunimmt: ſo kann die Nachfrage nach Silber, auch durch das Aufblühen eines großen, in der Nachbarſchaft des Bergwerks gelegenen Landes, nicht vermehrt werden. Ja ſelbſt, wenn die Welt im Ganzen, in jenen Rückſichten Fortſchritte gemacht hätte, zugleich aber neue, mehr ergiebige Bergwerke, als alle bisherigen, entdeckt worden wären: ſo könnte, ungeachtet der vermehrten Nachfrage nach Silber, doch der Zufluß des Products, womit dieſe Nachfrage befriedigt werden ſoll, in einer noch größern Quantität gewachſen, — und alſo der Preis dieſes Metalls wirklich gefallen ſeyn; welches, zu Folge meiner obigen Entwickelungen, nichts anders heißt, als daß, für das nehmliche Gewicht, zum Beyſpiel ein Pfund Silber, eine geringere Quantität von Arbeit, oder eine geringere Quantität von Getreide, dem vornehmſten Unterhaltsmittel des Arbeiters, zu erhalten ſeyn würde.

Die ganze policirte und handelnde Welt iſt der Markt für Silber. Wird nun, durch den Fortgang des Menſchengeſchlechts, die Erde im Ganzen mehr angebauet, und die Nachfrage auf jenem großen Markte vermehrt — indeß, zu gleicher Zeit, des Silbers nicht mehr wird: ſo muß der Werth dieſes Metalls gegen Getreide ſtufenweiſe ſteigen. Eine gegebene Quantität Silbers wird gegen eine größre Quantität Getreide eingetauſcht; oder mit andern Worten, der Geldpreis des Getreides fällt.

Wird hingegen, während der aufblühenden Cultur, der Zufluß des Silbers in einem größern Maße, als das Bedürfniß deſſelben, vermehrt: ſo wird das Metall wohlfeiler, und der Getreidepreis muß, trotz des erweiterten und verbeſſerten Ackerbaues, ſteigen.

Hält endlich der Zuwachs des Silbers, mit der Vermehrung der Nachfrage darnach, das Gleichgewicht:

ſo bleiben auch die Preiſe des Silbers mit den Preiſen des Getreides in dem alten Verhältniſſe; das heißt, die Getreidepreiſe bleiben unverändert.

Dieſe drey Angaben ſcheinen alle bey dem Fortgange der Ländercultur möglichen Fälle zu erſchöpfen; und jeder derſelben ſcheint — wenn wir von dem europäiſchen Markte, nach dem, was in Frankreich und England vorgegangen iſt, urtheilen dürfen, — während der drey vor dem unſrigen hergegangenen Jahrhunderte, ſtatt gefunden zu haben, und zwar ziemlich in derſelben Ordnung, in welcher wir ihrer erwähnt haben.

Eingeſchobene Unterſuchung über die Abwechſelungen der Silberpreiſe in den letztern vier Jahrhunderten.

Erſte Periode.

Im Jahr 1350, und einige Zeit zuvor, ſcheint der Mittelpreis von einem Quarter Weitzen in England nicht höher, als auf vier Unzen Silber, Towergewicht, geſchätzt worden zu ſeyn, — welches ungefähr zwanzig Schillingen des jetzigen engliſchen Geldes, (6 Rthlr. 16 ggr.) — gleich iſt. Von dieſem Preiſe ſcheint er, nach und nach, bis auf zwey Unzen, — gleich zehn Schillingen jetzigen Geldes, — heruntergeſunken zu ſeyn, nach welcher Taxe wir ihn, um den Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts, geſchätzt finden, und in welchem Preiſe er ſich bis gegen 1570 erhalten zu haben ſcheint.

Im Jahr 1350, dem fünf und zwanzigſten Eduards des dritten, wurde das Geſetz, welches unter dem Namen des Arbeiterſtatuts (ſtatute of labourers) bekannt iſt, gegeben. In der Einleitung dazu wird über den Uebermuth der Dienſtbothen und Geſellen ſehr geklagt, die ihren Herren einen immer höhern Lohn abzuzwingen trachten. Es wird demnach verordnet, daß in Zukunft alle Dienſtbothen und gemietheten Arbeiter, mit demſelben Lohne und Deputat (in dem Statute ſteht livery, welches damahls nicht bloß die Kleidung, ſondern auch die Lebensmittel, welche einem Dienſtbothen gegeben werden, bedeutete) zufrieden ſeyn ſollen, welches ſie in dem zwanzigſten Jahre dieſes Königs, und während der vier vorhergehenden Jahre zu erhalten pflegten; daß ferner der Deputatweitzen nirgends höher als der Buſhel zu zehn Pfennigen St. angeſchlagen werden, und es immer in der freyen Wahl des Meiſters oder Herrn ſtehen ſolle, ob er Weitzen oder Geld geben wolle. Hieraus folgt, daß im fünf und zwanzigſten Jahre Eduards des dritten, zehn Pfennige Sterl. für einen Buſhel Weitzen, ein ſehr mäßiger Preis zu ſeyn ſchienen, weil die Dienſtbothen durch ein eignes Geſetz mußten angehalten werden, denſelben für das ihnen ſonſt gelieferte Deputat von Weitzen anzunehmen: und daß zehn Jahre vorher, oder in dem ſechzehnten Jahre dieſes Königs, auf welches das Statut zurückweiſet, dieß für einen billigen Preis ſey gehalten worden. Nun enthielten aber im ſechzehnten Jahre Eduards des dritten, zehn Pfennige Sterling, eine halbe Unze Silber, Towergewicht, und waren alſo ziemlich einer halben Krone (2½ Schillingen oder 20 ggr.) unſers jetzigen Geldes gleich. Vier Unzen Silbers alſo, des nämlichen Gewichts, gleich ſechs Schillingen, acht Pfennigen des damahligen, oder faſt zwanzig Schillingen des jetzigen Geldes, wurden für einen mäßigen Preis eines Quarters von acht Buſheln gehalten.

Dieſe Parlamentsacte iſt ſicher eine beſſere Urkunde, um den Mittelpreis des Getreides in damahligen Zeiten daraus zu erkennen, als die von Geſchichtſchreibern und andern Schriftſtellern aufgezeichneten Marktpreiſe einzelner Jahre, die, da ſie gemeiniglich nur ihrer außerordentlichen Theurung oder Wohlfeilheit wegen angemerkt wurden, ſchwerlich zum Maßſtabe von den gewöhnlichen Preiſen dienen können.

Noch andre Gründe kommen hinzu, es wahrſcheinlich zu machen, daß, im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts, und einige Zeit zuvor, der Mittelpreis eines Quarters Weitzen nicht niedriger, als vier Unzen Silbers war; — womit die Preiſe der andern Getreidearten im Verhältniſſe ſtanden.

Im Jahr 1309 gab Ralph von Born, Prior des Auguſtinerkloſters in Canterbury, am Tage ſeiner Inſtallation, ein Feſt, von welchem uns William Thorn nicht nur das Verzeichniß der Speiſen, ſondern auch die Preiſe verſchiedener Lebensmittel aufbehalten hat. Bey dieſem Feſte wurden erſtlich drey und funfzig Quarters Weitzen verzehrt, welche neunzehn Pfund Sterling koſteten, wobey alſo der Quarter zu ſieben Schillingen und zwey Pfennigen, gleich ein und zwanzig Schillingen, ſechs Pfennigen (7 Rthlr. 4 ggr.) des jetzigen Geldes, gerechnet wurden. **Zweytens** acht und funfzig Quarter Malz, welche ſiebenzehn Pfund, zehn Schillinge koſteten, und alſo der Quarter ſechs Schillinge damahligen, oder ungefähr achtzehn Schill. unſers Geldes; **drittens**, zwanzig Quarter Hafer, welche vier Pfund Sterling koſteten: woraus ſich der Preis eines Quarters, zu vier Schillingen damaligen Geldes ergiebt, die zwölfen des jetzigen gleich ſind. — Die angegebenen Malz- und Haferpreiſe ſind, gegen die vom Weitzen, höher, als ihr jetziges Verhältniß iſt.

Man muß bemerken, daß dieſe Preiſe nicht in Rückſicht des Außerordentlichen in Theurung oder Wohlſeilheit der benannten Artikel, ſondern bloß zur Berechnung der Ausgaben eines, ſeiner Pracht wegen berühmten Feſtes, ſind aufgezeichnet worden, und daß uns alſo nichts veranlaſſet, ſie für etwas anders, als die damahls gewöhnlichen zu halten.

Im Jahr 1262, dem ein und funfzigſten Heinrichs des dritten, wurde ein altes Geſetz, genannt **die Bier- und Brottaxe**, erneuert, welches, wie der König im Eingange des Statuts ſagt, zu einer Zeit war gegeben worden, da ſeine Vorfahren ſchon einige Zeit auf dem engliſchen Throne geſeſſen hatten. Wahrſcheinlich ſchreibt ſich alſo dieſes Geſetz von der Regierung ſeines Großvaters, Heinrichs des zweyten, oder wohl gar von der Zeit der Eroberung, her. Es beſtimmt, wie die Brotpreiſe jedesmahl ſeyn ſollen, wenn die Preiſe des Quarters Weitzen von einem Schillinge bis zu zwanzigen ſteigen. Nun ſind, nach aller Vermuthung, der in ſolchen Statuten aufgezählten Fälle, eben ſo viele **über**, als **unter** dem Mittelpreiſe: weil die Verfügung für jene ſowohl, als für dieſe gemacht wird. Man kann alſo zehn Schillinge, die damahls ſechs Unzen Silber enthielten, und ungefähr dreyßig Schillingen des jetzigen Geldes gleich waren, für den Mittelpreis des Quarters Weitzen im ein und funfzigſten Jahre Heinrichs des dritten, halten. Wenigſtens werden wir ihn nicht geringer, als zum dritten Theile desjenigen Preiſes berechnen dürfen, der in jenem Edicte, als der höchſte angenommen wird: welches alſo 6⅔ Schillinge damahligen Geldes ſeyn würde, die vier Unzen Silber, Towergewicht, enthielten.

Aus allen dieſen Thatſachen können wir mit Wahrſcheinlichkeit den Schluß machen, daß um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, und eine beträchtliche Zeit zuvor, der gewöhnliche Weitzenpreis nicht niedriger, als vier Unzen Silber angeſchlagen wurde.

Von da an, bis zum Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts, ſcheint dieſer mittlere Preis des Weitzens, nach und nach, bis auf die Hälfte jener Summe heruntergeſunken zu ſeyn, ſo daß er zuletzt nicht mehr als zwey Unzen, — gleich ungefähr zehn Schillingen des jetzigen Geldes, — betrug. Dieſe Schätzung des Weitzens dauerte bis gegen das Jahr 1570 fort.

In dem Haushaltungsbuche eines Grafen von Northumberland, Heinrichs, des fünften dieſes Namens, vom Jahre 1512, finden wir zwey verſchiedene Schätzungen des Weitzens. An dem einen Orte wird der Quarter zu ſechs Schillingen, acht Pfennigen Sterling, an dem andern zu fünf Schillingen, acht Pfennigen berechnet. In dieſem Jahre 1512, enthielten ſechs Schillinge, acht Pfennige nicht mehr als zwey Unzen Silber, und waren ungefähr zehn Schillingen des jetzigen Geldes gleich.

Von dem fünf und zwanzigſten Regierungsjahre Eduards des dritten an, bis zum Anfange der Regierung der Eliſabeth, in einem Zeitraume von zweyhundert Jahren, wurden, wie ſich aus mehrern Statuten ſchließen läßt, ſechs Schillinge, acht Pfennige für den billigen, — das heißt, für den gewöhnlichen oder Mittelpreis gehalten. Und doch verminderte ſich, während dieſer Periode, ſtufenweiſe die in gleichnahmigen Geldſummen enthaltene Quantität Silber, indem durch verſchiedene Münzveränderungen der Gehalt der Münzen verſchlechtert worden war. Aber der wachſende Werth des Silbers überhaupt, hatte die verminderte Quantität des in benannten Geldſummen enthaltnen ſo reichlich erſetzet, daß die geſetzgebende Macht es nicht für nöthig hielt, auf jene Veränderungen Rückſicht zu nehmen.

So wurde es, im Jahre 1436 zum Geſetze, daß Weitzen, ohne eine Erlaubniß dazu bey der Regierung zu ſuchen, ausgeführt werden dürfe, wenn der Preis deſſelben ſechs Schill. acht Pfennige der Quarter wäre: und im

Jahre 1463 wurde durch eine andre Parlamentsacte, die Einfuhr des Weitzens, bey einem gleichen Preiſe, verbothen. Er ſchien alſo denen, welche dieſe Geſetze gaben, ſo niedrig, daß bey demſelben die Ausfuhr keine übeln Folgen haben könne, und doch ſo hoch, daß bey der mindeſten Steigerung, die Einfuhr verſtattet werden müſſe. Sechs Schillinge und acht Pfennige demnach, die eben ſo viel Silber enthielten, als jetzt dreyzehn Schillinge vier Pfennige (aber nur zwey Drittheile ſo viel, als eine Summe von ſechs Schill., acht Pfennigen zu Eduards des dritten Zeiten, enthielt) wurden zwiſchen 1436 und 1463 für einen mäßigen oder billigen Weitzenpreis gehalten.

Im Jahre 1554, wurde durch die erſte und zweyte Acte Philipps und der Maria, und im Jahre 1558, durch die erſte der Königinn Eliſabeth, die Ausfuhr des Weitzens auf gleiche Weiſe, in dem Falle, daß der Quarter über acht Schillinge acht Pfennige ſtiege, verbothen; und doch enthielt dieſe Summe, damahls, vielleicht nicht für zwey Pfennige Sterling mehr Silber, als die gleiche Anzahl eben ſogenannter Geldſtücke, heute zu Tage enthält. Doch bald wurde man gewahr, daß die Ausfuhr nicht anders, als bey einem ſo äußerſt niedrigen Preiſe erlauben, eben ſo viel heiße, als ſie gänzlich verbiethen. Dem zu Folge erlaubte man im Jahr 1562 die Weitzenausfuhr, ſo lange der Preis des Quarters nicht zehn Schillinge überſtiege: und dieſe zehn Schillinge waren zehn von den jetzigen faſt ganz gleich. Alſo ward dieß damahls für den mäßigen und mittlern Weitzenpreis anerkannt; und dieſer mäßige Preis iſt mit dem, in dem Haushaltungsbuche des Herzogs von Northumberland angemerkten, beynahe völlig einerley.

Auch in Frankreich war, am Ende des funfzehnten und im Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts, der mittlere Getreidepreis weit niedriger, als er durch die beyden vorhergehenden Jahrhunderte geweſen war. — Der Herr Dupré de St. Maur, und der Verfaſſer des ſehr wohl geſchriebnen Verſuchs über die Getreidepolizey kommen beyde in dieſer Bemerkung überein. Wahrſcheinlich waren, in dieſer Periode, die Preiſe durch ganz Europa auf gleiche Weiſe geſunken.

Es iſt zweifelhaft, ob dieſe Erhöhung des Silberwerths, im Verhältniſſe des Werths vom Getreide, ganz allein von der vermehrten Nachfrage nach jenem Metalle, und dieſe hinwiederum, von der zugenommenen Volksmenge und Cultur in Europa herrührte; oder ob die Nachfrage zwar dieſelbe blieb, der Silbervorrath ſelbſt aber deswegen abnahm, weil die damahls bekannten Bergwerke immer mehr und mehr erſchöpft, und die Koſten des Baues alſo immer größer wurden; oder ob ſich endlich beyde Urſachen, vermehrte Nachfrage und verminderter Vorrath, zu Hervorbringung der gedachten Wirkung vereinigten. So viel iſt gewiß, daß gegen das Ende des funfzehnten und am Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts, die meiſten europäiſchen Länder in eine regelmäßigere Verfaſſung und zu feſtern Regierungsgrundſätzen kamen, als ſie lange Zeit zuvor gekannt hatten. Daraus entſtand größre Sicherheit der Perſonen und des Eigenthums, und dieſe vermehrte natürlicher Weiſe den Trieb zur Landescultur und zum Kunſtfleiße. Mit dem Wachsthume der Anzahl nützlicher Erzeugniſſe aber, mußte die Nachfrage nach Geld und Silber ſowohl, als nach allen andern Artikel[illegible]es Luxus und des Schmucks, zunehmen. Um eine größere Quantität jährlicher Erzeugniſſe im Umlaufe zu erhalten, war eine größere Quantität Geld erforderlich. Da es mehr reiche Leute gab: ſo wurde auch eine größere Quantität von ſilbernem Geſchirre und andern aus dieſem Metall verfertigten Zierrathen begehrt. — Dazu kam wahrſcheinlicher Weiſe, daß die meiſten der Silberbergwerke, welche Europa damahls mit dieſer Waare verſorgten, da es größtentheils uralte, ſchon ſeit der Römer Zeit bearbeitete waren, immer weniger Ausbeute gaben, oder mit immer größern Koſten gebauet werden mußten.

Der größre Theil der Schriftſteller, welche über die alten Waarenpreiſe geſchrieben haben, ſind der gegenſeitigen Meinung. Sie nehmen an, daß von der Eroberung der Normänner an, vielleicht ſogar von der Zeit an, da Julius Cäſar den Einfall in die brittiſchen Inſeln that, bis zur Entdeckung der amerikaniſchen Bergwerke, der Werth des Silbers in fortgehender Abnahme geweſen ſey. Zu dieſer Meinung ſcheinen ſie durch zwey Urſachen veranlaſſet zu werden: einmahl durch die Bemerkungen, die ſie über die Getreidepreiſe und die Preiſe einiger andern rohen Erdproducte machten; zum andern, durch den allgemein angenommenen Grundſatz, daß mit den Reichthümern der Länder, ſich ihr Silbervorrath vermehrt, und mit dem vergrößerten

Vorrathe, der Werth der Sache immer im Verhältniſſe abnimmt.

Aber jene Bemerkungen über die Getreide- und Waarenpreiſe, waren, aus mehrern Urſachen, nicht völlig richtig; von denen hauptſächlich drey in die Augen fallen.

Die erſte iſt dieſe. In alten Zeiten wurde der Pacht von Ländereyen faſt immer in Naturallieferungen, zum Beyſpiel, durch eine beſtimmte Quantität von Getreide, Fleiſch, und Geflügel bezahlt. Doch wurde es zuweilen unter die Bedingungen der Verträge eingerückt, daß es dem Gutsherrn frey ſtehen ſolle, entweder ſich jene Früchte in Natura entrichten, oder eine gewiſſe Summe Geldes dafür zahlen zu laſſen. Dieſe Summe, welche als ein Aequivalent für die Naturallieferungen angenommen wurde, mußte nothwendig, wenn der Pächter nicht gefährdet ſeyn ſollte, da es immer in der Willkühr des Eigenthümers ſtand, das eine oder das andre zu fordern, eher **unter**, als **über** dem mittlern Marktpreiſe angenommen werden. Und ſo finden wir auch an vielen Orten die Preiſe, nach welchen die Getreidezinſen der Pächter in Gelde bezahlt werden dürfen, nicht viel höher, als die Hälfte der gewöhnlichen Marktpreiſe. Dieſe Gewohnheit, in den Pachtcontracten dergleichen Preisbeſtimmungen zu machen, dauert in Schottland, in Abſicht des Geflügels und an vielen Orten auch in Abſicht des Viehes, noch jetzt fort. Sie würde wahrſcheinlich auch in Abſicht des Getreides fortdauern: hätte nicht die Einrichtung, welche den Namen Fiars führt, der Sache ein Ende gemacht. Man verſteht darunter jährliche Schätzungen des Getreides, die von einer deshalb niedergeſetzten Commiſſion gemacht werden, wobey durch Vergleichung der Verſchiedenheiten, die in den Marktpreiſen des Landes, ſowohl in Anſehung der Gegenden, als in Anſehung der Güte des Getreides vorkommen, ein allgemeiner Mittelpreis beſtimmt wird. Dieſe Einrichtung machte, daß es für die Pächter unbedenklich, und für die Gutsherren weit bequemer war, bey der Verwandlung der Getreidezinſe in eine Geldzinſe, es auf den dergeſtalt beſtimmten Marktpreis jedes Jahres ankommen zu laſſen, als irgend einen Preis zum voraus zu beſtimmen. — Nun glaube ich alſo, daß die Schriftſteller, welche die Getreidepreiſe jener alten Zeiten geſammelt haben, oft den in Pachtcontracten beſtimmten Geldpreis der Naturallieferungen für den wirklichen Marktpreis angeſehen haben. Fleetwood geſteht aufrichtig, dieſen Fehler begangen zu haben. Aber er thut dieſes Geſtändniß nicht eher, als nachdem er ſchon funfzehnmahl dieſen Verwechſelungspreis (Converſions price), wie ihn die Schottländer nennen, anſtatt des Marktpreiſes abgeſchrieben hatte. Er iſt acht Schillinge für den Quarter Weitzen; aber dieſe Summe, die im Jahr 1423, mit welchem er anfängt, ſechzehn Schillinge unſers jetzigen Geldes enthielt, war in Jahr 1562, mit dem er ſchließt, nicht mehr werth, als acht unſrer jetzigen Schillinge.

Die zweyte Irrung rührt aus der nachläſſigen Art her, mit welcher die alten Statuten über Taxen von Lebensmitteln, theils von den Abſchreibern copirt, theils von den Geſetzgebern ſelbſt verfaßt worden ſind.

Zuvörderſt ſcheinen bey den alten Brot- und Biertaxen immer die niedrigſten Weitzen- und Gerſtenpreiſe zum Grunde gelegt, und nach dieſen, die übrigen ſtufenweiſe höhern berechnet worden zu ſeyn. Die Abſchreiber ſolcher Taxverordnungen hielten es für hinlänglich, wenn ſie nur die zwey oder drey erſten Preisbeſtimmungen auf der Liſte abſchrieben, weil dieß zureichte, die Regel ſehen zu laſſen, nach welcher die höhern Preiſe zu berechnen wären.

So waren, zum Beyſpiel, in der Brot- und Biertaxe vom ein und funfzigſten Jahre Heinrichs des dritten, die Preiſe des Brotes, wie ſie nach Maßgabe, als der Quarter Weitzen von einem Schillinge bis zu zwanzigen heraufſteigt, ſtufenweiſe wachſen müſſen, namentlich angegeben. In allen Ausgaben der Parlamentsacten aber, die vor der Ausgabe des Herrn Ruffhead erſchienen ſind, war dieſe Verordnung nicht weiter, als bis zu dem Preiſe von zwölf Schillingen, abgeſchrieben worden. Hieraus ſchloſſen mehrere Schriftſteller irrig, daß die Mittelzahl zwiſchen einem und zwölf Schillingen, folglich ſechs Schillinge, welche nach jetzigem Gelde achtzehn ausmachen, auch der Mittelpreis des Quarters Weitzen zu damahliger Zeit geweſen ſey.

In andern Fällen war es die nachläſſige Abfaſſung der Taxordnungen ſelbſt, welche den Irrthum veranlaßte. So wurden in der, faſt zu der nehmlichen Zeit erſchienenen Acte, die Bierpreiſe feſtgeſetzt; wie ſie, wenn der Quarter Gerſte, von zwey bis zu vier Schillingen theurer würde, um einen halben Schilling ſteigen ſollten. Damit wollte man nicht ſagen, daß vier Schillinge das höchſte ſey, zu welchem der Preis des Quarters Gerſte in der damahligen Zeit zu ſteigen pflege. Man wollte nur in einigen Beyſpielen das Verhältniß angeben, nach welchem man alle andern berechnen könnte. Dieſes zeigen auch die letzten Worte des Statuts: et ſic deinceps creſcetur vel diminuetur per ſex denarios, ganz deutlich an.

Weil Herr Ruddiman *) in einem alten Manuſcript eines ſchottiſchen Geſetzbuchs eine Taxordnung fand, worinn der Brotpreis nach allen verſchiednen Weitzenpreiſen, von dem Preiſe von zehn Pfennigen an, bis zu dem von drey Schillingen, für ein ſchottländiſches Maß, Boll genannt, beſtimmt wird, (welche drey ſchottländiſche Schillinge, zur Zeit der Acte, neun jetzigen engliſchen gleich kommen): ſo ſchloß er, daß drey Schillinge der höchſte Preis geweſen ſey, zu welchem damahls Weitzen verkauft wurde. Aber beym Nachſchlagen des Manuſcripts findet man, daß jene Preiſe nur als Beyſpiele des Verhältniſſes, nach welchem in allen nicht erwähnten Fällen, der Preis des Brots aus dem Preiſe des Getreides berechnet werden ſollte, angegeben werden.

Ein dritter Irrthum ſcheinet durch die ſehr niedrigen Preiſe veranlaßt worden zu ſeyn, um welche zuweilen, in damahligen Zeiten, das Getreide verkauft wurde. Die Schriftſteller glaubten, daß, um ſo viel der niedrigſte

---

*) S. Ruddimans Vorrede zu Andersons Diplomata Scotiae.

drigſte Preis jener Zeiten, niedriger war, als der niedrigſte zu den unſrigen iſt, um eben ſo viel auch der damahlige Mittelpreis niedriger, als der gegenwärtige Mittelpreis angenommen werden müſſe. Und doch hätten ſie in den Denkmählern jener Zeiten finden können, daß ihr höchſter Preis gerade um ſo viel höher war, als unſer höchſter, um ſo viel ihr niedrigſter Preis niedriger iſt, als unſer niedrigſter. So giebt Fleetwood für das Jahr 1270 zwey Preiſe des Weitzen an; den einen zu vier Pfunden, zehn Schillingen den Quarter, — gleich vierzehn Pfunden, acht Schillingen unſers jetzigen Geldes; — den andern zu ſechs Pfunden, acht Schillingen den Quarter, — gleich neunzehn Pfunden, vier Schillingen des jetzigen Geldes. Keiner der Preiſe vom Ende des funfzehnten und vom Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts, kömmt dieſen ausſchweifenden Preiſen auch nur nahe. Der Getreidepreis iſt freylich immer Abwechſelungen unterworfen, aber nie größern, als in Zeiten bürgerlicher Unruhen und einer unbefeſtigten Regierung: weil der dadurch geſtörte Verkehr der Provinzen unter einander, den Ueberfluß der einen hindert, dem Mangel der andern zu Hülfe zu kommen. Ein ſolcher Zuſtand war der von England unter der Regierung der Plantageneten, die von der Mitte des zwölften, bis gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts, das Land beherrſchten. Während dieſes Zeitraums konnte in dem einen Bezirke Ueberfluß ſeyn, indeß ein andrer wenig entfernter, deſſen Ernten entweder durch Zufälle der Witterung, oder durch Einfälle benachbarter Baronen zu Grunde gerichtet waren, alle Schreckniſſe einer Hungersnoth erfuhr. Denn, wenn die Ländereyen eines feindlich geſinnten Lords zwiſchen beyden lagen, war der eine dieſer Bezirke nicht im Stande, dem andern auf irgend eine Weiſe beyzuſpringen. Dieſe Uebel minderten ſich unter der Regierung der Tuders, die durch den letzten Theil des funfzehnten und das ganze ſechzehnte Jahrhundert hindurch das Zepter mit ſo vielem Nachdruck führten, daß kein Vaſall mächtig genug war, die öffentliche Sicherheit zu ſtören.

Der Leſer wird, am Ende dieſes Kapitels, alle von Fleetwood geſammelte Weitzenpreiſe vom Jahre 1202 an, bis zum Jahre 1597, beyde Jahre eingeſchloſſen, auf unſer gegenwärtiges Geld reducirt, und nach der Zeitfolge, immer in Abtheilungen von zwölf zu zwölf Jahren geordnet finden. Am Ende jeder Abtheilung habe ich den Mittelpreis angegeben, welcher den Durchſchnitt der Preiſe, von allen zwölf darinn enthaltnen Jahren, ausmacht. In dem gedachten langen Zeitraume, hat Fleetwood von nicht mehr, als achtzig Jahren die Preiſe auffinden können, ſo daß zwiſchen den letzten zwölf Jahren, vier Jahre fehlen. Ich habe deswegen die Preiſe der Jahre 1598, 99, 1600, 1601 aus den Rechnungen des Collegiums zu Eaton hinzugefügt. Dieß iſt der einzige Zuſatz von meiner Hand. Der Leſer wird ſehen, daß vom Anfange des dreyzehnten Jahrhunderts an, bis nach der Mitte des ſechzehnten, der Mittelpreis jeder zwölf Jahre immer geringer und geringer wird; — daß er aber, gegen das Ende des letztern Jahrhunderts, wieder anfängt zu ſteigen. In der That mögen die Preiſe, welche Fleetwood zu ſammeln Gelegenheit gehabt hat, gerade die geweſen ſeyn, welche als vorzüglich hoch oder vorzüglich niedrig, der Bemerkung und des Aufbehaltens werth geſchienen haben. Ich verlange auch nicht, irgend einen ſehr ſichern Schluß aus ihnen zu ziehen. Indeß, inſofern ſich irgend etwas aus ihnen ſchließen läßt, ſo iſt es etwas meiner Theorie günſtiges. Fleetwood ſelbſt ſcheint, mit den meiſten andern Schriftſtellern, die Meinung gehabt zu haben, daß während dieſes ganzen Zeitraums ſich der Werth des Silbers, durch die angewachſene Quantität deſſelben, vermindert habe. Und doch beſtätigen die von ihm ſelbſt geſammelten Preiſe dieſe Meinung gar nicht. Sie ſtimmen hingegen genau mit der Meinung des Herrn **Dúpre de St. Maur** und mit der meinigen überein. Gewiß ſind Dúpre und Fleetwood die beyden Männer, die mit der meiſten Sorgfalt und Treue, die Preiſe der Dinge aus alten Zeiten geſammelt haben. Es iſt in der That ſonderbar, daß, obgleich ſie in ihren Meinungen ſo weit von einander abgehen, doch die von ihnen angeführten Thatſachen ſo genau mit einander übereinſtimmen.

Indeß iſt es nicht ſowohl aus den niedrigen Getreidepreiſen, als aus den niedrigen Preiſen einiger andern rohen Erdproducte, daß die ſcharfſinnigſten Schriftſteller über dieſe Materien, den großen Werth des Silbers in jenen Zeiten gefolgert haben. Getreide, ſagte man, iſt als eine Art von künſtlich verarbeiteter Waare anzuſehen; und es war daher natürlicher Weiſe, in jenem Zeitalter einer noch unvollkommnen Cultur, theurer, als die bloß von der Natur hervorgebrachten Waaren, dergleichen Vieh, Geflügel und Wildpret ſind. Dieß letztre, daß die genannten Artikel, in Ländern und Zeiten,

ten, wo Armuth und Barbarey herrſchten, merklich wohlfeiler waren, als Getreide, hat ſeine unſtreitige Richtigkeit. Aber dieſe Wohlfeilheit war nicht eine Folge von dem hohen Werthe des Geldes, ſondern die Folge von dem geringen Werthe dieſer Waaren ſelbſt. Sie rührte nicht daher, weil eine beſtimmte Quantität Silber damahls eine größre Quantität von Arbeit oder Waaren vorſtellte, als in Zeiten des Reichthums und blühender Cultur; ſondern weil eine beſtimmte Quantität jener Waaren, einer geringern Quantität Arbeit oder Waaren gleich gehalten wurde. Ohne Zweifel muß Silber in Südamerika wohlfeiler, als in Europa ſeyn; wohlfeiler in dem Lande, wo es producirt, als in dem, wohin es verfahren wird, und wo die Koſten einer langen See- oder Landfracht, verbunden mit den Koſten einer Aſſecuranz, den Preis deſſelben erhöhen. Und dennoch war, noch vor wenigen Jahren, nach den Berichten des Ulloa, zu Buenos Ayres, ein aus einer Heerde von drey bis vierhundert Stücken, ausgeleſener Ochſe, für ein und zwanzig und einen halben Pfennig Sterling zu haben. Sechzehn Schillinge waren, wie uns Herr Byron erzählt, zu ſeiner Zeit, der Preis eines recht guten Pferdes in der Hauptſtadt von Chili. In einem von Natur fruchtbaren, aber noch wenig angebaueten Lande, kann Vieh, Geflügel und Wildpret durch ein ſehr geringes Maß von Arbeit erhalten werden: es iſt alſo auch nur eine ſehr geringe Quantität von Arbeit dadurch zu erkaufen. Nicht, weil das Silber ſehr hoch geſchätzt wird, ſondern weil jene Artikel ſelbſt noch wenig geſchätzt werden, iſt ihr Preis, in Gelde beſtimmt, ſo niedrig.

Man vergeſſe ja nicht, daß das wahre Maß des Werthes von allen Waaren, und alſo auch vom Silber, die Arbeit iſt, — zuerſt die, welche man darauf wenden muß, die Waare zu erlangen, ſodann die, welche man dadurch erkaufen kann.

In Ländern, die wenig bevölkert und theilweiſe ganz unbewohnt ſind, gehören Vieh, Geflügel und Wildpret unter die freywilligen Geſchenke der Natur, und ſind in weit größrer Menge vorhanden, als es für die Bedürfniſſe der Einwohner nöthig wäre. So wie ſie alſo wenig oder keine Arbeit erfordern: ſo gelten ſie auch im Tauſche, weniger oder keiner Arbeit gleich. Da ihr Vorrath größer iſt, als die Nachfrage: ſo iſt der Markt mit ihnen gleichſam überführt. Kein Wunder alſo, daß auf den verſchiedenen Stufen der Cultur, dieſe Artikel einen ſehr ungleichen Werth haben, oder das Aequivalent von ſehr verſchiedenen Quantitäten Arbeit ſind.

Getreide hingegen iſt in jedem Zuſtande der bürgerlichen Geſellſchaft, auf jeder Stufe der Cultur, immer ein Product des menſchlichen Fleißes. Von den Producten des Fleißes richtet ſich die Quantität nach der Größe des Verbrauchs; es wird mehr oder weniger davon hervorgebracht, nachdem mehr oder weniger davon begehrt wird. — Dazu kömmt, daß auch unter allen Verſchiedenheiten der bürgerlichen Verfaſſung und der Cultur, die Hervorbringung gleicher Quantitäten Getreides, in demſelben Boden und Klima, im Durchſchnitte gleiche Quantitäten von Arbeit erfordert, oder welches einerley iſt, ungefähr gleiche Koſten macht. Werden auch mit dem Fortgange der Landwirthſchaft die hervorbringenden Kräfte der Arbeit vermehrt: ſo ſteigt auch mit demſelben zugleich der Preis des Viehes, welches unter die vornehmſten Werkzeuge des Ackerbaues gehört. Aus allen dieſen Gründen können wir ſchließen, daß von **keinem rohen Erdproducte**, in allen Zuſtänden der Geſellſchaft, auf allen Stufen der Cultur, das Verhältniß gegen Arbeit ſo unverändert bleibt, — von keinem die Quantitäten, welche ein gewiſſes Maß von Arbeit repräſentiren, oder daſſelbe bezahlen können, zu verſchiednen Zeiten, ſo gleich ſind, als **vom Getreide.** Daher iſt, wie ich ſchon bemerkt habe, Getreide das Maß, wornach man, auf allen Stufen der Cultur und des Reichthums eines Landes, den Werth der übrigen Waaren am ſicherſten ſchätzen kann.

Ein neuer Umſtand tritt hinzu, daß Getreide oder dasjenige Pflanzenproduct, welches die gewöhnlichſte und beliebteſte Nahrung für den gemeinen Mann überhaupt iſt, auch insbeſondre dem Arbeiter, der es hervorbringen hilft, zum vornehmſten Unterhaltsmittel dient. Sobald der Ackerbau in einem Lande ſich ſehr verbreitet hat: ſo bringt daſſelbe weit mehr Nahrungsmittel aus dem Pflanzenreiche, als aus dem Thierreiche hervor; und der arbeitende Theil der Menſchen lebt größtentheils von **dem** Nahrungsmittel, welches in größter Menge vorhanden, und daher das wohlfeilſte iſt. Fleiſch macht einen unbedeutenden Theil ſeiner Nahrung aus, wenn man einige wenige, ſehr ſchnell aufblühende Länder, in welchen der Arbeitslohn ungewöhnlich hoch iſt, ausnimmt, — Federvieh einen noch kleinern, und Wildpret gehört gar nicht dazu. In Frankreich, und ſelbſt in Schottland, obgleich hier die Arbeit etwas beſſer, als in Frankreich bezahlt wird, ißt der gemeine Arbeitsmann nur an Feſttagen und bey außerordentlichen Gelegenheiten, Fleiſch. — Daher kömmt es denn, daß der Geldpreis der Arbeit weit mehr von dem mittlern Geldpreiſe des Getreides, des gewöhnlichen Nahrungsmittels des Arbeiters — als von dem Preiſe des Fleiſches, oder irgend eines andern rohen Erdproducts, abhängt. Und ſo wird denn auch der wahre Werth von Gold und Silber weit beſſer durch die Quantität Getreide, welches dafür eingetauſcht werden kann, als durch die, von jedem andern dafür käuflichen rohen Erzeugniſſe, beſtimmt.

So ſeichte Beobachtungen über die Getreide- und Waarenpreiſe würden, bey dem allen, nicht ſo viele Schriftſteller irre geführt haben, wenn nicht ſchon zuvor der Grundſatz bey ihnen feſtgeſtanden hätte, daß, ſo wie in jedem Lande, mit dem Reichthume ſich der Silbervorrath vermehrt, ſo, mit Vermehrung des Silbervorraths, ſich der Silberwerth verminderte: — ein Grundſatz, der, ſo allgemein er angenommen wird, doch unrichtig iſt.

In jedem Lande kann die Quantität des vorhandenen Silbers, aus einer zwiefachen Urſache, wachſen: entweder durch die vermehrte Ausbeute der ihm das Silber liefernden Bergwerke; oder durch den vermehrten Reichthum ſeiner Einwohner, das heißt, durch die

Vermehrung des Products ſeiner jährlichen Arbeit. Die erſte dieſer Urſachen hat ohne Zweifel die Verminderung des Werths jener edlen Metalle zur nothwendigen Folge; die zweyte aber auf keine Weiſe.

Wenn reichere Bergwerke, als die bisher bearbeiteten, entdeckt werden, und daher eine größre Quantität von Gold und Silber auf den Markt gebracht wird, indeß die Nothwendigkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens, gegen welche ſie umgetauſcht werden ſoll, an Zahl und Werthe dieſelben geblieben ſind: ſo muß, bey dieſem Umtauſche, eine größre Quantität jener Metalle auf eine geringere dieſer Waaren kommen. Der Werth von jenen muß alſo, in Verhältniſſe gegen dieſe, nothwendig vermindert werden.

Wenn hingegen der wirkliche Reichthum eines Landes wächſt; wenn die Arbeit ſeiner Einwohner von Jahr zu Jahr immer eine größre und größre Anzahl nützlicher Erzeugniſſe liefert: ſo iſt erſtlich eine größre Quantität Geldes nöthig, um dieſe größre Quantität Waaren in Umlauf zu bringen; und es ſind zweytens der Leute mehrere, die Gold und Silber auch zum Schmucke, als Tafel- und Theegeſchirre, oder unter andern Geſtalten zu kaufen Luſt haben. Es wird ſich alſo in dieſem Lande, die Quantität des **Geldes**, um des wirklich größer gewordenen **Bedürfniſſes** willen, — die Quantität des **ſilbernen Geräths** aber, wegen der mit dem Reichthume zugleich wachſenden **Eitelkeit**, vermehren, — eben der Eitelkeit wegen, welche in dieſem Lande auch die Anzahl der Mahlereyen, Bildſäulen und aller andern

dern Gegenſtände der Sinnlichkeit, oder der Liebhaberey vervielfältigt. So wie nun Mahler und Bildhauer in Zeiten, wo eine Nation reich und blühend iſt, gewiß nicht ſchlechter bezahlt werden, als in denen, wo ſie arm, oder im Verfalle iſt: ſo wird höchſt wahrſcheinlich auch für Gold und Silber in jenen mehr, als in dieſen, gegeben.

Der Preis der edlen Metalle ſteigt natürlicher Weiſe mit dem Reichthume jedes Landes, wofern nicht die zufällige Entdeckung reicherer Bergwerke dieſen Preis niederhält. Er iſt alſo auch, zu einer und derſelben Zeit, in einem reichen Lande höher, als in einem armen. Gold und Silber ſuchen, wie alle andre Waaren, den Markt, wo ſie am beſten bezahlt werden. Nirgends aber werden ſie beſſer bezahlt, als wo die meiſten Leute ſind, welche viel zu bezahlen vermögen. Man erinnere ſich, daß Arbeit der Preis iſt, welcher zuletzt für jede Sache bezahlt wird; und daß der Geldpreis der Arbeit nichts anders iſt, als der Preis von dem, was der Arbeiter zu ſeinem Unterhalte, während der Arbeit, braucht. Nun werden aber für Gold und Silber, in einem reichen Lande, mehr Unterhaltsmittel eingetauſcht werden können, als in einem armen, — mehr in einem, das mit ſolchen Mitteln reichlich, als in einem, das damit kärglich verſehen iſt. Sind die beyden Länder weit von einander entfernt: ſo kann der Unterſchied der Preiſe ſehr hoch ſeyn, — weil, ſo natürlich ſich auch die edlern Metalle von dem ſchlechtern Markte auf den beſſern hinziehen, es doch zu ſchwer ſeyn kann, ſie in hinlänglichen Quantitäten dahin zu führen, um die Preiſe an beyden Orten in Gleichheit zu bringen. Liegen aber jene Länder nahe bey einander: ſo wird die Verſchiedenheit unmerklich, weil bald der Ueberfluß des einen, dem andern, wo Mangel iſt, zuſtrömt. China iſt ein weit reicheres Land, als irgend ein europäiſches; und ſo iſt auch der Unterſchied zwiſchen dem Preiſe der Lebensmittel in China und in Europa ſehr groß. Reis iſt durchgängig in China viel wohlfeiler, als Weitzen irgendwo in Europa. England iſt ein reicheres Land, als Schottland; aber der Unterſchied zwiſchen den Getreidepreiſen in beyden Ländern iſt ſehr geringe. Sieht man bloß auf das Maß: ſo ſcheint das ſchottiſche Getreide um ein gutes Theil wohlfeiler zu ſeyn; wenn man aber zugleich auf die Güte des Getreides Achtung giebt: ſo findet man das ſchottiſche etwas theurer. — Schottland empfängt jährlich große Quantitäten Getreide aus England. Jede Waare aber muß, an dem Orte, wohin ſie geführt wird, wenigſtens um etwas theurer ſeyn, als an dem, von welchem ſie gezogen wird; engliſches Getreide muß demnach in Schottland um einen höhern Preis verkauft werden, als es in England koſtet. Und doch kann dieſer Preis, wenn man die Güte jenes Getreides, oder die Quantität des Mehls, welches es giebt, mit in Rechnung bringt, nicht höher ſeyn, als der vom ſchottiſchen Getreide, welches ja neben jenem auf dem Markte verkauft wird.

Der Unterſchied zwiſchen den europäiſchen und chineſiſchen Geldpreiſen der **Arbeit** iſt noch größer, als der zwiſchen ihren Geldpreiſen der **Lebensmittel.** Die Urſache iſt: weil auch der **reelle Preis** der Arbeit in Europa höher iſt, als in China, indem die meiſten Länder des erſten in einem ſteigenden Wohlſtande ſind, da hingegen Cultur und Reichthum des andern ſtille zu ſtehen ſcheinen. Arbeit wird in Schottland mit wenigerm Gelde, als in England bezahlt, weil ſie dort in der That weniger geſchätzt und weniger geſucht wird; wovon hinwiederum die Urſache iſt, daß Schottland langſamer, als England, in ſeiner Wohlhabenheit fortſchreitet. Die Menge der aus Schottland nach England, und die Seltenheit der aus England nach Schottland wandernden Menſchen, beweiſet hinlänglich, daß die Nachfrage nach Arbeit in beyden Ländern ſehr verſchieden ſeyn muß. Der Leſer wird ſich unſers obigen Grundſatzes erinnern, daß nicht der wirklich erlangte Reichthum eines Landes, ſondern die Schnelligkeit oder Langſamkeit ſeines **Fortganges** zu Reichthümern beſtimmt, wie hoch in ihm die Arbeit geſchätzt, und wie reichlich ſie belohnt werden ſolle.

Gold und Silber ſind, aus eben ſo natürlichen Urſachen, bey armen Nationen von geringem Werthe, aus welchen ſie bey reichen Nationen in hohem Werthe ſind. Unter Wilden, den ärmſten aller Nationen, werden ſie faſt gar nicht geachtet.

In großen Städten iſt Getreide immer etwas theurer, als in entlegenen Landgegenden. Die Urſache davon iſt nicht, daß das Silber in den Hauptſtädten wohlfeiler, ſondern, daß das Getreide hier wirklich theurer iſt. Silber nach einer Hauptſtadt, oder nach einer entlegenen Landſtadt zu führen, erfordert gleiche Koſten: aber Getreide wird mit größern Koſten der Hauptſtadt, als dem Landſtädtchen zugeführt.

Die nämliche Urſache, welche das Getreide in den Hauptſtädten theuer macht, macht es auch in einigen ſehr reichen Handelsſtaaten theuer. Sie bringen nämlich das ihren Einwohnern nothwendige nicht ſelbſt hervor. Sie ſind an Handwerks- und Kunſtfleiß reich; ſie ſind reich an Maſchinen, durch welche ſie die Arbeit abzukürzen vermögen; ſie ſind reich an Schiffen und an allen andern Werkzeugen und Hülfsmitteln der Verſendungen: aber ſie ſind arm an Getreide; und dieſes, da es ihnen aus fremden Ländern zugeführt werden muß, erhält durch die dazu geſchlagenen Transportkoſten, einen höhern Preis. Es koſtet nicht mehr, Silber nach Amſterdam, als nach Danzig zu bringen; aber die Zufuhr des Korns koſtet am erſten Orte mehr, als am andern. Man vermindere in Gedanken den Reichthum von Holland oder Genua, indeß man die Anzahl ſeiner Einwohner unverändert läßt; man vermindere das Vermögen von beyden, ſich aus entfernten Ländern zu verſorgen: und man wird einſehen, daß, obgleich alsdann ihr Silbervorrath gewiß abnimmt, (es mag dieß Urſache oder Wirkung ihres Verfalls ſeyn) doch ihr Getreidepreis deßhalb gewiß nicht fallen, ſondern ſelbſt bis zu dem Preiſe einer Hungersnoth ſteigen wird. Sobald es uns an den Nothwendigkeiten des Lebens fehlt, müſſen wir alles Ueberflüſſige veräußern. Der Preis dieſes letztern ſteigt in Zeiten des Wohlſtandes, und fällt in Zeiten des Mangels. Gerade umgekehrt fällt der Preis des Nothwendigen in Zeiten des Wohlergehens und des Glücks, und ſteigt in Zeiten der Noth und der Verarmung. Jene ſind immer zugleich Zeiten des Ueberfluſſes: und aus welcher andern Quelle könnte auch Reichthum entſtehen? Man mache die Anwendung hiervon auf Silber und Getreide: Silber gehört zu dem Ueberflüſſigen; Getreide zu dem Nothwendigen im menſchlichen Leben.

So groß alſo auch immer der Anwachs des Silber- und Goldvorraths in Europa oder in Großbritannien, während des Zeitraums von der Mitte des vierzehnten, bis zur Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts, geweſen ſeyn mag; — da dieſer Zuwachs bloß von der Vermehrung der Nationalreichthümer, und von den Fortſchritten der Cultur und des Fleißes herkam: ſo konnte er nichts dazu beytragen, den Werth des Silbers an jenen Orten zu vermindern. Wenn alſo die Sammler der alten Waarenpreiſe, die Verminderung des Silberwerths in der gedachten Periode, nicht durch die wirkliche Beobachtung der Thatſachen beweiſen konnten: ſo hatten ſie noch weit weniger Urſache, ſie aus der angeblichen Zunahme des Reichthums und der Cultur zu ſchließen.

Zweyte Periode.

So verſchieden aber auch die Gelehrten über den ſteigenden Werth des Silbers, in der bisher betrachteten erſten Periode, denken mögen: ſo iſt doch über die zweyte, deren Unterſuchung nun folgt, unter ihnen nur eine Stimme.

Vom Jahr 1570 bis um 1640, während ungefähr ſiebenzig Jahren, veränderte ſich das Verhältniß zwiſchen dem Werthe des Silbers und dem Werthe des Getreides, auf eine ganz entgegengeſetzte Weiſe. Silber ſank in ſeinem wahren Werthe, oder wurde Aequivalent von einer geringern Quantität Arbeit, als zuvor; und Getreide ſtieg in ſeinem Nominalpreiſe: und, anſtatt daß der Quarter deſſelben zuvor gewöhnlich für zwey Unzen Silber, oder ungefähr zehn Schillinge unſers jetzigen Geldes verkauft worden war, wurde er nun um ſechs bis acht Unzen Silber, das heißt, zwanzig bis vierzig Schillinge, jetzigen Geldes, verkauft.

Von dieſer Verminderung der Silberpreiſe gegen die Getreidepreiſe, ſcheint die Entdeckung der amerikaniſchen Bergwerke die einzige Urſache geweſen zu ſeyn. Dafür wird ſie auch von jedermann erkannt; und hier iſt weder über die Thatſachen, noch über die Urſachen derſelben, der mindeſte Streit. Während eben dieſes Zeitraums wuchs in Europa Cultur und Bevölkerung; und die Nachfrage nach Silber mußte alſo ſtufenweiſe größer werden. Aber der Anwachs des Vorraths überſtieg, wie es ſcheint, die Zunahme der Nachfrage ſo ſehr, daß doch der Werth dieſes Metalls beträchtlich herunterſank. Dieſer Einfluß der amerikaniſchen Silberbergwerke, auf die Waarenpreiſe in England, äußerte ſich aber nicht eher, als nach 1570, obgleich ſelbſt die Bergwerke von Potoſi zwanzig Jahre zuvor entdeckt worden waren.

Von 1595 bis 1620, beyde Jahre eingeſchloſſen, war auf dem Windſorer Markte, (wie aus den Rechnungen des Etoniſchen Gymnaſiums erhellt,) der

Preis von einem neun Buſhel enthaltenden Quarter des beſten Weitzens zwey Pfund Sterling, ein Schilling, $6\frac{9}{13}$ Pfennig.

Wenn man von dieſer Zahl die Brüche bey Seite ſetzt, und den neunten Theil abzieht: ſo kömmt für den Quarter von acht Buſheln der Preis von einem Pfunde Sterl. ſechzehn Schill. $10\frac{2}{3}$ Pfennigen heraus. Wenn man hier abermahls die Brüche vernachläſſiget, und ein zweytes Neuntheil, in Rückſicht auf den Unterſchied der Preiſe des beſten und des ſchlechteſten Weitzens, abzieht: ſo bleibt für den Preis des Quarters Mittelweitzen ein Pf. Sterling, zwey Schill. $8\frac{8}{9}$ Pfennige, oder ungefähr $6\frac{1}{3}$ Unzen Silber.

Von 1621 bis 1636 findet ſich im Durchſchnitt der Preis des nämlichen Maßes des beſten Weitzens, nach den oben gedachten Rechnungen, zwey Pfund und zehn Schillinge; woraus, wenn wie oben, das erforderliche abgezogen wird, ſich der Preis eines Quarters von acht Buſheln Mittelweitzen ergiebt, zu einem Pfunde Sterl. neunzehn Schillingen und ſechs Pfennigen, oder ungefähr $7\frac{2}{3}$ Unzen Silbers.

Dritte Periode.

Um 1636, oder zwiſchen 1630 und 1640, zeigt ſich die Wirkung der entdeckten amerikaniſchen Silberminen, zu Verminderung des Silberwerths, in ihrer vollen

Ausdehnung; und nie ſcheint der Werth dieſes Metalls, gegen den Werth des Getreides, tiefer geſunken zu ſeyn, als er um dieſe Zeit ſtand. In dem jetzt laufenden Jahrhunderte ſcheint er ſich wieder etwas erhoben zu haben; und vielleicht fing er ſchon am Ende des vorigen an zu ſteigen.

Von 1637 bis 1700, beyde Jahre eingeſchloſſen, alſo in den vier und ſechzig letztern des vorigen Jahrhunderts, war der Mittelpreis von einem Quarter des beſten Weitzens, der neun Buſhel enthält, zwey Pf. eilf Schillinge $\frac{1}{3}$ Pfennig, alſo nur einen Schilling und $\frac{1}{3}$ Pfen. St. mehr, als er in den ſechzehn vorhergehenden Jahren geweſen war. Aber in dieſem Zeitraume ereigneten ſich auch zwey Begebenheiten, die einen weit größern Mangel an Getreide hervorbrachten, als der Einfluß der Witterung hätte veranlaſſen können; ein Mangel, welcher dieſe kleine Preiserhöhung hinlänglich erklärt, wenn man auch keine weitere Verminderung des Silberwerths annimmt.

Die erſte dieſer Begebenheiten war der bürgerliche Krieg, der, da er den Landbau ſtörte, und den Handel unterbrach, den Getreidepreis weit über das natürliche, durch die Fruchtbarkeit der Jahre beſtimmte Maß, in die Höhe getrieben haben muß. Dieſe Wirkung muß der bürgerliche Krieg, mehr oder weniger, in allen Märkten des Königreichs — aber nirgends in einem höhern Grade, als in und um London, gethan haben, weil dieſe Stadt und ihre Nachbarſchaft aus der größten Entfernung ihre Vorräthe zieht. Im Jahr

1648 galt der Quarter von acht Buſheln des beſten Weitzens, auf dem Windſorer Markte, vier Pfund Sterling und fünf Schillinge, und im Jahre 1649 vier Pfund Sterling. Dieß überſteigt den Mittelpreis von den ſechzehn, vor 1637 vorhergehenden Jahren, welcher zwey Pfund und zehn Schillinge war, um ein Pfund und funfzehn Schillinge; welcher Ueberſchuß, wenn er unter die vier und ſechzig letztern Jahre des vergangenen Jahrhunderts vertheilt wird, allein ſchon erklären kann, warum im Durchſchnitte derſelben, der Preis des Getreides etwas erhöhet erſcheint. Und doch ſind jene beyden Jahre gewiß nicht die einzigen, in welchen die Preiſe durch den bürgerlichen Krieg erhöhet worden ſind, ob ſie gleich diejenigen waren, in welchen ſie am höchſten ſtanden.

Die zweyte der gedachten Begebenheiten war die, im Jahr 1688, für das Getreide bewilligte Ausfuhrprämie. Zwar ſind viele Leute der Meinung, daß dieſe Prämie, vermittelſt der Beförderung des Ackerbaues, nach einer Reihe von Jahren, einen größern Ueberfluß, und alſo eine größere Wohlfeilheit des Getreides auf den einheimiſchen Märkten könne hervorgebracht haben, als ſonſt würde ſtatt gefunden haben. Ob, und in welchem Grade die Prämie dieſe Wirkung, in irgend einem Zeitraume, wirklich gethan habe, werde ich in der Folge unterſuchen; aber ſo viel iſt wenigſtens gewiß, daß in dem Zeitraume zwiſchen 1688 und 1700, ſie noch nicht Zeit gehabt hatte, ſie hervorzubringeu. In dieſer erſten Periode muß ſie nothwendig, indem ſie die Ausfuhr des jährlichen Ueberſchuſſes befördert, und alſo den Erſatz des in dem einen Jahre mangelnden Getreides, durch den Ueberfluß des andern, verhindert hat, die Preiſe auf den einheimiſchen Märkten in die Höhe getrieben haben. Der Mangel, den England in den Jahren 1693 bis 1699, beyde eingeſchloſſen, litt, ob er gleich hauptſächlich von nachtheiliger Witterung herrührte, und ſich deswegen über einen großen Theil von Europa erſtreckte, muß doch, durch jene Ausfuhrprämie, um etwas vergrößert worden ſeyn. Daher wurde auch im Jahre 1699 die weitere Ausfuhr von Getreide auf neun Monate verbothen.

Ein dritter Vorfall ereignete ſich in der nämlichen Periode, der zwar weder einen Mangel an Getreide, noch eine Vermehrung der dafür wirklich bezahlten Quantität Silbers veranlaſſen, aber doch Urſache ſeyn konnte, daß dieſe Quantität, als benanntes Geld, eine größere Summe ausmachte. Dieſer Umſtand war die ſehr ſchlechte Beſchaffenheit der Münzſorten, durch die Abnutzung und durch das Beſchneiden derſelben.

Dieſes Uebel hatte mit der Regierung Karls des zweyten angefangen, und war bis zum Jahre 1695 immer höher geſtiegen, zu welcher Zeit, wie uns Lowndes berichtet, die gangbare Silbermünze faſt um fünf und zwanzig vom Hundert ſchlechter war, als ſie nach dem geſetzmäßigen Münzfuße ſeyn ſollte. Nun benennt man aber, in den Marktpreiſen der Dinge, nicht die Quantität Silber, welche geſetzmäßig, in ſo und ſo viel Stücken eines gewiſſen Namens enthalten ſeyn ſollte, ſondern die Zahl dieſer Stücke. Es iſt alſo natürlich, daß dieſe Zahl größer iſt, und alſo der dadurch ausgedrückte

Preis höher ſcheint, wenn das Geld abgenutzt und beſchnitten iſt, als wenn es ſeinen vollen Gehalt hat, oder demſelben nahe kömmt.

In dem Laufe des jetzigen Jahrhunderts, iſt das Silbergeld vielleicht niemahls ſo tief unter ſeinem geſetzmäßigen Gewichte, als gegenwärtig (im Jahr 1772) geweſen. Aber ſo ſchlecht es iſt: ſo iſt es durch den Werth des Goldes aufrecht erhalten worden, gegen welches es immer al pari hat ausgewechſelt werden können. Im Jahr 1695 hingegen ward das Silbergeld nicht durch die Goldmünze gehoben; indem damahls für eine Guinee, dreyßig ſolcher abgenutzten oder beſchnittenen Schillingsſtücke, gegeben werden mußten. Vor der letzten Umprägung des Goldes war der Preis von Silberbarren ſelten höher, als fünf Schillinge und ſieben Pfen. St. für die Unze, welches nur fünf Pfennige über den Münzpreis iſt. Im Jahr 1695 hingegen galt die Unze Silber in Barren ſechs Schill. und fünf Pfennige *), welches funfzehn Pfennige mehr iſt, als der Münzpreis. Alſo war, ſelbſt vor der letzten Umprägung der Goldmünzen, das engliſche Geld überhaupt, Gold und Silber zuſammen, mit Barrenſilber verglichen, nach der öffentlichen Meinung, nicht mehr als acht Procent unter ſeinem geſetzmäßigen Werthe; im Jahre 1695 wurde es hingegen für fünf und zwanzig Procent ſchlechter gehalten. Doch im Anfange dieſes Jahrhunderts, das heißt, unmittelbar nach der großen, vom Konige Wilhelm vorgenommenen, Umprägung des Geldes,

---

*) Lowndes's Eſſay on the Silver-Coin, p. 68.

Geldes, muß die gangbare Silbermünze ihrem geſetzmäßigen Gehalte noch näher geweſen ſeyn, als jetzt. Oeffentliche Unglücksfälle, von der Art, wie der bürgerliche Krieg war, welche den Ackerbau hätten in Verfall bringen, oder den innern Handel des Landes unterbrechen können, hat es in dieſem Jahrhunderte nicht gegeben. Und die Ausfuhrprämie endlich, welche faſt ununterbrochen in dieſem Jahrhunderte ſtatt gefunden hat, hat volle Zeit gehabt, die von ihr erwarteten günſtigen Wirkungen zu Ermunterung des Ackerbaues zu äußern, — und mag in der That, (der von mir in der Folge zu entwickelnden Theorie gemäß) mittelbar etwas zur Minderung der Getreidepreiſe beygetragen haben, indeß ſie auf der andern Seite dieſe Preiſe unmittelbar erhöhete. Und dem zu Folge finden wir auch, daß in den erſten vier und ſechzig Jahren des gegenwärtigen Jahrhunderts, der neun Buſhel enthaltende Quarter vom beſten Weitzen, auf dem Windſorer Markte, im Durchſchnitte zwey Pfund Sterl., 0 Schilling, 6 $\frac{19}{32}$ Pfennige gegolten habe, welches ein, um zehn und einen halben Schilling geringerer, — alſo um mehr, als fünf und zwanzig Procent, wohlfeilerer Preis iſt, als der von den vier und ſechzig letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts, — und ein, um neun Schillinge und ſechs Pfennige geringerer Preis, als der von den ſechzehn Jahren vor 1636, zu welcher Zeit die Entdeckung der reichen amerikaniſchen Silberminen vermuthlich ſchon ihre volle Wirkung gethan hatte; — und endlich ein, um einen Schilling wohlfeilerer Preis, als der in den ſechs und zwanzig Jahren vor 1620, einer Zeit, da jene Wirkung ſich gewiß noch nicht völlig geäußert hatte. — Nach dieſer Rechnung ergiebt ſich nun, für dieſe vier und ſechzig erſten Jahre des gegenwärtigen Jahrhunderts, ein Mittelpreis des Weitzens von mittlerer Güte, — von zwey und dreyßig Schillingen, für den Quarter von acht Buſheln.

Es ſcheint alſo, während des jetzigen Jahrhunderts, der Silberpreis gegen die Getreidepreiſe etwas geſtiegen zu ſeyn; und vielleicht mag dieſes Steigen ſchon am Ende des vergangenen Jahrhunderts angefangen haben.

Im Jahre 1687 war der Weitzen im niedrigſten Preiſe, den er je ſeit 1595 gehabt hatte. Es galt auf dem Windſorer Markt, der neun Buſhel enthaltende Quarter des beſten Weitzens, ein Pfund Sterling, fünf Schillinge, zwey Pfennige.

Im Jahre 1688 ſetzte Gregorius King, (ein Mann, der wegen ſeiner Einſichten in dieſen Fächern berühmt war) den Mittelpreis des Weitzens, in Jahren mittelmäßiger Fruchtbarkeit, für den erſten Erbauer, auf drey Schillinge und ſechs Pfennige für den Buſhel, und alſo acht und zwanzig Schillinge für den Quarter. Dieſer (Growers-) Preis iſt, wenn ich ihn recht verſtehe, das, was andre den Contractenpreis nennen, das heißt, einen Preis, um welchen ein Landwirth ſich anheiſchig macht, mehrere Jahre hinter einander eine gewiſſe Quantität Getreide dem Getreidehändler zu liefern. Da ein Contract dieſer Art dem Landwirthe die Mühe und Koſten erſpart, ſein Erzeugniß auf den Markt zu führen: ſo wird in demſelben der Preis gemeiniglich etwas niedriger, als der mittlere Marktpreis iſt, beſtimmt.

Acht und zwanzig Schillinge für den Quarter, hat alſo King damahls für den gewöhnlichen Contractenpreis, in mittelmäßig fruchtbaren Jahren, gehalten. Und in der That findet man auch vor der neulichen Theurung, die durch einige ungewöhnlich ſchlechte Ernten veranlaſſet wurde, dieſen Preis in den meiſten ſolcher Contracte angegeben.

Im Jahre 1688 war es, daß das Parlament die Prämie auf die Ausfuhr des Getreides feſtſetzte. Die Landedelleute und Gutsbeſitzer, die damahls einen weit größern Theil der geſetzgebenden Verſammlung, als jetzt, ausmachten, wurden gewahr, daß die Getreidepreiſe im Fallen begriffen wären. Sie ſahen die Prämie für ein gutes Mittel an, ſie durch Kunſt wieder zu der Höhe hinaufzutreiben, in welcher ſie zu Karls des erſten und des zweyten Zeiten oft geſtanden hatten. Die Prämie ſollte deshalb nur ſo lange ſtatt haben, bis der Quarter Weitzen auf acht und vierzig Schillinge im Preiſe ſtiege, das heißt, zwanzig Schillinge, oder $\frac{5}{7}$ höher, als nach Kings Angabe, der **Growerspreis** in mittelmäßig fruchtbaren Jahren geweſen war. Wenn die Berechnungen dieſes Schriftſtellers nur einigermaßen den Ruhm von Wahrheit und Genauigkeit verdienen, in welchem ſie allgemein ſtehen: ſo muß der Preis von vier und zwanzig Schillingen für den Quarter Weitzen damahls ein ſo hoher Preis geweſen ſeyn, daß ohne ein ſolches künſtliches Hülfsmittel, dergleichen die Ausfuhrprämie war, er ſich nur in außerordentlichen Mißjahren erwarten ließ. Die Sache verhielt ſich aber ſo. König Wilhelms Regierung war noch nicht völlig befeſtigt. Er konnte den Gutsbeſitzern, von denen er eben damahls die Bewilligung einer fixen Landſteuer erwartete, unmöglich etwas, worauf ſie beſtanden, abſchlagen.

Der Silberwerth ſcheint alſo, gegen den Werth des Getreides, ſchon vor dem Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts, etwas geſtiegen zu ſeyn, — und während deſſelben fortdauernd zugenommen zu haben: obgleich die Ausfuhrprämie hindern mußte, daß dieſes Steigen nicht ſo weit gieng, als es ſonſt, bey dem wirklichen Zuſtande des Ackerbaues, zu erwarten geweſen wäre.

Von Jahren großer Fruchtbarkeit iſt es klar und unſtreitig, daß die Prämie, indem ſie eine ſonſt nicht ſtatt findende Ausfuhr des Getreides verurſacht, deſſen Preis über das den Umſtänden angemeſſene Maß, erhöhete. Und eben dieß war der laut angekündigte Endzweck jener Einrichtung, daß die Getreidepreiſe auch in fruchtbaren Jahren bey einer Höhe erhalten werden ſollten, die vom Ackerbaue nicht abſchrecken dürfte.

In theuren Jahren, wird zwar die Prämie gemeiniglich aufgehoben. Indeß äußert ſie ihre Wirkung gewiß auch auf die Preiſe von dieſen. Da ſie in den reichen und fruchtbaren Jahren eine Ausfuhr veranlaßt, die ohne ſie unmöglich ſeyn würde: ſo verhindert ſie, daß der Ueberfluß des einen Jahres nicht in dem Grade, als ehedem, den Mangel des andern erſetzt.

Wenn alſo in den vier und ſechzig erſten Jahren unſers Jahrhunderts, die Getreidepreiſe etwas niedriger geweſen ſind, als in den vier und ſechzig letzten Jahren des vergangenen: ſo würden ſie, bey gleichem Flor des Ackerbaues, noch tiefer unter dieſe herabgeſunken ſeyn, wenn nicht die Ausfuhrprämie entgegen gewirkt hätte.

„Aber, wird man ſagen, eben dieſer Flor des Ackerbaues iſt eine Folge der Ausfuhrprämie geweſen.“ — In wiefern die Prämie wirklich jenen Flor befördert hat, werde ich in der Folge unterſuchen. Jetzt merke ich bloß an, daß nicht England das einzige Land iſt, in welchem der Preis des Silbers, gegen die Preiſe des Getreides, in den benannten Perioden, zugenommen hat. Auch in Frankreich iſt er, zu derſelben Zeit, und faſt in gleichem Verhältniſſe, geſtiegen, wie uns die ſorgfältigen und treuen Sammler der franzöſiſchen Kornpreiſe, Herr Dupré de St. Maur, Herr Meſſance, und der Autor des Verſuchs über die Getreidepolizey belehren. Und doch war in Frankreich, bis zum Jahre 1764, die Getreideausfuhr verbothen. Es iſt ſchwer zu glauben, daß faſt eben die Verminderung der Getreidepreiſe, welche in einem Lande, **ungeachtet** des **Verboths** der Ausfuhr, ſtatt fand, in einem andern, **durch** die außerordentliche **Ermunterung** der Ausfuhr, ſolle verurſacht worden ſeyn.

Wahrſcheinlich iſt es alſo richtiger, die in den Durchſchnittspreiſen des Getreides vorgegangene Veränderung davon herzuleiten, daß der Silberwerth auf dem europäiſchen Markte vielleicht um einige Stufen geſtiegen iſt, als davon, daß der Getreidepreis in ſeinem reellen Werthe gefallen iſt. Getreide iſt, wie ich ſchon bemerkt habe, wenn man entfernte Zeitalter vergleichen will, ein richtigerer Maßſtab des Werths, als Silber, oder irgend eine andre Waare. Als, nach der Entdeckung der reichen amerikaniſchen Bergwerke, das Getreide in Europa auf das drey- oder vierfache ſeines vorigen Preiſes ſtieg: ſo wurde dieſes Steigen von jedermann, nicht dem vermehrten Werthe des Getreides, ſondern dem verminderten Werthe des Silbers zugeſchrieben. Wenn daher in den vier und ſechzig erſten Jahren dieſes Jahrhunderts, der Getreidepreis im Durchſchnitte niedriger geweſen iſt, als während des größten Theils des letzten Jahrhunderts: ſo ſollten wir es auf gleiche Weiſe, nicht einem wirklichen Fallen in dem Werthe des Getreides, ſondern einer vorgegangenen Steigerung des wahren Silberwerthes zuſchreiben.

Der hohe Getreidepreis in den vergangenen zehn oder zwölf Jahren, (zwiſchen 1760 und 1772) hat in der That den Verdacht erregt, das Silber ſey auf den europäiſchen Märkten noch immer im Fallen. Aber augenſcheinlich war er die Folge ſchlechter Ernten, und muß alſo als ein vorübergehender Zufall, nicht als ein bleibender Zuſtand angeſehen werden. Die Witterung iſt im größten Theile von Europa, dieſe zehn Jahre hindurch, den Feldfrüchten ungünſtig geweſen; und die Zerrüttung von Polen, dem Lande, aus welchem ſich ſonſt alle jene Länder mit Getreide zu verſorgen pflegen, hat dieſen Mangel noch vermehrt. So eine lange Reihe unfruchtbarer Jahre, iſt zwar nicht eine gewöhnliche, aber doch keine in ihrer Art einzige Erſcheinung. Jeder, der die

Fruchtpreiſe voriger Zeiten durchzugehen ſich die Mühe nimmt, wird ähnliche Beyſpiele genug finden. Ueberdieß ſind zehn hinter einander folgende ausnehmend unfruchtbare Jahre, nicht befremdender, als zehn dergleichen außerordentlich fruchtbare. Die niedrigen Preiſe, die zwiſchen 1741 und 1750 herrſchten, können gar wohl den hohen Preiſen in den letzten zehn oder zwölf Jahren entgegengeſetzt werden. Von 1741 bis 1750 galt auf dem Markte zu Windſor, wie ſich aus den Rechnungen der Schule zu Eaton ergiebt, der Quarter des beſten Weitzens, (den Quarter zu neun Buſhels gerechnet) ein Pf. Sterl. dreyzehn Schill., 9¾ Pfen., welches beynahe um ſechs Schill. und drey Pfennige weniger iſt, als was er, im Durchſchnitte, in den letzten ſechzig Jahren des vorigen Jahrhunderts, gegolten hat. Der Mittelpreis eines Quarters von acht Buſheln Mittelweitzens ſtand, nach dieſer Rechnung, während gedachter zehn Jahre, auf ein Pfund Sterling, ſechs Schillinge, acht Pfennige.

Und doch that, zwiſchen 1741 und 1750, die Ausfuhrprämie ſchon ihre Wirkung, und ließ gewiß den Getreidepreis nicht ſo tief fallen, als er ſonſt natürlicher Weiſe herabgeſunken wäre. Nicht weniger als 8,029,156 Quarter und einen Buſhel beträgt die Quantität des in dieſen zehn Jahren ausgeführten Getreides, wie die Zollbücher zeigen. Die dafür ausgezahlte Prämie betrug 1,514,962 Pfund Sterling, 17 Schillinge, 4½ Pfennige. Daher auch im Jahre 1749 Pelham, der damahls Premierminiſter war, das Unterhaus auf die außerordentliche Summe aufmerkſam machte, die in den drey vorhergehenden Jahren für ausgeführtes Getreide bezahlt worden war. Er hatte große Urſache zu dieſer Bemerkung, und hätte das Jahr darauf noch eine viel triftigere gehabt, in welchem einzigen Jahre die Ausfuhrprämie ſich auf die erſtaunliche Summe von 324,176 Pfund Sterling belief *). Es iſt unnöthig, zu bemerken, wie ſehr dieſe erzwungene Ausfuhr den Preis des Getreides über das Maß erhöhet haben müſſe, auf welchem er natürlicher Weiſe würde geſtanden haben.

Am Ende der, dieſem Kapitel beygefügten Rechnungen, wird der Leſer eine abgeſonderte Rechnung der gedachten zehn Jahre finden. Er wird eben daſelbſt auch eine beſondre Rechnung der vorhergehenden zehn Jahre finden, deren Mittelpreis ebenfalls, obgleich nicht ſo tief unter dem Mittelpreiſe der vier und ſechzig erſten Jahre dieſes Jahrhunderts war. Nur das Jahr 1750 war ein außerordentlich theures Jahr. Dieſe vor 1750 hergehenden zwanzig wohlfeilen Jahre, können den zwanzig theuren Jahren, die vor 1770 hergiengen, füglich entgegengeſetzt werden. So wie der Mittelpreis in jenen, ungeachtet eines oder zweyer, dazwiſchen fallender theuern Jahre, beträchtlich niedriger war: ſo war der Mittelpreis dieſer, troß der Wohlfeilheit einiger derſelben, beträchtlich höher, als der Mittelpreis des ganzen Jahrhunderts. Wenn der erſte Unterſchied nicht ſo viel betrug, als der leßtere: ſo muß dieß ohne Zweifel als eine Wirkung der Ausfuhrprämie angeſehen

---

*) Tracts on the Corn-Trade; Tract 3.

werden. — So viel iſt wenigſtens ſicher: der Uebergang von Wohlfeilheit zur Theurung war hier zu ſchnell, als daß er von der Abnahme des Silberwerths herkommen ſollte, die immer allmählig und ſtufenweiſe geſchieht. Eine ſo plötzliche Wirkung kann nur einer plötzlichen Urſache zuzuſchreiben ſeyn, dergleichen die Abwechſelungen der Witterung ſind.

Zwar hat in Großbritannien, in dieſem Jahrhunderte, auch der Geldpreis der Arbeit, in der That zugenommen. Dieß kömmt aber wahrſcheinlich nicht ſowohl von einer Verminderung des Silberwerths auf dem allgemeinen europäiſchen Markte, als von der Vermehrung der Nachfrage nach Arbeit, die Großbritannien eigen geweſen, und die aus dem großen und faſt allgemeinen Wohlſtande dieſes Landes entſtanden iſt. In Frankreich, einem nicht ganz ſo ſchnell emporblühenden Lande, hat, ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, der Geldpreis der Arbeit, mit dem Mittelpreiſe des Getreides zugleich abgenommen. Man behauptet, daß der gemeine Tagelohn in Frankreich, ſowohl im vergangenen, als jetzigen Jahrhunderte, faſt immer dem zwanzigſten Theile des Mittelpreiſes von einem Septier Weitzen gleich geweſen ſey, — welcher Septier ungefähr vier Wincheſter Buſhel und etwas darüber enthält. In Großbritannien iſt, wie wir gezeigt haben, der reelle Arbeitspreis, das heißt, die Summe der dem Arbeiter zu Theil werdenden Bequemlichkeiten des Lebens, im Laufe des jetzigen Jahrhunderts, gewachſen. Und hiervon, nicht von dem abnehmenden Werthe des Silbers, iſt es gekommen, daß dem Arbeiter auch in Gelde ein höherer Preis iſt bezahlt worden.

Einige Zeit nach der Entdeckung von Amerika, blieb das Silber in ſeinem vorigen Preiſe, oder fiel nicht viel unter denſelben. So lange dieß dauerte, gewannen die Bergwerksinhaber in jenem Welttheile ſehr anſehnlich, und weit mehr, als die gewöhnlichen Gewinnſte von den darauf gewandten Kapitalien betragen hätten. Aber bald wurden die, welche das Silber nach Europa brachten, gewahr, daß ſie die ganze jährlich eingeführte Quantität, zu ſo hohen Preiſen nicht abſetzen könnten. Sie ſchlugen alſo herunter; und Silber wurde ſtufenweiſe gegen eine kleinere und kleinere Quantität andrer Güter ausgetauſcht. Dieſes Fallen gieng ſo lange fort, bis der Preis des Silbers auf ſein natürliches Maß gekommen war: das heißt, bis dahin, daß für die Arbeiten, für den Grund und Boden, und für die Kapitalien, durch deren gemeinſchaftliche Verwendung das Silber aus den Bergwerken bis auf den Markt war geſchafft worden, gerade nur das gewöhnliche Arbeitslohn, die gewöhnliche Landrente, und der gewöhnliche Kapitalgewinnſt bezahlt werden konnte. Ich habe ſchon geſagt, daß jetzt, bey den meiſten peruaniſchen Silberminen, die Abgabe an den König, die ein Zehntheil des rohen Products beträgt, die Landrente verſchlingt. Dieſe Abgabe war urſprünglich die Hälfte dieſes Products, fiel erſtlich bis auf ein Drittheil, dann bis zum Fünftheil, endlich bis zum Zehntheil, auf welcher Stufe ſie bis jetzt ſtehen geblieben iſt. Dieſes Zehntheil ſcheint, bey dem größern Theile der peruaniſchen Silberbergwerke, alles zu ſeyn, was nach Wiedererſtattung des auf den Bau gewandten Kapitals, und Bezahlung der gewöhnlichen davon zu erwartenden Gewinnſte, übrig bleibt;

und dieſe Gewinnſte ſind ſchon, nach aller Geſtändniſſe, ſo geringe, als ſie nur ſeyn können, wenn die Bergwerke fernerhin ſollen gebauet werden.

Es war im Jahr 1504 *), und alſo ein und vierzig Jahre vor Entdeckung der Minen von Potoſi, die 1545 geſchahe, daß die Abgabe an den König auf ein Fünftheil des regiſtrirten Silbers herabgeſetzt wurde. In einem Zeitraume von neunzig Jahren, oder bis 1636, hatten jene Minen, die reichſten in ganz Amerika, Zeit genug gehabt, ihre volle Wirkung zu thun, das heißt, den Preis des Silbers ſo tief, als er unter dieſen Umſtänden nur fallen konnte, herunter zu bringen. Neunzig Jahre ſind ein hinlänglich langer Zeitraum, um jede Waare, mit der nicht ein Alleinhandel getrieben wird, auf ihren natürlichen Preis, oder, mit andern Worten, auf den niedrigſten Preis zu bringen, um welchen ſie auf die Dauer geliefert werden kann.

Der Preis des Silbers hätte auf den europäiſchen Märkten vielleicht noch tiefer fallen können, ſo, daß es wäre nothwendig geworden, entweder die Abgabe von demſelben nicht nur, wie es im Jahre 1736 geſchah, auf ein Zehntheil, ſondern, wie es mit der Abgabe vom Golde geſchehen iſt, auf ein Zwanzigtheil herabzuſetzen, oder den größten Theil der jetzt gebauet werdenden amerikaniſchen Bergwerke ganz und gar liegen zu laſſen. Daß dieß nicht geſchehen iſt, davon iſt ohne Zweifel die allmählige Zunahme der Nachfrage nach Silber, oder die

---

*) Solorzano Vol. II.

die ſtufenweiſe Erweiterung des Markts für dieſes Bergwerksproduct, Urſache; und dieſe beyden Umſtände haben den Silberpreis, auf den europäiſchen Märkten, nicht nur in der Höhe erhalten, auf welcher er in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ſtand, ſondern auch etwas darüber erhoben.

In der That hat ſich der Markt für die Erzeugniſſe der amerikaniſchen Silberminen, ſeit der Entdeckung dieſes Landes, ſtufenweiſe immer und mehr erweitert, und dieß vornehmlich auf folgende dreyfache Weiſe.

Erſtlich. In Europa ſelbſt iſt der Markt für Silber ſtufenweiſe größer und ausgebreiteter geworden. Seit jener Entdeckung hat der größere Theil der europäiſchen Länder merklich an Cultur zugenommen. England, Holland, Frankreich und Deutſchland, ſelbſt Schweden, Dänemark und Rußland haben, in Ackerbau und Manufacturen, große Fortſchritte gemacht. Italien ſcheint nicht rückwärts gegangen zu ſeyn. — Der Verfall Italiens gieng vor der Entdeckung von Amerika vorher; ſeit derſelben hat es vielleicht eher wieder etwas Kräfte gewonnen. Spanien und Portugall ſollen zwar in der That, ſeit dieſer Zeit an Wohlſtand abgenommen haben. Aber Portugall iſt nur ein ſehr kleiner Theil von Europa; und die Abnahme von Spanien iſt nicht ſo groß, als man gemeiniglich vorgiebt. Schon im Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts, wurde Spanien, ſelbſt in Vergleichung mit Frankreich, welches doch ſeit der Zeit ſo beträchtliche Fortſchritte gemacht hat, für ein armes Land gehalten. Die Bemerkung Karls des fünften, der beyde Länder ſo oft durchreiſet war, iſt bekannt: „daß in Frankreich alles im Ueberfluß ſey, und „in Spanien alles fehle.“ — Dieſe Zunahme nun in den Erzeugniſſen des europäiſchen Ackerbaues und Kunſtfleißes, erforderte nothwendig eine Zunahme in der Quantität des, zum Umlaufe dieſer Waaren angewandten Silbergeldes; und mit der größern Anzahl reicher Privatperſonen, mußte auch die Quantität des zu Tiſchgeſchirre und andern Zierrathen angewandten Silbers wachſen.

Zweytens. Amerika ſelbſt iſt ein neuer Markt für die Producte ſeiner Bergwerke geworden; und da deſſen Fortſchritte in Ackerbau, Volksmenge und Kunſtfleiße ſchneller ſind, als die Fortſchritte des blühendſten Landes von Europa: ſo muß auch die Nachfrage nach Silber dort ſchneller zunehmen. Die engliſchen Kolonien, oder die jetzt freyen Staaten in Nordamerika, machen einen ganz neuen Markt aus, auf welchem, theils um Geld, theils um allerley Geſchirre daraus zu verfertigen, Silber in immer größerer Menge geſucht wird, da ehedem hier nicht die geringſte Nachfrage darnach geſchah. Auch die ſpaniſchen und portugieſiſchen Kolonien in Amerika ſind größtentheils neue Märkte. Neu Granada, Yucatan, Paraguay und Braſilien waren, ehe ſie von den Europäern entdeckt wurden, von wilden Nationen bewohnt, die weder den Ackerbau, noch die Künſte kannten; und jetzt ſind beyde, bis zu einem beträchtlichen Grade, bey ihnen eingeführt. Selbſt Mexiko und Peru, ob ſie gleich nicht als ganz neue Märkte für die edlern Metalle angeſehen werden können, ſind doch weit anſehnlicher geworden, und verſchaffen ihnen einen weit größern Abſatz, als ehedem. Denn nach allen den wunderbaren Erzählungen, die über den ehemaligen Zuſtand dieſer Länder erſchienen ſind, und worinn er als äußerſt glänzend vorgeſtellt wird, erkennt doch der unbefangene und nachdenkende Leſer leicht, ſelbſt aus der Geſchichte ihrer Entdeckung und Eroberung, daß ihre Einwohner an Künſten, Ackerbau und Handel, noch hinter den jetzigen Koſacken in der Ukraine zurück geweſen ſeyn müſſen. Selbſt die Peruaner, die am meiſten gebildete Nation unter beyden, brauchten Gold und Silber nur zu Zierrathen, nicht zum Mittel des Tauſches. Ihr ganzer Handel war ein bloßer Waarentauſch, und eben deswegen konnte die Theilung der Arbeiten weniger unter ihnen ſtatt finden. Die, welche das Land anbaueten, mußten ſich ihre Häuſer ſelbſt aufführen, ſich ihr Hausgeräthe ſelbſt verfertigen, ſich ihre Kleider, Schuhe und die Ackerwerkzeuge ſelbſt bereiten. Die wenigen Handwerker von Profeſſion, die unter ihnen waren, wurden, wie es heißt, von dem Könige, den Prieſtern und dem Adel unterhalten, und waren wahrſcheinlicher Weiſe deren Knechte. Alle alte in Mexiko und Peru getriebenen Künſte, haben nie eine einzige Fabrikwaare auf den europäiſchen Markt geliefert. Die ſpaniſchen Armeen, ob ſie gleich die Anzahl von fünfhundert Mann ſelten überſtiegen, und oft nicht halb ſo viel Mannſchaft enthielten, fanden doch allenthalben große Schwierigkeit, ſich Lebensmittel zu verſchaffen. Die Hungersnoth, die ſie faſt an jedem Orte, wo ſie hinkamen, verurſachten, beweiſet, daß der Bericht von der Bevölkerung und dem Reichthume dieſer Länder, den die erſten Geſchichtſchreiber gaben, in hohem Grade fabelhaft war. Die ſpaniſchen Kolonien ſtehen unter einer Regierung, die in vieler Betrachtung, dem Ackerbaue, den Künſten und dem Handel weniger günſtig iſt, als die engliſche. Nichts deſtoweniger machen ſie in allen dieſen Sachen ſchnellere Fortſchritte, als irgend ein Land in Europa. Bey einem glücklichen Klima und fruchtbaren Boden, iſt der große Ueberfluß von Ländereyen und der wohlfeile Preis, um den ſie zu haben ſind, — dieſer allen neuen Kolonien gemeinſchaftliche Umſtand, — ein Vortheil, welcher viele Fehler der Regierung wieder gut macht, und deren Folgen überwiegt. Im Jahre 1713 ſtellte Frezier die Stadt Lima, die er damahls beſuchte, als eine Stadt von 25 bis 28,000 Einwohnern vor. Zwiſchen 1740 und 1746 hielt ſich Ulloa in ihr auf, und dieſer redet von ihr, als einer Stadt, die 50,000 Einwohner enthielte. Die Verſchiedenheit beyder Schriftſteller, in Abſicht ihrer Angaben von dem Bevölkerungszuſtande der übrigen vornehmſten Städte in Chili und Peru, iſt ungefähr dieſelbe. Und da wir bey keinem von ihnen Urſache zu zweifeln haben, daß ſie den Gegenſtand kannten, den ſie ſchildern: ſo erhellet daraus eine Zunahme an Bevölkerung, die nicht viel geringer, als die in den engliſchen Kolonien, iſt. Amerika alſo iſt für ſeine eigenen Silberbergwerke ein neuer Markt, ein Markt, wo das Begehr nach dieſer Waare ſchneller wächſt, als in irgend einem Lande von Europa, ſelbſt die blühendſten nicht ausgenommen.

Drittens. Oſtindien iſt ein dritter Markt für die Producte der amerikaniſchen Bergwerke, und zwar ein

Markt, der von dem Zeitpuncte der Entdeckung dieſer Minen an, eine immer größere und größere Menge Silbers weggenommen hat. Seit dieſer Zeit hat der unmittelbare Handel, der zwiſchen Amerika und Oſtindien durch die Acapulco-Schiffe getrieben wird, beſtändig zugenommen; und der mittelbare, der über Europa geht, iſt in einem noch weit größern Maße gewachſen. Im ſechzehnten Jahrhunderte waren die Portugieſen die einzigen Europäer, die einen regelmäßigen und beſtändigen Handel mit Oſtindien führten. Gegen das Ende des erwähnten Jahrhunderts fiengen die Holländer an, in dieſes Monopol der Portugieſen Eingriffe zu thun, und vertrieben ſie in kurzem aus ihren vornehmſten Beſitzungen in Indien. Beyde Nationen theilten ſich, während des größten Theils des vorigen Jahrhunderts, in den oſtindiſchen Handel: nur ſo, daß der holländiſche immerfort ſtieg, indeß der portugieſiſche ſank. Franzoſen und Engländer machten zwar, zu Ende des gedachten Jahrhunderts, auch einige kleine Verſuche, nach Oſtindien zu handeln: aber erſt in dem gegenwärtigen haben ſie einen beträchtlichen Antheil an dieſem Verkehr bekommen. Schweden und Dännemark fingen erſt in dieſem Jahrhunderte an, mit Oſtindien in Verbindung zu treten. Jetzt handeln ſelbſt die Ruſſen mit China, durch Caravanen, die zu Lande über Sibirien und die Tartarey nach Pecking gehen.

Aller dieſer Nationen oſtindiſcher Handel hat, (wenn wir den franzöſiſchen ausnehmen, welcher durch den ſiebenjährigen Krieg beynahe vernichtet worden iſt) bis jetzt ununterbrochen zugenommen. Es ſcheint, daß der Verbrauch oſtindiſcher Waaren in Europa in dem Grade zunimmt, daß er der Handlung in allen Artikeln eine ſtets ſich mehrende Beſchäftigung giebt. Thee war, zum Beyſpiele, vor der Mitte des vorigen Jahrhunderts, ein in Europa wenig gekanntes und wenig gebrauchtes Kraut. Jetzt beläuft ſich der Werth des Thees, den die engliſche oſtindiſche Geſellſchaft, bloß zum Gebrauche ihrer eigenen Landsleute jährlich einführt, auf mehr als anderthalb Millionen. Und dieß iſt noch bey weitem nicht die eingeführte Quantität ganz: denn ein beträchtlicher Theil des in England verbrauchten Thees, kömmt durch Schleichhandel heimlich aus den holländiſchen Häfen, aus Gothenburg in Schweden, und kam auch, ſo lange die oſtindiſche Geſellſchaft in Frankreich noch beſtand, von den Küſten dieſes Landes. Faſt in gleichem Verhältniſſe hat der Verbrauch des chineſiſchen Porzellāns, der molukkiſchen Gewürzwaaren und der bengaliſchen Stückgüter zugenommen. Dem zu Folge war auch die Befrachtung der ſämmtlichen, im oſtindiſchen Handel beſchäftigten europäiſchen Schiffe, während des letzten Jahrhunderts, vielleicht nicht viel größer, als die Befrachtung der Schiffe der einzigen engliſchen oſtindiſchen Geſellſchaft, vor der neulichen Verminderung ihrer Schiffsausrüſtungen.

Aber in Oſtindien, und beſonders in China und Hindoſtan war, als die Europäer dahin zu handeln anfiengen, der Werth der edlern Metalle weit höher, als in Europa; und dieſes Verhältniß dauert noch jetzt fort. In Reisländern, die zwey, auch wohl drey Ernten in einem Jahre geben, deren jede reichlicher, als eine unſrer gewöhnlichen Getreideernten iſt, muß der Ueberfluß an Nahrungsmitteln weit größer ſeyn, als in irgend einem Getreidelande von gleichem Umfange. Solche Länder ſind daher auch mehr bevölkert. In ihnen behält der Reiche, wenn er von dem ihm zuwachſenden Vorrathe an Lebensmitteln, ſein eigenes Bedürfniß abgezogen hat, einen größern Ueberſchuß in Händen, um die Arbeiten der Aermern damit zu erkaufen, und kann alſo über eine größere Quantität Arbeit gebiethen. Daher iſt auch, nach allen Berichten, das Gefolge eines chineſiſchen oder hindoſtaniſchen Großen weit zahlreicher und glänzender, als das Gefolge der reichſten Unterthanen in den europäiſchen Reichen. Eben dieſer Ueberfluß von Unterhaltsmitteln, über den ſie nach Belieben ſchalten können, ſetzt ſie in den Stand, eine größere Quantität davon, zum Ankaufe ſolcher ſeltener, oder in ihrer Art einziger Naturproducte hinzugeben, dergleichen die edlen Metalle und Edelſteine ſind: dieſe Gegenſtände wetteifernder Begierden bey den Reichen aller Zeiten und Länder. Wenn alſo auch die Bergwerke, die Oſtindien mit Silber und Gold verſorgten, eben ſo ergiebig geweſen wären, als die, welche Silber auf den europäiſchen Markt lieferten: ſo würden dennoch dieſe Waaren dort gegen eine größere Quantität von Nahrungsmitteln, als hier, haben vertauſcht werden können. Das war aber, wie es ſcheint, nicht der Fall. Die Bergwerke, welche die edlern Metalle für den oſtindiſchen Markt lieferten, waren wahrſcheinlich lange nicht ſo reich, — aber die, welche Edelſteine dahin lieferten, waren weit reicher, als die Bergwerke gleicher Art, welche die eine oder die andre Waare nach Europa ſandten. Daher mußten natürlicher Weiſe, die edlen Metalle in Oſtindien für eine etwas kleinere Quantität edler Steine, und für eine weit größere Quantität Nahrungsmittel, als in Europa, vertauſcht werden können. Der Geldpreis der Diamanten, des überflüſſigſten aller Producte, mußte etwas geringer, und der Preis der Nahrungsmittel, des nothwendigſten aller Producte, um ſehr viel geringer in dem einen, als in dem andern dieſer Länder, ſeyn.

Nun iſt aber auch, wie ich ſchon bemerkt habe, in China und in Hindoſtan, den beyden großen oſtindiſchen Märkten, der reelle Preis der Arbeit, das heißt, die Summe der Bequemlichkeiten des Lebens, die dem Arbeiter dafür zu Theile werden, geringer, als im größten Theile von Europa. Der Arbeiter bekommt ein Tagelohn, für welches er wirklich nur eine kleinere Quantität von Nahrungsmitteln eintauſchen kann. Und da nun noch der Preis der Nahrungsmittel ſelbſt dort geringer, als in Europa iſt: ſo muß der Geldpreis der Arbeit, aus einer zwiefachen Urſache, geringer ausfallen; weil weniger Nahrungsmittel dafür gegeben werden, und dieſe wohlfeiler zu ſtehen kommen. — Nun richten ſich aber in Ländern, wo Kunſt und Fleiß ungefähr auf derſelben Stufe der Vollkommenheit ſtehen, die Geldpreiſe aller Manufacturwaaren, nach dem Geldpreiſe der Arbeit. China und Hindoſtan ſind, in Kunſtfleiß und Manufacturen, hinter keinem europäiſchen Lande weit zurück, wenn auch nicht allen vollkommen gleich. Es muß demnach der Geldpreis der meiſten Manufacturwaaren, in jenen beyden Ländern, weit

weit niedriger, als in irgend einem Theile von Europa ſeyn.

In den meiſten Ländern Europens kömmt noch die theure Landfracht hinzu, den reellen ſowohl, als den Nominal- oder Geldpreis der Manufacturwaaren zu erhöhen. In China und Hindoſtan iſt die inländiſche Schiffahrt, vermöge der Flüſſe und Kanäle, ſo mannichfaltig und ausgebreitet, daß dadurch der größte Theil jener Koſten erſpart, und alſo der reelle ſowohl, als der in Gelde ausgedrückte Preis der Waaren, vermindert wird.

Alle dieſe zuſammenkommenden Urſachen machen, daß die edlern Metalle ſich zu allen Zeiten, die gegenwärtige mit eingeſchloſſen, mit großem Vortheile aus Europa nach Indien haben führen laſſen. Es giebt kaum irgend eine Waare, die dort einen beſſern Preis hätte, das heißt, die, in Verhältniß deſſen, was ſie an Arbeit oder an andern Waaren in Europa koſtet, dort eine größere Quantität von Arbeit und Waaren ihrem Verkäufer zuwenden könnte.

Es iſt vortheilhafter, Silber, als Gold hinzuführen, weil in China und in den meiſten oſtindiſchen Märkten, das Verhältniß von Silber zu Gold nur, wie zehn, höchſtens zwölfe zu Eins, — in Europa hingegen wie vierzehn oder funfzehn zu Eins, iſt. — Daher kommt es, daß in den Ladungen der meiſten nach Oſtindien ſegelnden Schiffe, Silber durchgängig einen der Hauptartikel ausgemacht hat. Es iſt die vornehmſte Waare auf den Acapulco-Schiffen, die von da nach Manilla ſegeln. Das Silber der neuen Welt ſcheint auf dieſe

Weiſe zum Mittel beſtimmt zu ſeyn, die beyden äußerſten Puncte der alten Welt in Handelsverkehr zu bringen; und großentheils geſchieht es durch ſeine Hülfe, daß dieſe entfernten Theile der Erde mit einander verknüpft werden.

Um Märkte, die ſich ſo ſehr erweitert haben, zu verſorgen, muß die alljährlich, aus den Bergwerken geförderte Menge Silbers, hinlänglich ſeyn, nicht nur die ſtets ſich vermehrende Nachfrage aller, in ihrem Wohlſtande fortſchreitenden Länder, die des Silbers theils zum Gelde, theils zum Geſchirre, immer mehr und mehr bedürfen, zu befriedigen, ſondern auch den Abgang zu erſetzen, den das Silber durch das Abnutzen in allen den Ländern leidet, wo dieſes Metall im Gebrauch iſt.

Der Theil des Silbers, der beym **Gelde** durch den Gebrauch, — beym **Geſchirre** durch den Gebrauch und durch das Reinigen deſſelben abgerieben wird, und alſo verloren geht, iſt ſehr beträchtlich; und bloß **dieſen** Verluſt bey einer Waare, die von ſo allgemeinem Gebrauche iſt, zu erſetzen, würde ſchon einen jährlichen anſehnlichen Zuſchuß erfordern. In einigen Manufacturen geht dieſes Metall noch auf beſondre Arten verlohren; und wofern der dadurch verurſachte Abgang, im Ganzen nicht **größer** iſt, als jener, den die gewöhnliche und allgemeine Abnutzung verurſacht: ſo iſt er doch gewiß **ſchneller**. In den Manufacturen von Birmingham ſoll die Quantität Silbers und Goldes, die zum Vergolden und Platiren jährlich gebraucht, und auf dieſe Weiſe gänzlich ungeſchickt wird, in der Geſtalt dieſer Metalle je wieder zu erſcheinen, ſich auf mehr, als 50,000 Pfund Sterling belaufen. Daraus können wir beurtheilen, wie viel von dieſer Waare in der ganzen Welt, es ſey in ähnlichen Manufacturen, als die birminghamſchen ſind, oder bey Verfertigung goldner und ſilberner Borten, in Stickereyen, in reichen Stoffen, in den Vergoldungen der Bücherbände und andrer Geräthſchaften, jährlich verbraucht, das heißt, vernichtet und unnütz gemacht werden müſſe. Auch bey der Verführung dieſer Metalle von einem Lande ins andre, zu Schiffe und zur Achſe, geht gewiß ein beträchtlicher Theil derſelben verlohren. Einen noch größern Verluſt muß das, bey den Einwohnern Aſiens, ſo gewöhnliche Vergraben ihrer Schätze, verurſachen, da oft alle Kenntniß derſelben mit dem Tode der Perſonen, welche das Ihrige auf dieſe Weiſe gegen Räubereyen zu ſichern ſuchten, erliſcht.

Nach den beſten Nachrichten, beträgt das, nach Cadix und nach Liſſabon eingeführte Gold und Silber, (nicht bloß das, was in den Zollregiſtern angegeben wird, ſondern auch das heimlich eingeführte mit gerechnet) jährlich ungefähr ſechs Millionen Pfund Sterling.

Meggens *) giebt die jährliche Einfuhr der edlen Metalle in Spanien, nach einem Durchſchnitte der ſechs

---

*) Nachſchrift zu dem Univerſal Merchant S. 15 und 16. Aber dieſe Nachſchrift, die mehrere Fehler des Buchs berichtigt, iſt nur bey wenigen Exemplarien zu finden.

ſechs Jahre von 1748 bis 1753, beyde Jahre mit eingeſchloſſen, und die Einfuhr derſelben Waare in Portugall, nach einem Durchſchnitte von ſieben Jahren, von 1747 bis 1753 an, und ſie betrug zuſammen am Gewichte 1,101,107 Pfund Silber, und 49,940 Pfund Gold. Dieß macht, an Silber, das Pfund Troyegewicht zu zwey und ſechzig Schill. gerechnet, 3,413,431 Pfund Sterl. und zehn Schillinge; — und das Pfund Gold des nämlichen Gewichts, zu vier und vierzig und einer halben Guinee, 2,333,446 Pfund Sterl. und vierzehn Schill. Beydes zuſammen genommen beträgt 5,746,878 Pf. St. und vier Schill. Meggens verſichert uns, daß in dieſer Angabe die Summe desjenigen Goldes und Silbers, welches öffentlich und verzollt eingeführt werden, genau richtig iſt. Er giebt uns das Verzeichniß der verſchiedenen Plätze, aus welchen das eine, oder das andere dieſer Metalle gebracht wird, und beſtimmt die Summe, die jeder dieſer Plätze geliefert hat. Für die heimlich eingeführte Quantität Goldes und Silbers, giebt er eine muthmaßliche Summe an, die, wegen der großen Erfahrenheit dieſes geſchickten Kaufmanns, für beynahe richtig angenommen werden kann.

Der beredte und zuweilen gut unterrichtete Verfaſſer der Geſchichte der europäiſchen Pflanzungen in beyden Indien, behauptet, daß, nach einem Durchſchnitte von eilf Jahren, von 1754 bis 1764, beyde eingeſchloſſen, die jährliche Einfuhr des regiſtrirten Goldes und Silbers nach Spanien, 13,984,185¾ Piaſter betrug, den Piaſter zu zehn Realen gerechnet. Doch glaubt er, wenn man die heimlich eingebrachten Quantitäten dieſer Metalle mitrechnet: ſo könne wohl die geſammte Einfuhr ſich auf ſiebenzehn Millionen Piaſter des Jahrs belaufen haben, welches, den Piaſter zu vier Schill. und ſechs Pfennigen gerechnet, 3,825,000 Pfund Sterling gleich iſt. Auch er giebt, im Einzelnen, Nachricht von den Plätzen, woher das Gold und Silber gebracht wurde, und von den Summen, die jeder Platz lieferte. Er berichtet uns ferner, daß, wenn wir die jährlich aus Braſilien nach Portugal eingehende Quantität Goldes, nach der davon dem Könige bezahlten Abgabe, — welche, wie es ſcheint, ein Fünftheil des reinen Metalls iſt, — ſchätzen dürfen: jene Quantität achtzehn Millionen Cruſaden, oder fünf und vierzig Millionen franzöſiſche Livres, das heißt, ungefähr zwey Millionen Pfund Sterling beträgt. Hierzu kann man, ſagt er, ganz ſicher ein Achttheil darüber rechnen, welches heimlich eingeführt worden iſt; und dieſes würde alſo 2,250,000 Pfund Sterling ausmachen. Alle dieſe Rechnungen zuſammen geben für die ſämmtliche Einfuhr der edlern Metalle, nach Spanien und Portugall, des Jahrs ungefähr 6,075,000 Pfund Sterling.

Mehrere andere handſchriftliche, aber wohl beurkundete Nachrichten ſtimmen, wie man mir verſichert, mit dieſen Angaben überein, und laſſen ſämmtlich die jährliche Gold- und Silbereinfuhr nach Europa, weder viel höher, noch viel niedriger, als ſechs Millionen Pf. Sterling anſetzen.

Zwar iſt das, was jährlich an edlen Metallen nach Cadix und Liſſabon gebracht wird, nicht das Ganze, was davon in den amerikaniſchen Bergwerken gewonnen wird. Etwas davon wird mit den Acapulco-Schiffen nach Manilla geſchickt; etwas wird zum Schleichhandel mit den übrigen europäiſchen Kolonien angewandt, und ohne Zweifel bleibt ein dritter Theil, zum innern Verkehr im Lande ſelbſt. Ueberdieß ſind auch die amerikaniſchen Bergwerke nicht die einzigen in der Welt, welche Gold und Silber liefern, ob ſie gleich bey weitem die ergiebigſten ſind. Das Product aller andern Bergwerke iſt gegen das, aus den Bergwerken von Peru und Braſilien, unbedeutend; und ſelbſt von jenem unbedeutenden Producte kömmt doch auch der größere Theil nach Liſſabon und Cadix.

Es beträgt alſo bloß der, in den birminghamſchen Manufacturen vergehende jährliche Verluſt an edlen Metallen, wenn er auf 50,000 Pfund Sterling berechnet wird, ſo viel, als der hundert und zwanzigſte Theil der ſämmtlichen jährlichen Gold- und Silbereinfuhr nach Europa, wenn dieſe zu ſechs Millionen Pfund Sterling angenommen wird. Daraus ſollte man ſchließen, daß das, was von dieſen Metallen, in allen Theilen der Welt, jährlich verbraucht wird, und wirklich verloren geht, wohl ſo viel betragen könne, als jährlich aus den Bergwerken gewonnen wird. Wenigſtens mag, was übrig bleibt, nur gerade hinreichen, die wachſende Nachfrage nach Gold und Silber zu befriedigen. Vielleicht iſt ſelbſt jener Ueberſchuß um ſo viel kleiner, als dieſe Vermehrung der Nachfrage, daß dadurch ſchon eine kleine Erhöhung in den Preiſen dieſer Metalle, auf dem europäiſchen Markte, veranlaſſet wird.

Die Summe des jährlich aus den Bergwerken zu Markte gebrachten Eiſens und Kupfers, iſt, ohne allen Vergleich, größer, als die Quantität des jährlich gewonnenen Goldes und Silbers. Niemand bildet ſich aber deswegen ein, daß dieſe gemeinern Metalle ſich über das Bedürfniß vermehren, und daher ſtufenweiſe wohlfeiler werden müßten. Warum glauben wir alſo dieß von den edlern Metallen? Es iſt wahr, daß die gemeinern Metalle, ob ſie gleich feſter ſind, als jene, auch im Gebrauche auf härtere Proben geſetzt werden; und daß, da ſie von geringerm Werthe ſind, auch nicht eine gleiche Sorgfalt angewandt wird, ſie zu erhalten. Indeß ſind auch die edlen Metalle ſo wenig unzerſtörbar, als die übrigen; auch ſie können auf unzähligen Wegen verbraucht und vernichtet werden, und alſo verlohren gehen.

Die Preiſe der Metalle, ob ſie gleich, langſam und allmählig, ſich allerdings verändern, wechſeln doch von Jahr zu Jahre weniger, als irgend ein andres rohes Product. Und der Preis der edlern Metalle iſt noch weniger ſchnellen Veränderungen, als der Preis der gemeinen, unterworfen. Der Grund dieſer ſo unwandelbaren Preiſe der Metalle liegt in ihrer Dauerhaftigkeit. Das Getreide, welches das vergangene Jahr zu Markte gebracht wurde, iſt lange vor dem Ende des jetzigen, ganz, oder zum größten Theil aufgezehrt. — Aber von dem Eiſen, das vor zwey oder drey hundert Jahren, — und vielleicht von dem Golde, das vor zwey oder drey tauſend Jahren aus dem Bergwerke kam, kann jetzt noch ein Theil im Gebrauche ſeyn. Beym Ge-

Getreide richtet ſich die Quantität, welche in jedem Jahre auf der ganzen Erde verbraucht wird, ziemlich genau nach der Quantität, welche in dieſem Jahre erzeugt worden iſt. Beym Eiſen hingegen wird die Quantität, die jedes Jahr davon in Gebrauche ſeyn ſoll, wenig durch die größere oder geringere Ergiebigkeit der Eiſenbergwerke in demſelben Jahre verändert. Und noch weniger wirken die Zufälle, in dem jährlichen Ertrage der Gold- und Silberbergwerke, auf die Quantität des jährlich gebrauchten Goldes und Silbers. Vielleicht wechſelt zwar die Ausbeute der meiſten Metallbergwerke, von einem Jahre zum andern, weit mehr ab, als der Ertrag der Getreidefelder. Aber jene Veränderungen haben auf den Preis der erſten Waare bey weitem nicht den Einfluß, als dieſe auf den Preis der zweyten.

Veränderungen, die in dem Verhältniſſe des Goldwerths zum Silberwerthe, vorgegangen ſind.

Vor der Entdeckung von Amerika, ſtand das Verhältniß des Goldpreiſes gegen den Silberpreis, in den europäiſchen Münzſtätten, wie Zehn zu Eins, oder wie Zwölfe zu Eins, das heißt, eine Unze feines Gold wurde ſo viel werth gehalten, als zehn oder zwölf Unzen feines Silber. Gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts veränderte ſich dieſes Verhältniß, und

Gold fieng an gegen Silber, wie vierzehn oder funfzehn zu Eins zu ſtehen; eine Unze Gold galt vierzehn oder funfzehn Unzen Silber gleich. Gold ſtieg in ſeinem Nominalwerthe, das heißt, die Quantität Silber, die man dafür bezahlen mußte, wurde größer. Beyde Metalle ſanken in ihrem wahren Werthe, oder in der Quantität Arbeit, die man dafür erkaufen konnte: aber Silber ſank mehr, als Gold. Obgleich für beyde Metalle in Amerika ergiebigere Bergwerke, als alle zuvor bekannten, entdeckt wurden: ſo war doch die Reichhaltigkeit der neuen Silberminen bey weitem die größere.

Die großen Quantitäten des jährlich nach Oſtindien geführten Silbers, haben in einigen der dortigen engliſchen Niederlaſſungen, den Preis dieſes Metalls, im Verhältniſſe des Goldpreiſes, ſtufenweiſe herunter gebracht. In der Münze von Calcutta wird zwar ein Pfund Gold, ſo gut wie in Europa, für das Aequivalent von funfzehn Pfunden Silbers angenommen. Aber vielleicht ſteht Gold, in der Calcuttiſchen Münze, gegen den Preis, den es auf dem bengaliſchen Markte hat, zu hoch. In China wenigſtens ſteht noch jetzt das Verhältniß von Gold zu Silber, wie zehn zu Eins; in Japan gar wie acht zu Eins.

Das Verhältniß zwiſchen den Quantitäten des eingeführten Goldes und Silbers, iſt, nach den Berechnungen des Herrn Meggens, wie eins zu zwey und zwanzig; das will ſagen, für ein Pfund Gold werden immer zwey und zwanzig Pfunde Silber nach Europa ge-

gebracht. — Durch das nach Oſtindien ausgeführte Silber aber, wird, wie er glaubt, dieſes Verhältniß dergeſtalt abgeändert, daß das in Europa zurück bleibende Gold ungefähr den vierzehnten oder funfzehnten Theil des vorhandenen Silbers ausmacht. Seiner Meinung nach, müſſen ſich die Preiſe dieſer Metalle, wie ihre vorhandenen Quantitäten verhalten; und der Preis des Goldes würde alſo zwey und zwanzig Mahl höher ſeyn, als der des Silbers, wenn nicht die gedachte Ausfuhr des Silbers hierin eine Aenderung machte.

Aber dieſe Meinung iſt irrig. Die Preiſe zweyer Waaren richten ſich, in ihrem Verhältniſſe, nicht nothwendig nach dem Verhältniſſe der Quantitäten, in welchen ſie für gewöhnlich auf dem Markte vorhanden ſind. Der Preis eines Ochſen, zu zehn Guineen gerechnet, iſt ungefähr ſechzig mahl ſo viel, als der Preis eines Lammes, zu drey Schillingen und ſechs Pfennigen gerechnet. Daraus aber zu ſchließen, daß, gewöhnlicher Weiſe, ſechzig mahl ſo viel Lämmer, als Ochſen, zu Markte gebracht würden, wäre in hohem Grade ungereimt. Eben ſo ungereimt wäre es zu ſchließen, daß, weil ein Pfund Gold auf unſern Märkten, für vierzehn oder funfzehn Pfund Silber verkauft wird, es vierzehn oder funfzehn mahl mehr Silber, als Gold, bey uns gebe.

Wahrſcheinlich übertrift die Quantität des zu Markte kommenden Silbers, die Quantität des vorhandenen Silbers um vieles mehr, als der Preis des Goldes den Preis des Silbers übertrifft. Gewöhnlicher Weiſe iſt die ganze Quantität, die von einer wohlfeilern Waare zu Markte kömmt, nicht nur größer, ſondern auch von größerm Werthe, als die Quantität der dahin gebrachten theurern Waare. Alles Bret, was ein Jahr lang zu Markte gebracht wird, beträgt nicht nur der Quantität, ſondern auch dem Werthe nach, mehr, als das ſämmtliche zum Verkauf kommende Fleiſch. — Das ſämmtliche Fleiſch, das von Fleiſchern verkauft wird, beträgt an Menge und Werth mehr, als das ſämmtliche zum Verkauf gebrachte Federvieh; und dieſes beträgt wieder mehr an Quantität und Preis, als das Wildpret. Die Käufer der wohlfeilern Waare ſind in ſo viel größerer Anzahl, als die Käufer der theurern, daß an ſie gemeiniglich nicht nur eine größere Quantität, ſondern auch ein größerer Werth der erſtern Waare abgeſetzt werden kann. Es muß daher das Verhältniß zwiſchen der ganzen Summe der wohlfeilern, zu der ganzen Summe der theurern Waare gewöhnlicher Weiſe größer ſeyn, als das Verhältniß zwiſchen dem Werthe einer beſtimmten Quantität der erſtern, zu dem Werthe einer gleichen Quantität der andern.

Unter den Metallen iſt Silber die wohlfeilere, Gold die theurere Waare. Wir können alſo, nach der Analogie, erwarten, daß nicht nur eine größere Quantität von Silber, als von Gold, ſondern in jener Quantität auch ein größerer Werth, als in dieſer, zu Markte kömmt.

Jeder, der nur etwas von beyden beſitzt, vergleiche ſein eigenes ſilbernes, mit ſeinem goldenen Geräthe: und er wird wahrſcheinlich finden, daß das erſtere, nicht nur an Menge, ſondern auch an Werthe, weit mehr als das zweyte beträgt. Es giebt viele Leute, die von ſilbernen Geräthſchaften ziemlich viel, aber von goldnen gar nichts haben; und ſelbſt bey den Beſitzern dieſer letztern ſchränkt ſich ihr Gold gemeiniglich auf Uhrgehäuſe, Schnupftobacksdoſen und dergleichen Kleinigkeiten ein, deren Betrag ſelten auf einen hohen Werth ſteigt. Was das Geld betrifft: ſo überſteigt zwar, in Großbritannien, die Goldmünze die Silbermünze ſehr weit an Werthe. Aber dieß verhält ſich nicht in allen Ländern ſo. In den Geldſorten einiger Länder iſt das ausgeprägte Gold, dem ausgeprägten Silber, an Werthe ziemlich gleich. In den ſchottiſchen Münzen war, vor der Vereinigung des Landes mit England, (wie aus den damahligen Münzrechnungen erhellet) zwar ein geringes, aber doch einiges Uebergewicht des Goldes über das Silber. In vielen andern Ländern iſt dieſes Uebergewicht des Werths auf Seiten des Silbergeldes*). In Frankreich werden gemeiniglich die größten Zahlungen in dieſem Metalle geleiſtet; und es iſt ſchwer, daſelbſt mehr Gold zu bekommen, als man für die Börſe nöthig hat, die man bey ſich tragen will. Doch, wenn auch in dem Goldgelde einiger Länder ein größerer Werth ſteckt, als in ihrem Silbergelde: ſo überwiegt dafür in allen Ländern der Werth der ſilbernen Geräthſchaften, den Werth der goldnen, um weit mehr, ſo, daß im Ganzen das Uebergewicht des Werths gewiß auf Seiten des Silbers bleibt.

---

*) S. Ruddimans Vorrede zu Andersons Diplomata Scotiae.

Obgleich, in dem gemeinen Sinne des Wortes, Silber immer wohlfeiler geweſen iſt, als Gold, und wahrſcheinlich immer ſo ſeyn wird: ſo kann man doch in einem andern Sinne ſagen, daß auf dieſem oder jenem beſondern Markte, zum Beyſpiel jetzt in Schottland, Gold etwas wohlfeiler ſey, als Silber. Eine Waare wird nämlich theuer oder wohlfeil genannt, nicht bloß, nachdem ihr Preis überhaupt, gegen den Preis andrer Waaren, hoch oder niedrig iſt, ſondern auch, nachdem in einem beſondern Falle, der Preis derſelben mehr oder weniger über dem kleinſten möglichen Preiſe ſteht, um welchen ſie fortdauernd zu Markte gebracht werden kann. Dieſer niedrigſte Preis iſt derjenige, der nur gerade hinreicht, dasjenige Kapital nebſt mäßigen Zinſen zu erſetzen, wodurch die Bergwerke im Gange erhalten werden. Es iſt derjenige, der dem Beſitzer von Grund und Boden, keine Rente davon einbringt, ſondern ſich lediglich in die beyden Theile, den Arbeitslohn und den Kapitalgewinnſt auflöſen läßt. — So wie nun die Sachen jetzt auf dem ſpaniſchen Markte ſtehen, iſt Gold ſicher dieſem niedrigſten Preiſe näher, als Silber. Vom Golde wird dem Könige von Spanien nur der zwanzigſte Theil, oder Fünfe vom Hundert, vom Silber hingegen, der zehnte Theil, oder Zehn vom Hundert, abgegeben. In dieſen Abgaben ſteckt, wie ich ſchon bemerkt habe, der größte Theil der von dem amerikaniſchen Bergwerksbaue bezahlten Landrenten. Dieſe Landrente wird von den Goldbergwerken noch ſchlechter, als von den Silberbergwerken bezahlt. — Und da die, welche auf ihre Koſten Goldbergwerke bauen, ſeltner zu großen Reichthümern gelangen, als die Unternehmer des Baues von

Silberbergwerken: ſo muß auch der Gewinnſt am Kapitale bey jenen geringer ſeyn, als bey dieſen. Da alſo das ſpaniſche Geld ſowohl weniger an Landrente, als weniger an Kapitalgewinnſt abwirft, als das ſpaniſche Silber: ſo muß auch jenes auf dem ſpaniſchen Markte, dem niedrigſten Preiſe, um welchen es möglicher Weiſe dahin geliefert werden kann, etwas näher ſeyn, als dieſes. Es ſcheint, daß, wenn man auf alle Unkoſten Rückſicht nimmt, die ganze Quantität ſpaniſchen Geldes nicht ſo vortheilhaft, als die ganze Quantität des Silbers abgeſetzt werden kann. — Auf der andern Seite iſt in Portugall, die Abgabe von dem aus Braſilien kommenden Golde, noch ſo hoch, als die alte Abgabe an den König von Spanien von dem mexikaniſchen und peruaniſchen Silber war: ungefähr ein Fünftheil des reinen Metalls. Dadurch wird es wieder ungewiß, ob auf dem allgemeinen Markte von Europa, die ganze Maſſe des amerikaniſchen Goldes, dem niedrigſten Preiſe, bey dem die Lieferung deſſelben noch möglich bleiben ſoll, näher gekommen iſt, als die ganze Maſſe des amerikaniſchen Silbers.

Vielleicht ſind die Preiſe der Diamanten und anderer Edelſteine dieſem niedrigſten Preiſe noch näher, als ſelbſt der Goldpreis.

So wenig wahrſcheinlich es iſt, daß von einer Abgabe, die theils auf einen ſo ſchicklichen Gegenſtand gelegt iſt, als Silber, einer an ſich überflüſſigen und bloß zum Luxus dienenden Waare, theils eine ſo anſehnliche Summe einbringt, als die Silberabgabe, — irgend etwas werde erlaſſen werden, ſo lange es nur noch möglich iſt, ſie zu erheben: ſo können doch in der Folge Umſtände eintreten, welche die Verminderung derſelben eben ſo unvermeidlich machen, als es die war, welche im Jahr 1736, das königliche Fünftheil, auf ein Zehntheil herunterſetzte, — Umſtände denen ähnlich, welche die Abgabe vom Golde bis auf ein Zwanzigtheil herabgebracht haben. Daß die amerikaniſchen Silberbergwerke, ſo wie alle Bergwerke in der Welt, einen immer koſtbarern Bau erfordern, in eine je größere Tiefe ſie getrieben werden, und je mehr Anſtalten nöthig ſind, die Wäſſer aus ſolchen Tiefen heraus, und friſche Luft hineinzuſchaffen, wird von allen, die den Zuſtand derſelben etwas genauer unterſucht haben, anerkannt.

Dieſe Urſachen, welche einer zunehmenden Seltenheit des Silbers gleichgelten, (denn es iſt einerley, ob eine Waare ſeltner wird, oder ob es mehr Arbeit und Geld koſtet, ein beſtimmte Quantität derſelben zum Vorſchein zu bringen) müſſen mit der Zeit eine von den drey folgenden Wirkungen hervorbringen. Entweder müſſen die zu Gewinnung des Metalls erforderlichen größern Koſten, durch den ſteigenden Preis deſſelben vergütet werden; oder ſie müſſen eine verhältnißmäßige Verminderung der darauf gelegten Abgabe bewirken; oder ſie werden endlich zwiſchen beyden getheilt, ſo, daß ein Theil davon durch den erhöheten Preis, ein andrer durch die verminderten Abgaben getragen wird. Dieſer dritte Erfolg iſt der wahrſcheinlichſte unter allen. Gold ſtieg gegen Silber im Preiſe, obgleich, zu eben derſelben Zeit, die Abgabe vom Golde vermindert wurde.

Auf gleiche Weiſe könnte auch wohl das Silber einen erhöheten Werth, im Verhältniſſe gegen andre Waaren, und beſonders gegen Arbeit bekommen, und doch zugleich ein Erlaß in den darauf gelegten Abgaben nöthig werden.

Doch, wenn die Verminderung der Abgaben allein nicht im Stande iſt, das Steigen der Silberpreiſe auf dem europäiſchen Markte zu verhindern: ſo kann ſie doch daſſelbe mehr oder weniger verzögern. Vermöge der Verminderung können alsdann Bergwerke gebauet werden, deren Ausbeute die alte Abgabe nicht zu ertragen vermochte; daraus folgt, daß die Quantität zu Markte gebrachten Silbers etwas größer wird, als ſie ohne den Nachlaß in den Abgaben geweſen ſeyn würde. So hat zum Beyſpiel, die im Jahr 1736 geſchehene Verminderung der Abgaben von Silber in Spanien, zwar nicht gemacht, daß der nachmahlige Silberpreis geringer worden iſt, als der vorhergehende war: aber gewiß hat ſie gemacht, daß er um zehn Procente geringer iſt, als er ohne dieſen Nachlaß geweſen ſeyn würde.

Allerdings glaube ich, nach den oben angeführten Thatſachen und Gründen, oder ich vermuthe vielmehr, (denn ein wirklicher Beweis findet bey einem ſo unvollkommen bekannten Gegenſtande nicht ſtatt,) daß die Silberpreiſe, troz jener verminderten Abgabe, in dem Laufe dieſes Jahrhunderts, ein wenig geſtiegen ſind. Dieſes Steigen beträgt freylich ſo wenig, daß es eben deswegen vielen Leuten ganz unſichtbar ſeyn muß, und daß andern ſelbſt das Gegentheil glaublicher ſcheinen kann.

Es ſey indeß mit der Richtigkeit der angenommenen Summen, von dem jährlich nach Europa gebrachten Gold und Silber, wie es wolle: ſo iſt doch ſo viel ausgemacht, daß ein Zeitpunct kommen muß, wo der jährliche Verbrauch dieſer Metalle, der jährlichen Einfuhr gleich iſt. Jener Verbrauch muß mit der Maſſe dieſer Metalle zugleich, aber in einer weit größern Proportion, als dieſe, zunehmen. Nämlich, wie ihre Maſſe zunimmt, nimmt ihr Werth ab. Sie werden alſo mehr gebraucht, und weniger ſorgfältig erhalten, und die dadurch verlohren gehende Quantität nimmt doppelt zu, weil eine größere Maſſe, und weil dieſe mehr und nachläſſiger gebraucht wird. — Nach einem gewiſſen Zeitraume muß alſo endlich der jährliche Verbrauch dieſer Metalle der jährlichen Einfuhr gleich werden; vorausgeſetzt, daß dieſe nicht immerfort ſteigt, welches von niemanden, als der jetzt vorhandene Fall, angeſehen wird.

Sollte, nachdem zwiſchen der jährlich verbrauchten, das heißt, vernichteten, und der jährlich eingeführten Quantität der edlern Metalle, das Gleichgewicht ſich eingefunden hat, die Einfuhr abnehmen: ſo könnte wohl eine Zeitlang der Verbrauch die Einfuhr übertreffen. Alsdann aber würde ſich die Maſſe dieſer Metalle unmerklich und ſtufenweiſe vermindern; ihr Preis würde eben ſo unmerklich und ſtufenweiſe ſteigen, bis die jährliche Einfuhr wieder in das alte Gleichgewicht käme, — und der Verbrauch ſich nach derſelben bequemte.

Urſachen zu der Vermuthung, daß das Silber auf dem europäiſchen Markte noch jetzt im Fallen iſt.

Da die Reichthümer in den europäiſchen Ländern augenſcheinlich zunehmen; und da, nach der gemeinen Meinung, mit wachſendem Reichthume, der Werth der edlern Metalle fallen muß, ſo wie ſich ihre Maſſe vermehrt: ſo hat dieß bey vielen Leuten die Meinung begünſtigt, daß noch jetzt auf dem europäiſchen Markte der Silberpreis im Fallen ſey. Und die wachſende Theurung vieler rohen Landproducte ſcheint dieſelbe zu unterſtützen.

Ich habe aber gezeigt, daß der Zuwachs in der Quantität der edlern Metalle, welcher von der wirklichen Vermehrung des Reichthums eines Landes herkömmt, die Verminderung ihres Werths nicht zur Folge habe. Gold und Silber fließt einem reichen Lande, aus eben dem Grunde zu, aus welchem alle Gegenſtände des Luxus und der Liebhaberey daſſelbe aufſuchen, nicht, weil ſie dort wohlfeiler, ſondern weil ſie theurer ſind, als in armen Ländern, und dem Verkäufer höhere Gewinnſte bringen. Der höhere Preis iſt es, welcher ſie, wie alle Waare dahin zieht; und ſobald dieſer für die Verkäufer nicht mehr zu erhalten ſteht, ſo hört auch der Zufluß auf.

Ich habe ferner gezeigt, daß, — wenn man Getreide und diejenigen Erzeugniſſe des Pflanzenreichs, die ganz durch den menſchlichen Fleiß hervorgebracht werden, ausnimmt, — alle andre Naturproducte, als Vieh, Federvieh, Wildpret immer theurer und theurer werden, je mehr Fortſchritte die bürgerliche Geſellſchaft an Cultur und Reichthum macht. Wenn demnach ſolche Waaren anfangen, einer größern Quantität Goldes und Silbers im Tauſche gleich zu gelten: ſo iſt die Urſache davon nicht nothwendig dieſe, daß das Silber wohlfeiler geworden iſt, oder eine geringere Quantität Arbeit, als zuvor, erkaufen kann. Jene Waaren können auch wirklich theurer, oder das Aequivalent einer größern Quantität von Arbeit geworden ſeyn. Nicht der Nominalpreis bloß, ſondern der reelle Preis der Dinge ſteigt mit dem Fortgange der Cultur. Nicht das Silber iſt weniger, ſondern ſie ſind mehr werth geworden.

Verſchiedener Einfluß der fortſchreitenden Cultur auf drey verſchiedene Arten der rohen Producte.

Die rohen, das heißt, nicht von Menſchenhänden umgebildeten Producte eines Landes, können in drey Klaſſen getheilt werden. Die erſte begreift diejenigen, welche zu vervielfältigen, der menſchliche Fleiß beynahe gar nichts beytragen kann. Die zweyte diejenigen, welche dieſer Fleiß, genau in dem Verhältniſſe der Nachfrage, zu vermehren im Stande iſt. Die dritte endlich diejenigen, bey denen die Wirkung des menſchlichen

Fleißes ungewiß und Zufällen unterworfen iſt. Bey fortſchreitender Cultur und Reichthum eines Landes, können die Preiſe der erſten Art von Producten ausſchweifend hoch werden, und ihr Steigen hat gar keine beſtimmte Gränzen. Die Producte der zweyten Art können auch im Preiſe ſehr ſteigen, aber nicht über einen gewiſſen Punct, der durch die Natur der Dinge zur Gränze ihrer Preiserhöhung beſtimmt wird. Von den Producten der letzten Art ſind die Preiſe am wandelbarſten und ungewiſſeſten. Im Ganzen hat auch auf ſie der anwachſende Reichthum des Landes den Einfluß, daß er ſie in die Höhe treibt. Aber, weil andre veränderliche Zufälle dabey mitwirken, ſo ſind ſie bald ſteigend, bald fallend, bald ſtillſtehend, nachdem der ſie hervorbringende Fleiß mehr oder weniger von den Umſtänden begünſtigt wird.

Erſte Gattung.

Dieſe enthält diejenigen Producte, welche der menſchliche Fleiß faſt gar nicht im Stande iſt, zu vervielfältigen. Dazu gehören alle diejenigen, bey welchen die Natur in ihrer hervorbringenden Kraft vom Menſchen weder geleitet, noch unterſtützt wird, und die, da ſie nur in gewiſſer Menge zum Vorſchein kommen, zugleich von ſo vergänglicher Natur ſind, daß ſie nicht aufgeſpart und daher nicht aufgehäuſt werden können. Von dieſer Art ſind ſeltene und außerordentliche Vögel und Fiſche, verſchiedene Arten des Wildprets, alles wilde Geflügel, beſonders die Zugvögel, und viele andre Dinge. Wenn Reichthum, und der Luxus, welcher eine Folge des Reichthums iſt, wächſt: ſo nimmt die Nachfrage nach dieſen Dingen in eben dem Maße zu; und doch kann kein menſchlicher Fleiß den Vorrath derſelben größer machen, als er ſchon vor der entſtandenen Nachfrage war. Da alſo die Quantität dieſer Waare, ganz oder beynahe dieſelbe bleibt, indeß der Wetteifer der Käufer zunimmt: ſo kann ihr Preis ohne Maß und Ziel in die Höhe ſteigen. Geſetzt, Schnepſen würden ein ſo geſuchtes Gerichte auf den Tafeln der Reichen, daß das Stück für zwanzig Guineen verkauft würde: ſo könnte doch keine menſchliche Kunſt, noch Arbeit machen, daß mehr Schnepſen, als bisher, zu Markte kämen. — Hieraus laſſen ſich die ausſchweifend hohen Preiſe erklären, welche die Römer, in dem Zeitraume ihres größten Glanzes, für ſeltene Fiſche und Vögel bezahlt haben. Dieſe hohen Preiſe waren nicht Folgen von dem Unwerthe des Silbers in jenen Zeiten, ſondern von der großen Schätzung ſolcher Seltenheiten, welche der menſchliche Fleiß nicht zu vermehren im Stande iſt. Das Silber ſtand in Rom, einige Zeit vor und nach dem Untergange der Freyheit, höher im Werthe, als es jetzt in dem größten Theile von Europa ſteht. Drey Seſtertien, ungefähr ſechs engliſchen Pfennigen gleich, war der Preis, welchen die Republik für den **Modius** des, als Zehnten gelieferten, ſicilianiſchen Weitzens zahlte *). Doch war dieſer Preis wahrſcheinlich unter dem

---

*) In den deutſch überſetzten metrologiſchen Tafeln des Romé de l'Isle, S. 309 wird der Seſtertius auf einen Ggr. 1¾ Pf. Conventionsmünze angegeben: ſo, daß drey Seſtertien gleich ſind drey Ggr. 5¼ Pfennigen, welches von ſechs engliſchen Pfennigen

dem gewöhnlichen Marktpreiſe, da die Verpflichtung, den Weitzen um dieſen Preis zu liefern, den ſicilianiſchen Pächtern als eine Art von Abgabe aufgelegt wurde. Wenn alſo die Römer mehr Getreide, als der Weitzenzehnte betrug, nöthig hatten: ſo mußten ſie, nach den gemachten Verträgen, den Ueberſchuß mit vier Seſtertien, oder acht Pfennigen Sterling den Modius bezahlen. Ohne Zweifel wurde dieß für einen mäßigen und billigen, das heißt, für den gewöhnlichen oder Mittelpreis jener Zeiten angeſehen. Er beträgt für den Quarter ungefähr ein und zwanzig Schillinge. Nun war, vor den letzten theuern Jahren, der gewöhnliche in Pachtcontracten angenommene Preis des engliſchen Weitzen, der für ſchlechter, als der ſicilianiſche gehalten wird, und auf dem europäiſchen Markte gewöhnlich weniger gilt, acht und zwanzig Schillinge der Quarter. Der Silberwerth alſo in jenen alten Zeiten, mußte zu dem in den jetzigen ſich verhalten, wie drey zu vier, das heißt, drey Unzen Silber hätten damahls eben ſo viel Arbeit oder Waare erkauft, als vier Unzen heut

nigen = vier Sgr. nicht viel unterſchieden iſt. Der Modius wird in obigem Werke (S. 78.), fünf und ſechzig Berliner Metzen gleich gerechnet. Smith, der, wenn der Modius acht engliſche Pfennige iſt, den Preis des Quarters zu ein und zwanzig Schillingen berechnet, nimmt alſo an, daß der Modius ungefähr $\frac{1}{31}$ von einem Quarter ſey, alſo etwas weniges mehr, als ein Peck oder der vierte Theil eines Buſhels, welcher, da, (nach Gerhards allgemeinen Contoriſten, erſter Theil, S. 118.) hundert Berliner Scheffel gleich ſind hundert zwey und funfzig gemeſſnen engliſchen Buſheln, nur 3 einer Berliner Metze ausmachen würde.

A. d. U.

heut zu Tage thun. Wenn wir daher im Plinius leſen, daß Sejus *) für eine weiſſe Nachtigall, die er zu einem Geſchenke für die Kaiſerin Agrippina beſtimmte, 6000 Seſtertien, — ungefähr funfzig Pfunde Sterl. des jetzigen engliſchen Geldes gegeben hat, und daß Aſinius Celer **) einen Meerbarben (mullus), um 8000 Seſtertien, die ungefähr ſechs und ſechzig Pfunden, dreyzehn Schillingen und vier Pfennigen engliſchen Geldes gleich gelten, gekauft hat: ſo werden dieſe Preiſe, ſo ausſchweifend ſie uns auch vorkommen, doch vielleicht von uns noch um ein Drittheil zu niedrig geſchätzt. Der reelle Preis, das heißt, die Quantität Arbeit und Lebensmittel, die für jene Vögel und Fiſche hingegeben wurde, war um ein Drittheil mehr, als ihr im Gelde benannter Preis uns heut zu Tage anzuzeigen ſcheint. Sejus gab für ſeine Nachtigall die Anweiſung auf eine Quantität Arbeit und Nahrungsmittel, die mit ſechs und ſechzig Pfund Sterling, dreyzehn Schillingen vier Pfennigen heut zu Tage würde erkauft werden müſſen; und Aſinius Celer gab für ſeinen Fiſch, die Anweiſung auf eine Quantität Arbeit, die jetzt acht und achtzig Pfunden Sterling und ſiebenzehn Schillingen gleich gelten würde. Was dieſe ausſchweifenden Preiſe veranlaßte, war nicht der Ueberfluß von Silber, ſondern der Ueberfluß von Arbeit und Nahrungsmitteln, über den jene Römer zu gebiethen hatten, nachdem ihr eigenes Bedürfniß ſchon abgezogen war. Die Quantität Silber, über die ſie zu gebiethen hatten, war ein gut

---

*) S. Plinius Naturhiſtorie, 10 B. 29 K.

**) 9. B. 17. K.

Theil geringer, als die iſt, welche ſie ſich heut zu Tage mit gleicher Quantität von Arbeit und Nahrungsmitteln würden verſchaffen können.

Zweyte Gattung.

Unter ſie gehört die Art von Producten, welche der menſchliche Fleiß, nach Gefallen, und in dem Maße als die Nachfrage darnach ſich mehrt, vervielfältigen kann. Sie beſteht aus denjenigen nützlichen Pflanzen und Thieren, welche in unangebaueten Ländern, die Natur in ſo großem Ueberfluſſe hervorbringt, daß ſie von geringem oder gar keinem Werthe ſind, und die daher, ſo wie die Cultur fortſchreitet, nützlichern Producten Platz machen müſſen. Während einer langen Periode der aufblühenden Cultur nehmen die Producte dieſer Art an Quantität beſtändig ab, indeß die Nachfrage nach ihnen beſtändig zunimmt. Daher nimmt auch ihr reeller Werth, die Quantität Arbeit, welche man durch ſie erkaufen kann, ſtufenweiſe zu; bis endlich ihr Werth ſo hoch ſteigt, daß es eben ſo vortheilhaft wird, dieſe Producte künſtlich anzubauen, als irgend ein anderes, welches durch menſchlichen Fleiß auf dem fruchtbarſten Boden erzeugt wird. Höher kann ihr Preis nicht wohl ſteigen. Geſchähe es, ſo würde bald, auf ihre Vermehrung mehr Land und mehr Arbeit angewandt werden.

Wenn zum Beyſpiel, der Preis des Viehes ſo hoch geſtiegen iſt, daß es vortheilhaft wird, die Fütterung für daſſelbe auf angebaueten Aeckern zu erzeugen: ſo kann er nun nicht mehr leicht höher ſteigen. Stiege er noch höher: ſo würden ſogleich Getreideäcker mit Futterkräutern angebauet werden. — So wie der Ackerbau zunimmt, nimmt die Anzahl unangebaueter Weideplätze für das Vieh ab. So wie dieſe abnehmen, vermindert ſich die Quantität von Schlachtviehe, welche das Land zuvor als freywilliges Product, ohne Arbeit und Cultur, hervorbrachte. Zugleich aber wächſt, mit fortſchreitendem Ackerbau, die Anzahl der Menſchen, die Getreide, oder, welches einerley iſt, den Werth von Getreide in Händen haben, um Fleiſch dafür einzutauſchen, und folglich wächſt das Verlangen nach Fleiſch. Aus dieſen beyden Dingen entſteht, daß Fleiſch, und folglich auch Vieh, ſtufenweiſe im Preiſe ſteigt, und endlich ſo hoch ſteigt, daß es dem Landmanne eben ſo großen Vortheil bringt, ſeine Aecker zur Aufziehung von Vieh, als ſie zur Hervorbringung von Getreide anzubauen. — Aber immer muß es mit dem Fortgange der Cultur ſchon weit gekommen ſeyn, ehe durch die Ausbreitung des Getreidebaues, der Preis des Viehes zu dieſer Höhe ſteigt. Und bis er dieſe Höhe erreicht, muß er, wenn die Landescultur überhaupt Fortſchritte macht, immerfort ſteigen. Noch giebt es vielleicht einige Theile Europens, wo der Preis des Viehes dieſe Höhe nicht erreicht hat. In Schottland war er, vor der Vereinigung mit England, nirgends ſo hoch. In einem Lande, wo ſo große Strecken zu nichts, als zur Viehhutung, brauchbar ſind, und eine im Verhältniſſe ſo kleine Anzahl von Gegenden, ſich durch Cultur anders nutzen läßt, kann der Viehpreis ſchwerlich je ſo hoch ſteigen, daß es vortheilhaft ſeyn ſollte, die angebaueten Länder zur Fütterung des Viehes anzuwenden. Um London herum ſtieg, wie ich ſchon bemerkt habe, der Viehpreis bis zur gedachten Höhe, ſchon im Anfange dieſes Jahrhunderts. Aber in den entferntern Provinzen Englands, geſchahe dieß weit ſpäter; und vielleicht giebt es noch jetzt Gegenden, wo es gar nicht geſchehen iſt. Indeß mag vielleicht unter allen Producten, die in dieſe zweyte Klaſſe gehören, Vieh das erſte ſeyn, deſſen Preis ſo weit hinan ſteigt.

Bis auf dieſe Höhe aber muß der Viehpreis ſteigen, wenn alle Ländereyen, die einer guten Cultur fähig ſind, wirklich angebauet werden ſollen. Auf allen Landgütern, die zu weit von den Städten entfernt ſind, als daß ihnen aus dieſen Düngung zugeführt werden könnte, — das heißt, auf dem größten Theile der Güter jedes großen Landes, ſteht die Anzahl der wohl angebaueten Aecker mit der Quantität der Düngung, welche auf dem Gute ſelbſt gewonnen wird, und dieſe Quantität hinwiederum mit der Menge Viehes, welche darauf gehalten wird, im Verhältniſſe. Der Acker wird durchs Vieh gedüngt, entweder, indem man es darauf weiden läßt, oder indem man es im Stalle füttert, und den Dünger auf den Acker hinausführt. Nun wird aber kein Gutsbeſitzer, noch Pächter, ſein Vieh auf angebaueten Aeckern weiden laſſen, wenn nicht deſſen Preis ihm die Rente und den Gewinnſt zu verſchaffen im Stande iſt, die er von andern angebaueten Aeckern gleicher Größe und Güte, zieht. Und noch weniger wird er alsdann ſein Vieh im Stalle füttern können. Die Stallfütterung iſt nur möglich, wenn das Vieh mit angebaueten Futterkräutern oder mit Körnern genährt wird. Denn das auf unangebaueten Fluren zerſtreuet und ſparſam wachſende Futter zuſammen zu ſuchen, würde zu viel Arbeit und Koſten verurſachen. — Da nun, wo der Viehpreis nicht groß genug iſt, um das **Weiden** des Viehes auf **angebaueten** Aeckern zu erlauben, wird er noch weniger die **Stallfütterung** geſtatten; weil bey ihr, außer der verlohrnen Nutzung des Ackers, auch noch die Arbeit und Koſten in Rechnung kommen, welche das Sammeln und Nachhauſebringen des Futters verurſacht. Unter dieſen Umſtänden wird alſo nicht mehr Vieh im Stalle gehalten, als zur Ackerarbeit gebraucht wird. Aber dieſe Anzahl reicht niemahls zu, um Düngung für alle des Anbaues fähigen Aecker, auf einem großen Guthe, zu verſchaffen. Die, welche ſie alſo liefert, da ſie für die **ſämmtlichen** Ländereyen des Guths unzureichend iſt, wird natürlicher Weiſe bloß für **diejenigen** aufgeſpart, auf die ſie am vortheilhafteſten oder am bequemſten angewandt werden kann, das heißt, auf die vom beſten Boden, oder auf die dem Vorwerke am nächſten liegenden. Dieſe ſind daher die einzigen, die in beſtändiger Düngung gehalten und zum Ackerbau tüchtig gemacht werden. Die entfernten bleiben größtentheils brach liegen, und bringen nichts, als etwas elendes Viehfutter hervor; gerade ſo viel, als nöthig iſt, um das darauf herumirrende magere und kleine Vieh nicht Hungers ſterben zu laſſen. Um ſo viel auch die Anzahl des ſo gehaltenen Viehes zu klein ſeyn mag, im Verhältniſſe deſſen, was die vollſtändige Cultur des Guths erforderte: ſo iſt ſie doch noch um vieles zu groß, im Verhältniſſe des Futters, welches zur gehörigen Unterhaltung dieſes Viehes nöthig wäre. Ein Theil dieſes brach liegenden Landes, indem es auf ſolche Weiſe ſechs oder ſieben Jahre hindurch, als eine elende Viehhutung gebraucht worden iſt, wird dann wohl vielleicht einmahl mit dem Pfluge umgekehrt, und bringt eine oder zwey Ernten magern Hafers; dieſe erſchöpfen aber auch die Fruchtbarkeit des Bodens ſo gänzlich, daß er von neuem ruhen und behütet werden muß, indeß ein anderes Stück jener Lehden auf gleiche Weiſe umgeriſſen und beſäet wird. Dieß war die gewöhnliche Ackerwirthſchaft durch das ganze flache Schottland, ehe die Vereinigung mit England zu Stande kam. Kaum betrugen die Aecker, welche von einem Landguthe wohl bedüngt, und vollſtändig angebauet waren, den dritten oder vierten Theil deſſelben; zuweilen machten ſie nicht den fünften oder ſechſten Theil aus. In dieſem Zuſtande der Dinge mußten augenſcheinlich die Erzeugniſſe, die das Land hervorbrachte, gegen diejenigen, welche es, ſeiner natürlichen Fruchtbarkeit nach, hätte hervorbringen können, nur wenig betragen. Dieſe Art von Landwirthſchaft iſt augenſcheinlich äußerſt fehlerhaft: aber vor der Vereinigung war ſie in Schottland, wegen des zu niedrigen Viehpreiſes, faſt die einzige mögliche. Wenn ſie auch jetzt noch, nachdem dieſer Preis ſo beträchtlich geſtiegen iſt, an vielen Orten jenes Landes fortdauert: ſo liegt die Schuld ohne Zweifel zum Theil an der Trägheit der Einwohner, und ihrer Anhänglichkeit an alte Gewohnheiten; aber noch weit häufiger an den natürlichen und unvermeidlichen Hinderniſſen, die ſich der Einführung einer beſſern Wirthſchaft in den Weg ſtellen. Das erſte dieſer Hinderniſſe iſt die Armuth der Landleute; und daß ſie noch nicht Zeit genug gehabt haben, ſich eine hinlängliche Anzahl Vieh, ſo wie ſie zur vollſtändigen Beſtellung ihrer Felder nothwendig wäre, anzuſchaffen; indem eben der erhöhete Viehpreis, der es ihnen vortheilhaft macht, mehr Vieh, als ehedem zu halten, ihnen zugleich die Anſchaffung des Viehes erſchwert. Das zweyte Hinderniß iſt, daß ihre Felder noch nicht haben in den Stand geſetzt werden können, die vermehrte Anzahl Vieh gehörig zu ernähren, wenn ſie auch vermögend wären, es anzukaufen. Der Viehſtand und der Ackerbau ſind zwey Sachen, welche immer mit einander Hand in Hand gehen müſſen, und wovon keine in ihren Fortſchritten der andern ſehr zuvorlaufen kann. Ohne vermehrten Viehbeſtand, kann keine ſonderliche Verbeſſerung des Ackerbaues vorgehen; und der Viehbeſtand kann nicht um viel vergrößert werden, wenn nicht der Ackerbau zuvor verbeſſert worden iſt, weil ſonſt keine Früchte vorhanden ſind, von welchen man das Vieh unterhalten kann. Dieſe natürlichen Hinderniſſe, die der Einführung jedes neuen verbeſſerten Wirthſchafsſyſtems im Wege ſtehen, können nur mit der länge der Zeit, und durch anhaltenden Fleiß und Sparſamkeit überwunden werden. Vielleicht muß noch ein halbes, oder ſelbſt ein ganzes Jahrhundert hingehen, ehe die alte Art der Wirthſchaft, die nach und nach in Schottland aus der Mode kömmt, in allen Theilen dieſes Landes völlig abgeſchafft wird.

Indeß iſt vielleicht unter allen Vortheilen, in Abſicht des Nahrungsſtandes, welche Schottland, von der Vereinigung mit England, eingeerntet hat, dieſes Steigen der Viehpreiſe einer der größten. Es hat nicht nur allen Landgütern in den Hochländern einen höhern Werth gegeben: ſondern es hat auch die beſſere Cultur des ganzen niedern Landes befördert.

In allen neu angelegten Kolonien iſt die große Menge wüſten Landes, die zu nichts anderm, als zur Weide fürs Vieh, angewandt werden kann, Urſache, daß dieſes ſich ausnehmend vermehrt; und jeder Ueberfluß einer Sache bringt Wohlfeilheit derſelben hervor. Obgleich urſprünglich alles Vieh, was den europäiſchen Kolonien in Amerika zugehörte, aus Europa dahin war gebracht worden: ſo vervielfältigte es ſich doch dort ſo ſchnell, und verlohr dadurch ſo ſehr ſeinen Werth, daß man ſelbſt Pferde frey und wild in den Wäldern herumlaufen ließ, ohne daß ihre Eigenthümer es der Mühe werth hielten, ſie aufzuſuchen. Sehr lange Zeit muß nach der Errichtung ſolcher Kolonien vergehen, ehe es ihnen vortheilhaft ſeyn kann, Vieh mit den Erzeugniſſen künſtlich beſtellter Aecker zu füttern. Sehr wahrſcheinlich alſo wird dort, durch den Mangel an Düngung, und durch das Mißverhältniß, zwiſchen der Größe der zu bebauenden Ländereyen, und zwiſchen der Anzahl des zu ihrem Anbau gebrauchten Viehes, eben das Landwirthſchaftsſyſtem entſtehen, welches noch jetzt in ſo vielen ſchottiſchen Gegenden herrſcht. Kalm, ein ſchwediſcher Reiſender, ſagt in dem Berichte, den er uns von dem Zuſtande der nordamerikaniſchen Landwirthſchaft, im Jahre 1749, giebt, daß er dort den Charakter des engliſchen Landwirths, der in allen Zweigen des Landbaues einen ſo wohl erworbenen Ruhm beſitze, nicht habe wieder erkennen können. „Sie düngen,“ ſagt er, „ihre Getreidefelder beynahe gar nicht: ſondern, wenn ein „Stück Land durch mehrere ihm hinter einander abgeforderte Ernten erſchöpft iſt, ſo laſſen ſie es wüſte „liegen, und bauen dafür ein andres, noch unberührtes, „an, welches ſie eben ſo, wenn es erſchöpft iſt, mit einem dritten vertauſchen. Ihr Vieh laſſen ſie in Wäldern und Wüſteneyen herumirren, wo es beynahe „Hungers ſtirbt, weil alle die nur ein Jahr dauernden „Grasarten längſt ſchon durch die zu zeitige Abhütung „im Frühjahre, die weder Blüthen noch Saamen von „ihnen zu Stande kommen läßt, ausgerottet worden „ſind *).“ Dieſe einjährigen Gräſer waren ehedem in dieſem Theile von Amerika, wie es ſcheint, vortreflich. Als die Europäer ſich daſelbſt feſtſetzten, wuchſen ſie ſehr dicht, und drey bis vier Fuß hoch. Ein Stück Wieſe, ſagt jener Verfaſſer, das zur Zeit, als er ſchrieb, nur kümmerlich eine Kuh ernähren konnte, würde, nach glaubwürdigen Zeugniſſen, in vorigen Zeiten vier ernährt haben, — und Kühe, wovon jede viermahl ſo viel Milch, als eine der gegenwärtigen gegeben hätte. Nach ſeiner Meinung kömmt die in Amerika bemerkliche Verſchlechterung des Viehes, die von einer Generation zur andern zunimmt, von der Armuth der Weide her. Ohne Zweifel war die dürftige, kleine Race von Vieh, die vor dreyßig oder vierzig Jahren durch ganz Schottland ſo gemein war, eben dieſer Urſache zuzuſchreiben. Wenigſtens hat ſie ſich ſeit der Zeit, ohne daß die Race ſelbſt

---

*) Kalms Reiſen, 1 Th.

ſelbſt wäre verändert worden, bloß dadurch merklich verbeſſert, daß man das Vieh beſſer genährt hat.

Obgleich der Fortgang des Ackerbaues ſchon weit gediehen ſeyn muß, ehe der Preis des Viehes ſo hoch ſteigt, daß es die Mühe lohnt, das Futter für daſſelbe auf gepflügten Aeckern anzubauen: ſo iſt doch unter allen Producten dieſer zweyten Gattung, Vieh das erſte, welches zu dieſem Preiſe gelangt. Und die Urſache iſt, weil, ehe und bevor das Vieh auf dieſe Art unterhalten wird, die Landwirthſchaft überhaupt nicht zu derjenigen Vollkommenheit gelangen kann, welche ſie in vielen Theilen von Europa wirklich erreicht hat.

So wie zahmes Vieh wahrſcheinlich zu den erſten Producten gehört, ſo gehört Wildpret wahrſcheinlich zu den letzten Producten, die einen ſolchen Preis erlangen. Der Preis des Wildprets in England, ſo übermäßig hoch er ſcheinen mag, iſt doch nicht hoch genug, um die Unkoſten von der Anlage eines Thiergartens zu vergüten, wie alle die wiſſen werden, welche den Verſuch damit gemacht haben. Wäre das Gegentheil: ſo würde bald, Wildpret aufzuziehen, ein gemeiner Artikel der Landwirthſchaft werden, ſo wie es bey den alten Römern einer war, die kleinen Vögel, die ſie turdos nannten, aufzuziehen. Varro und Columella verſichern uns, daß dieſes ein ſehr einträglicher Artikel war. Eben ſo einträglich ſoll, in einigen Gegenden von Frankreich, das Fettmachen der Ortolanen ſeyn, einer Art Zugvögel, die ganz mager ins Land kommen. Bleibt das Wildpret eine ſo beliebte Speiſe der Reichen und Vornehmen, und ſteigt Reichthum und Luxus in Großbritannien, wie bisher: ſo wird deſſen Preis gewiß noch höher werden, als er gegenwärtig iſt.

Zwiſchen dem Zeitpuncte, in dem Fortſchritte der Cultur, wo ein ſo nothwendiger Artikel, als Vieh, die größte mögliche Höhe ſeines Preiſes erreicht, und dem, wo eine ſo überflüſſige Sache, als Wildpret, eben dahin kömmt, iſt ein weiter Raum, während deſſen mehrere andre rohe Erzeugniſſe, nach und nach zu dieſem höchſten Preiſe gelangen; einige früher, andre ſpäter, nachdem die Umſtände die eine Gattung vor der andern begünſtigen.

Auf jedem Landguthe wird, zum Beyſpiel, von den Abgängen aus Scheuern und Ställen eine Anzahl Federvieh unterhalten. Dieſes, da es mit Sachen genährt wird, die außerdem ganz unnütz wären, kann als ein künſtliches Hülfsmittel angeſehen werden, ein Eigenthum, welches man ſonſt verlieren würde, aufzubewahren und zu nutzen. Da es nun dem Landmanne in dieſem Falle wenig koſtet: ſo kann er es auch um einen geringen Preis verkaufen. Alles, was er von dem Verkaufe einnimmt, iſt immer reiner Gewinn; und kaum kann der Preis davon je ſo tief ſinken, daß er ihn abſchrecken ſollte, jene Anzahl aufzuziehen. In Ländern, die ſchlecht angebauet, und alſo dünne bewohnt ſind, iſt das, auf dieſe Weiſe, groß gezogene Federvieh oft völlig hinlänglich, die ganze darnach vorhandene Nachfrage zu befriedigen. In dieſem Zuſtande der Dinge iſt alſo Geflügel oft ſo wohlfeil, als Schlacht-

Vieh, oder als irgend eine Art Nahrungsmittel aus dem Thierreiche. Indeß kann die ganze Quantität des auf ſolche Art, ohne Unkoſten, groß gezogenen Federviehes, auf jedem Landguthe nicht anders, als ein geringer Theil des ebendaſelbſt gezogenen Schlachtviehes ſeyn. Was aber ſelten iſt, wird in Zeiten des Reichthums und des Wohllebens, bey gleicher innern Nutzbarkeit, dem, was gemein iſt, vorgezogen. So wie alſo, zu Folge der zunehmenden Landescultur, auch Reichthum und Luxus in einem Lande ſteigen: ſo ſteigt auch der Preis des Federviehes nach und nach über den Werth des Schlachtviehes; bis er endlich ſo hoch kömmt, daß auch zur Fütterung des Federviehes eigene Ländereyen mit Vortheil angebauet werden können. Dieſe Höhe des Preiſes iſt das Ziel, über welches er nicht wohl ſteigen kann. Stiege er höher: ſo würde mehr Land zu dieſem Gebrauche angewandt, mehr Federvieh gezogen, und dadurch der Preis wieder ins Gleichgewicht gebracht werden.

In mehrern Provinzen Frankreichs wird das Aufziehen von Federvieh für einen ſehr wichtigen Artikel der Landwirthſchaft gehalten; und der Gewinnſt davon iſt groß genug, um den Landmann zu bewegen, daß er indianiſch Korn und Buchweitzen ausdrücklich zu dieſem Behufe anpflanzt. Ein Pächter eines mittelmäßigen Landguthes kann daher vielleicht auf vierhundert Stücke in ſeinem Hofe herumlaufend haben.

In England ſcheint das Aufziehen des Federviehes nicht für eine Sache von ſo großer Erheblichkeit gehalten zu werden. Und doch iſt es in England theurer, als in Frankreich; — welches ſchon daher erhellet, daß noch viel Federvieh aus Frankreich nach England geführt wird.

Natürlicher Weiſe geht in den verſchiedenen Perioden des fortſchreitenden Landbaues, die, wo jede Gattung von Nahrungsmitteln aus dem Thierreiche am theuerſten iſt, unmittelbar vor derjenigen vorher, wo es allgemein üblich wird, dieſe Gattung auf eigen dazu bearbeiteten Aeckern zu erzielen. Denn einige Zeit zuvor, ehe dieſer Anbau allgemein wird, muß die Seltenheit nothwendig den Preis erhöhen. Iſt er aber einmahl allgemein: dann wird über die Methode, dieſe Art Thiere zu füttern, ſo viel nachgedacht, daß der Landmann bald lernt, wie er ihrer eine größere Anzahl auf demſelben Flecke Ackers unterhalten könne. Die vermehrte Anzahl nöthigt ihn ſodann, wohlfeiler zu verkaufen; ſie ſetzt ihn aber zugleich in den Stand, ohne ſeinen Schaden wohlfeiler verkaufen zu können. Könnte er dieß nicht: ſo würde ſich der reiche Vorrath gar bald wieder vermindern. — Wahrſcheinlich iſt es auf dieſe Weiſe geſchehen, daß der eingeführte Anbau des Klees, der Rüben, der Möhren und des Krauts, den gewöhnlichen Preis des Fleiſches auf dem londner Markte um etwas niedriger gemacht hat, als er im Anfange des letzten Jahrhunderts war.

Das Schwein, welches ſeine Nahrung im Unflath findet, und Dinge begierig verſchlingt, die von allen andern nützlichen Thieren verſchmäht werden, wird auch urſprünglich, ſo wie das Federvieh, bloß als Mittel, das ſonſt wegzuwerfende noch zu nutzen, aufgezogen. So lange diejenige Anzahl dieſer Thiere, welche auf ſolche Art ohne Koſten, oder mit ſehr geringen Koſten erzogen wird, noch hinlänglich iſt, die ganze Nachfrage nach denſelben zu befriedigen: ſo lange kömmt Schweinfleiſch viel wohlfeiler, als jedes andre Fleiſch zu Markte. Wenn aber die Nachfrage größer wird, als daß durch dieſe Quantität ihr Genüge geſchehen könnte, und es alſo nothwendig wird, zum Füttern und Fettmachen der Schweine, eben ſowohl eigene Producte anzubauen, wie ſie zur Fütterung und Mäſtung andrer Thiere angebauet werden: ſo muß auch der Preis des Schweinefleiſches ſteigen. Und es wird bloß von den zufälligen Umſtänden des Landes und des Ackerbaues, welche die Fütterung des Schweines koſtbarer oder minder koſtbar machen, abhängen, ob der Preis des Schweinefleiſches theurer oder wohlfeiler ſeyn ſoll, als der Preis andrer Arten von Fleiſch. In Frankreich ſteht, nach dem Grafen Büffon, das Schweinefleiſch mit dem Rindfleiſche in gleichem Preiſe; in England iſt es gegenwärtig, an den meiſten Orten etwas theurer.

Man hat mehrmahlen in Großbritannien den ſo ſehr geſtiegenen Preis des Feder- und des Schweineviehes, der Verminderung der Häusler und kleinen Ackerleute auf dem Lande zugeſchrieben; einem Ereigniſſe, das in allen Ländern von Europa unmittelbar vor der Verbeſſerung des Ackerbaues vorhergegangen iſt, aber auch an ſich ſchon beygetragen haben kann, den Preis dieſer Artikel ſowohl etwas früher, als etwas ſchneller, in die Höhe zu treiben, als es ſonſt geſchehen ſeyn würde.

So wie die ärmſte Familie doch oft einen Hund oder eine Katze unterhält, weil dieſe Thiere ihr wenig oder nichts koſten: ſo kann auch der Eigenthümer des kleinſten Fleckchen Ackers doch etwas Federvieh oder ein Paar Schweine aufziehen. Die geringen Ueberreſte ſeiner eigenen Mahlzeiten, die Kleyen von ſeinem Mehl, die Molken von ſeiner Milch, verſorgen dieſe Thiere mit einem Theile ihrer Nahrung, und das übrige finden ſie in den benachbarten Feldern, ohne irgend jemanden merklichen Schaden zu thun. Wenn die Anzahl dieſer kleinen Eigenthümer vermindert wird: ſo muß auch nothwendig die Quantität dieſer, mit wenigen oder ohne alle Koſten, erzeugten Lebensmittel vermindert werden; und ihr Preis muß dadurch eher und ſchneller in die Höhe gehen, als es, ohne dieſen Umſtand, geſchehen ſeyn würde. Indeß würde dieſer Preis auf alle Fälle geſtiegen ſeyn, wenn die Landescultur ihren Fortgang behielt, und würde, früher oder ſpäter, die größte mögliche Höhe, das heißt, diejenige erreicht haben, wo er die Unkoſten und die Arbeit einer ausdrücklich zu der Erzeugung dieſer Art von Nahrungsmitteln veranſtalteten Cultur, eben ſo reichlich bezahlt, als ſie durch die meiſten übrigen Arten des Anbaues bezahlt werden.

Auch die Milchwirthſchaft wird, wie das Aufziehen von Schwein- und Federvieh, anfänglich nur als ein Nebenwerk behandelt, wodurch man nur das, was ſonſt verlohren gehen würde, zu benutzen ſucht. Das auf einem Landguthe unentbehrliche Vieh bringt mehr Milch hervor, als zum Aufbringen der jungen Zucht nothwendig iſt, oder von der Familie und dem Geſinde des

Landmanns verzehrt werden kann, und es bringt die meiſte Milch nur in *einer* beſtimmten Jahreszeit hervor. Dieſes Product iſt aber zugleich unter allen, welche die Landwirthſchaft gewährt, dem ſchnellſten Verderbniſſe ausgeſetzt. Im heiſſen Sommer, wenn die Kühe die meiſte Milch geben, läßt ſie ſich kaum vier und zwanzig Stunden aufbehalten. Der Pächter oder Bauer, der dieſe Milch in *friſche* Butter verwandelt, kann ſie dadurch in kleinen Quantitäten für *eine* Woche, — wenn er *geſalzene* Butter daraus macht, kann er ſie in größern Vorräthen für ein *ganzes Jahr* — und wenn er *Käſe* daraus macht, kann er ſie in noch größern Quantitäten für *viele Jahre* ſammeln und aufbewahren. Ein Theil von allen dieſem wird im Hauſe und im Hofe des Landmanns verzehrt. Was darüber iſt, wird von ihm zu Markte getragen, und um den beſten Preis, der dafür zu erhalten ſteht, verkauft. Dieſer Preis kann ſchwerlich je ſo niedrig ſeyn, daß er den Landmann abſchrecken ſollte, das, was von ſeinem eigenen und ſeiner Familie Gebrauche übrig bleibt, zu Markte zu ſchicken. — Wäre der Preis ſehr niedrig: ſo würde die wahrſcheinliche Folge davon nur ſeyn, daß der Landmann bey ſeiner Milchwirthſchaft nachläſſiger zu Werke gienge, und für Reinlichkeit weniger ſorgte. Er würde alsdann vielleicht dieſer Arbeit kein eigenes Gebäude oder Zimmer widmen, ſondern ſie in dem Rauche und Schmutze ſeiner Küche oder ſeiner Hausflur verrichten laſſen; — wie dieß auf den meiſten ſchottiſchen Vorwerken ſonſt geſchah, und auf vielen noch geſchieht. Die nämlichen Urſachen, welche die Fleiſchpreiſe, bey ſteigendem Anbau des Landes, erhöhen, ich meine, die Vermehrung der Nachfrage darnach, und die Verminderung derjenigen Quantität der Waare, welche nur nebenher, ohne alle, oder mit ſehr geringen Koſten, erzeugt wird, — eben dieſe Urſachen machen auch mit der Zeit, daß die Producte der Milchwirthſchaft in die Höhe gehen, indem ihr Preis mit dem Preiſe des Viehes, und mit den Unkoſten, welche deſſen Fütterung verurſacht, in nothwendiger Verbindung ſteht. Wird der Preis höher, ſo bezahlt er auch mehrere auf die Sache gewandte Arbeit und Koſten. Der Milchkeller wird alsdann ein Gegenſtand, der die Aufmerkſamkeit des Landwirths verdient; und was darinn enthalten iſt, wird nach und nach, an Qualität beſſer. Endlich kömmt der Preis ſo hoch, daß es dem Landmanne die Mühe lohnt, einige ſeiner beſten, und am beſten beſtellten Aecker, bloß zur Unterhaltung desjenigen Viehes, welches ihm Milch bringt, anzuwenden. Dieſes aber iſt auch die Gränze, welche jener Preis nicht überſchreiten kann. Thäte er es: ſo würden bald ſo viel mehr Ländereyen dieſem Gegenſtande gewidmet werden, daß der Preis wieder heruntergehen müßte.

In England ſind Milch und die Erzeugniſſe von Milch faſt durchaus auf dieſen hohen Preis gekommen; und der Beweis davon iſt, daß daſelbſt allenthalben, gemeine Pächter viel gutes Land bloß dazu anwenden, Vieh zum Behufe des Milchkellers zu halten. In Schottland iſt dieß, ausgenommen in der Nachbarſchaft weniger großen Städte, ſelten; und wahrſcheinlich ſind alſo die Preiſe jener Producte noch nicht hoch genug, um der Milchwirthſchaft gutes und angebauetes Land widmen zu können. In der That ſind auch die ſchottiſchen Milchwaaren in eben dem Grade ſchlechter, als ſie wohlfeiler ſind. Aber dieſe ihre ſchlechte Qualität iſt mehr die Wirkung, als die Urſache ihres niedrigen Preiſes. Wahrſcheinlich würde, bey den gegenwärtigen Umſtänden des Landes, auch beſſere Milch, Butter und Käſe, doch nicht zu viel beſſern Preiſen, verkauft werden können. Und die Preiſe, welche zu haben ſind, verlohnen die Mühe und Unkoſten nicht, welche auf die Erzeugung beſſerer Waaren gewandt werden müßten. Auch in England, ſo hoch die Preiſe der Milchwaaren ſind, wird doch der Ertrag von Ländereyen, die dieſem Gegenſtande gewidmet ſind, nicht für höher, als der Ertrag von Ländereyen gehalten, auf welchen Getreide gebauet oder Schlachtvieh gezogen wird, welche die beyden Hauptgegenſtände jeder Landwirthſchaft ausmachen. In Schottlands meiſten Gegenden kann jener Ertrag dieſem nicht gleich kommen.

Die Aecker keines Landes können, dieß iſt augenſcheinlich, vollkommen und durchaus angebauet ſeyn, als bis die Preiſe aller Producte, welche der menſchliche Fleiß auf denſelben zu erzeugen veranlaſſet wird, hoch genug ſteigen, um die auf eine vollſtändige und ſorgfältige Bebauung zu wendende Mühe und Koſten zu belohnen. Wenn dieß ſeyn ſoll, muß der Preis jedes einzelnen Products groß genug ſeyn, um dem Grundeigenthümer eine Rente, ſo wie ſie jedes gute Kornland giebt, (denn dieß iſt der Maßſtab, nach welchem ſich die Rente jedes andern angebaueten Landes richtet) zu bezahlen; und zweytens, um dem Pächter Arbeitslohn und Koſtenerſatz,

erſatz, oder mit andern Worten, ſein hineingeſtecktes Kapital mit ſolchen Zinſen wieder zu erſtatten, als er ſie von gutem Kernlande erwarten kann. Das Steigen der Preiſe muß bey jedem Producte vor dem Anbau und Verbeſſerung der Ländereyen, auf welchen es erzeugt wird, vorhergehen. Gewinn iſt der Zweck jeder wirthſchaftlichen Verbeſſerung; und ſie verdient dieſen Namen nicht, wenn Verluſt die Folge davon iſt. Aber Verluſt muß bey dem ſorgfältigen Anbau eines Ackers erfolgen, deſſen Früchte einen zu niedrigen Preis haben, um die Unkoſten zu erſetzen. Wenn es alſo als der größte Nationalvortheil anzuſehen iſt, ein durchgängig wohl angebauetes Land zu haben: ſo ſollte auch billig das Steigen der Preiſe aller gedachten rohen Erdproducte, worüber man ſo oft, als über ein Unglück, klagt, als der Vorbothe und der Gefährte dieſes größten Nationalvortheils, allgemeine Zufriedenheit erwecken.

Dieſes Steigen der Geldpreiſe der Erdfrüchte, iſt nicht die Folge von einer Herabwürdigung des Silbers, ſondern die Folge von einer höhern Schätzung jener Erzeugniſſe geweſen; ſie ſind nicht nur eine größere Quantität Silbers, ſondern auch eine größere Quantität Arbeit werth geworden, als ſie zuvor waren. So wie es mehr Arbeit gekoſtet hat, und mehr Lebensmittel aufgewandt werden mußten, um ſie zu Markte zu bringen: ſo ſtellen ſie auch, wenn ſie daſelbſt ſind, eine größere Quantität von beyden vor, oder ſind das Aequivalent einer größern.

Dritte Gattung.

Die dritte und letzte Gattung der rohen Erdproducte, deren Preis, im Fortgange der Landescultur, ſteigt, iſt diejenige, bey welcher die Wirkung des menſchlichen Fleißes zu ihrer Vermehrung ungewiß und von Zufällen abhängig iſt. Obgleich alſo auch auf dieſe Producte, die allgemeine Verbeſſerung der Landescultur, die gewöhnliche Wirkung thut, ihre Preiſe zum Steigen zu bringen: ſo kann es doch, da bey ihnen mehrere Zufälle den Erfolg des menſchlichen, zu ihrer Vervielfältigung angewandten, Fleißes bald aufhalten, bald befördern, ſehr oft geſchehen, daß ihr Preis, bey ſehr verſchiedenen Graden der Landescultur, unverändert bleibt, und bey demſelben Grade mehr oder weniger ſteigt.

Es giebt gewiſſe Arten von rohen Producten, welche die Natur gleichſam nur als Anhängſel zu andern Producten hervorbringt, und deren Quantität alſo nothwendig von der Quantität des Hauptproducts abhängt, mit welchem ſie verbunden ſind. Zum Beyſpiele, wie viel oder wenig Wolle und rohe Häute ein Land liefern ſoll, hängt davon ab, wie viel groß oder klein Vieh in demſelben erzeugt wird. Und dieß wird wieder durch den Grad der Vollkommenheit beſtimmt, auf welchen der Ackerbau und die Landescultur in demſelben geſtiegen ſind.

Man ſollte denken, die nämlichen Urſachen, welche mit der fortſchreitenden Cultur, das Fleiſch ſtufenweiſe theurer machen, müßten auf Wolle und rohe Häute gleiche Wirkung thun, und die Preiſe der letztern müßten mit dem Preiſe des erſtern ſich immer ebenmäßig vermehren. Dieß würde auch wahrſcheinlich geſchehen, wenn der Markt für dieſe Waaren nicht ausgebreiteter, als für jene wäre. Aber in dieſer Abſicht iſt der Unterſchied zwiſchen beyden ſehr groß.

Der Markt für Fleiſch iſt faſt allenthalben auf das Land, worinn es hervorgebracht wird, eingeſchränkt. Irland zwar, und einige Theile des (ehedem) brittiſchen Amerika, führen einen beträchtlichen Handel mit eingeſalzenem Fleiſche; aber ich glaube auch, daß dieß die einzigen Länder ſind, wo dergleichen geſchieht, oder aus welchen ein beträchtlicher Theil ihrer Fleiſchwaaren nach andern Ländern verführt wird.

Der Markt für Wolle und rohe Häute hingegen iſt, ſelbſt in der Periode der erſt anfangenden und unvollkommenen Cultur, ſelten auf das Land, welches ſie hervorbringt, eingeſchränkt. Sie können leicht nach entfernten Ländern verſendet werden: Wolle ohne alle Zurichtung, und rohe Häute mit ſehr geringer Zurichtung. Und da ſie die Materialien für ſehr viele Handwerke ſind: ſo kann der Kunſtfleiß andrer Länder eine Nachfrage nach denſelben veranlaſſen, wenn in dem ſie producirenden Lande noch keine Nachfrage vorhanden iſt.

In ſchlecht bebaueten und dünn bevölkerten Ländern iſt das Verhältniß des Preiſes der rohen Häute und der Wolle, zu dem Preiſe des ganzen Thieres immer weit größer, als in Ländern, wo der ausgebreitetere Anbau und die größere Bevölkerung, die Nachfrage nach Schlachtvieh beträchtlich macht. Hume bemerkt, daß zur Zeit der Angelſachſen, die Wolle eines Schaafs für zwey Fünftheile des Werths des ganzen Schaafs gehalten wurde, und daß dieſe Schätzung, das gegenwärtige zwiſchen beyden beſtehende Verhältniß, weit übertrifft. In einigen ſpaniſchen Provinzen, wird, wie man mir verſichert hat, das Schaaf oft lediglich der Wolle und des Talges wegen geſchlachtet. Den übrigen Körper läßt man auf der Erde verfaulen, oder überläßt ihn den Thieren und Raubvögeln zur Beute. Wenn dieß in Spanien zuweilen geſchieht: ſo geſchieht es in Chili, zu Buenos-Ayres, und in vielen andern Theilen des ſpaniſchen Amerika, beſtändig. — Hier wird allenthalben das Hornvieh, bloß der Häute und des Talges wegen, geſchlachtet. Auch in Hiſpaniola war dieß der gewöhnliche Fall, zur Zeit, da noch die Boucaniers *) dieſe Inſel beunruhigten, und ehe die franzöſiſchen Pflanzer, welche jetzt beynahe die ganze weſtliche Hälfte der Inſel, längſt der Küſte, inne haben, ſich daſelbſt feſtſetzten, ſie bevölkerten und anbaueten. Dieſe waren es, die zuerſt dem Viehe der Spanier, welche in dem Beſitze der öſtlichen Küſte und des ganzen innern gebirgigen Landes blieben, einigen Werth gaben.

Obgleich

---

*) So nannte man franzöſiſche Abentheurer, die ſich, auf der Inſel St. Domingo, während der Zeit, daß ſie den Spaniern allein gehörte, feſtgeſetzt hatten, anfangs von der Jagd und dem Schleichhandel mit den ſpaniſchen Colonien lebten, bald aber auch Seeräubereyen trieben, und eine Zeitlang in jenen Gewäſſern ſehr gefürchtet wurden.

A. d. U.

Obgleich mit fortſchreitendem Landesanbau, der Preis des ganzen Thieres nothwendig ſteigt: ſo wird doch der Preis ſeines Fleiſches wahrſcheinlicher Weiſe weit mehr durch dieſe Fortſchritte verändert, als der Preis ſeiner Haut und ſeiner Wolle. Für das Fleiſch von einem Thiere iſt, in dem noch ungebildeten Zuſtande der Geſellſchaft, der Markt auf das Land, worinn es erzeugt worden war, eingeſchränkt; und dieſer Markt erweitert ſich nothwendig in dem Maße, als die Cultur dieſes Landes zunimmt. Aber für ſeine Haut und ſeine Wolle erſtreckt ſich, ſelbſt in dem Zuſtande der Barbarey, der Markt allenthalben hin, wo ſie abgeſetzt werden können: folglich ſo weit, als die handelnde Welt geht; und dieſer Markt erweitert ſich ſelten in eben dem Verhältniſſe, als der erſtere. Die Verbeſſerungen, die in dem Anbau eines einzelnen Landes vorgehen, können nicht den Zuſtand der ganzen handelnden Welt ändern. Für Waaren alſo, welche dieſe zu ihrem Markte haben, kann leicht, nach allen jenen Verbeſſerungen, der Abſatz unverändert, oder doch ziemlich derſelbe bleiben. Doch, wenn der Lauf der Dinge nicht geſtört wird: ſo muß am Ende auch der allgemeine Markt aller Nationen, durch die Fortſchritte, welche die einzelnen machen, etwas erweitert werden. Wenn die Manufacturen, von welchen die gedachten thieriſchen Producte die Materialien ſind, je in dem Lande, wovon die Rede iſt, zu blühen anfangen: ſo wird der Markt für dieſe Producte dadurch zwar nicht merklich erweitert, aber er kömmt den Oertern, wo ſie erzeugt werden, näher; wodurch alſo ihr Preis um ſo viel ſteigen kann, als die Koſten des ehemaligen Transports derſelben in fremde länder betrugen. Wenn alſo auch dieſer Preis nicht in dem Maße ſteigt, als der Preis der Fleiſchwaare: ſo muß er doch natürlicher Weiſe um etwas ſteigen; — wenigſtens kann er nicht fallen.

In England demohnerachtet, ſo blühend auch ſeine Wollmanufacturen jetzt ſind, iſt der Preis der Wolle, ſeit Eduards des dritten Zeiten, merklich gefallen. Aus urkundlichen Nachrichten erhellet, daß um das Jahr 1339, oder um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, zu welcher Zeit dieſer Fürſt regierte, der für mäßig oder billig gehaltene Preis von acht und zwanzig Pfunden, oder einem Tod engliſcher Wolle*), nicht weniger, als zehn Schillinge damahligen Geldes war**), welche, da ſie, (zwanzig Pfennige Sterling auf eine Unze Silbers gerechnet) ſechs Unzen Silber, Towergewicht, ausmachen, ungefähr dreyßig Schillingen unſers jetzigen Geldes gleich ſind. Nun werden aber gegenwärtig ein und zwanzig Schillinge für einen guten Preis eines Tods guter engliſcher Wolle gehalten. Der Geldpreis der engliſchen Wolle alſo, zu Eduards des dritten Zeiten, war gegen den jetzigen Geldpreis in dem Verhältniſſe von zehn zu ſieben. — Geben wir auf den reellen Preis Achtung: ſo iſt der Unterſchied noch weit größer. Da damahls der Quarter Weitzen ſechs

---

*) Von dieſen Pfunden engliſchen Handelsgewichts, welches bey der Wolle gebraucht wird, und Avoir du pois Gewicht heißt, ſind $103\frac{7}{21}$ = 100 Berliner Pfunden A. d. U.

**) S. Smith's Memoirs of Wool. Vol. I. C. 5. 6 und 7; auch Vol. II. C. 176.

Schillinge und acht Pfennige Sterling galt: ſo waren zehn Schillinge der Preis von zwölf Buſheln. Jetzt gilt der Quarter acht und zwanzig Schillinge; und ein und zwanzig Schillinge ſind alſo der Preis nur von ſechs Buſheln. Das Verhältniß der reellen Preiſe alſo, in der damahligen und in der jetzigen Zeit, iſt wie zwölf zu ſechs, oder wie zwey zu eins. Dieſelbe Quantität Wolle hätte in jener alten Zeit doppelt ſo viel Lebensmittel erkauft, als heut zu Tage, und alſo auch doppelt ſo viel Arbeit erkaufen können, wenn die Arbeit damahls eben ſo gut, als jetzt, gelohnt wurde.

Dieſe Herabwürdigung der Wollpreiſe, ſowohl der nach Gelde berechneten, als der reellen, hätte, nach dem natürlichen Laufe der Dinge, nie erfolgen können. Sie war alſo nothwendig die Wirkung des Zwanges und künſtlicher Veranſtaltungen. Und dieſe waren, erſtlich, das unbedingte Verboth der Wollausfuhr aus England; zweytens die Erlaubniß, ſpaniſche Wolle zollfrey einzuführen; drittens, das Verboth, die irländiſche Wolle anders wohin, als nach England, zu führen. Durch dieſe drey Verordnungen wurde der Markt für die engliſche Wolle, anſtatt durch die Fortſchritte der Cultur in England etwas erweitert zu werden, auf den inländiſchen Abſatz eingeſchränkt, bey welchem überdieß die Concurrenz der ausländiſchen Wolle geſtattet, und die Concurrenz der irländiſchen erzwungen wurde. Da überdieß die Wollmanufacturen in Irland ſo ſehr, als es nur, ohne unmittelbare Verletzung von Recht und Billigkeit, geſchehen kann, niedergehalten worden ſind: ſo können die Irländer nur einen kleinen Theil ihrer

Wolle verarbeiten, und ſchicken alſo einen deſto größern nach England, dem einzigen ihnen zugeſtandenen Markte.

Ueber die Preiſe roher Häute in alten Zeiten habe ich keine eben ſo ſichern Nachrichten auffinden können. Von Wolle wurde gemeiniglich dem Könige eine Steuer bezahlt; und die Schätzung der Wolle in den Regiſtern dieſer Abgaben, ſetzt wenigſtens einigermaßen den gewöhnlichen Preis derſelben ins Licht. Mit rohen Häuten war dieß nicht der Fall. Doch hat Fleetwood, aus einem Vergleiche, der im Jahre 1425 zwiſchen dem Prior einer Congregation zu Oxford und einem von ſeinen Canonicis getroffen wurde, den Preis der Häute, wenigſtens, wie er bey dieſer beſondern Gelegenheit feſtgeſetzt worden war, bekannt gemacht, nämlich für fünf Ochſenhäute zwölf Schillinge; für fünf Kuhhäute ſieben Schillinge und drey Pfennige; für ſechs und dreyßig Schaafhäute von zweyjährigen Schaafen, neun Schillinge; für ſechzehn Kalbshäute zwey Schillinge. Nun enthielten zwölf Schillinge, im Jahr 1425, ungefähr ſo viel Silber, als gegenwärtig vier und zwanzig Schillinge. Eine Ochſenhaut galt alſo an Silber ſo viel, als heut zu Tage 4⅘ Schillinge betragen. Dieß iſt beträchtlich weniger, als in Gelde, heut zu Tage dafür bezahlt wird. Aber, da der Quarter Weitzen damahls ſieben Schillinge und acht Pfennige galt: ſo konnte man für zwölf Schillinge 14⅘ Buſhel Weitzen einkaufen, die jetzt, da der Buſhel drey Schillinge und ſechs Pfennige gilt, ein und funfzig Schillinge und vier Pfennige koſten würden. Für eine Ochſenhaut konnte man alſo in jener alten Zeit eben ſo viel Korn kaufen, als gegenwärtig mit zehn Schillingen und drey Pfennigen unſers Geldes; und zehn Schillinge und drey Pfennige war demnach ihr reeller Preis. — Wir können nicht annehmen, daß damahls die Häute vorzüglich groß wären geweſen, da das Vieh den größten Theil des Winters hindurch halb verhungern mußte. Gegenwärtig wird eine Ochſenhaut, die vier Steine, jeden zu ſechzehn Pfunden Handelsgewicht, wiegt, für keine ſchlechte gehalten; in jenen Zeiten würde ſie wahrſcheinlich eine ſehr gute geweſen ſeyn. So eine Haut würde aber jetzt (im Februar 1773), nur zehn Schillinge gelten. Dieß iſt im Gelde weit mehr, als der damahlige Preis betrug; an wahrem Werthe aber, oder in Rückſicht der Quantität Lebensmittel, die man dafür erkaufen kann, iſt es etwas weniger. Der Preis der Kühhäute iſt, in der oben angeführten alten Rechnung, gegen den Preis der Ochſenhäute, ziemlich in dem Verhältniſſe, welches beyde noch jetzt gegen einander haben. Der Preis der Schaaffelle iſt weit höher. Wahrſcheinlich wurden ſie ſammt der Wolle verkauft. Kalbsfelle hingegen ſind weit niedriger. In Ländern, wo der Viehpreis nicht hoch iſt, werden Kälber, die man nicht zur Ergänzung der Heerde aufziehen will, ſehr jung geſchlachtet, wie dieß in Schottland noch vor zwanzig bis dreyßig Jahren der Fall war. Man gewinnt auf dieſe Weiſe die Milch, welche der Preis des Kalbes, wenn man es länger hätte ſaugen laſſen, nicht bezahlen würde. Allein die Felle ſo jung geſchlachteter Kälber ſind gemeiniglich nicht ſo brauchbar.

Der Preis roher Häute iſt gegenwärtig um ein beträchtliches geringer, als vor einigen Jahren. Wahrſcheinlich kömmt dieß davon her, daß man die eingeführten Seehundsfelle von der vorigen Abgabe befreyet, und im Jahre 1769, die rohen Häute aus Irland und den Kolonien, zollfrey einzuführen erlaubt hat. Nimmt man den Durchſchnitt von ſämmtlichen Preiſen dieſes Jahrhunderts: ſo wird man dieſen wahrſcheinlich etwas höher, als den Preis jener alten Zeit finden. Die Natur dieſer Waare erſchwert den Transport derſelben in fremde Länder; auch leiden ſie darunter, wenn ſie lange aufbehalten werden. Eine eingeſalzene Haut wird für ſchlechter gehalten, und gilt weniger, als eine friſche. Dieſer Umſtand muß nothwendig dazu beytragen, die Preiſe der rohen Häute in einem Lande, welches ſie nicht ſelbſt verarbeitet, ſondern ſie auszuführen genöthigt iſt, zu erniedrigen, und ſie hingegen in demjenigen zu erhöhen, welches ſie verarbeitet. Er muß dazu beytragen, ſie in einem noch uncultivirten Lande wohlfeiler, und in einem wohl angebaueten und durch Manufacturen blühenden Lande theurer zu machen.

Ueberdieß ſind unſere Gerber nicht ſo glücklich, als unſere Tuchmacher geweſen, die Geſetzgeber der Nation zu überzeugen, daß die Wohlfahrt des gemeinen Weſens von dem blühenden Zuſtande ihrer beſondern Manufactur abhänge. Sie ſind daher auch von denſelben weniger begünſtiget worden. Zwar iſt die Ausfuhr roher Häute verbothen, und für ein Nuiſance *) erklärt

---

*) Nuisance iſt in der engliſchen Rechtsſprache der Name einer beſondern Gattung ungerechter Handlungen, und zwar ſolcher, welche

klärt worden; aber die aus der Fremde eingeführten ſind doch mit einer Abgabe belegt worden. Und wenn auch dieſe Abgabe, von den aus Irland und den Kolonien eingeführten Häuten (nur auf fünf Jahre jedesmahl) abgenommen worden iſt: ſo hat man doch Irland nicht genöthigt, alle ſeine, zum inländiſchen Gebrauche entbehrlichen Häute, nach England zu Markte zu ſchicken.

Den Kolonien iſt erſt ſeit wenigen Jahren verbothen, die rohen Häute von gemeinem Viehe nach andern Orten, als nach dem Mutterlande, zu verſenden. Irlands Handel aber hat man, bis jetzt, mit dieſer Unterdrückung zu Gunſten der brittiſchen Manufacturen, noch verſchont.

Alle Verordnungen, welche dahin abzwecken, Wolle und rohe Häute wohlfeiler zu erhalten, als ſie, nach dem natürlichen Gange der Sachen, ſeyn würden, haben in einem wohl angebaueten Lande zugleich den Erfolg, das Fleiſch etwas theurer zu machen. Der Preis des großen und kleinen Viehes, welches auf angebauetem Lande ernährt werden ſoll, muß hoch genug ſeyn,

---

welche an ſich nicht unerlaubt ſind, aber es dadurch werden, daß ſie in ihren Folgen andere Leute beſchweren, oder ihr Eigenthum beeinträchtigen, wie zum Beyſpiele, wenn jemand eines andern Fenſter verbauet. Werden durch die Nuiſances nur einzelne Perſonen beeinträchtigt: ſo geben ſie Anlaß zu einer Action, oder zu einer Civilklage. Leiden dadurch alle Unterthanen des Königs: ſo iſt es ein Criminalverbrechen. Man ſehe Blackſtone im dritten Bande, S. 216. u. f.

A. d. U.

ſeyn, um dem Grundherrn die Rente, und dem Pächter den Gewinnſt abzuwerfen, den beyde von angebauetem Lande zu erwarten berechtiget ſind. Wäre der Preis nicht ſo hoch: ſo würde man bald aufhören, Vieh auf dieſe Weiſe zu füttern. So viel alſo nun, als von dieſem Preiſe, nicht durch den Verkauf der Wolle und der Haut bezahlt wird, muß aus dem Verkaufe des Fleiſches heraus kommen. Je weniger für das eine bezahlt wird, deſto mehr muß für das andre bezahlt werden. — Es iſt dem Grundherrn und dem Pächter gleichgültig, wie viel oder wie wenig jeder Theil des verkauften Stückes Vieh zu dem verlangten Preiſe beytrage; nur daran liegt ihnen, daß der Preis im Ganzen herauskomme. In einem wohl angebaueten Lande alſo kann das Intereſſe der Gutsherrn und Pächter, in ſo fern ſie zur producirenden Klaſſe gehören, nicht ſehr durch Anordnungen der gedachten Art geſtört werden; aber ihr Intereſſe als Verzehrer kann allerdings darunter leiden, weil ihre eigenen Bedürfniſſe vertheuert werden.

Der Fall würde ganz anders in einem unangebaueten Lande ſeyn, deſſen Ländereyen größtentheils zu nichts anderm, als zur Viehzucht angewandt werden können, und deſſen Vieh, durch Wolle und Fell, den größten Theil ſeines Werths bekömmt. In dieſem Falle würden jene Anordnungen dem Intereſſe der Gutsbeſitzer und Pächter, als ſolcher, ſehr ſchaden, aber ihnen, als Verzehrern, gleichgültig ſeyn können. Der Preis des Fleiſches würde, durch das Fallen der Preiſe von Wolle und Häuten, nicht ſteigen, weil, da der größte Theil der Ländereyen, auf keine andere Weiſe, als durch das Vieh, das ſich darauf nährt, genutzt werden kann, immer noch dieſelbe Anzahl davon aufgezogen werden würde, wie zuvor. Es würde alſo dieſelbe Quantität Schlachtvieh auf den Markt kommen; die Nachfrage darnach würde auch unverändert ſeyn, und es würde daher auch der Preis derſelbe bleiben. Der ganze Preis des Viehes aber würde fallen; und mit ihm würden, von allen zur Viehfütterung angewandten Ländereyen, — (welche den größten Theil ſämmtlicher Ländereyen eines Landes ausmachen,) Renten und Pächtergewinnſte fallen. Wenn die Ausfuhr der Wolle, ſchon zu Eduards des dritten Zeiten, wie man fälſchlich vorgiebt, auf immer wäre verbothen worden: ſo hätte, unter den damahligen Umſtänden, keine verderblichere Maßregel für Großbritannien können ergriffen werden. Sie würde nicht nur für die Zeit den Werth aller Landgüter im Königreich herabgeſetzt, ſondern ſie würde auch, durch die Verminderung der nützlichſten Gattung des kleinen Viehes, alle Verbeſſerungen für die Zukunft erſchwert haben.

Die ſchottiſche Wolle fiel, nach der Vereinigung Schottlands mit England, wodurch ſie von dem großen europäiſchen Markte ausgeſchloſſen, und auf den großbritanniſchen eingeſchränkt wurde, ſehr beträchtlich im Preiſe. Dadurch würden die meiſten Ländereyen in den ſüdlichen Provinzen von Schottland, die große Schaaftriften haben, ſehr viel von ihrem Werthe verlohren haben, wenn nicht die zugleich eingetretene Erhöhung der Fleiſchpreiſe, die Verminderung der Wollpreiſe völlig erſetzt hätte.

So wie die Wirkſamkeit des menſchlichen Fleißes, Wolle und rohe Häute, in einem Lande, durch eigne Erzeugung dieſer Waaren zu vermehren, begränzt iſt: ſo iſt der Erfolg der Bemühungen, ſie durch die Einfuhr der, in andern Ländern erzeugten, zu vermehren, ungewiß. Letzterer hängt nicht ſowohl davon ab, wie viel dieſe Länder hervorbringen, als vielmehr davon, theils wie viel ſie ſelbſt nicht verarbeiten, theils, wie viele oder wie wenige Einſchränkungen ſie in der Ausfuhr dieſer rohen Producte zu machen, für gut befinden. Da der einheimiſche Fleiß auf dieſe Umſtände im Auslande keinen Einfluß hat: ſo bleibt es auch mehr oder weniger ungewiß, wie viel er ausrichten werde. In der Vervielfältigung dieſer Art von rohen Producten alſo, iſt der Erfolg des menſchlichen Fleißes nicht nur begränzt, ſondern auch unſicher.

Dieß iſt, bey einer andern, ſehr wichtigen Art roher Producte, den Fiſchen, gleichfalls der Fall. Wie reich oder wie ſparſam der Zuwachs derſelben in einem Lande ſeyn ſoll, hängt von ſeiner geographiſchen Lage, — hängt davon ab, ob viele ſeiner Provinzen dem Meere nahe, oder von demſelben entfernt ſind; ob es viele Flüſſe und Seen hat, und ob dieſe mehr oder weniger fiſchreich ſind. Wenn die Volksmenge in einem Lande zunimmt; wenn das Product des Bodens und die Arbeit der Einwohner jährlich wächſt: ſo werden zwar der Käufer immer mehrere, welche nach Fiſchen verlangen; und dieſe Käufer haben eine immer größere Menge und Mannichfaltigkeit von Waaren, — oder, welches einerley iſt, höhere Preiſe dagegen anzubiethen. Aber für den, auf ſolche Weiſe, ſich erweiternden Fiſchmarkt, auch die verhältnißmäßig größere Quantität von Fiſchwaaren zu verſchaffen — dazu wird gemeiniglich eine noch ungleich mehr vergrößerte Arbeit erfordert. Wenn die Quantität Arbeit, welche einen Markt mit tauſend Tonnen Fiſchen verſorgt, als Eins angenommen wird: ſo iſt, um auf eben dieſen Markt zehntauſend Tonnen zu liefern, wenn die Nachfrage bis auf dieſen Grad ſteigt, weit mehr, als die zehnfache Arbeit nöthig. Die Fiſche müſſen alsdann in weit größern Entfernungen aufgeſucht, größere Schiffe, weit koſtbarere Werkzeuge aller Art müſſen dabey gebraucht werden. — Um dieſer Urſache willen, muß alſo der Preis dieſer Waare, bey dem Fortgange der Landescultur, ſteigen. Und die Erfahrung hat auch dieß, mehr oder weniger, in jedem Lande beſtätiget.

Ob es gleich die ungewiſſeſte Sache von der Welt iſt, welchen Erfolg die Fiſcherey an einem beſtimmten Tage haben werde: ſo läßt es ſich doch, — die Lage eines Landes als bekannt angenommen, — mit ziemlicher Gewißheit beſtimmen, wie viel Fiſche in einem Jahre, oder im Durchſchnitte mehrerer Jahre, durch den menſchlichen Fleiß auf den Markt dieſes Landes gebracht werden können. — Da aber dieſes mehr von der Lage und natürlichen Beſchaffenheit des Landes, als von dem Grade des Reichthums und der Induſtrie abhängt, zu welchem es gelangt iſt: ſo kann der auf die Fiſchereyen gewandte Fleiß verſchiedener Länder, bey gleichen Graden der Cultur, ſehr ungleichen, — und, in ſehr verſchiedenen Culturperioden, einen gleichen Erfolg

folg haben. Der Zuſammenhang zwiſchen dem Gelingen des Fleißes in dieſem Nahrungszweige, und zwiſchen dem Grade der allgemeinen Landesverbeſſerung, iſt ungewiß; und eben von dieſer Ungewißheit iſt hier die Rede.

Was die Vermehrung der verſchiedenen Mineralien und Metalle, — vorzüglich der edlern betrifft, die in dem Innern der Erde aufgeſucht werden müſſen: ſo iſt die Wirkſamkeit des menſchlichen Fleißes in Abſicht derſelben nicht bloß beſchränkt, ſondern durchaus ungewiß.

Die Quantität edler Metalle, welche ſich in einem Lande vorfinden, hängt nicht von der Lage oder Beſchaffenheit des Landes, — nicht von dem Reichthume oder der Armuth ſeiner eigenen Bergwerke ab. Dieſe Metalle können im größten Ueberfluſſe in Ländern ſeyn, wo es gar keine Bergwerke giebt. Ihre beſtimmte Quantität in jedem Lande hängt hauptſächlich von zwey Umſtänden ab: erſtlich von **ſeinem Vermögen zu kaufen**, ich will ſagen, von dem Zuſtande ſeines Ackerbaues und ſeines Kunſtfleißes, von dem jährlichen Erzeugniſſe ſeines Bodens und der Arbeit ſeiner Einwohner, nach deſſen Verhältniß es eine größere oder kleinere Menge von Lebensmitteln und Arbeit, auf den Ankauf ſolcher überflüſſigen Dinge, als Gold und Silber ſind, verwenden kann; und **zweytens**, von der **Ergiebigkeit** oder der **Unergiebigkeit** der **Bergwerke**, die zu jedem Zeitpuncte, die handelnde Welt mit dieſen Metallen verſorgen. Auch die von dieſen Bergwerken entfernteſten

Länder müſſen die Wirkung der Abwechſelungen in ihrer Ausbeute mehr oder weniger empfinden, da der Transport dieſer Metalle ſo leicht, und ihr Werth in einem kleinen Umfange groß iſt. Der Reichthum der amerikaniſchen Gold- und Silberminen hat gewiß die Quantität dieſer Metalle, die in China und Indoſtan ſeyn ſollte, mit beſtimmen helfen.

In ſo fern als ihre Quantität in einem Lande, durch die erſte der beyden angezeigten Urſachen, das Vermögen zu kaufen, beſtimmet wird: in ſo fern iſt ihr reeller Preis, mit dem Preiſe aller übrigen Waaren des Ueberfluſſes und der Pracht, in gleichem Falle, daß er mit wachſender Cultur und Wohlhabenheit ſteigt, mit abnehmender ſinkt. Länder, die von Lebensmitteln und Arbeit mehr übrig haben, können auch mehr davon auf den Ankauf einer beſtimmten Quantität der edlern Metalle wenden, als ein Land, welches weniger von jenen Kaufmitteln erübrigt hat.

In ſo fern aber als ihre Quantität in einem Lande, von dem zweyten Umſtande, — der Ergiebigkeit oder Unergiebigkeit der, in jedem Zeitpuncte die handelnde Welt mit Gold und Silber verſorgenden Bergwerke, — abhängt: in ſo fern wird ihr wahrer Preis, das heißt, die zum Ankauf einer gewiſſen Quantität nöthige, oder die ihr im Tauſche gleichgeltende Summe von Lebensmitteln und Arbeit, — größer oder geringer ſeyn, nachdem jene Bergwerke mehr oder weniger Ausbeute geben.

Augenſcheinlich ſteht die Ergiebigkeit oder Unergiebigkeit dieſer Bergwerke, mit dem Fleiße und dem Wohlſtande irgend eines beſondern Landes in keiner Verbindung. Sie ſcheint nicht einmahl mit dem Zuſtande der handelnden Welt überhaupt einen nothwendigen Zuſammenhang zu haben. Freylich läßt es ſich vermuthen, daß, wenn Künſte und Handel ſich über eine, immer größere und größere Oberfläche der Erde ausbreiten, auch das Aufſuchen der edlen Metalle, welches alsdann ebenfalls an weit mehrern Orten geſchieht, eher von Erfolge ſeyn werde, als zu einer Zeit, da es auf einen kleinern Raum eingeſchränkt war. Indeß iſt es doch eine Sache von der größten Ungewißheit, die weder menſchliche Geſchicklichkeit, noch menſchlicher Fleiß verbürgen kann, ob neue Minen werden entdeckt werden, indem die alten ſich durch längere Bearbeitung erſchöpfen. Alle Anzeichen, die man auf der Oberfläche der Erde von den in ihrem Innern verborgenen Metallen finden will, ſind, wie die beſten Mineralogen anerkennen, trüglich; und nur der wirkliche Bau eines Bergwerks kann es außer Streit ſetzen, ob edle Metalle vorhanden, und in welcher Menge ſie vorhanden ſind. Auch laſſen ſich gar keine Gränzen beſtimmen, wie weit das Glück im Aufſuchen dieſes Products gehen, und wie groß die Fehlſchlagungen ſeyn können. Es iſt möglich, daß innerhalb eines oder zweyer Jahrhunderte neue, noch ergiebigere Bergwerke, als irgend eines der bisher entdeckten, gefunden werden; aber es iſt auch eben ſo möglich, daß, nach dieſem Zeitraume, das reichſte dann bekannte Bergwerk unfruchtbarer ſey, als alle, die vor der Entdeckung von Amerika, in der Welt angebauet

bauet wurden. Für den wirklichen Reichthum und den Flor der Länder, für die Größe des jährlichen Erzeugniſſes des Bodens und des menſchlichen Fleißes auf der Erde, iſt es ſehr gleichgültig, welche von dieſen beyden Begebenheiten ſich ereigne. Zwar würde die Summe von Gold und Silber, durch welche der Werth dieſes jährlichen Erzeugniſſes ausgedrückt wird, in dem einen dieſer Fälle um ſehr viel größer ſeyn, als in dem andern; aber ſein wirklicher Werth, die Quantität Arbeit, über welche man durch dieſes Erzeugniß gebiethen, oder welche man dadurch erkaufen könnte, würde in beyden unverändert bleiben. Ein Schilling könnte vielleicht in dem einen Falle das Aequivalent von ſo viel Arbeit ſeyn, als in dem andern ein Pfennig Sterling. Aber der, welcher in jenem Falle einen Schilling in der Taſche hätte, wäre um nichts reicher, als der, welcher in dieſem einen Pfennig beſäße. Der ganze Vortheil, den die Welt von dem Zuwachſe, und der Nachtheil, den ſie von der Abnahme von Gold und Silber haben könnte, wäre, daß die daraus verfertigten Geräthe, in jenem Falle, häufiger und wohlfeiler, in dieſem, ſeltener und theurer ſeyn würden.

Beſchluß und Reſultat der, über die Abwechſelungen des Silberpreiſes, eingeſchobenen Abhandlung.

Die meiſten der Schriftſteller, welche die Waarenpreiſe alter Zeiten geſammelt haben, ſcheinen den niedrigen Preis des Getreides, und aller Waaren überhaupt, oder, mit andern Worten, den hohen Werth des Goldes und Silbers, für einen Beweis, nicht bloß von der Seltenheit dieſer Metalle, ſondern von der Armuth und Barbarey der Länder, wo jene Preiſe ſtatt fanden, gehalten zu haben. Dieſe Meinung hängt mit demjenigen Syſteme der Staatswirthſchaft zuſammen, welches den Nationalreichthum als den Ueberfluß, und die Nationalarmuth als den Mangel von Gold und Silber in einem Lande darſtellt; ein Syſtem, welches ich im vierten Buche umſtändlich unterſuchen werde. Jetzt will ich nur bemerken, daß, wenn man in einem Lande, zu einer gewiſſen Zeit, den Werth von Gold und Silber hoch findet, dieß kein gültiger Beweis von Armuth und Barbarey dieſes Landes, in dieſem Zeitpuncte, ſey. Es kann vielleicht nur anzeigen, daß die handelnde Welt überhaupt, zu dieſer Zeit, mit Gold und Silber weniger verſehen war, weil die Bergwerke nicht ergiebig waren, welche es ihr lieferten. So wie ein armes Land nicht **mehr** Gold und Silber einkaufen kann, als ein reiches: ſo kann es auch Gold und Silber nicht **theurer**, als das reiche Land, einkaufen; und alſo wird der Werth dieſer Metalle in dem erſtern nicht leicht höher ſtehen, als in dem letztern. China iſt ein reicheres Land, als irgend eines in Europa; und nirgends ſteht Gold und Silber in höherm Werthe. Freylich ſind, ſeit der Entdeckung der amerikaniſchen Bergwerke, beyde Sachen zugleich erfolgt: Europa hat an Reichthume zugenommen, und Gold und Silber ſind in Europa am Werthe gefallen. Aber eines iſt nicht die Folge des andern. Nicht deswegen iſt Gold und Silber wohlfeiler geworden, weil Europa reicher geworden iſt; ſondern deswegen, weil reichere Gold- und Silberminen, als alle vorher bekannten, entdeckt worden ſind. Dieſe beyden Begebenheiten hängen nicht einmahl als Wirkungen gemeinſchaftlicher Urſachen zuſammen. Die eine iſt durch einen bloßen Zufall entſtanden, an welchem weder Privatklugheit, noch öffentliche Weisheit, irgend einen Antheil hatte, oder haben konnte. Die andere iſt eine Folge des beſſern Regierungsſyſtems geweſen, welches, nach Aufhebung der Lehnsverfaſſungen, in den europäiſchen Ländern Platz gewann, und welches dem menſchlichen Fleiße die einzige Aufmunterung, deren er bedarf, die Sicherheit des Genuſſes von den Früchten ſeiner Arbeit gab. Polen, in welchem das alte Lehnsſyſtem ſeine Kraft behalten hat, iſt auch, nach der Entdeckung von Amerika, ein armes Land geblieben. Und doch iſt darinn der Preis des Getreides geſtiegen, und der Werth der koſtbaren Metalle gefallen, wie in allen andern europäiſchen Ländern. Alſo muß ſich auch die Quantität dieſer Metalle in Polen, wie in andern Ländern vermehrt, — und ziemlich nach dem Verhältniſſe vermehrt haben, wie ſein jährliches Land- und Arbeitsproduct ſich zu dem jährlichen Producte der andern

Länder verhält. Nichts deſto weniger hat dieſe vermehrte Maſſe von Gold und Silber, weder dem Ackerbaue, noch den Manufacturen Polens aufgeholfen — noch hat ſie den Wohlſtand ſeiner Einwohner verbeſſert. Spanien und Portugall, die Länder, welchen jene reichen Bergwerke gehören, ſind, nächſt Polen, die armſeligſten Länder Europens. — Da das Gold und Silber, welches in den übrigen Ländern von Europa befindlich iſt, größtentheils aus Spanien und Portugall kömmt, und, um in jene zu gelangen, erſtlich die Koſten des Transports, zweytens die Koſten und Gefahr einer verheimlichten Ausfuhr, (da die öffentliche verbothen, oder mit großen Auflagen beſchwert iſt) tragen muß: ſo muß es natürlicher Weiſe in Spanien und Portugall wohlfeiler, als ſonſt irgendwo ſeyn. Es muß alſo auch hier, im Verhältniſſe mit dem, was Land und Menſchen jährlich hervorbringen, die Quantität des umlaufenden Geldes größer ſeyn, als in irgend einem Theile von Europa. — Und doch ſind jene beyden Länder ärmer, als der größere Theil von Europa. — Die Urſache iſt, weil zwar das Lehnsſyſtem in ihnen abgeſchafft, aber keine beſſere Regierungsform an deſſen Stelle getreten iſt.

So wie es nichts für den Flor eines Landes beweiſet, wenn Gold und Silber in ihm wohlfeil ſind: ſo läßt ſich auch, aus dem hohen Werthe von beyden, oder aus dem niedrigen Werthe von Getreide und andern Waaren, kein unmittelbarer Schluß auf Armuth und Barbarey ziehen.

Aber, wenn durch den niedrigen Preis aller Waaren überhaupt, Armuth und Barbarey eines Landes oder Zeitalters nicht bewieſen wird: ſo wird ſie hingegen durch den verhältnißmäßig niedrigern Preis gewiſſer Waaren, — als zahmen Viehes, Geflügels und Wildprets, — gegen die Getreidepreiſe, ganz unſtreitig angezeigt. Dieſe einzelne Wohlfeilheit beweiſet nämlich augenſcheinlich: erſtlich, daß jene Producte, im Verhältniſſe gegen das Getreide, in überflüſſiger Menge vorhanden ſind, und daß alſo das Land, auf welchem ſie erzeugt werden, von einem beträchtlich größern Umfange iſt, als das, worauf Getreide erzeugt wird; zweytens, daß jenes, der Viehzucht gewidmete Land einen weit geringern Werth hat, als Getreideland; und daß alſo im Grunde, der größere Theil aller Ländereyen ſich noch in einem uncultivirten Zuſtande befindet. Dieſe partielle Wohlfeilheit einzelner Gattungen von Producten, beweiſet deutlich, daß die Volksmenge und das Kapital des Landes, mit deſſen Größe nicht in demjenigen Verhältniſſe ſteht, als beydes, in wohl angebaueten Ländern, mit dieſem zu ſtehen pflegt, und daß alſo in dem Lande, zu der Zeit, die bürgerliche Geſellſchaft ſich noch in ihrer Kindheit befindet. Aus dem hohen oder niedrigen Preis aller Waaren überhaupt, oder des Getreides insbeſondere, kann man nur ſchließen, daß die Bergwerke, welche der handelnden Welt ihr Gold und Silber liefern, zu der Zeit, mehr oder weniger ergiebig ſind; aber aus dem Verhältniſſe der Preiſe einer Art Waare, gegen die Preiſe einer andern Art, kann man mit ziemlicher Zuverläſſigkeit auf den Grad der Cultur und des Reichthums ſchließen, welchen ein Land, oder ein Zeitalter erlangt hat.

Diejenige Erhöhung der Preiſe, welche von der Wohlfeilheit des Silbers herkömmt, muß alle Arten von Waaren auf gleiche Weiſe betreffen. Diejenige Theurung der Lebensmittel aber in England, über welche man ſeit einiger Zeit ſo viel geredet und geſchrieben hat, erſtreckt ſich nicht über alle Arten von Producten. Alle, — ſelbſt diejenigen, welche die Theurung von dem Unwerthe des Silbers herleiten, geſtehen zu, daß, wenn man von den Preiſen aller Jahre dieſes Jahrhunderts einen Durchſchnitt macht, man eine weit geringere Erhöhung bey den Getreidepreiſen, als bey den Preiſen anderer Lebensmittel findet. Alſo muß auch bey dieſen, die Urſache der hohen Preiſe, nicht in der Herabwürdigung des Silbers zu ſuchen ſeyn. Andere Urſachen müſſen dabey mitwirken, und vielleicht können die, welche ich oben angegeben habe, ohne den gefallenen Silberwerth zu Hülfe zu nehmen, ſchon hinlänglich erklären, warum gerade diejenigen Arten von Lebensmitteln, deren größere Theurung man bemerkt, im Preiſe, gegen Getreide, geſtiegen ſind.

Was den Getreidepreis ſelbſt betrifft: ſo iſt er in den vier und ſechzig erſten Jahren dieſes Jahrhunderts, und vor der neulichen Periode einer, durch mehrere Jahre dem Ackerbaue ungünſtigen Witterung, um etwas niedriger, als in den letzten vier und ſechzig Jahren des vorigen Jahrhunderts, geweſen. Nicht nur bezeugen dieß die Liſten der windſoriſchen Marktpreiſe, ſondern auch die Taxen, nach welchen in den Pachtcontracten aller ſchottiſchen Grafſchaften, die Naturalgefälle beſtimmt worden ſind, und endlich die von Meſſance und von Dupré von S. Maur, mit Fleiß und Treue zuſammen getragenen Nachrichten von mehrern Getreidemärkten Frankreichs. Kaum konnte man in einer Materie, die ſo ſchwer außer Streit zu ſetzen iſt, ſo augenſcheinliche und ſo vollſtändige Beweiſe erwarten.

Der hohe Getreidepreis in den letzten zehn oder zwölf Jahren *), kann, ohne eine neue Verminderung des Silberwerths anzunehmen, aus der unfruchtbaren Witterung dieſer Jahre hinlänglich erwieſen werden.

Die Meinung demnach, von dem immer noch ſinkenden Silberwerthe, wird durch keine richtig angeſtellten Beobachtungen, weder über die Getreidepreiſe, noch über die Preiſe andrer Waaren unterſtützt.

Ich gebe zu, daß ſich gegenwärtig für eine beſtimmte Quantität Silbers, nicht ſo viel Lebensmittel und andere Waaren mögen kaufen laſſen, als in manchen Perioden des letzten Jahrhunderts. Und für den Mann, der, mit dieſem Silber in der Hand, zu Märkte geht, um einzukaufen, mag es eine ſehr leere und unnütze Unterſcheidung ſeyn, ob die Theurung, welche er findet, davon herrührt, daß ſein Silber weniger werth iſt, oder davon, daß die Waaren, welche er kaufen will, mehr werth ſind; er muß immer, in beyden Fällen, von ſeinen Einkünften mehr weggeben, um weniger dafür zu erhalten. Aber deswegen iſt dieſe Unterſuchung nicht in jeder andern Rückſicht unnütz.

Sie

---

*) Zwiſchen 1762 und 1772.

Sie wird zuerſt dadurch nützlich, daß ſie ein Mittel an die Hand giebt, über den Flor des Landes richtig zu urtheilen. Kömmt das Steigen der Preiſe gewiſſer Lebensmittel lediglich von dem Fallen des Silberwerths her: ſo kömmt es von einem Umſtande her, aus welchem nichts geſchloſſen werden kann, als daß die amerikaniſchen Bergwerke ergiebig geweſen ſind. Ob das Land reich oder arm ſey, ob es an der Quantität der jährlichen Producte ſeines Bodens und ſeines Fleißes abnehme, wie Polen und Portugall, oder zunehme, wie die meiſten andern Ländern von Europa, läßt ſich daraus nicht erkennen. Entſteht aber dieſes Steigen der Preiſe gewiſſer Producte aus der vermehrten Fruchtbarkeit des Landes, oder aus einer vollkommnern und ausgebreitetern Cultur deſſelben, wodurch ein größerer Theil ſeiner Felder fähig geworden iſt, Getreide zu tragen: ſo entſteht es aus einer Urſache, welche die ſicherſte Anzeige von dem blühenden Zuſtande, oder von den Fortſchritten in dem Reichthume des Landes iſt. Von jedem Lande, das einen gewiſſen Umfang hat, macht Grund und Boden, immer den größten, den wichtigſten und den dauerhafteſten Theil des Reichthums aus. Es iſt alſo ſicher von einigem Nutzen für das Publicum, oder es gereicht wenigſtens zu ſeiner Beruhigung, wenn es von dem zunehmenden Werthe dieſes größten, wichtigſten und dauerhafteſten ſeiner Eigenthumsſtücke, einen überzeugenden Beweis erhält.

Dieſe Unterſuchung kann auch noch dem Staate zu Beſtimmung des Lohns für einige ſeiner untern Diener nützlich werden. Wenn die Theurung der Lebensmittel von dem fallenden Werthe des Silbers herkömmt: ſo iſt es, vorausgeſetzt, daß der Geldlohn dieſer Diener zuvor nicht übermäßig groß war, höchſt billig, daß ſie jetzt, nach Verhältniß jener Herabſetzung, einen größern bekommen. Denn ſonſt iſt ihre wirkliche Belohnung um ſo viel verringert worden. Kömmt aber der erhöhete Preis von der erhöheten Fruchtbarkeit des Landes her: ſo iſt es eine Sache, die eine weit tiefere Unterſuchung verlangt, zu beſtimmen, um wie viel, — oder ob überhaupt, — die Geldbeſoldungen vermehrt werden ſollen. Die Verbeſſerung und Erweiterung der Cultur macht nothwendiger Weiſe alle Lebensmittel aus dem Thierreiche, — im Verhältniß gegen die Getreidepreiſe gerechnet, theurer; — aber ſie macht zugleich faſt jede Art Lebensmittel aus dem Pflanzenreiche wohlfeiler. Sie thut das erſtere, weil ein großer Theil der Ländereyen, auf welchen die Fleiſchſpeiſen hervorgebracht werden, nun aus Aeckern beſteht, die ſo, wie Getreideländer bedüngt und bearbeitet worden ſind, und die alſo auch dem Grundherrn und dem Pächter, die Rente und den Gewinnſt einbringen müſſen, welche er von Getreideländern erwarten kann. Sie thut das zweyte, weil, bey vermehrter Fruchtbarkeit des Landes, die Quantität ſeiner Erzeugniſſe ſich vermehren muß. Hierzu kömmt, daß bey verbeſſertem Ackerbaue mehrere Arten von vegetabiliſchen Nahrungsmitteln eingeführt werden, die, weil ſie weniger Boden und weniger Arbeit verlangen, als Getreide, auch wohlfeiler zu Markte kommen. Dazu gehören, zum Beyſpiele, die Kartoffeln, und das türkiſche Korn (Mais), die beyden beſten Geſchenke vielleicht, welche Europa von ſeinem ausgebreiteten Handel und von ſeiner Schiffarth erhalten hat. Ueberdieß werden viele Nahrungsmittel aus dem Pflanzenreiche, die, bey einem noch unvollkommenen Zuſtande des Ackerbaues, nur im Küchengarten zu finden ſind, bey einem vollkommnern, im freyen Felde gezogen, und die Aecker, welche für ſie beſtimmt ſind, dort mit dem Grabſcheite, hier mit dem Pfluge bearbeitet, wie dieß, zum Beyſpiel, bey Rüben, Möhren und Kraut der Fall iſt. Wenn alſo, mit dem Fortgange der Landesverbeſſerungen, der Preis einer Gattung von Nahrungsmitteln nothwendig ſteigt: ſo fällt der Preis einer andern eben ſo nothwendig; und es wird eine verwickelte Unterſuchung, in wie weit das Steigen der einen, durch das Fallen der andern erſetzt werde. Wenn der reelle Preis des Schlachtviehes einmahl ſeine möglich größte Höhe erreicht hat, welches, bey allen Arten von Fleiſch, Schweinefleiſch ausgenommen, ſchon vor mehr, als einem Jahrhunderte, in dem größten Theile von England geſchehen zu ſeyn ſcheint: ſo kann die nachmahls noch erfolgende Preiserhöhung anderer animaliſchen Lebensmittel, den Zuſtand des gemeinen Mannes wenig verändern. Die Armen durch ganz England können unmöglich durch die Theurung von Federvieh, Fiſchen und Wildpret ſo viel leiden, als ſie durch die Wohlfeilheit der Kartoffeln gewinnen.

Freylich beſchweren den Armen die jetzigen, aus wirklichem Mißwachſe entſtandenen hohen Kornpreiſe. Aber in Zeiten mittelmäßig guter Ernten, wenn das Getreide in ſeinem gewöhnlichen, oder in einem Mittelpreiſe iſt, kann es ihm ziemlich gleichgültig ſeyn, wie hoch, durch natürliche Urſachen, der Preis anderer rohen

Producte ſteigt. Sie leiden vielleicht mehr durch die künſtliche Theurung, welche Auflagen bey gewiſſen Manufacturwaaren, zum Beyſpiel beym Salze, Seife, Leder, Talglichtern, Malze und Biere hervorgebracht haben.

Wirkungen der ſteigenden Landescultur auf den Preis der Manufacturwaaren.

Der gedachten Theurung ungeachtet, iſt es doch die natürliche Wirkung von fortſchreitender Landescultur, daß der reelle Preis der Manufacturwaaren fällt. — Was den Preis der, zu ihrer Hervorbringung erforderlichen Arbeit betrifft: ſo iſt ſeine Verminderung gewiß unausbleiblich, und ohne Ausnahme. Durch die Erfindung beſſerer Maſchinen, Erlernung vollkommnerer Handgriffe, und ſchicklichere Vertheilung der Arbeit, lauter Sachen, die aus der zunehmenden Cultur entſtehen, wird eine weit geringere Quantität Arbeit nöthig, um eine gleiche Quantität Waare zu verfertigen. Und obgleich durch den blühenden Zuſtand der Geſellſchaft der Arbeitslohn erhöhet wird: ſo iſt doch die große Verminderung in der **Quantität** der erforderlichen Arbeiten, mehr als hinreichend, die Vermehrung in dem **Preiſe der Arbeit** zu erſetzen.

Zwar giebt es einige wenige Manufacturen, bey welchen der Preis des rohen Materials, durch den natürlichen Lauf der Dinge, in einem wohl cultivirten

Lande ſo hoch ſteigt, daß alle Erſparniſſe in der Verarbeitung, welche eben dieſe Cultur veranlaſſet, dadurch mehr als aufgewogen werden. Bey den Zimmermanns- und gemeinen Tiſchlersarbeiten, wird der, bey einem ausgebreiteten Ackerbau, hochſteigende Preis des Holzes, alle Vortheile reichlich aufwiegen, welche die beſten Maſchinen, die größte Geſchicklichkeit, und die einſichtsvollſte Vertheilung der Arbeiten jenen Gewerben geben können.

Aber in allen den Fällen, wo das rohe Material, in Abſicht ſeines reellen Preiſes, gar nicht, oder nicht um ſehr viel theurer geworden iſt: iſt es unausbleiblich, daß die daraus verfertigte Waare um ſehr viel wohlſeiler wird.

In keiner Art der Manufactur iſt dieß, während des gegenwärtigen und des vergangenen Jahrhunderts merklicher geweſen, als in der, welche die gröbern Metalle verarbeitet. Eine beſſere Uhrfeder, als man um die Mitte des vorigen Jahrhunderts für zwanzig Pf. Sterling kaufen konnte, kann man jetzt vielleicht für zwanzig Schillinge haben. Bey allen Meſſerſchmid- und Schloſſerarbeiten, bey aller der kleinen Waare, die aus den gröbern Metallen gemacht wird, und bey allen den Fabrikaten, welche unter dem Namen, von Birminghamer und Scheffielder Waare bekannt ſind, iſt die Verminderung des Preiſes zwar nicht eben ſo groß, als bey der Uhrmacherarbeit, aber doch ſehr beträchtlich; — ſo beträchtlich, daß die Fabrikanten ähnlicher Art, im ganzen übrigen Europa, über dieſe Wohlfeilheit der engliſchen Fabriken erſtaunen, da ſie dieſelben Waaren nicht für das zwey- und dreyfache zu liefern im Stande ſind. Es iſt wahr, daß faſt keine andere Manufactur eine ſo große Vereinzelung der Arbeiten erlaubt, keine eine ſo große Hülfe von den Maſchinen erhält, als die, welche die gröbern Metalle verarbeitet.

Die Tuchmanufacturen haben, in dem gedachten Zeitraume, keine ſo große Verminderung ihrer Preiſe erfahren. Ja, man hat mich verſichert, daß während der letzten fünf und zwanzig oder dreyßig Jahre, der Preis des allerfeinſten Tuchs um etwas geſtiegen iſt, — und zwar aus der Urſache, weil die ſpaniſche Wolle, die faſt ganz allein zu ſolchen Tüchern genommen wird, theurer geworden iſt. Der Preis des Yorkſchen Tuchs hingegen, das ganz aus engliſcher Wolle gemacht wird, ſoll, in dem jetzigen Jahrhunderte, in Betracht der größern Güte, in welcher es jetzt verfertiget wird, um ein merkliches gefallen ſeyn. Doch iſt Güte eines Tuchs eine Sache, deren Beurtheilung ſo ungewiß iſt, daß ich auf alle Nachrichten der Art nur wenig baue. — Die Urſachen der hierbey weniger verminderten Preiſe liegen am Tage. Bey der Weberey iſt die Vertheilung der Arbeit faſt noch dieſelbe, die ſie im vorigen Jahrhunderte war; und die jetzt gebräuchlichen Maſchinen werden ſich auch von den damahligen nicht ſehr unterſcheiden. — Doch mögen vielleicht in beyden Stücken kleine Verbeſſerungen gemacht worden ſeyn, welche auch einige Verminderung des Preiſes verurſacht haben können.

Aber daß auch in dieſer Manufactur die Preiſe, mit dem Fortgange der Cultur fallen, wird weit deutlicher erhellen, wenn wir entferntere Perioden mit einander vergleichen; wenn wir, zum Beyſpiel, die Tuchpreiſe am Ende des funfzehnten Jahrhunderts, wo wahrſcheinlich die Arbeiten der Weberey weit weniger vertheilt, und ihre Maſchinen weit ſchlechter waren, mit den jetzigen zuſammen halten.

Im Jahr 1487, dem vierten Regierungsjahre Heinrichs des ſiebenten, wurde ein Geſetz gegeben, „daß der Kaufmann, welcher eine Elle von dem feinſten ſcharlachrothen, in der Wolle ächt gefärbten Tuche *), oder von jedem andern dergleichen Tuche von der feinſten Sorte, höher als ſechzehn Schillinge im Einzelnen, verkaufen würde, in eine Strafe von vierzig Schillingen, für jede ſo verkaufte Elle verfallen ſeyn ſollte.“ Sechzehn Schillinge alſo des damahligen Geldes, die ungefähr vier und zwanzigen des jetzigen an Silbergehalte gleich ſind, wurden für einen unbilligen Preis einer Elle des feinſten Tuchs gehalten; und doch waren ſie, da dieß ein Aufwandsgeſetz iſt, wahrſcheinlich noch nicht der höchſte. Gegenwärtig kann man eine Guinee für den höchſten Preis annehmen.

Geſetzt

---

*) Im Originale heißt es: grained cloth. Ich habe die eigentliche Bedeutung dieſes Ausdrucks, aller angewandten Bemühung ungeachtet, nicht erforſchen können. Das, was die Franzoſen ratine nennen, ſcheinet in jenen Zeiten noch nicht im Gebrauch geweſen zu ſeyn.

A. d. U.

Geſetzt alſo auch, die Qualität der Tücher ſey zur damahligen und jetzigen Zeit gleich geweſen, — obgleich höchſt wahrſcheinlich das jetzige beſſer iſt: ſo würde auch dann der **Geldpreis** des feinſten Tuchs, ſeit dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts merklich geſunken ſeyn. Aber ſein **reeller** Preis iſt noch weit mehr geſunken. Sechs und ⅔ Schillinge wurden damahls, und noch lange Zeit hernach, für den Mittelpreis eines Quarters Weitzen gehalten. Für ſechzehn Schill. konnte man alſo mehr, als zwey Quarter und drey Buſhel Weitzen kaufen. Jetzt gilt ein Quarter Weitzen acht und zwanzig Schill. Der reelle Preis alſo von einer Elle feinen Tuchs war damahls wenigſtens drey Pfunden Sterling, ſechs Schillingen und ſechs Pfennigen unſers jetzigen Geldes gleich. Wer ſie kaufen wollte, mußte dafür eine Anweiſung auf ſo viel Arbeit oder Nahrungsmittel, als man heut zu Tage mit obiger Summe erkaufen kann, hingeben.

Bey groben Wollenwaaren iſt die Verminderung des reellen Preiſes nicht ganz ſo groß, aber doch immer beträchtlich.

Im Jahre 1463, dem dritten der Regierung Eduards des vierten, wurde durch eine Parlamentsacte befohlen, „daß kein Hofeknecht auf einem Landguthe, „kein gemeiner Tagelöhner, kein Dienſtbothe eines „Dorfhandwerkers, zu ſeinem Kleide ein Tuch, das „über zwey Schillinge die Elle koſtet, tragen ſolle.“— Zu Eduards des vierten Zeiten enthielten zwey Schillinge faſt ſo viel Silber, als jetzt vier. Aber das Yorkſche Tuch, das heutiges Tages für vier Schillinge verkauft wird, iſt wahrſcheinlich weit beſſer, als das, welches damahls von der unterſten Klaſſe der Dienſtbothen getragen wurde. Alſo ſelbſt **der in Gelde ausgedrückte** Preis gemeiner Tücher war, wenn die Verſchiedenheit der Güte in Betrachtung gezogen wird, in alten Zeiten etwas höher, als gegenwärtig. Der **reelle** Preis aber war um ſehr viel höher. Da zehn Pfennige Sterling damahls für den Mittelpreis eines Buſhels Weitzen gehalten wurden: ſo waren zwey Schillinge ſo viel werth, als zwey Buſhel und beynahe zwey Pecks Weitzen; — welche, nach jetzigem Getreidepreiſe, (den Buſhel Weitzen zu drey und einen halben Schilling gerechnet,) acht und ½ Schillinge koſten würden. Die Mittel alſo, ſo viel Lebensmittel zu kaufen, als jetzt für acht und ½ Schillinge zu haben ſind, mußte der arme Dienſtbothe damahls für eine Elle gemeinen Tuchs hingeben. Und dieß war wahrſcheinlich noch etwas weniger, als er wirklich gemeinhin dafür zahlte, weil dieſe Summe in einem Aufwandsgeſetze zur Gränze beſtimmt wird, welche in Zukunft nicht überſchritten werden ſollte.

Ebendaſſelbe Geſetz verbiethet der gedachten Volksklaſſe, Strümpfe von einem höhern Werthe, als vierzehn Pfen. Sterl. das Paar, zu tragen, welches nach unſerm jetzigen Gelde acht und zwanzig ſolcher Pfennige ausmacht. Und da damahls für vierzehn Pfennige ein Buſhel und faſt zwey Pecks Weitzen zu haben war, für welchen man jetzt, (den Buſhel zu drey und einen halben Schilling gerechnet) fünf und ¼ Schillinge geben müßte: ſo koſtete damahls ein Paar ſolcher Strümpfe, wie ſie ein geringer Dienſtbothe trug, in der That fünf und ½ Schillinge, — ein Preis, der heut zu Tage ungeheuer groß ſcheinen würde.

Wahrſcheinlich war das Strumpfſtricken zu Eduards des vierten Zeiten noch in ganz Europa unbekannt; und man trug damahls eine Fußbekleidung von grobem Tuche, woraus ſich eben ihre Theurung erklären läßt. Die Königin Eliſabeth, ſagt man, ſey in England die erſte Perſon geweſen, die geſtrickte Strümpfe getragen hat; und ſie empfing das erſte Paar, als ein Geſchenk vom ſpaniſchen Geſandten.

Sowohl in den groben, als feinen Wollmanufacturen, war das Maſchinenweſen weit unvollkommener, als gegenwärtig. Außer mehrern andern kleinen Verbeſſerungen, deren Anzahl ſowohl, als Wichtigkeit, beſtimmt anzugeben, nicht leicht ſeyn würde, haben dieſe Manufacturen vornehmlich durch drey Haupterfindungen gewonnen. Erſtlich dadurch, daß man, anſtatt der Spindel und des Rockens, das Spinnrad eingeführt hat, auf welchem, mit gleich viel Arbeit, doppelt ſo viel Geſpinnſte verfertigt werden kann; zweytens durch die Einführung verſchiedener ſehr künſtlicher Maſchinen, welche die Arbeit, das Garn zu winden, und die Garnfäden für den Zettel, oder den Eintrag zum voraus anzuordnen, ehe ſie auf den Weberſtuhl gebracht werden, noch in einem weit höhern Grade abkürzen und beſchleunigen, — eine Arbeit, die vor Erfindung dieſer Maſchinen äußerſt langweilig und beſchwerlich ſeyn mußte; drittens, durch den Gebrauch der Walkmühlen, die jetzt das thun, was ehedem durch Menſchen geſchahe, welche die Tücher in Waſſer mit den Füßen traten. Vor dem Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts waren, ſo viel ich weiß, weder in England, noch in irgend einem nordwärts der Alpen liegenden Lande, Wind- oder Waſſermühlen bekannt. Nach Italien waren ſie kurze Zeit zuvor gebracht worden.

Die Betrachtung dieſer Umſtände kann uns einigermaßen erklären, warum ſowohl grobe, als feine Wollenwaaren, ſo beträchtlich theurer in alten Zeiten waren, als ſie in den unſrigen ſind. Es war eine größere Quantität Arbeit erforderlich, die Waare zu Markte zu bringen. Es mußte alſo auch, wenn ſie verkauft wurde, das Aequivalent einer größern Quantität Arbeit für ſie bezahlt werden.

Die groben Wollenwaaren wurden wahrſcheinlich in jenen alten Zeiten, was England betrift, auf eben die Art verfertigt, wie es in Ländern immer geſchieht, deren Künſte und Induſtrie noch in ihrer Kindheit ſind. Es war wahrſcheinlich eine Hausmanufactur: ich will ſagen, es machte in jeder Privatfamilie die gelegentliche Beſchäftigung aller ihrer Glieder aus. Es war keine Arbeit, wovon irgend einer ſeinen ganzen Unterhalt ſuchte, ſondern eine ſolche, mit welcher viele ihre müßigen Stunden ausfüllten. Daß Waaren, welche durch Arbeiten dieſer Art zu Stande kommen, wohlfeiler, als diejenigen zu Markte gebracht werden können, deren Verfertigung die einzige Unterhaltsquelle der damit beſchäftigten Menſchen iſt: dieß habe ich ſchon, bey einer andern Gelegenheit, angemerkt. Mit der Manufactur der feinern Wollenwaaren verhielt es ſich anders. In England war damahls eine ſolche Manufactur gar nicht vorhanden, ſondern ſie hatte ihren Sitz einzig und allein in dem reichen und handelnden Flandern. Hier wurde ſie damahls, ſo wie es noch jetzt geſchieht, von Leuten, die daraus ein eigenes Gewerbe machen, getrieben. Als ein fremdes Fabrikat mußte ſie überdieß, bey ihrer Einfuhr in England, dem Könige eine Abgabe, wenigſtens den alten ſogenannten Pfund- und Tonnenzoll bezahlen. Dieſer Zoll mochte wahrſcheinlich nicht hoch ſeyn. Die europäiſche Polizey pflegte damahls noch nicht die Einfuhr fremder Waaren durch hohe Auflagen einzuſchränken; ſie ſuchte vielmehr dieſe Einfuhr aufzumuntern, um den Vornehmen die Artikel der Bequemlichkeit und des Luxus, welche ſie begehrten, und welche ihnen der einheimiſche Fleiß nicht darboth, wohlfeiler zu verſchaffen.

Hieraus ergiebt ſich auch einigermaßen die Urſache, warum zwiſchen den alten und den jetzigen Preiſen, in Anſehung der feinen Wollenwaaren, ein weit größerer Unterſchied iſt, als in Anſehung der groben.

Schluß des Kapitels.

Ich will dieſes ſehr lange Kapitel mit der Bemerkung ſchließen, daß jede Verbeſſerung in dem Zuſtande der bürgerlichen Geſellſchaft, unmittelbar oder mittelbar dazu beyträgt, die reelle Landrente zu ſteigern, oder die wirkliche Wohlhabenheit des Grundeigenthümers, — ſein Vermögen, die Arbeit anderer Leute, und deren Product zu erkaufen, — zu vergrößern.

Von der Erweiterung und Verbeſſerung des Ackerbaues iſt das Steigen der Landrente eine unmittelbare Folge. Der Antheil des Eigenthümers von Grund und Boden, an den Erzeugniſſen des Bodens, muß ſich nothwendig vergrößern, wenn dieſe Erzeugniſſe ſelbſt ſich vermehren.

Eben ſo unmittelbar, und in einem noch höhern Grade, wird die Landrente, durch die ſteigenden Preiſe ſolcher rohen Producte, dergleichen das Vieh iſt, vermehrt, die nur in Folge des verbeſſerten und vermehrten Ackerbaues im Preiſe ſteigen können, und hinwiederum, durch eben dieſes Steigen die künftigen Verbeſſerungen befördern. Nicht nur iſt der Antheil, welchen der Grundherr von den Erzeugniſſen ſeines Bodens bekömmt, **mehr werth**, wenn dieſelben einen höhern Werth haben: ſondern dieſer ſein Antheil macht, in unſerm Falle, auch einen **größern Theil** des ganzen Products aus. Jene Erzeugniſſe nämlich koſten nicht mehr Arbeit, nachdem ihre Preiſe geſtiegen ſind. Ein kleinerer Theil davon alſo iſt hinlänglich, das die Arbeit in Gang ſetzende Kapital mit dem Gewinnſte wieder zu erſtatten; ein größerer fällt daher dem Grundeigenthümer anheim.

Mittelbar vermehren die Landrente auch alle Verbeſſerungen, die in den hervorbringenden Kräften der

Manufacturarbeit vorgehen, und den Preis ihrer Producte vermindern. Der Landeigenthümer vertauſcht den Theil des rohen Products, den er ſelbſt nicht braucht, oder, welches gleich viel iſt, er vertauſcht den für dieſen Theil erhaltenen Preis gegen Manufacturwaaren. Was nun dieſe im Preiſe herunterſetzt, giebt jenem einen größern Werth. Eine geringere Quantität roher Producte wird das Aequivalent von einer größern Quantität Manufacturwaaren; und der Landeigenthümer iſt alſo im Stande, mit ſeinem Antheile eine größere Menge von Gegenſtänden der Bequemlichkeit, der Zierde und der Pracht, als zuvor, anzuſchaffen.

Eben ſo trägt jede Vermehrung des wahren Reichthums der Geſellſchaft, jeder Zuwachs an der Summe nützlicher Arbeiten, die in ihr verrichtet werden, mittelbar zur Erhöhung der Landrente bey. Von dieſer vermehrten Arbeit kömmt immer ein Theil dem Grunde und Boden zu Gute. Wenn die beym Landbaue beſchäftigten Menſchen und Thiere ſich an Anzahl vermehren: ſo vermehren ſich die Erzeugniſſe, welche das Land giebt, und mit ihnen die Rente, welche es an den Eigenthümer zahlen kann.

Aus den entgegen ſtehenden Urſachen entſpringt die entgegengeſetzte Wirkung. Wenn der Landbau vernachläſſigt wird; wenn irgend ein Theil der rohen Erdproducte im Preiſe fällt, oder wenn durch den Verfall der Manufacturen, die Manufacturwaaren im Preiſe ſteigen; wenn, mit einem Worte, der reelle Reichthum der Geſellſchaft abnimmt: ſo muß auch die Landrente fallen; und der Eigenthümer von Grund und Boden, muß ſeinen Wohlſtand, — ſein Vermögen, anderer Menſchen Arbeit, und die Producte dieſer Arbeit zu erkaufen, vermindert finden.

Ich habe ſchon angemerkt, daß alles, was ein Land jährlich hervorbringt, ſich in drey Theile, und unter drey Klaſſen von Menſchen, vertheilt. — Ein Theil fließt als Landrente den Grundeigenthümern, — ein zweyter als Kapitalgewinnſt den Unternehmern der verſchiedenen Arbeiten, — und der dritte als Lohn den eigentlichen Arbeitern zu. Dieſe drey Klaſſen ſind die weſentlichen und urſprünglichen Beſtandtheile jeder bürgerlichen Geſellſchaft; und aus den Quellen, woraus die Einkünfte dieſer drey größern Stände fließen, erhält zugleich jeder kleinere und untergeordnete Stand die ſeinigen.

Von jenen drey großen Klaſſen hat, wie ich eben gezeigt habe, die erſte, die Klaſſe der Landeigenthümer, ein mit dem allgemeinen Wohl des ganzen Staats nothwendig verbundenes Intereſſe. Was dieſen reicher oder ärmer macht, vermehrt oder vermindert auch unfehlbar die Einkünfte von jenem. Wenn in einer Staatsverſammlung über Handels- und Polizeygeſetze gerathſchlagt wird: ſo können die Stimmen der Landeigenthümer, aus Eigennutz dieſelbe nicht mißleiten, wenn ſie anders ihr eigenes Intereſſe verſtehen. Freylich fehlt es, gerade dieſer Klaſſe, am meiſten an dieſer Einſicht. Sie iſt die einzige, welcher ihre Einkünften weder Arbeit, noch Sorge koſten: die einzige, welche von ihren Einkünften gleichſam aufgeſucht wird, und deshalb weder Entwürfe zu machen, noch Anſtalten zu treffen, nöthig hat. Aber eben dieſe ſo bequeme und ſichere Lage, in Abſicht ihrer Glücksumſtände, macht ſie oft nicht bloß unwiſſend, ſondern auch derjenigen Anſtrengung der Geiſteskräfte unfähig, ohne welche man öffentliche Maßregeln nicht beurtheilen, noch ihre Folgen vorausſehen kann.

Das Intereſſe der dritten Klaſſe, der vom Arbeitslohne lebenden Menſchen, iſt, mit dem Intereſſe der ganzen Geſellſchaft, nicht weniger innig verbunden. Die Belohnung des Arbeiters iſt, wie ich gezeigt habe, niemahls größer, als wenn die Nachfrage nach Arbeit im Zunehmen iſt, — oder mit andern Worten, wenn jedes folgende Jahr mehr, als das vorhergehende, gearbeitet wird. Bleibt der Reichthum der Geſellſchaft eine Zeitlang ſtille ſtehen: ſo ſinkt der Lohn des Arbeiters gar bald ſo weit herunter, daß er nur eben hinreicht, den Mann mit einer Familie zu erhalten, und alſo das Ausſterben dieſer Klaſſe von Menſchen zu verhindern. Geht die Geſellſchaft, in Abſicht ihres Wohlſtandes, zurück: ſo fällt der Arbeitslohn ſelbſt unter dieſes Maß.— Vielleicht gewinnt bey dem blühenden Zuſtande der ganzen Geſellſchaft, der Landeigenthümer mehr, als der Lohnarbeiter: aber gewiß leidet, bey dem Verfalle der Geſellſchaft, der Arbeiter mehr, als der Landeigenthümer. Doch, ſo genau das Intereſſe des Arbeitsmannes mit dem Intereſſe des Staats zuſammenhängt: ſo iſt er doch weder im Stande zu begreifen, worinn dieſes letztere beſteht, noch einzuſehen, wie es mit ſeinem

Vortheile verknüpft iſt. Seine Beſchäftigungen laſſen ihm keine Zeit, ſich von dem Zuſtande der Sachen gehörig zu unterrichten; und ſeine Erziehung und Lebensweiſe macht, daß, wenn ihm auch darüber alle nöthigen Nachrichten mitgetheilt werden, er doch nicht geſchickt iſt, ſie zu beurtheilen. Daher wird, bey öffentlichen Berathſchlagungen, ſeine Stimme ſelten gehört, und noch weniger geachtet; es ſey denn, wenn ſie ſich zuweilen bis zum Geſchrey erhebt, das aber alsdann gemeiniglich von denen, die ſich ſeiner Arbeit bedienen, mehr zu Erreichung ihrer eigenen Endzwecke, als der ſeinigen, erregt und unterhalten wird.

Eben dieſe Klaſſe, welche den Arbeiter gebraucht, oder ihm Beſchäftigung giebt, war die zweyte der oben genannten; und dieſe iſt es, welche vom Gewinnſte eines Kapitals lebt. Die meiſten der nützlichen Arbeiten jeder Geſellſchaft werden durch Kapitalien in Gang gebracht, deren Eigenthümer einen Gewinn davon ſuchen. Aber dieſer Gewinn ſteigt und fällt nicht ſo, wie die Landrente und der Arbeitslohn, mit dem Flor, oder dem Verfalle der ganzen Geſellſchaft. Im Gegentheile iſt er in armen Ländern groß, in reichen klein; und niemahls höher, als wenn die Länder am ſchnellſten ihrem Untergange zueilen. Das Intereſſe dieſer Klaſſe von Bürgern hat alſo mit dem allgemeinen Intereſſe der Geſellſchaft, nicht einen eben ſo nahen Zuſammenhang, als das Intereſſe der beyden andern Klaſſen.

Unter den verſchiedenen Unterabtheilungen, welche zu dieſer Klaſſe gehören, ſind die Kaufleute und die

Fabrikunternehmer diejenigen, welche gemeiniglich die größten Kapitalien in Umlauf ſetzen, und wegen ihres Reichthums am meiſten vom Publicum bemerkt und geachtet werden. Beyde, da ſie ihr ganzes Leben mit der Entwerfung oder Ausführung gewiſſer Plane zubringen, übertreffen gemeiniglich den großen Haufen der Landeigenthümer an Scharfſinn und geübtem Verſtande. Da aber ihre Gedanken gewöhnlicher Weiſe nur mit dem Intereſſe ihres beſondern Gewerbszweiges, nicht mit dem allgemeinen Beſten der Geſellſchaft beſchäftigt ſind: ſo kann man ſich auf ihr Urtheil, wenn ſie es auch nach ihren beſten Einſichten mit Aufrichtigkeit fällen (welches nicht immer geſchieht,) doch nicht ſo gut verlaſſen, wenn von dem letztern, — als wenn von dem erſtern Gegenſtande die Rede iſt. Ihre Ueberlegenheit über den Gutsbeſitzer, beſteht nicht in ihrer größern Einſicht in das öffentliche Intereſſe, ſondern in der beſſern Kenntniß ihres eigenen. Durch dieſe beſſere Kenntniß ihres Intereſſe ſind ſie in den Stand geſetzt worden, die Großmuth des erſtern zu hintergehen, und ihn zu Aufopferungen ſeiner eigenen Vortheile und der Vortheile des Publicums zu bewegen, weil er ſich ſehr einfältiger aber ehrlicher Weiſe von ihnen überreden ließ, daß ihr Intereſſe, und nicht das ſeinige, das öffentliche Intereſſe ſey. Im Grunde aber iſt in allen Handels- und Manufacturzweigen das Intereſſe der Verkäufer von dem Intereſſe des Publicums unterſchieden, und ſelbſt ihm entgegengeſetzt. Den Markt zu erweitern, und die Concurrenz zu verengern, das heißt, die Anzahl der Mitverkäufer zu vermindern: das iſt ewig das Intereſſe derer, die mit etwas handeln. Das erſte, die Erweiterung des Markts, kann ſehr oft auch dem Publicum nützlich ſeyn: aber die Einſchränkung der Concurrenz iſt ihm allemahl ſchädlich, und kann nur dazu dienen, den Handelsleuten einen größern Gewinn, als ſie natürlicher Weiſe von ihren Kapitalien erwarten konnten, in die Hände zu ſpielen, oder, mit andern Worten, ihnen die Macht zu geben, ihren übrigen Mitbürgern eine unbillige Auflage aufzubürden. Um dieſer Urſache willen muß jeder Vorſchlag zu einem neuen Handelsgeſetze, der von dieſer Klaſſe herkömmt, immer mit großer Behutſamkeit angehört, und niemahls eher angenommen werden, als bis er, nicht nur mit ſorgfältiger, ſondern ſelbſt mit argwöhniſcher Aufmerkſamkeit, lange und reiflich unterſucht worden iſt. Man muß in Erwägung ziehen, daß die Klaſſe, von welcher der Vorſchlag kömmt, ein von dem allgemeinen Beſten getrenntes Intereſſe hat, und daß, da ſie ſehr oft ihren Vortheil dabey findet, das Publicum zu hintergehen und ſelbſt es zu drücken, ſich auch oft verleiten läßt, beydes wirklich zu verſuchen.

Verzeichniß der Getreidepreiſe in England, die Fleetwood geſammelt hat, von 1202 bis 1597, nach dem jetzigen engliſchen Gelde berechnet, und in Zeiträume von zwölf Jahren eingetheilt.

Zwölf Jahre	Preis des Quarters Weitzen in jedem Jahre, nach damahligem Gelde. Pf. St.	Schill.	Pfenn.	Durchſchnittspreiſe der verſchiedenen Preiſe deſſelben Jahres. Pf. St.	Sch.	P.	Der Durchſchnittspreis jedes Jahres nach jetzigem Gelde berechnet. Pf. St.	Sch.	Pf.
1202	-	12	-	-	-	-	1	16	-
1205	-	12	-	-	13	5	2	-	3
	-	13	4						
	-	15	-						
1223	-	12	-	-	-	-	1	16	
1237	-	3	4	-	-	-	-	10	-
1243	-	2	-	-	-	-	-	6	-
1244	-	2	-	-	-	-	-	6	-
1246	-	16	-	-	-	-	2	8	-
1247	-	13	4	-	-	-	2	-	-
1257	1	4	-	-	-	-	3	12	-
1258	1	-	-	-	17	-	2	11	-
	-	15	-						
	-	16	-						
1270	4	16	-	5	12	-	16	16	-
	5	8	-						
1286	-	2	8	-	9	4	1	8	-
	-	16	-						
						Summe	35	9	3
						Durchſchnitt	2	19	1½

Zwölf Jahre	Preiſe des Quarters Weitzen in jedem Jahre			Durchſchnittspreis der verſchiedenen Preiſe deſſelben Jahres.			Durchſchnittspreis jedes Jahres in jetzigem Gelde.		
	Pf. St.	Schill.	Pf.	Pf. St.	Schill.	Pf.	Pf. St.	Sch.	Pf.
1287	-	3	4	-	-	-	-	10	-
	-	-	8	-	-	-	-	-	-
	-	1	-	-	-	-	-	-	-
	-	1	4	-	-	-	-	-	-
1288	-	1	6	-	3	¼	-	9	[illegible]
	-	1	8	-	-	-	-	-	-
	-	2	-	-	-	-	-	-	-
	-	3	4	-	-	-	-	-	-
	-	9	4	-	-	-	-	-	-
	-	12	-	-	-	-	-	-	-
	-	6	-	-	-	-	-	-	-
1289	-	2	-	-	10	1½	1	10	4½
	-	10	8	-	-	-	-	-	-
	1	-	-	-	-	-	-	-	-
1290	-	16	-	-	-	-	2	8	-
1294	-	16	-	-	-	-	2	8	-
1302	-	4	-	-	-	-	-	12	-
1309	-	7	2	-	-	-	1	1	6
1315	1	-	-	-	-	-	3	-	-
	1	-	-	-	-	-	-	-	-
	1	10	-	-	-	-	-	-	-
1316	1	12	-	1	10	6	4	11	6
	2	-	-	-	-	-	-	-	-
	2	4	-	-	-	-	-	-	-
	-	14	-	-	-	-	-	-	-
1317	2	13	-	1	19	6	5	18	6
	4	-	-	-	-	-	-	-	-
	-	6	8	-	-	-	-	-	-
1336	-	2	-	-	-	-	-	6	-
1338	-	3	4	-	-	-	-	10	-
						Summe	23	4	11¼
						Durchſchnitt	1	18	8

Zwölf

Zwölf Jahre	Preis des Quarters Weitzen in jedem Jahre.			Durchſchnitt der verſchiedenen Preiſe deſſelben Jahres.			Durchſchnittspreis in jetzigem Gelde berechnet.		
	Pf. St.	Sch.	Pfen.	Pf. St.	Sch.	Pfen.	Pf. St.	Sch.	Pf.
1339	-	9	-	-	-	-	1	7	-
1349	-	2	-	-	-	-	-	5	2
1359	1	6	8	-	-	-	3	2	2
1361	-	2	-	-	-	-	-	4	8
1363	-	15	-	-	-	-	1	15	-
1369	1	-	-	1	2	-	2	9	4
	1	4	-						
1379	-	4	-	-	-	-	-	9	4
1387	-	2	-	-	-	-	-	4	8
	-	13	4	-	-	-	-	-	-
1390	-	14	-	-	14	5	1	13	7
	-	16	-	-	-	-	-	-	-
1401	-	16	-	-	-	-	1	17	4
1407	-	4	4¾	-	3	10	-	8	11
	-	3	4						
1416	-	16	-	-	-	-	1	12	-
						Summe	15	9	4
						Durchſchnitt	1	5	9 1/7
	Pf. St.	Sch.	Pfen.	Pf. St.	Sch.	Pfen.	Pf. St.	Sch.	Pf.
1423	-	8	-	-	-	-	-	16	-
1425	-	4	-	-	-	-	-	8	-
1434	1	6	8	-	-	-	2	13	4
1435	-	5	4	-	-	-	-	10	8
1439	1	-	-	1	3	4	2	6	8
	1	6	8						
1440	1	4	-	-	-	-	2	8	-
1444	-	4	4	-	4	2	-	8	4
	-	4	-						
1445	-	4	6	-	-	-	-	9	-
1447	-	8	-	-	-	-	-	16	-
1448	-	6	8	-	-	-	-	13	4
1449	-	5	-	-	-	-	-	10	-
1451	-	8	-	-	-	-	-	16	-
						Summe	12	15	4
						Durchſchnitt	1	1	3⅓

Zwölf Jahre	Preis des Quarters Weizen in jedem Jahre.			Durchſchnitt der verſchiedenen Preiſe deſſelben Jahres.			Durchſchnitts-Preis in jetzigem Gelde berechnet.		
	Pf.St.	Sch.	Pfen.	Pf.St.	Sch.	Pfen.	Pf.St.	Sch.	Pfen
1453	-	5	4	-	-	-	-	10	8
1455	-	1	2	-	-	-	-	2	4
1457	-	7	8	-	-	-	-	15	4
1459	-	5	-	-	-	-	-	10	-
1460	-	8	-	-	-	-	-	16	-
1463	-	2	-	-	1	10	-	3	8
	-	1	8						
1464	-	6	8	-	-	-	-	10	-
1486	1	4	-	-	-	-	1	17	-
1491	-	14	8	-	-	-	1	2	-
1494	-	4	-	-	-	-	-	6	-
1495	-	3	4	-	-	-	-	5	-
1497	1	-	-	-	-	-	1	11	-
						Summe	8	9	-
						Durchſchnitt	-	14	1

	Pf.St.	Sch.	Pfen.	Pf.St.	Sch.	Pfen.	Pf.St.	Sch.	Pfen.
1499	-	4	-	-	-	-	-	6	-
1504	-	5	8	-	-	-	-	8	6
1521	1	-	-	-	-	-	1	10	-
1551	-	8	-	-	-	-	-	12	-
1553	-	8	-	-	-	-	-	8	-
1554	-	8	-	-	-	-	-	8	-
1555	-	8	-	-	-	-	-	8	-
1556	-	8	-	-	-	-	-	8	-
1557	-	4	-	-	-	-	-	-	-
	-	5	-	-	-	-	-	-	-
	-	8	-	-	17	8½	-	17	8½
	2	13	4	-	-	-	-	-	-
1558	-	8	-	-	-	-	-	8	-
1559	-	8	-	-	-	-	-	8	-
1560	-	8	-	-	-	-	-	8	-
						Summe	6	0	2½
						Durchſchnitt	-	10	$\frac{5}{12}$

Zwölf Jahre	Preis des Quarters Weitzen in jedem Jahre.			Durchſchnitt der verſchiedenen Preiſe deſſelben Jahres.			Durchſchnittspreis in jetzigem Gelde berechnet.		
	Pf.St.	Sch.	Pfen.	Pf.St.	Sch.	Pfen.	Pf.St.	Sch.	Pf.
1561	-	8	-	-	-	-	-	8	-
1562	-	8	-	-	-	-	-	8	-
1574	2	16	-	2	-	-	2	-	-
	1	4	-						
1587	3	4	-	-	-	-	3	4	-
1594	2	16	-	-	-	-	2	16	-
1595	2	13	-	-	-	-	2	13	-
1596	4	-	-	-	-	-	4	-	-
1597	5	4	-	4	12	-	4	12	-
	4	-	-						
1598	2	16	8	-	-	-	2	16	8
1599	1	19	2	-	-	-	1	19	2
1600	1	17	8	-	-	-	1	17	8
1601	1	14	10	-	-	-	1	14	10
						Summe	28	9	4
						Durchſchnitt	2	7	$5\frac{1}{1}$

Preiſe eines Quarters von neun Buſheln des beſten und theuerſten Weitzens, wie er, auf dem Markte zu Windſor, an Unſerer lieben Frauen- und am Michaelistage von 1595 an, bis 1764, beyde Jahre eingeſchloſſen, verkauft worden iſt. NB. Der hier angegebene Preis iſt das Mittel zwiſchen den höchſten Preiſen dieſer beyden Markttage.

Jahre	Preiſe des Quarters.		
	Pf. Sterl.	Schill.	Pfennige.
1595	2	0	0
1596	2	8	0
1597	3	9	6
1598	2	16	8
1599	1	19	2
1600	1	17	8
1601	1	14	10
1602	1	9	4
1603	1	15	4
1604	1	10	8
1605	1	15	10
1606	1	13	0
1607	1	16	8
1608	2	16	8
1609	2	10	0
1610	1	15	10
1611	1	18	8
1612	2	2	4
1613	2	8	8
1614	2	1	8½
1615	1	18	8
1616	2	0	4
1617	2	8	8
1618	2	6	8
1619	1	15	4
1620	1	10	4
26 Jahre	S. 54	0	6¼
Durchſchnitt	2	1	$6\frac{9}{13}$

Jahre	Preiſe des Quarters Weitzen.		
	Pf. Sterl.	Schillinge.	Pfennige.
1621	1	10	4
1622	2	18	8
1623	2	12	0
1624	2	8	0
1625	2	12	0
1626	2	9	4
1627	1	16	0
1628	1	8	0
1629	2	2	0
1630	2	15	8
1631	3	8	0
1632	2	13	4
1633	2	18	0
1634	2	16	0
1635	2	16	0
1636	2	16	8
16 Jahre	L. 40	0	0
Durchſchnitt	2	10	0

Jahre

Jahre	Preiſe des Quarters Weizen				Jahre	Preiſe des Quarters Weizen			
		Pf. St.	Sch.	Pf.			Pf. St.	Sch.	Pf.
1637	- -	2	13	0	transport.		79	14	10
1638	- -	2	17	4	1671	-	2	2	0
1639	- -	2	4	10	1672	-	2	1	0
1640	- -	2	4	8	1673	-	2	6	8
1641	- -	2	8	0	1674	-	3	8	8
1642	Dieſe Jahre fehlen in den Rechnungen. Der Preis von 1646 iſt aus Biſchof Fleetwoods Sammlungen ergänzt.	0	0	0	1675	-	3	4	8
1643		0	0	0	1676	-	1	18	0
1644		0	0	0	1677	-	2	2	0
1645		0	0	0	1678	-	2	19	0
1646		2	8	0	1679	-	3	0	0
1647	- -	3	13	8	1680	-	2	5	0
1648	- -	4	5	0	1681	-	2	6	8
1649	- -	4	0	0	1682	-	2	4	0
1650	- -	3	16	8	1683	-	2	0	0
1651	- -	3	13	4	1684	-	2	4	0
1652	- -	2	9	6	1685	-	2	6	8
1653	- -	1	15	6	1686	-	1	14	0
1654	- -	1	6	0	1687	-	1	5	2
1655	- -	1	13	4	1688	-	2	6	0
1656	- -	2	3	0	1689	-	1	10	0
1657	- -	2	6	8	1690	-	1	14	8
1658	- -	3	5	0	1691	-	1	14	0
1659	- -	3	6	0	1692	-	2	6	8
1660	- -	2	16	6	1693	-	3	7	8
1661	- -	3	10	0	1694	-	3	4	0
1662	- -	3	14	0	1695	-	2	13	0
1663	- -	2	17	0	1696	-	3	11	0
1664	- -	2	0	6	1697	-	3	0	0
1665	- -	2	9	4	1698	-	3	8	4
1666	- -	1	16	0	1699	-	3	4	0
1667	- -	1	16	0	1700	-	2	0	0
1668	- -	2	0	0					
1669	- -	2	4	4	60 J.	S.	153	1	8
1670	- -	2	1	8	Durchſchn.		2	11	0⅓
		79	14	10					

Jahre

Jahre	Preiſe des Quarters Weitzen.				Jahre	Preiſe des Quarters Weitzen.			
		Pf. St.	Sch.	Pf.			P. St.	Sch.	Pf.
1701	-	1	17	8	transport.		69	8	8
1702	-	1	9	6	1734	-	1	18	10
1703	-	1	16	0	1735	-	2	3	0
1704	-	2	6	6	1736	-	2	0	4
1705	-	1	10	0	1737	-	1	18	0
1706	-	1	6	0	1738	-	1	15	6
1707	-	1	8	6	1739	-	1	18	6
1708	-	2	1	6	1740	-	2	10	8
1709	-	3	18	6	1741	-	2	6	8
1710	-	3	18	0	1742	-	1	14	0
1711	-	2	14	0	1743	-	1	4	10
1712	-	2	6	4	1744	-	1	4	10
1713	-	2	11	0	1745	-	1	7	6
1714	-	2	10	4	1746	-	1	19	0
1715	-	2	3	0	1747	-	1	14	10
1716	-	2	8	0	1748	-	1	17	0
1717	-	2	5	8	1749	-	1	17	0
1718	-	1	18	10	175	-	1	12	6
1719	-	1	15	0	1751	-	1	18	6
1720	-	1	17	0	1752	-	2	1	10
1721	-	1	17	6	1753	-	2	4	8
1722	-	1	16	0	1754	-	1	14	8
1723	-	1	14	8	1755	-	1	13	10
1724	-	1	17	0	1756	-	2	5	3
1725	-	2	8	6	1757	-	3	0	0
1726	-	2	6	0	1758	-	2	10	0
1727	-	2	2	0	1759	-	1	19	10
1728	-	2	14	6	1760	-	1	16	6
1729	-	2	6	10	1761	-	1	10	3
1730	-	1	16	6	1762	-	1	19	0
1731	-	1	12	10	1763	-	2	0	9
1732	-	1	6	8	1764	-	2	6	9
1733	-	1	8		64 J.		S. 129	13	6
		69	8	8	Durchſchn.		2	0	$6\frac{18}{32}$

Jahre

Jahre	Preiſe des Quarters Weitzen.					Jahre	Preiſe des Quarters Weitzen.				
		Pf.	St.	Sch	Pf			Pf.	St.	Sch	Pf.
1731	-		1	12	10	74	-		2	6	8
1732	-		1	6	8	74	-		1	14	0
1733	-		1	8	4	1743	-		1	4	10
1734	-		1	8	10	1744	-		1	4	10
1735	-		2	3	0	1745	-		1	7	6
1736	-		2	0	4	1746	-		1	19	0
1737	-		1	18	0	1747	-		1	14	10
1738	-		1	15	6	1748	-		1	17	0
1739	-		1	18	6	1749	-		1	17	0
1740	-		2	10	8	1750	-		1	12	6
10 Jahre	S		18	12	8	10 J.	S.		16	18	0
Durchſchn.			1	17	$3\frac{1}{5}$	Durchſchn.			1	13	$9\frac{4}{5}$

Verzeichniß

einiger zu machenden Abänderungen, in Smiths Unterſuchung ꝛc. 1. B.

S. 17. Z. 9 für alsdenn (in dieſer und in allen Stellen, wo daſſelbe Wort vorkömmt) l. alsdann.

— letzte Z. iſt das Wort immer wegzuſtreichen.

S. 24. Z. 8 für auſerte (ſo wie in allen ähnlichen Fällen für auſer, auſerlich u. ſ. w.) l. äußerte, außer, äußerlich.

S. 54. Z. 12 für proportionirten l. in Gleichheit gebrachten.

— Z. 16 (und in allen ähnlichen Stellen) für öfterer l. öfter

S. 63. Z. 3 iſt das Wort hinwiederum wegzuſtreichen.

S. 99. Z. 1 u. 2 v. u. ſtatt: nach den ꞉ ꞉ ꞉ gewöhnlichen Taxen l. nach dem ꞉ ꞉ ꞉ gewöhnlichen Maßſtabe.

S. 105. Z. für: als die gewöhnliche Taxe für ſie verlangt, l. als ihre gewöhnliche Taxe iſt.

S. 106. Z. 16 für hervorbringen l. liefern.

S. 111. Z. 9 für afficirt l. verändert.

S. 113. Z. 5 für verhöhete l. erhöhete.

S. 115. Z. 7, 8 und 9 v. u. für aller- und allen- l. der verſchiedenen- und den verſchiedenen, und für gewiſſes l. beſtimmtes.

S. 118. Z. 16 iſt das Wort der wegzuſtreichen.

S. 121. Z. 8 v. u. für verabreden l. verbinden.

S. 128. Z. 13 für: in einem weit größern Verhältniſſe l. weit mehr.

S. 135. für brauchte l. braucht.

S. 143. Z. 2 v. u. iſt das Comma hinter Armuth wegzuſtreichen.

S. 146. Z. 13 für: zurückſinken würde l. zurückſänke.

S. 146. Z. 20 für: regulirt: das l. regulirt, — iſt das.

S. 149. Z. 13 für: dieß iſt aber a. k. W. der größere Theil, l. dieſe machen auf k. W. denn größern Theil aus.

S. 151. Z. 6 v. u. für werde l. wird.

S. 152. Z. 6 eine größere Anzahl Knechte und Arbeiter halten.

S. 164. Z. 8 v. u. verſprechen wird.

S. 176. Z. 16 für hatte l. hat.

— Z. 18 für wären l. ſind.

S. 179. Z. 13 ſind die Worte, unter andern, wegzuſtreichen.

S. 199. Z. 15 für Aſſecuranzprämien l. Gewinſte der Aſſecuranten.

S. 200. Z. 10 für Beytrag l. Preis für dieſe Sicherheit.

— Z. 9 v. u. ſo verſichern dieſe einander ſelbſt.

S. 204. Z. 15 für, die erſten l. jene Gefahren.

S. 208. Z. 3 anſtatt, für drey oder vier hundert Pfund l. mit drey oder vier hundert, ja u. ſ. w.

— Z. 12 für, an der See liegenden Stadt l. Seeſtadt, die einen Hafen hat.

S. 218. Z. 11 muß hinter Sterling das Wort Lohn eingeſchoben werden.

S. 219. Z. 6 v. u. für zwirnene l. wollene.

S. 224. Z. 3 wovon die eine Hälfte dem Fiscus, und die andere dem, welcher ihn vor Gerichte angiebt, anheim fällt.

S. 227. Z. 3 für, ſich befindenden l. betriebenen.

S. 230. Z. 3 Taugenichts.

S. 233. Z. 4 durch welche jede Stadt aufrecht erhalten und bereichert wird.

S. 242. Z. 4 v. u. für, einer Zunft l. der Zunft.

S. 249. Z. 8 iſt das Wort ſich auszuſtreichen.

S. 257. Z. 13 für einheben l. erheben.

S. 263. Z. 11 und 12 für, die zwölfte Acte im erſten Statute der Königin Eliſabeth l. die zwölfte Acte der Königin Eliſabeth (Stat. 1. K. 18.)

Anm. Zum beſſern Verſtändniſſe ähnlicher Anführungen iſt zu bemerken, daß die Parlamentsacten, unter jedem Könige

nige, nach ſeinen Regierungsjahren citirt werden, ſo daß alſo die zwölfte Acte der Anna ſo viel heißt, als die Acte, welche im zwölften Regierungsjahre der K. Anna gegeben wurde. Wenn nun in demſelben Jahre mehr als eine Parlamentsſitzung iſt gehalten worden, ſo werden die Acten von jeder durch den Beyſatz Stat. 1 oder 2 unterſchieden. M. ſ. Blackſtons mehrmalen angeführtes Werk 1 Band S. 86.

S. 266. Z. 15 bis 17 durch das künſtliche Gehege ⸗ ⸗ ⸗ zu dringen.

S. 273. Z. 11 v. u. ſondern auch nach dem Erwerbe, wozu u. ſ. w.

S. 282. Z. 9 v. u. iſt die Periode ſo zu ändern: Indeß muß man doch bemerken, daß dieſe Gleichheit in Abſicht der Rente und des Gewinnſtes zwiſchen Grasländern, und Getreideländern, — zwiſchen Ländereyen, die unmittelbar für Vieh, und ſolchen, die u. ſ. w.

S. 289. Z. 9 v. u. für meiſte l. reichſte.

S. 293. Z. 7 v. u. für, ſich ⸗ ⸗ ⸗ belaufen l. reichſte.

S. 297. Z. 9. v. u. für wäre l. iſt.

S. 302. Z. 12 v. u. für, dieſe Koſten l. die Koſten davon.

S. 307. Z. 12 Flandern, einem ⸗ ⸗ ⸗ Lande.

S. 308. die letzte Periode muß ſo geändert werden: Die Wälder in Norwegen und an den Küſten des baltiſchen Meeres finden in Großbritannien einen Markt, den ſie in ihrem Vaterlande nicht hätten finden können, und bringen dadurch ihren Beſitzern eine Rente.

S. 315. vorletzte Z. für könnten l. können.

S. 319. Z. 11 für exiſtirt l. gegeben werden müſſen.

S. 322. Z. 13 für eigens l. abſichtlich.

S. 327. Z. 7 v. u. für ihren l. ſeinen.

S. 330. Z. 8 v. u. muß nach dem Worte Silber eingeſchoben werden: der Quarter.

— vorletzte Zeile, dieſe Preiſe des Weitzens dauerten u. ſ. w.

S. 350. Z. 17 Ein neuer Umſtand tritt noch hinzu: — der, daß Getreide u. ſ. w.

S. 365. Z. 12 v. u. iſt das Wort erſten auszuſtreichen.

S. 371. Z. 12 v. u. für 1750 l. 1740.

S. 404 in der Anmerkung, Z. 2 l. zwey und $\frac{5}{16}$ Berliner Metzen.

S. 445. Z. 12 v. u. für dieſem l. dieſer

S. 450. Z. 1 Schiſſahrt.

S. 453. Z. 9 für mich l. mir.

Unterſuchung
über
die Natur und die Urſachen
des
Nationalreichthums

von

Adam Smith,

Doctor der Rechte,

Mitgliede der Londoner und Edinburger Geſellſchaft der Wiſſenſchaften und Königlichem Commiſſar bey dem Zollamte in Schottland, ehedem Lehrer der Moralphiloſophie auf der Univerſität zu Glasgow.

Aus dem Engliſchen der vierten Ausgabe
neu überſetzt.

Zweyter Band.

Breslau,
bey Wilhelm Gottlieb Korn,
1794.

A. D.
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Inhalt

des zweyten Bandes.

Zweytes Buch.

Von Kapitalien: was ſie ſind, wie ſie durch Anhäufung entſtehen, und wie ſie angewandt werden.

Einleitung. Seite 1

Erſtes Kapitel.

Eintheilung der Kapitalien in ihre verſchiedenen Arten. 5

Zweytes Kapitel.

Vom Gelde, als einem beſondern Zweige des Nationalvermögens; oder von den Koſten, die zu Erhaltung des Nationalkapitals aufgewendet werden müſſen. 20

Drittes Kapitel.

Von der Art, wie ein Kapital durchs Anhäufen entſteht; oder von dem Unterſchiede zwiſchen Arbeiten, die etwas hervorbringen, und ſolchen, die nichts hervorbringen. 105

Viertes Kapitel.

Von Darlehnen auf Zinſen. 141

Fünftes Kapitel.

Von den verſchiedenen Arten ein Kapital anzulegen. 157

Inhalt des zweyten Bandes.

Drittes Buch.

Von den verſchiedenen Fortſchritten verſchiedener Nationen in Erwerbung des Reichthums.

Erſtes Kapitel.

Von der natürlichen Vermehrung des Reichthums bey einer Nation. Seite 187

Zweytes Kapitel.

Von den Urſachen, die in dem ehemahligen Zuſtande von Europa, nach dem Falle des römiſchen Reichs, vom Ackerbaue abſchreckten. 196

Drittes Kapitel.

Von dem Urſprunge und dem Wachsthume der Städte, nach dem Falle des römiſchen Reichs. 220

Viertes Kapitel.

Wie der in den Städten aufblühende Handel dazu beytrug, den Landbau zu vervollkommnen. 240

Unterſuchung
über
die Natur und die Urſachen
des
Nationalreichthums.

Zweytes Buch.
Von Kapitalien: was ſie ſind, wie ſie durch Anhäufung entſtehen, und wie ſie angewendet werden.

Einleitung.

In demjenigen uncultivirten Zuſtande einer bürgerlichen Geſellſchaft, wo Tauſch und Handel ſelten vorkommen, und jeder Menſch für alle ſeine Bedürfniſſe ſelbſt ſorgt, iſt es nicht nöthig, daß irgendwo ein Vorrath von Gütern zuſammengeſpart und aufgehäufet vorhanden ſey, um die Geſchäfte der Geſellſchaft damit zu betreiben. Jeder einzelne Menſch ſorgt alsdann für jedes einzelne Bedürfniß, ſo wie es entſteht. Wenn ihn hungert, ſo geht er in den Wald und jagt; wenn ſein Kleid abgetragen iſt, ſo zieht er dem erſten dem beſten Thiere, welches er erlegt, die Haut ab, und bedeckt ſich damit; wenn ſeine Hütte zuſammenfallen will, ſo bauet er ſie mit den erſten Baumzweigen, oder dem erſten Raſen, die er finden kann, wieder auf. Aber wenn die Vertheilung der Arbeiten einmahl durchgängig eingeführt iſt: ſo kann eines Mannes eigene Arbeit ihn nur mit wenigen ſeiner Bedürfniſſe verſorgen. Den gröſſern Theil kann er nur von den Producten der Arbeit anderer erhalten, die er mit den Producten ſeiner eigenen erkauft. Aber um **jene** zu erhalten, iſt es nicht genug, daß er **dieſe** hervorgebracht habe, ſondern er muß ſie auch verkaufen. Daher muß alſo irgendwo, ein Vorrath von Gütern verſchiedener Art aufgeſpart ſeyn, aus welchem er ſich ſo lange wenigſtens unterhalten, und mit den Werkzeugen und Stoffen ſeiner Arbeit verſorgen könne, bis er mit jenen beyden Sachen, der **Verfertigung** und dem **Verkaufe** ſeines eigenen Werks zu Stande gekommen iſt. Ein Weber z. B. kann eher nicht ſich ganz allein ſeinem eigenthümlichen Gewerbe widmen, als bis, entweder in ſeiner eignen Hand, oder in der Hand eines andern, ſich ein geſammelter Vorrath findet, aus welchem er ſowohl die Werkzeuge und Materialien ſeiner Arbeit, als ſeinen Unterhalt auf ſo lange erhalten kann, bis er mit ſeinem Gewebe fertig, und bis es an den Mann gebracht iſt.

Dieſer Vorrath muß augenſcheinlich eher geſammelt und ſchon vorhanden ſeyn, ehe der Fleiß jenes Tuchmachers oder Leinwebers ſich ſo anhaltend und ausſchlieſſend mit dieſer einen Arbeit beſchäftiget.

So wie, nach der natürlichen Ordnung der Dinge, das Sammeln eines Vorraths vor der Theilung der Arbeiten vorhergehen muß: ſo kann auch dieſe Theilung nur in dem Maße weiter getrieben werden, als jener Vorrath ſich mehr angehäuft hat. Wenn die Arbeiten vertheilt ſind, ſo verbraucht dieſelbe Anzahl von Arbeitern, in einem gleichen Zeitraume, eine größere Quantität Materialien; und mit der Vereinfachung der Operationen iſt die Erfindung von Hülfsmaſchinen verbunden. Dieſelbe Anzahl von Arbeitsleuten braucht jetzt noch eben ſo viel Lebensmittel, als zuvor: aber ſie braucht mehr Materialien und Maſchinen, als vor der vertheilten Arbeit; und für dieſen vermehrten Aufwand muß alſo der Fond zum voraus geſammlet ſeyn. Aber in jedem Zweige der Geſchäfte vermehret ſich gemeiniglich, mit der Theilung der Arbeit, auch die Anzahl der Arbeiter: oder vielmehr, die zuvor vermehrte Anzahl derſelben machte es möglich, daß ſie ſich in Klaſſen theilen, und ihre Beſchäftigungen zerſtückeln konnten.

Der geſammelte und aufbewahrte Vorrath von Dingen, die einen Werth haben, iſt, was ich ein **Kapital** nenne. So wie ein ſolches erſt vorhanden ſeyn mußte, ehe die Theilung der Arbeiten, dieſes große Mittel, die hervorbringenden Kräfte derſelben zu vermehren, ſtatt ſand: ſo iſt auch dieſe Theilung eine natürliche Folge geſammelter Kapitalien. Denn der, welcher die ſeinigen anwendet, andere Menſchen arbeiten zu laſſen, iſt natürlicher Weiſe dabey intereſſirt, von dieſer Arbeit die möglich größte Quantität von Producten zu erhalten. Er bemühe ſich alſo ſelbſt, ſowohl die Beſchäftigungen unter ſeine Arbeitsleute aufs ſchicklichſte zu vertheilen, als dieſe mit den beſten Maſchinen, die er zu erfinden, oder anzuſchaffen im Stande iſt, zu verſorgen. Gemeiniglich ſteht ſein Vermögen beydes zu thun, mit der Größe ſeines Kapitals, und mit der Anzahl von ihm beſchäftigter Arbeiter im Verhältniſſe. Nicht nur wächſt alſo, mit Anhäufung der Kapitalien in einem Lande, die Anzahl fleißiger Hände, ſondern es wächſt auch die Quantität von Producten, welche von einer gleichen Anzahl fleißiger Hände hervorgebracht wird.

Das folgende Buch iſt dazu beſtimmt, den Begriff eines Kapitals zu entwickeln, und die Wirkungen zu zeigen, welche zuerſt die Anhäufung von Kapitalien, wodurch ſie ſich in mehrere Gattungen theilen, — und dann die verſchiedenen Anwendungen derſelben, hervorbringen. Dieſes Buch enthält fünf Kapitel. In dem erſten ſetze ich die verſchiedenen Theile oder Zweige aus einander, in welche ſich der, von einer ganzen Nation, oder von einer einzelnen Perſon geſammelte Vorrath, — mit andern Worten, — ihr Kapital, natürlicher Weiſe theilt. In dem zweyten ſuche ich die Natur und die Wirkungen des Geldes, das eines dieſer Zweige des National-Kapitals iſt, zu erklären. Und da der zu einem

Kapital aufgehäufte Vorrath entweder von dem Eigenthümer ſelbſt angewandt, oder von ihm einem andern geliehen werden kann: ſo unterſuche ich im dritten und vierten Kapitel die Folgen, die aus jeder dieſer beyden Arten der Anwendung entſtehen. Das fünfte und letzte Kapitel handelt von dem verſchiedenen Einfluſſe, den die eine, oder die andere Anwendung des Kapitals, ſowohl auf Vermehrung oder Verminderung des Nationalfleißes, als auf Vermehrung, oder Verminderung der hervorbringenden Kräfte dieſes Fleißes hat.

Erſtes Kapitel.

Eintheilung der Kapitalien in ihre verſchiedenen Arten.

Wenn der von einem Menſchen geſammelte Vorrath nur eben groß genug iſt, ihn wenige Tage, oder Wochen zu ernähren: ſo denkt er nicht daran, ein Einkommen davon zu ziehen. Alles was er thut, iſt, daß er ihn ſo ſparſam, als möglich, verzehrt, und ſich zugleich bemüht, während der Zeit, daß dieſer Vorrath aufgezehrt wird, etwas anders durch ſeine Arbeit zu erwerben, das deſſen Stelle erſetzen könne. In dieſem Falle rührt alſo ſein Einkommen lediglich von ſeiner Arbeit her. Dieß iſt der Zuſtand, in welchem ſich der größere Theil der arbeitenden Klaſſen, in allen Ländern befindet.

Wenn aber der Vorrath, welchen ein Menſch beſitzt, hinlänglich iſt, ihn auf Monate und Jahre zu ernähren: ſo ſucht er natürlicher Weiſe von dem größern Theile dieſes Vorraths ein Einkommen zu ziehen, und behält nur den kleinern zurück, um ſich davon bis zur Zeit, da jenes Einkommen einlaufen wird, zu erhalten. Der ganze Vorrath, welcher in ſeinem Beſitze iſt, theilt ſich alſo alsdann in zwey Theile. Der eine iſt der, von welchem er ein Einkommen erwartet, und dieſer heißt **Kapital**. Der andere Theil iſt der, von welchem er ſeinen Unterhalt beſtreitet: — und dieſer beſteht hinwiederum, entweder, in dem Theile ſeines geſammten Vorrathes, der urſprünglich zu dieſem Endzwecke zurück behalten wurde, — oder zweytens, in den von Zeit zu Zeit aus irgend einer Quelle ihm zufließenden Einkünften; oder drittens, in den mit dieſen beyden Fonds in vorigen Jahren eingekauften und noch nicht völlig verbrauchten Artikeln, als Kleidern, Hausgeräthe u. d. g.

Es giebt zwey Wege, wie man von einem Kapital durch unmittelbaren Gebrauch, ein Einkommen ziehen kann.

Der erſte iſt, daß man es dazu anwendet, gewiſſe Güter zu erzeugen, zu verarbeiten, oder einzuhandeln um ſie mit Gewinn wieder zu verkaufen. — Bey dieſer Anwendung bringt das Kapital nicht eher ein Einkommen, oder einen Gewinn, als bis es aus den Händen des Eigenthümers herausgekommen, und in etwas anders verwandelt worden iſt. Die Waaren des Kaufmanns bringen ihm keinen Gewinn, als bis ſie gegen Geld, — und das Geld bringt ihm keinen, als bis es gegen Waaren umgeſetzt worden iſt. Sein Kapital geht immer, in der einen Geſtalt, von ihm weg, und kömmt, in einer andern, zu ihm zurück. Und nur durch dieſen Umlauf, durch dieſe Folge von Umtauſchungen kann es ihm ein Einkommen zu verſchaffen fähig werden. Mit Recht alſo kann man ſolche Kapitalien **umlaufende** Kapitalien nennen.

Der zweyte Weg ein Kapital zu nutzen iſt, daß man es in Verbeſſerungen des Bodens, zur Ankaufung der zu einem nützlichen Gewerbe erforderlichen Maſchinen und Werkzeuge, oder überhaupt in ſolchen Sachen anlege, die ihrem Beſitzer unmittelbar, und, ohne erſt in fremde Hände zu gehen, einen Gewinn, oder Einkünfte verſchaffen. Solche Kapitalien können **ſtehende** oder **fixirte** Kapitalien heiſen.

Nach der Natur der verſchiedenen Geſchäfte, iſt die Proportion zwiſchen dem umlaufenden und dem ſtehenden Kapital, das ſie erfordern, ſehr verſchieden. Das Kapital eines Kaufmanns z. B. iſt faſt ganz ein umlaufendes. Er hat wenige Maſchinen und Werkzeuge zu ſeinem Gewerbe nöthig; man müßte denn ſein Waarengewölbe, und ſeinen Laden für ſolche annehmen.

Bey einem Handwerksmeiſter und Manufactur-Unternehmer muß immer ein Theil ſeines Kapitals in den Werkzeugen des Gewerbes gleichſam feſtgemacht oder **fixirt** ſeyn. Doch iſt auch hier dieſer Theil in dem einen Gewerbe groß, in dem andern klein. Ein Schneidermeiſter braucht, um ſein Handwerk zu treiben, nichts mehr als eine Schere und ein Packet Nähnadeln.

deln. Ein Schuſter hat etwas mehr Handwerkszeug nöthig, ob es gleich auch bey ihm wenig beträgt. Die Werkzeuge, die zur Weberey gehören, ſind im Vergleiche mit jenen, mannigfaltig und zahlreich. Indeß iſt in allen dieſen Gewerben das Kapital jedes Meiſters zum größten Theile **umlaufend**; — es wird entweder zum Einkaufe der Materialien, oder zur Bezahlung der Arbeitsleute angewandt, und ſoll ihm durch den Preis der verfertigten Sache, mit Gewinn wieder bezahlt werden.

Zu andern Unternehmungen wird ein noch weit größeres **ſtehendes** Kapital erfordert. Bey Eiſenwerken zum Beyſpiel, ſind die Schmelzhütten, wo das Eiſen aus dem Mineral gezogen, die Hämmer, wo es geſchmiedet, die Mühlen, wo es geſpalten wird, ſehr koſtbare Werkzeuge, deren dieſes Gewerbe nicht entbehren kann. In Kohlen- und andern Bergwerken, verurſachen die Maſchinen, mit welchen man die unterirdiſchen Wäſſer gewältiget, oder die, welche man zur Förderung des Erzes aus den Gruben gebraucht, einen noch weit größern Aufwand.

Bey dem auf den Landbau gewandten Kapitale iſt ebenfalls ein Theil **ſtehend**; das iſt der, mit welchem die Werkzeuge des Ackerbaues angeſchafft worden ſind, und ein Theil **umlaufend**; das iſt der, mit welchem der Lohn des Geſindes und der Tagearbeiter bezahlt wird. Der Landwirth, der dieſe Ausgaben macht, bekommt bey dem erſten Artikel ſeinen Gewinn, indem er die Sache in ſeinem Beſitze behält, bey dem zweyten, indem er ſie weggiebt. — Das Zugvieh oder deſſen

Werth gehört eben ſowohl zum ſtehenden Kapital, als die Ackerwerkzeuge. Hingegen ihre Fütterung gehört mit zum umlaufenden Kapital, ſo wie der Lohn der Arbeitsleute. — Des Pachters Gewinn entſteht dadurch, daß er das Vieh als Eigenthum behält und das Futter weggiebt. — Was das zum Verkaufe gemäſtete Schlachtvieh betrifft: ſo gehören beyde, der Ankaufspreis und die Fütterungskoſten, zum umlaufenden Kapitale. Der Pachter erhält ſeinen Gewinn davon erſt dann, wenn er das Vieh verkauft. Eine Heerde Schaafe oder Milchkühe hingegen, die, wie es in jedem einigermaßen blühenden Lande geſchieht, weder zur Arbeit, noch zum Wiederverkauf, ſondern dazu angeſchafft wird, daß man ſie durch die Wolle, die Milch und den jungen Zuwachs, fortdauernd nutzen will, gehöret zum ſtehenden Kapitale. Man muß ſie in ſeinem Beſitze behalten, um ſie auf dieſe Weiſe nutzen zu können. Aber das was ihr Unterhalt koſtet, gehört zum umlaufenden Kapitale. Es muß ausgegeben werden, wenn davon ein Gewinnſt gezogen werden ſoll, und es kommt erſt zurück, wenn die Wolle, die Milch, und der junge Zuwachs verkauft wird: aber dann kommt es vermehrt mit einem doppelten Gewinnſte zurück, einem, welcher auf die Unterhaltungskoſten, und einem andern, welcher auf den Ankaufspreis des Viehes ſelbſt gemacht wird.

Der Werth des Samengetreides gehört ebenfalls zum ſtehenden Kapitale. Ob es gleich zwiſchen dem Schüttboden und dem Felde hin und her läuft: ſo ändert es doch ſeinen Beſitzer nicht; und das Geld, welches darinn ſteckt, kann eigentlich nicht umlaufend genannt werden. Nicht durch den Verkauf des Samengetreides, ſondern durch die hervorbringenden Kräfte deſſelben macht der Pachter ſeinen Gewinn.

Das **Kapital** eines ganzen Landes, oder einer ganzen bürgerlichen Geſellſchaft iſt nichts anders, als die Summe aller Kapitalien der einzelnen Einwohner des Landes, oder der einzelnen Glieder der Geſellſchaft; und es theilt ſich alſo natürlicher Weiſe in eben die drey Theile, aus welchen das Kapital jedes Individuums beſteht.

Der erſte iſt derjenige Theil, welcher zum unmittelbaren **Verbrauche** beſtimmt iſt, und ſich dadurch charakteriſirt, daß er keinen Gewinn oder kein Einkommen bringt. Er beſteht zuerſt in demjenigen Vorrathe von Lebensmitteln, Kleidern und Hausgeräthe, welcher von den Perſonen ſelbſt, die ihn angeſchafft haben, verbraucht zu werden beſtimmt, aber noch nicht völlig aufgebraucht iſt. Ferner gehören dazu die ſämmtlichen Wohnhäuſer, die ſich in dem Bezirke des Landes befinden. Das, auf den Hausbau gewandte Kapital, hört, wofern der Eigenthümer ſelbſt es bewohnen will, von dem Augenblicke an auf, als Kapital zu dienen, oder einen Gewinn abzuwerfen. Ein Wohnhaus, als ſolches, trägt zu den Einkünften ſeines Bewohners nichts bey. Es iſt ihm in hohem Grade nützlich: aber es iſt ihm auf die Weiſe nützlich, wie es ihm ſeine Kleider und ſein Hausgeräthe ſind: — und doch wird man dieſe nicht zu ſeinen Einkünften, ſondern zu ſeinen Ausgaben rechnen. Wird das Haus einem Miethmanne überlaſſen: ſo muß dieſer, da das Haus durch ſich ſelbſt nichts hervorbringt, den Miethzins, den er bezahlt, aus einer andern Quelle von Einkünften hernehmen; es mögen dieſe nun in Arbeitslohn, Zinſen von Kapitalien, oder Landrenten beſtehen. — Ob alſo gleich ein Haus ſeinem Eigenthümer allerdings als Kapital dienen, und ihm ein Einkommen verſchaffen kann; ſo kann es doch in Abſicht des ganzen Publicums nie als Kapital angeſehen werden, weil alle Wohnhäuſer eines Landes zuſammen genommen, nichts dazu beytragen, die Einkünfte der ſämmtlichen Einwohner dieſes Landes zu vermehren. Auch Kleider und Hausgeräthe können in beſondern Fällen als Kapital gebraucht werden, und einen Gewinn verſchaffen. In Städten, wo es viele Maskenbälle giebt, iſt es ein Gewerbe, Maskenkleider zu verleihen. Tapezierer vermiethen oft Hausrath auf Monate, oder Tage. Die Leichenbeſteller vermiethen Trauerſachen und das bey Begräbniſſen nöthige Geräthe, auf Tage und Wochen. Viele Leute laſſen möblirte Zimmer ab, und erhalten nicht nur für den Gebrauch des Hauſes, ſondern auch für den Gebrauch der Möbeln ihre Zinſen. Demohnerachtet muß das aus ſolchen Sachen gezogene Einkommen, aus irgend einer andern Quelle der Einkünfte ſeinen erſten Urſprung nehmen.

Aus dem ganzen, zum unmittelbaren Verbrauche beſtimmten Vorrathe eines Menſchen, oder einer Geſellſchaft, wird der in Häuſern beſtehende, am langſamſten verbraucht. Kleider können mehrere Jahre, Hausrath kann ein halbes oder ganzes Jahrhundert, — aber gut gebauete Häuſer, für welche gehörige

Sorge getragen wird, können viele Jahrhunderte dauern. So weit hinausgeſetzt aber auch der Zeitpunct ſeyn mag, wo Häuſer **völlig aufgebraucht** ſind: ſo ſind ſie doch ſo gut, als Kleider und Hausgeräthe, zum unmittelbaren **Verbrauche** beſtimmt, und alſo als Conſumtions-Artikel zu betrachten.

Der zweyte von den drey Theilen, in welche ſich das ganze Kapital oder die allgemeinen Vorräthe einer Nation eintheilen laſſen, iſt das **ſtehende** Kapital, deſſen eigenthümliches Merkmahl dieſes iſt, daß es ohne Umlauf, ohne den Beſitzer zu verändern, die Quelle eines Gewinns, oder eines Einkommens wird. Dieſer Theil beſteht hauptſächlich aus folgenden Artikeln:

Erſtlich, aus allen zu den verſchiedenen Gewerben gehörigen Maſchinen und Werkzeugen, welche die Arbeiten zu erleichtern und abzukürzen dienen.

Zweytens, aus allen den Gebäuden, aus welchen ſich ein Nutzen ziehen, oder ein Einkommen herleiten läßt: und zwar nicht nur für den Eigenthümer, der ſie einem andern für einen Miethzins überläßt, ſondern auch für den wirklichen Beſitzer, und für den, der den Miethzins bezahlt. Von der Art ſind Kaufmannsläden, Waarengewölbe, Werkſtätte; auf dem Lande Wirthſchaftsgebäude mit den Ställen, Schüttböden, und allem was dazu gehört. Dieſe Gebäude ſind auf eine ganz andre Weiſe, als Wohnhäuſer, zu betrachten. Sie ſind eine Art von Handwerkszeug, oder können wenigſtens unter dieſem Geſichtspuncte angeſehen werden.

Drittens, aus allen den, auf Verbeſſerung des Bodens, auf Urbarmachung deſſelben, auf Austrocknung naſſer Flecke, auf Einzäunung und Düngung der Aecker, kurz, darauf gewandten Unkoſten, daß die Aecker des Landes zur Erzeugung der Feldfrüchte am vollkommenſten zugerichtet und vorbereitet ſeyn mögen. Ein in rechten Stand geſetztes Landgut kann mit einer, mit allen nöthigen Maſchinen verſehenen Manufactur verglichen werden. Durch beyde Anſtalten werden die Arbeiten abgekürzt und erleichtert, und einem gleich großen umlaufenden Kapitale größere Einkünfte abgewonnen. Ja die Verbeſſerungen bey einem Landgute haben vor den Maſchinen einer Manufactur den Vorzug, daß ſie dauerhafter ſind, und ſelten andre Reparaturen erfordern, als ſolche, die ohnedieß zum Anbau des Landes nothwendig wären.

Viertens, aus den erworbenen nützlichen Geſchicklichkeiten aller Einwohner des Landes oder ſämmtlicher Glieder der Geſellſchaft. Die Erwerbung ſolcher Talente hat immer dem, welcher ſie beſitzt, einen Aufwand gekoſtet — wenigſtens den, daß er während der Zeit des Unterrichts, oder der Lehrjahre unterhalten werden muſte: und dieſer Aufwand wird, wenn die Geſchicklichkeit wirklich erlangt iſt, zu einem Kapital, das ſtehend, und in ſeiner Perſon gleichſam fixirt iſt. So wie dieſe Talente einen Theil ſeines eigenen Reichthums ausmachen: ſo machen ſie auch einen Theil des Reichthums der Geſellſchaft aus, von der er ein Glied iſt. Die vermehrte Geſchicklichkeit eines Arbeiters, kann ſehr paſſend, unter dem Geſichtspuncte eines für dieſes Gewerbe neu erfundenen Werkzeuges, oder einer verbeſſerten Maſchine betrachtet werden. Sie macht wie dieſe, einen vergrößerten Aufwand, aber ſie erſetzt ihn auf gleiche Weiſe mit Gewinnſt.

Der dritte und letzte der Theile, in welche ſich die geſammten Vorräthe der Geſellſchaft theilen, iſt das umlaufende Kapital, deſſen Kennzeichen iſt, daß es ſeine Zinſen nicht anders bringt, als wenn es aus einer Hand in die andre geht. Auch dieſes beſteht wieder aus vier Theilen.

Zuerſt aus dem Gelde: — und dieſes iſt zugleich das Werkzeug, wodurch der Umlauf der übrigen drey Theile befördert wird.

Zweytens, aus dem Vorrathe von Lebensmitteln, welcher im Beſitze der Fleiſcher, Viehhändler, Pächter, Kornhändler, Brauer u. ſ. w. iſt, und von ihnen zum Verkauſe beſtimmt wird;

Drittens, aus den entweder noch ganz rohen, oder nur noch unvollkommen bearbeiteten Materialien der Gebäude, des Hausgeräths und der Kleidung, die entweder in den Händen des Landmanns ſind, der ſie erzeuget, oder in den Händen des Kaufmanns, der mit ſolchen Materialien handelt, oder in denen des Handwerkers, der ſie zu verarbeiten gedenkt.

Viertens und letztens, aus den vollendeten Werken dieſer Art, die aber noch in den Händen des Manufacturiſten oder des Kaufmanns, — und an den letzten Verzehrer noch nicht gekommen ſind. Hierzu gehören alſo alle fertige Manufacturwaaren, die in den Werkſtätten der Künſtler, oder den Kramläden der Kaufleute zum Verkauſe ausgeſtellt ſind.

Das geſammte umlaufende Kapital iſt demnach die Summe aller derjenigen Lebensmittel, Materialien, und vollendeten Werke des Kunſtfleißes, die noch in den Händen der Perſonen ſind, welche ein Gewerbe daraus machen, ſie zu verkaufen, — nebſt der Summe alles des Geldes, welches zur Beföderung des Umlaufs jener Sachen, und ihrer endlichen Vertheilung unter die wirklichen Verzehrer, nöthig iſt.

Von dieſen vier Theilen des umlaufenden Kapitals, werden drey, Lebensmittel, Materialien und fertige Manufacturwaaren, entweder jährlich, oder in einem kürzern oder längern Zeitraume, aus dem umlaufenden Kapital herausgezogen, und entweder zu dem ſtehenden Kapital, oder zu dem für den unmittelbaren Verbrauch aufbehaltenen Vorrathe geſchlagen.

Jedes fixirte Kapital kommt urſprünglich aus einem umlaufenden her, und bedarf auch beſtändig eines ſolchen, zu ſeiner Unterſtützung. Alle Werkzeuge und Maſchinen, die bey den verſchiedenen Künſten gebraucht werden, ſind zuerſt durch Hülfe eines umlaufenden Kapitals, welches theils die Materialien, woraus ſie ververfertigt wurden, anſchaffte, theils die Arbeit derer, welche ſie verfertigten, bezahlte, zu Stande gekommen. Ein ähnliches Kapital muß auf gleiche Weiſe angewandt werden, um ſie in gehörigem Stande zu erhalten.

Kein ſtehendes Kapital kann anders, als durch Hülfe eines umlaufenden Kapitals, ein Einkommen bringen. Die nützlichſten Maſchinen und Werkzeuge werden nichts hervorbringen, wenn nicht durch ein umlaufendes Kapital, zuerſt die Materialien angeſchafft werden, bey deren Verarbeitung ſie ihre Anwendung finden, und zweytens die Arbeitsleute bezahlt werden, welche dieſen Gebrauch von ihnen machen. Ein Acker mag in noch ſo gutem Stande ſeyn, ohne ein umlaufendes Kapital, welches die ihn anbauenden und ſeine Früchte einſammelnden Arbeiter bezahlt, wird er doch niemahls Einkünfte bringen.

Von dem umlaufenden aber ſowohl, als von dem ſtehenden Kapitale, iſt der letzte Endzweck die Erhaltung und Vermehrunge des zum unmittelbaren Verbrauche beſtimmten Vorraths. Aus dieſem beſtreiten die Menſchen den Aufwand für ihre Nahrung, Kleidung und Wohnung. Sie ſind reich oder arm, nachdem ihnen die beyden andern Arten der Kapitalien, einen größern oder kleinern Vorrath zu ihrem unmittelbaren Verbrauche verſchaffen.

Da alle Jahre von dem umlaufenden Kapitale der Geſellſchaft ein ſo großer Theil hinweggenommen und den andern beyden großen Abtheilungen ihrer geſammelten Vorräthe einverleibt wird: ſo muß jenes, wenn es nicht in kurzem zu ſeyn aufhören ſoll, durch beſtändig neue Zuflüſſe ergänzt werden. Dieſe Zuflüſſe haben nur drey Quellen: die Erzeugniſſe des Bodens, der Bergwerke, und der Fiſchereyen. Aus dieſen werden unaufhörlich neue Lebensmittel und neue Materialien der Arbeit geliefert; ein Theil dieſer Materialien wird ferner zu vollendeten Manufacturwaaren ausgebildet: und alle drey Stücke zuſammen genommen erſetzen von Zeit zu Zeit, die aus dem umlaufenden Kapitale heraus gezogenen Lebensmittel, Materialien und vollendeten Manufacturproducte. Auch der Theil dieſes Kapitals, welcher in Gelde beſteht, wird aus den Bergwerken erhalten und vermehrt. Zwar wird dieſer nicht dem umlaufenden Kapitale, ſo wie deſſen drey andre Theile, in der Abſicht entzogen, um den andern beyden Vorräthen einverleibt zu werden. Aber er iſt doch, wie die meiſten Dinge, einem Abgange unterworfen, und vermindert ſich beym Gebrauche, es ſey, indem er ſich allmählig abnutzt, es ſey, indem ein Theil davon außer Landes verſandt wird oder gar verloren geht: er bedarf alſo auch eines immer erneuerten Zuſchuſſes, um ergänzt zu werden, obgleich in der That eines geringern.

Der Acker, die Bergwerke, und die Fiſchereyen haben alle drey, ſowohl eines umlaufenden, als eines ſtehenden Kapitals nöthig, wenn ſie benutzt werden ſollen; und aus ihren Producten werden nicht nur dieſe, ſondern auch alle andre in der Geſellſchaft vorhandenen Kapitalien, mit den ihnen zukommenden Gewinnſten wieder erſtattet. So giebt der Landwirth dem Manufacturiſten die Lebensmittel wieder, welche dieſer am vergangenen Jahre aufgezehrt, und die Materialien, welche er verarbeitet hatte: und der Manufacturiſt hingegen erſetzt dem Landwirthe an vollendeten Manufacturwaaren, was dieſer von ſolchen, in eben der Zeit, abgenutzt oder vernichtet hat. Dieſer Tauſch geht wirklich alle Jahre zwiſchen dieſen beyden Klaſſen und Leuten vor: ob gleich ſelten des einen rohe, des andern verarbeitete Producte unmittelbar gegen einander ausgetauſcht werden. Der Landwirth verkauft ſein Getreide und ſein Vieh, ſeinen Flachs und ſeine Wolle, ſelten gerade an dieſelben Perſonen, welche ihm ſeine Kleider, ſein Hausgeräth, und ſeine Ackerwerkzeuge liefern. Er verkauft ſeine rohen Producte für Geld: und für dieſes Geld kauft er hinwiederum, wenn und wo es ihm beliebt, die Manufacturproducte, die er gelegentlich nöthig hat.

Auch die, bey der Fiſcherey und den Bergwerken angelegten Kapitalien werden, wenigſtens zum Theil, vom Acker wieder bezahlt. Durch Hülfe der Producte der Erde wird der Fiſch aus dem Waſſer gezogen, — und durch Hülfe der auf der Oberfläche der Erde wachſenden Producte, werden die in ihrem Eingeweide verborgenen Schätze, ans Tageslicht gefördert.

Wenn Aecker, Bergwerke und Fiſchereyen von gleicher natürlicher Fruchtbarkeit ſind: ſo richtet ſich die Quantität ihrer Producte nach der Größe der auf ſie gewandten Kapitalien, und nach der bey ihrer Anwendung bewieſenen Geſchicklichkeit. Wenn die Kapitalien, und die Geſchicklichkeit in ihrer Anwendung gleich ſind: ſo richtet ſich jenes Product nach der Verſchiedenheit der natürlichen Fruchtbarkeit.

In allen Ländern, worin das Eigenthum nur einigermaßen ſicher iſt, wird jeder Menſch, dem es nicht an dem gemeinen Verſtande fehlt, ſo viel, als er von geſammelten Vorräthen in ſeiner Gewalt hat, zu einem von beyden Endzwecken anwenden: entweder zu einem gegenwärtigen Genuß, oder zu einem künftigen Gewinnſt. Wendet er es zum gegenwärtigen Genuß an; ſo gehört es, von nun an, zu den Vorräthen, die dem unmittelbaren Verbrauche gewidmet ſind. Will er es anwenden, ſich auf die Zukunft einen Gewinn davon zu verſchaffen; ſo kann dieſes nur geſchehen, entweder indem es in ſeinen

nen Händen bleibt, oder indem es aus ſeiner Hand in die Hände anderer übergeht. Im erſten Falle gehört es zu dem ſtehenden, im andern zu dem umlaufenden Kapitale. Der Menſch, der, bey mäßiger Sicherheit ſeines Eigenthums, nicht alles Vermögen, was er in ſeine Gewalt bekömmt, ſey es eignes oder erborgtes, auf die eine oder die andre dieſer drey Arten anwendet, muß blödſinnig ſeyn.

Zwar in denjenigen unglücklichen Ländern, wo die Menſchen ſich beſtändig vor Gewaltthätigkeiten von Seiten ihrer Obern zu fürchten haben, vergraben oder verbergen viele, ihre geſammelten Schätze, um ſtets bereit zu ſeyn, mit denſelben auswandern zu können, wenn irgend ein ſolcher Unglücksfall, dergleichen ſie ſo oft über ihre Mitbürger einbrechen ſehen, ſie ſelbſt betreffen ſollte. Sein Geld zu vergraben iſt, wie man ſagt, in der Türkey, in Hindoſtan, und unter den meiſten aſiatiſchen Regierungen ſehr gewöhnlich. Es war eben ſo gewöhnlich unter unſern Vorfahren zur Zeit der Lehnsregierung. Daher wurden auch gefundene Schätze zu einem Regal für die Landesherren gemacht, weil man von denſelben eine nicht unbeträchtliche Vermehrung der öffentlichen Einkünfte erwartete. Schatzgraben wurde unter eben dem Geſichtspuncte, als der Bergbau auf Gold und Silber, angeſehen. So wie dieſer niemandem, auch auf ſeinem eignen Grunde und Boden, ohne eine ausdrückliche landesherrliche Erlaubniß, frey ſtand, — obgleich der Bau auf Zinn, Kupfer, Bley oder Steinkohlen, als Dinge von geringerer Wichtigkeit, den Grundbeſitzern erlaubt war: ſo gehörten auch gefundene Schätze weder dem Finder, noch dem Eigenthümer des Grundes und Bodens, auf welchem ſie entdeckt worden waren, zu: wofern der letztere nicht durch eine beſondere Clauſel ſeines Lehnbriefes dieſes Vorrecht erhalten hatte.

Zweytes Kapitel.

Vom Gelde, als einem beſondern Zweige des Nationalvermögens; oder von den Koſten, die zu Erhaltung des Nationalskapitals aufgewendet werden müſſen.

Es iſt in dem vorigen Buche gezeigt worden, daß die Preiſe der meiſten Waaren aus drey Theilen beſtehen: wovon der eine, die Rente für dasjenige Land, der zweyte den Lohn für diejenige Arbeit, und der dritte den Gewinnſt von demjenigen Kapitale bezahlt, die ſämmtlich ſind angewandt worden, um jene Waare hervor- und zu Markte zu bringen; daß es zwar, in der That einige Waaren giebt, deren Preis nur aus den beyden Theilen, dem Arbeitslohne und dem Kapitalgewinnſte beſteht; und eine ſehr kleine Anzahl andrer, bey welchen der Arbeitslohn allein den ganzen Preis ausmacht: daß aber nothwendig ſich die Preiſe aller Waaren in einen oder den andern, oder in alle dieſe drey Theile auflöſen, weil jeder Theil davon, der nicht als Landrente oder Arbeitslohn bezahlt wird, doch irgend jemandem, als Gewinnſt, zu Gute kömmt.

Da dieſs bey jeder einzelnen Waare der Fall iſt: ſo muſs es auch bey dem Inbegriffe aller Waaren eines ganzen Landes, oder bey dem geſammelten jährlichen Producte ſeines Bodens und des Fleiſses ſeiner Einwohner, der Fall ſeyn. Der ganze Preis, oder der Tauſchwerth dieſes jährlichen Products, muſs ſich ebenfalls in jene drey Theile auflöſen, und unter die verſchiedenen Einwohner des Landes, entweder als Rente, oder als Lohn, oder als Gewinnſt, ausgetheilt werden.

Ob man gleich auf ſolche Weiſe durch die Theilung des jährlichen Länderey- und Arbeits-Products eines Landes, alle Klaſſen ſeiner Einwohner ihre Einkünfte erhalten: ſo können wir doch in dieſem geſammten Einkommen aller Landesbewohner, ſo wie bey dem Ertrage eines Privatgutes, den **reinen Ertrag**, der nach Abzug aller Unkoſten übrig bleibt, von dem **rohen Einkommen**, *) bey welchem dieſe Unkoſten noch nicht abgezogen worden ſind, unterſcheiden.

*) Der Begriff von groſs revenue iſt deutlich, — es iſt das, was die Früchte einer Unternehmung betragen, wenn man noch nicht die Unkoſten, welche ſie verurſachet hat, und die, welche zu Fortſetzung derſelben erforderlich ſind, abgezogen hat. — Aber es iſt nicht ſo leicht ein ſchickliches deutſches Wort dafür zu finden, als für den entgegengeſetzten Begriff des neat revenue, (des nach Abzug der Unkoſten und nöthigen Vorſchüſſe übrig bleibenden Einkommens), das man ſehr gut durch reinen Ertrag, **reines Einkommen** überſetzen kann. Ich habe für jenes **rohes Einkommen** gewählt. Roh iſt die Ueberſetzung von brutto: und dieſes wird ſchon lange in Handlungsſachen, im Gegenſatze von netto, für dasjenige gebraucht, wobey noch Sachen mit eingemiſcht und in Rechnung gebracht ſind, die eigentlich nicht dazu gehören. So ſagt man: das Bruttoge-

Das rohe Einkommen von einem Landgute iſt das, was der Pachter bezahlt: der reine Ertrag iſt das, was dem Gutsbeſitzer von dem Pachte übrig bleibt, wenn er abzieht, was er davon auf Beſtreitung der Wirthſchaft, auf Unterhaltung der Gebäude, und auf Abtragung aller andern Laſten anwenden muß, und was er alſo, — ohne ſein Gut zu verſchlechtern, — dem zum unmittelbaren Verbrauche beſtimmten Fond einverleiben, oder, mit andern Worten, auf ſeine Tafel, die Ausſchmückung ſeiner Wohnung, ſeine Equipage, oder auf Vergnügungen und Zeitvertreibe wenden kann. Der wirkliche Reichthum eines Gutsbeſitzers ſteht nicht mit der erſten, ſondern mit der zweyten Art des Ertrages im Verhältniſſe.

Das, was die ſämmtlichen Einwohner eines Landes zuſammen genommen einnehmen, begreift das ganze jährliche Product des Bodens und der Arbeit der Einwohner in ſich. Das, was davon als reines Einkommen angeſehen werden kann, iſt eben dieſes Product, aber nach Abzug alles deſſen, was die Unterhaltung, erſtlich des ſtehenden, und dann des umlaufenden Kapitals koſtet, — oder, mit andern Worten, es iſt das, was ſie, ohne ihr Kapital zu ſchwächen, zum unmittelbaren Verbrauche anwenden, oder für ihre Unterhaltung, Bequemlichkeiten und Zeitvertreibe ausgeben können. Auch hier iſt der reelle Reichthum des Landes

nicht

wicht einer Waare, wenn das Gewicht des Gefäßes, oder der Emballage, worinn ſie enthalten iſt, noch nicht davon abgerechnet worden. A. d. U.

nicht nach dem rohen, ſondern nach dieſem reinen Einkommen zu berechnen.

Augenſcheinlich müſſen die Koſten, welche die Unterhaltung des ſtehenden Kapitals verurſacht, von dem reinen Einkommen der Geſellſchaft abgezogen werden. Weder die Materialien, die zu den, in den verſchiednen Gewerben nöthigen Werkzeugen, Maſchinen und Gebäuden gebraucht werden, noch das Product der darauf gewandten Arbeit, kann von dieſem Einkommen einen Theil ausmachen. Der Preis dieſer Arbeit macht in der That zuweilen einen ſolchen Theil aus, wenn der Arbeitsmann den ganzen Betrag ſeines Lohns ſeinem unmittelbaren Verbrauche widmen kann. In andern Fällen geht ſowohl der Preis, als das Product der Arbeit zu dem, der unmittelbaren Conſumtion gewidmeten Vorrathe über: wenn nähmlich dieſe Arbeit, für irgend jemanden, Nahrung, Bequemlichkeit oder Vergnügen hervorbrachte.

Der Endzweck des ſtehenden Kapitals iſt, die hervorbringenden Kräfte der Arbeit zu vermehren, oder zu machen, daß dieſelbe Anzahl von Arbeitern, in derſelben Zeit, eine größere Quantität nützlicher Dinge hervorbringe. Auf einem Landgute, wo die nöthigen Gebäude, Zäune, Abzugsgräben und Wege, im beſtmöglichen Stande ſind, wird dieſelbe Anzahl von Arbeitern und Arbeitsvieh eine weit größere Quantität Getreide erbauen, als auf dem gleich großen, gleich fruchtbaren Boden eines andern, mit allen dieſen Wirthſchaftsſtücken weniger verſehenen. In Manufacturen, wo das Maſchinenweſen ſehr vollkommen iſt, wird dieſelbe Anzahl von Händen weit mehr Waare verfertigen, als in andern, wo mit unvollkommenern Werkzeugen gearbeitet wird. Die auf die Unterhaltung des ſtehenden Kapitals gewandten Koſten, wenn ſie klüglich angewandt werden, bezahlen ſich reichlich, und vermehren das Arbeitsproduct um einen größern Werth, als ſie ſelbſt betragen. Demohnerachtet nehmen dieſe Koſten von dem Arbeitsproducte ſelbſt immer einen Theil hinweg. Sowohl eine gewiſſe Quantität Materialien, als eine gewiſſe Anzahl von Arbeitsleuten, welche ſonſt beyde auf die Erzeugung von Dingen, die zur Nahrung, Kleidung oder Wohnung gehören, hätten unmittelbar angewandt werden können, müſſen nun dieſer Beſtimmung entzogen, und auf etwas gewandt werden, das zwar in hohem Grade nützlich iſt, aber doch nicht numittelbaren Genuß gewährt. Hierauf bezieht ſich eigentlich der Nutzen, welchen Fortſchritte der Mechanik gewähren, wenn durch deren Hülfe das Maſchinenweſen, bey den verſchiednen Manufacturzweigen, einfacher und wohlfeiler wird. Die auf die Verfertigung vormahliger koſtbarer und mehr zuſammengeſetzter Maſchinen, gewandten Materialien ſowohl, als arbeitenden Hände, können alsdann erſpart, und unmittelbar zur Vermehrung des Manufacturproducts ſelbſt gebraucht werden. Wenn der Unternehmer einer großen Manufacturanſtalt bisher hat tauſend Pf. St. des Jahrs auf die Unterhaltung ſeines Maſchinenweſens wenden müſſen, und nun dieſe Ausgabe bis auf fünfhundert Pf. St. vermindern kann: ſo wird er ſicher die erſparten 500 Pf. anwenden, um ſo viel mehr Materialien für ſeine Manufactur zu kaufen, und um ſo viel mehr

Arbeiter dabey anzuſtellen. Die Quantität der Waare alſo, zu deren Verfertigung jene Maſchinen einzig und allein behülflich waren, wird dadurch natürlicher Weiſe vermehrt werden, und mit ihr die Summe von Bequemlichkeiten und Genüſſen, welche der Geſellſchaft dadurch zu Theil wurden.

Der Aufwand, den es koſtet, das ſtehende Kapital eines großen Landes zu unterhalten, kann füglich mit dem Aufwande verglichen werden, wodurch die Gebäude und Wirthſchaftsgeräthe eines einzelnen Landguts im Stande erhalten werden. Die auf ſolche Reparaturen gewandten Ausgaben, ſind oft unumgänglich nothwendig, wenn das Landgut die von ihm erwarteten Producte liefern ſoll, wovon ſowohl deſſen rohes Einkommen, als der reine Ertrag abhängt. Wenn aber durch eine geſchicktere Leitung der Sachen, dieſe Summe vermindert werden kann, ohne daß die Hervorbringung ſelbſt vermindert wird: ſo muß dadurch nothwendig, indem das, **was das Gut überhaupt bringt**, unverändert bleibt, der **reine Ertrag** vermehrt werden, weil ein kleinerer Theil davon für die Wirthſchaftsunkoſten abgezogen wird.

Wenn aber die auf Unterhaltung des **ſtehenden Kapitals** gewandten Summen zu dem reinen Einkommen der Geſellſchaft nicht gerechnet werden dürfen: ſo iſt in Abſicht der Summen, welche das **umlaufende Kapital** unterhalten, der Fall ganz verſchieden. Ich habe ſchon bemerkt, daß von den vier Theilen, aus welchen dieſes letztere Kapital beſtehet, Geld, Lebensmittel, rohe Materialien, und vollendete Manufactur-

Waaren, die drey letztern immer von Zeit zu Zeit aus demſelben herausgezogen, und entweder dem ſtehenden Kapitale, oder den zum unmittelbaren Verbrauche beſtimmten Vorräthen der Geſellſchaft einverleibt werden. Alles, was von verbrauchbaren Waaren nicht dem erſtern zugewandt wird, kömmt zuletzt unfehlbar unter die letztern, und macht einen Theil des reinen Einkommens der Geſellſchaft aus. Dieſem reinen Ertrage wird alſo durch das umlaufende Kapital nichts entzogen, ausgenommen wenn ein Theil davon zu dem ſtehenden Kapitale übergeht.

Die Lage eines Privatmannes iſt in dieſer Rückſicht ganz anders, als die Lage eines gemeinen Weſens. Bey jenem macht ſein umlaufendes Kapital nie einen Theil ſeines reinen Einkommens aus: ſondern dieſes muß bloß aus den Gewinnſten entſtehen, welche jenes Kapital bringt. Für die ganze Geſellſchaft hingegen kann das, was heute noch umlaufendes Kapital eines oder des andern ihrer Mitglieder iſt, künftig einmahl reines Einkommen werden. Die Waaren in eines Krämers Laden, gehören nicht zu den Vorräthen, welche ſeinem eignen Verbrauche gewidmet ſind: aber ſeine Käufer können ſie für den ihrigen beſtimmen; und dieß kann geſchehen, ohne daß weder er noch ſie von ihrem Kapital etwas dabey einbüßen. Der Krämer bekömmt den Werth ſeiner Waaren, mit Gewinnſte, von ſeinen Käufern erſetzt: und dieſe können den Ankauf von den bloßen Gewinnſten ihres Kapitals gemacht haben.

Von allen Theilen des in einer Geſellſchaft umlaufenden Kapitals iſt Geld der einzige Theil, deſſen

Unterhaltung eine Verminderung des reinen Einkommens der Geſellſchaft verurſachen kann.

In dieſer Rückſicht hat Geld, welches ein Theil des umlaufenden Kapitals iſt, mit dem ſtehenden Kapitale eine große Aehnlichkeit.

Erſtlich, ſo wie die Werkzeuge und Maſchinen der Gewerbe anfangs erbauet, und in der Folge immer ausgebeſſert werden müſſen, und durch beydes Koſten verurſachen, die, ob ſie gleich zu dem rohen Einkommen der Geſellſchaft überhaupt gehören, doch einen Abzug von dem reinen Einkommen machen: ſo muß das in einer Geſellſchaft umlaufende Geld, zuerſt herbeygeſchafft und dann immer wieder ergänzt werden, wozu ebenfalls ein Aufwand nöthig iſt, der von dem reinen Einkommen der Geſellſchaft abgeht. Es muß nähmlich ein beträchtlicher Theil von ſo koſtbaren Materialien, als Gold und Silber ſind, und eine Quantität ſo künſtlicher Arbeit, als die Verfertigung des Geldes erfordert, der Beſtimmung, unmittelbar zum Nutzen oder Vergnügen] der einzelnen Menſchen zu dienen, entzogen, und blos auf die Hervorbringung eines Handelswerkzeuges gewandt werden, durch deſſen Hülfe die nutzbaren, oder die angenehmen Dinge, die in der Geſellſchaft vorhanden ſind, unter die verſchiedenen Glieder derſelben, mit mehr Leichtigkeit vertheilt werden können.

Zweytens. So wie die Werkzeuge und Maſchinen der Gewerbe, — welche das ſtehende Kapital einzelner Bürger ausmachen, — nicht zu ihrem rohen, und noch weniger zu dem reinen Einkommen derſelben gerechnet werden können: ſo kann auch das Geld, —

das Werkzeug, vermittelſt deſſen das ganze Einkommen der Geſellſchaft unter alle Mitglieder vertheilt wird, ſelbſt kein Theil dieſes Einkommens ſeyn. Das große Rad, welches den Umlauf der Güter in der Geſellſchaft befördert, iſt von den dadurch in Umlauf geſetzten Gütern ſelbſt durchaus verſchieden. Wenn wir das Einkommen der Geſellſchaft, es ſey nach dem rohen, es ſey nach dem reinen Betrage, berechnen wollen: ſo müſſen wir von der jährlich umlaufenden Summe von Waaren und Gelde, den ganzen Werth des baaren Geldes abziehen, wovon nie ein Pfennig zu jenem Einkommen gerechnet werden kann.

Wenn dieſer Satz zweifelhaft oder paradox ſcheint: ſo liegt es nur an der Zweydeutigkeit, die dem Wortausdrucke deſſelben anklebt. Wird deſſen Sinn erſt verſtanden, ſo leuchtet auch ſeine Wahrheit ein.

Wenn wir von einer Summe Geldes reden, ſo denken wir zuweilen an weiter nichts, als an die beſtimmte Anzahl von Gold- oder Silberſtücken, aus welchen ſie beſteht: zuweilen aber ſchwebt uns dabey zugleich eine dunkle Vorſtellung von den Gütern vor, welche man mit dieſem Gelde erhandeln kann, und von der Macht, welche es ſeinem Beſitzer giebt, ſich jene zu verſchaffen. So, wenn wir ſagen, daß das in England umlaufende Geld auf achtzehn Millionen Pf. St. geſchätzt wird: ſo meinen wir damit nichts weiter, als daß wirklich, nach der Rechnung, oder vielmehr nach der Muthmaßung einiger Schriftſteller, ſo viel Geldſtücke, als achtzehn Millionen betragen, in den Händen der Einwohner Englands, vorhanden ſind. Wenn wir aber ſagen, daß jemand funfzig, oder hundert Pfund Sterling jährlicher Einkünfte hat: ſo wollen wir damit nicht bloß die Anzahl der Geldſtücke anzeigen, die ihm wirklich jährlich ausgezahlt werden, ſondern die Quantität Güter, welche er jährlich ſich anzuſchaffen und zu verbrauchen im Stande iſt. Wir wollen gewöhnlicher Weiſe durch dieſen Ausdruck zugleich anzeigen, was ſeine Lebensart ſey, oder ſeyn ſolle; und welche Menge und Beſchaffenheit von Bedürfniſſen und Bequemlichkeiten des Lebens er ſich anſchaffen könne, wenn ſeine Ausgaben ſeinem Vermögen angemeſſen ſeyn ſollen.

Wenn, bey Benennung einer gewiſſen Summe Geldes, wir nicht bloß an die Metallſtücke denken, woraus ſie beſteht, ſondern an die Waaren und Güter, welche dafür angeſchaft werden können: dann nur zeigt dieſer Ausdruck **Reichthum** oder **Einkommen** an. Und dieſer Reichthum, oder dieſes Einkommen iſt alsdann nur **einem** der Werthe gleich, die **beyde** durch jenen Ausdruck, auf eine etwas zweydeutige Weiſe, angezeigt werden. Nicht ſowohl das **Geld ſelbſt**, als des **Geldes Werth** macht das Vermögen oder Einkommen eines Menſchen aus, und beſtimmet deſſen Größe.

Ein Mann bekomme z. B. einen wöchentlichen Gehalt von einer Guinee. Er wird ſich alſo, in **einer** Woche, für **eine** Guinee Bedürfniſſe, Bequemlichkeiten, und Zeitvertreibe ſchaffen können. Sein wirkliches wöchentliches Einkommen iſt groß, wenn er ſich von allen dieſen Dingen viel, — und klein, wenn er wenig dafür anſchaffen kann. — Augenſcheinlich kann dieſes Einkommen nicht beyden Werthen, — der Guinee und den für die Guinee angeſchaften Gütern, zuſammen genommen, — ſondern es kann nur einem von beyden gleich ſeyn, und zwar wird es gewiß richtiger durch das letztere, als durch das erſtere bezeichnet; — richtiger durch das, was man für eine Guinee kaufen kann, als durch die Guinee ſelbſt.

Würde einer ſolchen Perſon ihr Gehalt in einer ſchriftlichen Anweiſung auf eine Guinee ausgezahlt: ſo würde gewiß nicht das Papier, worauf die Anweiſung ſteht, ſondern das, was ſie dafür erhalten kann, ihr Einkommen ausmachen. — Nun iſt eine Guinee ſelbſt nicht anders zu betrachten als wie eine Anweiſung auf eine gewiſſe Quantität von Nothwendigkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens, — eine Anweiſung, die an alle Handwerks- und Kaufleute der Gegend ausgeſtellet iſt, und von allen anerkannt wird. Alſo wird auch hier das Einkommen der Perſon, welcher eine Guinee wöchentlich ausgezahlt wird, nicht ſowohl in der Quantität Goldes, die ſie empfängt, als in der Quantität von Gütern des Lebens beſtehen, auf welche ſie dadurch eine ſichere Anwartſchaft bekömmt. Sollte dieſes Geldſtück nicht gegen etwas anders ausgewechſelt werden können: ſo würde es, wie der Wechſelbrief eines bankerottirten Kaufmanns, ohne allen Werth ſeyn.

Wenn alſo auch allen Einwohnern eines Landes ihr wöchentliches, oder jährliches Einkommen in Gelde ausgezahlt würde, (wie dieß dann wirklich oft der Fall iſt:) ſo würde doch ihr wahres Einkommen und alſo ihr Reichthum nur nach dem Verhältniſſe zu ſchätzen ſeyn, in welchem ſie, für das empfangene Geld, viele oder wenige verbrauchbare Dinge in ihre Gewalt bekommen können. Nicht beyde Summen, die Summe des eingenommenen Geldes, und die Summe der verbrauchten Güter dürfen zuſammen gerechnet werden, um das geſammte Einkommen der Geſellſchaft heraus zu bringen: ſondern nur einer von dieſen beyden Werthen macht den Maßſtab davon aus; und zwar iſt der letztre ein weit richtigerer Maßſtab, als der erſtere.

Wenn wir gewöhnlicher Weiſe das Einkommen einer Perſon nach den Metallſtücken berechnen, die ihr jährlich ausgezahlt werden: ſo geſchieht es deßwegen, weil in der That das Vermögen dieſer Perſon, ſich nützliche Dinge anzuſchaffen, oder der Werth der Güter, welche von ihr angeſchafft werden können, durch die Summe jener Metallſtücke am ſicherſten und genaueſten bezeichnet wird. Immer aber iſt es dieſes Vermögen, es iſt die Summe dieſer Güter ſelbſt, welche eigentlich das Weſen ihres Einkommens ausmacht.

Was in dieſem Puncte von einer einzelnen Perſon wahr iſt, gilt auch von einer ganzen Geſellſchaft. Bey einer einzelnen Perſon iſt die Summe Geldes, welche ſie jährlich einnimmt, oft ein genaues Aequivalent ihres wirklichen Einkommens; und kann daher zur Bezeichnung deſſelben, als der kürzeſte und deutlichſte Ausdruck gebraucht werden. Aber bey einer ganzen Geſellſchaft iſt die darin umlaufende Geldmaſſe auf keine Weiſe das Aequivalent von dem ſämtlichen Einkommen ihrer Mitglieder. Da eben dieſelbe Guinee, welche heute dem einen, als ſein wöchentlicher Gehalt ausgezahlt wird, morgen dazu dienen kann, den Gehalt eines andern, und übermorgen den eines dritten zu bezahlen: ſo muß nothwendig die Summe aller Gehalte, welche die ſämmtlichen Einwohner eines Landes, innerhalb eines Jahres, in Gelde ausgezahlt erhalten, weit größer ſeyn, als die Summe der Metallſtücke, welche jährlich in dieſem Lande umlaufen. Hingegen müſſen dieſe Gehalte dem Vermögen zu kaufen, welches ſie den Empfängern mittheilen, oder den Gütern, welche damit wirklich nach und nach eingekauft werden, am Werthe vollkommen gleich ſeyn. Dieſe Gehalte aber machen das Einkommen der Perſonen aus, denen ſie ausgezahlt werden. Alſo iſt auch dieſes Einkommen nicht nach der Summe der umlaufenden Geldſtücke zu berechnen, die viel weniger an Werthe betragen, ſondern nach der Menge Güter, welche, ſo wie dieſe Geldſtücke von Hand zu Hand gehen, jeder Empfänger ſich dafür anſchaffen kann.

Geld alſo, dieß große Umlaufs-Rad, — das groſſe Werkzeug des Handels, — macht gleich allen andern Werkzeugen der Gewerbe, zwar einen ſchätzbaren Theil des Kapitals der Geſellſchaft, welcher es zugehört, aber keinen Theil der Einkünfte derſelben aus. Und ob gleich die Metallſtücke, woraus es beſteht, in ihrem jährlichen Umlaufe, einem jeden Mitgliede das Einkommen zutheilen, welches auf ihn kömmt: ſo machen ſie doch ſelbſt keinen Theil dieſes Einkommens aus.

Drittens und letztens haben die Maſchinen und Werkzeuge der Gewerbe, noch dieſe Aehnlichkeit mit dem im Gelde beſtehenden Theile des umlaufenden Kapitals, daß, ſo wie jede Erſparniß, welche man bey dem Baue und der Unterhaltung dieſer Maſchinen machen kann, ohne deshalb ihre Wirkſamkeit zu ſchwächen, oder die hervorbringenden Kräfte der Arbeit zu vermindern, den reinen Gewinn der Geſellſchaft vergrößert: ſo auch Erſparniſſe, in den auf Sammlung und Unterhaltung eines gewiſſen Geldſchatzes zu wendenden Koſten, wenn ſie möglich ſind, auch der Geſellſchaft gleichen Vortheil bringen.

Es iſt ſchon hinlänglich von mir gezeigt worden, und es iſt an ſich einleuchtend, daß jede Erſparniß in denjenigen Koſten, welche die Unterhaltung des fixen Kapitals verurſacht, eine Vermehrung des reinen Gewinnſtes iſt. Denn da jeder Unternehmer das Ganze ſeines Kapitals nothwendig in zwey Theile theilt, wovon der eine ſtehend wird, der andre umläuft: ſo wird, ſo lange das Ganze unvermindert bleibt, der letztere Theil um ſo viel zunehmen, um ſo viel der erſtere ſich verringert. Da es nun das umlaufende Kapital iſt, welches die arbeitenden Hände in Bewegung ſetzt, und die Hervorbringung nützlicher Dinge veranlaßt: ſo wird die Anzahl dieſer Hände, und alſo die Quantität der Erzeugniſſe natürlicher Weiſe, durch Erweiterung des umlaufenden Kapitals, und folglich durch Einſchränkung des ſtehenden vermehrt.

Wenn Papier an die Stelle von Gold- und Silbermünzen geſetzt wird: ſo wird ein ſehr koſtbares Werkzeug des Handels mit einem weit wohlfeilern, und doch in manchen Fällen, eben ſo bequemen vertauſcht. Der Umlauf wird durch ein neues Rad betrieben, welches mit geringern Koſten ſowohl errichtet, als im Stande erhalten wird. Doch auf welche Art dieſe Operation geſchiehe, und welchen Einfluß ſie auf Vermehrung des reinen, oder des rohen Einkommens der Geſellſchaft hat: dieß fällt weniger in die Augen, und hat alſo vielleicht noch einiger Erläuterungen nöthig.

Es giebt vielerley Arten von Papiergelde. Aber Banknoten und Wechſelbriefe machen die bekannteſte Gattung deſſelben aus, und ſcheinen dem Endzwecke, welchen das Papiergeld befördern ſoll, am angemeſſenſten.

Wenn die Einwohner eines gewiſſen Landes zu dem Vermögen, der Rechtſchaffenheit und der Klugheit eines einzelnen Wechſelhändlers ſo viel Zutrauen haben, daß ſie von ihm glauben, er werde immer bereit ſeyn, die von ihm ausgegebenen Zettel, welche Anweiſungen auf ſeine Caſſe enthalten, ſo wie ſie ihm zur Zahlung werden eingereicht werden, wirklich zu bezahlen: ſo gelten dieſe Zettel oder Noten, im Handel und Wandel, dem Gold- und Silbergelde gleich; weil man verſichert iſt, in jedem Augenblicke Geld für dieſelben bekommen zu können.

Ich will annehmen, ein Privat-Wechſelhändler verleihe an ſeine Kunden, ſeine eigenen Geldnoten, bis zu dem Belange von hundert tauſend Pf. St. Da dieſe Noten ihnen alle Dienſte leiſten, welche wirkliches Geld leiſtet: ſo iſt er auch berechtigt, von ihnen dieſelben Zinſen zu verlangen, als wenn er ihnen wirkliches Geld geliehen hätte. Dieſe Zinſen ſind ſein Gewinn. Einige von dieſen Noten kommen freylich immer von Zeit zu Zeit zu ihm zurück, um von ihm mit Gelde ausgelöſet zu werden; aber andere laufen Monate und Jahre lang umher, ohne von ihm geſehn zu werden. Wenn alſo gleich für hundert tauſend Pfunde Noten von ihm im Umlaufe ſind: ſo können doch wohl zwanzig tauſend Pfunde, die er in baarem Gelde liegen hat, hinlänglich ſeyn, dieſe gelegentlichen Anforderungen zu befriedigen. Vermöge jenes Verfahrens alſo thun zwanzig tauſend Pfunde in Golde oder Silber, alle die Dienſte, die ſonſt nur hundert tauſend Pfunde würden thun können. Vermittelſt jener Anweiſungen können für hundert tauſend Pfunde Umtauſche gemacht, Waaren von dieſem Werthe gekauft und verkauft, und ſo nach und nach an ihre Verzehrer vertheilt werden, ſo gut, als wenn ſo viel wirkliches Gold- oder Silbergeld dazu gebraucht würde. Achtzigtauſend Pfunde Goldes oder Silbers werden alſo auf dieſe Weiſe, in dem Umlaufe jenes Landes erſparet. Und, wenn nun mehrere Wechſelbänke oder Wechſelhändler zu gleicher Zeit ähnliche Operationen machen: ſo kann vielleicht der geſammte Waarenumlauf des ganzen Landes mit dem fünften Theile desjenigen Goldes oder Silbers beſorgt werden, das ſonſt dazu nöthig ſeyn würde.

Wir wollen ſetzen, in einem gewiſſen Lande, zu einer gewiſſen Zeit wären 100,000 Pfunde St. das ganze umlaufende Kapital: oder mit andern Worten, mit hundert tauſend Pfunden könnte das ganze jährliche Erzeugniß ſeines Bodens und der Hände ſeiner Bewohner, von dem Hervorbringer zu dem Verzehrer gebracht werden. In dieſem Lande nun ſollen mehrere

Wechſelhändler und Wechſelbänke, Noten und Anweiſungen, zahlbar an den, welcher ſie präſentirt, zu dem Belaufe von einer Million Pf. St. ausgeben, und ſich 200,000 Pfunde baar in ihren Caſſen bereit halten, um den von Zeit zu Zeit an ſie kommenden Forderungen dieſer Art Genüge zu thun. Es würden alſo zu gleicher Zeit 800,000 Pfunde baares Geld, und eine Million in Banknoten, — zuſammen achtzehnmal hundert tauſend Pfunde, im Umlaufe ſeyn. Nun war aber für das bisherige jährliche Landes- und Arbeitsproduct, um es durch wiederhohlten Kauf und Verkauf den Conſumenten zuzuführen, eine Million hinlänglich: und durch jene Bankoperationen kann dieſes Product nicht unmittelbar vermehrt werden. Auch nach denſelben wird alſo eine Million noch hinlänglich ſeyn; die nämliche Anzahl von Waaren wird noch fernerhin gekauft und verkauft: dieſelbe Quantität Geldes iſt alſo auch hinlänglich, dieſen Handel zu beſorgen. Der Umlaufskanal, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, bleibt unverändert, und dieſen füllte eine Million vollkommen aus. Was alſo über dieſe Million ſich in den Kanal ergießt, kann nicht mehr in demſelben umlaufen, ſondern muß überfließen. In unſerm Falle ſind es alſo 800,000 Pfunde, welche auf dieſe Art überfließen, da ſie in dem innern Umlaufe des Landes nicht gebraucht werden können. Aber dieſe Summe iſt demohnerachtet von zu großem Werthe, als daß ſie müßig liegen bleiben ſollte. Sie wird alſo außer Landes verſandt werden, dort eine Gewinnbringende Anwendung zu ſuchen, die ſie innerhalb deſſelben nicht finden kann. Nun kann es aber nicht das Papiergeld ſeyn, welches auswärts verſandt wird. In der Entfernung von den Banken, die daſſelbe ausgegeben haben, und von dem Lande, vor deſſen Gerichten man die Bezahlung davon eintreiben kann, wird es nie in gewöhnlichen Zahlungen angenommen werden. Alſo werden jene 800,000 Pf. St. in Gold oder Silber außer Landes geſchickt werden: und der Kanal des inländiſchen Umlaufs wird mit der Million Papiergeld angefüllt bleiben, die an die Stelle der zuvor umlaufenden Metalle von gleichem Werthe getreten iſt.

Ob aber gleich eine ſo große Summe Goldes und Silbers außer Landes gegangen iſt: ſo dürfen wir doch nicht glauben, daß ſie umſonſt ſey weggegeben, oder auswärtigen Nationen geſchenkt worden. Es werden Waaren einer oder der andern Art dafür eingetauſcht, um damit dem Bedürfniſſe einheimiſcher Verzehrer, oder eines dritten Landes abzuhelfen.

Wird ſie zum Ankaufe ſolcher Waaren, die zum Verbrauche in ein drittes Land verſandt werden, — oder in dem Zwiſchenhandel und ſogenannten Fuhrhandel angewendet: ſo iſt jeder Gewinn, der damit gemacht wird, ein Zuſatz zu dem reinen Einkommen des eignen Landes. Sie iſt alsdann als ein neuentdeckter Fond, zu Errichtung einer neuen Art von Handlung anzuſehen. Die inländiſchen Geſchäfte werden nun mit dem Papiergelde abgemacht; und das Gold und Silber iſt in einen Fond zu Betreibung dieſes neuen Handels verwandelt worden.

Wird ſie zum Ankauf ausländiſcher Waaren, die im Lande ſelbſt verzehrt werden, angewendet: ſo iſt ein doppelter Fall möglich. Entweder ſind dieſe Waaren ſolche, die wahrſcheinlicher Weiſe von müßigen, nichts hervorbringenden Leuten verzehrt werden, wie z. B. ausländiſche Weine, oder ſeidne Zeuge; oder es ſind Materialien, Werkzeuge und Verſorgungsmittel, womit arbeitſame Leute, die den Werth ihrer jährlichen Conſumtion mit Gewinnſt wieder hervorbringen, unterhalten und beſchäftiget werden können.

Durch die erſte Art der Anwendung wird die Ueppigkeit befördert, die Ausgabe und die Summe des **Verbrauchten** wird vermehrt, ohne daß das **Hervorgebrachte** vermehrt, und ohne daß ein bleibender Fond, zur Wiedererſetzung jener Ausgabe errichtet wird. Sie iſt alſo in jeder Rückſicht der Geſellſchaft ſchädlich.

Durch die zweyte Art der Anwendung wird der Fleiß befördert; und obgleich dadurch die Quantität des in der Nation **Verbrauchten** vermehrt wird: ſo wird doch auch zugleich ein bleibender Fond errichtet, aus welchem der **Aufwand dieſes Verbrauchs** beſtritten werden kann; weil die Verzehrer Leute ſind, welche den Werth ihrer jährlichen Conſumtion, vermehrt mit Gewinnſte, wieder hervorbringen. Es wird alſo das **rohe Einkommen** der Geſellſchaft, d. h. das jährliche Erzeugniß ihrer Ländereyen und ihrer Arbeit, um ſo viel vermehrt, als der Fleiß jener arbeitſamen Leute, ihren Materialien am Werthe zuſetzt; und das **reine Einkommen** der Geſellſchaft wird um ſo viel vermehrt, als von dieſem zugeſetzten Werthe übrig bleibt, wenn man das zur Unterhaltung der Werkzeuge ihres Gewerbes Nöthige abzieht.

Es iſt nicht bloß wahrſcheinlich, ſondern es geſchieht faſt nothwendig, daß der größte Theil der Waaren, welche für das, durch jenes Wechſelgeſchäfte außer Landes gedrängte Gold und Silber, zum inländiſchen Verbrauche eingekauft werden, Waaren der letzten unter den gedachten Arten ſind. Einzelne Menſchen können zuweilen ihre Ausgaben ſehr beträchtlich über ihre Einnahme vergrößern: aber ein ganzer Stand, oder eine ganze Klaſſe von Menſchen thut dieß gewiß niemahls. Die Regeln der gemeinen Klugheit haben zwar nicht auf die Handlungen eines jeden Individuums Einfluß: aber ſie regieren gewiß immer die Aufführung des größern Theils jeder Klaſſe. Nun wird aber das Einkommen der müßigen Leute, wenn dieſe als eine abgeſonderte Klaſſe betrachtet werden, durch die gedachten Operationen der Banken und Wechsler nicht im mindeſten vermehrt. Es können alſo auch ihre Ausgaben im Ganzen nicht merklich dadurch vermehret werden; obgleich dieß bey den Ausgaben einzelner unter ihnen möglich iſt, und zuweilen wirklich geſchieht. Da alſo die Nachfrage der müßigen Leute nach auswärtigen Waaren, nach wie vor, ziemlich dieſelbe bleibt: ſo iſt wahrſcheinlich, daß nur ein kleiner Theil der Waaren, die für das durch die Wechſelgeſchäfte auswärts gedrängte Gold und Silber daſelbſt eingekauft werden, für ſie eingekauft wird. Der größere wird alſo natürlicher Weiſe, zur Beſchäftigung der Fleißigen, nicht zum Vergnügen der Müßigen angewendet werden.

Wenn man die Quantität Arbeit berechnen will, die durch das umlaufende Kapital eines Landes im Gange erhalten werden kann: ſo muß zu dieſem Kapital nichts weiter, als die Materialien der vollendeten Producte der Arbeit, und die Lebensmittel gerechnet; —— das baare Geld aber, der zweyte Theil jenes Kapitals, der eigentlich nur dazu dient, den erſtern umlaufend zu machen, muß immer davon abgeſondert werden. Denn um den Fleiß zu beſchäftigen ſind drey Dinge erforderlich: Materialien, die verarbeitet werden, Werkzeuge, mit welchen, und der Arbeitslohn oder die Belohnung, um derentwillen gearbeitet wird. Geld iſt keines von allen dreyen: es iſt weder ein Stoff, noch ein Werkzeug der Arbeit. Und obgleich dem Arbeiter ſein Lohn in Gelde ausgezahlt wird: ſo beſteht doch das wirkliche Einkommen, welches ihm ſein Lohn verſchafft, — ſo wie jedes andern Menſchen Einkommen, — nicht im Gelde, ſondern im Geldeswerthe; nicht in den empfangenen Metallſtücken, ſondern in dem, was er dafür ſich anſchaffen kann.

Jedes Kapital veranlaßt gerade ſo viel Fleiß in einer Nation, als es Arbeiter mit Materialien und Werkzeugen verſehen, und auf eine der Natur ihrer Arbeit gemäße Weiſe unterhalten kann. Zu beyden, — zur Anſchaffung der Materialien und Werkzeuge ſowohl, als zum Unterhalte der arbeitenden Perſonen kann Geld angewendet werden. Aber ſicher iſt die Quantität Arbeit, welche durch das Kapital im Gange erhalten wird, nicht den Materialien, Werkzeugen und Lebensmitteln, — mit dem Gelde, für welches alles dieſes eingekauft

gekauft wurde, — zuſammengenommen, — ſondern nur einer von beyden Werthſummen, und in vorzüglichem Verſtande nur der erſtern gleich.

Wenn nun an die Stelle des Gold- und Silbergeldes Papier tritt: ſo kann die Quantität Materialien, Werkzeuge und Lebensmittel, welche das ganze umlaufende Kapital liefert, um ſo viel vergrößert werden, als der Werth des zu ihrem Ankaufe zuvor angewandten Goldes und Silbers beträgt. Das, was dieſes große Rad des Umlaufes und der Vertheilung koſtete, kann nun zu Vermehrung der Güter ſelbſt angewendet werden, die durch ſeine Hülfe im Umlaufe erhalten und vertheilt werden. Dieſe Operation iſt gewiſſermaßen dem Verfahren eines großen Fabrikunternehmers ähnlich, wenn er, zu Folge neuer Entdeckungen, die im Maſchinenweſen gemacht worden ſind, wohlfeilere Maſchinen an die Stelle ſeiner alten koſtbarern ſetzt, und nun den Betrag dieſer verminderten Koſten mit zu ſeinem Kapitale ſchlägt, um dafür mehr Materialien einzukaufen, und mehr Arbeitsleute zu unterhalten.

In welchem Verhältniſſe die Summe des umlaufenden Geldes in einem Lande, zu dem Werthe der jährlichen Erzeugniſſe deſſelben, die vermittelſt jenes Geldes umlaufen, ſtehe, iſt vielleicht nie möglich genau ausſindig zu machen. Unter den verſchiedenen Schriftſtellern, die darüber ihre Stimme gegeben, haben einige ſie auf das Fünftheil, andre auf das Zehntheil, andre wohl gar auf das Zwanzig- oder Dreyßigtheil dieſes letztern Werthes geſetzt. Aber ein ſo kleiner Theil auch immer das umlaufende Geld von dem Werthe der ſämmtlichen jährlichen Landesproducte ſeyn mag: ſo iſt es doch gewiß ein anſehnlicher Theil desjenigen Theils dieſer Producte, welcher zur Unterhaltung und Beſchäftigung des Gewerbfleiſſes angewandt wird; da dieſer ſelbſt zu der ganzen Maſſe wahrſcheinlich nur in einem kleinen Verhältniſſe ſteht. Wenn alſo, durch die Stellvertretung des Papiergeldes, nur vielleicht der fünfte Theil des zuvor zum Umlaufe nöthigen Goldes und Silbers, dazu erforderlich bleibt; und nun die andern vier Fünftheile, wenigſtens größtentheils, zu den Fonds hinzutreten, welche zur Unterhaltung des Gewerbfleiſſes beſtimmt ſind: ſo muß dieß die Quantität dieſes Fleiſſes, und folglich den Werth des jährlichen Erzeugniſſes von Länderey und Arbeit ſehr anſehnlich vergrößern.

Eine dergleichen Operation iſt, während der letzten 25 bis 30 Jahre, in Schottland, durch die Errichtung neuer Bankgeſellſchaften in faſt allen anſehnlichen Städten des Königreichs, und ſelbſt in einigen Dörfern, vorgenommen worden; und der Erfolg iſt vollkommen derjenige geweſen, den ich jetzt beſchrieben habe. Der innere Verkehr des Landes iſt von der Zeit an faſt gänzlich mit dem Papiergelde betrieben worden, welches jene verſchiedenen Bankgeſellſchaften ausgegeben hatten, und das bey allen Käufen und Verkäufen ohne Widerrede angenommen worden iſt. Silber kömmt, außer wenn man eine Banknote von 20 Schillingen verwechſelt, — und Gold faſt niemahls zum Vorſchein. Zwar iſt nicht von allen dieſen Bankgeſellſchaften das Verfahren untadelhaft geweſen; und das Parlement hat deshalb ſie gewiſſen Vorſchriften unterwerfen müſſen:

ſen: aber doch hat ganz augenſcheinlich das Land von ihren Operationen Vortheil gezogen. Ich habe behaupten hören, daß ſeit der Errichtung der erſten Bank in Glasgow, das Gewerbe dieſer Stadt ſich in funfzehn Jahren verdoppelt habe; und daß das Gewerbe von ganz Schottland auf das Fünffache geſtiegen ſey, ſeitdem die beyden öffentlichen Banken in Edinburg eröffnet wurden, wovon die eine, unter dem Namen der ſchottiſchen Bank, im Jahre 1695 durch eine Parlamentsacte, die andre unter dem Namen der königlichen Bank im Jahre 1727 durch einen königlichen Freybrief (charter) ihren Anfang nahm. Ob die Vermehrung des ſchottiſchen Gewerbes überhaupt, oder des Glasgowiſchen insbeſondre, in einem ſo kurzen Zeitraume wirklich ſo viel betragen habe, wage ich nicht zu entſcheiden. Dieſe Veränderung, wenn ſie wirklich erfolgt iſt, wäre zu groß, um ſie der Urſache, von welcher wir reden, — der Operation der Banken allein zuzuſchreiben. Aber ſo viel iſt unſtreitig, ſowohl daß Handel und Gewerbfleiß in Schottland in dieſem Zeitraume beträchtlich zugenommen haben, als daß ein Theil dieſer Zunahme den Banken zuzuſchreiben iſt.

Der Werth des in Schottland, vor der Vereinigung mit England, im Jahre 1707 umlaufenden Silbergeldes, und welches unmittelbar nach derſelben in die Münze zum Umprägen gebracht wurde, belief ſich auf 411,117 Pfunde St. 10 Sch. 9 Pfen. Ich habe keine Berechnung der Goldmünze bekommen können: aber es ergiebt ſich aus alten ſchottiſchen Münzberichten, daß jährlich etwas mehr Gold als Silber, dem Werthe nach, daſelbſt gepräget wurde.*) Ueberdieß blieb damahls noch altes Silbergeld in den Händen nicht weniger Leute zurück, die ihr Silber nicht in die ſchottiſche Bank brachten, weil ſie ein Mißtrauen in die Wiederbezahlung ſetzten; und vielleicht gab es auch noch einiges engliſches Geld in Schottland, welches nicht eingefordert wurde. Der Werth des ſämmtlichen Goldes und Silbers alſo, welches, vor der Vereinigung, in Schottland umlief, kann auf nicht weniger als auf eine Million Pf. St. gerechnet werden. Es ſcheint faſt den ganzen Verkehr von Schottland beſtritten zu haben. Denn obgleich der Umlauf der Noten der ſchottiſchen Bank, die damahls keine Nebenbuhlerin hatte, beträchtlich genug war: ſo ſcheint er doch nur einen kleinen Theil des ganzen Umlaufs ausgemacht zu haben. Heute zu Tage kann der geſammte Umlauf von Schottland auf nicht weniger als zwey Millionen gerechnet werden, von denen höchſt wahrſcheinlich nur eine halbe Million in Golde oder Silber beſteht. So eine große Verminderung aber auch, in dieſem Zeitraume, die Quantität des baar umlaufenden Geldes in Schottland erlitten hat: ſo ſcheint doch der Wohlſtand und der wirkliche Reichthum dieſes Landes nichts weniger, als vermindert worden zu ſeyn. Im Gegentheile haben ſein Ackerbau, ſeine Manufacturen und ſein Handel, die jährlichen Erzeugniſſe ſeines Bodens und ſeiner arbeitſamen Hände augenſcheinlich zugenommen.

Es geſchieht vornehmlich durch das Diſcontiren der Wechſelbriefe, d. h. durch Vorſchießung der Summe vor ihrer Verfallzeit, daß der größte Theil der Banken und Wechſelhändler ihre Anweiſungszettel ins Publicum bringen. Sie ziehen alsdann von der im Wechſel ausgedruckten Summe jedesmahl ſo viel ab, als die geſetzmäßigen Geldzinſen bis zum Tage der Verfallszeit betragen. Kömmt dieſer herbey: ſo wird der völlige Betrag des Wechſels eingetrieben: und ſo erhält die Bank das vorgeſchoſſene Kapital mit einem klaren Gewinne, ſo viel als der gemachte Abzug beträgt, wieder. Der Bankier, der auf die Wechſel, welche er diſcontirt, nicht Geld oder Silber vorſchießt, ſondern Zettel, durch die er auf ſeine Caſſe Anweiſungen giebt, hat den Vortheil, daß er für eine um ſo viel größere Summe Wechſel diſcontiren kann, ſo viel der Werth derjenigen Zettel beträgt, von denen er aus der Erfahrung weiß, daß ſie im Umlaufe bleiben. Von einer um eben ſo viel vergrößerten Summe zieht er alſo den Gewinn.

---

*) S. Ruddimann's Vorrede zu Andersons diplomata Scotiae.

Der ſchottiſche Handel, der noch jetzt nicht ſehr ſtark iſt, war noch weit unbeträchtlicher, als die beyden erſten Bankgeſellſchaften errichtet wurden. Dieſe Banken würden daher nur wenig zu thun gehabt haben, wenn ſie ihre Geſchäfte auf das Diſcontiren von Wechſelbriefen hätten einſchränken wollen. Sie dachten ſich alſo eine andre Methode aus, ihre Caſſenzettel ins Publicum zu bringen. Sie gaben jedem, welcher zwey wohl angeſeſſene Landgutsbeſitzer von unbezweifeltem Credit als Bürgen dafür ſtellen konnte, daß die ihm geliehene Summe, auf Verlangen, mit den geſetzmäßigen Zinſen wieder bezahlt werden würde, Credit auf eine gewiſſe Summe, — oder, wie ſie es nannten, eine Caſſenrechnung in ihren Büchern. Die Sache ſelbſt, Credit auf dieſe Art zu geben, iſt allen Banken und Bankiers in allen Theilen der Welt gemein. Aber was den ſchottiſchen Bankgeſellſchaften, ſo viel ich weiß, eigenthümlich war, beſtand in den leichten und bequemen Bedingungen, unter welchen ſie die Wiederbezahlung annahmen: und dieſe waren vielleicht die vornehmſten Urſachen von den großen Geſchäften, welche dieſe Bankgeſellſchaften machten, und von den wichtigen Vortheilen, die ſie dem Lande brachten.

Wer z. B. bey einer von dieſen Geſellſchaften Credit hat, und von ihr, ich will ſetzen, tauſend Pfunde borgt, kann dieſe Summe theilweiſe, zu zwanzig oder dreyßig Pfunden auf einmahl, wieder bezahlen: wobey jedesmahl von den Zinſen des ganzen Darlehns ſo viel für die Folge abgerechnet wird, als auf den ſchon abgezahlten Theil kommt. Daher finden alle Kaufleute, und faſt alle, die mit Geldgeſchäften zu thun haben, es vortheilhaft, ſolche Caſſenrechnungen bey jenen Geſellſchaften zu unterhalten. Sie ſind folglich ſelbſt dabey intereſſirt, das Verkehr derſelben zu befördern: welches geſchieht, theils indem ſie ſelbſt deren Zettel in allen Zahlungen bereitwillig annehmen, theils indem ſie die Perſonen, auf welche ſie Einfluß haben, zu einer gleichen Bereitwilligkeit zu bewegen ſuchen. Wenn ein Kundmann dieſer Banken Geld bey ihnen ſucht: ſo ſchießen ſie ihm gemeiniglich ihre Zettel vor. Dieſe Zettel zahlt der Kaufmann, der ſie von der Bank empfängt, an den Fabrikanten für verfertigte Waaren, der Fabrikant an den Pachter für Lebensmittel und Materialien, der Pachter an den Gutsherrn für Pachtzinſen: dieſer bringt ſie zu den Kaufleuten zurück, um Waaren der Bequemlichkeit oder des Luxus dafür einzukaufen; und dieſe ſtellen ſie endlich wieder den Banken zu, um ihre Caſſenrechnungen zu berichtigen, oder die gemachten Darlehen zu tilgen: und ſo wird faſt der ganze Verkehr, der im Lande ſtatt findet, vermittelſt jener Zettel getrieben. Dieß macht die Größe der Geſchäfte erklärlich, welche die gedachten Geſellſchaften treiben.

Durch Hülfe dieſer Caſſenrechnungen kann jeder Kaufmann, ohne Unklugheit, ein größeres Gewerbe treiben, als ſein baares Vermögen ihm erlauben würde. Wenn zwey Kaufleute, der eine in London, der andre in Edinburg, ein gleich großes Kapital haben, und es in einem gleichen Zweige von Handel anlegen: ſo kann der Edinburger, ohne unvorſichtig zu ſeyn, ſeinem Handel mehr Ausdehnung, als der Londoner geben, und eine größre Anzahl von Menſchen beſchäftigen. Der leztre muß in ſeiner eignen Caſſe oder in der Caſſe ſeines Bankiers eine beträchtliche Summe baaren Geldes, das ihm keine Zinſen bringt, bereit halten, um die Zahlungen leiſten zu können, die ihm von Zeit zu Zeit, für Waaren, die er auf Credit eingekauft hat, zu leiſten obliegen. Wir wollen ſetzen, dieſe Summe betrage gewöhnlicher Weiſe 500 Pfunde St. Sein Waarenlager muß alſo immer um 500 Pf. St. an Werth geringer ſeyn, als es ſeyn würde, wenn er nicht genöthigt wäre, jene Summe ungenutzt liegen zu laſſen. Pflegt er alſo ſein ganzes Waarenlager in einem

Jahre umzuſetzen: ſo verkauft er nun des Jahrs um 500 Pf. weniger Waare, als er ſonſt würde verkauft haben. Um ſo viel alſo, als die Anwendung dieſer 500 Pfunde ihm einbringen würde, wird ſein Gewinnſt des Jahres geſchmälert: ſo viele Menſchen, als er mit 500 Pfunden in der Zubereitung und Herbeyführung ſeiner Waaren beſchäftigen könnte, beſchäftigt er jetzt weniger. Der Edinburger Kaufmann hingegen darf kein baares Geld zu Bezahlung gelegentlicher an ihn gelangender Forderungen, ungenutzt liegen laſſen. Fallen ſolche Zahlungen vor: ſo leiſtet er ſie vermittelſt ſeiner Caſſenrechnung mit der Bank; und dieſe Rechnung bezahlt er nach und nach mit dem Gelde, oder mit den Papieren, die ihm von Zeit zu Zeit von dem Verkaufe ſeiner Waaren eingehen. Bey einem gleichen Kapitale alſo, kann er, ohne Unvorſichtigkeit, immer ein größeres Waarenlager halten, als der Londoner Kaufmann; folglich auch theils ſelbſt einen größern Gewinn machen, theils einer größern Anzahl von Leuten Arbeit und Verdienſt geben. Und hierin beſteht der große Vortheil, welcher dem Lande aus den gedachten Bankunternehmungen zugewachſen iſt.

Zwar ſcheint es, der engliſche Kaufmann finde in der Leichtigkeit, mit welcher er ſeine Wechſel diſcontiren laſſen kann, eben dieſelben Vortheile, welche dem ſchottiſchen Kaufmanne ſeine Caſſenrechnung bey den Banken verſchafft. Aber man bedenke, daß dieſer das leichte Diſcontiren der Wechſel mit jenem gemein, und nun die Bequemlichkeit der Caſſenrechnungen noch oben drein hat.

Alle Arten Papiergeld, die in einem Lande umlaufen, zuſammen genommen, können niemahls an Werthe dasjenige Gold und Silber, an deſſen Stelle ſie getreten ſind, oder welches, (bey Vorausſetzung eines gleich großen Handels), daſelbſt umlaufen würde, im Falle kein Papiergeld verhanden wäre, übertreffen. Wenn z. B. Zwanzig-Schillingzettel das niedrigſte Papiergeld ſind, welches in Schottland Cours hat, ſo kann die ganze Summe dieſer umlaufenden Zettel nicht leicht die Summe von dem Gelde und Silber überſteigen, welches man, ohne Papiergeld, jährlich zum Umſatze von dem Belange von zwanzig Schillingen und darüber nöthig haben würde. Sollte zu irgend einer Zeit das umlaufende Papiergeld jene Summe überſteigen: ſo würde der Ueberſchuß, da er weder außer Landes geſchickt, noch im Umlaufe des Landes angewandt werden könnte, gar bald zu den Banken zurückkehren, um von denſelben in Gold oder Silber umgeſetzt zu werden. Eine große Anzahl von Leuten würde gewahr werden, daß ſie von dieſen Zetteln mehr in Händen haben, als ſie zur Vollführung ihrer einheimiſchen Geſchäfte brauchen. Und da ſie von ihnen, auch bey auswärtigen Geſchäften, keinen Gebrauch machen könnten: ſo würden ſie dieſelben ſogleich den Banken zur Zahlung verlegen. In Gold und Silber umgetauſcht nämlich, kann dieſes, von dem inländiſchen Umlaufe überflieſſende Geld, leicht ſeine Anwendung finden, indem es alsdann außer Landes zum Einkauf fremder Waaren geſandt wird, wozu es, in der Geſtalt von Papiergelde, untauglich iſt. Hieraus würde ſogleich folgen, daß, für den ganzen Betrag jenes Ueberſchuſſes, die Zettel zu den Banken zurück kehren würden, um gegen baares Geld ausgelöſet zu werden. Und wenn die Banken die mindeſte Verlegenheit oder Abgeneigtheit zeigten, zu zahlen: ſo würden die Anforderungen an ſie ſich immer vermehren, weil jeder Inhaber von Zetteln, aus Furcht nicht bezahlt zu werden, eilen würde, die ſeinigen in die Bank zu bringen.

Außer den Ausgaben, welche das Wechſelgeſchäfte mit allen andern Arten des Handels gemein hat, — als Hausmiethe, Gehalte der Diener, Schreiber und Buchhalter u. ſ. w. hat das erſtere noch zwey ihm eigenthümliche Arten des Aufwandes: — einmahl den Verluſt, der dadurch verurſacht wird, daß eine beträchtliche Summe baaren Geldes, das keine Zinſen trägt, in der Caſſe bereit gehalten werden muß, um die Inhaber der zur Zahlung einlaufenden Noten ohne Aufſchub damit befriedigen zu können; zum andern die Unkoſten, welche es macht, dieſen baaren Caſſenvorrath, wenn er durch dergleichen Zahlungen erſchöpft worden iſt, auf der Stelle wieder zu erneuern.

Eine Bankgeſellſchaft, die mehr Zettel ausgiebt, als in dem Umlaufe des Landes gebraucht werden können, und zu der alſo die überſchüſſigen unaufhörlich zur Zahlung zurückkehren, muß die Quantität von Gold und Silber, die ſie in ihrer Caſſe in Bereitſchaft hält, nicht blos um ſo viel, als jener Ueberſchuß beträgt, ſondern in einem viel größern Verhältniſſe vermehren. Die Urſache iſt, weil auch die Anzahl ihrer zur Zahlung zurückkehrenden Zettel ſich weit ſchneller vermehrt, als es nach dem Verhältniſſe des gedachten Ueberſchuſſes geſchehen ſollte. Jene beyden Ausgaben ſteigen alſo für die Bank, wenn ſie den Umfang ihrer Geſchäfte über Gebühr erweitert, nicht im Verhältniſſe mit dieſen Geſchäften, ſondern in einem weit ſtärkern Maße.

Wir wollen ſetzen, daß vierzig tauſend Pfunde in Papiergelde, welche von einer gewiſſen Bank ausgegeben werden, genau die Summe ausmachen, die in dem Umlaufe des Landes verbraucht und gleichſam verſchlungen werden kann; und daß dieſe Bank, um die ihr anheimfallenden gelegentlichen Zahlungen zu leiſten, eine Summe von 10,000 Pfunden in der Caſſe baar liegen haben müſſe. Sollte dieſe Bank verſuchen, für 44,000 Pfunde Papiere in Umlauf zu bringen: ſo würden die Papiere für die 4000 Pfunde, welche mehr ſind, als der Landesverkehr anwenden und verbrauchen kann, faſt ſo geſchwind, als ſie ausgebracht ſind, wieder zur Bank zurück kommen. Nun würde alſo dieſe Bank, um den an ſie einlaufenden Forderungen gewachſen zu ſeyn, nicht etwan bloß 11,000, ſondern 14,000 Pfunde in Bereitſchaft halten müſſen. Sie würde alſo von den Zinſen der 4000 überflüßig umlaufenden Pfunde nichts gewinnen; und ſie würde ſo viel verlieren, als alle die Unkoſten betragen, welche erfordert werden, jene 4000 Pfunde, (welche faſt immer aus ihrer Caſſe ſo geſchwind weggehen, als ſie gekommen ſind,) immer wieder von neuem in baarem Golde oder Silber anzuſchaffen.

Hätte jede Bank von jeher ihren wahren Vortheil verſtanden und zu Rathe gezogen: ſo würde der Umlauf keines Landes mit Papiergelde überhäuft worden ſeyn. Aber das erſtere iſt nicht immer der Fall geweſen; und das letztere hat ſich alſo öfters ereignet.

So war die engliſche Nationalbank, weil ſie zu viel Papiergeld ausgegeben hatte, und dieſes daher unaufhörlich zu ihr zurückkehrte, um gegen Gold oder Silber umgewechſelt zu werden, viele Jahre hindurch genöthiget, jährlich für 800,000 bis zu einer Million, — und im Durchſchnitte für 850,000 Pfunde — Geld zu prägen. Um das Ausmünzen ſolcher großen Summen in Golde möglich zu machen, mußte die Bank oft, (weil die vorhandne Goldmünze ſeit einigen Jahren ſehr ſchlecht geworden, und daher im Preiſe gegen Gold in Barren gefallen war) letztres um den hohen Preis, von 4 Pfunden St. für die Unze, einkaufen, welches ſie doch bald darauf nicht höher, als zu 3 Pf. St. 17 Schil. 10½ Pfen. wieder ausprägte. Sie verlor alſo 2½ bis 3 vom Hundert dabey; ein Verluſt, der bey einer ſo großen Summe ſehr anſehnlich war. Ob die Bank nun gleich dem Könige für die Ausübung des Münzrechts nichts bezahlte, und die Regierung noch überdieß die Prägungskoſten über ſich nahm: ſo hinderte doch die Freygebigkeit der Regierung nicht, daß der Bank durch dieſe Operation großer Aufwand verurſacht wurde.

Die ſchottiſchen Banken, die auf gleiche Weiſe das Maß überſchritten hatten, mußten beſtändig in London Agenten halten, welche baares Geld für ſie zuſammen brachten; und die Unkoſten davon betrugen ſelten weniger, als anderthalb oder zwey vom Hundert. Dieſes Geld wurde zur Achſe nach Schottland geſchickt, wobey für Fracht und Aſſecuranz von neuem drey Viertheile vom Hundert, oder funfzehn Schillinge für hundert Pfunde St. bezahlt wurden. — Dieſe Agenten waren aber nicht immer im Stande, die Caſſe ihrer Abſender ſo geſchwind, als ſie ausgeleert wurden, wieder anzufüllen. In dieſem Falle nahmen die Banken dazu ihre Zuflucht, daß ſie auf ihre Correſpondenten in London, Wechſelbriefe auf den Belauf der Summe, deren ſie nöthig hatten, zogen. Wenn dieſe Correſpondenten nachmals wieder auf ſie zogen, um ſich für ihren Vorſchuß, zugleich mit den Zinſen und der Proviſion bezahlt zu machen: ſo hatten einige dieſer Banken bey der Verlegenheit, in welche ſie der übertriebene Umlauf ihrer Papiere geſetzt hatte, oft kein anderes Mittel, die Zahlung zu leiſten, als indem ſie eine zweyte Anzahl von Wechſeln auf dieſelben oder auf andre Correſpondenten in London zogen. Und ſo lief oft dieſelbe Summe, oder vielmehr, ſo liefen Zettel für dieſelbe Summe zwey bis dreymahl hin und her; wobey die Bank, die der eigentliche Schuldner war, immer Zinſen und Proviſion für die ſich ſtets mehr anhäufende Summe, zu bezahlen hatte. Selbſt diejenigen ſchottiſchen Banken, welche die unbeſonnene Erweiterung ihrer Geſchäfte nicht ſogar weit, als andre getrieben hatten, waren doch zuweilen genöthigt, zu dieſem verderblichen Hülfsmittel ihre Zuflucht zu nehmen.

Da der Goldmünze, mit welcher die engliſche Nationalbank, oder die ſchottiſchen Banken ihre im Umlaufe überflüßigen Papiere einlöſeten, ebenfalls in dieſem Umlaufe zu viel war: ſo wurde ſie bald als Münze, bald in Barren eingeſchmolzen, außer Landes geſchickt; zuweilen auch, in der letztern Geſtalt, der Londoner Bank, um den hohen Preis von vier Pfunden St.

für die Unze verkauft. Immer waren es die neueſten, ſchwerſten und beſten Stücke, welche ſorgfältig aus dem geſammten Gelde herausgeſucht, und eingeſchmolzen oder außer Landes geſchickt wurden. Im Lande und als Geld, waren dieſe ſchwerern Stücke nicht mehr werth, als die leichtern; aber außer Landes und eingeſchmolzen, wurden ſie mehr werth. Die Bank von England fand daher zu ihrem großen Erſtaunen, daß, ohnerachtet ſie ſo große Summen jährlich prägte, doch das baare Geld in dem einen Jahre ſo ſelten blieb, als in dem andern; und daß, ohnerachtet der Menge vollwichtiger und neugeprägter Geldſtücke, die ſie alle Jahre ins Publicum brachte, das umlaufende Geld von Jahr zu Jahr ſchlechter und geringhaltiger wurde. Jedes neue Jahr fand man ſich genöthiget, faſt dieſelbe Quantität Gold, als das Jahr zuvor auszuprägen: und da das Abnutzen und Beſchneiden des ausgemünzten Geldes den Preis des Stangengoldes immer mehr in die Höhe trieb; ſo wurde dieſe Ausmünzung alle Jahre koſtbarer. Man bemerke, daß die engliſche Bank, indem ſie ihre eigene Caſſe mit Geld anfüllt, zugleich mittelbar das Geld für das ganze Königreich liefert, in welches es aus ihrer Caſſe auf mannigfaltigen Wegen übergeht. Alles baare Geld alſo, welches zur Aufrechterhaltung des im Uebermaße ausgegebenen und umlaufenden, ſowohl engliſchen als ſchottiſchen Papiergeldes nöthig war, mußte die Bank von England liefern; und alle Lücken, die dieſer übermäßige Umlauf in der für beyde Ländern unentbehrlichen Maſſe baaren Geldes verurſachte, mußte ſie ausfüllen. Freylich mußten die ſchottiſchen Banken, ihre Unbeſonnenheit und ihren Mangel richtiger Beurtheilung ſehr theuer bezahlen. Aber die Bank von England bezahlte nicht bloß ihre eigenen Fehltritte, ſondern auch die weit größern Fehler faſt aller ſchottiſchen Banken, eben ſo theuer.

Die wahre Urſache von dieſem Uebermaaße in der Menge des umlaufenden Papiergeldes lag in der Gewinnſucht einiger verwegnen Projectmacher, die ihre Geſchäfte unnatürlich erweitern wollten.

Das, was eine Bank einem Kaufmanne, oder irgend einem Unternehmer ſicher borgen kann, iſt, weder das ganze Kapital, mit welchem jener handelt, oder dieſer ſein Geſchäft betreibt, — noch ein unbeſtimmt großer Theil dieſes Kapitals: ſondern nur derjenige Theil davon, den er, wenn er nicht die Vorſchüſſe der Bank hätte, würde ungebraucht in ſeinem Kaſten liegen laſſen müſſen, um gelegentliche Forderungen befriedigen zu können. Ueberſteigt das Papiergeld, welches die Bank vorſchießt, nie den Werth jener Summe: ſo überſteigt es auch nicht den Werth desjenigen Geldes und Silbers, welches, wenn kein Papiergeld vorhanden wäre, im Lande nothwendig umlaufen müßte; es überſteigt alſo auch nicht diejenige Quantität, welche der Verkehr des Landes leicht verbrauchen, und gleichſam in ſeinem Wirbel mit ſich fortziehen kann.

Wenn eine Bank einem Kaufmanne einen wirklichen Wechſelbrief, der von einem wirklichen Gläubiger auf einen wirklichen Schuldner gezogen iſt, diſcontirt, ſo ſchießt ſie ihm bloß einen Theil der Summe vor, die der Kaufmann ſonſt in baarem Gelde würde bereit haben müſſen, um den an ihn von Zeit zu Zeit gelangenden Forderungen Genüge zu leiſten. Die Bezahlung des Wechſelbriefes am Verfalltage erſtattet der Bank ihren Vorſchuß mit den gehörigen Zinſen. Der Geldvorrath einer Bank, die ihre Geſchäfte auf ſolche Kunden einſchränkt, ſind einem Waſſerbehältniſſe ähnlich, aus dem ein Kanal zwar beſtandig Waſſer ableitet, dem aber ein anderer Kanal eben ſo viel Waſſer unaufhörlich wieder zuführt: ſo, daß das Becken immer ganz oder ungefähr gleich voll bleibt. Dieſe Geldcaſſe gefüllt zu erhalten, kann alſo wenig oder gar keine Koſten verurſachen.

Ein Kaufmann kann oft, auch wenn er ſeine Geſchäfte nicht übermäßig ausdehnt, eine Summe baaren Geldes nöthig, und keine Wechſel zum Diſcontiren in Händen haben. Wenn eine Bank, außer daß ſie ihm ſeine Wechſel diſcontirt, ihm auch noch bey ſolchen Gelegenheiten, auf ſeine Caſſenrechnung Vorſchüſſe thut, und ihm erlaubt, dieſelben theilweiſe, ſo wie ihm vom Verkaufe ſeiner Waaren Gelder eingehen, wieder zu bezahlen: — (welches die bequemen Bedingungen ſind, auf welche die ſchottiſchen Banken ſolche Vorſchüſſe machten) ſo wird er dadurch gänzlich von der Nothwendigkeit befreyet, einen Theil ſeines Kapitals baar und ungenußt, zur Leiſtung gelegentlich fälliger Zahlungen, liegen zu laſſen. Fallen dergleichen vor: ſo hat er ſein Caſſenconto bey der Bank in Bereitſchaft, um dieſelben zu beſtreiten. Doch muß eine Bank bey dieſen Kunden ſorgfältig Acht geben, ob am Ende von kurzen Zeiträumen (z. B. von vier, fünf, ſechs, oder acht Monaten,) die Summen, welche ihr wieder bezahlt worden ſind, denen, welche ſie vorgeſchoſſen hat, ungefähr gleich ſind. Iſt dieſes, ſo kann ſie mit ſolchen Kunden ſicher ihre Geſchäfte fortſetzen. Der Geldſtrom, der aus ihrer Caſſe herausläuft, mag noch ſo anſehnlich ſeyn: der Strom, welcher in dieſelbe hineinfließt, iſt alsdann wenigſtens eben ſo beträchtlich; und ſie wird alſo von ſelbſt angefüllt bleiben, ohne daß es nöthig wäre, darauf eine beſondere Sorgfalt zu wenden, oder deshalb einen eigenen Aufwand zu machen. Wenn hingegen bey andern ihrer Kunden, die Wiederbezahlungen hinter den Vorſchüſſen, die ſie empfangen, weit zurück bleiben: ſo iſt es für die Bank nicht ſicher, mit dieſen auf gleichen Fuß weiter zu handeln. Ein ſtärkerer Geldſtrom läuft alsdann aus ihrer Caſſe heraus, als in dieſelbe hineinfließt; ſie muß alſo nach und nach, wenn ſie nicht mit Mühe und Koſten anders woher gefüllt wird, ſich ausleeren.

Um dieſer Urſache willen waren die Bankgeſellſchaften in Schottland lange Zeit hindurch ſehr ſorgfältig, regelmäßige Wiederbezahlungen ihrer Vorſchüſſe und in kurzen Terminen von allen ihren Kunden zu verlangen; und ſie gaben gerne alle Geſchäfte mit Leuten auf, — mochten ſie übrigens noch ſo reich, und in dem Beſitz eines noch ſo großen Credits ſeyn, — die, wie ſie ſich ausdrückten, nicht häufige und regelmäßige Geſchäfte mit ihnen machten. Durch dieſe Aufmerkſamkeit auf die Verfahrungsart der Perſonen, welchen ſie Credit gaben, erhielten ſie, außer der Erſparniß der Unkoſten, die ſie ſonſt auf die Anſchaffung des baaren Geldes hätten wenden müſſen, zwey wichtige Vortheile.

Zuerſt wurden ſie dadurch in den Stand geſetzt, ohne daß ſie ſich nach andern Zeugniſſen, als den auf ihren Büchern ſtehenden, umſehen durften, ziemlich richtig zu beurtheilen, ob die Vermögensumſtände ihrer Schuldner blühend, oder im Verfalle wären: indem die meiſten Menſchen in den Rückzahlungen empfangner Verſchüſſe nach dem Maaße mehr oder weniger pünctlich ſind, als ſie ſich in beſſern oder ſchlechtern Glücksumſtänden befinden. Ein Privatmann, der ſein Geld vielleicht unter nicht mehr als ein halbes oder ganzes Dutzend Schuldner verborgt, kann leicht, ſelbſt oder durch ſeine Agenten, die Aufführung und Lage eines jeden unter ihnen, genau und fortdauernd unterſuchen. Aber eine Bankgeſellſchaft, die vielleicht fünfhundert Menſchen Geld borgt, und deren Aufmerkſamkeit unter eine Menge ſehr verſchiedener Geſchäfte getheilt iſt, kann unmöglich über den Zuſtand und die Aufführung des größten Theils ihrer Schuldner andre Erkundigungen einziehen, als die ſie in ihren eignen Büchern finden kann. Ohne Zweifel war dieß eine der Abſichten, warum die ſchottiſchen Banken von ihren Kunden öftere und pünctliche Wiederbezahlungen verlangten, daß ſie ſie dadurch wollten kennen lernen.

Zweytens wurden ſie durch jene Aufmerkſamkeit davor ſicher geſtellt, daß ſie nicht mehr Papiergeld ausgaben, als der Verkehr des Landes brauchte und in ſeinem Umlaufe unvermerkt mit fortzog. Bemerkten ſie z. B. daß einer ihrer Kunden in Zeiträumen von mäßiger Länge, ungefähr eben ſo viel zurückzahle, als er borge: ſo konnten ſie gewiß ſeyn, daß das Papiergeld, welches ſie in ihren Vorſchüſſen an ihn ausgegeben hatten, die Summe nicht überſteige, die er ſonſt in Gelde oder Silber würde müſſen haben baar liegen laſſen, um auf gelegentlich einfallende Zahlungen gefaßt zu ſeyn; und daß alſo das Papiergeld, welches ſie auf dieſe Weiſe in Umlauf gebracht hatten, nie diejenige Quantität von Golde oder Silber überſteige, welche, wenn kein Papiergeld im Lande wäre vorhanden geweſen, daſelbſt ſeinen Umlauf gehabt hätte. Nehmlich nur derjenige Theil von dem Kapitale eines Kaufmanns, der zu gelegentlichen Zahlungen beſtimmt iſt, und der deshalb ungebraucht in der Caſſe zurück behalten wird, damit der Reſt in ununterbrochenem Gebrauche bleiben könne: nur dieſer, ſage ich, iſt es, der als Geld, es ſey in Metallen, es ſey in Papieren, immer wechſelsweiſe aus der Caſſe des Kaufmanns weggeht, und wieder zu ihr zurückkehrt. Borgt die Bank einem Kaufmanne mehr, als dieſer Theil beträgt: ſo können in mäßigen Zeiträumen ſeine Rückzahlungen unmöglich den von ihm empfangenen Vorſchüſſen die Wage halten. Der Geldſtrom, der von ihm in die Geldkaſten der Bank zurückfließt, kann dem Strome, den er aus denſelben durch ſeine Geſchäfte ableitet, nicht gleich ſeyn. Wenn nun die Bank viele Vorſchüſſe der Art macht: ſo wird das von ihr ausgegebene Papiergeld, indem es die Quantität des zu gelegentlichen Zahlungen in den Caſſen der Kaufleute zurückbehaltnen Geldes überſteigt, in kurzem auch die Quantität desjenigen Goldes oder Silbers überſteigen, welches, (bey gleichem Zuſtande des Handels) im Lande umgelaufen wäre — wenn es kein Papiergeld gegeben hätte. Dieſe überſchießenden Papiere werden von dem Umlaufe, in welchem ſie unnütz ſind, gleichſam ausgeſtoßen: ſie kehren alſo ſchnell zu den Banken, von welchen ſie gekommen waren, zurück, um gegen Gold oder Silber ausgetauſcht zu werden. — Ich vermuthe, daß dieſer zweyte, aus der Aufmerkſamkeit auf die Rückzahlung der Schuldner zu ziehende Vortheil von den ſchottiſchen Banken nicht ſo, als der erſte eingeſehn wurde, ob er gleich eben ſo gewiß iſt.

Wenn die in gutem Credit ſtehenden Gewerbsleute eines Landes, theils durch die Bequemlichkeit ihrer Wechſelbriefe diſcontiren laſſen zu können, theils durch die beſchriebenen **Caſſenrechnungen** in den Stand geſetzt worden ſind, des baaren Caſſenvorraths zu entbehren, den ſie außerdem hätten halten müſſen, um gelegentlichen an ſie gelangenden Forderungen gewachſen zu ſeyn: ſo können ſie billiger Weiſe keine weitere Hülfe von Banken und Wechſelhändlern erwarten, weil dieſe, wenn ſie ihre eigne Sicherheit und ihr eignes Intereſſe zu Rathe ziehen wollen, in ihren Vorſchüſſen nicht weiter, als bis zu dieſem Ziele gehen können. Nimmermehr kann eine Bank mit Vortheil und Sicherheit, einem Kaufmanne das ganze Kapital, oder ſelbſt nur den größten Theil des Kapitals vorſchieſſen, welches in ſeiner Handlung umläuft. — Denn, obgleich dieſes Kapital ununterbrochen, ſo wie es in baarem Gelde aus den Caſſen des Kaufmanns ausgeht, auch in der nämlichen Geſtalt zu ihnen zurückkehrt: ſo folgt doch dieſe Rückkehr ſo langſam auf den Ausgang, daß ſeine Zurückzahlungen an die Bank unmöglich in ſo mäßigen Zeiträumen, als es der Vortheil derſelben erfordert, mit den empfangenen Vorſchüſſen ins Gleichgewicht kommen können. Noch weit weniger kann eine Bank es über ſich nehmen, irgend einem Gewerbsmanne einen beträchtlichen Theil ſeines ſtehenden Kapitals vorzuſchieſſen. — Sie kann z. B. nicht dem Unternehmer von Eiſenwerken das Kapital, welches er auf die Errichtung hoher Oefen und Eiſenhämmer, auf Waarenmagazine und Wohngebäude ſeiner Arbeitsleute wendet, vorſchieſſen; — nicht dem Unternehmer eines Bergbaues das Kapital, welches er braucht, um Schächte abzuſenken, Stollen zu treiben, Maſchinen zur Gewältigung der Wäſſer zu erbauen, Fuhrſtraſſen zu machen u. ſ. w.; — endlich nicht dem Landwirthe das Kapital, welches er zur Räumung, Austrocknung, Einzäunung, Düngung und Urbarmachung wüſter und unangebauter Felder, zum Bau von Wirthſchaftsgebäuden, Stallungen, Scheunen und Schüttböden anwendet. — Das ſtehende Kapital kommt faſt in allen Fällen noch viel ſpäter wieder in die Caſſe deſſen, der es ausgegeben hat, zurück, als das umlaufende; und für Ausgaben der Art, wenn ſie auch mit der größten Vorſicht und Klugheit gemacht werden, kann der Unternehmer faſt nie früher, als nach einer Reihe von Jahren, die Vergütung hoffen; — ein Zeitraum, der für das Intereſſe einer Bank viel zu lang iſt. Ohne Zweifel können Kaufleute und andre Unternehmer, ohne alle Unbequemlichkeit einen beträchtlichen Theil ihrer Geſchäfte mit geborgtem Gelde treiben. Aber wenn ſie mit ihren Gläubigern billig handeln wollen: ſo muß ihr eignes Kapital hinlänglich ſeyn, das Kapital ihrer Gläubiger gleichſam zu aſſecuriren; d. h. es unwahrſcheinlich zu machen, daß dieſe ſelbſt in dem Falle, wenn der Erfolg der Unternehmung weniger glücklich ausfallen ſollte, einen beträchtlichen Verluſt leiden würden. Doch ein Darlehn, das auf viele Jahre gegeben werden ſoll, kann, ſelbſt wenn der Borger mit aller der gedachten Vorſicht zu Werke geht, nicht ſo bequem von einer Bank, auf kaufmänniſchen Credit, als von ſolchen Privatperſonen, die von den Zinſen ihrer Kapitalien, ohne ſelbſt ein Gewerbe zu treiben, leben wollen, — auf hypothekariſche oder gerichtliche Sicherheit gegeben werden. Kapitaliſten der Art leihen ihr Geld gerne an Leute aus, die es wahrſcheinlich mehrere Jahre behalten werden, wenn dieſe nur ſonſt in gutem Credite ſtehn. Freylich würde für Gewerbsleute und Unternehmer, die ihre Geſchäfte mit geborgten Geldern treiben, kein Gläubiger bequemer ſeyn, als eine Bank, die ihr Geld ihnen auf viele Jahre vorſchöſſe, und ihnen doch theils die Koſten erſparte, welche gerichtlich verſicherte Schuldverſchreibungen an Stempel- und Advocatengebühren verurſachen, theils die Wiederbezahlung unter ſo leichten Bedingungen annähme, als die ſchottiſchen Banken ihren Schuldnern zugeſtanden haben. Aber ſicherlich wären ſolche Gewerbsleute und ſolche Unternehmer ſehr läſtige Schuldner für eine Bank.

Schon vor mehr als fünf und zwanzig Jahren betrug das von den ſämmtlichen ſchottiſchen Bankgeſellſchaften ausgegebne Papiergeld, gerade ſo viel, und vielleicht noch mehr, als durch den innern Verkehr des Landes im Umlaufe erhalten werden konnte. Schon damahls alſo hatten, den Kauf- und Gewerbsleuten dieſe Geſellſchaften in Schottland

land alle Unterſtützung angedeihen laſſen, die von Banken und Wechſelhändlern gegeben werden kann, wenn dieſe ihr eignes Beſte nicht aus den Augen ſetzen wollen. Sie hatten vielleicht ſchon etwas zu viel gethan. Sie hatten ihre Geſchäfte ein wenig über ihr gehöriges Maß ausgedehnt; und wurden dafür mit demjenigen Verluſte, oder wenigſtens mit demjenigen Abgange an ihrem Gewinnſte geſtraft, der in dieſem beſondern Handelszweige niemals außen bleibt, wenn man die Geſchäfte im mindeſten übertreibt. Demohnerachtet wünſchten die Kaufleute und Unternehmer, da ſie von den Banken ſchon ſo große Hülfe erhalten hatten, noch mehr von ihnen zu bekommen. Jene ſchienen zu glauben, daß dieſe ihren Credit auf jede beliebige Summe ausdehnen könnten, und dazu keinen andern Aufwand, als den von einem Streifen Papier nöthig hätten. Sie klagten über den eingeſchränkten Kopf und den furchtſamen Charakter der Bankvorſteher, die, wie ſie ſagten, ihren Credit nicht nach dem Verhältniſſe ausdehnen wollten, als ſich der Handel des Landes erweitert habe. Im Grunde aber verſtanden ſie unter dieſer Erweiterung des Handels nichts anders als die Vergrößſerung ihrer eignen Handlungsprojecte; deren ſie wirklich ſo viele und ſo ausſchweiſende machten, daß weder ihr eignes Kapital, noch das Geld, welches ſie von Privatperſonen auf gerichtliche Schuldverſchreibungen erborgen konnten, zu deren Ausführung hinreichte. Dieſes ihnen mangelnde zuzuſchieſſen, und ihnen alle Kapitalien zu verſchaffen, deren ſie zu ihrem Handel nöthig hätten, das ſchien ihnen die natürliche Obliegenheit der Banken zu ſeyn. Die Banken dachten jedoch hierüber anders: und da ſie ſich weigerten, ihren Credit noch mehr anzuſpannen, nahmen jene Gewerbsleute zu einem Hülfsmittel ihre Zuflucht, welches ihnen zwar weit mehr koſtete, aber für eine Zeitlang ihnen eben ſo große Dienſte leiſtete, als ihnen die Banken mit der äußerſten Ausdehnung ihres Credits hätten leiſten können. Dieſes Hülfsmittel war kein anderes, als die unter Kaufleuten unglücklicher Weiſe ſo wohl bekannte Wechſelreiterey, oder das Ziehen von Wechſeln, die man durch gezogene neue Wechſel bezahlt: ein Hülfsmittel, durch welches zuweilen zu Grunde gerichtete Kaufleute den Ausbruch ihres Bankerotts zu verzögern pflegen. Dieſe Methode, ſich baares Geld zu verſchaffen, iſt in England längſt bekannt geweſen, und, wie man ſagt, wurde es im letzten Kriege, (dem von 1755 bis 62) da die großen Gewinnſte, die im Handel zu machen waren, den Kaufmann zu einer unmäßigen Ausdehnung ſeiner Geſchäfte verleiteten, mit der Wechſelreiterey ſehr weit getrieben. Aus England kam ſie nach Schottland, wo im Verhältniſſe des eingeſchränktern Handels und der ſehr mäßigen Kapitalien dieſes Landes ſie noch auf einen höhern Grad als in England ſtieg.

Dieſe Operation iſt zwar unter Handelsleuten ſo wohl bekannt, daß es unnöthig iſt, ihnen eine Erklärung davon zu geben. Da aber dieſes Buch auch für Leſer beſtimmt iſt, die nicht Handelsleute ſind, und da ſelbſt Handelsleute nicht immer einſehen, welche Wirkung die Wechſelreiterey auf die Bankgeſchäfte hervorbringe: ſo will ich die Beſchaffenheit und Folgen derſelben, ſo deutlich, als ich kann, aus einander ſetzen.

Die Handelsgewohnheiten, welche zu der Zeit in Europa eingeführt wurden, als die daſelbſt herrſchenden höchſt mangelhaſten Geſetze, die Erfüllung von Verträgen unter Privatperſonen nicht hinlänglich ſicherten, Gewohnheiten, welche während der letzten zwey Jahrhunderte, in allen Europäiſchen Staaten in Geſetze übergingen, geben Wechſelbriefen ſo außerordentliche Vorrechte, daß auf dieſelben bereitwilliger, als auf jede andre Art von Schuldverſchreibungen, Geld vorgeſchoſſen wird: zumahl wenn der Zahlungstermin nur auf zwey oder drey Monate nach dem Tage der Ausſtellung angeſetzt iſt. Wenn bey der Verfallzeit, der, welcher den Wechſelbrief acceptirt hat, ihn nicht ſo gleich, als er ihm präſentirt wird, bezahlt: ſo erklärt er ſich eben dadurch für bankerott. Der Wechſel wird proteſtirt, und kehrt unmittelbar zu dem Ausſteller zurück, der, wenn er nicht ſogleich bezahlt, gleichfalls als bankerott angeſehen wird. Iſt der Wechſel, ehe er an die Perſon gelangt, welche ihn dem Acceptanten zur Zahlung präſentirt, noch durch die Hände mehrerer Perſonen gegangen, wovon eine der andern, die im Wechſel ausgedrückte Summe oder die Valuta nach der Reihe vorgeſchoſſen, und wovon jede, um anzuzeigen, daß ſie die Valuta empfangen hat, ihren Namen auf die Rückſeite des Wechſels geſchrieben, d. h. ihn **indoſſirt** hat: ſo wird jeder Indoſſant den auf ihn folgenden Eigenthümern des Wechſels, bis auf den letzten, wegen der Zahlung der darin ausgedrückten Summe verantwortlich, und erklärt ſich gleichfalls von dem Augenblicke an für bankerott, da er dieſe Zahlung verweigert. Geſetzt, der Ausſteller des Wechſelbriefes, der Acceptant und die Indoſſanten wären ſämmtlich Leute von zweydeutigem Credit: ſo giebt doch die Kürze des Zahlungstermins dem Eigner des Wechſels einige Sicherheit. Wenn es auch wahrſcheinlich iſt, daß ſie mit der Zeit alle bankerott werden: ſo iſt es doch nicht wahrſcheinlich, daß ſie es alle zugleich in einem ſo kurzen Zeitraume werden ſollten. „Das Haus iſt baufällig“ ſagt ein müder Reiſender zu ſich ſelbſt, „aber „dieſe Nacht wird es doch wohl noch ſtehn: und ich „will alſo immer dieſe Nacht darin ſchlafen.“

Wir wollen ſetzen, ein Kaufmann A in Edinburg ziehe einen Wechſel auf B in London, zahlbar in zwey Monaten nach Dato. Im Grunde iſt B in London dem A in Edinburg nichts ſchuldig; aber er kommt mit ihm überein, den Wechſel von A zu acceptiren, unter der Bedingung, daß er, vor dem Zahlungstermine, einen Rückwechſel auf A in Edinburg, für dieſelbe Summe, vermehrt mit den Zinſen und der Proviſion, ziehen dürfe, der ebenfalls zwey Monate nach Dato zahlbar ſey. Nun zieht alſo B, vor dem Ende der zwey Monate, einen Rückwechſel auf A in Edinburg: und dieſer zieht wieder, ehe zwey Monate vergehen, einen zweyten Wechſel auf B in London, ebenfalls in zwey Monaten zahlbar; wofür dann hinwiederum B, vor Endigung dieſer Zeit, den zweyten Rückwechſel auf A in Edinburg, mit gleichen Zahlungsterminen zieht. Dieſe Operation iſt oft nicht nur mehrere Monate, ſondern oft mehrere Jahre hinter einander fortgeſetzt worden, ſo, daß immer derſelbe Wechſel von A zu B und von B zum A, — nur jedesmahl mit vergrößerten Zinſen und Commiſſionsgebühren zurückgekommen iſt. Die Zinſen wurden zu fünf Procent,

cent, des Jahres, und die Proviſion wurde nie geringer, als zu einem halben Procent, für jede Ziehung, berechnet. — Das Geld, welches auf dieſe Weiſe A ein Jahr hindurch aufbrachte, konnte ihm niemahls weniger als acht Procent, — und mußte ihm oft weit höher zu ſtehen kommen; wenn entweder die Commiſſionsgebühren zufällig ſtiegen, oder die Zinſen der ältern Wechſel zum Kapital geſchlagen, und in den folgenden Wechſeln Zinſen auf Zinſen bezahlt wurden. Dieſe Operation hieß: Geld durch Umlauf aufbringen. (raise money by circulation.)

In einem Lande, wo bey dem größten Theile der Handelsunternehmungen, der Gewinnſt zwiſchen ſechs und zehn vom Hundert ſteht, mußte es eine ſehr glückliche Speculation ſeyn, die, außer den ungeheuern Koſten, mit welchen das Geld zur Ausführung derſelben aufgebracht wurde, dem Speculanten auch noch einen anſehnlichen Ueberſchuß zu ſeinem Gewinnſte verſchaffen ſollte. Und doch wurden mehrere große und weit ausſehende Unternehmungen, viele Jahre lang, mit keinem andern Fond, als der aus jenem ſo koſtſpieligen Verfahren entſtand, fortgeführt. Freylich ſahen die, welche die Entwürfe dazu machten, in ihren goldnen Träumen, den zu machenden Gewinn ganz klar vor Augen; aber wenn ſie zuletzt, entweder beym Ausgange ihres Handelsgeſchäfts, oder bey Erſchöpfung des Fonds, womit ſie es führten, erwachten: waren ſie ſelten ſo glücklich, irgend einen zu finden. *)

---

*) Die im Text beſchriebene Methode war bey weitem weder die gewöhnlichſte, noch die koſtbarſte, derer, durch welche jene Schwind-

Die Wechſel, welche A in Edinburg auf B in London zog, ließ er gewöhnlich zwey Monate vor der Verfall-

zeit

Schwindler ſich Geld zu verſchaffen ſuchten. Oft geſchah es, daß A in Edinburg, um den B in London in den Stand zu ſetzen, den erſten Wechſelbrief, den er auf dieſen gezogen hatte, zu bezahlen, wenig Tage zuvor, ehe der Wechſelbrief zahlbar wurde, einen zweyten, in drey Monaten zahlbar, auf B zog, dieſen (der an ſeine eigne Ordre geſtellt war) in Edinburg al pari verkaufte, und mit dem Gelde Wechſelbriefe auf London, die auf Sicht an Ordre von B zahlbar waren, einkaufte. Gegen das Ende des ſiebenjährigen Krieges war der Wechſelcours zwiſchen Edinburg und London zum Nachtheil von Edinburg, auf drey vom Hundert geſtiegen. So viel mußten alſo oft die eingekauften Wechſel auf Sicht dem A koſten. Er mußte demnach, wenn er dieſe Operation des Jahres wenigſtens viermahl wiederhohlte, und die Proviſion jedesmahl aufs niedrigſte zu ½ Procent gerechnet wird, im Jahre wenigſtens 14 Procent Unkoſten bey dieſem Verkehr haben. Ein andermahl zog A, um den B die Valuta des auf ihn gezogenen erſten Wechſels zu verſchaffen, wenig Tage vor dem Zahltage, einen zweyten Wechſel, zahlbar in zwey Monaten nicht auf B, ſondern auf eine dritte Perſon in London. Dieſen Wechſel geſtellt an Ordre von C, ließ dieſer, nachdem er von C acceptirt worden war, bey irgend einem Bankier in London diſcontiren. Um nun den C in den Stand zu ſetzen, den auf ihn gezogenen Wechſel zu zahlen, zog A abermahls, wenige Tage vor dem Zahlungstermine, einen dritten Wechſel, in zwey Monaten zahlbar, entweder auf ſeinen erſten Correſpondenten B, oder auf einen dritten und vierten D und E. Dieſer dritte Wechſel wurde geſtellt an Ordre von C; der ihn, auf gleiche Weiſe, nach geſchehener Acceptation, bey einem Bankier in London diſcontiren ließ. Dieſe des Jahrs wenigſtens ſechsmahl wiederhohlte Operation, muß, wenn man die geſetzmäßigen Zinſen zu fünf vom Hundert, und jedesmahl die Proviſion zu ½ Procent rechnet, dem A oft mehr als acht p. C. im Jahre gekoſtet haben. Doch war ſie weniger koſtbar, als die zuvor angeführte, weil ſie den Verluſt bey dem Wechſelcourſe zwiſchen London und Edinburg erſparte. Aber ſie erforderte auch, daß der Edinburger Kaufmann bey mehrern Londoner Häuſern Credit hatte: ein Vortheil, den wenige jener Schwindler ſich zu verſchaffen wußten.

zeit bey irgend einer Bank, oder einem Bankier in Edinburg diſcontiren. Eben ſo regelmäßig ließ B die Rückwechſel, die er auf A zog, entweder bey der engliſchen Bank oder bey einem Privatbankier in London diſcontiren. Alles Geld, das auf dieſe umlaufenden Wechſelbriefe vorgeſchoſſen wurde, wurde in Edinburg in ſchottiſchen Bancozetteln, und in London in engliſchen vorgeſchoſſen. Obgleich alle dieſe Wechſelbriefe, einer nach dem andern, zu gehöriger Zeit bezahlt wurden: ſo kehrte doch im Grunde das Geld, welches die Banken auf den erſten Wechſel vorgeſchoſſen hatten, niemahls wieder zu denſelben zurück: indem, ehe der Zahlungstag des erſten Wechſels einfiel, ſchon ein zweyter auf eine größre Summe gezogen war, deſſen Diſcontirung das einzige Mittel für den Acceptanten war, jenen erſten bezahlen zu können. Dieſe Bezahlung war alſo im Grunde bloß erdichtet. Derjenige Geldſtrom, den dieſe hin und her laufenden Wechſelbriefe aus dem Geldvorrathe der Banken abgeleitet hatten, wurde nie wieder durch einen ihnen wirklich zufließenden erſetzt.

Das Papiergeld, welches durch dieſe Wechſelreiterey in Umlauf kam, belief ſich bey vielen großen und weitausſehenden Unternehmungen, die man damahls im Landbaue, im Handel und Manufacturſache anfing, nicht bloß auf diejenige Summe, die man, — von der Hülfe des Papiergeldes entblößt, — in baarem Gelde hätte bereit halten müſſen, um auf gelegentlich vorſtoßende Zahlungen gefaßt zu ſeyn; — ſondern es belief ſich bis auf den vollen Betrag der Kapitalien ſelbſt, mit welchen man die Geſchäfte betrieb. Daher überſtieg die Summe dieſes Papiergeldes, um mehr als die Hälfte die Summe desjenigen Goldes und Silbers, welches im Lande umgelaufen wäre, wenn kein Papiergeld wäre vorhanden geweſen. Und dieſer Ueberſchuß, der in dem inländiſchen Verkehr keine Anwendung fand, kehrte unmittelbar zu den Banken, mit der Anforderung zurück, daß ſie ihn in baares Geld umſetzen ſollten. Jene Unternehmer hatten alſo durch Kunſtgriffe ſich ein fortdauerndes Darlehn von den Banken, und einen Fond zu ihren Speculationen zu verſchaffen gewußt, ohne daß dieſe ihre Einwilligung dazu gegeben hatten, und ſelbſt vielleicht, ohne daß eine Zeitlang ſie etwas davon ahndeten.

Freylich, wenn dieſe beyden Perſonen, die auf einander hin und her Wechſel ziehen, ſie immer bey einem und demſelben Hauſe diſcontiren ließen: ſo würde dieſes bald hinter die Sache kommen und einſehen, daß ſie mit gar keinem ihnen ſelbſt eignen Kapital, ſondern einzig mit dem, was es ihnen vorſchießt, Handel treiben. Aber dieſe Entdeckung iſt nicht ſo leicht, wenn ſie ihre Wechſelbriefe bald bey dem einen, bald bey dem andern Hauſe diſcontiren laſſen, und wenn ſie ſie überdieß nicht immer wechſelsweiſe auf einander ziehen, ſondern durch einen größern Kreis mit ihnen einverſtandner Projectmacher umherlaufen laſſen. Dieſe, da ſie ihren Vortheil bey jener Methode Geld aufzubringen finden, thun, was ſie können, die Entdeckung derſelben zu erſchweren; das heißt, es unkenntlich zu machen, ob die Wechſel von einem wirklichen Gläubiger auf einen wirklichen Schuldner gezogen ſind, oder ob es keinen andern wahren Gläubiger bey der Operation gibt, als die Banken, welche die Wechſel diſcontiren, und keinen andern wahren Schuldner, als die Projectmacher, welche das Geld zu ihren Unternehmungen verwenden. Wenn, auch nach geraumer Zeit, ein Wechſelhändler dieſe Entdeckung macht: ſo kann es doch oft für ihn zu ſpät ſeyn, ſich zurückzuziehen, weil er einſieht, er habe ſich, durch das Diſcontiren der Wechſel dieſer Projectmacher, ſchon ſo tief mit ihnen eingelaſſen, daß, wenn er nun auf einmahl ihre Wechſel zu diſcontiren ſich weigerte, er ſie alle mit einander ſtürzen, und durch ihren Ruin ſich ſelbſt mit zu Grunde richten könnte. Sein eigner Vortheil alſo, und ſeine Sicherheit kann es ihm in dieſer gefährlichen Lage nothwendig machen, noch eine Zeit lang auf dem bisherigen Wege fortzugehen: ob er gleich ohne Zweifel ſuchen wird, ſich nach und nach aus dem Handel zu ziehen, und durch immer größere und größere Schwierigkeiten, die er bey ſeinem Diſcontiren macht, jene Projectmacher entweder zur Erfindung andrer Methoden ſich Geld zu verſchaffen, oder wenigſtens zur Wahl andrer Wechſelhäuſer zu nöthigen. So geſchah es auch in dem oben angeführten Falle. Die engliſche Nationalbank, die vornehmſten londoner Wechſelhändler und ſelbſt die vorſichtigſten ſchottiſchen Banken fingen an; da ſie nach einiger Zeit einſahen, wie ſie hintergangen würden, aber ſich ſchon zu weit eingelaſſen hatten, bey dem Diſcontiren jener Scheinwechſel Schwierigkeiten zu machen. Dadurch aber erſchreckten ſie nicht nur, ſondern erbitterten auch die Projectmacher, welche ſie ausgeſtellt hatten, aufs äußerſte. Dieſe nannten ihre eigne Noth, — in welche die kluge und nothwendige Zurückhaltung der Banken ſie ohne Zweifel verſetzte, — Noth des Landes; und von dieſer Noth des Landes gaben ſie die Unwiſſenheit, Kleinmüthigkeit und das ſchlechte Betragen der Banken, die, wie ſie ſagten, muthvolle Unternehmungen, wodurch das Land angebauet, bereichert und verſchönert werden könnte, nicht mit gehöriger Freygebigkeit unterſtützten, zur eigentlichen Urſache an. Sie ſchienen es für eine Schuldigkeit der Banken zu halten, ihnen ſo viel Geld, und auf ſo lange Zeit zu leihen, als ſie zu borgen Luſt hätten. In der That ergriffen aber die Banken dadurch, daß ſie Leuten, welchen ſie ſchon zu viel Credit gegeben hatten, neuen Credit zu geben verweigerten, — das einzige Mittel, welches ihnen noch übrig war, nicht nur ihren eignen, ſondern auch den Landescredit zu retten.

Mitten unter dieſem Geſchrey, und während dieſer Noth, wurde eine neue Bank in Schottland errichtet, ausdrücklich in der Abſicht, der Noth des Landes zu Hülſe zu kommen. Der Vorſatz war großmüthig: aber die Ausführung war unklug; und es fehlte vielleicht an gehöriger Einſicht in die Natur des Uebels, welchem man abhelfen wollte. Dieſe Bank war freygebiger, als noch irgend eine geweſen war, ſowohl in Bewilligung von **Caſſenrechnungen**, als in **Diſcontirung** der Wechſel. In Abſicht der letztern ſcheint ſie beynahe gar keinen Unterſchied zwiſchen reellen und jenen bloß erdichteten Wechſelbriefen gemacht, ſondern beyde auf gleiche Weiſe diſcontirt zu haben. Das Princip, wozu ſich dieſe Bank bekannte, war, daß ſie auf jede nur einigermaßen annehmliche Sicherheit, das ganze Kapital ſelbſt zu ſolchen Unternehmungen vorſchießen wollte, die am ſpäteſten und langſamſten, das in ihnen angelegte Geld wieder einbringen; — ich meine zu Verbeſſerungen des Landbaues. Sogar wurde geſagt, daß dieſen letztern zu befördern, eine der Hauptzwecke dieſer patriotiſchen Anſtalt ſey. Durch beyde ſo bereitwillig zugeſtandne Hülſen, der Caſſenrechnungen und des Diſcontirens, ſtreute dieſe Bank unſtreitig eine große Menge ihrer Zettel im Lande aus. Dieſe aber, da ſie im Strome des Umlaufs nicht fortgewälzt werden konnten, indem ſie die zu dem Landesverkehr nöthige Quantität umlaufenden Geldes überſtiegen: kehrten ſchnell wieder zu der Bank zurück, um gegen baares Geld ausgelöſet zu werden. Die Geldcaſſe dieſer Bank war nie gehörig angefüllt geweſen. Die Unterzeichnungen, die zu zwey verſchiedenenmahlen, zu Errichtung ihres Bankfonds gemacht wurden, betrugen 160,000 Pfund St., von denen nur 80,000 baar bezahlt werden ſollten. Auch dieſe Summe wurde nur in mehrern Terminen bezahlt. Viele der Unterzeichner öffneten, ſobald ſie ihren erſten Termin abgetragen hatten, eine Caſſenrechnung mit der Bank. Und die Bank, welche glaubte, ihre eignen Mitgenoſſen nicht ſchlechter als alle ihre übrigen Kunden behandeln zu dürfen, erlaubte einigen darunter durch Caſſenrechnungen ſo viel bey ihr aufzunehmen, als das ganze von ihnen in den noch rückſtändigen Terminen einzuzahlende Kapital betrug. Auf dieſe Weiſe wurde alſo, wenn dieſe Zahlungen wirklich erfolgten, nur ſo viel in den einen Kaſten der Bank niedergelegt, als zuvor ſchon aus einem andern ausgegeben worden war. Hätte die Bank ihre Geldcaſſe anfangs auch noch ſo wohl angefüllt gehabt: ſo hätte ſie doch bey den übermäßig großen Geſchäften, die ſie machte, dieſelbe geſchwinder ausleeren müſſen, als ſie ſie durch irgend ein Mittel wieder anfüllen konnte, wenn man das unglückſelige Hülfsmittel der Wechſelreiterey ausnimmt. Da ſie aber auch gleich Anfangs jene gehörig angefüllten Caſſen nicht hatte: ſo wurde ſie, wie man ſagt, ſchon wenige Monate nach der Eröffnung ihres Komtors zu Ergreifung dieſes Nothbehelfs gezwungen. Das Vermögen der Bankeigenthümer an liegenden Gütern betrug mehrere Millionen Pfund St., die ſämmtlich, vermöge ihrer Unterzeichnungen bey Errichtung der Bank, denen, welche etwas an diese zu fordern hätten, verpfändet waren. Eine ſo mächtige Bürgſchaft gab der Bank zugleich einen großen Credit: und mit Hülfe deſſelben war ſie im Stande, ihrer ausſchweifenden Freygebigkeit ungeachtet, ihre Geſchäfte länger, als zwey Jahre fortzutreiben. Als ſie endlich zu zahlen aufhörte: hatte ſie für 200,000 Pf. St. Zettel ins Publicum ausgeſtreuet. Um dieſe im Umlaufe zu erhalten, (da ſie faſt kaum ausgegeben waren, als ſie ſchon immer wieder zu ihr, zur baaren Auslöſung zurückkehrten) hatte ſie zur beſtändigen Gewohnheit, Wechſelbriefe auf London zu ziehen, deren Zahl und Werth immerfort ſtieg, und zur Zeit des Stilleſtands ihrer Geſchäfte, ſich über 600,000 Pf. St. belief. Dieſe Bank hatte alſo, in wenig mehr als zwey Jahren, über 800,000 Pfund St. zu fünf Proc. Zinſen an eine Menge Leute ausgeliehen. Dieſe fünf Procente, auf die 200,000 Pfunde St., welche in Banknoten umliefen, hatten das Anſehen eines reinen Gewinnſtes, von welchem bloß noch die Verwaltungskoſten

koſten abzuziehen wären. Wenn man aber dagegen die Zinſen von 600,000 Pf. St. und die Proviſion rechnet, welche die Bank für die auf London gezogenen Wechſelbriefe von einer ſo großen Valuta zahlen mußte (welche Zinſen und Proviſion zuſammen an acht Procent betrugen): ſo ergibt ſich, daß die Bank auf mehr als drey Viertheile ihrer Geſchäfte mehr als drey Procent verlor.

Das Verfahren dieſer Bank ſcheint gerade die entgegenſtehende Wirkung von demjenigen gehabt zu haben, welches die Errichter und Vorſteher derſelben beabſichtigten. Sie wollten, ſo ſcheint es, die muthigen Unternehmungen, (denn für ſolche wurden ſie wenigſtens gehalten) die man in verſchiednen Gegenden des Reichs im Landbaue ſowohl, als im Handel und bey den Manufacturen angefangen hatte, unterſtützen; und wollten zugleich, indem ſie alle Bankgeſchäfte an ſich zogen, die übrigen ſchottiſchen, — vorzüglich die Edinburger Banken außer Thätigkeit ſetzen, die durch die Weigerung alle ihnen präſentirten Wechſelbriefe zu diſcontiren, mißfällig geworden waren. Ohne Zweifel leiſtete jene Bank den gedachten Speculanten auf eine Zeitlang Hülfe, und ſetzte ſie in den Stand, ihre Unternehmungen noch zwey Jahre länger fortzuſetzen, als ſie ſonſt hätten thun können. Aber dadurch machte ſie es ihnen auch möglich, eine deſto größere Schuldenlaſt anzuhäufen, ſo daß, als es endlich zum Bruche kam, der Verluſt deſto ſchwerer auf ſie und auf ihre Gläubiger fiel. Im Grunde alſo wurde durch das Verfahren jener Bank, nicht der Noth abgeholfen, ſondern es wurde die Noth nur drückender gemacht, in welche unbeſonnene Glücksjäger ſich ſelbſt und das Land verſetzt hatten. Es würde für den größten Theil derſelben, für ihre Gläubiger und für ihr Land viel beſſer geweſen ſeyn, wenn ſie ſchon zwey Jahre früher hätten zu zahlen aufhören müſſen. Indeß wurde dieſe vorübergehende Hülfe, welche jene Bank ſolchen Projectmachern verſchaffte, zugleich eine wirkliche und dauerhafte Hülfe für die übrigen ſchottiſchen Banken. Alle die Kaufleute, die ſich mit der Wechſelreiterey befaßt hatten, nahmen mit ihren Wechſeln, welche jene ältere Banken zu diſcontiren Schwierigkeiten machten, zu dieſer neuen Bank ihre Zuflucht, wo ſie mit offenen Armen empfangen wurden. Jene gewannen alſo Zeit, aus dem unglücklichen Kreislauf herauszukommen, von dem ſie ſich ſonſt ſchwerlich, ohne einen beträchtlichen Verluſt, und ſelbſt ohne einige Verminderung ihres Credits würden haben losmachen können.

Mit der Zeit alſo erfolgte gerade das Gegentheil von dem, was man erwartet hatte. Die wirkliche Noth des Landes, welcher durch das Verfahren der neuen Bank abgeholfen werden ſollte, wurde dadurch vermehrt; und der Verlegenheit der ältern Banken, welche man bis zu deren völligem Sturze zu vermehren hoffte, wurde dadurch abgeholfen.

Viele glaubten, bey der Eröffnung der neuen Bank, daß es ihr leicht ſeyn würde, ihre Geldcaſſe, wenn ſie auch noch ſo ſchnell geleert würde, dadurch wieder anzufüllen, daß ſie auf den Credit der Perſonen, denen ſie ihre Zettel vorgeſchoſſen hatte, Geld aufnähme. Aber dieſes Mittel fand man bey der wirklichen Anwendung, für den Endzweck, welchen man dadurch erreichen wollte, viel zu langſam wirkend. Man fand, daß, um Geldcaſſen, die gleich anfangs ſo ſchlecht angefüllt waren, und aus denen ſo ſtarke Geldſtröme unaufhörlich ausfloſſen, immer wieder voll zu machen, kein Mittel zureiche, als das auf den Ruin losarbeitende, — Wechſel auf London zu ziehen, und dieſe gegen die Verfallzeit durch andre auf denſelben Platz gezogene Wechſel für die nämliche — aber mit den Zinſen und der Proviſion vermehrte — Summe zu bezahlen. Geſetzt aber auch, die Bank hätte auf jenem erſtern Wege ſo geſchwind, als ſie es nöthig hatte, zu baarem Gelde gelangen können: ſo hätte ſie doch, bey jeder ſolchen Operation, anſtatt zu gewinnen, verlieren, und alſo, in der Länge der Zeit, als Handelsgeſellſchaft, unvermeidlich zu Grunde gehen müſſen, obgleich ihr Untergang nicht ſo ſchnell, als bey der viel koſtbarern Methode der Wechſelreiterey erfolgt wäre. Auch konnte ſie für dieſen Verluſt, durch die Zinſen von ihrem Papiergelde nicht ſchadlos gehalten werden, da der größte Theil deſſelben, die zum Umlaufe nöthigen und in demſelben anwendbaren Summen überſtieg. Denn dieſe Papiere waren, wie ich ſchon geſagt habe, kaum ausgegeben, als ſie ſchon wieder zur Bank, zur Auslöſung mit baarem Gelde zurückkehrten; und eben um dieſe Auslöſung bewerkſtelligen zu können, war ſie zu dem unaufhörlichen Borgen genöthiget. Auf der andern Seite würden mit dieſer Art des Geldborgens eigene Unkoſten verknüpft geweſen ſeyn. Es hätten eigene Agenten gehalten werden müſſen, die ſich nach Leuten, welche

Geld zu verleihen haben, umgeſehen hätten; mit dieſen Leuten hätte man in Unterhandlung treten, — und die Schuldverſchreibungen hätte man gerichtlich ausfertigen laſſen müſſen: lauter Unkoſten, die der Bank einen reinen Verluſt zugezogen haben würden. Das Project, die Caſſen einer Bank auf dieſe Weiſe anfüllen zu wollen, iſt demjenigen ähnlich, als wenn jemand einen Teich, aus welchem das Waſſer durch einen Graben beſtändig abflöſſe, ohne daß ihm durch einen andern Kanal gleich viel Waſſer zugeführt würde, dadurch voll erhalten wollte, daß er eine Menge Leute hielte, die aus einem etliche Meilen entfernten Brunnen, das Waſſer in Eimern herzutrügen.

Aber geſetzt auch, das oben gedachte Verfahren wäre für die Bank, als eine Handelsgeſellſchaft, nicht nur thunlich, ſondern auch nützlich geweſen: ſo würde doch das Land davon keinen Vortheil gezogen, ſondern vielmehr einen beträchtlichen Verluſt dadurch erlitten haben. Die Quantität des zum Verleihen beſtimmten Geldes konnte dadurch nicht im mindeſten vermehrt werden. Nur die Bank würde dadurch zu einer allgemeinen Leihbank für das ganze Land geworden ſeyn. Die Leute, die Geld brauchten, hätten ſich an ſie wenden müſſen, anſtatt daß ſie ſonſt von Privatperſonen geborgt hätten. Nun kann aber eine Bank, die vielleicht fünfhundert verſchiedenen Leuten borgt, von denen ſie die meiſten faſt gar nicht kennt, ſicher ihre Schuldner nicht ſo ſorgfältig wählen, als ein Privatmann thun kann, der ſein Geld nur an wenige ihm wohlbekannte Perſonen, von deren ordentlicher und kluger Aufführung er hinlänglich verſichert iſt, ausleihet. Die Schuldner derjenigen Bank, deren Verfahrungsart ich geſchildert habe, waren größtentheils Leute, die mit ſchimäriſchen Entwürfen ſchwanger gingen, Leute, die ſchon Wechſelreiterey trieben, und das empfangne Geld zu Unternehmungen beſtimmten, welche ſie, mit aller möglichen ihnen geleiſteten Hülfe, doch nicht durchzuſetzen im Stande waren, und die, wenn ſie auch wären ausgeführt worden, doch nie die darauf gewandten Unkoſten würden bezahlt, nie einen Fond zu Bezahlung ſo vieler Arbeit würden verſchafft haben, als ſie ſelbſt verurſacht hatten. Von den haushälteriſchen und ordentlichen Schuldnern der Privatverleiher hingegen läßt ſich vermuthen, daß ſie das geborgte Geld auf beſcheidne, ihrem Kapital angemeſſene, weniger glänzende, aber ſolidere und nützlichere — kurz auf ſolche Unternehmungen würden angewandt haben, die das ihnen gewidmete Kapital mit Wucher bezahlet, und dergeſtalt nach und nach einen Fond hervorgebracht hätten, woraus ſie hätten fortgeſetzt und ſelbſt erweitert werden können. Wenn das Unternehmen jener Bank auch gelungen wäre: ſo würde ſie doch, ohne das Landeskapital im mindeſten zu vergrößern, nur einen beträchtlichen Theil davon klugen und nützlichen Unternehmungen entzogen, und ausſchweifenden und gewerbloſen zugewandt haben.

Daß die Induſtrie in Schottland deßwegen ſo wenig Fortſchritte mache, weil es an Gelde fehle, ſie zu unterſtützen, war die Meinung des berüchtigten Law. Dieſem Mangel ſchlug er vor durch die Errichtung einer Bank abzuhelfen, die (nach ſeiner wahrſcheinlichen Abſicht)

ſicht) ſo viel Papiergeld ausgeben ſollte, als der Werth aller Ländereyen des Königreichs betrug. Das ſchottiſche Parlament fand nicht für gut, dieſes Project, als er zuerſt damit zum Vorſchein kam, anzunehmen. In der Folge wurde ein ähnliches, in wenigen Punkten abgeändertes, von dem Herzoge von Orleans, dem damahligen Regenten von Frankreich, angenommen.*) Dieſer Gedanke, daß man das Papiergeld bis auf jede beliebige Summe vervielfältigen könne, war die wahre Urſache, welche den ſogenannten Miſſiſippiplan hervorbrachte, das ausſchweifendſte Project vielleicht, das die Welt je geſehen hat, in welchem man Bankgeſchäfte mit einem Actienſpiele verbinden wollte. Die Operationen in dieſem Plane hat **Dú Verney** in ſeiner **Prüfung der politiſchen Betrachtungen über Handel und Finanzen des Herrn Dú Tot**, ſo vollſtändig, ſo deutlich, und mit ſo vieler Ordnung und Methode auseinander geſetzt, daß ich davon keine Erklärung zu geben brauche. Die Principien, auf welche er gebaut war, hat Law ſelbſt in einer **Abhandlung über Geld und Handel**, die er in Schottland herausgab, als er zuerſt ſein Project in Vorſchlag brachte, erklärt. Die glänzenden, aber grundloſen Ideen, welche in dieſem und in einigen andern, in demſelben Geiſte geſchriebenen Werken vorkommen, finden noch jetzt bey vielen Menſchen Eingang, und haben vielleicht das ihrige beygetragen, die unmäßige Vervielfältigung des von den Banken ausgegebenen Papiergeldes, worüber man ſich in Schottland ſowohl, als an andern Orten beſchwert hat, zu veranlaſſen.

---

*) Die Südſeegeſellſchaft, ſo genannt von den Handlungsoperationen, die ſie mit den ſpaniſchen Ländern in der Südſee zu veranſtalten vorhatte, machte im Jahre 1717 einen an ſich billigen und untadelhaften Entwurf, einen groſzen Theil der Schulden, welche die Regierung zu bezahlen hatte, unter gewiſſen Bedingungen zu übernehmen. Nach dem Entwurfe wurde es ihr möglich, ſelbſt einen anſehnlichen Gewinn zu machen, und doch, als an die Stelle aller übrigen getretener, einziger Gläubiger des Staats, von demſelben geringere Zinſen zu fordern, als für die Originalſchuld zu bezahlen geweſen war. Aber in der Folge (im 1720ſten und folgenden Jahren) wurde die Erfüllung dieſes Vertrages, der Geſellſchaft durch die Eiferſucht, die zwiſchen der Bank und ihr entſtanden war, und durch die Hinderniſſe, welche die erſtere ihren Geſchäften in den Weg legte, ſchwer gemacht. Theils um ſich zu helfen, theils aus Gewinnſucht fingen die Vorſteher an, das Publicum durch übermäſzig groſze Dividenden, deren Quelle ſie verſchwiegen, zu täuſchen. Die Actien ſtiegen von 100 Pf. St. wofür ſie ausgegeben worden waren, auf den Werth von 1000. Eine groſze Menge Menſchen strömte herzu, ihr Geld in dieſer gewinnreichen Lotterie zu wagen. Das Publicum war leichtgläubig genug, oder das Zeitalter war für Projecte dieſer Art gerade ſo günſtig geſtimmet, daſz ohne zu unterſuchen, woher ſo ungeheuere Handlungsvortheile wohl kommen könnten, es doch an ihrer Fortdauer und ihrer Sicherheit nicht zweifelte. Der Plan der Südſeegeſellſchaft, war dem Syſtem des Law in vielen Stücken ähnlich, und er erregte eine ähnliche Verblendung; aber er hatte noch weniger ſoliden Grund, wie Stewart in ſeinen Grundſätzen der Staatswirthſchaft zeigt. (2. Band S. 397 u. folg. der Hamb. deutſchen Ueberſ. vom J. 1779) Er endigte auch, wie die-

Die Bank von England iſt die größte Zettelbank in Europa. Sie wurde, vom Könige, (der durch eine Parlamentsacte dazu bevollmächtigt worden war,) als ein öffentliches Inſtitut durch ein den 27ſten Jul. 1694 unter

---

dieſes in dem Untergange einer Menge von Familien und in der ubermäßigen Bereicherung einiger wenigen. Anm. d. U.

unter dem großen Siegel ausgefertigtes Patent (oder Charter) errichtet. Sie liehe damahls der Regierung die Summe von einer Million und 200,000 Pfunden St. für eine Annuität von 100,000 Pfunden, oder für 96 000 Pfunde jährliche Zinſen, — welches acht Procent ausmacht, — und für 4000 Pfund St. jährlich zur Bezahlung der Verwaltungskoſten. — Der Credit der neuen, durch die Revolution errichteten, Regierung, muß ſehr geringe geweſen ſeyn, da ſie auf ſo hohe Zinſen zu borgen genöthiget war.

Im Jahr 1697 wurde der Bank erlaubt, ihren Fond um 1,001,171 Pfunde St. 10 Schill. zu vermehren: ſo daß ihr ganzes Kapital ſich um dieſe Zeit auf 2,201,171 Pf. St. 10 Sch. belief. Dieſe neue Unterzeichnung hatte, wie man ſagt, die Abſicht, den öffentlichen Credit zu unterſtützen. Im Jahre 1696 litten die ſogenannten Tallies,*) wenn man ſie verwechſelte, 40, 50 bis 60 Pro-

*) Das Wort tallie oder tally bedeutet urſprünglich ſo viel als ein Kerbholz. Es iſt dieß, wie es ſcheint, in allen Ländern, die älteſte Art geweſen, wie Kaufleute mit ihren Kunden, und Gläubiger mit ihren Schuldnern Rechnung geführt haben: daß die Quantitäten der Waare, oder die Summen Geldes, die einer an den andern abgeliefert hatte, auf einem, nach der Länge in zwey Theile getheiltem Stabe, durch Einſchnitte oder Schrift bemerkt wurden, und von dieſen Theilen der eine von dem Kaufmanne, oder Gläubiger zuruckbehalten, der andere dem Kunden oder Schuldner eingehändiget wurde.

Dieſe allgemeine Rechnungsmethode iſt dann auch, lange Zeit, von der Engliſchen Schatzkammer, oder dem Exchequer bey ihren Darlehnen und Berechnungen gebraucht worden. In den Engliſchen Statuten geſchieht einer dreyfachen Art ſolcher Kerbſtöcke, oder tallies, die in der Finanzverwaltung dieſes Reichs im Gebrauche waren, Meldung: Der tallies of loans, für Darlehne, welche Privatperſonen der Regierung gegeben hatten, Precent, — und die Banknoten 20 Precent Verluſt.*) Während der groſſen Ummünzung des Silbergeldes, die

---

hatten, der tallies of debt, für Zahlungen, welche die Regierung an Privatperſonen geleiſtet hatte, und worüber ſie quittirt wurde: und der tallies of reward or allowance, für Auszahlungen, welche die Schatzkammer an die Sherifs oder andre Beamten, wegen der von ihnen beſtrittenen Unkoſten oder geleiſteten Dienſte zu machen hatte.

Hier iſt nur von den tallies der erſten Art die Rede, (die übrigens ſchon lange vorher in papiernen Coupons beſtanden hatten.) Vor Zeiten nämlich wurden die Summen, welche Privatperſonen, bey einem eröfneten Darlehne, dem Staate vorſchoſſen, auf ſolchen Kerbſtocken, angezeichnet. Auf jedem derſelben ſtand zugleich der Name der Perſon, welche das Geld gegeben hatte, und die Nummer, welche anzeigte, zu welcher Klaſſe dieſes Darlehn gehörte, oder von welchem Dato es ſey. Man ſagte daher damahls: „die tallies von No. 1, 2 oder 3 ſind geſtiegen, oder gefallen.“ Der Theil des Kerbholzes, welchen der Staatsgläubiger in die Hände bekam, wurde der Stock genannt, und vertrat die Stelle der Schuldverſchreibung; der, welcher in der Schatzkammer zurückblieb, hieß der Counterſtock. Daher kömmt die noch jetzt dauernde Gewohnheit, die Staatspapiere die Stocks zu nennen, und von dem Steigen und Fallen der Stocks zu reden. Noch andre Namen und Gewohnheiten ſind in der engliſchen Schatzkammer übriggeblieben, welche dieſe ihre alte Methode Rechnung zu führen bezeugen, obgleich die Methode ſelbſt aufgehört hat, und an die Stelle der tallies, die förmlichen Schuldverſchreibungen, die Exchequer-Bills, und überhaupt Papier und Schrift getreten ſind. Noch jetzt heiſſen die vier Officianten, welche die Auszahlung und Einnahme der Gelder zu beſorgen haben, the Tellers (les tailleurs;) noch jetzt giebt es einen cutter of tallies; einen writer of tallies.

So viel iſt alſo deutlich, daß unter den tallies in unſrer Stelle nichts anders als die damahligen Staatsſchuldverſchreibungen zu verſtehen ſind. Dieſe Nachrichten ſind aus Chamber's Cyclopaedie entlehnt; und ich verdanke ſie den Nachweiſungen eines Freundes, des Herrn Profeſſor Ebeling in Hamburg. A. d. U.

*) James Postlethwaite's History of the Public Revenue, S. 501.

zu dieſer Zeit verging, hatte die Bank für gut befunden, mit der Auslöſung ihrer Banknoten inne zu halten: und dies hatte nothwendiger Weiſe ihren Mißcredit veranlaſſet.

Zufolge einer Parlamentsacte vom ſiebenten Jahre der Königin Anna, (Kap. 7.) lieh die Bank der Schatzkammer und zahlte ihr baar die Summe von 400,000 Pfund St., ſo daß das ganze Darlehn, für welches ſie die Annuität von 96,000 Pf. St. Zinſen und 4000 Pf. Verwaltungskoſten erhielt, 1,600,000 Pf. St. betrug. Im Jahre 1708 war alſo der Credit der Regierung ſo gut, wie der Credit von Privatperſonen: weil ſie für ſechs vom Hundert jährliche Zinſen, welches der damahls geſetzliche und allgemein übliche Zinsfuß war, Geld geborgt erhalten konnte. Eben dieſer Acte zufolge tilgte die Bank Schatzkammerſcheine zu dem Belaufe von 1,775,027 Pf. St. 17 Schill. 10½ Pfen., die auf ſechs Procent Zinſen ausgeſtellt waren, und erhielt dafür die Erlaubniß, ihr Kapital durch eine neue Unterzeichnung zu verdoppeln. Alſo betrug im Jahr 1708, nach dieſer Operation, das Kapital der Bank 4,402,343 Pf. St. und das Darlehn, welches ſie der Regierung gegeben hatte, 3,375,027 Pf. St. 17 Schill. 10½ Pfen.

Im Jahr 1709 wurden die Inhaber der Bankactien aufgefordert, funfzehn Procent auf jede Actie nachzuzahlen: woraus eine Summe von 656,204 Pf. St. 1 Schill. 9 Pfen. erwuchs, mit welcher das Bankkapital vermehrt wurde. Eine ähnliche Aufforderung zur Bezahlung neuer zehn Procent brachte im Jahr 1710 der

Bank 501,448 Pf. St. 12 Schill. 11 Pfen. ein: ſo daß nunmehr das Bankkapital ſich auf 5,559,995 Pf. St. 14 Schill. 8 Pfen. belief.

Zufolge einer im dritten Jahre Georgs des erſten gegebenen Parlamentsacte (Kap. 8.) lieferte die Bank zwey Millionen Schatzkammerſcheine aus, welche ſofort vernichtet wurden. Alſo hatte ſie nun der Regierung 5,375,027 Pf. St. 17 Schill. 10 Pfen. vorgeſtreckt. Nach einer neuen Acte vom achten Jahre dieſes Königs kaufte ſie von der Südſee-Geſellſchaft, Actien um vier Millionen Pfunde: und um dieſen Ankauf machen zu können, vermehrte ſie ihr Kapital durch neue Unterzeichnung um 3,400,000 Pf. Alſo war nun ihr ganzes dem Staate gegebenes Darlehn 9,375,027 Pf. St. 17 Schill. 10½ Pfen. und ihr ganzes Kapital nur 8,959,995 Pf. St. 14 Schill. 8 Pfen. Hier war der Zeitpunct, wo die von der Bank dem Publicum vorgeſchoſſene Summe, für welche ſie Zinſen empfing, zuerſt anfing, die Summe, von welcher ſie den Actieninhabern eine Dividende zu bezahlen hatte, zu überſteigen: oder mit andern Worten, die Bank fing an, außer ihrem Kapitale, von welchem ſie Dividenden bezahlte, noch ein Kapital zu haben, von welchem ſie keine bezahlte. Seit der Zeit hat ſie nie aufgehört, ein ſolches Kapital zu haben, deſſen Zinſen ſie mit niemandem getheilt hat. Im Jahr 1746 betrug die Summe der Darlehne, welche die Bank nach und nach dem Staate gegeben hatte, 11,686,800 Pf. St. — und das Kapital, von welchem ſie Dividenden bezahlte, war, durch wiederhohlte Aufforderungen der Actieninhaber und durch neue Unterzeichnungen derſelben, bis auf 10,780,000 Pf. St. geſtiegen. — Seit dem iſt das Verhältniß beyder Summen gegen einander daſſelbe geblieben. Im vierten Jahre der Regierung Georgs des dritten wurde zufolge einer Parlamentsacte das Privilegium oder der **Charter** der Bank erneuert: wofür ſie der Regierung 110,000 Pfund St. zu zahlen bewilligte, die ihr weder verzinſet noch zurückgezahlt werden ſollten. Dieſe Summe vermehrte alſo keine von obigen beyden Summen.

Die Dividende, welche die Bank bezahlt, iſt zu verſchiedenen Zeiten verſchieden geweſen: nachdem ſie theils von ihren dem Staate vorgeſchoſſenen Geldern mehr oder weniger Zinſen erhoben hat, theils ſonſt in mehr oder weniger günſtigen Umſtänden geweſen iſt. Dieſer Zinsfuß iſt nach und nach von acht auf drey vom Hundert herunter gefallen. — Jetzt hat ſchon ſeit einigen Jahren die Bankdividende auf fünf und ein halb Procent geſtanden.

Der Credit der engliſchen Bank ſteht eben ſo feſt, als die brittiſche Regierung ſelbſt ſteht. Erſt muß alles das verloren ſeyn, was die Bank dem Staate vorgeſtreckt hat, ehe ihre Gläubiger irgend einen Schaden leiden können. Keine andre Bankgeſellſchaft in England kann durch eine Parlamentsacte als öffentliche Anſtalt errichtet werden, keine kann aus mehr als ſechs Mitgliedern beſtehen. Die engliſche Bank wirkt nicht bloß als ein kaufmänniſches Inſtitut, ſondern als eine große Staatsmaſchine. Sie empfängt und zahlt den größten Theil der Annuitäten, welche der Staat ſeinen Gläubigern ſchuldig iſt; ſie bringt die Schatzkammerſcheine in Umlauf; und ſchießt der Regierung den jährlichen Betrag der Land- und Malztaxe vor, welcher der Bank oft erſt einige Jahre ſpäter völlig eingeht. Bey dieſen verſchiedenen Operationen kann ſie wohl zuweilen, um ihre Verträge mit dem Staate zu erfüllen, zu einer übermäßigen Vermehrung ihres Papiergeldes genöthiget worden ſeyn, die ihren Vorſtehern auf keine Weiſe als Unbeſonnenheit angerechnet werden darf. Sie diſcontirt überdieß auch Wechſel, und hat bey mehrern Gelegenheiten den Credit der größten Handelshäuſer, nicht nur in England, ſondern auch in Holland und Hamburg unterſtützt. Einmahl, — (im Jahre 1763) ſoll ſie, in dieſer Abſicht, in Einer Woche Vorſchüſſe von 1,600,000 Pfunden St. und dieſe größtentheils in Gold- und Silberbarren, gemacht haben; — wobey ich doch weder die Größe der Summe, noch die Kürze des Zeitraums verbürge. — Zu andrer Zeit fand ſich dieſe große Geſellſchaft in ſolcher Verlegenheit, daß ſie ihre Zahlungen in Sechspence-Stücken machte.

Wenn eine Bank, bey klugen und ſichern Operationen, den Gewerbfleiß eines Landes vermehrt: ſo geſchiehet dieſes nicht dadurch, daß ſie das Kapital des Landes vermehrt, ſondern dadurch, daß ſie denjenigen Theil dieſes Kapitals, welcher ſonſt todt liegen würde, in Thätigkeit ſetzt und ihm gleichſam hervorbringende Kräfte mittheilt. — Jeder Gewerbsmann nämlich muß einen Theil ſeines Kapitals in Caſſe liegen haben, um den von Zeit zu Zeit fälligen Zahlungen Genüge leiſten zu können. Die ſämmtlichen Gelder, die auf dieſe Weiſe bey allen Gewerbsleuten baar da liegen, machen ein ſehr anſehnliches todtes Kapital aus, welches weder den Eigenthümern noch dem Staate Nutzen bringt. Von dieſer Nothwendigkeit nun, todte Kapitalien bey ſich liegen zu haben, werden die Gewerbsleute durch diejenigen Operationen der Banken, welche die allein vernünftigen ſind, befreyet. Jeder kann nun die Gelder, welche er bisher in Caſſe halten mußte, anwenden, entweder neue Materialien und Werkzeuge zur Arbeit, oder Unterhaltsmittel für die Arbeiter zu kaufen, — und kann auf dieſe Weiſe ſie für ſich ſelbſt, oder den Staat gewinnbringend machen. — Das Gold- und Silbergeld, welches in irgend einem Lande umläuft, und durch deſſen Hülfe die Erzeugniſſe deſſelben ebenfalls umlaufen, und nach und nach unter ihre verſchiedenen Conſumenten vertheilt werden, iſt auf gleiche Weiſe, wie das baar in den Caſſen der Kaufleute liegende, ein todtes Kapital. Die Banken, wenn ſie klug und behutſam zu Werke gehen, ſetzen Papier an die Stelle dieſes Goldes und Silbers, — und machen es dadurch möglich, daß dieſes Gold und Silber ſelbſt auf eine nützliche Weiſe angewandt werden und etwas hervorbringen könne. Alle Gold- und Silbermünze, die in einem Lande umläuft, kann mit einer Heerſtraße verglichen werden, auf der zwar alles Getreide und Gras, welches das Land hervorbringt, zu Markte kömmt, auf der aber ſelbſt kein Halm von beyden wächſt. Eine klug zu Werke gehende Bank, legt, wenn ich mich der kühnen Metapher bedienen darf, einen Fuhrweg durch die Luft an, und macht es dadurch möglich, daß die Heerſtraßen großen Theils in Kornfelder und Grasplätze verwandelt werden können: wodurch alſo das jährliche Erzeugniß des Bodens und der Arbeit dieſes Landes anſehnlich vermehrt wird. Indeß muß man geſtehen, daß der Gewerbfleiß und der Handel eines Landes, wenn er auf den Dädaliſchen Flügeln des Papiergeldes gleichſam in den Lüften ſchwebt, zwar vielleicht um etwas vermehrt werden kann, aber nicht ganz ſo ſicher iſt, als wenn er auf dem feſten Boden von Golde und Silber ruht. Außer den Unfällen, welchen beyde durch die Ungeſchicklichkeit der Perſonen ausgeſetzt werden können, die dieſe Maſchine des Papiergeldes dirigiren, haben ſie, in jenem Falle, noch manche andre Gefahren zu fürchten, vor welchen weder Klugheit, noch Geſchicklichkeit der Anführer ſie ſchützen kann.

Ein unglücklicher Krieg, zum Beyſpiel, in welchem der Feind ſich des Schatzes bemächtigt, durch welchen der Credit des Papiergeldes aufrecht erhalten wird, richtet eine weit größere Zerrüttung in einem Lande an, wo der ganze innere Verkehr mit Papiergelde getrieben, — als in einem, wo zu dem größten Theile davon Gold und Silber gebraucht wird. Da in dem erſtern Lande die gewöhnlichen Werkzeuge des Handels alsdann ihren Werth verloren haben: ſo findet darin gar kein Handel mehr, als durch Tauſch, oder auf Credit ſtatt. Da alle Auflagen bis dahin gewöhnlich in Papiergelde waren bezahlt worden: ſo hat nun der Fürſt nichts, womit er ſeine Truppen bezahlen, oder ſeine Magazine anfüllen ſoll; und der Zuſtand des Landes iſt weit hülfloſer, als wenn deſſen Verkehr durch Geld oder Silber wäre getrieben worden. Es iſt daher eine ſichere Regel der

Politik, daß ein Fürſt, der ſeine Länder immer in demjenigen Zuſtande erhalten will, in welchem er ſie am leichteſten vertheidigen kann, das Papiergeld, das in denſelben umläuft, nicht nur nicht bis auf den Grad muß anwachſen laſſen, daß die Banken ſelbſt, die es ausgegeben haben, darüber zu Grunde gehen, ſondern auch nicht bis auf den Grad, daß der größte Theil des Verkehrs im Lande damit getrieben wird.

Der ganze Handelsverkehr jedes Landes kann als aus zwey Theilen beſtehend angeſehen werden: aus dem Verkehr, das zwiſchen Kaufmann und Kaufmann, und aus dem, das zwiſchen dem Kaufmann und dem Verzehrer getrieben wird. Obgleich eben dieſelben Geld- oder Papierſtücke, bald in dem Verkehr der einen, bald in dem Verkehr der andern Art mögen angewandt werden: ſo gehen doch beyde Arten zugleich neben einander fort; und jede braucht alſo einen gewiſſen eignen Fond, womit ſie betrieben wird, er beſtehe nun in klingender Münze oder in Papiergelde. Der Werth der Waaren, welche zwiſchen Kaufleuten und Kaufleuten umlaufen, kann niemahls den Werth derjenigen übertreffen, die zwiſchen den Kaufleuten und Verzehrern umlaufen: weil alles, was Kaufleute von Kaufleuten kaufen, immer zuletzt beſtimmt iſt, an die Verzehrer verkauft zu werden. Der Verkehr, den die Kaufleute mit einander treiben, iſt ein **Handel im Ganzen**, und erfordert alſo gemeiniglich für jeden einzelnen Umtauſch ein beträchtliches Kapital. Der Verkehr zwiſchen Kaufleuten und Verzehrern hingegen iſt größtentheils ein **Einzelnhandel**, bey dem die einzelnen Käufe oft mit ſehr geringen Summen, — mit Schillingen oder vielleicht halben Pencestücken gemacht werden. Ein Schilling verändert gemeiniglich ſeine Herren weit öfter, als eine Guinee; und ein Sechspencestück noch öfter als ein Schilling. Ob alſo gleich, ein ganzes Jahr hindurch, die ſämmtlichen Käufe aller Verzehrer zuſammengerechnet, wenigſtens eben ſo viel an Werthe betragen, als die Summe aller Käufe, die zwiſchen Kaufleuten geſchloſſen werden: ſo iſt doch zu den erſtern eine weit geringere Summe baaren Geldes, als zu den andern nöthig, weil dort die nämlichen Geldſtücke, da ſie weit ſchneller aus einer Hand in die andre gehen, zu einer größern Anzahl von Käufen hinter einander gebraucht werden können.

In Abſicht des Papiergeldes kann man Einrichtungen treffen, daß deſſen Gebrauch auf den Verkehr unter Kaufleuten eingeſchränkt bleibt; und wieder andre, durch welche er ſich auch auf den Verkehr zwiſchen Kaufleuten und Verzehrern ausbreitet. Da, wo, wie in London, keine kleinern Banknoten als von zehn Pf. St. umlaufen, ſchränkt ſich der Gebrauch des Papiergeldes größtentheils auf den Verkehr unter Kaufleuten ein. Wenn eine Banknote von zehn Pf. St. in die Hände eines Verzehrers kommt: ſo muß er ſie gemeiniglich in dem erſten Laden, in welchem er für fünf Schillinge Waaren kauft, verwechſeln, ſo, daß ſie oft eher in die Hände eines Kaufmanns zurückkehrt, ehe der Verzehrer nur den vierzigſten Theil davon verthan hat. Wo hingegen Banknoten für ſo kleine Summen, als zwanzig Schillinge, ausgegeben werden, — wie dieß in Schottland der Fall iſt: da breitet ſich das Papiergeld auch auf einen großen Theil desjenigen Verkehrs aus, der zwiſchen Kaufleuten und Verzehrern getrieben wird. Ehe durch eine Parlamentsacte dem Umlaufe der Zehn- und Fünf-Schillingsnoten Einhalt geſchah, füllte es noch einen weit größern Theil jenes Umlaufs aus. In Amerika wurden Papiere von dem Werthe eines Schillings ausgegeben; auch wurde hier faſt der ganze Verkehr mit Papiergelde gemacht. In Yorkſhire hatte man ſogar umlaufende Papiere von nicht höherem Werthe, als ſechs engliſchen Pfennigen.

Wo es erlaubt und üblich iſt, ſo kleine Banknoten ins Publicum zu verbreiten, da werden auch Leute von geringem Vermögen ſowohl in den Stand geſetzt, als angereizt, Banken zu errichten. Ein Mann, deſſen Papiere, wenn ſie auf fünf Pfunde St. oder ſelbſt nur auf zwanzig Schillinge lauteten, von jedermann würden verworfen werden, wird Papiere von einem ſo kleinen Werthe, als ſechs Pence ſind, leicht in Umlauf bringen. Aber die häufigen Bankerotte, denen ſo armſelige Wechsler ausgeſetzt ſeyn müſſen, verurſachen nothwendig den armen Leuten, die deren Noten in Zahlungen angenommen hatten, vielen Verluſt und machen einige vielleicht ganz unglücklich.

Vielleicht ſollten fünf Pfunde St. die kleinſte Summe ſeyn, für welche an irgend einem Orte des brittiſchen Reichs Banknoten ausgegeben werden dürften. Dann würde allenthalben der Gebrauch des Papiergeldes ſich auf den Verkehr zwiſchen Kaufleuten einſchränken, wie dieß ſchon jetzt in London geſchieht, wo keine kleinern Banknoten als zu zehn Pfund St. umlaufen. Für fünf Pfunde St. kann man zwar, außer London, nicht viel mehr als die Hälfte der Waaren kaufen, die man in London für zehn Pfunde kauft. Aber nichts deſto weniger werden fünf Pfunde in allen andern Orten des Königreichs ſo hochgehalten, und ſo ſelten auf einmahl ausgegeben, als, in London, bey dem ungeheuern Aufwande, zehn Pfunde.

Da, wo der Gebrauch des Papiergeldes auf den Verkehr unter Kaufleuten eingeſchränkt iſt, wie in London, iſt immer Gold und Silber in Menge vorhanden. Wo aber das Papiergeld ſich auch in den Verkehr zwiſchen Kaufleuten und Verzehrern eindringt, wie in Schottland, und noch mehr in Nordamerika: da verjagt es Gold und Silber faſt gänzlich aus dem Lande: indem der innere Handel alsdann faſt ganz mit Papiergelde getrieben wird. Die Einziehung der Zehn- und Fünf-Schillings-Banknoten half in Schottland der Seltenheit des Goldes und Silbers ein wenig ab. Und hätte man auch die Zwanzig-Schillingnoten eingezogen: ſo würde dieſer Seltenheit wahrſcheinlich noch mehr abgeholfen worden ſeyn. Auch in Amerika ſollen dieſe Metalle wieder in größrer Menge zum Vorſchein gekommen ſeyn, ſeitdem man einige ihrer umlaufenden Staatspapiere eingezogen hat; wie ſie denn auch, nach allen Nachrichten, zuvor, ehe dieſe Papiere eingeführet wurden, häufiger vorhanden waren.

Wenn auch das Papiergeld ziemlich genau auf den Kreis des Umlaufs zwiſchen Kaufleuten und Kaufleuten eingeſchränkt wird: ſo können doch Banken und

Wechſelhändler noch immer dem Gewerbfleiße und dem Handel des Landes faſt dieſelben Dienſte leiſten, die ſie ihm geleiſtet haben, als das Papiergeld faſt den ganzen Umlauf des Landes ausfüllte. — Das baare Geld, welches ein Kaufmann in ſeiner Caſſe liegen hat, um Anforderungen, die an ihn gelegentlich geſchehen, erfüllen zu können, iſt ganz für denjenigen Umlauf beſtimmt, der zwiſchen Kaufmann und Kaufmann obwaltet. Sein Verkehr mit den Verzehrern nöthigt ihn auf keine Weiſe baares Geld in Bereitſchaft zu halten: denn dieſe ſind ſeine Kunden und *bringen* ihm Geld, anſtatt daß ſie Geld von ihm *hohlen* ſollten. Wenn alſo auch kein anderes Papiergeld ausgegeben wird, als ſolches, welches wegen der größern Summen, worauf es lautet, faſt ganz auf den Verkehr der Kaufleute unter einander eingeſchränkt bleibt: ſo haben doch Banken und Wechſelhändler es noch immer in ihrer Macht, theils durch Diſcontirung von Wechſelbriefen, theils durch Vorſchüſſe auf Caſſenrechnungen, den Gewerbsleuten jeder Art, die einzige ſchickliche Hülfe zu leiſten, die ſie von Banken erwarten können, — die nämlich, ſie von der Nothwendigkeit zu befreyen, einen beträchtlichen Theil ihres Kapitals zu Bezahlung plötzlich ſie überraſchender Forderungen, ungenützt in Caſſe zu behalten.

Man wird ſagen, es ſey eine augenſcheinliche Verletzung der natürlichen Freyheit, deren Aufrechterhaltung der Zweck aller Geſetzgebung ſeyn ſoll, wenn durch Geſetze Privatleute verhindert werden, von einem Bankier Anweiſungen auf ſeine Caſſe für größere oder kleinere Summen, an Zahlungs Statt anzunehmen, die ſie anzunehmen geneigt ſind; oder wenn ein Bankier verhindert wird, ſolche Scheine, die alle ſeine Nachbarn von ihm anzunehmen bereit ſind, auszugeben. Allerdings wird die natürliche Freyheit in gewiſſer Abſicht durch dergleichen Verordnungen geſtört. Aber wenn durch den Gebrauch, den wenige einzelne Perſonen von ihrer natürlichen Freyheit machen, die Sicherheit der ganzen Geſellſchaft in Gefahr geräth: ſo wird ein ſolcher Gebrauch von den Geſetzen aller Staaten, ihre Verfaſſung mag frey oder deſpotiſch ſeyn, eingeſchränkt, und muß von ihnen eingeſchränkt werden. Die Verbindlichkeit Brandmauern zu führen, um den Uebergang des Feuers aus einem Hauſe ins andre zu verhindern, iſt auch eine Verletzung der natürlichen Freyheit, ſo gut, als die von mir vorgeſchlagene Einſchränkung der Bankgeſchäfte: aber ſie iſt nichts deſto weniger gerecht und nothwendig.

Wenn ein Papiergeld in Bankzetteln beſteht, die von Perſonen von unzweifelhaftem Credite ausgegeben werden, jedesmahl auf Verlangen, und ohne alle Bedingung zahlbar ſind, und in der That ſogleich bezahlt werden, als man ſie präſentirt: ſo iſt in der That ein ſolches Papiergeld mit Golde und Silber von gleichem Werthe; — weil in jedem Augenblicke Geld und Silber dafür zu haben iſt. Alles, was für ſolches Papier gekauft wird, muß nothwendig eben ſo wohlfeil gekauft werden, als wenn es mit baarem Golde oder Silber bezahlt würde.

Man ſagt, die Vermehrung des Papiergeldes müſſe dadurch, daß es die Menge der umlaufenden Zeichen des Werths im Ganzen vermehrt, den Werth dieſer Zeichen vermindern, und alſo den Geldpreis aller Waaren erhöhen. Aber dieſe Folge iſt nicht nothwendig: weil eben ſo viel Gold und Silber aus dem Umlaufe herausgenommen wird, als Papier in denſelben kömmt. Seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts bis jetzt, waren Lebensmittel nie wohlfeiler in Schottland, als im Jahr 1759; und doch war damahls, wegen der umlaufenden Zehn- und Fünf-Schillings-Banknoten, des Papiergeldes daſelbſt weit mehr, als gegenwärtig. Das Verhältniß zwiſchen den Preiſen der Lebensmittel in Schottland und England iſt noch jetzt eben daſſelbe, welches es vor der großen Vervielfältigung der Bankgeſellſchaften in Schottland war. Getreide iſt in England faſt eben ſo wohlfeil, als in Frankreich, obgleich in England viel Papiergeld iſt, und in Frankreich faſt gar keines. In den Jahren 1751 und 52, als **Hume** ſeine politiſchen Verſuche zuerſt herausgab, — und kurz nach der großen Vermehrung des Papiergeldes in Schottland, — ſtieg der Preis der Lebensmittel ſehr merklich; aber die Urſache lag wahrſcheinlich in den ſchlechten Ernten, die gerade zu der Zeit eintrafen, nicht in dem vermehrten Papiergelde.

Ganz anders iſt es in der That, wenn das Papiergeld in ſolchen Geldſcheinen oder Verſchreibungen beſteht, deren Bezahlung entweder von dem guten Willen der Ausſteller, oder von Bedingungen abhängt, die der Inhaber der Scheine zu erfüllen nicht immer in ſeiner Gewalt hat; oder wenn es in Scheinen beſteht, die erſt nach einer gewiſſen Anzahl von Jahren zahlbar ſind, und in der Zwiſchenzeit keine Zinſen tragen. Ein ſolches Papiergeld fällt, ohne Zweifel, unter den Werth von Gold und Silber — mehr oder weniger, nachdem die Schwierigkeit oder Ungewißheit, ſie auf der Stelle bezahlt zu bekommen, für größer oder kleiner gehalten wird; oder nachdem der Termin der Zahlung mehr oder weniger entfernt iſt.

Vor einigen Jahren führten die ſchottiſchen Banken den Gebrauch ein, in ihre Banknoten eine Clauſel zu ſetzen, die ſie die optionelle Clauſel nannten: nach welcher ſie verſprachen, dem welcher die Note präſentiren würde, ſie entweder ſogleich zu bezahlen, oder, wenn die Vorſteher der Bank es für gut fänden, ſie erſt nach ſechs Monaten, aber mit Hinzufügung halbjähriger Zinſen nach dem geſetzmäßigen Zinsfuße, zu bezahlen. Die Vorſteher einiger dieſer Banken machten zuweilen von dieſer Clauſel Gebrauch; zuweilen bedroheten ſie auch nur diejenigen, die für Banknoten von beträchtlichen Summen baares Geld haben wollten, daß ſie von der Clauſel Gebrauch machen würden, woferne ſie ſich nicht mit einem Theile deſſen, was ſie verlangten, begnügten. Die Scheine ſolcher Bankgeſellſchaften machten damahls bey weitem den größten Theil der in Schottland umlaufenden Zeichen des Werths (oder des numeraire) aus, und dieſe mußten alſo nothwendig, durch die Ungewißheit ihrer Auswechſelung gegen Gold und Silber, unter den Werth des Metallgeldes erniedrigt werden. Während daß dieſer Mißbrauch fortdauerte, (welcher in den Jahren 1762, 63, und 64 am meiſten überhand nahm) ſtand der Wechſelcours zwiſchen London und Carlisle oft al pari, indeß der zwiſchen London und Dumfries, — das doch nur dreyßig engliſche Meilen, (ſechs deutſche) von Carlisle entfernt iſt, um einige Procente gegen Dumfries ſtand. Aber in Carlisle wurden Wechſel in Golde und Silber bezahlt: in Dumfries hingegen in ſchottiſchen Banknoten, welche durch die Ungewißheit, ob man ſie auf der Stelle würde gegen Gold und Silber umſetzen können, vier Procent gegen baares Geld verloren. Eben die Parlamentsacte, welche die zehn und fünf Schillings-Banknoten unterdrückte, hob auch jene optionelle Clauſel auf; und dadurch wurde der Wechſelcours zwiſchen England und Schottland in ſein natürliches Gleichgewicht gebracht, — das heißt, er war forthin nur gerade ſo, als es der Gang der Handlung, und das Verhältniß der zu bezahlenden oder einzutreibenden Schulden beyder Länder mit ſich brachte.

Bey dem Papiergelde, welches in Yorkſhire Cours hatte, war es zuweilen eine Bedingung, daß, wer eine Note von ſechs Pfennigen St. wollte gewechſelt haben, Noten für den Werth von einer Guinee mußte wechſeln laſſen, eine Bedingung, welche die Inhaber der ſechs Pfennignoten oft unmöglich erfüllen konnten, und die den Werth dieſes Papiergeldes nothwendig unter den Werth vom Golde und Silber erniedrigen mußte; dem zufolge erklärte auch eine Parlamentsacte alle ſolche Clauſeln für unerlaubt, und unterdrückte hier, ſo wie in Schottland, alle Schuldſcheine, die auf den Inhaber geſtellt, unter dem Werthe von zwanzig Schillingen ſind.

Die laufenden Papiere in Nordamerika beſtanden nicht in Banknoten, die an jeden, der ſie präſentirte, auf Verlangen zahlbar waren, ſondern in Staatspapieren, deren Wiederbezahlung erſt in mehreren Jahren, nachdem ſie ausgegeben worden waren, gefordert werden konnte. Und obgleich die Kolonieregierungen den Inhabern dieſer Papiere keine Zinſen bezahlten: ſo erklärten ſie doch, daß ſie als geſetzmäßige Zahlung für die ganze Summe, auf welche ſie geſtellt wären, angenommen werden ſollten, und brachten es auch dahin, daß ſie angenommen wurden. Aber wenn man auch die Sicherheit, welche die Kolonien gaben, für vollkommen hinlänglich halten wollte: ſo waren doch hundert Pfunde St., die zum Beyſpiel, erſt in funfzehn Jahren bezahlt werden ſollten, in einem Lande, wo der Zinsfuß ſechs vom Hundert war, nicht mehr, als vierzig Pfunde baaren Geldes werth. Einen Gläubiger alſo zu nöthigen, dieß als die volle Bezahlung einer Schuld von hundert Pfunden St. in baarem Gelde anzunehmen: — das war die Handlung einer ſo gewaltthätigen Ungerechtigkeit, als ſich die Regierung irgend eines Landes, welches frey zu ſeyn vorgiebt, jemahls erlaubt hat. Nach den deutlichſten Anzeichen war dieſes Verfahren vom Anfange an nichts anders, als wofür es der ehrliche und rein mit der Sprache herausgehende Doctor Douglas erklärte: — ein Plan betrügeriſcher Schuldner, ihre Gläubiger um das Ihrige zu bringen. Die Regierung von Penſylvanien verſuchte zwar, als ſie zuerſt im Jahre 1722 Papiergeld ausgab, demſelben gleichen Werth mit Golde und Silber dadurch zu geben, daß ſie allen denen, welche ihre Waaren für Papiergeld theurer, als für baares

Geld verkaufen würden, gewiſſe Strafen ankündigte. — Dieſe Verordnung war eben ſo tyranniſch, aber ſie war für den Zweck, den man ſuchte, weit weniger wirkſam, als die, welche ich zuvor angezeigt habe. Ein poſitives Geſetz kann zwar einen Schilling, in Schuldbezahlungen, zu dem Aequivalent von einer Guinee machen: weil es die Gerichtshöfe anweiſen kann, den Schuldner, der einen Schilling für eine Guinee giebt, frey zu ſprechen. Aber kein poſitives Geſetz kann einen Menſchen, der Waaren zu verkaufen hat, und in deſſen Macht es ſteht, zu verkaufen, oder nicht zu verkaufen, nöthigen, einen Schilling für eine Guinee, in dem Kaufpreiſe anzunehmen. Allen dieſen Verordnungen zum Trotze, wurden, — wie aus dem Wechſelcourſe zwiſchen Amerika und Großbritannien erhellte — hundert Pfunde Sterling baaren Geldes, in einigen Kolonien 130 Pfunden, in andern ſogar 11,00 Pfunden ihres Papiergeldes gleich geſchätzt. Dieſe Verſchiedenheit rührte daher, daß in der einen Kolonie mehr Papiergeld, als in der andern ausgegeben worden war; und daß in der einen der Termin der endlichen Bezahlung ungewiſſer, oder weiter hinausgeſetzt war, als in der andern.

Kein billigeres Geſetz konnte alſo gegeben werden, als die Parlamentsacte war, über welche die Kolonien ſo ungerechter Weiſe ſchrieen: — die, durch welche erklärt wurde, daß kein Papiergeld, welches irgend eine Kolonie in Zukunft in Umlauf ſetzen möchte, geſetzmäßig in Schuldzahlungen angenommen werden dürfe.

Penſylvanien hat ſich in Abſicht der Quantität ſeines Papiergeldes immer noch in beſcheidenern Schranken gehalten, als irgend eine der Kolonien. Es iſt auch deßwegen, wie man verſichert, nie unter den Werth derjenigen Münzſorten gefallen, die, vor der Einführung des Papiergeldes, in der Kolonie im Umlaufe waren. Dieſe Kolonie nämlich hatte, ſchon vor dieſer Zeit, den Nennwerth ihrer Münzen erhöhet, und durch eine Acte ihrer Aſſembly verordnet, daß fünf Schillinge in der Kolonie für ſechs Schill. drey Pfen. und durch eine folgende, daß ſie für ſechs Schill. acht Pfen. genommen werden ſollten. Ein Pfund Sterling in Koloniegelde war, ſelbſt zur Zeit, als dieſes Geld noch in Golde und Silber beſtand, dreyßig Procente weniger werth als ein Pfund St. in engliſchem Gelde. Und tiefer als dreyßig Procent iſt auch das Papiergeld von Penſylvanien, das an die Stelle des baaren Geldes trat, gegen das engliſche Geld nicht gefallen. Die Urſache, warum man zuerſt den Nennwerth der Münzen erhöhete, war, wie man vorgab, daß man die Ausfuhr des baaren Geldes verhüten wollte, indem man gleichen Quantitäten Metalls in der Kolonie einen größern Werth beylegte, als ſie außer derſelben hätten. Man fand aber gar bald, daß der Preis aller Waaren, die die Einwohner Penſylvaniens vom Mutterlande zogen, gerade um ſo viel ſtieg, um ſo viel ſie die Benennungen ihrer Münzen erhöht hatten: ſo daß ihr Gold und Silber eben ſo geſchwind, als vorhin, aus dem Lande ging.

Da das Papiergeld jeder Kolonie in der Bezahlung der von ihr aufgelegten Abgaben, für den vollen Werth, für welchen es ausgegeben war, genommen wurde: ſo erhielt es von dieſem möglichen Gebrauche nothwendig einen etwas höhern Werth, als es nach der gewiſſen oder muthmaßlichen Entfernung des Termins ſeiner endlichen Wiederbezahlung hätte haben ſollen. Dieſer dem Papiergelde dadurch zugeſetzte Werth war größer, oder kleiner, nachdem die Quantität des ausgeſtreuten Papiergeldes die Quantität, welche zur Bezahlung der Kolonieabgaben angewandt werden konnte, mehr oder weniger überſtieg. Sie überſtieg ſie aber in allen Kolonien um ſehr vieles.

Ein Fürſt kann, wenn er befiehlt, daß ein gewiſſer Theil der Abgaben, die man ihm zu entrichten hat, in einem von ihm eingeführten Papiergelde bezahlt werden ſolle, dieſem dadurch einen Werth verſchaffen — ſelbſt wenn der Termin der endlichen Einlöſung dieſes Papiers ganz von ſeiner Willkühr abhängt. Wenn die Bank, welche daſſelbe ausgiebt, dafür ſorgt, daß immer eine etwas kleinere Summe davon im Publicum umläuft, als die Summe der darin zu entrichtenden Abgaben beträgt: ſo kann jenes Papier ſo gar ein Aufgeld bezahlen, oder im Handel und Wandel etwas mehr werth ſeyn, als die Quantität Goldes oder Silbers, für welche es ausgegeben worden iſt.

Aus dieſen Grundſätzen erklären einige das Agio des Amſterdamer Bankogeldes, oder ſeines Vorzugs vor dem Courant: eines Vorzugs, der deſto mehr auffällt, wenn man von ihnen hört, daß dieſes Bankogeld nicht, nach dem Willen der Eigenthümer, aus der Bank zurückgenommen werden kann. Der größte Theil der auswärtigen Wechſelbriefe, (ſo lautet dieſe Erklärung) muß in Bankogelde, das heißt, durch ein Uebertragen in den Büchern der Bank, bezahlt werden; und die Vorſteher der Bank ſorgen dafür, daß immer etwas weniger Bankogeld vorhanden iſt, als zu dem gedachten Gebrauche erfordert wird. Das Bankogeld wird alſo mit einer ſolchen Concurrenz geſucht, daß dadurch der Werth deſſelben um vier oder fünf Procent über das umlaufende Gold oder Silber erhöhet wird. — Dieſe Darſtellung der Sachen in Abſicht der Amſterdamer Bank iſt, wie ſich in der Folge zeigen wird, größtentheils erdichtet und unrichtig.

Ein umlaufendes Papiergeld, das unter den Werth der Gold- und Silbermünze herabfällt, ſetzt darum den Werth dieſer Metalle ſelbſt nicht herab; es macht nicht, daß ſie, gegen andre Waaren gehalten, ein Aequivalent von einer geringern Quantität derſelben werden. Dieſes Verhältniß zwiſchen dem Werthe jener Metalle und dem Werthe andrer Waaren hängt ganz von der Ergiebigkeit, oder Armuth der Bergwerke ab, welche, in jedem Zeitpunct die handelnde Welt mit Gold und Silber verſorgen. Es hängt ganz davon ab, wie ſich die Quantität Arbeit, die nöthig iſt, ſo und ſo viel Gold oder Silber zu Markte zu liefern, zu der Quantität Arbeit verhält, durch die eine beſtimmte Quantität anderer Waaren zu Markte gebracht wird.

Wenn den Wechſelhändlern folgende zwey Schranken geſetzt ſind: — einmahl, daß ſie keine Banknoten unter einem gewiſſen beſtimmten Werthe ausgeben dürfen; zweytens, daß ſie die ihnen präſentirten Noten ſo gleich, und ohne alle zugeſetzte Bedingung bezahlen müſſen: ſo kann ihr Gewerbe im übrigen mit vollkommner Sicherheit fürs Publicum durchaus frey gelaſſen werden. Vor kurzem vervielfältigten ſich die Bankgeſellſchaften in beyden Theilen des vereinigten Königreichs ſo ſehr, daß viele Leute darüber unruhig wurden. Aber die vermehrte Anzahl der Banken vermindert die Sicherheit des Publicums nicht: ſie vermehrt ſie vielmehr. Dadurch werden ſie alle genöthigt, vorſichtiger zu Werke zu gehen, und die Menge Papiere, die ſie ausgeben, mit dem baaren Gelde, das in ihrer Caſſe iſt, in gehöriges Gleichgewicht zu ſetzen. Damit ſie gegen die plötzlich ihnen zuſtrömenden Anforderungen, welche ihnen durch die Kunſtgriffe ihrer Nebenbuhler zugezogen werden könnten, gedeckt ſeyn mögen. Dadurch werden die Geſchäfte einer jeden einzelnen Bank auf einen kleinern Kreis eingeſchränkt, und alſo ihre umlaufenden Zettel auf eine kleinere Anzahl zurückgebracht. Wenn das geſammte umlaufende Papiergeld in eine größre Anzahl von Theilen getheilt iſt: ſo ſchadet das Falliment der einen oder der andern Bank, (ein Vorfall, der nach dem Laufe der Dinge von Zeit zu Zeit ſich ereignen muß,) dem Publicum weniger. Auch nöthigt dieſe freye Concurrenz jeden Banquier zu der ehrlichſten und uneigennützigſten Behandlung ſeiner Kunden, weil er ſonſt Gefahr läuft, daß ſeine Nebenbuhler ſie ihm entwenden. Ueberhaupt, wenn irgend ein Zweig des Handels, irgend ein Theil menſchlicher Arbeiten dem Publicum vortheilhaft iſt: ſo iſt er es um deſto mehr, je freyer und allgemeiner die Mitbewerbung in demſelben iſt.

Drittes Kapitel.

Von der Art, wie ein Kapital durch Anhäufen entſteht; oder von dem Unterſchiede zwiſchen Arbeiten, die etwas hervorbringen und ſolchen, die nichts hervorbringen.

Es giebt gewiſſe Arbeiten, die dem Dinge, woran ſie gewandt werden, einen neuen Werth zuſetzen; es giebt andre, die dieß nicht thun. Die erſte Art von Arbeiten kann man **productive** oder hervorbringende nennen, weil ſie einen Werth ſchaffen, der zuvor nicht vorhanden war, die andern mögen **unproductive**, nicht hervorbringende Arbeiten*) heiſſen. So ſetzt jeder Manufacturarbeiter, zu dem Werthe des Stoffes, womit er zu thun hat, etwas hinzu: ſo viel nämlich, als ſein eigener Lohn und der Gewinnſt ſeines Meiſters beträgt. Die Arbeit eines Dienſtbothen hingegen ſetzt dem Werthe keiner Sache etwas hinzu. Wenn der Manufacturarbeiter auch ſeinen Lohn von ſeinem Meiſter vorgeſchoſſen bekömmt: ſo koſtet er doch dieſem gemeiniglich nichts, weil, was der Meiſter dem Arbeiter an Lohn giebt, er an vermehrtem Werthe der Sache, woran die Arbeit gewandt worden iſt, wieder erhält. Aber der Unterhalt, den ein Herr ſeinem Bedienten giebt, wird dem erſtern nie wieder erſtattet. — Ein Menſch wird dadurch reich, daß er eine Menge Manu-

---

*) Einige franzöſiſche eben ſo geiſtreiche, als gelehrte Schriftſteller brauchen dieſe Wörter in einem etwas andern Sinn. In dem letzten Kapitel des vierten Buchs werde ich mich bemühen zu zeigen, daß es ein unſchicklicher Sinn iſt.

facturarbeiter unterhält: aber er kann arm werden, wenn er zu viele Bedienten hält. Zwar hat auch die Arbeit der letztern ihren Werth, und verdient ihren Lohn ſo gut, wie die Arbeit der erſtern. Aber die Arbeit der Manufacturiſten haftet gleichſam an irgend einer Sache, an einer verkäuflichen Waare, die ſie hervorbringt, und iſt wenigſtens einige Zeit, nachdem die Arbeit geendigt iſt, noch fortdauernd ſichtbar und bleibend. Die Manufacturwaare enthält gleichſam die Summe von Arbeiten, die auf ſie gewandt worden ſind, geſammelt und auf die Gelegenheit des künftigen Gebrauchs aufbewahrt, in ſich. Dieſe Sache, oder welches einerley iſt, der Preis dieſer Sache kann in der Folge, wenn es nöthig iſt, eine eben ſo große Quantität von Arbeit wieder in Gang ſetzen, als die war, durch welche ſie urſprünglich war zu Stande gebracht worden. Die Arbeit des Dienſtbothen hingegen wird durch keine hervorgebrachte Sache, die eine verkäufliche Waare abgeben kann, ſichtbar und dauerhaft. Seine Dienſte verlieren ſich gleichſam in demſelben Augenblicke, in welchem er ſie verrichtet, und laſſen ſelten eine Spur, oder irgend etwas von Werthe zurück, wofür man in der Folge eine gleiche Quantität von Dienſten erkaufen kann.

Die Arbeiten einiger der achtungswürdigſten Stände in der bürgerlichen Geſellſchaft, bringen eben ſo wenig, als die Arbeiten der Bedienten, einen Werth hervor; — ſie gehen eben ſo wenig in etwas Subſtantielles und Dauerhaftes über, das, als Waare, verkauft werden, und womit man eine neue gleich große Arbeit bezahlen könnte. Der Landesregent, zum Beyſpiele,

ſpiele, mit allen Militär- und Civilbeamten, die unter ihm dem Staate dienen, die Armee und die Flotte ſind **unproductive** Arbeiter. Sie ſind die Diener des Volks, und werden durch einen Theil deſſen, was anderer Leute Arbeit hervorbringt, unterhalten. So ehrenvoll, ſo nützlich und ſo nothwendig ſelbſt ihre Dienſte ſeyn mögen: ſo wird doch nichts dadurch hervorgebracht, was als ein Aequivalent für eine gleiche Quantität ähnlicher Dienſte gegeben, und wofür dieſe gleichſam angeſchafft werden könnte. Der Schutz, die Sicherheit und die Vertheidigung, die ihre Arbeit dem Lande das eine Jahr gewährt, können nicht als ein Preis für den Schutz die Sicherheit und die Vertheidigung des nächſten Jahres gezahlt werden.

Einige der wichtigſten und ernſthafteſten, und einige der unbedeutendſten Beſchäftigungen gehören in dieſe Klaſſe. Prediger, Sachwalter, Aerzte, überhaupt alle Gelehrte ſind eben ſo wohl unproductive Arbeiter, als Schauſpieler, Poſſenreiſſer, Tonkünſtler, Opernſänger und Tänzer. Die Arbeit des geringſten unter dieſen hat einen gewiſſen Werth, der ſich nach eben den Regeln beſtimmt, welche den Werth jeder andern Art von Arbeit beſtimmen: aber auch die Arbeit der edelſten und nützlichſten von dieſen Profeſſionen bringt nichts hervor, wofür man eine gleiche Quantität Arbeit erkaufen könnte. Wenn der Schauſpieler ſeine Rolle hergeſagt, der Redner ſeinen Vortrag gehalten, der Muſiker ſein Tonſtück ausgeführt, und ſo jeder andere der genannten Künſtler ſeinen Beruf erfüllt hat: ſo iſt von ihrer Arbeit nichts mehr vorhanden, was ſich aufweiſen ließe; ihr Werk geht in demſelben Augenblicke unter, da es hervorgebracht wird.

Alle Arbeiter, ſie mögen etwas oder nichts hervorbringen, — und außer ihnen auch noch alle die, welche gar nicht arbeiten, werden durch die jährlichen Erzeugniſſe des Bodens und der Arbeit des Landes unterhalten. Dieſe Erzeugniſſe mögen noch ſo zahlreich ſeyn: ſo haben ſie doch einen beſtimmten und einen eingeſchränkten Umfang. Je mehr oder weniger alſo von dieſen Erzeugniſſen in einem Jahre auf Unterhaltung unproductiver Arbeit gewandt wird: deſto weniger oder deſto mehr wird davon zur Unterhaltung der productiven übrig bleiben; deſto kleiner oder größer wird alſo auch das Product des nächſten Jahres ſeyn, — weil, wenn ich die freywilligen Erzeugniſſe der Natur ausnehme, alles übrige, was in einem Lande hervorgebracht wird, die Frucht des Fleißes iſt.

Obgleich das ganze Product vom Boden und von der Arbeit eines Landes, ſeine letzte Beſtimmung ohne Zweifel darin findet, die Gegenſtände für den geſammten Verbrauch der Landeseinwohner, — oder mit andern Worten — ihnen ein Einkommen zu verſchaffen: ſo theilt es ſich doch, wenn es erſt aus der Erde, oder aus den Händen der hervorbringenden Arbeiter kömmt, in zwey Theile. Der eine, und oftmahls der größte Theil, iſt anfänglich dazu beſtimmt, **ein Kapital wieder zu erſtatten**, oder die Lebensmittel, Materialien und geendigten Manufacturwaaren zu erneuern, die in Hervorbringung der Sachen, wovon die Rede iſt, aufgewandt worden waren: der andre iſt beſtimmt, das Ein-

kommen von jemandem auszumachem, — es ſey das Einkommen des Kapitalinhabers, dem es als Gewinnſt zukömmt, oder einer andern Perſon, die es als Landrente erhält. So, zum Beyſpiele, wird von den Erzeugniſſen eines Ackers der eine Theil dem Pachter ſein hineingeſtecktes Kapital wieder bezahlen; ein andrer dem Pachter ſeinen Gewinnſt, oder dem Grundherrn ſeine Rente bringen. Auf eben die Weiſe geht von dem Producte einer großen Manufactur, ein Theil und zwar der größte, auf Wiederbezahlung des Kapitals, welches der Unternehmer darin angelegt hat; und der zweyte macht erſt ſeinen Gewinnſt aus, und verſchafft auf dieſe Weiſe dem Kapitalbeſitzer ein Einkommen.

Derjenige Theil von dem jährlichen Producte des Bodens und der Arbeit des Landes, welcher **Kapitalien** wiedererſtattet, wird nie unmittelbar auf Unterhaltung **unproductiver** Arbeit verwendet. Er dient nur dazu, den Lohn **productiver** Arbeit zu bezahlen. Von demjenigen Theile hingegen, welcher als Einkommen jemandem zufällt, iſt die Anwendung unbeſtimmt: er kann eben ſowohl hervorbringende, als nichts hervorbringende Arbeit zu bezahlen gebraucht werden.

Alles was von ſeinen geſammelten Vorräthen ein Mann als **Kapital** anſieht, wendet er nur in der Abſicht und mit der Erwartung an, einen Gewinn davon zu ziehen. Er unterhält alſo davon keine andre Arbeiter, als die etwas hervorbringen. Das, was für ihn **Kapital** geweſen war, wird für ſeine Arbeiter **Einkommen.** Sobald er aber ſelbſt einen Theil davon auf die Bezahlung nichts hervorbringender Arbeit wendet:

det: ſobald hört dieſer Theil auf Kapital zu ſeyn, und geht zu den Vorräthen über, die zu unmittelbarem Verbrauche beſtimmt ſind.

Alle Arbeiter, die nichts hervorbringen, und alle Menſchen, die gar nicht arbeiten, werden von dem Theile des Nationalreichthums, der als Einkommen zu betrachten iſt, unterhalten: es ſey nun derjenige Theil der jährlichen Erzeugniſſe, der gleich anfänglich beſtimmt war, das Einkommen von jemandem, als Gewinn vom Kapital, oder als Landrente auszumachen; oder es ſey derjenige Theil, der zwar urſprünglich zur Wiedererſtattung eines Kapitals, und zur Beſchäftigung hervorbringender Arbeiter beſtimmt war, aber, nachdem er als Lohn in die Hände dieſer letztern gekommen iſt, von ihnen, wofern ſie, nach Abzug ihres Unterhalts, noch etwas übrig behalten, — eben ſo wohl zu Bezahlung productiver als unproductiver Arbeit angewendet werden kann. So hält zum Beyſpiel, nicht bloß der große Herr, oder der reiche Kaufmann, ſondern auch der gemeine Arbeitsmann, wenn ſein Lohn etwas anſehnlich iſt, einen Dienſtbothen. Er geht vielleicht ins Schauſpielhaus oder in eine Marionettenbude, und trägt ſo zur Unterhaltung der einen Art von unproductiven Arbeitern das ſeinige bey; oder er bezahlt Auflagen, wodurch er eine andre Art, zwar mehr nützlicher und geehrter, aber eben ſo wenig hervorbringender Arbeiter ernähren hilft. Doch muß man dieß hinzuſetzen, daß von demjenigen Theile des jährlichen Landesproducts, welcher urſprünglich Kapitalien wieder zu erſtatten beſtimmt iſt, nicht eher etwas auf unproductive Arbeit gewandt wird, bis es ſo viele productive Arbeit in Gang gebracht und unterhalten hat, als es bey der gewählten Art, dieß Kapital anzulegen, möglich war. Eher kann der Arbeitsmann nicht ſeinen Lohn auf unproductive Arbeiten wenden, bis er ſeine productive Arbeit, wofür er ihn erhält, vollendet hat. Ueberdieß iſt der Theil ſeines Lohns, welchen er darauf wenden kann, ſehr klein. Es iſt bloß das, was er von ſeinem Einkommen, nach Abzug ſeiner Unterhaltskoſten erübriget, welches bey productiven Arbeitern ſelten viel beyträgt. Aber etwas bleibt doch bey den meiſten übrig: und bey Bezahlung der Auflagen kann ihre große Anzahl den geringen Betrag ihrer Beyſteuer einigermaßen erſetzen. —

Die Landrente und der Kapitalgewinnſt ſind alſo allenthalben die vornehmſten Quellen, aus welchen die nichts hervorbringenden Hände ihren Unterhalt ziehen. Dieſe beyden Arten des Einkommens gehören gemeiniglich denjenigen Eigenthümern zu, die von ihren Einkünften am meiſten, nach Beſtreitung ihres eignen Unterhalts übrig behalten. Dieſe können zwar damit eben ſo wohl productive als unproductive Arbeiter bezahlen. Sie ſcheinen aber eine Vorliebe für die letztern zu haben. Der Aufwand eines großen Herrn nährt gewiß mehr müßige als arbeitſame Leute. Der reiche Kaufmann unterhält zwar mit ſeinem Kapital bloß Arbeiter, — aber von ſeinem Einkommen macht er gewöhnlich einen ſolchen Gebrauch, daß er eben die Klaſſe von Leuten dadurch ernährt, die von den Einkünften des Lords leben.

Das Verhältniß alſo, welches in jedem Lande zwiſchen den **hervorbringenden** und den **nichts hervorbringenden** Händen ſeyn ſoll, hängt ſehr von dem Verhältniſſe ab, in welchem derjenige Theil des geſammten Landesproducts, der zu **Wiedererſtattung von Kapitalien** beſtimmt iſt, zu demjenigen Theile ſteht, der, als Rente, oder als Gewinnſt, ein **Einkommen** für jemanden ausmacht. Dieſes letztere Verhältniß iſt in reichen Ländern ganz anders, als in armen.

Gegenwärtig, zum Beyſpiele, geht in den reichen Ländern Europens ein ſehr großer, oft der größte Theil der Erzeugniſſe von Grund und Boden auf die Wiedererſtattung desjenigen Kapitals, welches der reiche und unabhängige Pachter in die Landwirthſchaft geſteckt hat; von dem andern wird dem Pachter ſein Gewinn und dem Grundherrn ſeine Rente bezahlt. In alten Zeiten hingegen, unter der Herrſchaft der Lehnsregierungen, war ein kleiner Theil der Erzeugniſſe hinlänglich, das auf den Anbau gewandte Kapital zu erſetzen. Dieſes Kapital beſtand gewöhnlich in einigen elenden Stücken Vieh, die ganz von den, auf unangebaueten Aeckern von ſelbſt wachſenden Kräutern lebten, und daher als freye Geſchenke der Natur angeſehen werden konnten. Dieſes Vieh gehörte überdieß gemeiniglich dem Grundherrn, und wurde von ihm den Anbauern des Landes nur als Darlehn gegeben. Alles übrige von den Erzeugniſſen des Bodens gehörte ebenfalls dem Grundherrn, entweder als Rente von ſeinem Gute, oder als Gewinn von ſeinem kleinen in die Wirthſchaft geſteckten Kapital. Die Anbauer des Landes waren größtentheils

Leibeigene, deren Perſonen und Güter ihm ebenfalls zugehörten. Die, welche nicht Leibeigene waren, hatten doch ihre Grundſtücke nur vom Grundherrn lehnsweiſe, und konnten von ihm, ſobald er wollte, herausgeworfen werden. Obgleich die Rente, welche ſie zahlten, nur den Namen von Rente hatte, und wenig mehr, als ein Schutzgeld war: ſo nahm ſie doch, nach Abzug des Unterhalts der Arbeiter, das ganze Erzeugniß des Landgutes hinweg. Der Grundherr konnte von dieſen Lehnleuten, im Frieden, alle Arten von Arbeiten, im Kriege, militäriſche Dienſte fordern. Ob ſie gleich abgeſondert von ihm wohnten: ſo waren ſie doch eben ſo abhängig von ihm, als die Dienſtbothen, die er in ſeinem eignen Hauſe unterhielt. Wer aber über Arbeit und Dienſte aller derer, die ſich von den Erzeugniſſen eines Gutes nähren, gebiethen kann, den kann man auch als den Eigenthümer des ganzen Products anſehen.

In dem jetzigen Zuſtande von Europa kommt auf die Rente des Grundherrn ſelten der dritte, manchmal nicht der vierte Theil des Products von ſeinen Ländereyen. Und doch iſt die Landrente, in allen wohl angebaueten Gegenden der Länder, das drey und vierfache von dem, was ſie in jenen alten Zeiten war. Jener dritte oder vierte Theil alſo von dem Producte der Ländereyen ſcheint drey oder viermahl mehr zu betragen, als damahls das ganze Product derſelben betrug. So wie die Cultur zunimmt, nimmt die Landrente zwar in Abſicht ihres Werths zu, aber ſie nimmt ab in dem Verhältniſſe, den ſie zu dem ganzen Producte der Ländereyen hat.

In den reichen Ländern Europens werden jetzt große Kapitalien im Handel und in den Manufacturen angelegt. In vorigen Zeiten waren zu dem geringen Handel, der im Gange war, und zu den wenigen Manufacturen grober und gemeiner Waaren, die betrieben wurden, nur kleine Kapitalien, nöthig. Dieſe brachten aber um deſto größere Gewinnſte. Der Zinsfuß war nirgends niedriger als zehn vom Hundert: und der Gewinn im Handel und Wandel mußte alſo groß genug ſeyn, um ſolche Geldzinſen bezahlen zu können. Jetzt iſt der Zinsfuß in allen blühenden Ländern Europens, nirgends höher als ſechs vom Hundert, und in einigen, die am weiteſten in der Cultur fortgeſchritten ſind, ſteht er auf vier, auf drey, ja gar auf zwey vom Hundert. — Derjenige Theil von den Einkünſten ſämmtlicher Landeseinwohner, welcher vom Gewinnſte angelegter Kapitalien herkömmt, iſt zwar in reichen Ländern weit größer, als in armen: aber die Urſache iſt nicht, weil von einer beſtimmten Summe die Gewinnſte dort größer ſind, — (im Gegentheile pflegen ſie beträchtlich geringer zu ſeyn) ſondern weil weit größere Summen dort als Kapitalien angelegt werden.

Alſo, der Theil des jährlichen Products, der, ſo wie er aus der Erde, oder aus den Händen der Arbeiter kömmt, unmittelbar zur Wiedererſtattung angelegter Kapitalien dient, iſt in reichen Ländern nicht nur an ſich größer, ſondern übertrift auch den Theil jenes Products, welcher zu Einkünften beſtimmt iſt, in reichen Ländern um viel mehr, als in armen. Diejenigen Fonds, von welchen hervorbringende Arbeit unterhalten wird, betragen in den erſtern nicht nur an ſich mehr, ſondern ſie ſtehen auch zu denjenigen Fonds, die, weder für productive noch unproductive Arbeit ausſchließend beſtimmt, doch einen Hang zur Unterhaltung der letztern haben, in einem weit größern Verhältniſſe.

Nach dem Verhältniſſe zwiſchen dieſen beyden Arten der Fonds richtet ſich nothwendig der Charakter der Einwohner, in Abſicht des Fleißes und des Müßiggangs. Wir ſind fleißiger als unſre Vorfahren, weil gegenwärtig die Summen, welche auf Unterhaltung arbeitſamer Leute angewendet werden, — diejenigen, womit man Müßiggänger ernährt, in einem weit größern Verhältniſſe, als ehedem, überſteigen. Deßwegen gingen unſre Vorfahren müßig, weil es ihrem Fleiße an hinlänglicher Ermunterung fehlte. Es iſt beſſer, ſagt das Sprichwort, um nichts zu ſpielen, als für nichts zu arbeiten. In Manufactur- und Handelsſtädten, wo die geringere Klaſſe größtentheils dadurch ihren Unterhalt findet, daß andre ihre Kapitalien auf irgend eine Weiſe anlegen, iſt dieſe Klaſſe größtentheils fleißig, ſparſam und im Wohlſtande. In denjenigen Städten, deren Flor hauptſächlich von dem beſtändigen oder gelegentlichen Aufenthalte eines Hofes herkömmt, und deren ärmere Einwohner meiſtentheils dadurch erhalten werden, daß andre ihre Einkünfte darin verzehren, iſt das gemeine Volk gemeiniglich faul, liederlich und arm: wie zum Beyſpiel, zu Rom, Verſailles, Compiegne und Fontainebleau. Wenn man Rouen und Bordeaux ausnimmt, ſo ſind alle die Städte Frankreichs, worin Parlamente ſind, ohne Handel und Gewerbfleiß; und das gemeine Volk in denſelben, da es größtentheils von dem Aufwande lebt, den die Mitglieder der Gerichtshöfe machen, iſt, im Ganzen genommen, faul und arm. Wenn Rouen und Bordeaux hiervon eine Ausnahme machen: ſo hat dieß ſeinen Grund faſt einzig und allein in ihrer Lage. Rouen iſt der natürliche Niederlagsort für die meiſten der Waaren, welche aus andern Ländern, oder aus den Seeprovinzen Frankreichs, der großen Stadt Paris zum Verbrauche zugeführt werden. Bordeaux iſt auf gleiche Weiſe der Niederlagsort für alle die Weine, welche an den Ufern der Garonne, und der in ſie fallenden kleinern Flüſſe wachſen. Dieß iſt eines der reichſten Weinländer in der Welt, deſſen Erzeugniſſe, wie es ſcheint, ſich vorzüglich gut verführen laſſen, oder von den Ausländern am meiſten geſucht werden. So große örtliche Vortheile ziehen nothwendig viele Kapitalien in die Gegend, wo ſie ſo wohl angelegt werden können; und die Anwendung ſolcher Kapitalien verurſacht die Betriebſamkeit jener beyden Städte. In den übrigen Parlamentsſtädten von Frankreich ſcheint kein größeres Kapital angelegt zu ſeyn, als was zu Herbeyſchaffung der Ortsbedürfniſſe nöthig iſt: das heißt, das darinn angelegte Kapital iſt das möglich kleinſte. Eben dieß kann man von Paris, Madrid und Wien ſagen. Unter dieſen drey Städten enthält Paris bey weitem den meiſten Kunſtfleiß. Aber Paris iſt auch ſelbſt der vornehmſte Markt für die Manufacturwaaren, die in Paris verarbeitet werden; und der vornehmſte Zweck alles daſelbſt getriebnen Handels iſt, dieſer Stadt das zu verſchaffen, was ſie verbraucht. London, Liſſabon und Kopenhagen

gen ſind vielleicht die drey einzigen Städte von Europa, in welchen ein Hof ſeinen beſtändigen Aufenthalt hat, und die doch als Handelsſtädte betrachtet werden können, das heißt, deren Handel nicht bloß ſie ſelbſt, ſondern auch andre Städte und Länder mit den zu ihrem Verbrauche nöthigen Waaren verſorgt. Die Lage aller drey iſt äußerſt vortheilhaft, und macht ſie zu natürlichen Niederlagsplätzen für eine große Menge von Waaren, die zum Verbrauche entfernter Oerter beſtimmt ſind. In einer Stadt, wo große Einkünfte verzehrt werden, iſt es ohne Zweifel ſchwerer, ein Kapital nützlich anzulegen, — (es ſey denn, daß man es darauf wendet, Waaren für den Verbrauch dieſer Stadt ſelbſt herbeyzuſchaffen,) als in einer, wo die untern Klaſſen des Volks keine andre Unterhaltsquelle haben, als die ſie von einem ſolchen angelegten Kapitale bekommen. Dort werden die Fleißigen, welche durch die Anlegung von Kapitalien unterhalten werden, wahrſcheinlich von dem Müßiggange des größern Theils der Einwohner angeſteckt, der aus verzehrten Einkünften ſeinen Unterhalt empfängt: und deßwegen läßt ſich auch an ſolchen Oertern ein Kapital nicht mit gleichem Nutzen anlegen, als an andern, wo dieſer Umſtand nicht ſtatt findet.

In Edinburg war vor der Vereinigung Schottlands mit England, wenig Gewerbfleiß und wenig Handel. Als das ſchottiſche Parlament ſich nicht mehr daſelbſt verſammelte, als die Stadt aufgehört hatte, der nothwendige Aufenthaltsort des vornehmſten Adels von Schottland, zu gewiſſen Zeiten, zu ſeyn: da fingen

Handarbeiten und Handel an, ſich in ihr niederzulaſſen. Noch jetzt iſt ſie demohnerachtet, der Sitz der vornehmſten ſchottiſchen Gerichtshöfe, des Zoll- und Acciſeamts u. ſ. w. Sehr beträchtliche Einkünfte werden alſo auch jetzt noch in ihr verzehrt. Aber deßwegen bleibt ſie auch in Handel und Manufacturen weit hinter Glasgow zurück: welche Stadt ihre Einwohner faſt ganz durch die Anwendung von Kapitalien ernährt. Man hat es mehrmahlen bemerkt, daß von manchem großen Dorfe, worin Manufacturen mit gutem Erfolge getrieben wurden, die Einwohner faul und arm geworden ſind, wenn ein Aufwand machender großer Herr ſeinen Sitz in ihrer Nachbarſchaft aufgeſchlagen hat.

Das Verhältniß alſo zwiſchen den Summen, die als Kapital angelegt, und denen, die als Einkünfte verzehrt werden, ſcheint allenthalben das Verhältniß zwiſchen Fleiß und Müßiggang zu beſtimmen. Wo **Kapitalien** das Uebergewicht haben, da herrſcht Fleiß: wo mehr Einkünfte ſind, als Kapital, da herrſcht Faulheit. Jede Vermehrung oder Verminderung von **Kapitalien** wirkt natürlicher Weiſe darauf, die Quantität des Fleißes, die Anzahl hervorbringender Hände, und alſo den Tauſchwerth der jährlichen Erzeugniſſe von Land und Leuten, — das heißt, die wirklichen Reichthümer und Einkünfte eines Landes zu vermehren, oder zu vermindern.

Kapitalien werden durch **Sparſamkeit** vergrößert, durch **verſchwenderiſche** und durch **unkluge** Ausgaben vermindert.

Alles, was eine Perſon von ihren Einkünften erſpart, thut ſie zu ihrem Kapital hinzu, und wendet es entweder ſelbſt an, um eine größere Anzahl hervorbringender Hände zu beſchäftigen, oder ſetzt jemanden anders in den Stand, ſolches zu thun, indem ſie ihm die erſparte Summe leiht, und ſich dafür Zinſen, das heißt, einen Theil ſeines Gewinnes ausbedingt. So wie das Kapital einer einzelnen Perſon nur durch das, von ihren jährlichen Einkünften, oder ihrem jährlichen Gewinne Erſparte, vermehrt wird: ſo kann das Kapital einer ganzen Geſellſchaft, welches nichts anders als die Summe aller Kapitalien ihrer ſämmtlichen Glieder iſt, auch nur auf dieſe doppelte Weiſe vermehrt werden.

Nicht Fleiß, ſondern Sparſamkeit iſt die unmittelbare Urſache von der Vermehrung der Kapitalien. Der Fleiß ſchafft freylich die Sache herbey, welche die Sparſamkeit aufhäuft. Aber der Fleiß möchte immerhin erwerben; wenn die Sparſamkeit nicht davon etwas zurückbehielte, und ein Erſpartes zum andern thäte: ſo würde nie daraus ein Kapital entſtehen; nie dadurch ein vorhandenes Kapital vergrößert werden.

Sparſamkeit vergrößert die Fonds, aus welchen hervorbringende Hände unterhalten werden; und dadurch wirkt ſie auf die Vermehrung dieſer Hände, deren Arbeit den Materialien, woran ſie gewandt wird, einen neuen Werth zuſetzt. Sie wirkt alſo darauf hin, den Tauſchwerth des jährlichen Products vom Boden und von der Arbeit des Landes zu vergrößern. Sie ſetzt zu der Quantität Arbeit, die bisher im Lande geſchehen war, neue Arbeiten hinzu; und dieſe neuen Arbeiten ſetzen dem jährlichen Producte einen Werth hinzu, der vorher nicht darin enthalten war.

Das, was jährlich von den Einkünften erſpart wird, wird am Ende eben ſo wohl, und oft eben ſo ſchnell ausgegeben, als was von denſelben verzehrt wird; aber es wird an eine andre Klaſſe von Leuten ausgegeben. Derjenige Theil von den Einkünften eines reichen Mannes, den er jährlich verzehrt, wird größtentheils verwandt, um müßige Gäſte oder Hausbediente davon zu ſpeiſen, die beyde nichts zum Erſatz des von ihnen Verzehrten zurücklaſſen. Der Theil hingegen, welchen er als erſpart bey Seite legt, wird, weil er ihn, des Gewinnſtes wegen, ſogleich wieder als Kapital anlegt, zwar auch wiederum und vielleicht binnen derſelben Zeit verzehrt, aber von ganz andern Menſchen, von Künſtlern, Handwerkern und Arbeitern, die dieſen erſparten Theil in dem vermehrten Werthe des jährlichen Products, gleichſam von neuem hervorbringen. Wir wollen ſetzen, dieſem Manne werden ſeine Einkünfte in Gelde bezahlt. Verzehrt er dieſelben ganz: ſo kömmt Speiſe, Kleidung und Wohnung, die dafür angeſchafft wird, meiſtens nur der Klaſſe der müßigen Leute zu Gute. Legt er etwas davon bey Seite: ſo kann dieſes als Kapital nicht anders nutzbar angewandt werden, als indem man dafür Speiſe, Kleidung und Wohnung für hervorbringende Arbeiter einkauft.

Doch mit dem, was ein genügſamer Mann ein Jahr lang von ſeinen Einkünften erſpart, giebt er nicht nur einer neuen Anzahl productiver Hände für dieſes, oder das nächſt folgende Jahr Unterhalt: ſondern er legt, gleich dem Stifter eines wohlthätigen Arbeitshauſes, einen Fond auf immer nieder, aus welchem eine gleiche Anzahl ſolcher Hände in allen künftigen Zeiten unterhalten werden kann. Freylich ſind es keine poſitiven Geſetze, keine ausdrücklichen Fideicommiſſe, noch Stiftungsurkunden, welche die beſtändige ununterbrochene Anwendung jener Summe zu dem gedachten Gebrauche ſicher ſtellen. Aber ſie wird hinlänglich durch ein ſehr mächtiges moraliſches Princip geſichert, durch den augenſcheinlichen Vortheil jeder Perſon, welcher ein Theil dieſer erſparten Summe zufällt. Keine kann etwas davon, ohne ihren ſichtbaren Schaden, den hervorbringenden Händen entziehen, welchen ſie einmahl gewidmet iſt.

Der Verſchwender entzieht ſie dieſen Händen in der That. Indem er mehr verthut, als er einnimmt, iſt er gezwungen, ſein Kapital anzugreifen. Er gleicht einem, der die Einkünfte frommer Stiftungen, zu weltlichen Abſichten mißbraucht: er zahlt den Lohn des Müßiggangs aus denjenigen Fonds, welche die Sparſamkeit ſeiner Vorfahren der Unterhaltung des Fleißes gleichſam geweiht hatte. Indem er diejenigen Fonds vermindert, welche zur Ernährung **hervorbringender Arbeiter** beſtimmt waren, vermindert er, ſo weit es an ihm liegt, die Quantität dieſer **Arbeit ſelbſt**, und mit ihr den Werth des jährlichen Erzeugniſſes, den wahren Reichthum des Landes, und die Einkünfte ſeiner Bewohner. Würde nicht die Verſchwendung einiger, durch die deſto größre Sparſamkeit andrer wieder vergütet: ſo würde jeder Verſchwender, indem er mit dem Brote des Fleißigen den Müßiggänger nährt, nicht nur darauf losarbeiten, ſich ſelbſt, ſondern auch ſein Land arm zu machen.

Wenn auch der Verſchwender ſein Geld bloß für Waaren ausgiebt, die im Lande verfertiget werden, und keines auf auswärtige wendet: ſo bleibt doch der Nachtheil, den er den **hervorbringenden** Fonds der Geſellſchaft zuzieht, eben derſelbe. Immer wird von ihm jedes Jahr eine Quantität von Gütern, womit hervorbringende Arbeiter geſpeiſet und bekleidet werden ſollten, darauf angewandt, nichts hervorbringende Menſchen zu unterhalten. Das Werk dieſer fehlenden Arbeiter muß in dem jährlichen Producte des Landes und der Einwohner fehlen: und um ſo viel muß dieſes Product jährlich am Werthe verlieren.

München

Freylich bleibt, wenn der Aufwand des Verſchwenders nicht in auswärts verarbeiteten Waaren gemacht wird, die nämliche Quantität Goldes und Silbers im Lande. Aber der aus der Verſchwendung entſtehende Schaden iſt deßwegen nicht geringer. Wäre dieſelbe Quantität nützlicher Erzeugniſſe, womit der Verſchwender müßige Leute geſpeiſet und gekleidet hat, auf den Unterhalt fleißiger gewandt werden: ſo würde das Geld ebenfalls im Lande geblieben ſeyn; aber außerdem würden ſich noch die verzehrten Landesproducte ſelbſt in neuen durch die Arbeit erzeugten Gütern gleichſam wieder hergeſtellt haben. Das Geld und dieſe Früchte der Arbeit würden alſo beyde, als **zwey Werthe**, im Lande geweſen ſeyn, da jetzt nur **einer** davon vorhanden iſt.

Ueberdieß kann in einem Lande, wo der Werth des jährlichen Products ſich vermindert, das Geld nicht lange unvermindert bleiben. Der einzige Gebrauch, den man vom Gelde machen kann, iſt, daß es brauchbare Waaren in Umlauf bringt. Durch Hülfe deſſelben, werden Lebensmittel, rohe Materialien und vollendete Werke des Fleißes gekauft und verkauft, und ſo nach und nach unter diejenigen vertheilt, welche ſie wirklich verbrauchen. Die Summe Geldes alſo, welche in jedem Lande ſoll ihre Anwendung finden, wird durch die Summe verbrauchbarer Waaren beſtimmt, die jährlich darin in Umlauf geſetzt werden ſollen. Dieſe Waaren ſind entweder eigne Erzeugniſſe des Bodens und der Arbeit dieſes Landes, oder ſie ſind mit ſolchen Erzeugniſſen erkauft. Ihr Werth muß alſo abnehmen, ſo wie der Werth ſämmtlicher Erzeugniſſe abnimmt; und mit ihrem Werthe nimmt zugleich die Quantität Geldes ab, durch die ihr Umlauf veranſtaltet wird. Das Geld aber, welches durch dieſe Verminderung des jährlichen Landesproducts jährlich aus dem Umlaufe, als überflüßig, heraustritt, bleibt deßwegen nicht müßig liegen. Jeder Beſitzer davon wird durch ſeinen Eigennutz angetrieben, es zu irgend einem Endzweck anzuwenden. Da es nun zu Hauſe keine Anwendung findet: ſo wird es auswärts verſandt, und zum Ankaufe von ſolchen Waaren gebraucht, die im Lande geſucht werden. Auf dieſe Weiſe wird die jährliche Ausfuhr von Gold und Silber eine Zeitlang dasjenige ergänzen, was, an dem eignen jährlichen Producte des Landes, zu deſſen Verbrauche fehlt. Das was, in glücklichern Zeiten, von jenem Producte war erſpart, und auf den Ankauf von Gold und Silber gewandt worden, wird nun in der Noth für eine kurze Zeit, den Aufwand des

Landes, unterſtützen. Hier iſt alſo die Ausfuhr von Golde und Silber nicht die Urſache, ſondern die Wirkung von dem Verfalle des Landes, und kann ſelbſt, für eine kurze Zeit, die Noth, die mit einem ſolchen Verfalle verbunden zu ſeyn pflegt, erleichtern.

Wenn, im Gegentheil, das Erzeugniß eines ganzen Landes jährlich an Werthe zunimmt: ſo muß auch die Geldmaſſe in demſelben ſich vermehren. Da der Werth, der in dieſer Geſellſchaft alsdann umlaufenden Waaren größer iſt: ſo gehört auch mehr Geld dazu, dieſen Umlauf zu betreiben. Ein Theil alſo dieſes vermehrten Erzeugniſſes wird natürlicher Weiſe darauf gewandt, Gold und Silber, wo es nur immer zu haben iſt, einzukaufen, um den andern Theil mit dieſem Golde und Silber in Umlauf zu ſetzen. In dieſem Falle wird die Vermehrung der edlern Metalle die Folge, nicht die Urſache des vermehrten öffentlichen Wohlſtandes ſeyn. Gold und Silber werden allenthalben unter denſelben Bedingungen eingekauft. Die Nahrung, Kleidung und Wohnung, der Unterhalt und der Gewinn aller der Menſchen, durch deren Arbeit oder deren Kapital dieſe Metalle gewonnen und zu Markte gebracht werden, muß in dem Preiſe derſelben ſowohl in Peru, als in England bezahlt werden. Das Land, welches dieſen Preis zu bezahlen im Stande iſt, wird ſelten lange ohne diejenige Quantität jener Metalle ſeyn, deren es nöthig hat; und kein Land wird lange diejenige Quantität behalten, deren es nicht nöthig hat.

Worin wir alſo auch den wahren Reichthum und das Einkommen eines Landes ſetzen mögen; — es ſey in den Werth des jährlichen Erzeugniſſes ſeines Bodens und ſeiner arbeitenden Einwohner, wie es die geſunde Vernunft haben will, oder in die Quantitat der darin umlaufenden edlern Metalle, wie das gemeine Vorurtheil behauptet: — unter beyden Geſichtspuncten erſcheint der Verſchwender als ein Feind des gemeinen Weſens, und der ſparſame Mann als ein Wohlthäter deſſelben.

Die unkluge Anwendung des Geldes hat, mit der Verſchwendung deſſelben, oft einerley Folgen. Jedes ſchlecht überdachte und unglücklich ausgeführte Project im Land- oder Bergbaue, in Fiſcherey, Handlung oder Manufacturen wirkt auf gleiche Weiſe zu Verminderung derjenigen Fonds, die zur Unterhaltung hervorbringender Arbeit beſtimmt ſind. Bey jedem ſolchen Projecte wird zwar das Kapital bloß von hervorbringenden Arbeitern aufgezehrt: aber es wird von ihnen nicht der volle Werth deſſen wieder hervorgebracht, was ſie verzehren. Es muß alſo immer eine Verminderung der hervorbringenden Fonds der Geſellſchaft daraus entſtehen.

Es kann freylich ſelten geſchehen, daß der Zuſtand einer großen Nation, durch die Verſchwendung oder Unklugheit einiger einzelnen Menſchen, ſehr leiden ſollte: weil es immer ſo viele andre ſparſame und in ihren Unternehmungen vorſichtige Perſonen giebt, die das wieder erſetzen, was jene Verſchwender und Unbeſonnenen der Nation ſchaden.

Was die Verſchwendung insbeſondre betrifft: ſo liegt der Grund, woraus ſie entſteht, in der Begierde nach gegenwärtigem Genuſſe — einer Begierde, die zuweilen ſehr heftig und ſchwer zu beherrſchen ſeyn kann; aber gewöhnlicher Weiſe nur gelegentlich entſteht, und nur kurze Zeit dauert. Das Princip hingegen, welches uns antreibt zu ſparen, iſt die Begierde, unſern Zuſtand dauerhaft zu verbeſſern, eine Begierde, die zwar gemeiniglich ruhig und nicht leidenſchaftlich iſt, aber uns von Mutterleibe bis in unſer Grab beywohnt. In dem Zwiſchenraume zwiſchen dieſen beyden Zeitpuncten, giebt es vielleicht keinen Augenblick, wo der Menſch mit ſeinem Zuſtande ſo vollkommen und gänzlich zufrieden wäre, daß er nicht die mindeſte Verbeſſerung irgend einer Art wünſchte. Zu dieſer Verbeſſerung ihres Zuſtandes wiſſen aber die meiſten Menſchen kein anderes Mittel, als die Vermehrung ihres Vermögens. Wenigſtens iſt dieß das gemeinſte, und was jedem zuerſt einfällt. Aber ſein Vermögen vermehrt man am ſicherſten, wenn man von dem, was man erwirbt, entweder regelmäßig und jährlich, oder bey außerordentlichen Gelegenheiten, etwas gewiſſes bey Seite legt, und dieſes Erſparte zuſammenhäuſt. Ob alſo gleich der Trieb, woraus der Aufwand entſteht, faſt *alle* Menſchen zu *gewiſſen* Zeiten, und *einige* Menſchen faſt zu *allen Zeiten* beherrſcht: ſo ſcheint doch bey dem großen Theile der Menſchen, wenn man ihr Leben im Ganzen überſieht, das Princip der Sparſamkeit das Uebergewicht, — und zwar ein ſehr großes Uebergewicht, zu haben.

In Abſicht des andern Fehlers, der Unklugheit bey Unternehmungen, ſcheint die nämliche Betrachtung ſtatt zu finden. Die Anzahl kluger und gelingender Unternehmungen ſcheint allenthalben weit größer, als die Anzahl unbeſonnener und mißlingender. Ohnerachtet man über die Menge von Bankerotten ſo ſehr klagen hört: ſo machen doch die Menſchen, die in dieſes Unglück gerathen, nur einen ſehr kleinen Theil derjenigen aus, die ſich ſämmtlich mit Handel oder Gewerben abgeben. Vielleicht kömmt auf tauſend Gewerbsleute nicht mehr als ein Bankerottirer. — Da für einen ehrlichen Mann es faſt kein größeres und ihn mehr niederſchlagendes Unglück giebt, als Bankerott zu machen: ſo ſind die meiſten Menſchen auch hinlänglich ſorgfältig, ſich dafür zu hüten. Freylich giebt es immer einige, die ſich doch dadurch nicht vorſichtig machen laſſen: ſo wie es einige giebt, die der Galgen nicht vom Stehlen abſchreckt.

Große Nationen werden nie durch die Verſchwendung, oder unkluge Unternehmungen von Privatperſonen zu Grunde gerichtet: aber wohl können ſie durch die Verſchwendung und die Unklugheit der Regierung zu Grunde gehen. Die öffentlichen Einkünfte werden in den meiſten Ländern ganz, oder zum größten Theile zum Unterhalte von **nichts hervorbringenden** Händen angewandt. Unter dieſe Klaſſe gehören alle die Perſonen, welche zu einem zahlreichen und glänzenden Hofe, zu der Hierarchie der herrſchenden Kirche, zu den Armeen und Flotten gehören. Alle dieſe bringen nichts hervor: und wenn die Armee in Kriegszeiten auch etwas erwirbt, ſo iſt dieß doch niemahls ſo viel, daß auch nur ihr Unterhalt, während des Krieges ſelbſt, davon beſtritten werden kann. — Leute, die ſelbſt nicht hervorbringen, müſſen von dem, was die Arbeit andrer

Leute hervorgebracht hat, ernährt werden. Wenn nun ihre Anzahl, unnöthiger Weiſe und ohne Maaß, vervielfältiget wird: ſo können ſie in einem Jahre einen ſo großen Theil dieſes Products verzehren, daß nicht genug zur Unterhaltung ſo vieler hervorbringender Arbeiter übrig bleibt, als nöthig ſind, um das nämliche Product das folgende Jahr hervorzubringen. In dieſem Falle wird alſo das Product des folgenden Jahres kleiner als das Product des vorhergehenden ſeyn; und wenn der gedachte Fehler fortdauert, ſo muß im dritten Jahre jenes Product noch kleiner werden. Dieſe unproductiven Hände, die von Rechts wegen nur von dem unterhalten werden ſollten, was von den Einkünften des Volks hat erſpart werden können, können einen ſo großen Theil des ganzen Einkommens wegnehmen, und ſo viele Menſchen nöthigen, ihre Kapitalien, — dieſen zum Unterhalte productiver Arbeiter beſtimmten Fond, — anzugreifen, daß alle Sparſamkeit und Klugheit einzelner Perſonen unvermögend iſt, das wieder zu erſetzen, was jene öffentliche Verſchwendung am jährlichen Producte vernichtet.

Doch iſt nach der Erfahrung dieſes nur ſelten der Fall. Gewöhnlicher Weiſe reicht die Sparſamkeit und das kluge Betragen der Einzelnen hin, nicht nur die Verſchwendung und Thorheit einiger Privatperſonen, ſondern auch ſelbſt die, welche bey der Verwaltung des Staats obwaltet, wieder gut zu machen. Der gleichförmige, ſtandhafte und ununterbrochene Eifer, der alle Menſchen beſeelt, ihren Zuſtand zu verbeſſern, — dieſe Triebfeder, aus welcher aller öffentliche ſowohl, als Privatwohlſtand urſprünglich herkömmt, — iſt gemeiniglich mächtig genug, den natürlichen Fortgang der Dinge zum Beſſern, troß aller Irthümer und Ausſchweiſungen, welche in der Staatsverwaltung begangen werden mögen, zu unterhalten. — So ſtellt das unbekannte Princip des thieriſchen Lebens die Geſundheit des Menſchen oft her, wenn ſie gleich durch Krankheit und durch ungereimte Behandlung des Arztes zugleich angegriffen wird.

Das jährliche Product von dem Boden und der Arbeit eines Landes kann nicht anders vermehrt werden, als indem entweder die **Anzahl hervorbringender Arbeiter**, oder bey der nämlichen Anzahl, die **hervorbringende Kraft der Arbeit**, vermehrt wird. Die Zahl der Arbeiter kann nicht vermehrt werden, wenn nicht die Kapitalien vermehrt werden, welche die Fonds zur Unterhaltung ſolcher Arbeiter abgeben. Die hervorbringenden Kräfte der Arbeit können nicht vermehrt werden, wenn nicht entweder neue Werkzeuge und Maſchinen eingeführt und die alten verbeſſert werden; oder wenn nicht die Arbeiten ſchicklicher vertheilt werden. Keines von beyden kann geſchehen, wenn nicht ein neues Kapital hinzukömmt. Ein vermehrtes Kapital iſt nöthig, ſowohl wenn der Unternehmer ſeine Arbeiter mit beſſern Maſchinen verſehen, als wenn er die Beſchäftigung unter ſie ſchicklicher vertheilen ſoll. Wenn die zu verrichtende Arbeit aus mehreren Theilen beſteht: ſo iſt ein größeres Kapital da nöthig, wo jeder Arbeiter ununterbrochen nur mit einem dieſer Theile beſchäftigt ſeyn ſoll, als da, wo jeder gelegentlich zu allen gebraucht wird. Wenn wir alſo die Zuſtände einer Nation in zwey verſchiedenen Epochen mit einander vergleichen, und finden, daß das jährliche Product ihres Bodens und ihrer Arbeit in der ſpätern augenſcheinlich größer iſt, als in der frühern, daß ihre Ländereyen beſſer angebauet, ihre Manufacturen zahlreicher und blühender ſind, und ihr Handel ausgebreiteter iſt: ſo können wir ſicher ſeyn, daß ſich das Kapital dieſer Nation in dem Zeitraume zwiſchen beyden Epochen muß vermehrt haben, und daß, durch das kluge Benehmen einiger mehr muß zu dem Kapital hinzu gekommen ſeyn, als die thörichten Unternehmungen andrer Privatperſonen, oder der Regierung, ihm entzogen hat. Dieß, werden wir aber finden, iſt der Fall faſt bey allen Nationen, auch wenn ſie nicht eben mit großer Weisheit und Sparſamkeit regieret werden, ſobald die Zeiten nur mittelmäßig ruhig und friedlich ſind.

Doch, um hierüber richtig urtheilen zu können, müſſen wir die Zuſtände eines Landes in Perioden, die ein wenig von einander entfernt ſind, vergleichen. Die Fortſchritte, die ein Land in Cultur und Reichthum macht, geſchehen gewöhnlich ſo nach und nach, daß ſie in kleinen Zeiträumen nicht merklich werden; ja daß in ſolchen aus dem Sinken, entweder einiger Zweige des Gewerbfleißes, oder einiger Bezirke des Landes, — Vorfällen, die ſelbſt in dem blühendſten Lande ſich ereignen können, oft die gegenſeitige Vermuthung entſteht, als wenn der Reichthum und Gewerbfleiß des Landes im Ganzen abnehme.

Zum Beyſpiele: in England iſt gewiß jetzt das jährliche Product des Bodens und der Arbeit weit größer, als es vor hundert Jahren und drüber, zur Zeit der Wiederherſtellung der königlichen Würde unter Karl dem zweyten war. Daran zweifeln zwar heute zu Tage wenige Leute: indeß ſind, während des gedachten Zeitraums, ſchwerlich fünf Jahre hingegangen, wo nicht irgend ein Autor, und noch dazu ein ſo guter Autor, daß er bey dem Publicum Eindruck machte, zu beweiſen verſucht hätte, daß der Reichthum der Nation in ſchneller Abnahme ſey, das Land ſich entvölkere, der Ackerbau vernachläßiget werde, die Manufacturen verfallen, und der Handel zu Grunde gehe. Auch ſind nicht alle dieſe Schriften bloß Producte des Partheygeiſtes, das Werk erkaufter oder vorſätzlich die Wahrheit verſtellender Federn geweſen. Viele davon ſind von Leuten geſchrieben, die eben ſo einſichtsvoll, als ehrlich waren, die nichts niederſchrieben, als was ſie glaubten, und keine andre Abſicht dabey hatten, als ihre eigne Ueberzeugung andern mitzutheilen.

Vergleichen wir hinwiederum das jährliche Erzeugniß des Bodens und der Arbeit von England zur Zeit der wiederhergeſtellten Königswürde, mit dem hundert Jahr frühern, zur Zeit der Throngelangung der Eliſabeth: ſo haben wir nicht weniger Urſache, jenes für weit größer, als dieſes zu halten. Und zur Zeit der Königin Eliſabeth war England wieder viel weiter in Cultur vorgerückt, als hundert Jahre zuvor, am Schluſſe der Streitigkeiten zwiſchen den beyden Häuſern York und Lancaſter. Selbſt in dieſem letzten Zeitraume war das

Land wahrſcheinlich in einem beſſern Zuſtande, als zur Zeit der Eroberung der Normänner. Und die Normänniſche Eroberung fand es ohne Zweifel beſſer angebauet, als es unter den immerwährenden Unruhen der ſächſiſchen Heptarchie geweſen war. Vielleicht war endlich ſelbſt in dieſer alten Zeit England ſchon angebauter und reicher, als bey dem Einfall Julius Cäſars, wo die Einwohner Großbritanniens ziemlich in demſelben Zuſtande waren, in welchem wir heute zu Tage die nordamerikaniſchen Wilden finden.

Demohnerachtet war in jeder dieſer Perioden, nicht nur viel öffentliche und Privatverſchwendung; — nicht nur wurden viele koſtbare und unnöthige Kriege geführt, ſo daß das jährliche Landesproduct, auf mannigfaltige Weiſe, von der Unterhaltung productiver Arbeiter zu der von unproductiven abgeleitet wurde: ſondern in der Zerrüttung bürgerlicher Kriege wurde auch ſo viel von dieſem Producte durchaus vernichtet und unbrauchbar gemacht, daß man vermuthen ſollte, es hätte nicht nur die Aufhäufung der Reichthümer — welches auch wirklich der Fall war — dadurch verzögert werden, ſondern auch das Land am Ende dieſer Periode ſich in einer größern Armuth befinden müſſen, als es im Anfange derſelben war. Selbſt in der glücklichſten dieſer Perioden, derjenigen, welche mit der Wiederherſtellung Karls des zweyten anfängt, wie viele Zerrüttungen und Unglücksfälle hat es nicht gegeben, die, wenn man ſie vorausgeſehen hätte, gewiß den gänzlichen Ruin des Landes würden haben erwarten laſſen! Die große Feuersbrunſt und die Peſt in London, die beyden Kriege mit Holland, die mit der

Vertreibung Jakobs des zweyten verbundenen innerlichen Unruhen, der Krieg in Irrland, die vier ſo koſtbaren franzöſiſchen Kriege von 1688, 1702, 1742 und 1756, nebſt den zwey Rebellionen von 1715 und 1745. Während der vier franzöſiſchen Kriege hat die Nation, außer allen den andern außerordentlichen Ausgaben, die ſie zu machen genöthigt war, eine Schuldenlaſt von hundert und fünf und vierzig Millionen Pfund St. auf ſich geladen; ſo daß die ſämmtlichen Unkoſten dieſer Kriege auf nicht weniger, als zwey hundert Millionen gerechnet werden können. So ein großer Theil von dem, was Land und Leute jährlich hervorbringen, iſt, ſeit der Revolution, bey verſchiedenen Gelegenheiten auf die Unterhaltung einer außerordentlichen Anzahl unproductiver Hände gewandt worden. Hätten dieſe Kriege einem ſo großen Kapitale nicht dieſe beſondre Richtung gegeben: ſo würde es größtentheils auf Unterhaltung hervorbringender Hände angewandt worden ſeyn, deren Werk ihre Unterhaltskoſten mit Gewinn bezahlt hätte. Jedes Jahr würde ein an Werth größeres Landes- und Arbeitsproduct geliefert, und würde eine noch größre Vermehrung für das folgende vorbereitet haben. Mehr Häuſer würden gebauet, mehr wüſte Plätze urbar gemacht, und die angebauten würden ſorgfältiger angebauet worden ſeyn; man hätte neue Manufacturen errichtet, und die alten erweitert. Kein Menſch kann auch nur muthmaßlich beſtimmen, bis zu welcher Höhe, in einem ſolchen Zeitraume, der Reichthum und das Einkommen der Nation hätten ſteigen können.

Aber obgleich die Verſchwendungen der Regierung den natürlichen Fortgang Englands zur Cultur und zum

Reichthum, ohne Zweifel, aufgehalten haben: ſo haben ſie doch denſelben nicht verhindern können. Sein Boden und ſeine arbeitſamen Einwohner bringen jährlich jetzt unſtreitig mehr hervor, als ſie weder zur Zeit, da die Stuarts vom engliſchen Throne vertrieben wurden, (zur Zeit der Revolution) noch zu der, da Karl der zweyte auf denſelben wieder eingeſetzt wurde, (zur Zeit der Reſtauration) hervorbrachten. Alſo muß auch das Kapital jetzt größer ſeyn, welches jährlich angewandt wird, um dieſen Boden anzubauen und dieſe arbeitſamen Einwohner zu beſchäftigen. Mitten unter den unaufhörlich wachſenden Geldforderungen der Regierung, hat doch dieſes Kapital, bloß durch die Sparſamkeit und den klug angewandten Fleiß der Privatleute, und durch ihren nie unterbrochenen Eifer, ihren Zuſtand zu verbeſſern, langſam und im Stillen zugenommen. Dieſer Privatfleiß, unterſtützt durch die Freyheit, welche dem fleißigen Manne die vortheilhafteſte Anwendung ſeiner Kräfte erlaubt, — dieſer iſt es, welchem England jetzt und in allen vorigen Zeiträumen ſeinen Fortgang zu Reichthum und Cultur zu danken hat; und dieſer Privatfleiß wird hoffentlich beyde in allen künftigen Zeiten aufrecht erhalten. Und doch iſt zu keiner Zeit Sparſamkeit die charakteriſtiſche Tugend des engliſchen Volks, oder der engliſchen Regierung geweſen. — Aus allem dem erhellt aber, daß es die äußerſte Vermeſſenheit und Ungereimtheit iſt, wenn Könige und Miniſter ſich anmaßen, über die Oekonomie der Privatleute die Aufſicht zu führen: es ſey, daß dieſes durch eigentliche Aufwandsgeſetze, oder durch das Verboth ausländiſcher Luxuswaaren geſchehe. Sie, die Könige und

Miniſter, ſind immer und ohne Ausnahme, die größten Verſchwender in der bürgerlichen Geſellſchaft. Sie mögen nur auf ihre eigenen Ausgaben wohl Acht geben: aber den Aufwand der Privatleute können ſie ſicher dieſen ſelbſt überlaſſen. Wenn ihre eigenen ausſchweifenden Unternehmungen nicht den Staat zu Grunde richten — die Thorheiten ihrer Untergebenen werden es gewiß nicht thun.

So wie Sparſamkeit das Nationalkapital vermehrt, und Verſchwendung es vermindert: ſo läßt die Lebensart derjenigen, welche gerade ſo viel ausgeben als einnehmen, ohne weder zu ihrem Kapital etwas hinzuzufügen, noch daſſelbe anzugreifen, jenes Nationalkapital unverändert. Doch giebt es einige Arten des Aufwandes, die zu dem Wachsthum des Nationalreichthums mehr beytragen, als andre.

Die Einkünfte eines Menſchen können entweder auf ſolche Dinge gewandt werden, die unmittelbar verzehrt werden, ohne daß die Ausgaben, die man den einen Tag darin gemacht hat, den Ausgaben des andern zu Hülfe kämen; oder ſie können auf dauerhafte Dinge gewandt werden, die eben, weil ſie dauerhaft ſind, aufbewahrt und angehäuft werden können, dergeſtalt, daß der Aufwand des einen Tages dienen kann, den Aufwand des folgenden entweder zu vermindern oder zu unterſtützen, das heißt, die Wirkſamkeit deſſelben zu vergrößern. Ein reicher Mann, zum Beyſpiel, kann ſeine Einkünfte entweder damit verthun, daß er eine große und prächtige Tafel führt, daß er ſich eine große Anzahl von Bedienten, eine Menge von Pferden und Hunden hält; oder er kann, mit einem mäßigen Tiſche und wenigen Aufwärtern zufrieden, den größten Theil ſeiner Einkünfte, darauf wenden, ſein Landgut mit nützlichen oder zierlichen Gebäuden, und ſeine Wohnung mit dergleichen Hausrath auszuſchmücken; er kann ſich Sammlungen von Bildſäulen, Gemählden und Büchern dafür anlegen: oder ſich unnöthigere Koſtbarkeiten, Juwelen, allerley theure und künſtliche Kleinigkeiten dafür anſchaffen; oder er kann endlich, wie der bekannte Günſtling und Miniſter eines deutſchen Fürſten, ſich das nichtswürdigſte von allen, eine ungeheure Garderobe anlegen. Wenn zwey Menſchen von gleichem Vermögen, während eines gewiſſen Zeitraums immer fortführen, auf dieſen unterſchiedenen Wegen ihre Einkünfte zu verwenden: ſo würde die Pracht derjenigen Perſon, welche die ihrigen vornämlich auf dauerhafte Dinge anlegt, unaufhörlich wachſen, indem das, was ſie den einen Tag ausgegeben hätte, beytragen würde, die Wirkung von der Ausgabe des folgenden zu vermehren oder zu erhöhen; die Pracht der andern aber würde am Ende des Zeitraums nicht größer, als am Anfange, und der erſtere würde auch, am Ende des Zeitraums, der reichſte Mann unter beyden ſeyn. Er würde einen Vorrath von Gütern einer oder der andern Art geſammelt haben, die, wenn ſie auch nicht immer ſo viel werth wären, als ſie ihm gekoſtet haben, doch immer einigen Werth hätten. Von den Ausgaben des letztern aber würde keine Spur mehr übrig ſeyn, und die Verſchwendung von zehn oder zwanzig Jahren würde ſo wenig ſichtbare Wirkungen zurückgelaſſen haben, als wenn kein Groſchen wäre aufgewandt worden.

So wie die eine Art des Aufwandes für den **Reichthum der Privatperſon**, die ihn macht, günſtiger iſt, als die andre: ſo iſt ſie es auch für den **Reichthum der Nation.** Die Häuſer, die Möbeln und die Kleider der Reichen kommen in kurzem in den Gebrauch der mittlern und untern Klaſſen, und werden dieſen nützlich. Die Sachen, deren die Vornehmern überdrüßig ſind, kaufen die Geringern, um wohlfeilere Preiſe: und ſo gelangt, wenn die Großen und Reichen vornämlich auf dieſe Weiſe ihr Geld anwenden, nach und nach das ganze Volk zu mehrern Bequemlichkeiten. In Ländern, die ſchon lange reich geweſen ſind, findet man auch oft gemeine Leute im Beſitz von Häuſern und Hausgeräthe, die noch vollkommen gut und brauchbar ſind, wovon aber gewiß jene für ſie nie wären erbauet, dieß nie für ſie wäre verfertiget worden. Das, was ehedem ein Landſitz der Familie von Seymour war, iſt jetzt ein Wirthshaus auf der Straße nach Bath. Das Hochzeitbette Jakobs des erſten von Großbritannien, das ſeine Gemahlin ihm aus Dännemark, als ein ſchickliches Geſchenk eines Königs an einen König, mitbrachte, ſchmückte vor wenigen Jahren eine Bierſchenke zu **Dunfermline.** In einigen Städten, die entweder lange auf derſelben Stuffe des Wohlſtandes ſtehen geblieben, oder ſelbſt etwas in Verfall gerathen ſind, wird man zuweilen kaum ein einziges Haus finden, welches für ſeine jetzigen Einwohner hätte können gebauet werden. Geht man in dieſe Häuſer: ſo findet man oft vortrefliche aber veraltete Möbeln, denen man es ebenfalls anſieht, daß ſie nicht für diejenigen verfertiget worden ſind, die ſich jetzt ihrer bedienen.

nen. Prächtige Palläſte oder Landhäuſer, große Sammlungen von Büchern, Bildſäulen, Gemählden und andern Seltenheiten machen ſowohl den Schmuck, als den Ruhm nicht bloß einer Gegend, ſondern eines ganzen Landes aus. Frankreich wird durch Verſailles, England durch Stowe und Wilton geſchmückt und berühmt. Italien flößt, durch die Menge von Denkmählern dieſer Art, welche es beſitzt, eine Art von Ehrfurcht ein, obgleich daſelbſt der Reichthum, welcher dieſe Werke bezahlt, und das Genie, welches ſie hervorgebracht hat, verloren gegangen ſind: letzteres vielleicht eben deßwegen, weil, bey fehlendem Reichthume, das Genie nicht mehr die ehemahlige Beſchäftigung fand.

Der Aufwand, der in Anſchaffung dauerhafter Waaren gemacht wird, iſt nicht nur zum Anhäufen und Sammeln von Vorräthen nützlich, ſondern befördert auch die Sparſamkeit ſelbſt. Wenn eine Perſon dieſe Art von Aufwand, zu irgend einer Zeit, übertrieben hat: ſo kann ſie immer ſehr leicht darin Aenderungen machen, ohne ſich dem Tadel des Publicums auszuſetzen. Hingegen die Anzahl ſeiner Bedienten merklich zu verringern, von einer prachtvollen und reichbeſetzten Tafel, zu frugalen Mahlzeiten zurückzukehren, Pferde und Wagen abzuſchaffen, nachdem man einmahl ſie zu halten angefangen hat: das ſind Einſchränkungen, die den Beobachtungen der Nachbarn nicht entgehen können, und durch die man immer ein ſtillſchweigendes Bekenntniß einer zuvor begangenen Thorheit abzulegen ſcheint. Daher haben wenige von denen, die in dieſen Arten des Aufwandes unglücklicher Weiſe zu weit gegangen ſind, das

Herz, eher umzukehren, als bis der Bankerott und der gänzliche Verluſt ihres Vermögens ſie dazu nöthigen. Hat aber jemand, zu einer Zeit, zu viel auf Gebäude, auf Möbeln, auf Bücher oder Gemählde gewandt: ſo kann er ſich plötzlich darin einſchränken, ohne daß er deßhalb für einen unüberlegt handelnden Menſchen gehalten wird. Dieſe Dinge ſind von der Art, daß der darin einmahl gemachte Aufwand oft neuen Aufwand unnöthig macht. Und wer alſo damit inne hält, der erregt nicht ſowohl die Idee von ſich, daß er ſein Vermögen überſchritten, als, daß er ſein Bedürfniß befriedigt, oder ſeine Begierde geſtillt habe.

Noch mehr: das Geld, welches für Waaren von einer gewiſſen Dauer ausgegeben wird, ernährt gewöhnlicher Weiſe eine größre Anzahl von Menſchen, als das, welches auf eine verſchwenderiſche Gaſtfreyheit gewandt wird. Von Lebensmitteln zwey bis dreyhundert Pfund ſchwer, die zuweilen zu einem großen Feſte gekauft werden, wird vielleicht die Hälfte auf den Miſt geworfen, und immer wird ein großer Theil bloß verſchwendet und ohne Genuß vernichtet. Wäre aber das Geld, welches für dieſes Gaſtmahl ausgegeben wurde, darauf gewandt worden, Mäurer, Zimmerleute, Tapezierer, in Arbeit zu ſetzen: ſo würde eine Quantität Lebensmittel von gleichem Werthe, unter eine weit größere Anzahl von Leuten vertheilt worden ſeyn, die, da ſie ſie Pfundweiſe und für einzelne Groſchen gekauft hätten, nicht eine Unze davon würden verloren, oder weggeworfen haben. Ueberdieß ernährt der gemachte Aufwand in dem einen Falle Leute, welche etwas durch ihre Arbeit hervorbringen,

gen, in dem andern ſolche, die nichts hervorbringen. Auf die eine Art alſo, vermehrt er den Tauſchwerth von dem jährlichen Landes- und Arbeitsproducte, auf die andre läßt er ihn unverändert.

Ich will aber damit nicht behaupten, daß jene erſtere Art des Aufwandes immer eine moraliſch richtigere Denkungsart und einen edleren Charakter vorausſetze, als die zweyte. Wenn ein Mann von Vermögen, ſeine Einkünſte vornämlich durch ſeine Gaſtfreyheit verthut: ſo theilt er ſie mit ſeinen Freunden und Geſellſchaftern. Wenn er davon aber dauerhafte Waaren einkauft: ſo wendet er ſie oft ganz auf ſeine eigne Perſon, und giebt keinem Menſchen einen Pfennig, wenn er nicht gleich viel dafür wieder erhält. Dieſe letztere Art der Ausgaben alſo, beſonders wenn ſie auf nichtswürdige Gegenſtände gerichtet ſind, auf kleine Verzierungen an Kleidern oder Hausgeräthe, auf Juwelen, Nippen und Spielzeug, zeigt oft nicht nur eine kindiſche, ſondern auch eine eigennützige und niedrige Denkungsart an. Alles, was ich durch meine obigen Aeußerungen ſagen wollte, iſt, daß die eine Art des Aufwandes, — weil ſie Veranlaſſung giebt, daß ſich Waaren, welche einen Werth haben, nach und nach in einem Lande anhäufen; weil ſie der Sparſamkeit der Privatperſon günſtiger, und daher das Kapital der Nation zu vermehren geſchickter iſt; weil ſie endlich eher hervorbringende als nichts hervorbringende Hände unterhält — zum Wachsthum des Nationalreichthums mehr beyträgt, als die andre.

Vier=

Viertes Kapitel.

Von Darlehnen auf Zinſen.

Alles, was auf Zinſen ausgeliehen wird, wird von dem Ausleiher immer als ein Kapital angeſehen. Er erwartet, daß es zu gehöriger Zeit ihm wieder bezahlt werden wird, und daß, in der Zwiſchenzeit, ihm der Borger für den Gebrauch eine gewiſſe jährliche Rente zu entrichten habe. Der Borger gebraucht das ihm Geliehene entweder auch wieder als Kapital, oder er braucht es als einen Fond zum unmittelbaren Verbrauch. Braucht er es als Kapital, ſo wendet er es an, hervorbringende Arbeiter davon zu unterhalten und in Thätigkeit zu ſetzen, — Arbeiter, die den Werth deſſelben, mit Gewinn vermehrt, wieder hervorbringen. In dieſem Falle, kann er ſowohl das Kapital wiedergeben, als die Zinſen bezahlen, ohne ſich irgend einer andern Quelle ſeiner Einkünfte zu berauben, oder ſie anzugreifen. Braucht er es aber als einen Fond zum unmittelbaren Verbrauche; ſo handelt er wie ein Verſchwender, und verthut mit Unterhaltung der Müßigen, was zur Unterſtützung der Fleißigen beſtimmt war. In dieſem Falle kann er weder Kapital noch Zinſen bezahlen, wenn er es nicht aus einer andern Quelle von Einkünften hernimmt, die er deßhalb entweder veräußert, oder angreift; wie zum Beyſpiel, wenn er etwas von ſeinem Landeigenthume verkauft, oder ſeine Landrenten abtritt.

Die auf Zinſen geliehenen Gelder werden ohne Zweifel, nach Umſtänden, bald auf die eine, bald auf die andre der beyden gedachten Arten angewandt; doch weit öfter auf die erſte, als auf die letzte Art. Der Menſch, welcher borgt, um ſeine Ausgaben damit zu beſtreiten, wird in kurzem zu Grunde gerichtet ſeyn; und der, welcher ihm leiht, wird gemeiniglich Urſache haben, ſeine Thorheit zu bereuen. Zu dieſem Endzwecke alſo zu leihen, oder zu borgen, iſt in allen Fällen, wo von wucheriſchen Zinſen nicht die Rede iſt, dem Intereſſe beyder Theile entgegen. Ohne Zweifel geſchiehet zuweilen beydes: aber man kann es der Achtſamkeit, welche die Menſchen für ihren eignen Vortheil haben, zutrauen, daß es nicht ſo oft geſchieht, als man gemeiniglich glaubt. Man frage irgend einen reichen Mann, von gewöhnlicher Klugheit, an welche Art von Leuten er den größten Theil ſeines Vermögens verborgt habe, ob an ſolche, von denen er glaubt, daß ſie es auf eine Gewinn bringende Weiſe anwenden, oder an ſolche, von denen er glaubt, daß ſie es im Müßiggange verthun werden: und er wird über die Frage ſelbſt als eine ungereimte lachen. Selbſt alſo unter den Borgern, einer Klaſſe von Leuten, die wegen ihrer Sparſamkeit nicht berühmt iſt, wird doch die Anzahl der Verſchwender und Müßiggänger, von der Zahl der Sparſamen und Fleißigen weit übertreffen.

Die einzigen, welchen Geld oft geborgt wird, ohne daß man von ihnen erwartet, daß ſie es auf eine Gewinn bringende Art anwenden werden, ſind Landgutsbeſitzer, die auf ihre Güter Hypotheken aufnehmen. Selbſt dieſe borgen ſelten bloß in der Abſicht, um auszugeben. Gemeiniglich hatten ſie ſchon, wenn man ſo ſagen darf, zuvor ausgegeben, was ſie borgten. Sie hatten gemeiniglich eine ſo große Quantität auf Credit ausgenommener Waaren verbraucht, daß ſie am Ende es nothwendig fanden, Geld auf Zinſen zu borgen, um ihre Schulden bey den Kaufleuten und Handwerkern zu bezahlen. Das geborgte Kapital erſtattet dieſen alſo ihr in den Waaren ſteckendes Kapital wieder, welches ihnen der Landedelmann, der ihr Kunde war, nicht aus den Renten ſeiner Ländereyen erſetzen konnte. Um ein vorher ſchon verzehrtes Kapital wieder zu erſetzen, nicht um ſelbſt verzehrt zu werden, war das Darlehn gemacht worden.

Faſt alle Darlehne werden in Gelde gemacht: es ſey in Gold und Silber, oder in Papiergelde. Das aber, was der Borger wirklich nöthig hat, und was der Leiher ihm wirklich verſchafft, iſt nicht das Geld, ſondern des Geldes Werth, die Waaren, welche er dafür einkaufen kann. Wenn er des Darlehns bedarf, als eines Vorraths, von welchem er zehren will: ſo ſind es jene Waaren allein, welche dieſen Vorrath ausmachen können. Wenn er deſſen bedarf, als eines Kapitals, um die Induſtrie zu beſchäftigen: ſo ſind es ebenfalls jene Waaren allein, welche den fleißigen Mann mit den, zu Unterhaltung ſeiner Arbeit nöthigen Werkzeugen, Materialien und Lebensmitteln verſehen. Vermittelſt des Darlehns überträgt, ſo zu ſagen, der Leiher dem Borger ſein Recht auf einen gewiſſen Antheil von dem jährlichen Erzeugniſſe des Bodens und der Arbeit des Landes, um denſelben zu einem beliebigen Gebrauche anzuwenden.

Die Quantität von Fonds alſo, oder, wie man gemeiniglich ſagt, von Gelde, welche in einem Lande auf Zinſen ausgethan werden kann, richtet ſich nicht nach der Quantität des Papier- oder Metallgeldes, das in dem Lande vorhanden iſt, und das zum Werkzeuge bey den verſchiedenen in demſelben gemachten Darlehnen dient, ſondern ſie richtet ſich nach dem Werthe desjenigen Theils des jährlichen Landeserzeugniſſes, der nicht nur überhaupt zur Wiedererſtattung von Kapitalien, ſondern zur Wiedererſtattung ſolcher Kapitalien dient, die der Eigenthümer ſelbſt anzulegen nicht die Mühe haben will. Da ſolche Kapitalien gemeiniglich in baarem Gelde ausgeliehen, und auch in ſolchem wieder bezahlt werden: ſo machen ſie das ſo genannte Geld-Eigenthum (the monied intereſt) aus.*) Es iſt nicht nur von dem Landeigenthume, ſondern auch von dem im Handel und in den Gewerben ſteckenden Eigenthume unterſchieden: weil, ob gleich das Kapital der Handels- und Gewerbsleute auch im Gelde beſteht, ſolches doch von ihnen ſelbſt auf die Hervorbringung oder Veranſtaltung einer andern Sache angewandt wird. Selbſt bey dem Geldeigenthume des Rentenierers iſt baares Geld gleichſam nur der Anweiſungsſchein, durch welchen dieſe Kapitalien,

---

*) Dieſe der engliſchen Sprache ganz eignen Ausdrücke ſind aus den Parlaments-Debatten, in die Bücher und in das gemeine Leben gekommen. Im Unterhauſe thut ſich ein doppeltes Intereſſe hervor, wovon jedes ſeine Stellvertreter und ſeine Vertheidiger hat: das eine iſt das Intereſſe der geldreichen Leute, und das andere iſt Intereſſe der Gutsbeſitzer. Durch eine etwas harte Metonomie hat man auch die beyden Arten des Eigenthums ſelbſt und endlich ſogar die beyden Klaſſen der Eigenthümer mit dieſen Nahmen des monied und landed intereſt belegt. A. d. U.

pitalien, welche der Eigenthümer ſelbſt nicht nutzen will, aus einer Hand in die andre gebracht werden. Dieſe Kapitalien können ohne Vergleich größer ſeyn, als die Summen Geldes, mit welchen ſie von dem einen Inhaber auf den andern übertragen werden: indem eben dieſelben Stücken Geldes nach einander eben ſowohl zu mehrern Darlehnen dienen können, als ſie zu mehrern Käufen und Verkäufen gebraucht werden. A zum Beyſpiele, borgt dem W tauſend Pfunde St., mit welchen dieſer W dem B für tauſend Pfunde Waaren abkauft. B, der dieſes Geld nicht ſogleich brauchen kann, leiht die nämlichen Geld- und Silberſtücke dem X, der unmittelbar dem C für andre tauſend Pfunde St. Waaren abkauft. C verleiht ſie vielleicht von neuem an Y, und Y kauft von neuem von D. So kann in dem Laufe weniger Tage, dieſelbe Summe von Papier- oder Metallgelde als Inſtrument bey drey verſchiedenen Käufen und drey Darlehnen dienen, wovon jeder Kauf und jedes Darlehn eben ſo viel an Werthe beträgt, als die ganze Geldſumme. Was die drey geldreichen Menſchen A, B, C, den drey Bergern W, X, Y, übertrugen, war das Vermögen, jene Käufe zu machen. In dieſem Vermögen beſteht ſowohl der Werth, als der Nutzen des Darlehns. Der ganze Fond, welchen die drey geldreichen Männer zuſammengenommen, den andern vorſtreckten, war dem Werthe der Güter gleich, welche dafür gekauft werden konnten, übertraf aber den Werth des Geldes, mit welchem dieſe Käufe gemacht wurden, um das dreyfache. Und doch konnte in allen dieſen Darlehnen, das Geld vollkommen ſicher ausgethan ſeyn, wenn die dafür von den Schuldnern augekauften Güter ſo von ihnen angewandt wurden, daß ſie zu gehöriger Zeit den nämlichen Werth in Papier oder in Gelde, mit Gewinnſt vermehrt, zurückbrachten. Denn ſo wie dieſelben Geldſtücke oder Papiere gebraucht werden konnten, nach einander Darlehne von drey, — und von dreyßigmahl größerm Werthe zu machen, als ihr eigner Werth war: ſo konnten ſie auf gleiche Weiſe nach einander dieſe Darlehne zurückzuzahlen gebraucht werden.

Ein auf Zinſen ausgethanes Kapital iſt auf dieſe Weiſe nichts anders, als eine Anweiſung, die der Verleiher dem Borger auf einen gewiſſen Antheil an dem jährlichen Landesproducte giebt: mit dem Bedinge, daß der Borger, ſo lange, als er das Darlehn behält, dafür jährlich dem Verleiher einen gewiſſen kleinern Theil des jährlichen Landesproductes, genannt Zinſen oder Intereſſe, — und am Ende der Darlehnszeit einen gleich großen Theil, als der ihm urſprünglich angewieſene war, — genannt wiederbezahltes Kapital, — anweiſen ſolle. Obgleich das Geld, es ſey Papier, oder Metallgeld, gemeiniglich das Document der Aſſignation, ſowohl für jenen kleinern, als für dieſen größern Antheil des Landesproducts iſt: ſo iſt es doch von der dadurch aſſignirten Sache gänzlich verſchieden.

So wie der Theil des jährlichen Landesproducts wächſt, welcher, ſo wie er, aus der Erde oder aus den Händen der Arbeiter kommt, Kapitalien überhaupt wiederzuerſtatten beſtimmt iſt: ſo wächſt auch in dieſem Lande die Summe der auf Zinſen ausgethanen Kapitalien. Die Vermehrung dieſer beſonderen Art der Kapitalien, deren Eigenthümer ein Einkommen davon zu ziehen wünſchen, ohne ſich ſelbſt die Mühe zu geben, ſie anzulegen, begleitet natürlicher Weiſe die Vermehrung der Kapitalien überhaupt.

So wie die Anzahl der Kapitalien, die zum Ausleihen auf Zinſen beſtimmt ſind, wächſt: ſo nehmen die Zinſen, oder der Preis, welcher für den Gebrauch dieſer Kapitalien gezahlt wird, nothwendiger Weiſe ab: nicht nur, um der allgemeinen Urſachen willen, welche machen, daß der Marktpreis der Dinge ſich gemeiniglich vermindert, wenn ihre Quantität ſich vermehrt, ſondern auch aus andern Urſachen, welche dieſem Falle eigenthümlich ſind. So wie die Kapitalien in einem Lande ſich vermehren: ſo vermindern ſich nothwendig die Gewinnſte, welche durch die Anwendung derſelben gemacht werden können. Es wird ſtuffenweiſe immer ſchwerer und ſchwerer, innerhalb des Landes irgend einen Weg zu finden, auf welchem man ein neues Kapital nützlich anwenden könnte. Daraus entſteht alſo eine Concurrenz zwiſchen den verſchiedenen Kapitalien, indem der Eigenthümer des einen ſich bemüht, ſich derjenigen Gelegenheit zur Nutzung eines Kapitals zu bemächtigen, von welcher der Andere ſchon Gebrauch gemacht hat. In den meiſten Fällen aber kann er nicht hoffen, dieſen Andern aus ſeinem Beſitze zu vertreiben, als wenn er den Perſonen, mit welchen er dabey zu thun hat, beſſere Bedingungen macht. Er muß nicht nur das, was er verkauft, etwas wohlfeiler verkaufen, ſondern er muß es auch zuweilen, um es verkaufen zu können, etwas theurer einkaufen. Durch die Vermehrung der Fonds, die dazu beſtimmt ſind, hervorbringende Arbeiter in Thätigkeit zu ſetzen, wird die Nachfrage nach ſolchen alle Tage größer und größer. Den Arbeitern wird es immer leichter, Beſchäftigung zu finden; aber den Kapitalsbeſitzern wird es immer ſchwerer, Arbeiter zu finden, die ſie beſchäftigen könnten. Dieſe treiben alſo durch ihre Concurrenz eben ſo ſehr den Arbeitslohn in die Höhe, als ſie die Preiſe der Waaren beym Verkaufe herunterbringen. Wenn aber auf dieſe Weiſe die Gewinnſte, welche man mit einem Kapitale machen kann, gleichſam an beyden Enden vermindert werden: ſo muß auch der Preis, welcher für den Gebrauch deſſelben bezahlt werden kann, nothwendig ſich zugleich vermindern.

Locke, Law und Montesquieu ſcheinen, ſo wie viele andere Schriftſteller, ſich eingebildet zu haben, daß die aus der Entdeckung des ſpaniſchen Amerika erfolgte Vermehrung des Goldes und Silbers in Europa die wahre Urſache des, in dem größern Theile dieſes Welttheiles verminderten Zinsfußes wäre. Da dieſe Metalle, ſagen ſie, ſelbſt weniger werth geworden ſind: ſo iſt auch der Gebrauch jeder beſtimmten Quantität von ihnen weniger werth geworden, und alſo kann auch nur ein geringerer Preis dafür bezahlt werden. Dieſe Erklärung, welche beym erſten Anblick ſo viel für ſich zu haben ſcheint, iſt von Hume ſo vollſtändig widerlegt worden, daß es vielleicht unnöthig iſt, noch irgend etwas darüber zu ſagen. Doch mag folgendes kurze und einfache Räſonnement die Täuſchung, welche jene Schriftſteller verführt zu haben ſcheint, ins Licht zu ſetzen dienen.

Vor der Entdeckung des ſpaniſchen Amerika, waren zehn vom Hundert, wie es ſcheint, der gewöhnliche Zinsfuß in dem größern Theile von Europa. Seit der Zeit iſt er, in verſchiedenen Ländern, auf ſechs, fünf, vier, bis drey vom Hundert heruntergekommen. Wir wollen ſetzen, daß in einem gewiſſen Lande der Silberwerth gerade in demſelben Maße geſunken ſey, als der Zinsfuß; daß zum Beyſpiel, in denjenigen Ländern, wo die Geldzinſen von zehn auf fünf vom Hundert heruntergefallen ſind, das Silber nur halb ſo viel werth ſey, als vorher, das heißt, dieſelbe Quantität Silbers nur die halbe Quantität von Waaren erkaufen könne, welche ehedem dafür zu haben war. Dieſe Vorausſetzung wird, glaube ich, nirgends mit den Thatſachen übereinſtimmen; indeſſen iſt ſie die günſtigſte für die Meinung, welche wir jetzt prüfen wollen. Aber auch nach dieſer Vorausſetzung iſt es unmöglich, daß die Herabwürdigung des Silbers den mindeſten Einfluß auf das Herabſetzen des Zinsfußes hatte. Wenn hundert Pfund Sterling in dieſen Ländern jetzt nur ſo viel werth ſind, als ehedem funfzig: ſo ſind auch zehn Pfunde jetzt nur ſo viel werth, als ehedem fünf. Eben die Urſachen, welche den Werth des Kapitals verminderten, verminderten auch den Werth der Zinſen, und in denſelben Graden. Das Verhältniß alſo zwiſchen Kapital und Zinſen blieb daſſelbe, wenn auch die Zinſen nicht fielen. Hingegen, wenn die Zinſen fallen, dann wird das Verhältniß zwiſchen Kapital und Zinſen wirklich verändert. Wenn der Zinsfuß von zehn auf fünf vom Hundert fällt, zu einer Zeit, da der Silberwerth überhaupt, und alſo auch der Werth des Kapitals, auf die Hälfte heruntergeſunken iſt:

ſo geben wir alsdann, für ein Kapital von der Hälfte des alten Werths, nur die Zinſen von dem vierten Theile des alten Werths.

Allerdings kann jede Vermehrung der Quantität des Silbers, die ſich ereignet, während daß die Quantität der Waaren, welche vermittelſt dieſes Silbers in Umlauf gebracht werden, dieſelbe bleibt, keine andre Wirkung haben, als den Werth dieſes Metalls zu vermindern. Alle Waaren bekommen alsdann einen größern Nennwerth; aber ihr wahrer Werth bleibt vollkommen der alte. Sie können freylich für eine größere Anzahl von Silberſtücken umgetauſcht werden; aber die Quantität Arbeit, über welche man vermöge dieſer Waaren gebiethen, die Anzahl Menſchen, die man dadurch erhalten und beſchäftigen kann, wird genau dieſelbe ſeyn. Eben ſo wird auch das ganze Landeskapital das alte bleiben, obgleich eine größere Anzahl von Silberſtücken nöthig ſeyn wird, einen gewiſſen Theil dieſes Kapitals aus einer Hand in die andere zu bringen. Die Anweiſungen, wodurch dieſes geſchieht, werden alsdann, wie Schuldverſchreibungen, die ein wortreicher Advocat aufſetzt, mehr Raum einnehmen, aber die angewieſene Sache ſelbſt wird dadurch nicht vergrößert und ihre Wirkung wird nicht vermehret werden.

Da alſo die Fonds, woraus die Unterhaltung hervorbringender Arbeiter beſtritten wird, nach dieſer Vorausſetzung, dieſelben bleiben: ſo kann ſich auch die Nachfrage nach Arbeitern nicht vermehren. Alſo muß auch der Preis der Arbeit, oder der Arbeitslohn, wenn er auch, im Gelde ausgedrückt, einen größern Namen hat, doch in der That derſelbe bleiben. Die Arbeiter werden freylich mit einer größern Anzahl von Silberſtücken bezahlt; aber mit dieſer größern Anzahl können ſie nur dieſelbe Quantität von Waaren erkaufen, die ſie ehedem für die kleinere erhielten. Was den Gewinnſt von Kapitalien betrifft: ſo bleibt dieſer in dem gedachten Falle ſowohl dem Namen, als der Sache nach, derſelbe. Die Urſache iſt dieſe. Der Arbeitslohn wird gemeiniglich nach der Quantität Silbers berechnet, welche dem Arbeiter bezahlt wird. Wenn alſo dieſe Quantität größer wird: ſo ſcheint auch ſein Lohn zuzunehmen, ob dieſer gleich oft in der That unverändert bleibt. Die Gewinnſte von Kapitalien hingegen werden nicht nach der Zahl der Silberſtücken, mit welchen ſie bezahlt werden, ſondern nach dem Verhältniſſe, welches dieſe Stücke zu dem ganzen Kapital haben, beſtimmt. So ſagt man zum Beyſpiel, in dieſem Lande ſey fünf Schillinge die Woche der gemeine Arbeitslohn, und zehn vom Hundert ſey der gemeine Gewinnſt von angelegten Kapitalien. Nun war aber das ganze Kapital des Landes daſſelbe geblieben, welches es zuvor war. Alſo kann auch die Concurrenz zwiſchen den verſchiedenen Kapitalien einzelner Perſonen, in welche ſich das Landeskapital theilt, weder kleiner noch größer geworden ſeyn, als zuvor. Sie werden folglich alle ihre Gewerbe mit gleichen Vortheilen und Nachtheilen, wie ehedem treiben. Alſo wird auch das bisherige Verhältniß zwiſchen Kapital und Gewinnſt, und mit dieſem der Zinsfuß nicht abgeändert werden; weil das, was für den Gebrauch des Geldes gegeben wird, ſich nothwendig nach dem richtet, was ſich durch den Gebrauch des Geldes gewinnen läßt.

Wüchſe hingegen in einem Lande die Quantität der darin umlaufenden Waaren, indeß die Quantität des Geldes, mit welchem dieſer Umlauf unterhalten wird, derſelbe bleibt: ſo würden daraus, außer dem Steigen des Werths von baarem Gelde, viele andere wichtige Folgen entſtehen. Das Kapital des Landes, wenn es auch, in Gelde ausgedrückt, einen gleichen Namen hätte, würde doch in der That vermehrt worden ſeyn. Es würde immer durch dieſelbe Quantität Geld, wie zuvor, bezeichnet werden; aber es würde über eine größere Quantität Arbeit gebiethen können. Da mehr hervorbringende Arbeiter davon unterhalten und beſchäftigt werden könnten: ſo würde ſich auch die Nachfrage nach Arbeitern vermehren. Dieſe vermehrte Nachfrage würde natürlicher Weiſe ihren Lohn ſteigern, ob es gleich ſcheinen würde, als ob er fiele. Die Arbeiter würden vielleicht eine kleinere Quantität von Silberſtücken bekommen; aber ſie würden dafür eine größere Quantität von Waaren kaufen können, als ſie ſich ehedem durch ihren Lohn zu verſchaffen wußten. Die Gewinnſte angelegter Kapitalien hingegen würden beydes, in der That und dem Scheine nach, fallen. Weil nämlich, nach der Vorausſetzung, das ganze Kapital des Landes vermehrt worden iſt: ſo vermehrt ſich auch die Concurrenz zwiſchen den Kapitalien einzelner Privatleute, welche Theile jenes Ganzen ſind. Dieſe Concurrenz macht, daß die Eigenthümer dieſer Kapitalien ſich mit einem kleinern Antheil an dem Producte der Arbeit, welche ſie in Gang ſetzen, begnügen müſſen. Und da die Geldzinſen immer gleichen Schritt mit den Gewinnſten angelegter Kapitalien halten: ſo müſſen auch jene ſich vermindern, obgleich der Werth des Geldes, oder die Quantität Güter, welche man für eine beſtimmte Geldſumme erhalten kann, geſtiegen iſt.

In einigen Ländern iſt es durch Geſetze verbothen worden, Geld auf Zinſen auszuleihen. Aber da allenthalben, durch den Gebrauch des Geldes, etwas gewonnen werden kann: ſo iſt es auch allenthalben billig, für den Gebrauch deſſelben etwas zu bezahlen. Jenes Verboth, weit entfernt dem Wucher vorzubeugen, hat nach der Erfahrung vielmehr denſelben vermehrt: indem nun der Borger nicht nur für den Gebrauch des Geldes, ſondern auch für die Gefahr bezahlen muß, der ſich der Ausleiher unterzieht, indem er das Geſetz übertritt. Der Schuldner iſt gleichſam verbunden, ſeinen Gläubiger vor den Strafen des Wuchergeſetzes ſicher zu ſtellen.

In Ländern, wo Geldzinſen erlaubt ſind, beſtimmen die Geſetze gemeiniglich, um den Erpreſſungen des Wuchers vorzubeugen, den höchſten Zinsfuß, welchen man, ohne ſich einer Strafe auszuſetzen, nehmen darf. Dieſer geſetzmäßige Zinsfuß muß immer etwas über den niedrigſten Marktpreis, das heißt, über den Preis gehen, der für den Gebrauch des Geldes von Leuten bezahlt wird, welche ungezweifelte Sicherheit zu geben im Stande ſind. Wäre jener geſetzmäßige Zinsfuß niedriger, als der gewöhnliche Marktpreis: ſo würde jene Einſchränkung des Geſetzes einem völligen Verbothe gleichgelten. Der Gläubiger würde ſein Geld nicht für weniger, als der Gebrauch deſſelben werth iſt, wegleihen wollen; und der Schuldner würde ihn alſo auch noch für die Gefahr bezahlen müſſen, welche er liefe, wenn er den vollen Werth dieſes Gebrauchs annähme. Wird der geſetzmäßige Zinsfuß genau nach dem niedrigſten Marktpreiſe beſtimmt: ſo erhalten diejenigen, welche nicht die vollkommenſte Sicherheit zu verſchaffen wiſſen, kein Darlehn mehr bey rechtſchaffenen Leuten, welche die Geſetze ihres Landes in Ehren halten. Sie ſind alſo genöthigt, zu den Wucherern ihre Zuflucht zu nehmen. In einem Lande, wo, wie in Großbritannien, Geld der Regierung zu drey Procent, und Privatleuten, auf gute Sicherheit, zu vier und fünftehalb Procent geliehen wird, iſt der geſetzmäßige Zinsfuß von fünf Procent vielleicht ſo angemeſſen, als irgend einer.

Obgleich der geſetzliche Zinsfuß etwas über den gewöhnlichen niedrigſten erhoben ſeyn muß: ſo muß er doch nicht viel höher ſtehen, als dieſer. Wenn in Großbritannien die Geſetze den Zinsfuß auf acht, oder zehn vom Hundert geſetzt hätten: ſo würde der größte Theil des zum Ausleihen beſtimmten Geldes, an Verſchwender und Projectmacher ausgeliehen werden, die allein jene hohen Zinſen würden geben wollen. Vorſichtige Leute, die für den Gebrauch des Geldes nicht mehr geben wollen, als einen Theil von dem, was ſie durch den Gebrauch deſſelben wahrſcheinlich gewinnen können, würden es nicht wagen, ſich als Mitwerber von dieſen aufzuſtellen. Ein großer Theil des Landeskapitals alſo würde denjenigen Händen entzogen werden, die am wahrſcheinlichſten einen für ſie und das Land nützlichen Gebrauch davon machen, und würde denen zugewandt werden, die am wahrſcheinlichſten es durchbringen

gen und vernichten. Wo aber der geſetzliche Zinsfuß nur um ſehr wenig höher iſt, als die niedrigſten der Zinſen, die gewöhnlich gegeben werden, da erhalten, beym Geldborgen, die ſoliden und vorſichtigen Unternehmer allgemein den Vorzug vor den verwegenen und verſchwenderiſchen. Der, welcher Geld ausleihet, erhält von dem erſtern beynahe eben ſo viele Zinſen, als er von dem letztern nehmen darf: und doch iſt ſein Geld in den Händen des erſtern weit ſicherer, als in den Händen des letztern. Ein großer Theil des Landeskapitals kömmt alſo auf dieſe Weiſe wirklich in die Hände, von denen es am wahrſcheinlichſten iſt, daß ſie es nützlich anwenden werden.

Kein Geſetz kann den Zinsfuß niedriger machen, als zu der Zeit, da das Geſetz gegeben wird, der niedrigſte Marktpreis für ausgeliehene Kapitalien iſt. Der König von Frankreich mochte immerhin, im Jahre 1766, den Zinsfuß, durch ein Edict, von fünf auf vier vom Hundert herunterzuſetzen verſuchen: man fuhr deßwegen doch fort, in Frankreich Geld auf fünf vom Hundert auszuleihen, und man wußte hundert Wege dem Geſetze auszuweichen.

Der Preis der Landgüter hängt allenthalben von dem Zinsfuße ab. Eine Perſon, die ein Kapital beſitzt, von welchem ſie Einkünfte ziehen will, ohne ſelbſt die Mühe zu haben, es in einem Gewerbe anzuwenden, hat nur zwiſchen zwey Sachen zu wählen: Güter zu kaufen, oder das Kapital auf Zinſen auszuleihen. Die größre Sicherheit, die bey dem Beſitze von Grund und Boden iſt, nebſt verſchiedenen andern Vortheilen, die faſt allenthalben mit dieſer Art des Eigenthums verbunden ſind, werden den reichen Mann faſt immer geneigt machen, mit einem etwas geringern Einkommen von dem auf Landgüter gewandten Kapital zufrieden zu ſeyn, als es, auf Zinſen ausgethan, ihm würde gebracht haben. Dieſe Vortheile bey dem Landbeſitze ſind gemeiniglich hinlänglich, einen kleinen Verluſt an der Einnahme zu erſetzen. Aber über einen gewiſſen Grad muß dieſer Unterſchied zwiſchen dem, was Güter, und dem, was ausgeliehene Gelder bringen, nicht gehen, ſonſt wird kein Menſch, der Geld hat, Güter kaufen wollen; und dieß würde bald ihren Preis auf das rechte Maß herunterbringen. Auf der andern Seite, wenn jene Vortheile den Unterſchied bey der Geldeinnahme weit überſtiegen: ſo würde jedermann Güter kaufen wollen; welches eben ſo bald ihren Preis in die Höhe treiben würde. Als der Zinsfuß auf zehn vom Hundert ſtand: da wurden die Güter um das zehn- oder zwölffache ihres jährlichen Ertrags verkauft. Jetzt, da die Geldzinſen auf fünf, fünftehalb, und vier vom Hundert herunter geſunken ſind: werden die Güter um das zwanzig- fünf und zwanzig- und dreyßigfache deſſen, was ſie in einem Jahre einbringen, verkauft. In Frankreich iſt der Zinsfuß höher, und der Güterpreis niedriger, als in England. Dort werden Landgüter um das zwanzigfache ihrer jährlichen Einkünfte — hier um das dreyßigfache verkauft.

Fünftes Kapitel.

Von den verſchiedenen Arten, ein Kapital anzulegen.

Obgleich alles, was **Kapital** im eigentlichen Verſtande heißt, nur zur Unterhaltung ſolcher Arbeiter, die etwas hervorbringen, beſtimmt iſt: ſo iſt doch die Quantität von Arbeit, welche gleich große Kapitalien in Gang bringen können, ſehr ungleich, nachdem dieſe Kapitalien auf die eine, oder die andre Weiſe angelegt werden. Auch wird, nach dieſer verſchiedenen Art der Anlegung, der Werth, der dadurch dem allgemeinen Landesproducte zuwachſenden Vermehrung ſehr verſchieden ſeyn.

Jedes Kapital kann auf eine von dieſen vier Arten angewandt werden: **erſtlich** zur Hervorbringung der rohen Naturproducte, die für den **Verbrauch** oder den **Gebrauch** der Geſellſchaft erfordert werden; **zweytens** zu Manufacturarbeiten, oder zur Umbildung jener rohen Naturproducte in diejenigen Formen, in welchen ſie erſt zum Verbrauche oder zum Gebrauche geſchickt ſind; **drittens** zum Handel im Ganzen, oder zur Transportirung der rohen oder verarbeiteten Producte von dem Orte, wo ſie überflüſſig ſind, an den, wo ſie fehlen; endlich **viertens** zum Einzelhandel, oder zur Vertheilung dieſer herbeygeführten Producte in kleinen Theilen an die einzelnen Verzehrer. Alle die, welche ſich mit dem Land- und Bergbau und den Fiſchereyen beſchäftigen, legen ihr Kapital auf die erſte Art an;

die Manufacturunternehmer auf die zweyte; die Großhändler auf die dritte; die Einzelhändler auf die vierte. Es wird ſchwerlich eine Art Kapitalien anzulegen geben, die ſich nicht unter eine von dieſen vier Klaſſen bringen ließe.

Von dieſen vier Arten aber iſt jede weſentlich nothwendig, wenn die andern drey beſtehen, oder ſich erweitern ſollen; jede iſt auch zum allgemeinen Wohlſeyn der Geſellſchaft unentbehrlich.

Würde kein Kapital darauf angewandt, rohe Erzeugniſſe in einem gewiſſen Ueberfluſſe herbeyzuſchaffen: ſo würden weder Manufacturarbeiten, noch Handel ſtatt finden.

Würde kein Kapital darauf angewandt, diejenigen rohen Erzeugniſſe, die erſt durch eine gewiſſe Umbildung zum Gebrauche geſchickt werden, in Manufacturwaaren zu verwandeln: ſo würden dieſe Erzeugniſſe entweder nie hervorgebracht werden, weil keine Nachfrage nach ihnen wäre; oder wenn auch die Natur ſie freywillig hervorbrächte, ſo würden ſie doch keinen Tauſchwerth haben, und alſo dem Reichthume der Geſellſchaft nichts zuſetzen.

Würde kein Kapital darauf verwandt, die rohen und die verarbeiteten Producte von den Oertern, wo ſie überflüßig ſind, in die zu führen, wo nach ihnen verlangt wird: ſo könnte an keinem Orte von beyden mehr hervorgebracht werden, als der Ort ſelbſt und die benachbarte Gegend verbrauchen kann. Das Kapital des Kaufmanns tauſcht den Ueberfluß des einen Orts gegen den Ueberfluß des andern um, und trägt dadurch in beyden zur Ermunterung des Fleißes und zur Vermehrung des Lebensgenuſſes bey.

Würde endlich kein Kapital angewandt, die rohen oder verarbeiteten Waaren, in kleine Theile getheilt, an die unmittelbaren Verzehrer in ſolchen Quantitäten, als ſie jedesmahl bedürfen, zu liefern: ſo würde jedermann verbunden ſeyn, größere Quantitäten von Waaren zu kaufen, als ſein gegenwärtiges Bedürfniß erfordert. Gäbe es, zum Exempel, keinen Fleiſcher: ſo würde niemand Rind- oder Schöpſenfleiſch eſſen können, der ſich nicht einen ganzen Ochſen oder Schöps ankaufte. Dieß würde gewöhnlich auch dem Reichen beſchwerlich — aber für den Armen würde es immer und ſehr drückend ſeyn. Wenn ein armer Arbeitsmann ſich Lebensmittel für ſechs Monate, oder auch nur für einen Monat auf einmal anſchaffen müßte: ſo würde er gezwungen ſeyn, einen großen Theil des Geldes, welches er jetzt als Kapital, auf Anſchaffung der Werkzeuge für ſein Gewerbe, oder der Waaren für ſeinen Laden anwendet, und welches ihm Einkünfte bringt, bloß zu dem Fond zu ſchlagen, von welchem er unmittelbar lebt und welcher ihm keine Einkünfte bringt. Niemand hat einen größern Vortheil dabey, als ein ſolcher Arbeiter, wenn er ſich ſeinen Unterhalt von Tage zu Tage, oder ſelbſt von Stunde zu Stunde, ſo wie er deſſen nöthig hat, ankaufen kann. Dadurch wird er in den Stand geſetzt, faſt alles, was er hat, als Kapital zu nutzen. Er kann alſo auch Werke von größerm Werthe liefern; und der Gewinnſt, den er auf dieſe Weiſe macht, iſt mehr als hinreichend, ihm das zu erſetzen, was er dem Einzelhändler hat mehr bezahlen müſſen, als er dem Großhändler würde gegeben haben. Die Vorurtheile, welche einige politiſche Schriftſteller gegen die Krämer und Einzelhändler haben, ſind ganz ungegründet. Es iſt ſo wenig nothwendig, durch Auflagen, oder auf andere Weiſe ihre Anzahl einzuſchränken, daß ihrer vielmehr, zum Beſten des Publicums, niemals zu viel ſeyn können; ob ſie ſich wohl einander ſelbſt durch ihre Vervielfältigung ſchaden können. Die Quantität von Materialwaaren, zum Beyſpiel, die in einer gewiſſen Stadt verkauft werden kann, iſt durch die Nachfrage, welche in dieſer Stadt und der umliegenden Gegend nach ſolchen Waaren vorhanden iſt, eingeſchränkt. Kein größeres Kapital wird alſo in dem Materialhandel dieſer Stadt angelegt werden können, als das, welches zum Ankauf jener Quantität hinreichend iſt. Iſt nun dieſes Kapital unter zwey Materialhändler vertheilt: ſo wird ihre Concurrenz darauf hinwirken, daß jeder wohlfeiler verkaufen muß, als er würde gethan haben, wenn er das Kapital in ſeiner Hand allein gehabt hätte. Und wäre es unter zwanzig Hände vertheilt: ſo würde die Concurrenz der Verkäufer um deſto größer, und die Wahrſcheinlichkeit, daß ſie ſich vereinigen könnten, den Preis zu erhöhen, deſto geringer ſeyn. Es wäre möglich, daß ſie ſelbſt durch dieſe Concurrenz zu Grunde gerichtet würden, welches indeß zu verhüten, ihre eigne Sache iſt, und auch ſehr wohl ihrer Sorgfalt überlaſſen werden kann. Aber weder dem, welcher die Waaren hervorbringt, noch dem, welcher ſie verzehrt, wird dadurch geſchadet; vielmehr hat jener einen theurern

Verkauf ſeiner Producte, und dieſer einen wohlfeilern Einkauf ſeiner Bedürfniſſe zu hoffen. Freylich mag zuweilen durch die Menge von Trödlern oder kleinen Krämern, welche eine Waare ausbiethen, der eine oder der andre einfältige Menſch bewogen werden, zu kaufen, was er nicht nöthig hat. Aber dieſes Uebel iſt zu klein, als daß es die Aufmerkſamkeit des Publicums verdiente. Auch würde demſelben durch die verminderte Anzahl der Krämer nicht vorgebeugt werden. Nicht die Menge der Bierhäuſer, (um gerade das Beyſpiel von der verdächtigſten Sache zu entlehnen) macht, daß der gemeine Mann dem Trunke ergeben iſt: ſondern weil er aus andern Urſachen Neigung zum Trunke hat, deßwegen wird die Anzahl der Bierhäuſer größer.

Die Perſonen, deren Kapitalien auf eine von den genannten vier Arten angewandt werden, ſind ſelbſt **hervorbringende** Arbeiter. Ihre Arbeit, wenn ſie gehörig geleitet iſt, wird an dem Gegenſtande oder an der verkäuflichen Waare, an welche ſie gewandt wird, zu etwas Wirklichem und Bleibendem: und ſie ſetzt gemeiniglich dem Werthe derſelben wenigſtens ſo viel zu, als ſie ſelbſt koſtet, das heißt, als die Arbeiter verzehren. Die Gewinnſte des Pachters, des Fabrikunternehmers, des Kaufmanns und des Krämers werden alle aus dem Verkaufspreiſe derjenigen Waaren gezogen, welche von den beyden erſten hervorgebracht und von den beyden letzten gekauft und verkauft werden. Jedoch wird daſſelbe Kapital, nachdem es auf die eine, oder die andere dieſer vier Arten angewandt wird, ſowohl unmittelbar ſehr ungleiche Quantitäten productiver Arbeit veranlaſſen, als auch mittelbar in ſehr ungleichem Verhältniſſe das jährliche Landeserzeugniß vermehren.

Das Kapital des Krämers erſtattet dem Kaufmanne, von welchem er die Waaren im Ganzen gekauft hat, das ſeinige mit dem gehörigen Gewinnſt wieder, und ſetzt dieſen dadurch in den Stand, ſeine Geſchäfte fortzutreiben. Uebrigens iſt er, der Krämer ſelbſt, der einzige hervorbringende Arbeiter, welcher durch dieſes Kapital unmittelbar beſchäftiget wird. In ſeinem Gewinnſte beſteht die ganze Vermehrung des Werthes, welchen die Anwendung dieſes Kapitals zu dem jährlichen Landesproducte hinzuſetzt.

Das Kapital des Großhändlers, giebt dem Landmanne und dem Fabrikanten, von denen er die rohen oder Manufacturwaaren, mit welchen er handelt, genommen hat, ihre Kapitalien mit dem gehörigen Gewinnſt wieder, und ſetzt jeden derſelben dadurch in den Stand, ſein Gewerbe fortzuſetzen. Durch dieſen Dienſt vornämlich trägt der Kaufmann unmittelbar dazu bey, die productive Arbeit der Geſellſchaft zu unterſtützen und den Werth ihrer jährlichen Erzeugniſſe zu vermehren. Sein Kapital beſchäftiget überdieß noch die Schiffer und Fuhrleute, welche ſeine Waaren von einem Orte zum andern führen; und es vermehrt den Preis dieſer Waaren um ſo viel, als dieſer ihr Lohn und ſein eigner Gewinnſt zuſammengenommen, beträgt. Dieß iſt aber auch alle productive Arbeit, welche durch das Kapital des Kaufmanes unmittelbar veranlaßt — und dieß iſt der ganze Werth, welcher dadurch dem Landesproducte unmittelbar zugeſetzt wird. In beyderley

Rückſicht iſt die Wirkung deſſelben von größerm Umfange und Gewicht, als die von dem Kapitale des Krämers.

Von dem Kapitale eines Manufacturunternehmers wird ein Theil als **ſtehendes** Kapital auf die Werkzeuge ſeines Gewerbes gewandt: und dieſes erſtattet irgend einem andern Handwerker oder Künſtler, von welchem er dieſe Werkzeuge kauft, ſein Kapital mit dem dazu gehörigen Gewinnſte. Das **umlaufende** Kapital des Manufacturiſten iſt abermals getheilt. Mit dem einen Theile kauft er die Materialien, die er verarbeiten läßt: und mit dieſem zahlt er dem Landmanne oder dem Beſitzer der Bergwerke, welcher jene Materialien zu verkaufen hat, ihre darauf gewandte Kapitalien nebſt den Gewinnſten zurück. Den andern und gemeiniglich den größern Theil aber vertheilt er, entweder jährlich, oder in kleinern Zeiträumen, unter die verſchiedenen Arbeiter, welche er beſchäftiget. Dieſes Kapital vermehrt den Werth jener Materialien um ſo viel, als der Lohn dieſer Arbeiten, und ſein eigner (das heißt des Meiſters) Gewinn beträgt: ein Gewinn, den er von der ganzen, auf Materialien, Werkzeuge und Arbeitslohn gewandten Summe zieht. — Es wird alſo durch dieſes Kapital ſowohl **unmittelbar** eine größre Quantität hervorbringender Arbeit veranlaßt, als **mittelbar** dem Landesproducte ein größerer Werth zugeſetzt, als durch ein gleiches Kapital, in den Händen des größten Kaufmanns hätte geſchehen können.

Aber unter allen Kapitalien iſt es das auf den Landbau gewandte, welches die größte Quantität productiver

Arbeit in Gang bringt. Nicht bloß die Knechte und Mägde des Landwirths, ſeine Fröhner und Tagelöhner, ſondern auch ſein Zug- und Laſtvieh ſind productive Arbeiter. Ja beym Ackerbau arbeitet die Natur mit dem Menſchen gemeinſchaftlich; und obgleich ihre Arbeit keinen Aufwand koſtet, ſo hat doch das Product ihrer Arbeit ſo gut ſeinen Werth, als das Werk des größten Künſtlers. Die wichtigſten Operationen des Landbaues ſcheinen nicht ſowohl darauf abzuzielen, die Fruchtbarkeit der Natur zu **vermehren**, als ſie auf die Erzeugung derjenigen Pflanzen **hinzuleiten**, welche dem Menſchen die nützlichſten ſind. Ein mit Dornen und Diſteln überwachſenes Feld kann oft eine eben ſo große Quantität von Gewächſen hervorbringen, als der am beſten angebauete Weinberg oder Getreideacker. Die Bearbeitung des Bodens, und die auf die Pflanzen ſelbſt gewandte Sorgfalt, vermehren nicht die immer gleiche Fruchtbarkeit der Natur: ſondern ſie unterwerfen ſie nur gewiſſen Regeln; und, nach aller Arbeit des Landmanns, bleibt der Natur immer noch der größere Theil des Werks zu thun übrig. Die im Ackerbau beſchäftigten Menſchen und Thiere bringen alſo nicht bloß, wie die Manufacturarbeiter, den Werth deſſen, was ſie ſelbſt verzehren, oder das Kapital, durch welches ſie beſchäftiget worden ſind, nebſt dazu gerechneten Gewinnſten, — ſondern ſie bringen einen weit größern Werth hervor. Nach Abzug des ganzen Kapitals des Pachters und ſeiner Gewinnſte, bleibt gewöhnlicher Weiſe, von ihrem Producte noch etwas beträchtliches übrig, welches dem Grundeigenthümer als Landrente bezahlt wird. Dieſe Rente kann als das Product der Naturkräfte angeſehen werden, die im Boden ſelbſt ſtecken, und deren Gebrauch der Eigenthümer dem Pachter leihet. Sie iſt größer oder kleiner, nachdem jene Naturkräfte für größer oder kleiner gehalten werden, oder mit andern Worten, nachdem der Boden fruchtbarer und beſſer bedüngt und zugerichtet iſt. Allerdings muß dasjenige Wirkung der Natur ſeyn, was von dem Producte eines Ackers übrig bleibt, nachdem alles, was Werk und Arbeit der Menſchen iſt, oder als ſolches betrachtet wird, abgezogen worden iſt. Dieſes Uebrigbleibende iſt ſelten weniger, als ein Viertheil, und iſt oft mehr, als ein Drittheil des Ganzen. Nie kann alſo eine gleiche Quantität Arbeit auf Manufacturen gewandt, ein eben ſo großes Erzeugniß hervorbringen. Bey dieſen thut die Natur nichts; der Menſch thut alles: und immer muß ſich die Größe des Hervorgebrachten nach den Kräften der wirkenden Urſachen richten, welche bey deſſen Erzeugung geſchäftig geweſen ſind. Das auf den Ackerbau gewandte Kapital veranlaßt nicht nur eine größere Quantität productiver Arbeit, als ein gleiches auf Manufacturen gewandtes Kapital, ſondern es bringt auch durch eine gleiche Arbeit einen größern Werth hervor, als dieſes; vermehrt alſo auch das jährliche Landeserzeugniß, — vermehrt die wirklichen Reichthümer und Einkünfte der Landeseinwohner in einem weit größern Verhältniſſe. Unter allen Methoden, wie ein Kapital angelegt werden kann, iſt dieſe gewiß die erſprießlichſte für die menſchliche Geſellſchaft.

Die im Ackerbau und im Kleinhandel angewandten Kapitalien bleiben immer innerhalb des Staats, zu welchem der Landwirth oder Kleinhändler gehört. Das Geſchäft, welches damit betrieben wird, iſt an eine gewiſſe Stelle, — iſt an den Acker, oder den Kramladen gebunden. Die Eigenthümer dieſer Kapitalien wohnen auch gemeiniglich, (ob es gleich zuweilen Ausnahmen davon giebt,) in dem Lande, wo die Kapitalien angelegt worden ſind.

Das Kapital eines Großhändlers hingegen hat nirgends einen beſtimmten und nothwendigen Sitz, ſondern kann von einem Orte zum andern wandern, nachdem es an dem einen einen wohlfeilern Einkauf, oder an dem andern einen theurern Verkauf findet.

Das Kapital eines Manufacturiſten muß nothwendig da bleiben, wo die Manufactur betrieben wird; aber welches dieſer Ort ſey, iſt nicht immer durch die Natur der Manufactur nothwendig beſtimmt. Er kann zuweilen von dem Orte, wo das rohe Material erzeugt wird, und von dem, wo die fertige Waare abgeſetzt wird, gleich weit entfernt ſeyn. Lion iſt weit von den Plätzen entfernt, wo es ſeine Seide herzieht, und eben ſo weit von denen, wo ſeine Seidenzeuge getragen werden. Die vornehme Welt in Sicilien kleidet ſich in ſeidene Zeuge, die in fremden Ländern aus ſicilianiſcher Seide gemacht werden.

Ob der Kaufmann, durch deſſen Kapital die überflüßigen Erzeugniſſe eines Staats ausgeführet werden, ein Eingebohrner, oder ein Fremder iſt; ob er inner- oder außerhalb des Landes lebt, darauf kömmt der Geſellſchaft wenig an. Lebt er außerhalb des Landes: ſo iſt die Anzahl hervorbringender Arbeiter, die er in denſelben beſchäftigt, nur um eine einzige Perſon kleiner; und die Größe des Werths, den er dem jährlichen Landeserzeugniſſe zuſetzt, iſt nur um den Gewinnſt dieſer einzigen Perſon geringer. Die Schiffer und Fuhrleute, deren er ſich bedient, können, er mag in, oder außer dem Lande wohnen, bald Einheimiſche bald Fremde ſeyn. Den Nutzen aber ſtiftet er im Lande in beyden Fällen, daß er durch ſein Kapital, dem überflüßigen Producte einen Werth giebt, indem er es dahin führt, wo es geſucht wird, und wo es gegen eine im Lande ſelbſt geſuchte Waare ausgetauſcht werden kann. Er mag in oder außer dem Lande wohnen: ſo erſtattet er auf gleiche Weiſe, den Perſonen, welche jenes überflüßige Product erzeugt haben, ihr Kapital wieder, und ſetzt ſie in den Stand, ihr Geſchäft fortzutreiben: — und dieß iſt der vornehmſte Dienſt,, durch welchen das Kapital eines Großhändlers zur Unterſtützung der hervorbringenden Arbeit und zur Vermehrung des Werths des Landeserzeugniſſes beyträgt.

Weit mehr kömmt darauf an, daß das Kapital des Manufacturiſten innerhalb des Landes ſeinen Sitz habe. Es veranlaßt alsdann nothwendig mehr Beſchäftigung, und fügt dem Landeserzeugniſſe einen größern Zuwachs hinzu. Doch kann das in einer Manufactur angelegte Kapital auch Ländern ſehr nützlich werden, wo die Manufactur ihren Sitz nicht hat. Die Kapitalien der brittiſchen Manufacturiſten, die den von den Ländern am baltiſchen Meere jährlich zugeführten Flachs und Hanf verarbeiten laſſen, ſind gewiß jenen Ländern ſehr nützlich.

Dieſe rohen Materialien, die in ihnen überflüßig und alſo ohne Werth ſind, würden in ihnen auch nicht ferner erzeugt werden, wenn ſie nicht anders wohin geführt, und hier gegen Waaren, die zu Hauſe nöthig ſind, ausgetauſcht werden könnten. Der Kaufmann, der den rußiſchen Flachs und Hanf ausführt, giebt dem rußiſchen Landbauer, der ihn erzeugte, ſein Kapital mit Gewinnſt wieder, und ermuntert ihn dadurch, den Anbau fortzuſetzen; und der brittiſche Manufacturiſt erſtattet dem Kaufmanne ſein Kapital wieder.

Es kann bey einem ganzen Staate eben ſowohl, als bey einer einzelnen Perſon der Fall ſeyn, daß ihr Kapital nicht zureicht, zu gleicher Zeit alle ihre Ländereyen anzubauen, die Producte derſelben zu Manufacturwaaren zu verarbeiten, und den Ueberfluß der rohen und verarbeiteten Producte an die entfernten Marktplätze, wo er Abſatz finden kann, hinzuführen. In vielen Theilen von Großbritannien haben die Einwohner nicht einmahl ſo viel Kapital, daß ſie alle ihre Ländereyen gehörig anbauen könnten. Die in den mittäglichen Grafſchaften von Schottland erzeugte Wolle wird, einen weiten Weg zu Lande, auf ſehr ſchlimmen Wegen nach York geführt, um dort verarbeitet zu werden, weil es in Schottland ſelbſt an Kapital fehlt, Wollenmanufacturen zu errichten. So giebt es hinwiederum viele kleine Manufacturſtädte in Großbritannien, deren Einwohner nicht Kapital genug haben, ihre fertige Waare, ſelbſt an die Oerter zu ſenden, wo ſie ihren Markt finden. Wenn ja ein oder der andre Kaufmann in ihnen wohnt: ſo ſind dieſe gemeiniglich nur Factoren reicherer Kaufleute,

leute, die in einer der größern Handelsſtädte ihren Sitz haben.

Wenn das Kapital eines Landes nicht zu allen drey Arten der Geſchäfte zureicht: ſo wird es, ſowohl in Abſicht der Anzahl der dadurch beſchäftigten Menſchen, als in Abſicht des Werths des dadurch erzielten Products, am nützlichſten angebracht, wenn das meiſte davon auf den Landbau gewandt wird. Den zweyten Rang in den Graden des Nützlichen hat die Anwendung auf Manufacturen. Der Theil des Kapitals endlich, welcher dem Ausfuhrhandel gewidmet wird, trägt zur Beſchäftigung fleißiger Hände, und zum vermehrten Werthe des allgemeinen Landesproducts am wenigſten bey.

Freylich iſt das Land, deſſen Kapital noch nicht zu allen dieſen drey Endzwecken hinreicht, noch nicht zu dem Grade des Wohlſtands gelangt, zu welchem es von der Natur beſtimmt ſcheint. Aber mit einem **unzureichenden** Kapital, zu frühzeitig zu verſuchen, alle dieſe verſchiedenen Geſchäftszweige zu bearbeiten, iſt ſicher für ein ganzes Land ſo wenig, als für einen einzelnen Menſchen der kürzeſte Weg, ein **zureichendes** zu erwerben. Die Kapitalien aller einzelnen Menſchen, woraus eine Nation beſteht, zuſammengenommen, haben ihre beſtimmte Gränze ſo gut, als das Kapital einer einzelnen Perſon: und ſind eben ſo wie dieſes, nur gewiſſe Unternehmungen auszuführen im Stande. Beyde werden auch auf gleiche Weiſe vermehrt, nämlich indem die Nation oder die einzelne Perſon, etwas von ihren Einkünften bey Seite legt, und dem Kapital hinzufügt. Sie vermehren ſich alſo wahrſcheinlich dann am geſchwindeſten, wenn ſie auf die Art angelegt werden, daß ſie das größte Einkommen bringen: weil alsdann am meiſten davon erſpart werden kann. — Das Einkommen ſämmtlicher Einwohner eines Landes aber ſteigt, oder fällt immer im Verhältniſſe mit dem Werthe deſſen, was ſein Boden und ſein Fleiß jährlich hervorbringt.

Die vornehmſte Urſache von den ſchnellen Fortſchritten der brittiſchen Kolonien, (der jetzigen vereinigten Staaten) in Nordamerika zu Reichthum und Größe, liegt unſtreitig darin, daß bisher ihr ganzes Kapital zum Ackerbaue angewandt worden iſt. Sie haben keine Manufacturen, ausgenommen von ſolchen gemeinen und groben Waaren, dergleichen bey zunehmendem Landbaue unausbleiblich verfertiget werden, aber nur die Arbeit der Weiber und Kinder in jeder Privatfamilie ausmachen. Der größre Theil des amerikaniſchen Aus- und Küſtenhandels wird mit den Kapitalien brittiſcher Kaufleute betrieben. Selbſt von den Waarenlagern, aus welchen die Waaren vereinzelt werden, gehören in einigen Provinzen, wie zum Beyſpiel in Virginien und Maryland, viele Kaufleuten, die im Mutterlande ihren Wohnſitz haben*): und dieß iſt eines von den ſeltnen Beyſpielen, daß der Kleinhandel einer Geſellſchaft mit dem Kapitale von Perſonen betrieben wird, die nicht Mitglieder der Geſellſchaft, noch in ihr ſeßhaft ſind. Sollten die Amerikaner auf den Einfall kommen, entweder durch Verabredung, oder auf irgend eine andere gewaltſame Weiſe, die Einfuhr europäiſcher Manufacturwaaren zu verhindern, und ihren eignen Landsleuten, welche dieſelben Waaren zu verarbeiten anfingen, den Alleinhandel einzuräumen: ſo würden ſie dadurch, daß ſie einen beträchtlichen Theil ihres Kapitals vom Ackerbaue ab, und auf dieſe Beſchäftigung hinleiteten, nicht nur den fernern Anwachs ihres jährlichen Products nicht beſchleunigen, den Fortgang ihres Landes zu Reichthum und Macht nicht befördern: ſondern ſie würden vielmehr den erſtern aufhalten, und den letztern verhindern. Und dieß würde noch in einem weit höhern Grade geſchehen, wenn ſie verſuchen wollten, ſich auf eben dieſe Weiſe ihren ganzen Ausfuhrhandel zuzueignen.

---

*) Dieſe ganze Schilderung bezieht ſich auf den Zuſtand der Dinge, wie er im Jahr 1772 war. A. d. U.

In der That ſcheint bisher faſt nie das Glück eines großen Landes ſo lange ununterbrochen fortgedauert zu haben, daß es wäre in den Stand geſetzt worden, ein für alle die drey oben angegebnen Endzwecke hinreichendes Kapital zu erwerben; wir müßten dann den wundervollen Berichten Glauben beymeſſen, die uns von den Reichthümern und dem Anbau Chinas, des alten Aegyptens und Hindoſtans gegeben werden. Aber auch dieſe drey Länder, nach allen Nachrichten die reichſten, die je in der Welt geweſen ſind, haben ihren Vorzug hauptſächlich dem Flor ihres Ackerbaus und ihrer Manufacturen zu danken. Im auswärtigen Handel ſcheinen ſie ſich nie hervorgethan zu haben. Die alten Aegypter hatten eine abergläubiſche Abneigung gegen das Meer. Faſt ein ähnlicher Aberglaube herrſcht in

Hindoſtan; und die Chineſer haben nie einen großen auswärtigen Handel getrieben. — Die überflüßigen Erzeugniſſe dieſer Länder ſcheinen immer größtentheils von Ausländern abgehohlt worden zu ſeyn, welche einige daſelbſt geſuchte Waaren, ſehr oft Gold und Silber, zum Austauſch dagegen mitbrachten.

So alſo iſt die Nutzbarkeit eines Kapitals zur Vermehrung hervorbringender Arbeit, und zur Vergrößerung des Nationalreichthums verſchieden, nachdem es auf Ackerbau, Manufacturen oder Großhandel angewandt wird. Aber der Großhandel ſelbſt theilt ſich in verſchiedene Arten; und der Unterſchied des Nutzens iſt auch hier groß, wenn das Kapital in der einen, und wenn es in der andern dieſer Arten angelegt wird.

Aller Handel im Großen, das heißt, der, wo man einkauft, um in großen Parthien wieder zu verkaufen, iſt entweder inländiſcher oder auswärtiger Conſumtionshandel, oder er iſt Zwiſchenhandel und ſogenannter Fuhrhandel. Der erſte kauft die Producte vom Boden und Fleiße eines Landes, in dem einen Theile deſſelben, um ſie in einem andern zu verkaufen. Unter demſelben iſt ſowohl der innere Land- als Küſtenhandel begriffen. Der zweyte führt auswärtige Waaren dem Lande zu ſeinem Verbrauche zu. Der dritte beſorgt den Verkehr fremder Länder, und führt die überflüßigen Producte des einen dem andern zu.

Das Kapital, welches angewandt wird, Waaren an dem einen Orte eines Landes zu kaufen, um ſie an einem andern Orte deſſelben Landes zu verkaufen, erſtattet gemeiniglich durch jede dergleichen Operation zwey von einander völlig verſchiedne Kapitalien, die beyde in dem Ackerbaue oder den Manufacturen dieſes Landes angelegt worden ſind, und giebt alſo an zwey verſchiedenen Orten die nöthige Ermunterung, dieſe nützlichen Beſchäftigungen fortzuſetzen. Wenn ein Kaufmann aus ſeinem Wohnorte Waaren von einem gewiſſen beſtimmten Werthe abſchickt: ſo erhält er, gemeiniglich wenigſtens einen gleichen Werth an andern Waaren zurück. Sind beyde, die abgeſandten und die zurückerhaltenen Waaren, Erzeugniſſe des einheimiſchen Fleißes: ſo hat ſein Kapital an zwey Orten dieſen Fleiß bezahlt, und die auf Hervorbringung jener Waaren gewandte Kapitalien erſtattet; und alſo an zwey Orten die Fortſetzung dieſer nützlichen Arbeiten möglich gemacht. Das Kapital, vermittelſt deſſen ſchottiſche Manufacturwaaren nach London, und dafür engliſches Getreide und engliſche Manufacturwaaren nach Edinburg zurückgebracht werden, bezahlt, ſo oft dieſer Tauſch geſchieht, zu gleicher Zeit in Schottland und in England ein Kapital wieder, was dort und hier auf Ackerbau und Manufacturen gewandt worden war.

Das Kapital, welches angewandt wird, Waaren außer Landes zum inländiſchen Verbrauche einzukaufen, erſtattet, — wenn dieſe Waaren für Producte des vaterländiſchen Fleißes eingetauſcht werden, — durch jede dieſer Handlungsoperationen, zwey auf Anbau und Manufactur gewandte Kapitalien; — wovon aber nur eines dem Anbaue und dem Kunſtfleiße im Lande gewidmet iſt. Das Kapital, womit brittiſche Waaren nach

Portugal geſandt werden, um portugieſiſche dafür nach England zurückzubringen, bezahlt hier und dort die auf Hervorbringung dieſer Waaren gewandte Arbeit, — giebt hier und dort ein Kapital wieder, welches in dieſe Arbeit war geſteckt worden. Aber nur das eine davon iſt ein brittiſches Kapital, das andre iſt ein portugieſiſches. Wenn alſo auch die im ausländiſchen Conſumtionshandel angelegten Kapitalien zu ihren Eigenthümern eben ſo ſchnell, als die im inländiſchen angelegten zurückkehrten: ſo würden ſie doch dem Anbaue und dem Kunſtfleiße des Vaterlandes nur halb ſo viel Ermunterung geben, als die andern.

Aber auch dieſe Vorausſetzung iſt nicht richtig. Das in dem ausländiſchen Handel angelegte Kapital läßt ſich nicht ſo ſchnell zurückziehen, als das im inländiſchen angelegte. Jenes kömmt faſt immer in Jahresfriſt zu ſeinem Eigenthümer zurück, und wird oft in einem Jahre vier bis fünfmal umgeſetzt. Dieſes wird ſelten vor Ende des Jahres, und oft erſt in drey bis vier Jahren wieder eingezogen. Ein Kapital der erſtern Art kann alſo zuweilen zwölf Operationen machen, oder zwölfmahl ausgeſandt und wieder zurück erhalten worden ſeyn, ehe eines der zweyten Art eine einzige Operation macht. Sind alſo beyde gleich groß: ſo wird das erſtere dem Nationalfleiße vier und zwanzig mahl mehr Ermunterung geben, als das letztere.

Zuweilen werden aber die auswärtigen Waaren, die dem inländiſchen Verbrauche zugeführt werden, nicht mit den Erzeugniſſen des einheimiſchen Gewerbfleißes, ſondern mit den Erzeugniſſen eines dritten Landes eingekauft.

kauft. Auch die Producte dieſes dritten Landes mußten gekauft werden; und womit konnten ſie es anders, als entweder mit Producten des Landes, für deſſen Conſumtion ſie beſtimmt ſind, oder abermahls mit Producten eines fremden, die zuvor mit einheimiſchen Producten erkauft waren? Denn, wenn man den Fall des Krieges und der Eroberung ausnimmt: ſo können von einem Lande fremde Waaren nie anders, als durch Umtauſch gegen ſeine eigne Producte gekauft werden: es geſchehe nun dieſer Umtauſch unmittelbar, oder, vermittelſt zwey oder drey andrer dazwiſchentretender Tauſche.

Die Wirkungen, welche ein Kapital, im auswärtigen Conſumtionshandel angewandt, dann hervorbringt, wenn es ſich in einem ſolchen Kreiſe umhertreibt, ſind in aller Rückſicht dieſelben, als wenn das Kapital auf dem geradeſten Wege zu demſelben Handel wäre angewandt worden: nur mit dem Unterſchiede, daß, im erſten Falle, die letzte Rückkehr des Kapitals, wahrſcheinlich weit entfernter iſt, weil ſie davon abhängt, daß zwey oder drey von einander ganz verſchiedene Handlungsoperationen zuvor geendigt ſind. Wenn ein Kaufmann mit brittiſchen Manufacturwaaren virginiſchen Tobak einkauft, und dieſen nach Riga ſchickt, um dafür Flachs und Hanf einzukaufen: ſo muß er, ehe er ſein Kapital wieder in die Hände bekommt, und es von neuem zum Ankaufe brittiſcher Manufacturwaaren anwenden kann, ſo lange warten, bis von zwey von einander verſchiedenen Handelsgeſchäften die Zahlungen eingelaufen ſind. Wäre der virginiſche Tobak nicht mit brittiſchen

Manufacturwaaren, ſondern mit Zucker und Rum von Jamaika eingekauft worden, welcher Zucker und Rum erſt mit jenen Waaren eingekauft worden wäre: ſo hätte der Kaufmann auf die Zahlungen von drey Handelsoperationen warten müſſen, ehe er ſein Kapital wieder bekommen hätte. Geſetzt, dieſe zwey oder drey von einander verſchiedenen Geſchäfte würden zufällig von zwey oder drey verſchiedenen Kaufleuten gemacht, ſo daß die von dem erſten eingeführten Waaren von dem zweyten, und die von dem zweyten eingeführten Waaren von dem dritten gekauft würden, um wieder ausgeführt zu werden: ſo würde zwar **jeder** dieſer Kaufleute **ſein Kapital** ſchneller wieder in die Hände bekommen; aber die letzte Rückkehr des **ganzen** in dieſem Handel angelegten **Kapitals** würde gerade eben ſo langſam ſeyn, als im vorhergehenden Falle. Ob das ganze in einem ſolchen umlaufenden Handel angelegte Kapital **einem** Kaufmanne oder dreyen zugehört: das kann keinen Unterſchied in Abſicht des ganzen Landes machen, ob es gleich einen Unterſchied in Abſicht der einzelnen Kaufleute macht. In beyden Fällen muß ein dreymal größeres Kapital angewandt werden, um einen gewiſſen Werth brittiſcher Manufacturwaaren gegen eine gewiſſe Quantität Flachs und Hanf umzutauſchen, als nöthig geweſen wäre, wenn die Manufacturwaaren mit dem Flachſe und Hanſe unmittelbar wären vertauſcht worden. Es kann daher alſo auch ein jedes im auswärtigen Handel angelegtes Kapital, das erſt durch einen ſo weiten Umweg zu ſeinem Ziele gelangt, dem Fleiße des Landes weniger Ermunterung geben und die Producte deſſelben weniger vermehren, als ein gleiches Kapital in einem directen Handel derſelben Art gethan haben würde.

In der Beſchaffenheit dieſes Handels und in der Ermunterung, die er der productiven Arbeit des Landes giebt, kann es keinen weſentlichen Unterſchied machen, was das für eine auswärtige Waare ſey, für welche andere auswärtige Güter zum inländiſchen Verbrauche eingekauft werden. Wenn ſie zum Beyſpiel mit dem braſiliſchen Golde oder dem peruaniſchen Silber eingekauft werden: ſo mußte dieſes Gold und Silber, eben ſowohl als der virginiſche Tobak mit etwas eingekauft worden ſeyn, das entweder ſelbſt ein Arbeitsproduct des Landes war, oder mit einem ſolchen war eingekauft worden. In ſofern man alſo nur auf die productive Arbeit des Landes Rückſicht nimmt, hat der auswärtige Conſumtionshandel, der mit Gold und Silber geführt wird, allen den Vortheil und allen den Nachtheil, als jeder andere mit gleichen Umwegen getriebene auswärtige Conſumtionshandel hat, und bringt mit jedem andern, gleich ſchnell oder gleich langſam, das Kapital zurück, welches auf die Unterſtützung productiver Arbeit angewandt werden ſoll. Ja ſogar ſcheint der mit Gold und Silber getriebene Handel einen Vortheil vor jedem andern gleichweit umlaufenden auswärtigen Handel zu haben. Dieſe Metalle laſſen ſich, wegen des großen Werths, den ſie haben, und des kleinen Raums, den ſie einnehmen, mit wenigern Koſten von einem Orte zum andern führen, als irgend eine andere auswärtige Waare von gleichem Werthe. Ihre Fracht koſtet weniger und ſie verſichern zu laſſen, koſtet nicht mehr; zu geſchweigen, daß keine andre Waare beym Verführen ſo wenig leidet. Durch die Dazwiſchenkunſt von Geld und Silber alſo kann eine gewiſſe Quantität ausländiſcher Güter oft mit einer weit kleinern Quantität einheimiſcher Producte erkauft werden, als wenn an die Stelle von Geld und Silber eine andere auswärtige Waare getreten wäre. Auf jenem Wege kann oft das Begehr des Landes weit vollſtändiger und mit weniger Koſten befriediget werden, als es bey irgend einer andern Methode möglich wäre. Ob aber die beſtändige Ausfuhr dieſer Metalle von einer andern Seite dem Wohlſtande des Landes ſchädlich werde, davon werde ich weiter unten ſehr umſtändlich zu reden Gelegenheit haben.

Derjenige Theil von dem Kapital eines Landes, welcher in dem Zwiſchenhandel oder ſogenannten Fuhrhandel angelegt iſt, wird dem Endzwecke, die productive Arbeit dieſes Landes zu unterſtützen, gänzlich entzogen, um dieſen Endzweck in fremden Ländern zu befördern. Es werden zwar dadurch auch mit jeder geendigten Handelsoperation zwey verſchiedene Kapitalien wiedererſtattet: aber keines derſelben gehört dem Lande zu, in welchem der Kaufmann lebt. Wenn ein holländiſcher Kaufmann pohlniſches Korn nach Portugal führt, und dafür Früchte und Wein aus Portugal nach Pohlen zurückbringt: ſo bezahlt er durch jede ſolche Operation ein auf den Anbau gewandtes Kapital; aber es iſt nicht die productive Arbeit von Holland, ſondern die von Pohlen und die von Portugal, welche dadurch unterſtützt wird. Nur der Gewinnſt, den der Kaufmann in dieſem Handel macht, iſt das, was nach Holland zurückkehrt, und dem jährlichen Landes- und Arbeitsproducte daſelbſt einen Zuſatz giebt. Zwar, wenn der Zwiſchenhandel, den ein Land treibt, mit Schiffen und Seeleuten, die ihm ſelbſt angehören, getrieben wird: ſo wird allerdings der Theil des Kapitals, welcher für die Fracht bezahlt wird, unter eine gewiſſe Anzahl hervorbringender Arbeiter des Landes vertheilt, und ſetzt alſo dieſe Arbeiter in Thätigkeit. Und in der That haben alle Nationen, welche einen beträchtlichen Antheil an dem Zwiſchenhandel gehabt haben, ihn auf dieſe Weiſe betrieben. Der Handel ſelbſt hat auch wahrſcheinlich den Namen Fuhrhandel (carrying trade) davon bekommen, daß die Einwohner ſolcher Länder die Fuhrleute andrer Länder zu ſeyn ſcheinen. Indeſſen iſt dieß nicht immer und nothwendig der Fall. Ein holländiſcher Kaufmann, zum Beyſpiel, kann den Handel zwiſchen Pohlen und Portugal mit brittiſchen und nicht mit holländiſchen Schiffen betreiben, und wahrſcheinlich geſchieht dieß in einigen Fällen wirklich. Doch ſetzt man gemeiniglich das Gegentheil voraus; und nur in dieſer Vorausſetzung hat man den Fuhrhandel für ein Land, wie Großbritannien, deſſen Sicherheit und Vertheidigung von der Anzahl ſeiner Schiffer und Seeleute abhängt, ſo vorzüglich nützlich gehalten. Aber auch dieſer Vortheil iſt dem Zwiſchen- und Fuhrhandel nicht allein eigen. Daſſelbe Kapital im auswärtigen Conſumtionshandel, oder ſelbſt im inländiſchen Handel angelegt, (wofern letzterer, durch Schiffahrt an den Küſten, betrieben wird) kann eben ſo viel Schiffe und Seeleute beſchäftigen, als jener Handel nur immer thun kann. Die Anzahl von Schiffen und Seeleuten, die jede Art des Handels beſchäftigt, hängt nicht ſowohl von der Natur deſſelben, als vielmehr davon ab: erſtlich, ob die Waaren, womit er zu thun hat, bey gleichem Werthe, einen großen oder kleinen Raum einnehmen; und zweitens, ob die Häfen, zwiſchen welchen ſie hin und her geführt werden, mehr oder weniger von einander entfernt ſind. Doch kommt auf den erſten dieſer Umſtände noch mehr an, als auf den zweyten. Der Steinkohlenhandel, zum Beyſpiele, der zwiſchen Newcaſtle und London getrieben wird, beſchäftigt, obgleich dieſe beiden Häfen nicht weit von einander entfernt ſind, mehr Schiffe und Seeleute, als der ganze engliſche Zwiſchenhandel. Es iſt alſo kein ſicheres Mittel, die Schiffahrt eines Landes zu vergrößern, wenn man durch außerordentliche Aufmunterungen, einen größern Theil von dem Kapital dieſes Landes in dieſen Handel hineinzwingt, als natürlicher Weiſe ihm wäre zugewandt worden.

Gewöhnlicher Weiſe alſo giebt das, zum innern Verkehr eines Landes angewandte Kapital den productiven Arbeiten deſſelben eine größere Unterſtützung, und vermehrt den Werth ſeines jährlichen Products mehr, als ein gleiches Kapital im ausländiſchen Conſumtionshandel angelegt. Und einen noch größern Vorzug, in beyden Rückſichten, hat das im ausländiſchen Conſumtionshandel angelegte Kapital vor dem, welches im Zwiſchenhandel oder Fuhrhandel angelegt worden iſt.

Die Reichthümer jedes Landes, und, inſofern Macht von Reichthum abhängt, auch die Macht des Landes, ſind immer im Verhältniſſe mit dem Werthe ſeines jährlichen Products, des Fonds, aus welchem alle ſeine

Ausgaben zuletzt bezahlt werden müſſen. Nun iſt dieß aber der große Gegenſtand der Staatswirthſchaft jedes Landes, die Reichthümer und die Macht deſſelben zu vermehren. Keines hat alſo Urſache, dem auswärtigen Conſumtionshandel vor dem einheimiſchen, noch dem Zwiſchenhandel und Fuhrhandel vor den andern beyden Handelsarten einen Vorzug, oder eine höhere Ermunterung zu geben. Keines ſollte, durch Zwang oder durch Anlockungen, einen größern Theil des Landeskapitals in einen jener beyden Kanäle hineintreiben, als natürlicher Weiſe und von ſelbſt ihm zufließen würde. Doch iſt ein jeder von dieſen verſchiedenen Handelszweigen einem Lande nicht nur vortheilhaft, ſondern jeder entſteht auch nothwendig und unausbleiblich, wenn der natürliche Lauf der Dinge nicht durch Zwang und Geſetze geſtört wird.

Wenn irgend ein Zweig des Gewerbfleiſſes in einem Lande mehr Producte hervorbringt, als die Bedürfniſſe deſſelben erfordern: ſo muß das Ueberflüßige nothwendig in die Fremde verſchickt, und gegen etwas, das zu Hauſe begehrt wird, vertauſcht werden. Ohne eine ſolche Ausfuhr müßte jener Theil der productiven Arbeit, der das Ueberflüßige hervorbrachte, aufhören: und um ſo viel müßte alſo der Werth ſeines jährlichen Products vermindert werden. Der brittiſche Boden und Fleiß, zum Beyſpiel, bringt gewöhnlich mehr Getreide, Wolle und Eiſenwaaren hervor, als das Bedürfniß oder die Nachfrage auf den inländiſchen Märkten erfordert. Was über dieſe Quantität iſt, muß auswärts verſandt und gegen etwas, deſſen man in Großbritantannien bedarf, umgetauſcht werden. Nur durch dieſe Ausfuhr kann jener Ueberfluß einen Werth erhalten, der hinreichend iſt, die auf ſeine Hervorbringung verwandte Mühe und Koſten zu vergüten. Wenn die Seeküſten und die Ufer ſchiffbarer Flüſſe, dem Fleiße eine vortheilhafte Lage darbiethen: ſo liegt die Urſache bloß darin, weil von dort die Ausfuhr überflüßiger Producte und ihr Umtauſch gegen andre, an dem Orte geſuchte, mit mehr Leichtigkeit geſchieht.

Wenn, von einer auswärtigen Waare, mit dem Producte des inländiſchen Fleißes, eine größere Quantität angekauft und ins Land eingeführt worden iſt, als die darnach auf dem einheimiſchen Markte vorhandene Nachfrage erfordert: ſo muß dieſer Ueberſchuß wieder aus dem Lande ausgeführt, und gegen etwas im Lande begehrtes umgetauſcht werden. Ungefähr 96000 Oxhöfte Tobak werden in Virginien und Maryland, für Producte brittiſchen Fleißes, die in Britannien überflüßig ſind, eingekauft. Aber von jenen 96000 Oxhöften ſelbſt werden in Großbritannien nur 14,000 begehrt. Die andern 85,000 alſo müſſen entweder auswärts geſandt, und für etwas im Lande geſuchtes ausgetauſcht werden: oder es wird für die Zukunft unmöglich ſeyn, ſie einzuführen; und ſomit wird auch alle diejenige Arbeit brittiſcher Einwohner aufhören, mit deren Producte jene 85,000 Oxhöfte eingekauft worden ſind. Dieſer Theil des brittiſchen Landes- und Arbeitsproducts fand nie ſeinen Markt im Lande; und nun wird er auch des auswärtigen, wo er konnte abgeſetzt werden, beraubt: er kann alſo nun auch nicht mehr hervorgebracht

bracht werden. Es kann demnach Fälle geben, wo der auswärtige Conſumtionshandel in einem ſehr weiten Kreiſe umherlaufen muß, wenn gewiſſe Zweige der Landesinduſtrie unterſtützt werden, und die davon abhängenden Beyträge zu dem jährlichen Landesproduct fortdauern ſollen.

Wenn die Kapitalien eines Landes ſo ſehr angewachſen ſind, daß ſie in der Herbeyſchaffung der zum inländiſchen Verbrauche nöthigen Waaren, und in der Unterſtützung des einheimiſchen Fleißes nicht mehr ganz angewandt werden können: ſo fließt der Ueberſchuß natürlicher Weiſe dem Zwiſchenhandel zu, und wird angewandt, dieſelben Dienſte fremden Ländern zu leiſten. Der Zwiſchenhandel iſt die natürliche **Wirkung**, und ein **Zeichen** eines großen Nationalreichthums: aber er iſt nicht die **Urſache** deſſelben. Diejenigen Staatsmänner, die ſo geneigt geweſen ſind, ihn durch außerordentliche Ermunterungen zu begünſtigen, ſcheinen die **Urſache** mit der **Wirkung** und einem begleitenden **Umſtande** verwechſelt zu haben. Holland, das, nach Verhältniß ſeines Umfangs und ſeiner Volksmenge, das reichſte Land von Europa iſt, hat, dem zufolge, auch den größten Antheil an dem Zwiſchenhandel von Europa. England hat, nach demſelben, vielleicht den zweyten Rang in Abſicht des Reichthums, unter den europäiſchen Ländern, und man ſchreibt ihm gleichfalls einen beträchtlichen Antheil an dieſem Handel zu; obgleich in vielen Fällen das, was man gemeinhin für engliſchen Zwiſchenhandel hält, bey genauerer Unterſuchung als ein durch viele Umwege geführter auswärtiger Conſumtionshandel erſcheint. Von dieſer Art ſind großentheils die Handelszweige, welche die oſt- und weſtindiſchen und amerikaniſchen Waaren auf verſchiedene europäiſche Märkte führen. Dieſe Waaren werden gemeiniglich, entweder unmittelbar mit Producten brittiſchen Fleißes, oder mit einer dritten Waare, die für ſolche Producte eingehandelt worden war, eingekauft; und die Waaren, welche zuletzt in dieſem Handel zu dem Kaufmanne zurückkehren, ſind zum **Gebrauche** oder **Verbrauche** in Großbritannien beſtimmt. Vielleicht beſteht der großbritanniſche Zwiſchen- und Fuhrhandel, im eigentlichen Verſtande genommen, nur aus den beyden Zweigen: — **dem Handel**, der mit brittiſchen Fahrzeugen zwiſchen den verſchiedenen Häfen des mittelländiſchen Meeres, — und einem ähnlichen, der von brittiſchen Kaufleuten, aus einem oſtindiſchen Hafen in den andern, getrieben wird.

Wie weit der **innere Handel** ſoll ausgedehnt, und wie große Kapitalien in demſelben ſollen angelegt werden können: das richtet ſich nothwendig nach der Quantität und dem Werthe der überflüßigen Producte, welche in den verſchiedenen Plätzen und Gegenden des Landes vorhanden ſind, und welche in andern davon entfernten Plätzen und Gegenden Abſatz finden. Das Maß der möglichen Ausdehnung des **auswärtigen Conſumtionshandels** wird durch den Werth der im ganzen Lande überflüßigen Producte, und durch den Werth derjenigen Waaren, die man dafür in fremden Ländern umtauſchen kann, beſtimmt. Die Ausdehnung des **Zwiſchenhandels** endlich hat keine anderen Gränzen, als die, von dem Werthe der überflüßigen Producte in allen verſchiedenen Ländern der Welt. Dieſer Handelszweig iſt, in Vergleichung mit den beyden andern, gewiſſermaßen unendlich, und kann den größten Kapitalien Beſchäftigung verſchaffen.

Der Eigenthümer eines Kapitals wird in der Wahl des Gewerbes, in welchem er ſein Kapital anlegen, — ob er es dem Ackerbaue, den Manufacturen, dem Groß- oder Kleinhandel, und ob er es dieſem, oder jenem Handlungszweige widmen ſoll, durch keinen andern Bewegungsgrund, als durch ſeinen Vortheil geleitet. Wie viel oder wie wenig productive Arbeit er durch jede Art es anzulegen, veranlaſſe; wie viel oder wie weniger dem Werthe des jährlichen Landesproducts dadurch zuſetze: das ſind Betrachtungen, die ihm nicht in die Gedanken kommen. In Ländern alſo, wo die Landwirthſchaft das einträglichſte aller Gewerbe, und Ländereyen urbar machen und anbauen, das ſicherſte Mittel iſt, reich zu werden: werden auch die Kapitalien der Privatperſonen natürlicher Weiſe auf dieſe, dem gemeinen Weſen nützlichſte Art angelegt. Doch, ein ſolches Uebergewicht, in Abſicht der Einträglichkeit, ſcheint der Ackerbau in keinem Theile von Europa über die andern Gewerbe zu haben. Zwar haben, in jedem Winkel deſſelben ſeit wenigen Jahren, Projectmacher das Publicum mit Vorſpiegelungen großer Gewinnſte, die bey der Urbarmachung und dem Anbau dieſer oder jener Ländereyen zu machen ſeyn ſollten, getäuſcht. Aber ohne uns auf eine genaue Unterſuchung ihrer Rechnungen einzulaſſen, können wir uns durch eine ſehr einfache Betrachtung überzeugen, daß ſie falſch ſeyn müſſen. Wir ſehen täglich Leute, die durch Handel und Manufacturen, in der Zeit eines Menſchenlebens, zu den anſehnlichſten Reichthümern gelangt ſind, ob ſie gleich mit einem ſehr kleinen Kapitale, oder mit gar keinem, angefangen hatten. Aber daß ſich jemand, in der nämlichen Zeit, und mit einem gleich geringen urſprünglichen Fond, durch den Ackerbau ein gleich großes Vermögen erworben hätte: davon mag vielleicht in dem jetzigen Jahrhunderte, in ganz Europa kein Beyſpiel ſeyn. Deſſen ungeachtet iſt, in den großen Ländern Europens, noch viel unbebauetes Land übrig; und der größere Theil des angebaueten iſt noch von dem höchſten möglichen Grade der Cultur weit entfernt. Der Ackerbau könnte alſo allenthalben noch ein größeres Kapital beſchäftigen, als gegenwärtig in demſelben angelegt iſt. Durch was für Eigenheiten aber die europäiſche Polizey den ſtädtiſchen Gewerben einen ſo großen Vorzug vor dem ländlichen gegeben habe, daß Privatperſonen es oft weit vortheilhafter finden, ihr Kapital in dem entfernteſten Zwiſchenhandel von Aſien oder Amerika, als zur Urbarmachung und zum Anbau der fruchtbarſten Ländereyen in ihrer Nachbarſchaft anzulegen: daswill ich mich bemühen, in den beyden folgenden Büchern umſtändlich auseinander zu ſetzen.

Drittes Buch.

Von den verſchiedenen Fortſchritten verſchiedener Nationen in Erwerbung des Reichthums.

Erſtes Kapitel.

Von der natürlichen Vermehrung des Reichthums bey einer Nation.

Der größte Verkehr, der in jeder Nation, die eine regelmäßige bürgerliche Verfaſſung und einen gewiſſen Grad von Cultur hat, getrieben wird, iſt der Handel zwiſchen den Einwohnern der Städte und den Bewohnern des offenen Landes. Er beſteht in dem Tauſche roher Producte gegen Manufacturwaaren; entweder einem unmittelbaren, zwiſchen dieſen beyden Sachen ſelbſt; oder einem mittelbaren, durch Dazwiſchenkunft des Geldes, oder Geld vorſtellender Papiere.

Das Land verſorgt die Stadt mit Lebensmitteln, und mit den Stoffen zu den Manufacturen. Die Stadt bezahlt dieſe ihr verſchafften Bedürfniſſe, indem ſie einen Theil jener Stoffe, nachdem ſie zu Manufacturwaaren verarbeitet worden ſind, an die Einwohner des Landes zurückſendet. Von den Städten, in welchen keine Erzeugung neuer Subſtanzen vorgeht, noch ſtatt findet, kann man mit Recht behaupten, daß ſie ihren Unterhalt und ihren Reichthum vom Lande gewinnen. Aber deßwegen

wegen dürfen wir doch dieſen Gewinn der Städte nicht als einen Verluſt des offenen Landes anſehen. Beyde gewinnen wechſelsweiſe und von einander; und die Theilung der Arbeiten iſt in dieſem, wie in allen übrigen Fällen, allen den Perſonen, die mit den getheilten Arbeiten beſchäftigt ſind, gleich vortheilhaft. Die Einwohner des offenen Landes kaufen von der Stadt, eine weit größere Quantität Manufacturwaaren, mit einer geringern Quantität von den Producten ihrer eignen Arbeit, als ſie dieſelben würden gekauft haben, wenn ſie die erſtern hätten ſelbſt verfertigen wollen. Die Stadt biethet für die überflüßigen Erzeugniſſe des offenen Landes, das heißt, für diejenigen Erzeugniſſe, welche die Anbauer deſſelben zu ihrem eigenen Unterhalte nicht gebrauchen können, einen Markt an, wo ſie dieſen ihren unnützen Ueberfluß gegen etwas ihnen nöthiges, oder angenehmes vertauſchen können. Je größer die Anzahl und der Reichthum der Einwohner einer Stadt iſt: deſto ausgedehnter iſt der Markt, welchen dieſe Stadt den Landbewohnern verſchafft; und mit der Größe des Markts wächſt für die letztern auch der Vortheil, und wird einer größern Anzahl zu Theile. Das Getreide, das in der Entfernung einer Meile von der Stadt wächſt, wird daſelbſt eben ſo theuer bezahlt, als das, welches vier bis fünf Meilen weit herkömmt. Nun muß aber auch der Preis des letztern, für gewöhnlich, groß genug ſeyn, nicht nur die Unkoſten zu bezahlen, ohne welche es weder erzeugt, noch zu Markte gebracht werden konnte; ſondern auch dem Landwirthe die gewöhnlichen Gewinnſte zu verſchaffen, welche der Ackerbau einzubringen pflegt. Die Eigenthümer und Anbauer alſo von dem nahe um die Stadt gelegenen Ländereyen, gewinnen in den Preiſen, die ſie bekommen, noch über die gewöhnlichen Gewinnſte des Ackerbaues, die Koſten, welche die Herbeyführung des entfernten Getreides verurſacht; und ſie erſparen überdieß eine gleiche Fracht an den Waaren, die ſie aus der Stadt wieder mit zurücknehmen. Man darf nur die Felder, die in der Nachbarſchaft einer anſehnlichen Stadt liegen, mit denen vergleichen, die von allen Städten entfernt ſind: und man wird ſich leicht überzeugen, wie wohlthätig für das Land, ſein Verkehr mit den Städten ſey. So viele ungereimte Meinungen und Theorien auch über die Handelsbilanz verbreitet worden ſind: ſo iſt es doch noch niemandem eingefallen, zu behaupten, daß eine Stadt durch ihren Verkehr mit dem Lande, das ſie ernährt, — oder daß das Land durch ſeinen Verkehr mit den Städten, verliere.

Da man, nach der Natur der Dinge, erſt die Unterhaltsmittel haben muß, ehe man auf Bequemlichkeit und Luxus denken kann: ſo iſt diejenige Art von Arbeit, welche die erſtern hervorbringt, nothwendiger Weiſe älter, als die, welche den letztern hervorbringt. Der Anbau und die Verbeſſerung des Landes muß alſo vor der Aufnahme der Städte vorhergehn; weil es das Land iſt, welches die Lebensmittel verſchafft, und von den Städten nur die Mittel der Bequemlichkeit und des Luxus kommen. Nur der Ueberfluß der Landerzeugniſſe, nur das, was die Anbauer des Landes zu ihrem eignen Unterhalte nicht brauchen, giebt der Stadt ihre Nahrung: und dieſe kann daher nur zunehmen, ſo wie jener Ueberſchuß wächſt. — Doch darf, in der That, die Stadt ihren Unterhalt nicht immer von der in ihrer Nachbarſchaft gelegenen Gegend, — ſie darf ihn nicht einmahl immer aus dem Gebiethe des Staates nehmen, zu welchem ſie gehört: ſondern ſie kann ihn zuweilen von ſehr entfernten Ländern ziehen. Und dieß, ob es gleich keine Ausnahme von der allgemeinen Regel macht, hat doch, in verſchiedenen Ländern und Zeiten, große Veränderungen in den Fortſchritten des ſtädtiſchen Reichthums hervorgebracht.

Diejenige Ordnung der Dinge, welche im Allgemeinen die natürliche iſt, ob ſie gleich nicht in jedem Lande nothwendig und unausbleiblich erfolgt, wird in jedem durch die natürlichen Neigungen der Menſchen befördert. Würde die Wirkung von dieſen nicht durch die willkührlichen Einrichtungen der Menſchen geſtört: ſo hätten die Städte nirgends zu einem größern Umfange und Bevölkerungsſtande gelangen können, als durch die Cultur und die Producte der umliegenden Gegend unterhalten werden kann. Wenigſtens würde dieß nicht eher geſchehen ſeyn, als bis dieſe Gegend den möglich größten Grad von Cultur erreicht hätte. Wenn die Gewinnſte gleich, oder ziemlich gleich ſind: ſo wird jedermann ſein Kapital lieber auf den Landbau, als auf Manufacturen oder Handel wenden. Wer ſein Kapital in Grund und Boden ſteckt, hat es mehr unter ſeinen Augen und in ſeiner Gewalt; ſein Vermögen iſt weniger Zufällen unterworfen, als das Vermögen des Gewerbsmanns, der es oft, nicht nur den Winden und den Wellen, ſondern dem noch unſicherern Elemente der menſchlichen Leidenſchaften und Thorheiten überlaſſen muß: indem er Leuten in entfernten Ländern, deren Charakter und Umſtände er ſelten genau kennt, Credit auf große Summen zu geben verbunden iſt. Das Kapital eines Gutsbeſitzers hingegen, das in dem Acker, den er anbauet, gleichſam feſt gemacht iſt, ſcheint eine ſo große Sicherheit des Eigenthums zu gewähren, als bey den menſchlichen Angelegenheiten nur irgendwo ſtatt findet. Ueberdieß haben die Naturſchönheiten des Landes, die Vergnügungen des Landlebens, die Gemüthsruhe, welche dieſer Aufenthalt verſpricht, und die Unabhängigkeit, welche er da wirklich gewährt, wo er nicht durch die Ungerechtigkeit menſchlicher Geſetze beunruhiget wird, ſo viel Reitzendes, daß alle Menſchen, wenn auch nicht in gleichem Grade, davon angezogen werden. Und ſo wie es die erſte Beſtimmung des Menſchen war, den Boden, der ihn trägt, anzubauen: ſo ſcheint er auch auf jeder Stufe ſeines Daſeyns, eine Vorliebe für dieſe ſeine urſprüngliche Beſchäftigung zu behalten.

In der That kann, ohne den Beyſtand gewiſſer Handwerker, der Landbau nicht anders, als mit großer Unbequemlichkeit und mit beſtändigen Unterbrechungen getrieben werden. Schmiede, Zimmerleute, Pflug- und Rademacher, Maurer und Dachdecker, Gärber, Schuſter und Schneider ſind Leute, deren Dienſte der Bauer ſehr oft nöthig hat. Auch haben dieſe Handwerker wechſelsweiſe einer des andern nöthig. Und da ihr Aufenthalt nicht, wie der des Landmanns, an einen gewiſſen beſtimmten Fleck gebunden iſt: ſo laſſen ſie ſich natürlicher Weiſe nahe bey einander nieder, und bilden auf dieſe Weiſe ein kleines Städtchen oder Dörfchen. In kurzem geſellen ſich der Fleiſcher, der Brauer, der Bäcker, und viele andre Handwerker und Kleinhändler zu ihnen, die ihnen zu Befriedigung gelegentlicher Bedürfniſſe nützlich, oder nothwendig ſind: und dieſe vergrößern die Stadt immer mehr und mehr. — Die Einwohner der Städte und die Bewohner des Landes leiſten einander wechſelsweiſe Dienſte. Die Stadt iſt ein beſtändiger Jahrmarkt, auf welchem die Landleute zuſammenkommen, und ihre rohen Naturproducte, gegen die Kunſtproducte der Städte umtauſchen. Dieſer Handel verſorgt die Städte zugleich mit den Mitteln ihrer Erhaltung und mit den Materialien zu ihrer Arbeit. Die Quantität von Manufacturwaaren, die ſie an die Landleute verkaufen, beſtimmt natürlicher Weiſe, die Quantität von Lebensmitteln und Materialien, die ſie kaufen. Weder ihre Beſchäftigung alſo, noch ihr Unterhalt kann ſich vermehren, außer wenn ſich von Seiten des Landes die Nachfrage nach den Producten ihrer Arbeit vermehrt; und dieſe Nachfrage kann nur in dem Maße wachſen, als das Land in größerm Umfange und mit mehr Fleiße angebauet wird. Hätten alſo menſchliche Einrichtungen niemahls den natürlichen Lauf der Dinge unterbrochen: ſo würde Größe und Reichthum der Städte immer erſt auf den Anbau und den blühenden Zuſtand des offenen Landes, wozu ſie gehören, gefolgt, und nur im Verhältniß von dieſem gewachſen ſeyn.

In den nordamerikaniſchen Staaten, wo unbebautes Land noch unter ſehr leichten Bedingungen zu haben iſt, ſind Manufacturen zum auswärtigen Verkaufe, noch in keiner ihrer Städte errichtet worden. Wenn daſelbſt ein Handwerker ſich etwas mehr Geld erworben hat, als er nothwendig braucht, um ſein Gewerbe in der Art fortzutreiben, daß er die **benachbarte Gegend** mit ſeiner Waare verlegt: ſo denkt er nicht daran, ſein Handwerk ins Große zu treiben, und für den Verkauf **in entfernte Gegenden** zu arbeiten. Er wendet ſein erworbenes Kapital weit lieber darauf an, wüſte Ländereyen anzukaufen und urbar zu machen. Aus einem Handwerker wird er ein Ackersmann; und weder der große Arbeitslohn, noch der wohlfeile Unterhalt, den jenes Land den Handwerkern verſchafft, kann ihn verführen, lieber für andre, als für ſich ſelbſt zu arbeiten. Er fühlt, daß ein Handwerker der Knecht ſeiner Kunden iſt, von welchen er ſeinen Unterhalt erhält; daß aber ein Pflanzer, der ſein eigenes Feld anbauet, und ſich von den Früchten ernähr[illegible] die ihm die Arbeit ſeiner eigenen Familie verſchafft, im eigentlichen Verſtande Herr, und von aller Welt unabhängig iſt.

In Ländern hingegen, wo entweder kein unangebautes Land mehr vorhanden, oder nicht auf leichte Bedingungen zu haben iſt, ſucht jeder Handwerker, der mehr Geld erworben hat, als er zu ſeinem, auf die Kunden am Orte ſelbſt und in der Nachbarſchaft eingeſchränkten Gewerbe nöthig hat, daſſelbe ſo zu erweitern, daß er Waaren zur Verſendung nach entfernten Oertern fertig mache. Der Schmid errichtet irgend eine Art von Eiſenfabrik; der Weber irgend eine Art von Wollenmanufactur. — Dieſe Manufacturen werden, mit der Zeit, auf mannichfaltige Weiſe von neuem getheilt, und dadurch immer mehr verfeinert und vollkommner gemacht: ein Fortgang, der leicht begriffen werden kann, und der alſo nicht weitläuftiger von mir erklärt werden darf.

Aus eben der Urſache, aus welcher, bey Anlegung eines Kapitals, der Ackerbau den Manufacturen vorgezogen wird, wenn die Gewinnſte von beyden gleich ſind: aus eben derſelben Urſache werden die Manufacturen, unter gleichen Umſtänden, dem auswärtigen Handel vorgezogen. So wie das Kapital eines Gutsbeſitzers, oder Pachters ſicherer iſt, als das Kapital eines Manufacturunternehmers: ſo iſt das Kapital des letztern, da er es zu allen Zeiten unter ſeinen Augen hat und darüber verfügen kann, ſicherer als das Kapital des Kaufmanns, der einen auswärtigen Handel treibt. Zwar muß, in jeder Periode, der Ueberſchuß ſowohl der rohen Natur- als der Kunſtproducte einer Nation, — das heißt der Theil, nach welchem ſich im Lande keine Nachfrage findet, auswärts verſandt, und daſelbſt gegen etwas zu Hauſe nützliches umgetauſcht werden. Aber ob das Kapital, vermittelſt deſſen dieſer Ueberſchuß auswärts verführt wird, ein inländiſches oder fremdes Kapital ſey: iſt von weniger Bedeutung. Wenn eine Nation noch nicht ſo viel Kapital geſammelt hat, daß es zureichend iſt, ſowohl alle Ländereyen auf das vollkommenſte anzubauen, als alle rohe Naturproducte aufs beſte zu verarbeiten: ſo iſt es ihr ſogar nützlich, daß die Ausfuhr ihrer überflüßigen Producte durch fremdes Kapital geſchehe, damit ihr eignes auf eine noch nützlichere Weiſe angewandt werden könne. — Die Beyſpiele des alten Aegyptens, und die von China und Hindoſtan beweiſen hinlänglich, daß eine Nation einen hohen Grad von Wohlſtand erreichen könne, wenn gleich ihr auswärtiger Handel größtentheils durch Fremde betrieben wird. — Die nordamerikaniſchen und weſtindiſchen Kolonien der Engländer würden keine ſo ſchnellen Fortſchritte in Cultur und Reichthum gemacht haben: wenn keine andre Kapitalien, als ihre eignen, mit der Ausfuhr ihrer überflüßigen Producte beſchäftigt geweſen wären.

Nach dem natürlichen Laufe der Dinge alſo, iſt der größere Theil von dem Kapital einer jeden emporſteigenden Nation, zuerſt auf den Ackerbau, dann auf Manufacturen, und zuletzt auf den auswärtigen Handel gerichtet. Dieſe Ordnung der Dinge iſt ſo natürlich, daß ich glaube, in jedem Staate, der nur irgend einen beträchtlichen Umfang von Ländereyen beſitzt, iſt ſie, wenigſtens bis auf einen gewiſſen Grad, befolgt worden. Ein Theil ſeines Grundes und Bodens mußte wenigſtens zuvor angebauet ſeyn, ehe beträchtliche Städte in ihm erbauet werden konnten; und einiger Gewerbfleiß, wenn auch nur von der gemeinen Art, mußte zuvor in dieſen Städten getrieben werden, ehe irgend jemand auf den ausländiſchen Handel dachte.

Aber obgleich dieſe natürliche Ordnung der Dinge, in einigem Grade, in jeder bürgerlichen Geſellſchaft ſtatt finden muß: ſo iſt ſie doch, in den neuern europäiſchen Staaten, in mehr als einer Rückſicht, gänzlich umgekehrt worden. Einige ihrer Städte ſind zu ihren Manufakturen, (ich meyne ſolchen, welche feinere Waaren verfertigen, oder für den ausländiſchen Abſatz arbeiten) erſt durch den auswärtigen Handel gekommen: und die Manufacturen, mit dem Handel vereiniget, haben in ihnen die vornehmſten Verbeſſerungen des Ackerbaues veranlaſſet. Die Urſachen dieſer Abweichung von der natürlichen Folge der Dinge lagen in den alten Sitten und Gewohnheiten der europäiſchen Nationen, die hinwiederum aus ihrer Regierungsform entſprangen: — Gewohnheiten, die auch dann noch fortdauerten, als jene Verfaſſungen ſelbſt ſchon große Abänderungen erlitten hatten.

Zweytes Kapitel.

Von den Urſachen, die in dem ehemahligen Zuſtande von Europa, nach dem Falle des römiſchen Reichs, vom Ackerbaue abſchreckten.

Als die Deutſchen und andre barbariſche Nationen die weſtlichen Provinzen des römiſchen Reichs überſchwemmten, dauerten die Unordnungen, die auf eine ſo große Umkehrung der Dinge folgten, mehrere Jahrhunderte hindurch fort. Die Räubereyen und Gewaltthätigkeiten, welche die Barbaren gegen die alten Einwohner ausübten, unterbrachen den Handel zwiſchen den Städten und dem Lande. Die Städte wurden öde, und das Land blieb unbebauet; und die weſtlichen Provinzen von Europa, die unter dem römiſchen Zepter eines beträchtlichen Grades von Wohlhabenheit genoſſen hatten, ſanken zu der tiefſten Armuth und Barbarey herab.

Während der Dauer dieſer Verwirrungen, erwarben ſich die Häupter und vornehmſten Anführer der erobernden Nationen, mit Rechte oder mit Gewalt, den größten Theil der Ländereyen in den Reichen, welche ſie einnahmen. Ein größer Theil dieſer Ländereyen blieb unbebauet, aber keiner blieb ohne einen Eigenthümer. Alle waren in Beſchlag genommen, und zwar der größte Theil von einer geringen Anzahl von Perſonen.

Dieſes erſte in Beſchlag nehmen weitläuftiger, unangebaueter Fluren war ein größes Uebel; aber es hätte doch nur ein vorübergehendes Uebel ſeyn können. Dieſe Ländereyen hätten in kurzem wieder getheilt, und durch Verkauf oder Erbſchaft in mehrere kleine Grundſtücke abgeſondert werden können. Aber dieſer wünſchenswerthe Erfolg wurde durch zwey bürgerliche Einrichtungen gehindert. Das Geſetz, welches den Beſitz der Ländereyen dem erſtgebornen Sohne allein zuerkannte, hinderte die Vertheilung der Ländereyen durch Erbfolge; und die Errichtung der Majorate oder Familienfideicommiſſe hinderte die Zerſtückelung durch Verkauf.

Wenn Ländereyen, ſo wie bewegliche Güter, bloß als die Mittel des Unterhalts, oder des Genuſſes angeſehen werden: ſo theilt das natürliche Geſetz der Erbfolge, die erſtern, wie die letztern, zwiſchen alle Kinder einer Familie; in der billigen Vorausſetzung, daß ihrer aller Erhaltung und Vergnügen ihrem gemeinſchaftlichen Vater gleich theuer ſey. Dieſes natürliche Erbfolgegeſetz fand daher auch bey den Römern ſtatt, die zwiſchen ältern und jüngern Kindern, zwiſchen männlichen und weiblichen Nachkommen, in der Vererbung der Ländereyen ſo wenig, als in der, von beweglichen Gütern, einen Unterſchied machten. Als aber Landeigenthum nicht mehr bloß als ein Mittel des Unterhalts, ſondern als die Quelle von Macht und Oberherrſchaft angeſehen wurde: da fand man es ſchicklicher, es ungetheilt auf einen einzigen forterben zu laſſen. In dieſen verwirrten Zeiten war jeder anſehnliche Gutsbeſitzer ein kleiner Fürſt. Seine Vaſallen*), oder die, an welche er ſeine Ländereyen ausgethan hatte, waren ſeine Unterthanen. Er war im Frieden ihr Richter und gewiſſermaßen ihr Geſetzgeber, und im Kriege ihr Anführer. Er führte, nach ſeinem eignen Gefallen Krieg, oft gegen ſeinen Nachbarn, zuweilen auch gegen ſeinen Landesherrn. Die Sicherheit alſo eines Landeigenthums, der Schutz, welchen deſſen Beſitzer denjenigen gewähren konnte, die auf ſeinem Grunde und Boden wohnten, hing von der Größe dieſes Eigenthums ab. Es theilen, hieß ſo viel, als es zu Grunde richten, und jeden Theil davon der Gefahr ausſetzen, durch gewaltthätige Einfälle der Nachbarn unterdrückt, oder verſchlungen zu werden. Das Geſetz der Erſtgeburt gewann alſo, wenn nicht gleich bey der Errichtung dieſer neuen Staaten, doch in der Folge der Zeit, bey der Vererbung der Ländereyen, aus eben den Urſachen Platz, aus welchen die ungetheilte Erbfolge des Throns nach und nach in allen Monarchien eingeführt wurde, auch wenn ſie urſprünglich nicht ſtatt gefunden hatte. Damit die Macht, und alſo die Sicherheit eines Reichs nicht durch Theilungen geſchwächt werde, muß es ganz vom Vater auf einen der Söhne forterben. Welchem unter ihnen ein ſo wichtiger Vorzug gegeben werden ſoll, muß durch irgend eine allgemeine Regel beſtimmt ſeyn, — und zwar durch eine, die nicht von den zweifelhaften Unterſchieden des perſönlichen Verdienſtes hergenommen, ſondern auf ſichtbare und leicht zu erkennende Merkmahle gegründet iſt. Unterſchiede der Art giebt es, unter Kindern einer und derſelben Familie, keine anderen, als die Verſchiedenheiten des Geſchlechts und des Alters. Das männliche Geſchlecht wird alſo allgemein dem weiblichen vorgezogen; und, wo alle andre Dinge gleich ſind, bekömmt allenthalben der Aeltere den Rang vor dem Jüngern. Dieß iſt der Urſprung von dem Erſtgeburtsrechte, — oder von dem, was man die Stammfolge (lineal succession) nennt.

---

*) Das Wort tenant, welches im Original ſteht, iſt ein aus dem Feudalrechte entlehntes Wort, deſſen genaues Aequivalent ſich im Deutſchen nicht findet. Es zeigt jeden an, der von einem Höhern einen Landbeſitz, unter Bedingung gewiſſer zu leiſtender Schuldigkeiten und Abgaben erhalten hat. A. d. U.

Geſetze dauern oft noch lange Zeit fort, nachdem die Umſtände, durch welche ſie veranlaßt worden waren, und allein gerechtfertigt werden konnten, aufgehört haben. In dem gegenwärtigen Zuſtande von Europa iſt der Eigenthümer eines einzelnen Morgen Landes ſeines Eigenthums ſo vollkommen ſicher, als der Beſitzer von hundert tauſend Morgen. Das Recht der Erſtgeburt wird demohnerachtet immer noch befolgt; und da es unter allen Einrichtungen der Erbfolge dem Familienſtolze am günſtigſten iſt: ſo wird es wahrſcheinlicher Weiſe noch Jahrhunderte fortdauern. In allen übrigen Rückſichten kann nichts dem wahren Vortheile einer zahlreichen Familie mehr entgegen ſeyn, als ein Recht, welches, um ein Glied derſelben zu bereichern, alle übrigen Kinder zu Bettlern macht.

Fideicommiſſe ſind die natürliche Folge von dem Geſetze der Erſtgeburt. Sie wurden eingeführt, um eine gewiſſe Stammfolge zu erhalten, von welcher das Erſtgeburtsrecht die erſte Idee gab, und um zu verhindern, daß kein Theil des urſprünglichen Familienguts, durch Geſchenk, Teſtament oder Verkauf, — durch die Thorheiten oder die Unglücksfälle der künftigen Eigenthümer, aus dem Stamme des erſten Erblaſſers herauskommen ſolle. Sie waren den Römern gänzlich unbekannt. Weder ihre Subſtitutionen, noch das, was im römiſchen Geſetzbuche Fideicommiſſe heißt, hat die mindeſte Aehnlichkeit mit den Majoraten oder Fideicommiſſen neuerer Zeiten: obgleich einige franzöſiſche Rechtslehrer dieſen Inſtituten ſpäterer Zeiten das Gewand und die Sprache jener alten haben anpaſſen wollen *).

Als

---

*) Fedeicommiſſe, in der alten römiſchen Rechtsſprache, waren Güter, von welchen man jemanden mit der Bedingung zum Erben erklärte, daß er ſie an einen dritten ausliefern ſollte. Es waren anfangs heimliche Verabredungen unter Privatperſonen, die die Abſicht hatten, einem öffentlichen Geſetze auszuweichen. Z. B. da nach dem Voconiſchen Geſetze Weiber und Töchter nicht zu Erben eingeſetzt werden konnten: ſo ſetzten Väter, die ihren Töchtern ihre Erbſchaft zuwenden wollten, einen andern Mann zum Erben ein, aber mit dem Bedinge, daß er das Vermögen der Töchter auslieferte. Da nun dieſer Nominal-Erbe nicht durch die Geſetze zu Erfüllung des ihm gemachten Auftrags angehalten werden konnte, indem der Auftrag ſelbſt auf die Uebertretung eines Geſetzes abzielte: ſo mußte ſich der Erblaſſer, in einem ſolchen Falle lediglich der Treue und Ehrlichkeit des Mannes überlaſſen, welcher vor

dem

Als große Landgüter eine Art von kleinen Staaten ausmachten, mochten die Fideicommiſſe nicht ganz unſchicklich ſeyn. Sie konnten ſo angeſehen werden, wie das, was man in Monarchien die Grundgeſetze nennt, Geſetze, wodurch verhindert werden ſoll, daß nicht die Ausſchweifung oder der Eigenſinn eines einzelnen Menſchen die Sicherheit von Tauſenden in Gefahr ſetze. Aber in dem gegenwärtigen Zuſtande von Europa, wenn große ſowohl als kleine Beſitzungen ihre Sicherheit von der Macht des Staates erhalten, wozu ſie gehören, — kann in aller Rückſicht nichts ungereimter ſeyn. Dieſe Einrichtungen ſind auf die thörichteſte aller Vorausſetzungen gegründet: auf die, daß es gewiſſe Geſchlechter der Menſchen gebe, die mehr Rechte haben, über die Erde, und alles, was ſie enthält und hervorbringt, zu gebiethen, als ihre Nachfolger; und daß nach den Einfällen von Menſchen, die vielleicht vor fünfhundert Jahren ſtarben, noch jetzt das Eigenthum der Lebenden angeordnet und eingeſchränkt bleiben müſſe. Majorate und Fideicommiſſe werden demohnerachtet noch in dem größern Theile von Europa mit allem Fleiße aufrecht erhalten: beſonders in den Ländern, wo eine adeliche Geburt

---

dem Geſetz und vor dem Richter als ſein wirklicher Erbe erſchien, im Grunde aber nur zur Mittelsperſon auserſehen war, die Erbſchaft an ihren wahren Eigenthümer zu überbringen. Um deßwillen bekam auch dieſe Verfügung den Namen des Fideicommiſſes. Nach und nach wurde aus dem, was ein heimliches und geſetzwidriges Abkommen geweſen war, ein öffentliches und vom Geſetze ſelbſt gebilligtes Verfahren. Und die Fideicommiſſariſche Erbſchaft blieb immer die, wo Cajus zum Erben mit dem Bedinge eingeſetzt wurde, daß er die Erbſchaft an Sempronius überliefern ſollte; wofür aber Cajus natürlicher Weiſe einen Theil der Erbſchaft zurückbehielt. A. d. U.

erfordert wird, um auf bürgerliche oder militäriſche Ehrenſtellen Anſpruch zu machen. Dieſes ausſchlieſſende Recht des Adels auf die Aemter und Würden des Staats zu unterſtützen, ſind die Majorate als ein nothwendiges Mittel angeſehen worden. Weil dieſer Stand ſich einen ungerechten Vorzug vor ſeinen Mitbürgern zugeeignet hatte, fand man es billig, — damit Armuth ſeine Anſprüche nicht lächerlich machen möchte, — ihm auch noch einen zweyten zu geben.

Das gemeine Geſetz (common-law*) in England, iſt, wie unſre Rechtslehrer behaupten, der ewigen Dauer eines Eigenthums entgegen; und dem zufolge ſind auch die Majorate in England mehr, als in irgend einer europäiſchen Monarchie, eingeſchränkt: ob ſie gleich auch dort nicht gänzlich fehlen. In Schottland iſt noch jetzt, mehr als ein Fünftheil, vielleicht mehr als ein Viertheil unter dem engſten fideicommiſſariſchen Zwange.

Auf dieſe Art alſo wurden große Strecken ungebaueten Landes, nicht nur urſprünglich einzelnen Familien zugeſchlagen, ſondern auch, ſo viel es möglich war, ungetheilt, in dem Beſitze derſelben, auf immer und ewig erhalten. Nun geſchieht es aber ſelten, daß der, welcher viel Land beſitzt, es vorzüglich gut anbauet. In jenen unruhigen Zeiten, in welchen die gedachten Einrichtungen, die ſo ſehr die Spuren der Barbarey tragen, entſtanden, waren die großen Gutsbeſitzer vollauf damit beſchäftigt, ihr eignes Gebieth zu vertheidigen, oder ihre Gerichtsbarkeit und ihr Anſehen über das Gebieth ihrer Nachbarn auszudehnen. Sie hatten keine Muße, auf Verbeſſerung und Anbau ihrer Aecker zu denken. Als die befeſtigten Geſetze und die, in den Staate eingeführte Ordnung ihnen dieſe Muße gewährte, fehlte es ihnen oft an Neigung zum Landbaue und noch öfter an der Geſchicklichkeit, die dazu erfordert wird. Waren ſie auch gute Wirthe: ſo wendeten ſie doch ihre erſparten und geſammelten Einkünfte lieber auf den Ankauf neuer Ländereyen, als auf den verbeſſerten Anbau der alten. Um Verbeſſerungen im Ackerbaue mit Vortheile zu machen, iſt eine ſorgfältige Aufmerkſamkeit auf kleine Erſparniſſe und kleine Gewinnſte nöthig: und dieſe iſt einem Manne, der zum Beſitze eines großen Vermögens geboren iſt, auch wenn er von Natur einen Hang zur Sparſamkeit hat, ſehr ſelten eigen. Die Lage, in welcher ſich ein ſolcher Mann befindet, macht ihn mehr zur Ausſchmückung ſeines Eigenthums geneigt, wodurch ſeine Einbildungskraft vergnügt wird, als zu einer Gewinnbringenden Verbeſſerung deſſelben, wozu keine Noth ihn antreibt. — Von Jugend auf iſt er dazu gewöhnt, in ſeiner Kleidung, ſeiner Wohnung, ſeinem Hausgeräthe und ſeiner Equipage das Geſchmackvolle und das Glänzende zu ſuchen. Die Denkungsart, die hierdurch natürlicher Weiſe gebildet wird, begleitet ihn auch zu den Verbeſſerungsplänen, die er in Abſicht ſeiner Ländereyen entwirft. Er verſchönert vielleicht vier oder fünfhunhundert Morgen in der Nachbarſchaft ſeines Schloſſes, mit einem zehnmahl größern Aufwande, als der Fleck, nach allen dieſen Verbeſſerungen, je werth ſeyn wird. Und nun findet er, daß, wenn er ſein ganzes Landgut auf eine ähnliche Art verbeſſern wollte, (und an Verbeſſerungen anderer Art hat er wenig Geſchmack) er bankerott werden müßte, ehe er den zehnten Theil davon vollendet hätte. Es giebt noch in beyden vereinigten Königreichen Großbritanniens große Landbeſitzungen, die ſeit den Zeiten der Lehnsanarchie bis jetzt ununterbrochen in den Händen derſelben Familie geblieben ſind. Man vergleiche den gegenwärtigen Zuſtand ſolcher Herrſchaften mit dem Zuſtande, der in ihrer Nachbarſchaft liegenden kleinern Güter: und man wird keines weitern Beweiſes bedürfen, wie nachtheilig das ungetheilte und unveräußerliche Eigenthum weitläuftiger Ländereyen, dem Anbaue derſelben ſey.

---

*) Die Engländer unterſcheiden zwiſchen dem civil-law, dem bürgerlichen oder dem römiſchen und dem common-law, dem gemeinen Geſetze des Landes, nach welchem in den vornehmſten Gerichtshöfen geſprochen wird. Letzteres iſt kein geſchriebenes, ſondern ein bloßes Gewohnheitsrecht, beſtimmt durch die ähnlichen Ausſprüche der Gerichtshöfe, nach und nach geſammelt, und von Rechtslehrern, die zum Theil geſetzgeberiſches Anſehen erlangt haben, ausgelegt. A. d. U.

Wenn dieſe großen Gutsbeſitzer ſelbſt für die Verbeſſerung und den Anbau des Landes wenig hoffen ließen: ſo war von ihren Unterſaſſen, welche ſie auf ihren Ländereyen anſetzten, noch weniger zu erwarten. In dem alten Zuſtande von Europa waren alle dieſe Vaſallen nichts anders als Dienſtleute, die der Grundherr aus ihrem Gute herauswerfen konnte, ſobald als es ihm beliebte. Sie waren faſt alle Sklaven: aber es war eine Sklaverey einer milderen Art, als die unter den alten Griechen und Römern gewöhnliche, oder ſelbſt als die der Neger in den weſtindiſchen Inſeln. Dieſe europäiſche Leibeignen gehörten mehr dem Gute, als dem Herrn des Gutes an. Sie konnten daher mit demſelben

ben zugleich, aber nie ohne daſſelbe verkauft werden. Sie konnten heyrathen, ob ſie gleich dazu die Einwilligung ihres Herrn ſuchen muſten: aber wenn er ihnen ſolche einmahl ertheilt hatte, ſo konnte er die Ehe nicht dadurch aufheben, daß er den Mann und das Weib an verſchiedene Perſonen verkaufte. Wenn er einen Leibeignen verſtümmelte oder tödtete: ſo war er einiger, wenn gleich freylich nur geringer Strafe unterworfen. Doch Eigenthum konnten ſie nicht erwerben. Was ſie erwarben, gehörte ihrem Herrn zu, und konnte von dieſem, nach Gefallen, ihnen weggenommen werden. Jede Art des Anbaues und der Verbeſſerung, die von ſolchen Sklaven herkam, war eigentlich das Werk des Herrn ſelbſt. Er gab die Unkoſten dazu her: Vieh, Samen, Ackerwerkzeuge — alles war ſein. Er hatte auch den ganzen Nutzen davon; indeß der arbeitende Sklave auf nichts, als ſeinen täglichen Unterhalt Anſpruch machen konnte. Der Eigenthümer des Landes war alſo der eigentliche Anbauer, der ſich ſeines Leibeignen nur als des Werkzeuges bediente. Dieſe Art von Leibeigenſchaft dauert noch in Rußland, Pohlen, Hungarn, Böhmen, Mähren und einigen Theilen von Deutſchland fort. Nur in den weſtlichen und ſüdlichen Provinzen Europens iſt ſie nach und nach ganz abgeſchafft worden.

Wenn aber große Verbeſſerungen im Landbaue überhaupt von den Beſitzern weitläuftiger Ländereyen nicht zu erwarten ſtehen: ſo ſind ſie noch weniger dann zu hoffen, wenn ſie ihre Ländereyen durch Leibeigne bearbeiten laſſen. Ich glaube, daß die Erfahrung aller Länder und Zeitalter beweiſet, daß die Arbeit von Sklavon, ob ſie gleich nur den Unterhalt derſelben zu koſten ſcheint, im Grunde die theuerſte von allen Arbeiten iſt. Ein Menſch, der ſich kein Eigenthum erwerben kann, hat kein anderes Intereſſe, als ſo viel zu eſſen und ſo wenig zu arbeiten, als möglich. Alles, was er noch mehr thun ſoll, als zu ſeinem eignen Unterhalte nöthig iſt, muß von ihm mit Gewalt erpreßt, und kann nie von ſeiner Theilnahme an der Sache erhalten werden. Wie ſehr, im alten Italien, der Landbau verfiel, und wie unvortheilhaft er für den Eigenthümer wurde, als die Wirthſchaft durch Sklaven betrieben wurde: davon haben ſowohl Columella als beyde Plinier Zeugniſſe abgelegt. Es war nicht viel beſſer im alten Griechenlande zur Zeit des Ariſtoteles. Da er von dem erdichteten Staate redet, deſſen Bild Plato in ſeiner Republik aufſtellt, ſagt er, daß, um fünf tauſend müßige Menſchen, (welches die Anzahl der Krieger iſt, die Plato zur Beſchützung ſeiner Republik nothwendig findet,) mit ihren Weibern und Knechten ernähren zu können, das Gebieth des Staats gränzenlos und den Ebenen von Babylon gleich ſeyn müſſe.

Der Stolz des Menſchen macht ihn herrſchſüchtig: und nichts kränkt ihn ſo ſehr, als wenn er ſich zu Leuten, die unter ihm ſind, ſo tief herablaſſen ſoll, daß er zu den Dienſten, deren er bedarf, ihre Einwilligung ſuchen muß. — Wo alſo die Geſetze des Landes es erlauben, und die Natur des Geſchäftes es verträgt, iſt er immer geneigt, den Dienſt von Sclaven dem Dienſte freyer Leute vorzuziehen. Die Zucker- und Tobakspflanzungen ertragen die Unkoſten, die mit dem durch

Sklaven betriebenen Anbaue verbunden ſind; der Getreidebau aber erträgt, wie es ſcheint, zu unſrer Zeit, dieſe Unkoſten nicht. — In den engliſchen Kolonien, (den nordamerikaniſchen Freyſtaaten) deren vornehmſtes Product Getreide iſt, wird die meiſte Feldarbeit durch freye Leute verrichtet. Der neuliche*) Beſchluß der Quäcker in Penſylvanien, alle ihre ſchwarzen Sklaven frey zu geben, kann uns überzeugen, daß deren Anzahl nicht mehr ſehr groß ſeyn muß. Machten ſie einen beträchtlichen Theil des Eigenthums ihrer Herrn aus: ſo wäre jener Beſchluß gewiß nicht durchgegangen. In unſern Zuckerkolonien hingegen wird die ganze Arbeit, und in unſern Tobakskolonien ein großer Theil der Arbeit durch Sklaven betrieben. Aber der Gewinnſt von einer Zuckerpflanzung in einer von unſern weſtindiſchen Inſeln, iſt auch gemeiniglich weit größer, als der Gewinnſt bey irgend einer andern bekannten Art des Anbaues in Europa oder Amerika; und der Gewinnſt von einer Tobakspflanzung, obgleich geringer als der Gewinnſt von Zuckerpflanzungen, iſt doch, wie ich ſchon bemerkt habe, größer, als der Gewinnſt vom Kornanbaue. Beyde können es ertragen, auf eine ſo koſtbare Art, als es durch Sklaven geſchieht, angebauet zu werden: aber der Zucker kann es noch beſſer, als der Tobak. Daher iſt auch das Verhältniß der Anzahl von Negern gegen die Anzahl von Weiſſen in unſern Zuckerkolonien viel größer, als in unſern Tobakskolonien.

Auf die Anbauer der älteſten Zeit, welche Sklaven waren, folgten nach und nach die Art von Pächtern, welche in Frankreich unter dem Namen der metayers*) bekannt ſind, und die im lateiniſchen coloni partiarii heiſſen. In England ſind ſie ſo lange außer Gebrauch gekommen, daß ich auch keinen Namen dafür in der engliſchen Sprache weiß. Der Eigenthümer verſah ſie mit dem Samen, dem Viehe und den Ackerwerkzeugen, mit einem Worte, mit allem, was zum Anbau des Pachtgutes nöthig war. Der Ertrag wurde zwiſchen Eigenthümer und Pachter gleich vertheilt: nachdem zuvor ſoviel davon abgezogen war, als zur Unterhaltung des Fonds für die jährlichen Wirthſchaftsausgaben nöthig zu ſeyn ſchien, eines Fonds, welcher an den Eigenthümer zurückfiel, wenn der Pachter das Gut verließ, oder herausgeworfen wurde.

---

*) Man erinnere ſich, daß faſt immer von dem Jahr 1772, als der gegenwärtigen Zeit, in dieſem Buche die Rede iſt. A. d. U.

Ländereyen, die mit ſolchen Pächtern beſetzt ſind, werden im Grunde eben ſo wohl von dem Eigenthümer ſelbſt angebauet, als wenn er ſie durch Sklaven bearbeiten ließe. Ein weſentlicher Unterſchied iſt deſſen ungeachtet zwiſchen beyden Fällen. Solche Unterſaſſen, da ſie freye Leute ſind, ein Eigenthum erwerben können, und einen gewiſſen Antheil an den Erzeugniſſen des Bodens haben, ſind augenſcheinlich dabey intereſſirt, daß der Ertrag des Guts ſo groß wie möglich ſey, damit auch ihr Antheil im Verhältniß größer werde. Ein Sklave hingegen, der, außer ſeinem Unterhalte, durch ſeine Arbeit nichts erwirbt, hat nur das Intereſſe, ſich die Arbeit bequem zu machen, indem er über ſeinen Unterhalt ſo wenig, als möglich, hervorbringt. Wahrſcheinlich lagen die Urſachen, welche dieſes ſklaviſche Verhältniß

---

*) In Deutſchland entſpricht ihm der Name Meyer. A. d. U.

hältniß der Pächter gegen die Grundeigenthümer der Ländereyen, in ganz Europa nach und nach aufhoben, theils in eben dem jetzt gedachten Nachtheiligen der Sklavenarbeit, theils in den Verſuchen der Leibeigenen ſelbſt, die Gerechtſame ihrer Lehnsherrn einzuſchränken, Verſuchen, die von den gegen ihre große Vaſallen eiferſüchtigen Landesherrn auf alle Weiſe begünſtigt wurden. Doch iſt die Zeit und Art, wenn und wie dieſe große Revolution zu Stande gebracht worden iſt, einer der dunkelſten Puncte in der neuern Geſchichte. Die römiſche Kirche ſchreibt ſich einen großen Theil des Verdienſtes dabey zu: und wahr iſt es, daß ſchon im zwölften Jahrhunderte Pabſt Alexander der dritte eine Bulle zur allgemeinen Freylaſſung der Sklaven ausgehen ließ. Doch ſcheint ſie mehr eine fromme Ermahnung, als ein Geſetz enthalten zu haben, das von allen Gläubigen ſtrengen Gehorſam forderte. Die Sklaverey dauerte noch ein Paar Jahrhunderte lang, an allen Orten fort: bis ſie nach und nach durch das oben erwähnte doppelte Intereſſe des Landeigenthümers und des Landesherrn, ſtufenweiſe abgeſchafft wurde. Ein freygelaſſener Sklave, dem zu gleicher Zeit erlaubt wurde, auf dem Lande, an das er bisher gefeſſelt geweſen war, als freyer Menſch, wohnen zu bleiben, und es anzubauen, konnte, da es ihm an allem geſammelten Vorrathe fehlte, dieſen Anbau nicht anders unternehmen, als wenn ihm der Eigenthümer alle die nöthigen Hülfsmittel dazu verſchoß. Er mußte alſo nothwendig dasjenige werden, was die Franzoſen einen **Metayer** nennen.

Doch auch dieſe letztere Art von Anbauern fand kein Intereſſe dabey, ihr kleines Eigenthum, das ſie ſich von dem auf ſie fallenden Antheile der Ernten, nach und nach erſpart haben mochte, auf eine fernere Verbeſſerung des Ackers und Anbaues anzuwenden: da von jedem Zuwachſe, den der Ertrag des Guts durch dieſe Verbeſſerungen erhielt, der Grundherr ebenfalls ſeine Hälfte bekam, ob er gleich nichts zu den Unkoſten beygetragen hatte. Schon von dem geiſtlichen Zehnten, der doch ein weit geringerer Theil des ganzen Products iſt, zeigt die Erfahrung, daß er ein großes Hinderniß der Verbeſſerungen im Ackerbaue iſt. Eine ähnliche Abgabe alſo, welche bis auf die Hälfte der ganzen Ernte ſtieg, mußte die Verbeſſerungen völlig unmöglich machen. Ein **Metayer** iſt allerdings dabey intereſſirt, das Product der Ländereyen, die er bebauet, in dem Grade zu vermehren, als ſie mit dem von ihrem Eigenthümer auf ſie gewandten Kapital, vermehrt werden können: aber nie kann es ſein Vortheil ſeyn, etwas von ſeinem eignen Kapital hineinzuſtecken. In Frankreich, wo, wie man ſagt, fünf Sechstheile des Königreichs auf dieſe Art bebauet werden, klagen die Gutsbeſitzer, daß ihre **Metayers**, ihres Herrn Vieh, ſo oft ſie nur Gelegenheit dazu haben, lieber zum Fuhrwerke, als zum Ackerbaue gebrauchen. Die Urſache iſt, weil ſie in jenem Falle den Gewinnſt für ſich behalten, in dieſem ihn mit dem Herrn theilen müſſen. Dieſe Art von Unterſaſſen (tenants) findet ſich noch in mehrern Gegenden Schottlands. Sie heiſſen ſteel-bow-tenants.*) Diejenigen engliſchen Landſaſſen, die, wie der Oberrichter (Chief Baron**)

Gil-

---

*) Im Franzöſiſchen: tenanciers de l'Arbalète. A. d. U.

**) Chief baron iſt der erſte unter den vier Richtern, die mit dem lord treaſurer, und dem chancellor of the Exchequer den Gerichts-

Gilbert, und D. Blackſtone ſagen, eher Vögte oder Schöſſer des Gutsbeſitzers, als Pächter deſſelben waren, gehörten wahrſcheinlich zu eben dieſer Gattung.

Auf dieſe Metayers folgten, obgleich in einer langſamen Stufenfolge, die eigentlich ſogenannten Pächter, die die Unkoſten des Anbaues mit ihrem eigenen Kapital beſtritten, und dem Gutsherrn einen beſtimmten Pachtzins oder eine Rente bezahlten. Wenn ſolche Pächter ihren Contract auf mehrere Jahre ſchließen: ſo können ſie es zuweilen ihrem Vortheile gemäß finden, einen Theil ihres Kapitals zu Verbeſſerungen des Guts anzuwenden, weil ſie erwarten können, daß ihnen dieſe Vorſchüſſe, noch vor Ablauf der Pachtzeit, werden mit reichlichen Zinſen bezahlt werden. Demohnerachtet war auch der Zuſtand ſolcher Pächter, lange Zeit von dem guten Willen des Grundherrn abhängig, und bleibt es in vielen Theilen von Europa noch. Ein neuer Käufer des Gutes konnte ſie geſetzmäßig aus dem Pachte treiben, wenn gleich ihre Zeit noch nicht zu Ende war. In England konnte dieß ſogar durch die erdichtete Action geſchehen, welche, of a common recovery,*) heißt. Wenn ſie auch gewaltthätig und widerrechtlich von ihrem Herrn aus dem Pachte getrieben wurden: ſo konnten ſie doch vor dem Richter nur ſehr unvollkommene Hülfe finden. Nicht immer wurden ſie, in ſolchen Fällen, in das Pachtgut wieder eingeſetzt: ſondern oft mußten ſie ſich mit einer bloßen Schadloshaltung begnügen, die

---

richtshof ausmachen, der von der Schatzkammer den Namen hat: Court of the Exchequer. A. d. U.

*) Eine Erläuterung dieſer Stelle ſ. im Anhange zu dieſem zweyten Bande der Ueberſetzung.

ſelten ſo viel betrug, als ſie wirklich bey dieſer Veränderung verloren. Selbſt in England, wo die Rechte des Landmanns zu allen Zeiten mehr, als vielleicht im ganzen übrigen Europa, geachtet worden ſind, wurde doch erſt um das vierzehnte Jahr Heinrichs des ſiebenten, die Action erfunden, welche of ejectment, (die **Auswerfungsklage**) heißt: durch welche der Pachter nicht bloßen Schadenerſatz, ſondern die Wiedereinſetzung in ſeinen Pacht erlangt, und bey welcher ſeine Anſprüche nicht durch die unſichere Sentenz einer einzelnen Sitzung des Aſſizegerichts*) entſchieden werden. Dieſe Action iſt in der neuern juriſtiſchen Praxis als ein ſo kräftiges Rechtshülfsmittel befunden worden, daß ſelbſt die Eigenthümer, wenn ſie auf Wiedereinſetzung in Güter, die ſie in Anſpruch nehmen, klagen, ſich ſelten derjenigen Actionen bedienen, die ihnen als Eigenthümern eigentlich zukämen**), ſondern im Namen ihrer Pächter oder Unterſaſſen die **Ejectionsklage** anſtellen. In England alſo iſt die Sicherheit eines Pächters ſo groß, als die Sicherheit eines Eigenthümers***). Ueberdieß wird in England ein Gut, das man auf Zeitlebens im Pachte hat, und das vierzig Schillinge Pachtzins giebt, als ein Freygut (freehold) angeſehen, und der Inhaber davon wird bey der Wahl eines Parlamentsgliedes für die Grafſchaft zugelaſſen, ſeine Stimme zu geben. Und da nun ein großer Theil der Landleute

---

*) Siehe die Erläuterungen im Anhange zu dieſem Bande.

**) Des writs of right und des writs of entry.

***) Erläuterung über dieſe Stelle, und über einige andere Gegenſtände der engliſchen Rechtspflege, wird im Anhange zu dieſem zweyten Bande der Ueberſetzung gegeben.

leute Freygüter dieſer Art beſitzen: ſo wird ihr ganzer Stand, durch die politiſche Wichtigkeit, die ihnen durch dieſes Stimmrecht gegeben wird, in der Achtung ihrer Gutsherrn gehoben. Es giebt, glaube ich, nirgends in Europa, ausgenommen in England, Beyſpiele von Pächtern, welche auf ſolchem lande, das nicht zu dem ihnen verpachteten Grundſtücke gehört, Gebäude aufführen, und zu der Rechtſchaffenheit ihres Grundherrn das Vertrauen haben, daß er eine ſo wichtige Verbeſſerung ſeines Guts nicht zu ihrem Schaden mißbrauchen werde. Dieſe der Ackerbau treibenden Klaſſe ſo günſtigen Geſetze und Gewohnheiten haben vielleicht mehr zu der jetzigen Größe von England beygetragen, als alle ſeine den Handel betreffenden Geſetze und Verordnungen, ſo großen Werth man auch dieſen beylegt.

Das Geſetz, welches alle Pachtcontracte, auf ſo lange Zeit ſie geſchloſſen ſeyn mögen, auch auf den Fall ſichert, wenn das Gut auf eine oder die andere Art ſeinen Eigenthümer verändert, iſt, ſo viel ich weiß, Großbritannien allein eigen. Es wurde in Schottland, ſchon im Jahr 1449 von dem König Jakob dem zweyten gegeben. Doch iſt deſſen wohlthätiger Einfluß daſelbſt durch Majorate und Fideicommiſſe ſehr gehindert worden: weil den Majoratsbeſitzern gemeiniglich verbothen iſt, ihre Güter auf lange Zeit, — oft ſo gar ſie auf länger als ein Jahr, zu verpachten. Eine neulich gegebene Parlamentsacte hat die Feſſeln der Majoratsbeſitzer in dieſem Puncte etwas gelüftet, ob ſie gleich noch jetzt viel zu enge ſind. Und da in Schottland überdieß keine Art von Pacht ein Stimmrecht bey Parlamentswahlen giebt: ſo iſt der Ackersmann dort bey ſeinem Gutsherrn nicht zu der Achtung gelangt, deren er in England genießt.

In andern Theilen von Europa hat man es zwar auch billig gefunden, dem Pächter eines Guts gegen Käufer oder Erben deſſelben, die den geſchloſſenen Contract nicht halten wollen, zu ſchützen: aber dieſer Schutz iſt auf einen ſehr kurzen Zeitraum eingeſchränkt; in Frankreich, zum Beyſpiel, nur auf neun Jahre, die von der Schließung des Pachtcontracts an gerechnet werden. Seit kurzem iſt zwar, in der That, in dieſem Lande der Termin auf ſieben und zwanzig Jahre verlängert worden: aber auch dieſer Zeitraum iſt noch zu kurz, den Pächter zu wichtigen Verbeſſerungen des Bodens aufzumuntern. In alten Zeiten waren die Gutsbeſitzer die Geſetzgeber der Staaten in ganz Europa. Kein Wunder alſo, daß ſie die Geſetze, welche die Ländereyen betreffen, nach dem vermeinten Vortheile des Eigenthümers abmaßen. Sie glaubten, zum Beyſpiele, es ſey ihm vortheilhaft, wenn er durch keinen von den vorigen Beſitzern geſchloſſenen Contract an der vollen Nutzung ſeines Eigenthums auf lange Zeit gehindert werden könnte. Geiz und Ungerechtigkeit ſind immer kurzſichtig: und ſie ſahen alſo nicht voraus, wie ſehr dieſe Anordnung der beſſern Cultur ihrer Güter im Wege ſtehe, und alſo, mit der Zeit, auch dem Intereſſe des Eigenthümers ſchade.

Man nahm überdieß in jenen alten Zeiten an, daß die Pächter, außer der Bezahlung ihrer Renten, noch zu einer Menge andrer Dienſte gegen ihren Grundherrn verbunden wären; Dienſte, welche ſelten entweder im Pachtcontracte benannt, oder durch ein allgemeines Geſetz beſtimmt waren, ſondern, auf jeder Baronie oder jedem großen Edelhofe, durch das eigne Herkommen deſſelben regulirt wurden. Da dieſe Dienſte alſo faſt ganz willkührlich waren, ſo unterwarfen ſie den Pachter mannigfaltigen Bedrückungen. In Schottland hat die Abſchaffung aller ſolcher Dienſte, welche nicht im Pachtcontract ausdrücklich beſtimmt ſind, den Zuſtand des Landmanns innerhalb weniger Jahre ſehr verbeſſert.

Die Dienſte, welche der Landmann dem Staate zu leiſten hatte, waren nicht weniger willkührlich, als die, welche der Gutsherr von ihm forderte. Der Bau und die Verbeſſerung der Straßen, dieſer noch vielleicht durch ganz Europa beſtehende, obgleich nicht allenthalben gleich drückende Frohndienſt, gehörte zu den erſtern: aber er war nicht der einzige. Wenn die Kriegsvölker des Königs, wenn die Leute ſeines Hofſtaats, oder ſeine Beamten, hohe oder niedrige, ſich von einem Theile des Landes zum andern begaben: ſo war der Landmann verbunden, ſie mit Pferden, Wagen und Lebensmitteln, um einen Preis, wie ſie das königliche Verpflegungsamt*) feſtgeſetzt hatte, zu verſorgen. Großbritannien

---

*) Ich habe den Namen einer Perſon (purveyor) durch den Namen des Amtes ausgedrückt, welches ſie bekleidete, ohne, wie ich glaube, in der Hauptſache dadurch etwas verändert zu haben. Dieß Recht des Hofes, bey ſeinen Reiſen und den Reiſen ſeiner Beamten ſich das zum Transport und zur Hofhaltung Nöthige, von den Einwohnern der Diſtricte, durch welche die Reiſe ging, liefern zu laſſen, und es nach Preiſen, die der Hof oder der Beamte, welcher die Lieferungen an den Hof

iſt, wie ich glaube, die einzige Monarchie in Europa, wo die Bedrückung, die mit den dem Hofe zu leiſtenden Naturallieferungen verbunden war, völlig aufgehört hat. In Frankreich und Deutſchland wenigſtens dauert ſie gewiß noch fort.

Eben ſo unregelmäßig und drückend, wie die perſönlichen Dienſte, waren auch die Abgaben, die man den Pächtern auflegte. Die alten Baronen, ſo ſehr ſie ſich dagegen ſetzten, ihrem Landesherrn die kleinſte Beyſteuer an Gelde ſelbſt zu entrichten, willigten doch ſehr leicht ein, daß er ihre Unterſaſſen und Pachtleute beſteuern dürfe. Sie hatten nicht Einſicht genug, ſich ſelbſt vorauszuſagen, daß am Ende auch ihre eignen Einkünfte dadurch geſchmälert werden würden. Die Abgabe, welche in Frankreich unter dem Nahmen der **Taille** noch itzt beſteht, kann als ein Beyſpiel ſolcher alten Beſteuerungen der Unterſaſſen und Pachtleute dienen. Die **Taille** iſt eine Abgabe, durch welche der Gewinn der Pächter beſteuert werden ſoll. Dieſer Gewinn wird nach der Größe des Kapitals geſchätzt, welches in dem Pachte ſteckt. Es

erfor-

Hof zu beſorgen hatte, ſelbſt beſtimmte, zu bezahlen, gab zu einer der älteſten Beſchwerden des engliſchen Volks gegen ſeine Regenten Anlaß, wurde aber weit ſpäter gänzlich abgeſchafft, als andre, weniger drückende Vorrechte der Krone. Schon in der Magna Charta wird der tyranniſche Mißbrauch dieſes Rechts gerügt und eingeſchränkt, ohne daß doch das Recht ſelbſt angetaſtet wurde. Aber in dem Statute vom zwölften Jahre Karls des zweyten, welches mehrere Freyheitsrechte der Engländer theils erklärte, theils feſtſetzte, that die Krone völlig darauf Verzicht, für welche Aufopferung ſie von dem Parlamente durch eine auf immer bewilligte Bier-Acciſe (von 15 Pfen. St. für den Barrel) ſchadlos gehalten wurde. Siehe Blackſtone Vol. I. pag. 287-88. A. d. U.

erfordert alſo bey dieſer Auflage des Pachters Vortheil, daß er ſo wenig Kapital, als möglich, zu beſitzen ſcheine, und daß er deßhalb, ſo wenig als möglich, auf den Anbau des Landes, und gar nichts auf die Verbeſſerung des Ackers wende. Dieſe Abgabe hat überdieß etwas erniedrigendes für die Perſon, welche derſelben unterworfen iſt: weil jeder, der ſie bezahlt (und jeder, welcher die Ländereyen eines andern pachtet, muß ſie bezahlen) dadurch nicht nur unter den Rang eines Edelmannes, ſondern ſelbſt unter den Rang eines Stadtbürgers geſetzt wird. Die Folge davon iſt, daß kein Edelmann, ja ſelbſt kein Bürger in der Stadt ſich mit Güterpachten einlaſſen will: weil keiner eine ſolche Herabſetzung gern erträgt. Jene Abgabe hindert alſo nicht nur, daß das Kapital, welches auf dem Lande ſelbſt geſammelt worden war, zur Verbeſſerung des Landes angelegt werde, ſondern ſie verjagt auch vom Lande jedes andre Kapital, welches ihm ſonſt noch zufließen könnte. In England waren in vorigen Zeiten gewiſſe Abgaben unter dem Namen der Zehnten und Funfzehnten gewöhnlich, die, in ſofern ſie die Ländereyen betrafen, Abgaben derſelben Art waren, als die Taille in Frankreich.

Unter allen dieſen muthlos machenden Umſtänden ließ ſich von denen, die das Land anbaueten, nicht erwarten, daß ſie den Boden auf eine dauerhafte Weiſe verbeſſern würden. Dieſe Klaſſe von Menſchen, wenn ſie auch aller der Freyheit und Sicherheit genießt, welche Geſetze ihr gewähren können, iſt doch in einer ſehr ungünſtigen Lage für Verbeſſerungen, die ſie ſelbſt veranſtalten ſoll. Der Pachter, verhält ſich zu dem Eigenthümer, wie ein Kaufmann, der mit fremden Gelde handelt, ſich zu einem verhält, der ſeine Handlung mit eigenem Kapitale betreibt. Das Kapital beyder kann Verbeſſerungen machen; aber das Kapital des erſtern wird, bey gleich weiſer Anwendung, dieſe Verbeſſerungen weit langſamer zu Stande bringen, als das Kapital des zweyten, weil jener einen großen Theil ſeiner Gewinnſte auf Bezahlung der Zinſen an ſeine Gläubiger abrechnen muß. Auf gleiche Weiſe müſſen Ländereyen, welche ein Pachter anbauet, weit langſamer verbeſſert werden, als die, welche der Eigenthümer anbauet, wenn beide gleich klug dabey zu Werke gehen: denn der Pachter muß einen großen Theil ſeiner Gewinnſte auf die dem Herrn zu bezahlende Rente abrechnen, den, wenn er ſelbſt Eigenthümer wäre, er auf die Verbeſſerung des Guts wenden könnte. Dazu kömmt, daß der Stand eines Pachters, nach der Natur der Dinge, unter dem Stande des Eigenthümers iſt. In dem größern Theile von Europa wird der Rang des Landmanns nur niedriger als der Rang des Handwerkers in den Städten gehalten; und allenthalben iſt er geringer, als der Rang des Kaufmanns und Manufacturiſten. Der Fall kann ſich alſo nur ſelten ereignen, daß ein Mann von einigem Vermögen den höhern Rang verläßt, um ſich in einen niedrigern zu begeben. Es iſt daher, ſelbſt in dem jetzigen Zuſtande von Europa, nicht zu erwarten, daß von irgend einer andern Beſchäftigung viel Kapital zu dem Landbaue, der auf gepachteten Aeckern getrieben wird, übergehe. Doch werden auch hiervon vielleicht die Fälle in Großbritannien öfter, als in irgend einem andern europäiſchen Lande, vorkommen; obgleich auch dort die größten Kapitalien, die in Landpachtungen angelegt werden, gewiß auch durch Güterpachten erworben ſind: das heißt, auf einem Erwerbswege, welcher langſamer, als jeder andre, zur Sammlung eines Kapitals führt. Indeß ſind, in allen Ländern, nach den kleinen Eigenthümern, die reichen und großen Pächter die größten Verbeſſerer in der Landwirthſchaft. Sie ſind es vielleicht in England noch mehr, als in irgend einer europäiſchen Monarchie. In dem Freyſtaate von Holland und dem Canton Bern ſoll es, wie man ſagt, Pächter geben, die den engliſchen nicht nachſtehen.

Doch die alte europäiſche Polizey war noch in mehreren Rückſichten, dem Ackerbaue ungünſtig; und ſie war es auf gleiche Weiſe dem, welcher von Eigenthümern, und dem, welcher von Pächtern getrieben wurde. Sie verboth erſtlich faſt durchgängig, Getreide, ohne eine ausdrückliche Erlaubniß, außer Landes zu führen; ſie legte zweytens, nicht nur bey dem Getreide, ſondern faſt bey allen Erzeugniſſen eines Landguts, dem inländiſchen Handel mannigfaltige Hinderniſſe in den Weg, indem ſie auf eine widerſinnige Weiſe das Aufkaufen des Getreides und die Höckerey verboth, und nur gewiſſe Plätze und Zeiten zu Märkten privilegirte. Ich habe oben ſchon bemerkt, daß der Verfall des Ackerbaues im alten Italien großentheils durch das Verboth das Getreide auszuführen, und durch die Ermunterungen, welche man der Einfuhr des fremden Getreides gab, bewirkt worden ſey. Und doch iſt Italien von Natur das fruchtbarſte Land von Europa, und war damahls der Sitz des größten Reichs in der Welt. Wie groß muß alſo nicht erſt der Nachtheil ſeyn, den ähnliche Einſchränkungen des inländiſchen Getreidehandels, verbunden mit einem allgemeinen Verbothe der Ausfuhr, dem Ackerbaue weniger fruchtbarer und durch die Umſtände weniger begünſtigter Länder zufügen? Er überſteigt gewiß alle Vorſtellungen, die man ſich gewöhnlicher Weiſe von dieſen Gegenſtänden macht.

Drittes Kapitel.

Von dem Urſprunge und dem Wachsthume der Städte, nach dem Falle des römiſchen Reichs.

Die Einwohner der Städte waren, nach dem Falle des römiſchen Reichs, nicht beſſer daran, als die Einwohner des offenen Landes. In der That beſtanden ſie aus einer ganz andern Klaſſe von Menſchen, als die in den alten griechiſchen und italieniſchen freyen Städten wohnten. Dieſe letztern waren größtentheils die Eigenthümer der Ländereyen, unter welche das Gebieth des Staats urſprünglich war ausgetheilt worden, die aber es ihrem Vortheile gemäß gefunden hatten, ihre Häuſer nahe an einander zu bauen, und ſie, zu ihrer gemeinſchaftlichen Vertheidigung, mit einer Mauer zu umgeben. Nach dem Falle des römiſchen Reichs hingegen ſcheinen die Landeigenthümer größtentheils in feſten Schlöſſern, auf ihrem eignen Grund und Boden, und mitten unter ihren Pächtern und Vaſallen gelebt zu haben. Die Städte hingegen wurden hauptſächlich von Handwerkern und Gewerbsleuten bewohnt, die damahls in dem Stande der Leibeignen, oder nicht viel über denſelben erhaben waren. Die Privilegien, die wir in alten Dokumenten den Einwohnern einiger der vornehmſten Städte von Europa gegeben finden, zeigen hinlänglich an, was ſie zuvor ſeyn mochten, ehe ſie dieſe Privilegien bekamen. Leute, denen es als ein neues Recht zugeſtanden wird, daß ſie ihre Töchter ohne die Erlaubniß ihres Grundherrn verheyrathen, daß nach ihrem Tode, ihre Kinder, und nicht ihr Herr, ihre Grundſtücke erben, und, daß ſie über ihr bewegliches Vermögen durch einen letzten Willen verfügen dürfen, mußten, vor dieſen Bewilligungen, entweder ſo vollkommne Sklaven, als der gemeine Landmann, oder doch in einem ſehr ähnlichen Zuſtande ſeyn.

In der That ſcheint eine ſehr armſelige, niedrige Art von Menſchen damahls die Städte bewohnt zu haben: Leute, die mit ihren Waaren, wie die jetzigen Trödler und Hauſirer, von einem Orte und von einem Markte zum andern herumzogen. In allen europäiſchen Ländern wurden damahls, von den Perſonen und Gütern der Reiſenden, wenn ſie durch gewiſſe herrſchaftliche Höfe, oder über gewiſſe Brücken gingen, wenn ſie auf Jahrmärkten ihre Waaren herumtrugen, oder wenn ſie einen Kramladen, oder eine Bude daſelbſt aufbaueten, Abgaben gefordert: wie dieß in mehrern aſiatiſchen Staaten noch jetzt geſchieht. Dieſe Abgaben waren in England unter den Namen von passage, pontage, lastage und stallage, (in Deutſchland unter dem Namen von Paſſier- und Brückenzoll, von Stand- und Marktgelde) bekannt. Zuweilen ertheilte der König, zuweilen ein großer Lord, (der, unter gewiſſen Umſtänden, dieß zu thun die Macht hatte) einzelnen auf ſeinem Gebiethe wohnenden Handelsleuten eine Befreyung von ſolchen Abgaben. Dieſe, ob ſie gleich in andern Rückſichten noch Leibeigne, oder in einem der Sklaverey ähnlichen Zuſtande waren, wurden doch, jener Befreyung wegen, Freyhändler genannt. Zur Dankbarkeit dafür bezahlten ſie gemeiniglich ihrem Schutzherrn eine Art von jährlicher Kopfſteuer. In jenen Zeiten wurde Schutz ſelten anders, als für baare Bezahlung bewilliget; und vielleicht konnte die gedachte Kopfſteuer auch als ein Erſatz des Verluſts angeſehen werden, den ihre Patronen, durch die Erlaſſung der andern Abgaben litten. Im Anfange ſcheinen ſowohl dieſe Kopfſteuern, als dieſe Befreyungen bloß perſönlich geweſen, und ſich nur auf einzelne Perſonen, während ihrer und ihrer Schutzherrn Lebenszeit, erſtreckt zu haben. In den ſehr unvollkommnen Nachrichten, die aus dem Domesday-book*) über verſchiedene Städte Englands bekannt gemacht worden ſind, geſchieht mehrmahlen ſolcher Abgaben Meldung: bald deſſen, was einzelne Bürger, entweder dem Könige, oder irgend einem großen Lord bezahlten, bald des allgemeinen Betrags aller ſolcher Abgaben zuſammengenommen *).

---

*) Das Domesday-book iſt ein vom König Wilhelm dem Eroberer um das Jahr 1081 veranſtaltetes Verzeichniß aller Ländereyen des Königreichs, ihrer damahligen Einwohner, ihrer Pertinenzſtücke, ihrer Einkünfte und ihres Werths. Dieſes wichtige Monument des Mittelalters iſt noch vorhanden, und wird in dem Exchequer aufbewahrt. Obgleich bisher nur noch wenige Bruchſtücke davon ins Publikum gekommen ſind: ſo dienen doch auch ſchon dieſe, ſagt Hume, mehrere Punkte in der alten Geſchichte Englands zu erläutern. S. Hume's hiſt. of England. Vol. I. Chap. 5. A. d. U.

So ſklaviſch aber auch der Stand der Stadteinwohner urſprünglich geweſen ſeyn mag: ſo iſt doch augenſcheinlich, daß ſie weit früher zur Freyheit und Unabhängigkeit gelangten, als die Landleute. Der Theil von den Einkünften des Königs, welcher aus ſolchen Kopfſteuern in jeder einzelnen Stadt entſtand, wurde gemeiniglich, auf eine Reihe von Jahren, für eine beſtimmte Summe, entweder an den Sheriff der Grafſchaft, oder an irgend eine andre Perſon verpachtet. Die Bürger ſelbſt erlangten oft Credit genug, um zum Pachte derjenigen Steuern, die ihre eigne Stadt zu bezahlen hatte, zugelaſſen zu werden, da ſie dann einzeln und in corpore für die Bezahlung der beſtimmten Rente hafften mußten **). Dieſe Art der Verpachtungen, war der Art ſehr gemäß, wie damahls die landesherrlichen Einkünfte überhaupt in ganz Europa, (wie ich glaube) verwaltet wurden. Ganze Herrſchaften, die zu den Domänen gehörten, wurden an die Einwohner derſelben, pachtweiſe unter der Bedingung ausgethan, daß ſie ſammt und ſonders für die Bezahlung der einmahl feſtgeſetzten Einkünfte hafteten, dafür aber die Gefälle, woraus, zum Theile, dieſe Einkünfte floſſen, ſelbſt nach ihrem Gutbefinden unter ſich beytreiben, und das geſammelte Geld durch ihre eignen Amtleute in die königliche Schatzkammer zahlen durften. Auf dieſe Weiſe wurden ſie von aller Einmiſchung der königlichen Beamten in dieſe Angelegenheit, völlig befreyet: ein Vortheil, der wegen des oft übermüthigen Betragens derſelben für äußerſt wichtig angeſehen wurde.

---

*) Siehe Brady's hiſtorical treatiſe of Cities & Burroughs. p. 3. etc.

**) Siehe Madox Firma Burgi. pag. 18. auch Hiſtory of the Exchequer, chap. 10 ſect. V. p. 223. 1te Ausgabe.

Anfangs wurde dieſer Pacht der ſtädtiſchen Einkünfte den Bürgern wahrſcheinlich, ſo wie andern Pächtern, nur auf eine gewiſſe Anzahl von Jahren überlaſſen. In der Folge aber ſcheint faſt allenthalben daraus eine Erbpacht geworden zu ſeyn. Das heißt, es wurden ihnen jene Gefälle auf immer überlaſſen; und die jährliche Rente, die ſie dafür zu zahlen hatten, wurde auch auf immer unabänderlich beſtimmt. Da auf dieſe Weiſe die Abgaben der Bürger immerwährend geworden waren: ſo wurden ihnen natürlicher Weiſe dafür auch immerwährende Befreyungen zugeſichert. Dieſe hörten auf perſönlich zu ſeyn, und waren nun nicht mehr Rechte gewiſſer Perſonen, ſondern Rechte gewiſſer Städte, die nun aus eben der Urſache **Freyſtädte** hießen, um welcher willen zuvor jene privilegirten Perſonen, **Freybürger**, oder **Freyhändler** geheiſſen hatten.

Mit **dieſer** Bewilligung erhielten gemeiniglich, die Bürger einer Stadt zu gleicher Zeit, die **vorgedachten** noch wichtigern Privilegien — daß ſie ihre Töchter nach ihrem Wohlgefallen verheyrathen, ihre Güter ihren Kindern als Erbſchaft hinterlaſſen, und über ihr bewegliches Vermögen durch ein Teſtament verfügen durften. Ob auch ſchon zuvor bey den einzelnen Perſonen, mit dieſen andern Vorrechten, das Recht des freyen

Handels verbunden geweſen ſey, weiß ich nicht. Ich halte es für wahrſcheinlich, ob ich gleich keinen directen Beweis dafür zu führen im Stande bin. Dem ſey aber wie ihm wolle: durch dieſe Bewilligungen ſelbſt wurden den Stadtbewohnern die vornehmſten Kennzeichen der Sklaverey, oder Leibeigenſchaft abgenommen; und nun erſt wurden ſie, in dem Sinne, welchen wir jetzt dem Worte Freyheit geben, **freye Leute**.

Dieß war noch nicht alles. Zu gleicher Zeit wurden die Städte zu dem Range von politiſchen **Körpern** oder von **Gemeinheiten** erhoben, — indem ihnen das Recht gegeben wurde, ihre eignen Obrigkeiten, oder ihren Stadtrath aus ihrer Mitte zu wählen, Geſetze zu ihrer innern Verwaltung zu machen, Mauern zu ihrer Vertheidigung aufzuführen, und ihre Einwohner, die dieſe Mauern gegen alle Angriffe und Ueberfälle bey Tage und bey Nacht zu beſchützen verpflichtet wurden, — unter eine Art von militäriſcher Diſciplin zu bringen. In England wurden ſie gemeiniglich von der Gerichtsbarkeit des Cantons- (Hundred) oder der Grafſchaftsgerichte befreyet; und alle Rechtsſtreitigkeiten, die unter den Bürgern vorfielen, wenn nicht die Rechte der Krone mit ins Spiel kamen, wurden der Entſcheidung ihrer eignen Stadtobrigkeiten überlaſſen. In andern Ländern wurde dieſe Gerichtsbarkeit der Stadtmagiſträte noch viel weiter ausgedehnt *).

---

*) Siehe Medox Firma Burgi. Siehe auch Pfeffels Abrégé Chronologique de l'hist. d'Allemagne in den merkwürdigen Jahren der Regierung Friedrichs des zweyten und der Schwäbiſchen Kayſer.

Wahrſcheinlich war es nothwendig, nachdem man den Städten erlaubt hatte, die landesherrlichen Einkünfte, die ihre Bürger zu entrichten hatten, in Pacht zu nehmen, ihnen auch eine zwingende Gerichtsbarkeit über dieſe ihre Bürger zuzugeſtehen, um die Beyträge derſelben eintreiben zu können. Hätten ſie deßhalb bey einem andern Gerichtshofe Recht ſuchen ſollen: ſo hätte dieß, in jenen verwirrten Zeiten, große Unbequemlichkeiten gehabt. Doch muß es immer außerordentlich ſcheinen, daß die Landesherrn faſt aller europäiſchen Reiche, auf dieſe Weiſe, für eine unabänderliche und alſo unvermehrbare Rente, den Zweig von Einkünften hingegeben haben, der unter allen übrigen am meiſten Vermehrung hoffen ließ, — und zwar eine Vermehrung, die bloß durch den natürlichen Lauf der Dinge, ohne alle Koſten und Bemühungen von ihrer Seite, erfolgen mußte. Es iſt außerordentlich, daß ſie auf dieſe Weiſe, in der Mitte ihrer Reiche, eine Art unabhängiger Freyſtaaten errichteten.

Um dieß zu begreifen, muß man ſich erinnern, daß in jenen Zeiten, vielleicht kein Landesherr in Europa im Stande war, durch den ganzen Umfang ſeines Gebieths, den ſchwächern Theil ſeiner Unterthanen, vor der Unterdrückung der Mächtigen zu ſchützen. Die, welche das Geſetz nicht beſchützen konnte, und die nicht ſtark genug waren, ſich ſelbſt zu vertheidigen, mußten zu dem Schutze irgend eines großen Herrn in der Nachbarſchaft ihre Zuflucht nehmen, und — um dieſen zu erhalten — ſich entweder für ſeine Vaſallen, oder für ſeine Sklaven erklären oder ſie mußten unter ſich ein Vertheidigungsbündniß errichten, um ſich einander gegenſeitig zu beſchützen. Die Einwohner der Städte, hatten einzeln betrachtet, keine hinlängliche Macht ſich ſelbſt zu vertheidigen: aber wenn ſich die Bürger mehrerer benachbarter Städte in ein Bündniß vereinigten, ſo waren ſie im Stande, einen nicht verächtlichen Widerſtand zu thun. Der hohe Adel verachtete die Bürger, die er nicht nur als eine tief unter ſich ſtehende Volksklaſſe, ſondern als einen Haufen freygelaſſener Sklaven anſahe, der beynahe nicht zu einerley Gattung mit ihm gehörte. Der Reichthum der Bürger unterließ nie, ſeinen Neid und ſeinen Unwillen zu erregen; und er plünderte dieſelben, bey jeder Gelegenheit, ohne Scheu und ohne Mitleiden. Die Bürger von ihrer Seite, haßten und fürchteten die Großen natürlicher Weiſe. Der König haßte und fürchtete die Großen auch: die Bürger aber, wenn er ſie gleich vielleicht verachtete, hatte er doch weder Urſache zu haſſen, noch zu fürchten. Ein gemeinſchaftliches Intereſſe machte alſo ihn geneigt, die letztern zu unterſtützen, und dieſe, dem Könige beyzuſtehn. Sie waren die Feinde ſeiner Feinde: und es war ſeinem Vortheile gemäß, ſie vor dieſen Feinden ſo ſicher zu ſtellen und von denſelben ſo unabhängig zu machen, als er konnte. Und dieß that er, indem er ihnen erlaubte, ihre eignen Obrigkeiten zu wählen, für die Verwaltung ihrer innern Regierung Geſetze zu machen, Mauern zu ihrer Vertheidigung aufzuführen, und eine Bürgermilitz unter ſich zu errichten. Wenn in den Städten nicht irgend eine regelmäßige Verfaſſung dieſer Art eingeführt, — wenn ihren Obrigkeiten nicht die Macht eingeräumt wurde, die

Bürger zu gemeinſchaftlichen und planmäßigen Operationen zu verpflichten: ſo war auch kein Vertheidigungsbündniß unter mehrern Städten möglich; ſo konnte auch ein ſolches, wenn es ja geſchloſſen wurde, weder den Städten ſelbſt eine dauerhafte Sicherheit, noch dem Könige einen beträchtlichen Beyſtand verſchaffen. Dadurch, daß er den Bürgern jeder Stadt den Pacht ſeiner aus derſelben zu ziehenden Einkünfte auf immer und ewig überließ, benahm er denen, die er zu ſeinen Freunden, und, ſo zu ſagen, zu ſeinen Bundesgenoſſen zu haben wünſchte, alle Urſache der Eiferſucht und des Argwohns: weil es ihm nun nicht mehr möglich war, ſie, weder durch die Erhöhung der Pachtrente, noch durch Verpachtung ſeiner Einkünfte an eine andre Perſon zu drücken.

Daher kömmt es, daß diejenigen Fürſten, die mit ihren Baronen am meiſten im Streite lagen, in Bewilligungen jener Art gegen ihre Städte am freygebigſten waren. Der König Johann von England, zum Beyſpiel, ſcheint einer der größten Wohlthäter der Städte geweſen zu ſeyn. Philipp der erſte von Frankreich hatte alles Anſehen über ſeine Baronen verloren. Gegen das Ende ſeiner Regierung verſammelte ſein Sohn Ludwig, der nachmahls unter dem Namen Ludwigs des Fetten bekannt geworden iſt, die Biſchöfe aus ſeinen Erbländern, um mit ihnen zu rathſchlagen, wie die Gewalt der großen Vaſallen am beſten einzuſchränken wäre. Sie ſchlugen dazu zwey Mittel vor. Das eine beſtand darin, eine neue Art von Gerichtsbarkeit zu errichten, und jeder beträchtlichen Stadt in den königlichen Erbländern, ihre eigne Obrigkeit und einen Stadtrath zu geben; das andere darin, eine neue Miliz zu bilden, die Einwohner dieſer Städte zu bewaffnen, und ſie unter der Anführung ihrer eignen Magiſtratsperſonen, wenn die Umſtände es erforderten, zum Beyſtande des Königs ins Feld ziehen zu laſſen. Von dieſem Zeitpuncte müſſen wir, wenn wir den franzöſiſchen Alterthumsforſchern glauben dürfen, den Urſprung der Stadträthe und Stadtobrigkeiten in den Städten Frankreichs zu zählen anfangen. In Deutſchland war es unter den unglücklichen Regierungen der Prinzen aus dem ſchwäbiſchen Hauſe, daß der größte Theil der jetzigen freyen Reichsſtädte ihre erſten Privilegien erhielten, und daß der berühmte Hanſeatiſche Bund fürchterlich zu werden anfing*).

Damahls ſcheint die Miliz der Städte der Landmiliz nichts nachgegeben zu haben; und da jene ſich ſchneller, bey plötzlichen Ereigniſſen, verſammeln konnte: ſo zogen die Lords in ihren Streitigkeiten mit den ihnen nahe gelegenen Städten ſehr oft den Kürzern. In Ländern, wo, wie in Italien und der Schweitz, der Landesherr nach und nach ſein ganzes Anſehen verlor, (es ſey, weil dieſe Länder von dem Sitze der Regierung zu weit entfernt waren, oder weil ſie durch ihre Gebirge eine natürliche Befeſtigung hatten) wurden die Städte größtentheils ganz unabhängige Freyſtaaten, die den Adel in ihrer Nachbarſchaft unterjochten, ihn nöthigten ſeine Schlöſſer niederzureiſſen, und gleich andern friedlichen Einwohnern in den Städten zu leben. Dieß iſt die

---

*) S. Daniels Geſchichte von Frankreich und Pfeffels Abrégé etc.

die kurze Geſchichte der Republik **Bern** und mehrerer Cantons in der Schweitz geweſen. Es iſt, (wenn Venedig ausgenommen wird, welche Stadt Schickſale einer ganz eignen Art gehabt hat), die Geſchichte aller anſehnlichen italiäniſchen Freyſtaaten geweſen, deren eine ſo große Anzahl, zwiſchen dem Ende des zwölften und dem Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts entſtand und unterging.

In Ländern, wie England und Frankreich, wo die Macht des Königs, ob ſie gleich zuweilen ſehr geringe war, doch niemahls ganz erloſch, hatten auch die Städte keine Gelegenheit, völlig unabhängig zu werden. Sie wurden deſſen ungeachtet ſo anſehnlich, daß der Landesherr nicht wagte, ſie, ohne ihre Einwilligung, mit neuen Abgaben, über die einmahl feſtgeſetzte Pachtrente der Stadt, zu belegen. Sie wurden daher eingeladen, zu den allgemeinen Verſammlungen der Stände des Königreichs Abgeordnete zu ſchicken, damit, wenn dringende Umſtände eine außerordentliche Geldhülfe dem Könige nothwendig machten, ſie, mit der Geiſtlichkeit und den Baronen vereiniget, ſolche bewilligen könnten. Da ſie auch gemeiniglich für das königliche Anſehen beſſer geſinnt waren, als der hohe Adel: ſo wurden ihre Abgeordnete zuweilen in dieſen Verſammlungen, vom Könige gebraucht, dem übergroßen Einfluſſe des Adels das Gegengewicht zu halten. Und davon ſchreibt es ſich her, daß, in den Staatenverſammlungen aller großen Reiche von Europa, die Städte Sitz und Stimme bekommen haben.

Auf dieſe Weiſe ward alſo Ordnung und eine regelmäßige Regierung, zugleich mit Freyheit und Sicherheit des einzelnen Menſchen, in die Städte, zu einer Zeit eingeführt, da die Einwohner des offenen Landes noch jeder Gewaltthätigkeit blosgeſtellt waren. Menſchen, die ſich in einem ſo ſchutzloſen Zuſtande befinden, ſind zufrieden, wenn ſie nur ihren nothwendigen Unterhalt gewinnen; denn Vermögen zu erwerben, wünſchen ſie nicht einmahl, da dieß nur die Ungerechtigkeit ihrer Unterdrücker reitzen würde. Wenn im Gegentheil der Menſch ſicher iſt, der Früchte ſeines Fleißes zu genießen: ſo iſt er natürlicher Weiſe thätig, ſeinen Zuſtand zu verbeſſern, und nicht bloß das zum Leben nothwendige, ſondern auch das, was das Leben bequem machen und verſchönern kann, zu erwerben. Dieſer Fleiß alſo, welcher nach etwas mehr, als dem bloßen Unterhalte ſtrebt, hatte in den Städten ſchon lange zuvor ſeinen Sitz, ehe er unter die Landbewohner kam. Wenn ſich in den Händen eines armen Bauern, der durch die Knechtſchaft, in der er lebte, niedergedrückt war, irgend ein kleiner Vorrath von Gelde angehäuft hatte: ſo verbarg er es ſorgfältig vor ſeinem Herrn, der ſich ſonſt deſſelben würde bemächtiget haben, und ſuchte die erſte die beſte Gelegenheit, in eine Stadt zu entkommen. Die Landesherrn waren damahls ſo nachſichtig gegen die Einwohner der Städte, und ſo begierig, die Herrſchaft des Adels über die Einwohner des Landes zu vermindern, daß, wenn ſich der Leibeigene ein Jahr lang vor den Nachforſchungen ſeines Herrn verbergen konnte, er auf immer vor deſſen Anſprüchen ſicher war. Was ſich alſo auch noch von Kapitalien in den Händen einiger fleißigen Landleute anhäufen mochte, das floh natürlicher Weiſe in die Städte, dem einzigen Zufluchtsorte, wo es dem Erwerber ſicher bleiben konnte.

Es iſt wahr, die Einwohner der Städte müſſen ihren Unterhalt, alle Materialien und Hülfsmittel ihres Fleißes urſprünglich vom Lande erhalten. Aber wenn die Stadt an der Seeküſte, oder den Ufern eines ſchiffbaren Stroms liegt: ſo dürfen es nicht die Ländereyen in ihrer Nachbarſchaft ſeyn, aus welchen ſie jene beyden Bedürfniſſe zieht. Sie hat alsdann einen viel weitern Spielraum, und kann das, was ſie bedarf, aus den entfernteſten Winkeln der Erde herbeyhohlen, es ſey durch Tauſch für die Manufacturwaaren, die ihr eigner Fleiß hervorbringt, oder als Lohn für das übernommene Geſchäft, die Waaren fremder Länder zu verführen, und die Producte des einen gegen die Producte des andern umzutauſchen. Auf dieſe Weiſe kann eine Stadt zu großem Glanz und Reichthume gelangen, indeß nicht nur die Landſchaft in ihrer Nachbarſchaft, ſondern auch die Länder, wohin ſie handelt, in der Armuth und im Elende bleiben. Jedes von dieſen Ländern einzeln, kann der Stadt vielleicht nur einen kleinen Theil ihres Unterhalts ſowohl, als ihrer Beſchäftigung geben: aber alle zuſammen ſind im Stande, ſie reich und mächtig zu machen.

Indeß breitete ſich doch, auch bey dem engen Handelskreiſe jener Zeiten, Wohlhabenheit und Fleiß über einige Länder in ihrem ganzen Umfange aus. Zu dieſen gehörte das griechiſche Reich, ſo lange es beſtand, und das Reich der Saracenen unter der Herrſchaft der

Abaſſiden. Dazu gehörten auch Aegypten, bis zur Zeit da es von den Türken erobert wurde, ein Theil der Küſten der Barbarey, und alle Provinzen Spaniens, die unter der Herrſchaft der Mauren waren.

In Europa ſcheinen die italiäniſchen Städte die erſten geweſen zu ſeyn, die ſich durch den Handel zu einem beträchtlichen Grade des Reichthums erhoben haben. Italien lag damahls in der Mitte des geſitteten und angebaueten Theils des Erdbodens. Auch die Kreuzzüge, die durch die Menge verſchwendeter Kapitalien und aufgeopferter Menſchen, die übrigen Länder in ihrem Fortgange aufhielten, beförderten den Flor der italiäniſchen Städte. Die großen Heere, welche von allen Seiten dem heiligen Lande zuſtrömten, gaben der Schiffahrt von Venedig, Genua und Piſa außerordentliche Ermunterungen, zuweilen dadurch, daß ſie dieſe Heere ſelbſt auf ihren Flotten an den Ort ihrer Beſtimmung führeten, immer aber dadurch, daß ſie ſie mit Lebensmitteln verſorgten. Sie waren gleichſam die Lieferanten dieſer Heere. Und ſo wurde dieſe Raſerey, welche die übrigen europäiſchen Nationen zu Grunde richtete, die Quelle des Reichthums für jene Freyſtaaten.

Indem die Einwohner der Handelsſtädte die feineren Manufacturwaaren und Koſtbarkeiten reicherer Länder nach Europa brachten, weckten ſie die Eitelkeit der großen Landbeſitzer auf und gaben ihr Nahrung. Dieſe wurden bald nach jenen Dingen ſo begierig, daß ſie ſie mit großen Quantitäten der rohen Erzeugniſſe ihrer Ländereyen einkauften. Der Handel eines großen Theils von Europa beſtand demnach damahls, in dem Tauſche der rohen Producte, welche die Gutsbeſitzer zu verkaufen hatten, gegen die Manufacturwaaren, welche die Einwohner der Städte aus mehr civiliſirten Ländern herbeyführten. So wurde die Wolle Englands gegen die franzöſiſchen Weine und die flandriſchen Tücher in eben der Art umgetauſcht, als in unſern Tagen das pohlniſche Korn gegen franzöſiſche Weine und Liqueurs, oder gegen franzöſiſche und italiäniſche Seidenwaaren umgetauſcht wird.

Auf dieſe Weiſe brachte der auswärtige Handel einen Geſchmack an den feinern und künſtlicher gearbeiteten Manufacturwaaren auch in Länder, wo ſelbſt keine ſolche Waaren verfertigt wurden. Nachdem aber dieſer Geſchmack allgemein, und die Nachfrage nach ſolchen Waaren ſehr beträchtlich geworden war: verſuchten natürlicher Weiſe die Kaufleute, eine oder die andere Manufactur ähnlicher Art, in ihrem eigenen Lande zu errichten, um die Koſten des Transports an den Waaren zu erſparen. So entſtanden die erſten Manufacturen, die, ſeit dem Falle des römiſchen Reichs, in den weſtlichen Ländern Europens, für den ausländiſchen Handel, oder den Verkauf in entfernte Länder arbeiteten.

Man muß bemerken, daß kein großes Land je ohne Manufacturen einer gewiſſen Art geweſen iſt, noch ohne dieſelben beſtehen kann. Wenn man alſo von einem Lande ſagt, daß es keine Manufacturen habe: ſo muß man immer ſolche verſtehen, welche die feinern und künſtlichern Waaren verfertigen, oder welche für den Verkauf in entfernte Länder arbeiten. In allen weitläuftigen Ländern iſt die Kleidung und das Hausgeräthe des größten Theils des Volks immer ein Product ſeines eigenen Fleißes. Dieß iſt ſogar noch mehr ohne Ausnahme von denjenigen armen Ländern wahr, von welchen man ſagt, daß ſie keine Manufacturen haben, als von den reichen, welche man als Manufacturländer anſieht. In den letztern wird man gemeiniglich, unter den Kleidungsſtücken und dem Hausgeräthe auch der niedrigſten Volksklaſſen, mehr ausländiſche Waaren finden, als in den erſtern.

Diejenigen Manufacturen, welche für den auswärtigen Handel arbeiten, ſcheinen auf zwey verſchiedenen Wegen in die Länder, wo ſie ihren Sitz haben, gekommen zu ſeyn.

Zuweilen ſind ſie, auf die eben erwähnte Weiſe, durch eine, wenn ich ſo ſagen darf, gewaltſame Operation einzelner Kaufleute und Unternehmer entſtanden, die ihre geſammelten Kapitalien anwendeten, die auswärtige Manufactur derſelben Art nachzuahmen. In dieſem Falle waren ſie Kinder des auswärtigen Handels: wie es alle die alten Seiden- Sammet- und Stoffmanufacturen waren, die im dreyzehnten Jahrhunderte in Lucca blühten. Sie wurden von da durch die Tiranney eines der Helden Machiavells, den Caſtruccio Caſtracani vertrieben. Im Jahr 1310 verlieſſen neunhundert Familien Lucca, wovon ein und dreyßig die Zuflucht nach Venedig nahmen, und ſich erbothen, daſelbſt die Seidenmanufactur zu errichten *). Ihr Anerbiethen wurde

---

*) Siehe Sandi Iſtoria Civile de Venezia. Part. 2. Vol. 1. p. 247 und 256.

angenommen: es wurden ihnen viele Vorrechte zugeſtanden, und ſie fingen die Manufactur mit dreyhundert Arbeitern an. Auf ähnliche Weiſe ſcheint in Flandern die Manufactur von feinen Tüchern entſtanden zu ſeyn, die ſchon vor Alters daſelbſt blühte, und die im Anfange der Regierung der Königin Eliſabeth von da nach England überging. Die jetzigen Seidenmanufacturen zu Lion und Spital-fields haben einen gleichen Urſprung. —

Alle auf dieſe Art in ein Land eingeführten Manufacturen, da ſie Nachahmungen ausländiſcher Manufacturen ſind, verarbeiten auch größtentheils ausländiſche Materialien. Als in Venedig die Seidenmanufactur errichtet wurde, kam die Seide, welche ſie verarbeitete, zuerſt alle aus Sicilien und der Levante. Auch die ältere Manufactur von Lucca wurde mit auswärtigen Materialien betrieben. Der Anbau der Maulbeerbäume und die Zucht der Seidenwürmer ſcheint in den nördlichern Theilen von Italien nicht vor dem ſechzehnten Jahrhunderte gemein geweſen zu ſeyn. In Frankreich wurde beydes erſt unter Karl dem neunten eingeführt. Die flandriſchen Tuchmanufacturen wurden vornämlich mit ſpaniſcher und engliſcher Wolle betrieben. Auch in England war ſpaniſche Wolle das erſte Material — nicht der Wollenmanufacturen überhaupt, ſondern nur derer, die für den auswärtigen Verkauf arbeiteten. Noch jetzt iſt die Hälfte der zu Lion verarbeiteten Seide ausländiſch; damahls, als die Manufactur errichtet wurde, war es das Ganze oder doch der größte Theil. Zu den Manufacturen in Spital-fields wird wohl ſchwerlich je engliſche Seide gebraucht werden. Uebrigens iſt der Siß dieſer Art von Manufacturen, da ſie durch einzelne Perſonen und nach ihrem Plane errichtet werden, bald in den See- bald in innern Landſtädten: nachdem es das Intereſſe, die Einſicht oder der Eigenſinn ihrer Stifter beſtimmt.

Ein zweyter Weg, wie Manufacturen zum auswärtigen Verkaufe entſtehen, iſt, wenn ſie von ſelbſt, durch ſtufenweiſe Verfeinerung, aus denjenigen groben und gemeinen Manufacturen erwachſen, die, zu allen Zeiten, auch in den ärmſten Ländern und unter den roheſten Nationen getrieben werden. Solche Manufacturen verarbeiten gemeiniglich nur einheimiſche Producte; und ihren Siß haben ſie oft in Städten, die von der See, und ſogar von aller Gelegenheit zur Waſſerfracht ziemlich weit entfernt ſind. Fruchtbare Ländereyen, die im Innern eines Landes liegen, bringen, wenn ſie wohl angebauet werden, einen beträchtlichen Ueberſchuß von Producten über die zum Unterhalt der Anbauer nöthige Quantität hervor; und weil die Landfracht koſtbar und die Schiffahrt auf Flüſſen unbequem iſt, wird es oft ſchwer, dieſes Mehrere auswärts zu verſenden. Ueberfluß macht die Lebensmittel wohlfeil; und dieß reißt eine große Anzahl Arbeiter ſich in der Gegend niederzulaſſen: weil ſie finden, daß ſie ſich hier durch gleichen Fleiß mehr Nothwendigkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens verſchaffen können, als an andern Orten. Sie verarbeiten alſo die Manufacturſtoffe, welche die Gegend hervorbringt, und vertauſchen ihre fertigen Waaren, oder, welches einerley iſt, den Preis derſelben, ken, gegen neue Materialien und Lebensmittel. Sie ſetzen alſo den rohen Producten einen neuen Werth zu, indem ſie zugleich die Unkoſten, ſie bis ans Waſſer, oder auf einen entfernten Markt zu führen, erſparen; und für dieſe rohen Producte geben ſie im Tauſche dem Landmanne etwas ihm nützliches, oder angenehmes, welches er ſonſt gar nicht, oder nicht ſo leicht hätte haben können. Die Anbauer des Landes bekommen für ihre überflüßigen Producte, höhere Preiſe, — und kaufen andre Waaren, deren ſie nöthig haben, wohlfeiler, als zuvor. So werden beyde, der Ackersmann und der Manufacturiſt, zugleich ermuntert und in den Stand geſetzt, durch noch beſſern Anbau, und durch noch vollkommnere Arbeit, die überſchießende Summe ihrer Erzeugniſſe zu vermehren. Und ſo wie die Fruchtbarkeit des Landes zuerſt den Manufacturen ihr Daſeyn gab: ſo wirken dieſe auf das Land zurück, um deſſen Fruchtbarkeit zu vermehren.

Die Manufacturiſten dieſer Art verſorgen zuerſt nur die Nachbarſchaft, und nur nach und nach, ſo wie ihre Arbeit ſich verfeinert und vollkommner wird, auch entfernte Märkte. Denn obgleich weder das rohe Naturproduct, noch die grobe Manufacturwaare, ohne die größte Schwierigkeit, die Unkoſten einer langen Landfracht tragen konnte: ſo kann es doch die feinere und vollkommene Manufacturwaare ſehr leicht. In einem kleinen Raume enthält ſie oft den Preis einer großen Quantität von rohen Producten. Ein Stück feines Tuch zum Beyſpiel, das achtzig Pfund wiegt, enthält nicht nur den Preis von achtzig Pfunden Wolle in ſich, ſondern oft den, von mehrern tauſend Pfunden Getreide, die zu dem Unterhalte der Arbeiter, die das Tuch verarbeiten, und der Manufacturunternehmer, welche die Arbeiter anſtellen, nöthig waren. Auf dieſe Weiſe wird das Getreide, welches in ſeiner urſprünglichen Geſtalt mit Schwierigkeit, oder gar nicht konnte ausgeführt werden, — wenn es auf dieſe Weiſe in eine Manufacturwaare gleichſam verwandelt worden iſt — zur Verſendung in die entfernteſten Gegenden der Erde geſchickt.

Zu dieſen, von ſelbſt gleichſam aus dem vaterländiſchen Boden emporwachſenden Manufacturen gehören die von Leeds, Halifax, Sheffield, Birmingham und Wolverhampton. Sie ſind Kinder des verbeſſerten Ackerbaues. In dem neuern Europa ſind dieſe ſpäter zu einem gewiſſen Grade von Ausdehnung und Vollkommenheit gelangt, als die aus dem auswärtigen Handel entſtandenen. England war ſchon länger als ein Jahrhundert, wegen der Tuchmanufactur berühmt, welche feine Tücher aus ſpaniſcher Wolle verfertigte, ehe eine einzige von den Manufacturen, die jetzt in den gedachten Städten blühen, weit genug fortgeſchritten war, um für den auswärtigen Verkauf arbeiten zu können. Die Ausbreitung und Vervollkommnung dieſer letztern konnte eher nicht ſtatt finden, bis der Ackerbau ausgebreitet und vervollkommnet worden war: und dieß war erſt die letzte und größte Wirkung des auswärtigen Handels und der durch denſelben eingeführten Manufacturen. Wie dieß zugegangen ſey, will ich in folgendem Kapitel aus einander ſetzen.

Viertes Kapitel.

Wie der in den Städten aufblühende Handel dazu beytrug, den Landbau zu vervollkommnen.

Der Anwachs der Volksmenge und des Reichthums in den Handels- und Manufacturſtädten trug auf eine dreyfache Weiſe zur Verbeſſerung des Landbaues bey.

Erſtlich: indem die Städte den rohen Landproducten einen ſichern und großen Markt eröffneten, ermunterten ſie ſowohl zum Anbaue **mehrerer Ländereyen** als zu einem **vollkommnern** Anbaue. Dieſer ſo wohlthätige Einfluß war nicht bloß auf die Landſchaft, in welcher ſie lagen, eingeſchränkt, ſondern erſtreckte ſich auf alle Theile des Landes, mit welchen die Städte zu thun hatten. Allen verſchafften ſie einen Markt zum Abſatze ihrer rohen oder Manufacturwaaren, und gaben alſo allen einige Ermunterung zum Fleiße und zur Verbeſſerung der Cultur. Doch zog ohne Zweifel das Land, welches ihnen am nächſten lag, den größten Vortheil von dieſem Markte. Da die rohen Producte, welche dieſes dahin brachte, weniger an Fracht bezahlen durften: ſo konnten die Handelsleute den Erbauern auch einen beſſern Preis dafür bewilligen, und doch die Producte um einen wohlfeilern Preis laſſen, als wenn ſie von weitem wären herbeygeführt worden.

Zweytens, der in den Städten erworbene Reichthum wurde oft zu dem Ankaufe feil ſtehender Ländereyen angewandt, wovon nicht ſelten ein großer Theil noch wüſte lag. Kaufleute haben gemeiniglich den Ehrgeitz, Gutsbeſitzer zu werden: und wenn ſie es ſind, den Ehrgeitz, Verbeſſerungen in der Wirthſchaft zu machen. Ein Kaufmann iſt gewohnt, ſein Geld vornämlich zu Gewinnbringenden Unternehmungen, — der Landedelmann, es vornämlich zu Ausgaben des Vergnügens und des Luxus anzuwenden. Der eine giebt ſein Geld hin, um es mit Zinſen wieder zu erhalten: der andere, wenn er einmahl ſein Geld aus der Hand gegeben hat, erwartet ſelten das mindeſte davon wiederzuſehen. Dieſe verſchiedenen Gewohnheiten haben nothwendig auf ihre Denkungsart und ihre Handlungsweiſe in allen ihren Geſchäften Einfluß. Ein Kaufmann iſt gemeiniglich ein kühner, — ein Landedelmann iſt ein furchtſamer Unternehmer. Der erſte bedenkt ſich nicht, ein großes Kapital auf einmahl in ſein Landgut zu ſtecken, wenn er nur die wahrſcheinliche Ausſicht hat, den Werth deſſelben, im Verhältniſſe mit den Unkoſten zu erhöhen. Der zweyte, wenn er auch außer Grund und Boden noch Kapitalien an Gelde beſitzt, welches nicht immer der Fall iſt, wagt es doch ſelten, einen ſolchen Gebrauch davon zu machen. Wenn er ja etwas auf Verbeſſerungen wendet: ſo iſt es nicht ein altes Kapital, ſondern nur das, was er von den Einkünften des Gutes erſparen kann. In jeder Handelsſtadt, welche in einer wenig angebaueten Gegend liegt, kann man die Beobachtung machen, daß der Kaufmann, wenn er ſich mit der Landwirthſchaft abgiebt, weit kühner bey ſeinen

nen Veränderungen zu Werke gehe, als der adeliche Gutsbeſitzer. Ueberdieß iſt der Kaufmann, weil er ſich in ſeinen Handelsgeſchäften zu Pünctlichkeit, Ordnung und Sparſamkeit gewöhnt hat, auch zur glücklichen Ausführung ſeiner landwirthſchaftlichen Entwürfe geſchickter.

Drittens und letztens: durch Handel und Manufacturen iſt Ordnung und ein regelmäßiges Regierungsſyſtem in die Staaten gebracht, — und mit dieſen iſt Freyheit, Sicherheit der Perſon und des Eigenthums, den Einwohnern zu Theile geworden; — Güter, die ihnen zuvor gänzlich fehlten, als ſie noch mit ihren Nachbarn unaufhörlich im Kriege, und von ihren Obern ſklaviſch abhängig waren. Dieſe letzte Wirkung des Handels, ob ſie gleich am wenigſten beachtet wird, iſt doch die wichtigſte unter allen. Ich weiß, außer Hume, keinen Schriftſteller, der derſelben gedacht hätte.

In einem Lande, das weder auswärtigen Handel, noch eine Manufactur für feinere Waaren hat, findet der Beſitzer großer Ländereyen nichts, was er für denjenigen Theil der Erzeugniſſe ſeines Bodens, den er zum Unterhalte der Anbauer nicht nöthig hat, eintauſchen könnte. Er verzehrt ſie alſo in ſeinem Hauſe, in der Ausübung einer bäuriſchen, ganz gemeinen Gaſtfreyheit. Iſt jener Ueberſchuß ſeiner Ernten groß genug, hundert oder tauſend Menſchen zu unterhalten: ſo weiß er ihn auch zu nichts anderm anzuwenden, als daß er wirklich ſo viele Menſchen davon ſpeiſet. Er iſt alſo zu allen Zeiten von einer Menge Anhänger und demüthiger Diener umgeben, die, da ſie für ihren Unterhalt ihm nichts wieder zu geben im Stande ſind, ſondern ganz durch ſeine Güte ernährt werden, aus eben der Urſache ihm gehorchen, aus welcher der Soldat dem Fürſten gehorcht, der ihn bezahlt. Vor der Zeit, da Handel und Manufacturen ſich in Europa ausbreiteten, ging die Gaſtfreyheit der Reichen und Großen, von dem Landesherrn an zu rechnen, bis zu dem kleinſten Baron, ſo weit, daß wir uns jetzt kaum eine Vorſtellung davon machen können. Weſtminſter-hall war der Speiſeſaal für Wilhelm den Rothhaar: und oft mag er für die Geſellſchaft nicht zu groß geweſen ſeyn. Es wurde als ein Beweis der Prachtliebe des Erzbiſchofs Thomas Becker angeſehen, daß er den Fußboden ſeines Saals alle Tage mit friſchem Heu oder Rohr beſtreuen ließ, wenn die Jahreszeit dieſes erlaubte, damit die bey ihm ſpeiſenden Ritter und Knappen, die keine Stühle bekommen konnten, und ſich alſo an die Erde ſetzen mußten, um ihr Mittagsbrod zu verzehren, nicht ihre ſchönen Kleider verderben möchten. Der berühmte Graf von Warwick ſoll, auf allen ſeinen Schlöſſern zuſammengenommen, jeden Tag dreyßig tauſend Menſchen geſpeiſet haben. Wenn auch dieſe Zahl übertrieben iſt: ſo muß die wirkliche Zahl doch ſchon groß geweſen ſeyn, welche eine ſolche Uebertreibung zuließ. Auf eine ziemlich ähnliche Art wurde die Gaſtfreyheit noch vor wenigen Jahren in verſchiedenen Theilen der ſchottiſchen Hochländer ausgeübt. Gaſtfreyheit iſt, wie es ſcheint, allen Ländern eigen, in welchen Handel und Manufacturen wenig bekannt ſind. „Ich habe, ſagt „Pocock, einen arabiſchen Scheikh, in einer Stadt, „wohin er gekommen war, um Vieh einzukaufen, auf „öffentlicher Straße ſpeiſen ſehen. Er lud alle Vorüber-

„gehende, ſelbſt Bettler ein, ſich bey ihm niederzu„ſetzen, und an ſeinem Mahle Theil zu nehmen.“

Die Einwohner, die auf den Ländereyen eines großen Herrn wohnten, waren in jeder Rückſicht eben ſo abhängig von ihm, als die, welche ſein Gefolge und ſeinen Hofſtaat ausmachten. Wenn ſie auch nicht ſeine Leibeignen waren: ſo waren ſie doch Pächter, die er willkührlich aus dem Pachte jagen konnte. Die Rente, welche ſie bezahlten, war auf keine Weiſe ſo groß, daß ſie für ein Aequivalent des Unterhalts, den ſie auf dem Pachtgute fanden, gelten konnte. Eine Krone, eine halbe Krone, ein Schöps, ein Lamm, war, vor wenigen Jahren, in Hochſchottland die Pachtrente für ein Stück Landes, worauf eine Familie leben konnte. In einigen Oertern iſt es noch jetzt ſo; obgleich jetzt daſelbſt für eine Krone nicht mehr Waaren zu bekommen ſind, als anderswo.

In einem Lande, wo die überflüſſigen Erzeugniſſe großer Güter, auf den Gütern ſelbſt verzehrt werden müſſen, iſt es oft dem Eigenthümer bequemer, einen Theil davon fern von ſeinem Hauſe verzehren zu laſſen, wofern nur die, welche es verzehren, ihm ſo unterwürfig bleiben, als ſeine Hausgenoſſen und Dienſtbothen. Er erſpart ſich dadurch die Beſchwerden, welche eine zu große Geſellſchaft, oder eine zu zahlreiche Haushaltung verurſacht. Ein Bauer, der ſein Gut nur ſo lange hat, als es der Herr ihm laſſen will, und von ſeinen Aeckern, die hinlänglich ſind, ihn zu ernähren, nur eine Rente pro forma zur Anerkennung des Eigenthums des Grundherrn zahlt*), iſt von dieſem eben ſo abhängig, und muß ihm eben ſo ohne Ausnahme gehorchen, als wenn er in ſeinem Dienſte und in ſeinem Gefolge wäre. Ein ſolcher Gutsherr alſo hat ſeine Lehnleute, ob ſie gleich in ihren eignen Häuſern leben, ſo gut in ſeinem Brote, als ſeine Bedienten und die Leute ſeines Gefolges, die er in ſeinem Hauſe ernährt. Beyder Unterhalt kömmt von ſeiner Güte her; und wie lange er dauern ſoll, hängt von ſeinem Willen ab.

Die Macht der alten Reichsbarone gründete ſich auf nichts anders, als auf dieſe natürliche Herrſchaft eines großen Gutsbeſitzers über die Leute, denen er in ſeinem Hauſe, oder auf ſeinem Gebiethe Brot giebt. Es war, nach ihrem Verhältniſſe gegen die Einwohner ihrer Ländereyen, unausbleiblich, daß ſie im Frieden die Richter, und im Kriege die Anführer derſelben wurden. Sie waren auch am beſten im Stande, Ordnung innerhalb ihrer Domänen zu halten, und die Geſetze in Ausübung zu bringen, weil ſie gegen die Widerſetzlichkeit eines Einwohners die Kräfte aller übrigen vereinigen konnten. Keine andre Perſon hatte hinlängliches Anſehen, um dieß zu thun. Der König konnte es am wenigſten. In den Zeiten, wovon wir reden, war er nichts mehr, als der größte Gutsbe-

---

*) Quitrents ſagt der Verfaſſer. Dieß ſind, nach Blakſtone (2. B. 3. Kap.) einmahl für allemahl feſtgeſetzte Renten, welche die freeholders und alten copyholders ihrem Grundherrn zahlen, nicht ſowohl für das, und nach Verhältniß deſſen, was ſie aus dem Gute ziehn, als vielmehr zur Loskaufung von allen übrigen Schuldigkeiten, welche ihnen ſonſt die Lehnsverbindung auflegen würde. A. d. U.

ſitzer in ſeinen Staaten, dem die übrigen Gutsbeſitzer, um ſich mit ihm gegen ihre gemeinſchaftlichen Feinde vertheidigen zu können, gewiſſe Vorrechte einräumten. Eine kleine Schuld auf dem Gebiethe irgend eines großen Landeigenthümers, ohne die Einwilligung deſſelben einzutreiben, würde, da alle Einwohner jeder Baronie gewaffnet und gewohnt waren, einander und ihrem Herrn beyzuſtehen, dem Könige beynahe eben ſo viele Anſtrengung gekoſtet haben, als einen bürgerlichen Krieg zu dämpfen. Der König war alſo genöthigt, in dem größten Theile ſeines Landes, die Verwaltung der Gerechtigkeit denjenigen zu überlaſſen, welche Macht genug hatten, ſeine Rechtsſprüche in Vollziehung zu ſetzen. Er war auf gleiche Weiſe genöthiget, das Commando über die Miliz des Landes denjenigen zu überlaſſen, welche allein dieſe Miliz im Gehorſam erhalten konnten.

Es iſt ein Irrthum, zu glauben, daß die Gerichtsbarkeit der Grundeigenthümer über die Einwohner ihrer Ländereyen, ihren Urſprung aus dem Lehnsrechte genommen habe. Nicht bloß die höchſte bürgerliche und peinliche Gerichtsbarkeit, ſondern auch das Recht Kriegsvölker zu werben, Geld zu ſchlagen, und ſelbſt Geſetze für ihre Landleute zu geben, alle dieſe Rechte gehörten Jahrhunderte zuvor, ehe der Name Lehn (Feudum) in Europa bekannt wurde, den großen Gutsbeſitzern erb- und eigenthümlich (allodialiter) zu. Das Anſehen und die Gerichtsbarkeit, welche die ſächſiſchen Großen auf ihren Gütern vor der Eroberung beſaßen, ſcheint eben ſo groß geweſen zu ſeyn, als das Anſehn und die Gerichtsbarkeit der normänniſchen nach derſelben. Und doch iſt erſt nach der Eroberung das Lehnrecht in Eng-

Land zu gemeinem Rechte geworden. Von Frankreich iſt es eben ſo unläugbar, daß die Großen des Landes die ausgebreitetſte Gerichtsbarkeit und Herrſchaft auf ihren Gebiethen, lange zuvor als Allodium beſaßen, ehe man das Lehnsrecht daſelbſt eingeführt hat. Und was haben wir nöthig, in das entfernte Alterthum beyder Monarchien zurückzugehen? Beyſpiele aus weit ſpäteren Zeiten beweiſen uns, daß aus ſolchen Urſachen immer ſolche Wirkungen entſtehen müſſen. Es ſind noch nicht dreyßig Jahre, daß ein gewiſſer Cameron of Lochiel, Herr von der Herrſchaft Lochabar in Schottland, der weder das, was man vormahls einen lord of regality*) nannte, noch ſelbſt ein unmittelbarer Vaſall der Krone, ſondern ein Vaſall des Herzogs von Argyle, und nicht einmahl ſo viel als ein Frie-

---

*) Was die Lords of Regality ſind, erklärt Robertſon in ſeiner Geſchichte von Schottland (in der Baſeler Ausgabe des Originals Th. 1. S. 22.) „Die Ländereyen des Adels waren, ſagt „er," entweder Baronies oder Regalitys. Die Gerichtsbarkeit der erſtern war ausgedehnt, die Gerichtsbarkeit „der letztern, wie der Name anzeigt, königlich und beynahe „unbegränzt. Alle Rechtsſachen, bürgerliche und peinliche, „wurden von Richtern abgeurtheilt, die der Lord of Regality „ernannte; und wenn des Königs Gerichtshof jemanden aus „deſſen Gebiethe vor ſein Forum gefordert hatte: ſo konnte der „Lord durch das ſogenannte privilegium of repledging den Ausſpruch des Gerichtshofes bey Seite ſetzen und den Proceß von „ſeinem Gerichtshalter von neuem inſtruiren laſſen; ja, er „war befugt ſeinen Vaſallen dafür zu ſtrafen, daß er ſich einer „fremden Gerichtsbarkeit unterworfen hatte." Robertſon ſcheint mir ſich darin zu irren, daß er dieſen letztern Umſtand als ein den Lords of Regality eigenes Vorrecht anſieht. Allenthalben, wo der Adel die Gerichtsbarkeit in erſter Inſtanz auf ſeinen Gütern hat, wird der Bauer geſtraft, wenn er dieſe Inſtanz übergeht und ſich in ſeinen Rechtshändeln unmittelbar an die höhere Inſtanz der Landesgerichte wendet. A. d. U.

Friedensrichter war, doch über ſeine Lehnleute die höchſte peinliche Gerichtsbarkeit ausübte. Man ſagt, er habe dieß mit großer Billigkeit, obgleich ohne alle Rechtsformalitäten gethan. Und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß der damahlige verwirrte Zuſtand dieſes Theils von Schottland es nothwendig gemacht habe, daß er ſich dieſer Gewalt anmaßte, wenn der Landfriede erhalten werden ſollte. Dieſer Edelmann, deſſen Einkünfte von ſeinen Gütern nie fünfhundert Pfunde St. überſtiegen, führte doch, im Jahr 1745 achthundert ſeiner Leute zur Unterſtützung des Prätendenten ins Feld.

Ja, die Einführung des Lehnsſyſtems war ſo weit entfernt, die Gerichtsbarkeit der großen Allodialeigenthümer zu erweitern, daß man es vielmehr als einen Plan anſehen kann, wodurch ihr Anſehen eingeſchränkt werden ſollte. Es führte eine Reihe einander untergeordneter Stufen der Herrſchaft vom Könige bis zum kleinſten Eigenthümer, ein, und beſtimmte für jede Stufe das Maß von Pflichten und Dienſten, welche ſie den höhern zu leiſten hatte. Während der Minderjährigkeit eines Eigenthümers fielen die Einkünfte, ſo wie die Verwaltung ſeines Guts, in die Hände ſeines unmittelbaren Lehnsherrn; und war alſo der Minderjährige ein unmittelbarer Vaſall der Krone: ſo fiel beydes in die Hände des Königs. Dieſem war es in einem ſolchen Falle aufgetragen, ſowohl für den Unterhalt, als für die Erziehung ſeines Mündels zu ſorgen; und unter ſeine vormundſchaftlichen Rechte gehörte auch dieß, daß er die Hand einer unmündigen Erbtochter nach ſeinem Gefallen vergeben konnte, wenn er nur einen ihrem Stande gemäßen Mann für ſie wählte.

Aber obgleich dieſe neue Einrichtung unſtreitig dazu beytrug, das Anſehen des Königs zu vermehren, und die Macht der großen Gutsbeſitzer zu ſchwächen: ſo that ſie doch beydes nicht in einem hinlänglichen Grade, um Ordnung und eine gute Regierung unter die Einwohner des offenen Landes einzuführen; und ſie konnte es nicht, weil ſie den Zuſtand des Eigenthums und der Sitten ungeändert ließ, woraus die Unordnungen floſſen. Noch immer blieb das Anſehen der Regierung, in dem Haupte des Staates, zu ſchwach, und bey deſſen untergeordneten Gliedern, zu groß; und eben dieſe übermäßige Stärke der untern Glieder war Urſache von der Schwäche des Haupts. Nach der Einführung der Lehnsunterthänigkeit blieb der König doch immer noch ſo unvermögend, als zuvor, die Gewaltthätigkeiten des hohen Adels einzuſchränken. Sie fuhren noch immer fort, in ihrem eigenen Namen, und nach ihrem eigenen Gutdünken, — faſt unaufhörlich mit einander, und ſehr oft mit dem Könige, — Krieg zu führen; und das offene Land blieb vor wie nach ein Schauplatz der Gewaltthätigkeit, des Raubens und der Verwirrung.

Indeß, was durch alle Gewalt der Lehnsherrſchaft nicht hervorgebracht werden konnte, das wurde durch den ſtillen und unmerklichen Einfluß der Manufacturen und des auswärtigen Handels nach und nach bewirkt. Dieſe lieferten den großen Gutsbeſitzern Gegenſtände des Genuſſes, gegen welche ſie den ganzen Ueberfluß der Erzeugniſſe ihrer Ländereyen vertauſchen, und deren ſie für ſich allein genießen konnten, ohne ſie mit ihren Vaſallen und ihren Hofleuten theilen zu dürfen. Alles für uns und nichts für andre, ſcheint in allen

Zeitaltern der Welt die unedle Maxime der Herrſcher unter den Menſchen geweſen zu ſeyn. Sobald ſie alſo ein Mittel finden konnten, die Einkünfte von ihrem Eigenthume ſelbſt zu verzehren, hatten ſie keine Luſt mehr, ſie mit andern zu theilen. Für ein Paar diamantene Schuhſchnallen, oder für etwas eben ſo unnützes und unbedeutendes, gaben ſie ſo viele Producte, oder, welches einerley iſt, den Preis ſo vieler Producte hin, als hinlänglich ſind, tauſend Menſchen ein Jahr lang zu ernähren: und damit gaben ſie zugleich alles das Anſehen und den Einfluß weg, den die Unterhaltung von tauſend Menſchen verſchaffen kann. Aber dafür waren freylich auch dieſe Schuhſchnallen ganz ihr eigen, und kein andrer Menſch hatte irgend einen Genuß davon: da hingegen ſie von den Victualien, die auf ihrem Boden wuchſen, keinen Nutzen ziehen konnten, wenn ſie nicht tauſend Menſchen daran Theil nehmen ließen. Dieſer Umſtand entſchied bey den Gutsherren den Vorzug der neuen Art, ihre Einkünfte anzuwenden, vor der alten; ſo daß ſie nach und nach ihre ganze Macht und ihren Einfluß im Staate, gegen die Befriedigung einer kindiſchen und verächtlichen Eitelkeit vertauſchten.

In einem Lande, welches keinen auswärtigen Handel und keine Manufacturen hat, kann ein Mann, der zehntauſend Pfunde St. jährlicher Einkünfte beſitzt, ſchwerlich einen andern Gebrauch davon machen, als daß er vielleicht tauſend Familien davon ernährt, welche nun eben deßwegen, unausbleiblich unter ſeinem Befehle ſtehen werden. In dem jetzigen Zuſtande von Europa kann ein Mann, der zehntauſend Pfunde St.

jährlicher Einkünfte hat, dieſes ganze Einkommen verzehren, (und thut es auch gemeiniglich wirklich,) ohne daß er zwanzig Menſchen unmittelbar davon ernährt, und ohne daß er ſich dadurch die Herrſchaft über mehr als zehn Bedienten verſchafft, die der Mühe des Beherrſchens nicht werth ſind. Zwar unterhält er vielleicht jetzt mittelbar eine eben ſo große, oder noch größere Anzahl von Menſchen, als er bey der alten Art des Aufwandes würde unterhalten haben. Denn wenn auch die Anzahl der koſtbaren Producte, für welche er ſein ganzes Einkommen weggiebt, nur klein iſt: ſo iſt doch die Anzahl von Arbeitern ſehr groß, die zu Einſammlung und zu Bereitung dieſer Producte erfordert wird. Ihre hohen Preiſe kommen größtentheils von dem Lohne her, den ſo viele Arbeiter bekommen, — und von den Gewinnſten, welche alle diejenigen von ihren Kapitalien ziehen, die dieſe Arbeiter anſtellten. Der reiche Gutsbeſitzer alſo, der jene theuren Waaren kauft, bezahlt, in ihrem Preiſe, mittelbar alle dieſe Arbeitslöhne und Gewinnſte, und trägt alſo mittelbar zu dem Unterhalte der Arbeiter und der ſie lohnenden Kapitaliſten bey. Indeß iſt dieſer Beytrag gemeiniglich nur ein kleiner Theil von dem ganzen jährlichen Unterhalte beyder. Einigen wenigen darunter mag er, in dem Preiſe der Waaren, die er ihnen abkauft, vielleicht den zehnten Theil ihres Unterhalts auf ein Jahr lang bezahlen: aber bey andern wird das, was von dem Verkaufspreiſe auf ſie kömmt, nicht den hundertſten, nicht den tauſendſten, ja nicht den zehntauſendſten Theil ihres jährlichen Unterhaltes ausmachen. Er trägt freylich zum Unterhalte ihrer aller bey; aber ſie bleiben deßwegen nicht weniger unabhängig von ihm, weil ſie ſich gemeiniglich auch ohne ihn würden zu ernähren wiſſen.

Wenn die großen Landeigenthümer ihre Einkünfte auf die Unterhaltung ihres Anhangs und ihrer Vaſallen wenden: ſo ernährt jeder von ihnen alle ſeine Hof- und Lehnsleute ganz. Wenn ſie aber mit denſelben Künſtler und Gewerbsleute in Nahrung ſetzen: ſo trägt jeder Gutsbeſitzer zu dem Unterhalte jedes einzelnen Gewerbs- oder Handwerksmannes nur einen kleinen Theil bey. Alle zuſammen genommen mögen vielleicht jetzt einer größern Anzahl von Menſchen Brot geben, als ehedem: weil bey der Ausübung der Gaſtfreyheit in Zeiten, wo die Sitten noch roh ſind, eine Menge Lebensmittel unnütz verdorben wird. Aber keinem einzigen von ihnen, iſt ein Handwerksmann oder Kaufmann, der vielleicht mit hundert oder tauſend Kunden zu thun hat, ſeinen Unterhalt ganz ſchuldig. Ob er alſo gleich gegen alle, in gewiſſer Abſicht, Verbindlichkeiten hat: ſo iſt er doch von keinem einzigen unter ihnen völlig abhängig.

Da auf dieſe Weiſe der Aufwand, den die großen Landeigenthümer für ihren perſönlichen Genuß machten, ſtufenweiſe zunahm: ſo war es nicht anders möglich, als daß die Anzahl der Leute, die ihr Gefolge ausmachten, eben ſo ſtufenweiſe abnehmen mußten, bis ſich endlich dieſes ihr Gefolge gänzlich verlor. Eine gleiche Urſache veranlaßte ſie, nach und nach den überflüßigen Theil ihrer Lehnsleute und Unterſaſſen zu entlaſſen. Die Pachtgüter wurden erweitert; und die Einwohner des offenen Landes wurden, troß der Klagen, die man über Entvölkerung führte, bis zu derjenigen Anzahl vermindert, die, nach dem unvollkommnen Zuſtande des Ackerbaues in damahligen Zeiten, zum Anbaue hinlänglich war. Indem der Eigenthümer die unnützen Verzehrer von ſeinen Gütern wegſchaffte, und von den Pächtern derſelben Renten forderte, die dem Werthe der Güter völlig angemeſſen waren: ſo erhielt er einen größern Ueberſchuß von Producten, — oder, welches daſſelbe iſt, den Preis eines größern Ueberſchuſſes. Dieſes vermehrte Einkommen lernte er ſehr bald eben ſo gut auf perſönlichen Genuß wenden, (wozu Manufacturiſten und Künſtler ihm immer neue Gelegenheiten anbothen,) als er es zuvor mit ſeinem geringern gethan hatte. Da dieſelben Urſachen fortfuhren, auf ſein Gemüth zu wirken: ſo entſtand endlich in ihm die Begierde, von ſeinen Gütern noch größre Einkünſte zu ziehen, als bey dem gegenwärtigen Zuſtande des Landbaues geſchehen konnte. Seine Pächter aber konnten ſich zur Verbeſſerung deſſelben auf keine andere Weiſe verſtehen, als wenn ſie des Beſitzes ihrer Pachtgüter auf ſo eine Reihe von Jahren verſichert wären, daß ſie während derſelben dasjenige mit Gewinn wieder zu erhalten hoffen konnten, was ſie zu Verbeſſerung des Ackers ausgegeben hatten. Dieſe Bedingung ließ ſich der Gutsherr, dem es jetzt nur um die Mittel zu thun war, ſeine Eitelkeit durch Aufwand zu befriedigen, gefallen. Und auf dieſe Weiſe entſtand die Gewohnheit, Landgüter auf eine Reihe von Jahren zu verpachten.

Schon der Pachter, welcher zwar nur auf ſo lange, als es dem Herrn beliebt, in ſein Pachtgut eingeſetzt iſt, der aber die volle Rente bezahlt, die das Gut bringen kann, iſt von dem Eigenthümer nicht gänzlich abhängig. Die Vortheile, welche Eigenthümer und

Pachter bey dieſem Contracte haben, ſind gegenſeitig und gleich; und der Vaſall, welcher ihn ſchließt, wird weder ſein Vermögen, noch ſein Leben in dem Dienſte ſeines Herrn wagen. Iſt aber erſt der Pachtcontract auf lange Jahre geſchloſſen: dann iſt der Pachter gänzlich von ſeinem Herrn unabhängig; und dieſer darf nicht den kleinſten Dienſt von ihm erwarten, der nicht ausdrücklich bedungen worden iſt, oder von den Landesgeſetzen allen Pächtern aufgelegt wird.

Da auf dieſe Weiſe auf den Gütern der Großen, die Landleute unabhängig geworden waren, und aus ihren Häuſern das zahlreiche Gefolge entlaſſen war: ſo waren ſie nicht mehr im Stande den regelmäßigen Gang der Rechtspflege zu hemmen, oder den Landfrieden zu ſtören. Da ſie ihr Geburtsrecht, nicht wie Eſau, zur Zeit da ſie hungerte, für ein Linſengerichte, ſondern, in Zeiten der Ueppigkeit und des Ueberfluſſes, für Spielzeuge, die nur Kinder zu beluſtigen geſchickt, aber nicht die Begierde von Männern zu erwecken werth waren, verkauft hatten: ſo ſanken ſie zu eben ſo unbedeutenden Staatsgliedern herab, als die wohlhabenden Bürger und Gewerbsleute in den Städten waren. Die Geſetze wurden nunmehr auf dem Lande eben ſo ordentlich und pünctlich vollzogen, als in den Städten, weil dort eben ſo wenig, als hier, jemand mehr hinlängliche Macht beſaß, ſich der Regierung zu widerſetzen.

Eine Bemerkung muß ich hierbey machen, ob ſie gleich nicht eigentlich zum Gegenſtande meiner Unterſuchung gehört. In handelnden Staaten ſind ſehr alte Familien, das heißt, ſolche, die, vom Vater auf Sohn durch viele Geſchlechtsfolgen, in dem Beſitze derſelben

ſelben anſehnlichen Güter geblieben ſind, höchſt ſelten. Sie ſind im Gegentheil in Ländern gemein, die, wie die Provinzen Wallis und Hochſchottland, wenig oder gar keinen Handel haben. Die arabiſchen Geſchichtbücher ſcheinen voll von Geſchlechtsregiſtern zu ſeyn. Eines, welches von einem Chan der Tartarn geſchrieben und in mehrere Sprachen überſetzt worden iſt,*) enthält faſt nichts anders. Es muß alſo viele alte Familien unter dieſen Nationen geben. Die Urſache jenes Unterſchiedes iſt ohne Zweifel folgende. In Ländern, wo ein reicher Mann ſeine Einkünfte nicht anders verzehren kann, als indem er ſo viel Menſchen davon unterhält, als Menſchen davon leben können, iſt er ſelten in Verſuchung, über ſein Vermögen zu verthun, weil ſelten die Wohlthätigkeit eines Menſchen ſo ausſchweifend iſt, daß er die Unterhaltung mehrerer Menſchen über ſich nimmt, als er wirklich unterhalten kann. Da aber, wo er den größten Theil ſeiner Einkünfte auf ſeine eigene Perſon zu wenden Gelegenheit hat, ſetzt er oft ſeinem Aufwande keine Schranken, weil ſeine Eitelkeit und ſeine Eigenliebe keine Schranken kennen. Daher bleiben in Handelsſtaaten, die Reichthümer, auch wenn die Geſetze noch ſo viele Vorkehrungen machen, die Verſplitterung derſelben zu verhüten, doch höchſt ſelten lange in den nämlichen Familien. Unter Nationen hingegen, wo

---

*) Smith redet ohne Zweifel von der Hiſtoire Genealogique des Tartares, die zu Leiden 1726 in 2 Bänden in 12 herausgekommen iſt, deren Verfaſſer ein Nachkömmling des Dſchingis-Chan geweſen ſeyn ſoll, und deren Inhalt größtentheils aus Geſchlechtsregiſtern beſteht. S. d. 7te Note zu dem 64 Kap. von Gibbons bekanntem Werke of the Decline & Fall of the Roman Empire. A. d. U.

die Lebensart noch einfach und der Handel unbekannt iſt, iſt dieſes etwas ganz gewöhnliches, ohnerachtet ſich die Geſetze nicht darum bekümmern. In der That können auch unter Völkern, die noch im Hirtenſtande leben, wie die herumziehenden Tartarn und Araber, die Geſetze wenig zu Erhaltung der Reichthümer beytragen, da das einzige Eigenthum in einer verzehrbaren Sache beſteht.

Auf dieſe Weiſe wurde eine Staatsveränderung, die für das allgemeine Wohl von der größten Wichtigkeit war, von zwey Klaſſen von Menſchen bewirkt, die beyde nicht im mindeſten die Abſicht hatten, dem Publicum zu dienen. Die großen Landeigenthümer wurden durch keinen andern Bewegungsgrund dabey getrieben, als eine kleinliche Eitelkeit. Die Handwerker und Kaufleute handelten aus einem weniger nichtswürdigen, aber eben ſo ſelbſtſüchtigem Bewegungsgrunde, aus Geldbegierde; und thaten nichts anders, als was die Trödler und Hauſirer, — zu deren Klaſſe ſie in der That damahls gehörten, — heutiges Tages noch thun, ſie lieſen einem Pfennige nach, wo ein Pfennig zu haben war. Keine von beyden Klaſſen kannte, oder ahndete die große Revolution, welche ſie, die eine durch ihre Thorheit, die andere durch ihre Habſucht, nach und nach hervorbrachten. So ſind alſo, in dem größern Theile von Europa, die Handels- und Manufacturſtädte, anſtatt aus den Fortſchritten und dem wachſenden Flor des Landbaues zu entſpringen, ſelbſt erſt die Urſachen geworden, welche den Fortgang des Landbaues befördert haben.

Da indeſſen dieſe Folge der Dinge widernatürlich iſt: ſo iſt auch bey derſelben, der Fortgang zum Beſfern langſam und ungewiß. Man vergleiche das langſame Aufblühen derjenigen europäiſchen Länder, deren Reichthum von Manufacturen und Handel abhängt, mit den ſchnellen Fortſchritten der nordamerikaniſchen Kolonien, deren Reichthum ſich ganz auf den Ackerbau gründet. In dem größten Theile von Europa verdoppelt ſich, nach wahrſcheinlichen Vorausſetzungen, die Menſchenzahl erſt in fünfhundert Jahren. In einigen unſrer (ehemaligen) amerikaniſchen Kolonien hat man gefunden, daß ſie ſich in zwanzig, oder fünf und zwanzig Jahren verdoppelt. In Europa verhindern die Rechte der Erſtgeburt, und mehrere Arten das Eigenthum der Familien zu verewigen, die Zertheilung der großen Güter, und machen es dadurch unmöglich, daß die Anzahl der kleinen Eigenthümer ſich vermehren kann. Der Eigenthümer eines kleinen Guts aber, der von ſeinem Grund und Boden jeden Winkel kennt, ihn mit der eigenen Zuneigung anſieht, welche man für ſein Eigenthum, und am meiſten für ein kleines Eigenthum zu haben pflegt, und deßwegen ein Vergnügen daran findet, ihn nicht nur anzubauen, ſondern auch auszuſchmücken: ein ſolcher Gutsbeſitzer iſt von allen Landwirthen der geſchickteſte, Verbeſſerungen zu machen; er iſt der, welcher ſie mit der meiſten Einſicht unternimmt, und mit dem meiſten Glücke ausführt. — Ueberdieß werden durch jene Erbfolge- und Majoratsgeſetze ſo viele Ländereyen außer Umlauf geſetzt, daß immer mehr Kapitalien vorhanden ſind, mit welchen man Land kaufen will, als Ländereyen, die zum Verkaufe ausſtehen; daher die, welche verkauft werden, einen Monopolienpreis gelten.

Die Rente von einem Gute iſt nie den Geldzinſen gleich, die man von dem Einkaufskapital ziehen konnte; und doch iſt ſie noch mit Baukoſten und andern gelegentlichen Ausgaben beſchwert, denen ein auf Zinſen ausgeliehenes Kapital nicht unterworfen iſt. Durch ganz Europa wird ein kleines Kapital ſchlecht angelegt, wenn man ein Landgut dafür kauft. Zuweilen wird zwar auch ein Mann von mittelmäßigen Vermögensumſtänden, wenn er ſich von den Geſchäften zurückziehen will, durch die höhere Sicherheit, die der Beſitz von Grund und Boden gewährt, bewogen, ſein kleines Kapital auf den Ankauf von Ländereyen zu wenden. Auch kann ein Mann, der noch einen andern Beruf dabey hat, von welchem er ſeine Einkünfte zieht, Luſt bekommen, ſein Erſpartes auf dieſe Weiſe zu ſichern. Aber ein junger Mann, der mit einem Kapital von zwey oder drey tauſend Pfunden St., anſtatt ein Gewerbe anzufangen, oder ſich einem gelehrten Berufe zu widmen, ein kleines Stück Land kauft und anbauet, kann zwar auf dieſe Weiſe vielleicht ſehr glücklich und ſehr unabhängig leben: aber er muß allen Ausſichten auf großen Reichthum und Glanz entſagen, die, bey einer andern Anwendung ſeines Kapitals, für ihn ſo gut, wie für jeden andern wären geöffnet geweſen. Und doch wird dieſer Mann, deſſen Vermögen zu klein iſt, um ein Landeigenthümer zu ſeyn, es vielleicht unter ſeiner Würde halten, ein **Pachter** zu werden.

Die geringe Anzahl von Ländereyen alſo, die zum Verkaufe ausſtehen, und ihr hoher Preis verhindern eine Menge Kapitalien, die ſonſt ihren Weg dahin genommen hätten, zum Anbaue und zur Verbeſſerung derſelben

ſelben angelegt zu werden. In Nordamerika hingegen iſt oft funfzig oder ſechzig Pfund St. ein hinlängliches Kapital, um Pflanzungen damit anzufangen. Der Ankauf und das Urbarmachen wüſter Ländereyen iſt daſelbſt die gewinnvollſte Anwendung des größten ſowohl, als des kleinſten Kapitals, und iſt der geradeſte Weg zu allem dem Vermögen und Anſehen, welches in jenem Lande zu erlangen möglich iſt. In der That iſt wüſtes Land, in Nordamerika, faſt um nichts, oder für einen Preis zu haben, der weit unter dem Werthe ſeiner bloß natürlichen Producte iſt: eine Sache, die in Europa, — oder vielmehr in allen Ländern, wo Grund und Boden ſchon völlig vertheilt iſt, und jedes Fleckchen ſeinen Herrn hat, durchaus nicht ſtatt findet. Wenn indeß bey liegenden Gründen alle Kinder ein gleiches Recht der Erbfolge hätten: ſo würden nach dem Tode ſolcher Landeigenthümer, die eine zahlreiche Nachkommenſchaft hinterließen, ihre Güter gemeiniglich verkauft werden. Dadurch würden ſo viele Ländereyen zu Markte kommen, daß ihr Preis nicht mehr ein Monopolienpreis ſeyn könnte. Die Rente, welche Ländereyen brächten, würde den Zinſen von den Ankaufskapitalien näher kommen; und auch ein kleines Kapital würde im Landbau ſo vortheilhaft als auf jede andere Weiſe angelegt werden können.

England hat einen natürlich fruchtbaren Boden; ſeine Seeküſten ſind, im Verhältniſſe ſeines Flächenraums, weit ausgedehnt; und es wird von vielen ſchiffbaren Flüſſen durchſchnitten, die ſelbſt ſeinen vom Meere entfernteſten Provinzen die Bequemlichkeit einer Waſſerfracht verſchaffen. Es hat alſo vielleicht ſo viel

Anlage, als irgend ein Land in Europa, der Sitz des auswärtigen Handels, der für ausländiſchen Abſatz arbeitenden Manufacturen, und aller derjenigen Fortſchritte der Cultur zu ſeyn, die durch Handel und Manufacturen veranlaſſet werden. Auch ſind von der Regierung der Königin Eliſabeth an, die engliſchen Geſetzgeber auf die Vortheile des Handels und der Manufacturen vorzüglich aufmerkſam geweſen. Und in der That giebt es kein Land in Europa, Holland ſelbſt nicht ausgenommen, deſſen Geſetze, im ganzen genommen, dieſen beyden Zweigen des menſchlichen Fleißes günſtiger wären. Dem zufolge, ſind auch, während des gedachten Zeitraums, Handel und Manufacturen beſtändig im Steigen geweſen. Ohne Zweifel hat Anbau und Verbeſſerung des Bodens in der nämlichen Zeit gleichfalls Fortſchritte gemacht. Aber doch ſcheinen dieſe, dem weit ſchnellern Fortgange des Handels und der Manufacturen, langſam und in weiter Entfernung nachgefolgt zu ſeyn. Der größte Theil des Landes war höchſt wahrſcheinlich, ſchon vor der Regierung der Eliſabeth angebauet. Was damahls noch unangebauet geblieben war, liegt großentheils auch jetzt noch wüſte; und die Cultur des angebaueten Theiles iſt auch jetzt noch an den allermeiſten Orten, weit unter dem Grade der Vollkommenheit, der zu erreichen möglich wäre. Und doch begünſtigen die engliſchen Geſetze den Ackerbau, nicht nur mittelbar, indem ſie den Handel und den Gewerbfleiß beſchützen, ſondern auch unmittelbar, durch mehrere Arten der Ermunterungen. Die Ausfuhr des Getreides iſt nicht bloß erlaubt, ſondern wird auch, (ausgenommen in Zeiten der Theurung) durch eine Prämie befördert. In Zeiten, wo ein mittelmäßiger Vorrath von Getreide vorhanden iſt, wird die Einfuhr des auswärtigen mit ſo ſtarken Abgaben belegt, daß ſie einem völligen Verbothe gleichgelten kann. Die Einfuhr fremden Viehes iſt, außer von Irrland her, zu allen Zeiten verbothen; und auch dieſem Lande iſt ſie erſt ſeit kurzem zugeſtanden werden. Die, welche das Land anbauen, haben alſo, in Abſicht der beyden vornehmſten Waaren, die ſie erzeugen, Brot und Fleiſch,— zum Nachtheile ihrer Mitbürger Monopolienrechte. Dieſe Ermunterungen, ob ſie gleich, wie ich in der Folge zeigen werde, faſt alle mehr ſcheinbar, als wirklich ſind, zeigen doch wenigſtens den guten Willen des Geſetzgebers an, dem Ackerbaue aufzuhelfen. Aber, was von einer weit größeren Wichtigkeit und von größerem Einfluſſe iſt: der engliſche Landmann hat ſo viel Sicherheit, Unabhängigkeit und öffentliche Achtung erhalten, als Geſetze nur geben können. Kein Land alſo, in welchem das Erſtgeburtsrecht obwaltet, das einen Fruchtzehnten an die Geiſtlichkeit bezahlt, und wo noch Subſtitutionen ins Unendliche zugelaſſen werden, ob ſie gleich dem Geiſte der Geſetze nicht gemäß ſind; kein ſolches Land kann dem Ackerbaue mehr Ermunterung geben, als England ihm giebt. Und doch iſt der Zuſtand unſers Ackerbaues ſo, wie ich ihn zuvor beſchrieben habe. Was würde er erſt ſeyn, wenn die Geſetze dem Ackerbaue unmittelbar keine Ermunterung gegeben, und ihn bloß in ſofern unterſtützt hätten, als ſein Flor mit dem Flor des Handels zuſammenhängt? Was würde er ſeyn, wenn ſie unſern Landmann in demſelben Zuſtande gelaſſen hätten, in welchem er in den meiſten andern europäiſchen

Ländern iſt? — Zweyhundert Jahre ſind jetzt ſeit dem Anfange der Regierung der Königin Eliſabeth verfloſſen. Ein ſo langer Zeitraum — der längſte vielleicht, den der Wohlſtand irgend eines Volks ununterbrochen gedauert hat, — hätte hinreichend ſeyn ſollen, den Ackerbau auf einen weit höhern Flor zu bringen.

Frankreich ſcheint ſchon ein Jahrhundert zuvor, ehe England als ein handelndes Land in Betrachtung kam, einen anſehnlichen auswärtigen Handel getrieben zu haben. Schon vor dem Feldzuge Karls des achten nach Neapel, war die franzöſiſche Schiffahrt, nach den Begriffen der damahligen Zeit, beträchtlich. Demohnerachtet iſt der Ackerbau in Frankreich, im Ganzen, weit unter dem engliſchen. Die Urſache iſt, weil er dort nie unmittelbar ſo viele Ermunterungen durch die Landesgeſetze erhalten hat.

Der auswärtige Handel, den Spanien und Portugal nach andern Theilen von Europa treiben, iſt ſehr beträchtlich, ob er gleich größtentheils mit fremden Schiffen geführt wird. Ihren Handel mit ihren Kolonien führen ſie mit eigenen Schiffen; und dieſer iſt noch weit anſehnlicher, weil dieſe Kolonien von großem Umfange und reich ſind. Aber weder der eine, noch der andere Handel hat in dieſen beyden Ländern irgend eine für den auswärtigen Abſatz arbeitende Manufactur von Bedeutung eingeführt: und die Ländereyen von beyden liegen noch zum größern Theile wüſte. — Und doch iſt Portugals auswärtiger Handel, nach dem italieniſchen, der älteſte in der europäiſchen Handelsgeſchichte.

Italien ſcheint das einzige große Land in Europa zu ſeyn, das durch Hülfe des auswärtigen Handels und der für das Ausland arbeitenden Manufacturen, durchgängig ſeinen Boden verbeſſert und ſeinen Ackerbau in Flor gebracht hat. Vor dem feindlichen Einfall Karls des achten, war, nach dem Bericht des Guicciardini, Italien in ſeinen gebirgigſten und ödeſten Gegenden eben ſo angebauet, als in ſeinen fruchtbarſten Ebenen. Zu dieſem allgemein verbreiteten Anbau trug ohne Zweifel die geographiſche Lage des Landes, und die Zertheilung deſſelben in viele von einander unabhängige Staaten, das ihrige bey. Und vielleicht darf man noch überdieß, bey aller Glaubwürdigkeit, die der Ausſpruch eines ſo verſtändigen und in ſeinen Urtheilen ſo vorſichtigen Geſchichtſchreibers verdient, doch annehmen, daß Italien damahls nicht beſſer angebauet war, als England gegenwärtig iſt.

Indeß iſt das Kapital, welches ein Land durch Handel und Manufacturen erwirbt, ihm ſo lange ſehr wenig geſichert, als nicht ein Theil davon in der Verbeſſerung des Bodens und Vermehrung des Ackerbaues angelegt worden iſt. Man ſagt mit Recht, daß ein Kaufmann keinem Lande als Bürger eigenthümlich zugehört. Es iſt ihm großentheils gleichgültig, von welchem Orte aus er ſeine Handlungsgeſchäfte dirigirt. Und wenn ihm nur eine geringe Veranlaſſung zur Unzufriedenheit in einem Lande gegeben wird: ſo entſchließt er ſich leicht, ſein Kapital, und mit ihm alle die Vortheile, die es durch Beſchäftigung fleißiger Hände gewährte, von da wegzuziehen, und einem andern Lande zuzuwenden. Kein Theil dieſes Kapitals iſt ſo lange des einen, oder des andern Landes beſonderes Eigenthum, als es nicht, entweder auf dem Boden des Landes, durch aufgeführte Gebäude gleichſam feſtgemacht, oder in den Boden, durch ſtäte Verbeſſerung deſſelben, **verſenkt** wird. Welche andere Spuren ſind jetzt noch von den großen Reichthümern übrig, welche die Hanſeeſtädte beſeſſen haben, als die Nachrichten, die wir davon in den dunkeln Geſchichtbüchern des dreyzehnten und vierzehnten Jahrhunderts finden? Es iſt ſogar ungewiß, wo einige dieſer Städte gelegen haben, — und welchen der jetzt noch vorhandenen wir die lateiniſchen Namen, die wir in jenen Geſchichtſchreibern aufgeführt finden, zueignen ſollen. — In Italien hingegen haben zwar die Unglücksfälle, welche das Land am Ende des funfzehnten und ſechzehnten Jahrhunderts erlitt, den Handel der toſkaniſchen und lombardiſchen Städte ſehr vermindert: aber dieſe Provinzen bleiben doch noch ſo volkreich und wohl angebauet, als irgend ein Land in Europa. — Aus Flandern haben die bürgerlichen Kriege, und die Härte der ſpaniſchen Regierung den großen Antwerpiſchen, Gentiſchen und Brüggiſchen Handel vertrieben. Aber Flandern ſelbſt fährt fort, eines der reichſten, volkreichſten und angebaueteſten Länder von Europa zu ſeyn. Die Quellen des Reichthums, die aus dem Handel allein entſpringen, verſiegen leicht durch die gewöhnlichen Zufälle der Kriege, und die Abwechſelungen guter und ſchlechter Regierungen. Die, welche aus den dauerhaftern Verbeſſerungen des Ackerbaues fließen, können nicht anders zerſtört werden, als durch diejenigen gewaltſamen Zerrüttungen, welche kriegeriſche Einfälle barbariſcher Völker, wenn ſie Jahrhunderte lang fortdauern, verurſachen; Zerrüttungen der Art, wie ſie die weſtlichen Provinzen Europens, einige Zeit vor und nach dem Falle des römiſchen Reichs, erlitten.

Einige
Anmerkungen des Ueberſetzers,
die engliſche Rechtspflege betreffend.

1.

Ueber die S. 211. dieſes Bandes erwähnte action of a common recovery.

Sie war urſprünglich ein Betrug, den die Geiſtlichen ſpielten, um den Geſetzen gegen die Erwerbungen der todten Hand auszuweichen. Und von dieſem Betruge, den der Geſetzgeber, ſobald er ihn entdeckte, für die Erfinder durch neue Verordnungen unnütz machte, nahmen demohnerachtet die Gerichtshöfe die Form an, um in andern Fällen und bey andern Perſonen von einem läſtigen Geſetze, mit einem Scheine von Geſetzmäßigkeit, abgehen zu können.

Als nämlich Schenkungen und Vermächtniſſe an geiſtliche Stiftungen anfingen für politiſch ſchädlich angeſehen, und daher durch Geſetze eingeſchränkt zu werden, unter welchen Geſetzen das vornehmſte war, daß eine ausdrückliche königliche Erlaubniß erfordert wurde, ſolche Schenkungen und Vermächtniſſe gültig zu machen: nahmen die, welche ihre Güter, dem Geſetze zuwider, ohne königliche Erlaubniß, an ein geiſtliches Haus überlaſſen wollten, zu einem zwiſchen ihnen und dieſem Hauſe verabredeten Prozeſſe ihre Zuflucht. Dieſes machte nämlich einen bloß erdichteten Anſpruch auf das Gut, welches ihm geſchenkt werden ſollte, und klagte auf die Wiederabtretung deſſelben, als eines ihm von dem jetzigen Beſitzer unrechtmäßig vorenthaltenen Eigenthums. Der mit ihm unter der Decke ſpielende Beſitzer erſchien vor Gericht, erkannte die Rechtmäßigkeit des Anſpruchs, und entſagte freywillig aller Vertheidigung. Es war alſo natürlich, daß der Kläger befriediget wurde, und zur recovery, oder Wiedererlangung ſeines Gutes, durch richterlichen Spruch gelangte.

Dieſem Betruge vorzubeugen, verordneten ſpätere Parlamentsacten, daß keine geiſtliche Corporation ein Gut, durch eine bloße Action of common recovery (das heißt, durch eine Klage auf Wiedererlangung eines ehemaligen Eigenthums und durch die Anerkennung des Anſpruchs von Seiten des jetzigen Beſitzers) ſolle an ſich bringen können: ſondern daß ſie geradezu die Gültigkeit ihres Rechts beweiſen müſſe. Die Methode ſelbſt aber, die freywillige Uebertragung eines Eigenthums von A auf B in die Form eines gerichtlichen Ausſpruchs einzukleiden, durch welchen A gezwungen wird, dem B ſein bisher vorenthaltnes Eigenthum zurückzugeben, ſchien den engliſchen Rechtsgelehrten eine glückliche Erfindung, um gewiſſe andere Endzwecke zu erreichen, welche das Publicum und die Regierung mehr begünſtigte, als die Bereicherung der Geiſtlichkeit. Ein freywillig abgetretenes Gut nämlich geht an den neuen Eigenthümer mit allen den Laſten über, die darauf haften; ein durch Hülfe richterlichen Spruchs wiedererlangtes Eigenthum muß, natürlicher Weiſe, von den Feſſeln frey ſeyn, die ſein bisheriger unrechtmäßiger Beſitzer demſelben angelegt hatte. Als demnach Fideicommiſſe und Subſtitutionen anfingen, dem Geiſte der engliſchen Verfaſſung entgegen zu ſeyn, nahmen die engliſchen Gerichtshöfe dieſe Klage of common recovery, als eine gültige Methode an, ein Gut von Subſtitutionen zu befreyen, und es zu einem perſönlichen Eigenthume zu machen. — Da ein Pachtcontract ebenfalls nur gültig ſeyn kann, wenn der Verpachter rechtmäßiger Eigenthümer iſt: ſo vernichtet die Action of common recovery, — (wenn man das, was in ihr erdichtet iſt, als reell annimmt) die Rechte des Pachters ſowohl, als die Anſprüche des ſubſtituirten künftigen Eigenthümers. — Dieß wurde auch in der Praxis ſo lange angenommen, als Landpächter, bey den engliſchen Geſetzgebern und Richtern, in keine ſonderliche Betrachtung kamen. Als aber der Landbau, und mit demſelben die Perſonen, deren Gewerbe er war, die öffentliche Achtung und Aufmerkſamkeit auf ſich zogen: ſo fand man es unbillig, einen reellen und dem Lande nützlichen Contract einer bloßen Erdichtung aufzuopfern. Ob man alſo gleich die Gewohnheit, Landgüter auf jene Weiſe zu übertragen, beybehielt, und es zuließ, daß die ſubſtituirten Erben oder Eigenthümer dadurch um ihre Rechte gebracht wurden: ſo ſchützte man doch die Pächter in den ihrigen. Es iſt der Mühe werth, den Gang dieſes vor den Augen des Gerichtshofes geſpielten Romans, (worin die Action of common recovery beſteht,) mit ein paar Worten anzuzeigen. Geſetzt, David Eduard beſitze ein Freygut, worauf Subſtitutionen haften, und wünſche es als ein freyes Erbe an Franzis Golding zu überlaſſen. Dieſer reicht alſo eine Klage ein, in welcher er den David Eduard für einen unrechtmäßigen Beſitzer des Guts ausgiebt, und um die Wiedergabe deſſelben bittet. Er giebt vor: ein gewiſſer Hugh Hunt habe ihn mit Gewalt aus dem Beſitze des Gutes vertrieben, und erſt nach dieſer Zeit habe es David Eduard gekauft. Nun erſcheint dieſer, und beruft ſich auf einen Jacob Moreland, der, bey dem Ankaufe des Gutes, ihm die Gewähr geleiſtet habe, daß der Verkäufer rechtmäßiger Beſitzer ſey. Dieſer Jacob Moreland wird auch vor Gericht gefordert, erkennt, wenn er erſcheint, ſeine Gewährleiſtung an, und nimmt es auf ſich, den Titel des damahligen Verkäufers, und alſo zugleich des jetzigen Beſitzers zu vertheidigen. Nun aber bleibt in den dazu angeſetzten Terminen Jacob Moreland aus. Er wird alſo contumacirt: ſeine Gewährleiſtung wird für nichtig, der Titel des jetzigen Beſitzers, der, ſeinem Geſtändniſſe nach, ſich bloß auf jene Gewährleiſtung gründete, wird für ungültig erklärt, und folglich das Gut dem Kläger zuerkannt. Alles das ſind bloß erdichtete Thatſachen; und die Perſonen ſpielen angenommene Rollen, worüber ſie unter ſich und mit dem Gerichtshofe übereingekommen ſind. Der, welcher den Jacob Moreland vorſtellt, iſt gemeiniglich einer der untern Gerichtsdiener. Das Ende und der Endzweck von dem allen iſt die Uebertragung des Freyguts an Francis Golding, mit Vernichtung der darauf haftenden Subſtitutionen: ein Endzweck, der, wenn nicht Anhänglichkeit an den Buchſtaben der Geſetze, mit Veränderungen in dem Geiſte derſelben, in der engliſchen Verfaſſung herrſchte, gewiß auf einem kürzern und natürlichern Wege wäre zu erhalten geweſen.

2.

Ueber die S. 212 dieſes Bandes erwähnten actions oder writs of ejectment, of right, of entry, und über die engliſchen Aſſizegerichte.

Der engliſche Rechtsgang iſt, wie der alte römiſche Prozeß mit Formeln überhäuſt: und aus den Formeln ſind die Fictionen entſtanden, durch welche man dem Zwange derſelben zu entgehen, oder ihr Unpaſſendes zu verbeſſern geſucht hat. Jeder Prozeß bey den engliſchen Gerichtshöfen fängt mit einem writ an, oder mit einem vom Großkanzler im Namen des Königs ausgefertigten Befehle an den Sherif derjenigen Grafſchaft, in welcher das objectum litis vorhanden, oder die Handlung, die die Klage veranlaſſet hat, vorgegangen iſt: des Inhalts, daß der Sherif den Beklagten zur Befriedigung des Klägers anhalten, oder, im Weigerungsfalle, an einem beſtimmten Tage vor einen der königlichen Gerichtshöfe in Weſtmünſter, vorladen ſoll. Dieſer Befehl oder writ nun enthält zugleich den beſtimmten Ausdruck der Klage, nach einer ſchon zuvor bekannten und von den Gerichten angenommenen Formel. Er wird daher, ſo wie er beſtimmt iſt, den Gerichtshof zur Ausübung der urſprünglich dem Könige zuſtehenden Gerichtsbarkeit zu autoriſiren, von ihm auch zur Grundlage und zur Richtſchnur ſeines ganzen gerichtlichen Verfahrens genommen. Die Anzahl dieſer writs hat ſich natürlicher Weiſe in der engliſchen Rechtspflege eben ſo von Zeit zu Zeit vermehrt, wie ſich die Anzahl der Actionen im römiſchen Rechte vermehrt hat. Denn mit dem Fortgange der bürgerlichen Geſellſchaft thun ſich immer neue Verhältniſſe der Dinge und beſonders des Eigenthums hervor, auf welche die alten Rechtsformeln durchaus nicht mehr paſſen. In England ſind der Großkanzler und ſeine Gehülfen, die clerks of chancery, durch ein Statut vom dreyzehnten Jahre Eduards des erſten, angewieſen, ſo oft ein Fall vor ſie gebracht wird, der ſich unter die bisherigen writs nicht bringen läßt, über die Verfertigung eines neuen zu rathſchlagen. Können ſie darüber nicht einig werden: ſo wird die Sache für wichtig genug angeſehen, um den Gegenſtand einer parlamentariſchen Unterſuchung auszumachen. Der Fall wird alſo dem Parlament, in deſſen nächſter Sitzung, vorgelegt; und dieſes beſtimmt, mit Zuziehung der vornehmſten Rechtsgelehrten des Reichs, die Form desjenigen writs, mit welchem der gedachte Fall und die ihm ähnlichen künftig in den Proceßgang ſollen eingeleitet werden.

Sobald man die ſo unendlich mannigfaltigen Geſchäfte des bürgerlichen Lebens, unter eine beſtimmte Anzahl von Formeln und Ausdrücken zwingen muß, wofern man ſie zur gerichtlichen Unterſuchung bringen will: ſo iſt man oft in der Nothwendigkeit, entweder den Formeln eine ganz andere Auslegung zu geben, als ihre Urheber im Sinne hatten, oder den Thatſachen und den Dingen ſelbſt eine Geſtalt anzudichten, die ihnen nicht zukömmt. Daher die häufigen fictiones juris in der juriſtiſchen Praxis aller Länder, die ein ſolches formulariſches Recht haben. Die engliſche Praxis iſt damit überhäuft. Der Scharfſinn und der Zuſammenhang, der in dieſen Spitzfindigkeiten herrſcht, ſetzt in Verwunderung; aber das äußerſt Fehlerhafte der Einrichtung ſelbſt macht es unbegreiflich, wie ein ſo aufgeklärtes Volk, als das engliſche, nachdem es Staat und Kirche ſo glücklich reformirt hat, ſeiner Rechtsverwaltung dieſe veraltete, gothiſche Geſtalt habe laſſen können. Das Räthſel löſet ſich nur dadurch, wenn es anders zu löſen iſt, daß die Anhänglichkeit an das Alterthum der Geſetze, in Dingen, die nicht auf eine ſichtbare Weiſe dem gemeinen Weſen ſchaden, zu dem Charakter eines freyen Volks gehört. Und darin liegt auch zugleich die Entſchuldigung: weil in der That dieſe Anhänglichkeit, beſonders in Sachen, die das Eigenthum betreffen, ein nöthiges Gegengewicht gegen die Gewalt des demokratiſchen Theils der Verfaſſung, Neuerungen zu machen, abgiebt.

Alles das, was ich jetzt geſagt habe, wird durch die Beyſpiele, welche der Autor anführt, beſtätiget und erläutert. Der writ, oder die Action, durch welche, vor den Zeiten Heinrichs des ſiebenten, ein Pachter, den ſein Gutsherr vor dem abgelaufenen Termine aus dem Pachte vertrieb, ſein Recht gegen dieſen ſuchen konnte, war bloß der writ of covenant: das heißt, es ſtand ihm keine andre Klage frey, als die allgemeine, wegen Nichthaltung eines geſchloſſenen Contracts. Dieſe konnte ihn aber, nach den eingeführten Rechtsgewohnheiten, in vielen Fällen zu nichts weiter verhelfen, als zu einer Schadloshaltung, ohne daß er in das Pachtgut wieder eingeſetzt wurde. Da nun um die Zeiten Heinrichs des ſiebenten, die Rechte der Landleute und Pächter anfingen, wichtiger und ehrwürdiger in den Augen der Nation zu erſcheinen, als bisher: ſo erfanden die Häupter der Rechtsverwaltung einen neuen writ, der bloß zum Beſten der Pächter beſtimmt war; und das war der writ of ejectment. Nach dieſem konnte, wegen unrechtmäßiger Vertreibung aus dem Pachte, eine unmittelbare und directe Klage von dem Pachter gegen ſeinen Gutsherrn angeſtellt werden, die, wenn ſie vom Richter anerkannt wurde, die Wiedereinſetzung des Pachters in ſein verlornes Gut, bis zum Ablaufe der Pachtzeit, zur Folge hatte. Bis hieher war man, durch die neue Form, der Natur und der Wahrheit näher gekommen. Aber indem man nun weiter, (wie der Autor es anzeigt) den writ of ejectment anwendete, einen Prozeß über das Eigenthum des Gutes ſelbſt einzuleiten, wich man wieder von Natur und Wahrheit ſo weit ab, als es nur in der Rechtspflege irgend eines Landes je geſchehen iſt.

Vorher nämlich, ehe dieſe neue Fiction in Uebung kam, hatte der, welcher auf einen liegenden Grund, der in dem Beſitze eines andern war, einen Rechtsanſpruch machte, nur die vom Autor angeführten zwey Wege, ihn vor Gericht durchzufechten, den writ of right, (actionem juris) und den writ of entry, (actionem iniustae invasionis). Der erſte, welcher der allernatürlichſte zu ſeyn ſcheint, iſt, nach Blackſtone, gerade der, welcher in der engliſchen Rechtspflege am ſeltenſten gebraucht wird, weil er der allerweitläufigſte und verwickeltſte ſeyn ſoll. Der Kläger, welcher ſich des writs of right bedient, greift gerade zu das Eigenthumsrecht des jetzigen Beſitzers an, und macht ſich anheiſchig, zu beweiſen, daß er ein beſſeres und gegründeteres habe. Der andere Weg, nach dem writ of entry, der noch jetzt in manchen Fällen im Gebrauche iſt, läßt das Eigenthumsrecht unerörtert, und greift bloß den Beſitz des Gegners an. Der Kläger behauptet nämlich, daß dieſer durch gewaltſame Mittel zu dem Beſitze des Gutes gelangt ſey: worauf der Beklagte entweder das Factum ableugnen, oder zeigen muß, daß er ein Recht gehabt habe, dieß zu thun, weil er der wahre Eigenthümer ſey; da dann durch eine Wendung die Unterſuchung über das Eigenthumsrecht herbeygeführt wird.

Beyde Methoden aber wurden verlaſſen, als man fand, daß der Prozeß eines Pachters, den er nach dem writ of ejectment anſtelle, — Gott weiß warum, — weit kürzer war, und ſicherer zum Ziele führte, als alle die, in welchen über Eigenthum und Beſitz geſtritten wurde. Man wünſchte alſo, und man fand endlich Mittel, die Action of ejectment, die ſich ausdrücklich auf das Verhältniß zwiſchen Pachter und Gutsherrn bezog, auch auf Fälle anzuwenden, wo von gar keinem Pachte, ſondern von einem ſtreitigem Eigenthume die Rede war. Die Art, wie dieß geſchieht, iſt ein noch mehr verwickelter Roman, als der bey der Action of common recovery geſpielt wird. Das Weſentliche davon iſt folgendes. John Rogers ſey der Kläger, der ein Gut, jetzt im Beſitze von Georg Saunders, in Anſpruch nehmen, und ſich dazu der action of ejectment bedienen will. Er erdichtet alſo, daß er das Gut an Richard Smith verpachtet, — daß er dieſen wirklich in das Gut eingeführt habe, und daß dieſer von einem dritten, einem William Stiles mit Gewalt herausgeworfen worden ſey. Nun tritt alſo Richard Smith vor Gericht als Kläger auf, und ſtellt gegen William Stiles eine action of ejectment an. — Dieſer meldet es hierauf dem jetzigen Beſitzer Saunders, gegen welchen im Grunde der ganze Prozeß geführt wird, — und ſetzt als eine freundſchaftliche Warnung hinzu, daß er für ſein Theil gar kein Recht an dem Gute und in demſelben habe, und ſich alſo gegen die Klage des vorgegebenen Pachters gar nicht vertheidigen werde. Er räth ihm daher, ſelbſt vor Gerichte zu erſcheinen, und ſeinen titulum possessionis zu beweiſen: weil ſonſt unfehlbar die Sentenz gegen ihn (den Stiles) zu Gunſten des Klägers ausfallen werde, wodurch aber zugleich er (Saunders) aus dem Beſitze des Gutes getrieben werden würde. Wenn nun auf Empfang dieſer ſchriftlichen Warnung Saunders nicht vor Gericht erſcheint: ſo wird die Rechtmäßigkeit der Klage des Pachters, und alſo zugleich das Eigenthumsrecht ſeines Verpachters, als ausgemacht und zugeſtanden angeſehen. Erſcheint aber Saunders; ſo muß er zuerſt, (um nur den Proceß in Gang zu bringen,) die drey Erdichtungen als wahr anerkennen: 1) daß Roger das Gut an

Smith verpachtet habe, 2) daß Smith in das Gut eingeführt worden ſey, und 3) daß er, Saunders, (der nun an die Stelle von Stiles freywillig tritt) ihn herausgeworfen habe. In dieſem Prozeſſe nun, den der, nach der angenommenen Fiction, herausgeworfne Pachter, gegen den jetzigen Beſitzer des Gutes, der ihn herausgeworfen haben ſoll, anſtellt, iſt es natürlich des Pachters Pflicht, die Rechtmäßigkeit ſeines Pachtbeſitzes zu beweiſen; und da dieſe nicht ſtatt findet, wenn nicht der Verpachter rechtmäßiger Eigenthümer des Guts geweſen iſt: ſo kommt endlich durch alle dieſe Wendungen das Eigenthumsrecht der beyden Leute Roger und Saunders ſelbſt zur Sprache. Unbegreiflich iſt es einem Layen, der in die Geheimniſſe der engliſchen Themis nicht eingeweihet iſt, wie dieſer mit Fictionen überfüllte Prozeßgang, — wo das, was nach der Natur der Sache der Hauptgegenſtand der Unterſuchung ſeyn ſollte, nur als ein Incidentpunct des Prozeſſes vorkommt, — doch der leichteſte, bequemſte und der kürzeſte Weg ſeyn ſoll, zu ſeinem Rechte zu gelangen. Und doch behauptet dieſes der große engliſche Rechtslehrer Blackſtone, aus deſſen Commentarys Vol. III. p. 199. u. f. ich dieſe Nachrichten entlehne. Nach ihm iſt in der neuern Praxis dieß der gewöhnliche Weg, das ſtreitige Eigenthumsrecht an liegenden Gründen vor Gerichte zur Entſcheidung zu bringen.

Man wird nunmehr auch verſtehen, was Smith ſagt, daß in einem Lande, wo die Eigenthümer, oder die, welche Eigenthumsrechte zu verfechten haben, ſich der Rechte der Pächter bedienen, um die ihrigen geltend zu machen, der Pachtbeſitz eben ſo ſicher und geſchützt, als der eigenthümliche ſeyn müſſe.

Noch muß ich ein Wort von den Aſſizes ſagen, weil der Autor es als ein zweytes Vorrecht der Pächter in neuern Zeiten anſieht, daß ihre Proceſſe mit ihren Gutsherrn über den Pacht nicht mehr, by the uncertain decision of a single assize entſchieden werden.

Das Wort Aſſize kömmt von assidere, und bedeutet urſprünglich die Jury, oder die Verſammlung der Geſchwornen, die beyſammen ſitzen, um eine von einem Gerichtshofe ihnen vorgetragene Sache zu unterſuchen. Dann wird, durch eine Metonymie, auch der Gerichtshof ſelbſt darunter verſtanden, der die Jury zuſammenberuft. Unter den courts of assize verſteht man eine Art delegirter oder Commiſſorialgerichte, die in jeder Grafſchaft, des Jahrs zweymahl, von zwey dazu bevollmächtigten und abgeſandten Richtern, die gemeiniglich zwey Mitglieder des einen oder des andern hohen Gerichtshofs in Weſtminſter, (des Courts of King's-bench, oder des Courts of Common pleas) ſind, gehalten werden. Ihre Commiſſion hat eigentlich den Endzweck, wegen der in Weſtminſter ſchwebenden Prozeſſe, deren Gegenſtand in der Grafſchaft iſt, die Jury der Grafſchaft zu verſammeln, und über das Factum das verdict oder den Ausſpruch der Jury einzuhohlen. Ihre Vollmacht aber erſtreckt ſich noch weiter. In kleinern Sachen können ſie, nach eingehohltem Verdict der Jury, ſelbſt die Finalſentenz fällen. In größern müſſen ſie das Verdict durch ihren Gerichtshof, von dem ſie abgeſchickt ſind, beſtätigen laſſen. Ueberhaupt ſind dieſe courts of assizes an die Stelle der ehemaligen Grafſchaftsgerichte getreten, und verrichten zum Theil ihre Geſchäfte. Ohne Zweifel will alſo unſer Autor ſagen, daß ehedem die Pachtprozeſſe, als Sachen von geringerer Erheblichkeit, in den Untergerichten der Grafſchaften, oder in den Commiſſorialgerichten, in einer einzigen Sitzung, ſummariſch abgethan worden ſind: dahingegen ſie jetzt als wichtigere behandelt, und vor die Gerichtshöfe von Weſtminſter gebracht werden, wo die Wahrſcheinlichkeit für ſie größer iſt, unpartheyiſches Recht, und eine vollſtändige Unterſuchung ihrer Sache zu erhalten.

Einige Verbeſſerungen,

welche im zweyten Bande von Smiths Unterſuchungen über die Natur und die Urſachen des Nationalreichthums, zu machen ſind.

S. 17 Z. 19 l. im vergangenen Jahre.

S. 60 Z. 10 l. ihre Wechſelbriefe.

Die S. 80 befindliche Anmerkung, die engliſche Südſee-Geſellſchaft und den Miſſiſippi-Plan betreffend, muß auf der folgenden Seite, Z. 6 nach den Worten: verbinden wollte, geleſen werden.

S. 126 Z. 7 und 8 von unten, l. bey dem größten Theile.

S. 130 Z. 13 l. entzogen haben

S. 174 Z. 16 ſtatt jenes l. dieſes.

Z. 18 ſtatt Dieſes l. Jenes.

Unterſuchung
über
# die Natur und die Urſachen
des
Nationalreichthums

von

Adam Smith,

Doctor der Rechte,
Mitgliede der Londoner und Edinburger Geſellſchaft der Wiſſenſchaften
und Königlichem Commiſſar bey dem Zollamte in Schottland,
ehedem Lehrer der Moralphiloſophie auf
der Univerſität zu Glasgow.

Aus dem Engliſchen der vierten Ausgabe
neu überſetzt.

Dritter Band.

Breslau,
bey Wilhelm Gottlieb Korn,
1795.

A D
BIBL. UNIV.
[illegible]AC.

München

Inhalt
des dritten Bandes.

Viertes Buch.
Von den Syſtemen der Staatswirthſchaft.

Einleitung. Seite 1

Erſtes Kapitel.

Unterſuchung, worauf das kaufmänniſche- oder Handelsſyſtem ſich gründe. 2

Zweytes Kapitel.

Von Beſchränkung der Einfuhr ſolcher Waaren aus fremden Ländern, welche im Lande ſelbſt erzeugt werden können. 39

Drittes Kapitel.

Von außerordentlichen Beſchränkungen der Einfuhr ſolcher Waaren, faſt aller Art, die aus Ländern kommen, mit welchen die Handelsbilanz für nachtheilig gehalten wird. 74

Erſte Abtheilung.

Daß ſolche Beſchränkungen ſelbſt nach den Grundſätzen des Handelsſyſtems widerſinnig ſind. ebend.

Eingeſchobene Abhandlung über Depoſitobanken, mit vorzüglicher Rückſicht auf die Bank in Amſterdam. 85

Zweyte Abtheilung.

Daß dergleichen außerordentliche Beſchränkungen der Einfuhr auch aus andern Gründen zweckwidrig ſind. 102

Viertes Kapitel.

Von Rückzöllen. 120

Inhalt des dritten Bandes.

Fünftes Kapitel.

Von Ausfuhrprämien. S. 129

Eingeſchobene Abhandlung, den Getreidehandel und die darüber vorhandenen Geſetze betreffend. 158

Sechſtes Kapitel.

Von Handelsverträgen. 193

Siebentes Kapitel.

Von Kolonien. 214

Erſte Abtheilung.

Von den Beweggründen bey Anlegung neuer Kolonien. ebend.

Zweyte Abtheilung.

Urſachen des Gedeihens neuer Kolonien. 229

Dritte Abtheilung.

Von den Vortheilen, welche Europa aus der Entdeckung von Amerika, und von dem neu entdeckten Wege über das Vorgebirge der guten Hofnung nach Oſtindien gezogen hat. 274

Achtes Kapitel.

Noch einige Bemerkungen über das kaufmänniſche Syſtem und deſſen Folgen. 360

Neuntes Kapitel.

Von den landwirthſchaftlichen Syſtemen, oder von denjenigen Syſtemen der Staatswirthſchaft, in welchen das Erzeugniß des Bodens als die einzige oder vornehmſte Quelle der Einkünfte und Reichthümer jedes Landes angenommen wird. 400

Unterſuchung
über
die Natur und die Urſachen
des
Nationalreichthums.

Viertes Buch.
Von den Syſtemen der Staatswirthſchaft.

Einleitung.

Staatswirthſchaft, als ein Theil der Kenntniſſe eines Staatsmannes oder Geſetzgebers betrachtet, hat es mit zwey beſondern Gegenſtänden zu thun. Sie will, erſtlich, dem Volke reichliches Einkommen und Unterhalt verſchaffen, oder eigentlicher zu reden, ſie will es in den Stand ſetzen; ein ſolches Einkommen und ſeinen Unterhalt ſich ſelbſt zu erwerben; und ſie will, zweytens, den Staat oder das gemeine Weſen mit hinlänglichen Einkünften, zu Beſtreitung der öffentlichen Ausgaben, verſehen. Ihre Abſicht iſt, ſowohl das Volk, als den Regenten zu bereichern.

Die Verſchiedenheit der Fortſchritte in dem Wohlſtande verſchiedener Nationen und Zeitalter, hat zu zwey beſondern Syſtemen der Staatswirthſchaft, in ſo fern dieſe die Bereicherung des Volks zur Abſicht hat, Gelegenheit gegeben. Man kann das eine das **Handelsſyſtem**, und das andere das **Syſtem der Landwirthſchaft** nennen. Ich will verſuchen, beyde ſo vollſtändig und deutlich, als ich kann, zu entwickeln, und mit dem Handelsſyſteme den Anfang machen. Es iſt neuer, als jenes, und wir ſind in unſerm Lande und in unſern Zeiten beſſer damit bekannt.

Erſtes Kapitel.

Unterſuchung, worauf das Handels- oder kaufmänniſche Syſtem ſich gründe.

Die gemeine Meinung, daß Reichthum im Gelde, oder in Golde und Silber beſtehe, iſt aus der doppelten Beſtimmung des Geldes, Werkzeug zum Handel und Maßſtab des Werthes zu ſeyn, entſtanden. In ſo fern Geld ein Werkzeug des Handels iſt, können wir mit Geld in der Hand leichter, als mit jeder andern Waare, uns das, was uns nöthig iſt, verſchaffen. Die Hauptſache iſt immer, Geld zu erlangen; wenn wir das haben, ſo hat es keine Schwierigkeit, alles andere zu bekommen. In ſo fern es ein Maßſtab des Werthes iſt, wird der Werth aller andern Güter, nach der Menge Geldes geſchätzt, womit man ſie eintauſchen kann. Nach der engliſchen Redensart iſt ein reicher Mann viel, und ein armer wenig Geld werth. Von einem ſparſamen Menſchen, der emſig reich zu werden ſtrebt, ſagt man, er liebe das Geld; und von einem ſorgloſen, freygebigen, verſchwenderiſchen, er achte das Geld nicht. Reich werden heißt zu Gelde gelangen, und kurz, Reichthum und Geld ſind in der gemeinen Sprache gleichbedeutende Wörter.

Auf gleiche Weiſe hält man dasjenige Land für reich, in welchem Geld im Ueberfluſſe iſt; und Gold und Silber in einem Lande aufhäufen, hält man für den nächſten Weg, es zu bereichern. Wenn die Spanier, nach der Entdeckung von Amerika, auf einer unbekannten Küſte landeten, ſo pflegten ſie immer erſt zu fragen, ob Geld oder Silber in der Nachbarſchaft zu finden ſey? Die Antwort auf dieſe Frage beſtimmte, ob es die Mühe belohne, ſich daſelbſt nieder zu laſſen, oder ob das Land der Eroberung werth ſey. Plano Carpino, ein Mönch, den der König von Frankreich zu einem der Söhne des weltbekannten Gengis Chan, als Geſandten abſchickte, ſagt, die Tartaren hätten ihn oft gefragt, ob es in dem Königreiche Frankreich viel Schafe und Ochſen gäbe? Sie hatten bey dieſer Frage dieſelbe Abſicht, die die Spanier hatten: ſie wollten gerne wiſſen, ob das Land Reichthum genug habe, um der Eroberung werth zu ſeyn. Unter den Tartaren, wie unter allen

Hirtenvölkern, denen größtentheils der Gebrauch des Geldes unbekannt iſt, giebt das Vieh das Werkzeug zum Handel und den Maßſtab des Werthes ab. Bey ihnen alſo beſtand der Reichthum in Viehe, ſo wie er bey den Spaniern in Golde und Silber beſtand. Unter beyden kam vielleicht der Begriff der Tartaren der Wahrheit am nächſten.

Locke macht einen Unterſchied zwiſchen dem Gelde und andern beweglichen Gütern. Dieſe leztern, ſagt er, ſind ſo ſehr dem Verderben unterworfen, daß man auf den darin beſtehenden Reichthum nicht viel rechnen kann, und daß eine Nation, die in dem einen Jahre an dieſen Gütern Ueberfluß hat, in dem nächſten Jahre, ohne alle Ausfuhr und bloß durch übermäßigen Aufwand und Verſchwendung, daran Mangel leiden kann. Geld hingegen iſt ein ſicherer Freund, der zwar von Hand zu Hand herum wandert, aber, wenn man ihn nur verhindert, aus dem Lande zu gehen, durch den Gebrauch nicht leicht vernichtet wird. Daher ſind, nach ſeiner Meinung, Gold und Silber der dauerhafteſte und weſentlichſte Theil des beweglichen Vermögens einer Nation, und die Vermehrung dieſer Metalle iſt ſonach der Hauptgegenſtand der Staatswirthſchaft.

Andere räumen ein, daß, wenn eine Nation von der übrigen Welt abgeſondert werden könnte, wenig darauf ankommen würde, wie viel oder wie wenig Geld bey ihr im Umlaufe wäre. Die verbrauchbaren Güter, die man vermittelſt dieſes Geldes in Umlauf brächte, würden bloß gegen eine größere oder kleinere Anzahl Geldſtücke ausgetauſcht werden; aber der wirkliche Reichthum, oder die wirkliche Armuth des Landes würde lediglich von dem Ueberfluſſe oder dem Mangel dieſer verbrauchbaren Güter abhängen. Anders verhält es ſich, ihrer Meinung nach, mit Ländern, die mit fremden Völkern in Verbindung ſtehen, auswärtige Kriege führen, und in entlegenen Gegenden Kriegsheere und Flotten unterhalten müſſen. Dieß kann nicht geſchehen, ohne zu dieſem Behuf Geld hinaus zu ſchicken; und eine Nation kann nicht viel Geld außer Landes ſchicken, wenn ſie nicht viel Geld zu Hauſe hat. Jede Nation muß alſo in Friedenszeiten Gold und Silber aufhäufen, um im Nothfalle damit auswärtige Kriege führen zu können.

Dieſen gemeinen Begriffen gemäß, haben ſich alle europäiſche Völker, obwohl nicht ſehr zweckmäßig, bemühet, auf alle mögliche Weiſe Gold und Silber in ihren Ländern anzuhäufen. Spanien und Portugal, die Eigenthümer der vornehmſten Bergwerke, die Europa mit dieſen Metallen verſehen, haben die Ausfuhr davon entweder bey ſchwerer Strafe verbothen, oder ſie mit einer hohen Abgabe belegt. Es ſcheint, daß in ältern Zeiten dieſes Verboth bey den meiſten andern europäiſchen Nationen einen Theil ihrer Handelspolizey ausgemacht habe. Man findet es ſogar, wo man es am wenigſten erwarten ſollte, in einigen alten ſchottländiſchen Parlamentsacten, die bey ſchwerer Strafe die Ausfuhr des Goldes und Silbers aus dem Königreiche verbiethen. Gleiche Verordnungen waren vormahls in Frankreich und England vorhanden.

Da bey dieſen Nationen der Handel in Aufnahme kam, wurde ein ſolches Verboth den Kaufleuten in manchen

chen Fällen ſehr beſchwerlich. Wenn ſie fremde Güter in ihr eigenes Land einführen, oder ins Ausland verſenden wollten: ſo konnten ſie oft mit Golde oder Silber vortheilhafter, als mit andern Waaren kaufen. Sie machten daher gegen dieſes Verboth, als eine dem Handel ſchädliche Maßregel, Vorſtellungen.

Zuerſt ſtellten ſie vor, daß die Ausfuhr von Gold und Silber zum Ankaufe fremder Waaren, die Quantität dieſer Metalle im Königreiche nicht nothwendig vermindere; daß ſie vielmehr dieſe Quantität oft vergrößere. Wenn nehmlich der inländiſche Verbrauch dadurch nicht vermehrt würde, ſondern dieſe Waaren ins Ausland gingen und daſelbſt mit großem Gewinne verkauft würden: ſo käme durch den Verkauf mehr Reichthum ins Land, als beym Ankaufe hinaus gegangen wäre. Herr Mun vergleicht dieſe Operation beym ausländiſchen Handel mit der Saatzeit und der Ernte beym Ackerbaue. „Betrachten wir“ ſagt er „das Verfahren des Landwirths zur Saatzeit, wo er ſo viel gutes Getreide auf die Erde wirft: ſo möchten wir ihn eher für einen Thoren halten, als für einen Landwirth. Aber wenn wir ſeine Beſchäftigung in der Ernte, die der Erfolg ſeiner Mühe iſt, anſehen, dann entdecken wir den Werth und den reichen Lohn ſeiner Arbeiten.“

Die Kaufleute ſtellten, zweytens, vor, daß dieſes Verboth die Ausführung des Goldes und Silbers dennoch nicht verhindern werde, weil der geringe Raum, den dieſe Metalle, in Vergleichung mit ihrem Werthe, einnehmen, das heimliche Fortſchaffen derſelben erleichtere. Der Ausführung könne nur durch eine genaue Aufmerkſamkeit auf die ſogenannte Handelsbilanz vorgebeuget werden. Wenn ein Land mehr Geldes werth ausführe, als einführe: ſo bliebe ihm, nach der Bilanz, das Ausland etwas ſchuldig, welches nothwendiger Weiſe in Golde oder Silber bezahlt werden, und folglich die Quantität dieſer Metalle im Königreiche vermehren müßte. Wenn hingegen das Land mehr Geldes werth einführe, als ausführe: ſo bliebe es, nach der Bilanz, den Ausländern etwas ſchuldig, welches eben ſo bezahlt werden müßte, und die obige Quantität vermindern würde. In dieſem letztern Falle könne das Verboth die Ausfuhr nicht verhindern, ſondern ſie nur, gefährlicher und folglich koſtbarer machen. Der Wechſelcours werde dadurch für das Land, welches die Bilanz wider ſich habe, nachtheilig werden, weil der Kaufmann, der einen Wechſel auf den Ausländer kaufe, dem Banquier nicht nur das natürliche Riſico, die Mühe und Unkoſten der Verſendung des Geldes, ſondern auch noch die beſondere Gefahr, welche aus dem Verbothe entſtehe, vergüten müſſe. Je nachtheiliger aber für ein Land der Wechſelcours ſey, deſto nachtheiliger werde auch für daſſelbe die Handelsbilanz: denn das Geld dieſes Landes falle nun unfehlbar um eben ſo viel am Werthe, im Verhältniß gegen das Geld desjenigen Landes, welches die Bilanz für ſich habe. Wenn, zum Beyſpiele, der Wechſelcours zwiſchen England und Holland, um fünfe vom Hundert, gegen England ſtehe, ſo brauche man in England hundert und fünf Unzen Silber, um einen Wechſel von hundert Unzen Silber auf Holland zu kaufen: folglich wären in England hundert und fünf Unzen Silber, nur hundert Unzen Silber in Holland werth, und man könne nur ſo oder ſo viel holländiſche Waaren damit kaufen; hingegen wären hundert Unzen Silber in Holland ſo viel werth, als hundert und fünf Unzen in England, womit man ſo oder ſo viel engliſche Waaren kaufen könne. Engliſche Waaren nach Holland verkauft, würden daher um ſo viel wohlfeiler, und holländiſche Waaren, nach England verkauft, um ſo viel theurer verkauft werden, als der Unterſchied beym Wechſelcourſe betrüge. Das eine werde ſo viel weniger holländiſches Geld nach England, und das andere ſo viel mehr engliſches Geld nach Holland ziehen, als jener Unterſchied ausmache; unfehlbar ſtehe alſo die Handelsbilanz um ſo viel mehr gegen England, und erfordere ein Uebergewicht am Golde und Silber, welches nach Holland ausgeführt werde.

Dieſes Räſonnement iſt zum Theil richtig, zum Theil Sophiſterey. Richtig iſt die Behauptung, daß die Ausfuhr des Goldes und Silbers durch den Handel dem Lande öfters vortheilhaft iſt. Auch damit hat es ſeine Richtigkeit, daß kein Verboth die Ausfuhr verhindern kann, wenn Privatleute ihren Vortheil dabey finden. Aber es iſt Sophiſterey, wenn man annimmt, daß die Erhaltung und Vermehrung dieſer Metalle im Lande, die Aufmerkſamkeit der Regierung in höherm Maße verdiene, als die Erhaltung und Vermehrung irgend einer andern nützlichen Waare, welche bey Freyheit des Handels, ohne ſolche Fürſorge, immer in der erforderlichen Menge vorhanden ſeyn wird. Auch das iſt vielleicht Sophiſterey, wenn man behauptet, der hohe Preis der Wechſel müſſe nothwendiger Weiſe die Handelsbilanz für ein Land nachtheilig machen, oder die Ausfuhr

fuhr einer größern Menge Goldes und Silbers veranlaſſen. Freylich iſt dieſer hohe Preis denjenigen Kaufleuten, die Gelder ins Ausland zu bezahlen haben, gar ſehr nachtheilig; denn ſie bezahlen die Wechſel, die ſie auf ſolche Länder von ihren Banquiers einhandeln, deſto theurer. Allein, wenn auch die aus dem Verbothe entſpringende Gefahr, den Banquiers etwas mehr Koſten macht: ſo wird doch darum nicht mehr Geld aus dem Lande getrieben. Alle dieſe Koſten werden gemeiniglich im Lande ſelbſt aufgewendet, um das Geld heimlich hinaus zu ſchaffen, und werden nicht leicht einen Schilling mehr aus dem Lande treiben, als gerade die Summe des Wechſels ausmacht. So nöthigt auch natürlicher Weiſe der hohe Preis der Wechſel die Kaufleute, die Ausfuhr mit der Einfuhr ins Gleichgewicht zu bringen, damit ſie dieſen hohen Preis bey der möglich kleinſten Summe bezahlen. Endlich muß nothwendiger Weiſe der hohe Preis der Wechſel gerade die Wirkung thun, die eine Auflage thut; er muß nehmlich, die fremden Waaren theurer machen, und dadurch ihren Verbrauch vermindern. Er trägt alſo eher etwas bey, das was man eine nachtheilige Handelsbilanz nennet, und alſo die Gold- und Silberausfuhr zu vermindern, als daß er dieſelbe vermehren ſollte.

Wie aber auch jene Gründe beſchaffen ſeyn mochten: ſo bewirkten ſie doch die Ueberzeugung derjenigen, an welche man ſie richtete. Sie waren von Kaufleuten an Parlamente und Staatsräthe der Fürſten, an Edelleute und Gutsbeſitzer gerichtet — von Leuten, denen man zutrauete, daß ſie den Handel verſtänden, —

an Leute, die ſich bewußt waren, daß ſie nicht die geringſte Kenntniß davon hätten. Daß der auswärtige Handel das Land bereichere, dieſes wußten die Edelleute und Gutsbeſitzer ſo gut, als die Kaufleute, aus Erfahrung; aber wie, und auf welche Art es geſchähe, das wußte keiner von ihnen recht zuverläßig. Die Kaufleute wußten treflich, auf welche Art der Handel ſie ſelbſt bereichere: das brachte ihr Gewerbe mit ſich. Aber auf welche Weiſe er das Land bereichere, dieß kennen zu lernen, machte keinen Theil ihres Geſchäfts aus. Daran dachten ſie nicht eher, als bis ſie Veranlaſſung fanden, auf Veränderung der Landesgeſetze, die den auswärtigen Handel betrafen, anzutragen. Dann mußten ſie nothwendiger Weiſe etwas von den wohlthätigen Wirkungen des auswärtigen Handels und von der Art und Weiſe ſagen, wie dieſe Wirkungen durch die dermahlen beſtehenden Geſetze geſtört würden. Den Richtern, die in der Sache entſcheiden ſollten, ſchien es ſehr einleuchtend, wenn man ihnen berichtete, daß der auswärtige Handel Geld ins Land bringe, daß aber die und die Geſetze dieſem Erfolge mehr oder weniger im Wege ſtänden. Dieſe Gründe thaten alſo die erwünſchte Wirkung. In Frankreich und in England ſchränkte man das Verboth der Ausfuhr des Goldes und Silbers bloß auf die Landesmünze ein, und ließ ausländiſche Münze und Barren frey. In Holland und in einigen andern Ländern wurde dieſe Freyheit ſogar auf die Landesmünze ausgedehnt. Man zog die Aufmerkſamkeit der Regierung von der Verhütung der Gold- und Silberausfuhr ab, und ließ ſie nur über die Handelsbilanz wachen, als die einzige Urſache, wodurch der Vorrath dieſer Metalle vermehrt oder vermindert würde. Von einer vergeblichen Fürſorge wurde ſie ab- und auf eine mit weit mehr Schwierigkeiten und Verwirrung verbündene, und eben ſo vergebliche Fürſorge, hingezogen. Der Titel von der Schrift des Herrn Mun, „der auswärtige Handel, als der Schatz von England betrachtet,“ wurde zu einem Grundſatze der Staatswirthſchaft, nicht nur für England, ſondern für alle andere Handelsſtaaten. Der einheimiſche oder inländiſche Handel, — der wichtigſte unter allen, — der, bey welchem ein gleiches Kapital den reichſten Gewinn bringt, und den Menſchen im Lande die meiſte Beſchäftigung giebt, wurde nur als ein Hülfsmittel zur Unterſtützung des auswärtigen Handels angeſehen. Jener bringe, ſagte man, weder Geld ins Land, noch führe er Geld hinaus; folglich könne er das Land weder reicher, noch ärmer machen, als in ſo fern ſeine Aufnahme, oder ſein Verfall mittelbarer Weiſe auf den Zuſtand des auswärtigen Handels Einfluß habe.

Ein Land, das keine eigene Bergwerke hat, muß ohne Zweifel ſein Gold und Silber aus fremden Ländern ziehen; gerade ſo, wie ein Land, das keine Weinberge hat, ſeine Weine einführen muß. Es ſcheint aber nicht nothwendig zu ſeyn, daß der Staat auf das eine mehr Fürſorge verwende, als auf das andere. Wenn ein Land das Vermögen hat, Wein zu kaufen, ſo wird es ſich gewiß den Wein, deſſen es bedarf, verſchaffen; wenn es das Vermögen hat, Gold und Silber zu kaufen, ſo wird es ihm nie an dieſen Metallen fehlen. Gold und Silber ſind, wie andere Waaren, für einen gewiſſen Preis zu kaufen; und ſo wie dieſe Metalle den Preis aller andern Waaren beſtimmen: ſo beſtimmen dieſe Waaren den Preis dieſer Metalle. Wir können ſichere Rechnung darauf machen, daß die Freyheit des Handels, ohne Einmiſchung der Regierung, uns mit den Weinen, deren wir bedürfen, verſehen werde: eben ſo ſicher können wir darauf rechnen, daß ſie uns mit allem Golde und Silber verſehen werde, das wir zu erkaufen im Stande ſind, und das wir entweder zu dem Umlaufe unſerer Waaren, oder zu andern Abſichten nöthig haben.

Die Quantität jeder Waare, welche der menſchliche Fleiß durch Kauf herbey ſchaffet, oder hervorbringt, iſt in jedem Lande der wirkſamen Nachfrage, das heißt, der Nachfrage derer angemeſſen, welche die Renten, Arbeitslöhne und Kapitalgewinnſte vollſtändig zu bezahlen bereit ſind, die, um die Waare zu bereiten und auf den Markt zu bringen, nothwendig bezahlt werden müſſen. Keine Waare aber richtet ſich leichter oder genauer nach dieſer wirkſamen Nachfrage, als Gold und Silber, weil wegen des großen Werths, den dieſe Metalle in einem kleinen Raume haben, keine ſo leicht von Orte zu Ort — von Oertern, wo ſie wohlfeil — nach ſolchen, wo ſie theurer ſind — von Oertern, wo der Vorrath größer, nach ſolchen, wo er geringer iſt, als die Nachfrage, gebracht werden kann. Wäre, zum Beyſpiel, in England eine wirkſame Nachfrage nach Vermehrung der vorhandenen Quantität Goldes: ſo könnte ein Paketboot funfzig Schiffstonnen von Liſſabon, oder wo es ſonſt zu haben iſt, herüber bringen, und daraus könnten mehr als fünf Millionen Guineen gepräget werden.

Wäre aber ein dringendes Bedürfniß in Anſehung des Getreides von eben ſo großem Werthe vorhanden: ſo würde die Einfuhr deſſelben, jede Tonne Getreide zu fünf Guineen gerechnet, eine Million Schiffstonnen oder tauſend Schiffe, deren jedes tauſend Schiffstonnen enthielte, erfordern. Hierzu würde die ganze engliſche Seemacht nicht hinreichen.

Wenn in einem Lande der Vorrath des eingeführten Goldes und Silbers größer iſt, als die wirkſame Nachfrage: ſo kann keine Wachſamkeit der Regierung die Ausfuhr verhindern. Alle die harten Geſetze in Spanien und Portugal ſind nicht im Stande, ihr Gold und Silber im Lande zu halten. Die immerwährende Zufuhr aus Peru und Braſilien überſteigt das wirkſame Begehr jener Länder, und erniedrigt dort den Preis dieſer Metalle unter den Preis, den ſie in benachbarten Staaten haben. Wenn hingegen in irgend einem Lande der Vorrath um ſo viel geringer wäre, als die wirkſame Nachfrage, daß der Preis über den in benachbarten Staaten vorhandenen, hinauf ſtiege: ſo hätte der Staat nicht nöthig, die Einführung abſichtlich zu befördern. Ja, wenn er dieſe Einführung auch verhindern wollte, würde er damit nichts ausrichten. Sobald die Spartaner Mittel in Händen hatten, ſich dieſe Metalle zu verſchaffen, ſo durchbrachen ſie alle Dämme, welche Lykurg ihrer Einführung in Lacedämon entgegen geſetzt hatte. Alle die harten Zollgeſetze können die Thee-Einfuhr der holländiſchen und ſchwediſchen oſtindiſchen Geſellſchaften nicht verhindern, weil dieſe den Thee etwas wohlfeiler geben, als die brittiſche Geſellſchaft. Gleichwohl nimmt ein Pfund Thee ungefähr hundertmahl mehr Raum ein, als ſechszehn Schillinge (5 Rthlr. 8 gl.) Silbergeld, welches man als einen der höchſten Preiſe für ein Pfund Thee annehmen kann — und über zwey tauſend mahl mehr Raum, als eben dieſer Preis in Golde ausmacht, — daher es auch eben ſo viel mehr Schwierigkeit koſtet, ihn heimlich einzuführen.

Der leichte Transport des Goldes und Silbers von Oertern, wo ſie im Ueberfluſſe ſind, nach Oertern, wo es daran fehlt, iſt zum Theil Urſache, daß der Preis dieſer Metalle nicht immer ſo ſchwankend iſt, als er bey den meiſten Waaren zu ſeyn pflegt, die wegen ihres Umfanges ihren Aufenthalt nicht leicht verändern können, wenn zufälliger Weiſe der Markt zu reichlich oder zu ſparſam damit verſehen iſt. Zwar iſt der Preis dieſer Metalle nicht ganz unveränderlich, aber die Veränderung geſchieht langſam, ſtufenweiſe und gleichförmig. Man behauptet, — wiewohl vielleicht ohne ſichern Grund — daß ihr Werth in dem vorigen und jetzigen Jahrhunderte, wegen der beſtändigen Einführung aus dem ſpaniſchen Weſtindien, ununterbrochen, aber ſtufenweiſe geſunken ſey. Allein, um eine ſo plötzliche Veränderung in den Gold- und Siberpreiſen hervor zu bringen, daß der Geldpreis der übrigen Waaren dadurch ſehr merklich erhöhet oder erniedriget würde — dazu gehört eine ſolche Revolution im Handel, als ſich bey der Entdeckung von Amerika zutrug.

Wenn dennoch ein Land, das Gold und Silber kaufen kann, einmahl daran Mangel leidet: ſo giebt es mehr Hülfsmittel, die Stelle zu erſetzen, als bey andern

Waaren ſtatt finden. Wenn es an dem Material für die Manufacturen fehlt, ſo muß der Gewerbfleiß ſtocken. Wenn es an Lebensmitteln fehlt, ſo entſteht Hungersnoth. Wenn es aber an Gelde fehlt, ſo kann der Tauſchhandel — wiewohl mit weit mehr Unbequemlichkeit — an die Stelle treten. Weniger Beſchwerde würde es machen, wenn auf Credit gekauft und verkauft würde, und die Kaufleute alle Monate, oder zweymahl im Jahre mit einander abrechneten. Ein gut eingerichtetes Papiergeld würde nicht nur ohne Unbequemlichkeit, ſondern in einigen Fällen ſogar mit Vortheil, die Stelle des Geldes erſetzen. Niemahls iſt alſo die Einmiſchung der Regierung ſo unnöthig, als wenn ſie ſich damit abgiebt, den Geldvorrath im Lande zu erhalten oder zu vermehren.

Indeſſen iſt keine Klage ſo allgemein, als die Klage über Geldmangel. Geld kann, ſo wie Wein, nur da fehlen, wo die Leute keine Mittel haben, ſie zu kaufen, und keinen Credit, ſie zu borgen. Wo eins von beyden vorhanden iſt, da wird es ſelten an dem Gelde, oder an dem Weine, deſſen man bedarf, fehlen. Die Klage über Geldmangel führen aber nicht bloß unvorſichtige Verſchwender: ſondern ſie herrſcht oft in ganzen Handelsſtädten und der umliegenden Gegend. Die gewöhnliche Urſache iſt Uebertreibung der Handelsgeſchäfte. Sparſame Leute, deren Unternehmungen mit ihren Kapitalien nicht im Verhältniſſe ſtehen, ſind eben ſowohl der Gefahr ausgeſetzt, daß ſie kein Geld anſchaffen oder borgen können, als Verſchwender, die mehr verzehren, als ſie einnehmen. Ehe ſie mit der Ausführung ihrer Projecte ſo weit kommen, daß ſie etwas einbringen, iſt ihr Kapital und ihr Credit verſchwunden. Sie wollen überall Geld borgen, und jedermann ſagt ihnen, er habe kein Geld zu verleihen. Auch beweiſen die Klagen über Geldmangel nicht immer, daß weniger Münze als gewöhnlich im Umlaufe ſey, ſondern ſie beweiſen, daß viele Leute der Münze bedürfen und ſie ſich nicht verſchaffen können. Wenn die Gewinnſte beym Handel einmahl ſtärker als gewöhnlich ſind: ſo fallen große und kleine Kaufleute auf übertriebene Speculationen. Sie ſenden nicht immer mehr Geld, als gewöhnlich, aus dem Lande; aber ſie kaufen im Lande und außer demſelben, auf Credit, eine ungewöhnliche Menge von Waaren, und ſenden dieſe auf dieſen oder jenen entfernten Markt, in der Hofnung, daß das gelöſete Geld früher eingehen werde, als ſie zu bezahlen ſchuldig ſind. Nun bleibt das Geld zurück, und ſie haben nichts in Händen, womit ſie ſich Geld verſchaffen oder hinlängliche Sicherheit geben könnten. Nicht der Mangel an Golde oder Silber, ſondern die Schwierigkeit, welche es ſolchen Leuten macht, Geld aufzunehmen, und welche ihre Gläubiger haben, ihre Bezahlung zu erhalten, verurſachet jene allgemeine Klage über Geldmangel.

Es wäre lächerlich, im Ernſte beweiſen zu wollen, daß Reichthum nicht im Gelde, oder in Golde und Silber, ſondern in demjenigen beſtehe, was man ſich für Geld kauft, und was des Kaufens werth iſt. Unſtreitig macht das Geld einen Theil des Nationalvermögens aus; aber es iſt ſchon vorhin gezeigt worden, daß es nur einen geringen und gerade den am wenigſten einträglichen Theil deſſelben ausmache.

Der Kaufmann findet es insgemein leichter, Waaren mit Gelde, als Geld mit Waaren zu kaufen; nicht, weil das Weſen des Reichthums mehr in Gelde, als in Waaren beſteht: ſondern weil Geld das bekannte und eingeführte Werkzeug des Handels iſt, gegen welches jede Sache bequem eingetauſcht werden, welches man aber nicht ſo leicht gegen jede andere Sache eintauſchen kann. Ueberdieß ſind die meiſten Waaren mehr dem Verderben unterworfen, als das Geld, und der Kaufmann leidet einen weit größern Verluſt, wenn er jene aufbewahrt. Auch iſt er oft, wenn er ſeine Waaren auf dem Lager hat, ſolchen Geldforderungen, die er nicht befriedigen kann, mehr ausgeſetzt, als wenn er den Preis der Waaren in ſeiner Caſſe hat. Vor allen Dingen aber entſteht ſein Gewinn unmittelbarer aus dem Verkaufen, als aus dem Kaufen, und in allen dieſen Rückſichten iſt er weit mehr darum bekümmert, ſeine Waaren gegen Geld, als ſein Geld gegen Waaren umzuſetzen. Allein, wenn gleich ein einzelner Kaufmann bey dem Ueberfluſſe von Waaren auf ſeinem Lager zu Grunde gehen kann, weil er nicht im Stande iſt, ſie zu rechter Zeit zu verkaufen: ſo iſt doch eine Nation, oder ein ganzes Land einem ſolchen Unfalle nicht ausgeſetzt. Das ganze Kapital eines Kaufmanns beſteht oft in verderblichen, zum Ankaufe von Gelde beſtimmten Waaren. Hingegen kann der Theil der jährlichen Ländereyen- und Arbeitsproducte eines Landes, der zum Erkaufen des Goldes und Silbers von den Nachbaren beſtimmt iſt, nur ſehr klein ſeyn. Der weit größere Theil wird im Lande umgeſetzt und verbraucht; und ſelbſt von dem Ueberſchuſſe, der aus dem Lande geht, iſt oft das meiſte beſtimmt, andere ausländiſche Waaren damit zu kaufen. Wenn alſo auch für die Waaren, die zum Ankaufe von Gold und Silber beſtimmt ſind, dieſe Metalle nicht zu haben ſeyn ſollten: ſo geht deßwegen die Nation nicht zu Grunde. Sie kann dabey etwas verlieren; ſie kann in Verlegenheit kommen, und Hülfsmittel ergreifen müſſen, die Stelle des Geldes zu erſetzen. Aber das jährliche Erzeugniß ihres Bodens und der Arbeit ihrer Einwohner bleibt ganz oder beynahe daſſelbe, weil zur Erhaltung deſſelben noch eben ſo viel oder beynahe ſo viel verbrauchbares Kapital angewendet wird. Ob gleich Waaren nicht ſo geſchwind Geld verſchaffen, als Geld Waaren: ſo verſchaffen ſie es doch auf die Länge gewiſſer, als Geld Waaren verſchafft. Waaren können zu mancherley andern Zwecken dienen — Geld zu keinem andern, als zum Waareneinkaufe. Daher ſucht das Geld die Waaren auf; aber die Waaren müſſen nicht immer das Geld aufſuchen. Wer etwas kauft, will das Gekaufte nicht allezeit wieder verkaufen: oft will er es gebrauchen oder verzehren; wer aber verkauft, hat immer die Abſicht wieder zu kaufen. Jener hat oft ſein Geſchäfte damit abgethan; dieſer iſt immer nur zur Hälfte fertig. Die Menſchen lieben das Geld nicht um ſeiner ſelbſt, ſondern um der Dinge willen, die ſie ſich dadurch verſchaffen können.

Verbrauchbare Waaren, ſagt man, werden bald vernichtet; Gold und Silber hingegen ſind von dauerhafterer Beſchaffenheit, und könnten, wenn ſie nicht immer aus dem Lande gingen, von einem Jahrhunderte zum andern aufgehäuft werden und den wahren Reichthum des Landes zum Erſtaunen vermehren. Daher ſey für ein Land nichts ſo nachtheilig, als ein Handel, bey welchem ſo dauerhafte Waaren, gegen ſo vergängliche hingegeben würden. Gleichwohl halten wir den Handel, wo die engliſchen Metallwaaren gegen franzöſiſche Weine vertauſcht werden, nicht für nachtheilig; und doch ſind die Metallwaaren von ſehr dauerhafter Beſchaffenheit, und könnten, wenn ſie nicht immer aus dem Lande gingen, von einem Jahrhunderte zum andern aufgehäuft werden, und den Vorrath von Töpfen und Pfannen im Lande zum Erſtaunen vermehren. Man begreift leicht, daß die Anzahl ſolcher Geſchirre in jedem Lande, mit dem Gebrauche, den man davon macht, im Verhältniſſe ſteht, daß es thöricht ſeyn würde, mehr Töpfe und Pfannen zu haben, als zum Kochen und Braten der Nahrungsmittel nöthig ſind, und daß, wenn ſich die Quantität der Nahrungsmittel vermehrt, die Anzahl dieſer Geſchirre in gleichem Maße leicht vermehrt werden könne, indem man ſie entweder mit einem Theile der vermehrten Quantität Nahrungsmittel eintauſchte, oder ſo viel mehr Arbeiter, die ſie verfertigen, damit unterhielten. Eben ſo leicht ſollte man begreifen, daß in jedem Lande die Quantität Goldes und Silbers durch den Gebrauch, den man von dieſen Metallen macht, eingeſchränkt wird; daß dieſer Gebrauch entweder darin beſteht, daß man mit ihnen unter der Form von Gelde den Umlauf der Waaren betreibt, oder darin, daß man aus ihnen unter der Form von Thee- und Tafelgeſchirr einen

Theil ſeines Hausraths davon verfertigt, und daß der Geldvorrath ſich nach dem Werthe, der damit in Umtrieb geſetzten Waaren, ſo wie die Quantität des Gold- und Silbergeſchirres nach der Anzahl und dem Vermögen der Familien richtet, die ſich dieſe Art des Aufwandes erlauben können. Man vermehre jenen Werth — und ſogleich wird ein Theil der Waaren dahin gehen, woher Geld zu hohlen iſt, um die zur Unterhaltung des Waarenumlaufs nöthige Summe zu erſetzen; man vermehre die Zahl und das Vermögen dieſer Familien — und ein Theil dieſes Vermögens wird ohne Zweifel zum Ankaufe einer größern Quantität Gold- und Silbergeſchirres angewendet werden. Den Reichthum eines Landes durch Einführung oder Zurückhaltung einer unnöthigen Menge Goldes und Silbers vermehren wollen, iſt eben ſo ungereimt, als wenn man einer Familie dadurch eine beſſere Tafel verſchaffen wollte, daß man ſie zwänge, eine unnöthige Menge Küchengeräth zu halten. So wie die Koſten dieſes unnöthigen Geräths die Menge oder die Güte der Nahrungsmittel vermindern, aber nicht vermehren würde: ſo müßte auch die Anſchaffung einer unnöthigen Quantität Goldes und Silbers, in jedem Lande eben ſo nothwendig den Reichthum, welcher dem Volke Lebensmittel, Kleidung, Wohnung, Unterhalt und Arbeit verſchaffet, vermindern. Man erwäge, daß Gold und Silber, ſie mögen nun als Münze, oder als Geſchirr erſcheinen, ſo gut als das Küchengeſchirr, Werkzeuge ſind. Man vermehre nur die Veranlaſſungen zum Gebrauch dieſer Metalle, man vermehre die verbrauchbaren Waaren, die damit in Umtrieb geſetzt, bearbeitet und verfertiget werden: und man wird unfehlbar zugleich die Quantität dieſer Metalle vermehren. Aber wenn man gefliſſentlich dieſe Quantität vermehren wollte: ſo würde ſich nicht nur ihr Gebrauch, ſondern auch ihre Quantität ſelbſt vermindern, weil dieſe nie größer ſeyn kann, als ſie der Gebrauch nöthig macht. Sollte ſich eine noch größere Menge davon anhäufen: ſo iſt ihr Transport ſo leicht, und der Verluſt, wenn ſie müßig und unbenutzt liegen, ſo groß, daß kein Geſetz ihre ſchleunige Ausfuhr verhindern könnte.

Um ein Land in den Stand zu ſetzen, daß es auswärtige Kriege führe, und in entlegenen Gegenden Flotten und Armeen unterhalte, iſt es nicht allezeit nöthig, Gold und Silber aufzuhäufen. Flotten und Armeen werden nicht mit Golde und Silber, ſondern mit verbrauchbaren Waaren unterhalten. Eine Nation, die mit den jährlichen Erzeugniſſen ihres einheimiſchen Gewerbfleißes, mit den jährlichen Einkünften von ihren Ländereyen und Arbeiten, und von ihrem verbrauchbaren Kapitale ſo viel gewinnt, daß ſie dieſe, zum Verbrauch beſtimmten Güter in entfernten Gegenden erkaufen kann, kann auch daſelbſt Krieg führen.

Eine Nation kann den Sold und Unterhalt für eine Armee in einem entfernten Lande auf dreyerley Weiſe beſtreiten. Sie kann, erſtlich, einen Theil ihres geſammelten Goldes und Silbers, oder, zweytens, einen Theil des jährlichen Erzeugniſſes ihrer Manufacturen, oder endlich einen Theil ihrer jährlichen rohen Producte zu dem Ende hinaus ſenden.

Das in einem Lande vorhandene oder angehäufte Geld und Silber kann man in drey Theile theilen: erſtlich, in die umlaufende Münze, zweytens in das Geld- und Silbergeſchirr der Privatleute, und drittens in das Geld, welches durch vieljährige Sparſamkeit geſammelt und in den Schatz des Landesherrn niedergelegt worden iſt.

Nur ſelten kann von dem im Lande umlaufenden Gelde viel erſpart werden, weil nicht leicht Ueberfluß daran vorhanden ſeyn kann. Der Werth der in einem Lande jährlich gekauften und verkauften Waaren macht eine gewiſſe Summe Geldes nothwendig, um jene in Umtrieb zu bringen und ſie unter diejenigen, welche ihrer bedürfen, zu vertheilen. Mehr als dieſe Summe ausmacht, würde keine Anwendung finden. Der Kanal des Geldumlaufs zieht die nöthige Summe von ſelbſt an ſich, und kann nicht mehr, als dieſe, aufnehmen. Doch wird bey einem auswärtigen Kriege insgemein etwas dieſem Kanale entzogen. Da eine große Anzahl Menſchen außerhalb Landes unterhalten werden muß: ſo werden weniger Menſchen im Lande unterhalten. Es ſind weniger Waaren im Umtriebe und folglich bedarf es weniger Geld, ſie in Umtrieb zu ſetzen. Gemeiniglich wird bey ſolchen Gelegenheiten eine größere Menge Papiergeld, von der einen, oder der andern Art, wie in England die Schatzkammerſcheine, die Scheine des See-Proviantamts und die Banknoten, ausgegeben. Dieß vertritt die Stelle des umlaufenden Geldes und Silbers, und erleichtert die Verſendung einer größern Summe ins Ausland. Indeſſen wäre alles dieſes nur eine armſelige Hülfe, um einen koſtbaren und mehrere Jahre dauernden Krieg auszuhalten.

Das Einſchmelzen des Silbergeſchirres iſt allemahl als ein noch weniger zureichendes Hülfsmittel befunden worden. Zu Anfange des ſiebenjährigen Krieges gewannen die Franzoſen nicht ſo viel dabey, daß der Verluſt an der Façon vergütet worden wäre.

Die geſammelten Schätze der Landesherren ſind in ältern Zeiten ein weit ſtärkeres und dauerhafteres Hülfsmittel geweſen. In unſern Zeiten gehört es, wie es ſcheint, nicht zu den Regierungsmaßregeln der europäiſchen Fürſten, Schätze zu ſammeln. Nur der König von Preuſſen macht hier eine Ausnahme.

Auf die Fonds, aus welchen in dieſem Jahrhunderte die auswärtigen Kriege — die koſtbarſten vielleicht, deren die Geſchichte erwähnt — beſtritten worden ſind, ſcheinet die Ausfuhr der umlaufenden Münze, des Gold- und Silbergeſchirrs und des Schatzes der Landesherren wenig Einfluß gehabt zu haben. Der letztere ſiebenjährige Krieg koſtete Großbritannien mehr als neunzig Millionen Pfund St., mit Einſchluß nicht nur der fünf und ſiebenzig Millionen neuer Staatsſchulden, ſondern auch der Erhöhung der Landſteuer mit zwey Schillingen auf jedes Pfund St. des Ertrages, und deſſen, was jährlich von dem ſinkenden Fond entlehnet wurde. Mehr als zwey Drittheile dieſes Aufwandes wurden in entlegenen Ländern, in Deutſchland, Portugal, Amerika, in den Häfen des mittelländiſchen Meeres, in Oſt- und Weſtindien ausgezahlt. Die Könige von England hatten keinen Schatz geſammelt. Man hat nie vom Einſchmelzen einer beträchtlichen Quantität Silbergeſchirrs gehört.

Das im Lande umlaufende Gold und Silber wurde nicht höher, als auf achtzehn Millionen gerechnet. Doch hat man ſeit dem letztern Umprägen des Geldes geglaubt, es viel zu geringe angeſchlagen zu haben. Wir wollen alſo annehmen, daß, nach dem höchſten Anſchlage, der mir jemahls zu Geſichte oder zu Ohren gekommen iſt, Gold- und Silbermünze zuſammen, dreyßig Millionen betragen habe. Iſt nun der Krieg mit unſerm Gelde geführt worden: ſo muß, ſelbſt nach dieſer Berechnung, alles Geld in einem Zeitraume von ſechs bis ſieben Jahren, wenigſtens zweymahl aus dem Lande gegangen und wieder zurück gekommen ſeyn. Dieß als wahr angenommen, gäbe einen entſcheidenden Beweisgrund ab, wie überflüſſig die Sorgfalt des Staats, das Geld im Lande zu halten, ſeyn müſſe, da die ſämmtliche Landesmünze in einem ſo kurzen Zeitraume zweymahl habe hinaus gehen und wieder zurück kommen können, ohne daß irgend ein Menſch etwas davon gewahr geworden wäre. Gleichwohl ſchien der Kanal des Umlaufs in dieſem Zeitraume nicht leerer zu ſeyn, als ſonſt. Wenig Leuten fehlte es an Gelde, wenn ſie nur hatten, was ſie dafür geben konnten. Die Gewinnſte beym auswärtigen Handel waren den ganzen Krieg durch ſtärker als gewöhnlich, und am ſtärkſten gegen das Ende deſſelben. Daraus entſtand, was immer zu entſtehen pflegt, ein allgemeines Uebertreiben des Handels in allen brittiſchen Häfen; und dieß brachte wiederum die gewöhnlichen Klagen über Geldmangel hervor, die immer eine Folge übertriebener Handelsſpeculationen ſind. Es fehlte wirklich vielen Leuten an Gelde, welche weder das hatten, wofür ſie ſich Geld kaufen konnten, noch Credit, es zu borgen. Und weil die Schuldner Mühe hatten, Darlehen zu bekommen: ſo wurde es den Gläubigern ſchwer, ihre Bezahlung zu erhalten. Unterdeſſen waren Gold und Silber für ihren wahren Werth immer zu haben, wenn jemand nur dieſen Werth bezahlen konnte.

Die ungeheuern Koſten dieſes Krieges müſſen alſo, nicht mit dem ausgeführten Gelde und Silber, ſondern mit ausgeführten brittiſchen Waaren, der einen oder der andern Art, beſtritten worden ſeyn. Wenn der Staat oder ſeine Bevollmächtigten, mit einem Kaufmanne über eine Auszahlung im Auslande, contrahirten: ſo ſuchte natürlicher Weiſe der Kaufmann ſeinen auswärtigen Correſpondenten, auf den er einen Wechſel gegeben hatte, wo möglich mit Waaren, anſtatt mit Golde oder Silber zu bezahlen. Waren die brittiſchen Waaren in dem Lande nicht geſucht: ſo bemühete er ſich, ſie nach einem andern Lande zu ſenden, wo er Wechſel auf jenes Land kaufen konnte. Die Verſendung der Waaren auf den rechten Markt bringt allezeit beträchtlichen Gewinn; hingegen wird bey Verſendung des baaren Geldes wenig oder nichts gewonnen. Wenn Gold oder Silber weggeſchickt wird, um fremde Waaren zu kaufen: ſo entſteht der Gewinn des Kaufmanns nicht aus dem Ankaufe, ſondern aus dem Verkaufe der Rückladung. Werden ſie aber bloß zu Abbezahlung einer Schuld weggeſchickt: ſo erhält er nichts dafür wieder zurück, und der Gewinn fällt alſo hinweg. Daher ſinnt der Kaufmann auf Mittel und Wege, ſeine Schulden im Auslande, wo möglich, mit auszuführenden Waaren, und nicht mit Golde oder Silber zu bezahlen. Auch iſt die große Menge brittiſcher Waaren, die in dem erwähnten Kriege, ohne Rückladung nach ſich zu ziehen, ausgeführt worden ſind, von dem Verfaſſer des gegenwärtigen Zuſtandes der Nation nicht unbemerkt geblieben.

Außer den vorhin angegebenen drey Arten des Goldes und Silbers, giebt es in allen großen Handelsſtaaten noch einen Vorrath von Barren, die zum Behuf des auswärtigen Handels bald ein- bald ausgeführt werden. Da dieſe Barren unter den verſchiedenen Handelsſtaaten ſo umlaufen, wie die Landesmünze in jedem einzelnen Lande: ſo können ſie als die Münze der groſſen Handelsrepublik angeſehen werden. Die Landesmünze erhält ihre Bewegung und Richtung von den Waaren, die innerhalb der Landesgränzen im Umtriebe ſind; die Münze der Handelsrepublik, von den Waaren, die unter verſchiedenen Völkern umlaufen. Beyde dienen zur Erleichterung des Tauſches — jene, unter einzelnen Perſonen deſſelben Landes — dieſe, unter Leuten verſchiedener Nationen. Etwas von dieſer Münze der großen Handelsrepublik iſt wahrſcheinlich zu Führung jenes Krieges angewendet worden. Natürlicher Weiſe muß bey einem allgemeinen Kriege dieſe Art von Münze einen Lauf und eine Beſtimmung erhalten, die ſie zur Zeit des völligen Friedens nicht hat; ſie muß da, wo der Schauplatz des Krieges iſt, häufiger umlaufen, um daſelbſt und in den benachbarten Ländern, den Sold und die Unterhaltung der Truppen damit zu beſtreiten. Wie viel aber auch Großbritannien von dieſer Handelsmünze jährlich gebraucht hat: ſo muß es ſich dieſelbe alle Jahre mit brittiſchen Waaren, oder mit etwas, das mit brittiſchen Waaren gekauft worden war, angeſchafft haben.

Dieß führt uns immer wieder auf Waaren, auf Erzeugniſſe der Ländereyen und Arbeit, als das letzte Hülfsmittel zu Führung eines Krieges zurück. Freylich muß man annehmen, daß ein ſo großer jährlicher Aufwand, mit einem ſehr großen jährlichen Producte beſtritten worden ſey. Die Ausgaben von 1761, zum Beyſpiel, beliefen ſich auf mehr als neunzehn Millionen. Kein Geldſparen, kein jährliches Product, ſelbſt von Golde und Silber, hätte einen ſolchen Aufwand beſtreiten können. Alles Gold und Silber, welches Spanien und Portugal jährlich einführt, ſoll, nach den ſicherſten Nachrichten, ſich nicht über ſechs Millionen Pfund Sterling belaufen; und das würde in gewiſſen Jahren dieſes Krieges, zu Beſtreitung der Koſten, kaum auf vier Monate zureichend geweſen ſeyn.

Die ſchicklichſten Waaren zum Transport in entfernte Länder, um da entweder den Sold und Unterhalt einer Armee zu bezahlen, oder einen Theil der, zu dieſer Bezahlung beſtimmten Münze der Handelsrepublik anzuſchaffen, ſcheinen die feinern und mehr vervollkommneten Manufacturwaaren zu ſeyn, die bey einem geringen Umfange einen großen Werth haben, und daher mit wenig Unkoſten weit verführt werden können. Ein Land, deſſen Gewerbfleiß viel von ſolchen Waaren, welche ins Ausland zu gehen pflegen, hervorbringt, kann viele Jahre lang einen koſtbaren Krieg aushalten, ohne eben viel Gold und Silber hinaus zu ſenden, oder auch nur viel hinaus zu ſendendes Geld und Silber zu beſitzen. Freylich muß in dieſem Falle, ein beträchtlicher jährlicher Ueberſchuß ſeiner Manufacturwaaren hinaus gehen, ohne dem Lande ſelbſt dagegen einen Erſatz zu geben, obgleich der Kaufmann einen Erſatz erhält; denn der Staat kauft dem Kaufmanne ſeine Wechſel auf fremde Länder ab, um da den Sold und Unterhalt einer Armee zu beſtreiten. Etwas von dieſem Ueberſchuſſe kann indeſſen immer noch Erſatz bringen. In Kriegeszeiten erhalten die Manufacturen einen doppelt ſtarken Abſatz ſolcher Waaren: ſie verarbeiten erſtlich, diejenigen Waaren, mit welchen die, zu Beſoldung und Ernährung der Armee gekauften Wechſel bezahlt werden, und zweytens, die Waaren, welche zu Anſchaffung der im Lande gewöhnlich verbrauchten Rückladungen nöthig ſind. Daher ſind oft mitten in dem verderblichſten auswärtigen Kriege die meiſten Manufacturen ſehr blühend; ſie können ſogar, bey Rückkehr des Friedens, in Verfall kommen. Unter den Ruinen des Vaterlandes ſteigen ſie empor, und bey deſſen wiederkehrendem Wohlſtande fangen ſie an zu ſinken. Das Schickſal mancher brittiſchen Manufacturzweige während des ſiebenjährigen Krieges, und einige Zeit nach dem Frieden, kann dieſen Ausſpruch erläutern.

Ein ſehr koſtbarer oder lange dauernder auswärtiger Krieg kann nicht wohl mit der Ausführung roher Erdproducte beſtritten werden. Der Aufwand würde allzu groß ſeyn, wenn man eine ſolche Quantität derſelben zu Herbeyſchaffung des Soldes und Unterhalts einer Armee, ins Ausland ſenden wollte. Ueberdieß giebt es wenig Länder, die mehr rohe Producte hervorbringen, als zum Unterhalt ihrer eigenen Bewohner hinreicht. Eine beträchtliche Quantität davon verſenden, hieße, dem Volke einen Theil der ihm unentbehrlichen

Unterhaltsmittel entziehen. Ganz anders verhält es ſich mit der Ausfuhr der Manufacturwaaren. Der Unterhalt der Menſchen, die dabey angeſtellt ſind, bleibt zu Hauſe, und nur der Ueberſchuß ihrer Arbeiten geht hinaus. Hume merkt oft an, daß die alten Könige von England nicht im Stande geweſen ſind, einen auswärtigen Krieg von langer Dauer, ununterbrochen fortzuſetzen. In damahligen Zeiten hatten die Engländer, um ihre Armeen außer Landes zu beſolden und zu verproviantiren, nichts weiter, als entweder ihre rohen Erdproducte, wovon ſie das allermeiſte zu eigenem Verbrauche nöthig hatten, oder wenig Manufacturwaaren von der gröbſten Art, deren Transport, wie der Transport jener Producte, zu koſtbar ausfiel. Dieſes Unvermögen entſtand nicht aus Geldmangel, ſondern aus Mangel der feinern und vervollkommneten Manufacturwaaren. Handel und Wandel wurde damahls, wie jetzt, mit Gelde getrieben. Die Summe der umlaufenden baaren Münze muß ſich zu der Anzahl und dem Werthe der damahls geſchloſſenen Käufe und Verkäufe eben ſo verhalten haben, wie ſie ſich zu den jetzt geſchloſſenen verhält; oder vielmehr, die Summe des baaren Geldes muß damahls verhältnißmäßig größer geweſen ſeyn, weil es noch kein Papiergeld gab, welches jetzt ſo oft die Stelle des Goldes und Silbers vertritt. Aus Gründen, die in der Folge mehr entwickelt werden ſollen, können die Landesherren ſolcher Völker, die wenig Handel und Manufacturen treiben, in Nothfällen von ihren Unterthanen nicht viel Hülfe erhalten. In ſolchen Ländern ſuchen ſie dann gemeiniglich Schätze zu ſammeln, in denen ſie bey dergleichen Unfällen die einzige Zuflucht finden.

Unabhängig von dieſer Nothwendigkeit, iſt der Regent eines ſolchen Landes auch noch vermöge ſeiner Lage zu derjenigen Sparſamkeit geneigt, welche das Sammeln eines Schatzes erleichtert. Bey jenem einfachen Zuſtande der bürgerlichen Geſellſchaft wird ſogar der Aufwand des Fürſten von der Eitelkeit, die an der üppigen Pracht eines Hofes Geſchmack findet, nicht mißleitet: er äußert ſich nur in der Freygebigkeit gegen ſeine Vaſallen, und in der Gaſtfreyheit gegen ſein Gefolge. Allein beyde gehen ſelten bis zur Verſchwendung; Eitelkeit hingegen faſt immer. Daher hat jeder Tartarchan einen Schatz. Die Schätze des Mazeppa, Chans der Koſacken in der Ukraine und berühmten Bundesgenoſſen Karls des zwölften, ſollen ſehr groß geweſen ſeyn. Die merovingiſchen Könige von Frankreich hatten insgeſammt einen Schatz. Wenn ſie das Königreich unter ihre Kinder theilten, ſo vertheilten ſie dieſen auch. Die ſächſiſchen Fürſten in England, und die erſten Könige nach der Eroberung, ſcheinen auch dergleichen geſammelt zu haben. Sich des Schatzes ſeines Vorgängers zu bemächtigen, war insgemein die erſte That jedes neuen Königes, und ſchien die nothwendigſte Maßregel zu Verſicherung der Thronfolge zu ſeyn. Beherrſcher cultivirter und handelnder Staaten haben es nicht ſo nöthig, Schätze zu ſammeln, weil ſie in dringenden Fällen von ihren Unterthanen außerordentliche Unterſtützung erwarten können. Sie ſind auch gemeiniglich weniger dazu geneigt. Es iſt natürlich und vielleicht nothwendig, daß ſie dem Geſchmack ihres Zeitalters nachgeben, und daß ſich ihr Aufwand nach der übertriebenen Eitelkeit aller übrigen großen Eigenthümer in ihren Staaten richte. Der nichtsbedeutende Prunk ihrer Höfe wird alle Tage glänzender, und der Aufwand dabey verhindert nicht nur das Sammeln, ſondern vergreift ſich auch oft an Fonds, die zu nöthigern Ausgaben beſtimmet ſind. Man kann auf viele europäiſche Fürſten anwenden, was Dercyllidas von dem perſiſchen Hofe ſagte: er habe viel Pracht, aber wenig Stärke, viel Diener, aber wenig Krieger geſehen.

Die Hereinſchaffung des Goldes und Silbers iſt nicht der wichtigſte, und noch viel weniger der einzige Vortheil, den eine Nation von ihrem auswärtigen Handel hat. Zwiſchen was für Handelsplätzen er getrieben werden mag: ſo gewährt er einem jeden zwey beſondere Vortheile. Er ſchaffet den Ueberfluß an Länderey- und Arbeitsproducten, welcher im Lande keine Abnehmer findet, hinaus, und bringt dagegen etwas anderes, nach welchem Nachfrage geſchiehet, herein. Jenen überflüſſigen Dingen giebt er dadurch einen Werth, daß er ſie gegen etwas vertauſchet, das irgend einem Mangel abhelfen, und den Lebensgenuß der Menſchen vermehren kann. Wo auswärtiger Handel betrieben wird, da mag der inländiſche Markt immerhin geringfügig ſeyn: die Vertheilung der Arbeiten in jedem Zweige der Künſte und Manufacturen kann dennoch bis auf die höchſte Stufe getrieben werden. Es entſteht ein ausgebreiteter Markt für jedes Länderey- und Arbeitsproduct, das im Lande nicht abgeſetzt werden kann; die Vervollkommung der hervorbringenden Kräfte, die möglichſte Vermehrung des jährlichen Erzeugniſſes wird ermuntert und dadurch der Zuwachs des wirklichen Einkommens und Reichthums der Geſellſchaft befördert. Dieſe wichtigen Dienſie leiſtet der auswärtige Handel unausgeſetzt allen Ländern, zwiſchen welchen er getrieben wird. Allen bringt er große Vortheile, wiewohl denen, worin ſich der Kaufmann aufhält, die größten, weil dieſer ſich insgemein am meiſten angelegen ſeyn läßt, den Bedürfniſſen ſeines eigenen Landes abzuhelfen und deſſen überflüſſige Erzeugniſſe auszuführen. Das Bedürfniß an Golde und Silber denjenigen Ländern zuzuführen, die keine Bergwerke haben, iſt ohne Zweifel ein Gegenſtand des auswärtigen Handels, aber gewiß einer der unbedeutendſten. Ein Land, das bloß in dieſer Abſicht Handel triebe, würde in hundert Jahren kaum ein einziges Schiff befrachten.

Nicht durch Zuführung des Goldes und Silbers hat die Entdeckung von Amerika Europa reicher gemacht. Durch die Reichhaltigkeit der amerikaniſchen Minen ſind dieſe Metalle wohlfeiler geworden. Ein Silberſervice kann jetzt ungefähr für dreymahl weniger Getreide oder dreymahl weniger Arbeit angeſchafft werden, als es im funfzehnten Jahrhunderte gekoſtet haben würde. Mit denſelben jährlichen Aufwande von Arbeit und Waaren, kann Europa jährlich ungefähr dreymahl ſo viel Silbergeſchirr kaufen, als es damahls hätte kaufen können. Wenn aber eine Waare anfängt, für den dritten Theil deſſen, was bisher ihr gewöhnlicher Preis war, verkauft zu werden: ſo können nicht nur die vorigen Käufer dreymahl mehr davor kaufen, ſondern es ſind auch nun vielleicht zwanzig, oder gar dreyßig mahl mehr Leute im Stande ſie zu kaufen; ſo, daß jetzt nicht nur dreymahl, ſondern über zwanzig oder dreyßig mahl ſo viel Gold-

und Silbergeſchirr in Europa vorhanden iſt, als ſelbſt bey der jetzigen Cultur vorhanden ſeyn würde, wenn die amerikaniſchen Bergwerke nicht entdeckt worden wären. In ſo fern alſo hat Europa unſtreitig einen wirklichen, obgleich ſehr unbeträchtlichen Vortheil erhalten. Der wohlfeilere Preis des Goldes und Silbers macht dieſe Metalle, als Münze, zu ihrem Endzwecke untauglicher, als ſie zuvor waren. Um denſelben Kauf zu ſchlieſſen, müſſen wir uns mit einer größern Quantität Münze beladen, und einen Thaler in der Taſche tragen, wo vorhin acht Groſchen zugereicht hätten. Es iſt ſchwer, zu ſagen, was am unbeträchtlichſten ſey, — dieſe Unbequemlichkeit, oder jener Vortheil. Keines von beyden hätte den Zuſtand von Europa weſentlich verändern können. Gleichwohl hat die Entdeckung von Amerika gewiß eine ſehr weſentliche Veränderung hervorgebracht. Sie öfnete einen neuen und unerſchöpflichen Markt für alle europäiſche Waaren und veranlaßte dadurch neue Theilungen der Arbeiten, neue Verbeſſerungen der Künſte und Handwerke, die in dem engen Kreiſe des vormahligen Handels, aus Mangel eines Markts für den größten Theil ihrer Erzeugniſſe, nie ſtatt gefunden hätten. Die hervorbringende Kraft der Arbeit wurde erhöhet, und ihr Product in allen europäiſchen Ländern vermehrt, womit zugleich die wirklichen Einkünfte und Reichthümer der Einwohner wachſen mußten. Faſt alle europäiſche Waaren waren für Amerika neu, und viele amerikaniſche waren es für Europa. Es entſtanden Tauſche einer ganz neuen Gattung, an die man vorhin nicht gedacht hätte, und die für die neue Welt eben ſo wohlthätig hätten werden können, als ſie für die alte

Welt unſtreitig geworden ſind. Aber die barbariſche Ungerechtigkeit der Europäer machte dieſe Begebenheit, die für Alle hätte eine Wohlthat ſeyn können, für viele dieſer unglücklichen Länder verderblich und zerſtörend.

Die Entdeckung eines Weges nach Oſtindien, über das Vorgebirge der guten Hofnung, welche ſich faſt zu gleicher Zeit ereignete, erweiterte den Wirkungskreis des auswärtigen Handels faſt noch mehr, als ſelbſt die Entdeckung von Amerika, ob gleich Oſtindien noch entfernter iſt. In Amerika gab es nur zwey Völker, die ſich einigermaßen über die Wildheit erhoben, und dieſe waren beynahe eben ſo ſchnell vertilget, als entdecket. Die übrigen waren bloße Wilde. Hingegen waren China, Indoſtan, Japan und mehrere oſtindiſche Reiche, wenn ſie auch keine ſo ergiebigen Minen hatten, doch in allen andern Abſichten reicher, cultivirter und in allen Künſten und Manufacturen weiter gekommen, als Mexico oder Peru, ſelbſt wenn wir die unglaublichen Nachrichten der ſpaniſchen Schriftſteller von dem vormahligen Zuſtande dieſer Reiche für wahr halten wollten. Reiche und geſittete Nationen können aber einen weit wichtigern Verkehr mit einander treiben, als ſie mit Wilden und Barbaren treiben können. Gleichwohl hat Europa bisher von ſeinem Handel mit Oſtindien weniger Vortheile gezogen, als von dem Handel mit Amerika. Die Portugieſen trieben jenen Handel beynahe ein Jahrhundert lang ausſchließlich, und die andern europäiſchen Nationen konnten nur mittelbar und durch ſie, Waaren aus jenen Ländern bekommen und dahin ſenden. Als im Anfange des vorigen Jahrhunderts die Holländer anfingen, Portugieſen zu verdrängen, verliehen ſie ihren ganzen oſtindiſchen Handel einer ausſchließenden Handelsgeſellſchaft. Die Engländer, Franzoſen, Schweden und Dänen ſind dieſem Beyſpiele gefolgt, ſo, daß keine einzige große europäiſche Nation, bis jetzt, die Wohlthat eines freyen Handels nach Oſtindien genoſſen hat. Man braucht keinen andern Grund anzugeben, warum dieſer Handel niemahls ſo vortheilhaft geweſen iſt, als der Handel nach Amerika, der zwiſchen faſt allen europäiſchen Nationen und ihren Kolonien, den Unterthanen einer jeden frey geſtanden hat. Die Privilegien dieſer oſtindiſchen Geſellſchaften, ihre großen Reichthümer, die Begünſtigung und der Schutz, den ſie ſich von ihren Landesherren zu verſchaffen wußten, haben vielen Neid gegen ſie rege gemacht. Dieſer Neid hat oft ihren Handel, in Abſicht auf die große Quantität des jährlich dadurch aus dem Lande gehenden Silbers, als durchaus ſchädlich geſchildert. Die Theilnehmer daran haben geantwortet, ihr Handel möchte freylich, durch die immerwährende Silberausfuhr, **Europa überhaupt** ärmer machen, aber nicht **das einzelne Land**, welches den Handel triebe; denn ein Theil der Rückladungen würde andern europäiſchen Ländern zugeführt, und brächte weit mehr Silber ins Land, als ausgeführt worden wäre. Der Vorwurf und die Beantwortung gründen ſich beyde auf einen Wahn, den ich ſo eben unterſucht habe. Es iſt alſo unnöthig, mehr darüber zu ſagen. Wegen der jährlichen Silberausfuhr nach Oſtindien iſt wahrſcheinlich das Silbergeſchirr in Europa etwas theurer, als es ſonſt ſeyn würde, und das gemünzte Silber iſt einer größern Quantität Arbeit und Waaren gleich. Die erſte von dieſen Wirkungen iſt ein ſehr geringer Verluſt, die leztere ein ſehr geringer Vortheil: beyde ſind zu unbedeutend, als daß ſie die Aufmerkſamkeit des Staats verdienten. Da der Handel nach Oſtindien den europäiſchen Waaren, oder welches auf eben das hinaus läuft, dem mit dieſen Waaren erkauften Golde und Silber einen Markt verſchaffet: ſo muß er unfehlbar die jährliche Erzeugung europäiſcher Waaren und ſomit den wirklichen Reichthum von Europa vermehren. Daß dieß bisher in ſo geringem Maße geſchehen iſt, muß wohl dem Zwange, dem man ihn überall unterwirft, zugeſchrieben werden.

Es hat mir nöthig geſchienen, den gemeinen Wahn, daß Reichthum im Gelde, oder in Golde und Silber beſtehe, umſtändlich — wiewohl auf die Gefahr langweilig zu werden — zu unterſuchen. Ich habe ſchon angemerkt, daß nach dem gemeinen Sprachgebrauche Geld öfters ſo viel bedeute, als Reichthum. Dieſe Zweydeutigkeit des Ausdrucks hat uns jenen gemeinen Begriff ſo geläufig gemacht, daß ſelbſt diejenigen, welche von der Ungereimtheit deſſelben überzeugt ſind, ihre eigenen Grundſätze vergeſſen, und ihn in ihren Räſonnements als eine bekannte und unläugbare Wahrheit aufſtellen. Einige der beſten engliſchen Schriftſteller über den Handel gehen von der Bemerkung aus, daß der Reichthum eines Landes nicht nur in ſeinem Golde und Silber, ſondern auch in ſeinen Ländereyen, Häuſern und verbrauchbaren Gütern aller Art beſtehe. Gleichwohl ſcheinen im Verfolge des Räſonnements die Ländereyen, Häuſer und verbrauchbaren Güter ihrem Gedächtniſſe zu entſchlüpfen, und

und die Schlußkraft ihrer Gründe ſetzt oft voraus, daß aller Reichthum in Golde und Silber beſtehe, und daß die Vermehrung dieſer Metalle der Hauptgegenſtand des Gewerbfleißes und des Handels einer Nation ſey.

Als man nun aber die beyden Grundſätze, daß Reichthum in Golde und Silber beſtehe, und daß dieſe Metalle in ein Land, das keine Bergwerke hat, nur durch die Handelsbilanz oder durch das Uebergewicht der Ausfuhr über die Einfuhr, gebracht werden könnten, einmahl feſtgeſtellt hatte: ſo wurde es nothwendiger Weiſe Hauptzweck der Staatswirthſchaft, die Einführung fremder Waaren zum inländiſchen Verbrauche ſo viel nur möglich zu vermindern, und die Ausführung der Erzeugniſſe inländiſchen Gewerbfleißes, ſo viel nur möglich zu vermehren. Ihre beyden großen Kunſtgriffe das Land zu bereichern, waren daher Beſchränkungen der Einfuhr und Ermunterungen der Ausfuhr.

Jene Beſchränkungen waren von zweyerley Art. Erſtlich, Beſchränkungen der Einfuhr ſolcher, zum inländiſchen Verbrauch beſtimmter fremden Güter, die im Lande ſelbſt erzeuget werden konnten, und zwar aus allen und jeden Ländern.

Zweytens, Beſchränkungen der Einfuhr aller und jeder Güter aus ſolchen Ländern, mit welchen man glaubte eine nachtheilige Handelsbilanz zu haben.

Die Beſchränkungen ſelbſt beſtanden bald in hohen Einfuhrzöllen, bald in gänzlichen Verbothen.

Ermunterungen der Ausfuhr waren bald Rückzölle, bald Ausfuhrprämien, bald begünſtigende Handelsverträge mit fremden Staaten, und bald Anlegung von Kolonien in entfernten Ländern.

Rückzölle gab man in zweyerley Fällen. Wenn die einheimiſchen Manufacturwaaren einen Zoll oder eine Acciſe bezahlt hatten: ſo gab man öfters bey ihrer Ausfuhr die ganze Abgabe, oder einen Theil derſelben zurück. Wenn hiernächſt fremde Güter, die einer Abgabe unterworfen waren, in der Abſicht, ſie wieder auszuführen, eingebracht wurden, ſo gab man bey dieſer Ausfuhr die Abgabe ganz, oder zum Theil zurück.

Ausfuhrprämien wurden zur Ermunterung angehender Manufacturen, oder anderer Gattungen der Induſtrie gegeben, die man einer beſondern Begünſtigung werth hielt.

Durch vortheilhafte Handelsverträge erhielten in auswärtigen Staaten die Waaren und die Kaufleute des Landes, gewiſſe Vorrechte vor den Waaren und Kaufleuten anderer Länder.

Durch Anlegung der Kolonien in entfernten Ländern wurden den Waaren und Kaufleuten desjenigen Landes, welches die Kolonie anlegte, nicht nur beſondere Privilegien, ſondern öfters auch ein Monopol zugeſtanden.

Die beyden vorhin erwähnten Beſchränkungen der Einfuhr und dieſe viererley Begünſtigungsmittel der Ausfuhr machen zuſammen die ſechs Hauptanſtalten aus, wodurch das Handelsſyſtem die Handelsbilanz zum Vortheil des Staats neigen und den Gold- und Silbervorrath vermehren will. Ich werde eine jede in einem beſondern

Kapitel betrachten, und ohne mich weiter auf die vermeintliche Wirkung derſelben, Geld ins Land zu ziehen, einzulaſſen, werde ich hauptſächlich unterſuchen, was für Einfluß jede auf das jährliche Erzeugniß der Landesindüſtrie habe. Da ſie nehmlich den Werth dieſes jährlichen Erzeugniſſes entweder größer, oder geringer machen: ſo müſſen ſie offenbar auch den wirklichen Reichthum des Landes entweder vermehren, oder vermindern.

Zweytes Kapitel.

Von Beſchränkung der Einfuhr ſolcher Waaren aus fremden Ländern, welche im Lande ſelbſt erzeugt werden können.

Wenn man die Einfuhr ſolcher fremden Waaren, die im Lande ſelbſt erzeugt werden können, entweder durch hohe Einfuhrzölle, oder durch gänzliches Verboth einſchränkt: ſo kann der inländiſche Gewerbfleiß, der dieſe Waaren verarbeitet, mit mehr oder weniger Sicherheit auf den Alleinhandel auf dem inländiſchen Markte rechnen. So giebt das Verboth Schlachtvieh und eingeſalzenes Fleiſch aus fremden Ländern einzuführen, den brittiſchen Viehhändlern den Alleinhandel auf dem inländiſchen Fleiſchmarkte. Die hohen Einfuhrzölle auf das Getreide, welche in mäßig fruchtbaren Jahren ſo gut als ein gänzliches Verboth ſind, geben dem Kornbauer gleichen Vortheil. Eben ſo günſtig iſt die verbothene Einfuhr auswärtiger wollener Zeuge für unſere Wollenweber. Die Seidenwebereyen, ob gleich alles

Material, deſſen ſie bedürfen, ausländiſch iſt, haben neuerlich eben dieſes Vorrecht erhalten. Die Leinwandmanufactur hat es zwar noch nicht, eilet ihm aber mit ſchnellen Schritten entgegen. Mehrere andere Manufacturinhaber in Großbritannien, haben auf gleiche Weiſe, entweder völlig, oder doch beynahe, ein Monopol gegen ihre eigenen Landsleute erlangt. Die Mannichfaltigkeit der Waaren, deren Einführung in Großbritannien entweder ganz und gar, oder unter gewiſſen Einſchränkungen verbothen iſt, überſteigt alles, was diejenigen ſich vorſtellen können, die nicht mit eignen Augen die Zollgeſetze durchgeſehen haben.

Daß dieſes Monopol den Betrieb desjenigen Gewerbes, welches damit begünſtiget iſt, vermehre, und daß es demſelben einen größern Antheil von der Arbeit und dem Kapitale der Geſellſchaft zuwende, als außerdem dahin gegangen ſeyn würde, leidet keinen Zweifel. Allein ob es zu Vermehrung der allgemeinen Landesindüſtrie abzwecke, und ob es dieſer Indüſtrie die vortheilhafteſte Richtung gebe, iſt vielleicht ſo ausgemacht noch nicht.

Der allgemeine Arbeitsfleiß der Geſellſchaft kann niemahls weiter getrieben werden, als das Kapital der Geſellſchaft, welches ihn beſchäftiget, erlaubt. So wie ein Privatmann nicht mehr Arbeitsleute unterhalten kann, als ihm ſein Kapital zu unterhalten verſtattet: ſo muß auch die Anzahl derer, die von allen Mitgliedern einer großen Geſellſchaft fortwährend beſchäftiget werden, mit dem ganzen Kapitale der Geſellſchaft im Verhältniſſe ſtehen,

hen, und kann dieſes Maß nie überſchreiten. Keine Anordnungen in Abſicht des Handels können den Gewerbfleiß über den Grad hinaus treiben, den das Kapital der Geſellſchaft zu unterhalten vermag. Sie können bloß einem Theile deſſelben eine Richtung geben, die er ſonſt nicht würde genommen haben; und es iſt noch ſehr zweifelhaft, ob dieſe künſtliche Leitung des Handels der Geſellſchaft zuträglicher iſt, als der Weg, den er, ſich ſelbſt überlaſſen, genommen haben würde.

Jeder einzelne Menſch iſt immer darauf bedacht, das Kapital, über welches er zu gebiethen hat, auf das vortheilhafteſte zu benutzen. Es iſt wahr, er hat dabey **ſeinen** Vortheil, und nicht den Vortheil **der Geſellſchaft** vor Augen. Aber natürlicher, oder vielmehr nothwendiger Weiſe leitet ihn das Studium ſeines eigenen Vortheils gerade auf ſolche Anwendungen ſeines Kapitals, welche zugleich der Geſellſchaft den meiſten Vortheil bringen.

Erſtlich, jeder Menſch ſucht ſein Kapital ſo nahe als möglich bey ſeinem Wohnſitze anzulegen, und es folglich ſo viel als möglich auf die Unterſtützung des inländiſchen Gewerbfleißes zu verwenden; vorausgeſetzt, daß er dabey den üblichen, oder doch nicht viel weniger, als den üblichen Gewinnſt vom Kapitale ziehet.

So giebt — bey gleichen, oder bey faſt gleichen Gewinnſten — jeder Großhändler dem inländiſchen Conſumtionshandel den Vorzug vor dem auswärtigen, und dem auswärtigen Conſumtionshandel den Vorzug vor dem Zwiſchenhandel *). Bey dem inländiſchen Handel verliert er ſein Kapital nie ſo weit aus den Augen, als es oft bey dem ausländiſchen geſchiehet. Er kann die Geſinnung und den Zuſtand der Leute, welchen er Credit giebt, beſſer kennen; und ſollte er auch betrogen werden: ſo iſt er mit den Landesgeſetzen, bey welchen er ſeine Entſchädigung ſuchen muß, beſſer bekannt. Bey dem Zwiſchenhandel iſt das Kapital des Kaufmanns gleichſam unter zwey fremde Länder vertheilt, und kein Theil deſſelben muß nothwendig nach Hauſe, unter ſeine unmittelbare Aufſicht, zurück kommen. Von dem Kapitale, womit der Amſterdamer Kaufmann Getreide von Königsberg nach Liſſabon, und Früchte und Wein von

Liſſa-

---

*) Das, was hier durch Zwiſchenhandel ausgedrückt wird, und in den erſtern Bänden zuweilen mit dem Zuſatze Fuhrhandel ausgedrückt worden iſt, heißt im Originale immer carrying-trade. Nach dem deutſchen Sprachgebrauche könnte man ſich unter Zwiſchenhandel die Art, und unter Fuhrhandel die Gattung denken. So oft die Kaufleute eines Landes ins Mittel treten, um die Erzeugniſſe eines zweyten, zum Verbrauche in ein drittes zu bringen: ſo oft ſind ſie Zwiſchenhändler zwiſchen den Producenten des eines Landes und den Conſumenten des andern. Aber Fuhrhändler ſind ſie wohl erſt alsdann, wenn ſie die Erzeugniſſe aus dem hervorbringenden Lande ſelbſt abhohlen und ſie dem verbrauchenden Lande zuführen; denn Fuhrhandel ſcheint voraus zu ſetzen, daß der Kaufmann dabey einigermaßen die Geſchäfte des Fuhrmanns über ſich nimmt. Da indeſſen der Autor den carrying-trade bloß von dem, in mehrere Unterarten getheilten trade of conſumption unterſcheidet, und unter dem erſtern immer die Veranſtaltung eines Handels zwiſchen zwey nicht unmittelbar mit einander correſpondirenden Ländern verſteht: ſo wird es, in dieſem Werke wenigſtens, der Unterſcheidung zwiſchen Fuhrhandel und Zwiſchenhandel nicht bedürfen. A. d. U.

Liſſabon nach Königsberg ſchaffet, muß, in der Regel, die eine Hälfte ſich in Königsberg, und die andere in Liſſabon befinden. Es braucht nichts davon nach Amſterdam zu kommen. Eigentlich ſollte ein ſolcher Kaufmann entweder in Königsberg, oder in Liſſabon wohnen; und nur ganz beſondere Umſtände können ihn beſtimmen, den Aufenthalt in Amſterdam vorzuziehen. Indeß bewegt ihn gemeiniglich die Ungemächlichkeit, von ſeinem Kapitale ſo weit getrennt zu ſeyn, etwas von den Königsberger Gütern, die er für den Liſſaboner, und etwas von den Liſſaboner Gütern, die er für den Königsberger Markt beſtimmt, nach Amſterdam kommen zu laſſen. Und ob ihn gleich dieß der Beſchwerde eines doppelten Ein- und Ausladens ſeiner Waaren, ſo wie der Bezahlung einiger Abgaben und Zölle unterwirft: ſo läßt er ſich doch beydes willig gefallen, um einen Theil ſeines Kapitals immer unter den Augen und in der Gewalt zu haben. Auf dieſe Weiſe wird jedes Land, das einen beträchtlichen Zwiſchenhandel treibt, immer die Niederlage oder der allgemeine Markt für die Waaren aller derjenigen Länder, mit welchen es dieſen Handel treibt. Um die Koſten des zweyten Ein- und Ausladens zu erſparen, ſucht der Kaufmann immer von ſolchen Waaren, ſo viel nur möglich, im Lande ſelbſt zu verkaufen, und alſo den Zwiſchenhandel in einen inländiſchen Conſumtionshandel zu verwandeln. So wird ebenfalls ein Kaufmann, der auswärtigen Conſumtionshandel treibt und Güter für den auswärtigen Markt zuſammen bringt, immer froh ſeyn, wenn er, mit gleichen, oder beynahe gleichen Gewinnſten, davon ſo viel als möglich, im Lande abſetzen kann. Er erſpart ſich die Gefahr und Mühe der Ausfuhr, wenn er den auswärtigen Conſumtionshandel, ſo viel es von ihm abhängt, in einen inländiſchen verwandelt. Die Heimath des Kaufmanns iſt auf dieſe Weiſe in jedem Lande der Mittelpunkt, wenn ich ſo ſagen darf, um welchen ſeine Kapitalien unaufhörlich umher laufen, und gegen welchen ſie beſtändig angezogen werden: ob gleich beſondere Urſachen ſie auch zuweilen zurückſtoßen und zu weit entfernten Beſchäftigungen hintreiben können. Nun ſetzt aber, wie ſchon gezeigt worden iſt, ein im inländiſchen Handel angewandtes Kapital den einheimiſchen Fleiß in weit größere Thätigkeit, und giebt einer weit größern Anzahl von Landeseinwohnern Beſchäftigung und Einkommen, als ein gleiches Kapital im auswärtigen Conſumtionshandel angewandt; und hinwiederum hat ein in dieſem letztern angewandtes Kapital eben dieſen Vorzug vor dem, welches im Zwiſchenhandel angelegt wird. Bey gleichen, oder ziemlich gleichen Gewinnſten alſo iſt jeder Kaufmann von ſelbſt geneigt, ſein Kapital gerade auf die Weiſe anzulegen, wie es zur Erweckung des einheimiſchen Fleißes und zur Unterhaltung und Beſchäftigung der größten Anzahl von Menſchen am dienlichſten iſt.

Zweytens. Jedermann, der mit ſeinem Kapitale den inländiſchen Fleiß beſchäftiget, iſt nothwendiger Weiſe bemüht, ihn ſo zu leiten, daß deſſen Erzeugniſſe den möglichſt größten Werth erhalten.

Das Erzeugniß des Fleißes iſt dasjenige, was durch die Anwendung deſſelben dem Stoffe oder rohen Materiale zugeſetzt wird. Je größer oder geringer nun der

Werth dieſes Erzeugniſſes iſt, deſto gröſſer oder geringer iſt auch der Gewinnſt deſſen, der den Gewerbfleiß beſchäftiget. Nur um des Gewinnſtes willen legt man ein Kapital beym Gewerbfleiße an; und folglich wird man die Gattung deſſelben wählen, deren Erzeugniß den größten Werth verſpricht, das iſt, gegen die größte Geldſumme oder die größte Quantität Waaren vertauſcht werden kann.

Nun iſt aber das jährliche Einkommen jeder Geſellſchaft allezeit dem Tauſchwerthe genau gleich, den das jährliche Erzeugniß des Gewerbfleißes dieſer Geſellſchaft hat, oder vielmehr jenes Einkommen iſt nichts anders, als dieſes Erzeugniß. Wie nun alſo jedermann ſein möglichſtes thut, um ſein Kapital auf den inländiſchen Gewerbfleiß zu verwenden und dieſen Gewerbfleiß ſo zu leiten, daß deſſen Erzeugniß den größten Werth erhalte: ſo biethet auch jedermann alle Kräfte auf, das jährliche Einkommen der ganzen Geſellſchaft ſo viel nur möglich, zu vermehren. Der einzelne Menſch hat freylich die Abſicht nicht, das gemeine Beſte zu befördern, auch weiß er nicht, wie er daſſelbe befördert. Wenn er den einheimiſchen Gewerbfleiß lieber unterſtützt, als den auswärtigen: ſo denkt er bloß an ſeine Sicherheit; und wenn er dieſen Gewerbfleiß auf den größten Werth treibt: ſo hat er nur ſeinen Gewinn vor Augen, und er wird hierbey, wie bey vielen andern Dingen, von einer unſichtbaren Hand auf die Beförderung von Zwecken geleitet, welche er ſich nicht vorſetzte. Es iſt auch für die Geſellſchaft eben kein Unglück, wenn er dieſe Zwecke ſich nicht ſelbſt vorſetzt. Indem er ſeinen Gewinn verfolgt, befördert er das gemeine Beſte oft wirkſamer, als wenn er es abſichtlich befördern wollte. Ich habe niemahls geſehen, daß die, welche ſich rühmen, für das gemeine Beſte Handel zu treiben, viel gutes bewirkt hätten. Unterdeſſen iſt dieſe Prahlerey unter den Kaufleuten nicht ſehr gemein, und es koſtet wenig Worte, ſie davon abzubringen.

Offenbar kann jeder einzelne Menſch über die Gattung des inländiſchen Gewerbfleißes, welche er mit ſeinem Kapitale am beſten in Gang bringen kann, und deren Erzeugniß von dem größten Werthe zu ſeyn verſpricht, in ſeiner beſondern Lage weit richtiger urtheilen, als der Staatsmann oder Geſetzgeber. Ein Staatsmann, der ſich einfallen ließe, Privatperſonen über die Anwendung ihrer Kapitalien Vorſchriften zu ertheilen, würde ſich nicht nur eine ganz unnütze Sorge aufbürden, ſondern ſich auch eine Gewalt anmaßen, die keinem einzelnen Manne, ja nicht einmahl einem Staate oder Staatsrathe ſicher anvertrauet werden kann, und die nirgend ſo gefährlich ſeyn würde, als in den Händen eines Thoren oder Vermeſſenen, der ſich für fähig hielte, ſie auszuüben.

Wenn man in einer beſondern Kunſt oder Manufactur, dem inländiſchen Gewerbfleiße das Monopol auf dem einheimiſchen Markte zugeſteht: ſo ſchreibt man gewiſſermaßen dem Privatmanne vor, wie er ſein Kapital anlegen ſolle, das heißt, man thut etwas unnützes, oder etwas ſchädliches. Kann das einheimiſche Erzeugniß eben ſo wohlfeil geliefert werden, als das ausländiſche: ſo iſt die Vorkehrung offenbar unnütz. Kann es nicht ſo wohlfeil geliefert werden: ſo iſt ſie gemeiniglich ſchädlich. Jeder kluge Hausvater macht es ſich zur Regel, niemahls das im Hauſe verfertigen zu laſſen, was er wohlfeller einkaufen kann. Der Schneider macht ſich ſeine Schuhe nicht ſelbſt, ſondern er kauft ſie vom Schuſter. Dem Schuſter fällt es nicht ein, ſeine Kleider zu machen, ſondern er bedient ſich dazu des Schneiders. Der Landwirth macht keines von beyden, ſondern läßt bey dieſen Handwerkern arbeiten. Alle dieſe Leute finden es ihrem Vortheile gemäß, ihre Betriebſamkeit auf diejenige Art anzuwenden, worin ſie es ihren Nachbarn zuvor thun, und dann ihre übrigen Bedürfniſſe mit einem Theile von dem Erzeugniſſe ihres Fleißes, oder, welches einerley iſt, mit dem Preiſe dieſes Theils, zu erkaufen.

Was in der Haushaltung einer Privatfamilie Klugheit iſt, das kann in der Verwaltung eines großen Staats wohl nicht Thorheit ſeyn. Wenn uns das Ausland gewiſſe Waaren wohlfeller liefern kann, als wir ſie zu machen im Stande ſind: ſo iſt es beſſer, daß wir ſie mit einem Theile von dem Erzeugniſſe unſers Fleißes, den wir in einer Gattung, worin wir gewiſſe Vorzüge vor dem Auslande beſitzen, angewandt hatten, einkaufen. Die allgemeine Landesindüſtrie, welche dem darauf verwendeten Kapitale immer angemeſſen iſt, wird dabey eben ſo wenig leiden, als der Gewerbfleiß der vorerwähnten Handwerker leidet: ſie darf nur den Weg ausfindig machen, auf welchem ſie ſich am vortheilhafteſten beſchäftigen kann. Dabey aber iſt gewiß kein großer Vortheil, wenn man den Gewerbfleiß auf eine Sache lenket, die wohlfeiler zu kaufen, als zu verfertigen

gen iſt. Der Werth des jährlichen Erzeugniſſes wird unſtreitig geringer, wenn der Fleiß abgehalten wird, Waaren zu verfertigen, welche mehr werth ſind, als die, welche er verfertigen ſoll. Vorausgeſetzt nun, daß dieſe Waare von Ausländern wohlfeiler gekauft, als im Lande gemacht werden konnte: ſo war man im Stande, ſie nur mit einem Theile derjenigen Waaren, oder, welches einerley iſt, mit einem Theile des Preiſes von denjenigen Waaren anzuſchaffen, welche der mit einem gleich ſtarken Kapitale beſchäftigte Gewerbfleiß im Lande ſelbſt hätte verfertigen können, wenn man ihn ſeinem natürlichen Gange überlaſſen hätte. Die Landesindüſtrie wird alſo von einem Vortheil bringendem Gewerbe zurückgehalten, und auf ein minder vortheilhaftes gelenkt. Der Geſetzgeber wollte den Tauſchwerth des jährlichen Erzeugniſſes vermehren, und dieſer Werth muß durch alle ſolche Anſtalten vermindert werden.

Verordnungen dieſer Art können zwar eine oder die andere Manufactur ſchneller empor bringen, und dieſe kann vielleicht nach einiger Zeit ihre Waare ſo wohlfeil oder wohlfeiler liefern, als die Ausländer die ihrige. Wenn aber auch, auf dieſe Weiſe, die Indüſtrie der Geſellſchaft früher, als es ſonſt geſchehen ſeyn würde, mit Vortheil in einen beſondern Kanal geleitet worden iſt: ſo folgt doch daraus noch keinesweges, daß durch eine ſolche Anſtalt die Totalſumme der geſellſchaftlichen Indüſtrie, oder des geſellſchaftlichen Einkommens vermehrt werden könne. Jene kann nur nach Maßgabe ihres Kapitals wachſen; und ihr Kapital kann nur in dem Maße zunehmen, als nach und nach etwas von ihrem

rem Einkommen erſpart wird. Unfehlbar bewirkt jede ſolche Anſtalt eine Verminderung der Einkünfte. Was nun aber die Einkünfte vermindert, das kann unmöglich das Kapital ſchneller vermehren, als es ſich von ſelbſt vermehrt haben würde, wenn man beydes, Induſtrie und Kapital, ihrer natürlichen Anwendung überlaſſen hätte.

Geſetzt, der Staat hätte, ohne jene Anſtalten, dieſe oder jene Manufactur nicht bekommen: ſo würde er darum in keiner Periode ſeiner Dauer ärmer ſeyn. Sein ganzes Kapital und ſeine ganze Induſtrie hätten in jeder Periode Anwendung gefunden, ob gleich bey andern Gegenſtänden und auf eine Weiſe, die zu der Zeit die vortheilhafteſte geweſen wäre. In jeder Periode hätte die Geſellſchaft von ihrem Kapitale die möglichſt größten Einkünfte gezogen, und Kapital und Einkünfte wären mit der möglichſten Schnelligkeit gewachſen.

Die natürlichen Vortheile, welche ein Land, in Hervorbringung gewiſſer Waaren, vor dem andern voraus hat, ſind zuweilen ſo groß, daß es, nach jedermanns Ueberzeugung, ganz vergeblich ſeyn würde, ſie bekämpfen zu wollen. Vermittelſt der Treibhäuſer, Miſtbeete und Mauern kann man in Schottland recht gute Weintrauben, und von dieſen recht guten Wein erhalten, aber er würde ungefähr dreyßig mahl ſo viel koſten, als ein eben ſo guter Wein, den man aus fremden Ländern einführt. Würde es aber eine vernünftige Geſetzgebung ſeyn, die Einfuhr fremder Weine zu verbiethen, bloß um den ſchottiſchen Medoc und Burgunder empor zu bringen? Wäre es nun eine auffallende Ungereimtheit, auf ein Gewerbe dreyßig mahl mehr an Kapital und Betriebſamkeit des Landes zu verwenden, als man zum Ankaufen eines gleich ſtarken Waarenbedürfniſſes aus der Fremde nöthig hätte: ſo iſt es eine ähnliche, ob gleich nicht ganz ſo auffallende Ungereimtheit, auf ein ſolches Gewerbe den dreyßigſten, oder auch nur den dreyhundertſten Theil mehr an Kapital und Betriebſamkeit zu verwenden. Ob die Vortheile des einen Landes über das andere natürliche oder erworbene ſind, macht hier keinen Unterſchied. So lange das eine Land dieſe Vortheile hat, und das andere ſie entbehrt, befindet ſich das letztere beſſer dabey, von dem erſtern zu kaufen, als ſelbſt zu erzeugen. Auch das iſt nur ein erworbener Vortheil, welchen der eine Handwerker über ſeinen Nachbar hat, der ein anderes Handwerk treibt: gleichwohl finden ſie es beyde zuträglicher, von einander zu kaufen, als etwas ſelbſt zu verfertigen, das nicht ihres Handwerks iſt.

Kaufleute und Manufacturiſten ſind es, die von dem Alleinhandel auf dem inländiſchen Markte die größten Vortheile ziehen. Die verbothene Einführung des fremden Schlachtviehes und des eingeſalzenen Fleiſches, nebſt den hohen Abgaben auf das fremde Getreide, die in mäßig fruchtbaren Jahren ſo viel als ein gänzliches Verboth ſind, gewähren den Viehhändlern und Landwirthen in Großbritannien keine ſo wichtigen Vortheile, als ähnliche Anordnungen den Kaufleuten und Manufacturiſten gewähren. Manufacturwaaren — inſonderheit die von der feinern Art — können leichter, als Vieh oder Getreide, aus einem Lande in das andere verführt werden. Daher iſt der auswärtige Handel größtentheils nur damit beſchäftigt, Manufacturwaaren zu hohlen oder zu verführen. Bey Manufacturwaaren kann der Ausländer, wenn er nur einige ſehr geringe Vortheile vor dem inländiſchen Arbeiter voraus hat, wohlfeiler als dieſer auf unſerm eignen Markte verkaufen. Er müßte aber in dem Beſitz ſehr großer Vortheile ſeyn, wenn er eben dieß bey den rohen Erdproducten thun ſollte. Dürften fremde Manufacturwaaren frey eingeführt werden: ſo würden einige unſerer Manufacturen ohne Zweifel leiden, einige vielleicht gar zu Grunde gehen, und ein beträchtlicher Theil vom Kapitale und Gewerbfleiße des Landes, der gegenwärtig damit beſchäftiget iſt, eine andere Beſtimmung ſuchen müſſen. Allein die unbeſchränkteſte Einfuhr der rohen Erdproducte könnte keinen ſo nachtheiligen Einfluß auf den Ackerbau des Landes haben.

Wenn, zum Beyſpiel, die Einführung des fremden Schlachtviehes ſo frey als nur möglich gelaſſen würde: ſo käme dennoch ſo wenig herein, daß die brittiſchen Viehhändler davon wenig zu befürchten hätten. Lebendiges Vieh iſt vielleicht die einzige Waare, deren Transport zur See koſtbarer iſt, als zu Lande. Hier nehmlich geht es ſelbſt zu Markte. Zur See hingegen muß nicht nur das Vieh, ſondern auch ſein Futter, und ſogar ſein Waſſer, mit nicht geringen Koſten und Schwierigkeiten transportirt werden. Die kurze Ueberfahrt von Irland nach England erleichtert zwar die Einführung des irländiſchen Viehes. Wenn aber auch die freye Einführung deſſelben, die neulich bloß auf beſtimmte Zeit erlaubt worden iſt, auf immer geſtattet werden ſollte: ſo könnte ſie doch den engliſchen Viehhändlern nicht viel Eintrag thun. Der Theil von Großbritannien, welcher an die irländiſche See gränzt, beſteht aus lauter Weideländern. Dieſe bedürfen des irländiſchen Viehes nicht, und es müßte alſo mit Koſten und Schwierigkeiten durch dieſe nicht ſchmalen Landſtriche hindurch getrieben werden, ehe es ſeinen rechten Markt erreichte. Gemäſtetes Vieh läßt ſich nicht ſo weit treiben. Es könnte daher nur mageres Vieh eingeführt werden, deſſen Einbringung nicht den Landſchaften, welche ſich mit dem Viehmäſten abgeben — denn dieſe würden ſich bey den verminderten Viehpreiſen wohl befinden — ſondern nur denen, die eigentliche Viehzucht treiben, nachtheilig ſeyn würde. Die geringe Menge des ſeit der erlaubten Einführung zu Markte gebrachten irländiſchen Viehes, und der gute Preis, welchen das magere Vieh noch immer gilt, ſcheinen zu beweiſen, daß ſelbſt die Viehzucht treibenden Landſchaften in Großbritannien durch die freye Einführung des irländiſchen Viehes nicht leiden. Der gemeine Mann in Irland ſoll ſich zwar der Ausführung ſeines Viehes zuweilen mit Gewalt widerſeßt haben. Wenn aber die Leute, welche es ausführten, bey dieſem Handel ihren Vortheil fanden: ſo konnten ſie den Widerſtand des gemeinen Mannes leicht überwinden, da das Geſetz auf ihrer Seite war.

Länder, worin Vieh gemäſtet wird, müſſen ſehr gut angebauet ſeyn. Länder hingegen, wo Vieh aufgezogen wird, ſind gemeiniglich ohne Cultur. Der hohe Preis des ungemäſteten Viehes vermehrt den Werth des unangebaueten Landes, und iſt gleichſam eine Prämie auf die Uncultur. Einem durchaus wohl angebauetem Lande würde es vortheilhafter ſeyn, mageres Vieh einzuführen, als es ſelbſt zu ziehen. Die Provinz Holland ſoll daher auch jetzt dieſe Maxime befolgen. Die gebirgigen Gegenden von Schottland, Wales und Northumberland ſind keiner großen Cultur fähig, und ſcheinen von der Natur zu den Vieh aufziehenden Provinzen Großbritanniens beſtimmt zu ſeyn. Die völlig freye Einführung des fremden Viehes könnte keinen andern Erfolg haben, als daß dieſe Viehzucht treibenden Landſchaften abgehalten würden, ſich durch die zunehmende Volksmenge und Cultur des übrigen Theils vom Königreiche zu bereichern, ihre Viehpreiſe übermäßig hoch zu treiben und den beſſer angebaueten Provinzen eine wahre Auflage aufzubürden.

So würde auch die ganz freye Einfuhr des geſalzenen Fleiſches unſern Viehhändlern eben ſo wenig Eintrag thun, als die Einführung des lebendigen Viehes. Eingeſalzenes Fleiſch iſt eine Waare, die nicht nur viel Raum einnimmt, ſondern auch mehr Arbeit und Koſten erfordert, und alſo theurer, ob gleich ſchlechter iſt, als das friſche Fleiſch. Sie kann daher nur mit dem inländiſchen eingeſalzenen, aber nicht mit dem friſchen Fleiſche in Concurrenz kommen. Sie dienet mehr zum Proviant für Schiffe, die weite Seereiſen machen ſollen, und zu ähnlichen Abſichten, als zu einem allgemeinen Nahrungsmittel. Die Erfahrung hat gelehrt, daß wenig eingeſalzenes Fleiſch aus Irland, ſeit der Erlaubniß es frey einzuführen, herein gekommen iſt, und daß alſo unſere Viehhändler davon nichts befürchten dürfen. Auch ſcheinen die Fleiſchpreiſe ſich ſeitdem nicht merklich verändert zu haben.

Sogar würde die freye Einfuhr des fremden Getreides den brittiſchen Landwirthen ſehr wenig ſchaden. Getreide nimmt noch mehr Raum ein, als Fleiſch. Ein Pfund Weizen, wenn es einen Pfennig gilt, wird durch die Fracht eben ſo theuer, als ein Pfund Fleiſch, wenn es mit Vier Pfennigen bezahlt wird. Daß ſelbſt in Zeiten des größten Mangels ſo wenig fremdes Getreide eingeführt worden iſt, kann unſere Landwirthe überzeugen, wie wenig ſie von der ganz freyen Einfuhr zu fürchten hätten. Die Quantität des jährlich eingeführten Getreides beträgt, im Durchſchnitte mehrerer Jahre, wie der ſachkundige Verfaſſer des Tractats über den Getreidehandel angiebt, nicht mehr, als 23728 Quärter von allen Arten des Getreides, welches ungefähr der fünf hundert und ein und ſiebenzigſte Theil des ganzen jährlichen Verbrauchs iſt. Weil aber die Ausfuhrprämie auf das Getreide in fruchtreichen Jahren eine ſtärkere Ausfuhr veranlaſſet: ſo muß dieſelbe auch in Mangeljahren eine ſtärkere Einfuhr bewirken, als ſonſt bey dem jedesmahligen Zuſtande des Ackerbaues würde ſtatt gefunden haben. Durch den Einfluß der Prämie kann der Ueberfluß des einen Jahrs den Mangel des andern nicht ergänzen; denn da ſie die mittlere Quantität des ausgeführten Getreides vermehrt: ſo muß ſie auch — bey dem dermahligen Zuſtande des Ackerbaues — die mittlere Quantität des eingeführten vermehren. Fände gar keine Prämie ſtatt: ſo würde man im Durchſchnitte weniger, als jetzt, ausführen, und alſo auch weniger einführen. Die Kornhändler, die ſich mit dem Hohlen und Verführen des Getreides abgeben, würden weniger Geſchäfte machen und folglich ſehr dabey zu kurz kommen; aber die Gutsbeſitzer und Pächter würden wenig dabey verlieren. Deßwegen habe ich nicht an dieſen, aber deſto mehr an den Kornhändlern das ängſtlichſte Verlangen nach Erneuerung oder Fortdauer der Prämie bemerkt.

Gutsbeſitzer und Pächter ſind — und das gereicht ihnen zu nicht geringer Ehre — von der elenden Monopolienſucht am wenigſten angeſteckt. Der Unternehmer einer großen Manufacturanſtalt wird zuweilen beunruhiget, wenn innerhalb zwanzig Meilen ein gleichartiges Werk angelegt wird. Der Holländer, welcher die Tuchmanufactur zu Abbeville anlegte, machte es zur Bedingung, daß innerhalb dreyßig Meilen von dieſer Stadt, keine Anſtalt dieſer Art errichtet werden durfte. Pächter und Gutsbeſitzer hingegen ſind überhaupt geneigter, die Cultur und Wirthſchaft auf den Pachtungen und Gütern ihrer Nachbaren zu befördern, als ſie zu hindern. Sie haben keine Geheimniſſe, wie die meiſten Manufacturiſten; vielmehr ſind ſie froh, wenn ſie ein neues, bewährt gefundenes Verfahren ihren Nachbaren mittheilen und daſſelbe recht gemeinnützlich machen können. Pius quaeſtus, ſagt der ältere Cato, ſtabiliſſimusque, minimeque invidioſus; minimeque male cogitantes ſunt, qui in eo ſtudio occupati ſunt. Landedelleute und Pächter ſind in allen Theilen des Landes umher zerſtreuet: ſie können nicht ſo leicht zuſammen treten, als Kaufleute und Manufacturiſten,

riſten, die in Städten beyſammen wohnen, an den ſelbſtſüchtigen Innungsgeiſt; der in den Städten herrſchet, gewöhnt ſind, und die ausſchließlichen Freyheiten, welche ſie gegen die übrigen Bürger ihrer Stadt ausüben, gegen alle ihre Landsleute zu behaupten pflegen. Dieſe ſcheinen alſo die urſprünglichen Erfinder aller der Einfuhrbeſchränkungen zu ſeyn, wodurch ſie ſich des Alleinhandels auf dem einheimiſchen Markte verſichern. Vermuthlich wollten die Landedelleute und Pächter ihnen nachahmen, und ſich mit Leuten, denen ſie die Abſicht, ſie zu unterdrücken zuſchrieben, ins Gleichgewicht ſetzen, als ſie den, ihrem Stande ſo natürlichen Edelmuth vergaßen, und um das ausſchließliche Vorrecht, ihre Landsleute mit Getreide und Schlachtvieh zu verſorgen, anſuchten. Sie nahmen ſich vielleicht die Zeit nicht, zu überlegen, wie viel weniger die Handelsfreyheit ihnen Schaden bringen könne, als den Leuten, deren Beyſpiel ſie befolgten.

Die Einführung des fremden Getreides und Schlachtviehes auf immer verbiethen, iſt in der That eben ſo viel, als feſtſetzen, daß die Bevölkerung und der Gewerbfleiß des Landes niemahls weiter gehen ſolle, als ſo weit ſie durch die rohen Erzeugniſſe ſeines eigenen Bodens erhalten werden können.

Indeſſen giebt es zwey Fälle, in denen es allgemein genommen, zuträglich ſcheint, den auswärtigen Gewerbfleiß, zur Ermunterung des einheimiſchen, mit einigen Laſten zu beſchweren.

Der erſte iſt, wenn dieſe oder jene Gattung des Gewerbfleißes zur Vertheidigung des Landes nothwendig iſt. So hängt, zum Beyſpiel, Großbritanniens Vertheidigung gar ſehr von der Anzahl ſeiner Matroſen und Schiffe ab. Um deßwillen ſucht die Schiffahrtsacte mit Recht den brittiſchen Matroſen und Schiffen das Monopol bey dem Handel ihres Landes zu verſchaffen; und zwar in einigen Fällen durch gänzliches Verboth, in andern durch ſtarke Auflagen auf die Schiffe fremder Nationen. Folgendes ſind die vornehmſten Anordnungen dieſer Acte:

Erſtlich: Allen Schiffen, deren Eigenthümer, Befehlshaber und drey Viertheile der Matroſen nicht brittiſche Unterthanen ſind, iſt bey Strafe des Verluſts des Schiffes und der Ladung verbothen, nach brittiſchen Kolonien oder Pflanzörtern zu handeln, oder in Großbritannien Küſtenhandel zu treiben.

Zweytens: Eine Menge Artikel von Gütern, die, im Verhältniſſe zu ihrem Preiſe, ſehr viel Raum erfordern, können nicht anders in Großbritannien eingeführt werden, als in den vorhin beſchriebenen Schiffen, oder in Schiffen desjenigen Landes, worin dieſe Güter erzeuget worden, und deren Eigenthümer, Befehlshaber und drey Viertheile der Matroſen Unterthanen deſſelben Landes ſind. Wenn ſie auch in den Schiffen der leztern Art herein kommen: ſo müſſen ſie doch den Zoll, den die Ausländer geben, doppelt bezahlen. Werden ſie aber in Schiffen einer andern Nation hereingebracht: ſo werden Schiff und Ladung confiſcirt. Zu der Zeit, als dieſe Acte gemacht wurde, waren die Holländer — was ſie noch immer ſind — die größten Fuhrleute in Europa; und durch dieſe Verordnung wurden ſie gänzlich davon ausgeſchloſſen, die Fuhrleute für Großbritannien zu ſeyn, das heißt, uns die Waaren von irgend einem andern europäiſchen Lande zuzuführen.

Drittens: Eine Menge Güter, die ſehr viel Raum einnehmen, dürfen, ſelbſt mit brittiſchen Schiffen, nur unmittelbar aus dem Lande, welches ſie hervorgebracht hat, eingeführt werden; bey Verluſt des Schiffes und der Ladung. Auch dieſe Verordnung war ohne Zweifel gegen die Holländer gerichtet. Holland war damahls, wie jetzt, die Hauptniederlage für alle europäiſche Waaren; und durch dieſe Verordnung wurden die brittiſchen Schiffe abgehalten, die Güter der übrigen europäiſchen Länder aus Holland zu hohlen.

Viertens: Geſalzene Fiſche von allen Arten, Fiſchbein, Thran und Fett, wenn jene nicht mit brittiſchen Schiffen gefangen, und dieſe an Bord derſelben bereitet worden ſind, müſſen, bey der Einfuhr nach Großbritannien den Zoll der Ausländer doppelt bezahlen. Die Holländer, welche jetzt noch die vorzüglichſten Fiſcher in Europa ſind, waren damahls die einzigen, die fremde Nationen mit Fiſchen zu verſorgen ſtrebten. Durch dieſe Verordnung wurde es ihnen ſehr ſchwer gemacht, Großbritannien damit zu verſehen.

Da die Schiffahrtsacte gemacht wurde, waren England und Holland zwar nicht wirklich im Kriege begriffen, aber es herrſchte doch die größte Erbitterung zwiſchen beyden Nationen. Dieſe entſpann ſich unter dem langen Parlamente, das die Acte zuerſt entwarf, und brach bald nachher, unter dem Protector und Karl dem zweyten, in die holländiſchen Kriege aus. Es kann ſeyn, daß einige Anordnungen dieſer berühmten Acte von dem Nationalhaſſe herrühren; ſie ſind aber alle ſo weiſe, als ob die bedächtlichſte Staatsklugheit ſie eingegeben hätte. Der Nationalhaß verfolgte damahls daſſelbe Ziel, welches die bedächtlichſte Weisheit hätte empfehlen können — die Schwächung der holländiſchen Seemacht, der einzigen, welche für die Sicherheit Englands hätte gefährlich werden können.

Die Schiffahrtsacte iſt dem auswärtigen Handel, oder der Zunahme des Reichthums, der dabey gewonnen werden kann, nicht günſtig. In Handelsgeſchäften hat eine Nation gegen die andere, eben daſſelbe Intereſſe, welches ein Kaufmann gegen den andern hat: nehmlich ſo wohlfeil zu kaufen, und ſo theuer zu verkaufen, als es möglich iſt. Nun wird aber ein Land wahrſcheinlich am wohlfeilſten kaufen, wenn vollkommene Handelsfreyheit alle Nationen einladet, ihre Güter, deren es bedarf, ihm zuzuführen, und es wird am theuerſten verkaufen können, wenn ſeine Märkte mit der größten Anzahl von Käufern angefüllt ſind. Die Schiffahrtsacte legt zwar den fremden Schiffen, welche die Erzeugniſſe des brittiſchen Gewerbfleißes abhohlen wollen, keine Laſt auf; ſogar iſt der Zoll oder die alte Abgabe, welche die Ausländer ſowohl bey aus- als eingeführten Waaren bezahlen mußten *), durch verſchiedene

ſpätere

---

*) Sie heißt im Engliſchen the aliens' duty, und muß von jedem, der nicht in Großbritannien naturaliſirt iſt, bezahlt werden. A. d. U.

ſpätere Acten, bis auf einige wenige Artikel der Ausfuhr, aufgehoben worden. Wenn aber Ausländer, durch Verbothe oder hohe Zölle verhindert werden, zum Verkaufen in unſer Land zu kommen: ſo ſind ſie auch oft nicht im Stande, zum Einkaufen dahin zu kommen; weil ſie ohne Ladung kommen, und die Fahrt aus ihrem Lande nach Großbritannien umſonſt machen müſſen. Wenn wir alſo die Anzahl der Verkäufer vermindern: ſo vermindern wir auch die Anzahl der Käufer, und müſſen folglich nicht nur die fremden Waaren theurer kaufen, ſondern auch die unſrigen wohlfeiler verkaufen, als beydes bey vollkommener Handelsfreyheit geſchehen würde. Weil indeſſen Sicherheit wichtiger iſt, als Reichthum: ſo iſt vielleicht die Schiffahrtsacte von allen engliſchen Handelsgeſetzen das weiſeſte.

Der zweyte Fall, wo es überhaupt Vortheil bringen kann, fremde Waaren, zu Begünſtigung des einheimiſchen Gewerbfleißes, mit Abgaben zu belegen, iſt der: wenn die Erzeugniſſe dieſes Fleißes im Lande ſelbſt, Abgaben unterworfen ſind. In dieſem Falle iſt es billig, daß auch das ausländiſche Erzeugniß dieſelbe Abgabe entrichte. Dieſes giebt dem einheimiſchen Gewerbfleiße kein Monopol auf dem inländiſchen Markte; es wendet keinem einzelnen Gewerbe mehr Antheil von dem Kapitale und der Arbeit des Landes zu, als ihm von ſelbſt zufließen würde. Es verhindert nur, daß der Antheil, der ihm von ſelbſt zufiele, nicht durch die Abgabe in einen minder natürlichen Kanal geleitet werde, und die Concurrenz zwiſchen dem fremden und einheimiſchen Gewerbfleiße, nach Einführung der Abgabe auf demſelben Fuße bleibe, als ſie vor derſelben war. Wenn in Großbritannien eine ſolche Abgabe auf ein Erzeugniß des einheimiſchen Gewerbfleißes gelegt wird: ſo pflegt man zugleich, um die lauten Beſchwerden unſerer Kaufleute und Manufacturiſten, daß ſie mit dem Ausländer nicht würden Preiſe halten können, zum Schweigen zu bringen, eine viel ſtärkere Abgabe auf die Einfuhr aller gleichartigen fremden Waaren zu legen.

Einige Leute ſind der Meinung, daß dieſe zweyte Beſchränkung der Handelsfreyheit bey gewiſſen Gelegenheiten viel weiter ausgedehnt werden ſollte, als gerade auf ſolche fremde Waaren, die mit unſern Landeswaaren, welche Abgaben zahlen, in Concurrenz kommen könnten. Wenn in einem Lande die Nothwendigkeiten des Lebens einer Abgabe unterworfen werden: ſo ſey es, nach ihrem Urtheile, billig, daß nicht nur die aus andern Ländern eingeführten Lebensbedürfniſſe, ſondern auch alle Arten fremder Waaren, ſo bald ſie mit Erzeugniſſen des einheimiſchen Gewerbfleißes in Concurrenz treten könnten, mit Abgaben belegt würden. Die Lebensmittel, ſagen ſie, müſſen durch die Abgabe theurer werden, und der Preis der Arbeit muß immer mit dem Preiſe der Lebensmittel, womit der Arbeiter unterhalten wird, ſteigen. Jedes Erzeugniß des einheimiſchen Gewerbfleißes alſo, wenn es auch nicht ſelbſt der Abgabe unterworfen iſt, wird doch durch die Abgabe theurer, weil die Arbeit, die es hervorbringt, theurer wird. Es ſey daher, ſchließen ſie, eben ſo viel, als ob alle einzelne im Lande verarbeitete Waaren mit Abgaben belegt wären. Um nun den einheimiſchen Gewerbfleiß dem fremden gleich zu ſetzen ,werde es nothwendig, alle fremde Waaren, ohne Unterſchied, mit ſolchen Abgaben zu belegen, wodurch die Preiserhöhung der einheimiſchen, mit jenen in Concurrenz tretenden Waaren, wieder aufgewogen werde.

Ob Auflagen auf Nothwendigkeiten des Lebens, wie in Großbritannien auf Seife, Salz, Leder, Lichter u. ſ. w. den Preis der Arbeit und ſomit aller andern Waaren nothwendig erhöhen, werde ich weiter unten prüfen, wo ich von den Auflagen rede. Wir wollen indeſſen einmahl annehmen, ſie brächten dieſe Wirkung hervor: — wie dieß denn wirklich der Fall iſt — ſo iſt doch dieſe allgemeine Preiserhöhung aller Waaren, als eine Folge des erhöheten Arbeitspreiſes betrachtet, ein Fall, der ſich in folgenden zwey Rückſichten von der Preiserhöhung einer einzelnen Waare unterſcheidet, die durch eine unmittelbar darauf gelegte Abgabe theurer wird.

Zuvörderſt kann man ganz genau berechnen, um wie viel der Preis einer ſolchen Waare durch die Auflage erhöhet werde. Aber, um wie viel die allgemeine Erhöhung des Arbeitslohns, jede einzelne Waare, auf welche die Arbeit verwendet wird, im Preiſe erhöhe, das kann man niemahls — auch nur mit einer mäßigen Genauigkeit — beſtimmen. Daher iſt es ganz unmöglich, die Auflage auf alle fremde Waaren, mit der Preiserhöhung aller einheimiſchen, in ein nur einigermaßen ſicheres Verhältniß zu bringen.

Sodann hat zweytens, die Belegung der Lebensbedürfniſſe mit Abgaben, auf den Wohlſtand des Volks ungefähr denſelben Einfluß, als ein unfruchtbarer Boden

den und ein übler Himmelsſtrich. Die Lebensmittel werden in eben dem Maße theurer, als ob ſie mit weit mehr Arbeit und Koſten erzeuget würden. Da es nun bey der natürlichen, von dem Boden und Himmelsſtriche herrührenden Theurung, ungereimt ſeyn würde, dem Volke vorzuſchreiben, auf welche Art und Weiſe es ſein Kapital und ſeinen Gewerbfleiß anwenden ſolle: ſo iſt es bey der künſtlichen Theurung, die durch Auflagen entſteht, eben ſo ungereimt. In beyden Fällen wäre es offenbar am heilſamſten, wenn man es dem Volke ſelbſt überließe, ſeine Betriebſamkeit ſeinen Umſtänden gemäß einzurichten, und diejenige Beſchäftigung ausfindig zu machen, wobey es ſeiner ungünſtigen Lage ungeachtet, auf dem einheimiſchen oder auswärtigen Markte einigen Vortheil hätte. Ihm eine neue Abgabe aufzubürden, da es ſchon mit Abgaben überladen iſt, und ihm noch die meiſten übrigen Waaren zu vertheuern, da es ſchon die Nothwendigkeiten des Lebens allzu theuer kaufen muß — wäre unſtreitig das verkehrteſte Mittel, ihm zu einer Entſchädigung zu verhelfen.

Solche Abgaben, wenn ſie einmahl eine gewiſſe Höhe erreicht haben, ſind ein Fluch, wie die Unfruchtbarkeit der Erde und die Rauheit des Himmelsſtrichs; und dennoch ſind ihnen die reichſten und betriebſamſten Länder am meiſten unterworfen. Keine andern Länder könnten ein ſolches Uebel ertragen. Wie nur die ſtärkſten Körper bey einer ungeſunden Diät leben und geſund bleiben können: ſo können auch nur Nationen, die in aller Art von Betriebſamkeit die größten natürlichen und erworbenen Vorzüge beſitzen, bey ſolchen Abgaben beſtehen und blühen. Kein Land in Europa iſt ſo damit belaſtet, als Holland. Sein Wohlſtand dauert, unter beſondern günſtigen Umſtänden, noch immer fort, nicht — wie man ungereimter Weiſe behauptet hat — **wegen** ſeiner Abgaben, ſondern ſeinen Abgaben **zum Trotze**.

So wie es zwey Fälle giebt, wo es gemeiniglich vortheilhaft iſt, den auswärtigen Gewerbfleiß, zu Ermunterung des einheimiſchen, mit Abgaben zu beſchweren: ſo giebt es zwey andere Fälle, wo man zuvor in reifliche Ueberlegung ziehen ſollte: einmahl, ob es wohlgethan ſey, die geſtattete freye Einfuhr gewiſſer fremden Waaren noch länger zu geſtatten, und dann, ob und in wie fern es rathſam ſey, dieſe freye Einfuhr, nachdem ſie eine Zeitlang unterbrochen geweſen iſt, wieder herzuſtellen?

Der Fall, wo es Ueberlegung erfordert, ob es rathſam ſey, gewiſſen fremden Waaren den freyen Eingang zu laſſen, tritt ein, wenn eine auswärtige Nation, durch hohe Abgaben oder gänzliches Verboth, die Einfuhr unſerer Manufacturwaaren in ihr Land, beſchränket. Natürlicher Weiſe reizt dann die Rache zur Wiedervergeltung: wir glauben die Einfuhr einiger, oder aller Manufacturwaaren dieſer Nation auf gleiche Weiſe beſchränken zu müſſen, und Nationen unterlaſſen ſelten, dieſe Rache zu üben. Die Franzoſen haben ſich beſonders angelegen ſeyn laſſen, ihre Manufacturen durch beſchränkte Einfuhr ſolcher fremden Waaren, die mit den ihrigen hätten in Concurrenz kommen können, in die Höhe zu bringen. Hierin beſtand meiſtens die Staatswirthſchaft Colberts, der ungeachtet ſeiner großen Einſichten, doch hier durch die Trugſchlüſſe der Kaufleute und Manufacturiſten — die immer nach Monopolien gegen ihre Landsleute ſtreben — ſcheint hintergangen worden zu ſeyn. Jetzt ſind die ſachkundigſten Männer in Frankreich der Meinung, daß Colberts Verfahren für das Land keine Wohlthat geweſen ſey. Durch den Tarif von 1667 belegte dieſer Miniſter eine große Anzahl fremder Manufacturwaaren mit hohen Abgaben. Auf ſeine Weigerung, dieſelben zu Gunſten der Holländer zu mildern, verbothen dieſe im J. 1671 die Einfuhr der franzöſiſchen Weine, Branntweine und Manufacturwaaren. Der Krieg von 1672 mag zum Theil durch dieſe Handelsſtreitigkeiten veranlaſſet worden ſeyn. Der Nimwegiſche Friede machte ihnen im J. 1678 ein Ende; man milderte einige Abgaben zu Gunſten der Holländer, und dieſe hoben dafür ihr Verboth auf. Um eben dieſe Zeit fingen die Franzoſen und Engländer an, einander ihren Gewerbfleiß durch Abgaben und Verbothe gegenſeitig zu erſchweren; doch ſcheinen die Franzoſen das erſte Beyſpiel gegeben zu haben. Der Geiſt der Zwietracht, der ſeitdem immer zwiſchen beyden Nationen geherrſcht hat, hat es zu keiner Milderung an der einen oder der andern Seite kommen laſſen. Im J. 1697 verbothen die Engländer die Einführung der Spitzen, einer Flandriſchen Manufacturwaare. Die Landesregierung, welche damahls Spanien unterworfen war, verboth dagegen die Einfuhr der engliſchen wollenen Zeuge. Im J. 1700 wurde in England das Verboth die Spitzen einzuführen, unter der Bedingung aufgehoben, daß die Einfuhr der engliſchen wollenen Zeuge in Flandern wieder auf den alten Fuß geſetzt würde.

Wiedervergeltungen dieſer Art mögen eine gute Maßregel ſeyn, wenn man dadurch die Abſchaffung der beſchwerlichen hohen Abgaben oder Verbothe zu bewirken hoffen kann. Die Wiedererlangung eines großen auswärtigen Marktes iſt eine reichliche Entſchädigung für das vorübergehende Ungemach, daß man kurze Zeit gewiſſe Waaren hat theurer bezahlen müſſen. Aber, ob dergleichen Retorſionen die gewünſchte Wirkung thun werden — dieß zu beurtheilen, gehört nicht ſowohl zu der Wiſſenſchaft des Geſetzgebers, deſſen Rathſchläge immer von feſten, ſich allezeit gleichen Grundſätzen geleitet werden ſollten, als vielmehr zu der Verſchlagenheit des argliſtigen und ſchlauen Geſchöpfs, welches man Staatsmann oder Politiker zu nennen, und das ſich in ſeinen Rathſchlägen nach der jedesmahligen, immer ſchwankenden Lage der Dinge zu richten pflegt. Wenn es nicht wahrſcheinlich iſt, daß ein ſolcher Wiederruf bewirkt wird: ſo ſcheint es ein elendes Verfahren zu ſeyn, das Uebel, welches einigen Klaſſen unſerer Landsleute zugefügt wird, dadurch wieder gut machen zu wollen, daß wir nicht nur über dieſe Klaſſen, ſondern auch über faſt alle übrigen ein anderes Uebel verhängen. Wenn unſere Nachbaren dieſe oder jene von unſern Manufacturwaaren verbiethen: ſo verbiethen wir gemeiniglich nicht nur dieſelbe Waare — denn dieß allein würde den Nachbaren ſelten empfindlich fallen — ſondern mehrere ihrer Manufacturwaaren. Dadurch werden zwar dieſe oder jene von unſern Gewerbe treibenden Landsleuten begünſtiget, einige ihrer Mitwerber werden entfernt, und ſie können auf dem einheimiſchen Markte ihre Preiſe erhöhen; aber denjenigen Gewerbsleuten, die durch das Verboth der Nachbaren leiden, wird durch das unſrige nicht aufgeholfen. Vielmehr werden ſie, und faſt alle übrigen Klaſſen unſerer Mitbürger, gezwungen, gewiſſe Waaren theurer als vormahls zu bezahlen. Jedes ſolches Geſetz iſt alſo eine wirkliche Auflage für das ganze Land, und begünſtiget nicht diejenige Klaſſe von Gewerbe treibenden Leuten, welche durch das Verboth des Nachbars leidet, ſondern eine ganz andere Klaſſe.

Der Fall, wo es Ueberlegung erfordert, ob und in wie fern es rathſam ſey, die eine Zeitlang unterbrochen gewesene freye Einfuhr fremder Waaren wieder herzuſtellen, tritt ein, wenn Manufacturen, vermöge der höhern Abgaben oder des gänzlichen Verboths ſolcher fremden Waaren, die mit jenen in Concurrenz kommen konnten, ſo ſehr in die Höhe gebracht worden ſind, daß ſie eine große Anzahl Hände beſchäftigen. Alsdann erfordert die Menſchenliebe, daß der freye Handel nur langſam und ſtufenweiſe, und mit vieler Behutſamkeit hergeſtellet werde. Würden die hohen Abgaben oder das Verboth auf einmahl aufgehoben: ſo möchten die wohlfeilern ausländiſchen Waaren den einheimiſchen Markt ſo ſehr überſchwemmen, daß viele tauſende unſerer Landsleute auf einmahl um Verdienſt und Brot kämen. Unfehlbar würde die daraus entſtehende Unordnung groß ſeyn — aber doch nicht ſogar groß, als man es ſich insgemein einbildet, und zwar aus folgenden zwey Gründen:

Erſtlich: alle ſolche Manufacturwaaren, die, ohne eine Ausfuhrprämie, andern europäiſchen Ländern zugeführt werden, können durch völlig freye Einfuhr fremder Waaren wenig leiden. Solche Waaren müſſen im Auslande eben ſo wohlfeil ſeyn, als andere fremde Waaren von gleicher Art und Beſchaffenheit dort ſind, und folglich müſſen ſie im Lande ſelbſt, wo ſie verfertigt werden, noch wohlfeiler ſeyn. Sie würden ſich alſo auf dem einheimiſchen Markte auch bey der Einfuhr der fremden behaupten; und wenn auch zuweilen ein eigenſinniger Liebhaber der Mode eine fremde Waare, der wohlfeilern und beſſern einheimiſchen bloß um deswillen vorziehen ſollte, weil ſie fremd iſt: ſo würden doch, nach der Natur der Dinge, dieſer Thoren ſo wenige ſeyn, daß ihr Einfluß auf das ganze Gewerbe kaum merklich ſeyn würde. Nun wird aber jährlich ein großer Theil unſerer verſchiedenen wollenen Zeuge, unſers gegärbten Leders und unſerer Metallwaren nach andern europäiſchen Ländern, ohne Ausfuhrprämie, ausgeführt; und dieß ſind gerade die Manufacturen, welche die meiſten Hände beſchäftigen. Vielleicht würden bey dieſer Handelsfreyheit die Seidenmanufacturen am meiſten leiden, und nächſt dieſen die Leinwandmanufacturen; wiewohl die letztern weit weniger, als die erſtern.

Zweytens: ob gleich durch eine ſolche Herſtellung der Handelsfreyheit eine Menge Menſchen auf einmahl aus ihrer gewöhnlichen Beſchäftigung geſetzt, und der bisherigen Art und Weiſe ihr Brot zu erwerben, beraubt werden würden: ſo folgt doch daraus keineswegs, daß ſie nun weder Beſchäftigung noch Brot hätten. Am

Ende des vorigen Krieges (1763) verloren durch Verabſchiedung eines großen Theils der Land- und Seetruppen, mehr als hundert tauſend Soldaten und Seeleute — eine eben ſo große Anzahl Menſchen, als bey den wichtigſten Manufacturen angeſtellt iſt — auf einmahl ihre bisherige Beſtimmung; aber, ob ſie gleich einiges Ungemach mögen ausgeſtanden haben: ſo wurden ſie darum doch nicht aller Beſchäftigung und alles Unterhalts beraubt. Die meiſten Seeleute nahmen wahrſcheinlich nach und nach, ſo wie ſie Gelegenheit dazu fanden, auf Handelsſchiffen Dienſte, und unterdeſſen verloren ſie, und die Landſoldaten, ſich unter dem großen Haufen des Volks, und wurden zu ſehr mannigfaltigen Arbeiten gebraucht. Eine ſo große Veränderung in der Lebensart von mehr als hundert tauſend Menſchen, die alle die Waffen zu führen und viele darunter, zu rauben und zu plündern gewohnt waren, geſchahe nicht nur ohne Störung der öffentlichen Ruhe, ſondern auch ohne merkliche Unbequemlichkeit. Man ſpürte nirgends eine auffallende Vermehrung der Landſtreicher; ſelbſt der Arbeitslohn wurde bey keinem Gewerbe, ſo viel ich erfahren habe, geringer, den Lohn der Matroſen auf Handelsſchiffen ausgenommen. Wenn man aber die Lebensart eines Soldaten und eines Manufacturiſten, er ſey von welcher Gattung er wolle, mit einander vergleicht: ſo wird man finden, daß der letztere, durch ſeine Lebensart, nicht ſo untauglich wird, ſein Gewerbe mit einem neuen zu vertauſchen, als es der erſtere durch die ſeinige iſt, überhaupt ein Gewerbe zu ergreifen. Der Manufacturiſt iſt immer gewohnt geweſen, die Arbeit als das einzige Mittel ſeines Unterhalts anzuſehen: der Soldat erwartet dieſen von ſeinem Solde.

Fleiß und Anſtrengung ſind dem einem — Müßiggang und Zerſtreuung dem andern eigen. Nun iſt es aber dem Menſchen unſtreitig weit leichter, die Richtung ſeines Fleißes zu verändern, als Faulheit und Zerſtreuungsliebe mit Arbeitſamkeit zu vertauſchen. Ueberdieß ſtehen dem Arbeiter, wie ſchon angemerkt worden iſt, verwandte, der ſeinigen ſo ähnliche Manufacturen offen, daß er ſeinen Gewerbſfleiß gar leicht von der einen auf die andere übertragen kann. Auch wird ein großer Theil ſolcher Arbeitsleute gelegentlich zu Arbeiten auf dem Lande gebraucht. Das Kapital, mit welchem ſie vorher in dieſer oder jener Manufactur angeſtellt waren, bleibt im Lande, und beſchäftiget nun eine gleiche Anzahl von Leuten auf andere Weiſe. Das Landeskapital bleibt daſſelbe — die Nachfrage nach Arbeit wird alſo auch ganz, oder beynahe dieſelbe bleiben, wenn auch die Arbeit an andern Orten und in andern Gewerben betrieben wird. Zwar genießen Soldaten und Seeleute, wenn ſie aus königlichen Dienſten verabſchiedet werden, die Freyheit, in jeder Stadt oder jedem Orte in Großbritannien oder Irland ein Gewerbe zu treiben. Aber man gebe nur allen Unterthanen des Königs die natürliche Freyheit zurück, jedes Gewerbe, das ihnen gefällt, zu treiben, wie man ſie den Soldaten und Seeleuten zugeſteht; das heißt, man vernichte die ausſchließenden Privilegien der Zünfte; man hebe die Statuten wegen der Lehrjahre auf — denn beydes ſind wahre Beſchränkungen der natürlichen Freyheit — und dann verbanne man noch die, das Anſäßig machen betreffenden Geſetze, damit ein armer Arbeitsmann, wenn er bey dem einen Gewerbe, oder an dem einen Orte außer Arbeit kommt, ſich ein anderes Gewerbe oder einen andern Ort ausſuchen und nicht befürchten dürfe, wegen dieſes Gewerbes verklagt, oder von dieſem Orte wieder weggewieſen zu werden: — und weder das Publicum, noch einzelne Perſonen werden mehr Ungemach erfahren, wenn gewiſſe Klaſſen von Manufacturiſten gewerblos, als wenn Soldaten verabſchiedet werden. — Unſere Manufacturiſten haben unſtreitig große Verdienſte um das Land; aber dieſe Verdienſte können doch nicht größer ſeyn, als die Verdienſte derjenigen, die es mit ihrem Blute vertheidigen, und jene können daher nicht verlangen, mit mehr Schonung behandelt zu werden, als dieſe.

Soll man nun hoffen, daß einmahl gänzliche Handelsfreyheit in Großbritannien werde eingeführt werden? Dieß wäre eben ſo thörigt, als zu hoffen, daß noch einſt eine Oceana oder ein Utopien daraus werden könnte. Nicht nur ſtehen die Vorurtheile des Publicums, ſondern auch das Privatintereſſe vieler einzelner Perſonen im Wege. Wenn die Officiere der Armee ſich eben ſo eifrig und einmüthig der Verabſchiedung einer Anzahl Kriegsleute widerſetzten, als die Manufacturherren ſich wider jedes Geſetz auflehnen, das auf die Vermehrung ihrer Mitwerber auf dem einheimiſchen Markte abzweckt; wenn die erſtern ihre Soldaten eben ſo, als die letztern ihre Arbeiter aufhetzten, diejenigen, welche dergleichen Verfügungen in Vorſchlag bringen, mit Gewaltthätigkeit und Beſchimpfung anzufallen: ſo würde es eben ſo gefährlich ſeyn, eine Armee zu verabſchieden, als es jetzt geworden iſt, auf irgend eine Weiſe das Monopol, welches unſere Manufacturiſten zu unſerm

ſerm Nachtheil erhalten haben, einſchränken zu wollen. Dieß Monopol hat in einigen beſondern Zweigen die Anzahl der Manufacturiſten ſo vergrößert, daß dieſe, wie ein übermäßig angewachſenes ſtehendes Heer, dem Staate furchtbar geworden ſind, und oft die geſetzgebende Gewalt zaghaft gemacht haben. Ein Parlamentsglied, welches jeden Verſuch, dieſes Monopol zu befeſtigen, unterſtützt, kann darauf rechnen, nicht nur als ein Mann, der den Handel verſteht, berühmt zu werden, ſondern ſich auch Gunſt und Einfluß bey einer Klaſſe von Leuten zu erwerben, die durch ihre große Anzahl und durch ihren Reichthum ſehr wichtig iſt. Widerſetzt er ſich ihnen aber, oder hat er gar Anſehen genug, ihre Anſchläge zu vereiteln: ſo können weder die bewährteſte Rechtſchaffenheit, noch der höchſte Rang, noch die wichtigſten Verdienſte um den Staat ihn gegen die ſchändlichſte Verläumdung, gegen perſönliche Beleidigung, und zuweilen gegen wirkliche Lebensgefahr ſchützen, welche aus der Erbitterung aufgebrachter und in ihren Erwartungen getäuſchter Monopoliſten entſtehen.

Der Unternehmer einer großen Manufactur, der durch plötzliche Oefnung des inländiſchen Marktes für die Concurrenz der Fremden, genöthigt würde, ſein Gewerbe aufzugeben, würde allerdings ſehr leiden. Zwar könnte der Theil ſeines Kapitals, den er zu Erkaufung des Materials und zu Bezahlung ſeiner Arbeiter gebraucht hat, vielleicht ohne große Schwierigkeit auf etwas anderes verwendet werden. Aber den Theil deſſelben, der in den Werkhäuſern und in dem Handwerksgeräthe ſteckte, könnte er, ohne einen beträchtlichen Verluſt,

luſt, wohl nicht veräußern. Daher ſollten, mit billiger Rückſicht auf ſein Intereſſe, Veränderungen dieſer Art nie plötzlich, ſondern langſam, ſtufenweiſe und nach lange vorher gegangener Benachrichtigung, vorgenommen werden. Wäre es möglich, daß die Geſetzgebung ihre Rathſchläge nicht nach der ungeſtümen Zudringlichkeit des Privatintereſſe, ſondern nach der erweiterten Ausſicht auf das allgemeine Beſte beſtimmte: ſo ſollte ſie, eben um des allgemeinen Beſten willen, ſowohl in Bewilligung neuer Monopolien, als in Ausdehnung der ſchon vorhandenen, mit großer Behutſamkeit verfahren. Jede ſolche Verfügung verurſacht in der Verfaſſung des Landes mehr oder weniger Unordnung, und es wird in der Folge ſchwer, ſie abzuſtellen, ohne eine andere Unordnung zu veranlaſſen.

In wie fern es rathſam ſey, die Einfuhrzölle auf fremde Waaren zu erhöhen, nicht um ihre Einbringung ganz und gar zu verhindern, ſondern um die Einkünfte des Staats zu vermehren, will ich in der Folge unterſuchen, wenn ich von den Auflagen rede. Abgaben, die in der Abſicht aufgelegt werden, die Einfuhr zu verhindern oder auch nur zu erſchweren, ſind offenbar für die Zolleinkünfte eben ſo nachtheilig, als für die Freyheit des Handels.

Drittes Kapitel.

Von außerordentlichen Beſchränkungen der Einfuhr ſolcher Waaren, faſt aller Art, die aus Ländern kommen, mit welchen die Handelsbilanz für nachtheilig gehalten wird.

Erſte Abtheilung.

Daß ſolche Beſchränkungen, ſelbſt nach den Grundſätzen des Handelsſyſtems, widerſinnig ſind.

Der zweyte Kunſtgriff, wodurch das Handelsſyſtem die Quantität des Goldes und Silbers vermehren will, beſteht in außerordentlicher Beſchränkung der Einfuhr, faſt aller Waaren, aus ſolchen Ländern, mit welchen die Handelsbilanz für nachtheilig gehalten wird. So dürfen die ſchleſiſchen Schleyerwaaren in Großbritannien, zum einheimiſchen Gebrauch, und gegen Bezahlung gewiſſer Abgaben, eingeführt werden. Aber die Einfuhr des franzöſiſchen Cammertuchs und Schleyers iſt — ausgenommen in den Hafen von London, wo ſie in einer Niederlage, bis zur Wiederausfuhr, aufbewahrt werden — verbothen. Die franzöſiſchen Weine bezahlen höhere Abgaben, als die portugieſiſchen, oder vielmehr, als alle übrigen Weine. Durch den ſogenannten Impoſt von 1692 wurden alle franzöſiſche Waaren mit einer Abgabe, die fünf und zwanzig Procent des

Werthes betrug, belegt, da hingegen die meiſten Waaren anderer Nationen weit geringere Abgaben, und ſelten mehr, als fünf Procent bezahlten. Zwar waren franzöſiſche Weine, Branntweine, Salz und Weineſſig ausgenommen; aber dieſe Güter waren andern hohen, theils in andern Geſetzen, theils in beſondern Clauſeln deſſelben Geſetzes beſtimmten Abgaben unterworfen. Da dieſe erſte Auflage noch nicht abſchreckend genug ſchien: ſo wurden im Jahre 1696 die zweyten fünf und zwanzig Procent auf alle franzöſiſche Waaren, den Branntwein ausgenommen, und ſodann eine neue Abgabe von fünf und zwanzig Pfund St. auf jede Schiffstonne franzöſiſchen Wein, und funfzehn Pfund St. auf jede Tonne franzöſiſchen Weineſſig gelegt. Man hat, bey allen den allgemeinen Subſidien oder Abgaben von fünf Procent, womit alle, oder doch die meiſten in dem Zolltarif angeführten Waaren, belegt worden ſind, die franzöſiſchen Waaren niemahls vergeſſen. Wenn man die Ein Drittheil- und die Zwey Drittheil-Subſidie, als eine einzige völlige Subſidie *) rechnet: ſo giebt es überhaupt fünf allgemeine Subſidien; und man kann alſo annehmen, daß vor dem Ausbruche des jetzigen Krieges (vor 1775) fünf und ſiebenzig Procent die niedrigſte Abgabe war, welcher der größte Theil der in Frankreich gewachſenen,

---

*) Das Wort ſubſidy oder ſubſidium iſt ein Wort aus der ältern Finanzſprache der Engländer, und bedeutet urſprünglich einen jeden Zuſchuß, den das Parlament dem Könige, zu den bisher ſchon ihm zuſtehenden Einkünften bewilliget. Der in der Geſchichte bekannten Subſidies giebt es zweyerley Arten. Die eine war eine Land- und Vermögenſteuer und ging vor der unter dem Könige Wilhelm dem dritten eingeführten Landtaxe vorher. Die andere, von welcher der Autor hier redet,

ſenen, erzeugten oder verarbeiteten Güter unterworfen war. In Anſehung der meiſten Waaren galt alſo eine ſolche Auflage ſo viel, als ein gänzliches Verboth. Die Franzoſen haben, glaube ich, ihrerſeits unſere Güter und Manufacturwaaren eben ſo ſtrenge behandelt; jedoch bin ich mit den beſondern Laſten, die ſie ihnen aufgelegt haben, nicht ſo genau bekannt. Dieſe gegenſeitigen Beſchränkungen haben faſt allem Handelsverkehr zwiſchen beyden Nationen ein Ende gemacht; und die Einführung der brittiſchen Waaren in Frankreich, ſo wie der franzöſiſchen in Großbritannien, iſt nunmehr meiſtens in den Händen der Schleichhändler. Die Grundſätze, die ich in dem vorigen Kapitel unterſuchte, rührten vom Privatintereſſe und Monopoliengeiſt her; die, welche ich hier unterſuchen will, vom Vorurtheil und Nationalhaß. Sie ſind alſo, wie leicht zu vermuthen iſt, noch unvernünftiger; und das ſind ſie ſogar nach den Grundſätzen des Handelsſyſtems.

Erſt=

---

redet, war unſprünglich eine auf die Ein= und Ausfuhr der drey großen engliſchen Stapelwaaren, Wolle, Häute und Leder gelegte Abgabe, die als ein Zuſatz zu der coſtuma antiqua oder dem alten Zolle, der ſchon ſeit Eduards des erſten Zeiten auf dieſen Waaren lag, der Krone vom Parlamente bewilligt worden war. In der Folge aber wurde jeder neue Zuſatz von einer gewiſſen Quantität, oder von einem gewiſſen Verhältniß mit dem Werthe der Waaren, zu den ſchon auf ihnen liegenden Zöllen, ein Subſidium genannt. Ein vollſtändiges Subſidium bedeutete in der Zollſprache, eine allgemeine Auflage von fünf Procent auf die Ein= und Ausfuhr aller Arten von Waaren. Unſer Autor giebt hiervon ſelbſt im fünften Buche, im zweyten Kapitel, eine umſtändlichere Rechenſchaft. Man ſehe auch Blackſtone I. B. 8 Kap. und Humes Geſch. von England, im Anhange zum Leben Jakobs des erſten. A. d. U.

Erſtlich; wenn es auch gewiß wäre, daß im Falle eines ganz freyen Handels, zwiſchen Frankreich und England zum Beyſpiel, die Bilanz für Frankreich den Ausſchlag gäbe: ſo folgt daraus auf keine Weiſe, daß ein ſolcher Handel für England ſchädlich ſeyn, oder daß dadurch die allgemeine Bilanz ſeines Handels überhaupt zu ſeinem Nachtheil ausfallen würde. Wenn die franzöſiſchen Weine beſſer und wohlfeiler ſind, als die portugieſiſchen, oder die franzöſiſche Leinwand beſſer und wohlfeiler iſt, als die deutſche: ſo würde es für Großbritannien vortheilhafter ſeyn, ſein Bedürfniß an Wein und fremder Leinwand von Frankreich zu kaufen, als von Portugal und Deutſchland. Der Werth der jährlichen Einfuhr aus Frankreich würde ſich zwar dadurch beträchtlich vermehren; aber der Werth aller jährlichen Einfuhr überhaupt würde ſich in eben dem Maße vermindern, als die franzöſiſchen Waaren, bey gleicher Güte, wohlfeiler wären, als die Waaren der beyden andern Länder. Dieß würde auch dann noch der Fall ſeyn, wenn alle eingeführten franzöſiſchen Waaren in Großbritannien ſelbſt verbraucht würden.

Allein ein großer Theil derſelben könnte, **zweytens**, nach andern Ländern wieder ausgeführt werden, und könnte, wenn er daſelbſt mit Vortheil verkauft würde, einen Gewinn zurück bringen, der vielleicht ſo viel am Werthe betrüge, als die Koſten des erſten Ankaufs aller und jeder aus Frankreich eingeführten Waaren. Was man ſo oft über den oſtindiſchen Handel geſagt hat, möchte vielleicht in Anſehung des franzöſiſchen wahr ſeyn, daß nehmlich zwar der größte Theil oſtindiſcher Güter mit baarem Golde und Silber gekauft würde, daß aber die Wiederausfuhr eines Theils derſelben in andere Länder, dem Lande, welches dieſen Handel triebe, mehr Gold und Silber zurück brächte, als alle oſtindiſche Waaren beym erſten Ankaufe gekoſtet haben. Einer der wichtigſten Handelszweige, die gegenwärtig Holland betreibt, beſteht darin, daß es franzöſiſche Waaren andern europäiſchen Ländern zuführt. Selbſt ein Theil der franzöſiſchen Weine, die in Großbritannien getrunken werden, wird heimlich aus Holland und Seeland hereingebracht. Wäre nun der Handel zwiſchen Frankreich und England ganz frey, oder bezahlten die franzöſiſchen Waaren nur die Abgaben, welche die Waaren anderer europäiſchen Nationen bezahlen, und welche bey der Wiederausfuhr zurück gegeben werden: ſo könnte England Antheil an einem Handel haben, der für Holland ſo vortheilhaft iſt.

Drittens und letztens giebt es kein ſicheres Merkmahl, wodurch man unterſcheiden könnte, auf welche Seite die ſo genannte Handelsbilanz zwiſchen zwey Nationen ſich neige, oder welche von beyden den größten Geldeswerth ausführe. Die Grundſätze, welche insgemein das Urtheil über dergleichen Fragen beſtimmen, ſind Nationalvorurtheil und Nationalhaß — Eingebungen des Eigennutzes einzelner Kaufleute und Manufacturinhaber. Es giebt übrigens zwey Kennzeichen, auf die man ſich bey dieſer Gelegenheit öfters zu berufen pflegt: die Zollhaus-Bücher, und der Wechſelcours. Allein darüber iſt man, glaube ich, nunmehr allgemein einverſtanden, daß die Zollhaus-Bücher ein ſehr trüglicher

Maßſtab ſind, weil man ſich auf die darin enthaltene Schätzung der Waaren meiſtentheils gar nicht verlaſſen kann. Mit dem Wechſelcourſe iſt es vielleicht nicht viel beſſer beſchaffen.

Wenn der Wechſelcours zwiſchen zwey Plätzen, wie London und Paris, gleich iſt, oder, wie man zu ſagen pflegt, **al pari** ſteht: ſo ſoll das ein Zeichen ſeyn, daß das, was London nach Paris, und was Paris nach London ſchuldig iſt, ſich gegen einander aufhebt. Wenn hingegen ein Wechſel, von London auf Paris gezogen, noch eine Prämie oder ein **Aufgeld**, koſtet: ſo ſoll dieß anzeigen, daß die Schulden, welche die Londoner in Paris zu zahlen haben, von denen, welche von Paris nach London zu zahlen ſind, nicht aufgewogen werden, und alſo von dem letztern Orte ein Ueberſchuß an Gelde hinzu gethan werden müſſe. Für die mit Ueberſendung deſſelben verbundene Gefahr, Bemühung und Koſten, wird die Prämie verlangt und gegeben. Nun wird, ſagt man, das jedesmahlige Verhältniß des **Debet** und **Credit** zwiſchen dieſen beyden Städten, nothwendiger Weiſe durch den ordentlichen Verkehr einer mit der andern, beſtimmet. Wenn keine von beyden für eine größere Summe aus der andern einführt, als ſie ihr wieder zuführt: ſo wird das Debet und Credit einer jeden ſich gegen einander aufheben. Wenn aber die eine, für eine größere Summe von der andern einführt, als ſie derſelben wieder zuführt: ſo wird jene dieſer mehr ſchuldig, als dieſe jener. Das Debet und Credit beyder hebt ſich nicht gegen einander auf, und es muß von dem Platze, der mehr ſchuldig bleibt, Geld zugeſchoſſen werden. Der ordentliche Wechſelcours alſo, da er ein Kennzeichen von dem gewöhnlichen Verhältniſſe des Debets und Credits zweyer Handelsplätze gegen einander iſt, muß auch den gewöhnlichen Belang ihrer Ein- und Ausfuhr anzeigen, weil dieſer nothwendig jenes Verhältniß beſtimmt.

Allein, geſetzt auch, der ordentliche Wechſelcours wäre eine zulängliche Anzeige von dem Verhältniſſe des Debets und Credits zwiſchen zweyen Handelsplätzen: ſo würde doch daraus nicht folgen, daß die Handelsbilanz zum Vortheil desjenigen Landes ſtehe, welches ein vortheilhaftes Verhältniß des Debets und Credits auf ſeiner Seite hat. Dieſes Verhältniß zwiſchen zwey Plätzen wird nicht allezeit bloß durch den Handelsverkehr des einen mit dem andern — es wird auch oft durch den Verkehr beſtimmet, den jeder dieſer Plätze mit vielen andern Handelsplätzen hat. Wenn es, zum Beyſpiel, gewöhnlich iſt, daß die engliſchen Kaufleute die Waaren, welche ſie von Hamburg, Danzig, Riga, u. ſ. w. kaufen, mit Wechſelbriefen auf Holland bezahlen: ſo wird das Verhältniß des Debets und Credits zwiſchen England und Holland nicht einzig und allein nach dem Verkehr dieſer beyden Länder unter einander beſtimmet, ſondern Englands Verkehr mit den genannten Plätzen hat ebenfalls Einfluß darauf. England kann jährlich Geld nach Holland ſenden müſſen, und dennoch kann das, was es jährlich dahin ausführt, mehr am Werthe betragen, als was es jährlich aus Holland einführt, folglich die ſo genannte Handelsbilanz gar ſehr zu Englands Vortheil ſtehen.

Ueberdieß kann die Art und Weiſe, wie man bisher das **Pari** oder Gleichgewicht beym Wechſelcourſe berechnet hat, kein ſicheres Kennzeichen geben, daß das Verhältniß des **Debets** zum **Credit** für dasjenige Land günſtig ſey, für welches der gewöhnliche Wechſelcours günſtig zu ſeyn ſchien; oder mit andern Worten, der **wirkliche** Wechſelcours kann von dem, welchen man durch die gewöhnliche Berechnung herausbringt, verſchieden ſeyn, und iſt es auch oft in der That ſo ſehr, daß man, in vielen Fällen, von dem gewöhnlichen Zuſtande des letztern keinen ſichern Schluß auf die Beſchaffenheit des erſtern machen kann.

Wenn man für eine, in England ausgezahlte Geldſumme, die, nach dem engliſchen Münzfuße, ſo oder ſo viel Unzen reines Silber enthält, einen Wechſel auf eine in Frankreich zahlbare Geldſumme bekömmt, welche, nach dem franzöſiſchen Münzfuße gerechnet, eben ſo viel Unzen reines Silber enthält: ſo ſagt man, der Wechſelcours zwiſchen England und Frankreich ſtehe **al pari**. Bezahlt man mehr: ſo wird angenommen, man gebe eine Prämie, und der Cours ſtehe **wider** England, und zum Vortheil Frankreichs. Bezahlt man weniger: ſo glaubt man, man bekomme eine Prämie, und der Cours ſtehe zum Nachtheil Frankreichs und **für** England.

Allein, **zuerſt** können wir den innern Werth der Currentmünze verſchiedener Länder nicht aus den darin angenommenen Münzfüßen beurtheilen. In dem einen Lande iſt die Münze mehr abgenutzt, mehr beſchnitten und auf andere Weiſe von dem Münzfuße mehr abweichend, als in dem andern. Der Werth der Umlaufsmünze jedes Landes, verglichen mit dem Werthe derſelben in einem andern Lande, ſteht aber nicht im Verhältniſſe mit der Quantität reinen Silbers, welche ſie **enthalten ſoll**, ſondern mit der, welche ſie **wirklich enthält**. Vor dem Umprägen des Silbergeldes zu König Wilhelms Zeiten, ſtand der Wechſelcours zwiſchen England und Holland, auf die gewöhnliche Weiſe nach dem Münzfuße beyder Länder berechnet, fünf und zwanzig Procent wider England. Allein der Werth der engliſchen Umlaufsmünze betrug damahls, wie uns **Lowndes** lehret, fünf und zwanzig Procent weniger, als er nach dem Münzfuße hätte betragen ſollen. Alſo kann damahls der **wirkliche** Wechſelcours ſogar **für** England geſtanden haben, obgleich der berechnete ſo ſehr **wider** England ſtand. Mit einer kleinern Anzahl, in England wirklich ausgezahlter Unzen feinen Silbers, hat man einen Wechſel auf eine größere Anzahl Unzen feinen Silbers, in Holland zahlbar, kaufen können, und der Kaufmann, der eine Prämie zu geben glaubte, hat vielmehr in der That eine Prämie bekommen. Die franzöſiſche Münze war, vor der letztern Umprägung der engliſchen Goldmünze, nicht ſo abgenutzt, als die engliſche, und kam ihrem geſetzmäßigen Gehalte vielleicht um zwey oder drey Procent näher. Wenn nun der **berechnete** Wechſelcours mit Frankreich, damahls um nicht mehr als drey Procent wider England ſtand: ſo kann **der wirkliche** ſogar für England geſtanden haben. Seit dem Umprägen des Goldes hat er unausgeſetzt **für** England, und **wider** Frankreich geſtanden.

In einigen Ländern trägt zweytens der Staat die Münzkoſten; in andern tragen ſie die Privatperſonen, welche ihre Barren in die Münze bringen; und der Staat zieht von dem Prägen ſogar noch einigen Gewinn. In England trägt die Münzkoſten der Staat. Wenn man ein Pfund Silber von geſetzmäßigem Gehalte in die Münze bringt: ſo bekömmt man zwey und ſechzig Schillinge, die ein Pfund Silber von gleichem geſetzmäßigen Silber enthalten, dafür zurück. In Frankreich werden acht vom Hundert für das Ausprägen inne behalten. Dieſer Abzug entſchädigt nicht nur für die Münzkoſten, ſondern giebt auch dem Staate noch ein kleines Einkommen. Da in England das Prägen nichts koſtet: ſo kann das umlaufende Geld nie theurer ſeyn, als die Quantität Metall, welche es wirklich enthält. Da man aber in Frankreich die Bearbeitung bezahlt: ſo ſetzt dieſe, eben ſo wie bey dem Silbergeſchirre, zu dem Werthe etwas hinzu. Folglich iſt eine Summe franzöſiſchen Geldes, die ſo oder ſo viel Pfund reines Silber hat, mehr werth, als eine Summe engliſchen Geldes, die eben ſo viel an reinem Silber enthält; und man muß jene alſo mit ſo viel mehr rohem Silber oder andern Waaren kaufen. Die umlaufende Münze beyder Länder kömmt zwar dem geſetzmäßigen Münzfuße jedes Landes ſehr nahe; aber eine gewiſſe Summe engliſchen Geldes, kann doch eine Summe franzöſiſchen Geldes, die eben ſo viel Unzen reines Silber enthält, nicht erkaufen: folglich auch keinen Wechſel auf Frankreich für eine ſolche Summe. Giebt man für einen dergleichen Wechſel nicht mehr Zuſchuß, als nöthig iſt, um die franzöſiſchen Münzkoſten, (oder den Schlagſchatz) zu vergüten: ſo kann vielleicht der wirkliche

liche Wechſelcours zwiſchen beyden Ländern al pari ſtehen, und ihr Debet und Credit ſich gegen einander aufheben, indem der **berechnete** Cours gar ſehr **für** Frankreich ſteht. Giebt man weniger Zuſchuß: ſo ſteht der **wirkliche** Cours für England, indem der **berechnete** wider England ſteht.

Drittens und letztens werden in einigen Handelsplätzen, wie in Amſterdam, Hamburg, Venedig u. ſ. w. die auswärtigen Wechſel in ſogenanntem Bankgelde — in London, Liſſabon, Antwerpen, Livorno hingegen in der umlaufenden Landesmünze bezahlt. Bankgeld hat immer mehr Werth als die gleiche Summe in gemeinem Umlaufsgelde. Tauſend Gulden Amſterdamer Bankgeld, zum Beyſpiel, gelten mehr, als tauſend Gulden Amſterdamer Courant. Den Unterſchied nennt man das **Bankagio** oder Aufgeld, welches in Amſterdam insgemein fünf vom Hundert beträgt. Geſetzt, die Umlaufsmünze habe in beyden Ländern den Gehalt, den der Münzfuß eines jeden vorſchreibt, und das eine Land zahle die fremden Wechſel in der Umlaufsmünze, das andere aber zahle ſie in Bankgelde: ſo muß offenbar der **berechnete** Wechſelcours für das in Bankgelde zahlende Land ſtehen, da hingegen der **wirkliche** für das in Umlaufsgelde zahlende ſtehen ſollte: aus dem nämlichen Grunde, warum der **durch Berechnung herausgebrachte** Cours für das Land ſteht, welches in beſſerer, oder ſeinem Münzfuße näher kommender Münze zahlt, da hingegen der **wirkliche** Cours für das in ſchlechterer Münze zahlende ſtehen ſollte. Vor dem letztern Umprägen der Goldmünze ſtand der angenommene Cours mit Hamburg,

burg, Amſterdam, Venedig, und, wie ich glaube, mit allen übrigen Handelsplätzen, die in ſogenanntem Bankgelde zahlen, insgemein wider London. Daraus folgt aber nicht, daß der wirkliche Cours wider London geſtanden habe. Seit dem Umprägen des Goldes hat dieſer Cours — auch mit dieſen Plätzen — für London geſtanden. Mit Liſſabon, Antwerpen, Livorno, und, wie ich glaube, mit allen übrigen europäiſchen Ländern, die in gemeinem Umlaufsgelde zahlen, Frankreich allein ausgenommen, hat der berechnete Wechſelcours überhaupt für London geſtanden; und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß auch mit dem wirklichen Courſe dieß der Fall geweſen iſt.

Eingeſchobene Abhandlung über Depoſitobanken, mit vorzüglicher Rückſicht auf die Bank in Amſterdam.

Das umlaufende Geld großer Staaten, wie England und Frankreich, beſteht faſt ganz allein in der Landesmünze. Wenn nun dieſe einmahl abgenutzt, beſchnitten, oder auf andere Weiſe unter ihren geſetzmäßigen Werth herab gekommen iſt: ſo kann ſie der Staat durch das Umprägen wieder völlig herſtellen. Allein das umlaufende Geld in kleinen Staaten, wie Genua und Hamburg ſind, kann ſelten in ihrer eigenen Münze, ſondern muß großentheils in Münzſorten aller benachbarten Staaten beſtehen, mit welchen die Einwohner beſtändigen Verkehr haben. Wenn auch ein ſolcher Staat ſeine eigenen Münzen umprägte: ſo würde er doch das umlaufende Geld nicht verbeſſern können. Werden nun fremde Wechſel in dieſem Umlaufsgelde bezahlt: ſo ſteht der Cours gar ſehr zum Nachtheil eines ſolchen Landes; weil ſein Geld, das ſchon an ſich einen unbeſtändigen Werth hat, im Auslande nothwendig noch unter ſeinem wahren Werthe gelten muß.

Um nun dem Uebel, welches dieſer nachtheilige Wechſelcours über die Kaufleute ſolcher kleinen Staaten bringen mußte, abzuhelfen, haben dieſe, als ſie auf das Handelsintereſſe aufmerkſam zu werden anfingen, oftmals angeordnet, daß fremde Wechſel von einem gewiſſen Werthe, nicht in dem gewöhnlichen Umlaufsgelde, ſondern vermittelſt einer Anweiſung auf die Bücher einer Bank, oder vermittelſt Uebertragung in dieſen Büchern von einem Namen auf den andern, bezahlt werden ſollten. Die Bank war unter Gewährleiſtung und unter dem Schutze des Staats errichtet; und ſie war verbunden, in guten, ächten Münzſorten zu zahlen, die dem Münzfuße des Landes genau entſprachen. Die Banken von Venedig, Genua, Amſterdam, Hamburg und Nürnberg ſcheinen urſprünglich dieſe Beſtimmung gehabt zu haben, ob gleich einige derſelben nachher auch zu andern Zwecken gebraucht worden ſind. Da die Münze einer ſolchen Bank beſſer war, als das im Lande umlaufende Geld: ſo mußte ſie ein Aufgeld (Agio) bringen, das, je nachdem das umlaufende Geld mehr oder weniger unter den Münzfuß des Staats herab gekommen war, höher oder niedriger ſtand. Das Hamburger Bankagio, zum Beyſpiel, welches gemeiniglich ungefähr vierzehn vom Hundert betragen ſoll, macht den Unterſchied aus zwiſchen der guten geſetzmäßigen Münze des Staats, und den abgenutzten, und geringhaltigen Münzſorten, die von allen benachbarten Staaten einſtrömten.

Vor dem Jahre 1609, hatte der ſo ſehr ausgebreitete Handel von Amſterdam aus allen Theilen von Europa ſo viel beſchnittene und abgenutzte Münzen dahin gebracht, daß das umlaufende Geld um neun vom Hundert ſchlechter war, als die gute, neu geprägte holländiſche Münze. So bald dieſe Münze nur erſchien, wurde ſie, wie es unter ſolchen Umſtänden immer geſchieht, eingeſchmolzen, oder ſonſt weggeſchaft. Die Kaufleute konnten, bey allem Ueberfluſſe an Umlaufsgelde, nicht ſo viel gute Münzſorten auftreiben, um damit ihre Wechſel zu bezahlen; und der Werth dieſer Wechſel wurde, aller Vorkehrungen ungeachtet, ſehr ungewiß.

Dieſem Uebel abzuhelfen, wurde im J. 1609, unter Gewährleiſtung der Stadt, eine Bank errichtet. Dieſe Bank nahm nicht nur fremde Münze, ſondern auch die leichte und abgenutzte Landesmünze, beyde nach dem wahren innern Werthe an, den ſie nach dem Münzfuße des Landes haben ſollte; jedoch nach Abzug deſſen, was die Prägungs- und Verwaltungskoſten betrugen. Für den Werth, der nach Abzug dieſer wenigen Koſten übrig blieb, gab die Bank einen Credit in ihren Büchern. Dieſer Credit hieß **Bankgeld**, welches, da es die Münze genau nach dem geſetzmäßigen Gehalte vorſtellte, eben ſo viel Werth, als dieſe, und mehr innern Werth hatte, als das umlaufende Geld. Zu eben der Zeit wurde verordnet, daß alle auf Amſterdam gezogene oder daſelbſt negotiirte Wechſel, wenn der Werth ſechs hundert Gulden und darüber betrüge, in Bankgelde bezahlt werden ſollten. Hierdurch wurde auf einmahl alle Ungewißheit im Werthe ſolcher Wechſel gehoben. Nach dieſer Einrichtung war jeder Kaufmann genöthigt, mit der Bank in Rechnung zu treten, damit er ſeine auswärtigen Wechſel bezahlen konnte; und dieß veranlaßte nothwendiger Weiſe eine gewiſſe Nachfrage nach Bankgelde.

Bankgeld hat, außer ſeinem innern Vorzuge vor der umlaufenden Münze, und dem größern Werthe, den ihm die Nachfrage giebt, noch andere Vortheile. Es iſt gegen Feuersgefahr, Diebſtahl und andere Unfälle geſichert; die Stadt Amſterdam iſt dafür Bürge; es kann durch bloßes Uebertragen in den Büchern, ohne daß es des mühſamen Aufzählens bedarf, und ohne die Gefahr bey dem Transport von einem Orte zum andern, ausgezahlt werden. Um aller dieſer Vortheile willen mag man dafür, vom Anfange an, ein gewiſſes Aufgeld gegeben haben; und man glaubt durchgängig, daß alles, vom Urſprunge an, in die Bank niedergelegte Geld, darin geblieben ſey, weil niemand die Auszahlung einer Schuld wird verlangt haben, die er mit einem Gewinnſte auf dem Markte verkaufen konnte; da hingegen, wenn die Auszahlung von der Bank verlangt wurde, der Inhaber des Bankcredits dieſen Gewinnſt einbüßte. So wie man für einen ſo eben aus der Münze kommenden Schilling nicht mehr Waare auf dem Markte kaufen kann, als für einen gemeinen, abgenutzten: ſo würde auch die gute und ächte Münze, wenn ſie aus der Caſſe der Bank in die Caſſe eines Privatmanns käme, und mit dem gemeinen Umlaufsgelde vermiſcht würde, nicht mehr Werth, als dieſes Umlaufsgeld haben, und von demſelben nicht weiter unterſchieden werden können. So lange ſie aber in der Caſſe der Bank bleibt, iſt ihr Vorzug anerkannt und beſtimmet. Wenn ſie in die Caſſe des Privatmannes käme, machte die Beſtimmung, wie viel dieſer Vorzug betrüge, mehr Schwierigkeit, als vielleicht der ganze Unterſchied werth wäre. Ueberdieß gehen, ſo bald das Geld aus der Caſſe der Bank heraus iſt, alle übrigen Vortheile des Bankgeldes, ſeine Sicherheit, die bequeme und gefahrloſe Uebertragung deſſelben von einem Eigenthümer auf den andern und ſeine Brauchbarkeit, fremde Wechſel damit zu bezahlen, verloren. Zu dieſem allen kömmt noch, daß es nicht eher aus der Caſſe der Bank herausgezogen werden kann, bis vorher die Koſten für das Aufbewahren bezahlt werden ſind; wie wir aus dem folgenden ſehen werden.

Dieſe niedergelegten Gelder, oder Depoſita, welche die Bank, in baarem Gelde wieder zu bezahlen, ſich anheiſchig gemacht hatte, machten das urſprüngliche Kapital der Bank, oder den völligen Werth deſſen aus, was durch das ſogenannte Bankgeld vorgeſtellt wurde; Man hält dafür, daß ſie jetzt nur einen ſehr kleinen Theil davon ausmachen. Um den Verkehr mit ungemünztem Golde und Silber zu erleichtern, pflegt die Bank, ſchon ſeit vielen Jahren, auch auf Gold- und Silberbarren, die bey ihr niedergelegt werden, in ihren Büchern Credit zu geben. Sie nimmt dieſelben ungefähr um fünf vom Hundert unter dem Münzpreiſe an. Zugleich giebt ſie einen Empfangſchein, oder ſogenanntes Recepiſſe, wodurch ſie denjenigen, welcher das Depoſitum giebt, oder den Inhaber des Scheins, berechtiget, vor Ablauf von ſechs Monaten, die Barren zurück zu nehmen, wenn er der Bank eine eben ſo ſtarke Summe in Bankgelde, als das Depoſitum ausmachte, überläßt, und für das Aufbewahren ein Viertheil Procent, wenn das Depoſitum in Silber, und ein halbes Procent, wenn es in Golde beſteht, bezahlt. Dabey aber erklärt der Empfangſchein, daß, in Ermangelung einer ſolchen Bezahlung, oder nach Ablauf des Termins, das Depoſitum, zu dem Preiſe, für welchen es in Empfang genommen, und wofür es in den Uebertragsbüchern aufgeführt worden iſt, der Bank anheim fallen ſolle. Was man auf dieſe Weiſe für das Aufbewahren bezahlt, kann als ein Miethzins für eine Niederlage angeſehen werden. Daß aber dieſer Miethzins bey dem Golde ſo viel höher iſt, als bey dem Silber, davon werden verſchiedene Urſachen angegeben. Die Feinheit des Goldes, ſagt man, iſt ſchwerer genau zu beſtimmen, als die Feinheit des Silbers. Es können dabey leichter Betrügereyen vorgehen, und dieſe verurſachen bey dem theurern Metalle einen größern Verluſt. Ueberdieß liegt bey dem Münzfuße das Silber zum Grunde, und der Staat ſieht es lieber, wie man behauptet, daß die Depoſita in Silber, als daß ſie in Golde gemacht werden.

Ungemünzte Metalle pflegen alsdann in die Bank gelegt zu werden, wenn ihr Preis etwas niedriger, als gewöhnlich ſteht; und ſie werden zurück genommen, wenn ihr Preis ſteigt. In Holland ſteht der Marktpreis der Barren gemeiniglich etwas höher, als der Münzpreis; aus eben dem Grunde, weßwegen er in England vor der letztern Umprägung der Goldmünze höher ſtand. Der Unterſchied ſoll insgemein zwiſchen ſechs und ſechzehn Stüber*) auf die Mark, das heißt auf acht Unzen Silber, die eilf Theile fein Silber und einen Theil Zuſatz enthalten, betragen. Der Bankpreis, oder der Credit, den man in der Bank für Depoſita von ſolchem Silber bekömmt — wenn nehmlich bey ausländiſchen Münzſorten ihre Feinheit bekannt und beſtimmt iſt, wie bey den Mexicothalern — iſt zwey und zwanzig holländiſche Gulden**) für die Mark; der Münzpreis iſt ungefähr drey und zwanzig Gulden; und der Marktpreis iſt drey und zwanzig Gulden, ſechs bis ſechzehn Stüber, oder zwiſchen zwey und drey Procent höher, als der Münzpreis.***) Das Verhältniß zwiſchen dem Bankpreiſe, dem

---

*) Ein holländiſcher Stüber beträgt 5$\frac{4}{7}$ Pfennig. A. d. U.

**) Ein holländiſcher Gulden beträgt 28 Stüber, oder ungefähr 13 ggr. nach deutſchem Conventionsgelde. A. d. U.

***) Gegenwärtig (im September 1775) nimmt die Bank in Amſterdam Barren und verſchiedene Münzſorten zu folgenden Preiſen an:

Silber.

Mexicothaler Franzöſiſche Kronen Engliſche Silbermünzen	22 Gulden Bankgeld, die Mark.
Neugemünzte Mexicothaler	21 G. 10 Stüber.
Ducatons Reichsthaler	3 : 3 2 : 8 das Stück.

Barrenſilber, welches $\frac{11}{12}$ fein Silber enthält, 21 G. die Mark, und in dieſem Verhältniſſe bis auf Barren, die nur $\frac{1}{4}$ fein Silber halten, und 5 Gulden gelten.

Ganz feine Barren : : : 23 Gulden die Mark.

Gold.

dem Münzpreiſe und dem Marktpreiſe der Goldbarren iſt beynahe daſſelbe. Gemeiniglich kann man einen Empfangſchein oder ein Recepiſſe der Bank für ſo viel verkaufen, als der Unterſchied zwiſchen dem Münzpreiſe der Barren und dem Marktpreiſe ausmacht. Etwas iſt ein ſolcher Schein immer werth; und es geſchieht daher ſelten, daß jemand den Termin des Scheins ablaufen läßt, oder zugiebt, daß ſeine Barren der Bank zu dem Preiſe, als ſie dieſelben angenommen hat, anheim fallen, indem er ſie entweder vor Ablauf der ſechs Monate nicht zurück nimmt, oder die Bezahlung des Viertheil- oder halben Procents, um einen neuen Schein auf ſechs Monate zu bekommen, unterläßt. Wenn dieß gleich ſelten geſchieht: ſo ſoll es ſich doch zuweilen, und öfter mit dem Golde, als mit dem Silber zutragen, weil der Zins für das Aufbewahren des koſtbarern Metalls ſtärker iſt.

Wer Barren in die Bank legt, und zugleich einen Credit in der Bank und einen Empfangſchein bekömmt: der

Gold.	
Portugieſiſche Goldmünze	310 G. Bankgeld, die Mark.
Guineen	
Neue Louisd'or	
Alte Louisd'or	300 = =
Neue Ducaten	4 Gulden, 19 Stüber, 8 Pf. das Stück.

Gold in Barren wird nach ſeiner Feinheit und im Verhältniſſe mit der obigen fremden Goldmünze genommen. Für feine Barren giebt die Bank 340 Gulden auf die Mark. Indeſſen pflegt für Münzen von bekannter Güte mehr, als für Gold- und Silberbarren bezahlt zu werden, weil die Güte der letztern erſt durch das Einſchmelzen und Probieren zuverläßig erforſcht werden kann.

der bezahlt ſeine Wechſelbriefe, ſo wie ſie zahlbar werden, mit ſeinem Bankcredit; und den Schein verkauft er, oder behält ihn an ſich, nachdem er glaubt, daß der Preis der Barren fallen oder ſteigen werde. Der Schein und der Bankcredit bleiben ſelten lange beyſammen, und ſie brauchen auch nicht beyſammen zu bleiben. Wer einen Schein hat und Barren aus der Bank ziehen will, findet immer Bankcredit oder Bankgeld im Ueberfluß, um es zu dem gewöhnlichen Preiſe zu kaufen; und wer Bankgeld hat und Barren heraus ziehen will, findet ebenfalls Empfangſcheine genug zu kaufen.

Die Theilnehmer an dem Credite der Bank und die Inhaber der Scheine machen zwey verſchiedene Klaſſen von Gläubigern der Bank aus. Der Inhaber eines Scheins kann die Barren, für die der Schein gegeben worden iſt, nicht anders heraus ziehen, als wenn er der Bank wieder eine eben ſo große Summe Bankgeld, als die, wofür die Barren angenommen worden waren, anweiſet. Hat er ſelbſt kein Bankgeld: ſo muß er es von Leuten, die es haben, kaufen. Der Beſitzer vom Bankgelde kann keine Barren herausziehen, wenn er nicht Empfangſcheine auf die Quantität, welche er braucht, vorweiſet. Hat er ſelbſt keine Scheine: ſo muß er ſie denen, welche ſie haben, abkaufen. Wenn der Inhaber eines Scheins Bankgeld kauft: ſo kauft er die Befugniß, eine Quantität Barren aus der Bank zu nehmen, deren Münzpreis um fünf vom Hundert höher ſteht, als der Bankpreis. Folglich wird das Aufgeld der fünfe vom Hundert, welches er gemeiniglich giebt, nicht für einen eingebildeten, ſondern für einen wirklichen Werth bezahlt. Wenn der Beſitzer von Bankgelde ſeinen Schein kauft: ſo kauft er die Befugniß, eine Quantität Barren aus der Bank zu ziehen, deren Marktpreis gemeiniglich zwey bis drey Procent über dem Münzpreiſe ſteht. Was er alſo dafür giebt, wird ebenfalls für einen wirklichen Werth bezahlt. Der zuſammengeſetzte Preis des Empfangſcheins und des Bankgeldes, machen den vollen Werth oder Preis der Barren aus.

Auch über niedergelegte Summen in umlaufender Landesmünze giebt die Bank ſowohl Empfangſcheine, als Credit in der Bank. Aber ſolche Scheine haben oft gar keinen Werth, und auf dem Markte gar keinen Preis. Ducatons, zum Beyſpiel, die im Handel und Wandel drey Gulden und drey Stüber, jedes Stück, gelten, nimmt die Bank nur zu drey Gulden, das iſt, um fünf Procent unter jenem Werthe an. Sie giebt auch einen Empfangſchein, der den Inhaber berechtiget, die niedergelegte Anzahl Ducatons innerhalb ſechs Monaten zurück zu nehmen, wenn er ein Viertheil Procent für das Aufbewahren bezahlt. Ein ſolcher Schein hat gemeiniglich auf dem Markte keinen Preis. Denn drey Gulden Bankgeld pflegen auf dem Markte drey Gulden und drey Stüber, das iſt, den vollen Werth eines Ducatons, zu gelten, wenn ſie aus der Bank genommen werden; bevor ſie aber heraus genommen werden, muß man noch ein Viertheil Procent für das Aufbewahren zahlen, und dieß iſt alſo für den Inhaber des Scheins ein reiner Verluſt. Sollte indeſſen das Bankagio einmahl bis auf drey Procent herab fallen: dann würden ſolche Scheine auf den Markt kommen, und für Ein und drey Viertheil Procent verkauft werden. Da aber gegenwärtig das Bankagio ungefähr fünf Procent beträgt: ſo läßt man den Termin ſolcher Scheine öfters ablaufen, oder, nach dem gewöhnlichen Ausdrucke, man läßt die Scheine der Bank anheim fallen. Doch fallen ihr noch öfter Empfangſcheine über niedergelegte goldene Ducaten anheim, weil man für dieſe einen noch höhern Zins für das Aufbewahren, nehmlich ein halbes Procent bezahlen muß, ehe ſie zurück genommen werden können. Die fünfe vom Hundert, welche die Bank gewinnt, wenn ihr Depoſita in Münze oder in Barren zufallen, kann man als Miethzins für das beſtändige Verwahren ſolcher niedergelegten Summen anſehen.

Die Summe des Bankgeldes für erloſchene Empfangſcheine muß ſehr beträchtlich ſeyn. Sie muß das ganze urſprüngliche Kapital der Bank enthalten: denn man nimmt durchgängig an, daß dieſes Kapital vom Anfange an in der Bank gelaſſen worden ſey, weil niemand ſeine Empfangſcheine hat erneuern, oder ſeine Depoſita zurücknehmen wollen, da, aus den eben angeführten Gründen, weder das eine, noch das andere, ohne Verluſt hätte geſchehen können. Wie beträchtlich aber auch jene Summe ſeyn mag: ſo ſoll ſie doch in Vergleichung mit der ganzen Maſſe des Bankgeldes ſehr geringe ſeyn. Seit vielen Jahren hält man die Bank in Amſterdam für die große europäiſche Niederlage der Barren, deren Empfangſcheine man ſelten hat erlöſchen, oder der Bank zufallen laſſen. Der allergrößte Theil des Bankgeldes, oder des Credits in den Büchern der Bank, ſoll in einer langen Reihe von Jahren, aus ſolchen Summen erwachſen ſeyn, welche von Leuten, die Handel mit Barren treiben, beſtändig niedergelegt und zurück genommen werden.

Nur vermittelſt eines Empfangſcheins kann man der Bank etwas abfordern. Der geringere Theil des Bankgeldes, deſſen Scheine erloſchen ſind, iſt mit der weit größern Maſſe, wo die Scheine noch gelten, vermiſchet, ſo daß zwar für eine beträchtliche Summe Bankgeldes gar keine Scheine mehr vorhanden ſind, daß aber die Summe oder der Theil, welcher niemahls eingefordert werden kann, ſich nicht genau beſtimmen läßt. Die Bank kann nicht zwey Perſonen dieſelbe Summe ſchuldig ſeyn; und wer Bankgeld beſitzt, aber keinen Empfangſchein hat, kann von der Bank nicht eher Zahlung fordern, als bis er einen Schein kauft. Gewöhnlich und in ruhigen Zeiten hat es keine Schwierigkeit, Scheine zu dem Marktpreiſe zu kaufen; und dieſer kömmt insgemein mit dem Preiſe überein, wofür man die Münze, oder die Barren, die vermöge des Scheins aus der Bank gezogen werden, wieder verkaufen kann.

Bey allgemeinen Unglücksfällen, wie zum Beyſpiel, der Einfall der Franzoſen im J. 1672 war, würde es ſich anders verhalten. Wer alsdann Bankgeld hätte, würde nicht ſäumen, es aus der Bank zu ziehen und in ſeine eigene Verwahrung zu nehmen. Dadurch möchte die Nachfrage nach Scheinen, ihren Preis übermäßig hinauf treiben. Die Inhaber derſelben würden ihre

Erwartungen ausſchweifend hoch ſpannen, und, anſtatt zwey oder drey Procent, wohl gar die Hälfte des Bankgeldes fordern, wofür auf die Depoſita Credit gegeben und Scheine ausgeſtellt worden wären. Der Feind, wenn er die Verfaſſung der Bank kennte, möchte vielleicht ſelbſt die Scheine aufkaufen, um zu verhindern, daß der Schatz nicht ausgeleert würde. In einem ſolchen Nothfalle würde die Bank vermuthlich von ihrer ordentlichen Regel, nur an die Inhaber der Empfangſcheine auszuzahlen, eine Ausnahme machen. Diejenigen Inhaber der Scheine, welche kein Bankgeld hätten, müßten doch bis auf zwey oder drey Procent, den Werth des Depoſitums, worauf ihre Scheine gegeben worden ſind, empfangen haben. Die Bank würde alſo, ſagt man, in einem ſolchen Falle kein Bedenken tragen, entweder in Barren oder in baarem Gelde dasjenige, was die Eigenthümer des Bankgeldes, die keine Scheine bekommen könnten, in den Büchern der Bank zu fordern hätten, nach ſeinem vollen Werthe — und den Inhabern der Scheine, die kein Bankgeld hätten, zwey oder drey Procent, zu bezahlen — das höchſte, was unter ſolchen Umſtänden mit Billigkeit gefordert werden könnte.

Selbſt in ruhigen Zeiten haben die Inhaber der Scheine Vortheil dabey, wenn das Agio niedrig ſteht, um entweder Bankgeld, (und folglich die Barren, die ſie vermöge ihrer Scheine aus der Bank ziehen können) deſto wohlfeiler zu kaufen, oder ihre Scheine denen, die Bankgeld haben und Barren aus der Bank ziehen wollen, deſto theurer zu verkaufen; denn der Preis eines Empfangſcheins iſt in der Regel dem Unterſchiede gleich, der ſich zwiſchen dem Marktpreiſe des Bankgeldes und des gemünzten oder ungemünzten Metalls findet, für welches der Schein gegeben worden iſt. Hingegen iſt es der Vortheil derer, welche Bankgeld haben, das Agio hinauf zu treiben, um entweder ihr Bankgeld ſo viel theurer zu verkaufen, oder die Scheine deſto wohlfeiler zu kaufen. Um nun bey dieſem entgegen geſetzten Intereſſe den Kunſtgriffen der Mäkler, die das Steigen und Fallen bewirken, zu begegnen, hat die Bank vor einigen Jahren den Entſchluß gefaßt, zu allen Zeiten Bankgeld gegen Umlaufsgeld zu fünf Procent Aufgeld zu verkaufen, und es wiederum zu vier Procent Aufgeld zu kaufen. Dieſer Maßregel zu Folge kann das Aufgeld nie über fünf Procent ſteigen, und nie unter vier Procent fallen; und das Verhältniß des Marktpreiſes von dem Bankgelde, zu dem Marktpreiſe des Umlaufsgeldes, muß immer dem innern Werthe beyder nahe kommen. Ehe man dieſen Entſchluß faßte, ſtieg der Marktpreis des Bankgeldes bald zu neun Procent Aufgeld hinan, bald ſank er bis auf das Pari herab, nachdem nehmlich jenes entgegengeſetzte Intereſſe auf den Kauf und Verkauf Einfluß hatte.

Die Bank in Amſterdam behauptet, daß ſie von dem, was bey ihr niedergelegt worden iſt, nichts wegleihe, ſondern daß ſie für jeden Gulden, für den ſie in ihren Büchern Credit giebt, den Werth eines Gulden entweder in Münze, oder in Barren in ihrem Schatze aufbewahre. Daß ſie in dieſem Schatze alles das vermünzte oder unvermünzte Metall vorräthig habe, wofür noch gültige Empfangſcheine vorhanden ſind, welches ihr zu allen Zeiten abgefordert werden kann, und wirklich beſtändig heraus geht und wieder zurück kömmt, leidet keinen Zweifel. Aber ob dieß auch mit dem Theile des Fonds der Fall ſey, deſſen Empfangſcheine längſt erloſchen ſind, der in Friedenszeiten nicht abgefordert werden kann, und der wirklich in der Bank für immer, oder ſo lange die Verfaſſung der vereinigten Provinzen beſtehet, verbleiben wird, dieß möchte vielleicht nicht ſo ausgemacht ſcheinen. Indeſſen ſteht in Amſterdam kein Glaubensartikel ſo feſt, als daß für jeden, als Bankgeld umlaufenden Gulden, ſich ein demſelben gleichſam entſprechender Gulden in Golde oder Silber, in dem Schatze der Bank befinde. Die Stadt iſt Bürge dafür, daß es ſich ſo verhält. Die Bank ſteht unter der Aufſicht der vier regierenden Bürgermeiſter, welche mit jedem Jahre abwechſeln. So oft dieſe ihr Amt antreten, unterſuchen ſie den Schatz, vergleichen ihn mit den Büchern, übernehmen ihn mittelſt eines Eides, und übergeben ihn eben ſo feyerlich ihren Nachfolgern. In einem ſo ſittlichen und religiöſen Lande werden Eide noch in Ehren gehalten. Es ſcheint alſo, daß eine ſolche Abwechſelung der Aufſeher allein, gegen jedes unbefugte Unternehmen zulängliche Sicherheit gewähre. In allen den Revolutionen, welche der Partheygeiſt jemahls in der Verfaſſung von Amſterdam bewirkt hat, hat die herrſchende Parthey nie ihre Vorgänger einer ungetreuen Verwaltung der Bank beſchuldiget. Keine Anſchuldigung hätte den guten Ruf und das Glück der unterdrückten Partey tiefer verwunden können; und wäre es möglich geweſen, eine ſolche Anklage durchzuſetzen: ſo kann man verſichert ſeyn, daß ſie angebracht worden wäre.

Als im Jahre 1672 der König von Frankreich in Utrecht war, zahlte die Amſterdamer Bank ſo bereitwillig, daß über die Treue, womit ſie ihre Verſprechungen erfüllt hatte, gar kein Zweifel übrig blieb. Einigen Geldſtücken, die damahls aus den Vorräthen der Bank ins Publicum kamen, konnte man es anſehen, daß ſie von dem Feuer, welches bald nach Errichtung der Bank, in dem Stadthauſe ausgebrochen war, gelitten hatten. So lange mußten ſie alſo daſelbſt gelegen haben.

Wie hoch ſich eigentlich der Schatz der Bank belaufen möge? iſt eine Frage, welche die Wißbegierde lange beſchäftiget hat. Man kann ſie bloß durch Muthmaßungen beantworten. Insgemein nimmt man an, daß ungefähr zwey tauſend Perſonen mit der Bank in Abrechnung ſtehen. Rechnet man nun, daß, im Durchſchnitte, jede den Werth von funfzehn hundert Pfund Sterling auf ihrem Namen ſtehen habe — welches ein hoher Anſatz iſt: — ſo beläuft ſich die ganze Quantität des Bankgeldes, folglich der Schatz der Bank, auf drey Millionen Pfund Sterling, oder das Pfund Sterling zu eilf Gulden gerechnet, auf drey und dreyßig Millionen Gulden; eine Summe, die zu einem ſehr ausgebreiteten Geldumlaufe hinlänglich iſt, aber den übertriebenen Begriffen, den manche Leute von dieſem Schatze haben, bey weitem nicht genug thut.

Die Stadt Amſterdam zieht von der Bank beträchtliche Einkünfte. Außer dem vorhin erwähnten Miethzinſe für das Aufbewahren, bezahlt jedermann, wenn er mit der Bank zuerſt in Rechnung tritt, ein Eintrittsgeld von zehn Gulden, und für jede neue Rechnung drey

Gulden und drey Stüber; für jede Uebertragung von einem Namen auf den andern, zwey Stüber; und, wenn die zu übertragende Summe weniger als drey hundert Gulden beträgt, ſechs Stüber — wodurch man verhüten will, daß nicht zu viele kleine Geſchäfte der Art gemacht werden. Wer es verſäumet, zweymahl im Jahre mit der Bank Abrechnung zu halten, verfällt in eine Strafe von fünf und zwanzig Gulden. Wer eine größere Summe, als ſeine Rechnung beträgt, übertragen laſſen will, muß auf die überſchießende Summe drey vom Hundert bezahlen, und ſeine Anweiſung wird überdieß noch bey Seite gelegt. Hiernächſt ſoll die Bank von dem Verkaufe des ausländiſchen gemünzten oder ungemünzten Metalls, welches ihr von Zeit zu Zeit durch erloſchene Empfangſcheine zufällt, und immer ſo lange, bis es mit Gewinn verkauft werden kann, aufbewahrt wird, beträchtliche Vortheile ziehen. Auch gewinnt ſie dabey, daß ſie Bankgeld zu fünf Procent Agio verkauft und zu vier Procent einkauft. Alle dieſe Einkünfte betragen weit mehr, als zu Beſoldung der Bedienten und zu den Unterhaltungskoſten erfordert wird. Man verſichert, daß bloß dasjenige, was für das Aufbewahren der Barren gegen Empfangſcheine bezahlt wird, einen jährlichen reinen Gewinnſt von hundert und funfzig, bis zweymahl hundert tauſend Gulden ausmacht. Indeſſen war nicht der Gewinn, ſondern das gemeine Beſte der urſprüngliche Zweck dieſer Anſtalt. Man wollte nehmlich die Kaufleute von dem Ungemach eines nachtheiligen Wechſelcourſes befreyen. Den daraus entſprungenen Gewinn hatte man nicht voraus geſehen und kann ihn als bloß zufällig betrachten.

Doch, es iſt Zeit, daß ich von dieſer Abſchweifung wieder einlenke, zu welcher mich das Aufſuchen der Gründe, aus welchen der Wechſelcours zwiſchen Ländern, die in ſogenanntem Bankgelde, und ſolchen, die in der umlaufenden Münze zahlen, insgemein für die erſtern, und wider die letztern zu ſtehen ſcheint, unvermerkt verleitet hat. Jene zahlen in Geldſorten, deren innerer Werth ſich immer gleich, und ihrem eigenen geſetzmäßigen Münzfuße angemeſſen bleibt: dieſe, in Münzſorten, deren innerer Werth immer abwechſelt, und gemeiniglich mehr oder weniger unter dieſem Münzfuße ſteht.

Zweyte Abtheilung.

Daß dergleichen außerordentliche Beſchränkungen der Einfuhr auch aus andern Gründen zweckwidrig ſind.

In der vorigen Abtheilung habe ich zu zeigen geſucht, wie es, ſelbſt nach den Grundſätzen des Handelsſyſtems, ganz unnöthig iſt, die Waareneinfuhr aus ſolchen Ländern zu erſchweren, mit welchen die Handelsbilanz für das unſrige für nachtheilig gehalten wird. Allein nichts kann ungereimter ſeyn, als dieſe ganze Lehre von der Handelsbilanz, worauf ſich nicht nur jene Beſchränkung, ſondern beynahe alle künſtliche Leitung des Handels gründet. Nach dieſer Lehre nimmt man an, daß, wenn zwiſchen zwey Plätzen die Bilanz gleich ſteht, keiner von beyden gewinnt, oder verliert; daß aber, wenn ſie ſich nur um etwas auf die eine Seite neigt, der eine ſo viel verliert, und der andere ſo viel gewinnt, als die Abweichung von dem Gleichgewichte beträgt. Beydes iſt falſch. Ein Handel, der durch Prämien und Monopole erzwungen wird, kann für das Land, dem man dadurch Vortheile verſchaffen will, nachtheilig ſeyn, und iſt es oft wirklich; wie ich in der Folge zu zeigen ſuchen werde. Aber ein Handel, der zwiſchen zwey Plätzen ohne Zwang von ſelbſt entſteht und ordentlich getrieben wird, iſt immer beyden vortheilhaft, obgleich zuweilen dem einen mehr, als dem andern.

Ich verſtehe unter Vortheil oder Gewinn, nicht Vermehrung der Quantität Goldes oder Silbers, ſondern Vermehrung des vertauſchbaren Werths der jährlichen Erzeugniſſe des Bodens und der Arbeit des Landes, oder das Wachsthum des jährlichen Einkommens ſeiner Einwohner.

Wenn die Bilanz gleich ſteht, und wenn alsdann der Handel zwiſchen den beyden Plätzen bloß in dem Tauſche ihrer eigenen Landeswaaren beſteht: ſo werden meiſtentheils beyde nicht nur gewinnen, ſondern es wird auch der eine ſo viel, oder beynahe ſo viel gewinnen, als der andere. Jeder wird, in dieſem Falle, einem Theile von den überflüſſigen Erzeugniſſen des andern, einen Markt verſchaffen; jeder wird ein Kapital wieder erſtatten, mit welchem die überflüſſigen Erzeugniſſe des andern hervorgebracht und zum Verkaufe geſchickt gemacht worden waren, ein Kapital, das, unter eine gewiſſe Anzahl ſeiner Einwohner vertheilt, ihnen Einkünfte und

Unterhalt gegeben hatte. Ein Theil der Einwohner eines jeden dieſer Länder erhält alſo mittelbarer Weiſe Einkommen und Unterhalt von dem andern Lande. Geſetzt nun, beyderley gegen einander vertauſchte Waaren ſind von gleichem Werthe: ſo ſind auch die beyden auf den Handel verwendeten Kapitalien gemeiniglich völlig oder beynahe einander gleich; und da beyde Kapitale zu Hervorbringung einheimiſcher Waaren in beyden Ländern angewendet worden ſind: ſo muß auch das unter die Einwohner vertheilte Einkommen und ihr Unterhalt, in beyden Ländern gleich, oder beynahe gleich ſeyn. Dieſes Einkommen und dieſer Unterhalt ſind beträchtlicher oder unbeträchtlicher, je nachdem der Verkehr unter ihnen größer oder geringer iſt. Beläuft ſich dieſer, zum Beyſpiel, auf hundert tauſend oder eine Million Pfund St. auf jeder Seite: ſo verſchaffet jedes Land den Einwohnern des andern für hundert tauſend oder eine Million Pfund St. jährliche Einkünfte.

Iſt der Handel zwiſchen zwey Ländern ſo beſchaffen, daß das eine dem andern bloß ſeine einheimiſche Waaren zuführt, und dagegen von ihm nur Waaren, die in einem dritten Lande erzeugt worden ſind, erhält: ſo würde es in dem Falle, wo gleich viele Waaren von beyden Seiten umgeſetzt würden, heißen, daß die Bilanz gleich ſtehe. Beyde Länder würden auch dabey gewinnen; aber nicht gleich viel. Die Einwohner des Landes, welches bloß ſeine einheimiſchen Waaren ausführte, würde bey dem Handel am meiſten gewinnen. Wenn, zum Beyſpiel, England keine andern Waaren aus Frankreich zöge, als die, welche Frankreich ſelbſt hervorbringt, und, weil es keine einheimiſchen, in Frankreich geſuchten engliſchen Waaren hätte, jenen Ankauf mit deſto mehr fremden Waaren, wie Toback und oſtindiſche Güter ſind, bezahlte: ſo würde dieſer Handel zwar den Einwohnern beyder Länder Einkommen verſchaffen, aber die Franzoſen würden mehr gewinnen, als die Engländer. Das franzöſiſche Kapital würde, ohne Abzug, unter Franzoſen vertheilt werden. Die Engländer hingegen bekämen nur den kleinern Theil des Kapitals, der zu Hervorbringung derjenigen engliſchen Waaren angelegt worden wäre, womit die fremden Waaren eingekauft werden müßten. Der größere Theil ginge hinaus, um in Virginien, in Hindoſtan und China die Kapitalien, welche daſelbſt angelegt worden ſind, und den Bewohnern dieſer entlegenen Länder Einkünfte und Unterhalt gegeben haben, wieder zu erſtatten. Wären daher beyde Kapitalien ganz oder beynahe einander gleich: ſo würde die Anwendung des franzöſiſchen den Franzoſen mehr Einkünfte gewähren, als die Anwendung des engliſchen den Engländern. Frankreich triebe, in dieſem Falle, einen geraden auswärtigen Conſumtionshandel mit England, England hingegen nur einen umlaufenden mit Frankreich. Daß aber ein, in dem geraden auswärtigen Conſumtionshandel angelegtes Kapital, andere Wirkungen hervorbringe, als ein in dem umlaufenden angelegtes, iſt bereits umſtändlich gezeigt worden.

Es giebt vielleicht nicht zwey Handel treibende Länder in der Welt, die beyde bloß einheimiſche Waaren gegen einander austauſchen; oder ſolche, wo das eine bloß einheimiſche, und das andere bloß fremde Waaren, dem andern zuführt. Die allermeiſten Länder ſetzen theils einheimiſche, theils ausländiſche Waaren gegen einander ab. Dasjenige Land aber, deſſen Frachten die meiſten inländiſchen und die wenigſten ausländiſchen Güter enthalten, hat immer den größten Gewinn.

Wenn England die Waaren, welche es jährlich aus Frankreich einführt, nicht mit Tobak und oſtindiſchen Gütern, ſondern mit Golde und Silber bezahlte: ſo würde, nach der angenommenen Weiſe zu reden, die Bilanz ungleich ſeyn, weil Waaren nicht gegen Waaren, ſondern gegen Gold und Silber umgeſetzt würden. Gleichwohl würde der Handelsverkehr in dieſem Falle, wie in dem vorigen, den Einwohnern beyder Länder ein gewiſſes Einkommen gewähren: den Einwohnern Frankreichs mehr, den Einwohnern Englands weniger. Alſo einiges Einkommen würden die Engländer doch davon haben. Das Kapital, durch deſſen Anwendung die engliſchen Waaren, für die man Gold und Silber eintauſchte, hervorgebracht worden wären — das Kapital, welches, unter eine gewiſſe Anzahl von Einwohnern vertheilt, ihnen Einkünfte verſchaffet hätte, würde durch dieſen Verkehr wieder gewonnen worden ſeyn und zu Fortſetzung des Geſchäftes gebraucht werden können. Englands Landeskapital würde durch die Ausfuhr des Goldes und Silbers eben ſo wenig vermindert werden, als durch die Ausfuhr anderer Waaren von gleichem Werthe. Im Gegentheile würde es, in den meiſten Fällen, dadurch anwachſen. Nur ſolche Waaren ſendet man außer Landes, nach welchen die Nachfrage im Auslande muthmaßlich ſtärker iſt, als zu Hauſe, und gegen die man alſo Waaren einführt, von denen man erwartet, daß ſie im Lande mehr gelten werden, als die ausgeführten. Wenn man mit einer Quantität Tobak, die in England nur hundert tauſend Pfund St. werth iſt, nach Frankreich ausgeführt, eine Quantität Wein einkaufen kann, die in England hundert und zehn tauſend Pfund gilt: ſo wird, bey dieſem Tauſche, Englands Landeskapital um zehn tauſend Pfund St. vermehrt. Wenn man, auf gleiche Weiſe, mit hundert tauſend Pfunden engliſchen Goldes, franzöſiſche Weine kauft, die in England hundert und zehn tauſend Pfund werth ſind: ſo wird das Landeskapital ebenfalls um zehn tauſend Pfund vermehrt. Wie nun ein Kaufmann, der für hundert und zehn tauſend Pfund St. Wein in ſeinem Keller hat, reicher iſt, als ein Kaufmann, in deſſen Niederlage ſich für hundert tauſend Pfund St. Tobak befinden: ſo iſt auch jener reicher, als ein ſolcher, der nur hundert tauſend Pfund St. in Golde in ſeiner Caſſe hat. Er kann mehr Gewerbfleiß in Thätigkeit ſetzen, und einer größern Anzahl von Arbeitern Einkommen, Unterhalt und Beſchäftigung geben, als einer von den beyden andern zu thun im Stande wäre. Nun beſteht aber das Landeskapital in den Kapitalien aller einzelnen Einwohner, und der Gewerbfleiß, welcher jährlich im ganzen Lande betrieben wird, iſt dem Gewerbfleiße gleich, den alle die einzelnen Kapitalien beſchäftigen. Folglich muß ſowohl das Landeskapital, als die Quantität von Induſtrie, welche jährlich im Lande betrieben werden kann, durch jenen Handelsverkehr zunehmen. Freylich gewänne England mehr dabey, wenn es die franzöſiſchen Weine vielmehr gegen ſeine Metallwaaren oder ſeinen Tücher, als gegen Tobak aus Virginien, oder Geld und Silber aus

Braſilien und Peru eintauſchen könnte: denn ein gerader auswärtiger Conſumtionshandel iſt allezeit vortheilhafter, als ein umlaufender. Aber man bilde ſich nicht ein, daß ein umlaufender auswärtiger Conſumtionshandel, der mit Golde und Silber getrieben wird, minder vortheilhaft ſey, als irgend ein anderer, ebenfalls umlaufender. So wenig ein Land, worin kein Tobak wächſt, durch die jährliche Ausfuhr dieſes Krautes, davon entblößt wird: ſo wenig wird ein Land, das keine Bergwerke hat, durch die jährliche Gold- und Silberausfuhr von dieſen Metallen leer werden. Wo man Vermögen genug hat, Tobak zu kaufen, da wird nicht lange Mangel daran ſeyn: wo man Gold und Silber kaufen kann, da wird es nicht lange an dieſen Metallen fehlen.

Es iſt ein verderblicher Handel, ſagt man, den ein Handelsmann mit dem Wirthshauſe treibt. So möchte man auch den Handel anſehen, den eine mit Manufacturen verſehene Nation mit einem Weinlande treibt. Ich antworte: der Handel mit dem Wirthshauſe iſt nicht nothwendiger Weiſe etwas verderbliches. Er iſt, ſeiner Natur nach, eben ſo vortheilhaft, als jeder andere, ob er gleich manchem Mißbrauche unterworfen ſeyn mag. Das Gewerbe eines Brauers und ſelbſt eines Bierſchenken ſind eben ſo nothwendige Abtheilungen der Arbeiten, als irgend ein anderes Gewerbe. Ueberhaupt möchte wohl ein Handwerksmann ſich beſſer dabey befinden, ſein Bedürfniß an Getränke von dem Brauer zu kaufen, als es ſelbſt zu brauen; und iſt er arm: ſo iſt es für ihn ſogar beſſer, es in kleinen Quantitäten von dem Bierſchenken zu kaufen, als im Ganzen von dem Brauer. Es kann ſeyn, daß er in beyden Fällen mehr kauft, als er ſollte: ſo wie er andern Kleinhändlern in der Nachbarſchaft, dem Fleiſcher, wenn er gutes Eſſen liebt, und dem Tuchhändler, wenn er ein Kleidergeck iſt, zu viel zuwendet. Indeſſen iſt es doch für den großen Haufen der Arbeiter ein Vortheil, daß alle ſolche Gewerbe völlige Freyheit genießen, wenn auch dieſe Freyheit bey allen, bald weniger, bald mehr gemißbraucht wird. Einzelne Menſchen bringen ſich freylich zuweilen durch übermäßigen Genuß ſtarker Getränke um ihr Vermögen; aber ein ganzes Volk iſt dieſer Gefahr nicht ausgeſetzt. Denn, wenn es auch in jedem Lande Leute giebt, die auf ſolche Getränke mehr verwenden, als ſie erwerben: ſo verwenden doch die meiſten weniger darauf. Es iſt merkwürdig, daß, der Erfahrung zu Folge, wohlfeile Preiſe des Weins, nicht die Trunkenheit, ſondern die Nüchternheit befördern. Die Bewohner der Weinländer ſind, überhaupt genommen, die nüchternſten Völker in Europa: das beweiſen die Spanier, die Italiener und die Einwohner des ſüdlichen Frankreichs. Die Menſchen gehen bey ihrer täglichen Koſt ſelten bis zum Uebermaße. Niemand ſucht ſich das Anſehen der Gaſtfreyheit mit einem Getränke zu geben, das nicht mehr koſtet, als einfaches Bier. Hingegen iſt die Trunkenheit in Ländern, wo wegen großer Kälte, oder großer Hitze keine Trauben wachſen, und der Wein alſo theuer und ſelten iſt, ein gemeines Laſter; wie wir an den nördlichen und an allen zwiſchen den Wendekreiſen wohnenden Völkern, den Negern, zum Beyſpiel, auf der Küſte von Guinea, ſehen. Ich habe oft die Bemerkung machen hören, daß, wenn ein franzöſiſches Regiment, aus einer nördlichen Provinz, wo der Wein etwas theuer iſt, in eine ſüdliche, wo er ſehr wohlfeil iſt, verlegt wird, die Soldaten anfangs durch die Neuheit und den geringen Preis des guten Weins zur Trunkenheit verleitet, aber dann, nach etlichen Monaten, eben ſo mäßig werden, als die übrigen Einwohner. Wenn in Großbritannien die Auflage auf fremden Wein und die Acciſe auf Malz und Bier auf einmahl abgeſchafft würden: ſo möchte das vielleicht anfangs unter den niedrigen und mittlern Klaſſen eine Zeitlang eine allgemeine Völlerey veranlaſſen; aber es würde auch bald eine bleibende, und beynahe allgemeine Nüchternheit darauf folgen. Gegenwärtig herrſcht das Laſter der Trunkenheit keinesweges unter Leuten von Stande oder ſolchen, welche die theuerſten Getränke am beſten bezahlen können. Ein Mann von Erziehung, der ſich in Biere betrinkt, iſt etwas unerhörtes. Ueberdieß zwecken die Beſchränkungen des Weinhandels in Großbritannien nicht ſowohl darauf ab, die Leute abzuhalten, daß ſie nicht ins Weinhaus gehen, als vielmehr, daß ſie nicht dahin gehen, wo ſie das beſte und wohlfeilſte Getränk kaufen können. Man begünſtigt damit den portugieſiſchen Weinhandel und erſchwert den franzöſiſchen. Die Portugieſen, heißt es, ſind beſſere Kunden für unſere Manufacturen, als die Franzoſen, und müſſen daher mehr, als dieſe, begünſtiget werden. Weil ſie uns ihre Kundſchaft zuwenden: ſo glaubt man ihnen die unſrige wieder zuwenden zu müſſen. So erhebt man die niedrigen Kunſtgriffe der Kleinhändler zu politiſchen Maximen bey Regierung eines großen Staats. Nur der ganz kleine Krämer macht es ſich zur Regel, ſich, wenn er etwas einzukaufen hat, vorzüglich an ſeine eigenen Kunden zu wenden; der große Kaufmann verſchmähet ſolche kleine Vortheile, und kauft ſeine Waaren da, wo ſie am wohlfeilſten und beſten zu haben ſind.

Indeſſen hat man, durch ſolche Maximen, die Völker überredet, ihr Vortheil beſtehe darin, alle ihre Nachbaren arm zu machen. Jede Nation ſoll die Wohlfahrt aller Nationen, mit denen ſie Handel treibe, mit neidiſchen Augen anſehen, und was dieſe gewinnen, für ihren eigenen Verluſt halten. Der Handel, der ſeiner Natur nach, unter Nationen wie unter einzelnen Menſchen, ein Band der Eintracht und Freundſchaft ſeyn ſollte, iſt eine reiche Quelle der Zwietracht und Feindſchaft geworden. Der unbiegſame Ehrgeiz der Könige und Staatsminiſter iſt, in dem jetzigen und dem vorigen Jahrhunderte, für die Ruhe von Europa nicht ſo verderblich geweſen, als die ungereimte Eiferſucht der Kaufleute und Manufacturherren. Gewaltthätigkeit und Unrecht der Beherrſcher der Menſchen ſind ein altes Uebel, gegen welches, wie ich fürchte, die Natur der menſchlichen Einrichtungen kein Mittel darbiethet. Aber die niedrige Habſucht, der Monopoliengeiſt der Kaufleute und Manufacturherren, die weder Beherrſcher der Menſchen ſind, noch ſeyn ſollten, wenn ſie auch nicht ganz zu vertilgen ſind, könnten doch in ſolchen Schranken gehalten werden, daß ſie niemandes Ruhe, als ihre eigene, ſtörten.

Daß Monopoliengeiſt dieſe Lehre urſprünglich erfand und ausbreitete, leidet keinen Zweifel: und die, welche ſie predigten, waren keine ſolche Thoren, als die, welche ihnen glaubten. Jn jedem Lande beſteht der Vortheil des großen Haufens des Volks darin, ſeine Bedürfniſſe da zu kaufen, wo ſie am wohlfeilſten zu haben ſind. Dieſer Satz iſt ſo einleuchtend, daß es lächerlich ſeyn würde, ihn mühſam beweiſen zu wollen; und er wäre nie zur Unterſuchung gekommen, wenn nicht die Trugſchlüſſe der Kaufleute und Manufacturiſten den gemeinen Menſchenverſtand irre gemacht hätten. Jhr Vortheil iſt hier dem Vortheile des großen Haufens gerade entgegen geſetzt. So wie es das Jntereſſe der Mitglieder einer Zunft mit ſich bringt, zu verhindern, daß die übrigen Bürger bey andern Handwerksleuten arbeiten laſſen: ſo iſt es auch das Jntereſſe der Kaufleute und Manufacturiſten jedes Landes, ſich des Alleinhandels auf dem einheimiſchen Markte zu verſichern. Daher in Großbritannien und faſt allen europäiſchen Ländern die hohen Einfuhrzölle auf die meiſten, von fremden Kaufleuten eingebrachten Waaren. Daher die ſtarken Abgaben und Verbothe aller ausländiſchen Manufacturwaaren, die mit den unſrigen in Concurrenz kommen könnten. Daher endlich die außerordentliche Beſchränkung der Einfuhr faſt aller Art von Waaren, aus Ländern, mit welchen die Handelsbilanz für uns nachtheilig ſtehen ſoll, das heißt, aus Ländern, gegen die der Nationalhaß gerade am heftigſten entflammet iſt.

Der Reichthum eines benachbarten Volks kann zwar im Kriege und unter politiſchen Verhältniſſen gefährlich ſeyn; aber im Handel und Wandel iſt er gewiß vortheilhaft. Jn Kriegszeiten kann er unſere Feinde in den Stand ſetzen, größere Armeen und Flotten, als wir, zu unterhalten. Im Frieden hingegen, und beym Handel macht er auch den Nachbar fähig, einen deſto ſtärkern Verkehr mit uns zu treiben, und uns, entweder für das unmittelbare Erzeugniß unſers Gewerbfleißes, oder für das, was wir mit dieſem Erzeugniſſe eingehandelt haben, einen deſto beſſern Markt zu verſchaffen. So wie ein reicher Mann für die Gewerbsleute in ſeiner Nachbarſchaft eine beſſere Kunde iſt, als ein armer: ſo iſt dieß auch der Fall mit einer reichen Nation. Freylich iſt ein reicher Mann, der ſelbſt Manufacturen im Gange hat, ein gefährlicher Nachbar für alle die Leute, die ein gleiches Gewerbe treiben. Aber ſeine übrigen Nachbaren — und dieſe machen doch die größte Anzahl aus — benutzen den guten Markt, den ihnen ſein Aufwand verſchaffet. Sie gewinnen ſogar dadurch, daß die ärmern Handwerker, welche eben das Gewerbe treiben, nicht mit ihm Preiſe halten können. So können auch die Manufacturiſten einer reichen Nation, ohne Zweifel für die Manufacturiſten ihrer Nachbaren, gefährliche Nebenbuhler ſeyn. Aber eben dieſer Wetteifer iſt für das ganze Volk vortheilhaft, weil es durch den guten Markt, den ihm der große Aufwand einer ſolchen Nation in jeder andern Rückſicht verſchaffet, gar ſehr gewinnt. Privatleute, die ihr Glück machen wollen, laſſen ſich nicht einfallen, in die entfernten und ärmern Provinzen des Landes zu ziehen, ſondern ſie laſſen ſich entweder in der Hauptſtadt oder in irgend einer großen Handelsſtadt nieder. Sie denken: wo nicht viel Reichthum umläuft, da iſt auch nur wenig zu gewinnen; wo aber viel im Umtriebe iſt, da kann ihnen auch etwas davon zu Theil werden. Dieſelbe Regel, nach welcher die geſunde Vernunft von einem, oder von zehn, oder von zwanzig Individuen handelt, ſollte auch das Urtheil von einer, oder von zehn und zwanzig Millionen beſtimmen; eine ganze Nation ſollte die Reichthümer ihrer Nachbaren für einen Grund und für eine Gelegenheit anſehen, ſelbſt Reichthümer zu erwerben. Wenn eine Nation ſich durch den auswärtigen Handel bereichern will: ſo hat ſie leichtes Spiel, wofern ihre Nachbaren reiche, betriebſame und Handel treibende Völker ſind. Eine große Nation, die überall mit herumziehenden Wilden und armen Barbaren umgeben wäre, könnte zwar durch den Anbau ihrer Ländereyen und durch inländiſchen Verkehr, aber nicht durch auswärtigen Handel zu Reichthümern gelangen. Auf dieſe Weiſe ſcheinen die alten Aegypter und die neuern Chineſen ihren großen Reichthum erworben zu haben. Von den alten Aegyptern wird erzählt, daß ſie ſich um den auswärtigen Handel nicht bekümmerten, und von den heutigen Chineſen weiß man es gewiß, daß er bey ihnen in der größten Verachtung ſteht und kaum des gebührenden Schutzes der Geſetze gewürdiget wird. Unſere jetzigen Grundſätze in Abſicht auf den auswärtigen Handel, zielen darauf ab, alle unſere Nachbaren arm zu machen; und würden, wenn ſie dieſen Endzweck erreichen könnten, eben dadurch dieſen Handel unbedeutend und verächtlich machen.

Dieſen Grundſätzen iſt es zuzuſchreiben, daß der Handelsverkehr zwiſchen Frankreich und England auf ſo mancherley Art gedrückt und eingeſchränkt iſt. Wenn indeſſen dieſe beyden Länder nur ihr wahres Intereſſe, und nicht kaufmänniſche Mißgunſt oder Nationalhaß zu Rathe ziehen wollten: ſo würde der franzöſiſche Handel für Großbritannien ſo vortheilhaft ſeyn, als irgend ein anderer, und ſo auch der engliſche für Frankreich. Frankreich iſt Großbritanniens nächſter Nachbar. Bey dem Handelsverkehr zwiſchen der ſüdlichen Küſte von England und der nördlichen und nordweſtlichen Küſte von Frankreich können, wie bey dem inländiſchen Handel, die darin angelegten Kapitalien vier, fünf oder gar ſechsmahl im Jahre zu ihrem Eigenthümer zurückkehren. Das in dieſem Handel angelegte Kapital kann alſo, in jedem dieſer Länder, vier, fünf oder ſechsmahl ſo viel Gewerbfleiß beſchäftigen, und einer vier, fünf oder ſechsfach ſtärkern Anzahl von Menſchen Arbeit und Unterhalt verſchaffen, als jetzt bey den meiſten übrigen Zweigen des auswärtigen Handels geſchiehet. Zwiſchen denjenigen Theilen von Frankreich und Großbritannien, die weiter von einander entfernt ſind, könnten die Zahlungen jährlich wenigſtens einmahl erfolgen: und daher wäre dieſer Handel wenigſtens eben ſo vortheilhaft, als die andern Zweige des auswärtigen europäiſchen Handels. Er wäre gewiß dreymahl vortheilhafter, als der ſo geprieſene Handel mit unſern nordamerikaniſchen Kolonien, bey welchen die Zahlungen ſelten binnen drey, und oft erſt in vier oder fünf Jahren eingehen. Hiernächſt hat Frankreich, wie man annimmt, vier und zwanzig Millionen Einwohner. Auf unſere Kolonien in Nordamerika rechnet man nicht mehr, als drey Millionen; und Frankreich iſt ein viel reicheres Land, ob es gleich, wegen der ungleichen Vertheilung des Reichthums mehr Armuth und Betteley darin giebt, als in jenen Staaten. Frankreich könnte uns alſo in Anſehung des Umfanges, einen achtmahl — und in Anſehung der öftern Zahlungen, einen vier und zwanzig mahl vortheilhaftern Markt verſchaffen, als unſere nordamerikaniſchen Kolonien uns jemahls gewährt haben. Der Handel mit Großbritannien würde für Frankreich eben ſo vortheilhaft ſeyn, und über den Handel, den Frankreich mit ſeinen Kolonien treibt, in eben dem Grade einen Vorzug behaupten, in welchem England reicher, bevölkerter, und Frankreich näher iſt, als deſſen Kolonien. So groß iſt der Unterſchied zwiſchen demjenigen Handel, den die Weisheit beyder Nationen am meiſten zu beſchränken, und dem, den ſie am meiſten zu begünſtigen für gut befunden hat.

Allein, gerade das, was einen offenen und freyen Handel zwiſchen dieſen zwey Völkern, für jedes ſo vortheilhaft gemacht hätte, hat dieſem Handel die größten Hinderniſſe in den Weg gelegt. Sie ſind Nachbaren, und folglich Feinde. Der Reichthum und die Macht des einen, wird alſo dem andern um deſto furchtbarer; und was die Vortheile der Nationalfreundſchaft vermehren würde, das dient nur dazu, den Nationalhaß heftiger zu entflammen. Beyde Nationen ſind reich und betriebſam, und die Kaufleute und Manufacturiſten einer jeden fürchten die wetteifernde Geſchicklichkeit und Thätigkeit ihrer Nachbaren. Die kaufmänniſche Mißgunſt iſt rege gemacht worden; und dieſe nähret den Nationalhaß und wird wieder von ihm genährt. Mit aller leidenſchaftlichen Dreiſtigkeit, die Eigennuß und Verſtellung hervorbringt, haben die Handelsleute beyder

der Völker den unfehlbaren Untergang eines jeden vorhergeſagt, indem ſie behaupten, daß unbeſchränkte Handelsfreyheit nothwendig eine nachtheilige Handelsbilanz bewirken müſſe.

Es giebt kein Handel treibendes Land in Europa, dem nicht die unberufenen Lehrer dieſes Syſtems, aus der nachtheiligen Handelsbilanz, ſeinen nahen Untergang oft genug prophezeihet hätten. Gleichwohl hat es, nach aller ängſtlichen Beſorgniß, die ſie deßhalb verbreitet haben, nach allen vergeblichen Verſuchen der meiſten Handel treibenden Völker, die Bilanz zu ihrem Vortheil und gegen ihre Nachbaren zu neigen, noch gar nicht das Anſehen, als ob ein einziges Volk in Europa dadurch nur um etwas ärmer geworden wäre. Vielmehr iſt jede Stadt und jedes Land, ſo wie ſie ihre Häfen allen Völkern geöfnet haben, anſtatt, nach den Grundſätzen des Handelsſyſtems zu Grunde zu gehen, durch Freyheit des Handels verhältnißmäßig reicher geworden. Es giebt zwar in Europa einige wenige Städte, die in gewiſſer Rückſicht den Namen von Freyhäfen verdienen, aber ganze Länder, die ihn verdienten, giebt es nicht. Holland nähert ſich dieſem Zuſtande noch am meiſten, ob es gleich noch immer weit genug davon entfernt iſt — und Holland hat bekanntlich nicht nur allen ſeinen Reichthum, ſondern ſogar einen großen Theil ſeiner Lebensmittel, dem auswärtigen Handel zu danken.

Es giebt, wie ſchon vorhin erklärt worden iſt, eine andere Bilanz, die ſich von der Handelsbilanz gar ſehr unterſcheidet, und die, je nachdem ſie zum Vortheil oder zum Nachtheil eines Volkes ſteht, entweder ſeinen Wohlſtand, oder ſeinen Verfall unfehlbar nach ſich zieht. Dieß iſt die Bilanz des jährlichen Erzeugniſſes und der jährlichen Conſumtion. Wenn der Tauſchwerth des jährlichen Erzeugniſſes größer iſt, als der Tauſchwerth deſſen, was jährlich verzehrt oder verbraucht wird: ſo muß das Kapital der Geſellſchaft, nach Verhältniß, jährlich anwachſen. Die Geſellſchaft verzehrt in dieſem Falle nicht ihr ganzes Einkommen, ſondern ſie thut das, was ſie jährlich von ihrem Einkommen erſpart, zu ihrem Kapitale hinzu, und wendet es an, um das jährliche Erzeugniß immer fort zu vermehren. Iſt hingegen der Tauſchwerth des jährlichen Erzeugniſſes geringer, als die jährliche Conſumtion: ſo muß auch das Kapital der Geſellſchaft, im Verhältniſſe zu dieſem Abgange, jährlich abnehmen. Die Geſellſchaft giebt alsdann mehr aus, als ſie einnimmt, und muß nothwendig ihr Kapital angreifen; folglich muß dieß Kapital, und mit demſelben der Tauſchwerth des jährlichen Erzeugniſſes der Betriebſamkeit geringer werden.

Dieſe Bilanz des Erzeugniſſes und der Conſumtion iſt von der ſo genannten Handelsbilanz ganz verſchieden. Sie könnte bey einer Nation ſtatt finden, wenn dieſe auch gar keinen auswärtigen Handel triebe, und von der übrigen Welt völlig abgeſondert wäre. Sie findet auf der ganzen Erdkugel ſtatt, deren Reichthümer, Bevölkerung und Cultur immer ſtufenweiſe zunehmen oder abnehmen.

Die Bilanz der Erzeugniſſe und Conſumtion kann beſtändig zum Vortheile einer Nation ſtehen, indem die ſo genannte Handelsbilanz gemeiniglich zu ihrem Nachtheile ſteht. Eine Nation kann ein halbes Jahrhundert lang mehr Dinge von Werthe einführen, als ausführen; das Geld und Silber, das während dieſer Zeit ins Land kömmt, kann ſogleich wieder hinaus gehen; der umlaufenden Münze kann immer weniger und weniger werden, weil dieſe oder jene Art von Papiergelde an die Stelle tritt; ſogar können die Schulden, welche eine ſolche Nation bey ihrem Verkehr mit andern Völkern macht, ſtufenweiſe anwachſen — und dennoch kann ihr wirklicher Reichthum, der Tauſchwerth des jährlichen Erzeugniſſes ihres Bodens und der Arbeit ihrer Einwohner, in eben dieſem Zeitraume, in noch ſtärkerm Maße zugenommen haben. Der Zuſtand unſerer nordamerikaniſchen Kolonien und die Beſchaffenheit ihres Handels mit Großbritannien vor ihrer Trennung *), kann zu einem Beweiſe dienen, daß dieſe Behauptung keinesweges ohne Grund iſt.

*) Dieß iſt im Jahre 1775 geſchrieben worden.

Viertes Kapitel.

Von Rückzöllen.

Kaufleute und Manufacturiſten ſind mit dem Alleinhandel auf inländiſchen Märkten nicht zufrieden, ſondern wünſchen auch den auswärtigen Verkauf ihrer Güter ſo viel als möglich zu erweitern. Ihr Vaterland hat über fremde Völker keine Gerichtsbarkeit und kann ihnen alſo dort ſelten ein Monopol verſchaffen: folglich müſſen ſie es gemeiniglich dabey bewenden laſſen, daß ſie um gewiſſe Begünſtigungen in Anſehung der Ausſuhr anſuchen.

Unter dieſen Begünſtigungen ſcheinen die ſogenannten Rückzölle die vernünftigſten zu ſeyn. Wenn man dem Kaufmanne bey der Ausfuhr die inländiſche Abgabe ganz oder zum Theil wieder erſtattet: ſo kann dieſes niemahls die Ausfuhr einer größern Menge von Gütern veranlaſſen, als ohne jene Abgaben ausgeführt worden wäre. Dergleichen Begünſtigungen wenden nicht einem beſondern Gewerbe mehr von dem Vermögen des Landes zu, als dieſem Gewerbe von ſelbſt zufließen würde, ſie verhindern nur, daß durch die Abgaben ein Theil dieſes Vermögens auf andere Gewerbe geleitet werde. Sie heben das Gleichgewicht, welches ſich unter den verſchiedenen Arbeiten der Geſellſchaft von ſelbſt bildet, nicht auf, ſondern verhindern nur, daß es durch die Abgabe aufgehoben wird. Die natürliche Vertheilung der Arbeit in der Geſellſchaft, deren Beförderung in den meiſten Fällen Vortheil bringet, wird dadurch nicht geſtört, ſondern befördert.

Eben dieſes kann man von den Rückzöllen bey der Ausfuhr vorher eingeführter fremden Güter ſagen. Dieſer Rückzoll beträgt in England den größten Theil des Einfuhrzolles. Nach der zweyten der Regeln, welche derjenigen Parlamentsacte angehängt ſind, wodurch die, unter dem Namen der alten Subſidie bekannte Abgabe aufgelegt wurde, erhält jeder Kaufmann, er ſey Engländer oder Fremder, die Hälfte dieſer Abgabe bey der Ausfuhr zurück; der engliſche Kaufmann unter der Bedingung, daß die Ausfuhr binnen zwölf Monaten, der Fremde, daß ſie binnen neun Monaten geſchieht. Nur Wein, Roſinen und verarbeitete Seide, waren unter dieſer Vorſchrift nicht begriffen, weil ſie anderer und wichtigerer Befreyungen genoſſen. Die Abgaben, welche dieſe Parlamentsacte verordnet, waren damahls die einzigen Abgaben, welche fremde Güter bey der Einfuhr bezahlten. Der Zeitraum, binnen welchem dieſer und alle andern Rückzölle gefordert werden konnten, wurde nachher (durch die 21ſte Acte, 10 Abſchn. vom 7ten Regierungsjahre Georgs I.) auf drey Jahre ausgedehnt.

Von den meiſten Auflagen, welche ſeit der alten Subſidie gemacht worden ſind, wird bey der Ausfuhr das Ganze zurück gegeben. Indeſſen iſt dieſe allgemeine Regel einer großen Menge von Ausnahmen unterworfen, und die Lehre von den Rückzöllen iſt dadurch verwickelter geworden, als ſie bey der erſten Einrichtung war.

Bey der Ausfuhr ſolcher fremden Güter, von welchen man vermuthete, daß ſie in weit größerer Menge eingeführt werden würden, als zum einheimiſchen Verbrauche nöthig wäre, wird die ganze Abgabe zurück gegeben, und auch nicht einmahl die Hälfte der alten Subſidie inne behalten. Vor der Empörung unſerer nordamerikaniſchen Kolonien hatten wir den Alleinhandel des Tobaks in Maryland und Virginien. Wir führten über ſechs und neunzig tauſend Oxhöfte ein, und man rechnete den einheimiſchen Verbrauch auf nicht mehr als vierzehn tauſend. Um nun die ſtarke Ausfuhr, welche nöthig war, damit wir des Ueberreſtes los würden, zu erleichtern, wurden alle Abgaben zurück gegeben, wofern die Ausfuhr binnen drey Jahren geſchähe.

Wir haben noch immer, zwar nicht gänzlich, aber doch meiſtentheils den Alleinhandel mit Zucker aus unſern weſtindiſchen Inſeln. Wird der Zucker binnen einem Jahre ausgeführt: ſo giebt man alle Abgaben zurück; wird er binnen drey Jahren ausgeführt, alle Abgaben bis auf die Hälfte der alten Subſidie, welche noch immer bey der Ausfuhr der meiſten Waaren inne behalten wird. Ob gleich die Einfuhr des Zuckers den einheimiſchen Gebrauch weit überſteigt: ſo iſt doch der Ueberſchuß, in Vergleichung mit dem vom Tobak, unbeträchtlich.

Bey gewiſſen Waaren, die von unſern Manufacturiſten mit beſonders eiferſüchtigen Augen betrachtet werden, iſt die Einfuhr zum inländiſchen Verbrauche verbothen. Indeſſen dürfen ſie gegen Bezahlung gewiſſer Abgaben eingeführt und bis zur Ausfuhr in Niederlagen verwahrt werden. Aber bey ihrer Ausfuhr findet kein Rückzoll ſtatt. Unſere Manufacturiſten würden die Begünſtigung ſelbſt dieſer eingeſchränkten Einfuhr ungern ſehen, und fürchten, daß etwas von ſolchen Waaren aus den Niederlagen geſtohlen werden und mit den ihrigen in Concurrenz kommen möchte. Nur unter jenen Einſchränkungen dürfen wir verarbeitete Seide, franzöſiſches Cammertuch und Schleyer, gemahlte, gedruckte, gefleckte oder gefärbte Kattune u. ſ. w. einführen.

Wir verführen nicht einmahl gern franzöſiſche Waaren nach andern auswärtigen Ländern, und laſſen uns lieber einen Vortheil entgehen, als daß wir einem Volke, das wir als unſern Feind anſehen, durch unſere Vermittelung einen Vortheil zuwenden ſollten. Nicht nur die Hälfte der alten Subſidie, ſondern auch die zweyten fünf und zwanzig vom Hundert, werden bey der Ausfuhr aller franzöſiſchen Waaren inne behalten.

Nach der vierten Regel im Anhange zu der alten Subſidie, betrug der Rückzoll bey Ausführung aller Weine weit über die Hälfte des damahligen Einfuhrzolles, und es ſcheinet, daß damahls die Geſetzgebung den Zwiſchenhandel mit Weine etwas mehr, als gewöhnlich habe begünſtigen wollen. Auch verſchiedene andere Abgaben, welche entweder damahls, oder ſpäter, als die alte Subſidie eingeführt wurden, der ſo genannte Zugabezoll, die neue Subſidie, die Eindrittheil- und Zweydrittheil-Subſidie, der Impoſt von 1692, der Weinſtempel, wurden bey der Ausfuhr zurück gegeben. Da indeſſen alle dieſe Abgaben, den Zugabezoll und den Impoſt von 1692 ausgenommen, bey der Einfuhr in baarem Gelde bezahlt wurden: ſo ging bey einer ſo großen Summe ſo viel an Zinſen verloren, daß man vernünftiger Weiſe auf keinen vortheilhaften Zwiſchenhandel mit dieſem Artikel rechnen konnte. Alſo nur ein Theil von dem ſo genannten Weinimpoſt und gar nichts von den fünf und zwanzig Pfunden St. auf eine halbe Schiffslaſt franzöſiſchen Weins, oder von den in den Jahren 1745, 1763 und 1778 gemachten Auflagen, wird bey der Ausfuhr zurück gegeben. Die zwey Impoſten zu fünf vom Hundert, womit im J. 1779 und 1781 alle vorigen Zollabgaben erhöhet wurden, werden bey allen übrigen ausgeführten Waaren, und alſo auch beym Weine zurück gegeben. Die letzte Abgabe, welche beſonders auf den Wein gelegt worden iſt, die vom Jahre 1780, wird völlig wieder bezahlt: eine Begünſtigung, die wahrſcheinlich nie die Ausfuhr einer einzigen Tonne Weins veranlaſſen wird, ſo lange man ſo viele andere ſtarke Abgaben inne behält. Dieſe Regeln finden ſtatt bey allen Handelsplätzen, wohin die Ausfuhr erlaubt iſt, ausgenommen nach den brittiſchen Kolonien in Amerika.

Die 7te Acte vom 15ten Regierungsjahre Karls II, welche man ein Geſetz zur Begünſtigung des Handels nennet, hat Großbritannien das ausſchließliche Recht ertheilet, die Kolonien mit allen Producten und Manufacturwaaren von Europa, folglich auch mit Weine, zu verſehen. In einem Lande, das ſo weitläuftige Küſten hat, als unſere nordamerikaniſchen und weſtindiſchen Kolonien, wo unſere Herrſchaft jederzeit ſo ſchwach gewe-

ſen iſt; und wo die Einwohner in eigenen Schiffen ihre unzähligen Producte, anfangs nach allen Theilen von Europa, und ſodann nach allen Theilen von Europa, die vom Vorgebirge Finisterrä ſüdwärts liegen, ausführen durften, konnte dieſes Monopol wohl nicht ſtrenge gehandhabt werden. Sie fanden immer Mittel, aus den Ländern, wohin ſie Waaren bringen durften, Rückfracht mit zu nehmen. Es ſcheint indeſſen, daß es ihnen ſchwer wurde, europäiſche Weine aus den Ländern, wo ſie wächſen, einzuführen; und aus Großbritannien konnten ſie dieſelben nicht wohl hohlen, weil ſie da mit ſtarken Abgaben belaſtet waren, wovon ein großer Theil bey der Ausfuhr nicht zurück gegeben wurde. Da Maderawein kein europäiſches Erzeugniß iſt: ſo konnte er unmittelbar nach Amerika und Weſtindien gebracht werden, welche Länder mit allen ihren Waaren, die nicht ausdrücklich davon ausgenommen ſind, freyen Handel nach der Inſel Madera trieben. Dieſer Umſtand hat wahrſcheinlich den Maderawein in allen unſern Kolonien beliebt gemacht, wo unſere Offiziere zu Anfange des Krieges von 1755 dieſen Geſchmack fanden, und ihn in ihr Vaterland, in welchem dieſer Wein vorher wenig im Gebrauche war, mitbrachten. Beym Frieden, im J. 1763 wurden (nach der 15ten Acte, 12ten Abſchn. vom 4ten Jahre Georg III.) alle Abgaben, ausgenommen drey Pf. St. zehn Sch. bey Ausfuhr des Weins nach den Kolonien zurück gegeben. Nur waren davon die franzöſiſchen Weine ausgeſchloſſen, deren Vertrieb und Genuß der Nationalhaß auf keine Weiſe begünſtigen wollte. Der Zeitraum, von Verwilligung dieſer Begünſtigung bis zu der Empörung unſerer nordamerikaniſchen Kolo-
nien

nien war vermuthlich zu kurz, als daß er eine beträchtliche Veränderung in der Lebensweiſe dieſer Länder hätte bewirken können.

Eben dieſe Acte, welche in Anſehung des Rückzolls vom Weine, mit Ausſchluß des franzöſiſchen, den Kolonien vor andern Ländern ſo günſtig war, begünſtigte ſie deſto weniger in Anſehung der meiſten andern Erzeugniſſe. Bey der Ausfuhr dieſer letztern nach andern Ländern wurde die Hälfte der alten Subſidie zurück gegeben. Aber dieſes Geſetz verordnete, daß dieſe Abgabe von keinem rohen, oder verarbeiteten, europäiſchen oder oſtindiſchen Erzeugniſſe, Wein, weiße Kattune und Muſſeline allein ausgenommen, zurück gegeben werden ſolle.

Vermuthlich wurden die Rückzölle urſprünglich zur Ermunterung des Zwiſchenhandels und ſogenannten Fuhrhandels bewilliget. Da die Schiffsfracht von den Ausländern oft in baarem Gelde bezahlt wird: ſo hielt man dieſen Handel für beſonders geſchickt, Geld und Silber ins Land zu ziehen. Allein ob gleich der Zwiſchenhandel keiner beſondern Ermunterung werth iſt, und alſo der Bewegungsgrund der Anſtalt ſehr thöricht war: ſo ſchien doch die Anſtalt ſelbſt ziemlich vernünftig zu ſeyn. Solche Rückzölle können keinen Theil von dem Landeskapital in den Handel ziehen, der nicht von ſelbſt dahin gegangen ſeyn würde, wenn es gar keinen Einfuhrzoll gäbe. Sie verhindern nur, daß kein Theil durch dieſe Zölle aus dieſem Handel verjagt wird. Ob gleich der Zwiſchenhandel und Fuhrhandel keinen Vorzug verdienet: ſo ſollte er doch nicht ganz und gar abgeſchaffet, ſondern nur wie aller übrige Handel frey gelaſſen werden. Er iſt eine nothwendige Zuflucht für diejenigen Kapitalien, die weder bey dem Ackerbaue, noch bey den Manufacturen des Landes, weder bey deſſen einheimiſchen, noch auswärtigem Conſumtionshandel untergebracht werden können.

Die Zolleinkünfte verlieren ſo wenig durch ſolche Rückzölle, daß ſie vielmehr den Theil der Abgabe, welcher inne behalten wird, gewinnen. Wäre die ganze Abgabe inne behalten worden: ſo hätten die fremden Waaren, die den Zoll geben, ſelten ausgeführt, und alſo, aus Mangel an Abſatze, auch nicht eingeführt werden können: folglich würden die Abgaben, wovon man einen Theil inne behält, gar nicht eingekommen ſeyn.

Dieſe Gründe ſcheinen die Rückzölle hinlänglich zu rechtfertigen, und würden ſie auch alsdann noch rechtfertigen, wenn alle Abgaben, ſowohl von den Erzeugniſſen inländiſcher Betriebſamkeit, als von fremden Waaren, bey der Ausfuhr, ohne Abzug wieder erſtattet würden. Zwar würden in dieſem Falle die Einkünfte der Acciſe ein wenig, und die Zolleinkünfte beträchtlich leiden; aber dem natürlichen Gleichgewichte der Indüſtrie, der natürlichen Vertheilung der Arbeiten, welche durch dergleichen Abgaben allzeit mehr oder weniger geſtört werden, würde durch eine ſolche Einrichtung wieder aufgeholfen.

Indeſſen laſſen ſich die Rückzölle nur bey der Ausfuhr in ſolche Länder rechtfertigen, welche völlig fremd und unabhängig ſind, nicht aber in ſolche, worin unſere Kaufleute und Manufacturiſten den Alleinhandel genießen. So würde, zum Beyſpiel, ein Rückzoll bey der Ausfuhr europäiſcher Güter nach unſern amerikaniſchen Kolonien, nie eine ſtärkere Ausfuhr bewirken, als ohnehin ſtatt gefunden hätte. Vermöge des Monopols, welches unſere Kaufleute und Manufacturiſten daſelbſt genießen, würde vermuthlich dieſelbe Quantität dahin geſchickt werden, wenn man auch alle Abgaben behielte. Der Rückzoll kann daher oft ein reiner Verluſt für die Acciſe und Zölle ſeyn, ohne die Beſchaffenheit des Handels zu verändern, oder ihn in irgend einer Abſicht zu erweitern. In wie fern dergleichen Rückzölle als ein Mittel, den Gewerbfleiß unſerer Kolonien zu befördern, ſich rechtfertigen laſſen, oder wie fern es dem Mutterſtaate vortheilhaft ſey, daß ſie von Abgaben, welche ihre übrigen Mitunterthanen bezahlen müſſen, befreyet ſind, wird in der Folge, wenn ich von Kolonien handle, erörtert werden.

Uebrigens muß man immer voraus ſetzen, daß Rückzölle nur in den Fällen nützlich ſind, wenn die Güter, für deren Ausfuhr ſie bezahlt werden, wirklich in fremde Länder ausgeführt und nicht heimlich in unſer eigenes wieder eingeführt werden. Daß gewiſſe Rückzölle, beſonders beym Tobakshandel, auf dieſe Weiſe gemißbraucht worden ſind, und zu manchen, den Staatseinkünſten und dem redlichen Kaufmanne gleich ſchädlichen Betrügereyen Gelegenheit gegeben haben, iſt bekannt genug.

Fünftes Kapitel.

Von Ausfuhrprämien.

In Großbritannien werden öfters Belohnungen für die Ausfuhr ſolcher Erzeugniſſe erbethen und zuweilen zugeſtanden, welche durch beſondere Zweige einheimiſcher Betriebſamkeit hervorgebracht worden ſind. Man behauptet, daß vermittelſt derſelben, unſere Kaufleute und Manufacturiſten in den Stand geſetzt werden, ihre Waaren ſo wohlſeil, oder noch wohlſeiler zu verkaufen, als ihre Mitwerber auf ausländiſchen Märkten. Es wird alſo, ſagt man, eine deſto größere Menge ausgeführt werden, und folglich die Handelsbilanz ſich mehr zum Vortheile unſers eigenen Landes neigen. Wir können unſern Arbeitsleuten kein Monopol im Auslande geben, wie wir es ihnen beym inländiſchen Verkaufe gegeben haben. Wir können die Ausländer nicht, wie unſre Landsleute zwingen, unſere Waaren zu kaufen. Man hat es daher für das nächſte beſte Mittel gehalten, ſie für das Einkaufen zu bezahlen. Auf dieſe Weiſe will das kaufmänniſche Syſtem das ganze Land bereichern, und vermittelſt der Handelsbilanz alle unſere Taſchen mit Gelde füllen.

Man giebt zu, daß Prämien nur bey ſolchen Handelszweigen gegeben werden ſollten, die ohne ſie gar nicht betrieben werden könnten. Jeder Handelszweig aber, wobey der Kaufmann ſeine Waaren zu einem Preiſe verkaufen kann, der ihm mit den gewöhnlichen Gewinnſten das ganze Kapital vergütet, welches auf die Bereitung der Waare und ihre Verſendung ins Ausland verwendet worden iſt, kann ohne Prämien betrieben werden. Jeder ſolche Handelszweig ſteht offenbar mit allen übrigen, die ohne Prämie betrieben werden, im Gleichgewichte, und kann alſo nichts voraus verlangen. Nur dann bedarf es der Prämie, wenn der Kaufmann ſeine Waare für einen Preis verkaufen muß, der ihm ſein Kapital mit den gewöhnlichen Gewinnſten nicht wieder erſtattet, oder wenn er ſie für weniger verkaufen muß, als ſie ihm bey der Verſendung ins Ausland wirklich koſtet. Die Prämie wird in der Abſicht gegeben, dieſen Verluſt zu erſetzen und den Kaufmann zu reitzen, daß er einen Handel fortſetze oder vielleicht anfange, der mehr Aufwand als Gewinn erwarten läßt, bey dem jede Operation einen Theil des darauf verwendeten Kapitals aufzehrt, und der von einer ſolchen Beſchaffenheit iſt, daß, wenn alle Handelszweige ihm glichen, bald gar kein Kapital mehr im Lande bleiben würde.

Handelsgeſchäfte, welche durch Prämien betrieben werden, ſind die einzigen, welche unter zwey Nationen eine geraume Zeit hindurch auf die Weiſe betrieben werden können, daß in der Regel die eine derſelben beſtändig verliert, oder ihre Waaren wohlfeiler verkauft, als ſie ihr, bis an Ort und Stelle des Verkaufs koſten. Wenn alſo die Prämie das, was der Kaufmann außerdem an dem Preiſe ſeiner Waaren verliert, nicht erſetzte: ſo würde ſein eigener Vortheil ihn bald lehren, ſein Vermögen auf andere Weiſe zu gebrauchen, oder einen Handelszweig ausfindig zu machen, bey welchem der Preis der Waare ihm das zu der Verſendung verwendete Kapital, mit dem gewöhnlichen Gewinnſte vergütete. Wie alle übrige Hülfsmittel des Handelsſyſtems: ſo kann auch die Prämie nur ſo viel bewirken, daß der Handel eines Landes in einen minder vortheilhaften Kanal geleitet werde, als der iſt, wohin er, ſich ſelbſt überlaſſen, fließen würde.

Der ſcharfſinnige und ſachkundige Verfaſſer des Tractats über den Getreidehandel, hat ſehr deutlich gezeigt, daß, ſeit der erſten Einführung der Prämie auf die Getreideausfuhr, der Preis des ausgeführten Getreides ſehr mäßig angeſchlagen, den Preis des eingeführten ſehr hoch angeſchlagen, um eine weit größere Summe überſtiegen habe, als alle Prämien, die während dieſes Zeitraums bezahlet worden ſind. Dieſes hält er, nach ächten Grundſätzen des Handelsſyſtems, für einen deutlichen Beweis, daß dieſer erzwungene Getreidehandel für die Nation wohlthätig ſey, indem der Werth des ausgeführten, den Werth des eingeführten um eine weit größere Summe überſteige, als die ganze außerordentliche Ausgabe beträgt, welche der Staat auf Beförderung dieſer Ausfuhr verwendet hat. Allein er bedenkt nicht, daß dieſe außerordentliche Ausgabe, oder die Prämie, der geringſte Theil des Aufwandes iſt, den die Ausfuhr des Getreides der Geſellſchaft wirklich koſtet. Auch das Kapital, welches der Landwirth zur Erzeugung des Getreides verwendet, muß mit in Anſchlag gebracht werden. Wofern nicht der Preis des Getreides, wenn daſſelbe auf ausländiſchen Märkten verkauft wird, nicht nur die Prämie, ſondern auch dieſes Kapital mit den gewöhnlichen Gewinnſten vergütet: ſo verliert die Geſellſchaft ſo viel, als der Unterſchied beträgt, oder das Nationalvermögen wird um ſo viel geringer. Die wahre Urſache, warum man die Bewilligung der Prämie für nothwendig hielt, war, weil man vorausſetzte, man könne ſonſt keine Preiſe halten.

Der Mittelpreis des Getreides, ſagt man, iſt ſeit Einführung der Prämie beträchtlich gefallen. Daß dieſer Mittelpreis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts etwas zu fallen angefangen habe, und während der erſten vier und ſechzig Jahre des jetzigen im Fallen geblieben ſey, habe ich bereits zu zeigen geſucht. Wenn aber auch dieſer Erfolg ſo zuverläßig iſt, als ich glaube: ſo müßte er ſich, der Prämie zum Trotze, zugetragen haben, und kann alſo nicht als eine Wirkung derſelben angeſehen werden. Der Fall iſt ſo gut in Frankreich, als in England vorhanden geweſen, ob gleich in Frankreich nicht allein keine Prämie gegeben wird, ſondern ſogar bis 1764 die Kornausfuhr ganz und gar verbothen geweſen iſt. Das ſtufenweiſe Fallen des Kornpreiſes iſt alſo wahrſcheinlich weder der einen, noch der andern Anordnung, ſondern dem ſtufenweiſen und unvermerkten Steigen des wahren Werths des Silbers zuzuſchreiben, welches, wie ich im erſten Buche zu zeigen geſucht habe, auf allen Handelsplätzen in Europa, in dem Laufe des gegenwärtigen Jahrhunderts, ſtatt gefunden hat. Es ſcheint ganz unmöglich, daß die Prämie zu dem Fallen der Getreidepreiſe je beytragen könne.

Es iſt bereits angemerkt worden, daß die Prämie in fruchtbaren Jahren, dadurch, daß ſie eine außerordentliche Ausfuhr bewirkt, nothwendig den Getreidepreis im Lande höher erhält, als er außerdem ſtehen würde. Dieſes iſt nun gerade die anerkannte Abſicht dieſer Anordnung. Ob gleich in Zeiten des Mangels die Prämie oft aufgehoben wird: ſo muß dennoch die ſtarke Ausfuhr in Jahren des Ueberfluſſes, oft mehr oder weniger verhindern, daß der Ueberfluß des einen Jahres den Mangel des andern erſetzt. Alſo, in fruchtbaren, ſo wie in unfruchtbaren Jahren hält die Prämie den Getreidepreis etwas höher, als er außerdem auf den inländiſchen Märkten ſtehen würde.

Daß die Prämie bey dem jedesmahligen Zuſtande des Ackerbaues dieſe Wirkung hervorzubringen geſchickt ſey, wird hoffentlich von keinem verſtändigen Menſchen bezweifelt werden. Manche Leute aber denken, ſie ſey wirkſam, den Ackerbau zu befördern, und zwar auf zweyerley Weiſe: erſtlich dadurch, daß dem Landwirthe ein mehr ausgebreiteter Markt für ſein Getreide verſchafft, und alſo die Nachfrage nach dieſer Waare vermehrt wird; zweytens dadurch, daß er nun einen beſſern Preis für ſein Getreide erhält, als er ſonſt bey der jedesmahligen Beſchaffenheit des Ackerbaues hoffen könnte. Dieſe zweyfache Ermunterung muß, ihrer Einbildung gemäß, in einer langen Reihe von Jahren, den Anbau des Getreides ſo ſehr vermehren, daß der Preis auf den inländiſchen Märkten weit mehr dadurch ſinket, als ihn die Prämie, in dem Zuſtande, worin ſich der Ackerbau am Ende dieſes Zeitraums befindet, ſteigern könnte.

Ich antworte: Wie ſehr ſich auch der ausländiſche Abſatz durch die Prämie ausbreiten mag: ſo geſchieht dieſes doch in jedem einzelnen Jahre auf Koſten des inländiſchen Marktes. Jeder Scheffel Getreide, der vermittelſt der Prämie ausgeführt worden iſt, und, ohne die Prämie nicht ausgeführt worden wäre, würde auf den inländiſchen Märkten den Verbrauch vermehrt und den Preis dieſes Bedürfniſſes vermindert haben. Man bemerke, daß die Kornprämie, ſo wie jede Prämie auf die Ausfuhr, dem Volke zwey verſchiedene Abgaben auflegt. Die eine iſt der Beytrag, den es geben muß, um die Prämie zu bezahlen; die andere, die Ausgabe, welche aus dem erhöheten Preiſe des Bedürfniſſes auf den inländiſchen Märkten entſtehet, und zu welcher, da jedermann Getreide kauft, das ganze Volk beyträgt. Bey dieſer beſondern Waare, dem Getreide, iſt alſo von beyden Abgaben die letztere bey weitem die ſtärkſte. Wir wollen annehmen, daß, ein Jahr in das andere gerechnet, die Prämie von fünf Schillingen auf die Ausfuhr von einem Quarter oder acht Scheffeln Weitzen, den Preis dieſes Erzeugniſſes auf den inländiſchen Märkten nur um ſechs Pfennige Sterling auf den Scheffel, oder vier Schillinge auf den Quarter höher hinauf treibe, als er ſonſt nach der wirklichen Beſchaffenheit der Ernte ſeyn würde. Selbſt nach dieſem mäßigen Anſchlage, muß die große Volksmaſſe, welche ohnehin die Auflage bezahlet, womit die Ausfuhrprämie von fünf Schillingen für jeden Quarter Weitzen beſtritten wird, noch eine andere von vier Schillingen für jeden Quarter, welchen ſie ſelbſt verbraucht, bezahlen. Nun iſt, nach dem ſachkundigen Verfaſſer des Tractats über den

Getreidehandel, das mittlere Verhältniß des ausgeführten Getreides gegen das im Lande verbrauchte, wie eins zu ein und dreyßig. Wenn alſo zu der erſten Abgabe fünf Schillinge bezahlt werden: ſo müſſen jedesmahl zu der andern vier Pfund St. und vier Schillinge beygetragen werden. Eine ſo ſtarke Auflage auf das erſte Lebensbedürfniß, muß entweder den Unterhalt des armen Arbeitsmannes einſchränken, oder eine Erhöhung des Arbeitslohns hervorbringen, die mit dem Preiſe des Bedürfniſſes im Verhältniſſe ſtehet. Im erſtern Falle wird das Vermögen des armen Arbeiters, ſeine Kinder zu ernähren und zu erziehen, beſchränkt und ſomit die Bevölkerung vermindert werden. Im andern Falle können nicht ſo viel arme Arbeiter beſchäftiget werden, als außerdem beſchäftiget worden ſeyn würden, und dadurch wird der Gewerbfleiß eingeſchränkt. Die durch die Prämie bewirkte außerordentliche Getreideausfuhr, vermindert alſo nicht nur den inländiſchen Verkauf und Verbrauch in eben dem Maße, wie ſie den ausländiſchen vermehrt, ſondern ſie erſchwert auch, durch Einſchränkung der Bevölkerung und des Gewerbfleißes, die allmählige Ausbreitung des inländiſchen Abſatzes, und vermindert daher auf die Länge überhaupt den Verkauf und Verbrauch des Getreides, anſtatt ihn zu vermehren.

Aber, ſagt man, da dieſe Steigerung des Geldpreiſes beym Getreide, dieſes Erzeugniß dem Landwirthe einträglicher macht: ſo muß es auch den Anbau deſſelben befördern.

Ich antworte: Das würde der Fall ſeyn, wenn die Prämie eine wirkliche Erhöhung des Getreidepreiſes brächte, oder den Landwirth in den Stand ſetzte, mit einer gleichen Quantität deſſelben eine größere Anzahl Arbeiter eben ſo reichlich, mäßig oder ſparſam zu unterhalten, als insgemein andere Arbeiter in ſeiner Nachbarſchaft unterhalten werden. Allein offenbar kann weder die Prämie, noch irgend eine andere menſchliche Anordnung dergleichen bewirken. Nicht der reelle, ſondern der ſcheinbare oder Nominalpreis des Getreides kann durch die Prämie verändert werden; und ob gleich die Abgabe, die durch dieſe Anſtalt der ganzen Volksmaſſe auferlegt wird, für die, welche ſie bezahlen, ſehr drückend ſeyn kann: ſo gewährt ſie doch denen, welche ſie bekommen, ſehr geringen Vortheil.

Eigentlich bringt die Prämie nicht ſowohl eine Erhöhung des wirklichen Werths des Getreides hervor, als eine Herabſetzung des wirklichen Werths des Silbers; oder ſie macht, daß eine gleiche Summe deſſelben, gegen eine geringere Menge nicht nur von Getreide, ſondern auch von allen inländiſchen Waaren, eingetauſchet wird; denn nach dem Geldpreiſe des Getreides richten ſich die Preiſe aller andern inländiſchen Waaren.

Nach ihm richtet ſich der Arbeitslohn, der immer ſo beſchaffen ſeyn muß, daß der Arbeiter Getreide genug kaufen könne, um ſich und ſeine Familie ſo reichlich, mäßig oder ſparſam zu ernähren, als er dem zunehmenden, bleibenden oder abnehmenden Wohlſtande der Geſellſchaft zufolge, von ſeinem Arbeitsherrn unterhalten zu werden pflegt.

Nach ihm richtet ſich der Preis aller andern rohen Landesproducte, welcher in jeder Periode der Cultur mit dem Getreidepreiſe gewiſſermaßen, ob gleich nicht immer in gleichem Verhältniſſe, ſteigt und fällt. Nach dem Getreidepreiſe richtet ſich z. B. der Preis des Graſes und Heues, des Schlachtviehes, der Pferde und des Pferdefutters, folglich auch des Fuhrwerks und des größten Theils des inländiſchen Handels.

Er beſtimmet den Preis aller übrigen rohen Erzeugniſſe des Landes, und ſomit den Preis der Materialien zu den meiſten Manufacturen; er beſtimmet den Arbeitslohn, und ſomit den Preis des Handwerks- und Kunſtfleiſſes; und indem er beyde beſtimmet: ſo beſtimmt er auch den Preis der vollendeten Waare. Daher muß der Arbeitslohn, ſo wie der Preis aller Landes- und Arbeitsproducte, im Verhältniſſe mit dem Getreidepreiſe entweder ſteigen oder fallen.

Ob nun gleich der Pachter vermittelſt der Prämie ſein Getreide um vier Schillinge den Scheffel, anſtatt drey und einen halben, verkaufen und ſeinem Gutsherrn einen dieſem erhöheten Getreidepreiſe angemeſſenen Pacht bezahlen kann: ſo ſind doch, wenn man bey dem erhöheten Getreidepreiſe, für vier Schillinge nicht mehr einheimiſche Waaren, als vorhin für drey und einen halben Schilling einkaufen kann, weder die Umſtände des Pachters, noch des Gutsherrn dadurch verbeſſert worden. Der Pachter kann ſeinen Ackerbau nicht vervollkommnen; und der Gutsherr kann nicht beſſer leben. Beym Ankaufe ausländiſcher Waaren mag ihnen die Steigerung der Getreidepreiſe einen geringen Vortheil gewähren: beym Ankaufe der inländiſchen aber gar nicht;

und beynahe alles, was der Pachter, ſo wie der größte Theil deſſen, was der Gutsherr kauft, ſind inländiſche Erzeugniſſe.

Diejenige Verringerung des Werths des Silbers, die von der Ergiebigkeit der Bergwerke herrühret, und die in dem größten Theile der handelnden Welt einerley, oder beynahe einerley Wirkung hervorbringt, iſt für dieſes oder jenes einzelne Land von geringer Wichtigkeit. Die daraus entſtehende Erhöhung aller Geldpreiſe macht zwar den, welcher empfängt, nicht wirklich reicher, aber auch den, welcher auszugeben hat, nicht wirklich ärmer. Silbergeſchirr wird wirklich wohlfeiler; aber alle übrigen Dinge behalten denſelben Werth, den ſie zuvor hatten.

Allein diejenige Verringerung des Werths des Silbers, die von der beſondern Lage oder der politiſchen Verfaſſung dieſes oder jenes Landes herrühret und ſich nur über dieſes Land erſtrecket, iſt ein ſehr wichtiger Umſtand, der, weit entfernt irgend jemand wirklich reicher zu machen, jedermann wirklich ärmer macht. Der erhöhete Preis aller Waaren, der alsdann nur dieſem Lande eigen iſt, wird jede Art des Gewerbfleißes mehr oder weniger entkräften, und die Einwohner außer Stand ſetzen, mit auswärtigen Nationen, welche faſt alle Waaren für eine geringere Quantität Silber herbey ſchaffen können, nicht nur auf ausländiſchen Märkten, ſondern ſogar im Lande ſelbſt, Preiſe zu halten.

Spanien und Portugal befinden ſich als Inhaber der Bergwerke in der beſondern Lage, daß ſie Gold und

Silber allen übrigen europäiſchen Ländern zuführen; folglich müſſen dieſe Metalle in Spanien und Portugal etwas wohlfeiler ſeyn, als in dem übrigen Europa. Indeſſen ſollte eigentlich der Unterſchied nicht mehr betragen, als die Fracht und die Aſſecuranz; und wegen des großen Werths und geringen Umfangs dieſer Metalle, iſt die Fracht von keinem Belange, und die Aſſecuranz nicht höher, als bey andern Waaren von gleichem Werthe. Spanien und Portugal müßten alſo von ihrer beſondern Lage wenig Nachtheil haben, wenn ſie durch ihre Staasverwaltung dieſen Nachtheil nicht vergrößerten.

Spanien belegt die Ausfuhr des Goldes und Silbers mit Abgaben, und Portugal verbiethet ſie gänzlich. Dadurch beſchweren ſie dieſe Ausfuhr mit dem Aufwande des Schleichhandels, und erhöhen den Werth dieſer Metalle in andern Ländern um ſo viel, als dieſer ganze Aufwand beträgt. Wenn man durch einen Fluß einen Damm führt: ſo muß, ſobald der Teich voll iſt, eben ſo viel Waſſer über den Damm hinfließen, als ob gar kein Damm da wäre. Das Verboth der Ausfuhr kann nicht mehr Gold und Silber in Spanien und Portugal aufhäufen, als dieſe Länder gebrauchen, als der jährliche Ertrag ihrer Ländereyen und Arbeiten ihnen zum Vermünzen, Verſilbern, Vergolden und zu Gold- und Silbergeſchirr anzuwenden erlaubt. Wenn ſie dieſen Vorrath haben, ſo iſt der Teich angefüllt, und was nachher hinzu kömmt, muß überfließen. Auch iſt, allen Berichten zufolge, die jährliche Ausfuhr des Goldes und Silbers aus Spanien und Portugal, jener Hinderniſſe ungeachtet, der jährlichen Einfuhr beynahe gleich. Da indeſſen das Waſſer hinter dem Damme tiefer ſtehen muß, als vor demſelben: ſo muß auch die Menge des Goldes und Silbers, welches jene Hinderniſſe in Spanien und Portugal aufhalten, im Verhältniſſe mit ihren jährlichen Landesproducten und Arbeiten, größer ſeyn, als ſie in andern Ländern gefunden wird. Je höher ung ſtärker der Damm, deſto größer muß der Unterſchied der Tiefe des Waſſers vor und hinter dem Damme ſeyn. Je höher die Abgabe, je ſchärfer die Strafe iſt, womit man das Verboth ſchützen will; je mehr die Polizey über die ſtrenge Vollziehung des Geſetzes wachet, deſto größer muß das Mißverhältniß des Goldes und Silbers mit den jährlichen Landes- und Arbeitsproducten in Spanien und Portugal, in Vergleichung mit andern Ländern, ſeyn. Auch ſagt man, dieſes Mißverhältniß ſey ſehr groß, und man finde oft eine Verſchwendung von Silbergeſchirr in Häuſern, worin ſonſt nichts von dem anzutreffen ſey, was in andern Ländern mit dieſer Pracht verbunden zu ſeyn pflegt. Die Wohlfeilheit des Goldes und Silbers, oder welches einerley iſt, die Theurung aller Bedürfniſſe, die eine nothwendige Folge dieſes Ueberfluſſes der edlen Metalle iſt, entkräftet den Ackerbau und die Manufacturen in Spanien und Portugal, und ſetzt fremde Nationen in den Stand, ihnen mancherley rohe und faſt alle verarbeitete Erzeugniſſe für eine geringere Menge Goldes und Silbers zu verſchaffen, als wofür ſie dieſelben im Lande erzielen oder verfertigen könnten. Die Abgabe und das Verboth wirken auf zweyerley Weiſe. Einmahl ſetzen ſie den Werth der edlen Metalle in Spanien und Portugal gar ſehr herab. Sodann halten ſie eine gewiſſe Quantität derſelben zurück, welche außerdem in andere Länder überfließen würde; dadurch aber erhöhen ſie ihren Werth in dieſen Ländern um etwas mehr, als er ſonſt darin ſeyn würde, und geben dieſen alſo einen doppelten Vortheil bey ihrem Handel mit Spanien und Portugal. Man öfne die Schleuſen: ſogleich wird oberhalb des Dammes weniger, und unterhalb mehr Waſſer ſtehen und das Gleichgewicht bald hergeſtellt werden. Man ſchaffe die Abgabe und das Verboth ab; und ſo wie die Menge des Goldes und Silbers in Spanien und Portugal beträchtlich abnehmen wird: ſo wird ſie in andern Ländern etwas zunehmen, und überall wird der Werth dieſer Metalle, wird ihr Verhältniß zu den jährlichen Landes- und Arbeitsproducten, völlig oder doch beynahe in allen Ländern gleich werden. Der Verluſt, der Spanien und Portugal bey dieſer Ausfuhr des Goldes und Silbers bevorſtände, würde völlig eingebildet und nur dem Namen nach ein Verluſt ſeyn. Der ſcheinbare Werth ihrer Güter und Erzeugniſſe würde fallen und durch eine geringere Quantität Silber, als vorhin, ausgedrückt oder vorgeſtellt werden; aber der wahre Werth würde der vorige bleiben, und hinreichend ſeyn, eben ſo viel Arbeiter zu unterhalten und zu beſchäftigen. So wie der ſcheinbare Werth ihrer Güter fiele, würde der wahre Werth des zurück gebliebenen Goldes und Silbers ſteigen, und ein geringerer Vorrath dieſer Metalle würde für alle Geſchäfte des Handels und Umlaufs, zu welchen vorhin eine größere Menge angewendet wurde, genugthuend ſeyn. Das außer Landes gehende Gold und Silber ginge nicht umſonſt hinaus, ſondern brächte allerley Waaren von gleichem Werthe zurück. Dieſe Waaren würden nicht bloſe Gegenſtände des Luxus ſeyn, nicht bloß von Müßiggängern, die nur verbrauchen und nichts hervorbringen, verbraucht werden. Da die müßige Klaſſe durch die außerordentliche Gold- und Silberausfuhr nicht mehr Reichthum und Einkünfte erhielte: ſo würde ſie auch nicht mehr, als vorhin, verzehren. Wahrſcheinlich würde der größte Theil dieſer Waaren, oder doch gewiß ein Theil derſelben in Materialien, Werkzeugen und Lebensmitteln beſtehen, womit fleißige Menſchen, die den ganzen Werth deſſen, was ſie verzehren, und einen Gewinnſt obendrein hervor bringen, beſchäftiget und unterhalten werden könnten. Ein Theil des todten Kapitals der Geſellſchaft würde auf dieſe Weiſe in Umlauf kommen und den vorhin gelähmten Gewerbfleiß in Bewegung ſetzen. Die jährlichen Landes- und Arbeitsproducte würden ſogleich um etwas, und in wenig Jahren wahrſcheinlich um ein großes vermehrt werden; weil der Gewerbfleiß, von einer der drückendſten Bürden, unter welcher er jetzt ſeufzet, befreyet worden wäre.

Die Prämie auf die Getreideausfuhr muß gerade dieſelbe Wirkung hervor bringen, als dieſe widerſinnige Staatswirthſchaft in Spanien und Portugal. Unſere Landwirthſchaft mag in jedem Zeitpuncte beſchaffen ſeyn, wie ſie will: ſo wird unſer Getreide dadurch im Lande etwas wohlfeiler. Da nun der mittlere Getreidepreis den Preis aller andern Bedürfniſſe mehr oder weniger beſtimmet: ſo wird der Werth des Silbers bey uns beträchtlich fallen und auswärts um etwas ſteigen. Dieſes ſetzt die Ausländer und insbeſondere die Holländer in den Stand, unſer Korn nicht nur wohlfeiler als ſie es ſonſt haben würden, ſondern ſogar wohlfeiler als unſere eigenen Landsleute, unter gleichen Umſtänden, zu eſſen, wie wir aus dem ſichern Zeugniſſe des Herrn Matthias Decker wiſſen. Unſere Arbeiter können alſo ihre Waaren nicht für ſo wenig Silber liefern, als ſie ſie ſonſt liefern würden, und die Holländer können die ihrige für weniger liefern. Auf allen Märkten werden daher unſere Manufacturwaaren etwas theurer und die ihrigen etwas wohlfeiler werden; und dieſes verſchaffet ihrem Gewerbfleiße einen doppelten Vortheil über den unſrigen.

Da die Prämie bey dem inländiſchen Verkaufe nicht ſowohl den reellen, als vielmehr den Nominalpreis des Getreides erhöhet; da ſie nicht die Menge verarbeiteter Erzeugniſſe, welche vermittelſt einer gewiſſen Quantität Getreides hervor gebracht werden können, ſondern nur die Quantität Silbers vermehrt, wogegen man die Erzeugniſſe eintauſchet: ſo drückt ſie unſere Manufacturen, ohne unſern Pächtern oder Gutsbeſitzern beträchtlichen Nutzen zu ſchaffen. Sie trägt zwar beyden etwas mehr Geld ein; — und man würde vielleicht Mühe haben, die meiſten unter ihnen zu überzeugen, daß dieſes kein beträchtlicher Nutzen für ſie ſey — Aber wenn der Werth dieſes Geldes in Anſehung der Arbeit, der Lebensmittel und inländiſchen Waaren aller Art, die man damit erkaufen kann, in eben dem Maße abnimmt, als es in Anſehung der Menge zunimmt: ſo iſt jener Nutzen bloße Täuſchung.

Es giebt vielleicht im ganzen Staate nur eine Klaſſe von Leuten, denen die Prämie weſentlichen Nutzen brachte oder bringen konnte, und das ſind die Kornhändler, welche Getreide ein- und ausführen. Unſtreitig veranlaßte die Prämie in Jahren des Ueberfluſſes eine ſtärkere Ausfuhr, als ohne ſie ſtatt gefunden hätte. Da ſie nun verhinderte, daß der Ueberfluß des einen Jahres den Mangel des andern erſetzte: ſo veranlaßte ſie auch in Jahren des Mangels eine ſtärkere Einfuhr, als ſonſt nothwendig geweſen ſeyn würde. Sie vermehrte in beyden das Geſchäfte der Kornhändler, und ſetzte ſie in theuren Jahren nicht nur in den Stand, eine größere Menge einzuführen, ſondern auch wohlfeiler und folglich mit größerm Gewinne zu verkaufen, als wenn der Ueberfluß des einen Jahrs den Mangel des andern übertragen hätte. Ich habe daher auch bey dieſer Klaſſe von Leuten immer den größten Eifer für die Fortdauer oder Erneuerung der Prämie bemerkt.

Als unſere Gutsbeſitzer die Einfuhr des fremden Getreides mit einer ſo ſtarken Auflage beſchwerten, die in mäßig fruchtbaren Jahren eben ſo viel iſt, als ein Verboth, und als ſie die Prämie einführten, haben ſie vermuthlich das Betragen unſerer Manufacturherren nachahmen wollen. Durch jene Anordnung verſchafften ſie ſich den Alleinhandel auf inländiſchen Märkten, und durch dieſe ſuchten ſie zu verhindern, daß dieſe Märkte mit ihrer Waare nie überführt würden. Durch beyderley Anſtalten wollten ſie den wahren Werth des Getreides auf eben die Weiſe ſteigern, als unſere Manufacturiſten, durch dieſelbe Anſtalt, den wahren Werth vieler Arten verarbeiteter Erzeugniſſe geſteigert haben. Sie dachten vielleicht nicht an den großen und weſentlichen Unterſchied, den die Natur zwiſchen Getreide und beynahe jeder andern Art von Waaren feſtgeſetzt hat. Wenn ihr durch das Monopol im Lande, oder durch die Ausfuhrprämie, unſere Woll- und Leinweber in den Stand ſetzet, ihre Waare etwas theurer zu verkaufen: ſo erhöhet ihr nicht nur den ſcheinbaren, ſondern auch den wirklichen Preis dieſer Waaren; ihr treibt ſie zu dem Werthe einer größern Menge Arbeit und Nahrungsmittel hinauf; ihr vermehret nicht nur den anſcheinenden, ſondern den wahren Gewinn, das wirkliche Vermögen und Einkommen dieſer Manufacturiſten, und ſetzt ſie in den Stand, entweder beſſer zu leben, oder die Arbeit bey dieſen Manufacturen zu vermehren; ihr begünſtiget dieſe Manufacturen in der That, und macht, daß mehr Einwohner ſich damit beſchäftigen, als außerdem und aus eigenem Antriebe ſich damit beſchäftiget haben würden. Wenn ihr aber durch dergleichen Anſtalten den ſcheinbaren oder Geldpreis des Getreides erhöhet: ſo erhöhet ihr keinesweges deſſen wahren Werth. Ihr vermehrt weder das wirkliche Vermögen, noch die wirklichen Einkünfte des Pachters oder Gutsherrn. Dieſe können nicht mehr Arbeitsleute anſtellen und unterhalten, folglich wird auch der Getreidebau nicht befördert. Die Natur der Dinge hat das Getreide mit einem eigenen reellen Gehalte geſtempelt, den die bloße Aenderung des Geldpreiſes nicht verändern kann. Keine Ausfuhrprämie, kein Monopol kann dieſen Gehalt erhöhen. Die freyeſte Concurrenz kann ihn nicht herabſetzen. In der ganzen Welt iſt der Werth des Getreides der damit be-

bewirkten Arbeit gleich; in jedem einzelnen Orte gilt es ſo viel, als die Arbeit werth iſt, die bey der üppigen, mäßigen oder ſparſamen Lebensweiſe dieſes Orts, davon unterhalten werden kann. Tuch und Leinwand iſt nicht die Waare, die bey Beſtimmung des Werthes aller andern Waaren zum Maßſtabe genommen wird: Getreide iſt es. Der reelle Werth anderer Waaren wird am Ende immer zuletzt nach dem Verhältniſſe des Mittelpreiſes der Waaren, zu dem Mittelpreiſe des Getreides beſtimmet. Der reelle Werth des Getreides aber wird durch die Veränderungen, die ſich bey ſeinem Geldpreiſe von einem Jahrhunderte zum andern zutragen, nicht abgeändert. Nur der reelle Werth des Silbers richtet ſich nach dieſen Veränderungen.

Man kann wider die Prämien auf die Ausfuhr jeder im Lande verfertigten Waare, zuerſt den allgemeinen Einwurf machen, der zugleich alle übrigen Hülfsmittel des Handelsſyſtems trifft, daß nehmlich ein Theil der Landesinduſtrie in einen minder vortheilhaften Kanal gezwungen wird, als wohin er, ſich ſelbſt überlaſſen, fließen würde; und dann zweytens, den beſondern Einwurf, daß er nicht nur in einen minder vortheilhaften, ſondern ſogar ſchädlichen Kanal gezwungen wird: denn bey einem Handel, der nur vermittelſt einer Prämie getrieben werden kann, muß nothwendig Verluſt ſeyn. Die Prämie auf die Getreideausfuhr trifft noch ein dritter Einwurf, daß ſie nehmlich die Erzeugung dieſer Waare nicht befördern kann, welches ſie doch, der Abſicht gemäß thun ſollte. Als daher unſere Gutsherrn um Einführung der Prämie anſuchten, ſo ahmten ſie zwar unſern Kaufleuten und Manufacturiſten nach, aber ſie waren mit ihrem eignen Intereſſe nicht ſo vollſtändig bekannt, als es die beyden andern Klaſſen von Leuten zu ſeyn pflegen. Sie bürdeten den Staatseinkünften ſehr beträchtliche Koſten und überdieß noch dem ganzen Volke eine ſehr hohe Abgabe auf; aber ſie vermehrten den wahren Werth ihrer Erzeugniſſe keinesweges. Indem ſie den wahren Werth des Silbers um etwas herabſetzten, ſchwächten ſie gewiſſermaßen die allgemeine Landesindüſtrie, und anſtatt den Ertrag ihrer Ländereyen, der von der Landesindüſtrie durchaus abhängig iſt, zu verbeſſern, legten ſie dieſer Verbeſſerung vielmehr Hinderniſſe in den Weg.

Wenn die Hervorbringung einer Waare begünſtiget werden ſoll: ſo ſollte man glauben, daß eine Prämie auf die Hervorbringung ſelbſt gerader zum Zwecke führe, als die Prämie auf die Ausfuhr. Ueberdieß würde dabey dem Volke nur eine Abgabe auferlegt, nehmlich der Beytrag, den es zu Bezahlung der Prämie geben muß. Dieſe würde die Waare beym inländiſchen Verkaufe nicht theurer, ſondern wohlfeiler machen, und anſtatt dem Volke eine zweyte Abgabe aufzubürden, möchte ſie wohl demſelben zuletzt einen Theil der erſtern Abgabe wieder erſetzen. Indeſſen ſind auf die Hervorbringung ſehr ſelten Prämien bewilliget worden. Die durch das Handelsſyſtem eingeführten Vorurtheile haben uns den Wahn beygebracht, daß Nationalreichthum unmittelbarer durch die Ausfuhr, als durch die Erzeugung der Producte entſtehe; folglich iſt jene, als das geradere Mittel, Geld ins Land zu ziehen, mehr begünſtiget werden. Man will durch die Erfahrung gelernt haben, daß Prämien auf die Hervorbringung, der Betrügerey mehr unterworfen ſind. Wie fern dieſes wahr ſey, weiß ich nicht. Daß hingegen Ausfuhrprämien zu manchen betrügeriſchen Abſichten gemißbraucht worden ſind, iſt bekannt genug. Allein es iſt nicht der Vortheil der Kaufleute und Manufacturiſten, dieſer großen Erfinder aller ſolchen Hülfsmittel, wenn die inländiſchen Märkte mit ihren Waaren überführt werden, und dieſes möchte durch Prämien auf die Erzeugung ſelbſt zuweilen geſchehen. Die Ausfuhrprämie hingegen, die ſie in den Stand ſetzt, den Ueberfluß außer Landes zu ſchicken und das Zurückbleibende in höherm Preiſe zu halten, verhindert jenen Erfolg. Sie ſind daher dieſem Hülfsmittel des Handelsſyſtems, unter allen übrigen, am meiſten gewogen. Ich weiß, daß verſchiedene Fabrikanten insgeheim unter ſich verabredet haben, aus ihren eigenen Mitteln eine Prämie auf die Ausfuhr einer gewiſſen Quantität von ihnen verfertigter Waaren auszuſetzen. Dieſes iſt ſo wohl gelungen, daß der beträchtlichen Vermehrung der Waare ungeachtet, der inländiſche Preis derſelben mehr als verdoppelt worden iſt. Die Wirkung der Getreideprämie müßte hiervon auf eine unerklärbare Weiſe verſchieden geweſen ſeyn, wenn ſie den Geldpreis dieſes Bedürfniſſes ſollte herabgeſetzt haben.

Indeß iſt doch etwas einer Prämie auf die Erzeugung ähnliches in einigen beſondern Fällen bewilliget worden. Vielleicht kann man die Prämie, welche für jede Tonne vom Härings- und Wallfiſchfange gelieferter Waare gegeben wird, als etwas dergleichen anſehen.

Sie hat ohne Zweifel den Endzweck, dieſe Güter auf dem einheimiſchen Markte etwas wohlfeiler zu machen, als ſie ſonſt ſeyn würden. In andern Rückſichten hat ſie freylich mit der Prämie auf die Ausfuhr einerley Wirkung. Vermittelſt derſelben wird ein Theil von dem Vermögen des Landes angewendet, Güter zu Markte zu bringen, deren Verkauf den Koſtenbetrag und die gewöhnlichen Gewinnſte des Kapitals ſonſt nicht vergüten würde. Ob aber gleich die Prämie auf dieſen Fiſchfang die Nation eben nicht bereichert: ſo möchte ſie doch wohl zu den Mitteln ihrer Vertheidigung etwas beytragen, indem ſie die Zahl ihrer Matroſen und Schiffe vermehrt. Dieſes kann vermittelſt ſolcher Belohnungen mit weit geringern Koſten geſchehen, als wenn man eine große ſtehende Flotte unterhielte, wofern ich mich dieſes Ausdrucks, nach der Aehnlichkeit mit einer ſtehenden Armee, bedienen darf.

Dieſer Vertheidigungsgründe ungeachtet, machen mich doch folgende Betrachtungen geneigt, zu glauben, daß wenigſtens bey Bewilligung einer von dieſen Prämien die Geſetzgeber gröblich getäuſcht worden ſind.

Die Prämie auf die Häringsfiſcherey iſt fürs erſte zu groß. Vom Anfange der Winterfiſcherey 1771 bis zu Ende der Winterfiſcherey 1781 hat die Prämie auf den Häringsfang mit bedeckten Schiffen, in dreyßig Schillingen für jede Schiffstonne beſtanden. Die Anzahl der Fäſſer, die während dieſer eilf Jahre bey der Fiſcherey von Schottland mit Häringen gefüllt wurden, belief ſich auf 378,347. Um die friſch in der See gefangenen und ſogleich eingeſalzenen

Häringe (Sea ſticks) zum Verkaufe zuzurichten, müſſen ſie noch einmahl mit einem Zuſatze von Salz umgepackt werden; und dann rechnet man, daß drey Fäſſer friſcher Häringe, zwey Fäſſer Kaufhäringe ausmachen. Nach der obigen Berechnung ſind alſo in den eilf Jahren nicht mehr als 252,231⅓ Fäſſer Kaufhäringe gefangen worden. Während dieſes Zeitraums haben die ertheilten Prämien 155,463 Pf. St. 11 Sch. überhaupt, oder 8 Sch. 2¼ Pfennige für jedes Faß friſcher Häringe, und 12 Sch. 3¾ Pf. für jedes Faß zum Verkaufe zugerichteter, betragen.

Das Salz, welches zum Einmachen der Häringe verbraucht wird, iſt zum Theil ſchottländiſches, zum Theil fremdes Salz. Beydes wird den Fiſchern ohne alle Acciſeabgaben überlaſſen. Die Acciſe vom ſchottländiſchen Salze iſt gegenwärtig 1 Sch. 6 Pf. St. und vom fremden 10 Sch. für den Scheffel. Auf ein Faß Häringe wird 1¼ Scheffel fremdes und ungefähr 2 Scheffel ſchottländiſches Salz gerechnet. Werden die Häringe eingebracht, um wieder ausgeführt zu werden: ſo bezahlen ſie gar keine Acciſe; werden ſie zum inländiſchen Verbrauche eingebracht: ſo bezahlt das Faß, die Häringe mögen mit fremdem oder inländiſchem Salze eingemacht ſeyn, nur einen Schilling. Dieſes war die alte ſchottiſche Abgabe von einem Scheffel Salz; als ſo viel man, nach einem geringen Anſchlage, auf ein Faß Häringe rechnete. In Schottland wird fremdes Salz ſehr wenig und faſt nur zum Einſalzen der Fiſche gebraucht. Aber vom 5 April 1771 bis zum 5 April 1782 hat die Quantität des eingeführten fremden Salzes ſich auf 936,974 Scheffel, jeden zu vier und achtzig Pfunden gerechnet, belaufen: die Quantität des von den ſchottländiſchen Salzwerken den Fiſchern verkauften Salzes hingegen auf nicht mehr, als 168,226, den Scheffel nur zu ſechs und funfzig Pfunden gerechnet. Hieraus ergiebt ſich alſo, daß man ſich bey den Fiſchereyen vorzüglich des fremden Salzes bediene. Nun iſt noch auf jedes auszuführende Faß Häringe eine Prämie von 2 Sch. 8 Pf. ausgeſetzt, und mehr als zwey Drittheile der gefangenen Häringe werden ausgeführt. Alles dieſes zuſammen genommen wird zeigen, daß während dieſer eilf Jahre dem Staate jedes, mit ſchottländiſchem Salze eingemachte Faß Häringe, wenn es außer Landes geführt worden, 17 Sch. 11¾ Pf. St. und wenn es zum inländiſchen Verbrauche eingeführt worden, 14 Sch. 3¾ Pf. St. ferner, daß jedes mit fremdem Salze eingemachte Faß, wenn es ausgeführt worden, 1 Pfund, 7 Sch. 5¾ Pf. St. und wenn es zum einheimiſchen Verbrauche eingeführt worden, 1 Pfund, 3 Sch. 9¾ Pf. St. gekoſtet habe. Der Preis eines Faſſes guter Kaufhäringe iſt zwiſchen ſiebzehn und fünf und zwanzig Schillingen; nach dem Mittelpreiſe ungefähr eine Guinee *).

Die Prämie auf den Häringsfang iſt, zweytens, eine Schiffsprämie, (a tonnage bounty) und wird nach der Größe des Schiffes, nicht nach der Betriebſamkeit bey dem Geſchäfte, oder nach dem Erfolge des Fanges beſtimmet; und ich fürchte, daß man nur zu oft Schiffe ausgerüſtet hat, nicht um die Fiſche, ſondern um die Prämie zu fangen. Im Jahre 1759, da die Prämie funfzig Schillinge auf die Schiffstonne betrug, wurden

---

*) ſ. die Berechnung im Anhange.

auf ſämmtlichen ſchottländiſchen Härings-Buyſen nur vier Fäſſer friſcher Häringe (ſea-ſticks) eingebracht. In dieſem Jahre koſtete dem Staate jedes Faß friſcher Häringe bloß an Prämien 113 Pfund St. 15 Sch., und jedes Faß Kaufhäringe 159 Pf. 7 Sch. 6 Pfen. St.

Drittens ſcheint die Art der Fiſcherey, auf welche die Prämie beym Häringsfange geſetzt worden iſt, nehmlich mit **Buyſen** oder mit Schiffen die ein Verdeck haben, und von zwanzig bis zu achtzig Tonnen Laſt führen, der Lage von Schottland nicht ſo angemeſſen zu ſeyn, als der Lage von Holland, woher dieſe Art zu verfahren entlehnt ſeyn mag. Holland liegt in großer Entfernung von den Seen, die man als Sammelplätze der Häringe kennt, und es kann deßwegen dieſe Fiſcherey nur in bedeckten Schiffen treiben, die Waſſer und Lebensmittel genug für eine ſo lange Seereiſe faſſen können. Die Hebriden und Schetländiſchen Inſeln hingegen, und die nördliche und nordweſtliche Küſte von Schottland, in deren Nachbarſchaft der Häringsfang vorzüglich betrieben wird, ſind allenthalben mit Armen der See durchſchnitten, die weit in das Land hinein reichen. Dieſe Buchten werden vorzüglich von den Häringen, während der Zeit, da ſie ziehen, beſucht; denn dieſe Zeit iſt, weder bey den Häringen, noch wie ich gewiß verſichert bin, bey andern Fiſchen immer dieſelbe. Eine Fiſcherey mit offenen Booten ſcheint daher der eigenthümlichen Lage von Schottland am angemeſſenſten zu ſeyn. Die Fiſcher können die an der Küſte gefangenen Häringe unverzüglich entweder einſalzen, oder zum friſchen Verbrauche zurichten. Aber eine ſo große Begünſtigung, als eine Prämie von dreyßig Schillingen auf die Tonne, der Fiſcherey mit bedeckten Schiſſen gewähret, muß nothwendig für die Bootfiſcherey ein Hinderniß ſeyn. Da dieſe keine ſolche Prämie hat: ſo kann ſie mit ihren eingeſalzenen Fiſchen gegen jene nicht Preiſe halten. Daher iſt die Bootfiſcherey, die vor Einführung der Prämie ſehr beträchtlich geweſen iſt, und eine nicht geringere Anzahl Seeleute beſchäftiget haben ſoll, als gegenwärtig auf den bedeckten Häringsſchiffen dienen, faſt ganz zu Grunde gegangen. Indeſſen kann ich, die Wahrheit zu geſtehen, von dem frühern Umfange dieſer nunmehr verfallenen und vernachläßigten Fiſcherey nicht mit Beſtimmtheit reden. Da man auf die Ausrüſtung zu der Bootfiſcherey keine Prämien geſetzt hat: ſo iſt auch von den Zoll- und Salzacciſe-Beamten keine Berechnung darüber gemacht worden.

Viertens, machen die Häringe in vielen Theilen von Schottland, in gewiſſen Jahrszeiten, einen anſehnlichen Theil der Nahrungsmittel des gemeinen Mannes aus. Durch eine Prämie, die auf die Herabſetzung ihres Preiſes beym einheimiſchen Verkaufe wirkte, könnte einer großen Menge unſerer Mitbürger, die ſich wahrlich nicht im Ueberfluſſe befinden, Erleichterung verſchaffet werden. Allein zu ſolch einem guten Zwecke trägt die Prämie auf den Häringsfang mit bedeckten Schiſſen nichts bey. Sie hat unſere Bootfiſcherey zu Grunde gerichtet, und dieſe iſt doch, zur Verſorgung des einheimiſchen Marktes bey weitem die geſchickteſte; da hingegen vermöge der Ausfuhrprämie von 2 Sch. 8 Pf. auf das Faß, der größte Theil, das iſt, mehr als zwey

Drittheile der mit bedeckten Schiffen gefangenen Häringe aus dem Lande geht. Vor dreyßig bis vierzig Jahren, ehe die obige Prämie eingeführt war, ſoll, wie man mir verſichert hat, ſechzehn Schillinge für das Faß, der gewöhnliche Preis der Häringe geweſen ſeyn. Vor zwölf bis funfzehn Jahren, ehe die Bootfiſcherey ganz eingegangen war, hat das Faß ſiebzehn bis zwanzig Schillinge, und ſeit den letztern fünf Jahren, fünf und zwanzig Schillinge gekoſtet. Indeſſen mag dieſer hohe Preis von dem wirklichen Mangel der Häringe an der ſchottländiſchen Küſte herrühren. Auch muß ich anmerken, daß das hölzerne Gefäß, welches gewöhnlich mit den Häringen verkauft wird, und deſſen Preis in allen vorherigen Angaben mit begriffen iſt, ſeit dem Anfange des amerikaniſchen Krieges, auf das doppelte des vormahligen Preiſes, oder von drey auf ſechs Schillinge geſtiegen iſt. Eben ſo muß ich anführen, daß die Nachrichten, die ich von den Preiſen der ältern Zeiten erhalten habe, gar nicht genau und unter ſich übereinſtimmend ſind. Ein alter, zuverläßiger und erfahrner Mann hat mir verſichert, daß vor mehr als funfzig Jahren, der gewöhnliche Preis von einem Faſſe guter Kaufhäringe eine Guinee geweſen ſey; und dieſes kann, nach meinem Bedünken, auch jetzt noch als der Mittelpreis angeſehen werden. Indeſſen ſtimmen alle Nachrichten doch darin überein, daß durch die Prämie auf den Häringsfang mit bedeckten Schiffen, der Preis beym inländiſchen Verkaufe nicht niedriger geworden iſt.

Wenn die Unternehmer der Fiſchereyen, die mit den Prämien ſo reichlich ausgeſtattet worden ſind, ihre Waaren um denſelben, oder gar um einen noch höhern

Preis, als vorhin, verkaufen: ſo ſollte man denken, ihr Gewinn müſſe ſehr groß ſeyn; und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß einzelne Perſonen dabey viel gewonnen haben. Gleichwohl habe ich Urſache zu glauben, daß, überhaupt genommen, die Sache ſich ganz anders verhalte. Gemeiniglich werden durch ſolche Prämien Speculanten zu einem Geſchäfte gereitzt, welches ſie nicht verſtehen, und bey welchem ſie durch eigene Nachläßigkeit und Unwiſſenheit mehr verlieren, als ſie durch die äußerſte Freygebigkeit des Staas gewinnen könnten. Im J. 1750 wurde durch eben die Acte, welche zuerſt die Prämie von dreyßig Schillingen auf die Tonne, zur Begünſtigung des Häringsfanges, beſtimmte, (es iſt die 24ſte vom 23ſten Jahre Georgs II.) eine Actiengeſellſchaft mit einem Kapitale von fünf mahl hundert tauſend Pfund St. errichtet, deren Mitglieder (außer den übrigen Begünſtigungen, nehmlich der nurgedachten Prämie, der Ausfuhrprämie von zwey Sch. acht Pf. St. auf jedes Faß, und der Befreyung von aller Salzacciſe) während eines Zeitraums von vierzehn Jahren, von ihren zu dem Geſellſchafts-Kapitale gegebenen Antheilen jährlich drey vom Hundert, durch den General-Zolleinnehmer in halbjährigen Terminen ausgezahlt bekommen ſollten. Außer dieſer großen Geſellſchaft, deren Sitz und Vorſteherſchaft in London war, verſtattete das Geſetz, mehrere Fiſchercomtoire in allen Seehäfen des Königreichs zu errichten, unter dem Bedinge, daß kein geringeres Kapital, als zehn tauſend Pfund St. für jedes, zuſammen gelegt und alles auf eigene Gefahr, Gewinn und Verluſt betrieben würde. Dem Handel dieſer untern Comtoire wurden eben die jährlichen Renten und Begünſtigungen zugeſtanden, welche die große Geſellſchaft hatte. Die Unterzeichnung zu der letztern war ſehr bald voll, und in verſchiedenen Seehäfen wurden beſondere Fiſchercomtoire errichtet. Allen dieſen Vortheilen zum Trotze, verloren die meiſten dieſer Geſellſchaften, große und kleine, das ganze Kapital, oder den größten Theil deſſelben; jetzt iſt kaum eine Spur davon mehr vorhanden, und der Häringsfang iſt nunmehr faſt ganz allein in den Händen von Privatunternehmern.

Wenn irgend eine Manufacturwaare zur Vertheidigung des Staats weſentlich nöthig iſt: ſo möchte es der Klugheit nicht gemäß ſeyn, ſich zur Herbeyſchaffung derſelben von den Nachbarn abhängig zu machen; und wenn eine ſolche Manufactur nicht anders im Lande betrieben werden kann: ſo wäre es nicht unbillig, um dieſe zu unterſtützen, alle übrigen Zweige des Gewerbfleißes mit Abgaben zu belegen. Die Prämien auf die Ausfuhr des in Großbritannien verfertigten Segeltuchs und Schießpulvers möchten ſich aus dieſen Gründen vertheidigen laſſen. Ob es aber gleich ſelten vernünftig ſeyn kann, den allergrößten Theil des Volks mit Abgaben zu beſchweren, um eine beſondere Klaſſe von Manufacturiſten zu unterſtützen: ſo mag doch, wenn bey einem üppigen Wohlſtande der Staat ſo viel Einkünfte hat, daß er nicht weiß, was er damit anfangen ſoll, die Ertheilung ſolcher Prämien an vorzüglich begünſtigte Manufacturen, eben ſo natürlich ſeyn, als jedweder andere vergebliche Aufwand. Großer Reichthum dienet vielleicht bey öffentlichen, ſo wie bey Privatcaſſen, großer Thorheit öfters zur Entſchuldigung; aber es gehört ganz gewiß mehr als gemeine Ungereimtheit dazu, wenn eine ſolche Verſchwendung in Zeiten allgemeiner Noth fortgeſetzt wird.

Was man eine Prämie nennet, iſt zuweilen weiter nichts, als ein Rückzoll, und folglich den Einwendungen, die man wider die Prämien machen kann, nicht unterworfen. Die Prämie, zum Beyſpiel, auf die Ausfuhr des feinen Zuckers, kann als eine Wiedererſtattung der Abgabe von dem eingeführten braunen und Muskovadozucker, woraus jener gemacht wird, angeſehen werden. Die Prämie auf ausgeführte Seidenzeuge, als eine Wiedererſtattung der Zölle auf die eingeführte rohe und gezwirnte Seide; die Prämie auf die Ausfuhr des Schießpulvers, als eine Wiedererſtattung der Zölle, die bey der Einfuhr des Schwefels und Salpeters bezahlet wurden. Allein in der Sprache des Zollamts heiſſen nur diejenigen Vergütungen Rückzölle, welche bey der Ausfuhr ſolcher Waaren gegeben werden, die in eben der Geſtalt eingeführt worden ſind. Wenn dieſe Geſtalt durch irgend eine Manufacturarbeit verändert worden iſt; ſo heiſſen ſie Prämien (bounties).

Preiſe, welche das Publicum Künſtlern und Handwerkern, die ſich in ihrem Gewerbe beſonders auszeichnen, ausſetzt, ſind den Einwürfen wider die Prämien nicht unterworfen. Da ſie Geſchicklichkeit und Erfindungskraft belohnen: ſo unterhalten ſie den Wetteifer der Arbeiter in ihren jedesmahligen Beſchäftigungen, und ſind zu unbeträchtlich, als daß ſie einem dieſer Gewerbe einen größern Antheil von dem Landeskapitale zuwenden ſollten, als ihm von ſelbſt zufließen würde. Sie heben das natürliche Gleichgewicht der verſchiedenen Gewerbe nicht auf, ſondern bewirken nur den möglichſten Grad der Vollkommenheit in den Arbeiten eines Gewerbes. Ueberdieß iſt der Aufwand zu dieſen Preiſen ſehr geringe; der Aufwand zu den Prämien hingegen ſehr groß. Die Getreideprämie allein hat dem Staate zuweilen in einem Jahre über dreymahl hundert tauſend Pfund St. gekoſtet.

Prämien (bounties) heiſſen zuweilen Preiſe (premiums), ſo wie Rückzölle, Prämien. Aber man muß überall auf die Beſchaffenheit der Sache ſehen, ohne ſich um das Wort zu bekümmern.

Eingeſchobene Abhandlung, den Getreidehandel und die darüber vorhandenen Geſetze betreffend.

Ich kann dieſes Kapitel nicht beſchließen, ohne zu bemerken, daß die Lobſprüche, womit man das Geſetz, welches die Prämie auf die Getreideausfuhr beſtimmet, und das damit verbundene Syſtem von Anordnungen, belegt hat, ganz unverdient ſind. Eine genauere Unterſuchung der Beſchaffenheit des Getreidehandels und der vorzüglichſten brittiſchen Geſetze, die darauf Bezug haben, wird die Wahrheit dieſer Behauptung darthun, und die Wichtigkeit des Gegenſtandes wird die Länge dieſer Abſchweifung rechtfertigen.

Das Gewerbe des Getreidehändlers beſteht aus vier verſchiedenen Zweigen, welche, wenn ſie gleich zuweilen von einer und derſelben Perſon getrieben werden, doch ihrer Natur nach, vier verſchiedene und abgeſonderte Gewerbe ausmachen. Dieſe ſind, erſtlich, das Geſchäft deſſen, der mit Getreide innerhalb Landes handelt; zweytens, des Kaufmanns, der fremdes Getreide zum inländiſchen Verbrauche einführt; drittens, des Kaufmanns, der inländiſches Getreide zum auswärtigen Verbrauche ausführt; und viertens, des Zwiſchenhändlers, der Getreide einführt, um es wieder auszuführen.

I. Das Intereſſe des inländiſchen Getreidehändlers und das Intereſſe des Volkes überhaupt, ſind, ſo entgegengeſetzt ſie beym erſten Anblicke ſcheinen mögen, ſelbſt in Jahren des größten Mangels, völlig einerley. Das Intereſſe des Händlers iſt, den Getreidepreis ſo hoch zu treiben, als der wirkliche Mangel des Jahrs es erfordert, und es kann nie ſein Vortheil ſeyn, ihn höher zu treiben. Indem er den Preis erhöhet, ſchränkt er den Verbrauch ein, und zwingt jedermann, mehr oder weniger, inſonderheit aber die untern Klaſſen des Volks, zu ſparen und Haus zu halten. Vermindert er, durch Erhöhung des Preiſes, den Verbrauch ſo ſehr, daß der Vorrath des Jahres wahrſcheinlich größer iſt, als der jährliche Verbrauch, und daß er über die nächſte Ernte hinaus reicht: ſo läuft er Gefahr, nicht nur einen großen Theil ſeines Getreides durch natürliche Urſachen zu verlieren, ſondern auch den Ueberreſt zu einem niedrigern Preiſe, als er etliche Monate zuvor hätte haben können, zu verkaufen. Treibt er den Preis nicht hoch genug, und ſchränkt er den Verbrauch ſo wenig ein, daß der Vorrath, den das Jahr liefert, zu dem Verbrauche dieſes Jahres nicht hinreicht: ſo verliert er nicht nur einen Theil des Gewinns, den er ſonſt hätte haben können: ſondern er ſetzt auch das Volk der Gefahr aus, vor Ende des Jahrs anſtatt die Beſchwerden der Theurung, das Elend einer Hungersnoth zu leiden. Es iſt dem Intereſſe des Volks gemäß, daß ſein täglicher, wöchentlicher und monatlicher Verbrauch mit dem Ertrage der jedesmahligen Ernte ſo genau als nur möglich, im Verhältniſſe ſtehe. Das Intereſſe des inländiſchen Getreidehändlers iſt das nehmliche. Wenn er das Volk in dieſem Verhältniſſe verſorget: ſo wird er ſein Getreide wahrſcheinlich zu dem höchſten Preiſe und mit dem größten Gewinne verkaufen. Seine Kenntniß von der Beſchaffenheit der Ernte, und von ſeinem täglichen, wöchentlichen und monatlichen Abſatze ſetzt ihn in den Stand, mit mehr oder weniger Genauigkeit zu beurtheilen, wie fern das Volk wirklich verſorgt iſt. Ohne den Vortheil deſſelben zur Abſicht zu haben, wird ihn ſein eigener Vortheil antreiben, das Volk in Zeiten des Mangels eben ſo zu behandeln, wie ein vorſichtiger Befehlshaber eines Schiffes zuweilen ſeine Mannſchaft behandeln muß. Wenn dieſer vorher ſieht, daß die Lebensmittel nicht zureichen werden: ſo bricht er etwas an der für ſie beſtimmten Koſt ab. Sollte er dieſes auch zuweilen, aus übertriebener Vorſicht, ohne wirkliche Noth thun: ſo ſind doch alle Beſchwerden, die das Schiffsvolk dadurch leiden möchte, ſehr unbeträchtlich gegen die Gefahr, die Noth und das Verderben, denen es bey einem minder vorſichtigen Verfahren ausgeſetzt ſeyn würde. Ob der inländiſche Getreidehändler gleich, aus übertriebenem Geitze, ebenfalls den Preis ſeines Getreides zuweilen höher treibt, als der Mangel des Jahres erfordert: ſo ſind doch alle Beſchwerden, die für das Volk aus ſeinem Verfahren entſtehen, und die es vor einer Hungersnoth am Ende des Jahres ſichern, gegen das, was es durch einen leichtſinnigern Verkauf zu Anfange deſſelben, würde auszuſtehen gehabt haben, nur unbedeutend. Der Kornhändler ſelbſt läuft, durch übertriebene Gewinnſucht, am meiſten Gefahr. Er macht ſich nicht nur überhaupt verhaßt, ſondern er muß auch, wenn er gleich den Folgen dieſes Haſſes entgehen ſollte, die am Ende des Jahres ihm übrig bleibende Quantität Getreide, wofern die nächſte Ernte gut ausfällt, viel wohlfeiler verkaufen, als er ſie zuvor hätte verkaufen können.

Wäre es einer großen Kaufmannsgeſellſchaft in der That möglich, ſich in den Beſitz der ganzen Ernte eines weitläuftigen Landes zu ſetzen: ſo würde es vielleicht ihr Vortheil ſeyn, damit eben ſo zu verfahren, wie die Holländer mit dem Gewürze der molukkiſchen Inſeln verfahren ſollen, nehmlich einen beträchtlichen Theil davon zu vernichten, oder wegzuwerfen, damit der Ueberreſt in hohem Preiſe erhalten werde. Allein es kann ſelbſt durch den Zwang des Geſetzes kein ſo ausgebreitetes Monopol in Abſicht auf das Getreide eingeführt werden; und allenthalben, wo das Geſetz Freyheit des Handels geſtattet, könnte, unter allen Waaren, das Getreide am wenigſten durch das Vermögen einiger großen Kapitaliſten, die den größten Theil davon aufkauften, unter ein Monopol gebracht werden. Nicht nur iſt der Werth deſſelben weit größer, als daß etliche Privatperſonen es anzukaufen im Stande wären; ſondern, geſetzt auch, ſie wären es zu thun im Stande: ſo macht doch die Art und Weiſe, wie das Getreide gewonnen wird, dieſes Aufkaufen ganz unmöglich. Da es in jedem civiliſirten Lande diejenige Waare iſt, von welcher, unter allen, jährlich am meiſten verbraucht wird: ſo wird auch auf den Getreidebau jährlich mehr Arbeit, als auf die Hervorbringung irgend einer andern Waare verwendet. So bald es vom Felde kömmt, wird es natürlicher Weiſe unter eine größere Menge von Eigenthümern, als irgend eine andere Waare vertheilet, und dieſe Eigenthümer können nimmermehr, wie eine Anzahl unabhängiger Manufacturiſten, in einen Ort zuſammen gebracht werden, ſondern ſind nothwendig in allen Gegenden des Landes zerſtreuet. Dieſe erſten Eigenthümer verſorgen entweder unmittelbar die Verzehrer in ihrer Nachbarſchaft, oder ſie verkaufen an inländiſche Händler, welche die Verzehrer verſorgen. Die inländiſchen Getreidehändler, die Pächter und Becker mit eingeſchloſſen, müſſen alſo weit zahlreicher ſeyn, als die Verkäufer irgend einer andern Waare; und ihr zerſtreuter Aufenthalt macht es ganz unmöglich, ſich in eine allgemeine Verbindung einzulaſſen. Wenn daher in einem Mangeljahre einige derſelben merken, daß ſie viel mehr Getreide vorräthig haben, als ſie zu dem laufenden Preiſe vor Ende des Jahres abzuſetzen hoffen können: ſo werden ſie ſich nicht einfallen laſſen, dieſen Preis, zu ihrem eigenen Schaden und bloß zum Vortheile ihrer Mitwerber in der Höhe zu halten, ſondern ſie werden ihn unverzüglich herabſetzen, um ihr Getreide noch vor der nächſten Ernte los zu werden. Dieſelben Bewegungsgründe,

gründe, dieſelben Vortheile, welche das Verfahren des einen Kornhändlers beſtimmen, müſſen auch alle übrigen nöthigen, ihr Getreide zu dem Preiſe zu verkaufen, der, nach ihrer reifen Beurtheilung, dem Mangel oder Ueberfluſſe des Jahres am angemeſſenſten iſt.

Wer die Geſchichte der Theurungen und Hungersnöthe, die dieſen oder jenen Theil von Europa in dem gegenwärtigen oder den beyden vorigen Jahrhunderten heimgeſucht haben, (denn von einigen beſitzen wir ſehr genaue Nachrichten) aufmerkſam unterſucht, wird finden, daß niemahls eine Theurung durch Einverſtändniß inländiſcher Kornhändler, ſondern bloß durch wirklichen Mangel, veranlaßt worden, und daß dieſer Mangel zwar zuweilen und in einzelnen Gegenden durch Verheerung eines Krieges, am öfterſten aber durch nachtheilige Witterung, und endlich, daß eine Hungersnoth nur dadurch entſtanden iſt, wenn die Regierung durch unrechte Maßregeln den Beſchwerden einer Theurung mit Gewalt hat abhelfen wollen.

In einem weitläuftigen Getreidelande, deſſen Provinzen unter einander freyen Handel treiben, kann der durch Mißwachs entſtandene Mangel nie ſo groß ſeyn, daß er eine Hungersnoth hervorbrächte; und die magerſte Ernte, wenn man nur ſparſam damit haushält, wird ein Jahr lang, eben ſo viel Menſchen zulänglich ernähren, als mit einer reichlichen Ernte geſättiget zu werden pflegen. Die ungünſtigſte Witterung für die Feldfrüchte, iſt übermäßige Dürre, oder übermäßiger Regen. Da aber Getreide eben ſowohl in höhern als in niedrigern Gegenden, eben ſo wohl auf naſſen, als auf trockenen Aeckern gebauet wird: ſo ſind die Dürre oder der Regen, wenn ſie der einen Gegend ſchaden, der andern günſtig; und ob gleich in einem naſſen oder trockenen Jahre die Ernte immer ſchlechter ausfällt, als in einem Jahre von gemäßigter Witterung: ſo wird doch der Verluſt, der ſich in einem Theile des Landes ergiebt, in gewiſſer Maße durch den Gewinn in einem andern vergütet. In Reißländern, wo dieſe Frucht nicht nur einen feuchten Boden erfordert, ſondern auch während ihres Wachsthums eine Zeitlang unter Waſſer ſtehen muß, ſind die Folgen einer Dürre noch fürchterlicher. Aber ſelbſt in dieſen Ländern iſt die Dürre ſelten ſo allgemein, daß ſie nothwendig eine Hungersnoth hervorbringen müßte, wofern die Regierung freyen Handel zuläßt. Die Dürre, welche vor wenig Jahren in Bengalen herrſchte, hätte ohne Zweifel eine ſehr große Theurung bewirkt; aber nur unrechte Maßregeln, nur die unverſtändige Einſchränkung des freyen Reißhandels, welche von den Beamten der oſtindiſchen Geſellſchaft herrührte, konnten dieſe Theurung in eine Hungersnoth verwandeln.

Wenn die Regierung, in der Abſicht, den Beſchwerden einer Theurung abzuhelfen, allen Kornhändlern vorſchreibt, ihr Getreide zu einem vermeintlich billigen Preiſe zu verkaufen: ſo bringen ſie es entweder nicht zu Markte — wodurch denn zuweilen ſchon im Anfange des Jahres eine Hungersnoth entſtehen kann; oder, wenn ſie es zu Markte bringen: ſo wird das Volk in den Stand geſetzt und folglich gereitzt, den Vorrath ſo ſchnell aufzuzehren, daß daraus nothwendig eine

Hungersnoth vor Ende des Jahrs entſtehen muß. Die völlige, unbeſchränkte Freyheit des Getreidehandels iſt das einzige wirkſame Vorbauungsmittel gegen das Elend einer Hungersnoth, ſo wie ſie das beſte Linderungsmittel gegen die Beſchwerden einer Theurung iſt; denn das Uebel eines wirklichen Mangels kann nicht geheilet, ſondern nur erträglicher gemacht werden. Kein Handel verdienet und bedarf ſo ſehr des Schutzes der Geſetze, weil kein anderer Handel dem Haſſe des Volkes ſo ſehr ausgeſetzt iſt.

In Mangeljahren ſchreibt der gemeine Mann ſeine Noth dem Getreidehändler zu, und macht dieſen zum Gegenſtande ſeines Haſſes und Unwillens. Anſtatt nun, daß der Getreidehändler bey ſolchen Gelegenheiten ſein Glück machen könnte, geräth er oft in Gefahr, durch Plünderung und gewaltſame Zerſtörung ſeiner Vorräthe ganz zu Grunde gerichtet zu werden. Gleichwohl kann nur in Mangeljahren und bey hohem Preiſe der Getreidehändler ſeinen vornehmſten Gewinn hoffen. Gemeiniglich ſteht er mit etlichen Landwirthen im Vertrage, daß ſie ihm, gewiſſe Jahre lang, ſo oder ſo viel Getreide, zu einem beſtimmten Preiſe liefern müſſen. Dieſer verabredete Preis wird nach Maßgabe des angenommenen mäßigen und billigen, das iſt, des gewöhnlichen Mittelpreiſes beſtimmt, der vor der letztern Theurung ungefähr acht und zwanzig Schillinge für den Quarter Weitzen, und ſo im Verhältniſſe bey dem übrigen Getreide, betrug; folglich kauft in Mangeljahren der Kornhändler einen großen Theil ſeines Getreides zu dem gewöhnlichen Preiſe ein, und verkauft es zu einem viel höhern. Daß indeſſen dieſer außerordentliche Gewinn das Gewerbe des Kornhändlers nicht vortheilhafter, als das Gewerbe anderer Kaufleute mache, und nur zureiche, ihn für mancherley Verluſt zu entſchädigen, den er theils dadurch, daß ſeine Waare dem Verderben ſo ſehr unterworfen iſt, theils durch das öftere und unverhoffte Steigen und Fallen des Preiſes leiden muß, wird aus dem einzigen Umſtande anſchaulich werden, daß bey dieſem Handel eben ſo ſelten, als bey andern, große Reichthümer erworben werden. Ueberdieß macht der Volkshaß, welcher in Jahren des Mangels, ob gleich den einzigen, worin dieſer Handel einträglich ſeyn kann, damit verbunden iſt, angeſehene und begüterte Leute abgeneigt, ſich damit abzugeben. Er bleibt alſo der niedern Klaſſe der Händler überlaſſen; und Müller, Becker, Mehlhändler und eine Anzahl elender Höcker ſind meiſtens die Mittelsperſonen, die ſich bey dem inländiſchen Abſatze zwiſchen den Erbauer und den Verzehrer ſtellen.

Die ältere europäiſche Polizey ſcheint, anſtatt dieſen Volkshaß gegen ein für das gemeine Beſte ſo heilſames Gewerbe zu unterdrücken, ihn vielmehr gut geheiſſen und begünſtiget zu haben. In der 5ten und 6ten Acte Eduards VI. im 14ten Kapitel, iſt enthalten, daß, wer Getreide aufkauft, um es wieder zu verkaufen, als ein unredlicher Wucherer angeſehen, und zum erſtenmahle mit zweymonatlichem Gefängniß und dem Verluſte des Werthes vom Getreide; zum zweyten mit ſechs monatlichem Gefängniß und dem Verluſte des doppelten Werthes, zum drittenmahle mit dem Pranger und Gefängniß, ſo lange es dem Könige beliebt, und mit dem

Verluſte aller ſeiner Habe und ſeiner Güter beſtraft werden ſoll. Die ältere Polizey der meiſten übrigen europäiſchen Staaten war nicht beſſer, als die engliſche.

Unſere Vorfahren ſcheinen ſich eingebildet zu haben, daß das Volk ſein Getreide wohlfeiler von dem Landwirthe, als von dem Getreidehändler kaufen würde, der, wie ſie beſorgten, außer dem Ankaufgelde, welches er dem Landwirthe bezahle, noch einen übermäßigen Gewinn für ſich fordern möchte. Sie wollten daher dieſen Handel ganz und gar vernichten. Sie ſuchten ſogar ſo viel als möglich zu verhindern, daß keine Mittelsperſon irgend einer Art ſich zwiſchen den Erbauer und den Verzehrer ſtelle; und dahin ging die Abſicht der mancherley Anordnungen, wodurch ſie den Handel der ſogenannten Kornhöcker (kidders) einſchränkten, einen Handel, den niemand ohne einen Erlaubnißſchein, welcher ſeine Ehrlichkeit verbürgte, treiben durfte. Nach der Verordnung Eduards VI. wurde zu Ertheilung dieſer Erlaubniß die Einwilligung dreyer Friedensrichter erfordert. Nachher ſchien dieſe Einſchränkung noch nicht genugthuend zu ſeyn, und nach einer Verordnung der Königin Eliſabeth konnte eine ſolche Erlaubniß nur bey den viertheljährigen Landgerichten ertheilt werden.

Die ältere europäiſche Staatswirthſchaft wollte auf dieſe Weiſe den Ackerbau, das Hauptgewerbe auf dem Lande, nach ganz andern Grundſätzen behandeln, als die Manufacturen, das Hauptgewerbe der Städte. Da man dem Pachter keine andern Kunden ließ, als entweder die Verzehrer ſelbſt, oder ihre unmittelbaren Bevollmächtigten, die Kornhöcker: ſo wollte man ihn zwingen, nicht nur das Gewerbe eines Landwirths, ſondern auch das Gewerbe eines Kornhändlers zu treiben. Im Gegentheile war es in manchen Fällen dem Manufacturiſten verbothen, ſich mit dem Gewerbe eines Krämers abzugeben, oder ſeine eigene Waare im Kleinen zu verkaufen. Man dachte durch das eine Geſetz das allgemeine Beſte des Landes zu befördern, oder das Getreide wohlfeil zu machen, und man wußte vielleicht nicht recht, wie man dieſen Endzweck zu erreichen habe. Durch das andere dachte man das Beſte einer beſondern Klaſſe von Leuten, der Einzelnhändler zu befördern, in der Vorausſetzung, daß, wenn man den Manufacturiſten erlaubte, im Einzelnen zu verkaufen, ſie mit dieſen nicht würden Preiſe halten können, und ihr Gewerbe zu Grunde gehen müßte.

Indeß, wenn man auch dem Manufacturiſten erlaubt hätte, einen Laden zu eröfnen, und die von ihm ſelbſt verarbeiteten Waaren im Einzelnen zu verkaufen: ſo hätte er ſie doch nicht wohlfeiler geben können, als der gemeine Krämer. Welchen Theil ſeines Kapitals er auch auf ſeinen Laden verwendet haben möchte: ſo hätte er ihn doch ſeiner Manufactur entziehen müſſen. Um ſein Geſchäft auf gleichem Fuße mit ſeinen Mitwerbern forttreiben zu können, müßte er nicht nur von der einen Seite als Manufacturiſt, ſondern auch von der andern, als Krämer gewonnen haben. Es ſey, zum Beyſpiel, in der Stadt, worin er lebt, zehen vom Hundert des Kapitals der gewöhnliche Gewinn ſowohl des Manufacturiſten, als des Krämers: ſo müßte er alsdann

dann auf jedes Stück ſeiner Waare, das er im Laden verkaufte, einen Gewinn von zwanzig vom Hundert ſchlagen. Indem er es aus ſeiner Werkſtatt in ſeinen Laden brachte, mußte er es nach dem Preiſe ſchätzen, für den er es an einen Krämer, der im Ganzen einkauft, hätte verkaufen können. Wenn er es geringer anſchlug: ſo verlor er einen Theil des Gewinns von ſeinem Manufacturkapitale; wenn er es hingegen aus ſeinem Laden verkaufte, und nicht eben den Preis erhielt, für welchen es ein Krämer verkauft haben würde: ſo verlor er einen Theil des Gewinns von ſeinem Handelskapitale. Ob es alſo gleich ſcheinen möchte, daß er einen doppelten Gewinn bey demſelben Stück Waare gemacht habe: ſo bekam er doch, weil dieſe Waare nach und nach einen Theil zweyer verſchiedenen Kapitalien ausmachte, nur einen einfachen Gewinn von dem ganzen darauf verwendeten Kapitale; und wenn er weniger als ſeinen gewöhnlichen Gewinn bekam: ſo büßte er ein, und benutzte ſein ganzes Kapital nicht ſo gut, als die meiſten ſeiner Mitbürger.

Was der Manufacturiſt nicht thun durfte, das war der Landwirth gewiſſermaßen zu thun gezwungen, nehmlich ſein Kapital unter zwey verſchiedene Gewerbe zu vertheilen, den einen Theil für ſeine Scheuern und Kornböden, und den gelegentlichen Abſatz auf dem Markte, und den andern für die Betreibung des Ackerbaues zu beſtimmen. So wie er aber den letztern nicht geringer benutzen durfte, als zu dem gewöhnlichen Gewinne der im Landbau angewandten Kapitalien: ſo durfte er auch den erſtern nicht geringer benutzen, als zu dem gewöhnlichen Gewinne der Handelskapitalien. Das Vermögen, womit das Geſchäft des Getreidehändlers betrieben wurde, mochte nun dem ſogenannten Pachter, oder dem ſogenannten Getreidehändler gehören: ſo wurde in beyden Fällen derſelbe Gewinn erfordert, damit der Eigenthümer für die Anwendung ſeines Vermögens entſchädiget, damit ſein Gewerbe andern Gewerben gleich gemacht, und er verhindert würde, daſſelbe um ſeines Vortheils willen, ſo bald als möglich, gegen ein anderes zu vertauſchen. Hieraus folgt, daß der Landwirth, der das Gewerbe eines Getreidehändlers zu treiben gezwungen war, ſein Getreide nicht wohlfeiler verkaufen konnte, als es ein jeder Getreidehändler bey ganz freyer Concurrenz hätte verkaufen müſſen.

Wer ein Gewerbe treibt, und ſein ganzes Kapital auf einen einzelnen Zweig deſſelben verwenden kann, hat eben den Vortheil, den ein Handwerker hat, der ſich nur mit einerley Arbeit beſchäftiget. So wie dieſer eine Geſchicklichkeit erlangt, mittelſt deren er mit denſelben zwey Händen viel mehr Arbeit verrichtet: ſo erwirbt ſich jener eine ſolche Fertigkeit in Betreibung ſeines Geſchäfts, im Einkaufe und Verkaufe ſeiner Waaren, daß er mit demſelben Kapitale weit mehr Geſchäfte beſtreiten kann. So wie der eine ſeine Arbeit um vieles wohlfeiler zu verfertigen im Stande iſt: ſo kann der andere ſeine Waare gemeiniglich um etwas wohlfeiler geben, als wenn ſein Kapital und ſeine Aufmerkſamkeit auf mehrerley Gegenſtände vertheilt werden. Die meiſten Manufacturiſten können ihre eigene verarbeitete Waare nicht ſo wohlfeil im Einzelnen verkaufen, als ein aufmerkſamer und thätiger Krämer, der ſich mit weiter nichts abgiebt, als die Waare im Ganzen einzukaufen und im Einzelnen wieder zu verkaufen. Die meiſten Landwirthe können noch viel weniger ihr Getreide zur Verſorgung der Einwohner einer Stadt, die vielleicht vier oder fünf Meilen entlegen iſt, ſo wohlfeil im Einzelnen verkaufen, als ein aufmerkſamer und thätiger Getreidehändler, deſſen einziges Geſchäft darin beſteht, Getreide im Ganzen einzukaufen, Vorräthe davon aufzuſchütten, und Theilweiſe wieder zu verkaufen.

Das Geſetz, welches dem Manufacturiſten verboth, das Gewerbe eines Krämers zu treiben, ſuchte dieſe getheilte Anwendung des Kapitals ſchneller zu erzwingen, als außerdem geſchehen ſeyn würde; das Geſetz, welches den Landwirth nöthigte, zugleich mit Getreide zu handeln, ſuchte dieſe getheilte Anwendung zu erſchweren. Beyde Geſetze waren offenbare Verletzungen der natürlichen Freyheit, und folglich ungerecht. Sie waren aber auch eben ſo unpolitiſch als ungerecht. Jeder Geſellſchaft iſt daran gelegen, daß Dinge dieſer Art weder erzwungen, noch erſchweret werden. Wer ſeine Arbeit, oder ſein Vermögen auf mehrerley Geſchäfte verwendet, als wozu ihn ſeine Umſtände nöthigen, wird nie ſeinen Mitbürgern dadurch ſchaden, daß er ihnen den Preis verdirbt. Sich ſelbſt kann er ſchaden; und dieſes iſt gemeiniglich der Fall. Das Sprichwort ſagt: Hanns von allen Gewerben wird niemahls reich. Das Geſetz ſollte immer dem Volke ſelbſt die Sorge für ſeinen Vortheil überlaſſen, weil es insgemein in ſeiner beſondern Lage richtiger davon urtheilen kann, als der Geſetzgeber. Uebrigens

gens war von beyden Geſetzen dasjenige, welches den Landwirth zwang, zugleich den Kornhandel zu treiben, bey weitem das verderblichſte. Es hemmte nicht nur die Theilung der Geſchäfte, worauf Kapitalien angewandt werden, eine Theilung, die jeder Geſellſchaft ſo heilſam iſt, ſondern es hemmte auch die Verbeſſerung und den Anbau der Ländereyen. Indem es den Landwirth nöthigte, zweyerley Gewerbe ſtatt eines einzigen zu treiben, zwang es ihn, ſein Kapital in zwey Hälften zu theilen, und nur eine davon auf den Ackerbau zu verwenden. Hätte es ihm hingegen freygeſtanden, ſeine ganze Ernte, ſo bald nur das Getreide ausgedroſchen war, an den Getreidehändler zu verkaufen: ſo wäre ſein ganzes Kapital unmittelbar in die Wirthſchaft zurück gekommen, und er hätte damit mehr Vieh anſchaffen und mehr Knechte miethen können, um ſeine Wirthſchaft zu erweitern und zu verbeſſern. Da er aber gezwungen war, ſein Getreide im Einzelnen zu verkaufen: ſo mußte er einen großen Theil des Kapitals ein Jahr lang in ſeinen Scheuern und Kornböden behalten, und konnte alſo ſeinen Acker nicht ſo gut beſtellen, als er außerdem mit demſelben Kapitale gekonnt hätte. Hieraus folgt, daß dieſes Geſetz dem Ackerbaue durchaus ſchädlich war, und anſtatt das Getreide wohlfeiler zu machen, daſſelbe vielmehr ſeltener und alſo theurer machte.

Nächſt den Geſchäften des Landwirths, würde das Gewerbe des Getreidehändlers, wofern man es auf gehörige Weiſe begünſtigte und belohnte, zur Aufnahme des Getreidebaues am meiſten beytragen. Es würde das Gewerbe des Landwirthes eben ſo unterſtützen, wie das

das Gewerbe des Manufacturiſten von dem Kaufmanne unterſtützet wird.

Dadurch, daß der Großhändler dem Manufacturiſten einen immer bereiten Abſatz verſchaffet — dadurch, daß er ihm die Waare, ſo bald er ſie verfertiget hat, abnimmt und ihm manchmahl, noch ehe dieſelbe verfertigt iſt, den Preis vorſchießt, ſetzt er dieſen in den Stand, ſein ganzes Kapital, und zuweilen noch mehr als ſein Kapital, lediglich auf ſeine Manufactur zu verwenden, und folglich mehr Waare zu verfertigen, als er gekonnt hätte, wenn er ſie ſelbſt an die unmittelbaren Verbraucher, oder auch an die Kleinhändler verkaufen müßte. Da hiernächſt das Kapital des Großhändlers gemeiniglich zureichend iſt, mehrern Manufacturiſten die ihrigen wieder zu erſtatten: ſo wird durch dieſen Verkehr zwiſchen beyden der Vortheil eines großen Kapitaliſten mit dem Vortheile vieler kleinern verknüpft, und jener wird alſo gereizt, dieſen bey Unglücksfällen, durch die ſie zu Grunde gerichtet werden könnten, Beyſtand zu leiſten.

Ein gleichmäßiger unter den Landwirthen und Getreidehändlern allgemein eingeführter Verkehr würde für die letztern gleiche wohlthätige Folgen haben. Sie würden im Stande ſeyn, ihr ganzes Kapital, und ſogar mehr als ihr Kapital unabläßig auf den Ackerbau zu verwenden. Beträfe ſie ein Unglücksfall, denen kein Gewerbe ſo ſehr ausgeſetzt iſt, als das ihrige: ſo würden ſie in ihren gewöhnlichen Kunden, den reichen Getreidehändlern, Leute finden, deren Vortheil es mit ſich brächte, ſie zu unterſtützen, und die auch das Vermögen dazu hätten; und ſie würden nicht, wie gegenwärtig die Pächter, bloß von der Nachſicht des Gutsherrn, oder der Gnade ſeines Verwalters, abhängen. Wäre es möglich — wie es vielleicht nicht iſt — dieſen gegenſeitigen Verkehr allgemein und auf einmahl einzuführen; wäre es möglich, das ſämmtliche, in der Landwirthſchaft ſteckende Vermögen des Königreichs, ſeiner eigenthümlichen Beſtimmung, dem Ackerbaue, auf einmahl wieder zu geben, und alles andere Gewerbe, welches gegenwärtig auf dieſe oder jene Art darin verflochten iſt, ganz davon zu trennen; und könnte man dann, ein zweytes, gleich großes Kapital ausfindig machen, um die Operationen jenes erſten Kapitals gelegentlich zu befördern und zu unterſtützen: ſo würden die unglaublich großen, ausgebreiteten und ſchnellen Vortheile dieſer einzigen Veränderung dem Lande eine ganz andere Geſtalt geben.

Die Anordnung Eduards VI. alſo, die alle Mittelsperſonen zwiſchen dem Landwirthe und dem Verzehrer ſo viel nur möglich, entfernte, ſuchte einen Handel zu vernichten, durch deſſen unbeſchränkte Betreibung nicht nur die Beſchwerde einer Theurung am meiſten erleichtert, ſondern auch dieſes Unglück am ſicherſten abgewendet werden kann, indem nächſt dem Gewerbe des Landwirthes ſelbſt, kein anderes ſo viel zur Aufnahme des Getreidebaues, als das Gewerbe des Kornhändlers, beyträgt.

In der Folge wurde die Strenge dieſes Geſetzes durch verſchiedene Anordnungen gemildert, welche nach und nach das Aufkaufen des Getreides erlaubten, wofern der Quarter Weitzen nicht über zwanzig, vier und zwanzig, zwey und dreyßig und vierzig Schillinge gälte. Endlich wurde durch die ſiebente Acte aus dem funfzehnten Jahre Karls des zweyten das Aufkaufen des Getreides in der Abſicht, es wieder zu verkaufen, ſo lange der Quarter Weitzen nicht über acht und vierzig Schillinge, und ſo im Verhältniſſe das übrige Getreide, im Preiſe ſtände, jedermann verſtattet, nur nicht Vorkäufern, die es auf demſelben Markte, innerhalb drey Monaten, wieder verkauften. Alle Freyheit, die das Gewerbe des inländiſchen Kornhändlers bisher genoſſen hat, hat es dieſem Statute zu danken. Die Anordnung aus dem zwölften Regierungsjahre des jetzigen Königs, welche die übrigen alten Geſetze wider die Großhändler und Aufkäufer abſchaffte, hat gleichwohl die Einſchränkungen dieſes Statuts nicht aufgehoben, daher dieſelben immer noch beſtehen.

Unterdeſſen beſtärket dieſes Statut das Volk in gewiſſer Maße in zweyen höchſt ungereimten Vorurtheilen. Erſtlich ſetzt es voraus, daß, wenn der Preis des Weitzens bis auf acht und vierzig Schillinge für den Quarter, und das übrige Getreide verhältnißmäßig geſtiegen ſey, alsdann das Aufkaufen des Getreides dem Volke leicht ſchädlich werden könne. Aber aus dem bisher angeführten ergiebt ſich deutlich genug, daß bey keinem Zuſtande des Preiſes das Aufkaufen des inländiſchen Getreidehändlers dem Volke ſchaden könne; und ob gleich acht und vierzig Schillinge ein ſehr hoher Preis zu ſeyn ſcheinet: ſo findet er doch in Mangeljahren oft unmittelbar nach der Ernte ſtatt, wo kaum etwas von dem neuen Getreide verkauft ſeyn, und wo die Unwiſſenheit ſelbſt nicht befürchten kann, daß etwas zum Schaden des Volks werde aufgekauft und ein Monopol damit getrieben werden. Es ſetzt, zweytens, voraus, daß es einen gewiſſen Preis gebe, bey welchem es wahrſcheinlich iſt, daß mit dem Getreide zum Schaden des Volkes Höckerey getrieben, das heißt, daß es in der Abſicht aufgekauft werde, damit es bald nachher auf demſelben Markte wieder verkauft werde. Wenn aber ein Händler auf dem Wege nach einem gewiſſen Markte, oder auf dem Markte ſelbſt, Getreide einkauft, und die Abſicht dabey hat, es bald nachher an demſelben Orte wieder zu verkaufen: ſo muß er glauben, daß der Markt in der nächſten Jahrszeit nicht ſo reichlich, als damahls, mit Getreide verſehen werden könne, und folglich der Preis bald ſteigen werde. Irret er ſich nun, und ſteigt der Preis nicht: ſo verliert er nicht nur den ganzen Gewinn von ſeinem auf dieſe Art angelegten Kapitale, ſondern auch durch den unvermeidlichen Verluſt und Aufwand bey dem Aufſchütten und Aufbewahren des Getreides, einen Theil des Kapitals ſelbſt. Er ſchadet alſo ſich ſelbſt weit mehr, als eben den Leuten, die er an dieſem Markttage verhinderte, ſich mit Getreide zu verſehen; denn dieſe können es an einem folgenden Markttage wenigſtens eben ſo wohlfeil einkaufen. Urtheilt er hingegen richtig: ſo ſchadet er dem großen Haufen des Volks ſo wenig, daß er ihm vielmehr einen ſehr wichtigen Dienſt leiſtet. Indem er es die Beſchwerden einer Theurung etwas früher fühlen läßt: ſo verwahrt er es vor dem weit empfindlichern Gefühle derſelben, wenn die Wohlfeilheit des Preiſes es veranlaſſet hätte, mehr zu verzehren, als dem wirklichen Mangel des Jahres angemeſſen wäre. Iſt der Mangel wirklich vorhanden, ſo kann das Volk nichts beſſeres thun, als das Ungemach deſſelben auf die verſchiedenen Monate, Wochen und Tage des Jahrs ſo gleich, als möglich vertheilen. Dieſes thut der Kornhändler um ſeines Vortheils willen, ſo genau als er nur kann; und da niemand anders ſo ſehr dabey intereſſirt, niemand damit ſo bekannt und dazu ſo fähig iſt: ſo ſollte dieſes höchſt wichtige Handelsgeſchäfft ihm allein überlaſſen werden; oder, mit andern Worten: der Getreidehandel, wenigſtens in ſo fern er das inländiſche Bedürfniß angeht, ſollte vollkommene Freyheit genießen.

Die beym großen Haufen ſo gewöhnliche Furcht vor dem Aufkaufen und Vorkaufen des Getreides kann man mit der eben ſo gemeinen Furcht vor der Zauberey vergleichen. Die unglücklichen Opfer, die des letztern Verbrechens wegen angeklagt wurden, waren eben ſo unſchuldig, als die, welche man des erſtern wegen im Verdachte hat. Das Geſetz, welches die Hexenprozeſſe abſchaffte, und jedermann die Macht benahm, zu Befriedigung ſeiner eigenen Bosheit, ſeinem Nachbar ein eingebildetes Verbrechen anzuſchuldigen, ſcheint alle Furcht und allen Verdacht dadurch auf einmahl gehoben zu haben, daß es die Haupturſache, woher Furcht und Verdacht entſtanden und genährt wurden, aus dem Wege räumte. Ein Geſetz, welches dem inländiſchen Getreidehandel völlige Freyheit wiedergäbe, würde eben ſo ſicher aller Furcht des gemeinen Mannes vor dem Aufkaufen und Vorkaufen ein Ende machen.

Indeſſen hat doch die 15te Acte Karls II. Kap. 7, aller ihrer Mängel ungeachtet, mehr zu der reichlichen Verſorgung des inländiſchen Marktes, und zu der Aufnahme des Ackerbaues, beygetragen, als irgend ein anderes Geſetz in unſerm Geſetzbuche. Von ihr ſchreibt ſich alle Freyheit und Begünſtigung her, die der inländiſche Getreidehandel von da an genoſſen hat; und beydes, die Verſorgung des inländiſchen Marktes und das Intereſſe des Ackerbaues, werden weit mehr durch den inländiſchen, als durch den Einfuhr- oder Ausfuhrhandel befördert.

Das Verhältniß der Quantität aller Getreidearten, welche in Großbritannien eingeführt werden, zu dem Getreide, welches im Lande verzehrt wird, iſt von dem Verfaſſer des Tractats über den Getreidehandel, im Durchſchnitte wie eins zu fünf hundert und ſiebenzig, angegeben worden. Damit alſo das inländiſche Bedürfniß befriedigt werde, muß der inländiſche Handel, in Anſehung der Wichtigkeit, ſich zu dem Einfuhrhandel verhalten, wie fünf hundert und ſiebenzig zu eins.

Die mittlere Quantität des aus Großbritannien ausgeführten Getreides, jeder Art, ſoll, nach eben dieſem Verfaſſer, den ein und dreyßigſten Theil des jährlichen Ertrages nicht überſteigen. Es muß alſo der inländiſche Handel durch Verſorgung des einheimiſchen Marktes zur Aufnahme des Ackerbaues dreyßig mahl mehr beytragen, als der Ausfuhrhandel.

Ich habe zu der politiſchen Rechenkunſt kein großes Vertrauen, und möchte die Richtigkeit dieſer Berechnungen

gen eben nicht verbürgen. Ich führe ſie nur an, um zu zeigen, wie unbedeutend in den Augen verſtändiger und erfahrner Leute, der auswärtige Getreidehandel gegen den inländiſchen iſt. Die große Wohlfeilheit des Getreides in den Jahren, unmittelbar vor Einführung der Ausfuhrprämie, kann vielleicht als eine Wirkung dieſes Statuts Karls II. mit Recht angeſehen werden. Es wurde mehr als fünf und zwanzig Jahre vorher gegeben, und hatte alſo Zeit genug, ſeine Wirkung zu äußern.

Was ich über die drey andern Gattungen des Getreidehandels zu ſagen habe, wird durch wenig Worte erläutert werden können.

II. Der Handel des Kaufmanns, der fremdes Getreide zum inländiſchen Verbrauche einführt, trägt offenbar zu der unmittelbaren Verſorgung des inländiſchen Marktes bey, und muß in dieſem Betrachte dem Volke überhaupt unmittelbaren Nutzen ſchaffen. Er erniedriget zwar einigermaßen den mittleren Geldpreis des Getreides, aber er vermindert nicht deſſen wahren Werth, oder die Quantität Arbeit, welche damit betrieben werden kann. Wenn die Einfuhr zu allen Zeiten frey wäre: ſo würden unſere Pächter und Gutsherren, ohne Zweifel, ein Jahr ins andere gerechnet, aus ihrem Getreide weniger Geld löſen, als jetzt, da die Einfuhr die meiſte Zeit ſo gut als verbothen iſt; aber ihr gelöſetes Geld würde mehr Werth haben, man würde mehr Waaren anderer Art dafür eintauſchen und mehr Arbeit damit betreiben können. Ihr wirkliches Vermögen, ihre wirklichen Einkünfte würden alſo dieſelben bleiben, ob ſie gleich durch eine geringere Quantität Silber ausgedrückt würden; und ſie waren nicht weniger im Stande, und hätten nicht weniger Antrieb Getreide zu bauen, als jetzt. Im Gegentheil, da der wirklich erhöhete Werth des Silbers, als eine Folge des geſunkenen Geldpreiſes des Getreides, auch den Geldpreis aller andern Waaren um etwas geringer macht: ſo giebt dieſes der Induſtrie des Landes, wo der Fall eintritt, einigen Vortheil auf allen auswärtigen Märkten, und muß alſo dieſe Induſtrie beleben und vermehren. Der Umfang des inländiſchen Kornabſatzes ſteht im Verhältniſſe mit der allgemeinen Induſtrie des Landes, worin es wächſt, oder mit der Anzahl von Menſchen, die etwas anders als Getreide hervorbringen, und alſo etwas, oder den Werth von etwas haben, wofür ſie Getreide eintauſchen können. Nun iſt in jedem Lande der inländiſche Markt ſowohl der nächſte und bequemſte, als auch der größte und wichtigſte für das Getreide. Wenn alſo der reelle Werth des Silbers ſteigt, und dieſes Steigen eine Folge von dem verminderten Geldpreiſe des Getreides iſt: ſo muß dadurch der größte und wichtigſte Getreidemarkt erweitert, und ſomit der Getreidebau keinesweges verhindert, ſondern vielmehr befördert werden.

Durch die dreyzehnte Acte aus dem zwey und zwanzigſten Regierungsjahre Karls II. wurde die Einfuhr des Weitzens, wenn der inländiſche Preis nicht höher war, als drey und funfzig Schillinge und vier Pfennige, auf den Quarter, mit einer Abgabe von ſechzehn Schillingen, und wenn der Preis nicht höher war, als vier Pfunde St. mit einer Abgabe von acht Schillingen, auf den Quarter, belegt.

legt. Der erſte Preis hat ſeit mehr als einem Jahrhunderte nur bey ſehr groſſem Mangel, und der letztere, meines Wiſſens, gar niemahls ſtatt gefunden. Bis indeſſen der Weitzen den einen Preis überſtieg, war er durch dieſes Statut einer ſehr ſtarken Abgabe, und bis er den andern überſtieg, einer Abgabe unterworfen, die ſo gut als ein gänzliches Verboth war. Die Einfuhr der übrigen Getreidearten war ebenfalls nach Verhältniß der Preiſe, durch hohe Zölle eingeſchränkt. *) In der Folge wurden dieſe Abgaben immer mehr erhöhet.

---

*) Vor dem dreyzehnten Regierungsjahre des jetzigen Königs, mußten, bey der Einfuhr nachſtehender Getreidearten, die hinzu geſetzten Abgaben bezahlt werden:

Wenn der Quarter

Bohnen	bis 28 Schill. galt, war die Abgabe	10 Sch.	10 P.
	bis 40 :	16 :	8 :
	über 40 :	— :	12 :
Gerſte	bis 28 :	19 :	10 :
	bis 32 :	16 :	— :
	über 32 :	— :	12 :
Haſer	bis 16 :	5 :	10 :
	über 16 :	— :	9½ :
Erbſen	bis 40 :	16 :	— :
	über 40 :	— :	9½ :
Rokken	bis 30 :	19 :	10 :
	bis 40 :	16 :	8 :
	über 40 :	— :	12 :
Buchweizen	bis 32 :	16 :	— :
Weizen	bis 44 :	21 :	9 :
	bis 53 : 4 P.	17 :	— :
	bis 4 Pf. St.	8 :	— :
	über 4 : :	ungefähr 1 —	4 :

Malz darf, vermöge der Bill, die jährlich wegen der Aufſaze auf das Malz gemacht wird, gar nicht eingeführt werden.

Die Noth, welche die ſtrenge Handhabung dieſer Geſetze in theuern Jahren über das Volk gebracht hätte, würde wahrſcheinlich ſehr groß geweſen ſeyn. Aber unter ſolchen Umſtänden ſind ſie gemeiniglich durch einſtweilige Statuten, welche die Einfuhr des fremden Getreides auf eine beſtimmte Zeit erlaubten, ausgeſetzt worden. Die Nothwendigkeit dieſer temporellen Geſetze beweiſet die Unſchicklichkeit des allgemeinen.

Dieſe Beſchränkungen der Einfuhr ſind zwar älter, als die Ausfuhrprämien, aber von eben dem Geiſte, und aus eben den Gründen eingegeben worden. So ſchädlich dieſe und andere Einſchränkungen an und für ſich ſelbſt ſeyn mögen: ſo wurden ſie doch in der Folge, durch die Einführung der Prämien, nothwendig. Wenn der Quarter Weitzen weniger oder nicht viel mehr galt, als acht und vierzig Schillinge: ſo konnte fremdes Getreide entweder zollfrey, oder gegen einen geringen Zoll, eingeführt, und, vermöge der Vergütung der Prämie, zum großen Nachtheil der Staatseinkünfte, wieder ausgeführt werden; wodurch denn die ganze Anſtalt, mit welcher es auf erweiterten Abſatz des inländiſchen Gewächſes, und nicht des ausländiſchen, abgeſehen war, umgekehrt worden wäre.

III. Der Handel des Kaufmanns, der Getreide zum auswärtigen Verbrauche ausführt, trägt freylich unmit-

---

Jene verſchiedenen Abgaben wurden zum Theil durch die Acte aus dem 22ſten Regierungsjahre Karls des zweyten, an die Stelle der alten Subſidie, aufgelegt, theils durch die neue Subſidie, durch die Ein Drittheil- und die Zwey Drittheil-Subſidie und durch die Subſidie vom J. 1747.

unmittelbar zur reichlichen Verſorgung des einheimiſchen Marktes nichts bey; aber doch mittelbar. Aus welcher Quelle dieſe Verſorgung gemeiniglich entſpringen mag, aus dem einheimiſchen Gewächſe, oder der Einfuhr aus der Fremde: ſo kann doch, wenn nicht gewöhnlich mehr Getreide erbauet, oder mehr ins Land eingeführt wird, als man in demſelben gewöhnlich verzehrt, der Vorrath auf den einheimiſchen Märkten niemahls ſehr reichlich ſeyn. Kann aber der Ueberfluß, in allen gewöhnlichen Fällen, nicht ausgeführt werden: ſo werden die Landwirthe gewiß nicht mehr erbauen, und die Kaufleute nicht mehr einführen, als das bloße Bedürfniß des einheimiſchen Marktes erfordert. Der Markt wird ſehr ſelten überfüllet, und vielmehr nicht zulänglich verſorgt ſeyn, weil die Leute, die ihn verſorgen, befürchten müſſen, daß ihre Waare ihnen liegen bleibt. Das Verboth der Ausfuhr ſchränkt den Ackerbau eines Landes und deſſen Verbeſſerung bloß auf die Hervorbringung derjenigen Quantität Getreides ein, die zur Verſorgung der Einwohner nöthig iſt; die Freyheit der Ausfuhr dehnt ſich auch auf die Quantitäten aus, die für das Bedürfniß fremder Völker nothwendig ſind.

Nach der vierten Acte vom ſiebenten Jahre Karls II. war die Getreideausfuhr erlaubt, ſo oft der Quarter Weitzen nicht mehr als vierzig Schillinge, und das übrige Getreide, in dieſem Verhältniſſe, galt. Durch die 15te Acte eben dieſes Fürſten wurde dieſe Freyheit bis zu dem Preiſe von acht und vierzig Schillingen auf den Quarter Weitzen, und durch die 22ſte Acte bis zu jedem höhern Preiſe ausgedehnt. Bey einer ſolchen Ausfuhr mußte zwar ein gewiſſes Wagegeld (a poundage) an den

König bezahlt werden. Allein alles Getreide war in dem Zolltarif ſo geringe angeſchlagen, daß dieſe Abgabe auf den Quarter Weitzen nicht mehr als einen Schilling, auf den Hafer vier Pfennige, und auf das übrige Getreide ſechs Pfennige St. betrug. Durch die erſte Acte Wilhelms und Mariens, welche die Prämie einführte, wurde dieſe geringe Abgabe, wenn der Quarter Weitzen nicht mehr als acht und vierzig Schillinge galt, ſtillſchweigend, und durch die 12te Acte Wilhelms III. im 20ſten Kap. bey allen höhern Preiſen, ausdrücklich abgeſchafft.

Auf dieſe Weiſe wurde dem Gewerbe des Kaufmanns, welcher Getreide ausführt, nicht nur durch die Prämie mehr Begünſtigung, ſondern auch größere Freyheit zugeſtanden, als dem inländiſchen Getreidehändler. Vermöge des letzterwähnten Statuts durfte Getreide zu jedem Preiſe zum Ausführen aufgekauft werden, aber zum inländiſchen Verkaufe nur dann, wenn der Quarter Weitzen nicht über acht und vierzig Schillinge galt. Gleichwohl kann, wie ſchon vorhin bewieſen worden iſt, das Intereſſe des inländiſchen Getreidehändlers, dem Intereſſe des Volkes überhaupt nie entgegen ſtehen. Das Intereſſe des ausführenden Kaufmanns hingegen kann es, und ſteht ihm zuweilen wirklich entgegen. Wenn in ſeinem eigenen Lande Theurung vorhanden wäre, und ein benachbartes Hungersnoth litte: ſo würde er ſeinen Vortheil dabey finden, dem letztern Getreide in ſolcher Menge zuzuführen, daß die Beſchwerde der Theurung dadurch vergrößert würde. Nicht die reichliche Verſorgung des einheimiſchen Marktes war der unmittelbare Zweck jener Statuten: ſondern man wollte, unter dem Vorwande den Ackerbau zu befördern, den Geldpreis des Getreides ſo hoch, als nur möglich treiben, und folglich eine immerwährende Theurung auf den inländiſchen Märkten unterhalten. Bey der erſchwerten Einfuhr war die Verſorgung dieſes Markts, ſelbſt in ſehr theuern Zeiten, bloß auf die einheimiſchen Ernten eingeſchränkt; und durch die Begünſtigung der Ausfuhr, wenn der Quarter bis acht und vierzig Schillinge galt, konnte ſelbſt in ziemlich theurer Zeit dieſem Markte nicht die ganze Ernte zu gute kommen. Die temporellen Geſetze, die auf eine beſtimmte Zeit die Getreideausfuhr verbiethen, und die Zölle auf die Einfuhr für eine beſtimmte Zeit aufheben, Hülfsmittel, zu welchen Großbritannien ſchon ſo oft ſeine Zuflucht hat nehmen müſſen, beweiſen genugſam, wie unſchicklich das Syſtem überhaupt ſey. Wäre dieſes Syſtem gut, ſo hätte man nicht ſo oft davon abweichen dürfen.

Wenn alle Völker das wohlwollende Syſtem der freyen Ausfuhr und Einfuhr befolgten: ſo würden die verſchiedenen Staaten, welche einen ganzen Welttheil ausmachen, in dieſer Rückſicht den verſchiedenen Provinzen eines großen Reiches ähnlich ſeyn. So wie unter den Provinzen eines großen Reiches die Freyheit des inländiſchen Handels, der Vernunft und Erfahrung zu Folge, nicht nur die Theurung am meiſten erleichtert, ſondern auch der Hungersnoth am wirkſamſten vorbauet: ſo würde dieſes, durch Freyheit des Ausfuhr- und Einfuhrhandels, unter den verſchiedenen Staaten eines ganzen Welttheils geſchehen. Je größer der Welttheil wäre, je mehr der Verkehr unter den einzelnen Theilen, zu Lande und zu Waſſer, erleichtert würde: deſto weniger würde ein ſolcher einzelner Theil jenen Bedrängniſſen unterworfen ſeyn, weil der Ueberfluß des einen Landes, den Mangel des andern erſetzte. Aber wenige Länder haben dieſes wohlwollende Syſtem im ganzen Umfange angenommen. Die Freyheit des Getreidehandels iſt allenthalben mehr oder weniger, und in manchen Ländern durch ſolche ungereimte Anordnungen, eingeſchränkt, daß oft das unvermeidliche Uebel einer Theurung, in das ſchreckliche Elend einer Hungersnoth verwandelt wird. Das Verlangen ſolcher Länder nach Getreide kann oftmahls ſo groß und ſo dringend werden, daß ein kleiner Staat in der Nachbarſchaft, der gerade zu der Zeit durch Theurung leidet, es nicht wagen darf, jenen mit Getreide zu verſorgen, ohne ſich ſelbſt einer gleich ſchrecklichen Landplage auszuſetzen. Die ſchlechte Polizey des einen Landes kann alſo eine Maßregel gefährlich und unſchicklich machen, die ſonſt in einem andern Lande die heilſamſte wäre. Indeſſen würde unbeſchränkte Freyheit der Ausfuhr am wenigſten in großen Staaten gefährlich ſeyn, wo bey reichen Ernten, das Bedürfniß durch die Menge des ausgeführten Getreides, nicht leicht geſchmälert werden kann. In einem Schweitzerkanton, oder einem der kleinen italieniſchen Staaten mag es zuweilen nothwendig ſeyn, die Ausfuhr einzuſchränken; aber dieſes kann in ſo großen Ländern, als Frankreich oder England ſind, kaum jemahls der Fall ſeyn. Den Landwirth verhindern, ſeine Waare, zu allen Zeiten auf den beſten Markt zu verſenden, heißt offenbar das gemeine Geſetz der Gerechtigkeit, einer Einbildung von gemeinem Beſten,

ſten, einer Art von Staatsraiſon aufopfern; ein Verfahren der geſetzgebenden Gewalt, das nur in Fällen der allerdringendſten Nothwendigkeit ausgeübt werden ſollte, und nur alsdann verzeihlich ſeyn kann. Der Preis, bey welchem die Getreideausfuhr verbothen wird, wenn ſie denn ja verbothen werden ſoll, müßte immer ein ſehr hoher Preis ſeyn.

Man kann die Geſetze, welche das Getreide betreffen, mit den Geſetzen, welche die Religion betreffen, vergleichen. Die Menſchen fühlen ſich bey dem, was ſich auf ihre Erhaltung in dieſem Leben, oder auf ihre Glückſeligkeit in dem zukünftigen beziehet, ſo ſehr intereſſirt, daß die Regierung ihren Vorurtheilen nachgeben, und, um die öffentliche Ruhe zu erhalten, das Syſtem einführen muß, womit ſie zufrieden ſind. Aus dieſem Grunde finden wir vielleicht ſo ſelten ein vernünftiges Syſtem eingeführt, wobey man Rückſicht auf den einen oder andern dieſer beyden Hauptgegenſtände genommen hätte.

IV. Das Gewerbe des Zwiſchenhändlers, der fremdes Getreide einführt, um es wieder auszuführen, trägt zur reichlichen Verſorgung des einheimiſchen Marktes bey. Zwar hat er bey dieſem Handel nicht unmittelbar den Zweck, ſein Getreide im Lande zu verkaufen. Aber gemeiniglich iſt er dazu geneigt, und zwar für einen viel geringern Preis, als er im Auslande hoffen könnte, weil er ſodann die Koſten des Ein- und Ausladens, der Fracht und Aſſecuranz erſpart. Die Einwohner ſolcher Länder, welche durch den Zwiſchenhandel die Niederlage und Kornkammer anderer Länder werden, können ſehr ſelten ſelbſt

Mangel leiden. Wenn alſo gleich der Zwiſchenhandel den mittlern Geldpreis des Getreides beym inländiſchen Verkaufe um etwas herabſetzte: ſo würde er doch den reellen Werth deſſelben nicht vermindern, ſondern nur den reellen Werth des Silbers um etwas vermehren.

Der Zwiſchenhandel mit Getreide war in Großbritannien, in den gewöhnlichen Fällen ſtillſchweigend verbothen; denn auf die Einfuhr des fremden Getreides waren hohe Zölle gelegt, für die meiſtentheils keine Rückzölle gegeben wurden. In außerordentlichen Fällen, wenn nehmlich eine Theurung die Aufhebung dieſer Zölle durch temporelle Statuten nothwendig machte, durfte kein Getreide ausgeführt werden. Alſo war durch dieſe Geſetzgebung aller Zwiſchenhandel ſo gut als verbothen.

Das Syſtem von Geſetzen, welches mit der Errichtung der Ausfuhrprämie zuſammenhängt, ſcheint die Lobſprüche, womit man es belegt hat, keinesweges zu verdienen. Der Wohlſtand, und der verbeſſerte Ackerbau von Großbritannien, der dieſen Geſetzen ſo oft zugeſchrieben worden iſt, kann ſehr leicht aus andern Urſachen erklärt werden. Die Sicherheit, womit nach britiſchen Geſetzen jedermann die Früchte ſeiner Arbeit genießt, iſt allein hinreichend, dieſen und zwanzig andern ungereimten Handelsgeſetzen zum Trotze, ein Land blühend zu machen; und dieſe Sicherheit wurde durch die Revolution, faſt zu eben der Zeit, als die Prämie eingeführt wurde, feſt gegründet. Das natürliche Beſtreben jedes Menſchen, ſeine Umſtände zu verbeſſern, wenn es ſich mit Freyheit und Sicherheit äußern darf, iſt ein ſo mächtiger Grundtrieb, daß dadurch allein und ohne andere Hülfe, die Geſellſchaft nicht nur zu Wohlſtande und Reichthümern gelangen, ſondern auch hundert Hinderniſſe überwinden kann, welche die Verkehrtheit menſchlicher Geſetze dieſem Beſtreben in den Weg legt; wiewohl die Wirkung ſolcher Hinderniſſe allezeit mehr oder weniger dahin geht, ſeine Freyheit zu beſchränken, oder ſeine Sicherheit zu vermindern. In Großbritannien genießt die Betriebſamkeit alle mögliche Sicherheit; und ob ſie gleich keine völlige Freyheit genießt: ſo iſt ſie doch ſo frey, oder noch freyer, als in irgend einem Theile von Europa.

Der Zeitraum, in welchem Großbritannien zu ſeinem größten Wohlſtande gelangt iſt, folgte zwar erſt auf die Geſetzgebung, mit der die Prämie zuſammenhängt; aber wir müſſen darum nicht jenen Wohlſtand dieſen Geſetzen beymeſſen. Er iſt auch neuer, als die Nationalſchuld, die doch jenen Wohlſtand gewiß nicht hervorgebracht hat.

Ob gleich das Syſtem von Geſetzen, welches mit der Prämie zuſammenhängt, mit der Staatswirthſchaft in Spanien und Portugal einerley Geiſt und einerley Zweck hat, den nehmlich, den Werth der edlen Metalle im Lande etwas herabzuſetzen: ſo iſt doch Großbritannien unſtreitig eines der reichſten Länder in Europa, indem Spanien und Portugal vielleicht unter die ärmſten gehören. Allein dieſe Verſchiedenheit des Zuſtandes liegt offenbar in zwey beſondern Urſachen. Zuvörderſt muß in Spanien die Abgabe auf die Ausfuhr des Goldes und

Silbers, in Portugal das gänzliche Verboth der Ausfuhr und die ſtrenge Polizey, welche über die Handhabung dieſer Geſetze wacht, in zwey ſo ſehr armen Ländern, die zuſammen jährlich mehr als ſechs Millionen Pfund Sterling einführen, nicht nur auf eine mehr unmittelbare, ſondern auch gewaltſamere Weiſe den Werth dieſer Metalle herabſetzen, als ihn die Korngeſetze in Großbritannien herabſetzen können. Sodann hat die ſchlechte Polizey dieſer Länder kein Gegengewicht in der allgemeinen Freyheit und Sicherheit des Volks. Die Indúſtrie iſt dort weder frey, noch ſicher; und die bürgerliche und kirchliche Verfaſſung in Spanien und Portugal iſt allein hinreichend, ihre jetzige Armuth zu verewigen, wenn auch ihre Handelseinrichtungen eben ſo weiſe wären, als ſie großentheils widerſinnig und thöricht ſind.

Die Acte aus dem dreyzehnten Jahre des jetzigen Königs, im 43ſten Kap. ſcheint in Abſicht auf die Korngeſetze ein neues Syſtem eingeführt zu haben, das in vielerley Betrachte beſſer, aber in zweyerley Rückſichten nicht ganz ſo gut iſt, als die vorigen.

Durch dieſes Statut, werden die hohen Einfuhrzölle auf das zum inländiſchen Verbrauche beſtimmte Getreide aufgehoben, ſo bald der Preis des mittelmäßigen Weitzens auf acht und vierzig Schillinge, des mittelmäßigen Rokkens, der Erbſen oder Bohnen auf zwey und dreyßig Schillinge, der Gerſte auf vier und zwanzig und des Haſers auf ſechzehn Schillinge, für den Quarter, geſtiegen iſt. Dagegen iſt nur ein geringer Zoll von ſechs Pfennigen St. auf den Quarter Weitzen, und ſo auf das übrige Getreide nach Verhältniß, gelegt worden. In Abſicht alſo auf dieſe verſchiedenen Getreidearten, und inſonderheit auf den Weitzen, kann der inländiſche Markt mit fremdem Getreide bey weit geringern Preiſen, als vormahls, verſorgt werden.

Nach eben dieſem Statute fällt die Prämie von fünf Schillingen auf die Ausfuhr des Weitzens hinweg, ſobald der Preis des Quarters auf vier und vierzig Schillinge geſtiegen iſt. Vorhin hörte ſie nur bey acht und vierzigen auf. Die Prämie von zwey Schillingen und ſechs Pfennigen auf die Ausfuhr der Gerſte fällt hinweg, wenn der Preis zwey und zwanzig Schillinge beträgt. Vorhin hörte ſie nur bey vier und zwanzigen auf. Die Prämie von zwey Schillingen und ſechs Pfennige St. auf die Ausfuhr der Hafergrütze, fällt bey dem Preiſe von funfzehn Schillingen, anſtatt vorhin bey vierzehn, hinweg. Die Prämie auf den Rokken iſt von drey Schillingen und ſechs Pfennig St. auf drey Schillinge herabgeſetzt worden, und fällt hinweg, wenn der Preis acht und zwanzig Schillinge, anſtatt vorhin zwey und dreyßig, beträgt. Wenn Prämien, wie ich zu beweiſen verſucht habe, etwas zweckwidriges ſind: ſo iſt es um ſo viel beſſer, je früher ſie aufhören und je geringer ſie ſind.

Eben dieſes Statut erlaubt bey den niedrigſten Preiſen die zollfreye Einfuhr des Getreides, welches wieder ausgeführt werden ſoll. Es muß aber in dieſer Zwiſchenzeit in einem Magazine verwahrt werden, welches von einem königlichen Beamten und von dem Kaufmanne gemeinſchaftlich verſchloſſen wird. Dieſe Erlaubniß erſtreckt ſich zwar nur auf fünf und zwanzig Seehäfen in Großbritannien; es ſind dieſes aber auch die wichtigſten, und in den meiſten übrigen möchte es zu dieſem Zwecke wohl an Magazinen fehlen.

In ſo fern enthält dieſes Geſetz offenbar eine Verbeſſerung der alten Verfaſſung. Aber es beſtimmt auch einen Prämie von zwey Schillingen auf jeden auszuführende Quarter Haſer, wenn der Preis nicht höher ſteht, als vierzehn Schillinge. Vorhin iſt auf die Ausfuhr dieſes Getreides ſo wenig, als auf die Ausfuhr der Erbſen oder Bohnen, jemals eine Prämie gegeben worden.

Sodann wird auch durch dieſes Geſetz die Ausfuhr des Weitzens verbothen, wenn der Preis auf vier und vierzig Schillinge, der Quarter, ſteigt; des Rokkens, bey dem Preiſe von acht und zwanzig Schillingen; der Gerſte, bey zwey und zwanzig, und des Hafers bey vierzehn Schillingen. Alle dieſe Preiſe ſcheinen viel zu niedrig zu ſeyn, und überdieß ſcheint eine Unſchicklichkeit darin zu liegen, daß man die Ausfuhr gerade bey den nehmlichen Preiſen verbiethet, bey welchen die vorhin zur Beförderung der Ausfuhr gegebene Prämie, aufhöret. Entweder ſollte die Prämie ſchon bey viel geringern Preiſen aufhören, oder die Ausfuhr ſollte erſt bey viel höhern Preiſen erlaubt werden.

In ſo fern ſcheint alſo dieſes Geſetz nicht ſo gut zu ſeyn, als das vormahlige Syſtem. Indeſſen kann man vielleicht, bey allen ſeinen Mängeln, davon ſagen, was man von den Geſetzen des Solon geſagt hat: Wenn ſie auch an und für ſich ſelbſt nicht die beſten wären: ſo wären

ren ſie doch die beſten, welche ſich bey der Gewinnſucht, den Vorurtheilen und der Denkungsart des Zeitalters machen ließen. Sie werden vielleicht in der Zukunft beſſern Geſetzen den Weg bahnen.

Sechſtes Kapitel.

Von Handelsverträgen.

Wenn eine Nation ſich durch einen Vertrag anheiſchig macht, aus einem fremdem Lande die Einfuhr gewiſſer Waaren zu erlauben, welche kein anderes Land einführen darf, oder die Waaren des einen Landes von Abgaben zu befreyen, denen die Waaren der übrigen Länder unterworfen ſind: ſo müſſen nothwendig das Land, deſſen Handlung ſo begünſtiget wird, oder wenigſtens ſeine Kaufleute und Manufacturiſten, aus einem ſolchen Vertrage großen Vortheil ziehen. Dieſe Kaufleute und Manufacturiſten genießen eine Art von Alleinhandel in dem Lande, welches ihnen dieſes Vorrecht zugeſteht. Ihr Waarenabſatz wird ausgebreiteter und vortheilhafter; ausgebreiteter, weil die Waaren anderer Nationen verbothen oder höhern Abgaben unterworfen ſind, und ſie alſo mehr von den ihrigen abſetzen; vortheilhafter, weil die Kaufleute des begünſtigten Landes, da ſie eine Art von Monopol genießen, ihre Waaren oft theurer verkaufen, als wenn ſie der freyen Concurrenz mit allen andern Nationen unterworfen wären.

So vortheilhaft indeſſen dergleichen Verträge für die Kaufleute und Manufacturiſten in dem begünſtigten

Lande ſind: ſo unfehlbar nachtheilig ſind ſie für dieſelben in dem begünſtigenden. Einer fremden Nation wird ein wider ſie gerichtetes Monopol zugeſtanden; und wenn ſie ausländiſcher Waaren bedürfen: ſo müſſen ſie dieſe theurer einkaufen, als wenn die freye Mitbewerbung anderer Völker ſtatt fände. Der Theil von ihren eigenen Erzeugniſſen, womit eine ſolche Nation fremde Waaren einkauft, muß folglich weniger gelten, weil, wenn zwey Sachen gegen einander vertauſcht werden, die Wohlfeilheit der einen, eine nothwendige Folge von der Theurung der andern, oder vielmehr nichts anders iſt, als die Theurung der andern. Daher wird der Werth ihrer jährlich zu vertauſchenden Erzeugniſſe durch jeden ſolchen Handelsvertrag vermindert werden. Dieſe Verminderung wird indeſſen ſelten zu einem wirklichen Verluſte, ſondern iſt bloß ein geringerer Gewinn. Ob wohl ein ſolches Land ſeine Güter wohlfeiler verkauft, als es ſie außerdem verkaufen würde: ſo wird es ſie doch nicht leicht für weniger, als ſie ihm ſelbſt koſten, noch, wie das bey den Prämien der Fall iſt, für einen Preis verkaufen, der ihm das Kapital, welches auf das zu Markt bringen der Waare verwendet worden iſt, nebſt den gewöhnlichen Gewinnſt des Kapitals, nicht vergütet. Der Handel könnte, in einem ſolchen Falle, nicht lange beſtehen. Selbſt das begünſtigende Land kann alſo immer dabey gewinnen, wiewohl nicht ſo viel, als bey freyer Concurrenz.

Gewiſſe Handelsverträge hat man indeſſen nach ganz andern Grundſätzen für vortheilhaft ausgegeben; und ein handelndes Land hat zuweilen einer fremden Nation für gewiſſe Güter ein Monopol gegen ſich ſelbſt zugeſtanden, weil man hoffte, daß man in dem ganzen Handelsverkehr jährlich mehr verkaufen als kaufen, und daß ſich die Bilanz des Goldes und Silbers jährlich zum Vortheile des Landes neigen werde. Nach dieſen Grundſätzen hat man den Handelsvertrag zwiſchen England und Portugal, der im J. 1703 durch Herrn Methuen geſchloſſen worden iſt, ſo ſehr angeprieſen. Folgendes iſt eine wörtliche Ueberſetzung dieſes Vertrages, der bloß aus drey Artikeln beſteht.

Erſter Artikel.

Seine königlich portugieſiſche Majeſtät verſpricht in ihrem und ihrer Nachfolger Namen, in Zukunft die Einführung der wollenen Tücher und übrigen wollenen Manufacturwaaren der Britten in Portugal, auf eben dem Fuße auf immer zu geſtatten, wie es vor dem Verbothe gebräuchlich geweſen iſt, jedoch unter der Bedingung:

Zweyter Artikel.

Daß nehmlich ſeine königlich großbritanniſche Majeſtät in ihrem eigenen und ihrer Nachfolger Namen, in Zukunft verbunden ſey, die Einführung der Weine von portugieſiſchem Gewächſe, in Großbritannien, für immer zu geſtatten, ſo, daß zu keiner Zeit, es mag zwiſchen den Königreichen Großbritannien und Frankreich Friede oder Krieg ſeyn, von dieſen Weinen, unter dem Namen Zoll, oder Abgabe, oder irgend einer andern Benennung, mittelbarer oder unmittelbarer Weiſe, die Weine mögen in Pipen, oder Oxhöften oder andern Geſäßen eingeführt werden, nichts weiter gefordert werden ſoll, als für eine gleiche Quantität franzöſiſcher Weine, nach Abzug eines Drittheils, an Zoll oder Abgabe gefordert wird. Wenn aber jemahls dieſe nur erwähnte Zollverminderung auf irgend eine Art geſchmälert oder verletzt werden ſollte: ſo ſoll ſeine königlich portugieſiſche Majeſtät berechtiget ſeyn, die Einfuhr der wollenen Tücher und die übrigen brittiſchen wollenen Manufacturwaaren wiederum zu verbiethen.

Dritter Artikel.

Die bevollmächtigten Herren Geſandten machen ſich anheiſchig, daß ihre vorerwähnten Herren dieſen Vertrag genehmigen, und daß die Genehmigungen binnen zwey Monaten gegen einander ausgewechſelt ſeyn werden.

Durch dieſen Vertrag macht ſich der portugieſiſche Staat verbindlich, die engliſchen wollenen Zeuge auf eben dem Fuße zuzulaſſen, als vor dem Verbothe geſchehen iſt, das heißt, die Abgaben, welche vor dieſer Zeit darauf lagen, nicht zu erhöhen. Aber er iſt nicht verbunden, dieſe Waaren unter beſſern Bedingungen, als die Waaren anderer Völker, zum Beyſpiel der Franzoſen und Holländer, zuzulaſſen. Der großbritanniſche Staat hingegen macht ſich anheiſchig, die portugieſiſchen Weine für nicht mehr als zwey Drittheile der Abgaben zuzulaſſen, welche die franzöſiſchen Weine, die mit jenen am meiſten in Concurrenz kommen, bezahlen. In ſo fern alſo iſt dieſer Vertrag offenbar für Portugal vortheilhaft und für Großbritannien nachtheilig. Gleichwohl iſt derſelbe als ein Meiſterſtück der engliſchen Handelspolitik geprieſen worden. Portugal erhält aus Braſilien jährlich mehr Gold, als es zu ſeinem inländiſchen Bedürfniſſe, zum Vermünzen, oder Verarbeiten gebrauchen kann. Der Ueberſchuß iſt zu koſtbar, als daß man ihn müßig im Kaſten verſchloſſen halten ſollte; und da man im Lande keinen vortheilhaften Abſatz findet: ſo muß er, des Verboths ungeachtet, auswärts geſendet und gegen etwas, das man im Lande vortheilhafter abſetzen kann, vertauſcht werden. Ein großer Theil dieſes Ueberſchuſſes kommt jährlich nach England, entweder als Bezahlung für engliſche, oder ſolche europäiſche Waaren, die dieſe Nationen über England bezahlt erhalten. Herrn Baretti hatte man berichtet, daß das wöchentliche Liſſaboner Paketboot, eine Woche in die andere gerechnet, mehr als funfzig tauſend Pfunde Gold nach England bringe. Dieſes iſt wahrſcheinlich übertrieben; denn es würde jährlich mehr, als zwey Millionen und sechsmahl hundert tauſend Pfunde betragen, und ſo viel ſoll Braſilien nicht einbringen.

Vor etlichen Jahren waren unſere Kaufleute mit der Krone Portugal unzufrieden. Gewiſſe Privilegien, die ihnen, zwar nicht durch einen Handelsvertrag, aber aus freyem Willen dieſer Krone, wahrſcheinlich auf Anſuchen der Kaufleute, und gegen weit größere Vortheile, Schutz und Vertheidigung, die ſie von Großbritannien erwartete, verliehen worden waren, wurden geſchmälert oder zurückgenommen. Daher waren die Leute, die ſonſt den Handelsvertrag mit Portugal am angelegentlichſten anzupreiſen pflegten, mehr geneigt, ihn nachtheiliger, als man insgemein glaubte, vorzuſtellen.

Sie behaupteten, der bey weitem größte Theil des jährlich eingeführten Goldes ſey nicht für großbritanniſche, ſondern für Rechnung anderer europäiſchen Völker, weil die jährlich in Großbritannien eingeführten portugieſiſchen Früchte und Weine beynahe den ganzen Werth der dahin verſendeten brittiſchen Waaren ausmachten.

Wir wollen indeſſen annehmen, daß alles für großbritanniſche Rechnung ging, und eine noch größere Summe betrug, als Herr Baretti ſich einbildet: ſo würde dieſer Handel deßwegen dennoch nicht vortheilhafter ſeyn, als jeder andere, bey dem wir gleiche Werthe von Waaren ein- und ausführten.

Nur ein ſehr kleiner Theil dieſer Ausfuhr wird jährlich zu Gold- und Silbergeſchirr und zum Vermünzen verbraucht. Das übrige muß alles außer Landes geſendet und gegen verbrauchbare Güter von einer oder der andern Art umgeſetzt werden. Wenn aber dieſe verbrauchbaren Güter unmittelbar gegen Erzeugniſſe engliſchen Gewerbfleiſſes eingetauſcht werden: ſo iſt das unſtreitig für England vortheilhafter, als wenn man mit dieſen Erzeugniſſen das portugieſiſche Gold eintauſchen, und dann erſt mit dieſem Golde jene Güter kaufen muß. Ein gerader auswärtiger Conſumtionshandel iſt immer vortheilhafter, als ein umlaufender; und um ausländiſche Waaren von gleichem Werthe im Lande abzuſetzen, bedarf es im erſten Falle ein weit geringeres Kapital, als im letztern. Hätte England mit weniger Betriebſamkeit Waaren für den portugieſiſchen Markt hervorgebracht, und hingegen mehr Betriebſamkeit auf Waaren für ſolche

Märkte verwendet, wo verbrauchbare Güter, deren Großbritannien bedarf, zu haben ſind: ſo hätte England mehr dabey gewonnen. Es hätte alſo ein geringeres Kapital, als bisher gebraucht, um ſich ſein Bedürfniß an Golde ſowohl, als an verbrauchbaren Gütern zu verſchaffen, und würde folglich ein Erſparniß übrig behalten haben, welches man zu andern Zwecken hätte anwenden können, wenn man den Gewerbfleiß noch mehr beſchäftiget, und ein noch ſtärkeres jährliches Erzeugniß hervorgebracht hätte.

Wenn auch Großbritannien von dem portugieſiſchen Handel ganz und gar ausgeſchloſſen wäre: ſo würde es ſich dennoch ſein jährliches Bedürfniß an Golde zum Verarbeiten, oder Vermünzen, oder zum auswärtigen Handel leicht verſchaffen können. Gold iſt, ſo wie jede andere Waare, aller Orten leicht für ſeinen Werth zu bekommen, wenn man dieſen Werth in Händen hat. Der jährliche Ueberſchuß des Goldes in Portugal würde ja doch immer aus dem Lande gehen, und würde, wenn auch nicht von den Engländern, doch von irgend einer andern Nation aufgenommen werden, die froh wäre, es für ſeinen Preis wieder unterzubringen: gerade ſo, wie es gegenwärtig mit Großbritannien der Fall iſt. Freylich kaufen wir jetzt das portugieſiſche Gold aus der erſten Hand; kauften wir es von einer andern Nation, die ſpaniſche ausgenommen: ſo bekämen wir es aus der zweyten Hand, und bezahlten es um etwas theurer; aber der Unterſchied wäre unſtreitig zu geringe, als daß er die Aufmerkſamkeit des Staats verdienen ſollte.

Faſt unſer ſämmtliches Geld, ſagt man, kömmt aus Portugal. Bey allen übrigen Völkern iſt die Handelsbilanz wider uns, oder doch nicht ſehr für uns. Wir ſollten aber bedenken, daß, je mehr Gold wir von einer Nation einführen, deſto weniger von allen übrigen Nationen eingeführt wird. Das wirkliche Bedürfniß des Geldes, ſo wie jeder andern Waare, ſchränkt ſich auf eine gewiſſe Menge ein. Wenn neun Zehntheile dieſer Quantität aus dem einen Lande eingeführt werden: ſo bleibt für die Einfuhr aus den andern nur ein Zehntheil übrig. Je mehr alſo aus dieſem oder jenem Lande, über das Bedürfniß zum Verarbeiten und Vermünzen, eingeführt wird, deſto mehr muß nothwendiger Weiſe in andere Länder ausgeführt werden; und je mehr dieſer unbedeutendſte unter allen Gegenſtänden der neuern Politik, die Handelsbilanz, bey dieſem oder jenem Lande uns günſtig zu ſeyn ſcheinet, deſto ungünſtiger für uns muß ſie uns bey andern vorkommen.

Gleichwohl ließen ſich durch den thörichten Wahn, England könne ohne den portugieſiſchen Handel nicht beſtehen, zu Ende des letztern Krieges, Frankreich und Spanien, ohne alle Beleidigung oder Veranlaſſung, verleiten, von dem Könige von Portugal zu verlangen, daß er allen brittiſchen Schiffen ſeine Häfen verſchließen und zur Sicherheit dieſer Ausſchließung franzöſiſche oder ſpaniſche Beſatzung aufnehmen ſolle. Wäre der König von Portugal dieſe ſchimpfliche Zumuthung ſeines Schwagers, des Königs von Spanien, eingegangen: ſo hätte ſich Großbritannien von einem viel größern Uebel befreyet, als der Verluſt des portugieſiſchen Handels iſt, von der Beſchwerde nehmlich, einen ſchwachen Bundesgenoſſen zu beſchützen, der von allen Mitteln der Selbſtvertheidigung ſo entblößt war, daß die ganze engliſche Macht, wenn ſie auch hierauf allein verwendet worden wäre, ihn ſchwerlich noch einen Feldzug über hätte vertheidigen können. Ohne Zweifel würde der Verluſt des portugieſiſchen Handels diejenigen Kaufleute, welche damahls darin verwickelt waren, in keine geringe Verlegenheit geſetzt haben. Sie hätten vielleicht in einem oder in zwey Jahren keine ſo vortheilhafte Gelegenheit, ihr Geld zu benutzen, gefunden. Aber das wäre auch aller Nachtheil geweſen, den England von dieſem Meiſterſtreiche der Handelspolitik empfunden hätte.

Die große Menge des jährlich eingeführten Goldes und Silbers iſt weder zum Verarbeiten, noch zum Vermünzen, ſondern für den auswärtigen Handel beſtimmt. Ein umlaufender auswärtiger Conſumtionshandel kann vermittelſt dieſer Metalle weit vortheilhafter, als vermittelſt anderer Güter betrieben werden. Weil Gold und Silber die Werkzeuge alles Handels ſind: ſo kann man jede Waare dafür leichter, als für andere Güter eintauſchen; und weil ihr Umfang geringe und doch ihr Werth groß iſt: ſo koſtet es weniger, ſie von einem Orte zum andern herum zu führen, als faſt jede andere Waare; auch verlieren ſie bey dieſem Transporte weniger von ihrem Werthe. Daher iſt von allen Waaren, die man in einem fremden Lande bloß in der Abſicht einhandelt, damit man in einem andern Lande andere Waaren dafür kaufen oder eintauſchen könne, keine ſo bequem, als Gold und Silber. Darin beſteht nun der meiſte Nutzen des portugieſiſchen Handels, daß er die vielen Zweige des ausländiſchen Conſumtionshandels, den Großbritannien treibt, erleichtert; und ob dieſes gleich kein Hauptvortheil iſt: ſo iſt es doch immer ein ſehr wichtiger.

Daß jede jährliche Vermehrung des Gold- und Silbergeſchirres und der Münze im Königreiche, nach Wahrſcheinlichkeit berechnet, keine ſtarke jährliche Einfuhr des Goldes und Silbers erfordere, iſt wohl einleuchtend genug; und wenn wir auch nicht unmittelbar mit Portugal handelten: ſo würde dieſe geringe Quantität irgendwo leicht zu bekommen ſeyn.

Das Gewerbe der Gold- und Silberarbeiter iſt zwar in Großbritannien ſehr beträchtlich; allein der größte Theil deſſen, was ſie jährlich neu verkaufen, iſt von alten eingeſchmolzenen Gefäßen gemacht, ſo, daß die jährliche Vermehrung alles Gold- und Silbergeſchirres nicht ſehr groß ſeyn, und wenig jährliche Einfuhr erfordern kann.

Eben ſo verhält es ſich mit der Münze. Es wird wohl niemand ſich einbilden, daß auch nur der größte Theil des jährlich vermünzten Metalls, welches ſich vor der letztern Umprägung der Goldmünzen, in zehn Jahren nach einander, jährlich auf achtmahl hundert tauſend Pfund St. in Golde belief, ein jährlicher reiner Zuwachs zu dem vorher im Königreiche umgelaufenen Gelde geweſen ſey. In einem Lande, wo der Staat die Münzkoſten trägt, kann der Werth der Münze, ſelbſt wenn ſie ihr volles geſetzmäßiges Gewicht an Golde und Silber hat, nicht viel größer ſeyn, als der Werth einer gleichen Quantität ungemünzten Metalls, weil es nur den Gang nach der Münze und wenige Wochen Aufſchub koſtet, um ſich für ſo oder ſo viel ungemünztes Gold und Silber eben ſo viel gemünztes zu verſchaffen. Aber in jedem Lande iſt die umlaufende Münze größtentheils etwas abgenützt, oder weicht ſonſt von ihrem Gehalte mehr oder weniger ab. In Großbritannien war dieſes vor der letztern Umprägung des Geldes meiſtens der Fall, denn die Goldmünze war um mehr als zwey vom Hundert, und das Silbergeld um mehr als acht vom Hundert ſchlechter, als es ſeyn ſollte. Wenn man aber mit vier und vierzig und einer halben Guinee, die das volle geſetzmäßige Gewicht, nehmlich ein Pfund Gold hatten, nur ſehr wenig mehr, als ein Pfund ungemünztes Gold kaufen konnte: ſo konnte man vier und vierzig und eine halbe Guinee, die nicht vollwichtig waren, gegen ein Pfund Gold nicht umſetzen, ſondern mußte Aufgeld bezahlen. Der laufende Marktpreis des Goldes in Barren, war alſo, anſtatt daß er mit dem Preiſe der Münze, nehmlich 46 Pfund St. 14 Sch. 6 Pf. hätte einerley ſeyn ſollen, ungefähr 47 Pfund St. 14 Sch. und zuweilen 48 Pf. St. Da indeſſen der größte Theil der Münze unter ihren geſetzmäßigen Gehalt herunter gekommen war: ſo konnte man mit vier und vierzig und einer halben Guinee, die friſch aus der Münze kamen, nicht mehr Waare einhandeln, als mit andern gewöhnlichen Guineen: denn jene kamen in die Caſſen der Kaufleute, wurden mit anderm Gelde vermenget, und konnten ohne eine Sorgfalt, die die Mühe nicht lohnte, nicht ausgeſondert werden. Sie galten, wie andere Guineen, nur 46 Pf. St. 14 Sch. 6 Pf. Kamen ſie aber in den Schmelztiegel, ſo brachten ſie, ohne merklichen Verluſt, ein Pfund Gold, welches jederzeit für 47 Pf. St. 14 Sch. bis 48 Pf. St. in Gold- oder Silbermünze, die alle Zwecke des Geldes ſo gut, als das eingeſchmolzene erfüllte, verkauft werden konnte. Es war alſo bey dem Einſchmelzen der neu geprägten Münze ein augenſcheinlicher Vortheil; auch geſchahe es ſo augenblicklich, daß die Regierung, bey aller Vorſicht, es nicht verhindern konnte. Die Geſchäfte der Münze glichen in dieſer Rückſicht, dem Gewebe der Penelope: was am Tage verfertiget worden war, wurde in der Nacht wieder zerſtört. Die Münze war nicht ſowohl mit täglicher Vermehrung des Geldes beſchäftiget, als mit Herſtellung des beſten Theils, der täglich eingeſchmolzen wurde.

Müßten die Privatperſonen, die ihr Gold und Silber in die Münze bringen, die Münzkoſten ſelbſt tragen: ſo würde dieſes den Werth dieſer Metalle in eben dem Maße erhöhen, wie die Façon den Werth des Gold- und Silbergeſchirrs erhöhet. Gemünztes Gold und Silber würde mehr gelten, als ungemünztes. Der Schlagſchatz, wenn er nicht übermäßig hoch wäre, würde dem Barren ſo viel zuſetzen, als die ganze Abgabe betrüge; denn überall hat die Regierung das ausſchließliche Münzrecht, und keine Münze kann im Handel und Wandel weniger gelten, als wofür ſie die Regierung auszugeben für gut findet. Wäre die Abgabe übermäßig, das iſt, betrüge ſie viel mehr, als die Arbeit und der Aufwand des Vermünzens wirklich koſtete: ſo möchten zwar inländiſche oder ausländiſche falſche Münzer, durch den großen Unterſchied im Werthe der Barren und der Münze, gereitzt werden, eine ſolche Menge falſcher Münze zu machen, daß der Werth des landesherrlichen Geldes dadurch herabgeſetzt würde. Allein, ob in Frankreich gleich der Schlagſatz acht vom Hundert beträgt: ſo will man doch keine nachtheiligen Folgen davon bemerkt haben. Die Gefahr, der jeder falſche Münzer ausgeſetzt iſt, wenn er in dem Lande, deſſen Münze er verfälſchet, ſich aufhält, und der, wenn er ſich außer Landes aufhielte, ſeine Agenten und Correſpondenten ausgeſetzt ſeyn würden, iſt für einen Gewinn von ſechs oder ſieben vom Hundert viel zu groß.

Der franzöſiſche Schlagſatz erhöhet den Werth der Münze über das Verhältniß ihres Gehalts an reinem Golde. So beſtimmte das Edict vom Januar 1726 *) den Münzpreis des feinen Goldes von vier und zwanzig Karat, auf 740 Livres, 9 Sous $1\frac{1}{11}$ Denier, die Mark zu acht Pariſer Unzen gerechnet. Die franzöſiſche Goldmünze enthält, wenn man etwas für das **Münzremedium** **) abrechnet, ein und zwanzig und drey

---

*) Dictionnaire des Monnoies, Tom. II. Article Seigneurage p. 489. par M. Abot de Bazinghen, Conſeiller-Commiſſaire à la Cour des Monnoies à Paris.

**) Unter dem Worte Münzremedium verſteht man in der Kunſtſprache dieſes Geſchäfts einen Nachlaß, welchen der Staat den Münzmeiſtern, oder denen, welche die eigentliche Fabrication des Geldes zu beſorgen haben, ſowohl in Abſicht des geſetzmäßigen Gewichts, als des geſetzmäßigen Gehalts der Münzen, wegen der unvermeidlichen Abgänge, welche das Gold und Silber in der Ausprägung leidet, zugeſteht. Da, nach der Erfahrung, die Genauigkeit in der Fabrication der Münzen nicht ſo weit getrieben werden kann, daß nicht drey Viertheil Karat ſeines Gold, und zwey und ein Viertheil Karat Zuſatz. Die Mark des edictmäßigen Goldes iſt alſo nicht mehr werth, als ungefähr 671 Livres, 10 Deniers. In Frankreich werden aber aus einer ſolchen Mark dreyßig Louisd'or, jeder zu vier und zwanzig Livres, oder überhaupt 720 Livres gepräget. Folglich erhöhet das Ausprägen den Werth einer Mark edictmäßigen Goldes um den Unterſchied zwiſchen 671 Livres, 10 Deniers, und 720 Livres, oder um 48 Livres, 19 Sous und 2 Deniers.

Durch

---

nicht in einer Summe von gröbern Geldſtücken oder Courant, welche, nach dem Geſetze, eine Mark, oder 288 Grän Silbers enthalten ſollen, bald nur 287, bald 289 Grän enthalten wären: ſo wird, in den meiſten Münzſtätten Europens, ein Grän als das gewöhnliche Remedium am Korn oder am Gehalte, bey jenen Münzſorten angenommen. Bey der Scheidemünze ſind die Operationen vielfacher, und das Metall wird mehr zerſtückelt; die Gefahr des Abgangs iſt alſo größer: daher wird auf ſie ein Remedium oder ein Nachlaß von zwey Grän aufs Korn, oder das Verhältniß des feinen Metalls zum Zuſatze, bewilliget. Aus gleichen Urſachen iſt ein halb Procent das gewöhnliche Gewichts-Remedium für das Courant, ein bis zwey Procent das Gewichts-Remedium für die Scheidemünze.

In Frankreich waren, wie auch aus dieſer Stelle des Smith ſelbſt erhellet, die Münz-Remedia weit höher, weil ſie zugleich als eine Quelle der Einkünfte genutzt wurden, und, unter einem andern Namen den Schlageſchatz erhöhten. Nach Stewarts Grundſätzen der Staatswirthſchaft, (im 3ten Buche, im ſiebenten Kap.) wurden 36 Gräne Nachlaß am Gewichte der Geldſtücke, oder remede de poids, und 3 Gräne Nachlaß an der Feine des Metalls, oder remede de loi zugeſtanden. A. d. U.

Durch den Schlagſchatz muß der Gewinn vom Einſchmelzen neuer Münzen ganz oder zum Theil wegfallen. Dieſer Gewinn entſteht immer aus dem Unterſchiede zwiſchen dem Gehalte, den die umlaufende Münze eigentlich haben ſollte, und dem, den ſie wirklich hat. Beträgt dieſer Unterſchied weniger, als der Schlagſchatz: ſo entſteht Verluſt, anſtatt Gewinns. Iſt er dem Schlagſchatze gleich: ſo findet weder Gewinn, noch Verluſt ſtatt. Beträgt der Unterſchied mehr: ſo entſteht zwar Gewinn, aber doch nicht ſo viel, als wenn es gar keinen Schlagſchatz gäbe. Wenn, zum Beyſpiel, vor der letztern Umprägung der Goldmünze, der Schlagſchatz fünf vom Hundert betragen hätte: ſo wäre beym Einſchmelzen der Goldmünzen ein Verluſt von drey vom Hundert geweſen. Hätte der Schlagſchatz zwey vom Hundert betragen: ſo hätte weder Gewinn noch Verluſt ſtatt gefunden. Wäre der Schlagſchatz eins vom Hundert geweſen: ſo hätte man Gewinn gehabt, aber nur eins, anſtatt zwey vom Hundert. Ueberall, wo man das Geld einander zuzählt und nicht zuwägt, iſt alſo der Schlagſchatz das wirkſamſte Mittel, das Einſchmelzen der Münze, und eben deßwegen auch die Ausfuhr derſelben zu verhindern. Gemeiniglich werden nur die beſten und ſchwerſten Stücke eingeſchmolzen oder ausgeführt, weil an dieſen das meiſte zu gewinnen iſt.

Das Geſetz, welches zu Begünſtigung des Münzgeſchäfts, daſſelbe von Abgaben frey machte, wurde unter der Regierung Karls des zweyten nur auf eine Zeitlang gegeben, und dauerte in der Folge, vermöge verſchiedener Verlängerungen, bis auf das Jahr 1760 fort, da es dann endlich zu einem immerwährenden Geſetze gemacht wurde. Die engliſche Bank muß oft, um ihre Caſſe wieder anzufüllen, Gold- und Silberbarren in die Münze ſchicken, und die Theilnehmer an dieſer großen Anſtalt bildeten ſich vielleicht ein, es wäre vortheilhafter für ſie, wenn auf Koſten der Regierung, als wenn auf ihre Koſten gemünzt würde. Aus Gefälligkeit gegen dieſe Geſellſchaft machte die Regierung jenes Geſetz zu einem immerwährenden. Sollte indeſſen der Gebrauch, das Gold einander zuzuwägen, wieder abkommen, welches wegen ſeiner Beſchwerlichkeit leicht geſchehen könnte: ſollte das Zählen der Goldmünzen, wie vor dem letztern Umprägen, wieder eingeführt werden: ſo möchte vielleicht dieſe große Geſellſchaft gewahr werden, daß ſie in dieſem Falle, wie in vielen andern, ihren eigenen Vortheil gar ſehr verkannt habe.

Da, vor dem letztern Umprägen, die umlaufende Goldmünze in England um zwey vom Hundert zu leicht war, und kein Schlagſchatz ſtatt fand: ſo war ſie um zwey vom Hundert geringer, als die Quantität ungemünzten Goldes, welche ſie eigentlich enthalten ſollte. Wenn nun dieſe große Geſellſchaft Goldbarren kaufte, um ſie ausmünzen zu laſſen: ſo mußte ſie dieſelben um zwey vom Hundert theurer bezahlen, als ſie nach dem Vermünzen werth waren. Hätte hingegen ein Schlagſchatz von zwey vom Hundert ſtatt gefunden: ſo würde die umlaufende Goldmünze, obgleich um zwey vom Hundert zu leicht, dennoch gleichen Werth mit der Quantität ungemünzten Goldes, gehabt haben, welche ſie eigentlich hätte enthalten ſollen; der Werth der Façon hätte alsdann den Abgang am Gewichte erſetzt. Nun wäre zwar noch der Schlagſchatz zu bezahlen geweſen; und da dieſer zwey vom Hundert betragen hätte: ſo wäre der Verluſt zwey vom Hundert geweſen, das iſt, gerade ſo viel, aber auch nicht mehr, als er wirklich betrug.

Hätte der Schlagſchatz fünf vom Hundert betragen, und wäre die umlaufende Münze nur um zwey vom Hundert zu leicht geweſen: ſo hätte alsdann die Bank auf den Preis der Goldbarren drey vom Hundert gewonnen. Da ſie aber einen Schlagſchatz von fünf vom Hundert für das Ausprägen zu bezahlen gehabt hätte: ſo würde ihr Verluſt bey dem ganzen Geſchäfte wiederum gerade zwey vom Hundert geweſen ſeyn.

Hätte der Schlagſchatz nur eins vom Hundert betragen, und wäre die umlaufende Goldmünze um zwey vom Hundert zu leicht geweſen: ſo hätte alsdann die Bank auf den Preis der Goldbarren nur eins vom Hundert verloren. Da ſie aber auch für den Schlagſchatz eins vom Hundert zu bezahlen gehabt hätte: ſo würde ihr Verluſt in dieſem Falle, wie in den übrigen Fällen, zwey vom Hundert geweſen ſeyn.

Wenn ein mäßiger Schlagſchatz genommen würde, und die Münze zugleich ihr volles geſetzmäßiges Gewicht hätte, wie dieſes ſeit dem letztern Umprägen, bis auf eine Kleinigkeit, der Fall iſt: ſo würde die Bank das, was ſie am Schlagſchatze verlöre, an dem Preiſe der Barren wieder gewinnen; und was ſie am Preiſe der Barren gewönne, am Schlagſchatze wieder verlieren. Sie würde alſo bey dem ganzen Verkehr weder Schaden noch Gewinn haben, und in dieſem, wie in den vorhin bemerkten Fällen, weder beſſer noch ſchlechter daran ſeyn, als wenn gar kein Schlagſchatz ſtatt fände.

Wenn die Abgabe von einer Waare ſo mäßig iſt, daß ſie nicht zum Schleichhandel reizet: ſo wird die Abgabe von dem Kaufmanne, der mit dieſer Waare handelt, zwar vorgeſchoſſen, aber nicht eigentlich bezahlt, ſondern auf die Waare geſchlagen. Die Abgabe bezahlt am Ende der letzte Käufer oder der, welcher ſie verbraucht. Die Münze hingegen iſt eine Waare, mit welcher jedermann handelt. Wer ſie kauft, will ſie wieder verkaufen, und in Anſehung ihrer, giebt es gewöhnlich keinen letzten Käufer, oder Conſumenten. Wenn alſo die auf das Prägen gelegte Abgabe ſo mäßig iſt, daß ſie keine falſchen Münzer veranlaßt: ſo ſchießt zwar jedermann die Abgabe vor, aber niemand bezahlt ſie am Ende, weil ſie ein jeder in dem erhöheten Werthe der Münze wieder erhält.

Ein mäßiger Schlagſchatz kann daher in keinem Falle der Bank, oder einem Privatmanne, der Barren zum Ausmünzen in die Münze giebt, die Unkoſten vermehren; und der Mangel eines mäßigen Schlagſchatzes kann ſie in keinem Falle vermindern. Es mag einen Schlagſchatz geben, oder nicht — wenn nur die umlaufende Münze ihr volles geſetzmäßiges Gewicht hat: ſo koſtet das Ausmünzen niemandem etwas; und wenn ſie ihr volles Gewicht nicht hat: ſo muß das Ausmünzen ſo viel koſten, als der Unterſchied ausmacht, der zwiſchen der Quantität ungemünzten Goldes, den ſie enthalten

halten ſollte, und der, welche ſie wirklich enthält, vorhanden iſt.

Wenn alſo der Staat die Münzkoſten trägt: ſo unterwirft er ſich nicht nur einer kleinen Ausgabe, ſondern er entbehrt auch eine kleine Einnahme, die er durch eine angemeſſene Abgabe erheben könnte; und weder der Bank, noch irgend einer Privatperſon widerfährt durch dieſe unnütze Freygebigkeit die allergeringſte Wohlthat.

Indeſſen würden es die Vorſteher der Bank vermuthlich ungern ſehen, wenn einer Speculation zu Gefallen, die ihnen keinen Gewinn verſpricht, und ſie nur vor allem Verluſte ſichern will, ein Schlagſchatz eingeführt würde. Bey der jetzigen Beſchaffenheit der Goldmünze, und ſo lange man ſie noch nach dem Gewichte empfängt, würden ſie bey einer ſolchen Veränderung gewiß nichts gewinnen. Sollte aber der Gebrauch, die Goldmünze zu wägen, einmahl abkommen — welches wahrſcheinlicher Weiſe geſchehen wird — und ſollte das Gold ſo leicht werden, als es vor dem letztern Umprägen geworden war: ſo würde der Gewinn, oder eigentlicher zu reden, das Erſparniß der Bank, als eine Folge des eingeführten Schlagſchatzes, ohne Zweifel ſehr beträchtlich ſeyn. Die engliſche Bank iſt die einzige Geſellſchaft, welche eine große Quantität Barren in die Münze ſchickt, und die Laſt der jährlichen Münzkoſten fallen ganz oder beynahe auf ſie allein. Wenn es bey dieſem jährlichen Ausmünzen nur darauf ankäme, den unvermeidlichen Verluſt und das nothwendige Abnutzen der Münze zu erſetzen: ſo würde die Summe ſich ſelten über funfzig tauſend, oder höchſtens hundert tauſend Pfund St. belaufen. Wenn aber die Münze ihr geſetzmäßiges Gewicht nicht mehr hat: ſo muß das jährliche Ausmünzen, außer jenem Abgange, noch die große Lücke ausfüllen, welche die Ausfuhr und der Schmelztiegel in dem umlaufenden Gelde machen. Um deßwillen wurden in den zehn oder zwölf Jahren, unmittelbar vor der letztern Umprägung der Goldmünze, jährlich, im Durchſchnitte, mehr als acht mahl hundert und funfzig tauſend Pfund St. ausgemünzt. Hätte aber ein Schlagſchatz von vier oder fünf vom Hundert auf die Goldmünze, ſtatt gefunden: ſo würde dieſer, ſelbſt unter den damahligen Umſtänden, der Ausfuhr ſowohl, als dem Einſchmelzen wirkſam entgegen gearbeitet haben. Die Bank, welche jährlich mehr als zwey vom Hundert auf diejenigen Barren verlor, woraus mehr als achtmahl hundert tauſend Pfund St. gemünzt wurden, oder welche jährlich mehr als ein und zwanzig tauſend, zwey hundert und funfzig Pfund St. einbüßte, würde wahrſcheinlich nicht den zehnten Theil verloren haben.

Die Einkünfte, welche das Parlament zu Beſtreitung der Münzkoſten angewieſen hat, belaufen ſich auf jährliche vierzehn tauſend Pfund St. und die wirkliche Ausgabe des Staats, oder die Beſoldungen der Münzbeamten gehen, wie man mir verſichert hat, gewöhnlich nicht über die Hälfte dieſer Summe. Das Erſparniß einer ſo kleinen Summe, oder auch der Gewinn einer andern, die nicht viel größer ſeyn könnte, möchten zu geringfügig ſcheinen, als daß ſie die ernſtliche Aufmerkſamkeit der Regierung verdienen ſollten. Aber das jährliche Erſparniß von achtzehn oder zwanzig tauſend Pfund St. in einem ſehr möglichen Falle, der ſich vorhin öfters zugetragen hat, und ſich ſehr leicht wieder zutragen kann, iſt gewiß der ernſtlichen Aufmerkſamkeit ſelbſt einer ſo großen Geſellſchaft, als die engliſche Bank iſt, nicht unwürdig.

Einige von dieſen Erörterungen und Betrachtungen hätten vielleicht in denjenigen Kapiteln des erſten Buches, die von dem Urſprunge und Gebrauche der Münze, und von dem wirklichen und Nominalpreiſe der Waaren handeln, füglicher Platz gefunden. Da aber das zur Ermunterung des Münzgeſchäfts gegebene Geſetz ſich urſprünglich von den gemeinen Vorurtheilen herſchreibt, die das Handelsſyſtem eingeführt hat: ſo hielt ich es für ſchicklicher, ſie auf dieſes Kapitel zu verſparen. Nichts war dem Geiſte dieſes Syſtems angemeſſener, als eine Art von Prämie auf die Vermehrung des Geldes, dieſes vermeintlichen Hauptbeſtandtheils des Nationalreichthums. Es iſt eins von den vielen wunderbaren Hülfsmitteln, wodurch man den Reichthum des Landes hat vermehren wollen.

Siebentes Kapitel.

Von Kolonien.

Erſte Abtheilung.

Von den Beweggründen bey Anlegung neuer Kolonien.

Das Intereſſe, welches die erſte Anlegung der europäiſchen Kolonien in Amerika und Weſtindien veranlaßte, war nicht ſo deutlich und in die Augen fallend, als das Intereſſe der alten Griechen und Römer bey Anlegung der ihrigen.

Jeder von den verſchiedenen Staaten des alten Griechenlandes beſaß nur ein ſehr kleines Gebieth; und wenn die Volksmenge ſich darin ſo ſehr vermehrte, daß das Gebieth ſie nicht wohl ernähren konnte: ſo wurde ein Theil ausgeſchickt, um ſich in irgend einer entfernten und abgelegenen Weltgegend einen neuen Wohnſitz zu ſuchen; denn die kriegeriſchen Nachbaren, womit ſie von allen Seiten umgeben waren, machten es jedem Staate ſchwer, ſein eigenes Gebieth zu erweitern. Die Kolonien der Dorier gingen meiſtens nach Italien und Sicilien, welche Länder, vor Gründung des römiſchen Staats, von rohen und ungeſitteten Völkern bewohnt waren. Die Kolonien der Jonier und Aeolier, der beyden andern griechiſchen Hauptſtämme, begaben ſich nach Kleinaſien und den Inſeln des ägäiſchen Meeres, deren damahlige Bewohner nicht beſſer ſeyn mochten, als die Bewohner von Sicilien und Italien. Der Mutterſtaat betrachtete die Kolonie zwar als ein Kind, das immer auf vorzügliche Begünſtigung und Beyſtand rechnen durfte, und dagegen Dankbarkeit und Achtung ſchuldig war, aber als ein emancipirtes Kind, über das er ſich keine unmittelbare Herrſchaft oder Gerichtsbarkeit mehr anmaßen konnte. Die Kolonie bildete ihre eigene Staatsverfaſſung, machte ihre eigenen Geſetze, wählte ihre eigenen Staatsbeamten, und machte als ein unabhängiger Staat, der nicht nöthig hatte, die Einwilligung des Mutterſtaats einzuhohlen, mit ihren Nachbaren Krieg und Frieden. Nichts iſt einfacher und deutlicher, als das Intereſſe, welches bey ſolchen Niederlaſſungen zum Grunde lag.

Die Verfaſſung Roms war, wie die der meiſten alten Freyſtaaten, urſprünglich auf ein Ackergeſetz (lex agraria) gegründet, welches das Gebieth des Staats, in gewiſſem Verhältniſſe, unter die verſchiedenen Staatsbürger vertheilte. Natürlicher Weiſe mußte der Gang der menſchlichen Dinge, durch Heirath, Erbfolge und Veräußerung dieſe urſprüngliche Vertheilung ſtören, und die Aecker, auf welche mehrere Familien zu ihrem Unterhalte angewieſen waren, in den Beſitz einer einzelnen Perſon bringen. Um dieſer Unordnung, (denn dafür wurde es gehalten) abzuhelfen, machte man ein Geſetz, nach welchem kein Bürger mehr als fünf hundert Jugera, das iſt ungefähr drey hundert und funfzig engliſche Morgen, beſitzen durfte. Indeſſen iſt dieſes Geſetz nur ein Paarmahl, wie wir leſen, in Ausübung gekommen. Man achtete nicht darauf, oder ſuchte ihm auszuweichen, und die Ungleichheit der Glücksgüter nahm immer mehr zu. Die meiſten Bürger hatten gar keine Grundſtücke, und ohne dieſe war es, nach den damahligen Sitten und Gewohnheiten, für einen freyen Mann ſchwer, ſeine Unabhängigkeit zu behaupten. Wenn in unſern Zeiten ein Armer gleich keine Ländereyen eigenthümlich beſitzt: ſo kann er doch, wenn er nur ein kleines Kapital hat, entweder Ländereyen pachten, oder irgend einen Handel im Kleinen treiben; und hat er gar kein Kapital: ſo kann er als Arbeiter auf dem Lande, oder als Handwerker ſein Brod erwerben. Aber bey den alten Römern wurden alle Ländereyen der Reichen von Sklaven gebauet, die unter einem Aufſeher, der ebenfalls ein Sklave war, arbeiteten, ſo, daß ein freyer Mann ohne Vermögen, ſelten als Pachter oder Arbeiter unterkommen konnte. Handel und Manufacturen, und ſogar der Handel im Kleinen wurden auch von Sklaven der Reichen, zum Vortheil ihrer Herren getrieben, deren Reichthümer, Anſehen und Begünſtigung dem freyen Armen die Mitwerbung ſehr erſchwerten. Daher blieb den Bürgern, die keine Ländereyen beſaßen, faſt kein Mittel ihrer Erhaltung übrig, als die Geſchenke der Candidaten bey den alle Jahre erneuerten Wahlen. Wenn die Volkstribunen das Volk gegen die Reichen und Großen aufbringen wollten: ſo erinnerten ſie es an die alte Vertheilung der Ländereyen und ſtellten ihm das Geſetz, welches dieſe Art des Privateigenthums einſchränkt, als das Grundgeſetz der Republik vor. Das Volk ſchrie und begehrte Ländereyen; und die Reichen und Großen waren, wie leicht zu erachten, ganz und gar nicht geneigt,

neigt, ihm von den ihrigen etwas abzutreten. Um ihm nun in gewiſſer Maße zu willfahren, brachten ſie oft die Ausſendung einer neuen Kolonie in Vorſchlag. Allein das ſiegreiche Rom hatte, auch bey ſolchen Gelegenheiten, nicht nöthig, ſeine Bürger, ſo zu reden, auf gut Glück in die weite Welt hinaus zu ſchicken, ohne zu wiſſen, wo ſie ſich niederlaſſen ſollten. Man wies ihnen gemeiniglich in den eroberten Provinzen von Italien Ländereyen an, wo ſie innerhalb des Gebieths der Republik blieben, und alſo nie einen unabhängigen Staat bilden konnten, ſondern höchſtens eine Art von Gemeine ausmachten, die zwar das Recht hatte, Ortsgeſetze für ihre innere Verfaſſung zu machen, aber doch immer der Aufſicht, Gerichtsbarkeit und geſetzgebenden Macht des Mutterſtaats unterworfen blieb. Die Ausſendung einer ſolchen Kolonie beſänftigte nicht nur das Volk, ſondern ſie vertrat auch in den neu eroberten Provinzen, deren Unterwürfigkeit ſonſt mißlich geweſen wäre, die Stelle der Beſatzung. Eine römiſche Kolonie war alſo, ſowohl in Anſehung ihrer Einrichtung ſelbſt, als in Anſehung der Beweggründe ihrer Anlegung, von einer griechiſchen gänzlich verſchieden. So haben auch die Wörter, welche in den Grundſprachen eine ſolche Anſtalt bezeichnen, eine ganz verſchiedene Bedeutung. Das lateiniſche Wort (colonia) bedeutet bloß eine Pflanzung. Das griechiſche Wort (ἀποικία) hingegen die Abſonderung des neuen Wohnſitzes vom alten, die Entfernung von der Heimath, das Verlaſſen des Hauſes. Ob indeſſen gleich die römiſchen Kolonien in manchen Rückſichten von den griechiſchen verſchieden waren: ſo war doch die Bewegurſache ihrer Anlage gleich einfach und in die

Augen fallend. Beyder Urſprung lag entweder in der unabänderlichen Nothwendigkeit, oder in dem einleuchtenden Nutzen.

Die Anlegung der europäiſchen Kolonien in Amerika und Weſtindien entſprang nicht aus Nothwendigkeit; und ob gleich der daraus entſtandene Nutzen ſehr groß geweſen iſt: ſo war er doch nicht ſo ganz klar und einleuchtend. Man ſahe dieſen Nutzen bey der erſten Anlage nicht ein, auch war er weder der Bewegungsgrund bey der Anlage, noch bey den Entdeckungen, welche dazu Veranlaſſung gaben; und die Beſchaffenheit, den Umfang und die Gränzen dieſes Nutzens, kennt man vielleicht bis auf den heutigen Tag noch nicht recht.

Im vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderte trieben die Venezianer einen ſehr vortheilhaften Handel mit Gewürze und andern oſtindiſchen Waaren, womit ſie die übrigen europäiſchen Nationen verſorgten. Sie hohlten ſie hauptſächlich aus Aegypten, welches damahls unter der Herrſchaft der Mammeluken ſtand. Dieſe waren Feinde der Türken, und die Türken waren Feinde der Venezianer. Dieſes gemeinſchaftliche Intereſſe, von dem venezianiſchen Gelde unterſtützt, verſchaffte den Venezianern beynahe den Alleinhandel.

Der große Gewinn der Venezianer machte die Habſucht der Portugieſen rege. Dieſe hatten während des funfzehnten Jahrhunderts einen Weg zur See nach den Ländern geſucht, woher ihnen die Mohren Elfenbein und Goldſtaub durch die Wüſte zuführten. Sie entdeckten Madera, die canariſchen und azoriſchen Inſeln, die

Inſeln des grünen Vorgebirges, die Küſten von Guinea, Loango, Congo, Angola und Benguela, und endlich das Vorgebirge der guten Hofnung. Sie hatten längſt gewünſcht, an dem vortheilhaften Handel der Venezianer Theil zu haben, und dieſe letztere Entdeckung öfnete ihnen dazu eine wahrſcheinliche Ausſicht. Im J. 1497 ſegelte Vaſco de Gama aus dem Liſſaboner Hafen mit einer Flotte von vier Schiffen ab, erreichte nach einer Fahrt von eilf Monaten die Küſte von Indoſtan, und vollendete damit eine Reihe von Entdeckungen, die man mit vieler Beharrlichkeit, beynahe ein Jahrhundert lang faſt ununterbrochen verfolgt hatte.

Einige Jahre zuvor, indem Europa über den ungewiſſen Ausgang der Unternehmungen der Portugieſen in Erwartung ſtand, faßte ein genueſiſcher Seefahrer den weit kühnern Vorſatz, nach Oſtindien weſtwärts zu ſegeln. Von der Lage dieſer Länder hatte man damahls in Europa äußerſt unvollkommene Kenntniß. Die wenigen europäiſchen Reiſenden, welche daſelbſt geweſen waren, hatten die Entfernung vergrößert: vielleicht aus Einfalt und Unwiſſenheit, da das, was wirklich ſehr groß iſt, demjenigen unermeßlich ſcheinet, der es nicht meſſen kann; vielleicht auch um das Wunderbare ihrer eigenen Abentheuer und die Reiſe nach Ländern, die von Europa ſo unermeßlich weit entfernt lagen, deſto auffallender zu machen. Columbus ſchloß ſehr richtig: je länger der öſtliche Weg ſey, deſto kürzer müſſe der weſtliche ſeyn. Er ſchlug daher dieſen Weg als den kürzeſten und ſicherſten vor, und war glücklich genug, Iſabellen von Caſtilien von der Wahrſcheinlichkeit ſeines Projects zu überzeugen.

zeugen. Er ſegelte aus dem Hafen von Palos im Auguſt 1492 ab, beynahe fünf Jahr früher, als Vaſco de Gama zu ſeinem Seezuge von Portugal auslief, und nach einer Reiſe von zwey bis drey Monaten entdeckte er zuerſt einige von den kleinen Bahama- oder Lucayiſchen Inſeln, und ſodann die große Inſel Sanct Domingo.

Allein die Länder, welche Columbus auf dieſer und auf ſeinen folgenden Reiſen entdeckte, entſprachen denen gar nicht, die er geſucht hatte. Statt der Reichthümer, der Cultur und Bevölkerung von China und Indoſtan, fand er in Sanct Domingo und in allen übrigen Theilen der neuen Welt, ſo weit er ſie beſuchte, bloß Länder, die ganz mit Wäldern bedeckt, unangebauet, und nur von etlichen Stämmen nackender und elender Wilden bewohnt waren. Indeſſen war er doch ſehr geneigt, ſie für dieſelben Länder zu halten, die Marco Polo, der erſte Europäer, der China oder Oſtindien beſucht, oder wenigſtens eine Beſchreibung davon hinterlaſſen hat, beſchrieben hätte. Die allergeringſte Aehnlichkeit, wie zum Beyſpiel zwiſchen Cibao, dem Namen eines Gebirges auf Sanct Domingo, und dem Gebirge Cipango, deſſen Marco Polo erwähnt, war oft, dem klärſten Augenſcheine zum Trotze, hinreichend, ihn in ſeinem Lieblingsvorurtheile zu beſtärken. In ſeinen Briefen an Ferdinand und Iſabellen nannte er die von ihm entdeckten Länder Indien. Er zweifelte gar nicht daran, daß ſie das äußerſte Stück der von Marco Polo beſchriebenen Länder wären, und daß ſie nicht weit vom Ganges, oder von Alexanders Eroberungen entfernt lägen. Auch da er am Ende überzeugt wurde, daß ſie etwas ganz anderes waren, ſchmeichelte er ſich doch noch, daß dieſe reichen Länder in der Nähe ſeyn müßten, und er ſuchte ſie alſo auf einer folgenden Reiſe längſt der Küſte von Terra firma und gegen die Landenge von Darien zu.

Dieſem Irthume des Columbus zu Folge haben dieſe unglücklichen Länder den Namen Indien auf immer behalten; und da man endlich deutlich einſahe, daß das neue Indien von dem alten ganz verſchieden wäre: ſo bekam jenes, zum Unterſchiede von dieſem, welches man Oſtindien nannte, den Namen Weſtindien.

Es war indeſſen dem Columbus viel daran gelegen, daß ſeine neuen Entdeckungen, ſie mochten nun beſtehen, worin ſie wollten, dem ſpaniſchen Hofe als ſehr wichtig vorgeſpiegelt würden; aber von dem, was den wahren Reichthum jedes Landes ausmacht, den Erzeugniſſen des Thier- und Pflanzenreiches fanden ſie damahls nichts, was eine ſolche Schilderung rechtfertigen konnte.

Das Cori, ein Mittelding zwiſchen einer Ratte und einem Kaninchen, welches Büffon für einerley mit der Aperea in Braſilien hält, war das größte vierfüßige Säugthier auf Sanct Domingo. Dieſe Gattung ſcheint niemahls ſehr zahlreich geweſen zu ſeyn, und die Hunde und Katzen der Spanier ſollen ſie, ſo wie etliche andere Gattungen von kleinerer Art, ganz vertilget haben. Dieſes Thier und eine ſehr große Eidechſe, die man Ivana oder Iguana nennet, ſollen die vornehmſten eßbaren Thiere geweſen ſeyn, welche das Land hervorbrachte.

Der Pflanzen, welche den Einwohnern zur Speiſe dienten, gab es aus Mangel an Induſtrie zwar nicht ſehr viel, aber doch etwas mehr. Sie beſtanden in indianiſchem Korne, Yams, Potatos, Bananas, und dgl. Pflanzen, die damahls in Europa ganz unbekannt waren, und in der Folge nicht ſehr geſchätzt oder nicht für nahrhafter gehalten worden ſind, als die gewöhnlichen Getreidearten und Hülſenfrüchte, die man in dieſem Welttheile ſeit undenklichen Zeiten gebauet hat.

Die Baumwollenpflanze lieferte zwar das Material zu einer ſehr wichtigen Manufactur, und war damahls für die Europäer unſtreitig das ſchätzbarſte Erzeugniß aus dem Pflanzenreiche dieſer Inſeln. Weil aber am Ende des funfzehnten Jahrhunderts die Muſſeline und andere baumwollene Zeuge aus Oſtindien in ganz Europa ſehr beliebt waren: ſo wurde die Baumwolle ſelbſt nirgends verarbeitet; folglich konnte ſelbſt dieſes Erzeugniß, in den Augen der Europäer damahls nicht ſehr wichtig ſcheinen.

Da Columbus weder in dem Thierreiche noch Pflanzenreiche der neuentdeckten Länder etwas fand, das eine ſehr vortheilhafte Schilderung derſelben hätte rechtfertigen können: ſo richtete er ſeine Aufmerkſamkeit auf die Mineralien. In dem Reichthume der Producte dieſes dritten Reiches, hoffte er hinlänglichen Erſatz für die Armuth der beyden andern Reiche zu finden. Die kleinen Stückchen Gold, womit die Einwohner ihre Kleidung ausſchmückten, und die ſie, wie er erfuhr, in den Bächen fanden, welche von den Gebirgen herabſtrömten, waren hinreichend, ihn zu überzeugen, daß dieſe Gebirge voll der reichſten Goldadern wären. Sanct Domingo wurde daher als ein Land beſchrieben, das Ueberfluß an Golde beſitze, und alſo (nach den Vorurtheilen nicht nur der jetzigen, ſondern ſchon der damahligen Zeiten) eine unerſchöpfliche Quelle wahrer Reichthümer für die Krone und das Königreich Spanien ſey. Da Columbus, nach Vollendung ſeiner erſten Reiſe, in einer Art von Triumphe vor den Beherrſchern von Caſtilien und Arragonien aufzog, wurden die vornehmſten Producte der entdeckten Länder feyerlich vor ihm hergetragen. Das einzige, welches von Werthe war, beſtand in einigen kleinen Haarnadeln, Armbändern und anderm Schmucke von Golde, und in etlichen Ballen Baumwolle. Das übrige waren bloße Gegenſtände der gemeinen Verwunderung und Neubegierde, einige Gattungen von außerordentlich großem Rohre, einige Vögel mit ſehr ſchönen Federn, und etliche ausgeſtopfte Häute des großen Alligators und Manati. Vor dieſem allen gingen ſechs oder ſieben von den elenden Eingebohrnen her, deren ſonderbare Farbe und Anſehen die Neuheit des Schauſpiels nicht wenig vermehrte.

Auf die Vorſtellung des Columbus beſchloß der Rath von Caſtilien, dieſe Länder, deren Einwohner ſich ſchlechterdings nicht vertheidigen konnten, in Beſitz zu nehmen. Die fromme Abſicht, ſie zum Chriſtenthume zu bekehren, heiligte die Ungerechtigkeit dieſes Vorhabens. Aber die Hofnung, Schätze von Gold zu finden, war der einzige Bewegungsgrund der Unternehmung; und um dieſem Bewegungsgrunde mehr Gewicht zu geben, that Columbus den Vorſchlag, daß die Hälfte von allem gefundenen Golde und Silber der Krone gehören ſolle. Dieſer Vorſchlag wurde von dem Rathe genehmiget.

So lange alles oder das meiſte Gold, welches die erſten Abentheurer nach Europa brachten, auf eine ſo leichte Art, daß man nehmlich die wehrloſen Eingebohrnen plünderte, gewonnen wurde, war es eben nicht ſchwer, eine ſo hohe Abgabe zu bezahlen. Als aber den Eingebohrnen alles, was ſie hatten, rein abgenommen war, womit man denn in Sanct Domingo und den übrigen vom Columbus entdeckten Ländern in ſechs oder acht Jahren völlig fertig wurde, und als man, um mehr zu bekommen, in den Bergen nachgraben mußte: da war es nicht mehr möglich, dieſe Abgabe zu bezahlen. Die ſtrenge Eintreibung derſelben ſoll die erſte Veranlaſſung geweſen ſeyn, den Bergbau in Sanct Domingo ganz aufzugeben. Er iſt nachher nie wieder in Gang gekommen. Die Abgabe wurde daher bald auf ein Drittheil, dann auf ein Fünftheil, nachher auf ein Zehntheil, und zuletzt auf ein Zwanzigtheil von dem Ertrage der Goldbergwerke im Ganzen herabgeſetzt. Die Abgabe vom Silber blieb lange Zeit ein Fünftheil des ganzen Ertrages, und iſt nur in dem jetzigen Jahrhunderte auf ein Zehntheil herabgeſetzt worden. Den erſten Abentheurern mag am Silber nicht viel gelegen geweſen ſeyn: nichts geringeres als Gold ſchien ihrer Aufmerkſamkeit würdig.

Alle ſpätere Unternehmungen der Spanier in der neuen Welt, nach denen des Columbus, ſcheinen von demſelben Beweggrunde eingegeben zu ſeyn. Es war der Heißhunger nach Golde, der den Oieda, den Nicueſſa und Vaſco Nugnes von Balboa nach der Landenge von Darien, den Cortez nach Mexico und den Almagro und Pizarro nach Chili und Peru trieb. Wenn dieſe Abentheurer auf einer unbekannten Küſte landeten: ſo erforſchten ſie immer zuerſt, ob daſelbſt Gold zu finden ſey; und nach den Nachrichten, die ſie hierüber einzogen, beſchloſſen ſie, entweder das Land zu verlaſſen, oder ſich darin feſt zu ſetzen.

Von allen den koſtbaren und unſichern Projecten, welche meiſtentheils die, welche ſich damit befaſſen, an den Bettelſtab bringen, iſt wohl keines ſo verderblich, als das Aufſuchen neuer Silber- und Goldbergwerke. Es iſt vielleicht die ſchädlichſte Lotterie in der Welt, oder eine ſolche, worin der Vortheil derer, welche Gewinnſte bekommen, in gar keinem Verhältniſſe mit dem Verluſte derer ſteht, welche Nieten ziehen; denn ob gleich der Gewinnſte wenig, und der Nieten viel ſind ſind: ſo beträgt doch gemeiniglich die Einlage das ganze Vermögen eines reichen Mannes. Anſtatt daß Bergwerksprojecte das darauf verwendete Kapital mit den gewöhnlichen Zinſen vergüten ſollten, verſchlingen ſie insgemein Kapital und Zinſen. Sie ſind alſo Unternehmungen, die ein weiſer Geſetzgeber, der das Vermögen ſeines Volkes vermehren will, am allerwenigſten beſonders aufmuntern, oder ihnen einen größern Theil des Landeskapitals zuwenden ſollte, als ihnen von ſelbſt zufließen würde. Faſt alle Menſchen ſetzen wirklich in ihr eigenes gutes Glück ein ſo ungereimtes Vertrauen, daß, wo nur die geringſte Wahrſcheinlichkeit des guten Erfolges bey einem Bergbau vorhanden iſt, nur zu viele Kapitalien demſelben von freyen Stücken zufließen.

Ob nun gleich geſunde Vernunft und Erfahrung über Projecte dieſer Art jederzeit ſehr ungünſtig geurtheilt haben: ſo hat doch die Habſucht der Menſchen ganz anders geurtheilt. Eben die Leidenſchaft, die ſo manchem Menſchen den thörichten Gedanken von dem Steine der Weiſen eingegeben hat, hat in andern den eben ſo thörichten Wahn von unermeßlich reichen Gold- und Silberadern hervorgebracht. Sie haben nicht erwogen, daß der Werth dieſer Metalle, zu allen Zeiten und bey allen Völkern, hauptſächlich auf ihrer Seltenheit beruhet habe, und daß ihre Seltenheit von der ſehr geringen Menge, die die Natur davon hier und da abgeſetzt, und von den harten und ſchwer zu behandelnden Körpern, in welche ſie dieſe geringe Menge faſt allenthalben eingeſchloſſen hat, folglich von der Arbeit und dem Aufwande herrühre, ohne welche man ihr nicht beykommen und ſie erhalten kann. Sie haben ſich geſchmeichelt, man werde von dieſen Metallen eben ſo ſtarke und reichhaltige Adern finden, als man von Bley, Kupfer, Zinn oder Eiſen zu finden pflegt. Sir Walter Raleighs Traum von der goldenen Stadt und dem Lande Eldorado kann uns überzeugen, daß ſelbſt weiſe Männer von dieſem ſeltſamen Wahne nicht ganz frey geblieben ſind. Mehr als hundert Jahre nach dem Tode dieſes großen Mannes, glaubte der Jeſuit Gumila noch an die Wirklichkeit dieſes wunderbaren Landes, und äußerte ſich mit großer Wärme, und ich darf wohl ſagen, mit großer Aufrichtigkeit darüber, wie glücklich er ſeyn würde, wenn er das Licht des Evangeliums unter einem Volke ausbreiten könnte, das die frommen Arbeiten eines Bekehrers ſo gut zu belohnen im Stande wäre.

In den von den Spaniern zuerſt entdeckten Ländern kennt man gegenwärtig keine Gold- oder Silberbergwerke, die man des Betreibens werth hielte. Die Menge der Metalle, welche die erſten Abentheurer daſelbſt gefunden haben wollten, war vermuthlich eben ſo ſehr übertrieben, als die Reichhaltigkeit der Werke, die unmittelbar nach der erſten Entdeckung betrieben wurden. Indeſſen waren die Erzählungen von dem, was dieſe Abentheurer gefunden haben ſollten, hinreichend, die Habſucht aller ihrer Landsleute zu entflammen. Jeder Spanier, der nach Amerika ging, hoffte ein Eldorado zu finden; und das Glück that einmahl hier, was es ſonſt ſelten zu thun pflegt — es erfüllte einigermaßen die ausſchweifenden Hoffnungen ſeiner Verehrer, und zeigte ihnen bey der Entdeckung und Eroberung von Mexico und Peru, (wovon die eine faſt dreyßig, und die andere faſt vierzig Jahr nach dem erſten Seezuge des Columbus erfolgte) etwas ähnliches von dem Ueberfluſſe an koſtbaren Metallen, nach welchem ſie ausgingen.

Ein Project zu einer Handlung nach Oſtindien veranlaßte alſo die Entdeckung von Weſtindien. Ein Project von Eroberungen gab Gelegenheit zu allen Niederlaſſungen der Spanier in dieſen neu entdeckten Ländern. Der Bewegungsgrund zu dieſen Eroberungen war das Abſehen auf Gold- und Silberadern; und durch eine

Reihe von Zufällen, die keine menſchliche Einſicht vorher ſehen konnte, gelang dieſes Unternehmen in größerm Maße, als es die Unternehmer vernünftiger Weiſe erwarten konnten.

Bey allen übrigen europäiſchen Nationen, gingen die erſten Unternehmer, welche Kolonien in Amerika anzulegen verſuchten, mit gleich ſchimäriſchen Entwürfen ſchwanger; aber es gelang ihnen weit weniger. Erſt über hundert Jahre nach dem erſten Etabliſſement in Braſilien, wurden daſelbſt Gold- und Silberadern und Demantbrüche entdeckt. In den engliſchen, franzöſiſchen, holländiſchen und däniſchen Kolonien ſind bisher keine entdeckt worden, wenigſtens keine ſolche, die man jetzt der Bearbeitung werth hielte. Die erſten engliſchen Anſiedler in Nordamerika erbothen ſich indeſſen, ein Fünftheil von allem Golde und Silber, welches ſie finden würden, an den König abzugeben, und machten dieſes zu einem Bewegungsgrunde, ihre Patente zu erhalten. In Sir Walter Raleighs Patenten für die Londner und Plymouthſche Geſellſchaft, für den Rath zu Plymouth ꝛc. wurde demnach dieſes Fünftheil der Krone vorbehalten. Außer der Hoffnung, Gold- und Silberadern zu finden, ſchmeichelten ſich dieſe erſten Anſiedler auch noch, die nordweſtliche Durchfahrt nach Oſtindien zu entdecken. Mit beyden iſt es ihnen bisher fehlgeſchlagen.

Zweyte Abtheilung.

Urſachen des Gedeihens neuer Kolonien.

Die Kolonie eines geſitteten Volkes, welche entweder von einem wüſten, oder von einem ſo wenig bewohnten Lande Beſitz nimmt, daß die Eingebohrnen den neuen Anſiedlern willig Platz machen, kömmt weit ſchneller zu Reichthum und Größe, als irgend eine andere menſchliche Geſellſchaft.

Die Koloniſten bringen eine größere Kenntniß des Landbaues und anderer nützlichen Künſte mit, als unter wilden und barbariſchen Völkern in vielen Jahrhunderten von ſelbſt entſtehen könnte. Sie ſind auch ſchon an Unterordnung gewöhnt, haben einen Begriff von der regelmäßigen Staatsverfaſſung ihres Landes, von der Geſetzgebung, worauf jene gegründet iſt, und von einer ordentlichen Rechtspflege; und ſie führen natürlicher Weiſe etwas ähnliches in der neuen Anſiedlung ein. Hingegen iſt unter rohen Völkern der natürliche Fortſchritt der Geſetzgebung und Staatsverwaltung langſamer, als der natürliche Fortſchritt der Künſte, wenn nur Geſetze und Verfaſſung ſo weit eingeführt ſind, daß ſie die Künſte ſchützen können. Jeder Koloniſt erhält mehr Ländereyen, als er ſelbſt bauen kann. Er hat keine Renten und faſt gar keine Abgaben zu bezahlen. Er braucht ſeinen Erwerb mit keinem Gutsherrn zu theilen, und die Abgabe an den Landesherrn iſt gemeiniglich nur eine Kleinigkeit. Er hat alſo alle Urſache, einen Erwerb ſo viel nur möglich zu vergrößern, der beynahe völlig ſein Eigenthum iſt. Aber ſeine Länderey iſt gemeiniglich von ſolchem Umfange, daß er mit aller eigenen Betriebſamkeit, und mit aller Betriebſamkeit anderer Leute, die er zu Hülfe nehmen kann, ſelten im Stande iſt, den zehnten Theil deſſen hervorzubringen, was die Länderey liefern könnte. Er beeifert ſich daher, von allen Seiten Arbeiter zuſammen zu bringen, und ſie auf das freygebigſte zu lohnen. Allein dieſer reichliche Lohn, verbunden mit der Ergiebigkeit und Wohlfeilheit der Ländereyen, macht, daß ihn die Arbeiter bald im Stiche laſſen, um ſelbſt Landeigenthümer zu werden, und andere Arbeiter eben ſo freygebig zu lohnen, von welchen ſie denn aus eben der Urſache verlaſſen werden, aus welcher ſie ſelber ihren erſten Herrn verlaſſen hatten. Der reichliche Arbeitslohn befördert das Heyrathen. Die Kinder werden in der zarten Kindheit gut genährt und beſorgt; und wenn ſie heranwachſen: ſo überſteigt der Werth ihrer Arbeit ihren Unterhalt um ein beträchtliches. Kommen ſie zu reifen Jahren: ſo ſetzt der hohe Preis der Arbeit und der niedrige Preis der Ländereyen ſie in den Stand, ſich auf eben die Weiſe anſäßig zu machen, wie ihre Aeltern vor ihnen ſich anſäßig gemacht hatten.

In andern Ländern verſchlingen die Renten und Gewinnſte den Arbeitslohn; und die beyden höhern Stände des Volks unterdrücken den niedern Stand. In neuen Kolonien hingegen nöthigt der eigene Vortheil der beyden höhern Stände, den niedrigen edelmüthig und menſchlich zu behandeln, wenigſtens da, wo dieſer niedere Stand nicht aus Sklaven beſteht. Wüſte, von Natur ſehr fruchtbare Ländereyen, ſind für einen ſehr geringen Preis zu haben. Die Vermehrung der Einkünfte künſte, welche der Eigenthümer, der immer ſelbſt Landwirth iſt, von dem Anbaue der Ländereyen erwartet, beſtimmet ſeinen Gewinn, und dieſer iſt unter ſolchen Umſtänden insgemein ſehr groß. Allein dieſer Gewinn kann ohne die Arbeit anderer Leute bey der Urbarmachung des Bodens und dem Anbaue deſſelben nicht erhalten werden; und das Mißverhältniß zwiſchen dem großen Umfange des Landes und der in neuen Kolonien gemeiniglich geringen Bevölkerung, macht es dem Landwirthe ſchwer, Leute zu dieſer Arbeit zu bekommen. Er darf daher mit den Arbeitern nicht lange dingen, ſondern muß bezahlen, was verlangt wird. Hoher Arbeitslohn befördert die Bevölkerung. Die Wohlfeilheit und Fruchtbarkeit guter Ländereyen macht Muth, ſie anzubauen, und ſetzt den Eigenthümer in den Stand, dieſen hohen Arbeitslohn bezahlen zu können. In dem hohen Arbeitslohne ſteckt der Preis der Länderey beynahe allein; und ob er gleich, als Arbeitslohn betrachtet, ſehr hoch iſt: ſo iſt er doch als der Preis von etwas ſo ſehr einträglichem, nur geringe. Was die Vermehrung der Bevölkerung und die Verbeſſerung der Länderey befördert, befördert auch die Zunahme wahres Reichthums und Wohlſtandes.

Dieſem gemäß ſcheinen viele Kolonien der alten Griechen ſehr ſchnell zu Reichthum und Größe gekommen zu ſeyn. Einige derſelben ſcheinen in dem Laufe eines oder zweyer Jahrhunderte mit dem Mutterſtaate gewetteifert und ihn ſogar übertreffen zu haben. Syrakus und Agrigent in Sicilien, Tarent und Locri in Italien, Ephesus und Milet in Kleinaſien mögen, allen

Nachrichten zu Folge, keiner Stadt des alten Griechenlandes haben weichen dürfen. Es ſcheint, daß, ihrer ſpätern Erbauung ungeachtet, alle feinern Künſte, Philoſophie, Dichtkunſt und Beredſamkeit eben ſo früh in ihnen geblühet haben, und zu eben der Vollkommenheit gebracht worden ſind, als in irgend einem Theile des Mutterlandes. Merkwürdig iſt, daß die Schulen der beyden älteſten griechiſchen Weltweiſen, des Thales und Pythagoras, nicht in dem alten Griechenlande, ſondern die eine in einer aſiatiſchen und die andere in einer italieniſchen Kolonie entſtanden ſind. Alle dieſe Kolonien hatten ſich in Ländern niedergelaſſen, die von rohen und barbariſchen Völkern bewohnt waren, welche den neuen Ankömmlingen willig Platz machten. Sie hatten Ueberfluß an guten Ländereyen; und da ſie von dem Mutterſtaate ganz unabhängig waren: ſo ſtand es ihnen frey, ihre eigenen Angelegenheiten ſo einzurichten, wie ſie es für ihr Intereſſe am zuträglichſten hielten.

Die Geſchichte der römiſchen Kolonien iſt bey weitem nicht ſo glänzend. Zwar ſind einige, wie Florenz, nach vielen Menſchenaltern und nach dem Verfalle des Mutterſtaats, zu beträchtlichen Staaten angewachſen. Aber keine derſelben ſcheinet ſchnelle Fortſchritte gemacht zu haben. Sie wurden alle in eroberten Provinzen angelegt, die meiſtentheils ſchon voller Einwohner waren. Der Antheil von Ländereyen, welcher jedem Koloniſten angewieſen wurde, war ſelten beträchtlich; und da die Kolonien nicht unabhängig waren: ſo hatten ſie nicht völlige Freyheit, ihre eigenen Angelegenheiten ſo einzurichten, wie ſie es ihrem Intereſſe am zuträglichſten fanden.

In Anſehung des Ueberfluſſes an guten Ländereyen kommen die europäiſchen Kolonien in Amerika und Weſtindien den alten griechiſchen Kolonien gleich, und übertreffen ſie ſogar noch. In Anſehung ihrer Abhängigkeit von dem Mutterſtaate gleichen ſie den alten römiſchen; aber ihre große Entfernung von Europa hat ihnen dieſe Bürde überall mehr oder weniger erleichtert. In ihrer Lage kann der Mutterſtaat ſie weniger beobachten, und hat ſie weniger in der Gewalt. Wenn ſie ihr Intereſſe auf ihre eigene Weiſe verfolgten: ſo wurde ihr Verfahren oftmahls überſehen, entweder weil man es in Europa nicht erfuhr, oder nicht genug verſtand; und bey einigen Gelegenheiten hat man gutwillig nachgegeben, weil die Entfernung den Zwang ſchwer machte. Selbſt die gebietriſche und willkührliche ſpaniſche Regierung hat öfters, aus Furcht vor einem allgemeinen Aufſtande, ihre Befehle, die zur Verwaltung ihrer Kolonien gegeben worden waren, widerrufen oder mildern müſſen. Die Zunahme aller europäiſchen Kolonien an Reichthum, Volksmenge und Cultur iſt folglich ſehr groß geweſen.

Die Krone Spanien hat, vermöge ihres Antheils am Golde und Silber, von ihren Kolonien, vom Augenblicke ihrer Entſtehung an, Einkünfte gehabt. Einkünfte dieſer Art mußten die menſchliche Habſucht mit den ausſchweifendſten Erwartungen noch größerer Reichthümer erfüllen. Daher zogen die ſpaniſchen Kolonien, von ihrem Urſprunge an, die Aufmerkſamkeit des Mutterſtaats gar ſehr auf ſich, während die Kolonien der übrigen europäiſchen Völker lange Zeit vernachläßiget wurden. Vielleicht gediehen jene nicht beſſer bey aller

Aufmerkſamkeit, und dieſe nicht ſchlechter bey aller Vernachläßigung. Nach Verhältniß der Menge Landes, welches die ſpaniſchen Kolonien gewiſſermaßen im Beſitze haben, ſind ſie nicht ſo bevölkert und ſo blühend, als die andern europäiſchen Kolonien. Indeſſen haben ſelbſt die ſpaniſchen an Volksmenge und Cultur ſehr ſchnell zugenommen. Die Stadt Lima, die erſt ſeit der Eroberung erbauet worden iſt, ſoll nach Ulloas Beſchreibung, ſchon vor dreyßig Jahren, funfzig tauſend Einwohner gehabt haben. Quito, vormahls ein elendes Dorf der Indianer, ſoll eben dieſem Schriftſteller zu Folge, nicht weniger bevölkert ſeyn. Gemelli Carreri, der zwar, wie man ſagt, die Länder, welche er beſchreibt, nicht ſelbſt beſucht hat, aber doch überall aus ſehr guten Quellen geſchöpft zu haben ſcheint, giebt der Stadt Mexico hundert tauſend Einwohner: und das iſt, aller Uebertreibungen der ſpaniſchen Schriftſteller ungeachtet, wahrſcheinlich fünfmahl mehr, als ſie zur Zeit des Montezuma enthielt. Dieſe Anzahl überſteigt die Volksmenge von Boſton, Neujork und Philadelphia, den drey größten Städten der engliſchen Kolonien, um ein beträchtliches. Vor der Beſitznehmung der Spanier gab es weder in Mexico noch Peru Zugvieh. Das Lama war ihr einziges Laſtthier, welches doch nicht einmahl die Stärke eines gemeinen Eſels gehabt zu haben ſcheinet. Der Pflug war ihnen unbekannt. Sie kannten den Gebrauch des Eiſens nicht. Sie hatten weder gemünztes Geld, noch ein anderes eingeführtes Werkzeug zum Handel. Der Handel wurde bloß durch Tauſch getrieben. Eine Art hölzernen Spatens war ihr vornehmſtes Ackergeräth. Sie gebrauchten ſcharf gemachte

Steine als Meſſer und Beile; der Fiſchgräten und der harten Sehnen gewiſſer Thiere bedienten ſie ſich zum Nähen; und dieſes ſcheinen ihre vorzüglichſten Werkzeuge geweſen zu ſeyn. Unter ſolchen Umſtänden konnten dieſe Länder wohl unmöglich ſo angebauet und cultivirt ſeyn, als nunmehr, da ſie mit allen Arten europäiſcher zahmer Thiere reichlich verſehen ſind, und da der Gebrauch des Eiſens, des Pfluges und vieler europäiſchen Künſte bey ihnen eingeführt worden iſt. Die Volksmenge jedes Landes ſteht aber mit dem Grade ſeiner Cultur im Verhältniſſe. Ungeachtet der grauſamen Ausrottung der Eingebornen, die eine Folge der Eroberung war, ſind dieſe beyden großen Reiche vermuthlich jetzt bevölkerter, als ſie jemahls vorher waren; auch ſind die jetzigen Einwohner von den vorigen gewiß ſehr verſchieden: denn wir müſſen, denke ich, einräumen, daß die ſpaniſchen Kreolen die alten Indianer in vielerley Betrachte übertreffen.

Nächſt den ſpaniſchen Beſitzungen ſind die portugieſiſchen in Braſilien die älteſten unter allen, die von europäiſchen Völkern in Amerika herrühren. Da aber daſelbſt lange nach der erſten Entdeckung, weder Gold- noch Silberadern gefunden worden waren, und das Land alſo der Krone wenig oder nichts einbrachte: ſo wurde es lange Zeit gar ſehr vernachläßiget; und während dieſer Vernachläßigung wurde es eine große und mächtige Kolonie. Da Portugal unter der Herrſchaft von Spanien ſtand, griffen die Holländer Braſilien an, und nahmen von den vierzehn Provinzen, in welche es getheilt iſt, ſieben weg. Sie dachten auch die übrigen ſieben bald zu erobern, als Portugal durch die Thronbeſteigung der Familie von Braganza, ſeine Unabhängigkeit wieder bekam. Dadurch wurden die Holländer, als Feinde der Spanier, Freunde der Portugieſen, die auch Feinde der Spanier waren. Sie ließen es ſich daher gefallen, den Theil von Braſilien, den ſie noch nicht erobert hatten, dem Könige von Portugal zu laſſen, und dieſer willigte ein, daß ſie den ſchon eroberten Theil, als etwas, das des Zwiſtes mit einem ſo guten Bundsgenoſſen nicht werth ſey, behielten. Die holländiſche Regierung aber fing bald an, die portugieſiſchen Koloniſten zu drücken, und dieſe, ohne ſich lange mit Klagen aufzuhalten, ergriffen gegen ihre neuen Oberherren die Waffen, und jagten ſie, durch eigene Tapferkeit und Entſchloſſenheit, zwar mit Vorbewuſt des Mutterſtaats, aber doch ohne deſſen offenbare Mitwirkung, aus Braſilien hinaus. Da alſo die Holländer keinen Theil des Landes für ſich ſelbſt behaupten konnten: ſo waren ſie damit zufrieden, daß alles der Krone Portugal allein zurück gegeben würde. Man ſagt, dieſe Kolonie enthielte mehr als ſechs mahl hundert tauſend Menſchen, Portugieſen, oder Abkömmlinge derſelben, Kreolen, Mulatten, und eine gemiſchte Gattung zwiſchen Portugieſen und Braſilianern. Keine einzige amerikaniſche Kolonie ſoll eine ſolche Volksmenge von europäiſcher Abkunſt enthalten.

Gegen Ende des funfzehnten und in dem größten Theile des ſechzehnten Jahrhunderts waren Spanien und Portugal die größten Seemächte auf dem Weltmeere; denn ob ſich gleich der Handel von Venedig über alle Theile von Europa erſtreckte: ſo ſegelten doch ſeine Flotten kaum über das mittelländiſche Meer hinaus. Nach dem Rechte der erſten Entdeckung nahmen die Spanier Amerika, als ihr Eigenthum, in Anſpruch; und ob ſie gleich eine ſolche Seemacht, als Portugal war, nicht verhindern konnten, ſich in Braſilien feſt zu ſetzen: ſo war doch damahls ihr Name ſo furchtbar, daß die meiſten andern europäiſchen Völker es nicht wagten, irgendwo auf dieſem großen feſten Lande ſich nieder zu laſſen. Die Franzoſen, welche eine Kolonie in Florida anzulegen verſuchten, wurden alle von den Spaniern ermordet. Allein der Verfall ihrer Seemacht, eine Folge der Niederlage oder des Mißgeſchicks ihrer ſogenannten unüberwindlichen Flotte, zu Ende des ſechzehnten Jahrhunderts, ſetzte ſie außer Stand, ſich den Niederlaſſungen der übrigen europäiſchen Nationen länger zu widerſetzen. Daher verſuchten in dem ſiebzehnten Jahrhunderte die Engländer, Franzoſen, Holländer, Dänen und Schweden, Kolonien in dem neuen Welttheile anzulegen.

Die Schweden ſetzten ſich in Neujerſey feſt; und die Anzahl ſchwediſcher Familien, die man daſelbſt noch antrifft, beweiſet genugſam, daß dieſe Kolonie in Aufnahme gekommen ſeyn würde, wenn ſie von dem Mutterſtaate wäre unterſtützt worden. Da aber Schweden ſie vernachläßigte: ſo wurde ſie bald von der holländiſchen Kolonie in Neujork verſchlungen, welche denn 1674 wieder unter die Oberherrſchaft der Engländer kam.

Die kleinen Inſeln Sanct Thomas und Santa Cruz ſind die einzigen Beſitzungen, welche die Dänen jemahls in der neuen Welt gehabt haben. Dieſe an ſich geringen Niederlaſſungen wurden überdieß von einer Geſellſchaft beherrſcht, welche das Recht, die überflüſſigen Erzeugniſſe der Koloniſten zu kaufen, und ſie mit den Gütern anderer Länder, welche ſie nöthig hatten, zu verſehen, ausſchließlich beſaß, und die alſo nicht nur die Macht, ſondern auch die größte Verſuchung hatte, die Koloniſten beym Kaufe und Verkaufe zu drücken. Die Herrſchaft einer privilegirten Geſellſchaft von Kaufleuten iſt vielleicht für jedes Land die ſchlimmſte von allen Beherrſchungen. Indeſſen konnte ſie doch das Gedeihen dieſer Kolonien nicht ganz und gar verhindern, ob ſie es gleich ſchwächte und aufhielt. Der vorige König von Dännemark hob dieſe Geſellſchaft auf, und ſeitdem haben dieſe Kolonien beträchtlich zugenommen.

Die holländiſchen weſtindiſchen Kolonien waren urſprünglich, ſo wie die oſtindiſchen, der Herrſchaft einer privilegirten Geſellſchaft unterworfen. Einige derſelben nahmen ſich alſo zwar in Vergleichung mit lange bevölkert und angebauet geweſenen Ländern ſchnell genug auf, aber doch ſchläfrig und langſam in Vergleichung mit den meiſten neuen Kolonien. Ob gleich Surinam an und für ſich ſehr wichtig iſt: ſo ſteht es doch gegen die meiſten Zuckerkolonien der andern europäiſchen Völker zurück. Auch die Kolonie Neubelgien, die nunmehr in die zwey Provinzen Neujork und Neujerſey getheilt wird, würde ohne Zweifel, auch wenn ſie unter holländiſcher Herrſchaft geblieben wäre, anſehnlich geworden ſeyn. Die

Menge und Wohlfeilheit guter Ländereyen ſind ſolche mächtige Urſachen des Gedeihens, daß die allerſchlimmſte Regierung ihren thätigen Einfluß kaum hemmen kann. Ueberdieß macht die große Entfernung von dem Mutterſtaate, daß die Koloniſten dem Alleinhandel der Geſellſchaft durch Schleichhandel mehr oder weniger ausweichen können. Gegenwärtig erlaubt die Geſellſchaft allen holländiſchen Schiffen den Handel nach Surinam, gegen die Abgabe von zwey und ein halbes vom Hundert für den Werth der Ladung, und hat ſich nur den geraden Handel von Afrika nach Amerika, der ſich faſt allein auf den Sklavenhandel einſchränkt, ausſchließlich vorbehalten. Dieſe Milderung des Privilegiums iſt wahrſcheinlich die Haupturſache des Wohlſtandes, in dem dieſe Kolonie ſich nunmehr befindet. Curaçoa und Euſtatia, die beyden beträchtlichſten holländiſchen Inſeln, ſtehen als Freyhäfen den Schiffen aller Nationen offen; und dieſe Freyheit, mitten unter größern Kolonien, deren Häfen nur den Schiffen einer einzigen Nation geöffnet werden, iſt die Haupturſache von dem Wohlſtande dieſer beyden unfruchtbaren Inſeln.

Die franzöſiſche Kolonie in Kanada wurde, während des größten Theils des vorigen Jahrhunderts und während eines Theils des gegenwärtigen, von einer ausſchließenden Geſellſchaft regieret. Bey einer ſo ungünſtigen Verwaltung blieb ſie gegen andere neue Kolonien zurück; aber ſie nahm weit ſchneller zu, ſeit dem dieſe Geſellſchaft, nach dem Falle des ſogenannten Miſſiſippiſyſtems, getrennet worden war. Als die Engländer Beſitz von dieſem Lande nahmen, fanden ſie darin kaum doppelt ſo viel Einwohner, als der Pater Charlevoix ihm etliche und zwanzig Jahre vorher zugeſchrieben hatte. Dieſer Jeſuit war das ganze Land durchreiſet, und konnte nicht die Abſicht haben, es für geringer, als es in der That war, auszugeben.

Die franzöſiſche Kolonie in Sanct Domingo wurde von Seeräubern und Freybeutern errichtet, die lange Zeit Frankreichs Schutz ſo wenig ſuchten, daß ſie deſſen Oberherrſchaft nicht einmahl anerkennen wollten; und da dieſe Räuber in ſo fern Bürger wurden, daß ſie dieſe Herrſchaft anerkannten, ſo mußten dieſelben doch noch geraume Zeit ſehr behutſam behandelt werden. In dieſem Zeitraume nahm die Bevölkerung und Cultur der Kolonie ſehr ſchnell zu. Selbſt der Druck der ausſchließenden Geſellſchaft, dem ſie, gleich andern franzöſiſchen Kolonien, eine Zeitlang unterworfen war, konnte ihr Fortſchreiten nicht ganz aufhalten, ob er es gleich unfehlbar erſchweret hat. Alles kam wieder in Gang, da jener Druck aufhörte. Sie iſt nunmehr die wichtigſte Zuckerkolonie in Weſtindien, und ſie ſoll mehr Zucker liefern, als alle engliſchen Zuckerkolonien zuſammen genommen. Die übrigen franzöſiſchen Zuckerkolonien ſind insgeſammt ſehr blühend.

Allein, keine Kolonien haben ſchnellere Fortſchritte gemacht, als die engliſchen in Nordamerika.

Ueberfluß an guten Ländereyen, und Freyheit, ihre Angelegenheiten nach ihrem eigenen Gutdünken zu betreiben, ſcheinen die beyden Haupturſachen des Wohlſtandes aller neuen Kolonien zu ſeyn.

In Anſehung der Menge guter Ländereyen ſind zwar die engliſchen Kolonien in Nordamerika ohne Zweifel ſehr reichlich verſorgt worden; indeſſen kommen ſie doch hierin den portugieſiſchen und ſpaniſchen nicht gleich, und thun es denen, welche die Franzoſen vor dem Pariſer Frieden beſaßen, nicht zuvor. Aber die politiſche Verfaſſung der engliſchen Kolonien iſt der Aufnahme und Cultur des Landes günſtiger geweſen, als die Verfaſſung irgend einer Kolonie der drey andern Nationen.

Zuvörderſt iſt es in den engliſchen Kolonien zwar nicht ganz verhindert worden, daß große Strecken wüſter Ländereyen in die Hände weniger Perſonen zuſammen gekommen ſind; aber dergleichen Beſitznehmungen ſind doch wenigſtens daſelbſt mehr eingeſchränket geweſen, als in den übrigen Kolonien. Das Koloniegeſetz, welches jedem Eigenthümer die Verbindlichkeit auflegt, innerhalb eines gewiſſen Zeitraums, einen beſtimmten Theil von ſeinen Ländereyen anzubauen, und welches erkläret, daß im Unterlaſſungsfalle ſolche vernachläßigte Ländereyen einem andern verliehen werden können, iſt zwar vielleicht nicht ſehr ſtrenge gehandhabt worden, aber doch nicht ohne Wirkung geblieben.

Es giebt, zweytens, in Penſylvanien kein Recht der Erſtgeburt, und Ländereyen werden, wie bewegliche Güter, unter alle Kinder einer Familie gleich vertheilt. In drey Provinzen von Neuengland erhält das älteſte Kind, wie nach dem moſaiſchen Geſetze, bloß ſeinen Antheil doppelt. Wenn alſo in dieſen Provinzen auch zuweilen eine Menge Ländereyen bey einer einzelnen

Perſon ſich anhäufen: ſo kann man doch annehmen, daß ſie nach ein Paar Geſchlechtsfolgen wieder vertheilt ſeyn werden. In den übrigen engliſchen Kolonien findet zwar, wie nach engliſchen Geſetzen, das Recht der Erſtgeburt ſtatt. Allein in allen engliſchen Kolonien macht die Art der Eigenthumsrechte, welche bey der Vergebung der Ländereyen dem Beſitznehmer ertheilt werden, und welche mit denen übereinkommen, welche man in der engliſchen Rechtsſprache free Soccage [*]) nennt, die Veräußerung

---

[*]) Es iſt bekannt, daß nach dem Syſtem des engliſchen Civil-Rechts das Eigenthum der Ländereyen durchaus als ein Lehnsbeſitz, oder als ein von einem Höhern, vornehmlich vom Könige, unter gewiſſen Bedingungen und aufgelegten Verpflichtungen bewilligtes und geſchenktes Eigenthum betrachtet wird. Deßwegen heißt in der engliſchen Rechtsſprache, jedes Landeigenthum, von welcher Art es auch ſonſt ſeyn mag, ein tenure, das heißt, etwas, welches man von der Hand eines andern erhalten hat; und jeder Gutsbeſitzer iſt ein tenant, ein beneficiarius des Königs, oder eines Lords. Dieſe tenures ſind aber wieder von verſchiedener Art, und haben verſchiedene Namen, nachdem die damit verbundenen Rechte verſchieden ſind. Die erſte große Abtheilung von tenures war vor Alters in England, wie in allen Ländern Europens, die zwiſchen freyen, und mit Leibeigenſchaft oder Knechtſchaft belaſteten Gütern, — zwiſchen free tenures und tenures of villenage. Dieſer Unterſchied fällt zwar, ſeit der gänzlichen Abſchaffung der villenage oder der Dienſtbarkeit in England, weg: aber doch iſt noch eine Art von tenures, die aus dem dienſtpflichtigen Eigenthume entſtanden iſt, in denjenigen Gütern übrig geblieben, welche copyholds heißen, und die von den freeholds, außer andern Eigenthümlichkeiten, auch dadurch verſchieden ſind, daß ihr Beſitz kein Recht giebt, bey den Wahlen der Parlamentsglieder für die Grafſchaft, wozu das copyhold gehört, mit zu ſtimmen. Was die freyen Lehngüter betrifft: ſo wurden dieſelben vormahls wieder eingetheilet, in die eigentlichen Ritter- oder militäriſchen Lehen, welches diejenigen ſind, die vor-

ßerung der Ländereyen leicht; und wer einen ausgebreiteten Strich Landes verliehen bekommen hat, ſindet ge-

mei-

---

vornehmlich durch Wilhelm den Eroberer in England eingeführt, und unter ſeinen nächſten Nachfolgern beynahe allgemein geworden ſind; und in die, welche free ſoccage, oder nach dem barbariſchen Latein, woraus jene engliſchen Wörter entſtanden ſind, tenementa liberi ſoccagii heiſſen. Der Urſprung dieſes Namens, und die Natur dieſes Eigenthums iſt ein Gegenſtand einer weitläuftigen Erörterung in Blackſtones mehrmahlen angeführtem Werke, im 6ten Kapitel des 2ten Buchs. Nach der wahrſcheinlichſten Meinung, für welche ſich Blackſtone erklärt, iſt das Wort aus dem Angelſächſiſchen ſoc entſtanden, welches Freyheit, oder Privilegium bedeutet. Und die Sache, — die dadurch angezeigte beſondere Art des Landbeſitzes, ſchrieb ſich ebenfalls ſchon aus den Zeiten der Angelſächſiſchen Regierung her, und war ein Ueberreſt der alten Freyheiten, die durch die Eroberung der Normänner auf den meiſten Gütern, durch Einführung eines neuen Lehnrechts, verloren ging; aber nach und nach, da der Geiſt der Zeit und der engliſchen Verfaſſung der Freyheit wieder günſtiger zu werden anfing, auch faſt allenthalben wieder hergeſtellt wurde. An ſich gab zwar das eigentliche Ritter- oder militäriſche Lehngut dem Eigenthümer einen höhern Rang, als das liberum ſoccagium, aber es war dafür auch mit größern Laſten verbunden. Die Hauptcharaktere von beyden giebt Blackſtone ſo an: daß bey dem Rittergute die Dienſte, zu welchen der Eigenthümer verpflichtet war, perſönlich, und eben deßwegen unbeſtimmt, bey den Gütern hingegen, die free ſoccage heiſſen, beſtimmt, und gemeiniglich in eine Geldabgabe verwandelt waren; und daß die ſehr läſtigen Vorrechte des Lehnsherrn bey den erſtern, die Vormundſchaft über unmündige Erben zu führen, und elternloſe Erbtöchter zu verheyrathen, bey den letztern wegfielen. Aber auch dieſer Unterſchied hat ſeit 1660, — der Zeit der Wiederherſtellung der Königswürde und Karls des zweyten — aufgehört; und jetzt werden die Güter beyder Arten unter dem Titel und mit den Rechten von free and common ſoccage beſeſſen, und machen diejenige Klaſſe von Beſitzungen aus, die unter dem Namen der freeholds auch außer England allen denen bekannt ſind, welche engliſche Zeitungen oder Romane leſen, meiniglich ſeinen Vortheil dabey, den größten Theil deſſelben, ſo bald er nur kann, zu veräußern, und ſich nur einen geringen Erbzins davon vorzubehalten. In den ſpaniſchen und portugieſiſchen Kolonien findet bey Vererbung aller großen Güter, auf welchen Ehrentitel haſten, das ſogenannte Majoratsrecht ſtatt. Solche Güter kommen alle auf eine Perſon, und ſind in der That Fideicommiſſe, und unveräußerlich. Die franzöſiſchen Kolonien richten ſich zwar nach dem Pariſer gemeinen Rechte, welches bey Vererbung der Ländereyen den jüngern Kindern günſtiger iſt, als das engliſche Geſetz. Wenn aber in den franzöſiſchen Kolonien ein Theil eines Gutes, welches man als adeliges Lehn- und Rittergut beſitzet, veräußert wird: ſo kann es innerhalb einer beſtimmten Zeit, entweder von dem Erben des Lehnsherrn, oder von der Familie des vorigen Beſitzers wieder eingelöſet werden. Da nun alle weitläuftigen Güter des Landes adelige Lehngüter ſind: ſo muß dieſes nothwendig die Veräußerung derſelben erſchweren. In einer neuen Kolonie aber werden große unangebauete Güter geſchwinder durch Veräußerung, als durch die Erbfolge vereinzelt. Die Menge und Wohlfeilheit guter Ländereyen ſind, wie ſchon angemerkt worden iſt, die Haupturſachen der ſchnellen Aufnahme neuer Kolonien. Die Anhäufung der Ländereyen in wenigen Händen verhindert in der That, daß viel Land wohlfeil zu haben iſt; überdieß iſt eine ſolche Anhäufung ungebaueten Landes das größte Hinderniß ſeines Anbaues. Die Arbeit aber, die man auf die Verbeſſerung und den Anbau der Ländereyen verwendet, verſchafft der Geſellſchaft den größten und wichtigſten Erwerb. Dieſer Erwerb vergütet nicht nur den Arbeitslohn

lohn und die Zinſen des angewendeten Kapitals, ſondern auch den Erbzins oder die Renten des Landes, worauf das Kapital verwendet worden iſt. Weil nun die Arbeit der engliſchen Koloniſten mehr auf die Verbeſſerung und Cultur der Ländereyen gerichtet iſt: ſo können ſie auch mehr als die Koloniſten der drey andern Nationen erwerben, deren Thätigkeit, durch den auf zu wenig Perſonen eingeſchränkten Beſitz der Ländereyen, mehr oder weniger auf andere Gewerbe gelenkt wird.

Drittens verſchafft die Arbeit der engliſchen Koloniſten ihnen nicht nur einen größern und wichtigern Erwerb, ſondern ſie behalten auch, vermöge der mäßigen Abgaben, einen größern Antheil ihres Erwerbes für ſich, können ſich etwas ſammeln, und immer mehr Arbeiten unternehmen. Die engliſchen Kolonien haben bisher noch nichts zur Vertheidigung des Mutterſtaats, oder zur Unterhaltung ſeiner Staatsverwaltung beygetragen; im Gegentheile ſind ſie bisher faſt ganz auf Koſten des Mutterſtaats vertheidiget worden. Der Aufwand für die Flotten und Kriegsheere ſteht aber mit den nöthigen Ausgaben für die bürgerliche Regierung in gar keinem Verhältniſſe; und die Koſten ihrer eigenen bürgerlichen Regierung ſind jederzeit ſehr mäßig, und gemeiniglich nur auf die Beſoldungen des Gouverneurs, der Richter, und etlicher Polizeybeamten, und auf die Unterhaltung weniger höchſt nützlicher öffentlichen Anſtalten eingeſchränkt geweſen. In Maſſachuſetsbay pflegte der Aufwand der bürgerlichen Regierung, vor dem Anfange der letztern Unruhen, nur ungefähr 18000 Pf. St. jährlich, zu betragen. In Neuhampſhire und Rhodeisland

3500 Pf. St. für jede. In Connecticut 4000 Pf. St. In Neuyork und Penſylvanien 4500 Pf. St. für jede. In Neujerſey 1200 Pf. St. In Virginien und Südcarolina 8000 Pf. St. Die bürgerliche Regierung von Neuſchottland und Georgien wird zum Theil durch einen jährlichen Zuſchuß, den das Parlament bewilliget, unterhalten; aber Neuſchottland bezahlt überdieß jährlich ungefähr 7000 Pf. St. und Georgien 2500 Pf. zu den Staatsausgaben der Kolonien. Kurz, alle verſchiedenen Regierungen in Nordamerika, mit Ausnahme von Maryland und Nordcarolina, von welchen man keine genaue Berechnung hat, haben, vor den letztern Unruhen, den Einwohnern nicht über 64,700 Pf. St. jährlich gekoſtet: ein ewig merkwürdiges Beyſpiel, mit wie wenig Aufwand drey Millionen Menſchen nicht nur regiert, ſondern auch gut regiert werden können! Freylich iſt die wichtigſte Staatsausgabe, der Schutz und die Vertheidigung des Landes, immer dem Mutterſtaate aufgebürdet worden. Auch das Ceremoniel der Regierung in den Kolonien, bey Einführung eines neuen Gouverneurs, Eröfnung eines Landtages u. dgl. iſt zwar anſtändig genug, aber doch von keinem koſtbaren Gepränge begleitet. Ihre kirchliche Regierung iſt auf gleichen haushälteriſchen Fuß eingerichtet. Zehnten ſind unter ihnen unbekannt, und ihre gar nicht zahlreiche Geiſtlichkeit wird entweder durch mäßige Beſoldungen, oder durch freywillige Beyträge der Pfarrkinder unterhalten. Die ſpaniſche und portugieſiſche Macht hingegen wird zum Theil von den Abgaben, welche ihre Kolonien bezahlen müſſen, unterſtützet. Frankreich hat zwar niemahls von ſeinen Kolonien beträchtliche Einkünfte gezogen, weil die erhobenen Abgaben insgemein in den Kolonien wieder aufgewendet worden ſind; aber die Kolonieregierung aller dieſer drey Nationen wird mit weit ſtärkerm Aufwande geführet, und iſt mit einem viel koſtbarern Ceremoniel verbunden. So iſt, zum Beyſpiele, die Verſchwendung bey Einführung eines neuen Vicekönigs von Peru oft ungeheuer groß geweſen. Dergleichen Gepränge iſt nicht nur eine wirkliche Auflage, welche die reichen Koloniſten bey ſolchen beſondern Gelegenheiten bezahlen müſſen, ſondern ſie werden auch dadurch überall an Eitelkeit und Verſchwendung gewöhnt. Es iſt nicht bloß eine drückende zufällige Auflage, ſondern auch die Veranlaſſung einer weit drückendern immerwährenden, der nehmlich, welche Privatleute der Schwelgerey und Ueppigkeit bezahlen. Auch iſt in den Kolonien dieſer drey Nationen die kirchliche Regierung äußerſt drückend. Zehnten werden überall gegeben, und in den ſpaniſchen und portugieſiſchen Kolonien mit der größten Strenge eingetrieben. Außerdem werden ſie von einer Menge von Bettelmönchen heimgeſucht, deren nicht nur erlaubte, ſondern auch durch die Religion geheiligte Betteley für das arme Volk eine deſto drückendere Auflage iſt, da man es ſorgfältig beredet, daß es Pflicht ſey, ihnen zu geben, und große Sünde, ihnen ſeine Mildthätigkeit zu verſagen. Ueberdieß iſt die Geiſtlichkeit in allen Kolonien in dem Beſitze der größten Ländereyen.

Viertens haben die engliſchen Kolonien in Anſehung der Freyheit, mit den Erſparniſſen von ihrem Erwerbe, oder mit dem, was ſie nicht ſelbſt verzehren, zu ſchalten und zu walten, und in Anſehung des ausgebreitetern

Waarenabſatzes, den man ihnen zugeſtanden hat, Vorzüge vor den Kolonien anderer europäiſchen Völker. Jede Nation hat mehr oder weniger darnach geſtrebt, den Handel mit ihren Kolonien ſich ausſchließlich zuzueignen, und hat in dieſer Abſicht den Schiffen fremder Nationen den Handel mit den Kolonien, und dieſen die Einführung europäiſcher Güter von jeder auswärtigen Nation, verbothen. Allein dieſes Monopol iſt von den verſchiedenen Völkern auf verſchiedene Weiſe ausgeübt worden.

Einige Nationen haben allen Handel mit ihren Kolonien einer Geſellſchaft ausſchließlich überlaſſen, von welcher die Koloniſten alle ihre europäiſchen Bedürfniſſe kaufen, und der ſie ihre eigenen überflüſſigen Erzeugniſſe allein verkaufen mußten. Es war alſo der Vortheil der Geſellſchaft, nicht nur die erſtern aufs theuerſte zu verkaufen, und die letztern aufs wohlfeilſte einzukaufen, ſondern auch von dieſen letztern nicht mehr, auch zu dem niedrigſten Preiſe, zu nehmen, als ſie in Europa zu einem ſehr hohen Preiſe wieder unterbringen konnte. Es war ihr Vortheil, nicht nur in allen Fällen den Werth der überflüſſigen Erzeugniſſe der Kolonie herabzuſetzen, ſondern auch in vielen Fällen die natürliche Vermehrung derſelben zu entkräften und aufzuhalten. Unter allen Veranſtaltungen, das natürliche Wachsthum einer neuen Kolonie zu erſticken, giebt es keine ſo unfehlbar wirkſame, als eine ausſchließende Handelsgeſellſchaft. Gleichwohl hat Hollands Politik dieſes Verfahren beobachtet; und nur in dem jetzigen Jahrhunderte hat die Geſellſchaft in vielen Stücken der Ausübung ihres Privilegiums entſagt. Auch Dänemark hatte bis zur Regierung des vorigen Königs dieſe Staatswirthſchaft. Bey gewiſſen Gelegenheiten verfuhren die Franzoſen eben ſo; und neuerlich, ſeit dem J. 1755. nachdem alle andere Nationen dieſe Staatswirthſchaft, ihrer Ungereimtheit wegen, aufgegeben hatten, hat Portugal dieſelbe, wenigſtens in Anſehung der beyden vornehmſten braſilianiſchen Provinzen, Fernambuco und Marannon, erſt angenommen.

Andere Nationen haben, ohne eine Geſellſchaft ausſchließlich zu privilegiren, allen Handel mit ihren Kolonien auf einen einzelnen Hafen des Mutterſtaats eingeſchränkt, aus welchem entweder kein Schiff anders, als mit einer Flotte und in einer gewiſſen Jahrszeit, oder auch ein einzelnes Schiff nicht anders, als vermöge einer beſondern, meiſtens ſehr theuer zu bezahlenden Erlaubniß, auslaufen darf. Dieſe Maßregel geſtattet zwar allen Einwohnern des Mutterſtaats den Handel mit den Kolonien, unter dem Bedinge, daß er aus dem rechten Hafen, in der rechten Jahrszeit und mit den rechten Fahrzeugen getrieben werde. Da aber die Kaufleute, die ihre Kapitalien zu Ausrüſtung dieſer privilegirten Schiffe zuſammen ſchoſſen, ihren Vortheil dabey fanden, gemeinſchaftliche Sache zu machen: ſo mußte nothwendig ein ſolcher Handel nach gleichen Grundſätzen, als der Handel einer ausſchließenden Geſellſchaft getrieben werden. Der Gewinn dieſer Kaufleute mußte eben ſo übermäßig und drückend ſeyn. Die Kolonien wurden ſchlecht bedient, und mußten theuer kaufen, und wohlfeil verkaufen. Indeſſen hat, bis vor kurzem, Spanien dieſe Maßregel befolgt; und der Preis aller europäiſchen Güter ſoll daher in dem ſpaniſchen Weſtindien ungeheuer hoch geweſen ſeyn. Ulloa giebt an, daß in Quito ein Pfund Eiſen mit vier bis ſechs, und ein Pfund Stahl mit ſechs bis zehn Pfennigen St. bezahlt worden ſey. Nun geben aber die Koloniſten hauptſächlich darum ihre Erzeugniſſe weg, um ſich europäiſche Waaren zu verſchaffen. Je mehr ſie alſo für die letztern bezahlen, deſto weniger gewinnen ſie an den erſtern, und die Theurung der einen, beſteht in der Wohlfeilheit der andern. Portugal beobachtet in dieſem Betrachte gegen alle ſeine Kolonien Spaniens alte Handelspolitik, jedoch mit Ausnahme von Fernambuco und Marannon, gegen welche es noch weit ſchlimmer verfährt.

Noch andere Nationen erlauben allen ihren Einwohnern, aus allen Häfen des Mutterſtaats den freyen Handel nach ihren Kolonien, und es bedarf dazu bloß der gewöhnlichen Päſſe aus dem Zollamte. Hier macht es nun die Menge und der zerſtreuete Aufenthalt der Handelsleute unmöglich, ſich mit einander einzuverſtehen, und ſie können bey dieſer Concurrenz, keinen übermäßigen Gewinn machen. Die Kolonien werden unter einer ſo milden Staatsverwaltung in den Stand geſetzt, zu billigen Preiſen ihre eigenen Erzeugniſſe zu verkaufen, und die europäiſchen Güter zu kaufen. England hat ſeit Aufhebung der Plymouther Geſellſchaft, zu welcher Zeit die Kolonien noch in ihrer Kindheit waren, dieſe Maßregel allezeit beobachtet. Auch Frankreich iſt, ſeit der Aufhebung der in England ſogenannten Miſſiſipigeſellſchaft, nicht davon abgewichen. Der Gewinn alſo, den Frankreich und England von dem Handel mit ihren Kolonien haben, iſt zwar unſtreitig etwas größer, als er bey der freyen Concurrenz aller andern Nationen ſeyn würde, aber doch keinesweges übermäßig; und der Preis der europäiſchen Güter iſt in den Kolonien dieſer beyden Nationen nicht übertrieben.

So ſind auch Großbritanniens Kolonien bey der Ausfuhr ihrer überflüſſigen Erzeugniſſe nur in Anſehung gewiſſer Waaren auf den Verkauf an den Mutterſtaat eingeſchränkt. Dieſe Waaren ſind in der Schiffahrtsacte und in einigen nachherigen Acten ausdrücklich genannt worden, und heißen daher genannte Waaren. (enumerated commodities) Die übrigen heißen ungenannte, (non - enumerated) und können unmittelbar nach andern Ländern ausgeführt werden, wofern es nur in brittiſchen Schiffen, oder in ſolchen Kolonieſchiffen geſchiehet, wovon der Eigenthümer und drey Viertheile der Seeleute brittiſche Unterthanen ſind.

Unter den ungenannten befinden ſich einige von den wichtigſten amerikaniſchen und weſtindiſchen Producten: Getreide aller Art, Nutz- und Zimmerholz, eingeſalzene Lebensmittel, Fiſche, Zucker und Rum.

Getreide iſt natürlicher Weiſe der erſte und wichtigſte Gegenſtand bey der Cultur aller neuen Kolonien. Wenn ihnen erlaubt wird, einen ſehr ausgebreiteten Abſatz davon zu machen: ſo muntert das Geſetz ſie auf, viel mehr Getreide, als in einem dünnbewohnten Lande verzehrt wird, zu bauen, und ſo für den reichlichen Unterhalt einer immer zunehmenden Volksmenge im voraus zu ſorgen.

In einem mit Waldung ganz bedeckten Lande, wo Zimmerholz wenig oder nichts gilt, ſind die zum Ausroden der Wälder erforderlichen Koſten das vornehmſte Hinderniß der Benutzung des Bodens. Wenn nun den Koloniſten erlaubt wird, einen ſehr ausgebreiteten Holzhandel zu treiben: ſo erleichtert das Geſetz die Cultur dadurch, daß es den Preis einer Waare, die außerdem wenig gelten würde, erhöhet, und die Koloniſten in den Stand ſetzt, bey einer Sache noch einigen Gewinn zu machen, die ſonſt bloßer Aufwand geweſen wäre.

In einem nicht zur Hälfte bevölkerten und nicht zur Hälfte urbar gemachten Lande vermehrt ſich natürlicher Weiſe das Vieh über das Bedürfniß der Einwohner, und hat alſo öfters wenig oder gar keinen Werth. Es iſt aber ſchon vorhin bewieſen worden, daß der Preis des Viehes nothwendig mit dem Getreidepreiſe in einem gewiſſen Verhältniſſe ſtehen müſſe, bevor die meiſten Ländereyen eines Landes urbar gemacht werden können. Wenn nun der ausgebreitete Verkauf des amerikaniſchen Viehes, in allen Geſtalten, geſchlachtet und lebendig, erlaubt wird: ſo erhöhet das Geſetz den Werth einer Waare, deren hoher Preis die Cultur ſo weſentlich befördert. Indeſſen mögen die guten Wirkungen dieſer Freyheit, durch die Acte aus dem vierten Jahre Georgs des dritten, im 15ten Kap. welche Häute und Felle unter die genannten Waaren ſetzt, und dadurch den Werth des amerikaniſchen Viehes verringert, etwas gehemmet worden ſeyn.

Großbritanniens Schiffahrt und Seemacht durch Erweiterung der Fiſchereyen unſerer Kolonien zu vermehren,

ren, iſt ein Gegenſtand, den die Geſetzgebung zum beſtändigen Augemerke gehabt zu haben ſcheint. Dieſe Fiſchereyen haben, in dieſer Rückſicht, alle Ermunterungen genoſſen, welche die Freyheit ihnen geben konnte, und ſie ſind daher ſehr blühend geworden; insbeſondere war die Fiſcherey von Neuengland, vor den letztern Unruhen, vjelleicht eine der wichtigſten in der Welt. Der Wallfiſchfang, der in England, der übertrieben hohen Prämie ungeachtet, ſo wenig zu bedeuten hat, daß nach vieler Leute Meynung, (die ich jedoch nicht verbürgen mag) die ganze jährliche Ausbeute nicht viel mehr betragen ſoll, als die darauf bezahlten Prämien, wird in Neuengland, ohne alle Prämien, in einem ſehr weiten Umfange getrieben. Fiſche ſind einer der wichtigſten Artikel, womit die Nordamerikaner nach Spanien, Portugal und dem mittelländiſchen Meere handeln.

Zucker war urſprünglich eine genannte Waare, die nur nach Großbritannien ausgeführt werden durfte. Allein im J. 1731 wurde, auf Vorſtellung der Zuckerpflanzer, die Ausfuhr in alle Theile der Welt erlaubt. Indeſſen iſt durch die Einſchränkungen, unter welchen dieſe Freyheit zugeſtanden wurde, und durch den hohen Preis des Zuckers in Großbritannien, die Abſicht größtentheils verfehlt worden. Großbritannien und deſſen Kolonien bleiben immer noch faſt der einzige Markt für allen Zucker, der in den brittiſchen Pflanzungen gebauet wird. Der Verbrauch deſſelben hat ſo ſehr zugenommen, daß, ungeachtet des vermehrten Anbaues in Jamaika und in den abgetretenen Inſeln, und der dadurch ſeit zwanzig Jahren ſehr ſtark vermehrten Einfuhr des Zuckers, die

Ausfuhr in fremde Länder nicht viel ſtärker ſeyn ſoll, als ſie vorhin war.

Rum iſt ein ſehr wichtiger Artikel bey dem Handel, den die Amerikaner nach der afrikaniſchen Küſte treiben, von da ſie Negerſklaven zurück bringen.

Wenn alle überflüſſige Erzeugniſſe von Amerika, an Getreide von aller Art, an eingeſalzenen Lebensmitteln und an Fiſchen, unter die genannten geſetzt worden wären, und alſo nothwendig nach Großbritannien hätten verkauft werden müſſen: ſo würde das der Betriebſamkeit der Einwohner des Mutterlandes zu viel Eintrag gethan haben. Es geſchahe ohne Zweifel mehr aus Eiferſucht gegen dieſen Eintrag, als in der Abſicht Amerika nützlich zu ſeyn, daß man dieſe wichtigen Güter nicht nur aus der Zahl der genannten wegließ, ſondern auch in der Regel, alles Getreide, ausgenommen Reiß, und alle eingeſalzenen Lebensmittel, in Großbritannien einzuführen verboth.

Urſprünglich durften die ungenannten Güter in alle Welttheile ausgeführt werden. Nutzholz und Reiß waren zuerſt unter die genannten geſetzt worden; da man ſie in der Folge davon ausnahm, wurde die Erlaubniß, ſie nach Europa zu verkaufen, auf die Länder, welche vom Vorgebirge Finis terrä ſüdwärts liegen, eingeſchränkt. Durch die ſechſte Acte Georgs des dritten im 52ſten Kap. wurden alle ungenannten Güter derſelben Einſchränkung unterworfen. Diejenigen Theile von Europa, welche vom Vorgebirge Finis terrä ſüdwärts liegen, haben wenig Manufacturen, und wir durften alſo weniger beſorgt ſeyn, daß die Kolonieſchiffe Manufacturwaaren, die den unſrigen Abbruch gethan haben würden, mit zurück brächten.

Die genannten Waaren ſind von zweyerley Art: erſtlich ſolche, die eigentliche amerikaniſche Erzeugniſſe ſind, und in dem Mutterſtaate nicht hervorgebracht werden können, oder wenigſtens nicht hervorgebracht werden. Von dieſer Art ſind Syrop, Kaffee, Cacaobohnen, Toback, Pfeffer aus Jamaika, Ingwer, Fiſchbein, rohe Seide, Baumwolle, Biberfelle und anderes amerikaniſches Pelzwerk, Indigo, Gelbholz, (fustic) und andere Färbehölzer. Zweytens ſolche, die keine eigenen amerikaniſchen Erzeugniſſe ſind, ſondern die der Mutterſtaat zwar hervorbringen kann und hervorbringt, aber nicht in ſolcher Menge, daß ſie zu dem Bedürfniſſe hinreichten, und die daher meiſtens aus fremden Ländern gehohlet werden müſſen. Von dieſer Art ſind alles Material zum Schiffbau, Maſten, Segelſtangen, Boogſprite, Teer, Pech und Terpentin, Eiſen in Luppen und Stangen, Kupferblech, Häute und Felle, Potaſche und Perlaſche. Die allerſtärkſte Einfuhr der Waaren von der erſtern Art konnte den Anbau keines Erzeugniſſes des Mutterſtaats verhindern, oder deſſen Verkaufe Eintrag thun. Indem man ſie auf den alleinigen inländiſchen Verkauf einſchränkte, wollte man nicht nur unſere Kaufleute in den Stand ſetzen, dieſelben in den Pflanzungen wohlfeiler einzukaufen, und folglich in England mit größerm Vortheile zu verkaufen, ſondern auch mit den Pflanzungen und mit fremden Ländern einen vortheilhaften Zwiſchenhandel ſtiften, bey welchem

Großbritannien, als dasjenige Land, wohin dieſe Waaren zuerſt gebracht wurden, nothwendig der Mittelpunct oder Stapel ſeyn mußte. Auch die Einfuhr der Waaren von der zweyten Art glaubte man ſo lenken zu können, daß der Verkauf nicht der inländiſchen Erzeugniſſe gleicher Art, ſondern nur der aus fremden Ländern eingeführten, dadurch gehemmet würde. Man wollte ſie nehmlich durch angemeſſene Abgaben etwas theurer, als die erſtern, und viel wohlſeiler, als die letztern machen. Indem man alſo dergleichen Waaren auf den einheimiſchen Markt einſchränkte, ſuchte man keineswegs den großbritanniſchen Erzeugniſſen Eintrag zu thun, ſondern den Erzeugniſſen einiger auswärtigen Länder, mit welchen die Handelsbilanz für Großbritannien nachtheilig zu ſeyn ſchien.

Das Verboth, daß die Kolonien nach keinem andern Lande, als nach Großbritannien Maſten, Segelſtangen und Boogſprite, Pech und Terpentin ausführen durften, mußte natürlicher Weiſe den Preis des Zimmerholzes in den Kolonien erniedrigen, folglich auch die Koſten des Ausrodens ihrer Wälder, wodurch die Urbarmachung des Bodens am meiſten gehindert wird, vermehren. Allein zu Anfange dieſes Jahrhunderts, im J. 1703, ſuchte die ſchwediſche Pech- und Teer-Handlungsgeſellſchaft den Preis ihrer Waaren für Großbritannien dadurch zu erhöhen, daß ſie die Ausfuhr derſelben verboth, wofern ſie nicht in ihren eigenen Schiffen, zu dem von ihr beſtimmten Preiſe, und in gewiſſen Quantitäten geſchähe. Um nun dieſe ſonderbare Handelspolitik unwirkſam, und um ſich, nicht nur von

Schweden, ſondern auch von allen übrigen nordiſchen Mächten ſo unabhängig als möglich zu machen, gab Großbritannien eine Prämie auf die Einführung alles amerikaniſchen Materials zum Schiffbau; und dieſe Prämie wirkte ſo viel, daß der Preis des Zimmerholzes in Amerika höher ſtieg, als ihn die Einſchränkung auf den einheimiſchen Verkauf hätte herabſetzen können. Da beyde Anordnungen zu gleicher Zeit gemacht wurden: ſo war ihre gemeinſchaftliche Wirkung der Urbarmachung der amerikaniſchen Ländereyen eher beförderlich, als hinderlich.

Eiſen in Luppen und Stangen war zwar auch unter die genannten Waaren geſetzt worden; da es aber, wenn es aus Amerika eingeführt wird, von beträchtlichen Abgaben, die das aus andern Ländern eingeführte Eiſen bezahlen muß, befreyet worden iſt: ſo befördert die eine Anordnung die Anlegung der Eiſenhämmer in Amerika mehr, als die andere dieſelbe verhindert. Keine Manufacturanſtalt erfordert einen ſolchen Holzaufwand, und trägt ſo viel zum Ausroden der Wälder bey, als Eiſenhämmer.

Daß einige von dieſen Anordnungen den Werth des amerikaniſchen Zimmer- und Nutzholzes erhöhen, und dadurch die Urbarmachung der Ländereyen begünſtigen würden, iſt zwar vielleicht von den Geſetzgebern weder beabſichtiget, noch eingeſehen worden. Ob indeſſen gleich die wohlthätigen Folgen derſelben in dieſer Rückſicht zufällig geweſen ſind: ſo ſind ſie doch darum nicht weniger wirklich geweſen.

Zwiſchen den Kolonien der Britten in Amerika und in Weſtindien herrſchet in Anſehung der genannten und ungenannten Waaren unbeſchränkte Handelsfreyheit. Dieſe Kolonien ſind nunmehr ſo volkreich und blühend geworden, daß jede in der einen oder der andern einen reichen Abſatz ihrer Erzeugniſſe findet. Alle zuſammen genommen, machen einen großen einheimiſchen Markt für ihre eigenen Erzeugniſſe.

Englands großmüthigeres Regierungsſyſtem in Abſicht auf den Handel ſeiner Kolonien hat ſich indeſſen meiſtens nur auf den Verkauf ihrer Erzeugniſſe, entweder in ihrem ganz rohen Zuſtande, oder auf der allererſten Stufe ihrer Verfeinerung, eingeſchränkt. Die mehr vervollkommneten oder verfeinerten Manufacturen, ſelbſt der amerikaniſchen Erzeugniſſe, haben die engliſchen Kaufleute und Manufacturiſten ſich vorbehalten, und es bey der geſetzgebenden Gewalt dahin gebracht, daß ihre Anlegung in den Kolonien theils durch ſtarke Abgaben, theils durch gänzliches Verboth verhindert worden iſt.

Da, zum Beyſpiel, Muſkovadozucker aus den brittiſchen Pflanzungen, bey der Einfuhr nur 6 Schillinge 4 Pf. St. vom Zentner bezahlt: ſo bezahlt der weiße Zucker 1 Pf. 1 Sch. und 1 Pfennig St., und der doppelt oder einfach geläuterte, in Broten 4 Pf. 2 Sch. $5\frac{8}{20}$ Pfennige St. Als dieſe hohe Auflage gemacht wurde, war Großbritannien der einzige, und noch iſt es der vornehmſte Markt, wohin der Zucker aus den brittiſchen Kolonien gebracht werden konnte. Die Auflage war alſo ſo gut, als ein Verboth, im Anfange den

Zucker für irgend einen auswärtigen Markt, und nunmehr ihn für denjenigen Markt zu läutern, der vielleicht mehr als neun Zehntheile des ganzen Erzeugniſſes wegnehmen würde. Daher ſind die Zuckerſiedereyen, welche in allen franzöſiſchen Zuckerkolonien ſehr gut fortgekommen ſind, in den engliſchen wenig, und nur für das Bedürfniß der Kolonien ſelbſt, betrieben worden. So lange Grenada in franzöſiſchen Händen war, befand ſich faſt bey jeder Pflanzung eine Zuckerſiederey, wenigſtens zu der erſten Läuterung. Seit dem es aber England in Beſitz hat, ſind beynahe alle dergleichen Werke eingegangen; und gegenwärtig, im October 1773, ſollen nicht mehr als zwey oder drey auf der ganzen Inſel vorhanden ſeyn. Indeſſen wird jetzt, durch Nachſicht des Zollamts, der einmahl oder zweymahl geläuterte Zucker, wenn die Brote wieder zerrieben worden ſind, als Muſkovadozucker eingeführt.

Indem Großbritannien die Eiſenhämmer in Amerika dadurch ermuntert, daß es das daſelbſt verarbeitete Eiſen von Abgaben befreyet, welchen dieſelbe aus andern Ländern eingeführte Waare unterworfen iſt, belegt es die Anlegung der Stahlhämmer und der Mühlen, auf welchen das Eiſen geſpalten wird, in allen amerikaniſchen Pflanzörtern mit einem gänzlichen Verbothe. Man will nicht leiden, daß die Koloniſten dieſe verfeinerten Manufacturen, ſelbſt zu eigenem Gebrauche, betreiben, und beſteht darauf, daß ſie alle Bedürfniſſe dieſer Art von unſern Kaufleuten und Manufacturiſten kaufen ſollen.

Hüthe, Wolle und wollene Zeuge, wenn ſie amerikaniſche Erzeugniſſe ſind, dürfen nicht zu Waſſer, und ſogar nicht einmahl zu Lande, auf Wagen oder auf Pferden, aus einer Provinz in die andere geführet werden: eine Anordnung, die der Anlegung aller ſolcher Manufacturen für den entfernten Abſatz unfehlbar vorbeuget, und den Gewerbfleiß der Koloniſten in dieſer Rückſicht bloß auf die Verfertigung grober und gemeiner Waare einſchränkt, ſo wie ſie eine Familie zu eigenem Gebrauche, oder für ihre Nachbaren in derſelben Provinz, zu machen pflegt.

Einem ganzen Volke verbiethen, ſein eigenes Erzeugniß auf alle thunliche Weiſe zu benutzen, oder ſein Vermögen und ſeine Betriebſamkeit ſo anzuwenden, wie es ihm am vortheilhafteſten zu ſeyn ſcheinet, iſt eine offenbare Verletzung der heiligſten Rechte der Menſchheit. So ungerecht indeſſen dergleichen Verbothe ſeyn mögen: ſo wenig haben ſie bisher den Kolonien geſchadet. Die Ländereyen ſind noch ſo wohlfeil, und die Arbeit iſt folglich ſo theuer, daß die Koloniſten faſt alle feinern Manufacturwaaren wohlfeiler aus dem Mutterſtaate einführen können, als ſie dieſelben ſelbſt zu verfertigen im Stande wären. Wenn ſie daher auch ſolche Manufacturen hätten anlegen dürfen: ſo würden ſie es doch, bey ihrer jetzigen Cultur, um ihres eigenen Vortheils willen, unterlaſſen haben. Auf der Stufe, wo ſie ſtehen, ſind dieſe Verbothe, die übrigens ihren Gewerbfleiß nicht ſchwächen, und ihn von keiner ſelbſtgewählten Thätigkeit zurück halten, bloß unnütze Zeichen einer Sklaverey, die ihnen ohne gültige Urſache, durch die grundloſe Mißgunſt der Kaufleute und Manufacturiſten des Mutterſtaats auferlegt worden iſt. Bey einem höhern Grade der Cultur möchten ſie wirklich drückend und unerträglich ſeyn.

So wie Großbritannien einige der wichtigſten Erzeugniſſe der Kolonien bloß auf ſeinen eigenen Markt einſchränkt: ſo giebt es hingegen einigen derſelben auf dieſem Markte wiederum einen Vorzug, theils dadurch, daß es dieſelben Erzeugniſſe, wenn ſie aus andern Ländern eingeführt werden, mit höhern Abgaben belegt, theils dadurch, daß es auf ihre Einfuhr aus den Kolonien Prämien ſetzt. Auf jene Weiſe giebt es dem Zucker, Toback und Eiſen aus ſeinen Kolonien einen Vorzug; und auf dieſe, ihrer rohen Seide, ihrem Hanſe und Flachſe, ihrem Indigo, ihren Schiffbaumaterialien und ihrem Bauholze. So viel ich habe in Erfahrung bringen können, iſt die letztere Art, die Kolonieerzeugniſſe zu begünſtigen, ich meyne durch Einfuhrprämien, Großbritannien allein eigen. Die erſtere iſt es nicht: Portugal begnügt ſich nicht, die Einführung des Tobacks aus andern Ländern mit ſtärkern Abgaben zu belegen, ſondern es verbiethet ſie bey ſchwerer Strafe.

In Anſehung der Einführung europäiſcher Waaren hat England ebenfalls ſeine Kolonien milder behandelt, als alle andere Nationen die ihrigen.

Großbritannien giebt einen Theil der Abgaben, mit welchen die Einfuhr fremder Waaren belegt iſt, zurück, wenn ſie nach fremden Ländern wieder ausgeführt werden; und dieſer Rückzoll beträgt faſt immer die Hälfte,

öfters

öfters noch mehr, und zuweilen das Ganze der Abgabe. Man konnte leicht vorherſehen, daß kein unabhängiges Land dieſe Waaren, mit den ſchweren Abgaben beladen, denen faſt alle in Großbritannnien eingeführten fremden Güter unterworfen ſind, annehmen werde. Wenn nun alſo von dieſen Abgaben nicht ein Theil bey der Ausfuhr zurück gegeben würde: ſo wäre es um den Zwiſchenhandel, den doch das Handelsſyſtem ſo ſehr begünſtiget, geſchehen.

Indeſſen ſind unſere Kolonien keinesweges unabhängige Staaten; und da Großbritannien ſich das Recht, dieſelben mit europäiſchen Gütern zu verſehen, ausſchließlich vorbehalten hat; ſo hätte es ſeine Kolonien (wie andere Länder die ihrigen) zwingen können, dieſe Güter, durch alle in dem Mutterſtaate bezahlten Abgaben vertheuert, anzunehmen. Allein es ſind vielmehr, bis zum J. 1763, bey der Ausfuhr der meiſten fremden Güter nach unſern Kolonien, eben die Rückzölle, als bey der Ausfuhr nach unabhängigen fremden Ländern bezahlt worden. Im J. 1763 wurde indeſſen dieſe Begünſtigung durch die funfzehnte Acte vom vierten Jahre Georgs des dritten gar ſehr eingeſchränkt, und darin verordnet: „daß bey keinen Gütern, die in Europa oder Oſtindien „gewachſen, erzeuget oder verarbeitet worden ſind, und „aus dieſem Königreiche nach irgend einer brittiſchen Kolonie oder Pflanzung in Amerika ausgeführt werden, „Wein, weiße Kattune und Muſſeline ausgenommen, „irgend etwas von der Abgabe, welche die alte Subſidie genennet wird, zurück gegeben werden ſoll.“ Ehe dieſes Geſetz gegeben wurde, konnte man manche fremde Waaren in den Kolonien wohlfeiler kaufen, als in dem Mutterlande; und mit einigen iſt dieſes noch itzt der Fall.

Man muß erwägen, daß die meiſten Verordnungen, welche den Koloniehandel betreffen, hauptſächlich von den Kaufleuten, welche dieſen Handel treiben, ausgewirkt worden ſind. Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn die meiſten derſelben mehr ihren eigenen Vortheil, als den Vortheil der Kolonien oder des Mutterſtaats vor Augen gehabt haben. Indem ihnen das ausſchließliche Vorrecht zugeſtanden wurde, die Kolonien mit allen europäiſchen Waaren, deren dieſe bedurften, zu verſehen, und ihnen alle ſolche entbehrliche Erzeugniſſe abzukaufen, die keinem von ihrem zu Hauſe getriebenen Handel Abbruch thaten, ward das Intereſſe der Kolonien, dem Intereſſe dieſer Kaufleute aufgeopfert. Indem ihnen bey Wiederausführung der meiſten europäiſchen und oſtindiſchen Güter nach den Kolonien, dieſelben Rückzölle bewilliget wurden, welche bey der Wiederausführung nach unabhängigen Staaten gegeben werden, ward dieſem Intereſſe das Intereſſe des Mutterſtaats, ſelbſt nach kaufmänniſchen Begriffen, aufgeopfert. Es war der Vortheil der Kaufleute, für die fremden Waaren, welche ſie nach den Kolonien ſandten, ſo wenig als möglich, zu bezahlen, und folglich ſo viel, als möglich, von den bey der Einfuhr in Großbritannien vorgeſchoſſenen Abgaben wieder zu bekommen. Dadurch waren ſie in den Stand geſetzt, in den Kolonien entweder dieſelbe Quantität Waare mit größerm Vortheile, oder eine größere Quantität Waare mit demſelben Vortheile zu verkaufen, und alſo auf die eine oder die andere Weiſe etwas zu gewinnen. So war es auch der Vortheil der Kolonien, alle dergleichen Waaren möglichſt wohlfeil, und im möglichſten Ueberfluſſe zu bekommen. Allein dieſes konnte nicht allezeit dem Intereſſe des Mutterſtaats gemäß ſeyn. Er leidet oft nicht nur in Anſehung ſeiner Einkünfte, wenn er von den bey der Einfuhr erhobenen Abgaben viel wieder zurück geben muß, ſondern auch in Anſehung ſeiner Manufacturen, die mit den auswärtigen, wegen der ihnen vermittelſt der Rückzölle gewährten Erleichterung, auf dem Markte der Kolonien nicht Preiſe halten können. Man behauptet allgemein, daß die Aufnahme der brittiſchen Leinwandmanufacturen, durch die Rückzölle, welche bey Wiederausführung der deutſchen Leinwand nach den amerikaniſchen Kolonien gegeben werden, gar ſehr zurück geſetzt worden iſt.

Wenn aber auch Großbritanniens Staatswirthſchaft in Anſehung des Handels ſeiner Kolonien, von eben dem Kaufmannsgeiſte, wie bey andern Nationen, eingegeben worden iſt: ſo iſt ſie doch, im Ganzen, nicht ſo eigennützig und drückend, wie bey dieſen, geweſen.

Die Freyheit der engliſchen Koloniſten, ihre eigenen Angelegenheiten nach ihrem eigenem Gutdünken zu beſorgen, iſt in allen Stücken, den auswärtigen Handel allein ausgenommen, ganz unbeſchränkt. Sie ſind hierin ihren Mitbürgern im Mutterſtaate völlig gleich; und ihre Freyheit wird ebenfalls durch eine Verſammlung von Volksrepräſentanten geſichert, die allein das Recht hat, Auflagen zur Unterhaltung der Kolonieregierung zu machen. Das Anſehen dieſer Verſammlung hält die vollziehende Gewalt in Schranken, und der allerärmſte, oder auch der abhängigſte Koloniſt hat, ſo lange er dem Geſetze gehorcht, von der Verfolgung des Gouverneurs oder der Civil- und Militairbeamten in der Provinz nicht das geringſte zu befürchten. Die Kolonieverſammlungen ſind zwar, wie in England das Haus der Gemeinen, keine ganz gleiche Repräſentation des Volks, aber ſie nähern ſich doch dieſer Eigenſchaft; und da entweder es der vollziehenden Gewalt an Mitteln fehlt, ſie zu beſtechen, oder ſie bey der Unterſtützung, welche ſie von dem Mutterſtaate genießt, keiner Beſtechung bedarf: ſo werden ſie vielleicht überhaupt mehr von dem Willen ihrer Conſtituenten geleitet. Der Staatsrath, welcher in den Kolonien dem großbritanniſchen Oberhauſe entſpricht, beſteht aus keinem erblichen Adel. In einigen Kolonien, als in drey Gouvernements von Neuengland, werden die Mitglieder dieſes Staatsraths nicht vom Könige ernannt, ſondern von den Repräſentanten des Volks erwählt. In keiner engliſchen Kolonie giebt es einen Erbadel. Der Abkömmling von einer alten Koloniefamilie wird zwar überall, wie in jedem freyen Staate, mehr geachtet, als ein neu emporgekommener, wenn dieſer auch ſonſt gleiche Verdienſte und Glücksumſtände beſitzt; aber er wird auch nur mehr geachtet, und hat keine Vorrechte, wodurch er ſeinen Nachbaren läſtig werden könnte. Vor den letzten Unruhen hatten die Kolonieverſammlungen nicht nur die geſetzgebende Gewalt, ſondern auch einen Theil der vollziehenden. In Connecticut und Rhodeisland erwählten ſie den Gouverneur. In den übrigen Kolonien ernannten ſie die Finanzbedienten, welche die von jeder Verſammlung aufgelegten Abgaben erhoben, und ſie dieſer unmittelbar berechneten. Es herrſcht alſo unter den engliſchen Koloniſten mehr Gleichheit, als unter den Bewohnern des Mutterſtaats. Ihre Sitten ſind republikaniſcher, und ihre Verfaſſung, beſonders in dreyen Provinzen von Neuengland, iſt bisher auch republikaniſcher geweſen.

Hingegen finden die unumſchränkten Regierungen von Spanien, Portugal und Frankreich auch in ihren Kolonien ſtatt; und die unbegränzten Vollmachten, womit dergleichen Regierungen gemeiniglich alle ihre Beamten verſehen, werden in der großen Entfernung immer mit mehr als gewöhnlicher Härte gehandhabt. Unter allen willkührlichen Regierungen herrſcht mehr Freyheit in der Hauptſtadt, als in irgend einer Provinz. Es kann nie der Vortheil des Landesherrn, oder auch nur ſein Wille ſeyn, den Lauf der Gerechtigkeit zu hemmen, oder den großen Haufen des Volks zu unterdrücken. In der Hauptſtadt hält ſeine Gegenwart alle ſeine Diener mehr oder weniger im Zaum; in den entfernten Provinzen hingegen, wo die Beſchwerden des Volks ihn nicht ſo erreichen, können jene ihre Tyranney weit ſicherer ausüben. Die europäiſchen Kolonien in Amerika ſind aber entlegener, als die entfernteſten Provinzen der größten, vorher bekannt geweſenen Reiche. Die Verfaſſung der engliſchen Kolonien iſt vielleicht, ſo lange die Welt ſteht, die einzige, die den Bewohnern einer ſo entfernten Provinz, vollkommene Sicherheit gewähren konnte. Indeſſen ſind die franzöſiſchen Kolonien allezeit mit mehr Gelindigkeit und Mäßigung regiert worden, als die ſpaniſchen und portugieſiſchen. Dieſes beſſere Verfahren liegt theils in dem Charakter der franzöſiſchen Nation, theils in dem, was den Charakter jeder Nation bildet, der Beſchaffenheit ihrer Regierungsform, die zwar, in Vergleichung mit der brittiſchen, willkührlich und deſpotiſch, aber in Vergleichung mit der ſpaniſchen und portugieſiſchen, auf Geſetze gegründet und frey iſt.

Der Vorzug der engliſchen Regierungsform fällt jedoch am meiſten bey dem Gedeihen der nordamerikaniſchen Kolonien in die Augen. Die franzöſiſchen Zuckerkolonien ſind eben ſo gut, und vielleicht noch beſſer fortgekommen, als die engliſchen, ob gleich die letztern eine freye Verfaſſung haben, die der in den nordamerikaniſchen Kolonien vorhandenen, beynahe gleich kommt. Aber man hat die franzöſiſchen Kolonien nicht, wie die engliſchen, abgehalten, ihren Zucker zu raffiniren, und, was noch viel wichtiger iſt, der Geiſt ihrer Staatsverfaſſung hat eine beſſere Behandlung ihrer Negerſklaven hervorgebracht.

In allen europäiſchen Kolonien wird der Bau des Zuckerrohrs durch Negerſklaven betrieben. Man glaubt, die Leibesbeſchaffenheit der, in dem gemäßigten Himmelsſtriche von Europa gebornen Menſchen könne unter der brennenden Sonne Weſtindiens die Arbeit beym Umgraben des Bodens nicht aushalten; und nach der gegenwärtigen Methode wird der Anbau des Zuckerrohrs bloß mit der Hand betrieben, wiewohl viele der Meynung ſind, daß der Hackenpflug mit großem Vortheile dabey eingeführt werden könne. So wie aber der glückliche Erfolg des Landbaues, welcher mit Viehe betrieben wird, ſehr oft von der guten Behandlung des Viehes abhängt: ſo hängt auch der glückliche Erfolg des Landbaues, den man mit Sklaven betreibt, von der guten Behandlung der Sklaven ab; und darüber iſt man wohl allgemein einverſtanden, daß die franzöſiſchen Pflanzer ihre Sklaven beſſer behandeln, als die engliſchen. Wenn das Geſetz dem Sklaven gegen die Härte ſeines Herrn einigen Schutz gewähret: ſo muß daſſelbe in einer Kolonie, deren Regierungsform großentheils willkührlich iſt, beſſer in Ausübung gebracht werden, als da, wo ſie völlig frey iſt. In jedem Lande, wo unglücklicher Weiſe die Sklaverey geſetzmäßig iſt, miſchet ſich die Obrigkeit, indem ſie ſich des Sklaven annimmt, in das Privateigenthum ſeines Herrn. Iſt nun, in einem freyen Lande, der Herr Mitglied der Kolonieverſammlung, oder hat er eine Stimme zur Wahl eines ſolchen Mitgliedes zu geben: ſo muß die Obrigkeit dabey ſehr behutſam verfahren. Die Achtung, mit der ſie gegen den Herrn zu Werke gehen muß, macht es ihr deſto ſchwerer, den Sklaven zu ſchützen. Aber in einem Lande, wo die Regierung großentheils unumſchränkt, und wo es gewöhnlich iſt, daß die Obrigkeit ſich in die Verwaltung des Privateigenthums einmiſchet, und dem Manne, der nicht nach ihrem Gefallen damit verfährt, wohl gar eine Lettre de Cachet zuſchickt, iſt es der Obrigkeit deſto leichter, ſich des Sklaven anzunehmen, da die allgemeine Menſchenliebe ſie von ſelbſt dazu antreibt. Der Schutz der Obrigkeit macht den Sklaven in den Augen ſeines Herrn weniger verächtlich, und dadurch dieſen geneigt, ihn mehr zu achten, und gelinde zu behandeln. Sanfte Behandlung macht den Sklaven nicht nur getreuer, ſondern auch geſchickter, folglich in doppelter Rückſicht nützlicher. Er nähert ſich mehr dem Zuſtande eines freyen Dienſtbothen, und iſt einer gewiſſen Redlichkeit, einer Anhänglichkeit an den Vortheil ſeines Herrn fähig, Tugenden, welche vielen freyen Dienſtbothen eigen ſind, aber keinem Sklaven, der ſo behandelt wird, wie es in Ländern, wo der Herr völlig frey und ſicher iſt, zu geſchehen pflegt.

Daß der Zuſtand eines Sklaven unter einer willkührlichen Regierung beſſer ſey, als unter einer freyen, hat, glaube ich, die Geſchichte aller Zeiten und Völker gelehrt. Erſt unter den Kaiſern finden wir in der römiſchen Geſchichte eine Spur, wo die Obrigkeit den Sklaven, gegen die Gewaltthätigkeit ſeines Herrn, in Schutz nahm. Als Vedius Pollio, in Gegenwart Auguſts, einen ſeiner Sklaven, der ein geringes Verſehen begangen hatte, in Stücken hauen, und den Fiſchen in ſeinem Teiche vorwerfen laſſen wollte, befahl ihm der Kaiſer mit Unwillen, nicht nur dieſen, ſondern auch alle übrigen ihm zugehörigen Sklaven frey zu geben. Unter der Republik hätte keine Obrigkeit Anſehen genug gehabt, den Sklaven zu ſchützen, und noch viel weniger, den Herrn zu beſtrafen.

Man muß wohl bemerken, daß das Kapital, womit die franzöſiſchen Zuckerkolonien, und beſonders die große Kolonie in St. Domingo, angebauet worden ſind, faſt ganz allein aus der ſtufenweiſe vermehrten Benutzung und Cultur dieſer Kolonien, aus dem Ertrage des

Bodens und der Betriebſamkeit der Koloniſten entſtanden, oder, welches auf eins hinaus läuft, daß der Preis ihrer Erzeugniſſe durch haushälteriſche Behandlung nach und nach angehäufet und zu Hervorbringung eines immer ſtärkern Ertrages angewendet worden iſt. Das Kapital hingegen, womit die engliſchen Zuckerkolonien angebauet und verbeſſert worden ſind, iſt größtentheils aus England dahin geſandt worden, und keinesweges allein Ertrag des Bodens und der Betriebſamkeit der Koloniſten geweſen. Die Aufnahme der engliſchen Zuckerkolonien iſt meiſtens Englands großen Reichthümern zuzuſchreiben, wovon ein Theil auf dieſe Kolonien gleichſam überfloß. Aber die Aufnahme der franzöſiſchen rührt lediglich von dem guten Verhalten der Koloniſten her, welches ihnen daher eine Ueberlegenheit über die Engländer gegeben hat; und dieſe Ueberlegenheit iſt in keinem Stücke ſo ſichtbar geweſen, als in der guten Behandlung ihrer Sklaven.

Aus dieſem allgemeinen Umriſſe der Politik der verſchiedenen europäiſchen Völker, in Beziehung auf ihre Kolonien, ergiebt ſich, daß dieſe Politik ſich weder bey der urſprünglichen Gründung, noch, bey dem nachmahligen Aufblühen der amerikaniſchen Kolonien, ein großes Verdienſt zuzuſchreiben habe.

Thorheit und Ungerechtigkeit ſcheinen die Triebfedern bey dem erſten Entwurfe zu Anlegung dieſer Kolonien geweſen zu ſeyn: die Thorheit, Gold- und Silberadern nachzuſpühren, und die Ungerechtigkeit, den Beſitz eines Landes zu begehren, deſſen ſchuldloſe Bewohner die Europäer ſo wenig beleidiget hatten, daß ſie die erſten Abentheurer mit allen Merkmahlen von Gutherzigkeit und Gaſtfreyheit aufnahmen.

Diejenigen Abentheurer, welche ſpäter einige Niederlaſſungen anlegten, hatten zwar, außer dem leeren Projecte, Gold- und Silberadern zu entdecken, noch andere vernünftigere und rühmlichere Bewegungsgründe; aber eben dieſe Gründe machen der europäiſchen Staatsklugheit wenig Ehre.

Die engliſchen Puritaner wurden in ihrer Heymath gedrückt, ſuchten eine Freyſtatt in Amerika, und errichteten daſelbſt die vier Gouvernements von Neuengland. Die engliſchen Katholiken, die man noch ungerechter behandelte, ließen ſich in Maryland, und die Quaker in Pennſylvanien nieder. Die portugieſiſchen Juden, von der Inquiſition verfolgt, ihrer Güter beraubt, und nach Braſilien verwieſen, führten durch ihr Beyſpiel, unter den Miſſethätern und liederlichen Weibsperſonen, womit dieſe Kolonie zuerſt bevölkert wurde, eine gewiſſe Ordnung und Betriebſamkeit ein, und lehrten ſie den Bau des Zuckerrohrs. In allen dieſen Fällen wurde Amerika nicht durch die Weisheit und Staatsklugheit, ſondern durch die Unordnung und Ungerechtigkeit, die in den europäiſchen Regierungen herrſchte, bevölkert und angebauet.

Um die Ausführung der Pläne, durch welche die wichtigſten Niederlaſſungen in Amerika zu Stande kamen, hatten die europäiſchen Regierungen eben ſo wenig Verdienſt, als um die Pläne ſelbſt. Das Project zu der Eroberung von Mexico rührte nicht von dem Staatsrathe in Spanien, ſondern von dem Gouverneur in Cuba her; und durch den Muth des kühnen Abentheurers, dem die Unternehmung anvertrauet war, wurde es ausgeführet, ungeachtet ihm der Gouverneur, den es bald reuete, daß er einem ſolchen Manne den Auftrag gegeben hatte, alle mögliche Hinderniſſe in den Weg legte. Die Eroberer von Chili und Peru und faſt allen andern ſpaniſchen Beſitzungen auf dem feſten Lande von Amerika, erhielten von Seiten des Staats keine andere Unterſtützung, als die allgemeine Erlaubniß, im Namen des Königs von Spanien Eroberungen zu machen, und Niederlaſſungen anzulegen. Dieſe Unternehmungen geſchahen alle auf Gefahr und Unkoſten der Unternehmer: die ſpaniſche Regierung trug faſt gar nichts dazu bey. Eben ſo wenig that die engliſche Regierung, um einige ihrer wichtigſten nordamerikaniſchen Kolonien zu gründen.

Wenn dieſe Niederlaſſungen zu Stande gekommen und ſo wichtig geworden waren, daß ſie die Aufmerkſamkeit des Mutterſtaats auf ſich zogen: ſo hatten die erſten Einrichtungen, welche er in Anſehung ihrer machte, immer zur Abſicht, ſich ſelbſt des Alleinhandels zu verſichern, den Waarenabſatz der Kolonien einzuſchränken, und den ſeinigen, auf ihre Koſten, zu erweitern, folglich das Wachsthum ihres Wohlſtandes vielmehr einzuſchränken und zu verzögern, als zu beleben und zu beſchleunigen. Durch die verſchiedene Art und Weiſe, wie dieſes Monopol gehandhabt worden iſt, unterſcheiden ſich hauptſächlich die Regierungs-Maßregeln der einen europäiſchen Nation in Abſicht auf ihre Kolonien, von denen der andern. Die beſte unter allen übrigen, die engliſche, iſt bloß etwas weniger eigennützig und drückend.

Was hat denn nun die europäiſche Staatskunſt zu der erſten Anlegung, oder zu der jetzigen Größe der amerikaniſchen Kolonien beygetragen? In einem Stücke, und in dieſem allein, hat ſie viel dazu beygetragen. Magna virum mater! Sie erzeugte und bildete die Männer, die fähig waren, ſolche Unternehmungen auszuführen, und den Grund zu einem ſo großen Reiche zu legen; und es giebt in keinem andern Welttheile einen Staat, in welchem, vermöge ſeiner Verfaſſung, dergleichen Männer hätten gebildet werden können, oder jemahls wirklich gebildet worden ſind. Der Einrichtung der europäiſchen Staaten verdanken die Kolonien die Erziehung und die weiten Ausſichten ihrer thätigen und unternehmenden Stifter; und einige der größten und wichtigſten Kolonien haben ihr, in Abſicht auf ihre innere Verfaſſung, wenig mehr zu verdanken.

Dritte Abtheilung.

Von den Vortheilen, welche Europa aus der Entdeckung von Amerika, und von dem neu entdeckten Wege über das Vorgebirge der guten Hofnung nach Oſtindien zugezogen hat.

Wir haben geſehen, was für Vortheile den amerikaniſchen Kolonien die europäiſchen Regierungsmaßregeln verſchafft haben.

Was hat nun Europa aus der Entdeckung von Nordamerika und der Anlegung der dortigen Kolonien für Vortheile gezogen?

Man kann ſie eintheilen, zuerſt in die allgemeinen Vortheile, die Europa, als ein einzelnes großes Land betrachtet, aus dieſen großen Begebenheiten gezogen hat; und dann zweytens in die beſondern Vortheile, die jedes Land, welches Kolonien anlegt, dadurch erhält, daß es über ſeine eigenen Kolonien die Oberherrſchaft ausübt.

Jene allgemeinen Vortheile, die Europa, als ein großes Land betrachtet, daraus gezogen hat, beſtehen theils in der Vermehrung ſeines Genuſſes, theils in der Vermehrung ſeines Gewerbfleißes.

Die überflüſſigen amerikaniſchen Erzeugniſſe, nach Europa gebracht, verſchaffen den Bewohnern dieſes großen

ßen feſten Landes eine Menge Güter, die ſie ſonſt nicht hätten bekommen können, wovon einige zum Nutzen und zur Bequemlichkeit, einige zum Vergnügen, einige zum Putze dienen, und dadurch zur Vermehrung des Lebensgenuſſes beytragen.

Daß die Entdeckung und Koloniſirung von Amerika den Gewerbfleiß, ſowohl derjenigen Länder vermehrt habe, die unmittelbar dahin handeln, dergleichen Spanien, Portugal, Frankreich und England ſind, als derer, die ohne unmittelbaren Verkehr mit Amerika, ihre Erzeugniſſe dahin durch den Zwiſchenhandel anderer Länder ſenden, wird man leicht einräumen. So ſenden das öſterreichiſche Flandern und einige deutſche Provinzen, durch Vermittelung der zuerſt erwähnten Länder, eine beträchtliche Menge Leinwand und anderer Waaren nach Amerika. Alle dieſe Länder haben offenbar mehr Abnehmer ihrer überflüſſigen Erzeugniſſe bekommen, und ſind alſo ermuntert worden, dieſelben zu vermehren.

Daß aber dieſe wichtigen Ereigniſſe auf den Gewerbfleiß ſolcher Länder, als Hungarn und Polen ſind, die vielleicht nie eine einzige von ihnen ſelbſt hervorgebrachte Waare nach Amerika geſendet haben, ermuntert hätten, iſt vielleicht nicht ſo einleuchtend, und doch unbezweifelt wahr. Ein Theil der amerikaniſchen Erzeugniſſe wird in Hungarn und Polen verzehrt, und man bedarf daſelbſt des Zuckers, der Schokolade und des Tobacks aus der neuen Welt. Dieſe Waaren müſſen aber mit etwas eingehandelt werden, welches entweder

der Gewerbfleiß von Hungarn und Polen erzeuget hat, oder mit einem Theile dieſes Erzeugniſſes erhandelt worden iſt. Die amerikaniſchen Waaren ſind neue Dinge von Werth, neue Aequivalente, die nach Hungarn und Polen kommen, damit ſie daſelbſt gegen die überflüſſigen Erzeugniſſe dieſer Länder vertauſcht werden. Durch ihre Einfuhr entſteht ein neuer ausgebreiteter Markt für dergleichen Erzeugniſſe. Dieſer erhöhet den Werth derſelben, und bewirkt dadurch ihre Vermehrung. Vielleicht zwar kommt nichts davon nach Amerika, ſondern alles wird in andere Länder gebracht, die es mit einem Theile von ihren überflüſſigen amerikaniſchen Erzeugniſſen einhandeln; aber es wird doch vermittelſt des umlaufenden Handels abgeſetzt, der urſprünglich durch die überflüſſigen amerikaniſchen Erzeugniſſe in Bewegung kam.

Jene wichtigen Ereigniſſe können ſogar den Genuß und den Gewerbfleiß in ſolchen Ländern vermehrt haben, die nicht nur keine Waaren nach Amerika ſenden, ſondern auch keine von daher erhalten. Auch ſolche Länder haben vielleicht eine größere Menge anderer Waaren aus Ländern erhalten, deren überflüſſige Erzeugniſſe vermittelſt des Handels mit Amerika vermehrt worden ſind. Dieſer größere Vorrath muß unfehlbar ihren Genuß und ſomit auch ihren Gewerbfleiß vermehrt haben. Es muß ihnen eine größere Anzahl neuer Aequivalente von dieſer oder jener Art aufgeſtoßen ſeyn, die ſie gegen die Erzeugniſſe dieſes Fleißes eintauſchen konnten. Sie bekamen mehr Abnehmer dieſer überflüſſigen Erzeugniſſe: dadurch wurde ihr Werth erhöhet, und ihre Vermehrung begünſtiget. Die Maſſe von Waaren, die jährlich in den großen Kreislauf des europäiſchen Handels gezogen und durch mancherley Verkehr in demſelben jährlich unter die verſchiedenen, daran Theil nehmenden Nationen vertheilt wird, muß überhaupt durch die überflüſſigen amerikaniſchen Erzeugniſſe vermehrt worden ſeyn. Ohne Zweifel iſt alſo auch ein größerer Antheil von dieſer größern Maſſe auf eine jede dieſer Nationen gekommen, und hat ihren Lebensgenuß vervielfältiget, und ihren Gewerbfleiß vermehrt.

Durch den ausſchließlichen Handel der Mutterſtaaten wird überhaupt der Genuß und die Betriebſamkeit aller Nationen und inſonderheit der amerikaniſchen Kolonien vermindert, und ihr Emporkommen, ſtatt befördert zu werden — zurück gehalten. Er hemmet, als ein todtes Gewicht, die Thätigkeit eines der wichtigſten Triebräder, wodurch ein großer Theil menſchlicher Angelegenheiten in Bewegung geſetzt wird. Indem er die Erzeugniſſe der Kolonien in andern Ländern theurer macht, vermindert er ihren Verbrauch, und hindert dadurch von der einen Seite nicht nur den Fleiß der Kolonien, ſondern auch den Genuß und Fleiß aller andern Nationen, die weniger genießen, wenn ſie ihren Genuß theurer bezahlen müſſen, und weniger erzeugen, wenn ſie an ihren Erzeugniſſen weniger gewinnen. Indem er, auf der andern Seite, die Erzeugniſſe anderer Länder in den Kolonien theurer macht, entkräftet er auf gleiche Weiſe, die Betriebſamkeit dieſer Länder, ſo wie den Genuß und die Betriebſamkeit in den Kolonien. Um des vermeintlichen Vortheils einzelner Länder willen, legt er dem Vergnügen und der Thätigkeit aller andern Völker

ker — am meiſten aber der Koloniſten — Feſſeln an. Er entfernt nicht nur, ſo viel als möglich, alle übrigen Völker von einem gewiſſen Markte, ſondern ſchränkt auch die Kolonien, wo möglich, auf einen einzigen Markt ein. Nun macht es aber einen großen Unterſchied aus, ob man von einem einzelnen Markte ausgeſchloſſen wird, indeß alle andern uns offen ſtehen, oder ob man auf einen einzelnen Markt eingeſchränket wird, indeß man von allen andern Märkten ausgeſchloſſen iſt. Aller Genuß und alle Betriebſamkeit, die Europa der Entdeckung und Koloniſirung von Amerika zu danken hat, entſpringen aus den überflüſſigen Erzeugniſſen der Kolonien; und der ausſchließliche Handel der Mutterſtaaten macht den Zufluß aus dieſer Quelle geringer, als er ſonſt ſeyn würde.

Die beſondern Vortheile, welche jedes Land von ſeinen Kolonien erhält, ſind von zweyerley Art: erſtlich ſolche, die es mit jedem andern Staate, unter deſſen Herrſchaft Provinzen ſtehen, gemein hat; und zweytens ſolche beſondere Vortheile, die aus der eigenen Beſchaffenheit der europäiſchen Kolonien in Amerika entſtehen.

Jene gemeinſchaftlichen Vortheile, welche jedes Reich, von den ſeiner Herrſchaft unterworfenen Provinzen erhält, beſtehen erſtlich in der Kriegesmacht, welche ſie zur Vertheidigung deſſelben hergeben, und zweytens in den Abgaben, durch welche ſie zur Unterhaltung ſeiner Staatsverwaltung beytragen. Die römiſchen Kolonien gaben gelegentlich das eine und das andere.

dere. Die griechiſchen Kolonien gaben zuweilen einen Beytrag zur Kriegesmacht, ſelten zu den Staatsausgaben; denn die wenigſten erkannten die Oberherrſchaft des Mutterlandes. Sie waren meiſtens deſſen Bundesgenoſſen im Kriege, aber ſelten deſſen Unterthanen im Frieden.

Die europäiſchen Kolonien in Amerika haben niemahls Hülfstruppen zur Vertheidigung des Mutterlandes hergegeben. Ihre Kriegesmacht iſt immer zu ſchwach geweſen, ſich ſelbſt zu beſchützen; und wenn die Mutterſtaaten in Kriege verwickelt geweſen ſind: ſo hat die Vertheidigung ihrer Kolonien gemeiniglich eine große Vertheilung ihrer Kriegsmacht veranlaſſet. In dieſer Rückſicht alſo, ſind alle europäiſchen Staaten, ohne Ausnahme, durch ihre Kolonien eher ſchwächer, als mächtiger geworden.

Nur die Kolonien der Spanier und Portugieſen haben zur Vertheidigung des Mutterlandes und zur Unterhaltung der Staatsverwaltung deſſelben Beyträge in Gelde gegeben. Die Auflagen in den Kolonien der andern Europäer und inſonderheit der Engländer, haben ſelten die in Friedenszeiten auf ſie verwandten Summen bezahlt, und noch weniger dieſe für die im Kriege zu ihrer Vertheidigung aufgelaufene Koſten entſchädiget. Solche Kolonien alſo haben die Ausgaben ihrer Mutterſtaaten, aber keinesweges deren Einkünfte vermehrt.

Der ganze Nutzen, welchen ſolche Kolonien ihrem Mutterlande verſchaffen, beſteht in den beſondern Vortheilen, die man ſich bey der ganz eigenen Abhängigkeit der europäiſchen Kolonien in Amerika denket; und man räumet ein, daß der ausſchließliche Handel die einzige Quelle iſt, aus welcher alle dieſe beſondern Vortheile entſpringen.

Dieſer ausſchließliche Handel findet zum Beyſpiele, bey denjenigen Erzeugniſſen der engliſchen Kolonien ſtatt, welche **genannte** Waaren heiſſen, und nach keinem andern Lande, als nach England gebracht werden dürfen, wo ſie alsdann von den andern Nationen gekauft werden. Dieſe Waaren ſind in England wohlfeiler als anderwärts zu haben, und verſchaffen alſo nicht nur dieſem Lande mehr Genuß, als andern Ländern, ſondern vermehren auch ſeinen Gewerbfleiß. Für diejenigen Theile ſeiner überflüſſigen Erzeugniſſe, mit welchen England jene genannten Waaren einhandelt, kann es beſſere Preiſe erhalten, als andere Länder für ähnliche Theile ihrer Erzeugniſſe, wenn ſie dieſelben Waaren damit einkaufen wollen. England kann mit einer gewiſſen Quantität ſeiner Manufacturwaaren von ſeinen Kolonien eine Quantität Zucker und Toback erhandeln, für welche, wenn andere Länder ſie ihm abkaufen, ſie eine größere Quantität ihrer Manufacturwaaren der nehmlichen Art geben müßten. In ſo fern alſo, als engliſche Manufacturwaaren und die Manufacturwaaren anderer Länder in Concurrenz mit einander kommen, um Zucker und Toback aus den engliſchen Kolonien einzukaufen: wird der höhere Preis, welchen die erſtern auf dieſem Markte erhalten, den Manufacturen Englands ſelbſt eine Ermunterung geben, welche den Manufacturen der übrigen Länder unter dieſen Umſtänden fehlt. Indem der ausſchließliche Handel mit den Kolonien, den Genuß und den Gewerbfleiß derjenigen Länder, die dieſes Vorrecht nicht genießen, vermindert, oder wenigſtens zurückhält: verſchaffet er jenen, die im Beſitze des Vorrechts ſind, einen offenbaren Vortheil über dieſe.

Indeſſen iſt dieſer Vortheil vielleicht mehr **relativ** als **abſolut**, und giebt dem einen Lande nur dadurch Ueberlegenheit, daß er den Fleiß und die Erzeugungskraft der andern unterdrückt, nicht aber beydes in jenem erſtern Lande auf eine höhere Stufe bringt, als ſie in dem Falle eines ganz freyen Handels von ſelbſt erreicht haben würden.

So koſtet, zum Beyſpiel, der Toback aus Virginien und Maryland, vermittelſt des Monopols, ohne Zweifel den Engländern weniger, als den Franzoſen, die gemeiniglich jenen einen anſehnlichen Theil davon abkaufen. Hätten aber die Franzoſen und alle andern Europäer immer Freyheit des Handels nach Virginien und Maryland genoſſen: ſo würde der Toback nunmehr nicht nur in andern Ländern, ſondern auch in England ſelbſt wohlfeiler geworden ſeyn. Das Erzeugniß des Tobacks würde durch einen ſo viel weiter ausgebreiteten Markt, als der bisherige geweſen iſt, ſich wahrſcheinlich ſo ſehr vermehrt haben, daß nunmehr der Gewinnſt von einer Tobackspflanzung auf das natürliche Verhältniß mit dem Gewinnſte am Getreidebaue herab gekommen wäre, welches jetzt noch nicht ganz der Fall ſeyn ſoll. Der Preis des Tobacks würde vermuthlich um etwas geringer geworden ſeyn, als er gegenwärtig iſt. Eine gleiche Quantität engliſcher oder ausländiſcher Manufacturwaaren könnte jetzt gegen eine größere Quantität Toback in Maryland und Virginien abgeſetzt werden, und jene Waaren würden alſo höhere Preiſe, als gegenwärtig erhalten. Wenn daher dieſes Kraut, durch ſeine Wohlfeilheit und ſeinen Ueberfluß, den Genuß und Gewerbfleiß Englands oder irgend eines andern Landes vermehren kann: ſo würde es dieſe Wirkung bey einem ganz freyen Handel wahrſcheinlich in etwas größerm Maße hervorgebracht haben, als es jetzt möglich iſt. England würde, in dieſem Falle, zwar keinen Vortheil über andere Länder gehabt, und den Toback ſeiner Kolonien etwas wohlfeiler gekauft, folglich ſeine eigenen Waaren etwas theurer, als jetzt, verkauft haben; aber es hätte doch die einen weder wohlfeiler kaufen, noch die andern theurer verkaufen können, als irgend ein anderes Land. Es hätte vielleicht einen abſoluten Vortheil gewonnen, aber zuverläſſig einen relativen verloren.

Wir haben Grund genug, zu glauben, daß England, um ſich dieſen relativen Vortheil bey dem Koloniehandel zu verſchaffen, und in der mißgünſtigen und gehäſſigen Abſicht, andere Nationen von aller Theilnehmung daran, ſo viel nur möglich, auszuſchließen, nicht nur einen Theil des abſoluten Vortheils, den es gemeinſchaftlich mit andern Nationen, von dieſem Handel gehabt haben würde, aufgeopfert, ſondern ſich noch obendrein einen abſoluten und relativen Schaden bey allen übrigen Handelszweigen aufgebürdet hat.

Als England durch die Schiffahrtsacte ſich den Alleinhandel mit ſeinen Kolonien anmaßte, wurden die

Kapitalien der Ausländer, welche vorhin auf dieſen Handel verwendet worden wären, demſelben unfehlbar entzogen. Vorher war nur ein Theil davon mit engliſchen Kapitalien betrieben worden: nunmehr wurde alles mit ihnen allein betrieben. Der Fond, welcher vorhin nur einen Theil der europäiſchen Waaren, deren die Koloniſten bedurften, verſchafft hatte, ſollte ſie nun alle verſchaffen. Aber dazu war er nicht hinreichend; und die Waaren, welche dieſer Fond lieferte, wurden nothwendig ſehr theuer verkauft. Der Fond, mit welchem vorher nur ein Theil der überflüſſigen Erzeugniſſe der Koloniſten gekauft worden war, ſollte nunmehr den ganzen Einkauf beſtreiten. Allein keines dieſer Erzeugniſſe wurde mehr für die alten Preiſe, ſondern weit wohlfeller eingekauft. Wenn nun ein Handelsgeſchäft ſo betrieben wird, daß der Kaufmann ſehr theuer verkauft, und ſehr wohlfeil einkauft: ſo iſt ſein Gewinnſt ſehr groß, und überſteigt das ordentliche Verhältniß, welches bey andern Handelszweigen ſtatt findet. Dieſer größere Gewinnſt bey dem Koloniehandel mußte unausbleiblich andern Handelszweigen einen Theil der, auf dieſe gewendeten Kapitalien, entziehen. So wie aber dieſe veränderte Anwendung der Fonds, die Concurrenz der Kapitalien bey dem Koloniehandel nach und nach vermehrte: ſo mußte ſie auch die Concurrenz bey allen andern Handelszweigen vermindern. Und ſo wie hierdurch, nach und nach, die Gewinnſte bey jenem vermindert wurden: ſo mußten ſie bey dieſen vermehrt werden, bis endlich die Gewinnſte von allen ſich wieder in ein Gleichgewicht ſetzten, bey welchem zwar ihre Verhältniſſe gegen einander geändert, ſie aber doch ſämmtlich um etwas geſtiegen waren.

Dieſen doppelten Erfolg, andern Handelszweigen Kapitalien zu entziehen, und das Maß der Gewinnſte bey dem einen um etwas höher zu treiben, als es bey allen andern Gewerben zu ſeyn pflegt, brachte das Monopol nicht nur ſchon bey ſeiner erſten Einführung, ſondern auch während ſeiner ganzen Dauer hervor.

Erſtlich: Dieſes Monopol hat jederzeit dem übrigen Handel Kapitalien entzogen, welche in dem Koloniehandel angelegt worden ſind.

Ob gleich Großbritanniens Reichthum ſeit Einführung der Schiffahrtsacte ſehr zugenommen hat: ſo iſt er doch nicht in eben dem Maße, als der Reichthum der Kolonien gewachſen. Der auswärtige Handel jedes Landes aber hält mit der Zunahme ſeines Reichthums gleichen Schritt, oder der Ueberſchuß ſeiner Erzeugniſſe wird in dem Verhältniß größer, als die Erzeugniſſe ſelbſt ſich vermehren. Da nun Großbritannien beynahe den ganzen auswärtigen Handel der Kolonien allein ſich zugeeignet hat, und doch ſein Kapital nicht in eben dem Maße größer geworden iſt, als dieſer Handel ſich ausgebreitet hat: ſo muß es nothwendig andern Handelszweigen, einen Theil des vorher darin angelegten Kapitals entzogen, und einen noch größern Theil, der dieſen Handelszweigen außerdem zugefloſſen ſeyn würde, davon zurück gehalten haben. Der Koloniehandel hat alſo, ſeit Einführung der Schiffahrtsacte, deßwegen beſtändig zugenommen, weil viele andere Zweige des auswärtigen Handels, vornehmlich der Handel nach andern europäiſchen Ländern, immer mehr in Abnahme gekomkommen ſind. Anſtatt daß unſere, zum auswärtigen Verkaufe beſtimmten Manufacturwaaren, vor der Schiffahrtsacte, für die benachbarten europäiſchen Märkte oder für die entfernten am mittelländiſchen Meere liegenden Länder gearbeitet waren: ſo ſind ſie nachher für den noch entferntern Markt der Kolonien zugerichtet worden, weil ſie hier den Alleinhandel, dort hingegen viele Mitwerber haben. Die Urſachen der Abnahme bey andern auswärtigen Handelszweigen ſuchen **Matthias Decker** und andere Schriftſteller in den zu hohen und zweckwidrigen Auflagen, in dem hohen Arbeitslohne, in der Vermehrung des Luxus u. ſ. w.; aber ſie liegen alle in der übergroßen Vermehrung des Koloniehandels. Großbritanniens Handelskapital iſt zwar ſehr groß, aber doch nicht unendlich; und da es ſeit der Schiffahrtsacte zwar ſehr, aber doch nicht in dem Maße, als der Koloniehandel zugenommen hat: ſo hat dieſer Handel auch nicht anders, als auf Koſten anderer Handelszweige, betrieben werden können.

Man muß nicht vergeſſen, daß England ſchon ein anſehnliches handelndes Land, daß ſein Handelskapital ſchon ſehr groß, und der täglichen Vergrößerung fähig war, ehe die Schiffahrtsacte den Alleinhandel mit den Kolonien einführte, und ſogar, ehe dieſer Handel von Bedeutung war. In dem Kriege mit Holland, unter Cromwels Regierung, war Englands Seemacht der holländiſchen überlegen, und beym Ausbruche des Krieges zu Anfange der Regierung Karls des zweyten, war ſie der vereinigten Seemacht Frankreichs und Hollands, wo nicht überlegen, doch wenigſtens gleich. Kaum würde jetzt ihre Ueberlegenheit größer erſcheinen, wenn nehmlich jetzt die holländiſche Seemacht ſich zu Hollands Handel noch eben ſo verhielte, wie damahls. Allein dieſe große Macht zur See konnte bey keinen von dieſen Kriegen der Schiffahrtsacte zugeſchrieben werden. Während des erſtern war kaum der Entwurf dieſes Geſetzes gemacht; und ob es gleich vor dem Ausbruche des zweyten ſchon Geſetzeskraft erhalten hatte: ſo konnte doch damahls noch kein Theil deſſelben, am wenigſten derjenige, welcher den ausſchließlichen Handel mit den Kolonien einführte, eine merkliche Wirkung geäußert haben. Die Kolonien und ihr Handel waren beyde, in Vergleichung mit dem, was ſie jetzt ſind, gleich unbedeutend. Die Inſel Jamaika war eine ungeſunde, wenig bevölkerte und ſchlecht angebauete Wüſte. Neuyork und Neujerſey hatten die Holländer, und die Hälfte von Sanct Chriſtoph hatten die Franzoſen im Beſitz. Die Inſel Antigua, die beyden Karolinen, Penſylvanien, Georgien und Neuſchottland waren noch gar nicht angepflanzt. Virginien, Maryland und Neuengland hatten zwar Pflanzungen, die ſehr gut fortkamen, aber es gab vielleicht damahls weder in Europa noch in Amerika irgend einen Menſchen, der das erfolgte ſchnelle Wachsthum dieſer Kolonien an Reichthümern, Bevölkerung und Cultur vorherſahe, oder nur ahndete. Kurz, die Inſel Barbados war die einzige brittiſche Kolonie von Bedeutung, deren damahliger Zuſtand mit dem jetzigen die Vergleichung aushält. Der Koloniehandel, den England, ſelbſt einige Zeit nach der Schiffahrtsacte, nur zum Theil genoß — denn die Acte wurde erſt etliche Jahre nach ihrer Einführung ſtrenge in Ausübung gebracht

bracht — konnte damahls weder Englands ſtarken Handel, noch ſeine Macht zur See, die auf dieſem Handel beruhet, hervorgebracht haben. Der Handel mit Europa, und vorzüglich mit den, am mittelländiſchen Meere liegenden Ländern, war es, auf welchem dieſe große Seemacht beruhete. Aber der Antheil, den Großbritannien jetzt an dieſem Handel nimmt, könnte eine ſolche Macht nicht begründen. Wäre der zunehmende Handel mit den Kolonien völlig frey geblieben: ſo würde der auf Großbritannien gekommene Antheil deſſelben — und es würde ohne Zweifel einen ſehr anſehnlichen Theil bekommen haben — ein Zuwachs zu jenem großen Handel geweſen ſeyn, in deſſen Beſitze es ſchon war. Die Wirkung des Monopols hingegen, hat nicht ſowohl den Handel, welchen England zuvor ſchon hatte, vermehrt, als vielmehr ihm eine völlig veränderte Richtung gegeben.

Zweytens. Dieſes Monopol hat nothwendiger Weiſe viel dazu beytragen müſſen, daß die Gewinnſte bey allen Zweigen des brittiſchen Handels höher geſtiegen ſind, als ſie außerdem bey dem freyen Handel aller Nationen mit den brittiſchen Kolonien, geſtiegen ſeyn würden.

So, wie das Monopol dem Koloniehandel mehr von dem Kapitale Großbritanniens zuführte, als ſich ſonſt von ſelbſt dahin gewendet haben würde: ſo wurde auch, durch Verdrängung aller auswärtigen Kapitalien aus dieſem Handel, überhaupt die ganze Maſſe des darauf verwendeten Geldes geringer, als ſie bey einem freyen Handel geweſen ſeyn würde. Die Concurrenz der

Kapitalien bey dieſem Handel wurde vermindert, folglich wurden die Gewinnſte dabey vergrößert. Aber auch bey allen übrigen Handelszweigen wurde die Concurrenz der brittiſchen Kapitalien geringer; und folglich wurden die Gewinnſte der Britten dabey größer. Wie auch der Zuſtand oder Umfang des brittiſchen Handelskapitals, ſeit der Einführung der Schiffahrtsacte, in einzelnen Perioden mag beſchaffen geweſen ſeyn: ſo muß das Monopol des Koloniehandels, in jeder Periode, die gewöhnlichen Gewinnſte der brittiſchen Kaufleute höher hinauf getrieben haben, als ſie außerdem ſowohl in dieſem, als in jedem andern Zweige des brittiſchen Handels ausgefallen ſeyn würden. Wenn nun ſeit der Schiffahrtsacte, der gewöhnliche Gewinnſt der brittiſchen Kaufleute beträchtlich gefallen iſt — und dieß iſt wirklich geſchehen — ſo wäre er noch weit tiefer gefallen, wofern er nicht durch das Monopol wäre aufrecht erhalten worden.

Was aber in einem Lande die Gewinnſte höher hinauf treibt, als ſie gewöhnlicher Weiſe ſteigen würden, muß dieſem Lande unfehlbar einen *abſoluten* und einen *relativen* Nachtheil in jedem Handelszweige zuziehen, bey welchem es kein Monopol genießt.

Einen abſoluten Nachtheil; — denn ſeine Kaufleute könnten ſich, bey ſolchen Handelszweigen, dieſen höhern Gewinnſt nicht verſchaffen, wenn ſie nicht die, in ihr Land eingeführten fremden Waaren ſowohl, als die einheimiſchen Waaren, welche ſie ins Ausland führen, theurer, als ſonſt verkaufen. Ihr Vaterland muß theurer verkaufen, und theurer kaufen, muß weniger verkaufen,

kaufen, und weniger kaufen, muß weniger genießen, und weniger hervorbringen, als außerdem geſchehen ſeyn würde.

Aber auch einen relativen Nachtheil muß ein ſolches Land leiden, weil andere Länder, die jenem abſoluten Nachtheile nicht unterworfen ſind, dadurch mit dem erſtern Lande in ein für ſie beſſeres, oder doch weniger ſchlechtes Verhältniß kommen. Sie können nach Maßgabe deſſen, was ſie genießen und hervorbringen, mehr genießen und mehr hervorbringen: dadurch werden ihre Vortheile größer, und ihre Nachtheile geringer, als beyde außerdem ſeyn würden. Indem jenes Land den Preis ſeiner Erzeugniſſe höher, als er ſonſt ſtehen würde, hinauf treibt, ſetzt es die Kaufleute der andern Länder in den Stand, auf den auswärtigen Märkten wohlfeiler zu verkaufen, und es dadurch aus allen Handelszweigen, worin es kein Monopol genießt, zu verdrängen.

Unſere Kaufleute klagen oft über den hohen Arbeitslohn in England, als über die Urſache, daß ſie auf fremden Märkten mit den Kaufleuten anderer Nationen nicht gleiche Preiſe halten können; aber ſie ſchweigen von den hohen Gewinnſten, die ſie von ihren Kapitalien ziehen. Sie klagen über den ausſchweifend hohen Erwerb, den andere Leute machen, aber ſie ſagen nichts von ihrem eigenen. Gleichwohl mögen die hohen Gewinnſte der brittiſchen Handelskapitalien in manchen Fällen eben ſo viel, und in einigen noch mehr, als der hohe Arbeitslohn, zu den Preiserhöhungen der brittiſchen Manufacturwaaren beytragen.

Man kann daher mit Recht ſagen, daß Großbritanniens Kapital theils den meiſten Handelszweigen, bey welchen dieſes Land kein Monopol beſaß, entzogen, theils daraus verdränget worden iſt. Dieß gilt insbeſondere von dem Handel in Europa und nach den Ländern, die das mittelländiſche Meer umgeben.

Das Kapital iſt dieſen Handelszweigen zum Theil entzogen worden; — denn ſo, wie der Koloniehandel immer ſtärker und ſtärker geworden, und das Kapital, womit man ihn in dem einen Jahre betrieben hat, in dem künftigen immer nicht zureichend geweſen iſt: ſo hat auch der Reitz des Gewinnſtes größer werden müſſen.

Es iſt zum Theil daraus verdrängt worden — denn die hohen, in England eingeführten Gewinnſte, gewähren andern Ländern in allen denjenigen Handelszweigen, worin England kein Monopol genießt, einen Vortheil.

So wie nun das Monopol des Koloniehandels den übrigen Handelszweigen einen Theil des brittiſchen Kapitals entzogen hat: ſo hat es dieſen Handelszweigen auch viele fremde Kapitalien zugeführt, welche darin nie angelegt worden wären, wenn man ſie nicht aus dem Koloniehandel verdränget hätte. In dieſen andern Handelszweigen iſt die Concurrenz der brittiſchen Kapitalien vermindert, und alſo ſind die Gewinnſte derſelben vermehrt — hingegen iſt die Concurrenz der auswärtigen Kapitalien vermehrt, und alſo ſind die Gewinnſte derſelben vermindert worden. Auf beyderley Weiſe muß Großbritannien einen relativen Nachtheil erlitten haben.

Man könnte indeſſen ſagen: der Koloniehandel iſt für England einträglicher, als irgend ein anderer. Und wenn das Monopol einen größern Theil des brittiſchen Handelskapitals in denſelben geleitet hat, als außerdem dahin gegangen ſeyn würde: ſo hat es gerade die vortheilhafteſte Anlegung deſſelben bewirkt, die nur irgend möglich geweſen wäre.

Ich antworte: die vortheilhafteſte Anwendung eines Landeskapitals iſt die, bey welcher die größte Quantität hervorbringender Arbeit im Gange erhalten, und das jährliche Erzeugniß der Ländereyen und der Arbeit eines Landes am meiſten vermehrt wird. Wir haben aber im zweyten Buche geſehen, daß die Quantität hervorbringender Arbeit, welche mit einem, auf den auswärtigen Conſumtionshandel verwendeten Kapitale unterhalten wird, deſto größer iſt, je öfterer dieſes Kapital mit Zinſen zu ſeinem Eigenthümer zurückkehrt. Ein Kapital von tauſend Pfund zum Beyſpiel, angelegt in einem auswärtigen Conſumtionshandel, wo es jährlich einmahl wieder zurück kehrt, kann ſo viel hervorbringende Arbeit im Lande fortwährend unterhalten, als mit tauſend Pfund jährlich gewonnen wird. Kann aber das Kapital zwey- oder dreymahl des Jahrs zurück kehren: ſo kann man damit ſo viel Arbeit unterhalten, als mit zwey oder drey tauſend Pfund unterhalten werden kann. In dieſer Rückſicht iſt ein auswärtiger Conſumtionshandel, wenn er mit einem benachbarten Lande getrieben wird, vortheilhafter, als wenn er mit einem entfernten getrieben wird; und ſo iſt auch, wie wir ebenfalls im zweyten Buche geſehen haben, ein gerader auswärtiwärtiger Conſumtionshandel vortheilhafter, als ein umlaufender. Nun hat aber das Monopol des Koloniehandels, in ſo fern es auf die Anwendung des brittiſchen Handelskapitals Einfluß gehabt hat, in allen Fällen, einen Theil deſſelben aus dem Comſumtionshandel mit einem benachbarten Lande, in einen dergleichen mit einem entfernten, gezogen — und in vielen Fällen hat es den geraden Conſumtionshandel in einen umlaufenden verwandelt.

Erſtlich hat das Monopol des Koloniehandels, in allen Fällen, einen Theil des Landeskapitals aus einem auswärtigen Conſumtionshandel, der mit einem benachbarten Staate getrieben wurde, verjagt, und in einen Conſumtionshandel gezogen, der mit einem weit entferntern Lande getrieben wird.

In allen Fällen iſt ein Theil dieſes Kapitals aus der Handlung mit Europa und mit den am mittelländiſchen Meere liegenden Ländern verdränget, und dagegen dem Handel mit den entferntern amerikaniſchen Ländern und mit Weſtindien zugewendet worden, woher die Zahlungen, theils wegen der größern Entfernung, theils wegen beſonderer, dieſen Ländern eigener Umſtände, nicht ſo oft, als aus jenen eingehen können. Neuen Kolonien fehlt es, wie ſchon bemerkt worden iſt, immer an Fonds. Ihr Kapital, das ſie mit großem Vortheile auf Urbarmachung und Cultur ihres Bodens verwenden können, reicht immer zu dieſer Abſicht nicht hin. Sie bedürfen daher allezeit mehr Kapital, als ſie beſitzen; und um dieſem Mangel abzuhelfen, ſuchen ſie in dem

Mutterſtaate, ſo viel ſie können, zu borgen, und bleiben dieſem alſo immer ſchuldig. Die gewöhnliche Weiſe, wie die Koloniſten dieſe Schulden machen, iſt nicht die, daß ſie von den reichen Leuten in dem Mutterſtaate, auf Schuldverſchreibungen Geld borgen — wiewohl es zuweilen dennoch geſchieht — ſondern, daß ſie den Kaufleuten deſſelben, die ihnen europäiſche Waaren verſchaffen, die Bezahlung ſo lange vorenthalten, als es dieſe Kaufleute nur erlauben wollen. Ihre jährlichen Zahlungen belaufen ſich auf nicht mehr, als ein Drittheil deſſen, was ſie ſchuldig ſind, und oft auf noch weniger. Das Kapital alſo, welches ihre Correſpondenten ihnen vorſchießen, kömmt ſelten früher, als nach drey, und zuweilen erſt nach vier und fünf Jahren nach Großbritannien zurück. Ein brittiſches Kapital aber, von tauſend Pfund St. zum Beyſpiel, das in fünf Jahren nur einmahl zurück kömmt, kann nur ein Fünftheil von demjenigen brittiſchen Gewerbfleiße fortwährend beſchäftigen, welchen es, wofern die Zahlung jährlich geſchähe, beſchäftigen würde; und anſtatt tauſend Pfunden, finden jährlich nur zwey hundert Pfunde Anwendung. Der Pflanzer muß zwar durch den hohen Preis der europäiſchen Waaren, durch die Zinſen der Wechſel, die er auf entfernte Termine ausſtellt, und durch die Commiſſionsgebühren für die Erneuerung und Verlängerung ſolcher Wechſel, die auf kurze Termine laufen, ſeinem Correſpondenten allen Verluſt, der dieſem aus der aufgeſchobenen Zahlung erwachſen könnte, reichlich erſetzen. Allein, wenn er auch ſeinen Correſpondenten entſchädigt: ſo kann er doch Großbritannien nicht entſchädigen. Der Gewinn des Kaufmanns bey einem

Handel, wo die Zahlungen ſpät erfolgen, mag noch ſo groß ſeyn: ſo muß doch der Gewinn des Landes, worin er ſich aufhält — ſo muß doch die Quantität hervorbringender Arbeit, die im Lande fortwährend unterhalten wird, und das jährliche Erzeugniß des Bodens und der Arbeit der Einwohner geringer ſeyn, als bey einem Handel, wo die Zahlungen früher und öfter erfolgen. Daß aber bey dem Handel mit Amerika, und beſonders bey dem mit Weſtindien, die Zahlungen nicht nur überhaupt ſpäter erfolgen, ſondern auch unordentlicher eingehen, und unſicherer ſind, als bey dem Handel mit europäiſchen und allen am mittelländiſchen Meere liegenden Ländern, wird, glaube ich, ein jeder, der beyderley Handelszweige kennet, willig einräumen.

Zweytens. Das Monopol des Koloniehandels hat, in vielen Fällen, einen Theil des brittiſchen Kapitals, aus einem geraden oder unmittelbaren auswärtigen Conſumtionshandel verjagt, und einem umlaufenden zugewendet.

Unter den genannten Waaren, die auf keinen andern Markt, als nach England verſendet werden dürfen, giebt es einige, die in ſolcher Menge ankommen, daß ſie bey weitem nicht alle im Lande verbraucht, ſondern nach andern Ländern wieder ausgeführt werden. Dieß iſt nun nicht anders möglich, als daß ein Theil des brittiſchen Kapitals in einen umlaufenden auswärtigen Conſumtionshandel gezwungen wird. Maryland und Virginien, zum Beyſpiel, ſenden jährlich mehr als ſechs und neunzig tauſend Oxhöfte Toback nach Großbritannien, das, wie man annimmt, nur ungefähr vierzehn tauſend Oxhöfte verbraucht. Alſo müſſen mehr als zwey und achtzig tauſend nach andern Ländern, nach Frankreich, Holland und den Ländern an der Oſtſee und dem mittelländiſchen Meere ausgeführt werden. Der Antheil aber von unſerm Handelskapitale, der dieſe 82,000 Oxhöfte nach Großbritannien bringt, der ſie von da nach dieſen Ländern ausführt, und dagegen aus dieſen Ländern Waaren oder Geld nach Großbritannien zurück bringt, ſteckt in einem umlaufenden auswärtigen Conſumtionshandel, und iſt hinein gezwungen worden, um jenen großen Ueberfluß abzuſetzen. Wollen wir ausrechnen, in wie viel Jahren das ganze Kapital nach Großbritannien zurück kehrt: ſo müſſen wir zu der Entfernung der Zahlungstermine im amerikaniſchen Handel noch die Entfernung der Zahlungen aus jenen andern Ländern hinzu rechnen. Kommen die Kapitalien bey dem geraden Handel mit Amerika oft kaum erſt nach drey oder vier Jahren zurück: ſo kann das ganze in dieſem umlaufenden Handel angelegte Kapital wahrſcheinlich nicht früher, als nach vier oder fünf Jahren zurück kommen. Kann jenes nur ein Drittheil oder ein Viertheil des inländiſchen Gewerbfleißes, der bey jährlich zurückkehrendem Kapitale unterhalten werden könnte, beſchäftigen: ſo kann dieſes nur ein Viertheil oder ein Fünftheil beſchäftigen. In einigen auswärtigen Häfen wird den Correſpondenten unſerer Kaufleute für den Toback, den dieſe ihnen zuführen, Credit gegeben; indeſſen wird er in dem Hafen von London gemeiniglich für baar Geld verkauft. Die Regel iſt: Wäge und bezahle. In dem londner Hafen alſo kömmt das Kapital aus dem ganzen rund umlaufenden Handel nur um ſo viel ſpäter, als aus dem amerikaniſchen Handel zurück, ſo viel die Zeit beträgt, während welcher die Waaren unverkauft in den Magazinen liegen: und in der That liegen ſie hier oft lange genug. Wären hingegen die Kolonien mit dem Verkaufe ihres Tobacks nicht auf den brittiſchen Markt allein eingeſchränkt worden: ſo wäre vermuthlich nicht viel mehr davon zu uns gekommen, als was wir zu eigenem Verbrauche nöthig haben. Diejenigen Güter, die Großbritannien nunmehr zu eigenem Verbrauche, mit der Menge überflüſſigen, andern Ländern zugeführten Tobacks, einkauft, würde es alsdann mit den unmittelbaren Erzeugniſſen ſeines eigenen Fleiſſes, oder mit einem Theile ſeiner Manufacturwaaren gekauft haben. Dieſe Erzeugniſſe, oder dieſe Waaren, die man jetzt faſt nur für einen einzigen großen Markt zurichtet, würden alsdann für eine große Anzahl kleinerer Märkte zugerichtet worden ſeyn. Anſtatt eines großen umlaufenden auswärtigen Conſumtionshandels, würde Großbritannien einen directen Handel derſelben Art, in eine Menge kleinerer Zweige vertheilt, getrieben haben. In Rückſicht auf die öftern und frühern Zahlungen, würde ein Theil, und wahrſcheinlich nur ein geringer — vielleicht kaum der dritte oder vierte Theil desjenigen Kapitals, womit gegenwärtig der große umlaufende Handel betrieben wird, hinreichend geweſen ſeyn, alle die kleinen directen Handelszweige zu betreiben; und dieſer Theil würde dieſelbe Quantität brittiſchen Gewerbfleißes fortwährend beſchäftiget, und das jährliche Erzeugniß des Bodens und der Arbeit der Einwohner eben ſo gut befördert haben. Da zu Erreichung aller Abſichten bey dieſem Handel ein weit geringeres Kapital hinreichend geweſen wäre: ſo hätte ein deſto größeres erſpartes Kapital zu andern Zwecken, zu beſſerer Cultur der Ländereyen, zu Vermehrung der Manufacturen, zu größerer Ausbreitung des Handels gebraucht werden, — wenigſtens hätte es mit andern brittiſchen Kapitalien, die man zu dieſen Zwecken angewendet hat, in Concurrenz kommen, den Antheil des Gewinnſtes bey allen vermindern, und dadurch Großbritannien hierin ein größeres Uebergewicht, als es jetzt hat, über andere Länder verſchaffen können.

Endlich hat das Monopol des Koloniehandels auch einen Theil des Landeskapitals aus dem auswärtigen Conſumtionshandel ganz verdränget, und in den Zwiſchenhandel oder ſogenannten Fuhrhandel gezwungen, folglich dieſen Theil mehr oder weniger dem brittiſchen Gewerbfleiße entzogen, und ihn dafür auf den Gewerbfleiß theils der Kolonien, theils anderer Länder, verwendet.

So werden die Güter, zum Beyſpiel, welche mit dem großen Ueberſchuſſe der 82,000, wiederum ausgeführten Oxhöfte Toback angeſchaffet worden ſind, nicht alle in Großbritannien verbraucht. Ein Theil davon, zum Beyſpiel deutſche und holländiſche Leinwand, geht nach den Kolonien, zu deren Verbrauche, zurück. Allein der Theil unſers Kapitals, der den Toback kauft, mit welchem nachher dieſe Leinwand gekauft wird, muß nothwendig unſerm Gewerbfleiße entzogen, und ſämmtlich dem Gewerbfleiße, theils der Kolonien, theils der Länder, die dieſen Toback mit dem Erzeugniſſe ihres Fleißes bezahlen, zugewendet werden.

Ueberdieß ſcheint das Monopol des Koloniehandels dadurch, daß es mehr von dem brittiſchen Kapitale in dieſen Handel hinein gezwungen hat, als ihm von ſelbſt zugefloſſen ſeyn würde, das natürliche Gleichgewicht unter den verſchiedenen Zweigen der brittiſchen Betriebſamkeit geſtört zu haben. Großbritanniens Indüſtrie hätte ſich nach einer großen Menge kleinerer Märkte richten ſollen, und muß ſich nun vorzüglich nach einem einzigen großen Markte richten. Sein Handel ſollte in ſehr vielen kleinen Kanälen umlaufen, und man hat ihn in Einen großen Kanal geleitet. Daher aber iſt das ganze Syſtem ſeines Gewerbes und Handels unſicherer, und ſein ganzer Staatskörper ungeſunder geworden. Es gleicht in ſeinem jetzigen Zuſtande einem Kranken, bey welchem etliche Gefäße zu unnatürlicher Größe angewachſen ſind, und der um deßwillen manchen gefährlichen Zerrüttungen unterworfen iſt, von welchen Körper, deren ſämmtliche Theile in richtigerm Verhältniſſe gegen einander ſtehen, kaum etwas zu fürchten haben. Eine geringe Stockung in einem ſolchen großen, gewaltſam ausgedehnten Blutgefäße, durch welches nun eine übermäßig ſtarke Quantität von der Indüſtrie und dem Handel des Landes getrieben wird, muß dem ganzen Staatskörper die gefährlichſten Krankheiten zuziehen. Auch hat die Wahrſcheinlichkeit eines Bruchs mit den Kolonien das brittiſche Volk in größern Schrecken geſetzt, als vormahls die ſpaniſche unüberwindliche Flotte oder eine franzöſiſche Landung. Dieſer Schrecken — gegründet, oder ungegründet — war es, der die Widerrufung der Stempelacte, wenigſtens unter den Kaufleuten, zu einer willkommenen Maßregel machte. In der gänzlichen

Ausſchließung von dem Koloniemarkte — wenn dieſe Ausſchließung auch nur wenige Jahre dauern ſollte — glaubten die meiſten unſerer erſchrockenen Kaufleute eine gänzliche Stockung ihres Handels, die meiſten unſerer Manufacturherren den völligen Untergang ihres Gewerbes, und der größte Theil unſerer Arbeitsleute das Ende ihrer Arbeit voraus zu ſehen. Ein Krieg mit einem unſerer Nachbaren auf dem feſten Lande würde wahrſcheinlich auch eine Unterbrechung in den Geſchäften aller dieſer Gewerbsleute veranlaſſen; aber man ſieht ihm doch nicht mit ſo allgemeiner Beſtürzung entgegen. Wenn der Umlauf des Bluts in einem der kleinern Gefäße gehemmet wird: ſo ergießt es ſich leicht, ohne gefährliche Unordnungen zu erregen, in die größern; Aber wenn es in dieſen letztern ſtocket, dann ſind Zuckungen, Schlagflüſſe und der Tod unvermeidliche Folgen. Eine einzige übergroße Manufactur, die durch Prämien oder durch den Alleinhandel auf dem inländiſchen und Koloniemarkte zu einer unnatürlichen Höhe hinan getrieben worden iſt, — wenn ſie die geringſte Hemmung in ihrem Umtriebe ſpürt: ſo entſteht oft ein Aufruhr und eine Unordnung, welche die Staatsverwaltung und ſelbſt die geſetzgebende Gewalt in Verlegenheit ſetzen. Wie groß alſo, dachte man, würde die Verwirrung ſeyn, wenn eine plötzliche und gänzliche Stockung der meiſten unſerer allerwichtigſten Manufacturen entſtände?

Eine mäßige und ſtufenweiſe Milderung derjenigen Geſetze, welche Großbritannien den ausſchließenden Handel mit ſeinen Kolonien zuſichern, bis er großentheils ganz frey wird — dieß ſcheint das einzige Mittel zu ſeyn, das Land auf immer vor jener Gefahr zu ſchützen, und es in den Stand zu ſetzen, und ſo gar zu zwingen, daß es einen Theil ſeines Kapitals aus dieſem übermäßig großem Gewerbe wegnehme, und ihn — wiewohl mit geringerm Gewinn — in andern Gewerben anlege. Durch dieſes Verfahren würde ſich Ein Zweig der Induſtrie nach und nach vermindern, und alle übrigen würden ſich nach und nach vermehren; und ſo würden alle dieſe verſchiedenen Zweige endlich auf das natürliche, geſunde und angemeſſene Verhältniß zurück kommen, das durch vollkommene Freyheit allein hervor gebracht, und erhalten werden kann. Den Koloniehandel auf einmahl allen Nationen preisgeben, möchte nicht bloß einen vorübergehenden Nachtheil verurſachen, ſondern auch dem größten Theile derer, die mit ihrer Betriebſamkeit oder ihrem Kapitale dabey intereſſirt ſind, einen bleibenden Verluſt zuziehen. Schon die Unthätigkeit der Schiffe, welche die in Großbritannien überflüſſigen 82,000 Oxhöfte Toback einführen, würde man auf eine empfindliche Weiſe inne werden.

Dieß ſind die traurigen Wirkungen aller Verfügungen des kaufmänniſchen Syſtems. Sie bringen in dem Staatskörper nicht nur gefährliche Zerrüttungen hervor, ſondern auch ſolche Zerrüttungen, welchen es ſchwer iſt abzuhelfen, ohne, wenigſtens für eine Zeitlang, noch größere Uebel zu veranlaſſen. Auf welche Weiſe nun der Koloniehandel nach und nach frey gegeben werden, welche Einſchränkungen man zuerſt, und welche man zuletzt aufheben ſolle, oder wie das natürliche Syſtem einer vollkommenen Freyheit und Gerechtigkeit allmählig wieder eingeführt werden könne? — dieß zu beſtimmen, müſſen wir der Einſicht künftiger Staatsmänner und Geſetzgeber überlaſſen.

Daß Großbritannien die gänzliche, und nun ſchon über ein Jahr (vom erſten December 1774 angerechnet) dauernde Ausſchließung von dem höchſtwichtigen Handel mit den zwölf vereinigten Provinzen von Nordamerika, nicht ſo empfindlich, als es jedermann befürchtete, gefühlt hat: dieß iſt fünf verſchiedenen gleichzeitigen und ganz unerwarteten Begebenheiten beyzumeſſen. **Erſtlich** hatten die Kolonien, während ſie ſich zu dem Bündniſſe über Abſchaffung der Einfuhr vorbereiteten, Großbritannien von allen, für ihren Markt beſtimmten Waaren erſchöpft; **zweytens** hatte in dieſem Jahre das außerordentliche Begehr für die ſpaniſchen Galeotten Deutſchland und die nordiſchen Länder von mancherley Waaren, und insbeſondere von Leinwanden, welche ſonſt mit brittiſchen Waaren, ſelbſt auf dem brittiſchen Markte, in Concurrenz zu kommen pflegen, ganz ausgeleert; **drittens** war durch den Frieden zwiſchen den Ruſſen und Türken der Abſatz nach der Türkey, wohin man während des Krieges, und ſo lange die ruſſiſche Flotte im Archipelagus kreuzte, nur wenig bringen konnte, gar ſehr vermehrt worden; **viertens** hatte, ſchon eine Zeit lang vorher, in dem nordiſchen Europa, die Nachfrage nach engliſchen Manufacturwaaren, von Jahr zu Jahre zugenommen; und endlich **fünftens** war durch die Theilung von Polen und die Wiederherſtellung der Ruhe in dieſem großen Reiche, ein anſehnlicher Markt wieder eröfnet worden, der zu dem Abſatze nach den nordiſchen Häfen nicht wenig beygetragen hatte. Alle dieſe Begebenheiten, die vierte ausgenommen, ſind, ihrer Natur nach, zufällig und vorübergehend; und wenn unglücklicher Weiſe die Ausſchließung von einem ſo wichtigen Handelszweige noch länger dauern ſollte: ſo möchte die daraus entſtehende Noth nicht geringe ſeyn. Doch, da dieſe Verlegenheit nach und nach eintreten wird: ſo wird man ſie nicht ſo empfindlich fühlen, als wenn ſie uns mit einem mahle überfallen hätte; und unterdeſſen werden der Gewerbfleiß und das Kapital des Landes ſchon Auswege finden, damit das Unglück nicht ſo gar hoch ſteige.

In ſo fern alſo durch das Monopol des Koloniehandels, dieſem Handel ein größerer Theil des brittiſchen Kapitals zugewendet worden iſt, als ihm außerdem zugefloſſen ſeyn würde: iſt dieſer Theil des Kapitals, in allen Fällen, aus dem auswärtigen Conſumtionshandel mit einem benachbarten Lande, in einen gleichen Handel mit einem weit entferntern — in vielen Fällen, aus einem directen Conſumtionshandel, in einen umlaufenden — und in einigen Fällen überhaupt aus einem auswärtigen Conſumtionshandel, in einen Zwiſchenhandel übergegangen. Mit andern Worten ausgedrückt: Vorher wurde mehr hervorbringende Arbeit durch dieſes Kapital beſchäftiget, und nachher weniger. Sodann iſt ein ſehr anſehnlicher Theil des brittiſchen Handels und Gewerbfleißes, bloß für einen einzelnen Markt beſchäftigt geweſen. Dieß hat den ganzen Zuſtand dieſes Handels und Gewerbes unſicherer und abhängiger gemacht, als wenn die Erzeugniſſe für mancherley Märkte beſtimmt geweſen wären.

Wir müſſen die Wirkungen des Koloniehandels und die Wirkungen des Alleinhandels mit den Kolonien, ſorgfältig von einander unterſcheiden. Die erſtern müſſen allezeit wohlthätig, die leztern allezeit ſchädlich ſeyn. Und jene ſind in ſolchem Grade wohlthätig, daß der Koloniehandel, ob er gleich als Monopol betrieben wird, und die ſchädlichen Wirkungen eines Monopols hervorbringt, dennoch im Ganzen ſehr wichtige Vortheile gewährt. Ohne das Monopol würden aber dieſe Vortheile noch viel wichtiger ſeyn.

Die Wirkungen des Koloniehandels in ſeinem natürlichen und freyen Zuſtande beſtehen darin, daß dadurch ein großer, wiewohl entfernter Markt für diejenigen Erzeugniſſe der brittiſchen Betriebſamkeit eröfnet wird, die nach nähern europäiſchen und am mittelländiſchen Meere gelegenen Märkten nicht abgeſetzt werden können. Der freye Koloniehandel entzieht dieſen Märkten nichts; er ermuntert vielmehr die Britten, den Ueberſchuß der Erzeugniſſe immerfort zu vermehren, weil er ihnen beſtändig neue einzutauſchende Dinge von Werthe anweiſet. Der freye Koloniehandel vermehrt die Quantität hervorbringender Arbeit in Großbritannien, ohne die Richtung, welche ſie vorher gehabt hatte, im mindeſten zu verändern. Wenn der Koloniehandel völlige Freyheit genießt: ſo verhindert die Concurrenz aller übrigen Nationen, daß auf dem neuen Markte, oder bey einem neuen Artikel, die Antheile am Gewinn das ordentliche Gleichgewicht überſchreiten. Der neue Markt entzieht dem alten nichts, ſondern er bringt gleichſam nur ein neues Erzeugniß für ſein eigenes Bedürfniß hervor; und dieſes neue Erzeugniß ſchaffet ein neues Kapital zu Betreibung des neuen Gewerbes, welches ebenfalls keinem der alten Gewerbe etwas entzieht.

Der Alleinhandel mit den Kolonien hingegen, indem er die Concurrenz anderer Nationen aufhebt, und dadurch die Gewinnſte auf dem neuen Markte, und bey dem neuen Gewerbe in die Höhe treibt, entzieht dem alten Markte Erzeugniſſe, und dem alten Gewerbe Kapitalien. Der anerkannte Zweck des Monopols iſt, uns einen größern Antheil an dem Koloniehandel zu verſchaffen, als wir ohne Monopol erhalten würden; denn wozu bedürfte es des letztern, wenn unſer Antheil nicht vermittelſt des Monopols größer wäre, als ohne daſſelbe? Was aber in einen Handelszweig, bey dem die Zahlungen langſamer und ſpäter, als bey den übrigen erfolgen, einen größern Theil des Landeskapitals hineinzwingt, als ſonſt dieſem Zweige von ſelbſt zugehen würde: das muß unfehlbar die Quantität der im Lande jährlich betriebenen hervorbringenden Arbeit, das ganze jährliche Erzeugniß des Bodens und der Arbeit des Landes vermindern. Es verkümmert den Einwohnern deſſelben ihre Einkünfte, und benimmt ihnen das Vermögen, ſie anzuhäufen. Es hält ſie nicht nur überhaupt ab, mit ihrem Kapitale ſo viel hervorbringende Arbeit zu betreiben, als außerdem damit betrieben worden wäre, ſondern es verhindert auch, daß das Kapital ſo ſchnell, als es außerdem möglich war, anwachſe, und folglich eine immer größere Quantität hervorbringender Arbeit beſchäftige.

Indeſſen überwiegen in Großbritannien die natürlichen guten Wirkungen des Koloniehandels, die ſchlimmen Folgen des Alleinhandels ſo ſehr, daß dieſer Handel, auch mit dem Monopole und auf die Weiſe, wie er jetzt getrieben wird, nicht nur überhaupt Vortheil, ſondern ſehr großen Vortheil bringt. Der neue Markt und die neuen Beſchäftigungen, die durch den Koloniehandel entſtanden, ſind von weit größerm Umfange, als was von dem alten Markte und von den alten Gewerben durch das Monopol verloren ging. Das gleichſam neu geſchaffene Erzeugniß und Kapital beſchäftiget in Großbritannien mehr hervorbringende Hände, als durch die Vertreibung des Kapitals aus Handelszweigen, bey denen die Zahlungen ſchneller erfolgen, außer Beſchäftigung kamen. Wenn aber der Koloniehandel, ſelbſt wie er gegenwärtig betrieben wird, dem Lande Vortheil bringt: ſo geſchieht es nicht, weil dabey ein Monopol ſtatt findet, ſondern des Monopols ungeachtet.

Der neue Markt, den der Koloniehandel gewährte, erſtreckt ſich mehr auf die verarbeiteten, als auf die rohen Erzeugniſſe von Europa. Der Ackerbau iſt das eigentliche Geſchäft aller neuen Kolonien; ein Geſchäft, das wegen des wohlfeilen Preiſes der Ländereyen mehr Gewinn bringt, als alle übrigen. Sie haben daher Ueberfluß an rohen Erzeugniſſen, und können, anſtatt ſie einzuführen, insgemein eine große Menge davon ausführen. In neuen Kolonien entzieht der Ackerbau allen andern Gewerben die Arbeiter, oder er verhindert, daß ſie ſich mit andern Gewerben abgeben. Für die unentbehrlichen Manufacturen giebt es wenig Hände, und für die entbehrlichen gar keine. Beyderley Waaren können wohlfeiler aus andern Ländern eingeführt, als in den Kolonien ſelbſt verfertigt werden. Dadurch, daß der Koloniehandel die Manufacturen in Europa befördert, befördert er auch den Ackerbau in Europa mittelbarer Weiſe. Die europäiſchen Manufacturiſten, denen dieſer Handel Arbeit giebt, ſchaffen einen neuen Markt für die Erzeugniſſe des Landes; und ſo wird, vermittelſt des Handels nach Amerika, der vortheilhafteſte aller Märkte — der inländiſche Getreide- und Viehmarkt, für europäiſches Brot und Fleiſch, beträchtlich erweitert.

Daß aber der Alleinhandel mit volkreichen und betriebſamen Kolonien nicht das einzige Mittel ſey, Manufacturen in einem Lande hervor zu bringen, oder auch nur die ſchon vorhandenen zu unterhalten, das ſehen wir deutlich an Spanien und Portugal. Ehe dieſe Länder Kolonien hatten, waren ihre Manufacturen blühend. Seitdem ſie die reichſten und fruchtbarſten Kolonien in der Welt beſitzen, haben ſie keine Manufacturen mehr.

In Spanien und Portugal haben die ſchlimmen Wirkungen des Monopols, durch noch andere Urſachen verſtärkt, die natürlichen guten Wirkungen des Koloniehandels überwogen. Dieſe andern Urſachen ſcheinen folgende zu ſeyn: mehr Monopolien von verſchiedener Art; Herabſetzung des Goldes und Silbers unter den Werth, den ſie in faſt allen andern Ländern haben; Ausſchließung von auswärtigen Märkten durch unſchickliche Auflagen auf die Ausfuhr, und Beſchränkung des einheimiſchen Markts durch noch unſchicklichere Auflagen auf den

Waarentransport aus einer Provinz in die andere; vor allen aber unregelmäßige und parteyiſche Rechtspflege, die oft den reichen und mächtigen Schuldner gegen ſeinen betrogenen Gläubiger in Schuß nimmt, und den fleißigen Theil der Nation abſchreckt, Waaren für übermüthige große Herren zu verfertigen, welchen man den Credit nicht verſagen darf, und bey denen man doch auf die Bezahlung mit ſo wenig Sicherheit rechnen kann.

In England hingegen haben die natürlichen guten Wirkungen des Koloniehandels, mit Hülfe anderer Urſachen, die ſchlimmen Wirkungen des Monopols großentheils überwunden. Dieſe Urſachen ſcheinen zu ſeyn: allgemeine Handelsfreyheit, die, gewiſſer Einſchränkungen ungeachtet, in England ſo groß, und vielleicht größer iſt, als in irgend einem Lande; zollfreye Ausfuhr faſt aller im Lande ſelbſt erzeugter Waaren nach faſt allen fremden Ländern — und was noch wichtiger iſt, unbeſchränkte Freyheit, dieſe Waaren aus einem Theile des Landes in den andern zu führen, ohne irgend einen öffentlichen Beamten Rechenſchaft davon geben zu dürfen, oder der geringſten Anfrage und Durchſuchung unterworfen zu ſeyn; vorzüglich aber gleiche und unparteyiſche Juſtizpflege, welche die Rechte des niedrigſten brittiſchen Unterthans für den erhabenſten ehrwürdig macht, jedermann die Früchte ſeines Fleißes ſichert, und jeder Art von Betriebſamkeit die größte und wirkſamſte Aufmunterung gewährt.

Wenn indeſſen die brittiſchen Manufacturen durch den Koloniehandel gewonnen haben — wie dieß unſtreitig der Fall iſt — ſo haben ſie nicht durch das Monopol dieſes Handels, ſondern dem Monopole zum Trotze, gewonnen. Das Monopol hat bewirkt, nicht daß die Quantität gewiſſer brittiſcher Manufacturwaaren vermehrt, ſondern daß die Beſchaffenheit und Geſtalt derſelben verändert worden iſt, und daß ſie jetzt für einen Markt zugerichtet werden, von welchem die Zahlungen ſpät und langſam einlaufen, anſtatt daß ſie vormahls für einen Markt zugerichtet wurden, von dem die Kapitalien früher und ſchneller zurück kehrten. Es hat folglich bewirkt, daß ein Theil des brittiſchen Kapitals einem Handelsverkehr, welcher mehr Manufacturfleiß beſchäftigte, entzogen, und auf einen andern verwendet wurde, worin weniger Manufacturfleiß beſchäftiget wird; alſo iſt überhaupt die Betriebſamkeit bey den brittiſchen Manufacturen durch das Monopol nicht vermehrt, ſondern vermindert worden.

Das Monopol des Koloniehandels entkräftet daher, gleich allen andern niedrigen und mißgünſtigen Hülfsmitteln des kaufmänniſchen Syſtems, den Gewerbfleiß aller Länder, aber ganz beſonders den Gewerbfleiß der Kolonien, ohne demjenigen Lande, zu deſſen Gunſten es eingeführt wird, den mindeſten Vortheil zu bringen.

Das Kapital eines ſolchen Landes mag, zu irgend einer Zeit, noch ſo groß ſeyn: ſo verhindert das Monopol, daß mit dieſem Kapitale ſo viel hervorbringende Arbeit, als ſonſt, betrieben, und den fleißigen Einwohnern ein eben ſo reichliches Einkommen verſchafft wird, als ſie außerdem haben würden. Denn da ein Kapital bloß durch Erſparniſſe von dem Einkommen anwachſen kann, und das Monopol dieſes Einkommen nicht ſo groß werden läßt, als es ſonſt geworden wäre: ſo verhindert auch das Monopol das Anwachſen des Kapitals, und ſomit die Unterhaltung einer immer zunehmenden Quantität hervorbringender Arbeit und die Vermehrung des Einkommens der fleißigen Landesbewohner. Eine der Hauptquellen dieſes Einkommens — der Arbeitslohn — wird alſo unfehlbar durch das Monopol minder ergiebig gemacht.

Das Monopol vergrößert die Gewinnſte des Kaufmanns, und macht dadurch die Kapitaliſten abgeneigt, ihr Geld auf die Cultur der Ländereyen zu verwenden. Ob die Verbeſſerung der Ländereyen Gewinn bringen ſoll, hängt von dem Unterſchiede ab, zwiſchen dem, was das Land gegenwärtig hervor bringt, und dem, was es durch Anwendung eines gewiſſen Kapitals hervorzubringen in Stand geſetzt wird. Iſt dieſer Unterſchied größer, als der Gewinn, der aus der Anlegung eines gleichen, in Handelsgeſchäfte geſteckten Kapitals gezogen werden kann: ſo gehen von allen Handelsgeſchäften Kapitalien auf den Landbau über. Iſt jener Unterſchied geringer: ſo gehen ſie von dem Landbaue zu Handelsgeſchäften über. Was alſo die Gewinnſte des Kaufmanns vermehrt, das vermindert die Gewinnſte des Landwirths: entweder dadurch, daß keine Kapitalien auf den Landbau mehr übergehen, oder dadurch, daß der Handelsverkehr Kapitalien, die im Landbaue ſchon angelegt waren, an ſich zieht. Aber durch dieſe Abwendung des Fleißes und der Kapitalien von den Verbeſſerungen des

Bodens wird auch eine andere große Quelle des Einkommens, die Landrente, nothwendiger Weiſe in ihrem Wachsthume aufgehalten. Ueberdieß ſteigt mit den Gewinnſten des Handels zugleich auch der Zinsfuß bey ausgeliehenen Geldern. Nun richtet ſich aber der Preis der Ländereyen — das Verhältniß des Kapitals, mit welchem man ſie erkaufen kann, zu der jährlichen Rente, welche ſie bringen — nach dem Zinsfuße, fällt, wenn dieſer ſteigt, und ſteigt, wenn dieſer fällt. Das Monopol ſchadet alſo dem Intereſſe des Landeigenthümers auf eine doppelte Weiſe: einmahl, indem es die natürliche Vermehrung ſeiner jährlichen Renten verhindert, und zweytens, indem es den Preis herabſetzt, um welchen er ſonſt ſeine Ländereyen hätte verkaufen können.

Das Monopol erhöhet zwar den kaufmänniſchen Gewinn, und macht alſo unſere Kaufleute um etwas reicher. Da es aber die natürliche Vergrößerung des Kapitals verhindert: ſo muß es auch die Totalſumme alles Einkommens, welches die Landesbewohner von ihren Gewinnſten am Kapitale ziehen, eher vermindern, als vermehren; denn ein kleiner Gewinn von einem großen Kapitale giebt reichlichere Einkünfte, als ein großer Gewinn von einem kleinen. Das Monopol erhöhet das Verhältniß des Gewinnſtes zum Kapitale, aber es verhindert, daß die Summe aller Gewinnſte ſo hoch ſteigt, als ſie ohne Monopol ſteigen würde.

Alle urſprünglichen Quellen der Einkünfte, der Arbeitslohn, die Landrente und der Kapitalgewinnſt werden dadurch minder ergiebig. Um das geringfügige Intereſſe einer geringen Klaſſe von Menſchen, in einem einzigen Lande zu befördern, wird das Intereſſe aller übrigen Klaſſen in dieſem Lande, und aller Menſchen in allen übrigen Ländern, aufgeopfert.

Nur durch Erhöhung des gewöhnlichen Maßſtabes von Kapitalgewinnſten hat das Monopol einzelnen Klaſſen von Leuten Vortheil gebracht und bringen können. Allein, ſo ſchlimm auch, im allgemeinen genommen, die eben erwähnten Folgen von allzu hohen Gewinnſten, für ein Land ſeyn mögen: ſo giebt es noch eine, die vielleicht ſchlimmer, als alle übrigen, aber, der Erfahrung gemäß, unzertrennlich damit verbunden iſt. Hohe Gewinnſte ſcheinen allenthalben den Geiſt der Sparſamkeit zu tödten, der unter andern Umſtänden dem kaufmänniſchen Charakter eigen iſt. Sind die Gewinnſte groß: ſo ſcheint dieſe beſcheidene Tugend unnöthig, und koſtbare Ueppigkeit den wachſenden Reichthümern des Kaufmanns angemeſſener zu ſeyn. Gleichwohl geben die Inhaber großer Handelskapitalien dem ganzen Gewerbfleiße jeder Nation Ton und Richtung; und ihr Beyſpiel hat auf die Sitten aller Gewerbe treibenden Einwohner mehr Einfluß, als die Beyſpiele jeder andern Klaſſe. Iſt der Manufacturherr emſig und ſparſam: ſo pflegen die Arbeiter es auch zu ſeyn; iſt aber der Meiſter verſchwenderiſch und unordentlich: ſo wird auch der Geſell, ſo wie er ſein Stück Arbeit nach dem von dem Meiſter ihm vorgezeichneten Muſter verfertigt, ſeine Lebensweiſe nach dem Beyſpiele, das dieſer ihm giebt, bilden. Sonach wird das Aufhäufen in den Händen aller derer, die von Natur am meiſten dazu geneigt ſind, verhindert; und die Fonds, aus welchen die hervorbringende Arbeit betrieben werden ſollte, erhalten keinen Zuwachs aus den Einkünften der Leute, die ſie gerade am reichlichſten vermehren würden. Das Landeskapital, anſtatt zuzunehmen, ſchwindet allmählig hinweg, und der damit unterhaltenen productiven Arbeit wird mit jedem Tage weniger. Haben die ungeheuern Gewinnſte der Kaufleute in Cadix und Liſſabon, das Kapital von Spanien und Portugal vermehrt? Haben ſie die drückende Armuth dieſer beyden Länder erleichtert? Haben ſie ihrem Gewerbfleiße aufgeholfen? Der Aufwand in den genannten beyden Handelsſtädten iſt ſo weit gegangen, daß jene übermäßig großen Gewinnſte, weit entfernt das allgemeine Landeskapital zu vermehren, kaum zureichend geweſen ſind, diejenigen Kapitalien, womit der Aufwand beſtritten werden iſt, unvermindert zu erhalten. Mit jedem Tage drängen ſich gleichſam auswärtige Kapitalien immer mehr und mehr in den Handel von Cadix und Liſſabon hinein; und eben um dieſe fremden Kapitalien aus einem Handel zu verjagen, zu deſſen Betreibung die ihrigen nicht mehr zureichen wollen, machen die Spanier und Portugieſen die Feſſeln ihres widerſinnigen Monopols immer enger und drückender. Man vergleiche die Lebensart der Kaufleute in Cadix und Liſſabon, mit der in Amſterdam, und man wird bald finden, welch einen auffallenden Einfluß hohe oder niedrige Gewinnſte auf das Betragen und den Charakter der Kaufleute haben. Der Londoner Kaufmann iſt zwar noch kein ſolcher prachtliebender großer Herr, als der Cadixer oder Liſſaboner, aber auch kein ſo emſiger und ſparſamer Bürger, als der Amſterdamer. Gleichwohl ſoll es reichere Kaufleute in London geben, als in Cadix oder Liſſabon, und reichere in Amſterdam, als in London; und der Amſterdamer ſoll mit einem kleinern Gewinn vorlieb nehmen, als der Londoner, und dieſer wiederum mit einem kleinern, als die andern beyden. Leicht gewonnen, leicht zerronnen, ſagt das Sprichwort. Allenthalben ſcheint der gewöhnliche Aufwand nicht ſowohl nach dem wirklichen Vermögen, das man verthun kann, als vielmehr nach der eingebildeten Leichtigkeit, das zum Verthun beſtimmte Geld zu gewinnen, abgemeſſen zu ſeyn.

So iſt alſo der einzelne Vortheil, den das Monopol einer einzelnen Klaſſe von Leuten verſchafft, auf mehr als eine Weiſe dem allgemeinen Beſten des Landes nachtheilig.

Ein großes Reich bloß darum ſtiften wollen, damit man ſich ein ganzes Volk von Kundleuten verſchaffe — dieſe Abſicht kann man, beym erſten Anblicke, nur einer Nation, die aus lauter Krämern beſteht, zutrauen. Indeſſen wäre ein ſolches Project nicht einmahl einer Nation von Krämern, wohl aber einer Nation angemeſſen, deren Regierung von Krämern geleitet wird. Nur ſolche Staatsmänner können ſich einen Vortheil dabey denken, wenn ſie, zu Gründung und Behauptung einer ſolchen Herrſchaft, das Blut und die Schätze ihrer Mitbürger verſchwenden. Man ſage zu einem Krämer: Kaufe du mir ein einträgliches Landgut, und ich will dagegen alle meine Kleider in deinem Laden kaufen, wenn ich ſie auch etwas theurer bezahlen muß, als ich ſie in andern Läden bekommen kann; — und man wird den Krämer nicht ſehr geneigt finden, dieſen Vorſchlag einzugehen. Wenn aber eine dritte Perſon euch ein ſolches Landgut gekauft hätte: ſo würde der Krämer eurem guten Freunde ſehr verbunden ſeyn, wenn dieſer euch beredete, alle eure Kleider in ſeinem Laden zu kaufen. England kaufte für etliche von ſeinen Unterthanen, denen es im Vaterlande nicht nach Wunſche ging, einen ganzen Strich Landes in einer entfernten Weltgegend. Der Preis war freylich ſehr geringe; denn anſtatt, daß man heut zu Tage Landgüter nach dem Ertrage von $3\frac{1}{3}$ Procent kauft, das heißt, ſo viel am Kapital dafür bezahlt, als der Ertrag von dreyſſig Jahren ausmacht: ſo betrug damahls der Preis nicht viel mehr, als die verſchiedenen, auf die erſte Entdeckung, die Unterſuchung der Küſte, und die erdichtete Beſitznehmung verwendeten Koſten. Die Länderey war gut und von großem Umfange; und da die Anbauer treflichen Boden genug zu bearbeiten fanden, und eine Zeitlang völlige Freyheit hatten, ihre Erzeugniſſe, wohin ſie wollten, zu verkaufen: ſo wurden ſie in einem Zeitraume von nicht viel mehr als dreyßig oder vierzig Jahren, (von 1620 bis 1660) ein ſo zahlreiches und blühendes Völkchen, daß den Krämern und übrigen Gewerbe treibenden Einwohnern in England die Begierde einkam, ſich den Alleinhandel mit dieſen Kundleuten zuzueignen. Ohne ſich darauf berufen zu können, daß ſie entweder zu der erſten Ankaufsſumme, oder zu den auf die ſpätere Verbeſſerung verwandten Koſten einen Beytrag gegeben hätten, ſuchten ſie beym Parlamente an, daß in Zukunft die Anbauer von Amerika auf ihren Laden allein verwieſen, das heißt, genöthigt werden möchten, erſtlich, ihr ganzes Waarenbedürfniß aus Europa bey ihnen zu kaufen, und zweytens, alle Erzeugniſſe von Amerika, ſo viel nehmlich die engliſchen Kaufleute davon zu kaufen für gut finden würden, dieſen zu verkaufen. Denn ihnen alles abzunehmen, fanden ſie ihrem Vortheile nicht gemäß. Wenn gewiſſe Erzeugniſſe nach England gebracht worden wären: ſo hätte dieß verſchiedenen ihrer einheimiſchen Gewerbszweige Eintrag thun können. Sie ließen ſich alſo gefallen, daß die Koloniſten dieſe Erzeugniſſe, wohin ſie konnten — je entfernter, je beſſer — verkauften, und daher ſchlugen ſie vor, daß ihr Markt auf die von dem Vorgebirge Finis terrä ſüdwärts gelegenen Länder eingeſchränkt werden möchte. Eine Clauſel in der berühmten Schiffahrtsacte machte dieſen wahrhaft krämermäßigen Vorſchlag zu einem Landesgeſetze.

Die Behauptung dieſes Monopols iſt bisher der vornehmſte, oder richtiger geſprochen, der einzige Endzweck der Herrſchaft geweſen, die ſich Großbritannien über ſeine Kolonien angemaßt hat. Man glaubt, in dem Alleinhandel beſtehe der große Nutzen von Provinzen, die zur Unterhaltung des Mutterſtaats und zu ſeiner Vertheidigung weder Beyſteuern noch Kriegsvölker hergegeben haben. Das Monopol iſt das Hauptmerkmahl ihrer Abhängigkeit, und der einzige Vortheil, den man von dieſer Abhängigkeit gezogen hat. Aller Aufwand, den Großbritannien bisher zu Behauptung dieſer Abhängigkeit hat machen müſſen, iſt alſo in der That zu Behauptung des Monopols gemacht worden. Dieſer Aufwand belief ſich, vor der Empörung der Kolonien, in Friedenszeiten auf nicht weniger, als den Sold von zwanzig Regimentern Infanterie, die Unterhaltung der Artillerie, der Magazine und außerordentlichen Vorräthe, womit ſie verſehen werden mußten; und überdieß noch den Aufwand einer ſehr beträchtlichen Seemacht, um von den unermeßlichen Küſten von Nordamerika und unſern weſtindiſchen Inſeln die Fahrzeuge der fremden Schleichhändler abzuhalten. Dieſer ganze Aufwand in Friedenszeiten mußte von den Einkünften Großbritanniens beſtritten werden, und war gleichwohl das geringſte, was die Herrſchaft über die Kolonien dem Mutterlande gekoſtet hat. Wollte man alles in Rechnung bringen: ſo müßte man zu den obigen jährlichen Ausgaben im Frieden auch noch die Zinſen von den Summen hinzu rechnen, welche Großbritannien, weil es die Kolonien als ſeiner Herrſchaft unterworfene Provinzen betrachtete, von Zeit zu Zeit zu ihrer Vertheidigung im Kriege aufgewendet hat. Man müßte insbeſondere alle Koſten des letztern ſiebenjährigen Krieges, und einen großen Theil der Koſten des vorletztern in Rechnung bringen. Der ſiebenjährige Krieg war ganz ein Zwiſt, der die Kolonien betraf; und aller Aufwand dabey, er ſey in welchem Welttheile es wolle, in Deutſchland oder Oſtindien gemacht worden, muß allen Rechten nach auf Rechnung der Kolonien geſetzt werden. Er betrug über neunzig Millionen Pfund Sterling, mit Einſchluß nicht nur der neuen Staatsſchuld, ſondern auch der Erhöhung der Landſteuer mit zwey Schillingen auf das Pfund St. und der jedes Jahr von dem ſinkenden Fond (dem Schuldentilgungsfond) erborgten Summen. Der Krieg mit Spanien, der im J. 1739 ausbrach, betraf meiſtens einen Zwiſt über die Kolonien. Der Hauptzweck dabey war, das Durchſuchen der Kolonieſchiffe, die Schleichhandel nach dem ſpaniſchen feſten Lande trieben, abzuwenden. Dieſe Kriegskoſten waren in der That eine Prämie, die zu Behauptung eines Monopols gegeben wurde. Der Vorwand war, die Manufacturen zu befördern, und den brittiſchen Handel zu vergrößern. In der That aber wurden bloß die Handelsgewinnſte erhöhet, und unſere Kaufleute in den Stand geſetzt, in einen Handel, bey welchem die Zahlungen langſamer und ſpäter, als bey den meiſten andern Handelszweigen eingehen, mehr Kapital zu ſtecken, als außerdem geſchehen ſeyn würde. Hätte man beyderley Folgen durch eine Prämie vorbeugen können: ſo wäre es vielleicht etwas verdienſtliches geweſen, eine ſolche Prämie zu geben.

Bey dem jetzigen Syſtem ſeiner Staatswirthſchaft kann alſo Großbritannien von der Herrſchaft, die es ſich über ſeine Kolonien anmaßt, nichts als Schaden haben.

Vorzuſchlagen, daß Großbritannien auf alle Herrſchaft über ſeine Kolonien freywillig Verzicht leiſten, und ihnen überlaſſen ſolle, ihre Obrigkeiten ſelbſt zu wählen, ſich ſelbſt Geſetze zu geben, und nach ihrem Gutdünken Krieg und Frieden zu ſchließen — hieße eine Maßregel empfehlen, die kein Land in der Welt jemahls angenommen hat, noch annehmen wird. So beſchwerlich die Regierung einer Provinz, und ſo geringe die Einkünfte aus derſelben, in Vergleichung mit dem Aufwande, den ſie verurſachet, für eine Nation ſeyn mögen: ſo wird dieſe doch nie ihrer Oberherrſchaft freywillig entſagen.

Solche Aufopferungen, ob ſie gleich oft dem wahren Intereſſe der Nation gemäß ſind, kränken doch immer ihren Stolz; noch mehr aber ſind ſie dem Privatintereſſe des regierenden Theils derſelben entgegen, weil dieſer dadurch der Macht, eine Menge einträglicher und angeſehener Aemter zu vergeben, und vieler Gelegenheiten, ſich ſelbſt Reichthümer und Ehre zu erwerben, beraubt wird, zwey Vortheile, welche der Beſitz der unruhigſten und der Nation im Ganzen uneinträglichſten Provinz, dennoch den Regierern derſelben gemeiniglich gewährt. Dem abentheuerlichſten Schwärmer würde es daher nicht einfallen, ſo etwas vorzuſchlagen; wenigſtens würde er nicht im Ernſte glauben, daß es Eingang fände. Fände es indeſſen Eingang: ſo wäre Großbritannien nicht nur ſogleich des jährlichen Aufwandes zu Unterhaltung der Krieges- und Seemacht für die Kolonien überhoben; ſondern es könnte auch mit ihnen einen ſolchen Handelsvertrag ſchließen, der ihm einen ganz freyen Handel verſchaffte; und dieſer würde dem Volke überhaupt weit mehr Vortheil bringen, als das jetzige Monopol, geſetzt auch, daß die Kaufleute etwas dabey verlören. Durch eine ſolche freundſchaftliche Trennung würde die natürliche Liebe der Kolonien gegen den Mutterſtaat, die bey unſern neulichen Zwiſtigkeiten beynahe erloſchen iſt, bald wieder aufleben. Sie würde ſie geneigt machen, nicht nur dieſen bey ihrer Trennung geſchloſſenen Handelsvertrag Jahrhunderte lang in Ehren zu halten, ſondern auch im Kriege ſowohl, als im Handel auf unſerer Seite zu ſeyn, und aus mißvergnügten, aufrühreriſchen Unterthanen, unſere treueſten und edelmüthigſten Bundesgenoſſen zu werden; und ſo könnte durch elterliche Liebe an der einen Seite, und durch kindliche Achtung an der andern, zwiſchen Großbritannien und ſeinen Kolonien das Verhältniß wieder hergeſtellt werden, welches im alten Griechenlande zwiſchen den Kolonien und dem Mutterlande, von dem ſie ausgegangen waren, ſtatt fand.

Wenn eine Provinz dem Staate, von welchem ſie abhängig iſt, Nutzen ſchaffen ſoll: ſo muß ſie erſtlich in Friedenszeiten zu der öffentlichen Caſſe einen ſolchen Beytrag geben, daß damit nicht nur aller Aufwand, den in dieſen Friedenszeiten ihre eigene Verwaltung koſtet, beſtritten werden kann, ſondern daß dieſer Beytrag auch zu verhältnißmäßiger Unterſtützung der allgemeinen Landesregierung hinreiche. Jede Provinz vermehrt, in größerm oder geringerm Maße, die Abgaben des Staats. Wenn nun eine einzelne Provinz für ihren Antheil den Staat nicht entſchädiget: ſo wird einem andern Theile des Reichs eine unverhältnißmäßige Laſt aufgebürdet. Zweytens muß auch der außerordentliche Beytrag, den jede Provinz dem Staate zu Kriegeszeiten entrichtet, der außerordentlichen Kriegsſteuer, welche das ganze Reich bezahlt, angemeſſen ſeyn. Daß aber weder die gewöhnlichen, noch die außerordentlichen Einkünfte, welche Großbritannien von ſeinen Kolonien zieht, in dieſem Verhältniſſe zu allen Einkünften des brittiſchen Reichs ſtehen, wird jedermann einräumen. Man hat zwar angenommen, da das Monopol die Privateinkünfte des brittiſchen Volks vermehre, und es alſo in den Stand ſetze, höhere Abgaben zu bezahlen: ſo werde dadurch dasjenige erſetzt, was an den von den Kolonien zu erwartenden Staatseinkünften abgeht. Allein ich habe mich bemühet, zu zeigen, daß, ſo eine drückende Auflage dieß Monopol auch für die Kolonien ſeyn, und ſo ſehr es das Einkommen einer einzelnen Klaſſe von Leuten vermehren mag, es dennoch die Einkünfte des ganzen brittiſchen Volks, und folglich auch das Vermögen deſſelben, Abgaben zu bezahlen, nicht vermehrt, ſondern vermindert. Ueberdieß machen die Leute, welche durch das Monopol ihr Einkommen verbeſſern, einen eigenen Stand aus, dem höhere Auflagen abzufordern, als nach Verhältniß die übrigen Stände bezahlen, eben ſo unmöglich, als unpolitiſch ſeyn würde, wie ich im folgenden Buche zeigen werde. Es iſt alſo von dieſer beſondern Klaſſe von Leuten keine beſondere Beyſteuer zu erwarten.

Die Kolonien können entweder durch ihre eigenen Verſammlungen, oder durch das brittiſche Parlament beſteuert werden.

Daß die Kolonieverſammlungen jemahls dahin gebracht werden ſollten, von ihren Conſtituenten ſo ſtarke Abgaben zu erheben, daß damit nicht nur jederzeit ihre eigene bürgerliche und militäriſche Verfaſſung erhalten, ſondern auch davon ein angemeſſener Beytrag zu der allgemeinen brittiſchen Staatsverwaltung abgegeben werden könne, iſt gar nicht wahrſcheinlich. Es hat ſehr lange gedauert, ehe von der Regierung ſelbſt das engliſche Parlament, welches ſich doch unter den Augen des Landesherrn verſammlet, durch mancherley Arten des Einfluſſes ſo geſchmeidig gemacht, und zu einer ſolchen Freygebigkeit vermocht werden konnte, daß es zu Unterhaltung des Civil- und Militär-Etats ſeines eigenen Landes, die nöthigen Summen bewilligte. Erſt nachdem man anfing, unter gewiſſe Parlamentsglieder eine Menge Staatsämter, welche der Civil- und Militär-Etat nothwendig macht, auszutheilen, oder ihnen die Beſetzung dieſer Aemter zu überlaſſen, iſt es bey dem engliſchen Parlamente endlich ſo weit gebracht worden. Aber die Entfernung der Kolonien von der Aufſicht und dem Einfluſſe des Landesherrn, ihre Anzahl, ihre zerſtreute Lage, und die Verſchiedenheit ihrer Verfaſſungen, würden es ſehr ſchwer machen, die Verſammlungen eben ſo zu leiten, wenn auch der Landesherr dieſelben Hülfsmittel dazu hätte; — und dieſe hat er nicht. Es wäre ſchlechterdings unmöglich, unter alle bedeutende, Einfluß habende Glieder jeder Kolonieverſammlung ſo viel, von der Regierung des brittiſchen Reichs abhängige Aemter, oder die Erlaubniß, ſie an andere zu vergeben, auszutheilen, daß dieſe Glieder die Gunſt ihrer Landsleute aufs Spiel ſetzen, und ihren Conſtituenten Steuern auflegen ſollten, um die allgemeine Landesregierung zu unterſtützen: denn dieſe Regierung würde doch ihre Einkünfte größtentheils unter Leute vertheilen, die jenen Mitgliedern ganz fremd wären. Ueberdieß könnte die Regierung nicht allezeit wiſſen, welche Glieder der Kolonieverſammlungen das meiſte Anſehen und den ſtärkſten Einfluß hätten; man würde alſo oft manchen wichtigen Mann beleidigen; man würde oft den Unbedeutenden zu gewinnen ſuchen, und Mißgriffe dieſer Art würden ein ſolches Regierungsſyſtem für die Kolonien ganz unausführbar machen.

Sodann können die Verſammlungen der Kolonien nicht wohl beurtheilen, was zur Unterſtützung und Vertheidigung des ganzen Reichs erfordert wird. Dieſe Vorſorge hat man ihnen nie anvertraut. Sie iſt weder ihres Amts, noch haben ſie Mittel in Händen, die nöthigen Nachrichten darüber einzuziehen. Die Verſammlung einer Provinz gleicht den Vorſtehern eines Kirchſpiels. Beyde können wohl über die Angelegenheiten ihres Bezirks urtheilen, aber von dem, was den ganzen Staat betrifft, haben ſie keine Kenntniß. Die Verſammlung kann nicht einmahl richtig beurtheilen, in welchem Verhältniſſe ihre Provinz gegen das Reich überhaupt ſteht, und wie reich und wichtig ſie in Vergleichung mit den übrigen Provinzen iſt; denn dieſe ſtehen ja nicht unter der Oberaufſicht dieſer oder jener einzelnen Provinzialverſammlung. Ueber dasjenige, was zur Erhaltung und Vertheidigung des ganzen Reichs erfordert wird, und wie viel ein jeder Theil dazu beytragen ſolle urtheilen, dieß kann nur eine Verſammlung, welche die Oberaufſicht über die Angelegenheiten des ganzen Staats führet.

Man hat daher in Vorſchlag gebracht, die Kolonien im Ganzen (by requiſition) zu beſteuern, das heißt, das Parlament von Großbritannien ſollte die Summe, welche eine jede Kolonie zu bezahlen hätte, beſtimmen, und der Provinzialverſammlung die Art und Weiſe überlaſſen, wie ſie die Vertheilung und Erhebung der Abgaben, nach der Verfaſſung der Provinz, einzurichten für gut fände. Alsdann würde das, was das ganze Reich beträfe, von derjenigen Verſammlung, welche die Ueberſicht des Ganzen hätte, und die beſondere Angelegenheit jeder Kolonie, von ihrer eigenen Verſammlung gehandhabt werden. Die Kolonien hätten, in dieſem Falle, zwar keine Repräſentanten im brittiſchen Parlamente; wenn wir aber nach der Erfohrung einen Schluß machen dürfen: ſo hätten die Kolonien von dem Parlamente keine unbillige Anforderung zu fürchten. Bis jetzt hat daſſelbe auch nicht die geringſte Neigung geäußert, die Provinzen, welche keine Repräſentanten im Parlamente haben, mit Abgaben zu überladen. Die Inſeln Guernſey und Jerſey ſind außer Stande, ſich der Macht des Parlaments zu widerſetzen, und doch ſind ſie leidlicher beſteuert, als irgend ein Theil von Großbritannien. Das Recht des Parlaments, die Kolonien zu beſteuern, mag wohl oder übel gegründet ſeyn: ſo hat es bey Ausübung dieſes Rechts bis jetzt immer ſo wenig gefordert, daß die Summe dem richtigen Verhältniſſe gegen das, was die Unterthanen des Mutterlandes bezahlt haben, auch nicht einmahl nahe gekommen iſt. Wenn hiernächſt der Beytrag der Kolonien in dem Maße ſteigen und fallen muß, wie die Landſteuer (Landtaxe) ſteigt und fällt: ſo könnte das Parlament die Koloniſten nicht beſteuern, ohne zugleich ſeine eigenen Conſtituenten zu beſteuern; und die Kolonien würden alſo, zwar nicht dem Namen, aber doch der Wirkung nach, im Parlamente repräſentirt werden.

Es giebt Beyſpiele genug von Staaten, in welchen die Beſteuerung der verſchiedenen Provinzen nicht auf einerley Fuß geſchieht, ſondern wo der Landesherr die Summe für eine jede Provinz beſtimmet, und in einigen derſelben die Steuern nach eigenem Gutdünken ausſchreibt, und erhebt, in andern das Ausſchreiben und Erheben der Steuern den Landſtänden der Provinz überläßt. Beyderley Fälle finden in dem Königreiche Frankreich ſtatt. Wenn nun die vorerwähnte Art der Beſteuerung im Ganzen eingeführt würde: ſo befände ſich das Parlament gegen die Kolonieverſammlungen ungefähr in der Lage, in der ſich der König von Frankreich gegen die Provinzen ſeines Reichs befindet, welche noch das Vorrecht eigener Landſtände genießen; und dieſe Provinzen Frankreichs ſollen am beſten regiert werden.

Allein, ob gleich die Kolonien, bey dieſer Verfaſſung, keine Urſache hätten, zu fürchten, daß ihr Antheil an den öffentlichen Laſten das richtige Verhältniß zu den Laſten, die ihre Mitbürger im Mutterlande zu tragen haben, überſchreiten ſollte: ſo möchte doch Großbritannien gerechte Urſache haben, zu fürchten, daß der Beytrag nie bis zu dieſem Verhältniſſe hinan ſteigen würde. Seit geraumer Zeit hat das brittiſche Parlament nicht mehr die feſtgegründete Gewalt über die Kolonien, welche die Könige von Frankreich über diejenigen franzöſiſchen Provinzen haben, die noch eigene Landſtände beſitzen. Wären nun die Verſammlungen der Kolonien nicht ſehr günſtig geſtimmet: — und dieß läßt ſich von ihnen nicht erwarten, wofern ſie nicht mit mehr Behutſamkeit, als bisher, behandelt werden — ſo würden ſie mehr als einen Vorwand finden, den billigſten Forderungen des Parlaments auszuweichen, oder ſie zu verwerfen. Geſetzt, es bräche ein Krieg mit Frankreich aus, und es müßten, um den Mittelpunkt des Reichs zu vertheidigen, ſogleich zehn Millionen aufgebracht werden. Dieſe Summe müßte man borgen, und irgend einen Fond des Staats, zu Abtragung der Zinſen verpfänden. Das Parlament würde vorſchlagen, dieſen Fond zum Theil durch eine in Großbritannien ſelbſt einzuführende, und zum Theil durch eine, unter die verſchiedenen Koloniev erſammlungen in Amerika und Weſtindien zu vertheilende Auflage zu errichten. Sollten aber wohl die Leute ihr Geld willig auf einen Fond herleihen, der zum Theil von der guten oder übeln Laune ſolcher Verſammlungen abhinge, die von dem Schauplatze des Krieges ſo weit entfernt wären, und die ſich oft um den Ausgang deſſelben wenig bekümmern würden? Wahrſcheinlich würde man auf einen Fond nicht mehr vorſchießen wollen, als die auf Großbritannien ſelbſt gelegte Abgabe betrüge. Alſo fiele die ganze Laſt der, dieſes Krieges wegen, gemachten Schuld, — wie bisher immer geſchehen iſt — auf Großbritannien allein, das heißt, auf einen Theil des Reichs, und nicht auf das Ganze. So lange die Welt ſteht, iſt Großbritannien vielleicht der einzige Staat, der, in dem Maße, wie ſein Gebieth erweitert worden iſt, ſeine Staatsausgaben vermehrt hat, ohne zugleich ſeine Hülfsquellen zu vermehren. Andere Staaten haben gemeiniglich einen beträchtlichen Theil der Laſten von ſich abgewälzt, und den von ihnen abhängigen Provinzen aufgebürdet. Großbritannien hingegen hat bisher geſchehen laſſen, daß ſeine ihm unterworfenen Provinzen die ihnen zukommenden Laſten ihm aufgelegt haben. Um es nun mit ſeinen Kolonien, die doch bisher ſeine geſetzmäßigen Unterthanen geweſen ſind, auf gleichen Fuß zu ſetzen, müßte das Parlament, nach dem obigen Beſteuerungsſyſteme, auch Hülfsmittel haben, ſeine Forderungen ſogleich geltend zu machen, wenn die Verſammlungen einen Verſuch machen ſollten, ihnen auszuweichen, oder ſie gar zu verweigern. Worin aber dieſe Mittel beſtehen ſollen, dieß läßt ſich nicht wohl begreifen, und man hat ſich auch bis jetzt darüber nicht erklärt.

Wenn Großbritannien jemahls das unbeſtrittene Recht, die Kolonien, auch ohne Einwilligung ihrer Verſammlungen, zu beſteuern, eingeräumet würde: ſo wäre von demſelben Augenblicke an die Wichtigkeit dieſer Verſammlungen, und mit ihr Anſehen und Einfluß aller Parteyhäupter in dem brittiſchen Amerika vertilget. Die Menſchen wollen nur darum Antheil an der Verwaltung des Staats haben, weil ihnen dieß eine Art von Wichtigkeit giebt. Davon, ob der größere Theil der Parteyhäupter — dieſe natürliche Ariſtokratie jedes Landes — ſeine Wichtigkeit zu vertheidigen im Stande iſt, hängt die Feſtigkeit und Dauer freyer Staatsverfaſſungen ab. In den beſtändigen Angriffen dieſer Parteyhäupter auf einander, und in ihrer gegenſeitigen Vertheidigung beſteht das ganze Spiel innerlicher Staatshändel. Wie alle Parteyhäupter in der Welt, ſuchen auch die amerikaniſchen ihr Anſehen und ihren Einfluß zu behaupten. Sie werden gewahr, oder bilden ſich ein, daß, wenn ihre Verſammlungen, die ſie ſo gern Parlamente nennen hören, und mit dem brittiſchen Parlamente in gleichen Rang ſtellen möchten, bis zu bloßen Werkzeugen und vollziehenden Beamten dieſes Parlaments herab gewürdiget werden ſollten, der größte Theil ihrer eigenen

Wichtigkeit verſchwinden würde. Sie haben daher den Vorſchlag, ſich durch das Parlament im Ganzen (by requiſition) beſteuern zu laſſen, verworfen, und wie alle ehrgeizige und von ihrem Glücke trunkene Menſchen, ihre Wichtigkeit lieber mit dem Schwerdte behaupten wollen.

Um die Zeit des Verfalls der römiſchen Republik verlangten ihre Bundesgenoſſen, die zu Vertheidigung des Staats und zu Erweiterung ſeiner Gränzen das meiſte beygetragen hatten, daß man ihnen alle Vorrechte römiſcher Bürger einräumen ſollte. Dieß wurde abgeſchlagen, und der ſogenannte Bundesgenoſſenkrieg brach aus. Während deſſelben ertheilte Rom einem Bundesgenoſſen nach dem andern dieſes Vorrecht, ſo wie ſie ſich nach und nach von der allgemeinen Conföderation trennten. Das brittiſche Parlament beſteht darauf, die Kolonien zu beſteuern; und dieſe weigern ſich, von einem Parlamente, in welchem ſie keine Repräſentanten haben, ſich beſteuern zu laſſen. Wenn England einer jeden Kolonie, die ſich von dem allgemeinen Bunde freywillig trennte, eine ihrem Beytrage zu den Staatseinkünften angemeſſene Anzahl Repräſentanten zugeſtände; wenn eine ſolche Kolonie ſodann denſelben Abgaben unterworfen würde, und dagegen dieſelbe Freyheit des Handels genöſſe, als ihre Mitunterthanen im Mutterlande; und wenn denn auch in der Folge die Zahl der Repräſentanten in eben dem Maaße ſich vermehrte, als die Beyträge größer würden: ſo würde den Parteyhäuptern in jeder Kolonie eine neue Methode ſich wichtig zu machen, ein neues und noch blendenderes Ziel für ihren Ehrgeitz gezeigt werden. Anſtatt nach den kleinen Gewinnſten zu haſchen, welche in dem elenden Würfelſpiele der Koloniehändel zu haben ſind, könnten ſie, nach der guten Meinung, die jedermann von ſeiner Geſchicklichkeit und von ſeinem Glücke hat, ſich Hoſnung machen, in der großen Staatslotterie der brittiſchen Politik eines der großen Looſe zu ziehen. Ergreift man nicht dieſes, oder irgend ein anderes Mittel — und kein anderes ſcheint ſo zweckmäßig zu ſeyn — um die Eigenliebe und Ehrſucht der amerikaniſchen Parteyhäupter zu befriedigen: ſo werden ſie ſchwerlich ſich uns gutwillig unterwerfen; und doch ſollten wir bedenken, daß jeder Tropfen Bluts, den wir vergießen, um ſie zur Unterwerfung zu zwingen, das Blut unſerer Mitbürger, oder ſolcher Menſchen iſt, die wir zu Mitbürgern machen wollen. Es iſt eine große Schwachheit, ſich zu ſchmeicheln, daß nunmehr, da die Sachen einmahl ſo weit gekommen ſind, die Bezwingung der Kolonien durch bloße Gewalt etwas leichtes ſeyn werde. Die Perſonen, welche die Beſchlüſſe des ſogenannten Congreſſes leiten, fühlen jetzt ihre Wichtigkeit in einem ſolchen Grade, als ſie vielleicht die Männer vom erſten Range in Europa kaum fühlen mögen. Aus Krämern, Handwerksleuten und Sachwaltern ſind ſie Staatsmänner und Geſetzgeber geworden; ſie arbeiten an einer neuen Regierungsform für ein weitläuftiges Reich, mit der ſchmeichelhaften Hoſnung, und in der That auch mit der Wahrſcheinlichkeit, daß daſſelbe eines der größten und mächtigſten Reiche werden wird, die es jemahls in der Welt gegeben hat. Ungefähr fünf hundert Menſchen, die auf verſchiedene Weiſe unmittelbar unter dem Congreſſe arbeiten, und vielleicht

leicht fünf mahl hundert tauſend, auf welche wiederum jene fünf hundert Einfluß haben — alle dieſe fühlen verhältnißmäßig einen Zuwachs ihrer eigenen Wichtigkeit. Faſt jedes einzelne Glied der herrſchenden Partey in Amerika dünkt ſich auf einem Standpuncte zu ſtehen, der nicht nur höher iſt, als ſein voriger, ſondern auch höher, als jeder, den er zu erreichen hoffen durfte; und wenn nicht dieſen Gliedern der Partey, oder wenigſtens ihren Häuptern, ein neues Ziel ihres Ehrgeitzes aufgeſteckt wird: ſo werden ſie, wenn ſie auch nur ſo viel Muth haben, als man von jedem Manne erwarten kann, ihre Stelle auf Leben und Tod vertheidigen.

Der Präſident Henault macht die Bemerkung, daß wir jetzt die Nachrichten von manchen kleinen Händeln der Ligue mit Theilnehmung leſen, welche Nachrichten zu der Zeit, da die Dinge ſich zutrugen, wenig Aufſehen gemacht haben mögen. Aber jedermann, ſagt er, dünkte ſich etwas wichtiges zu ſeyn; und die unzähligen Berichte, die aus dieſen Zeiten bis zu uns gekommen ſind, wurden meiſtens von Leuten geſchrieben, die ſelbſt eine Rolle geſpielt hatten, und ihre Heldenthaten mit Vergnügen wieder erzählten. Es iſt bekannt, wie hartnäckig ſich damahls die Stadt Paris wehrte, und daß ſie lieber eine ſchreckliche Hungersnoth aushalten, als ſich dem beſten und in der Folge geliebteſten Könige unterwerfen wollte. Der größte Theil der Bürger oder ihrer Anführer focht für die Vertheidigung ſeiner eigenen Wichtigkeit, um welche es, wie ſie voraus ſahen, bey Wiedereinführung der vorigen Regierung, geſchehen ſeyn würde. Wenn wir unſere Kolonien nicht dahin bringen können, daß ſie ſich mit uns vereinigen: ſo werden ſie ſich wahrſcheinlicher Weiſe gegen das beſte von allen Mutterländern, eben ſo hartnäckig vertheidigen, als ſich die Stadt Paris gegen den beſten der Könige wehrte.

Der Begriff von Repräſentation war den Alten ganz unbekannt. Wenn Bewohner des einen Staats das Bürgerrecht in einem andern erhielten: ſo konnten ſie dieſes Recht auf keine andere Weiſe ausüben, als daß ſie in Maſſe zuſammen kamen, um mit den Bewohnern dieſes andern Staats zu rathſchlagen und Stimmen zu geben. Daß der größte Theil der Bewohner von Italien zu den Vorrechten römiſcher Bürger zugelaſſen wurde, hat die römiſche Republik völlig zu Grunde gerichtet. Es war alsdann nicht mehr möglich, zu unterſcheiden, wer ein römiſcher Bürger war, und wer es nicht war. Keine Zunft konnte ihre eigenen Genoſſen mehr erkennen. Der Pöbel von der einen, oder der andern Art konnte ſich in die Volksverſammlungen einmiſchen, die wirklichen Bürger verdrängen, und, als ob er ſelbſt das Bürgerrecht gehabt hätte, über die Angelegenheiten des Staats den Ausſchlag geben. Wenn hingegen Amerika funfzig oder ſechzig neue Repräſentanten ins Parlament ſchicken dürfte: ſo würde es dem Thürhüter im Unterhauſe gar nicht ſchwer werden, zu unterſcheiden, wer ein Mitglied ſey, und wer nicht. Ob alſo gleich die römiſche Staatsverfaſſung durch die Vereinigung Roms mit den verbündeten italieniſchen Staaten zu Grunde gehen mußte: ſo iſt doch nicht die mindeſte Wahrſcheinlichkeit vorhanden, daß die brittiſche

Verfaſſung durch eine Vereinigung mit den Kolonien verletzt werden würde. Im Gegentheil würde dieſe Verfaſſung, welche ohne eine ſolche Vereinigung mangelhaft ſcheint, durch dieſelbe erſt vollendet werden. Eine Verſammlung, die über die Angelegenheiten eines jeden Theils vom Staate rathſchlagen und entſcheiden will, muß unfehlbar Repräſentanten aus jedem ſolchen Theile unter ſich haben, weil ſie ſonſt nicht gehörig unterrichtet ſeyn kann. Damit will ich nicht behaupten, daß dieſe Vereinigung ein ganz leichtes Werk, und daß ſie ohne alle, oder wenigſtens ohne große Schwierigkeiten geſchehen werde. Aber ich habe von keiner Schwierigkeit gehört, die ganz unüberwindlich zu ſeyn ſchiene. Das größte Hinderniß liegt vielleicht nicht in der Natur der Sache, ſondern in den Meinungen und Vorurtheilen der Leute dieſſeits ſowohl, als jenſeits des atlantiſchen Meeres.

Wir dieſſeits des Meers beſorgen, daß die Menge der amerikaniſchen Repräſentanten in unſerer Staatsverfaſſung das Uebergewicht bekommen, und entweder den Einfluß der Krone, oder auf der andern Seite die Demokratie zu ſehr verſtärken möchte. Wäre aber die Zahl der amerikaniſchen Repräſentanten dem Ertrage der amerikaniſchen Steuern angemeſſen: ſo ſtände immer die Zahl der Leute, die man zu gewinnen hätte, mit den Mitteln, ſie zu gewinnen — und dieſe Mittel mit der Zahl der zu gewinnenden Leute, im genaueſten Verhältniſſe. Der monarchiſche und der demokratiſche Beſtandtheil unſerer Staatsverfaſſung würden nach der Vereinigung daſſelbe Verhältniß der Kraft gegen einander behalten, das ſie vorher gehabt hätten.

Die Leute jenſeits des Meers befürchten hingegen, daß ihre Entfernung von dem Sitze der Regierung ſie manchen Bedrückungen ausſetzen möchte. Allein ihre Repräſentanten im Parlamente würden ſie leicht dawider ſchützen können, da die Anzahl derſelben gleich Anfangs beträchtlich ſeyn müßte. Die Entfernung könnte die Abhängigkeit des Repräſentanten von ſeinen Conſtituenten wohl nicht ſchwächen; denn der erſtere würde ſich immer erinnern, daß er ſeinen Sitz im Parlamente, und alle daraus entſtehende Vortheile, dem guten Willen der letztern zu danken hätte. Jenem würde daher, um ſich in der Gunſt von dieſen zu erhalten, daran gelegen ſeyn, mit dem ganzen Anſehen eines Mitgliedes der Geſetzgebung jedes Unrecht zu rügen, deſſen ſich ein Civil- oder Militärbeamter in jenen entfernten Theilen des Reichs ſchuldig machen möchte. Ueberdieß giebt die Entfernung Amerikas von dem Sitze der Regierung, den Eingebornen jenes Landes die gegründete Hofnung, daß mit der Zeit dieſes Verhältniß ſich umkehren werde. Bey ſeinen bisherigen ſchnellen Fortſchritten zu Reichthum, Volkmenge und Cultur ſteht zu erwarten, daß nach Verlauf eines Jahrhunderts der Antheil der amerikaniſchen Staaseinkünfte größer ſeyn werde, als der brittiſche. Alsdann würde natürlicher Weiſe der Sitz des Reichs in den Theil deſſelben verlegt werden, der zu Erhaltung und Vertheidigung des Ganzen das meiſte beytrüge.

Die Entdeckung von Amerika, und die Entdeckung eines Weges nach Oſtindien über das Vorgebirge der guten Hofnung, ſind die beyden größten und wichtigſten Begebenheiten, deren die Geſchichte des menſchlichen Geſchlechts erwähnet. Ihre bisherigen Folgen ſind ſchon ſehr wichtig; aber unmöglich hat man in dem kurzen Zeitraume von zwey bis drey Jahrhunderten, die ſeit dieſen Entdeckungen verfloſſen ſind, den ganzen Umfang dieſer Folgen gewahr werden können. Was für Glück, oder was für Unglück dem menſchlichen Geſchlechte aus dieſen großen Begebenheiten in der Zukunft noch bevorſtehe, dieß kann keine menſchliche Weisheit vorher ſehen. Man ſollte glauben, die Verbindung der entfernteſten Welttheile, wodurch es jedem derſelben möglich gemacht wird, die Bedürfniſſe des andern zu befriedigen, ſeinen Lebensgenuß zu vermehren, und ſeine Betriebſamkeit zu ermuntern, müſſe auf allgemeine Wohlfahrt hinwirken. Allein für die Eingebornen ſowohl in Oſt- als in Weſtindien ſcheinen die Vortheile des Handels, der aus dieſen Begebenheiten entſprungen iſt, ſich in den ſchrecklichen Unglücksfällen, die dadurch für ſie veranlaßt worden ſind, ganz zu verlieren. Doch hat es das Anſehen, daß dieſes Elend mehr zufällig, und nicht in der Natur der Begebenheit gegründet iſt. Zu der Zeit, da die Entdeckungen gemacht wurden, war gerade das Uebergewicht der Macht auf der Seite der Europäer ſo groß, daß ſie alle Arten von Ungerechtigkeit in ſo entfernten Ländern ungeſtraft begehen konnten. In Zukunft werden vielleicht die Eingebornen dieſer Länder immer ſtärker, und die Europäer immer ſchwächer werden, und ſo die Bewohner aller Welttheile zu der Gleichheit an Muth und Kraft gelangen, die gegenſeitige Ehrfurcht einflößt, und allein im Stande iſt, unabhängige Völker von gewaltſamen Eingriffen in die Rechte der andern abzuhalten. Nichts aber ſcheint dieſes Gleichgewicht der Macht feſter zu gründen, als gegenſeitige Mittheilung aller Arten von Kenntniſſe und Verbeſſerungen, welche ein ausgebreiteter Handelsverkehr aller Länder mit allen Ländern, natürlicher oder vielmehr nothwendiger Weiſe mit ſich führet.

Unterdeſſen hat eine von den Hauptwirkungen dieſer Entdeckungen darin beſtanden, das kaufmänniſche Syſtem auf eine Stufe von Glanz und Herrlichkeit zu erheben, die es ſonſt nimmermehr erreicht haben würde. Dieſes Syſtem geht damit um, eine große Nation lieber durch Handel und Manufacturen, als durch Verbeſſerung des Landbaues, lieber durch Betriebſamkeit der Städte, als des offenen Landes, zu bereichern. Nachdem aber dieſe Entdeckungen einmahl gemacht waren, ſind die Handelsſtädte Europens, die vorhin nur für einen ſehr kleinen Theil der Welt — für die Küſte des atlantiſchen Meeres, und für die am mittelländiſchen Meere und an der Oſtſee liegenden Länder — Manufacturwaaren verarbeiteten und verführten, nunmehr nicht bloß Manufacturiſten für die zahlreichen und betriebſamen Anbauer von Amerika geworden, ſondern ſie verführen und verfertigen jetzt Waaren faſt für alle Völker in Aſien, Afrika und Amerika. Es haben ſich ihrem Gewerbfleiße zwey neue Welten geöfnet, wovon eine jede mehr Umfang hat, als die alte, und wo der Markt der einen von Tage zu Tage größer wird.

Diejenigen Länder, welche Kolonien in Amerika beſitzen, und zugleich unmittelbar nach Oſtindien handeln, genießen den äußern Schimmer dieſes großen Handels in vollem Maaße. Indeſſen haben andere Länder, ungeachtet

geachtet aller der mißgünſtigen Beſchränkungen, wodurch man ſie davon auszuſchließen denkt, oft mehr wirklichen Vortheil dabey. Die ſpaniſchen und portugieſiſchen Kolonien, zum Beyſpiel, begünſtigen mehr die Betriebſamkeit anderer Länder, als Portugals und Spaniens. Bey dem einzigen Artikel der Leinwand ſoll ſich das jährliche Bedürfniß dieſer Kolonien auf mehr als drey Millionen Pfund Sterling belaufen; welche Angabe ich jedoch nicht verbürgen kann. Aber dieſes ſtarke Bedürfniß kömmt beynahe ganz allein aus Frankreich, Flandern, Holland und Deutſchland. Spanien und Portugal liefern nur einen geringen Theil davon. Das Kapital, welches den Kolonien dieſe große Quantität Leinwand verſchafft, wird jährlich unter die Bewohner jener andern Länder vertheilt, und giebt dieſen ein Einkommen. Nur die Gewinnſte davon bleiben in Spanien und Portugal, wo ſie die Verſchwendung der Kaufleute in Cadix und Liſſabon befördern helfen.

Sogar bringt die Maßregel, daß jede Nation ſich den ausſchließlichen Handel mit ihren Kolonien zuzueignen ſucht, oft dem Lande, zu deſſen Gunſten ſie eingeführt wird, mehr Nachtheil, als dem Lande, dem man damit ſchaden will. Die Ungerechtigkeit, den Gewerbfleiß anderer Länder zu unterdrücken, fällt, ſo zu reden, auf die Häupter der Unterdrücker zurück, und ſchlägt ihren eigenen Gewerbfleiß zu Boden. Nach jener Maßregel muß, zum Beyſpiel, der Hamburger Kaufmann ſeine für den amerikaniſchen Markt beſtimmte Leinwand nach London ſchicken, und von da den Toback, den er für den Markt von Deutſchland beſtimmet, zurück nehmen, weil er weder jene unmittelbar nach Amerika verſenden, noch dieſen unmittelbar von da herhohlen kann. Vermöge dieſer Einſchränkung muß er ohne Zweifel die Leinwand etwas wohlfeiler verkaufen, und den Toback etwas theurer kaufen, als es außerdem hätte geſchehen können: und ſein Gewinn wird alſo um etwas verringert. Aber ſein Kapital kömmt bey dem Handel zwiſchen Hamburg und London geſchwinder zurück, als es bey dem geraden Handel mit Amerika zurückkommen würde; zu geſchweigen, daß die Zahlung von London aus weit richtiger erfolgt, als aus Amerika. Bey dieſem Handel alſo, auf welchen jene Maßregel den Hamburger Kaufmann einſchränkt, kann ſein Kapital eine größere Quantität des deutſchen Gewerbfleißes beſchäftigen, als es bey dem Handel, von welchem er ausgeſchloſſen iſt, beſchäftigt haben würde. Immerhin mag alſo die eine Art der Anwendung des Kapitals dem Kaufmanne weniger Vortheil bringen, als die andere: ſo kann ſie doch für ſein Land nicht weniger vortheilhaft ſeyn. Freylich verhält es ſich ganz anders mit derjenigen Anwendung des Kapitals, wozu das Monopol dem Londoner Kaufmann Gelegenheit giebt. Dieſe Anwendung kann für ihn weit mehr einbringen, als jede andere; aber für ſein Land kann ſie, wegen der langſamen und ſpäten Zahlungen, unmöglich vortheilhafter ſeyn.

So haben denn alle europäiſchen Länder auf eine ungerechte Weiſe ſich beſtrebt, den ganzen Vortheil des Handels mit ihren Kolonien allein an ſich zu ziehen. Gleichwohl hat ſich bisher kein einziges dieſer Länder etwas anders ganz zu eigen machen können, als den Aufwand,

wand, die unterdrückende Oberherrſchaft über die Kolonien im Frieden zu unterhalten, und im Kriege zu vertheidigen. Die mit dieſem Beſitze verbundenen Nachtheile hat jedes Land ſich allein vorbehalten: die aus ihrem Handel entſpringenden Vortheile hingegen hat jedes mit manchem andern Lande theilen müſſen.

Natürlicher Weiſe ſcheint das Monopol des weitläuftigen Handels mit Amerika, beym erſten Anblicke ein höchſt wichtiger Erwerb zu ſeyn. Unter dem Gewühle politiſcher Händel ſieht das kurzſichtige Auge der unbeſonnenen Ehrſucht darin einen blendenden Gegenſtand, der des Kampfes wohl werth wäre. Allein gerade das blendende der Sache, dieſe unermeßliche Größe des Handels, iſt es, die das Monopol deſſelben ſchädlich macht, die verurſachet, daß ein Gewerbe, welches ſchon an und für ſich dem Lande geringern Vortheil bringt, als die meiſten andern Gewerbe, einen größern Theil des Landeskapitals verſchlinget, als ihm ſonſt zugegangen ſeyn würde.

In dem zweyten Buche dieſes Werks iſt gezeigt worden, daß das kaufmänniſche Kapital jedes Landes, diejenige Anwendung gleichſam von ſelbſt aufſucht, welche für das Land am vortheilhafteſten iſt. Wird das Kapital beym Zwiſchenhandel angelegt: ſo wird das Land die Niederlage von Waaren aller der Länder, deren Handel das Kapital in Bewegung ſetzt. Aber natürlicher Weiſe wünſcht der Eigenthümer des Kapitals, von den Waaren ſo viel als nur möglich iſt, zu Hauſe abzuſetzen. Er erſpart ſich dadurch die Arbeit, die Gefahr und die Koſten der Ausfuhr; und er iſt daher froh, wenn er ſie zu Hauſe nicht nur um einen etwas geringern Preis, ſondern auch mit einem etwas kleinern Gewinnſte verkauft, als er bey ihrer Verſendung ins Ausland erwarten könnte. Er ſucht alſo den Zwiſchenhandel, wo möglich, in einen auswärtigen Conſumtionshandel zu verwandeln. Hat er hingegen ſein Kapital bey einem auswärtigen Conſumtionshandel angelegt: ſo wird er, aus gleichem Grunde geneigt ſeyn, von den einheimiſchen, für irgend einen auswärtigen Markt zuſammengebrachten Waaren, ſo viel als möglich zu Hauſe abzuſetzen; und er wird alſo ſeinen auswärtigen Conſumtionshandel in einen einheimiſchen zu verwandeln ſuchen. Das kaufmänniſche Kapital jedes Landes ſucht auf dieſe Weiſe die nahe Anwendung auf, und ſcheuet die entfernte; ſucht die Anwendung auf, wobey die Zahlungen in kurzen Zeiträumen erfolgen, und ſcheuet die, wobey dieſe langſam und ſpät eingehen; ſucht die Anwendung, wobey es die meiſte hervorbringende Arbeit desjenigen Landes, welchem das Kapital angehört, das iſt, worin ſein Eigenthümer ſich aufhält, im Gange erhalten kann, und ſcheuet die Anwendung, wobey die wenigſten Hände beſchäftiget werden. Natürlicher Weiſe iſt alſo der Kaufmann darauf bedacht, ſein Kapital da anzulegen, wo es ſeinem Lande den größten — und keinesweges da, wo es dieſem den geringſten Vortheil zu bringen verſpricht.

Wenn es ſich aber zuträgt, daß in einer von ſolchen entfernten, für das Land insgemein minder vortheilhaften Anwendungen, die Gewinnſte höher ſteigen, als ſie im Verhältniſſe gegen die Gewinnſte bey den nähern Anwendungen ſtehen ſollten: ſo gehen Kapitalien von dieſen ſo lange zu jenen hinüber, bis die Gewinnſte wieder ins Gleichgewicht gebracht worden ſind. Jene erhöheten Gewinnſte ſind aber ein Zeichen, daß es den entferntern Gewerbzweigen, im Verhältniſſe zu den nähern, an Kapitalien fehlet, und daß das Kapital der ganzen Geſellſchaft unter alle die verſchiedenen Gewerbzweige nicht gehörig vertheilt iſt. Sie ſind ein Zeichen, daß etwas entweder wohlfeiler gekauft, oder theurer verkauft wird, als es gekauft oder verkauft werden ſollte, und daß dieſe oder jene Klaſſe von Bürgern mehr bezahlt, oder weniger gewinnt, als der Gleichheit, die unter allen verſchiedenen Klaſſen ſtatt finden ſollte, angemeſſen iſt. Einerley Kapital kann zwar nicht gleich viel hervorbringende Arbeit bey einer entfernten und bey einer nahen Anwendung veranlaſſen; indeſſen kann doch eine entfernte Anwendung für die Wohlfahrt des Landes eben ſo nothwendig ſeyn, als eine nahe; weil ohne die, durch die entfernte Anwendung eingeführten Waaren, manche nähere Gewerbzweige gar nicht betrieben werden könnten. Wenn aber die Gewinnſte der Kaufleute, die dergleichen Waaren einführen, übermäßig hoch ſind: ſo werden dieſelben theurer, als es geſchehen ſollte, das iſt, um etwas **über** ihren natürlichen Preis verkauft, und jedermann, der bey dem nähern Gewerbszweige intereſſirt iſt, wird mehr oder weniger durch dieſen hohen Preis gedrückt werden. Dieſer letzteren Klaſſe von Leuten liegt alſo daran, daß einige Kapitalien von dieſen nähern Gewerbszweigen zu jenen entfernten hinüber gehen, damit beyderley Gewinnſte in Gleichheit und die Waaren auf ihren natürlichen Preis kommen. In dieſem außerordentlichen Falle erfordert daher das gemeine

Beſte, daß Kapitalien von einem Gewerbe, wobey ſonſt das Publicum mehr Vortheil hat, weggezogen, und dagegen in einem Gewerbe angelegt werden, wobey ſonſt das Publicum weniger Vortheil hat. Und in dieſem außerordentlichen Falle — wie in allen gewöhnlichen Fällen — ſtimmet das Intereſſe und die natürliche Neigung einzelner Menſchen mit dem allgemeinen Beſten genau zuſammen: es treibt ſie an, aus dem nähern Gewerbe Kapitalien weg zu nehmen, und ſie in dem entferntern anzulegen.

Alſo ſchon ihr Privatvortheil, ihr natürlicher Hang macht einzelne Menſchen geneigt, ihr Vermögen da anzulegen, wo es nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge der ganzen Geſellſchaft den meiſten Vortheil bringt. Sollten ſie auch manchmahl darin zu weit gehen, und von ihrem Vermögen zu viel in ein ſolches Gewerbe ſtecken: ſo würde doch die Abnahme ihres Gewinns und die Zunahme des Gewinns bey andern Gewerben, ſie bald lehren, dieſe fehlerhafte Vertheilung abzuändern. Ohne Einmiſchung des Geſetzes werden daher die Menſchen ſchon durch ihr eigenes Intereſſe, und durch ihre Leidenſchaften beſtimmet, das Kapital der Geſellſchaft unter die verſchiedenen Gewerbzweige ſo zu vertheilen, wie es dem Intereſſe der ganzen Geſellſchaft am angemeſſenſten iſt.

Alle Anordnungen des kaufmänniſchen Syſtems müſſen unfehlbar dieſe natürliche und vortheilhaftere Vertheilung der Kapitalien mehr oder weniger ſtören und verwirren. Daß aber die Anordnungen, den amerikaniſchen

niſchen und oſtindiſchen Handel betreffend, mehr Störung und Verwirrung verurſachen, als andere, rührt daher, weil der Handel nach dieſen beyden großen Ländern mehr Kapitalien verſchlingt, als irgend ein anderer Handelszweig. Jedoch ſind die Anordnungen bey den beyden großen Handelszweigen nicht völlig einerley. Das Monopol iſt das große Werkzeug bey beyden; aber es iſt nicht einerley Art von Monopol. Es ſcheint wirklich, als ob das Handelsſyſtem keinen andern Hebel anſetzen könne, als ein Monopol, es ſey von welcher Art es wolle.

Bey dem amerikaniſchen Handel iſt jede Nation bemühet, ſich den ganzen Markt ihrer Kolonien, ſo viel nur möglich, zuzueignen, und zwar dadurch, daß ſie alle andere Nationen, von dem unmittelbaren Handel mit demſelben völlig ausſchließt. Im ſechzehnten Jahrhunderte wollten die Portugieſen mit dem Handel nach Oſtindien eben ſo verfahren. Die Befugniß, die indiſchen Meere zu beſchiffen, behaupteten ſie, käme ihnen allein zu, weil ſie den Weg dahin zuerſt entdeckt hätten. Die Holländer verſtatten noch jetzt keiner andern europäiſchen Nation den unmittelbaren Handel mit ihren Gewürzinſeln. Dieſe Art von Monopolien ſind augenſcheinlich gegen alle übrigen europäiſchen Nationen gerichtet; und dieſe ſind dadurch nicht nur von einem Handel ausgeſchloſſen, bey dem ſie vielleicht einen Theil ihrer Kapitalien mit Vortheil anlegen könnten, ſondern ſie müſſen auch die Waaren, womit dieſer Handel getrieben wird, theurer kaufen, als wenn ſie dieſelben unmittelbar aus den Ländern, woher ſie kommen, einführen könnten.

Seit dem Verfalle der portugieſiſchen Macht hat indeſſen keine europäiſche Nation auf das Vorrecht, die indiſchen Meere allein zu befahren, Anſpruch gemacht. Die vornehmſten Häfen ſind nunmehr allen europäiſchen Schiffen offen. Wenn wir aber Portugal, und ſeit einigen Jahren auch Frankreich ausnehmen: ſo wird in allen europäiſchen Ländern der oſtindiſche Handel von einer ausſchließenden Geſellſchaft getrieben. Monopolien von dieſer Art ſind gegen die Nation ſelbſt, welche ſie ertheilet, gerichtet. Der größte Theil einer ſolchen Nation iſt dadurch nicht nur von einem Handel ausgeſchloſſen, bey dem er einen Theil ſeiner Kapitalien mit Vortheil anlegen könnte, ſondern er iſt auch gezwungen, die Waaren, womit dieſer Handel getrieben wird, theurer zu bezahlen, als wenn derſelbe allen ſeinen Landsleuten frey und offen ſtände. Seitdem, zum Beyſpiele, die engliſche oſtindiſche Geſellſchaft vorhanden iſt, ſind alle übrigen Einwohner Englands von dieſem Handel völlig ausgeſchloſſen geweſen, und haben in dem Preiſe der Waaren, die ſie verbraucht haben, nicht nur die außerordentlichen Gewinnſte, welche die Geſellſchaft vermöge des Monopols genoſſen hat, ſondern auch die ungemeine Verſchwendung, die Mißbräuche und Betrügereyen bezahlen müſſen, welche mit der Verwaltung einer ſo großen Geſellſchaft unzertrennlich verbunden ſind. Das Ungereimte liegt bey dieſer letztern Art des Monopols noch mehr am Tage, als bey der erſtern.

Beyderley Monopolien ſtören die natürliche Vertheilung des geſellſchaftlichen Fonds, aber ſie ſtören dieſelbe nicht auf einerley Weiſe.

Monopolien der erſtern Art ziehen in den beſondern Handel, um deßwillen ſie eingeführt worden ſind, mehr von dem Kapitale der Geſellſchaft hinein, als dieſem Handel von ſelbſt zugegangen ſeyn würde.

Monopolien der andern Art können, nach Beſchaffenheit der Umſtände, dem Handel, um deßwillen ſie eingeführt worden ſind, Kapitalien entweder zuführen, oder entziehen. In armen Ländern führen ſie dem Handel mehr Kapitalien zu, als ihm von ſelbſt zugegangen wären; in reichen Ländern entziehen ſie ihm eine Menge Fonds, die man außerdem darauf verwendet haben würde.

Solche arme Länder, als Schweden und Dänemark ſind, würden wahrſcheinlich nie ein einziges Schiff nach Oſtindien geſendet haben, wenn dieſer Handel ſich nicht in den Händen einer ausſchließenden Geſellſchaft befände. Die Errichtung einer ſolchen Geſellſchaft hat natürlicher Weiſe viel Reiz für kaufmänniſche Glücksjäger. Ihr Monopol ſtellt ſie gegen Mitwerber auf dem einheimiſchen Markte ſicher; und auf den auswärtigen Märkten können ſie auf eben das Glück rechnen, das den Kaufleuten anderer Nationen bevorſteht. Ihr Monopol verſpricht ihnen bey einer nicht geringen Quantität Waaren einen ſehr großen, und bey einer ſehr großen Quantität einen beträchtlichen Gewinn. Ohne ſolche außerordentliche Begünſtigung würden die armen Kaufleute ſo armer Länder es nie gewagt haben, ihre geringen Kapitalien einem ſo mißlichen Glücksſpiele anzuvertrauen, als ihnen der Handel nach Oſtindien nothwendig vorkommen muß.

So reiche Länder hingegen, als Holland iſt, würden bey völliger Handelsfreyheit manches Schiff mehr nach Oſtindien ſenden. Der beſchränkte Fond der holländiſchen oſtindiſchen Geſellſchaft hält wahrſcheinlich eine Menge großer Handelskapitalien zurück, die dieſem Handel ſonſt zufließen würden. Hollands Handelskapital iſt ſo groß, daß es gegenwärtig immer überſtrömet, und ſich bald in die öffentlichen Fonds auswärtiger Staaten, bald in Darlehne an fremde Kaufleute und Speculanten, bald in einen ſehr weit umlaufenden ausländiſchen Conſumtionshandel, und bald in den Zwiſchenhandel ergießt. Alle nähern Kanäle ſind voll, weil alle Kapitalien, die nur mit einem leidlichen Gewinnſte haben untergebracht werden können, dieſen ſchon zugeſtrömt ſind, und daher muß Hollands Kapital die allerentfernteſten aufſuchen. Wäre der Handel nach Oſtindien völlig frey: ſo würde er wahrſcheinlicher Weiſe das meiſte von dieſem überſtrömenden Kapitale aufnehmen. Der oſtindiſche Markt für die europäiſchen Manufacturwaaren ſowohl, als für das Gold und Silber, und für mancherley andere Erzeugniſſe von Amerika iſt reicher, und von größerm Umfange, als der europäiſche und amerikaniſche zuſammen genommen.

Wenn die natürliche Vertheilung der Kapitalien geſtört wird: ſo iſt jede ſolche Störung der Geſellſchaft, in welcher ſie vorgeht, unfehlbar ſchädlich; entweder dadurch, daß ſie Kapitalien aus einem gewiſſen Handel verjagt, die ihm ſonſt zugehen würden, oder dadurch, daß ſie Kapitalien hineinzieht, die ſonſt nicht dahin gegangen wären. Wenn Hollands oſtindiſcher Handel ohne alle ausſchließende Geſellſchaften, größer ſeyn würde, als er gegenwärtig iſt: ſo muß dieſes Land gar ſehr darunter leiden, daß ein Theil ſeines Kapitals eine ihm angemeſſene Anwendung nicht findet. Wenn, auf der andern Seite, Schwedens und Dänemarks Handel nach Oſtindien, ohne ausſchließende Geſellſchaften, geringer, als jetzt, oder vielmehr gar nicht vorhanden ſeyn würde: ſo leiden dieſe beyden Länder darunter, daß ein Theil ihrer Kapitalien in ein Gewerbe gezogen wird, welches zu ihren gegenwärtigen Umſtänden nicht paſſet. Es wäre für ſie vielleicht beſſer, wenn ſie die oſtindiſchen Waaren andern Nationen abkauften und allenfalls theurer bezahlten, als daß ſie einen ſo großen Theil ihres geringen Kapitals in einen Handel ſtecken, der mit einem ſo entfernten Lande getrieben wird, bey dem die Zahlungen ſo ſpät eingehen, und deſſen Kapital nur eine ſo kleine Quantität einheimiſcher hervorbringender Arbeit beſchäftiget — in einem Lande, wo es an ſolcher Arbeit ſo ſehr fehlet; wo ſo wenig geſchehen, und ſo viel zu thun iſt.

Wenn daher in dieſem oder jenem Lande kein unmittelbarer Handel nach Oſtindien, ohne eine ausſchließende Geſellſchaft getrieben werden kann; ſo folgt daraus nicht, daß nun eine ſolche Geſellſchaft errichtet werden müſſe; ſondern es folgt, daß ein ſolches Land, unter ſolchen Umſtänden, gar nicht unmittelbar nach Oſtindien handeln ſollte. Daß Geſellſchaften dieſer Art zu Betreibung dieſes Handels nichts weniger als nothwendig ſind, beweiſet das Beyſpiel der Portugieſen, die ihn länger als ein ganzes Jahrhundert ganz allein in Händen hatten und ohne ausſchließende Geſellſchaft trieben.

Man wendet ein: kein einzelner Kaufmann habe Vermögen genug, in den oſtindiſchen Häfen Factoren und Agenten zu halten, um den von Zeit zu Zeit dahin geſendeten Schiffen Waaren zu verſchaffen; wenn dieß aber nicht geſchähe, ſo würden die Schiffe oft, aus Mangel der Rückladung, die günſtige Jahrszeit zur Rückkehr verſäumen, und die Koſten des zu langen Aufenthalts würden nicht nur allen Gewinn an der Unternehmung wegnehmen, ſondern auch oft ſehr beträchtlichen Schaden verurſachen. Allein, wenn dieſes Argument überall etwas beweiſet: ſo würde es auch beweiſen, daß gar kein großer Handelszweig ohne ausſchließende Geſellſchaft betrieben werden könne; und dieß iſt doch gegen die Erfahrung aller Völker. Es giebt keinen großen Handelszweig, wo das Kapital eines einzelnen Kaufmanns hinreichend wäre, alle die untergeordneten oder Nebenzweige zu betreiben, ohne welche der Hauptzweig nicht beſtehen kann. Indeß wenn eine Nation zu einem ſo großen Handelsverkehr reif geworden iſt: ſo wenden natürlicher Weiſe einige Kaufleute ihre Kapitalien auf den Hauptzweig, und einige wenden ſie auf die untergeordneten Zweige. Ungeachtet alſo alle verſchiedenen Zweige betrieben werden: ſo trägt es ſich doch äußerſt ſelten zu, daß das Kapital eines einzigen Kaufmanns ſie alle betreibt. Iſt folglich eine Nation zu dem oſtindiſchen Handel reif: ſo wird eine gewiſſe Summe ihres Kapitals ſich von ſelbſt unter alle verſchiedenen Zweige dieſes Handels vertheilen. Einige von ihren Kaufleuten werden ihre Rechnung dabey finden, ſich in Oſtindien nieder zu laſſen, um die Schiffe, welche von andern Kaufleuten, die in Europa wohnen, dahin geſendet werden, mit Waaren zu verſehen. Wenn die Niederlaſſungen der europäiſchen Nationen in Oſtindien den ausſchließenden Geſellſchaften, die jetzt im Beſitze derſelben ſind, genommen, und unter den unmittelbaren Schutz des Landesherrn geſtellet würden: ſo würden ſie, wenigſtens für die Kaufleute derjenigen Nation, der das Etabliſſement zugehörte, ein ſicherer und bequemer Aufenthalt ſeyn. Trüge es ſich einmahl zu, daß der Theil des Landeskapitals, der dem oſtindiſchen Handel gleichſam freywillig zugegangen war, zu Betreibung aller der verſchiedenen Handelszweige nicht zureichte: ſo wäre das ein Zeichen, daß das Land dem Handel nicht mehr gewachſen, und daß es für daſſelbe beſſer ſey, ſeinen Bedarf an oſtindiſchen Waaren von andern Nationen, wenn auch zu einem höhern Preiſe, zu kaufen, als ſie unmittelbar aus Oſtindien einzuführen. Was es an dem hohen Preiſe der Waaren verlöre, würde dem Verluſte nicht beykommen, den es dadurch litte, daß es einen großen Theil ſeines Kapitals, weit nothwendigern, oder nützlichern, oder wenigſtens ſeinen Umſtänden und ſeiner Lage angemeſſenern Gewerbszweigen entzöge und auf den directen Handel nach Oſtindien wendete.

Obgleich die Europäer ſehr beträchtliche Niederlaſſungen an der afrikaniſchen Küſte und in Oſtindien haben: ſo iſt es ihnen doch nicht gelungen, in dieſen Gegenden ſolche volkreiche und blühende Kolonien anzulegen, als auf dem feſten Lande und den Inſeln von Amerika. Gleichwohl waren Afrika und manche von den Ländern, die man unter dem allgemeinen Namen **Oſtindien** begreift, von ungebildeten Völkern bewohnt. Allein dieſe Völker waren keinesweges ſo ſchwach und wehrlos, als die elenden, aller Hülfe beraubten Amerikaner; und im Verhältniſſe zu der natürlichen Fruchtbarkeit des Bodens, waren jene auch weit zahlreicher. Die allerroheſten Völker in Afrika ſowohl, als in Oſtindien, ſogar die Hottentotten, waren Hirtenvölker. Hingegen waren alle Eingeborne in Amerika — jedoch mit Ausnahme der Mexikaner und Peruaner — bloße Jäger; und der Unterſchied zwiſchen einer Anzahl Hirten und einer Anzahl Jäger, die ein gleich großer und gleich fruchtbarer Strich Landes ernähren kann, iſt ſehr beträchtlich. In Afrika und Oſtindien hielt es alſo viel ſchwerer, die Eingebornen zu verdrängen und über den größern Theil ihrer Ländereyen die europäiſchen Pflanzungen auszudehnen.

Hierzu kömmt, daß der Geiſt ausſchließender Geſellſchaften, wie wir bereits geſehen haben, dem Gedeihen neuer Kolonien nicht zuträglich und das vornehmſte Hinderniß geweſen iſt, daß ſie in Oſtindien nicht gut fortgekommen ſind. Die Portugieſen trieben ihren afrikaniſchen ſowohl, als oſtindiſchen Handel ohne dergleichen Geſellſchaften; und obgleich ihre Niederlaſſungen in Congo, Angola und Benguela an der afrikaniſchen Küſte, und in Goa in Oſtindien, durch Gewiſſenszwang und andere Regierungsfehler ſehr herunter gekommen ſind: ſo haben ſie doch eine entfernte Aehnlichkeit mit den Kolonien in Amerika, und werden zum Theil von Portugieſen bewohnt, die ſeit etlichen Menſchenaltern daſelbſt anſäßig ſind. Die Etabliſſements der Holländer am Vorgebirge der guten Hofnung und in Batavia ſind jezt von allen Kolonien, welche die Europäer jemahls in Afrika oder Oſtindien angelegt haben, die beträchtlichſten, aber beyde haben eine vorzüglich glückliche Lage. Das Vorgebirge der guten Hofnung war von einer ganz rohen und faſt eben ſo wehrloſen Völkerſchaft, als die eingebornen Amerikaner ſind, bewohnt. Hiernächſt iſt es gleichſam das Wirthshaus auf der Hälfte des Weges zwiſchen Europa und Oſtindien, wo faſt alle europäiſche Schiffe eine Zeitlang einzukehren pflegen. Die Proviantirung dieſer Schiffe mit allen Arten friſcher Lebensmittel, mit Früchten und zuweilen mit Wein, verſchafft den Koloniſten für ihre überflüſſigen Erzeugniſſe einen ſehr ausgebreiteten Markt. Was das Vorgebirge der guten Hofnung zwiſchen Europa und Indien iſt, das iſt Batavia zwiſchen den vornehmſten Ländern Indiens ſelbſt. Es liegt an der am ſtärkſten befahrnen Straße von Indoſtan nach China und Japan, beynahe in der Mitte dieſer Straße. Auch pflegen faſt alle Schiffe die zwiſchen Europa und China ſegeln, in Batavia anzulegen; und überdieß iſt es der Mittelpunct und die Hauptmeſſe des ſogenannten oſtindiſchen Landhandels, der nicht nur von Europäern, ſondern auch von eingebornen Indianern getrieben wird. Man ſieht in dem Hafen von Batavia eine Menge Schiffe der Chineſen und Japaner, Schiffe aus Tunkin, Malacca, Cochin-China und der Inſel Celebes. In einer ſo glücklichen Lage iſt es dieſen beyden Kolonien möglich geweſen, alle Schwierigkeiten zu überwinden, die der feindſelige Genius einer ausſchließenden Geſellſchaft, ihrer Aufnahme von Zeit zu Zeit in den Weg gelegt hat. Batavia hat überdieß noch das große Hinderniß zu überwinden, daß es vielleicht der ungeſundeſte Ort auf dem Erdboden iſt.

Obgleich die engliſche und die holländiſche Geſellſchaft keine beträchtlichen Kolonien, als die beyden ſo eben erwähnten, angelegt haben: ſo haben ſie doch beyde ſehr anſehnliche Beſitzungen in Oſtindien erworben. Allein in der Art und Weiſe, wie ſie die neu erworbenen Unterthanen beherrſchen, zeigt ſich der wahre Geiſt ausſchließender Geſellſchaften am deutlichſten. In den Gewürzinſeln ſollen die Holländer alles das Gewürz verbrennen, das in einem fruchtbaren Jahre über die Quantität wächſt, bey deren Abſatze in Europa ſie den erwarteten Gewinn machen können. Auf denjenigen Inſeln, wo ſie keine Niederlaſſungen haben, geben ſie den Leuten Belehnungen, welche die Blüthen und das junge Laub der Gewürznelken- und Muſcatennuß-Bäume, die daſelbſt wild wachſen, abpflücken. Aber nunmehr ſollen auch durch dieſe barbariſche Haushaltung die Bäume faſt ganz vertilgt worden ſeyn. Selbſt auf den Inſeln, wo ſie Niederlaſſungen haben, iſt die Anzahl der Bäume, wie man ſagt, ſehr vermindert worden. Sie fürchten nehmlich, daß, wenn das Erzeugniß ihrer eigenen Inſeln ſtärker wäre, als das Bedürfniß ihres Markts, die Eingebornen Auswege finden möchten, andern Nationen etwas zuzuführen. Sie halten es daher für das beſte Mittel, ihr eigenes Monopol zu behaupten, wenn ſie dafür ſorgen, daß nicht mehr wachſe, als ſie ſelbſt zu Markte bringen. Durch mancherlei Unterdrückungen haben ſie es dahin gebracht, daß auf verſchiedenen moluckiſchen Inſeln nicht mehr Menſchen vorhanden ſind, als gerade hinreichend iſt, ihre eigene unbedeutende Beſatzung und die wenigen Schiffe, welche die Ladungen an Gewürz von Zeit zu Zeit abhohlen, mit Lebensmitteln und andern Bedürfniſſen zu verſehen. Man verſichert, daß dieſe Inſeln, ſogar unter der Herrſchaft der Portugieſen, ziemlich volkreich geweſen ſind. — Bisher hat die engliſche Compagnie noch nicht Zeit genug gehabt, eine ſo verderbliche Herrſchaft in Bengalen einzuführen. Indeſſen geht der Plan ihrer Regierung auf eben das hinaus. Es ſoll gar nichts ungewöhnliches ſeyn, daß der Vorſteher einer Factorey, das heißt, der erſte Schreiber in derſelben, einem Bauer befiehlt, einen reichen mit Mohn bepflanzten Acker umzupflügen, und ihn mit Reis oder anderm Getreide zu beſäen. Der Vorwand war, dem Mangel an Lebensmitteln vorzubeugen; aber der wahre Grund lag darin, daß der Factor einen großen Vorrath von Opium liegen hatte, den er deſto theurer verkaufen wollte. Bey anderer Gelegenheit lautete der Befehl umgekehrt, und ein reiches mit Korn beſäetes Feld mußte umgeackert werden, und einer Mohnpflanzung Platz machen, wenn der Factor vermuthete, daß an dem Opium viel zu gewinnen ſeyn werde. Die Bedienten der Geſellſchaft haben oft den Verſuch gemacht, mit einigen der wichtigſten Artikel zum auswärtigen ſowohl, als zum innern Verkaufe, Alleinhandel zu treiben. Hätte man ihnen hierin nachgeſehen: ſo würden ſie ſich gewiß bald angemaßt haben, die Erzeugung dieſer Artikel nicht nur bis auf die Quantität, die ſie ſelbſt einkaufen konnten, ſondern ſogar bis auf die Quantität, welche ſie zu dem größten Gewinne zu verkaufen gedachten, herunter zu bringen. Nach einem oder zwey Jahrhunderten möchte dann die Haushaltung der engliſchen Geſellſchaft für das ihr unterworfene Land eben ſo verderblich geworden ſeyn, als die Haushaltung der holländiſchen für das ihrige iſt.

Geſellſchaften dieſer Art müſſen zugleich als Herren eines eroberten Landes angeſehen werden. In dieſem Betrachte aber kann ihrem wahren Vortheile nichts ſo gerade zuwider laufen, als jener verderbliche Regierungsplan. In jedem Lande zieht der Landesherr ſeine Einkünfte von den Einkünften der Unterthanen. Je mehr nun dieſe Einkünfte haben, je größer das jährliche Erzeugniß ihres Bodens und ihrer Arbeit iſt: deſto mehr können ſie dem Landesherrn abgeben; und es iſt daher der Vortheil des letztern, dieſes jährliche Erzeugniß, ſo viel als nur möglich, zu vermehren. Wenn aber hierbey jeder Landesherr ſeinen Vortheil findet: ſo iſt dieß beſonders der Fall da, wo die Einkünfte des Landesherrn, wie in Bengalen, hauptſächlich aus der Landrente entſpringen. Unfehlbar muß dieſe Landrente mit der Quantität und dem Werthe des Erzeugniſſes im Verhältniſſe ſtehen; und beyde hängen von dem Umfange des Markts ab. Die Quantität richtet ſich immer mehr oder weniger nach dem Verbrauche derer, die Vermögen genug haben, die Erzeugniſſe zu bezahlen; und der Preis richtet ſich nach der ſtärkern oder ſchwächern Concurrenz. Ein ſolcher Landesherr findet alſo ſeinen Vortheil dabey, wenn er ſeinen Landesproducten den ausgebreitetſten Markt verſchafft, wenn er vollkommene Handelsfreyheit geſtattet, um die Menge und die Mitwerbung der Käufer, ſo viel nur möglich iſt, zu vermehren, und wenn er in dieſer Abſicht nicht nur alle Monopolien, ſondern auch alle Hinderniſſe des Transports der Landesproducte aus einer Provinz in die andere, ihrer Ausfuhr in fremde Länder, und der Einfuhr aller Waaren, gegen welche Landesproducte eingetauſcht werden können, entfernet. Er wird auf dieſe Weiſe die Menge und den Werth der Erzeugniſſe und folglich ſeinen eigenen Antheil an denſelben, oder mit andern Worten, ſeine Einkünfte, am ſicherſten vermehren.

Allein es ſcheint, daß eine aus Kaufleuten beſtehende Geſellſchaft unfähig iſt, ſich als Landesherrn zu betrachten, ſelbſt, nachdem ſie Landesherr geworden iſt. Der Handel, oder das Kaufen, um wieder zu verkaufen, iſt immer ihr Hauptaugenmerk; und durch eine ſonderbare Verkehrtheit ſehen ſie den Charakter des Landesherrn als etwas dem Charakter des Kaufmanns untergeordnetes an, als etwas, das ſie bloß in den Stand ſetzt, in Indien wohlfeiler einzukaufen und daher in Europa mit deſto ſtärkerm Gewinn zu verkaufen. In dieſer Geſinnung ſuchen ſie von dem Markte der ihnen unterwürfigen Länder alle Mitwerber, ſo viel nur möglich, abzuhalten, und alſo wenigſtens einen Theil von den überflüßigen Erzeugniſſen dieſer Länder bis auf ihren eigenen Bedarf, oder bis auf die Quantität herunter zu bringen, die ſie mit einem ihnen hinlänglich ſcheinenden Gewinnſte in Europa zu verkaufen gedenken. Ihre kaufmänniſche Denkungsart gewöhnt ſie nach und nach, den geringen und vorübergehenden Gewinnſt des Monopoliſten, den großen und bleibenden Einkünften des Landesherrn vorzuziehen, und würde ſie endlich verleiten, die ihrer Herrſchaft unterworfenen Länder eben ſo zu behandeln, wie die Moluckiſchen Inſeln von den Holländern behandelt werden. Die oſtindiſche Geſellſchaft, als Landesherr betrachtet, müßte ihren Vortheil darein ſetzen, daß die europäiſchen Waaren, die nach ihren indiſchen Beſitzungen kommen, ſo wohlfeil — und daß hingegen die indiſchen Waaren, die von da weggehen, um den höchſten Preis, das iſt, ſo theuer als nur möglich iſt, verkauft würden. Aber als Kaufleute haben ſie gerade das entgegengeſetzte Intereſſe. Als Landesherrn iſt ihr Vortheil und der Vortheil des Landes, das ſie beherrſchen, einerley; als Kaufleute ſteht ihr Vortheil dem Vortheile des Landes gerade entgegen.

Wenn nun der Geiſt einer ſolchen Regierung, der unter den Directoren in Europa herrſcht, ſo weſentlich und vielleicht unheilbar verderbt iſt: wie viel mehr muß er es bey den Verwaltern in Indien ſelbſt ſeyn! Dieſe Verwaltung kann keine andere Mitglieder haben, als Kaufleute. So achtungswürdig dieſer Stand auch iſt: ſo flößt er doch in keinem Lande in der Welt die Ehrerbiethung ein, welche das Volk im Zaume hält und ſich einen freywilligen Gehorſam erwirbt. Ein ſolcher Staatsrath von Kaufleuten kann ſich nur durch die Kriegsmacht, die ihn begleitet, Gehorſam verſchaffen, und daher iſt die Regierung allezeit militäriſch und deſpotiſch. Dabey iſt ihr eigentliches Augenmerk der Handel. Sie ſollen, auf Rechnung ihrer Herren, die ihnen zugeſchickten europäiſchen Waaren verkaufen, und dagegen indianiſche Waaren für den Markt in Europa einkaufen — jene ſo theuer, und dieſe ſo wohlfeil, als es möglich iſt. Sie müſſen alſo von dem beſondern Markte, wo ſie ihren Kram treiben, alle Mitwerber zu entfernen ſuchen. Man ſieht hieraus, daß in Abſicht auf den Handel der Geſellſchaft, die Adminiſtration derſelben von eben dem Geiſte getrieben wird, als ihre Direction. Er macht die Regierung dem Intereſſe des Monopols dienſtbar, und ſchränkt die Vermehrung der Landesproducte — wenigſtens zum Theil — bloß auf das ein, was die Geſellſchaft davon brauchen kann.

Nun kömmt aber noch hinzu, daß alle Mitglieder der Adminiſtration auch für ihre eigene Rechnung handeln, und daß es vergeblich iſt, ihnen dieſes verbiethen zu wollen. Es wäre gewiß ſehr thöricht, zu erwarten, daß die Diener eines großen Handlungshauſes, zehn tauſend Meilen von ihren Herren entfernt, und alſo aller Aufſicht entzogen, durch einen bloßen Befehl derſelben ſich ſollten abhalten laſſen, auf ihre eigene Rechnung Geſchäfte zu treiben, daß ſie die Mittel, ihr Glück zu machen, in Händen haben, und doch der Hofnung deſſelben auf immer entſagen, und daß ſie ſich mit den mäßigen Beſoldungen, die ihnen ihre Herren geben, begnügen ſollten; mit Beſoldungen, die, ſo mäßig ſie auch ſind, doch ſelten erhöhet werden, da die Gewinnſte, welche die Geſellſchaft ſelbſt bey dem Handel macht, dazu nicht groß genug ſind. Unter ſolchen Umſtänden den Bedienten der Geſellſchaft den Handel auf eigene Rechnung nicht geſtatten wollen, müßte unfehlbar bewirken, daß die obern Bedienten, unter dem Vorwande, dem Befehle ihrer Herren Genüge zu thun, diejenigen Unterbedienten, die das Unglück hätten, ihnen zu mißfallen, unterdrücken würden. Natürlicher Weiſe ſuchen die Bedienten zu Gunſten ihres Privathandels eben ein ſolches Monopol einzuführen, als der allgemeine Handel der Geſellſchaft hat. Läßt man ſie nach ihrer Willkühr verfahren: ſo werden ſie dieſes Monopol offenbar und ohne Scheu einführen, und jedermann den Handel mit den Artikeln, die ſie ſich ſelber vorbehalten, ſchlechterdings unterſagen. Doch, dieß wäre vielleicht noch das erträglichſte Mittel, ein ſolches Monopol einzuführen. Wenn ihnen dieß aber von Europa aus verbothen wird: ſo werden ſie dennoch, heimlich und durch Umwege ein gleiches Monopol erſchleichen, das für das Land ſelbſt noch verderblicher iſt. Sie werden ſich die Gewalt der Regierung zu Nutze machen, und die Rechtspflege verkehren, um diejenigen zu necken und zu Grunde zu richten, die ihnen bey einem Handelszweige, den ſie durch geheime, oder wenigſtens nicht öffentlich anerkannte Agenten zu betreiben für gut finden, Eintrag thun. Nun erſtreckt ſich aber der Privathandel der Bedienten über viel mehr Artikel, als der allgemeine Handel der Geſellſchaft. Dieſer letztere begreift bloß den Handel nach

Europa, und etwas von dem auswärtigen Handel des Landes. Der Privathandel der Bedienten hingegen würde ſich auf alle verſchiedene Zweige des inländiſchen und auswärtigen Handels ausdehnen. Das Monopol der Geſellſchaft kann nur den Zuwachs derjenigen überflüſſigen Erzeugniſſe aufhalten, die, bey völliger Handelsfreyheit nach Europa, ausgeführt werden würden. Das Monopol der Bedienten unterbricht das Wachsthum jeder Art von Erzeugniſſen, mit welchen ſie Handel treiben wollen, die Erzeugniſſe mögen zum inländiſchen Verbrauche, oder zur Ausführung beſtimmt ſeyn: folglich geht es damit um, die Cultur und die Bevölkerung des ganzen Landes zu vermindern. Es muß die Erzeugniſſe von jeder Gattung, ſelbſt der Lebensbedürfniſſe, ſo bald es den Bedienten der Geſellſchaft einfällt, damit zu handeln, bis auf eine ſolche Quantität herunter bringen, daß die Bedienten ſie nicht nur ſo wohlfeil kaufen, ſondern auch mit einem ſo hohen Gewinnſte wieder abſetzen können, als es ihnen gut dünkt.

Schon die Lage, worin ſich dieſe Leute befinden, bringt es mit ſich, daß ſie ihr eigenes Intereſſe, zum Schaden des Landes, über das ſie herrſchen, weit ſtrenger verfolgen, als ihre Herren das ihrige. Das Land gehört ihren Herren, denen die Wohlfahrt ihres Eigenthums doch nicht ganz gleichgültig ſeyn kann, aber nicht den Bedienten. Das wahre Intereſſe der Herren, — wenn ſie es nur nicht verkennen wollten — iſt auch das Intereſſe des Landes; *) und nur Unwiſſenheit und

---

*) Unterdeſſen iſt das Intereſſe, das jeder einzelne Inhaber einer Actie bey der oſtindiſchen Compagnie hat, keinesweges einer-

niedrige kaufmänniſche Vorurtheile können ſie bewegen, das Land zu drücken. Aber das wahre Intereſſe der Bedienten iſt nichts weniger, als das Intereſſe des Landes; und die klärſte Einſicht in die Sache würde ihren Plackereyen darum nicht nothwendig ein Ende machen. Die Anordnungen, die deßwegen von Europa aus ergangen ſind, ſind oftmahls ſehr ſeicht, indeſſen iſt die Abſicht dabey meiſtens gut geweſen. Die Anordnungen der Bedienten in Indien haben zuweilen mehr Einſicht, aber ſchlimmere Abſichten verrathen. Immer iſt es eine ſeltſame Regierung, wo jede an derſelben Theil habende Perſon ſo geſchwind als möglich das Land wieder zu verlaſſen, und folglich ihre Regierungsgeſchäfte zu endigen wünſcht; wo jeder ſolche kleine Regent, der heute das Land verlaſſen und ſeinen ganzen Erwerb mit ſich genommen hat, morgen völlig gleichgültig dabey ſeyn würde, wenn auch das ganze Land in einem Erdbeben unterginge.

Indeſſen will ich durch alles dieſes keinesweges den allgemeinen Charakter der Bedienten der oſtindiſchen Geſellſchaft, und noch viel weniger den Charakter einzelner Perſonen, in ein gehäſſiges Licht ſtellen. Nur das Regierungsſyſtem, nur die Lage, in welche dieſe Leute geſetzt werden, wollte ich tadeln, aber nicht einzelne Perſonen, die bloße Werkzeuge geweſen ſind. Sie handelten ſo, wie ihre Lage es mit ſich brachte; und die, welche

einerley mit dem Intereſſe des Landes, auf deſſen Regierung er, als ſtimmgebendes Mitglied, Einfluß bekömmt. Man ſ. im funften Buche das 1. Kapitel, in der 3ten Abtheilung.

welche am lauteſten gegen ſie ſchrieen, würden, an ihrer Stelle, es nicht beſſer gemacht haben. Im Kriege und bey Verhandlungen iſt der Staatsrath von Madras und von Calcutta oft mit einer Entſchloſſenheit und einer ſo entſchiedenen Einſicht zu Werke gegangen, die dem römiſchen Senate in den ſchönſten Tagen der Republik Ehre gemacht hätten. Gleichwohl waren die Mitglieder jener Staatsräthe zu Geſchäften erzogen worden, die mit den Geſchäften des Kriegers und Staatsmannes nichts gemein haben; und es ſcheint, daß bloß ihre Lage und nicht Erziehung, Erfahrung oder Beyſpiel, ihnen die großen Eigenſchaften, derer ſie bedurften, auf einmahl mitgetheilt, und die Fähigkeiten und Tugenden in ihnen entwickelt habe, die ſie ſich ſelbſt kaum zutrauen konnten. Wenn ſie nun durch ihre Lage in manchen Fällen zu Handlungen des Edelmuths, die man von ihnen gar nicht erwartete, entflammet wurden: ſo dürfen wir uns nicht wundern, wenn ſie ſich in andern Fällen, zu ganz entgegengeſetzten Thaten hinreiſſen ließen.

Solche ausſchließende Geſellſchaften ſind alſo in allem Betrachte ſchädlich: für die Länder, worin ſie errichtet werden, mehr oder weniger eine Laſt, und für die Länder, welche unglücklicher Weiſe unter ihre Herrſchaft gerathen, verderblich.

Achtes Kapitel.

Noch einige Bemerkungen über das kaufmänniſche Syſtem und deſſen Folgen.

Begünſtigung der Ausfuhr und Beſchränkung der Einfuhr ſind zwar die beyden großen Mittel, durch welche das kaufmänniſche Syſtem jedes Land bereichern will. Allein in Abſicht auf gewiſſe Waaren ſcheint es einen entgegengeſetzten Plan zu befolgen, und die Ausfuhr zu erſchweren, ſo wie die Einfuhr zu erleichtern. Indeſſen ſoll dabey, wie man vorgiebt, der letzte oder Hauptzweck immer derſelbe ſeyn: das Land durch eine vortheilhafte Handelsbilanz reicher zu machen. Man erſchwert die Ausfuhr des Materials zu den Manufacturen und des Handwerksgeräths, um unſern eigenen Handwerksleuten einen Vorzug zu verſchaffen, und ſie in den Stand zu ſetzen, auf allen auswärtigen Märkten wohlfeiler zu verkaufen, als andere Nationen. Auf dieſe Weiſe will man durch beſchränkte Ausfuhr einiger wenigen Waaren, die nicht viel gelten, eine weit ſtärkere Ausfuhr anderer Waaren, die weit mehr Werth haben, bewirken. Sodann begünſtigt das kaufmänniſche Syſtem die Einführung des rohen Materials, um der beträchtlichern und wichtigern Einfuhr der verfertigten Manufacturwaaren vorzubeugen, indem dieß unſere Landsleute in den Stand ſetzt, ſie wohlfeiler zu liefern. Ich finde nirgends — wenigſtens nicht in unſerer Sammlung von Statuten — eine Spur, daß man die Einfuhr des Handwerksgeräths zu begünſtigen geſucht hätte. Wenn Manufacturen bis zu einer gewiſſen Vollkommenheit gediehen ſind, dann wird die Verfertigung der Werkzeuge ſelbſt ein Gegenſtand vieler wichtigen Manufacturen. Wenn man nun die Einführung ſolcher Werkzeuge beſonders begünſtigen wollte: ſo würde man dem Intereſſe dieſer letztern Manufacturen zu viel Eintrag thun; und man hat daher die Einfuhr derſelben vielmehr zu verhindern, als aufzumuntern geſucht. So wurde durch die dritte Acte Eduards des vierten verbothen, Wollkrämpeln und Kardetſchen einzuführen, wenn ſie nicht aus Irland kamen, oder Strandgut oder Beute waren. Dieſes Verboth iſt durch die neun und dreyßigſte Acte der Eliſabeth erneuert, und in der Folge zu einem immerwährenden Geſetze gemacht worden.

Die Einfuhr der Materialien zu den Manufacturen, iſt bald durch Befreyung von den Abgaben, denen andere Güter unterworfen ſind, bald durch Prämien befördert worden.

Die Einfuhr der Schafwolle aus gewiſſen Ländern, der Baumwolle aus allen Ländern, des rohen Flachſes, der meiſten Arten von Färbewaaren, faſt aller unbereiteten Häute aus Irland und den brittiſchen Kolonien, der Seehundsfelle von der brittiſchen Grönlands-Fiſcherey, des Luppen- und Stabeiſens aus den brittiſchen Kolonien, und verſchiedener andern Materialien zu den Manufacturen, iſt von allen Abgaben frey, wenn die Waare in dem Zollhauſe gehörig angegeben wird. Es kann ſeyn, daß auch dieſe Befreyungen, ſo wie die meiſten unſerer Handelsgeſetze, durch den Eigennutz unſerer Kaufleute und Manufacturherren, der geſetzgebenden Macht abgedrungen worden ſind. Indeſſen ſind ſie ſehr gerecht und billig; und wenn ſie, den Staatsbedürfniſſen unbeſchadet, auf alle übrigen Materialien zu den Manufacturen ausgedehnt werden könnten: ſo würde zuverläſſig das gemeine Beſte dabey gewinnen.

Allein die Habſucht unſerer großen Manufacturinhaber hat dieſe Befreyungen noch auf viele andere Waaren ausgedehnt, die nicht füglich als das rohe Material zu ihren Arbeiten angeſehen werden können. Durch die Acte aus dem vier und zwanzigſten Jahre Georgs des zweyten, im 46ſten Kapitel, wurde der geringe Einfuhrzoll von einem Pfennig auf jedes Pfund fremden ungebleichten Garns gelegt. Vorher war es weit höhern Abgaben unterworfen, nehmlich ſechs Pfennigen von jedem Pfunde Segelgarns, einem Schillinge von jedem Pfunde franzöſiſchen und holländiſchen Garns, und zwey Pfund St. dreyzehn Schillinge und vier Pfennige von jedem Zentner preuſſiſchen oder ruſſiſchen Garns. Doch unſere Manufacturinhaber waren mit dieſer Verminderung noch nicht zufrieden. In der neun und zwanzigſten Acte eben dieſes Königes wird auf die Ausfuhr der brittiſchen und irländiſchen Leinwand, wovon die Elle nicht mehr als achtzehn engliſche Pfennige koſtet, eine Prämie geſetzt; und in eben dieſem Geſetze wird ſelbſt jene geringe Abgabe von dem eingeführten ungebleichten Garne abgenommen. Gleichwohl gehört weit mehr Gewerbfleiß dazu, aus dem Flachſe Garn zu bereiten, als aus dem Garne Leinwand zu machen. Die Arbeit des Landmanns, der den Flachs erzeuget, und der ihn bereitet, ungerechnet: ſo werden wenigſtens drey oder vier Spinner erfordert, um einen einzigen Weber fortwährend zu beſchäftigen; und mehr als vier Fünftheile aller Arbeit, die auf die Bereitung der Leinwand gewendet werden muß, ſtecken bloß in dem Geſpinnſte. Nun ſind aber unſere Spinner arme Leute, meiſtentheils Weiber, die im ganzen Lande herum zerſtreuet ſind, und weder Unterſtützung noch Fürſprecher haben. Nicht durch den Verkauf deſſen, was dieſe Leute verarbeitet haben, ſondern durch den Verkauf der vollendeten Arbeit des Webers machen unſere großen Manufacturherren ihren Gewinn. So wie es ihr Vortheil iſt, die vollendete Waare aufs theuerſte zu verkaufen: ſo iſt es auch ihr Vortheil, das Material zu derſelben aufs wohlfeilſte einzukaufen. Wenn ſie der geſetzgebenden Macht Ausfuhrprämien für ihre eigene Leinwand, erhöhete Einfuhrzölle auf alle fremde Leinwand, und gänzliches Verboth der franzöſiſchen Leinwand zum einheimiſchen Verbrauche, abdringen: ſo wollen ſie damit bewirken, daß ſie ihre eigene Waare ſo theuer, als nur möglich, verkaufen können. Wenn ſie die Einführung des fremden Garns erleichtern, und daſſelbe mit dem Geſpinnſte unſerer eigenen Landsleute in Concurrenz bringen: ſo wollen ſie die Arbeit unſerer armen Spinner ſo wohlfeil, als nur möglich, einkaufen. Sie ſind eben ſo eifrig darauf bedacht, den Arbeitslohn ihrer eigenen Weber, als den Verdienſt der armen Spinner niedrig zu erhalten; und es geſchieht keinesweges dem Arbeiter zu Liebe, daß ſie den Preis der vollendeten Waare zu erhöhen, und den Preis des rohen Materials zu erniedrigen ſuchen. Nur denjenigen Gewerbfleiß, der dem Reichen und Mächtigen zum Vortheile betrieben wird, will das kaufmänniſche Syſtem beleben. Der Gewerbfleiß hingegen, der dem Armen und Dürftigen aufhilft, wird nur allzu oft vernachläßigt, oder gar zu Boden gedrückt.

Beydes, ſowohl die Prämie auf die Ausfuhr der Leinwand, als die Befreyung der Abgaben von dem eingeführten fremden Garne, ſind nur auf funfzehn Jahre zugeſtanden, aber nachher zweymahl verlängert worden, und werden mit Ablaufe der Parlamentsſitzung, die unmittelbar nach dem 24ſten Junius 1786 erfolget, aufhören.

Man hat die Begünſtigung, welche den eingeführten Materialien zu den Manufacturen, vermittelſt der Prämien gewährt worden iſt, hauptſächlich auf die, aus unſern amerikaniſchen Pflanzungen eingeführten Materialien, eingeſchränkt.

Die erſten Prämien dieſer Art wurden zu Anfange des jetzigen Jahrhunderts, auf die Einfuhr der Schiffbaumaterialien aus Amerika bewilliget. Unter dieſem Namen waren begriffen: Holzſtämme zu Maſten, Segelſtangen und Bogſprieten, Hanf, Teer, Pech und Terpentin. Indeſſen iſt die Prämie von einem Pfunde St. auf jede Schiffstonne Maſtenholz, und von ſechs Pfunden St. auf jede Schiffstonne Hanf, auch auf die Maſten und den Hanf, welche aus Schottland nach England gebracht werden, ausgedehnt worden. Beyderley Prämien dauerten unverändert in dieſem Maße fort, bis man ſie, eine nach der andern, eingehen ließ: die, auf den Hanf mit dem erſten Januar 1741, und die, auf das

Zimmerholz zu Maſten, mit Ende der Parlamentsſitzung, die unmittelbar nach dem vier und zwanzigſten Junius 1781 erfolgte.

Die Einfuhrprämien auf Teer, Pech und Terpentin erfuhren, ſo lange ſie beſtanden, verſchiedene Veränderungen. Urſprünglich wurden auf jede Schiffstonne Teer und Pech vier Pfund, und auf jede Tonne Terpentin drey Pfund bezahlt. Die Prämie auf den Teer wurde in der Folge, auf den, auf gewiſſe Weiſe bereiteten Teer eingeſchränkt; und auf andern guten, reinen, zum Verkaufe tüchtigen Teer wurde die Prämie auf zwey Pfund und vier Schillinge für die Schiffstonne herabgeſetzt. Auch ſetzte man die Tonne Pech auf ein Pfund, und die Tonne Terpentin auf ein Pfund und zehn Schillinge herab.

Die zweyte Prämie auf eingeführte Materialien zu den Manufacturen war, nach der Zeitfolge, diejenige, welche durch die ein und zwanzigſte Acte Georgs des zweyten, im dreyſſigſten Kapitel, dem aus den brittiſchen Pflanzungen eingeführten Indigo zugeſtanden wurde. Wenn der Indigo aus einer ſolchen Pflanzung ſo viel werth war, als drey Viertheile franzöſiſchen Indigos: ſo wurde, vermöge dieſer Acte, auf jedes Pfund eine Prämie von ſechs Pfennigen St. bezahlt. Dieſe Prämie war, wie gewöhnlich, nur auf eine gewiſſe Zeit bewilliget, und wurde etliche mahl zwar verlängert, aber auf vier Pfennige herab geſetzt. Zu Ende der Parlamentsſitzung, welche nach dem 25ſten März 1781 erfolgte, ließ man ſie aufhören.

Die dritte Prämie dieſer Art wurde ungefähr in der Periode bewilliget, wo wir anfingen unſern Kolonien bald gute Worte zu geben, bald ihnen durch den Sinn zu fahren, nehmlich in der vierten Acte Georgs des dritten, im ſechs und zwanzigſten Kapitel, und zwar auf die Einfuhr des Hanfs und unbereiteten Flachſes aus den brittiſchen Pflanzungen. Dieſe Prämie war auf ein und zwanzig Jahre, vom 23ſten Junius 1764, bis zum 24ſten Junius 1785 bewilliget In den erſten ſieben Jahren beſtand ſie aus acht, in den zweyten aus ſechs, und in den dritten aus vier Pfunden St. auf jede Schiffstonne. Sie wurde nicht auf Schottland ausgedehnt, weil dieß Erzeugniß unter deſſen Himmelsſtriche nicht gut fortkömmt, wiewohl in Schottland zuweilen eine kleine Quantität Hanf von geringerer Güte erbauet wird. Wenn man auf die Einfuhr des ſchottiſchen Flachſes nach England eine ſolche Prämie geſetzt hätte: ſo würde dieß dem einheimiſchen Erzeugniſſe in den ſüdlichen Provinzen Großbritanniens zu viel Eintrag gethan haben.

Die vierte Prämie wurde in der fünften Acte Georgs des dritten, im 45ſten Kapitel auf die Einfuhr des Holzes aus Amerika zugeſtanden, und zwar auf neun Jahre, vom erſten Januar 1766, bis zum erſten Januar 1775. Während der erſten drey Jahre ſollte auf jede hundert und zwanzig gute Stämme ein Pfund St. und für jede Schiffsladung von funfzig Cubicfuß behauenen Zimmerholzes zwölf Schillinge bezahlt werden. Während der andern drey Jahre war die Prämie auf die Stämme funfzehn, und auf das Zimmerholz acht Schillinge, und während der letzten drey Jahre zehn Schillinge auf die Stämme, und fünf Schillinge auf das Zimmerholz.

Die fünfte Prämie beſtimmte die neunte Acte Georgs des dritten im 38ſten Kapitel, auf die Einfuhr der rohen Seide aus den brittiſchen Pflanzungen. Sie ſollte ein und zwanzig Jahre lang dauern, vom erſten Januar 1770, bis zum erſten Januar 1791. Für die erſten ſieben Jahre war die Prämie fünf und zwanzig, für die zweyten, zwanzig, und für die dritten funfzehn Pfund St. auf jede, hundert Pf. St. werthe, Quantität. Die Behandlung des Seidenwurms, und die Bereitung der Seide erfordern ſo viel Handarbeit, und die Arbeit iſt in Amerika ſo theuer, daß ſogar dieſe hohe Prämie keine große Wirkung gethan haben ſoll.

Die ſechſte Prämie wurde durch die eilſte Acte Georgs des dritten, im funfzigſten Kapitel, auf die Einfuhr der Pipenſtäbe, Faßdauben und Faßböden aus den brittiſchen Pflanzungen bewilliget, und ſollte neun Jahre lang, vom erſten Januar 1772 bis 1781, dauern. Für die erſten drey Jahre beſtand die Prämie in ſechs, für die zweyten in vier, und für die dritten in drey Pfunden St. auf eine gewiſſe Quantität von jeder Gattung.

Die ſiebente und letzte Prämie dieſer Art wurde in der neunzehnten Acte Georgs des dritten, im 37ſten Kapitel auf die Einfuhr des irländiſchen Hanfs bewilliget. Sie ſoll, wie die Prämie auf die Einfuhr des amerikaniſchen Hanfes und Flachſes, ein und zwanzig Jahre, vom 24ſten Junius 1779 bis zum 24ſten Junius 1800 dauern. Sie iſt ebenfalls auf drey gleiche Zeiträume, jeden von ſieben Jahren, vertheilt, und der Betrag dieſer irländiſchen Prämie iſt mit der amerikaniſchen einerley; jedoch erſtreckt ſie ſich nicht, wie dieſe letztere, auf die Einfuhr des unbereiteten Flachſes. Durch eine ſolche Ausdehnung würde der Anbau dieſer Pflanze in Großbritannien zu viel gelitten haben. Da dieſe Prämie bewilliget wurde, ſtand die brittiſche Regierung mit der irländiſchen in nicht viel beſſerm Vernehmen, als ſie vorhin mit der amerikaniſchen ſtand. Man kann aber hoffen, daß dieſe Begünſtigung, welche man Irland hat widerfahren laſſen, von glücklicherm Erfolge ſeyn werde, als alle die, welche Amerika erhalten hat.

Eben die Güter, auf welche wir, wenn ſie aus Amerika eingeführt wurden, eine Prämie gaben, waren ziemlich hohen Abgaben unterworfen, wenn ſie aus irgend einem andern Lande kamen. Der Vortheil unſerer amerikaniſchen Kolonien und des Mutterſtaats wurde für einerley gehalten. Ihren Reichthum betrachtete man als unſern eigenen. Alles Geld, das wir ihnen zuſenden, ſagte man, kömmt durch die Handelsbilanz wieder zu uns zurück, und wir können durch keine Ausgabe, die wir ihrentwegen machen, um einen Pfennig ärmer werden. Sie gehören, in jeder Rückſicht, uns an; und was wir auf ſie verwenden, das verwenden wir auf die Verbeſſerung unſers Eigenthums, und auf Gewinn bringende Beſchäftigung unſerer Mitbürger. Leyder! habe ich jetzt nicht nöthig, über das Ungereimte dieſes Syſtems noch etwas hinzu zu ſetzen; denn die traurige Erfahrung hat darüber ſchon entſchieden. Wären unſere amerikaniſchen Kolonien wirklich ein Theil von Großbritannien

tannien geweſen: ſo hätte man dieſe Prämien doch immer als Prämien auf Erzielung der Erzeugniſſe anzuſehen, und ſie hätten alsdann alles das wider ſich gehabt, was gegen ſolche Prämien geſagt werden kann — aber auch weiter nichts.

Die Ausfuhr der Materialien zu den Manufacturen, wird bald durch gänzliches Verboth, bald durch hohe Ausfuhrzölle eingeſchränkt.

Es iſt unſern Wollenarbeitern mehr, als irgend einer andern Klaſſe von Arbeitsleuten gelungen, die geſetzgebende Macht zu überreden, daß der Wohlſtand der Nation auf dem glücklichen Fortgange und der Ausbreitung ihres beſondern Gewerbes beruhe. Nicht nur haben ſie zum Schaden derer, die wollene Zeuge gebrauchen, ein unbedingtes Verboth der Einfuhr aller und jeder wollenen Zeuge ausgewirkt: ſondern ſie haben ſich auch noch ein anderes Monopol wider die Eigenthümer der Schäfereyen zu verſchaffen gewußt, welchem zu Folge weder lebendige Schafe, noch Wolle ausgeführt werden dürfen. Man hat über die Strenge mancher, zu Sicherung der Staatseinkünfte gegebener Geſetze, mit Recht Klage geführt, weil ſie gewiſſe Handlungen zu Verbrechen machen, und mit ſchweren Strafen belegen, die jedermann, ehe das Geſetz vorhanden war, für völlig unſchuldig hielt. Allein die grauſamſten von unſern Finanzgeſetzen — dieß getraue ich mir zu behaupten — ſind milde und glimpflich, in Vergleichung mit denen, welche durch das Geſchrey unſerer Kaufleute und Manufactuiſten, zu Unterſtützung ihrer widerſinnigen und drückenden Monopolien, der geſetzgebenden Macht abgedrungen worden ſind. Man kann von ihnen, wie von den Geſetzen des Draco, ſagen: ſie ſind alle mit Blute geſchrieben.

Vermöge der achten Acte der Eliſabeth, ſoll der, welcher Schafe, Lämmer oder Widder aus dem Lande führt, zum erſten mahle, auf immer ſeines ganzen Vermögens verluſtig ſeyn, ein Jahr Gefängniß leiden, und dann ſeine linke Hand verlieren, welche in einer Marktſtadt, an einem Markttage, öſſentlich angenagelt werden ſoll; im zweyten Betretungsfalle ſoll er der **Felonie** *) ſchuldig erklärt, das heißt, als ein Capital-Verbrecher behandelt, und ſo fort am Leben geſtraft werden.

---

*) Das Wort und der Begriff der Felonie ſtammen aus dem Lehnsrechte her. Und da die engliſche Rechtspflege die Theorie und die Sprache dieſes Syſtems in aller Strenge beybehalten hat, ob gleich von dem Geiſte deſſelben wenig bey ihr übrig geblieben iſt: ſo kommen auch die Namen Felon und Felonie ſehr häufig in ihrem Criminalrechte vor, aber in einer viel weitern Ausdehnung der Bedeutung, als dieſen Wörtern im Lehnrechte zukam, und ſie werden auf Fälle angewandt, von denen in dieſem nicht die Rede war. Urſprünglich iſt die Felonie ein ſolches Vergehen eines Lehnträgers gegen ſeinen Lehnsherrn, worauf der Verluſt der Lehnsgüter, und das Anheimfallen derſelben an den Herrn, als Strafe erfolgt. Unter den Verbrechen dieſer Art war ohne Zweifel das erſte und wichtigſte, die verletzte Treue oder der verſagte Gehorſam, in Fällen, wo die Lehnspflicht Treue und Gehorſam fordert. Wenn nun der Lehnsherr zugleich Landesherr war: ſo war auch Uebertretung der wichtigern allgemeinen Landesgeſetze, jedes Verbrechen, das die Ruhe und Sicherheit des Staats ſtörte, oder — wie man ſich ausdrückte, den Landfrieden brach, — Mord, Straßenraub, kurz jedes Verbrechen, das wir jetzt Capital-Verbrechen nennen, — Felonie, Verletzung der Lehnspflicht, — und zwar eine ſo große Verletzung, daß ſie die Verwirkung der Güter nach ſich

Es ſcheint, daß man durch dieſes Geſetz habe verhindern wollen, die Zucht unſerer Schaafe in andern Ländern fortzupflanzen. In der dreyzehnten und vierzehnten Acte Karls des zweyten, im 18ten Kapitel, wurde auch die Ausfuhr der Wolle zum Verbrechen gemacht, und der Uebertreter dieſes Geſetzes mit eben den Strafen und Confiſcationen bedrohet, die ein Verbrecher, welcher die öffentliche Sicherheit ſtört, ſich zuzieht.

Zur Ehre der Menſchlichkeit unſerer Nation muß man hoffen, daß von dieſen Statuten keines in Ausübung gekom-

---

104. Nach dem heutigen Sprachgebrauche des engliſchen Criminal-Rechts zeigt das Wort Felonie alle diejenigen Verbrechen an, mit welchen die Einziehung entweder der liegenden Gründe allein oder alles Eigenthums des Verbrechers verbunden iſt. Weil nun dieß faſt bey keinen andern Verbrechen der Fall iſt, als bey ſolchen, auf welchen zugleich die Tod-Strafe ſteht: ſo iſt es im gemeinen Leben gewöhnlich geworden, Felonie und Capital-Verbrechen als gleichbedeutende Wörter anzuſehen. Doch bleibt auch nach der jetzigen Rechtspraxis, wenigſtens nach den noch jetzt beſtehenden Geſetzen, ein Unterſchied zwiſchen beyden übrig. Theils giebt es jetzt noch Capital-Verbrechen nach den engliſchen Geſetzen, die nicht Felonie, und nicht mit der Einziehung der Güter verbunden ſind, z. B. die Ketzerey, die muthwillige Verweigerung aller Antwort bey einem Verhör über ein Capital-Verbrechen (the ſtanding mute to an indictment) und es giebt hinwiederum Felonien, die nicht Capital-Verbrechen ſind, zum Beyſpiele der Todſchlag aus Unvorſichtigkeit, der Selbſtmord; theils werden durch das beneficium clericale, das ich in der nachfolgenden Anmerkung erklären werde, viele Felonien, die nach den Geſetzen wirklich Capital-Verbrechen ſind, — entweder nur, wenn ſie das erſtemahl begangen werden, oder immer — von der Todesſtrafe befreyet. S. Blackſtones Werk über die engliſche Geſetzgebung 4ter Band. S. 94. A. d. U.

gekommen iſt. Gleichwohl iſt das erſtere, ſo viel ich weiß, nie förmlich wiederrufen worden, und Hawkins, der doch ſelbſt ein Rechtsgelehrter war, ſcheint vorauszuſetzen, daß es immer noch beſteht. Unterdeſſen kann man annehmen, daß es durch die zwölfte Acte Karls des zweyten, im 32ſten Kapitel und deſſen dritten Abſchnitte, der Wirkung nach, aufgehoben iſt; denn ob gleich dieſes Geſetz, die durch vorher gegangene Geſetze beſtimmten Strafen nicht ausdrücklich abſchafft: ſo beſtimmet es doch eine neue Strafe, nehmlich zwanzig Schillinge für jedes aus dem Lande geführte Schaf, nebſt dem Verluſte des Schafs, und dem Antheile des Eigenthümers an dem Schiffe. Das zweyte jener Geſetze wurde durch die ſiebente und achte Acte Wilhelms des dritten, im 28ſten Kapitel im 4ten Abſchnitte wiederrufen. Es heißt daſelbſt: „Da das 13te und 14te „Statut des Königs Karl des zweyten, welches gegen „die Ausfuhr der Wolle gerichtet iſt, unter andern beſtimmet, daß dieſelbe für Felonie geachtet werden ſoll; „bey der Härte dieſer Strafe aber das Geſetz nicht zur „Vollziehung gekommen iſt, und die Uebertreter nicht „vor Gericht gezogen worden ſind: ſo wird hiermit verordnet, daß der Inhalt beſagter Acte, in ſo fern er „das Vergehen zur Felonie macht, aufgehoben wird.“

Indeſſen ſind die Strafen, die entweder dieſes mildere Geſetz aufgelegt, oder, wenn ſie ſchon durch vorhergegangene Geſetze aufgelegt waren, durch dieſes ſpätere nicht wiederrufen worden ſind, immer noch ſtrenge genug. Außer dem Verluſte der Waare, verfällt der, welcher ſich die Ausführung der Wolle zu Schulden kommen läßt, in eine Strafe von drey Schillingen für jedes Pfund Wolle, welches er ausgeführt, oder auszuführen geſucht hat; und dieß iſt der vier- oder fünffache Werth der Wolle. Wenn ein Kaufmann, oder ſonſt jemand dieſes Vergehens überwieſen wird: ſo iſt er nicht weiter fähig, irgend eine ihm zuſtändige Schuld oder Forderung von einem Factor oder einer andern Perſon einzutreiben. Sein Vermögen ſey ſo groß, als es wolle, er ſey dieſe hohe Strafe zu bezahlen im Stande, oder nicht: ſo geht immer die Abſicht des Geſetzes dahin, ihn gänzlich zu Grunde zu richten. Da aber das ſittliche Gefühl bey den Menſchen überhaupt nicht ſo verdorben iſt, als bey den Urhebern dieſer Verordnung: ſo hat man nicht gehört, daß jemand ſich dieſe Clauſul zu Nutze gemacht hätte. Wenn die, des Vergehens überwieſene Perſon, die Strafe, innerhalb dreyer Monate nach dem Urtheilsſpruche nicht bezahlen kann: ſo ſoll ſie auf ſieben Jahre des Landes verwieſen werden; und kömmt ſie vor Ablauf dieſes Zeitraums zurück: ſo iſt ſie der Strafe der Felonie, ohne daß ihr das beneficium clericale *) zu ſtatten kömmt, unterworfen. Wenn der Eigenthümer des Schiffes um das Vergehen weiß: ſo

---

*) Das beneficium clericale, oder die Begünſtigung, welche einem vor Gericht Angeklagten den Charakter eines Geiſtlichen giebt, war urſprünglich nichts anders, als die Befreyung von der bürgerlichen Gerichtsbarkeit, ein der Ruhe der Staaten und einer unparteyiſchen Rechtspflege ſehr nachtheiliges Vorrecht, welches ſich aber die römiſche Geiſtlichkeit, in den Zeiten ihrer Herrſchaft faſt durch ganz Europa zuzueignen wußte. In England iſt dieſe Ausnahme niemahls vollſtändig anerkannt worden. Aber an die Stelle derſelben trat eine Gewohnheit, die zu eben ſo großen Mißbräuchen Anlaß

hat er ſein Eigenthum an dem Schiffe und Geräthe verwirkt. Der Schiffer und ſeine Leute, die davon Wiſſenſchaft haben, verlieren ihre Güter, und müſſen drey

Monate

Anlaß gab, als die aus der gänzlichen Unabhängigkeit der Geiſtlichen von dem weltlichen Richter hätten entziehen können. Es wurde nehmlich jedem, der die geiſtlichen Ordines empfangen hatte, wenn er eines Verbrechens wegen angeklagt wurde, geſtattet, daß ſeine Sache, nachdem ſie vor einem bürgerlichen Gerichtshofe unterſucht und abgeurtheilt worden war, von einem geiſtlichen Gerichte von neuem revidirt werden durfte; da denn ſehr oft derjenige ſeine Losſprechung erhielt, den der weltliche Richter für ſchuldig erkannt hatte. Um dieſes beneficium auf eine größere Anzahl auszudehnen, wurden alle die zu den Geiſtlichen gerechnet, welche, ohne ein kirchliches Amt zu bekleiden und die Weihe erhalten zu haben, nur die einem Geiſtlichen nöthigen Kenntniſſe beſäßen; und dieſe Kenntniſſe ſanken endlich ſo tief herab, daß man bloß beweiſen durfte, leſen zu können. Aber eben dieſe große Ausbreitung der geiſtlichen Vorrechte wurde die Veranlaſſung, Geiſtliche und Layen, in Abſicht der Beſtrafung der Verbrechen einander wieder näher zu bringen, ſo wie es die allgemeine Gerechtigkeit fordert. Von der einen Seite wurde das beneficium clericale auf eine bloße Milderung der Strafe eingeſchränkt, da es zuvor ſich bis zu einer völligen Strafloſigkeit des Verbrechers ausgedehnt hatte. Auf der andern Seite ließ man an der Nachſicht, die man gegen die Geiſtlichkeit billig fand, auch die weltlichen Stände immer mehr und mehr Theil nehmen. Heute zu Tage iſt daher dieſe Rechtswohlthat bey der engliſchen Criminal-Juſtiz nicht ſowohl das Vorrecht eines gewiſſen Standes, als vielmehr eine Nachſicht bey gewiſſen Arten der Verbrechen überhaupt — bey ſolchen nehmlich, deren in den Geſetzen beſtimmte Strafen in den meiſten Fällen zu hart ſchienen. In dieſen hat ſie die Folge, daß Handlungen, welche das Geſetz für Felonie erklärt, und die deßwegen mit dem Verluſte der Güter, bürgerlicher Unehre, und der Unfähigkeit zur Bekleidung öffentlicher Aemter, oder zur Treibung bürgerlicher Gewerbe verbunden wären, hiervon befreyet ſind, und nur durch Gefängniß oder

Trans-

Monate Gefängniß leiden. Einem ſpätern Statute zu Folge wird der Schiffer mit halbjährigem Gefängniß belegt. Um die Ausfuhr der Wolle zu verhindern, hat man dem ganzen inländiſchen Verkehr mit derſelben ſehr enge und drückende Feſſeln angelegt. Sie darf in keinen Kiſten, Fäſſern, Koffern oder Schachteln und dergleichen verſendet, ſondern muß in Ballen, mit Leder oder Packtuch überzogen, verpacket, und dieſe müſſen außerhalb mit den Worten **Wolle** oder **Garn**, und mit Buchſtaben, die wenigſtens drey Zoll lang ſind, bezeichnet werden, bey Strafe des Verluſtes der Waare und der Packerey, und einer von dem Eigenthümer oder Packer zu bezahlenden Strafe von drey Schillingen für jedes Pfund. Sie darf weder auf ein Pferd, oder auf ein Fuhrwerk geladen, noch zu Lande innerhalb fünf Meilen von der Küſte anders, als zwiſchen Aufgang und Untergang der Sonne fortgebracht werden, bey Verluſt der Waare, der Pferde und des Fuhrwerks. Das zunächſt an der See liegende **Hundred** *), aus welchem

---

Transportation auf eine Zeitlang beſtraft werden. Welches diejenigen Fälle ſind, wobey das beneficium clericale nach dem engliſchen Criminal-Rechte ſtatt findet, dieß iſt eine verwickelte und weitläuftige Unterſuchung. Es wird angenommen, daß, wenn bey einer dictirten Todesſtrafe das beneficium clericale nicht ſtatt finden ſoll, ein ausdrücklicher Zuſatz im Geſetze dieſes anzeigen müſſe. Daß bey Hochverrath, Mord, Straßenraub und allen Verbrechen, welche die öffentliche Sicherheit ſtören, dieſe Rechtswohlthat wegfällt, läßt ſich aus der Natur der Sache vermuthen, und die engliſchen Geſetze ſtimmen mit dieſer Vermuthung überein. Man ſ. Blackſtones oft angeführtes Werk im vierten Bande, S. 358. A. d. U.

*) Der König Alfred theilte das damahls wenig bevölkerte England in eine Menge kleiner Diſtricte, davon ein jeder hun-

die Wolle ausgeführet, oder durch welches ſie durchgeführet worden iſt, verfällt in eine Geldſtrafe von zwanzig Pfund St., wenn die Wolle unter zehn Pfund St. werth iſt; und iſt ſie mehr werth; ſo muß der dreyfache Werth, nebſt dreyfachen Unkoſten bezahlt, und die Klage kann binnen Jahr und Tag angeſtellt werden. Man braucht nur zwey Einwohner aus einem ſolchen Bezirke in Anſpruch zu nehmen, welche ſodann durch eine auf die übrigen Einwohner vertheilte Auflage, von der Gemeine entſchädigt werden; gerade ſo, wie dieſes in dem Falle eines Straßenraubes geſchiehet. Wenn jemand ſich mit dem **Hundred** über eine mindere Summe vergleicht: ſo wird ein ſolcher fünf Jahr lang mit Gefängniß beſtraft, und es kann eine andere Perſon die Klage fortſtellen. Dieſe Verordnungen gelten im ganzen Königreiche.

Allein in den Grafſchaften Kent und Suſſex ſind die Einſchränkungen noch läſtiger. Jeder Eigenthümer einer Schäferey, der innerhalb zehn engliſcher Meilen von der Küſte wohnt, muß drey Tage nach der Schafſchur, dem zunächſt wohnenden Zollbeamten, eine ſchriftliche Nachricht von der Anzahl der geſchornen Schafe übergeben, und dabey den Ort, wo die Wolle liegt, anzeigen. Bevor er etwas davon wegſchafft, muß er ebenfalls

falls

---

dert Familien enthielt. In der Folge wurde dieſe Eintheilung und die Benennung Hundred beybehalten, ohne daß man darauf, ob in einem ſolchen Diſtricte hundert oder mehr Familien wohnten, Rückſicht nahm. Gegenwärtig hat jede Grafſchaft mehr oder weniger Hundred's, und jedes Hundred enthält mehr oder weniger Kirchſpiele. A. d. U.

falls die Anzahl der geſchornen Schafe und das Gewicht der Wolle, den Namen und Aufenthalt desjenigen, der ſie gekauft hat, und den Ort, wohin ſie gebracht werden ſoll, melden. In den gedachten Grafſchaften kann, innerhalb funfzehn Meilen von der See, niemand Wolle kaufen, wenn er ſich nicht zuvor gegen die Regierung verbürgt hat, daß die Wolle, welche er zu kaufen Willens iſt, nicht innerhalb funfzehn Meilen von der See an irgend jemand verkauft werden ſolle. Entdeckt man, daß in dieſen Grafſchaften Wolle Seewärts transportirt wird, die nicht auf die beſchriebene Art angegeben oder verſichert worden iſt: ſo iſt dieſelbe verfallen, und der ſchuldig befundene bezahlt drey Schillinge Strafe für jedes Pfund Wolle. Hat jemand, innerhalb funfzehn Meilen von der See, unangegebene Wolle liegen: ſo muß ſie weggenommen und confiſcirt werden; und wenn jemand dieſelbe, nach der Wegnahme, in Anſpruch nimmt: ſo muß er der Schatzkammer Bürgſchaft leiſten, daß er auf den Fall, daß er den Prozeß verlöre, dreyfache Prozeßkoſten bezahlen, und alle übrigen Strafen erlegen wolle.

Iſt nun der innere Handel des Landes ſolchen Einſchränkungen unterworfen: ſo kann man wohl glauben, daß der Küſtenhandel nicht frey davon ſeyn könne. Wer Wolle nach einem Hafen oder Handelsplatze an der Seeküſte bringt, oder bringen läßt, in der Abſicht, daß ſie von da zur See nach einem andern Hafen oder Handelsplatze an der Küſte transportirt werden ſoll, muß zuvörderſt, und ehe er die Wolle bis auf fünf Meilen von dem Hafen, aus welchem ſie weiter verſendet werden ſoll,

bringt,

bringt, dieſem Hafen eine Anzeige übergeben, welche das Gewicht, die Zeichen und die Anzahl der Ballen enthält, wenn er nicht die Waare ſowohl, als die Pferde und das Fuhrwerk verlieren, und überdieß noch allen den Strafen ſich unterwerfen will, die nach andern Geſetzen wider die Ausfuhr der Wolle feſtgeſetzt worden ſind. Indeſſen iſt dieſes Geſetz (es iſt die erſte Acte Wilhelms des dritten, im 32ſten Kapitel) ſo nachſichtsvoll, zu erklären, „daß dieß niemanden abhalten ſolle, ſeine Wolle von dem Orte, wo die Schafe geſchoren worden ſind, wenn er auch innerhalb fünf Meilen von der See läge, zu Hauſe zu ſchaffen; nur müſſe er innerhalb zehn Tagen nach der Schafſchur, und bevor er die Wolle weiter ſchaffe, dem nächſten Zollbeamten eine eigenhändig ausgeſtellte Anzeige von der wahren Anzahl der geſchornen Schafe und dem Orte, wo die Wolle verwahrt werde, übergeben; auch dieſe nicht eher wegſchaffen, bis er dieſen Beamten drey Tage zuvor, von dieſer Abſicht eigenhändig benachrichtiget habe.“ Es muß Bürgſchaft geleiſtet werden, daß die Seewärts transportirte Wolle in dem beſtimmten Hafen, welcher angegeben worden iſt, ausgeladen werde; und wenn etwas davon anders, als im Beyſeyn eines Zollbeamten ausgeladen wird: ſo iſt nicht nur die Wolle — wie in ähnlichen Fällen jede andere Waare — verfallen: ſondern es findet auch überdieß die gewöhnliche Geldbuße von drey Schillingen für jedes Pfund Wolle ſtatt.

Die Inhaber unſerer Wollmanufacturen haben, um ihre auf ſolche außerordentliche Einſchränkungen abzweckende Anträge zu rechtfertigen, dreiſt behauptet, die engliſche Wolle hätte eine ganz eigene Güte; keine Wolle anderer Länder käme ihr bey; ohne ihre Beymiſchung könnte aus fremder Wolle kein nur erträglicher Zeug gewebt werden; feines Tuch ließe ſich ohne engliſche Wolle gar nicht machen; wenn man alſo die Ausfuhr derſelben ganz und gar abwenden könnte: ſo wäre es möglich, den Alleinhandel mit wollenen Zeugen über die ganze Welt an ſich zu bringen; und weil es ſodann gar keine Mitwerber gäbe: ſo könnte man, zu welchem Preiſe man wolle, verkaufen, und in kurzer Zeit, durch die allervortheilhafteſte Handelsbilanz, auf eine ganz unglaubliche Stufe des Reichthums gelangen. Dieſe Theorie hat das Schickſal ſo vieler andern Lehren, die, weil ſie von einer gewiſſen Anzahl von Leuten mit Zuverſichtlichkeit behauptet werden, bey einer noch weit größern Anzahl blinden Glauben finden, bey allen denjenigen nehmlich, die von dem Handel mit wollenen Zeugen gar nichts verſtehen, oder die darüber keine Unterſuchungen angeſtellt haben. Daß engliſche Wolle zu Verfertigung des feinen Tuchs unumgänglich nothwendig ſey, iſt ſo wenig gegründet, daß ſie vielmehr gar nicht dazu taugt. Feines Tuch wird bloß aus ſpaniſcher Wolle gemacht; ja, die engliſche Wolle, wenn man ſie mit der ſpaniſchen vermiſchte, würde das Gewebe des Tuchs, in gewiſſen Rückſichten, verderben und geringhaltiger machen.

In dem vorhergehenden Theile dieſes Werks iſt ſchon gezeigt worden, daß dieſe Anordnungen die Wirkung gehabt haben, die engliſche Wolle nicht nur unter den Preis herunter zu bringen, den ſie ſonſt, nach dem

Laufe der Dinge, gegenwärtig haben würde, ſondern auch unter den Preis, den ſie zur Zeit Eduards des dritten wirklich hatte. Der Preis der ſchottiſchen Wolle ſoll, ſeit der Vereinigung beyder Reiche — wodurch ſie jenen Anordnungen auch unterworfen worden iſt, um die Hälfte im Preiſe gefallen ſeyn. Ein ſehr ſorgfältiger und Einſichtsvoller Schriftſteller, Herr Johann Smith, giebt in ſeinem Werke über die Wolle, *) an, daß der Preis der beſten engliſchen Wolle, in England gemeiniglich niedriger ſteht, als der Preis, um den weit geringere Sorten von Wolle insgemein auf dem Markte in Amſterdam verkauft werden. Der anerkannte Endzweck aller jener Anordnungen war kein anderer, als den Preis dieſer Waare unter dasjenige Maaß, welches man als das natürliche Maß des Wollpreiſes anſehen kann, herabzuſetzen; und es leidet wohl keinen Zweifel, daß man damit den erwarteten Zweck erreicht habe.

Vielleicht denkt man, dieſe Herabſetzung des Preiſes, müſſe die Erzeugung der Wolle vermindern, und bewirken, daß zwar wohl überhaupt jährlich nicht weniger Wolle erzeugt werde, als vorhin erzeugt worden iſt, aber doch weniger, als nach dem jetzigen Laufe der Dinge wahrſcheinlich wäre erzeugt worden, wenn man dieſer Waare einen ganz freyen Verkehr, bey dem ſie auf ihren natürlichen und angemeſſenen Preis geſtiegen wäre, geſtattet hätte. Allein, ich bin geneigt, zu glauben, daß die Quantität des jährlichen Erzeugniſſes, durch dieſe Anordnungen nicht viel, obgleich um etwas, geringer

---

*) Memoirs of Wool.

geringer geworden iſt. Nicht bloß um Wolle zu erzeugen legt der Schäfereybeſitzer ſeinen Fleiß und ſein Kapital an. Er erwartet ſeinen Gewinn nicht ſowohl von dem Haare, als von dem Körper des Schafs; und der ordentliche oder Mittelpreis des Fleiſches muß ihn oft für den herabgeſunkenen Mittelpreis der Wolle ſchadlos halten. Im erſten Bande dieſes Werks iſt angemerkt worden, „daß alle Verordnungen, welche dahin abzwecken, Wolle und rohe Häute wohlfeiler zu erhalten, als ſie nach dem natürlichen Gange der Dinge ſeyn würden, in einem wohl angebaueten Lande zugleich den Erfolg haben, das Fleiſch etwas theurer zu machen. Der Preis des großen und kleinen Viehes, welches auf angebauetem Lande ernährt werden ſoll, muß hoch genug ſeyn, um dem Grundherrn die Rente, und dem Pachter den Gewinnſt abzuwerfen, den beyde von angebauetem Lande zu erwarten berechtiget ſind. Wäre der Preis nicht ſo hoch: ſo würde man bald aufhören, Vieh auf dieſe Weiſe zu füttern. So viel alſo nun von dieſem Preiſe nicht durch den Verkauf der Wolle und der Haut bezahlt wird, muß aus dem Verkaufe des Fleiſches herauskommen. Je weniger für das eine bezahlt wird, deſto mehr muß für das andere bezahlt werden. Es iſt dem Grundherrn und dem Pachter gleichgültig, wie viel oder wie wenig jeder Theil des verkauften Stückes Vieh zu dem verlangten Preiſe beytrage; nur daran liegt ihm, daß der Preis im Ganzen herauskomme. In einem wohl angebaueten Lande alſo kann das Intereſſe der Grundherrn und Pächter durch dergleichen Anordnungen nicht ſehr geſtört werden; aber ihr Intereſſe

„als Verzehrer kann allerdings darunter leiden, weil „ihre eigenen Bedürfniſſe vertheuert werden.“ Dieſem Räſonnement gemäß, wird alſo die Erniedrigung der Wollpreiſe, in einem wohl angebaueten Lande das jährliche Erzeugniß der Wolle nicht leicht vermindern; ausgenommen dadurch, daß durch den etwas erhöheten Preis des Schöpſenfleiſches, die Nachfrage nach dieſer Art von Fleiſche und ſomit auch die Zucht der Schafe einigermaßen vermindert werden möchte. Jedoch würde auch dieſer Erfolg, wahrſcheinlicher Weiſe, von keinem großen Belange ſeyn.

Wenn aber auch die Verminderung der Wollpreiſe die Quantität des jährlichen Erzeugniſſes nicht merklich verringert: ſo muß doch wohl unfehlbar die Güte der Wolle dadurch deſto mehr leiden? Wenn die Beſchaffenheit der engliſchen Wolle auch nicht ſchlechter iſt, als ſie vorhin war: ſo iſt ſie doch wohl ſchlechter, als ſie nach dem natürlichen Laufe der Dinge, jetzt, bey beſſerer Cultur des Landes, ſeyn würde, und ihre Beſchaffenheit iſt alſo wohl der Verminderung ihres Preiſes angemeſſen? Die Güte der Wolle hängt von der Zucht der Schafe, von ihrer Weide, von ihrer reinlichen und überhaupt von der guten Behandlung ab, die ſie während des Wachſens der Wolle erfahren. Man ſollte alſo glauben, daß die Aufmerkſamkeit auf dieſe Dinge ſich nach der Belohnung richten werde, die man in dem Preiſe der Wolle für die angewandte Mühe und Koſten erwarten könne. Indeſſen hängt auch die Güte der Wolle meiſtentheils gerade von der Geſundheit, dem Wachsthume und dem Umfange des Thieres ab; und die Sorgfalt, welche man auf die Güte des Fleiſches wenden muß, iſt gewiſſermaßen zu Veredelung der Wolle hinlänglich. Der Verminderung des Preiſes ungeachtet, ſoll dennoch, wie man ſagt, die engliſche Wolle, während des jetzigen Jahrhunderts, gar ſehr veredelt worden ſeyn. — Vielleicht wäre ſie, bey beſſern Preiſen noch mehr veredelt worden; und wenn der niedrige Preis die Veredlung auch nicht ganz und gar verhindert hat: ſo hat er ſie doch wenigſtens zurückgehalten.

Es ſcheint daher, daß das Gewaltthätige in dieſen Anordnungen weder in Anſehung der Quantität des jährlichen Erzeugniſſes der Wolle, noch in Anſehung ihrer Qualität ſo viel Schaden gethan habe, als man hätte erwarten ſollen; wiewohl meiner Meinung nach, dabey die Qualität weit mehr gelitten hat, als die Quantität, und alſo dem Intereſſe der Beſitzer von Schäfereyen in gewiſſen Rückſichten Eintrag geſchehen iſt, aber doch überhaupt nicht in dem Maße, als man ſich wohl einbilden möchte.

Dieſe Betrachtungen können das unbedingte Verboth der Wollausfuhr nicht rechtfertigen; aber ſie beweiſen augenſcheinlich, daß es heilſam ſey, dieſe Ausfuhr mit einer ſtarken Abgabe zu belegen.

Dem Intereſſe irgend einer Klaſſe von Staatsbürgern Eintrag thun, bloß um das Intereſſe einer andern Klaſſe zu befördern, läuft offenbar gegen die Gerechtigkeit und gegen die Gleichheit der Behandlung, welche der Landesherr allen und jeden Klaſſen ſeiner Unterthanen ſchuldig iſt. Das gänzliche Verboth der Ausfuhr thut aber dem Intereſſe derer, die Schäfereyen haben, einigermaßen Eintrag, bloß in der Abſicht, das Intereſſe der Manufacturiſten zu befördern.

Jede beſondere Klaſſe der Staatsbürger iſt verbunden, zu Unterſtützung des Regenten oder des gemeinen Weſens einen Vertrag zu geben. Eine Auflage von fünf und ſogar von zehn Schillingen auf jeden auszuführenden Tod (28 Pfund) Wolle würde dem Regenten ein ſehr beträchtliches Einkommen verſchaffen. Sie würde den Eigenthümern der Schäfereyen etwas weniger Eintrag thun, als das gänzliche Verboth, weil ſie vermuthlich den Preis der Wolle nicht ſo gar tief herunter brächte. Sie würde dem Manufacturiſten hinlänglichen Vortheil gewähren; denn wenn dieſer ſeine Wolle auch nicht ganz ſo wohlfeil kaufte, als unter einem gänzlichen Verbothe: ſo würde er ſie doch immer um fünf oder zehn Schillinge wohlfeiler kaufen, als jeder auswärtige Manufacturiſt. Ueberdieß erſparte er auch die Fracht und Aſſecuranz, welche dieſer tragen müßte. Man wird ſchwerlich eine Auflage ausfindig machen können, die dem Staate ſo beträchtliche Einkünfte gäbe, und zugleich jedermann ſo wenig Ungemach verurſachte.

Das gänzliche Verboth, mit allen zu ſeiner Aufrechthaltung gedroheten Strafen, kann doch die Ausfuhr der Wolle nicht ganz verhindern. Es iſt bekannt genug, daß ſie in großer Menge ausgeführt wird. Der beträchtliche Unterſchied im Preiſe auf dem einheimiſchen und dem auswärtigen Markte, iſt für den Schleichhandel

del ein zu ſtarker Reitz, als daß dieſem bey aller Strenge des Geſetzes vorgebeuget werden könnte. Dieſe geſetzwidrige Ausfuhr bringt niemandem Vortheil, als dem Schleichhändler. Eine erlaubte Ausfuhr, die aber einer Abgabe unterworfen wäre, würde dem Landesherrn Einkünfte bringen, und hiernächſt manche vielleicht mehr drückende und unſchicklichere Auflage unnöthig machen, und für jede Klaſſe der Unterthanen heilſam ſeyn.

Die Ausführung der Walkererde oder des Walkerthons hat man, weil ſie zur Bereitung und Reinigung der wollenen Zeuge für unentbehrlich gehalten wird, unter faſt eben ſo hoher Strafe verbothen, als die Ausführung der Wolle ſelbſt. Sogar hat man den Tobakspfeifenthon, der doch bekanntlich etwas anderes iſt als die Walkererde, wegen der Aehnlichkeit mit derſelben, und aus Furcht, daß dieſe zuweilen als Pfeifenthon möchte ausgeführt werden, gleichem Verbothe und gleichen Strafen unterworfen.

Durch die 13te und 14te Acte Karls des zweyten im ſiebenten Kapitel iſt nicht nur die Ausfuhr der rohen Häute, ſondern auch des gegärbten Leders, ausgenommen in der Geſtalt von Stiefeln, Schuhen und Pantoffeln, verbothen worden; und alſo hat das Geſetz unſern Schuhmachern ein Monopol, nicht nur wider unſere Viehhändler, ſondern auch wider unſere Gärber ertheilt. Spätere Statute haben unſere Gärber von dieſem Monopole befreyet, weil ſie ſich anheiſchig gemacht haben, eine kleine Abgabe, nehmlich von jedem Zentner, der zu hundert und zwölf Pfunden gerechnet wird, einen Schilling zu bezahlen. Auch iſt ihnen ein Rückzoll von zwey Drittheilen der Acciſe, womit dieſe Waare belegt iſt, — auch alsdann, wenn ſie ohne weitere Zubereitung ausgeführt wird — zugeſtanden worden. Alles verarbeitete Leder darf Zollfrey ausgeführt werden; und der Verſender kann überdieß noch die ganze Accisabgabe als Rückzoll verlangen. Unſere Viehhändler bleiben hingegen immer noch dem alten Monopole unterworfen. Dieſe Leute leben einer von dem andern getrennet, und in allen Gegenden des Landes zerſtreuet. Daher können ſie nur mit vieler Mühe zuſammen treten, und ſich über die Abſicht vereinigen, entweder ihren Mitbürgern ein Monopol aufzubürden, oder ſich von einem Monopole, das andere Leute ihnen aufgebürdet haben, los zu machen. Dieß iſt aber für Manufacturiſten von jeder Art, die in allen großen Städten, in zahlreichen Haufen beyſammen leben, etwas leichtes. Sogar die Hörner vom Rindviehe dürfen nicht ausgeführt werden; und die zwey unbedeutenden Gewerbe der Horndrechsler und Kammacher genießen alſo ein Monopol wider unſere Viehhändler.

Die Ledermanufactur iſt nicht die einzige, deren Erzeugniſſe, vermöge der Verbothe und Abgaben, anders nicht, als bis zur Vollendung verarbeitet, ausgeführt werden dürfen. So lange an einer Sache, um ſie zum unmittelbaren Gebrauch oder Verbrauch tüchtig zu machen, noch etwas zu thun übrig iſt, glauben unſere Manufacturiſten ein Vorrecht zu haben, ihr dieſe Vollendung ſelbſt zu geben. Die Ausfuhr des wollenen Garns in der Geſtalt wie es zum Weben oder Stricken erfordert wird, iſt unter eben den Strafen verbothen, als die Ausfuhr der Wolle. Sogar bezahlt das weiſſe Tuch eine Abgabe, wenn es ausgeführt wird, und unſere Färber haben ſonach ein Monopol wider unſere Tuchmacher erlangt. Wahrſcheinlich würden die Tuchmacher dieſes leicht haben abwenden können; aber gerade ſind unſere meiſten Tuchmacher zugleich Färber. Gehäuſe und Zifferblätter zu Taſchen- und Schlaguhren dürfen nicht ausgeführt werden. Vermuthlich wollen unſere Groß- und Kleinuhrmacher nicht zugeben, daß dieſe Arbeiten, durch das Begehr der Ausländer, im Preiſe ſteigen.

Durch einige ältere Statuten Eduards des dritten, Heinrichs des achten und Eduards des ſechſten war die Ausfuhr alles Metalls verbothen. Bley und Zinn waren jedoch ausgenommen: vermuthlich wegen des großen Ueberfluſſes an dieſen Metallen, in deren Ausfuhr, zu damahligen Zeiten, ein großer Theil von dem Handel des Königreichs beſtand. Um die Arbeiten in den Bergwerken zu begünſtigen, wurden in der fünften Acte Wilhelms und Mariens, im ſiebzehnten Kapitel, Eiſen, Kupfer und Mundic*), wenn ſie aus brittiſchen Erzen gemacht wären, von dem Verbothe der Ausfuhr ausgenommen. Die Ausfuhr aller Arten von Kupfer-

---

*) Mundic iſt ein, England eigenthümliches Halbmetall, welches mit der künſtlichen Miſchung, die man Tombak oder Halbgold (Similor) nennt, einige Aehnlichkeit hat, indem es ſelbſt eine natürliche Miſchung von Kupfer mit Zink und Arſenikalerzen iſt. Der Markaſit iſt die Steinart, aus welcher dieſes Halbmetall gezogen wird. Man könnte es natür-

platten, es mögen brittiſche oder ausländiſche ſeyn, iſt durch die neunte und zehnte Acte Wilhelms des dritten im 26ſten Kapitel, erlaubt worden. Aber unverarbeitetes Meſſing, das ſogenannte Kanonenmetall, Glockenſpeiſe, Bronze **), dürfen immer noch nicht ausgeführt werden. Aus Meſſing verfertigte Waaren von aller Art darf man Zollfrey ausführen.

Was die Ausfuhr der Materiallen zu Manufacturen anbetrift: ſo iſt dieſe entweder ganz und gar verbothen, oder auch in manchen Fällen hohen Abgaben unterworfen.

Durch die achte Acte Georgs des erſten, im funfzehnten Kapitel, wurde der Ausfuhr aller und jeder Waaren, welche Erzeugniſſe des brittiſchen Bodens oder der brittiſchen Manufacturen ſind, und frühern Statuten zu Folge mit einigen Abgaben belegt waren, die Zollfreyheit zugeſtanden. Jedoch waren davon folgende Güter ausgenommen: Alaun, Bley, Bleyerz, Zinn, gegärb-

---

natürliches Meſſing nennen, weil der Galmey, der mit Kupfer gemiſcht, daſſelbe zum Meſſing macht, ſelbſt ein nicht völlig gereinigter Zink iſt. — Ich verdanke dieſe Erklärung, welche ich in verſchiedenen Schriften vergeblich geſucht habe, der mündlichen Belehrung eines ſehr erfahrnen Mineralogen. A. d. U.

**) Was hier durch Bronze ausgedrückt worden iſt, heißt im Originale Shroff-metal. Die Verbindung zeigt, daß ein zuſammengeſetztes Metall gemeint ſey. Worin aber eigentlich die Miſchung deſſen, was die Engländer Shroff-metal nennen, beſtehe, dieß habe ich, aller angewandten Mühe ungeachtet, nicht erforſchen können. A. d. U.

gegärbtes Leder, Vitriol, Steinkohlen, Wollkrempeln und Karderſchen, weiſſes wollenes Tuch, Galmey, rohe Häute von allen Arten, Leim, Haar oder Wolle von Kaninchen und Haſen, alle Arten von Haaren, Pferde und Bleyglätte. Wenn man die Pferde abrechnet: ſo beſteht alles übrige entweder aus Materialien zu Manufacturen, oder aus unvollendeten Manufacturwaaren, (die man als Material zu noch weiter zu vollendenden Waaren anſehen kann) oder aus Werkzeugen zu einem oder dem andern Gewerbe. Alle dieſe Dinge bleiben, vermöge dieſes Statuts, allen ältern Abgaben, der ältern Subſidie und einem Procent Abgabe bey der Ausfuhr ins Ausland unterworfen.

Nach eben dieſem Statute iſt eine Menge ausländiſcher Färbewaaren von allen Einfuhrzöllen befreyet. Indeſſen iſt ſpäterhin auf eine jede derſelben ein gewiſſer, obgleich nicht beträchtlicher Ausfuhrzoll gelegt worden. Allem Anſehen nach glaubten unſere Färber, die ihren Vortheil dabey fanden, die Einfuhr dieſer Färbewaaren, durch Befreyung von allen Abgaben zu befördern, daß es für ſie nicht minder vortheilhaft ſey, wenn ſie zugleich die Ausfuhr derſelben ein wenig erſchwerten. Indeſſen iſt vermuthlich die Habſucht, die dieſen feinen Griff kaufmänniſcher Liſt den Leuten eingegeben hat, gar ſehr getäuſcht worden. Diejenigen, welche dergleichen Waaren hereinbrachten, waren nun deſto mehr auf ihrer Hut, nicht mehr einzuführen, als ſie auf dem einheimiſchen Markte abſetzen konnten. Der einheimiſche Markt wurde immer ſehr ſpärlich verſorgt; und alſo ſtanden die Waaren allezeit um etwas höher im Preiſe, als ſie würden geſtanden haben, wenn die Ausfuhr eben ſo frey, als die Einfuhr geweſen wäre.

Auch Senegal- und arabiſches Gummi waren unter den Färbewaaren, von welchen, dem obigen Statute zu Folge, bey der Einfuhr keine Abgabe bezahlt wird; jedoch gaben ſie ein geringes Wagegeld, nehmlich drey Pfennige vom Zentner, wenn ſie wieder ausgeführt wurden. Damahls trieb Frankreich mit dem Lande, welches dergleichen Waaren am häufigſten liefert, und nicht weit von dem Senegalfluſſe entfernt iſt, den Handel beynahe ausſchließlich; und der brittiſche Markt konnte alſo durch unmittelbare Einfuhr aus dem Lande, welches das Gummi hervorbringt, nicht füglich verſorgt werden. Daher wurde, durch die 25ſte Acte Georgs des zweyten, die Einführung des Senegal-Gummis (der allgemeinen Verfügung der Schiffahrtsacte zuwider) aus allen europäiſchen Ländern erlaubt. Weil man aber doch dieſen, den Hauptgrundſätzen der engliſchen Handelspolitik ſo ſehr zuwider laufenden Handel nicht begünſtigen wollte: ſo belegte man jeden einzuführenden Zentner mit zehn Schillingen: und von dieſer Abgabe wurde hernach bey der Ausfuhr nichts zurück gegeben. Der ſiebenjährige Krieg, der für Großbritannien ſo glücklich ausfiel, verſchaffte uns den Alleinhandel mit jenen Ländern, wie ihn vorhin die Franzoſen gehabt hatten. Kaum war der Friede geſchloſſen: ſo ſuchten auch ſchon unſere Manufacturiſten dieſen Vortheil zu benutzen, und ein Monopol, nicht nur wider die, welche dieſe Waare erzielen, ſondern auch wider die, welche ſie einführen, zu erlangen. Durch die fünfte Acte Georgs des dritten im 37ſten Kapitel, wurde die Ausführung des Senegal-Gummis aus des Königs Beſitzungen in Afrika bloß auf Großbritannien eingeſchränkt, und eben den Hinderniſſen, Regulativen, Confiſcationen und Strafen unterworfen, die bey den genannten Waaren der brittiſchen Kolonien in Amerika und Weſtindien ſtatt finden. Zwar wurde auf die Einfuhr des Gummis eine kleine Abgabe von ſechs Pfennigen auf den Zentner gelegt; aber wenn es wieder ausgeführt wurde, war es der ungeheuern Abgabe von einem Pfunde St. und zehn Schillingen auf jeden Zentner unterworfen. Der Abſicht unſerer Manufacturinhaber zu Folge, ſollten alle Erzeugniſſe dieſer Länder nach Großbritannien gebracht werden. Damit ſie nun dieſelben zu ſelbſtbeliebigem Preiſe kaufen könnten: ſo durfte nichts davon wieder ausgeführt werden, als mit einem Aufwande, der von der Ausführung hinlänglich abſchreckte. Allein auch hier, wie bey vielen andern Gelegenheiten, verfehlte die Gewinnſucht ihren Zweck. Die ungeheure Abgabe war für die Schleichhändler ein ſolcher Reitz, daß die Waare in großer Menge nicht nur aus Großbritannien, ſondern ſelbſt aus Afrika, nach allen europäiſchen Ländern, die Manufacturen haben, und vorzüglich nach Holland, heimlich ausgeführt wurde. Daher wurde denn durch die vierzehnte Acte Georgs des dritten, im 10ten Kapitel der Ausfuhrzoll auf fünf Schillinge für den Zentner herabgeſetzt.

In dem Zolltarif, nach welchem die alte Subſidie erhoben wurde, waren die Biberfelle zu ſechs Schillingen und achtzehn Pfennigen, für jedes Stück angeſchlagen; und die verſchiedenen Subſidien und Impoſten, die vor dem Jahre 1722 auf die Einfuhr derſelben gelegt worden waren, beliefen ſich auf ein Fünftheil des angeſchlagenen Werths, oder auf ſechzehn engliſche Pfennige für jedes Fell. Alle dieſe Abgaben wurden, bis auf die alte Subſidie, die aber nur zwey Pfennige betrug, bey der Ausfuhr zurück gegeben. Auf ein für die Manufacturen ſo wichtiges Material, ſchienen dieſe Abgaben allzu hoch zu ſeyn, und deßwegen wurde im Jahr 1722 der Werth eines Biberfelles nach einer niedrigern Taxe nur von zwey Schillingen und ſechs Pfennigen angenommen. Dieß brachte den Einfuhrzoll auf ſechs Pfennige, wovon bey der Ausfuhr bloß die Hälfte zurück gegeben wurde. Auch dasjenige Land, welches die meiſten Biber hervorbringt, kam durch jenen glücklichen Krieg unter Großbritanniens Herrſchaft, und die Biberhäute wurden unter die genannten Waaren geſetzt, folglich ihre Ausfuhr aus Amerika bloß auf den brittiſchen Markt eingeſchränkt. Unſere Manufacturinhaber ſahen bald ein, welche Vortheile ſie aus dieſem Umſtande ziehen könnten. Im Jahr 1764 wurde der Einfuhrzoll auf Biberfelle bis auf einen Pfennig herabgeſetzt, aber der Ausfuhrzoll bis auf ſieben Pfennige für jedes Fell erhöhet, und gleichwohl gar kein Rückzoll gegeben. Eben dieſes Geſetz legte eine Abgabe von achtzehn Pfennigen auf jedes auszuführende Pfund Biberhaar oder Wolle, ohne den Einfuhrzoll dieſer Waare, welcher, wenn ſie durch brittiſche Unterthanen und in brittiſchen Schiffen eingebracht wurde, damahls zwiſchen vier und fünf Pfennige für jedes Stück betrug, im mindeſten zu verändern.

Steinkohlen können nicht nur als Material, ſondern auch als Werkzeug mehrerer Manufacturen angeſehen werden. Deßwegen iſt ihre Ausfuhr mit einer ſtarken Abgabe belegt worden. Sie beläuft ſich gegenwärtig (1783) auf mehr als fünf Schillinge für die Tonne, oder auf mehr als funfzehn Schillinge für den Chaldron *) Newcaſtler Maß; welches, überhaupt genommen, mehr iſt, als die Steinkohlen bey der Kohlengrube, oder auch in dem Seehafen, wo ſie ausgeführt werden, zu koſten pflegen.

Indeſſen iſt die Ausfuhr der ſehr kunſtreichen Werkzeuge nicht bloß durch hohe Zölle eingeſchränkt, ſondern ganz und gar verbothen worden. So verbiethet die ſiebente und achte Acte Wilhelms des dritten, im 20ſten Kapitel, im dritten Abſchnitte, die Ausfuhr der Weberſtühle oder Maſchinen, worauf Handſchuhe und Strümpfe gewirkt werden, bey Strafe, daß nicht nur ſolche ausgeführte oder zur Ausfuhr beſtimmte Stühle oder Maſchinen confiſcirt werden, ſondern auch der ſchuldig befundene eine Geldbuße von vierzig Pfund St. bezahlen ſoll, wovon eine Hälfte dem Könige, und die andere dem Angeber, oder der Perſon, welche die Klage gegen ihn anhängig macht, zufällt. Eben ſo iſt durch die vierzehnte Acte Georgs des dritten, im 71ſten Kapitel, unterſagt worden, irgend ein Handwerksgeräth, das zur Weberey der Baumwollen- Leinwand- Wollen- und Seidenmanufacturen gebraucht wird, ins Ausland zu

---

*) Der Chaldron, ein nur bey den Steinkohlen gebräuchliches Maß, hält drey Tonnen, oder 36 engliſche Scheffel. A. d. U.

zu bringen, bey Strafe des Verluſts eines ſolchen Geräths, und einer Geldbuße von zwey hundert Pfund St. für den, der ſich dieſes Vergehens ſchuldig macht, ſo wie einer gleichen Geldbuße von zwey hundert Pfund St. für den Schiffer, der wiſſentlich dergleichen Handwerksgeräth an Bord ſeines Schiffes nimmt.

Wenn auf die Ausführung des lebloſen Handwerksgeräths ſo hohe Strafen gelegt worden ſind: ſo kann man leicht ſchließen, daß man dem lebendigen Werkzeuge, dem Handwerksmanne, nicht erlauben werde, auszuwandern. Die fünfte Acte Georgs des erſten, im 27ſten Kapitel verordnet, daß, wer überwieſen wird, irgend einen Handwerker aus- oder in den brittiſchen Manufacturen zur Auswanderung in der Abſicht verführt zu haben, daß er im Auslande ſein Gewerbe treibe oder lehre, zum erſtenmahl in eine Geldſtrafe, die nicht höher iſt, als hundert Pfund St. verfallen ſeyn, und ſodann drey Monate, und ſo lange, bis er die Geldbuße bezahlt hat, im Gefängniß bleiben; zum zweyten mahle aber eine willkührlich von dem Gerichtshofe zu beſtimmende Geldſtrafe erlegen, und zwölf Monate, und ſo lange, bis dieſe Summe bezahlt iſt, im Gefängniß bleiben ſoll. In der drey und zwanzigſten Acte Georgs des zweyten, im 13ten Kapitel, iſt die Strafe beym erſten Vergehen auf fünf hundert Pfund St. für jeden verführten Handwerksmann und auf Gefängniß von zwölf Monaten, und ſo lange, bis die Geldbuße bezahlt iſt; beym zweyten Vergehen aber auf tauſend Pfund St. und zwey Jahre Gefängniß erhöhet worden.

Vermöge des erſtern von dieſen Statuten kann, nach geführtem Beweiſe, daß jemand einen Handwerker verleitet, oder daß ein Handwerker verſprochen, und ſich anheiſchig gemacht hat, in der angegebenen Abſicht ins Ausland zu gehen, ein ſolcher Handwerker gezwungen werden, eine von dem Gerichtshofe zu beſtimmende Bürgſchaft zu leiſten, daß er nicht über die See gehen wolle. So lange, bis er dieſe Bürgſchaft geleiſtet hat, kann man ihn gefangen halten.

Wenn ein Handwerker über die See gegangen iſt, ſein Gewerbe im Auslande treibt, oder darin Unterricht giebt, und nach geſchehener Warnung von einem von Seiner Majeſtät auswärtigen Geſandten oder Conſuln, oder von einem der jedesmahligen Staatsſecretärs, binnen ſechs Monaten nach einer ſolchen Warnung nicht in das Königreich zurück kömmt, und dann für die Zukunft beſtändig darin bleibt und wohnt: ſo wird er für unfähig erklärt, irgend ein Vermächtniß, das ihm in dem Königreiche zufallen möchte, zu empfangen, oder als Bevollmächtigter eine rechtsbeſtändige Handlung zu verrichten, oder irgend einige liegende Gründe im Königreiche durch Erbſchaft, Vermächtniß oder Kauf an ſich zu bringen. Ueberdieß fallen alle ſeine Grundſtücke, Güter und Beſitzungen dem Könige zu; er wird in allem Betrachte für einen Fremdling erklärt, und iſt des königlichen Schutzes verluſtig.

Ich darf wohl nicht erſt erinnern, wie ſehr dieſe Einrichtungen mit der geprieſenen Freyheit der Staatsbürger im Widerſpruche ſtehen, auf welche wir ſo eifrig zu halten uns das Anſehen geben, die aber hier offenbar dem unwürdigen Intereſſe unſerer Kaufleute und Manufacturiſten aufgeopfert wird.

Der löbliche Bewegungsgrund bey allen dieſen Anordnungen iſt, unſere Manufacturen zu erweitern — nicht durch ihre eigene Vervollkommung, ſondern durch Unterdrückung der Manufacturen bey allen unſern Nachbaren, und durch die möglichſte Entfernung der beſchwerlichen Concurrenz ſolcher verhaßten und unwillkommenen Mitwerber. Unſere Manufacturherren finden nichts billiger, als daß der Scharfſinn und die Geſchicklichkeit aller ihrer Landsleute für ſie und ihren Handel allein thätig ſey. Ob ſie gleich bey vielen Handwerken die Zahl der Lehrlinge, die zugleich angeſtellt werden dürfen, einſchränken; ob ſie gleich bey allen Handwerken den Lehrlingen eine lange Lehrzeit zur Nothwendigkeit machen, und dadurch die Anzahl der Perſonen ſo ſehr als möglich einſchränken, welche die Kenntniß der verſchiedenen Gewerbe beſitzen: ſo wollen ſie doch nicht zugeben, daß von dieſer verringerten Anzahl ein Theil außer Landes gehe, und den Fremden Unterricht ertheile.

Jede hervorgebrachte Sache iſt zu irgend einem Gebrauche beſtimmt; mit einem Worte: Conſumtion iſt der einzige Zweck aller Production, und der Vortheil deſſen, der etwas hervorbringt, darf nur in ſo fern in Betrachtung gezogen werden, als ohne ihn der Vortheil deſſen, der gebraucht oder verbraucht, nicht erreicht werden kann. Die Wahrheit dieſes Satzes iſt ſo einleuchtend; daß es ungereimt ſeyn würde, ihn erſt beweiſen zu wollen. Allein nach dem kaufmänniſchen Syſteme wird der Vortheil des Conſumenten allezeit dem Vortheile des Producenten aufgeopfert, und es ſcheint, daß man die Production, und nicht die Conſumtion, als den letzten Zweck alles Gewerbfleißes und alles Handels betrachte.

Wenn wir die Einfuhr aller fremden Waaren erſchweren, welche mit den bey uns gewachſenen oder verarbeiteten Waaren in Concurrenz kommen könnten: ſo opfern wir augenſcheinlich den Vortheil des einheimiſchen Conſumenten dem Vortheile des Producenten auf. Nur zu Gunſten des letztern muß der erſtere die Erhöhung des Preiſes bezahlen, die bey dieſem Monopole unvermeidlich iſt.

Bloß zu Gunſten des Producenten giebt man Prämien auf die Ausfuhr dieſer oder jener von ſeinen Erzeugniſſen. Der einheimiſche Conſument muß erſtlich die Abgabe, welche zu Beſtreitung der Prämie nothwendig iſt, und dann zweytens die weit ſtärkere Abgabe bezahlen, die unfehlbar aus dem erhöheten Preiſe der Waare auf dem einheimiſchen Markte entſpringet.

Vermöge des berühmten Handelsvertrags mit Portugal wird der Conſument durch hohe Zölle abgehalten, einem benachbarten Lande eine Waare abzukaufen, die unter unſerm Himmelsſtriche nicht wächſt, und dagegen gezwungen, ſie aus einem weit entferntern Lande zu nehmen, ob man gleich einräumet, daß das nähere Land dieſe Waare beſſer liefert, als das entfernte. Der einheimiſche Conſument muß ſich dieſem Zwange unterwerfen, ſen, damit der Producent dieſe oder jene von ſelnen Erzeugniſſen in das entferntere Land mit größerm Gewinne einführen könne, als ihm außerdem zu Theil werden würde. Ueberdieß aber muß der Conſument noch jede Erhöhung in den Preiſen dieſer Erzeugniſſe tragen, welche aus dieſer erzwungenen Ausfuhr auf dem einheimiſchen Markte entſteht.

Doch, in keiner einzigen von unſern Handelsverfügungen iſt das Intereſſe des einheimiſchen Conſumenten dem Intereſſe des Producenten mit ſo übertriebener Verſchwendung preis gegeben worden, als in dem Syſteme von Geſetzen, das zu Regierung unſerer amerikaniſchen und weſtindiſchen Kolonien eingeführt worden iſt. Ein ganzes großes Reich hat man geſtiftet, bloß in der Abſicht, eine Nation von Kundleuten zu erſchaffen, die aus den Kramläden unſerer Producenten von aller Art, alle Bedürfniſſe, die ſie ihnen zuführen könnten, zu kaufen gezwungen wären. Um der geringen Preiserhöhung willen, die dieß Monopol den Producenten gewährt haben mag, iſt den einheimiſchen Conſumenten der ganze Aufwand, der zur Erhaltung und Vertheidigung dieſes Reichs erfordert wird, aufgebürdet worden. In dieſer Abſicht — und in ihr allein — ſind in den beyden letztern Kriegen über zwey hundert Millionen ausgegeben, und mehr als hundert und ſiebenzig Millionen neuer Staatsſchulden gemacht worden, das, was in gleicher Abſicht in vorhergegangenen Kriegen aufgewendet worden iſt, ungerechnet. Die bloßen Zinſen dieſer Staatsſchulden belaufen ſich nicht nur höher, als der ganze außerordentliche Gewinn, den unſere Producenten von dem

Monopole des Koloniehandels jemahls hätten erwarten können, ſondern auch höher, als der ganze Werth des Handels ſelbſt, oder als der Werth der Waaren, die im Durchſchnitte von Jahr zu Jahr nach den Kolonien ausgeführt worden ſind.

Es fällt eben nicht ſchwer, zu beſtimmen, wer die Urheber des ganzen kaufmänniſchen Syſtems geweſen ſind. Nicht den Conſumenten, — denn deren Intereſſe iſt dabey völlig hintangeſetzt — ſondern den Producenten, deren Intereſſe man ſo ſorgfältig beobachtet hat, und unter dieſer letztern Klaſſe unſern Kaufleuten und Manufacturinhabern hat dieſes Syſtem ſein Daſeyn zu danken. Bey den kaufmänniſchen Anordnungen, von denen in dieſem Kapitel die Rede geweſen iſt, hat man beſonders den Vortheil unſerer Manufacturinhaber vor Augen gehabt, und ihm den Vortheil, nicht ſowohl der Conſumenten, als ſelbſt verſchiedener anderer Klaſſen von Producenten aufgeopfert.

Neuntes Kapitel.

Von den landwirthſchaftlichen Syſtemen, oder von denjenigen Syſtemen der Staatswirthſchaft, in welchen das Erzeugniß des Bodens als die einzige oder vornehmſte Quelle der Einkünfte und Reichthümer jedes Landes angenommen wird.

Der Theil der Staatswirthſchaft, welcher den Ackerbau oder die Landwirthſchaft begreift, wird keiner ſo weitläuftigen Erörterung bedürfen, als ich, auf das kaufmänniſche oder Handelsſyſtem zu verwenden, für nöthig gehalten habe.

So viel ich weiß, hat noch keine Nation die Erzeugniſſe des Bodens zur einzigen Quelle der Einkünfte und des Reichthums der Länder gemacht. Bis jetzt iſt dieſes Syſtem bloß in den Speculationen etlicher ſehr gelehrten und ſcharfſinnigen Männer in Frankreich vorhanden. Es würde ſchwerlich die Mühe lohnen, die Irthümer eines Syſtems umſtändlich aus einander zu ſetzen, das nirgends in der Welt Unheil geſtiftet hat, und auch wohl nirgends Unheil ſtiften wird. Unterdeſſen will ich den äußern Umriß dieſes ungemein ſinnreichen Syſtems, ſo deutlich, als es mir möglich iſt, entwerfen.

Colbert, der berühmte Staatsminiſter Ludwigs des vierzehnten, war ein rechtſchaffener, ſehr arbeitſamer und der Geſchäfte bis ins Einzelne kundiger Mann, ſehr geübt und ſcharfſichtig, wenn es darauf ankam, Finanzarbeiten zu prüfen und die dazu fähigen Leute anzuſtellen, mit einem Worte, vollkommen geſchickt, in die Erhebung und Anwendung der Staatseinkünfte Methode und gute Ordnung zu bringen. Unglücklicher Weiſe hatte dieſer Miniſter alle Vorurtheile des kaufmänniſchen Syſtems angenommen, eines Syſtems, das, ſeiner Natur nach, aus lauter Einſchränkungen und willkührlichen Einrichtungen beſteht, und das für einen ſo thätigen und in mühevolle Arbeiten verſenkten Geſchäftsmann nothwendig viel Reiz haben mußte, da er gewohnt war, die verſchiedenen Abtheilungen in den Departements des Staats zu ordnen, und die nöthige Aufſicht und Controle einzuführen, damit jedes auf ſeinen eigenen Wirkungskreis eingeſchränkt würde. Er wollte den Gewerbfleiß und den Handel eines großen Landes, nach dem Vorbilde der Departements im Staate behandeln, und, anſtatt daß er jedermann, ohne Anſehn der Perſon, nach den menſchenfreundlichen Grundſätzen der Gleichheit, Freyheit und Gerechtigkeit, ſein Intereſſe auf ſeine eigene Weiſe hätte ſollen ſuchen laſſen, verlieh er gewiſſen Zweigen des Gewerbfleißes außerordentliche Freyheiten, indem er andere einem außerordentlichen Zwange unterwarf. Er wollte nicht nur, wie andere europäiſche Miniſter, den Gewerbfleiß des Städters mehr, als die Betriebſamkeit des Landmanns befördern: ſondern er war, um jenem Gewerbfleiße deſto mehr aufzuhelfen, ſogar geneigt, die Betriebſamkeit des Landmanns zu unterdrücken und nieder zu halten. Damit die Stadtbewohner die Lebensmittel wohlfeiler bekommen und dadurch die Manufacturen und der Handel ins Ausland ermuntert werden möchten, verboth er die Ausfuhr des Getreides, und verſchloß alſo den Einwohnern des Landes, für das allerwichtigſte Erzeugniß ihres Fleißes, jeden auswärtigen Markt. Dieſes Verboth, verbunden mit den Einſchränkungen der alten franzöſiſchen Provinzialgeſetze in Anſehung des Transports des Getreides aus einer Provinz in die andere, und mit den willkührlichen und drückenden Auflagen, die man faſt in allen Provinzen von dem Landmanne erpreßte, entkräftete den Ackerbau des Landes, und ließ ihn nicht auf die Stufe der Cultur kommen, die er ſonſt in einem ſo fruchtbaren Boden und unter einem ſo glücklichen Himmelsſtriche erreicht haben würde. Dieſen Zuſtand der Entkräftung und Unterdrückung fühlte man, mehr oder weniger, im ganzen Lande, und man ſtellte über die Urſachen deſſelben vielfache Unterſuchungen an. Eine Urſache ſchien darin zu liegen, daß Colbert bey ſeinen Anordnungen dem ſtädtiſchen Gewerbfleiße, vor dem ländlichen, den Vorzug gegeben hatte.

Wenn der Stab zu ſehr auf die eine Seite gekrümmet iſt, und man ihn gerade machen will: ſo muß man ihn eben ſo ſtark auf die andere Seite biegen. Es ſcheint, daß die franzöſiſchen Philoſophen, die dasjenige Syſtem in Vorſchlag gebracht haben, welches den Ackerbau zur einzigen Quelle der Einkünfte und des

Reichthums in jedem Lande macht, die in dieſem Sprüchworte liegende Lehre befolgt haben. So wie in Colberts Plane die ſtädtiſche Betriebſamkeit gegen die ländliche, unſtreitig zu hoch angeſchlagen war: ſo ſcheint ſie, in ihrem Syſteme, zu tief unter dieſe herabgeſetzt zu ſeyn.

Sie theilen die Menſchen, von welchen man von je her angenommen hat, daß ſie zu dem jährlichen Erzeugniſſe des Bodens und der Arbeit des Landes einen Beytrag liefern, in drey Klaſſen. Die erſte machen die **Gutsherrn** oder **Landeigenthümer** aus. Die zweyte Klaſſe beſteht aus den eigentlichen **Landwirthen**, den Pächtern und Bauern, die ſie mit dem ehrenvollen Namen der **productiven** oder der **etwas hervorbringenden** Klaſſe belegen. Die dritte iſt die Klaſſe der Handwerksleute, Manufacturiſten und Kaufleute, und dieſe wollen ſie durch die ſchimpfliche Benennung der **unfruchtbaren, unproductiven** oder **nichts hervorbringenden** Klaſſe herabwürdigen.

Die Klaſſe der Landeigenthümer oder Gutsherrn giebt zu dem jährlichen Erzeugniſſe ihren Beytrag durch die Koſten, die ſie von Zeit zu Zeit auf die Verbeſſerung des Bodens, auf die Gebäude, das Austrocknen der Sümpfe, die Einzäunungen und andere ſogenannte Meliorationen verwendet; wodurch denn die eigentlichen Landwirthe in den Stand geſetzt werden, mit demſelben Kapitale mehr hervorzubringen und folglich eine höhere Rente zu bezahlen. Dieſe erhöhete Rente kann als der Zins, oder als der Gewinnſt angeſehen werden, der dem Landeigenthümer von jenen Koſten, oder von ſeinem auf die Verbeſſerung der Länderey verwendeten Kapitale zukömmt. Solche Ausgaben heiſſen nach dieſem Syſteme **Grund-Auslagen** (depenses foncieres).

Die Landwirthe oder Pächter geben ihren Beytrag zu dem jährlichen Erzeugniſſe durch das, was ſie auf den Ackerbau ſelbſt verwenden. Dieſe Koſten heiſſen in dem Syſteme **Beſtands-Auslagen** und **jährliche Auslagen** (depenses primitives, et depenses annuelles). Die **Beſtands-Auslagen** beſtehen in den Ackerwerkzeugen, in dem Samengetreide, in dem Viehbeſtande, in den Nahrungsmitteln und dem Unterhalte der Familie und des Geſindes des Pachters, und in der Ausfütterung ſeines Viehes, wenigſtens während eines großen Theils des erſten Jahres, oder ſo lange, bis er von der im Pachte habenden Länderey wiederum Einkommen ziehet. Die **jährlichen Auslagen** beſtehen in dem Samengetreide, in der Abnutzung des Ackergeräths, in dem jährlichen Unterhalte des Geſindes und des Viehes und auch der Familie des Pachters, in ſo fern man einen Theil derſelben als Gehülfen bey dem Ackerbaue, und folglich als Geſinde betrachten kann. Der Theil von dem Erzeugniſſe des Bodens, der dem Pachter nach Abtragung der Rente, das heißt, ſeiner Pachtſumme, übrig bleibt, muß groß genug ſeyn, um ihm zweyerley wieder zu erſtatten: **erſtlich**, binnen eines angemeſſenen Zeitraums, wenigſtens vor Ablauf ſeiner Pachtzeit, alle Beſtands-Auslagen mit den gewöhnlichen Gewinnſten am Kapitale; und zweytens, in jedem Jahre alle jährlichen Auslagen, ebenfalls mit den gewöhnlichen Gewinnſten. Beyderley Ausgaben ſind zwey Kapitalien, die der Pachter auf die Cultur des Bodens verwendet; und wenn ihm dieſe Kapitalien nicht mit einem billigen Gewinnſte regelmäßig wieder erſtattet werden: ſo iſt er nicht im Stande, ſein Gewerbe, auf gleichen Fuß, wie andere Gewerbe getrieben werden, fortzuſetzen, ſondern er muß daſſelbe, um ſeines eigenen Vortheils willen, ſo bald er nur kann, aufgeben und irgend ein anderes ausfindig machen. Derjenige Theil von dem Erzeugniſſe des Bodens alſo, deſſen der Pachter nicht entbehren kann, wenn er ſein Geſchäft forttreiben will, muß als ein dem Ackerbaue gleichſam geheiligter Fond angeſehen werden. Wenn ſich der Landeigenthümer daran vergreift: ſo vermindert er unfehlbar den Ertrag ſeines eigenen Grundſtücks. Er macht, daß der Pachter nicht nur nach Verlauf weniger Jahre nicht mehr im Stande iſt dieſe übermäßig hohe Rente — ſondern auch nicht einmahl die billige Rente zu bezahlen, die der Eigenthümer außerdem von ſeiner Länderey hätte bekommen können. Eigentlich gebührt dem Gutsherrn keine höhere Rente, als der reine Ertrag, der nach Abzug aller nothwendigen Auslagen, die man, um den rohen oder völligen Ertrag zu bekommen, im voraus machen muß, übrig bleibt. Eben um deßwillen, weil die Arbeit der Landwirthe, nachdem alle jene nothwendige Auslagen davon beſtritten worden ſind, noch einen ſolchen reinen Ertrag abwirft, wird dieſer Klaſſe von Leuten, in dem Syſteme, der ehrenvolle Name der hervorbringenden Klaſſe beygelegt Eben ſo heißen auch ihre Beſtands-Auslagen und ihre jährlichen Auslagen **hervorbringende Auslagen**: weil ſie, nach Wiedererſtattung ihres eigenen Werths, dieſen reinen Ertrag alle Jahre von neuem hervorbringen.

Die ſo genannten Grund-Auslagen, oder dasjenige, was der Gutsherr auf die Verbeſſerung ſeiner Länderey verwendet, werden in dem Syſteme auch mit der Benennung hervorbringende Auslagen beehret. So lange, bis alle dieſe Auslagen, mit dem gewöhnlichen Kapitalgewinnſte, dem Gutsherrn vermittelſt der erhöheten Rente von ſeinem Gute, völlig wieder erſtattet worden ſind, ſollte dieſe erhöhete Rente von der Kirche ſowohl, als von dem Könige, für heilig und unverletzlich angeſehen, und es ſollten, bis dahin, weder Zehnten noch Abgaben davon erhoben werden. Würde dieſes nicht beobachtet: ſo verlöre die Kirche, durch erſchwerte Verbeſſerung der Länderey, die künftige Vermehrung ihres Zehnten, und der König, die künftige Vermehrung der Abgaben. Da nun alſo, bey einer gehörig eingerichteten Wirthſchaft, dieſe Grund-Auslagen nicht nur ihren eigenen Werth völlig wieder erſtatten, ſondern auch, nach Verlauf einiger Zeit, immer wieder von neuem einen reinen Ertrag hervorbringen: ſo werden ſie, dem Syſteme zu Folge, als hervorbringende Auslagen betrachtet.

Aber nur die Grund-Auslagen des Gutsherrn, und die Beſtands-Auslagen, ſo wie die jährlichen Auslagen des Pachters ſind die drey Arten von Ausgaben, die, nach dieſem Syſteme, als **hervorbringend** angeſehen werden. Aller übrige Aufwand und alle übrigen Menſchenklaſſen, ſelbſt die, welche nach den gewöhnlichen Begriffen der Menſchen am meiſten hervorbringen, werden bey dieſer Schätzung der Dinge, insgeſammt für **unfruchtbar** und **unproductiv** oder **nichts hervorbringend** gehalten.

Inſonderheit werden Handwerker und Manufacturiſten, deren Betriebſamkeit, nach den gewöhnlichen Begriffen, den Werth der rohen Erdproducte ſo ſehr erhöhet, in dieſem Syſteme als eine ganz unfruchtbare und nichts hervorbringende Menſchenklaſſe angeſehen. Ihre Arbeit, ſagt man, erſtattet bloß das darauf verwandte Kapital mit dem gewöhnlichen Gewinnſte. Dieß Kapital beſteht in den Materialien, dem Handwerksgeräthe und den Arbeitslöhnen, die dieſen Leuten von ihrem Arbeitsherrn vorgeſchoſſen werden, und iſt der Fond, aus welchem ihre Arbeit und ihr Unterhalt beſtritten werden ſoll. Was an dem Fond gewonnen wird, iſt zu dem Unterhalte des Meiſters oder Manufacturinhabers beſtimmet. So wie dieſer ſeinen Leuten das Kapital von Materialien, Handwerksgeräthe und Arbeitslöhnen vorſchießt: ſo ſchießt er ſich ſelber das vor, was zu ſeinem eigenen Unterhalte nöthig iſt; und dieſen Unterhalt mißt er nach dem Gewinnſte ab, den er durch den Preis der von ſeinen Leuten verfertigten Arbeit zu machen hoffet. Wenn dieſer Preis ihm nicht ſeinen vorgeſchoſſenen Unterhalt ſowohl, als die Materialien, Handwerksgeräthe und Arbeitslöhne, die er ſeinen Arbeitern vorgeſchoſſchoſſen hatte, wiedererſtattet: ſo bekömmt er offenbar nicht alle Koſten wieder, die er darauf verwandt hatte. Die Gewinnſte von dem in Manufacturen geſteckten Kapitalien ſind alſo nicht, wie die Landrente, ein reiner Ertrag, der nach völliger Wiedererſtattung der auf ſeine Gewinnung verwandten Koſten, übrig bleibt. Das Kapital des Pachters wirft eben ſowohl, als das Kapital des Manufacturinhabers, einen Gewinnſt ab; aber es giebt überdieß auch noch einer andern Perſon eine Rente, und dieß iſt mit dem Kapitale des Manufacturiſten nicht der Fall. Die Auslagen alſo, die zu Beſchäftigung und Unterhaltung der Handwerker und Manufacturiſten gemacht werden, verlängern bloß, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, die Exiſtenz ihres eigenen Werths, und bringen keinen neuen Werth hervor. Es ſind folglich lauter unfruchtbare, nichts hervorbringende Auslagen. Die Auslagen hingegen, die zu Beſchäftigung der Pächter und Ackersleute gemacht werden, verlängern nicht nur die Exiſtenz ihres eigenen Werths: ſondern ſie bringen auch noch überdieß einen neuen Werth, nehmlich die Rente des Gutsherrn, hervor; und darum ſind ſie hervorbringende Auslagen.

Handelskapitalien ſind eben ſo wenig hervorbringend, als Kapitalien der Manufacturiſten. Sie verlängern bloß die Exiſtenz ihres eigenen Werths, ohne einen neuen Werth hervor zu bringen. Die Gewinnſte davon ſind nur Wiedererſtattung des Unterhalts, den der Eigenthümer während der Zeit, als er ſein Kapital gebraucht, oder ſo lange, bis es ihm wieder

der erſtattet wird, ſich ſelber vorſchießt. Sie ſind nichts weiter, als die Wiedererſtattung eines Theils von den Koſten, die zur Benutzung des Kapitals aufgewandt werden mußten.

Die Arbeit der Handwerker und Manufacturiſten ſetzt zu dem Werthe, den das jährliche rohe Erzeugniß des Bodens, als ein Ganzes betrachtet, ausmacht, gar nichts hinzu. Zwar ſetzt ſie zu dem Werthe einzelner Theile dieſes Erzeugniſſes ſehr viel hinzu. Allein dasjenige, was unterdeſſen von andern Theilen verbraucht wird, iſt gerade eben ſo groß, als der Werth, den ſie jenen einzelnen Theilen zuſetzt, ſo, daß der Werth des Ganzen, zu keiner Zeit auch nur im mindeſten dadurch vermehrt wird. Eine Perſon, zum Beyſpiel, welche die feinen Spitzen zu einem Paar Manſchetten klöppelt, kann zuweilen einen Pfennig werth Flachs auf den Werth von dreyßig Pfund Sterling hinan bringen. Beym erſten Anblicke ſollte man glauben, ſie vermehre den Werth von einem Theile des rohen Erzeugniſſes um ungefähr ſieben tauſend und zwey hundert mahl. Aber in der That ſetzt ſie zu dem ganzen jährlichen Erzeugniſſe gar nichts hinzu. Das Klöppeln der Spitzen koſtet ihr vielleicht zwey Jahre Arbeit. Die dreyßig Pfund St., welche ſie, nach vollbrachter Arbeit, gewinnt, ſind nichts anders, als Wiedererſtattung des Unterhalts, den ſie ſich ſelbſt während der zwey Jahre, in welchen ſie damit beſchäftigt war, verſchoß. Der Werth, den ſie durch die Arbeit jedes Tages, Monats oder Jahres, dem Flachſe zuſetzte, iſt weiter nichts, als Erſtattung deſſen, was ſie während eines Tages, Monats oder Jahres verzehrte. Zu keiner Zeit alſo ſetzt ſie zu dem Werthe des rohen Erzeugniſſes, als ein Ganzes betrachtet, irgend etwas hinzu: denn der Theil dieſes Ganzen, den ſie immerfort verzehrt, iſt eben ſo groß, als der, den ſie beſtändig hervorbringt. Die äußerſte Armuth der meiſten Menſchen, die dieſe koſtbare aber ganz unnütze Waare verfertigen, kann uns überzeugen, daß der Preis ihrer Arbeit gewöhnlich nicht größer iſt, als der Werth deſſen, was ſie verzehren. Anders verhält es ſich mit der Arbeit der Pächter und Ackersleute. Die Landrente des Gutsherrn, iſt ein Werth, der, in der Regel, durch dieſe Arbeit hervorgebracht wird, nachdem alles, was dieſe Leute verzehrt haben, jede zur Beſchäftigung und zum Unterhalte der eigentlichen Arbeiter ſowohl, als ihres Arbeitsherrn gemachte Auslage, auf das vollſtändigſte wieder erſtattet worden iſt.

Handwerker, Manufacturiſten und Kaufleute können das Einkommen und die Reichthümer ihrer Genoſſenſchaft nicht anders, als durch Erſparen, oder, nach dem Ausdrucke des Syſtems, durch Entziehung, (privation) vermehren, das heißt, ſie müſſen ſich eines Theils, von den zu ihrem Unterhalte beſtimmten Fonds ſelbſt berauben. Sie bringen jährlich weiter nichts hervor, als dieſe Fonds. Wenn ſie nun nicht jährlich einen Theil davon bey Seite legen; wenn ſie ſich nicht alle Jahre den Genuß von einem Theile deſſelben verſagen: ſo kann durch ihre Betriebſamkeit das Einkommen und der Reichthum ihrer Genoſſenſchaft ſchlechterdings nicht vermehrt werden. Pächter und Ackersleute hingegen können alle zu ihrem Unterhalte beſtimmten Fonds in vollem Maße genießen, und dennoch auch das Einkommen und den Reichthum ihrer Genoſſenſchaft vermehren. Außer demjenigen, was zu ihrem Unterhalte beſtimmt iſt, bringt ihr Arbeitsfleiß jährlich noch einen reinen Ertrag, deſſen Anwachs nothwendig das Einkommen und den Reichthum ihrer Genoſſenſchaft vermehren muß. Daher können Nationen, die, wie die Engländer und Franzoſen, großentheils aus Landeigenthümern und Landwirthen beſtehen, bey Betriebſamkeit und Lebensgenuß reich werden. Nationen hingegen, wie die Holländer und Hamburger, die meiſtens Kaufleute, Handwerker und Manufacturiſten ſind, können ſich nur durch Erſparniſſe und Verſagungen bereichern. Wenn Nationen, die ſich unter ſo ungleichen Umſtänden befinden, ein ganz verſchiedenes Intereſſe haben: ſo iſt auch ihr Nationalcharakter verſchieden. In dem Charakter der erſtern zeigen ſich. Großmuth, Offenheit und Hang zu geſelliger Freude; bey der letztern Engherzigkeit, und eine unedle, ſelbſtſüchtige Denkungsart, die allem geſelligem Vergnügen und Lebensgenuſſe zuwider iſt.

Die unproductive Klaſſe der Kaufleute, Handwerker und Manufacturiſten wird bloß auf Koſten der beyden andern Klaſſen, nehmlich der Landeigenthümer und der Landwirthe, ernährt und beſchäftiget. Die letztern verſehen jene nicht nur mit den Materialien zu ihrer Arbeit, ſondern auch mit den Nahrungsmitteln, deren ſie bedürfen, mit dem Getraide und Schlachtviehe, das ſie während ihrer Beſchäftigung verzehren. Endlich bezahlen auch die Landeigenthümer und Landwirthe nicht nur die Arbeitslöhne aller Arbeiter der nichts hervorbringenden Klaſſe, ſondern auch die Gewinnſte aller derer, welche die Arbeiter anſtellen. Dieſe Arbeitsleute und ihre Arbeitsherren ſind eigentlich die Dienſtbothen der Landeigenthümer und Landwirthe; nur ſind ſie Dienſtbothen, die ihre Geſchäfte außer dem Hauſe verrichten, ſo wie das Geſinde dieſelben im Hauſe verrichtet. Die einen und die andern werden auf Koſten der nehmlichen Herren unterhalten. Beyder Arbeit bringt nichts hervor. Sie ſetzt dem Werthe der Totalſumme des rohen Landesproducts nichts zu. Anſtatt den Werth dieſer Totalſumme zu vermehren, iſt ſie vielmehr eine läſtige Ausgabe, die davon beſtritten werden muß.

Indeſſen iſt die unproductive Klaſſe nicht nur nicht unnütz: ſondern ſie iſt auch den beyden übrigen Klaſſen ſehr nützlich. Vermittelſt der Betriebſamkeit der Kaufleute, Handwerker und Manufacturiſten, können die Landeigenthümer und Landwirthe ihr Bedürfniß an fremden Waaren und an verarbeiteten Erzeugniſſen ihres eigenen Landes, mit dem Producte einer geringern Quantität ihrer eigenen Arbeit erkaufen, als ſie würden aufwenden müſſen, wenn ſie, auf eine ungeſchickte Weiſe ſich einfallen ließen, die einen ſelbſt einzuführen, und die andern zu ihrem Gebrauche ſelbſt zu verfertigen. Die unproductive Klaſſe überhebt die Landwirthe mancher Sorge, welche ſonſt ihre auf den Landbau gerichtete Aufmerkſamkeit zerſtreuen würde. Das überwiegend ſtärkere Product, welches ſie bey ungetheilter Aufmerkſamkeit erzeugen können, entſchädigt ſie hinlänglich für alle Ausgaben, die ihnen oder den Landeigenthümern der Unterhalt und die Beſchäftigung der unproductiven Klaſſe verurſachet. Wenn daher auch der Gewerbfleiß der Kaufleute, Handwerker und Manufacturiſten, ſeiner Natur nach, gar nichts hervorbringt: ſo trägt er doch mittelbarer Weiſe zu Vermehrung der Erzeugniſſe des Bodens bey. Er vermehrt die hervorbringende Kraft productiver Arbeit, indem er ihr Freyheit verſchafft, ſich auf ihr eigenthümliches Geſchäft, den Ackerbau, einzuſchränken; und der Pflug geht oft, durch die Arbeit des Mannes, den ſeine Geſchäfte weit vom Pfluge entfernen, um ſo viel leichter und beſſer.

Es kann niemahls den Landeigenthümern und Landwirthen Vortheil bringen, den Gewerbfleiß der Kaufleute, Handwerker und Manufacturiſten auf irgend eine Art zu hemmen oder einzuſchränken. Je mehr Freyheit dieſe unproductive Klaſſe genießt: deſto größere Concurrenz wird in ihren verſchiedenen Gewerbzweigen vorhanden ſeyn, und deſto wohlfeiler können die beyden andern Klaſſen mit fremden Waaren, und mit verarbeiteten Erzeugniſſen ihres eigenen Landes, verſehen werden.

Es kann niemahls der unproductiven Klaſſe Vortheil bringen, die beyden andern Klaſſen zu unterdrücken. Nur mit dem Ueberſchuſſe von dem Erzeugniſſe des Bodens, oder mit demjenigen, was nach Abzug des Unterhalts — erſtlich der eigentlichen Landwirthe, und dann der Gutsherrn oder Landeigenthümer — übrig bleibt, wird die unproductive Klaſſe unterhalten und beſchäftiget. Je größer nun der Ueberſchuß jenes Erzeugniſſes iſt, deſto reichlichern Unterhalt und deſto mehr Beſchäftigung muß dieſe Klaſſe finden. Man führe nur vollkommene Gerechtigkeit, vollkommene Freyheit und vollkommene Gleichheit ein — und das Räthſel iſt leicht gelöſet, wie alle drey Klaſſen ſich auf der höchſten Stufe des Wohlſtandes am ſicherſten erhalten können.

In Handelsſtaaten, die, wie Holland und Hamburg, meiſtens aus dieſer unproductiven Klaſſe beſtehen, werden die Kaufleute, Handwerker und Manufacturiſten ebenfalls auf Koſten der Landeigenthümer und der Landwirthe unterhalten und beſchäftiget; nur mit dem Unterſchiede, daß die meiſten Landeigenthümer, Gutsherrn und Landwirthe, von den Kaufleuten, Handwerkern und Manufacturiſten, denen ſie Materialien und Lebensmittel verſchaffen, ſehr weit getrennet leben, in andern Ländern wohnen, und Unterthanen anderer Staaten ſind.

Deſſen ungeachtet ſind ſolche Handelsſtaaten für die Bewohner dieſer andern Länder von ſehr großem Nutzen. Sie füllen gewiſſermaßen eine weite Lücke aus, und treten an die Stelle der Kaufleute, Handwerker und Manufacturiſten, welche ſich in ſolchen Ländern befinden ſollten, aber, aus Mangel einer guten Staatswirthſchaft, darin nicht gefunden werden.

Den Ackerbau treibenden Staaten kann es nie Vortheil bringen, den Gewerbfleiß der Handelsſtaaten dadurch zu ſtören und einzuſchränken, daß ſie den Handel mit denſelben, oder die Waaren, welche er verſchafft, mit Abgaben beſchweren. Da dergleichen Abgaben dieſe Waaren theurer machen: ſo würde eine ſolche Maßregel nur dazu dienen, den wahren Werth des Ueberſchuſſes von dem Erzeugniſſe ihres eigenen Bodens herab zu ſetzen; — denn mit dieſem überſchüſſigen Erzeugniſſe, oder, welches auf eins hinausläuft, mit dem Preiſe deſſelben, müßten doch dieſe Waaren gekauft werden. Dergleichen Abgaben würden der Zunahme des überſchüſſigen Erzeugniſſes, und folglich der Cultur und Verbeſſerung ihrer Ländereyen, im Wege ſtehen. Das wirkſamſte Mittel hingegen, den Werth des überſchüſſigen Erzeugniſſes zu erhöhen, die Zunahme deſſelben, und ſomit die Cultur und Verbeſſerung des Bodens zu befördern, würde darin beſtehen, daß man dem Handel aller ſolcher Handelsſtaaten die uneingeſchränkteſte Freyheit zugeſtände.

Dieſe vollkommene Handelsfreyheit würde ſogar das wirkſamſte Mittel ſeyn, die Ackerbau treibenden Länder, zu gehöriger Zeit, mit allen den Handwerkern, Manufacturiſten und Kaufleuten, woran es ihnen fehlt, zu verſehen, und alſo die weite Lücke, die man in dieſen Ländern gewahr wird, auf die angemeſſenſte und vortheilhafteſte Art, auszufüllen.

Wenn nun der Ueberſchuß von dem Erzeugniſſe des Bodens ſich immerfort vermehrte; ſo würde, mit der Zeit, ein allzu ſtarkes Kapital erwachſen, als daß daſſelbe, mit dem gewöhnlichen Antheile am Gewinnſte, allein bey dem Ackerbaue angelegt werden könnte; und der Theil des Kapitals, der hierbey keine Anwendung fände, würde von ſelbſt zu dem Gewerbe der einheimiſchen Handwerker und Manufacturiſten übergehen. Fänden aber dieſe Handwerker und Manufacturiſten nicht nur den Stoff zu ihrer Arbeit, ſondern auch den Fond zu ihrem Unterhalte in ihrem eigenen Lande: ſo würden ſie ſogleich im Stande ſeyn, wenn auch mit weniger Kunſt und Geſchicklichkeit, doch zu eben ſo wohlfeilen Preiſen zu arbeiten, als dieſelben Handwerker und Manufacturiſten ſolcher Handelsſtaaten, die jene Stoffe und Nahrungsmittel aus weiter Entfernung herbey hohlen müſſen. Und geſetzt, ſie könnten, aus Mangel an Kunſt und Geſchick, eine Zeitlang nicht ſo wohlfeil arbeiten: ſo könnten ſie doch, wenn ſie im Lande ſelbſt Abnehmer fänden, ihre Arbeit eben ſo wohlfeil liefern, als die Handwerker und Manufacturiſten ſolcher Handelsſtaaten, die ihre verarbeitete Waare erſt aus weiter Entfernung dahin zu Markte bringen müßten. Hätten ſie ſich aber mehr Kunſt und Geſchicklichkeit erworben: dann würden ſie auch wohlfeiler zu verkaufen im Stande ſeyn. Daher würden die Handwerker und Manufacturiſten der Handelsſtaaten, auf dem Markte der Ackerbau treibenden Völker ſogleich Mitwerber finden, und bald darauf gar nicht mehr Preiſe halten können und verdrängt werden. Die Wohlfeilheit der in den Ackerbau treibenden Ländern verfertigten Waaren — eine Folge der ſtufenweiſe größer gewordenen Geſchicklichkeit — würde ihren Abſatz, mit der Zeit, über den einheimiſchen Markt hinaus verbreibreiten, und die Waaren auf viele auswärtige Märkte bringen, wo ſie dann ebenfalls manche Manufacturwaare der Handelsſtaaten nach und nach verdrängen würde.

Dieß beſtändige Zunehmen des rohen ſowohl, als des verarbeiteten Erzeugniſſes ſolcher Ackerbau treibenden Völker, brächte dann mit der Zeit ein größeres Kapital hervor, als mit dem ordentlichen Gewinnſte am Kapitale entweder bey dem Ackerbaue, oder bey den Manufacturen angelegt werden könnte. Der Ueberſchuß von dieſem Kapitale würde natürlicher Weiſe auf den auswärtigen Handel übergehen, und auf die Ausfuhr derjenigen rohen und verarbeiteten Landesproducte, die im Lande ſelbſt keine Abnehmer fänden, verwendet werden. Bey dieſer Ausfuhr der Landesproducte hätten nun die Kaufleute einer Ackerbau treibenden Nation, eben einen ſolchen Vortheil vor den Kaufleuten der Handelsſtaaten voraus, als die Handwerker und Manufacturiſten der erſtern vor den Handwerkern und Manufacturiſten der letztern voraus haben — den Vortheil, daß ſie in ihrer Heimath die Ladung, die Vorräthe und Lebensmittel fänden, welche die andern in entfernten Gegenden aufſuchen müßten. Bey geringerer Kenntniß und Geſchicklichkeit in der Schiffahrt, würden ſie daher im Stande ſeyn, auf auswärtigen Märkten dieſe Ladung eben ſo wohlfeil — und bey gleicher Kenntniß und Geſchicklichkeit ſogar wohlfeiler zu verkaufen, als die Kaufleute der Handelsſtaaten. Sie würden alſo bey dieſem Zweige des auswärtigen Handels mit ſolchen Handel treibenden Nationen bald wetteifern, und mit der Zeit ſie ganz daraus verdrängen.

Nach dieſem menſchenfreundlichen und großmüthigen Syſteme kann daher eine Ackerbau treibende Nation, wenn ſie ſich ſelbſt Handwerker, Manufacturiſten und Kaufleute verſchaffen will, keine zweckmäßigere Maßregel befolgen, als wenn ſie dem Gewerbe der Handwerker, Manufacturiſten und Kaufleute aller übrigen Nationen unbeſchränkte Freyheit zugeſteht. Sie erhöhet dadurch den Werth von dem überflüſſigen Erzeugniſſe ihres eigenen Bodens; und das beſtändige Zunehmen dieſes Ueberſchuſſes bildet nach und nach einen Fond, der ihr mit der Zeit alle Handwerker, Manufacturiſten und Kaufleute, deren ſie bedarf, unfehlbar verſchaffen muß.

Wenn hingegen eine Ackerbau treibende Nation, das Gewerbe auswärtiger Nationen, durch hohe Abgaben oder gänzliches Verboth unterdrückt: ſo ſchadet ſie nothwendiger Weiſe ihrem eigenen Intereſſe auf zweyerley Art. Erſtlich vermindert ſie dadurch, daß ſie den Preis aller fremden Güter und aller Arten von Manufacturwaaren erhöhet, den wirklichen Werth von dem überſchüſſigen Erzeugniſſe ihres eigenen Bodens, mit welchem, oder, (welches einerley iſt) mit deſſen Preiſe ſie dieſe fremden Güter und Manufacturwaaren kauft. Indem ſie, zweytens, ihren eigenen Kaufleuten, Handwerkern und Manufacturiſten eine Art von Monopol auf dem einheimiſchen Markte giebt, macht ſie die Gewinnſte des Kaufmanns und Manufacturiſten den Gewinnſten des Landwirths gleich, und bewirkt dadurch, daß entweder von dem Ackerbaue Kapitalien auf den Handel und die Manufacturen hinüber gehen, oder daß der Ackerbau Kapitalien, die ihm ſonſt zufließen würden, entbehren muß. Eine ſolche Staatswirthſchaft hemmet alſo den Ackerbau auf zweyerley Weiſe: einmahl dadurch, daß ſie den wirklichen Werth ſeines Erzeugniſſes, und ſomit den Gewinnſtantheil daran herabſetzt; und dann, daß ſie den Gewinnſtantheil bey allen übrigen Gewerben in die Höhe treibt. Beym Ackerbaue wird weniger, und bey dem Handel und den Manufacturen wird mehr gewonnen, als außerdem geſchehen ſeyn würde; und jedermann wird, um ſeines Vortheils willen, gereitzt, ſein Kapital und ſeinen Fleiß, ſo viel nur möglich, von dem erſtern ab- und auf die letztern zu wenden.

Wenn auch eine Ackerbau treibende Nation, durch dieſe drückende Staatswirthſchaft, ſich ihre eigenen Handwerker, Manufacturiſten und Kaufleute etwas früher verſchaffen ſollte, als es bey Freyheit des Handels und Gewerbes geſchehen ſeyn würde: — ein Umſtand, der immer noch zweifelhaft iſt — ſo würde ſie dieſelben doch vor der Zeit, und ehe ſie dazu gleichſam reif geworden wäre, hervorbringen. Eine Gattung des Arbeitsfleißes würde zu ſchnell empor gehoben, und dadurch eine andere viel wichtigere Gattung zurück gehalten werden. Man höbe eine Gattung des Arbeitsfleißes zu ſchnell empor, die bloß das Kapital, das darin angelegt wird, mit dem gewöhnlichen Gewinnſte wieder erſtattet; und man hielt dadurch eine Gattung des Arbeitsfleißes zurück, welche, nachdem ſie das Kapital mit ſeinem Gewinnſte völlig wieder erſtattet hat, noch einen reinen Ertrag, eine freye Rente für den Gutsherren abwirft. Eine productive Arbeit würde gehemmet, indem man eine völlig unfruchtbare und unproductive Arbeit beförderte.

Wie, nach dieſem Syſteme, die Totalſumme des jährlichen Erzeugniſſes des Bodens, unter die drey vorhin erwähnten Klaſſen vertheilt iſt, und wie es zugeht, daß die Arbeit der unproductiven Klaſſe nichts weiter erſtattet, als den Werth deſſen, was ſie verzehrt, ohne den Werth jener Totalſumme auf irgend eine Weiſe zu vermehren — dieß iſt von Herrn **Quesnay**, dem ſcharfſinnigen und gründlichen Urheber dieſes Syſtems, durch gewiſſe Berechnungs-Formulare anſchaulich gemacht worden. Das erſte dieſer Formulare, welches er vorzugsweiſe durch den Namen der **ökonomiſchen** oder **wirthſchaftlichen Tabelle** unterſcheidet, zeigt die Art und Weiſe, wie jene Vertheilung in einem Zuſtande der vollkommenſten Freyheit, und folglich des höchſten Wohlſtandes ſtatt finden ſollte — in einem Zuſtande, worin das jährliche Erzeugniß den größten möglichen reinen Ertrag gäbe, und jede Klaſſe den ihr zukommenden Antheil an dem ganzen jährlichen Erzeugniſſe genöſſe. Hierauf folgen einige Tabellen, welche die Art und Weiſe angeben, wie jene Vertheilung unter den mancherley Einſchränkungen und Anordnungen beſchaffen iſt, durch welche entweder die Klaſſe der Landeigenthümer, oder die unfruchtbare und nichts hervorbringende Klaſſe mehr begünſtigt wird, als die Klaſſe der Landwirthe, und wodurch die eine oder die andere jener Klaſſen ſich mehr oder weniger an dem Antheile vergreift, der eigentlich dieſer hervorbringenden Klaſſe gebühret. Jeder ſolche Eingriff, jede Verletzung der natürlichen Vertheilung, welche bey vollkommener Freyheit ſtatt finden würde, muß, nach dieſem Syſteme, von Jahr zu Jahr, den Werth und die Totalſumme des jährlichen Erzeugniſſes, unfehlbar mehr oder weniger verringern, und in dem wirklichen Reichthume und Einkommen der Geſellſchaft eine allmählige Abnahme hervorbringen; eine Abnahme, die ſchneller oder langſamer geſchieht, je nachdem die Eingriffe ſtärker oder ſchwächer ſind, je nachdem die natürliche Vertheilung, welche vollkommene Freyheit bewirken würde, mehr oder weniger verletzt wird. Dieſe nachfolgenden Berechnungen zeigen die verſchiedenen Stufen der Abnahme, welche, dieſem Syſteme zu Folge, den verſchiedenen Graden entſprechen, in denen die natürliche Vertheilung der Dinge verletzt wird.

Gewiſſe theoretiſche Aerzte ſcheinen ſich eingebildet zu haben, die Geſundheit des menſchlichen Körpers könne nur durch eine genau beſtimmte Lebensordnung erhalten werden, und jede, auch die kleinſte Abweichung davon, müſſe unfehlbar einen Grad von Krankheit und Unordnung verurſachen, der dieſer Abweichung angemeſſen wäre. Indeſſen würde die Erfahrung zeigen, daß der menſchliche Körper, allem Anſehen nach, bey einer ſehr großen Verſchiedenheit der Lebensordnungen, und ſelbſt bey ſolchen, die man allgemein für die aller ungeſundeſten hält, dennoch oft vollkommen geſund bleibt. Man würde ſehen, daß in dem geſunden Zuſtande des menſchlichen Körpers ſelbſt ein gewiſſes Principium ſeiner Erhaltung verborgen liegt, durch welches die ſchlimmen Folgen der übelſten Lebensordnung abgewendet oder verbeſſert werden können. Es ſcheint, daß Herr Quesnay, der ſelbſt ein Arzt, und zwar ein ſehr ſpeculativer Arzt war, von dem Staatskörper einen ähnlichen Begriff gehabt, und ſich eingebildet habe, daß dieſer nur bey einer gewiſſen genau vorgeſchriebenen Lebensordnung, bey der ſtrengen Diät vollkommener Freyheit und Gerechtigkeit, gedeihen und ſich wohl befinden könne. Er ſcheint nicht erwogen zu haben, daß in dem Staatskörper, das unabläſſige Beſtreben jedes Menſchen, ſeinen Zuſtand zu verbeſſern, eine Kraft iſt, die auf Selbſterhaltung abzweckt, und die ſchlimmen Folgen einer parteyiſchen und drückenden Staatswirthſchaft abzuwenden oder zu erleichtern vermag. Zwar hält eine ſolche Staatswirthſchaft das natürliche Fortſchreiten einer Nation zu Reichthum und Wohlſtande unſtreitig mehr oder weniger auf; aber ſie kann es doch nicht ganz zum Stillſtande bringen, und noch viel weniger rückgängig machen. Wenn eine Nation nicht anders, als beym Genuſſe vollkommener Freyheit und vollkommener Gerechtigkeit glücklich werden könnte: ſo hätte es nie in der Welt eine glückliche Nation gegeben. Allein, ſo wie die Weisheit der Natur in dem menſchlichen Körper die übeln Folgen der Vernachläſſigung und Unmäßigkeit abwendet: ſo macht ſie auch in dem Staatskörper viele ſchlimme Folgen der Thorheit und Ungerechtigkeit ſeiner Glieder unſchädlich.

Der Hauptirrthum dieſes Syſtems ſcheint darin zu liegen, daß es die Klaſſe der Handwerker, Manufacturiſten und Kaufleute als ganz unfruchtbar und nichts hervorbringend darſtellt. Folgende Beobachtungen können dazu dienen, die Unrichtigkeit dieſer Behauptung ins Licht zu ſetzen.

Man räumt, erſtlich, ein, daß dieſe Klaſſe jährlich den Werth deſſen, was ſie verzehrt, wieder hervor bringt, und alſo wenigſtens die Exiſtenz des Fonds, oder des Kapitals, womit ſie unterhalten und beſchäftiget wird, verlängert. Allein ſchon in dieſer Rückſicht ſcheint die Benennung unfruchtbar, unproductiv oder nichts hervorbringend, nicht auf ſie zu paſſen. Wir nennen eine Ehe darum nicht unfruchtbar, wenn auch darin nur ein Sohn und eine Tochter, welche die Stelle des Vaters und der Mutter erſetzen, erzeugt werden, und alſo die Zahl der Menſchen nicht vermehrt, ſondern nur die einmahl vorhandene Zahl erhalten wird. Freylich bringen die Pächter und Ackersleute, außer dem Fond, mit welchem ſie unterhalten und beſchäftiget werden, jährlich noch einen reinen Ertrag, eine freye Rente für den Gutsherrn, hervor; und, ſo wie eine Ehe, worin drey Kinder erzeugt werden, unſtreitig productiver iſt, als eine Ehe von zwey Kindern: ſo iſt auch die Arbeit der Pächter und Ackersleute productiver, als die Arbeit der Kaufleute, Handwerker und Manufacturiſten. Aber das größere Erzeugniß der einen Klaſſe macht doch die andere nicht ganz unfruchtbar und unproductiv.

Es ſcheint, **zweytens**, in dieſer Rückſicht ganz unſchicklich zu ſeyn, die Handwerker, Manufacturiſten und Kaufleute mit dem Hausgeſinde in eine Reihe zu ſtellen. Die Arbeit dieſer Dienſtbothen giebt dem Fond, womit ſie unterhalten und beſchäftiget werden, gar keine Dauer. Sie werden bloß auf Koſten ihrer Dienſtherren unterhalten und beſchäftiget, und die Arbeit, die ſie verrichten, iſt nicht ſo beſchaffen, daß ſie dieſe Koſten wieder erſtattete. Ihre Arbeit beſteht in Dienſten, welche gemeiniglich in demſelben Augenblicke, wo ſie verrichtet werden, verſchwinden, und an keiner verkäuflichen Waare, die den Werth ihres Arbeitslohns und Unterhalts wieder erſtattete, haften oder ſichtbar werden. Die

Arbeit der Handwerker, Manufacturiſten und Kaufleute hingegen haftet allerdings an einer ſolchen verkäuflichen Waare, und wird daran ſichtbar. Daher habe ich, in dem Kapitel welches von Arbeiten die etwas hervorbringen, und von ſolchen, die nichts hervorbringen, handelt, *) die Handwerker, Manufacturiſten und Kaufleute, in die Klaſſe der productiven Arbeiter, und die Dienſtbothen in die Klaſſe der unfruchtbaren und unproductiven geſtellt.

Drittens, ſcheint es in jedem Betrachte unrichtig zu ſeyn, wenn man ſagt, daß die Arbeit der Handwerker, Manufacturiſten und Kaufleute das wirkliche Einkommen der Geſellſchaft gar nicht vermehre. Wenn man auch, dem Syſteme gemäß, annimmt, daß der Werth deſſen, was dieſe Klaſſe täglich, monatlich und jährlich verzehrt, gerade ſo viel beträgt, als das, was ſie täglich, monatlich und jährlich hervorbringt: ſo folgt doch daraus nicht, daß ihre Arbeit dem wirklichen Einkommen der Geſellſchaft, dem wirklichen Werthe des jährlichen Erzeugniſſes von dem Boden und von der Arbeit derſelben, gar nichts zuſetze. Ein Handwerksmann, zum Beyſpiel, der in den erſten ſechs Monaten nach der Ernte, eine Arbeit, die zehn Pfund St. werth iſt, macht, mag immerhin während dieſer Zeit, zehn Pfund St. werth Getreide und andere Bedürfniſſe verbrauchen: er ſetzt doch in der That zu dem jährlichen Erzeugniſſe des Bodens und der Arbeit der Geſellſchaft den Werth von zehn Pfunden hinzu. Während der Zeit, daß er ein halbjähriges, zehn Pfund St. werthes Einkommen an Getreide und andern Bedürfniſſen verbrauchte, hat er eine eben ſo viel werthe Arbeit zu Stande gebracht, mit welcher entweder für ihn, oder für irgend eine andere Perſon, ein gleiches halbjähriges Einkommen gekauft werden konnte. Daher iſt der Werth deſſen, was in dieſen ſechs Monaten verbraucht und hervorgebracht worden iſt, nicht zehn, ſondern zwanzig Pfunden gleich. Zwar iſt vielleicht zu keiner Zeit mehr, als der Werth von zehn Pfunden wirklich vorhanden geweſen. Wenn aber die zehn Pfund St. werth Getreide und andere Bedürfniſſe von einem Soldaten, oder von einem Dienſtbothen verbraucht worden wären: ſo würde derjenige Theil von dem jährlichen Erzeugniſſe, welcher zu Ende der ſechs Monate vorhanden war, zehn Pfund St. weniger betragen haben, als er, vermöge der Arbeit des Handwerksmannes betrug. Geſetzt alſo auch, der Werth deſſen, was ein Handwerksmann hervorbringt, betrüge zu keiner Zeit mehr, als den Werth deſſen, was er verzehrt: ſo iſt doch, zu jeder Zeit, der wirklich auf dem Markte vorhandene Werth von Waaren, vermöge ſeiner Arbeit, größer, als er außerdem ſeyn würde.

---

*) Nehmlich im dritten Kapitel des zweyten Buches.

Wenn die Anhänger dieſes Syſtems behaupten, daß das, was die Handwerker, Manufacturiſten und Kaufleute verzehren, eben ſo viel werth iſt, als das, was ſie hervorbringen: ſo wollen ſie vermuthlich damit weiter nichts ſagen, als daß ihr Einkommen, oder der zu ihrem Unterhalte beſtimmte Fond, dem, was ſie hervorbringen, gleich iſt. Hätten ſie ſich beſtimmter ausgedrückt und bloß behauptet, daß das Einkommen dieſer Klaſſe, dem Werthe deſſen, was ſie hervorbringt, gleich ſey: ſo würde dem Leſer ſogleich einfallen, daß alſo dasjenige, was von dieſem Einkommen bey Seite gelegt wird, nothwendig den wirklichen Reichthum der Geſellſchaft mehr oder weniger vermehren müſſe. Damit aber der Satz einen Beweis für ihre Behauptung abgäbe, konnten ſie ihn nicht anders, als ſo ausdrücken. Wenn man indeſſen auch annimmt, die Dinge verhielten ſich ſo, wie ſie es vorauszuſetzen ſcheinen: ſo läßt ſich dennoch damit nichts beweiſen.

Viertens; ohne Erſparniſſe zu machen, können Pächter und Ackersleute eben ſo wenig das wirkliche Einkommen ihrer Geſellſchaft, das jährliche Erzeugniß von dem Boden und von der Arbeit derſelben vermehren, als Handwerker, Manufacturiſten und Kaufleute. Dieſes jährliche Erzeugniß kann in jeder Geſellſchaft nur auf zweyerley Weiſe vermehrt werden: entweder durch irgend eine Verbeſſerung in den hervorbringenden Kräften einer nützlichen Arbeit, die in der Geſellſchaft betrieben wird, oder zweytens, durch vermehrte Quantität dieſer Arbeit.

Die Verbeſſerung in den hervorbringenden Kräften nützlicher Arbeit hängt, erſtlich, von der vervollkommeten Geſchicklichkeit des Arbeitens, ab, und dann zweytens von den vervollkommeten Maſchinen, mit denen er arbeitet. Wie nun aber die Arbeit der Handwerker und Manufacturiſten in mehrere Zweige vertheilt, und die Arbeit jedes einzelnen Handwerksmannes auf einfachere Verrichtungen gebracht werden kann, als die Arbeit der Pächter und Ackersleute: ſo iſt auch die erſtere, in beyden Fällen, eines höhern Grades der Verbeſſerung fähig. *) In dieſem Betrachte kann alſo die Klaſſe der Landwirthe keinen Vortheil vor den Handwerksleuten und Manufacturiſten voraus haben.

Ob die Quantität nützlicher Arbeit, die in einer Geſellſchaft betrieben wird, vermehrt werden ſolle, dieß hängt lediglich davon ab, ob das Kapital, womit die Arbeit betrieben wird, ſich vermehre, oder nicht; und das Zunehmen dieſes Kapitals hängt wiederum davon ab, wie viel oder wie wenig die Leute, welche die Verwendung des Kapitals dirigiren, oder diejenigen, welche ihnen dazu Geld leihen, von ihren Einkünften erſparen und bey Seite legen. Wenn nun, nach der angenommenen Maxime des Syſtems, Kaufleute, Handwerker und Manufacturiſten von Natur mehr zum Sparen geneigt ſind, als Gutsherrn und Landwirthe: ſo iſt es auch in ſo fern wahrſcheinlich, daß jene, mehr als dieſe, zu Vermehrung nützlicher Arbeit, die in der Geſellſchaft betrieben wird, und folglich zum Wachsthume ihrer wirklichen Einkünfte, das heißt, des jährlichen Erzeugniſſes von ihrer Länderey und Arbeit, beytragen werden.

Fünftens und letztens. Wenn man nun auch, dem Syſteme gemäß, annimmt, daß die Einkünfte der Einwohner in jedem Lande, in nichts anderm beſtehen, als in der Quantität von Nahrungsmitteln, die ihnen ihr Fleiß verſchaffen kann: ſo müſſen doch, ſelbſt unter dieſer Vorausſetzung, und unter übrigens gleichen Umſtänden, die Einkünfte eines Handel treibenden und mit Manufacturen verſehenen Landes allezeit größer ſeyn, als die Einkünfte eines Landes, das weder Handel noch Manufacturen hat. Vermittelſt des Handels und der Manufacturen kann jährlich eine größere Menge von Nahrungsmitteln in ein Land eingeführt werden, als ſein eigener Boden, bey dem jedesmahligen Zuſtande ſeiner Cultur, hervorbringen könnte. Die Einwohner in einer Stadt haben oft gar keine eigenthümlichen Ländereyen, und doch ziehen ſie, durch ihren Gewerbfleiß, ſo viel rohe Erzeugniſſe von anderer Leute Ländereyen an ſich, daß ſie dadurch nicht nur mit den Materialien zu ihrer Arbeit, ſondern auch mit dem Fond zu ihrem Unterhalte verſorgt werden. Wie eine Stadt zu ihrer benachbarten Landſchaft: ſo kann ſich auch oft ein unabhängiger Staat zu andern unabhängigen Staaten oder Ländern verhalten. So zieht Holland einen großen Theil ſeiner Nahrungsmittel aus andern Ländern: lebendiges Vieh aus Holſtein und Jütland, und Getreide beynahe aus allen Ländern von Europa. Mit einer geringen Quantität verarbeiteter Erzeugniſſe, kann man eine große Quantität roher Erzeugniſſe erkaufen. Natürlicher Weiſe kann alſo ein Land, worin Handel und Manufacturen blühen, mit einem kleinen Theile ſeiner verarbeiteten Erzeugniſſe, einen großen Theil der rohen Erzeugniſſe anderer Länder erkaufen; da, im Gegentheile, ein Land das keinen Handel und keine Manufacturen hat, insgemein einen großen Theil ſeiner rohen Erzeugniſſe aufwenden muß, um ſich einen ſehr kleinen Theil der verarbeiteten Erzeugniſſe anderer Länder zu verſchaffen. Das eine führt etwas aus, das wenigen Menſchen Unterhalt giebt und Waare für wenige Plätze iſt, und führt etwas ein, das viele Menſchen ernährt und Waare für viele Plätze iſt. Das andere führt Bedürfniſſe für viele aus, und Bedürfniſſe für wenige ein. Die Bewohner des einen müſſen allezeit eine größere Quantität Unterhaltsmittel haben, als ihr eigener Boden, bey der jedesmahligen Beſchaffenheit ſeines Anbaues, liefern könnte. Die Bewohner des andern müſſen allezeit eine weit geringere Quantität haben.'

---

*) Man ſ. das erſte Kapitel im erſten Buche.

Indeſſen kömmt vielleicht dieſes Syſtem, bey allen ſeinen Unvollkommenheiten, unter allen bis jetzt bekannt gewordenen Syſtemen über die Staatswirthſchaft, der Wahrheit am nächſten; und es verdient um deßwillen die Aufmerkſamkeit eines jeden, der die Grundſätze dieſer ſehr wichtigen Wiſſenſchaft gründlich unterſuchen will. Zwar ſtellt es die Arbeit bey der Landwirthſchaft als die einzige auf, die etwas hervorbringt, und daher ſind die daraus gefolgerten Begriffe vielleicht allzu enge und beſchränkt. Aber da es das Weſen des Nationalreichthums nicht in die unverbrauchbaren Schätze des Geldes, ſondern in die verbrauchbaren Güter ſetzt, die jährlich durch die Arbeit der Geſellſchaft von neuem hervorgebracht werden; da es vollkommene Freyheit als das einzige wirkſame Mittel aufſtellt, dieſe mit jedem Jahre erneuerte Erzeugung auf die höchſte mögliche Stufe zu bringen: ſo ſcheint dieſe Theorie eben ſo richtig zu ſeyn, als ſie großmüthig und menſchenfreundlich iſt. Ihre Anhänger ſind ſehr zahlreich; und weil die Menſchen das Sonderbare lieben und ſich gerne das Anſehen geben, etwas zu verſtehen, das über die Faſſungskraft des großen Haufens hinaus geht: ſo hat vielleicht der darin enthaltene paradoxe Satz, daß Manufacturarbeit gar nichts hervorbringe, nicht wenig beygetragen, die Zahl der Bewunderer dieſes Syſtems zu vermehren. Sie haben, einige Jahre her, eine ſehr anſehnliche Secte ausgemacht, die ſich unter den franzöſiſchen Gelehrten durch den Namen **der Oekonomiſten** auszeichnen. Ihre Schriften haben unſtreitig ihrem Vaterlande genützt; denn ſie haben nicht nur manche Gegenſtände, die vorhin niemahls gehörig unterſucht worden waren, der allgemeinen Prüfung unterworfen: ſondern auch, die Regierung für den Ackerbau einigermaßen günſtig geſtimmet. Ihren Vorſtellungen iſt es zuzuſchreiben, daß der Ackerbau in Frankreich von manchen Bedrückungen, unter welchen er zuvor litt, befreyet worden iſt. Der Zeitraum, auf welchen ein Pacht verliehen werden kann, ſo, daß er gegen jeden künftigen Käufer oder Eigenthümer der Länderey gültig ſeyn muß, iſt von neun Jahren auf ſieben und zwanzig Jahre verlängert worden. Die vormahligen Beſchränkungen des Transports des Getreides aus einer Provinz des Königreichs in die andere, hat man ganz und gar aufgehoben, und die Freyheit der Getreideausfuhr nach allen fremden Ländern iſt, für alle gewöhnliche Fälle, zu einem allgemeinen Landesgeſetze gemacht worden. Die Anhänger dieſes Syſtems folgen in ihren zahlreichen Schriften, die nicht nur von der eigentlich ſogenannten Staatswirthſchaft oder von der Natur und den Urſachen des Nationalreichthums, ſondern auch von jedem andern Zweige der Politik handeln, blindlings, und ohne merkliche Abweichung, der Lehre des Herrn **Quesnay**. Daher ſind, in dieſer Rückſicht, die meiſten dieſer Schriften, einander ſo ähnlich. Die deutlichſte und am beſten zuſammen hängende Theorie dieſer Lehre findet man in einem kleinen Buche des Herrn **Mercier de la Riviere**, vormahligen Intendanten von Martinique, das den Titel führt: **Die natürliche und weſentliche Ordnung politiſcher Geſellſchaften** *). Die Verehrung dieſer ganzen Secte gegen ihren Urheber, der ſelbſt ein ſehr beſcheidener Mann, ohne alle Anmaßung, war, giebt der Verehrung der alten Weltweiſen gegen die Stifter ihrer Syſteme, nichts nach. „So lange die Welt ſteht,“ ſagt ein ſehr genauer und achtungswerther Schriftſteller, der Marquis von **Mirabeau**, „haben drey große Erfindungen am meiſten beygetragen, den bürgerlichen Geſellſchaften innere Feſtigkeit zu geben; da manche andere Erfindungen ihnen bloß Reichthum und äußeres Anſehen verſchafft haben. Die eine iſt die Erfindung des Schreibens, welche die Menſchen in den Stand ſetzt, ihre Geſetze, Verträge, Begebenheiten und Entdeckungen unverändert auf die Nachwelt zu bringen. Die zweyte iſt die Erfindung des Geldes, das allen Verkehr gebildeter Geſellſchaften unter einander erhält. Die dritte iſt die ökonomiſche Tabelle, das Reſultat beyder, welche jene Erfindungen,

---

*) L'ordre naturel et eſſentiel des ſociétés politiques. Paris 1767. 4.

„durch Vervollkommung ihrer Zwecke, erſt vollſtändig „macht. Dieſe große Entdeckung war unſern Zeiten „vorbehalten; aber erſt unſere Nachkommen werden die „Früchte davon ernten.“

So wie die Staatswirthſchaft der Völker des neuern Europa, den Manufacturen und dem auswärtigen Handel, welche die Indüſtrie der Städte ausmachen, günſtiger geweſen iſt, als dem Ackerbaue, der Indüſtrie des Landes: ſo haben andere Völker einen entgegengeſetzten Plan befolgt und den Ackerbau mehr begünſtiget, als die Manufacturen und den auswärtigen Handel.

Die Staatswirthſchaft der Chineſen iſt dem Ackerbaue günſtiger, als allen übrigen Gewerben. In China ſoll der Zuſtand eines Bauers eben ſo viel vor dem Zuſtande eines Handwerkers voraus haben, als ſich in dem größten Theile von Europa der Handwerker beſſer befindet, als der Bauer. Jeder Chineſe beeifert ſich irgend einen Fleck Landes eigenthümlich oder in Pacht zu bekommen; und man ſagt, daß die Güter gegen billige Bedingungen verpachtet werden, und die Pächter hinlängliche Sicherheit haben. Der auswärtige Handel wird von den Chineſen gar nicht geachtet. **Euer armſeliger Handel!** So drückten ſich darüber die Mandarinen von Peking, gegen den ruſſiſchen Geſandten, Herrn **Lange**, aus *). Die Chineſen ſelbſt treiben beynahe gar keinen auswärtigen Handel in ihren eigenen Schiffen, als mit Japan; und ſie dulden die Schiffe fremder Nationen nur in einem oder in zwey Häfen ihres Reichs. Daher iſt der auswärtige Handel in China auf einen engern Kreis eingeſchränkt, als wenn dieſem Handel entweder in eigenen, oder in den Schiffen fremder Nationen, mehr Freyheit geſtattet würde.

---

*) Von Langens Reiſe nach Peking iſt das Tagebuch in Bell's Reiſen, II. Band, S. 258, 276 und 293 und in Pallas nordiſchen Beyträgen, im 2ten Bande, befindlich. Es iſt auch 1781 zu Leipzig einzeln herausgekommen. A. d. U.

Weil Manufacturwaaren in einem kleinen Raume einen großen Werth enthalten, und mit geringern Koſten aus einem Lande in das andere gebracht werden, als die meiſten rohen Erzeugniſſe: ſo beruhet der auswärtige Handel hauptſächlich auf ihnen. Ueberdieß können in Ländern, die nicht von ſolchem Umfange ſind und für den innern Handel ſich nicht in einem ſo günſtigen Zuſtande befinden, als China, die Manufacturen ohne auswärtigen Handel nicht beſtehen. Länder von mittelmäßiger Größe gewähren nur einen beſchränkten einheimiſchen Markt. In Ländern, wo der Transport aus einer Provinz in die andere ſo ſehr gehemmet wird, kann den Waaren dieſes oder jenes Platzes unmöglich der Abſatz ganz zu Theil werden, den ſonſt der einheimiſche Markt des Landes gewähren würde. In beyderley Ländern alſo können die Manufacturen, ohne einen ausgebreiteten auswärtigen Markt, nicht blühen. Man erwäge, daß die Vervollkommnung des Manufacturfleißes lediglich von der Theilung der Arbeit, und daß, wie wir bereits geſehen haben, in jeder Manufactur, der Grad, wie weit dieſe Theilung getrieben werden ſoll, von dem Umfange des Marktes, abhängt. Nun iſt aber China ein Land von ſolcher Größe; es hat eine ſolche Menge von Einwohnern; ſein Clima iſt ſo verſchieden, und die Erzeugniſſe der verſchiedenen Provinzen ſind daher ſo mannigfaltig; die Verbindung unter den meiſten Provinzen iſt durch die Fahrt zu Waſſer ſo ſehr erleichtert, und durch alles dieſes der einheimiſche Markt dieſes Landes ſo ſehr erweitert werden, daß er allein hinreicht, die größten Manufacturen zu unterſtützen und die ſtärkſte Theilung der Arbeiten zu veranlaſſen. Was den Umfang anbetrifft: ſo iſt vielleicht der Markt von China ſelbſt nicht geringer, als der Markt aller Länder von Europa zuſammen genommen. Wenn indeſſen eine größere Ausbreitung des auswärtigen Handels, zu dieſem großen einheimiſchen Markte, auch noch den auswärtigen Markt der ganzen übrigen Welt hinzu thäte, und wenn dann zumahl ein guter Theil dieſes Handels mit chineſiſchen Schiffen getrieben würde: ſo müßten unfehlbar die Manufacturen in China noch beträchtlich zunehmen und die hervorbringenden Kräfte ſeines Manufacturfleißes gar ſehr verſtärken. Bey einer mehr ausgebreiteten Schiffahrt würden natürlicher Weiſe die Chineſen nicht nur die Kunſt erlernen, die mancherley Maſchinen, deren man ſich in andern Ländern bedient, ſelbſt zu verfertigen und zu gebrauchen, ſondern ſich auch die übrigen Verbeſſerungen in Künſten und Gewerben zu eigen machen, welche in allen Theilen der Welt getrieben werden. Bey ihrer jetzigen Art zu verfahren haben ſie wenig Gelegenheit, ſich nach dem Muſter anderer Nationen zu bilden; denn ſie kennen bloß die Japaner.

Auch die Staatswirthſchaft des alten Aegyptens und der Regierung der Gentoos in Indoſtan ſcheint den Ackerbau mehr begünſtiget zu haben, als alle übrigen Gewerbe.

Sowohl in dem alten Aegypten, als in Indoſtan war die ganze Volksmaſſe in verſchiedene Caſten oder Stämme getheilt, und jede derſelben, vom Vater auf den Sohn, auf ein beſtimmtes Gewerbe, oder gewiſſe Klaſſen von Gewerben eingeſchränkt. Der Sohn eines Prieſters mußte nothwendig ein Prieſter werden; der Sohn eines Soldaten, ein Soldat; der Sohn eines Bauers, ein Bauer; der Sohn eines Webers, ein Weber; der Sohn eines Schneiders, ein Schneider; u. ſ. w. In beyden Ländern behauptete die Caſte der Prieſter den höchſten, und die Caſte der Soldaten den nächſten Rang; in beyden Ländern hatte die Caſte der Pächter und Bauern den Rang über die Caſten der Kaufleute und Manufacturiſten.

Die Regierung beyder Länder hatte auf die Wohlfahrt des Ackerbaues ihr vornehmſtes Augenmerk gerichtet. Die Werke, welche die alten Beherrſcher Aegyptens zu zweckmäßiger Vertheilung der Gewäſſer des Nils angelegt hatten, waren im Alterthume berühmt; und die Ruinen einiger derſelben erregen noch jetzt die Bewunderung der Reiſenden. Aehnliche Werke ſind von den alten Beherrſchern Indoſtans angelegt worden, um das Waſſer des Ganges und vieler andern Ströme zu leiten; und wenn ſie auch nicht ſo berühmt geworden ſind, als jene: ſo ſcheinen ſie doch eben ſo wichtig geweſen zu ſeyn. Beyde Länder haben zwar zuweilen durch Theurung gelitten, ſind aber dennoch wegen ihrer großen Fruchtbarkeit berühmt geweſen. Beyde waren außerordentlich volkreich; gleichwohl konnten ſie in mäßig fruchtbaren Jahren eine große Menge Getreides ihren Nachbaren zuführen.

Die alten Aegypter hatten einen abergläubiſchen Abſcheu vor dem Meere; und da die Religion der Gentoos ihren Anhängern nicht erlaubt, über dem Waſſer Feuer anzuzünden, und ſie folglich über dem Waſſer keine Speiſen kochen dürfen: ſo ſind ihnen alle weite Seereiſen in der That verbothen. Daher waren ſowohl die Aegypter, als die Indianer, um ihre überflüſſigen Erzeugniſſe auszuführen, von der Schiffahrt anderer Völker völlig abhängig; und ſo, wie dieſe Abhängigkeit ihren Markt einſchränkte: ſo muß ſie auch den Wachsthum der überflüſſigen Erzeugniſſe verhindert haben, und zwar mehr den Wachsthum der verarbeiteten, als der rohen Erzeugniſſe. Die Manufacturen bedürfen eines viel ausgebreitetern Markts, als die wichtigſten rohen Erzeugniſſe des Bodens. Ein einziger Schuhmacher kann in einem Jahre über drey hundert Paar Schuhe verfertigen; und ſeine eigene Familie verbraucht vielleicht kaum ſechs Paar. Wenn er nun nicht die Kundſchaft von wenigſtens funfzig ſolcher Familien hat: ſo kann er nicht das ganze Product ſeiner Arbeit abſetzen. In einem großen Lande wird die zahlreichſte Klaſſe von Handwerkern ſelten den funfzigſten, oder auch den hunderſten Theil von der Zahl aller im Lande vorhandenen Familien ausmachen. Aber für ſo große Länder, als

Frankreich und England ſind, wird die Zahl der Menſchen, die bey der Landwirthſchaft gebraucht werden, von einigen Schriftſtellern auf die Hälfte, von andern auf ein Drittheil aller Einwohner des Landes geſchätzt; und, meines Wiſſens, hat ſie keiner geringer, als auf ein Fünftheil, angeſchlagen. Da nun die Erzeugniſſe der Landwirthſchaft, in Frankreich ſowohl, als in England, zum allergrößten Theile im Lande ſelbſt verbraucht werden: ſo muß, nach dieſen Berechnungen, jede bey der Landwirthſchaft angeſtellte Perſon, bloß der Kundſchaft von einer, zwey, oder höchſtens vier, der ihrigen ähnlichen Familien bedürfen, um das ganze Product ihrer Arbeit abzuſetzen. Der Ackerbau kann ſich daher in der nachtheiligen Lage eines beſchränkten Markts weit eher behaupten, als die Manufacturen. Freylich wurde in dem alten Aegypten und in Indoſtan, der Nachtheil des beſchränkten auswärtigen Markts, durch die Vortheile vieler ſchiffbaren Ströme und Kanäle großentheils aufgewogen, und dadurch allen Erzeugniſſen der verſchiedenen Provinzen dieſer Länder, der ganze einheimiſche Markt, auf die nutzbarſte Weiſe geöfnet. Auch machte der weite Umfang von Indoſtan den einheimiſchen Markt dieſes Landes ſehr groß und zur Unterſtützung einer Menge von Manufacturen zureichend. Aber der geringe Umfang des alten Aegyptens, das nie ſo groß war als England, muß immer den einheimiſchen Markt dieſes Landes zu enge eingeſchränkt haben, als daß eine große Mannigfaltigkeit von Manufacturen dabey hätte ſtatt finden können. Dem zu Folge iſt Bengalen, diejenige Provinz von Indoſtan, welche insgemein die größte Quantität Reis ausführt, von je her, mehr wegen der Ausfuhr ihrer mancherley Manufacturwaaren, als wegen ihrer Getreideausfuhr berühmt geweſen. Das alte Aegypten hingegen führte zwar einige Manufacturwaaren, inſonderheit feine Leinwand und gewiſſe andere Güter, aus; aber es that ſich doch immer durch die ſtarke Ausfuhr ſeines Getreides am meiſten hervor, und war lange Zeit die Kornkammer des römiſchen Reichs.

Die Einkünfte der Beherrſcher von China, von dem alten Aegypten und von den verſchiedenen Königreichen, in welche Indoſtan zu verſchiedenen Zeiten getheilt geweſen iſt, haben immer ganz, oder doch größtentheils, in einer Art von Grundſteuer oder Landrente beſtanden. Dieſe Grundſteuer oder Landrente war, wie in Europa der Zehnte, ein gewiſſer Antheil — man ſagt, es ſey ein Fünftheil geweſen — von dem Ertrage der Ländereyen, der entweder in Natura gegeben, oder, nach einer gewiſſen Schätzung, in Gelde bezahlt wurde, und folglich, nach der Verſchiedenheit des Ertrages, von Jahr zu Jahr verſchieden war. Natürlicher Weiſe richteten alſo die Beherrſcher dieſer Länder beſonders auf den Ackerbau ihr Augenmerk, weil mit dem Wohlſtande oder dem Verfalle deſſelben, die Vermehrung oder Verminderung ihrer Einkünfte unmittelbar zuſammen hing.

Die Staatswirthſchaft der alten griechiſchen Republiken und des alten Roms gab zwar dem Ackerbaue den Rang vor den Manufacturen und dem auswärtigen Handel; es ſcheint indeſſen, daß man vielmehr den beyden letztern Schwierigkeiten in den Weg gelegt, als den erſtern

ſtern geradezu oder abſichtlich befördert habe. In einigen Staaten des alten Griechenlandes war der auswärtige Handel ganz und gar verbothen, und in andern hielt man dafür, daß die Beſchäftigungen der Handwerker und Manufacturiſten der Stärke und Behendigkeit des menſchlichen Körpers ſchadeten, daß ſie ihn zu den Fertigkeiten, wozu ihre kriegeriſchen und gymnaſtiſchen Uebungen ihn bilden ſollten, ungeſchickt und alſo unfähig machten, die Beſchwerden des Krieges zu ertragen und den Gefahren deſſelben zu begegnen. Solche Beſchäftigungen hielt man nur für Sklaven ſchicklich, und die freyen Staatsbürger durften ſich damit nicht abgeben. In denjenigen Staaten ſogar, in welchen ein ſolches Verboth nicht ſtatt fand, wie in Rom und Athen, war der große Haufe des Volks von allen Gewerben, die gegenwärtig meiſtentheils von den untern Klaſſen der Einwohner in Städten getrieben werden, ſo gut als ausgeſchloſſen. Mit allen dieſen Gewerben beſchäftigten ſich in Athen und Rom die Sklaven der Reichen, und trieben ſie auf Rechnung ihrer Herren, deren Reichthümer, Macht und Begünſtigung es einem freyen Armen ganz unmöglich machte, für ſeine Arbeit, wenn ſie mit der Arbeit der Sklaven der Reichen in Concurrenz kam, Abnehmer zu finden. Ueberdieß ſind Sklaven ſelten erfinderiſch; und die wichtigſten Verbeſſerungen ſowohl in dem Maſchinenweſen, als in der Anordnung und Vertheilung der Geſchäfte, wodurch die Arbeit erleichtert und abgekürzt wird, ſind Erfindungen freyer Menſchen. Wenn auch ein Sklave eine Verbeſſerung dieſer Art vorſchlüge: ſo wäre ſein Herr wohl gar geneigt, den Vorſchlag für eine Eingebung der Faulheit, für einen Verſuch des Sklaven zu halten, ſich ſeiner Arbeit, auf Unkoſten des Herrn, zu entziehen. Anſtatt einer Belohnung, möchte der arme Sklave wahrſcheinlich einen derben Verweis und vielleicht obendrein eine Züchtigung bekommen. Daher wird überhaupt in Manufacturen, die von Sklaven betrieben werden, mehr Arbeit erfordert, um dieſelbe Quantität verarbeiteter Waare zu liefern, als in Manufacturen, die freye Leute betreiben; und daher iſt das, was die erſtern verfertigen, gemeiniglich theurer, als was die letztern verfertigen. Herr von Montesquieu macht die Bemerkung, daß die hungariſchen Bergwerke nicht reicher ſind, und doch mit geringern Koſten, folglich auch mit größerm Gewinn betrieben werden, als die benachbarten türkiſchen Bergwerke. Die letztern werden durch Sklaven bearbeitet; und es iſt den Türken nie in den Sinn gekommen, ſich anderer Maſchinen zu bedienen, als der Arme ihrer Sklaven. Die hungariſchen Bergwerke hingegen werden durch freye Menſchen und mit vielen Maſchinen betrieben, welche die Arbeit ſehr erleichtern und abkürzen. So wenig man auch von den Preiſen der Manufacturwaaren aus den Zeiten der Griechen und Römer weiß: ſo ſcheint es doch, daß die von der feinern Gattung außerordentlich theuer geweſen ſind. Seide wog man gegen Gold auf. Freylich war Seide in damahligen Zeiten kein europäiſches Manufactur-Erzeugniß; ſondern mußte aus Oſtindien geholt werden; ſo, daß die Weite des Weges die Höhe des Preiſes einigermaßen begreiflich macht. Aber der Preis, den eine Dame zuweilen für ein Stück ſehr feiner Leinwand bezahlt haben ſoll, ſcheint eben ſo ausſchweifend hoch geweſen zu ſeyn; und da Leinwand doch immer eine europäiſche,

päiſche, oder höchſtens eine ägyptiſche Manufacturwaare war: ſo kann man einen ſolchen Preis bloß durch die großen Koſten der darauf verwandten Arbeit, und dieſe Koſten wiederum nur durch die Mangelhaftigkeit der Maſchinen erklären, deren man ſich dabey bediente. Auch der Preis der feinern wollenen Zeuge ſcheint, wenn gleich nicht ſo außerordentlich hoch, doch weit höher geweſen zu ſeyn, als er in unſern Zeiten iſt. Plinius erzählt, *) daß von gewiſſen Tüchern, die auf eine beſondere Weiſe gefärbt waren, das Gewicht eines Pfundes, hundert Denarien, das iſt, drey Pfund St. ſechs Schill. und acht Pf. gekoſtet habe. Von andern, auf eine andere Weiſe gefärbten Tüchern, koſtete ein Pfund am Gewichte tauſend Denarien, oder drey und dreyßig Pfund St. ſechs Schill. acht Pf. Hiebey iſt noch zu merken, daß das römiſche Pfund nicht mehr, als zwölf Unzen unſers (avoir du pois) Gewichts enthielt. Dieſer hohe Preis ſcheint zwar hauptſachlich in dem Färben geſteckt zu haben. Wäre aber nicht das Tuch an ſich ſelbſt theurer geweſen, als das in unſern Zeiten verfertigte iſt: ſo würde man ſchwerlich ſo viel Koſten auf das Färben deſſelben verwendet haben. Das Mißverhältniß in dem Werthe der Nebenſache, zu dem Werthe der Hauptſache wäre zu groß geweſen. Der von demſelben Schriftſteller **) angegebene Preis gewiſſer **Triclinarien**, einer Art wollener Polſter oder Küſſen, auf die man ſich bey der Tafel zu lehnen pflegte, überſteigt allen Glauben: einige ſollen über dreyßig tauſend, und einige gar über dreymahl hundert tauſend Pfund St. gekoſtet haben. Es wird auch nicht geſagt, daß dieſer hohe Preis von dem Färben hergerührt habe. Doctor Arbuthnot macht die Bemerkung, daß wahrſcheinlich in der Kleidung wohlhabender Leute, beyderley Geſchlechts, in alten Zeiten nicht ſo viel Mannigfaltigkeit geherrſcht habe, als in neuern Zeiten; und daß die Einförmigkeit, die wir in der Bekleidung der alten Statüen wahrnehmen, dieß zu beſtätigen ſcheine. Er ſchließt hieraus, daß ihnen ihre Kleidung weniger gekoſtet haben müſſe, als uns die unſrige koſtet. Allein dieß dürfte wohl daraus nicht folgen. Wenn eine Kleidung nach der Mode ſo ſehr koſtbar iſt: ſo wird es nicht viel Mannigfaltigkeit darin geben. Wenn aber durch Vervollkommnung in den hervorbringenden Kräften des Kunſt- und Arbeitsfleißes der Manufacturen, dieſe oder jene Kleidung zu einem mäßigen Preiſe herunter gekommen iſt: ſo wird, natürlicher Weiſe die Mannigfaltigkeit ſehr groß ſeyn. Wenn ſich reiche Leute nicht durch den Aufwand eines einzelnen Kleides auszeichnen können: ſo werden ſie ſuchen, ſich durch die Menge und Verſchiedenheit ihrer Kleider hervor zu thun.

---

*) Im neunten Buche, im neun und dreyßigſten Kapitel.

**) Plinius im achten Buche, im acht und vierzigſten Kapitel.

Bey allen Nationen iſt der allergrößte und wichtigſte Handelszweig, wie wir bereits geſehen haben, der Verkehr unter den Bewohnern der Städte und den Landleuten. Die Stadtbewohner ziehen von dem offenen Lande das rohe Erzeugniß, welches theils den Stoff zu ihrer Arbeit, theils den Fond zu ihrem Unterhalte ausmacht; und ſie bezahlen dieſes rohe Erzeugniß, indem ſie den Landleuten einen gewiſſen Theil deſſelben, verarbeitet, und zum unmittelbaren Gebrauche zugerichtet, zurück geben. Der Handel zwiſchen dieſen beyden verſchiedenen Klaſſen von Leuten, iſt am Ende nichts anders, als ein Tauſch einer gewiſſen Quantität roher Erzeugniſſe, gegen eine gewiſſe Quantität verarbeiteter. Je theurer die letztern, deſto wohlfeiler ſind die erſtern; und was in einem Lande den Preis des verarbeiteten Erzeugniſſes ſteigen macht, das macht den Preis des rohen Erzeugniſſes ſinken, und iſt eben darum für den Ackerbau ſchädlich. Je kleiner die Quantität verarbeiteter Erzeugniſſe iſt, womit man eine gegebene Quantität roher Erzeugniſſe, oder, welches auf eins hinaus läuft, womit man den Preis einer ſolchen gegebenen Quantität roher Erzeugniſſe, kaufen kann: deſto geringer iſt der vertauſchbare Werth dieſer rohen Erzeugniſſe, und deſto weniger Antrieb hat der Gutsherr, dieſe Quantität durch Verbeſſerung ſeiner Länderey zu vermehren, oder der Pachter, den Acker zu bauen. Was überdieß in einem Lande auf Verminderung der Handwerker und Manufacturiſten hinwirkt, das macht auch den inländiſchen Markt, den wichtigſten unter allen für die rohen Erzeugniſſe des Bodens, geringer, und muß daher für den Ackerbau um ſo nachtheiliger ſeyn.

Diejenigen Syſteme alſo, die der Landwirthſchaft vor allen andern Gewerben den Vorzug geben, und, um dieſelbe zu befördern, die Manufacturen und den auswärtigen Handel einſchränken, entfernen ſich von ihrem eigenen Zwecke, und halten mittelbarer Weiſe eben die Gattung von Betriebſamkeit zurück, welcher ſie fortzuhelfen glauben. In ſo fern ſtimmen ſie vielleicht mit ſich ſelbſt noch weniger überein, als das Handelsſyſtem. Dieſes Syſtem, indem es die Manufacturen und den auswärtigen Handel mehr befördert, als den Ackerbau und die Landwirthſchaft, nimmt einen Theil von dem Kapitale der Geſellſchaft, der eine vortheilhaftere Gattung des Arbeitsfleißes unterſtützte, von dieſer Gattung hinweg und wendet ihn auf eine minder vortheilhafte Gattung deſſelben. Aber es befördert doch in der That und ſeinem Zwecke gemäß, eben die Gattung des Fleiſſes, die es befördern wollte. Jene landwirthſchaftlichen Syſteme hingegen ſtreben am Ende dem Fortkommen ihrer Lieblingsgattung von Indüſtrie in der That entgegen.

So verhält es ſich mit jedem Syſteme, das entweder durch außerordentliche Begünſtigung einem einzelnen Zweige der Betriebſamkeit, von dem Kapitale der Geſellſchaft mehr zuwenden will, als ihm von ſelbſt zugegangen ſeyn würde, oder das durch außerordentliche Beſchränkungen einem ſolchen einzelnen Zweige einen Theil des Kapitals gewaltſam entzieht, der außerdem darauf verwendet worden wäre — es entfernt ſich von dem großen Zwecke, den es zu erreichen trachtet: es hemmet das Fortſchreiten der Geſellſchaft zu wirklichem Reichthume und Größe, anſtatt es zu beſchleunigen, und vermindert den wirklichen Werth des jährlichen Erzeugniſſes von dem Boden und von der Arbeit des Landes, anſtatt ihn zu vermehren.

Wenn nun alſo alle Syſteme, die auf Begünſtigung oder auf Einſchränkung beruhen, völlig aus dem Wege geräumt worden ſind: ſo tritt das deutliche und einfache Syſtem der natürlichen Freyheit von ſelbſt an die Stelle. Jeder Menſch hat, ſo lange er die Geſetze der Gerechtigkeit nicht übertritt, die freye Befugniß, ſein Intereſſe auf ſeine eigene Weiſe zu verfolgen, und ſeine Betriebſamkeit ſowohl, als ſein Kapital mit der Betriebſamkeit und den Kapitalien anderer Menſchen oder anderer Klaſſen von Leuten in Concurrenz zu bringen. Dem Landesherrn wird eine Pflicht erlaſſen, bey deren Ausübung er ſich immer unzähligen Täuſchungen ausſetzt, und die überhaupt zu ſchwer iſt, als daß menſchliche Einſicht und Weisheit ſie gehörig ausüben könnte, — die Pflicht, über die Betriebſamkeit der Privatperſonen Aufſicht zu führen, und dieſelbe auf die, dem Intereſſe der ganzen Geſellſchaft angemeſſenſten Beſchäftigungen zu leiten. Nach dem Syſteme der natürlichen Freyheit hat der Landesherr nicht mehr, als drey Pflichten zu beobachten — drey Pflichten, die zwar höchſt wichtig, aber für den gemeinen Menſchenverſtand ſehr einleuchtend und faßlich ſind. Die erſte iſt die Pflicht, den Staat gegen die Macht und die Anfälle anderer unabhängiger Staaten zu ſchützen; die zweyte, jedes einzelne Glied der Geſellſchaft gegen die Ungerechtigkeit oder Unterdrückung jedes andern Mitgliedes, ſo viel als möglich, zu ſchützen, oder die Pflicht einer genauen Rechtspflege; und die dritte iſt die Pflicht, gewiſſe öffentliche Werke und Anſtalten anzulegen und zu unterhalten, deren Anlegung und Unterhaltung niemahls in dem Intereſſe eines Privatmannes, oder auch einer kleinen Anzahl von Privatleuten liegen kann, weil der Gewinn daran nie einen Privatmann oder wenige Privatperſonen für den Aufwand entſchädigen würde, ob er gleich eine große Geſellſchaft mehr als ſchadlos hält.

Die gehörige Erfüllung dieſer Pflichten des Landesherrn ſetzen gewiſſe Ausgaben voraus; und dieſe Ausgaben erfordern wiederum gewiſſe Einkünfte, um ſie beſtreiten zu können. Um deßwillen werde ich in dem folgenden Buche zu entwickeln ſuchen: **erſtlich**, worin die nothwendigen Ausgaben des Landesherrn oder des gemeinen Weſens beſtehen; welche von dieſen Ausgaben mit den allgemeinen Beyträgen der ganzen Geſellſchaft, und welche nur mit dem Beytrage eines Theils derſelben oder einzelner Glieder beſtritten werden; **zweytens**, worin die verſchiedenen Methoden beſtehen, nach welchen die Beyträge der ganzen Geſellſchaft, zu Beſtreitung der, der ganzen Geſellſchaft obliegenden Ausgaben, erhoben werden; und welche Vortheile oder Nachtheile mit einer jeden von dieſen Methoden verbunden ſind; und **drittens**, auf welche Veranlaſſung und aus welchen Gründen faſt alle neuere Staaten einen Theil von dieſen Einkünften verpfändet oder Staatsſchulden gemacht, und was für Einfluß dieſe Schulden auf den wirklichen Reichthum, auf das jährliche Erzeugniß des Bodens und der Arbeit der Geſellſchaft gehabt haben. Das folgende Buch wird alſo, natürlicher Weiſe, in drey Kapitel getheilt werden.

Anhang.

Die beyden folgenden Berechnungen werden hier beygefügt, um dasjenige zu erläutern und zu beſtätigen, was im fünften Kapitel des vierten Buchs über die auf den Häringsfang geſetzte Prämie angeführt worden iſt. Ich hoffe, der Leſer wird ſich auf die Richtigkeit beyder Berechnungen verlaſſen können.

Berechnung der in Schottland eilf Jahre hindurch ausgerüſteten bedeckten Häringsſchiffe (Buyſen), mit Angabe der Anzahl von leeren Fäſſern, die auf den Fang ausgeſchickt, und der Anzahl von Fäſſern, die mit gefangenen Häringen gefüllt worden ſind; ſo wie der im Durchſchnitte beſtimmten Prämie, auf jedes Faß friſch gefangener (Sea-ſticks) und auf jedes Faß ungepackter Häringe.

Jahre.	Anzahl der bedeckten Schiffe.	Anzahl der ausgeſchickten leeren Fäſſer.	Anzahl der mit Häringen gefüllten Fäſſer.	Prämien, welche auf die bedeckten Schiffe bezahlt worden ſind.		
				Pfund St.	Sch.	Pf.
1771	29	5948	2832	2085	—	—
1772	168	41316	22237	11055	7	6
1773	190	42333	42055	12510	8	6
1774	248	59303	56365	16952	2	6
1775	275	69144	52879	19315	15	—
1776	294	76329	51863	21290	7	6
1777	240	62679	43313	17592	2	6
1778	220	56390	40958	16316	2	6
1779	206	55194	29367	15287	—	—
1780	181	48315	19885	13445	12	6
1781	135	33992	16593	9613	12	6
Summa	2186	550943	378347	155463	11	—

Wir haben hier 378,347 Fäſſer mit friſch gefangenen und auf der See eingeſalzenen Häringen (Sea-ſticks). Die Prämie auf ein jedes ſolches Faß beträgt im Durchſchnitte 8 Schill. 2½ Pfen. St. Weil aber ein Faß ſolcher friſch gefangener Häringe nur zwey Drittheile eines Faſſes umgepackter, zum Verkauf zugerichteter Häringe, ausmacht: ſo muß ein Drittheil abgezogen werden. Es werden alſo von der obigen Anzahl 126,115⅔ Fäſſer abgezogen; und dann bleiben 252,231⅓ Fäſſer umgepackter Kaufhäringe. Auf jedes derſelben beträgt die Prämie . . . . . . 12 Schill. 3¾ Pf.

Werden die Häringe ausgeführt: ſo kömmt noch eine Prämie hinzu von	2 . 8 .
Und die Regierung bezahlt alſo an Prämien für jedes Faß	14 Schill. 11¾ Pf.
Wenn man die Abgabe von dem Salze, das zum Einmachen auf jedes Faß genommen wird, und welches von fremdem Salze, im Durchſchnitte, ¼ Scheffel ausländiſches Salz, jeden zu 10 Schillingen, beträgt, hinzu rechnet, nehmlich .	12 . 6 .
So beläuſt ſich die Prämie für jedes Faß auf . . .	1 Pf. St. 7 Schill. 5¾ Pf.

Werden aber die Häringe mit brittiſchem Salze eingemacht: ſo kömmt folgende Rechnung heraus:

Die vorhin angenommene Prämie von	14 Schill. 11¾ Pf.
Kömmt nun zu dieſer Prämie die Abgabe von zwey Scheffeln ſchottländiſchen Salzes, (und 1 Schill. 6 Pf. auf jeden Scheffel) hinzu, als ſo viel man im Durchſchnitte auf jedes Faß rechnet, nehmlich	3 . . .
So beläuft ſich die Prämie für jedes Faß auf	17 Schill. 11¾ Pf.

Wenn die in bedeckten Schiffen (Buyſen) gefangenen Häringe zum einheimiſchen Verbrauche in Schottland eingeführt werden, und die Abgabe von einem Schillinge für jedes Faß bezahlen: ſo ſteht die Prämie, wie ſie vorhin angegeben worden iſt 12 Schill. 3¾ Pf.

Hiervon 1 Schill. auf jedes Faß abgezogen	1 . . .
Bleibt	11 Schill. 3¾ Pf.
Rechnet man dazu wiederum die Abgabe von dem fremden Salze, deſſen man ſich zum Einmachen eines Häringsfaſſes bedient	12 . 6 .
So beträgt die Prämie auf jedes, zum einheimiſchen Verbrauche eingeführte Faß mit Häringen	1 Pf. St. 3 Schill. 9¾ Pf.

Sind die Häringe mit brittiſchem Salze eingemacht worden: ſo kömmt folgende Rechnung heraus:

Die Prämie auf jedes, in bedeckten Schiffen eingebrachtes Faß Häringe, der vorigen Angabe gemäß	12 Schill. 3¾ Pf.
Hiervon 1 Schill. auf jedes Faß abgezogen, wenn die Häringe zum einheimiſchen Verbrauch beſtimmt ſind	1 „ „ „
Bleibt	11 Schill. 3¾ Pf.
Wenn aber zu der Prämie noch die Abgabe von zwey Scheffeln ſchottiſchen Salzes, als ſo viel man im Durchſchnitte auf jedes Faß rechnet, hinzu kömmt, nehmlich . . .	3 „ „ „
So beträgt die Prämie auf jedes zum einheimiſchen Verbrauche eingeführte Faß	14 Schill. 3¾ Pf.

Ob man nun gleich den Verluſt an Abgaben von Häringen, welche ausgeführ werden, eigentlich nicht als eine Prämie anſehen kann: ſo iſt doch der Verluſt an Abgaben von denjenigen, die zum einheimiſchen Verbrauche ins Land kommen, unſtreitig als eine Prämie zu betrachten.

Berech=

Berechnung der Quantität des fremden, in Schottland eingeführten Salzes, und der Quantität des ſchottländiſchen Salzes, welches von den Salzwerken, ohne Abgaben zu entrichten, den Fiſchereyen überlaſſen worden iſt, vom fünften April 1771 bis zum fünften April 1782, nebſt einem Durchſchnitte auf ein einzelnes Jahr.

Zeitraum.	Eingeführtes fremdes Salz. Scheffel	Schottländiſches von den Salzwerken geliefertes Salz. Scheffel
Vom 5ten April 1771 bis 5ten April 1782	936, 974	168, 226
Durchſchnitt auf ein einzelnes Jahr : :	85, 179 $\frac{5}{11}$	15,293 $\frac{3}{11}$

Hierbey iſt zu bemerken, daß der Scheffel fremden Salzes 84 Pfund, der Scheffel brittiſchen Salzes aber nur 56 Pfund wiegt.

Unterſuchung
über
die Natur und die Urſachen
des
Nationalreichthums

von

Adam Smith,

Doctor der Rechte,
Mitgliede der Londoner und Edinburger Geſellſchaft der Wiſſenſchaften und Königlichem Commiſſar bey dem Zollamte in Schottland, ehedem Lehrer der Moralphiloſophie auf
der Univerſität zu Glasgow.

Aus dem Engliſchen der vierten Ausgabe
neu überſetzt.

Vierter Band.

Breslau,
bey Wilhelm Gottlieb Korn,
1796.

A D
BIBL. UNIV
MONAC.

Universitäts
München
Bibliothek

Inhalt des vierten Bandes.

Fünftes Buch.

Von den Einkünften des Staats oder des Landesherrn.

Erſtes Kapitel.

Von den Ausgaben des Staats oder des Landesherrn S. 1

Erſte Abtheilung.

Von den Ausgaben des Staats, welche die Vertheidigung des Landes erfordert . . Ebd.

Zweyte Abtheilung.

Aufwand, den die Rechtspflege erfordert 34

Dritte Abtheilung.

Von den Ausgaben, die ein Staat auf öffentliche Werke und öffentliche Anſtalten wenden muß 58

Erſtes Hauptſtück.

Von den öffentlichen Werken und Anſtalten, die zur Beförderung des Handels beſtimmt ſind . 59

1) Von denen, welche den Handel überhaupt zu erleichtern dienen Ebd.

2) Von denjenigen öffentlichen Werken, die nöthig ſind, um beſondere Zweige des Handels zu begünſtigen . . 74

Zweytes Hauptſtück.

Von dem Aufwande, welchen der Staat für die Unterweiſung der Jugend zu machen hat 126

Drittes Hauptſtück.

Von dem Aufwande, welchen der Staat zur Unterweiſung der Erwachſenen zu machen hat 173

Vier.

Viertes Hauptſtück.

Von demjenigen Aufwande, der die Würde des Landesherrn durch ein gewiſſen äußern Glanz zu unterſtützen dient = = 223
Beſchluß = = = = 224

Zweytes Kapitel.

Von den Quellen der öffentlichen, oder allgemeinen Staatseinkünfte = = 227

Erſte Abtheilung.

Von den Fonds, oder den Quellen, welche dem Landesherrn unmittelbar, und unabhängig von den Abgaben der Unterthanen, Einkünfte verſchaffen 228

Zweyte Abtheilung.

Von Auflagen = = 243

Erſtes Hauptſtück.

Auflagen auf Renten. 248
1) Auflagen auf die Landrente Ebd.
2) Steuern, die nicht der Rente, ſondern den Erzeugniſſen des Landes angemeſſen ſind = 267
3) Auflagen auf die Renten der Häuſer = 274

Zweytes Hauptſtück.

Auflagen auf den Gewinnſt, oder auf die von Kapitalien zu ziehenden Einkünfte = 288
Auflagen auf die Gewinnſte beſonderer Gewerbe und Beſchäftigungen = = 298
Zuſatz zu dem erſten und zweyten Hauptſtücke. 310
Auflagen auf den Kapitalwerth der Ländereyen, Häuſer und beweglichen Güter Ebd.

Drittes Hauptſtück.

Auflagen auf den Arbeitslohn. = 322

Viertes Hauptſtück.

Auflagen, die, nach ihrer Abſicht, alle Arten des Einkommens, ohne Unterſchied, treffen ſollen 329
Kopfſteuern = = Ebd.
Auflagen auf die Conſumtion = 334

Drittes Kapitel.

Von Staatsſchulden. = = 405

Unterſuchung
über
die Natur und die Urſachen
des
Nationalreichthums.

Fünftes Buch.

Von den Einkünften des Staats oder des Landesherrn.

Erſtes Kapitel.

Von den Ausgaben des Staats oder des Landesherrn.

Erſte Abtheilung.

Von den Ausgaben, welche die Vertheidigung des Landes erfordert.

Die erſte Pflicht eines Landesherrn, die Pflicht, den von ihm regierten Staat vor der Gewaltthätigkeit und den Einfällen anderer unabhängiger Staaten zu ſchützen, kann nur vermittelſt einer Kriegsmacht erfüllt werden. Aber dieſe Kriegsmacht erfordert, ſowohl wenn ſie in Friedenszeiten angeſchafft, als wenn ſie im Kriege gebraucht werden ſoll, — nach der Verſchiedenheit des Zuſtandes, in welchem ſich der Staat befindet, oder nach den Perioden der Cultur, welche er ſchon durchlaufen hat, — ſehr verſchiedene Koſten.

Bey Jägervölkern, — wie die Eingebohrnen in Nordamerika waren — bey welchen ſich die bürgerliche Geſellſchaft noch auf ihrer unterſten Stufe und in ihrem roheſten Zuſtande befindet, iſt ein jeder Mann eben ſowohl Soldat, als Jäger. Wenn er in den Krieg zieht, es ſey um ſeine Völkerſchaft zu vertheidigen, oder um die Beleidigungen zu rächen, welche andre Horden ihr angethan haben: ſo ſchafft er ſich eben ſo gut, und auf eben die Weiſe ſeinen Unterhalt durch ſeine eigene Arbeit, als wenn er im Frieden zu Hauſe wäre. Seine Völkerſchaft, (denn Staat oder Staatsoberhaupt giebt es in dieſem Zuſtande der Dinge noch nicht) braucht nicht den mindeſten Aufwand zu machen, es ſey nun ihn zum Kriege auszurüſten, oder ihn während deſſelben zu unterhalten.

Unter Hirtenvölkern, einer ſchon etwas mehr ausgebildeten Art bürgerlicher Geſellſchaften, dergleichen wir in der Tartarey und in Arabien finden, iſt gleichfalls jede Perſon männlichen Geſchlechts ein Kriegsmann. Solche Nationen leben gemeiniglich unter Zelten, oder in einer Art von bedeckten Wägen, die ſich ſehr leicht von einem Orte zu dem andern fortbringen laſſen. Die ganze Nation oder der ganze Stamm verändert ſeinen

Aufenthalt ſowohl nach den Jahreszeiten, als nach andern zufälligen Veranlaſſungen. Wenn ihre Heerden großen und kleinen Viehes das Futter, in einem gewiſſen Bezirke des Landes, aufgezehret haben: ſo ziehen ſie mit ihnen zu einem andern, und von dieſem zu einem dritten. In der trocknen Jahreszeit kommen ſie zu den Ufern der Flüſſe herab, und ziehen ſich in der naſſen in die höhern Gegenden zurück. Wenn eine ſolche Nation in den Krieg zieht, ſo können ihre Kriegsmänner ihre Heerden der ſchwachen Vertheidigung ihrer alten Leute, ihrer Weiber und Kinder nicht überlaſſen; und ihre alten Leute, Weiber und Kinder wollen auch nicht ohne Vertheidigung und ohne Lebensmittel zurückbleiben. Ueberdieß iſt die ganze Nation zu einem wandernden Leben, auch in Friedenszeiten, gewöhnt; und es fällt ihr alſo nicht ſchwer, in Kriegszeiten ins Feld zu rücken. Ob ſie als ein Kriegsheer marſchirt, oder als eine Geſellſchaft von Viehhirten herumzieht, das verändert ihre Lebensart wenig: wenn gleich die Abſichten ihrer Bewegungen in beyden Fällen ſehr verſchieden ſind. Alle ihre erwachſenen Männer gehen alſo zuſammen in den Krieg, und jeder ſchlägt auf den Feind los, ſo gut er es vermag und verſteht. In den Schlachten der Tartarn hat man ſehr oft auch die Weiber an der Seite ihrer Männer ſtreiten ſehen. Wenn ſolche Nationen überwinden: ſo iſt alles, was der feindlichen Horde gehört, der Preis und das Eigenthum des Siegers. Wenn ſie überwunden werden: ſo haben ſie alles verloren; und nicht nur ihre Heerden, ſondern auch ihre Weiber und Kinder werden eine Beute des Eroberers. Der größte Theil derer, welche am Leben bleiben, iſt ſelbſt ſeines Unterhaltes wegen genöthigt, ſich ihm unbedingt zu unterwerfen. Die übrigen zerſtreuen und verlieren ſich größtentheils in den umliegenden Wüſten.

Die gewöhnliche Lebensart, und die gewöhnlichen Uebungen eines Tartarn oder Arabers ſind für ihn eine hinlängliche Vorbereitung zum Kriege. Laufen, Ringen, mit Kolben gegen einander fechten, mit Wurfſpießen nach einem Ziele werfen, oder mit Bogen ſchießen: das ſind die gewöhnlichen Zeitvertreibe der Menſchen, die immer in freyer Luft leben; und alle dieſe Zeitvertreibe ſind Nachahmungen von dem, was im Kriege geſchieht. Wenn ein Tartar oder Araber in den Krieg zieht: ſo ernährt er ſich von ſeinem Viehe, das er mit ſich nimmt, auf eben die Weiſe, wie im Frieden. Er verurſacht ſeinem Fürſten, oder dem Haupte ſeiner Horde, (denn alle dieſe Nationen haben ihre Fürſten, oder Oberhäupter,) nicht den geringſten Aufwand, um zum Kriege ausgerüſtet und vorbereitet zu werden; und wenn er im Felde ſteht, ſo iſt die Hoffnung der Beute der einzige Sold, den er verlangt und erwartet.

Eine Armee von Jägern kann ſelten ſtärker ſeyn als zwey oder drey hundert Mann. Die Ungewißheit des Unterhalts, den die Jagd verſchafft, erlaubt ſelten einer größern Anzahl, lange Zeit beyſammen zu bleiben. Eine Armee hingegen, die aus Hirten beſteht, kann ſich zuweilen auf zwey, bis drey tauſend Mann belaufen. So lange ſie nichts in ihren Wanderungen aufhält; ſo lange ſie von der einen Gegend, wo ſie die Fütterung aufgezehrt haben, nach einer andern ziehen können, wo noch Futter für ihr Vieh vorhanden iſt: ſo lange hat die Anzahl derer, die dieſe Märſche gemeinſchaftlich machen, keine beſtimmten Grenzen. — Eine Jägernation kann den geſitteten Völkern in ihrer Nachbarſchaft nie fürchterlich ſeyn: ein Hirtenvolk aber kann es. Nichts iſt unbedeutender, als ein Krieg mit den Wilden in Nordamerika. Nichts hingegen iſt mehrmahlen Aſien fürchterlicher geweſen, als ein Einfall der Tartaren. Das Urtheil des Thucydides, daß Europa und Aſien zuſammengenommen den Scythen, wenn ſie vereiniget wären, nicht widerſtehen könnte, hat ſich durch die Erfahrung aller Zeitalter beſtätiget. Dieſe Vereinigung iſt mehr als einmahl geſchehen. Mehr als einmahl ſind die Einwohner der ungeheuer groſzen, aber vertheidigungsloſen Flächen der Tartarey oder Scythiens von dem Oberhaupte irgend einer ſieghaften Horde in einen Staat zuſammengezwungen worden; und immer iſt die Verwüſtung und Plünderung Aſiens die Folge davon geweſen.

Das andre groſze Hirtenvolk, die Bewohner der unwirthbaren Sandwüſten Arabiens, iſt nur ein einzigesmahl, unter Muhammed und ſeinen unmittelbaren Nachfolgern, vereiniget geweſen. Und auch ihre Vereinigung, die mehr die Wirkung religiöſer Schwärmerey, als der Eroberungsſucht war, iſt durch die gleichen Folgen merkwürdig geworden. Wenn die Jägernationen in Amerika jemahls Hirtennationen werden ſollten: ſo würden ſie den europäiſchen Kolonien in ihrer Nachbarſchaft weit fürchterlicher werden, als ſie es jetzo ſind.

Unter Nationen, die noch einen Schritt weiter zur Cultur in ihrem geſellſchaftlichen Zuſtande gemacht haben, — unter ſolchen, die zwar Ackerbau treiben, aber wenig auswärtigen Handel haben, und keine andre Manufactur-Waaren kennen, als die ganz gemeinen und groben, die faſt jede Familie zu ihrem eignen Gebrauche ſelbſt verfertiget — unter dieſen Nationen iſt gleichfalls jeder erwachſene Mann ein Kriegsmann, oder wird es ſehr leicht. Der Ackersmann bringt gemeiniglich ſeinen Tag in freyer Luft zu, und iſt beſtändig allen Abwechſelungen der Witterung ausgeſetzt. Er härtet ſich alſo ſchon durch ſeine gewöhnliche Lebensart zu den Beſchwerlichkeiten des Krieges ab, ſo wie er in mehrern ſeiner Arbeiten eine Vorübung der Arbeiten des Krieges findet. Das Graben in ſeinem Acker macht ihn geſchickter, im Felde an Verſchanzungen und in Laufgräben zu arbeiten; und die Einzäunung ſeiner Felder hat eine Aehnlichkeit mit der Befeſtigung eines Lagers. Auch ſind die gewöhnlichen Zeitvertreibe der Ackersleute mit den Zeitvertreiben der Viehhirten von einerley Art: beyde ſind Nachahmungen kriegeriſcher Operationen. — Aber da der Ackersmann weniger müßige Zeit hat, als der Hirte: ſo giebt er ſich auch weit weniger mit dieſen Zeitvertreiben ab. In dieſem Zuſtande der Geſellſchaft ſind alſo auch alle Männer Soldaten; aber ſie ſind nicht ſo gut geübte Soldaten. So aber wie ſie ſind, koſten ſie dem gemeinen Weſen oder dem Regenten deſſelben ſelten den mindeſten Aufwand, um zum Feldzuge ausgerüſtet, oder vorbereitet zu werden.

Der Ackerbau ſetzt, ſelbſt in ſeinem unvollkommenſten und roheſten Zuſtande voraus, daß die, welche ihn treiben, feſte Sitze haben, das heißt, daß ſie irgendwo ihre beſtändige Wohnung aufgeſchlagen haben, die ſie nicht ohne großen Verluſt verlaſſen können. Wenn alſo eine Ackerbau treibende Nation einen Krieg führt: ſo kann nicht die ganze Nation ins Feld ziehen. Wenigſtens müſſen ihre alten Männer, ihre Weiber und Kinder zurückbleiben, um für Haus und Hof Sorge zu tragen. Aber daß die Männer von mittlerem Alter ſämmtlich ins Feld ziehen, iſt bey ſolchen Nationen möglich, und iſt bey kleinen Völkerſchaften oft wirklich geſchehen. In jeder Nation nimmt man die Anzahl der Männer, welche fähig ſind die Waffen zu tragen, für den vierten, oder fünften Theil der ganzen Menſchenzahl an. — Wenn überdieß der Feldzug nach der Saatzeit anfängt, und ſich vor der Ernte endiget: ſo kann während deſſelben der Landmann mit ſeinen vornehmſten Arbeitern von ſeinem Gute abweſend ſeyn, ohne ſehr vermißt zu werden. Was in der Zwiſchenzeit nothwendig geſchehen muß, kann von den alten Leuten, den Weibern und Kindern ziemlich gut verrichtet werden. Darauf verläßt ſich der Mann, und er iſt daher nicht abgeneigt, einen kurzen Feldzug mit zu machen, ſo, daß es auch hier dem gemeinen Weſen, oder deſſen Oberhaupte eben ſo wenig koſtet, Soldaten auf Feldzügen zu unterhalten, als ſie dazu vorzubereiten. Auf dieſe Weiſe ſcheinen, bis nach dem zweyten perſiſchen Kriege, alle griechiſche Staaten, und bis nach dem Peloponneſiſchen Kriege die Staaten dieſer Halbinſel ihre Kriege geführt zu haben. Von den Einwohnern der letztern bemerkt Thucydides, daß ſie gemeiniglich erſt im Sommer im Felde erſchienen, und zur

Zeit der Ernte nach Hauſe gingen. Auch das römiſche Volk that, unter den Königen und während der erſten Zeit der republikaniſchen Verfaſſung, ſeine Kriegsdienſte auf die nehmliche Weiſe. Erſt bey der Belagerung von Veji fing die neue Einrichtung an, daß die Bürger, welche zu Hauſe blieben, zur Unterhaltung derer, welche in den Krieg zogen, etwas beytrugen.

In denjenigen Monarchien Europens, die auf den Trümmern des römiſchen Reichs errichtet worden ſind, pflegten, ſowohl vor der Einführung des ſogenannten Lehnsſyſtems, als einige Zeit nach derſelben, die großen Landeigenthümer mit allen ihren Unterſaſſen, in den Heeren ihrer Könige, auf ihre eigenen Koſten zu dienen. Von ihren Einkünften unterhielten ſie ſich eben ſo wohl im Felde, als zu Hauſe; und ſie empfingen des Krieges wegen von den Königen keine Art von Sold noch Entſchädigung.

Wenn aus dieſem Zuſtande die bürgerliche Geſellſchaft zu einer noch höhern Stufe der Verfeinerung emporſteigt: ſo finden ſich zwey Urſachen ein, welche es durchaus unmöglich machen, daß die, welche in den Krieg ziehen, ſich auf ihre eigene Koſten im Felde unterhalten. Die eine dieſer Urſachen iſt der Fortgang der Manufacturen, und die andre iſt die Vervollkommnung des Kriegshandwerks ſelbſt.

Erſtlich. Ein Landwirth, wenn er gleich einen Feldzug mitmacht, (vorausgeſetzt, daß derſelbe erſt nach der Saat anfängt, und vor der Ernte ſich endigt) darf deßwegen ſeine Geſchäfte nicht dergeſtalt unterbrechen, daß ihm daraus eine beträchtliche Verminderung ſeiner Einnahme erwüchſe. Ohne ſeine Mitwirkung thut die Natur für ſich den größten Theil der Arbeit, welche zur Hervorbringung der Erzeugniſſe erfordert wird. Ganz anders iſt es mit dem Künſtler und Handwerksmanne. Sobald der Schmid, der Zimmermann, der Weber, ſeine Werkſtätte einen Augenblick verläßt: ſo ſteht ſein Werk ſtill, und die Quelle ſeines Unterhalts hört auf zu fließen. Die Natur thut nichts für ihn: er muß alles für ſich ſelbſt thun. Wenn er alſo zur Vertheidigung ſeines Vaterlandes zu Felde geht: ſo muß er, da er kein Einkommen hat, von welchem er ſich ſelbſt unterhalten könnte, vom Staate unterhalten werden. Nun muß aber, in einem Lande, wo ein großer Theil der Einwohner aus Handwerkern und Künſtlern beſteht, auch ein großer Theil der Kriegsheere aus dieſen Klaſſen genommen werden; und dieſer Theil muß alſo, ſo lange als er dient, nothwendig aus den Einkünften des Staats ernährt werden.

Zweytens. Nachdem die Kriegskunſt ſtufenweiſe zu einer weitläuftigen und ſchweren Wiſſenſchaft erwachſen iſt; nachdem die Kriege nicht mehr, wie in den erſten Zeitaltern der bürgerlichen Geſellſchaft, durch ein einziges unregelmäßiges Gefecht, durch eine einzige Schlacht entſchieden werden, ſondern gemeiniglich durch mehrere Feldzüge fortdauern, wovon jeder den größten Theil des Jahres einnimmt: ſo wird es allgemein nothwendig, daß der Staat die, welche ihm im Kriege dienen, wenigſtens während der wirklichen Dienſtzeit unterhalte. Das ſonſtige Geſchäft dieſer Menſchen, womit ſie ſich unterhalten, mag ſeyn welches es wolle: ſo wird es durch einen ſolchen Krieg zu lange unterbrochen und zu ſehr verhindert, als daß ſie, ohne fremde Unterſtützung, die Koſten der Feldzüge aus eignen Mitteln beſtreiten könnten. — Daher waren auch, nach dem zweyten perſiſchen Kriege, die athenienſiſchen Heere größtentheils Miethstruppen; — wovon zwar ein Theil aus Bürgern, und nur ein Theil aus Fremden beſtand — die aber alle auf gleiche Weiſe zum Kriege gedungen waren und bezahlt wurden. So erhielt, ſeit der Belagerung von Veji, auch der römiſche Soldat ſeinen Sold ſo lange, als er im Felde ſtand. — Unter den Lehns-Regierungen wurde, zu einer gewiſſen Epoche, der Kriegsdienſt ſowohl den großen Vaſallen, als ihren Unterlehnsträgern gegen die Bezahlung einer beſtimmten Abgabe erlaſſen, von deren Betrage diejenigen, die an ihrer Stelle dienten, beſoldet wurden.

In einem verfeinertern Zuſtande der bürgerlichen Geſellſchaft iſt ohne Zweifel die Anzahl der Menſchen, welche in den Krieg gehen können, ein weit kleinerer Theil von der ganzen Bürger-Zahl, als in dem Zuſtande der erſten Rohheit. In einem civiliſirten Staate wird der Soldat lediglich durch die Arbeit derer, die nicht Soldaten ſind, unterhalten. Es kann alſo nicht mehr Soldaten in demſelben geben, als der Vorrath von Lebensmitteln erlaubt, den die Arbeit der übrigen Bürger, noch über das, was dieſe ſelbſt brauchen, und was ſie zur Unterhaltung der Verwaltungs- und Juſtizbeamten liefern, (denn dieſe müſſen ebenfalls durch ihre Arbeit erhalten werden) hervorbringt. In den kleinen Ackerbau treibenden

Staaten Griechenlands ſah ſich der vierte oder fünfte Theil der ganzen Volkszahl, als zum Kriegsdienſt beſtimmt an, und zog auch zuweilen, wie man ſagt, wirklich ganz zu Felde. In den geſitteten Staaten des neuern Europa nimmt man an, daß höchſtens der hundertſte Theil der ſammtlichen Einwohner in den Krieg ziehen kann, wenn nicht das Land, welches ſie unterhält, zu Grunde gerichtet werden ſoll.

Die **Vorbereitung** und **Ausrüſtung** des Soldaten **zum Kriege** ſcheint erſt in einer weit ſpätern Epoche beträchtliche Ausgaben veranlaſſet zu haben, als diejenige war, wo die **Unterhaltung** des Soldaten **im Kriege** anfing dem gemeinen Weſen, oder dem Landesherrn zur Laſt zu fallen. In allen Republiken des alten Griechenlandes war es ein nothwendiger Theil der Erziehung jedes freyen Bürgers, daß er die kriegeriſchen Uebungen erlernte. In jeder Stadt ſcheint ein öffentlicher Platz geweſen zu ſeyn, wo, unter der Aufſicht obrigkeitlicher Perſonen, die jungen Leute in dieſen verſchiedenen Uebungen von verſchiedenen Meiſtern unterrichtet wurden. Der Aufwand, den der Staat auf die Gymnaſien wandte, war die einzige Art der Koſten, welche ihm die Vorbereitung ſeiner Bürger zum Kriege verurſachte. Im alten Rom hatten die Uebungen des Marsfeldes eben den Endzweck, den die gymnaſtiſchen Uebungen in Griechenland hatten. In den Feudalreichen des neuern Europas gab es Verordnungen in Menge, daß die Einwohner jedes Bezirks, ſich im Armbruſtſchießen und in andern militäriſchen Künſten üben ſollten, womit man eben den Endzweck beabſichtigte.

tigte, aber nicht eben ſo gut erreichte. Es ſcheint, daß dieſe Verordnungen allgemein vernachläſſiget worden ſind, entweder weil die Perſonen, denen man ihre Vollziehung auftrug, nicht genug lebhaftes Intereſſe daran nahmen, oder aus andern uns unbekannten Urſachen. So viel iſt richtig, daß in dieſen Reichen militäriſche Uebungen, bey dem eigentlich ſogenannten Volke, nach und nach ganz außer Gebrauch kamen.

In den Freyſtaaten Griechenlands und Roms war, während der ganzen Zeit ihrer Dauer, und in den europäiſchen Staaten, wo die Feudalregierung herrſchte, war während einer beträchtlichen Zeit nach ihrer Errichtung, der Stand eines Soldaten kein eigenthümlicher und ausſchließender Beruf gewiſſer Menſchen. Jeder Unterthan des Staats, ſein anderweitiges Gewerbe und die gewöhnliche Beſchäftigung, mit welcher er ſich ſeinen Unterhalt erwarb, mochten ſeyn welche ſie wollten, ſah ſich immer als geſchickt, und oft als verpflichtet an, das Soldatenhandwerk zu treiben. Gleichwohl wird die Kriegskunſt, die gewiß die edelſte aller Künſte iſt, mit dem Fortgange der Cultur zugleich eine der ſchwerſten. Zu welchem Grade der Vollkommenheit ſie in jedem Zeitpunkte gelangen ſoll, hängt von dem Zuſtande der mechaniſchen und anderer Wiſſenſchaften ab, mit welchen ſie in Verbindung ſteht. Um ſie aber zu demjenigen Grade der Vollkommenheit, deren ſie fähig iſt, zu bringen, iſt nöthig, daß ſie die einzige Beſchäftigung einer eignen Bürgerklaſſe werde: indem bey ihr, wie bey allen andern Künſten, die Theilung der Arbeiten zu ihrer Vervollkommnung nothwendig iſt. Bey andern

Künſten wird dieſe Theilung der Arbeiten durch die Klugheit einzelner Perſonen veranſtaltet, die ihren Privatnutzen dadurch am beſten befördert finden, wenn ſie ſich auf ein einziges Gewerbe einſchränken. Aber um aus dem Stande eines Soldaten ein eigenes, von allen andern abgeſondertes Gewerbe zu machen: dazu muß die Weisheit des Staats mitwirken. Ein Privatmann, der im tiefen Frieden und ohne irgend eine Aufforderung von Seiten des Publicums, den größten Theil ſeiner Zeit militäriſchen Uebungen widmen wollte, würde ſich ohne Zweifel ſehr in denſelben vervollkommnen, und ſeine Zeit ganz angenehm zubringen: aber er würde wenig Vortheil dabey haben. Nur durch die Veranſtaltung des Staats kann es geſchehen, daß ein Privatmann es vortheilhaft findet, ſeine ganze Zeit auf dieſe einzige Beſchäftigung zu wenden, und nicht immer ſind die Staaten weiſe genug geweſen, ſolche Anſtalten zu machen; — ſelbſt alsdann nicht, wenn, nach den Umſtänden der Zeit, ſie derſelben zu ihrer Selbſterhaltung nöthig gehabt hätten.

Ein Hirte hat ſehr viel müßige Zeit; ein Ackersmann, ſo lange der Landbau noch in ſeiner Kindheit iſt, hat einige: aber der Handwerker und Manufacturiſt hat gar keine. Der erſte kann einen großen Theil, der zweyte etwas von ſeiner Zeit auf kriegeriſche Uebungen wenden, ohne dabey zu verlieren: aber der dritte kann nicht einen Augenblick dazu anwenden, ohne Verluſt zu leiden; daher auch die Sorge für ſeinen Vortheil ihn natürlicher Weiſe dahin bringt, kriegeriſche Uebungen ganz zu vernachläſſigen. Der Landbau ſelbſt, wenn er diejenigen Fortſchritte macht, zu welchen die Vervollkommnung der Künſte und Manufacturen ihn natürlicher Weiſe führt, beſchäftigt den Ackersmann mehr, und läßt ihm zuletzt eben ſo wenig Muße übrig, als der Manufacturiſt und Künſtler hat. Dann werden alſo militäriſche Uebungen von den Einwohnern des offenen Landes ſo ſehr, als von den Einwohnern der Städte vernachläſſiget, und die Nation im Ganzen wird unkriegeriſch. Zu gleicher Zeit aber reizt der anwachſende Reichthum eines ſolchen Landes, — die natürliche Folge der im Ackerbau und den Manufacturen gemachten Fortſchritte, — alle ſeine Nachbaren, es anzufallen. Ein kunſtfleißiges, und eben deßwegen reiches Volk, iſt unter allen Völkern den Angriffen andrer Staaten am meiſten ausgeſetzt: und doch iſt es, wenn der Staat nicht neue Maßregeln für die öffentliche Vertheidigung ergreift, das wehrloſeſte, weil die Menſchen, aus denen es beſteht, durch ihre Lebensart und ihre Arbeiten zum Kriege unfähig werden.

Unter dieſen Umſtänden ſcheinen nur zwey Wege zu ſeyn, auf welchen der Staat mit einigem Erfolge für ſeine Vertheidigung gegen äußere Feinde ſorgen kann.

Entweder kann er, durch ſtrenge Polizeygeſetze, dem allen zum Trotze, was der Vortheil, die Anlagen und die Neigungen eines ſolchen Volkes verlangen, die militäriſchen Uebungen im Gange erhalten, und entweder alle Bürger, welche in dem Alter ſind, daß ſie die Waffen tragen können, oder eine gewiſſe Anzahl derſelben nöthigen, das Handwerk eines Soldaten mit ihrem eigenthümlichen Gewerbe, einigermaßen zu verbinden.

Oder er kann zweytens eine gewiſſe Anzahl von Bürgern, der er ſelbſt Unterhalt giebt, ganz allein mit kriegeriſchen Uebungen beſchäftigen, und auf dieſe Weiſe den Stand eines Soldaten zu einem eigenen und von allen andern abgeſondertem Gewerbe machen.

Wählt der Staat die erſte dieſer beyden Methoden, ſo ſagt man, daß er eine Landmiliz, — wählt er die zweyte, ſo ſagt man, daß er ein ſtehendes Heer unterhält. Bey einem ſtehenden Heere ſind die militäriſchen Uebungen die einzige, oder die vornehmſte Beſchäftigung der Menſchen, aus denen es beſteht: und der Sold, den ihnen der Staat reicht, iſt die einzige, oder die gewöhnliche Quelle ihres Unterhalts. Bey einer Landmiliz ſind die militäriſchen Uebungen nur die gelegentliche Beſchäftigung ihrer Glieder: und die vornehmſte Quelle ihres Unterhalts iſt ihre eigene Arbeit in irgend einem andern Gewerbe. Bey einem Soldaten aus der Landmiliz hat der Charakter des Ackersmanns, Künſtlers oder Handwerkers über den ſoldatiſchen die Oberhand; bey einem aus einem ſtehenden Heere herrſcht das Eigenthümliche des Soldaten über alle andere Charakterzüge. Und hierin liegt der größte Unterſchied, der zwiſchen dieſen beyden Arten der Kriegsmacht obwaltet.

Es hat Milizen verſchiedener Art gegeben. In einigen Ländern ſind die zur Vertheidigung des Staats beſtimmten Bürger in den Waffen geübt worden, ohne Regimenter zu bilden: das heißt, ohne in gewiſſe Haufen von beſtimmter Anzahl geſammelt zu ſeyn, und ihre Uebungen unter gewiſſen auf immer dazu angeſetzten Befehlshabern zu machen. In den Freyſtaaten des alten

Griechenlandes und Roms ſcheint jeder Bürger, ſo lange als er zu Hauſe blieb, ſeine kriegeriſchen Uebungen entweder einzeln und für ſich, oder in Geſellſchaft mit denjenigen ſeines Standes und Alters getrieben zu haben, welche er ſelbſt dazu wählte: und keiner mag eher einem beſondern Truppencorps angehört haben, als bis er wirklich aufgefordert wurde, ins Feld zu ziehen. In andern Ländern iſt die Landmiliz nicht bloß geübt, ſondern zugleich in Regimenter vertheilt worden. In England, in der Schweiz, und ich glaube in jedem Lande des neuern Europa, wo irgend eine Art dieſer unvollkommnern Kriegsmacht errichtet worden iſt, gehört jedes Mitglied der Miliz einem beſondern Truppencorps an, das immer ſeine Uebungen gemeinſchaftlich macht, und ſeine eigenen Anführer und Befehlshaber hat.

Vor der Erfindung des Feuergewehrs, war dasjenige Kriegsheer das beſte, worin jeder einzelne Soldat ſeine Waffen mit der größten Geſchicklichkeit zu führen wußte. Stärke und Geſchwindigkeit des Körpers waren zu dieſer Zeit von der größten Wichtigkeit in den Schlachten, und entſchieden gemeiniglich den Ausgang derſelben; aber dieſe Gewandtheit des Körpers und dieſe geſchickte Handhabung der Waffen kann nur auf die Art erlangt werden, wie wir jetzt Geſchicklichkeit im Fechten erlangen: indem man nehmlich ſich, nicht in großen Haufen, ſondern einzeln, unter einem eigenen Meiſter, allein, oder in Geſellſchaft weniger ſeiner guten Freunde und Geſpielen, darin übt. Seit der Erfindung des Feuergewehrs ſind körperliche Stärke und Gewandtheit, — ſelbſt eine vorzügliche Geſchicklichkeit in Handhabung der Waffen, — zwar nicht unnütz im Kriege, aber doch weniger wichtig geworden. Die Natur dieſer neuen Art der Waffen macht zwar den Ungeſchickten und Ungeübten nicht dem Geſchickten und Geübten im Streite gleich: aber ſie giebt ihm doch nicht eine ſo große Ueberlegenheit, als er ehedem hatte. Der Grad von Geſchicklichkeit alſo, welcher jetzt noch von einem Soldaten gefodert wird, ſcheint erlangt werden zu können, wenn er ſeine Uebungen auch in größern Haufen vornimmt.

Ordnung, pünktliche Regelmäßigkeit, und ſtrenger Gehorſam ſcheinen in den neuern Armeen weit mehr, als die Geſchicklichkeit der einzelnen Soldaten, und die Kunſt, mit welcher dieſe ihre Waffen zu gebrauchen wiſſen, die Eigenſchaften zu ſeyn, durch welche ſie ſich des Sieges verſichern können. Aber dieſe Ordnung und Regelmäßigkeit und dieſen Gehorſam, auch nur in einem mittelmäßigen Grade, auch nur in dem Anfange einer Schlacht zu erhalten, muß bey dieſer neuen Art Krieg zu führen weit ſchwerer werden, da das Getöſe des losgebrannten Feuergewehrs, der Rauch den es verurſacht, und die unſichtbare Todesgefahr, welcher jeder Soldat ausgeſetzt iſt, ſobald er nur dem Feinde ſich ſo weit nähert, daß deſſen Artillerie ihn erreichen kann, — und dieß geſchieht oft weit eher, als die Schlacht ihren eigentlichen Anfang nimmt; — da dieß alles ſich vereinigt, Unordnung und Unaufmerkſamkeit auf die Befehle der Anführer hervorzubringen. In einer Schlacht alter Zeiten war kein anderes Getöſe, als das Geklirre des Eiſens, und das Geſchrey der Menſchen; es gab keinen Rauch, keine unſichtbaren Urſachen von Wunden und Tod. Jeder wußte gewiß, daß, ſo lange er kein tödtliches Gewehr ſich ihm nähern ſahe, auch kein ſolches vorhanden ſey, das ſeinem Leben drohe. Unter ſolchen Umſtänden, und bey Truppen, die ein gewiſſes Zutrauen auf ihre Geſchicklichkeit im Gebrauche der Waffen hatten, muß es um ein gutes Theil leichter geweſen ſeyn, nicht nur im Anfange einer Schlacht, ſondern auch während ihrer ganzen Dauer und bis zur völligen Beſiegung des Feindes, Ordnung und Regelmäßigkeit zu erhalten. Dieſe Eigenſchaften eines Heeres nun, Ordnung und pünktlicher Gehorſam können nur erhalten werden, wenn es in ganzen Corps geübt wird.

Eine Landmiliz mag aber Disciplin und Waffenübung erlangt haben, auf welche Weiſe ſie wolle: ſo wird ſie immer hinter einem wohl disciplinirten und wohlgeübten ſtehenden Heere zurückbleiben.

Soldaten, welche die Woche oder des Monats einmahl in den Waffen geübt werden, können unmöglich dieſelben ſo geſchickt gebrauchen lernen, als Soldaten, die alle Tage, oder einen Tag um den andern, ſich üben. Und ob gleich dieſer Unterſchied, zwiſchen weniger und mehr vollkommener Behandlung der Waffen, wie ich ſchon geſagt habe, bey der neuern Kriegskunſt von geringerer Bedeutung iſt, als er bey der alten war: ſo zeigt doch die anerkannte Ueberlegenheit der preußiſchen Heere über die andern europäiſchen, die, wie jedermann ſagt, von ihrer größern Vollkommenheit in den Waffen-Uebungen herkömmt, daß noch bis auf den heutigen Tag auf dieſen Vorzug im Kriege viel ankömmt.

Ein Soldat, der nur einmahl die Woche, oder des Monats, ſeinem Officiere gehorchen muß, und die übrige Zeit die Freyheit hat, ſeinen eignen Geſchäften obzuliegen, ohne jenem die mindeſte Rechenſchaft darüber ſchuldig zu ſeyn: kann nie durch die Gegenwart deſſelben ſo in Ehrfurcht erhalten werden, nie zu einem ſo augenblicklichen Gehorſam gegen ihn gewöhnt ſeyn, als der Soldat iſt, deſſen ganzes Leben und ganze Aufführung, jeden Tag, von ſeinem Officier angeordnet wird, und der nach deſſen Befehlen aufſteht und zu Bette, wenigſtens in ſein Quartier geht. In dem, was man **militäriſche Diſciplin** nennt, oder in Abſicht der augenblicklichen Folgeleiſtung und des blinden Gehorſams, wird eine Landmiliz hinter dem ſtehenden Heere noch weiter zurückbleiben, als in dem, was **Exerciren** heißt, oder in der Handhabung und dem Gebrauche der Waffen. Nun iſt es aber, bey der neuern Art Krieg zu führen, von größerer Wichtigkeit für die Vollkommenheit eines Kriegsheeres, daß es zum pünktlichſten Gehorſam gewöhnt, als daß es im Gebrauche der Waffen vorzüglich geſchickt ſey.

Diejenigen Landmilizen, die, wie die arabiſchen und tartariſchen, unter eben den Anführern zu Felde gehen, welchen ſie als ihren Stammhäuptern im Frieden gehorchen, ſind bey weitem die beſten. Dieſe kommen in der Ehrfurcht für ihre Befehlshaber, und in der Gewohnheit pünktlich zu gehorchen, ſtehenden Heeren am nächſten. Der Bergſchotten-Miliz, als ſie noch unter den Oberhäuptern ihrer Clans zu Felde zog, konnte man einen ähnlichen Vorzug beylegen. Da indeß der Bergſchotte, kein herumziehender, ſondern ein angeſeſſener Hirte iſt, da er eine feſte Wohnung hat, und in Friedenszeiten nicht gewohnt iſt, ſeinem Lehnsherrn von einem Orte zum andern nachzuziehen: ſo iſt er auch im Kriege weniger geneigt, ihm weit von ſeiner Heimath zu folgen, oder lange Zeit im Felde auszuhalten. Wenn er etwas Beute gemacht hat, ſo verlangt ihn ſehr, wieder zu Hauſe zu ſeyn; und ſelten iſt das Anſehen ſeines Anführers groß genug, um ihn zurück zu halten. — In dem Punkte des Gehorſams ſtanden die Bergſchotten immer weit hinter den arabiſchen und tartariſchen Truppen, ſo wie uns ſolche von den Geſchichtſchreibern geſchildert werden, zurück. — Da überdieß die Bergſchotten, weil ſie feſte Sitze und Häuſer haben, weniger Zeit in freyer Luft zubringen, und die kriegeriſchen Uebungen weniger zu ihren Zeitvertreiben machen, als die Araber und Tartarn: ſo ſind ſie auch in dem Gebrauche ihrer Waffen weniger erfahren, als dieſe.

Indeß muß man folgendes bemerken: Eine Landmiliz, die mehrere Jahre hinter einander im Felde Dienſte thut, wird in jeder Rückſicht zu einer ſtehenden Armee. Die Soldaten in jener werden dann auch alle Tage in den Waffen geübt, und gewöhnen ſich, da ſie beſtändig unter den Befehlen ihrer Officiere ſtehen, auch zu eben dem ſtrengen Gehorſam, der bey ſtehenden Armeen ſtatt findet. Es kömmt wenig darauf an, was für einen Namen ein Truppen-Corps zuvor hatte, ehe es in den Krieg ging. Genug, wenn es einige Jahre hinter einander in demſelben geweſen iſt: ſo wird es zu einem ſtehenden Heere. Dauert der Krieg in Amerika noch einen Feldzug:

zug: ſo kann die amerikaniſche Landmiliz vielleicht es mit dem ganzen ſtehenden Heere aufnehmen, welches im letztern Kriege (dem Kriege von 1756 bis 62) den Veteranen der franzöſiſchen und ſpaniſchen Armeen die Spitze gebothen hat *).

Wenn man den Satz, daß einer wohl eingerichteten ſtehenden Armee eine Landmiliz nicht gewachſen ſey, mit der Einſchränkung, die ich eben angezeigt habe, verſteht: ſo beſtätiget ihn die Geſchichte aller Zeitalter.

Eine der erſten ſtehenden Armeen, von der wir in glaubwürdigen Geſchichtſchreibern beſtimmte Nachrichten haben, iſt die des Philipps von Macedonien. Seine häufigen Kriege mit den Thraciern, Illyriern, Theſſaliern und einigen griechiſchen Städten in der Nachbarſchaft von Macedonien, brachten nach und nach ſeine Truppen, die anfangs wahrſcheinlich nur Landmiliz waren, unter die genaue Kriegszucht einer ſtehenden Armee. Wenn er Frieden hatte, welches ein ſeltner Fall, und nie ein lange dauernder Zuſtand war: ſo ließ er gleichwohl ſein Heer nicht auseinander gehen. In der That überwand er auch mit demſelben, nach langem und hartem Kampfe, die tapfern und wohlgeübten Landmilizen der vornehmſten Freyſtaaten des alten Griechenlandes; — und in der Folge, mit minderer Schwierigkeit, die feige und ſchlecht geübte Landmiliz des großen perſiſchen Reichs. — Der Fall der griechiſchen Frey-

---

*) Dieß wurde in der Zeit des Krieges zwiſchen England und ſeinen Kolonien, im Jahr 1775 geſchrieben: und die Vorherſagung des Autors iſt erfüllt worden. A. d. U.

ſtaaten und des perſiſchen Reichs war die Folge dieſer Ueberlegenheit, welche eine ſtehende Armee über Landmilizen hat, ſie mögen ſeyn, von welcher Art ſie wollen. Es iſt dieß die erſte große Revolution in dem politiſchen Zuſtande der Welt, von der uns die Geſchichte umſtändliche Nachrichten aufbehalten hat.

Der Fall Karthagos, und die darauf gegründete Größe Roms iſt die zweyte. Die nehmliche Urſache erklärt alle die Abwechſelungen, die in dem Kriegsglücke dieſer beyden berühmten Republiken vorgegangen ſind.

Von dem Ende des erſten puniſchen Krieges an, bis zu dem Anfange des zweyten, waren die karthaginienſiſchen Heere ununterbrochen im Felde und in Thätigkeit; wobey ſie von drey auf einander folgenden großen Feldherrn, dem Hamilkar, dem Asdrubal, ſeinem Schwiegerſohne, und dem Hannibal, ſeinem Sohne angeführt wurden. Die Kriege, welche dieſen Zeitraum anfüllten, waren, zuerſt der mit ihren Miethstruppen, die ſich empört hatten; dann der mit den afrikaniſchen Nationen, die ſich ihrer Herrſchaft entziehen wollten; und endlich der mit Spanien, welches ſie eroberten. Das Heer, welches Hannibal nach Italien führte, mußte nothwendig, in ſo vielen und ſo lange dauernden Kriegen völlig zu der Disciplin einer ſtehenden Armee gebildet worden ſeyn. Die Römer hingegen, hatten zwar in dieſem Zeitraume nicht ganz im Frieden gelebt; aber ſie hatten doch keinen ſehr wichtigen Krieg zu führen gehabt, und ihre Disciplin war, wie durchgängig behauptet wird, in ziemlichem Grade erſchlafft. Die römiſchen Heere, auf die Hannibal am Fluſſe Trebia, bey dem Traſymeniſchen See und bey Cannä ſtieß, und die er überwand, waren Landmilizen, die einer ſtehenden Armee entgegen gingen. Dieſer Umſtand trug wahrſcheinlich mehr, als irgend ein andrer bey, den Ausgang dieſer Schlachten zu entſcheiden.

Die ſtehende Armee, welche Hannibal in Spanien zurückließ, hatte die gleiche Ueberlegenheit über die Landmiliz, welche die Römer gegen ſie ſandten, und trieb ſie, unter der Anführung ſeines Bruders, des jüngern Asdrubals, nach wenigen Jahren aus dieſem Lande. Hannibal wurde von Hauſe aus ſchlecht unterſtützt. Die römiſche Miliz, die ununterbrochen im Felde war, wurde in dem Fortgange des Krieges eine wohl disciplinirte und wohl geübte Armee, und die Ueberlegenheit Hannibals über ſie wurde alle Tage geringer. Asdrubal hielt es für nothwendig, die ganze ſtehende Armee, die er in Spanien commandirte, oder den größten Theil derſelben, nach Italien zu führen, um ſeinem Bruder zu Hülfe zu kommen. Auf einem ſeiner Märſche wurde er, wie die Geſchichtſchreiber ſagen, von ſeinen Wegweiſern irre geführt; und in einem Lande, welches er nicht kannte, von einer, in jeder Rückſicht der ſeinigen gleichen oder überlegenen Armee überfallen, angegriffen und gänzlich geſchlagen.

Als Asdrubal Spanien verlaſſen hatte, fand der große Scipio keine andere Truppen gegen ſich im Felde, als eine Miliz, die der ſeinigen nachſtand. — Dieſe letztre wurde durch den Krieg ſelbſt ein vortrefliches ſtehendes Heer, ſchlug jene Miliz und eroberte das Land. Mit dieſem ſtehenden Heere ging er weiter nach Afrika, wo ſich ihm nichts widerſetzen konnte, als eine Miliz. — Um Karthago zu vertheidigen, mußte die ſtehende Armee Hannibals zurückberufen werden. Die ſchon oft geſchlagene und dadurch muthlos gewordene afrikaniſche Miliz vereinigte ſich mit ihr, und machte in der Schlacht bey Zama, den größten Theil der Truppen aus, die Hannibal anführte. Der Ausgang dieſes Treffens entſchied das Schickſal der beyden Republiken.

Von dem Ende des zweyten puniſchen Krieges an bis zum Falle der römiſchen Republik, waren die Kriegsheere Roms, in jeder Rückſicht, ſtehende Heere. Das ſtehende Heer Macedoniens that ihren Waffen eine Zeitlang Widerſtand. In der Periode, da jene Republik auf dem Gipfel ihrer Größe war, koſtete es ihr doch zwey ſchwere Kriege und drey große Schlachten, ehe ſie dieß kleine Königreich unterjochen konnte. Und wahrſcheinlich würde ihr deſſen Eroberung noch ſchwerer geworden ſeyn, wenn der letzte macedoniſche König nicht ein feiger Menſch geweſen wäre. Die Landmilizen aller übrigen civiliſirten Völker der alten Welt, die griechiſchen, ägyptiſchen und ſyriſchen, thaten den ſtehenden römiſchen Heeren nur ſchwachen Widerſtand. Die Landmilizen einiger rohen Völkerſchaften vertheidigten ſich weit beſſer. Keine fürchterlichern Feinde hatten die Römer, ſeit dem Ende des zweyten puniſchen Krieges irgendwo angetroffen, als die ſcythiſchen und tartariſchen Milizen waren, die Mithridates aus den Ländern zog, welche auf der Nordſeite des ſchwarzen und des Caſpiſchen Meeres liegen. Die parthiſchen und deutſchen Milizen zeigten ſich auch immer als ſehr achtungswerthe Truppen, und erfochten, bey mehr als einer Gelegenheit, anſehnliche Vortheile über die römiſchen Armeen. Doch ſcheint im Ganzen die Ueberlegenheit der Römer, wenn ſie wohl angeführt wurden, entſchieden und unbeſtritten geweſen zu ſeyn; und wenn ſie weder die Eroberung Deutſchlands, noch die des parthiſchen Reichs vollendet haben: ſo liegt die Urſache wahrſcheinlich darin, daß ſie es nicht für wichtig genug hielten, dieſe beyden noch meiſt unangebauten Länder zu ihrem, ohne das ſchon zu weitläuftigem Reiche hinzuzufügen. Die alten Parther ſcheinen von ſcythiſcher oder tartariſcher Abkunft geweſen zu ſeyn, und immer viel von den Sitten ihrer Stammeltern beybehalten zu haben. Die alten Deutſchen waren, wie die Scythen und Tartarn, ein wanderndes Hirtenvolk, das unter eben den Oberhäuptern in den Krieg zog, von welchen es im Frieden regiert wurde. Seine Miliz war ganz von der ſcythiſchen und tartariſchen Art, ſo wie es ſelbſt wahrſcheinlich mit dieſen Völkern einerley Urſprung hatte.

Mehrere Urſachen kamen zuſammen, die Diſciplin der römiſchen Armeen zu dieſer Zeit in Verfall zu bringen. Ihre äußerſte Strenge war vielleicht eine dieſer Urſachen. Als die Römer den Gipfel ihrer Hoheit erreicht hatten; als kein Feind mehr ſichtbar war, der ſich ihnen mit Nachdruck hätte widerſetzen können: ſo legten ſie die ſchwere Rüſtung, die ſie bisher getragen hatten, als eine unnütze Laſt, bey Seite, und vernachläſſigten ihre bisherigen ermüdenden Uebungen, als eine unnöthige Beſchwerde. Dazu kam, daß zur Zeit der Regierung der Kaiſer, die ſtehenden Armeen Roms, beſonders die, welche die deutſchen und parthiſchen Grenzen beſetzten, ihren Herren oft fürchterlich wurden, gegen die ſie die Fahne des Aufruhrs unter ihren eigenen Generalen erhoben. Nach einigen Geſchichtſchreibern war es Dioclestian, nach andern war es Conſtantin, welcher, um dieſe Armeen weniger gefährlich zu machen, zuerſt ſie von der Grenze, wo ſie vorher, in größere Haufen von zwey oder drey Legionen verſammelt, in Lagern geſtanden hatten, entfernte, und ſie in die Städte der verſchiedenen Provinzen als Beſatzungen vertheilte. Aus dieſen Städten kam der Soldat, welcher zu einer ſolchen Armee gehörte, ſelten ins freye Feld hinaus, als wenn er dem Feinde entgegen gehen ſollte. Soldaten, die in kleinen Corps in Manufactur- und Handelsſtädten im Quartier lagen, und dieſe Quartiere ſelten verließen, wurden nach und nach ſelbſt Manufacturiſten und Handelsleute. Der Charakter des Bürgers bekam bey ihnen über den Charakter des Soldaten die Oberhand; und die ſtehenden Armeen Roms arteten nach und nach in eine vernachläſſigte, verdorbene und undiſciplinirte Miliz aus, die der deutſchen und ſcythiſchen Miliz, von der bald darauf die weſtlichen Provinzen des Reichs angefallen wurden, nicht widerſtehen konnte. Nur dadurch waren die Kaiſer im Stande, noch eine Zeitlang ſich zu vertheidigen, daß ſie die Miliz einiger dieſer Nationen in Sold nahmen, um ſie der Miliz anderer entgegenzuſtellen. Der Fall des abendländiſchen Kaiſerthums iſt die zweyte große Revolution in dem Zuſtande der Völker, von der uns die Geſchichte deutliche und umſtändliche Nachrichten aufbehalten hat. Sie war eine Folge von der Ueberlegenheit, welche die Miliz roher Völker über die Miliz einer geſitteten Nation — die Miliz der Hirtenvölker über die Miliz einer Ackerbau, Manufacturen und Handel treibenden Nation hat. Wenn Landmilizen Siege erfechten: ſo ſind es gemeiniglich Siege, nicht über ſtehende Heere, ſondern über andre Landmilizen, die in Disciplin und Kriegsübung unter ihnen ſind. Von dieſer Art waren die Siege, welche die griechiſche Miliz über die perſiſche: und ebenfalls die, welche in ſpätern Zeiten die Schweitzer über die Oeſterreicher und Burgunder erfochten.

Als die germaniſchen und ſcythiſchen Völker auf den Trümmern des abendländiſchen Kaiſerthums neue Reiche errichtet hatten: ſo blieb eine Zeitlang ihr Vertheidigungsſtand derſelbe in ihren neuen Sitzen, der er in ihrem urſprünglichen Vaterlande geweſen war. Ihr Kriegsheer war noch eine Landmiliz, aus Hirten und Ackerleuten beſtehend, die unter dem Befehl eben der Perſonen in den Krieg zogen, welchen ſie im Frieden zu gehorchen gewohnt waren. Es war daher mittelmäßig gut diſciplinirt und geübt. Nachdem Künſte und Gewerbfleiß Fortſchritte machten, ſank das Anſehen dieſer Oberhäupter, und der große Hauſe des Volks hatte weniger Zeit zu militäriſchen Uebungen übrig. Beydes, Disciplin und Waffenübung gerieth bey der Feudalmiliz immer mehr und mehr in Verfall; und ſtehende Armeen wurden, nach und nach, an ihrer ſtatt eingeführt. Wenn es überdieß bey **Einer** Nation dahin gekommen war, daß ſie eine ſtehende Armee unterhielt: ſo waren **alle** ihre Nachbarn genöthigt, deren Beyſpiele zu folgen. Sie ſahen gar bald ein, daß ihre

Sicherheit durchaus dieſe Maßregeln erfordre, und daß ihre Miliz den Angriffen eines ſtehenden Heeres nicht widerſtehen könne.

Man hat oft in der Geſchichte der Welt geſehen, daß die Soldaten einer ſtehenden Armee, wenn ſie gleich noch nie einen Feind geſehen hatten, doch, bey ihrer erſten Erſcheinung im Felde, mit dem Muthe alter erfahrner Krieger gefochten, und gegen den Angriff ſolcher Truppen ausgehalten haben, die unter den Waffen grau geworden waren. Als im Jahr 1756 die ruſſiſche Armee in die preuſſiſchen Staaten einfiel: ſo ſchienen die ruſſiſchen Soldaten den preußiſchen an Muth nichts nachzugeben, obgleich dieſe damahls für die erfahrenſten und zum Kriege gewöhnteſten Veteranen von Europa gehalten wurden. Als im Jahr 1739 der Krieg zwiſchen Spanien und England ausbrach, hatte letzteres Land acht und zwanzig Jahre lang im tiefſten Frieden gelebt. Gleichwohl war der Muth ſeiner Soldaten ſo wenig durch einen ſo langen Frieden geſchwächt worden, daß er ſich vielmehr nie ſo ausgezeichnet hat, als bey dem Angriffe auf Carthagena, der erſten unglücklichen Unternehmung dieſes unglücklichen Krieges. Die Generale können zuweilen in einem langen Frieden die Kunſt, ein Heer anzuführen, vergeſſen: aber die Soldaten einer wohl eingerichteten ſtehenden Armee vergeſſen nie den Muth, mit welchem ſie fechten ſollen.

Wenn eine gebildete Nation ſich zu ihrer Vertheidigung auf eine Miliz verläßt: ſo iſt ſie beſtändig der Gefahr ausgeſetzt, von jedem rohern Volke, das in ihrer Nachbarſchaft wohnt, unterjocht zu werden. Das

Schickſal, welches alle civiliſirten Theile Aſiens mehr als einmahl gehabt haben, von den Tartarn erobert zu werden, beweiſet hinlänglich, wie ſehr die Miliz eines rohen Volks der Miliz eines geſitteten überlegen ſey. Eine wohl eingerichtete ſtehende Armee hingegen iſt jeder Miliz überlegen. Und ſo wie eine ſolche Armee nur von einer geſitteten und reichen Nation unterhalten werden kann: ſo kann auch eine ſolche Nation nur von einer ſtehenden Armee gegen einen armen und wilden Nachbar geſchützt werden. Stehende Armeen ſind daher — bis zu dem Zeitpunkte, wo der ganze Erdkreis gleich civiliſirt ſeyn wird — das einzige Mittel, die Fortſchritte, die irgend eine Nation im Anbau und in bürgerlicher Bildung gemacht hat, auf eine beträchtliche Zeit zu erhalten.

Stehende Armeen ſind zugleich das einzige Mittel, ein rohes Land und eine wilde Nation ſchnell anzubauen und geſittet zu machen. Durch ſie kann das Geſetz eines Landesherrn auch in den entfernteſten Provinzen eine unwiderſtehliche Kraft, und ein Anſehen erhalten, vor welchem ſich alles beugen muß. Und ſo kann, wenn der Regent an Einſicht über ſein Volk erhaben iſt, durch Gewalt eine gewiſſe Ordnung und äußre Sittlichkeit bey demſelben zu einer Zeit eingeführt werden, da es, nach ſeiner eignen Ausbildung, noch beyder unfähig iſt. Wenn man unterſucht, durch welche Mittel eigentlich Peter der Große das ruſſiſche Reich geſittet gemacht habe: ſo wird man finden, daß ſie ſich alle in der Errichtung und Unterhaltung einer guten ſtehenden Armee vereinigen. Dieß war das Werkzeug, vermittelſt deſſen er alle ſeine andern guten Anordnungen durchſetzte und aufrecht erhielt. Und dem Einfluſſe dieſer Armee hat dieſes Reich den Grad von Ordnung und innerlichem Frieden, deſſen es ſeit Peter dem Großen genoſſen hat, zuzuſchreiben.

Männer von republikaniſchen Grundſätzen ſind immer gegen ſtehende Armeen argwöhniſch geweſen, und haben ſie als der Freyheit gefährlich betrachtet. Das ſind ſie auch in der That, wenn das Intereſſe des Generals und der vornehmſten Officiere nicht an die Aufrechterhaltung der Staatsverfaſſung geknüpft iſt. Cäſars ſtehende Armee machte der römiſchen Republik ein Ende; Cromwells Armee jagte das langſitzende Parlament aus einander. Aber da, wo der Landesherr ſelbſt General iſt, und wo die Officiere der Armee aus dem vornehmſten Adel des Landes und den Gutsbeſitzern genommen ſind; — da wo die militäriſche Macht den Befehlen derjenigen anvertrauet iſt, welche das größte Intereſſe dabey haben, das Anſehen der bürgerlichen Obrigkeit aufrecht zu erhalten, weil ſie ſelbſt, zum großen Theile, dieſe bürgerliche Obrigkeit ausmachen: da kann eine ſtehende Armee nie der Freyheit gefährlich werden. Im Gegentheil, es kann Fälle geben, wo ſie die Freyheit zu beſchützen dient. Die Sicherheit, welche ſie dem Landesherrn giebt, macht, daß er weder auf Mittel denkt, ſeine Macht zu vergrößern, noch mit ſo argwöhniſcher Sorgfalt, als in einigen neuern Republiken geſchieht, über die Aufrechterhaltung derſelben wacht. Da wo die Sicherheit der Obrigkeit, wenn ſie auch von dem größten und beſten Theile der Einwohner eines Landes unterſtützt wird, doch durch ein augenblickliches Mißvergnügen des Pöbels in Gefahr gerathen kann; da, wo ein kleiner Aufruhr, innerhalb weniger Stunden eine große Zerrüttung der Dinge veranlaſſen kann: da muß das ganze Anſehen der Regierung angewandt werden, jedes Murren und jede laute Klage zu unterdrücken und zu beſtrafen. Einem Regenten hingegen, der ſich nicht nur durch die ariſtokratiſche Partey, oder durch die Zuneigung der Angeſehenſten und Beſten, ſondern auch durch eine wohlgeordnete ſtehende Armee über alle Gefahr erhaben fühlt: einem ſolchen Regenten können auch die grundloſeſten, die unhöflichſten, und die mit den ausſchweifendſten Forderungen verbundenen Aeußerungen der Unzufriedenheit mit ſeiner Regierung, wenig Unruhe erwecken. Er kann ſie, ohne etwas zu wagen, vergeben oder verachten; und das Bewußtſeyn ſeiner Ueberlegenheit über die Aufrührer macht ihn natürlicher Weiſe geneigt, das eine oder das andre zu thun. Derjenige Grad von Freyheit, der an Ausgelaſſenheit grenzt, kann nur in Ländern geſtattet werden, deren oberſter Regent durch eine tüchtige ſtehende Armee geſchützt wird. Nur in ſolchen Ländern iſt die Nothwendigkeit nicht vorhanden, zur Erhaltung der öffentlichen Sicherheit, dem Landesherrn einige willkührliche Gewalt in die Hände zu geben, damit er die gefährlichen Ausbrüche jener unbegrenzten Freyheit hemmen könne.

Aus allen dieſen Urſachen alſo, wird die Erfüllung der erſten Pflicht, welche ein Staatsoberhaupt auf ſich hat, — der Pflicht, die Geſellſchaft, welcher er vorſteht, gegen die Gewaltthätigkeiten und Ungerechtigkeiten andrer unabhängiger Geſellſchaften zu vertheidigen — für ihn immer koſtbarer und koſtbarer, je weiter der

Staat ſelbſt an Reichthum und politiſcher Bildung vorrückt. — Die Kriegsmacht, welche ihm anfangs, weder in Friedens- noch in Kriegeszeiten den mindeſten Aufwand verurſachte, muß, ſo wie ſich der Zuſtand der Dinge vervollkommnet, zuerſt nur während des Krieges, zuletzt aber auch mitten im Frieden von ihm unterhalten werden.

Die durch die Erfindung des Feuergewehrs vorgegangene große Veränderung in der Kriegskunſt, hat dieſen Aufwand noch vergrößert. Es koſtet weit mehr, als ehedem, ſowohl den Soldaten ſo zu üben und zu discipliniren, wie es dieſe neue Art Krieg zu führen fordert, als ihn, bey wirklichem Kriege, auszurüſten. Gewehr und Ammunition ſind ſehr theure Artikel. Eine Flinte iſt eine weit theurere Maſchine, als ein Wurfſpieß, oder als Bogen und Pfeile; eine Kanone oder ein Mörſer iſt koſtbarer, als ein Mauerbrecher oder Katapult. Das Pulver, das bey den Muſterungen unſrer Truppen verſchoſſen wird, iſt unwiederbringlich verloren, und macht einen beträchtlichen Aufwand. Die Wurfſpieße und Pfeile, welche bey den alten Muſterungen verſchoſſen wurden, konnten wieder aufgeleſen werden, und waren überdieß an ſich von geringem Werthe. Die Kanonen und Mörſer ſind nicht nur weit theurere, ſondern auch weit ſchwerere Maſchinen, als die Katapulten und Mauerbrecher der alten Zeit; und ihre Verfertigung ſowohl, als ihr Fortbringen von einem Orte zum andern erfordert weit mehr Ausgaben. Da die Artillerie der Neuern vor der Artillerie der Alten einen ſo großen Vorzug hat: ſo hat auch die Befeſtigung der Städte zu mehrerer Vollkommenheit gebracht werden müſſen; und ſie iſt natürlicher Weiſe um ſo viel theurer geworden, je ſchwerer und künſtlicher ſie geworden iſt. So viel verſchiedene Urſachen kommen in neuern Zeiten zuſammen, die Vertheidigung der bürgerlichen Geſellſchaft gegen auswärtige Feinde koſtbarer zu machen. Außer der natürlichen und nothwendigen Urſache, die in den Fortſchritten der Cultur und des Reichthums liegt, iſt noch eine bloß zufällige durch die Erfindung des Schießpulvers, und durch die Veränderung in der Art Krieg zu führen, welche eine Folge jener Erfindung iſt, hinzugekommen.

Dieſer große Aufwand, den das Feuergewehr verurſachet, giebt in den Kriegen unſrer Zeit derjenigen Nation einen entſchiedenen Vorzug, welche dieſen Aufwand am längſten aushalten kann. Er giebt alſo den reichen und cultivirten Nationen eine große Ueberlegenheit über die armen und rohen. In alten Zeiten konnten jene gegen dieſe ſich nur mit Mühe vertheidigen. In neuern Zeiten iſt es umgekehrt. Die Erfindung des Feuergewehrs alſo, die bey dem erſten Anblicke ſo zerſtörend für das menſchliche Geſchlecht zu ſeyn ſcheint, hat in ihren Folgen beſonders dazu beygetragen, die bürgerliche und ſittliche Bildung deſſelben zu befördern, ſie fortdauernd zu machen und auszubreiten.

Zweyte Abtheilung.

Aufwand, den die Rechtspflege erfordert.

Die zweyte Pflicht eines Staats-Oberhaupts, die Pflicht, ein jedes Glied der Geſellſchaft, welcher er vorſteht, gegen Gewalt und Unrecht von Seiten anderer Glieder eben dieſer Geſellſchaft, zu ſchützen, oder die Pflicht einer unparteyiſchen Rechtspflege erfordert ebenfalls in den verſchiedenen Perioden der bürgerlichen Cultur, einen ſehr verſchiedenen Aufwand.

Unter Jägervölkern giebt es beynahe gar kein Eigenthum, oder doch keines, welches mehr an Werthe betrüge, als durch die Arbeit von zwey oder drey Tagen angeſchafft werden kann. Sie haben daher auch faſt gar keine immerwährende Obrigkeiten: und eben ſo wenig eine Art ordentlicher Rechtspflege. Menſchen, die kein Eigenthum beſitzen, können einander nur in ihren Perſonen, oder in Abſicht ihrer Ehre beleidigen. Wenn ein Menſch den andern umbringt, verwundet, ſchlägt oder beſchimpft: ſo leidet zwar der beleidigte Theil, aber der Beleidiger gewinnt nichts. Ganz anders iſt es mit den Beleidigungen, die das Eigenthum betreffen. Der Vortheil, welchen der Beleidiger davon hat, iſt oft dem Verluſte, welchen der beleidigte Theil leidet, gleich. Neid, Bosheit oder Rachſucht ſind die einzigen Leidenſchaften, welche einen Menſchen bewegen können, einen andern Menſchen an ſeiner Perſon, oder an ſeiner Ehre anzugreifen. Von dieſen Leidenſchaften werden die Menſchen nur ſelten, und ſelbſt die ſchlimmſten unter ihnen nur von Zeit zu Zeit beherrſcht. Da ihre Befriedigung, ſo angenehm ſie für gewiſſe Charaktere und bey einer gewiſſen Gemüthsſtimmung ſeyn mag, doch keinen wirklichen und bleibenden Vortheil gewährt: ſo werden die meiſten Menſchen durch Betrachtungen der Klugheit und der Selbſtliebe davon zurückgehalten. Wenn vor den Ungerechtigkeiten, die aus dieſen Leidenſchaften herſtammen, die Menſchen auch durch keine bürgerliche Obrigkeit beſchützt werden: ſo können ſie doch noch, mit erträglicher Sicherheit, bey einander wohnen.

Aber andere an ihrem Eigenthume anzugreifen, dazu werden die Menſchen durch Leidenſchaften angetrieben, die weit ununterbrochener in ihrer Wirkſamkeit, und weit ausgebreiteter in ihrem Einfluſſe ſind: — die Reichen durch Habſucht und Ehrgeiz, und die Armen durch Arbeitsſcheu und durch Liebe zu Bequemlichkeit und Genuß. Allenthalben, wo viel Eigenthum iſt, da iſt auch große Ungleichheit dieſes Eigenthums. Für einen ſehr reichen Mann muß es wenigſtens fünf hundert arme Leute geben: und der Ueberfluß bey Wenigen, ſetzt immer die Dürftigkeit bey der Menge voraus. Dieſer Ueberfluß der Reichen erweckt bey dem Armen Unwillen; und der letztere wird oft durch wirklichen Mangel und durch Neid zugleich angetrieben, die Beſitzungen des erſtern anzufallen. Nur unter dem Schirme bürgerlicher Obrigkeit kann der Beſitzer eines, durch die Arbeit mehrerer Jahre, vielleicht mehrerer Geſchlechtsfolgen, erworbenen anſehnlichen Eigenthumes, eine einzige Nacht ruhig ſchlafen. Zu jeder Zeit iſt ein ſolcher Eigenthümer von heimlichen Feinden umgeben, die er nicht gereitzt hat, die er aber doch nicht beſänftigen kann, und vor deren Angriffen ihn nur der mächtige Arm der bürgerlichen Obrigkeit, der immer zur Beſtrafung derſelben aufgehobeniſt, zu ſchützen vermag. Eigenthum alſo, und das Anwachſen deſſelben iſt es eigentlich, was die Errichtung einer bürgerlichen Regierung ſo unumgänglich nothwendig macht. Da wo es gar kein Eigenthum giebt, oder wo das vorhandene nur das Product der Arbeit von zwey oder drey Tagen iſt: da braucht es ſehr wenige Anſtalten für die Einrichtung eines bürgerlichen Regiments.

Wenn eine Regierung ſtatt finden ſoll: ſo muß eine Unterordnung unter den Menſchen vorhanden ſeyn. Dieſe findet ſich aber natürlicher Weiſe und ſtufenweiſe ein, ſo wie die Regierung mehr und mehr nothwendig wird; das heißt, ſo wie mehr und mehr Eigenthum in die Geſellſchaft kömmt.

Die Urſachen, oder Umſtände, welche natürlicher Weiſe die Menſchen einander unterordnen; oder welche, vor Errichtung aller bürgerlichen Verfaſſungen, einige Menſchen über ihre Brüder erheben, ſcheinen mir folgende vier zu ſeyn.

Die erſte iſt der **Vorzug an perſönlichen Eigenſchaften**, es ſey an Schönheit, Stärke und Behendigkeit des Körpers, oder an Weisheit und Tugend, an Klugheit, Tapferkeit, Mäßigung und Gerechtigkeit der Seele. Die körperlichen Eigenſchaften allein, wenn ſie von den Eigenſchaften des Geiſtes nicht unterſtützt werden, geben in jeder Periode der Geſellſchaft, dem Menſchen nur ein geringes Anſehen. Der Menſch muß ſchon ſehr ſtark ſeyn, welcher durch ſeine bloßen Körperkräfte, zwey ſchwächere Menſchen zwingen kann, ihm zu gehorchen. Die Eigenſchaften der Seele hingegen können, auch allein, einen beträchtlichen Grad von Anſehen mittheilen. Gleichwohl ſind dieſe Eigenſchaften unſichtbar. Man kann darüber ſtreiten, wem mehr oder weniger davon zukömmt: und es wird auch ſehr darüber geſtritten. Auf ſie alſo die Abſtufungen des Ranges und der Unterordnung zu gründen, welche den regierenden Theil der Geſellſchaft von dem regierten unterſcheiden: das hat kein Staat thunlich und zweckmäßig gefunden. Leichter zu erkennende und mehr in die Augen fallende Eigenſchaften ſind dazu nöthig, dieſe Grenzlinien zu ziehen.

Die zweyte jener Urſachen des Ranges unter den Menſchen, iſt **das höhere Alter.** Ein alter Mann, vorausgeſetzt, daß er nicht ſo abgelebt iſt, daß man ſeine Fahigkeiten für geſchwächt halten kann, iſt allenthalben mehr geehrt, als ein junger Mann von gleichem Range, Vermögen und Geiſtesgaben. Bey Jägervölkern, wie die eingebohrnen Nordamerikaner ſind, iſt das Alter der einzige Grund des Ranges und eines erhöheten Anſehens. Bey ihnen heißt jeder Höhere, **Vater,** jeder von gleichem Range **Bruder** — und jeder Untere, **Sohn.** Auch bey den geſitteteſten und reichſten Nationen beſtimmt das Alter den Rang unter denjenigen Perſonen, die in jeder andern Rückſicht einander gleich ſind, und die alſo nichts anders haben, wonach eine Rangordnung unter ihnen gemacht werden könnte. Unter Brüdern und Schweſtern, haben die älteſten den Vorzug: und in der Erbfolge in die väterlichen Güter, wird jede Sache, die nicht getheilt werden kann, ſondern einer Perſon ganz zugehören muß, (wie zum Beyſpiel, die Ehrentitel,) in den meiſten Fällen, dem Aelteſten überlaſſen. Das Alter iſt ein ſichtbarer und deutlich zu erkennender Unterſchied, worüber man nicht zweifelhaft ſeyn kann, ob er zwiſchen zwey Menſchen ſtatt finde.

Die dritte jener Urſachen oder Umſtände iſt das **größere Vermögen.** — Das Anſehen der Reichen iſt zwar in jedem Zeitalter der bürgerlichen Geſellſchaft groß: aber nie iſt es größer, als in den Zeiten, wo Rohheit herrſcht und Cultur mangelt, wofern beydes nur nicht ſo weit geht, daß eine beträchtliche Ungleichheit des Vermögens dadurch unmöglich gemacht wird. Ein Tartarfürſt, deſſen Heerden ſo zahlreich ſind, daß er tauſend Menſchen von ihren Erzeugniſſen unterhalten kann, weiß auch dieſen ſeinen Reichthum auf nichts anders anzuwenden, als daß er wirklich tauſend Menſchen davon unterhält. In dem Zuſtande der Rohheit, worin ſich ſein Staat noch befindet, giebt es keine Manufacturwaaren, keine artigen Spielwerke, die er für ſeine überflüßigen, von ihm ſelbſt und ſeiner Familie nicht verzehrbaren Erzeugniſſe eintauſchen könnte. Die tauſend Menſchen nun, die er damit ernährt, hängen, in Abſicht ihres Unterhalts, gänzlich von ihm ab: ſie müſſen alſo ſeinen Befehlen im Kriege gehorchen, und ſich ſeiner

Gerichtsbarkeit im Frieden unterwerfen. Er wird natürlicher Weiſe, beydes, ihr Anführer und ihr Richter: und ſeine Oberherrſchaft über ſie iſt die nothwendige Wirkung ſeines größern Reichthums. In einem reichen und ordentlich regierten Lande hingegen kann ein Mann ein weit größeres Vermögen beſitzen, als jener Tartarfürſt, und doch vielleicht nicht einem Dutzend Perſonen zu befehlen haben. — Seine Einkünfte können vielleicht hinlänglich ſeyn, mehr als tauſend Menſchen zu unterhalten; vielleicht unterhält er auch wirklich ſo viele davon. Aber weil von allen dieſen Menſchen keiner etwas von ihm erhält, ohne ihm wieder etwas dafür zu geben: ſo ſieht ſich keiner als von ihm abhängig an, und nur ſeine wenigen Hausbedienten ſtehen wirklich unter ſeinen Befehlen. — Indeß iſt, ſelbſt in einem reichen und bürgerlich geſitteten Lande, das Anſehen des Reichthums immer ſehr groß. Daß es weit größer ſey, als das Anſehen, welches das Alter oder das perſönliche Verdienſt ertheilt, iſt die allgemeine Klage aller Zeitalter geweſen, ſeitdem es Reiche und Arme in der menſchlichen Geſellſchaft giebt. Dieſer Unterſchied findet in der erſten Periode der Geſellſchaft, wenn die Menſchen noch von der Jagd leben, nicht ſtatt. Alle ſind alsdann gleich, weil ſie alle arm ſind; und die einzigen aber ſchwachen Stützen des Anſehens und der Unterordnung ſind Alter und perſönliche Eigenſchaften. Daher iſt auch in dieſer Periode, obrigkeitliches Anſehen und bürgerliche Unterordnung entweder gar nicht vorhanden, oder von weniger Bedeutung. Die zweyte Periode, das Hirtenleben, erlaubt ſchon weit größere Ungleichheiten der Glücksgüter: und in keiner giebt der Beſitz des Reichthums ein ſo großes Anſehen. In keiner iſt daher auch Oberherrſchaft und Unterwürfigkeit feſter gegründet. Ein arabiſcher Scheich hat eine große, ein tartariſcher Khan eine beynahe unumſchränkte Gewalt.

Die vierte jener Urſachen endlich iſt der **Vorzug der Geburt.** Dieſer iſt nichts anders, als der Vorzug eines alten Reichthums in der Familie, aus welcher man herſtammt. An ſich ſind alle Familien gleich alt. Und wenn die Ahnherren des Bettlers auch weniger bekannt ſind: ſo hat er deren doch gewiß eine eben ſo lange Reihe, als der König. Eine alte Familie heißt alſo eine Familie, die ſchon ſeit langer Zeit angeſehen iſt; und, da dieſes Anſehen entweder aus dem Reichthume entſteht, oder doch damit gemeiniglich begleitet iſt: ſo heißt es eine, die von Alters her reich iſt. Allenthalben iſt eine neu entſtandene Größe nicht ſo angeſehen, als eine alte, die ſchon lange gedauert hat. Wenn der, welcher ſich auf einen Thron unrechtmäßiger Weiſe eindringt, ſo allgemeinen Haß erregt, und die Nachkommen einer alten Königsfamilie die Zuneigung und Ergebenheit der Völker ſo leicht gewinnen: ſo kömmt dieß großentheils aus der Achtung, welche die Menſchen gegen ererbte und alte Größe überhaupt, — und aus der Verachtung, die ſie gegen einen vom Glücke aus dem Staube Erhobenen haben. So wie ſich bey der Armee, ein Officier ohne Widerrede von dem befehlen läßt, der von jeher über ihm geſtanden hat, aber durchaus nicht vertragen kann, daß einer über ihn geſetzt werde, der zuvor ſein Untergebener geweſen iſt: ſo unterwerfen ſich auch oft die Einwohner eines ganzen Landes leicht einer

Familie, deren Vorfahren von jeher das Land beherrſcht haben, entbrennen aber vor Unwillen, wenn eine andre Familie, deren Erhabenheit ſie nie anerkannt haben, ſich dieſer Herrſchaft bemächtigen will.

Dieſer Unterſchied der edlen und unedlen Geburt, da er erſt eine Folge von dem Unterſchiede des Reichthums iſt, kann bey einem Jägervolke nicht ſtatt finden, bey welchem alle Menſchen an Glücksgütern, und alſo auch alle Familien an Herkommen gleich ſind. Es mag zwar auch unter ihnen der Sohn eines weiſen und beherzten Mannes etwas mehr Achtung genießen, als ein Mann von gleichem Verdienſte, der aber das Unglück hat, der Sohn eines Narren, oder eines Feigherzigen zu ſeyn. Aber dieſer Unterſchied wird doch nicht ſehr groß ſeyn; und nie, glaube ich, iſt irgend eine große Familie in der Welt entſtanden, die ihr Anſehen ganz allein der Weisheit und Tugend ihres Ahnherrn zu danken gehabt hätte.

Unter Hirtenvölkern kann nicht nur der Unterſchied der Geburt ſehr wohl entſtehen: ſondern er iſt bey ihnen auch unausbleiblich. Da ſolchen Nationen der Luxus faſt immer fremd bleibt: ſo laſſen ſich einmahl geſammelte Reichthümer auch ſogar durch Verſchwendung nicht leicht zerſtreuen. — Nirgends dauert alſo Reichthum, und mit demſelben Anſehen ſo lange in denſelben Familien fort; nirgends giebt es ſo alte Geſchlechter, und die um ihres Alterthums willen ſo geehrt wären.

Geburt und Vermögen ſind augenſcheinlich die beyden Sachen, welche, in der bürgerlichen Geſellſchaft, einen Menſchen über den andern am meiſten erheben. Sie ſind die beyden merklichſten Unterſchiede, welche die Klaſſen und einzelnen Perſonen von einander abſondern. Auf ſie gründet ſich alſo auch am natürlichſten diejenige Oberherrſchaft und Unterwürfigkeit, die ſich unter den Menſchen findet.

Bey Hirtenvölkern wirken beyde Urſachen vereiniget mit ihrer vollen Stärke. Der Beſitzer großer Heerden, der wegen ſeines Reichthums und der Menge Menſchen, die von ihm ihren Unterhalt bekommen, in Anſehen ſteht, und ſeiner edlen Herkunft, und des Alterthums ſeiner Familie wegen geehrt iſt, erlangt leicht über die ärmern und geringern Hirten ſeines Stammes eine Oberherrſchaft. Er kann die Kräfte einer größern Anzahl von Leuten vereinigen, und über mehrere gebiethen, als irgend einer von ihnen. Er hat alſo wirklich, in ſeinem Stamme, die größte Kriegsmacht in Händen. Entſteht Krieg: ſo ſind alle natürlicher Weiſe geneigter ſeinen Fahnen, als den Fahnen irgend eines andern Anführers zu folgen; und ſo giebt ihm ſein Vermögen und ſeine Geburt eine Art **vollziehender Staatsgewalt.** Eben deßwegen, weil er über die Kräfte der größten Anzahl von Leuten gebiethet, iſt er auch am beſten im Stande, den Schwachen gegen die Unterdrückung des Stärkern zu beſchützen, und einen Beleidiger zum Schadenerſatz anzuhalten. Er iſt alſo natürlicher Weiſe die Perſon, bey welcher die Schwächern Schutz ſuchen; die, bey welcher ſie die Klagen wegen erlittenen Unrechts anbringen, und deren ſchiedsrichterlichem Urtheile ſich ſelbſt der angeklagte Theil am erſten unterwirft. So giebt Reichthum und Geburt ihm alſo auch eine Art von richterlicher Gewalt.

In der zweyten Periode der bürgerlichen Geſellſchaft demnach, in dem Hirtenleben, fängt die Ungleichheit des Eigenthums an ſich unter den Menſchen einzufinden, und legt den Grund zu einem obrigkeitlichen Anſehen und zu einer Unterwürfigkeit, die zuvor unter ihnen nicht ſtatt fand. Dadurch entſteht eine Art von bürgerlicher Regierung, — eine ſolche, als zu Erhaltung des Eigenthums, und alſo zu Aufrechterhaltung jener Ungleichheit unumgänglich nothwendig iſt: obgleich ſie nicht um dieſer bemerkten Nothwendigkeit willen errichtet, ſondern durch den natürlichen Gang der Dinge von ſelbſt herbeygeführt worden zu ſeyn ſcheint. Doch trägt in der Folge die Betrachtung, daß eine Regierung zur Erhaltung des Eigenthums nothwendig ſey, viel dazu bey, ihr Anſehen zu befeſtigen. Dem Reichen insbeſondere muß ſehr viel daran gelegen ſeyn, diejenige Ordnung der Dinge zu erhalten, durch welche ihm die Vortheile, in deren Beſitz er iſt, geſichert werden. Die Leute von geringerm Vermögen vereinigen ſich zur Vertheidigung derer, die größere Reichthümer haben, damit dieſe ſich wieder zur Vertheidigung ihres kleinern Vermögens vereinigen mögen. Alle die kleinern Hirten werden gewahr, daß die Sicherheit ihrer eigenen Heerden von der Sicherheit der Heerden des großen Hirten — daß die Aufrechterhaltung ihres geringern Anſehens von der Aufrechterhaltung ſeines größern abhänge; und daß ſie nur durch ihre Unterwürfigkeit unter ihm mächtig genug werden, um die, welche unter ihnen ſind, in der Unterwürfigkeit zu erhalten.

ten. So machen ſie alſo eine Art von kleinem Adel aus, deſſen Vortheil erfordert, das Eigenthum und das Anſehen ihres oberſten Regenten zu unterſtützen, damit ihr eignes Eigenthum und Anſehen ſicher ſeyn möge. — Die bürgerliche Regierung, inſofern ſie zur Aufrechterhaltung des Eigenthums eingeführt worden iſt, iſt in der That zur Vertheidigung des Reichen gegen den Armen, oder deſſen, der ein Eigenthum hat, gegen den, der keines hat, eingeführt worden.

Doch war für einen ſolchen Oberherrn, die Ausübung der richterlichen Gewalt, weit entfernt, daß ſie ihm Unkoſten gemacht hatte, lange Zeit eine Quelle von Einkünften. Die Perſonen, welche bey ihm Recht ſuchten, waren immer bereit, dafür zu bezahlen: und jede bey ihm angebrachte Klage war mit einem Geſchenke begleitet. — Nachdem das Anſehen der Fürſten völlig befeſtigt worden war: mußten auch die, welche vor Gericht ſchuldig befunden wurden, außer der Genugthuung, die ſie dem beleidigten Theile zu leiſten hatten, dem Landesherrn ein Strafgeld bezahlen. Sie hatten Unruhe erregt, ſie hatten der Obrigkeit zu ſchaffen gemacht, ſie hatten den Landfrieden gebrochen. Für dieſe Vergehungen ſchien es billig, ihnen eine Buße aufzulegen. Bey den Tartarfürſten in Aſien, und in Europa in allen den Regierungen, welche deutſche und ſcythiſche Völkerſchaften in den eroberten Provinzen des römiſchen Reichs ſtifteten, war die Rechtspflege, ſowohl für den Landesherrn, als für die, welche unter ihm, entweder über einen beſondern Bezirk, oder über eine beſondere Klaſſe von Menſchen die Gerichtsbarkeit ausübten, eine ergiebige

Quelle von Einkünften. Urſprünglich wurde dieß Richteramt, von dem Könige, oder von dem ihm untergeordneten Volkshäuptern in Perſon verwaltet. In der Folge fanden ſie es faſt durchgängig bequemer, Stellvertreter für ſich zu ernennen, denen ſie die Namen der Vögte, Amtleute oder Richter gaben. Dieſe mußten deſſen ungeachtet die Einkünfte, die mit der Gerichtsbarkeit verbunden waren, den Hauptperſonen, von welchen ſie geſetzt waren, berechnen. Jeder, der die Anweiſungen lieſet, welche den **herumreiſenden Richtern** *) zur Zeit Heinrichs des zweyten gegeben worden ſind, wird deutlich ſehen, daß ſie eine Art von Einnehmern waren, die zu dem Ende durchs Land geſchickt wurden, um gewiſſe mit der Rechtspflege verbundene Gefälle für den König zu erheben. Nicht nur brachte damahls die Verwaltung der Gerechtigkeit dem Landesherrn ein gewiſſes Einkommen: ſondern dieſes Einkommen ſcheint auch einer der

---

*) Durch eine Acte des großen Raths des Reichs, oder des Parlaments, im 22ſten Regierungsjahre Heinrichs des zweyten, im Jahr 1176, wurden gewiſſe Richter ernannt, die innerhalb ſieben Jahren alle Provinzen des Königreichs, (welches deßhalb in ſechs Diſtricte oder circuits getheilt wurde) zu bereiſen hatten, um an jedem Orte, von Zeit zu Zeit Gericht zu halten. Durch die magna charta wurden ſie angewieſen, in jeder Grafſchaft jedes Jahr einmahl zu erſcheinen; und zugleich wurden die Sachen näher beſtimmt, die ihrer Gerichtsbarkeit unterworfen waren. Sie hießen juſtitiarii in itinere, welches, barbariſch genug, durch juſtices in eyre überſetzt worden iſt. Aus dieſer Einrichtung ſind die jetzt noch beſtehenden courts of aſſize entſtanden, die zweymahl des Jahrs, in jeder Grafſchaft, von dazu delegirten Richtern aus den drey Tribunalen, Kingsbench, common pleas, und Exchequer gehalten werden. Blackſtone B. III. C. 4. A. d. U.

Hauptzwecke geweſen zu ſeyn, den man ſich bey jener Verwaltung vorſetzte.

Dieſe Methode, die Rechtsverwaltung zu einer Quelle von Einkünften zu machen, mußte unfehlbar mehrere große Mißbräuche mit ſich führen. Diejenige Partey, welche, mit einem großen Geſchenke in der Hand, den Richter um Gerechtigkeit anflehete, mochte wohl leicht etwas mehr, und die, welche eben dieſe Bitte nur mit einem kleinen Geſchenke unterſtützte, mochte etwas weniger als Gerechtigkeit, erhalten. Zuweilen mochte wohl der richterliche Ausſpruch aufgeſchoben werden, damit der Geſchenke mehrere einlaufen möchten. Endlich mochten nicht ſelten die Strafgelder, welche ein Angeklagter zahlen mußte, wenn er ſchuldig befunden wurde, mit auf den Richter wirken, ihn zur Verurtheilung des Angeklagten, ohne vollſtändige Beweiſe, geneigt zu machen. Daß Mißbräuche der Art häufig genug vorgingen, davon giebt uns die alte Geſchichte aller europäiſchen Länder Beweiſe.

Als noch der Landesherr, oder der oberſte Regent des Staats ſelbſt in Perſon zu Gericht ſaß, da mußte es, ſo ſchreyend auch die Ungerechtigkeiten ſeyn mochten, welche er beging, doch immer ſehr ſchwer halten, Hülfe dagegen zu finden: weil niemand mächtig genug war, dieſen Richter zur Verantwortung zu ziehen. Uebte er aber ſeine Gerichtsbarkeit durch einen **Vogt**, **Amtmann**, kurz durch einen Delegirten aus: ſo war es vielleicht zuweilen möglich, die Aenderung eines ungerechten Urtheils zu erhalten. In dem Falle nehmlich, wenn der Gerichtshalter zu ſeinem eignen Vortheile Ungerechtigkeiten beging: ſo war der oberſte Regent wahrſcheinlich nicht abgeneigt, ihn zu beſtrafen, oder das Unrecht zu vergüten. Wenn aber die Ungerechtigkeit zum Vortheile des Landesherrn ſelbſt begangen worden war; wenn der Richter dadurch der Perſon, die ihm das Amt gegeben hatte, und die ihn weiter befördern konnte, ſich gefällig machen wollte: dann war ohne Zweifel ſo wenig gegen eine ſolche Unterdrückung Schutz zu finden, als wenn der Regent ſelbſt der unmittelbare Urheber davon geweſen wäre. Wir finden auch daher, daß unter allen noch rohen und ungeſitteten Völkern, beſonders in denjenigen europäiſchen Staaten, die auf den Trümmern des römiſchen Staats erbauet waren, die Rechtsverwaltung lange Zeit äußerſt ſchlecht, — auch unter den beſten Monarchen bey weitem nicht unpartheyiſch und gerecht, — unter ſchlechten hingegen durchaus ungerecht und unterdrückend geweſen iſt.

Unter Hirtenvölkern, deren Regent oder Oberhaupt nur der reichſte Hirte ſeines Stammes oder ſeiner Horde iſt, nährt der Regent ſich gerade auf eben die Weiſe, wie ſich alle ſeine Unterthanen unterhalten, — von den Erzeugniſſen oder den Einkünften, die ihm ſeine Heerden bringen. Unter Ackerbau treibenden Völkern, die noch nicht lange aus dem Hirtenſtande heraus getreten ſind, und in ihrem neuen Stande noch nicht große Fortſchritte gemacht haben — (wie dieß der Fall bey den griechiſchen Völkerſchaften zu der Zeit des trojaniſchen Krieges, und bey unſern deutſchen und ſcythiſchen Ahnherrn zu der Zeit war, als ſie ſich in dem Gebiethe des römiſchen Kaiſerthums feſtſetzten,) iſt der Landesherr oder das Staats-

Oberhaupt gleichfalls nichts anders, als der größte Landeigenthümer, und wird, ſo wie alle andere Gutsbeſitzer, durch das Einkommen ſeiner Ländereyen, oder deſſen, was man in neuern Zeiten ſeine Domänen-Güter genannt hat, unterhalten. Seine Unterthanen tragen, für gewöhnlich, nichts zu ſeinem Unterhalte bey. Nur dann, wenn ſie ſeinen Schutz und ſeinen Beyſtand gegen die Ungerechtigkeiten ſuchen, welche ihnen von einem ihrer Mitunterthanen widerfahren — nur dann, wenn ſein Anſehn ihnen perſönlich nützlich wird, zahlen ſie ihm etwas dafür; und die Geſchenke, welche ſie ihm bey dieſer Gelegenheit machen, ſind, wenn man einige außerordentliche Fälle ausnimmt, die einzigen Einkünfte, welche ihm ſein Regentenamt bringt. Wenn bey dem Homer Agamemnon dem Achilles die Oberherrſchaft über ſieben griechiſche Städte anbiethet: ſo iſt der einzige Vortheil, welchen er ihn davon hoffen läßt, der, daß das Volk ihn durch Darbringung reicher Geſchenke ehren werde. So lange als ſolche Geſchenke — ſo lange als dieſe mit der Rechtsverwaltung verbundenen Geldvortheile, oder das, was man die Gerichtsſporteln nennen könnte, faſt die einzigen Einkünfte waren, welche das Staatsoberhaupt von ſeiner Würde zog: ſo lange konnte man natürlicher Weiſe nicht erwarten, und man konnte billiger Weiſe nicht von ihm fordern, daß er dieſe ganz aufgeben ſollte. Alles was man von ihm zu verlangen berechtigt war, und was man auch oft in Vorſchlag brachte, iſt, daß ſie beſtimmt und ein für allemahl feſtgeſetzt werden ſollten. Aber wie konnte, auch nachdem dieſes geſchehen war, ein Richter, der ſelbſt die höchſte Gewalt des Staats in Händen hatte, verhindert werden, Grenzen, die er nur ſich ſelbſt geſetzt hatte, zu überſchreiten? So lange alſo dieſer Zuſtand der Dinge fortdauerte, mußte es ſehr ſchwer ſeyn, den Mißbräuchen der Rechtsverwaltung, die aus der Unbeſtimmtheit und Willkürlichkeit dieſer Geſchenke floſſen, abzuhelfen.

Aber nachdem durch mehrere Urſachen, vornehmlich aber durch das unaufhörliche Steigen der Unkoſten, die mit der Vertheidigung des Staats gegen auswärtige Feinde verbunden waren, die Einkünfte aus dem Privateigenthume des Landesherrn, zur Beſtreitung der Staatsausgaben ſchlechterdings unzureichend wurden; und nachdem es alſo die eigne Sicherheit des Volkes zu erfordern anfing, daß es, durch Bezahlung gewiſſer Abgaben, dieſen Aufwand beſtreiten helfe: ſeitdem ſcheint es ziemlich allgemeine Uebereinkunft der Völker zu ſeyn, daß für die Verwaltung des Rechts, weder von dem oberſten Richter, von dem Regenten ſelbſt, noch von ſeinen Stellvertretern, den Amtleuten und Gerichtshaltern, Geſchenke genommen werden dürfen. Es war, wie es ſcheint, leichter, dieſe Geſchenke ganz abzuſchaffen, als ſie zu mäßigen und beſtimmten Regeln zu unterwerfen. Um den Richtern den Verluſt zu erſetzen, den ſie durch das Aufgeben ihres Antheils an dieſen Emolumenten litten, wurden ihnen feſte Gehalte ausgeſetzt. Was den Landesherrn betrifft: ſo war dieſer für ſeinen Verluſt durch die dafür eingeführten Abgaben mehr als entſchädiget. Nun ſagte man alſo, daß die Gerechtigkeit **umſonſt** verwaltet würde.

Im Grunde iſt dieß in keinem Lande wirklich geſchehen. Wenigſtens haben die Rechtsgelehrten und Sachwalter immer müſſen von den Parteyen bezahlt werden; und würden ſie es nicht, ſo würden ſie ohne Zweifel noch weniger ihre Pflichten erfüllen, als ſie es jetzo thun. Die Gebühren, welche Sachwalter und Advocaten jährlich erhalten, betragen bey jedem Gerichtshofe mehr, als die Gehalte der Richter. Dadurch, daß dieſe letztern von der Krone bezahlt werden, vermindern ſich die Unkoſten der Prozeſſe nirgends ſehr merklich. Aber es geſchah auch nicht ſowohl in der Abſicht, die Prozeßkoſten zu vermindern, als Ungerechtigkeit und Parteylichkeit in der Entſcheidung der Prozeſſe zu verhüten, daß man den Richtern verboth, Geſchenke oder Sporteln von den Parteyen anzunehmen.

Das Amt eines Richters iſt ſo ehrenvoll, daß es Leute genug giebt, die bereitwillig ſind es zu übernehmen, auch wenn es nur mit geringen Geldvortheilen verbunden iſt. In England iſt das Amt eines Friedensrichters nur ein untergeordnetes Richteramt; es verurſachet dem, welcher es bekleidet, manche Unannehmlichkeit und Plage; es iſt ohne allen Gehalt: und doch bewirbt ſich der größere Theil unſerer Gutsbeſitzer mit Eifer darum. — In allen geſitteten Ländern machen die Gehalte der ſämmtlichen Ober- und Unterrichter, und alle Unkoſten der Rechtsverwaltung, auch da, wo dieſe Verwaltung nicht mit vorzüglicher Sparſamkeit eingerichtet iſt, nur einen ſehr kleinen Theil der geſammten Staatsausgaben aus.

Ja der ganze Aufwand, den die Rechtspflege verurſacht, kann von den Gerichtsſporteln allein beſtritten werden; und fällt auf dieſe Weiſe den Staatseinkünften gar nicht zur Laſt, ohne daß ſie deßhalb im weſentlichen ſchlechter iſt. Dieſe Gerichtsſporteln zu beſtimmen, und zu machen, daß die Beſtimmung nicht überſchritten wird, iſt ſchwer, ſo lange dem Staatsoberhaupte ſelbſt ein Theil davon anheimfällt, und er eine Quelle ſeiner Einkünfte daraus macht; aber es iſt ſehr leicht, ſobald der Gerichtshalter die einzige Perſon iſt, welche davon den Genuß hat. Den Richter kann das Geſetz ſehr leicht zwingen, die Vorſchriften, welche es macht, zu befolgen; aber den Landesherrn zu deren Befolgung zu nöthigen war es weniger im Stande. Da wo die Gerichtsſporteln genau für jeden Fall beſtimmt ſind; da wo ſie entweder auf einmahl, oder theilweiſe bey gewiſſen Perioden jedes Prozeſſes, in die Hände eines ausdrücklich dazu geſetzten Beamten bezahlt, und von dieſem, nach Endigung des Prozeſſes, nicht während des Laufs deſſelben, unter die Richter vertheilt werden; da ſcheint die unparteyiſche Verwaltung der Gerechtigkeit eben ſo geſichert zu ſeyn, als wenn gar keine Sporteln bezahlt würden.

Es iſt ſehr wohl möglich, dieſe Gerichtsgebühren, ohne merkliche Vertheuerung der Prozeſſe, bis dahin zu erhöhen, daß ſie zu Beſtreitung aller Unkoſten der Juſtiz zureichen. — Werden ſie erſt nach geendigten Prozeſſen unter die Richter vertheilt: ſo kann dieß ein Sporn des Fleißes für den ganzen Gerichtshof ſeyn. Bekömmt bey Gerichtscollegien, die aus einer beträchtlichen Anzahl von Mitgliedern beſtehen, jedes Mitglied ſeinen Antheil an den Sporteln, nur nach Maaßgabe des Antheils, den es an der Arbeit, bey Unterſuchung und Entſcheidung der Rechtsſtreitigkeiten, gehabt hat: ſo kann auch der Fleiß jedes einzelnen Richters durch dieſes Mittel angefeuert

feuert werden. Dienſte, die dem Staate gewidmet ſind, werden nie beſſer geleiſtet, als wenn die Bezahlung der Arbeit auf dem Fuße nachfolgt, und die Größe der Belohnung, der Größe der Arbeit und dem darauf gewandten Fleiße angemeſſen iſt. In den franzöſiſchen Parlamenten machen die Sporteln, (welche Epices und vacations heißen,) den bey weitem größten Theil der mit dieſen Richterſtellen verbundenen Einkünfte aus. Der Gehalt, den ein Parlamentsrath, oder Richter, in dem Parlamente von Toulouſe, dem zweyten Gerichtshofe im Königreiche, von der Krone empfängt, beträgt nach Abzug alles deſſen, was er noch davon zu bezahlen hat, nicht mehr als 150 Livres oder ſechs Pfund St. eilf Sch. des Jahrs. Vor ſieben Jahren war dieß an eben dieſem Orte das gewöhnliche Jahrlohn eines Bedienten. — Jene Epices werden unter die Richter, nach der mehrern oder mindern Arbeit, die ſie machen, vertheilt. Ein fleißiger Parlamentsrath kann von ſeinem Amte ſich ein Einkommen verſchaffen, das mäßig, aber doch hinlänglich iſt, ihn zu unterhalten; ein Fauler hat nichts als ſeinen Gehalt. Obgleich die franzöſiſchen Parlamente, in ihrer Verfaſſung als Gerichtshöfe, mehrere fehlerhafte Seiten haben: ſo ſind ſie doch nie der Beſtechung beſchuldigt worden, und haben auch wahrſcheinlich dieſe Anklage nicht verdient.

Es ſcheint, daß auch in England urſprünglich die Gerichtshöfe hauptſächlich auf die Sporteln zu ihrer Unterhaltung angewieſen worden ſind. Daher kam es, daß jeder Gerichtshof ſich bemühete, ſeine Geſchäfte ſo ſehr zu erweitern, als er nur konnte; und deßhalb gerne

Rechtsſachen unter ſeine Gerichtsbarkeit zog, die urſprünglich dahin nicht gehörten. Das Tribunal der **königlichen Bank,** (Kings-bench) war urſprünglich nur ein Criminal-Gericht; aber in der Folge erkannte es auch in Civilprozeſſen, denen dadurch der Anſtrich einer Criminalſache gegeben wurde, daß der Kläger vorgab, der Beklagte habe, durch Verweigerung der Gerechtigkeit, ihm eine Beleidigung zugefügt. Das Schatzkammergericht (the court of exchequer) hatte anfangs nur mit Rechtsſachen, welche die königlichen Einkünfte betrafen, und mit Erhebung der Abgaben zu thun. Nur zur Eintreibung derjenigen Schulden, welche ein Privatmann an den König zu bezahlen hatte, war es eigentlich beſtimmt. Aber in kurzem zog es alle und jede Schuldſachen unter ſeine Gerichtsbarkeit; zu welchem Ende der Kläger vorgab, er könne deßwegen dem Könige die ihm ſchuldigen Abgaben nicht entrichten, weil der Beklagte ihm ſeine Schuldforderung vorenthielte. Durch Hülfe ſolcher Erdichtungen wurde es ganz von der Willkür der Parteyen abhängig, vor welchem Gerichtshofe ſie ihre Sache wollten ausgemacht ſehen; und jeder Gerichtshof beeiferte ſich, durch vorzügliche Unparteylichkeit und Schnelligkeit in Behandlung der Geſchäfte, das Vertrauen des Publicums zu gewinnen, und die Prozeßluſtigen an ſich zu ziehen. Vielleicht rührt von dieſem Wetteifer, der vor Zeiten zwiſchen den verſchiedenen Tribunälen Englands herrſchte, die vortrefliche Verfaſſung großentheils her, durch welche ſie ſich jetzo auszeichnen. Es iſt zu glauben, daß jeder Richter ſich in ſeinem Collegio beeiferte, die wirkſamſte und ſchleunigſte Rechtshülfe, welche die Geſetze für jede Art erlittenen Unrechts darbiethen, ausfindig zu machen und den Parteyen angedeihen zu laſſen.

Die Gerichtshöfe, welche nach dem ſtrengen Rechte entſcheiden, gaben bey der Klage wegen eines gebrochenen Vertrags, urſprünglich dem Kläger keine weitere Hülfe, als daß ſie ihm die Entſchädigung zuerkannten. Nur das Canzleygericht (court of chancery) welches ein Gewiſſens- oder Billigkeitsgericht iſt, nahm es zuerſt über ſich, den Beklagten zu einer genauen Befolgung der im Vertrage verſprochenen Sache anzuhalten. Zwar wenn der Contract durch nicht geleiſtete Zahlung einer verſprochenen Geldſumme gebrochen worden war: ſo war die Schadloshaltung, wenn ſie in Gelde geſchah, zugleich die Erfüllung des Contracts. In dieſem Falle war alſo die Hülfe, welche die Gerichtshöfe des ſtrengen Rechts gaben, hinlänglich. Aber nicht ſo in andern Fällen. Wenn der Pachter gegen den Gutsherrn darüber eine Klage anſtellte, daß er ungerechter Weiſe aus dem Pachte geworfen worden ſey: ſo war es ihm nicht einerley, ob er bloß dafür eine Entſchädigung in Gelde erhielt, oder ob er in ſeinen Pacht wieder eingeſetzt wurde. Solche Rechtsſachen, wie dieſe, kamen alſo eine Zeitlang bloß vor das Canzleygericht, zu nicht geringem Schaden der andern Gerichtshöfe. Eben um dieſem Umſtande abzuhelfen, und jene Gattung von Prozeſſen den Gerichtshöfen des ſtrengen Rechts wieder zuzuwenden, erfanden die Richter, die darin ſaßen, die erkünſtelte, und auf einer Erdichtung beruhende Ejectionsklage, (writ of ejectment) *) die man von da an, für das kräftigſte

Rechts-

---

*) Die Beſchaffenheit derſelben iſt im Anhange zum zweyten Bande S. 263 u. f. erklärt worden. A. d. U.

Rechtsmittel zum Beſten aller derjenigen anſahe, die ungerechter Weiſe aus ihren Beſitzungen, ſey es ein eigenthümlicher, oder ein Pachtbeſitz, vertrieben worden waren.

Eine andere Art, die Koſten der Rechtspflege zu beſtreiten, ohne die allgemeinen Einkünfte des Staats mit einer Ausgabe zu belaſten, iſt, wenn bey allen ſchriftlichen Verhandlungen eines Prozeſſes Stempelgebühren bezahlt, dieſe Gebühren von jedem Gerichtshofe erhoben und zu Beſoldung ſeiner Glieder angewandt werden. Es iſt wahr, daß in dieſem Falle die Richter verſucht werden, die Actenſtücke eines Prozeſſes unnöthiger Weiſe zu vervielfältigen, um den Ertrag der Stempeltaxe ſo ſehr als möglich zu vermehren. Da man in einigen europäiſchen Ländern die Einrichtung gemacht hatte, daß die Advocaten und Secretarien nach der Anzahl der Seiten, die ſie ſchrieben, bezahlt wurden, — wobey zugleich die Anzahl der Zeilen, die auf jede Seite, und die Anzahl der Wörter, die in jede Zeile kommen ſollte, beſtimmt war: ſo veranlaßte dieß die Advocaten und Secretarien, die Wörter ohne Noth und Nutzen zu vervielfältigen. Und hierdurch wurde die Rechtsſprache aller Gerichtshöfe in Europa verdorben. Auf eine ähnliche Art könnte der Proceßgang ſelbſt leicht verdorben werden, wenn die Gerichtshöfe in eine ähnliche Verſuchung geriethen, der Actenſtücke mehr, als das Bedürfniß der Sache erfordert, zu machen.

Doch, die Koſten der Rechtsverwaltung mögen nun von dem, was ſie ſelbſt einbringt, beſtritten, oder die Richter mögen durch ſtehende Gehalte aus irgend einem andern Fond bezahlt werden: ſo ſcheint es doch nicht nothwendig, daß die Perſon oder die Perſonen, welche mit der ausübenden Gewalt im Staate bekleidet ſind, die Verwaltung dieſes Fonds, und die Auszahlung dieſer Gehalte über ſich nehmen. Beſteht dieſer Fond in liegenden Gründen, die jedem Gerichtshofe zu ſeiner Unterhaltung angewieſen ſind: ſo kann jedem Gerichtshofe auch die Verwaltung dieſer Güter überlaſſen werden. Oder beſteht er in ausgeliehenen Kapitalien: ſo kann ebenfalls der Gerichtshof, welcher davon die Einkünfte zieht, auch das Unterbringen derſelben, und das Eincaſſiren der Zinſen beſorgen. Die Richter des Court of Seſſion in Schottland, erhalten in der That einen Theil, obgleich nur einen kleinen Theil ihres Gehaltes, von den Zinſen ausgeliehener Gelder. Im allgemeinen aber, ſcheint dieſe Art von Fonds, da ſie die unſicherſte iſt, nicht dazu gemacht, einem Inſtitut, das von ewiger Dauer ſeyn ſoll, zur Grundlage zu dienen.

Die Abſonderung der richterlichen, von der vollziehenden Gewalt ſcheint urſprünglich daher entſtanden zu ſeyn, daß mit dem wachſenden Reichthume des Landes, die Geſchäfte beyder Zweige zugleich wuchſen. Die Verwaltung der Gerechtigkeit insbeſondere wurde eine ſo ſchwere und ſo weitläuftige Arbeit, daß ſie die ungetheilte Aufmerkſamkeit der Perſonen, denen ſie anvertraut war, forderte. Eine ſolche Aufmerkſamkeit konnte diejenige Perſon nicht darauf wenden, welche die ausübende Gewalt des Staats in Händen hatte; ſie wählte alſo einen Stellvertreter, der an ihrer ſtatt die Rechtsſtreitigkeiten der Privatleute unterſuchte und entſchied. Als Rom anfing, ein großer und mächtiger Staat zu werden, bekamen die Conſuln ſo viel mit den politiſchen Geſchäften zu thun, daß ihnen wenig Zeit übrig blieb, in Privatſachen Recht zu ſprechen. Es wurde daher zu dieſem Geſchäfte eine neue Magiſtratsperſon ernannt, die **Prätor** hieß, und eigentlich nur im Namen des Conſuls handelte.

Als die auf den Trümmern des römiſchen Staats errichteten europäiſchen Monarchien einige Fortſchritte in Macht und Reichthum gemacht hatten, fingen die Landesherren und der hohe Adel an allen Orten an, das Amt eines Richters für ein zu mühſames und zu niedriges Geſchäft zu halten, als daß es ihnen anſtände, ſich in Perſon damit abzugeben. Sie machten ſich alſo faſt insgeſammt von demſelben los, indem ſie an ihrer Stelle, Richter, Gerichtsvögte, mit einem Worte Deputirte ernannten, die in ihrem Namen dieſen Zweig ihrer oberherrlichen Rechte ausübten.

So lange die richterliche Gewalt, mit der ausübenden in einer Perſon vereiniget iſt, ſind Fälle, wo die Gerechtigkeit der Politik aufgeopfert wird, kaum zu vermeiden. Die mit den großen Angelegenheiten des Staats beſchäftigten Perſonen können ſelbſt, ohne daß ihre Leidenſchaften ſich einmiſchen, es oft für nothwendig halten, dieſem größern Intereſſe, das kleinere der Privatleute und ihrer Rechte nachzuſetzen. Aber dieſe Berechnung iſt immer ſehr unrichtig. Auf der unparteyiſchen Verwaltung der Gerechtigkeit beruhet die bürgerliche Freyheit, beruhet das Bewußtſeyn, das billiger Weiſe jeder Menſch von ſeiner Sicherheit haben ſoll. —

Um jedem Bürger im Staate dieſes Bewußtſeyn der Sicherheit in Abſicht aller ſeiner Rechte zu geben, iſt es daher nothwendig, nicht nur, daß die richterliche Gewalt von der ausübenden abgeſondert werde, ſondern auch, daß ſie von derſelben, ſo viel als möglich unabhängig ſey. Dazu gehört, daß die ausübende Gewalt nicht nach ihrem Gefallen die Richter ihres Amtes entſetzen könne; und daß die Gehalte der Richter weder von dem guten Willen, noch ſelbſt von der guten Wirthſchaft jener Macht abhängen.

Dritte Abtheilung.

Von den Ausgaben, die ein Staat auf öffentliche Werke und öffentliche Anſtalten wenden muß.

Die dritte und letzte Pflicht, die dem Staate, oder dem Regenten obliegt, iſt die Errichtung und Unterhaltung derjenigen öffentlichen Werke und Anſtalten, die einer großen Geſellſchaft äußerſt nützlich ſind, aber von einer einzelnen Perſon oder einer kleinen Anzahl von Perſonen nicht errichtet und unterhalten werden können, weil für dieſe der Aufwand, den ſie erfordern, nie durch den Vortheil, den ſie bringen, vergütet wird. Die Erfüllung dieſer Pflicht erfordert ebenfalls, in den verſchiedenen Perioden der Geſellſchaft, einen ſehr verſchiedenen Grad von Aufwand.

Nächſt der Vertheidigung des Staats und nächſt der Rechtspflege, ſind der **Handel** und der **öffentliche Unterricht** die beyden vornehmſten Gegenſtände, für welche **Werke** und **Anſtalten** nöthig ſind. Die Unterrichtsanſtalten ſind von zweyfacher Art; entweder die für die Erziehung der Jugend, oder die für den Unterricht der Erwachſenen. — Die Betrachtungen alſo, die wir in dieſem dritten Theile des gegenwärtigen Kapitels, über die vom Staate auf die verſchiedenen öffentlichen Werke und Anſtalten zu wendenden Ausgaben, und über die Mittel, die Koſten derſelben zu beſtreiten, anzuſtellen haben, werden ſich am ſchicklichen unter drey Hauptſtücke bringen laſſen.

Erſtes Hauptſtück.

Von den öffentlichen Werken und Anſtalten, die zur Beförderung des Handels beſtimmt ſind.

I.

Von denen, welche den Handel überhaupt zu erleichtern dienen.

Daß die Errichtung und Unterhaltung derjenigen öffentlichen Werke, welche dem Handel eines Landes gewidmet ſind, — als gute Landſtraßen, Brücken, ſchiffbare Kanäle, Häfen u. ſ. w. zu verſchiedenen Zeitpunkten im Fortgange der bürgerlichen Geſellſchaft, einen ſehr verſchiedenen Aufwand erfordern, fällt ohne Beweis in die Augen. Offenbar müſſen die Landſtraßen in einem Lande ſich vervielfältigen, und dieſe müſſen mehr zu unterhalten koſten, wenn die Anzahl und das Gewicht der Erzeugniſſe zunimmt, welche das Land hervorbringt, und welche auf dieſen Straßen hin und her geführt werden ſollen. Je mehr Wagen und je ſchwerere Wagen über eine Brücke fahren, deſto ſtärker und dauerhafter muß ſie gebauet werden. Die Tiefe eines ſchiffbaren Kanals, und der Waſſervorrath, der ihn füllt, muß der Anzahl und Größe der Fahrzeuge angemeſſen ſeyn, die wahrſcheinlicher Weiſe auf demſelben zur Verführung der Güter werden gebraucht werden; die Häfen müſſen von größerm oder geringerm Umfange angelegt werden, nachdem mehr oder weniger Schiffe in denſelben ihre Zuflucht ſuchen werden.

Es ſcheint nicht nothwendig zu ſeyn, daß die Unkoſten des Baues und der Unterhaltung ſolcher öffentlichen Werke, aus dem öffentlichen Schatze, im eigentlichen Verſtande, das heißt, aus denjenigen Einkünften beſtritten werden, deren Hebung und Anwendung in den meiſten Ländern der ausübenden Gewalt überlaſſen iſt. Aus vielen dieſer Werke iſt es möglich, ſelbſt gewiſſe Einkünfte zu ziehen, und mit ihnen den Aufwand, welchen ſie erfordern, zu beſtreiten, ohne daß die Caſſe, worein die allgemeinen Staatseinkünfte fließen, damit beſchweret werde.

Eine Landſtraße, eine Brücke, ein Kanal, kann oft durch das Einkommen eines kleinen Zolls, der von allem darauf fahrenden Fuhrwerke gefordert wird, ſowohl gebauet, als unterhalten werden. Ein kleiner Hafenzoll von jeder Tonne, den jedes Schiff, das in dem Hafen ein- oder ausladet, bezahlt, kann hinreichend ſeyn, den Hafen zu bauen und im Stande zu erhalten. — Das Geldprägen iſt eine andere ſolche Veranſtaltung zum Beſten des Handels; und in vielen Ländern werden von den Einkünften der Münze nicht bloß die Unkoſten derſelben beſtritten, ſondern dem Landesherrn auch noch einen Ueberſchuß verſchafft, der unter dem Namen des Schlageſchatzes bekannt iſt. Die Poſt-Einrichtungen, welche denſelben Endzweck haben, bringen faſt in allen Ländern dem Regenten beträchtliche Einkünfte.

Wenn die Wagen, die über eine Brücke oder eine Heerſtraße fahren, und die Kähne, welche auf einem ſchiffbaren Kanale fahren, nach Verhältniß ihres Gewichts oder ihrer Tonnenzahl Zoll bezahlen: ſo tragen ſie zur Unterhaltung dieſer Werke gerade in demſelben Verhältniſſe bey, in welchem ſie mehr oder weniger an demſelben zu Grunde richten. Kaum läßt ſich eine billigere Methode, dieſe Werke zu unterhalten, denken. Dieſer Zoll, oder dieſe Abgabe wird von dem Fuhrmanne oder dem Schiffer zwar vorgeſchoſſen, aber von dem Verzehrer der Waaren, in deren Verkaufspreis ſie mit eingerechnet wird, zuletzt bezahlt. Da aber durch gute Landſtraßen und Kanäle die Fracht transportirter Waaren ſehr beträchtlich vermindert wird: ſo kommen dieſelben, ungeachtet des darauf geſchlagenen Zolls, dem Verzehrer doch vielleicht wohlfeiler zu ſtehen, als er ſie außerdem kaufen würde. Die Perſonen, welche am Ende dieſe Abgabe bezahlen, gewinnen mehr durch die Anwendung, die davon gemacht wird, als ſie durch die Bezahlung derſelben verlieren. Ihr Gewinnſt ſteht mit ihrem Verluſte in genauem Verhältniſſe; oder ſie geben vielmehr einen Theil ihres Gewinnſtes ab, um den andern deſto ſicherer zu erhalten. Es läßt ſich kaum eine billigere und vernünftigere Art Abgaben einzuheben gedenken.

Wenn der Wege- und Brückenzoll auf das Fuhrwerk, das dem Luxus dient, auf Kutſchen, Poſtchaiſen u. ſ. w., nach Verhältniß von deſſen Schwere, etwas höher iſt, als der Zoll auf Fuhrwerk von unentbehrlichem Gebrauche, als Fuhrmannswagen, Karren u. ſ. w. ſo iſt dieß eine ſehr leichte und billige Abgabe, die dem Vergnügen und dem Luxus der Reichen abgefordert wird, um den Aermern dieſe Erleichterung zu verſchaffen, daß die Fracht auf ſchwere Waaren, welches vorzüglich die Waaren für den gemeinen Mann ſind, durch das ganze Land etwas wohlfeiler werde.

Wenn der Bau der Landſtraßen, Brücken u. ſ. w. auf dieſe Weiſe auf Unkoſten des Handels geſchieht, der auf denſelben und vermittelſt ihrer getrieben wird: ſo findet er nur da ſtatt, wo dieſer Handel vorhanden iſt; und es wird alſo alsdann auch kein anderer Bau dieſer Art vorgenommen, als der wirklich nützlich und ſchicklich iſt. In dieſem Falle wird auch die Größe und Koſtbarkeit dieſer Baue immer den Hülfsquellen angemeſſen ſeyn, die der Handel dazu herzugeben vermag. Auch in dieſer Rückſicht werden ſie alſo in den gehörigen Schranken der Mäßigung und Schicklichkeit bleiben. Es wird dann nicht eine prächtige Heerſtraße durch ein wüſtes Land ohne Handel, bloß deßwegen gemacht werden, weil ſie zu dem Landſitze des Intendanten der Provinz, oder zu dem Schloſſe eines andern Großen führt, dem der Intendant damit ſich gefällig machen will. Eine große Brücke wird dann nicht über einen Fluß, und an einem Orte gebauet werden können, wo niemand darüber geht — bloß um den Fenſtern eines nahe liegenden Schloſſes eine ſchöne Ausſicht zu verſchaffen. Alle dieſe Sachen geſchehen aber in einem Lande, wo Straßen, Brücken und Kanäle aus andern Einkünften gebauet werden, als die von ihnen ſelbſt herkommen.

In mehrern europäiſchen Ländern iſt der Zoll oder das Schleuſengeld, das auf den Kanälen bezahlt wird, das Eigenthum von Privatperſonen, die dafür auch gehalten ſind, und auf dieſe Weiſe durch ihren eigenen Vortheil angetrieben werden, die Kanäle zu unterhalten. Denn wenn ſie nicht in Ordnung ſind: ſo hat die Schiffahrt ein Ende; und mit ihr hört zugleich der Gewinn auf, der aus dem Zolle entſteht. Würde der Zoll von Beamten eingehoben, die ſelbſt daran keinen Antheil haben: ſo würden ſie wahrſcheinlich auch auf Unterhaltung der Werke, an welche der Zoll gebunden iſt, weniger Sorgfalt wenden. Der Kanal von Languedoc koſtete dem Könige von Frankreich, und der Provinz, worin er liegt, mehr als dreyzehn Millionen Livres, welches (wenn man acht und zwanzig Livres auf die Mark fein rechnet, wie der franzöſiſche Münzfuß zu Ende des vorigen Jahrhunderts war,) 900,000 Pfund St. beträgt. Als dieß große Werk geendigt war, fand man keine Methode, von der ſich die baubeſtändige Unterhaltung des Kanals ſicherer erwarten ließ, als wenn man die Einnahme des Zolls auf demſelben dem Ingenieur Riquet, der den Plan zu demſelben gemacht und die Aufſicht über den Bau geführt hatte, überließe. Dieſe Zölle machen gegenwärtig ſehr anſehnliche Erbſtücke für mehrere Zweige der Familie dieſes Edelmannes aus, und ihr muß deßhalb auch ſehr viel daran gelegen ſeyn, daß die Werke ſelbſt in gehörigem Stande erhalten werden. Wäre dieſe ganze Verwaltung eigenen vom Könige dazu verordneten Beamten anvertrauet worden, deren Intereſſe mit der Erhaltung des Kanals weniger verbunden geweſen wäre: ſo würden die Einkünfte der Zölle wohl vielleicht in unnützen Ausgaben und zu bloßen Verzierungen verſchwendet worden ſeyn, indeß man die weſentlichſten Theile des Werks hätte zu Grunde gehen laſſen.

Zur Unterhaltung einer Heerſtraße iſt es ein weniger ſicheres Mittel, als zur Unterhaltung eines Kanals, die darauf zu erhebenden Zölle zum Eigenthume einer Privatperſon zu machen. Eine Landſtraße kann ſehr ſchlecht unterhalten, und doch deßwegen nicht ganz unfahrbar werden; aber ein Kanal wird gänzlich unbrauchbar, wenn ſeine Unterhaltung vernachläſſiget wird. Die Eigenthümer eines Straßenzolls können die Landſtraße ſehr verfallen laſſen, und doch ungefähr dieſelbe Summe von dem Zolle einnehmen. Hier alſo iſt es ſchicklich und zweckmäßig, die zur Unterhaltung ſolcher Werke beſtimmten Zölle, eigenen dazu geſetzten Beamten oder Aufſehern anzuvertrauen.

In Großbritannien hat man ſich, mit vielem Grunde über die Mißbräuche beſchwert, welche dieſe Beamten in der Verwaltung ihrer Zölle ſich zu Schulden kommen laſſen. An vielen Schlagbäumen beträgt der Zoll mehr als das Doppelte der Summe, welche die allervollkommenſte Unterhaltung der Straße, wobey er angelegt iſt, koſten würde: und doch wird die Straße ſehr nachläſſig, oder gar nicht unterhalten. Indeß iſt es noch nicht ſo gar lange, daß man auf die Methode, die Heerſtraßen durch die Einkünfte der Wegzölle zu verbeſſern, gekommen iſt. Man darf ſich alſo vielleicht nicht wundern, wenn man ſie noch nicht zu dem Grade der Vollkommenheit, deren ſie fähig iſt, gebracht hat. Wenn oft ſchlechte und untaugliche Leute zu Wegcommiſſarien gewählt worden ſind; wenn man noch kein Collegium zur Aufſicht und zur Rechnungsabnahme beſtellt hat; und wenn endlich die Zölle noch nicht bis auf die bloßen Bau- und Unterhaltungskoſten der Straßen herabgeſetzt worden ſind: ſo kann die Neuheit der Einrichtung dieſe Mängel entſchuldigen — Mängel, denen die Weisheit künftiger Parlamente nach und nach wird abhelfen können.

Nach der allgemeinen Meinung des Publicums übertrifft das Geld, welches, durch ganz Großbritannien an den Schlagbäumen der Heerſtraßen erhoben wird, die zu ihrer Unterhaltung nöthigen Koſten ſehr weit. Selbſt Miniſter haben geglaubt, bey einer gehörig ſorgfältigen Verwaltung könnten die hiebey überſchüſſigen Summen groß genug ſeyn, um den Staatsbedürfniſſen, zu einer oder der andern Zeit, zu Hülfe zu kommen. Die Regierung, hat man geſagt, würde, wenn ſie den Bau und die Unterhaltung der Straßen in ihre eigenen Hände nähme — da ſie Soldaten zu dieſer Arbeit brauchen könnte, denen ſie nur ihren Sold um ein klein wenig erhöhen dürfte — die Sache mit weit geringern Koſten, als Privatunternehmer zu Stande bringen, weil dieſe lauter ſolche Arbeiter dazu nehmen müßten, die von ihrem Tagelohn ihren ganzen Unterhalt ziehen wollen. Auf dieſe Weiſe, hat man behauptet, könne eine ſehr große Summe, vielleicht eine halbe Million Pf. St. *) für den Staat gewonnen werden, ohne daß er dem Unterthan neue Laſten auflegen dürfe; und die Heerſtraßen, woran Schlagbäume und Wegezölle ſind, könnten auf eben die Weiſe zur Beſtreitung der allgemeinen Staatsausgaben beytragen, wie dieß jetzt ſchon bey den Poſten der Fall iſt.

Daß ein beträchtliches Einkommen auf dieſe Weiſe gewonnen werden könnte, daran zweifle ich auf keine Weiſe; ob ich gleich glaube, daß die Summe viel zu hoch angegeben wird. Aber gegen den Plan ſelbſt ſcheinen mir mehrere wichtige Einwürfe gemacht werden zu können.

Zuerſt: wenn die Wegezölle jemahls als ein Staatseinkommen angeſehen werden ſollten, ſo würde man, bey ſteigenden Bedürfniſſen des Staats, gar bald dieſelben erhöhen. Und da nach der Art wie Großbritannien regiert wird, die Bedürfniſſe des Staats ſehr ſchnell ſtei-

---

*) Seit der Zeit, da die erſten Ausgaben dieſes Buchs erſchienen ſind, habe ich gute Urſache bekommen, zu glauben, daß an allen Wegeſchlagbäumen durch ganz Großbritannien, noch nicht eine halbe Million Pf. St. reines Einkommens erhoben wird; eine Summe, die unter der Verwaltung der Regierung nicht hinlänglich ſeyn würde, fünf von den Hauptſtraßen des Königreichs im Stande zu erhalten. A. d. Verf.

ſteigen: ſo würde auch die Erhöhung ſehr bald erfolgen. Die Leichtigkeit, mit welcher aus dieſer Quelle große Einkünfte könnten geſchöpft werden, würde wahrſcheinlich die Staatsverwalter veranlaſſen, oft davon Gebrauch zu machen.

Hiedurch würden aber in kurzem dieſe Wegezölle, anſtatt den inländiſchen Handel zu erleichtern, wozu ſie beſtimmt waren, für ihn ſelbſt eine Laſt und ein Hinderniß werden. Schwere Waaren von einem entfernten Theile des Landes zum andern zu führen, würde bald ſo viel koſten, daß ihr Preis dieſen Transport nicht bezahlen könnte. Ihr Markt würde verenget, alſo ihre Hervorbringung zurückgehalten werden; und die wichtigſten Zweige des für den innern Verbrauch beſtimmten Arbeitsfleißes würden zu Grunde gehen.

Zweytens: eine Auflage auf Wagen, nach Verhältniß der Laſt, die ſie führen, iſt eine ſehr billige und gleiche Auflage, wenn ſie bloß die Abſicht hat, ein Einkommen zur Wegeverbeſſerung zu verſchaffen; ſie wird aber ſehr ungleich und unbillig, ſobald ſie zu irgend einem andern Zwecke angewandt wird. Im erſten Falle kann man annehmen, daß jeder Wagen ſo viel bezahlt, als er an der Straße verdirbt. Im zweyten Falle bezahlt er mehr. Und da dieſe Zölle nicht nach Verhältniß der Koſtbarkeit, ſondern der Schwere der Waaren erhoben werden: ſo werden ſie zum größten Theile von Leuten, die gemeine und wohlfeile, nicht von Leuten, die feine und koſtbare Waaren verbrauchen, bezahlet. Das heißt, dieſe Auflage fällt hauptſächlich auf den ärmern Theil des Volks und verſchont den reichern.

Drittens: wenn die Regierung jemahls die Unterhaltung der Heerſtraßen vernachläſſigen ſollte, ſo würde es weit ſchwerer ſeyn, ſie zu der zweckmäßigen Anwendung dieſer Zölle zu nöthigen, als Privatperſonen, wenn ihnen dieſe Beſorgung übertragen iſt, dazu gezwungen werden können. Es könnte alſo wohl der Fall eintreten, daß große Summen, unter dem Namen von Straßenbaugeldern, vom Staate erhoben würden, und daß nicht der kleinſte Theil davon zum Straßenbau wirklich angewendet würde. Jetzt iſt es die Niedrigkeit und Armuth der Unternehmer des Straßenbaues, die es oft ſchwer macht, ſie zu Erfüllung ihrer Pflicht anzuhalten: dann würde es die Macht und Größe derſelben ſeyn.

In Frankreich ſind die Fonds, die zur Unterhaltung und Verbeſſerung der Heerſtraßen beſtimmt ſind, unter der unmittelbaren Aufſicht der ausübenden Gewalt; und die Anwendung derſelben wird von ihr geleitet. Dieſe Fonds beſtehen theils in den Handdienſten und Fuhren, welche in Frankreich, wie in den meiſten Theilen von Europa, der gemeine Landmann, während einer beſtimmten Anzahl von Tagen, jedes Jahr zum Straßenbau zu thun verpflichtet iſt; theils in den Summen, welche der König aus den allgemeinen Staatseinkünften dazu anzuweiſen für gut befindet.

Nach den alten franzöſiſchen Geſetzen, die hierin mit den Geſetzen aller europäiſchen Länder übereinſtimmten, geſchahen dieſe Frohnarbeiten des Landmannes unter der Aufſicht der Orts- oder Provinzialobrigkeit, die nicht unmittelbar von den Befehlen des Hofes abhing. Jetzt aber hat der Intendant jeder Provinz unumſchränkt, ſowohl über die dem Straßenbau gewidmete Arbeit des Landvolks, als über die vom Könige dazu angewieſene Summen zu gebiethen: — eine Magiſtratsperſon, die von dem Staatsrathe des Königs ernannt und abgeſetzt wird, von ihm Befehle empfängt, und in einem immerwährenden Zuſammenhange mit ihm ſteht. — So wie ein monarchiſcher Staat ſich dem Deſpotismus mehr nähert: ſo verſchlingt die vollziehende Gewalt nach und nach jede andere Macht im Staate, und bemächtiget ſich mit der Zeit der Verwaltung aller Zweige der Einkünfte, die zu irgend einem öffentlichen Endzwecke beſtimmt ſind. Indeß werden in Frankreich die großen Poſtſtraßen, die, welche von einer der vornehmſten Städte des Königreichs zur andern gehen, ziemlich gut in Ordnung gehalten; und ſie ſind in einigen Provinzen ſogar in beſſerm Stande, als der größte Theil der Heerſtraßen Englands, auf welchen Wegezölle bezahlt werden. Das aber, was wir **Queer-Straßen** nennen, — das heißt, der bey weitem größere Theil aller Landſtraßen, wird gänzlich vernachläſſiget, und iſt an vielen Orten für ſchweres Fuhrwerk ſchlechterdings unfahrbar. Auf einigen iſt es ſogar gefährlich zu Pferde zu reiſen; und die einzige ſichere Art fortzukommen iſt, ſich und ſeine Waaren auf Mauleſel zu laden. Die Urſache iſt begreiflich. Der ſtolze Miniſter eines prachtvollen und eiteln Hofes, kann oft ein Wohlgefallen daran finden, eine große Heerſtraße, die von dem vornehmſten Adel geſehen wird, wodurch er ſich das Lob deſſelben, und oft deſſen Beyſtand zu Unterſtützung ſeines Credits am Hofe verdienen kann, mit aller Pracht und Herrlichkeit zu erbauen. Aber eine Menge kleiner, ähnlicher Straßenbaußenbaue zu beſorgen, an welchen nichts gethan werden kann, was ins Auge fiele, nichts, was die Bewunderung irgend eines Reiſenden erweckte, kurz Baue, die ſich durch nichts, als ihre große Nützlichkeit empfehlen, iſt ein in aller Rückſicht ſo kleinliches und niedriges Geſchäft, daß es der Aufmerkſamkeit eines ſo hohen Beamten ganz unwürdig ſcheint. Unter einer ſolchen Staatsverwaltung werden Anſtalten der Art immer gänzlich vernachläſſiget.

In China und in verſchiedenen andern aſiatiſchen Reichen, nimmt die vollziehende Gewalt, die Ausbeſſerung der Landſtraßen und die Unterhaltung der ſchiffbaren Kanäle ſelbſt über ſich. In den Anweiſungen, die jedem Befehlshaber einer Provinz mitgegeben werden, ſtehen dieſe Gegenſtände unter den ihm empfohlenen oben an; und das Urtheil, welches der Hof über deſſen Amtsführung fällt, richtet ſich großentheils nach der Aufmerkſamkeit, die er auf ſie gewandt hat. Dieſer Zweig der öffentlichen Polizey ſoll daher in allen dieſen Ländern, vornehmlich aber in China, ſehr wohl beſorgt ſeyn; in welchem letztern Lande, wie man ſagt, Heerſtraßen und Kanäle, alles was man von der Art in Europa ſehen kann, weit übertreffen. Indeſſen kommen uns alle die Nachrichten, die wir über dieſe Monumente haben, größtentheils nur von ſchwachen und alles anſtaunenden Reiſenden, oder gar von dummen oder abſichtlich lügenden Miſſionarien zu. Wenn ein **Bernier** uns die Heerſtraßen und Kanäle Hindoſtans beſchreibt: ſo ſinkt unſer Begriff von ihnen weit unter die Vorſtellung herab, die wir nach andern Reiſebeſchreibungen, von ihnen hatten. Es mag auch dort vielleicht wie in Frankreich zugehen, daß die großen Heerſtraßen, durch welche Hauptſtädte zuſammenhängen, — die, von welchen am Hofe und in der Reſidenz viel geredet wird — prächtig erbauet, alle andere aber vernachläſſiget werden. Dazu kömmt, daß in China, in Hindoſtan, und in verſchiedenen andern aſiatiſchen Staaten, die Einkünfte des Landesherrn faſt alle aus einer Abgabe von Ländereyen, oder aus einer Art von Landrente herkommen, die mit der Größe des jährlichen Erzeugniſſes nothwendig ſteigen und fallen. Das wichtigſte Intereſſe des Landesherrn alſo, — ſein Einkommen, — iſt in dieſen Ländern mit dem Anbaue des Landes, mit der Größe von deſſen Ertrage, und mit dem Werthe ſeiner Erzeugniſſe aufs genaueſte verbunden. Um nun ſowohl die Menge, als den Werth derſelben aufs möglichſte zu erhöhen, iſt es nothwendig, ihnen den ausgebreitetſten Markt, den ſie haben können, zu verſchaffen; und dieß kann nicht geſchehen, wenn nicht zwiſchen allen Theilen des Landes der freyeſte, leichteſte und wohlfeilſte Zuſammenhang eröffnet iſt: wozu hinwiederum gute Heerſtraßen und vortrefliche, immer ſchiffbare Kanäle gehören. In Europa hingegen iſt kein Land, wo der Landesherr ſeine vornehmſten Einkünfte aus einer Landrente, oder aus einer Auflage auf Ländereyen zöge. — Zuletzt hängt zwar in allen großen Königreichen, vielleicht der größte Theil dieſer Einkünfte von der Größe des Landeserzeugniſſes ab. Aber dieſe Abhängigkeit iſt weder ſo unmittelbar, noch fällt ſie ſo deutlich in die Augen. In Europa fühlt ſich alſo der Landesherr nicht ſo ſtark aufgefordert, geradezu dahin zu arbeiten, daß der Ertrag von Grund und Boden, ſowohl an Menge als an Werthe der Producte, möglichſt vergrößert, oder daß für dieſe Producte durch gut unterhaltene Landſtraßen und Kanäle, der ausgebreitetſte Markt eröffnet werde. Wenn es alſo auch wahr ſeyn ſollte, was doch noch manchem Zweifel unterworfen iſt, daß in einigen Theilen Aſiens, dieſer Zweig der öffentlichen Polizey durch die ausübende Gewalt des Staats, gut verwaltet wird: ſo würde doch daraus noch nicht folgen, daß, bey dem gegenwärtigen Zuſtande der Dinge, ſich in irgend einem Theile von Europa etwas ähnliches erwarten ließe.

Selbſt diejenigen öffentlichen Werke, die kein ſolches Einkommen verſchaffen, woraus ſie unterhalten werden könnten, deren Nutzen aber bloß auf einen gewiſſen Ort oder Bezirk eingeſchränkt iſt, werden immer beſſer aus den beſondern Einkünften des Orts und der Provinz, unter der Verwaltung von örtlichen oder Provinzial-Obrigkeiten, als aus den allgemeinen Staatseinkünften unterhalten; in welchem Falle auch die Verwaltung der vollziehenden Macht im Staate anheimfällt. Wenn die Sträßen von London auf Unkoſten der Schatzkammer gepflaſtert und erleuchtet werden ſollten: läßt es ſich wohl denken, daß ſie ſo gut gepflaſtert und erleuchtet ſeyn würden, als ſie es jetzt ſind; oder daß ſie es für ſo weniges Geld ſeyn würden? Ueberdieß würden alsdann, anſtatt daß jetzt die Einwohner jeder Straße, jedes Viertheils, oder jedes Kirchſpiels von London die Bequemlichkeit, die ſie genießen, auch ſelbſt bezahlen, die Einwohner von ganz England zur Pflaſterung und Erleuchtung von London zuſammenſchießen; und Leute, die nie den geringſten Vortheil davon zu erwarten haben, würden ſo gut dazu beytragen, als die, denen beydes alle Tage zu ſtatten kömmt.

Die Mißbräuche, die ſich zuweilen in die Verwaltung ſolcher Einkünfte einſchleichen, welche in einem beſondern Orte oder Bezirke erhoben werden, und unter der Aufſicht von Orts- oder Bezirks-Obrigkeiten ſtehen, mögen noch ſo ungeheuer ſcheinen: ſo ſind ſie doch in der That wahre Kleinigkeiten gegen die Mißbräuche, die faſt immer in der Verwendung der Einkünfte eines großen Reichs ſtatt haben. Sie laſſen ſich überdieß weit leichter abſtellen. Vielleicht mögen z. B. die acht Tage Arbeit, *) die in Großbritannien das Landvolk zur Ausbeſſerung der Heerſtraßen leiſten muß, von den örtlichen oder Provinzial-Obrigkeiten, unter deren Aufſicht ſie ſtehen, — den Friedensrichtern meine ich, — nicht immer ſo weislich angewandt werden, als es wohl geſchehen könnte. Aber nie iſt doch dabey irgend eine Klage von begangener Grauſamkeit, oder erlittener Unterdrückung gehört worden. In Frankreich hingegen, wo die **Intendanten** dieſe Verwaltung über ſich haben, iſt die Anwendung der Arbeiten nicht immer weiſer, aber die Art ſie einzufordern iſt immer grauſam und unterdrückend geweſen. Dieſe Corvées, (ſo nennt man in Frankreich dieſe dem Landmanne zur Pflicht gemachten

---

*) Alſo auch eine Straßenbaufrohne in England? Und doch iſt hier nie darüber geſchrieen worden; da ſie in Frankreich den Gegenſtand der größten Klage des Landmannes ausmachte, und in andern Ländern über noch härteren Bedrückungen vergeſſen wurde. A. d. U.

unentgeldlichen Arbeiten) haben eines der vornehmſten Werkzeuge der Tyranney ausgemacht, womit jene Beamten, eine ihnen mißfällig gewordene Gemeinde, oder Ortſchaft züchtigten.

2.

Von denjenigen öffentlichen Werken, die nöthig ſind, um beſondere Zweige des Handels zu begünſtigen.

Der Endzweck der oben genannten Werke und Anſtalten iſt, dem Handel im Allgemeinen Erleichterungen zu verſchaffen. Aber um einzelne Zweige deſſelben zu unterſtützen, ſind auch beſondere Anſtalten nothwendig, die auch hinwiederum eigenen Aufwand erfordern.

Diejenigen Zweige des Handels, zum Beyſpiel, die mit wilden, ungeſitteten Völkern geführt werden, wollen auf eine beſondere Weiſe geſchützt ſeyn. Bloße Waarenbehältniſſe und Schreibſtuben würden den Kaufleuten, die nach der weſtlichen Küſte von Afrika handeln, keine hinlängliche Sicherheit für ihre Güter verſchaffen. Um dieſe gegen die barbariſchen Eingebohrnen zu vertheidigen, müſſen die Plätze, wo ſie aufbehalten werden, auf eine oder die andere Art befeſtigt ſeyn. In Hindoſtan iſt der Charakter des Volks zwar ſanft und milde; aber die immerwährenden Kriege und Verwirrungen, die unter den Regenten dieſer Länder herrſchen, machen, wie man glaubt, eine ähnliche Vorſicht unentbehrlich. Wenigſtens geſchah es unter dem Vorwande, Menſchen und Güter vor Gewaltthätigkeiten zu ſichern; daß ſowohl die franzöſiſche als die engliſche Handelsgeſellſchaft die erſte Erlaubniß erhielt, Feſtungen in dieſen Ländern anzulegen.

Bey andern Nationen, deren kraftvollere Regierung Fremden nie erlauben würde, Feſtungen auf ihrem Gebiethe zu erbauen, kann es vielleicht zur Unterſtützung des Handels mit ihnen nothwendig ſeyn, einen Abgeſandten, Miniſter oder Conſul zu unterhalten, der theils die Streitigkeiten unter ſeinen eigenen Landsleuten, nach ihren Geſetzen und Gewohnheiten entſcheiden, theils in ihren Streitigkeiten mit den Eingebohrnen, als eine öffentliche Perſon, mit mehr Anſehen auftreten, und nachdrücklicher, als es von einer bloßen Privatperſon geſchehen kann, ihre Rechte vertheidigen könne. Das Handelsintereſſe hat es oft nothwendig gemacht, Abgeſandte an Höfe zu ſchicken, die wegen der politiſchen Verbindungen keine ſolche Aufmerkſamkeit erfordert hätten. — Daß ein engliſcher Geſandter beſtändig zu Conſtantinopel reſidirt, geſchah urſprünglich bloß zum Beſten der nach der Türkey handelnden Geſellſchaft. Die erſten engliſchen Geſandtſchaften nach Rußland hatten ebenfalls bloß Handels-Angelegenheiten zum Gegenſtande. Wahrſcheinlich kömmt überhaupt die Gewohnheit der europäiſchen Regenten, bey allen benachbarten Staaten immerwährende Geſandtſchaften zu unterhalten, davon her, daß der Handel das Intereſſe der Einwohner ſo mannichfaltig verwickelt hat. Wenigſtens fängt dieſe Gewohnheit, die den alten Staaten unbekannt war, in dem neuern Europa nicht vor dem Ende des funfzehnten und dem Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts, das heißt, von der Zeit an, da der europäiſche Handel ſich auszubreiten anfing, und die europäiſchen Nationen auf das Handels-Intereſſe aufmerkſam wurden.

Es ſcheint nicht unbillig, daß der beſondere Schutz oder Beyſtand, den ein gewiſſer einzelner Handelszweig vom Staate verlangt, auch durch eine Abgabe, die auf dieſen beſondern Zweig allein gelegt wird, bezahlt werde; es ſey nun, daß jeder, der ein ſolches Gewerbe anfängt, bey ſeinem Eintritte eine mäßige Summe bezahle, oder, welches noch beſſer iſt, daß beſtimmte Procente von dem Werthe der darin ein- und ausgeführten Waaren bezahlt werden. Die Zölle überhaupt, ſagt man, ſind daher entſtanden, daß man für die Unkoſten, die erfordert wurden, den Handel gegen Seeräuber und Freybeuter zu beſchützen, einen Erſatz verlangt hat. Wenn es aber für billig gehalten wurde, dem Handel überhaupt eine Abgabe aufzulegen, weil die Beſchützung deſſelben Koſten verurſachte, die herbeygeſchafft werden mußten; ſo kann es auch nicht unbillig ſcheinen, einem beſondern Handelszweige, der einen eigenen Schutz verlangt, auch zur Erſetzung der Koſten, die dieſer Schutz verurſacht, eine eigene Abgabe aufzulegen.

Die Beſchützung des Handels überhaupt hat man immer als einen Theil der Vertheidigung des ganzen Staats, und alſo als eine der Pflichten der vollziehenden Macht angeſehen. Daher iſt es immer dieſer Macht überlaſſen worden, die Handelszölle überhaupt ſowohl einzuheben, als zu verwenden. Nun iſt die Beſchützung eines einzelnen Handelszweiges nichts anders, als ein Theil von der Beſchützung des Handels überhaupt; es iſt alſo auch ein Theil der Pflichten jener Gewalt. Und wenn alſo die Nationen immer mit ſich ſelbſt übereinſtimmend zu Werke gingen: ſo müßten die für jenen beſondern Schutz eingehobenen beſondern Abgaben, auch der Verwaltung der vollziehenden Macht überlaſſen werden. Aber in dieſer Rückſicht, ſo wie in vielen andern, haben die Nationen, bey ganz ähnlichen Fällen, nicht immer gleichförmig gehandelt. Daher in den meiſten handelnden Staaten Europas, die Handelsgeſellſchaften, welche gewiſſe Zweige des Handels ausſchließend treiben, die geſetzgebende Macht zu überreden gewußt haben, daß auch die Sorge für den Schutz dieſer Zweige, welche eigentlich dem Landesherrn zukömmt, ihnen mit aller der Gewalt, welche dazu erfordert wird, überlaſſen werden müſſe.

Dieſe Geſellſchaften mögen, bey der erſten Einführung gewiſſer Handelszweige, dadurch nützlich geworden ſeyn, daß ſie auf ihre Koſten einen Verſuch machten, zu welchem der Staat ſich nicht entſchließen wollte. Aber in der Länge der Zeit ſind ſie alle dem Staate entweder unnütz oder läſtig geworden, und haben entweder die Handelsgeſchäfte ſchlecht geführt, oder die Ausbreitung derſelben aufgehalten.

Wenn dieſe Geſellſchaften nicht mit einem von einer beſtimmten Anzahl Perſonen zuſammengeſchoſſenen Kapitale ihren Handel treiben, ſondern jede dazu beeigenſchaftete Perſon für die Bezahlung eines gewiſſen Eintrittsgeldes, und gegen das Verſprechen, ſich den Anordnungen der Geſellſchaft zu unterwerfen, zuzulaſſen verbunden ſind — dergeſtalt, daß jedes Glied der Geſellſchaft für ſich, mit ſeinem eignen Kapitale, und auf ſeine eigene Gefahr handelt: ſo werden ſie **regulirte Geſellſchaften**, (regulated companies) genannt. Wenn aber alle Glieder einer ſolchen Geſellſchaft ihre Kapitalien zuſammenſchießen, und mit dieſem geſammelten Fond nur Ein Handel getrieben wird, an deſſen Gewinne und Verluſt alle Theil nehmen: ſo iſt dieß eine **Geſellſchaft mit vereinten Fonds** (joint-ſtock-company). Beyde können entweder ausſchließende Privilegien haben, oder nicht.

Regulirte Handelsgeſellſchaften ſind in jeder Rückſicht den Handwerkszünften und Innungen gleich, die in allen europäiſchen Städten ſo gemein ſind; und treiben alſo, ſo wie dieſe, ein Monopol einer etwas erweiterten Art. So wie kein Einwohner einer Stadt eher ein zünftig gewordenes Gewerbe treiben kann, bis er das Bürgerrecht dieſer Stadt erhalten hat: ſo kann kein Unterthan eines Staates, einen Handelszweig, der in den Händen einer **regulirten Geſellſchaft** iſt, rechtmäßiger Weiſe treiben, als wenn er zuvor ein Mitglied dieſer Geſellſchaft wird. Der Alleinhandel, den eine ſolche Geſellſchaft ſich zueignet, iſt mehr oder weniger ſtrenge, nachdem ſie denen, die zugelaſſen werden wollen, mehr oder minder harte Bedingungen vorſchreibt; und nachdem ihre Vorſteher mehr oder weniger Anſehen beſitzen, — es mehr oder weniger in ihrer Gewalt haben, den größern Theil dieſes Handels ſich ſelbſt und den näher mit ihnen verbundenen Freunden zuzueignen. In den meiſten alten regulirten Geſellſchaften war, ſo wie in den Handwerkszünften, an das Aushalten gewiſſer Lehrjahre ein Privilegium geknüpft: ſo daß, zum Beyſpiel, der, welcher bey einem Gliede der Geſellſchaft ausgelernt hatte, ohne alles Eintrittsgeld, oder mit einem geringern, als andere, in dieſelbe aufgenommen wurde. Ueberhaupt herrſcht der gewöhnliche Innungsgeiſt in allen regulirten Handelsgeſellſchaften; wenn er nicht von den Geſetzen in Schranken gehalten wird. Allenthalben, wo man ihnen erlaubt hat, nach ihrem natürlichen Hange zu handeln, haben ſie immer, um die Anzahl der Mitbewerber zu vermindern, ihren Handelszweig einer Menge läſtiger Verordnungen unterworfen. Sobald hingegen der Staat ſie hiervon zurückgehalten hat: ſind ſie faſt durchgängig unbedeutend und unnütz geworden.

Die regulirten Geſellſchaften, die ſich gegenwärtig für den Betrieb des auswärtigen Handels in Großbritannien befinden, ſind die alte Geſellſchaft der **Aventurier-Händler**, die jetzt die Hamburgiſche Geſellſchaft heißt; dann die, welche nach Rußland, die, welche nach der Levante, die, welche nach der Türkey, und endlich die, welche nach Afrika handelt.

Die Bedingungen, unter welchen man zu der Hamburgiſchen Geſellſchaft zugelaſſen wird, ſind, wie man ſagt, jetzt außerordentlich leicht; und ihre Directoren haben entweder nicht mehr Macht genug, ihren Handel läſtigen Anordnungen zu unterwerfen, oder ſie haben in der letzten Zeit keinen Gebrauch davon gemacht. So iſt es aber nicht immer geweſen. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts mußten funfzig, und einmahl hundert Pfund

St. Eintritt=geld bezahlt werden; zu welcher Zeit auch das ganze übrige Verfahren der Geſellſchaft, wie man verſichert, äußerſt unterdrückend für den übrigen Handelsſtand war. In den Jahren 1643, 1645 und 1661 beſchwerten ſich die Tuchhändler, und andere freye Handelsleute aus den weſtlichen Theilen Englands bey dem Parlamente über jene Geſellſchaft, als über Alleinhändler, die den Handel beſchränkten und die Manufacturen des Landes unterdrückten. Obgleich dieſe Klagen keine Parlamentsacte gegen die Geſellſchaft zu Wege brachten: ſo jagten ſie ſie doch wahrſcheinlich dergeſtalt in Furcht, daß ihre Directoren genöthigt waren, ihre Aufführung zu ändern. Wenigſtens ſind ſeit der Zeit weiter keine Klagen gegen ſie laut geworden.

Für die nach Rußland handelnde Geſellſchaft wurde durch Parlamentsacten vom zehnten und eilſten Jahre Wilhelms des dritten, das Eintrittsgeld, welches neue Mitglieder bezahlen mußten, auf fünf Pfund St. feſtgeſetzt. Bey der Eſthländiſchen Geſellſchaft wurde im fünf und zwanzigſten Jahre Karls des zweyten ebenfalls durch eine Parlamentsacte die Zulaſſung für vierzig Schillinge zugeſtanden, wobey zugleich Schweden, Dänemark und Norwegen von den Ländern, worauf ihr Privilegium lautete, ausgenommen wurden. Wahrſcheinlich hatte ebenfalls die willkührliche Tyranney, die dieſe beyden Geſellſchaften über das Publicum ausgeübt hatten, zu dieſen Parlamentsacten die Veranlaſſung gegeben. Wenigſtens ſchildert **Joſias Child**, der vor dieſer Zeit ſchrieb, dieſe Geſellſchaften ſowohl, als die Hamburgiſche, als unterdrückende Monopoliſten; und ſchreibt den Mißbräuchen,

bräuchen, die ſie ſich zu Schulden kommen ließen, den ſchlechten Zuſtand zu, in welchem ſich der engliſche Handel mit den in ihren Privilegien enthaltenen Ländern befinde. Wenn aber auch ſolche Geſellſchaften, zu unſerer Zeit, für ihre Mitbürger nicht mehr ſehr drückend ſeyn mögen: ſo ſind ſie doch gewiß für den Staat unnütz. Und vielleicht iſt, unnütz und vergeblich zu ſeyn, das höchſte Lob, welches eine **regulirte Handelsgeſellſchaft** verdienen kann; ein Lob, welches, wie es ſcheint, den drey oben genannten gegenwärtig gebührt.

Um in die nach der Türkey handelnde Geſellſchaft zugelaſſen zu werden, mußten ehedem Perſonen unter ſechs und zwanzig Jahren, fünf und zwanzig Pfund St. und Perſonen über dieſes Alter funfzig Pfund bezahlen. Nur eigentliche Kaufleute oder Großhändler konnten Mitglieder davon werden, und alle Krämer, welche Waaren im Einzelnen verkaufen, waren davon ausgeſchloſſen. Vermöge eines Statuts der Geſellſchaft durften brittiſche Manufacturwaaren auf keinem andern Schiffe, als einem, welches der ganzen Geſellſchaft gemeinſchaftlich gehörte, nach der Türkey verſandt werden; und da dieſe Schiffe ſämmtlich aus dem Londoner Hafen abfuhren: ſo ſchränkte jenes Statut den Handel auf dieſen Platz, wo alles ſo theuer iſt, und auf die in und um London lebenden Kaufleute ein. Durch ein anderes Statut der Geſellſchaft durfte niemand, der von London mehr als zwanzig Meilen entfernt lebte, und das Bürgerrecht der Stadt London nicht beſaß, zum Mitgliede aufgenommen werden; eine Einſchränkung, die, mit der vorigen verbunden, nothwendig alle andere, als eigentliche Londoner Bürger von dieſem Handel ausſchließen mußte. Da die Zeit, wenn dieſe der ganzen Geſellſchaft zugehörenden Schiffe geladen werden und abſegeln ſollten, ganz von den Directoren abhing: ſo konnten ſie ſehr leicht dieſe Schiffe mit ihren eigenen Gütern und den Gütern ihrer vertrauten Freunde anfüllen, indeß ſie die übrigen unter dem Vorwande ausſchloſſen, daß ſie ihre Verſendungen zu ſpät angemeldet hätten. In dieſem Zuſtande der Dinge ward alſo durch die Geſellſchaft ein vollkommener und für das Publicum ſehr drückender Alleinhandel einigen wenigen Perſonen in die Hände geſpielt. Dieſe Mißbräuche gaben zu der Parlamentsacte Anlaß, die im ſechs und zwanzigſten Regierungsjahre Georgs des zweyten erſchien, durch welche das Eintrittsgeld, für alle Perſonen, ohne Unterſchied des Alters, ohne Rückſicht darauf zu nehmen, ob es Kaufleute wären, oder ob ſie das Londoner Bürgerrecht hätten, auf zwanzig Pfund St. herabgeſetzt, — und worin allen ſolchen Perſonen erlaubt wurde, alle brittiſchen Waaren, deren Ausfuhr ſonſt nicht verbothen iſt, aus allen Häfen des Königreichs in jeden türkiſchen Hafen auszuführen, — und alle türkiſche Waaren, deren Einfuhr nicht überhaupt verbothen iſt, gegen Erlegung der allgemeinen Landeszölle, und der beſondern der Geſellſchaft zu entrichtenden Abgaben, und unter der Verpflichtung, ſich dem obrigkeitlichen Anſehen des brittiſchen Geſandten und der brittiſchen Conſuln in der Türkey zu unterwerfen, und die gehörig beſtätigten Statuten der Geſellſchaft zu beobachten, — einzuführen. Um alle aus dieſen Statuten entſtehenden Unterdrückungen zu verhüten, wurde in eben dieſer Parlamensacte verordnet:

net: „daß, ſobald ſieben Glieder der Geſellſchaft ſich „durch irgend ein nach der Zeit dieſer Acte gemachtes „Statut beſchwert glaubten, ſie davon an das **Handels-** „**und Plantations-Collegium**, Board of Trade et „Plantations, (an deſſen Stelle jetzo ein Ausſchuß aus „dem geheimen Staatsrathe getreten iſt,) appelliren „könnten; doch mit der Einſchränkung, daß die „Appellation innerhalb eines Jahres, von dem Tage „an zu rechnen, da dieſes Statut in Ausübung „käme, eingereicht werden müßte.“ Dieſe letzte Clauſel ſcheint nicht völlig zweckmäßig. Denn ein Jahr iſt nicht immer ein hinlänglich langer Zeitraum, um jedem Gliede einer Geſellſchaft die ſchädlichen Folgen eines neuen Statutes zu entdecken; und gegen ſolche Anordnungen alſo, deren Schädlichkeit oder Härte erſt nach dieſer Zeit bemerkt wird, kann bey der türkiſchen Handelsgeſellſchaft, weder das Handelscollegium, noch der geheime Staatsrath Hülfe verſchaffen. Ueberdieß zielen die meiſten Statuten regulirter Handlungsgeſellſchaften nicht ſowohl darauf ab, die jetzigen Glieder der Geſellſchaft zu unterdrücken, als andere von der Theilnehmung an ihren Vorrechten auszuſchließen: welches nicht bloß durch hohe Eintrittsgelder, ſondern noch durch viele andere Mittel geſchehen kann. — Die unveränderliche Abſicht ſolcher Geſellſchaften iſt, von ihrem angelegten Kapital die größten möglichen Gewinnſte zu ziehen, und deßhalb den Markt ſowohl für die Güter, welche ſie **aus-**, als für diejenigen, welche ſie **einführen**, immer mit einer geringern Quantität Waaren angefüllt zu erhalten, als darauf abgeſetzt werden könnte; wozu aber kein anderes Mittel iſt, als die Concurrenz mehrerer Verkäufer zu verhindern, oder neue Anfänger von dieſem Handelszweige abzuſchrecken. — Auch die in der Parlamentsacte beſtimmte Summe von zwanzig Pfunden ſcheint noch zu groß zu ſeyn. Denn ob ſie gleich nicht Leute, die ſich in den Handel nach der Türkey auf lange Zeit einlaſſen wollen, abſchrecken würde; ſo kann ſie doch leicht ſolche Kaufleute zurückhalten, welche nur einmahl eine Speculation dahin machen wollen. — In allen Handelszweigen aber, ſind diejenigen Kaufleute, welche ſie fortdauernd und regelmäßig betreiben, wenn ſie auch nicht zu einer Innung vereiniget ſind, doch ganz natürlicher Weiſe darin einverſtanden, daß ſie ihre Gewinnſte über das gewöhnliche Verhältniß zu erhöhen ſuchen: — zu welchem Verhältniſſe der Handelsgewinn nie ſicherer, als durch die vorübergehenden Unternehmungen einzelner ſpeculativer Hazardhändler herunter gebracht werden kann. Der türkiſche Handel, ob er gleich durch die gedachte Parlamentsacte, gewiſſermaßen für jedermann geöffnet zu ſeyn ſcheint, wird doch noch von ſehr vielen Perſonen, als weit entfernt von einer vollkommenen Freyheit angeſehen. Die nach der Türkey handelnde Geſellſchaft trägt zur Unterhaltung des Abgeſandten in Conſtantinopel, und zweyer oder dreyer Conſuln, in verſchiedenen türkiſchen Städten bey. Aber von Rechts wegen ſollten dieſe, wie alle andere Diener des Staats, ganz vom Staate unterhalten werden; und dafür ſollte der Handel nach der Türkey allen brittiſchen Unterthanen offen ſtehen.

Regulirte Handelsgeſellſchaften haben zwar, wie ſchon Joſias Child bemerkt, oft Geſandte an auswärtigen Höfen beſoldet, aber nie auf ihre Unkoſten, in den Ländern, wohin ſie handeln, Feſtungen errichtet, und Beſatzungen daſelbſt unterhalten. Handelsgeſellſchaften hingegen, **die mit einem zuſammengeſchoſſenen Fond handeln**, haben das letztere oft gethan. In der That ſcheinen jene auch zu dieſer Operation weit weniger, als dieſe, gemacht zu ſeyn.

Zuerſt haben die Directoren einer **regulirten Geſellſchaft** kein eigenes Intereſſe an dem Flor des allgemeinen Handels der Geſellſchaft, — zu deſſen Beförderung doch jene Feſtungen und Beſatzungen abzwecken ſollen. Sogar kann zuweilen der Verfall jenes allgemeinen Handels, ihrem Privathandel vortheilhaft werden, indem er die Anzahl ihrer Mitbewerber vermindert, und ſie dadurch in den Stand ſetzt, wohlfeiler einzukaufen und theurer zu verkaufen. Die Directoren einer Geſellſchaft hingegen, **die mit einem gemeinſchaftlichen Kapitale handelt**, haben nur ihren Antheil an den Gewinnſten, welche die ganze Geſellſchaft macht. Sie haben keinen eigenen Handel, und alſo auch kein eigenes Intereſſe, welches von dem Intereſſe der Geſellſchaft getrennt, und zuweilen demſelben entgegengeſetzt wäre. Sie gewinnen mehr oder weniger, nachdem der Handel der Geſellſchaft im Ganzen mehr oder weniger im Flor iſt. Es liegt alſo auch ihnen ſelbſt daran, die Feſtungen und Beſatzungen, welche zur Beſchützung jenes Handels nothwendig ſind, in gutem Stande zu erhalten. Von ihnen alſo kann man weit eher als von den Directoren einer regulirten Geſellſchaft erwarten, daß ſie mit Fleiß und Aufmerkſamkeit für dieſen Gegenſtand ſorgen werden. Die Directoren einer mit einem gemeinſchaftlichen Fond handelnden Geſellſchaft haben, zweytens, immer große Geldſummen, — nehmlich eben dieſe zuſammengeſchoſſenen Fonds unter ihren Händen, wovon ſie alſo einen Theil oft ſehr ſchicklich zur Erbauung, Ausbeſſerung und Unterhaltung ſolcher Feſtungen und Beſatzungen anwenden können. Die Directoren einer regulirten Geſellſchaft hingegen, die kein gemeinſchaftliches Kapital zu verwalten haben, ſind auch von allen Fonds, woraus ſie jenen Aufwand beſtreiten könnten, entblößt, ausgenommen von den zufälligen Einnahmen, welche die Eintrittsgelder neuer Mitglieder, — und von den beſtändigen aber kleinen, welche gewiſſe Abgaben aller Mitglieder der Geſellſchaft verſchaffen. Hätten ſie alſo gleich das nehmliche Intereſſe, wie die Directoren der Actien-Geſellſchaften, für Feſtungen und deren Beſatzungen mit gewiſſenhafter Aufmerkſamkeit zu ſorgen: ſo hätten ſie doch nicht eben das Vermögen, welches jene haben, die dazu nöthigen Koſten aufzuwenden. Ganz anders verhält es ſich mit der Unterhaltung eines öffentlichen Geſchäftsträgers an einem auswärtigen Hofe. Dieſe Sache fordert gar keine beſtändige Aufmerkſamkeit; und der Aufwand, den ſie verurſacht, iſt mäßig und beſtimmt. Sie iſt alſo ſowohl dem Geiſte, als dem Vermögen einer regulirten Geſellſchaft weit mehr angemeſſen.

Doch lange Zeit nach Joſias Child, im Jahre 1750, wurde eine regulirte Handelsgeſellſchaft, ich meine die noch jetzt beſtehende Geſellſchaft der nach Afrika handelnden Kaufleute, errichtet, der es ausdrücklich zur Pflicht gemacht wurde, anfangs alle, zwiſchen dem weißen Vorgebirge und dem Vorgebirge der guten Hoffnung, — nachher aber nur die zwiſchen dem rothen Vorgebirge und dem Vorgebirge der guten Hoffnung liegenden brittiſchen Feſtungen und Beſatzungen zu unterhalten. Es ſcheint, daß man bey der Acte, durch welche dieſe Geſellſchaft errichtet wurde, (es iſt die 31ſte Acte aus dem 23ſten Jahre Georgs des zweyten,) ſich zwey verſchiedene Abſichten vorgeſetzt habe: erſtlich den unterdrückenden Monopoliengeiſt, der den Directoren einer regulirten Handelsgeſellſchaft eigen zu ſeyn pflegt, im Zaume zu halten; zweytens ſie zu einer ihr nicht natürlichen Fürſorge für die Unterhaltung von Feſtungen und Beſatzungen zu nöthigen.

Um die erſte Abſicht zu erreichen, iſt das Eintrittsgeld auf vierzig Schillinge eingeſchränkt worden. Der Geſellſchaft wird verbothen, die Kapitalien ihrer Glieder in einen Fond zu vereinigen und mit dieſem zu handeln; es wird ihr verbothen, auf ihren gemeinſchaftlichen Credit Geld zu borgen; oder die Privatperſonen, die ſich mit dieſem Handel abgeben wollen — vorausgeſetzt, daß ſie brittiſche Unterthanen ſind, und das beſtimmte Eintrittsgeld bezahlt haben, — dem mindeſten Zwange zu unterwerfen. Die Regierung der Angelegenheiten dieſer Geſellſchaft wird einem in London ſitzenden Ausſchuſſe von neun Perſonen anvertrauet, der aus allen zu London, Briſtol und Liverpool das Bürgerrecht habenden Geſellſchaftsgliedern gewählt wird; aus jeder dieſer Städte drey Perſonen. Keiner dieſer Directoren kann länger als drey Jahre hinter einander in ſeinem Amte bleiben. Jedes Mitglied kann von dem Commerz-

und Plantations-Collegium, — oder nach der neuen Einrichtung von einem Ausſchuſſe des geheimen Staatsraths, — nachdem es mit ſeiner Vertheidigung gehört worden, abgeſetzt werden. Jenem Ausſchuſſe iſt verbothen, Negerſclaven aus Afrika auszuführen, oder afrikaniſche Waaren nach Großbritannien einzuführen. Nur weil ihnen zur Pflicht gemacht wird, die Feſtungen und Beſatzungen zu unterhalten: ſo iſt ihnen auch erlaubt, zu dieſem Endzwecke Güter und Vorräthe aller Art aus Großbritannien nach Afrika zu führen. Aus den Summen, welche ihnen die Geſellſchaft anvertrauet, werden ihnen nicht mehr als achthundert Pfund St. zugeſtanden, um damit ihre Factoren und Buchhalter zu London, Briſtol und Liverpool zu beſolden, die Hausmiethe für ihr Comtoir in London zu bezahlen, und alle andere Koſten der Verwaltung, der Aufträge, die ſie an andere geben, oder der Agenten, die ſie bey irgend einem Geſchäfte brauchen, zu beſtreiten. Was von dieſer Summe, nach Beſtreitung der gedachten Ausgaben übrig bleibt, können ſie unter ſich, als eine Belohnung für ihre Mühe, auf eine ihnen ſelbſt beliebige Art vertheilen. Durch eine ſolche Verfaſſung ſollte man glauben, wäre dem Monopolien-Geiſte hinlänglich bey der Geſellſchaft vorgebeugt, — und der erſten Abſicht der oben gedachten Parlamentsacte ein Genüge gethan worden. Und doch ſcheint der Erfolg dieſe Erwartung nicht beſtätiget zu haben. Obgleich durch die zwanzigſte Acte des vierten Jahres Georgs des dritten, die Feſtung Senegal mit allem ihrem Zugehör der nach Afrika handelnden Geſellſchaft von Kaufleuten überlaſſen worden war: ſo wurde ſie doch mit ihrem Gebiethe, und der ganzen

Küſte von dem Hafen von Salé in der ſüdlichen Barbarey an, bis nach dem rothen Vorgebirge, ſchon durch die fünfte Acte Georgs des dritten, im vier und vierzigſten Kapitel der Gerichtsbarkeit der Geſellſchaft wieder entzogen; dieſer ganze Bezirk der Krone zurückgegeben, und dem freyen Handel aller großbritanniſchen Einwohner überlaſſen. Die Geſellſchaft war nehmlich in den Verdacht gekommen, daß ſie den Handel beſchränke, und eine Art von unſchicklichem Alleinhandel errichte. Wie ſie dieß bey den Anordnungen thun konnte, welche die Acte vom drey und zwanzigſten Jahre Georgs des zweyten gemacht hatte, iſt ſchwer zu begreifen. Und doch finde ich, in den gedruckten Debatten des Unterhauſes, — obgleich dieſe nicht immer die lauterſte Quelle von hiſtoriſchen Nachrichten ſind — daß ſie deſſen im Parlament beſchuldigt worden iſt. So viel läßt ſich muthmaßlich einſehen, daß, da die neun Perſonen, welche den dirigirenden Ausſchuß ausmachten, alle ſelbſt Kaufleute waren; und da alle Gouverneurs und Factoren in den verſchiedenen Feſtungen und Niederlaſſungen der Geſellſchaft gänzlich von ihnen abhingen: dieſe vielleicht den Aufträgen und Anweiſungen der erſtern einen ſolchen Vorzug vor den Aufträgen anderer Kaufleute gaben, daß daraus eine wirkliche Art von Alleinhandel entſtand.

Um die zweyte der oben gedachten Abſichten zu erreichen, wurde der Geſellſchaft jährlich eine gewiſſe Summe Geldes zur Unterhaltung der Feſtungen und Beſatzungen, vom Parlament angewieſen, gemeiniglich gegen 13,000 Pfund St. Ueber die gehörige Anwendung dieſer Summe ſoll der Ausſchuß jährlich einem

Mitgliede des Schatzkammergerichts *) Rechnung ablegen, welche Rechnung alsdann dem Parlamente vorgelegt werden ſoll. Doch von dem Parlamente, welches gewohnt iſt, Millionen ausgeben zu ſehen, ohne ſich ſonderlich um ihre Verwendung zu bekümmern, iſt wahrſcheinlich nicht zu erwarten, daß es auf eine jährliche Ausgabe von 13,000 Pfund St. eine große Aufmerkſamkeit wenden werde. Und eben ſo wenig läßt ſich von einem Mitgliede eines Gerichtshofes, dergleichen der Exchequer iſt, erwarten, daß es tiefe Einſichten in das Schickliche oder Unſchickliche der Ausgaben haben werde, welche Feſtungen und Beſatzungen erfordern. Es iſt wahr, daß das Admiralitäts-Collegium berechtigt iſt, den Schiffskapitäns von der königlichen Flotte, oder irgend andern im Dienſte ſtehenden Officiers, die Unterſuchung des Zuſtandes dieſer Feſtungen und Beſatzungen aufzutragen, und Berichts-Erſtattung darüber zu fordern. Aber dieſes Collegium hat auf der andern Seite gar keine Gerichtsbarkeit über die Direction der afrikaniſchen Handelsgeſellſchaft, noch irgend eine Gewalt, diejenigen zurecht zu weiſen, deren Aufführung es auf dieſe Weiſe unterſuchen darf; zu geſchweigen, daß die Schiffskapitäns der königlichen Flotte, nicht für große Kenner der Befeſtigungskunſt gehalten werden können. — Die einzige Strafe, der ein Mitglied des dirigirenden Ausſchuſſes, wegen irgend eines Fehlers, wenn er nicht in wirklicher Veruntreuung der öffentlichen, oder der Geſellſchaftsgelder beſteht, unterworfen werden kann,

---

*) Im Original heißt er Curſitor Baron of the Exchequer. A. d. U.

kann, iſt wie es ſcheint, die Abſetzung von ſeinem Amte, einem Amte, welches ohne dieß nur drey Jahre dauert, und äußerſt geringe Vortheile gewährt. Die Furcht vor einer ſolchen Strafe kann wohl niemanden zu einer ſorgfältigen und ununterbrochenen Aufmerkſamkeit auf ein Geſchäfte bewegen, für deſſen zweckmäßige Betreibung er nicht auf andere Weiſe intereſſirt iſt. Die Directoren ſind beſchuldigt worden, zu Ausbeſſerung des an der Küſte von Guinea liegenden Kaſtels, Cape Coaſt genannt, wozu das Parlament mehr als einmahl anſehnliche Geldſummen angewieſen hatte, die Steine und Ziegel von England aus hingeſchickt zu haben. Und dieſe Steine und Ziegel, welche man eine ſo weite Reiſe machen ließ, ſollen noch überdieß ſo ſchlecht geweſen ſeyn, daß man die damit verbeſſerten Mauern, in der Folge hat von Grund auf neu bauen müſſen. Alle die Feſtungen und Beſatzungen, die nordwärts vom rothen Vorgebirge liegen, werden nicht nur auf Koſten des Staats unterhalten, ſondern ſtehen auch unter der unmittelbaren Aufſicht der vollziehenden Gewalt. Warum nun diejenigen, welche ſüdwärts von jenem Vorgebirge liegen, und die zum Theil auch aus den Caſſen des Staats unterhalten werden, einer andern Gerichtsbarkeit unterworfen ſeyn ſollen, davon läßt ſich nicht wohl eine vernünftige Urſache einſehen. — Die Beſatzungen zu Gibraltar und Minorka hatten auch urſprünglich, die Beſchützung des Handels auf dem mittelländiſchen Meere, zur wahren oder doch zur vorgegebenen Abſicht: — aber deßwegen hat man doch nicht die Unterhaltung und die Befehlshaberſchaft dieſer Feſtungen, der nach der Levante handelnden Kaufmannsgeſellſchaft, ſondern der vollziehenden Macht aufgetragen, der ſie auch auf alle Weiſe gehört. Die Würde und der Glanz dieſer Macht ſcheint großentheils auf dem weiten Umfange ihres Gebieths zu beruhen: und es iſt alſo nicht wahrſcheinlich, daß ſie es an Sorgfalt, dieſes ihr Gebieth zu vertheidigen, werde fehlen laſſen. Die Beſatzungen von Gibraltar und Minorka ſind daher auch nie vernachläſſigt geweſen. Und wenn Minorka zweymahl genommen worden, und jetzt vielleicht auf immer verloren iſt: ſo kann man doch die Schuld davon auf keine Weiſe der Sorgloſigkeit der Regierung beymeſſen. Ich will indeß hiermit gar nicht behaupten, daß dieſe beyden Feſtungen, die Großbritannien ſo viel Geld gekoſtet haben, im mindeſten zu Erreichung der Abſicht nöthig geweſen wären, um derentwillen man ſie zuerſt von der ſpaniſchen Monarchie losriß. Vielmehr glaube ich, daß dieſe Eroberungen zu nichts weiter dienten, als den König von Spanien, den natürlichen Bundesgenoſſen Englands, von dieſem Staate zu entfremden, und die beyden vornehmſten Zweige des Bourboniſchen Hauſes in ein genaueres und dauerhafteres Bündniß mit einander zu vereinigen, als je die Verwandtſchaft des Bluts würde hervorgebracht haben.

Handelsgeſellſchaften, **die mit einem vereinigten Kapitale die Geſchäfte treiben**, ſie mögen nun durch königliche Patente, oder durch Parlamentsacten errichtet werden, ſind nicht nur von **regulirten**, — ſondern auch von **bloßen Privat-Handelsgeſellſchaften** in mehreren Rückſichten unterſchieden.

Erſtlich: wenn Privat-Kaufleute mit einander in Verbindung treten: ſo kann kein Theilhaber ohne Einwilligung der ganzen Geſellſchaft, ſeinen Antheil an eine andere Perſon übertragen. Jeder aber kann, nachdem er zu gehöriger Zeit davon Anzeige gemacht hat, ſich aus der Geſellſchaft zurückziehen, und ſein eingelegtes Kapital von derſelben zurückfordern. Bey einer Geſellſchaft hingegen, die ein durch Actien geſammeltes Kapital zum Fond hat, kann kein Mitglied die Zurückzahlung ſeines Beytrages, ſo lange die Geſellſchaft beſteht, fordern; aber jedes kann, ohne die Einwilligung der Geſellſchaft einzuhohlen, ſeinen Antheil an eine andere Perſon übertragen, und auf dieſe Weiſe ein neues Mitglied in die Geſellſchaft einführen. — Der Werth des Antheils, den man an einer ſolchen Actien-Geſellſchaft *) hat, iſt jedesmahl dem Preiſe gleich, um welchen man dieſen Antheil auf dem Markte verkaufen kann; — und dieſer Preis kann in jedem Verhältniſſe größer oder kleiner ſeyn, als die Summe, welche man urſprünglich zu dem Fond der Geſellſchaft eingezahlt hat, oder für welche der Eigenthümer des verkauften Antheils auf den Büchern der Geſellſchaft als Gläubiger ſteht.

Zweytens: In einer Privat-Handelsgeſellſchaft muß jedes Mitglied für die von der Geſellſchaft gemachten Schulden mit ſeinem ganzen Vermögen haften. In einer auf Actien errichteten oktroyirten Geſellſchaft haftet jedes Mitglied für die Schulden der Geſellſchaft, nur mit ſo viel, als ſein Antheil beträgt.

---

*) Ich habe um die Weitläuftigkeit des eigentlichen Ausdrucks im Grundtexte, joint-ſtock-company zu vermeiden, die Benennung einer Actien-Geſellſchaft gewählt, weil Actien nichts anders ſind, als Antheile an dem Kapitale und den Gewinnſten einer Geſellſchaft, die mit gemeinſchaftlichen, von den Mitgliedern zuſammengeſchoſſenen Fonds handelt. A. d. U.

Der Handel einer auf Actien errichteten Geſellſchaft wird immer von einem Collegium von Directoren betrieben. Dieſes Collegium iſt gemeiniglich, in vielen Puncten ihrer Verwaltung, der Oberaufſicht der allgemeinen Verſammlung aller Actien-Inhaber unterworfen. Aber der größte Theil dieſer Inhaber hat nicht die geringſte Kenntniß von dem Geſchäfte der Geſellſchaft, und macht auch keinen Anſpruch darauf; und wenn alſo nicht der Parteygeiſt unter ihnen zu herrſchen anfängt: ſo geben ſie ſich mit der von den Directoren abgelegten Rechnung wenig ab, und ſind zufrieden, wenn ſie jährlich oder halbjährig die Dividende richtig empfangen, welche die Directoren ihnen anzuweiſen für gut befinden. Dieſe gänzliche Befreyung von Sorge und von Gefahr, ausgenommen die welche die eingelegte Summe betrifft, reitzt viele Perſonen, ihr Geld in ſolchen auf Actien errichteten Geſellſchaften zu wagen, die ſich niemahls entſchließen würden, ſich in eine Privat-Handelsgeſellſchaft einzulaſſen. Daher ziehen jene Geſellſchaften weit größere Kapitalien an ſich, als irgend eine von dieſen zu beſitzen ſich rühmen kann. Der Handelsfond der Südſeegeſellſchaft, betrug zu der einen Zeit mehr als 33 Millionen, 800,000 Pfund St. Das Kapital der Bank von England ſteigt gegenwärtig auf 10 Millionen 780,000 Pfund St. Da indeß die Directoren ſolcher Geſellſchaften mehr die Verwalter von anderer Leute Gelde, als von ihrem eigenen ſind: ſo kann man nicht von ihnen erwarten, daß ſie mit eben der ängſtlichen Sorgfalt darüber wachen ſollten, mit welcher die Theilhaber einer Privat-Handelsgeſellſchaft an der Erhaltung und beſten Anwendung ihres eigenen Geldes arbeiten. Jene Directoren ſind den Haushofmeiſtern in großen Häuſern ähnlich, die es unter der Würde ihrer Herren halten, daß ſie auf Kleinigkeiten Acht geben ſollten; und die ſich deßwegen auch von dieſer Aufmerkſamkeit ſehr leicht losſprechen. Nachläſſigkeit und Verſchwendung muß alſo in der Verwaltung der Geſchäfte ſolcher Geſellſchaften immer, mehr oder weniger, herrſchen. Daher haben auch ſolche auf Actien zum auswärtigen Handel errichtete Geſellſchaften ſelten die Concurrenz einzelner Privathändler ertragen können. Sie haben deßwegen immer um ausſchließende Privilegien, als die einzigen Mittel ihres Beſtehens, angehalten; und haben dennoch oft bey dieſen Privilegien nicht in Flor kommen können. Ohne ſolche haben ſie ihren Handel ſchlecht betrieben; und mit denſelben haben ſie ihn zugleich ſchlecht betrieben, und andere an einer beſſern Betreibung verhindert.

Die alte königliche afrikaniſche Geſellſchaft, die Vorgängerin der jetzigen, hatte ein ausſchließendes Privilegium, kraft eines königlichen Patents. Da aber dieſes Patent nie durch eine Parlamentsacte war beſtätiget worden: ſo wurde dieſer Handel, bald nach der Revolution, vermöge der Erklärung der Rechte *) allen britti-

ſchen

---

*) Als der Prinz von Oranien, nachmahliger König Wilhelm der dritte nach Großbritannien berufen wurde, dieſes Land von der Unduldſamkeit und Tyranney Jakobs des zweyten zu befreyen,

legte

ſchen Unterthanen frey gegeben. Die nach der Hudſons-Bay handelnde Geſellſchaft iſt in demſelben Falle. Das ihr durch ein königliches Patent ertheilte ausſchließende Privilegium, iſt nie vom Parlamente beſtätiget worden. Hingegen hatte die Südſeegeſellſchaft, ſo lange ſie beſtand, — und die oſtindiſche Geſellſchaft hat noch jetzt ihr ausſchließendes Privilegium durch eine Parlamentsacte.

Die königliche afrikaniſche Geſellſchaft ſahe bald ein, daß ſie ſich gegen die Mitbewerbung von Privatunternehmern nicht würde aufrecht erhalten können, die, trotz der **Erklärung der Rechte**, von ihr noch immer als Schleichhändler angeſehen und verfolgt wurden. Indeß wurden im Jahr 1698 dieſe Privathändler einer Abgabe von zehn vom Hundert, von faſt allen Artikeln ihres Handels unterworfen; welche Abgabe die Geſellſchaft dazu anwenden ſollte, ihre Feſtungen und Beſatzungen zu unterhalten. Aber auch dieſer ſchweren Auflage ungeachtet, konnte die Geſellſchaft die Mitbewerbung von Privatkaufleuten nicht ertragen. Ihr Kapital und ihr Credit ſanken ſtufenweiſe. Im Jahre 1712 waren ihre Schulden ſo groß: daß eine beſondere Parlamentsacte, zu

---

legte ihm die Convention, welche ihm die Krone anboth, zugleich eine Erklärung der Rechte vor, welche dem engliſchen Volke gegen ſeine Regenten zuſtände, und forderte von ihm die Anerkennung derſelben Dieſe bill of rights iſt es, wovon der Autor redet, in welcher auch dieſer Artikel vorkam, daß kein vom König gegebenes Edict, oder verliehenes Privilegium Geſetzes Kraft habe, bis es vom Parlamente beſtätiget worden iſt. A. d. U.

zu ihrer und ihrer Gläubiger Sicherheit nöthig erachtet wurde. Es wurde darin feſtgeſetzt, daß, was zwey Drittheile dieſer Gläubiger — (zwey Drittheile in Abſicht der Anzahl und der creditirten Summen,) ſowohl in Abſicht der Zeit, welche der Geſellſchaft zur Bezahlung ihrer Schulden zuzugeſtehen ſey, als in Abſicht jedes andern dieſe Schulden betreffenden Abkommens, — beſchließen würden, für die übrigen verbindlich ſeyn ſollte. Im Jahr 1730 waren die Angelegenheiten der Geſellſchaft in ſo großer Unordnung, daß es ihr ganz unmöglich fiel, die ihr zuſtehenden Feſtungen und Beſatzungen zu unterhalten, welches doch der einzige Endzweck und der Vorwand zu ihrer Errichtung geweſen war. Von dieſem Jahre an, bis zu ihrer völligen Aufhebung, hielt es das Parlament für nothwendig, ihr zu dieſer Unterhaltung jährlich 10,000 Pfund St. zu bewilligen. Im Jahre 1732, nachdem ſie mehrere Jahre beym Negerhandel eingebüßt hatte, beſchloß ſie endlich, denſelben ganz aufzugeben, die auf der afrikaniſchen Küſte gekauften Sklaven an Privatkaufleute in Amerika zu verkaufen, und ſich auf den Handel mit Goldſtaub, Elephantenzähnen, und Färbe-Waaren, die aus dem Innern von Afrika gebracht werden, — einzuſchränken. Aber auch in dieſem ſo eingeſchränkten Handel hatte ſie nicht mehr Glück, als vorher in dem ausgebreitetern. Ihre Sachen geriethen immer mehr und mehr im Verfall; bis endlich, da ſie in aller Abſicht eine bankerottirte Geſellſchaft war, ſie durch eine Parlamentsacte aufgehoben, und ihre Feſtungen und Beſatzungen der noch beſtehenden **regulirten Geſellſchaft der nach Afrika handelnden Kaufleute** übergeben wurden. Schon vor dieſer

dieſer königlichen afrikaniſchen Handelsgeſellſchaft waren drey andere Geſellſchaften hinter einander, zum afrikaniſchen Handel errichtet worden. Aber keine hatte ſich erhalten können: ob ſie gleich alle drey ausſchließende Privilegien hatten, — zwar nur durch königliche Patente, die aber in jenen Zeiten, auch ohne parlamentariſche Beſtätigung ihre volle Kraft hatten.

Die Hudſonsbay-Geſellſchaft iſt vor den Unfällen, die ſie im letztern Kriege (dem von 1756) gelitten hat, weit glücklicher als die königliche afrikaniſche Geſellſchaft geweſen. Der Aufwand, den ſie machen muß, iſt weit geringer. Die Anzahl aller Perſonen, die ſie in ihren ſämmtlichen Niederlaſſungen und Wohnungen, (welche ſie mit dem Namen von Feſtungen beehrt,) unterhält, erſtreckt ſich nicht höher, als auf hundert und zwanzig. Dieſe Anzahl iſt gleichwohl hinlänglich, das Pelzwerk und die andern Waaren, mit welchen die dahin geſandten Schiffe beladen werden ſollen, ſchon ehe ſie ankommen, zu ſammeln und fertig zu halten; denn dort können dieſe Schiffe, des Eiſes wegen, ſelten über ſechs oder acht Wochen bleiben. Dieſen Vortheil, die Ladung der Schiffe ſchon zum Voraus in Bereitſchaft zu haben, konnte ſich viele Jahre lang kein Privathändler verſchaffen: und ohne denſelben ſcheint keine Möglichkeit zu ſeyn, nach der Hudſonsbay zu handeln. Das mäßige Kapital der Geſellſchaft, welches, wie man ſagt, nicht mehr als 110,000 Pfund St. beträgt, kann deſſen ungeachtet ſehr wohl hinlänglich ſeyn, den ganzen Handel, und alle verkäuflichen Erzeugniſſe dieſer ſo armſeligen, obgleich ſehr weitläuftigen Länder, die in ihrem Privilegium begriffen ſind, damit in Beſchlag zu nehmen. Dem zu

Folge hat auch kein Privatkaufmann es je gewagt, mit der Hudſonsbay-Geſellſchaft in Concurrenz nach jenen Gegenden zu handeln. Die Geſellſchaft hat alſo, ſo lange ſie dauert, einen wirklich ausſchließenden Handel genoſſen, wenn ſie auch gleich vielleicht nach den Geſetzen, kein volles Recht zu Ausſchließung anderer Kaufleute beſaß. Zu allem dem kömmt, daß das mäßige Kapital der Geſellſchaft, ſo viel man weiß, unter eine kleine Anzahl von Eigenthümern vertheilt iſt. Aber eine auf Actien errichtete Geſellſchaft, die ein mäßiges Kapital, und eine kleine Anzahl von Theilnehmern hat, kömmt der Natur einer Privathandelsgeſellſchaft ſehr nahe, und kann faſt mit demſelben Grade von Aufmerkſamkeit und Sorgfalt ihre Geſchäfte betreiben, als dieſe. Man hat alſo nicht Urſache, ſich darüber zu wundern, daß die Hudſonsbay-Geſellſchaft, die in dieſer vortheilhaften Lage war, bis auf die Zeit des letzten Krieges, ihren Handel mit einem ziemlich guten Erfolge geführt hat. Doch ſind ihre Gewinnſte gewiß nie dem beygekommen, was der jüngſt verſtorbene **Dobbes** ſich davon vorgeſtellt und dem Publicum vorgeſpiegelt hat. Ein anderer Schriftſteller von weit richtigerer Beurtheilungskraft und mehr nüchternen Ideen, **Anderſon**, in ſeiner **Geſchichte des Handels**, bemerkt ſehr treffend, daß ſelbſt die Rechnungen, die Dobbes von der Ein- und Ausfuhr der Geſellſchaft während mehrerer Jahre giebt, — wenn man abzieht, was auf außerordentliche Gefahren und Ausgaben der Geſellſchaft gerechnet werden muß, — ihren Gewinnſt nicht als beneidenswerth darſtellen, und daß er nach denſelben wenigſtens den gewöhnlichen Handelsgewinnſt nicht übertrifft.

Die Südſee-Geſellſchaft hatte keine Feſtungen und Beſatzungen zu unterhalten, und war alſo von Einer großen Ausgabe befreyet, zu der andere auf Actien errichtete Handelsgeſellſchaften genöthigt ſind. Aber ſie hatte ein unermeßliches Kapital, unter eine unzählige Menge von Eigenthümern vertheilt; und es war alſo natürlicher Weiſe nichts anders zu erwarten, als daß Thorheit, Nachläſſigkeit und Verſchwendung in der ganzen Verwaltung ihrer Angelegenheiten herrſchen würde. Bis zu welcher Ausſchweifung und mit wie viel Schelmerey ihr Actienſpiel ſey getrieben worden, iſt allgemein bekannt: und daſſelbe zu erklären, würde mich von meinem Gegenſtande ganz abführen. Ihre Handels-Entwürfe waren nicht beſſer angelegt. Das erſte Geſchäft, in welches ſie ſich einließ, war der Handel mit Negerſklaven nach dem ſpaniſchen Amerika, welches Land ſie, (vermöge des ſogenannten Aſſiento-Tractats, der mit dem Utrechter Frieden zugleich geſchloſſen wurde) mit dieſer Waare ausſchließend zu verſorgen das Recht hatte. Aber da man von dieſem Handel keinen großen Gewinn erwartete, indem die portugieſiſchen und franzöſiſchen Handels-Geſellſchaften, denen dieſer Handel, unter eben den Bedingungen zugeſtanden worden war, zu Grunde gegangen waren: ſo wurde der engliſchen, gleichſam zur Schadloshaltung erlaubt, jährlich ein Schiff von einer beſtimmten Tonnenzahl, zum directen Handel mit dem ſpaniſchen Amerika abzuſenden. Unter den zehn Reiſen, die dieſe jährlich abgeſandten Schiffe zu machen die Erlaubniß erhielten, ſoll eine, — die, welche das Schiff, die königliche Caroline, im Jahr 1731 machte, der Geſellſchaft einen ſehr anſehnlichen Gewinnſt gebracht, bey allen den übrigen aber ſoll ſie mehr verloren, als gewonnen haben. — Die Factoren und Agenten der Geſellſchaft ſchrieben dieſen ſchlechten Erfolg den Erpreſſungen und den Gewaltthätigkeiten der ſpaniſchen Regierung zu; aber vielleicht lag die Schuld mehr an der Verſchwendung und der Untreue dieſer Factoren und Agenten ſelbſt, wovon einige, ſogar in einem Jahre, zu großen Reichthümern gekommen ſeyn ſollen. Im Jahr 1734 kam die Geſellſchaft mit einer Bitte beym Könige ein, daß ihr erlaubt werden möchte, über den Handel und die Tonnenzahl jenes von ihr nach Südamerika jährlich auszuſendenden Schiffs, in Rückſicht auf den geringen Gewinnſt, den ſie damit machte, nach ihrem Gefallen zu verfügen, und vom Könige von Spanien die Schadloshaltung, die von ihm für das nicht gebrauchte Privilegium zu erhalten ſtünde, anzunehmen.

Im Jahre 1724 hatte die Geſellſchaft den Wallfiſchfang unternommen. Darüber hatte ſie nun zwar kein ausſchließendes Privilegium; aber es ſcheint doch, daß, ſo lange ſie ſich damit abgab, kein anderer brittiſcher Unterthan ſich in dieſe Fiſcherey eingelaſſen habe. Unter den acht Reiſen, die ihre Schiffe nach Grönland machten, war nur Eine, die ihr Gewinnſt brachte, und bey den übrigen verlor ſie. Als nach der achten und letzten Reiſe ſie ihre Schiffe, Vorräthe und Werkzeuge verkaufte, fand ſie, daß ſie an dieſem Handelszweige, — Kapital und Zinſen zuſammengerechnet, — mehr als 237,000 Pfund St. verloren hätte.

Im Jahr 1722 bat die Geſellſchaft das Parlament um die Erlaubniß, ihr ungeheueres Kapital von mehr als 33 Millionen, 800,000 Pfund St., welches ſie ganz der Regierung vorgeſchoſſen hatte, in zwey gleiche Theile zu theilen. Die eine Hälfte, oder mehr als 16 Millionen und 900,000 Pfund St. ſollten hinführo andern Staats-Annuitäten gleich ſeyn, und nicht mit zur Bezahlung der Schulden, oder zur Deckung der Verlüſte, welche die Directoren der Geſellſchaft, bey der Ausführung ihrer Handelsentwürfe machen möchten, gezogen werden; die andere Hälfte aber ſollte nach wie vor ein Handelsfond, und jenen Schulden und Verlüſten unterworfen bleiben. Dieſes Geſuch war zu vernünftig um abgeſchlagen zu werden. Im Jahr 1733 kamen ſie wieder beym Parlamente ein: daß drey Viertheile von ihrem Handelsfond in Staats-Annuitäten verwandelt werden — und daß nur Ein Viertheil, als Handelsfond allen, aus der ſchlechten Verwaltung der Directoren entſtehenden Gefahren ausgeſetzt bleiben möchte. Beydes, ihr Annuitätsfond und ihr Handelsfond war, durch verſchiedene Zahlungen von Seiten der Regierung, um zwey Millionen Pfund St. vermindert worden; ſo daß jenes Viertheil ſich nur auf 3,662,784 Pfund St. 8 Sch. 6 Pf. belief. Im Jahre 1748 wurden im Aachener Frieden, alle Anforderungen, welche die Geſellſchaft vermöge des Aſſiento-Tractats an den König von Spanien zu machen hatte, gegen eine für gleichgeltend angenommene Vergütung aufgegeben. Ihrem Handel mit dem ſpaniſchen Amerika wurde ein Ende gemacht, ſie verwandelte den noch übrigen Reſt ihres Handelsfonds in Annuitätsfonds, und hörte in aller Abſicht auf, eine handelnde Geſellſchaft zu ſeyn.

Man muß bemerken, daß die Geſellſchaft bey dem Handel, den ſie mit dem jährlich nach dem ſpaniſchen Weſtindien geſchickten Schiffe machte, dem einzigen, von welchem ſich beträchtliche Gewinnſte erwarten ließen, ſie nie ohne Mitbewerber, weder in Abſicht des auswärtigen, noch des einheimiſchen Abſatzes ihrer Waaren war. Zu Carthagena, Portobello und Vera Cruz, fand ſie als Mitbewerber alle ſpaniſchen Kaufleute, die von Cadix aus eben die europäiſchen Waaren hinbrachten, mit welchen ſie ihr Schiff beladen hatte; und in England concurrirten wieder mit ihr alle die engliſchen Kaufleute, welche von Cadix aus alle die ſpaniſch-amerikaniſchen Waaren einbrachten, welche die Rückfracht ihres jährlichen Schiffes ausmachten. Zwar waren vielleicht die Waaren dieſer ſpaniſchen und engliſchen Kaufleute Auflagen unterworfen, von welchen die Südſee-Geſellſchaft frey war. Aber der Verluſt, den ihr die Nachläſſigkeit, Verſchwendung und Untreue ihrer eigenen Bedienten zuzog, war ohne Zweifel eine weit drückendere Abgabe für ſie, als jene Auflagen hätten ſeyn können. — Ueberhaupt ſcheint es aller Erfahrung entgegen, daß eine auf Actien errichtete und octroyirte Handelsgeſellſchaft irgend einen Zweig des auswärtigen Handels mit Glück betreiben könne, wenn es Privatkaufleuten erlaubt iſt, in eine völlig freye und ungehinderte Concurrenz mit ihr zu treten.

Die alte engliſche oſtindiſche Handelsgeſellſchaft wurde durch ein Patent der Königinn Eliſabeth, im Jahr 1600, errichtet. In den erſten zwölf Handelsreiſen, welche ſie unternahm, ſcheint ſie, als eine **regulirte** Geſellſchaft, mit getrennten Fonds, obgleich in gemeinſchaftlichen Schiffen gehandelt zu haben. Im Jahr 1612 vereinigten die Mitglieder ihre Fonds. Ihr Patent gab ihr ausſchließende Rechte; und obgleich daſſelbe nicht durch eine Parlamentsacte beſtätiget worden war: ſo wurde doch das dadurch ertheilte Privilegium damahls für eben ſo vollgültig gehalten. Viele Jahre hindurch wurden ſie daher von Schleichhändlern wenig in ihrem Handel geſtört. Ihr Kapital, welches niemals 744,000 Pfund St. überſtieg, — und wovon funfzig Pfund einen Antheil, oder eine Actie ausmachte, war nicht ſo ungeheuer groß, noch waren ihre Geſchäfte ſo ausgedehnt, daß ſie für grobe Vernachläſſigungen und Verſchwendungen einen Vorwand, oder für große Veruntreuungen einen Deckmantel geliefert hätten. Ungeachtet einiger außerordentlichen Verluſte, die ſie theils durch die Bosheit der holländiſch-oſtindiſchen Geſellſchaft, theils durch Zufälle litt, trieb ſie doch, mehrere Jahre hinter einander einen vortheilhaften Handel. In der Folge der Zeit aber, als die Grundſätze einer freyen Verfaſſung beſſer eingeſehen wurden, fing man an zu bezweifeln, ob ein königliches Patent, durch keine Parlamentsacte beſtätigt, irgend jemanden ein ausſchließendes Privilegium geben könne. Die Entſcheidungen der Gerichtshöfe über dieſe Frage waren nicht gleichlautend, ſondern wechſelten, mit dem ſteigenden oder fallenden Anſehen der Regierung, und mit den Meinungen und Launen des Zeitalters. — Unterdeſſen vermehrte ſich die Anzahl der Schleichhändler, und brachte, gegen das Ende der Regierung Karls des zweyten, während der ganzen Regierung Jakobs des zweyten, und während eines Theils der Regierung Wilhelms des dritten, die Geſellſchaft in große Verlegenheit. Im Jahr 1698 wurde dem Parlamente der Vorſchlag gemacht, daß der Regierung zwey Millionen Pfund St. für acht vom Hundert Zinſen, vorgeſchoſſen werden ſollten, wenn dafür die, welche das Geld unterzeichneten, zu einer neuen oſtindiſchen Handelsgeſellſchaft, mit ausſchließendem Privilegium vereiniget würden. Die alte oſtindiſche Geſellſchaft both 700,000 Pfund St., faſt den ganzen Belauf ihres Kapitals, für vier von Hundert Zinſen, unter den nehmlichen Bedingungen an. Aber der öffentliche Credit war damahls in einem ſolchen Zuſtande, daß es der Regierung vortheilhafter zu ſeyn ſchien, zwey Millionen zu acht Procent, als 700,000 Pf. St. zu vier Procent Zinſen zu borgen. Der Vorſchlag der neuen Subſcribenten wurde angenommen: und dem zufolge eine neue oſtindiſche Geſellſchaft errichtet. Die alte behielt deſſen ungeachtet das Recht, noch bis zum Jahre 1701 ihren Handel fortzuſetzen. Dieſe hatte zugleich ſehr klüglich, durch ihren Schatzmeiſter, 315,000 Pfund St. in den Fonds der neuen Geſellſchaft mit unterzeichnen laſſen. Durch eine Nachläſſigkeit in der Abfaſſung derjenigen Parlamentsacte, welche den Unterzeichnern der zwey Millionen den oſtindiſchen Handel zueignete, war es nicht deutlich ausgedrückt, daß ſie verbunden wären, ſämmtlich ihre Fonds zu vereinigen. Eine kleine Anzahl Privatkaufleute, deren Unterſchriften ſich auf keine höhere Summe, als auf 7,200 Pfund St. beliefen, beſtanden auf der Forderung, für ihre eigene Rechnung, und auf ihre eigene Gefahr, mit ihrem Kapital nach Oſtindien handeln zu dürfen. Die alte oſtindiſche Geſellſchaft hatte ein unſtreitiges Recht, bis 1701 mit ihren eigenen alten Fonds einen abgeſonderten Handel zu treiben. Sie hatte überdieß, ſo wie andere Privathändler das Recht, ſowohl vor als nach jenem Zeitpuncte, die Summe von 315,000 Pfund St., welche ſie in die Fonds der neuen Geſellſchaft unterzeichnet hatte, gleichfalls in einem abgeſonderten Handel anzuwenden. Es ſoll nicht viel gefehlt haben, daß dieſe Concurrenz zwiſchen den beyden Geſellſchaften, und die zwiſchen ihnen und den Privatkaufleuten, ſie alle mit einander zu Grunde gerichtet hätte. Dieſes Gerücht wurde von der oſtindiſchen Geſellſchaft ſelbſt, bey einer folgenden Gelegenheit, im Jahre 1730 beſtätiget: indem ſie, da zu dieſer Zeit dem Parlamente der Vorſchlag gemacht wurde, dieſen Handel einer **regulirten** Geſellſchaft zur Verwaltung anzuvertrauen, und ihn alſo auf gewiſſe Weiſe frey zu geben, ſich in den ſtärkſten Ausdrücken dagegen erklärte, und zum Grunde vornehmlich die unglücklichen Folgen anführte, die in jenem frühern Zeitraume, aus der Concurrenz mehrerer von einander unabhängiger oſtindiſchen Handelsunternehmungen entſtanden wären. In Indien, ſagten ſie, wäre dadurch der Preis der Waaren ſo geſtiegen, daß ſie des Einkaufens nicht werth geweſen wären; und in England wäre der Markt mit oſtindiſchen Waaren dergeſtalt überführt worden, daß ſie ohne allen Gewinnſt hätten verkauft werden müſſen. — Daß dieſe Concurrenz, durch eine reichlichere Verſorgung des engliſchen Marktes, den Preis der oſtindiſchen Waaren, zu großem Vortheile des Publicums, merklich herabgeſetzt haben müſſe, läßt ſich leicht glauben. Daß ſie aber den Preis der Waaren auf dem oſtindiſchen Markte ſehr ſolle vermehrt haben, iſt ſehr unwahrſcheinlich: indem alle die außerordentliche Nachfrage nach Waaren, welche jene Concurrenz veranlaßt haben kann, für den unermeßlichen Umfang des oſtindiſchen Handels, nur wie ein Tropfen Waſſer im Ocean geweſen ſeyn muß. Ueberdieß wirkt die vermehrte Nachfrage, wenn ſie auch im Anfange die Preiſe der Waaren erhöhet, mit der Länge der Zeit, unausbleiblich auf Erniedrigung derſelben. Sie muntert zur Hervorbringung der Waaren auf; und vermehrt dadurch die Concurrenz zwiſchen den Perſonen, welche an dieſer Hervorbringung arbeiten. Dieſe ſinnen, um die Käufer durch die wohlfeilſten Preiſe an ſich zu ziehen, auf Mittel, die Arbeit mehr zu vertheilen, und machen in ihrer Kunſt Fortſchritte, an die ohne dieß nicht gedacht worden wäre. Die unglücklichen Wirkungen, über welche die Geſellſchaft klagte, waren die Wohlfeilheit, mit welcher der Verzehrer ſich verſorgen konnte, und die Aufmunterung, welche der Hervorbringer erhielt, mehr Waare zu liefern; gerade die beyden vornehmſten Endzwecke, welche die Staatswirthſchaft zu befördern ſich vorſetzt. — Indeß ließ man dieſe Concurrenz, von welcher die oſtindiſche Geſellſchaft ein ſo trauriges Bild entwarf, nicht lange fortdauern. Im Jahre 1702 vereinigten ſich beyde Geſellſchaften auf gewiſſe Weiſe, durch einen ſchriftlichen Vertrag, zu welchem die Königinn, als eine dritte Partey hinzutrat. Und im Jahre 1708 wurden ſie durch eine Parlamentsacte, völlig zu einer Geſellſchaft umgeſchaffen, die noch jetzt den Namen **der vereinigten Geſellſchaft der nach Oſtindien handelnden Kaufleute** trägt. Man hielt es der Mühe werth, in dieſe Acte eine Clauſel einzurücken, nach welcher

cher den abgeſonderten Oſtindien-Händlern bis zu Michaelis 1711 erlaubt ſeyn ſollte, ihren Handel fortzuſetzen; durch die aber zugleich die Directoren der neuen Geſellſchaft bevollmächtiget wurden, nach drey Jahr zuvor geſchehener Aufkündigung, jenen ihr kleines Kapital von 7,200 Pfund St. zurückzuzahlen, um auf dieſe Weiſe forthin den ganzen Handel der Geſellſchaft, mit einem gemeinſchaftlichen Kapitale zu führen. Durch eben dieſe Parlamentsacte wurde das Kapital der Geſellſchaft, zufolge eines neuen Darlehns, welches ſie der Regierung gemacht hatte, von zwey Millionen auf drey Millionen und 200,000 Pfund St. vergrößert. Im Jahr 1743 ſchoß die Geſellſchaft der Regierung noch eine Million Pfund St. vor. Da aber dieſe Million nicht durch neue Zuſchüſſe, zu welchen die Actien-Inhaber wären aufgefordert worden, ſondern durch den Verkauf von Annuitäten, und durch Borgen auf Obligationen aufgebracht worden war: ſo vermehrte ſie nicht dasjenige Kapital, von welchem die Actien-Inhaber eine Dividende fordern konnten. Sie vermehrte indeß doch ihren Handelsfond: indem ſie eben ſo gut wie die andern drey Millionen und 200,000 Pfund St., allen Verluſt tragen, und alle Schulden bezahlen helfen mußte, welche die Geſellſchaft in Verfolgung ihrer kaufmänniſchen Entwürfe ſich zuzog. Vom Jahr 1708, oder wenigſtens von 1711 an, da die Geſellſchaft von allen ihren Mitbewerbern befreyet, und in den Alleinhandel mit oſtindiſchen Waaren völlig eingeſetzt war, führte ſie ihre Geſchäfte mit gutem Erfolge, und theilte von ihren Gewinnſten, den Actien-Inhabern eine mäßige Dividende aus. Während des franzöſiſchen Krieges, der 1741 ausbrach, verwickelte ſie der Ehrgeiz des Dupleix, franzöſiſchen Befehlshabers zu Pondichery, in die Kriege, welche im Carnatic geführt wurden, und in alle politiſchen Verhältniſſe der Hindoſtaniſchen Fürſten. Nach mehreren Siegen und Niederlagen verlor ſie zuletzt Madras, damals ihre vornehmſte Niederlaſſung in Hindoſtan. Dieſes wurde ihr in dem Aachener Frieden wieder gegeben; und ſeit der Zeit ſcheint der kriegeriſche Geiſt und die Eroberungsſucht ſich ihrer Diener und Beamten in Indien bemächtiget zu haben, um ſie nie wieder zu verlaſſen. In dem franzöſiſchen Kriege, der im Jahr 1755 anfing, nahm die oſtindiſche Geſellſchaft an dem guten Glücke Theil, von welchem damahls die großbritanniſchen Waffen an allen Orten begleitet waren. Sie vertheidigte Madras, nahm Pondichery weg, eroberte Calcutta wieder, und erwarb ſich das Eigenthum einer großen und reichen Provinz, deren Einkünfte, wie man damals ſagte, mehr als drey Millionen des Jahres betrugen. Sie blieb verſchiedene Jahre in ruhigem Beſitze dieſes Einkommens. Im Jahr 1767 aber machte die Regierung Anſpruch an das, was die Geſellſchaft an Land und Leuten erworben hatte, und an die aus dieſem Beſitze entſpringenden Einkünfte, als welche von Rechtswegen der Krone zugehörten. Und die Geſellſchaft, um dieſe Anforderung abzukaufen, willigte ein, der Regierung alle Jahre 400,000 Pfund St. zu bezahlen. Schon vor dieſer Zeit hatte ſie die Dividende ſtufenweiſe von ſechs auf zehn vom Hundert erhöhet; das heißt, auf ihr Kapital von 3,200,000 Pfund St., zahlte ſie jährlich, anſtatt der bisherigen 192,000 Pfund St., nunmehr 320,000 Pfund. Die Directoren der Geſellſchaft verſuchten um dieſe Zeit die Dividende noch höher, — und zwar auf zwölf und ein halbes vom Hunderte zu treiben, da ſie dann den Actien-Inhabern jährlich eine eben ſo große Summe auszuzahlen gehabt hätten, als ſie der Regierung zu zahlen ſich anheiſchig gemacht hatten, das heißt, 400,000 Pfund St. Doch während der beyden Jahre, in welchen ihr Abkommen mit der Regierung ſeinen Anfang nehmen ſollte, wurden ſie, von aller weitern Vermehrung der Dividende, durch zwey auf einander folgende Parlamentsacten abgehalten, die die Abſicht hatten, die Geſellſchaft zur ſchnellern Abzahlung ihrer Schulden, welche damals über ſechs oder ſieben Millionen Pfund St. geſchätzt wurden, in den Stand zu ſetzen. Im Jahre 1769 erneuerten ſie ihr Abkommen mit der Regierung, auf fünf folgende Jahre; und bedungen ſich dabey aus, daß ſie während dieſes Zeitraumes die Dividende nach und nach auf zwölf und ein halbes vom Hundert erhöhen dürften; doch ſo, daß ſie in einem Jahre niemals um mehr, als um ein Procent ſtiege. Auch nach dieſer Vermehrung ihrer Dividende, zur Zeit, da ſie ihre äußerſte Höhe erreicht hatte, überſtiegen doch die Zahlungen, welche der Geſellſchaft jährlich, an die Actien-Inhaber und an die Regierung zuſammen zu leiſten oblagen, diejenigen, welche ſie ſchon vor ihren Eroberungen zu machen gehabt hatte, um nicht mehr als 608,000 Pfund St. Wie hoch das rohe Einkommen dieſer von der Geſellſchaft erworbener Länder angenommen wurde, habe ich ſchon oben angezeigt: und durch die im Jahr 1768 von dem oſtindiſchen Schiffe Cruttenden mitgebrachten Rechnungen wurde das reine Einkommen derſelben auf 2,048,747 Pfund

St. angegeben. Der Geſellſchaft wurde zu eben der Zeit noch ein anderes Einkommen zugeſchrieben, welches zum Theile von Ländereyen, hauptſächlich aber von den Zöllen, die ſie in ihren verſchiedenen Niederlaſſungen von ein- und ausgehenden Waaren erhübe, herkommen ſollte, und dieſes Einkommen wurde auf 439,000 Pfund St. berechnet. Um eben dieſe Zeit betrugen die jährlichen Gewinnſte ihres Handels, — nach der Ausſage ihres Präſidenten vor dem Hauſe der Gemeinen, wenigſtens 400,000 Pfund St. — nach der Ausſage ihres Rechnungsführers aufs wenigſte 500,000 Pfund St. — und nach der allerniedrigſten Berechnung, ſo viel als die höchſte, an die Actien-Inhaber zu zahlende Dividende. So große Einkünfte konnten gewiß eine jährliche Vermehrung von 608,000 Pfund St. in ihren Zahlungen decken; und doch noch dabey einen Ueberſchuß zu Errichtung eines Schulden-Tilgungsfonds hergeben, der die Geſellſchaft ſehr bald würde ſchuldenfrey gemacht haben. Indeß waren im Jahr 1773, ihre Schulden, anſtatt abgenommen zu haben, vermehret worden: erſtlich durch einen Rückſtand in der Zahlung der 400,000 Pfund St. an die Schatzkammer, zweytens durch einen andern von unbezahlt gebliebenen Zöllen, drittens durch ein großes bey der Bank aufgenommenes Darlehn, und viertens, durch Wechſelbriefe, vom Belaufe von 1,200,000 Pfund St., die man von Oſtindien aus auf ſie gezogen, und die ſie, ohne alle Vorſicht, acceptirt hatte. Die Verlegenheit, in die ſie durch dieſe ſich häufenden Anforderungen an ſie gerieth, nöthigte ſie nicht nur ihre Dividende auf einmahl auf ſechs von Hundert herabzuſetzen, ſondern auch den Beyſtand der Regierung

gierung anzuflehen, und ſie ſowohl um die Erlaſſung der fernern jährlichen Zahlung der 400,000 Pfund St. als um ein Darlehn von 1,400,000 Pfund zu bitten, damit ſie ſich von dem unmittelbar ihr drohenden Bankerott retten könne. Der große Zuwachs ihrer Reichthümer hatte, wie es ſcheint, nur dazu gedient, ihren Bedienten zu Verſchwendungen einen Vorwand, und für Veruntreuungen eine Beſchönigung zu geben: beyde aber waren in einem weit größern Verhältniſſe geſtiegen, als ihre Reichthümer. Die Aufführung dieſer ihrer Bedienten in Oſtindien, und der Zuſtand ihrer Angelegenheiten, in Europa ſowohl als in Oſtindien, wurde der Gegenſtand einer Parlamentariſchen Unterſuchung. In Folge deſſelben wurden einige wichtige Aenderungen in der Verfaſſung der Geſellſchaft, ſowohl in- als außerhalb Landes, gemacht. In Oſtindien wurden ihre vornehmſten Niederlaſſungen, Bombay, Madras und Calcutta, die zuvor ganz unabhängig von einander geweſen waren, einem General-Gouverneur, dem ein Collegium von vier Beyſitzern zur Seite ſtand, unterworfen. Dieſer höchſte Rath von Oſtindien ſollte in Calcutta, der Stadt, die jetzt geworden war, was ehemals Madras war, — die wichtigſte engliſche Niederlaſſung in Oſtindien, — ihren Sitz haben; und die erſte Ernennung der Glieder deſſelben behielt ſich das Parlament vor. Der Gerichtshof des **Mayors** oder der höchſten Stadtobrigkeit in Calcutta, der urſprünglich zur Unterſuchung der in der Stadt und der umliegenden Gegend vorfallenden Streitigkeiten über Handelsſachen errichtet worden war, hatte nach und nach ſeine Gerichtsbarkeit ausgedehnt, ſo wie das brittiſche Reich in Oſtindien ſich erweitert hatte.

Jetzt wurde er auf ſeine urſprüngliche Beſtimmung zurückgeführt, und auf ſeine erſten Geſchäfte eingeſchränkt. Anſtatt ſeiner wurde ein oberſter Gerichtshof errichtet, der aus einem Präſidenten und drey Räthen beſtand, die ſämmtlich von der Krone ernannt werden ſollten. In Europa wurde die Summe, welche ein Eigenthümer in dem Fond der Geſellſchaft haben mußte, um bey den allgemeinen Verſammlungen derſelben ſeine Stimme geben zu dürfen, von fünf Hundert Pfunden St. dem urſprünglichen Preiſe einer Actie, oder eines Antheils an dem Fond der Geſellſchaft, auf tauſend erhöhet. Es wurde auch noch die Bedingung hinzugefügt, daß der Inhaber von Actien dieſes Werthes, um ſtimmfähig zu ſeyn, dieſelben, wenn er ſie gekauft und nicht geerbt hätte, wenigſtens ein Jahr lang beſeſſen haben müſſe; anſtatt daß zuvor der Beſitz von ſechs Monaten hinlänglich war. Das Collegium der vier und zwanzig Directoren war zuvor alle Jahre neu erwählt worden; aber jetzo wurde verordnet, daß inskünftige jeder Director auf vier Jahre erwählt werden ſolle; — und daß alſo jedes Jahr ſechs von den vier und zwanzig Directoren abgingen, wovon keiner das nächſtfolgende Jahr wieder gewählt werden dürfe. Durch dieſe Veränderungen hoffte man zu erhalten, daß ſowohl die allgemeine Verſammlung der Actien-Inhaber, als das Collegium der Directoren, mit mehr Würde und Feſtigkeit, als bisher geſchehen war, handeln würde. Aber es ſcheint unmöglich zu ſeyn, durch irgend eine Einrichtung, dieſe beyden Verſammlungen zur Regierung eines großen Reichs, oder auch nur zur mindeſten Theilnahme an dieſer Regierung geſchickt zu machen; weil der größte Theil der Mitglieder von beyden bey der Wohlfahrt dieſes Reichs zu wenig eigenen Vortheil findet, als daß er auf die Mittel, wodurch ſie zu erhalten ſteht, eine ſorgfältige Aufmerkſamkeit wenden ſollte. Ein Mann von großem, — ja auch oft einer von kleinem Vermögen, kauft ſich bloß deßwegen für tauſend Pfund St. Actien der oſtindiſchen Geſellſchaft, um in der Verſammlung der Eigenthümer ſeine Stimme mitgeben zu können. Wenn er auch dadurch ſelbſt nicht ſeinen Antheil an der Plünderung Indiens erhält: ſo bekömmt er doch die Macht, die Plünderer mit ernennen zu helfen. Zwar kömmt dem Collegium der Directoren eigentlich dieſe Ernennung zu; aber es ſteht doch mehr oder weniger unter dem Einfluſſe der Actien-Inhaber, die nicht nur ſelbſt dieſe Directoren wählen, ſondern auch oft wider den Willen derſelben es durchſetzen, wer zu den Aemtern in Indien ernannt werden ſoll. Hat nun jener Käufer oſtindiſcher Actien nur erſt einige wenige Jahre ſeines Einfluſſes genoſſen, und vermittelſt deſſelben einer gewiſſen Anzahl ſeiner Freunde zu Brote verholfen: ſo fragt er gemeiniglich wenig nach der Dividende, und ſelbſt wenig nach dem Werthe des Kapitals, welches er in den Fond der Geſellſchaft geliefert, und mit welchem er ſein Stimmrecht erkauft hat. Noch weniger kümmert er ſich um die Wohlfahrt des großen Reichs, an deſſen Regierung er vermöge dieſes Stimmrechts Antheil hat. Nie gab es einen Landesherrn, und nie konnte es, nach der Natur der Sache einen geben, dem die Glückſeligkeit oder das Elend ſeiner Unterthanen, der blühende oder der verwüſtete Zuſtand ſeines Gebiethes, der Ruhm oder die Schande ſeiner Staatsverwaltung ſo vollkommen gleichgültig geweſen wäre; als dieß alles aus unwiderſtehlichen moraliſchen Urſachen für den größten Theil der Eigenthümer einer ſolchen kaufmänniſchen Geſellſchaft iſt und ſeyn muß. Einige der neuen Einrichtungen, welche auf die Unterſuchungen des Parlaments folgten, waren mehr dazu gemacht, jene Gleichgültigkeit zu vermehren als zu vermindern. So wurde, zum Beyſpiele, durch einen Beſchluß des Unterhauſes feſtgeſetzt, daß wenn die von der Regierung der Geſellſchaft vorgeſtreckten 1,400,000 Pfund St. bezahlt, und ihre übrigen Schuldverſchreibungen auf 1,500,000 Pfund St. zurückgebracht ſeyn würden, ſie dann, aber auch erſt dann das Recht haben ſolle, acht vom Hunderte von ihrem Kapitale als Dividende auszutheilen; und daß das, was von ihren Einkünften und reinen Gewinnſten zu Hauſe übrig bliebe, in vier Theile getheilt werden ſolle; wovon drey Theile in die Schatzkammer zum Gebrauche des gemeinen Weſens gezahlt, und der vierte als ein Fond theils zur fortgehenden Verminderung ihrer gemachten Schulden, theils zur Beſtreitung anderer zufälliger Ausgaben, welche der Geſellſchaft von Zeit zu Zeit zur Laſt fallen möchten, zurück behalten werden ſolle. Wenn aber die Geſellſchaft ein ſchlechter Haushalter und ein ſchlechter Souverän war, als das Ganze ihrer reinen Einkünfte und Gewinnſte ihr gehörte, und ſie darüber frey verfügen durfte: ſo war es ſicher nicht wahrſcheinlich, daß ſie ein beſſerer werden würde, nachdem drey Viertheile jener Einkünfte andern Leuten zugeeignet, das vierte Viertheil aber zwar wohl zu dem Vortheile der Geſellſchaftsglieder beſtimmt, aber der Aufſicht und der Direction anderer Leute untergeben worden war.

Es ließ ſich denken, daß es der Geſellſchaft lieber geweſen wäre, ihre eigenen Diener und Untergebenen, den Ueberſchuß, der von ihren Einkünften, nach Bezahlung der vorgeſchlagenen Dividende von acht vom Hundert, übrig blieb, entweder zu ihrem Vergnügen verſchwenden, oder zu ihrem Nutzen unterſchlagen zu ſehen: als dieſen Ueberſchuß in die Hände von Leuten geben zu müſſen, mit welchen ſie, vermöge dieſer Einrichtungen, faſt unfehlbar in Streit zu gerathen befürchtete. Das Intereſſe dieſer Bedienten und Untergebenen konnte in der Verſammlung der Eigenthümer einen ſo überwiegenden Einfluß haben, daß ſie ſelbſt die Urheber ſolcher Räubereyen unterſtützte, die ihren Befehlen und ihrem Anſehen unmittelbar zum Trotze waren verübt worden. Bey dem größern Theile der Eigenthümer konnte es zuweilen eine weniger wichtige Angelegenheit ſeyn, ihr Anſehen aufrecht zu erhalten, als diejenigen Perſonen zu begünſtigen, welche dieſem Anſehen getrotzt hatten.

Der Erfolg war demnach auch, daß die Anordnungen vom Jahre 1773, der Verwirrung in den Sachen der Geſellſchaft, und den Mißbräuchen ihrer Regierung in Oſtindien auf keine Weiſe ein Ende machten. Ungeachtet ihre Geſchäftsführer, in einer kurzen Anwändlung von kluger und ehrlicher Aufführung mehr als drey Millionen Pfund St. in den Schatz von Calcutta geſammelt hatten; ungeachtet ſie in der Folge ihre Herrſchaft, oder ihre Räubereyen über eine weite Strecke der reichſten und fruchtbarſten Gegenden Indiens ausgedehnt hatten: ſo wurde doch dieß alles verſchwendet und vernichtet. Die Geſellſchaft fand ſich, als Hyder

Aly in ihre Länder einfiel, gänzlich unvorbereitet, ſeinem Angriffe zu widerſtehen oder ihn aufzuhalten. Sie iſt jetzt, (im Jahre 1784) in größerer Noth als jemahls; und iſt noch einmahl gezwungen worden, um den unmittelbar ihr drohenden Bankerott zu vermeiden, die Hülfe der Regierung anzuflehen. Verſchiedene Entwürfe ſind dem Parlamente von verſchiedenen Parteyen, zu beſſerer Verwaltung der Angelegenheiten der Geſellſchaft, vorgelegt worden. Alle ſcheinen darin übereinzukommen, was in der That auch zu allen Zeiten ganz augenſcheinlich war: daß die Geſellſchaft gänzlich ungeſchickt iſt, die Regierung über Land und Leute zu führen. Davon ſcheint ſie jetzt ſelbſt überzeugt zu ſeyn; und ſie iſt deßwegen geneigt, ihre Regierungsrechte an den Staat abzutreten.

Mit dem Rechte, Feſtungen und Beſatzungen in entfernten Ländern und unter ungeſitteten Völkern zu halten, iſt das Recht in dieſen Ländern Krieg zu führen und Frieden zu machen nothwendig verbunden. Alle die auf Actien errichtete Geſellſchaften, welchen das eine Recht zugekommen iſt, haben auch beſtändig das andere ausgeübt, und oft iſt es ihnen ausdrücklich bey ihrer Stiftung ertheilt worden. Auf welche ungerechte, eigenſinnige und grauſame Art ſie davon Gebrauch gemacht haben, iſt aus den neueſten Erfahrungen mehr, als zu bekannt.

Wenn eine Anzahl von Kaufleuten es unternimmt, auf ihre eigene Unkoſten und Gefahr, einen Handel mit irgend einem entfernten Lande, deſſen Einwohner noch Barbaren ſind, zu eröffnen: ſo kann es billig und vernünftig

nünftig ſeyn, ſie in eine Geſellſchaft, die mit einem ungetheilten Kapitale handelt, zu vereinigen, und ihr, im Falle es ihr gelingt, den Alleinhandel dahin auf eine gewiſſe Anzahl von Jahren zu bewilligen. Dieß iſt der leichteſte und natürlichſte Weg, wie der Staat ſie dafür belohnen kann, daß ſie einen koſtbaren und gewagten Verſuch machen, von welchem das Publicum in der Folge die Früchte einzuernten haben wird. Ein ſolches auf eine Zeitlang verliehenes Monopol kann aus eben den Gründen gerechtfertiget werden, um derentwillen dem Erfinder einer Maſchine ein Privilegium über den Gebrauch derſelben, und dem Verfaſſer eines Buchs ein Privilegium über deſſen Herausgabe, auf eine Zeitlang ertheilt wird. Aber mit Ausgang des feſtgeſetzten Zeitraums ſollte jener Alleinhandel unſtreitig ſein Ende haben. Die Feſtungen und Beſatzungen, wenn es nothwendig geweſen iſt, dergleichen zu errichten, ſollten alsdann von der Regierung in Beſitz genommen; ihr Werth ſollte an die Geſellſchaft bezahlt, und der Handel allen Unterthanen des Staats freygelaſſen werden. Durch ein immerwährendes Monopol werden alle übrige Glieder des Staats auf eine doppelte Weiſe, ohne vernünftigen Grund, beeinträchtiget: erſtlich durch den hohen Preis der Waaren, die ſie, im Falle der Handel frey wäre, weit wohlfeiler kaufen würden; zweytens durch die gänzliche Ausſchließung von einem Handelszweige, welchen zu betreiben viele unter ihnen ſowohl ihren Umſtänden, als ihrem Vortheile gemäß finden könnten. Und die Abſicht, wozu ſie auf dieſe Weiſe mit einer Auflage beſchwert werden, iſt die allerunwürdigſte von der Welt. Es geſchieht bloß, um die Geſellſchaft in den Stand zu ſetzen, die Nachläſſigkeit, Verſchwendung und Untreue ihrer Beamten zu unterſtützen, deren unregelmäßige Aufführung die Dividende der Geſellſchaft ſelten über den gewöhnlichen Gewinn eines freyen Handels ſteigen läßt, und ſie oft ein gutes Theil unter dieſen Maßſtab erniedriget. — Und doch kann, wenn man nach Erfahrungen urtheilet, eine auf Actien errichtete Geſellſchaft, ohne ein ſolches Monopol, keinen Zweig des auswärtigen Handels auf lange Zeit treiben. Auf dem einen Markte einzukaufen, um auf dem andern zu verkaufen, wenn auf beyden viele Mitbewerber vorhanden ſind; auf alle zufällige Veränderungen, die in der Nachfrage nach einer Waare vorgehen, und auf die noch weit größern Veränderungen, welche dieſe vermehrte, oder verminderte Nachfrage, in der Concurrenz der Verkäufer, und in der Menge der von andern auf den Markt gelieferten Waaren hervorbringt, — auf dieſe Veränderungen, ſage ich, Acht zu geben, und die Quantität und Beſchaffenheit jedes Sortiments von Waaren, mit Verſtand und Geſchicklichkeit, nach allen dieſen Umſtänden abzumeſſen: dieß erfordert, wenn es glücklich von ſtatten gehen ſoll, eine ſolche unermüdete Wachſamkeit und Sorgfalt, daß es ſich von den Directoren einer, aus einem allgemeinen Fond handelnden Geſellſchaft nicht lange erwarten läßt. Die oſtindiſche Geſellſchaft hat vermöge einer Parlamentsacte, ein Recht, wenn ſie ihre Kapitalien ſchuldenfrey gemacht haben, und die Zeit ihres ausſchließenden Privilegiums zu Ende ſeyn wird, doch noch als eine geſchloſſene Geſellſchaft, mit einem gemeinſchaftlichen Kapital, aber in Concurrenz mit allen andern brittiſchen Unterthanen nach Oſtindien zu handeln. Aber in dieſer Lage würde bald der größere Fleiß und die wachſamere Sorgfalt, mit welchem Privatkaufleute ihre Geſchäfte betreiben, ſie des Handels überdrüßig machen.

Ein vorzüglicher franzöſiſcher Schriftſteller in dem Fache der Staatswirthſchaft, der Abt **Morellet** zählt fünf und vierzig ſolcher auf Actien errichteten Geſellſchaften auf, die ſeit dem Jahre 1600 in verſchiedenen Theilen von Europa ihren Anfang genommen und Zweige des auswärtigen Handels mit ausſchließendem Privilegium ſich zugeeignet haben, aber alle, durch ſchlechte Wirthſchaft und unkluge Betreibung der Geſchäfte zu Grunde gegangen ſind. Er nennt darunter zwar zwey oder drey, von denen er nicht gehörig unterrichtet geweſen iſt, die nicht Actien-Geſellſchaften und nicht zu Grunde gegangen ſind. Dagegen giebt es verſchiedene andere Geſellſchaften dieſer Art, welche dieſes Schickſal gehabt haben, und deren er nicht gedacht hat.

Die einzigen Handelszweige, welche eine Actien-Handelsgeſellſchaft, ohne ausſchließendes Privilegium, doch mit Glück betreiben kann, ſind diejenigen, deren Operationen ſo äußerſt einförmig und unveränderlich ſind, daß ſie nichts als Fleiß, und die Art von blinder Uebung, die man Routine nennt, erfordern. Von dieſer Art ſind erſtlich die Bank- oder Wechſelgeſchäfte, zweytens der Aſſecuranz- oder Verſicherungshandel, es ſey die Verſicherung gegen Feuers- und Seegefahr, oder die gegen Kapereyen im Kriege; drittens das Geſchäfte einen ſchiffbaren Kanal oder Durchſtich eines Stroms zu machen, oder zu unterhalten; viertens das ähnliche Geſchäft, Waſſer einer großen Stadt zuzuführen.

Obgleich die Theorie der Bank- und Wechſelgeſchäfte etwas verwickelt und abſtract zu ſeyn ſcheint: ſo iſt doch die Ausübung derſelben ſehr einfach und läßt ſich auf ganz beſtimmte Regeln bringen. Von dieſen Regeln in irgend einem Falle, in Hoffnung eines außerordentlichen Gewinnes abzugehen, iſt immer äußerſt gefährlich, und gemeiniglich für die Bank-Geſellſchaft, welche es verſucht, verderblich. Doch die Verfaſſung einer Actien-Geſellſchaft giebt ihr immer eine ſtärkere Anhänglichkeit an einmahl feſtgeſetzte Regeln, als eine Privat-Handelsgeſellſchaft hat. Jene iſt daher zu Bank- und Wechſelgeſchäften vorzüglich geſchickt. Und dem zu Folge ſind auch die vornehmſten Banken von Europa in den Händen ſolcher Actien-Geſellſchaften, wovon viele, ohne ein ausſchließendes Privilegium zu haben, ihr Geſchäft mit dem beſten Erfolge betreiben. Die Bank von England hat kein anderes ausſchließendes Privilegium, als dieſes, daß keine andere Bank-Geſellſchaft in England aus mehr als ſechs Perſonen beſtehen darf. Die beyden Edinburger Banken ſind Actien-Geſellſchaften, ohne alles Privilegium.

Bey dem Verſicherungshandel läßt ſich zwar die Größe der Gefahr, die vom Feuer, von Schiffbrüchen, oder von Kapereyen den aſſecurirten Gütern bevorſteht, und wie viel dafür in Gelde bezahlt werden muß, nicht genau berechnen; aber auch die ungefähre Schätzung, die davon möglich iſt, erlaubt doch bey der Verſicherung gegen dieſe Gefahren nach ganz beſtimmten Regeln zu verfahren. Auch der Verſicherungshandel alſo iſt in den Händen einer Actien-Geſellſchaft gut aufgehoben, wenn ſie gleich kein ausſchließendes Privilegium hat. Weder die **Londoner** Verſicherungs-Geſellſchaft, noch die, welche den Beynahmen von der königlichen Börſe hat, (Royal Exchange aſſurance company) hat ein ſolches Privilegium.

Wenn ein ſchiffbarer Kanal oder Durchſtich einmal iſt gemacht worden: ſo iſt es eine leichte und einfache Arbeit ihn zu unterhalten; und das Geſchäft der dabey nöthigen Verwaltung kann genauen und einförmigen Regeln unterworfen werden. Auch ſelbſt die Verfertigung deſſelben iſt in gleichem Falle, da man ſie einem Unternehmer übergeben kann, dem man für jede Meile, und für jede Schleuſe einen beſtimmten Preis bezahlt. Das nehmliche läßt ſich von einer Waſſerleitung oder einem Waſſer-Kunſtwerke ſagen, durch welches eine große Stadt mit Waſſer verſorgt werden ſoll. Oft ſind daher Kanäle und Waſſerleitungen von Actien-Geſellſchaften gebauet und unterhalten worden, die ohne Privilegium ſich dabey wohl befunden haben.

Univ. Bibl. München

Doch eine ſolche Geſellſchaft zu irgend einem Unternehmen bloß deßwegen zu errichten, weil ſie im Stande iſt, das Unternehmen mit Gewinnſt für ſich auszuführen; oder irgend eine Anzahl von Gewerbsleuten bloß deßwegen von gewiſſen allgemeinen Geſetzen, denen alle ihres Gleichen unterworfen ſind, freyzuſprechen, weil ſie bey Vorausſetzung dieſer Befreyung in ihrem Geſchäfte glücklich ſeyn können: würde in der That nicht vernünftig und billig ſeyn. Dieß wird eine ſolche Stiftung nur alsdann, kann, wenn bey dem Geſchäfte, außer dem Umſtande, daß es auf genaue Regeln und eine einfache Methode zurückgebracht werden kann, noch zwey andere Umſtände zuſammenkommen. Erſtlich muß es, nach augenſcheinlichen Zeugniſſen eine Sache von weit größerm und allgemeinerm Nutzen für das Publikum ſeyn, als die meiſten andern Gewerbe ſind; und zweytens muß es zu ſeiner Betreibung ein größeres Kapital erfordern, als durch die Vereinigung einiger Privatkaufleute leicht zuſammengebracht werden kann. Wäre ein mäßiges Kapital hinlänglich: ſo würde der große Nutzen des Geſchäfts noch kein zureichender Grund ſeyn, eine Actien-Geſellſchaft für daſſelbe zu errichten; weil in dieſem Falle die Nachfrage nach dem Producte, welches dadurch auf den Markt gebracht werden ſoll, leicht und geſchwind genug von Privat-Unternehmern würde befriedigt werden. Bey den vier oben genannten Arten der Gewerbe vereinigen ſich beyderley Umſtände.

Die große Gemeinnützigkeit der Bankgeſchäfte, wenn ſie mit Klugheit geführt werden, habe ich im zweyten Buche dieſer Unterſuchung umſtändlich genug aus einander geſetzt. Eine öffentliche Bank aber, die auch den öffentlichen Credit unterſtützen, und bey beſondern Ereigniſſen der Regierung den vollen Ertrag gewiſſer Abgaben, vielleicht bis zur Summe von einigen Millionen, ein oder zwey Jahre zuvor, ehe das Geld von jenen Abgaben einkömmt, vorſchießen ſoll; eine ſolche Bank erfordert ein größeres Kapital, als die Vereinigung weniger Kaufleute zu einer Privatſocietät, leichtlich zuſammenbringen kann.

Der Verſicherungshandel giebt dem Vermögen der Privatleute eine große Sicherheit, und macht, indem er denjenigen Verluſt unter viele theilt, der ſonſt auf einen einzigen fallen, und ihn erdrücken würde, ihn für die ganze Geſellſchaft leicht und erträglich. Dieſe Sicherheit aber zu geben, muß der Verſicherer nothwendig ein groß[illegible] Kapital haben. Ehe die zuvor genannten beyden Aſſecuranz-Geſellſchaften in London auf Actien errichtet wurden, iſt, wie man ſagt, dem Advocaten der Krone eine Liſte von hundert und funfzig Privat-Verſicherern vorgelegt worden, die alle in dem Zeitraume von wenigen Jahren Bankerott gemacht haben.

An dem großen und allgemeinen Nutzen ſchiffbarer Kanäle und derjenigen Werke, durch welche zuweilen große Städte mit Waſſer verſorgt werden müſſen, wird gewiß niemand zweifeln; und eben ſo augenſcheinlich iſt, daß ſie einen größern Aufwand erfordern, als dem Vermögen von Privatleuten angemeſſen iſt.

Dieſe vier Gewerbe ausgenommen, habe ich, bey angeſtrengtem Nachdenken, kein anderes auffinden können, bey welchem ſich alle die Umſtände, welche die Errichtung einer Actien-Geſellſchaft anrathen, vereinigten. Die engliſche Kupfer-Geſellſchaft, die Geſellſchaft, welche zum Schmelzen und Abtreiben des Bleyes, und die, welche zum Poliren und Schleifen von Spiegelgläſern errichtet worden iſt, haben nicht einmahl irgend eine große oder allgemeine Nutzbarkeit des Gegenſtandes, den ſie bearbeiten, für ſich anzuführen; und eben ſo wenig überſteigen die Unkoſten, welche dieſe Bearbeitung verurſacht, das Vermögen vieler Privatleute. Ob ihre

Geſchäfte auf ſo einfache Methoden und beſtimmte Regeln gebracht werden können, daß es beſſer wäre, ſie vermittelſt der Actien zu betreiben, und ob die Geſellſchaften großen Gewinn machen, maße ich mir nicht an zu entſcheiden. So viel weiß ich: die Geſellſchaft der Bergwerks-Unternehmer (mine-adventurers) iſt ſchon lange bankerott. Ein Antheil an dem Kapital der edinburger Geſellſchaft für den brittiſchen Leinwandhandel, ſteht tief unter dem Pari, obgleich nicht ſo ſehr, als vor einigen Jahren. Alle die Actien-Geſellſchaften, die den großmüthigen Vorſatz hatten, irgend einen beſondern Manufacturzweig in die Höhe zu bringen, haben nicht nur dadurch dem gemeinen Weſen Schaden gethan, daß ſie ihre eigenen Geſchäfte ſchlecht betrieben, wodurch dann das allgemeine Landeskapital vermindert worden iſt: ſondern ſie haben auch, in vielen andern Rückſichten, mehr Böſes als Gutes geſtiftet. Bey den reinſten Abſichten iſt die unvermeidliche Parteylichkeit der Directoren, für gewiſſe Zweige einer Manufactur, deren Unternehmer ihnen Blendwerke vormachen und ſie mißleiten, ein wirkliches Hinderniß für das Aufkommen der übrigen, und ſtört nothwendig mehr oder weniger dasjenige natürliche Verhältniß, das ſich ſonſt zwiſchen Gewinn und weiſe angewandtem Fleiße von ſelbſt allenthalben einſtellt, und das von allen Beförderungsmitteln der allgemeinen Landesinduſtrie das kräftigſte iſt.

Zwey-

Zweytes Hauptſtück.

Von dem Aufwande, welchen der Staat für die Unterweiſung der Jugend zu machen hat.

Die Anſtalten für die Erziehung der Jugend können auf gleiche Weiſe ſo eingerichtet werden, daß ſie ſelbſt einen hinlänglichen Fond zu ihrer Unterhaltung abwerfen. Das Schulgeld oder Honorar, welches der Lehrling ſeinem Lehrer bezahlt, bringt natürlicher Weiſe einen ſolchen Fond hervor.

Selbſt da, wo die Belohnung des Lehrers nicht aus dieſer natürlichſten Quelle herfließt, darf ſie deßwegen doch nicht nothwendig aus den allgemeinen Staatseinkünften genommen werden, deren Einſammlung und Verwendung der vollziehenden Macht anvertrauet iſt. Und ſo iſt es auch in dem größten Theile von Europa. Die Unterhaltung von Schulen und Univerſitäten fällt den allgemeinen Staatseinkünften entweder gar nicht, oder doch ſehr wenig zur Laſt. Allenthalben wird ſie aus gewiſſen örtlichen oder Provinzial-Einkünften, aus der Rente gewiſſer Landgüter oder den Zinſen gewiſſer Kapitalien beſtritten, die bald vom Landesherrn ſelbſt, bald von Privat-Wohlthätern ausdrücklich dieſem Endzwecke gewidmet, und der Verwaltung eigens dazu erwählter Vorſteher anvertrauet worden ſind.

Hat dieſe Ausſteuer öffentlicher Lehranſtalten, durch immerwährende ihnen gewidmete Einkünfte beygetragen, den Endzweck derſelben beſſer zu erreichen? Haben dieſe den Fleiß der Lehrer ermuntert, und ihre Geſchicklichkeit erhöhet? Haben ſie den Unterricht auf nützlichere Gegenſtände, — nützlichere, meine ich, ſowohl für den Lernenden ſelbſt, als für die Geſellſchaft, deren Glied er künftig ſeyn wird, geleitet, als er ſich ſelbſt überlaſſen, würde aufgeſucht haben? Es würde eben nicht ſchwer fallen, auf jede dieſer Fragen wenigſtens eine wahrſcheinliche Antwort zu geben.

In jedem Berufe iſt die Anſtrengung, mit welcher der größte Theil derer, die ſich ihm widmen, ſeine Arbeit verrichtet, immer im Verhältniſſe der Nothwendigkeit, worin er ſich befindet, ſich anzuſtrengen. Und dieſe Nothwendigkeit iſt am größten, wenn der Gewinn, welchen ein Menſch von ſeiner Arbeit zieht, die einzige Quelle iſt, von der er eine Verbeſſerung ſeiner Vermögensumſtände erwartet, ſelbſt die einzige, aus welcher er ſeinen täglichen Unterhalt ſchöpft. Um jenes gehoffte Vermögen zu erwerben, oder um ſich dieſes Unterhaltes zu verſichern, muß er alsdann des Jahrs eine gewiſſe beſtimmte Quantität Arbeit von einem beſtimmten Werthe liefern; und da, wo die Mitbewerbung frey und allgemein iſt, wird jeder durch den Wetteifer ſeiner Nebenbuhler ihn aus ſeiner Beſchäftigung zu verdrängen, genöthigt, ſeine Arbeit ſo gut und vollkommen zu machen, als es ihm nur möglich iſt. Bey einigen Arten des Berufs, kömmt auch noch die Größe der Vortheile, welche man ſich, wenn man glücklich darin iſt, erwerben kann, hinzu; und dieſe belebt alsdann ohne Zweifel den Fleiß und die Thätigkeit der wenigen Perſonen, welche Muth und Ehrgeiz zu dieſen Lebensarten treibt, noch mehr. Doch ſind dieſe Ausſichten auf große Belohnungen bey weitem nicht allenthalben nöthig, um einen beharrlichen Fleiß und eine große Anſtrengung hervorzubringen. Die bloße Nacheiferung, und das Ringen mit Nebenbuhlern macht es auch oft, bey niedrigen Beſchäfftigungen, zu einem Gegenſtande des Ehrgeitzes, vollkommen darin zu ſeyn; und dieß allein kann die äußerſte Anſtrengung bewirken. Große Ausſichten hingegen, allein und abgeſondert von der **Nothwendigkeit** fleißig zu arbeiten, ſind ſelten hinlänglich, die Menſchen zu großen Anſtrengungen zu bewegen. In England führt die Laufbahn eines Rechtsgelehrten, wenn man auf derſelben glücklich iſt, zu einigen ſehr hohen dem Ehrgeitze aufgeſteckten Preiſen; und doch, wie wenige Menſchen, die ſchon durch ihre Geburt Anſprüche auf Vermögen und ein bequemes Auskommen hatten, ſind in dieſem Lande als Rechtsgelehrte groß und berühmt geworden!

Die Dotirung der Schulen und Univerſitäten hat unvermeidlich beygetragen, die Nothwendigkeit des Fleißes bey den Lehrern, bald mehr bald weniger zu vermindern. Ihr Unterhalt, inſofern er von einem feſten Gehalte herkömmt, iſt von der Geſchicklichkeit, die ſie in ihrem Berufe erworben haben, oder von dem Glücke, mit welchem ſie in demſelben arbeiten, gänzlich unabhängig.

Auf einigen Univerſitäten macht der Gehalt der Lehrer nur einen kleinen Theil ihrer Einnahme aus; und dieſe kömmt hauptſächlich aus dem Honorar, oder dem bedungenen Preiſe ihrer Vorleſungen her, den ihnen ihre Zuhörer bezahlen. In dieſem Falle iſt die Nothwendigkeit, fleißig zu ſeyn, wenn ſie auch um etwas vermindert iſt, doch nicht gänzlich aufgehoben. Für dieſe Profeſſoren iſt der Ruf, den ſie in ihrer Wiſſenſchaft erlangt haben, immer noch von einigem Gewichte; und ſie hängen doch einigermaßen von der Zuneigung und Dankbarkeit ihrer Zuhörer, und von den mehr oder weniger günſtigen Berichten ab, welche dieſelben von ihren Vorleſungen geben. Sich dieſe günſtigen Geſinnungen und dieſe rühmlichen Berichte zu verſchaffen, hat der Lehrer kein ſicherers Mittel, als wenn er dieſelben durch ſeine Geſchicklichkeit und durch ſeinen Fleiß in Erfüllung der Pflichten ſeines Amtes zu verdienen ſucht.

Auf andern Univerſitäten iſt es dem Lehrer verbothen, ein Honorar oder eine Geldbelohnung von ſeinen Zuhörern anzunehmen; und ſein ſtehender Gehalt iſt das einzige Einkommen, welches ihm ſeine Arbeit verſchafft. In dieſem Falle iſt ſein Vortheil mit ſeiner Pflicht in einen ſo groſſen Widerſpruch gebracht, als nur zwiſchen beyden ſtatt finden kann. Jeder Menſch iſt nehmlich darauf bedacht, ein ſo bequemes und angenehmes Leben zu führen, als nur möglich iſt. Wenn er nun eben dieſelben Vortheile erhält, er mag gewiſſe beſchwerliche und mühſame Pflichten thun, oder er mag ſie unterlaſſen: ſo iſt es ſicher ſeinem Intereſſe gemäß, — wenigſtens nach den gewöhnlichen Begriffen der Menſchen, von dem, was ſie Intereſſe nennen, — jene Pflichten entweder ganz zu vernachläſſigen; — oder wenn ihn irgend eine obrigkeitliche Aufſicht, der er unterworfen iſt, davon abhält, ſie ſo obenhin und ſo ſaumſelig zu thun, als er es nur bey dieſen ſeinen Obern verantworten kann. Iſt er von Natur thätig und ein Freund der Arbeit, ſo wird er ſeinen Fleiß lieber auf eine Weiſe, die ihm irgend einen Gewinn bringt, als zur genauen Erfüllung ſeiner Amtspflicht, von der er keinen Vortheil zu erwarten hat, anwenden.

Iſt die Aufſicht, der er unterworfen iſt, in den Händen der Univerſität oder des Collegiums ſelbſt, von welchem er ein Mitglied iſt, und deſſen übrige Mitglieder ſämmtlich Lehrer ſind, oder ſeyn ſollen: ſo machen ſie höchſt wahrſcheinlich eine gemeinſchaftliche Sache daraus, gegen einander wechſelsweiſe nachſichtig zu ſeyn; ſo daß jeder ſeinem Collegen gern erlaubt, ſeine Pflicht zu vernachläſſigen, wenn er nur nicht ſtrenge zur Erfüllung der ſeinigen angehalten wird. Auf der Univerſität Oxford haben ſeit vielen Jahren, die meiſten öffentlichen Profeſſoren auch den Vorſatz aufgegeben, Vorleſungen zu halten.

Wird aber dieſe Aufſicht, unter welcher der Lehrer ſteht, nicht von dem gelehrten Körper ſelbſt, deſſen Glied er iſt, ſondern von einer fremden Perſon, — z. B. dem Biſchofe der Diöces, dem Befehlshaber der Provinz, oder vielleicht einem Staatsminiſter ausgeübt: ſo iſt es zwar in dieſem Falle nicht zu vermuthen, daß ihm geſtattet werden wird, ſeine Pflichten gänzlich zu vernachläſſigen. Indeß alles, was ſolche Aufſeher thun können, iſt, daß ſie ihn nöthigen, auf ſeine Zöglinge eine gewiſſe Anzahl von Stunden zu verwenden; oder mit andern Worten, eine gewiſſe Anzahl von Vorleſungen das Jahr hindurch zu halten. Wie dieſe Vorleſungen beſchaffen ſeyn ſollen, hängt noch immer von dem freywilligen Fleiße des Lehrers ab, der wahrſcheinlich größer oder geringer ſeyn wird, nachdem er von der Anwendung deſſelben mehr oder weniger Vortheil zu erwarten hat. Ueberdieß iſt dieſe Gerichtsbarkeit, welche Fremde über ein Collegium öffentlicher Lehrer ausüben, in Gefahr, auf eine eben ſo unwiſſende als parteyiſche Weiſe verwaltet zu werden. Sie iſt ihrer Natur nach ſehr willkührlich und geſetzlos; und da die Perſonen, welchen ſie anvertrauet iſt, ſelten die Vorleſungen der Lehrer ſelbſt beſuchen — oft die Wiſſenſchaften, welche dieſe vortragen, gar nicht verſtehen: ſo ſind ſie auch wenig geſchickt, das Anſehen, welches ſie beſitzen, auf eine zweckmäßige Art anzuwenden. Oft macht ſie der Stolz ihres Amtes gleichgültig in Abſicht des Gegenſtandes deſſelben, und verleitet ſie, Lehrer die ihnen mißfallen, leichtſinniger Weiſe und ohne hinlängliche Urſache zu beſtrafen oder abzuſetzen. Der Lehrer, der einer ſolchen Gerichtsbarkeit unterworfen iſt, wird aus einem der geachtetſten Männer, der er in der bürgerlichen Geſellſchaft ſeyn ſollte, zu einem der niedrigſten und verächtlichſten Glieder derſelben. Nur durch Verbindungen mit mächtigen Gönnern kann er ſich gegen die Mißhandlungen ſeiner Obern ſchützen: und dieſe Gönnerſchaft kann er weit weniger hoffen, durch Fleiß und Geſchicklichkeit in ſeinen Berufsarbeiten, als durch Nachgiebigkeit gegen den Willen der Höhern, und dadurch zu erhalten, daß er die Rechte, die Vortheile und die Ehre des gelehrten Körpers, zu dem er gehört, Preis giebt. Wer je Gelegenheit gehabt hat, die Art, wie die franzöſiſchen Univerſitäten regiert werden, zu beobachten, der wird wiſſen, von welchen übeln Folgen für ſolche Inſtitute eine willkührliche Gewalt ſey, die von einer Perſon, welche nicht ihr Mitglied iſt, über ſie ausgeübt wird.

Alles, was eine gewiſſe Anzahl Studirender nöthigt, ein Gymnaſium oder eine Univerſität zu beſuchen, ohne daß dabey der Ruhm oder die Verdienſte der Lehrer in Betrachtung kommen, dient nur dazu, die Erwerbung dieſer Verdienſte oder dieſes Ruhms für die Lehrer unnöthiger zu machen. Die Vorrechte der Graduirten ſind den Geſetzen, welche die Lehrjahre der Handwerker beſtimmen, ähnlich. Jene haben gerade ſo viel dazu beygetragen, den Unterricht zu verbeſſern, als dieſe, Künſte und Manufacturen in die Höhe zu bringen.

Die milden Stiftungen von Freytiſchen, Stipendien und dergleichen, welche an gewiſſe Lehranſtalten und Collegia gebunden ſind, ziehen eine Anzahl Studirender dahin, es mag das Verdienſt der Lehrer an denſelben groß oder geringe ſeyn. Würde es den Studenten, die aus ſolchen milden Stiftungen unterhalten werden, freygelaſſen, welche Univerſität oder welche Lehranſtalt ſie wählen wollen: ſo würde daraus vielleicht ein Nacheiferungstrieb unter den verſchiedenen Lehranſtalten entſtehen. Ein Geſetz hingegen, welches ſelbſt den unabhängigen Mitgliedern jedes einzelnen Collegiums verbiethet, es zu verlaſſen und mit einem andern zu vertauſchen, ohne dazu die Erlaubniß geſucht und erhalten zu haben, muß ſehr viel beytragen, dieſe Nacheiferung zu unterdrücken.

Wenn in einer Lehranſtalt der Lehrer oder Profeſſor, der jeden Studirenden in den verſchiedenen Künſten und Wiſſenſchaften zu unterrichten hat, nicht von dem Studirenden ſelbſt freywillig gewählt, ſondern von dem Vorſteher des Collegiums oder dem oberſten Lehrer ernannt würde; und wenn ein Student, im Fall ſein Lehrer ſaumſelig, ungeſchickt oder gegen ihn unhöflich wäre, ihn doch nicht ohne geſuchte und erhaltene Erlaubniß mit einem andern vertauſchen dürfte: ſo würde eine ſolche Einrichtung nicht nur die Nacheiferung unter den Lehrern eines und deſſelben Collegiums vernichten, ſondern bey allen insgeſammt einen großen Bewegungsgrund des Fleißes und der auf das Beſte ihrer Zöglinge zu wendenden Sorgfalt aufheben. Lehrer der Art können, wenn ſie auch von ihren Schülern bezahlt werden, eben ſo leicht in die Verſuchung gerathen, dieſelben zu vernachläſſigen, als die, welche von einem ſtehenden Gehalte leben, und gar keine Belohnung von ihren Zuhörern erwarten.

Iſt der Lehrer ein Mann von Geiſt: ſo wird es ihm ſelbſt höchſt zuwider ſeyn, bey ſeinen Vorleſungen gewahr zu werden, daß er ſinnloſes Zeug ſagt, oder mittelmäßige und unverdauete Sachen vorbringt. Es muß ihm allerdings ein unangenehmes Gefühl erregen, wenn der größte Theil ſeiner Zuhörer ſeine Vorleſungen verläßt, oder ſie wenigſtens mit den augenſcheinlichſten Merkmahlen von Gleichgültigkeit, Unaufmerkſamkeit und Verachtung anhört. Iſt er daher genöthiget, eine beſtimmte Anzahl von Stunden zu leſen: ſo kann ſchon die Furcht vor dieſer Unannehmlichkeit allein ihn antreiben, ſich zu ſeinen Vorleſungen ſo vorzubereiten, daß dieſelben erträglich werden. Indeß giebt es allerley Auswege und Kunſtgriffe, durch welche jene Unannehmlichkeiten vermindert, und die darin liegenden Antriebe zum Fleiße geſchwächt werden können. Der Lehrer kann, z. B. anſtatt einen eigenen Vortrag über die Wiſſenſchaft, die er dem Zuhörer beybringen ſoll, zu halten, ein darüber geſchriebenes Buch vorleſen, und wenn es in einer alten oder fremden Sprache geſchrieben iſt, es in die Mutterſprache überſetzen. Oder er kann auf die noch bequemere Methode fallen, das Buch von ſeinen Zuhörern überſetzen zu laſſen, und nur einige gelegentliche Anmerkungen und Verbeſſerungen hinzufügen,— welche er dann, ſehr ſelbſtgefällig, mit dem Namen von Vorleſungen belegt. Es gehört ein äußerſt geringer Grad von Kenntniſſen und Fleiß dazu, auf dieſe Weiſe Lehrſtunden zu halten, ohne ſich doch geradezu der Verachtung oder dem Gelächter ſeiner Schüler auszuſetzen, und ohne etwas durchaus ungereimtes und abgeſchmacktes ſagen zu dürfen. Die in dem Collegium eingeführte Schulzucht kann überdieß alle Zöglinge dieſes Lehrers, ſowohl zu der fleißigſten Beſuchung ſeiner bloß Schande halber gehaltenen Vorleſungen, als zu dem anſtändigſten und ehrerbiethigſten Betragen während derſelben nöthigen.

Ueberhaupt iſt die Schulzucht oder die Polizey, die in ſolchen Lehranſtalten und Collegien eingeführt iſt, weit weniger für das Beſte der Lernenden, als für den Vortheil, oder vielmehr für die Bequemlichkeit der Lehrenden eingerichtet. Sie zielt immer dahin ab, das Anſehen des Lehrers; er mag ſeine Pflichten erfüllen oder vernachläſſigen, doch aufrecht zu erhalten, und die Schüler in allen Fällen zu einem ſolchen Betragen gegen ihn zu nöthigen, als wenn er der vortreflichſte ſeiner Art wäre. Sie ſcheint in den Lehrern die vollkommenſte Weisheit und Tugend, und bey den Lernenden die größte Schwäche und Thorheit vorauszuſetzen. Und doch giebt es, glaube ich, kein Beyſpiel, daß da wo Lehrer wirklich ihre Pflicht thun, ihre Schüler, (wenigſtens dem größten Theile nach,) es je an Achtung gegen ſie haben fehlen laſſen. Keine Schul-Polizeygeſetze ſind nöthig, um die fleißige Beſuchung ſolcher Vorleſungen zu erzwingen, die wirklich des Zuhörens werth ſind; wie dieß die Erfahrung allenthalben zeigt, wo es dergleichen Vorleſungen giebt. Für Kinder und ſehr junge Knaben kann zwar unſtreitig zuweilen Zwang nöthig ſeyn, um ſie zum Fleiße und zur Aufmerkſamkeit bey demjenigen Unterrichte zu nöthigen, der ihrem Alter unentbehrlich iſt, und doch noch ſo wenig anziehendes für ſie hat. Aber nach dem zwölften oder dreyzehnten Jahre muß, wenn der Lehrer ſeine Schuldigkeit thut, die innere Annehmlichkeit eines guten Unterrichts einen jungen, von der Natur nicht verwahrloſeten Menſchen, auch ohne äußern Zwang zur fleißigen Beſuchung deſſelben bewegen können. In der That beſitzt der größere Theil junger Leute ſo viel Edelmuth, daß er nicht nur den Unterricht ſeiner Lehrer, wenn dieſe nur einigen Eifer zeigen, ihm nützlich zu werden, hochzuſchätzen und zu rühmen, ſondern ihnen auch viele grobe Vernachläſſigungen ihrer Pflichten zu vergeben, und ihre Fehler vor dem Publicum zu verbergen geneigt iſt.

Man findet, daß diejenigen Theile der Erziehung, für welche keine öffentliche Lehranſtalten vorhanden ſind, gemeiniglich am beſten gelehrt werden. Wenn ein junger Menſch in eine Fecht- oder Tanzſchule geht: ſo iſt es zwar nicht immer der Fall, daß er ein guter Tänzer oder Fechter wird; aber er lernt doch immer tanzen und fechten. Der gute Erfolg des Unterrichts auf einer Reitbahn iſt weit zweifelhafter. Die Unkoſten, welche dieſelbe erfordert, ſind ſo groß, daß Reitſchulen an den meiſten Oertern öffentliche Anſtalten ſind. Die drey weſentlichſten Grundlagen einer gelehrten Erziehung, Leſen, Schreiben und Rechnen werden Kindern noch jetzt weit häufiger von Privat- als von öffentlichen Lehrern beygebracht, und faſt jedermann erlangt dieſe Geſchicklichkeiten wirklich in dem Grade, in welchem ſeine Umſtände es erfordern.

In England ſind die Schulen weit weniger verdorben, als die Univerſitäten. In den Schulen lernt die Jugend Lateiniſch und Griechiſch, oder kann es lernen; und zu mehr machen ſich die Lehrer auf denſelben nicht anheiſchig, ſo wie auch nicht mehr von ihnen erwartet wird. Auf den Univerſitäten hingegen findet die Jugend oft keine Gelegenheit in denjenigen Wiſſenſchaften unterrichtet zu werden, zu deren Unterrichte dieſe gelehrten Körper eigentlich beſtimmt ſind. Der Lohn des Schullehrers hängt in den meiſten Fällen größtentheils, und in einigen ganz allein von den Honorarien oder von dem ab, was ihre Schüler ihnen bezahlen. Schulen haben kein ausſchließendes Privilegium. Um den Magiſter- oder Doctor-Titel zu erhalten, iſt es nicht nothwendig, daß der Candidat ein Zeugniß beybringe, daß er ſo und ſo viele Jahre auf irgend einer öffentlichen Schule ſtudirt habe. Wenn er bey der Prüfung nur zeigt, daß er das verſteht, was auf Schulen gelehrt wird: ſo wird weiter nicht darnach gefragt, an welchem Orte er es gelernt habe.

Doch man kann ſagen: es iſt vielleicht wahr, daß diejenigen Theile des Unterrichts, für welche die Univerſitäten geſtiftet ſind, nicht allzu gut gelehrt werden. Aber ſie würden gar nicht gelehrt worden ſeyn, wenn keine Univerſitäten vorhanden wären; und das Publicum ſowohl als die Privatleute würden durch den gänzlichen Mangel dieſes Theils der Erziehung einen beträchtlichen Schaden erleiden.

Die noch jetzt beſtehenden Univerſitäten in Europa waren urſprünglich größtentheils kirchliche Inſtitute, und dazu beſtimmt, junge Geiſtliche zu erziehen. Sie wurden durch das Anſehen des Pabſtes geſtiftet, und ſtanden ſo unmittelbar unter ſeinem Schutze, daß alle ihre Glieder, Lehrer ſowohl als Studirende, das beneficium cleri hatten, das heißt, daß ſie von der Gerichtsbarkeit der bürgerlichen Obrigkeit ausgenommen waren, und nur vor geiſtlichen Tribunälen belangt werden konnten. Alles was in den meiſten dieſer Univerſitäten gelehrt wurde, war nach dem Endzwecke ihrer Stiftung Theologie, oder etwas, welches als Vorbereitung zur Theologie angeſehen werden konnte.

Als das Chriſtenthum zuerſt durch Geſetze in die Länder des weſtlichen Europas eingeführt wurde, war ein verdorbenes Latein die gemeinſchaftliche Sprache aller dieſer Länder. In dieſem verdorbenen Latein wurde dann auch der Gottesdienſt gehalten, — auch war darin die Ueberſetzung der Bibel abgefaßt, die beym Gottesdienſte vorgeleſen wurde. Nach dem Einfalle der rohen deutſchen Völkerſchaften, welche das römiſche Reich zerſtückelten, hörte die lateiniſche Sprache nach und nach auf, die Sprache irgend eines europäiſchen Landes zu ſeyn. Aber die Verehrung der Menſchen erhält natürlicher Weiſe religiöſe Gebräuche und Formen des Gottesdienſtes noch lange Zeit, nachdem die Umſtände aufgehört haben, um derentwillen ſie zuerſt waren eingeführt worden, und durch die ſie allein vernünftig wurden. Ob alſo gleich das Latein dem größten Theile des Volks nicht mehr verſtändlich war: ſo fuhr man doch fort, den Gottesdienſt in dieſer Sprache zu halten. Auf dieſe Weiſe entſtand in den europäiſchen Ländern, faſt wie in Aegypten, eine doppelte Sprache; eine heilige für den Gottesdienſt und die Prieſter, die zugleich die gelehrte war — und eine gemeine für das Volk, und für die gewöhnlichen Geſchäfte des Lebens. Nun ward es alſo nothwendig, daß die Geiſtlichen wenigſtens etwas von dieſer heiligen und gelehrten Sprache verſtehen mußten; und das Studium der lateiniſchen Sprache wurde alſo vom Anfange der Univerſitäten an, ein weſentlicher Theil ihres Unterrichts.

Mit der griechiſchen und hebräiſchen Sprache hatte es nicht gleiche Bewandniß. Der unfehlbare Ausſpruch der Kirche hatte die lateiniſche Ueberſetzung der Bibel, welche man die Vulgata heißt, für ein eben ſo unmittelbares Werk göttlicher Eingebung erklärt, als die griechiſchen und hebräiſchen Urſchriften, und ihr alſo eben das Anſehen beygelegt, welches dieſen gebührt. Da alſo die Kenntniß dieſer beyden Sprachen dem Geiſtlichen nicht mehr nothwendig war: ſo machte auch das Studium derſelben nicht lange mehr einen Theil des auf Univerſitäten ertheilten Unterrichts aus. Man hat mir verſichert, daß auf einigen ſpaniſchen Univerſitaten nie daran gedacht worden iſt, die griechiſche Sprache zu lehren, oder die griechiſchen Schriftſteller auszulegen. Die erſten Reformatoren im ſiebzehnten Jahrhunderte fanden den griechiſchen Grundtext des neuen, und ſelbſt den hebräiſchen des alten Teſtaments ihren Meinungen günſtiger, als jene alte Ueberſetzung der Vulgata, die, wie ſich natürlicher Weiſe vermuthen läßt, nach und nach den Irrthümern der katholiſchen Kirche angepaßt worden war. Sie machten ſich alſo an die Arbeit, die vielfältigen Fehler dieſer Ueberſetzung ins Licht zu ſetzen; und nöthigten dadurch die katholiſche Geiſtlichkeit, auch von ihrer Seite an die Vertheidigung oder die Auslegung derſelben zu denken. Keines von beyden konnte ohne einige Kenntniß der Grundſprachen geſchehen, deren Studium alſo nach und nach auf den meiſten ſowohl katholiſchen als proteſtantiſchen Univerſitäten wieder eingeführt wurde. Die griechiſche Sprache hing überdieß mit der ganzen klaſſiſchen Gelehrſamkeit zuſammen, die zwar zuerſt nur von Italienern und Katholiken war getrieben worden, um die Zeit der Reformation aber die allgemeine Aufmerkſamkeit der Menſchen in allen europäiſchen chriſtlichen Ländern auf ſich zog.

Auf dem größern Theile der Univerſitäten wurde daher das Griechiſche noch vor der Philoſophie, und ſobald der Studirende einige Fortſchritte im Lateiniſchen gemacht hatte, gelehrt. Das Studium der hebräiſchen Sprache, da dieſe mit der klaſſiſchen Gelehrſamkeit gar nicht zuſammenhing, und außer dem alten Teſtament kein einziges geſchätztes Buch in ihr geſchrieben war, folgte gemeiniglich erſt dem Curſus der Philoſophie, und wurde nicht eher angefangen, als bis der Studirende in die theologiſchen Schulen eintrat.

Urſprünglich wurden die Anfangsgründe der griechiſchen und hebräiſchen Sprache auf den Univerſitäten ſelbſt gelehrt; und auf einigen geſchieht es noch. Auf andern, und zwar auf den meiſten erwartet man jetzt, daß der Studirende, welcher ſie beſucht, ſchon die Kenntniß der Anfangsgründe beyder Sprachen mitbringe. Aber das fortgeſetzte Studium derſelben und ihrer Litteratur macht noch jetzt allenthalben, einen beträchtlichen Theil des Univerſitäten-Unterrichts aus.

Die alte griechiſche Philoſophie war in drey große Theile getheilt, die Ethik, Phyſik und Logik. Dieſe Eintheilung ſcheint der Natur der Sache vollkommen angemeſſen.

Die großen Erſcheinungen der Natur, der regelmäßige Lauf der himmliſchen Körper, Finſterniſſe, Kometen: Donner, Blitz und andere außerordentliche Meteore; die Erzeugung, das Leben, das Wachsthum und der Untergang von Thieren und Pflanzen, ſind Gegenſtände, die, ſo wie ſie natürlicher Weiſe den Menſchen in Erſtaunen ſetzen, ihn auch neugierig machen, die Urſachen derſelben zu erforſchen. Im Anfange verſuchte es der Aberglaube dieſer Neugierde Genüge zu thun; indem er alle dieſe wunderbaren Ereigniſſe der unmittelbaren Einwirkung der Götter zuſchrieb. In der Folge trat die Philoſophie auf, und bemühete ſich, aus bekanntern und dem Menſchen näher liegenden Urſachen und Kräften, als die unmittelbare Wirkung der Gottheit iſt, darüber Rechenſchaft zu geben. Die Wiſſenſchaft, welche ſich mit der Erklärung dieſer großen Natur-Erſcheinungen beſchäftigt, war die erſte, welche man anbauete: weil dieſe Erſcheinungen ſelbſt die erſten Gegenſtände waren, welche die menſchliche Wißbegierde geweckt hatten. Und die älteſten der Philoſophen, deren Andenken uns die Geſchichte erhalten hat, ſind dem zu Folge Phyſiker geweſen.

In jedem Zeitalter und Lande iſt es unausbleiblich, daß ein Menſch auf des andern Charakter, Abſichten und Handlungen Achtung giebt, und daß daraus nach und nach gewiſſe Regeln und Maximen für die menſchliche Aufführung abgezogen werden, in welchen alle übereinſtimmen. Sobald die Schreibekunſt erfunden und bey einer Nation eingeführt iſt, werden die weiſen Leute derſelben, oder die, welche ſich dafür halten, unfehlbar die Anzahl dieſer allgemein angenommenen und verehrten Lebensregeln und Maximen zu vermehren, und ihre eigenen Gedanken über das, was in dem Betragen der Menſchen ſchicklich oder unſchicklich iſt, bald in der künſtlichern Form von Fabeln, bald in der einfachern von Sentenzen, dergleichen die Sprüche Salomons, und die griechiſchen Gnomologen, ſo wie einige Werke des Heſiods enthalten, vorzutragen ſuchen. Lange Zeit hindurch kann die Anzahl dieſer Klugheits- und Lebensregeln immerfort vermehrt werden, ohne daß irgend jemand daran denkt, ſie zu ordnen, ſie in Verbindung mit einander zu bringen, oder ſie aus gemeinſchaftlichen Principien herzuleiten. Die erſten Verſuche einer ſyſtematiſchen Zuſammenſtellung einzelner entdeckter Wahrheiten, und einer Zurückführung mannichfaltiger Beobachtungen auf wenige allgemeine Grundbegriffe, wurden zuerſt in der Naturlehre gemacht. Von da ging man mit dieſer Bemühung auf die Moral über. Die gemeinen Lebensregeln und moraliſchen Denkſprüche wurden auf eben die Art mit einander verbunden, in eine methodiſche Ordnung gebracht, und auf allgemeine Grundſätze zurückgeführt, als man dieß mit den Naturerſcheinungen und den phyſikaliſchen Beobachtungen gethan hatte. Die Wiſſenſchaft, welche dieſes that, und diejenigen Grundſätze aufzuſuchen ſich vornahm, wodurch die einzelnen Lebensregeln erklärt und mit einander verbunden werden ſollen, war eben das, was man Moralphiloſophie nannte.

Verſchiedene Schriftſteller lieferten auch verſchiedene Syſteme ſowohl über die Natur- als Sittenlehre. Aber die Gründe, mit welchen ſie dieſe ihre Syſteme unterſtützten, waren oft ſo wenig völlig genugthuende Beweiſe, daß ſie vielmehr kaum bis zu einer ſchwachen Wahrſcheinlichkeit reichten, und zuweilen augenſcheinliche Trugſchlüſſe enthielten, deren Kraft nur aus der Zweydeutigkeit und dem unbeſtimmten Gebrauche gewiſſer Wörter herrührte. In allen Zeitaltern der Welt ſind Syſteme der ſpeculativen Philoſophie um ſo ſchwacher Gründe willen angenommen werden, daß kein Menſch von geſundem Verſtande auf ähnliche Wahrſcheinlichkeiten auch nur den mindeſten Theil ſeines Vermögens wagen würde. Grobe Sophiſterey hat auf die Meinungen der Menſchen ſelten anderswo als in der Philoſophie Einfluß: aber hier hat ſie oft den größtmöglichen. Natürlicher Weiſe ſuchten die Schutzredner jedes phyſikaliſchen oder moraliſchen Lehrgebäudes, die Schwächen derjenigen Syſteme ins Licht zu ſetzen, die dem ihrigen entgegengeſetzt waren. Bey der Prüfung ihrer Beweiſe wurden ſie nothwendig darauf geleitet, den Unterſchied zwiſchen einem bloß wahrſcheinlichen und einem völlig überzeugenden Beweiſe, zwiſchen einem bündigen und einem Trugſchluſſe, aufzuſuchen. Daraus entſtand die Logik, oder die Wiſſenſchaft der allgemeinen Grundſätze, welche beſtimmen, wenn man richtig, und wenn man unrichtig urtheilt und ſchließt. — Dieſe Wiſſenſchaft, obgleich von ſpäterm Urſprunge, als die Natur- oder Sittenlehre, wurde doch in der Folge in den meiſten Schulen der Philoſophen vor jenen beyden Wiſſenſchaften gelehrt. Man glaubte nehmlich, daß ehe der Schüler zugelaſſen werden könnte, über jene großen Gegenſtände ſeine Urtheils- und Schlußkraft zu üben, er zuerſt von dem Unterſchiede zwiſchen richtigen und zwiſchen falſchen Urtheilen und Schlüſſen, wohl unterrichtet ſeyn müſſe.

Dieſe alte Eintheilung der Philoſophie in drey Theile, wurde auf den meiſten Univerſitäten des neuern Europa, in eine andere von fünf Theilen abgeändert.

In der alten Philoſophie machte alles, was man von der Natur Gottes, oder der menſchlichen Seele lehrte, einen Theil der Naturlehre aus. Dieſe Weſen, ſagte man — ihre Natur mag auch beſtehen, worin ſie wolle — ſind doch Theile des großen Univerſums, und zwar Theile von dem wichtigſten Einfluſſe ins Ganze. Alles alſo, was die menſchliche Vernunft, durch Schlüſſe oder durch Vermuthungen, in Abſicht ihrer herausbringen konnte, machte nur zwey Kapitel, — zwar unſtreitig ſehr wichtige Kapitel, — derjenigen Wiſſenſchaft aus, welche es ſich vorſetzte, den Urſprung und die Geſetze des Univerſums zu erklären. Auf den europäiſchen Univerſitäten hingegen, wo die Philoſophie nur als Dienerin der Theologie gelehrt wurde, war es natürlich, bey dieſen beyden Hauptſtücken länger, als bey irgend einem andern der ganzen Naturwiſſenſchaft, zu verweilen. Man dehnte ſie alſo nach und nach ſo ſehr aus, und theilte ſie in ſo viele untergeordnete Artikel, bis endlich die Lehre von den Geiſtern, von denen man ſo wenig wiſſen kann, einen eben ſo großen Raum in dem philoſophiſchen Syſtem einnahm, als die Lehre von den Körpern, von welchen man ſo viel weiß. Man fing an, beyde Lehren als zwey verſchiedene Wiſſenſchaften zu betrachten. Das, was man **Metaphyſik** oder **Geiſterlehre** nannte, wurde der **Phyſik** oder der **Naturlehre** entgegengeſetzt, und nicht nur als die **erhabenere**, ſondern auch in Rückſicht auf den Stand der Geiſtlichen, für welchen eigentlich alle gelehrte Erziehung beſtimmt war, als die **nützlichere** unter beyden Wiſſenſchaften betrachtet. Derjenige Gegenſtand, der durch Beobachtung und angeſtellte Verſuche erkannt werden kann, und in Abſicht deſſen es bey ſorgfältiger Bearbeitung möglich iſt, nützliche Entdeckungen zu machen, wurde faſt gänzlich vernachläſſigt. Und einer, an welchem, nach der Auſſindung einiger trivialen Wahrheiten, die jedem Menſchen in die Augen fallen, die angeſtrengteſte Aufmerkſamkeit nichts als Ungewißheit und Dunkelheit entdeckt, und alſo nichts als Spitzfindigkeiten und Sophiſtereyen herausbringen kann, wurde mit dem größten Fleiße bearbeitet.

Nachdem dieſe beyden Wiſſenſchaften von einander abgeſondert worden waren, gab ihre Vergleichung natürlicher Weiſe einer dritten, der Ontologie, ihren Urſprung, — derjenigen Wiſſenſchaft, welche von den der Körper- und Geiſterwelt gemeinſchaftlichen Begriffen und Eigenſchaften handelt. Aber wenn ſchon der größte Theil der Metaphyſik und Geiſterlehre der Schulen auf Spitzfindigkeiten und Sophiſtereyen hinauslief: ſo war das Spinnengewebe der Ontologie, — die man auch zuweilen zur Metaphyſik rechnete, ganz daraus zuſammengeſetzt.

Der vornehmſte Gegenſtand der Unterſuchung in der alten Moral, war die Frage: worin die Glückſeligkeit und Vollkommenheit des Menſchen beſtehe, ſowohl wenn man ihn bloß einzeln als Individuum, als wenn man ihn als Mitglied einer Familie, eines Staates, oder des menſchlichen Geſchlechtes betrachtet. In dieſer Philoſophie wurden die menſchlichen Pflichten als die Mittel zur Erreichung menſchlicher Glückſeligkeit und Vollkommenheit betrachtet. Aber nachdem die Moral ſowohl, als die Naturlehre bloß die Vorbereitung zur Theologie wurde: fing man an, auch die menſchlichen

Pflichten vornehmlich als Mittel zur Glückſeligkeit in einem künftigen Leben anzuſehen. Nach der Philoſophie der Alten, brachte die Tugend ihrem Beſitzer ſchon in dieſem Leben die größte Glückſeligkeit zuwege, deren der Menſch fähig iſt. Nach der Philoſophie der Neuern ſtand ſie gemeiniglich, oder faſt immer, der Glückſeligkeit des jetzigen Lebens entgegen: und der Himmel mußte durch Enthaltſamkeit und Kaſteyungen, durch die Strenge und die Demüthigungen des Mönchs, nicht durch die Thätigkeit und das muthige und geiſtvolle Betragen des Mannes gewonnen werden. Caſuiſtik und Aſcetik, unnütze Entſcheidung künſtlich ausgedachter Gewiſſensfälle, und Anweiſung zu eben ſo unnützen geiſtlichen Andachtsübungen, machte den größten Theil der ſcholaſtiſchen Moral aus. So wurde derjenige Zweig der Philoſophie, der bey weitem der wichtigſte unter allen iſt, der leerſte und unnützeſte.

Dieß war demnach der Studienplan auf den meiſten europäiſchen Univerſitäten. Die Logik wurde zuerſt gelehrt; dann folgte die Ontologie. Die Geiſterlehre, welche ſowohl die Unterſuchung über die menſchliche Seele, als über die Natur Gottes in ſich ſchloß, nahm die dritte Stelle ein. In der vierten folgte ein ſehr verdorbenes und geringhaltiges Moralſyſtem, das man als eine unmittelbare Folge der Geiſterlehre anſah, beſonders inſofern als es aufs genaueſte mit der Lehre von der Unſterblichkeit der menſchlichen Seele, und den göttlichen Belohnungen und Strafen in einem künftigen Leben verbunden war. Den Beſchluß des ganzen Curſus machte ein kurzer und ſeichter Unterricht in der Naturlehre.

Alle dieſe Veränderungen alſo, welche die Univerſitäten in der Methode des philoſophiſchen Studiums hervorbrachten, waren bloß für die Erziehung junger Geiſtlichen berechnet, und zielten bloß dahin ab, die Philoſophie zu einer ſchicklichen Vorbereitung für die Theologie zu machen. Aber gewiß wurde ſie durch den ſtarken Zuſatz von Spitzfindigkeit und Sophiſterey, von Caſuiſterey und Aſcetik, den ſie vermöge dieſer Veränderungen erhielt, nicht geſchickter, einen edlen Mann und nützlichen Staatsbürger zu bilden, — den Verſtand eines Menſchen aufzuhellen, oder ſein Herz zu verbeſſern.

Noch jetzt iſt dieß der gewöhnliche philoſophiſche Curſus, der auf den meiſten europäiſchen Univerſitäten, — mit mehr oder weniger Sorgfalt, — gelehrt wird, nachdem die Verfaſſung jeder Univerſität Fleiß und Geſchicklichkeit bey den Lehrern, mehr oder weniger nothwendig macht. Auf einigen der reichſten und am beſten ausgeſteuerten Univerſitäten begnügen ſich die Lehrer, nur einige unzuſammenhängende Fäden oder Bruchſtücke dieſer verdorbenen Philoſophie vorzutragen; und ſelbſt dieſe tragen ſie gemeiniglich ziemlich obenhin und nachläſſig vor.

Die Fortſchritte und Entdeckungen, welche in den neueſten Zeiten in einigen Zweigen der Philoſophie gemacht worden ſind, kommen größtentheils nicht von den Univerſitäten her, obgleich ohne Zweifel einige hier ihren Anfang genommen haben. Ja die meiſten dieſer gelehrten Körper haben gar nicht einmahl geeilt, dieſe Entdeckungen, nachdem ſie anderswo zum Vorſcheine gekommen waren, bey ſich aufzunehmen, um von dieſen

Fortſchritten der Wiſſenſchaften Gebrauch zu machen. Vielmehr haben einige recht gefliſſentlich als Zufluchtsörter gedient, in welchen veralterte Syſteme und verjährte Vorurtheile, nachdem ſie aus allen übrigen Winkeln der Erde vertrieben worden waren, Schutz fanden und fortdauerten. Mit einem Worte, die reichſten und die am beſten dotirten Univerſitäten ſind immer die langſamſten geweſen, Verbeſſerungen aufzunehmen, und haben ſich jeder Veränderung in der einmahl eingeführten Methode des Unterrichts am hartnäckigſten widerſetzt. Weit leichter haben dieſe Verbeſſerungen auf ärmern Univerſitäten Eingang gefunden, wo die Lehrer, weil ihre Einnahme von dem Rufe ihrer Brauchbarkeit abhängiger war, genöthiget waren, ſich mehr nach dem Geiſte der Zeit zu bequemen.

Aber obgleich die öffentlichen Schulen und Univerſitäten Europens urſprünglich nur für die Erziehung eines einzigen Standes, — der Geiſtlichkeit ſorgten; — und ob gleich auf denſelben nicht einmahl diejenigen Wiſſenſchaften ſehr gut gelehrt wurden, welche man als nothwendig für dieſen Stand anſieht: ſo haben ſie doch nach und nach die Erziehung auch aller andern Stände, und beſonders der vornehmern und reichern Jugend an ſich gezogen. Man kannte, wie es ſcheint, keine beſſere Art, den langen Zwiſchenraum zwiſchen der Kindheit und demjenigen Alter, wo der Menſch in die Geſchäfte des bürgerlichen Lebens eintritt, und eines derſelben, das in Zukunft ſeinen Beruf ausmachen ſoll, ernſtlich zu betreiben anfängt, mit einigem Nutzen auszufüllen. Indeß ſcheint der größte Theil deſſen, was auf Schulen und Univerſitäten gelehrt wird, keine ſehr ſchickliche Vorbereitung zu dieſen Geſchäften zu ſeyn.

In England wird es immer mehr und mehr gewöhnlich, junge Leute, ſo wie ſie aus den Schulen kommen, ſogleich auf Reiſen zu ſchicken, und ſie nicht erſt eine Univerſität beſuchen zu laſſen. Man behauptet, daß unſere Jugend durch dieſe Reiſen ſehr gebildet wird. Und freylich ein junger Menſch, der im ſiebzehnten oder achtzehnten Jahre außer Landes geht, und im ein und zwanzigſten wiederkömmt, iſt während der Zeit drey oder vier Jahre älter geworden; und in dieſem Alter iſt es ſchwer, vier Jahre zuzubringen, ohne ſich auf irgend eine Art auszubilden und Fortſchritte zu machen. Der Jüngling lernt auch auf dieſen Reiſen eine oder zwey ausländiſche Sprachen, obgleich ſelten ſo vollkommen, daß er im Stande wäre, ſie zu ſchreiben und zu ſprechen. In andern Rückſichten aber kömmt er gemeiniglich mit mehr falſchen Einbildungen von ſich ſelbſt, mit unmoraliſchen Grundſätzen, mit einem größern Hange zu Zerſtreuung und Ausſchweifungen, und mit einer geringern Fähigkeit zu einer ernſthaften Betreibung von Wiſſenſchaften oder Geſchäften zurück, als er am Ende einer ſo kurzen Zeit gehabt haben würde, wenn er ſie zu Hauſe zugebracht hätte. Durch das Reiſen in einem noch ſo unreifen Alter, durch dieſe Verſchwendung der koſtbarſten Jahre ſeines Lebens in zeitverderbenden Luſtbarkeiten, entfernt von der Aufſicht ſeiner Eltern und Verwandten, und befreyt von allen den Schranken, welche dieſe ihm hätten ſetzen können, muß der Jüngling nothwendig alle die nützlichen Anlagen und Gewohnheiten, welche ihm die frühern Theile ſeiner Erziehung beyzubringen geſucht haben, anſtatt ſie auszubilden und zu befeſtigen, vielmehr ſchwächen und nach und nach verlieren. Nichts als der gänzliche Mangel des Vertrauens und der Achtung, welchen ſich die Univerſitäten durch ihre Schuld zugezogen haben, hat einem ſo ungereimten Erziehungsplane, als der iſt, ſo ganz junge Leute reiſen zu laſſen, Beyfall verſchaffen können. Ein Vater, der einen Sohn auf Reiſen ſchickt, hat wenigſtens den Vortheil davon, daß er eine Zeitlang den unangenehmen Anblick von ſich entfernt, ſeinen Sohn vor ſeinen Augen müßig gehen, von ſeinen Lehrern vernachläſſiget, und auf dem Wege zu ſeinem Verderben fortſchreiten zu ſehen.

Dieß ſind die Wirkungen mancher neuern öffentlichen Erziehungsanſtalten geweſen.

In andern Zeitaltern, bey andern Nationen, ſind andere Pläne zur Erziehung beliebt worden, und andere Anſtalten haben ſtatt gefunden.

In den Freyſtaaten des alten Griechenlandes wurde jeder freye Bürger, unter der Aufſicht der bürgerlichen Obrigkeit, in gymnaſtiſchen Uebungen und in der Muſik unterrichtet. Durch die gymnaſtiſchen Uebungen wollte man ſeinen Körper abhärten, ſeinen Muth ſtählen, und ihn auf die Beſchwerden und Gefahren des Krieges vorbereiten. Und da nach allen Nachrichten, die griechiſche Miliz eine der beſten in der Welt war: ſo muß dieſer Theil ihrer öffentlichen Erziehung den Endzweck wirklich erreicht haben, welchen ſie ſich dabey vorgeſetzt hatten.

ten. Durch den andern Theil der Erziehung, — durch die Muſik, — wurden, wenigſtens nach den Berichten, die uns Geſchichtſchreiber und Philoſophen von dieſen Unterrichtsanſtalten geben, die Leidenſchaften beſänftiget, das Temperament gezähmet, das Herz zu menſchenfreundlichen Empfindungen geſtimmet, und der Charakter zur Ausübung aller ſittlichen und geſellſchaftlichen Pflichten, ſowohl im öffentlichen als im Privatleben gebildet.

In Rom hatten die Uebungen des Marsfeldes eben den Endzweck, den die gymnaſtiſchen Uebungen in Griechenland hatten; und ſie ſcheinen auch ihren Endzweck eben ſo gut erreicht zu haben. Aber nichts, der muſikaliſchen Erziehung der Griechen ähnliches, war unter den Römern vorhanden. Indeß ſcheint der moraliſche Charakter der Römer, im öffentlichen und Privatleben, dem Charakter der Griechen nicht nur gleich geweſen zu ſeyn, ſondern in vielen Rückſichten Vorzüge über ihn gehabt zu haben. Daß ſie im Privatleben die Griechen an Tugend übertrafen, dieß bezeugen Dionyſius von Halikarnaß und Polybius ausdrücklich, zwey mit beyden Nationen wohl bekannte Schriftſteller. Und von der beſſern Moral, die in dem öffentlichen Leben der Römer herrſchte, legt der ganze Inhalt ihrer Geſchichte, wenn er mit den Thatſachen der Griechiſchen verglichen wird, ein vollgültiges Zeugniß ab. Nichts ſcheint dieſe öffentliche Moral bey einem freyen Volke ſicherer anzuzeigen, als die Mäßigung und Menſchlichkeit, welche die politiſchen Parteyen, worin es getheilt iſt, in ihrem Streite gegen einander beweiſen. In Griechenland war der

Streit ſolcher Parteyen immer gewaltthätig und blutig. In Rom war bis auf die Zeit der Gracchen noch kein Blut in einem bürgerlichen Zwiſte vergoſſen worden; und von der Zeit dieſer Demagogen an kann man den römiſchen Freyſtaat als aufgelöſet betrachten. Ungeachtet des Anſehens alſo, welches Zeugniſſe des Plato, Ariſtoteles und Polybius verdienen, und ungeachtet der ſcharfſinnigen Gründe, mit welchen Montesquieu dieſes Anſehen unterſtützt, wird es uns doch erlaubt ſeyn zu zweifeln, ob die muſikaliſche Erziehung der Griechen, ſo großen Einfluß, als jene Schriftſteller vorgeben, auf ihre Sittlichkeit gehabt habe, da wir die Römer, ohne eine ſolche Erziehung, im Ganzen weit tugendhafter finden als ſie. Die Achtung, welche dieſe alten Weiſen für Einrichtungen ihrer Vorfahren hatten, machte ſie wahrſcheinlich geneigt, viel verborgene politiſche Weisheit in Dingen aufzuſuchen, welche bloß alte Gewohnheiten waren, — Gewohnheiten, die in den früheſten Perioden ihrer bürgerlichen Exiſtenz erzeugt, auch dann noch fortdauerten, da ſie zu einem höhern Grade von Verfeinerung gekommen waren. Muſik und Tanz ſind die großen Zeitvertreibe aller rohen barbariſchen Völker; und unter dieſen iſt die Geſchicklichkeit in beyden alles, was man von einem Menſchen, der in der Geſellſchaft gefallen ſoll, fordert. So iſt es noch bis auf den heutigen Tag unter den Negern in Afrika. So war es unter den alten Celten, Skandinaviern, und, wie wir aus dem Homer lernen, unter den Griechen vor den Zeiten des trojaniſchen Krieges. Als die griechiſchen Stämme ſich zu kleinen Freyſtaaten ausbildeten, war es natürlich, daß die Erwerbung dieſer Fertigkeiten, einen Theil der öffentlichen und gemeinen Erziehung des Volkes ausmachte.

Es ſcheint, daß die Lehrer, welche die Jugend in der Muſik oder den Leibesübungen unterrichteten, in Rom ſowohl als in Athen, — derjenigen griechiſchen Republik, deren Geſetze und Gewohnheiten wir am beſten kennen — weder vom Staate bezahlt, noch ſelbſt von ihm ernannt waren. Der Staat forderte von jedem freyen Bürger, daß er ſich zur Vertheidigung ſeines Vaterlandes geſchickt machen, und alſo die dazu nöthigen Leibesübungen erlernen ſollte. Aber er überließ es ihm, bey welchem Lehrer er ſie lernen wollte; und gab, wie es ſcheint, nichts zu dieſem Unterrichte her, als das Feld oder den Platz, wo die Uebungen gehalten werden ſollten.

In den älteſten Zeiten der griechiſchen und römiſchen Freyſtaaten, beſtand außer den beyden jetzt genannten Sachen, die ganze übrige Erziehung in dem Erlernen des Leſens, Schreibens und Rechnens; des letztern, wie ſich von ſelbſt verſteht, nach derjenigen Rechenkunſt, welche damahls bekannt und im Gebrauche war. Den Unterricht hierin erhielten die Kinder reicher Bürger gemeiniglich in dem Hauſe ihrer Eltern von einem eigenen Hauslehrer oder Pädagogen, *) der entweder ein Sklave oder Freygelaſſener war. Die ärmern Bürger ſchickten ihre Kinder in die Schulen ſolcher Lehrer, welche

---

*) Die Pädagogen, ſelbſt in den griechiſchen Trauerſpielen, führen nur die Kinder in die Schule, haben die Aufſicht über ſie, und beſorgen ihre Pflege, ohne ihnen eigentlichen Unterricht zu geben. A. d. U.

aus dem Unterrichten für Geld ein Gewerbe machten. — Dafür aber zu ſorgen, daß die Kinder dieſen Unterricht empfingen, dieß blieb gänzlich ihren Eltern oder Vormündern überlaſſen; und der Staat ſcheint ſich weder eine Aufſicht über dieſe, noch eine Leitung ihres Verfahrens angemaßt zu haben. Nur vom Solon finden wir ein Geſetz, welches die Kinder von der Ernährung ihrer alten Eltern freyſpricht, wenn dieſe es unterlaſſen haben, ſie in irgend einer nützlichen Kunſt unterrichten, oder zu einem Gewerbe, das Brot bringt, erziehen zu laſſen.

In den ſpätern Perioden, nachdem Griechen und Römer ſich mehr verfeinert hatten, und Philoſophie und Beredſamkeit allgemein geſchätzte Vorzuge wurden, ſchickte die höhere Klaſſe der Bürger ihre Söhne in die Schulen der Rhetoren und Philoſophen, um dieſe beyden Modeſtudien zu treiben. Aber auch dieſe Schulen wurden nicht vom Publicum unterhalten. Sie wurden anfangs bloß von ihm geduldet. Die Nachfrage nach Philoſophie und Redekunſt war anfangs ſo geringe, daß die erſten Lehrer, welche Profeſſion davon machten, in einer von beyden Unterricht zu geben, in keiner Stadt immerwährende Beſchäftigung für ſich fanden, ſondern von einem Orte zum andern reiſen mußten. Auf dieſe Weiſe lebten Zeno von Elea, Hippias, Gorgias, Protagoras und viele andere. Da die Nachfrage zunahm, erhielten ſowohl die philoſophiſchen als Rednerſchulen feſte Sitze zuerſt in Athen; in der Folge auch in mehrern andern Städten. Der Staat indeß ſcheint auch für ſie wenig gethan zu haben; außer daß er zuweilen Plätze für ſie anwieß, welche ſie doch hin und wieder, auch durch Schenkungen von Privatleuten erhielten. So ſcheint der atheniensiſche Staat dem Plato die Gärten der Akademie, dem Ariſtoteles das Lycäum, dem Zeno von Cyzicum, dem Stifter der ſtoiſchen Secte den Säulengang, der Poecile hieß, angewieſen zu haben. Die Gärten des Epikurs aber waren ſein Eigenthum, und er vermachte ſie zu den Lehranſtalten ſeiner Secte. Bis zu den Zeiten des Kaiſers Mark Aurels ſcheint kein Lehrer einen Gehalt vom Staate bekommen, oder irgend ein anderes Einkommen von ſeiner Beſchäftigung gezogen zu haben, als welches ihm die Honorarien ſeiner Zuhörer verſchafften. Die Beſoldungen, welche dieſer philoſophiſche Kaiſer, wie wir aus dem Lucian lernen, einigen Lehrern der Weltweisheit ausſetzte, wurden wahrſcheinlich nicht länger ausgezahlt, als er lebte. Es gab damahls nichts, was den jetzigen Privilegien graduirter Perſonen ähnlich iſt; und es war nicht nothwendig, auf einer jener Schulen geweſen zu ſeyn, um zu einem gewiſſen Gewerbe oder Berufe zugelaſſen zu werden. Wenn nicht die gute Meinung, die man von der Nützlichkeit einer Lehranſtalt hatte, Schüler hinzog: ſo war weder jemand durch Geſetze gezwungen dahin zu gehen, noch wurde er dafür belohnt, eine Zeitlang ſie beſucht zu haben. Die Lehrer übten keine Art von Gerichtsbarkeit über ihre Schüler aus, noch waren ſie mit irgend einer Art von obrigkeitlichem Anſehen über ſie bekleidet. Nur dasjenige natürliche Anſehen ſtand ihnen zu, welches höhere Einſichten und Tugenden unfehlbar denjenigen über die Jugend erwerben, die ſich mit ihrer Erziehung beſchäftigen.

In Rom machte das Studium der bürgerlichen Rechte einen Theil der Erziehung, nicht bey allen Bürgern, ſondern nur in gewiſſen Familien aus. Doch fanden die jungen Leute, welche die Rechtswiſſenſchaft zu erlernen wünſchten, keine öffentliche Schule, wo ſie gelehrt wurde, und hatten überhaupt kein anderes Mittel dieſes Studium zu verfolgen, als indem ſie den Umgang derjenigen ihrer Freunde und Verwandten, die im Rufe waren es zu verſtehen, aufſuchten. Es iſt vielleicht der Bemerkung nicht unwerth, daß obgleich von den Geſetzen der zwölf Tafeln viele von Geſetzen griechiſcher Republiken herüber genommen waren, doch in keinem griechiſchen Staate das Studium der Geſetze und des Rechts je ſcheint zu einer eigentlichen Wiſſenſchaft erhoben worden zu ſeyn. In Rom wurde es zeitig eine Wiſſenſchaft, und gab denjenigen Bürgern, die in dem Rufe waren es zu verſtehen, einen beträchtlichen Grad von Anſehen. In den Freyſtaaten Griechenlands, wie z. B. in Athen, beſtanden die meiſten Gerichtshöfe aus zahlreichen und eben deßwegen unordentlichen Volks-Verſammlungen, in welchen die Sachen oft nur auf Gerathewohl, noch öfter durch das Uebergewicht, oder durch den Ungeſtüm und das Geſchrey der einen oder der andern Partey entſchieden wurden. Die Schande, eine ungerechte Sentenz gefällt zu haben, wenn ſie auf 500, 1000 oder 1500 Perſonen fällt, (und ſo zahlreich waren einige ihrer Gerichtshöfe) kann keine einzelne Perſon ſehr ſchwer drücken. In Rom hingegen beſtanden die vornehmſten Gerichtshöfe entweder aus einem einzigen Richter, oder aus einer ſehr kleinen Anzahl derſelben, deren guter Ruf alſo, — (zumahl da die gerichtlichen Verhandhandlungen immer öffentlich geſchahen,) durch eine übereilte oder ungerechte Entſcheidung ſehr leiden mußte. Solche Gerichtshöfe werden in zweifelhaften Fällen, aus Aengſtlichkeit ſich nicht dem öffentlichen Tadel auszuſetzen, ſich durch die Beyſpiele ihrer Vorgänger, oder durch die ähnlichen Entſcheidungen, welche Richter des nehmlichen, oder eines andern Gerichtshofes vor ihnen gefällt haben, zu ſchützen ſuchen. Die daraus entſtehende Achtung für Herkommen und Beyſpiel oder für die Urtheilsſprüche der ältern Richter bildete das römiſche Recht zu demjenigen regelmäßigen Lehrgebäude aus, welches es in der Folge geworden iſt. — In jedem Lande, wo eine ſolche Achtung für die Urtheilsſprüche ihrer Vorgänger ſich bey den Gerichtshöfen einfindet, wird auch dieſe Wirkung, — eine ſyſtematiſche Rechtspflege — entſtehen. Vielleicht war der Vorzug, den nach dem Zeugniſſe des Polybius und Dionyſius von Halikarnaß, die Römer über die Griechen in Anſehung ihres moraliſchen Charakters hatten, der beſſern Verfaſſung ihrer Gerichtshöfe mehr als irgend einer der Urſachen zuzuſchreiben, welche dieſe Schriftſteller dafür angeben. Die Römer, heißt es, zeichneten ſich vorzüglich durch die Ehrfurcht aus, die ſie für Eide hatten. Nun werden aber Menſchen, die ihre Eide vor einem, aus angeſehenen Männern beſtehenden, und mit Einſicht und Würde handelnden Gerichtshofe abzulegen haben, dieſelben mehr in Ehre halten, als diejenigen, welche vor einer unordentlichen und geräuſchvollen Verſammlung, die zum Theil aus Pöbel beſteht, zu ſchwören gewohnt ſind.

Daß die Geſchicklichkeiten der Römer und Griechen in Kriegs- und bürgerlichen Geſchäften, denen die wir bey irgend einer der neuen Nationen finden, wenigſtens gleich geweſen ſind, wird man leicht zugeben. Unſer Vorurtheil iſt nur zu geneigt, die erſtern allzu hoch anzuſchlagen. Und doch ſcheint, wenn man die militäriſchen Uebungen ausnimmt, der Staat ſich wenig darum bekümmert zu haben, ſeinen Bürgern dieſe großen Geſchicklichkeiten zu verſchaffen. Denn daß die Muſik bey den Griechen ſo gar viel zur Bildung des ganzen Menſchen ſolle beygetragen haben — davon kann ich mich nicht überzeugen. Indeß fehlte es unter dieſen Nationen, den Leuten beſſern Standes, nie an Lehrern in irgend einer der Künſte oder Wiſſenſchaften, die nach den Umſtänden, in welchen ſich die Geſellſchaft befand, für nothwendig oder für ſchicklich gehalten wurden. Die Nachfrage nach einem ſolchen Unterrichte brachte auch das Talent hervor, ihn zu geben. Und die Nacheiferung unter den Lehrern, die immer eine Folge der ganz freyen Concurrenz iſt, ſcheint dieſes Talent zu einem hohen Grade von Vollkommenheit gebracht zu haben. In der Aufmerkſamkeit, welche die alten Philoſophen bey ihren Zuhörern hervorbrachten; — in der Herrſchaft, die ſie ſich über ihre Meinungen und Grundſätze zu verſchaffen wußten, — in der Fähigkeit die ſie beſaſſen, den Reden und Handlungen ihrer Schüler, einen gewiſſen eigenen Geiſt und Charakter zu geben, — ſcheinen ſie den Lehrern neuerer Zeiten weit überlegen geweſen zu ſeyn. In den neuern Zeiten iſt der Fleiß der öffentlichen Lehrer, mehr oder weniger, durch alle die Umſtände geſchwächt werden, welche ihre Lage von der vollkommenern oder unvollkommenern Ausübung ihres Berufs unabhängig machen. Ihre Beſoldungen ſetzen ſie gegen unbeſoldete Lehrer, die mit ihnen in Concurrenz treten wollten, in eben das Verhältniß, in welchem ein Kaufmann, der eine anſehnliche Ausfuhrprämie erhält, gegen einen ſteht, der denſelben Handel ohne Prämie treibt. Wenn dieſer ſeine Waaren auch ziemlich um denſelben Preis als jener abſetzt: ſo kann er doch nie ſo viel als jener dabey gewinnen; und er bleibt unfehlbar ein armer Mann, wenn er nicht gar dabey zu Grunde geht. Will er hingegen ſeine Waaren theurer, als jener begünſtigte verkaufen: ſo wird er wahrſcheinlich ſo wenige Kunden finden, daß ſeine Umſtände nicht viel dadurch gebeſſert ſeyn werden. In vielen Ländern ſind die akademiſchen Würden überdieß für Perſonen, die als Gelehrte von Profeſſion ihr Glück machen wollen, (und die meiſten, welche die Univerſitäten beſuchen, ſind ſolche Perſonen) entweder durchaus nothwendig, oder doch zu ihrem Fortkommen nützlich. Aber dieſe Würden können nur durch den Aufenthalt an Oertern, wo gewiſſe Lehranſtalten ſind, und durch die Beſuchung der Vorleſungen öffentlicher Lehrer erhalten werden. Ein Menſch mag den Unterricht des geſchickteſten Privatlehrers mit dem angeſtrengteſten Fleiße genutzt haben, und er kann doch keinen Anſpruch darauf machen. Aus allen dieſen vereinigten Urſachen rührt es her, daß in den neuern Zeiten Privatlehrer eben der Wiſſenſchaften, die auf Univerſitäten gelehrt zu werden pflegen, als die allerunterſte Klaſſe in der gelehrten Zunft angeſehen werden. Ein Mann von Kopf und Gelehrſamkeit kann ſchwerlich eine Laufbahn wählen, die ihm weniger Ehre oder Nutzen verſpricht. Auf dieſe Weiſe haben die Fonds, mit welchen die Schulen und Univerſitäten beſchenkt worden ſind, nicht nur den Fleiß der öffentlichen Lehrer geſchwächt, ſondern es auch beynahe unmöglich gemacht, gute Privatlehrer zu finden.

Gäbe es keine öffentliche Lehranſtalten: ſo würde keine Wiſſenſchaft und kein wiſſenſchaftliches Syſtem gelehrt werden, wonach nicht eine Nachfrage vorhanden, das heißt, deſſen Erlernung nicht nach den Umſtänden und dem Geiſte der Zeit, entweder nothwendig, oder ſchicklich, oder doch modiſch wäre. Ein Privatlehrer könnte nie ſeine Rechnung dabey finden, entweder eine wirklich nützliche Wiſſenſchaft nach einem veralteten Syſteme, und nach einer für fehlerhaft anerkannten Methode, oder einen mit dem Namen einer Wiſſenſchaft fälſchlich belegten Wortkram und Unſinn vorzutragen. Solche Syſteme und Methoden können ſich nirgends erhalten, als in den vom Staate zur öffentlichen Erziehung errichteten Geſellſchaften, deren Wohlſtand und Einkommen größtentheils von ihrem Rufe, und ſelbſt von ihrem Fleiße unabhängig iſt. Gäbe es keine öffentlichen Lehranſtalten: ſo wäre es nicht möglich, daß ein Mann vom Stande, der natürliche Fähigkeit und Luſt zu lernen hat, die ganze Bahn des Unterrichts, die ihm ſein Zeitalter eröffnet, durchlaufen haben, und doch in jeder Sache vollkommen unwiſſend ſeyn könnte, die den gewöhnlichen Gegenſtand der Unterhaltung unter Weltleuten, und in der gebildeten Klaſſe überhaupt ausmacht.

Es giebt keine öffentlichen Erziehungsanſtalten für Frauenzimmer: und eben deßwegen iſt in ihrer Erziehung und der Laufbahn ihrer Studien nichts ſo durchaus ungereimtes und unnützes, als ſich bey der männlichen

Erziehung findet. Sie lernen, was ihre Eltern oder Vormünder für gut befinden ſie lehren zu laſſen, und ſonſt nichts. Jeder Theil ihrer Erziehung zielt auf irgend einen nützlichen Endzweck ab: entweder ihre körperlichen Reitze zu erhöhen, oder ihren Geiſt zur Sittſamkeit, zur Sanftmuth, zur Keuſchheit und zu den Geſchäften der Haushaltung auszubilden; — zu machen, daß ſie wahrſcheinlichere Ausſichten bekommen, Hausmütter zu werden, und wenn ſie es geworden ſind, wahrſcheinlichere Hoffnungen geben, ihren Platz gut auszufüllen. In jedem Theile und Zeitpunkte ſeines Lebens empfindet das Frauenzimmer von jedem Theile ſeiner Erziehung irgend eine vortheilhafte oder angenehme Wirkung. Bey dem Manne geſchieht es häufig, daß er von demjenigen Theile ſeiner Erziehung, welcher ihm die ſauerſte Arbeit und die meiſte Anſtrengung gekoſtet hat, auch nicht die allermindeſten Früchte einerntet; daß er gar nicht einmahl veranlaſſet wird, daran wieder zu denken.

Soll denn alſo, wird man fragen, der Staat ſich um die Erziehung ſeiner Bürger gar nicht bekümmern? Oder wenn er es ſoll, welches ſind bey jeder Volksklaſſe diejenigen Theile der Erziehung, für welche er zu ſorgen hat? Und wie kann er auf die beſte Weiſe dafür ſorgen?

In einigen Fällen ſetzt der Zuſtand der Geſellſchaft den größten Theil ſeiner Glieder von ſelbſt in ſolche Lagen, wodurch ohne alles Zuthun der Regierung, alle diejenigen Talente und Tugenden in ihnen ausgebildet werden, welche dieſer Zuſtand erfordert, oder auch nur erlaubt. In andern Fällen giebt der Zuſtand der Geſellſchaft überhaupt, den einzelnen Gliedern derſelben dieſe völlige Bildung nicht; und die Sorge der Regierung muß hinzutreten, um eine völlige Verwilderung des großen Haufens zu verhindern.

Bey der immer weiter getriebenen Theilung der Arbeiten kömmt es endlich dahin, daß der größte Theil derer, die von ihrer Hände Arbeit leben, das heißt, der größte Theil des Volks, auf einige wenige, oft nur auf eine oder zwey ſehr einfache Verrichtungen eingeſchränkt iſt. Nun wird aber der Verſtand der Menſchen, dem größern Theile nach, bloß durch ihre gewöhnlichen Beſchäftigungen gebildet. Der Menſch, welcher ſein ganzes Leben damit zubringt, einige einfache Operationen unaufhörlich zu wiederhohlen, Operationen, deren Erfolg auch immer derſelbe oder doch ſehr gleichförmig iſt, kömmt nie in den Fall, ſein Nachdenken anzuſtrengen, oder ſeine Erfindungskraft in Aufſuchung der Hülfsmittel gegen vorkommende Schwierigkeiten zu üben. Er verliert alſo gemeiniglich die Fähigkeit nachzudenken, und wird mit der Zeit ein ſo unwiſſender und eingeſchränkter Menſch, als nur irgend ein menſchliches Geſchöpf ſeyn kann. Die Schlafſucht, in welche ſein Geiſt verſinkt, macht ihn nicht nur unfähig, das Vergnügen einer vernünftigen Unterredung zu ſchmecken, oder ſelbſt etwas dazu beyzutragen, ſondern erſtickt auch in ihm alle edlen oder zärtlichen Gefühle des Herzens, und erlaubt ihm daher nicht einmahl die gewöhnlichen Pflichten des Privatlebens gehörig zu erfüllen. Ueber die großen und vielumfaſſenden Gegenſtände des öffentlichen Wohls iſt er durchaus unvermögend, ein Urtheil zu fällen; und wenn nicht außerordentliche

ordentliche Vorkehrungen gemacht worden ſind, den Wirkungen ſeiner Lebensart entgegen zu arbeiten: ſo iſt er auch unfähig ſein Vaterland im Kriege zu vertheidigen. Die Einförmigkeit ſeiner ſitzenden Lebensart ſchwächt ſeinen natürlichen Muth, und macht, daß er das unſtäte, unbequeme und gefahrvolle Leben eines Soldaten mit Furcht und Abſcheu anſieht. Sie ſchwächt ſogar ſeine körperlichen Kräfte, und erlaubt ihm nicht, die Stärke und Beweglichkeit ſeiner Glieder, anhaltend und angeſtrengt in irgend einer andern Beſchäftigung, als in der Arbeit ſeines gewöhnlichen Berufs zu gebrauchen. Seine Geſchicklichkeit in dem ihm eigenen Gewerbe ſcheint alſo auf Koſten aller ſeiner geiſtigen, geſelligen und kriegeriſchen Tugenden erworben zu ſeyn. — In dieſem Zuſtand aber muß der arbeitende Arme, und alſo der größte Theil des Volks, bey einer Nation, die in Künſten und im Handel große Fortſchritte macht, nothwendiger Weiſe fallen, wenn nicht die Regierung ſich ſeiner Erziehung und Ausbildung annimmt.

Anders verhält es ſich unter den rohen, und wie man ſie gemeiniglich nennt, barbariſchen Völkerſchaften, die von der Jagd, der Viehzucht, oder auch von einem ſehr einfachen Ackerbau, ohne Künſte, Manufacturen und Handel leben. Bey dieſen wird jeder Menſch durch die Mannigfaltigkeit ſeiner Beſchäftigungen zum angeſtrengten Gebrauche ſeiner Verſtandeskräfte genöthigt, und durch die alle Augenblicke ihm vorſtoßenden Schwierigkeiten aufgefordert, Hülfsmittel dagegen auszudenken. Seine Erfindungskraft wird in immerwährender Thätigkeit erhalten; und ſein Geiſt wird verhindert, in diejenige

nige träumeriſche Dummheit zu verſinken, die bey ſehr verfeinerten Völkern, den Verſtand der untern Volksklaſſe faſt ohne Ausnahme umnebelt. Unter jenen Barbaren, wie man ſie nennt, iſt überdieß wie ich ſchon bemerkt habe, jeder Menſch ein Soldat. Jeder iſt auch in gewiſſer Maße Staatsmann, und kann ziemlich richtig über das Intereſſe des gemeinen Weſens, wozu er gehört, und über das Betragen derjenigen, welche ihm vorſtehen, urtheilen. Ob ſeine Obern im Frieden gute Richter, und im Kriege gute Heerführer ſind: das liegt auch dem geringſten zur Beobachtung offen. Freylich erlangt in einem ſolchen Zuſtande der Geſellſchaft kein Menſch denjenigen fein gebildeten und mit Kenntniſſen bereicherten Verſtand, der bey einer geſitteten und aufgeklärten Nation einigen wenigen Perſonen eigen iſt. Denn obgleich bey rohen Nationen jeder einzelne Menſch eine hinlängliche Mannigfaltigkeit von Beſchäftigungen hat: ſo ſind doch die Geſchäfte der ganzen Geſellſchaft ſehr einförmig. Der eine Menſch thut beynahe alles das, oder iſt im Stande es zu thun, was der andere thut oder thun kann. Jeder hat einen gewiſſen Grad von Kenntniß und Erfindungskraft; aber keiner hat einen ſehr hohen. So mittelmäßig indeß auch dieſer Grad ſeyn mag: ſo iſt er zur Führung der ſehr einfachen Geſchäfte der Geſellſchaft hinlänglich. — Bey einer verfeinerten Nation hingegen, iſt die Beſchäftigung der meiſten Individuen äußerſt einförmig: aber die Geſchäfte der ganzen Geſellſchaft ſind äußerſt mannigfaltig. Dieſe mannigfaltigen Beſchäftigungen machen eben ſo mannigfaltige Gegenſtände der Betrachtung für diejenigen wenigen Perſonen aus, die, da ſie ſelbſt kein eigenthümliches Geſchäft haben, ihre Muße dazu anwenden, auf die Beſchäftigungen anderer Leute Acht zu geben. Dieſe Betrachtung ſo vieler und ſo verſchiedener Gegenſtände übt den Geiſt dieſer wenigen Auserwählten, durch unendliche Vergleichungen und Zuſammenſtellungen, und giebt daher ihrem Verſtande einen außerordentlichen Grad, ſowohl von Schärfe als Ausdehnung. Indeß, wenn dieſe Wenigen nicht in beſonders dazu ſchicklichen äußern Lagen ſind: ſo tragen dieſe ihre Vorzüge, obgleich ehrenvoll und ohne Zweifel auch angenehm für ſie ſelbſt, doch zur Glückſeligkeit und zur beſſern Regierung der Geſellſchaft wenig bey. Ihrer hohen Talente und Einſichten ungeachtet, kann doch in dem größern Theile des Volks, der Adel der menſchlichen Natur ganz erlöſchen, und alle ihre Anlagen zu geiſtiger Vollkommenheit können erſtickt ſeyn.

Vielleicht verdient bey einer verfeinerten Nation und einem in Künſten und Handel weit vorgerückten Staate, die Erziehung des gemeinen Mannes weit mehr die Aufmerkſamkeit der Regierung, als die Erziehung des vornehmen. In den höhern Klaſſen hat der Jüngling gemeiniglich ſchon ſein achtzehntes oder neunzehntes Jahr erreicht, ehe er in die beſondere Laufbahn tritt, oder dasjenige eigene Geſchäft anfängt, in welchen und durch welche er Glück und Ehre zu erwerben gedenkt. Er hat alſo Zeit genug, entweder alle die Talente und Fertigkeiten, welche ihn der öffentlichen Achtung empfehlen, und ihn derſelben werth machen können, wirklich zu erwerben, oder doch ihre künftige Erwerbung vorzubereiten. Seine Eltern und Vormünder ſind gemeiniglich beſorgt genug, ihm dieſe perſönlichen Vorzüge zu verſchaffen, und willig genug, alle die Ausgaben zu machen, welche zu ſolchem Endzwecke erfordert werden. Mißlingt ſeine Erziehung: ſo liegt es ſelten an dem unterlaſſenen Aufwande, ſondern es liegt an der unzweckmäßigen Anwendung der gemachten Ausgaben. Nicht, weil man es hat an Lehrern bey ihm fehlen laſſen, hat er nichts gelernt, ſondern weil die Lehrer, die man ihm gab, ungeſchickt und nachläſſig waren, und weil es ſchwer und in dem gegenwärtigen Zuſtande der Dinge faſt unmöglich war, ſich beſſere zu verſchaffen. Dazu kömmt, daß für Leute aus den höhern Klaſſen auch ihre Berufsgeſchäfte nicht ſo einfach und einförmig ſind, als die Arbeiten der gemeinern Stände. Viele dieſer Geſchäfte ſind äußerſt zuſammengeſetzt, und geben dem Kopfe weit mehr, als den Händen zu thun. Unmöglich alſo kann der Verſtand, der mit ſolchen Gegenſtänden umgehenden Perſonen, aus Mangel der Uebung unthätig und verdunkelt werden. Endlich füllen auch die Berufsgeſchäfte der vornehmern Leute ſelten ihre ganze Zeit aus. Es bleibt ihnen noch immer Muße genug übrig, um, wenn ſie wollen, ſich in jedem Zweige nützlicher oder angenehmer Kenntniſſe, zu welchem ſie in ihrer erſten Erziehung den Grund gelegt, oder an welchem ſie bey ihrem jugendlichen Unterrichte Geſchmack gewonnen haben, vollkommen zu machen.

Ganz anders iſt es mit dem Sohne eines gemeinen Mannes. Es kann wenig Zeit auf ſeine Erziehung gewandt werden. Kaum ſind ſeine Eltern im Stande, ihn während der Jahre der Kindheit zu erhalten. Sobald

bald er nur etwas zu arbeiten im Stande iſt, muß er ſich auch gleich auf eine Arbeit legen, mit der er Brot verdient. Dieſe Arbeit, mit der er oft ſein ganzes übriges Leben zubringt, iſt gemeiniglich von der einen Seite ſo einfach und ohne Abwechſelung, daß ſie dem Verſtande wenig zu denken giebt; und ſie erfordert von der andern einen ſo ſauern und ſo unabläſſigen Fleiß, wenn er ſich davon ernähren will, daß ihm weder Zeit noch Luſt, an irgend etwas anders zu denken, geſchweige dann ſich auf etwas anderes ernſtlich zu legen, übrig bleibt.

Aber obgleich in keiner bürgerlichen Geſellſchaft, welche einige Fortſchritte in der Cultur gemacht hat, der gemeine Mann eben ſo gut, als die Perſonen aus den höhern Ständen unterrichtet ſeyn kann: ſo laſſen ſich doch die weſentlichſten Theile des Unterrichts, Leſen, Schreiben und Rechnen, den Kindern in einem ſo frühen Alter beybringen, daß auch die ärmſten und zu den niedrigſten Arbeiten erzogenen, noch dieſe drey Sachen lernen können, ehe ſie zu irgend einer jener Arbeiten fähig werden. Es koſtet dem Staate nur einen ſehr geringen Aufwand, um dieſer ganzen großen Volksklaſſe, die Erwerbung dieſer unentbehrlichen Geſchicklichkeiten zu erleichtern, ſie dazu aufzumuntern, und ſie gewiſſermaßen nothwendig zu machen.

Erleichtern kann der Staat die Erlernung dieſer drey Stücke, indem er in jedem Kirchſpiele, oder in jedem Bezirke kleine Schulen errichtet, worin Kinder um ein ſo geringes Geld unterrichtet werden, daß auch der gemeinſte Tagelöhner es ohne Mühe aufbringen kann. Um dieß möglich zu machen, müſſen die Lehrer dieſer

Schulen zum Theile vom Staate beſoldet werden. Zum Theile, ſage ich, weil, wenn ſie ihren Unterhalt ganz, oder hauptſächlich von ihm empfingen, ſie bald lernen würden, ihren Beruf zu vernachläſſigen. In Schottland hat die Errichtung ſolcher Kirchſpielſchulen gemacht, daß faſt alle gemeine Leute leſen, und ſehr viele von ihnen ſchreiben und rechnen können. Die Armenſchulen in England haben eine ähnliche Wirkung gethan, obgleich nicht ſo allgemein: weil ſie ſelbſt nicht ſo durchgängig im ganzen Lande eingeführt worden ſind. Wenn die Leſebücher in ſolchen Schulen von einem etwas lehrreichern Inhalte wären; und wenn darin, anſtatt des ſtümperhaften Lateins, mit welchem die Kinder gemeiner Leute ganz unnützer Weiſe zuweilen geplagt werden, die erſten Anfangsgründe der Mathematik und Mechanik gelehrt würden: ſo würde die gelehrte Erziehung dieſer Volksklaſſe ſo vollſtändig ſeyn, als möglich. Auch das gemeinſte Gewerbe iſt nicht ohne alle Gelegenheit, die Grundſätze jener beyden Wiſſenſchaften, (die zu den erhabenſten, wie zu den nützlichſten Kenntniſſen die Einleitung ausmachen) anzuwenden; und in jedem würde alſo der Mann, welcher daſſelbe treibt, wenn er mit dieſen Elementarkenntniſſen verſehen wäre, eine Uebung ſeines Verſtandes, und einen Stoff zum Nachdenken finden.

Ermuntern kann der Staat die gemeinen Leute zu Erwerbung jener Kenntniſſe, indem er denjenigen Kindern, die ſich darin hervorthun, kleine Belohnungen oder Ehrenzeichen ertheilt.

Der Staat kann es endlich dem gemeinen Manne **zur Nothwendigkeit machen**, jene wichtigſten aller Kenntniſſe zu erwerben, indem er jeden einer Prüfung darin unterwirft, ehe er das Bürgerrecht in einer Stadt, oder das Meiſterrecht in einer Zunft erhalten, oder ehe er ſich in irgend einem Dorfe oder einer Stadt zu Treibung eines Gewerbes niederlaſſen kann.

Auf dieſe Weiſe ermunterten die griechiſchen und römiſchen Freyſtaaten, den großen Haufen zu Erlernung der gymnaſtiſchen Uebungen, und auf dieſe Weiſe machten ſie ihm dieſe Erlernung leicht und nothwendig, als es ihnen ſo gut gelang, den kriegeriſchen Geiſt bey ihren Bürgern zu unterhalten. Sie erleichterten dieſe Erlernung, indem ſie Plätze zu den Uebungen anwieſen, und gewiſſen Meiſtern das Recht gaben, auf dieſen Plätzen zu lehren. Dieſe Meiſter hatten übrigens keine ausſchließende Privilegien. Und der, welcher ſich auf den **öffentlichen** Gymnaſien geübt hatte, bekam keinen Vorzug vor dem, der bey **Privatlehrern** dieſelben Uebungen getrieben hatte, wenn er eben ſo geſchickt darin war. Dieſe Freyſtaaten ermunterten das Volk zu Erlernung der gymnaſtiſchen Uebungen dadurch, daß ſie unter die jungen Leute, welche ſich hervorthaten, Prämien und Ehrenzeichen austheilten. Wer in den olympiſchen, iſthmiſchen oder nemäiſchen Spielen einen Preis errungen hatte, wurde nicht nur für ſeine Perſon berühmt, ſondern theilte auch dieſen Ruhm ſeiner ganzen Familie mit. Endlich legte die Verpflichtung, die jeder Bürger hatte, eine gewiſſe Anzahl von Jahren, wenn er dazu aufgefordert wurde, in den Armeen des Staats zu dienen, auch jedem die Nothwendigkeit auf, ſich zu dieſem Dienſte durch die Leibesübungen, ohne welche er nicht gehörig geleiſtet werden kann, vorzubereiten.

Daß, ſo wie die Staaten in Cultur, in Handarbeiten und im Handel höher ſteigen, die kriegeriſchen Uebungen, wofern der Staat nicht den Unterricht darin ſelbſt veranſtaltet, nach und nach aus der Gewohnheit kommen, und daß dadurch ſelbſt der kriegeriſche Geiſt bey dem größten Theile des Volks verloren geht: dieß iſt durch das Beyſpiel des neuern Europa nur gar zu deutlich erwieſen worden. Und doch iſt es dieſer kriegeriſche Geiſt eines Volks, und die natürliche Herzhaftigkeit des gemeinen Mannes, auf welchem die Sicherheit des Staats hauptſächlich beruhet. Zwar ſind jetzt, dieſer kriegeriſche Geiſt und dieſe Herzhaftigkeit, wenn ſie nicht durch eine wohl geordnete und geübte ſtehende Armee unterſtützt werden, nicht mehr hinlänglich, den Staat gegen ſeine äußern Feinde zu ſchützen. Indeß würde in einem Lande, in welchem jeder Bürger den Charakter eines Soldaten hätte, ein weit kleineres ſtehendes Heer nothwendig ſeyn. Auch würde dieſer Charakter die wahren oder eingebildeten Gefahren, die man von einer ſtehenden Armee für die Freyheit befürchtet, unſtreitig ſehr vermindern. So wie er die Operationen dieſer Armee gegen einen auswärtigen Feind ſehr unterſtützen und ihren guten Erfolg befördern würde: ſo würde er hingegen, wenn dieſe Armee je unglücklicher Weiſe zum Angriff gegen die Verfaſſung des Staats gebraucht werden ſollte, ihr jeden Schritt erſchweren, und ihre Erfolge vereiteln.

Die alten Einrichtungen Roms und Griechenlandes ſcheinen zu der Abſicht, den kriegeriſchen Geiſt bey der großen Maſſe des Volks zu beleben und zu unterhalten, weit wirkſamer geweſen zu ſeyn, als in neuern Zeiten die Errichtung der Landmilizen, die eben dahin abzielt. Jene Anſtalten waren weit einfacher, als dieſe. Waren ſie einmahl eingeführt: ſo brauchten ſie keine, oder nur eine ſehr geringe Sorgfalt von Seiten der Regierung, um in ihrer vollen Kraft erhalten zu werden. Dahingegen, wenn unſere Landmilizen nicht in kurzem völlig in Verfall gerathen, und zu ihrer Beſtimmung untauglich werden ſollen: ſo muß die Regierung unaufhörlich und ſehr mühſam ſich mit ihnen beſchäftigen. Ueberdieß war der Einfluß jener alten Anſtalten weit allgemeiner. Durch ſie wurde das ganze Volk vollkommen in dem Gebrauche der Waffen unterrichtet. — Nach der Verfaſſung unſerer europäiſchen Landmilizen, (wenn man die ſchweizeriſchen ausnimmt) iſt es nur ein kleiner Theil des Volks, der dadurch in den Waffen geübt wird. — Und doch entbehrt ein Feiger, ein Menſch, der ſich weder zu vertheidigen noch zu rächen im Stande iſt, eines weſentlichen Stücks von dem Charakter eines Mannes. Der Geiſt eines ſolchen Menſchen iſt auf eben die Art gelähmt und verſtümmelt, wie es ſein Körper ſeyn würde, wenn er eines ſeiner weſentlichen Glieder verloren hätte, oder um den Gebrauch deſſelben gekommen wäre. Ja er iſt in dem erſten Falle noch unglücklicher, als in dem letztern, da Glückſeligkeit und Elend, welche ganz in der Seele ihren Sitz haben, auch mehr von der Geſundheit und Vollſtändigkeit der geiſtigen Kräfte, als der körperlichen Werkzeuge abhängen. Ja ſelbſt, wenn der

kriegeskriegeriſche Geiſt eines Volks, zur Vertheidigung des Staats weniger nothwendig wäre, würde es doch noch die ernſthafteſte Sorge der Regierung verdienen, dieſen Geiſt zu erhalten, bloß um diejenige innere Verſtümmelung, Häßlichkeit und Erniedrigung der Seelen zu verhüten, die mit der Feigheit nothwendig verbunden iſt. Eben ſo würde es die Pflicht der Regierung ſeyn, dem Ausſatze, oder irgend einer andern ekelhaften und den menſchlichen Körper entſtellenden Krankheit, durch alle mögliche Anſtalten zu wehren, auch wenn keine unmittelbare Gefahr für das Leben der Menſchen daraus entſtände.

Eben das kann man von der groben Unwiſſenheit und Dummheit ſagen, die den Geiſt des gemeinen Volks in einem Staate um deſto mehr verdüſtert, je weiter der Staat im Ganzen, im Anbau, Kunſtfleiße und Handel fortgerückt iſt. Ein Menſch, der ſeine Vernunft, das unterſcheidende Merkmahl der menſchlichen Natur nicht zu gebrauchen weiß, iſt, wo möglich ein noch verächtlicheres Geſchöpf, als ein feigherziger Menſch; und iſt in einem noch weit weſentlichern Theile ſeines Geiſtes verſtümmelt. Auch wenn der Staat von den beſſern Einſichten der niedrigern Volksklaſſen gar keinen Nutzen zöge: wäre es doch noch ſeine Pflicht, ſie nicht ganz ohne Unterricht zu laſſen. Aber der Staat zieht in der That großen Nutzen von dieſen Einſichten. Je beſſer unterrichtet der gemeine Mann iſt: je weniger iſt er durch Aberglauben und Schwärmerey verführbar; zwey Abwege, auf denen bey unwiſſenden Nationen, das Volk zu den größten Ausſchweifungen gebracht werden

den kann. Ueberdieß beobachtet ein verſtändiges und mit einigen Kenntniſſen verſehenes Volk, in ſeinem Betragen Anſtand und Ordnung immer mehr, als ein dummes und unwiſſendes. Jeder einzelne in demſelben fühlt ſich etwas achtungswürdiger, — kann eher hoffen, von ſeinen geſetzmäßigen Obern eine gewiſſe Achtung zu erhalten, und iſt auch deßwegen geneigter, ihnen wieder die gebührende Achtung zu erweiſen. Jeder iſt aufgelegter, das vorgegebene Intereſſe und die Klagen der Staatsparteyen oder aufrühreriſcher Zuſammenrottirungen zu unterſuchen, und fähiger der Wahrheit dabey auf den Grund zu kommen; und eben deßwegen iſt er weniger in Gefahr, durch falſche Vorſpiegelungen zu einer muthwilligen oder unnöthigen Widerſetzlichkeit gegen die Regierung verleitet zu werden. Vorzüglich iſt es in freyen Staaten, wo die Sicherheit der Regierung ſehr von dem günſtigen Urtheile abhängt, welches das Volk über ihr Verfahren fällt, von der äußerſten Wichtigkeit, zu verhüten, daß das Volk nicht übereilt oder nach bloßen Launen zu urtheilen ſich gewöhne.

Drittes Hauptſtück.

Von dem Aufwande, welchen der Staat zur Unterweiſung der Erwachſenen zu machen hat.

Der Unterricht für die Erwachſenen, oder für Perſonen jedes Alters in einer Nation, iſt größtentheils kein anderer, als der Religionsunterricht. Dieſer

Unterricht hat nicht ſowohl den Zweck, die Menſchen zu guten Bürgern in dieſem Leben zu machen, als ſie für eine andere und beſſere Welt, nach demſelben vorzubereiten. Die Lehrer, welche dieſen Unterricht geben, können eben ſo wie jeder andere Lehrer, ihren Unterhalt entweder von den freywilligen und veränderlichen Beyträgen ihrer Zuhörer, oder aus einem unveränderlichen Fond erhalten; es beſtehe nun dieſer in Ländereyen, in einem Zehnten, oder einer Auflage auf Ländereyen, — oder in einem feſtgeſetzten Gehalte. In der erſten Lage werden ſie wahrſcheinlich ſich mehr anſtrengen, mehr Eifer und größern Fleiß beweiſen, als in der letztern. Dieß macht es eben, daß die Lehrer neuer Religionen bey ihren Angriffen gegen die alten Syſteme ſo große Vortheile haben, weil die Lehrer, welche dieſe vertheidigen ſollen, auf ihre Pfründen ſich verlaſſend, gemeiniglich es verſäumt haben, den Glauben und die Andacht des Volks in einer gewiſſen Inbrunſt zu unterhalten; und dann, weil ſie zugleich aus Liebe zur Bequemlichkeit und zum Wohlleben, alle die Kenntniſſe und Geiſtesübungen vernachläſſiget haben, die zu einem kräftigen Widerſtande gegen ihre Gegner nothwendig wären. Die Geiſtlichkeit einer durch Staatsgeſetze gegründeten, und durch anſehnliche Güter unterſtützten Kirche kann vielleicht zu einer Geſellſchaft artiger und gelehrter Männer werden, die alle Tugenden von Weltleuten oder die Tugenden, welche ihnen die Achtung der Weltleute zuziehen, beſitzen; aber ſie wird wahrſcheinlich nach und nach diejenigen guten oder böſen Eigenſchaften verlieren, die ihr ehedem bey den niedrigen Volksklaſſen ſo viel Anſehen und Einfluß gaben, und die vielleicht urſprünglich der Religion, welche ſie predigte, den Eingang in die Staaten verſchafften. Eine ſolche Geiſtlichkeit, wenn ſie von einem Haufen kühner und beym Volke beliebter, obgleich vielleicht dummer und unwiſſender Schwärmer angegriffen wird, fühlt ſich eben ſo vollkommen vertheidigungslos, als die trägen, weichlichen und wohl genährten Einwohner der ſüdlichen Theile von Aſien, als ſie von den thätigen, abgehärteten und hungrigen Völkerſchaften des Nordens angefallen wurden. Eine ſolche Geiſtlichkeit hat bey dergleichen Ereigniſſen faſt kein anderes Rettungsmittel, als die bürgerliche Obrigkeit zu Hülfe zu rufen, und von ihr zu begehren, daß ſie ihre Gegner als Störer des öffentlichen Friedens verfolgen, aus der Welt ſchaffen, oder aus dem Lande verjagen ſoll. So rief die römiſchkatholiſche Geiſtlichkeit die Obrigkeit auf, um die Proteſtanten, und die engliſche, um die Diſſenters zu verfolgen; und ſo lehrt überhaupt die Geſchichte, daß jede Religionspartey, wenn ſie ein oder zwey Jahrhunderte lang, die Sicherheit einer durch Geſetze befeſtigten Herrſchaft genoſſen hat, unfähig geworden iſt, ſich gegen eine neu entſtehende Secte, die ihren Lehrbegriff oder ihre Kirchenzucht angriff, mit Kraft und Muth zu vertheidigen. Bey dieſem Streite kann vielleicht die alte herrſchende Partey die gelehrtere ſeyn, und beſſere Schriftſteller aufweiſen können. Aber in der Kunſt, die Gemüther des Volks zu gewinnen, in den Künſten, welche Proſelyten machen, werden ihre Gegner immer die Oberhand haben. In England ſind dieſe Künſte von der wohl begüterten Geiſtlichkeit der herrſchenden Kirche ſchon längſt vernachläſſiget worden, und werden jetzt nur von den Diſſenters und den Methodiſten geübt. Aber auch die Lehrer der Diſſenters haben viel von ihrem frommen Eifer und von ihrer Thätigkeit verloren, ſeitdem an vielen Orten durch freywillige Beyträge und Unterzeichnungen für ihr unabhängiges Einkommen geſorgt worden iſt. Viele von ihnen ſind ſehr gelehrte, einſichtsvolle und in aller Abſicht achtungswürdige Männer geworden; aber im Ganzen haben ſie aufgehört, aufs Volk ſtark wirkende Prediger zu ſeyn. Die Methodiſten, obgleich nicht halb ſo gelehrt als ſie, ſtehen weit mehr bey dieſem in Achtung.

In der römiſchen Kirche, wird der Eifer und Fleiß der niedern Geiſtlichkeit durch die mächtigen Bewegungsgründe des Eigennutzes, mehr als vielleicht in irgend einer proteſtantiſchen Landeskirche, aufrecht erhalten. Die Weltgeiſtlichen, welche Pfarreyen haben, erhalten einen ſehr beträchtlichen Theil ihrer Einkünfte von den freywilligen Opfern ihrer Pfarrkinder. Um dieſe Quelle des Einkommens ergiebiger zu machen, giebt ihnen das Sakrament der Ohrenbeichte mannigfaltige Gelegenheit. Die Bettelorden erwarten ihren Unterhalt einzig und allein von ſolchen Opfern. Sie befinden ſich in der Lage, wie die Huſaren und leichte Infanterie bey gewiſſen Kriegsheeren: wenn ſie keine Beute machen, ſo haben ſie auch keinen Sold. Die Pfarrer ſind denjenigen Schul- und Univerſitätslehrern ähnlich, die zum Theil von feſten Beſoldungen, zum Theil von dem Ehrenlohne leben, den ihnen ihre Schüler und Zuhörer bezahlen: — einem Lohne, der immer mehr oder weniger von ihrem Fleiße und ihrem Rufe abhängt. Die Bettelmönche ſind den Lehrern ähnlich, welche ganz allein von ihren

Schülern bezahlt werden. Sie ſind alſo zur Anwendung jedes Mittels genöthigt, welches das Feuer der Andacht bey dem gemeinen Manne anfachen kann. Macchiavell merkt an, daß die beyden großen Bettelorden, der Franziskaner und Dominikaner, im dreyzehnten und vierzehnten Jahrhunderte, den ſchwach werdenden Glauben und die erkaltete Andacht der katholiſchen Kirche wieder belebten und erwärmten. In der That ſind es in katholiſchen Ländern die Mönche und die ärmern Pfarrer, welche die Volksandacht faſt ganz allein unterhalten. Die Prälaten und die übrige hohe Geiſtlichkeit, wenn ſie gleich diejenige Ausbildung des Geiſtes und der Sitten haben, welche man von Leuten vom Stande, und ſelbſt zuweilen die, welche man von Gelehrten fordert, — wenn ſie gleich wachſam genug ſind, die ihnen untergebene Geiſtlichkeit in gehöriger Zucht und Ordnung zu halten, geben ſich doch ſelbſt mit der Unterweiſung des Volks ſehr wenig ab.

„Die meiſten der Künſte und Arbeiten, welche den
„Beruf eigener Stände in der bürgerlichen Geſellſchaft
„ausmachen, (ſagt einer der berühmteſten Philoſophen
„und Geſchichtſchreiber unſerer Zeit) *) ſind von der
„Beſchaffenheit, daß, indem ſie das Beſte der Geſell-
„ſchaft befördern, ſie auch gewiſſen einzelnen Perſonen
„nützlich oder angenehm ſind; und in dieſem Falle ſollte
„es ſich die Obrigkeit zur beſtändigen Maßregel machen,
„dieſe Künſte oder dieſe Arbeitszweige, — ausgenom-
„men

---

*) Man ſehe Hume hiſtory of England, Vol. IV. p. 30. (London 1773. 8.)

„men vielleicht, wenn ſie zuerſt in einem Lande eingeführt werden —— ſich ſelbſt zu überlaſſen, und die Ermunterung derſelben ruhig von dem Eigennutze derjenigen zu erwarten, die perſönlich davon Vortheil ziehen. Die Künſtler, wenn ſie ihren Gewinn durch die Zufriedenheit und den Beyfall ihrer Kunden vermehrt finden, werden von ſelbſt ihre Geſchicklichkeit ſo weit zu treiben, und ihren Fleiß ſo ſehr anzuſtrengen ſuchen, als möglich iſt; und da alsdann der natürliche Gang der Sachen nicht durch ein unzeitiges Dazwiſchenkommen des obrigkeitlichen Anſehens geſtört wird: ſo kann man faſt ſicher ſeyn, daß Menge und Beſchaffenheit der Waare immer dem Verlangen der Käufer entſprechen werde.“

„Aber es giebt noch andere Berufsarten, die, ob ſie gleich in einem Staate nützlich und beynahe nothwendig ſind, doch keinem einzelnen Individuum Vergnügen oder Vortheil bringen; und in Anſehung der Perſonen, welche ſich dieſen widmen, muß der Regent nothwendig ein ganz anderes Verfahren wählen. Er muß zuerſt zu ihrem Unterhalte auf öffentliche Koſten beytragen; und er muß zweytens, um derjenigen Vernachläſſigung ihrer Geſchäfte, zu welcher ſie leicht in Verſuchung gerathen könnten, verzubeugen, entweder außerordentliche Würden an ſolche Berufsarten knüpfen, oder eine lange Reihe einander untergeordneter Rangſtufen mit einer ſtrengen Abhängigkeit der Untern von ihren Obern, bey denſelben einführen, oder andere zweckmäßige Vorkehrungen dazu machen. Zu dieſer Klaſſe gehören alle in Finanz- Militär- oder obrigkeitlichen Aemtern angeſtellte Perſonen.

„Vielleicht kann man beym erſten Anblicke glauben,
„daß auch der Stand der Geiſtlichen zu der erſten Klaſſe
„gehöre; und daß, um Menſchen zu Ergreifung dieſes
„Berufs, oder zu ſorgfältiger Abwartung deſſelben zu
„ermuntern, es eben ſowohl, wie bey Aerzten und Sachwaltern,
„an der Freygebigkeit und Dankbarkeit der
„einzelnen Perſonen genug ſey, die der Lehre derſelben
„anhängen, und durch ihre geiſtlichen Arbeiten erbauet
„und getröſtet werden. Ohne Zweifel muß ihr Eifer und
„Fleiß durch einen Bewegungsgrund, der immer im Verhältniſſe
„mit beyden wächſt, ſehr belebt werden: und
„ſowohl ihre Geſchicklichkeit in ihrem Berufe überhaupt,
„als insbeſondere die Fähigkeit, die Gemüther des Volks
„zu regieren, muß durch die täglich ſich vermehrende
„Uebung ſehr zunehmen.“

„Indeß, wenn man die Sachen näher unterſucht,
„ſo findet man, daß dieſer auf Eigennutz gegründete Eifer
„der Geiſtlichkeit gerade dasjenige iſt, was jeder
„weiſe Geſetzgeber aufs möglichſte verhüten muß: weil er
„jede andere Religion, außer der wahren, durchaus zu
„verderben, aber auch ſelbſt in dieſe eine ſtarke Miſchung
„von Thorheit und Aberglauben zu bringen im Stande
„iſt. Jeder ſolcher geiſtliche Practiker wird, um ſich
„ſelbſt ſeinen Anhängern theurer, und in den Augen
„derſelben geheiligter zu machen, ſie mit dem größten
„Abſcheue gegen alle andere Secten erfüllen, und durch
„immer neue Erfindungen die ermattende Andacht ſeiner
„Zuhörer zu beleben ſuchen. Auf Wahrheit, Schicklichkeit
„und Anſtand wird er in ſeinen Vorträgen wenig
„Rückſicht nehmen; und jeder Glaubensartikel wird um

„ deſto begieriger von ihm in ſein Syſtem aufgenommen werden, je beſſer er mit den Schwächen oder den Leidenſchaften der menſchlichen Natur übereinſtimmt. In jedem neuen Conventikel wird man, um ſich Kunden zuzuziehen, mit erhöheter Kunſt und Emſigkeit auf die Leichtgläubigkeit des Pöbels zu wirken ſuchen. Und am Ende wird die bürgerliche Obrigkeit finden, daß ſie das Erſparniß ſehr theuer bezahlt hat, welches ſie zu machen glaubte, als ſie den Prieſtern einen ſtehenden Gehalt verſagte. Sie wird finden, daß in der That der anſtändigſte und vortheilhafteſte Handel, den ſie mit dieſen geiſtlichen Führern ſchließen kann, der iſt, durch ausgeſetzte feſte Beſoldungen ihre Lauigkeit in ihrem Amte zu erkaufen, — und es für ſie überflüſſig zu machen, noch thätiger zu ſeyn, als es bloß nöthig iſt, um ihre Heerde von der Verirrung auf fremde Weiden abzuhalten. Und auf dieſe Weiſe werden geiſtliche Stiftungen und Kirchengüter, ob ſie gleich zuerſt in bloß religiöſen Abſichten der Geiſtlichkeit übergeben worden ſind, zuletzt auch dem politiſchen Intereſſe der Geſellſchaft nützlich.“

Doch die Wirkungen von der Verſorgung der Geiſtlichkeit durch feſte und von ihrem Fleiße unabhängige Einkünfte mögen gut oder ſchlecht geweſen ſeyn: ſo ſind ſie doch ſehr ſelten die Endzwecke geweſen, um derenwillen man ihr dieſe Einkünfte verliehen hat. Zeiten heftiger Religionsſtreitigkeiten ſind gemeiniglich auch Zeiten eines heftigen Parteyenkampfs im Staate. Zu ſolchen Zeiten findet oder glaubt jede Staatspartey es nützlich, ſich mit der einen oder der andern der mit einander ſtreitenden

Religionsſecten zu verbinden. Dieß kann aber nur geſchehen, indem ſie das beſondere Lehrgebäude dieſer Secte annimmt, oder wenigſtens begünſtigt. Die Secte, welche das Glück hat, mit der ſiegenden Staatspartey im Bündniſſe zu ſeyn, theilt nothwendig die Vortheile des Sieges mit ihrem Alliirten, unter deſſen Schutz und Begünſtigung ſie bald in den Stand kömmt, alle ihre Widerſacher zu unterjochen und zum Schweigen zu bringen. Dieſe Gegner hatten ſich gemeiniglich mit den Feinden der ſiegenden Staatspartey in Verbindung eingelaſſen, und werden alſo ſelbſt als Feinde dieſer Partey angeſehen. Wenn auf dieſe Weiſe die Geiſtlichkeit einer beſtimmten Secte Meiſter vom Schlachtfelde geblieben iſt, und ihren Einfluß und ihr Anſehen bey dem gemeinen Volke auf den höchſten Gipfel gebracht hat: ſo wird ſie dadurch mächtig genug, um die Häupter und Anführer ihrer eigenen Partey in Ehrfurcht zu erhalten, und die bürgerliche Obrigkeit ſelbſt zur Annahme ihrer Meinungen und Geſinnungen zu nöthigen. Ihre erſte Forderung war gemeiniglich die, daß ihre Gegner zum Stillſchweigen und zur Unterwerſung verwieſen werden ſollten; — die zweyte, daß ihr ſelbſt fixe und unabhängige Einkünſte angewieſen würden. Da ſie gemeiniglich zu dem Siege der nun triumphirenden Staatspartey nicht wenig beygetragen hatte: ſo ſchien es nicht mehr als billig, daß ſie auch einen Antheil an der eroberten Beute haben müſſe. Sie war überdieß müde, um die Gunſt des Volks fernerhin zu buhlen, und von deſſen Launen ihren Unterhalt zu erwarten. Sie ſuchte alſo durch jene Forderung nur ihre gegenwärtige Lage bequemer und annehmlicher zu machen, ohne ſich darum zu bekümmern, was in der Zukunft daraus für Folgen in Abſicht ihres Einfluſſes und Anſehens beym Volke entſtehen konnten. Die bürgerliche Obrigkeit, welche ihr Verlangen nicht anders erfüllen konnte, als indem ſie ihr etwas überließ, was ſie weit lieber für ſich behalten hatte, war niemahls ſehr geneigt einzuwilligen. Doch am Ende mußte ſie faſt immer nachgeben, wenn es auch erſt geſchahe, nachdem ſie alle mögliche Verzögerungen und Ausflüchte erſchöpft hatte.

Wenn aber die Staatskunſt nie die Religion zu Hülfe gerufen, — wenn die triumphirende Staatspartey, nicht ſchon während ihres Streits mit ihren Gegnern, ſich mit einer der kirchlichen Secten verbunden hätte: ſo würde ſie auch nach ihrem Siege, gegen alle Secten gleichgültig oder unparteyiſch geweſen ſeyn, und jedem Menſchen erlaubt haben, ſeine Religion und ſeinen Prieſter nach ſeinem Gefallen zu wählen. In dieſem Falle würde es ohne Zweifel eine große Menge von Secten gegeben haben. Faſt jede beſondere Gemeinde würde eine kleine Secte ausgemacht, und einige ihr eigene Lehrſätze oder Gebräuche gehabt haben.

Jeder Kirchenlehrer würde ohne Zweifel in der Nothwendigkeit geweſen ſeyn, ſeinen äußerſten Fleiß anzuwenden, und jeden Kunſtgriff, der zur Erhaltung oder zur Vermehrung der Zahl ſeiner Schüler dienen könnte, zu benutzen. Da aber jeder andere Lehrer durch denſelben Antrieb wäre angefeuert worden: ſo würde keiner ein außerordentliches Glück gemacht, und keine Secte würde ein großes Uebergewicht über die andern erhalten haben. Nur da kann der eigennützige und leidenſchaftliche Eifer der Religionslehrer dem Staate gefährlich werden, wo es entweder nur Eine geduldete Secte im Staate giebt, oder wo die ganze Geſellſchaft in zwey oder drey große Secten getheilt iſt; und die Lehrer einer jeden mit einander einverſtanden, oder einander untergeordnet ſind. Aber da, wo eine Nation in zwey oder drey hundert, vielleicht in ſo viele tauſend Secten getheilt iſt, wovon keine mächtig genug iſt, um die öffentliche Ruhe ſtören zu können; da iſt der Religionseifer der Geiſtlichkeit durchaus unſchädlich. Die Lehrer jeder Partey, da ſie ſich von allen Seiten von mehr Feinden als Freunden umgeben ſehen, müſſen ſich nothwendig der Billigkeit und Mäßigung befleißigen — Tugenden, die bey den Lehrern der mächtigen Religionsparteyen, deren Lehren, — von der bürgerlichen Obrigkeit unterſtützt, — von allen Einwohnern eines großen Reichs in Ehren gehalten werden, und die daher nichts als Schüler und demüthige Bewunderer um ſich herum ſehen, äußerſt ſelten ſind. In dieſem von mir angenommenen Falle würden die Lehrer jeder kleinen Secte, da ſie ſich beynahe allein und verlaſſen fänden, den Lehrern jeder andern Secte mit Achtung zu begegnen genöthiget werden; und das gegenſeitige Nachgeben derſelben in ſtreitigen Puncten, wobey alle ihre Rechnung am beſten fänden, würde vielleicht das Syſtem einer jeden zu derjenigen reinen und vernünftigen Gottesverehrung zurückführen, die, von Ungereimtheiten, Betrug und Aberglauben in gleichem Grade geläutert wäre. Eine ſolche Religion iſt der Wunſch aller weiſen Männer zu allen Zeiten geweſen; aber ſie iſt nie durch poſitive Geſetze in irgend einem Lande eingeführt worden, und wird wahrſcheinlich nie durch ſolche eingeführt werden: weil auf die poſitiven Geſetze, welche die Religion zum Gegenſtande haben, Volksaberglaube oder Volksſchwärmerey immer mehr oder weniger Einfluß hat.

Dieſer Plan kirchlicher Regierung, oder vielmehr dieſe Entſagung aller Pläne, irgend ein kirchliches Regiment feſtzuſetzen, wurde in England von derjenigen Religionspartey, welche wir die **Independenten** nennen, und die unſtreitig aus ſehr wilden Schwärmern beſtand, gegen das Ende des bürgerlichen Krieges im vorigen Jahrhunderte in Vorſchlag gebracht. Wäre der Vorſchlag angenommen worden; ſo würde er, ob er gleich einen ſehr unphiloſophiſchen Urſprung hatte, doch zu jetziger Zeit die am meiſten philoſophiſche Denkungsart in Abſicht religiöſer Grundſätze, nehmlich allgemeine Duldung und Mäßigung hervorgebracht haben. Er iſt in der That in Penſylvanien befolgt worden; und obgleich die Quäcker daſelbſt die zahlreichſten ſind, ſo wird doch im Grunde keine Religionspartey vor der andern durch die Geſetze begünſtiget; und auch hier ſoll er jene philoſophiſche Gutmüthigkeit und Mäßigung bewirkt haben.

Aber wenn auch dieſe ganz gleiche und unparteyiſche Behandlung aller Secten, in den Gemüthern ihrer Anhänger Gutmüthigkeit und Mäßigung gegen einander nicht zur Folge haben ſollte: ſo würde doch, wenn der Secten nur recht viele in einem Lande, und jede alſo nur zu klein wäre, um die öffentliche Ruhe ſtören zu können, auch der blinde und übertriebene Eifer einer jeden für die ihr eigenen Glaubensſätze, keine ſonderlich ſchädlichen, —

ſondern vielmehr einige gute Wirkungen hervorbringen. Und wenn der Staat nur unwiderruflich entſchloſſen wäre, theils jede Secte ſich ſelbſt, ohne alle Einſchränkung zu überlaſſen, theils jede zu nöthigen, daß ſie die übrigen ungeſtört ließe: ſo iſt ſicher zu glauben, daß ſie ſich in kurzem von ſelbſt in mehrere Zweige theilen, und alſo bald zahlreich genug werden würden.

In jedem gebildeten Staate, in jeder bürgerlichen Geſellſchaft, worin der Unterſchied der Stände einmahl feſten Sitz gewonnen hat, ſind immer zu einer und derſelben Zeit zwey verſchiedene Moralſyſteme in Umlaufe geweſen, wovon man das eine das ſtrenge, das andere das nachgiebige nennen kann. Das erſte iſt gemeiniglich von dem gemeinen Manne, das andere von den Vornehmen geſchätzt und angenommen worden. Der Unterſchied unter beyden Syſtemen ſcheint in der größern oder geringern Mißbilligung zu liegen, welche die Laſter des Leichtſinnes, die, welche aus zu großem Glücke, aus dem Uebermaße von Fröhlichkeit und ſinnlichen Genüſſen herrühren, erregen. In dem Syſtem der nachgiebigen Moral, oder der Moral der Vornehmen wird Ueppigkeit, leichtſinniger und ſelbſt unſittlicher Scherz, der bis zu einiger Unmäßigkeit getriebene Genuß des Vergnügens, die Verletzung der Keuſchheit, wenigſtens bey dem männlichen Geſchlechte, — wenn nur nicht der gute Anſtand dabey auf eine grobe Art beleidiget wird, oder Falſchheit und Ungerechtigkeit damit vergeſellſchaftet iſt, — mit einem hohen Grade von Nachſicht behandelt, leichtlich entſchuldigt, oder auch völlig vergeben. Nach der ſtrengern Moral hingegen, werden alle dieſe Ausſchweifungen mit dem äußerſten Abſcheu angeſehen. — Dieſer Unterſchied in der Beurtheilung iſt nicht ohne allen Grund. Die Laſter des Leichtſinnes ſind für die niedrigern Volksklaſſen immer verderblich; und eine einzige Woche, gedankenlos und in Zerſtreuungen zugebracht, kann einen armen Arbeitsmann auf immer zu Grunde richten, und ihn aus Verzweiflung zur Begehung der abſcheulichſten Verbrechen verleiten. Der weiſere und beſſere Theil des gemeinen Volks haßt und verabſcheuet daher dieſe Ausſchweifungen aufs äußerſte, weil er aus Erfahrung weiß, daß ſie ſo vielen Leuten ſeines Standes verderblich geweſen ſind. Ein Mann vom Stande hingegen wird oft durch die Ausſchweifungen vieler Jahre nicht gänzlich zu Grunde gerichtet; und die ganze höhere Klaſſe iſt alſo ſehr geneigt, es als das Vorrecht ihres Ranges und ihrer Glücksumſtände anzuſehen, daß ſie ſich einen gewiſſen Grad von Unmäßigkeit im Genuſſe des Wohllebens und der Sinnlichkeit erlauben, und doch keinen großen Tadel darüber befürchten darf. Sie iſt daher auch ſehr nachſichtig gegen Fehler der Art, wenn ſie von Perſonen, die zu ihr gehören, begangen werden, und belegt ſie mit einem ſehr leichten Tadel, oder tadelt ſie gar nicht.

Faſt alle Religionsſecten haben unter den gemeinen Volksklaſſen ihren Anfang genommen, aus welchen ſie immer ihre erſten, ſo wie ihre zahlreichſten Proſelyten gezogen haben. Alle haben alſo auch bey ihrer Entſtehung das Syſtem der ſtrengen Moral angenommen. (Wenn es Ausnahmen hiervon gegeben hat: ſo ſind ſie doch ſehr ſelten geweſen.) Durch dieſes Syſtem konnten ſie ſich am beſten bey derjenigen Klaſſe des Volks empfehlen, der ſie ihren Reformationsplan zuerſt vorlegten. Viele von ihnen, vielleicht die meiſten haben eben dadurch Credit zu erhalten geſucht, daß ſie die Strenge der gemeinen Volksmoral noch höher, — vielleicht bis zur Thorheit und Ungereimtheit trieben; und es gelang ihnen auch nicht ſelten durch dieſe ausſchweifende Strenge, die Achtung und das Vertrauen des gemeinen Mannes mehr, als durch irgend etwas anders zu gewinnen.

Ein Mann von Stande und Vermögen iſt, vermöge ſeiner Lage in der bürgerlichen Geſellſchaft, ein bedeutendes Glied derſelben; ſeine ganze Aufführung wird von ihr beobachtet, und er wird eben dadurch genöthigt, ſelbſt auf ſeine Aufführung Acht zu geben. Sein Anſehen und ſein Glück hängt ſehr von dem Urtheile ab, welches die Geſellſchaft über ihn fällt. Er wagt es alſo nicht, irgend etwas zu thun, was ihn in den Augen der Welt entehren, oder ihm allgemeinen Tadel zuziehen könnte, und er iſt zu einer genauen Beobachtung derjenigen ſtrengen oder nachgiebigen Moral genöthigt, welche die Geſellſchaft, worin er lebt, den Perſonen ſeines Ranges vorſchreibt. Ein Menſch von niedrigem Stande hingegen, iſt in einem großen Staate nie ein Aufmerkſamkeit erweckendes Glied der Geſellſchaft. Lebt er in einem kleinen Dorfe: ſo iſt es möglich, daß ſeine Aufführung von andern beachtet, und er alſo auch dadurch genöthigt wird, ſelbſt auf ſie Achtung zu geben. In dieſer Lage und in dieſer Lage allein kann er das zu verlieren haben, was man einen guten Namen nennt. Sobald er aber in eine große Stadt kommt, ſo verſinkt er in Dunkelheit.

kelheit. Seine Aufführung wird von keinem Menſchen mehr beobachtet, und er iſt daher ſehr in Gefahr ſie ſelbſt zu vernachläſſigen, und ſich der Liederlichkeit und den niedrigſten Laſtern ohne Rückhalt zu überlaſſen. Aus dieſer Dunkelheit tritt er nie ſo gewiß heraus — nie wird ſeine Aufführung von einer anſehnlichen Geſellſchaft ſo aufmerkſam beobachtet, als wenn er Mitglied einer kleinen religiöſen Secte wird. Von dieſem Augenblicke an bekömmt er einen Grad von Wichtigkeit, den er nie zuvor hatte. Allen ſeinen Glaubensgenoſſen iſt um des guten Rufs der Partey willen, zu welcher ſie gemeinſchaftlich gehören, an ſeiner guten Aufführung gelegen; ſie geben alſo genau auf ihn Acht, und wenn er durch grobe Vergehungen Aergerniß giebt, oder von der ſtrengen Sittenlehre, welche die Anhänger kleiner Secten gemeiniglich einander vorſchreiben, ſehr weit abweicht: ſo beſtrafen ſie ihn durch den Bann, oder die Ausſchließung aus ihrer Gemeinde; — eine ſehr harte Strafe für den gemeinen Mann, auch wenn ſie von keinen bürgerlichen Folgen begleitet iſt. Dieß iſt die Urſache, warum in kleinen Religionsſecten, die Aufführung der gemeinen Leute faſt immer vorzüglich regelmäßig und ſittlich gefunden wird, — gemeiniglich weit regelmäßiger, als ſie es bey den Mitgliedern der großen Nationalkirche iſt. Wenn die Moral dieſer kleinen Secten in irgend etwas gefehlt hat: ſo iſt es eher durch eine ungeſellige übertriebene Strenge, als durch Ausſchweifungen der Sinnlichkeit geſchehen.

Doch es giebt zwey leicht anwendbare und ſehr wirkſame Mittel, durch deren vereinigten Einfluß der Staat ohne allen Zwang das, was in der Sittenlehre kleiner Secten ungeſellig und auf eine tadelhafte Weiſe ſtrenge iſt, verbeſſern kann.

Das erſte iſt das Studium der Philoſophie und der Wiſſenſchaften überhaupt; ein Studium, welches der Staat ſehr leicht, wenn er will, bey dem Mittelſtande und dem höhern Stande allgemein machen kann; — nicht dadurch, daß er Lehrer dazu anſetzt und beſoldet, wodurch er nur die, welche ſich von ſelbſt dem Geſchäfte des Unterrichts mit Fleiß und Eifer widmen würden, faul und nachläſſig macht: ſondern dadurch, daß er alle und jede, die in eine der edlern Berufsarten treten wollen, oder ſich als Candidaten zu ehrenvollen und einträglichen Aemtern melden, ehe ſie dazu zugelaſſen werden, einer Prüfung, ſelbſt in Abſicht der höhern und ſchwerern Wiſſenſchaften unterwirft. Wenn der Staat den Perſonen aus dieſen obern Volksklaſſen die Nothwendigkeit auflegte, etwas gelernt zu haben: ſo hätte er nicht nöthig, für ihr Lernen ſelbſt zu ſorgen. Die, welchen daran gelegen iſt, unterrichtet zu ſeyn, werden ſchon wiſſen, ſich Unterricht zu verſchaffen, und zwar beſſeren, als der Staat ihnen verſchaffen konnte. — Nun ſind aber die Wiſſenſchaften das große Gegengift gegen Schwärmerey und Aberglauben; und wenn die höhern Stände vor dieſen beyden Abwegen verwahrt ſind, ſo können auch die niedern keinen ſehr großen Schaden durch ſie leiden.

Das zweyte der oben gedachten Mittel beſteht in der Anzahl und Fröhlichkeit der öffentlichen Vergnügungen. — Derjenige Staat, welcher alle Perſonen, die, ihres eigenen Vortheils wegen, das Volk durch Muſik, Mahlerey und Tanz, durch dramatiſche oder andere Schauſpiele, ohne den Anſtand zu verletzen oder Aergerniß zu geben, zu beluſtigen unternehmen, ermuntert, — und dieß geſchieht am beſten durch eine völlige ihnen verſtattete Freyheit — wird leicht bey ſeinem Volke die finſtere und melancholiſche Gemüthsart zerſtreuen, welche dem Aberglauben und der Schwärmerey am meiſten Nahrung giebt. Oeffentliche Vergnügungen ſind von jeher ein Gegenſtand des Haſſes und des Schreckens für alle Fanatiker geweſen, die das Volk zu den Ausſchweifungen einer falſchen Frömmigkeit zu verführen ſuchen. Fröhlichkeit und gute Laune, die Wirkungen jener Vergnügungen, ſtehen derjenigen Gemüthsbeſchaffenheit gerade entgegen, die ihren Abſichten am günſtigſten iſt, und auf die ſie am beſten zu wirken wiſſen. Ueberdieß haben die dramatiſchen Vorſtellungen oft die Kunſtgriffe der Schwärmer und Abergläubiſchen ſelbſt, dem öffentlichen Spotte Preis gegeben, oder wohl gar ſie dem allgemeinen Abſcheu bloß geſtellt. Und eben deßwegen ſind ſie von dieſen auch noch mehr, als andere öffentliche Zeitvertreibe gehaßt worden.

In einem Lande, wo die Geſetze die Lehrer keiner Religionsparthey vor der andern vorzüglich begünſtigten, würde es auch gar nicht nothwendig ſeyn, die Lehrer von irgend einer in eine beſondere und unmittelbare Abhängigkeit von dem Landesherrn, oder der oberſten Staatsgewalt zu ſetzen; und dieſe in die Ernennung oder Entlaſſung derſelben einzumiſchen. In einer ſolchen Lage würde der Souverän ſich gar nicht weiter um ſie bekümmern

mern dürfen, als inſofern er ſich um alle ſeine Bürger bekümmert, nehmlich um den Frieden unter ihnen zu erhalten, und jedem insbeſondere von der Beleidigung. Verfolgung und Unterdrückung der übrigen abzuhalten. Aber ganz anders iſt es, wo es eine durch Geſetze eingeführte und herrſchende Religion giebt. Hier kann der Staat nie der öffentlichen Ruhe ſicher ſeyn, wenn er ſich nicht über die Lehrer dieſer Religion einen beträchtlichen und unmittelbaren Einfluß verſchafft hat.

Die Geiſtlichkeit jeder in einem Staate herrſchenden Kirche bildet einen großen politiſchen Körper. Sie kann mit ſolcher Uebereinſtimmung handeln, und ihr Intereſſe ſo planmäßig, und ſo in Einem Geiſte verfolgen, als wenn ſie unter der Anführung eines einzigen Oberhauptes ſtünde; und oft ſteht ſie auch in der That unter einem ſolchen Anführer. Ihr Intereſſe, als einer eigenen Gemeinheit, iſt mit dem Intereſſe des Staats oder des Landesherrn niemahls einerley, und iſt oft geradezu demſelben entgegengeſetzt. Das Hauptintereſſe der Geiſtlichkeit beſteht in der Aufrechterhaltung ihres Anſehens beym Volke; und dieſes Anſehen hängt von der Gewißheit und Wichtigkeit ab, welche dem von ihr vorgetragenen Glaubensſyſtem zugeſchrieben wird; es hängt davon ab, daß der Glaube an jeden Artikel dieſes Syſtems für nothwendig gehalten werde, den Menſchen vor ewigem Elende zu ſichern. Sollte der Landesherr entweder die Unklugheit begehen, irgend einen unbedeutenden Satz ihrer Dogmatik ſelbſt zu bezweifeln oder zu verlachen; oder die Menſchlichkeit haben, diejenigen, welche das eine oder das andere thun, zu beſchützen: ſo iſt von einer Geiſtlichkeit, die in keiner Art von Abhängigkeit von ihm ſteht, nichts anders zu erwarten, als daß, da ſie ſich an ihrer Ehre dadurch beleidigt glaubt, ſie den Landesherrn ſogleich als einen Feind Gottes und der Religion in den Bann thun, und alle Schreckniſſe der letztern anwenden werde, um den Gehorſam und die Unterwürfigkeit des Volks einem rechtgläubigern und frömmern Furſten zuzuwenden. Die Gefahr für ihn iſt eben ſo groß, wenn er ſich den Anſprüchen und den uſurpirten Rechten der Geiſtlichkeit widerſetzt. Diejenigen Fürſten, die ſich auf dieſe Weiſe gegen die Kirche empört haben, ſind gemeiniglich, außer der Beſchuldigung Tyrannen zu ſeyn, noch mit dem Namen der Ketzer gebrandmarkt worden — ſo feyerlich ſie auch ihre Rechtgläubigkeit bezeugt, und ſo unbedingten Gehorſam gegen jede Entſcheidung der Kirche in Glaubensſachen ſie auch angelobt haben. — Nun geht aber das Anſehen der Religion über jedes andere Anſehen. Die Furcht, welche ſie erregt, überwiegt alle andere Furcht. Wenn die vom Staate genehmigten Lehrer der Religion unter dem großen Haufen Grundſätze verbreiten, welche das Anſehen des Landesherrn untergraben: ſo hat dieſer kein anderes Mittel, als die Gewalt, oder eine ſtehende Armee in Händen, um dieſes ſein Anſehen aufrecht zu erhalten. Selbſt eine ſtehende Armee kann ihm in dieſem Falle keine dauerhafte Sicherheit verleihen. Denn wenn die Soldaten nicht Ausländer, ſondern aus den zahlreichen niedrigen Volksklaſſen genommen ſind, (welches letztere faſt immer der Fall iſt) ſo werden auch ſie ſehr leicht durch jene Kirchenlehrer verführt werden können. Die Revolutionen, welche die unruhige griechiſche Geiſtlichkeit ohne Unterlaß zu Conſtantinopel veranlaßte, ſo lange das morgenländiſche Kaiſerthum dauerte — die Zerrüttungen, welche während mehrerer Jahrhunderte die Streit- und Herrſchſucht der römiſchen Kleriſey in allen europäiſchen Reichen ſtiftete, ſind hinlängliche Beweiſe, wie unſicher der Zuſtand eines Landesherrn iſt, in deſſen Lande **Eine** Kirche die herrſchende iſt, und der auf die Geiſtlichkeit dieſer Kirche keinen beſtimmten und immerwährenden Einfluß hat.

Glaubensartikel, ſo wie alle andere geiſtliche Gegenſtände, gehören ganz augenſcheinlich nicht unter die Gerichtsbarkeit des Landesherrn, der nur zur Beſchützung, aber nicht zur Belehrung des Volks die erforderlichen Eigenſchaften hat. In Abſicht ſolcher Gegenſtände alſo iſt ſein Anſehen ſelten groß genug, um dem Anſehen der vereinigten Geiſtlichkeit das Gegengewicht zu halten. Und doch kann oft die öffentliche Ruhe und ſeine Sicherheit von den Lehrſätzen abhängen, die ſie über dergleichen Gegenſtände zu verbreiten für gut befindet. Da er nun ſelten, mit hinlänglichem Gewicht und Anſehen, ſich den Entſcheidungen der Geiſtlichkeit in ſolchen Sachen **widerſetzen** kann: ſo iſt es nothwendig, daß er auf dieſe Entſcheidungen **Einfluß habe.** Und Einfluß kann er darauf nur durch die Hoffnung und Furcht haben, die er bey den einzelnen Gliedern der Geiſtlichkeit zu erregen im Stande iſt. Dieſe Hoffnung kann keine andere ſeyn, als die Hoffnung auf Beförderung zu höhern und einträglichern Aemtern, und dieſe Furcht keine andere, als die vor Abſetzung und Strafe.

In allen chriſtlichen Ländern ſind die Pfründen der Geiſtlichkeit eine Art von freyen Lehngütern (freeholds), die ſie vom Souverän, nicht auf ſo lange Zeit als es ihm gefällt, — ſondern auf lebenslang oder ſo lange, als ſie ſich gut betragen, erhalten. Wäre dieſer Beſitz ihnen weniger geſichert; könnten ſie bey jeder kleinen Beleidigung, die ſie dem Landesherrn oder ſeinen Miniſtern beweiſen, aus ihren Gütern herausgeworfen werden: ſo würden ſie ſich unmöglich in ein ſo großes Anſehen bey dem Volke haben ſetzen können, weil dieſes ſie immer als Söldlinge des Hofes betrachtet hätte, auf deſſen Unterweiſungen es ſich nicht verlaſſen könnte. Sollte aber ein Landesherr verſuchen, auf eine ungeſetzmäßige Weiſe und durch Gewalt, eine auch nur geringe Anzahl von Geiſtlichen ihrer Freygüter, vielleicht aus der Urſache zu berauben, weil ſie gewiſſe zum Aufruhr leitende Sätze mit mehr als gewöhnlichem Eifer ausgebreitet hätten: ſo würde er durch dieſe Verfolgung ſie und ihre Lehrſätze nur zehnfach beym Volke beliebter, und eben deßwegen zehnfach gefährlicher und ruheſtörender machen, als ſie es vorher waren. Furcht iſt in allen Fällen ein elendes Regierungswerkzeug, und darf vorzüglich nie gegen eine Klaſſe von Menſchen gebraucht werden, welche den mindeſten Anſpruch auf Unabhängigkeit hat. Sie ſchrecken, heißt nur ſo viel, als ihren Unwillen reitzen, und ihre Widerſetzlichkeit — die vielleicht bey einer gelindern Behandlung nachgelaſſen, oder gar aufgehört hätte, hartnäckiger machen. So gelang es zum Beyſpiel in Frankreich der Regierung ſelten, wenn ſie die ſämmtlichen Parlamente oder höchſten Gerichtshöfe zur Regiſtrirung dem Volke verhaßter Edicte, (wie dieß ſo oft in der Geſchichte dieſes Landes vorkömmt,) nöthigen wollte. Und doch waren die Mittel, deren ſie ſich dazu bediente, die Einkerkerungen aller ſich ihr widerſetzenden Mitglieder, — ſtark und kräftig genug. Die Fürſten aus dem Hauſe Stuart bedienten ſich zuweilen ähnlicher Mittel, ſich Parlamentsglieder unterwürfig zu machen — und ſie fanden einen eben ſo hartnäckigen Widerſtand. Gegenwärtig wird das engliſche Parlament vom Hofe auf eine ganz andere Weiſe behandelt; und ein kleiner Verſuch, den vor zwölf Jahren der Herzog von Choiſeul mit dem Pariſer Parlamente machte, bewies hinlänglich, daß ſämmtliche Parlamente noch viel leichter auf gleiche Art hätten behandelt werden können. Aber dieſer gemachte Verſuch wurde nicht weiter verfolgt. Denn obgleich Ueberredung und Einfluß auf die Gemüther immer das ſicherſte und bequemſte, ſo wie Gewalt und Furcht das ſchlimmſte und gefährlichſte Werkzeug der Regierung iſt: ſo iſt doch, wie es ſcheint, die natürliche Herrſchſucht des Menſchen ſo groß, daß er ſich des beſſern Werkzeugs faſt niemahls bedient, als wenn es ihm unmöglich fällt, oder er ſich nicht getrauet, das ſchlimmere anzuwenden. Die franzöſiſche Regierung konnte und durfte Gewalt brauchen; und alſo verſchmähte ſie Ueberredungskünſte anzuwenden, und über die Gemüther Einfluß zu ſuchen. — Aber nach der Erfahrung aller Zeitalter giebt es im Staate keinen Stand, gegen den die Gewalt mit ſo vieler Gefahr, und ſelbſt mit ſo gewiſſem Unglücke von einer Regierung gebraucht wird, als die vom Volke geachtete Geiſtlichkeit einer herrſchenden Kirche. Selbſt in den am meiſten deſpotiſchen Reichen, hat der Geiſtliche, der bey ſeiner eigenen Klaſſe in gutem Anſehen ſteht, weniger für ſeine perſönliche Sicherheit, oder für ſeine Rechte und Privilegien zu fürchten, als irgend ein anderer Unterthan des Staats von gleichem Range. So verhält es ſich auf allen Stufen des Deſpotismus von dem ſanften und verfeinerten, wie wir ihn in Frankreich — bis zu dem wüthenden und wilden, wie wir ihn in der Türkey finden. Aber obgleich der geiſtliche Stand nirgends leicht mit Gewalt bezwungen werden kann: ſo kann er doch ſo leicht als ein anderer, durch geheimen Einfluß regiert werden. Von den Mitteln, die der Landesherr dazu in Händen hat, hängt ſeine Sicherheit und die öffentliche Ruhe in großem Maße ab. Dieſe Mittel beſtehen vornehmlich in den Beförderungen zu höhern und einträglichen Aemtern, welche der Landesherr vergiebt.

Nach der älteſten Verfaſſung der chriſtlichen Kirche wurde der Biſchof jedes Sprengels durch die vereinigten Stimmen der Geiſtlichkeit und des Volks gewählt. Das Volk blieb nicht lange in dem Beſitze dieſes Wahlrechts; und als ihm auch noch daſſelbe zuſtand, wurde es doch durch den Einfluß der Geiſtlichkeit, die ſein natürlicher Führer in geiſtlichen Sachen zu ſeyn ſcheint, bey der Wahl regiert. Doch auch dieſer Mühe, das Volk zu ſtimmen, wurde die Geiſtlichkeit überdrüßig, und ſie eignete ſich alſo das Wahlgeſchäft ganz allein zu. Auf gleiche Weiſe wurde der Abt, wenigſtens in dem größten Theile der Klöſter, von den Mönchen ſeines Kloſters ernannt. Alle geringere geiſtliche Aemter wurden in jedem Sprengel von dem Biſchofe beſetzt, der dazu unter der Geiſtlichkeit diejenigen Perſonen auswählte, die er für die tüchtigſten und ſchicklichſten hielt. Auf dieſe Weiſe waren alſo alle Beförderungen zu kirchlichen Würden in den Händen der Kirche ſelbſt. Der Landesherr, wenn er auch einigen mittelbaren Einfluß auf dieſe Wahlen hatte — und ob es gleich an mehrern Orten gewöhnlich war, ſeine Einwilligung zur Anſtellung der Wahl und ſeine Beſtätigung des Gewählten einzuhohlen — hatte doch keine Mittel, geradezu auf die Geiſtlichkeit Einfluß zu bekommen; oder die Mittel, welche er hatte, waren nicht hinlänglich. Ein ehrgeitziger Geiſtlicher hatte bey weitem nicht ſo viel Urſache, ſich dem Landesherrn gefällig zu machen, als ſeinem eigenen Stande, weil er nur von dem letztern ſeine Beförderung erwarten konnte.

In dem größten Theile von Europa zog der Pabſt nach und nach die Vergebung aller Bißthümer und Abteyen, oder derjenigen Pfründen, welche Conſiſtorial-Pfründen heißen, und in der Folge auch die Vergebung der meiſten kleinern Pfründen in jeder Diöces an ſich, ſo daß dem Biſchofe nicht mehr Gewalt bey Beſetzung der geiſtlichen Aemter übrig blieb, als zur Aufrechterhaltung ſeines Anſehens ſchlechterdings nothwendig war. Durch dieſe Einrichtung kam der Landesherr in eine noch ſchlimmere Lage, als zuvor. Die Geiſtlichkeit aller europäiſchen Länder bildete ſich dadurch zu einem großen Kriegsheere unter der Anführung des Pabſtes — das zwar in verſchiedene Quartiere vertheilet war, deſſen Bewegungen und Operationen aber von *einem* Haupte regiert wurden, und in *einem* gemeinſchaftlichen Plane zuſammenſtimmten. Die Geiſtlichkeit jedes einzelnen Landes konnte als eine Abtheilung (detachement) dieſes großen

Kriegesheers angeſehen werden, deſſen Operationen erforderlichen Falles, ſehr leicht von den in den umliegenden Ländern einquartierten Kriegshaufen unterſtützt werden konnten. Jeder ſolcher Haufen war nicht nur von dem Regenten des Landes, worin er einquartiert war, unabhängig; ſondern war auch von einem fremden Regenten abhängig, der die Waffen deſſelben zu jeder Zeit gegen den Landesregenten kehren und ſie durch die Waffen aller andern abgetheilten Haufen verſtärken konnte.

Dieſe Waffen waren die fürchterlichſten, die ſich nur erdenken laſſen. In dem alten Zuſtande von Europa, ehe Künſte und Wiſſenſchaften ihren Weg dahin fanden, gab der Geiſtlichkeit ihr Reichthum eben den Einfluß über das gemeine Volk, welches die großen weltlichen Baronen, vermöge ihres Reichthums über ihre Lehnsträger, Unterthanen und Anhänger hatten. Auf den großen Landgütern und Herrſchaften, welche die unrecht angewandte, von ihrem Zwecke ſich verirrende Frömmigkeit der Fürſten und Privatperſonen der Geiſtlichkeit vermacht oder geſchenkt hatte, übte ſie die Gerichtsbarkeit auf eben die Art und aus gleichen Urſachen, wie die Baronen ſie auf ihren Gütern übten. Die Geiſtlichkeit nehmlich konnte auf dieſen ihren Gütern das Recht ſehr wohl, ohne Hülfe des Landesherrn, verwalten, oder durch ihre Vögte verwalten laſſen; aber der Landesherr hätte nimmermehr ohne der Geiſtlichkeit Hülfe und Unterſtützung, die Rechtspflege daſelbſt beſorgen oder ſeine Richterſprüche vollziehen laſſen können. Die Gerichtsbarkeit alſo, welche die Geiſtlichkeit auf ihren Herrſchaften und Edelhöfen ausübte, war von den königlichen Gerichtshöfen eben ſo unabhängig, als es die Gerichtsbarkeit der weltlichen großen Herrn war. Alle Pächter und Unterſaſſen der Geiſtlichen, waren ſo wie die des Adels, faſt durchgängig nur auf ſo lange in ihren Gütern, als es den Grundherrn beliebte. Sie ſtanden alſo in der vollkommenſten Abhängigkeit von ihr, und konnten von ihr aufgerufen werden, jeden Streit, in den ſie verwickelt war, auszufechten zu helfen. Außer der Rente von ihren eigenen Ländereyen, beſaß die Geiſtlichkeit in allen Ländern Europas, noch unter dem Namen des Zehnten, einen nicht unbeträchtlichen Theil der Rente aller andern Landgüter. Beyde Renten wurden größtentheils in Natural-Lieferungen von Getreide, Wein, Vieh, Geflügel u. ſ. w. gezahlt. Die Menge dieſer Lieferungen betrug weit mehr, als die Geiſtlichkeit ſelbſt verzehren konnte; und Künſte und Manufacturen, gegen deren Erzeugniſſe ſie das Ueberflüßige hätte abſetzen können, waren noch nicht vorhanden. Die Geiſtlichkeit konnte alſo dieſen ungeheuern Ueberſchuß der ihr gelieferten Lebensmittel über ihren eigenen Bedarf nicht anders anwenden, als die weltlichen Herrn ihren ähnlichen Ueberſchuß anwandten, — zu einer verſchwenderiſchen Gaſtfreyheit, und zu weit umher ausgeſtreuten Allmoſen. Und in der That wird auch die Gaſtfreyheit und Mildthätigkeit der Geiſtlichkeit in alten Zeiten als ſehr groß vorgeſtellt. Nicht nur erhielten ſie faſt alle Armen des Königreichs: ſondern auch viele Edelleute und Ritter hatten kein anderes Mittel ſich zu ernähren, als daß ſie von einem Kloſter zum andern reiſeten, — zwar unter dem Vorwande frommer Wallfahrten, in der That aber, um die Gaſtfreyheit der Geiſtlichkeit zu benutzen. In dem Dienſte und dem Gefolge manches Prälaten waren eben ſo viel Leute, als in dem Dienſte und Gefolge der größten Barone; und in dem Dienſte der geſammten Geiſtlichkeit waren gewiß mehr Leute, als in dem Dienſte des ſämmtlichen Adels. — Ueberdieß war unter der Geiſtlichkeit immer mehr Einigkeit, als unter den weltlichen Herren. Die erſten ſtanden unter der Oberherrſchaft des Pabſtes, und waren gemeinſchaftlichen Geſetzen unterworfen; die letztern ſtanden unter niemandem, und waren gemeiniglich einer auf des andern Macht ſo eiferſüchtig, als ſie es alle auf die Macht des Königs waren. Wenn alſo auch die Geiſtlichkeit weniger Vaſallen und Dienſtleute als der weltliche Adel gehabt hätte: (und der Vaſallen hatte ſie wahrſcheinlich weniger) ſo würde ſie doch durch ihre Einigkeit fürchterlicher als dieſer geworden ſeyn. Auch vermehrte die Gaſtfreyheit und Mildthätigkeit der Geiſtlichkeit nicht nur ihre weltliche Macht, ſondern auch das Gewicht ihrer geiſtlichen Waffen. Dieſe beyden Tugenden erwarben ihr die größte Verehrung bey den niedrigern Volksklaſſen, unter welchen viele Leute waren, die immer, — wenige die nicht zuweilen — von der Geiſtlichkeit geſpeiſet wurden. In den Augen dieſes gemeinen Volks bekam alles, was einem von ihm ſo geliebten Stande angehörte, oder mit ihm in Verbindung ſtand — die Beſitzungen, Privilegien und Glaubenslehren deſſelben, — einen Schein von Heiligkeit: und jeder, der eines von dieſen Stücken wirklich antaſtete, oder der nur deſſen beſchuldiget wurde, erregte als ein Kirchenräuber und Gottloſer ſeinen Abſcheu und Haß. Bey dieſem Zuſtande der Dinge dürfen wir uns nicht wundern, daß wenn es die Landesherrn in den europäiſchen Reichen zuweilen ſchwer fanden, dem Bündniſſe einiger wenigen großen Edelleute zu widerſtehen: es ihnen durchaus unmöglich fiel, gegen die ganze vereinigte Geiſtlichkeit ihrer Länder den Streit auszuhalten, beſonders da dieſe durch die Geiſtlichkeit der benachbarten unterſtützt wurde. Wenn man ſich unter ſolchen Umſtänden über etwas wundern muß; ſo iſt es nicht, daß die Fürſten zuweilen nachgeben mußten, ſondern daß ſie jemahls im Stande waren zu widerſtehen.

Dasjenige Privilegium der Geiſtlichkeit in jener alten Zeit, welches uns in der gegenwärtigen am ungereimteſten vorkommt, ich meine ihre gänzliche Befreyung von der weltlichen Gerichtsbarkeit, oder was in England das beneficium cleri heißt, war doch in der That nichts mehr, als die ganz natürliche und faſt nothwendige Folge des geſammten Zuſtandes der Dinge oder der Geſellſchaft. Wie gefährlich mußte es nicht für den Landesherrn ſeyn, einen Geiſtlichen wegen eines noch ſo groben Verbrechens zu ſtrafen, wenn der ganze Stand des letztern geneigt war ihn in Schutz zu nehmen, und entweder die Beweiſe für unzulänglich erklärte, um einen ſo heiligen Mann darauf zu verurtheilen, oder die Strafe für zu hart, als daß ſie an einer geheiligten Perſon vollzogen werden dürfe. Der Landesherr konnte unter ſolchen Umſtänden nichts beſſeres thun, als den Verbrecher den geiſtlichen Gerichtshöfen überlaſſen; denen um der Ehre ihres eigenen Standes willen daran gelegen ſeyn mußte, zu verhindern, daß ein Mitglied deſſelben ein grobes Verbrechen beginge, oder auch nur ein ſichtbares Aergerniß gäbe,

weil

weil durch beydes die Gemüther des Volks von dem ganzen Stande abgewandt werden konnten.

In demjenigen Zuſtande, welchen die Dinge faſt durch ganz Europa vom zehnten bis zum dreyzehnten Jahrhunderte, auch einige Zeit vor und nach dieſer Periode hatten, konnte die Verfaſſung der römiſchen Kirche als das fürchterlichſte Bündniß angeſehen werden, das je gegen das Anſehen und die Sicherheit der bürgerlichen Regierung iſt geſchloſſen worden, — ein Bündniß, das zugleich eine Verſchwörung gegen die Vernunſt, die Freyheit und das Glück der Völker war: weil alle dieſe Vorzüge nirgends gedeihen können, wo nicht die bürgerliche Obrigkeit mächtig genug iſt, ſie zu beſchützen. Vermöge dieſer Verfaſſung war der gröbſte Betrug des Aberglaubens von dem Privatintereſſe einer ſo großen Anzahl von Perſonen unterſtützt, daß er über alle Gefahr, von der menſchlichen Vernunſt angegriffen zu werden, erhaben war. Denn wäre es dieſer auch gelungen, einige der groben Betrügereyen des Aberglaubens, ſelbſt vor den Augen des gemeinen Volks aufzudecken: ſo würde ſie doch niemahls die Bande des Privatintereſſe haben zerreiſſen können. Wäre alſo die Hierarchie nie von andern Feinden, als durch die ſchwachen Waffen der Vernunſt angegriffen worden: ſo hätte ſie von ewiger Dauer ſeyn können. Aber dieſes unermeßliche und ſo feſt gegründete Gebäude, das durch alle menſchliche Weisheit und Tugend nie hätte erſchüttert werden können, wurde durch den natürlichen Lauf der Dinge von ſelbſt zuerſt geſchwächt und dann zum Theile zerſtört; und läßt jetzt vorausſehen, daß es in wenigen Jahrhunderten vielleicht ganz in Trümmern zerfallen wird.

Die allmähligen Fortſchritte in Manufacturen, Künſten und Handel zerſtörten die weltliche Macht der Geiſtlichkeit, durch den größern Theil von Europa, auf eben die Weiſe, wie ſie die Macht des hohen Adels zerſtört hatten. In den Erzeugniſſen und Waaren, welche dadurch geliefert wurden, fand die Geiſtlichkeit, ſo wie der Adel, Gegenſtände, die ſie gegen ihr überflüßiges rohes Erzeugniß eintauſchen konnten, und ſie fanden dadurch zuerſt Mittel, ihre großen Einkünfte auf ihre eigenen Perſonen zu verwenden, ohne andere Leute an dem Genuſſe derſelben einen beträchtlichen Antheil nehmen zu laſſen. Ihre Mildthätigkeit wurde nach und nach weniger ausgebreitet, ihre Gaſtfreyheit weniger verſchwenderiſch. Ihre Anhänger und die von ihr Abhängigen wurden alſo weniger zahlreich, und ſchwanden nach und nach völlig hinweg. Nun wünſchte auch die Geiſtlichkeit, wie die weltlichen Gutsbeſitzer, von ihren Ländereyen höhere Renten zu bekommen; um den neuen Zuſatz auf gleiche Weiſe, wie ihre bisherigen Einkünfte, auf die Befriedigung ihrer perſönlichen Eitelkeit und Sinnlichkeit wenden zu können. Aber dieſe Erhöhung fand nur ſtatt, wenn ſie ihren Unterſaſſen die Ländereyen auf lange Zeit in Pacht gaben; und hierdurch wurden dieſe großentheils von ihnen unabhängig, — die Bande des Intereſſe, welche die untern Volksklaſſen bis dahin an die Kleriſey geknüpft hatten, riſſen auf dieſe Weiſe, oder löſeten ſich auf. Sie riſſen und löſeten ſich ſogar eher, als die ähnlichen Bande, durch welche eben dieſe Volksklaſſen an den weltlichen Baronen hingen. Denn da die kirchlichen Pfründen größtentheils kleiner als die Güter des hohen Adels waren: ſo war der Inhaber jeder Pfründe noch weit eher im Stande, das ganze Einkommen derſelben auf ſeine eigene Perſon zu wenden. Während des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts, war in den meiſten Ländern Europens die Macht des hohen Adels noch auf ihrem Gipfel. Aber die weltliche Macht der Geiſtlichkeit, die unumſchränkte Herrſchaft, welche ſie ſonſt über den großen Haufen des Volks ausgeübt hatte, war ſchon ſehr im Verfalle. Beynahe war ſchon damahls ihre Macht bloß auf ihr geiſtliches Anſehen eingeſchränkt; und ſelbſt dieſes geiſtliche Anſehen fiel ſehr, da es nicht mehr durch Gaſtfreyheit und Mildthätigkeit unterſtützt wurde. Die untern Volksklaſſen ſahen nun nicht mehr auf den geiſtlichen Stand als ihren Helfer in der Noth, und den wohlthätigen Verſorger ihrer Dürftigkeit. Im Gegentheil wurden ſie nun durch die Eitelkeit, das Wohlleben und den Aufwand der reichern Geiſtlichkeit beleidigt, die das auf ihr eigenes Vergnügen zu wenden ſchien, was zuvor als das Erbtheil der Armuth war angeſehen worden.

In dieſer Lage der Dinge ſuchten die Landesherren in den verſchiedenen Staaten von Europa den Einfluß, welchen ſie vor Zeiten auf die Vergebung der großen Kirchenpfründen gehabt hatten, wieder zu erlangen; indem ſie den Kapiteln der Domſtifte, und den Mönchen der Klöſter ihr altes Recht, ihre Biſchöfe oder Aebte zu wählen, von neuem zuwandten. Die Wiederherſtellung dieſer alten Ordnung der Dinge war die Abſicht mehrerer in England, während des vierzehnten Jahrhunderts gemachten Parlamentsacten, beſonders des ſogenannten ſtatute of proviſors, ſo wie es in Frankreich die Abſicht der im funfzehnten Jahrhunderte eingeführten pragmatiſchen Sanction war. Um eine ſolche Wahl gültig zu machen, mußte der Landesherr zuvor ſeine Einwilligung dazu gegeben, und nachher die gewählte Perſon beſtätiget haben; und ob man gleich vorgab, daß die Wahl vollkommen frey ſey: ſo hatte doch ohne Zweifel der Landesherr eine Menge Mittel in Händen, auf die Geiſtlichkeit ſeines Landes mittelbarer Weiſe Einfluß zu bekommen. In andern Ländern von Europa wurden ähnliche Anordnungen gemacht, die einen gleichen Zweck hatten. Nirgends aber ſcheint, vor der Reformation, die Macht des Pabſtes, die größern Pfründen zu vergeben, ſo allgemein und ſo wirkſam eingeſchränkt worden zu ſeyn, als in Frankreich und England. Späterhin, im ſechszehnten Jahrhunderte, gab das Concordat den Königen von Frankreich das volle Recht, zu allen größern geiſtlichen Aemtern, oder zu denen, welche Conſiſtorial-Pfründen heißen, die Perſonen zu ernennen.

Seit der Errichtung der pragmatiſchen Sanction und des Concordats ſcheint die franzöſiſche Geiſtlichkeit weniger Achtung für die Ausſprüche der römiſchen Tribunäle bewieſen zu haben, als die Geiſtlichkeit irgend eines andern katholiſchen Landes. In allen Streitigkeiten, die ihr Landesherr mit dem Pabſte gehabt hat, hat ſie faſt ohne Ausnahme die Partey des Landesherrn genommen. Dieſe Unabhängigkeit der franzöſiſchen Geiſtlichkeit vom römiſchen Hofe kam vornehmlich von jenen beyden Kirchengeſetzen her. In frühern Perioden war ſie dieſem Hofe eben ſo unterwürfig oder zugethan, als die Geiſtlichkeit irgend eines Landes. Als Robert, der zweyte König des Kapetiſchen Geſchlechts, ſehr ungerechter Weiſe vom Pabſte in den Bann gethan worden war, warfen ſeine Bedienten, wie es heißt, die Ueberreſte der Speiſen, die von ſeinem Tiſche kamen, vor die Hunde. Sie weigerten ſich, das mindeſte von dem zu koſten, was durch die Berührung eines mit dem Bannfluche Beladenen verunreinigt worden war. Höchſt wahrſcheinlich war es die Geiſtlichkeit ſeines eigenen Landes, welche ſeine Bedienten ſo handeln lehrte.

Der Anſpruch, den der römiſche Hof auf die Vergebung der größern Kirchenpfründen machte, ein Anſpruch, zu deſſen Vertheidigung er mehr als einmahl die Throne der größten chriſtlichen Reiche erſchüttert hat, wurde auf dieſe Weiſe noch vor der Reformation, in vielen Theilen Europens, entweder gewiſſen Einſchränkungen unterworfen, oder von ihm gänzlich aufgegeben. Seit der Zeit hat die Geiſtlichkeit weniger Gewalt über das Volk, und die Regierung hat mehr Einfluß auf die Geiſtlichkeit. Dieſe hat alſo weder die alte Gewalt, noch die alte Neigung mehr, den Staat zu beunruhigen.

Bis zu dieſem Grade war das Anſehen der römiſchen Kirche ſchon herabgeſunken, als die zur Reformation Anlaß gebenden theologiſchen Streitigkeiten in Deutſchland ihren Anfang nahmen, und ſich bald durch alle europäiſchen Länder verbreiteten. Die neuen Lehren wurden allenthalben von dem Volke mit großem Beyfalle aufgenommen, und von den Predigern, die ſie vortrugen, mit allem dem ſchwärmeriſchen Eifer ausgebreitet, der faſt immer den Parteygeiſt belebt, wenn er ſich gegen ein durch Zeit und Gewohnheit befeſtigtes Anſehen auflehnt.

lehnt. Dieſe Lehrer, ob ſie gleich vielleicht in anderer Rückſicht nicht gelehrter waren, als die Theologen, welche den Glauben der alten Kirche vertheidigten, waren doch, wie es ſcheint, mit der Kirchengeſchichte und mit dem Urſprunge und Fortgange derjenigen Meinungen, auf welche ſich das Anſehen der Kirche gründete, beſſer bekannt, als ihre Gegner, und erhielten daher über dieſe faſt in jedem Streite einige Vortheile. Die Strenge ihrer Sitten gab ihnen überdieß Anſehen in den Augen des gemeinen Volks, das die Regelmäßigkeit ihrer Aufführung mit der ausſchweifenden Lebensart vieler Geiſtlichen ihrer eigenen Kirche auf eine Weiſe verglich, welche dieſe ſehr gegen jene herabſetzte. Sie beſaßen endlich, in einem weit höhern Grade als ihre Gegner, die Künſte die dazu gehören, ſich beym Volke beliebt zu machen, und Neubekehrte zu gewinnen, — Künſte, welche die ſtolzen, mit anſehnlichen Würden bekleideten Söhne der katholiſchen Kirche, lange als unnütz und verächtlich vernachläſſigt hatten. Die neuen Lehren empfahlen ſich den einen durch ihre Gründe, den andern durch ihre Neuheit; bey einer noch größern Anzahl wurde ihnen durch den Haß und die Verachtung gegen die Geiſtlichkeit der herrſchenden Kirche, Eingang verſchafft; bey den allermeiſten aber wirkte die leidenſchaftliche, ſchwärmeriſche, obgleich oft gemeine und pöbelhafte Beredſamkeit, mit welcher dieſe Lehren vorgetragen wurden.

Allenthalben war der Fortgang, den die neuen Lehren machten, ſo groß, daß Fürſten, welche eben damahls mit dem römiſchen Hofe zufälliger Weiſe entzweyet waren, ſehr leicht durch Hülfe derſelben Mittel fanden, die Macht der Kirche, — welche, nachdem ſie die Verehrung der niedrigern Volksklaſſen einmahl verloren hatte, beynahe ganz vertheidigungslos war, — in ihren Ländern zu vernichten. Da der römiſche Hof einige der kleinern Fürſten, in dem nördlichen Theile von Deutſchland beleidigt hatte, — ohne Zweifel, weil er es nicht der Mühe werth hielt, ſie zu gewinnen: ſo waren ſie faſt alle bereitwillig, die Reformation in ihren Gebiethen einzuführen. In Schweden erbitterte die Tyranney Chriſtierns des zweyten und des Erzbiſchofs Troll von Upſal die Gemürther ſo ſehr, daß es dem Guſtav Waſa leicht wurde, beyde zu vertreiben. Und da ſich der Pabſt beyder annahm: ſo fand Guſtav wenige Schwierigkeit, die Reformation einzuführen. In der Folge wurde Chriſtiern der zweyte auch des däniſchen Thrones entſetzt, da ſeine Aufführung ihn in Dänemark eben ſo verhaßt, als in Schweden gemacht hatte. Indeß war doch noch der Pabſt auf ſeiner Seite; und Friedrich von Oldenburg, der den erledigten däniſchen Thron beſtiegen hatte, rächte ſich an dem Pabſte, indem er dem Beyſpiele Guſtav Waſas folgte.

Die Magiſtrate von Bern und Zürich hatten zwar keine beſondere Mißhelligkeit mit dem römiſchen Hofe. Aber einige von der Geiſtlichkeit hatten kurz zuvor ihren ganzen Stand durch einen mehr als gewöhnlich groben Betrug, bey dem Volke zugleich verhaßt und verächtlich gemacht; und die Reformation wurde daher in beyden Cantons ohne Schwierigkeit eingeführt.

In dieſer kritiſchen Lage der Sache war der päbſtliche Hof nicht wenig bemüht, die Freundſchaft der mächtigen franzöſiſchen und ſpaniſchen Monarchen zu gewinnen, wovon der letztere eben damahls auf dem deutſchen Kaiſerthrone ſaß. Durch ihre Hülfe wurde er, obgleich nicht ohne viele Schwierigkeit und viel vergoſſenes Blut, in den Stand geſetzt, die Reformation in beyden Reichen, theils aufzuhalten, theils gänzlich zu unterdrücken. Gegen den König von England war der Pabſt geneigt genug, ſich nachgebend zu beweiſen. Aber die Umſtände der Zeit machten, daß er dieſes nicht konnte, ohne zugleich einen noch mächtigern Fürſten, Karln den fünften, römiſchen Kaiſer und König von Spanien zu beleidigen. Heinrich der achte alſo, der zwar die meiſten Lehren der Reformatoren ſelbſt verwarf, wurde doch durch den Eingang, welchen ſie allenthalben in ſeinen Ländern fanden, und das Uebergewicht, welches ſie daſelbſt bekamen, in den Stand geſetzt, die Klöſter in ſeinen Staaten aufzuheben, und das Anſehen der römiſchen Kirche zu vernichten. Die Begünſtiger der Reformation waren ſehr damit zufrieden, daß er ſo weit ging: ob ſie ihn gleich gerne noch weiter hätten gehen ſehen. Indeſſen wurde es ihnen doch dadurch leicht, unter ſeinem Sohne und Nachfolger, da ſie das Heft der Regierung in die Hände bekamen, das Werk zu vollenden, welches Heinrich der achte angefangen hatte.

In einigen Ländern, wie zum Beyſpiel in Schottland, wo die Regierung ſchwach war, das Volk gegen ſich hatte, und überhaupt auf wankenden Stützen ruhete, war die Reformation ſtark genug, nicht nur die Kirche, ſondern auch den Staat, weil er der Kirche zu Hülfe kam, zu ſtürzen.

Unter den, in allen Ländern Europens zerſtreuten Anhängern der Reformation, gab es kein höchſtes Tribunal, dergleichen der römiſche Hof für die katholiſche Kirche war; keine allgemeine Kirchenverſammlung, welche die unter ihnen entſtehende Streitigkeiten hätte ſchlichten, und die genaue Grenzlinie der Rechtgläubigkeit, mit verbindlichem Anſehen für alle hätte beſtimmen können. Wenn daher die Anhänger der Reformation in dem einen Lande, mit ihren Brüdern in andern Ländern, über Glaubenspunkte uneins wurden: ſo konnte der Streit, aus Mangel eines gemeinſchaftlichen Richters, unter ihnen nicht beygelegt werden; — und Streitigkeiten der Art entſtanden unter ihnen wirklich. Die für den Frieden und die Wohlfahrt der Länder wichtigſte Streitigkeit war ohne Zweifel die, welche das Kirchenregiment und das Recht die geiſtlichen Aemter zu vergeben, betrifft. Sie gab daher auch zur Trennung der beyden Hauptparteyen unter den Proteſtanten der Lutheriſchen und Calviniſchen Anlaß; — der beyden einzigen, die durch Geſetze in europäiſchen Ländern eingeführt worden ſind.

Die Anhänger Luthers behielten, ſo wie die engliſche Kirche, mehr oder weniger die biſchöfliche Kirchenregierung bey, errichteten unter ihren Geiſtlichen eine Rangordnung mit wirklicher Abhängigkeit der Untern von den Obern, und ertheilten dem Landesherrn das Recht, alle Bisthümer und ſogenannten Conſiſtorial-Pfründen in ſeinem Lande zu vergeben; wodurch er zum wahren Haupte der Kirche erhoben wurde. Und ob ſie gleich, in Abſicht der kleinern Pfründen und Kirchenämter, die Biſchöfe ihres bisher beſeſſenen Rechts ſie zu vergeben, nicht beraubten: ſo geſtanden ſie doch auch bey dieſen dem Landesherrn, und allen andern Kirchenpatronen das Präſentationsrecht, das heißt, das Recht zu, dem Biſchofe die Perſonen vorzuſchlagen, die dieſer nur zu prüfen, und zu beſtätigen oder zu verwerfen das Recht hatte. Dieſe Einrichtung des Kirchenregiments war, von ihrem erſten Entſtehen an, der Erhaltung der Ruhe und Ordnung, und der Befeſtigung des obrigkeitlichen Anſehens im Staate, ſehr günſtig. Und in der That hat ſie auch in keinem Lande, in welchem ſie eingeführt worden iſt, Anlaß zum Aufruhr und zu innern Unruhen gegeben. Beſonders hat ſich die engliſche Geiſtlichkeit von jeher und mit Recht der Treue und des Gehorſams gerühmt, mit welchen ſie ihrem Landesherrn unveränderlich zugethan geweſen iſt, und deren Grundſätze ſie ihren Mitbürgern gepredigt hat. Unter einem ſolchen Kirchenregiment ſuchen ſich die Geiſtlichen natürlicher Weiſe dem Fürſten, dem Hofe und dem Adel des Landes gefällig zu machen, von deren Einfluſſe ſie vornehmlich ihre Beförderung erwarten. Sie werden zwar zuweilen um die Gunſt dieſer Patronen durch niedrige Schmeicheleyen buhlen, aber auch ſie oft durch den Anbau wahrer Talente zu erhalten ſuchen, beſonders ſolcher, welche bey Leuten vom Range in Anſehen ſtehen — durch Kenntniſſe in allen Zweigen nützlicher oder den Geiſt zierender Wiſſenſchaften, durch Artigkeit der Sitten, durch einen muntern, unterhaltenden und angenehmen Umgang, und vornehmlich durch eine erklärte Verachtung derjenigen heuchleriſchen und thörichten Selbſtpeinigungen, welche Schwärmer einzuſchärfen und auszuüben pflegen, um ſich die Verehrung des Volks, — und den Reichen und Vornehmen, die ſich dieſer Strenge nicht unterwerfen, — den Abſcheu des gemeinen Mannes zuzuziehen. Eine ſolche Geiſtlichkeit aber, indem ſie auf dieſe Weiſe ſich bey den höhern Ständen zu empfehlen ſucht, iſt ſehr in Gefahr die Mittel zu vernachläſſigen, durch welche ſie ſich bey den Untern Einfluß und Anſehen verſchaffen kann. Sie erhält vielleicht die Aufmerkſamkeit, oft auch die Achtung und ſelbſt die Verehrung derer, die über ihr ſind; aber bey der zahlreichen Klaſſe der Niedern iſt ſie oft unvermögend, ihre billigen und gemäßigten Grundſätze gegen den erſten beſten noch ſo unwiſſenden Schwärmer zu vertheidigen, welchem es einfällt, ſie anzugreifen.

Die Nachfolger des Zwingli hingegen, oder vielmehr die des Calvins, gaben den Hausvätern jedes Kirchſpiels das Recht, bey Erledigung einer Stelle, ihren Prediger ſelbſt zu wählen. Sie führten zugleich die vollkommenſte Gleichheit unter ihrer Geiſtlichkeit ein. — Die erſte von dieſen Anordnungen ſcheint allenthalben, wo ſie in Ausübung geblieben iſt, nichts als Unordnung und Verwirrung hervorgebracht, und ſowohl die Sitten der Geiſtlichkeit, als die Sitten ihrer Kirchkinder verdorben zu haben; die andere hingegen hat überall keine andere als gute und angenehme Folgen gehabt.

Allenthalben, wo das Volk das Recht behielt, ſeinen Seelſorger ſelbſt zu wählen, handelte es dabey faſt immer unter dem Einfluſſe der Geiſtlichkeit, und zwar gemeiniglich der ſtreitſüchtigſten und am meiſten fanatiſchen Geiſtlichkeit. Von den Geiſtlichen ſelbſt wurden viele, um ihren Einfluß über das Volk zu verſtärken, Schwärmer, oder ſtellten ſich es zu ſeyn; gaben der

Schwärmerey unter dem Volke Vorſchub, und ſuchten immer demjenigen Candidaten den Vorzug zu verſchaffen, der am meiſten von dieſem Geiſte angeſteckt war. So eine geringe Sache, als die Ernennung eines bloßen Pfarrers in einem Kirchſpiele, erregte immer einen gewaltigen Streit, nicht nur in einem ſolchen Kirchſpiele, ſondern auch in den benachbarten, die ſelten ermangelten, daran Theil zu nehmen. Lag das Kirchſpiel in einer großen Stadt: ſo theilte eine ſolche zwieſpältige Wahl alle Einwohner derſelben in zwey Parteyen. Und machte dieſe Stadt einen eigenen kleinen Freyſtaat aus, oder war ſie das Haupt eines ſolchen, — wie dieſes bey mehreren anſehnlichen Städten Hollands und der Schweiz der Fall war: — ſo drohte jeder ſolche elende Zwiſt, außerdem, daß er gemeiniglich alle ſchon im Staate vorhandenen Parteyen von neuem gegen einander erbitterte, eine neue Spaltung in der Kirche, und eine neue Faction im Staate zurückzulaſſen. In dieſen kleinen Freyſtaaten fand es daher die Obrigkeit gar bald, zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe nothwendig, die Vergebung der eröffneten Kirchenpfründen ſich ſelbſt zuzueignen. In Schottland, dem größten der Länder, in welchem die presbyterianiſche Kirchenverfaſſung eingeführt worden iſt, wurden in der That zu Anfange der Regierung Wilhelms des dritten, durch dieſelbe Acte, welche die Presbyterien oder die Collegien der Kirchenälteſten errichtete, die Patronatsrechte abgeſchafft. Dieſe Acte ſtellte es wenigſtens gewiſſen Volksklaſſen frey, ſich das Recht, ihre Prediger zu wählen, für ein ſehr geringes Geld zu erkaufen. Nach vier und zwanzig Jahren, ſo lange dieſe Verfaſſung dauerte, wurde ſie im zehnten Regierungsjahre der

Königin Anna, durch das zwölfte Statut, um der Unordnungen willen abgeſchafft, welche durch ſie faſt allenthalben waren veranlaſſet worden. Und doch konnte, in einem ſo großen Lande als Schottland, ein Aufruhr in einem entfernten Kirchſpiele nicht ſo leicht den ganzen Staat und die Regierung beunruhigen, als in einem kleinen. Dieſe Acte aus dem zehnten Jahre der Königin Anna, gab die Patronatsrechte ihren ehemaligen Eigenthümern wieder. Aber obgleich in Schottland, nach den Geſetzen, die Kirchenpfründen ohne Ausnahme demjenigen ertheilt werden, welchen der Kirchenpatron vorgeſchlagen hat: ſo verlangt doch die Kirche zuweilen, (denn ſie iſt in ihrem Verfahren in dieſer Abſicht nicht immer mit ſich ſelbſt übereinſtimmend,) eine gewiſſe Einwilligung des Volks, ohne welche ſie ſich weigert, dem Vorgeſchlagenen die ſogenannte Seelſorge, oder die geiſtliche Gerichtsbarkeit im Kirchſpiele zu ertheilen. Sie verſchiebt wenigſtens zuweilen, aus vorgegebener Fürſorge für die Ruhe des Kirchſpiels, die Einführung deſſelben ſo lange, bis jene Einwilligung beygebracht werden kann. Die Cabalen, welche zuweilen die benachbarte Geiſtlichkeit anwendet, dieſe Einwilligung bald zu befördern, bald, welches weit öfter der Fall iſt, zu verhindern, und die demagogiſchen Künſte, welche ſie zu dem Ende übt, um ſich bey ſolchen Gelegenheiten des Erfolgs deſto mehr zu verſichern, ſind vielleicht die vornehmſten Urſachen, welche bey dem Volke und der Geiſtlichkeit von Schottland, noch den kleinen Ueberreſt von dem alten fanatiſchen Geiſte erhalten, den man bey beyden gewahr wird.

Die Gleichheit, welche die presbyterianiſche Kirchenform unter der Geiſtlichkeit einführt, beſteht erſtlich in der Gleichheit ihres Anſehens und ihrer Gerichtsbarkeit; und zweytens in der Gleichheit ihrer Pfründen oder feſten Einkünfte. In allen presbyterianiſchen Kirchen herrſcht vollkommene Gleichheit des Anſehens. Mit den Einkünften iſt es nicht ſo. Indeß iſt doch der Unterſchied zwiſchen dem Einkommen der beſſern und der geringern Pfarren ſelten ſo groß, daß er den, welcher eine der letztern im Beſitze hat, in Verſuchung führte, ſich um die beſſere durch niedrige Künſte der Schmeicheley zu bewerben. In allen presbyterianiſchen Kirchen, wo die Patronatsrechte in völliger Ausübung ſind, ſucht die Geiſtlichkeit durch edlere Mittel ſich die Gunſt ihrer Obern zu verſchaffen, — durch Gelehrſamkeit, durch eine unbeſcholtene Aufführung, und durch eine treue und fleißige Erfüllung ihrer Pflichten. Die Kirchenpatrone klagen ſelbſt oft über den unabhängigen Geiſt, mit welchem ihre Geiſtlichkeit handelt, und ſie ſind geneigt, ihr dieß als einen Undank gegen empfangene Wohlthaten auszulegen. Es iſt aber im ſchlimmſten Falle nichts anders, als die Unbefangenheit, welche bey ihr natürlicher Weiſe aus dem Bewußtſeyn entſteht, keine ähnliche Wohlthaten in der Zukunft mehr erwarten zu dürfen. Vielleicht giebt es in ganz Europa keine Klaſſe von Menſchen, die ſich durch Gelehrſamkeit, anſtändige Aufführung, und edle Freymüthigkeit vortheilhafter auszeichnete; — keine, die der allgemeinen Achtung würdiger wäre, als die presbyterianiſche Geiſtlichkeit in Holland, Schottland, Genf und der Schweiz.

Da wo die Kirchenämter alle gleiche Einnahmen haben, kann das Einkommen keines einzigen groß ſeyn. Dieſe Mittelmäßigkeit der Pfründen, ob ſie gleich zu weit getrieben ſeyn kann, hat doch ihre ſehr guten Folgen. Nichts als eine exemplariſche Sittlichkeit kann einem Manne von geringem Vermögen Würde verſchaffen. Leichtſinn und Eitelkeit machen ihn faſt unausbleiblich lächerlich; und ſind überdieß für ſeinen häuslichen Zuſtand von eben ſo verderblichen Folgen, als ſie es für den Zuſtand des gemeinſten Mannes ſind. Er iſt alſo verbunden, ſeine eigene Aufführung nach eben den Grundſätzen der Sittlichkeit einzurichten, welche der gemeine Mann am meiſten in Ehren hält. Diejenige Lebensart, welche ihm die Gunſt und Achtung deſſelben am gewiſſeſten erwirbt, iſt auch die, welche ſeiner eigenen Lage die angemeſſenſte, und ſeinem Intereſſe die zuträglichſte iſt. Der gemeine Mann ſieht ihn mit der eigenen Art von Zuneigung an, die er für eine Perſon hat, welche ſich ſeinem Stande nähert, aber wie ihm dünkt, auf einer höhern Stufe ſtehen ſollte. Und ſo wie ein ſolcher ärmerer Lehrer von den gemeinen Leuten geliebt wird: ſo gewinnt er ſie auch hinwiederum lieb, unterrichtet ſie ſorgfältiger, und ſteht ihnen mit größerer Bereitwilligkeit in ihrer Noth bey. Selbſt die Vorurtheile des gegen ihn ſo günſtig geſinnten gemeinen Mannes behandelt er mit Schonung, und nie kränkt er ihn durch das ſtolze und verächtliche Herabſehen auf ihn, das dieſer von den reichen Prälaten zu gut dotirter Kirchen nur zu oft erfahren muß. Um deßwillen hat auch keine Geiſtlichkeit ſo viel Einfluß über die Gemüther der niedern Volksklaſſen als die presbyterianiſche. Und nirgends

gends ſind, ohne Zwang und Verfolgung, dieſe Klaſſen ſo ungetheilt bey der herrſchenden Kirche geblieben, als in Ländern, wo die presbyterianiſche Kirche die herrſchende iſt.

In Ländern, wo die geiſtlichen Aemter ſo mäßige Einkünfte haben, geben gemeiniglich die Profeſſorſtellen auf Univerſitäten eine beſſere Verſorgung. In dieſem Falle haben die Univerſitäten die Auswahl der vorzüglichſten Subjecte aus allen, die ſich dem geiſtlichen Stande gewidmet haben, — und welche in allen Ländern die zahlreichſte Klaſſe der Gelehrten ausmachen. Wo die Kirchenpfründen hingegen zum Theile ſehr anſehnlich ſind, da ziehen ſie die ſich am meiſten auszeichnenden Gelehrten von den Univerſitäten an ſich: indem ſich zu dieſen leicht ein Kirchenpatron findet, der ſich ſelbſt dadurch Ehre machen will, daß er einem berühmten Manne die von ihm abhängende Pfründe zuwendet. In der erſten Lage der Dinge läßt ſich erwarten, daß die Univerſitäten mit den vornehmſten Gelehrten des Landes angefüllt ſeyn werden; in der letzten, daß es unter den akademiſchen Lehrern nur wenige Männer von ausgezeichneten Talenten geben wird, und daß, wenn es deren giebt, ſie unter den jungen Gliedern der Univerſität ſich befinden, welche ihr wahrſcheinlich eher wieder entzogen werden, als ſie diejenige Erfahrung und Einſichten erlangt haben, durch welche allein ſie ihr recht nützlich werden können. Voltaire merkt an, daß unter allen Univerſitätsgelehrten in Frankreich, der Pater Porree, ein Jeſuit, der einzige iſt, deſſen Werke ſich leſen laſſen. In einem Lande, welches ſo viele große Schriftſteller hervorgebracht hat, muß es in der That befremden, daß kaum einer von ihnen ein Profeſſor auf einer Univerſität geweſen iſt. Der berühmte Gaſſendi, war anfänglich Profeſſor zu Aix. Sobald ſein Genie aufblühte: wurde ihm vorgeſtellt, daß wenn er ſich der Kirche widmete, er ſowohl weit mehr Ruhe, Einkommen und Bequemlichkeit, als mehr Muße und Hülfsmittel zur Erweiterung ſeiner Kenntniſſe finden würde; und er folgte dem guten Rathe augenblicklich. Was Voltaire von Frankreich ſagt, gilt, glaube ich, von allen katholiſchen Ländern. Selten finden wir in irgend einem einen ausgezeichneten Gelehrten als Profeſſor auf einer Univerſität — es ſey denn in dem Fache der Arzneykunſt und Rechtsgelahrtheit, zwey Profeſſionen, aus welchen die, welche ſich ihnen widmen, nicht leicht zur Kirche übergehen. Nach der römiſchen Kirche iſt die engliſche ohne Zweifel die reichſte und die am beſten ausgeſteuerte in der Chriſtenheit. In England zieht daher auch die Kirche beſtändig von den Univerſitäten ihre beſten und geſchickteſten Mitglieder weg: und unter den alten ſogenannten Tutoren der Collegien in Oxford und Cambridge ſind eben ſo ſelten Perſonen zu finden, die in ganz Europa ihrer Gelehrſamkeit wegen berühmt wären, als Profeſſoren dieſer Art auf den katholiſchen Univerſitäten ſind. In Genf hingegen, in der proteſtantiſchen Schweiz, in dem proteſtantiſchen Theile von Deutſchland, in Holland, in Schottland, in Schweden und Dänemark ſind, wo nicht alle, doch die meiſten ihrer großen Gelehrten Univerſitäts-Profeſſoren geweſen. In dieſen Ländern ſind es aber auch die Univerſitäten, welche der Kirche die vorzüglichſten Glieder entwenden.

Es iſt vielleicht eine nicht ganz unwichtige Bemerkung, daß, wenn wir die Dichter und einige wenige Redner und Geſchichtſchreiber ausnehmen, die meiſten übrigen Gelehrten, ſowohl in Rom als in Griechenland, öffentliche oder Privatlehrer, entweder der Philoſophie oder Redekunſt geweſen ſind. Dieſe Bemerkung wird richtig befunden, von den Zeiten des Plato und Ariſtoteles, des Lyſias und Iſokrates an, bis herunter auf die des Plutarchs und Epictets, des Suetonius und Quintilians. In der That ſcheint dieß das beſte Mittel zu ſeyn, einen Mann völlig Meiſter von einer Wiſſenſchaft zu machen, wenn man ihm die Pflicht auflegt, dieſe Wiſſenſchaft Jahr aus Jahr ein zu lehren. Da er alle Jahre daſſelbe Land auf einerley Wege durchreiſet: ſo muß er, wenn er zu irgend etwas taugt, nach einigen Jahren mit allen Gegenden des Landes bekannt werden. Sollte er über irgend eine Materie, das eine Jahr zu vorſchnell eine Meinung angenommen haben: ſo wird er ſie ſehr wahrſcheinlich das folgende Jahr, wenn er in dem Laufe ſeiner Vorleſungen wieder auf dieſe Materie kommt; berichtigen. So wie es ſicher die natürlichſte Beſchäftigung eines bloßen Gelehrten iſt, die Wiſſenſchaft, in welcher er ſeine Stärke hat, zu lehren: ſo iſt es auch gewiß das beſte Mittel, ihn in ſeinem Fache weiter zu bringen, und zu vervollkommnen. Die Mittelmäßigkeit der Kirchenpfründen hat alſo mittelbar die Wirkung, daß in dem Lande, wo ſie ſtatt findet, die talentvollſten Gelehrten derjenigen Beſchäftigung zugewandt werden, durch welche ſie theils am nützlichſten ſeyn, theils ihre eigenen Talente am beſten vervollkommnen können. Sie dient alſo dazu, ſowohl recht gründliche, als recht gemeinnützige Gelehrte zu bilden.

Das Einkommen aller in den verſchiedenen Ländern herrſchenden Kirchen iſt, wenn man die von Privatperſonen ihr geſchenkten Ländereyen ausnimmt, ein Zweig der öffentlichen Staatseinkünfte, der auf dieſe Weiſe zu einem ganz andern, als ihrem eigentlichen Endzwecke, der Vertheidigung und der Verwaltung des Staats angewandt worden iſt. Der Kirchenzehnte, zum Beyſpiel, iſt eine wahre Landſteuer, die es den Gutsbeſitzern unmöglich macht, zu den Bedürfniſſen des Staats ſo viel beyzutragen, als ſie ſonſt wohl thun könnten. Und doch iſt die Landrente nach einigen Schriftſtellern die einzige, nach andern die vornehmſte Quelle, woraus in allen großen Monarchien, die Staatsbedürfniſſe zuletzt geſchöpft werden müſſen. Je mehr von dieſer Quelle auf die Kirche abgeleitet iſt, deſto weniger kann dem Staate zufließen. Es kann alſo als ein ſicherer Grundſatz angenommen werden, daß, je reicher die Kirche iſt, deſto ärmer entweder der Landesherr auf der einen, oder das Volk auf der andern Seite, in allen Fällen aber der Staat weniger fähig ſeyn müſſe, ſich zu vertheidigen. In verſchiedenen proteſtantiſchen Ländern, namentlich in allen proteſtantiſchen Schweizer-Cantons, ſind die Zehnten und Ländereyen, die ehedem der katholiſchen Kirche gehörten, hinlänglich befunden worden, nicht nur die geſammte Geiſtlichkeit anſtändig zu beſolden, ſondern auch, mit Zuſchuß weniger andern Einkünfte, alle andere Staatsausgaben zu beſtreiten. Die Obrigkeit des mächtigen Cantons Bern insbeſondere hat aus den Erſparniſſen dieſes Fonds, eine ſehr große Summe Geldes, — wie man ſagt, von mehreren Millionen Pfunden St. — geſammelt, wovon ein Theil in der Schatzkammer des Cantons verwahrt wird, ein anderer auf Zinſen in den öffentlichen Fonds der Länder, welche Staatsſchulden haben, beſonders Frankreichs und Englands, angelegt iſt. Wie hoch ſich in Bern oder in irgend einem andern Canton die Summen belaufen, welche die Unterhaltung der Geiſtlichkeit koſtet, getraue ich mir nicht zu beſtimmen. Nach einer ziemlich genauen Rechnung, betrug im Jahr 1755 in Schottland das ganze Einkommen der Geiſtlichkeit, wenn man die Rente der Ländereyen, und die Miethzinſe der Wohnhäuſer die ihr gehören, nach einer mäßigen Schätzung mit rechnete, nicht mehr als 68,514 Pfund St. 1 Schill. fünf und einen halben Pfennig. Dieſes ſehr mäßige Einkommen verſchafft 944 Predigern einen anſtändigen Unterhalt. Der ſämmtliche Aufwand, den die ſchottiſche Kirche koſtet, das mit gerechnet, was zum Baue und zu Ausbeſſerungen der Kirchen- und Prediger-Wohnungen nöthig iſt, kann nicht viel höher als achtzig oder fünf und achtzig tauſend Pfund St. gerechnet werden. Und doch iſt die reichſte Kirche in der Chriſtenheit nicht im Stande, die Einigkeit des Glaubens, die Inbrunſt der Andacht, den Geiſt der Ordnung, Regelmäßigkeit und ſtrengen Sittlichkeit beſſer unter dem gemeinen Volke aufrecht zu erhalten, als dieß bey der ſo armſelig ausgeſteuerten ſchottiſchen Kirche der Fall iſt. Alle gute Wirkungen, welche von einer herrſchenden Nationalkirche erwartet werden können, werden von der ſchottiſchen ſo vollſtändig, als von irgend einer hervorgebracht. Der größte Theil der proteſtantiſchen Kirchen in der Schweiz, iſt im Ganzen nicht beſſer ausgeſteuert, als die ſchottiſche; und ſie leiſten dem Staate ihre Dienſte vielleicht noch in einem höhern Grade von Vollkommenheit. In den meiſten Schweizer-Cantons giebt es auch nicht einen einzelnen Menſchen, der ſich nicht zur herrſchenden Kirche bekennete. In der That würden ihn auch, ſobald er ſich zu einer andern bekennete, die Geſetze nöthigen, den Canton zu verlaſſen. Ein ſo ſtrenges, oder vielmehr ein ſo unduldſames Geſetz, würde in ſo freyen Ländern nie zur Vollziehung gekommen ſeyn, wenn nicht ſchon zuvor durch die Bemühung der Geiſtlichkeit das geſammte Volk, bis vielleicht auf die Ausnahme einiger weniger Individuen, zur herrſchenden Kirche bekehrt worden wäre. Daher werden auch in andern Theilen der Schweiz, wo durch eine zufällige Verbindung der proteſtantiſchen und katholiſchen Kirche, die Bekehrungen nicht ſo allgemein geweſen ſind, beyde Religionen nicht nur geduldet, ſondern beyde, als durch Geſetze eingeführte Landes-Religionen behandelt.

Wenn irgend ein Amt oder ein dem Staate zu leiſtender Dienſt, gehörig verſehen werden ſoll: ſo muß die Belohnung deſſelben in dem möglich genaueſten Verhältniſſe mit dem Werthe und der Schwierigkeit deſſelben ſtehen. Wird irgend ein Dienſt zu ſchlecht bezahlt: ſo wird er ſehr wahrſcheinlich durch die Unfähigkeit und die niedrige Denkungsart derer, die ihn verrichten, leiden. Wird er zu gut bezahlt: ſo leidet er vielleicht noch mehr durch ihre Faulheit, und die freywillige Vernachläſſigung ihrer Pflichten. Ein Menſch der große Einkünfte hat, ſein Beruf mag ſeyn welcher er wolle, denkt, daß er ſo wie andere Leute, welche große Einkünfte haben, leben, — und einen beträchtlichen Theil ſeiner Zeit in Luſtbarkeiten, mit Zerſtreuungen und Befriedigung ſeiner Eitelkeit zubringen müſſe. Einem Geiſtlichen aber raubt eine ſolche Lebensart nicht nur die Zeit, die zur Erfüllung der Pflichten ſeines Berufs nothwendig iſt: ſondern ſie entzieht ihm auch die Achtung des gemeinen Mannes, ohne welche er jene Pflichten nicht mit gutem Erfolge ausüben kann.

Viertes Hauptſtück.

Von demjenigen Aufwande, der die Würde des Landesherrn durch einen gewiſſen äußern Glanz zu unterſtützen dient.

Außer denjenigen Staatsausgaben, welche der Landesherr machen muß, wenn er die verſchiedenen Pflichten ſeines Amtes erfüllen will, giebt es noch andere, welche die Würde ſeiner Perſon aufrecht zu erhalten dienen. Dieſer Aufwand ändert ſich, ſo wie die Staaten auf verſchiedenen Stufen der Cultur ſtehen, oder, ſo wie ſie verſchiedene Regierungsformen annehmen.

In einer reichen und aufblühenden Geſellſchaft, wo alle Klaſſen von Menſchen den Aufwand in Abſicht ihrer Häuſer, ihres Hausgeräthes, ihrer Tafel, ihrer Kleidung und ihres Fuhrwerks täglich vermehren, wäre es unnatürlich, wenn nicht der Aufwand des Landesherrn gleichen Schritt mit jenem halten ſollte. Sein Aufwand iſt alſo, natürlicher, — oder vielmehr nothwendiger Weiſe, in allen dieſen Artikeln größer, als der Aufwand irgend eines Privatmannes. Und ſelbſt ſeine Würde ſcheint zu erfordern, daß er es ſey.

Weil ein Monarch an Würde über ſeine Unterthanen mehr erhaben iſt, als die höchſte Obrigkeit irgend einer Republik über ihre Mitbürger: ſo wird auch zur Unterſtützung jener höhern Würde, ein größerer Aufwand erfordert. Wir erwarten natürlicher Weiſe an dem Hofe eines Königs mehr Pracht, als in der Wohnung eines Dogen oder Bürgermeiſters.

Beſchluß.

Beyde Ausgaben, die, welche zur Beſchützung des Staats und die, welche zur Aufrechterhaltung der Würde des Regenten gehören, haben das allgemeine Wohl der ganzen Geſellſchaft zur Abſicht. Es iſt daher billig, daß auch alle Geſellſchaftsglieder zu Beſtreitung derſelben beytragen, und zwar in dem möglich genaueſten Verhältniſſe mit ihrem Vermögen.

Die Ausgaben, die auf die Rechtspflege gewandt werden, laſſen ſich ohne Zweifel auch als ſolche anſehen, welche das allgemeine Beſte zum Zwecke haben, — und ſie werden deßwegen nicht unbillig durch Beyträge aller Gemeinglieder beſtritten. Indeß ſind es doch eigentlich die bey den Gerichtshöfen Hülfe oder Schutz ſuchenden Perſonen, von welchen dieſe Ausgaben veranlaſſet, und gemeiniglich durch Ungerechtigkeiten der einen oder der andern Art veranlaſſet werden. Und eben dieſe Perſonen, wenn ſie von den Gerichtshöfen im Beſitze ihrer Rechte erhalten, oder in dieſelben wieder eingeſetzt worden ſind, ziehen eigentlich den Vortheil, der durch jene Ausgaben beabſichtigt wird. Es iſt alſo noch ſchicklicher, daß der Aufwand der Rechtspflege von denjenigen Perſonen, denen ſie allein zu Gute kommt, das heißt, daß er von den prozeſſirenden Parteyen, durch die Gerichtsſporteln bezahlt werde, und daß die allgemeinen Beyträge der Geſellſchaft nur bey Criminal-Prozeſſen ſolcher Verbrecher, die nicht eigenes Vermögen genug haben, die Gerichtsſporteln zu bezahlen, zu Hülfe gerufen werden.

Eine Ausgabe, die lediglich zum Beſten eines einzelnen Orts, oder einer Provinz verwendet wird, zum Beyſpiel, was die Polizeyanſtalt einer Stadt oder eines beſondern Bezirks koſtet, ſollte auch aus den Einkünften des Orts oder der Provinz beſtritten und nicht der allgemeinen Staatscaſſe aufgebürdet werden. Es wäre unbillig, wenn die ganze Geſellſchaft zu einer Ausgabe beyſteuerte, deren Nutzen ſich nur auf einen Theil der Geſellſchaft einſchränkt.

Die Ausgaben, welche auf gute Landſtraßen und überhaupt auf eine leichtere Verbindung der verſchiedenen Theile des Reichs gewandt werden, befördern ohne Zweifel den Nutzen der ganzen Geſellſchaft: und es iſt alſo nicht ungerecht, daß alle ihre Mitglieder dazu Beyſteuern geben. Indeß iſt doch die unmittelbarſte Wirkung dieſes Aufwandes nur eigentlich eine Wohlthat für diejenigen, welche von einem Orte zum andern reiſen, oder Waaren verführen, und für diejenigen, welche dieſe Waaren verbrauchen. Durch die an den Schlagbäumen in England bezahlten Gelder, durch das was man in andern Ländern Wegezölle nennt, wird dieſer Aufwand ganz dieſen beyden jetzt genannten Klaſſen von Leuten aufgelegt, und alſo die allgemeine Staatscaſſe von einer beträchtlichen ihr zur Laſt fallenden Ausgabe befreyet.

Auch derjenige Aufwand, welcher der Erziehung der Jugend und dem Religionsunterrichte gewidmet iſt, erſtreckt ſeinen Nutzen auf die ganze Geſellſchaft, und kann alſo billig die Beyträge der ganzen Geſellſchaft fordern. Indeß iſt es vielleicht eben ſo ſchicklich, und in mancher Rückſicht noch vortheilhafter, daß diejenigen die Koſten dieſes Unterrichts allein bezahlen, die unmittelbar die wohlthätigen Wirkungen davon erfahren: das heißt, daß dieſe Koſten durch freywillige Beyträge der Schüler, welche einen Lehrer der Wiſſenſchaften — oder der Kirchkinder, welche einen Religionslehrer nöthig haben, aufgebracht werden.

Wenn diejenigen öffentlichen Anſtalten oder Werke, welche für die ganze Geſellſchaft wohlthätig ſind, nicht durch die beſondern Beyträge der ſie unmittelbar benutzenden Glieder der Geſellſchaft erhalten werden können: ſo iſt es natürlich die allgemeine Beyſteuer der ganzen Geſellſchaft, welche das fehlende zuſchießen muß. Dieſe allgemeinen Einkünfte des Staats ſind in der That dazu beſtimmt, außer den Koſten der öffentlichen Vertheidigung und denen, welche die Aufrechterhaltung der

Würde des Landesherrn erfordert, — zwey Ausgaben, die daraus allein beſtritten werden, — auch das Deficit vieler **beſondern** und zu eingeſchränktern Zwecken beſtimmten Caſſen zu decken. Welches die Quellen dieſer allgemeinen oder öffentlichen Einkünfte ſind: will ich in dem folgenden Kapitel erklären.

Zweytes Kapitel.

Von den Quellen der öffentlichen, oder allgemeinen Staatseinkünfte.

Das Einkommen, aus welchem zuerſt die Koſten der Vertheidigung, dann die der aufrecht zu erhaltenden Würde des Landesherrn, und endlich alle andere Bedürfniſſe des Staats, für welche nicht eigene Hülfsquellen vorhanden ſind, beſtritten werden, entſteht entweder aus einem Fond oder Eigenthume, welcher dem Landesherrn, oder dem Staate unmittelbar gehört, und von den Einkünften der Unterthanen unabhängig iſt — oder er entſteht aus dieſen Einkünften der Unterthanen ſelbſt.

Erſte Abtheilung.

Von den Fonds oder den Quellen, welche dem Landesherrn unmittelbar, und unabhängig von den Abgaben der Unterthanen, Einkünfte verſchaffen.

Dieſe dem Staat unmittelbar zuſtändigen Quellen von Einkünften beſtehen entweder in Kapitalien, oder in Ländereyen.

Der Landesherr kann von den Kapitalien, deren Eigenthümer er iſt, eben ſowohl wie jeder Privatmann, auf eine doppelte Weiſe Einkünfte ziehen; indem er ſie ſelbſt anlegt, oder indem er ſie auf Zinſen an andere ausleihet. Im erſten Falle heißt das, was ihm dieſe Kapitalien einbringen, Gewinnſt, — im andern Zinſen.

Die Einkünfte eines tartariſchen, oder arabiſchen Oberhauptes, ſind Gewinnſte. Sie entſtehen größtentheils aus dem Zuwachſe und der Milch ſeiner Heerden, deren Benutzung er ſelbſt, als der vornehmſte Hirte der Horde oder des Stammes unter ſeiner Aufſicht hat. Aber es iſt auch nur in dieſem erſten und roheſten Zuſtande der bürgerlichen Geſellſchaft, daß Gewinnſt den vornehmſten Theil der Einkünfte eines monarchiſchen Staates ausmacht.

Kleine Republiken haben oft beträchtliche Einkünfte von dem Gewinnſte kaufmänniſcher Unternehmungen gezogen. Die Republik Hamburg *) ſoll dergleichen von dem Gewinnſte ziehen, den ein öffentlicher Weinkeller und ein Apothekerladen einbringt. **) Der Staat kann nicht groß ſeyn, welcher ſich mit einem Weinhandel und einem Apothekergewerbe abgeben kann. Die Gewinnſte einer öffentlichen Bank, haben auch für gröſſere Staaten eine Quelle von Einkünften ausgemacht. Nicht nur in Hamburg, ſondern auch in Venedig und Amſterdam hat dieſer Fall ſtatt gefunden. Selbſt für ein ſo großes Reich, als Großbritannien iſt, hat, nach dem Urtheil einiger Leute, dieſe Art des Einkommens eine Wichtigkeit. Wenn man die gewöhnliche Dividende der Engliſchen Bank zu fünf und ein halbes vom Hunderte, und ihr Kapital zu 10,780,000 Pfund St.

---

*) In wie fern die freye Reichsſtadt Hamburg eine Republik genennet werden könne, bedarf für den deutſchen Leſer keiner Erörterung. Uebrigens hat Hamburg von dem Rathsweinkeller ſehr geringe Einkünfte, und von der Apotheke hat es gar keine mehr. A. d. U.

**) Siehe die Memoires concernant les Taxes et les Impoſitions en France. Dieſes Werk wurde auf Befehl des Hofes, zum Unterrichte für eine Commiſſion zuſammengetragen, die vor einigen Jahren zur Unterſuchung der beſten Mittel, die franzöſiſchen Finanzen zu verbeſſern, niedergeſetzt worden war. Die Nachrichten, die man darin von den franzöſiſchen Auflagen findet, und welche drey Bände in Quarto einnehmen, können als vollkommen zuverläſſig angeſehen werden. Die von den Finanzen anderer Länder wurden von den franzöſiſchen Geſandten, nach den beſten Quellen, die ſie ſich hatten verſchaffen können, eingeſchickt. Dieſer Theil iſt weit kürzer, und ohne Zweifel ſind die Nachrichten nicht ſo genau, als die von den franzöſiſchen Auflagen. A. d. Verf.

rechnet: ſo beläuft ſich der reine Gewinn der Bank, nach Abzug aller Verwaltungskoſten auf 592,900 Pfund des Jahres. Man behauptet, die Regierung könne das Kapital zu drey Procent Zinſen borgen; und ſie würde alſo, wenn ſie die Verwaltung der Bank ſelbſt über ſich nähme, einen jährlichen reinen Gewinn von 269,500 Pfund St. erhalten. Die Erfahrung lehrt, daß die ſtreng ordentliche, wachſame und ſparſame Regierung ſolcher Ariſtokratien, wie Venedig und Amſterdam ſind, ſich zur Ausführung ſolcher kaufmänniſchen Unternehmungen ſehr wohl ſchickt. Ob aber einer Regierung, wie die engliſche iſt, die, was auch ihre übrigen Vorzüge ſeyn mögen, doch nie wegen ihrer guten Haushaltung berühmt geweſen iſt; — die in Friedenszeiten immer mit dem Leichtſinne und der Sorgloſigkeit einer Monarchie, und in Kriegszeiten mit der Schwärmerey und der Wuth einer Demokratie verſchwendet hat: ob einer ſolchen Regierung die Betreibung eines kaufmänniſchen Unternehmens mit Sicherheit anvertrauet werden könne, daran hat man wenigſtens große Urſache zu zweifeln.

Das Poſtweſen iſt ebenfalls eigentlich ein kaufmänniſches Geſchäfte. Die Regierung ſchießt die Unkoſten vor, die verſchiedenen Poſtämter zu errichten, und die nöthigen Pferde und Wagen auf jedem anzuſchaffen; und ſie erhält ihr Kapital mit großem Gewinn von dem, was die Reiſenden, Briefe und Frachtgüter zahlen müſſen, wieder. Es iſt gleichwohl vielleicht das einzige kaufmänniſche Geſchäfte, deſſen Betreibung faſt allen Regierungen gleich gut gelungen iſt. Das Kapital, welches ſie dabey vorſchießen, iſt nicht zu groß. Bey dem Geſchäfte ſelbſt findet keine Verheimlichung ſtatt; und die Wiedererſtattung des Kapitals iſt nicht nur gewiß, ſondern geſchieht auch bald.

Unterdeſſen haben Fürſten oft ſich noch in viele andere kaufmänniſche Speculationen eingelaſſen, und wie Privatperſonen, ihre Umſtände durch gewagte Verſuche in den gewöhnlichen Handlungszweigen, verbeſſern wollen. Es iſt ihnen aber faſt immer fehlgeſchlagen. Und wie kann es auch bey dem verſchwenderiſchen Geiſte, der in der Verwaltung fürſtlicher Angelegenheiten zu herrſchen pflegt, anders ſeyn? Die Agenten eines Fürſten ſehen die Reichthümer ihres Herrn für unerſchöpflich an; fragen alſo nichts darnach, wie theuer ſie einkaufen, oder wie wohlfeil ſie verkaufen; und geben wenig auf die Unkoſten Acht, die der Transport der Waaren von einem Orte zum andern verurſacht. Dieſe Agenten machen oft ſelbſt einen fürſtlichen Aufwand, und erwerben deſſen ungeachtet, — durch eine geſchickte Art ihre Rechnungen zu führen, ein fürſtliches Vermögen. So war nach Macchiavels Erzählung der Handel beſchaffen, den die Agenten des Lorenzo von Medicis, der keinesweges ein Fürſt von gemeinen Fähigkeiten war, — führten. Der Freyſtaat von Florenz war mehr als einmahl genöthigt, die Schulden zu bezahlen, in welche die Unbeſonnenheiten jener Agenten ihn verwickelt hatten. Der Fürſt fand es deßwegen auch endlich für gut, die Handelsgeſchäfte, denen ſeine Familie ihre Größe urſprünglich zu danken hatte, aufzugeben, und er wendete, in dem letztern Theile ſeines Lebens, ſowohl das, was ihm von ſeinem Privatvermögen noch übrig war, als die Einkünfte des Staats, über die er zu gebiethen hatte, zu

Entwürfen und Ausgaben an, die ſeiner gegenwärtigen Lage angemeſſener waren.

Es giebt keine zwey Charaktere, die mit einander ſo unverträglich ſcheinen, als der Charakter eines Kaufmanns und der eines Landesfürſten. Wenn die engliſche oſtindiſche Geſellſchaft durch den Kaufmannsgeiſt zu einem ſchlechten Regenten geworden iſt: ſo ſcheint es auf der andern Seite, daß der Geiſt der mit der Landesherrſchaft verbunden iſt, ſie zu ſchlechten Kaufleuten gemacht hat. So lange als ſie bloß Kaufleute waren, trieben ſie ihren Handel mit gutem Erfolge; und waren im Stande, von dem gemachten Gewinnſte, den Inhabern ihrer Actien, eine mäßige Dividende zu bezahlen. Seitdem ſie von einem Lande, welches urſprünglich, wie man ſagte, drey Millionen Pfund St. Einkünfte brachte, Landesherren geworden ſind, — waren ſie genöthigt, die Regierung um außerordentliche Hülfe anzuflehen, damit ſie nur dem nahen Bankerotte entgehen möchten. Bey ihrer vorigen Lage ſahen ſich ihre Beamten in Indien, als Handlungsdiener und Buchhalter an; in ihrer gegenwärtigen betrachten ſie ſich als Staatsminiſter.

Ein Staat kann zuweilen einen Theil ſeiner Einkünfte eben ſowohl von den Zinſen *ausgeliehener*, als von den Gewinnſten *angelegter* Kapitalien erhalten. Wenn er einen Schatz geſammelt hat: ſo kann er einen Theil deſſelben, bald an fremde Staaten, bald an ſeine eigene Unterthanen ausleihen.

Der Canton Bern erhält anſehnliche Einkünfte von den Kapitalien, die er fremden Staaten geliehen, das heißt, in den Fonds der verſchiedenen verſchuldeten Staaten von Europa, beſonders den franzöſiſchen und engliſchen, angelegt hat. Die Sicherheit dieſer Einkünfte hängt ab, theils von der Sicherheit der Fonds, worin die Kapitalien angelegt worden ſind, — das heißt, von Treue und Glauben der Regierung, welche dieſe Fonds verwaltet; und theils von der Gewißheit oder Wahrſcheinlichkeit, daß der Friede mit der Nation, welche das Geld geborgt hat, fortdauern wird. Im Fall eines Krieges läßt ſich ſehr wahrſcheinlich dieß als die erſte Handlung der Feindſeligkeit von Seiten der Nation, welche Schuldnerin iſt, erwarten, daß ſie die Kapitalien ihres Gläubigers einzieht. — So viel ich weiß, iſt daher der Canton Bern der einzige Staat, welcher dieſes Ausleihen ſeiner Schätze an fremde Nationen zu einer Quelle öffentlicher Einkünfte gemacht hat.

Die Stadt Hamburg hat ein öffentliches Pfandleihhaus, wo an die Unterthanen des Staats Geld auf Pfänder, für ſechs vom Hundert Zinſen ausgeliehen wird. Man behauptet, daß dieſes Leihhaus, oder, wie es auch genannt wird, Lombard, dem Staate jährlich 150,000 Bancothaler einbringt, welches, den Thaler zu vier Schillingen und ſechs Pfennigen gerechnet, die Summe von 33,750 Pfund St. ausmacht *).

Die Regierung von Penſylvanien erfand ein Mittel, wie ſie ohne einen Schatz zu ſammeln, doch ihren Unterthanen zwar nicht Geld, aber Geldes Werth borgen könne.

---

*) Siehe Memoires concernant les Droits et Impoſitions en Europe. Tom. I. p. 73. Ob das hamburgiſche Leihhaus jemahls ſo viel eingetragen habe, iſt ſehr zweifelhaft. Gegenwärtig ſoll es ſehr wenig eintragen. A. d. U.

könne. Sie ſchoß Privatperſonen, welche ihre Ländereyen vom doppelten Werthe zur Sicherheit anbiethen konnten, Geld auf Zinſen vor, und bezahlte es in Credit-Zetteln, die nach funfzehn Jahren von Dato wieder eingelöſet werden, — und in der Zwiſchenzeit, gleich Banknoten, von Hand zu Hand gehen, — und zufolge einer Acte der Repräſentanten-Verſammlung des Staats, in allen Zahlungen, zwiſchen den Einwohnern deſſelben, für baar Geld angenommen werden ſollten. Dadurch verſchafte ſie ſich eine regelmäßige Einnahme, welche einen guten Theil der gewöhnlichen Ausgaben dieſer haushälteriſchen und wohlgeordneten Regierung zu beſtreiten diente. Das Gelingen einer ſolchen Maßregel hing von drey verſchiedenen Umſtänden ab: erſtlich davon, ob das Publicum noch eines andern Werkzeuges der Handlung, als des umlaufenden Goldes und Silbers bedurfte, und darnach verlangte; welches hinwiederum darauf ankam, ob die Quantität auswärtiger Conſumtionswaaren, deren die Provinz nöthig hatte, ſo groß war, daß um dieſelbe anzuſchaffen, ſie den größten Theil ihres umlaufenden Goldes und Silbers außer Landes ſchicken mußte; zweytens von dem Credit, welchen die Regierung, die dieſes Papiergeld ausgab, ſich zu verſchaffen gewußt hatte; und endlich von der Mäßigung, mit welcher ſie ſich dieſes Hülfsmittels bediente, indem ſie nehmlich nicht mehr ſolcher Creditzettel ausgab, als Gold- und Silbergeld zum innern Handelsverkehr wäre nothwendig geweſen, wenn es keine ſolche Zettel gegeben hätte. Dieſelbe Methode ſich Geld zu machen, wurde bey verſchiedenen Gelegenheiten, von mehrern andern amerikaniſchen Kolonien beliebt; aber da ſie hier nicht mit gleicher Mäßigung, als in Penſylvanien gebraucht wurde: ſo brachte ſie mehr Schaden, als Nutzen hervor.

Die unſtäte und vergängliche Natur von Geldkapitalien, oder durch bloßen Credit erzeugter Fonds, macht indeß daß ſie ungeſchickt ſind, die Hauptquellen der Einkünfte eines Staats abzugeben: weil deſſen Einkünfte dauernd und unveränderlich ſeyn müſſen, wenn ſowohl die Würde als die Sicherheit deſſelben beſtehen ſoll. Nie hat wohl die Regierung einer großen Nation, die über den Zuſtand des Hirtenlebens hinaus war, den größern Theil ihrer Einkünfte aus einer ſolchen Quelle hergeleitet.

Ländereyen ſind Fonds von einer weit dauerhaftern und unveränderlichern Natur als Geld; — und daher hat auch die Rente von Domänen-Gütern bey mehr als einer großen Nation, die über den Stand des Hirtenlebens weit hinaus geweſen iſt, die Hauptquelle der öffentlichen Einkünfte ausgemacht. Dem Staate zugehörende Ländereyen waren es, von welchen die alten Freyſtaaten Griechenlands und Italiens, lange Zeit hindurch, die meiſten der Einkünfte zogen, womit ſie ihre öffentlichen Ausgaben beſtritten. Domänen oder Krongüter waren es, welche lange Zeit hindurch den Monarchen Europens ihre vornehmſte Einnahme verſchafften.

Was in neuern Zeiten den großen Staaten ihre beträchtlichſten Ausgaben verurſacht, iſt Krieg oder die Vorbereitung zum Kriege. In den alten griechiſchen und italieniſchen Freyſtaaten war jeder Bürger Soldat; jeder ging in den Krieg auf ſeine Unkoſten, und bereitete ſich zu demſelben auf ſeine Unkoſten. Weder das eine noch das andere verurſachte alſo jenen Staaten einen beträchtlichen Aufwand. Alle andern nothwendigen Ausgaben einer Regierung aber ſind von der Art, daß ſie mit der Rente von Ländereyen, wenn dieſe nur von mittelmäßigem Umfange ſind, gar wohl beſtritten werden können.

In den alten Monarchien Europens waren die Gewohnheiten und Sitten der Zeit allein ſchon hinreichend, den großen Haufen des Volks zum Kriege vorzubereiten. Und wenn der Mann ins Feld zog: ſo war es die mit dem Beſitze ſeines Lehnsguts verbundene Bedingung, daß er ſich entweder auf ſeine eigene Koſten unterhalten, — oder von ſeinem unmittelbaren Lehnsherrn unterhalten werden mußte, ohne daß dadurch dem Landesherrn eine neue Laſt zugewachſen wäre. Die übrigen Ausgaben, welche die Regierung erforderte, waren größtentheils ſehr mäßig. Die Rechtspflege war, wie wir oben gezeigt haben, anſtatt Ausgaben zu verurſachen, eine Quelle von Einkünften. Zur Verfertigung und Unterhaltung aller Brücken, Landſtraßen und anderer öffentlichen Werke, die der Handel erfordern mochte, wurde eine ihr gewidmete Frohne des Landmannes von drey Tagen vor und drey Tagen nach der Ernte, für eine hinlängliche Hülfsquelle gehalten. — Zu dieſer Zeit ſcheint die ſtärkſte Ausgabe eines Landesherrn in ſeiner eigenen Haushaltung beſtanden zu haben. Seine Hausofficianten waren daher auch die großen Staatsbeamten. Der Großſchatzmeiſter nahm die Renten von ſeinen Gütern ein. Der Oberkämmerer (lord chamberlain) und der Oberhofmeiſter (lord ſteward) hatten die Aufſicht über die Haushaltungsausgaben. Der Marſchall und der Connetable war über die Ställe geſetzt. Die Häuſer des Fürſten waren Schlöſſer; und ſcheinen die vornehmſten Feſtungen ſeiner Staaten ausgemacht zu haben. Die Kaſtellane in denſelben konnten als Commendanten angeſehen werden. Sie waren, wie es ſcheint, die einzigen Officiere, die man auch in Friedenszeiten zu unterhalten hatte. Unter dieſen Umſtänden konnte, wenn nicht außerordentliche Fälle eintraten, die Rente großer Ländereyen wohl hinlänglich ſeyn, die nothwendigen Regierungsausgaben eines Landes zu beſtreiten.

In dem jetzigen Zuſtande des größten Theils der europäiſchen Monarchien, würden ſämmtliche Ländereyen ihres Gebieths, wenn ſie alle ſo ſchlecht bewirthſchaftet wären, als ſie es wahrſcheinlich ſeyn würden, wenn ſie alle Einem Eigenthümer zugehörten, kaum ſo viel Einkünfte bringen, als jetzt auch in Friedenszeiten, von den Unterthanen durch Auflagen erhoben werden. Zum Beyſpiele: die gewöhnlichen Einkünfte Großbritanniens, — wenn man dazu nicht bloß rechnet, was zur Beſtreitung der laufenden Unkoſten jedes Jahres, ſondern auch das, was zur Bezahlung der Zinſen der Staatsſchulden, und zu Errichtung eines Fonds zur allmähligen Rückzahlung der Kapitalien nöthig iſt, beträgt jährlich mehr als zehn Millionen Pfund St. Die Landſteuer aber, die auf zwanzig Procent vom reinen Ertrage der Güter gerechnet wird, beträgt jährlich noch nicht zwey Millionen. Gleichwohl nimmt man an, daß dieſe ſogenannte Landſteuer (landtax) den fünften Theil, nicht nur von dem Ertrage aller Ländereyen, ſondern auch von dem Ertrage aller Häuſer, und von den Zinſen aller Kapitalien ausmache, — nur die dem Staate geliehenen, oder von Pächtern zum Anbau des Landes angewandten Kapitalien ausgenommen. Ein ſehr anſehnlicher Theil von dem Ertrage dieſer Steuer entſpringt aus Renten von Häuſern und aus Zinſen von Kapitalien. Die Landtaxe der Stadt London zum Beyſpiele, zu zwanzig Procent gerechnet, beträgt 123,399 Pfund St. 6 Schill. 7 Pfen. Die von der Stadt Weſtminſter 63,092 Pfund St. 1 Schill. 5 Pfen. Die von den Palläſten Whitehall und St. James 30,754 Pfund St. 6 Schill. 3 Pfen. Auf gleiche Weiſe iſt auf alle Städte und Marktflecken im Königreiche ein gewiſſer Theil der Landſteuer gelegt, und wird faſt gänzlich von den Renten der Häuſer in dieſen Städten, und von den Zinſen der im Handel oder durchs Ausleihen benutzten Kapitalien ihrer Einwohner erhoben. Nach derjenigen Schätzung der Ländereyen, Häuſer und Kapitalien nun, welche in der Landſteuer angenommen worden iſt, würden die ſämmtlichen Renten aller Ländereyen und aller Häuſer in Großbritannien nebſt den vollſtändigen Zinſen aller Kapitalien, (die oben angezeigten ausgenommen) die Summe von zehn Millionen nicht überſteigen: und dieſe Summe erhebt die Regierung unſers Landes, ſelbſt in Friedenszeiten von ihren Unterthanen wirklich. Ohne Zweifel iſt bey der Schätzung, die der Landſteuer zum Grunde liegt, im Ganzen des Königreichs, der Werth der Ländereyen und Kapitalien viel zu geringe angeſchlagen worden, ob man gleich behauptet, daß ſie in einigen beſondern Gegenden und Provinzen, dieſem Werthe ſehr nahe kömmt. Viele Leute ſchätzen die bloßen Renten von Landgütern, mit Ausſchluß derer von Häuſern, und der Zinſen von Kapitalien auf zwanzig Millionen. Aber dieſe Schätzung iſt, glaube ich, auf Gerathewohl gemacht, und kann eben ſowohl über die Wahrheit hinausgehen, als hinter ihr zurückbleiben. Indeſſen geſetzt, die ſämmtlichen Ländereyen Großbritanniens, brächten in dem jetzigen Zuſtande ihres Anbaues, wirklich mehr als zwanzig Millionen Pfund St. Renten: ſo würden ſie wahrſcheinlich nicht die Hälfte, — vielleicht nicht den vierten Theil davon einbringen, ſobald ſie in die Hände eines einzigen Eigenthümers, — des Landesherrn — kämen, und der nachläſſigen, verſchwenderiſchen und unterdrückenden Verwaltung ſeiner Agenten und Unterbedienten übergeben würden. Die jetzigen Kronländer Großbritanniens bringen nicht den vierten Theil von dem ein, was wahrſcheinlich ihr Ertrag ſeyn würde, wenn ſie Privatperſonen zugehörten. Wären dieſe Kronländer von noch größerm Umfange: ſo würden ſie wahrſcheinlich auch noch ſchlechter bewirthſchaftet werden.

Das Einkommen, welches die ganze Maſſe des Volks von Grunde und Boden zieht, muß nicht nach der Rente, ſondern nach den Erzeugniſſen der Ländereyen abgemeſſen werden. In jedem Lande wird das ganze jährliche Erzeugniß der Ländereyen, nach Abzug deſſen, was zum Samen aufbehalten wird, von dem geſammten Volke jährlich entweder aufgezehrt, oder gegen etwas vertauſcht, was von ihm verbraucht wird. Alles, was Urſache iſt, daß das Erzeugniß des Landes kleiner ausfällt, als es an ſich ſeyn würde, greift das Einkommen der großen Volksmaſſe noch weit mehr, als das Einkommen der Landeigenthümer an. Die Landrente, das heißt, derjenige Theil des Erzeugniſſes, welcher dem Eigenthümer zufließt, wird durch ganz Großbritannien nicht höher, als zum dritten Theile des ganzen Erzeugniſſes angeſchlagen. Wenn bey einem gewiſſen Zuſtande des Ackerbaues die Rente aller Ländereyen des Landes nur **zehn**, — bey einem andern **zwanzig** Millionen des Jahres betrüge: ſo würde, da die Rente in beyden Fällen nur für den dritten Theil der gewonnenen Erzeugniſſe angenommen wird, der Unterſchied in den Einkünften der Gutsbeſitzer nur zehn Millionen, der aber in dem Einkommen des ganzen Volks, (wenn man den in jedem Falle für die Saat zu machenden Abzug bey Seite ſetzt,) dreyßig Millionen betragen. Und ſo viel Menſchen, als von Erzeugniſſen, die dreyßig Millionen am Werthe haben, — nach der eigenthümlichen Lebensart der verſchiedenen Klaſſen, worin ſie getheilt ſind, — ein Jahr lang leben können: ſo viele würden in dem erſten Falle der Bevölkerung des Landes zuwachſen, in dem andern ihr entgehen.

Obgleich gegenwärtig kein civiliſirter Staat irgend einer Art in Europa iſt, worin der größte Theil der öffentlichen Einkünfte aus der Rente von Ländereyen herkäme, die dem Staate gehörten: ſo ſind doch noch in allen größern europäiſchen Monarchien große Strecken Landes das Eigenthum der Kronen. Sie ſind größtentheils Förſte, und zuweilen Förſte, wo man mehrere Meilen reiſen kann, ohne einen Baum zu finden; —

bloßes wüſtes und verlornes Land, — verloren ſowohl für die Bevölkerung, als für den Ackerbau. In jeder dieſer großen Monarchien würde der Verkauf der Kronländer eine ſehr anſehnliche Summe Geldes ausmachen, die, zu Bezahlung der Staatsſchulden angewandt, einen weit größern Theil der für ſolche verpfändeten Einkünfte frey machen würde, als die verkauften Ländereyen ſelbſt jemahls dem Staate brachten. Da Landgüter, die in der vollkommenſten Cultur ſind, und die zur Zeit, wo man ſie zum Verkaufe ausbiethet, eine ſo hohe Rente bringen, als ſich wahrſcheinlich je nur von ihnen erwarten läßt, doch um das Dreyßigfache ihrer jährlichen Einkünfte verkauft werden: ſo läßt ſich vermuthen, daß die ſchlecht angebaueten, unendlicher Verbeſſerungen fähigen, und wenig einbringenden Krongüter, um das Funfzig- oder Sechzigfache ihrer jährlichen Renten zu verkaufen ſeyn würden. Dadurch würde die Krone unmittelbar in den Beſitz derjenigen Einkünfte kommen, welche dieſe große, von dem Verkaufe gelöſete Summe von den auf ihnen haftenden Pfandrechten befreyen könnte. Nach wenigen Jahren würde ſie wahrſcheinlich noch ein zweytes Einkommen erhalten. Dieſe verkauften Kronländer, in Privatbeſitzungen verwandelt, würden gar bald in gute Cultur kommen. Mit der Vermehrung ihrer Erzeugniſſe würde ſich auch die Bevölkerung des Landes vermehren: da ſowohl das Einkommen des Volks, als die Summe der von ihm zu verbrauchenden Gegenſtände ſich vermehrte. Wenn ſich aber die Bevölkerung, das Einkommen des Volks und der allgemeine Waarenverbrauch vermehrt: ſo müſſen auch die Zoll- und Acciſe-Einkünfte der Krone wachſen.

Die Einkünfte, welche in irgend einem civiliſirten Staate die Krone von ihren Ländereyen zieht, ſcheinen zwar keinem einzelnen Unterthan das mindeſte zu koſten; ſie koſten aber im Grunde der ganzen Geſellſchaft mehr, als irgend ein anderes gleich großes Einkommen, deſſen die Krone genießt. Es würde in allen Fällen dem Publicum vortheilhaft ſeyn, wenn der Krone dieſe aus ihren Domänen entſpringenden Einkünfte aus einer andern Quelle erſetzt, und jene Ländereyen unter das Volk vertheilt würden — eine Sache, die nicht beſſer als durch einen öffentlichen Verkauf jener Domänengüter geſchehen kann.

Die einzigen Ländereyen, welche in einem großen, civiliſirten und monarchiſch regierten Staate der Krone gehören ſollten, ſind ſolche, die nur zum Vergnügen oder zur Pracht beſtimmt ſind, — wie zum Beyſpiel Parks, Gärten, öffentliche Spaziergänge, — lauter Beſitzungen, die man allenthalben nicht als Quellen von Einkünften, ſondern als Veranlaſſungen zu Ausgaben betrachtet.

Wenn nun das Eigenthum des Staats oder des Landesherrn an Kapitalien und Ländereyen, ſowohl ein unſchicklicher, als ein unzureichender Fond zu Beſtreitung der Ausgaben iſt, die jeder große und wohl regierte Staat erfordert: ſo bleibt nichts anderes übrig, als das Geld zu dieſen Ausgaben größtentheils durch Auflagen einer oder der andern Art aufzubringen; das heißt, jeden Bürger oder Unterthan des Staates, etwas von ſeinem Privateinkommen abgeben zu laſſen, um daraus ein öffentliches Einkommen zuſammen zu ſetzen.

Zweyte Abtheilung.

Von Auflagen.

Alle Privateinnahme der einzelnen Bürger entſteht, wie ich in dem erſten Buche dieſes Werks gezeigt habe, urſprünglich aus einer von dieſen drey Quellen: aus der **Landrente**, aus dem **Gewinn** von angelegten Kapitalien, und aus dem **Arbeitslohne**. Aus einer von dieſen Quellen, oder aus allen zuſammen genommen, muß alſo auch jede Auflage zuletzt bezahlt werden. Ich will mich bemühen, von folgenden vier Gegenſtänden ſo vollſtändig als möglich zu handeln: **erſtlich** von den Auflagen, die ihrer Beſtimmung nach auf die Landrente fallen ſollen; **zweytens** von denen, die abſichtlich auf den Gewinn des Kapitaliſten, — **drittens** von denen, die auf den Arbeitslohn gelegt werden; endlich **viertens** von den Auflagen, die ihrer Beſtimmung nach aus keiner von dieſen Quellen insbeſondere bezahlt werden, ſondern ihnen allen ohne Unterſchied zur Laſt fallen ſollen. Dadurch wird dieſe zweyte Abtheilung des gegenwärtigen Kapitels in vier Hauptſtücke zerfallen, wovon drey wieder neue Unterabtheilungen erfordern werden. Es wird ſich aber bey der folgenden Erörterung dieſer verſchiedenen Arten der Auflagen zeigen, daß ſie nicht alle aus dem Fond, oder aus derjenigen Quelle der Einkünfte wirklich bezahlt werden, welche man durch ſie zu beſteuern eigentlich die Abſicht hatte.

Ehe ich mich in die Unterſuchung der beſondern Arten von Auflagen einlaſſe: muß ich noch zuvor folgende vier Grundſätze, in Abſicht der Auflagen überhaupt, vortragen.

I. Die Unterthanen jedes Staats müſſen zur Unterſtützung deſſelben, ſo genau als möglich nach dem Verhältniſſe ihres Vermögens, — das heißt, nach Verhältniſſe derjenigen Einkünfte beytragen, deren ſie ſelbſt unter dem Schutze des Staats genießen. Die Ausgaben der Regierung ſtehen mit den Unterthanen des Staats in eben der Beziehung, in welcher die Unkoſten der Wirthſchaft bey einem Landgute, das mehreren Eigenthümern zuſammen gehört, mit jedem dieſer Eigenthümer insbeſondere ſtehen. So wie dieſe, nach Maßgabe ihres Antheils an dem Ertrage des Landgutes, zu den Wirthſchaftskoſten beytragen müſſen: ſo müſſen die Unterthanen des Staats nach Maßgabe der Vortheile, die ſie von dem Staatsverein erhalten, zu den Regierungskoſten beytragen. An der Beobachtung oder Vernachläſſigung dieſer Grundregel liegt das, was man Gleichheit oder Ungleichheit der Beſchatzung nennt. Jede Auflage, — und dieſe Anmerkung will ich ein für allemahl hier machen, — die auf eine von jenen Quellen der Einkünfte allein fällt, iſt eben deßwegen ungleich, weil ſie nicht auf die beyden andern Quellen zugleich fällt. Dieſer Art der Ungleichheit aber werde ich, in der folgenden Unterſuchung über Auflagen, ſelten weiter Erwähnung thun; und nur auf diejenigen Ungleichheiten werde ich meine Bemerkungen größtentheils einſchränken, die bey Auflagen derſelben Art, und aus derſelben

Quelle geſchöpft, dadurch entſtehen, daß die Beyträge der einzelnen Bürger nicht ihrem Vermögen angemeſſen ſind.

II. Die Abgabe, die jeder einzelne Bürger zu bezahlen hat, muß nicht willkührlich, ſondern genau beſtimmt ſeyn. Sowohl die Zeit wenn, und die Art und Weiſe, wie, als die Summe welche bezahlt werden ſoll, muß dem Contribuenten ſelbſt, ſo wie jeder andern Perſon zum voraus vollkommen bekannt ſeyn. Wo dieſes nicht iſt, da ſteht jeder, der Auflagen zu bezahlen hat, mehr oder weniger in der Gewalt der Einſammler derſelben, die entweder, wenn ſie ihm nicht wohlwollen, ihn ſtärker als andere belaſten, oder durch die Drohung einer ſolchen Belaſtung, Geſchenke von ihm erpreſſen können. Durch die Unbeſtimmtheit der Beſchatzung wird Beſtechlichkeit und Herrſchſucht bey einer Klaſſe von Menſchen befördert, die, auch wenn ſie nicht übermüthig und beſtechbar iſt, doch ſchon die Abneigung des Volks gegen ſich hat. Der Umſtand, daß jeder der eine Steuer zu bezahlen hat, genau von ihrer Größe und Beſchaffenheit unterrichtet ſey, iſt ſo äußerſt wichtig, daß, wie die Erfahrung aller Nationen gelehrt hat, eine ſehr große Ungleichheit in der Beſteuerung weit geringere Uebel hervorbringt, als eine ſehr kleine Unbeſtimmtheit, in Abſicht derſelben.

III. Jede Auflage ſoll von Rechtswegen zu der Zeit, und auf die Weiſe, von dem Contribuenten eingefordert werden, zu welcher und auf welche es dieſem wahrſcheinlich am leichteſten fällt, ſie zu bezahlen. Es iſt, zum Beyſpiel, für einen Guts- oder Hausbeſitzer keine

Zeit bequemer, die auf die Land- oder Hausrenten gelegten Auflagen zu bezahlen, als die Zeit, wo er ſelbſt die Rente zu bekommen pflegt; — denn dieß iſt zugleich die Zeit, wo er am wahrſcheinlichſten Geld in den Händen hat, womit er die Auflage bezahlen kann. Auflagen auf den Verbrauch von Luxus-Waaren gelegt, werden am Ende alle von dem Verzehrer, und größtentheils auf eine ihm ſehr wenig läſtige Weiſe bezahlt. Er bezahlt ſie immer nur nach und nach, und ſo wie er Waaren zu kaufen veranlaſſet wird. Da es überdieß von ihm abhängt, ob er kaufen oder nicht kaufen will: ſo iſt es ſeine eigene Schuld, wenn er durch Bezahlung dieſer Auflagen ſehr beläſtigt wird.

IV. Jede Auflage ſoll billig ſo eingerichtet ſeyn, daß ſie, ſo wenig als möglich über die Summe, die ſie dem öffentlichen Schatze einbringt, aus der Taſche des Unterthans herausnimmt, oder derſelben fortdauernd entzieht. Das Gegentheil kann auf folgende vier Arten geſchehen. **Erſtlich** kann die Erhebung einer Auflage eine große Anzahl von Beamten erfordern, deren Gehalte einen großen Theil von dem Ertrage der Auflage hinwegnehmen, und deren Accidenzien die Unterthanen noch mit einer neuen Auflage belaſten. **Zweytens** kann ſie dem Arbeitsfleiße des Volks Hinderniſſe in den Weg legen, und es von gewiſſen Gewerbszweigen abſchrecken, die einer großen Anzahl von Menſchen Beſchäftigung geben könnten. Indeß ſie von der einen Seite den Leuten Geld abfordert, kann ſie ihnen von der andern die Zugänge verſchließen, wodurch ſie in den Stand geſetzt werden, zu bezahlen. **Drittens** kann ſie durch die

Einziehung der Güter und andere Strafen, die ſie über diejenigen verhängt, welche einen mißlingenden Verſuch machen, der Auflage auszuweichen, oft dieſelben zu Grunde richten, und dadurch das Publicum aller der Vortheile berauben, die es von der Anwendung ſeiner Kapitalien zu erwarten gehabt hätte. Eine unklug gewählte Auflage giebt eine große Verſuchung, dieſelbe zu umgehen; und wo die Verſuchung groß iſt, da muß auch die Strafe im Verhältniſſe ſteigen. In dieſem Falle bringt, allen Grundſätzen der Gerechtigkeit zuwider, das Geſetz zuerſt die Verſuchung hervor, und ſtraft dann die Perſonen, welche derſelben unterliegen. Ja ſie ſchärft ſogar die Strafe gerade im Verhältniſſe mit dem Umſtande, welcher dieſelbe mildern ſollte, mit der Größe der Verſuchung, welche zum Begehen des Verbrechens reizt. *) — **Viertens**, kann eine Auflage dadurch, daß ſie die Unterthanen häufigen Beſuchen und verhaßten Unterſuchungen von Seiten der Einſammler unterwirft, Urſache ſeyn, daß er ſehr beunruhiget, beſchwert und ſelbſt unterdrückt wird. Und obgleich dieſe Unruhen und Beſchwerden nicht unmittelbar Koſten verurſachen: ſo kann man ſie doch immer den Unkoſten gleich ſchätzen, mit welchen man ſie gerne abkaufen würde. — Auf eine von dieſen vier Arten demnach kann eine Auflage dem Unterthan eine größere Laſt verurſachen, als ſie dem Landesherrn Vortheil bringt.

Die augenſcheinliche Gerechtigkeit und Nützlichkeit der vorhergehenden Grundſätze haben ſie, mehr oder we-

---

*) Siehe des Lord Kaime's Sketches of the hiſtory of Man. p. 474. ſq.

niger der Aufmerkſamkeit aller Nationen empfehlen. Alle Nationen haben ſich beſtrebt, nach ihrer beſten Einſicht, ihre Auflagen ſo gleich, — in Zeit und Art der Zahlung ſo bequem für den Contribuenten, — und im Ganzen für das Volk ſo wenig läſtig zu machen, als es bey der einmahl feſtgeſetzten Größe der Einkünfte, die dem Landesherrn dadurch geſchafft werden ſollten, möglich war. Die folgende kurze Ueberſicht einiger der vornehmſten Arten der Beſteuerung, die in verſchiedenen Ländern und zu verſchiedenen Zeiten ſtatt gefunden haben, wird zeigen, daß nicht alle Nationen in Erreichung jenes Endzweckes gleich glücklich geweſen ſind.

Erſtes Hauptſtück.

Auflagen auf Renten.

I.

Auflagen auf die Landrente.

Eine Steuer auf die Landrente kann entweder nach einem gewiſſen, ein für allemahl angenommenen Maßſtabe aufgelegt werden, ſo daß von jedem Bezirke die Rente auf eine beſtimmte und unveränderliche Summe feſtgeſetzt wird; oder ſie kann ſo aufgelegt werden, daß ſie mit jeder Veränderung der wirklichen Rente ſich verändert, und ſteigt oder fällt, nachdem der Anbau der Ländereyen emporkömmt oder in Abnahme geräth.

Eine Landſteuer, welche, ſo wie die in Großbritannien eingeführte, von jedem Bezirke nach einem unabänderlich beſtimmten Canon bezahlt wird, muß, wenn ſie auch bey ihrer Einführung vollkommen gleich vertheilt geweſen wäre, doch mit der Länge der Zeit nothwendig ungleich werden, nachdem ſeit dieſer Einführung der eine Bezirk mehr verbeſſert, oder mehr vernachläſſiget worden iſt, als der andere. In England war ſchon die erſte Schätzung der Landgüter, nach welcher im vierten Regierungsjahre Wilhelms und Mariens jede Grafſchaft und jedes Kirchſpiel beſteuert wurde, ſehr ungleich. Die engliſche Landſteuer verſtößt alſo gegen die erſte der obigen Regeln. Sie iſt aber den übrigen vollkommen gemäß: Sie iſt vollkommen beſtimmt. Da ſie zu eben der Zeit eingehoben wird, wenn die Pachtzinſen bezahlt zu werden pflegen: ſo iſt ihre Abtragung dem Contribuenten ſo bequem gemacht, als es ſich thun ließ. Obgleich der Eigenthümer des Guts der eigentliche Bezahler der Steuer iſt: ſo iſt es doch gemeiniglich der Pachter, der dieſelbe vorſchießt, — und der erſt in der Folge ſich dafür bezahlt macht, indem er eine gleiche Summe von dem Pachtzinſe abzieht. — Die Landſteuer wird überdieß durch eine ſo geringe Anzahl von Beamten, als keine andere Auflage, die eben ſo viel einbringt, erhoben. Da die Beſteuerung jedes Bezirks nicht ſteigt, wenn gleich die Pachtzinſen der Güter daſelbſt geſtiegen ſind: ſo theilt der Landesherr nicht mit dem Gutsbeſitzer die Früchte der Verbeſſerungen, die dieſer auf ſeinen Ländereyen macht. Zwar, wenn in Einem Bizirke nur ein oder das andere Gut verbeſſert worden iſt: ſo kann von ſolchen Verbeſſerungen vielleicht zuweilen etwas abgefordert werden, um die Laſt der übrigen Gutsbeſitzer des Bezirks zu erleichtern. Aber die dadurch veranlaßte Erhöhung der Steuer auf einzelnen Gütern iſt immer ſo klein, daß ſie nie von jenen Verbeſſerungen abſchrecken, und alſo die möglich größte Vermehrung der Erzeugniſſe des Landes nicht verhindern kann. So wie die Landſteuer nicht auf Verminderung der Anzahl der Erzeugniſſe wirkt: ſo kann ſie auch nicht auf Erhöhung ihrer Preiſe wirken. Sie legt dem Erwerbfleiße des Volks keine Hinderniſſe in den Weg. Sie unterwirft endlich den Gutsbeſitzer keiner andern Unannehmlichkeit, als der bey jeder Auflage unvermeidlichen — der Unannehmlichkeit ſie zu bezahlen.

Indeß rühren die Vortheile, welche die Gutsbeſitzer in Großbritannien von der Unveränderlichkeit der Schätzung, nach welcher die Landſteuer aufgelegt iſt, einernten, vornehmlich von einigen Umſtänden her, die gar nicht in der Natur dieſer Steuer ſelbſt liegen.

Sie rühren zum Theil von dem allgemeinen Flor her, zu welchem ſich faſt jeder Theil des großbritanniſchen Reichs erhoben hat, indem ſeit der Zeit, da die erſte Anlage der Steuer gemacht wurde, der Pachtzins faſt aller Landgüter ohne Ausnahme geſtiegen iſt. Die Gutsbeſitzer haben alſo den Unterſchied gewonnen, zwiſchen dem, was ſie an Landſteuer wirklich zahlen, und was ſie würden bezahlen müſſen, wenn die Steuer nach Verhältniß der gegenwärtigen Pachtzinſen aufgelegt würde. Wäre der Zuſtand der Dinge umgekehrt geweſen, wären die Pachtzinſen in jenem Zeitraume, durch die Abnahme der Cultur, oder der Bevölkerung gefallen:

len: ſo würden die Gutsbeſitzer, nach Maßgabe dieſer Verminderung, durch die Unveränderlichkeit der Steuer verloren haben. Bey dem Zuſtande des Landes aber, der ſeit der Revolution von 1688 wirklich ſtatt gefunden hat, iſt dieſe Unveränderlichkeit dem Gutsbeſitzer vortheilhaft, und nur dem Könige nachtheilig geweſen.

So wie die Landſteuer in baarem Gelde bezahlt wird: ſo iſt auch die Abſchätzung der Güter bey der Auflegung der Steuer nach Gelde beſtimmt worden. Seit dieſer Zeit iſt der Preis des Silbers ziemlich gleichförmig geblieben; und weder der Münzfuß, noch Schrot und Korn der Münzen iſt verändert worden. Wäre der Werth des Silbers beträchtlich geſtiegen, wie dieſes die beyden Jahrhunderte hindurch, die vor der Entdeckung von Amerika verfloſſen ſind, der Fall geweſen zu ſeyn ſcheint: ſo würde die Unveränderlichkeit der Steuer den Gutsbeſitzern ſehr läſtig gefallen ſeyn. Wäre der Silberwerth beträchtlich gefallen, wie er wenigſtens während eines Jahrhunderts nach Entdeckung der reichen amerikaniſchen Minen ſcheint gefallen zu ſeyn: ſo würden dadurch die königlichen Einkünfte ſehr gelitten haben. Wäre irgend eine bedeutende Veränderung in dem Münzfuße vorgefallen; es ſey, indem dieſelbe Quantität Silbers einen höhern, oder indem ſie einen niedrigern Nennwerth bekommen hätte, und zum Beyſpiel eine Unze Silbers, die jetzt zu fünf und einem Sechstheil Schilling ausgeprägt wird, entweder zu Geldſtücken, die nur für halb oder zu ſolchen, die für doppelt ſo viele Schillinge gegolten hätten, ausgeprägt worden wäre: ſo hätte in dem erſten Falle der Gutsbeſitzer, in dem andern der Landesherr verloren.

Unter Umſtänden alſo, die bey uns nicht ſtatt gefunden haben, würde die Unveränderlichkeit der Landſteuer eine ſehr große Unbequemlichkeit, entweder für die Contribuenten, oder für den Staat haben ſeyn können. Solche Umſtände aber müſſen deſſen ungeachtet, in dem Laufe mehrerer Jahrhunderte, in jedem Lande zu der einen oder der andern Zeit eintreten. Ob nun gleich die Erfahrung bisher die Vergänglichkeit der Staaten, ſo wie aller andern Werke der Menſchen gezeigt hat: ſo iſt doch Unſterblichkeit das Ziel, wonach alle Staaten ſtreben. Jede Verfaſſung alſo, bey deren Einführung man die Abſicht hat, ſie ewig, wie den Staat ſelbſt zu machen, ſollte billig nicht bloß auf gewiſſe Umſtände, ſondern auf alle paſſen: oder mit andern Worten, ſie ſollte nicht nach denjenigen Umſtänden eingerichtet ſeyn, die vorübergehend und zufällig, — ſondern nach ſolchen, die nothwendig und alſo immer dieſelben ſind.

Eine Auflage auf die Landrente, die mit jeder Veränderung dieſer Rente, — und alſo in dem Verhältniſſe ſtiege und fiele, nachdem der Anbau des Landes Fortſchritte machte oder zurückginge, iſt von derjenigen Secte der Gelehrten in Frankreich, die man die Oekonomiſten zu nennen pflegt, als die billigſte aller Auflagen empfohlen worden. Alle Auflagen, behaupten ſie, fallen zuletzt auf die Landrente; und es iſt alſo gut, daß ſie unmittelbar von derſelben, aber mit Gleichheit erhoben werden. — Daß der Fond, aus welchem zuletzt alle Auflagen bezahlt werden, auf die möglich gleichſte Art mit dieſen Auflagen belegt werden müſſe, iſt unſtreitig. Aber ohne daß ich mich auf die mühſame Unterſuchung der metaphyſiſchen Beweiſe einlaſſe, mit welchen jene Gelehrten ihre in der That ſcharſſinnig ausgedachte Theorie zu unterſtützen ſuchen, wird es aus der folgenden Aufzählung der verſchiedenen Steuern hinlänglich klar werden, welche davon auf die Landrente, und welche auf einen andern Fond fallen.

Im venezianiſchen Gebiethe iſt auf alle des Ackerbaues fähige Ländereyen, die in Pacht ausgethan ſind, eine Steuer gelegt, die den zehnten Theil des Pachtgeldes beträgt. *) Die Pachtcontracte werden in ein öffentlich beglaubigtes Regiſter eingetragen, das in jedem Bezirke, von den mit den öffentlichen Einkünften beſchäftigten Beamten gehalten wird. Bauet der Eigenthümer ſeine Ländereyen ſelbſt an: ſo wird ſeine Einnahme nach einer billigen Schätzung des Gutes beſtimmt; und von dem Zehntheile dieſer Einnahme, welches eigentlich die Steuer iſt, wird ihm noch ein Fünftheil erlaſſen, ſo daß er von den zehn Procenten, die er von der vorausgeſetzten Rente ſeines Gutes zahlen ſollte, nur achte zahlt.

Eine Landſteuer dieſer Art iſt ohne Zweifel weit gleicher vertheilt, als die engliſche. Aber ſie iſt vielleicht weniger beſtimmt; bey der Anlage derſelben mag dem Gutsbeſitzer weit mehr Plage verurſacht werden; und ihre Erhebung mag ein gutes Theil koſtbarer ſeyn.

Indeß wäre es vielleicht nicht unmöglich, ein Verwaltungsſyſtem auszudenken, das großentheils jene Beſchwerden verhütete, und dieſe Koſten minderte.

Die

---

*) Memoires concernant les Droits etc. p. 240. 241.

Der Gutsbeſitzer und Pächter zum Beyſpiele, könnten der Verbindlichkeit unterworfen werden, ihre Contracte ſelbſt in ein öffentliches Regiſter einzuzeichnen. Auf die Verbergung oder die falſche Angabe irgend einer Bedingung des Pachts, könnten angemeſſene Strafen geſetzt werden; und wenn ein Theil dieſer Strafgelder an denjenigen von den beyden Contrahenten fiele, der das Verſchweigen, oder die falſche Angabe des andern entdeckt und bewieſen hätte: ſo würden beyde dadurch abgehalten werden, ſich zu Beeinträchtigung der öffentlichen Einkünfte zu vereinigen. Durch ein ſo gehaltenes Regiſter würden alle Bedingungen der Pachtcontracte hinlänglich bekannt werden.

Einige Gutsbeſitzer laſſen, anſtatt die Pachtrente zu erhöhen, ſich bey der Erneuerung des Pachts eine beſtimmte Summe bezahlen. Dieß iſt die Methode der Verſchwender, die, um in dem jetzigen Augenblicke baar Geld zu bekommen, ein weit größeres Einkommen für die Zukunft dahingeben. Sie iſt gemeiniglich dem Gutsherrn, oft auch dem Pachter, und immer dem gemeinen Weſen ſchädlich. Sie nimmt oft dem Pachter einen ſo großen Theil ſeines Kapitals, und ſchwächt alſo ſein Vermögen, das Land gut zu bebauen, ſo ſehr, daß es ihm nun vielleicht ſchwerer wird, die kleine Rente zu bezahlen, als ihm außerdem die Bezahlung der größern geworden ſeyn würde. Alles aber, was das Vermögen des Pächters das Land wohl anzubauen ſchwächt, ſchadet dem wichtigſten Theile der Einkünfte der Geſellſchaft, und macht, daß ſie den Grad, wozu ſie ſich ſonſt erheben würden, nicht erreichen. Wenn man auf ſolche bey

Erneuerung der Pacht dem Gutsherrn bezahlte Summen, höhere Auflagen, als auf gewöhnliche Renten legte: ſo würde vielleicht, zu nicht geringem Vortheile aller dabey intereſſirten Theile, des Gutsbeſitzers, des Pachters, des Landesherrn und des ganzen gemeinen Weſens, dieſe ſchädliche Gewohnheit ſich verlieren.

Einige Pachtcontracte ſchreiben dem Pachter eine gewiſſe Art der Cultur, und eine gewiſſe Ordnung in den nach einander anzubauenden Früchten vor. Dieſe Bedingung, die gemeiniglich eine Folge der hohen Idee iſt, welche der Gutsherr von ſeinen landwirthſchaftlichen Kenntniſſen hat, (eine, in den meiſten Fällen ſehr übel gegründete Einbildung,) muß immer als ein Zuſatz zu der bedungenen Rente angeſehen werden. Es iſt zwar nicht Geld, das bezahlt, — aber es iſt ein Dienſt, der geleiſtet werden muß. Um die Gutsbeſitzer von dieſer Verfahrungsart, die immer thöricht iſt, zu entwöhnen, wäre es nicht unſchicklich, Pachtbedingungen der Art höher anzuſchlagen, und ſie alſo mehr zu beſteuern, als die gewöhnlichen Geldrenten.

Einige Gutsbeſitzer verlangen, anſtatt den Pachtzins bloß in Gelde zu beſtimmen, auch einen Zins in Naturallieferungen, Getreide, Vieh, Geflügel, Wein, Oel u. ſ. w. Solche Renten ſind immer in einem weit höhern Grade für den Pachter nachtheilig, als ſie für den Grundherrn nützlich ſind. Sie nehmen dem erſten mehr Geld aus dem Beutel, oder halten mehr von dem, was hinein kommen könnte, zurück, als ſie in den Beutel des andern einbringen. In allen Ländern, wo ſolche Pachtbedingungen ſtatt finden, iſt der Zuſtand der

Pächter arm und bettelhaft; — faſt in dem Verhältniſſe arm, als jene Bedingungen mehr oder weniger vervielfältigt ſind. Auch dieſe Art von Renten ſollte man etwas höher beſteuern, als die gewöhnlichen Geldrenten, um die Gutsbeſitzer von einer dem gemeinen Weſen ſo ſchädlichen Forderung an ihre Pächter abzuhalten.

Wenn der Eigenthümer ſelbſt ſein Gut oder einen Theil deſſelben bewirthſchaftet: ſo wird die Rente, welche es ihm bringt, am beſten nach einer billigen Schätzung der Gutsbeſitzer und Pächter in der Nachbarſchaft beſtimmt. Und billiger Weiſe kann ihm, ſo wie es im Venezianiſchen geſchieht, ein mäßiger Nachlaß an der Steuer zugeſtanden werden; vorausgeſetzt, daß die Rente ſolcher Ländereyen eine gewiſſe Summe nicht überſteigt. Es iſt von Wichtigkeit, daß Gutsbeſitzer aufgemuntert werden, einen Theil ihrer Ländereyen ſelbſt anzubauen. Ihr Kapital iſt gemeiniglich größer, als das Kapital ihrer Pächter; und mit weniger Landwirthſchaftskunde können ſie doch oft dem Boden reichere Ernten, als dieſe abgewinnen. Der Eigenthümer kann etwas Geld darauf wagen, Verſuche anzuſtellen; und er iſt gemeiniglich geneigt dieß zu thun. Mißlingen ſie: ſo iſt ſein Verluſt geringe; gelingen ſie: ſo hat die ganze Gegend Nutzen davon. Indeſſen muß der Nachlaß, welchen der ſein Land ſelbſt bauende Eigenthümer an der Steuer bekömmt, auch nur ſo groß ſeyn, daß er ihn zu Bewirthſchaftung eines gewiſſen, mäßigen Umfangs von Ländereyen anreitze. Wenn der größere Theil der Gutsbeſitzer in die Verſuchung gerathen ſollte, alle ihre Ländereyen ſelbſt zu bewirthſchaften: ſo würde das Land, anſtatt fleißiger und ſparſamer Pächter, die durch ihren eigenen Vortheil getrieben werden, das Land ſo gut anzubauen, als es ihr Kapital und ihre Geſchicklichkeit erlaubt, mit müßigen und liederlichen Amtleuten und Verwaltern angefüllt werden, deren fahrläſſige oder tyranniſche Verwaltung bald den Ackerbau in Verfall bringen, und die jährlichen Erzeugniſſe des Bodens nicht nur zum Schaden der Einkünfte ihrer Herren, ſondern auch zur Schmälerung des Einkommens der ganzen Geſellſchaft, in ſeinem wichtigſten Zweige vermindern würde.

Durch Befolgung der gedachten, oder ähnlicher Regeln könnte eine Landſteuer vielleicht von jeder Art der Ungewißheit, die für die Contribuenten entweder unbequem oder unterdrückend iſt, befreyet, — und es könnte zugleich in die Landwirthſchaft etwas planmäßiges und eine Art von Polizey gebracht werden, die dem Anbaue des Landes ſehr günſtig wäre.

Ohne Zweifel würden die Erhebungskoſten bey einer Landſteuer, die mit den ſteigenden Pachtrenten von Ländereyen zugleich ſtiege, ſich etwas höher belaufen, als bey einer ſolchen, die nach einer einmahl angenommenen Schätzung unveränderlich bliebe. Es würde bey jener eine etwas vermehrte Ausgabe dadurch entſtehen, daß in jedem Bezirke Beamte angeſetzt werden müßten, um die Regiſter über die Pachtcontracte zu halten, — und daß von Zeit zu Zeit Ländereyen, die der Eigenthümer ſelbſt zu bewirthſchaften für gut befände, abgeſchätzt werden müßten. Doch ſind alle dieſe Ausgaben ſehr mäßig an ſich, und geringer als die Hebungskoſten bey vielen andern Abgaben, die in Vergleichung mit einer ſolchen Landſteuer nur ein unbedeutendes Einkommen bringen.

Der ſtärkſte Einwurf, den man gegen eine mit dem Ertrage der Güter ſteigende Landſteuer machen kann, iſt, daß ſie dem Fortgange des Ackerbaues hinderlich ſeyn würde. Der Eigenthümer eines Guts wird ohne Zweifel weniger geneigt ſeyn, auf die Verbeſſerung des Bodens viele Koſten zu wenden, wenn er vorausſieht, daß der Landesherr, ohne zu dieſen Koſten etwas beygetragen zu haben, doch die Früchte davon mit ihm theilen will. Doch auch dieſer Einwurf könnte gehoben werden, wenn man dem Gutsbeſitzer erlaubte, ſein Gut, ehe er ſeine Verbeſſerungen darauf anfinge, von einer gewiſſen Anzahl Eigenthümer und Pächter in der Nachbarſchaft, mit Zuziehung der Steuerbeamten abſchätzen zu laſſen, und die von ihm zu bezahlende Steuer nach dieſer Schätzung, auf eine ſo lange Reihe von Jahren beſtimmte, daß er während derſelben, wegen der zu Verbeſſerungen aufgewandten Koſten, hinlänglich entſchädiget ſeyn könnte. Einer von den Hauptvortheilen bey dieſer Einrichtung der Landſteuer würde ſeyn, das Intereſſe des Landesherrn mit dem Fortgange des Ackerbaues zu verknüpfen, und jenen dadurch zu einer größern Fürſorge für dieſen zu bewegen. Der Zeitraum alſo, der dem Gutsbeſitzer zum Genuſſe der Steuerfreyheit von den gemachten Verbeſſerungen zugeſtanden würde, müßte nicht länger ſeyn, als zu ſeiner völligen Entſchädigung nöthig wäre; weil ſonſt der vom Landesherrn bey Verbeſſerungen zu erwartende Nutzen zu weit hinausgeſchoben, und dadurch der Bewegungsgrund, der ihn zu ihrer Beförderung antreiben ſollte, geſchwächt werden würde. Doch würde es auf alle Fälle beſſer ſeyn, jenen Termin etwas zu weit hinauszuſetzen, als ihn zu ſehr abzukürzen. Die größte Ermunterung die man dem Landesherrn gäbe, für den Flor des Ackerbaues beſorgt zu ſeyn, könnte niemahls dem Ackerbaue ſo viel nutzen, als die kleinſte Urſache, die man dem Gutsbeſitzer gäbe, dagegen gleichgültig zu ſeyn, ihm ſchaden würde. Die Fürſorge des Landesherrn kann immer auf das gehen, was im Allgemeinen zum beſſern Anbaue ſämmtlicher Ländereyen ſeines Landes beyträgt, und ſie kann nur ſolche Mittel wählen, die von ferne dahin wirken. Die Fürſorge des Gutsbeſitzers hingegen geht unmittelbar auf ein beſtimmtes Stück Landes, und wendet die gerade hier nöthigen Mittel an, um jeden Fußbreit deſſelben wirklich zu verbeſſern. Das Beſte, was der Landesherr für den Ackerbau thun kann, iſt, den Gutsbeſitzer und den Pächter dazu aufzumuntern, daß ſie ihn mit Sorgfalt treiben. Und dieſe Aufmunterung giebt er ihnen vornehmlich dann, wenn er ihnen theils die vollkommenſte Sicherheit gewährt, daß ſie die Früchte ihres Fleißes wirklich einernten und genießen werden, theils allem dem, was ſie aus der Erde hervorbringen, den ausgebreitetſten in- und ausländiſchen Markt verſchafft; den erſten, indem er den Transport der Waaren von einem Theile ſeiner Staaten zum andern aufs möglichſte bequem und ſicher macht, den zweyten, indem er eine uneingeſchränkte Freyheit der Ausfuhr bewilligt.

Wenn durch ein wohlgewähltes Verwaltungsſyſtem die Landſteuer, ſowohl ihrer Natur als ihrer Erhebungsart nach, von den Verbeſſerungen des Landbaues nicht abſchreckte, vielmehr zu deren Beförderung etwas beytrüge: ſo würde ſie dem Gutsbeſitzer auf keine Weiſe läſtig ſeyn, als inſofern es eine jede Auflage iſt.

Eine ſolche veränderliche Steuer, als ich ſie oben beſchrieben habe, würde ſich, bey allen Abwechſelungen, welche entweder in Abſicht auf den Ackerbau ſelbſt und den Flor oder Verfall des Landes, oder welche in Abſicht auf den Silberwerth, oder welche endlich in dem Münzfuße des Landes vorgingen, von ſelbſt und ohne beſondere Aufmerkſamkeit der Regierung der jedesmahligen Lage der Dinge anpaſſen, und in jeder gleich gerecht und billig ſeyn. Sie würde alſo eher zu einer beſtändigen und unabänderlichen Einrichtung, oder dem, was man ein Grundgeſetz des Staats nennt, angenommen werden können, als irgend eine Auflage, die nach einer einmahl gemachten Schätzung auf immer feſtgeſetzt wird.

Einige Staaten haben an die Stelle des ſehr einfachen und leichten Mittels, ein Regiſter von den geſchloſſenen Pachtcontracten zu halten, das weit koſtbarere und mühſamere geſetzt, die Ländereyen wirklich aufnehmen und abſchätzen zu laſſen. Sie haben ohne Zweifel den Verdacht gehegt, daß Verpächter und Pächter ſich mit einander verſtehen möchten, die wirklichen Bedingungen ihres Contracts zum Schaden der öffentlichen Einkünfte zu verheimlichen. Das Doomſday-book in England ſcheint das Reſultat einer ziemlich genauen Aufnahme dieſer Art zu ſeyn.

In den Ländern, die ſchon vor Friedrichs des zweyten Thronbeſteigung zum preußiſchen Staate gehörten, iſt die Landſteuer nach einer wirklichen Vermeſſung und Schätzung der Ländereyen aufgelegt; welche letztere von Zeit zu Zeit erneuert und abgeändert wird. Von dem darin angenommenen Ertrage der Güter geben weltliche Beſitzer zwanzig bis fünfundzwanzig, geiſtliche vierzig bis fünfundvierzig vom Hunderte ab *).

---

*) Dieſe, aus den Memoires concernant les droits etc. Bd. I. S. 114. genommene Nachricht iſt nicht ganz richtig. Auch in den alten Provinzen des preußiſchen Staates iſt die Steuerverfaſſung ungleich, und nirgends den hier gemachten Angaben vollkommen gemäß. Nehmlich die eigentlichen Eigenthümer der Landgüter, oder die Grundherrſchaften, dieſe mögen vom Adel oder es mögen Domſtifter, Univerſitäten, Schulen u. dergl. ſeyn, bezahlen von ihren Grundſtücken keine eigentlichen Steuern, ſondern ſtatt der ehemaligen militäriſchen Lehndienſte, ſeit Einführung der ſtehenden Heere, eine, unter dem Namen der Ritter- und Lehnpferdgelder, bekannte Abgabe. Dieſe Abgabe iſt nach Maaßgabe der Verſchiedenheit jener Dienſte, in ſo fern verſchieden, als ein Gut mehr, ein anderes weniger dergleichen Dienſte ehedem zu leiſten hatte; jedes dieſer Ritterpferde aber wird, nach einem unter Friedrich Wilhelm dem erſten getroffenen Abkommen, jährlich mit vierzig Groſchen gelößt. Die urbaren Aecker der Bauern, und der Bewohner der kleinen, Privatbeſitzern gehörigen Mediatſtädte ſind ebenfalls unter Friedrich Wilhelm dem erſten vermeſſen, und nach dem Ertrage des Getreides, welches ſie hervorbringen, und des Hornviehes, welches darauf gehalten werden kann, dergeſtalt geſchätzt worden, daß die ſchlechteſten, welche das wenigſte Korn tragen, fünf und zwanzig, diejenigen aber, welche das mehreſte bringen, bis zu vierzig Procent unter der Benennung von Steuer oder Contribution entrichten. Eine zweyte Abgabe des platten Landes ſind die ſogenannten Fouragegelder, welche als Erſatz für die Verpflegung der Reiterey, die bis zu Friedrich Wilhelm dem erſten auf den Dörfern einquartiert war, bezahlt werden.

In Schleſien wurde ein ähnliches Steuerkataſter auf Befehl Friedrichs des zweyten, wie man ſagt, mit großer Genauigkeit gemacht. Die Ländereyen des Biſchofs von Breslau wurden auf fünf und zwanzig vom Hundert ihres reinen Ertrags, die Ländereyen der übrigen Geiſtlichen, katholiſchen ſowohl, als proteſtantiſchen, auf funfzig vom Hundert, — die Komthureyen des deutſchen und Malteſerordens auf vierzig, alle adelichen Güter auf acht und dreyßig und ein Drittheil, und Bauer-

---

Dieſe iſt wieder nach Maßgabe der Anzahl von Reitern, welche ein Dorf zu verpflegen hatte, verſchieden, beläuft aber im Ganzen ſich nicht völlig auf die Hälfte deſſen, was die Steuern betragen, und wird, wenigſtens in mehrern Provinzen, eben ſo gut von der Grundherrſchaft, als von den Beſitzern der Bauergüter erlegt. So verhält ſich die Sache ungefähr im Ganzen; einige Provinzen haben indeſſen noch andre directe Auflagen zu entrichten; z. B. die Churmark eine, aber ſehr geringe Viehſteuer, eine andere ebenfalls ſo geringe, welche die Benennung Kriegsmetze führt; ferner die ſo genannten Bettgelder. Man muß indeſſen bemerken, daß bey der vorerwähnten eigentlichen Beſteurung weder die Gärten, noch das kleine Vieh der Ackerleute in Anſchlag gebracht, und bey Schätzung der Aecker ſelbſt nur auf Getreideausſaat, nicht aber auf andere Erzeugniſſe im freyen Felde, als Flachs, Gemüſe u. d. m. Rückſicht genommen worden iſt, dergeſtalt, daß die ſämmtlichen Abgaben von den Bauergütern im Ganzen etwan nur den fünften und bey andern nur den ſechsten Theil des Einkommens überhaupt wegnehmen; ferner, daß da, wo der Bauer noch leibeigen iſt, und der Boden, welchen er bebauet, noch eigentlich der Grundherrſchaft gehört, dieſe, wie z. B. in Pommern, die Hälfte der ihm aufgelegten eigentlichen Steuern übernommen hat. Neue Vermeſſungen der Grundſtücke, wie der Verfaſſer ſagt, finden aber nicht ſtatt; nur wird, wenn mehr Feld urbar gemacht worden iſt, als in dem urſprünglichen Anſchlage aufgenommen war, dieſes nach Verhältniß mit Steuern belegt. A. d. U.

Bauergüter auf fünf und dreyßig und ein Drittheil vom Hundert beſteuert *).

Das Steuerkataſter in Böhmen zu verfertigen, hat, wie man ſagt, hundert Jahre Zeit gekoſtet. Es wurde erſt nach dem Aachner Frieden im J. 1748 auf Befehl der Kayſerin Maria Thereſia vollendet **). Eine gleiche Operation im Herzogthum Mailand war ſchon unter Karl dem ſechsten angefangen worden, und wurde erſt nach dem Jahre 1760 geendigt. Das daraus entſtandene Steuerkataſter wird für eines der genaueſten gehalten, das in irgend einem Lande vorhanden iſt. Die Vermeſſung und Kataſtrirung von Savoyen und Piemont iſt auf Befehl des letzt verſtorbenen Königs von Sardinien geſchehen ***).

---

*) Alle dieſe Angaben ſind unrichtig: und mit ihnen fällt auch eine der Betrachtungen hinweg, welche der Autor in der Folge über die preußiſche Steuerverfaſſung macht. Nach der erſten Beſitznehmung Schleſiens im J. 1740 zahlte der Biſchof von Breslau, welches damahls der Cardinal Sinzendorff war, nur funfzehn Procent Steuer von den Gütern des Bisthums. Bey der Erhebung des Grafen Schaffgotſch zur biſchöflichen Würde, wurde dieſe Steuer auf drey und dreyßig und ein halbes Procent; — und nach der Entweichung deſſelben im ſiebenjährigen Kriege auf funfzig Procent erhöht. Die Domanial- oder adelichen Güter, welche der höhern katholiſchen Geiſtlichkeit gehören, ſind auf funfzig Procent; die Widmuthen der katholiſchen ſowohl, als proteſtantiſchen Pfarrer ſind auf acht und zwanzig und ein Drittheil Procent; die adelichen weltlichen Beſitzungen auf eben ſo viel, und die Bauergüter auf 34 Procent beſteuert. Komthureyen des deutſchen und des Maltheſer-Ordens bezahlen vierzig und zwey Drittel Procent. A. d. U.

**) Memoires conc. les droits etc. Tome I. p. 83. 84.

***) Ebendaſ. S. 280. ferner S. 287 bis zu 316.

In den Staaten des Königs von Preußen ſind die Ländereyen der Geiſtlichen weit höher, als die der weltlichen Eigenthümer beſteuert. Die Einkünfte der Kirche ſind größtentheils eine Laſt, welche von der Landrente getragen wird. Selten geſchieht es, daß irgend ein Theil derſelben zur Verbeſſerung der Ländereyen, — oder überhaupt ſo angewendet wird, daß dadurch das Einkommen der Nation im Ganzen wachſe. Um dieſer Urſache willen, ohne Zweifel, hielt es der (nunmehr verſtorbene) König von Preußen für billig, daß die Geiſtlichen von dem Ertrage ihrer Güter einen beträchtlichen Theil mehr als andre Eigenthümer abgäben. In einigen Ländern ſind die Güter der Geiſtlichkeit von allen Abgaben frey; in andern ſind ſie weit weniger beſteuert, als andre Ländereyen. So ſind, zum Beyſpiele, im Herzogthume Mailand die Güter, welche die Kirche ſchon vor 1575 beſaß, nur zum dritten Theile ihres wahren Werths zur Steuer angeſchlagen.

In Schleſien ſind adeliche Güter um drey vom Hundert höher angeſchlagen, als Bauergüter *). Wahrſcheinlich glaubte der König, daß die herrſchaftlichen und Ehren-Rechte, welche an den erſtern haften, eine hinlängliche Vergütung für eine kleine Erhöhung ihrer Abgaben wären; und daß die Art von demüthigender Unterwürfigkeit, welche mit den andern verbunden iſt, durch

---

*) Wie unrichtig dieſes ſey, und wie wenig alſo die folgende Reflexion des Verfaſſers auf den wirklichen Zuſtand der Dinge in Schleſien paßt, da wirklich die Bauergüter um fünf und zwey Drittheile vom Hundert höher als die adelichen Güter angeſchlagen ſind, erhellet aus der vorhergehenden Anmerkung. A. d. U.

durch eine etwas niedrigere Beſteurung erleichtert werden müſſe. — In andern Ländern vermehrt das angenommene Beſteurungsſyſtem die ſchon vorhandene Ungleichheit der Beſitzungen, anſtatt ſie zu vermindern. In den Staaten des Königs von Sardinien, und in denjenigen Provinzen Frankreichs, die der ſo genannten taille reelle oder des Biens-fonds unterworfen ſind, liegt die Laſt der Steuer ganz allein auf den unadelichen Gütern, und die adelichen ſind ganz davon ausgenommen.

Eine Landſteuer, die nach einer wirklichen Vermeſſung und Schätzung der Landgüter aufgelegt worden iſt, muß, ſo gleich ſie auch im Anfange geweſen ſeyn mag, in einem ſehr kurzen Zeitraume ungleich werden. Wenn dieß verhindert werden ſollte, müßte der Staat auf den Zuſtand jedes einzelnen Guts und jede Veränderung, die mit demſelben vorgeht, eine immerwährende und ſehr pünktliche Aufmerkſamkeit richten. In Preußen, Böhmen, Sardinien und dem Herzogthume Mailand wird gegenwärtig in der That eine ſolche Aufmerkſamkeit von der Regierung angewandt. Aber ſie iſt der Regierung eines großen Staats ſo wenig angemeſſen, daß man nicht glauben kann, ſie werde von Dauer ſeyn. Und wenn ſie fortdauerte: ſo würde ſie mit der Länge der Zeit den Contribuenten wahrſcheinlich mehr Plage und Unruhe verurſachen, als ſie ihnen Erleichterung verſchaffen könnte.

Im Jahr 1666 war die Generalität von Montauban zu der vorhin erwähnten Landſteuer nach einer, wie man ſagt, ſehr genauen Vermeſſung und Schätzung der Landgüter angeſetzt *). Im Jahr 1727 war die Beſteuerung derſelben durchaus ungleich. Dieſem Uebel abzuhelfen fand die Regierung kein beſſeres Mittel, als die Generalität mit einer neuen Abgabe von 120,000 Livres zu belegen. Dieſe neue Abgabe wird nach eben dem Maßſtabe, der bey der alten zum Grunde liegt, — aber nur von denjenigen ſteuerbaren Gütern erhoben, die bey jener erſten Steuer zu niedrig angeſetzt ſind, und wird zur Erleichterung derer angewandt, die nach dem alten Steuerkataſter zu hoch angeſchlagen waren. Zum Beyſpiele, zwey Diſtricte, wovon, bey dem jetzigen Zuſtande der Dinge, der eine auf 900, der andre auf 1,100 Livres beſteuert werden ſollte, ſind in dem alten Steuerregiſter beyde auf 1000 Livres geſetzt. Nun werden durch die neue hinzugekommene Steuer beyde auf 1,100 Livres beſteuert. Aber dieſe Steuer wird nur von dem zu niedrig beſteuerten Diſtrict erhoben: und ihr Betrag wird ganz zur Erleichterung des zu hoch angeſetzten Diſtricts verwandt, welcher daher wirklich nur neunhundert Livres bezahlt. Der Staat gewinnt und verliert nichts bey der neuen Steuer, die einzig und allein zur Abſicht hat, den Ungleichheiten in der alten Beſteurung abzuhelfen. Da es indeß faſt ganz der Einſicht und dem guten Willen des Intendanten der Generalität überlaſſen iſt, wem dieſe Erleichterung zu Gute kommen ſoll: ſo kann es nicht fehlen, daß in dieſer ganzen Anordnung viel Willkürliches herrſche.

---

*) Memoires concernant les Droits. Tome II. p. 139.

2.

Steuern, die nicht der Rente, ſondern den Erzeugniſſen des Landes angemeſſen ſind.

Abgaben, die auf den Erzeugniſſen der Ländereyen liegen, ſind im Grunde Abgaben, die auf die Rente fallen. Sie werden zwar anfangs von dem Pachter vorgeſchoſſen: aber ſie werden zuletzt von dem Eigenthümer bezahlt. Wenn ein Pachter weiß, daß er von ſeinen Ernten einen gewiſſen Theil abzugeben hat: ſo berechnet er, ſo gut er kann, wie viel dieſer Theil der Ernte ein Jahr ins andre gerechnet, werth ſey: und ſo viel zieht er von der Pachtſumme, welche er dem Gutsherrn bewilligt, ab. So wird, zum Beyſpiele, wohl kein Pachter in Großbritannien ſeyn, der ſich nicht, ehe er den Contract ſchließt, berechnete, wie viel der Kirchenzehnte, welcher eine Abgabe dieſer Art iſt, wahrſcheinlich betragen möge.

Der Zehnte und jede Landſteuer, die unmittelbar von den Erzeugniſſen erhoben wird, ſind unter dem Scheine der vollkommenſten Gleichheit ſehr ungleiche Steuern, indem unter verſchiedenen Umſtänden und bey verſchiedenen Lagen zweyer Güter, gleich große Antheile von ihren Ernten, ſehr ungleiche Theile des reinen Ertrages für den Eigenthümer derſelben ſeyn können. Einige Ländereyen ſind ſo fruchtbar, daß die Hälfte ihrer Erzeugniſſe vollkommen hinlänglich iſt, den Pachter ſein auf den Anbau gewandtes Kapital, mit dem in der Gegend gewöhnlichen Pächtergewinne zu erſtatten. Er könnte alſo, wenn kein Zehnte zu bezahlen wäre, die ganze andere Hälfte der Erzeugniſſe, oder welches einerley iſt, den Werth dieſer Hälfte, als Rente an den Eigenthümer abgeben. Wird ihm aber zuvor der zehnte Theil ſeiner Ernten, unter dem Namen des Kirchenzehnten abgenommen: ſo muß er von ſeiner Rente den fünften Theil abziehen, ſonſt kömmt er nicht zu ſeinem Kapitale, und dem darauf, nach dem gewöhnlichen Maßſtabe der Gegend berechneten Gewinnſte. Vier Zehntheile des Erzeugniſſes werden alſo in dieſem Falle die Rente des Grundherrn ausmachen. Auf unfruchtbarern Ländereyen hingegen können die Ernten zuweilen ſo geringe und die Koſten der Cultur ſo groß ſeyn, daß vier Fünftheile des ganzen Erzeugniſſes darauf gehen, um dem Pachter ſein Kapital mit den gehörigen Zinſen wieder zu erſtatten. In dieſem Falle könnte, wenn auch kein Kirchenzehnte wäre, die Rente des Grundherrn doch nicht höher als ein Fünftheil des Erzeugniſſes ausfallen. Wird aber dieſer Zehnte erhoben, und muß alſo von der ganzen Ernte des Gutes der zehnte Theil abgegeben werden: ſo muß der Pächter eben dieſen zehnten Theil auch von der Rente ſeines Herrn abziehen; und dieſe wird alſo auf ein Zehntheil von den Erzeugniſſen des Guts zurückgeſetzt. Auf ſehr reichen Ländereyen kann der Natural-Zehnte vielleicht nicht mehr als ein Fünftheil der Rente wegnehmen, oder einer Auflage von vier Schillingen auf das Pfund Sterling gleich ſeyn: indeß er bey ärmern die Hälfte der Rente verſchlingt, oder einer Abgabe von zehn Schillingen auf das Pfund Sterling des jährlichen Einkommens gleich iſt.

Der Naturalzehnte, ſo wie er als Abgabe von der Rente betrachtet, ſehr ungleich iſt: ſo ſchreckt er auch den Eigenthümer und den Pachter von allen zur Verbeſſerung des Guts und zur Vervollkommnung des Ackerbaues zu machenden Unternehmungen ab. Die wichtigſten Verbeſſerungen eines Landguts ſind gemeiniglich auch die koſtbarſten; und der vollkommenſte Ackerbau iſt gemeiniglich auch der theuerſte. Der Gutsbeſitzer hat keine Luſt, die erſtern zu unternehmen, und der Pachter hat keine Luſt nach dem andern zu ſtreben, wenn beyde wiſſen, daß die Kirche, die nichts zu den Unkoſten hergiebt, einen ſo reichlichen Antheil an den Früchten bekommen ſoll. Bloß dem engliſchen Kirchenzehnten iſt es zuzuſchreiben, daß der Krappbau ſo lange auf die vereinigten Niederlande eingeſchränkt geblieben iſt. Dieſe, da ſie vermöge ihrer presbyterianiſchen Kirchenverfaſſung von jener drückenden Auflage frey waren, konnten dieſe nützliche Färberpflanze um ſo viel wohlſeiler liefern, daß ſie damit faſt in ganz Europa den Alleinhandel trieben. Die neulichen Verſuche, den Anbau dieſer Krautpflanze in England einzuführen, ſind dadurch erſt möglich geworden, daß vermöge einer Parlamentsacte, für jeden Acker mit Krapp beſtellten Landes, ſtatt alles Zehnten, fünf Schillinge angenommen werden müſſen.

So wie es in dem größern Theile von Europa die Kirche iſt: ſo iſt es in vielen Ländern Aſiens der Staat, der durch eine ſolche, nicht von der Rente, ſondern von den Erzeugniſſen ſelbſt erhobene Steuer unterſtützt wird.

In China beſteht das vornehmſte Einkommen des Kaiſers in dem zehnten Theile von den Erzeugniſſen aller Ländereyen des Reichs. Dieſes Zehntheil iſt gleichwohl ſo äußerſt mäßig angeſchlagen, daß es, wie man behauptet, in vielen Provinzen nicht mehr als den dreyßigſten Theil der gewöhnlichen Ernten beträgt. Die Landtaxe oder Landrente, welche in Bengalen den muhammedaniſchen Beherrſchern, vor der Zeit, da die engliſch-oſtindiſche Geſellſchaft von dem Lande Beſitz nahm, bezahlt wurde, ſoll ſich auf ein Fünftheil deſſen, was Grund und Boden hervorbrachte, belaufen haben. Bis zu einem Fünftheile ſoll auch im alten Aegypten, die Abgabe von den Landesproducten geſtiegen ſeyn.

Man ſagt, dieſe in Aſien eingeführte Art der Landſteuer gäbe dem Landesherrn ein lebhaftes Intereſſe an dem Anbaue und der Verbeſſerung des Bodens. So ſollen zum Beyſpiele in China und in Bengalen zur Zeit der muhammedaniſchen Herrſchaft, und in Aegypten im höhern Alterthume die Landesherren äußerſt ſorgfältig geweſen ſeyn, gute Straßen und ſchiffbare Kanäle anzulegen und zu unterhalten, damit ſowohl Menge als Werth aller Arten von Erdfrüchten, durch die möglich größte Ausbreitung des Markts für jede, auf den höchſten Grad ſteigen möchte. — Ein ſolches Intereſſe kann die Kirche, in den europäiſchen Ländern, für den Anbau des Landes nicht haben, da der Zehnte unter zu viele Eigenthümer vertheilt wird, als daß irgend einer derſelben einen großen Vortheil von der Verbeſſerung des Landbaues hätte. Einem Landpfarrer kann nur wenig daran gelegen ſeyn, ob von ſeinem Kirchſpiele, nach einem entfernten Theile des Landes, eine Straße oder ein Kanal angelegt wird, wodurch die Feldfrüchte des erſtern einen ausgedehntern Markt erhalten. Auflagen dieſer Art bringen alſo, wenn ſie dem Staate bezahlt werden, doch einige Vortheile, welche die damit verbundenen Unbequemlichkeiten einigermaßen vergüten. Aber wenn ſie zum Unterhalte der Kirche beſtimmt ſind, bringen ſie nichts, als reinen Nachtheil hervor.

Auflagen auf die Erzeugniſſe können entweder in Natura, oder, nach einer gewiſſen Schätzung, in Gelde abgetragen werden.

Dem Pfarrer eines Kirchſpiels, und dem Herrn eines kleinen Guts, die beyde an Ort und Stelle wohnen, kann es zuweilen vortheilhaft ſeyn, den Zehnten oder die Rente in Natura zu empfangen. Da der Bezirk, in welchem dieſe Erzeugniſſe einzuſammeln ſind, und die Quantität, welche ſie zu fordern haben, nur klein iſt: ſo können jene leicht eine genaue Aufſicht ſowohl über die Einſammlung, als die Verwendung dieſes ihres Antheils an der Ernte führen. Ein reicher Gutsbeſitzer hingegen, der in der Hauptſtadt wohnt, würde in Gefahr ſeyn, durch die Nachläſſigkeit und noch mehr durch die Betrügereyen ſeiner Verwalter viel zu verlieren, wenn er von entfernten Gütern die Rente in Naturallieferungen erhalten ſollte. Noch größer würde der Verluſt für den Landesherrn, bey einer ähnlichen Bezahlung der Landſteuer ſeyn, da Mißbräuche und Unterſchleiſe bey deren Einſammlung noch weit unvermeidlicher wären. Die Diener des ſorgloſeſten Privatmannes ſind doch mehr unter den Augen ihres Herrn, als die Diener des ſorgfältigſten Fürſten, und ein in Naturalproducten bezahltes öffentliches Einkommen würde durch die Fehler oder die Kunſtgriffe der Einnehmer ſo viel verlieren, daß nur ein kleiner Theil deſſen, was vom Volke erhoben worden war, in die Schatzkammer des Fürſten kommen würde. Und doch, ſagt man, wird in China ein Theil der öflichen Einkünfte auf dieſe Art wirklich bezahlt. Ohne Zweifel finden die Mandarinen und andere Steuerſammler ihren Vortheil dabey, eine Methode der Erhebung, die mehr als irgend eine andere die Räubereyen der Finanzbedienten begünſtiget, aufrecht zu erhalten.

Eine von den Erzeugniſſen erhobene, aber in Gelde bezahlte Steuer kann entweder nach einer Schätzung der Erzeugniſſe, die ein für allemahl beſtimmt iſt, und auf die Veränderungen des Marktpreiſes keine Rückſicht nimmt, oder nach einer, welche nach allen Veränderungen des Marktpreiſes abwechſelt, bezahlt werden. Im erſtern Falle wird der Ertrag einer ſolchen Steuer ſich nur abändern, wenn das wirkliche Erzeugniß des Landes, nach Maßgabe des vernachläſſigten oder verbeſſerten Ackerbaues, kleiner oder größer wird. Im letztern Falle wird ſie ſich nicht bloß nach den Abwechſelungen in den Ernten, ſondern auch nach den Abwechſelungen, die entweder in dem Preiſe der edlern Metalle, oder in dem Gehalte der Landesmünzen vorgehen, abändern. In jenem Fall wird der Ertrag der Steuer immer dem Ertrage der Ernten angemeſſen ſeyn. In dieſem werden zu verſchiedenen Zeiten, der Ertrag der Steuer und der Werth der gewonnenen jährlichen Landeserzeugniſſe, ein ſehr ungleiches Verhältniß gegen einander haben.

Wenn anſtatt eines beſtimmten Antheils an den Ernten in Natura, oder des Werths von dieſem Antheile, — eine ein für allemahl beſtimmte Summe Geldes, als Aequivalent jener Erzeugniſſe oder jenes Zehnten, erhoben wird: ſo wird daraus vollkommen dieſelbe Art der Abgabe, welche die engliſche Landſteuer iſt, — eine Abgabe, die mit der Rente des Landes weder ſteigt noch fällt; die weder den Ackerbau aufmuntert, noch davon abſchreckt. Eine ſolche Abgabe iſt der Kirchenzehnte in allen den Kirchſpielen, wo ein ſogenannter Modus anſtatt des Naturalzehnten bezahlt wird. Unter der Muhammedaniſchen Herrſchaft in Bengalen, wurde ſtatt des wirklichen Fünftheils der Erzeugniſſe, welches die Landtaxe ſeyn ſollte, in den meiſten Zemindaries oder Diſtricten, ein beſtimmter und zwar ſehr mäßiger Modus bezahlt. Einige Bedienten der oſtindiſchen Handelsgeſellſchaft brauchten den Vorwand, das öffentliche Einkommen zu ſeinem wahren urſprünglichen Werthe zurückführen zu wollen, und verwandelten die Geldſumme in einen Naturalzins. Dieſe Veränderung kann unter einer Staatsverwaltung, wie ſie bey dieſer Geſellſchaft ſtatt findet, dem Ackerbaue eben ſo ſchädlich werden, als den Staatseinkünften. Und in der That ſind dieſe ſeit der engliſchen Beſitznehmung ſehr herabgeſunken. Die Bedienten der Geſellſchaft mögen ſich bey jener Veränderung wahrſcheinlich ganz wohl befinden; aber ſicher auf Koſten des Landes und ihrer Herren.

3.

Auflagen auf die Renten der Häuſer.

Die Rente eines Hauſes läßt ſich in zwey Theile theilen: in die Rente, welche vom **Gebäude**, und in die, welche von dem **Grunde und Boden** bezahlt wird, worauf das Haus ſteht. Man könnte jene die **Baurente**, dieſe die **Grundrente** oder den **Grundzins** nennen.

Die erſte iſt der Gewinnſt oder der Zins, der von dem auf den Bau des Hauſes gewandten Kapitale zu erwarten iſt. Wenn das Unternehmen Häuſer zu bauen, mit andern Unternehmungen und Gewerben auf gleichem Fuße ſtehen ſoll: ſo muß es erſtlich von dem darauf gewandten Kapitale ſo große Zinſen bringen, als man bey ſicherer Auslehnung deſſelben hätte erhalten können, — und zweytens muß es noch ſo viel einbringen, als zu Beſtreitung der Reparaturkoſten nöthig iſt: welches im Grunde ſo viel heißt, als, es muß in einiger Zeit das auf den Bau gewandte Kapital ſelbſt erſtatten. Daher ſteht die Baurente, oder der gewöhnliche Gewinnſt, den man vom Erbauen der Häuſer zieht, allenthalben mit den Zinſen ausgeliehener Kapitalien im Verhältniſſe. Da wo der Zinsfuß auf vier vom Hunderte ſteht, mag es ein hinlänglicher Gewinn für den Erbauer eines Hauſes ſeyn, wenn er, außer der Rente von der Grundſtelle, noch ſechs, oder ſechs und ein halbes vom Hundert von ſeinem verbaueten Kapitale zieht. Wo der Zinsfuß auf fünf vom Hundert ſteigt: wird dieſer Gewinnſt ſieben oder achtehalb vom Hundert ſeyn müſſen. Sobald das Gewerbe des Häuſerbauens mehr als dieſes einbrächte, würde es bald ſo viele Menſchen reitzen, ſich damit abzugeben, und alſo ſo viele Kapitalien an ſich ziehen, daß eben dadurch in kurzem der Gewinn vom Häuſerbauen würde vermindert werden. Und wenn es je eine geraume Zeit hindurch weniger brächte: ſo würden ſo viele Kapitalien davon weggezogen werden, daß der Gewinn wieder ſteigen müßte.

Alles was von den Miethzinſen eines Hauſes dieſen billigen Gewinnſt überſteigt, muß zur Grundrente gerechnet werden. Und wenn der Eigenthümer der Grundſtelle ein anderer iſt, als der Eigenthümer des Gebäudes: ſo bekömmt der erſtere auch dieſen Ueberſchuß vollſtändig. Er kann gleichſam als der Preis angeſehen werden, den die Bewohner des Hauſes für irgend einen wirklichen oder vermeinten Vortheil der Lage des Hauſes bezahlen. Bey Landhäuſern, die von großen Städten entfernt liegen, iſt die Grundrente ſo gut wie nichts, oder beträgt nur ſo viel, als der Platz worauf das Haus ſteht, zum Ackerbau angewandt, einbringen würde. Bey Landhäuſern in der Nähe einer großen Stadt hingegen beträgt dieſe Rente weit mehr; und hier wird für die beſondere Bequemlichkeit oder Annehmlichkeit einer gewiſſen Lage oft nicht wenig bezahlt. Aber in Hauptſtädten ſteigt dieſe Grundrente am höchſten, und zwar in denjenigen Theilen derſelben vorzüglich, wo die Nachfrage nach Häuſern und Wohnungen am größten iſt: es mag nun dieſe Nachfrage den dort ſich vereinigenden Handelsverkehr, oder die daſelbſt häufigern Gelegenheiten zu Geſellſchaften und Vergnügungen, oder endlich bloß Mode und Eitelkeit zum Grunde haben.

Eine auf die Hausrente gelegte Auflage, die von dem Bewohner des Hauſes zu bezahlen, und der ganzen Rente angemeſſen iſt, kann nicht, — wenigſtens nicht auf lange Zeit, — der Baurente zur Laſt fallen. Erhielte der Erbauer des Hauſes nicht jenen billigen Gewinn, wovon ich oben redete: ſo müßte er ſein Kapital aus dieſem Geſchäfte zurückziehen; und da hierdurch das Verlangen nach neugebauten Häuſern vermehrt würde: ſo müßte das Gleichgewicht des Gewinnſtes zwiſchen dieſen und allen andern Gewerben bald wieder hergeſtellt werden. Auch kann jene Auflage nicht auf die Grundrente allein fallen. Natürlicher Weiſe wird ſie ſich in zwey Theile theilen, wovon der eine von dem Einwohner des Hauſes, der andere von dem Eigenthümer vom Grunde und Boden bezahlt wird.

Wir wollen annehmen, daß jemand es ſeinen Umſtänden angemeſſen finde, ſechzig Pfund St. jährlich auf ſeine Wohnung zu wenden; wir wollen ferner ſetzen, daß auf die Hausrenten eine Auflage von vier Schillingen auf jedes Pfund St., das heißt, eine Abgabe, die den fünften Theil der Hausrente beträgt, gelegt, und von den Bewohnern des Hauſes bezahlt werde. Nun wird alſo ein Haus, das ſechzig Pfund St. Miethzins giebt, dem Abmiether noch zwölf Pfund St. mehr koſten. Jener Mann wird alſo ſich nun mit einer ſchlechtern Wohnung behelfen, und nur ein Haus von funfzig Pf. St. Miethzins nehmen: weil dieſes mit den zehn Pfunden, die er noch als Auflage bezahlen muß, gerade die

Summe von ſechzig Pfund St., die er für die Ausgabe ſeiner Wohnung beſtimmt hatte, ausmacht. Die Auflage nöthiget ihn alſo, einen Theil derjenigen Bequemlichkeiten aufzugeben, die ihm ein Haus von zehn Pfund St. Miethzins mehr hätte verſchaffen können. Ich ſage nur **einen Theil**: denn ganz verliert er dieſe Bequemlichkeit nicht, da er gerade um der Auflage willen für funfzig Pfund St. eine beſſere Wohnung bekömmt, als er ohne dieſelbe für dieſen Preis würde gehabt haben. Die Urſache iſt folgende. So wie dieſe Auflage machte, daß unſer Hausbewohner nun nicht mehr ein Mitbewerber für diejenigen iſt, welche Häuſer von ſechzig Pfund St. Rente miethen wollen: ſo vermindert ſie auch auf gleiche Weiſe die Mitbewerber für die Häuſer von funfzig Pfunden; und ſo ſtufenweiſe für die Häuſer von allen andern Renten, nur die von der allerniedrigſten ausgenommen, für welche durch die Auflage auf eine Zeitlang, die Mitbewerber vermehrt werden. Von jeder Klaſſe der Häuſer aber, für welche die Liebhaber zur Miethung derſelben vermindert werden, muß der Miethzins etwas fallen. Da aber dieſe Verminderung, wie ich gezeigt habe, nicht die Baurente treffen kann: ſo muß ſie am Ende ganz der Grundrente zur Laſt fallen. Die endliche Bezahlung jener Auflage wird alſo theils von dem Bewohner des Hauſes geſchehen, der, um ſeinen Antheil zu bezahlen, einen Theil ſeiner Bequemlichkeiten aufopfert, theils von dem Eigenthümer des Grundes und Bodens, der zu dem Ende mit einer geringern Rente von dem Platze zufrieden ſeyn muß. Nach welchem Verhältniſſe jene Auflage unter beyde getheilt werden wird; läßt ſich zum voraus nicht beſtimmen. Wahrſcheinlich wird unter verſchiedenen Umſtänden die Theilung ſehr verſchieden ſeyn; und bald wird der Abmiether oder Bewohner des Hauſes, bald der Beſitzer des Grundes den größten Theil der Laſt tragen müſſen.

Wenn bey Bezahlung dieſer Auflage zwiſchen dem einen Grundeigenthümer und dem andern eine Ungleichheit ſtatt findet: ſo kann dieß nur von der Ungleichheit herkommen, mit welcher die Auflage unter die Grundeigenthümer vertheilt worden war. Wenn hingegen zwiſchen dem einen und dem andern Hausbewohner Ungleichheiten der Art vorkommen: ſo können der Urſachen mehrere ſeyn. Das Verhältniß, in welchem die Koſten der Wohnung mit dem Aufwande der ganzen Haushaltung einer Familie ſtehen, iſt bey verſchiedenen Graden des Reichthums und Luxus ſehr verſchieden. Auf den höchſten Stufen des Reichthums iſt jenes Verhältniß vielleicht am größten; es nimmt mit den Graden des Reichthums ab, und iſt bey der ärmſten Klaſſe wahrſcheinlich am kleinſten. Für den Armen machen die nothwendigen Lebensbedürfniſſe den größten Theil ſeines Aufwandes aus. Sich Nahrungsmittel zu verſchaffen, iſt ſeine vornehmſte Sorge; und beynahe gehen auch alle ſeine Einkünfte in dem Ankaufe derſelben drauf. Bey dem Reichen hingegen iſt es die Befriedigung der Eitelkeit, was ihm den meiſten Aufwand verurſacht; und nichts trägt zu dieſer Befriedigung mehr bey, als eine große, ſchön ausgeſchmückte Wohnung. Eine Auflage auf die Hausrenten alſo, würde auf den Reichen am ſchwerſten fallen. Und bey dieſer Ungleichheit würde die wenigſte Unbilligkeit ſeyn. Es iſt nicht unbillig, daß der Reiche nach Verhältniß ſeiner Einkünfte, zu den öffentlichen Ausgaben beytrage; — ja daß er ſelbſt noch etwas mehr gebe, als genau dieſem Verhältniſſe gemäß iſt.

Die Rente von Häuſern, ob ſie gleich in manchen Rückſichten der Rente von Ländereyen ſehr ähnlich iſt, iſt doch in einer von ihr weſentlich unterſchieden. Die Landrente wird für den Gebrauch einer Sache bezahlt, die etwas hervorbringt. Der Acker, für welchen ſie bezahlt wird, liefert auch ſelbſt etwas, womit ſie bezahlt werden kann. Die Hausrente hingegen wird für eine Sache bezahlt, die nichts hervorbringt. Weder das Gebäude, noch der Grund und Boden auf dem es ſteht, iſt fähig, irgend etwas neues zu erzeugen. Wer alſo die Hausrente bezahlt, muß dieſelbe aus einer andern Quelle des Einkommens hernehmen, die von dem Gegenſtande, wofür er zahlt, ganz verſchieden und von ihm unabhängig iſt. Die Abgabe alſo, die auf die Hausrenten gelegt iſt, muß, inſofern ſie von den Hauseinwohnern bezahlt wird, ebenfalls ſo gut wie die Rente ſelbſt, aus einer andern Quelle hergeleitet — es muß ebenſalls ein anderes Einkommen zu deren Bezahlung angewandt werden, es mag nun dieſes Arbeitslohn, Kapitalgewinnſt oder Landrente ſeyn. Inſofern gehört alſo dieſe Abgabe unter diejenigen, welche ohne Unterſchied auf alle drey Quellen der Einkünfte fallen, und iſt in jeder Rückſicht mit den auf die Conſumtion gelegten Abgaben von gleicher Natur. Ueberhaupt iſt vielleicht kein Aufwands- oder Conſumtions-Artikel, nach welchem der Grad des Aufwandes oder der Sparſamkeit, der in der ganzen Haushaltung eines Mannes herrſcht, ſo gut beurtheilet werden kann, als die Miethe, welche er für ſeine Wohnung bezahlt. Eine verhältnißmäßige Auflage auf die Hausrenten könnte daher vielleicht, ohne Beſchwerden zu verurſachen, ein noch größeres Staatseinkommen gewähren, als bisher irgendwo daraus iſt gezogen worden. Freylich würde, wenn die Auflage ſehr hoch wäre, ein großer Theil des Volks ihr dadurch zu entgehen ſuchen, daß er ſich mit etwas ſchlechtern Wohnungen begnügte, und den hier erſparten Aufwand auf einen andern Theil ſeiner Bedürfniſſe wendete.

Um die Hausrenten genau zu erfahren, könnte man ſich ähnlicher Methoden bedienen, als die waren, durch welche man die Renten der Landgüter ausfindig zu machen ſuchte. Unbewohnte Häuſer müßten von der Auflage ausgenommen ſeyn. Der Eigenthümer, welcher in dieſem Falle ſie nothwendig bezahlen muß, würde von einem Gegenſtande bezahlen, der ihm weder Einkommen noch Bequemlichkeit bringt. Häuſer, die ihr Eigenthümer ſelbſt bewohnte, müßten nicht nach dem was es gekoſtet hat ſie zu bauen, ſondern nach dem Miethzinſe angeſchlagen werden, den ſie wahrſcheinlich einbrächten, wenn ſie an andere vermiethet würden. Sollten die von ihren Eigenthümern ſelbſt bewohnten Häuſer nach den Baukoſten angeſchlagen, und ſollte dann auf ſie eine Abgabe von drey oder vier Schillingen für jedes Pfund St. des ſo taxirten Werths gelegt werden: ſo würde bey uns in England, — und wie ich glaube, in jedem andern Lande von Europa — eine ſolche Abgabe, wenn ſie noch zu der Laſt der übrigen Auflagen hinzukäme, alle reichen und großen Familien zu Grunde richten. Wer die Stadt- und Landhäuſer einiger unſerer reichſten und größten Familien mit Aufmerkſamkeit betrachtet, wird finden, daß wenn man die Hausrente von denſelben nur zu ſechs und ein halbes oder zu ſieben Procent der urſprünglichen Baukoſten rechnete: ſie faſt ſo viel, als das reine Einkommen dieſer Familien von allen ihren Gütern betragen würde. Solche Häuſer enthalten den aufgehäuften Aufwand mehrerer Geſchlechtsfolgen; wodurch zwar Sachen von großer Schönheit und Pracht, aber von geringem Tauſchwerthe hervorgebracht worden ſind. *)

Grundrenten ſind vielleicht noch ſchicklichere Gegenſtände einer Beſteuerung, als Baurenten. Eine auf ſie gelegte Abgabe würde die Miethzinſen der Häuſer nicht erhöhen. Sie würden ganz auf den Eigenthümer der Grundrente fallen, der immer als ein Monopoliſt handelt, und von ſeinem Grunde und Boden die größte mögliche Rente zu erhalten ſucht. Er kann aber mehr oder weniger dafür erhalten, nachdem die Leute, welche um denſelben wetteifern, reicher oder ärmer, — mehr oder weniger im Stande ſind, einer bloß eingebildeten Vorliebe für einen beſtimmten Fleck eine beträchtliche Summe Geldes aufzuopfern. In allen Ländern iſt die größte Anzahl reicher Mitbewerber dieſer Art in der Hauptſtadt; und hier iſt es alſo auch, wo vom Grunde und Boden die höchſten Renten zu ziehen ſind. Da der

---

*) Seit der erſten Erſcheinung dieſes Werks, iſt eine Auflage, faſt ganz nach den oben angegebenen Grundſätzen, wirklich eingeführt worden. A. d. Verf.

Reichthum dieſer Mitbewerber durch eine Auflage auf die Grundrenten nicht würde vermehrt werden; ſo würden ſie dadurch auch nicht geneigt gemacht, für den Platz ihrer Häuſer mehr als vorhin zu bezahlen. Auch würde es von weniger Bedeutung ſeyn, ob die Auflage von den Hauseinwohnern vorgeſchoſſen, oder von den Eigenthümern des Grundes und Bodens unmittelbar bezahlt würde. Jemehr der erſtere an Auflagen bezahlen müßte, deſto weniger würde er geneigt ſeyn, dem letztern an Grundrenten zu bezahlen. Auf dieſen letztern würde alſo am Ende die Zahlung der Auflage gewiß zurückfallen.

Von den Grundrenten unbewohnter Häuſer dürften keine Auflagen bezahlt werden.

Die Grundrenten ſind immer, ſo wie die Landrente gemeiniglich eine Art von Einkünften, die der Eigenthümer zieht, ohne daß es ihm Arbeit oder Beſorgungen koſtete. Iſt er alſo auch genöthiget, von dieſer Einnahme etwas für den Staat abzugeben: ſo wird dadurch keine Art von Fleiße gehemmet oder beſchwert. Der Boden und die Arbeit des Landes bringt deßwegen nicht mehr und nicht weniger hervor; und der Reichthum und das Einkommen der ganzen Geſellſchaft wird deßwegen weder kleiner noch größer, jene Abgabe mag erhoben werden oder nicht. Vielleicht ſind alſo die Renten vom Grunde und Boden, es mag derſelbe als Platz zu Häuſern oder als Acker genutzt werden, die ſchicklichſten Einkünfte, um eine immerwährende und ihnen eigenthümliche Auflage zu tragen.

Und in dieſer letzten Rückſicht iſt es noch billiger, auf die Grundrenten der Häuſer, als auf die Renten von Ländereyen eine ſolche Auflage zu legen. Dieſe hängen doch, in vielen Fällen und zum Theile von der Sorgfalt und dem Aufwande ab, den der Eigenthümer auf die Verbeſſerung ſeiner Ländereyen wendet. Von ſolchen Verbeſſerungen kann eine zu hohe Auflage abſchrecken. Wie hoch hingegen die Grundrenten ſteigen, oder wie viel für den Platz, der für Häuſer beſtimmet iſt, bezahlt werden ſoll: das hängt gar nicht von dem Eigenthümer dieſes Platzes, ſondern lediglich von der guten Regierung des Landes ab. Denn nur dieſe kann dadurch, daß ſie entweder den Gewerbfleiß des ganzen Volks, oder den Gewerbfleiß von den Einwohnern gewiſſer Oerter kräftig unterſtützt, Urſache ſeyn, daß viele darauf denken, Häuſer daſelbſt zu bauen, und daß alſo vermöge der Concurrenz in Abſicht der Plätze, worauf ſie bauen wollen, dem Eigenthümer derſelben mehr bezahlt wird, als er außerdem würde Nutzen davon ziehen können. Nichts iſt billiger, als daß ein Fond, der ſein Daſeyn der guten Regierung des Staats zu danken hat, auch zur Unterſtützung dieſer Regierung etwas, und zwar etwas mehr als andre Fonds beytrage.

Obgleich in mehreren europäiſchen Ländern eigene Abgaben auf die Hausrenten gelegt worden ſind: ſo weiß ich doch keines, in welchem man die Grundrenten zu einem beſondern Gegenſtande der Beſteuerung gemacht hätte. Die, welche neue Auflagen ausgedacht haben, ſind hiervon ohne Zweifel durch die Schwierigkeit abgeſchreckt worden, in den Hausrenten, das was Rente des

Gebäudes iſt, von dem, was Rente des Grundes und Bodens iſt, gehörig zu unterſcheiden. Und doch iſt die Abſonderung dieſer beyden Stücke gar nicht ſchwer.

In Großbritannien glaubt man, die Hausrenten nach eben dem Verhältniſſe, welches die ſogenannte jährliche Landtaxe zur Landrente hat, beſteuert zu haben. Die Schätzung, nach welcher jeder Diſtrict und jedes Kirchſpiel zu dieſer Steuer angeſetzt iſt, bleibt unverändert dieſelbe. Sie war vom Anfange an ſehr ungleich; und ſie iſt es auch noch. In dem größern Theile des Königreiches fällt ſie aber der Hausrente weniger zur Laſt, als der Landrente. Nur in wenigen Gegenden, in welchen die Häuſer gleich anfangs hoch angeſchlagen waren, und wo nachher die Hausrenten gefallen ſind, ſteigt ſie zu drey oder vier Schillingen für jedes Pfund St. der Hausrente, welches das Verhältniß der Landſteuer zur Landrente iſt. Häuſer, die nicht bewohnt werden, ob ſie gleich, nach dem Geſetze, von der Auflage nicht ausgenommen ſind, werden doch in den meiſten Diſtricten durch die Begünſtigung der Einſammler davon freygelaſſen: und dieſe Befreyung verurſacht zuweilen eine kleine Veränderung in dem Beytrage, den die einzelnen Häuſer zur Auflage zu bezahlen haben; obgleich der jedem Diſtricte zugeſchriebene Beytrag unveränderlich bleibt. Werden irgendwo, durch neue Gebäude oder Reparaturen der alten, die Hausrenten vermehrt: ſo gereicht dieß zur Erleichterung des ganzen Diſtricts, und macht in der Beſtimmung des von jedem Hauſe zu bezahlenden Antheils neue Veränderungen.

In der Provinz Holland *) iſt jedes Haus auf zwey und ein halbes vom Hundert ſeines Werths beſteuert: ohne Rückſicht darauf zu nehmen, welche Rente es ſeinem Eigenthümer wirklich einbringt, und ob es bewohnt oder unbewohnt iſt. Es ſcheint hart zu ſeyn, von einem Eigenthume, das dem Eigenthümer keine Einkünfte bringt, wie dieß der Fall bey einem unbewohnten Hauſe iſt, eine Abgabe und noch dazu eine ſo hohe Abgabe zu fordern. In Holland, wo dreye vom Hundert den gewöhnlichen Zinsfuß für ausgeliehene Kapitalien ausmachen, müſſen zwey und ein halbes Procent von dem ganzen Werthe eines Hauſes, in den meiſten Fällen, mehr als ein Drittheil der *Baurente*, — vielleicht mehr als ein Drittheil der *ganzen Rente*, betragen. Zwar ſagt man, daß die Häuſer, obgleich ſehr ungleich, doch faſt immer unter ihrem wahren Werthe angeſchlagen wären. Wird ein Haus neu erbauet, verbeſſert oder erweitert: ſo wird eine neue Schätzung deſſelben veranſtaltet; und die Auflage wird dieſer Schätzung gemäß, verändert.

In Großbritannien ſcheint es, haben diejenigen, welche Auflagen auf Häuſer vorſchlugen, es für äußerſt ſchwer gehalten, die Renten derſelben mit einiger Sicherheit zu beſtimmen. Sie haben jene Auflagen daher nach irgend einem in die Augen fallenden Umſtande zu vertheilen geſucht, von welchem ſie glaubten, daß er ſich mit der Hausrente, in gleichem Verhältniſſe veränderte.

---

*) Memoires concernant les Droits etc. p. 223.

Die erſte Auflage dieſer Art war das ſogenannte Herdgeld, eine Auflage von zwey Schillingen auf jeden Feuerherd. Um ſich zu vergewiſſern, wie viele Herde in einem Hauſe wären, hatte der Einſammler dieſer Auflage das Recht, in jedes Zimmer der Häuſer zu gehen. Dieſer unangenehme Beſuch machte die Auflage ſelbſt verhaßt. Daher wurde ſie auch, kurz nach der Revolution, als ein Ueberreſt der ehemahligen Sklaverey abgeſchafft.

Die nächſte Auflage dieſer Art war eine von zwey Schillingen für jedes bewohnte Haus. Ein Haus von zehn Fenſtern mußte noch vier Schillinge mehr, eins von zwanzig und mehr Fenſtern mußte acht Schillinge darüber bezahlen. Dieſes wurde in der Folge noch dahin verändert, daß Häuſer von zwanzig bis dreyßig Fenſtern zehn Schillinge, und Häuſer von dreyßig und mehr Fenſtern zwanzig Schillinge bezahlen mußten. Die Fenſterzahl an einem Hauſe kann in den meiſten Fällen von außen gezählt werden, — und in keinem Falle iſt es, um ſie zu erforſchen, nöthig, in die Zimmer des Hauſes ſelbſt einzudringen. Die Unterſuchung der Einnehmer, welche durch dieſe Auflage veranlaßt wurde, war daher weniger läſtig, und erregte weniger Unwillen als jene, welche eine Folge der ältern Auflage geweſen war.

Auch dieſe Auflage wurde in der Folge abgeſchafft, und an ihrer Stelle wurde die **Fenſtertaxe** geſetzt, die ſeit ihrer Einführung ſchon wiederum mehrere Abänderungen erlitten hat. Die engliſche Fenſtertaxe, ſo wie ſie gegenwärtig (im Januar 1775) beſteht, erhebt zuerſt von jedem Hauſe in England eine Auflage von drey, und von jedem Hauſe in Schottland, eine von einem Schillinge, und dann noch eine zweyte Abgabe von jedem Fenſter, die, nach der Anzahl der Fenſter, ſtufenweiſe von dem niedrigſten Satze, nehmlich zwey engliſchen Pfennigen, der bey Häuſern von nicht mehr als ſieben Fenſtern angenommen wird, bis zum höchſten, nehmlich zu dem von zwey Schillingen ſteigt, welcher bey Häuſern von fünf und zwanzig Fenſtern anfängt.

Der vornehmſte Einwurf gegen alle ſolche Auflagen, iſt ihre Ungleichheit; — eine Ungleichheit der ſchlimmſten Art, weil ſie oft weit ſchwerer auf den Armen, als auf den Reichen fällt. Ein Haus in einer Landſtadt, welches nicht mehr als zehn Pfund St. Rente einbringt, hat vielleicht mehr Fenſter, als ein Haus in London, welches fünfhundert Pfund St. Rente bezahlt. Und obgleich der Einwohner des erſten wahrſcheinlich ein weit ärmerer Mann, als der Einwohner des letztern iſt: ſo muß er doch in Bezahlung der Fenſtertaxe mehr zur Unterſtützung des Staats beytragen, als dieſer. Solche Auflagen ſind deshalb der erſten der oben angezeigten Maximen ſchnurſtracks entgegen. Gegen die übrigen drey ſcheinen ſie weniger zu verſtoßen.

Die natürliche Folge der Fenſtertaxe, ſo wie aller Auflagen auf die Hausrenten iſt, daß dieſe vermindert werden. Je mehr ein Abmiether zu der Auflage bezahlt: deſto weniger kann er augenſcheinlich zu dem Miethzinſe bezahlen. Indeß ſind doch in Großbritannien, ſeit der Einführung der Fenſtertaxe die Hausrenten, faſt in allen Städten und Dörfern die ich kenne, geſtiegen. So groß iſt allenthalben die Nachfrage nach Häuſern geweſen, daß ſie die Häusrenten mehr in die Höhe getrieben hat, als die Fenſtertaxe ſie hat erniedrigen können: — ein Beweis unter vielen andern, wie ſehr der Wohlſtand unſers Landes zugenommen hat, und wie ſehr der Reichthum ſeiner Einwohner gewachſen iſt. Gäbe es keine Fenſtertaxe: ſo würden die Hausrenten wahrſcheinlich noch viel höher ſtehen.

Zweytes Hauptſtück.

Auflagen auf den Gewinnſt, oder auf die von Kapitalien zu ziehenden Einkünfte.

Das Einkommen oder der Gewinnſt, den man von angelegten Kapitalien zieht, läßt ſich in zwey Theile abtheilen: in den, welcher eigentlich als die Geldzinſen anzuſehen iſt, welche der Unternehmer dem ihm das Geld vorſchießenden Kapitaliſten zu zahlen hat; und dann in einem Ueberſchuß, welcher den eigentlichen Gewinnſt bey dem Unternehmen ausmacht.[*]

Dieſer letztere Theil jenes Einkommens iſt augenſcheinlich kein ſchicklicher Gegenſtand einer unmittelbaren Beſteuerung. Er beträgt ſelten mehr, als zu einem mäßigen Erſatze der Mühe und der Gefahr nöthig iſt, der man ſich bey dem Unternehmen unterzieht. Erhält der Unternehmer dieſen Ueberſchuß nicht: ſo kann er ſein Geſchäft nicht fortſetzen, ohne ſich Schaden zu thun.

Wird ihm alſo geradezu eine Abgabe, welche dem ganzen aus dem Unternehmen entſtehenden Einkommen angemeſſen iſt, aufgelegt: ſo muß er entweder das Maß ſeines Gewinnſtes erhöhen, oder er muß die Auflage auf die Geldzinſen wälzen, das heißt, er muß weniger Zinſen bezahlen. Erhöhete er ſeinen Gewinnſt um ſo viel, als die ganze Auflage beträgt: ſo würde dieſelbe, zwar von ihm anfänglich vorgeſchoſſen, aber zuletzt doch von einem andern bezahlt werden, und zwar von verſchiedenen Klaſſen von Leuten, nachdem die Anwendung verſchieden wäre, welche er von dem Kapitale machte. Wendete er es, als Pachter, auf den Landbau an: ſo könnte er ſeinen Gewinſt nicht anders erhöhen, als indem er einen größern Theil der Erzeugniſſe, oder welches auf eins hinauskömmt, einen größern Theil des Werths der Erzeugniſſe, die der Boden geliefert hat, zurückbehielte; und da dieſes nur durch einen Abzug von ſeinem Pachtzinſe geſchehen könnte: ſo würde zuletzt die Bezahlung der Abgabe auf den Eigenthümer fallen. Wendete er es als Manufacturiſt oder Handelsmann an: ſo könnte er ſeinen Gewinnſt nicht anders erhöhen, als indem er ſeine Waaren theurer verkaufte; in welchem Falle alſo die endliche Bezahlung der Abgabe auf den Verzehrer fallen würde. Wollte er die Abgabe nicht auf die Waaren ſchlagen, welche er verfertigt oder kauft: ſo müßte er ſie von den Geldzinſen des Kapitals, das er zu Betreibung ſeines Gewerbes geborgt hat, abrechnen: und die Abgabe würde alſo die Folge haben, den Zinsfuß zu erniedrigen. In der That iſt er immer genöthigt, den Theil der Abgabe, den er auf die eine

Weiſe ſich nicht hat wieder verſchaffen können, an der andern zu erſparen.

Die Geldzinſen ſcheinen beym erſten Anblicke ein eben ſo ſchicklicher Gegenſtand zu einer unmittelbar von ihnen zu erhebenden Auflage zu ſeyn, als die Renten der Ländereyen. Gleich dieſen ſind ſie ein reines Einkommen, das übrig bleibt, nachdem alle mit der Anlegung eines Kapitals verbundenen Unkoſten und Gefahren abgerechnet worden ſind. So wie eine Auflage auf die Landrenten, dieſe nicht erhöhen kann; weil ſie nicht das reine Einkommen von einem Landeigenthum, das heißt, das Einkommen, welches nach Abzug der Anbau-Koſten und nach Wiedererſtattung des Pächter-Kapitals mit ſeinen gehörigen Gewinnſten übrig bleibt, zu erhöhen im Stande iſt: ſo kann auch eine Auflage auf die Geldzinſen nicht den Zinsfuß in die Höhe treiben, weil ſie eben ſo wenig die im Lande vorhandenen Summen auslehnbaren Geldes vermehrt. Das gewöhnliche Maß des mit Kapitalien zu machenden Gewinnſtes hängt, wie ich im erſten Buche gezeigt habe, von dem Verhältniſſe zwiſchen der Größe der in einem Lande befindlichen Kapitalien, und der Menge der Geſchäfte, oder der möglichen Arten ein Kapital anzulegen, ab. Nun kann aber die Anzahl der Geſchäfte, worauf Kapitalien angelegt werden können, durch Auflagen weder vermehrt noch vermindert werden. Wird nun eben ſo wenig die Größe der Kapitalien dadurch verändert: ſo müſſen auch die Gewinſte, die man gewöhnlicher Weiſe davon zieht, unverändert bleiben. Und da nun ferner derjenige Theil dieſes Gewinnſtes, der auf die Mühe und Koſten der Anlegung des Kapitals abzurechnen iſt, durch jene Auflage eben ſo wenig Veränderung leiden kann, als dieſe Mühe und Koſten ſelbſt eine Veränderung gelitten haben: ſo muß auch der zweyte Theil jenes Gewinnſtes, der als Geldzinſen zum Kapitaliſten geht, nach wie vor derſelbe bleiben. Beym erſten Anblicke alſo ſcheint es eben ſo ſchicklich, die Geldzinſen von ausgeliehenen Kapitalien, als den Pachtzins von Ländereyen mit einer directen Abgabe zu belegen.

Zwey Umſtände machen gleichwohl zwiſchen beyden Fällen einen Unterſchied, um deſſenwillen eine directe Auflage bey Geldzinſen weniger ſchicklich iſt, als bey Landrenten.

Zuerſt kann die Größe der Ländereyen, welche jemand beſitzt, niemahls ein Geheimniß ſeyn, ſondern kann auf das allergewiſſeſte ausgemacht werden.

Was für Geldkapitalien aber jemand beſitze, iſt faſt immer ein Geheimniß, und kann faſt nie mit einiger Zuverläßigkeit ausgemittelt werden. — Dieſes letztre Eigenthum iſt überdieß immerwährenden Veränderungen unterworfen. Kaum geht ein Jahr, oft geht nicht einmahl ein Monath, und in einigen Fällen geht kein Tag vorbey, wo nicht der Betrag deſſelben ſteigt und fällt. Ein ſolches Eindringen in die Angelegenheiten und die Umſtände der Privatperſonen, als die Abſicht, jene Auflage dem Vermögen der Contribuenten anzumeſſen, erfordern würde, — beſonders ſolche immer erneuerte Unterſuchungen, als nöthig wären, wenn man die immerwährenden Schwankungen des Geldreichthums entdekken und die Auflage darnach abändern wollte, — würde durchaus unerträglich werden.

Zweytens: Grund und Boden iſt ein Eigenthum, welches nicht vom Platze, wo es iſt, weggebracht werden kann; aber Geld kann es leicht. Der Eigenthümer von Landgütern iſt nothwendig ein Bürger desjenigen Landes, in welchem die Ländereyen liegen. Der Eigenthümer eines Geldkapitals iſt in Abſicht deſſelben ein Weltbürger und hängt an keinem beſondern Lande. Er kann leicht ein Land, wo er verdrüßlichen Nachforſchungen unterworfen wird, um zu einer drückenden Auflage gezogen zu werden, verlaſſen, und mit ſeinen Kapitalien in ein anderes Land wandern, wo er entweder ſeine Geſchäfte ungehinderter treiben, oder ſein Vermögen ungeſtörter genießen kann. Indem er aber ſeine Kapitalien aus dem Lande wegſchafft, entzieht er demſelben zugleich eine Hülfsquelle, die deſſen Fleiß belebte. Durch angelegte Kapitalien wird das Land angebauet; durch ſolche werden die arbeitenden Hände deſſelben beſchäftiget. Eine Auflage, welche die Geldkapitalien aus dem Lande treibt, würde, ſo weit dieſe Wirkung ſich erſtreckt, die Quellen des Einkommens für den Landesherrn ſowohl, als die Einwohner austrocknen. Nicht bloß derjenige Theil jenes Einkommens, welcher in Kapitalgewinnſten beſteht, ſondern auch der, welcher aus der Landrente und dem Arbeitslohne herkömmt, würde dadurch vermindert werden.

Daher haben auch die Staaten, welche die aus Geldkapitalien entſtehenden Einkünfte zu beſtimmen verſucht haben, keine ſtrengen Unterſuchungen über den

Betrag dieſer Einkünfte angeſtellt, ſondern ſich mit einer muthmaßlichen, und daher mehr oder weniger willkührlichen Schätzung derſelben begnügt. Die äußerſte Ungleichheit und Ungewißheit einer auf dieſe Weiſe vertheilten Auflage, kann nur durch die äußerſte Mäßigkeit derſelben vergütet werden: wenn nehmlich jeder ſich ſo ſehr unter dem Verhältniſſe ſeines Vermögens bey der Auflage angeſetzt findet, daß er ſich wenig darum bekümmert, ob ihm auch etwas mehr zugemuthet werde, als ſeinem Nachbar.

In England ſollte die ſogenannte Landtaxe, ihrer Abſicht gemäß, Geldkapitalien nach eben dem Verhältniſſe, als Ländereyen beſteuern. Wenn von dieſen der fünfte Theil ihrer Renten bezahlt wurde: ſo wollte man von jenen den fünften Theil der Darlehns-Zinſen erheben. Damahls, als die Landtaxe zuerſt eingeführt wurde, ſtand der Zinsfuß auf ſechs vom Hunderte. Man glaubte alſo, auf jedes Hundert Pfund Sterling Kapital, eine Auflage von vier und zwanzig Schillingen, dem fünften Theile von ſechs Pfunden, gelegt zu haben. Seitdem der geſetzmäßige Zinsfuß auf fünf vom Hunderte herabgeſetzt worden iſt, ſoll jedes Hundert Pfund Sterling Kapital, nach den Grundſätzen dieſer Beſteuerung, nur mit zwanzig Schillingen angeſetzt ſeyn. Die durch die Landtaxe aufzubringende Summe wurde zwiſchen dem Lande und den vornehmſten Städten getheilt. Der größere Theil wurde auf das Land, — und von dem auf die Städte fallenden Ueberreſte wurde wieder der größre Theil auf die Häuſer gelegt. Das was noch von der Abgabe übrig blieb, um auf die ſtädtiſchen oder Gewerbs-Kapitalien gelegt zu werden, (denn die auf den Landbau gewandten Geld-Kapitalien wollte man abſichtlich von der Steuer ausnehmen) war bey weitem dem wahren Werthe dieſes Fonds nicht angemeſſen. Was alſo auch für Ungleichheiten in der Vertheilung dieſes Theils der Steuer vom Anfange an vorhanden ſeyn mochten: ſo erregten ſie doch wenig Mißvergnügen. Noch jetzt bezahlt jedes Kirchſpiel und jeder Diſtrict für ſeine Ländereyen, ſeine Häuſer und ſein Geldvermögen die Steuern nach der urſprünglichen Anlage; und da ſeit der Zeit der Wohlſtand des ganzen Landes, und dadurch zugleich an den meiſten Orten der Werth aller dieſer Arten des Eigenthums merklich zugenommen hat: ſo ſind jene Ungleichheiten jetzt von noch geringerer Bedeutung, als anfänglich. Da der Beytrag, den jeder Diſtrict zur Landſteuer bezahlt, unveränderlich iſt: ſo iſt die Veränderlichkeit derſelben in Abſicht der einzelnen Perſonen theils weit geringer, theils weit weniger läſtig. Wenn die meiſten Ländereyen Englands nur nach der Hälfte ihres Werths zur Landſteuer angeſetzt ſind: ſo ſind es ſeine meiſten Geld-Fonds nur zum funfzigſten Theile ihres Werths. In mehrern Städten, wie zum Beyſpiel in Weſtmünſter, wird die Landtaxe bloß von Häuſern bezahlt, und Geld und Gewerbe ſind ganz frey. In London iſt dieß nicht der Fall.

In allen Ländern hat man eine zu genaue Unterſuchung der Vermögensumſtände der Privatleute zu vermeiden geſucht. In Hamburg bezahlt jeder Einwohner dem gemeinen Weſen ein Viertheil Procent von ſeinem ſämmtlichen Eigenthume. Und da das Vermögen der Hamburger vornehmlich in Geldkapitalien beſteht: ſo kann man jene Auflage als eine Beſteuerung der Geldkapitalien anſehen. Jeder taxirt ſich ſelbſt, und legt jährlich in Gegenwart einer Magiſtratsperſon eine gewiſſe Summe in die öffentliche Caſſe, von welcher Summe er an Eides ſtatt verſichert, daß ſie ein Viertheil Procent ſeines ſämmtlichen Vermögens betrage, aber ohne daß er angiebt, wie hoch ſie ſich eigentlich belaufe, und ohne daß er, in Abſicht derſelben, der geringſten Unterſuchung ausgeſetzt iſt. Man hält allgemein dafür, daß dieſe Steuer mit großer Ehrlichkeit bezahlt wird. In einem kleinen Staate, wo das Volk vollkommenes Zutrauen zu ſeiner Obrigkeit hat, von der Nothwendigkeit der Abgabe zur Unterſtützung des gemeinen Weſens überzeugt iſt, und glaubt, daß ſie redlich zu dieſer Abſicht verwandt wird, können ſolche freywillige und gewiſſenhafte Zahlungen erwartet werden. Hamburg iſt nicht der einzige Ort, wo ſich Beyſpiele davon finden *).

Der ſchweitzeriſche Canton Unterwalden wird oft durch Stürme und Ueberſchwemmungen verwüſtet, wodurch er alſo auch zu außerordentlichen Ausgaben genöthigt iſt. Bey ſolchen Gelegenheiten wird die ganze Landesgemeinde verſammelt: und jeder Bürger giebt, wie man allgemein verſichert, ſein Vermögen mit der größten Offenherzigkeit an, um nach dieſem Verhältniſſe zu jenen Unkoſten beyzutragen. In Zürich befiehlt das Geſetz, daß in Nothfällen jeder nach ſeinem Vermögen, deſſen Betrag er eidlich anzugeben verpflichtet iſt, zu

---

*) Memoires concern. les Dr. T. I. p. 74.

den öffentlichen Bedürfniſſen beyſteure. Niemand hegt den Argwohn, daß einer ſeiner Mitbürger den Staat durch falſche Angabe hintergehe. In Baſel entſteht das vornehmſte Einkommen der Stadt aus einem kleinen Zolle, der von ausgeführten Waaren entrichtet wird. Und das Vertrauen, welches man in die ſämmtlichen Kaufleute, ja ſogar in die Gaſtwirthe der Stadt ſetzt, iſt ſo groß, daß man es ihnen ſelbſt überläßt, die Rechnungen über die in dem Canton, oder außerhalb deſſelben verkauften Waaren zu führen. Jede drey Monate ſenden ſie dieſe Rechnung, unter welcher der Betrag der Auflage ausgeworfen iſt, an den Seckelherrn oder den Schatzmeiſter des Staats. Nicht der geringſte Verdacht waltet darüber ob, daß jemand dieſes in ihm geſetzte Vertrauen zum Schaden des Staats mißbrauche *).

Daß jeder Bauer ſein Vermögen eidlich anzugeben verpflichtet wird, muß, wie es ſcheint, in dieſen Schweitzercantons nicht für etwas läſtiges gehalten werden. In Hamburg würde es die größte aller Beſchwerden zu ſeyn ſcheinen. Kaufleute, die ſich in die gefahrvollen Unternehmungen des Handels einlaſſen, zittern ſchon bey den Gedanken, daß ſie in jedem Augenblicke ſollen aufgefordert werden können, die wirkliche Beſchaffenheit ihrer Umſtände öffentlich bekannt zu machen. Sie ſehen voraus, daß dieß oft ihren Untergang, noch öfter das Mißlingen ihrer Entwürfe unfehlbar nach ſich ziehen würde. Ein genügſames und ſparſames Volk hingegen, dem alle ſolche Projecte fremd ſind,

---

*) Memoires concern. les Droits etc. Tom. I. p. 163. 166. 171.

ſind; fühlt kein Bedürfniß, ſeine Vermögensumſtände geheim zu halten.

In Holland wurde, kurz nach der letztern Wiedererhebung des Oraniſchen Hauſes zur Erbſtatthalter-Würde, eine Auflage von zwey vom Hundert, oder der funfzigſte Pfennig, wie es genannt wurde, auf das ganze Vermögen eines jeden Bürgers gelegt. Jeder Bürger ſchätzte und beſteuerte ſich ſelbſt, wie in Hamburg. Und auch dort wurde, wie man allgemein glaubt, die Auflage mit großer Ehrlichkeit bezahlt. Das holländiſche Volk hatte damahls noch die größte Zuneigung zu der neuen Regierung, welche es eben erſt durch einen allgemeinen Aufſtand eingeſetzt hatte. Dieſe Auflage ſollte nur einmahl für allemahl bezahlt werden, um dem Staate in ſeinen gegenwärtigen Bedürfniſſen zu Hülfe zu kommen, und in der That war ſie zu ſchwer, als daß ſie hätte fortdauernd ſeyn können. In einem Lande, wo der der übliche Zinsfuß nicht drey vom Hundert überſteigt, machen zwey Procent vom Kapital ſo viel als zwey Drittheile des höchſten reinen Ertrages aus, den ein Eigenthum bringen kann. Wenige Leute könnten eine ſolche Auflage bezahlen, ohne ihr Kapital anzugreifen. Wenn auch in Zeiten einer außerordentlichen Noth ein Volk ſich eine ſo große Aufopferung aus patriotiſchem Eifer gefallen läßt, und den Staat ſelbſt mit einem Theile ſeines Kapitals unterſtützt: ſo kann es ſolche ſtarke Beyträge doch nicht lange Zeit geben, wenn nicht ein großer Theil ſeiner Glieder gänzlich zu Grunde gehen, und zur fernerern Unterſtützung des Staats unvermögend werden ſoll.

Die durch die **Landtaxe** in England auch auf die Geldkapitalien gelegte Auflage ſoll zwar, nach der Abſicht des Geſetzgebers, dieſen Kapitalien angemeſſen ſeyn, aber nicht ſelbſt einen Theil derſelben hinweg nehmen. Sie ſoll eigentlich nur eine Auflage auf die Geldzinſen ſeyn, wie die Landſteuer eine Auflage auf die Pachtzinſen iſt. Jene, wie dieſe, ſoll von jedem Pfunde Sterling dieſer Zinſen vier Schillinge, oder vom ganzen Einkommen zwanzig vom Hundert erheben. Auf gleiche Weiſe iſt es die Abſicht bey der **Hamburger** ſowohl, als bey der noch mäßigern **Züricher** und **Unterwaldner** Auflage, nicht das Kapital, ſondern die Zinſen, oder das reine Einkommen der Einwohner zu beſteuern. Jene Holländiſche hingegen war unmittelbar auf die Kapitalien gerichtet.

Auflagen auf die Gewinnſte beſonderer Gewerbe und Beſchäftigungen.

In einigen Ländern ſind auf gewiſſe Arten der Anwendung der Kapitalien außerordentliche Abgaben gelegt. In dem einen Lande ſind gewiſſe Handels- und Gewerbszweige, in dem andern iſt der Landbau außerordentlich beſteuert.

Außerordentliche Auflagen auf Gewerbe ſind die, welche in England die Hauſirer, die Lohnkutſcher und Sänftenträger, ſo wie auch das Geld, welches die Bierwirthe für die Erlaubniß bezahlen müſſen, Bier und Branntwein im einzelnen verkaufen zu dürfen. Im ſiebenjährigen Kriege wurde eine ähnliche Auflage auf die Kramläden vorgeſchlagen. Da man behauptete, daß dieſer Krieg zum Beſten des Handels unternommen worden ſey: ſo hielt man es auch für billig, daß die Kaufleute, welche von den Folgen des Krieges Vortheil ziehen ſollten, zur Führung deſſelben mehr, als andere beytrügen.

Indeß fällt eine Auflage, die einen einzelnen Gewerbszweig beſteuert, nie zuletzt auf die Perſonen, welche ihn treiben, ſondern auf die, welche dieſen ihre Waaren, um ſie ſelbſt zu verbrauchen, abkaufen. Jene müſſen, im gewöhnlichen Laufe der Dinge, immer den landüblichen Gewinnſt erhalten, — und ſie erhalten, wenn die Concurrenz frey iſt, auch ſelten einen höheren. Dieſe hingegen müſſen, in dem erhöheten Preiſe der Waaren, dem Gewerbsmann, die von ihm vorgeſchoſſene Auflage, — gemeiniglich noch mit einigen darauf gerechneten Zinſen, bezahlen.

Iſt alſo eine ſolche Abgabe nur dem Umfange der Geſchäfte, die jeder Gewerbsmann treibt, angemeſſen: ſo drückt ſie keinen, da ſie von dem Verzehrer bezahlt wird. Iſt das Gegentheil, und liegt die Auflage auf allen Gewerbsleuten einer Klaſſe, der Umfang ihrer Geſchäfte mag groß oder klein ſeyn, gleich: ſo wird, ungeachtet ſie zuletzt vom Verzehrer bezahlt wird, doch der kleine Gewerbsmann dadurch gedrückt, und der große begünſtiget. Die Auflage von vier Schillingen des Monats für jede Miethkutſche, und von zehn Schillingen des Jahrs, für jeden Tragſeſſel, ſteht, inſofern

ſofern ſie von den Perſonen, welche die Miethkutſchen, oder Tragſeſſel halten, nur vorgeſchoſſen wird, ziemlich genau mit dem Umfange ihrer Geſchäfte im Verhältniſſe. Der, welcher nur wenige Kutſchen und Seſſel hält, iſt nicht ſchlimmer daran, als der, welcher deren viele hält. Ganz anders iſt es mit der Auflage von zwanzig Schillingen für die Erlaubniß ſtarkes Bier (Ale) zu verkaufen, mit der von vierzig andern Schillingen für die Erlaubniß des Wein- und von noch zwanzig Schillingen für die Erlaubniß des Branntwein-Schanks. Hier wird allerdings dem, welcher das Gewerbe ins Große treibt, ein Vortheil zugeſtanden, und dem, welcher es nur im Kleinen treibt, ein Nachtheil zugezogen. Jenem muß es weit leichter, als dieſem, werden, ſich die Auflage von ſeinen Kunden, in den erhöhten Preiſen bezahlen zu laſſen. Indeß, da die Auflage an ſich ſehr mäßig iſt: ſo verurſacht die Ungleichheit derſelben kein großes Ungemach. Und vielen wird es ſo gar eine gute Folge der Auflage zu ſeyn ſcheinen, wenn ſie die zu große Vermehrung kleiner Bierhäuſer verhindert. — Die projectirte Auflage auf die Kramläden ſollte auch von allen Krämern gleich viel fordern. Und wie wäre es auch anders möglich geweſen? Wie hätte man, — ohne Unterſuchungen, die in einem freyen Lande unerträglich ſind, — die Auflage nach dem Umfange der in jedem Laden getriebenen Geſchäfte abmeſſen können? Wenn demnach dieſe Auflage beträchtlich geweſen wäre: ſo hätte ſie den kleinen Krämer ſehr gedrückt, und faſt den ganzen Einzelnhandel den großen Kaufleuten zugewandt. Dieſe würden, von der Concurrenz der kleinen Krämer befreyet, ein Monopol in ihrem

Handel genoſſen, — und wie alle Monopoliſten gar bald ſich unter einander zu einer noch größern Erhöhung der Preiſe, als die Bezahlung der Auflage erforderte, vereinigt haben. Weit entfernt, daß die endliche Bezahlung dieſer Auflage den Ladenhändlern zur Laſt gefallen wäre, würde ſie dieſen noch einen Gewinn gebracht haben, weil ſie ſich von ihren Käufern nicht nur ihren Vorſchuß, ſondern noch Zinſen davon würden haben wieder bezahlen laſſen. Dieß waren auch in der That die Gründe, warum dieſe Auflage bey Seite gelegt, — und an ihre Stelle die Subſidie von 1759 geſetzt wurde.

Von Abgaben die auf den Gewinnſten der im Ackerbau angewandten Kapitalien liegen, iſt in Frankreich die ſo genannte Perſonen-Steuer, taille perſonnelle, ein Beyſpiel; und vielleicht iſt dieſe Anwendung der Kapitalien nie härter belaſtet worden.

In dem zerrütteten Zuſtande von Europa, wie er während der Lehnsregierung war, mußte der Landesherr ſich begnügen, nur denjenigen Steuern aufzulegen, die zu ohnmächtig waren, ihm die Bezahlung zu verweigern. Der vornehme Adel, ob er gleich geneigt genug war, dem Landesherrn bey außerordentlichen Vorfällen beyzuſtehen, weigerte ſich doch, ſich irgend einer immerwährenden Auflage zu unterwerfen; und der Landesherr war nicht mächtig genug, ihn dazu zu zwingen. In ganz Europa war der größte Theil der eigentlichen Anbauer des Landes in der Leibeigenſchaft. Nach und nach gelangten ſie in den meiſten Ländern zur Freyheit. Einige von ihnen erwarben ſich ſogar ein kleines ländliches Eigenthum, das ſie als ein Lehn von niedriger oder unedler Art, entweder als Vaſallen des Königs, oder eines andern großen Herrn beſaßen; aus welcher Art von Lehnsträgern die ſogenannten Copyholders in England entſtanden ſind. Andere, wenn ſie auch nicht ſelbſt Eigenthümer wurden, erhielten doch die Ländereyen, die ſie unter ihrem Lehnsherren anbaueten, auf eine lange Reihe von Jahren in Pacht, und wurden auf dieſe Weiſe von ihnen weniger unabhängig. Die adelichen Gutsbeſitzer ſcheinen den Grad von Wohlſtand und Unabhängigkeit, zu welchem dieſe niedrigere Klaſſe von Landleuten gelangt war, mit einem neidiſchen und verachtenden Unwillen angeſehen, und deßwegen gern eingewilliget zu haben, daß der Landesherr ſie mit Abgaben belegte. In einigen Ländern war dieſe Auflage auf diejenigen Ländereyen eingeſchränkt, welche als unadeliche oder als Bauergüter eigenthümlich beſeſſen wurden: und in dieſem Falle hieß die Steuer oder die Taille eine Realſteuer, (Taille reelle). Die von dem jüngſtverſtorbenen Könige von Sardinien eingeführte Landſteuer und die in den Provinzen Languedoc, Provence, Dauphiné und Bretagne, in der Generalität von Montauban und in den Electionen von Agen und Condom, ſo wie auch in einigen andern Diſtricten Frankreichs gewöhnliche Taille, ſind alles Auflagen auf unadeliche oder Bauergüter. In andern Ländern wurde die Abgabe auf die vorausgeſetzten Gewinnſte aller derjenigen gelegt, welche Ländereyen von andern im Pachte haben, es mochten nun dieſes adeliche oder Bauergüter ſeyn; und in dieſem Falle wurde die Taille perſönlich genannt. Von dieſer Art iſt ſie in Frankreich, in den meiſten derjenigen Provinzen, die, in der Finanzſprache

ſprache des Reichs unter dem Namen der païs d'election bekannt ſind. Die Real-Taille, da ſie nur auf einem Theile der Ländereyen liegt, iſt nothwendig eine ungleiche, aber iſt nicht immer eine willkürliche Auflage, ob ſie gleich zuweilen auch dieſe Eigenſchaft annimmt. Die Perſonal-Taille hingegen, da ſie den Gewinnſten einer Klaſſe von Leuten angemeſſen ſeyn ſoll, deren Gewinnſte man nur nach Muthmaßungen beſtimmen kann, muß nothwendig eben ſo ungleich als willkürlich ſeyn.

In Frankreich ſteigt gegenwärtig, das heißt im Jahr 1775, die Taille in den zwanzig Generalitäten, welche die païs d'election ausmachen, auf 40,107,239 Livres, 16 Sous *). Das Verhältniß, in welchem dieſe Summe auf jene verſchiedene Provinzen vertheilt wird, wechſelt von Jahr zu Jahr, nach den Berichten, welche bey dem geheimen Staatsrathe des Königs, theils von den guten oder ſchlechten Ernten, theils von andern Umſtänden einlaufen, durch welche die Fähigkeit jeder Provinz zur Auflage beyzutragen vermehrt, oder vermindert wird. Jede Generalität iſt wieder in eine gewiſſe Anzahl von Electionen getheilt, unter welche die der ganzen Generalität aufgelegte Summe nach Verhältniſſen vertheilt wird, die ebenfalls ſich von Jahr zu Jahr verändern, ſo wie andere und andere Berichte von dem Vermögenszuſtande jeder Election beym Staatsrathe einlaufen. Dieſer kann, mit den beſten Abſichten, unmöglich dahin gelangen, daß er die Beyträge der verſchiedenen Provinzen und Diſtricte ihrem Vermögens,

---

*) Memoires concernant les Droits etc. T. II. p. 17.

genszuſtande, auch nur mit erträglicher Genauigkeit, anpaſſe. Unrichtige oder unvollſtändige Berichte werden denſelben immer irre führen. Auch den Antheil, den jedes Kirchſpiel zu der Abgabe der Election, wozu es gehört, und jedes Individuum zu der Abgabe ſeines Kirchſpiels beyzutragen hat, wird auf gleiche Weiſe nach den angeblich veränderten Umſtänden anders beſtimmet. Ueber dieſe Umſtände urtheilen, in dem einen Falle die Elections-, in dem andern die Kirchſpielsbeamten: beide aber ſtehen, mehr oder weniger, unter der Aufſicht und dem Einfluſſe des Intendanten. Hier ſind es, nach allen Nachrichten, nicht bloß Unwiſſenheit und Mißverſtändniſſe, ſondern es iſt Parteylichkeit, Vorliebe und Rachſucht gegen einzelne Perſonen, welche die Vertheiler der Auflage irre leiter. So viel iſt wenigſtens gewiß, daß kein Menſch, der einer ſolchen Auflage unterworfen iſt, ehe und bevor er jedes Jahr die Vertheilung derſelben erfährt, wiſſen kann, wie viel er wird zu bezahlen haben; daß er es nicht einmahl mit Zuverläßigkeit wiſſen kann, nachdem er ſchon im Steuerregiſter angeſetzt worden iſt. Denn wenn irgend eine ſteuerfreye Perſon iſt beſteuert, oder eine andere über Verhältniß ihres Vermögens angeſetzt worden: ſo müſſen zwar beyde für dieſes Jahr zahlen; veranlaſſen aber, wenn ſie ſich darüber beſchweren, und den Grund ihrer Beſchwerde beweiſen, für das folgende Jahr einen Zuſatz zu der Steuer des Kirchſpiels, damit ſie daraus entſchädiget werden können. Wird einer von den Contribuenten bankerott oder unfähig, die Abgabe zu bezahlen: ſo muß für jetzt der Einſammler ihren Beytrag vorſchießen, aber das nächſte Jahr muß das ganze Kirchſpiel ſo viel mehr bezahlen, um dem Einſammler ſeinen Vorſchuß wieder zu erſtatten. Sollte der Einſammler ſelbſt bankerott machen: ſo würde das Kirchſpiel, welches ihn gewählt hat, bey dem General-Einnehmer der Election für ihn haften müſſen. Da es aber für dieſen ſehr läſtig ſeyn würde, einen Prozeß mit dem ganzen Kirchſpiele anzufangen: ſo wählt er ſich, nach Belieben, fünf oder ſechs der reichſten Contribuenten aus demſelben heraus, und nöthiget ſie, die Lücke, welche der inſolvent gewordene Einſammler in ſeiner Caſſe gemacht hat, zu ergänzen. Dieſe fünf oder ſechs Perſonen bekommen in der Folge ihren Vorſchuß von dem Kirchſpiele wieder, das zu dem Ende im nächſten Jahre einen Zuſchuß zu der Taille deſſelben Jahres zahlen muß.

Wenn eine Abgabe auf eine beſondere Gattung der Manufactur- oder Kaufmannsgewerbe gelegt worden iſt: ſo ſorgen die damit beſchäftigten Perſonen mit möglichſtem Fleiße dafür, daß ſie nicht mehr von ihren Waaren zu Markte bringen, als ſie zu einem ſo hohen Preiſe zu verkaufen hoffen können, daß dadurch auch die Abgabe mit bezahlt werde. — Einige ziehen auch gar ihre Kapitalien aus ſolchen Gewerbszweigen zurück, ſo, daß nun der Markt von ſelbſt ſparſamer als ſonſt mit Waaren verſorgt wird. So ſteigt demnach der Preis dieſer Waaren; und die endliche Bezahlung der Auflage fällt auf den Verzehrer. Wenn aber eine Auflage auf die im Ackerbau angelegten Kapitalien und deren Gewinnſte gelegt wird: ſo iſt es der Vortheil der Pächter nicht, irgend ein Theil ihres Kapitals deßhalb dieſer Beſchäftigung zu entziehen. Jeder Pächter hat einmahl einen beſtimmten Umfang von Ländereyen im Beſitze, für den er eine Rente zu bezahlen verbunden iſt. Zum gehörigen Anbau eines ſo und ſo großen Stück Landes iſt ein gewiſſes beſtimmtes Kapital unumgänglich nöthig. Nimmt der Pachter einen Theil deſſelben zurück: ſo kann er gewiß nicht hoffen, die Rente oder Steuer deshalb leichter bezahlen zu können. Es kann nie ſein Vortheil ſeyn, die Menge der auf ſeinen Aeckern erzeugten Producte zu verringern, und den Markt kärglicher zu verſorgen, auch wenn er durch die Auflage gedrückt würde. Er iſt daher nicht im Stande, die Preiſe ſeiner Waaren durch Verminderung ihrer Quantität dergeſtalt zu erhöhen, daß er die letzte Bezahlung der Abgabe auf den Verzehrer wälzen, und ſich für ſeinen Vorſchuß bezahlt machen könnte. Nun muß aber ein Pachter, ſo gut wie jeder andere Gewerbsmann, von ſeinem angelegten Kapitale den landüblichen Gewinn ziehen, oder er muß das Gewerbe aufgeben. — Dieſen billigen Gewinn kann er nach Auflegung jener Steuer nicht anders, als durch einen Abzug von der Rente, welche er dem Eigenthümer bezahlt, erhalten. Je mehr er alſo zur Steuer geben muß, deſto weniger kann er als Rente geben. Wird eine ſolche Steuer während des Laufs der ſchon angegangenen Pachtzeit aufgelegt: ſo kann ſie den Pachter allerdings ſehr drücken; vielleicht gar ihn zu Grunde richten. Bey Erneuerung des Pachtcontracts aber wird ſie immer auf den Gutsherrn zurückfallen.

In Ländern, wo die perſönliche Taille eingeführt iſt, wird der Pachter gemeiniglich nach Verhältniſſe desjenigen

jenigen Kapitals angeſetzt, welches er in ſeinen Pacht geſteckt zu haben ſcheint. Er fürchtet ſich deßwegen oft, ſich einen recht guten Zug Pferde oder Ochſen zu halten, und bearbeitet das Feld mit ſo elenden Ackerbau-Werkzeugen, als es nur möglich iſt. So verdächtig iſt ihm die Gerechtigkeitsliebe der Taxatoren, daß er ſich arm ſtellt und das Anſehen haben will, nichts bezahlen zu können, um nicht genöthigt zu werden, zu viel zu bezahlen. Durch dieſen elenden Kunſtgriff ſorgt er wahrſcheinlich für ſeinen Vortheil ſehr ſchlecht; er verliert oft durch die Verminderung ſeiner Ernten weit mehr, als er an der Bezahlung der Auflage erſpart. Obgleich durch die dergeſtalt verſchlechterte Cultur, der Markt etwas ſparſamer verſorgt wird: ſo iſt doch die dadurch veranlaßte Erhöhung der Preiſe nicht einmahl groß genug, den Pachter für ſeinen Verluſt an der Quantität der Erzeugniſſe ſchadlos zu halten, geſchweige denn, daß ſie ihn in den Stand ſetzen ſollte, ſeinem Grundherrn mehr Pachtzins zu bezahlen. Das Publicum alſo, der Pachter und der Eigenthümer leiden alle drey durch den verſchlechterten Ackerbau. Doch ich habe ſchon in dem dritten Buche dieſer Unterſuchung Gelegenheit gehabt, zu zeigen, auf wie vielerley Arten die perſönliche Taille den Anbau des Landes verhindert, und alſo eine der Hauptquellen des öffentlichen Reichthums vertrocknet.

Das was in den ſüdlichern Provinzen von Nordamerika, und auf den weſtindiſchen Inſeln **Kopfſteuer** genannt wird, die Abgabe nehmlich, die jährlich von jedem Neger gegeben werden muß, iſt eigentlich eine Abgabe, die auf dem Ackerbaue und auf dem Gewinnſte ſolcher Kapitalien liegt, welche im Ackerbaue angewandt werden. Da die Pflanzer größtentheils zugleich Eigenthümer und Pächter ſind: ſo fällt auf ſie in dieſer letztern Qualität die Bezahlung der Auflage, ohne daß ſie die mindeſte Wiedererſtattung hoffen könnten.

Auf die dem Ackerbaue gewidmeten Leibeigenen ſcheint ehedem in ganz Europa eine Kopfſteuer gelegt geweſen zu ſeyn. Noch jetzt wird eine ſolche Kopfſteuer im ruſſiſchen Reiche bezahlt. Wahrſcheinlich ſind um deßwillen alle Arten von Kopfſteuer den Freunden der Freyheit ſo ſehr verhaßt worden, weil ſie ſie für Zeichen der Sklaverey angeſehen haben. Indeß iſt jede Auflage, die jemand bezahlt, ein Zeichen, nicht daß er ein Sklave, ſondern daß er ein freyer Mann ſey. Sie bezeichnet ihn zwar als Unterthan einer gewiſſen Regierung, aber auch als Eigenthümer eines gewiſſen Vermögens; und wer Eigenthum hat, kann nicht ſelbſt das Eigenthum eines andern ſeyn. Eine auf Sklaven gelegte Kopfſteuer iſt von der, welche freyen Leuten aufgelegt wird, weſentlich verſchieden. Die letztere bezahlt jede Perſon für ſich ſelbſt; die erſtere bezahlt für ſeine Sklaven der Herr. Eine Kopfſteuer auf freye Leute iſt bald eine willkürliche, und bald eine ungleiche Auflage: zuweilen iſt ſie beydes zugleich. Eine Kopfſteuer auf Sklaven, ob ſie gleich in gewiſſer Abſicht ungleich ſeyn kann, weil ein Sklave mehr werth iſt, als der andere, iſt doch auf keine Weiſe willkürlich. Jeder Herr, welcher die Anzahl ſeiner Sklaven kennt, weiß auch im voraus, wie viel er zu bezahlen haben wird. Dieſer großen Verſchiedenheit ungeachtet ſind beyde Auflagen als gleichartig angeſehen worden, weil ſie einen gemeinſchaftlichen Namen haben.

Die Auflagen, welche in Holland auf das Halten der Dienſtbothen beyderley Geſchlechts gelegt ſind, gehören nicht zu denen, welche das Kapital, ſondern zu denen, welche den Aufwand beſteuern. Zu eben der Gattung gehört die neulich in Großbritannien eingeführte, nach welcher für jeden männlichen Bedienten eine Guinee bezahlt wird. Sie fällt am ſchwerſten auf den Mittelſtand. Ein Mann, der des Jahrs zweyhundert Pfund St. Einkünfte hat, kann ſich wohl einen einzelnen Bedienten halten. Einer, der 10,000 Pfund St. des Jahrs Einkünfte hat, wird gewiß nicht funfzig Bedienten halten.

Abgaben, welche nur auf gewiſſe Gewerbe und die in denſelben zu machenden Gewinnſte angelegt ſind, können nie eine Aenderung im Zinsfuße hervorbringen. Niemand wird ſein Geld demjenigen auf geringere Zinſen leihen, welcher von ſeinem Gewerbe eine Auflage zu bezahlen hat, wenn er höhere Zinſen von dem bekommen kann, der keine Auflage bezahlt. Auflagen hingegen, welche die Gewinnſte in allen Gewerben, ſo weit als die Regierung dieſelben erreichen kann, treffen, werden in vielen Fällen auf die Geldzinſen Einfluß haben. Der Vingtième, oder der zwanzigſte Pfennig in Frankreich iſt eine Auflage, die unſerer engliſchen Landtaxe entſpricht, und ſo wie dieſe, auf Ländereyen, Häuſer und bewegliche Güter gelegt iſt. In ſofern ſie die Kapitalien betrifft, wird ſie zwar nicht mit ſehr großer Strenge, aber doch mit mehr Genauigkeit eingetrieben, als der auf den nehmlichen Gegenſtand gelegte Theil der engliſchen Landtaxe. Sie fällt in vielen Fällen ganz auf die Geldzinſen. Auch iſt in Frankreich der Zinsfuß oft durch die ſogenannten contrâts de conſtitution de rente geſunken. Vermöge dieſer Contracte bezahlt der Borger eine beſtändige jährliche Rente, doch mit dem Bedinge, daß er durch Zurückzahlung des Kapitals, ſich ſo bald er will, davon befreyen kann; der Ausleiher hingegen, wenige Fälle ausgenommen, ſein Kapital nicht zurückfordern darf, ſo lange ihm die Rente richtig bezahlt wird. Es ſcheint, daß dieſe Rente durch jene Auflage des zwanzigſten Pfennigs nicht erhöhet worden iſt, ob man ſie gleich von allen ſolchen Contracten ziemlich genau eingefordert hat.

Zuſatz

zu dem erſten und zweyten Hauptſtücke.

Auflagen auf den Kapitalwerth der Ländereyen, Häuſer und beweglichen Güter.

So lange ein Eigenthum in den Händen einer und derſelben Perſon bleibt, kann bey den immerwährenden Auflagen, mit welchen man dieſes Eigenthum belaſtet, nie die Abſicht ſtatt finden, den Werth deſſelben, als Kapital betrachtet, zu vermindern: ſondern der Staat will nur einen Theil der Einkünfte, welche es ſeinem

Beſitzer verſchafft, ſich zueignen. Wenn aber das Eigenthum aus einer Hand in die andere geht; wenn es durch Erbſchaft, Tauſch, Schenkung oder Kauf ſeine Beſitzer wechſelt: ſo wird es oft mit ſolchen Abgaben belegt, die nothwendig einen Theil ſeines Kapitalwerths hinwegnehmen müſſen.

Von dem Verſtorbenen zu den Ueberlebenden kann **keine Art des Eigenthums**, — und von einer lebenden Perſon zur andern kann kein **unbewegliches Eigenthum**, dergleichen Häuſer und Landgüter ſind, übergehen, ohne daß die Sache öffentlich und allgemein bekannt werde. Solche Verhandlungen können alſo gerade zu mit Auflagen beſchwert werden. Hingegen iſt die Uebertragung des beweglichen Eigenthums von einer lebenden Perſon zur andern, z. B. das Ausleihen von Kapitalien oft ein Geheimniß; und kann wenigſtens verborgen gehalten werden. Die Uebertragung kann alſo auch kein Gegenſtand einer unmittelbar auf ſie gerichteten Auflage ſeyn. Aber durch Umwege iſt ſie auf eine zweyfache Art beſteuert worden: einmahl, indem der Staat verlangt hat, daß die Schuldverſchreibung, wenn ſie vor Gericht gültig ſeyn ſoll, auf Pergament oder Papier geſchrieben werde, von welchem Stempelgebühren bezahlt worden ſind; zweytens, indem er verordnet hat, daß jene Schuldverſchreibung, — ebenfalls bey Strafe der Ungültigkeit, — in öffentliche oder in geheime Regiſter eingetragen, und für dieſe Eintragung eine gewiſſe Summe Geldes erlegt werde. Mit dieſen mittelbaren Auflagen des Stempelpapiers und der Eintragung in die Regiſter ſind ſehr oft auch die Uebergänge des Eigenthums von

Verſtorbenen zu den Ueberlebenden, und die des unbeweglichen Eigenthums von einer lebenden Perſon zur andern belegt worden, obgleich beyde als notoriſche Thatſachen leicht unmittelbar hätten beſteuert werden können.

Die Viceſima hereditatum bey den Römern, oder die Abgabe des zwanzigſten Theils der Erbſchaften, war eine directe Auflage auf die Uebertragung eines Eigenthums von Geſtorbenen auf die Ueberlebenden. Dio Caſſius,*) der von ihr am deutlichſten ſpricht, ſagt, daß ſie von allen Erbſchaften, Vermächtniſſen und Schenkungen auf den Todesfall ohne Unterſchied bezahlt worden ſey, bloß diejenigen ausgenommen, welche den nächſten Verwandten zufallen, oder den Armen zu Gute kommen.

Die Holländer haben eine ähnliche Auflage auf Erbſchaften.**) Collateral-Erben müſſen, nach Verhältniß ihrer nähern oder entferntern Verwandſchaft mit dem Erblaſſer, von fünf bis zu dreyßig vom Hundert von der ererbten Summe abgeben. Vermächtniſſe oder Geſchenke, die durch Teſtamente gemacht werden, ſind denſelben Abgaben unterworfen. Der Mann, welcher ſeine Frau, oder die Frau, welche ihren Mann beerbt, giebt nur den funfzigſten Theil ab; die luctuoſa hereditas, die Erbfolge in abſteigender Linie, iſt mit dem zwanzigſten Pfennige, die in aufſteigender, wenn Eltern

---

*) L. 55. Siehe auch Burmann de Vectigalibus pop. Rom. Cap. XI. und Bouchaud de l'impôt du vingtième ſur les ſucceſſions.

**) Memoires concernant les Droits etc. Tom. 1. p. 225.

tern ihre Kinder beerben, iſt mit gar keiner Abgabe beſchwert. Der Tod eines Vaters iſt für diejenigen ſeiner Kinder, die bisher mit ihm in Einem Hauſe gelebt haben, ſelten mit einer Vermehrung, oft aber ſogar mit einer Verminderung ihres Einkommens verbunden; letzteres, inſofern ſie dasjenige verlieren, was er mit ſeinem Fleiße erwarb, von ſeinem Amte einnahm, oder vielleicht als eine Rente auf Lebenszeit empfing. Es würde eine Grauſamkeit ſeyn, ihren Verluſt noch durch eine Auflage, die ihnen einen Theil ihrer Erbſchaft entzöge, erſchweren zu wollen. Aber anders kann zuweilen der Fall bey Kindern ſeyn, die nach dem Ausdrucke des römiſchen Rechts emancipirt ſind, das heißt, die ihren Antheil an dem väterlichen Vermögen erhalten, ſelbſt Familien errichtet haben, und die ſich nun aus Fonds unterhalten, die von dem Vermögen ihres Vaters ganz unabhängig ſind. Was ſolche Kinder noch aus der väterlichen Verlaſſenſchaft erhalten, iſt ein wahrer Zuſatz zu ihrem Vermögen, und kann alſo ohne andere Unbequemlichkeit, als die mit der Bezahlung jeder Abgabe verbunden iſt, beſteuert werden.

Die Lehnsgeſetze legten ebenfalls den Vaſallen, bey jeder Uebertragung des Eigenthums, es ſey von Verſtorbenen zu den Ueberlebenden, oder von einem Lebenden zum andern, gewiſſe Abgaben auf, welche Caſualitys hießen. Dieſe machten in alten Zeiten eine Hauptquelle der Einkünfte faſt aller europäiſchen Landesherrn aus.

Wenn der Erbe eines unmittelbar von der Krone abhängigen Lehnguts, die Inveſtitur empfing, mußte er der Krone ungefähr ſo viel bezahlen, als das Gut in einem Jahre eintrug. War der Erbe minderjährig, ſo fielen, während der Minderjährigkeit, die ſämmtlichen Einkünfte des Lehnsguts in die Hände des Lehnsherrn, der von der Verwendung derſelben keine weitere Rechenſchaft zu geben brauchte, wenn er nur ſein Mündel ſtandesmäßig unterhielt, und der Wittwe, wenn eine vorhanden war, den Wittwengehalt, der auf dem Gute haftete, auszahlte. Wurde der Mündel volljährig und übernahm er ſein Gut: ſo wurde dem Lehnsherrn von neuem eine Abgabe entrichtet, die ebenfalls das Einkommen eines Jahres betrug und im engliſchen relief hieß. Jetzt iſt eine lange Minderjährigkeit eines großen Gutsbeſitzers oft ſehr nützlich, die Güter von den darauf haftenden Schulden zu befreyen, und der Familie wieder zu ihrem alten Glanze zu verhelfen. Damahls konnte ſie nie dieſe guten, — aber ſie mußte oft ſchlimme Folgen haben. Die Güter wurden gewiß nicht ſchuldenfrey; aber ſie wurden wahrſcheinlich vernachläſſiget und gingen zu Grunde.

Nach den Lehnsgeſetzen konnte der Vaſall ſein Gut ohne Einwilligung des Lehnsherrn nicht veräußern; und um dieſe zu erhalten, mußte er ſich mit ihm gemeiniglich durch eine Summe Geldes abfinden. Dieſe war anfangs willkürlich, wurde aber mit der Zeit in vielen Ländern auf gewiſſe Procente des Werths der Güter feſtgeſetzt. In einigen, wo alle andere Lehnsgewohnheiten ſchon längſt aufgehört haben, iſt doch dieſe bey jeder Veräußerung des Lehnguts zu zahlende Abgabe übrig geblieben, und macht einen beträchtlichen Theil der landesherrlichen Einkünſte aus. Im Canton Bern, zum Beyſpiel, muß von allen adelichen Gütern bey jeder Veräußerung der ſechſte, und von unadelichen der zehnte Theil abgegeben werden. *) Im Canton Lucern ſind dieſe Laudemien, (denn dieß iſt der gewöhnliche Name dieſer Abgabe,) nicht allgemein üblich, ſondern nur gewiſſen Diſtricten eigen. Wenn aber jemand ſeine Güter verkauft, um außerhalb Landes zu gehen: ſo muß er zehn vom Hunderte vom Kaufpreiſe abgeben. **) Aehnliche Abgaben, die dem Landesherrn entweder bey jedem Güterverkaufe, oder bey dem Verkaufe gewiſſer Güter bezahlt werden, ſind in mehr als einem Lande eingeführt, und machen einen bald größern, bald geringern Theil der Staatseinkünfte aus.

Die Veräußerung unbeweglicher Güter kann auch auf eine mittelbare Weiſe beſteuert werden, entweder indem die Documente, welche darüber ausgefertiget werden, einen Stempel haben, oder in Regiſter eingetragen werden müſſen, und für das eine oder das andere, entweder nach Verhältniſſe des Werths der Sache, oder nach willkürlichen Beſtimmungen etwas bezahlt wird.

In Großbritannien richten ſich die Stempelgebühren nicht ſowohl nach dem Werthe des übertragenen Eigenthums, (indem eine Schuldverſchreibung für die größte Geldſumme auf einen Stempelbogen, der achtzehn Pfennig St. oder eine halbe Krone koſtet, geſchrieben werden kann) ſondern nach der Beſchaffenheit und Art der

---

*) Memoires concernant les Droits etc. tome 1. p. 151.

**) Id. p. 157.

Uebertragung ſelbſt. Der theuerſte Stempel auf einen einzelnen Bogen Papier oder eine Pergamenthaut, überſteigt nicht ſechs Pfund St. und dieſer größte Stempel wird gemeiniglich bey Schenkungen, welche die Krone macht, oder bey gewiſſen gerichtlichen Verhandlungen bezahlt; und zwar ohne Rückſicht auf die Größe, oder die Unerheblichkeit des Gegenſtandes. Für das Eintragen der Schuldverſchreibungen, Kaufbriefe u. ſ. w. in die öffentlichen Regiſter, wird in Großbritannien keine Abgabe an den Landesherrn, ſondern es werden nur Sporteln bezahlt, welche den damit beſchäftigten Beamten zu Gute kommen, und ſelten mehr betragen, als die damit bezahlte Arbeit werth iſt.

In Holland*) wird beydes bezahlt, Stempel- und Eintragungs-Gebühren; und beyde ſind mit dem Werthe des Eigenthums, bey deſſen Uebertragung ſie bezahlt werden, zuweilen im Verhältniſſe, zuweilen ſind ſie es nicht. Alle ihre Teſtamente müſſen auf Stempelpapier geſchrieben werden, wenn ſie gültig ſeyn ſollen; und der Stempel koſtet um ſo viel mehr, je größer das Vermögen iſt, worüber teſtirt wird. Ein einfacher Stempelbogen kann daher das einemahl mit drey Stübern, das anderemahl mit dreyhundert holländiſchen Gulden bezahlt werden. Ein geringerer Stempel, als nach Maßgabe des hinterlaſſenen Vermögens ſeyn ſollte, macht das Teſtament ungültig, und hat die Einziehung des Vermögens zur Folge. Von den Schuldverſchreibungen ſind die einzigen Wechſelbriefe von Bezahlung der Stempelgebühren befreyet. Alle andere Urkunden über Käufe und Darlehne müſſen dieſe Gebühren bezahlen. Doch ſteigen ſie nicht im Verhältniſſe mit dem Werthe der verkauften oder verliehenen Sache. — Außerdem müſſen alle Verkäufe von liegenden Gründen, Gütern und Häuſern, und alle hypothekariſche Schulden gerichtlich eingetragen; und dafür muß dem Staate zwey und ein halbes Procent von der Kauf- oder Schuldſumme bezahlt werden. Dieß wird ſogar auf alle Schiffe und Fahrzeuge, die mehr als zwey Tonnen Laſt führen, ſie mögen mit oder ohne Verdeck ſeyn, ausgedehnt. Wahrſcheinlich ſieht man ſie als eine Art ſchwimmender Häuſer an. Eine gleich große Abgabe wird auch bey dem Verkaufe beweglicher Güter bezahlt, wenn der Verkauf gerichtlich geſchieht.

---

*) Memoires concernant les Droits etc. Tom. 1. p. 223—225.

In Frankreich ſind **Stempel- und Eintragungs-Gebühren** gleichfalls übliche Abgaben. Die erſtern werden unter der Hauptgattung der Aides oder der Acciſe mitbegriffen, und auch von den Acciſebeamten eingehoben. Die andern werden als ein Theil der Domanialrechte der Krone angeſehen, und werden wieder von andern Beamten erhoben.

Beyde Arten der Auflagen ſind eine Erfindung ziemlich neuer Zeiten. Aber während eines Jahrhunderts haben ſie ſich ſo ausgebreitet, daß **Stempelgebühren** faſt in ganz Europa, und die Gebühren für die Einregiſtrirung der Kauf- und Darlehns-Urkunden in dem größten Theile deſſelben bezahlt werden. Nichts lernt eine Regierung ſo geſchwind von der andern, als eine neue Methode, dem Beutel der Unterthanen Geld abzuzapfen.

Auflagen auf den Uebergang eines Eigenthums von einem Verſtorbenen zu den Ueberlebenden, werden von dem, welcher ſie unmittelbar bezahlt, auch am Ende getragen; — ich meine von dem, welcher die Verlaſſenſchaft erhält. Auflagen auf den Güterverkauf fallen faſt ganz dem Verkäufer zur Laſt. Dieſer iſt gemeiniglich unter einer größern Nothwendigkeit zu *verkaufen*, als der Käufer *zu kaufen*. Der Verkäufer nimmt ſo viel er bekommen *kann*; der Käufer giebt ſo viel er *will*. Der letztere berechnet, was ihm das Gut und was ihm die Abgabe koſten wird. Je mehr er auf dieſe rechnen muß, deſto weniger iſt er geneigt für jenes zu geben. Auflagen dieſer Art fallen alſo oft auf Perſonen, die in einer Art von Noth ſind; und werden daher nicht ſelten drückend und hart.

Abgaben auf den Verkauf neugebaueter Häuſer, (bey denen das Gebäude, ohne Grund und Boden verkauft wird), fallen gemeiniglich auf den Käufer. Wenn dieſer dem Erbauer nicht die Auflage zugleich mit den übrigen Baukoſten erſetzte: wer würde noch das Gewerbe forttreiben, und Häuſer auf den Kauf bauen wollen. Anders verhält es ſich mit alten Häuſern? Hier iſt derſelbe Grund, wie bey den Landgütern vorhanden, daß die Auflage auf den Verkäufer fallen muß. Es iſt nehmlich gemeiniglich die Noth, die ihn zum Verkaufe zwinget, oder es ſind gewiſſe Umſtände, die ihn dazu veranlaſſen. — Wie viele neue Häuſer des Jahrs in einer Stadt gebauet, und zum Verkaufe ausgebothen werden ſollen: das hängt größtentheils davon ab, wie groß die Nachfrage nach neuen Häuſern ſey. Iſt dieſe nicht ſo beträchtlich, daß der Erbauer ſeine Unkoſten mit einem billigen Gewinnſte herausbringt: ſo hört er auf zu bauen. Hingegen iſt es gänzlich unbeſtimmt, wie viele alte Häuſer des Jahres zum Verkaufe kommen ſollen. Dieß hängt von Zufällen ab, die mit der Nachfrage in gar keiner Verbindung, und alſo auch in keinem Verhältniſſe ſtehen. Zwey oder drey große Bankerotte in einer Handelsſtadt bringen viele Häuſer zum Verkaufe, und dieſe müſſen alsdann um denjenigen Preis losgeſchlagen werden, der dafür zu erhalten iſt.

Bey Darlehnen fallen die Stempel- und Eintragungs-Gebühren ganz auf den Borger, und werden für gewöhnlich in der That von ihm bezahlt. Aehnliche Abgaben bey Prozeßacten fallen auf beyde prozeſſirende Theile, und vermindern den Werth des Eigenthums, worüber ſie ſtreiten. Je mehr es koſtet, ſich in den Beſitz eines Eigenthums zu ſetzen, deſto weniger iſt es werth, wenn man davon Beſitz genommen hat.

Alle Abgaben, welche bey Uebertragung des Eigenthums aus einer Hand in die andere, bezahlt werden, vermindern ohne Zweifel den Werth dieſes Eigenthums, als Kapital betrachtet; und ſchwächen alſo dadurch zugleich die Fonds, woraus die hervorbringende Arbeit und die hervorbringenden Arbeiter unterhalten werden. Alle Auflagen ſind mehr oder weniger gemeinſchädlich, die um die Einkünfte des Landesherrn zu erhöhen, aus welchen ſelten andere als nichts hervorbringende Arbeiter unterhalten werden, das Kapital der Unterthanen ſchmälern, welches ganz der Unterhaltung **hervorbringender** Arbeiter gewidmet iſt.

Ueberdieß ſind ſolche Auflagen, wenn ſie gleich dem aus einer Hand in die andere übertragenen Eigenthume angemeſſen ſind, doch ungleich: weil von zwey Gütern gleiches Werthes, das eine ſeinen Eigenthümer oft wechſeln kann, indeß das andere in eben denſelben Händen bleibt. Die Ungleichheit iſt noch größer, wenn ſie auch nicht einmahl nach dem Werthe des übertragenen Guts ſteigend und fallend ſind: wie dieß bey dem **Stempel**- und **Eintragungs**-Gebühren in der That der Fall iſt. Von Einem Fehler ſind ſie indeß frey, dem, daß ſie in einzelnen Fällen willkürlich erhöhet und erniedriget werden könnten. Dieß iſt unmöglich, da das Geſetz genau und deutlich zum voraus beſtimmt, was in jedem Falle zu bezahlen ſey. Ferner, ob ſie gleich zuweilen auf Perſonen fallen, die eben nicht allzuvermögend ſind, ſie zu bezahlen: ſo werden ſie doch größtentheils zu der Zeit ihnen abgefordert, wo es am erſten zu vermuthen iſt, daß ſie das Geld zu ihrer Abtragung wirklich in Händen haben. Endlich verurſachen ſie geringe Erhebungskoſten, und unterwerfen die Contribuenten ſchwerlich andern Unannehmlichkeiten, als denen, die von Bezahlung jeder Auflage unzertrennlich ſind.

In Frankreich wird über die Stempelgebühren **wenig**, — aber über die, für die Eintragung der Urkunden in die Grundbücher zu bezahlenden Abgaben, — welche droits de controlle heiſſen, wird **ſehr viel** geklagt. Die letztern ſollen zu manchen Erpreſſungen von Seiten der Generalpächter, welche dieſe Auflage erheben, Anlaß geben, weil dieſe ſie ſehr willkürlich verändern können. In den meiſten der Schmähſchriften, die in der neueſten Zeit, gegen das jetzt obwaltende Franzöſiſche Finanzſyſtem erſchienen ſind, geht die Hauptbeſchwerde immer wider die Controle. Indeß ſcheint Unbeſtimmtheit nicht ein weſentlicher Fehler dieſer Auflage zu ſeyn. Wenn jene Volksklagen gegründet ſind: ſo muß der Mißbrauch nicht ſowohl aus der Natur der Auflage an ſich, als aus der undeutlichen und unbeſtimmten Abfaſſung derjenigen Geſetze entſtehen, durch welche die Auflage eingeführt worden iſt.

Daß hypothekariſche Schulden, und überhaupt alle Rechte, welche unbewegliche Güter betreffen, durch Eintragung in öffentlich beglaubigte Regiſter vergewiſſert worden: iſt beydes dem Gläubiger und Schuldner nützlich, deren Sicherheit es vermehrt; und iſt daher eine für den ganzen Staat wohlthätige Einrichtung. Wenn andere Urkunden eben ſo regiſtrirt werden müſſen: ſo bringt dieſes oft den einzelnen Perſonen Schaden und ſelbſt Gefahr, ohne daß für das Publicum ein großer Vortheil daraus entſtünde. Wenigſtens ſollten keine Regiſter über Sachen gehalten werden, von welchen anerkannt iſt, daß ſie geheim gehalten werden müſſen. Es iſt zu viel gewagt, wenn man die Sicherheit der Bürger in Abſicht ihres Eigenthums, von der Verſchwiegenheit der untern Finanzbedienten abhängig macht. — Indeß hat die Einrichtung, daß die Regiſtrirungsabgaben eine Quelle landesherrlicher Einkünfte geworden ſind, leider! nur zu oft die Folge gehabt, daß dieſe Regiſtraturen ins unendliche vervielfältiget und auf viele Verhandlungen ausgedehnt worden ſind, die eine öffentliche Vergewiſſerung weder zulaſſen noch bedürfen. In Frankreich giebt es verſchiedene Arten geheimer Regiſtraturen; ein Mißbrauch, der zwar aus ſolchen Auflagen nicht nothwendig entſteht, aber doch ſehr natürlich durch ſie veranlaſſet werden kann.

Solche Stempelgebühren, dergleichen in England von den Spielkarten, Würfeln, Zeitungen und Zeitſchriften entrichtet werden, ſind eigentlich Auflagen auf die Conſumtion. Ihre Bezahlung fällt zuletzt auf die Perſonen, welche ſolche Waaren verbrauchen. Nicht von andrer Art ſind die, welche für das Recht, Wein, Bier und Branntwein im Einzelnen zu verſchenken bezahlt werden. Der Abſicht nach ſollten ſie vermuthlich auf den Gewinnſt des Einzelnhändlers fallen: dem wirklichen Erfolge nach aber fallen ſie auf den Verzehrer. Obgleich dieſe letztern Stempelgebühren mit den erſtern gleichen Nahmen haben, und von denſelben Beamten eingehoben werden: ſo gehören ſie doch mit ihnen nicht zu einerley Gattung der Auflagen, und werden nicht aus einerley Fonds bezahlt.

Drittes Hauptſtück.

Auflagen auf den Arbeitslohn.

Der Lohn, welchen die untern Klaſſen der Arbeitsleute für ihre Arbeit bekommen, wird, wie ich ſchon in dem erſten Buche zu zeigen geſucht habe, durch zwey Umſtände unvermeidlich beſtimmt: durch die

Nachfrage nach Arbeit, und durch den gewöhnlichen oder Mittelpreis der Lebensmittel. So wie das Verlangen nach arbeitenden Händen entweder wächſt, abnimmt, oder unverändert bleibt: ſo wird auch der Unterhalt des Arbeiters entweder reichlich, kärglich oder mittelmäßig. Wie viel nun jedes Jahr der Arbeiter an Gelde bekommen müſſe, um ſich dieſen reichlichen, kärglichen, oder mittelmäßigen Unterhalt erkaufen zu können: das hängt von dem Durchſchnitts-Preiſe der Lebensmittel dieſes Jahres ab. So lange alſo beydes, die Nachfrage nach Arbeit und der Preis der Lebensmittel unverändert bleibt, kann eine Auflage auf den Arbeitslohn keine andere Wirkung haben, als dieſen noch um etwas mehr zu erhöhen, als die Auflage beträgt. Man ſetze zum Beyſpiele, an einem gewiſſen Orte ſey die Nachfrage nach Arbeit, und der Preis der Lebensmittel ſo beſchaffen, daß dadurch der gewöhnliche Lohn von der Arbeit einer Woche auf zehn Schillinge beſtimmt wird: und nun werde auf dieſen Arbeitslohn eine Auflage von zwanzig Procent, das heißt, eine, die den fünften Theil deſſelben beträgt, aufgelegt. Bey vorausgeſetzter Unveränderlichkeit der Nachfrage nach Arbeit und des Preiſes der Lebensmittel wird der Arbeiter, auch nach aufgelegter Abgabe, noch zehn Schillinge reines Einkommens die Woche von ſeiner Arbeit erwarten, und auch gewiß erhalten. Aber damit ihm dieſes geſichert ſey, muß der Arbeitslohn nicht bloß auf zwölf Schillinge, ſondern noch einen halben Schilling höher ſteigen. Damit der Arbeiter eine Abgabe von einem Fünftheile ſeines bisherigen Lohns bequem bezahlen könne, muß er ein Viertheil mehr bekommen. Wäre ihm der zehnte Theil als Abgabe aufgelegt worden: ſo würde er ſeinen Lohn um einen achten Theil erhöhet haben.

Eine unmittelbar auf den Arbeitslohn gelegte Abgabe, kann, wenn ſie gleich aus der Hand des Arbeiters zuerſt bezahlt wird, doch ſelbſt nicht als von ihm vorgeſchoſſen angeſehen werden. Denn er bekömmt ſie ſogleich von dem, welcher ihn in Arbeit ſetzt, noch mit einem kleinen Zuſatze vermehrt, wieder: und dieſer ſein unmittelbarer Brotherr iſt es eigentlich, welcher die Abgabe vorſchießt. Wer ſie aber zuletzt und eigentlich bezahlt, iſt unbeſtimmt; allezeit aber iſt es derjenige, in deſſen Händen die durch ſolche Arbeit verfertigte Sache zuletzt verbleibt, um von ihm genoſſen, oder verbraucht zu werden. Wird eine ſolche Auflage auf Manufacturarbeiten gelegt: ſo ſchießt ſie der Manufacturherr allerdings vor; aber er iſt ſowohl berechtigt, als genöthigt, ſie auf den Preis ſeiner Waaren zu ſchlagen. Der Verzehrer alſo iſt es, der zuletzt den durch die Auflage erhöheten Arbeitslohn, nebſt dem Gewinnſte, den noch überdieß der Manufacturherr auf dieſen erhöheten Arbeitslohn zu machen gedenkt, bezahlen muß. Trifft jene Auflage die Arbeiten des Landbaues: ſo iſt es der Pachter, welcher ſie vorſchießen, und ihrentwegen ein größeres Kapital, als zuvor in die Wirthſchaft ſtecken muß, wenn er dieſelbe Anzahl Arbeiter unterhalten will. Um nun dieſes größere Kapital nebſt dem gehörigen Gewinnſte davon, wieder aus der Wirthſchaft herausziehen zu können, muß er einen größern Theil der Ernten, — oder welches auf eins hinausläuft, den Preis eines größern Theils für ſich behalten, und dem Grundherrn einen kleinern, als Rente zugeſtehen. Auf den Eigenthümer der Ländereyen wird alſo in dieſem Falle jene Auflage, oder die dadurch veranlaßte Erhöhung des Arbeitslohns fallen. Er wird ſich von ſeiner Pachtrente, nicht nur ſo viel, ſondern noch etwas mehr, als die Auflage beträgt, müſſen abziehen laſſen, damit der Pachter außer ſeinem Vorſchuſſe auch noch die Zinſen dieſes Vorſchuſſes erhalte.

Ueberhaupt wird alſo durch die Auflage, die unmittelbar den Arbeitslohn belaſten ſoll, zuletzt nur der Preis der Manufacturwaaren erhöht, und die Landrente vermindert: und zwar beydes in einem höhern Grade, als geſchehen ſeyn würde, wenn man die Abgabe unmitmittelbar theils auf die Landrente, und theils auf den Verbrauch jener Waaren gelegt hätte.

Wenn dieſe Folgen nicht immer entſtanden ſind, — wenn der Arbeitslohn nicht immer durch die auf ihn unmittelbar gelegten Abgaben erhöhet worden iſt: ſo liegt die Urſache darin, daß durch ſolche Abgaben zugleich die Nachfrage nach Arbeit vermindert worden iſt; daß ſie überhaupt dem Fleiße Hinderniſſe in den Weg gelegt, der Beſchäftigungen für den armen Arbeiter weniger gemacht, und die Summe der in einem Jahre hervorgebrachten Landeswaaren verringert haben. Indeß iſt doch der Arbeitslohn durch dieſe Auflagen in ſofern erhöhet worden, als er bey gleichem Zuſtande der Cultur und des Gewerbfleißes, bey gleicher Nachfrage nach Arbeit, noch geringer geweſen ſeyn würde, wenn die Auflagen nicht wären zu bezahlen geweſen.

Aber warum bringt eine Abgabe die auf den Lohn der Landarbeiter gelegt wird, keine Erhöhung in den Preiſen der rohen Erzeugniſſe hervor? — Ich antworte: aus eben dem Grunde, aus welchem, wie ich oben entwickelt habe, eine Auflage auf die Gewinnſte des Pachters jene Preiſe nicht erhöhet.

So thöricht und ſo verderblich auch Auflagen dieſer Art ſind: ſo finden wir ſie doch in vielen Ländern eingeführt. Derjenige Theil der Taille in Frankreich, welchen in den Städten und auf dem Lande die für Tagelohn arbeitenden Klaſſen bezahlen, gehört ganz eigentlich zu dieſer Gattung. Man berechnet den jährlichen Erwerb dieſer Contribuenten nach dem üblichen Tagelohne des Diſtricts, worin ſie wohnen; und um ſie ſo wenig als möglich zu drücken, nimmt man nicht mehr als zweyhundert Arbeitstage in einem Jahre an *). Doch iſt das, was jeder einzelne abzugeben hat, von Jahr zu Jahr verſchieden, und richtet ſich nach Umſtänden, über welche der Einnehmer der Auflage oder der Commiſſar, welchen der Intendant ihm beygeſellt, allein Richter iſt.

In Böhmen ſind, nach der neuern Einrichtung, welche die Finanzen im Jahr 1748 daſelbſt bekommen haben, die Handwerker mit einer ſchweren Auflage belegt worden. Sie werden in vier Klaſſen getheilt. Die höchſte zahlt des Jahrs hundert Kayſergulden; die zweyte ſiebenzig, die dritte funfzig, die vierte, welche die Dorfhandwerker, und von den ſtädtiſchen die ärm-

---

*) Memoires concernant les Droits etc. Tom. II. p. 108.

ärmſten und niedrigſten unter ſich begreift, fünf und zwanzig Gulden *).

Die Belohnungen, welche eigentliche Künſtler und Gelehrte für ihre Arbeiten erhalten, ſtehen, wie ich im erſten Buche gezeigt habe, mit dem Erwerbe, den die Handarbeiter in ihrem Gewerbe machen können, in einem gewiſſen Verhältniſſe. Würden jene Belohnungen der Künſtler und Gelehrten mit Auflagen beſchwert: ſo könnte daraus nichts anders folgen, als daß ihre Forderungen noch um etwas mehr, als die Auflage beträgt, ſtiegen. Wenn dieſes nicht geſchähe, oder wenn dieſe erhöheten Forderungen unerfüllt blieben: ſo würden dieſe Lebensarten nicht mehr durch den höhern Gewinn den größern Aufwand, den ſie verurſachen, erſetzen; ſie würden gegen die übrigen Gewerbe verlieren; ſie würden alſo von vielen verlaſſen werden, die ſich ihnen ſonſt gewidmet hätten: und dadurch würde zuletzt das Gleichgewicht wieder hergeſtellt werden.

Die an gewiſſe Aemter gehefteten Einkünfte werden nicht ſo wie die aus gewiſſen Gewerben entſtehenden, durch die freye Concurrenz in beſtimmten Schranken gehalten; und das Verhältniß zwiſchen Lohn und Arbeit, zwiſchen der Natur der Beſchäftigung, und der Größe der Vortheile, die ſie verſchafft, iſt alſo bey jenen nicht immer ſo richtig abgemeſſen als bey dieſen. Sie ſind, in den meiſten Ländern etwas größer, als die Beſchäftigung welche die Aemter auflegen, an ſich erfordern würde; und dieß aus der ganz begreiflichen Urſache,

---

*) Mem. c. l. D. Tome II. p. 87.

ſache, weil die Theilhaber an der Regierung ſich ſelbſt und ihre unmittelbaren Agenten und Mitgehülfen eher zu freygebig, als zu kärglich zu belohnen geneigt ſind. Daher könnten, in den meiſten Fällen, die Beſoldungen der Beamten ſehr bequem einer Auflage unterworfen werden. Ueberdieß ſind die Perſonen, welche öffentliche, beſonders einträgliche Aemter bekleiden, faſt in allen Ländern Gegenſtände des allgemeinen Neides; und Auflagen alſo, welche ihre Einkünfte auch ein wenig mehr, als es der vollkommenen Billigkeit gemäß iſt, beſchneiden, gefallen doch noch dem großen Haufen wohl. In England, zum Beyſpiele, wo, nach der allgemeinen Vorausſetzung, die Landtaxe von allen andern Arten der Einkünfte nicht mehr als den fünften Theil abfordert, — erhielt eine Auflage, welche von allen Amtsbeſoldungen, die hundert Pfunde Sterling des Jahrs überſteigen, mehr als den vierten Theil, (fünf und einen halben Schillig von jedem Pfunde) einhebt, den allgemeinen Beyfall des Volks. Nur die Penſionen, welche die jüngern Zweige der königlichen Familie ziehen, der Sold der Officiere bey der Armee und Flotte, endlich der Gehalt bey einigen wenigen andern Aemtern, die dem allgemeinen Neide weniger ausgeſetzt ſind, waren davon ausgenommen.

In England giebt es keine andre Auflagen, die unmittelbar den Arbeitslohn beſchweren.

Viertes Hauptſtück.

Auflagen die, nach ihrer Abſicht, alle Arten des Einkommens, ohne Unterſchied, treffen ſollen.

Zwey Gattungen der Auflagen ſind dazu beſtimmt, jede Quelle des Einkommens der Staatsbürger, ohne Unterſchied zu belaſten: das ſind die **Kopfſteuern**, und die **Conſumtionsabgaben**. Beyde müſſen aus jeder Art von Einkünften, aus der Landrente ſowohl, als aus dem Kapitalgewinnſt und dem Arbeitslohne bezahlt werden, nachdem der Contribuent die eine oder die andere Art von Einkünften hat.

Kopfſteuern.

Kopfſteuern, wenn man ſie dem Vermögen, oder den Einkünften der Contribuenten angemeſſen machen will, werden dadurch faſt unausbleiblich willkürlich. Der Vermögenszuſtand eines Mannes verändert ſich von Tage zu Tage; und ohne Unterſuchungen, die unerträglicher ſind als alle Abgaben, und die noch dazu wenigſtens alle Jahre wiederhohlt werden müſſen, kann er nur muthmaßlich und ungefähr angegeben werden. Wie hoch jeder alſo in der Steuer angeſetzt werden ſoll, muß immer großentheils von dem guten und übeln Willen derjenigen abhängen, welche die Vertheilung derſelben zu beſorgen haben, und iſt faſt durchaus unbeſtimmt und willkürlich.

Wird die Kopfſteuer nicht nach dem Unterſchiede des Vermögens, ſondern des Ranges vertheilt: ſo wird ſie äußerſt ungleich; weil oft der Mann vom höherem Range ein weit geringeres Vermögen beſitzt, als der Mann von niederm Range.

Indem man alſo die Vertheilung der Kopfſteuern gleich machen will, macht man ſie willkürlich; und indem man ihnen Beſtimmtheit geben will, bringt man drückende Ungleichheiten hervor. Die Willkürlichkeit der Auflagen iſt immer ein großes Uebel, die Auflagen mögen ſchwer, oder leicht ſeyn. Die Ungleichheit bey einer kleinen Abgabe kann leicht ertragen werden; die Ungleichheit bey einer großen iſt ganz unerträglich.

Bey den verſchiedenen Kopfſteuern, die unter der Regierung Wilhelms des dritten eingeführt wurden, war die Vertheilung größtentheils nach dem Range gemacht. Der Herzog bezahlte mehr als der Marquis, dieſer mehr als der Graf, — ſo ging es durch alle Stufen des Adels bis zum Esquire und Gentleman herunter. Die ältern Söhne der Pairs bezahlten mehr, als die jüngern. Alle Gewerbsleute und Ladenhändler, die mehr als dreyhundert Pfund Sterling im Vermögen hatten, das heißt, die Wohlhabendern unter ihnen überhaupt, bezahlten eine gleiche Kopfſteuer, ſo ungleich auch ihr Vermögen war. Auch bey ihnen ſahe man mehr auf den Rang, als auf das Vermögen. — Selbſt die, welche bey der erſtern Kopfſteuer nach dem Anſchlage ihres Vermögens angeſetzt worden waren, wurden in der Folge nach ihrem Range beſteuert. Die Procuratoren, Advocaten, und ſogenannten Serjeants at law *), die zuerſt in der Klaſſe derer, die nach dem Vermögen, das man bey ihnen vorausſetzte, und zwar mit drey Schillingen für jedes Pfund Sterling ſtanden, wurden in der Folge nach ihrem Range, als Gentlemen **) angeſetzt. Bey der Vertheilung einer nicht allzu ſchweren Auflage wurde ein beträchtlicher Grad von Ungleichheit für ein geringeres Uebel angeſehen, als ein geringerer Grad von Willkür.

---

*) In England iſt bis auf unſere Zeit, (da endlich ein Lehrſtuhl für die engliſchen Geſetze in Oxford errichtet worden iſt) das gemeine Recht nicht auf den Univerſitäten, ſondern in eigenen Collegien welche Inns heißen, die in der Nähe der Gerichtshöfe in Weſtmünſter ihren Sitz, und auch von ihnen ihre Namen (Inn of chancery und Inn of Court) haben, gelehrt worden. In dieſen Pflanzſchulen der Rechtsgelehrten ſind ebenfalls gewiſſe Gradus oder Ehrenſtufen eingeführt, die den akademiſchen Würden ähnlich ſind. Der untere Rang der jungen Rechtsgelehrten, die ſich der Advocatur widmen, heißt barriſters, der höhere Serjeants at law. In den ältern engliſchen Rechtsbüchern heißen jene apprenticii ad legem, dieſe ſervientes ad legem. Man mußte vor Zeiten ſechzehn Jahre lang in der erſtern Qualität bey einem Gerichtshofe gearbeitet haben, um zu der letztern zu gelangen. Jeder Richter in den drey obern Gerichtshöfen Kingsbench, of common pleas, und chancery, muß Serjeant at law ſeyn, oder wird es, wenn er ſein Amt erhält. Attorney und proctor ſind beyde Procuratoren, jener bey einem Gerichtshofe, wo das gemeine oder engliſche Recht gilt; dieſer bey einem, wo das römiſche oder kanoniſche eingeführt iſt. A. d. U.

**) Es iſt bekannt, daß Gentleman im Engliſchen keinen ſo beſtimmten Rang, wie das Wort Edelmann bey uns, aber doch einen über den gemeinen Gewerbsmann erhobenen Stand ausdruckt. A. d. U.

In der Anlegung derjenigen Kopfſteuer, die in Frankreich, vom Anfange dieſes Jahrhunderts an, ununterbrochen eingehoben worden iſt, ſind die höhern Stände, nach ihrem Range, zu einer auf immer unveränderlichen Summe, in Anſatz gebracht worden; die untern hingegen werden nach dem bey ihnen angenommenen Vermögen beſteuert, und erfahren erſt jedes Jahr die beſtimmte Summe, die ihnen abgefordert werden ſoll. Alle Beamten, die in den königlichen Regierungs- und Finanz-Collegien, in den höhern Gerichtshöfen, bey der Armee als Officiere dienen, u. ſ. w. bezahlen die Kopfſteuer auf die erſte; — alle niedrigere Klaſſen von Einwohnern und Bürgern in den Städten und auf dem Lande bezahlen ſie auf die zweyte Art. In Frankreich laſſen ſich die Großen eine merkliche Ungleichheit in ihren Abgaben gerne gefallen, da ihnen dieſe Abgaben überhaupt nicht ſehr läſtig ſind; aber dazu ſind ſie zu ſtolz, ſich von der Willkür eines Intendanten ſchätzen zu laſſen. Die untern Stände hingegen in dieſem Lande müſſen mit jeder Art zufrieden ſeyn, auf welche ihre Obern ſie zu behandeln für gut finden.

In England haben die Kopfſteuern niemahls die Summe eingebracht, welche man von ihnen erwartete, oder die ſie, wie man glaubt, hätten bringen können, wenn ſie mit Genauigkeit und Strenge wären eingefordert worden. Die milde engliſche Regierung begnügte ſich bey den Kopfſteuern, die ſie auflegte, mit der Einnahme, die ſie brachten, ohne für die Ausfälle Entſchäſchädigung zu verlangen, die theils diejenigen verurſachten, welche zu bezahlen unvermögend waren, theils die, welche muthwillig zu bezahlen ſich weigerten, und wegen der zu nachſichtigen Vollziehung der Finanz-Geſetze, auch nicht dazu gezwungen wurden. Die ſtrengere Franzöſiſche Regierung gab jeder Generalität eine gewiſſe Summe, die ſie ſchaffen mußte, auf; und machte es dem Intendanten zur Pflicht, dieſelbe, es koſte was es wolle, beyzutreiben. Beſchwert ſich irgend eine Provinz, zu hoch in dieſer Steuer angelegt zu ſeyn: ſo kann ſie, wenn man die Klage gegründet findet, für das folgende Jahr eine Erleichterung erhalten; aber für das gegenwärtige muß ſie bezahlen. Ja dem Intendanten war erlaubt, um die beſtimmte Summe aus ſeiner Generalität gewiß heraus zu bringen, ihr eine etwas größere aufzulegen, damit der Ausfall einiger unvermögenden oder rückſtändig bleibenden Contribuenten, durch das, was die Uebrigen zu viel zahlten, gedeckt würde. Bis zum Jahr 1765 war es gänzlich der Willkür des Intendanten überlaſſen, dieſen Ueberſchuß zu beſtimmen. In dieſem Jahre aber eignete ſich das Recht, dieſes zu thun, der königliche Staatsrath zu. Von der in den Provinzen aufgelegten Kopfſteuer fällt, wie der ſehr gründlich unterrichtete Verfaſſer der Memoiren über die franzöſiſchen Auflagen ſagt, der kleinſte Theil auf den Adel und diejenigen Stände, welche vermöge ihrer Privilegien von der Taille ausgenommen ſind. Der größte fällt auf die der Taille unterworfenen Stände; und dieſe müſſen zu der Kopfſteuer mehr oder weniger beytragen, nachdem ſie mehr oder weniger zu der Taille bezahlen.

Kopfſteuern, inſofern ſie auf die untern Klaſſen des Volks gelegt werden, ſind Auflagen auf den Arbeitslohn, und daher allen den nachtheiligen Folgen ausgeſetzt, die, wie wir geſehen haben, dieſe Gattung von Abgaben begleiten.

Kopfſteuern verurſachen keine große Hebungskoſten, und bringen, wenn ſie mit Strenge eingetrieben werden, dem Staate ein ziemlich ſicheres Einkommen. Daher ſind ſie in Ländern, wo die Ruhe, die Sicherheit, und der Wohlſtand der untern Klaſſen nicht ſehr in Betrachtung kommen, ſehr gewöhnliche Auflagen. In großen Reichen iſt, deſſen ungeachtet, das Einkommen, welches Kopfſteuern bringen, immer nur ein ſehr kleiner Theil der geſammten Staatseinkünfte. Und wie beträchtlich es auch ſeyn mag: ſo würde es immer auf eine andere, dem Unterthan weniger läſtige Weiſe ſehr leicht haben erhoben werden können.

Auflagen auf die Conſumtion.

Die Unmöglichkeit, die Einwohner eines Landes genau nach dem Verhältniſſe ihrer Einnahmen, mit Kopfſteuern zu belegen, ſcheint zu der Erfindung der Conſumtionsabgaben Gelegenheit gegeben zu haben. Es iſt dieß nehmlich eine Methode, den Aufwand eines Mannes zu beſteuern, wenn man die Waaren, welche er verzehrt, mit Auflagen beſchwert.

Die Conſumtionsartikel ſind entweder Sachen, die ein unentbehrliches Bedürfniß befriedigen, oder ſolche, die zum Luxus gehören.

Zum Bedürfniſſe rechne ich nicht bloß diejenigen Waaren, welche zum Unterhalte des Lebens gehören, ſondern auch alle die, deren nach der allgemeinen Landesgewohnheit auch der gemeinſte Mann nicht entbehren kann, ohne den unter ſeines Gleichen eingeführten Anſtand zu verletzen. Ein reines Hemd, zum Beyſpiele, gehört nicht zu den Nothwendigkeiten des Lebens im ſtrengſten Sinne. Die Griechen und Römer lebten, und noch dazu ſehr bequem und angenehm, wie ich glaube, ohne das Leinenzeug zu kennen. Aber heute zu Tage würde ein Tagelöhner, der etwas auf ſich hält, ſich ſchämen, öffentlich ohne ein leinwandnes Hemd zu erſcheinen. Der Mangel deſſelben würde ſelbſt bey ihm denjenigen ſchimpflichen Grad von Armuth anzeigen, in welchen, wie man vorausſetzt, niemand leicht fällt, wenn er ſich ihn nicht durch ſeine ſchlechte Aufführung zuzieht. So hat, auf gleiche Weiſe, die Gewohnheit in England lederne Schuhe zu einer Nothwendigkeit des Lebens gemacht. Die ärmſte Perſon, männlichen oder weiblichen Geſchlechts, die einiges Ehrgefühl hat, würde ſich ſchämen, ohne lederne Schuhe öffentlich zu erſcheinen. In Schottland ſind ſie für Männer, auch bis zu den niedrigſten Klaſſen herab, Bedürfniß geworden: aber ſie ſind es nicht für die Weibsperſonen geringen Standes, als welche, ohne daß es ihnen Schande machte, barfuß gehen können. In Frankreich gehören lederne Schuhe, weder für Männer noch für Weiber, zu den Nothwendigkeiten des Lebens; denn die gemeinen Leute beyder Geſchlechter erſcheinen öffentlich, ohne ſich im mindeſten dadurch erniedrigt zu fühlen, bald in hölzernen Schuhen und bald barfuß.

Unter Nothwendigkeiten des Lebens begreife ich alſo nicht bloß diejenigen Dinge, welche durch die Natur, — ſondern auch diejenigen, welche durch die eingeführten Regeln des Wohlſtandes, auch den niedrigſten Klaſſen der Geſellſchaft nothwendig geworden ſind. Alle übrigen Dinge rechne ich zum Luxus, ohne durch dieſes Wort den allermindeſten Tadel auf den mäßigen Gebrauch derſelben werfen zu wollen. Bier, zum Beyſpiele, in Großbritannien, und Wein, ſelbſt in den Weinländern, rechne ich zum Luxus. Ein Menſch, von welchem Range er auch ſey, kann ſich dieſer Getränke, ohne daß es ihm Schande mache, enthalten. Die Natur macht ihren Gebrauch nicht zum Leben nothwendig, und die Gewohnheit macht es nirgends zu einem Uebelſtande, ohne ſie zu leben.

Da der Arbeitslohn allenthalben durch die Nachfrage nach Arbeit, und den Mittelpreis der Lebensmittel beſtimmet wird: ſo wird jener Lohn erhöhet, wenn dieſer Preis ſteigt; vorausgeſetzt, daß der Zuſtand der Geſellſchaft, der die Nachfrage nach Arbeit entweder im Steigen, oder in der Abnahme, oder im Stilleſtande erhält, unverändert bleibt *). Eine Auflage auf die Waaren der erſten Nothwendigkeit erhöhet deren Preis noch um etwas mehr, als ſie ſelbſt beträgt: weil der, welcher

---

*) Man ſehe im erſten Buche das achte Kapitel.

welcher ſie auf den Markt bringt, und die Auflage vorſchießt, ſie mit Zinſen wieder erhalten will. Eine ſolche Auflage verurſacht alſo eine Erhöhung des Arbeitslohns, die dieſem Steigen der Preiſe angemeſſen iſt.

So wirkt alſo eine Auflage auf die Nothwendigkeiten des Lebens genau wie eine Auflage, die unmittelbar auf den Arbeitslohn gelegt wäre. Sie wird nicht von dem Arbeiter ſelbſt, ſondern von dem, der ihn zur Arbeit angeſtellt hat, vorgeſchoſſen: der, wenn er ein Manufacturiſt iſt, ſich an dem Käufer ſeiner Waaren, durch Erhöhung ihrer Preiſe; und wenn er ein Pachter iſt, an dem Grundherrn durch Verminderung der ihm zu zahlenden Rente erhohlt.

Anders iſt es mit Auflagen auf Dinge, die ich zum Luxus rechne, wenn es auch nur ein Luxus für die Armen iſt. Wenn der Preis ſolcher Artikel durch eine Auflage ſteiget: ſo wird nicht nothwendig der Arbeitslohn dadurch erhöhet. Man lege, zum Beyſpiel, eine Auflage auf den Toback, ob er gleich eben ſowohl zum Luxus der Armen, als der Reichen gehört: er wird dennoch kein Steigen des Arbeitslohns hervorbringen. In England betragen die Auflagen auf Toback, dreymahl, in Frankreich funfzehnmahl ſo viel, als ſein urſprünglicher Preis ausmacht: und doch ſcheint in keinen von beyden Ländern der Tagelohn dadurch erhöhet worden zu ſeyn. Daſſelbe kann von den Auflagen auf Thee und Zucker geſagt werden, die in Holland und England die Luxuswaare des gemeinſten Mannes geworden ſind, ſo wie es die Schokolade in Spanien ſeyn ſoll. Mehrere Auflagen ſind, während des jetztlaufenden Jahrhunderts in England auf die geiſtigen Getränke gelegt worden: aber auf den Arbeitslohn haben ſie keinen Einfluß gehabt. Seitdem der **Porter**, wegen der um drey Schillinge vermehrten Auflage auf jedes Faß **ſtarkes Bier**, im Preiſe geſtiegen iſt, hat doch der Lohn gemeiner Arbeit in London nicht zugenommen. Er war des Tages achtzehn bis zwanzig engliſche Pfennige, da das Bier noch wohlfeiler war; und er iſt noch ſo, nachdem es theurer geworden iſt.

Durch den hohen Preis ſolcher Waaren werden die Leute aus den untern Ständen nicht nothwendig gehindert, Haushaltungen zu errichten und Kinder aufzuziehen. Die Abgaben, womit jene Waaren belegt werden, thun bey dem fleißigen und ſparſamen Armen eben das, was Aufwandsgeſetze thun: ſie bewegen ihn, den Gebrauch nicht unentbehrlicher Dinge, die er ſich nicht mehr ſo bequem, als bisher verſchaffen kann, entweder ſehr einzuſchränken, oder ganz aufzugeben. Dieſe erzwungene Enthaltſamkeit macht ſie auf keine Weiſe unfähig, eine Familie zu ernähren und Kinder aufzuziehen: vielmehr ſetzt ſie ſie noch mehr dazu in den Stand. In welchen Familien findet man eine größere Anzahl von Kindern, als bey den fleißigen und genügſamen Armen? Aus welchen andern Familien wird die arbeitende Klaſſe immer wieder vollzählig gemacht, und die Nachfrage nach arbeitenden Händen befriedigt, als aus den ihrigen? Zwar ſind nicht alle Armen ſparſam und fleißig. Zwar mögen die Unbeſonnenen und Ausſchweifenden unter ihnen in dem Gebrauche ſolcher Luxuswaaren fortfahren, auch nachdem ſie für ihre Umſtände zu theuer geworden ſind. Aber ſolche liederliche Leute ſind es auch nicht, welche viel Kinder aufziehen. Die Kinder, welche ſie haben, ſterben gemeiniglich frühzeitig, weil ſie entweder verwahrloſet, oder übel behandelt, oder mit ungeſunden Speiſen genährt werden. Ueberleben ſolche Kinder auch die Gefahren, welchen ſie die üble Aufführung ihrer Eltern ausſetzt: ſo wird doch gemeiniglich ihr Charakter durch das Beyſpiel dieſer Aufführung verderben; ſo daß ſie anſtatt durch ihren Fleiß der Geſellſchaft nützlich zu werden, ihr durch ihre Laſter und Unordnungen ſchaden. Geſetzt alſo auch, daß der erhöhete Preis ſolcher Waaren, die zum Luxus des Armen gehören, die Noth dieſer der Unordnung ergebenen Familien etwas vergrößern, und dadurch ihre Fähigkeit Kinder aufzuziehen, vermindern ſollte: ſo würde doch dadurch die nützliche Bevölkerung des Landes nicht ſehr zurückgeſetzt werden.

Wenn aber der Mittelpreis der **Nothwendigkeiten** des Lebens ſteigt: ſo muß auch der Arbeitslohn ſteigen; oder die Leute der ärmern Klaſſe werden mehr, oder weniger unfähig, Kinder aufzuziehen, und die Nachfrage nach arbeitenden Händen erhält nicht mehr ihre bisherige Befriedigung.

Auflagen auf Luxusartikel vertheuern keine andern Waaren, als diejenigen ſelbſt, auf die ſie gelegt worden ſind. Auflagen auf Sachen des Bedürfniſſes bringen, indem ſie den Arbeitslohn in die Höhe treiben, ein Steigen in den Preiſen **aller** Manufacturwaaren hervor, und vermindern alſo den Gebrauch dieſer Waaren. Auflagen auf Luxusartikel werden zuletzt immer von denen, welche ſie verbrauchen, bezahlt: ohne daß ſie ſich deßhalb auf irgend eine Weiſe entſchädigen könnten. Sie fallen auf gleiche Weiſe jeder Art des Einkommens zur Laſt, und müſſen vom Arbeitslohne ſo gut, wie von der Landrente und vom Kapitalgewinnſte bezahlt werden. Auflagen auf die Nothwendigkeiten des Lebens werden, in ſofern ſie den arbeitenden Armen betreffen, zuletzt, entweder von den Gutsbeſitzern, durch einen Abzug, den ſie von der Pachtrente leiden müſſen, oder von den reichen Verzehrern, es mögen nun Landeigenthümer oder Kapitaliſten ſeyn, — durch den erhöheten Preis, den ſie für die Manufacturwaaren geben müſſen, bezahlt; und immer iſt das, was dieſe bezahlen, viel mehr, als jene Auflage beträgt. Wenn es gewiſſe Manufacturwaaren giebt, die, — wie zum Beyſpiele, grobe wollene Zeuge, — ebenfalls zu den Nothwendigkeiten des Lebens gehören, und von dem Armen verbraucht werden: ſo muß deren erhöheter Preis, ſo gut, als der erhöhete Preis der Lebensmittel, dem Armen durch einen größern Tagelohn erſetzt werden. Es ſollten daher die mittlern und höhern Stände, wenn ſie ihren eigenen Vortheil verſtänden, ſich allen Auflagen auf die Nothwendigkeiten des Lebens, ſo wie allen denen, die den Arbeitslohn unmittelbar belaſten, aufs nachdrücklichſte widerſetzen. Die endliche Bezahlung von beyden fällt immer zuletzt auf ſie; und zwar mit einem beträchtlichen Zuſatze vermehrt. Auf die Gutsbeſitzer fällt ſie am ſchwerſten, weil dieſe in ihrer doppelten Qualität zweyfach bezahlen: einmahl als Landeigenthümer, durch die verminderte Rente, das anderemahl als Verzehrer, durch die erhöheten Manufacturpreiſe. Die Bemerkung des Herrn **Matthias Decker**, daß von gewiſſen Auflagen oft das Vier- und Fünffache in dem Preiſe der Waaren bezahlt wird, iſt von den Auflagen auf Nothwendigkeiten des Lebens vollkommen richtig. In dem Preiſe der Schuhe, zum Beyſpiele, bezahlt man nicht bloß die Abgabe von dem Leder ſeiner eigenen Schuhe, ſondern auch von einem Theile des Leders, das der Schuhmacher und der Gerber zu ihren Schuhen gebraucht haben. Wer Salz, Seife oder Lichter kauft, bezahlt auch mit für die Auflage auf dasjenige Salz, die Seife, die Lichter und das Leder, welche der Salzſieder, der Seifenſieder und der Lichtzieher während der Zeit verbrauchten, da ſie im Dienſte jenes Conſumenten geſchäftig waren. In Großbritannien ſind die vornehmſten der Auflagen, welche auf Nothwendigkeiten des Lebens gelegt ſind, die eben genannten vier, nehmlich die Auflagen auf Salz, auf Lichter, auf Seife und auf Leder.

Salz iſt ein ſehr alter und ſehr gemeiner Gegenſtand der Beſchatzung. Schon in Rom war das Salz mit Auflagen beſchwert, und noch jetzt iſt dieſes der Fall faſt in allen Ländern von Europa. Der Gebrauch deſſelben iſt ſo allgemein und ſo unentbehrlich, daß auch eine ſehr kleine Auflage darauf eine beträchtliche Einnahme hervorbringt; und die Quantität, die jeder einzelne Menſch braucht, iſt ſo klein, daß es ihm niemahls ſchwer werden kann, die Abgabe davon zu bezahlen, auch wenn ſie hoch ſeyn ſollte. In England bezahlt der Buſhel *) Salz drey und einen halben

---

*) Der Buſhel in England iſt von dreyfacher Art. Der welcher das gewöhnliche Landmaß ausmacht, enthält 1801 Cubiczolle, und verhält ſich alſo zum Berliner Scheffel, der 2604 Cubiczoll enthält, wie 1 : $1\frac{803}{1801}$. A. d. U.

Schilling an Auflage, welches ungefähr das dreyfache von dem iſt, was das Salz urſprünglich koſtet. In andern Ländern iſt die Salzſteuer noch höher.

Leder gehört ebenfalls unter die wahren Bedürfniſſe des Lebens. Der Gebrauch der Leinwand macht die Seife nothwendig. Und bey unſern langen Winterabenden ſind Lichter ein unentbehrliches Werkzeug aller Gewerbsarbeiten. In Großbritannien wird auf ein Pfund Leder und Seife ein und ein halber engl. Pfennig, und auf ein Pfund Lichter ein Pfennig an Auflage bezahlt: welches von dem urſprünglichen Preiſe des Leders ungefähr acht bis zehn, von dem der Seife zwanzig bis fünf und zwanzig, und von dem der Lichter vierzehn bis funfzehn Procente beträgt. Dieſe Artikel ſind alſo nicht ſo hoch als das Salz, aber doch immer hoch genug beſteuert. Aber da ſie zu den wahren Bedürfniſſen des Lebens gehören: ſo nöthigen die darauf gelegten Abgaben auch den ſparſamſten Armen ſeinen Aufwand zu vergrößern; und müſſen alſo einige Steigerung des Arbeitslohns veranlaſſen.

In einem Lande, wo die Winter ſo kalt ſind, als in England, gehöret, während dieſer Jahreszeit, die Feuerung unter die nothwendigſten Bedürfniſſe; nothwendig, nicht bloß zur Zubereitung der Speiſen, ſondern auch zur Erhaltung des Lebens und der Geſundheit. Unter allen Feuerungsmaterialien ſind Steinkohlen die wohlfeilſten. Der Preis der Feuerung hat auf den Preis der Arbeit einen ſo beträchtlichen Einfluß, daß durch ganz Großbritannien die Manufacturen vornehmlich auf die Provinzen, welche Kohlen erzeugen, eingeſchränkt ſind: weil in Gegenden, wo dieſer Artikel theuer iſt, nicht ſo wohlfeil, als in andern gearbeitet werden kann. Ueberdieß ſind bey einigen Manufacturen, wie zum Beyſpiel, bey Glas-, Eiſen- und Metall-Fabriken die Kohlen ein nothwendiges Werkzeug der Arbeit. Wenn in irgend einem Falle Prämien zweckmäßig wären: ſo wäre es in dieſem, wenn ſie auf den Transport der Kohlen aus Gegenden des Landes, wo ſie überflüßig ſind, in andere, wo ſie mangeln, geſetzt würden. Aber unſere Regierung hat anſtatt einer Prämie, eine Abgabe von drey und drey Viertheil Schillingen auf jede Tonne Seewärts geführter Kohlen gelegt: welches bey den meiſten Sorten Kohlen ſo viel, als ſechzig vom Hunderte des Preiſes beträgt, den ſie bey der Kohlengrube haben. Wenn die Kohlen zu Lande, oder auf den Flüſſen Großbritanniens verführt werden, bezahlen ſie keine Abgabe. — Da wo ſie an ſich ſchon wohlfeiler ſind, können ſie frey von allen Abgaben verbraucht werden. Da wo ſie, der Lage der Sache nach, theuer ſind, hat man ſie noch mit einer hohen Auflage beſchwert.

Auflagen der Art, ob ſie gleich die Unterhaltungsmittel theuer machen und alſo den Arbeitslohn erhöhen, verſchaffen doch dem Staate eine ſo große Einnahme, daß es ſchwer ſeyn würde, ſie durch andere zu erſetzen. Man hat alſo allerdings Gründe, ſie fortdauern zu laſſen. Wenn man aber dieß in Abſicht der Prämien auf die Getreide-Ausfuhr gleichfalls thut: ſo hat man gar keinen Grund dafür anzuführen. Dieſe Prämie, in ſofern ſie den Preis des nothwendigſten Lebensmittels theurer macht, als er unter den gegenwärtigen Umſtänden des Landbaues ſeyn würde, thut eine eben ſo ſchlimme Wirkung, als die zuvor genannten Abgaben; und doch bringt ſie dem Staate nicht nur nichts ein: ſondern verurſacht ihm noch beträchtliche Koſten. Der hohe Zoll auf die Einfuhr des fremden Getreides, — der in Jahren mittelmäßiger Wohlfeilheit, einem völligen Verbothe derſelben gleichkommt, — und das Verboth, lebendiges Vieh und geſalzenes Fleiſch in England einzuführen, welches in dem gewöhnlichen Zuſtande der Dinge ganz allgemein iſt, aber bey der jetzigen Theurung, in Abſicht Irlands und der Großbritanniſchen Kolonien auf eine Zeit lang iſt aufgehoben worden — alle dieſe Anordnungen haben, mit den Auflagen auf Lebensmittel, die übeln Folgen gemein, ohne, wie dieſe, der Regierung eine Einnahme zu bringen. Es bedürfte alſo nichts weiter, als daß das Publicum von der Nichtigkeit des Syſtems, dem zu gefallen ſie eingeführt worden ſind, überzeugt würde: und ihre Abſchaffung könnte kein Hinderniß mehr finden.

In andern Ländern ſind dieſe Auflagen auf die Lebensnothwendigkeiten noch weit höher, als in England. In vielen muß von dem Getreide, wenn es gemahlen, und von dem Mehle, wenn es verbacken wird, eine Abgabe gegeben werden. Durch Abgaben dieſer Art ſoll in Holland der Brotpreis in den Städten doppelt ſo hoch ſeyn, als auf dem Lande. Um dieß gleich zu machen, muß jeder Landbewohner eine gewiſſe Summe als eine Kopfſteuer, — jährlich zahlen, — die nach der Beſchaffenheit des Brotes, wovon, nach wahrſcheinlichen

lichen Vermuthungen, er ſich nährt, größer oder kleiner iſt. Diejenigen, welche weißes Brot eſſen, zahlen drey Gulden, funfzehn Stüber, oder ungefähr ſechs Schillinge, neun und einen halben Pfennig. Durch dieſe und andere Auflagen der nehmlichen Art, ſollen in Holland die meiſten Manufacturen zu Grunde gerichtet worden ſeyn *). Auch im Mailändiſchen, in dem Staate von Genua, in dem Herzogthum Modena, in den Herzogthümern Parma, Piacenza und Guaſtalla, ſo wie im Kirchenſtaate, finden ähnliche Auflagen ſtatt. Ein franzöſiſcher Schriftſteller **) von einiger Bedeutung ſchlägt, um die Finanzen ſeines Staates zu verbeſſern, vor, an die Stelle aller andern Auflagen, dieſe verderblichſte unter allen einzuführen. So wahr iſt es, was Cicero ſagt, daß nichts ſo ungereimt ſey, was nicht einmahl von einem Philoſophen wäre behauptet worden.

Auflagen auf Fleiſch ſind etwas noch gewöhnlicheres, als Auflagen auf Brot und Mehl. Es kann indeß als zweifelhaft angeſehen werden, ob Fleiſch unter die eigentlichen Nothwendigkeiten des Lebens gehöre. Die verſchiedenen Getreidearten, und andere Pflanzen mit ihren Früchten und Wurzeln, geben der Erfahrung zu Folge, wenn ſie mit Milch, Käſe, Butter, oder in den Ländern, wo Butter nicht zu haben iſt, — mit Oel verbunden werden, eine ſo geſunde, reichliche, nahrhafte und ſtärkende Speiſe, daß der Menſch, ohne Fleiſch ſehr wohl dabey beſtehen kann. Auch fordert

---

*) Memoires concernant les Droits etc. p. 210. 211.

**) Le Reformateur.

nirgends der Anſtand, daß der Menſch Fleiſch eſſen muß, wie er an den meiſten Orten fordert, daß er ein Hemde oder ein Paar lederne Schuhe trage.

Conſumtions-Artikel, es mögen nun Waaren der Nothwendigkeit, oder des Luxus ſeyn, können auf eine zweyfache Weiſe beſteuert werden. Entweder kann der Conſument für ſeinen jährlichen Gebrauch oder Verbrauch gewiſſer Güter eine beſtimmte Summe bezahlen: oder die Waaren können noch in den Händen des Kaufmanns, der damit handelt, ehe ſie in die Hände des Conſumenten gelangen, beſteuert werden. Die erſte Art der Beſteurung iſt am ſchicklichſten für Artikel, die lange Zeit dauern, ehe ſie völlig aufgebraucht, oder im Gebrauche zerſtört werden. Die zweyte paßt für ſolche, die auf der Stelle, oder in kurzer Zeit verzehrt werden. Die Auflagen auf Kutſchen und auf Silbergeſchirr ſind Beyſpiele der erſten, die Zoll- und Acciſe-Abgaben, die von dem größten Theile der übrigen Waaren bezahlt werden, ſind Beyſpiele der zweyten Beſteuerungsmethode.

Eine Kutſche kann, wenn man Sorgfalt auf ihre Erhaltung wendet, zehn bis zwölf Jahre in gutem Stande dauern. Bezahlt nun der Eigenthümer für die Erlaubniß eine Kutſche zu halten, jährlich vier Pfunde: ſo bezahlt er für dieſe eine Kutſche, während der ganzen Zeit, da er dieſelbe hat und gebraucht, vierzig bis acht und vierzig Pfund Sterling. Sollte er dieſe Summe auf einmahl an den Wagenmacher, als eine auf dieſen Artikel gelegte Acciſe bezahlen: ſo würde dieß für ihn weit drückender ſeyn. Silbergeſchirr iſt von noch weit längerer Dauer, und kann Jahrhunderte lang in einer Familie gebraucht werden. Es iſt ohne Zweifel für den Conſumenten weit bequemer, fünf Schillinge des Jahres, für jede hundert Unzen Silbergeſchirr, die er im Gebrauche hat, zu bezahlen, als dieſe lange Annuität auf einmahl abzukaufen. Denn wenn man deren Kaufpreis auch nur auf den Ertrag von fünf und zwanzig oder dreyßig Jahren ſetzte: ſo würde doch der Preis des Silbergeſchirres um eben ſo viel Procente dadurch erhöhet werden. Auf gleiche Weiſe iſt es unſtreitig ſchicklicher, Häuſer mit einer jährlichen Abgabe zu belegen, als eine hohe Abgabe von gleichem Ertrage, auf ihre Erbauung und ihren erſten Verkauf zu legen.

Es iſt bekannt, daß Matthias Decker den Vorſchlag that, alle Conſumtionsartikel, auch die, welche ſchnell, oder augenblicklich verbraucht werden, auf dieſe Weiſe zu beſteuern; und nicht die Auflage von dem Kaufmanne vorſchießen zu laſſen, ſondern dem Conſumenten eine beſtimmte jährliche Summe, für die Erlaubniß, dieſe Artikel zu gebrauchen, abzufordern. Die Abſicht ſeines Plans war, alle Arten des auswärtigen Handels, und insbeſondere den Zwiſchenhandel dadurch zu befördern, daß der Kaufmann von der Nothwendigkeit befreyt würde, einen Theil ſeines Kapitals und ſeines Credits auf das Vorſchießen der Auflagen zu verwenden: wodurch er alſo in den Stand geſetzt werden würde, deſto größere Summen dem Einkaufe der Waaren und den Koſten ihres Transports zu widmen. Aber vier wichtige Einwürfe ſtehen der Ausführung dieſes Plans entgegen. Erſtlich bey den Waaren ſchnellen oder augenblicklichen Verbrauchs würden ſolche Taxen weit ungleicher ausfallen, als die, welche bisher auf ſie gelegt worden ſind. Die Auflagen auf Bier und Branntwein, welche der Verkäufer vorſchießt, wird von ſämmtlichen Conſumenten nach und nach bezahlt: aber jeder derſelben trägt genau in dem Verhältniſſe dazu bey, in welchem ſein Verbrauch von dieſen Artikeln ſteht. Sollte die nehmliche Summe dadurch aufgebracht werden, daß jeder für die Erlaubniß Bier und geiſtige Getränke zu trinken, eine jährliche Abgabe bezahlte: ſo würde der Nüchterne und Sparſame nach Verhältniß ſeines Verbrauchs zu hoch, und der Trunkenbold zu niedrig angeſetzt ſeyn. Eine Familie, die eine ausgebreitete Gaſtfreyheit ausübt, würde dann nach Verhältniß weniger bezahlen, als eine andere, welche häuslich und eingezogen lebt. **Zweytens:** Wenn für die Erlaubniß des Gebrauchs gewiſſer Waaren, jährlich, halbjährlich, oder alle drey Monate eine gewiſſe Abgabe bezahlt werden ſoll: ſo geht bey dieſer Art der Conſumtionsſteuer der größte Vortheil verloren, welchen Conſumtionsſteuern haben können: das iſt der, daß ſie in ganz kleinen Summen nach und nach und faſt unmerklich bezahlt werden. In dem jetzigen Preiſe eines Maßes engliſchen Biers, das Porter heißt, — und das drey und einen halben engliſchen Pfennig koſtet, betragen die Auflagen auf Malz, Hopfen und Bier, nebſt den Zinſen, die der Brauer dafür verlangt, daß er ſolche hat vorſchießen müſſen, vielleicht ein und einen halben Pfennig. Wenn ein Arbeitsmann dieſe ein und einen halben Pfennig bequem erübrigen kann: ſo kauft er ſich ein Maß Porter. Wenn er das nicht kann: ſo begnügt er ſich mit einer Pinte, oder dem vierten Theile eines Maßes. Und da ein erſparter Pfennig ſo gut, wie ein gewonnener Pfennig iſt: ſo wird er durch ſeine Mäßigkeit um einen Farthing reicher. Auf dieſe Weiſe bezahlt er jene Auflage, gerade nur in dem Maße, und zu der Zeit, als er ſelbſt für gut befindet. Jeder Beytrag den er dazu giebt, iſt ganz eine Handlung ſeines freyen Willens, die er unterlaſſen kann, wenn er lieber die Sache entbehren, als ſie um ſo viel theurer bezahlen will. **Drittens**, die von Deckern vorgeſchlagenen Auflagen wirken nicht als Aufwandsgeſetze; und das thun die auf die Waaren ſelbſt gelegten. Wenn die Erlaubniß Bier oder Branntwein zu trinken, einmahl bezahlt iſt: ſo mag der Käufer hernach viel oder wenig trinken; er bezahlt in dem einen Falle an Abgaben nicht mehr, als im andern. **Viertens**: wenn ein armer Handwerksmann, in jährigen, halbjährigen, oder dreymonatlichen Terminen eben ſo viel auf einmahl zahlen ſollte, als er jetzt in dem Preiſe aller während dieſer verſchiedenen Zeitperioden von ihm ausgetrunkenen Flaſchen und Gläſer Bier und Branntwein, nach und nach bezahlt: ſo würde ihm dieß ſehr ſchwer fallen. Die vorgeſchlagene Beſteuerungsmethode würde alſo nicht, ohne großen Druck des armen Mannes, eine dem Ertrage der bisherigen Beſchatzungsart nur nahe kommende Summe herausbringen können. Doch giebt es in der That, in verſchiedenen Ländern Auflagen jener Art, ſelbſt auf die Waaren, welche geſchwind und augenblicklich verzehrt werden. In Holland muß jeder, der Thee trinken will, einen Licenzſchein dazu von der Regierung löſen.

Daß für das Bret auf dem Lande, nach der beſſern oder ſchlechtern Qualität deſſelben, mehr oder weniger von jedem Kopfe gezahlt werden müſſe, habe ich ſchon angemerkt.

Die Acciſegefälle werden vornehmlich auf einheimiſche Erzeugniſſe, die auch zum einheimiſchen Verbrauche beſtimmt ſind, gelegt. In England werden dadurch nur einige wenige Arten von Waaren, — ſolche nehmlich, die von ſehr allgemeinem Gebrauche ſind, beſteuert. Ungewißheit findet bey dieſer Art der Auflage nicht im mindeſten ſtatt: weder in Abſicht der Güter, welche ihr unterworfen ſind, noch in Abſicht der Summe, welche von jeder Waare zu bezahlen iſt. — Die Acciſe liegt faſt durchaus auf Luxuswaaren. Nur die vier oben benannten Artikel, Salz, Seiſe, Leder und Lichter, wozu man vielleicht noch das grüne Glas rechnen kann, machen davon eine Ausnahme.

Die Zölle ſind eine weit ältere Art der Abgaben, als die Acciſe. Sie heißen im Engliſchen cuſtoms (Gewohnheiten) ohne Zweifel davon, daß ſie ſeit undenklicher Zeit immer bezahlt worden ſind, ohne daß man ihren Urſprung eigentlich anzugeben wüßte. Urſprünglich hat man ſie, wie es ſcheint, als Auflagen auf die Gewinnſte der Kaufleute angeſehen. Während der Barbarey der Lehensanarchie wurden die Kaufleute, und überhaupt alle Einwohner der Städte für nicht viel beſſer, als für freygelaſſene Sklaven angeſehen, deren Perſonen man verachtete, und deren Reichthum man beneidete. Der hohe Adel, der es ſich ſehr gerne hatte gefallen

fallen laſſen, daß die Gewinnſte ihrer eigenen Lehnsleute vom Könige beſteuert wurden, war noch mehr damit zufrieden, daß dieſer auch einer Klaſſe von Leuten in den Beutel griff, die ſie noch weniger in Schutz zu nehmen geneigt waren. In dieſen Zeiten der Unwiſſenheit begriff niemand, daß die Gewinnſte der Kaufleute kein Gegenſtand ſind, der ſich unmittelbar beſteuern läßt, oder mit andern Worten, daß alle ſolche Beſteuerungen zuletzt, nur verdoppelt, auf die Conſumenten fallen.

Die Gewinnſte fremder Kaufleute wurden mit einem noch ungünſtigern Auge angeſehen, als die Gewinnſte der einheimiſchen. Es war alſo natürlich, daß man jene mit noch ſchwerern Auflagen belaſten wollte, als dieſe. Dieſer Unterſchied zwiſchen den Abgaben, welche Fremde, und denen, welche Eingebohrne in Großbritannien zahlen müſſen, hatte in Vorurtheilen und in der Unwiſſenheit ſeinen Urſprung, und wurde in der Folge durch den Monopoliengeiſt aufrecht erhalten, der unſern Kaufleuten, auf den in- und ausländiſchen Märkten einen Vorzug vor den Fremden verſchaffen wollte.

Mit dieſer einzigen Einſchränkung wurden die alten Zölle ohne Unterſchied, auf alle Waaren, der Nothwendigkeit ſowohl, als des Luxus, — auf die eingeführten ſowohl, als auf die ausgeführten, gelegt. Da es bloß darauf abgeſehen war, dem Kaufmanne ſeinen vorausgeſetzten großen Gewinnſt ein wenig zu beſchneiden: warum ſollte die Art der Waaren, womit er handelte, einen Unterſchied in der Auflage machen? Warum ſollte der Kaufmann, der Waaren aus dem Lande führte, mehr begünſtiget werden, als der, welcher Waaren ins Land brachte?

Die alten brittiſchen Zölle theilten ſich in drey Hauptzweige. Einer, und vielleicht der alleräIteſte, war der Zoll auf Wolle und Leder. Er ſcheint ganz ein Ausfuhrzoll geweſen zu ſeyn. Als man anfing Wollen-Manufacturen im Lande zu errichten: ſo wurde, damit der König ja nichts von dem Zolle, den er von der ausgeführten Wolle immer bekommen hatte, verlieren möchte, da dieſe Wolle nunmehr verarbeitet ausgeführt wurde, ein ähnlicher Zoll auf die Ausfuhr wollener Zeuge gelegt. — Die andern beyden Hauptzweige der alten Zölle waren die, welche unter dem Namen der Tonnage und der Poundage bekannt ſind. Jener war ein Zoll auf Wein, und wurde nach den Tonnen bezahlt: dieſer ein Zoll auf alle übrigen Arten von Waaren, der nach dem angenommenen Werthe derſelben (ſo oder ſo viel von jedem Pfunde Sterling) bezahlt wurde, und daher Poundage hieß. In dem ſieben und vierzigſten Regierungs-Jahre Eduards des dritten wurde von jedem Pfunde Sterling des Werths aller ein- und ausgeführten Waaren, (Wein, Wolle, rohe Häute und Leder ausgenommen, als welche mit beſondern Abgaben belegt waren,) ſechs Pfennige als Poundagezoll bezahlt. Er wurde im vierzehnten Jahre Richards des zweyten auf einen Schilling vom Pfunde erhöhet, drey Jahre darauf wieder auf ſechs Pfennige heruntergeſetzt, im zweyten Jahre Heinrichs des vierten von neuem auf acht Pfennige, und endlich im vierten Jahre deſſelben

Fürſten auf einen Schilling geſetzt; welcher letztre Tarif bis zum neunten Jahre König Wilhelms des dritten fortdauerte. Dieſe beyden zuletzt genannten Zölle wurden gemeiniglich jedem Könige, ein für allemahl, auf ſeine ganze Lebenszeit durch eine Parlamentsacte bewilligt, und heißen die Subſidie der Tonnage und Poundage. Da der Tonnage-Zoll nach dem Tarif, daß von jedem Pfunde St. des Werths ein Schilling zu zahlen war, ſo lange fortgedauert hatte: ſo bekam in der Zollſprache das Wort Subſidie überhaupt die Bedeutung, daß damit eine allgemeine Auflage auf alle Waaren bezeichnet wird, die fünfe von jedem Hundert ihres Werths beträgt. Dieſe Subſidie, welche die alte genannt wird, dauert jetzt noch fort, und wird nach einer Schätzung der Waaren erhoben, die im zwölften Jahre Karls des zweyten gemacht worden iſt. Die Methode, ſolche Bücher oder Tarifs zu halten, worin der Werth der Waaren, zum Behuf der einzuhebenden Zölle beſtimmt und angegeben wird, ſoll noch älter, als die Regierung Jakobs des erſten ſeyn.

In dem neunten und zehnten Jahre Wilhelms des dritten, wurden andere fünf Procent Abgaben von den meiſten Waaren, zu den alten hinzugefügt. Dieſe hinzugekommne Auflage wird die neue Subſidie genannt. Eine dritte Subſidie iſt in der Folge aus der halben und der zwey Drittheil-Subſidie entſtanden, die man nach und nach auflegte. Im Jahr 1747 iſt eine vierte auf den größern Theil der Waaren hinzugekommen, und auf gewiſſe Waaren im Jahre 1759 noch eine fünfte gelegt worden. Außer dieſen fünf Subſidien ſind noch eine

Menge andrer Zölle von Zeit zu Zeit auf dieſe oder jene Waaren gelegt worden, theils um dem Staate Quellen für außerordentliche Bedürfniſſe zu verſchaffen, theils um den Handel nach den Grundſätzen des kaufmänniſchen oder Handelsſyſtems zu reguliren.

Das Syſtem dieſer Staatswirthſchaft iſt erſt nach und nach bey unſrer Regierung in Anſehen und Ausübung gekommen. Die alte Subſidie war auf ein- und ausgeführte Waaren, in gleichem Maße, aufgelegt. Die vier folgenden Subſidien, ſo wie die von Zeit zu Zeit auf einzelne Gattungen der Waaren noch hinzugefügten Zölle, ſind ſämmtlich auf die Einfuhr allein gelegt worden. Von den alten Abgaben, die auf die Ausfuhr einheimiſcher Land- oder Manufacturerzeugniſſe gelegt waren, ſind die meiſten entweder ſehr gemildert, oder ganz aufgehoben worden. Dieſer letztere Fall iſt bey weitem der häufigere. Auf die Ausfuhr einiger einheimiſchen Waaren, werden ſogar Prämien bezahlt; — bey den meiſten ausländiſchen werden die bey ihrer Einfuhr entrichteten Zölle, bey der Wiederausfuhr zurückgegeben: — der Einfuhrzoll, der zu der alten Subſidie gehört, zur Hälfte, die ſpäter aufgelegten Zölle ganz. Dieſe immer zunehmende Begünſtigung der Ausfuhr und Erſchwerung der Einfuhr hat nur einige wenige Ausnahmen gelitten, — vornehmlich in Abſicht gewiſſer rohen Erzeugniſſe, welche Materialien für unſre Manufacturen ſind. Dieſe ſollten, nach dem Wunſche unſrer Kaufleute und Manufacturiſten, ihnen ſo wohlfeil zu ſtehen kommen, als möglich, und für ihre Mitwerber in andern Ländern ſo theuer, als möglich, gemacht werden.

Daher ſind ſolche Materialien, wenn ſie vom Auslande kommen, zuweilen von allen Zöllen bey der Einfuhr befreyt worden; wie dieß bey der ſpaniſchen Wolle, bey dem Flachſe und dem rohen leinenen Garne der Fall iſt. Oder wenn ſie Erzeugniſſe unſers Landes und unſrer Kolonien waren: ſo iſt ihre Ausfuhr bald verbothen, bald mit ſehr ſtarken Abgaben beſchwert worden. Jenes iſt in Abſicht unſrer Wolle, dieſes in Abſicht der Biberhaare, Biberfelle, und des Senegal-Gummis geſchehen; denn mit dieſen Waaren hat Großbritannien, durch die Eroberung von Canada und Senegal, beynahe den Alleinhandel erhalten.

Daß das kaufmänniſche Syſtem der Staatswirthſchaft den Einkünften des **Volkes**, — daß es dem jährlichen Producte des Bodens und der Arbeit des Landes ſehr wenig vortheilhaft ſey, habe ich im vorigen Buche zu zeigen geſucht. Jetzt aber zeigt ſich, daß es den Einkünften des Landesherrn, wenigſtens in ſo weit als dieſe Einkünfte aus den Zöllen entſtehen, nicht mehr Vortheil bringe.

Dieſem Syſteme zu Folge iſt die Einfuhr verſchiedener Arten von Gütern gänzlich verbothen worden. Bey einigen hat das Verboth die Wirkung gethan, ihre Einfuhr gänzlich zu verhindern; bey andern iſt die Einfuhr nur ſehr vermindert worden, indem man ſie bloß auf dasjenige eingeſchränkt hat, was durch den Schleichhandel hat können ins Land gebracht werden. Auswärtige Wollenwaaren kommen ſeit dem Verbothe gar nicht, — auswärtige Seidenzeuge und Sammete kommen höchſt ſparſam nach England. In Anſehung dieſer beyden Artikel hat die Zoll-Einnahme gänzlich aufgehört.

Die hohen Zölle, die auf die Einfuhr mehrerer ausländiſcher Waaren gelegt worden ſind, um ihren Verbrauch in England einzuſchränken, haben in vielen Fällen nur den Schleichhandel aufgemuntert, und in allen die Zolleinnahmen geringer gemacht, als ſie bey niedrigern Zöllen geweſen ſeyn würden. Das was Swift ſagt, „daß in der Rechenkunſt der Zölle zweymahl zwey nicht immer vier, ſondern oft nur Eins macht,“ iſt in Abſicht ſolcher hohen Abgaben vollkommen wahr. Und gewiß wären ſie nie aufgelegt worden, wenn uns das kaufmänniſche Syſtem nicht gelehrt hätte, die Zölle nicht als Quellen der öffentlichen Einkünfte, ſondern als Hülfsmittel zur Aufrechterhaltung der Monopolien zu betrachten.

Die Prämien, die auf die Ausfuhr gewiſſer einheimiſchen Erzeugniſſe und Manufacturwaaren, und die Rückzölle, die auf die Wiederausfuhr der meiſten ausländiſchen Güter bezahlt werden ſind, haben zu einem noch betrügeriſchern und für die öffentlichen Einkünfte noch weit ſchädlichern Schleichhandel Anlaß gegeben. Es iſt bekannt, daß man oft, um dieſe Prämien und Rückzölle zu erhalten, jene Waaren in Schiffe geladen, und in See geſandt hat: aber nur, um ſie irgendwo an den Küſten von Großbritannien heimlich wieder landen zu laſſen. Und dieſe, zum Theil durch Betrug erſchlichenen Prämien und Rückzölle koſten der Regierung ſehr beträchtliche Summen, die ſie an ihren Zolleinkünſten einbüßt. In dem Jahre, das ſich mit dem fünften Januar 1755 endigte, betrugen die rohen Einkünfte der Zölle, 5,068,000 Pf. St. Aus dieſen Einkünften wurden an Ausfuhrprämien, (obgleich in dieſem Jahre keine für das Getreide bewilligt worden war) 167,800 Pf. St. bezahlt. Rückzölle, die auf Certificate und Zollamtszettel bezahlt wurden, betrugen 2,156,800 Pf. St. Beydes zuſammen macht 2,324,600. Dieſe Summe von den obigen Zolleinnahmen abgezogen, giebt 2,743,400 Pf. St. Und wenn man hiervon noch andere 287,900 Pf. St. abzieht, die auf die Hebungskoſten und andere Zufälle zu rechnen ſind: ſo bleibt reine Einnahme für das oben genannte Jahr nur 2,455,500 Pf. St. Dieſe Verwaltungskoſten machen alſo bey den Zöllen von der rohen Einnahme zwiſchen vier bis fünf vom Hundert, — und von der, die nach Abzug der Prämien und Rückzölle übrig bleibt, mehr als zehn vom Hundert aus.

Nachdem ſo hohe Zölle auf faſt alle eingeführte Waaren gelegt worden ſind: geben diejenigen unſerer Kaufleute, deren Geſchäft die Einfuhr und der inländiſche Verkauf iſt, die Quantität der von ihnen eingebrachten Waaren ſo geringe an, und führen ſo viel heimlich ein, als es nur immer möglich iſt. Diejenigen Kaufleute hingegen, welche mit der Ausfuhr zu thun haben, geben beym Zollamte immer eine größere Quantität an, als ſie wirklich ausführen: theils — wenn die Waaren keinen Ausfuhrzoll bezahlen — aus bloßer Eitelkeit, und um ſich das Anſehen zu geben, als wenn ſie große Geſchäfte machten; theils, — wenn Prämien und Rückzölle auf die von ihnen ausgeführten Waaren bezahlt werden, — um dieſe in einem größern Maße zu genießen. Durch dieſe verſchiednen Arten des Unterſchleifs geſchieht es dann, daß, zur unbeſchreiblichen Freude derjenigen Politiker, welche die Nationalwohlfahrt nach der Handelsbilanz abmeſſen, ſich in den Zollbüchern ein großes Uebergewicht der Ausfuhr über die Einfuhr zeigt.

Alle eingeführten Waaren ſind, wenn ſie nicht ausdrückliche Begünſtigungen erhalten, — welches nur ſelten geſchieht — Zöllen unterworfen. Sind es Waaren, deren Werth in dem Zolltarif nicht taxirt iſt: ſo muß der Kaufmann ihren Werth eidlich angeben; und von jedem Pfunde St. dieſes Werths muß er vier Schillinge neun und $\frac{9}{20}$ Pfennige bezahlen, welches ungefähr ſo viel macht, als wenn er fünf Subſidien, oder Poundage-Abgaben davon abgäbe. Der Zolltarif der taxirten Waaren iſt ſehr weitläuftig, und enthält viele Artikel, die jetzt wenig gebraucht werden, und daher auch wenig bekannt ſind. Es iſt deßhalb oft ſehr ungewiß, unter welche von dieſen Rubriken dieſe oder jene Gattung von Waaren zu bringen, und was für eine Abgabe, dem zu Folge von ihr zu entrichten ſey. Die dadurch veranlaßten Irrthümer haben zuweilen die Zollbeamten zu Grunde gerichtet, und ſehr oft den einführenden Kaufleuten Mühe, Verdruß und Koſten verurſacht. An Deutlichkeit und Beſtimmtheit ſind daher die Zollgeſetze weit hinter den Acciſegeſetzen zurück.

Um zu bewirken, daß die meiſten Mitglieder einer bürgerlichen Geſellſchaft, nach dem Verhältniſſe ihres Aufwandes zu den öffentlichen Bedürfniſſen beytragen, iſt es nicht nöthig, daß jeder Artikel dieſes ihres Aufwandes beſchatzet werde. Die Summen, welche die Acciſegefälle einbringen, ſind, wie man allgemein glaubt, auf die Contribuenten eben ſo gleich vertheilt, ob gleich die Acciſe nur einige wenige, ſehr allgemeine, Conſumtionsartikel beſchwert — als die Summe aller bezahlten Zollgefälle, ob dieſe gleich faſt auf allen Arten der Waaren liegen. Viele Leute ſind der Meinung, daß auch die Zollabgaben, ohne die mindeſte Verminderung der Staatseinkünfte, und zur großen Erleichterung des auswärtigen Handels, auf einige wenige Hauptartikel gelegt werden könnten.

Die auswärtigen Waaren, die in Großbritannien am häufigſten gebraucht, und in der größten Quantität conſumirt werden, ſcheinen für jetzt folgende zu ſeyn: Wein und gebrannte Waſſer; einige Erzeugniſſe aus Nordamerika und den weſtindiſchen Inſeln, Zucker, Rum, Tobak, Cacaobohnen u. ſ. w. — und einige oſtindiſche und chineſiſche Waaren, wie z. B. Thee, Porzellan, alles Gewürz, allerley gewebte Zeuge u. dgl. Die Abgabe von dieſen Artikeln macht vielleicht den größten Theil der jetzigen Zolleinkünfte aus. Die Abgaben, welche auf auswärtige Manufacturwaaren gelegt ſind, haben, (wenn man die wenigen zuvor genannten ausnimmt,) nicht ſo wohl die Abſicht, dem Staate ein Einkommen, als unſern Manufacturiſten ein Monopol auf dem inländiſchen Markte zu verſchaffen. Höbe man die Verbothe ganz auf, und legte man auf alle Waarenartikel ſolche mäßige Zollabgaben, als man nach der Erfahrung, zur Erhaltung der möglich größten Einnahme von jedem Artikel, für zuträglich befunden hat: ſo würden unſere Arbeiter noch immer einen beträchtlichen Vorzug vor dem Ausländer auf dem einheimiſchen Markte behalten; und der Staat würde von vielen Artikeln, die ihm jetzt nichts einbringen, beträchtliche Einkünfte ziehen.

Hohe Abgaben bringen oft, theils weil ſie den Verbrauch vermindern, theils weil ſie den Schleichhandel befördern, ein geringeres Einkommen, als niedrigere Abgaben würden gebracht haben.

Kömmt die Verminderung der Zolleinnahme von der Verminderung des Verbrauchs her: ſo kann nichts dem Uebel abhelfen, als eine Herabſetzung der Gefälle.

Iſt hingegen die verminderte Einnahme eine Folge des ermunterten Schleichhandels: ſo kann der Sache vielleicht auf zweyerley Wegen abgeholfen werden; entweder indem man die Verſuchung zum Schleichhandel vermindert, oder indem man die Schwierigkeiten deſſelben vermehrt. Das erſte geſchieht durch Herabſetzung der Gefälle, das andere durch eine weiſe und thätige, auf dieſen Punkt gerichtete Polizey.

Die Erfahrung hat, ſo viel ich weiß, gelehrt, daß die Acciſegeſetze, dem Gewerbe der Schleichhändler weit mehr Einhalt thun, als die Zollgeſetze. Vielleicht wäre es möglich, den Schleichhandel auch bey den Zöllen weit ſchwerer zu machen, wenn man bey ihnen ein der Acciſe-Verwaltung ſo ähnliches Syſtem, als die Verſchiedenheit beyder Abgaben nur erlaubt, einführte.

führte. Viele Leute glauben, daß dieſe Neuerung gar wohl möglich wäre, und wenige Schwierigkeiten verurſachen würde.

Dem Kaufmanne, ſagen ſie, welcher dem Zoll unterworfene Waaren einführt, könnte man die Wahl frey laſſen, ob er ſie in ſeine eigenen Waarengewölbe bringen, oder ſie in einem dazu ausdrücklich, auf ſeine oder auf öffentliche Koſten gewidmeten Magazine niederlegen wolle. Doch müßten ſie im letztern Falle immer unter einem Schloſſe bleiben, wozu der Zollbeamte den Schlüſſel hätte, und das nie anders, als in deſſen Gegenwart geöffnet werden dürfte. Wenn der Kaufmann die Waaren in ſeine eigenen Magazine brächte: ſo müßten die Zollabgaben ſogleich bezahlt, und keine Rückgabe derſelben müßte bey der Wiederausfuhr geſtattet werden. Das Magazin ſelbſt aber müßte zu allen Zeiten von den Zollbeamten beſucht und unterſucht werden dürfen, ſo oft ſie nöthig fänden, ſich davon zu vergewiſſern, ob die darin aufgehobene Quantität Waaren, mit der angegebenen und verzollten Quantität übereinſtimme. Brächte der Kaufmann die Waaren in ein öffentliches Magazin: ſo müßte gar keine Abgabe davon gezahlt werden, bis ſie, zum einheimiſchen Verkaufe an die Conſumenten, herausgenommen würden. Würden ſie zur Wiederausfuhr herausgenommen: ſo müßten ſie ganz Zollfrey bleiben; — vorausgeſetzt, daß der Kaufmann hinlängliche Sicherheit ſtellte, daß die Waaren nicht bloß zum Schein, ſondern wirklich ausgeführt würden. Alle Kaufleute, die mit dieſer Art Waaren im Großen oder im Einzelnen handelten, müßten zu aller Zeit ſich den Unterſuchungen der Zollbeamten unterwerfen; — und müßten immer verpflichtet ſeyn, auf Verlangen, durch gehörige Beſcheinigungen die Verzollung der in ihren Magazinen ſich findenden Waaren zu beweiſen. Das was beym Rum die Accise heißt, wird auf dieſe Art erhoben; und ein gleiches Verwaltungsſyſtem könnte vielleicht auf die Einfuhrzölle überhaupt ausgedehnt werden, vorausgeſetzt, daß dieſe Zölle nur auf wenigen großen Artikeln von allgemeinem Gebrauche, nicht wie jetzt, auf einer großen Mannigfaltigkeit von Waaren lägen. So lange dieſes letztere der Fall iſt, laſſen ſich ſchwerlich öffentliche Magazine von ſo großem Umfange erbauen, die alle eingeführte, dem Zoll unterworfene Waaren faſſen. Auch würde der Kaufmann gewiſſe feine und verderbliche Waaren, deren Erhaltung eine beſondre Aufſicht erfordert, nicht gerne dem öffentlichen Magazine anvertrauen.

Würde überhaupt das ganze Zollweſen bloß als ein Mittel, dem Staate Einkünſte zu verſchaffen, nicht als ein Mittel, dem Kaufmanne den Alleinhandel zu ſichern, behandelt; würden die Zölle in dem Maße auf jede Waare gelegt, und in dem Maße erhöhet und herabgeſetzt, in welchem ſie die größte Einnahme hoffen laſſen; und würde zugleich dem Schleichhandel, auch bey ziemlich hohen Zöllen, durch ein dem beſchriebenen ähnliches Verwaltungsſyſtem vorgebeugt: ſo würden vielleicht nur einige wenige große Artikel eines allgemeinen Verbrauchs mit Zöllen belegt werden dürfen, und würden doch eben ſo viel einbringen, als jetzt die ſo vervielfältigten Zölle auf alle Arten der Waaren bringen. Zugleich aber würde es möglich werden, der Zollverwaltung diejenige Einfachheit, Sicherheit und Beſtimmtheit zu geben, die in der Acciſeverwaltung herrſcht. Alles was jetzt der Staat an Rückzöllen für die nur zum Scheine ausgeführte Waaren, welche heimlich ins Land anderswo wieder eingebracht werden, bezahlt, würde er alsdann erſparen können. Wenn nun zu dieſer Erſparniß noch die Aufhebung aller Ausfuhrprämien, nur mit Ausnahme derjenigen Fälle, käme, wo dieſe Prämien eigentlich nichts anders, als die Wiedererſtattung der ſchon auf die Waaren bezahlten Acciſegefälle, ſind: ſo würde gewiß, bey der gedachten Einſchränkung der Zölle auf wenige Gegenſtände, doch ihr Ertrag unverändert bleiben.

Wenn aber bey dieſer neuen Zollverwaltung die königlichen Gefälle nicht leiden: ſo verdient ſie gewiß den Vorzug, da Handel und Gewerbe unſtreitig viel bey ihr gewinnen. Es würde nehmlich alsdann der Handel mit den vom Zolle ganz befreyeten Waaren, — welche den bey weitem größten Theil ausmachen würden, — in Abſicht ihrer Einfuhr ſowohl, als ihrer Ausfuhr, durchaus ungehindert ſeyn. Zu dieſen zollfreyen Waaren würden die Nothwendigkeiten des Lebens und die Materialien der Manufacturen gehören. Die freye Einfuhr der Lebensmittel würde den Geldpreis der Arbeit herabbringen, ohne ihren wirklichen Preis zu vermindern. Der Werth des Geldes ſteht immer im Verhältniſſe mit der Quantität der Lebensmittel, die man dafür kaufen kann; der Werth der Lebensmittel aber, hängt nicht von der Quantität des Geldes ab, welches im Umtauſche dafür zu erhalten ſteht. Der verminderminderte Geldpreis der Arbeit würde alle einheimiſche Manufacturwaaren wohlfeiler machen, und alſo ihren Abſatz auf den ausländiſchen Märkten vermehren. Von einigen Manufacturwaaren würde der Preis überdieß noch durch die freye Einfuhr der rohen Materialien vermindert werden. Könnte z. B. rohe Seide aus China und Hindoſtan zollfrey eingeführt werden: ſo würden die engliſchen Seidenwaaren unter dem Preiſe verkauft werden können, welchen die franzöſiſchen und italieniſchen haben. Alsdann würde kein Verboth, dieſe beyden letztern nach England einzuführen, nöthig ſeyn. Denn unſern Seidenwirkern würde die Wohlfeilheit ihrer Waaren nicht nur den inländiſchen Markt ſichern, ſondern ihnen auch ein Uebergewicht auf den auslendiſchen verſchaffen. — Und was diejenigen Waaren betrifft, welche dem Zolle unterworfen bleiben: ſo würde auch mit dieſen ein vortheilhafterer Handel, als jetzt möglich iſt, getrieben werden können. Würden dieſe Waaren aus den öffentlichen Magazinen zur Ausfuhr ausgeliefert: ſo bezahlten ſie gar keine Abgaben, und der Handel mit ihnen bliebe alſo gänzlich frey. Auch der **Zwiſchenhandel** würde bey der neuen Einrichtung große Erleichterungen finden. Da der neue Waaren ins Land bringende Kaufmann, ſie nicht eher verzollen dürfte, als wenn er ſie aus den öffentlichen Magazinen, wo ſie bey der Einfuhr niedergelegt worden waren, herausnähme, um ſie entweder an einen Conſumenten oder an den Einzelnhändler zu verkaufen: ſo könnte er ſie immer wohlfeiler geben, als wenn er den Zoll gleich bey ihrer Einfuhr hätte entrichten müſſen. Der nehmliche Vortheil käme auch dem Kaufmanne zu gute, wenn er dieſe Waaren wieder in andere Länder, zu deren Verbrauch ausführte. Es war bekanntlich der Plan des Miniſter Walpole, bey Wein und Tobak ein dieſem ähnliches Syſtem von Zollgeſetzen einzuführen. Aber als die Bill dazu ins Parlament kam: ſo glaubte jedermann, daß, obgleich ausdrücklich dieſe beyden Artikel genannt wurden, dieß nur die Einleitung zu einem viel weiter ausſehenden Plane ſeyn ſollte. Parteygeiſt, verbunden mit dem Eigennutze der Schleichhändler, erregte ein ſo gewaltſames, obgleich ungerechtes Geſchrey gegen dieſe Bill, daß ihr Urheber ſie fallen ließ, und keiner ſeiner Nachfolger mehr das Herz hatte, ſie von neuem in Vorſchlag zu bringen.

Die Auflagen auf ausländiſche Luxuswaaren, die zum inländiſchen Verbrauche eingeführt werden, fallen zwar zuweilen auch auf den Armen; — größtentheils aber auf den Mittelſtand, und die Reichen. Ich rechne dazu die Auflagen auf ausländiſche Weine, auf Kaffee, Zucker, Thee und Schokolade.

Die Auflagen auf die einheimiſchen, wohlfeilern Luxuswaaren, die im Lande verzehrt werden, fallen auf alle Klaſſen des Volks, nach dem Verhältniſſe ihres Verbrauchs. Der Arme zahlt für ſo viel Bier, als er ſelbſt vertrinkt, alle Auflagen, die auf das Malz, den Hopfen und das Bier gelegt ſind. Der Reiche bezahlt ſie für ſeine eigene Conſumtion und die ſeiner Dienſtbothen zugleich.

Es iſt eine allgemeine hierbey zu machende Bemerkung: daß die geſammte Conſumtion der untern Stände, de, ſowohl an Quantität, als an Werthe der von ihnen verbrauchten Waaren, mehr beträgt, als die Conſumtion des Mittelſtandes, und der noch über dieſen erhabenen Stände. Die Summe des, von allen gemeinen Leuten zuſammen genommenen Aufwandes, übertrifft den von ſämtlichen Vornehmern und Reichern gemachten Aufwand um vieles. Zuerſt wird unter die untern Stände faſt das ganze Landeskapital jährlich als Arbeitslohn vertheilt. Zweytens, ein großer Theil ſowohl von den Renten der Gutsbeſitzer, als von den Gewinnſten der Kapitaliſten wird ebenfalls wieder als Arbeitslohn unter die niedrigen Klaſſen, aber größtentheils unter die nichts hervorbringenden Arbeiter, z. B. die Dienſtbothen, vertheilt. Drittens, ein Theil von den Kapitalgewinnſten kömmt als Einnahme unter eben dieſe Stände, — an diejenigen nehmlich unter ihnen, die ſelbſt kleine Kapitalien angelegt haben. Die ſämmtlichen Gewinnſte aller kleinen Krämer, Gewerbsleute und Höcker aller Art, belaufen ſich gewiß auf ſehr anſehnliche Summen, und machen von dem jährlichen Producte keinen unbeträchtlichen Theil aus. Viertens und letztens gehört auch ſelbſt ein Theil der Landrente dieſen untern Ständen: indem viele Perſonen des Mittelſtandes und einige wenige ſelbſt, die zur unterſten Klaſſe gehören, wie z. B. die Lohnarbeiter beym Feldbau — doch einen oder etliche Morgen Land beſitzen. Ob alſo gleich jede einzelne Perſon aus dieſen Ständen nur wenig aufwendet: ſo iſt doch der Aufwand aller zuſammengenommen, gewiß der größte, der in der bürgerlichen Geſellſchaft gemacht wird; und das, was von den jährlichen Landes- und Arbeits-Producten, zum Verbrauche der höhern Stände übrig bleibt, iſt gewiß an Quantität ſowohl, als am Werthe, der kleinſte Theil. Alle Auflagen alſo, welche auf ſolche Conſumtionsartikel gelegt werden, die vorzüglich, oder allein im Gebrauche der obern Klaſſe ſind, laſſen bey weitem nicht einen ſo großen Ertrag hoffen, als Auflagen, die entweder die gemeinſchaftlichen Ausgaben der obern und untern Klaſſen, oder auch die der untern allein eigenen, betreffen. So iſt z. B. unter allen Conſumtionsauflagen, keine ergiebiger, als die Acciſe, welche auf inländiſche gegohrne und abgezogene Getränke, auf die Materialien woraus ſie gemacht werden, und auf ihre Verfertigung gelegt worden iſt. Und wer zahlt mehr zu denſelben als der gemeine Mann? In dem mit dem fünften Jul. 1775. ſich endenden Jahre betrug dieſer Zweig der Acciſegefälle 3,341,837 Pf. St. neun Schill. neun Pfen.

Man kann indeß nicht oft genug wiederholen: daß es nur der Luxus der gemeinen Leute, nicht ihr nothwendiger Unterhalt iſt, der mit Auflagen beſchwert werden muß. Werden die Nothwendigkeiten des Lebens beſteuert: ſo fällt die endliche Bezahlung der Abgabe auf die höhern Stände. Nur zwey Fälle ſind möglich. Entweder wird durch ſolche Auflagen der Arbeitslohn erhöhet; oder es wird die Nachfrage nach Arbeit vermindert. Iſt das erſtere: ſo bezahlt die Auflage nicht der arme Arbeiter, ſondern der reiche Conſument. Geſchieht das zweyte; ſo vermindert ſich die Anzahl arbeitender Hände, und mit ihr das jährliche Landeserzeugniß; — und dieß iſt doch der Fond, woraus alle Abgaben bezahlt werden müſſen. — Welche

Verminderung aber auch durch ſolche Auflagen in der Nachfrage nach Arbeit mag verurſacht werden: ſo wird doch immer zugleich der Arbeitslohn höher hinan getrieben, als er, bey gleicher Nachfrage, ſeyn würde; und dieſen erhöheten Lohn zahlen doch am Ende gewiß die höhern Stände. Biere und Branntweine, die nicht zum Verkaufe, ſondern zum eigenen Verbrauche gebrauet, oder abgezogen werden, ſind in Großbritannien keiner Acciſe unterworfen. Dieſe Befreyung, deren Abſicht iſt, die Privatfamilien der läſtigen Beſuche der Acciſebeamten und ihrer Unterſuchungen zu entheben, wird Urſache, daß die Laſt jener Auflagen oft weit mehr auf die Armen, als auf die Reichen fällt. Zwar giebt es nur wenige Familien, die bloß zu ihrem eigenen Gebrauche, Branntwein brennen. Aber ſein eigenes Bier zu brauen, iſt auf dem Lande in vielen Familien des Mittelſtandes, und in allen reichen und großen Häuſern ſehr gewöhnlich. Dieſen koſtet alſo, von ihrem ſtarken Biere, das Faß acht Schillinge weniger, als ein Faß von gleichem Biere dem gemeinen Brauer koſtet. Dieſer verlangt von den vorgeſchoſſenen Acciſegefällen ſeine Zinſen, eben ſo wohl, als von allen ſeinen andern Auslagen. Solche reiche Familien trinken alſo ihr Bier wenigſtens neun oder zehn Schillinge auf das Faß wohlſeiler, als der arme Mann, der allenthalben mehr Vortheil dabey hat, ſein Bier in kleinen Portionen aus dem Bierhauſe zu hohlen. Malz, das zum Privatgebrauche einer Familie gemacht wird, iſt gleichfals den Acciſegefällen nicht unterworfen. Dafür aber muß jedes Glied der Familie ſieben und einen halben Schilling des Jahres bezahlen. Sieben und ein halber Schilling machen ſo viel aus, als an Acciſe für zehn Scheffel Malz bezahlt wird: eine Quantität, die zu der Bier-Conſumtion einer mäßigen Familie, Mann, Weib und Kinder zuſammen gerechnet, für ein Jahr vollkommen zureicht. Doch iſt in reichen und großen Familien, worin die ländliche Gaſtfreyheit herrſcht, der Verbrauch, den die Glieder der Familie ſelbſt von Malzgetränken machen, nur der kleinſte Theil deſſen, was im ganzen Hauſe von ſolchen Getränken aufgeht. Es iſt indeß bey weitem nicht ſo gewöhnlich, daß eine Familie für ihren Privatgebrauch Malz macht, als daß ſie Bier brauet: die Urſache hievon liege nun in dem für die Befreyung von der Malzacciſe zu zahlenden Abfindungsquantum, oder in andern Umſtänden. Warum aber die, welche für ihren eigenen Gebrauch Bier brauen, oder Branntwein brennen, nicht auf gleiche Weiſe für die Acciſe, von der ſie befreyet ſind, eine Summe in Bauſch und Bogen zu zahlen verpflichtet werden, als die, welche ſich ihr eigenes Malz zubereiten: davon iſt es ſchwer, eine vernünftige Urſache einzuſehen.

Man hat oft geſagt, daß eine größere Einnahme, als jetzt aus allen den ſchweren Auflagen auf Malz, Bier und Ale gezogen wird, durch eine weit leichtere Auflage auf Malz allein, erhalten werden könne: theils, weil die Gelegenheit zu Unterſchleifen in einem Malzhauſe weit geringer, als in einem Brauhauſe iſt; theils weil diejenigen, welche für ihren Privatgebrauch brauen, von allen Abgaben befreyet ſind, die aber, welche für ihren Privatgebrauch Malz machen, dieſe Befreyung nicht genießen. In der Brauerey von Londen, wo Porter gebrauet wird, werden, aus einem Quarter (oder acht Scheffeln) Malz, gemeiniglich mehr als drittehalb, zuweilen drey Fäſſer (barrels) Porter gebrauet. Die verſchiedenen Auflagen auf Malz belaufen ſich auf ſechs Schillinge vom Quarter; die auf ſtarkes Bier und Ale betragen acht Schillinge vom Faſſe. In der Porter-Brauerey alſo machen die verſchiedenen Auflagen auf Malz, Bier und Ale zuſammen genommen auf das Product von einem Quarter Malz zwiſchen ſechs und zwanzig und dreyßig Schillingen aus. Auf dem Lande werden in den Brauereyen, die für den öffentlichen Verkauf an die Landleute brauen, aus dem Quarter, d. h. aus acht Scheffeln Weitzen ſelten weniger, als zwey Fäſſer ſtarkes, und ein Faß ſchwaches Bier gemacht. Oft wird auch der Quarter zu zwey und einem halben Faſſe ſtarken Bieres ausgebrauet. Auf das Faß ſchwachen Bieres betragen die Abgaben einen und einen Drittheil Schilling. Alles alſo, was in einer Landbrauerey von einem verbraueten Quarter Weitzen, durch die Auflagen auf Malz ſowohl als auf Bier, abgegeben wird, beträgt nicht unter drey und zwanzig und einem Drittheil Schilling, und ſteigt oft bis zu ſechs und zwanzig Schillingen. Im Durchſchnitte des ganzen Königreichs alſo, kann man den Betrag der Abgaben von dem Brauproducte eines Quarters Weitzen auf vier und zwanzig bis fünf und zwanzig Schillinge rechnen. Nun ſagt man: „wenn „alle Auflagen auf Bier und Ale abgeſchafft, dafür „aber die auf Malz bis zum Dreyfachen, (von ſechs „zu achtzehn Schillingen vom Quarter Malz) erhöhet „würden: ſo würde der Staat dadurch eine größere „Einnahme erhalten, als er jetzt durch die weit ſchwe„reren Auflagen erhält.“

	Pf. Sterl.	Sch.	Pf.
Im J. 1772 brachte die alte Malzauflage	722,023	11	11
die neue oder hinzugekommene	356,776	7	9¾
Im J. 1773 die alte Auflage	561,627	3	7½
die neue	278,650	15	3¾
Im J. 1774 die alte Auflage	624,614	17	5¾
die neue	310,745	2	8½
Im J. 1775 die alte Auflage	657,357	—	8¼
die neue	323,785	12	6¼
Summe	3,835,580	12	¾
Dieſe Summe durch 4 dividiret, giebt den Durchſchnitts- od. Mittelertrag für dieſe vier Jahre	958,895	3	$\frac{3}{16}$
Die Brauacciſe brachte:			
Im J. 1772 auf dem Lande	1,243,128	5	3
in den Londoner Brauereyen	408,260	7	2¾
Im J. 1773 auf dem Lande	1,245,808	3	3
in den Londoner Brauereyen	405,406	17	10½
Im J. 1774 auf dem Lande	1,246,373	14	5½
in den Londoner Brauereyen	320,601	18	¼
Im J. 1775 auf dem Lande	1,214,583	6	1
in den Londoner Brauereyen	463,670	7	½
Summe	6,547,832	19	2½
Durchſchnitts- oder Mittelertrag der Brauacciſe	1,636,958	4	9½
Hierzu addirt den Mittelertrag der Malztaxe	958,895	3	$\frac{3}{16}$
giebt den ſämmtlichen Ertrag dieſer Auflagen zuſammengenommen	2,595,853	7	9$\frac{11}{16}$
Nun würde die Malztaxe allein, wenn ſie auf das dreyfache erhöht oder von 6 Schillingen vom Quarter Malz auf 18 Schillinge geſetzt würde, einbringen	2,876,685	9	$\frac{9}{16}$
Welche Summe den Ertrag der bisherigen Auflage übertrifft um	280,832	1	2$\frac{14}{16}$

In der That wird unter der alten Malzauflage auch eine von vier Schillingen auf das Oxthöſt Cider, und eine andere von zehn Schillingen auf das Faß Mumme begriffen. Im Jahre 1774 brachte die einzige Auflage auf Cider 3083 Pfund Sterling 6 Schillinge 8 Pfennige. Vermuthlich war dieſes Jahr ihr Ertrag geringer als gewöhnlich; da alle andere Auflagen auf Cider, in dieſem Jahre weniger als ſonſt eingebracht hatten. Die Auflage auf Mumme, obgleich an ſich höher, iſt doch noch weniger einträglich, weil der Verbrauch, den man von dieſem Getränke macht, noch geringer iſt. Indeß ſind auch dafür, in dem, was man die Land-Brauacciſe nennt, vier andere Abgaben enthalten: **erſtlich** die alte Acciſe auf Cider von ſechs Schillingen acht Pfennigen vom Oxthöſt; **zweytens** eine gleiche Abgabe von ſechs Schillingen acht Pfennigen von dem Oxthöſt Holzäpfelwein; **drittens** eine von acht Schillingen, neun Pfennigen vom Oxthöſt Weineſſig; und endlich eine **vierte** von eilf Pfennigen vom Gallon Meth; und durch dieſe in der Brauacciſe enthaltenen Auflagen, wird ſicher derjenige Theil der Malztaxe, der eigentlich auf Cider und Mumme liegt, vollkommen erſetzt.

Malz wird nicht nur zum Bierbrauen, ſondern auch zu Verfertigung des gemeinen Branntweins und der ſtärkern geiſtigen Getränke gebraucht. Sollte die Malztaxe auf achtzehn Schillinge vom Quarter erhöhet werden: ſo würde es vielleicht nothwendig ſeyn, von andern Acciſegefällen, welche von dieſen Sorten geiſtiger Getränke, von denen das Malz ein Material ausmacht, bezahlt werden, etwas abzulaſſen. In den gebrannten Waſſern, die man in England Malzgeiſt nennt, macht doch das Malz nur einen dritten Theil der Materialien aus; die beyden andern Drittheile ſind entweder rohe Gerſte, oder Weitzen und Gerſte zu gleichen Theilen gemiſcht. Bey der Diſtillation der gebrannten Waſſer iſt ſowohl die **Gelegenheit**, als die **Verſuchung** zum Unterſchleife weit größer, als in einer Brauerey oder in einem Malzhauſe. Die **Gelegenheit** iſt größer, weil die Waare von geringerem Umfange und größerem Werthe iſt; und die **Verſuchung** iſt größer, weil die Abgabe mehr beträgt; denn ſie beläuft ſich hier auf drey Schillinge zehn und zwey Drittheil Pfennig *) für den Gallon. Wenn man die Auflagen auf das Malz vermehrte, und die auf das Diſtilliren verminderte: ſo würde ſowohl Gelegenheit, als Verſuchung zum Unterſchleife verringert, und folglich dadurch auch die Staatseinnahme vermehrt werden.

Es hat ſeit einiger Zeit zu den Maßregeln der britiſchen Polizey gehört, den Verbrauch geiſtiger Getränke, als der Geſundheit und der Sittlichkeit des gemeinen Volks gleich ſchädlich, ſo viel möglich, einzuſchränken. Dieſer Maxime zu Folge würde die Auflage auf das Diſtilliren nicht ſo weit herabgeſetzt werden dürfen,

---

*) Obgleich die auf den rectificirten Weingeiſt unmittelbar gelegten Auflagen nur zwey Schillinge ſechs Pfennige für den Gallon betragen: ſo ſteigen ſie doch, wenn die auf die gemeinen Branntweine, — von welchen jener abgezogen wird, gelegten Abgaben hinzugefügt werden, auf drey Schillinge, zehn und zwey Fünftheil Pfennige. Sowohl der gemeine Branntwein, als der Weingeiſt ſind jetzt, um den Unterſchleifen vorzubeugen, nach demjenigen angeſchlagen worden, was ſie beym Viſiren enthalten.

dürfen, daß dadurch der Preis der Branntweine vermindert würde. Dieſe möchten dann immer ſo theuer bleiben, als ſie je geweſen ſind; aber das Bier, dieſes geſunde und ſtärkende Getränke, könnte um ein beträchtliches wohlfeiler werden. Es wäre gar wohl möglich, auf dieſe Weiſe dem gemeinen Manne eine der größern Laſten, über die er ſich jetzo beſchwert, zu erleichtern, und doch die Staatseinnahme zugleich zu vermehren.

Die Einwürfe, welche Doctor Davenant gegen dieſe Veränderung in den jetzt beſtehenden Acciſegeſetzen macht, ſcheinen ohne Grund zu ſeyn. Sie laufen darauf hinaus: daß die neue Auflage, anſtatt daß die gegenwärtige auf die Gewinnſte des Mälzers, des Brauers und des Schenkwirths ziemlich zu gleichen Theilen fällt, faſt ganz allein auf die Gewinnſte des Mälzers fallen würde; — daß der Mälzer die vorgeſchoſſene Auflage nicht ſo leicht in dem erhöheten Preiſe des Malzes würde wieder herausbringen können, als der Brauer und der Schenkwirth ſie durch den erhöheten Preis des Getränkes herausbekommen könne; daß endlich eine ſo hohe Auflage auf Malz die von Gerſtenäckern bezahlten Renten vermindern würde.

Ich antworte auf das erſte: daß keine Auflage den Gewinnſt irgend eines Gewerbes fortdauernd ſo ſehr vermindern kann, daß er nicht mehr mit dem gewöhnlichen Gewinnſte, den andere Gewerbe bringen, im Gleichgewicht ſtände. Alle jetzigen Abgaben von Malz, Bier und Ale, haben weder auf den Gewinnſt des Mälzers, noch auf den des Bierbrauers und des Schenkwirths den mindeſten Einfluß. Der Verzehrer muß dieſe Leute für allen Vorſchuß, den ſie in Bezahlung der Abgaben gemacht haben, entſchädigen, und ihnen noch überdieß auf dieſen Vorſchuß ſelbſt einen Gewinn bezahlen. Zwar kann eine Auflage die Conſumtion der Waare vermindern. Das würde aber wahrſcheinlich mit der aus Malz verfertigten nicht der Fall ſeyn. Denn da dieſe jetzo durch die verſchiedenen Auflagen, wenn man ſie zuſammenrechnet, um vier und zwanzig bis fünf und zwanzig Schillinge auf den Quarter theurer werden: ſo könnte jene auf 18 Schill. erhöhete Malzauflage, allein bezahlt, gewiß dieſen Preis nicht erhöhen. Im Gegentheile iſt es wahrſcheinlich, daß die Getränke, zu deren Verfertigung Malz gebraucht wird, wohlfeiler werden, und alſo einen noch ausgebreiteteren Abſatz finden würden.

Zweytens, warum es dem Mälzer ſchwerer fallen ſolle, ſich von den Käufern des Malzes ſeine vorgeſchoſſenen achtzehn Schillinge Abgabe wieder bezahlen zu laſſen, als es jetzt dem Brauer und Schenkwirth fällt, den Trinkern, vier oder fünf und zwanzig oder auch wohl dreyßig Schillinge mehr abzufordern, iſt nicht wohl abzuſehen. Es iſt wahr, der Mälzer, der jetzt auf jeden Quarter Malz ſechs Schillinge Auflage vorſchießt, würde alsdenn achtzehn Schillinge vorzuſchießen haben. Aber dafür hat der Brauer jetzt auf ein Gebräu, wobey ein Quarter Malz aufgeht, fünf und zwanzig bis dreyßig Schillinge vorzuſchießen. Warum ſollte es denn dem Mälzer ſchwerer fallen, einen kleinern Vorſchuß zu machen, als dem Brauer, einen größeren? Die Vorräthe an Malz, welche der Mälzer auf ſeinen Schüttböden verwahrt, fordern nicht immer einen längern Zeitraum, um abgeſetzt zu werden, als die Vorräthe von Bier fordern, welche der Brauer oder Schenkwirth auf einmahl in ſeinen Kellern liegen hat. Der erſtere kann alſo oft ſein hineingeſtecktes Geld früher wieder heraus nehmen als der letztere. Aber geſetzt auch, dem Mälzer entſtünde, aus dem Vorſchuſſe der höhern Abgabe, einige Unbequemlichkeit: ſo könnte dieſer leicht dadurch abgeholfen werden, daß ihm einige Monate länger Credit gegeben würde, als jetzt dem Brauer gegeben wird.

Drittens. Die Rente von Gerſtenäckern kann, ſo wie der Gewinnſt, den der Pachter davon zieht, durch nichts, als durch die verminderte Nachfrage nach Gerſte herabgeſetzt werden. Nun würde aber eine ſolche Veränderung in dem Syſteme der Abgaben vom Biere, daß ein Gebräu von einem Quarter Weitzen, das bisher vier bis fünf und zwanzig Schillinge gegeben hatte, nur achtzehn Schillinge zahlte, wahrſcheinlich die Nachfrage nach Gerſte eher vermehren, als vermindern. Ueberdieß können diejenigen Renten und Gewinnſte, welche Gerſtenäcker bringen, eine lange Zeit, — weder über, noch unter den Renten und Gewinnſten ſtehen, welche aus gleich fruchtbaren, aber mit andern Früchten angebaueten Aeckern zu ziehen ſind. Wäre das erſte: ſo würden bald mehrere Aecker, als bisher, mit Gerſte beſäet werden. Geſchähe das andere: ſo würden Aecker, worauf bisher Gerſte gebauet worden iſt, mit jenen mehr einbringenden Früchten angebauet werden. Ein anderes iſt es mit ſolchen Erzeugniſſen, die, weil ſie einzig in ihrer Art ſind, den Preis haben, welchen man einen Monopolienpreis nennen könnte. Eine Auflage auf ſolche Erzeugniſſe muß allerdings die Rente und den Gewinnſt, welchen die damit angebaueten Ländereyen bisher bezahlt haben, vermindern. Eine Auflage, zum Beyſpiele, auf diejenigen koſtbaren Weine, die nur in einem ſo kleinen Bezirke wachſen, daß die Ernte davon nie die Nachfrage der Käufer befriedigen kann, und deren hoher Preis daher den Beſitzern und den Anbauern der ſie erzeugenden Weinberge eine weit höhere Rente und einen größern Gewinnſt verſchafft, als gleich fruchtbare, gleich gut angebauete Ländereyen in der Nachbarſchaft bringen, — eine ſolche Auflage, ſage ich, würde auch dieſe Rente und dieſen Gewinnſt vermindern. Denn weder könnten die Beſitzer, um ſich ſchadlos zu halten, den Preis ihrer Weine noch mehr erhöhen, da gewiß dadurch der Abſatz würde vermindert werden: noch könnten ſie den Anbau derſelben ohne ihren Schaden einſchränken, da ſie den dazu bisher angewandten Boden mit keiner eben ſo einträglichen Frucht bebauen könnten. — Als man den Vorſchlag that, den Zucker mit einer neuen Abgabe zu belegen, wendeten die Zuckerpflanzer durchgängig ein, daß dieſe Abgabe nur ſie drücken, und die Renten von ihren Pflanzungen vermindern würde, indem, wie ſie behaupteten, es ihnen unmöglich ſeyn würde, ihren beſteuerten Zucker theurer zu verkaufen, als ſie bisher die unbeſteuerten verkauft hätten. Wenn der Einwurf gegründet war: ſo bewieß er nur, daß die Zucker bisher einen Preis gehabt hatten, wie ihn nur Monopolien zu wege bringen können. Und gerade dieß hätte die Regierung bewegen ſollen, jene Auflage zu bewilligen. Denn wem wird wohl ſchicklicher etwas von ſeinem Gewinnſte zum Beſten des Staats abgefordert, als einem Monopoliſten? In dieſem Falle aber iſt die Gerſte nie geweſen. Der Preis, den ſie gilt, iſt kein Monopolienpreis. Der Beſitzer eines Gerſtenackers, und der Pachter, der ihn anbauet, zieht, — jener nicht mehr Rente, dieſer nicht mehr Gewinnſt davon, — als beyde von andern Ländereyen gleicher Fruchtbarkeit, und gleich ſorgfältigen Anbaues erhalten. Daher haben auch alle bisherigen Auflagen auf Malz, Bier und Ale, weder den Preis der Gerſte, noch die Renten von den Gerſtenäckern vermindert. Die Urſache iſt, weil die Malzpreiſe immer nach Maßgabe der Auflagen auf Malz geſtiegen ſind; — und die Biere, nach Maßgabe der Auflagen aufs Brauen, entweder um ſo viel theurer, oder ſchlechter geworden ſind. Immer hat alſo am Ende, nicht der Hervorbringer, ſondern der Verzehrer dieſe Auflage bezahlt.

Keine Klaſſe würde durch die oben vorgeſchlagene Veränderung der Abgaben leiden, als die, welche für ihre eigene Conſumtion brauet. Da dieß aber nur die reichen Leute thun: ſo iſt es an ſich ſchon ungerecht, daß ſie gegenwärtig von einer Abgabe frey ſind, welche der arme, gemeine Mann bezahlen muß. Und der Umſtand, daß dieſes Privilegium ihnen entzogen wird, iſt ſo wenig eine gültige Einwendung gegen das neue Syſtem, daß ſelbſt, wenn man das alte beybehält, dieſe Ungleichheit von Rechts wegen abgeſchafft werden muß. Indeſſen mag es wohl das Intereſſe jener höhern und reichern Stände ſeyn, welches die Einführung einer für den Staat zugleich ſo einträglichen, und für die ärmern Klaſſen ſo wohlthätigen Acciſeeinrichtung bisher verhindert hat.

Außer den oben hergezählten Zoll- und Acciſeabgaben, ſind noch andere, welche auf die Preiſe der Waaren Einfluß haben, aber einen nicht ſo unmittelbaren und einen ungleichern Einfluß. Zu dieſer Gattung gehören die, welche in Frankreich péages heißen, und die in den Zeiten der Angelſachſen Durchgangszölle, droits de paſſage, hießen. Sie mögen urſprünglich in eben der Abſicht aufgelegt worden ſeyn, als unſre Wege- und Kanal-Zölle, nähmlich um davon die Heerſtraßen und Kanäle zu unterhalten. Abgaben, welche dieſen Endzweck haben, werden am ſchicklichſten nach Verhältniß der Schwere oder der Größe der transportirten Waaren aufgelegt. Da ſie urſprünglich nur in Orts- und Provinzial-Caſſen floſſen, und auch nur zu Ausgaben, die auf den Ort, oder die Provinz Beziehung hatten, angewandt wurden: ſo wurde auch, in den meiſten Fällen, ihre Verwaltung der Stadt, dem Kirchſpiele, oder dem Bezirke anvertrauet, auf deren Gebiethe ſie erhoben wurden; und dieſe Gemeinheiten wurden auf die eine oder die andere Weiſe, für die zweckmäßige Anwendung der erhobenen Gelder verantwortlich. In vielen Ländern iſt die Verwaltung aller dieſer Abgaben in die Hände des Landesherrn gekommen, der niemandem Rechenſchaft abzulegen hat. Daher iſt es geſchehen, daß, ob er gleich meiſtentheils die Abgabe ſelbſt ſehr erhöhet, — er doch zugleich den Endzweck derſelben oft gänzlich vernachläßiget hat.

Wenn je in England die an den Schlagbäumen erhobenen Gelder zu den Einkünften des Landesherrn geſchlagen werden: ſo können wir aus den Beyſpielen anderer Nationen die wahrſcheinlichen Folgen vorausſehen.

Alle dieſe Wegezölle werden ohne Zweifel zuletzt ebenfalls von dem Conſumenten der auf dieſen Wegen transportirten Waaren bezahlt. Aber wenn nicht der Werth, ſondern Gewicht und Umfang dieſer Waaren der Maßſtab der Wegezölle iſt: ſo wird durch dieſe Abgabe der Conſument nicht nach Maßgabe ſeines Aufwandes beſteuert; denn dieſe hängt von dem Werthe der verbrauchten Waaren ab. Würden jene Zölle nicht nach der Schwere und Größe, ſondern nach dem angenommenen Werthe der transportirten Waaren erhoben: ſo wären ſie eine Art innerer Landacciſe, die den wichtigſten Zweig des Handels, den, welcher innerhalb des Landes ſelbſt geführt wird, ſehr beſchränken und beeinträchtigen würde.

In einigen kleinern Staaten werden ſo genannte Tranſito-Zölle von den durch ſie hindurch gehenden Waaren bezahlt, die jenen Wege-Zöllen ſehr ähnlich ſind. Einige der kleinen italieniſchen Staaten, die am Po und an den Flüſſen liegen, die in ihn fallen, ziehen einen Theil ihrer Einkünfte aus ſolchen Tranſito-Zöllen. Sie werden ganz von den Fremden bezahlt; und vielleicht iſt dieß die einzige Steuer, die ein Staat auf die Unterthanen eines andern Staats legen kann, ohne ſeinen eigenen zu ſchaden. Der allerwichtigſte Tranſito-Zoll, der irgendwo in der Welt bezahlt wird, iſt der, welchen der König von Dänemark den durch den Sund paſſirenden Schiffen abfordert.

Solche Auflagen, die, wie der größere Theil der Zoll- und Acciſegefälle, von den Luxuswaaren erhoben werden, fallen zwar ohne Unterſchied auf alle Arten der Einkünfte, und werden zuletzt, und ohne alle Vergütung, von den Conſumenten der ſo impoſtirten Waaren bezahlt: aber ſie fallen nicht allen Individuen in gleichem Maße zur Laſt; und ſtehen auch nicht immer mit den Einkünften derſelben im Verhältniſſe. Da es von der Willkür jedes Menſchen abhängt, wie viel er verzehren oder verbrauchen will: ſo richtet ſich auch der Beytrag, den er zu jenen Auflagen giebt, mehr nach ſeiner Denkungsart und ſeinem Charakter, als nach ſeinem Vermögen. Der Verſchwender zahlt mehr, der Sparſame zahlt weniger, als er, nach Verhältniß ſeiner Einkünfte thun ſollte. Der minderjährige, zum Beſitze eines großen Vermögens beſtimmte Jüngling, trägt, durch ſeine Conſumtion gemeiniglich wenig zur Unterſtützung des Staats bey, ob dieſer gleich durch ſeinen Schutz ihm ſeine künftigen großen Einnahmen ſichert. Die, welche im Auslande leben, tragen durch ihre Conſumtion gar nichts zur Unterſtützung des Vaterlandes bey, in welchem doch die Quellen ihrer Einkünfte liegen. Wenn dieſes ihr Vaterland keine Landſteuer, keine beträchtliche Abgabe von der Uebertragung des beweglichen, oder unbeweglichen Eigenthums von einem Beſitzer zum andern, kennt, wie dieß in Irland der Fall iſt: ſo iſt es möglich, daß ſolche abweſende Staatsglieder derjenigen Regierung, deren Schutze ſie die Sicherheit ihrer großen Einkünfte verdanken, nicht das mindeſte zu ihrer Unterſtützung darreichen. Dieſe große Ungleichheit in den Conſumtionsabgaben läßt ſich in denjenigen Ländern am erſten befürchten, deren Regierung von der Regierung eines andern Landes abhängt und dieſer untergeordnet iſt. Die Reichen und Großen des abhängigen Landes werden immer gerne in dem regierenden Lande ihre Wohnung aufſchlagen. Irland iſt genau in dieſem Falle: und wir dürfen uns alſo nicht wundern, daß eine Auflage, auf die außer Landes befindlichen Einwohner dort ſo ſehr den Beyfall des Volkes erhält. Es möchte freylich vielleicht ein wenig ſchwer fallen, zu beſtimmen, ſowohl **welche Art** und welche **Dauer** der Abweſenheit einen Mann dieſer Steuer unterwirft, als **wann** die Verpflichtung ſie zu bezahlen ihren Anfang nimmt, oder ſich endiget. — Dieſen Fall ausgenommen, der aus der ganz beſondern Lage gewiſſer Länder entſteht, verurſachen die Conſumtionsſteuern keine Ungleichheiten, die nicht gerade durch den Umſtand, aus dem ſie entſpringen, wieder vergütet würden, ich meine dadurch, daß jeder nur ſo viel zu der Steuer beyträgt, als er ſelbſt will; daß es in der Gewalt eines jeden ſteht, viel oder wenig als Auflage zu bezahlen, nachdem er viel, oder wenig zu verzehren Luſt hat. Wo alſo ſolche Steuern auf eine geſchickte Weiſe und auf dazu ſchickliche Waaren aufgelegt ſind: da werden ſie auch mit wenigerem Murren, als irgend eine andere Auflage, bezahlt. Wenn ſie von dem Manufacturiſten oder Kaufmanne vorgeſchoſſen werden: ſo gewöhnt ſich der Verzehrer, der ſie zuletzt bezahlt, gar bald, ſie mit dem Preiſe der Waaren zu vermiſchen, und er vergißt beynahe daß er eine Außage bezahlt, indem er nur etwas theurer zu kaufen glaubt.

Conſumtionsabgaben können vollkommen und genau beſtimmt werden, ſo daß nicht die geringſte Zweydeutigkeit übrig bleibt, weder über das, was man zu bezahlen hat, noch über die Zeit, wann man bezahlen muß. Sind ſolche Zweydeutigkeiten in den Zoll- und Accisegeſetzen Großbritanniens, oder irgend eines andern Landes vorhanden: ſo liegt die Schuld nicht in der Natur dieſer Abgaben, ſondern an der fehlerhaften Abfaſſung der Geſetze.

Auflagen auf Luxuswaaren können in kleinen Summen nach Maßgabe, als der Conſument dieſelben einzukaufen für gut befindet, bezahlt werden. In Abſicht der Zeit und der Art der Bezahlung ſind ſie die am allerwenigſten läſtigen. Mit einem Worte, in Abſicht der drey erſten Grundſätze, die wir oben, zur Beurtheilung der Steuern feſtgeſetzt haben, ſind die Conſumtionsauflagen untadelhaft; aber ſie verſtoßen gegen den vierten. Bey faſt keiner andern Steuer iſt der Unterſchied zwiſchen dem, was ſie aus den Beuteln der Privatperſonen nimmt, und dem, was ſie in die Caſſen des Staats einbringt, ſo groß, als bey ihnen. Dieſer Unterſchied wird auf alle die vier Arten hervorgebracht, auf welche er bey irgend einer Auflage entſtehen kann.

Erſtlich, alle ſolche Auflagen, wenn ſie auch auf die ſparſamſte Weiſe erhoben werden, erfordern doch immer eine Menge Beamten, deren ſtehende Gehalte ſowohl, als zufällige Einkünfte einen Theil des Ertrags jener Auflagen hinweg nehmen; der alſo nicht in die Caſſen des Staats kommt, und doch vom Volk erhoben wird. Doch muß man geſtehen, daß dieſe Erhebungskoſten in Großbritannien mäßiger, als in den meiſten andern Ländern ſind. In dem mit dem fünften Julius 1775 ſich endigenden Jahre war der rohe Ertrag aller unter der Verwaltung der Acciscommiſſion ſtehenden Abgaben, d. h. vor Abzug der Unkoſten, 5,507,308 Pfund Sterlinge 18 Schillinge 8¼ Pfennige, und von dieſer Summe machten die Hebungskoſten nicht mehr, als fünf und ein halbes vom Hundert. Von jenem rohen Ertrage der Zölle und Acciſen aber müſſen die daraus bezahlten Ausfuhrprämien und Rückzölle noch abgezogen werden; da dann der reine Ertrag, oder das, was wirklich in die Schatzkammer kömmt, noch hinter fünf Millionen zurückbleibt. Die Erhebung der Salzſteuer, die auch unter die Acciſeabgaben gehört, aber auf eine andere Art verwaltet wird, iſt weit koſtbarer. Der reine Ertrag der Zölle erreicht noch nicht zwey und eine halbe Million Pfund Sterling. Und von dieſer Summe gehen mehr, als zehn Procente, auf die Erhebungskoſten, theils durch Beſoldung der Beamten, theils durch zufällige Ausgaben ab. Nun ſind aber die zufälligen Einnahmen der Zollbedienten allenthalben weit größer, als ihre Beſoldungen. In einigen Häfen machen jene das zwey- und dreyfache von dieſen aus. Wenn alſo die Gehalte zehn Procente ausmachen: ſo werden die Erhebungskoſten, im Ganzen, wozu die Accidenzien der Beamten mit gehören, auf mehr, als zwanzig oder dreyßig Procente gerechnet werden können. Die Acciſebeſebedienten haben wenige, oder gar keine zufälligen Einnahmen. Ueberhaupt iſt die Acciſeverwaltung, da ſie von neuerem Urſprunge iſt, auch noch von vielen der Mißbräuche frey, welche ſich durch die Länge der Zeit in die Zollverwaltung eingeſchlichen haben. Legte man alle Abgaben, denen jetzt das Malz und die aus Malz gemachten Getränke unterworfen ſind, auf das Malz allein: ſo würden, nach ziemlich ſichern Vermuthungen, mehr als funfzig tauſend Pfunde St. an den Hebungskoſten erſpart werden. Und ein noch weit größeres Erſparniß würde herauskommen, wenn man die Zollabgaben nur auf einige wenige Hauptartikel legte, und ſie auf ähnliche Weiſe, als die Acciſegefälle einheben ließe.

Zweytens. Solche Abgaben ſtören und beeinträchtigen nothwendig gewiſſe Gewerbszweige. Da ſie immer den Preis der beſteuerten Waare erhöhen: ſo halten ſie auch, in eben dem Maße von dem Gebrauche derſelben zurück. Sie vermindern die Käufer; ſie ſchrecken alſo auch diejenigen, welche die Waare liefern, von der Hervorbringung ab. Iſt die Waare ein Erzeugniß, das auf einheimiſchem Boden wächſt, oder in einer einheimiſchen Manufactur verfertigt wird: ſo wird geradezu die Anzahl arbeitſamer Hände verringert, derer nehmlich, die ſich mit dem Anbaue oder der Verfertigung dieſer Waare bisher abgaben. Iſt die Waare, deren Preis durch die Auflage erhöhet wird, eine ausländiſche: ſo gewinnt allerdings die inländiſche Waare gleicher Art einen Vorzug auf den Märkten des Landes, der dem auf ſie gewandten Fleiße eine größere Anzahl von Händen zuwenden kann, als bisher mit ihr beſchäftigt waren. Indeß wird doch durch dieſe ſteigenden Preiſe ausländiſcher Waaren, nur ein einzelner Zweig des vaterländiſchen Fleißes aufgemuntert; und faſt alle andern Zweige deſſelben werden geſtört. Je theurer der Manufacturiſt in Birmingham ſeinen Wein, der vom Auslande kömmt, einkauft: deſto wohlfeiler muß er nothwendig den Theil ſeiner Stahlwaaren, mit welchem, oder mit deſſen Preiſe er jenen Wein bezahlt, verkaufen. Dieſer Theil iſt alſo für ihn nicht mehr von ſo großem Werthe, als ehedem; er hat daher auch nicht mehr dieſelbe Aufmunterung, an ſeiner Verfertigung zu arbeiten. Je einen höhern Preis die Verzehrer in dem einen Lande, für das Erzeugniß eines andern Landes bezahlen: einen deſto geringern Preis bekommen ſie für denjenigen Theil ihres Landesproducts, gegen welchen ſie jene ausländiſchen Waaren eintauſchen. Mit dem verminderten Werthe der hervorgebrachten Sache aber, werden auch die Bewegungsgründe zum Fleiße in Hervorbringung derſelben vermindert. Alle Auflagen alſo, welche Conſumtionsartikel betreffen, verurſachen immer, daß der hervorbringenden Arbeit im Lande etwas weniger wird. Sind dieſe Artikel einheimiſche Waaren: ſo wird diejenige Arbeit vermindert, welche ſie hervorbringt; ſind es ausländiſche: diejenige, mit deren Producten ſie erkauft werden.

Ueberdieß ändern ſolche Auflagen immer den natürlichen Gang des Fleißes, und leiten ihn in Kanäle, in die er, ſich ſelbſt überlaſſen, nicht übergegangen wäre, und die ihm gemeiniglich auch weit weniger vortheilhaft ſind.

Drittens. Die Hoffnung ſich dieſen Auflagen entziehen zu können, bringt den Schleichhandel hervor; und dieſer richtet, wenn er entdeckt wird, durch Verluſt der Waaren und andere Straſen, den Schleichhändler zu Grunde; einen Menſchen, der zwar, als Uebertreter der Geſetze ſeines Vaterlandes, ſehr tadelnswerth, aber doch an ſich vielleicht kein ſchlechter Bürger, vielleicht unfähig iſt, die Geſetze der natürlichen Gerechtigkeit zu verletzen, und immer ſchuldlos geblieben ſeyn würde, wenn nicht die Geſetze aus einer an ſich erlaubten Handlung ein Verbrechen gemacht hätten. Beſonders werden in Ländern, wo wenigſtens der allgemeine Verdacht herrſcht, daß die Regierung vielen unnöthigen Aufwand macht, und daß die öffentlichen Einkünfte übel angewandt werden, die Geſetze, welche dieſe Einkünfte ſchützen ſollen, nicht ſehr geachtet. Wenige Leute machen ſich aus dem Schleichhandel ein Gewiſſen, wenn ſie eine ſichere und leichte Gelegenheit dazu finden, ohne einen Meineid begehen zu dürfen. Die durch Schleichhandel eingebrachten Waaren zu kaufen, heißt augenſcheinlich zu dieſer Uebertretung der Geſetze, und dem ſo oft damit verbundenen Meineide aufmuntern. Und doch würde in den meiſten Ländern, ein Menſch, der darüber Bedenken äußerte, für einen pedantiſchen Heuchler gehalten werden, und anſtatt dadurch Zutrauen gegen ſeine übergroße Ehrlichkeit zu erwecken, nur den Verdacht erregen, daß er ein größerer Betrüger ſey, als die meiſten ſeiner Mitbürger. Dieſe Nachſicht des Publicums muntert natürlicher Weiſe den Schleichhändler zur Fortſetzung eines Gewerbes auf, von welchem er ſieht, daß es, trotz des Verboths der Geſetze, doch von ſeinen Mitbürgern als etwas faſt ganz unſchuldiges angeſehen wird. Und wenn dann die ganze Strenge der Finanzgeſetze auf ihn zu fallen im Begriffe iſt: ſo wagt er auch wohl, ſich mit Gewalt dagegen zu vertheidigen, da er längſt gewohnt iſt, das, was die Regiegierung hierbey in Anſpruch nimmt, als ſein rechtmäßiges Eigenthum anzuſehen. So wird aus einem Unternehmen, das anfangs vielmehr Leichtſinn als Verbreche war, zuletzt eine gewaltthätige Störung der öffentlichen Sicherheit, und eine offenbare Verletzung der heiligſten Geſetze. Durch die Confiſcationen, die den Schleichhändler zu Grunde richten, geht deſſen Vermögen, das zuvor zur Unterhaltung hervorbringender Arbeit angewandt worden war, entweder in die Caſſen des Staats, oder in den Beutel der Finanzbedienten über, die beyde es — größtentheils auf nichts herhervorbringende Arbeit anwenden: wodurch alſo das Landeskapital vermindert, und der davon unterhaltene nützliche Fleiß geſtört wird.

Viertens. Solche Auflagen unterwerfen wenigſtens die Kaufleute, welche mit den impoſtirten Waaren handeln, der Nothwendigkeit, ſich ihre Magazine von den Einnehmern der Gefälle durchſuchen zu laſſen. Und ohne Zweifel werden ſie bey dieſer Gelegenheit oft wirklich gedrückt, noch öfter beläſtiget und geplagt. Nun verliert zwar durch Beläſtigungen der Kaufmann nicht unmittelbar etwas von ſeinem Gelde; aber er kann ſich doch den Schaden, den ſie ihm verurſachen, immer ſo groß rechnen, als die Summe iſt, um welche er ſie gerne abkaufen würde. Die Acciſegeſetze, die zwar ihrer Abſicht beſſer, als die Zollgeſetze, entſprechen, ſind aber dafür auch weit drückender, als dieſe. Wenn der Kaufmann ſeine eingebrachten verzollbaren Güter einmahl verſteuert, und in ſeine Waarenlager gebracht hat: ſo wird er ſelten mehr mit den Beſuchen der Zollbedienten beſchwert. Ganz anders iſt es mit den accisbaren Waaren beſchaffen. Bey dieſen hat der Kaufmann vor den Beſuchen und Nachſuchungen der Officianten nie Ruhe. Um dieſer Urſache willen ſind ſo wohl die Acciſeabgaben ſelbſt, als die Bedienten, welche ſie einheben, dem Haſſe des Volks mehr, als die Zollabgaben und Zollbedienten, ausgeſetzt. Dieſe Acciſeeinnehmer, behauptet man, nehmen von ihrem Geſchäfte, welches ſie oft verpflichtet, ihren Mitbürgern läſtig zu ſeyn, eine gewiſſe Härte und Rauhigkeit des Charakters an. Doch vielleicht rührt dieſe Beſchuldigung nur von Schleichhändlern her, deren Betrügereyen durch die Wachſamkeit jener Beamten entweder ſind verhindert, oder entdeckt worden.

Indeß ſind die Beſchwerden, welche von Auflagen auf Conſumtionsartikel unzertrennlich ſind, in Großbritannien ſo wenig für die Einwohner drückend, als ſie es nur in irgend einem Lande, welches eine gleich koſtbare Staatsverwaltung hat, ſeyn können. Wir hätten Unrecht, wenn wir unſere Staatsverwaltung für ganz vollkommen und untadelhaft ausgäben: aber wir haben Grund, ſie der Staatsverwaltung faſt aller unſerer Nachbaren vorzuziehen.

Da man einmahl den Begriff hatte, daß die Auflagen auf die Conſumtionsartikel, Auflagen auf die

Gewinnſte der Kaufleute wären: ſo hat man in einigen Ländern geglaubt, dieſelben bey jedem neuen Kaufe und Verkaufe ihrer Waaren wiederhohlen zu können. In der That, wenn der eine Waare einführende Kaufmann, oder der ſie hervorbringende Manufacturiſt, von ſeinem Gewinnſte abgeben muß: warum ſollen denn die Zwiſchenhändler, die zwiſchen dieſen und dem Verzehrer in der Mitte ſtehen, und durch das Kaufen und Wiederverkaufen der Waaren auch einen Gewinnſt machen, nicht eben ſo gut einen Theil deſſelben dem Staate zum Opfer bringen? Dieß Principium war es ohne Zweifel, auf welches die bekannte ſpaniſche Abgabe, welche Alcavala heißt, ſich gründete. Bey jedem Kaufe oder Verkaufe nehmlich, beweglicher ſowohl, als unbeweglicher Güter, wurden unter jener Benennung, anfangs zehn, in der Folge funfzehn vom Hundert abgefordert, die nun auf ſechs vom Hundert herabgeſetzt worden ſind *). Die Erhebung dieſer Auflage erfordert eine große Anzahl von Leuten, da ſie eine jede Uebertragung des Eigenthums, einen jeden Tauſch der Waaren, nicht bloß, wenn ſie aus einer Provinz in die andere, ſondern auch wenn ſie aus einem Kramladen in den andern gehen, zu bewachen haben. Dieſe Auflage macht es überdieß nothwendig, daß von den Einnehmern, nicht bloß bey einigen, ſondern bey allen Klaſſen von Kaufleuten, und nicht bloß bey Kaufleuten, ſondern eben ſo wohl bey Gutsbeſitzern, Pächtern, und Manufacturiſten immer wiederhohlte Unterſuchungen angeſtellt werden. In einem Lande, wo dieſe Auflage

---

*) Memoires concernant les Droits. Tom. I. p. 455.

lage eingeführt iſt, kann man ſchwerlich auf die Hervorbringung von Waaren denken, die ihren Abſatz in der Ferne haben. Jede Provinz erzeuget nur das, und nur ſo viel, als ihre nächſte Nachbaren verbrauchen. Auch ſchreibt **Uſtariz** der Alcavala den Verfall der Manufacturen in Spanien zu. Er hätte ihr auch eben ſo gut den Verfall des Ackerbaues zuſchreiben können, da ſie nicht bloß von Manufacturwaaren, ſondern auch von rohen Landeserzeugniſſen erhoben wird.

Im Königreiche Neapel giebt es eine ähnliche Auflage, die bey jedem geſchloſſenen Contracte, alſo auch bey jedem Kaufcontracte, drey von jedem Hundert des Werthes eines Gegenſtandes, worüber contrahirt worden iſt, abfordert. Dieſe Auflage iſt indeß weniger ſchädlich, als die ſpaniſche: theils an ſich, weil ſie geringer iſt, theils weil ſie bey dem größern Theiſe der Städte und Kirchſpiele in ein jährlich zu bezahlendes Abfindungsquantum verwandelt wird. Wie jede Gemeinheit eine ſolche Summe von ihren Mitgliedern erheben ſolle, wird gemeiniglich ihr ſelbſt überlaſſen, und iſt alſo an verſchiedenen Orten ſehr verſchieden; gemeiniglich geſchieht es aber doch ſo, daß dadurch dem innern Verkehr des Orts keine Störung verurſacht wird.

Die ganz gleichförmige Art der Beſteuerung, die, bis auf wenige unbedeutende Ausnahmen, durch das ganze Königreich Großbritannien ſtatt findet, läßt den inländiſchen Handel, ſowohl den, der auf der Landſtraße, als den, welcher an den Küſten geführt wird, faſt gänzlich frey. Der erſtere iſt es vollkommen; und von einem Ende des Reichs bis zum andern können die meiſten Waaren hin und her geführet werden, ohne daß dazu irgend ein Erlaubnißſchein, oder ein Paſſagezettel nöthig iſt; ohne daß die königlichen Finanzbedienten die geringſte Nachfrage deßwegen halten, oder die Waaren viſitiren dürfen. Wenn es hiervon Ausnahmen giebt: ſo ſind deren doch nur wenige; und ſie ſind von der Art, daß ſie keinen wichtigen Zweig des inländiſchen Handels ſtören können. Güter, die nach der Küſte geführt werden, erfordern zwar in der That Certificate, oder ſogenannte coaſt-cockets. Indeß ſind doch, außer Steinkohlen, alle andere Waaren von Abgaben frey. Dieſe, durch die Gleichförmigkeit der Beſteuerung bewirkte Freyheit des innern Handels iſt vielleicht eine der vornehmſten Urſachen von dem blühenden Zuſtande Großbritanniens: indem jedes große Land ganz gewiß für die Waaren, welche deſſen Einwohner hervorbringen, der beſte und größte Markt iſt. Könnte aber dieſe Gleichförmigkeit, und mit ihr eine gleiche Freyheit, auch auf den Handel mit Irland und mit den Kolonien ausgedehnt werden: ſo würde wahrſcheinlich die Macht des Staats, und der Reichthum jeder ſeiner Theile noch größer werden, als beyde gegenwärtig ſind.

In Frankreich haben die verſchiedenen Provinzen auch verſchiedene Finanzgeſetze. In jeder ſind andere Auflagen, oder andere Erhebungsarten derſelben Auflagen. Dieß hat es nothwendig gemacht, daß nicht nur die Gränzen des Königreichs, ſondern auch die Gränzen faſt jeder Provinz mit Finanzbedienten und Aufſehern umgeben ſeyn müſſen, um entweder die Einfuhr gewiſſer Waaren von einer Provinz zu der andern gänzlich zu verhindern, oder von derſelben eine Abgabe einzufordern. Und was kann hieraus anders folgen, als eine merkliche Störung des innern Handels? Einige Provinzen haben die Erlaubniß, für die Salzſteuer jährlich ein Abfindungsquantum zu bezahlen. Andere ſind von ihr gänzlich befreyet. In dem größten Theile des Königreichs haben die Generalpächter den ausſchließenden Handel mit Tobak; aber in einigen wenigen Provinzen iſt er frey. Die Auflage, welche die Franzoſen les aides nennen, und welche mit der Acciſe *) in England übereinkömmt, iſt in der einen Provinz ganz von anderer Art, als in der andern. Einige Provinzen ſind davon ausgenommen, oder bezahlen dafür eine beſtimmte Summe. In denjenigen, wo ſie ſtatt findet und verpachtet iſt, giebt es noch viele örtliche Auflagen, die ſich nicht weiter, als auf die Einwohner einer einzelnen Stadt oder eines Bezirks erſtrecken. Die Auflage, welche unter dem Namen les Traites bekannt iſt, und ſich mit den engliſchen Zöllen (cuſtoms) vergleichen läßt, theilt das Königreich in drey große Theile ab. Der erſte derſelben, welcher dem Tarif von 1664 unterworfen iſt, begreift die Normandie, die Picardie, und die meiſten innern Provinzen des Reichs in ſich, — die zuſammen in dieſer Rückſicht die Provinzen der fünf

---

*) Les aides iſt eigentlich der Name einer Trankſteuer, obgleich auch andere Auflagen dazu geſchlagen ſind; und ſo iſt auch die erſte und vornehmſte Excise in England die auf Malz, Bier und Getränke überhaupt. A. d. U.

großen Verpachtungen heiſſen: (ein Name, der davon herkömmt, daß vor Zeiten die Zollabgaben in fünf große Zweige abgetheilt waren, wovon jeder beſonders verpachtet wurde, ob ſie gleich jetzt alle in eine einzige Generalpacht vereiniget ſind.) Der zweyte iſt dem Tarif von 1667 unterworfen, und die Provinzen, welche er unter ſich begreift, werden provinces réputées étrangères, (als fremd angeſehene Provinzen) genannt. Der dritte endlich, der aus dem Elſaß, den drey Bisthümern Metz, Toul und Verdün, und den drey Städten Dünkirchen, Bayonne und Marſeille beſteht, — zuſammen provinces d' etranger effectif *) genannt, — wird wirklich in Abſicht der Ein- und Ausfuhrzölle, wie ein fremdes Land behandelt. Sein Verkehr mit dem Auslande iſt völlig frey; ſein Verkehr mit den übrigen Provinzen Frankreichs iſt eben den Einſchränkungen und Auflagen unterworfen, womit der Handel mit fremden Staaten beſchwert iſt.

Sowohl in den Provinzen der fünf großen Verpachtungen, als in den für fremd gehaltenen Provinzen giebt es viele örtliche Auflagen, die nur einzelne Städte und Diſtricte betreffen. Einige dergleichen giebt es ſelbſt in den als wirklich fremd behandelten Provinzen, beſonders in der Stadt Marſeille. Es iſt unnöthig, hierbey noch zu erinnern, wie vielen Einſchränkungen des inneren Handels ein Land unterworfen ſeyn muß, deſſen Provinzen auf eine ſo ungleiche Weiſe in Abſicht der Auflagen behandelt werden, und welche

Men-

---

*) Man ſehe Necker de l' Adminiſtration des Finances en France. Tome II. p. 216. 217. — A. d. U.

Menge von Beamten nöthig iſt, um die Gränzen dieſer Provinzen zu bewachen.

Außer den allgemeinen Einſchränkungen, welche ein ſo verwickeltes Finanzſyſtem nothwendig gemacht hat, iſt der Handel mit Weine, — vielleicht nach dem Getreide dem wichtigſten Erzeugniſſe von Frankreich, — noch beſondern Einſchränkungen unterworfen, die davon herrühren, daß die Weinberge gewiſſer Provinzen und Bezirke beſonders haben begünſtigt werden ſollen. Man wird, glaube ich, finden, daß die Weine derjenigen Provinzen die berühmteſten ſind, in welchen die wenigſten Einſchränkungen dieſer Art ſtatt finden. Ohne Zweifel ermuntert der ausgebreitetere Markt, der ſolchen Provinzen offen ſteht, die Einwohner, ſowohl zur beſſern Cultur ihrer Weinberge, als auch zur nachmahligen ſorgfältigern Behandlung ihrer Weine.

Nicht Frankreich allein hat ſolche mannigfaltige und verwickelte Finanzgeſetze. Das kleine Herzogthum Mailand iſt in ſechs Provinzen, wovon jede ein eigenes Syſtem von Conſumtionsabgaben hat, — der noch kleinere Staat von Parma in drey oder vier getheilt. Unter einer ſo ungereimten Verwaltung konnten nur Länder von dieſer Fruchtbarkeit und unter einem ſo glücklichen Himmelsſtriche, vor der äußerſten Verarmung bewahrt bleiben.

Dieſe Auflagen auf Gegenſtände der Conſumtion können entweder verwaltet, das heißt, von Beamten erhoben werden, die von der Regierung angeſetzt ſind, und dieſer Rechnung ablegen müſſen. In dieſem

Falle werden die Einkünfte des Staats in verſchiedenen Jahren verſchieden ſeyn, nachdem die Auflagen, wegen allerley Urſachen, bald mehr bald weniger einbringen. Oder ſie werden für eine beſtimmte Summe verpachtet; wo dann der Pachter zwar die Verbintlichkeit auf ſich hat, die Auflage auf die in den Geſetzen beſtimmte Weiſe zu erheben: wo ihm aber doch erlaubt wird, die Einnahme-Officianten ſelbſt zu beſtellen, und über ſie die unmittelbare Aufſicht zu führen. Die Verpachtung kann nie die beſte und wohlfeilſte Art ſeyn, eine Auflage zu erheben. Außer allen den Summen, die zu Bezahlung der Pachtrente, zu Beſoldung der Bedienten, und zu Beſtreitung der ſämmtlichen Erhebungskoſten erfordert werden, muß der Pachter von dem Ertrage der Auflagen wenigſtens einen Gewinnſt ziehen, der den Vorſchüſſen, die er thut, der Gefahr, die er läuft, der Mühe, die er übernimmt, und der Kenntniß und Geſchicklichkeit, welche zu dem Geſchäfte erfordert werden, angemeſſen iſt. Wenigſtens dieſer Gewinnſt, der gemeiniglich übermäßig groß iſt, wird von einem Staate, der ſeine Auflagen unter Verwaltung ſetzt, oder ſie durch ſeine eigenen Beamten ſelbſt einhebt, erſpart. Wer irgend einen beträchtlichen Zweig der Staatseinkünfte pachten will, muß entweder große Kapitalien, oder großen Credit haben. Dieſer Umſtand allein ſchränkt die Mitbewerbung, in Abſicht einer ſolchen Unternehmung, auf eine ſehr kleine Anzahl von Perſonen ein. Von den wenigen, die Geld, oder Credit genug dazu haben, iſt eine noch kleinere Anzahl mit der nöthigen Kenntniß und Erfahrung verſehen; und dieß iſt ein zweyter Umſtand, der die

Mitbewerbung noch mehr einſchränkt. Die ſehr wenigen, welche im Stande ſind dieſes Geſchäfte zu übernehmen, finden es ihrem Vortheil gemäßer, ſich mit einander zu vereinigen, als ſich einander zu überbiethen; — gemäßer in Geſellſchaft, als in Concurrenz mit einander zu treten; daher denn, wenn die Verſteigerung des Pachts eröffnet wird, das Geboth der Pächter immer weit hinter dem wahren Ertrage der Auflagen zurückbleibt.

Die Pächter der öffentlichen Einkünfte gehören in allen Ländern, wo ſolche Verpachtungen ſtatt finden, unter die reichſte Klaſſe der Einwohner. Schon dieſer Reichthum allein wäre im Stande, den öffentlichen Unwillen gegen ſie zu erwecken. Aber die Eitelkeit, welche gemeiniglich ſolche ſchnell erworbene Reichthümer begleitet, die thörichte Prahlerey, mit welcher ihre Beſitzer dieſelben zur Schau auslegen, reitzen jenen Unwillen in einem noch weit höhern Grade.

Ein Pachter der öffentlichen Einkünfte findet nie die Strafgeſetze gegen die, welche der Bezahlung einer Auflage auszuweichen ſuchen, zu ſtrenge. Er hat kein Gefühl für das Schickſal, kein Mitleiden mit der Noth der Contribuenten. Dieſe ſind nicht ſeine Unterthanen. Und wenn ſie, den Tag darauf, nachdem ſein Pacht geendigt iſt, alle mit einander bankerott würden: ſo würde dieß nicht den mindeſten Einfluß auf ihn haben.

In den Fällen, wo die Bedürfniſſe des Staates die größten ſind, wo alſo auch natürlicher Weiſe der

Landesherr um die genaue Bezahlung der Auflagen am beſorgteſten iſt, unterlaſſen die Pächter ſelten vorzugeben, daß ohne ſtrengere Geſetze gegen die nachläßigen oder untreuen Bezahler, als die bisherigen waren, ſie auch den bisher gewöhnlichen Pacht zu zahlen nicht im Stande ſeyn würden. In dieſen Augenblicken dringender Noth iſt es nicht möglich, mit ihnen über ihre Forderungen zu ſtreiten. Daher werden die Finanzgeſetze ſtufenweiſe immer ſtrenger und ſtrenger. Die grauſamſten werden immer in Ländern gefunden, wo die meiſten Staatseinkünfte **verpachtet** ſind; die mildeſten in denen, wo ſie unmittelbar unter der Aufſicht des Landesherrn ſtehen, oder **verwaltet** werden. Selbſt ein ſchlechter Regent fühlt mehr Mitleiden gegen ſeine Unterthanen, als dieſe von den Pächtern ſeiner Einkünfte erwarten können. Der Regent weiß, daß die bleibende Größe ſeiner Familie von der Wohlhabenheit ſeines Volks abhängt; und er wird alſo ſchwerlich dieſe Wohlhabenheit um eines perſönlichen und augenblicklichen Vortheils willen, wiſſentlich untergraben. Ganz anders iſt es mit den Pächtern der Staatseinkünfte beſchaffen. Die Größe ihrer Familien und ihrer Nachkommen kann oft in dem Ruine des Landes, und nicht in deſſen Flor, ihren Urſprung nehmen.

Zuweilen hat der Staatspächter, für die von ihm bezahlte jährliche Summe nicht bloß den Ertrag der Auflage auf die beſteuerte Waare, ſondern auch den Alleinhandel mit derſelben zu genießen. In Frankreich werden die Salz- und Tobacksſteuern auf dieſe Art erhoben. Alsdann zieht der Pachter einen zweyfachen ungeheuern Gewinn vom Volke: einen, als

Pachter der Auflage, und einen, als Monopoliſt. Tobak iſt eine Waare des Luxus; und jeder kann, nach ſeinem Wohlgefallen, den Ankauf derſelben machen oder unterlaſſen. Aber Salz gehört unter die Nothwendigkeiten des Lebens; und jedermann iſt verbunden, dem Pachter eine gewiſſe Quantität davon abzukaufen: weil er, im Unterlaſſungsfalle, in Verdacht kömmt, ſich Salz von Schleichhändlern angeſchafft zu haben. Die Auflagen auf beyde Gegenſtände ſind ausſchweiſend groß. Die Verſuchung zum Schleichhandel iſt daher für viele Leute unwiderſtehlich. Und doch iſt zu gleicher Zeit, die Strenge der Geſetze und die Wachſamkeit der Beamten des Pachters ſo groß, daß diejenigen beynahe gewiß ſich ihren Untergang zubereiten, welche dieſer Verſuchung nachgeben. Der Schleichhandel mit Salz und Tobak ſchickt jedes Jahr etliche hundert Menſchen in Frankreich auf die Galeeren: diejenigen ungerechnet, welche er an den Galgen bringt.

Allerdings verſchaffen dieſe Auflagen, auf dieſe Art eingehoben, der Regierung eine ſehr anſehnliche Einnahme. Im Jahr 1767 war der Tobak in Frankreich für 22,541,278, und das Salz für 36,492,404 Livres des Jahres verpachtet. Beyde Pächte ſollten mit 1768 angehen, und ſechs Jahre dauern. Gleichwohl kann dieſe Erhebungsmethode von niemandem gebilliget werden, außer von denen, welche das Blut und das Mark der Völker für nichts achten, wenn dadurch nur die Einkünfte des Fürſten vermehrt werden. — Auch in den öſterreichiſchen und preußiſchen Ländern, und den meiſten italieniſchen Staaten, ſind Salz und Tobak Gegenſtände ähnlicher Steuern und Monopolien.

In Frankreich entſpringen gegenwärtig (im Jahr 1784) die Staatseinkünfte, aus acht verſchiedenen Quellen: der Taille oder Grundſteuer, der Kapitation oder der Kopfſteuer, den beyden Vingtiemes oder den zwanzigſten Pfennigen, aus der Salzſteuer, den Aides oder der Acciſe und Trankſteuer, den Traites oder Zöllen, aus den königlichen Domainen, und aus dem Tobakspachte. Die fünf letztern Auflagen ſind in dem größern Theile der Provinzen verpachtet. Die drey erſtern ſtehen unter einer Verwaltung, und werden unter der unmittelbaren leitung und Aufſicht der Regierung eingehoben. Es wird allgemein anerkannt, daß dieſe drey, nach Verhältniſſe deſſen, was ſie dem Volke abnehmen, dem Staate weit mehr einbringen, als jene fünfe, deren Verwaltung weit koſtbarer und für den Unterthan weit unterdrückender iſt.

Die franzöſiſchen Finanzen ſcheinen in ihrem dermahligen Zuſtande drey großer Verbeſſerungen fähig zu ſeyn.

Erſtlich: wenn die Taille und die Kapitation abgeſchafft, und dafür die Anzahl der Vingtiemes oder der zwanzigſten Pfennige bis ſo weit erhöhet würde, daß ihr Ertrag allein dem jetzigen Ertrage von allen drey Auflagen zuſammen genommen gleich wäre: ſo würden die Erhebungskoſten dadurch merklich vermindert, und die Plackereyen, die jetzt der gemeine Mann von den Einnehmern der Taille und der Kopfſteuer leidet, gänzlich verhütet werden; ohne daß deßhalb die höhern Stände mehr belaſtet würden, als ſie es größtentheils ſchon jetzt ſind. Der zwanzigſte Pfennig in Frankreich iſt, wie ich ſchon bemerkt habe, eine Abgabe, die der engliſchen Landtaxe ſehr gleich kömmt. Die Bezahlung der Taille fällt, wie jetzt allgemein anerkannt wird, zuletzt den Eigenthümern von Grund und Boden zur Laſt. Und da der größte Theil der Kopfſteuer auf der Klaſſe liegt, welche die Taille bezahlt, und von jedem nach einem gewiſſen Verhältniſſe ſeines Beytrages zu dieſer letzten Steuer eingefordert wird: ſo müſſen auch von dieſer Kopfſteuer die Grundeigenthümer größtentheils die letzten Bezahler ſeyn. Wenn alſo auch der Vingtiemes ſo viele aufgelegt würden, daß ſie eben das einbrächten, was jetzt die Vingtiemes, die Kopfſteuer und die Taille zuſammengenommen einbringen: ſo würde dieſes doch die Laſten der höhern Stände nur wenig vermehren. Einzelne Perſonen würden freylich dabey verlieren: weil jetzt die Taille auf die verſchiedenen Güter und Perſonen ſo äußerſt ungleich vertheilt iſt, und dann gleich vertheilt werden würde. — Und gerade iſt es das Intereſſe und die Widerſetzung der in dem bisherigen Syſteme mit Unrecht begünſtigten Perſonen, welche dieſe und jede andere ähnliche Reform bisher immer hintertrieben haben. — Zweytens: wenn man die Salzſteuer, die Aides (Trankſteuer) und Acciſe, die Traites oder Zölle, die Auflage auf Tobak, und alle andere Arten von Zoll und Acciſe im ganzen Königreiche gleich und einförmig machte: ſo würden ſie ſämmtlich mit weniger Aufwand erhoben werden, und den innern Landhandel eben ſo frey laſſen, als dieſer in England iſt. Endlich drittens: wenn alle dieſe Auflagen, anſtatt verpachtet zu werden, verwaltet würden, ſo kämen die unmäßigen Gewinnſte der Staatspächter den Einkünften des Staats zu Gute. Wahrſcheinlich wird das Privatintereſſe einzelner Perſonen eben ſo wirkſam ſeyn, dieſe beyden letztern Arten der Reform zu verhindern, als ſie es geweſen iſt, die zuerſt gedachte Art derſelben zu hintertreiben.

Im ganzen ſcheint das engliſche Finanz- und Beſteuerungsſyſtem dem franzöſiſchen weit vorzuziehen zu ſeyn. In England werden von acht Millionen Einwohnern jährlich zehn Millionen Pfund Sterling erhoben, ohne daß irgend eine Klaſſe über eigentliche Unterdrückung zu klagen hätte. Frankreich, mit Einſchluß der Provinzen Lothringen und Bar, enthält nach den vom Abt Expilly geſammelten Thatſachen, und den von dem Verfaſſer des **Verſuches über den Getreidehandel und die Getreidepolizey** gemachten Beobachtungen, ungefähr drey und zwanzig bis vier und zwanzig Millionen Menſchen; alſo das Dreyfache der Volksmenge von Großbritannien. Boden und Klima iſt in Frankreich beſſer, als in Großbritannien. Jenes Land iſt ſchon ſeit längerer Zeit angebauet. Es iſt daher mit allen den Dingen, die lange Zeit brauchen, wenn ſie von einer Nation zu Stande gebracht werden, oder ſich in ihr anhäufen ſollen, als großen Städten, wohlgebaueten und bequemen Häuſern, in den Städten ſowohl als auf dem Lande, reichlicher verſehen. Bey ſo vielen Vortheilen ſollte man erwarten, daß in Frankreich dreyßig Millionen mit eben ſo weniger Unbequemlichkeit, zur Unterſtützung des Staats aufgebracht werden könnten, als zehn Millionen in Großbritannien.

Nun war in den Jahren 1765 und 1766, nach den beſten Nachrichten, die ich habe bekommen können — ob ſie gleich immer noch, ich geſtehe es, ſehr unvollkommen ſind — das geſammte Einkommen des franzöſiſchen Staatsſchatzes zwiſchen dreyhundert und acht, und dreyhundert und fünf und zwanzig Millionen, das heißt, noch nicht funfzehn Millionen Pfund Sterling; alſo noch nicht die Hälfte von dem, was nach der Anzahl der Einwohner Frankreichs — hätten ſie mit den großbritanniſchen gleiche Abgaben bezahlt — wäre zu erwarten geweſen. Und doch iſt darüber nur Eine Stimme, daß das franzöſiſche Volk von Auflagen weit mehr, als das engliſche Volk gedrückt wird.

In Holland, ſagt man, haben die hohen Abgaben auf Lebensmittel, die Manufacturen zu Grunde gerichtet, und werden, wenn die Sache ſo fortgeht, auch noch die Fiſchereyen und den Schiffsbau zu Grunde richten. Die Auflagen auf Lebensmittel ſind in Großbritannien unbeträchtlich; und keine Manufactur iſt noch bisher durch ſie zu Grunde gerichtet worden. Die brittiſchen Auflagen, welche die Manufacturen am härteſten drücken, ſind die auf die Einfuhr gewiſſer roher Materialien, beſonders auf die Einfuhr der rohen Seide. Es ſollen indeß die Einkünfte der Generalſtaaten, und die der einzelnen Provinzen und Städte zuſammengerechnet auf mehr als 5,250,000 Pfund Sterling ſteigen. Und da die Volksmenge in den vereinigten Provinzen ſchwerlich mehr, als einen dritten Theil der brittiſchen ausmacht: ſo müſſen ihre Einwohner weit ſtärker, als die großbritanniſchen belaſtet ſeyn.

Wenn alle ſchicklichen Gegenſtände der Beſteuerung erſchöpft ſind, und der Staat doch in Nothfällen neue Hülfsquellen nöthig hat: ſo iſt es unvermeidlich, daß auch auf unſchickliche Gegenſtände Steuern gelegt werden. Daß alſo in Holland die Lebensmittel mit Auflagen beſchwert ſind, iſt kein Beweis von Mangel an Weisheit in dieſem Freyſtaate, ſondern eine Folge der koſtſpieligen Kriege, in welche er verwickelt geweſen iſt, und die ihn, aller ſeiner Sparſamkeit und Sorgfalt ungeachtet, genöthiget haben, große Schulden zu machen. Ueberdieß bedürfen die beyden, in ihrer Lage einzigen Länder, Holland und Seeland, auch bloß zu Erhaltung ihres Daſeyns, zu Sicherung deſſelben gegen die Angriffe des Meeres, welches immer ſie zu verſchlingen drohet, einen gewaltigen Aufwand, der nicht wenig beygetragen hat, die Laſt der Auflagen für beyde Provinzen zu vermehren. Was im übrigen die gegenwärtige Größe Hollands am meiſten zu unterſtützen ſcheint, iſt ſeine republikaniſche Regierungsform. Vermöge derſelben haben die Eigenthümer der großen Geldkapitalien, die reichen Kaufmannsfamilien, entweder einen unmittelbaren Antheil an der Regierung, oder einen mittelbaren Einfluß auf dieſelbe. Um dieſes Anſehens willen, deſſen ſie genießen, bleiben ſie gerne in dieſem Lande; obgleich daſelbſt ihre Gelder, wenn ſie ſie ſelbſt anlegen, ihnen weniger Gewinnſt — und wenn ſie ſie ausleihen, ihnen weniger Zinſen bringen, als ſie anderswo erhalten könnten; und ob ſie gleich überdieß mit eben den Einkünften, hier weniger von den Nothwendigkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens erkaufen können, als in irgend einem Lande von Europa dafür zu haben wäre.

Der Aufenthalt ſo vieler reichen Leute, hält, aller andern nachtheiligen Umſtände ungeachtet, doch Hollands Gewerbfleiß noch in einem gewiſſen Grade aufrecht. Sollte irgend ein öffentliches Unglück die republikaniſche Regierungsform der Niederlande zerſtören, und die ganze Staatsverwaltung in die Hände des Adels und des Militärs bringen — wodurch zu gleicher Zeit die Wichtigkeit dieſer reichen Kaufleute gänzlich vernichtet werden müßte: — ſo würden dieſe gar bald abgeneigt werden, in einem Lande ferner zu leben, in welchem ſie nicht mehr, wie zuvor, geachtet wären. Sie würden dann nicht ſäumen, ihren Aufenthalt nach andern Ländern zu verlegen, und ihre Kapitalien mit ſich dorthin zu ziehen. Und mit ihnen würde der durch ihr Geld unterſtützte und genährte Handel und Gewerbfleiß Hollands zugleich auswandern.

Drittes Kapitel.

Von Staatsſchulden.

Ich habe in dem dritten Buche dieſer Unterſuchung zu zeigen geſucht, daß in dem erſten rohen Zuſtande der Geſellſchafft, in welchem weder Handel noch Manufacturen vorhanden, — und diejenigen Aufwand verurſachenden Gegenſtände des Genuſſes, oder des Schmuckes, welche von beyden erſt herbeygeſchafft werden, gänzlich unbekannt ſind, reiche Leute von ihren Einkünften keinen andern Gebrauch zu machen im

Stande ſind, als diejenige Anzahl von Menſchen, welche von denſelben ernährt werden können, wirklich damit zu unterhalten. Man kann zwar mit Recht ſagen, daß zu allen Zeiten das Einkommen eines Menſchen der Quantität von Lebensmitteln gleich ſey, über die er dadurch gebiethen kann. Aber in jenem rohen Zuſtande werden die Einkünfte der Reichen ihnen wirklich in nichts anderm, als in großen Quantitäten dieſer Nothwendigkeiten des Lebens, in rohen und einfachen Materialien zur Ernährung oder zur Kleidung, in Getreide und Vieh, in Wolle und rohen Häuten, bezahlt. Wenn nun der Handel und die Manufacturen dem Reichen, für das, was er an dieſen Materialien überflüßig hat, und ſelbſt nicht braucht, nichts anbiethen, was er dagegen eintauſchen könnte: ſo kann er mit dieſem Ueberſchuſſe nichts anders anfangen, als daß er ſo viele Menſchen davon ernähre und kleide, als ſich davon ernähren und kleiden laſſen. In dieſer Lage der Dinge alſo, iſt Gaſtfreyheit, aber ohne Luxus, — und Freygebigkeit, aber ohne Pracht, der vornehmſte Aufwand des Reichen und Großen. — Doch dieſer Aufwand iſt, wie ich in dem nehmlichen Buche zu zeigen geſucht habe, ſelten im Stande, die Perſonen welche ihn machen zu Grunde zu richten. Von den Vergnügungen, welche ein Menſch allein für ſich genießt, iſt vielleicht keine ſo unbedeutend und geringfügig, welche nicht zuweilen auch vernünftige Leute zu Grunde gerichtet hätte. Eine Leidenſchaft für Hahnengefechte, zum Beyſpiele, hat ſchon manchen zum armen Manne gemacht. Aber ſich durch Gaſtfreyheit, oder Freygebigkeit der oben gedachten Art um ſein Vermögen zu bringen, iſt, glaube ich, ein ſeltner Fall: ſo häufig auch der Fall iſt, daß die mit dem Luxus verbundene Gaſtfreyheit, und die Freygebigkeit, welche aus der Prachtliebe entſteht, dieſe Wirkung hervorbringt. Wie wenig, in jenen Zeiten der Feudalregierung, die Reichen über ihre Einkünfte zu verthun gewohnt waren, beweiſet der Umſtand, daß die Güter und Herrſchaften ſo lange bey einer Familie blieben. Die Gaſtfreyheit jener alten Landedelleute mag uns jetzt bäueriſch, und ihre geſellſchaftlichen Vergnügungen mögen uns wild und ausſchweifend vorkommen; wir mögen glauben, daß bey einer ſolchen Lebensart diejenigen Ordnung nicht ſtatt fand, welche wir jetzt als unzertrennlich von einer guten Haushaltung anſehen. Aber immer bleibt es wahr, daß ſie nüchterner, ſparſamer und wirthſchaftlicher, als wir, waren, weil ſie ſelten ſo viel verthaten, als ſie einnahmen. Von ihrer Wolle und ihren rohen Häuten konnten ſie gemeiniglich einen Theil für baares Geld verkaufen. Und dieſes Geld wandten ſie zum Theil auf den Ankauf der wenigen Pracht- und Luxuswaaren, welche das Zeitalter darboth; zum Theil legten ſie es bey Seite, um zu ſammeln. Und was wollten ſie auch anders mit dem erſparten Gelde anfangen, als es aufzuhäufen? Handel oder Gewerbe zu treiben, war für einen Edelmann unanſtändig; und ſein Geld auf Zinſen auszuleihen, war es noch weit mehr, da die Geſetze es ſelbſt verbothen, und die öffentliche Meinung den Begriff von Wucher damit verknüpfte. Ueberdieß war es in jenen Zeiten der Unordnung und der Gewaltthätigkeit ſehr ſchicklich, einen Schatz von baarem Gelde liegen zu haben, um in dem Falle, da man aus ſeinem Hauſe vertrieben würde, damit nach einem Orte der Sicherheit auswandern zu können. Eben dieſe Furcht vor Gewaltthätigkeiten, welche es ſchicklich machte, einen Schatz zu ſammeln, machte es auch ſchicklich, ihn zu verbergen. Die Menge der **gefundenen Schätze**, von welchen die Geſchichten der damahligen Zeiten reden, beweiſet, wie gewöhnlich es ſeyn mußte, ſowohl anſehnliche Geldſummen aufzuhäufen, und ungebraucht liegen zu laſſen, als ſie zu verheimlichen. Man ſahe damahls das Recht der Landesherren, alle in ihrem Gebiethe **gefundenen Schätze**, deren Eigenthümer unbekannt waren, ſich zuzueignen, als eine Quelle beträchtlicher Einkünfte für ſie an. Heut zu Tage würden alle in der Zeit eines Jahres durch ganz Großbritannien gefundenen Schätze, ſelbſt für einen wohlhabenden Edelmann nicht mehr einen wichtigen Zweig ſeines Einkommens ausmachen.

Dieſelbe Neigung zu ſparen und aufzuhäufen herrſchte bey den Fürſten, wie bey den Unterthanen. Ich habe ſchon im vierten Buche bemerkt, daß bey Völkern, denen Handel und Manufacturen wenig bekannt ſind, der Landesherr in einer Lage iſt, die ihn natürlicher Weiſe zur Sparſamkeit geneigt macht; und Sparſamkeit iſt die Mutter des Geldſammelns. In dieſem Zuſtande der Dinge kann ſelbſt die Hofhaltung eines Fürſten nicht diejenige Pracht und Eleganz haben, welche viel Aufwand erfordert. Die Unwiſſenheit der Zeiten und die Unvollkommenheit der Künſte macht, daß viele der Gegenſtände, welche jene Pracht und Eleganz ausmachen ſollten, noch gar nicht bekannt und vorhanden ſind. Stehende Armeen ſind zu einer ſolchen

Zeit auch noch nicht nothwendig. Der Landesherr kann alſo alsdann ſeine Einkünfte durch keinen andern Aufwand verthun, als wodurch der Landedelmann die ſeinigen verthut, durch Gaſtfreyheit gegen die Menſchen, welche um ſeine Perſon ſind, und durch Freygebigkeit gegen die, welche auf ſeinem Grund und Boden wohnen. Nun verleiten aber Gaſtfreyheit und Freygebigkeit den Menſchen ſelten zur Verſchwendung: Eitelkeit hingegen verleitet ihn ſehr oft dazu. Die Folge hiervon war, daß, wie ich ſchon bemerkt habe, in alten Zeiten faſt jeder europäiſche Fürſt einen Schatz beſaß. Noch itzt, ſagt man, hat jedes tartariſche Oberhaupt den ſeinigen.

In einem handelnden Staate, der mit jeder Art theurer Luxuswaaren angefüllt iſt, wird der Landesherr eben ſowohl, als die großen Gutsbeſitzer ſeines Landes, gereizt, einen beträchtlichen Theil ſeiner Einkünfte auf den Ankauf dieſer Luxuswaaren anzuwenden. Sein eigenes Land und die benachbarten Länder verſorgen ihn reichlich mit allem dem theuern Spielzeuge, durch welches ſein Hof den ſo unbedeutenden Vorzug erhält, glänzend zu ſeyn. Um ſich einen, der Art nach ähnlichen, obgleich dem Grade nach geringern Glanz zu verſchaffen, verabſchieden die Adelichen ihr Gefolge, machen ihre Vaſallen unabhängig, und werden nach und nach eben ſo unbedeutende Staatsglieder, als die reichen Bürger in den Städten. Dieſelben kleinlichen Leidenſchaften, welche den Adel hierbey regieren, haben auch auf den Landesherrn Einfluß. Wie läßt es ſich auch denken, daß er der einzige reiche Mann in ſeinem Staate ſeyn ſollte, der gegen Vergnügungen der Art unempfindlich wäre? Wenn er auch nicht, — welches doch ſehr zu vermuthen iſt, — auf dieſe Vergnügungen einen ſo großen Theil ſeiner Einkünfte verwendet, daß dadurch die Vertheidigungskräfte des Staats geſchwächt werden: ſo wird er wenigſtens alles, was nach Abzug der Vertheidigungskoſten von ſeinen Einkünften übrig bleibt, darauf anwenden. Nun wird alſo ſeine gewöhnliche Ausgabe anfangen, ſeiner gewöhnlichen Einnahme gleich zu werden: Glück genug, wenn jene dieſe von nun an nicht überſteiget. Daß der Landesherr Schätze ſammle, kann in dieſer Lage nicht mehr erwartet werden; und wenn alſo außerordentliche Vorfälle außerordentliche Ausgaben von ihm fordern: ſo wird er genöthigt ſeyn, ſeine Unterthanen um außerordentliche Hülfe anzuſprechen. Der König von Preußen (Friedrich der zweyte) und ſein Vater ſind die einzigen großen Fürſten in Europa, die ſeit Heinrichs des vierten Tode, das heißt, ſeit 1610 einen beträchtlichen Schatz geſammelt haben.

Die republikaniſchen Staaten haben in dieſer Abſicht vor den monarchiſchen wenig voraus. Die Sparſamkeit, welche zum Sammeln führt, iſt bey jenen ſo ſelten, als bey dieſen geworden. Die italieniſchen Freyſtaaten, die vereinigten Niederlande, ſtecken alle in Schulden. Der Canton Bern iſt die einzige Republik in Europa, die einen beträchtlichen Schatz geſammelt hat. Die andern Schweitzer-Cantone haben keinen. Der Geſchmack an irgend einer Art von Glanz, — wenigſtens der an prachtvollen öffentlichen Gebäuden und Verzierungen — herrſcht oft eben ſo ſtark unter dem

dem ſcheinbar eingezogenen und einfach lebenden Senatoren einer kleinen Republik, als an dem geräuſchvollen und üppigen Hofe des größten Königs.

Wenn es in Zeiten des Friedens einer Regierung an Sparſamkeit mangelt: ſo iſt ſie in Kriegszeiten gewiß genöthiget, Schulden zu machen. Der Schatz hat dann bey Eröffnung des Krieges nicht mehr Geld, als zu den gewöhnlichen Ausgaben der friedlichen Staatsverwaltung nothwendig iſt. Und doch wird nunmehr zur Vertheidigung des Staats ein drey- bis viermahl größerer Aufwand erfodert; und es wäre alſo auch eine drey- bis viermahl größere Einnahme nöthig. Wenn man auch den Fall ſetzt, welcher doch ſehr ſelten iſt, daß der Landesherr die Mittel in Händen hätte, ſeine Einkünfte unmittelbar nach dem Verhältniſſe ſeiner vermehrten Ausgabe zu vermehren: ſo würde doch der Ertrag der neuen Auflagen, von welchen dieſe neuen Einkünfte gezogen werden müßten, erſt zehn, bis zwölf Monate, nachdem ſie aufgelegt worden ſind, in die Staatscaſſe fließen. Nun gehen aber die durch einen Krieg vermehrten Ausgaben, von dem Augenblicke an, da derſelbe ſeinen Anfang nimmt, oder vielmehr von dem, wo er befürchtet wird. Von dieſem Augenblicke an muß das Kriegsheer vermehrt, die Flotte ausgerüſtet, die Feſtungen müſſen in Vertheidigungsſtand geſetzt, — und Armeen, Flotten und Feſtungen müſſen mit Waffen, Ammunition und Lebensmitteln verſehen werden. Alle dieſe großen Ausgaben müſſen in dem Augenblicke gemacht werden, da die Gefahr eintritt; und um ſie zu beſtreiten, kann man nicht auf das Geld warten, welches langſam und nach und nach von den neuen Auflagen einkommen wird. Was bleibt unter ſolchen Umſtänden der Regierung für ein anderes Hülfsmittel übrig, als zu borgen?

Eben derſelbe Zuſtand der Geſellſchaft aber, — eben dieſe in ihr blühenden Manufacturen und Handel, welche vermöge der Verknüpfung moraliſcher Urſachen und Wirkungen, die Regierung in die Nothwendigkeit ſetzten, zu borgen, ſetzen auch die Unterthanen in den Stand, und machen ſie geneigt, der Regierung zu leihen. Eben die Urſache, welche die Verlegenheit hervorbrachte, trägt auch bey, ihr leichter abzuhelfen.

Ein Land, worin es viele Kaufleute und Manufacturiſten giebt, hat auch eine zahlreiche Klaſſe von Leuten, durch deren Hände ſowohl ihre eigenen Kapitalien, als die Kapitalien vieler andern, — die ihnen entweder Geld leihen, oder Waaren anvertrauen, — weit öfter hindurch gehen, als die Einkünfte eines, ohne Gewerbe oder Handelsgeſchäfte, bloß von ſeinen Renten lebenden Mannes, durch ſeine Hände gehen. Dieſes letztere geſchieht gewöhnlicher Weiſe des Jahres nicht mehr, als einmahl. Bey einem Kaufmanne hingegen, deſſen Gewerbe etwas lebhaft iſt, und deſſen Zahlungen ſchnell einkommen, geht ſein eigenes ſowohl, als das von ihm aufgenommene Kapital zwey, drey bis viermahl des Jahres durch ſeine Hände. Ein mit Kaufleuten und Manufacturiſten angefülltes Land hat alſo nothwendig eine zahlreiche Klaſſe von Leuten, die zu jeder Zeit baares Geld in den Händen haben, und daher der Regierung, wenn ſie wollen, anſehnliche Summen vorſchießen können.

Handel und Manufacturen können in einem Lande ſelten lange blühen, wenn darin nicht die Rechtspflege ordentlich eingerichtet, das Eigenthum der Einwohner geſichert iſt, die redliche Erfüllung der Verträge durch Geſetze aufrecht erhalten wird, und die Macht des Staats jeden Schuldner, der im Stande iſt zu bezahlen, auch wirklich zum Bezahlen anhält — mit einem Worte, wenn nicht der Bürger einen gewiſſen Grad von Vertrauen zu der Gerechtigkeit ſeiner Regierung hat. Eben dieſe gute Meinung von der Regierung nun, welche, in dem gewöhnlichen Laufe des Handels, Kaufleute und Manufacturiſten geneigt macht, ihr Eigenthum dem Schutze dieſer Regierung anzuvertrauen, macht ſie, in außerordentlichen Fällen, auch geneigt, ihr den Gebrauch ihres Eigenthums zuzugeſtehen. Auch vermindern ſie, durch dieſe Darlehne an die Regierung, ihre Fähigkeit ihren eigenen Handel, oder ihre Manufactur fortzutreiben, ſo wenig: daß ſie ſie vielmehr oft dadurch vermehren. Durch die Verlegenheiten, in welchen die Regierungen Geld zu borgen pflegen, werden ſie gemeiniglich genöthigt, den Verleihern ſehr vortheilhafte Bedingungen zuzugeſtehen. — Die Schuldverſchreibungen, welche der Staat ſeinem urſprünglichen Gläubiger giebt, werden des Uebertragens an jeden andern Inhaber fähig gemacht: und gelten, wenn ſich die Gerechtigkeit der Regierung allgemeines Zutrauen erworben hat, auf dem Markte mehr, als wofür ſie urſprünglich waren ausgegeben worden. Der Kaufmann und der geldreiche Mann machen Geld, indem ſie der

Regierung Geld borgen; und ſie vermehren ihr Kapital, anſtatt es zu vermindern. Sie ſehen es daher gemeiniglich als eine Begünſtigung an, wenn ſie bey einem neuen Darlehen, unter den erſten Subſcribenten einen Platz erhalten. — Und hierin liegt alſo der Grund von der Bereitwilligkeit, mit welcher, in einem Handelsſtaate, die Unterthanen der Regierung Geld vorſchießen.

Von der andern Seite iſt die Regierung eines ſolchen Staats ſehr geneigt, ſich auf das Vermögen und die Bereitwilligkeit ihrer Unterthanen, ihr, bey außerordentlichen Gelegenheiten, Geld zu leihen, zu verlaſſen. Und weil ſie vorausſieht, daß es ihr leicht fallen wird, zu borgen: ſo hält ſie ſich um deſto weniger verpflichtet, zu ſammeln.

Bey einer noch uncultivirten Geſellſchaft, giebt es weder große Kapitalien, die im Handel, noch ſolche, die in Manufacturen angelegt wären. Wenn einzelne Perſonen Geld ſammeln: ſo verbergen ſie es, weil ſie der Gerechtigkeit, oder der Rechtspflege des Staats nicht trauen, und fürchten, daß ihnen ihre Schätze gar bald würden geraubt werden, wenn man wüßte, daß ſie deren hätten, und wo ſie ſie hätten. Unter ſolchen Umſtänden wird gewiß niemand, oder eine ſehr geringe Anzahl vermögend ſeyn, der Regierung in Nothfällen Geld vorzuſtrecken. Der Landesherr ſieht alſo ein, daß er durch Sparen und Sammeln für ſolche Nothfälle zum voraus ſorgen müſſe, da er nicht hoffen darf, wenn ſie eintreten, ſich durch Borgen helfen zu können. Dieſe

Vorausſetzung verſtärkt noch bey ihm die in ſeiner Lage ſchon ſonſt ſo natürliche Sparſamkeit.

Der Weg, auf welchem die großen Nationen in Europa zu den ungeheuern Schulden gekommen ſind, durch die ſie ſchon jetzt gedrückt, und von welchen ſie in der Folge werden zu Grunde gerichtet werden, iſt bey allen ziemlich einer und derſelbe geweſen. Völker haben ſo, wie einzelne Perſonen damit angefangen, auf ihren Privatcredit zu borgen, ohne irgend einen beſondern Fond zur Bezahlung der Schuld anzuweiſen, oder zu verpfänden; und erſt, nachdem ihnen dieſe Hülfsquelle verſagt wurde, bequemten ſie ſich, für die empfangenen Darlehne durch Hypotheken, — oder Anweiſung beſtimmter Fonds, woraus ſie wieder bezahlt werden können — Sicherheit zu ſtellen.

Das was in Großbritannien die **nicht fundirte Staatsſchuld** genannt wird, iſt auf jene erſte Weiſe aufgenommen worden. Sie beſtehet theils aus einer Schuld, die keine Zinſen trägt, oder doch dafür angeſehen wird, als trüge ſie keine, — und die alſo den **Buchſchulden** eines Kaufmanns ähnlich iſt; theils aus einer Schuld, welche Zinſen trägt, und alſo mit den Schulden, die ein Privatmann, durch Wechſelbriefe, oder bloße Verſchreibungen macht, verglichen werden kann. Von der erſten Art ſind 1) die Summen, welche der Staat für außerordentliche Dienſte, zu deren Leiſtung er entweder nicht zum voraus Anſtalten gemacht, oder die er doch, zur Zeit, da ſie ihm geleiſtet wurden, wirklich nicht bezahlt hat, ſchuldig iſt, — 2) ein Theil der außerordentlichen Ausgaben für die

Armee, Flotte und Artillerie; 3) die Rückſtände von den an fremde Mächte zu zahlenden Subſidien, von dem Solde der Truppen u. ſ. w. — Zu der zweyten gehören die Scheine des See-Proviantamts und die Schatzkammer-Scheine (Navy- and Exchequerbills), die zuweilen zu Bezahlung jener erſtern Schulden, zuweilen zu anderem Behuſe ausgefertiget werden; unter welchen die Schatzkammerſcheine von dem Tage ihrer Ausfertigung an, die Scheine des See-Proviantamts ein halbes Jahr ſpäter Zinſen tragen. Die Bank von England hält, indem ſie entweder dieſe Scheine freywillig discontirt, oder nach einem Uebereinkommen mit der Regierung, ſie in Umlauf bringt, das heißt, ſie al pari annimmt, und beym Empfange zugleich die bis zu dieſem Dato aufgelaufenen Zinſen bezahlt, den Werth dieſer Papiere aufrecht; und ſetzt dadurch die Regierung in den Stand, die Schulden dieſer Art ſehr zu vervielfältigen. In Frankreich, wo keine Bank iſt, ſind die Staatspapiere (billets d'état)*) oft mit ſechzig oder ſiebenzig Procent Verluſt verkauft worden. Während der großen Münzumprägung, unter dem Könige Wilhelm, als die Bank von England für gut befand, ihre gewöhnlichen Geſchäfte zu unterbrechen, ſollen die ſo genannten Tallies und die Schatzkammerſcheine, von fünf und zwanzig bis zu ſechzig Procent Verluſt erlitten haben. Die Urſache davon lag ohne Zweifel zum Theile darin, daß man der neuen durch die Revolution eingeſetzten Regierung nicht recht trauete, aber gewiß zum Theile auch darin, daß die engliſche Bank ihre Unterſtützung zurückzog.

---

*) S. Examen des Réflexions politiques ſur les Finances.

Wenn dieſe Hülfsquelle erſchöpft iſt, und es, um Geld aufzubringen nothwendig wird, irgend einen beſtimmten Zweig der öffentlichen Einkünfte zu Bezahlung der Schuld anzuweiſen, oder zu verpfänden; ſo hat die Regierung bey verſchiedenen Gelegenheiten dieß auf eine doppelte Weiſe gethan. Zuweilen hat ſie dieſe Anweiſung oder Verpfändung nur auf eine kurze Zeitperiode, auf ein Jahr oder wenige Jahre; — zuweilen auf immer gegeben. Im erſten Falle wurde der angewieſene Fond für hinlänglich gehalten, innerhalb des geſetzten Termins, Kapital und Zinſen des erborgten Geldes zu bezahlen. Im zweyten Falle wurde er nur zur Bezahlung der Zinſen, oder einer den Zinſen gleich kommenden beſtändigen Annuität für hinlänglich gehalten, wobey es der Regierung immer frey gelaſſen blieb; dieſe Annuität zu tilgen, ſo bald ſie das Kapital zurückzahlte. Wenn Geld auf die erſte Art aufgebracht wird: ſo ſagt man, daß es durch **Anticipationen**, — wenn auf die zweyte, daß es durch **Fundirung einer beſtändigen Rente**, oder ſchlechtweg durch **Fundirung** aufgebracht worden ſey.

In Großbritannien werden die jährliche Land- und Malztaxe regelmäßig jedes Jahr anticipirt; und dieß kraft einer Clauſel, die immer in die Parlamentsacten, wodurch ſie aufgelegt werden, eingerückt wird, und das Darlehn autoriſirt. Die Bank von England nehmlich ſchießt gemeiniglich, für Geldzinſen die ſeit der Revolution von acht, auf drey vom Hundert gefallen ſind, die Summen vor, für welche dieſe Auflagen der Regierung bewilliget werden, und erhält ihre Bezahlung nach und nach, ſo wie ihr Ertrag einkömmt. Findet ſich ein Minus — wie es ſich dann allemahl findet: ſo wird daſſelbe in den Geldbewilligungen des folgenden Jahres erſetzt. — So alſo wird der einzige beträchtliche Zweig der öffentlichen Einkünfte, der noch unverpfändet iſt, regelmäßig alle Jahre zuvor ſchon ausgegeben, ehe er einkömmt. Gleich einem unvorſichtigen Verſchwender, deſſen dringende Bedürfniſſe ihm nie erlauben, die Termine, da ſeine Einkünfte ihm ausgezahlt werden, zu erwarten, pflegt der Staat immer von ſeinen eigenen Agenten und Factoren zu borgen, und für den Gebrauch ſeines eigenen Geldes Zinſen zu bezahlen.

Während der Regierung des Königs Wilhelm, und eines großen Theils der Regierung der Königin Anna, ehe wir mit der Methode des **Fundirens** ſo bekannt wurden, wie wir es jetzt ſind, legte man den größten Theil der neuen Taxen für einen kurzen Zeitraum, nur für vier, fünf bis ſieben Jahre auf; und die der Regierung vom Parlamente jedes Jahr bewilligten Summen beſtanden größtentheils in den, auf die Anticipationen dieſer neuen Taxen, aufgenommenen Darlehen. Da der Ertrag derſelben oft nicht zureichend war, in dem feſtgeſetzten Zeitraume, die erborgten Summen mit Zinſen zu bezahlen: ſo entſtanden Defecte, die nicht anders getilgt werden konnten, als indem man den Termin verlängerte.

Im Jahr 1697, in der zwanzigſten Acte aus dem achten Regierungsjahre Wilhelms des dritten, wurden die Defecte verſchiedener Auflagen zuſammen gerechnet, und die erſte allgemeine Hypothek oder der erſte Fond ausgemacht, um ſie zu decken. Dieſer Fond beſtand in der Verlängerung mehrerer Auflagen, die noch vor dem Jahre 1706 hätten aufhören ſollen, bis zum erſten Auguſt dieſes Jahres, und in der Vereinigung des Ertrages aller dieſer Auflagen in eine gemeinſchaftliche Caſſe. Die Defecte, welche durch dieſe verlängerten Termine gedeckt werden ſollten, betrugen 5,160,459 Pfund St. 14 Schill. 9½ Pfennig.

Im Jahre 1701 wurden, in gleicher Abſicht, eben dieſe, und noch einige andere Abgaben bis zum erſten Auguſt 1710 verlängert, und dieß wurde die zweyte allgemeine Hypothek. Die damit zu deckenden Defecte betrugen 2,055,999 Pf. St. 7 Schill. 11½ Pfenn.

Im Jahr 1707 wurden dieſe Abgaben, als ein Fond für neue Darlehen, bis zum erſten Auguſt 1712 verlängert, und wurden die dritte allgemeine Hypothek oder der dritte Fond genannt. Die darauf erborgte Summe betrug 983,254 Pfund St. 11 Schill. 9¼. Pfennig.

Im Jahr 1708 wurden alle dieſe Auflagen, (ausgenommen die alte Subſidie der ſogenannten Tonnage und Poundage, wovon nur eine Hälfte zu dieſem Fond geſchlagen wurde, und eine Auflage auf die Einfuhr der ſchottiſchen Leinwand, welche durch die bey der Vereinigung beyder Königreiche gemachten Artikel aufgehoben worden war) noch länger, nehmlich bis zum erſten Auguſt 1714, als ein Fond zu neuen Darlehen fortgeſetzt und die vierte allgemeine Hypothek genannt. Die geborgte Summe betrug 925,176 Pf. St. 9 Schill. 2¼ Pf.

Im Jahre 1709 wurden alle dieſe Auflagen, jedoch wiederum mit Ausnahme der alten Subſidie, (welche nun nicht weiter zu dieſem Fond geſchlagen wurde) in gleicher Abſicht bis zum erſten Auguſt 1716 verlängert. Sie hießen die fünfte allgemeine Hypothek oder Fond, und die darauf geborgte Summe betrug 922,029 Pf. St. 5 Schillinge.

Im Jahre 1710 wurden dieſe Abgaben von neuem bis zum erſten Auguſt 1720 verlängert, und machten den ſechſten allgemeinen Fond aus. Die darauf geborgte Summe war 1,296,552 Pf. St. 9 Schill. 11¾ Pfennige.

Im Jahr 1711 wurden dieſelben Abgaben, (die zu dieſer Zeit ſchon vier verſchiedenen Anticipationen unterworfen waren) mit einigen andern, auf immer fortgeſetzt, und als Fond zur Bezahlung der Zinſen eines von der Südſee-Geſellſchaft der Regierung vorgeſtreckten Kapitals, angewieſen. Dieſes Kapital, welches 9,177,967 Pf. St. 15 Schill. und 4 Pfenn. betrug, war das größte Darlehn, welches bis zu dieſer Zeit die Regierung gemacht hatte; und ſeine Beſtimmung war, theils laufende Schulden damit zu bezahlen, theils Defecte der Einnahme voriger Jahre zu decken.

Vor dieſer Periode waren die vornehmſten, und, ſo viel ich hierüber habe ausfindig machen können, die einzigen immerwährenden Auflagen, welche man zu Abtragung der Zinſen von Staatsſchulden gemacht hatte, diejenigen, womit man das, der Regierung von der engliſchen Bank, und von der oſtindiſchen Handelsgeſellſchaft vorgeſchoſſene Geld verzinſen wollte. Eine gewiſſe projectirte Ländereyenbank ſollte auch Vorſchüſſe machen, hat aber dergleichen nie gemacht. Das von der Bank hergeliehene Kapital belief ſich um dieſe Zeit auf 3,375,027 Pf. St. 17 Schill. 10½ Pfenn., wofür an Annuitäten oder Zinſen 206,501 Pf. St. 13 Schill. 5 Pfenn. bezahlt wurden. — Das vorgeſchoſſene Kapital der oſtindiſchen Geſellſchaft betrug 3,200,000 Pf. St., die Annuitäten oder Zinſen aber nur 160,000 Pf. St., weil die Bank ſechs, die oſtindiſche Geſellſchaft hingegen nur fünf vom Hundert an Zinſen bekam.

Im Jahre 1715 wurden, durch die zwölfte Acte vom erſten Regierungsjahre Georgs des erſten, alle die Auflagen, die zu Bezahlung der Bank-Annuität verpfändet waren, mit verſchiedenen andern, welche durch dieſe Acte ebenfalls immerwährend gemacht wurden, zu einem gemeinſchaftlichen Fond vereinigt, der der **aggregirte Fond** hieß, und nicht bloß mit der Bezahlung der Bank-Annuität, ſondern auch mit der Bezahlung mehrerer anderer Annuitäten und Schulden belaſtet wurde. Dieſer Fond wurde im dritten und fünften Regierungsjahre Georgs des erſten, durch neue, dazu geſchlagene und gleichfalls immerwährend gemachte Auflagen vermehrt.

Im Jahre 1717 wurden in der ſiebenten Acte vom dritten Jahre Georgs des erſten, noch einige Auflagen immerwährend gemacht, und in einen andern gemeinſchaftlichen Fond vereiniget, welcher den Namen des **allgemeinen Fonds** bekam, und zur Bezahlung gewiſſer Annuitäten, auf den Belauf von 724,849 Pf. St. 6 Schill. 10½ Pfenn. beſtimmt war.

Alle dieſe jetzt angeführten Parlamentsacten alſo machten Auflagen immerwährend, die zuvor nur auf eine beſtimmte Anzahl von Jahren waren aufgelegt worden, wieſen den aus ihrem Ertrage erwachſenden Fond, nicht wie zuvor zur Bezahlung des Kapitals, ſondern nur zur Bezahlung der Zinſen an, und machten aus bloßen Anticipationen eigentliche Staatsſchulden.

Hätte die Regierung nie Geld auf eine andere Weiſe, als durch Anticipationen aufgebracht: ſo hätten in einigen Jahren ſich ihre Schulden von ſelbſt bezahlt, und ihre Einkünfte frey gemacht; — vorausgeſetzt, daß ſie die angewieſenen Fonds nicht mit mehr Laſten beſchwert hätte, als davon in dem geſetzten Zeitraume bezahlt werden konnten, und daß ſie nicht neue Anticipationen gemacht hätte, ehe die Termine zur Bezahlung der alten abgelaufen waren. Aber der größte Theil der europäiſchen Regierungen war nicht im Stande, dieſe Vorſicht zu beobachten. Sie haben ſehr häufig ſelbſt bey der erſten Anticipation auf den Fond, welchen ſie beſtimmten, mehr Zahlungen angewieſen, als daraus beſtritten werden konnten. Und wenn dieß auch nicht geſchahe: ſo waren ſie doch gemeiniglich zu einer zweyten und dritten Anticipation genöthigt, ehe der Termin der erſten abgelaufen war. Da alſo die Fonds, welche ſie ausmitteln konnten, durchaus unzulänglich wurden, Kapital und Zinſen des geborgten Geldes wieder zu bezahlen: ſo mußten ſie ſich nun begnügen, nur für die Bezahlung der Zinſen oder ſolcher Annuitäten, welche den Zinſen gleich gelten, die Fonds ausfindig zu machen. So brachten unvorſichtige Anticipationen nothwendig auf die noch verderblichere Methode immerwährende Schulden zu fundiren. Ob nun gleich bey dieſer letztern Art Geld zu borgen, aus einem beſtimmten Termine, wo die öffentlichen Einkünfte befreyt ſeyn ſollen, ein ſo unbeſtimmter wird, daß er gar nicht mehr mit Wahrſcheinlichkeit zu erwarten ſteht: ſo ſind doch die Summen, welche auf dieſe neue Art erborgt werden können, um ſo viel größer, als die, welche ſich auf die alte der Anticipationen aufbringen laſſen, daß, nachdem man einmahl mit der neuen Methode bekannt war, man ſie bey großen Bedürfniſſen des Staats faſt durchgängig vorzog. Der gegenwärtigen Noth abzuhelfen, iſt immer der Gegenſtand, welcher die mit der Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten unmittelbar beſchäftigten Perſonen vornehmlich intereſſirt. — Die öffentlichen Einkünfte von den darauf hafteten Laſten frey zu machen — dieſe Sorge überlaſſen ſie den Nachkommen.

Während der Regierung der Königin Anna war der übliche Zinsfuß von ſechs auf fünf von Hundert herab geſunken. Im zwölften Jahre dieſer Regierung wurden fünf vom Hundert, bey Darlehen auf Privatſicherheit, zum geſetzmäßigen Zinsfuße beſtimmt. Nicht lange darauf waren die meiſten der nur für eine Zeit lang aufgelegten Steuern immerwährend gemacht, und in den aggregirten, den Südſee- und den allgemeinen Fond vereinigt, — und die Gläubiger des Staats waren eben ſo wie die Gläubiger der Privatleute bewogen worden, fünf vom Hundert, als Zinſen für ihr geliehenes Geld anzunehmen. Dieß veranlaßte eine Erſparniß von einem Procente auf das ganze Kapital der auf immer fundirten Schulden, und von einem Sechstheil von den zu zahlenden Annuitäten. Aus dieſem Erſparniß entſtand der **Tilgungs- oder Amortiſations Fond**, indem das, was nun die zuſammen vereinigten Auflagen mehr einbrachten, als die darauf haftenden Annuitäten betrugen, zu der Wiederbezahlung der Kapitalien beſtimmt wurde. Dieſer Tilgungsfond betrug im Jahr 1717, 323,434 Pf. St. 7 Schill. 7½ Pf. Im Jahr 1727 wurden die Zinſen der meiſten Staatsſchulden auf vier vom Hundert, und in den Jahren 1753 und 1757 auf drey und viertehalb vom Hundert heruntergeſetzt; welche Verminderungen den Tilgungsfond noch mehr vergrößerten.

Ein ſolcher Tilgungsfond, ob er gleich eigentlich beſtimmt iſt alte Schulden zu bezahlen, iſt doch zu gleicher Zeit ein Mittel, neue Schulden mit mehr Leichtigkeit machen zu können. Es iſt ein Hülfsfond, der immer bey der Hand iſt, um jeden andern unſichern Fond zu ergänzen, auf welchen man in irgend einem Nothfalle Geld aufzunehmen geſonnen iſt. Man wird bald ſehen, ob der Tilgungsfond Großbritanniens öfter zu der erſten, oder zu der zweyten dieſer beyden Abſichten iſt gebraucht worden.

Außer dieſen beyden Methoden Geld zu borgen, durch Anticipationen, und durch Feſtſetzung und Fundirung immerwährender Renten, giebt es noch zwey andere, die zwiſchen jenen beyden gleichſam in der Mitte ſtehen. Dieſe Methoden ſind, das Borgen auf Annuitäten für eine gewiſſe beſtimmte Anzahl von Jahren, und das Borgen auf Leibrenten.

Während der Regierung des Königs Wilhelm und der Königin Anna, wurden oft große Summen auf Annuitäten beſtimmter Jahre, eines bald längern, bald kürzern Zeitraums erborget. Im Jahre 1693 ging eine Acte durch beyde Parlamentshäuſer, kraft deren eine Million auf jährliche Renten von vierzehn vom Hundert oder 140,000 Pfunden St., ſechzehn Jahre lang zu bezahlen, geborgt wurde. Im Jahr 1691 war ebenfalls durch eine Parlamentsacte, eine Million auf Leibrenten, unter Bedingungen geborgt worden, die heut zu Tage ſehr vortheilhaft ſcheinen würden. Aber die Unterzeichnung wurde doch nicht vollzählig. Im folgenden Jahre wurde der Defect durch ein neues auf Leibrenten von vierzehn Procent aufgenommenes Darlehn gedeckt: ſo daß die Renten von ſieben Jahren dem Kapitale beynahe gleich waren. Im Jahr 1695 wurde den Perſonen, die dieſe Annuitäten gekauft hatten, erlaubt, ſie gegen andere, die ſechs und neunzig Jahre lang bezahlt werden ſollten, zu vertauſchen, wofern ſie zu jedem Hundert Pfund St. noch drey und ſechzig Pfund hinzuzuzahlen. Es wurde alſo der Unterſchied des Werths zwiſchen vierzehn Procent an Leibrenten, und vierzehn Procent an Renten auf ſechs und neunzig Jahre, auf drey und ſechzig vom Hundert des geliehenen Kapitals berechnet, das heißt, die Renten von viertehalb Jahren waren dem ganzen Kapitale gleich. Doch ſelbſt dieſe großen Vortheile lockten nur wenige Käufer an: ſo groß war die Furcht, daß die durch die Revolution eingeſetzte Regierung ſelbſt nicht dauerhaft ſeyn möchte. Unter der Königin Anna wurde Geld bey verſchiedenen Veranlaſſungen, ſowohl auf Leibrenten, als auf Renten auf zwey und dreyßig, neun und achzig, acht und neunzig und neun und neunzig Jahre erborgt. Im Jahre 1619 wurden die Eigenthümer der zwey und dreyßigjährigen Annuitäten bewogen, anſtatt derſelben, Actien der Südſeegeſellſchaft auf den Fuß anzunehmen, daß ſie Hundert Pfund St. Actien für jede Annuität von ungefähr 8½ Pf. St. empfingen; wozu noch eine neue Quantität Actien kam, die ſie zu Bezahlung der ihnen auf jene Annuitäten ſchuldigen Rückſtände annehmen mußten. — Im Jahre 1720 wurden die meiſten andern, für einen beſtimmten, längern oder kürzern Zeitraum bewilligten Annuitäten durch Subſcription in einen gemeinſchaftlichen Fond vereiniget. Die langen Annuitäten beliefen ſich, zu dieſer Zeit auf 666,821 Pf. St. 8 Schill. 3½ Pfenn. des Jahres. Den fünften Januar 1775 betrug der Ueberreſt davon, oder das, was damahls nicht ſubſcribirt worden war, nicht mehr als 136,453 Pfund St. 12 Schill. 8 Pfenn.

In den beyden Kriegen von 1739 und 1755 wurde gegen Annuitäten auf gewiſſe Zeit, ſo wie auf Leibrenten wenig Geld geborgt. Und doch iſt eine Rente auf acht oder neun und neunzig Jahre beynahe ſo viel, als eine immerwährende Rente werth; und man ſollte alſo, wie es ſcheint, darauf auch eben ſo viel Geld geborgt erhalten können. Aber Perſonen, die deßwegen die Staatspapiere kaufen, um ihr Vermögen für ihre Familien ſicher unterzubringen, und die zum voraus für eine entfernte Zukunft ſorgen, verſchmähen Papiere, deren Werth mit jedem Jahre abnimmt; und aus ſolchen Perſonen beſteht doch der größte Theil der Stockskäufer und Stocksinhaber *). Alle Unterzeichner bey einem neuen Darlehn, welche ihre Unterzeichnung ſo bald als möglich zu verkaufen die Abſicht habrn, ziehen eine immerwährende Rente, die nur durch Wiederbezahlung des Kapitals vom Parlamente abgelöſet werden kann, einer gleichen, noch ſo lange dauernden, und dem Einziehen gar nicht unterworfenen Zeitrente, weit vor. Jene behält immer einen gleichen oder doch beynahe gleichen Werth. Sie iſt alſo ein Fond, der ſich leichter von einem Eigenthümer auf den andern übertragen läßt.

Während der beyden vorhin erwähnten Kriege wurden Zeit- nnd Leibrenten faſt immer nur als Prämien für die Unterzeichner bey einem neu eröffneten Darlehn, oder als Zugabe zu der immerwährenden Rente, oder Zinſe, auf welche eigentlich das Darlehn auf-

---

*) Wir haben kein deutſches Wort, welches dem engliſchen Worte Stocks entſpräche, das alle vom Staate ausgeſtellte Schuldverſchreibungen, es ſey auf immerwährende, auf Zeit- oder auf Leibrenten, es ſey auf Wiederbezahlung eines geliehenen Kapitals nebſt Zinſen, in ſich faßte. A. d. U.

aufgenommen wurde, bewilligt. Sie ſollten nur die geldreichen Leute anlocken, ihre Kapitalien zu dem Darlehn deſto bereitwilliger herzugeben, nicht aber die eigentliche der Gläubiger Bezahlung ausmachen.

Die Leibrenten ſind wieder in zwey Arten unterſchieden worden, in ſolche, wo die Rente ſo lange bezahlt wird, als beſtimmte, einzelne Perſonen leben; — und in ſolche, wo von einer ganzen Geſellſchaft, die Ueberlebenden immer die Renten der Verſtorbenen erben; welche leztre Gattung die Franzoſen, von dem Namen ihres Erfinders, **Tontinen** genannt haben. Bey Leibrenten wird die Staatscaſſe ſogleich von der Verpflichtung ſie zu zahlen, befreyet, als die Perſonen geſtorben ſind, auf deren Leben ſie geſtellet waren. Bey Tontinen wird die dazu beſtimmte Staatseinnahme nicht eher wieder frey, als wenn die ganze, oft aus zwanzig oder dreyßig Perſonen beſtehende Geſellſchaft, bis auf den lezten Mann ausgeſtorben iſt. Der zulezt überlebende genießt bis zu ſeinem Tode die Renten von allen. Auf die Anweiſung einer gleichen Summe aus den Staatseinkünften, kann durch Tontinen ein weit größeres Darlehn, als durch Leibrenten aufgenommen werden. Eine Leibrente, mit welcher zugleich das Recht verbunden iſt, die Rente eines andern, im Falle daß man ihn überlebt, zu erben, iſt in der That mehr werth, als dieſe Rente für ſich betrachtet. Und da jeder Menſch ein großes Zutrauen zu ſeinem Glücke hat, ein Zutrauen, worauf allein das Gelingen aller Lotterie-Unternehmungen beruht: ſo wird eine ſolche Anwartſchaft immer noch etwas höher verkauft, als nach ihrem wahren Werthe. In

Ländern, wo es gewöhnlich iſt, Gelder für den Staat durch Bewilligung von Annuitäten oder Jahrrenten aufzubringen, wird die Methode durch Tontinen zu borgen, dem Leibrenten-Contract faſt durchgängig vorgezogen. Man fragt weniger darnach, ob die Staatscaſſe in längerer, oder in kürzerer Zeit ſchuldenfrey wird, wenn nur die Summe, die man in dem jetzigen Augenblicke erhält, ſo groß als möglich iſt.

In Frankreich beſteht ein weit größerer Theil der öffentlichen Schulden in Leibrenten, als in England. In einer Schrift, welche das Parlament von Bourdeaux dem Könige im Jahr 1764 überreicht hat, wird die ganze franzöſiſche Nationalſchuld auf 2400 Millionen Livres, und der Theil derſelben, für welchen Leibrenten bezahlt werden, auf drey hundert Millionen, alſo auf den achten Theil des Ganzen berechnet. Die Leibrenten ſelbſt, welche der Staat jährlich auszuzahlen hat, betragen dreyßig Millionen, — den vierten Theil von hundert und zwanzig Millionen, welche als die jährlichen Zinſen der geſammten Schuld angenommen werden. Ich weiß recht gut, daß Schätzungen der Art ſelten genau ſind. Aber da dieſe Schätzung von einem ſo anſehnlichen Collegium, als der Wahrheit ſich wenigſtens nähernd, dem Könige vorgelegt worden iſt: ſo hat man Urſache, ihr Glauben beyzumeſſen. Dieſer Unterſchied in der Art, wie die franzöſiſche, und der, wie die engliſche Regierung Geld borgt, kömmt nicht davon her, daß die eine ängſtlicher beſorgt wäre, als die andere, die Staatseinkünfte von den darauf haftenden Schulden zu befreyen; er entſteht bloß aus dem verſchiedenen Intereſſe und den verſchiedenen Abſichten der Geldverleiher in beyden Ländern.

In England iſt der Sitz der Regierung in der größten Handelsſtadt der Welt. Kaufleute ſind es alſo gemeiniglich, welche der Regierung Geld vorſchießen. Durch dieſen Vorſchuß wollen ſie aber ihr Handelskapital nicht vermindern, ſondern im Gegentheile vermehren. Sie würden nie zu einem neuen Darlehn, das der Staat eröffnet, ſich unterzeichnen, wenn ſie nicht hofften, ihren Antheil an der Subſcription auf der Stelle mit einigem Vortheile verkaufen zu können. — Dieß würde aber weit weniger möglich ſeyn, wenn ſie vom Staate für ihr vorgeſchoſſenes Geld, anſtatt beſtändiger Renten, Leibrenten bekämen, ſie möchten nun auf ihr eigenes, oder auf das Leben irgend einer andern Perſon geſtellet ſeyn. Leibrenten auf ihre eigene Lebenszeit geſtellt, würden ſie immer mit Verluſt verkaufen. Denn niemand, der mit einem andern in gleichem Alter und Geſundheitsumſtänden iſt, wird eine Leibrente die auf das Leben dieſes andern läuft, für eben den Preis kaufen, den er geben würde, wenn ſie auf ſein eigenes Leben lieſe. Iſt die Leibrente auf das Leben einer dritten Perſon geſtellt: ſo iſt ſie freylich für Käufer und Verkäufer von gleichem Werthe; aber dieſer Werth fängt von dem Augenblicke, da ſie zugeſtanden wird, zu fallen an, und ſinkt immer mehr und mehr herab, je längere Zeit verſtreicht. Sie kann alſo, als Fond, nicht ſo leicht von einem Eigenthümer auf den andern übergetragen werden, als eine immerwährende Annuität, deren Werth immer, oder faſt immer derſelbe bleibt.

In Frankreich iſt der Fall anders. Der Sitz der Regierung iſt nicht in einer Handelsſtadt; — Kaufleute machen alſo keinen ſo großen Theil der Staatsgläubiger aus. Die Leute welche hier der Regierung Geld borgen, ſind größtentheils Finanzbeamten, Generalpächter oder Generaleinnehmer, und Hofbankiers: alles gemeiniglich Leute von gemeiner Herkunft, aber vielem Reichthume, und oft großem Stolze. Da ſie zu ſtolz ſind, Frauenzimmer ihres Standes zu heyrathen, und von den vornehmern Damen verſchmäht werden: ſo entſchließen ſie ſich oft, ehelos zu bleiben. Und da ſie weder ſelbſt eine Familie zu verſorgen haben, noch ſich der Familien ihrer Verwandten, die ſie nicht einmal anzuerkennen geneigt ſind, ſehr annehmen: ſo geht ihr Wunſch bloß dahin, ſo lange ſie leben, einen glänzenden Aufwand machen zu können; und es iſt ihnen gar nicht zuwider, wenn ihre Reichthümer mit ihrem Tode verſchwinden. Ueberhaupt iſt die Anzahl reicher Leute, die entweder vom Heyrathen abgeneigt ſind, oder für die ihr Stand es entweder unſchicklich, oder unbequem macht, ſich zu verheyrathen, in Frankreich weit größer, als in England. Für Leute dieſer Art, die ſich wenig um ihre Nachkommenſchaft bekümmern, kann nichts willkommener ſeyn, als eine Gelegenheit, ihr Kapital in ein Einkommen zu verwandeln, das gerade nur ſo lange dauert, als ſie es nöthig haben.

Da in den meiſten europäiſchen Staaten, die gewöhnlichen Ausgaben in Friedenszeiten, die gewöhnlichen Einkünfte völlig erſchöpfen: ſo ſind, wenn ein Krieg einfällt, die Regierungen weder im Stande, noch geneigt, ihre Einkünfte um ſo viel zu vermehren, als ſich ihre Ausgaben vergrößern. Sie ſind dazu nicht geneigt, weil ſie durch einen ſo ſchnellen und ſo großen Zuwachs der dem Volke aufgelegten Steuern, Unwillen bey ihm zu erregen, und ihm den Krieg allzu verhaßt zu machen befürchten. Sie ſind nicht dazu im Stande, weil ſie keine Auflagen ausfindig zu machen wiſſen, deren Ertrag für die neuen Bedürfniſſe groß genug wäre. Aus aller der Verlegenheit, welche die Folge dieſer Furcht und dieſes Unvermögens iſt, zieht ſie die Methode des Borgens, wenn der Zuſtand der Dinge im Staate den Gebrauch derſelben erlaubt. Durchs Borgen ſind ſie im Stande, mit einer kleinen Vermehrung der Auflagen, von Jahr zu Jahre, das zur Fortführung des Krieges nöthige Geld aufzubringen. Und wenn ſie dieſe Darlehen durch die Methode des Fundirens oder durch Anweiſung immerwährender Renten aufnehmen: ſo erhalten ſie die größte mögliche Summe für die kleinſten möglichen Zinſen. Sie vermehren alſo ihre Einkünfte um Vieles, indeß ſie die Auflagen nur um ein Geringes vermehren. In dieſem Falle empfinden, in großen Reichen, die Einwohner der Hauptſtadt, oder der vom Kriegsſchauplatze entfernten Provinzen wenig oder nichts von den Unbequemlichkeiten des Krieges, und genießen ungeſtört das Vergnügen, ſich in den Zeitungen von den Heldenthaten ihrer Armeen und Flotten unterrichten zu laſſen. Dieſes Vergnügen hält ſie für den kleinen Zuwachs der Ausgaben, den ihnen der Krieg durch die vermehrten Auflagen verurſacht, reichlich ſchadlos. Sie ſind daher gemeiniglich mit der Rückkehr des Friedens unzufrieden, der dieſem Zeitvertreibe, und mit ihm einer Menge ſchwärmeriſcher Hoffnungen, von Eroberungen und Nationalruhm ein Ende macht.

Die Rückkehr des Friedens befreyet ſie in der That ſelten von den Abgaben, die während des Krieges ihnen aufgelegt worden waren. Dieſe Abgaben ſind auf immer verpfändet, um die Zinſen der Darlehen zu bezahlen, die zu Führung deſſelben aufgenommen wurden. Wenn dieſe neuen Auflagen mit den alten Einkünften zuſammengenommen, nach Bezahlung jener Zinſen, und nach Beſtreitung der gewöhnlichen Verwaltungskoſten der Regierung, noch einen kleinen Ueberſchuß übrig laſſen: ſo wird dieſer wohl vielleicht zu einem **Tilgungsfond** angewandt. Aber theils iſt dieſer Fond nicht groß genug, um während einer ſo kurzen Zeit, als man vernünftiger Weiſe auf die Fortdauer des Friedens rechnen kann, die durch den Krieg veranlaßten Schulden zu tilgen; theils werden ſeine Gelder von Zeit zu Zeit auf andre Endzwecke angewandt.

Da die neuen Steuern bloß zu Bezahlung der Zinſen für die geborgten Gelder aufgelegt worden ſind: ſo erwartet und verlangt man von ihnen keinen größern Ertrag, als der zu dieſer Bezahlung zureicht. Sie geben daher auch ſelten einen beträchtlichen Ueberſchuß. Und die Tilgungsfonds entſtehen alſo nicht ſo wohl daraus, daß von den ſämmtlichen Einnahmen des Staats, nach Bezahlung der ſämmtlichen Ausgaben, — die Zinſen für die erborgten Kapitalien mit gerechnet, — viel übrig bleibt, als vielmehr aus der mit der Zeit erfolgenden Herabſetzung des Zinsfußes. So wurde im Jahr 1655 der Tilgungsfond Hollands, — im Jahr 1685 der des Kirchenſtaats gebildet. Aber eben hieraus erhellet, daß dieſe Fonds zur Tilgung der Schulden ſchwerlich zureichen können.

Im tiefſten Frieden ereignen ſich zuweilen Fälle, wo die Regierung zu außerordentlichen Ausgaben genöthigt wird. Und dieſe beſtreitet ſie immer lieber, indem ſie den Tilgungsfond, wider ſeine Beſtimmung, dazu anwendet, als dadurch, daß ſie neue Auflagen macht. Eine neue Auflage wird unmittelbar vom Volke, mehr oder weniger gefühlt. Sie verurſacht allemahl einiges Murren, und findet immer einigen Widerſtand. Jemehr die Auflagen ſchon bisher vervielfältigt, — je höher ſie bey jedem der Beſteuerung nur fähigen Gegenſtande getrieben worden ſind, deſto lauter ſchreyet das Volk über jede neue Auflage; deſto ſchwerer wird es, ſowohl neue Gegenſtände der Beſteuerung ausfindig zu machen, als die Auflagen bey den ſchon längſt beſteuerten zu erhöhen. — Hingegen wird eine kurze Unterbrechung der angefangnen Zurückzahlungen der Schulden vom Volke unmittelbar gar nicht gefühlt, und erregt alſo weder Murren noch Klagen. Für augenblickliche Verlegenheiten hat der Finanzmann alſo kein leichteres und ihm mehr zur Hand liegendes Hülfsmittel, als — aus dem Tilgungsfond zu borgen. Gerade dann, wenn die öffentlichen Schulden ſich am meiſten angehäuft haben; wenn Maßregeln, ſie zu vermindern, dem Staate am nothwendigſten ſind, und jede Anwendung des Tilgungsfonds auf fremde Gegenſtände ihm am meiſten Schaden und Gefahr bringt: — gerade zu dieſer Zeit iſt es gleichwohl am wenigſten zu hoffen, daß von den Staatsſchulden ein beträchtlicher Theil werde abbezahlt werden; — gerade dann iſt am gewiſſeſten vorauszuſetzen, daß der Tilgungsfond zu Beſtreitung aller in Friedenszeiten vorfallenden außerordentlichen Ausgaben werde angewandt werden. Wenn eine Nation ſchon mit Auflagen überladen iſt: ſo iſt nichts, als ein neuer Krieg; — nichts, als entweder der Unwille wegen einer empfangenen Beleidigung oder die Furcht wegen eines bevorſtehenden Angriffs, — die Begierde nach Rache, oder die Sorge für Sicherheit, — was ein Volk bewegen kann, ſich einer neuen Auflage mit ziemlicher Geduld zu unterwerfen. Hier liegt alſo die Urſache, warum von den Tilgungsfonds ſo oft ein Gebrauch gemacht wird, der ihrer Beſtimmung entgegen iſt.

In Großbritannien hat von der Zeit an, da wir zum erſten mahle zu dem unſeligen Hülfsmittel des **Fundirens** unſre Zuflucht nahmen, die Verminderung der Nationalſchuld in Zeiten des Friedens nie das mindeſte Verhältniß zur Vermehrung derſelben in Kriegszeiten gehabt. Zwiſchen 1688 und 1697, — in dem Kriege, der ſich mit dem Ryswicker Frieden endigte, wurde zu den jetzigen ungeheuren Schulden Großbritanniens der erſte Grund gelegt.

Den ein und dreyßigſten December 1697 beliefen ſich alle, fundirte und unfundirte Schulden Großbritanniens, auf 21,515,742, Pf. Sterl. 13 Schill. 8½ Pfen.

Ein großer Theil dieſer Schulden war auf kurze Anticipationen, und ein kleiner auf Leibrenten aufgenommen worden: ſo daß vor dem ein und dreyßigſten December 1701, in weniger als vier Jahren, die Summe von 5,121,041 Pf. Sterl. 12 Schill. $0\frac{3}{4}$ Pfen. theils abbezahlt worden, theils dem Staate wieder anheim gefallen war. Nie iſt ſeit dieſer Zeit, in einem ſo kurzen Zeitraume, eine ſo große Verminderung der öffentlichen Schuld zu Stande gebracht worden. Die noch übrig bleibende Schuld betrug alſo 16,394,701 Pf. Sterl. 1 Schill. $7\frac{1}{4}$ Pfen.

In dem Kriege, welcher 1702 anfing, und ſich mit dem Utrechter Frieden endigte, häuften ſich die öffentlichen Schulden noch weit mehr an. Am ein und dreyßigſten December 1714 beliefen ſie ſich auf 53,681,076 Pf. Sterl. 5 Schill. $6\frac{1}{12}$ Pfen. Die Unterzeichnung, welche die langen und kurzen Annuitäten in den Südſeefonds vereinigte, vermehrte das Kapital der öffentlichen Schulden, ſo daß den ein und dreyßigſten December 1722 ſie ſich auf 55 282 978 Pf. Sterl. 1 Schill. $3\frac{5}{8}$ Pfen. beliefen. Die Verminderung der Schuld fing mit 1723 an, und ging ſo langſam vorwärts, daß den ein und dreyßigſten December 1739, die ganze, während neunzehn Jahren tiefen Friedens, abbezahlte Summe nicht größer war, als 8,328,354 Pf. Sterl. 17 Schill. $11\frac{3}{12}$ Pfen.; und ſich alſo am Ende dieſes Zeitraumes die Staatsſchuld noch auf 46,954,623 Pf. Sterl. 3 Sch. $4\frac{7}{12}$ Pfen. belief.

Der ſpaniſche Krieg, der im Jahr 1739 anfing, und der franzöſiſche, der kurz darauf folgte, veranlaßten

ten eine neue Vermehrung der Schuld, welche den ein und dreyßigſten December 1748, nachdem der Krieg durch den Aachener Frieden war geendiget worden, ſich auf 78,293,313 Pf. Sterl. 1 Schill. $10\frac{3}{4}$ Pfen. belief. Ein ungeſtörter Friede von ſiebenzehn Jahren, hatte nicht mehr, als 8,328,354 Pf. Sterl. 17 Schill. $11\frac{3}{12}$ Pfen. davon abgenommen; und ein Krieg, der nicht volle neun Jahre dauerte, hatte 31,338,689 Pf. Sterl. 18 Schill. $6\frac{1}{6}$ Pfen. wieder hinzugeſetzt *).

Während der Zeit, daß Pelham am Ruder der Staatsverwaltung ſtand, wurden die Zinſen der Staatsſchulden von vier auf drey vom Hundert geſetzt; — wenigſtens wurden Anſtalten gemacht, dieſe Herabſetzung zu bewirken. Der Tilgungsfond wurde alſo vermehrt, und einige Schulden wurden auch wirklich abbezahlt. Im Jahre 1755, vor dem Ausbruche des letzten Krieges betrugen die fundirten Schulden Großbritanniens 72,289,673 Pf. Sterl. Und den fünften Januar 1763, bey Endigung des Krieges, belief ſich die fundirte Schuld auf 122,603,336 Pf. Sterl. 8 Schill. $2\frac{1}{2}$ Pfen.; die unfundirte Schuld wurde auf 13,927,589 Pf. Sterl. 2 Sch. 2 Pfen. berechnet. Aber die durch den Krieg veranlaßten Ausgaben endigten ſich nicht mit dem Abſchluſſe des Friedens. Obgleich am fünften Januar 1764 die fundirte Schuld, theils durch ein neues aufgenommenes Darlehn, theils durch Fundirung einiger bis dahin unfundirten Schulden, bis auf 129,586,789 Pf. Sterl. 10 Schill. $1\frac{3}{4}$ Pfen. angewachſen war: ſo blieb doch

---

*) S. James Poſtlethwaite's hiſtory of the public revenue.

noch, (nach dem ſehr wohl unterrichteten Verfaſſer der Betrachtungen über den Handel und die Finanzen Großbritanniens) eine unfundirte Schuld von 9 975 017 Pf. Sterl. 12 Schill. 2 Pfen., die in dieſem und dem folgenden Jahre in Rechnung gebracht wurde. Im Jahre 1764 ſtiegen alſo, nach den Berichten dieſes Autors, die fundirten und unfundirten Schulden Großbritanniens auf 139 516 807 Pf. Sterl. 2 Schill. 4 Pfen. Die Leibrenten, welche den, zu den neuen Darlehen von 1757 unterſchreibenden Kapitaliſten bewilliget wurden, hatten, wenn man dieſe Renten für den funfzehnten Theil desjenigen Kapitals annimmt, welches ſie vorſtellen, einen Werth von 472,500 Pf. Sterl. Und die langwierigen Annuitäten, die ebenfalls in den Jahren 1762 und 1763 als Prämien bewilligt wurden, waren, wenn man das durch ſie vorgeſtellte Kapital für das 27½fache der Annuitäten annimmt, 6 826,875 Pf. St. Während eines Friedens alſo, der ſieben Jahre dauerte, war die kluge und wahrhaft patriotiſche Verwaltung Pelhams, nicht im Stande, eine alte Schuld von ſechs Millionen abzutragen. Ein Krieg hingegen, der eben ſo lange dauerte, brachte fünf und ſiebzig Millionen neuer Schulden hervor.

Am fünften Januar 1775 belief ſich die **fundirte** Schuld Großbritanniens auf 124,996,086 Pf. Sterl. 1 Schill. 6¼ Pfen. und die **unfundirte**, — noch außer einer großen, der Civilliſte zur Laſt fallenden Schuld, — auf 4,150 236 Pf. Sterl. 3 Schill. 11⅞ Pfen. Beyde zuſammen auf 129 146,322 Pf. Sterl. 5 Schill. 6 Pfen. Nach dieſer Berechnung alſo war während eilf Jahren eines völligen Friedens von der

Staatsſchuld nicht mehr als 10,415,474 Pfund Sterling 16 Schillinge 9¾ Pfennige abbezahlt worden. Und ſelbſt dieſe kleine Verminderung der Schuld iſt nicht ganz aus den Erſparniſſen an den gewöhnlichen Staatseinkünften gemacht worden. Es ſind auch einige ganz neue Einkünfte hinzugekommen, welche dazu beygetragen haben. Unter dieſe können wir erſtlich den neuen Schilling auf jedes Pfund rechnen, welcher der Landtaxe drey Jahre hindurch zugeſetzt wurde; zweytens die zwey Millionen, welche die Schatzkammer von der oſtindiſchen Geſellſchaft als eine Entſchädigung für die ihr überlaſſenen Territorialbeſitzungen erhalten hat; und 110,000 Pfund Sterling, welche die Bank, für die Erneuerung ihrer Privilegien, der Regierung zahlte. Hierzu müſſen noch verſchiedene andere Einnahmen gerechnet werden, die, da ſie aus Begebenheiten des letztern Krieges ihren Urſprung nehmen, gewiſſermaßen als Abzüge von den Unkoſten deſſelben angeſehen werden müſſen. Die vornehmſten unter dieſen Einnahmen ſind:

1. Das, was der Verkauf der franzöſiſchen Priſen gebracht hat -	690,449 Pf. St. 18 Sch. 9 Pf.
2. Das Auslöſungsgeld für die franzöſiſchen Kriegsgefangenen -	670,000 - — - — -
3. Was aus dem Verkaufe der abgetretenen Inſeln gelöſet worden iſt	95,500 - — - — -
zuſammen	1,455,949 Pf. St. 18 Sch. 9 Pf.

Wenn wir zu dieſer Summe die Bilanz in den Rechnungen des Grafen Chatam und des Herrn Calcraft, verſchiedene andere bey der Armee gemachte Erſparniſſe, jene, von der Bank und von der oſtindiſchen Geſellſchaft bezahlten Summen, und die Erhöhung der Landtaxe mit einem Schillinge auf jedes Pfund Sterl. hinzurechnen: ſo wird ein gutes Theil mehr, als fünf Millionen herauskommen. Diejenige Schuld alſo, welche, ſeit dem Frieden, aus den Erſparniſſen der gewöhnlichen Staatseinkünfte, jährlich abbezahlt worden iſt, beträgt, ein Jahr ins andre gerechnet, nicht über eine halbe Million. Der Tilgungsfond iſt auch, ohne Zweifel, ſeit dem Frieden anſehnlich vermehrt worden, theils durch die abbezahlte Schuld ſelbſt, deren Zinſen alſo erſpart werden; theils durch die Herabſetzung der Zinſen von vier auf drey Procent; theils endlich durch die abgeſtorbenen Leibrenten. Und vielleicht würde, wenn der Friede fortgedauert hätte, jetzt eine Million jährlich aus jenem Fond auf die Bezahlung der Schulden haben gewandt werden können. Es wurde daher auch, im letzten Jahre, noch eine zweyte Million wirklich bezahlt. Aber zu gleicher Zeit blieb eine große Schuld der Civilliſte unbezahlt. Und jetzt *) ſind wir in einen neuen Krieg verwickelt, der, in ſeinem Fortgange eben ſo koſtſpielig, als irgend einer der vorhergegangenen werden

kann

---

*) Der Autor hat Unrecht gethan, nicht immer deutlich angezeigt zu haben, ob das Jahr, welches er das gegenwärtige nennt, das Jahr 1774 iſt, da er zuerſt dieſe Aufſätze ſchrieb, oder das Jahr 1781, da er ſie verbeſſerte, und Zuſätze dazu machte. Hier iſt es gewiß das erſte; und das „letzte Jahr,“ in welchem, wie er ſagt, die Million Schulden noch abgezahlt wurde, war ohne Zweifel das Jahr 1773. A. d. U.

kann *). Vielleicht ſind vor dem Ende des nächſten Feldzugs ſchon ſo viele neue Darlehen aufgenommen worden, als alte während des ganzen Friedens bezahlt worden ſind. Das würde alſo eine völlig ſchimäriſche Hoffnung ſeyn, wenn man glauben wollte, daß von den gewöhnlichen Einkünften des Staats, nach dem Ertrage, den ſie jetzo geben, ſich jemahls ſo viel werde erſparen laſſen, als zur Tilgung der Nationalſchuld nöthig iſt.

Ein gewiſſer Schriftſteller hat die öffentlichen Fonds aller verſchuldeten europäiſchen Nationen, beſonders der engliſchen, als ein neues großes Kapital vorgeſtellt, das zu dem bisherigen Landeskapital hinzugekommen wäre, durch deſſen Hülfe der Handel dieſer Länder weiter ausgebreitet, ihre Manufacturen mehr vervielfältiget, ihre Ländereyen mehr und beſſer angebauet worden wären, als es durch jenes alte Kapital hätte geſchehen können. Er bedenkt nicht, daß jedes Kapital, welches ein Staatsgläubiger der Regierung leihet, von dem Augenblicke an aufhört ein **Kapital** zu ſeyn, und zu einem **Einkommen** wird; daß es aufhört, productive oder **hervorbringende** Arbeiter zu unterhalten, und zur Unterhaltung unproductiver oder **nichts her-**

---

*) Der Erfolg hat gewieſen, daß er in der That ſo koſtbar, als irgend einer der vorhergegangenen Kriege geweſen iſt. Er hat die Nation mit einer neuen Schuld von hundert Millionen beladen. — Und ſo verhielt ſich alſo das Schuldenbezahlen gegen das Schuldenmachen bey der Großbritanniſchen Staatsverwaltung, daß in einem Frieden von eilf Jahren zehn Millionen bezahlt, und in einem Kriege von ſieben Jahren hundert Millionen geborgt wurden. A. d. Verf.

vorbringender Arbeiter angewandt wird; daß es, anſtatt zu einer Quelle jährlicher Erzeugniſſe zu dienen, oft in einem Jahre, ohne auch nur einen künftigen Erſatz dafür hoffen zu laſſen, ausgegeben und verſchwendet wird. Es iſt wahr, die Gläubiger erhielten für ihr Kapital eine jährliche Rente, welche man, in den meiſten Fällen, höher anſchlagen kann, als das Kapital beträgt. Dieſe Jahrrente verſchaffte ihnen ihr Kapital wieder, ſo, daß ſie nicht nur ihr bisheriges Gewerbe ungehindert forttreiben, ſondern es auch vielleicht noch etwas erweitern konnten. Sie konnten nehmlich entweder auf ihre Annuitäten ein Kapital borgen, oder aus dem Verkaufe derſelben ein Kapital löſen, welches dem von ihnen dem Staate geliehenen gleich oder gar überlegen war. Indeſſen mußte doch dieſes neue Kapital, welches ſie durch Borgen oder Kaufen von andern Leuten erhielten, ſchon vor dieſer Zeit in der Nation vorhanden geweſen, und, wie alle Kapitalien, auf die Unterhaltung productiver Arbeiter gewandt werden ſeyn. Als es in die Hände der Staatsgläubiger kam, war es ein neues Kapital für ſie: aber ein altes für die Nation. Es wurde nur gewiſſen Beſchäftigungen entzogen, um andern zugewandt zu werden. Es gab den Staatsgläubigern das wieder, was ſie der Regierung vorgeſchoſſen hatten: aber es gab dem Lande nicht wieder, was von der Regierung war ohne Erſatz ausgegeben worden. Hätten ſie dieſe Vorſchüſſe nicht gemacht: ſo würden zwey Kapitalien, zwey Antheile des jährlichen Erzeugniſſes, auf Unterhaltung hervorbringender Arbeiter angewandt worden ſeyn: anſtatt daß jetzt nur Ein Kapital, nur Ein Antheil dieſer Beſtimmung gewidmet blieb.

Wenn die vermehrten Ausgaben der Regierung durch den Ertrag neuer oder vermehrter Auflagen unmittelbar beſtritten werden: ſo giebt in dieſem Falle jeder Privatmann einen Theil ſeiner Einkünfte her, um die öffentlichen Ausgaben zu decken. Es wird alſo nur ein Fond, der ſchon zur Unterhaltung unfruchtbarer oder nichts hervorbringender Arbeiten beſtimmet war, dazu gebraucht, und wird nur von der einen Gattung dieſer Arbeiten auf eine andere übergetragen. Vielleicht wäre wohl ein Theil von dem, was die Unterthanen in dieſen neuen Auflagen der Regierung bezahlen, von ihnen bey Seite gelegt, zu Kapitalien geſammelt, und auf das, was man hervorbringende Arbeiten nennt, gewandt worden. Aber der größte Theil wäre doch gewiß ausgegeben, das heißt, der Unterhaltung nichts hervorbringender Arbeiten gewidmet worden. Bey dieſer Methode die öffentlichen Ausgaben zu beſtreiten, verhindern dieſe alſo zwar ohne Zweifel, mehr oder weniger, das Sammeln neuer Kapitalien, — aber ſie vernichten doch keines der ſchon vorhandenen.

Werden hingegen die öffentlichen Ausgaben durch aufgenommene Darlehen beſtritten, für welche man beſtändige Renten fundirt: ſo wird jedes Jahr ein Kapital, welches zuvor im Lande vorhanden war, vernichtet. Es wird nehmlich ein Antheil des jährlichen Landeserzeugniſſes, der zuvor auf die Unterhaltung hervorbringender Arbeiten angewandt worden war, auf nichts hervorbringende übergetragen. Weil indeß, in dieſem

Falle, die Auflagen leichter ſind, als ſie geweſen wären, wenn ſie den ganzen jährlichen Aufwand der Regierung hätten herbeyſchaffen ſollen: ſo vermindern ſie auch die Einkünfte der Privatperſonen nicht um eine ſo große Summe, und ſie hindern alſo auch nicht ſo ſehr, daß dieſe Leute von ihren Einkünften etwas erſparen, und zu neuen Kapitalien ſammeln können. Die Methode durch fundirte Schulden die Fonds zu Beſtreitung der Staatsausgaben aufzubringen, vernichtet mehr alte Kapitalien, verhindert aber weniger die Entſtehung neuer. Die Methode, ſie unmittelbar durch Auflagen aufzubringen, läßt die alten Kapitalien ungeſtört, legt aber der Sammlung neuer große Hinderniſſe in den Weg. Bey jenem Syſteme kann der Fleiß und die Sparſamkeit der Privatleute leichter die Lücken wieder ausfüllen, welche die Thorheit und Verſchwendung der Regierungen in dem allgemeinen Landeskapitale gemacht haben mag.

Indeß iſt es nur während eines Krieges, daß die Methode des Fundires vor der andern Methode dieſen Vorzug hat. Wäre es möglich, die Unkoſten jedes Kriegsjahres aus den Einkünften dieſes Jahres zu ziehen: ſo würden die durch den Krieg veranlaßten Auflagen nicht länger dauern, als der Krieg ſelbſt. Die Privatleute würden zwar, während des Krieges, am Geldſammeln mehr ſeyn verhindert worden: aber auch während des Friedens mehr dazu fähig ſeyn, als jetzt unter dem Syſteme der fundirten Schulden. Der Krieg würde nicht immer eine Vernichtung alter Kapitalien, und der Friede würde immer ein Aufhäufen vieler neuen hervorgebracht haben. Die Kriege würden überhaupt ſchneller geendiget, und weniger leichtſinnig unternommen worden ſeyn. Die Völker, welche die ganze Laſt des Krieges, ſo lange als er dauert, gefühlt hätten, würden gar bald die Luſt dazu verloren haben; und die Regierungen würden, um das Volk zufrieden zu ſtellen, genöthiget ſeyn, nicht länger Krieg zu führen, als eine wirkliche Nothwendigkeit ihn unvermeidlich machte. Die Vorausſehung der ſchweren und unabänderlichen Laſten, die der Krieg mit ſich führt, würde die Völker abhalten, ihn leichtſinnig zu verlangen, wenn ſie nicht ein wirkliches und großes Intereſſe zu verfechten hätten. So würden die Zeiten, wo das Vermögen der Privatperſonen Kapitalien zu ſammeln, geſchwächt wird, ſeltener kommen und nicht ſo lange dauern; — diejenigen Perioden hingegen, wo ihre Kraft in dieſer Abſicht am ſtärkſten iſt, würden weit länger ſeyn.

Ueberdieß, wenn der fundirten Schulden viele werden: ſo kann die Menge von Auflagen, welche durch dieſes Syſtem auf immer eingeführt werden, das Vermögen der Privatleute zu ſammeln, ſelbſt in Friedenszeiten ſtören, da, bey dem andern Syſteme, es nur während des Krieges geſchwächt wird. Die jährlichen Einkünfte Großbritanniens betragen jetzt, in Zeiten des Friedens, mehr, als zehn Millionen Pfund Sterling. Wären ſie frey, und wäre kein Theil davon verpfändet: ſo könnten die jährlichen Ausgaben des koſtbarſten Krieges mit denſelben beſtritten werden. Das Einkommen der Privatleute in Großbritannien iſt jetzt, ſelbſt in Friedenszeiten eben ſo belaſtet, ihre Fähigkeit Geld zu ſammeln, iſt eben ſo vermindert, als beydes nur in dem koſtſpieligſten Kriege ſeyn würde, wenn das verderbliche Syſtem des **Fundirens** nie wäre erdacht worden.

„In der Bezahlung der Zinſen von den öffentli„chen Schulden, iſt es die rechte Hand,“ ſagt man, „welche die linke bezahlt. Das Geld geht nicht außer„halb Landes. Nur von der einen Klaſſe der Einwoh„ner wird ein Theil ihrer Einkünfte auf den andern „übergetragen.“ Dieſe Rechtfertigung iſt durchaus auf die Sophiſtereyen des kaufmänniſchen Syſtems gegründet. Und da ich auf die Unterſuchung dieſes Syſtems ſchon ſo viel Zeit gewandt habe: ſo wäre es vielleicht nicht nöthig, zu Widerlegung derſelben etwas hinzuzuſetzen. Dieſe Rechtfertigung ſetzt überdieß voraus, was notoriſch falſch iſt, daß die Staatsgläubiger lauter Großbritanniſche Unterthanen ſind; da doch ſowohl die Holländer, als andere fremde Nationen beträchtliche Summen in unſern öffentlichen Fonds haben. Aber geſetzt auch, die Gläubiger unſerer ganzen Staatsſchuld wären Einwohner unſers Landes: ſo würde die Schuld deßwegen nicht weniger nachtheilige Folgen haben.

Ländereyen und Geldkapitalien ſind die beyden urſprünglichen Quellen aller öffentlichen und Privateinkünfte. Mit den Geldkapitalien wird der Lohn jeder hervorbringenden Arbeit, ſie mag auf den Ackerbau, den Handel, oder die Manufacturen gewandt werden, bezahlt. Jede dieſer beyden urſprünglichen Quellen des Einkommens ſteht unter der Verwaltung einer eigenen

nen Klaſſe von Einwohnern: die Ländereyen unter der Verwaltung der Gutsbeſitzer, — die Geldfonds unter der Verwaltung der Kapitaliſten.

Der Gutsbeſitzer iſt, ſeines eigenen Einkommens wegen, dabey intereſſirt, ſein Gut in ſo vollkommenem Stande, als möglich, zu erhalten; alſo die Häuſer ſeiner Lehnleute zu bauen oder auszubeſſern, Abzüge für das Waſſer und Einzäunungen auf ſeinen Feldern zu machen, oder zu unterhalten, kurz alle diejenigen Verbeſſerungen zu veranſtalten, die, weil ſie zu koſtſpielig ſind, und ihren Nutzen auf immer haben, — vom Pachter nicht gemacht werden können, ſondern dem Eigenthümer zuſtehen. Nun kann aber, durch Landſteuern das Einkommen des Gutsbeſitzers dergeſtalt geſchmälert, und durch Conſumtionsabgaben der Werth dieſes Einkommens, — oder die Quantität der damit zu erkaufenden Waaren, — dergeſtalt vermindert werden, daß ihm nicht genug zu jenen koſtbaren Verbeſſerungen übrig bleibt. Thut nun der Gutsbeſitzer, bey dem Anbau der Ländereyen, nicht das ſeinige: ſo kann auch der Pachter nicht lange fortfahren das ſeinige zu thun. So wie die Umſtände des Gutsbeſitzers bedrängter werden: ſo muß auch der Ackerbau leiden.

Wenn durch vielerley Conſumtionsabgaben die Kapitaliſten die Einkünfte von ihren Kapitalien am Werthe herabgeſetzt finden, — inſofern ſie nehmlich für eben das Geld weniger von den Bedürfniſſen und den Bequemlichkeiten des Lebens in ihrem Lande erkaufen können, als in faſt allen andern Ländern dafür zu haben iſt: ſo werden ſie ſich in dieſen andern Ländern niederzulaſſen geneigt werden. Und wenn eben dieſe Abgaben, vermöge der Methode ſie zu erheben, den größten Theil der Kaufleute und Manufacturiſten, — welcher immer zugleich den größten Theil der Kapitaliſten ausmacht, den läſtigen, oft Schaden verurſachenden, und immer kränkenden Beſuchen und Nachforſchungen der Officianten ausſetzt: ſo wird jene Neigung auszuwandern gewiß in einen wirklichen Entſchluß übergehen. Mit den Kapitalien, die außer Landes gehen, verliert der Gewerbfleiß zugleich diejenige Unterſtützung, die er bisher in denſelben gefunden hatte. Der Ackerbau geräth in Verfall, und mit ihm müſſen Handel und Gewerbe nothwendiger Weiſe bald ſinken.

Wenn nun der größte Theil der Einkünfte, die von Ländereyen und Geldkapitalien herkommen, — aus den Händen derer, die unmittelbar bey dem guten Anbau der erſten, und der nützlichſten Anlegung der zweyten intereſſirt ſind, — das heißt, aus den Händen der Gutsbeſitzer und Kapitaliſten, — genommen, und in die Hände von Menſchen, die gar kein ſolches Intereſſe haben, — dergleichen die Staatsgläubiger ſind, — gegeben wird: ſo muß, mit der Länge der Zeit, die Vernachläßigung des Ackerbaues, die Vernichtung, oder die Auswanderung der Geldkapitalien die Folge davon ſeyn. Zwar nimmt ein Staatsgläubiger im Allgemeinen Antheil an dem blühenden Zuſtande des Ackerbaues, der Manufacturen und des Handels des Landes; und es muß ihm inſofern auch daran gelegen ſeyn, daß deſſen Ländereyen gut bewirthſchaftet, — und deſſen Kapitalien wohl angelegt werden. Sollte eines oder das andere dieſer Stücke in Verfall gerathen: ſo würde auch der Ertrag der Abgaben abnehmen; und vielleicht würde er dann nicht mehr hinlänglich ſeyn, dem Staatsgläubiger ſeine Zinſen, oder ſeine Annuitäten zu bezahlen. Aber kein Staatsgläubiger, als ſolcher betrachtet, hat ein beſonderes Intereſſe an dem guten Anbaue irgend eines beſtimmten Stücks der Ländereyen, oder an der zweckmäßigen Anlegung irgend eines beſtimmten Kapitals. Als Staatsgläubiger bekümmert er ſich weder um irgend ein ſolches Stück, um irgend ein ſolches Kapital, noch führt er die Aufſicht darüber; noch iſt er wegen deſſen Erhaltung in Sorge. Es kann zu Grunde gehen, ohne daß er Wiſſenſchaft davon erhält, und ohne daß er davon den Nachtheil empfindet.

Dieſe Methode Schulden zu fundiren, das heißt, beſtändige Renten, ſtatt ihrer Wiederbezahlung zu verſprechen, hat jeden Staat, der ſich ihrer bedient hat, ins Verderben gezogen. Die italieniſchen Freyſtaaten ſcheinen den Anfang gemacht zu haben. Genua und Venedig, die beyden einzigen von ihnen, die bis jetzt ſich unabhängig erhalten haben, ſind doch dadurch ſehr geſchwächt worden. Von den italieniſchen Staaten hat Spanien dieſe Methode gelernt. Und da es die Auflagen wahrſcheinlich mit weniger Beurtheilung als jene gewählt hat, ſo iſt es auch, im Verhältniſſe ſeiner natürlichen Macht, mehr dadurch geſchwächt worden. Spaniens Schulden ſind von einem ſehr alten Datum. Schon vor dem Ende des ſechszehnten Jahrhunderts ſteckte es tief in Schulden, faſt hundert Jahre vorher, ehe England einen Schilling ſchuldig war. Frankreich ſchmachtet, aller ſeiner natürlichen Hülfsquellen ungeachtet, unter dem Drucke einer ähnlichen Laſt. Die vereinigten Niederlande ſind durch ihre Schulden nicht weniger, als Genua und Venedig, geſchwächt. Iſt es wohl wahrſcheinlich, daß eine Verfahrungsart, die in alle andere Länder Noth und Schwäche gebracht hat, in Großbritannien allein unſchädlich ſeyn ſollte?

Man wird ſagen: das ganze Steuerſyſtem dieſer Länder ſey weit fehlerhafter, als das engliſche. Ich will dieß zugeben. Aber iſt es wohl möglich, daß die weiſeſte Regierung, wenn ſie alle ſchicklichen Gegenſtände der Beſteuerung erſchöpfet hat, ſich enthalten könne, in Fällen neuer dringender Bedürfniſſe, auch unſchickliche zu wählen? Die weiſe Republik Holland iſt bey einigen Gelegenheiten genöthiget geweſen, zu ſo unbequemen Auflagen ihre Zuflucht zu nehmen, als nur immer die ſpaniſchen ſeyn mögen. Fängt Großbritannien einen neuen Krieg an, ehe es einen beträchtlichen Theil ſeiner verpfändeten Einkünfte frey gemacht hat; und wird dieſer Krieg, bey ſeinem Fortgange, eben ſo koſtſpielig, als der letzte geweſen iſt: ſo kann er, durch unvermeidliche Nothwendigkeit, unſere Steuerverfaſſung eben ſo drückend machen, als die holländiſche, — oder als ſelbſt die ſpaniſche iſt.

Zur Ehre unſers gegenwärtigen Steuerſyſtems ſey es geſagt: es hat bisher dem Nationalfleiße ſo wenig Hinderniſſe in den Weg gelegt, daß mitten unter den koſtſpieligſten Kriegen, die Sparſamkeit und gute Wirthſchaft einzelner Perſonen durch Sparen und Sammeln, die Lücken hat ausfüllen können, welche eine verſchwenderiſche und unkluge Regiernng im Landeskapital hervorgebracht hatte. Am Ende des letzten Krieges *), der Großbritannien mehr, als irgend einer der vorhergehenden Kriege gekoſtet hat, war doch der Ackerbau dieſes Landes ſo blühend, ſeine Manufacturen waren ſo zahlreich, und ſo lebhaft beſchäftiget, und ſein Handel war ſo ausgedehnt, als ſie je zuvor geweſen waren. Alſo muß auch das Kapital, welches dieſe verſchiedenen Zweige des Fleißes nährt und unterſtützt, eben ſo groß, als je zuvor, geweſen ſeyn. Seit dem Frieden (von 1763) iſt der Ackerbau noch mehr vervollkommnet worden; die Hausrenten ſind, faſt in allen Städten und Dörfern, geſtiegen; — ein ſicherer Beweis, daß mehr Menſchen vorhanden, und dieſe wohlhabender geworden ſind; und der Ertrag der Zoll- und Acciſeabgaben hat alle Jahre zugenommen; — ein eben ſo ſicheres Zeichen von der vermehrten Conſumtion, und alſo von den vermehrten Erzeugniſſen, ohne welche die Conſumtion nicht ſtatt findet. Unſerm Lande wird jetzt eine Laſt von Auflagen leicht, die, ein halbes Jahrhundert früher, jedermann für unerträglich gehalten hätte. Wir müſſen uns aber nichts deſto weniger hüten, hieraus den übereilten Schluß zu ziehen, daß für Großbritannien keine Laſt zu ſchwer ſey; ja ſelbſt dafür, mit zu großer Zuverſicht anzunehmen, daß eine kleine Vermehrung der gegenwärtigen Bürde ihm keine große Beſchwerde verurſachen könne.

Wenn Nationalſchulden einmahl bis auf einen gewiſſen Grad gehäuft worden ſind: ſo iſt faſt kein Beyſpiel

---

*) Des von 1755 bis 1763.

ſpiel vorhanden, daß ſie völlig und ehrlich bezahlt worden wären. Sind irgendwo verpfändete öffentliche Einkünfte frey gemacht worden: ſo iſt dieß immer durch einen Bankerott geſchehen, es mag nun ein offenbarer, oder ein verſteckter geweſen ſeyn; die Bezahlung der Schulden mag gerade zu ſeyn verweigert, oder nur dem Scheine nach geleiſtet worden.

Die gewöhnlichſte Methode einen ſolchen Bankerott zu verſtecken, oder eine Scheinbezahlung an die Stelle einer wirklichen zu ſetzen, iſt die Erhöhung des Nennwerths der Münzen. Wenn, zum Beyſpiele, durch eine königliche Proclamation, oder eine Parlamentsacte ein halber Schilling die Benennung eines ganzen, — und zwanzig ſolcher Stücke, den Nahmen eines Pfundes Sterling bekämen: ſo würde der Schuldner, welcher zwanzig alte Schillingsſtücke, oder beynahe vier Unzen Silbers geborgt hätte, mit zehn dergleichen Stücken oder mit weniger als zwey Unzen Silbers ſeinen Gläubiger bezahlen können. Eine Nationalſchuld von beynahe 128 Millionen — welches ungefähr die großbritanniſche iſt, — fundirte und unfundirte Schulden zuſammengerechnet, würde mit ungefähr vier und ſechzig Millionen bezahlt werden. Aber würde dieß mehr, als der bloße Schein einer Bezahlung ſeyn? und würden die Staatsgläubiger nicht um die Hälfte ihrer Darlehen betrogen werden? Das Unglück würde ſich noch weiter als bloß auf Staatsgläubiger erſtrecken. Auch die Gläubiger von Privatperſonen würden darunter eben ſo viel leiden; — und zwar ohne daß dadurch für die Staatsgläubiger ein Erſatz entſtände, ja meiſtens zu neuer Vermehrung ihres Verluſtes. Wären die Staatsgläubiger zugleich andern Leuten viel ſchuldig: ſo könnten ſie ihrem Schaden beykommen, wenn ſie dieſe ihre Gläubiger mit eben der Münze bezahlten, mit welcher ſie von dem Staate bezahlt werden. Aber in den meiſten Ländern ſind die Staatsgläubiger reiche Leute, die andern weit weniger ſchuldig ſind, als ſie von ihnen zu fordern haben. Sie verlieren alſo, durch eine ſolche Scheinbezahlung, von mehrern Seiten, und gewinnen von keiner; — und mit ihnen verliert eine Menge anderer Perſonen, die mit den Staatsſchulden gar nichts zu thun haben. Ueberhaupt veranlaßt eine ſolche autoriſirte Scheinbezahlung der Schulden, eine dem Wohl des Ganzen ſehr nachtheilige Umwälzung in den Glücksumſtänden der Privatperſonen, — bereichert gemeiniglich den verſchwenderiſchen und müßigen Schuldner, auf Unkoſten des ſparſamen und fleißigen Gläubigers; und bringt einen großen Theil des Nationalkapitals aus Händen, von welchen man die Benutzung und Vermehrung deſſelben am erſten erwarten konnte, in ſolche, von welchen ſich deſſen Verſplitterung und Vernichtung am erſten befürchten läßt. — Wenn es einem Staate unvermeidlich iſt, ſich für bankerott zu erklären: ſo iſt für ihn, ſo wie für jeden Privatmann, ein offener, unverhohlner, und regelmäßiger Bankerott der ehrenvollſte; — er iſt zugleich für ſeine Gläubiger der unſchädlichſte. Für die Ehre eines Staats wird gewiß dadurch ſehr wenig geſorgt, wenn er, um der Schande eines wirklichen Bankerotts zu entgehen, zu ſolchen Taſchenſpielerkünſten ſeine Zuflucht nimmt, die man doch ſo leicht durchſieht und die zugleich ſo verderbliche Folgen haben.

Indeſſen haben beynahe alle Staaten, alte und neue, wenn ſie in eine ſolche Verlegenheit gekommen ſind, ſich durch eben dieſen Kunſtgriff zu helfen geſucht. Die Römer verringerten, nach dem Ende des erſten puniſchen Krieges, das As, — diejenige Münze, nach welcher alle andere benannt wurden, — von zwölf Unzen Kupfer, die ſie zuvor enthalten hatte, auf zwey Unzen. Das heißt, ſie gaben nun zwey Unzen Kupfer denſelben Namen, welchen ſie zuvor zwölf Unzen gegeben hatten. Die Republik wurde dadurch in den Stand geſetzt, die großen Schulden, welche ſie während jenes Krieges gemacht hatte, mit dem ſechſten Theile deſſen zu bezahlen, was ſie von ihren Gläubigern empfangen hatte. Nach unſern jetzigen Begriffen zu urtheilen, hätte ein ſo großer Bankerott, der mit einem Mahle geſchahe, ein allgemeines Geſchrey unter dem Volke veranlaſſen ſollen. Und doch ſcheint er kaum irgend eine Unzufriedenheit erweckt zu haben. Das Geſetz, welches ihn autoriſirte, wurde ſo gut, wie jedes andere Geſetz, in die Volksverſammlung gebracht, wurde ſogar von einem Volkstribun dahin gebracht, und wurde durch die Stimmen dieſer Verſammlung beſtätigt. Es ſcheint ſogar eine dem großen Haufen angenehme Maßregel geweſen zu ſeyn.

Vielleicht haben wir die Urſachen hiervon in folgendem Umſtande zu ſuchen. In Rom, ſo wie in den meiſten alten Republiken waren die armen Bürger beſtänſtändige Schuldner der Reichen und Großen. Dieſe liehen jenen Geld, um ſich ihrer Stimmen dadurch zu verſichern. Aber ſie liehen es ihnen für ungeheure Zinſen, die, da ſie niemahls bezahlt wurden, in kurzem ſich ſo anhäuften, daß alle Möglichkeit einer Bezahlung von Seiten des Schuldners, alle Möglichkeit einer Bürgſchaft von Seiten eines Dritten verſchwand. Nun mußte alſo der inſolvente Schuldner, ohne von neuem dafür bezahlt zu werden, bey der Wahl zu jedem Amte demjenigen Candidaten ſeine Stimme geben, den ihm ſein Gläubiger empfahl. Trotz aller gegen Beſtechung gegebenen Geſetze, beſtanden doch, in der letzten Zeit der Republik, die Nahrungsquellen für die ärmere Klaſſe der Bürger hauptſächlich in der Freygebigkeit der Candidaten, welche ſich um öffentliche Aemter bewarben, und in den Getreideaustheilungen, welche der Senat veranſtaltete.

Dieſer arme, große Haufe ſuchte indeß, ſo viel er konnte, ſich der Herrſchaft ſeiner Gläubiger zu entziehen, — und verlangte alſo von Zeit zu Zeit, bald eine völlige Aufhebung aller Schuldcontracte, bald eine ſolche Aenderung derſelben, daß nur ein Theil der empfangenen Darlehen und der aufgelaufenen Zinſen bezahlt werden dürfte; — eine Aenderung, die man durch den Ausdruck tabulae nouae anzeigte. Nun war das Geſetz, welches die Münzen aller Art, unter denſelben Benennungen, auf den ſechſten Theil ihres vorigen Werths herab ſetzte, den allervortheilhafteſten tabulis novis gleich, und wurde alſo von dem armen, verſchuldeten Volke mit Freuden ergriffen. Die Reichen und

Großen hingegen, die ſchon mehrmahlen, zu einer völligen Aufhebung der Schulden, und zu tabulis nouis ihre Einwilligung hatten geben müſſen, gaben ſie auch zu dieſem Geſetze: — theils eben in dieſer Abſicht, dem gemeinen Volke zu willfahren, theils in der, die Macht des Staats, deſſen Steuerruder ſie größtentheils führten, durch die Befreyung ſeiner Einkünfte von der darauf haftenden Schuldenlaſt wiederherzuſtellen. — Eine Operation dieſer Art würde 128 Millionen Pf. St. Schulden in 21,333,333, Pf. St. 6 Schill. und 8 Pfenn. verwandeln.

Während des zweyten puniſchen Krieges wurde das Gewicht des As noch mehr vermindert; — zuerſt von zwey Unzen zu einer Unze, — und in der Folge von einer, zu einer halben Unze, ſo daß nun das As nur den vier und zwanzigſten Theil derjenigen Quantität Kupfers enthielt, welche urſprünglich durch dieſen Namen bezeichnet worden war. Alle dieſe drey römiſchen Münzveränderungen zuſammen genommen, würden die engliſche Nationalſchuld auf 5,333,333 Pf. St. 6 Schill. 8 Pfennige zurückbringen. Auf dieſe Weiſe wäre es nicht unmöglich, auch die ungeheuerſten Schulden abzubezahlen.

In Operationen der Art, und in den Nothfällen, welche zu denſelben die Veranlaſſung gaben, liegt der Grund, warum wir faſt in allen Staaten, eine ſtufenweiſe Abnahme in dem Gewichte ihrer Münzen, und mit einem und demſelben Namen, immer weniger und weniger Silber ausgedrückt ſehen.

Die Nationen haben zuweilen, anſtatt die **Quantität** des edlen Metalls in ihren Münzen zu vermindern, die **Qualität** deſſelben verſchlechtert, oder eine größere Quantität von Zuſatz beygemiſcht. Geſetzt, daß in einem Pfunde Silbermünze anſtatt $\frac{9}{10}$ Unzen Zuſatzes, wie es nach dem jetzigen geſetzmäßigen Gehalte ſeyn muß, acht Unzen beygemiſcht wären: ſo würde ein Pfund Sterling, von zwanzig Schillingen nicht viel mehr, als $6\frac{2}{3}$ Schillinge des gegenwärtigen Geldes werth ſeyn. Es würde alſo alsdann das in $6\frac{2}{3}$ Schillingen enthaltne Silber zu der Benennung eines Pfundes Sterling erhoben werden ſeyn. Eine Verringerung in der Feine der ausgeprägten Metalle thut alſo eben die Wirkung, als eine Erhöhung der Benennung der Münzen. Es iſt einerley, ob man $6\frac{2}{3}$ Schillinge ſo viel als ein Pfund Sterling gelten läßt: oder ob man zu einem Pfunde Sterling ſo viel Kupfer und ſo wenig Silber miſcht, daß es nur $6\frac{2}{3}$ Schillinge werth iſt.

Die Erhöhung der Benennungen der Münzen iſt eine jedermann in die Augen fallende Operation; die Verſchlechterung ihres Korns iſt eine geheime. Durch jene wird Stücken von geringerm Umfange und Gewichte derſelbe Name gegeben, den zuvor größere und ſchwerere Stücke hatten: durch dieſe werden Stücke von geringerm Werthe, den alten von größerem Werthe, deren Namen ſie bekommen, an Größe und Schwere möglichſt gleich gemacht. Als der König Johann von Frankreich *), um ſeine Schulden zu bezah-

---

*) Man ſehe Du Cange Gloſſarium, die Ausgabe der Benedictiner, unter dem Worte moneta.

len, das Korn ſeiner Münze verſchlechterte: wurden alle ſeine Münzbeamten eidlich zur Verſchwiegenheit verpflichtet. Beyde Operationen ſind ungerecht. Aber die Erhöhung der Münzbenennungen iſt eine offene und gewaltthätige Ungerechtigkeit, — die Verfälſchung des Korns iſt ein treuloſer Betrug. Dieſe erregt daher, wenn ſie entdeckt wird, — und ſie kann nie lange verborgen bleiben, — weit mehr Unwillen beym Publicum, als jene. Daher ſind auch die Münzen, wenn eine Veränderung in ihrem Gewichte vorgenommen worden war, ſelten zu ihrer alten Vollwichtigkeit zurück gekehrt; aber, nach den größten Verſchlechterungen des Gehalts, iſt man faſt immer genöthiget gewesen, die alte Feine der Metalle in den Münzen wieder herzuſtellen. Der Unwille und der Mißmuth des Volks hat auf keine andre Weiſe geſtillt werden können.

Am Ende der Regierung Heinrichs des achten und im Anfange der Regierung Eduards des ſechſten wurde die engliſche Münze zu gleicher Zeit am Gewichte vermindert, und am Gehalte verſchlechtert. Zu ähnlichen Kunſtgriffen hat man in Schottland unter der Minderjährigkeit Jakobs des ſechſten — und faſt in allen Ländern, bey der einen oder der andern Gelegenheit, ſeine Zuflucht genommen.

Es wäre thöricht, bey dem jetzigen Verhältniſſe der Einkünfte Englands mit ſeinen in Friedenszeiten gewöhnlichen Ausgaben, da der Ueberſchuß der erſten über die letztern ſo äußerſt geringe iſt, die Bezahlung ſeiner Nationalſchuld, oder auch nur eine Annäherung dazu, zu erwarten. Sollte dieſe jemahls erfolgen: ſo könnte dieß nicht anders geſchehen, als indem entweder ſeine Einkünfte ſehr anſehnlich vermehret, oder ſeine Ausgaben ſehr merklich vermindert würden.

Das erſte, die Vermehrung der Einkünfte, wäre allerdings auf mehr, als eine Weiſe möglich. Zuerſt würde ſchon durch eine gleichere Vertheilung der Land- und Hausrenten-Steuer, und durch ſolche Veränderungen in dem Zoll- und Acciſe-Syſtem, als ich im vorhergehenden Kapitel angegeben habe, die Einnahme anſehnlich vermehrt werden können, ohne daß dem Volke eine neue Laſt aufgelegt würde. So viel Nutzen indeß der Erfinder ſolcher Reformen ſich von denſelben verſprechen mag: ſo wird er ſich, wenn er ein vernünftiger Mann, doch nicht ſchmeicheln, daß die dadurch zu erhaltenden Vermehrungen der öffentlichen Einkünfte, zureichen würden, die Nationalſchuld zu tilgen, oder auch nur ſie um ſo viel zu vermindern, daß ein neuer Krieg nicht eine noch größere Anhäufung derſelben befürchten ließe.

Eine andere noch größere Vermehrung der Einkünfte wäre zu erwarten, wenn dieſelben Abgaben, die in Großbritannien eingeführt ſind, von allen Einwohnern ſeiner auswärtigen Beſitzungen, ſie mögen brittiſcher oder fremder Herkunft ſeyn, bezahlt würden. Dieß würde indeß nicht auf eine mit dem Geiſte der brittiſchen Verfaſſung gemäße Weiſe geſchehen können, wenn nicht aus jeder Provinz eine ihrer Bevölkerung angemeſſene Anzahl von Repräſentanten ins brittiſche Parlament, oder wenn man lieber will, zu den allgemeinen Staaten

ten des großbritanniſchen Reichs geſchickt würde: eine Anzahl, die ſich zu der Anzahl der Repräſentanten Großbritanniens eben ſo verhalten müßte, wie ſich der Steuerbetrag der Provinz zu der Summe verhält, welche die Auflagen Großbritanniens einbringen. Einer ſo großen Veränderung aber widerſetzt ſich das Intereſſe ſo vieler mächtigen Perſonen, die eingewurzelten Vorurtheile ſo großer Volkshaufen, daß für jetzt die dadurch verurſachten Hinderniſſe noch unüberwindlich ſcheinen. Ohne indeß entſcheiden zu wollen, ob eine ſolche Vereinigung der Kolonien unter ein mit dem Mutterlande gemeinſchaftliches Steuerſyſtem, ausführbar ſey, oder nicht, glaube ich deſſen ungeachtet, in einem ſpeculativen Werke dieſer Art, die Unterſuchung ſchicklicher Weiſe anſtellen zu dürfen: in wie fern das brittiſche Steuerſyſtem auf alle Provinzen des Reichs anwendbar ſey; welche Einkünfte von deſſen allgemeiner Einführung ſich erwarten ließen; und welchen Einfluß ſie auf die Glückſeligkeit und den Reichthum dieſer Provinzen wahrſcheinlicher Weiſe haben würden. Dieſe Speculation kann im ſchlimmſten Falle nur als ein neues Utopien angeſehen werden, deſſen Beſchreibung vielleicht weniger unterhaltend, aber nicht unnützer und unwahrer ſeyn wird, als die Beſchreibung des alten.

Die Landſteuer, die Stempelabgaben, die Zölle und die Acciſen — das ſind die vier Hauptzweige der brittiſchen Auflagen.

Irland iſt ſicher eben ſo gut im Stande, eine Landſteuer zu bezahlen, als England; und unſere amerikaniſchen und weſtindiſchen Pflanzungen ſind es weit mehr. Da, wo der Landmann weder die geiſtlichen Zehnten, noch die Armentaxen bezahlt, muß er weit beſſer im Stande ſeyn, ſeinem Landesherrn Steuern zu geben, als da, wo er jene beyden Laſten trägt. Der Zehnte, wo er in Natura eingefordert wird, und nicht durch einen Vergleich in ein Abfindungsquantum verwandelt worden iſt, vermindert die Landrenten weit mehr, als eine Steuer, die auf fünf und zwanzig von jedem Hundert des Ertrages ſteigt. In den meiſten Fällen beträgt ein ſolcher Zehnte mehr, als den vierten Theil der wirklichen Rente, das heißt deſſen, was von dem Ertrage des Gutes übrig bleibt, nachdem der Pachter ſein Kapital, nebſt den billigen Gewinnſten darauf, empfangen hat. Würde der Kirchenzehnte durch ganz Großbritannien in Natura bezahlt: ſo könnte er auf nicht weniger, als auf ſechs bis ſieben Millionen Pf. St. gerechnet werden. So viel alſo könnten die Gutsbeſitzer Großbritanniens und Irlands an Landſteuer mehr zahlen, wenn kein Zehnten wäre. Amerika befindet ſich in dieſem Falle; und es könnte alſo ſehr wohl eine Landſteuer bezahlen. — Zwar werden in Amerika und Weſtindien die Güter gemeiniglich nicht verpachtet; und es ſind alſo auch keine Urkunden über die Pachtrenten vorhanden, nach welchen man den Steuerfuß beſtimmen könnte. Indeſſen ward im vierten Jahre Wilhelms und Mariens, auch in Großbritannien die Steueranlage, nicht nach ſolchen Anſchlägen, ſondern nach ungefähren und ziemlich unſichern Schätzungen gemacht. Dieß müßte man nun entweder ebenfalls in Amerika thun, oder man müßte ſolche Vermeſſungen und Abtheilungen der Ländereyen veranſtalten, wie ſie vor kurzem im Herzogthum Mailand, und in den öſterreichiſchen und preußiſchen Ländern gemacht worden ſind.

Stempelgebühren können, wie jedermann ſieht, in allen Ländern auf gleiche Weiſe eingeführt werden, wo der Prozeßgang der nehmliche iſt, und Real- und Perſonaleigenthum auf dieſelbe Weiſe von einer Perſon auf die andere übergetragen wird.

Die Zollgeſetze Großbritanniens auf Irland und die Kolonien auszudehnen, würde, wenn ihnen zugleich vollkommene Handelsfreyheit bewilligt würde, (eine Maßregel, die mit jener erſten, nach der ſtrengſten Gerechtigkeit, verbunden ſeyn müßte,) für beyde, — das Mutterland und für die Provinzen, — gleich vortheilhaft ſeyn. Dann wäre es mit allen den verhaßten Einſchränkungen, die jetzt den Handel Irlands drücken, — mit dem Unterſchiede zwiſchen den genannten und ungenannten Waaren Amerikas, zu Ende. Alle Länder, die vom Vorgebirge Finis terrä nordwärts liegen, wären für alle amerikaniſche Erzeugniſſe offen, wie es jetzt, für einige dieſer Erzeugniſſe, alle ſüdwärts von jenem Vorgebirge liegenden Länder ſind. Dieſe Einförmigkeit in dem Zollſyſteme des ganzen Reichs, würde den Handelsverkehr zwiſchen allen Theilen deſſelben ſo vollkommen frey machen, als jetzt der Küſtenhandel Englands iſt. Ein unermeßlicher Markt würde ſich für alle Waaren des Reichs innerhalb ſeiner Gränzen ſelbſt eröffnen. Und dieſer Umſtand allein würde Irland und den Kolonien die Summen reichlich erſetzen, die ſie an Zöllen mehr, als jetzt, bezahlen würden.

Die Acciſe iſt die einzige Abgabe, die in den verſchiedenen Provinzen, in welchen ſie eingeführt werden ſollte, einige Aenderung würde leiden müſſen. In Irland, deſſen Erzeugniſſe und Conſumtion den engliſchen ſo vollkommen ähnlich ſind, könnte ſie ohne alle Aenderung eingeführt werden. Aber da Amerika und Weſtindien ganz andere Erzeugniſſe haben, ganz andere zu ihrem Verbrauche bedürfen: ſo würden die Acciſeeinrichtungen darnach eben ſo abgeändert werden müſſen, wie dieß in Großbritannien ſelbſt, in den Grafſchaften geſchehen iſt, wo Cider, oder wo Bier des Hauptgetränk ausmacht.

Ein gegohrnes Getränk, zum Beyſpiel, welches Bier heißt, aber von Syrop gemacht wird, und alſo mit unſerm Biere wenig Aehnlichkeit hat, macht das gewöhnliche Getränk der Einwohner Amerikas aus. Dieſes Getränk, da es ſich nur wenige Tage hält, kann nicht, wie unſer Bier, in Brauereyen in großen Quantitäten gebrauet und zum Verkaufe aufbewahrt, — ſondern es muß in jeder Familie bloß zu ihrem eigenen Gebrauche verfertiget werden, ſo wie jede Familie ihre Speiſen kocht. Nun würde es aber, ohne die Freyheit der Bürger zu verletzen, unmöglich ſeyn, jede Privatfamilie ſo genauen und ſtrengen Nachforſchungen zu unterwerfen, als ſich in Großbritannien die Brauer und Gaſtwirthe, welche Bier zum öffentlichen Verkaufe brauen oder halten, gefallen laſſen müſſen. Wenn es der Gleichheit wegen nöthig wäre, auf dieſes Getränke eine Abgabe zu legen: ſo könnte man das Material, woraus es gemacht wird, entweder an dem Orte ſeiner Erzeugung, oder bey ſeiner Einfuhr in eine andere Kolonie, beſteuern. Oder, wenn keine von beyden Methoden ſtatt fände: ſo könnte man jeder Familie ein Abfindungsquantum für ihren Verbrauch jenes Getränkes bezahlen laſſen — entweder nach der Anzahl der Perſonen, woraus ſie beſteht, wie dieß jetzt in England bey den Familien geſchieht, welche die Malztaxe mit einer fixen Summe abkaufen; oder nach dem Alter und dem Geſchlecht dieſer Perſonen, wie in Holland bey verſchiedenen Auflagen der Gebrauch iſt; oder endlich auf die Art, wie Matthias Decker alle Conſumtionsabgaben erhoben wiſſen will. Dieſe Methode iſt zwar, wie ich ſchon angemerkt habe, bey Gegenſtänden, die ſchnell verbraucht werden, nicht ſehr bequem. Indeſſen könnte man ſie annehmen, bis ſich eine beſſere ausfindig machen ließe.

Zucker, Rum und Tobak, ſind Waaren die nirgends zu den Nothwendigkeiten des Lebens gehören, die aber Artikel einer faſt allgemeinen Conſumtion geworden ſind, und daher ſehr ſchicklich zu Gegenſtänden der Beſteurung gewählt werden können. Wenn eine Gleichheit der Kolonien mit dem Mutterſtaate in Abſicht der Auflagen zu Stande kommen ſollte: ſo könnten jene Waaren, entweder noch ehe ſie aus den Händen des Producenten gehen, oder erſt dann, wenn ſie von dem Kaufmanne in die Hände des Conſumenten oder des Einzelnhändlers geliefert werden, die Auflage bezahlen: in welchem letztern Falle die Waaren, ſowohl am Orte ihrer Erzeugung, als in den Häfen, wohin ſie verführt werden, in öffentlichen Magazinen, unter gemeinſchaftlichem Beſchluſſe des Eigenthümers und des Zollbeamten, bis zu jener Ablieferung aufbewahret werden müßten. Würden ſie außer Landes geführt: ſo müßten ſie von allen Abgaben frey ſeyn, vorausgeſetzt, daß hinlängliche Sicherheit über die Wirklichkeit der Ausfuhr gegeben würde. Dieß ſind vielleicht die vornehmſten Waaren, die, wenn gleiche Finanzgeſetze die Kolonien mit dem Mutterſtaate vereinigen ſollten, eine Ausnahme, und beſondere Beſtimmungen in Abſicht der bisherigen Beſteuerungsart verlangten.

Was die Einkünfte Großbritanniens betragen würden, wenn die jetzt im Mutterſtaate eingeführten Auflagen auf alle auswärtige Provinzen des Reichs ausgedehnet würden, läßt ſich nicht mit der mindeſten Zuverläſſigkeit beſtimmen. In Großbritannien ſelbſt werden durch dieſes Steuerſyſtem von noch nicht acht Millionen Menſchen, zehn Millionen Einkünfte erhoben. Irland enthält mehr als zwey, und die zwölf vereinigten Provinzen von Amerika enthalten, nach Rechnungen, die dem Congreſſe vorgelegt worden ſind, mehr als drey Millionen Menſchen. Wir wollen indeß, weil man glauben kann, daß dieſe Rechnungen mit Fleiß übertrieben worden ſind, um dem amerikaniſchen Volke Muth zu dem jetzigen Kriege einzuflößen, und das unſrige in Furcht zu ſetzen, für unſere nordamerikaniſchen und weſtindiſchen Kolonien nur drey Millionen annehmen. Wenn acht Millionen Menſchen zehn Millionen Einkünfte bringen: ſo müſſen dreyzehn Millionen Menſchen (welches die Anzahl der ſämmtlichen Einwohner des großbritanniſchen Reichs ſeyn würde) 16,250,000 Pf. St. einbringen. Hiervon müſſen die Regierungskoſten und die zu bezahlenden Zinſen der Schulden von Irland und von den Kolonien abgezogen werden. Dieſer Umſtand macht in Irland etwas weniger, als 750,000 Pf. St., und machte in den Kolonien, (Maryland und Nordcarolina, und unſere neulichen Erwerbungen im letzten 1763 geendigten Kriege nicht mitgerechnet) vor dem Ausbruche der jetzigen Unruhen 141,800 Pf. St. aus. Wir wollen aber die Koſten der innern Verwaltung für Irland und die Kolonien, in einer runden Summe auf eine Million rechnen. Es blieben alſo überhaupt an Einkünften zu den allgemeinen Ausgaben, die ſich auf den ganzen Staat beziehen, und zu der Abbezahlung der Schulden 15,250,000 Pf. St. Wenn nun, von den bisherigen Einkünften, in Friedenszeiten jährlich eine Million zur Tilgung der Schulden hat bey Seite gelegt werden können: ſo würden, von dieſen ſo ſehr vermehrten Einkünften, wohl 6,250,000 Pf. St. auf dieſen Gegenſtand gewandt werden können. Dieſer ſo große Tilgungsfond würde noch überdieß jedes Jahr, durch die Zinſen der das Jahr zuvor abbezahlten Schulden, anſehnlich vermehrt werden, und auf dieſe Weiſe mit einer ſolchen Schnelligkeit wachſen, daß er in wenigen Jahren zur gänzlichen Abbezahlung der Nationalſchuld hinreichen würde: womit dann zugleich die völlige Wiederherſtellung der jetzt geſchwächten Kraft des großbritanniſchen Reichs verbunden wäre. Während der Zeit könnte das Volk ſchon von einigen der drückendſten Auflagen befreyet werden, von denen, die auf die Nothwendigkeiten des Lebens, oder die auf die rohen Stoffe der Manufacturen gelegt ſind. Das arbeitende Volk würde beſſer leben, und doch wohlfeiler arbeiten können. Die Wohlfeilheit der Waaren würde den Abſatz, dieſe die Nachfrage nach Arbeit, und dieſe

Nachfrage die Anzahl ſo wohl, als die Wohlhabenheit der arbeitenden Leute vermehren: wodurch hinwiederum die Conſumtion ſowohl erweitert; als die öffentlichen Einkünfte erhöhet werden würden.

Indeß darf man nicht hoffen, daß die aus dieſem Beſteuerungsſyſteme entſtehende Vermehrung der öffentlichen Einkünfte, gleich anfangs der Volksmenge in den neuen Provinzen, auf die es ausgedehnet worden wäre, angemeſſen ſeyn würde. Einmahl würde man gegen dieſe Provinzen, da ſie Laſten zu tragen bekämen, deren ſie bisher ungewohnt geweſen ſind, äußerſt nachſichtig bey der Eintreibung der neuen Auflagen ſeyn müſſen. Zweytens würde ſelbſt bey der ſtrengeſten Eintreibung doch der Zuwachs, den die großbritanniſche Schatzkammer zu ihren Einkünften, aus dieſen Provinzen bekommen würde, nicht der Volksmenge derſelben angemeſſen ſeyn. In einem armen Lande iſt der Verbrauch der vornehmſten zoll- und accisbaren Waaren ſehr klein; und in einem dünn bewohnten Lande iſt die Leichtigkeit Unterſchleif zu machen ſehr groß. So bringt die Acciſe, die auf Malz, Bier und Ale gelegt iſt, in Schottland nicht ſo viel ein, als ſie, in Vergleichung mit England, nach Verhältniß der Menſchenzahl, und nach Verhältniß der Abgabe ſelbſt, (die in Schottland wegen der vorgeblich ſchlechtern Beſchaffenheit des Malzes etwas geringer iſt,) einbringen ſollte; — und die Urſache iſt, weil die ganz arme Klaſſe in dieſem Lande ſehr wenig aus Malz gebrauete Getränke trinkt. Der Unterſchleif in Abſicht dieſes Artikels mag wohl in beyden Ländern gleich ſeyn. Aber wenn die Abgaben vom Branntweinbrennen, und die meiſten Zollgefälle in Schottland ebenfalls weniger bringen, als ſie, in Vergleichung mit England, nach Maßgabe der ſchottiſchen Volksmenge bringen ſollten: ſo liegt dieß nicht ſowohl an dem geringern Verbrauche der beſteuerten Waaren, als an der größern Leichtigkeit des Schleichhandels. In Irland, wo die unterſte Klaſſe der Einwohner noch ärmer, und das Land an vielen Orten eben ſo ſchwach bevölkert iſt, wie in Schottland, würde aus beyden der gedachten Urſachen; der Ertrag der Conſumtions-Auflagen noch weniger der Volksmenge entſprechen. In Amerika und Weſtindien hingegen ſind alle Weißen, auch die von der geringſten Klaſſe, in weit beſſern Umſtänden, als ihres Gleichen in England. Sie verzehren alſo auch wahrſcheinlich weit mehr von den Luxuswaaren ihres Standes. Dagegen ſind zwar die Negern, die den größern Theil der Einwohner, ſowohl in den ſüdlichen Provinzen des feſten Landes, als in den weſtindiſchen Inſeln ausmachen, — Sclaven, und alſo in einem weit armſeligern Zuſtande, als die ärmſten Einwohner Schottlands und Irlands. Wir dürfen uns indeſſen nicht einbilden, daß ſie darum mit ſchlechterer Koſt genährt wären, als die unterſte Klaſſe ſelbſt in England; oder daß ihre Conſumtion von ſolchen Waaren, die einer mäßigen Abgabe unterworfen werden können, viel geringer ſey, als ſie es bey jener Klaſſe iſt. Ihr Herr hat eben das Intereſſe, ſie gut zu nähren und ſie bey gutem Muthe zu erhalten, damit ſie im Stande bleiben tüchtig zu arbeiten, welches der Eigenthümer eines Landguts hat, ſeinem Zugviehe die gehörige Fütterung und Pflege zu geben. Deßwegen genießen die Schwarzen faſt allenthalben eben ſo, wie die weißen Bedienten, ihren Rum, und ihr Syrop- oder

Fichtenbier *): und die ihnen zugetheilten Portionen würden wahrſcheinlich ihnen nicht entzogen oder verkümmert werden, wenn dieſe Artikel gleich mit mäßigen Auflagen beleget würden. In Amerika und Weſtindien alſo würde wahrſcheinlich die Conſumtion der beſteuerten Waaren nach Verhältniß der Volksmenge, faſt eben ſo groß ſeyn, als in irgend einem Theile des brittiſchen Reiches. Aber die Gelegenheit Unterſchleif zu machen, würde dort viel größer ſeyn, da das Land von einem ſolchen Umfange, und doch weit ſparſamer bewohnt iſt, als Schottland, oder Irland. Wenn man indeß die Einnahme, die jetzt von verſchiedenen, theils auf das Malz, theils auf die aus Malz verfertigten Getränke, gelegten Abgaben gezogen wird, durch eine einzige Abgabe vom Malze ſelbſt erhöbe: ſo würde bey dem wichtigſten Zweige der Acciſegefälle der Unterſchleif beynahe unmöglich gemacht werden.

Und wenn, nach meinem oben angegebenen Plane, die Zölle, anſtatt auf faſt alle Einfuhrartikel gelegt zu werden, auf wenige Hauptwaaren eingeſchränkt, — wenn ſie zugleich in der Erhebungsart den Acciſegeſetzen unterworfen würden: ſo möchte wohl der Unterſchleif, wo nicht gänzlich verhütet, doch ſehr erſchwert werden. Mit dieſen beyden einfachen und leicht zu veranſtaltenden Aenderungen könnten die Zoll- und Acciſeabgaben eben ſowohl in der am dünnſten bewohnten, als in

---

*) Spruce-beer, Fichtenbier, wird aus der Frucht der canadiſchen Fichte oder Tanne gebrauet, welche Frucht, zu dieſer Abſicht, aus den nördlichen Gegenden von Amerika, häufig nach den ſüdlichen Gegenden und nach Weſtindien, auch ſogar nach England gebracht wird. A. d. U.

der volkreichſten Provinz einen der Conſumtion angemeſſenen Ertrag bringen.

Man wendet hierwider ein: daß die Amerikaner kein Gold- und Silbergeld hätten, daß ihr innerer Handel ganz mit Hülfe eines umlaufenden Papiergeldes geführt würde, und daß ſie alles Gold und Silber, welches gelegentlich in ihre Hände käme, nach Großbritannien ſendeten, um die von hier gezogenen Waaren zu bezahlen. — Ohne Gold und Silber, ſetzt man hinzu, iſt es unmöglich, Abgaben zu bezahlen. Alles Gold und Silber, welches die Amerikaner haben, bekommen wir jetzo ſchon von ihnen durch den Handel. Wie iſt es möglich, es ihnen ein zweytes mahl, durch Auflagen, abzunehmen?

Darauf antworte ich: die gegenwärtige Seltenheit der Gold- und Silbermünze in Amerika iſt nicht eine Folge der Armuth ſeiner Bewohner, oder ihres Unvermögens jene Metalle zu erkaufen. In einem Lande, wo der Arbeitslohn ſo viel höher, und der Preis der Lebensmittel ſo viel niedriger iſt, als in Europa, muß nothwendig der größere Theil des Volks mehr als hier übrig behalten, wovon er Gold und Silber einkaufen könnte, wenn er es nothwendig oder nützlich fände. Die Seltenheit der edlern Metalle muß alſo nicht eine Folge der Nothwendigkeit, ſondern der Wahl ſeyn.

Der Nutzen, oder die Unentbehrlichkeit der Gold- und Silbermünze zeigt ſich entweder bey den Geſchäfften des innern, oder des auswärtigen Verkehrs. Der innere Handel eines Landes kann, wie ich im zweyten Buche gezeigt habe, wenigſtens in Friedenszeiten, mit Papiergelde faſt eben ſo gut, als mit Golde und Silber getrieben werden. Für die Amerikaner, die in dem erweiterten und verbeſſerten Anbaue ihrer unermeßlichen Ländereyen weit mehr Kapitalien nützlich anzulegen im Stande ſind, als ſie deren habhaft werden können, iſt es ſehr bequem, den Aufwand eines ſo koſtbaren Handelswerkzeuges, als Gold und Silber iſt, zu erſparen, und denjenigen Theil des überſchüßigen Landesproducts, den ſie auf den Ankauf dieſer Metalle wenden müßten, lieber auf die Werkzeuge der verſchiedenen Gewerbe, auf die Materialien der Kleidung, auf verſchiedene Arten des Wirthſchaftsgeräthes, und auf die zum Baue und zur Erweiterung ihrer Niederlaſſungen nöthigen Eiſenwaaren zu wenden; kurz ſich dafür nicht einen todten Schatz, ſondern einen zur Erzeugung neuer Reichthümer wirkſamen zu verſchaffen. Die Kolonie-Regierungen haben zugleich ihren Vortheil dabey gefunden, das Volk mit ſo vielem Papiergelde, als zu Betreibung ihrer inländiſchen Handelsgeſchäfte nöthig iſt, vollauf zu verſehen. Einige dieſer Regierungen, z. B. die Penſylvaniſche, ziehen von dem Papiergelde, das ſie ausgeben, als von einem an ihre Unterthanen gemachten Darlehen, Zinſen. Andere, wie z. B. die Regierung von Maſſachuſetsbay, bringen, bey außerordentlichen Ereigniſſen ein Papiergeld bloß deßwegen in Umlauf, um damit die Staatsausgaben zu beſtreiten, und ſie ziehen es, wenn die Umſtände es erlauben, um den verminderten Werth wieder ein, zu welchem es nach und nach mag herabgeſunken ſeyn. So bezahlte im Jahre 1747 *) dieſe Kolonie den größten Theil ihrer Schul-

---

*) Man ſehe Hutchinſons Geſchichte von Maſſachuſetsbay. 2. Band. S. 436. u. f.

Schulden mit dem zehnten Theile des Geldes, für welches ihre Papiere anfangs waren ausgegeben worden.

So alſo finden die Pflanzer in den Kolonien ihren Vortheil dabey, wenn ſie des Goldes und Silbers in ihrem innern Verkehr entbehren können; und die Regierungen der Kolonien haben einen Vortheil davon, die Pflanzer mit einem andern Werkzeuge des Handelsverkehrs zu verſehen, — einem Werkzeuge, das zwar ſeine Unbequemlichkeiten hat, aber doch die Stelle jener Metalle vertreten kann, und die Koſten zur Anſchaffung derſelben erſpart. In den Kolonien, ſo wie in Schottland, hat der Ueberfluß an Papiergelde, Gold und Silber aus dem innern Handel verjagt: und in beyden Ländern iſt es nicht Armuth, ſondern der Unternehmungsgeiſt ihrer Einwohner, und ihre Begierde, ihr ganzes Kapital auf hervorbringende Arbeiten anzuwenden, was jenen Ueberfluß an Papiergelde verurſacht hat.

In dem auswärtigen Handel, den die Kolonien mit Großbritannien treiben, wird Gold und Silber in dem Maße gebraucht, als es nothwendig iſt. Es erſcheint ſelten da, wo es entbehrt werden kann; und es fehlt ſelten, wo es unumgänglich erfordert wird.

In dem Handel zwiſchen Großbrittannien und den Tobakskolonien werden die brittiſchen Waaren den Koloniſten größtentheils auf einen ziemlich langen Credit gegeben, und am Ende mit Tobak, nach einem feſtgeſetzten Preiſe, bezahlt. Es iſt den Koloniſten weit bequemer, mit Tobak zu bezahlen, als mit Golde und Silber. So würde es für jeden Kaufmann bequemer ſeyn, mit der Waare, womit er handelt, anſtatt mit baarem Gelde, zu bezahlen. In dieſem Falle dürfte er keinen Theil ſeines Kapitals ungenutzt liegen laſſen, um für einlaufende Forderungen bereite Caſſe zu haben. Er könnte alſo zu allen Zeiten mehr Waaren in ſeinem Laden oder in ſeinen Magazinen haben, und ſeinem Handel eine größere Ausdehnung geben. Aber der Fall iſt ſelten, daß es alle Correſpondenten eines Kaufmanns ihrem Vortheile gemäß fänden, die Bezahlung für alle die Waaren, die ſie an ihn verkaufen, in der Sorte von Waaren, womit er handelt, anzunehmen.

Dieſer ſo ſeltene Fall tritt bey den brittiſchen Kaufleuten ein, die nach Virginien und Maryland handeln. Sie finden es vortheilhafter, ſich ihre dahin geſandten Waaren mit Tobak, als mit Gelde bezahlen zu laſſen. Auf den Tobak hoffen ſie noch einen neuen Gewinn zu machen: mit dem baaren Gelde können ſie keinen machen. Gold und Silber kommen alſo in dem Handel zwiſchen Großbritannien und den Tobakskolonien ſelten zum Vorſchein. Maryland und Virginien brauchen Gold und Silber ſo wenig zu ihrem ausländiſchen, als zu ihrem innern Verkehr. Auch ſagt man, daß ſie in keiner der amerikaniſchen Kolonien ſeltener ſind. Indeſſen werden jene Kolonien doch als eben ſo blühend und folglich eben ſo reich, als ihre Nachbaren ſind, beſchrieben.

In den nördlichen Kolonien, Penſylvanien, Neuyork, Neujerſey, und den vier Staaten, welche Neuengland ausmachen, iſt der Werth der Erzeugniſſe, die ſie nach Großbritannien ausführen, dem Werthe der Manufacturwaaren nicht gleich, die ſie von dort, theils zum eigenen Gebrauche, theils zum Gebrauche einiger andern Kolonien, mit denen ſie Zwiſchenhandel treiben, einführen. Was ſie nun, nach der Bilanz, dem Mutterlande ſchuldig bleiben, muß mit Golde und Silber bezahlt werden: und dieſes wiſſen ſie gemeiniglich aufzutreiben.

In den Zuckerkolonien iſt der Werth der nach Großbritannien jährlich ausgeführten Erzeugniſſe weit größer, als der Werth der von da eingeführten Waaren. Müßte alſo der jährlich ins Mutterland geſandte Zucker und Rum in den Kolonien bezahlt werden: ſo würde Großbritannien genöthigt ſeyn, jedes Jahr einen anſehnlichen Ueberſchuß in baarem Gelde nach Amerika zu ſenden; und dieſer Handel würde, von einer gewiſſen Klaſſe von Staatsleuten für äußerſt nachtheilig für Großbritannien gehalten werden. Aber glücklicher Weiſe wohnen viele der vornehmſten Eigenthümer der Zuckerpflanzungen in Großbritannien. Ihre Landrente wird ihnen in den Erzeugniſſen ihrer Güter, in Zucker und Rum bezahlt. Derjenige Zucker und Rum hingegen, den die nach Weſtindien handelnden brittiſchen Kaufleute auf ihre eigene Rechnung kommen laſſen, iſt am Werthe den Waaren nicht gleich, welche ſie jährlich dahin verſenden. Es muß ihnen alſo der Ueberſchuß in baarem Gelde bezahlt werden, und auch dazu wiſſen die Koloniſten Rath zu finden.

Die Schwierigkeit und Unregelmäßigkeit der Zahlungen, welche die großbritanniſchen Kaufleute, von Amerika zu fordern haben, hat ſich nie nach der Größe oder Kleinheit des Ueberſchuſſes gerichtet, den jede den Kolonien in baarem Gelde hat zu zahlen gehabt. Größtentheils ſind dieſe Zahlungen weit pünktlicher von der nördlichen, als von den Tobakskolonien geleiſtet worden, ob jene gleich anſehnliche Summen, — dieſe wenig, oder nichts in baarem Gelde zu bezahlen haben. Von unſern verſchiedenen Zuckerkolonien, ſind nicht diejenigen in ihren Zahlungen die ſaumſeligſten und unregelmäßigſten, die den größten Ueberſchuß in baarem Gelde zu bezahlen haben, ſondern diejenigen, welche noch die größten Strecken unangebaueten Landes enthalten. In dieſen nehmlich werden die Pflanzer verführt, ſich in Ausrodungen und Anpflanzungen von größerm Umfange einzulaſſen, als ihre Kräfte und ihre Kapitalien erlauben. So ſind, zum Beyſpiele, von der großen Inſel Jamaika, wo noch viel wüſtes Land vorhanden iſt, die Zahlungen an unſre Kaufleute immer ſpäter und unregelmäßiger eingegangen, als von den kleinern Inſeln Barbados, Antigua und St. Chriſtoph, die, da ſie faſt durchaus angebauet ſind, den Speculationen der Pflanzer ein weniger freyes Feld eröffnen. Dieſe Speculationen haben ſich bey den, im letzten Frieden neu erworbenen Beſitzungen, den Inſeln Grenada, Tabago, St. Vincent, und Dominica erneuert; und es ſind daher auch die Einwohner dieſer Inſeln ſo ſchlechte und unregelmäßige Bezahler geworden, als es die von Jamaika von jeher geweſen ſind.

Es iſt alſo nicht die Armuth der Kolonien, welche den bey ihnen herrſchenden Mangel an Golde und Silber verurſacht. Ihr großes Verlangen, ihr ganzes Kapital in Thätigkeit zu ſetzen, und zu Hervorbringung nützlicher Erzeugniſſe anzuwenden, macht, daß ſie von einer Sache, wie Gold und Silber, die als ein todter Schatz anzuſehen iſt, ſo wenig als möglich iſt, zu haben begehren. Sie behelfen ſich alſo, um ihrer entbehren zu können, lieber mit einem etwas unbequemern Handelswerkzeuge, — mit Papiergelde. Dadurch werden ſie in den Stand geſetzt, das, was ihnen der Ankauf des Goldes und Silbers koſten würde, de, entweder auf die Werkzeuge des Ackerbaues und der Gewerbe, oder auf den Stoff der Kleidung, auf Hausgeräthe, auf Eiſenwaaren, die ſie zum Bauen und zu Erweiterung ihrer Pflanzungen gebrauchen, anzuwenden.

Für diejenigen Zweige ihrer Geſchäffte, die ohne Gold und Silber nicht abgemacht werden können, finden ſie immer ſo viel von dieſen Metallen, als ſie nöthig haben. Und wenn es ihnen je daran fehlt: ſo liegt nicht die Schuld an einer Armuth, der ſie ſich nicht zu entziehen wüßten, ſondern an einem Unternehmungsgeiſte, der ſeine Gränzen überſchritten hat. Nicht weil die Koloniſten arm ſind, ſondern weil ſie zu ſchnell reich werden wollen, ſind ſie unordentliche Zahler. Geſetzt nun auch, daß die Kolonien den Ueberſchuß des Ertrags der bey ihnen erhobenen Auflagen, über die Koſten ihrer bürgerlichen und militäriſchen Verwaltung, in Golde und Silber baar nach Großbritannien ſchicken müßten: ſo würden ſie die dazu nöthige Quantität dieſer edeln Metalle ſehr leicht erkaufen können. Es iſt wahr, ſie würden alsdann genöthigt ſeyn, einen Theil ihrer überflüßigen Erzeugniſſe, mit welchem ſie ſich jetzt einen Vorrath von nützlichen, etwas hervorbringenden Dingen erkaufen, auf Anſchaffung eines todten Schatzes zu wenden. Sie würden genöthigt ſeyn, auch zu ihrem innern Handelsverkehr, ein koſtbareres Werkzeug des Umlaufs an die Stelle eines wohlfeilern zu ſetzen; und dieß könnte vielleicht die ausſchweifende Hitze ihres Unternehmungsgeiſtes in Erweiterung des Anbaues ihres Landes etwas mäßigen. Indeß würden ſie auch ſelbſt nicht einmahl nöthig haben, jenen Ueberſchuß der Auflagen in baarem Golde und Silber von

Amerika nach England zu ſchicken. Sehr viel davon könnte durch Wechſel, die in Amerika auf einzelne Kaufleute in Großbritannien gezogen würden, übermacht werden. Dieſen Kaufleuten müßte zuvor ein Theil der überflüſſigen Erzeugniſſe Amerikas überliefert worden ſeyn; und, nachdem ſie dann alſo den Werth der Summen, welche die engliſche Schatzkammer aus Amerika erhalten ſoll, in Waaren erhalten hätten, würden ſie ſelbſt dieſe Summen in baarem Gelde an die Schatzkammer auszahlen. Sehr oft würde auf ſolche Weiſe dieſes Geſchäffte abgemacht werden können, ohne daß eine Unze Goldes oder Silbers aus Amerika ginge.

Es wäre nicht unbillig, daß Irland und Amerika zur Bezahlung der brittiſchen Staatsſchulden beytrügen. Dieſe Schulden ſind zu Aufrechterhaltung derjenigen Regierung gemacht worden, welche eine Folge der Revolution geweſen iſt, — einer Regierung, welcher die irländiſchen Proteſtanten, nicht nur das ganze Anſehen, deſſen ſie jetzt in dieſem Lande genießen, ſondern auch jede Sicherheit ihrer Freyheit, ihrer Güter und ihrer Religion zu danken haben; — einer Regierung, welcher mehrere Kolonien ihre gegenwärtigen Freyheitsbriefe (charters) und alſo ihre gegenwärtige Verfaſſung, und alle Kolonien ihre Sicherheit, Freyheit und Eigenthum ſchuldig ſind. Die brittiſche Staatsſchuld iſt nicht bloß zu der Vertheidigung der brittiſchen Inſeln, ſondern zu der Vertheidigung aller Provinzen des brittiſchen Reichs gemacht worden. Und ganz beſonders wurden die beyden letzten Kriege, — die, in welchen die Nationalſchuld am meiſten angewachſen iſt, unmittelbar zur Vertheidigung Amerikas geführt.

Durch einen völligen Staatsverein Irlands mit Großbritannien, würde jenes Land nicht bloß die Freyheit des Handels, ſondern es würde noch andere Vortheile gewinnen, die von weit größerem Werthe ſind, — und die ihm die etwanige Vermehrung der ihm aufgelegten Steuern ſehr reichlich erſetzen würden. Durch die Union mit England erhielten in Schottland die mittlern und untern Stände eine völlige Befreyung von der Macht einer Ariſtokratie, von der ſie zuvor faſt immer waren unterdrücket worden. In Irland würden alle Klaſſen der Einwohner die Befreyung von einer viel drückendern ariſtokratiſchen Oberherrſchaft gewinnen: einer Oberherrſchaft, die nicht aus den natürlichen und achtungswürdigen Unterſchieden der Geburt und des Reichthums, ſondern aus den verhaßten Abſonderungen religiöſer und politiſcher Vorurtheile entſteht. Ich nenne ſie verhaßt, weil in der That kein anderer Unterſchied unter den Menſchen ſo leicht bey dem begünſtigten und herrſchenden Theile Uebermuth, bey dem zurückgeſetzten und leidenden Haß und Unwillen hervorbringt; — weil jene Vorurtheile ſo oft die Einwohner eines und deſſelben Landes in ein feindſeligeres Verhältniß gegen einander geſetzt haben, als das Verhältniß zweyer im Kriege begriffener Völkerſchaften iſt. Wird Irland nicht mit Großbritannien, auf eben die Weiſe, wie Schottland, vereiniget: ſo werden noch viele Menſchenalter hingehen, ehe ſich Irländer und Engländer als **Eine** Nation anſehen werden.

In den Kolonien hat zwar nie eine unterdrückende Ariſtokratie geherrſcht. Aber doch auch ſie würden durch eine Vereinigung mit Großbritannien an Ruhe und Glückſeligkeit beträchtlich gewinnen. Dieſe Vereinigung

einigung würde ſie wenigſtens von den Streitigkeiten gegen einander erbitterter Parteyen befreyen, einem Uebel, das von kleinen Demokratien unzertrennlich iſt, und das die Gemüther des amerikaniſchen Volks ſo oft getrennt, ſo oft die Ruhe ihrer, beynahe ganz demokratiſch verfaßten Staaten geſtöret hat. Sollten ſie ſich je von Großbritannien gänzlich losreißen — welches, wenn ſie ſich nicht auf dieſe Weiſe innig mit ihm vereinigen, höchſt wahrſcheinlich zu erwarten ſteht: ſo wird jener innere Krieg der Parteyen weit heftiger als je losbrechen. Vor dem Anfange der gegenwärtigen Unruhen konnte das obrigkeitliche Anſehen des Mutterlandes dieſe Parteyen doch ſo weit in Schranken halten, daß ihr Haß in nichts Aergeres, als in grobe Schimpfreden und in wörtliche Beleidigungen ausbrach. Wenn aber jene Oberaufſicht gänzlich wegfiele: dann würde er wahrſcheinlich zu offenbaren Gewaltthätigkeiten und blutigen Auftritten Anlaß geben.

In allen großen Ländern, die unter einer gemeinſchaftlichen Regierung vereiniget ſind, herrſcht der Parteygeiſt in den entfernten Provinzen immer weniger, als in dem Mittelpunkte des Reichs. Die Hauptſtädte ſind allenthalben die vornehmſten Kampfplätze des Ehrgeizes und der Parteyſucht; und je entfernter die Provinzen von denſelben ſind, deſto weniger nehmen ſie an den Geſinnungen und Abſichten der mit einander ſtreitenden Parteyen Antheil; deſto gleichgültigere und unbefangenere Zuſchauer ſind ſie von den Handlungen einer jeden. So herrſcht, zum Beyſpiele, der Parteygeiſt weit weniger in Schottland, als in England. Wäre Irland mit England vereiniget, wie Schottland: ſo würde das erſtere wahrſcheinlich den Parteygeiſt noch weniger kennen, als das letztere; und unter gleichen Umſtänden würden die Kolonien einen Grad von Einigkeit und Ruhe genießen, der für jetzt in keinem Theile des brittiſchen Reichs zu finden iſt. Zwar würden beyde, Irland und die Kolonien, ſchwerere Auflagen bezahlen müſſen, als denen ſie jetzt unterworfen ſind. Wenn indeß nur die öffentlichen Einkünfte treu und gewiſſenhaft zur Abtragung der Nationalſchulden angewandt würden: ſo würde der größte Theil jener Auflagen nicht von allzulanger Dauer ſeyn; und Großbritannien würde in kurzem nur dasjenige Einkommen von ſeinen Unterthanen erheben dürfen, welches zu Beſtreitung der mäßigen Koſten der innern und friedlichen Verwaltung des Reichs nothwendig iſt.

Die Länder, welche die oſtindiſche Handelsgeſellſchaft in Beſitz genommen hat, und die nach unſtreitigen Rechten der Krone, das heißt, dem Staate und dem Volke von Großbritannien zugehören, würden zu einer andern und vielleicht noch ergiebigern Quelle von Einkünften gemacht werden können, als alle, deren wir bisher gedacht haben. Dieſe Länder ſollen, wenn die gemeine Vorſtellung von denſelben richtig iſt, mehr Fruchtbarkeit, einen größern Umfang, und in einem gleichen Raume mehr Reichthümer und eine größere Volksmenge enthalten, als Großbritannien. Es würde vielleicht, um ein großes Einkommen von ihnen zu ziehen, nicht nöthig ſeyn, ein neues Beſteuerungsſyſtem bey ihnen einzuführen, da ſie ſchon jetzt hinlänglich, und mehr als hinlänglich, mit Auflagen beladen ſind. Im Gegentheil möchte es vielleicht ſchicklicher ſeyn, die Bürden dieſer unglücklichen Länder zu erleichtern, als ſie zu erſchweren; ſchicklicher, das von ihnen zu ziehende Einkommen dadurch zu vermehren, daß man die Unterſchlagung und die Verſchwendung der von ihnen bisher bezahlten Steuern verhütete, als daß man ihnen neue auflegte.

Sollte es ſich finden, daß Großbritannien aus keiner der bisher gedachten Quellen eine beträchtliche Vermehrung ſeiner Einkünfte ziehen könnte: ſo würde ihm kein Mittel zur Bezahlung ſeiner Schulden übrig bleiben, als eine Verminderung ſeiner Ausgaben. Und auch dieſe, wie wenig iſt ſie wahrſcheinlich! Zwar laſſen ſich vielleicht noch beſſere und wohlfeilere Methoden ausdenken, ſowohl die öffentlichen Einkünfte zu erheben, als die Ausgaben des Staats zu beſtreiten. Indeß ſcheint wenigſtens Großbritannien hierin eben ſo haushälteriſch zu Werke zu gehen, als irgend einer ſeiner Nachbaren. Der Kriegsſtaat, welchen es zu ſeiner Vertheidigung in Friedenszeiten unterhält, iſt mäßiger, als der von irgend einem derjenigen europäiſchen Staaten, die es mit Großbritannien an Macht oder an Reichthum aufnehmen können. In keinem von dieſen Artikeln würde ſich alſo wahrſcheinlich eine beträchtliche Erſparniß machen laſſen. Die Ausgaben, welche die bürgerliche Verwaltung der Kolonien verurſacht, waren vor dem Anfange der gegenwärtigen Unruhen ſehr beträchtlich; und dieſe Ausgaben würden allerdings, wenn keine neuen Einkünfte ſich von den Kolonien ziehen laſſen, durchaus erſpart werden können und müſſen. Doch iſt dieſe auch in Friedenszeiten fortwährende Ausgabe nur etwas ſehr unbedeutendes gegen den Aufwand, welchen uns die Vertheidigung der Kolonien in Kriegszeiten gekoſtet hat. Der letzte Krieg, der ganz um der Kolonien willen unternommen worden war, koſtete

Großbritannien, wie ich ſchon bemerkt habe, mehr als neunzig Millionen Pfund Sterling. Der ſpaniſche Krieg von 1739 hatte faſt dieſelben Urſachen; und in dieſem, und in dem daraus entſtandenen franzöſiſchen Kriege wendete Großbritannien über vierzig Millionen auf, wovon ein großer Theil billiger Weiſe den Kolonien, als um ihrentwillen ausgegeben, angerechnet werden muß. In dieſen beyden Kriegen koſteten alſo die Kolonien Großbritannien weit mehr, als doppelt die Summe, auf welche ſich die Nationalſchuld vor dem Anfange des erſten unter ihnen belief. Wären dieſe beyden Kriege nicht geweſen: ſo würde gegenwärtig die Nationalſchuld wahrſcheinlich vollkommen bezahlt ſeyn; und hätten wir keine Kolonien gehabt: ſo würde der erſte von jenen beyden Kriegen wahrſcheinlich, und der letzte gewiß, nie unternommen worden ſeyn. Man ſahe die Kolonien als Provinzen des brittiſchen Reichs an; und deßwegen wendete man ſo große Koſten auf ihre Beſchützung. Aber wie können Länder, die weder zu den Einkünften eines Reichs beytragen, noch zu ſeinen Armeen Truppen liefern, als Provinzen dieſes Reichs angeſehen werden? Höchſtens kann man ſie in dem Lichte, wie gewiſſe Beſitzungen reicher Leute betrachten, die, ohne ihnen Nutzen zu bringen, ihnen nur zur Pracht und zum Vergnügen dienen. Aber wenn nun ein Staat nicht länger im Stande iſt die Koſten zu ertragen, welche ſolche bloß zum Scheine der Macht und des Reichthums unterhaltene Beſitzungen verurſachen: muß er ſich nicht alsdann von ihnen losmachen? Muß er nicht, wenn er nicht ſeine Einkünfte bis zu dem Umfange ſeiner Ausgaben ausdehnen kann, ſeine Ausgaben zu den Schranken ſeiner Einkünfte zurückzubringen ſuchen?

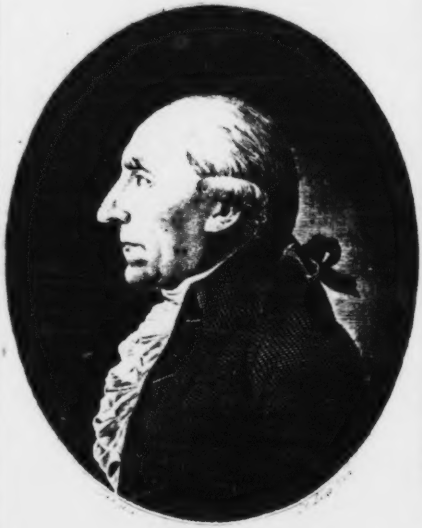
Sollen die amerikaniſchen Kolonien, troß ihrer Weigerung, ſich den brittiſchen Auflagen zu unterwerfen, noch ferner als Provinzen von Großbritannien angeſehen werden: wer verbürgt uns, daß nicht ein neuer Krieg in kurzem entſteht, in welchem ſie mit eben ſo großem Aufwande, als jemahls um ihrentwillen iſt im Kriege gemacht werden, vertheidiget werden müſſen? Die Staatsleute, welche die Geſchäfte Großbritanniens regierten, haben ſeit einem Jahrhunderte dem Volke dieſes Landes vorgeſpiegelt, daß es jenſeits des atlantiſchen Meers ein großes, weit ausgedehntes Reich beſitze. Aber in der That iſt es eine leere Einbildung geweſen. Nicht ein wirkliches Reich war es, ſondern nur ein Project, künftig eines daſelbſt zu gründen. Amerika war keine Goldgrube für England, ſondern nur ein Ort, wo man hoffte, künftig eine zu finden. Aber dieſe Projecte und Hoffnungen haben England ungeheure Summen gekoſtet, koſten ſie ihm noch, und werden in Zukunft ähnlichen Aufwand verurſachen, ohne daß auch nur ein wahrſcheinlicher Vortheil davon zu erwarten wäre. Denn daß der Alleinhandel mit den Kolonien kein ſolcher Vortheil iſt; — daß er den Einwohnern des Mutterlandes, im Ganzen, mehr Schaden als Vortheil bringt, habe ich vorhin ſchon gezeigt.

Es iſt ſicherlich Zeit, daß die Führer und Regierer unſers Staats, entweder jene goldenen Träume, mit welchen ſie bisher ſich ſelbſt vielleicht eben ſo ſehr, als das Volk, getäuſcht haben, in Erfüllung bringen, oder daß ſie von denſelben erwachen, und die Nation gleichfalls zu erwecken ſuchen. Sind jene Projecte nicht ausführbar: ſo müſſen ſie aufgegeben werden. Sind

Provinzen des brittiſchen Reichs vorhanden, die nicht dahin gebracht werden können, zu den Regierungskoſten des Ganzen mit beyzuſteuern: ſo iſt es ſicherlich Zeit, daß ſich Großbritannien von dem Aufwande, den die Vertheidigung dieſer Provinzen im Kriege und ihre Verwaltung im Frieden verurſacht, frey mache. Es iſt Zeit, daß dieſer Staat ſeine künftigen Pläne und Unternehmungen nach der wirklichen Mittelmäßigkeit ſeiner Umſtände abmeſſe *).

---

*) Dieſe ganze Unterſuchung, über die Mittel, wie durch Zuziehung der Kolonien unter den allgemeinen Beſteuerungsplan Großbritanniens, des letztern Staatsſchulden getilgt werden könnten, iſt freylich jetzt, da das Verhältniß zwiſchen den Kolonien und Großbritannien auf eine unwiderrufliche Weiſe beſtimmt worden iſt, unnütz. Da indeß ſo manche Thatſachen darin vorkommen, welche das ehemalige Verhältniß Englands gegen Irland und die Kolonien aufklären; — ein Verhältniß, das in Abſicht Irlands noch fortdauert: ſo habe ich es nicht gewagt, dieſen Theil der Unterſuchung des Autors wegzulaſſen; ob ich mir gleich erlaubt habe, etliche darin vorkommende Wiederhohlungen abzukürzen. Der Erfolg hat zwar die practiſchen Vorſchläge Smiths nicht erfüllt, aber doch die theoretiſchen Grundſätze deſſelben beſtätiget. Er hat gezeigt, daß ſolche auswärtige Beſitzungen, wie die nordamerikaniſchen Kolonien für Großbritannien waren, einem Staate keine wahre Stärke geben, da es einem Staate möglich iſt, dieſelben zu verlieren, ohne eine merkliche Schwäche zu empfinden. Er hat gezeigt, daß der Vortheil, den Großbritannien von dem Handel mit ſeinen Kolonien genoß, auch ohne das Zwangsmonopol über die Erzeugniſſe der letztern, zu erhalten ſtehe, und daß in der That, wie Smith ſagt, Großbritannien an den Kolonien nichts als Prunkbeſitzungen hatte, von denen der Eigenthümer ſich losmachen muß, wenn er ſeine zerrüttete Haushaltung verbeſſern will. A. d. U.



CHRISTIAN GARVE.

Ueber

Geſellſchaft und Einſamkeit

von

Chriſtian Garve.

Erſter Band.

Breßlau 1797.
bey Wilhelm Gottlieb Korn.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

An den

Herrn Conſiſtorialrath

Spalding.

Verehrungswürdiger Mann,

Sie haben in einem langen, den Wiſſenſchaften und einem gemeinnützigen Berufe gewidmeten Leben, vielfache Gelegenheit gehabt, die Geſellſchaft und die Einſamkeit kennen zu lernen. Da Sie von jeher das Studiren und Nachdenken liebten, und den ruhigen Selbſtgenuß allen andern Vergnügungen vorzogen: ſo haben Sie ſich oft von der Geſellſchaft in Ihr Cabinet zurückgezogen. Und da Sie gern Andern nützlich ſeyn wollten, ſo haben Sie ſich Vielen im Umgange mitgetheilt. Sie wurden an allen Orten, wo Sie ſich aufhielten, geſchätzt: und es wurde Ihnen alſo leicht, mit den Vorzüglichſten, oder Angeſehenſten der Einwohner in Verbindung zu treten. Einen beträchtlichen Theil Ihres Lebens brachten Sie, in einer der größten und geſelligſten Städte Deutſchlands, zu: und es war, von den Höfen bis zu den niedrigſten Claſſen, keine, welcher Sie nicht, als Geſellſchafter oder als Religionslehrer, ſich genähert hätten. Sie ſind alſo ein competenter Richter der

Unterſuchungen, welche ich in dieſem Buche angeſtellet habe.

Sie ſind überdieß mein alter Freund; von dem erſten Augenblicke unſrer Bekanntſchaft mir mit Zärtlichkeit zugethan, wie ein Vater, von mir verehrt, wie von einem Sohne. Wir ſind beyde, Sie als Greis, ich als Kranker, vielleicht dem Ende unſrer Laufbahn nahe. Ich muß eilen, ein öffentliches Denkmahl unſrer Freundſchaft zu ſtiften, wenn eines nach uns vorhanden ſeyn ſoll. Und es iſt ein erlaubter Ehrgeiz von meiner Seite, wenn ich dieſes wünſche.

Nehmen Sie alſo das Geſchenk dieſes Buches, welches ich Ihnen widme, obgleich für jetzt nur der erſte

Theil davon herauskommt, mit der Güte auf, mit welcher Sie bisher alles von mir, meine Briefe und meine Geſpräche, annahmen. Ich werde aber jetzt vielleicht noch Ihrer beſondern Nachſicht nöthig haben: theils, weil ich mit ſehr ungleichen Kräften und bey ſehr veränderlichem Zuſtande meiner Geſundheit dieß Buch ausgearbeitet habe; theils, weil ich genöthiget war, das Meiſte davon Andern in die Feder zu dictiren, und der Stil jedes Menſchen ſehr verſchieden iſt, wenn er ſelbſt ſchreibt und wenn er ſich einer fremden Hand bedient. Im letzteren Falle können die Gedanken vielleicht origineller werden, weil der Geiſt, ganz concentrirt auf die Sachen, durch keine mechaniſche Nebenarbeit zerſtreut wird. Aber die Schreibart wird gewiß etwas weitſchweifiger und weniger vollkommen, weil das Auge den Verſtand nicht ſo gut leiten kann, und weil man ſich vor ſeinem Schreiber ſcheut und, um ihn nicht zu lange warten zu laſſen, ſich mit einem mangelhaften Ausdrucke begnügt. Vielleicht finden Sie jene Weitſchweifigkeit auch nicht bloß in der Schreibart, ſondern ſelbſt in den Gedanken. Jemand entſchuldigte ſich, daß er nicht kürzer in ſeinem Schreiben hätte ſeyn können, weil er zu wenig Zeit zum Schreiben gehabt hätte. Und ich möchte mich eben ſo gern damit entſchuldigen, daß ich zu ſchwach war, meine Ideen mit wenigen ſimpeln Worten aufs Reine zu bringen, und daher lange daran künſteln mußte.

Unterdeſſen wenn Sie mit einigen überflüſſigen Worten nur nützliche Wahrheiten geſagt finden, wenn ich nach Ihrem Urtheil nur die Hauptgeſichtspuncte nicht verfehlt, und hin und wieder auch einige verborgnere Seiten des Gegenſtandes aufgedeckt habe: ſo wird Ihre Freundſchaft das Uebrige thun, Ihren Beyfall mir zu erwerben, und Ihnen die Durchleſung dieſes Buches angenehm zu machen.

Ich werde thun, was in meinem Vermögen ſteht, um den künftigen Winter den zweyten Theil dieſes Buches zu Stande zu bringen. Die meiſten Ideen zu demſelben ſind geſammelt: aber die letzte Ueberarbeitung, die überhaupt ihre große Schwierigkeiten hat, und nie den Geiſtes-Genuß gewährt, mit welchem die erſte Meditation, und die Erfindung der Ideen verbunden iſt, koſtet einem Schriftſteller, der ſeiner Augen ſo gut als beraubt iſt, eine ermüdende Anſtrengung. Ich wünſche Ihnen nur, in dem Zuſtande noch einige Zeit zu verharren, in welchem Sie bisher geweſen ſind. Es iſt eine Freude, einen verdienſtvollen Mann, durch ein hohes geſundes Alter, ungewöhnliche Munterkeit des Geiſtes, Freude an ſeinen Kindern und allgemeine Werthſchätzung beym Publicum, belohnt zu ſehen. Möchte dieſe Freude mir und ſo vielen Ihrer Verehrer noch lange vergönnt ſeyn! Ich bin zufrieden, wenn ich ohne große Schmerzen meine Heiterkeit des Kopfs, welche, Dank ſey es der Vorſehung, bey einer zerrütteten Geſundheit, doch noch fortdauert, zu Unterſuchungen wie dieſe, welche ich Ihnen hier darbiethe, und zur Unterhaltung mit Freunden, wie der, an welchen ich ſchreibe, anwenden kann. Leben Sie wohl.

Garve.

Breßlau,
den 21. Sept. 1797.

Ueber

Geſellſchaft und Einſamkeit.

Nach ſo vielen einzelnen Aufſätzen und ganzen Büchern, die in allen Sprachen über den Umgang erſchienen ſind, und nach einem Werke von vier Bänden, das in der unſrigen von einem berühmten Manne über die Einſamkeit geſchrieben worden iſt, könnte dieſe Materie wohl erſchöpft ſcheinen. Aber es iſt ein Vorzug moraliſcher Materien, daß ſie niemahls ganz neu ſind und niemahls ganz erſchöpft werden. Niemand kann in der Behandlung derſelben Erfinder ſeyn; und niemand darf bloß ſeinen Vorgängern nachſprechen. Mit jedem Menſchen, der gebohren wird, erſcheint die menſchliche Natur immer wieder in einer etwas veränderten

Geſtalt. Vor tauſend Jahren hatten die Pflanzen dieſelben Formen und Farben, wie heute. Aber die Menſchen der damahligen Zeit, — wie erſtaunlich ſind ſie von den unſrigen verſchieden! Die Aehnlichkeiten wachſen allerdings, wenn die Entfernungen abnehmen: aber immer hat jeder ſeine eigne Welt, in der er lebt, und jeder ſieht dieſe Welt mit eignen Augen. Und wer alſo die menſchliche Natur zum Gegenſtande ſeiner Unterſuchungen wählt, findet, wenn er ſeine Erfahrungen und nicht bloß Bücher zu Rathe zieht, einen in dem Grade neuen Stoff, daß auch ſeine Betrachtungen darüber ihm eigen ſeyn können.

Die Ordnung, in welcher dieſe Betrachtungen am beſten anzuſtellen ſind, wird durch die Natur des Gegenſtandes deutlich genug angegeben. Geſellſchaft und Einſamkeit wird für das Leben der Menſchen wichtig und alſo auch der Unterſuchung des Philoſophen werth: entweder, inſofern ſie auf die geiſtige Bildung des Menſchen, oder inſofern ſie auf ſeine Glückſeligkeit Einfluß hat. Die Glückſeligkeit iſt etwas einfaches; aber die Bildung des Menſchen zerfällt in drey, deutlich von einander verſchiedne, Theile, in die Bildung des Verſtandes, in die des Charakters und in die der äußern Sitten.

Auf alle dieſe Puncte hat Einſamkeit und Geſellſchaft im Allgemeinen Einfluß. Aber auch eine Art der Geſellſchaft iſt von der andern, eine Art der Einſamkeit von der andern, in Abſicht ihrer Wirkſamkeit, verſchieden. Eine große Verſchiedenheit iſt zwiſchen dem Umgange, den die Geſchäfte des bürgerlichen Lebens von ſelbſt veranlaſſen, und zwiſchen dem, welchen die Menſchen, des geſelligen Vergnügens wegen, veranſtalten. Es iſt billig, in einer Abhandlung über dieſen Gegenſtand, nicht bloß die Geſellſchaft des Menſchen in den Zeiten, die er der Erholung, ſondern auch in denen, die er der Arbeit widmet, zu betrachten. Andre kleinere Schattirungen in den Methoden und Anſtalten zu den geſellſchaftlichen Vergnügungen ſelbſt werde ich dann erſt aufzählen, wenn ich zu dieſem Theile meiner Unterſuchung komme. Die verſchiedenen Arten der Einſamkeit ſind eben ſo mannigfaltig in ihrem Einfluſſe auf den Menſchen, entweder durch die Verſchiedenheiten der Abſichten, in welchen man ſie wählt, oder durch die Verſchiedenheit der Umſtände, von welchen ſie begleitet werden. Die Einſamkeit des

Einſiedlers hat einen andern Charakter und andre Folgen, als die Einſamkeit des Mönchs oder des Gelehrten. Die ſelbſt gewählte Einſamkeit in einer volkreichen Stadt iſt von der unvermeidlichen in einer Wildniß, ſowohl in ihren Wirkungen auf den Menſchen, als in ihren Urſachen, verſchieden. Aber auch dieſe Unterſchiede ſind zu mannigfaltig und zu klein, um hier ſchon im Allgemeinen angegeben zu werden. Es iſt genug, die Folge der Haupttheile von dieſem Aufſatze zu beſtimmen. Ich werde, in drey Abſchnitten, von dem Einfluſſe der Geſellſchaft und Einſamkeit überhaupt auf Verſtand, Sittlichkeit und äußre Sitten reden. Ich werde, in einem vierten, die verſchiednen Arten der Geſellſchaft und Einſamkeit claſſificiren, und das Eigenthümliche jeder Art in Beſchaffenheit und Einfluſſe aufſuchen. Ich werde endlich mit der Beziehung beyder auf die menſchliche Glückſeligkeit ſchließen.

Erſter Abſchnitt.

Einfluß von Geſellſchaft und Einſamkeit auf die Bildung des Verſtandes.

Die erſte Frage iſt alſo: wie wirkt Geſellſchaft und Einſamkeit im Allgemeinen auf die Bildung des Verſtandes der Menſchen?

Es gehören zwey Sachen zur Bildung des Verſtandes: die Einſammlung von Kenntniſſen, und die Uebung ſeiner Kräfte. Der Menſch lernt andre Sachen in der Geſellſchaft, als bey einem einſamen Leben: und er wird auf eine andre Weiſe im Denken geübt.

Erſte Abtheilung

des erſten Abſchnitts.

Einfluß von Geſellſchaft und Einſamkeit auf die Einſammlung von Kenntniſſen.

Unter die wichtigſten Gegenſtände der menſchlichen Erkenntniß gehört der Menſch ſelbſt. Und den Menſchen kann man nicht anders, als unter Menſchen und im Umgange mit ihnen, kennen lernen.

Zwar läßt ſich die theoretiſche Erkenntniß der menſchlichen Natur im Allgemeinen aus Beobachtungen ſchöpfen, welche der Philoſoph über ſich ſelbſt anſtellt: und ihre Erwerbung ſcheint alſo auch in der vollkommenſten Einſamkeit möglich zu ſeyn. Aber man bedenkt nicht, wenn man dieſes behauptet, daß das Selbſtbeobachten urſprünglich dadurch veranlaſſet, und zu allen Zeiten dadurch befördert wird, daß wir uns mit andern vergleichen. Der Menſch iſt dazu gemacht, außer ſich zu leben, ehe er in ſich ſelbſt zurückkehrt, — zuerſt die Gegenſtände, welche ihn umgeben, zu beſichtigen, und dann erſt, durch ein von den Gegenſtänden auf ihn zurückgeworfenes Licht, ſich ſelbſt zu betrachten. Die Vorſtellungen und Gefühle des innern Sinns ſind gleichſam der Nachhall der Eindrücke, welche von den äußern Sinnen herkommen; durch dieſe müſſen jene zuerſt erweckt, — nur durch ſtarke Abwechſelungen der letztern können die fernern Unterſchiede der erſten bemerkbar werden.

Dadurch, daß uns das Betragen gewiſſer Menſchen gefällt und Achtung einflößt, das Betragen andrer uns beleidiget oder unſer Mißfallen erregt, werden wir zuerſt auf die moraliſchen Unterſchiede unſrer eignen Handlungen, und durch dieſe noch ſpäter auf die ihnen zum Grunde liegenden Tugenden oder Fehler des Charakters aufmerkſam. Verſtand, Witz, Artigkeit, gutes Herz, Wohlwollen und Großmuth, alle die Eigenſchaften, welche die menſchliche Natur veredeln, und die entgegengeſetzten, welche ſie erniedrigen, kurz alle die Aeußerungen, aus welchen wir die Beſtandtheile des Genies und des Charakters nach und nach ſammeln, fallen uns zuerſt bey andern Menſchen in die Augen, ehe wir ſie bey uns ſelbſt gewahr werden.

Ein Menſch, der in der Einſamkeit lebt, oder einen zu kleinen Kreis von Menſchen, durch den Umgang, zu ſeiner nähern Beobachtung um ſich hat, ermangelt der Gelegenheit, von jenen Charakterzügen der menſchlichen Natur eine große Mannigfaltigkeit zu ſehen, durch die Extreme in denſelben frappirt, oder, durch die Abwechſelung des Zufälligen in ihnen, auf die Kenntniß des Weſentlichen geleitet zu werden. Es bleiben ihm alſo nicht nur viele Eigenſchaften der menſchlichen Natur, weil ihm nie Beyſpiele derſelben vorkommen, völlig verborgen: ſondern, indem es in ſeinen Erfahrungen an auffallenden Unterſchieden, an Muſtern hoher Vortreflichkeit, oder an Beyſpielen außerordentlicher Schlechtigkeit fehlt: ſo wird er auch weniger gereizt, die Menſchen, mit denen er in Verbindung ſteht, genau zu beobachten. Die anſcheinende Gleichförmigkeit der Gegenſtände und das Matte und Schläfrige in ſeiner gewohnten Empfindungsart macht, daß er nicht einmahl diejenige Menſchenkenntniß erlangt, zu welcher er die Mittel vermöge ſeiner Lage in Händen hat. Wer auf dem großen Schauplatze des alten Roms die Tugend eines Cato und die Verbrechen eines Catilina in der Nähe ſah, die Einſichten und den Patriotismus eines Cicero mit den Thorheiten und den Ausſchweifungen eines Clodius neben einander ſetzen konnte, mußte nothwendig zum Nachdenken über geiſtige und ſittliche Vollkommenheiten und Verderbniß eine unwiderſtehliche Aufforderung erhalten. Aber dieſe ſo entfernten Abſtufungen finden ſich, wie alles, was außerordentlich iſt, nur ſelten, und müſſen alſo in einer größern Anzahl von Fällen aufgeſucht werden. Man muß mit vielen Menſchen in Verbindung ſeyn, wenn man diejenigen ausgezeichneten Fähigkeiten und Charaktere darunter finden ſoll, welche die Aufmerkſamkeit auf das Studium der menſchlichen Natur hinziehen, und die Unterſuchung derſelben erleichtern.

Ein Menſch iſt aber für den andern nicht bloß ein wichtiger Gegenſtand der Erkenntniß, ſondern er iſt auch der natürliche Lehrer deſſelben. Aller Unterricht, durch welchen, in der erſten jugendlichen Erziehung, und in den Inſtituten der Gelehrſamkeit, der Geiſt des Menſchen gebildet und bereichert wird, beſteht in der Mittheilung der Ideen andrer Menſchen, welche vor ihm über die Dinge nachgedacht, und hinwiederum die Kenntniſſe ihrer Vorgänger geſammelt hatten. Wenn alſo der Umgang der Menſchen mit einander die natürliche Veranlaſſung zur wechſelſeitigen Mittheilung ihrer Gedanken iſt: ſo iſt er auch die älteſte, von der Natur angewieſene, Schule, worin ſie unterrichtet werden ſollen.

Die Wahrheit hievon zeigt ſich in einem noch auffallendern Lichte, wenn wir zu den Zeiten zurückgehn, wo die Schreibekunſt noch nicht erfunden war; — und ſelbſt nur bis zu denen, wo der Bücher wenig, und dieſe nur in den Händen weniger waren. In dieſen Zeiten gab es gar kein anderes Mittel ſich zu belehren, als den perſönlichen Umgang mit Perſonen, welche die geſuchten Kenntniſſe beſaßen: und der einſam lebende Menſch mußte nothwendig ein unwiſſender Menſch ſeyn. Wollte jemand auch nur die Geſchichte ſeiner Zeit, und die Begebenheiten ſeiner Nachbarſchaft wiſſen: ſo mußte er dieſe Nachrichten durch die Erzählung von Perſonen erhalten, welche entweder die Vorfälle ſelbſt mit angeſehen, oder ſie von Augenzeugen, mittelbar oder unmittelbar, immer aber durch mündliche Ueberlieferung, erfahren hatten. Von den verſchiedenen Ländern der Erde und ihren Bewohnern konnte er nicht anders unterrichtet werden, als wenn er mit Reiſenden, welche ſie beſucht, oder mit Perſonen, die von den Reiſenden gelernt hatten, in Umgang gerieth. Die

Geſchichte der Vorzeit war nur aus dem Munde alter Staatsmänner und Krieger, oder aus den Geſängen der Barden, welche die Thaten und Reden derſelben aufgeſammelt hatten, zu lernen. Und wenn es in dieſem Zeitraume etwas gab, was den Namen von Kunſt oder Wiſſenſchaft verdiente: ſo war der Umgang mit den Weiſen der Zeit und der von ihnen ertheilte mündliche Unterricht der einzige Weg, in den Beſitz davon zu gelangen.

Dieſe Umſtände haben ſich zwar jetzt ſehr geändert. Seit der Erfindung der Schreibekunſt, und noch mehr ſeit der Einführung des Bücherdrucks, haben ſich die Mittel des Unterrichts auch für den Einſamen vervielfältigt. Zeitungsblätter und geſchriebene Nachrichten aller Art melden uns auf unſern Zimmern, was in der ganzen Welt vorgeht. Wir lernen jetzt die entlegenſten Länder und ihre Bewohner kennen, ohne daß wir ſie ſelbſt bereiſen, und ohne daß wir mit gereiſten Leuten perſönlichen Umgang pflegen dürften. Wir können endlich die Weisheit unſrer Vorfahren einſammeln, ohne zu den Füßen unſrer Alten zu ſitzen; und die Unterſuchungen der Gelehrten und Weiſen benutzen, ohne ſelbſt bey ihnen in die Schule zu gehn. Es bleibt indeß auch noch jetzt die mündliche Mittheilung der Ideen, welche nur bey der perſönlichen Zuſammenkunft mehrerer Menſchen möglich iſt, ein vorzügliches Mittel des Unterrichts, und, in Abſicht gewiſſer Gegenſtände und gewiſſer Vorzüge der Erkenntniß, das einzige.

Unter jenen Gegenſtänden ſteht die praktiſche Menſchenkenntniß, d. h. diejenige oben an, welche man zu Verhandlung häuslicher und bürgerlicher Geſchäfte, und zu Erreichung ſolcher Endzwecke braucht, bey welchen Menſchen mitwirken müſſen. Dieſe Menſchenkenntniß läßt ſich durchaus nicht aus Büchern oder durch Selbſtbetrachtung, ſondern nur durch wirklichen Umgang erhalten.

Die Menſchen werden nehmlich in ihren Entſchlüſſen durch das Eigenthümliche ihrer Denkungsart, ihrer Leidenſchaften und ihrer Charaktere beſtimmt. Dieſe individuellen Unterſchiede aber ſind zu fein, als daß ſie ſich mit Worten deutlich ausdrücken, und zu mannigfaltig, als daß ſie ſich im Allgemeinen aufzählen ließen. Man muß als Augenzeuge bey den Handlungen und Reden, durch welche ſich die Beſchaffenheit ihres Geiſtes verräth, gegenwärtig ſeyn, — man muß den Ausdruck der Mienen und der Geberdenſprache zu Hülfe nehmen, um jene Aeußerungen richtig auszulegen. Dieſe Aufmerkſamkeit muß man auf viele Perſonen und viele ihrer Handlungen wenden können, um das, was in dem einen Falle zweydeutig iſt, ſich durch einen andern deutlichern zu erklären. Zu der Gelegenheit dieſe Beobachtungen zu machen, muß noch ein lebhaftes Intereſſe hinzukommen, ſie anzuſtellen. Alles dieſes giebt der Umgang, wenn er ausgebreitet und zugleich in einem gewiſſen Grade vertraut iſt. Er macht uns zu Zuſchauern des Lebens vieler Menſchen. Er macht uns zugleich von ihnen in ſo fern abhängig, als ſich, ohne ihre Vergünſtigung, die Verbindung mit ihnen nicht erhalten, wenigſtens das in ihrer Geſellſchaft beabſichtigte Vergnügen nicht genießen läßt. Es iſt natürlich, daß man denen, mit welchen man umgeht, zu gefallen ſucht; es iſt oft unvermeidlich, daß man etwas von ihnen zu erhalten wünſcht. Zu dem einen und zu dem andern, iſt es nöthig, daß man ihre Launen und Leidenſchaften ſchone, daß man ihrem Steifſinne ausweiche, ihre ſchwache oder nachgiebige Seite ausfündig mache, mit einem Worte, daß man ſie kennen lerne.

Für alle Arten der Erkenntniß iſt es ſehr verſchieden, ob ihr ſinnliche Eindrücke und Bilder der Phantaſie zum Grunde liegen, über welche der Verſtand hintendrein nachgedacht hat, — oder ob ſie gleich mit allgemeinen und abgezognen Ideen angefangen hat, und dann zu dem Individuellen, als zu Beyſpielen, fortgeſchritten iſt. Zum praktiſchen Gebrauche iſt ſie im erſten Falle immer weit geſchickter, als in dem zweyten. Dieß iſt beſonders bey Gegenſtänden wahr, die ſehr reich an innerm Gehalt, ſehr mannigfaltig in ihren Beſchaffenheiten, ſehr abwechſelnd in ihren Zuſtänden ſind. Die Armuth der Sprache und die Einſchränkung der menſchlichen Denkkraft macht bey dieſen die allgemeine und wiſſenſchaftliche Erkenntniß im vorzüglichen Grade mangelhaft. So iſt wenigſtens unſre wiſſenſchaftliche Kenntniß vom Menſchen beſchaffen. — So vieles muß bey der Auffaſſung und bey der Beziehung dieſer Theorie ausgelaſſen werden, was ſich bey der Beobachtung wirklicher Menſchen durch Auge und Ohr dem Gemüthe klar genug darſtellt, aber nicht bis zur Deutlichkeit des wörtlichen Ausdrucks erhoben werden kann! Kein Wunder, daß nun umgekehrt dieſe Theorie, angewandt auf die wirkliche Behandlung der Menſchen im geſellſchaftlichen Leben, uns doch nicht vor großen Fehlgriffen bewahrt, wenn ſie nicht durch die Erinnerungen vieler einzelner Thatſachen unterſtützt und ergänzt wird.

Dieſe Unvollkommenheit nun der abſtracten Begriffe vom Menſchen überhaupt, kann nur die Mannigfaltigkeit und Klarheit der Bilder von dem Betragen vieler einzelner Menſchen erſetzen.

Je einen ausgebreitetern Umgang mit Menſchen aus vielerley Profeſſionen, Ständen und Nationen wir haben: deſto mehr Ideale von den verſchiednen Arten und Abarten der menſchlichen Natur prägen ſich unſerm Gedächtniſſe ein; und deſto eher werden wir in den Stand geſetzt, ein neues uns vorkommendes Subject unter eine beſtimmte Claſſe zu bringen, und die Handlungsart deſſelben nach der Analogie der ihm ähnlichſten vorherzuſehn.

Insbeſondre aber iſt der Vortheil derjenigen Menſchenkenntniß, die durch den Umgang mit großen, weiſen und kraftvollen Männern, — mit Männern von Genie und einem feſten Charakter erhalten wird, durch kein anderes Hülfsmittel zu erſetzen. Wer das Glück gehabt hat, Perſonen dieſer Art auf dem Wege ſeines Lebens zu begegnen, wird wiſſen, welchen tiefen und nützlichen Eindruck ſie machen, wie belehrend ſelbſt ihr Anblick iſt, welchen Saamen zu eignen Betrachtungen ihre mitgetheilten Ideen ausſtreuen, und wie ſehr ihre Geſinnungen unſre guten Vorſätze befeſtigen. In dem Umgange ſolcher Männer lernen wir vieles, was uns durchaus ihre Schriften nicht ſagen können. Wir lernen wenigſtens auf den Inhalt vortreflicher Werke erſt recht Acht geben, wenn wir die ähnlichen Ideen vortreflicher Männer aus ihrem Munde vernehmen.

Aber nicht nur in Abſicht der Menſchenkenntniß, ſondern in Anſehung aller Arten von Kenntniſſen überhaupt gewährt der Umgang gewiſſe Hülfsmittel, die auf keinem andern Wege zu erhalten ſind.

In der Geſellſchaft zuerſt iſt es, daß die Wißbegierde im menſchlichen Geſchlechte urſprünglich erweckt wurde; und in ihr wird auch die eines jeden einzelnen Menſchen am meiſten genährt. Die Eitelkeit, unſere Einſichten andern zeigen zu wollen, iſt es unſtreitig, was uns anfänglich bewegt, die Mühe des Studirens zu überwinden. Die Reize der Wiſſenſchaft, ſo wie die der Tugend, werden erſt alsdann empfunden, wenn man in beyden ſchon beträchtliche Fortſchritte gemacht hat: die erſten Antriebe zu ihrer Cultur müſſen von auſſen her, von fremden, damit bloß verknüpften, Vortheilen kommen. Solche Vortheile liegen vornehmlich in dem günſtigen Urtheile, das uns Kenntniſſe und eine ſittliche Aufführung bey andern Menſchen verſchaffen. Dieſe günſtigen Urtheile ſind uns aber nur dann erſt wichtig, wenn wir wirklich mit jenen Menſchen zuſammenleben.

Wer immerwährende Gelegenheit hat, andern ſeine Gedanken mitzutheilen: der hat auch immerwährende Auſſorderung, nachzudenken. Wer für einen guten Gedanken auf der Stelle durch den Beyfall der Zuhörer belohnt wird, und deſſen thörichte Einfälle ſogleich verſpottet, oder getadelt werden, wird dadurch zu einer weit ſchärfern Beurtheilung deſſen, was er denkt und ſagt, gereizt, als wenn er bloß mit ſich ſelbſt redete. Die Einſamkeit iſt an ſich dazu gemacht, den Geiſt erſchlaffen zu laſſen: und nur auf dem Schauplatze der Welt, und unter Menſchen (es ſey in Geſchäften, es ſey in Geſellſchaft) wird er erweckt ſich anzuſtrengen, um einen Einfluß über die Gemüther andrer zu bekommen.

Die Dichtkunſt und die Beredſamkeit waren vor der Erfindung der Schreibekunſt die einzigen Lehrmeiſter der Menſchen: und ſie blieben noch lange die vornehmſten, da dieſe Kunſt ſchon erfunden, aber noch wenig ausgebreitet war. Aber für wen ſangen die älteſten Dichter? Nicht für ſich ſelbſt und die Muſen. — Dieſer ſtille, einſame Genuß ſeiner eignen Fähigkeiten iſt für den Menſchen nur in den Zeiten der größten Verfeinerung aufbehalten. Nein, an der Tafel ihrer Großen, der Helden und Heerführer, oder auf dem Markte vor verſammelten Volkshaufen, belebten ſie die Privat- oder öffentlichen Feſte mit ihren Liedern. — Für die Geſellſchaft, für die Unterhaltung andrer, und in der Abſicht von ihnen dafür Bewunderung oder Belohnung zu erhalten, ſammelten ſie die Sagen der Vorzeit, und ſchmückten ſie mit Rhythmus und Geſang aus. — Wie die Dichtkunſt den auf Vergnügen abzweckenden Zuſammenkünften der Menſchen gewidmet war: ſo war es die Beredſamkeit denjenigen Verſammlungen, welche, des Ernſtes und der Geſchäfte wegen, zuſammenkamen. Nur das Vergnügen, welches dem Redner ſein ſichtbarer Einfluß auf gegenwärtige Zuhörer gewährt, nur diejenige Erhöhung aller Seelenkräfte und diejenige Belebung aller Triebe, welche aus der Theilnahme einer großen Anzahl von Menſchen an ſeinen Reden und Handlungen entſtehen, konnte zuerſt dem noch ſtummen und ſchüchternen Menſchen die Schwierigkeit des Selbſtdenkens, und die nicht minder große, ſeine Gedanken in die Form einer verſtändlichen und anmuthigen Rede zu bringen, überwinden helfen. Selbſt da, in etwas ſpätern Zeiten, die eigentliche Wiſſenſchaft oder die Philoſophie entſtand: erſchien ſie zuerſt nur unter der Geſtalt einer geſellſchaftlichen Unterhaltung. Für die Vernunft hatten die Griechen keinen andern Nahmen, als den der Rede; wiſſenſchaftliche Unterſuchungen anſtellen hieß bey ihnen, ſich über die Gegenſtände derſelben unterreden; und zu Folge ihres älteſten Nahmens iſt die Logik nichts anders, als die Kunſt eines gelehrten Geſprächs.

Die Lage der Dinge zu unſrer Zeit iſt freylich dieſer Schilderung nicht mehr ähnlich. Die Uebungen der Denkkraft, und die Mittheilungen der Kenntniſſe beruhen bey weitem nicht mehr ſo ſehr, als ehedem, auf dem mündlichen Vortrage, und alſo auf der perſönlichen Zuſammenkunft derer, welche einander belehren können. Wir haben gewiſſermaßen den Ernſt und die ernſthaften Gegenſtände in die Einſamkeit verwieſen, und für unſre geſellſchaftlichen Zuſammenkünfte nur den Scherz, oder die leichteſten und oberflächlichſten unſrer Kenntniſſe aufbehalten. Die gewöhnlichen Gegenſtände unſers Geſprächs, beſonders, wenn beyde Geſchlechter ſich in Geſellſchaft vereinigen, ſind theis einförmig, theils geringfügig; und der Gelegenheiten zu lernen giebt es darin nur wenige. Auch in der geiſtreichſten Geſellſchaft werden die Materien niemahls erſchöpft. Man ſpringt von einem Gegenſtande auf den andern; man begnügt ſich an einzelnen guten Gedanken und Winken. Dieß verlangt ſelbſt der Wohlſtand und der ſogenannte gute Ton. Indeſſen werden dieſe Mängel wieder durch andre Vorzüge des geſellſchaftlichen Unterrichts erſetzt.

Das, was man im Geſpräche lernt, hat auch gleich die Form und den Ausdruck, in welchen es ſich am leichteſten wieder an andre im Geſpräche mittheilen läßt. Dasjenige hingegen, was man durch eigne ſtille Meditation, oder durch Bücherfleiß lernt, muß erſt von neuem bearbeitet und gleichſam umgebildet werden, ehe es zu einer leichten und anmuthigen Belehrung andrer brauchbar wird. *) Daher kommt es, daß oft Perſonen, welche große und gründliche Kenntniſſe, aber dieſe nur in ihrem Studirzimmer geſammelt haben, wenn ſie in die Welt und in die Kreiſe des geſellſchaftlichen Lebens kommen, unfähiger und unwiſſender ſcheinen, als andre, welche ihre weit ſeichtern Kenntniſſe in der Welt ſelbſt und im Umgange erworben haben. Ehe jene aus dem tiefen Schatze ihrer Gelehrſamkeit diejenigen Gedanken hervorhohlen, die ſie an die ſchnell vorübereilenden Wendungen des Geſprächs auf eine paſſende Weiſe anſchlieſſen; ehe ſie denjenigen Ausdruck dazu finden, der jedermann verſtändlich iſt, und mit dem in

---

*) Das, was man mündlich auszudrücken gelernt hat, kann man auch ſehr leicht ſchriftlich ausdrücken. Das, was man in einem Geſpräche deutlich zu machen verſteht, wird man noch weit leichter in einem Buche auf eine genugthuende Weiſe erklären. Aber nicht, umgekehrt, wird man mündlich zu ſagen wiſſen, was man, umgeben von Büchern mit der Feder in der Hand mühſam aufs Reine bringt. Und viele der Vorſtellungen, welche wir am Ende eines langen Studiums deutlich gefaßt zu haben glaubten, erſcheinen uns ſelbſt nur wie ein Nebel, wenn wir einen Verſuch machen, ſie andern, in kurzen und einfachen Worten, beyzubringen.

der Geſellſchaft herrſchenden Tone übereinſtimmt, iſt vielleicht die Gelegenheit dieſe Gedanken anzubringen ſchon vorüber. Dahingegen haben die andern ihre Ideen, völlig entwickelt und in ſchickliche Ausdrücke eingekleidet, bey der Hand. Dieſe ſind kurz und deutlich: ſo daß ſie Aufmerkſamkeit erwecken; und ſie haben vielleicht einen Anſtrich von Witz, oder ſie enthalten einen ſatyriſchen oder launigen Zug, wodurch ſie anmuthiger werden.

Dieſe leichte und gefällige Einkleidung der Gedanken, die auch ſelbſt dem Schriftſteller einen vorzüglichen Werth giebt, läßt ſich nirgends ſichrer, als in guter Geſellſchaft, d. h. unter verſtändigen und weltklugen Menſchen, die ſich zum Geſpräche unter einander verſammeln, erlernen. Von den meiſten der Werke, welche als die Muſter eines populären Vortrags angeſehen werden, waren die Verfaſſer Weltleute, oder hatten Gelegenheit frühzeitig des Umgangs mit der Welt zu genießen.

Hierzu kommt noch ein andrer Vorzug, den die mündliche Mittheilung von Ideen vor der Belehrung aus Büchern hat. Die lebende Rede wird durch den Accent und die Geberdenſprache unterſtützt, und wird dadurch theils verſtändlicher, theils eindringlicher. Es gehört ein höherer Grad von Fähigkeit und Aufmerkſamkeit dazu, um in den Sinn deſſen, was man lieſt, bis auf ſeine feinſten Schattirungen einzudringen, als nöthig iſt, um einen Redenden vollkommen zu verſtehen. Die Schrift iſt ein todter Buchſtabe, den nur die Einbildungskraft und der Verſtand des Leſens beleben kann. Aus ſeiner eignen Kenntniß des Gegenſtandes, oder durch ſein richtiges Gefühl des Zuſammenhangs muß er alle die Feinheiten des Sinns, alle die Nebenideen ergänzen, welche, durch Worte nur angedeutet, aber erſt durch Declamation und Action ausgedrückt werden können. Wie leicht iſt es hier zu irren, wie noch weit öfter geſchieht es, daß man Sachen überſieht! Daher kommt es auch, daß der Umgang mit vernünftigen Männern, oder auch nur der mit vielen Menſchen, die Abſicht ſelten verfehlt, den Verſtand deſſen, welcher dieſe Schule beſucht, wenigſtens in einigem Grade aufzuklären und zu bereichern. Das Studiren hingegen, — das Leſen der beſten und lehrreichſten Bücher, läßt zuweilen den Menſchen, der Jahre lang damit zubringt, wenn er nicht recht davon Gebrauch zu machen verſteht, ſo roh und unaufgeklärt, als er zuvor war.

Wenn man in den Büchern die Früchte reifer und langer Meditationen, über die Gegenſtände, wovon ſie handeln, findet: ſo findet man dagegen im Geſpräche die augenblicklichen Erzeugniſſe eines ſchnellen, kurzen, aber durch die Umſtände geſchärften Nachdenkens; — die Einfälle des Witzes, oder die Eingebungen eines glücklichen Zufalls. In Büchern hört man größtentheils Leute vom Handwerke über diejenigen Dinge reden, die ſie auf eine ſchulgerechte Weiſe gelernt haben. Im Umgange hört man oft die Ausſprüche des bloß geſunden Menſchenverſtandes. Man erfährt, wie die Gegenſtände Menſchen erſcheinen, welche nicht gewöhnlich mit denſelben umgehn. Jede von dieſen beyden Arten der Vorſtellungen hat ihre eigenthümlichen Vorzüge und Mängel. Ein anhaltendes, regelmäßiges Studium bringt ohne Zweifel allein vollſtändige und gründliche Kenntniſſe hervor. Aber ein glücklicher, im Geſpräche hervorgelockter, Einfall eines guten Kopfs klärt zuweilen dem Gelehrten ſelbſt eine Sache plötzlich auf, über die er lange umſonſt nachgedacht hatte. In der Fröhlichkeit eines angenehmen Umgangs, unter gutmüthigen und doch lebhaften und geiſtreichen Freunden ſind wir oft weit mehr zum Denken aufgelegt, und faſſen die Gegenſtände ſchärfer ins Auge, als in den Stunden der Einſamkeit und der Arbeit, auf unſrer Studirſtube. Und die Urtheile eines ſcharfſinnigen Layen über eine ihm ganz fremde Materie ſind dem darin Eingeweihten nicht ſelten, wegen ihrer Unbefangenheit und Originalität, ſchätzbar.

Doch nicht in Abſicht aller Arten der Kenntniſſe iſt der Umgang gleich lehrreich. Hauptſächlich ſind es politiſche und ökonomiſche Kenntniſſe, welche wir durch ihn zu erhalten hoffen können. Die Urſache iſt, weil, in jeder Geſellſchaft, Vorfälle des häuslichen, oder des öffentlichen Lebens, Angelegenheiten des Staats, oder Angelegenheiten der mit den Mitgliedern in Verbindung ſtehenden Familien, den vornehmſten Inhalt der Geſpräche ausmachen.

Durch den Umgang mit der großen Welt, — worunter ich entweder einen ſehr ausgebreiteten, oder den mit den Vornehmſten des Landes verſtehe, — kann man zuförderſt Anekdoten und einzelne kleine Züge aus der Zeitgeſchichte, Aufklärungen über den Charakter der Regenten, Miniſter, Heerführer, und aller auf die Staatsgeſchäfte Einfluß habenden Perſonen, Aufſchlüſſe über die geheimen Urſachen bekannter Begebenheiten, kurz Unterricht über die Verbindung des Moraliſchen mit dem Zufälligen in den Auſtritten der Politik erhalten.“ Wer lange und vertraut mit Fürſten, Miniſtern, Heerführern, Geſandten und andern Geſchäftsträgern der öffentlichen Macht gelebt hat, bekommt nach und nach eine geheime Geſchichte der Begebenheiten ſeiner Zeit, die er nie ſo vollſtändig und zuverläßig aus Büchern würde erlernt haben, und die, wenn ſie einem, zuvor durch Theorie und Nachdenken gebildeten, Verſtande überliefert wird, ſeine politiſchen Einſichten allerdings weit vollkommner, — beſonders praktiſcher, zur Anwendung auf einzelne Fälle geſchickter, und, wegen der Menge dazu gelieferter Beyſpiele, zur angenehmen Mittheilung brauchbarer macht, als wenn ſie bloß aus den ſchriftlichen Denkmählern der Geſchichte wären geſchöpft worden.

Doch iſt es auch unſtreitig, daß nicht alle Geſchichtsanekdoten, die man in der höchſten und beſten Geſellſchaft, ich meine in der Geſellſchaft der Theilhaber an den Verhandlungen der Staaten, aufſammelt, deßwegen als ächt zu verbürgen ſind. Auch die Könige irren ſich, wenn ſie über ihre Regierungen, die Heerführer, wenn ſie über ihre Feldzüge ſchreiben: wie viel mehr, wenn ſie davon reden! Wie oft ſtellten ſie ſich, da ſie doch weder im Felde, noch im Kabinet, alles mit eignen Augen überſehen, noch ohne Mittelsperſonen ausführen konnten, gleich anfangs die Sache falſch vor; — wie viel vergaßen ſie mit der Zeit; — wie viel verſtellen ſie vorſätzlich! Es iſt daher nicht unwahrſcheinlich, daß der ſpätere Geſchichtforſcher, aus Büchern und Acten, und beſonders aus der Zuſammenhaltung vieler einſeitigen Nachrichten, die Begebenheiten, wo nicht vollſtändiger in den Umſtänden, doch der Wahrheit in den Hauptſachen gemäßer, kennen lernt, als ſie der gleichzeitige Weltmann aus dem Munde der Fürſten, Miniſter und Feldherrn erfährt, welche Augenzeugen oder handelnde Perſonen bey denſelben waren.

Zweytens ſind in eben dieſem Umgange mit Vielen oder mit den Großen, für die theoretiſche Kenntniß der Politik, einzelne kleine Bemerkungen, Behutſamkeitsregeln, die Maximen, oder Warnungen der Staatsmänner, oder andrer praktiſchen Geſchäftsleute, kurz ſolche Reſultate ihrer Erfahrungen zu erlernen, die ſich nicht bis zu einer vollſtändigen Theorie ausgebildet haben. Bücher enthalten größtentheils nur völlig entwickelte und zu ganzen Syſtemen an einander gereihete Vorſtellungen. Die iſolirten, an einzelne Begebenheiten geknüpften, von der eigenthümlichen Lage der Perſonen eingegebnen, mehr geahndeten als durchdachten Ideen ſind dem Umgange vorbehalten. Und im Politiſchen machen doch gerade dieſe, — machen die einzelnen Beobachtungen und auf das Beſondre der Vorfälle hinweiſenden Fingerzeige, die eigentlich praktiſche Weisheit aus; die daher, auch ohne Bücher, durch einen ſolchen von Jugend auf genoſſenen Umgang, verbunden mit einer frühen Theilnehmung an den Geſchäften ſelbſt, ſehr wohl erworben werden kann.

Auf dieſelbe Weiſe, wie die große Geſellſchaft in Abſicht des politiſchen Lebens Unterricht giebt, kann jede Geſellſchaft für die Kenntniſſe des Privat- und häuslichen Lebens lehrreich werden. Nur im Umgange kann man das Innere der Familien, die geheimen Urſachen des häuslichen Glücks oder Mißvergnügens, die Quellen der Einigkeit oder des Zwiſtes zwiſchen Eheleuten, Geſchwiſtern und Hausgenoſſen, die Hinderniſſe oder die Beförderungsmittel einer pflichtmäßigen und anſtändigen Aufführung kennen lernen. — Wem auch die große Geſchichte der Welt unbekannt bleibt: der kann doch ſchon durch die Familiengeſchichten ſeiner Stadt ſehr weiſe, und für die Verhältniſſe eines Privatmanns hinlänglich unterrichtet werden: und ſolche Geſchichten lehrt kein Buch. Wenigſtens haben ſie in Büchern kein Intereſſe, wenn ſie von ganz unbekannten, oder erdichteten Familien erzählt werden: oder ſie geben, durch Erweckung von Leidenſchaften, ein falſches Intereſſe, wenn ſie von uns bekannten und ganz nahen Familien die Blößen öffentlich aufdecken, oder die Tugenden öffentlich preiſen.

Neben dieſem Unterrichte für die Klugheit und Sittlichkeit des Privatlebens, biethet nun noch, beſonders der weiblichen Welt, der Umgang Gelegenheit dar, unmittelbar ökonomiſche Kenntniſſe zu erlangen, und manche Hülfsmittel und Kunſtgriffe in der Verwaltung häuslicher Angelegenheiten zu lernen, wovon entweder in Büchern nie die Rede iſt, oder die man nie gern in denſelben aufſucht.

Die Unterredungen der Weiber über Putz, den Ankauf von Galanterie-Waaren, über den Schnitt der Kleider, die Kochkunſt und über die Zänkereyen mit dem Geſinde ſind oft von ſatyriſchen Moraliſten gerügt worden. Und ſie zeigen allerdings, wenn ſie die Zeiten ihrer Zuſammenkünfte ganz ausfüllen, und wenn ſie beſonders mehr Nachforſchungen der Eitelkeit und der Eiferſucht, oder Herzenserleichterungen der Schwäche, als geſuchte oder ertheilte Rathſchläge der Freundſchaft ſind: daß es dieſen verſammelten Schönen an derjenigen Geiſtesbildung fehlen müſſe, welche allgemeinern und wichtigern Gegenſtänden etwas Anziehendes für ſie geben könnte. Auf der andern Seite wäre es aber auch höchſt thöricht, eine Sache, die ſo ganz natürlich, und die, wenn ſie auf die rechte Weiſe geſchieht, ſo nützlich iſt, ohne Einſchränkung zu tadeln. Iſt es nicht für die Frauenzimmer eben ſo vernünftig und billig, als für die Männer, ſich von denjenigen Geſchäften zu unterreden, mit welchen ſie am meiſten zu thun haben, und bey einander über diejenigen Gegenſtände Rath, Unterricht, oder Troſt zu ſuchen, die, wenn ſie auch klein ſcheinen, doch zu ihrem eigentlichen Berufe gehören, und auf das Wohl der Familien einen weſentlichen Einfluß haben? Und in der That iſt es ein wichtiger Gewinn des geſellſchaftlichen Umgangs, wenn durch denſelben die Kunſt einer nicht kargen, und doch genauen und ſparſamen Haushaltung, von einer erfahrnen Frau zu den Unerfahrnern, übergeht, oder durch die Berathſchlagungen mehrerer kluger Weiber vervollkommnet wird. Diejenige Zuſammenkunft iſt nicht unnütz, in welcher von vernünftigen Hausmüttern über den Grad des Aufwandes, den ſie ſchicklicher Weiſe in ihrem Hausgeräthe, in der Beſetzung ihrer Tafel, ihrer Kleidung und der Kleidung ihrer Kinder machen müſſen, debattirt wird, und jede über den Stoff und die Form dieſer Sachen, und über die vortheihafteſte Art, jenen anzuſchaffen und dieſe dem Stoffe zu geben, den Beytrag ihrer Erfahrungen zu der allgemeinen weiblichen Wiſſenſchaft hinzufügt. Und kann endlich nicht ſelbſt ein Mann einer Unterredung mit Nutzen und Vergnügen beywohnen, in der über die Tugenden und Fehler der Dienſtbothen, über das vernünftige oder thörichte Betragen der Herrſchaften gegen ſie, über den Ernſt, welchen die Erhaltung des Anſehens fordert, und über die Nachſicht, welche zur Erhaltung des Hausfriedens nothwendig iſt, verſchiedne Meinungen mit ihren Gründen gegen einander abgewogen, und Beyſpiele zur Unterſtützung oder Beſtreitung derſelben angeführt werden?

Politiſche und ökonomiſche Thatſachen und Betrachtungen ſind die gewöhnlichen, in jeder Geſellſchaft zu erwartenden, Gegenſtände aller Geſpräche. Aber außer dieſen giebt es nun noch, nach Verſchiedenheit der Geſellſchaften, verſchiedne Gelegenheiten zum Unterricht in beſondern Fächern.

Durch Umgang mit Reiſenden lernt man entfernte Länder eben ſo wohl, als aus Reiſebeſchreibungen, kennen: — zwar nicht mit gleicher Vollſtändigkeit, aber oft mit mehrerer Wahrheit; theils weil die Erzählungen, welche für das Publicum beſtimmt ſind, oft verſchönert oder aus der Imagination ergänzt werden; theils weil die unbefangnen Bemerkungen derer, die nicht aufs Beobachten der Länder im Allgemeinen ausgingen, ſondern mit Rückſicht auf individuelle Zwecke reiſeten, ſelten anders als durchs Geſpräch in Umlauf kommen.

Perſonen von gleichem Studium vermehren, wenn ſie mit einander umgehen, ihre Kenntniſſe durch gemeinſchaftliche Erörterung oder durch den Streit über die beyden ſchon bekannten und von ihnen durchdachten Gegenſtände. Die Gedanken, welche auch bey den, zur einſamen Meditation fähigſten, Köpfen, in den Unterredungen mit ihres Gleichen, durch den Widerſpruch der Meinungen, oder vermöge der Begierde ſich deutlich zu machen, aus dem Stegreiſe entſtehn, haben ein gewiſſes eignes, originelles Gepräge, und geben dem Mitredner eine Art der Belehrung, die er in ſeinem Cabinet, weder durch Leſen, noch durch Nachdenken würde bekommen haben.

Außerdem laſſen ſich auch Erklärungen einzelner Theorieen in der Naturlehre, Aufklärungen einzelner Thatſachen in der Geſchichte, kurz Belehrungen über ſolche Bruchſtücke aus den Wiſſenſchaften, die, abgeſondert von ihren übrigen Theilen, doch verſtanden werden können, ſehr wohl in der Geſellſchaft geben und empfangen. Doch gehört dazu immer gleichſam ein Lehrer. Es iſt nicht Sache der Geſellſchaft überhaupt, ſondern nur Sache des einen Mannes, welcher, in jenen Fächern vorzüglich bewandert, die Anweſenden für dieſelben zu intereſſiren weiß. Dieſe Art der Unterhaltung entfernt ſich ſchon etwas von der wahren Natur des Umgangs, und nähert ſich dem Unterrichte in Lehrſtunden. — Es iſt indeſſen ſehr wohl möglich, aus einigen Fächern gemeinfaßlicher und gemeinnütziger Kenntniſſe, die vornehmſten Entdeckungen, ſie ſeyen durch Beobachtung oder durch Schlüſſe gemacht, im geſellſchaftlichen Geſpräche kennen zu lernen: wofern man das Glück gehabt hat, mit ſolchen Leuten zu leben, die fähig waren, abgeriſſene Stücke aus Wiſſenſchaften in ein auch für Unwiſſende genugthuendes Licht zu ſetzen, — eine eigene Gabe, die von der die Wiſſenſchaft ſyſtematiſch ihren eigentlichen Zöglingen vorzutragen, weſentlich unterſchieden iſt.

So viel von dem Einfluſſe des Umgangs auf die Erwerbung von Kenntniſſen. Um über die Beziehung der Einſamkeit auf den nehmlichen Zweck zu urtheilen, kommt es auf die Beantwortung zweyer Fragen an: einmahl, welche Gegenſtände der Beobachtung und der Unterſuchung uns noch übrig bleiben, wenn wir den Menſchen und die menſchliche Geſellſchaft aus dem Geſichte verloren haben; und zweytens, welche Mittel des Unterrichts, außer der mündlichen Mittheilung der Ideen des einen Menſchen an den andern, vorhanden ſind.

Der Einſame hat nur die Beobachtung ſeiner ſelbſt, oder den Anblick der Natur, aus welchen er unmittelbar Kenntniſſe ſchöpfen kann: und das einzige Mittel ſich fremde Kenntniſſe zuzueignen *) iſt das Studium, oder die aufmerkſame und mit Nachdenken verbundne Leſung von Büchern.

Der Anblick der Natur und ihrer abwechſelnden Auftritte kann allerdings das Gemüth mit Ideen erfüllen, und Stoff zu ſolchen Betrachtungen, oder Empfindungen, woraus Kenntniſſe entſtehn, mittheilen. Daher iſt für die Geiſtescultur ein großer Unterſchied, zwiſchen der Einſamkeit in der Stadt und der auf dem Lande. In ſeiner Stube ohne Menſchen eingeſchloſſen zu ſeyn, auch wenn man Bücher zu Geſellſchaftern hat, bringt doch auf die Länge eine gewiſſe Leer-

---

*) Der Unterricht durch förmliche Lectionen eines Lehrers ſcheint, auch bey einer ſehr eingezogenen Lebensart, ſtatt zu finden. Man muß indeß die Einſamkeit, wenn man ihren Einfluß richtig beurtheilen will, an ſich und alſo als abſolut betrachten. Mündliche Lehrer für den Einſamen ſind nur in einem ſehr geſellſchaftlichen Zeitalter nur in großen Städten zu finden. Für den Erwachſenen, von dem hier die Rede iſt, werden dieſe Lehrer immer zugleich Geſellſchaft ſeyn. Die Art aber, wie Vorleſungen auf den Verſtand, und zur Erwerbung der Kenntniſſe wirken, kommt mit der Art, wie die Leſung von Büchern wirkt, überein.

heit und Trockenheit des Geiſtes hervor: weil die Sinne, die erſte und natürlichſte Quelle von Vorſtellungen, durch gar keine anziehenden Gegenſtände unmittelbar gerührt werden; weil alles Große und Wichtige, womit ſich das Gemüth beſchäftigt, abweſend, und alles Gegenwärtige klein und unbedeutend iſt. In der freyen Luft hingegen, bey dem Anblicke des Himmels und der Erde, unter den Schätzen des Pflanzen- und Thierreichs, welche in einem angebauten Lande durch den Fleiß der Menſchen zuſammengehäuft worden ſind, läßt ſich die Einſamkeit nicht nur viel leichter ertragen, ſondern ſie hat auch viel weniger Gewalt, den Geiſt träge zu machen und den Fortgang ſeiner Ideen aufzuhalten.

Vielleicht kommt es daher, daß wir in den ſchönſten und reichſten Ländern, *) und beſon-

---

*) Der Reichthum von Producten, die zum Unterhalte des Lebens gehören, kann, bey noch völlig rohen Einwohnern eines Landes, den Fortgang ihrer Cultur inſofern verhindern, als er ſie von der Nothwendigkeit zu arbeiten um leben zu können, befreyt, — dem erſten Antriebe des Fleißes, der vor der Begierde zu arbeiten, um ſich zu verfeinern, gewöhnlicher Weiſe vorhergeht. Es iſt auch wahr, daß in uncultivirten

ders in den durch Naturſchönheiten ſich auszeichnenden Gebirgsgegenden, die munterſten, thätigſten und geiſtreichſten Menſchen finden. Es iſt in der That nicht zu verwundern, wenn Leute, welche von den merkwürdigſten Erſcheinungen und von den reitzendſten Anſichten der Natur allenthalben umgeben ſind, mehr Begriffe von dem, was ſchön und erhaben iſt, und überhaupt einen reichern Vorrath von Ideen und mehr Anlaß zum Nachdenken erhalten, als die Einwohner unfruchtbarer oder doch einförmiger Ebnen,

---

Ländern die Gebirge oft die Sitze der wildeſten Völker ſind, die ihre Barbarey am ſpäteſten ablegen, weil ſie den geſitteten weniger zugänglich ſind. Aber von Europa, und in dem Zeitalter, wo die erſten Schwierigkeiten der Erziehung des Menſchengeſchlechts überwunden ſind, iſt es unſtreitig wahr: daß unter einem freundlichen Himmel, und unter dem Schutze einer freygebigen und zum Vergnügen einladenden Natur, die feinern Bedürfniſſe der Wißbegierde zuerſt merklich wurden; daß Wiſſenſchaften und Künſte, aus den glücklichen, warmen Himmelsſtrichen, erſt ſpäter in die rauhern nördlichern verpflanzt worden ſind: und daß, ſelbſt mitten in unſern durchaus angebauten Reichen, die Einwohner von Sand- Moor- und Heideländern, kurz die Einwohner einſamer Flächen hinter den Einwohnern der ſchönen Thäler unſerer Gebirge zurück ſind.

welche an keinem Gegenſtande ihre Augen weiden, durch keinen ihre Einbildungskraft begeiſtern können.

Doch der Anblick der Natur kann das Gemüth zwar einigermaßen beſchäftigen, und zum Nachdenken auffordern: aber er unterrichtet es doch nur wenig, wenn man nicht die Naturproducte, oder die Naturerſcheinungen einzeln unterſucht; das heißt, wenn man nicht aus der Naturgeſchichte oder der Naturlehre ein eignes Studium macht. Dieſe Wiſſenſchaften ſind daher Wiſſenſchaften des Einſamen. Sie laſſen ſich, ohne Hülfe der Menſchen, unter den Gegenſtänden der lebloſen Schöpfung weit verfolgen, und ohne Lehrer, bloß durch die fleißige Aufſuchung und ſorgfältige Beſichtigung der Dinge ſelbſt, erlernen. Hinwiederum treiben ſie auch ihren Liebhaber weniger zur Geſellſchaft an, weil ſie weniger fähig ſind, andern ohne Vorzeigung der Objecte mitgetheilt zu werden, und weder von dem bloß geſunden Verſtande, und den gemeinen Erfahrungen, die allein in der Geſellſchaft das Wort führen, viel Licht erhalten, noch zu den häuslichen und öffentlichen Angelegenheiten, die darin allein erörtert werden, viele belehrende Beyträge liefern. Rouſſeau wandte ſich daher an die Kräuterkunde, als er, mit der Geſellſchaft der Menſchen unzufrieden, mit ihr zugleich auch die Studien des geſelligen Lebens, die Moral und die ſchönen Wiſſenſchaften, verlaſſen wollte.

Wenn es auch zu keinem andern Endzwecke nützlich wäre, die Naturgeſchichte, beſonders die Kenntniß der Pflanzenwelt, in den allgemeinen Erziehungsplan für die geſitteten Stände einzuführen: ſo würde es ſchon aus der Urſache anzurathen ſeyn, weil dieſe Wiſſenſchaften ſo treffliche Hülfsmittel abgeben, ſich an einem einſamen Orte und bey einem einſamen Leben zu unterhalten.

Aber was eigentlich die Arbeit des Einſamen ſeyn, und ſeinem Geiſte eine langdauernde Nahrung geben kann, iſt entweder das Studiren, oder mechaniſche Arbeit. *)

---

*) Es giebt zwar Geſchäftsmänner in allen Regierungskollegien, die weit mehr einſam in ihrem Kabinet, als mit und unter Menſchen beſchäftigt ſind. Aber auch dieſe Stuben-Arbeit wird ſich, wenn man ſie genau unterſucht, in dieſe beyden Zweige abtheilen laſſen. Sie wird entweder eine Art gelehrter Unterſuchung, ein Studium, oder ſie wird eine mechaniſche Arbeit ſeyn.

Alle andere Arbeiten und Geſchäfte der Menſchen werden unter und mit Menſchen getrieben. Der Kaufmann kann nicht handeln, ohne mit ſeinen Kunden — der Richter nicht Recht ſprechen, ohne mit den Parteyen und mit ſeinen Amtscollegen zuſammen zu kommen. Der Soldat lebt, der Natur ſeines Berufs nach, immer in einem Getümmel. Alle Regierungs- und Verwaltungs-Geſchäfte erfordern die vereinigte Wirkung vieler Menſchen. Nur die Arbeiten des Gelehrten und Philoſophen, welche lediglich mit dem Kopfe geſchehen, und die Arbeiten des Handwerkers und mechaniſchen Künſtlers, welche bloß eine geübte Hand erfordern, — dieſe beyden einander ſo entgegengeſetzt ſcheinenden Beſchäftigungen — ſind darin einander ähnlich, daß ſie die einzigen ſind, die in der Einſamkeit verrichtet werden können.

Was die Arbeit des Handwerkers betrifft: ſo iſt der nachtheilige Begriff, den die Menſchen ſchon im Alterthume von dem Einfluſſe derſelben auf die Geiſtesbildung gehabt haben, hauptſächlich aus dieſen beyden Betrachtungen entſtanden: einmahl, daß der Kreis von Gegenſtänden, welche der Menſch dadurch kennen lernt, ſehr klein ſey, oder daß eine ſolche Arbeit den

Geiſt zu arm an Ideen laſſe; zweytens, daß der Handwerker durch ſeinen Beruf von den geſelligen und politiſchen Verbindungen zu ſehr entfernt, und zum Umgange mit Menſchen untüchtig werde. Beyde Vorwürfe treffen die mechaniſchen Arbeiter deſto mehr, je einfacher und kunſtloſer ſie ſind.

Dieß Hinderniß, welches für das Fortſchreiten der untern Claſſen in Einſichten und Sittlichkeit, aus dem Mechaniſchen und Ungeſelligen ihrer Beſchäftigungen entſteht, wird bey dem wachſenden Flor der Gewerbe und des Handels eher vermehrt, als vermindert. Eben die Theilung der Arbeiten nehmlich, welche zur möglich größten Vollkommenheit der Manufacturen unentbehrlich iſt, ſchränkt jeden Arbeiter immer mehr auf die bloße Wiederhohlung einfacher Operationen ein, bereichert ſeinen Geiſt alſo mit immer wenigern Kenntniſſen, und giebt ihm zu einer lebhaften Aeußerung ſeiner Kräfte immer geringere Veranlaſſung. *)

---

*) In England, wo in einigen Manufacturen dieſe Theilung am weiteſten getrieben, ſo wie die Vollkommenheit der verfertigten Werke aufs Höchſte gebracht worden iſt, in eben dem England, in wel-

Indeß, jedes Handwerk, auch das einfachſte und leichteſte, unterrichtet doch den Menſchen zu der Zeit, wenn er es erlernt. Es macht ihn mit gewiſſen Naturproducten bekannt; es lehrt ihn die Werkzeuge und die mechaniſchen Grundſätze ſeiner Arbeit; es lehrt ihn auch diejenigen Bedürfniſſe des menſchlichen Lebens kennen, für welche ſein Handwerk zu ſorgen beſtimmt iſt. Er wird überdieß faſt nothwendig auf einige Ideen von Schicklichkeit oder Schönheit, in der Form und den Verzierungen ſeiner Werke, geleitet. Er bekommt ferner in gewiſſer Maße die Kenntniſſe und den Geiſt eines Handelsmannes: weil er, bey dem Ankaufe ſeiner Materialien und Werkzeuge und bey dem Verkaufe ſeiner verfertigten Waaren, alle die Aufmerkſamkeit und Vorſicht nöthig hat, welche

---

chem ſich die größte Maſſe von Einſichten und Kenntniſſen findet, in deren Beſitz irgend eine Nation geweſen iſt, ſteht doch eben jene Claſſe der gemeinen Manufactur-Arbeiter, nach dem Zeugniſſe wohlunterrichteter Schriftſteller, an Aufklärung weiter, als ihres Gleichen in andern Ländern, z. B. in Deutſchland, zurück. Dieß beweiſen auch die Sonntagsſchulen, welche erſt vor wenigen Jahren, durchs ganze Reich, durch den wohlthätigen Eifer guter Patrioten, eben für jene Claſſe errichtet worden ſind.

der Handel überhaupt erfordert. Endlich kann er diejenigen Fertigkeiten der Hand, oder überhaupt ſeiner körperlichen Gliedmaßen, durch welche er eigentlich Meiſter ſeiner Kunſt wird, nicht erlangen, ohne den Verſtand, die Einbildungskraft und das Gedächtniß zu beſchäftigen.

Aber wenn die Erlernung jedes einfachen Handwerks, das die Einſamkeit eines Menſchen zeitlebens beſchäftigen ſoll, den Kreis ſeiner Vorſtellungen erweitert: ſo läßt ihn doch die Ausübung deſſelben, nachdem es einmahl erlernt iſt, keine weitere Fortſchritte machen. Ja an ſich iſt die immerwährende Wiederhohlung einer und derſelben Verrichtung recht dazu gemacht, den Geiſt zu tödten, und Gedankenloſigkeit hervorzubringen: es ſey dann, daß dem Menſchen aus andern Quellen Ideen zufließen, und er Nebenbeſchäftigungen habe, die lehrreicher und ermunternder ſind, als ſeine Berufsarbeit.

Je mehr alſo überhaupt die Arbeit eines mechaniſchen Künſtlers ſeinen Geiſt nährt und beſchäftiget; mit je mannigfaltigern Gegenſtänden er dabey zu thun hat; je mehr Abwechſelungen ſeine Arbeit erlaubt; je mehr, bey der Hervorbringung ſeiner Werke, ſeiner Erfindungskraft und ſeiner Wahl überlaſſen bleibt: deſto weniger ſchadet ihm auch die Einſamkeit, in welcher er, während der Ausübung ſeines Berufs, zu leben gezwungen iſt; und deſto weniger iſt er in Gefahr, dadurch zum Umgange mit Menſchen unbrauchbar zu werden. Denn ſo wie Bereicherung und Belebung des Geiſtes die vornehmſten Vortheile ſind, welche uns die Geſellſchaft gewährt: ſo macht auch alles, was auf irgend eine Art den Geiſt mit Vorſtellungen anfüllt, und ihn in einer gewiſſen Spannung erhält, zum geſellſchaftlichen Umgange geſchickt.

In der Maße, als die Handarbeit ſich der Kunſt nähert, und Nachahmung der Natur oder Hervorbringung des Schönen mit ihren beſondern Endzwecken verbindet: in der Maße kann ſie auch, in Abſicht der Geiſtesbildung, den Mangel des Umgangs erſetzen. Deſto geſelliger aber iſt ſie auch gemeiniglich: und deſto mehr führt ſie den Künſtler aus ſeiner Werkſtatt unter die Menſchen. Dieß thun die eigentlich ſchönen Künſte, die Mahlerey, die Bildhauerkunſt und die Muſik, ſogar in einem höhern Grade, als die Wiſſenſchaften. Zwar giebt auch bey jenen die viele Zeit, welche der Lehrling der bloß mechaniſchen Uebung der Hand widmen muß, auch dem Geiſte des Ausgelernten eine gewiſſe Einförmigkeit und Trockenheit, die ſie immer von den Welt- und Geſchäftsmännern unterſcheiden wird. Aber wenn dieſe Fertigkeit einmahl erworben iſt: ſo ſind ihre nachfolgenden Arbeiten ſtets abwechſelnde Unterhaltungen ihres Geiſtes, entweder mit natürlichen, oder mit geſellſchaftlichen Gegenſtänden; und ihr Gemüth iſt immer mit eben ſolchen Begriffen, oder Empfindungen erfüllt, als man im Umgange eigentlich aufſucht, und als man auch zu einer angenehmen Unterhaltung andrer bedarf.

Kann der bildende Künſtler, welcher die bleibenden Züge menſchlicher Charaktere, oder die vorübergehenden menſchlichen Leidenſchaften glücklich durch Pinſel und Meißel ausdrückt, unwiſſend in der Philoſophie des Lebens ſeyn, welche der Grund der wahren Geſelligkeit und der Hauptſtoff des intereſſanten Geſprächs iſt? Läßt ſich eine edle und ausdrückende Darſtellung wichtiger Auftritte aus der Geſchichte auf der Leinwand denken, ohne daß der Mahler ſich in die Verhältniſſe der Politik und des Krieges hineingedacht habe; — oder eine getreue Abbildung reitzender Naturſcenen, ohne daß ſein Verſtand die Geſetze der Natur kenne, und ſein Herz ihre Schönheiten empfunden habe? Der große

Tonkünſtler beſchäftigt ſich mit eben dieſen Gegenſtänden, nur auf eine andre Art. Sie ſelbſt läßt er aus den Augen, und hält ſich bloß an das dunkle Gefühl, welches ſie im Gemüthe zurücklaſſen. In dieſem unterſcheidet er viel mehr als andre, und drükt dieſes Mannichfaltige in einer eignen Sprache, in melodiſchen Tönen aus.

Nur das einzige fehlt ihrer Arbeit, daß ſie nicht, mit ihrem Geiſte, ihre Rede zugleich bildet; daß ſie ihnen einen andern Weg als den allen Menſchen gemeinen, ihre Gedanken mitzutheilen anweiſet; daß ſie ſogar der Entwickelung ihrer Begriffe durch Worte, — auf welche am meiſten der Umgang hinarbeitet, und die zum geſellſchaftlichen Verkehr mit andern Menſchen unentbehrlich iſt, Hinderniſſe in den Weg legt. Daher kommt es, daß der Geiſt und die Kenntniſſe vieler Mahler bloß an der Spitze ihrer Pinſel zu ſeyn ſcheinen; daß muſikaliſche Componiſten, die die zärteſten Saiten des Herzens durch ihre Töne zu treffen wiſſen, durch ihre Rede niemanden zu intereſſiren und an ſich zu ziehn verſtehn. So ſehr alſo auch die Ausübung der ſchönen Künſte den Geiſt des Menſchen mit Vorſtellungen bereichern und durch Empfindungen veredeln mag; ſo kann doch nur die Geſellſchaft und das Studiren die Rede deſſelben bilden, und jene Vorſtellungen und Empfindungen zu der Deutlichkeit allgemein mittheilbarer Kenntniſſe erhöhen.

Unter allen einſamen Beſchäftigungen alſo iſt es das Studiren, welches mit dem Umgange am ſchicklichſten in Vergleichung geſetzt werden, und deſſen Einfluß auf die Belehrung des Menſchen gegen den Einfluß des Umgangs abzuwägen, am nützlichſten ſeyn kann. Bücher ſind es, welche am beſten die Stelle der Menſchen zu unſerm Unterrichte vertreten können, und nichts hat mit einem angehörten Geſpräche mehr Aehnlichkeit, als das Leſen. In den Büchern reden auch Menſchen mit uns, und theilen uns über die Materien, welche darin abgehandelt werden, ihre Ideen ganz ausführlich mit. Die Bücher verſetzen uns zugleich oft in geſellſchaftliche Auftritte, und laſſen uns an dem Geſchäftleben, und an den Unterhaltungen entfernter, oder längſt verſtorbener Perſonen Theil nehmen.

Der Unterſchied, zwiſchen den Einſichten eines einſam lebenden und eines im Umgange mit der Welt aufgewachſenen Menſchen, muß in einem Zeitalter, wo es an Büchern fehlt, und der Geſchmack am Leſen noch wenig verbreitet iſt, unendlich größer ſeyn, als in einem, wo es eben ſo leicht iſt, Schriften über alle Arten von Gegenſtänden zu bekommen, als gewöhnlich, ſich in Stunden der Einſamkeit mit Leſen zu beſchäftigen. Ja jener Unterſchied muß noch groß ſeyn, ſolange die meiſten Bücher nur von wiſſenſchaftlichen Gegenſtänden handeln und nur von Gelehrten für Gelehrte geſchrieben werden: und er verliert ſich erſt dann, wenn es faſt keinen Zweig des menſchlichen Wiſſens giebt, der nicht in Büchern ſey abgehandelt, keinen Auftritt des Lebens, der nicht darin ſey geſchildert worden; und wenn zugleich durch den Gebrauch der Landesſprachen, und durch die Faßlichkeit und Anmuth des Vortrags dieſer Unterricht auch den ungelehrten, aber geſitteten Ständen zugänglich gemacht wird.

Es iſt unverkennbar, daß dieſe letztern Merkmahle unſer Zeitalter bezeichnen. Ein Menſch, welcher lieſet, und zu leſen verſteht, kann jetzt, auch wenn er in der tiefſten Einſamkeit lebt, das menſchliche Leben nach allen ſeinen Formen und Abwechſelungen kennen lernen, und durch die Schilderungen der Geſchichtſchreiber, der Dichter und der Philoſophen von den mannigfaltigen Verhältniſſen und Verhandlungen der Menſchen allen den Unterricht einſammeln, den er nur immer auf dem großen Schauplatze der Welt, wenn er auch darauf eine bedeutende Rolle ſpielte, durch eigne Beobachtung ſich verſchaffen könnte.

Es bleibt indeß doch in der Art des Unterrichts, welchen Bücher, und deſſen, welchen die wirkliche Gegenwart geſellſchaftlicher Auftritte, und das Mitwirken bey geſellſchaftlichen Verhandlungen, — mit andern Worten, welchen die Geſchäfte und der Umgang gewähren; — es bleibt auch zwiſchen der Art der Geiſtesbildung, die auf die eine und die andre Art erworben wird, ein ſo merklicher Unterſchied: daß es wohl der Mühe werth iſt, ihn aus einander zu ſetzen.

Zuerſt fällt in die Augen, daß man ſich, durch das eigentliche Studiren und das Leſen von Büchern, weit vollſtändiger und gründlicher über alles, was zu Wiſſenſchaften gehört, unterrichten kann, als es im Umgange auch mit den aufgeklärteſten und geiſtvollſten Männern möglich iſt. Das gewöhnliche Geſpräch unſrer

Geſellſchaften iſt gar nicht dazu beſtimmt, einen wiſſenſchaftlichen Unterricht über irgend etwas zu ertheilen: ſondern nur dazu, ſich entweder gegenſeitig zu erheitern, oder ſich gelegentlich Bruchſtücke von Ideen über einzelne Gegenſtände und Vorfälle mitzutheilen. Aber auch ſelbſt diejenigen Unterredungen, welche unmittelbar auf Unterricht abzielen, (dergleichen in älteren Zeiten und bey gewiſſen philoſophiſchen Schulen häufiger waren,) machen eine viel unvollkommenere Art der Unterweiſung aus, als der zuſammenhängende Vortrag iſt, welcher ſich in Lehrbüchern findet. Das vollkommenſte Muſter, welches wir aus dem Griechiſchen Alterthume von einem belehrenden Umgange haben, iſt in den Sokratiſchen Geſprächen aufgeſtellt. Und man iſt, in neuern Zeiten, in der Bewunderung derſelben ſo weit gegangen: daß man ſie bey dem Vortrage der Wiſſenſchaften in den gelehrten Schulen hat nachahmen wollen. Eine genauere Prüfung dieſer ſchätzbaren Denkmähler zeigt aber, daß bey allen den vorzüglichen Gaben, welche Sokrates hatte, dem Geiſte ſeiner Schüler, bey Hervorbringung ihrer Ideen als Geburtshelfer zu dienen, er doch weit geſchickter war, in ſeinen Unterredungen Vorurtheile und Irrthümer zu widerlegen, als Wahrheiten zu lehren. *) Wenn er es daher nicht mehr mit Sophiſten, ſondern mit ſeinen Schülern zu thun hat, ſo verläßt er oft ſelbſt die dialogiſche Form und nimmt den Ton des Lehrers an. Oder wenn er jene doch beybehält, und beſtimmte Begriffe und Meynungen durch Frage und Antwort ſeinen Mitrednern ablocken will: ſo wird er nicht ſelten eben durch dieſe Form zu Sophiſtereyen und ſchwachen Beweiſen verleitet.

So lange die Weisheit der Menſchen nur in der Kenntniß einzelner getrennter Wahrheiten, in Erfahrungsſätzen, die nicht mit einander zuſammenhingen, und in Regeln, die nicht auf ihre Principien zurückgeführt waren, beſtand: ſo lange war die mündliche Ueberlieferung ein ſchickliches Mittel, die Einſicht des Lehrers auf ſeine

---

*) Die dialogiſche Form, welche die Schüler Sokrates, die Stifter faſt aller ſeit der Zeit beſtehenden Griechiſchen Schulen der Philoſophen, in ihren Schriften und Unterweiſungen angenommen hatten, verlor ſich ſchon in der dritten Generation, unter dem Ariſtoteles, durch die Fortſchritte der Philoſophie ſelbſt. Die vermehrte Anzahl und die entdeckte Unterordnung der Begriffe erlaubte im Vortrage nicht mehr den umherſchweifenden Gang des Geſprächs.

Schüler fortzupflanzen; und die Jugend konnte zu dieſer Zeit durch den bloßen Umgang mit den Erfahrnern und Aeltern unterrichtet und gebildet werden. Nachdem aber ganze Reihen von Erfahrungen gemacht, und ganze Syſteme von Wahrheiten erfunden worden ſind, die dem Lehrlinge vollſtändig beygebracht werden müſſen, woſern er zu den ſeinem Zeitalter angemeſſene Einſichten gelangen ſoll: ſo ſind Unterredungen nicht mehr die beſte Methode des wiſſenſchaftlichen Unterrichts, ſondern dieſer muß in einem eben ſo zuſammenhängenden Vortrage gegeben werden, als die Kette der menſchlichen Begriffe ſelbſt zuſammenhängend geworden iſt.

Nicht nur findet der einſam ſtudirende Gelehrte in ſeinen Büchern, über alles, worüber er ſie befragt, einen vollſtändigern Unterricht, als der Weltmann in der beſten Geſellſchaft, welche er beſucht: ſondern er findet auch einen vollkommner ausgearbeiteten Vortrag darin. Ob es gleich Perſonen giebt, welche beſſer reden, als ſchreiben: ſo iſt doch gewöhnlicher Weiſe das, was ein geiſtvoller Mann fürs Publicum ſchreibt, weit ſorgfältiger durchdacht und beſſer ausgedrückt, als das, was er unter ſeinen Freunden im Geſpräche vorbringt. Man kann ſicher annehmen, daß die Schriftſteller aller Zeiten ihre beſten Gedanken in ihre Schriften niedergelegt haben; und daß, wenn wir das Glück gehabt hätten, mit Plato, Cicero, Baco oder Leibnitz umzugehn, wir nichts lehrreicheres und angenehmeres von ihnen würden gehört haben, als wir jetzt in ihren Büchern leſen können.

In der That verſetzt uns die Leſung jedes guten Buchs in die Gegenwart eines verſtändigen Mannes: und es fehlt uns zum vollſtändigen Umgange mit ihm nichts, als daß auch wir unſre Zweifel und Bemerkungen ihm vortragen, und neue Belehrungen, nach unſerm beſondern Bedürfniſſe, von ihm erhalten könnten.

Wer ſeine Lectüre durch die Kenntniß mehrerer Sprachen erweitert, und das Studium der Alten mit dem der Ausländer verbindet: der lebt, obgleich in ſeinem Zimmer eingeſchloſſen, in der Geſellſchaft der größten Männer aller Zeiten und Nationen.

Eben in dieſer Auswahl ſeiner Lehrer hat der, welcher ſich durch einſames Studiren unterrichtet, den Vorzug vor dem, welcher ſeinen Unterricht bloß im Geſchäftsleben und in der Geſellſchaft ſucht. Die Bücher, welche wir leſen, können wir ſelbſt wählen. Die Menſchen, mit welchen wir umgehen ſollen, werden uns größtentheils durch den Ort, worin wir leben, durch unſern Stand und Beruf, durch unſre Verwandſchaften, oder durch ſolche Zufälle angewieſen, die wir weder veranlaſſen noch verhindern können. Ob in dieſem Kreiſe unſrer Bekanntſchaften ſich mehr, oder weniger Leute von vorzüglichen Talenten befinden, ob wir in den Geſellſchaften, die wir beſuchen, viel oder wenig Gelegenheit antreffen ſollen, uns zu unterrichten und nützliche oder anmuthige Ideen einzuſammlen: das hängt faſt gänzlich vom Glück und Schickſal ab. Selbſt diejenigen Perſonen, welche auf den höchſten Stufen der bürgerlichen Geſellſchaft ſtehn, und dadurch in den Stand geſetzt werden, ihre Verbindungen zu vervielfältigen, oder ihre Geſellſchafter aus einer großen Anzahl auszuſuchen, ſind doch in ihrem Umgange auf einen gewiſſen Kreis von Menſchen eingeſchränkt, unter welchen der Mittelmäßigen und Leeren viele, der Geiſtreichen und Anziehenden wenige ſind. Kein Wunder alſo, daß, wenn durch ein wohl eingerichtetes Studiren ein Menſch die Gelehrteſten und Weiſeſten aller Zeiten und Länder um ſich her verſammelt, und ſich von dieſen ihre Einſichten mittheilen läßt, er tiefer in die Kenntniß der Dinge eindringt, als wenn er in der beſten Geſellſchaft gelebt, und den Stoff ſeines Unterrichts ſowohl, als ſeine Lehrer, bloß unter den Menſchen, welche Zeit, und Verhältniſſe zufällig mit ihm verbanden, aufgeſucht hätte.

Es ſind indeß, um von dieſem Umgange mit Todten oder Abweſenden, worin das Studiren und Leſen eigentlich beſteht, alle die Vortheile, welche er gewähren kann, zu ziehen, gewiſſe Schwierigkeiten und Hinderniſſe zu überwinden, die bey dem Umgange mit Lebendigen nicht obwalten. Dort ſind größere natürliche Fähigkeiten, es iſt ein anhaltenderer Fleiß nöthig, als hier, wenn aus der Urſache ihre erwartete Wirkung erfolgen ſoll. Von der andern Seite iſt es nicht weniger ſchwer, und erfordert eben ſo eigne Geſchicklichkeiten und Uebungen, mitten unter den Zerſtreuungen des geſellſchaftlichen Lebens einen ſo geſammelten und aufmerkſamen Geiſt zu erhalten, als zur Bemerkung und Auffaſſung jeder guten Idee, zur Ergreifung jeder flüchtig vorübereilenden Gelegenheit etwas zu lernen nöthig ist. Die Stille und Ruhe hingegen, welche um den einſamen Gelehrten in ſeiner Studirſtube herrſcht, läßt ſeinem Geiſte vollkommne Freyheit, ſich auf jeden Gegenſtand, den er vor andern zu ſeiner Betrachtung ausgewählt hat, ungetheilt zu richten — und iſt ihm daher, ſowohl zur Erwerbung als zur treuern Aufbewahrung ſeiner Kenntniſſe, ausnehmend behülflich.

Die erſte und die gewöhnlichſte Urſache, warum Leute, die viel in Geſellſchaft leben, weit weniger dadurch unterrichtet und weiſe werden, als ſich bey dem ſo reichen Stoffe, den ſie zu Beobachtungen über den wichtigſten Theil der Schöpfung, — den Menſchen — haben, erwarten ließe, iſt, daß ſie nicht verſtehen aufmerkſam zu ſeyn. Und in der That wird im geſellſchaftlichen Leben, die Menſchen mögen zum Prunke, zum Vergnügen, oder zu Abmachung ihrer Geſchäfte zuſammenkommen, die Aufmerkſamkeit mannigfaltig geſtört. Bald iſt es, wenn die Geſellſchaft zahlreich iſt, das bloße Geräuſch, bald ſind es die ſinnlichen Ergötzungen, die man mit dem Umgange verbunden hat, — die Vergnügungen der Tafel, Spiel und Tanz, — bald ſind es endlich die bey jeder Verbindung mit Menſchen ſo leicht entſtehenden Leidenſchaften der Liebe, des Haſſes, der Schüchternheit, des Neides oder der Eiferſucht, welche unſer Gemüth während der Zeit, da wir mit andern verſammelt ſind, einnehmen und uns unfähig machen, auf die weniger ſinnlichen, oder weniger leidenſchaftlichen Gegenſtände, die uns unterrichten können, aufzumerken. Der Jüngling, der Menſch von ſchwachem Kopfe, der von einem unbeſtimmten Charakter wird in der Geſellſchaft leicht berauſcht, und zu einer Vergeſſenheit ſeiner ſelbſt und aller ernſthaften Gegenſtände gebracht: und dieſer Zuſtand, der ihm anfangs vielleicht läſtig war, fängt nach und nach an, ihm zu gefallen; und wird zuletzt von ihm als der Endzweck angeſehn, warum er in Geſellſchaft geht. Der Ehrgeitzige findet im Umgange bald Anlaß ſich für beleidigt zu halten, bald Urſache ſich über ſeine vermeinte Größe und Erhabenheit, und über die vortheilhafte Meinung, die er glaubt bey andern erweckt zu haben, zu freuen. In beyden Fällen iſt er nur mit ſich ſelbſt beſchäftigt, und nicht mehr unbefangner Beobachter deſſen, was um ihn herum vorgeht. Der Eigennützige und Herrſchſüchtige ſieht in den Perſonen, mit welchen er umgeht, nur ihre größere oder mindere Brauchbarkeit, zur Ausführung ſeiner Entwürfe, und hält ſelten etwas, das ihm weder nutzen noch ſchaden kann, ſeiner Aufmerkſamkeit werth. Kurz, jede Leidenſchaft, die in der Einſamkeit ſchläft, wacht in der Geſellſchaft auf, weil ſie hier entweder Mittel zu ihrer Befriedigung, oder Hinderniſſe, die ſich ihr entgegen ſetzen, oder Nebenbuhler, mit welchen ſie wetteifert, oder endlich ähnliche Leidenſchaften andrer Menſchen findet, durch die ſie bald gereizt und bald verſtärkt wird. Wie könnte aber, wenn das Herz ſo unruhig iſt, der Verſtand ſeiner ſelbſt mächtig genug ſeyn, um die Gelegenheiten zum Unterrichte, die ſich von Zeit zu Zeit in der Geſellſchaft darbiethen, aber plötzlich entſtehn und ſchnell vorübereilen, auf der Stelle zu ergreifen und zu benutzen?

Woher kömmt es, daß in der ſogenannten großen Welt, viele von Jugend auf, mit Stadt und Hof, *) wie man ſonſt in Frankreich zu ſagen pflegte, gelebt haben, mit Regenten, Mi-

---

*) Auch in der republikaniſchen Verfaſſung Frankreichs wird etwas von dieſer Eintheilung der Geſellſchaften in große und kleine Welt bleiben: und ſie wird ſich wahrſcheinlich noch beſtimmter zu erkennen geben, wenn die Verfaſſung mehr Feſtigkeit erhalten, und eine Zeitlang gedauert haben wird. Diejenigen Geſellſchaften, an welchen die bedeutendſten Perſonen bey der Regierung, die thätigſten Mitglieder der legiſlativen Verſammlungen, und die erſten Staats-

niſtern, Heerführern, Geſandten, merkwürdigen Fremden und vielen durch ihre Talente oder ihre Begebenheiten ausgezeichneten Perſonen umgegangen ſind, und doch weder die Menſchen, die Verſchiedenheiten der Nationen, der Stände, und der natürlichen Anlagen kennen gelernt, noch von bürgerlichen und kriegeriſchen Geſchäften hellere Begriffe, als der in ſeinem Umgange eingeſchränkteſte Privatmann, erlangt haben? Die Urſache iſt dieſe. Sie haben alle dieſe Menſchen zwar geſehn, mit ihnen gegeſſen, getrunken, ge-

---

diener Theil nehmen, werden immer einen gewiſſen größeren Glanz und ein höheres Intereſſe haben, als Geſellſchaften, worin Privatleute, die ohne allen öffentlichen Einfluß ſind, zuſammen kommen. So lange die Neugier der Menſchen vornehmlich auf die politiſchen Gegenſtände gerichtet iſt, und ſo lange ihr Ehrgeiz durch Mitwirkung bey politiſchen Geſchäften am meiſten befriedigt wird: ſo lange werden ſie auch den Rang der Geſellſchaften darnach beſtimmen, ob ſie in ihnen mehr oder weniger Gelegenheit des Unterrichtes in Abſicht jener Gegenſtände, und mehr oder weniger Hülfsmittel zur Erlangung dieſer Mitwirkung finden. In der Monarchie iſt der Hof diejenige Geſellſchaft, worin dieſe beyden Endzwecke am beſten befriedigt werden: und daher kommt der hohe Rang, den ſie ſich ſelbſt zueignet und der ihr von den übrigen Staatsbürgern ſtillſchweigend zugeſtanden wird.

ſpielt; ſie haben ſich vielleicht mit den Männern in Cabalen eingelaſſen, und mit den Frauenzimmern Liebeshändel unterhalten: aber ſie haben nie mit Aufmerkſamkeit angehört, was die Verſtändigen unter ihren Geſellſchaftern ſagten, und nie mit Aufmerkſamkeit angeſehn, was in den äußern Handlungen andrer ihnen Aufſchlüſſe über deren innere Beſchaffenheiten hätte geben können. Sie ſind zwar, Zeit ihres Lebens, Zuſchauer eines großen Schauſpiels geweſen: aber ſie haben, wie die Italiäner in ihren Opern, auf das aufgeführte Stück und die handelnden Perſonen wenig Acht gegeben, ſondern ſind in ihren Logen beſchäftigt geweſen, ſelbſt zu figuriren, oder mit Spiel und Tändeleyen eine Zeit auszufüllen, die, bey allem zu ihrer Verkürzung gemachten Aufwande, ihnen immer noch lang und leer blieb.

Ein vorzügliches Hinderniß der Aufmerkſamkeit auf das, was andre in Geſellſchaft ſagen, und alſo des Nutzens, den wir aus ihren Einſichten, und zuweilen auch aus ihren Irrthümern ziehen könnten, iſt die Aufmerkſamkeit auf das, was wir ſelbſt ſagen wollen. Wir ſuchen den Umgang mit Menſchen, nicht bloß in der Abſicht, daß wir ſie kennen lernen, und ihre Gedanken erfahren wollen, — ſondern noch viel mehr in der, uns ihnen zu zeigen, und von unſern Fähigkeiten, oder Einſichten Proben abzulegen. Dieſe Bemühung, in der Geſellſchaft ſelbſt eine bedeutende Rolle zu ſpielen, nimmt, beſonders wenn Eitelkeit das Verlangen nach Beyfall, oder Eigendünkel den Anſpruch darauf vermehrt, einen ſo großen Theil von der Aufmerkſamkeit des Menſchen hinweg: daß ihm nur wenig für das, was andre ſagen und thun, übrig bleibt.

Ich kenne viele Menſchen, die in der Geſellſchaft gut zu reden wiſſen: aber ich kenne wenige, die gut zu hören verſtehen. Und noch geringer iſt die Anzahl derer, welche beydes vereinigen; und im Stande ſind bey einer Unterredung wechſelsweiſe außer ſich und bey ſich zu ſeyn, — ſich, ſo lange der andre redet, ganz der Gedankenfolge deſſelben hinzugeben, ohne ſie durch irgend einen eignen Gedanken zu unterbrechen; und dann wieder, wenn die Reihe zu reden an ihnen iſt, zu ihrem Vorrath eigenthümlicher Ideen zurückzukehren, und dieſe eben ſo rein und unverändert dem andern mitzutheilen, als ſie die ſeinigen aufgefaßt haben. Und dennoch iſt dieſes doppelte Talent demjenigen unentbehrlich, der die Geſellſchaft zu ſeiner Belehrung recht benutzen will. Iſt er ſo voll von ſeinen eignen Gedanken, oder koſtet es ihm ſo viel, ſie zurückzuhalten, daß er den mit ihm ſich Unterredenden nur zerſtreut und ungeduldig anhört: ſo macht das Beſte, was dieſer ſagen mag, nur einen geringen Eindruck auf ihn. Aus den Erzählungen ſchöpft er dann immer nur verſtümmelte und unſichere Nachrichten; die deutlichſten Erklärungen laſſen ihm die Sache dunkel, und die ſtärkſten Gründe verlieren für ihn ihre Kraft. Selbſt das Vergnügen, welches die Einfälle des Witzes und der Scherz der übrigen Geſellſchaft machen, wird von ihm nur unvollkommen genoſſen. — Wird er hingegen von den Reden des andern ſo angezogen: daß er darüber vergißt, was er ſelbſt ehedem über den Gegenſtand gedacht hat, und unfähig wird, ſein eignes Urtheil über denſelben vorzutragen: ſo bringt er die Unterredung in kurzem zu einem Stillſtande, wofern ſie nicht in eine Vorleſung ausarten ſoll.

Ich habe immer die Regel, welche ſich Marc-Aurel, in einem ſeiner Selbſtgeſpräche, vorſchreibt, „auf jeden Menſchen, der mit ihm reden würke, auch wenn er ihm unbedeutende Sachen ſagte, genau und ununterbrochen Acht zu geben,“ als die Frucht einer ſehr feinen Beobachtung, und eines ſehr gründlichen Nachdenkens angeſehen: das erſte, weil der entgegenſtehende Fehler ſo gemein, und doch den Menſchen, welche ihn haben, ſo verborgen; das andre, weil die Pflicht, welche er ſich auflegt, für das geſellſchaftliche Leben ſo wichtig, und doch ſo wenig anerkannt iſt. „Eine ſolche Aufmerkſamkeit, ſagt der weiſe Kaiſer, iſt Pflicht der Vernunft. Denn dazu iſt die menſchliche Rede beſtimmt, daß ſie die Verbindung unter den Menſchen durch die gegenſeitige Mittheilung ihrer Gedanken unterhalten ſoll: und die Erreichung dieſes wohlthätigen Endzwecks verhindere ich an meinem Theile, wenn ich der Rede andrer mein Ohr leihe, ohne daß mein Verſtand von dem Sinne derſelben etwas vernimmt. Sie iſt zweytens Pflicht der Menſchenliebe. Nichts beleidiget mehr, als Verachtung: und es iſt immer eine Art derſelben, wenn wir das, was andre der Mühe werth geachtet haben uns vorzutragen, nicht eines aufmerkſamen Anhörens werth halten. Eine volle Aufmerkſamkeit iſt zuletzt auch das beſte Mittel, aus einer unbedeutenden Rede Vergnügen oder Nutzen zu ziehn. Schon die Anſtrengung, die wir uns ſelbſt geben müſſen, die Aufmerſamkeit bey einem Vortrage, der uns nicht von ſelbſt an ſich zieht, feſtzuhalten, ermuntert den Geiſt und ſchützt ihn vor der langen Weile. Wir kommen dadurch oft auf die Spur eigner guter Gedanken, die wir an die Stelle der uns mitgetheilten ſeichten ſetzen können. Ueberdieß findet der Aufmerkſame faſt unfehlbar, entweder in der Perſon des Redenden, oder in dem, was er ſagt, etwas bemerkenswürdiges, das ihn für die aufgewandte Zeit ſchadlos hält; dahingegen der Zerſtreute nur lange Weile und Ungeduld empfindet.“

Vielleicht treibt der philoſophiſche Kaiſer ſeine Gewiſſenhaftigkeit zu weit, wenn er ſich vornimmt, auch diejenigen aufmerkſam anzuhören, deren Zudringlichkeit er mit Recht von ſich abweiſen konnte. Aber wenn er zu den Perſonen, die er entweder zu ſeinem Umgange gewählt hatte, oder in den Geſchäften ſeines Berufs zu ſprechen verbunden war, den feſten Vorſatz mitbrachte, ihre Reden aufmerkſam anzuhören: ſo handelte er gewiß als ein weiſer Mann. Denn was iſt widerſinniger, als die Geſellſchaft der Menſchen zu ſuchen, und ſich durch Unaufmerkſamkeit auf das, was ſie ſagen, im Geiſte wieder von ihnen zu entfernen? Oder was kann in die Geſchäfte mehr Verwirrung bringen, als wenn man die Meinung derer, mit welchen man ſie verabredet, falſch oder nur halb verſteht?

Doch iſt, wie ich ſchon geſagt habe, die Befolgung dieſer Vorſchrift weit ſchwerer, als man denken ſollte.

Beſonders ſind Perſonen von lebhaftem Geiſte, die über jeden Gegenſtand ſich auf der Stelle ihr eignes kleines Syſtem machen, oder denen wenigſtens gute Einfälle zuſtrömen, dem Fehler einer unwillkührlichen Abweſenheit des Geiſtes mitten unter den Geſprächen, die ſie führen, unterworfen. Kömmt noch Stolz hinzu, welcher macht, daß ſie wenige Perſonen für vornehm, oder für verdienſtvoll genug halten, um ſie einer anhaltenden Aufmerkſamkeit auf ihre Reden werth zu ſchätzen, oder ſich dazu als zu einer Pflicht der Höflichkeit verbunden zu achten: ſo kann man ſicher darauf rechnen, daß ihnen ein großer Theil von dem, was in ihrer Gegenwart und zu ihnen geredet wird, entgeht.

Dieſer Stolz, welcher auf andrer Reden unaufmerkſam macht, iſt wie ich glaube bemerkt zu haben, vornehmlich ſolchen Perſonen eigen, welche natürliche Fähigkeiten beſitzen, aber in ihrer Jugend wenig Unterricht erhalten, — die wenig aus Büchern gelernt, und das, was ſie wiſſen, erſt ſpät durch ihr eignes Nachdenken herausgebracht haben. Weil ſie nicht wiſſen, was andre kluge Leute, ſchon vor ihnen, über den Gegenſtand, der ſie jetzt beſchäftigt, geſagt und geſchrieben haben, ſind ſie geneigt, alle ihre Gedanken für neue Entdeckungen zu halten. Und mit der Selbſtbewunderung, welche daraus bey ihnen entſteht, iſt die Geringſchätzung deſſen, was andre zu gleicher Zeit über die nähmliche Materie vorbringen, faſt unvermeidlich verbunden. Bey unterrichteten und gelehrten Selbſtdenkern kann der Fall weit ſeltner eintreten, wo ſie einen ihrer Einfälle für wichtig und neu genug halten, um ihm, mit Vernachläßigung der Geſellſchaft worin ſie ſich befinden, ihre ganze Aufmerkſamkeit zu ſchenken.

Aus welcher Urſache auch bey einem Menſchen dieſe ſo gemeine Unaufmerkſamkeit auf die mit ihm ſich Unterredenden entſtehe: ſo iſt ſie für ihn immer ein großes Hinderniß, den aus dem Umgange ſonſt zu erwartenden Nutzen zu ziehen. In dieſer Schule kann niemand lernen, als der jedes lehrreiche Wort, das, unter ſo vielen nichtsbedeutenden Geſprächen, einem verſtändigen Manne entfällt, ſogleich aufzufaſſen und einzelne zerſtreute Bemerkungen und bloße Winke zu verſtehen und zu benutzen weiß.

Von allen dieſen Urſachen der Zerſtreuung iſt der einſame Gelehrte, der ſeine Einſichten aus Büchern und aus ſeiner eignen Meditation ſchöpft, völlig frey. Er iſt mit ſeinen Lehrern allein. Um ihn herrſcht die vollkommenſte Stille; von ihm werden keine Pflichten der Höflichkeit, keine Bemühungen andre zu unterhalten, gefordert. Seine Sinnlichkeit wird durch nichts gereitzt; ſeine Leidenſchaften werden durch nichts aufgeregt. Er iſt nicht der Rival des Mannes, der im Buche mit ihm redet; und die Begierde ſelbſt zu glänzen kann ihn nicht von dem Vorſatze, ſich belehren zu laſſen, abwendig machen. Indem er ununterbrochen denſelben Gegenſtand verfolgt, wird ſein Gemüth immer mehr und mehr von ihm erwärmt. Auch macht es der weit größre Zuſammenhang, der in einem guten Buche, als der, welcher in einem Geſpräche herrſcht, bey dem Leſen des erſten leichter, als bey dem Anhören des andern, die Zerſtreuung zu vermeiden. Was man im Geſpräche einmahl überhört hat, iſt verloren: was man beym Leſen überſehen, oder mißverſtanden hat, kann man von neuem leſen, und vor ſeinen Augen ſo feſthalten, als in ſeinem Gemüthe.

Alles demnach, was Stille, Muße und Beharrlichkeit der Beſchäftigung zur Cultur des Geiſtes beytragen kann: das hat der Philoſoph bey ſeiner einſamen Lampe vor den Reichen und Großen, wenn ſie in ihren erleuchteten Prunkzimmern verſammelt ſind, und ſelbſt vor den Herrſchern der Erde, wenn ſie an der Spitze ihrer Heere ſtehen, oder in ihren Rathsverſammlungen die Schickſale der Völker abwägen, zum voraus. Aber dafür hat er eine andre Klippe zu fürchten, welche für die wahre Belehrung, und noch mehr für die Veredlung des Geiſtes eben ſo gefährlich, als die Zerſtreuung und die gereitzte Sinnlichkeit iſt; — ich meine die Erſchlaffung, die Trägheit, und eine gewiſſe Niedergeſchlagenheit deſſelben.

Im geſellſchaftlichen Leben iſt der Menſch wechſelsweiſe leidend und thätig, Hörer und Redner, Zuſchauer und handelnde Perſon. Er muß doch etwas über die Sache, welche man zu ihm ſagt, nachdenken: weil er genöthigt iſt zu antworten. Er muß doch zuweilen etwas aus ſeinem eignen Schatze von Ideen hervorbringen, und einen verſtändlichen Ausdruck dafür ſuchen, damit er nicht als ein ganz unnützes Glied der Geſellſchaft erſcheine. Sein Geiſt wird alſo durch die Gegenwart andrer Menſchen, durch die Furcht vor ihrem Tadel, durch die Begierde nach ihrem Lobe, und durch die Meinung von gewiſſen Pflichten, die er in Geſellſchaft zu erfüllen habe, in einem Zuſtande des Wachens und der Munterkeit erhalten, welcher auch der Aufnahme neuer Ideen günſtig iſt.

Bey dem einſamen Studiren iſt von allem dieſen das Gegentheil. Während des Leſens verhält ſich der Menſch bloß leidend. Wenn er es lange fortſetzt, ohne ſeinen Autor durch eigne Betrachtungen zu unterbrechen: ſo muß der Inhalt des Buchs ſehr anziehend, und mit ſeinen eignen Gedanken und Gefühlen ſehr nahe verwandt ſeyn, oder er wird nach und nach darüber ermatten, und in einen Zuſtand übergehen, welcher der langen Weile und der Uebellaunigkeit ähnlich iſt, und über allen zu der Zeit empfangnen Unterricht eine Dunkelheit verbreitet. Zu jenen eignen Betrachtungen aber, welche allein die Lectüre recht nützlich machen, wird er durch keinen ſo nahen Endzweck, durch keinen ſo dringenden Bewegungsgrund aufgefordert, als in der Geſellſchaft das Verlangen iſt, am Geſpräche Theil zu nehmen. Nur die allgemeine und entfernte Abſicht ſeine Muße zu ſeiner Geiſtesbildung zu nutzen, nur das Intereſſe, das er an Wahrheit und Erkenntniß überhaupt nimmt; oder die eigne Elaſticität ſeines Geiſtes, die, durch den Druck gleichſam geſpannt, um deſto ſtärker zur Hervorbringung eigner Ideen zurückwirkt, je länger ſie, bey der anhaltenden Aufmerkſamkeit, auf fremde Ideen, in einer erzwungnen Ruhe erhalten worden war: nur dieſe Urſachen können es ſeyn, welche den einſamen Gelehrten eben ſo beleben, — ihn eben ſo munter, heiter und gedankenvoll erhalten, als wenn er mitten unter Menſchen wäre, die er zu unterhalten gedächte.

Daher iſt auch die Wirkung, welche die Einſamkeit und das einſame Studiren auf den großen, den mittelmäßigen und den gemeinen Kopf äußert, ſo ausnehmend verſchieden. Der Mann von großen Fähigkeiten findet in der Geſellſchaft nur wenige Perſonen, die ihn belehren, ja nur wenige die ihn verſtehen *) und ihn mit ihrem Beyfalle ehren können. Hingegen findet er eine Menge Hinderniſſe, ſeinen eignen freyen Gedankenlauf zu verfolgen. In der Einſamkeit hingegen findet ſich dieſer Mann nicht abgeſpannt, nicht unbelebt, ſondern nur von Feſſeln frey und in der Wahl ſeiner Gegenſtände unbeſchränkt. Da das Denken ſein natürlicher Zuſtand iſt: ſo verwandelt ſich bey ihm das Leſen von ſelbſt in ein Geſpräch mit dem Autor. Der Reichthum von Ideen, den er aus dieſer Beſchäftigung zieht, iſt um deſto größer, weil er das zweyfache Talent beſitzt, in den Sinn deſſen, was er lieſt, aufs vollkommenſte einzudringen, und doch zugleich ſeiner eignen Denk- und Urtheilskraft den freyeſten Spielraum zu laſſen. Wo konnte ein

---

*) Eben deswegen ziehn ſich die Leute von Genie ſehr zeitig auß der Welt zurück, wenn auch die Umſtände ſie darein verflochten, oder Neugierde, Ehrgeiz oder die unruhige Begierde nach Genuß ſie in der Jugend dahin gelockt haben. Sie werden mit der Zeit immer mehr gewahr, daß ihre beſſere Seite, die, um derentwillen ſie ſich ſelbſt ſchätzen, dem großen Haufen, von welchem Stande er immer ſey, ewig verborgen bleibe: und ſie ſchränken ſich alſo zuletzt ein, nur denen gefallen zu wollen, die wirklich ihren Werth einſehen können.

Cicero leicht eine Geſellſchaft finden, in der er ſich ſo lehrreich ergetzte, als wenn er die Schriften des Plato und Theophraſt las, und deſſen Gedanken, mit ſeinen eignen bereichert, in Latiums Sprache übertrug? Selbſt Friedrich der zweyte, der doch die guten Geſellſchafter aus mehrern Ländern herbeyrufen konnte, zog doch oft die Einſamkeit und das Studiren ihrer Unterhaltung noch vor. Alle Männer von Genie werden ein ähnliches Bedürfniß empfinden. — Auch ſchadet ihnen die längſte Abſonderung von den Menſchen weit weniger, als gemeinen Köpfen. Einbildungskraft und Nachdenken kann bey ihnen die Stelle der Erfahrung erſetzen. Aus wenigem Gegebnen können ſie ſehr viel ſchließen; und ſo treten ſie oft aus ihrer Einſamkeit in die Welt mit einer Kenntniß derſelben zurück, welche diejenigen in Erſtaunen ſetzt, die von keiner andern Quelle der Erkenntniß, als der ſinnlichen Gegenwart der Objecte etwas wiſſen.

Zwar kann ein höherer Grad natürlicher Verſtandeskräfte auch des Hülfsmittels der Bücher und des Studirens mit minderm Nachtheile entbehren. Ein Mann, der ſtark am Geiſt und Nerven iſt, wird von dem Geräuſche der

Geſellſchaft und dem Tumultuariſchen der Geſchäfte weniger betäubt, wenn er auch unaufhörlich in dem Kreiſe beyder umherläuft. Wenn er einen ſchärfern Blick hat, die Dinge zu beobachten: ſo können ihm Menſchen und Vorfälle, welche für andre ganz unbedeutend ſind, einen reichen Stoff des Unterrichts darreichen. Wenn er eine vorzügliche Fähigkeit zur Verknüpfung der Ideen beſitzt: ſo kann er eher aus den zerſtreuten Belehrungen, welche der Umgang mit der Welt giebt, ein brauchbares Ganze machen. Und daher ſehen wir auch Männer ohne alle gelehrte Bildung, wenn die Natur ſie mit ihren Gaben ungewöhnlich freygebig ausgeſtattet, und das Glück ſie auf einen Platz geſtellt hat, wo ſie als Zuſchauer in einer größern Nähe das Schauſpiel des geſellſchaftlichen Lebens anſehen, oder als handelnde Perſonen ſelbſt die Auftritte davon mit aufführen helfen, zu großen moraliſchen und politiſchen Einſichten gelangen. Ja es iſt nicht zu leugnen, daß dieſe Art der Weisheit, welche ganz auf dem eignen Boden des Menſchen, gleichſam in freyer Luft, bloß unter dem Einfluſſe der Natur und der Geſellſchaft erwachſen iſt, einen gewiſſen eigenthümlichen Character, — gleichſam einen höhern

Grad von Reiſe, — und insbeſondere eine Annehmlichkeit für andre habe, welche der in dem Schatten einer Schule oder der Studierſtube auferzogenen fehlt.

Indeß iſt doch für einen großen Geiſt der Zuſtand, wo er ganz ſich ſelbſt, ſeinen Gedanken, oder ſelbſtgewählten Beſchäftigungen ungeſtört überlaſſen iſt, ein ſo angemeſſener Zuſtand: daß er ohne Zweifel in ſeiner Vervollkommung ſchneller fortrückt, wenn er ſich in denſelben wenigſtens zuweilen zurückziehn kann, als wenn er beſtändig außer ſich, und mit Leuten, die unter ihm ſind, leben muß. Je reicher und klärer die Quelle iſt, aus welcher ſeine eigenthümlichen Ideen fließen: deſto mehr verliert er, wenn er dieſelbe nicht zuweilen ununterbrochen fortſtrömen laſſen, und ihre Waſſer von fremder Miſchung rein erhalten kann. Je feuriger ſeine Einbildungskraft, und je thätiger ſein Verſtand iſt: deſto weniger kann ihm, bey den Arbeiten des Kabinets, die Ruhe des Körpers und das Unbeſchäftigt ſeyn der Sinne ſchädlich werden: dahingegen eine zu große Zerſtreuung ſeine, ohnedas ſchon beweglichen, Lebensgeiſter bis auf einen Grad erhitzen kann, welcher ſowohl ſeiner geiſtigen als moraliſchen Ausbildung hinderlich. iſt *)

Der Menſch von mittelmäßigen Fähigkeiten hingegen kann die Einſamkeit weniger nutzen, und er verliert weniger durch die Zerſtreuung. Ihm iſt es am nothwendigſten, beyde Zuſtände oft mit einander abwechſeln zu laſſen, wenn er von dem kleinern Talente, das ihm die Natur verliehen hat, den beſten Gebrauch machen ſoll.

---

*) Daher ſind ſo viele Männer von Genie in ihrer Jugend zu Ausſchweifungen verleitet worden; daher hängt ſo manchem Virtuoſen der Kunſt ein Hang zur Zügelloſigkeit zeitlebens an. Wenn ſich, mit einer ſo lebhaften Phantaſie, einem ſo empfindſamen Nervenſyſtem, einer für den Genuß jedes gröbern und feinern Vergnügens ſo empfindlichen Seele, als zu einem ausgezeichneten Talent in den ſchönen Wiſſenſchaften und Künſten gehört, nicht ein anhaltender und das Feuer des Temperaments ein wenig dämpfender Fleiß verbindet; wenn nicht die freywillige Eingezogenheit eines dem Studium oder den Uebungen der Kunſt gewidmeten Lebens die Neigungen ruhiger und die Sinne weniger reitzbar macht: ſo müſſen jene herrliche Gaben der Natur dem Menſchen, den ſie zu außerordentlichen Succeſſen in ſeinem Berufe führen ſollten, zu mehr als gewöhnlichen Verirrungen Anlaß geben.

Ich habe ſchon oben geſagt, daß es eine gewiſſe Kunſt giebt, die Leſung eines Buchs in einen Umgang mit dem Autor zu verwandeln, und durch eigne freywillige Thätigkeit diejenigen Vortheile zu erhalten, welche in der Geſellſchaft durch die äußern Umſtände gewährt werden. Der eine dieſer Vortheile betrifft das Verſtehen des Autors: der andere betrifft die Beförderung des Selbſtdenkens durch Hülfe deſſelben.

Was nähmlich, nach meiner obigen Bemerkung, die lebendige Rede eines Menſchen vor der todten Schrift voraus hat, iſt: daß Ton, Mine und Geberde des Redenden uns tiefer in ſeinen Geiſt und in den Sinn deſſen, was er ſagt, eindringen laſſen; daß ſie uns auch mit den Gemüthsbewegungen bekannt machen, von welchen jene Gedanken begleitet werden. Dadurch werden wir zugleich in den Stand geſetzt, aus gleichem Geſichtspuncte mit ihm die Gegenſtände anzuſehen, und an der Wärme, mit welcher er für ſie eingenommen iſt, Theil zu nehmen. Jenes iſt zu einer richtigern Beurtheilung, — dieſes zu einer tiefern Einprägung des Geſagten nützlich. — Eine ſolche volle Sympathie mit den Vorſtellungen eines Schriftſtellers bey dem Leſen ſeines Buchs zu erhalten, iſt allerdings weit ſchwerer. Bey moraliſchen und äſthetiſchen Gegenſtänden, wovon hier hauptſächlich die Rede iſt, gehört dazu, daß wir uns den Autor gleichſam als gegenwärtig vorſtellen; und daß wir, in der Wahl ſeiner Ausdrücke, in der Stellung ſeiner Worte, in der ganzen Farbe ſeines Styls, die Bezeichnung ſeines Charakters und des Gemüthszuſtandes, in welchem er ſchrieb, und die den Hauptgedanken begleitenden Nebenideen zu erkennen wiſſen. Dazu gehört, daß unſre Einbildungskraft durch die Lectüre bis auf den Grad erwärmt, oder unſer Verſtand ſo helle dadurch erleuchtet werde: daß ſie das, was durch die Schrift nur dunkel angedeutet werden kann, errathen, oder das, was dieſe gar nicht auszudrücken vermag, aus ihren eignen Mitteln zuſetzen. Dieſes Talent iſt es, welches die guten Vorleſer macht, vorausgeſetzt, daß es mit biegſamen Sprachwerkzeugen, und einer mit dem innern Gefühl harmoniſch abwechſelnden Stimme verbunden iſt. Und dieſe Gabe gut zu leſen, die Gabe ſich wenigſtens in ſeiner Einbildungskraft den richtigen Accent, welchen jedes Wort verlangt, die Abwechſelungen der Stimme, welche dem Inhalte und dem Zuſammenhange der Rede gemäß ſind, zu denken, iſt eines der nothwendigſten Erforderniſſe, welche zur vollkommnen Benutzung der Lectüre gehören. Nach der Anlage zum guten Vorleſen würde ich, als Lehrer, geneigt ſeyn, die jungen Leute, welche ſich den Wiſſenſchaften widmen, zu beurtheilen, und ihre wahrſcheinlichen Fortſchritte vorher zu ſagen. Denn da, in der Laufbahn eines Gelehrten, das Leſen in der Einſamkeit eine ſeiner Hauptbeſchäftigungen und das vornehmſte Mittel ſeines Unterrichts iſt: ſo muß erſtaunlich viel darauf ankommen, ob er durch das Leſen vollſtändige, beſtimmte und lebhafte Vorſtellungen, begleitet mit den ihnen angemeſſenen Empfindungen erhält; oder ob er nur halb verſteht, was er lieſt, und nur ſchwach davon gerühret wird. Eine Geſchichtserzählung, welche den Eindruck auf mich macht, als wenn ich den Begebenheiten beywohnte, und ſelbſt eine mithandelnde Perſon wäre, — eine philoſophiſche Abhandlung, welche meinen Verſtand ſo lebhaft beſchäftigt, als wenn ich mit dem gegenwärtigen Autor in Unterſuchung der Sache wetteiferte, muß eine ganz andre Wirkung zu meiner Belehrung thun, als eben dieſe Geſchichte oder dieſe Abhandlung, wenn ich die Thatſachen der erſten, die Lehrſätze der andern, nur obenhin und ohne Theilnehmung durchlaufe, um ſie meinem Gedächtniſſe einzuprägen.

Es iſt aber, um die Beſchäftigung des Geiſtes beym Leſen, der bey dem Umgange näher zu bringen, und alſo in der Einſamkeit die Vortheile der Geſellſchaft zu genieſſen, noch nicht genug, den Autor in ſeiner Schrift gleichſam zu ſehen und zu hören: es iſt auch nöthig mit ihm zu reden. Denn eben dadurch wird der Umgang lehrreicher, als das Leſen, daß er uns die Nothwendigkeit auflegt, mitten unter der Einſammlung fremder Gedanken, etwas von unſern eignen der Geſellſchaft mitzutheilen. Man kann lange in einem fortleſen, ohne ein einziges mahl über die Sachen, wovon die Rede iſt, zu urtheilen. Aber ein Geſpräch kann nicht lange beſtehn, wenn nicht jeder, nachdem er die Begriffe und Meinungen andrer angehört hat, zu erkennen giebt, daß auch er über den Gegenſtand etwas gedacht habe. Das nun, wozu uns im Umgange die Gewohnheit, der gute Anſtand, und die Schaam nöthigt, müſſen wir beym Studiren aus freyem Vorſatze thun. Wir müſſen von Zeit zu Zeit die Lectüre unterbrechen, um uns von den Eindrücken, welche ſie auf uns machen, Rechenſchaft zu geben. Wir müſſen den Gegenſtand ſelbſt, wovon die Rede iſt, unmittelbar ins Auge faſſen, und uns fragen, wie er uns nach den erhaltnen Belehrungen erſcheine. Unſre ehemaligen Ideen und Kenntniſſe von ihm müſſen ins Gedächtniß zurückgerufen, und mit den neuen uns mitgetheilten verglichen, und eben ſo unſre Grundſätze des Wahren und unſre Ideale des Schönen mit dem Geiſte und dem Vortrage des Buchs in Verbindung geſetzt werden. Daraus wird eine, mit der Lectüre zugleich fortlaufende, Kritik entſtehn, die unentbehrlichſte Begleiterinn der erſtern, wenn ſie zum Unterrichte abzweckt. Wir werden dann dem einen Satze unſers Autors Beyfall geben und einen andern verwerfen; uns durch den einen ſeiner Beweiſe überzeugt erkennen, und gegen einen andern Einwendungen machen; Bewunderung und voller Genuß des Schönen wird mit dem Tadel der Fehler, die wir zu entdecken glauben, abwechſeln. Je deutlicher wir dieſe Urtheile bey uns ſelbſt aus einander ſetzen, je mehr wir ſie mit Gründen unterſtützen, je ſorgfältiger wir bey dieſem Selbſtgeſpräche ſogar unſre Ausdrücke wählen: deſto mehr Thätigkeit und Lebhaftigkeit des Geiſtes wird beym einſamen Studiren ſtatt finden; und deſto ähnlicher wird der Unterricht, welchen uns die Bücher geben, demjenigen werden, den wir im Umgange mit der Welt erhalten.

Welche Arten der Kenntniſſe, welche Zweige der Wiſſenſchaften am beſten, oder nur allein durch einſamen Fleiß angebaut werden können, läßt ſich ſchon, nach dem Grundſatze des Entgegengeſetzten, aus der obigen Angabe derer, welche vorzüglich in dem Umgange Quellen und Hülfsmittel finden, ſchließen. Es giebt deren, welche ſich durchaus nur durch Hülfe eines eigentlichen Lehrers, aus Büchern, oder durch ſtille, fortgeſetzte Meditation erlernen laſſen. Nie hat jemand im Umgange, ſelbſt in einem philoſophiſchen, die Mathematik und Phyſik, nie die Erdbeſchreibung und Geſchichte erlernt. Sokrates konnte durch Frage und Antwort einen Unwiſſenden zur Einſicht eines beſondern Falls der allgemeinen Wahrheit, welche der pythagoräiſche Lehrſatz enthält, — und doch nur auf eine ſehr unvollkommne Weiſe, — bringen. Aber ein ganzes Menſchenleben würde nicht hinreichen, einen Schüler der Mathematik die Elemente des Euclides auf eine ähnliche Weiſe zu lehren. Und auch bey dieſer Methode würde das Geſpräch nur auf die Perſonen des Lehrenden und Lernenden eingeſchränkt, und auf den einen Gegenſtand ohne Abwechſelung geheftet, — alſo nicht Umgang, ſondern Lehrvortrag ſeyn. Philoſophie mit allem, was im weiteſten Umfange der Bedeutung zu ihr gehört, — Politik und Haushaltungskunſt — kann man im Nothfalle, und wenn natürliche Fähigkeiten und Wißbegierde dem Unterrichte zu Hülfe kommen, aus gelegentlichen und fragmentariſchen Belehrungen erlernen. Hier kann man, nach dem Sprüchworte, leonem ex ungue, den Löwen an einer Klaue erkennen, und wenn die Hauptfacta, oder einige der leitenden Ideen angegeben worden ſind, die übrigen durch eignes Beobachten und Nachdenken ergänzen. Aber in der Mathematik muß der ganze Zuſammenhang der Wahrheiten, von der erſten bis zur letzten, in beſtimmter Ordnung vorgetragen und durchdacht werden: oder man verſteht keine aus der ganzen Reihe. Je mehr eine Wiſſenſchaft der Mathematik ähnlich iſt, oder von ihren Lehrſätzen aufnimmt: deſto unentbehrlicher iſt bey ihr die ſyſtematiſche Lehrmethode, die nothwendig von dem geſellſchaftlichen Leben ausgeſchloſſen iſt. Eben ſo bleiben der Einſamkeit alle Studien vorbehalten, welche viele Hülfsmittel von Charten, Werkzeugen und mechaniſchen Zurüſtungen fordern. Aus beyden Urſachen, als Zögling der Mathematik und als Handarbeiterinn in einer großen Werkſtätte voll Maſchinen, hat die neuere Phyſik ſich in die Hörſäle und in die Studirſtuben zurückziehn müſſen, da die alte auch auf dem Markte, oder unter den Säulengängen der Gymnaſien ihren Unterricht ertheilte. So lange man die Natur bloß mit ſeinen Sinnen befragte, und mehr den Zuſammenhang aller Erſcheinungen aus allgemeinen Vernunftbegriffen zu errathen, als die Beſtandtheile und die Urſachen einzelner aus Thatſachen zu ſchließen ſuchte: ſo lange war die Phyſik, wie die Philoſophie, bloß Sache des gemeinen Menſchenverſtandes, jedermann zugänglich, der mit offnen Augen in der Welt gelebt hatte, und mit den Gemeinbegriffen verſehen war, die, nach und nach von den alltäglichen Erfahrungen abgezogen, ſchon großen Theils mit der Sprache erlernt wurden. Sie konnte daher auch ein allgemeiner Gegenſtand des Geſprächs unter Perſonen, welche die gewöhnliche Aufklärung des Zeitalters erhalten hatten, werden. Sobald man aber die Natur erſt durch Kunſt zu verändern, ihre Producte entweder zu zergliedern, oder neu zu verbinden ſuchte, um ſie genauer kennen zu lernen; ſo wie man durch Maſchinen neue Erſcheinungen ſelbſt veranſtaltete, vervielfältigte, modificirte, um die, welche die Natur ohne unſer Zuthun, in ihrer für uns unzugänglichen Werkſtätte, hervorbringt, durch Analogie zu beurtheilen: ſobald mußte ſich auch hier der Fleiß der Menſchen theilen. Dieſe phyſikaliſchen Unterſuchungen konnten nur der Beruf, — und die daraus erwachſenden Kenntniſſe konnten nur der Antheil einer gewiſſen Claſſe von Menſchen werden. Und die übrigen, ſonſt noch ſo erleuchteten, konnten durch natürlichen Verſtand und Erfahrung weder im Stande ſeyn, Erklärungen, die ſo viele vorhergehende Operationen erforderten, zu begreifen, noch weniger etwas zu ihrer Beſtreitung oder Beſtätigung beyzutragen. Die Phyſik entzog ſich alſo immer mehr der geſellſchaftlichen Unterſuchung, und forderte immer mehr einen ſich ihr allein widmenden Fleiß. — Geſchichte und Erdbeſchreibung haben in ihrem Fortgange etwas ähnliches erfahren. So wie ſie an Umfange und an Genauigkeit der Kenntniſſe zugenommen haben: ſo haben ſie ſich auch von der allgemeinen Maſſe der ganzen Nationen oder Ständen gemeinſchaftlichen Kenntniſſe, welche den eigentlichen Stoff der geſellſchaftlichen Unterhaltung ausmachen, getrennt.

Man kann daher auf gewiſſe Weiſe auf den Umgang anwenden, was ich oben von dem Geiſte der Manufacturiſten geſagt habe, daß er ärmer an Stoffe der Unterhaltungge worden ſey, ſo wie der Reichthum der Kenntniſſe im menſchlichen Geſchlecht zugenommen habe. Der Manufacturiſt, ſagt man, verliert an perſönlicher Vollkommenheit, indeß die Manufacturen vollkommner werden: weil dieſes nicht ohne eine immer weiter getriebne Theilung der Arbeiten möglich iſt, welche zuletzt jeden Arbeiter auf einen für die Geiſtesbildung zu engen Kreis von Gegenſtänden einſchränkt. Auf gleiche Weiſe iſt es eine Folge von den Fortſchritten der Wiſſenſchaften, daß jede ihren Mann faſt allein beſchäftigt und jede ihren eignen Mann erfordert. Der Gegenſtände alſo, welche alle kennen, womit ſich alle beſchäftigen, ſind jetzt wirklich weniger, als im Alterthum. Die Menſchen kommen jetzt weniger wie ehedem, in einer gemeinſchaftlichen Summe ſeichter und oberflächlicher Kenntniſſe über viele Dinge, zuſammen; und trennen ſich vielmehr durch gänzliche Unwiſſenheit in Abſicht einiger, und die tiefe Kenntniß andrer Zweige. Und da nun der Umgang ſich keiner andern Gegenſtände, zur Unterhaltung im Geſpräche, bemächtigen kann, als über welche die Vorkenntniſſe aller gut erzognen Leute ungefähr gleich ſind: ſo hat ſich dieſer Kreis zu unſrer Zeit, im Verhältniſſe gegen den im Alterthum, in der That mehr verengt, als erweitert.

Ueberhaupt je mehr ein Studium, wenn es gelingen ſoll, ununterbrochen fortgeſetzt werden muß: deſto mehr iſt ihm die einſame Lage des Studirenden günſtig. Je eher es auch bey Unterbrechungen verfolgt werden kann: deſto eher erlaubt es das geſellſchaftliche Leben.

Die Neigungen und Gewohnheiten der Menſchen richten ſich im Ganzen nach ihren Beſchäftigungen. Der Mathematiker wird daher die Einſamkeit am beſten ertragen können, und am gefliſſentlichſten ſuchen; der ſchöne Geiſt wird nach Geſellſchaft ſtreben, und in derſelben ſowohl am meiſten gefallen, als in ihr die meiſte Befriedigung finden. Der Philoſoph ſteht zwiſchen beyden in der Mitte. Die Menſchenkenntniß, welche das eigenthümliche Gebieth deſſelben iſt, ſo wie ſie durch die Moral einen Endzweck beſtimmt, auf welchen ſich alle andre Kenntniſſe vereinigen, ſchließt ſich auch, durch die Methoden ihres Unterrichts, an alle andre Zweige der Kenntniſſe an. Sie hat einen Theil der bloß Beobachtung, einen andern der tiefſinnige Wiſſenſchaft iſt. Jene Beobachtungen erfordern nothwendig Umgang; *) dieſe Wiſſenſchaft kann nur in der Ruhe der Einſamkeit erlernt werden.

Von allen wirklichen und einzelnen Dingen können durch Worte immer nur einige Merk-

---

*) Was Smith, in ſeiner Theorie der moraliſchen Empfindungen von dem Unterſchiede des moraliſch Guten und Böſen, vielleicht mit zu groſer Allgemeinheit und Beſtimmtheit, ſagt: "daß wir ihn immer zuerſt in dem Betragen andrer, gegen uns oder gegen einander, — und erſt ſpäter in unſerm eignen wahrnehmen, und daß, ganz von der menſchlichen Geſellſchaft getrennt, wir von moraliſcher Beurtheilung der Handlungen gar nichts wiſſen würden:" das iſt doch in hohem Grade von allen Eigenſchaften unſers Geiſtes und ſeinen Wirkungen wahr. Das Auge iſt gemacht, andre Dinge zu ſehen: und von ſich ſelbſt lernt es erſt durch Vergleichung urtheilen. So muß auch die gröſte Fähigkeit zu beobachten, erſt durch den Glanz dieſer merkwürdigen Erſcheinungen an andern Dingen geweckt und geübt werden, ehe ſie ſich in die dunkeln Tiefen des eignen Herzens kehrt.

mahle angegeben werden, wodurch wir an die übrigen erinnert werden ſollen, oder aus welchen wir die andern ſchließen können. Keine Beſchreibung einer Pflanze, eines Thiers, oder eines Minerals kann uns vollſtändig die ſinnlichen Eindrücke geben, welche der Anblick, — und noch mehr welche eine fortgeſetzte Beobachtung dieſer Naturproducte in uns zu erwecken im Stande iſt. Daher läßt ſich auch die Naturhiſtorie nicht aus Büchern allein lernen: ſondern man muß aufs Feld hinausgehn, die Wälder durchſtreichen, in die Klüfte der Erde hinabſteigen, oder wenigſtens die von andern aufgeſuchten Naturproducte um ſich herum verſammeln, und gleichſam unter Pflanzen, Thieren und Mineralien leben, wenn man eine gründliche und brauchbare Erkenntniß von ihnen erlangen will. Der Menſch iſt auch ein Naturproduct. Seine Leidenſchaften, ſeine Tugenden und Laſter, die Aeußerungen ſeiner Talente und die Ausbrüche ſeines ſittlichen Characters ſind ebenfalls Naturerſcheinungen, die, in der vollkommenſten Schilderung mit Worten, doch noch ſehr mangelhaft dargeſtellt werden. Auch hier muß man ſelbſt ſehn, empfinden und beobachten, wenn man die Erklärungen, welche in Büchern gegeben werden, theils recht verſtehn, theils bis zu dem Grade der Vollſtändigkeit ergänzen ſoll, bey welchem ein praktiſcher Gebrauch derſelben möglich iſt.

Von der andern Seite beſteht die Wiſſenſchaft vom Menſchen in der Zergliederung ſeiner Begriffe, in der Zurückführung derſelben auf ihren erſten Urſprung, in der Verfolgung der Kette, durch welche ſie alle unter einander, und die Begriffe mit den Neigungen zuſammen hängen. Ueberdieß iſt das, was wir von andern Menſchen ſehen, immer nur eine körperliche Form, oder Bewegung, oder Stimme, durch welche ſich ein Geiſt ausdrückt: und wir lernen dieſe Sprache erſt dadurch auslegen, wenn wir ſie mit den thätigen und leidenden Veränderungen unſers eignen Geiſtes, die wir auf eine ähnliche Weiſe bezeichnen, vergleichen. Nur die Selbſtbeobachtung enträthſelt uns die Geheimniſſe, die wir ſonſt in den Reden und Handlungen andrer finden würden. Endlich können wir die Menſchen, ſo glücklich wir für die Beobachtung derſelben geſtellt ſeyn mögen, immer nur auf einem zu kleinen Raume und eine zu kurze Zeit hindurch ſehen: und das Studium der Geſchichte muß uns ſchlechterdings zu Hülfe kommen, wenn wir in unſre Erfahrungen einiges

Licht, und den Zuſammenhang von Urſachen und Wirkungen bringen ſollen. Jene Zergliederung der Ideen nun führt auf die eigentliche Wiſſenſchaft vom Menſchen. Sie ſowohl, als die Selbſtprüfung, und das Geſchichtsſtudium ſind nur Früchte einer einſamen Muße.

Man kann aber die Vergleichung, die wir zuvor zwiſchen der Kenntniß der Natur und des Menſchen anſtellten, noch etwas weiter treiben. So wie es in der Kräuterkunde die beſte Methode des Unterrichts iſt, eine Linnäiſche Beſchreibung und ein Exemplar der Pflanze neben einander zu legen, und durch die Vergleichung von beyden ſich ſowohl die wahre Bedeutung der botaniſchen Kunſtwörter aufzuklären, als ſich von der Richtigkeit der angegebnen Merkmahle zu überzeugen; wobey man zugleich die ganze Geſtalt, den habitus der Pflanze, wie die Botaniker zu ſagen pflegen, der durch Beſchreibungen nicht deutlich gemacht werden kann, durch aufmerkſames Anſchauen faßt: ſo iſt es auch eine ſehr gute Methode den Menſchen kennen zu lernen, wenn man die Theorie der Philoſophen und die Schilderungen der Dichter von menſchlichen Eigenſchaften und Angelegenheiten, mit dem wirklichen Anblicke der Menſchen und mit der Theilnahme an ihren Vergnügungen und Geſchäften verbindet. Die Lehrſätze und Bilder, die wir aus den erſtern uns eingeprägt haben, werden uns, wenn wir unter die Menſchen ſelbſt kommen, als Leitfaden unſrer Beobachtung dienen. Durch Hülfe einer Sentenz aus dem Montaigne oder Wieland, einer Speculation aus Hume oder Kant, die uns zu rechter Zeit einfällt, werden wir zuweilen an den Perſonen, die wir am beſten kennen, Sachen gewahr werden, die uns, ohne dieſe Muſter fremder Beobachtungen und Schlüſſe, entwiſcht wären. Von der andern Seite aber werden wir auch erſt dann jene Schilderungen recht verſtehn, und durch die Ueberzeugung von ihrer Wahrheit erfreuet werden. Es iſt unglaublich, wie ſehr das Gegeneinanderhalten wohlgetroffner Bildniſſe mit den Originalen die Kenntniß der menſchlichen Phyſionomie erweitert. Auf gleiche Weiſe gewinnt man viel an Kenntniß der menſchlichen Charaktere, wenn man die Menſchen, wie ſie in den Büchern der Moraliſten, in den Werken dramatiſcher oder epiſcher Dichter, und in den Denkmählern der Geſchichte erſcheinen, mit denen vergleicht, mit welchen man in Raths- und Gerichtsſtuben, im Handel und Wandel, oder in Geſellſchaftszimmern und bey fröhlichen Mahlen zuſammen kommt. Nirgends biethet das Studium der Erfahrung ſo ſehr die Hand: zu Erwerbung keiner Kenntniß iſt die Abwechſelung von Muße und Geſchäftigkeit, von Einſamkeit und Geſellſchaft ſo nützlich, als zur Erwerbung der Menſchenkenntniß.

Zweyte Abtheilung

des erſten Abſchnitts.

Von dem Unterſchiede der Einſamkeit und Geſellſchaft in Abſicht der Uebung des Geiſtes.

In Abſicht der Uebung des Verſtandes hat die Einſamkeit den unſtreitigen Vorzug, daß man in ihr ganze, große Reihen von Ideen ungeſtört verfolgen kann: dahingegen man bey Geſchäften und im Geſpräche immer nur kurze Meditationen anſtellt; bey welchen nie die Abſicht iſt, den Gegenſtand vollſtändig zu ergründen, ſondern nur einen kleinen Theil davon, der gerade zu der vorliegenden Angelegenheit oder der Neuigkeit des Tages gehört, aufzuklären.

Es iſt aber klar, daß nur diejenigen Köpfe die Einſamkeit zu ihren Uebungen brauchen können, welche zu dieſer Beharrlichkeit im Nachdenken, zu dieſer ununterbrochnen Fortſetzung einer und derſelben Ideenreihe, die nöthige Fähigkeit von der Natur erhalten haben.

Es giebt in dieſer Rückſicht einen großen Unterſchied unter den Menſchen. Einige brauchen lange Zeit, ehe ſie das innere Auge ihres Geiſtes auf irgend einen Gegenſtand dergeſtalt heften können, daß ſie das mindeſte von ſeiner Geſtalt erblicken. Aber dann ſind ſie auch im Stande, ihn lange Zeit unverwandt anzuſchauen. Dieſe Art von Menſchen hat der Einſamkeit und der Muße nöthig, um irgend einen deutlichen, oder eigenthümlichen Gedanken über eine Sache zu faſſen: und in der Einſamkeit bringen ſie auch ihre Einſichten ſehr weit, weil, wenn ſie einmahl für einen Gegenſtand erwärmt ſind, ſie die Verfolgung der angefangnen Schlußreihen leicht finden, und hier in derſelben durch nichts geſtört werden. — Andre Menſchen hingegen können nicht anders denken, als wenn ſie von äußern Veranlaſſungen gereiht werden.

Ihre Gedanken ſind ſchnelle Blicke, die ſie auf einen Gegenſtand werfen: aber er verſchwindet ihnen wieder, wenn ſie längere Zeit ihre Aufmerkſamkeit auf ihn richten. Sie ſind ſehr wohl fähig, wenn ihnen einige Thatſachen oder Grundbegriffe gegeben werden, ſcharfſinnige und wahre Folgerungen daraus zu ziehn: aber ſie ſind gänzlich unvermögend, Schlüſſe auf Schlüſſe zu häufen, oder ſelbſt zu den Principien zurückzugehn. Menſchen dieſer Art haben das Geſchäfts- und geſellſchaftliche Leben zur Ausübung ihres Geiſtes nöthig, und die Einſamkeit kann ihnen wenig nutzen. Hier fehlt es ihnen zuerſt an der äußern Aufforderung, welche ihr Geiſt braucht, wenn er ſich mit Erfolg thätig erweiſen ſoll. Und ſelbſt der Umſtand, daß ſie hier bey einer und derſelben Sache mit ihrem Nachdenken verweilen ſollen, und weniger mit ihren Beſchäftigungen abwechſeln können, ſchwächt ihre Kraft und trübt ihre gute Laune. Was hilft es, daß ſie in ihren Meditationen ungeſtört ſind? Der beſte Gedanke kommt ihnen immer zuerſt ein, und die längſte Betrachtung eines Gegenſtandes bringt ſie in ſeiner Kenntniß nicht weiter.

Wer hingegen dieſe Fähigkeit hat, Idee an Idee, und Bild an Bild zu reihen: der würde allerdings viel verlieren, wenn er niemahls, oder ſelten in einer Lage wäre, wo er ſich dieſem Fluſſe ſeiner Gedanken frey überlaſſen könnte. Daher haben alle philoſophiſchen und dichteriſchen Genies von jeher die Einſamkeit geliebt: und die Geſellſchaft iſt für ſie immer mehr Erhohlung, als Beſchäftigung ihres Geiſtes geweſen. Nur in der Einſamkeit ſind die edelſten Erzeugniſſe des menſchlichen Verſtandes, — die großen Entdeckungen in den Wiſſenſchaften, und die wichtigern Werke der Dichtkunſt und Beredſamkeit zu Stande gebracht worden.

So viel iſt begreiflich, daß der Verſtand, als Fähigkeit zu denken, das heißt, Begriffe mit einander zu verknüpfen, betrachtet, einen höhern Grad von Stärke und Vollkommenheit erreicht, wenn er geübt wird in dieſer Arbeit lange ununterbrochen fortzufahren, als wenn er ſich gewöhnt, nach jedem kleinen Verſuche abzubrechen, und eine neue Gedankenreihe von vorn anzufangen. Mit der Einbildungskraft verhält es ſich auf gleiche Weiſe. Wenn ſie nur ſo viel Zeit auf jeden Gegenſtand wendet, als nöthig iſt, einige wenige Bilder gegen einander zu halten: ſo entſtehen daraus nichts, als witzige Einfälle. Wenn ſie aber Beharrlichkeit genug hat eine ganze Galerie zuſammen gehöriger Gemälde vor ſich aufzuſtellen: ſo wird ſie zur Erfindungs- und Dichtungskraft. *)

Der eigentliche Vortheil alſo, welchen der Menſch zu ſeiner Geiſtesübung von der Einſamkeit erhält, iſt, daß er, von äußern Eindrücken ungeſtört, auf die oft leiſen Eingebungen ſeines Genius gleichſam horchen, und dieſem Führer, ſo weit er zu gehen vermag, folgen kann. Hieraus ergeben ſich ſchon von ſelbſt die Schwierigkeiten und Abwege, die bey dieſen einſamen Beſchäftigungen zu fürchten ſind. Das eine iſt das Verſinken in ein leeres Gedankenſpiel, oder die Träumerey: das andre iſt die unmäßige Erhitzung der Einbildungskraft und der Lebensgeiſter, oder die Schwärmerey.

Im

---

*) In dieſem Sinne verſtand es Büffon, wenn er zum Heraut de Sechelles ſagte, daß die Geduld in einer Arbeit ſo lange auszuharren, bis man ſeinen Endzweck erreicht hätte, das Weſen des Genies ausmachte. Nicht, je länger man unbeweglich in ſeinem Arbeitszimmer ſitzt; ſondern je länger man ſeine Aufmerkſamkeit unbeweglich auf demſelben Gegenſtande, oder auf einer Reihe verwandter Gegenſtände feſthalten kann: deſto mehr entdeckt ſich in ihnen, und deſto leichter ergiebt ſich auch Ausdruck und Styl.

Im thätigen Leben, und im geſellſchaftlichen Umgange wird der Menſch theils durch die Gegenſtände, die ſich ſeinen Sinnen darbiethen, theils durch den Willen, die Urtheile und die Ideen der Perſonen, mit welchen er zu thun hat, theils endlich durch die Natur der Angelegenheiten, welche er mit ihnen verhandelt, in ſeinem Nachdenken unterſtützt, aber auch zugleich bey demſelben im Zaume gehalten, und auf einen beſtimmten Ideengang eingeſchränkt. Er kann freylich ſeinen Verſtand und ſeine Einbildungskraft nicht frey fortwirken laſſen, wie es ihrer Natur am gemäßeſten wäre: aber er kann ſie auch nicht ganz zügellos umherſchweifen laſſen, wenn er ſich nicht dem Tadel aller Anweſenden ausſetzen will. Eine zu lange Abweſenheit des Geiſtes, eine zu ſichtbare Zerſtreuung, oder ein zu wildes Gemiſch nicht zur Sache gehöriger Gedanken würde ihn bald als untauglich zu allen Geſchäften auszeichnen, und ſelbſt von dem geſellſchaftlichen Vergnügen ausſchließen. Wird alſo auch in dieſer Lage das Genie des Menſchen nicht zu großen Unternehmungen angefeuert: ſo wird doch ſein geſunder Verſtand vor großen Verirrungen bewahrt.

Von dieſen Schranken iſt der Einſame befreyt: aber er iſt auch dieſer heilſamen Zucht entnommen. Seine Augen und Ohren ſind unbeſchäftigt. Er hat keine Zeugen ſeiner Thorheiten, die er fürchten dürfte. Er hat keine beſtimmte Abſicht, welche dem Laufe ſeiner Ideen die Richtung gäbe. Er iſt ganz ſein eigner Herr, der Schöpfer und Beurtheiler ſeiner Gedanken. Nichts beſtimmt die Art und Weiſe und das Ziel ſeiner Selbſtunterhaltungen, als die Fähigkeiten und Anlagen ſeiner eignen Natur, und die Fertigkeiten die er ſchon früher erworben hat.

Findet ſich nun in dieſen Anlagen irgendwo eine Lücke, oder Schwäche; oder iſt ſein Studiren unrichtig geleitet worden: ſo werden dieſe Fehler um deſto mehr zum Vorſcheine kommen, je ungehinderter und je länger er in ſeinem freyen Ideenlaufe fortgeht. Iſt ſeine Denkkraft nur ſchwach; — iſt er nur einer mäßigen Aufmerkſamkeit fähig, und läßt ſeine Einbildungskraft ſich durch kleine, nichtsbedeutende Verhältniſſe von einem Gegenſtande auf den andern führen: ſo wird er, indem er ſich vornimmt zu meditiren, nur bloß mit ſeinen Gedanken ſpielen. Ehe er ſich deſſen verſieht, wird er den Gegenſtand ſeiner Unterſuchung aus den Augen verloren haben, und mit ſeinen Gedanken in der ganzen Welt umherſchweifen. Anſtatt deutlicher und vollſtändiger Begriffe, die er zu irgend einem Zwecke brauchen könnte, wird ſich in ſeine Seele nur ein Haufen dunkler, verworrener und zerſtückelter Erinnerungen und Einbildungen eindrängen, die ſeine Zeit ausfüllen werden, ohne ihn ſehr angenehm zu beſchäftigen, und ohne eine Spur ihres Daſeyns in irgend einem nützlichen Reſultate zu hinterlaſſen.

Einem etwas lebhaften Temperamente bleibt ein ſolcher Zuſtand nicht lange erträglich. Deswegen fliehen eben die meiſten Menſchen die Einſamkeit und ſuchen die Geſellſchaft, weil ſie in der erſtern, wenn ſie nicht eine beſtimmte Arbeit vorhaben, nichts anders zu thun, als auf eine ihnen langweilige und zugleich unnütze Art zu träumen wiſſen. Wer aber dieſen Zuſtand ertragen lernt und in demſelben verharrt, — es ſey, weil ſeine Einbildungskraft etwas reicher an Stoff, und beweglicher iſt von einer Sache auf die andre überzugehen; es ſey, weil er aus andern Urſachen eine Abneigung von der Geſellſchaft und vom thätigen Leben hat: — der wird gewiß durch die Einſamkeit unvollkommner, zum wahren Nachdenken unfähiger, und zu allen Geſchäften unbrauchbarer, als er zuvor war. Entweder entſteht daraus eine völlige Gedankenleere, oder ein Hinbrüten über einigen wenigen — oder über einem Haufen verworrner Ideen. Jenes ſtumpſt alle Kräfte des Geiſtes ab, dieſes verunſtaltet ſie. In jenem Zuſtande nähert ſich der Menſch der Pflanze, in dieſem dem Wahnſinnigen.

Ein zweyter Abweg öffnet ſich in der Einſamkeit für Menſchen von einer lebhaftern, aber zügelloſen Eibildungskraft, woſern ihr der Verſtand nicht das Gleichgewicht hält. Wenn ſie beſonders ſich an Gegenſtände hängt, welche über die Sinnenwelt und die Gränze der Erfahrung hinausgehn; oder wenn ſie einen Hang zum Schwermüthigen hat: ſo geräth ſie, durch die ungehinderte Verfolgung ihrer Ideen, wozu die Einſamkeit die Gelegenheit giebt, leicht in diejenige Ueberſpannung, welche das Wahrheitsgefühl des Menſchen ſchwächt, ihm Hirngeſpinnſte für Wirklichkeiten aufdringt, kurz ihn zum Schwärmer macht.

Man weiß, welche Religionsſchwärmerey in den Einöden, wohin die Verfolgung oder eine falſche Andacht die Chriſten im dritten und vierten Jahrhunderte getrieben hatte, entſtanden iſt. An Beyſpielen keiner Art iſt das Werk meines Vorgängers reicher.

In der That, da die Einſamkeit etwas trauriges, und wenn ſie lange fortdauert etwas fürchterliches hat: ſo iſt ſie ſehr geſchickt, wenn im Menſchen ein Hang zu finſtern und traurigen Bildern vorhanden iſt, die Einbildungskraft noch mehr auf Gegenſtände, welche ſolche Bilder erwecken, hinzulenken: wozu nicht bloß das Gefahrvolle und Schmerzhafte, ſondern auch das Unergründliche gehört.*) Da ferner in der Einſamkeit, wenn man nicht zur Handarbeit, zu Büchern,

---

*) Die Geſchichte von dem Philoſophen, der ſich in den Aetna geſtürzt haben ſoll, weil er die Urſachen ſeiner Feuer-Auswürfe nicht hat ergründen können, mag eine Fabel ſeyn. Aber die Beobachtung, welche zu der Erdichtung Anlaß gegeben hat, und durch ſie vielleicht allegoriſirt werden ſollte, iſt ganz richtig: daß bey einer zu heftigen Begierde das Unerforſchliche zu erforſchen, — die immer fehlſchlagende Hoffnung über die wichtigſten Gegenſtände der menſchlichen Erkenntniß, den Urſprung und das Ende aller Dinge, aufs Reine zu kommen, das Gemüth in einen der Verzweiflung nahen Zuſtand verſetzen kann. Alles, was das Maß unſrer Kräfte weit überſteigt,

oder zu Verfertigung ſchriftlicher Aufſätze, — den gewöhnlichen Hülfsmitteln einſamer Unterhaltung — ſeine Zuflucht nimmt, eine große Anſtrengung des Geiſtes dazu gehört, Gedanken ohne alle äußere Veranlaſſung zu erwecken: ſo kann dieſe Anſtrengung, wenn ſie auf einen ſchwachen Nervenbau wirkt, und Kräfte zu erhöhen ſucht, die ohne dieß nicht in dem gehörigen Verhältniſſe gegen einander ſtehn, jenen völlig in Unordnung bringen, und das Gleichgewicht dieſer völlig zerſtören. — Wenn endlich die Gegenſtände, welche ſich der Einſame zu ſeiner immerwährenden Meditation wählt, von der Art ſind, daß ſie zwar ein großes Intereſſe, aber nur wenige Vorſtellungen erwecken, und keine Abwechſelung von Betrachtungen, am wenigſten Erfahrungen zulaſſen; — zu welcher Art der Gegenſtände Gott, die unſichtbare Welt und die Zukunft gehören: ſo iſt nichts natürlicher, als daß er entweder den vergeblichen Verſuch in kurzem aufgiebt, oder daß er, wenn er hartnäckig dabey beharrt, den Mangel deutlicher Ideen und

---

iſt mit dem Fürchterlichen verwandt. Daher die Täuſchung Burkes, welcher die Empfindung des Erhabnen aus der Furcht herleitete.

reeller Erkenntniß durch Blendwerke der Phantaſie und dunkle Gefühle erſetzt. Das iſt die Geſchichte der meiſten Einſiedler. Sie werden Heuchler, wenn ſie die unaufhörliche Beſchäftigung ihres Gemüths mit der Religion vorgeben, indeß ſie längſt andre weltliche Gedanken und Abſichten an deren Stelle untergeſchoben haben; oder ſie werden Schwärmer, wenn ſie von einer einzigen Idee nicht ablaſſen, die mehr gemacht iſt, das Gemüth zu regieren, als allein auszufüllen.

Alle diejenigen, welche die Einſamkeit wahrhaft nutzen wollen, müſſen einen reichen Stoff von Erfahrungen in dieſelbe mitbringen, und die Hülfsmittel der Gelehrſamkeit zu ihrem Gebothe haben. Sie müſſen ſolche Gegenſtände ihrer Unterſuchung wählen, bey welchen, wenn ſie auch von der Welt entfernt leben, ihr Gemüth doch mit ihr, — mit der Natur der Körper oder der menſchlichen Geſellſchaft, — beſchäftigt bleibe. Der Verſtand muß endlich immer die Herrſchaft über ihre Einbildungskraft führen; ihr Denken muß entweder in ſo völlig auseinandergeſetzten Begriffen und Schlüſſen beſtehn, daß es zum Reſultat Wiſſenſchaft giebt; oder, wenn es auch bloß Bilder und Empfindungen an einander reiht, ſo muß doch die Urtheilskraft dieſen immer zur Seite gehn, um die Aehnlichkeit der erſten zu ihren Urbildern, — die Schicklichkeit der andern zu ihren Gegenſtänden, zu prüfen, und in das aus beyden Zuſammengeſetzte, die richtige Folge von Urſache und Wirkung hineinzubringen. Mit einem Worte der Einſame muß entweder Philoſoph, oder Dichter ſeyn.

Wenn wir einen Menſchen ſehen, der ſich in die Einſamkeit begräbt, ohne eine körperliche Beſchäftigung oder eigentlich gelehrte Arbeiten vorzuhaben; — wenn wir einen ſehn, der ohne Bücher, ohne Werkzeuge zu phyſikaliſchen Beobachtungen und Verſuchen, ohne Umgang mit der Welt und ohne Studium der Geſchichte, bloß durch ſich ſelbſt und durch ſeine einſame Meditation hofft zu einer hohen Weisheit, und zu einer tiefen Kentniß der Natur der Dinge zu gelangen: ſo können wir ſicher ſeyn, daß er auf dem Wege iſt ein Phantaſt und ein verſchobner Kopf zu werden. Wenn er aber vollends die Einſamkeit und dieſe beſchauliche Lebensart für ein Mittel anſieht, in der Kenntniß des Geiſterreichs, einzudringen, und ſelbſt mit dem höchſten Weſen beſſer bekannt, — oder ihm wohlgefälliger zu werden: ſo iſt er von der Krankheit der Schwärmerey ſchon völlig angeſteckt; und es gehören nur noch wenige Schritte dazu, und er wird wirklich Geiſter zu ſehen und Eingebungen zu haben glauben.

Außer dem Gelehrten, der, von ſeinen Büchern und Werkzeugen umgeben, auch auf ſeiner Studirſtube mit der ganzen Welt im Zuſammenhange bleibt, iſt die Einſamkeit für niemanden ſo ſchicklich und nützlich, als für den alten Mann, der, nachdem er ſeine männlichen Jahre auf dem Schauplatze der Welt und in dem Dienſte ſeines Vaterlandes zugebracht, und mannigfaltige Erfahrungen geſammelt hat, ſich, wenn er anfängt die Abnahme ſeiner körperlichen Kräfte zu fühlen, in die Stille zurückzieht, und ſein Gemüth mit der Erinnerung der erlebten Auftritte, mit der Prüfung ſeiner eignen Handlungen, und mit den aus beyden zu ziehenden Schlußfolgen beſchäftiget.

Die Einſamkeit giebt an ſich keinen Stoff zum Denken: aber ſie iſt ein ſehr ſchicklicher Zuſtand für einen Menſchen, welcher den ſchon geſammelten Stoff bearbeiten will. Geſellſchaft, Geſchäfte und Lectüre müſſen durchaus vorangehn, und die Meditation muß erſt folgen, wenn ſie etwas brauchbares hervorbringen ſoll. Ein Menſch, der ſeinen Verſtand zu ununterbrochnem Nachdenken anſtrengt, ohne ihm durch die Sinne, oder durch den Unterricht andrer Menſchen immer erneuerte Materialien, worüber er nachdenken kann, zuzuführen, zerſtört ſeinen Verſtand eben ſo gewiß, als die Häute ſeines Magens ſich an einander zerreiben, wenn ſie, ohne Nahrungsmittel zu empfangen, ihre Verdauungskräfte anwenden. *)

---

*) Die ganze Geſchichte der Philoſophie iſt ein Beweis davon, wie wenig die höhern Denkkräfte, ohne einen verhältnißmäßigen Vorrath von Kenntniſſen, den Wiſſenſchaften genutzt, und wie oft ſie ſelbſt ihnen geſchadet haben. Dadurch ſind zuerſt die unverſtändlichen und grundloſen Syſteme der Joniſchen und Eleatiſchen Schule, über den Bau und die Entſtehung der Welt, entſtanden. Daraus ſind die Wortſpiele der Sophiſten, und das ganze Gewebe von Subtilitäten entſtanden, welche ſelbſt den Ariſtoteles und Plato, in der Unterſuchung der gemeinnützigſten Gegenſtände, unterbrechen und irre führen. Es iſt nähmlich der Meditation der Unwiſſenden eigen, ſich an die allerabgezogenſten Begriffe zuerſt zu hängen, und über das Univerſum eher, als über die alltäglichſten Erſcheinungen zu philoſophiren. Eben dieſer philoſophiſche Scharfſinn, dem es an Stoffe abzuſtra-

Außer dem bisher betrachteten allgemeinen Geſichtspuncte, unter welchem ſich der Einfluß der Geſellſchaft und der Einſamkeit auf die Geiſtesbildung als verſchieden zeigt, giebt es

---

liſcher Beobachtungen über die Natur, politiſcher über die Geſchichte, und moraliſcher über das menſchliche Leben fehlte, brachte die Sophiſtereyen der Skeptiker, und ihre Bemühung hervor, das für klar Gehaltene zu verdunkeln, und das Ausgemachte zweifelhaft darzuſtellen. — Das Syſtem der ſcholaſtiſchen Theologie zeigt, durch die Uebereinſtimmung ſeiner Theile, die Denkkraft der Männer, welche ſich zu deſſen Vollendung die Hände bothen: und es wird nur dadurch ein Gegenſtand unſrer Verachtung, weil einer ſo künſtlichen und ſo zuſammengeſetzten Form ein ſo geringhaltiger Stoff von Sachkenntniß zum Grunde liegt. So geht es durch alle Jahrhunderte herunter. Große Denker, denen es an Gelehrſamkeit oder Welterfahrung fehlt, verlieren ſich leicht in dem Labyrinthe einer dunkeln Metaphyſik, oder bringen auf einem mühſamern Wege, in einer neuen Sprache, alte Wahrheiten wieder zum Vorſchein, welche man, ſo lange man dieſe Sprache nur halb verſteht, für Entdeckungen hält, die aber, ſobald der neue Ausdruck geläufig geworden iſt, nur einen geringen Zuſatz zu unſern Erkenntniſſen geben. Jacob Böhme wäre zu dieſem Aeußerſten des Unſinns, den wir in ſeinen Schriften belachen, nicht gekommen; wenn nicht bey ihm ein unaufhaltſamer Forſchungstrieb und eine unabläſſige Meditanoch einige beſondere, nach welchen gewiſſe Vortheile den geſellſchaftlichen, andre den einſamen Geiſtesübungen eigen ſind.

Zuerſt, langſames und reifes Nachdenken iſt die Sache des Einſamen: im Umgange und in Geſchäften hingegen wird der Menſch zu einer ſchnellen Ueberſicht des Gegenſtandes, zu einer augenblicklichen Beſtimmung ſeines Urtheils und einer promten Entwickelung ſeiner Ideen gewöhnt.

---

tien mit einer großen Unwiſſenheit wäre verbunden geweſen. Aber auch der Tiefſinn des Spinoza hätte nützlichere Werke hervorgebracht, wenn nicht ſein Geiſt gleichſam an ſeinem eignen Marke gezehrt hätte, — wenn er mehr hätte von andern empfangen, und weniger bloß aus ſich ſelbſt herausbringen wollen. Durch die Verbindung mit Gelehrſamkeit und Welterfahrung iſt die Philoſophie des Baco, Montaigne und Montesquieu ſo lehrreich für ihre Zeitgenoſſen und die Nachwelt geworden. Dadurch hat Leibnitz einen ſo großen Vorzug vor dem Carteſius erhalten. Und in Kants Schriften ſelbſt, obgleich ſein Syſtem nur die Entwickelung weniger Principien zu ſeyn ſcheint, lebt und regt ſich ein durch Natur- und Menſchen-Kenntniß bereicherter Geiſt, der eben deßwegen ſeine Schriften, ihres mit Parentheſen überladnen Styls ungeachtet, anziehender macht, als die beſſer geſchriebenen, aber rein metaphyſiſchen Commentarien ſeiner Schüler.

Die Fähigkeiten des Menſchen richten ſich nach und nach in die Verhältniſſe derjenigen Lage ein, in welcher er ſich oft befindet. Das, was die Nothwendigkeit der Umſtände ihm als Pflicht auflegt: das lernt er, wenn er nicht ganz von der Natur dazu verwahrloſet iſt, zuletzt gut machen. Da, wo er Muße und Zeit genug hat, einer Sache ſo lange, als er will, nachzugrübeln, ehe er ein Urtheil über ſie fällt, da nimmt er ſich auch Zeit. In Umſtänden hingegen, wo Gefahr bey der Verweilung iſt, und ein ſchnelles Urtheil oder ein ſchneller Entſchluß allein den geſuchten Endzweck erreichen kann: da beſchleuniget ſich auch der Lauf ſeiner Gedanken, und er lernt in ſeinen Ueberlegungen Kraft mit Geſchwindigkeit verbinden. In jener Unabhängigkeit, welche nur den einſamen Arbeiten, und vorzüglich den Arbeiten des Gelehrten eigen iſt, geht man ſchon nicht ſo ſchleunig an ſein Werk; man unterbricht die Unterſuchung mehrere Mahle; man giebt einer gewiſſen Unentſchloſſenheit der Seele Raum, die ſich weder über die Richtigkeit der Gedanken, noch über den zu wählenden Ausdruck entſcheiden kann. Menſchen, die immer nur, oder am häufigſten, auf dieſe Art im Denken geübt werden, daß ſie das Vollkommene in Gedanken und Ausdruck ſuchen, aber auch ruhig und geduldig abwarten können, bis ſie es finden, verlieren nach und nach diejenige Gewalt über ihre eigne Denkkraft, welche nothwendig iſt, wenn man jeden vorgelegten Gegenſtand ohne Verzug in Unterſuchung ziehen, und ſogleich ein Urtheil darüber, zur Mittheilung an andre, oder zur Beſtimmung ſeines eignen Entſchluſſes, bereit haben ſoll.

In dem Drange der Geſchäfte und des Geſprächs iſt weder eine ſolche Langſamkeit des Denkens möglich, noch iſt eine ſolche vollkommne Ausarbeitung der Gedanken nothwendig. Das Leben und die größte Annehmlichkeit des Geſprächs iſt die repartie, oder eine prompte, ſchickliche und kurze Antwort auf das, was ein Andrer geſagt hat, — beſonders die treffende aber unbeleidigende Erwiederung eines gegen uns gerichteten Angriffs. Da die Gegenſtände im Geſpräche ſchnell abwechſeln: ſo muß man auch die ſich darbiethende Gelegenheit einen guten Gedanken zu ſagen ſchnell ergreifen, wenn man nicht mit ſeinen Einfällen oder ſeinem Witze zu ſpät kommen will. Dafür aber, weil man in der Geſellſchaft nicht eigentlich Unterricht, ſondern nur Unterhaltung ſucht, iſt man auch mit einem oberflächlichen Urtheile, mit einer einſeitigen Darſtellung der Sache und mit einem mangelhaften Vortrage zufrieden, wenn nur in den Gedanken etwas Wahres liegt, und der Ausdruck im Ganzen verſtändlich iſt. Die Aufmunterung jenes Beyfalls, welcher auf ſchnelle Einfälle folgt, und dieſe Nachſicht, welche man unreifen Einfällen zugeſteht, bringt einen an ſich geiſtreichen Menſchen, der viel in Geſellſchaft und beſonders in guter Geſellſchaft lebt, nach und nach zur Fertigkeit, ſeine Gedanken zu einer angenehmen Mittheilung immer in Bereitſchaft zu haben. Sey es, daß ſein Blick allmählig ſchärfer wird: oder daß ſich nur die Unentſchloſſenheit verliert, welche den ſich ſelbſt überlaſſenen Menſchen bey der Wahl unter gleich gut ſcheinenden Gedanken und Ausdrücken zum Zaudern bringt: genug, die Fertigkeit ſelbſt unterſcheidet ihn ſichtbar von dem größten Theile der Stubengelehrten.

Die Geſchäfte, welche geſellſchaftlich betrieben werden, verlangen zwar eine gründlichere, und erlauben eine langſamere Erörterung der Gegenſtände. Aber inſofern ein mündlicher Vortrag dabey ſtatt findet, machen ſie es doch nothwendig, die Sachen ſchnell ins Auge zu faſſen, auf der Stelle ein Urtheil darüber zu fällen, und für dieſes einen verſtändlichen Ausdruck zu finden. Bis zu welchem Grade dieſe Fertigkeit, ſeine Gedanken in wenigen Augenblicken zu ſammeln, zu ordnen und in einen beredten Vortrag zu kleiden, getrieben werden kann, wiſſen wir aus dem Beyſpiele derjenigen Nationen, bey welchen die öffentlichen Geſchäfte, in Verſammlungen des Volks oder ſeiner Repräſentanten, vom Rednerſtuhle herab betrieben werden. Aber auch da, wo weder im Senat noch in den Gerichtshöfen eigentliche Reden gehalten werden, ſind doch in allen Regierungs-Collegien mündliche, bald kürzere, bald längere Vorträge nöthig. Jedes Mitglied muß wenigſtens oft, auf den angehörten Vortrag andrer, ſeine Stimme zur Entſcheidung geben. Auch hier wird alſo eine gewiſſe Schnelligkeit im Denken erfordert. Auch hier erhält derjenige Lob und behauptet derjenige einen vorzüglichen Einfluß, der zeitiger als andre mit ſeinen Gedanken aufs Reine kommt. Auch hier wird endlich derjenige entſchuldiget, der nur die Hauptmomente der Unterſuchung angiebt, und weder auf ſtrengen Zuſammenhang noch weniger auf Schönheit des Ausdrucks ſieht. Männer von Talenten, welche in einem ſolchen Geſchäftsleben die vornehmſte Uebung ihres Verſtandes finden, lernen auch natürlicher Weiſe dieſe Kunſt ſchnell zu denken: — eine Kunſt, zu welcher nach meinem Urtheile, vornehmlich zwey Sachen nöthig ſind; erſtlich, daß der Menſch ſeine Aufmerkſamkeit, ungeſäumt und gleich anfangs ſcharf, auf jeden ihm vorgelegten Gegenſtand richten lerne; *) zum andern, daß er ſich aller ſeiner auf den Gegenſtand Bezug habender Kenntniſſe geſchwind zu erinnern wiſſe, mit welchen dann auch ſich die ſchicklichen Ausdrücke in das Gedächtniß einfinden werden.

---

*) Die meiſten Menſchen fangen jede Meditation ſchläfrig an, und erwärmen ſich für dieſelbe erſt in dem Laufe derſelben. Daher iſt, wie Smith anmerkt, der öftere Uebergang von einer Arbeit zur andern dem Fleiße überhaupt ſo ſchädlich: weil jeder neue Anfang eine Zeit lang noch ein Mittelding zwiſchen Arbeit und Müſſiggang iſt. Der prompte Denker nun muß lernen ſich bey dem erſten Aufrufe, wie man im Sprichwort ſagt, ins Zeug zu werfen; — er muß ſich von dem, was ihn zuvor beſchäftigte, mit Gewalt loszureißen, und auf den neuen Vorwurf mit aller Kraft zu heften wiſſen.

Aber nicht bloß die Nothwendigkeit und der Zwang, nicht bloß die Begierde nach Beyfall und die Furcht vor der Verachtung, ſind die Urſachen, daß der Menſch, welcher viel mit andern Menſchen und in ihrer Gegenwart denken muß, ſchneller denken lernt, als der einſame Forſcher der Wahrheit, der über die Anwendung ſeiner Zeit, und die Verzögerung ſeiner Arbeiten niemanden, als ſich ſelbſt, Rechenſchaft zu geben hat. Auch in der Natur geſellſchaftlicher Unterhaltungen und geſellſchaftlich betriebner Geſchäfte liegt etwas, welches den Geiſt belebt, und ſeinen Ideengang beſchleuniget. Von den Eindrücken der Sinne fängt alles unſer Denken an. Und da, wo die Sinne etwas lebhafter beſchäftigt ſind, — wofern ſie nur nicht durch Luſt oder Begierde das Gemüth zu ſehr beſtürmen — geht das Denken beſſer von ſtatten. Dieſe ſinnlichen Anregungen, durch welche der Verſtand, zu ſeiner eigenthümlichen Thätigkeit, noch einen von außen ihn bewegenden Stoß erhält, fehlen in der Einſamkeit gänzlich, und ſind in der Geſellſchaft der Menſchen, ſie mögen zum Scherze oder zum Ernſte zuſammenkommen, unausbleiblich. Die Lebensgeiſter werden hier mehr in Bewegung gebracht: und die lebhaftere Mitwirkung des Körpers iſt den Kraftäußerungen des Geiſtes günſtig. Ueberdieß iſt nichts, was unſre ſchlafenden Gedanken ſo leicht weckt, als die ähnlichen, oder entgegenſtehenden Gedanken andrer Menſchen, wenn wir ſie aus ihrem Munde hören. Endlich wird das Anziehende jeder Sache, durch die gemeinſchaftliche Theilnahme vieler an derſelben, vermehrt: und die Empfindungen und Leidenſchaften der Menſchen gehen wie das elektriſche Feuer, bey der gegenſeitigen Annäherung dieſer letztern, von dem einen zum andern über. Um deßwillen können zahlreiche Verſammlungen ſo leicht in Enthuſiasmus gerathen, und auch ihre vernünftigſten Mitglieder zu übereilten Entſchlüſſen mit ſich fortreiſſen. Aber eben dieſes durch die Geſellſchaft vermehrte Theilnehmen an der Sache, erhöht auch die natürlichen Fähigkeiten eines jeden, und macht den Fluß ſeiner Gedanken ſchneller.

Da es nicht immer möglich iſt, unſre Lage in der Welt ſelbſt zu wählen, ſo iſt es wenigſtens gut, die Vortheile, deren wir in der unſrigen entbehren, zu kennen: damit wir, ſo viel an uns iſt, das, was das Glück uns verſagt hat, durch unſern Fleiß erſetzen. Wenn der

Mann, der, vermöge ſeines Berufs oder ſeiner Glücksumſtände, mit der Welt in weniger Verbindung ſteht, und auf Arbeiten des Cabinets eingeſchränkt iſt, weiß, daß eben die Unabhängigkeit, in welcher er ſich befindet, die Abweſenheit von Zeugen, der Mangel äußrer Thätigkeit, und ſelbſt ein gewiſſes Beſtreben nach Vollkommenheit im Kleinen ihn zu einer zu langſamen und zaudernden Art zu denken bringt, die nicht nur die Vollendung ſeiner Arbeiten verzögert, ſondern ihn auch zu manchen Geſchäften, zu denen er doch von Zeit zu Zeit aufgefordert wird, unbrauchbar macht: ſo wird er gefliſſentlich Uebungen anſtellen, um gerade diejenigen Eigenſchaften zu erlangen, zu deren Erwerbung ihm die äußern Umſtände die wenigſten Hülfsmittel anbiethen. Wenn er weiß, daß jener Fehler daher entſteht, weil er, durch nichts gedrängt, zu lange zaudert, ehe er die Arbeit des Denkens anfängt; weil er nicht mit genugſamen Feuer und Intereſſe dabey zu Werke geht; weil er jeder Forſchungsbegierde nachgiebt, und ſich dadurch in unzweckmäßige Unterſuchungen verwickelt; weil er endlich, zwiſchen mehrern ſich ihm darbiethenden Gedankenreihen und Arten der Darſtellung, hin und her ſchwankt: ſo wird er ſich auch in ſeinen ſelbſtgewählten Beſchäftigungen an beſtimmte Stunden binden; er wird es zuweilen über ſich erhalten, ſeine Aufſätze ſchnell hinzuwerfen, und ununterbrochen bis zu ihrer Beendigung fortzuarbeiten; er wird bey dem, was er in der Einſamkeit denkt und thut, eben ſo wohl eine gewiſſe Entſchloſſenheit zu beweiſen ſuchen, als er es in Gegenwart andrer thun würde. Vor allen Dingen aber wird er eben in der Abſicht, um im Umtauſche ſeiner Gedanken mit andern den Gang derſelben zu beſchleunigen, die Geſellſchaft aufſuchen. Gerade ſo, wie der vernünftige Welt- und Geſchäftsmann, dem es um Gründlichkeit ſeiner Kenntniſſe und um die Reife ſeiner Ideen zu thun iſt, zuweilen ſich in die Einſamkeit zurückziehn wird, um von der Eile, in welcher ſein Geiſt gemeiniglich zu ſeyn pflegt, auszuruhn, und eine langſame und ſtetige Betrachtung der Dinge, auf die prompte aber oberflächliche Beurtheilung derſelben, folgen zu laſſen.

Ein zweyter Vortheil, den das geſellſchaftliche Denken, im Umgange und in Geſchäften, vor dem einſamen, auf der Studierſtube, voraus hat, iſt, daß dort dem Menſchen widerſprochen wird, daß er Vorſtellungen, Meinungen, Geſinnungen findet, die von den ſeinigen abweichen.

Es iſt eine uralte Idee, daß in den Eigenheiten der Menſchen ihre Unvollkommenheiten und Irrthümer liegen, und daß das, was ſie gemeinſchaftliches haben, als das Wahre und Vollkommne angeſehen werden müſſe. *) Wodurch wird der Selbſüchtige ſeines Irrthums überwieſen, als daß alle andere Menſchen dieſelben Gegenſtände unter mannigfaltigen Farben erblicken? Und was iſt jede Mißgeſtalt des Körpers anders, als eine Abweichung von den allgemeinen Proportionen, welche allen menſchlichen Bildungen zum Grunde liegen? — Auf gleiche Weiſe iſt es zu vermuthen, daß, was in den Geiſtes-Anlagen eines Menſchen zu dem allgemeinen Charakter der Gattung gehört, eine wahre Vollkommenheit ſey, — und daß, was in Denkungsart und Sitten ihn von allen

---

*) Dieſer Grundſatz in einer noch größern Allgemeinheit brachte die Platoniſchen Ideen hervor. Der allgemeine Begriff jeder Gattung iſt das Gemeinſchaftliche derſelben, und dieſes iſt zugleich das Ideal ihrer Vollkommenheit, nach welchem die Individuen geformt ſind, aber welches ſie wegen der Widerſpenſtigkeit der Materie nicht erreichen.

andern Menſchen unterſcheidet, zu den Mängeln und Einſchränkungen deſſelben gerechnet werden müſſe.

Hieraus folgt, daß ein Menſch, der ſich, für ſich allein, in der Einſamkeit ausbildet, dadurch daß ſeine Eigenheiten keinen Widerſtand finden, und ſeine Abweichungen von dem Ideale ſeiner Gattung, ihm ſelbſt verborgen bleiben, Gefahr läuft an perſönlichem Werthe zu verlieren. Derjenige hingegen, welcher mit vielen, und beſonders mit ungleichartigen Menſchen umgeht, lernt unter ihnen die Muſter der verſchiedenſten Fähigkeiten, Denkungsarten und Sitten kennen. Er kann ſich alſo, durch die Vergleichung ſo vieler Beyſpiele und durch die Bemerkung des Aehnlichen unter ſo großen Abwechſelungen, das Ideal eines vollkommnen Menſchen weit richtiger bilden.

Ueberdieß, ſo wie die Menſchen in Abſicht deſſen, was ihnen eigenthümlich iſt, einander entgegen ſtehn: ſo wirken ſie auch einander entgegen. Nicht nur jede Meinung beſtreitet diejenige, welche von ihr abweicht: ſondern auch jede Empfindungs- und Handlungs-Weiſe, wodurch ſich ein Menſch von andern auszeichnet, äußert einen Einfluß auf dieſe, ſie von der ihrigen abzubringen, und zu einer ähnſichen zu vermögen. Ein Menſch, der immer nur für ſich lebt, folgt immer nur dem Hange ſeiner eignen Natur. Wo dieſe Natur urſprünglich vollkommen und muſterhaft gebildet iſt: da kann er bloß durch die ungehinderte Entwickelung derſelben große Fortſchrittte in Einſichten und Tugenden machen. Wenn aber irgendwo in den urſprünglichen Anlagen Mängel und Auswüchſe vorhanden ſind: ſo werden auch dieſe Fehler immer ſichtbaren und größer, je weniger ihnen durch die Umſtände Widerſtand geleiſtet wird.

Drey Sachen ſind es, durch welche ſich ein Menſch, in Beziehung auf ſeine Geiſtesbildung, von andern und von dem Allgemeinen der Gattung unterſcheidet: zuerſt die eigentliche Art und Methode des Denkens; zweytens die Schätzung des Werths der Dinge, die er unterſucht; endlich die Meinungen und Sätze ſelbſt, welche er als Wahrheiten aufnimmt.

Erſtlich unterſcheidet ſich ein Menſch von dem andern durch die Wege, welche er zur Unterſuchung der Dinge einſchlägt, und durch die Seiten, von welchen er ſie gemeiniglich anſieht.

Alle dieſe Wege und Seiten durchzugehn, würde mich von meinem Endzwecke abführen. Aber an einigen Beyſpielen muß ich billig zeigen, wie die Geſellſchaft den Eigenheiten dieſer Art entgegenarbeitet.

Es gehört z. B. zu ihnen, daß der eine Menſch einen Hang und eine Anlage zum abſtracten Denken hat, aus allen ſeinen Erfahrungen und aus den ihm bekannt werdenden Thatſachen gern ſogleich allgemeine Sätze zieht, und weit mehr damit beſchäftigt iſt, dieſe Abſtractionen bis auf die einfachſten Begriffe zu verfolgen, als ſich von allen Umſtänden der Begebenheiten genau zu unterrichten. Ein andrer Menſch hingegen iſt nur zum concreten Denken aufgelegt. Was nicht Thatſachen und Beyſpiele ſind, oder ſogleich durch ſolche unterſtützt und erläutert wird, macht entweder auf ihn keinen Eindruck, oder iſt ihm nicht verſtändlich. — Jede von dieſen Denkungsarten hat ihre Mängel. Die Vollkommenheit beſteht darin, die Grundſätze mit den Thatſachen zugleich zu faſſen, und eben ſo tief in das Detail der Begebenheiten, als in die Theorie der Gründe und Urſachen einzudringen. Wenn jener ſpeculative Kopf immer nur für ſich allein nachdenkt, oder nur mit ſeines Gleichen umgeht: ſo wird die Einſeitigkeit ſeines Talents immer fehlerhafter; er entfernt ſich immer mehr und mehr von der wirklichen Welt, und kommt der Welt der Hirngeſpinſte immer näher. Da er von der einen Seite nur wenige Erfahrungen ſammelt, und dieſe nicht mit gehöriger Ausführlichkeit ſich bekannt macht, von der andern ſeine Ideen ins Unendliche ſpaltet: ſo geräth er zuletzt auf Subtilitäten, die ihm ſelbſt wenig nützlich und andern unverſtändlich ſind. Wenn aber dieſer ſpeculative Kopf, mit Menſchen von bloß geſundem Verſtande, die nichts von Metaphyſik wiſſen, oft zuſammenkommt: ſo vereinigen ſich zwey Urſachen ihn von jenen Verirrungen abzuhalten. Zuerſt muß er, um einer ſolchen Geſellſchaft nicht unangenehm zu werden, ſich mit ihr auf das Specielle und Einzelne einlaſſen; er muß ihre Erzählungen und Beſchreibungen mit Aufmerkſamkeit und Theilnahme anhören; er muß ſelbſt etwas von Geſchichten und Thatſachen für ſie in Bereitſchaft halten, um damit ſeine allgemeine Betrachtungen zu unterſtützen. Dieß nöthigt ihn, auf der einen Seite, ſeinem Hange zu Abſtractionen zu widerſtehn, und macht ihn, auf der andern, mit vielen Dingen der wirklichen Welt bekannt, oder friſcht alte, vergeſſene Vorſtellungen von ihnen wieder auf. Ueberdieß, wenn er zuweilen, von Hang und Gewohnheit fortgeriſſen, auf zu abgezogne Ideen, und auf einen zu metaphyſiſchen Ausdruck derſelben geräth: ſo wird er ſogleich, durch die Unaufmerkſamkeit der mit ihm ſich Unterredenden, durch den Mißverſtand, den ſeine Reden veranlaſſen, oder durch den geringen Eindruck den ſie machen, von ſeinem Fehler benachrichtigt. Er lernt alſo dieſe ſeine Abweichung von der Natur und von den Forderungen andrer Menſchen kennen: und da er es unerträglich finden muß, unter ihnen zu ſeyn, und von ihnen nicht verſtanden zu werden, ſo thut er ſich gewiß alle Gewalt an, ſich, in Stoff und Form ſeiner Gedanken, zu ihnen herabzuſtimmen. Dieſer heilſame Zwang, oft wiederhohlt, kann ihm zuletzt die Fertigkeit verſchaffen, das Gemeinnützige anſtatt des Subtilen zu ſuchen, und ſelbſt abgezogne Begriffe auf eine allen faßliche Weiſe auszudrücken.

Umgekehrt wird der Menſch, welcher bloß Erfahrung und geſunden Verſtand in die Geſellſchaft bringt, durch den Umgang mit dem ſpeculativen Philoſophen viel gewinnen. Er wird etwas mehr, als zuvor, auf die Gründe der Dinge aufmerkſam werden; er wird nach und nach einſehen lernen, daß auch abſtracte Sätze, wenn man ſie nur vollkommen verſteht, anziehend für die Wißbegierde ſeyn können, weil ſie eine Menge von Thatſachen in kurze Worte zuſammenfaſſen, und über ein ganzes Feld von Gegenſtänden Licht verbreiten; er wird endlich ſelbſt aus ſeinen Erfahrungen etwas entferntere Folgerungen ziehen lernen. — Wären dieſe beyden Arten der Leute von einander entfernt geblieben: ſo hätte jeder wahrſcheinlich in den Fehlern ſeiner Denkungsart ausgeſchweift und von den Vollkommenheiten der entgegengeſetzten nichts angenommen. In dem geſelligen und Geſchäfts-Leben, wo ſich beyde an einander reiben, nutzen ſie ſich gegenſeitig, ſowohl indem einer den Hang des andern im Zaum hält, als indem einer dem andern etwas von ſeinem Hange mittheilt.

Ein anderer Unterſchied der menſchlichen Denkungsarten giebt zu gleich fehlerhaften Eigenheiten der Menſchen Anlaß, und findet in der Geſellſchaft ein gleiches Heilmittel.

Der eine Menſch kann nicht wohl anders, als mit einer gewiſſen Ausführlichkeit, denken. Sich mitten in eine Materie zu werfen, und aus einer Reihe von Sätzen, deren Zuſammenhang ihm einmahl geläufig geworden iſt, einen herauszuheben, fällt ihm ſchwer, oder iſt über ſein Vermögen. Sein Verſtand iſt gewiſſermaßen einer Uhrkette gleich, die aufgezogen ſeyn will, aber dann auch erſt ablaufen muß, ehe ſie ſtille ſteht. Ein andrer hingegen iſt gewohnt, nur immer in kurzen, abgebrochnen Sätzen zu denken. Eine gewiſſe Schüchternheit hält ihn ab, ſeinen Gedanken freyen Lauf zu laſſen; oder Trägheit hindert ihn, ſie völlig zu entwickeln. Einfälle und Sentenzen, nicht Räſonnements, — Winke, nicht vollſtändige Belehrungen ſind es, was er aus dem Magazine ſeines Geiſtes hervorbringt.

Auch hier iſt das Einſeitige und Ausſchließliche jeder dieſer Denkungsarten fehlerhaft. Die Gedanken des erſten verlieren an Kraft, die des andern an Vollſtändigkeit. Der eine iſt in Gefahr, weitſchweifig, der andere trocken und oberflächlich zu werden. Dahin arten ihre Anlagen ziemlich gewiß aus, wenn ſie einſame Stubengelehrten ſind, die von Geſchäften entfernt, in einem engen Geſellſchaftskreiſe leben. Selbſt talentvolle Männer aus dieſer Claſſe, werden, wenn ſie in ſeltnern Fällen in der Geſellſchaft erſcheinen, oft beſchuldiget, daß ſie entweder ſich des Geſprächs ganz allein zu bemächtigen ſuchen, oder, ſtumm und in ſich gekehrt, wenig zum Vergnügen der übrigen beytragen. Hätten dieſe Männer von Jugend auf Angelegenheiten mit andern abzumachen gehabt, oder an geſellſchaftlichen Vergnügungen mehr Theil genommen: ſo würde der ausführliche Redner, bald durch den Drang der Geſchäfte, bald durch die ſchnellen Abwechſelungen des Geſprächs, zur Abkürzung oder zum Zuſammendrängen ſeiner Gedanken gezwungen worden ſeyn; und dem trocknen und einſylbigen Manne würde von Zeit zu Zeit ein Sporn gegeben worden ſeyn, der ihn aus ſeiner Schlafſucht erweckt, oder ſeine Schüchternheit überwunden hätte. Jeder würde aus dem nachtheiligen oder ſchwachen Eindrucke, den er auf andere gemacht hätte, das Fehlerhafte ſeiner Denkungsart erkannt haben, und nach deren Verbeſſerung begierig geworden ſeyn. Jeder würde endlich Muſter dieſer beſſern Art zu denken und zu ſprechen vor ſich geſehen haben, und, angeſteckt von der Macht des Beyſpiels, oder abſichtlich bemüht das Vollkommnere nachzuahmen, der glücklichen Mitte einer gedrängten aber doch vollſtändigen Entwickelung ſeiner Ideen, welche den großen Denker und den ſchönen Redner unterſcheidet, näher gekommen ſeyn.

Eben ſo giebt es Menſchen, deren Gedanken immer einen Anſtrich von ſcherzhafter Laune haben, und andere, die alles mit ſtrengem Ernſte behandeln. Einige ſehen alles in der Welt, mit dem Blicke eines Spötters, an: und andre ſind gewohnt, jeden Vorfall unter moraliſche Geſichtspuncte zu bringen. Es giebt Perſonen, die an den Gegenſtänden die entfernteſten Seiten immer zuerſt erblicken, und andre, die von ſelbſt auf die Meinungen des großen Hauſens geführt werden. Für alle dieſe Verſchiedenheiten, in deren jeder, Tugenden mit Fehlern vermiſcht ſind, iſt das einſame Leben ein Hinderniß der Ausartung, und das geſellige ein Beförderungsmittel der zweckmäßigen Ausbildung. — Wenn es auch möglich iſt, daß ein Menſch von ſehr einſeitiger Denkungsart, wofern dieſe einzelne Geiſteskraft nur ſtark iſt, vortrefliche Werke bey einer ungeſtörten Verfolgung ſeines Hanges hervorbringt: ſo bleibt er doch ſelbſt perſönlich unvollkommner. Auch das Ausſchweiſende der Einbildungskraft und das Seltſame der Meinungen gefällt in den Erzeugniſſen eines ſolchen Geiſtes, wie Rouſſeau war. Vielleicht wäre ſogar etwas von ſeiner Kraft verloren gegangen, wenn er ſeine Einſeitigkeit abgelegt, und mehr gelernt hätte, ſo wie alle andre Menſchen zu denken. Aber würde auch die Wahrheit und Brauchbarkeit ſeiner Gedanken dadurch verloren haben? Würden nicht vielleicht ſeine Schriften noch gemeinnütziger, — und würde beſonders er ſelbſt nicht ein beſſerer und glücklicherer Menſch geworden ſeyn?

Eine zweyte Art der Eigenheiten der Menſchen, welche durch die Abſonderung derſelben verſtärkt, und durch ihre Vereinigung im geſellſchaftlichen Leben gemildert wird, betrifft die Beurtheilung des Werths der Gegenſtände, womit der Menſch ſich beſchäftiget. In Abſicht dieſer aber iſt der Vortheil nicht eben ſo augenſcheinlich auf der Seite des geſelligen Lebens, als er es in Abſicht der Denkweiſen war. — In der Einſamkeit nehmlich iſt der Menſch geneigt ſich in der Schätzung der Dinge, beſonders der Werke und der Beſchäftigungen der Menſchen, bloß nach dem zu beſtimmen, was ihm, vermöge ſeiner natürlichen Anlagen, am meiſten gefällt und am beſten gelingt, oder was ihm, durch den ſchon darauf gewandten Fleiß, wichtig geworden iſt. Im Umgange mit der Welt hingegen iſt er geneigt, ſich nach dem allgemeinen Urtheile zu richten, und in den modiſchen Geſchmack ſeiner Zeit und ſeines Orts einzuſtimmen. Jeder dieſer beyden Maßſtäbe kann den Menſchen in ſeinem Urtheile über den Werth der Dinge irre führen: mit jenem kann er ein Pedant, mit dieſem ein Nachbeter fremder Irrthümer werden.

Der eigenthümliche Geſchmack des Menſchen hängt mit ſeinen Talenten zuſammen. Wer nicht ſchon vor aller Bekanntſchaft mit den Meinungen der Welt, und unabhängig von aller Nachahmung der Beſtrebungen andrer, an gewiſſen Dingen und Beſchäftigungen ein vorzügliches Wohlgefallen findet, wird ſchwerlich an irgend einer mit vorzüglichem Glücke arbeiten. Nie wird ein großer Dichter oder Mahler aufſtehn, der nicht von Jugend auf ſchönen

Verſen und ſchönen Gemählden einen größern Werth beygelegt, und für das Talent ſie hervorzubringen eine größre Bewundrung gefühlt hätte, als die übrige Welt beyden zugeſteht. Was würde auch den Menſchen bewegen, die großen Schwierigkeiten zu überwinden, und die anhaltende Arbeit zu übernehmen, ohne welche es unmöglich iſt, in irgend einer Wiſſenſchaft oder Kunſt Meiſter zu werden: wenn er nicht das Ziel, wonach er ſtrebt, für etwas Großes und Erhabnes hielte? Dieſe Vorliebe alſo für einen Gegenſtand, dieſe natürlich hohe Meinung von deſſen Werthe bey einem Menſchen ſtören, heißt zugleich ihm die Luſt benehmen, ſich eifrig und emſig mit demſelben zu beſchäftigen.

Indeß, ſelbſt dieſes begeiſternde Gefühl, von dem Werthe oder der Schönheit gewiſſer Gegenſtände der Bearbeitung, ob es gleich der gewöhnliche Begleiter des Genies und der unentbehrliche Sporn des Fleißes iſt, muß, ſo wie alle Gefühle, von der Vernunft und Erfahrung geleitet und in Schranken gehalten werden. Ueberdieß wird mit derjenigen einſeitigen Schätzung der Dinge, welche aus den Naturanlagen des Menſchen entſteht, und die nicht ohne gute Folgen iſt, oft eine andre verwechſelt, die ihren Grund bloß in der Gewohnheit hat, — ich meine, in der Gewohnheit, ſich mit dieſen Sachen zu beſchäftigen, und in der Unbekanntſchaft mit dem, was andre Arbeiten und Werke der Menſchen an Geiſteskräften fordern, oder an Nutzen und Vergnügen der Geſellſchaft leiſten. Dieſe zweyte Art enthuſiaſtiſcher Vorliebe iſt dem Menſchen weit weniger nützlich. Sie iſt kein ſicheres Anzeichen des Talents: denn ſie kann auch bey einer erzwungnen, auch bey einer bloß mechaniſchen Arbeit, wenn dieſe nur anhaltend iſt, nach und nach entſtehn. Sie entfernt ſich überdieß oft viel weiter von der Wahrheit, weil ſie weder die Empfindung noch die Einſicht, ſondern die Nothwendigkeit oder den Zufall, wodurch der Menſch gerade in dieſe Lage gebracht und auf dieſe Beſchäftigung geleitet worden iſt, zum Führer hat. Sie iſt endlich andern Menſchen weit mißfälliger, weil dieſe mit den Eindrücken fremder Gewohnheiten weniger, als mit dem Enthuſiasmus eines natürlichen Gefühls, ſympathiſiren können.

Dieſer Einſeitigkeit in der Schätzung der Dinge, beſonders der Werke und Beſchäftigungsarten der Menſchen, wird in dem geſelligen und geſchäftigen Leben mehr, als bey dem einſamen Studium, entgegengearbeitet. Dort findet man zuerſt einen Standort, von wo aus man einen größern Kreis menſchlicher Geſchäftigkeit überſehn, und deren Zuſammenhang unter ſich und mit den letzten Zwecken der Geſellſchaft leichter erkennen kann. Man wird überdieß oft genöthigt, ſeine Aufmerkſamkeit von ſeinem Handwerke, oder von ſeinem Lieblingsgegenſtande abzuwenden, und ſich mit den Beſchäftigungen andrer Claſſen abzugeben. Unmöglich aber kann dieſes oft geſchehn, ohne daß man mit den Schwierigkeiten und dem Nutzen derſelben bekannt werde, und das Talent, welches ſie vorausſetzen, oder das Verdienſt, welches ſie um das allgemeine Beſte haben, hochſchätzen lerne. Dazu kommt, daß die Achtung oder die Anhänglichkeit, die wir, bey einem fortdauernden Umgange mit vielen Menſchen, für Perſonen andrer Lebensarten und Profeſſionen, als die unſrige iſt, bekommen, uns auch zu einer unparteiiſchen Schätzung ihres Berufs und ihrer Beſchäftigungen veranlaßt. Der Gelehrte oder der Adlige, der unter Kaufleuten würdige Freunde oder angenehme Geſellſchafter gefunden hat, wird unmöglich von kaufmänniſchen Geſchäften ſo verächtlich denken können, als er vielleicht würde gethan haben, wenn ſein Vorurtheil gegen den Stand, durch keine Zuneigung gegen einzelne Perſonen aus demſelben, wäre gemildert worden. Endlich kann keinem, der viel mit Menſchen umgeht, die Bemerkung entgehn, daß er andern verächtlich oder verhaßt zu werden in Gefahr iſt, wenn er nichts zu ſchätzen, nichts mit Theilnehmung zu betrachten weiß, als was auf ſeinen Stand, ſein Gewerbe, oder ſeine gewöhnliche Beſchäftigungen Bezug hat. Je weniger ſich ein Menſch die ausſchweifende Hochachtung, die er für ſein Lieblingsfach hat, in der Geſellſchaft darf merken laſſen, wofern er ihr angenehm bleiben will; je öfter er ſich in ihr Gewalt anthun muß, ſich auf das, was ihm fremd, aber andern geläufig und lieb iſt, einzulaſſen: deſto eher kann er hoffen zu derjenigen Unbefangenheit, oder Gewandtheit des Geiſtes zu kommen, welche dem richtigen Urtheile der Vernunft durch Wegräumung der Vorurtheile den Zugang ins Gemüth eröffnet.

Doch wenn der geſellſchaftliche Umgang dem Menſchen dieſen richtigern Maßſtab für die

Schätzung der Dinge verſchaffen, — wenn er ihn zu dem Geſichtspuncte erheben ſoll, aus welchem er ſich ſelbſt, ſeinen Stand, ſein Geſchäfte oder ſeine Wiſſenſchaft nur als ein einzelnes Rad, in dem großen Triebwerke der menſchlichen Thätigkeit, erblickt: ſo muß er die verſchiedenen Claſſen und Stände der Menſchen mit einander vereinigen. Das ganz einſame Leben zerſtreut wohnender Landleute läßt dieſe vorurtheilsfreyer und unpedantiſcher, als das geſellige Leben in den Städten die Einwohner derſelben macht, wenn dieſe bloß nach Zünften und Caſten zuſammen kommen. Der durchaus einſam lebende Menſch wird nur durch ſeine Eigenliebe, der bloß in Geſellſchaft mit ſeines Gleichen lebende, auch durch den Parteigeiſt irre geführt: und man weiß, um wie viel der letztre ungerechter und leidenſchaftlicher iſt, als die erſte. Was hilft es in dieſer Abſicht dem Adligen, daß ſein Geſellſchaftskreis ausgebreiteter iſt, als der irgend eines andern Bürgers? Da er in allen ſeinen Geſellſchaftern nur das Echo ſeiner Sinnesart und ſeiner Gewohnheiten wieder findet: ſo wird er, eben durch dieſe Uebereinſtimmung einer ſo großen und ſo ehrenvollen Partei, von der Richtigkeit der ihn durch ſeine zufällige Lage eingeflößten Urtheile, nur noch mehr überzeugt. Unſtreitig kann man es zu den Vorzügen unſers Zeitalters rechnen, daß wenigſtens die mittlern Bürgerclaſſen, — daß der Kaufmanns- und Gelehrten-Stand, die öffentlichen Beamten und die Schul- und Kirchenlehrer, die Geiſtlichen und die Weltlichen, die alle ſonſt nicht weniger, als Adel und Unadel, ſich von einander entfernten, ſich in allen größern Städten gefliſſentlich zu nähern geſucht, und Anſtalten zu einem geſellſchaftlichen Umgange mit einander gemacht haben. Der Abſtand des Adels vom höhern Bürgerſtande hat ſich merklich vermindert: und der Zeitpunct wird, hoffe ich, nicht mehr entfernt ſeyn, wo auch der Kaufmann und Gelehrte den verſtändigen Handwerker nicht ungern an ſeinem Tiſche aufnehmen, und dieſer ſich in einer ſolchen Geſellſchaft nicht an der unrechten Stelle finden wird.

Indeß auch bey derjenigen Geſellſchaft, in welcher der einſeitigen Schätzung der Dinge am kräftigſten entgegengearbeitet wird, läuft der ſich ihr ganz hingebende Mann, in Abſicht ſeines Geſchmacks, noch eine zweyfache Gefahr. Die erſte iſt die Gefahr, gar kein eignes Urtheil zu fällen, ſondern ſich bloß von dem Strome fremder Meinungen fortreißen zu laſſen: die andre iſt die Gefahr, alle modiſche Thorheiten mitzumachen, und ſein beſſeres Urtheil der Menſchengefälligkeit aufzuopfern.

Es iſt gewiß, daß der Menſch in der Geſellſchaft abgeſchliffen wird: aber er verliert auch etwas von ſeiner Selbſtſtändigkeit. Er kann die Fehler ſeiner Natur verbeſſern, indem er ſie nach guten Muſtern ausbildet: aber er kann auch die freye Entwickelung ſeiner Natur hindern, indem er ſich ganz nach andern modelt. Dieß iſt, in Abſicht des Geſchmacks und der Beurtheilung des Werths von Sachen und Beſchäftigungen, vorzüglich wahr. Zwar der Mann von größern Fähigkeiten, welches zugleich immer derjenige iſt, auf welchen die Dinge einen beſtimmtern Eindruck machen, wird nie unterlaſſen können ſelbſt zu urtheilen, auch wenn er noch ſo ſehr dem Einfluſſe der öffentlichen Meinung ausgeſetzt wäre. Aber wenn Perſonen von einem nicht ſo tiefen Gefühle und einem ſchwächern Charakter, immer in dem Geräuſche zahlreicher Verſammlungen leben: ſo wird die leiſere Stimme ihrer eignen Urtheilskraft von ihnen überhört. Ihre Meinungen ſind dann nur der Wiederhall von den Meinungen andrer: und ihre Neigungen ſind nur die Sympathie mit dem, was ſie andre ſchätzen und begehren ſehen. Solche oberflächliche Menſchen, bey welchen die Politur alles eigne Gepräge abgeſchliffen hat, findet man nirgends ſo häufig, als in der ſogenannten großen Welt, wo alles auf die Erwerbung geſellſchaftlicher Talente berechnet iſt, und jeder um Wiſſenſchaft und Kunſt und um Tugend ſelbſt nur ſo weit ſich bekümmert, als die gute Meinung des größern Theils, oder die Gunſt der Mächtigern davon abhängt.

Welche Gewalt die Geſellſchaft habe, unſre Urtheile von dem, was ſchön und vollkommen iſt, durch die Nachahmung zu beſtimmen, iſt aus der Herrſchaft der Mode ſichtbar. Da ich an einem andern Orte die unter den Launen dieſer wandelbaren Göttinn doch verborgene Regeln aus einander geſetzt habe: ſo will ich hier nur in Erinnerung bringen, was unmittelbar auf meinen Endzweck Beziehung hat, daß die Mode, mit dem geſellſchaftlichen Leben zugleich entſtanden, über Nationen und einzelne Perſonen mehr, oder weniger herrſcht, je mehr oder weniger beyde geſelligen Vergnügungen ergeben, und dem einſamen Leben geneigt ſind. Daraus ergiebt ſich, zu welchen Fehlern beyde Extreme hinführen. Eine zu lange und zu ununterbrochne Entfernung von der Welt macht den Menſchen zu unmodiſch: das heißt, ſie läßt ihn erſtlich, über die Veränderungen, welche von Zeit zu Zeit in den Begriffen der Menſchen von Schicklichkeit und Schönheit vorgehen, in zu großer Unwiſſenheit, und ſie heftet ihm ſodann zu feſte an ſeine alten Gewohnheiten. Von der andern Seite giebt ein Leben, das immer im Schwarme zugebracht wird, der Mode, d. h. der jedesmahl herrſchenden Meinung von dem, was gut und ſchön iſt, einen zu großen Einfluß auf den Menſchen, und verdrängt richtigere Beſtimmungsgründe ſeines Urtheils, oder pflichtmäßigere Bewegungsgründe ſeiner Wahl.

Wir haben eine große, geiſtreiche und beſonders geſellige Nation, bey welcher die Mode ihren Thron aufgeſchlagen hatte, und von wo aus ſie über Europa herrſchte, ihre ganze Staatsverfaſſung, alle ihre Geſetze, Inſtitute, Sitten, bis auf die Nahmen ihrer Städte und Monate, ändern, und doch dem Grundgeſetze der Mode, —

dem, daß ſich alle auf einmahl und gleichförmig ändern, treu bleiben ſehen. Wie allgemein war ihr Enthuſiasmus für die erſte Conſtitution; mit welcher Leichtigkeit fügte ſich Armee und Volk in die republikaniſche Denkungsart, welche ſeit dem 10. Aug. 1793 modiſch wurde! Wie übereinſtimmend erklärte ſich nicht, ſeit dem Sturze der Girondiſten, die öffentliche Meinung durch ganz Frankreich zu Gunſten des Schreckenſyſtems; und wie plötzlich und wie allgemein gieng nach dem 6ten Thermidor 1794 die Vergötterung Robertspierres in die Verabſcheuung deſſelben über! Sichtbar wirkte ſelbſt bey dieſen ſchrecklichen Ereigniſſen, — bey welchen freylich noch ganz andre Triebfedern, als die der Nachahmung, in Bewegung waren, — die geſellige Eigenheit dieſes Volkes mit, daß Meynungen und Leidenſchaften ſich bey ihm ſchneller, als ſonſt irgendwo, vom Mann zu Mann mittheilen, und jeder leicht ſein bisheriges Urtheil aufgiebt, wenn die veränderte Stimmung des Publicums gebiethet ein neues anzunehmen. In einem Lande, wo die Menſchen eingezogner leben, nicht ſo häufig in Geſellſchaften zuſammen kommen, oder ſelbſt bey ihren Zuſammenkünften ſich weniger mittheilen, kann ſich weder eine allgemeine Meinung ſo leicht bilden, noch kann ſie ſo anſteckend werden, und mit ſolcher Gewalt um ſich greifen. Selbſt eine Staatsrevolution würde in einem ſolchen Lande mit mehr Schwierigkeit zu Stande kommen, oder ſie würde einen einfachern Gang nehmen.

Noch iſt eine dritte Verſchiedenheit unter den Menſchen übrig, auf welche Geſellſchaft und Einſamkeit Einfluß hat: das iſt die Verſchiedenheit der Meinungen ſelbſt, welche das Gedankenſyſtem eines jeden ausmachen.

Die Denkungsart, von welcher ich zuerſt redete, iſt die einem jeden eigne Methode die Wahrheit zu ſuchen. Die Schätzung der Dinge, welches der zweyte Punct war, macht gleichſam das Triebrad aus, welches den Menſchen zu Betrachtung dieſer und keiner andern Gegenſtände bewegt. Jetzt rede ich von dem Reſultate ſeiner Bemühungen, von den Wahrheiten, die er gefunden zu haben glaubt, und von den Ueberzeugungen, die ſich bey ihm feſtgeſetzt haben.

Hier kommt es nun augenſcheinlich darauf an, Wahrheit vom Irrthume zu unterſcheiden.

Und wie iſt dieß am leichteſten möglich? Ohne Zweifel, wenn wir die Sache von allen möglichen, oder doch von recht vielen Seiten anſehen; wenn wir bey jeder Meinung die Gründe und Gegengründe neben einander ſtellen. Auch in der Einſamkeit iſt dieß möglich: aber es iſt ſchwer, es erfordert ein tiefes und anhaltendes Nachdenken; es ſetzt überdieß die Hülfsmittel der Gelehrſamkeit voraus. In dem Kreiſe verſtändiger Freunde hingegen, die einander ihre Gedanken mittheilen, und noch mehr in dem großen Umgange mit der Welt, iſt es faſt unausbleiblich; es ergiebt ſich von ſelbſt.

Jeder Menſch, ſo fruchtbar auch ſein Genie an Erfindungen, und ſo biegſam ſeine Denkkraft ſeyn mag, ſich in verſchiedne Geſichtspuncte zu verſetzen, geräth doch nach und nach in eine beſtimmte Ideenreihe, die er ſo lange für richtig hält, als er keine Lücke und keinen Widerſpruch in derſelben gewahr wird. In Dingen, die einer abſoluten Gewißheit fähig ſind, kann es genug ſeyn, die einfache Reihe der Schlüſſe, welche die Demonſtration ausmacht, durchdacht, und ihre Richtigkeit eingeſehn zu haben. Der Mathematiker braucht nicht auf die Meinungen der Menſchen zu horchen, und die Einwendungen gegen ſeine Lehrſätze abzuwarten, ehe er ſich bey der Ueberzeugung von denſelben beruhiget. Bey Gegenſtänden hingegen, bey denen nur Wahrſcheinlichkeit ſtatt findet, und wo die Erforſchung der Wahrheit nur in einer beſtändigen Annäherung zu ihr beſteht, können wir den Gründen, die für uns Ueberzeugungskraft haben, nicht völlig trauen, bis wir wiſſen, daß andre nicht noch ſtärkere für das Gegentheil anzuführen haben. — Die phyſiſche und moraliſche Natur giebt uns, wenn ich ſo ſagen darf, in ihren Erſcheinungen eben ſo viele Räthſel aufzulöſen. Jeder hält die Auflöſung, welche er gefunden hat, mit Rechte ſo lange für die wahre, als er keine andre weiß, welche auf alle Theile des Räthſels beſſer paßt, und ſie in einen verſtändlichern Zuſammenhang bringt. Aber ſobald dieſe gefunden iſt, ſobald eine andere Hypotheſe auf noch mehr kleine Züge des Räthſels Rückſicht nimmt, und indem ſie dem Ganzen einen verſtändlichern Sinn giebt, die einzelnen Ausdrücke beſſer erläutert: ſo wird eben dadurch die erſte Auflöſung falſch. Wem es nun um die beſte und befriedigendſte Löſung des Räthſels, das heißt in unſerm Falle, um Wahrheit zu thun iſt: dem wird es auch wichtig ſeyn, die von der ſeinigen abweichenden Auflöſungen zu erfahren.

In demjenigen Fache der Kenntniſſe nun, welches jemand zu ſeiner Hauptbeſchäftigung gewählt hat, bedarf er des geſelligen Umgangs nicht, um ſich von der Verſchiedenheit der darin üblichen Syſteme und ihren Gründen zu unterrichten; weil dieß ſelbſt einen Theil ſeines pflichtmäßigen Studiums ausmacht. Aber es giebt Materien, über welche alle geſittete Menſchen einige Unterſuchungen anſtellen, und gewiſſe Grundſätze bey ſich feſtſtellen müſſen, obgleich nur wenige daraus ihren Beruf machen. Religion, Politik, Staats- und Haus-Wirthſchaft, und die Kenntniß des geſellſchaftlichen Lebens ſelbſt, welche der Endzweck der gegenwärtigen Abhandlung iſt: dieß ſind unter den Kenntniſſen gleichſam die Gemeingüter des menſchlichen Verſtandes; darüber denken, urtheilen und reden mehr oder weniger alle Menſchen. Gerade über dieſe allgemeinen Gegenſtände des Nachdenkens aber behält oft der in dem Fache ſeines Berufs einſichtsvollſte Mann ſehr große Vorurtheile, wenn er von dem Umgange mit Menſchen zu ſehr abgeſchnitten iſt.

Was ein Menſch gefliſſentlich ſtudirt, das kann er von ſeinen Lehrern, aus ſeinen Büchern und durch wiederhohltes Nachdenken lernen. Was er aber eigentlich nicht ſtudirt, und worin er doch nicht ganz unwiſſend bleiben darf: darüber wird er ſich am beſten im Umgange mit verſtändigen Männern unterrichten. Der Philologe wird in der Geſellſchaft nicht die Alten richtiger auslegen, und der Mathematiker nicht geometriſche Aufgaben beſſer auflöſen lernen. Aber jener wird vielleicht über Handel, Finanzen und Gewerbe, die ihm zuvor ganz fremd waren, hier Aufſchlüſſe bekommen, die ihm ſelbſt zur Erklärung der Römer und Griechen nützlich ſeyn können: und dieſer wird hier zuerſt die religiöſen und moraliſchen Aufklärungen ſeines Zeitalters erfahren, an denen er, als vernünftiger Menſch, Theil nehmen muß.

Und wenn nur noch die Meinungen, welche der Menſch, über ſolche, außer ſeiner Berufsſphäre liegenden und doch für ihn wichtigen, Gegenſtände, in der Einſamkeit annimmt, ſeine eignen wären: ſo möchten ſie immerhin ein wenig unrichtig und einſeitig ſeyn; ſie würden wenigſtens den Charakter der Originalität haben, der ſelbſt Irrthümern etwas Achtungswürdiges giebt. Aber in denjenigen Zweigen der Kenntniſſe, auf welche, als auf Nebenſachen, der Menſch nur flüchtige Blicke wendet, vermiſchen ſich ſehr leicht, mit den Eingebungen ſeines eignen Genies und mit den Entdeckungen ſeines Verſtandes, die Mährchen ſeiner Amme, der fehlerhafte, oder übel verſtandne Unterricht ſeiner erſten Lehrmeiſter, kurz alle die Begriffe, welche er von Kindheit auf ohne Prüfung geſammelt, auf das Anſehn älterer Perſonen angenommen, oder wegen zufälliger Eindrücke tiefer, als die entgegengeſetzten, ſich eingeprägt hat. Dieſe Begriffe, die im eigentlichen Verſtande den Nahmen der Vorurtheile verdienen, weil ſie Entſcheidungen ſind, die vor der eignen Kenntniß der Dinge vorhergehn, bekommen, in einem einſamen Leben, durch die Gewohnheit und die öftere Wiederhohlung, mit jenen Reſultaten des Selbſtdenkens, gleiche Kraft und gleiche Feſtigkeit. Auf dieſe Weiſe erklärt es ſich, wie Männer, wie die Newtonen und die Haller, welche in den tiefſinnigſten Wiſſenſchaften die Erleuchter des Menſchengeſchlechts geworden ſind, in den gemeinern Kenntniſſen der Religion, der Sitten und des täglichen Lebens, hinter ihrem Zeitalter zurück bleiben können. In jenem haben ſie ſelbſt gedacht: bey dieſen haben ſie nur immer bey ſich wiederhohlt, was ihnen, vor dem Alter des Selbſtdenkens, als unbezweifelt und ſelbſt als heilig war beygebracht worden. — Nun dieſe Gewohnheit, dieſe Wiederhohlung alter Ideen ſtört und unterbricht am beſten der Umgang mit Menſchen.

Es iſt ſchon ein großer Vortheil, Widerſpruch gegen ſeine gewohnten Meinungen, auch ohne Gründe, zu hören. Daraus lernen wir zuerſt, daß es andre Meinungen, als die unſrigen, geben könne; — eine Sache, welche derjenige kaum ahndet, der immer in dem Zauberkreiſe bleibt, den die Autorität ſeiner früheſten Lehrer, oder das Selbſtvertrauen zu ſeinen eignen Einſichten um ihn herum gezogen hat. Wir entwöhnen uns zweytens, wenn die Anzahl der anders Denkenden ſich mehrt, nach und nach von dem Unwillen, den der Widerſpruch gegen die von uns bezweifelte, oder ſelbſt für heilig gehaltne Säze, im Anfange erregt. Dieſe Duldung verſchiedenartiger Ueberzeugungen bey Andern iſt der erſte Schritt zur Prüfung unſrer eignen. Wir erlauben uns endlich ſelbſt von neuem in Unterſuchung zu ziehn, was wir lange mit Gelaſſenheit von andern haben leugnen oder beſtreiten ſehen.

Wenn wir aber ſo glücklich ſind, mit verſtändigen und wahrheitsliebenden Männern in Verbindung zu kommen, die uns nicht nur aus unſerm gewohnten Gedankenkreiſe durch abſtechende Meinungen herausreiſſen, ſondern die uns auch, durch Anhörung und Abwägung unſrer Gründe, und durch Darlegung der ihrigen zur wirklichen Erweiterung unſrer Einſichten verhelfen: ſo iſt kein Weg zur Wahrheit ſo leicht und ſo geebnet, als ein ſolcher Umgang.

Der bloß friedliche Umtauſch der Gedanken unter klugen Leuten iſt dem Geiſte, zur Bereicherung ſo wie zur Uebung, ſchon ſehr nützlich. Aber in einem noch weit höhern Grade wird der Verſtand der Menſchen durch einen freymüthigen aber freundſchaftlichen Streit unter ihnen geſchärft. Beym Angriffe und bey der Vertheidigung, biethet der Menſch alle ſeine Kräfte auf: und was er von Talenten beſitzt, kommt bey dem Wetteifer des Kampfes zum Vorſchein. Auch der, welcher im ruhigen Zuſtande zu träge iſt, um andre von dem, was er weiß, ausführlich zu belehren, und zu unaufmerkſam, um den Unterricht jener zu benutzen, wird dann beredt und aufmerkſam zugleich, wenn er, gegen einen ihm gewachſenen Gegner, eine Lieblings-Meinung, oder eine ihm wichtige Ueberzeugung durchſechten will. — Ja, kaum iſt es auf irgend eine andere Art möglich, daß Materien im Geſpräche gründlich behandelt werden, als wenn darüber geſtritten wird. Wer über eine Sache, die niemand in der Geſellſchaft bezweifelt, zu umſtändlich und zu gründlich ſpricht, ſcheint immer etwas unſchickliches zu thun: weil er ſich zum Lehrer derjenigen aufzuwerfen ſcheint, die er als gleich einſichtsvoll mit ſich vorausſetzen muß. Aber wenn entgegengeſetzte Behauptungen die Geſellſchaft theilen; wenn unter uneinigen Parteien die Theilnahme an dem Gegenſtande des Streits lebhafter wird, und jeder Angegriffene gewiſſermaßen die Ehre ſeiner Einſichten, oder ſeiner Wahrheitsliebe zu retten hat: dann iſt es erlaubt, und ſogar Pflicht, der Sache auf den Grund zu gehn, und der Geſellſchaft als Richterinn ſeine Beweiſe vollſtändig vorzulegen. Freylich finden ſolche lehrreiche Debatten in zahlreichen Verſammlungen, die bloß zum Prunke, oder zum Spiele zuſammen kommen, nicht ſtatt. Freylich kommt ſehr viel darauf an, ob die Männer, welche mit einander ſtreiten, an Talenten, Wiſſenſchaft und Wahrheitsliebe ſich ungefähr gleich ſind. Unter unwiſſenden und gemeinen Köpfen wird der Streit zu einem Gewäſche; unter unbilligen und eigenliebiſchen Leuten wird er zu einem Gezänke. Aber wer wird auch das geſellige Leben bloß auf Spielgeſellſchaften einſchränken? Und wenn der verſtändige Mann einmahl in ausgebreiteten Verbindungen mit der Welt ſteht: ſo wird er gewiß darin ihm ähnliche Perſonen finden, mit denen eine geheime Anziehungskraft ihn bald genauer vereinigen wird.

Ich habe einige Männer von ausgezeichneten Talenten gekannt, die, durch eine häusliche Erziehung und durch ihren anhaltenden Fleiß auf Schulen und Univerſitäten, dergeſtalt zur Einſamkeit gewöhnt waren, daß ſie vor der Geſellſchaft eine Abneigung hatten. Dieſe Männer, obgleich Meiſter in ihrer Wiſſenſchaft, und überhaupt reich an Kenntniſſen, waren doch, in Abſicht vieler gemeinen Dinge, eingeſchränkt in ihren Begriffen, und vorurtheilsvoll in ihren Meinungen. Als ſie durch ihre Ge ſchicklichkeit ſelbſt, an Oerter und in Aemter gerufen wurden, wo ſie in Umgang mit vielen Menſchen ſich einlaſſen mußten: ſo empfanden ſie dieß anfangs, als eine Unannehmlichkeit ihrer neuen Lage. Indeß vermehrte ſich, mit dem Kreiſe ihrer Bekanntſchaften überhaupt, auch die Anzahl verdienſtvoller Männer unter ihren Bekannten. Aehnlichkeit des Geſchmacks und der Kenntniſſe verband ſie bald mit dieſen genauer, und nach dem Verlaufe einiger Jahre, in denen ſie Umgang mit ihnen gepflogen hatten, geſtanden ſie aufrichtig, daß erſt in dieſen Geſellſchaften, über viele Materien der Religion, Moral und Politik, die Schuppen von ihren Augen gefallen wären, und daß ſie hier, durch die bloß hingeworfnen, aber lebhaft beſtrittenen und vertheidigten Ideen ſo vieler guter Köpfe, von mehr Vorurtheilen wären befreyt, und in wahrer Aufklärung weiter gebracht worden, als durch alles ihr vorhergehendes Studiren und Nachdenken geſchehen wäre.

Ohne Zweifel iſt der höchſte Endzweck und der glücklichſte Erfolg des in Geſellſchaft über Ideen geführten Streits dieſer, daß die Wahrheit zuletzt den Sieg erkämpft; — daß diejenige

Meinung, welche die meiſten und beſten Gründe für ſich hat, nachdem ſie durch die verſchiednen Parteien von allen Seiten beleuchtet worden iſt, zuletzt die Mehrheit der Stimmen für ſich gewinnt, und bey dem größern Theile Ueberzeugung hervorbringt. Dieſer Erfolg iſt unter Männern, die mit Wahrheitsliebe und Talenten nur vertheidigen, was ſie ſelbſt glauben, und nur beſtreiten, was ſie wirklich für irrig halten, ziemlich ſicher zu erwarten: beſonders, wenn ſie lange mit einander in Verbindung bleiben. Er iſt unſichrer, wenn unter Perſonen, die nur gelegentlich zuſammen kommen, der Streit, durch die Begierde zu glänzen veranlaſſet, nur mit den Waffen des Witzes, vor Zuſchauern, die keinen Theil daran nehmen, geführt wird. Im ſchlimmſten Falle indeß iſt die Geſchicklichkeit, gut und mit Anſtand zu ſtreiten, ein Talent, das nicht geübt werden kann, ohne daß alle Geiſteskräfte dadurch an Vollkommenheit gewinnen.

Etwas anders iſt die Kunſt, einen Streit über Meinungen auf eine angenehme Weiſe zu führen, etwas anders iſt die, auf eine geſchickte Weiſe zu einem lehrreichen Streite in der Geſellſchaft Anlaß zu geben. Beyde ſind geſellſchaftliche Talente, die nur in der Geſellſchaft nach ihrem Werthe geſchätzt werden, und nur hier erworben werden können. Schon überhaupt den Stoff zum Geſpräch herbeyzuführen, ohne ſich mit demſelben aufzudringen, iſt nicht ohne eine glückliche Erfindungsgabe, verbunden mit einer richtigen Beurtheilung des Schicklichen, möglich. Aber noch mehr Kunſt, oder mehr natürliche Anmuth gehört dazu, wenn man auf eine gute Art einen Zankapfel in die Geſellſchaft auswerfen, und bald durch artig eingekleidete Ungereimtheiten, die man behauptet, bald durch verſtellte Angriffe gegen Meinungen, denen ein Theil der Anweſenden mit Wärme anhängt, auf die wirklich ſtreitigen Puncte, deren Erörterung angenehm oder nützlich ſeyn kann, die Aufmerkſamkeit der verſchiednen Parteien hinziehn will.

Dieſe ſchickliche Einleitung eines geſellſchaftlichen Streits, iſt die Sache der guten Laune, des Witzes und einer gewiſſen Originalität, die niemand ſich geben kann. Aber die gute Führung deſſelben iſt das Werk des Verſtandes, der ſich durch Regeln leiten und durch Uebungen ſchärfen läßt. Man kann mit Recht die Debatte als das Ideal des Geſprächs, oder als das Meiſterſtück in der Kunſt deſſelben anſehen. Alles, was der geſellſchaftliche Sprecher braucht, wenn er ſeinen Endzweck erreichen will, alles, was man von ihm fordert, wenn er gefallen ſoll, das iſt bey dem Diſputirenden doppelt nöthig: und es iſt bey dieſem ſchwerer, weil er mehr in Leidenſchaft, und alſo weniger Herr über ſich iſt. Er muß, bey aller Begierde die ihm zuſtrömenden Ideen vorzubringen, die Gründe ſeines Gegners geduldig und aufmerkſam anhören; er muß, wenn er nicht unterbrochen ſeyn will, ſo kurz wie möglich, und wenn er nicht mißverſtanden ſeyn will, ſo deutlich als möglich ſeine eigne Gründe entwickeln. Nie iſt eine glückliche Stellung der Ideen, welche ihren Zuſammenhang ſchnell überſehen läßt, nie ſind treffende Beyſpiele, wodurch die abſtracten Sätze anſchauend gemacht werden, mehr nöthig und nie von größter Wirkung, als wenn der Werth, deſſen, was wir ſagen, auf der Stelle durch die Vergleichung mit den Antworten eines Gegners gemeſſen wird. — Und dieſe Gaben des Geiſtes ſind, für einen vortrefflichen Streiter auf dem geſellſchaftlichen Kampfplatze, noch nicht hinlänglich. Auch Tugenden des Charakters werden dazu erfordert. Es gehört Muth dazu, unſre Meinung unter anders Denkenden freymüthig zu behaupten; ein noch größrer, ſie gegen fähige Widerſacher zu vertheidigen. Wenn wir, aus Nachgiebigkeit und Schwäche des Charakters, jede kühne mit ſcheinbaren Gründen unterſtützte Behauptung, ſogleich zu unſrer eignen machen: ſo ſind wir in der Geſellſchaft eben ſo ſehr der Verführung ausgeſetzt, als des Unterrichts empfänglich. Wenn wir aus Blödigkeit unſern Gegnern zu zeitig nachgeben, geſetzt auch, daß ſie uns an Einſichten überlegen wären: ſo kürzen wir den Unterricht, den uns der Streit mit ihnen hätte geben können, ab, und entziehn uns die Gelegenheit zur Uebung unſers eignen Verſtandes. Auf der andern Seite muß dieſer Muth mit Beſcheidenheit gepaart ſeyn, damit wir immer in den Gränzen des geſellſchaftlichen Anſtandes bleiben; er muß von der Wahrheitsliebe geleitet werden, damit wir nicht der ſich uns aufdringenden Ueberzeugung ſelbſt wiederſtehn, um uns nur nicht als überwunden anzuerkennen. Nur der, welcher, von Hartnäckigkeit und feiger Nachgiebigkeit gleich weit entfernt, einen Widerſpruch ertragen, aber doch ſeine Ueberzeugung feſt halten kann, bis die anwachſende Stärke der Gegengründe ſie ihn allmählich aufzugeben nöthigt: nur dieſer wird von jenem Kampfplatze der Ideen, welche das geſellſchaftliche Leben darbiethet, mit erbeuteten Wahrheiten zurükkommen.

Es iſt noch ein Umſtand übrig, der die Geiſtesübung in der Einſamkeit von der in der Geſellſchaft, oder, mit andern Worten, das Geſpräch von der Meditation unterſcheidet. — Im Geſpräche ſind wir verbunden unſre Gedanken vollſtändig zu entwickeln und deutlich auszudrücken: weil wir wollen, daß andre uns verſtehen ſollen. Bey der Meditation begnügen wir uns nur, Anfänge und Bruchſtücke von Gedanken zu ſammeln: weil wir glauben uns ſelbſt ſchon mit halben Worten zu verſtehn, und die völlige Auseinanderſetzung des Gefundnen entweder für unnütz halten, oder für die Zeit, wo wir davon zu einem beſtimmten Endzwecke Gebrauch machen werden, aufſparen.

Die Meditation iſt ein Selbſtgeſpräch: — das heißt ein Geſpräch mit einem ſehr vertrauten Freunde, der uns vieles zu gute hält, der auch mit dem Unreifen vorlieb nimmt, das Unverſtändliche erräth und das Unzuſammenhängende, ſo gut er kann, zu ergänzen ſucht. Das Geſpräch hingegen iſt eine Meditation vor Zeugen, wobey wir lächerlich werden, wenn wir unverſtändlich ſind, wo jede Lücke in unſern Schlüſſen, jeder Fehler in unſerm Vortrage unſeren Abſichten ſchadet, den Eingang unſrer Ideen in andrer Gemüther verhindert und obendrein ihre Achtung gegen uns ſchwächt. Wir ſtrengen uns deßwegen, wenn wir einige Ehrbegierde haben, in Geſellſchaft an, unſern Gedanken Licht und Leben zu geben. Bey der einſamen Meditation hingegen laſſen wir es auf gut Glück ankommen, wie viel oder wie wenig durch ſie gewonnen werden ſoll. Wir ſind zufrieden, wenn wir nur die Hauptmomente der Materie erkennen, geſetzt auch, daß viele Zwiſchenſätze uns nur wie im Dämmerlichte ſchimmerten.

Dieſe vollendete Deutlichkeit unſern Gedanken zu geben, wird durch das Geſpräch nicht bloß von uns gefordert, ſondern uns auch erleichtert: weil wir hier immer nur kurze und einfache Gedanken zu entwickeln brauchen, weil wir zwiſchen unſern Reden jedesmahl ausruhen und uns von neuem ſammeln können; weil wir endlich auch durch das, was andre ſagen, oft eine Aufklärung unſrer eignen Meinungen bekommen, oder auf eine glücklichere Bezeichnung derſelben gebracht werden.

Dazu kommt noch die dem Umgange ganz eigne Uebung, — unſere Gedanken auf mannigfaltige Weiſe ausdrücken zu lernen, und deren Vortrag nach der verſchiedenen Faſſungskraft, der Geiſtesbildung, und der aus ihrer Lebensart entſtehenden Gemüthsſtimmung der Menſchen abzuwechſeln. Deutlich zu ſeyn für uns ſelbſt, oder für die Perſonen unſers Standes, unſrer Profeſſion, und des Grades der Cultur zu welchem wir gelangt ſind, iſt ſchon eine ſchätzbare Eigenſchaft. Aber ſie läßt ſich durch Leſen, Schreiben und Meditiren, auch ohne Umgang, erwerben. Wenn hingegen der Gelehrte dem bloßen Welt- oder Geſchäftsmanne, — wenn der helle Kopf dem eingeſchränkten oder verworrnen, — der tiefdenkende und abſtracte dem bloß durch gemeine Erfahrung gebildeten ſeine Ideen beybringen will: ſo muß er ſie in andern Formen darzuſtellen wiſſen, als in welche ſie ſich bey ihm ausgebildet haben. Durch dieſe Umgeſtaltung kommt unſtreitig ein noch helleres Licht in ſeine Ideen. Denn niemand kann ſagen, daß er völlig Meiſter von ſeinen erlernten oder ſelbſt erfundnen Ideen iſt, bis er ſie von dem Ausdrucke, der ihm geläufig geworden iſt, entkleiden, und in eine andre Sprache übertragen kann, ohne daß ſie etwas von ihrem weſentlichen Gehalte verlieren. Zu dieſer Uebung kann nur der Umgang die Gelegenheit darbiethen und die Verbindlichkeit auflegen. Wo lernen wir beſſer die große Verſchiedenheit der Menſchen, in Abſicht deſſen, was jedem unter ihnen verſtändlich iſt, kennen? Und wodurch können wir bewogen werden, auf andre Ausdrücke, als die, welche uns ſelbſt die vollkommenſten ſcheinen, zu ſinnen, als weil uns daran gelegen iſt, unſre Gedanken Menſchen beyzubringen, deren Kopf wir für unſre gewöhnliche Art des Vortrags verſchloſſen finden?

Beſonders giebt es gewiſſe Argumente, die man ad hominem nennet, und welche der einſame Philoſoph ſehr ſchwer, der in der Welt ſich herumtreibende, auch mittelmäßige Kopf hingegen, ſehr bald findet. Es ſind dieß nicht die beſten, die bündigſten, die einen verſtändigen Mann am meiſten befriedigenden Gründe: aber es ſind die, welche ſich am unmittelbarſten an die Erfahrung halten, die, welche ſich an irgend eine bekannte Idee, die eben jetzt im Umlaufe iſt, an irgend einen entſchiednen Punct der öffentlichen Meinung, an irgend ein Volksvorurtheil anſchließen, und beſonders Thatſachen der Zeit und des Orts, als Beyſpiele, oder zur Beſtätigung brauchen. Dieſen fixen Punct, wo man den Hebel anlegen kann, um die Gemüther gewöhnlicher Zuhörer zu bewegen, lernt man unter Büchern und durch Meditation nicht kennen. Hier iſt man zu ſehr mit dem Menſchen im Allgemeinen beſchäftigt. Das Argumentiren ad hominem verlangt gerade, daß man das Individuelle der Perſonen kenne, zu deren Ueberredung man es anwendet. Freylich ſcheint ſich der denkende und geſetzte Mann gewiſſermaßen zu erniedrigen, wenn er von derjenigen Darſtellung der Sache, welche er für die richtigſte und zweckmäßigſte hält, abgeht, um nach halbwahren, aber frappanten Ideen zu haſchen, mit denen er bey weniger gebildeten Zuhörern ein beſſeres Glück zu machen hofft. Da es indeß oft keinen andern Zugang zu den

Gemüthern der Menſchen giebt, und die Bemühung ſie zu belehren damit anfangen muß, daß man von ihnen angehört werde; ſo iſt es auch dem größten Geiſte und dem edelſten Charakter erlaubt, dieſe Art unſchädlicher Sophiſtereyen, die in der Argumentation ad hominem liegt, kennen und brauchen zu lernen. Was that Sokrates anders? Und was hat ſeine gerühmte Kunſt des Unterrichts eignes, als daß ſie ſich gleichſam in die Unwiſſenheit und die Irrthümer des Schülers verſetzt, um mit demſelben zur Kenntniß und zur Wahrheit fortzuſchreiten? Aber Sokrates verließ auch nicht den Markt und die Hallen Athens; und der Umgang feſſelte ihn ſo ſehr, daß er ſelbſt die Fluren um die Stadt nur ſelten beſuchte, weil, wie er ſagte, die Bäume nicht redeten.

Es giebt allerdings für den Einſamen ein Mittel, ſeiner Meditation die Deutlichkeit und Beſtimmtheit der Rede zu geben. Das iſt das Schreiben. — Den Werth und den Gebrauch deſſelben zu betrachten, ſcheint zur vollſtändigen Einſicht des Verhältniſſes, welches Einſamkeit und Geſellſchaft zur Geiſtesübung hat, nothwendig zu ſeyn.

Um unſre Gedanken zu Papiere zu bringen, ſind wir verbunden, ſie eben ſo vollſtändig zu entwickeln, als es zur mündlichen Mittheilung derſelben nur immer nothwendig wäre. Indem ſie durch die Schrift zu ſichtbaren Gegenſtänden werden, ſo wie die Rede ſie zu hörbaren macht, wird dort, wie hier, ihre Wirkung, aufs Gemüth durch einen ſinnlichen Eindruck verſtärkt und fortdauernd gemacht. Das Schreiben hat ſelbſt vor dem Reden einige ſichtbare Vorzüge. Es fordert ſchon dadurch, daß es mehr Arbeit zu ſeyn ſcheint und etwas bleibendes hervorbringt, zu einer ſorgfältigern Wahl und einer methodiſchern Anordnung unſrer Gedanken auf: und die Freyheit, welche wir haben, es ſo oft zu unterbrechen und ſo lange bey jedem einzelnen Theile zu verweilen, als wir es nöthig finden, ſetzt uns auch in den Stand, jene höhere Vollkommenheit zu erreichen. Wir können auf das, was wir gedacht haben, wenn es niedergeſchrieben iſt, leicht wieder zurückkommen, und unſre folgende Gedanken ohne Mühe an die vorhergehenden anknüpfen. Selbſt die mechaniſche Beſchäftigung des Schreibens wehrt der Zerſtreuung, welche den Meditirenden ſo leicht beſchleicht, wenn er die Arheit des Denkens bloß in ſeinem Kopfe verrichtet.

Daher haben auch ſeit der Zeit, daß die Menſchen in dem Beſitze dieſer herrlichen Kunſt, ihre Gedanken ſichtbar zu machen, ſind, alle diejenigen, welche die Einſamkeit zur Bildung ihres Geiſtes und zur Cultur der Wiſſenſchaften haben benutzen wollen, zum Gebrauche der Feder ihre Zuflucht genommen. Auch habe ich immer beobachtet, daß alle Perſonen, beſonders die des andern Geſchlechts, welche einen etwas mehr philoſophiſchen Geiſt, eine größere Wißbegierde und einen reichern Stoff von Ideen haben, als der große Hauſe, wenn ſie vermöge ihres Standes und ihrer Glücksumſtände zu einem eingezognen Leben genöthigt ſind, von ſelbſt auf das Aufſchreiben ihrer Gedanken gebracht werden. Dahingegen es ſehr ſelten geſchieht, daß Leute, beſonders Frauenzimmer höhern Standes, und die von Jugend auf Gelegenheit gehabt haben, in guter Geſellſchaft, oder doch in ſolcher, die ſie für gut halten, zu leben, — auch wenn ſie mit jenen erſtern Fähigkeiten und Neigungen gemein haben, — ſich viel mit ſchriftlichen Aufſätzen abgeben. Jeder Menſch hat nehmlich einen natürlichen Hang, die guten Gedanken, welche er geſammelt, oder ſelbſt durch Nachdenken hervorgebracht hat, auf irgend eine Weiſe ans Tageslicht zu bringen, und ihnen auch außer ſich Wirklichkeit und Dauer zu geben. Kann er nun dieß täglich im Geſpräche mit Perſonen, welche er ſchätzt, die ihn verſtehn, und die alles Gründliche oder Witzige, was er ſagt, entweder mit ihrem Beyfalle, oder durch den Tauſch gleich guter Ideen belohnen: ſo zieht er dieſen Weg als den natürlichern und leichtern vor, und unterläßt das Schreiben als die mühſamere und weniger angenehme Beſchäftigung. Iſt er aber, bey glücklichen Geiſtesanlagen, von dem Umgange mit Menſchen, die ihm ähnlich und für ihn anziehend ſind, entfernt: ſo wird es ein wahres Bedürfniß für ihn, ſeine Gedanken dem Papiere anzuvertrauen, und ſich mit ſich ſelbſt laut zu unterreden.

Unſtreitig kann auch der Menſch, auf dieſem letztern Wege, zu einer hohen Ausbildung ſeines Geiſtes gelangen, obgleich die Formen, in welche er die Erzeugniſſe deſſelben kleidet immer etwas weniger leicht und gefällig ſeyn werden, als wenn bey ihm die Arbeit des

Denkens durch die Anmuth des geſellſchaftlichen Lebens wäre belebt und erleichtert worden. Dafür gewinnt vielleicht bey dem Schreibenden das höhere Intereſſe der Wahrheit. Geräuſchlos, ruhig, von keinem Reitze der Sinne, von keinen Leidenſchaften geſtört, ſelbſt von der Eitelkeit unverſucht, die ſich ſo leicht in alle Geiſtesübungen einmiſcht, ſitzt der Mann, der nicht als Autor fürs Publicum, ſondern als wißbegieriger Menſch zu ſeiner eignen Belehrung ſeine Gedanken niederſchreibt, an ſeinem Pulte. Lebhaft und anhaltend genug beſchäftiget, um von ſeinen Geiſtesfähigkeiten allen möglichen Gebrauch zu machen, iſt er doch, in Abſicht des Erfolgs ſeiner Arbeit, unbekümmert, und von allen Rückſichten des Ehrgeitzes und des Eigennutzes, welche ſeine Thätigkeit im geſellſchaftlichen Leben mißleiten; auf das weiteſte entfernt. Wenn, in irgend einem Zuſtande, reine Wahrheitsliebe den Menſchen beleben, und ein unbefangner Blick auf die Dinge der Welt ſie ihm in ihrer wahren Geſtalt zeigen kann: ſo muß es bey Verfertigung ſolcher ſchriftlichen Aufſätze ſeyn, bey denen Entwickelung oder Aufbehaltung ſeiner eignen beſſern Ideen, ſeine einzige Abſicht iſt.

Indeß das Nützliche dieſer Geiſtesübung wird dadurch vermindert, daß es in der Natur derſelben liegt, nur ſelten und von wenigen gebraucht zu werden. Außer den Gelehrten vom Handwerke, wie klein iſt die Anzahl der Perſonen, denen es je einkommt, ihre Gedanken ſchriftlich zu verfaſſen, bloß um ſie deutlicher zu machen! Und die Gelehrten, bey welchen, in reifen Jahren, das Schreiben zugleich ein Mittel zu andern Endzwecken des Berufs oder der Schriftſtellerey wird, hindern durch dieſe Vermiſchung mehrerer Abſichten, die Erreichung derjenigen, welche wir hier im Auge haben.

Der allergrößte Theil der Menſchen, auch aus den geſitteten Ständen, und in den aufgeklärteſten Nationen, macht keinen andern Gebrauch vom Schreiben, als den nothwendigen zur Unterhaltung mit ihren abweſenden Freunden, und zur Führung ihrer häuslichen Geſchäfte. Der Briefwechſel iſt für das weibliche Geſchlecht, und für alle die Perſonen, welche weder als Beamte in den öffentlichen Angelegenheiten, noch als Lehrer zum öffentlichen Unterrichte mit der Feder zu arbeiten haben, faſt die einzige Veranlaſſung, Verſtand und Gabe des Ausdrucks durch ſchriftliche Aufſätze zu üben. Und er iſt in der That unter dieſen Uebungen eine der vorzüglichſten, wenn er unter vertrauten Freunden lange fortgeſetzt, oder mit einer beträchtlichen Anzahl mannigfaltiger Correſpondenten geführt wird. Im erſten Falle iſt er nicht bloß eine Mittheilung von Ideen, ſondern zugleich ein Erguß der Empfindungen des Herzens: und wodurch wird die Denkkraft eines Menſchen leichter ins Spiel gebracht, als wenn ſie ſeine gegenwärtigen lebhafteſten Gefühle zergliedern, und die Gegenſtände, auf welche ſie ſich beziehn, ſchildern darf? Wozu noch kommt, daß ein ſolcher durch Jahre fortdauernder Briefwechſel, indem er den Menſchen auf alle Vorfälle ſeines Lebens, auf alle ſeine eignen Handlungen in der Abſicht aufmerkſam macht, um ſie ſeinem Freunde ſchildern zu können, ihm in denſelben einen reichern Schatz von Belehrung entdecken läßt, als er bey einen flüchtigen Blicke, und einem ſchnellern Vergeſſen daraus hätte ſchöpfen können. *)

---

*) Eine Mutter, die mit einer zärtlich geliebten Tochter alle Wochen, durch viele Jahre, Briefe wechſelt, in welchen ſie ihr die ganze Geſchichte ihres Lebens, mit den ſich ihr von ſelbſt dabey aufdringenden Be-

Im andern Falle übt dieſer Briewechſel den Geiſt, durch die Pünctlichkeit und Ordnung, ohne welche nicht unterhalten werden kann, durch die Mannigfaltigkeit der Gegenſtände, auf die man ſich dabey einlaſſen, und noch mehr, durch die Verſchiedenheiten des Vortrags und Styls, welche man annehmen muß, um ſich der Denkungsart ſeiner Correſpondenten anzuſchmiegen. In beyden Fällen vertritt er in der Einſamkeit die Stelle des Umgangs, wie er dann auch damit die größte Aehnlichkeit hat. Indeß, außerdem, daß dieſem letztern unſtreitige Vorzüge bleiben, daß hier der Tauſch der Gedanken in weit ſchnellerer Folge vor ſich geht, und dahero eine weit größere Maſſe von Einſichten in Umlauf bringen kann; — außerdem, daß der Anblick des gegenwärtigen Freundes der mündlichen Mittheilung ein Leben und eine Leichtigkeit giebt, welche der ſchriftlichen in Briefen an einen abweſenden fehlen: — außer dieſem allen, iſt es auch nur eine ſehr kleine Anzahl ſchon ſehr gebilde-

---

trachtungen mittheilt, wird vielleicht keine Sevigné an Witz und Originalität, aber ſie wird gewiß eine verſtändigere Frau werden, als ſie ohne einen ſolchen Briefwechſel geworden ſeyn würde.

ter und zum Schreiben aufgelegter Perſonen, die in ihrem Briefwechſel über das erſte Bedürfniß, — das Bedürfniß, ihren Freunden Nachrichten von ſich zu ertheilen und Erkundigungen von ihnen einzuziehn, — hinausgehn, und in derſelben eine Uebung für ihren Verſtand, oder eine Aufhelfung ihrer Begriffe ſuchten. Für alle übrigen zahlreichen Claſſen, unter denen es noch immer viele Perſonen giebt, deren Gedanken werth ſind zur völligen Deutlichkeit gebracht zu werden, bleibt der Umgang die einzige Veranlaſſung, ſich die dazu nöthige Mühe zu geben.

Aber nun für die gelehrten Stände ſelbſt, auf welche, nach den bisherigen Betrachtungen, mit wenigen Ausnahmen, die durch das Aufſchreiben der Ideen zu erwartende Aufklärung derſelben eingeſchränkt iſt, — wie viel iſt dieſe Uebung werth, wenn ſie gegen die des mündlichen Vortrags gehalten wird? Ich habe ſchon geſagt, daß das Schreiben, ſobald es eine befohlne Arbeit iſt, oder einen beſtimmten öffentlichen Endzweck hat, nicht mehr eine reine und völlig zweckmäßige Uebung des Verſtandes iſt. Der Vortheil der Unbefangenheit, welcher der einſamen Meditation eigen zu ſeyn pflegt, geht gemeinglich dabey verloren; und der Vortheil der erweckten Geiſtesmunterkeit, der lebhafter angeſpannten Denkkraft, welcher von der Theilnehmung andrer Menſchen an den von uns hervorgebrachten Ideen entſteht, wird nicht in gleichem Grade, als im geſellſchaftlichen Umgange, gewonnen. Der Lehrer, welcher ſchon auf ſeine Schüler, der Redner, welcher auf die Verſammlung, vor der er auftreten ſoll, der Schriftſteller, welcher auf das Publicum und die Kunſtrichter hinausſieht, denen er ſeine ſchriftlich entwickelten Gedanken vorlegen will, genießt der vollen Geiſtesfreyheit eben ſo wenig, als wenn er Zuhörer um ſich verſammelt hätte. Er wird in dem, was er ſchreibt, durch die Urtheile, welche er vorausſieht, eben ſo gut beſtimmt, als der Weltmann in dem, was er ſagt, durch den Beyfall oder Tadel, welchen er auf der Stelle einerndtet. Beyde rechnen auf Wirkung, und es iſt ihnen alſo nicht mehr bloß um Wahrheit zu thun. — Hingegen wird er durch abweſende Zuhörer nicht ſo ins Feuer gebracht, nicht ſo ununterbrochen in Spannung erhalten, nicht, wenn er vom rechten Pfade abweicht, durch einen wohlthätigen Widerſpruch ſo zeitig wieder zurückgeführt, als wenn er mit gegenwärtigen Freunden gemeinſchaftliche Unterſuchungen anſtellte.

Einige ſcharfſinnige aber zu dem Seltſamen in ihren Meinungen geneigte Männer, wozu auch Monboddo *) gehört, ſind noch weiter gegangen. Sie haben behauptet, daß das Schreiben, es ſey als Hülfsmittel der Aufbewahrung, oder als Hülfsmittel der Entwickelung unſrer Ideen, mehr ſchädlich als nützlich ſey. Bey dem eben gedachten Lord kommt die übertriebne Bewunderung, welche er für die Alten hatte, den Ausſprüchen ſeiner Philoſophie zu Hülfe. „Zu der Zeit, ſagt er, da die Menſchen noch nicht ſchrieben und laſen, ſondern bloß dachten, und das Erlernte und Erfundne im Gedächtniſſe aufbewahrten und mündlich an andre überlieferten, war die Denkkraft weit ſtärker, das Gedächtniß weit umfaſſender und getreuer, die Einbildungskraft feuriger, und der

---

*) Ein Schottiſcher Lord, Verfaſſer eines bekannten Werks über den Urſprung der Sprache, in welchem, einem ſehr paradoxen und beynah ungereimten Syſtem, eine Reihe der richtigſten und ſcharfſinnigſten Bemerkungen über Sprache und Literatur eingewebt iſt.

Geiſt überhaupt in einer lebhaftern Thätigkeit, als wir dieß alles bey unſern Zeitgenoſſen finden, die nur aus Büchern lernen, und durch Bücher, die ſie ſchreiben, ſich aufklären und andre unterrichten. Das Bedürfniß und die Nothwendigkeit, fährt er fort, iſt das, was die Kräfte des Menſchen am allermeiſten übt, und ihnen zu Fertigkeiten verhilft, welche ſie, befreyt von dieſem heilſamen Zwange, nie würden erworben haben. Der Blinde gelangt zu einer Feinheit des Gefühls, welche dem Sehenden unglaublich ſcheint, und gewiß ihm unerreichbar iſt; und der Taube lernt aus Bewegungen des Mundes, welche der Hörende kaum bemerkt, die Reden andrer errathen. Eben ſo der Menſch, welcher das Hülfsmittel des Schreibens entbehrt, oder ſich deſſelben abſichtlich nicht bedient. Wenn ihm doch daran gelegen iſt, Kenntniſſe zu ſammeln, oder eigne Geiſteswerke hervorzubringen: ſo iſt er gezwungen ſeine Ideen in ſeinem Kopfe zu bearbeiten, und lange Reihen derſelben ſeinem Gedächtniſſe einzuprägen. Dazu iſt eine weit höhere Anſtrengung nöthig, als wir bey unſerm Lernen und Arbeiten brauchen, die wir uns jedes merkwürdigen Gedanken, den wir von andern aufnehmen, jedes etwas beſſern

Einfalls, den wir ſelbſt haben, indem wir ihn auf das Papier werfen, gleichſam zu entledigen ſuchen. Aber dieſe Anſtrengung erhöhte die Fähigkeit jener Menſchen auch endlich bis auf einen Grad, von welchen wir jetzt kein Beyſpiel, und kaum noch einen deutlichen Begriff haben: — bis auf den, daß ſie ihre in einem langen, beſchaulichen Leben geſammelte Weisheit, und die Erzeugniſſe eines reichen und arbeitſamen Genies immer gegenwärtig hatten, und zur Mittheilung bereit gleichſam mit ſich herum trugen. Die Papiere des Menſchen, der alles aufſchreibt, ſind oft gelehrter, als er ſelbſt. Nur der iſt wahrer Eigenthümer von ſeinen Kenntniſſen und Talenten, der die erſtern in ſeinem Gedächtniſſe aufbewahrt, und die letztern durch innere, freye Thätigkeiten ſeines Geiſtes, oder durch Reden und Handeln in der menſchlichen Geſellſchaft übt und ausbildet."

Dieſe Behauptung, ſo paradox ſie ſcheint, hat einige Gründe für ſich. Zwar werden die, welche Monboddo aus der Ueberlegenheit desjenigen Zeitalters, wo man entweder noch nicht ſchreiben konnte, oder ſich des neu erfundenen Hülfsmittels noch wenig bediente, vor dem unſrigen, hernimmt, alle Tage ſchwächer: weil, je mehr man das hohe Alterthum durchforſcht, man deſto mehr an der Sicherheit unſerer Nachrichten von demſelben, oder an den ihm zugeſchriebenen Vorzügen zu zweifeln anfängt. Homers Iliade wäre allerdings ein Wunder in unſern Augen, wenn er ein Gedicht von ſolchem Umfange, nach einem ſo zuſammenhängenden Plane, und in einer ſo gleichförmigen Vollendung aller Theile, als bisher die Kunſtrichter ihm zugeſchrieben haben, verfertiget und auf die Nachwelt überliefert hätte, ohne etwas davon aufzuſchreiben. Aber was die große Schwierigkeit der Sache einige ſpeculirende Köpfe vermuthen ließ, das beweißt uns Wolf aus hiſtoriſchen Denkmählern: daß Homers Gedicht nicht das Werk eines einzigen Mannes und Zeitalters iſt; daß dieſer zuſammenhängende Plan des Ganzen, dieſe Gleichheit des Styls in den Theilen nicht vorhanden iſt; — und daß die mündliche Ueberlieferung, welche wahrſcheinlich zu Homers Zeiten die einzige Art der Mittheilung war, auch damahls nur einzelne Geſänge umfaſſen konnte, die noch jetzt für die Erfindungskraft unſrer Dichter, und für das Gedächtniß unſrer Liebhaber nicht zu ſchwer ſind, um ohne Hülfe der Schreibekunſt verfertiget, oder aufbewahrt zu werden.

Aber von größerem Gewichte ſind die Erfahrungen, die wir noch heute zu Tage ſelbſt machen. — Es iſt wahr, daß wir nicht alles das, was wir aufſchreiben, beſſer im Gedächtniſſe behalten. Ja es kann ſo gar geſchehen, daß, wenn wir, im Vertrauen auf die Sicherheit des Archives, in welches wir eine erlangte Kenntniß niedergelegt haben, uns des fernern Andenkens an ihren Gegenſtand entſchlagen, (wie dieß in der That oft der Fall iſt,) die Gedächtnißkraft, anſtatt durch das Aufſchreiben unterſtützt zu werden, dadurch in eine Art von Erſchlaffung geräth, bey welcher die Spuren der Sache ſelbſt, und endlich auch die unſrer Denkſchriften verlöſchen. Allerdings trägt es, um etwas, das wir erlernt oder erfunden haben, unſerm Gemüthe einzuprägen, weit mehr bey, wenn wir es oft in Gedanken oder im Geſpräche wiederhohlen, und Einbildungskraft und Verſtand insgeheim bey uns ſelbſt, oder laut in Gegenwart andrer Menſchen damit beſchäftigen, als wenn wir es einmahl aufs Papier bringen, und damit gleichſam die darauf gewandte Arbeit beſchließen. Sich ſolche Sammlungen von eignen und fremden Gedanken anzulegen, iſt unter Gelehrten etwas ſehr gewöhnliches. Seine eignen Handſchriften dieſer Art oft wieder durchzuleſen und zu durchdenken iſt etwas ſeltnes. Und doch iſt dieſes immer erneuerte Studium deſſen, was wir aufgeſchrieben haben, durchaus nothwendig, wenn wir nicht für die Aufbewahrung unſrer Kenntniſſe umſonſt gearbeitet haben wollen. Wie oft wiederfährt es nicht dem fleißigſten Sammler von Collectaneen und Entwürſen, daß er, bey einer nach langer Zeit endlich angeſtellten Durchſicht ſeiner Papiere, Aufſätze darunter findet, deren Inhalt ihm eben ſo unbekannt iſt, als wenn ſie von einer fremden Hand wären. Es würde ihm oft nicht weniger Mühe koſten, ſeine alte geſammelte Weisheit aus ſeinen eignen Handſchriften zuſammen zu ſuchen, als ſich neue über dieſelben Gegenſtände, durch ein von vorne anfangendes Studium, zu erwerben.

Es iſt ferner wahr, daß wir uns an das, was wir an einem fröhlichen Abend, mit muntern und geiſtreichen Freunden beſprochen und durchgefochten haben, — daß wir uns, an die

Nachrichten und Belehrungen, die uns aus dem Munde eines Mannes von Gewicht, eines merkwürdigen Reiſenden zugekommen ſind, und an die guten Einfälle, die wir ſelbſt in Geſellſchaft vorgebracht, und für die wir den Beyfall derſelben erhalten haben, öfter und lebhafter erinnern, als an alles, was, aus Büchern oder unſerer Meditation geſchöpft, in unſere Denkſchriften eingetragen worden iſt. Jenes ſcheinen lebendige Worte, dieſes todte Buchſtaben zu ſeyn.

Es iſt endlich wahr, daß wir durch das Aufſchreiben, unſre Gedanken nicht ſelten verfälſchen, und ihrem Gange eine andre Richtung geben, als ſie in einer vollkommen freyen Meditation gehabt hätten. Selten, und nur in den glücklichſten Augenblicken gelingt es uns, die Geburten unſers Geiſtes rein und unverfälſcht, ſo wie ſie von demſelben waren erzeugt worden, in die regelmäßigen Formen ſchriftlicher Aufſätze zu bringen. Die gewählten Worte und Redensarten beſtimmen oft den Sinn unſrer Proſe ſo gut, als der Reim den Sinn unſerer Verſe beſtimmt: und der Sprachrichtigkeit und dem Periodenbaue wird in jener manche dem erſten Entwurfe, und vielleicht der Sache ſelbſt angehörige Idee eben ſo gut aufgeopfert, als dem Sylbenmaße und der Proſodie in dieſen. Dieſe Verrückung des urſprünglichen Geſichtspuncts iſt weniger möglich, wenn wir den Gegenſtand bloß in einer geheimen und innern Betrachtung verfolgen. Der Menſch, welcher über eine Sache in ſeinem Kopfe nachdenkt, iſt bloß mit ihr nach Maßgabe der Wichtigkeit, die ſie für ihn hat, beſchäftigt: der, welcher das Gedachte aufſchreibt, iſt zugleich mit dem Styl und dem Gelingen einer Arbeit beſchäftigt. Es ſchleicht ſich mehr oder weniger bey ihm die Eitelkeit ein, gut zu ſchreiben. Hat er Mühe die rechten Ausdrücke zu finden: ſo verliert er über dem Aufſuchen der Worte das lebendige Anſchauen der Sache. Strömen ihm die Ausdrücke allzu geläufig zu: ſo werden eben deßwegen ſeine Betrachtungen weniger originell, weil er, ohne es zu wiſſen, mit den Redensarten andrer auch ihre Ideen mit in dieſelben einmiſcht.

Man kann noch hinzuſetzen, daß bey der letzten Ausarbeitung proſaiſcher oder dichteriſcher Werke, diejenigen Stellen die vollkommenſte Ründung und das ſchönſte Ebenmaß in

Gedanken und Ausdruck erhalten, die wir nach und nach in unſerm Kopfe zuſammengeſetzt und ausgefeilt haben. Die Feder erleichtert uns allerdings die Auseinanderſetzung einer verwickelten Reihe der Ideen, weil ſie uns die vorhergehenden Glieder immer ſichtbar erhält, indem wir zu neuen fortſchreiten: aber ſie verführt uns auch oft, die frühern Theile der Rede, ohne Rückſicht auf die ſpätern, zu vollenden; woraus dann in der Folge Zwang bey den Uebergängen, oder ſelbſt eine unnatürliche Abänderung des urſprünglichen Gedankens entſteht.

Die Schlußfolge von allen dieſen Betrachtungen iſt nicht, daß der Mann, welchem es um Bildung und Bereicherung ſeines Geiſtes zu thun iſt, die Uebung des Schreibens, ſowohl zur Aufbewahrung geſammelter Kenntniſſe, als zur Aufhellung eigner Ideen, unterlaſſen ſoll. Dieſes Hülfsmittel iſt in einigen Fällen durchaus unentbehrlich, und in den meiſten Fällen nützlich. Wer würde ſich durch die Maſſe der Kenntniſſe, welche heute zu Tage jeder Zweig der Wiſſenſchaft zu erlernen darbiethet, durcharbeiten, wenn er nicht ein Mittel hätte, die flüchtigen Ideen beſſer zu fixiren, als es durch die bloß gedachte, oder ausgeſprochne Rede geſchehn kann? Und wie wenige Menſchen haben die Muße, oder die Stärke der Denkkraft, welche zu einer Meditation, wenn ſie ohne alle körperliche Beſchäftigung, ohne ſichtbare oder hörbare Zeichen der Ideen, anhaltend und regelmäßig ſeyn ſoll, erfordert wird? — Aber das folgt aus jenen Betrachtungen: daß das Aufſchreiben unſrer Gedanken die Stelle des Umgangs und des Geſprächs nicht erſetzen kann. Es folgt ferner daraus, daß, wer die Einſamkeit zum Vortheile ſeiner Geiſtesbildung recht nutzen will, nicht bloß leſen und ſchreiben, ſondern auch zuweilen ganz frey, nur innerlich bey ſich ſelbſt, über das Geleſene ſowohl, als über die Gegenſtände ſelbſt nachdenken müſſe.

Der mündliche Vortrag der Gedanken, im Umgange mit Menſchen, ſcheint, ſo wie er die ältere und natürlichere Uebung des Denkens iſt, auch die vollkommnere zu ſeyn. *) Ein großer

---

*) Dieſe Materie, von dem Werthe des Schreibens, verglichen mit der freyen Meditation und dem mündlichen Vortrage, wird vom Plato, am Ende des Geſprächs Phädrus, in der ihm eignen Manier

Redner, oder ein geiſtreicher und unterhaltender Geſellſchafter wird, ſobald er will, auch ein guter Schriftſteller ſeyn, vorausgeſetzt, das er von Dingen ſchreibt, die er verſteht. Wer aber

---

vortrefflich behandelt. Es herrſchte, wie wir aus demſelben mit Verwunderung ſehn, auch ſchon unter den Griechiſchen Großen, d. h. unter ihren Staatsmännern das Vorurtheil, daß ſie ſich ſchämten als Schriftſteller zu erſcheinen, daß ſie von ihren Reden und Aufſätzen nichts wollten ins Publicum, oder auf die Nachwelt kommen laſſen, und daß ſie, ob ſie gleich die Beredſamkeit mit der größten Sorgfalt übten, doch einen Lyſias und ſeines gleichen, welche Reden ausarbeiteten um ſie bekannt zu machen, mit dem Nahmen eines λογοποιός verächtlich zu machen glaubten. „Wie geht es in aller Welt zu, ſagt Sokrates, daß die, welche weiſe zu ſeyn und weiſe vor der Verſammlung zu ſprechen, als ihren höchſten Ruhm anſahen, es für erniedrigend hielten, ihre Weisheit in Schriften zu verewigen? Kann ein Solon oder ein Perikles es für eine verächtliche Beſchäftigung halten, zu ſchreiben: da doch das, worauf beyde ihr ganzes Anſehn gründen, — die Geſetze welche der erſte ſeinem Vaterlande gab, die Decrete, welche der andre in der Volksverſammlung durchſetzte, auch von ihnen verfertigte Schriften ſind. — Die Wahrheit der Sache, fährt er fort, ſcheint dieſe zu ſeyn. Das was man niederſchreibt, enthält nur unvollkommne Spuren der Gedanken, die man hat: es iſt mehr ein Erinnerungsmittel für den, welcher ſeinen Styl bloß durch Verfertigung ſchriftlicher Aufſätze in ſeinem Kabinette gebildet hat, iſt deßwegen zur angenehmen Mittheilung ſeiner Gedanken im Geſpräche noch nicht fähig. Wer

---

die Sache ſchon weiß, als ein hinlängliches Belehrungsmittel für den, welcher mit ihr gar nicht bekannt iſt. Daher wird auch keine Kunſt aus Büchern allein gelernt. Derjenige nun, deſſen ganze Weisheit in ſeinem Buche niedergelegt iſt, der außer dem, was er von der Sache geſchrieben hat, nichts mehr und nichts beſſeres von ihr zu ſagen weiß, iſt nicht weiſe, und wird alſo, weil er ſich doch anmaßt es zu ſeyn, mit Grunde verächtlich. Nur die lebendige Idee, welche ein Menſch mit ſich in ſeinem Geiſte herumträgt, die, welche er jeden Augenblick in hunderterley verſchiedene Formen, nach Beſchaffenheit der Perſonen und der Umſtände dargeſtellt, mitzutheilen, welche er gegen alle Einwendungen zu rechtfertigen, in jeder beſondern Anwendung zu entwickeln und in den verſchiedenſten Gemüthern andrer auf die jedem ſchickliche Art zu verpflanzen weiß, — nur dieſe iſt wahre Einſicht, welche dem Menſchen, der ſie beſitzt, einen höhern Werth giebt. Jene Männer nun, welche durch Reden und Thaten vor einem ganzen Volke ſtets ſolche lebendige Ideen mittheilten, und dadurch den Ruhm großer Weisheit erhielten, waren abgeneigt einem ſo unvollkommnen Werkzeuge der Mittheilung, als die todte Schrift iſt, — die weder dem, welcher ſie mißverſteht, ſich ſelbſt auslegen, noch ſich gegen den, der ſie angreift, vertheidigen ſeine Ideen in hundert verſchiedene Geſtalten zu kleiden, und ſeinen Vortrag ſo mannigfaltig abzuändern weiß, als ſich Perſonen und Umſtände ändern, — eine Fertigkeit welche zur Vollkommenheit des Umgangs gehört, — wird gewiß nicht verlegen ſeyn, ſie in einer, und zwar in der ihm ſelbſt angemeſſenſten Form, welches immer diejenige iſt, die vom Schriftſteller gefordert wird, auszudrücken. Ohne Zweifel kommt derjenige an Vollkommenheit am weiteſten, welcher beyde Uebungen mit einander verbindet; der ſowohl nach der Methode der Sokratiſchen Schule, in kurzen Fragen und Antworten, über das, was er gelernt oder ſelbſt gedacht hat, andern Rechenſchaft zu geben, als in zuſammenhängenden Aufſätzen ſeine Ideen für ſich zu verbinden gewöhnt wird. Dort gewinnt er, indem er in Schranken gehalten wird, — hier, indem er ſich ausbreitet. Dort

---

kann, ihren Ruhm bey der Nachwelt anzuvertrauen. Sie empfanden, daß alles was ſie ſchrieben, nur Fingerzeige für ſie ſelbſt, oder für die, welche mit ihnen ungefähr gleiche Einſichten hätten, ſeyn könnten, und glaubten alſo es um ihres Anſehens willen, vor dem großen unwiſſenden Haufen ſorgfältig verbergen zu müſſen."

lernt er, was dazu erfordert werde, andern deutlich zu ſeyn: hier bemüht er ſich, auch ſeinen feinern und verwickeltern Gedanken denſelben Grad der Deutlichkeit zu geben, welchen er im Geſpräche bey leichtern und einfachern Ideen erreichte. Im Geſpräche werden Ideen hervorgelockt, und durch die Urtheile andrer berichtigt: am Schreibepulte können ſie ruhig geordnet und zu einem ſchönen Ganzen verwebt werden.

Auf gleiche Weiſe iſt die Meditation, welche wir mit der Feder in der Hand anſtellen, von der, welche auf freyem Felde, auf einem einſamen Spaziergange, oder des Morgens auf unſerm Lager unſer Inneres allein beſchäftigt, ſo weſentlich verſchieden: daß der Gelehrte, und überhaupt jeder des Selbſtdenkens fähige Mann viel verliert, wenn er eine von beyden Uebungen unterläßt. Wir müſſen zuweilen alle, auch die kleinſten Bande von uns werfen, welche den freyen Gang unſers Geiſtes aufhalten. Und derjenige nutzt die Einſamkeit nicht recht, der in derſelben bloß ſolche Geiſtesbeſchäftigungen vornimmt, die er als Arbeiten anſehen kann. Er muß auch zuweilen derjenigen reinen und vollkommnen Muße pflegen, welche die alten griechiſchen Weiſen eine heilige und ehrwürdige nannten: — einer Muße, welche ganz auf das innere Selbſtgeſpräch gewandt wird; und bey der bloß das Anziehende, welches in dieſem Augenblicke gewiſſe Gegenſtände für uns haben, die Meditation einleitet, und die Natur und die gegenwärtige Stimmung unſers Geiſtes ihren Gang beſtimmt. Doch, wer nur jemahls der Wolluſt des einſamen und ſtillen Nachdenkens genoſſen, — wer je erfahren hat, mit welcher Ruhe und Heiterkeit Meditationen das Gemüth erfüllen, in denen wir uns ſelbſt unſer Innerſtes aufſchließen, von Empfindungen zu Gedanken hin und her ſchwanken, und ohne irgend einen andern Trieb, als den nach Wahrheit, nach moraliſcher Veredlung und nach Beruhigung des Herzens, den Wegen der Natur und der Vorſehung nachſpüren: der wird nicht ermuntert werden dürfen, dieſe einſame Beſchäftigung allen glänzenden Vergnügungen in der Geſellſchaft, allen Gewinn bringenden Geſchäften und ſelbſt gelehrten Arbeiten vorzuziehn. — Wem es aber hierzu an den nöthigen Geiſteskräften fehlt; oder bey wem die Sinnlichkeit noch zu laut ſpricht, als daß er die leiſere Stimme des Verſtandes und der Vernunft im einſamen Selbſtgeſpräche vernehmen, oder ſeine Aufmerkſamkeit lange auf Ideen heften könnte, wenn er ihnen nicht durch Rede und Schrift einen Körper giebt: bey dem würde die Ermunterung zu ſolchen Meditationen nicht nur zwecklos, ſondern auch ſchädlich ſeyn. Die Muße würde bey ihm Müſſiggang werden, und der Mangel äußerer Beſchäftigung eine völlige Gedankenloſigkeit nach ſich ziehn. Unter allen, der Natur Gewalt anthuenden Regeln des Mönchsſtandes hat mir keine, von je her, läſtiger und für den Geiſt ſeiner Mitglieder verderblicher geſchienen, als die Pflicht zu gewiſſen Stunden des Tages zu meditiren. Was will ein an Geiſt armer, unwiſſender Ordens-Bruder thun, wenn er Stunden lang, ohne Bücher, ohne Dinte und Feder, und ohne Stoff zur Handarbeit, in ſeiner Zelle eingeſchloſſen iſt, — um zu denken? Was erfolgt aus dieſem Gebothe wider die Natur? Der Mönch wird entweder ſeine Einbildungskraft regellos in der Welt umherſchweifen laſſen, und eine Menge von Unſinn in ſeinem Kopfe zuſammenhäufen; — oder er wird, wenn er ein frommes Herz hat, durch das ängſtliche Beſtreben nach geiſtlichen Empfindungen und Ideen, zu welchen es ihm doch an

Stoffe fehlt, in Gefahr der Schwärmerey gerathen. Bey jugendlichen feurigen Temperamenten ſchleichen ſich in ſolchen der Meditation gewidmeten Zeiten die Triebe der Sinnlichkeit ein: und wollüſtige Bilder, — vielleicht ſolche Handlungen — füllen die Leere aus, welche ſcholaſtiſche Theologie und Mönchserziehung, für die Stunden der Einſamkeit, im Verſtande gelaſſen hatte.

Ich ſchließe dieſe Zergliederungen des Beſondern durch zwey Anmerkungen, welche das Allgemeine meiner Materie betreffen.

Die erſte iſt: daß, unter den verſchiedenen Fähigkeiten des Menſchen, Einbildungs- und Dichtungskraft weit weniger Nahrung und Uebung in der Geſellſchaft, als Verſtand und Scharfſinn, finden. Man kann in derſelben nicht träumen: ich will ſagen, man kann ſich nicht innern Anſchauungen, die noch nicht in Begriffe aufgelöſet und daher nicht durch Worte mittheilbar ſind, überlaſſen. Es kann ſogar eine Phantaſie, die Hang zur Ausſchweifung hat, nicht beſſer, als durch die Geſellſchaft, gezügelt werden: und der Dichter muß Umgang haben, um von der eingebildeten zur wirklichen Welt zurückzukommen, die in dem Zuſtande der Begeiſterung angeſpannte Phantaſie in einer mäßigen Beſchäftigung aller Seelenkräfte ausruhen zu laſſen. Dagegen ſind aber auch Perſonen, die immer im Geräuſche eines ausgebreiteten Verkehrs mit der Welt, ſey es in Geſchäften oder Vergnügungen, leben, für das Dichteriſche, oder für alles, wozu Feuer der Imagination und Enthuſiasmus gehört, gemeiniglich erſtorben. Daher behandeln die Weltleute die Pläne und Erwartungen, welche auf eine größre Vollkommenheit und Glückſeligkeit des Menſchengeſchlechts abzielen, und die dem einſamen Denker wahrſcheinlich dünken, ſo leicht, als Hirngeſpinſte. Immer beſchäftigt mit dem, was iſt, können ſie ſich ſchwerlich, zu dem, was ſeyn ſollte, oder unter gewiſſen Vorausſetzungen ſeyn könnte, erheben. Immer durch ihre Sinne und gegenwärtige Ereigniſſe in ihrem Denken geleitet, können ſie ſich nicht in fremde Welten verſetzen, welche die Schöpferkraft des Genies aus bloßen Ideen zuſammenſetzt.

Alſo ſeinen Witz zu üben, promt und paſſend antworten zu lernen, deutlich im Erzählen, beſtimmt und einfach in der Auseinanderſetzung allgemeiner Begriffe, gemäßigt in ſeinen Behauptungen ſowohl, als in dem Schmucke ſeiner Rede zu werden, ein gewiſſes Gefühl von Schicklichkeit bey allem, was wir denken und ſagen, zu erhalten: dazu kann uns die Geſellſchaft, wenn ſie gut zuſammengeſetzt iſt, Anleitung geben. Aber tief und gründlich in der Meditation, reich und erhaben in den Dichtungen der Phantaſie zu werden, dazu kann ſie nicht verhelfen: und ſie kann ſelbſt, wenn ſie nicht mit Einſamkeit abwechſelt, Hinderniſſe dagegen in den Weg legen.

Meine zweyte Anmerkung iſt folgende: Das *menſchliche Geſchlecht* fängt mit derjenigen Uebung des Verſtandes, die durch Geſellſchaft und Umgang erhalten wird, an, und geht von ihr zu dem einſamen Studium über. Der *einzelne Menſch* hingegen in unſerm Zeitalter fängt bey dem einſamen Studium an, und vollendet ſeine Geiſtescultur durch Geſellſchaft. In der Kindheit der Welt mußte der Menſch erſt im geſellſchaftlichen Leben die Luſt nach Kenntniſſen bekommen, und die Nützlichkeit derſelben einſehen lernen, ehe er in der Einſamkeit auf Mittel ſann, ſie ſich zu erwerben. Bey der jetzigen Reife der Cultur hingegen muß der Menſch nothwendig die nach und nach geſammelten Kenntniſſe, die jetzt in allgemeinem Umlaufe ſind, durch Lehrer und Bücher ſich eigen machen, ehe er an den geſellſchaftlichen Uebungen des Verſtandes Theil nehmen kann. Damahls wurde der Jüngling nur durch den Umgang der Weiſen gebildet: jetzt muß er erſt zu dem Umgange der Aufgeklärten und Geiſtreichen ſeines Zeitalters gebildet werden.

Der Umgang reicht dem Wißbegierigen zu allen Zeiten nur einzelne Broſamen der Weisheit dar. Aber im Alterthume beſtand alle menſchliche Wiſſenſchaft aus ſolchen Broſamen: und dieſe betrafen noch dazu die durch ſich ſelbſt verſtändlichen Grundbegriffe. Jetzt hingegen giebt es eine zuſammenhängende, große Maſſe von Kenntniſſen, die ſich im Geſpräche nicht mittheilen laſſen: und die kleinen Bruchſtücke, die der Umgang noch immer gewährt, ſind demjenigen nur brauchbar, welcher ſie zu der allgemeinen Summe der Einſichten des Zeitalters hinzufügen kann.

Zweyter Abſchnitt.

Einfluß der Geſellſchaft und der Einſamkeit auf den ſittlichen Charakter.

Ich werde hierbey denjenigen Weg der Unterſuchung einſchlagen, welcher der gebähnteſte iſt. Ich werde mit bekannten Thatſachen und gemeinen Meinungen anfangen. Ich werde aus jenen folgern, ſo viel ſich aus ihnen ſchließen läßt; und werde dieſe auf ihren Urſprung zurückführen, um, was in ihnen Vorurtheil oder Wahrheit ſey, zu unterſcheiden.

I.

Man hört oft Perſonen und Familien als eine löbliche Eigenſchaft zuſchreiben, daß ſie eingezogen leben. Und worin beſteht die Eingezogenheit? Ohne Zweifel in der Liebe zur Einſamkeit, oder doch in der Zufriedenheit mit derſelben; in dem mäßigen Genuſſe geſellſchaftlicher

Vergnügungen, und in der Einſchränkung ſeines Umgangs auf einen kleinen Kreis von Verwandten und vertrauten Freunden.

Man ſetzt alſo bey jenem Urtheile, wie es ſcheint, voraus, entweder daß überhaupt der Geſchmack an der Einſamkeit und einem häuslichen Leben etwas moraliſch gutes, und der Hang zu geſellſchaftlichen Zerſtreuungen etwas böſes ſey; oder daß wenigſtens für die Perſonen, deren Einſamkeit man lobt, die Einſamkeit nützlich und ein geräuſchvoller Umgang ſchädlich ſey.

Welches von beyden die eigentliche Meinung derer ſey, welche von der Eingezogenheit, als einer Tugend, reden, wird ſich uns am beſten zeigen, wenn wir Acht geben, bey welchen Ständen, oder Perſonen dieſer Lobſpruch angebracht wird.

Wenn ein junger Kaufmann mit geringem Vermögen ein Handelshaus errichtet, — vielleicht fremde Gelder zu ſeiner Unterſtützung als Darlehne bekommen hat: ſo hängt die gute Meinung, welche das Publicum von ihm haben ſoll, großen Theils von ſeiner Häuslichkeit ab. Es wird ihm beynahe zum Verbrechen angerechnet, wenn er häufig modiſche Geſellſchaften beſucht:

und es wird nicht bloß als eine Tugend an ihm gelobt, ſondern als eine Pflicht von ihm gefordert, daß er faſt ſeine ganze Zeit ſeinem Gewerbe widme, und ſeine Erhohlungsſtunden mit wenigen Freunden in einfachen Vergnügungen zubringe.

Ein junger Studirender, beſonders, wenn er bürgerlichen Standes und nicht der Sohn ſehr reicher Eltern iſt, wird, während ſeines akademiſchen Lebens, durch den Charakter der Eingezogenheit geehrt, und getadelt, wenn man ihm einen zu großen Hang zur Geſellſchaft zuſchreibt.

Je tiefer man in den Ständen der bürgerlichen Geſellſchaft herabſteigt: deſto mehr findet man den Hang zur Geſellſchaft tadelhaft, und die Neigung zur Einſamkeit lobenswürdig. Der gemeine Bauer, der von ſeiner Hände Arbeit lebende Tagelöhner, gewinnt an Achtung bey uns, wenn wir von ihm hören, daß er ſeine Abende, und ſeine Sonn- und Feſt-Tage zu Hauſe mit ſeinem Weibe und ſeinen Kindern zubringt: und er verliert, wenn wir erfahren, daß er häufig im Wirthshauſe, die einzige Geſellſchaft, die er unter ſeinen Umſtänden haben kann, aufſucht.

Hingegen wird es einem reichen und vornehmen Manne, einem wohl beſoldeten Miniſter und General, einem Beſitzer großer Landgüter ſo wenig zum Verdienſte angerechnet, wenn er die Einſamkeit der Geſellſchaft vorzieht, oder ſich auf den Kreis ſeiner Verwandten und vertrauten Freunde einſchränkt: daß es ihm vielmehr, beym Publicum und insbeſondre bey ſeines Gleichen, etwas von derjenigen Achtung entzieht, die ihm ſonſt durch ſeinen Rang und ſein Vermögen geſichert ſeyn würde. Gaſtfreyheit und Geſelligkeit fangen ſchon in den mittlern Ständen an, geſchätzt zu werden: aber in den höhern, werden ſie beynahe als Pflichten gefordert. Der Staat beſoldet eben deßwegen ſeine oberſten Beamten reichlicher, damit ſie ihre Häuſer der guten Geſellſchaft ihres Wohnortes eröffnen, und Einheimiſche und Fremde an ihrer Tafel bewirthen können. Aber auch ohne dieſe Verbindlichkeit zur Gaſtfreyheit, welche gewiſſe hohe Staatsbedienungen aufzulegen ſcheinen, giebt allen Großen der zu einem ähnlichen Endzwecke gemachte Aufwand, wenn ſie ſonſt verdienſtvolle Männer ſind, einen neuen Glanz, und wenn ſie ſich durch keine perſönliche Eigenſchaft auszeichnen, doch ein Anſehn, auf welches ſie außerdem nicht rechnen durften.

Auch bey dem Jünglinge, der zu Rang und Vermögen gebohren iſt, wird die Liebe zu geſelligen Vergnügungen von den ältern Perſonen ſeiner Claſſe gebilliget, wenn er dieſelbe nur nicht außerhalb dem Kreiſe ſucht, dem ſie es allein zutrauen, daß er ihn zu bilden, oder ihn im Zaume zu halten fähig ſey. Jede Liebhaberey hingegen, und wenn es ſelbſt der Geſchmack an Kunſt und Wiſſenſchaft wäre, — die ihn von der großen Geſellſchaft entfernt, und ihm Neigung zur Einſamkeit, oder zum bloßen Umgange mit wenigen Freunden der Wiſſenſchaften einflößt, wird als ein Fehler, wenigſtens als eine Sonderbarkeit an ihm getadelt.

Die Menſchen haben alſo, wie es ſcheint, eine andre Moral für die höhern, und eine andre für die niedrigern Stände; — eine für die Reichen und Müßigen, und eine andre für die Armen und Arbeitſamen. Von den oberſten Ständen wird Geſelligkeit, — von den niedrigſten Eingezogenheit gefordert. In dem Mittelſtande kommen beyde Forderungen zuſammen, und ſchränken ſich wechſelsweiſe, nach den beſondern Umſtänden eines jeden, ein.

Alſo nicht die Liebe zur Einſamkeit wird an ſich als Tugend angeſehen. Eben ſo wenig die Liebe zur Geſellſchaft. Nur das wird gebilligt, was in den Neigungen eines Menſchen ſeinen Umſtänden angemeſſen zu ſeyn ſcheint: und das wird getadelt, was mit ſeiner Lage und ſeinen Endzwecken im bürgerlichen Leben nicht einſtimmt.

Aber warum ſcheint geſelliges Vergnügen den Reichen und Vornehmen zuzuſtehn, und den Armen und Geringen als unſchicklich verbothen zu ſeyn?

Wir können in den oben angeführten Beyſpielen hauptſächlich drey Unterſchiede entdecken, auf welche die Urtheile der Menſchen Rückſicht nehmen: den in der Nothwendigkeit des Fleißes, den in der Nothwendigkeit der Sparſamkeit, und den in der Art der Geſellſchaft.

Erſtlich, der Handwerksmann, der Bauer und die ganze ärmere Claſſe, ſo wie der junge Kaufmann und der auf der Univerſität Studirende, ſind dazu berufen, ſehr fleißig zu arbeiten: und die Geſellſchaft iſt eine Zerſtreuung von der Arbeit. Die erſtern können gar nicht leben, noch ſich und ihre Familien unterhalten, — die letzten können wenigſtens nicht den Endzweck der gegenwärtigen Periode ihres Lebens erfüllen, wenn ſie nicht den allergrößten Theil ihrer Zeit der einen Beſchäftigung widmen, von welcher jene ihr Brod haben, und durch welche dieſe künftig ihr Glück zu machen gedenken. Sie müſſen alſo das geſellige Leben, als ein kleineres Gut, dem größeren aufopfern. Sie verkehren die Ordnung der Dinge, wenn ſie ſchon genießen wollen, ehe ſie noch ihres Unterhalts ſicher ſind; — oder zu einer Zeit, da ſie ſich erſt zum Genuſſe, ſo wie zu den Pflichten des Lebens vorbereiten ſollen, ſchon die Erhohlungen deſſelben aufſuchen. Derjenige Mann im Staate hingegen, der Reichthum und Muße beſitzt, der für ſeinen Unterhalt nicht zu ſorgen braucht, oder ſein Glück ſchon gemacht hat, und deſſen Berufsgeſchäfte nur einen kleinen Theil ſeiner Zeit wegnehmen, iſt vollkommen berechtigt, die Annehmlichkeiten und Vortheile zu genießen, welche die Geſellſchaft an und für ſich darbiethet.

Zweytens, der arme Mann, der von fremden Geldern unterſtützte Anfänger in einem Gewerbe, der Zögling auf Schulen und Akademieen iſt zur Sparſamkeit verbunden: und die Geſelligkeit erfordert Aufwand; — einen deſto größern, je ausgebreiteter und mannigfaltiger ſie iſt.

Sparſam und Eingezogen ſeyn, ſind daher zwey Lobſprüche, die faſt immer zuſammengeſetzt werden. Es ſind in der That die zwey vornehmſten Tugenden in der Moral des gemeinen Mannes: weil ſie für ihn die nothwendigſten ſind, wenn er nicht zu Grunde gehen ſoll. So wie bey einem Menſchen, oder bey einer Claſſe von Menſchen die Sparſamkeit weniger unentbehrlich iſt, es ſey, um ſie vor Mangel zu ſchützen, oder um ihre Ehrlichkeit vor Verſuchungen zu bewahren, oder endlich um ihre Ausſichten auf künftiges höheres Glück zu befördern: ſo wird es ihnen auch, in der öffentlichen Meinung, mehr erlaubt, den Hang zum geſelligen Vergnügen zu befriedigen. Wenn eines reichen Kaufmanns Sohn, der zu dem Gewerbe ſeines Vaters erzogen wird, ſich in viele geſellſchaftliche Zeitvertreibe, welche Aufwand erfordern, einläßt: ſo wird er gemeiniglich von den ältern Perſonen ſeines Standes, und noch mehr von Perſonen der höhern Stände getadelt. Einem eben ſo reichen adligen Jünglinge, der mit jenem Kaufmannsſohne auf gleichem Fuß lebt, verübelt es niemand. Die Urſache iſt wahrſcheinlich dieſe: weil man vorausſetzt, daß zum Handel Fleiß und Sparſamkeit, auch bey großem

Vermögen, nöthig ſey; weil die, welche immer ihr und andrer Leute Geld in neuen Unternehmungen wagen, ſich billig in ihren dem Vergnügen gewidmeten Ausgaben einſchränken müſſen. Von dem reichen Gutsbeſitzer hingegen, von dem Jünglinge, welcher auf große und einträgliche Staatsämter Anſpruch macht, glaubt man, daß er ſich den vollen Verbrauch ſeiner Einkünfte erlauben dürfe, ohne daß er weder etwas dabey wagt, noch an der Ausübung ſeiner übrigen Pflichten gehindert wird.

Da wo der Reichthum ſo angehäuft iſt, daß er nothwendig zur Wohlthätigkeit, oder Geſelligkeit überfließen muß, wenn Geitz und Gewinnſucht ihn nicht zurückhalten: da fordert auch das allgemeine Urtheil der Menſchen, daß wenigſtens eine von jenen beyden Neigungen vorhanden ſeyn und befriediget werden ſolle.

Geſellſchaft zu ſuchen, geſellſchaftliche Zuſammenkünfte in ſeinem Hauſe zu veranſtalten, wird alſo immer als etwas an ſich gutes und löbliches angeſehen, welches dem Menſchen ſogleich erlaubt iſt, als es ihm, nach ſeinen Umſtänden, möglich iſt: d. h. als es ihn nicht an der Erwerbung noch höherer Güter, oder an der Ausübung wichtigerer Pflichten hindert.

Drittens ſcheint es, daß man allen denjenigen die geſelligen Vergnügungen erlaubt, die, nach ihren Umſtänden, Gelegenheit haben, gute, — das heißt, ſolche Geſellſchaft zu beſuchen, in welcher ſie artige Sitten und anſtändige Zeitvertreibe finden; daß man von denen hingegen, welche durch die Geſellſchaften, auf die man ſie eingeſchränkt glaubt, leicht in ihren Sitten verdorben, aber nie gebildet werden können, Eingezogenheit und Häuslichkeit fordert; und daß es endlich ſolchen Perſonen, welche zu einer Geſellſchaft Zutritt haben, die ſich als die Schule der Artigkeit anſieht, wenigſtens von dieſer Geſellſchaft zur Pflicht gemacht wird, eine ſo günſtige Gelegenheit zu benutzen.

Weil man nicht ohne Grund vorausſetzt, daß der Bauer, der Tagelöhner und der Handwerksgeſelle in den gewöhnlichen Geſellſchaften von ſeines Gleichen, nichts anders, als grobe oder ausſchweifende Sitten, und unverſtändige Reden findet, hält man denjenigen für den Sittlichern und Weiſern, der ſich dieſer Geſellſchaft entzieht, und ſich in den Stunden der Muße mit ſich ſelbſt zu behelfen, oder mit den ruhigern und unſchuldigern Vergnügungen, die er in dem Schoße ſeiner Familie, oder unter wenigen Verwandten und Freunden ſindet, zu begnügen weiß. In der That kommen bey Menſchen, denen es an geiſtiger und ſittlicher Bildung fehlt, die daraus entſtehenden Fehler nie mehr zum Vorſchein, und veranlaſſen nie größere Ausſchweifungen, als wenn ſie in Menge bey einander ſind. Einer ſcheint alsdann den andern, durch das Ungereimte ſeiner Einfälle und den Rauſch ſeiner Leidenſchaft, anzuſtecken: oder die noch unbefeſtigte Vernunft des Beſcheidnen und Stillen giebt der entſchiednen Thorheit des Dreiſten und Lärmenden nach.

Daher kommt es, daß dieſe Claſſen bey den Höhern ein ſo ungünſtiges Vorurtheil gegen ſich erregt haben, obgleich unter ihnen die Anzahl der Vernünftigen und Sittlichen vielleicht ſo groß iſt, als in jeder andern Claſſe. Aber in ihren Gelagen, oder bey ihren gemeinſchaftlichen Berathſchlagungen — kurz allenthalben, wo ſie in Haufen verſammelt ſind, und alſo Aufſehn machen, zeigen ſie gemeiniglich Unverſtand und Unwiſſenheit mit Zügelloſigkeit verbunden. Kein Wunder alſo, daß wir denjenigen unter ihnen ſchätzen, welcher ſich von dieſen Verſammlungen entfernt, und Geſellſchaften vermeidet, wo ſein geſunder Verſtand nur irre geführt, und die Reinigkeit ſeiner Sitten befleckt werden könnte.

Der Lehrling der Handlung und der Schüler der Wiſſenſchaften ſind nicht ganz in demſelben, — aber ſie ſind in einem ähnlichen Falle. Der große Hauſe der Studirenden auf Univerſitäten, ſo wie der Ladendiener in Handelsſtädten iſt nie für eine ſehr lehrreiche und den Geiſt bildende Geſellſchaft gehalten worden, und hat es nicht verdient dafür gehalten zu werden. Wenn wir alſo vermuthen, daß ein junger Menſch, der zu der einen oder der andern dieſer Claſſen gehört, auf den Umgang mit ſeines Gleichen eingeſchränkt ſey, und daß, wenn er vielen Umgang ſucht, er den Rohen und Sittenloſen ſeiner Standesgenoſſen nicht werde ausweichen können: ſo rechnen wir es ihm zum Verdienſt an, wenn er lieber den geſelligen Freuden entſagt, wenigſtens derſelben äußerſt ſparſam genießt, als ſich der Gefahr ausſetzt, durch böſe Beyſpiele zur Unſittlichkeit verführt, oder durch Nachahmung ſchlechter Muſter weniger artig zu werden.

In der entgegengeſetzten Region der bürgerlichen Geſellſchaft, — in den höhern und höchſten Ständen, finden wir eine andre Meinung von dem Werthe der Geſelligkeit und Eingezogenheit, weil wir eine andre Meinung von dem Werthe ihrer Geſellſchaften finden. Der Hof und der ſich an denſelben anſchließende Adel ſieht ſich als die eigentlich gute Geſellſchaft an. *) Nur in ihren Zuſammenkünften, glauben ſie, könne man die ächte Feinheit der Lebensart, den wahrhaft guten Geſprächston, die zum vollkommnen Anſtande gehörige Miſchung von Beſcheidenheit und Freymüthigkeit erlernen. Dieſe hohe Meinung, welche ſie von ſich ſelbſt

---

*) In den Ariſtokratieen treten die Familien der vornehmſten Staatshäupter an die Stelle des Hofes; und bilden um ſich einen mehr oder minder großen Kreis, den ſie die gute Geſellſchaft nennen. Und ſelbſt die demokratiſche Verfaſſung wird in einem großen Staate, wofern ſie anders nicht durch beſtändig erneuerte Revolutionen, Eigenthum und Anſehn von einem zum andern wirft, nicht die Auszeichnung einer gewiſſen Anzahl von Familien verhindern, die ſich im Beſitze der Artigkeit glauben, die mit einander zuſammenhalten, und die deßwegen dem Umgange mehr Zeit als andre widmen, weil ſie von ſich und ihres Gleichen eine höhere Meinung haben.

und von dem Nutzen der Geſellſchafter ihres Standes zur feinern Sittenbildung haben, ſcheint dadurch gerechtfertigt zu werden, daß ihre Gewohnheiten, ihr Geſchmack, ihre geſellſchaftlichen Verabredungen bey den übrigen geſitteten Ständen als Muſter gelten, welche ſie ſo gut nachahmen, als es der Grad ihres Wohlſtandes, oder die Entfernung, in der ſie von jenem glänzenden Mittelpuncte des bürgerlichen Vereins ſtehn, erlauben. Wie ſehr nun auch hierin Vorurtheil mit Wahrheit gemiſcht ſeyn mag: ſo iſt es doch eine nothwendige Folge der einmahl feſtſtehenden Meinung ſelbſt, daß es jungen Leuten von Stande, welche jene Schule der Artigkeit zu beſuchen das Recht haben, ſehr verdacht wird, wenn ſie eine ſolche Gelegenheit ſich auszubilden, verſäumen. Und ohne Rückſicht, auf Hof und Adel iſt es gewiß, daß der, welcher mit ſehr feinen, artigen, geiſtreichen Leuten umgehn kann, und ſich doch von ihnen zurückzieht, in den Verdacht kommt, daß es ihm entweder an Geſchmack, und richtiger Beurtheilung von dem, was gut und ſchön iſt, fehle; oder daß er ſich ſolcher perſönlichen Mängel bewußt ſey, die ihn von jener Geſellſchaft, wenn gleich ſeine Umſtände ihn den Zutritt zu derſelben verſtatten, ausſchließen; oder endlich, daß er zu niedrigen Vergnügungen und ſinnlichen Ausſchweifungen einen Hang habe, durch deſſen Befriedigung er mit ſchlechterer Geſellſchaft verbunden werde. Bey jeder dieſer drey Vorausſetzungen, verliert der Sonderling, der ſich zur Eingezogenheit verdammt, wenn alles ihn zum fleißigen Beſuchen der Geſellſchaft einladet. In dem entgegengeſetzten Falle befindet ſich der vornehme Jüngling, der ſich bey den Zuſammenkünften der feinern Welt, zu welchen er Zutritt hat, fleißig einfindet. Es wird ihm ein edles Ehrgefühl, ein guter Geſchmack, ein anſtändiges Selbſtvertrauen, und eine Begierde ſich ſelbſt zu vervollkommnen, zugeſchrieben, lauter Eigenſchaften, die ihn achtungswürdig machen.

So wie im Mittelſtande die Beſchaffenheit der Geſellſchaft unbeſtimmter, und die Meinung von dem Werthe derſelben verſchiedener iſt: ſo iſt auch hier weder zur Eingezogenheit, noch zur Geſelligkeit die Verbindlichkeit ſo allgemein; ſondern die eigenthümlichen Umſtände eines jeden, ſeine Einkünfte, die Art ſeiner Verbindungen, ſeine Berufsgeſchäfte beſtimmen, wie viel Zeit und Geld er auf den Genuß der

Geſellſchaft ohne Tadel wenden dürfe, und welcher Grad von Geſelligkeit bey ihm als üppiger Luxus, oder als Zeitverderbende Zerſtreuung gemißbilligt werde. Im Mittelpuncte laufen alle Halbmeſſer des Kreiſes zuſammen: und in den mittleren Ständen, vereinigen und vermiſchen ſich Zöglinge aus den höchſten und aus den niedrigſten Ständen; daher ſich auch in ihren Geſellſchaften diejenigen Eigenſchaften, vertheilt oder vereinigt, wiederfinden, die, nach der angenommenen Meinung, die Geſellſchaften der Großen, und die des Volks charakteriſiren. Der ſogenannte gute Bürgerſtand enthält, zu unſrer Zeit und in Deutſchland, (denn ſo weit reicht nur meine Beobachtung,) eine ſolche Verſchiedenheit von Geſellſchaft und geſellſchaftlichem Tone: daß, in einer und derſelben Stadt, ungezwungne Artigkeit, muntere und geiſtreiche Unterhaltung in dem einen Kreiſe herrſcht, indeß Steifigkeit und ſchaaler Witz dem andern eigenthümlich iſt. Es iſt daher unmöglich im Allgemeinen zu beſtimmen, ob es für einen Mann des Mittelſtandes beſſer ſey, ſich einzuziehn, oder ſich vielen andern mitzutheilen: ſondern jede einzelne Perſon muß dieß nach ihrer beſondern Lage beurtheilen.

Daher herrſcht auch, bey dem Mittelſtande, eine größre Freyheit in Abſicht des Beſuchens und Nicht-Beſuchens der Geſellſchaft, als weder der Vornehme, noch der gemeine Mann hat. Jener darf ſich den Zuſammenkünften ſeines Standes nicht entziehn, und dieſer darf ihnen nicht fleißig beywohnen, wenn ſie ſich nicht beyde einer übeln Nachrede ausſetzen wollen. Der wohlhabende Kaufmann, der bürgerliche Gelehrte, Beamte, oder Rentenirer kann ſich in ſein Haus einſchließen und ſich auf wenige Freunde einſchränken, oder ſich, in einen weitläuftigen Geſellſchaftskreis ausbreiten, ohne daß jemand, weder gegen das eine noch gegen das andre, viel einzuwenden findet. Wenn er nur mit ſeinem Aufwande nicht ſeine Einkünfte überſchreitet; wenn er nur ſeine Berufspflichten nicht verſäumt: ſo ſcheinen Geſelligkeit und Eingezogenheit moraliſch gleichgültige Dinge für ihn zu ſeyn.

Aus den bisher angeführten Erfahrungen ziehen wir alſo folgende Grundſätze. Erſtlich, ein zu großer Hang zur Geſellſchaft und eine zu große Erweiterung unſers Umgangs kann der Ausübung unſrer Pflichten inſofern ſchädlich werden, als uns die Geſellſchaft zu viel von unſrer Zeit raubt; als ſie unſre Aufmerkſamkeit, die wir auf unſern Beruf, auf unſre häuslichen Geſchäfte, oder auf uns ſelbſt und die unſrigen wenden ſollten, zu ſehr auf ſich zieht; inſofern endlich, als ſie eine Menge kleiner Begierden und Leidenſchaften rege macht, welche unſern Eifer für die großen Endzwecke des menſchlichen Lebens, oder für das unſrer Laufbahn vorgeſteckte Ziel ſchwächen. Die Einſamkeit hingegen iſt zu einer moraliſchen Aufführung inſofern beförderlich, als ſie dem beſchäftigten Manne zu ſeiner Arbeit volle Zeit und Muße giebt; — als ſie vom Menſchen überhaupt Zerſtreuungen abhält, und ihn weniger vergeſſen läßt, wozu er da iſt, und was er zu thun hat; inſofern endlich, ſie ſein Gemüth ruhig erhält, und ihm zu den trocknen Arbeiten und den wenig anmuthigen Unterhaltungen, die oft ſeine Pflicht von ihm fordert, nicht durch den Reitz lebhafterer Vergnügungen den Geſchmack, oder durch den Rauſch derſelben die Fähigkeit raube.

Zweytens die Einſamkeit begünſtigt die Tugend der Sparſamkeit, und die Geſellſchaft giebt eine Verſuchung zur Verſchwendung. Und da, beſonders bey der arbeitenden und erwerbenden Claſſe, die Verſchwendung die Quelle vieler Laſter, und die Sparſamkeit die Mutter vieler Tugenden iſt: ſo iſt unter ſolchen Umſtänden der moraliſche Charakter des Menſchen überhaupt mehr bey der Eingezogenheit, als bey einem zerſtreuten Leben, außer Gefahr.

Drittens der geſellige Umgang iſt moraliſch nützlich, wenn die Geſellſchaft ſelbſt gut iſt: ſie iſt moraliſch ſchädlich, wenn die Perſonen, mit welchen man umgehe, an Geiſt und Sitten verdorben, oder ungebildet ſind. Das Sprichwort ſagt: Leute machen Leute; das heißt, der Menſch wird nach und nach denjenigen ähnlich, mit welchen er häufig in Geſellſchaft iſt. Er wird durch den Umgang mit einſichtsvollen Perſonen verſtändiger, mit Hofleuten artiger, mit Ausſchweifenden zügelloſer, mit eigenſinnigen Greiſen vorurtheilsvoller, mit Pedanten Pedant, und mit dem Pöbel ſelbſt Pöbel. Inſofern die Geſellſchaft des Menſchen von ſeiner eignen freyen Wahl abhängt, iſt es ihm ſehr erlaubt geſellig zu ſeyn: aber es iſt Pflicht für ihn, die beſte zu ſuchen. Inſofern dem Menſchen durch ſeine Lage ein gewiſſer Kreis des Umgangs vorgeſchrieben wird: inſofern erfordert die Moral von ihm, daß er ſich in ſeine Umſtände ſchicke, und lieber das Verdrüßliche der Einſamkeit ertrage, als ſich, in der Geſellſchaft ungebildeter Menſchen, Verſuchungen zu Thorheiten und Laſtern ausſetze, — hingegen auch, der Ruhe und Gemächlichkeit eines einſamen Lebens, einen lehrreichen aber anſtrengenden Umgang vorziehe.

Eine zweyte Thatſache, welche uns die natürlichen Begriffe der Menſchen, über den Einfluß der Einſamkeit und der Geſellſchaft auf die Sittlichkeit entdeckt, iſt, daß faſt in allen Religionsparteien, die Frömmigkeit, — ſie mag nun wohl oder übel verſtanden geweſen ſeyn, — Einſiedler und Mönche erzeugt hat. Die Hindoſtaner haben ihre Fakirs, die zum Theil in Höhlen und Gräbern wohnen. Die Juden hatten ihre Eſſäer; die Türken haben ihre Derwiſche, die zwar in Conventen bey einander leben, aber ſich doch von der übrigen Welt abſondern. Aber das uns bekannteſte und für uns wichtigſte Beyſpiel einer durch die Religion veranlaßten Wahl, — oder einer durch ſie geheiligten Pflicht der Einſamkeit geben uns die Einſiedler und Mönche der chriſtlichen Kirche, die in dem dritten Jahrhunderte unſerer Zeitrechnung in Aegypten entſtanden, ſich ſeit dem ſechſten unter mannigfaltigen Formen in ganz Europa ausgebreitet, und ſich bis auf unſere Zeit erhalten haben.

Das reine Factum, welches uns dieſe Beyſpiele zu unterſuchen geben, iſt folgendes. Die auf die Religion gebaute Moral hat die Menſchen, von je her, geneigt gemacht zu glauben: daß in einer einſamen Lebensart ſich ein höherer Grad der moraliſchen Vollkommenheit erreichen laſſe, und daß alſo die Wahl einer ſolchen Lebensart, auf Zeitlebens, die Ausübung einer hohen Tugend ſey. Es kommt nunmehro darauf an, in die Principien dieſer ſo weit ausgebreiteten und ſo lange beſtehenden Meinung einzudringen, und dann die Richtigkeit dieſer Principien zu prüfen.

Die erſte und natürlichſte Reihe der Gedanken, welche fromme Menſchen zu dem Entſchluſſe gebracht hat, ſich dem Umgange der Menſchen zu entziehn, es ſey, indem ſie ſich in Einöden verbargen, oder ſich mit einer kleinen Anzahl gleichdenkender Perſonen einſchloſſen, war ohne Zweifel, daß ſie zu den Uebungen der Andacht Stille und Ruhe nöthig zu haben glaubten. Da die religiöſe Tugend auf die Verehrung eines unſichtbaren Weſens gegründet iſt, und ihre ſtärkſten Motiven aus einer zukünftigen, ebenfalls unſichtbaren Welt hernimmt: ſo ſchien, in jenen Tagen, um vollkommen zu werden, nichts nothwendiger, als ſein Gemüth unaufhörlich mit jenen beyden großen Gegenſtänden, Gott und der Zukunft, zu beſchäftigen. Da ſie ſich aber dem Gemüthe weder durch die Sinne darſtellen, noch der Einſamkeit Stoff zu bildlichen Vorſtellungen geben, dergleichen wir uns von den Dingen dieſer Welt, auch wenn wir ſie nicht geſehen haben, machen können: ſo wird zu ihrer Betrachtung ein tiefes und anhaltendes Nachdenken erfordert. Und wo iſt ein ſolches Nachdenken anders, als in der Stille der Einſamkeit, möglich? — So wie die Betrachtung des Unſichtbaren eine Abziehung der Denkkraft, von den ſinnlichen Gegenſtänden, vorausſetzt: ſo kann auch die Liebe zu demſelben nicht beſtehn, wenn nicht die natürliche Neigung zu ſinnlichen Vergnügungen geſchwächt wird. Und die Einſamkeit iſt es wieder, welche dieſes leichter macht, weil ſie die wenigſte Gelegenheit zum Genuſſe ſolcher Vergnügungen darbiethet. Im Geſchäfts- und im geſellſchaftlichen Leben empfängt der Menſch ſo ſtarke Eindrücke, daß ſie ſich ſeiner ganzen Aufmerkſamkeit bemächtigen, und wird zu ſo lebhaften Beſtrebungen veranlaßt, die jede ruhigere Thätigkeit ausſchlieſſen. Er muß alſo, — ſo glaubte man, — ſich von Dingen, welche ihn durch ihren nahen Glanz blenden, entfernen: woſern er fähig werden ſoll, den ſchwächern Schimmer geiſtiger und entfernter Gegenſtände gehörig wahrzunehmen, und von ihrem ſanftern Reitze gerührt zu werden.

Die erſten Einſiedler und Mönche ſahen alſo die Wüſte, oder die Zelle als den geſchickteſten Ort zu geiſtlichen Meditationen, — und dieſe als das einzige Mittel an, ſeinen moraliſchen Charakter zu verbeſſern.

In beyden Gedanken iſt unſtreitig etwas wahres. Es iſt wahr, daß die Tugend Nachdenken, und Nachdenken Stille erfordert. Es iſt wahr, daß die gewöhnlichen Geſpräche der Menſchen im Umgange, und die Verhandlungen mit ihnen in Geſchäften uns wenig mit dem bekannt machen, was zu unſrer moraliſchen Beſſerung gehört; und daß wir alſo, wenn es uns ein Ernſt um dieſelbe iſt, uns zuweilen von beyden in uns ſelbſt zurückziehn müſſen. Aber kann dadurch eine immerwährende Einſamkeit gerechtfertiget, oder nothwendig gemacht werden?

Das Betrachten ſoll zum Handeln führen. Daraus folgt, daß es nicht ewig währen, noch ununterbrochen ſeyn kann. Daraus folgt ferner, daß wir, von dem Wohnſitze der Betrachtung, wieder unter die Menſchen zurückkehren müſſen, wo wir allein den Schauplatz unſrer Thätigkeit finden. Jene fromme Leute irrten auf eine zwiefache Weiſe: erſtlich, indem ſie die Betrachtung jener beyden unſichtbaren Gegenſtände für die einzige Betrachtung anſahen, welche zur moraliſchen Beſſerung beytrage; und zweytens, indem ſie die Mittel mit dem Endzwecke verwechſelten, und dem, was nur eine Vorübung der Tugend ſeyn ſollte, ihre Zeit ſo gänzlich widmeten, daß ihnen kein Raum zur Vollbringung der Tugend übrig blieb.

Eine zweyte Betrachtung, welche dem Einſiedler- und Mönchs-Leben zum Grunde lag, enthält eine ähnliche Miſchung von Wahrheit und Irrthum. Sie wollten den Verführungen der Welt entgehn. Sie ſahen ihr Zeitalter und die Menſchen überhaupt für höchſt verderbt an. Sie fanden, daß der Menſch durch nichts ſo leicht verführbar iſt, als durch böſe Beyſpiele: und daß er nirgends ſo viele Gelegenheiten und Reitzungen zur Befriedigung ſeiner Lüſte findet, als in der Geſellſchaft andrer eben ſo ſinnlicher Menſchen, als er ſelbſt iſt. Sie ſuchten alſo die Einſamkeit, als einen Zufluchtsort der Unſchuld; — nicht als ein Gut an ſich, ſondern als ein Verwahrungsmittel vor dem Böſen. Entfernt von dieſen mannigfaltigen Anläſſen und Reitzungen zum Laſter, welche ſich in der Welt finden, hofften ſie ihre Herzen eher den Einwirkungen der Vernunft, oder der Gnade öffnen zu können.

Ohne Zweifel iſt die Erfahrung gegründet, daß ein bösartiges Naturell, in der Geſellſchaft laſterhafter Menſchen, einen weit höhern Grad des ſittlichen Verderbniſſes erreicht, als wenn es ſich ſelbſt überlaſſen geblieben wäre, und daß ein unſchuldiges aber ſchwaches, durch Beyſpiele, Reitzungen und Gelegenheiten, — dergleichen es in dem Umgange der Welt gewiß findet, zum Böſen verführt werden kann, da es, von Verſuchungen entfernt, ſeine urſprüngliche Sittlichkeit beybehalten hätte. Auch iſt der Vorſatz löblich, die Vortheile und das Vergnügen, welche aus zahlreichen Verbindungen entſtehn, lieber aufzuopfern, als ſeine Tugend in Gefahr zu ſetzen. Aber iſt, zwiſchen einer abſoluten Einſamkeit und zwiſchen einer vorſichtigen Einſchränkung ſeines Umgangs, kein

Unterſchied? Sind nicht die guten und böſen Beyſpiele, die Gelegenheiten weiſer und beſſer, und die, thörichter und ausſchweifender zu werden, die Aufforderungen ſich zu vervollkommnen, und die Gefahren ſich zu verſchlimmern, in der menſchlichen Geſellſchaft unter einander gemiſcht? Und liegt es nicht an uns, ſo weit irgend etwas von unſerer Freyheit abhängen kann, ob wir den Honig oder das Gift aus dieſem großen Garten ſammeln wollen? Es iſt wahr, die Tugend, welche ſich auf dem Theater der Welt, in dem Gewirre der Geſchäfte, oder in dem Rauſche der Zerſtreuungen unbefleckt erhalten ſoll, hat einen viel ſchwerern Kampf zu beſtehen, als die, welche in dem Schatten eines einſamen Lebens verborgen iſt. Aber was iſt auch die Tugend ohne Kampf? Wie kann ihre Aechtheit geprüft und ihr Werth erkannt werden, als wenn ſie den Verſuchungen wiederſteht, und ſichtbar in der menſchlichen Geſellſchaft Gutes ſtiftet? ....

Die falſche oder die ſchwärmeriſche Frömmigkeit würde nicht ſo viele Menſchen aller Zeiten und Völker zu Einſiedlern gemacht haben: wenn nicht wirklich die Liebe zur Tugend und das Verlangen nach ſittlicher Vollkommenheit, mit einer gewiſſen

Neigung zur Stille und zum Nachdenken, zuſammenhinge; wenn es nicht dem guten Menſchen natürlich wäre, ſeine Geſellſchafter ſorgfaltiger zu wählen, und eben deßwegen ihre Anzahl einzuſchranken. Aber indem wir die Richtigkeit dieſer Grundſätze anerkennen, werden wir uns hüten, zu die Folgerung einzuſtimmen, daß das beſchauliche Leben dem thätigen vorzuziehn ſey, und daß man ſich ganz von der Welt entfernen müſſe, um ihren Verſuchungen zu entgehn.

Noch eine dritte Meinung ſcheint in dem Geiſte jener, durch die Religion der Welt entzognen Einſiedler geherrſcht, und auf die Errichtung der geiſtlichen Orden und die Beſtimmung ihrer Regeln Einfluß gehabt zu haben. Sie iſt gewiß die unrichtigſte unter den dreyen: aber ſie könnte leicht, bey ſchwärmeriſchen Frommen, die größte Wirkung gethan haben. Ich rede von der Meinung, daß der ſündige Menſch, um ſeine Schulden abzubüſſen, und der Gnade des Himmels gewiß zu werden, ſich ſelbſt willkührliche Strafe aufzulegen, daß heißt, ſich zu kaſteyn verbunden ſey; und daß eine beſtändige Einſamkeit unter die ſtrengſten Kaſteyungen gehöre. In der That iſt der natürliche Hang des Menſchen zur Geſellſchaft ſo groß; er opfert ſo wichtige Vortheile und Vergnügungen auf, wenn er dem Umgange mit Menſchen entſagt; und lange Weile und Trübſinn ſind ſo unzertrennliche Gefährten einer lange daurenden Einſamkeit: daß, wenn ein freudenleeres und trauriges Leben uns die Gnade des Himmels erwerben kann, gewiß, um ſie zu erhalten, nichts zweckmäßiger ſeyn kann, als ſich in eine Einöde zu verbannen, oder zwiſchen vier Mauern zu verſchließen.

Aber woher kam in einen menſchlichen Kopf dieſer ſo ungereimt ſcheinende Gedanke, daß der Vater der Menſchen, den ſie als den Urheber ihres Lebens und alles Guten, deſſen ſie genießen, verehren, an ihren freywilligen Qualen ein Gefallen habe? Woher entſtand die ſeltſame Hoffnung, ihm wohlgefälliger zu werden, wenn ſie Vergnügungen entſagten, welche er ſelbſt in der Einrichtung der Dinge für ſie zubereitet hatte, und ſich Schmerzen auflegten, von denen ſie, vermöge ihrer Natur, befreyet wären? Wie war es beſonders möglich, begangene Fehler, nicht durch eine veränderte Aufführung, ſondern durch eine einſame Lebensart, in der man weder Gutes noch Böſes thun kann, vor dem höchſten Richter ausſöhnen zu wollen?

Doch keine Meinung iſt ſo ungereimt, von der, wenn ſie zu irgend einer Zeit weit ausgebreitet geweſen iſt, man nicht vermuthen kann, daß etwas wahres bey ihr zum Grunde liege. Die zu große Ausdehnung, die man einer in ihrer erſten Einſchränkung richtigen Idee giebt, iſt die Quelle der meiſten und der gröbſten Irrthümer: ſo wie die Uebertreibung einer natürlichen Empfindung, oder eines rechtmäßigen Triebes, die Urſache der gefährlichſten Leidenſchaften wird.

So auch in unſerm Falle. Die Menſchen durften nicht lange über ihre moraliſche Natur nachgedacht haben, um einzuſehen, daß die Selbſtbeherrſchung an ſich eine große Tugend und der Grund der meiſten übrigen ſey. Der Hang zum Vergnügen und die Furcht vor dem Schmerze gaben ſich gar bald als unſre ſtärkſten Empfindungen und unſere mächtigſten Triebfedern zu erkennen, die eben deswegen der Vernunft, wenn ſie als Geſetzgeberinn beym Menſchen auftritt, den größten Widerſtand entgegen ſetzen. Um dieſer mehr Anſehn zu verſchaffen, mußte man jenen etwas von ihrer Gewalt entziehn. Ihr natürlicher Ungeſtüm ſchickte ſich nicht zu der Ordnung und Regelmäßigkeit, in welchen das Weſen der Tugend beſteht. Wer ſich dasjenige abſchlagen kann, was ſeinen Begierden ſchmeichelt, und ſich vieles ohne Murren gefallen läßt, was ihm unangenehm iſt: den erkannte man bald als den einzigen Mann, der fähig wäre mit Standhaftigkeit weiſe und gerecht zu handeln. Es ſchienen alſo nun auch eigne Uebungen nöthig, um dem Menſchen dieſe Herrſchaft über ſich ſelbſt zu verſchaffen. Und worin konnten ſolche Uebungen anders beſtehn, als in freywillig aufgeopferten Vergnügungen, und in freywillig übernommenen Schmerzen? Die Uebungen des Kriegsmanns müſſen vor dem Tage der Schlacht vorhergehn. Ehe alſo die Gelegenheit eintritt, wo die Natur und die Pflicht den Menſchen auflegt zu leiden, oder Vergnügungen zu entbehren, muß er ſchon zum voraus dazu gewöhnt ſeyn, unter Abwechſelungen dieſer Art ſeine Gleichmüthigkeit zu erhalten. Daher haben die von Schwärmerey entfernteſten Moraliſten aller Zeiten den Freunden der Tugend angerathen, ſich zuweilen kleine Prüfungen der Selbſtbeherrſchung aufzulegen, auch wenn ſie durch die Umſtände nicht durchaus nothwendig gemacht werden.

Unter ſolche nützliche Prüfungen gehört ſicher auch die, ſich zuweilen den geſellſchaftlichen Zerſtreuungen, die man haben könnte und die man liebt, zu entziehn, und in der Einſamkeit Beſchäftigungen vorzunehmen, die pflichtmäßig ſind, aber die man weniger liebt. Wer gar nicht bey ſich ſelbſt wohnen kann, und ſich unglücklich fühlt, ſobald er allein iſt, wird gewiß viele ſeiner Pflichten nicht erfüllen, oder er wird ſie wenigſtens unwillig und oben hin verrichten. Welche Mittel des Unterrichts, welche ſchätzbaren Geiſtes-Uebungen derjenige entbehrt, der die Einſamkeit nicht ertragen kann: haben uns ſchon die Betrachtungen des erſten Theils dieſer Abhandlung gelehrt.

Auf dieſem feſten Grunde haben die Schwärmer ein unhaltbares Gebäude der Moral aufgeführt. Aus dem, was nur die Vorübung der Tugend ſeyn ſollte, haben ſie die Tugend ſelbſt gemacht; und die Ausnahme haben ſie zur Regel erhoben. Weil ſie in das Unangenehme der Entbehrungen und der Schmerzen ſelbſt, und nicht in die Standhaftigkeit, welche ſie zu rechter Zeit und am gehörigen Orte erträgt, das Verdienſtliche ſetzten, haben ſie jene ohne Noth und ohne Nutzen verlängert und erſchwert: wozu die unglückliche Idee der Büſſungen, welche ſich in alles einmiſchte, am meiſten beygetragen hat.

Hierzu werden wir nun auf keine Weiſe einſtimmen können. Wir werden, um auf unſern beſondern Fall zurück zu kommen, glauben, daß die Einſamkeit, inſofern ſie ein unangenehmer Zuſtand iſt, auch von uns gemieden werden muß, ſo viel es geſchehen kann: daß ſie aber ſo, wie jedes Uebel, eine Gelegenheit werden kann, uns in der Beherrſchung unſrer ſelbſt zu üben. Als ſolche, werden wir ſie zuweilen freywillig wählen: auch wenn wir in guter Geſellſchaft fröhlich ſeyn könnten. Dadurch werden uns manche Pflichten erleichtert werden, zu deren Ausübung wir durchaus allein ſeyn müſſen. Dadurch werden wir auf manche Schickſale des menſchlichen Lebens vorbereitet werden, die uns unfehlbar von der Geſellſchaft der Menſchen entfernen.

Endlich werden wir auch einſehen, daß, wenn unſere Umſtände uns zur Eingezogenheit nöthigen, oder unſere Pflichten uns dazu verbinden, wir für die Vergnügungen, deren wir entbehren, dadurch in der That einen Erſatz bekommen, daß wir mit einem geringern Grade von Vergnügen zufrieden ſeyn, oder vielmehr die ganz geiſtigen Vergnügungen denen mit ſinnlichem Genuß vermiſchten, vorziehn lernen. Denn in der That die Einſamkeit und die Beſchäftigungen, welche ſie den Menſchen übrig läßt, haben auch ihre großen Annehmlichkeiten. Aber es ſind ſolche, zu deren Genuß er mehr von ſeiner eignen Kraft aufwenden, mehr Vorkenntniſſe erwerben, mehr Vorübungen angeſtellt haben muß. Eben dieß iſt der moraliſche Nutzen der Einſamkeit: daß ſie uns das Vergnügen etwas ſchwerer macht, und uns alſo zu Anſtrengungen nöthiget, die uns vervollkommen. Indem ſie den Zufluß angenehmer Empfindungen und Ideen von außen verhindert, macht ſie uns auf die Schätze aufmerkſam, welche in unſerm eignen Geiſte verborgen liegen. Sie wird die Mutter der Tugenden, durch die Schwierigkeiten, die ſie uns zu überwinden giebt.

Uebrigens können auch die Annehmlichkeiten derſelben zu ſinnlichen werden, wenn ſie bloß in dem Hange des Temperaments und in der Gewohnheit ihren Grund haben. Der Schüchterne liebt die Einſamkeit, weil er hier der Beurtheilung der Menſchen nicht ausgeſetzt iſt: der Träge liebt ſie, weil er zum Vergnügen anderer keine Anſtalten machen, für ihre Unterhaltung ſich den Kopf nicht zerbrechen will. Der Liebhaber geheimer Ausſchweifungen verbirgt ſich in ihr vor dem Tadel der Welt.

Bey allen dieſen Perſonen wird ihre Sittlichkeit gewiß nicht durch die Einſamkeit, als durch eine Gelegenheit der Selbſtbeherrſchung, befördert: ſondern ihre ſinnlichen Triebe finden in ihr eine Befriedigung, durch die ſie noch mehr verſtärkt werden. In derjenigen Rückſicht alſo, von welcher ich jetzt rede, iſt im Grunde die Einſamkeit der Tugend nicht günſtiger, nicht mit ihr näher verwandt, als die Geſellſchaft. Jeder muß den Zuſtand ertragen lernen, welchem er am abgeneigteſten iſt: jeder muß die Rolle am ſorgfältigſten ſtudiren, welche ihm zu ſpielen am ſchwerſten fällt. Nur weil der ſinnliche Hang zur Geſelligkeit weit ausgebreiteter unter den Menſchen iſt, als die Temperaments-Neigung zur Einſamkeit: ſo iſt es auch vielleicht nöthiger, dem großen Haufen, die Pflicht ſich zuweilen in der Stille zu ſammeln, als die Pflicht ſich im Umgange andern mitzutheilen, zu predigen.

Die dritte Erfahrung, die ich anzuführen habe, ſticht gegen die vorhergehenden gewaltig ab. Es ſcheint, daß auch hier die beyden äuſſerſten Endpuncte einander berühren. Die Heiligen und die Mörder beyde wohnen in Wüſten und Höhlen

Die ſchwärmeriſche Begierde, ſich moraliſch zu veredeln, hat von jeher Menſchen verführt, ſich von ihres Gleichen abzuſondern. Der höchſte Grad bösartiger Neigungen bringt faſt bey allen, welche unglücklich genug ſind, ſich auf dieſe Weiſe auszuzeichnen, eine ähnliche Wirkung hervor. Auch unter den Thieren leben die Raubthiere einſam: und nur die Friedfertigen, die vom Pflanzenreiche ihre Nahrung ſuchen, geſellen ſich in Heerden zuſammen. Bey Menſchen, welche durch mörderiſche Wuth oder räuberiſche Habſucht ſich den Thieren nähern, iſt es natürlich, daß ſie ſich von der Geſellſchaft des edleren Geſchlechts, deſſen Auswürflinge ſie ſind, freywillig ausſchlieſſen. Sie finden, Dank ſey es der Vorſehung, nach der Errichtung der bürgerlichen Geſellſchaften, nur wenige Menſchen auf dem Erdboden, die in Denkungsart und Geſinnung hinlänglich mit ihnen übereinſtimmten, um einer Freundſchaft gegen ſie Raum zu geben. Wie könnten ſie ſich überdieß den Unſchuldigen und Friedlichen, denen ſie ſo feindſelig nachſtellen, und deren Haß ſie auf ſich geladen haben, mit gutem Herzen nähern? Auch iſt zur Ausführung ihrer verderblichen Anſchläge die Heimlichkeit durchaus erforderlich, welche durch ein einſames Leben am erſten möglich gemacht wird. Man kann noch

hinzuſetzen,

hinzuſehen, daß eine finſtere und melancholiſche Gemüthsart, die den Hang zur Einſamkeit erzeugt, wenn ſie bey einem Menſchen ohne ſittliche Gefühle vorhanden, oder wenn ſie mit Habſucht, oder mit Armuth und Elend verbunden iſt, zu den ſchwärzeſten Verbrechen führt. Aber ohne zu dieſen ausgearteten Gliedern des Menſchengeſchlechts, die, wie alle Mißgeburten, ſelten und einzeln in ihrer Art ſind, herabzuſteigen, finden wir eine andere zahlreichere Claſſe, welche die Einſamkeit in den Verdacht der Unſittlichkeit bringen könnte. Dieß ſind beſonders die gröbern Wollüſtlinge aus den höhern und mittlern Ständen, die entweder mit der Tugend auch den Anſtand abgelegt, und deßwegen aufgehört haben, für die Geſellſchaft, in der ſie eigentlich leben ſollten, zu paſſen; oder die, durch einen Reſt von Scham und durch die Furcht vor Zwang, zurückgehalten werden, ſich in dieſelbe zu miſchen. Wenn man einen reichen und vornehmen jungen Mann findet, der, ohne große Geſchäfte oder eine beſondere Liebhaberey zu haben, in den Verſammlungen des Adels, an ſeinem Orte oder in ſeiner Nachbarſchaft niemahls erſcheint; wenn man einen ſieht, der zur Aufnahme der guten Geſellſchaft in ſeinem Hauſe vollkommen ausgerüſtet und vorbereitet iſt, und doch keinen Menſchen weder zu ſeiner Tafel noch zu ſeinen Ergetzlichkeiten einladet: ſo kann man ziemlich ſicher ſchließen, das dieſe Ergetzlichkeiten von etwas niedriger Art ſind; daß er ſich nicht nur mit geringerer, ſondern auch mit ſchlechterer Geſellſchaft abgiebt, als er in dem öffentlichen Umgange ſeines Standes finden würde; und daß er mit einem Worte Dinge in ſeinem Hauſe vornimmt, die er andere nicht kann ſehen laſſen, ohne ſich ihrem Tadel auszuſetzen. Wie oft hat nicht ſelbſt einen verdienſtvollen Mann, ein unglückliches Liebesverſtändniß, oder eine geſetzwidrige Verbindung mit einer ſeiner unwürdigen, oder in ihren Umſtänden ihm zu ungleichen Perſon, von derjenigen Geſellſchaft abgehalten, deren Zierde er hätte ſeyn können!

Die bisherigen Beyſpiele zeigen uns Menſchen, welche dadurch bewogen wurden, einſam zu leben, weil ſie ausſchweifend leben wollten. Andere Beyſpiele zeigen uns den umgekehrten Einfluß der Einſamkeit, auf die Erweckung und Ausartung wollüſtiger Begierden. Die Religion ſelbſt hat die Einſiedler und Mönche nicht davor ſchützen können. Wie mancher unſchuldige Mann der entweder aus Eigenſinn, oder in der beſſern Abſicht, irgend ein Studium zu verfolgen, den erlaubten Zerſtreuungen im geſelligen Leben entſagt hatte, lernt nach und nach in der Einſamkeit, ſich für ſo große Aufopferungen durch unerlaubte Vergnügungen ſchadlos halten. Bey dem einen, wurde die Einbildungskraft um deſto mehr erhitzt, je weniger die Sinne mit äußern Gegenſtänden beſchäftiget waren. Bei dem andern, wuchs eine ſchon keimende Begierde, in einem von allen anderen Eindrücken leeren Herzen, zu einer ausſchweifenden Herrſchaft. Bey einem dritten, entwickelten ſich geheime Anlagen zur Unſittlichkeit, da ſie durch die Aufſicht des Publicums nicht mehr im Zaume gehalten wurden. Dieſer letzte Umſtand kommt vorzüglich in Betrachtung. Der geſellſchaftliche Mann lebt vor den Augen der Menſchen und hat die Urtheile derſelben zu fürchten: der in der Einſamkeit verborgne hat keinen Zeugen und Richter ſeiner Handlungen, als ſich ſelbſt. Er kann alſo nur, durch ſtumpfe Sinnen und ein kaltes Temperament, oder durch eine höhere Gewiſſenhaftigkeit, vor Ausſchweifungen bewahret werden.

Noch ſind zwey ins Große gehende Erfahrungen, die unſern Gegenſtand betreffen, übrig: die eine, geſchöpft aus den Schriften der Dichter und Weltweiſen; die andere aus der Geſchichte der Welt.

Jene preiſen mit Einer Stimme das Glück und die Unſchuld eines ſtillen Privatlebens. Sie geben es für die letzte Frucht der Erfahrungen aus, die ſie in ihrem Verkehr mit der Welt geſammelt haben: daß derjenige am beſten lebe, der ſich am beſten zu verbergen wiſſe. Sie ſchildern die Höfe, als den Sitz des moraliſchen Verderbniſſes, und ſuchen Tugenden und Glück nur in der einſamen Hütte des Landmanns.

Was iſt aber der Unterſchied der beyden Zuſtände, die, in ihrer Beziehung auf Moralität, einander ſo entgegengeſetzt werden? Er beſteht hauptſächlich in der Menge, oder der Seltenheit der Verbindungen, welche den darin lebenden Menſchen mit der übrigen Welt verknüpfen. Was iſt ein Privat-Mann, und was iſt ein Hof? Jener iſt ein Bürger, der, weil er an der Regierung des Staats wenig, oder keinen Antheil hat, auch den meiſten Staatsgliedern unbekannt iſt, und weder von vielen Menſchen aufgeſucht wird, noch des Beyſtandes Vieler zu ſeinen Abſichten bedarf. Der

Hof hingegen iſt die Geſellſchaft des Fürſten, das heißt diejenige, welche dem Regierer des Staats und dem Mittelpuncte deſſelben am nächſten iſt. Gegen dieſen Punct drängen ſich alle Verhältniſſe. Von ihm aus laufen die Fäden, welche die ganze Maſchine des Staats zuſammen halten, und deſſen Triebfedern in Bewegung ſetzen. Hier leben die Menſchen, deren die andern Staatsbürger am meiſten nöthig haben, und die hinwiederum der Mitwirkung der größten Anzahl zur Erreichung ihrer Abſichten bedürfen. Der Unterſchied zwiſchen dem Hof- und Privat-Leben liegt alſo darin: daß das erſte den Menſchen mit ſehr vielen, das andere mit wenigen Perſonen in Verbindung ſetzt. Die allgemeine Meinung ſcheint alſo dahin zu gehen, daß die Tugend und Unſchuld des Menſchen in Gefahr ſey, wenn er in einer allzu ausgebreiteten Geſellſchaft lebt, und ſicherer geſtellt werde, wenn er ſich in einen kleinen Kreis zurückzieht.

Die Thatſache der Geſchichte, auf welche ich hindeutete, zeigt uns die Sache wieder von der entgegengeſetzten Seite. In allen Zeitaltern und bey allen Völkern erblicken wir den Fortgang der Sittlichkeit im Gefolge der wachſenden Geſelligkeit. Der erſte Schritt zur bürgerlichen Cultur iſt, daß die Menſchen aus dem zerſtreuten Nomaden-Leben in Dörfer und Städte geſammelt werden. Was geſchieht dadurch anders, als daß ſie einander näher kommen, und Gelegenheit erhalten geſellſchaftliche Verbindungen unter einander zu errichten? Um die Nationen, von dieſer erſten Stufe der Verfeinerung auf eine höhere zu erheben, finden wir in den frühern Zeiten kein Mittel wirkſamer, als die Zuſammenkünfte derſelben bey öffentlichen Religions-Feſten und Schauſpielen. Die tiefe Verehrung war nicht ohne Grund, welche die Griechen für den Olympiſchen Siegeskranz und die Athletiſchen Uebungen hegten: ſo unbedeutende Gegenſtände ſie auch für uns zu ſeyn ſcheinen. Aber ſie waren die Gelegenheit geweſen, daß die Griechiſchen Völkerſchaften auf eine Zeitlang ihre Fehden bey Seite geſetzt, und ſich mit einander im Genuſſe eines gemeinſchaftlichen Vergnügens vereinigt hatten. Durch ſie waren die Kenntniſſe, welche ſich einzelne Perſonen, oder Volksſtämme erworben hatten, bey der ganzen Nation in allgemeinen Umlauf gekommen. Zu Olympia hatte Herodot die Griechen die Geſchichte und Erdbeſchreibung gelehrt, ſo viel man damahls von beyden wiſſen konnte und zu wiſſen brauchte. Dichter und Künſtler hatten hier durch Ausſtellung ihrer Werke den Geſchmack der Nation veredelt, oder nützliche Lehren verbreitet.

Auch in dieſer Hinſicht hat die Religion dem menſchlichen Geſchlechte große Dienſte geleiſtet. Die früheſten Feſte, bey welchen die Menſchen die Freuden der Geſelligkeit genoſſen, waren gottesdienſtliche Zuſammenkünfte. Kein Gaſtmahl gab es im Alterthum, als im Gefolge eines Opfers. Auch jene berühmten Wettkämpfe, welche die Einwohner von ganz Griechenland herbey zogen, wurden nur zu Ehren und an den Feſttagen gewiſſer Gottheiten gehalten. In unſerm neuen, und beſonders im nördlichen Europa, haben die Kirchen und Klöſter den zerſtreuten Landleuten den erſten Sammelplatz angewieſen, und zur Erbauung der Städte Anlaß gegeben. Feyerliche Meſſen an den Tagen der Schutzheiligen eines Landes, ſind die Gelegenheit geworden, auch die Einwohner entfernter Gegenden zu gegenſeitigem Verkehr zu vereinigen, und haben daher auch denjenigen Zuſammenkünften, die bloß den Handel zur Abſicht haben, ihren Nahmen mitgetheilt. Allenthalben, wo ſich, aus welcher Urſache es auch ſeyn mochte, der Umgang unter den Menſchen vermehrte; wo Religion und Handel, oder Schauſpiele und Luſtbarkeiten ſie häufiger zuſammen brachten, und ſie zum Umtauſche ihrer Gedanken und Empfindungen ſowohl, als ihrer Waaren veranlaßten: da wurden auch die Sitten milder. An die Stelle der alten Barbarey, trat Anſtand und Artigkeit; die Geſetze bekamen mehrere Kraft; die, Erbfeindſchaften einzelner Familien und ganzer Völkerſchaften hörten auf, nachdem ſie ſich einander genauer kennen gelernt hatten, — und mit ihnen die Mord- und Raub-Luſt, die durch den Haß war entſchuldiget und gereitzt worden. Die unſchuldigern Mittel ſich zu bereichern, welche der Handel, und die ſittlichern Vergnügungen, welche die Geſellſchaft anboth, verdrängten die Neigung des rohen Natur-Menſchen zu Kampf und Streit, durch die er ebenfalls bald Eigenthum zu erwerben, bald bloß ſich zu beluſtigen gedachte.

In den Ländern, die am ſpäteſten, und gleichſam unter unſern Augen cultivirt worden ſind, ſehen wir dieſes am deutlichſten. Die Ungern, zum Beyſpiele, ſind in einem Zeitraume von acht hundert Jahren, von der roheſten Wildheit zur vollkommnſten Europäiſchen Verfeinerung, empor geſtiegen: und jede Stufe ihres Fortgangs iſt, durch eine neue Vermehrung ihrer Geſelligkeit, bezeichnet. Ein neuerer

Geſchichtforſcher merkt an, daß Matthias Korvinus, der zur Bildung dieſer Nation mehr, als irgend ein anderer ihrer Könige, beygetragen hat, ſie ganz vorzüglich, durch die Errichtung einer Reſidenz und einer Hofhaltung in Buda, beförderte, wohin er den Adel des Landes verſammelte. Ueberhaupt werden wir den Höfen, wenn wir nach der Geſchichte über ſie urtheilen, das Verdienſt zugeſtehen müſſen, mit der feinern Geſelligkeit, auch die Sittlichkeit unter rohen Völkern verbreitet zu haben.

Aus den Widerſprüchen, unter den bisher angeführten Erfahrungen, ergiebt ſich nun der Schluß: daß weder die Einſamkeit an ſich, noch die Geſellſchaft an ſich, mit der moraliſchen Verbeſſerung, oder Verſchlimmerung des Menſchen, einen nothwendigen und gleichförmigen Zuſammenhang habe; daß der Menſch für keinen von dieſen beyden Zuſtänden ausſchließend gemacht ſey; daß ihm bald die Einſamkeit, bald der geſellige Umgang, zur Bildung ſeines ſittlichen Charakters nützlich ſey, nachdem entweder er ſelbſt, oder nachdem die Geſellſchaft beſchaffen iſt, zu welcher er Zutritt hat; daß in der Regel Einſamkeit und Geſellſchaft, Umgang mit uns ſelbſt und Umgang mit andern, mit einander abwechſeln müſſen, wenn nicht irgendwo, im Geiſt oder Charakter, ein roher ungebildeter Theil übrig bleiben ſoll.

Um nun dieſe Mannigfaltigkeit von Einflüſſen, mit mehrerer Genauigkeit und Ordnung, zu überſehn, will ich den allgemeinen Einfluß, den Einſamkeit und Geſellſchaft auf alle Tugenden, das heiſt, auf den moraliſchen Charakter überhaupt haben, von demjenigen Einfluſſe abſondern, durch den ſie auf jede der Haupttugenden insbeſondere wirken. Jener allgemeine Einfluß ſcheint ſich mir hinwiederum am füglichſten unter drey Hauptſtücke bringen zu laſſen. Er betrifft entweder die Grundſätze und das moraliſche Gefühl; oder die Uebung der Moralität durch äußere Handlungen, — und dieß letztere wieder auf doppelte Weiſe, erſtlich inſofern die Geſellſchaft oder die Einſamkeit zur Ausübung gewiſſer Pflichten die *Gelegenheit* und den Schauplatz darbiethet, zweytens inſofern die eine oder die andere die *Gewohnheit* auf gewiſſe Weiſe zu handeln befördert. Um eine Fertigkeit in der Tugend zu erhalten, ſind zuerſt tugendhafte Geſinnungen, — iſt zuerſt der Vorſatz, gut zu handeln, nothwendig. Aber der Menſch kann noch nicht alles das, was er ſich vorſetzt. Er muß nun erſt in Umſtände kommen, wo er Verſuche zur wirklichen Ausübung mache. Hier wird er unerwartete Schwierigkeiten von Seiten der äußern Verhältniſſe, andere von Seiten ſeiner eignen Neigungen finden. Dieſe müſſen nach und nach, durch öftere Wiederhohlung gleichartiger Handlungen, überwunden werden. Der zweyte Umſtand alſo, welcher ſeine moraliſchen Fertigkeiten befördert oder verhindert, iſt, ob er viele oder wenige Gelegenheiten habe, Pflichten einer gewiſſen Art auszuüben. Das iſt auch der zweyte Umſtand, durch welchen ſich Einſamkeit, von der Geſellſchaft, in Abſicht ihres moraliſchen Einfluſſes, unterſcheidet. Endlich giebt es, außer den innern Prinzipien, noch äußere Beförderungs-Mittel der Tugend und des Laſters, durch Hervorbringung mechaniſcher Gewohnheiten, welche der einen oder der andern günſtig ſind. Hier kommt beſonders die Macht des Beyſpiels und der Trieb der Nachahmung, — hier kommen gewiſſe ſinnliche Ermunterungen in Betrachtung, welche aus dem Vortheile oder dem Nachtheile, aus dem Vergnügen oder dem Schmerz, der unſere Handlungen unmittelbar begleitet, entſtehn. Auch ſolcher Gewohnheiten, ſolcher Ermunterungen giebt die Einſamkeit den Menſchen andere, als die Geſellſchaft. Doch werden die beyden letzten Puncte, die Gelegenheit und die Ermunterung, ſich gemeiniglich bey einander finden. In einem Zuſtande, wo viele Veranlaſſungen ſind, gewiſſe Pflichten auszuüben, finden ſich gemeiniglich auch Beyſpiele und Ermunterungen für dieſelbe.

Erſte Abtheilung.

Was kann Einſamkeit, oder Geſellſchaft, zur Bildung moraliſcher Grundſätze, und Geſinnungen beytragen?

Daß, was zu allererſt hierbey in die Augen fällt, und was alſo gewiß auch den wichtigſten Punct ausmacht, iſt, daß im eigentlichen Verſtande, moraliſch, nur derjenige handelt, der nach Grundſätzen handelt, — Grundſätze aber, das Werk der nachdenkenden Vernunft ſind; und daß das Nachdenken, beſonders über unſichtbare Gegenſtände, durch die Einſamkeit erleichtert wird, im Geräuſche aber unmöglich iſt.

Zwey Unterſuchungen ſind es vornehmlich, die dem tugendhaften Manne unentbehrlich ſind: Unterſuchung deſſen, was Recht und Unrecht iſt, — und die Prüfung ſeiner eignen Handlungen. Ein richtig belehrtes Gewiſſen und Selbſtkenntniß: das ſind die beyden Grundpfeiler, auf welchen die Sittlichkeit eines Menſchen ruht.

Nicht jeder rechtſchaffene Mann darf ein Philoſoph ſeyn und ſich in Speculationen über die erſten Gründe der Sittlichkeit einlaſſen. Ja, dieſes wiſſenſchaftliche Studium der Moral führt den Menſchen noch nicht, zu derjenigen Kenntniß ſeiner Pflichten, die er zur Ausübung derſelben braucht, und die er nur, aus der Betrachtung ſeiner eigenthümlichen Natur und ſeiner beſondern Umſtände, ſchöpfen kann. Aber auf der anderen Seite iſt es durchaus unmöglich, wirklich tugendhaft zu ſeyn, und immer nur nach Inſtincte, nach Beyſpiel oder nach Gewohnheiten zu handeln.

Die Stimme des Gewiſſens iſt eine leiſe Stimme, die ſich in dem Geräuſche der Welt ſchwerlich hören läßt. Und doch iſt es unmöglich, zu einem moraliſch guten Charakter zu gelangen, wenn man dieſen inneren Zeugen und Richter ſeiner Handlungen nicht zuweilen auch ausführlich befragt und abhört.

Von nichts in der Welt wird weniger in Geſellſchaft geſprochen, als von dem moraliſchen Verdienſt oder von der Schuld derjenigen Perſonen, welche die Geſellſchaft ausmachen. Selbſt von Handlungen, welche allgemeines Aufſehen erregen und von jedermann beurtheilt, gelobt oder getadelt werden, wird in der Gegenwart der handelnden Perſonen ſorgfältig geſchwiegen. Noch vielweniger machen die Geſetze der Moral, und die Anwendung derſelben auf unſre Umſtände den Gegenſtand der gewöhnlichen Unterhaltungen, in dem Umgange mit andern, aus.

Schon die gute Lebensart verbiethet es, ſich zum Richter oder Geſetzgeber der Perſonen, mit denen man umgeht, aufzuwerfen, und doch würde man hiervon den Schein haben, wenn man entweder von den Pflichten, die ſie in einem gegenwärtigen Falle zu beobachten, oder von denen, die ſie in einem vergangenen verſäumt haben, reden wollte. Aber auch die Natur der moraliſchen Verhältniſſe, und die Natur und Abſicht der geſellſchaftlichen Zuſammenkünfte führt unvermeidlicher Weiſe das Geſpräch auf ganz andere Gegenſtände. Was die erſten betrifft, ſo iſt klar, daß, um gründlich beurtheilen zu können, was ein Menſch zu thun habe, und wie er ſeine Aufführung, um pflichtmäßig zu handeln, einrichten müſſe, eine ſolche genaue Kenntniß ſeiner ganzen Lage und ſeiner perſönlichen Eigenſchaften nöthig ſey, dergleichen nur er ſelbſt, oder ſein vertrauteſter Freund haben kann. Eine eben ſo genaue Bekanntſchaft mit dem Menſchen und mit ſeinen Umſtänden wird erfordert, wenn man die vergangene Aufführung deſſelben einer moraliſchen Prüfung unterwerfen will. Das hält freylich niemanden ab, entweder bey ſich ſelbſt, oder mit einem dritten, dieſe Materien abzuhandeln. Es iſt ſogar der gewöhnliche Gegenſtand des allgemeinen Geſprächs, über das Betragen abweſender Perſonen, beſonders wenn dieſelben durch ihr Amt und ihren Stand von Wichtigkeit ſind, ſelbſt bey einer ſehr entfernten Bekanntſchaft mit denſelben, zu urtheilen, und ihnen Lob oder Tadel auszutheilen. Aber jeder iſt ſich auch der Seichtigkeit und Unſicherheit dieſer Urtheile ſo ſehr bewußt: daß er es nicht wagt, mit denſelben bey den Perſonen ſelbſt, über welche er ſie fällte, aufzutreten.

Was die Natur der geſellſchaftlichen Zuſammenkünfte betrifft, ſo haben ſie immer eine näher liegende Beziehung; — entweder auf ein gewiſſes Intereſſe, oder auf das Vergnügen der ſich verſammelnden Perſonen. Dieſer nahe und ſinnlichere Gegenſtand ſchließt einen ſo entfernten und abſtracten, als der moraliſche Werth der menſchlichen Handlungen iſt, aus.

Es iſt die letzte Frucht einer vollkommnen und ganz vertrauten Freundſchaft, wenn ein Menſch, von den Tugenden und Fehlern eines andern, mit ihm ſelbſt reden, und ihm, für ſeine künftige Aufführung in Abſicht deſſen, was in derſelben recht oder unrecht iſt, Vorſtellungen machen darf. Der Umgang mit einem ſolchen Freunde iſt allerdings im Stande, auf die moraliſchen Grundſätze eines Menſchen einen vortheilhaften Einfluß zu haben. Aber ein Umgang dieſer Art iſt etwas ſo ſeltnes: daß er gar nicht in Betrachtung kommt, wenn von Geſellſchaft überhaupt und ihrem Einfluſſe auf

Sittlichkeit die Rede iſt. Ueberdieß iſt der Umgang, mit einem Einzigen, der Einſamkeit nahe verwandt. Und es macht ſelbſt eine Art des Nutzens aus, den man von der Einſamkeit ziehn kann, daß man ſich um deſto mehr einer einzelnen Perſon überliefert, mit der man in Denkungsart und Geſinnung übereinſtimmt, oder durch deren höheres Verdieſt man iſt angezogen worden. Ja es entſtehen ſolche innige Freundſchaften, dergleichen nöthig ſind, wenn ein Menſch der Führer und Wächter des andern, auf dem Wege zur Tugend, ſeyn ſoll, ſehr ſelten unter Perſonen, die in einen ausgebreiteten Kreiſe des Umgangs leben, oder durch ihre Geſchäfte mit ſehr vielen Menſchen in abwechſelndem Verkehr ſtehn. Die Zerſtreuung iſt jeder innigen und tiefen Empfindung hinderlich. Und ſelbſt diejenigen Perſonen, welche einer vertrauten Freundſchaft fähig ſind, und ihnen ähnliche Männer gefunden haben, ſind doch nicht im Stande, ſich dieſen hinlänglich zu nähern und mit ihnen gleichſam zuſammen zu wachſen, wenn ſie ihre Zeit unter zu viele Perſonen theilen müſſen.

Da alſo, in dem Geſchäfts- und geſellſchaftlichen Leben der Menſchen, alles andere eher der Gegenſtand der Unterſuchung wird, als die Moralität der Handlungen; da alles das, was vor den Richterſtuhl des Gewiſſens gehört, von der Gerichtsbarkeit der gemeinſchaftlichen Beurtheilung im Geſpräche ausgeſchloſſen iſt: ſo muß nothwendig der Menſch dieſem Zweig der Weisheit, die Kenntniß deſſen, was er als ein moraliſch guter Menſch zu thun hat, und was er, nach ſeinem bisherigen Betragen für ein Urtheil verdient, entweder gänzlich vernachläßigen, oder er muß den Mangel geſelliger Belehrungen, durch eignes, einſames Nachdenken, zu erſetzen ſuchen.

Schon Pythagoras und die älteſten Moraliſten wieſen den Menſchen dazu an, in der Stille der Nacht, auf dem einſamen Lager, jeden Tag mit einem Selbſtgeſpräche zu beſchließen, in welchem er ſich ſelbſt über das, was er während deſſelben gethan und gelaſſen hätte, zur Rechenſchaft zöge, und in die Bewegungsgründe ſeiner Handlungen eindränge.

Der Bildung moraliſch richtiger Grundſätze iſt ein durch Geſellſchaft und Geſchäfte zerſtreutes Leben, wenn es nicht durch Zeiten der Ruhe und der Eingezogenheit unterbrochen wird, auf eine von folgenden drey Arten ſchädlich: durch Gedankenloſigkeit und Frivolität; durch ein zu ſtarkes Intereſſe für Gegenſtände, die ſinnlich ſind und mit der Tugend nichts gemein haben; endlich durch die Einſtimmung in Meinungen, welche man bey einem großen Theile der feinern Welt angenommen findet, oder durch die Beyſpiele derſelben gerechtfertigt glaubt.

Erſtlich, der Einſame kann ſchwerlich ſo leichtſinnig, und aller Moralität vergeſſen gemacht werden, als es viele deren ſind, welche ſich den geſelligen Vergnügungen ganz widmen. Der Umgang iſt, nicht nach dem, was er ſeyn könnte, ſondern nach dem, was er iſt, — mehr eine Zerſtreuung, als eine Beſchäftigung des Geiſtes: erfüllt die Zeit aus, ohne daß wir ſie eigentlich zu irgend einem beſtimmten Zwecke anwendeten. Je zahlreicher und je glänzender die Cirkel werden: deſto unbedeutender werden die Geſpräche; deſto weniger Gelegenheiten biethen ſich in denſelben dar, ſich zu unterrichten, oder ſeinen eignen Geiſt zu üben; deſto mehr wird alles darauf angelegt, die Sinne in einem angenehmen Rauſche zu erhalten, oder der Einbildungskraft eine leichte Nahrung zu geben. Bey Menſchen, welche aus dieſem Schwarme nie zu ſich ſelbſt kommen, gewöhnt ſich das Gemüth an eine ſo leichte Speiſe, und verliert theils den Geſchmack an ernſthaften Ideen und zuſammenhängenden Betrachtungen, theils die Fähigkeit, ſolche Ideen zu faſſen und ſolche Betrachtungen anzuſtellen. Die Tugend iſt aber etwas Ernſthaftes; die Kenntniß ſeiner Pflichten, und die Kenntniß ſeiner ſelbſt kann der Menſch nicht, ohne eine anhaltende Aufmerkſamkeit und ein angeſtrengtes Nachdenken, erhalten. Dieſe Gegenſtände ſtechen mit Spiel und Tanz und dem gewöhnlichen Geſchwätze der Alltags-Geſellſchaften, zu ſehr ab: als daß es ſogar leicht ſeyn könnte, von den letztern auf die erſtern überzugehn.

Zweytens, wenn aber auch die Geſellſchaft weniger frivol iſt; wenn ſie wirklich den Geiſt durch ein ſtarkes Intereſſe in Thätigkeit erhält, und ſein Nachdenken zu Betrachtungen auffordert: ſo ſind es doch immer nur die Gegenſtände des Ehrgeitzes, oder des Eigennutzes, welche dieſes Intereſſe erregen; es iſt immer Politik und Handel, oder Land- und Haus-Wirthſchaft, — es ſind die Neuigkeiten, oder die

Vergnügungen des Tages, welche für dieſe Betrachtungen den Stoff liefern. Durch die Geſellſchaft wird man immer mehr, in die Händel der Welt, verflochten. Der jetzige Augenblick, die gegenwärtige Conjunctur, ein Gewinnſt, der uns eben lockt, oder ein Verluſt, der uns droht, ein offenſtehendes Amt, nach welchem wir trachten, oder in welches wir einen unſerer Günſtlinge bringen wollen: kurz das Gegenwärtige, das Sinnliche, das Aeußere iſt es, was die allzugeſelligen Weltleute unaufhörlich beſchäftigt; es bekommt alſo auch eine größere Gewalt über ihr Gemüth und beherrſcht zuletzt daſſelbe unumſchränkt.

Die Urſache iſt doppelt. Einmahl im geſellſchaftlichen Leben werden wir erſt recht gewahr, was Reichthum und Rang bedeuten, und welche Vortheile ſie gewähren. Der Einſame kann ihrer entbehren, ohne daß es ihm ſehr unangenehme Empfindungen verurſachte, wenn er nur nicht an dem Nothwendigen Mangel leidet. Aber im Umgange mit der Welt kommen die Gelegenheiten alle Augenblicke vor, wo der Aermere und Geringere ſich entweder gewiſſer Annehmlichkeiten beraubt, oder gewiſſen Demüthigungen ausgeſetzt ſieht. Kein Wunder alſo, daß man in der Geſellſchaft Reichthum und Macht noch mehr ſchätzen lernt; daß die Neigungen, welche dieſe beyden Güter natürlicher Weiſe erregen, dort zu heftigen Leidenſchaften angeflammt werden. Gegen ſolche nun kann das ſanftere Intereſſe der Moralität den Streit nicht aushalten.

Dazu kommt zweytens, daß wir im Umgange mit der Welt das allgemeine Dichten und Trachten der Menſchen, nach Erlangung dieſer beyden Scheingüter, gewahr werden. Wir ſehen es da mit Augen, wie die ganze Geſchäftigkeit der Welt ſich um dieſen Mittelpunct kehrt. Der Stolze vergißt ſeine Hoheit, kriecht und ſchmeichelt; der Weiſe wird ſeinen Grundſätzen ungetreu; der Witz, der Fleiß, die Gelehrſamkeit, die Intrige: alles wird aufgebothen, um das über alles geſchätzte Metall zu erhalten, oder um ſich über ſeine Mitbürger durch äußere Ehrenzeichen zu erheben. Wer dieß alles in ſeiner Einſamkeit nur aus der Ferne ſieht, oder aus Büchern kennt, wird davon nur ſchwach gerührt: und die gegenſeitigen Betrachtungen, von der Nichtigkeit des Reichthums und der Hoheit, und von der Wahrheit und Wichtigkeit der Güter, welche in der Weisheit und Tugend, — welche in der Wiſſenſchaft, dem Genuſſe der Natur und der Freundſchaft liegen, behalten einige Gewalt über ſein Gemüth. Aber wenn man mitten in dem Gedränge iſt: ſo wird man von dem Strome derer, die alle nach einem Ziele laufen, mit fortgeriſſen. Die allgemeine Krankheit ſteckt an: das allgemeine Beyſpiel rechtfertigt. „Ich unbedeutender Erdenſohn ſollte das klein und verächtlich finden, was die erſten und größten Männer meiner Nation mit ſo raſtloſer Begierde verfolgen?“ Die Lehren der Weisheit ſcheinen uns dann eine überſpannte Schwärmerey, oder eine unausführbare Speculation, da ſie der allgemeinen Praxis ſo ſchnurſtracks wiederſprechen.

Durch dieſen doppelten Einfluß alſo, den Einfluß der Sache ſelbſt und den der öffentlichen Meinung; — dadurch, daß Reichthum und Macht im geſellſchaftlichen Leben wirklich größere Vortheile, als im einſamen, gewähren, und dadurch, daß ihr Werth dort von ſo vielen Stimmen geprieſen, und noch weit mehr durch die Handlungen ſo vieler beſtätiget wird, wächſt unſre Anhänglichkeit an dieſelben. Und da die Begierden nach Geld und Anſehn ſo oft, mit den Grundſätzen des Rechts und der Tugend, in Colliſion gerathen: ſo verdunkeln ſie auch die natürliche Achtung, welche, für dieſe Grundſätze, in dem Gemüthe vorhanden geweſen.

Doch, in einem ausgebreiteten Umgange mit der Welt, finden wir nicht bloß Zerſtreuungen, welche uns der Moral vergeſſend machen; noch werden wir bloß in Beſtrebungen verwickelt, welche uns von ihr abziehn: ſondern wir werden auch unmittelbar verſucht, unmoraliſche Grundſätze für die richtigen, und Tugend und Pflicht für Hirngeſpinſte zu halten. Niemand iſt mehr dieſer Gefahr ausgeſetzt, als die vornehme und reiche Jugend, wenn ſie zu zeitig in die große Welt eingeführt, und zur Theilnahme an allen ihren Vergnügungen zugelaſſen wird. Um ſie verſammeln ſich die Verführer, weil ſie von ihr Vortheil ziehn wollen. Sie wird von den Leichtſinnigen aufgeſucht, weil ſie neue Genoſſen und Beförderer ihrer Ausſchweifungen anwerben wollen. Die unerfahrne Unſchuld ſcheint vorzüglich von dem Laſter zum Ziele ſeiner Angriffe gewählt zu werden. Und da in dieſer großen Welt das

Laſter oft, mit allem Glanze der Artigkeit des Luxus und des guten Geſchmacks, bekleidet iſt; da es von allen Vortheilen des Standes und Vermögens unterſtützt wird: ſo findet es hier, bey einen dagegen noch nicht gewaffneten Herzen, nur zu leichten Eingang. In einem geſitteten Lande giebt es kaum irgend einen Menſchen, dem, bey ſeiner erſten Erziehung, nicht einige Grundſätze der Religion und Sittlichkeit beygebracht worden wären. Kein Vater erzieht doch geſliſſentlich ſeinen Sohn zum Laſter. Nur wenige laſſen es an allem Unterrichte, der zur Tugend führt, fehlen. Dieſe frühen Eindrücke mögen noch ſo ſchwach und unvollkommen ſeyn: ſo behalten ſie doch einige Gewalt über das Gemüth, wenn ſie nicht durch nachfolgende weit ſtärkere ausgelöſcht werden. In einem häuslichen und ſtillen Leben kommen ſolche Eindrücke nicht vor: der Menſch bleibt alſo dann ſo, wie ihn die erſte Erziehung gemodelt hat. Selten wird ein Menſch mit ſo verkehrten Neigungen gebohren: daß die bloße natürliche Entwickelung derſelben ihn dahin brächte, allem dem Hohn zu ſprechen, was ihm von Jugend auf, als ehrwürdig und heilig, eingeprägt worden war. In dem eingeſchränkten Privatleben geſchehen zwar

Ungerechtigkeiten genug: aber die Grundſätze des Rechts werden doch unangetaſtet gelaſſen. Dem Laſter wird gefröhnt, und der Tugend gehuldiget. Aber wenn die Menſchen auf einen höhern Standpunct treten; wenn ſie in den Strudel des großen Weltverkehrs hineingezogen werden: ſo ſind ſie ſehr in Gefahr, jene ſchwache Schutzwehr ihrer Tugend, die Erinnerung an die Vorſchriften ihrer Aeltern und Lehrer, zu verlieren.

Nur in der großen Welt, wo Müßiggang, Reichthum und despotiſcher Stolz, beſonders junge Leute, geneigt macht, ſich über alles hinwegzuſetzen, und ſie ſowohl auf neue Wollüſte, als auf neue Rechtfertigungs-Gründe ihrer Lüſte ſinnen läßt: — nur hier findet man die eigentlichen Prediger der Unſittlichkeit; nur hier wird eine Theorie für das Laſter erſonnen. Was ſelbſt der ſchlechteſte Menſch in der Einſamkeit, und ſeinem Freunde in einem vertrauten Geſpräche, zu ſagen ſich nicht getrauet: das wird in einer Geſellſchaft unſittlicher Menſchen, bey einer lärmenden Fröhlichkeit, in den dem Bacchus oder der Venus gewidmeten Orgien, ohne Scheu vorgebracht und ohne Mißfallen angehört.

In Abſicht dieſes erſten Puncts, der Bildung und Aufrechterhaltung moraliſcher Grundſätze, hat alſo die Einſamkeit unſtreitig ihre eigne Vorzüge, und ihren entſchiednen Werth. Der Freund der Tugend wird es durchaus nothwendig finden, zuwe[illegible] mit ſich ſelbſt darüber zu ſprechen, wovon man weder auf dem Markte, im Senat und in der Gerichtsſtube, noch an den Tafeln der Großen und in den Zuſammenkünften der witzigen Köpfe, reden hört; und worüber es, ſelbſt mit einem Freunde, ſo ſchwer iſt, ohne alle Zurückhaltung zu ſprechen: ich meine über ſeine eigne Aufführung, über die Bewegungsgründe, die ihn bey derſelben beſeelt haben, über die Neigungen, die in ihm aufgeſtiegen ſind; und kurz über alle die Geheimniſſe ſeines Herzens und Lebens, aus welchen erhellt, theils, was er ſelbſt vor dem Richterſtule des Gewiſſens für ein Urtheil verdiene, theils, was er noch künftig thun oder laſſen müſſe, um ſich das Zeugniß, ein rechtſchaffner Mann zu ſeyn, geben zu können. Der Menſch gemeiner Art, deſſen ſittliches Gefühl weniger fein iſt, oder der zwiſchen guten und böſen Neigungen hin und her ſchwankt, wird durch die Einſamkeit zwar nicht verbeſſert: aber er wird vor Verſchlimmerungen leichter bewahrt.

Ich muß indeß noch hinzuſetzen, daß, auch zu jenen nützlichen Selbſtbetrachtungen, eine Abwechſelung geſelliger Thätigkeit mit einſamer Sammlung des Gemüths, vortheilhafter iſt, als ein immerwährend einſiedleriſches Leben. Wenn die Tage eines Menſchen in zu großer Einförmigkeit verfließen, und durch zu wenige bedeutende Vorfälle und Handlungen ausgezeichnet werden: ſo bekommt er zu wenig Antrieb und Reitz, über ſich ſelbſt, ſein Leben und ſeine Ausführung ernſthafte Betrachtungen anzuſtellen. Das, was er thut und läßt, kommt ihm dann ſelbſt klein, und eines großen Studiums unwürdig vor. Seine Fehler ſcheinen ihm ſehr verzeihlich, denn ſie haben keine große Folgen. Seine Tugend ſcheint ihm ſicher: denn ſie hat nicht nöthig, ſich gegen große Verſuchungen zum voraus zu waffnen. Die gewiſſe Erſchlaffung und Trägheit des Gemüths, welche ſich bey einem einſamen Leben ſo oft einzuſtellen pflegt, kommt noch hinzu. Daher geſchieht es, daß diejenigen Menſchen, welche die meiſte Muße haben über ſich ſelbſt nachzudenken und an ihrer Beſſerung zu arbeiten, die, welche weder durch Geſchäfte noch Umgang abgehalten werden, in ihr Inneres hinabzuſteigen, und die geheimſten Falten ihres Herzens zu erforſchen, doch oft am gedankenloſeſten ihr Leben zubringen, und bloß durch Gewohnheit und Eigenſinn, nicht durch Grundſätze und Selbſtkenntniß, regiert werden. Wer aber, mit dem edlen Triebe nach moraliſcher Vollkommenheit, auf dem Schauplatze der Welt auftritt, in wichtige Angelegenheiten verflochten wird, oder im geſellſchaftlichen Umgange auf viele, oder auf bedeutende Menſchen zu wirken hat: dem wird unmöglich der Unterſchied des Guten und Böſen, des höhern oder geringern Grades der Vollkommenheit, in ſeinem eignen Betragen unwichtig vorkommen können. Er wird, durch die Abwechſelungen ſeines Lebens ſelbſt und durch die Mannigfaltigkeit der Vorfälle, auch auf den Antheil, welchen er daran gehabt hat, aufmerkſamer gemacht. Er kann ſich über ſein Verdienſt, wenn ihm einiges dabey gebührt, mehr freuen: denn er hat Nutzen dadurch geſtiftet. Er hat mehr Urſache ſich über ſeine Vergehungen zu betrüben: denn ſie ſind von ſchädlicherem Einfluſſe geweſen. Wenn er ſich alſo von Zeit zu

Zeit in die Einſamkeit freywillig zurückzieht, oder durch Zufall zuweilen, von einem geräuſchvollern Leben in ein ſtilleres, verſetzt wird: ſo kann er dieſe Zeiten der Muße weit mehr zu ſeiner Beſſerung nutzen. Er hat weit mehr Gegenſtände, mehr Thatſachen, worüber er nachdenken kann. Er hat größere Aufforderungen, ſich ſcharf zu beobachten, und ſich durchdachte Vorſchriften für ſeinen Wandel zu geben. Daher ſind in der That die wahren Helden der Tugend, die Mark Aurele, die Catonen und ihres Gleichen, vornehmlich unter denjenigen erſchienen, welche philoſophiſche Einſamkeit und tiefes Nachdenken, mit großer Geſchäftigkeit und mit einem weitläuftigen Verkehr mit Menſchen aller Art, verbunden haben. Nur auf ſtürmiſchen Meeren werden große Seeleute gebildet. Aber auf der Reiſe und mitten im Sturme lernte Coock nicht die aſtronomiſchen und geographiſchen Kenntniſſe, ohne welche er weder zu jenen Seereiſen vorbereitet geweſen wäre, noch die darauf gemachten Erfahrungen hätte nutzen können. Große Tugenden und große Laſter ausüben ſehen, von ſtarken Leidenſchaften in Bewegung geſetzt werden, ſelbſt großen Verſuchungen zum Unrechthandeln, ausgeſetzt ſeyn, —

aber dafür auch Gelegenheit haben, dem menſchlichen Geſchlechte wichtige Dienſte zu leiſten: dieß iſt die Lage, in welcher ein Mann von edlen moraliſchen Anlagen, wenn er zu einer hohen Vollkommenheit gelangen ſoll, ſich befinden muß.

Unſere moraliſchen, ſo wie unſere phyſiſchen Kenntniſſe werden durch Erfahrungen und durch Verſuche vermehrt. Die, welche wir ſelbſt anſtellen, ſind immer von größerem Nutzen zu unſerer Belehrung, als die, welche wir uns von andern erzählen laſſen. Der Anblick großer und die Sinne rührender Natur-Erſcheinungen weckt die Wißbegierde ſtärker, als der Anblick des alltäglichen Laufs der Natur. Auf gleiche Weiſe wird unſere Kenntniß der moraliſchen Natur bey weitem nicht ſo ſehr befödert, wenn die Philoſophie uns dieſe Natur zergliedert, und die Geſchichte uns die Beyſpiele dazu aus vergangenen Zeitaltern liefert: als wenn wir die gegenwärtigen Menſchen in den Augenblicken ſtudiren, in welchen ſich ihre Thätigkeit am lebhafteſten äußert. Wir bekommen weniger Aufſchlüſſe, über die beym Menſchen mögliche Erhabenheit und Verderbniß, wenn wir mit einer kleinen Anzahl unbeſcholtner, aber gewöhnlich guter Gewerbsleute leben, als wenn wir eine große Mannigfaltigkeit vortrefflicher, oder abſcheulicher Charaktere ſich, in Angelegenheiten der Politik und der Staatsregierung, vor unſerm Auge entfalten ſehen. — Die Bewegungen unſers eignen Herzens werden uns bemerkbarer, wenn ſie von großen Gegenſtänden gereizt werden, als wenn ſie ſelbſt klein ſind und aus kleinen Veranlaſſungen entſtehn. Eine fehlerhafte Neigung kann lange in unſerm Herzen verborgen bleiben, wenn in einem einförmigen Leben ſich keine Gelegenheit darbiethet ſie zu äußern. In einem ausgebreiteten Verkehr mit der Welt werden alle dieſe Geheimniſſe des Herzens aufgedeckt. Der Verſucher findet auch zu den verborgenſten Schwächen deſſelben Zutritt. Und eben indem der gute Menſch dort zuweilen veranlaßet wird, ſchwerer zu ſündigen, bekommt er auch mehr Gelegenheit, ſich nach und nach von aller Unſittlichkeit zu reinigen. Wenn er in der Stadt, am Hofe, in angeſehnen Staatsämtern, bey ausgebreiteten Geſchäften gröbere Fehler begeht, als er ſie auf ſeinen ländlichen Wohnſitze, bloß mit ſeinen Freunden und Nachbarn umgeben, und mit ſeiner Hauswirthſchaft beſchäftiget, begangen haben würde; wenn dort ſeine Fehler größeres Unheil ſtiften, und ihm ſelbſt mehr Nachtheil zuziehn: ſo lernt er dafür auch dort beſſer erkennen, wie die Aufführung eines Menſchen beſchaffen ſeyn müſſe, wofern ſie allen moraliſchen Verhältniſſen ein Genüge thun ſolle, und durch welche Züge ſeines Charakters er dieſem Muſter ähnlich ſey, oder von ihm abweiche. Mit einem Worte, das Moral-Syſtem, welches ein, von der Natur mit Verſtand und ſittlichem Gefühle ausgerüſteter, Mann, in der Welt und im Umgange mit Menſchen ſich bildet, die Selbſtkenntniß, zu welcher er hier gelangt, und die Regeln, welche er ſich hier für ſeine Aufführung abſtrahirt, ſind von einer ganz andern Vollſtändigkeit und praktiſchen Brauchbarkeit, als ſie, durch einſames Studium und durch immerwährende Selbſtbetrachtungen, in einem wenig beſchäftigten und wenig abwechſelnden Leben geworden ſeyn würden.

Wir ſehen alſo hieraus, was uns erlaubt ſeyn würde zu wünſchen, wenn unſere Schickſale von uns abhiengen; und was uns gebothen iſt zu thun, unſere Schickſale mögen ſeyn, welche ſie wollen. Nicht bloß der Ehrgeiz und der Hang zum Vergnügen, ſondern auch die Liebe zur moraliſchen Vollkommenheit kann dem Menſchen den Wunſch ablocken, aus der Dunkelheit eines niedrigen Standes ans Licht, und aus der Abgeſchiedenheit einer zu eingeſchränkten Lage in den Umgang mit der Welt verſetzt zu werden. Vorausgeſetzt, daß die Natur in ihm den doppelten Grund gelegt habe, auf welchem alles Gute und Vortrefliche im Menſchen gebaut iſt; — vorausgeſetzt, daß er die Gabe zu Denken und Gefühl für das moraliſch Schöne beſitze: ſo wird er eben ſo ſehr in der Ausbildung ſeines Charakters, als in der Ausbildung ſeines Geiſtes, die glücklichſten Fortſchritte machen, wenn in ſeinem Leben Geſellſchaft mit Einſamkeit, Geräuſch mit Stille, Zeiten der Geſchäftigkeit mit Zeiten der Muße, die Vergnügungen eines geſchmackvollen Luxus mit dem einfachen Genuſſe der Natur und der Freundſchaft abwechſeln.

Dieſen Umgang mit der Welt und dieſe Einmiſchung in ihre wichtigern Geſchäfte, kann der Menſch ſich nicht ſelbſt verſchaffen. Aber weit leichter iſt es, ſich von ihr abzuſondern; und faſt immer iſt es dem Menſchen möglich, ſich von Zeit zu Zeit in ſich ſelbſt zurückzuziehn. Und dieß iſt in der That die Pflicht, die jedem Menſchen obliegt, ſeine Lage mag ſeyn, welche ſie wolle; dieß iſt eine unerläßliche Bedingung, ohne welche die glücklichſten Anlagen zur Sittlichkeit nie zu einem vollkommnen Charakter ſich ausbilden werden. Wer immer auf der Schaubühne ſteht, kann ſeine Rollen nicht vortreflich ſpielen: denn er kann ſie nicht lernen. Er wird ſie entweder vernachläßigen; oder er wird ſich mit einer mechaniſchen Fertigkeit begnügen müſſen. Die Geſellſchaft und die Geſchäfte mögen noch ſo viel Stoff zur moraliſchen Belehrung geben: ſo ſind doch Muße, Nachdenken und Einſamkeit durchaus nothwendig, um dieſen Stoff zu bearbeiten. An je zartern Fäden die moraliſchen Verhältniſſe hängen: um deſto weniger iſt es möglich, die Erſcheinungen, die uns in Abſicht derſelben belehren ſollen, in eben dem Getümmel, in welchem ſie uns zuerſt vorgekommen ſind, zu zergliedern, und zu praktiſchen Folgerungen anzuwenden.

In der That iſt auch gemeiniglich, mit einem edlern Geiſte und mit einem empfindlichern Gewiſſen, eine Abneigung vor immerwährender Zerſtreuung verbunden. So wie der Dichter und Weltweiſe, ſo liebt der Freund der Tugend und der Religion von ſelbſt die ſtillen Fluren des Frühlings, oder ſein einſames Kabinet: weil er hier, für ſeine eigne ſittliche Natur, einen von allem fremden Einfluſſe entfernten Spielraum findet. Aber wenn auch, in den Zeiten der Jugend, der Geſundheit und des Glücks, der *gute* Menſch an der Geſellſchaft und dem Geräuſche unaufhörlich Geſchmack, und ſeine Kräfte dazu hinreichend findet; wenn ihn kein eigner Trieb anlockt, den Umgang mit ſich ſelbſt zuweilen jedem andern Vergnügen vorzuziehn: ſo muß das Geboth der Vernunft die Stelle des Triebes erſetzen; und er muß dasjenige aus Pflicht thun, was er nicht aus Neigung thun würde. Ja wenn die Abneigung vor der Einſamkeit bey einem, mit Geſellſchaft oder Geſchäften überhäuften, Menſchen bis auf einen gewiſſen Grad ſteigt: ſo iſt dieß ſchon an ſich ein übles Zeichen von der Beſchaffenheit ſeines Inneren, wodurch er doppelt zu einer ſtrengen Selbſtprüfung aufgefordert wird. Er kann vermuthen, daß er entweder, wegen geheimer Verſchuldungen, die Vorwürfe ſeines Gewiſſens fürchtet, und dieſe dadurch zu unterdrücken ſucht, indem er ununterbrochen ſeine Aufmerkſamkeit auf Gegenſtände, die außer ihm ſind, heftet; oder er muß befürchten, daß die Sinnlichkeit bey ihm die Herrſchaft über die Vernunft zu erhalten anfängt, und daß ſeine beſten und edelſten Kräfte die Fertigkeit verlieren, auf eine von Menſchen und Dingen unabhängige Weiſe, thätig zu ſeyn, — ein Verluſt, wodurch unſtreitig auch ſein moraliſcher Charakter leiden würde.

Der gute Ruf, in welchem von je her das Landleben bey den Moraliſten geſtanden hat, kommt nicht ſo wohl von denjenigen Perſonen her, die ihren beſtändigen Wohnſitz und ihre Geſchäfte auf dem Lande haben, als von denen, die ſich aus der Stadt- und aus dem Geſchäft-Leben aufs Land zurückziehn, um der Muße und der Einſamkeit zu genießen. Jene, die Bewohner des Landes, werden vielleicht vor gewiſſen Laſtern bewahrt: aber ſie ſind dafür auch wieder andern Verſuchungen ausgeſetzt, und vieler Hülfsmittel ſich auszubilden beraubt. Dieſe hingegen, die Beſucher des Landes, welche hier von den Beſtrebungen des Ehrgeitzes, oder den Zerſtreuungen der Sinnlichkeit ausruhen, die, welche glänzendern Vergnügungen, und mit einem ſtärkern Intereſſe feſſelnden Geſchäften auf eine Zeitlang entſagen, um der Natur und ihrer ſelbſt zu genießen: dieſe zeigen dadurch, zuerſt, daß in ihnen ein Trieb vorhanden iſt, der noch nach andern Endzwecken, als Ehre, Gewinn und Vergnügen, ſtrebt; und daß ſie an denjenigen

Betrachtungen, die in der Einſamkeit am erſten zu entſtehen pflegen und die darin am leichteſten unterhalten werden können, das iſt, den moraliſchen, Geſchmack finden. Dieſe ſind es auch, zweytens, welche, wenn ſie ihre ländliche Einſamkeit gehörig gebrauchen, dadurch wirklich im Guten geſtärkt und in Abſicht ihres moraliſchen Charakters vervollkommnet werden. Cicero auf ſeinem Tusculanum, Friedrich in Sansſouci ſind deßwegen ſo intereſſante Perſonen: weil wir ſie, die mit der Regierung großer Reiche beſchäftiget waren, und denen alles Angenehme, welches die Welt und die Geſellſchaft geben kann, zu Gebothe ſtand, dort der Belehrung und Beſſerung ihres Geiſtes, als noch höhern und wünſchungs würdigen Gütern, obliegen ſehen.

Zweyte Abtheilung.

Einfluß der Einſamkeit und der Geſellſchaft, inſofern ſie entweder zu gewiſſen Handlungen die Gelegenheit darbiethen, oder zu gewiſſen Gewohnheiten den Grund legen.

Dieſer Einfluß zeigt ſich am deutlichſten, wenn man die verſchiednen Arten der Tugenden durchgeht.

Die allgemeinen Betrachtungen ſchränken ſich, ſo wie ſich die Sache meinem Nachdenken darſtellt, auf folgende drey ein.

Erſtlich. Wenn man die Einſamkeit und die Geſellſchaft unter dem Geſichtspuncte betrachtet, inſofern ſie Gelegenheiten ſind Gutes, oder Böſes zu thun, und der Menſch oft in der Gelegenheit auch eine Triebfeder findet, ſo, oder anders zu handeln: ſo ſcheint der moraliſche Einfluß der Einſamkeit null, der Einfluß der Geſellſchaft ſtark, aber nach beyden Seiten gerichtet, und nach Umſtänden, zur Tugend und zum Laſter gleich wirkſam zu ſeyn.

Auf andre Menſchen zu wirken, das iſt die natürliche Sphäre der Thätigkeit des Menſchen. Nur dadurch vornehmlich kann er Tugend ausüben, daß er andre glücklicher macht, oder vor Unglück und Schaden bewahrt: nur in Handlungen, welche das Wohl der Geſellſchaft ſtören, zeigt ſich Bosheit und Laſter. Keines von beyden iſt demjenigen möglich, welcher in einer völligen Abſonderung von den Menſchen lebt. Sein Naturell kann bösartig, ſeine Leidenſchaften können von der haſſenden Art ſeyn: aber ſeine Handlungen ſind unſchädlich. Er übt ſich wenigſtens nicht im Böſes-Thun; ſein Eigennutz kommt nicht in Widerſpruch mit dem Nutzen andrer. Seine Eiferſucht und ſeine Rachſucht werden nicht erregt. Ein gelungner Betrug reitzt ihn nicht, neue Betrügereyen zu verſuchen. Der Löwe ſchläft, oder wird wenigſtens abgehalten, Blut zu koſten und dadurch noch grauſamer zu werden. Aber nie wird auch in dieſer Einſamkeit, das Herz von menſchenfreundlichen Empfindungen warm. Die Liebe kann ſich nicht für andre aufopfern, die Großmuth kann nicht verzeihn, die Aufrichtigkeit kann ſich niemanden eröffnen. Der böſe Menſch gewinnt *etwas*, in Abſicht ſeines Charakters wenn er gezwungen wird, unthätig zu ſeyn. Deßwegen werden Verbrecher, die mehr verführt als von Natur Böſewichter ſind, zuweilen durch die Stille und die Einſamkeit des Gefängniſſes gebeſſert. Aber der gute Menſch verliert, wenn es ihm an Gelegenheit zu handeln fehlt. Auf ſich ſelbſt eingeſchränkt, kann er nur Gutes *denken*. Aber gar viel anders werden die moraliſchen Principien geſtärkt, wenn ſie ſich in gemeinnützigen Unternehmungen äußern; wenn mannigfaltige Pflichten dem Menſchen aufgelegt ſind, und häufige Aufopferungen von ihm gefordert werden, aber ihm auch die Belohnung zu Theile wird, ſich des geſtifteten Guten bewußt zu ſeyn.

So wie die Stufen von der einſiedleriſchen Abgezogenheit, bis zu derjenigen ausgebreiteten Verbindung mit der Welt, in welche die Regierer der Staaten, durch ihre Geſchäfte und durch ihre Lebensart, geſetzt werden, fortgehn: ſo erweitert ſich auch ſtufenweiſe der Wirkungskreis der Menſchen. Die Verbindungen, welche durch Aemter und Geſchäfte geſtiftet werden, machen ohne Zweifel den eigentlichen Kampfplatz und die Schule der größten Tugenden aus. Hier iſt es vornehmlich, wo die Redlichkeit auf die Probe geſtellt wird, wo gemeinnütziger Fleiß ſtatt findet, wo Gehorſam gegen die Geſetze und die Liebe des Vaterlandes ſich zeigen kann, wo mit einem Worte die Pflicht in aller ihrer Strenge ihre Forderungen thut, und mit dem Eigennutze oder der Gemächlichkeit, und dem Hange zum Vergnügen einen immerwährenden Kampf beginnt. Aber auch der bloße Umgang, ob er gleich nur kleinere Pflichten auflegt, und nur ſelten Veranlaſſungen zu großen Thaten giebt, iſt doch nicht leer von Uebungen menſchenfreundlicher, oder bösartiger Leidenſchaften. Auch die bloße Bemühung, andern Menſchen Vergnügen zu machen, iſt keine für die Moralität gleichgültige Beſchäftigung. Das Herz, welches ſich öfter zur Vertraulichkeit öffnet, wird doch ſanfter und liebreicher, als das, welches, aus Mangel des Umgangs, immer verſchloſſen bleibt.

Vornehmlich aber wird in einem ausgebreiteten Umgange die Selbſtbeherrſchung geübt, die ſelbſt eine Tugend, und die Mutter vieler andern iſt. Unmöglich können Menſchen, von verſchiedener Denkungsart und ungleichartigen Neigungen, nur friedlich bey einander ſeyn, noch weniger kann einer in des andern Geſellſchaft auf die Länge Vergnügen finden; wenn nicht jeder etwas von ſeinen Eigenheiten aufopfert, und den allgemeinen Willen dem ſeinigen vorzieht. Einer je größern Anzahl von Menſchen man zu gefallen ſucht: deſto mehr Gewalt muß man ſich anthun; deſto mehr Herrſchaft erlangt man alſo über ſich ſelbſt. Zwar bringt dieſe Herrſchaft nicht immer ſehr tief; zwar *verbirgt* ſie oft nur die den andern mißfälligen Neigungen, anſtatt ſie zu *unterdrücken*; zwar artet ſie bisweilen in Verſtellung aus, die, unter der Decke der Freundlichkeit, gehäßige Abſichten deſto eifriger verfolgt. Indeß bleibt es doch ein Mittel, unmoraliſche Züge des Charakters zu verbeſſern, wenn man die Ausbrüche derſelben verhältet: und ein äußeres Betragen, das Menſchenfreundlichkeit und Anſtand ausdrückt, wirkt, wenn es fortgeſetzt wird, eben ſo gewiß auf das Gemüth, ihm liebreiche Geſinnungen einzuflößen, oder ihm eine gewiſſe Würde mitzutheilen: wie das Lachen, zu welchem ſich der Traurige, unter einer muntern Geſellſchaft, zuerſt nur aus Gefälligkeit zwang, zuletzt ihn wirklich erheitern kann. Und geſetzt, die Aufopferungen, welche die Geſellſchaft verlangt, ſind nicht die unſrer Neigungen ſelbſt, ſondern nur ſolcher Aeußerungen derſelben, die andern mißfallen: ſo iſt doch auch dazu Aufmerkſamkeit auf uns ſelbſt, Stärke des Willens, die Ueberwindung eines Hanges durch ein vernünftiges Princip nöthig; — Eigenſchaften, oder Operationen, die bey der Befolgung der ſittlichen Geſetze unentbehrlich ſind.

Auf der andern Seite iſt die Geſellſchaft der Boden, in welchem der Saamen übelartiger Neigungen die ihm angemeſſenſte Nahrung findet. In den Geſchäften ſind die Vortheile, im Umgange iſt die Eitelkeit der Menſchen einander entgegengeſetzt. Was man, an ſich ſelbſt betrachtet, verabſcheut, dazu iſt man doch gegen Feinde oder Rivalen fähig: und beyde findet man faſt unſtreitig, in einer ausgebreiteten Verbindung mit Menſchen. Der eine Menſch iſt uns zuwider, weil er uns ſo unähnlich iſt; ein andrer drückt uns, weil er zu ſehr über uns hervorragt; ein dritter bringt uns auf, weil er uns wirklich beleidigt, oder kränkt. Wer ſeine Geſellſchafter ſorgfältig wählt und ihre Anzahl beſchränkt, kann ſich mit Menſchen umgeben, die ſo zu ihm paſſen: daß es ihm natürlich iſt ſie zu lieben, oder doß er doch wenigſtens nicht zum Haſſe gegen ſie gereitzt wird. Wer aber auf dem großen Theater der Welt lebt; und wem ſich eine Menge nicht gewählter Geſellſchafter aufdringen: der findet gewiß unter dem Haufen ſeine Antipoden; er findet Leute, die den Unwillen und den Haß, die ſie ihm einflößen, zu rechtfertigen ſcheinen; er findet ſolche, die es recht darauf anlegen, ihn menſchenfeindlich zu machen. Wie weit kann nicht eine Anlage zum Böſen gedeihen, wenn ſie, durch ſolche Aufforderungen und Entſchuldigungsgründe, in ihrer Entwickelung befördert wird!

•

Man kann alſo in dieſer Rückſicht ſagen, daß die einſam lebenden Menſchen gemeiniglich unſchuldiger, aber verdienſtloſer ſind; daß aber die vortrefflichen, oder die verabſcheuungswürdigen Charaktere, durch das geſellſchaftliche Leben ausgebildet werden.

Zweytens, die Geſellſchaft giebt uns nicht nur die Gelegenheit Tugenden auszuüben, zu welchen wir in der Einſamkeit, bloß den guten Willen haben können: ſondern ſie läßt uns auch durch Erfahrung, die Nothwendigkeit gewiſſer Tugenden ſo augenſcheinlich einſehen, daß wir weit ſtärker, als bey einer einſamern Lebensart, angetrieben werden, ſie uns zu eigen zu machen. Ich rechne unter ſolche Tugenden, die uns der Umgang mit Menſchen angewöhnen kann, weil er uns ihre Unentbehrlichkeit lehrt, im Umgange des Geſchäftslebens, das Worthalten, — im Umgange der Freundſchaft und des Vergnügens, die Verſchwiegenheit. Auch Menſchen, deren Vernunft weniger ausgebildet, und die mit ihrer ſittlichen Verbeſſerung weniger beſchäftiget ſind, als andre, lernen doch nach und nach ſo handeln, wie es die Verhältniſſe, in denen ſie leben, durchaus erfordern, wenn ſie ſich mit Ehre darin aufrecht erhalten und die Vortheile ihrer Lage genießen wollen. Wer, über Mein und Dein, mit vielen Menſchen Verträge zu ſchließen hat, und davon ſeinen Unterhalt, oder ſeinen Gewinnſt erwartet, ſieht gar bald ein, daß er vor allen Dingen ſeinen Credit zu erhalten ſuchen müſſe; und daß Credit, ohne Treu und Glauben von ſeiner Seite, nicht möglich ſey. Wer ſich in vielen Familien, zwiſchen denen Eiferſucht und Mißhelligkeit, wenigſtens keine Vertraulichkeit und Liebe herrſchen, als Hausfreund erhalten will, wird eben ſo bald gewahr, daß er jeder Familie die Sicherheit verſchaffen müſſe, keine ihrer Schwächen, ihrer Heimlichkeiten, oder auch ihrer Frivolitäten durch ihn der Neugierde des Publicums Preis gegeben zu ſehen.

Aus dieſer Quelle iſt das entſtanden, was man das Geſetzbuch der Ehre nennt, welches größtentheils Regeln ſind, welche die, am meiſten in Geſellſchaft lebenden, höhern Stände, durch die Erfahrung belehrt, als nothwendig zur Aufrechterhaltung der Geſelligkeit, unter ſich feſtgeſetzt haben. Wenn ſie darin manchen Tugenden einen höhern Werth beygelegt haben, als ſie verdienen; wenn ſie manches Vorurtheil zum Geſetz erhoben haben: ſo iſt es deßwegen geſchehn, weil ſie die Vergnügungen des Umgangs, und einen gewiſſen Anſtand bey demſelben, übermäßig hochgeſchätzt, und weil ſie jene Tugenden für unentbehrlich zum Genuſſe dieſer Vergnügungen, jene Vorurtheile, als Stützen dieſes Anſtandes betrachtet haben. Da ſie das Spiel zu einem der vornehmſten geſelligen Zeitvertreibe gewählt hatten: ſo haben ſie auch der Pünctlichkeit in Bezahlung der Spielſchulden, vor andern Arten des Worthaltens, die an ſich von höherer Verbindlichkeit ſind, einen Vorzug eingeräumt. Da es ihnen hauptſächlich darum zu thun war, ihre Würde, im Umgange mit ihres Gleichen, gegenſeitig zu behaupten, ſo haben ſie es gut geheiſſen, zur Vertheidigung dieſer Würde, auch das eigne Leben und das Leben andrer in Gefahr zu ſetzen. Sie haben die Behutſamkeit, andere durch kein anſtößiges Wotr zu beleidigen, und den Muth, der ſolche Beleidigungen ahndet, als Tugenden der erſten Wichtigkeit, durch die ſtärkiſten Beweggründen, die ſie in ihrer Gewalt hatten, eingeſchärft. Sie bedrohn nehmlich denjenigen, der anderer Ehre, durch ſchimpfliche Beleidigungen irgend einer Art verletzt, mit der Gefahr, zu einem Zweykampfe herausgefordert zu werden, der ihm das Leben oder die Geſundheit koſten kann: und ſie bedrohen den, welcher einen muthwilligen Beleidiger ſeiner Ehre nicht auf dieſe Weiſe zur Rechenſchaft zieht, mit der Ausſtoßung aus ihrer Geſellſchaft.

Wenn es aber, in dieſem Geſetzbuche für die Geſelligkeit der höhern Stände, Uebertreibungen und einſeitige Vorſtellungen giebt, welche die unter dieſen Geſetzen lebenden Menſchen, von der Bahn der wahren Tugend, ableiten können: ſo läßt uns doch ſchon der Umſtand, daß es ein ſolches Geſetzbuch giebt, ſchließen, daß das geſellige Leben gewiſſe Tugenden vorzüglich empfiehlt, und zur Ausübung gewiſſer Pflichten Anleitung giebt. In der That hat der einſame, gute Mann oft weit beſſere Vorſätze, als ſeine Handlungen dann ſind, wenn er, in außerordentlichen Fällen, unter Menſchen auftreten ſoll. Es zeigt ſich alsdann, daß es ihm an Stärke der Seele, um ſeinen Vorſätzen bey Verſuchungen zum Gegentheile treu zu bleiben, — daß es ihm an praktiſcher Uebung, daß es ihm auch oft an Ueberlegung, oder an Erfahrung fehlt, um einzuſehen, wie wichtig oder unwichtig der Fehler ſey, welchen er im Begriffe iſt zu begehn. Er weiß z. B. wohl im Allgemeinen, daß Leutſeligkeit, Verträglichkeit und Verſchweigen der Geheimniſſe, geſellige Tugenden ſind. Aber er hat ſich nicht darin geübt, gleich zum Geſpräche mit jedem, der ſich an ihn wendet, fertig zu ſeyn; er iſt gegen die kleinen Unannehmlichkeiten, welche in der Geſellſchaft üble Laune erregen können, nicht abgehärtet;

er iſt endlich nicht durch Erfahrung unterrichtet, welchen Schaden und Verdruß ein einziges ausgeplaudertes Wort, dem Schwätzer ſowohl, als den Perſonen, welche es betrifft, zuziehn kann.

Drittens: die größte Macht, welche die Geſellſchaft hat, Gewohnheiten zu veranlaſſen, und durch Gewohnheiten Tugend oder Laſter im Menſchen zu verſtärken, liegt im Beyſpiele, und in dem Anſteckenden einer, in gleichen Geſinnungen und Handlungen, übereinſtimmenden Menge.

Ich unterſcheide dieſe beyden Sachen, obgleich in beyden der Nachahmungs-Trieb des Menſchen geſchäftig iſt. Aber Beyſpiele werden von einzelnen Perſonen gegeben: dieſes Anſteckende hingegen, von dem ich rede, kommt von dem großen Haufen her; es iſt die Totalität der Geſellſchaft, welche daſſelbe bewirkt. Wir ahmen nach, was wir entweder für ein gutes Muſter in einer gewiſſen Gattung halten, oder was wir, aus andern Urſachen, ſehr hochſchätzen und lieben, oder was wir endlich ſehr oft vor unſern Augen wiederhohlt ſehen: aber wir machen mit, was wir den größten Theil derer, mit welchen wir einmahl in Geſellſchaft verflochten ſind, vielleicht heute zum erſten Mahle, vornehmen ſehen; nicht ſelten machen wir es wider unſere beſſere Ueberzeugung, noch öfter ohne wirklichen Geſchmack an der Sache, und faſt immer ohne ſonderliche Werthſchätzung der Perſonen, mit denen wir uns, aus geſelliger Neigung, gleich ſtellen. Die Nachahmung von Beyſpielen, geht hingegen geradezu auf eine dauerhafte Beſtimmung unſerer Art zu handeln. Das geſellige Mitmachen iſt nur dazu beſtimmt, augenblicklich etwas zu thun, was wir hernach wieder vergeſſen und bey Seite ſetzen, vielleicht gar gefliſſentlich vermeiden wollen. Indeß, wenn es oft wiederhohlt wird, ſo legt es den Grund zu eben ſo dauerhaften Gewohnheiten, und verändert endlich den Charakter eben ſo ſehr, als die abſichtliche Nachahmung gewiſſer Muſter nur immer thun kann.

Was nun das erſte, den Einfluß der eigentlichen Beyſpiele betrifft: ſo lebt zwar kein Einwohner Europeiſcher Staaten, in ſolcher Entfernung von andern Menſchen, daß er nicht von den Handlungen Vieler, auch wenn er ſie nicht mit Augen ſähe, unterrichtet würde. Er iſt alſo, auch in der Einſamkeit, von dem Einfluſſe guter und böſer Beyſpiele nicht ganz ausgeſchloſſen: weil ſeine Zeitgenoſſen wenigſtens eben ſo ſtark, und, wegen der größern Aehnlichkeit der Umſtände, gemeiniglich noch ſtärker auf ihn wirken, als die Helden der Vorwelt auf diejenigen, welche die Geſchichte ſtudiren. Auch giebt ein eingeſchränkter Umgang den wenigen Beyſpielen, welche man ſieht, eine größere Gewalt. Man wird leichter einem einzigen Menſchen ähnlich, mit dem man in ununterbrochnem Umgange ſteht, als einem von hunderten, unter deren Geſellſchaft man ſich theilt. Wen daher ſein gutes Glück, in einem eingezognen Leben, mit einem großen Manne, oder auch mit wenigen guten Menſchen, in Verbindung geſetzt hat: der genießt den vortheilhaften Einfluß der Beyſpiele, ohne Zweifel in einem viel höhern Grade, als wenn er dieſem ausgezeichneten Manne, oder dieſem guten Menſchen, bloß in der großen Welt begegnet wäre, und mit ihnen bloß, durch das loſe Band der allgemeinen Geſelligkeit, zuſammen gehangen hätte.

Indeß dieſer Fall, daß man wenige Menſchen, und doch vortreffliche Muſter zu ſehen, Gelegenheit hat, iſt ſelten. Eben ſo ſelten iſt, glücklicher Weiſe, der entgegengeſetzte, daß man im einſamen Leben, von Böſewichtern, oder von Ausſchweifenden, die zum Laſter verführen, umgeben iſt. Im Allgemeinen iſt immer die Einſamkeit derjenige Zuſtand, in welchem gute ſowohl, als böſe Beyſpiele weniger Zutritt zu dem Menſchen haben, und welcher alſo ſeinen natürlichen Charakter, gut oder ſchlecht, unveränderter erhält: die Geſellſchaft hingegen iſt diejenige Lage, worin der Menſch dem Einfluſſe fremder Sitten und Charaktere, auf ſeine eigne Sittlichkeit am meiſten ausgeſetzt iſt. Nicht nur ſtößt der, welcher mit vielen Menſchen umgeht, unter der größeren Anzahl auf mehrere, die durch Fähigkeiten, durch Geiſtesſtärke, durch ein imponirendes Aeußere, oder durch günſtige Umſtände vermögend ſind, Eindruck zu machen und zur Nachahmung zu reitzen: ſondern auch alle geſelligen Verhältniſſe und Endzwecke nöthigen ihn, das Beyſpiel derjenigen viel bey ſich gelten zu laſſen, die ein gewiſſes Uebergewicht in der Geſellſchaft erhalten haben.

Wenn dieſes Uebergewicht immer mit großen Talenten, einem tugendhaften, oder doch einem männlichen und geſetzten Charakter zuſammenhinge; wenn die Ton-Angeber in den Geſellſchaften zugleich an Verſtand, Herz, oder Sitten muſterhafte Menſchen wären: ſo würde ſich die Vervollkommnung der Menſchen, auf dem Wege der Nachahmung in der Geſellſchaft, weit ſichrer, als auf dem Wege der Betrachtung in der Einſamkeit, hoffen laſſen. Denn weit richtiger kann eine moraliſche Regel gefaßt, weit ſchneller kann ſie in Ausübung gebracht werden, wenn man ſie in den Handlungen eines Menſchen ausgedrückt ſieht, als wenn ſie bloß durch Schlüſſe aus allgemeinen Begriffen hergeleitet wird.

Aber unglücklicher Weiſe ſind die Umſtände, welche alle zuſammen kommen müſſen, um den Menſchen, ſelbſt bei einem ausgebreiteten Umgange, mit guten Muſtern bekannt zu machen, und dieſen ein gewiſſes Anſehn bey ihm zu verſchaffen, äußerſt zufällig und ungewiß. Zwey Urſachen wirken hingegen in der Geſellſchaft unaufhörlich und gewiß, ſeinen Nachahmungstrieb zu beſtimmen; die eine iſt Reichthum, Anſehn und Macht; die andre iſt die Gunſt, in welche ſich gewiſſe Perſonen, durch ſinnliche Annehmlichkeiten, durch die Gabe Vergnügen zu machen, oft durch unnennbare Kleinigkeiten, bey der Geſellſchaft geſetzt haben.

Der junge Mann, der in die Welt eintritt, und der in demjenigen Alter iſt, worin Beyſpiele am meiſten zur Bildung des Charakters wirken können, hat ſelten Einſicht, Muth und Unabhängigkeit genug, ſich an diejenigen Männer anzuſchließen, welche wirklich geſchickt wären, ſeine Lehrer, Rathgeber und Muſter zu ſeyn. Ein doppelter Einfluß reißt ihn mit ſich fort, wovon ich, wenn es erlaubt iſt, neue Nahmen auf alte Sachen anzuwenden, den einen den ariſtokratiſchen, den andern den demokratiſchen Einfluß nennen möchte. Entweder ſchmieget er ſich an die Großen und Begüterten an, ſtudiret und befolgt deren Neigungen und Sitten, und ſuchet ganz denen ähnlich zu werden, die er ihres Ranges, oder ihres Vermögens wegen verehret, oder von denen er ſein Glück erwartet. Oder er nimmt ſich diejenigen zum Muſter, die bey der jungen und Vergnügen ſuchenden Welt, durch ihre gute Geſtalt, ihre Luſtigkeit, durch gewiſſe kleinere Talente, der Geſellſchaft die Zeit zu vertreiben, und oft ſelbſt durch ihren Leichtſinn und ihre Ausſchweifungen, vielgeltend geworden ſind. Wer in der Geſellſchaft ſeine Unabhängigkeit nicht gegen dieſe doppelte, auf ihn eindringende Macht, zu vertheidigen weiß; der, welcher ſich entweder durch den Glanz der Hoheit, oder durch das Schmeichelhafte der Volksgunſt, verführen läßt, die Geehrten, oder die Lieblinge der Geſellſchaft ohne Einſchränkung nachzuahmen: iſt in Gefahr, durch den Einfluß der Beyſpiele, mehr verdorben als gebildet zu werden.

Doch vielleicht der ſtärkſte Einfluß, durch den die Geſellſchaft, auf den moraliſchen Charakter des in ſie eintretenden Jünglings wirkt, kommt nicht ſowohl von den Beyſpielen her, die er befolgt, als von den Sachen, die er mitmacht: ich meine von den Vergnügungen, welche in derſelben herrſchen, und an denen er Theil zu nehmen genöthiget wird. Beſonders giebt es drey Sachen, welche durch die Geſellſchaft ihren vornehmſten Reitz erhalten, oder in ihr allein genoſſen werden können, und welche zugleich dauerhafte Gewohnheiten, wodurch dem Charakter ſelbſt neue Falten gegeben werden können, veranlaſſen: dieſe drey Sachen ſind Wein, Spiel und Liebe. Keine Thorheit, beinah kein Laſter iſt dem jungen Menſchen ſo gefährlich, als Ausſchweifungen, in einem von dieſen drey Arten des Genuſſes. Die meiſten von denen, welche wir in ihrem Alter, an ihrem Vermögen, an ihrer Geſundheit, oder an ihrem guten Nahmen zu Grunde gerichtet ſehen, legten den Grund dazu, indem ſie ſich in ihrer Jugend dem Trunke, der Spielſucht, oder der Wolluſt ergaben, und darüber die Regeln der Klugheit und

Sittlichkeit, die Pflichten ihres Berufs', oder die Geſchäfte ihres Gewerbes vernachläßigten. Aber ohne die Geſellſchaft würden ſie das Spiel nicht gekannt haben; nur in ihr können berauſchende Getränke ein lebhaftes Vergnügen gewähren; ſie führt am leichteſten den unerfahrnen Jüngling zum Genuſſe unerlaubter Liebe an, — theils, weil ſie ihm die Gelegenheiten dazu näher bringt, theils, weil ſie ihm auch gar bald zu Anführern und Rathgebern verhilft, die ſeine Blödigkeit aufmuntern und ſeine Bedenklichkeiten niederſchlagen.

Zuerſt der Genuß berauſchender Getränke iſt faſt, unter allen Völkern und zu allen Zeiten, von den Menſchen, wenn ſie zum geſelligen Vergnügen zuſammen kommen, als ein Erheiterungsmittel gebraucht worden. Beſonders hat, von jeher, der Becher, gefüllt mit dem edlen Safte der Reben, das geſellſchaftliche Mahl belebt, die Herzen zur Fröhlichkeit und zur freymüthigen Mittheilung ihrer Gedanken geöffnet, neue Bekannte einander ſchneller genähert, und in alten Freunden die erſten Empfindungen, ihres ehedem geſchloſſenen Bundes wieder erneuert. Obgleich etwas von der Kraft dieſer Getränke, in ihnen ſelbſt und in ihrer Wirkung auf unſere Maſchine, liegt: ſo erhalten ſie doch nur über ſehr wenige Menſchen eine groſſe Gewalt, wenn ihr Genuß nicht mit den geſelligen Vergnügungen verbunden iſt. Es giebt einige unglückliche Menſchen, welche auch in der Einſamkeit ſich in ſtarken Getränken zu berauſchen im Stande ſind. Aber doch haben dieſe gemeiniglich zuvor, in der Geſellſchaft, dieſe Getränke lieben lernen und erſt, nachdem ſie durch Alter, Unglücksfälle, oder auch ſelbſt durch ihre Ausſchweifungen aus der Geſellſchaft vertrieben worden ſind, haben ſie die Flaſche, als einen leidigen Tröſter, in ihre Einſamkeit mitgenommen. Ueberdieß iſt die Anzahl der Menſchen, welche, wie man zu ſagen pflegt, ſich auf ihre Hand betrinken, ſehr geringe: die Anzahl derer hingegen iſt groß, die ſich der Völlerey in Geſellſchaften, worin dieſe Ausſchweifung herrſcht, überlaſſen.

Für jede Geſellſchaft, der es an Unterhaltung, oder an Zeitvertreiben fehlt, die weder Stoff zum Geſpräche hat, noch an Spielen, die entweder den Leib üben, oder den Geiſt durch Aufmerkſamkeit und Nachdenken beſchäftigen, Vergnügen findet, iſt Eſſen und Trinken ein unentbehrliches Hülfsmittel ihrer fortdaurenden Verbindung. Das Uebermaß im Eſſen kann kein menſchlicher Körper bis zu einem gewiſſen Grade aushalten. Daher iſt das Vergnügen im Genuſſe der Speiſen, durch das Maß des Bedürfniſſes auf eine ziemlich kurze Dauer beſchränkt. Aber das Vergnügen, welches wohlſchmeckende und zugleich die Lebensgeiſter erweckende Getränke verurſachen; kann der Menſch weit mehr verlängern, ohne ſich einen merklichen Schaden zuzuziehen. Er kann durch Gewohnheit, ſelbſt das Vermögen zu Trinken bis auf einen gewiſſen Grad erhöhen. So lange er aber mit dieſem ſinnlichen Genuſſe beſchäftiget iſt, reicht ihm die kleinſte, nichtswürdigſte Unterhaltung zu: und der langen Weile, welche mit der Gedankenloſigkeit verbunden iſt, wird zuerſt durch den beſchleunigten Umlauf des Bluts, und durch die Anhäufung der Lebensgeiſter im Gehirne, und in der Folge durch den eintretenden Rauſch ſelbſt, und durch das allmählige Verſchwinden des Bewußtſeins, auf eine Zeitlang abgeholfen.

Daher iſt die Völlerey das Laſter unwiſſender und roher Zeitalter und Völker. Daher iſt es das Laſter der unteren Stände, in welchen die Menſchen weniger mit Stoffe zur geſellſchaftlichen Unterhaltung verſehen ſind, und weniger an Zeitvertreiben, die den Geiſt beſchäftigen, Geſchmack finden. Für den gemeinen Mann, für den Bauer, den Tagelöhner, und den geringen Handwerker, iſt es die Verſuchung zum Trunke, welche ihm ſeine Geſellſchaften vorzüglich gefährlich macht. Schwerlich wird ein Menſch aus dieſer Claſſe, in ſeinem Hauſe und unter den Seinigen, ein Trunkenbold werden. Selten wird er ein nüchterner und mäßiger Mann bleiben, wenn er fleißig die Geſellſchaft ſeines Gleichen beſucht.

Mit der Völlerey aber iſt für jedermann, am meiſten aber für den, welcher von ſeiner Hände Arbeit lebt, die Vernachläßigung aller Pflichten verbunden. Jede andere Unſittlichkeit, iſt bey einem rohen und ungebildeten Gemüthe die Folge des Rauſches. Und je leerer der Kopf eines Menſchen von Gedanken iſt; je weniger er andere Vergnügungen kennt, oder ſich zu verſchaffen weiß: mit deſto größerer Gewalt zieht ihn der Reitz der hitzigen Getränke, — durch deren Genuß er ſich doch ſicher in einen behaglichen Zuſtand verſetzt, wenigſtens ſich eine Vergeſſenheit ſeines Elendes verſchafft, — an ſich. Dieß iſt einer der Hauptgründe, warum, wie ich ſchon oben angemerkt habe, den Leuten aus den niedern Ständen, die Eingezogenheit ſo ſehr zum Verdienſte angerechnet wird: weil ſie nähmlich für ſie, ein Verwahrungsmittel vor dem ihnen ſchädlichſten aller Laſter, der Trunkenheit, iſt. Und dieß wird auch ſo lange gegründet bleiben, als die Erziehung dieſer Stände, und der Unterricht, den ſie erhalten, nicht ſo weit gebeſſert wird, daß ſie zu einer vernünftigen Unterhaltung in ihren Geſellſchaften Stoff bekommen, und an unſchuldigen Zeitvertreiben, dergleichen beſonders die Leibesübungen ſind, Geſchmack gewinnen.

Für die höhern Stände, nimmt die Verſuchung zur Trunkenheit, welche die Geſellſchaft ehedem auch ihnen gab, täglich ab. Es iſt nicht ſowohl die Verbeſſerung unſerer Sittlichkeit, als die Verfeinerung unſerer Sitten, und der Fortgang der Künſte und Wiſſenſchaften, welcher dieſe Veränderung hervorgebracht hat. Wenn der Wein noch immer beyträgt, und oft nöthig iſt, unſer Herz fröhlich und unſern Mund beredt zu machen: ſo braucht er doch nicht mehr die Stelle des Geſprächs ganz zu erſetzen. Auch ohne Rauſch ſind wir im Stande, in Geſellſchaft geſprächig und munter zu ſeyn. Indeß bleibt noch immer für gewiſſe Temperamente, für gewiſſe Zeiten des Lebens, für gewiſſe unglückliche Lagen, durch welche das Gemüth von innern Freuden leer, und ſich ſelbſt zu vergeſſen begierig wird, der geſellſchaftliche Becher gefährlich. Und die Regel iſt allgemein und unveränderlich: daß, wo Wein und ſtarke Getränke, einen zu großen Theil der geſellſchaftlichen Vergnügungen ausmachen, die Geſellſchaft den Menſchen an der Ausübung ſeiner Pflichten hindert, und die Eingezogenheit ſeiner Sittlichkeit zuträglich iſt.

Zweytens. Die Neigung zum Spiele wird, durch den Fortgang der Menſchen, von der Roheit zur Verfeinerung, weit weniger verändert, als die Neigung zum Trunke. Ja, ſo wie der Hang zur Geſelligkeit ſich mehr ausbreitet; — wie an die Stelle ſeltner, großer Feſte, und feyerlicher Gaſtmähler, dergleichen die alte Welt veranſtaltete, tägliche, aber kleinere Zuſammenkünfte zum Vergnügen getreten ſind, und der gute Bürgerſtand, der ehedem wenig von Geſelligkeit wußte, ſich in ſeiner Lebensart den höhern Ständen genähert hat: in eben dem Maße iſt auch das Spiel ein weit allgemeinerer Zeitvertreib aller Claſſen geworden, und hat alſo auch ſeinen moraliſchen Einfluß viel weiter ausgebreitet.

Es ſcheint in der Natur des Menſchen zu liegen, daß, wenn er mit andern zum Genuſſe des geſelligen Vergnügens zuſammen kommt, ihm die gegenſeitige Mittheilung der Ideen zu ſeiner Unterhaltung nicht zureicht, oder ihm auf die Länge zu ſchwer wird. Um ſeine Zeit in Geſellſchaft angenehm zuzubringen, iſt er genöthigt ſeine Zuflucht zu gewiſſen andern Beſchäftigungen zu nehmen, die auch gemeinſchaftlich ſeyn können, die auch ein gewiſſes Intereſſe erregen, die aber nicht ſo mühſam aufgeſucht und unterhalten werden dürfen, noch ſo viele Anſtrengung koſten, als ein geiſtreiches Geſpräch: ſondern die ſich jedesmahl, ſobald man ſie verlangt, von ſelbſt darbiethen, und, wenn man ſie einmahl erlernt hat, nur eine mäßige Aufmerkſamkeit fordern, um ihrem Endzwecke ein Genüge zu thun. Solche Beſchäftigungen heißen Zeitvertreibe: und ihre Anzahl findet ſich, wenn man ſie in allen Zeitaltern und bey allen Völkern ſucht, unendlich groß. Von der Wahl derſelben, und von der Vorliebe, die für die eine oder die andere Gattung bey einer Nation herrſcht, hängt der Einfluß, den die Geſelligkeit dieſer Nation auf ihren moraliſchen Charakter hat, in hohem Grade ab. Ein Volk, deſſen Bürger, wenn ſie in ihren Feyerſtunden zuſammen kommen, ſich mit militäriſchen Leibesübungen, mit Laufen, Ringen, Schwimmen, und dem Gebrauche der Waffen beluſtigen, muß nothwendig, durch ſeine geſelligen Zeitvertreibe, ein anderes Temperament und eine andere Gemüthsſtimmung bekommen, als ein anderes Volk, in welchem die meiſten, oder doch die vornehmſten und beſten Bürger die Zeit, welche ſie dem Umgange widmen, mit ſitzenden Vergnügungen zubringen, und, indem ſie ihre äußern Glieder ruhen laſſen, ihr Blut durch die Anſtrengung des Kopfs, oder durch die Leidenſchaft der Gewinnſucht, in Wallung bringen.

Unter jene Zeitvertreibe gehören vornehmlich auch die Schauſpiele. Aber welchen erſtaunlichen Unterſchied, für den moraliſchen Charakter eines Volkes, muß es nicht machen, ob es ſich an athletiſchen und gladiatoriſchen Spielen, an Stiergefechten, Hahnenkämpfen, Thierhetzen, oder ob es ſich an den Meiſterſtücken der komiſchen und tragiſchen Muſe vergnügt; ob Tod und Blutvergießen, verbunden mit Proben des Muths und der Geſchicklichkeit, oder ob menſchliche Schickſale, Tugenden und Laſter, in deren Darſtellung das Genie zugleich ſeine edelſten Früchte zu genießen giebt, dieß Volk an öffentlichen Orten verſammeln, und ſeine gemeinſchaftliche Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen.

Von allen Arten der Zeitvertreibe aber, iſt keine von älterem Urſprunge; keine hat ſich ununterbrochner im menſchlichen Geſchlechte, bis auf unſere Zeiten erhalten; keine iſt mit ſo weniger Veränderung, aus der Zeit der Roheit und Barbarey, in die der Sittlichkeit und der Verfeinerung, übergegangen, als diejenige Art, welche wir im eigentlichen Verſtande Spiele nennen. Sie ſind Arten von Wetten, wobey ein gewiſſer Preiß auf den Erfolg einer Begebenheit geſetzt wird, die man entweder bloß vom Zufalle erwartet, oder ſelbſt durch Kunſt und Geſchicklichkeit zu veranſtalten ſucht. Das Spiel iſt zugleich ein Streit, wo der eine gewinnt, indem der andere verliert; wo der eine das zu verhindern ſucht, um was der andere aus allen ſeinen Kräften bemüht iſt. Daraus läßt ſich eben der große Vorzug begreifen, den die Menſchen dem Spiele vor andern Zeitvertreiben gegeben haben, — ein Vorzug, der ſie bewog, es immer beyzubehalten, indeß ſie mit den übrigen Zeitvertreiben abwechſelten. Es ſetzt nähmlich die beyden großen Triebfedern des Gemüths, die alles Intereſſe im menſchlichen Leben erregen, in Bewegung, den Eigennutz und den Ehrgeitz. Es gewährt uns zugleich das Vergnügen eines Sieges: — es mag nun unſer beſſeres Glück, oder unſere größere Geſchicklichkeit ſeyn, welche denſelben davon trägt. In der That giebt es kaum irgend ein lebhaftes geſelliges Vergnügen, das nicht in einen Streite beſtände. Selbſt das Geſpräch wird erſt dann recht lebhaft und anziehend, wenn eine Verſchiedenheit der Meinungen die Unterredenden in ſtreitende Parteyen theilet, und die Erwartung der Zuhörer darauf geſpannt iſt, weſſen Gründe die Oberhand behalten werden. Bey dem Spiele kommt noch der Vortheil hinzu, daß die Beſchäftigung, die es uns giebt, ganz von unſerm Willen abhängt; daß die Gegenſtäude darin immer abwechſeln, aber von ſelbſt durch den Zufall, oder durch die Regeln des Spiels, abwechſeln: da wir hingegen ſie bey andern Vergnügungen, — wie zum Beyſpiele beym Geſpräche, — mit Mühe und Anſtrengung abändern müſſen. Es kommt hinzu, daß wir durch das Spiel uns auch in Geſellſchaft von Unbekannten vergnügen können, mit denen wir uns nicht auf eine angenehme Weiſe zu unterreden wüßten.

Die Griechen gaben die Barbaren für die Erfinder der Spiele aus, ſo wie ſie es in Abſicht vieler andern Künſte thaten, wenn dieſe unter ihnen zu alt waren, als daß ſie deren Urſprung hiſtoriſch zu entdecken wußten. Die alten Deutſchen finden wir ſchon zu Tacitus Zeiten, mitten in ihren Wäldern, ſo leidenſchaftlich für das Spiel eingenommen, daß es einzelne Ausſchweifende unter ihnen gab, die ihr ganzes Vermögen und ſelbſt ihre Freyheit dabey wagten. Von dieſer Zeit an bis zu der unſrigen, haben ſich die Arten der Spiele mannigfaltig verändert: aber die Spielſucht ſelbſt iſt geblieben. Noch immer ſucht ein großer Theil der Menſchen bloß deswegen die Geſellſchaft auf, um dieſen ſeinen Lieblings-Zeitvertreib darin zu finden. Und eine noch größere Anzahl macht das Spiel, ohne es leidenſchaftlich zu lieben, mit, weil ſie ſonſt der Geſellſchaft entſagen müßte. Sein Geld gegen das Geld anderer wagen, ſich mit ihnen gemeinſchaftlichen Zufällen und Regeln unterwerfen, und es entweder von dem bloßen Zufalle, oder von der beſſern Beobachtung der Regeln, von der zweckmäßigern Benutzung der Umſtände, welche das Spiel darbiethet, erwarten, ob man ſein eigenes Geld verlieren, oder das des Gegenſpielers hinzugewinnen ſoll: dieß macht noch immer die Beſchäftigung aus, mit welcher, durch ganz Europa, der Staatsmann und Feldherr ſowohl, als der Krämer und Handwerker, ſeine Erhohlungsſtunden ausfüllet.

Schon dieſer Umſtand, daß von der dem Umgange gewidmeten Zeit ein ſo großer Theil auf das Spiel gewandt wird; daß kein anderer Zeitvertreib ſo vielen Menſchen gemeinſchaftlich iſt, keiner ſo ſtandhaft ſie von der Jugend bis zum Alter begleitet: ſchon dieſer Umſtand läßt vermuthen, daß, wenn die Geſellſchaft überhaupt auf Moralität wirken kann, ſie es vorzüglich durch die Leidenſchaften thue, welche beym Spiele erweckt, durch die Fehler, welche dabey begangen, und durch die Tugenden, welche hier ausgeübt werden können. Aber auch die bloße Erfahrung beweiſt den Einfluß des Spiels, auf das Glück und die Tugend des Menſchen. Die ſchändlichſten Betrügereien, die fürchterlichſten Auftritte des Zanks, und ſelbſt des Blutvergießens, von welchen die geſelligen Verſammlungen zuweilen Zeugen waren, ſind durch das Spiel und die von ihm erregten Leidenſchaften veranlaßt worden. Wenn wir von einen Menſchen hören, daß er ſein Vermögen durchgebracht, öffentliche Caſſen veruntreut, und das Vertrauen ſeiner Gläubiger gemißbraucht hat: ſo erfahren wir auch gemeiniglich, daß, neben den Ausſchweifungen der Wolluſt, die Spielſucht die Urſache ſeines Verderbens geweſen iſt.

Das kleine Spiel, wobey Gewinnſt und Verluſt nur die Nebenſache iſt, und zur Erweckung der Aufmerkſamkeit dient, die angenehme Ausfüllung der Zeit aber die Hauptſache ausmacht, wirkt auf den Charakter nur ſchwach, und nur in dem Maße, wie jede andere Beſchäftigung, wenn ſie oft wiederhohlt wird: nähmlich inſofern, als ſie von andern Arbeiten und Beſchäftigungen abhält, und inſofern ſie zur Ausübung gewiſſer kleinerer Tugenden, oder zur Begehung der entgegengeſetzten Fehler Gelegenheit giebt. Dasjenige Spiel hingegen, bey welchem der aufgeſetzte Preis ſo groß iſt, daß der Gewinn die Hauptabſicht der Spielenden ausmacht, — und eine merkliche Hoffnung oder Furcht erregt; noch mehr aber dasjenige Spiel, welches eigentlich als Gewerbe getrieben wird, macht auf den Charakter der Menſchen ſehr ſtarke Eindrücke, und läßt dauerhafte Spuren von den Leidenſchaften zurück, in welche es die Gemüther der Spielenden von Zeit zu Zeit ſetzen muß.

Die kleinen Spiele um einen mäßigen Preis, die alle unſere Geſellſchafts-Säle erfüllen, haben, durch ihre Einführung und allgemeine Verbreitung in Europa, ohne Zweifel auf das geſellſchaftliche Leben, und durch dieſes auch auf den Charakter der Nationen in dieſem Welttheile und in dieſer Periode, einen merklichen Einfluß gehabt. Bey einzelnen Perſonen iſt dieſer Einfluß nur dann beträchtlich, wenn ſie ſich dieſem Zeitvertreibe mehr, als andere ergeben, einen größern Theil ihrer Zeit darauf verwenden, oder eine Art von Leidenſchaft dafür bekommen.

Unſtreitig hat die Einführung der Chartenſpiele die Geſelligkeit in Europa vermehrt. Da die Menſchen nun, zu allen Zeiten, mit einander etwas anzufangen wußten: ſo kamen ſie auch häufiger zuſammen. Ohne Spiel ſuchen nur diejenigen einander auf, die ſich ähnlich genug ſind, um daß der Eine an der Unterredung des andern Vergnügen finde. Am Spieltiſche können auch die ungleichartigſten Menſchen, und die von den ungleichſten Fähigkeiten ſich zu einer gemeinſchaftlichen Unterhaltung vereinigen. Daher ſind auch durch das Spiel beyde Geſchlechter einander näher gebracht worden: die ſich, ſobald es in einer Geſellſchaft aufs Geſpräch ankommt, von einander abſondern.

In dieſer erſten Rückſicht liegen, den ſittlich guten Folgen der Spiele, die ſchlimmen unmittelbar zur Seite: und es iſt ſchwer, im Allgemeinen zu entſcheiden, auf welcher Seite das Uebergewicht ſey. Die durch das Spiel vermehrte Geſelligkeit hat unſtreitig die Sitten der Menſchen verfeinert, und dadurch zugleich die Sittlichkeit verbeſſert, — wenigſtens die gewaltthätigen Ausbrüche übelartiger Leidenſchaften, und grobe Ausſchweifungen der Sinnlichkeit verhindert. Eine neu eingeführte, frivole Beſchäftigung hingegen, hat die Menſchen ſelbſt frivoler gemacht. Indem ſie ein Mittel gefunden haben, ſich den Umgang angenehm, wenigſtens erträglich zu machen, ohne daß ſie nöthig haben ihren Kopf mit Nachdenken ſehr anzuſtrengen, ohne daß Freundſchaft und Liebe ſie mit ihren Geſellſchaftern verbinden dürfe, haben ſie auch mehr Neigung zu den geſellſchaftlichen Zerſtreuungen bekommen und weit mehr Zeit denſelben zu widmen angefangen, als die bloße Nothwendigkeit einer Erhohlung und Abſpannung erfordert hätte, oder als ſie gethan haben würden, wenn ſie in ihren Geſellſchaften die Menſchen um ihrer ſelbſt willen aufgeſucht hätten. Durch das Spiel iſt ſo wohl den Geſchäften, als den ernſthaften Unterredungen ein Theil der Zeit entzogen worden, den man ſonſt, wenigſtens um der langen Weile zu entgehen, auf ſie gewandt hätte. Es giebt jetzt Leute, welche die eine Hälfte des Tages mit Eſſen, Trinken und Spielen, und die andere Hälfte, mit dem Ankleiden und den Vorbereitungen zu den Geſellſchaften, worin gegeſſen, getrunken und geſpielt wird, auf eine ſie vollkommen befriedigende Weiſe ausfüllen. Iſt bey einer ſolchen Lebensart etwas anders zu erwarten, als daß der Geiſt ſowohl als das Herz des Menſchen erſchlaffe, und er eben ſo gleichgültig gegen den Unterricht und die Erwerbung neuer Kenntniſſe, als gegen Zärtlichkeit und Freundſchaft anderer Menſchen werde? Die leidenſchaftlichen Liebhaber des kleinen Spiels alſo werden nicht unmittelbar dadurch verſchlimmert: aber ſie werden abgehalten etwas beſſeres zu thun; ſie werden oft ſelbſt verleitet, das Pflichtmäßige zu unterlaſſen.

Das andere Geſchlecht iſt es vorzüglich, welches für das Spiel, als Spiel, eine leidenſchaftliche Neigung durch den Umgang bekömmt. Bey den Männern entſteht dieſe Leidenſchaft ſelten anders, als wenn ſie ſich mit hohem Spiele abgeben. Der Charakter der eigentlichen Spielſchweſtern aber iſt nichts anders, als Leerheit der Seele, Gleichgültigkeit gegen alles Ernſthafte und den Verſtand Beſchäftigende, ſelbſt gegen diejenigen Neuigkeiten des Tages, welche die Aufmerkſamkeit aller Weltauf ſich ziehn, und eine Anhänglichkeit an Perſonen gleiches Geſchmacks, von denen ſie immer mehr in dieſer Denkungsart befeſtiget werden. Sehr oft iſt damit, bey Ehefrauen und Müttern, eine Vernachläßigung ihrer häuslichen Pflichten verbunden. Und wenn Mangel eines beſtimmten Charakters eine große moraliſche Unvollkommenheit iſt: ſo können dieſe unbedeutenden Spiele, wenn ſie viele Jahre lang täglicher Zeitvertreib und endlich unentbehrliches Bedürfniß des Menſchen geworden ſind, allerdings bloß dadurch, daß ſie alle ernſthaftern Beſtrebungen von ihm entfernen, und dieſelben ihm entbehrlich machen, ſehr viel übles in ſeinem Geiſte anrichten.

Drey Tugenden ſind es hauptſächlich, welche im Spiele gezeigt und geübt werden können:

die Ehrlichkeit, in Beobachtung der Regeln des Spieles; die Uneigennützigkeit, in Benützung der Vortheile, die es darbiethet; und die Standhaftigkeit im Unglücke. Der Mangel der erſten iſt ſo allgemein mit Schande gebrandmarkt: daß Menſchen, die ſich in der Geſellſchaft in Achtung erhalten wollen, auch wenn ſie, ihrem Charakter nach, einer Betrügerey nicht ganz unfähig wären, ſich doch derſelben im Spiele enthalten müſſen. Für dieſe, freylich nicht ſonderlich moraliſche, Claſſe der Menſchen kann das Spiel die Schule der Ehrlichkeit ſeyn, oder es wird für ſie eine Quelle der Beſchimpfung, und kann ſelbſt den Grund zu ihrem Untergange legen. Deßwegen zeigt es ſchon etwas Zweydeutiges an, wenn man jemanden die Ehrlichkeit im Spiele zum Ruhme anrechnet.

Aber das iſt wahres reines Lob, wenn man ihn einen großmüthigen, und wenn man ihn einen guten und angenehmen Spieler nennt. In dieſen beyden Abſichten, iſt das Spiel in der That das Bild und die Vorübung des Lebens. Es hat mit demſelben die glücklichen und unglücklichen Zufälle gemein, welche die Klugheit des Menſchen nicht ändern kann, von denen aber doch der Verſtand den Nutzen zu erhöhen, oder den Schaden zu vermindern weiß. Im Spiele, wie in Geſchäften, gewinnt der Eine, indem der Andre verliert; und es giebt in beyden eine gewiſſe Grenzlinie, zwiſchen den Vortheilen, denen man nicht entſagen kann, wenn man nicht das Spiel, oder das Geſchäft aufgeben will, und zwiſchen denen, welche man aufopfern muß, wenn man uneigennützig und großmüthig handeln will. Es ſind eine Menge kleiner Sachen, welche im Spiele den eigennützigen Charakter verrathen. Die äußerſte Behutſamkeit in einem Spiele, das nur um einen geringen Preis geſpielt wird, nie etwas zu wagen, läßt auf die Liebe des Geldes, oder auf eine gewiſſe Aengſtlichkeit im Charakter ſchließen. Ein Anderer benutzt, wenn er im Glücke iſt, ſeine Vortheile aufs äußerſte: und dieſen kann man noch ſicherer für habſüchtig halten. — Zu keiner Sache aber giebt das Spiel ſo viel Verſuchung, als bey langdauernden Unglücksfällen mißmüthig und übellaunig zu werden, in Klagen auszubrechen, oder ſeine Beſonnenheit zu verlieren. Eben deßwegen iſt es aber auch eine vortreffliche Uebung der Standhaftigkeit, wenn man dieſe Verſuchung überwindet, ſeine Klagen unterdrückt, und auch beym Verluſte eine heitere und gleichmüthige Miene zeigt.

Es kann nicht fehlen, daß ein Menſch, der täglich ſpielt, täglich ſich kleine Unredlichkeiten im Spiele zu Schulden kommen läßt, einem kleinen Gewinnſte mit gewiſſer Aengſtlichkeit nachläuft, und das Mißvergnügen über Unglücksfälle immer auf eine Andern unangenehme Weiſe laut werden läßt, durch dieſe wiederhohlten Ausbrüche ſeiner Fehler, den Grund derſelben, ſeinen Eigennutz oder ſeine Schwäche, vermehrt. Der groß- und gleichmüthige Spieler hingegen nimmt wahrſcheinlich etwas von den Fertigkeiten, welche er hier erwirbt, auch zu ſeinen übrigen Geſchäften mit.

Das hohe Spiel und das Spiel, als Profeſſion getrieben, vergrößert im Grunde nur alle Gegenſtände, welche hierbey in Betrachtung kommen. Mit der Wichtigkeit des Gewinns ſteigt die Begierde darnach, — ſteigt die Furcht vor dem Verluſte, die Entgegenſetzung des beyderſeitigen Intereſſes, die Verſuchung zur Unehrlichkeit, der Unmuth und die Verzweiflung bey Unglücksfällen. Iſt die Höhe des Spiels dem Vermögen des Menſchen unangemeſſen: ſo muß die Geſellſchaft, in welche er gerathen iſt, ihn ſchon ganz unbeſonnen und leichtſinnig gemacht haben, um ihm den Gedanken dazu einzugeben. Die Folgen einer ſolchen Unbeſonnenheit ſind vom Zufalle abhängig: aber die Leidenſchaften, welche eine ſo große Gefahr, der ſich der Menſch muthwillig ausſetzt, bey ihm erregt, ſind unausbleiblich, und verderben ſeinen Charakter, oder verhindern bey ihm die pflichtmäßige Aufführung, auf die eine oder die andere Weiſe, gewiß. Hohes Spiel, bey welchem der Menſch ſo viel wagt, daß er zu Grunde gerichtet wird, wenn er verliert, und reich werden kann, wenn er gewinnt, bemächtiget ſich natürlicherweiſe ſeiner Aufmerkſamkeit ſo gänzlich: daß er aller ſeiner übrigen Geſchäfte vergißt, oder ſie nachläßig treibt. Wie wäre es möglich, daß derjenige ein guter Mann, ein für die Erziehung ſeiner Kinder ſorgfältiger Vater, ein gewiſſenhafter Beamter, ein des Vertrauens würdiger Gewerbsmann ſeyn, oder lange bleiben könne, welcher es täglich auf das Ohngefähr der Würfel, oder der Charte ankommen läßt, ob er das Vermögen, womit er ſich und die Seinigen erhalten, ſeine Geſchäfte unterſtützen, ſeine

Gläubiger befriedigen, dem Anſtande ſeines Ranges ein Genüge thun ſoll, verlieren werde? Können in dem Herzen eines ſolchen Spielers andere, als gehäſſige und feindſelige Leidenſchaften gegen ſeine Mitſpieler aufkeimen. Kann ſich wohl ein menſchenfreundlicher Charakter bilden, oder lange beſtehn: wenn man ſich täglich zu einem, dem Scheine nach geſelligen Vergnügen, mit Leuten zuſammen findet, die man ſeine Freunde nennt, und denen man doch einen ſehr großen Schaden zuzufügen willens iſt, oder von denen man einen ſehr großen Verluſt zu leiden befürchtet. Der gute und geübte Spieler weiß zwar die Aufwallungen des Zorns und des Unmuths zu unterdrücken, im Unglücke ruhig und gelaſſen zu ſcheinen, und im Glücke ſeine Freude und ſeinen Triumph über ſeine Gegner zu verbergen. Daß aber doch in dem Innern ſeines Herzens jene abwechſelnde Stürme der Leidenſchaften toben, zeigen die gewaltſamen Ausbrüche, die von Zeit zu Zeit entſtehn, wenn außerordentliche Glücks- oder Unglücks-Fälle, ihm ſeine gewöhnliche Wachſamkeit über ſich ſelbſt und ſeine Selbſtbeherrſchung rauben. Und woher kömmt es, daß unglückliche und zu Grunde gerichtete Spieler oft zu ſo ſchändlichen

Hülfsmitteln ſich Geld zu ſchaffen, ihre Zuflucht nehmen, wenn nicht entweder derſelbe Leichtſinn, dieſelbe Gleichgültigkeit gegen Pflicht und Schicklichkeit, welche ſie verleitet hat, dieſem gefährlichen Vergnügen nachzuhängen, ſie auch zu allen den unmoraliſchen Handlungen fähig machte, die wir ſie bey einem unglücklichen Ausgange deſſelben begehen ſehen; oder wenn nicht die Beſchäftigung des Spiels ſelbſt, und die Gemüthsſtimmung, worein es verſetzt, nach und nach Leichtſinn und Pflichtvergeſſenheit hervor brächte?

Man hat angemerkt, daß Leute, welche in ihrer Lebensart beſtändigen Gefahren ausgeſetzt ſind, leicht in Zügelloſigkeit und Ausſchweifung gerathen. Der Soldat im Felde, der Matroſe auf der See, oder auf den Küſten wo er landet, läßt eben ſo oft Spuren ſeiner wilden Lüſte, als ſeiner Raubſucht zurück. Es ſcheint, daß dieſe Menſchen ſich entweder für die Noth, welche ſie oft leiden, durch eine deſto uneingeſchränktere Befriedigung ihrer Lüſte ſchadlos halten wollen, oder daß, da ſie einmahl gewohnt ſind, das Koſtbarſte, was ſie haben, ihr Leben aufs Spiel zu ſetzen, auch alle übrige Betrachtungen der Klugheit, oder der Pflicht ihr Gewicht bey ihnen verlieren. Der Spieler von Profeſſion befindet ſich in dem nähmlichen Falle. Auch er ſetzt ſich täglich der Gefahr aus, in Mangel und Schande zu gerathen. Kein Wunder alſo, daß auch er ſich wild in alle Arten von ſinnlichen Vergnügungen hineinſtürzt, um ſeiner mißlichen Lage zu vergeſſen. Gemeiniglich ſind Trunkenheit und Wolluſt Begleiter der Spielſucht, und was ſie alſo ſelbſt am Charakter noch unverdorben läßt, wird doch durch diejenigen Ausſchweifungen zu Grunde gerichtet, welche ſie gemeiniglich in ihren Gefolge zu haben pflegt.

Jünglinge, welche in die Geſellſchaft eintreten, ſind es vornehmlich, deren Sittlichkeit, durch die Verſuchungen zum Müſſiggange, das Spiel gefährlich werden kann. In dieſer Zeit des Lebens, die zur Vorbereitung auf den künftigen Beruf, zur Ausbildung des Verſtandes, und zur Erwerbung nützlicher Kenntniſſe, beſtimmt iſt, werden auch unſchädlichere und anſtändigere Zeitvertreibe ſchädlich, ſobald ſie dem jungen Manne zu viel von ſeiner Zeit koſten, und ihm den Geſchmack an einſamen und ernſthaften Beſchäftigungen rauben. Ein Mann von mittlern, oder höhern Jahren kann täglich ſein Spiel ſuchen und haben, ohne daß im mindeſten ſeine Berufsgeſchäfte dabey litten, und ohne daß ſein Gemüth dabey ſeine Ruhe, oder ſein Leben ſeinen regelmäßigen Gang verlöre. Aber wenn ein junger Studirender, ein junger angehender Gewerbsmann ein eben ſo unſchuldiges Spiel ſich zum Bedürfniſſe macht: ſo ſind die Folgen gemeiniglich ſehr verſchieden. Indem er darüber Arbeiten vernachläßigen muß, die er doch als pflichtmäßig anzuerkennen genöthigt iſt, wird er zugleich zu allen andern Ausſchweifungen vorbereitet und gleichſam eingeweihet. Wenn man einmahl das Nützliche über dem Angenehmen verſäumt hat: ſo ſcheint es ſchon nicht darauf anzukommen, ob man noch ein paar Schritte weiter gehe, um des Vergnügens recht vollkommen zu genießen. So erweitern und vermehren ſich die Zerſtreuungen immer mehr; ſie werden immer lärmender und ausſchweifender: bis endlich der Geſchmack an den Wiſſenſchaften und die Achtung für Sittlichkeit darüber verloren gehn.

Und in welchen Geſellſchaften kann der junge Menſch dieſen Lieblings-Zeitvertreib täglich finden? Gewiß nicht in der Geſellſchaft der Fleißigſten, Artigſten und Geſittetſten ſeines Alters. Oft kann er ihn nur in öffentlichen Häuſern finden, wo, unter einem vermiſchten Haufen, ſeine Unerfahrenheit oft dem abſichtlichen Verführer in die Hände geräth, der, indem er ſeine Neigung zum Spiele zugleich ſtärkt und benutzt, ihn immer weiter von dem Wege der Pflicht und einer regelmäßigen Aufführung abführt.

Daher bleibt es auch bey Leuten, die jung das Spiel zu lieben anfangen, ſelten bey einem kleinen Spiele. Das Vergnügen, welches darin liegt, iſt für die Lebhaftigkeit dieſes Alters zu ſchwach und zu unbefriedigend. In kurzem muß, um das Intereſſe des Spiels zu erhalten, der Preiß erhöhet werden: und alle die Gefahren, welche ich oben als Folgen des hohen Spiels auseinander geſetzt habe, dringen zwiefach auf den Jüngling ein, welcher, ehe er noch ganz ſein eigner Herr geworden iſt, und ſeinen Stand in der Welt fixirt hat, ſchon am hohen Spiele Vergnügen findet.

Noch muß ich einer ſchädlichen Wirkung des hohen Spiels in jedem Alter gedenken; —

daß nähmlich der Menſch, welcher es leidenſchaftlich liebt, nur auf eine gewiſſe Claſſe von Geſellſchaftern, und gewiß nicht auf die vorzüglichſten, eingeſchränkt iſt. Es entfernt ihn oft von ſeinen beſten Freunden, und bringt ihn täglich mit Leuten, die er nur wenig liebt und achtet, zuſammen: wenn jene ſich zum hohen Spiele nicht verſtehn, und dieſe ihm ſeinen Lieblings-Zeitvertreib verſchaffen. Daher iſt auch keine Art von Geſellſchaften ſo ſeltſam gemiſcht, als die der hohen Spieler. Redliche Leute finden ſich nirgends mit Betrügern, Verſtändige mit Dummen, und Vornehme mit Geringen ſo häufig, als hier, zuſammen. Aber muß der beſſere Theil der Geſellſchaft nicht bey der Fortdauer ſolcher Verbindungen verlieren? In der That hat das hohe Spiel, für Perſonen von mittlerem Stande, zuweilen den Reitz gehabt, daß es ſie in den Umgang der Großen brachte. Denn einer widerſinnigen Gewohnheit zu Folge, nimmt der Adel oft ſelbſt den Abentheurer, welcher ein großer und guter Spieler iſt, in ſeine Geſellſchaften auf: indeß er den verſtändigſten und unterhaltendſten ſeiner Mitbürger aus denſelben entfernt. Aber welcher traurige und erniedrigende Titel für einen Mann von wahrem Ehrgefühl iſt es, wenn er das Vorrecht, unter den Großen zu erſcheinen, nur dem Gelde zu danken hat, das er an ſie zu verlieren bereit iſt? Wenn, nach einer ſehr wahren Bemerkung Cheſterfields, derjenige ſich noch nicht als ein, mit gleichen Rechten, in die Geſellſchaft aufgenommenes Mitglied anſehen darf, welchen man bey ſeinem Eintritt in die Verſammlung, einem nach ihm ſich erkundigenden Fremden, blos als einen berühmten Schriftſteller, als einen großen Dichter, oder als einen angenehmen Erzähler kleiner Geſchichten bezeichnet; — weil der wahre Freund eines Hauſes, oder einer Geſellſchaft nach ſeiner ganzen Perſönlichkeit, nicht nach einzelnen Eigenſchaften geſchätzt werden muß: wie tief muß derjenige nicht unter ſeiner Geſellſchaft ſtehn, bey deſſen Erſcheinung man ſogleich nach dem L'Hombre- oder dem Pharao-Tiſche ruft; und an welchem man nichts als das unbedeutende Talent zu ſpielen, und allenfalls den Muth, große Summen mit anſcheinender Gleichgültigkeit zu verlieren, hochachtet.

Drittens. Die Liebe zum Spiele und die zum Trunke werden gemeiniglich erſt durch die geſellige Luſtigkeit erzeugt, oder ſind die Folgen ſolcher Bedürfniſſe, welche in der Geſellſchaft entſtehen; daher kommen auch die guten oder übeln Wirkungen, welche beyde Neigungen auf den moraliſchen Charakter äußern, faſt gänzlich auf die Rechnung der Geſellſchaft: und ihre Unterſuchung gehört alſo billiger Weiſe zu dem Artikel, welchen ich jetzo behandele. Aber die Liebe zum andern Geſchlechte, und die Ausſchweifungen dieſer Liebe ſcheinen dem einſamen und geſelligen Leben gemein zu ſeyn. Der Naturtrieb, aus welchem ſie hervorgehn, iſt ſo ſtark: daß er nicht erſt durch Beyſpiele und Ermunterungen anderer erweckt werden darf. Auch in die Zelle des Mönchs und des Einſiedlers, — auch in die größte Abgeſchiedenheit des Lebens dringen die Verſuchungen zur Wolluſt. Und oft wird die Sinnlichkeit um deſto mehr auf einen einzigen Punct vereiniget, je mehr es ihr an Mannigfaltigkeit von Gegenſtänden fehlt, unter denen ſie ſich theilen und ſchwächen kann. Oft iſt auch, wie ich ſchon geſagt habe, der Entſchluß, ſich von der Geſellſchaft zurückzuziehen, bey Leuten, die weder durch ihre Pflichten, noch durch ihre Umſtände dazu aufgefordert wurden, eine Folge der geheimen Ausſchweifungen, welchen ſie ſich ergeben hatten, und die ſie, unbemerkt, mit größerer Freyheit fortſetzen zu können glaubten. Indeß hat doch dieſer Trieb, welcher die beyden Geſchlechter mit einander vereiniget, einen ſo genauen Zuſammenhang mit allen Auftritten und Vergnügungen des geſelligen Lebens; und er wird, bey aller ſeiner Unabhängigkeit, beſonders in dem Zeitpuncte ſeines erſten Erwachens in der Jugend, durch die Geſellſchaft, mit welcher der Menſch umgeben iſt, ſo ſehr belebt und modificirt: daß es nicht erlaubt iſt, von dem moraliſchen Einfluſſe der Geſellſchaft zu reden, ohne des Umſtandes zu erwähnen, daß die ſchönſte ſo wie die gefährlichſte Neigung des Herzens in ihr gemeiniglich ihre Richtung erhält.

In der That iſt, außer dem Vergnügen, welches der Verſtand und die Mittheilung der Ideen im Umgange gewähren, nichts, was die Menſchen mit ſo ſtarkem Reitze in Geſellſchaft zieht, und ſie darin ſo feſt beyſammen hält, als der unſichtbare, ſanfte Zug, durch welchen die Natur die Geſchlechter an einander gefeſſelt hat

Nur durch die Liebe, oder durch Neigungen, Wünſche und Hoffnungen, welche aus dieſer Quelle entſpringen, oder auf ihre Freuden Bezug haben, werden alle geſellſchaftlichen Vergnügungen belebt. Was iſt der Tanz ohne dieſe ihn beſeelende Triebfeder? Nichts, als körperliche Bewegung, oder Sache der Eitelkeit, die nur ein kaltes Vergnügen gewähret, und in kurzem die handelnden Perſonen, ſo wie die Zuſchauer, ermüdet. — Das Spiel, welches nicht durch den hohen Gewinn ſein Intereſſe erhält, kann für den Jüngling nur durch die Annehmlichkeit der Gehülfinn mit welcher, oder der Gegnerinn, wider welche er ſpielt, reitzend werden. Selbſt von dem geſellſchaftlichen Geſpräche, das ſich überhaupt am liebſten mit den Handlungen und Leidenſchaften andrer Menſchen beſchäftigt, machen die geheimen Geſchichten der Liebe den anziehendſten Inhalt aus. Alle großen Geſellſchaftskreiſe — ſo wie der Hof und die großen Städte ſie verſammeln, — würden durchaus freudenleer und langweilig ſeyn, wenn nicht die engern Verbindungen, die ſich in denſelben, — bey den ältern Perſonen durch Politik, oder eigennützige Abſichten, bey den jüngern durch Liebe — anſpinnen, einen Theil der Geſellſchaft lebhafter beſchäftigten, und dem andern, welcher jenen beobachtet, ein intereſſanteres Schauſpiel gewährten. Die Jünglinge und Mädchen haben in dem Gewühle wenigſtens das Vergnügen, zu ſehen und geſehen zu werden: und wo auch noch keine förmliche Leidenſchaft rege iſt, wird doch das Herz durch den Anblick der Schönheit in einem andern Geſchlechte erwärmt. Die Eltern mannbarer Kinder werden oft durch nichts ſo gereitzt, die Geſellſchaften zu beſuchen, oder bey ſich zu verſammeln, als durch die Anſchläge, die ſie zu der Verheurathung der Ihrigen machen, und durch die Hoffnungen, die ſie in dieſer Abſicht auf ausgebreitete Verbindungen ſetzen. So alſo wirkt dieſer Trieb, der die Welt erhält und verewigt, der zuerſt die Familien-Verbindung, den Grund aller menſchlichen Geſellſchaft ſtiftete, auch ſichtbar oder unſichtbar in jedem geſellſchaftlichen Kreiſe. Hier werden Ehen geſtiftet und gebrochen; gute Sitten durch buhleriſche Reitze, oder durch verführeriſche Beyſpiele verdorben, — oder ein feuriges, zum Ausſchweifen aufgelegtes Temperament, durch die Liebe für ein tugendhaftes Mädchen, oder durch die Achtung für die Sittlichkeit der

Geſellſchaft, worin man ſich befindet, im Zaume gehalten.

Es iſt gewiß, daß in Zeitaltern und Völkern, wo die Familien für gewöhnlich in ihren Häuſern eingeſchloſſen bleiben, und nur ſelten zuſammen kommen, und wo beſonders die Jugend ſpäter in die Geſellſchaft zugelaſſen wird, ſich auch der Geſchlechtstrieb ſpäter entwickelt. Begierden, welche noch in ihrem Keime lange ſchlafen würden, werden dann hervorgelockt, wenn man ihnen ihre Gegenſtände täglich nahe bringt. — Ueberdieß findet der Jüngling in der Geſellſchaft gewiß einige ſeines Alters, die ſchon erfahrner, als er, ihn in die Geheimniſſe der cypriſchen Göttin einweihen.

Wenn die Geſellſchaft alſo an ſich den Geſchlechtstrieb reizt und beſchleuniget, ſo wird die Richtung, die er, zum Glück des Menſchen oder zu ſeinem Verderben nehmen ſoll, ſehr von der Art der Geſellſchaften abhängen, welche der Menſch zu der Zeit der bey ihm reifenden Natur beſucht. Und es wird überhaupt dieſem Alter eine gewiſſe Eingezogenheit, mit Grunde empfohlen werden können: weil nur bey dieſer eine ſtrengere Auswahl der Geſellſchaft, und keine die Sittſamkeit ſchützende Aufſicht älterer Perſonen ſtatt findet. In einem vermiſchten großen Haufen, welchen die Augen des ſorgfältigſten Vaters, oder Erziehers nicht umfaſſen können, wird die Unſchuld des Sohns, oder der Tochter immer den Gefahren der Verführung bloßgeſtellt, weil, durch einen natürlichen Hang, liederliche junge Leute gerne zu der Lebensart, die ſie ſelbſt führen, Proſelyten machen wollten.

Wenn irgend etwas dauerhafte Spuren in dem Charakter eines Menſchen zurückläßt: ſo iſt es die Ausgelaſſenheit, oder die Sittſamkeit der Geſellſchaften, in welchen er ſeine Jugendjahre zugebracht hat. Die geheime und einſame Befriedigung fleiſchlicher Lüſte ſcheint zwar auf gewiſſe Weiſe den Menſchen mehr, als die im Taumel geſelliger Fröhlichkeit begangne Ausſchweifung, herabzuſetzen: weil, getrennt von den andern Vergnügungen, welche Liebe und Freundſchaft gewähren, die Wolluſt einer bloß thieriſchen Begierde ähnlich ſieht. Sie hält demohnerachtet den Menſchen nicht ſo ſehr von ſeinen Pflichten ab, und verwickelt ihn nicht in ein ſo großes Labyrinth von Unordnungen und Ausſchweifung, als die, durch Nachahmung und den Ehrgeiz alles mitzumachen, anfangende, und durch die Theilnahme vieler Gleichgeſinnten unterſtützte Liederlichkeit. — Nie iſt dieſe Art von Ausſchweifung allein geweſen. — Spiel und Trunk und Müſſiggang und Verſchwendung ſind unausbleiblich in ihrem Gefolge. Handlungen, deren man nicht fähig wäre, oder von denen man bald zurückkommen würde, wenn man bloß damit ſeine eigne Neigung befriedigen ſollte, unternimmt man ohne Scheu, und darin fährt man mit einer unglücklichen Dreiſtigkeit fort, ſobald man eine zahlreiche Geſellſchaft gleichſam zum Schutz und zur Unterſtützung ſeiner Zügelloſigkeit hat.

Ich will dieſen Theil meiner Abhandlung, der von dem Einfluſſe der Geſellſchaft und der Einſamkeit auf die Sittlichkeit handelt, mit der Unterſuchung der Wirkungen beſchließen, welche beyde Zuſtände auf jede der vier Haupttugenden äußern, in welche die alten Philoſophen alle moraliſchen Vollkommenheiten und Pflichten eintheilten; — eine Eintheilung welche immer noch die meiſten Unterſuchungen der Sittenlehre zu umfaſſen, und die von einander verſchiedenen am geſchickteſten abzuſondern ſcheint. Die erſte dieſer Tugenden iſt die Klugheit. Sie beſteht aus zwey Stücken: aus dem Anbaue des Verſtandes und der Erwerbung von Kenntniſſen überhaupt; und aus der Anwendung dieſer geübten Verſtandeskräfte und dieſer erworbnen Kenntniſſe auf das praktiſche Leben insbeſondere, und auf die Handlungen und Geſchäfte, welche täglich darin vorkommen. In Abſicht des erſten Puncts, enthält ſchon der erſte Theil meiner Abhandlung alles, was hierher gehört. Indem ich gezeigt habe, welche verſchiednen Wege, zur Geiſtesbildung und zur Wiſſenſchaft, der Umgang und das Studiren eröffnet; und welche Vortheile und Hinderniſſe ſich auf jedem der beyden Wege finden, habe ich zugleich gezeigt, was die Geſellſchaft, oder die Einſamkeit beytragen, den Menſchen klug zu machen. In Abſicht des zweyten Puncts, will ich noch folgendes hinzuſetzen.

Der Hauptunterſchied, zwiſchen der praktiſchen Klugheit und der theoretiſchen Einſicht, beſteht darin: daß zum Handeln die Beurtheilung des Individuellen in den Menſchen und Dingen, — und daß eine ſchnelle Beurtheilung derſelben nöthig iſt. Der alſo, welcher dieſe Klugheit beſitzen ſoll, muß nicht nur die Natur der Sachen erforſcht, ſondern er muß auch die mannigfaltigen Geſtalten, welche dieſe Natur in einzelnen Fällen annimmt, mit Augen geſehen haben. Er muß zweytens oft in der Lage geweſen ſeyn, daß er genöthigt wurde, ſich augenblicklich zu entſchließen, und alſo auch eine beſtimmte Meinung über den vorliegenden Gegenſtand zu faſſen. Beydes findet in der Einſamkeit nur ſelten ſtatt, und iſt in dem geſelligen Leben ſehr gewöhnlich. Der Einſame ſieht ſich nur von der todten Natur umgeben: und die Menſchen, ihre Geſchäfte und Verhältniſſe, — die eigentlichen Gegenſtände, welche die Klugheit üben, ſind von ihm entfernt, und können ihm nur von Hörenſagen, oder aus Büchern bekannt werden. Der Einſame hat überdieß Muße. Er wird nicht von den Umſtänden gedrängt, er kann langſam und reiflich über die Sachen, welche er zu entſcheiden hat, nachdenken. — Der Mann hingegen, welcher durch den Umgang oder durch Geſchäfte einen immerwährenden Verkehr mit Menſchen hat, giebt weit mehr auf das Einzelne Acht, und lernt weit mehr die mannigfaltigen Abänderungen kennen, welche die menſchliche Natur durch Zeit, Ort, Lage und Erziehung annehmen kann. Er iſt überdieß, weil er gemeinſchaftlich mit andern Menſchen handeln ſoll, abhängig von dieſen, — alſo nicht Herr ſeiner Zeit, nicht Meiſter, ſeine Entſchlüſſe bis zur langſamen Ueberlegung aufzuſchieben. Dieſe Nothwendigkeit, mit ſeinen Entſcheidungen zu eilen, macht, daß er ſich mehr anſtrengt, die Sache geſchwind zu durchdenken. Wenn ihm dieß gelingt: ſo macht er ähnliche Verſuche auch in Angelegenheiten, wo er allein handelt, und er wird nach und nach ein weltkluger Mann. Gelingt es ihm nicht: ſo iſt es ein Zeichen, daß er für dieſe Rolle nicht gemacht iſt; und er wird alſo wahrſcheinlich dieſelbe aufgeben. Der Einſame iſt im Stande, tiefere Einſichten zu erlangen, wenn er ſein Nachdenken unabläßig auf einen Gegenſtand richtet. Die Einſichten des in Geſellſchaft und Geſchäften lebenden Mannes ſind gemeiniglich oberflächlich, weil die Gegenſtände zu ſchnell bey ihm vorüberrauſchen: aber ſie erſtrecken ſich auf eine größere Mannigfalfaltigkeit von Sachen; ſie umfaſſen mehrere kleine ſie begleitende Umſtände, ſie ſtehen ihm mehr zu Gebothe. Nun iſt aber bey den gemeinen Geſchäften des Lebens eine tiefe Einſicht ſelten erforderlich. Aber keinen Umſtand vergeſſen, alle mit der Sache verwandte, und auf ihren Erfolg Einfluß habende Kleinigkeiten mit in Rechnung bringen, und mit dieſer Ueberlegung ſo geſchwind als möglich fertig ſeyn, um nicht die Zeit und Gelegenheit zu verſäumen: das iſt es, was den klugen Mann auszeichnet.

Im Allgemeinen alſo iſt das geſellſchaftliche Leben eine beſſere Schule der Klugheit, als das einſame. Doch iſt weder ein beſtändiger Rauſch abwechſelnder Vergnügungen ein Mittel klug zu werden: noch hat es an Beyſpielen gefehlt, daß Leute, aus einer tiefen Einſamkeit, doch als weltkluge Männer hervorgetreten ſind, — und, wenn man ſie zu Geſchäften gebraucht hat, mit aller der Gewandheit, mit aller der Aufmerkſamkeit auf kleine, aber im Geſchäftsleben erhebliche Umſtände, mit eben dem ſchnellen und richtigen Ergreifen der beſſern unter mehrern Maßregeln, gehandelt haben, welche ſonſt nur die Folge der Erfahrung und der langen Uebung in Geſchäften zu ſeyn pflegen. Man glaubt nicht, wie viel ein verſtändiger Mann von Dingen, die er auch nie ſelbſt beobachtet hat, errathen kann; und wie viel ein

Leichtſinniger und Unverſtändiger von den Sachen nicht ſieht, die täglich vor ſeinen Augen vorgehen. Selbſt bey einem Blinden kann das Auge des Geiſtes das fehlende körperliche erſetzen.

Zur zweyten Haupttugend, der Tugend der Gerechtigkeit, rechneten die Philoſophen, von welchen dieſe Eintheilung herrührt, alle Pflichten, welche ſich auf andere Menſchen und auf die Geſellſchaft beziehn. Sie theilen ſich alſo in zwey untergeordnete Tugenden: in die Gerechtigkeit im engern Sinne, — welche ſich deſſen enthält, was andere Menſchen beleidiget, oder ihnen ſchadet, und in die Wohlthätigkeit, oder Menſchenliebe, welche wirklich Gutes thut, und ſich beeifert, andern Menſchen zu nutzen.

In Abſicht derjenigen Gerechtigkeit, welche die Perſon und das Eigenthum anderer Menſchen in Ehren hält, ſcheinen im Grunde Geſellſchaft und Einſamkeit gleichgültig zu ſeyn. Da dieſe Tugend ganz in Unterlaſſungen beſteht; da keine beſondere Einſichten und Fertigkeiten dazu erfordert werden; da die Regeln, welche ſie verſchreibt, ganz genau und unerläßlich ſind: ſo kann es dem Menſchen, durch ſeine äußere Lage, weder leichter noch ſchwerer gemacht, es können ihm dadurch weder mehr noch weniger Bewegungsgründe und Hülfsmittel gegeben werden, ſie auszuüben. Nur was ich oben im Allgemeinen ſagte, daß die eingezognen Leute die unſchuldigern, die in der Geſellſchaft lebenden guten Menſchen aber die verdienſtvoller ſind: das gilt beſonders von der Beobachtung des ſtrengen Rechts. In der That kann derjenige, welcher mit wenigen Menſchen überhaupt zu thun hat, auch nur wenigen Menſchen böſes thun. Mit der Menge unſerer Verbindungen aber ſteigt unſere Fähigkeit zu nutzen oder zu ſchaden; und es vermehren ſich zugleich die Gelegenheiten, von dem Schaden andrer Nutzen zu ziehn.

Ueberdieß werden die meiſten Ungerechtigkeiten begangen, entweder gegen Feinde, die uns zuvor beleidiget haben, oder gegen Mitbewerber, mit denen wir um einen gemeinſchaftlichen Preis kämpfen. In einem eingezognen Leben aber kann man von wenigern Menſchen beleidigt werden: und der Fälle, wo unſerem Vortheile der Vortheil anderer im Wege ſteht, ſind weit weniger.

Doch zwey Umſtände kommen hierbey noch in Betrachtung. Die Geſellſchaft erregt die haſſenden Leidenſchaften leichter: aber ſie zerſtreut ſie auch eher wieder; ſie mildert ſie ſelbſt ein wenig, durch die gute Laune und die Fröhlichkeit, welche ſie erzeugt. In der Entfernung von den Menſchen hat die Rachſucht, der Zorn und der Neid nicht ſo häufige Veranlaſſungen zu entſtehen. Aber der einmahl gefaßte Groll iſt bey dem Einſamen deſto unauslöſchlicher. Die Bitterkeit des Haſſes wächſt, wenn der Menſch gar keine Gegenſtände hat, welche ihn von dem Unangenehmen und Verhaßten, in dem Verfahren andrer gegen ihn, abziehn. Auch iſt der Trübſinn und ein Hang zu verdrießlichen Leidenſchaften oft eine Folge der Entbehrungen und der langen Weile, welche die Einſamkeit mit ſich führet. Daher können ſelbſt einſiedleriſche Betſchweſtern die wenigen Menſchen, welche um ſie ſind, oft ſehr quälen.

Zweytens; die Quelle der meiſten Ungerechtigkeiten liegt in dem Ehrgeitze, oder der Gewinnſucht; — in der Begierde zu herrſchen, oder in der Liebe zum Gelde. Inſofern nun, als die Geſellſchaft, oder die Einſamkeit die eine, oder die andere dieſer Leidenſchaften zu erwecken, zu nähren, oder mit Hülfsmitteln der Befriedigung zu verſehen, geſchickt iſt: inſofern kann ſie auch mittelbar, auf die Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit des Menſchen, Einfluß haben.

Im geſellſchaftlichen Leben, wird Geld und Gut am beſten genutzt; und das Bedürfniß deſſelben am lebhafteſten empfunden. So iſt es auch nur in der Geſellſchaft, wo man das Vergnügen, geehrt und angeſehen zu ſeyn, wirklich genießt, und des Angenehmen, welches in dem Beſitze von Macht und Herrſchaft liegt, recht eigentlich inne wird. Wer in der Geſellſchaft glänzen will, muß weit größere Einkünfte haben, als der, welcher in einem einſamen Leben, ſich alle Bequemlichkeiten welche ſelbſt die verzärtelte Natur verlangt, oder alle Hülfsmittel, die eine gewiſſe Liebhaberey erfordert, zu verſchaffen wünſcht. Um unter einer kleinen Anzahl alter Bekannten bis zu dem Grade geſchätzt zu werden, daß man einige Aufmerkſamkeit bey ihnen erwecke, und alſo den Umgang mit ihnen, auf eine angenehme Weiſe unterhalten könne: dazu iſt nur einige kleine Auszeichnung unſerer Perſon, oder unſerer Verhältniſſe nöthig. — Ohne einen großen Rang, und ohne einen ausgebreiteten Ruhm, kann der rechtſchaffene und tugendhafte Mann, unter den Seinigen geliebt und geehrt werden, und alſo ein angenehmes Daſeyn genießen. Wenn man aber in einem größern Kreiſe, und unter Leuten von allerley Ständen, der geſelligen Freuden, — welche vornehmlich aus einer mit Erfolge begleiteten Selbſtthätigkeit entſtehen, — genießen will: ſo muß man nothwendig etwas haben, wodurch man die Achtung dieſes großen Haufens auf ſich lenke. Und dieß kann man weit weniger, wenigſtens weit ſchwerer, durch perſönliche Verdienſte, als durch hohe Titel, durch angeſehne Aemter, durch eigne Macht, oder durch Gunſt bey den Mächtigen. Wer in einem Gedränge ſich wohl befinden, und das Schauſpiel, welches die Menge hingezogen hat, mit Bequemlichkeit anſehen ſoll, muß auf einem erhöhten Platze ſtehen. Diejenigen Perſonen des Mittelſtandes, welche in die Geſellſchaft der großen Welt, durch zufällige Umſtände, aufgenommen worden ſind, ohne ihr einverleibt zu werden, erfahren es ſehr wohl, daß, um in zahlreichen Verſammlungen von Menſchen, die des Vergnügens wegen zuſammen kommen, wirklich Vergnügen zu genießen, es nicht genug ſey, ſich mitten unter ihnen zu befinden: ſondern daß man ſich, wenigſtens bis zur völligen Gleichheit, mit den Mitgliedern derſelben erhoben haben müſſe; daß man dann erſt unter ihnen recht frey handeln und ſich ſelbſt wohlgefallen kann, wenn man ein wenig über ſie hervorragt.

Daher kommt es, daß diejenigen, welche entweder ſchon durch ihre Umſtände in weitläuftige Verbindungen verwickelt ſind, oder, vermöge ihres Hanges zur Geſelligkeit, ſich gerne darein verſetzen möchten, gewöhnlicher Weiſe, nach Geld und Ehre mit weit größerer Begierde trachten, und von beyden weit mehr haben wollen, als die, welche in einen engern Kreis durch ihre Glücksumſtände eingeſchloſſen bleiben, oder durch Wahl ſich mit demſelben begnügen. Daher iſt die ſogenannte große Welt, zu welcher die Staatsleute, die Anführer der Heere, die Reichen und Mächtigen jeder Nation gehören, von jeher der Schauplatz der größten Ungerechtigkeiten geweſen. Das, was den Cäſar bewog, ſich zum Tyrannen ſeines Vaterlandes aufzuwerfen: das iſt es, was überhaupt unter jenen Claſſen Ungerechtigkeiten veranlaßt: — die Begierde, der erſte in der Geſellſchaft zu ſeyn. Hätte Cäſar dieſen Wunſch nur in dem kleinen Städtchen, wo er ihn zuerſt äußerte, durchzuſetzen gehabt: ſo hätte er, auch wenn er auf einem ungerechten Wege darzu gelangt wäre, nur wenige Menſchen bey Seite ſchaffen, nur die Rechte weniger verletzen dürfen. Da er aber in Rom, in Italien, in der ganzen damahls bekannten Welt der Erſte ſeyn wollte: ſo konnte er dazu ohne Blutvergießen, ohne gelieferte Schlachten, zerſtörte Städte, überwundne Kriegesheere, ohne recht im Großen ausgeübte Ungerechtigkeiten, nicht gelangen.

Der höchſte Grad einer Sache zeigt am deutlichſten, wie es mit den mittlern Graden beſchaffen iſt. Die Geſellſchaft verleitet den Menſchen, glänzen zu wollen. Und in einer je größern Geſellſchaft er glänzen ſoll: deſto mehr muß er durch Reichthum und Anſehen unterſtützt werden. Mit der Begierde nach dieſen beyden Sachen aber, wächſt die Verſuchung ungerecht zu ſeyn, — ſich auf eine unerlaubte Weiſe zu bereichern, oder die Rechte und Anſprüche anderer Menſchen zu verletzen.

Von dieſen Verſuchungen iſt das eingezogne und häusliche Leben frey. Der Ehrgeitz hat zu demſelben keinen ſo leichten Zutritt, oder ſucht, wenn er ſich einſchleicht, ſeine Befriedigung nur in ſolchen Auszeichnungen, bey welchen er die Rechte Anderer ſeltner verletzen darf. — Aber dem Geitze und der Habſucht, dem andern Princip der

Ungerechtigtigkeit, kehrt es eine deſto ſchwächere Seite zu. Es iſt der allgemeinen Erfahrung gemäß, daß die Begierde nach Gelde um deſto mehr ſteigt, je mehr der Menſch anderer Vergnügungen beraubt iſt; je weniger Geſchmack er an denſelben findet; oder je ſtandhafter er denſelben entſagt hat. Irgend einen Genuß, irgend eine Erweiterung ſeines Wirkungskreiſes, irgend ein vorgeſtecktes Ziel, bey deſſen Erreichung er ſeine Kraft und ſeinen Werth fühle, muß jeder Menſch haben. Nun ſind die meiſten Vergnügungen, — die meiſten wünſchenswerthen Gegenſtände nur in der Geſellſchaft zu erlangen, oder erfordern zu ihrer Benutzung und ihrem Genuſſe, die Theilnehmung anderer Menſchen. Nur zwey Sachen ſind es, auf welche er, auch wenn er ganz allein iſt, ſtolz ſeyn, oder an denen er ſich vergnügen kann: das Eine iſt er ſelbſt, ſein Verſtand und ſein Herz, und der Fortgang, den er in Wiſſenſchaften und Tugenden macht; das andere iſt ſein Geld und die Vermehrung ſeines Eigenthums. Daher theilen ſich die einſamen Leute in zwey Claſſen. Die von edlerer Natur werden vortreffliche Menſchen, und gelangen wirklich zu allen den Vorzügen, zu welchen nicht durchaus die Hülfsmittel der Geſelligkeit nöthig ſind. Eingeſchränkt auf das einzige, aber große

Vergnügen, ſich bewußt zu ſeyn, daß ſie täglich weiſer und beſſer werden, arbeiten ſie auch deſto unabläßiger daran, ſich dieſes Vergnügen zu verſchaffen. Die von der Natur Verwahrloſeten hingegen, verſinken entweder in eine völlige Unthätigkeit, oder vereinigen allen ihren Verſtand und ihre Neigungen auf den Erwerb des Geldes, das ſie entweder durch bloßes Aufhäufen und Sparen, oder durch Kunſtgriffe und Ränke zu vermehren ſuchen.

Warum findet man die einſiedleriſch frommen Leute ſo oft geitzig? Woher kommt es, daß der Tartar in ſeiner Steppe, beraubt von allen mit Geld erkäuflichen Annehmlichkeiten des Lebens, doch Schätze zu ſammeln trachtet, um ſie zu vergraben? Dieſe Erſcheinungen erklären ſich aus demjenigen Geſetze der Natur, welches dem Menſchen, bey Ermanglung jedes andern Gegenſtandes, wornach er ſtreben könnte, das bloße Eigenthum, ſo annehmlich gemacht hat, daß er um deſſen Vermehrung noch immer bemüht zu ſeyn fortfährt, wenn alle andre Neigungen getödtet, oder die Anläße dazu entfernt ſind. Welche Verſuchungen aber zu geheimen Ungerechtigkeiten darin liege, wenn die Neigung zum Gelde über die geſelligen Triebe die

Oberhand behält: habe ich nicht nöthig, weiter auseinander zu ſetzen.

Um die Pflichten der Gerechtigkeit auszuüben, iſt es genug, wenn wir den Vorſatz dazu haben: um die Pflichten der Wohlthätigkeit, — den andern Zweig der geſelligen Pflichten, — auszuüben, iſt es auch nöthig, wohlwollende Neigungen zu haben. Auf die Neigungen aber hat der äußre Zuſtand, und alſo auch Geſellſchaft und Einſamkeit mehr Einfluß, als auf die Vorſätze.

Es iſt aber, bey dieſem Theile meiner Abhandlung, vorzüglich wichtig zu erinnern, was ſich bey allen übrigen Theilen verſteht, daß der Charakter jedes Menſchen von unzählig vielen Urſachen abhängt, von welchen ich hier nur eine einzige betrachte. Wenn ich ſage, daß die Einſamkeit das Herz kalt mache, die Geſelligkeit es erwärme: ſo behaupte ich nicht, daß jeder Einſame ein Miſanthrop, und jeder Herumſchwärmer ein wohlthätiger Mann ſey. Die Natur muß zuerſt den Grund zu allem legen, was im Menſchen gut, oder böſe iſt: nach ihr wirken am allermeiſten die erſte Erziehung und die Beyſpiele, welche er in der Jugend ſieht.

Dann kommen die eignen Bemühungen, welche er auf ſeine Beſſerung wendet, — die Philoſophie und die Religion; endlich die Begebenheiten ſeines Lebens, welche gewiſſe Seiten ſeines Herzens in Bewegung ſetzen, andre unberührt laſſen. Unter dieſen mannigfaltigen Urſachen, welche das Wohlwollen erwecken oder erſticken, thut auch die Einſamkeit und die Geſellſchaft ihren unſichtbaren Beytrag, und zwar, wie mich dünkt, auf folgende Weiſe. Jede Neigung des Herzens, welche einen gewiſſen Grad von Stärke erhalten ſoll, muß geübt werden. Liebe und Wohlwollen aber, finden ihre Uebung nur im Umgange mit Menſchen. Wer ſich alſo von demſelben ſo völlig ausſchließt, wie der Einſiedler, und in dieſem Zuſtande Jahre lang beharrt, muß entweder unglücklich ſeyn, oder die Fähigkeit zu lieben verlieren, und diejenige Empfindſamkeit des Herzens, welche geliebt zu werden zu einem Bedürfniße macht, abſtumpfen.

Auch hier iſt es oft ſchwer, von zwey mit einander verbundnen Erſcheinungen zu erkennen, welche die Urſache, und welche die Wirkung ſey. Der Hang zur Einſamkeit, und die Gleichgültigkeit gegen geſellige Verbindungen, iſt oft erſt die Folge eines kalten Temperaments, und einer alles auf ſich ſelbſt beziehenden

Gemüthsart. Aber andere, welche von Natur der geſelligen Empfindungen fähig, und zur Theilnahme an den Freuden und Schmerzen ihrer Nebenmenſchen aufgelegt ſind, können durch ein langes einſiedleriſches Leben, in welches ſie durch Armuth und Noth, durch frühen Zwang der Ihrigen, durch das Abſterben vieler ihrer Freunde, oder durch falſche Religionsbegriffe gebracht worden ſind, jene Sympathie ſchwächen, und den Menſchen, von welchen ſie lange entfernt geblieben ſind, wirklich fremd werden.

Doch ein *eingezognes* Leben iſt nicht immer ein *einſiedleriſches* Leben. Und es iſt uns weit wichtiger, die Natur und Wirkſamkeit des erſten, als die des letztern, kennen zu lernen: weil jenes der Zuſtand vieler Menſchen iſt, und ſeine Wirkungen alſo ſich weit in dem menſchlichen Geſchlechte ausbreiten, in dieſem aber ſich wenige Unglückliche, oder Sonderlinge befinden, die, als Seltenheiten der Natur, durch ihre Betrachtung mehr unterhalten, als nützen. In dem eingezognen Leben aber ſind es zwey Sachen, welche die Fertigkeit zu lieben, bey einen Menſchen unterhalten können: die Familien-Verbindung, und die Freundſchaft. *) Der Gelehrte mag immerhin ſeinen Büchern und den Wiſſenſchaften alle geſelligen Freuden aufopfern; der Kaufmann mag ſeine Tage auf ſeiner Schreibſtube, der Handwerker in ſeiner Werkſtätte zubringen; der Mann, ohne Stand und Vermögen, der weder durch ſeine Talente, noch durch äußere Annehmlichkeiten den Mangel des Glücks erſetzt, mag, von der Welt verſchmäht, im Dunkeln leben; — in einem noch ſo abgelegnen Dörfchen mag ein Landmann der Welt unbekannt, und in ihren Künſten und Vergnügungen unwiſſend werden: wenn jeder von dieſen nur ein

---

*) Man könnte vielleicht als einen dritten Umſtand, welcher der Menſchenliebe des Einſamen, wenigſtens bey der thätigen Aeußerung derſelben, vorzüglich günſtig iſt, hinzuſetzen, daß die geſelligen Triebe im gewöhnlichen Umgange zwar eine beſtändige, aber eine unbedeutende und oft nichtswürdige Befriedigung finden, der Einſame hingegen, wenn ſein Herz geſellig iſt, ſich nur durch Gutes thun, für die ihm mangelnden Gelegenheiten, Andern Vergnügen zu machen, ſchadlos halten kann. Der Einſame ſpart gleichſam ſeine Menſchenliebe auf die großen Gelegenheiten, wo er weſentlichen Nutzen ſtiftet und große Aufopferungen macht: der in Geſellſchaft Lebende verſchwendet oft die ſeinige in täglichen kleinen Gefälligkeiten, und in häufigen, aber nicht ſehr ſchweren Proben der Selbſtverläugnung.

Weib und Kinder hat, welche er liebet, für deren Beſtes er ſorget, von deren Schickſalen er mit Hoffnung oder Furcht erfüllt wird, in deren Umgange er ſich nach gethaner Arbeit erheitert; wenn ſich zu dieſem Familien-Kreiſe nur noch ein oder der andere gute Nachbar, Freund und Verwandter geſellt: ſo iſt er nicht in Gefahr, durch ſeine Entfernung von der Welt, ſein Herz unempfindlich werden zu ſehen.

Wo in einer Familie Einigkeit und Vergnügen herrſchen ſoll: da müſſen die Glieder derſelben alle die Pflichten gegen einander ausüben, welche nur immer in den ausgebreitetſten Verhältniſſen mit Menſchen gefordert werden. Es iſt nicht genug, daß zwiſchen Eheleuten, zwiſchen Aeltern und Kindern wirkliche Liebe vorhanden ſey: es iſt auch nothwendig, daß einer um des andern willen ſeinen eignen Neigungen Gewalt anthue, daß er ſich verleugne, und zuweilen gar aufopfere. In dieſer kleinen häuslichen Geſellſchaft, finden alle Veranlaſſungen zu Uebungen ſtatt, deren der wohlwollende Charakter bedarf, um Nachſicht gegen die Fehler anderer Menſchen, theilnehmendes Mitleiden mit ihrer Noth, das Einſtimmen in anderer Freuden, ein gewiſſes Gleichſtellen und Herablaſſen zu ihrem Geſchmacke, eine aufmerkſame Fürſorge für ihr allgemeines Intereſſe zu lernen. Wenn der Einſame ein liebreicher Ehmann, ein guter Vater, ein dankbarer Sohn iſt: ſo wird es ihm, wenn er je aus ſeiner verſteckten Hütte in die Welt hervorgerufen wird, — zwar vielleicht an Kenntniß der Sitten und Gebräuche derſelben, — aber nicht an Kenntniß der Pflichten, welche er darin zu beobachten hat, noch an den Geſinnungen und Neigungen fehlen, welche ihn bey dieſen Pflichten unterſtützen ſollen.

Ja, es iſt ſo gar ausgemacht, daß alle andere Verbindungen keine ſo gute Schule wohlwollender Neigungen ſind, als die häuslichen. In dieſer ſind, von der einen Seite, die Vortheile aller Mitglieder der Geſellſchaft auf das vollkommenſte vereiniget: und die Dienſte, welche ein Glied der Familie dem andern leiſten kann, ſind eben ſo mannigfaltig, als wichtig. Von der andern Seite, macht der immerwährende Umgang, alle Widerſprüche des Charakters und der Laune ſichtbarer, und vervielfältiget die Anläſſe zum Streite und zur Feindſchaft. Nirgends findet alſo eine ſo ununterbrochne Uebung ſtatt, theils andern zu dienen und zu helfen, theils ſich ſelbſt in der Abſicht zu beherrſchen, um den Frieden und die Freundſchaft mit andern zu erhalten. Und aus dieſen beyden Stükken beſtehen vornehmlich die geſelligen Tugenden.

Und wenn die Bande der Blutsfreundſchaft, wenn die eheliche und die älterliche Geſellſchaft, als Gelegenheiten zur Uebung der aus dem Wohlwollen entſpringenden Pflichten betrachtet, nicht nur die Stelle jedes andern Umgangs erſetzen können ſondern ihm auch noch vorzuziehn ſind: ſo wird, in dieſer Abſicht, das eingezogne Leben den menſchenfreundlichen Tugenden günſtiger ſeyn, als ein durch zu viele Geſellſchaften und Geſchäfte zerſtreutes. Denn die innige Vertraulichkeit der Glieder einer Familie wird weit größer, wo ſie auf einander eingeſchränkt ſind, oder doch mit wenigen Freunden Umgang haben. In der ſo genannten großen Welt, wo Mann, Frau und Kinder einander nur wenige Stunden des Tages allein ſehen, und jeder mit einer Menge anderer Menſchen umgeben iſt, denen er Höflichkeit, Gaſtfreundſchaft oder Dienſte zu leiſten hat, und von denen er Ehre, Nutzen oder Vergnügen erwartet, bleiben dieſe nächſten Verwandten einander ſo fremd, empfinden für einander, oder leiſten einander ſo wenig, und können mit einem ſo geringen Grade von Uebereinſtimmung in den Geſinnungen, doch noch ihre Verbindung auf eine erträgliche Weiſe fortſetzen, daß für ſie die Familien-Geſellſchaft aufhört, eine Uebung der Zärtlichkeit zu ſeyn.

Der Menſch iſt in allem, auch in ſeinen Zuneigungen, ein eingeſchränktes Weſen. Er iſt nur eines gewiſſen Grades der Liebe fähig. Vertheilt er nun dieſen unter eine zu große Anzahl von Gegenſtänden, ſo kommt auf jeden nur ein kleinerer Theil. Die, welche in einem ausgebreiteten Umgange leben, wachſen ſelten mit einer einzelnen Perſon, als Freunde, innig zuſammen: am wenigſten mit den Ihrigen, mit welchen die Verbindung oft gleich anfangs mehr der äußern Schicklichkeit, des Vortheils und der Ehre wegen, als aus Zuneigung errichtet worden war.

Dieſer Vortheil, den die Familien-Verbindung dem Menſchen gewährt, daß ſie ſein Herz warm und menſchenfreundlich erhält, kann für ihn durch nichts erſetzt werden, als durch eine vertraute Freundſchaft mit einem einzelnen Manne. Aber dieſes Hülfsmittel iſt weit ſeltner zu erlangen, ſetzt mehrere perſönlichen Vorzüge und Glücksfälle voraus, und leiſtet doch nicht dem Herzen denſelben Dienſt, als die Verbindung des Ehemanns und Vaters. In der That finden ſich in allen Claſſen noch mehr glückliche Ehen, als innige und dauerhafte Freundſchaften. Jene nehmen ihren Urſprung in einer natürlichen Neigung, und werden in ihrem Fortgange unterſtützt durch Intereſſe und Gewohnheit. Dieſe gründen ſich allein auf Wahl und Verdienſt. Hier muß alſo das Urtheil viel feſter, der Wille ſtandhafter, das Verdienſt von beyden Seiten größer ſeyn, wenn dieſe Verbindung, jener von der Natur geſtifteten, an Dauer und Innigkeit gleich kommen ſoll. Nicht nur gute ſondern vorzügliche Männer müſſen diejenigen ſeyn, welche einer wahren Freundſchaft auf lange Zeit fähig ſeyn ſollen. Dazu muß ſich noch eine Aehnlichkeit in der Denkungsart, in den Talenten, in den Beſchäftigungen und in den äußern Umſtänden geſellen. Wie viele glückliche Zufälle alſo müſſen ſich für den einſamen Mann vereinigen, wenn er, in dem kleinen Kreiſe ſeiner Bekanntſchaften, Einen finden ſoll, der alle Erforderniſſe wahrer Freundſchaft für ihn erfülle, und ſie gegenſeitig in ihm befriediget finde? Wo indeß ein ſolcher Bund gleich geſtimmter, durch Verſtand und Tugend gegenſeitig ſich anziehender und auf einander wirkender Menſchen, errichtet worden iſt: da ſind ſolche einander, nicht nur in Abſicht des geſelligen Vergnügens, ſondern auch in der Uebung der geſelligen Tugenden, genug. Der, welcher einen einzigen wahren Freund hat, kann, wenn er ſonſt auch ohne alle Verbindung mit der Welt lebt, nie ungeſellig werden. Ja, ſeine menſchenfreundlichen Empfindungen bekommen eine gewiſſe Gründlichkeit und Tiefe, welche die Gutherzigkeit des, in viele Verbindungen zerſtreuten, Weltmanns nicht hat. —

Welches ſind die Eigenſchaften, welche uns im Allgemeinen umgänglich machen? Aufmerkſamkeit auf anderer Menſchen Wünſche, Neigungen und Launen; Bereitwilligkeit, ihnen in unſchuldigen Dingen unſere Neigungen aufzuopfern; Unverdroſſenheit, Dienſte zu leiſten, wo wir dazu aufgefordert werden, oder wir ſelbſt unſere Mitwirkung ſchicklich und nützlich glauben; — mehr als alles aber die Fertigkeit, uns in anderer Menſchen Stelle zu verſetzen, und das Intereſſe, welches ſie in jedem Augenblicke für gewiſſe Gegenſtände belebt, wenigſtens in einigem Grade ſelbſt anzunehmen, — uns mit den Fröhlichen zu freuen, und mit den Betrübten traurig zu ſeyn. Alle dieſe Eigenſchaften ſind aber auch nothwendig, wenn zwiſchen zwey Perſonen die Freundſchaft, bis zu einem gewiſſen Grade von Innigkeit, gelangen, und dauerhaft ſeyn ſoll.

Um alſo zu wiſſen, was die Einſamkeit, an ſich betrachtet, für Einfluß auf die Gemüthsart des Menſchen, in Abſicht der geſelligen Neigungen habe, müſſen wir ihn in unſrer Vorſtellung, des doppelten Erſatzes, der ihn, für ſo manches Nachtheilige ſeiner Lage, entſchädigen kann, der Familie und des Freundes, berauben. Der Eheloſe, der unter wenigen und doch nur gleichgültigen Bekannten ſein Leben zubringt: dieſer iſt es, welchem ſeine Lage das Herz kalt und den Charakter ungeſellig zu machen droht, wenn nicht die Natur ihn mit einem doppelten Maße von liebreicher Empfindſamkeit verſehen hat, oder ſeine Studien, durch die Beſchäftigung ſeines Verſtandes und ſeiner Einbildungskraft, auch zugleich ſein Herz in Bewegung ſetzen.

Folgende Wirkungen der Einſamkeit auf den Menſchen, hat die Erfahrung in ſehr vielen Beyſpielen beſtätiget: obgleich es in den meiſten derſelben unausgemacht bleibt, ob dieſe Wirkungen unmittelbar aus ihr, oder ob ſie aus den Natur-Anlagen, welche dem Menſchen Neigung zur Einſamkeit einflößten, und aus den Umſtänden, welche ihn darein wider ſeinen Willen verbannten, entſpringen.

Erſtlich, der einſiedleriſche Menſch, wenn er übrigens in glücklichen Umſtänden und unabhängig iſt, wird leicht ein Egoiſt. Da in dem kleinen Kreiſe, der ihn umgiebt, er die Hauptperſon iſt, nach welcher ſich alle richten; da er ſelten ſich mit Perſonen zuſammen findet, deren Neigungen er die ſeinigen unterwerfen, auf deren Geſchmack er, des Wohlſtandes wegen, in ſeinen Handlungen Rückſicht nehmen, oder deren guten Willen er durch Gefälligkeiten ſich erwerben muß: ſo gewöhnt er ſich leicht daran, ſeinen Willen, ſeine Vortheile und ſeine Gewohnheiten, als Geſetze für die übrigen Menſchen anzuſehen, ſich ſelbſt aber von derjenigen Nachgiebigkeit und Aufmerkſamkeit frey zu ſprechen, welche die Geſellſchaft, wenn ſie angenehm ſeyn ſoll, von allen ihren Gliedern fordert.

Dieſe Selbſtſichtigkeit iſt oft, zweytens, mit einem gewiſſen ſtörrigen Weſen, und einer Steifigkeit des Charakters verbunden, welches in Abſicht der Sitten eben das iſt, was die Einſeitigkeit der Begriffe in Abſicht des Verſtandes. So wie der, welchem niemahls von andern widerſprochen wird, leicht zu einer weit feſtern Ueberredung von der Richtigkeit ſeiner Meinungen verführt wird, als die Gründe, welche er für dieſelben anzuführen hat, verdienen; ſo gelangt der Menſch, der ſich ſelten um Andrer willen Zwang anthun darf, zu einer Feſtigkeit in ſeinen Gewohnheiten und in ſeinen praktiſchen Principien, die nicht immer durch die Güte derſelben gerechtfertiget wird. Die Geſelligkeit macht ſowohl unſern Geiſt, als unſre Sitten geſchmeidig: weil wir uns im Umgange andern Menſchen anſchmiegen und ihnen verähnlichen müſſen, — dieſes aber, bey der großen Mannigfaltigkeit der menſchlichen Denkungsarten und Charaktere, nicht möglich iſt, ohne ſelbſt eine Verſchiedenheit von Formen anzunehmen. Aus der entgegengeſetzten Urſache macht die Einſamkeit hartnäckig und eigenſinnig: weil ſie uns auf dem einmahl eingeſchlagenen Wege, ohne alle Hinderniſſe fortgehen läßt; und weil ſie uns gar keine Bewegungsgründe giebt, von der durch Natur und Gewohnheit uns eigen gewordenen Art zu handeln, die uns zugleich auch immer die leichteſte iſt, abzugehen.

Drittens. Der Einſame wird bequem und gewöhnt ſich, ſeine Gemächlichkeit ungebührlich hochzuſchätzen. Die geſellſchaftlichen Pflichten hingegen erfordern, daß man ſich bewege, daß man ſich eine Mühe nicht verdrießen laſſe, daß man ſich Ermüdungen und Beſchwerden bereitwillig ausſetze.

Seiner Gemächlichkeit zu pflegen, iſt nicht nur der einzige Erſatz, welchen der Einſame für das viele ihm entzogne Vergnügen findet; — und er macht von dieſer Schadloshaltung um deſto mehr Gebrauch, je leerer ſein Zuſtand von angenehmen Empfindungen lebhafterer Art iſt: ſondern der ganz ſich ſelbſt überlaſſene Menſch nimmt auch in der Einſamkeit gewiſſe Gewohnheiten an, welche eben dadurch erſt Gemächlichkeiten für ihn werden, aber in der Geſellſchaft nicht anſtändig ſind; und ihm deßwegen zuletzt dieſe verhaßt machen.

Obgleich die Dienſtfertigkeit, welche im gemeinen Umgange gefordert wird, nur auf Kleinigkeiten geht, und weder eine ſehr feurige Menſchenliebe, noch ein angeſtrengtes Nachdenken erfordert: ſo erhält ſie doch den Menſchen in Thätigkeit, und erlaubt ihm nicht, ſich der Ruhe, als dem höchſten Gute zu ergeben. Dahin kommt es aber mit den einſamen Leuten, beſonders im Alter, gewiß. Zwar kann zuweilen eine gewiſſe Schwäche der körperlichen Natur, welche Ruhe bedarf, auch die Liebe der Ruhe veranlaßt, und eben deßwegen dem Menſchen Geſchmack für die Einſamkeit gegeben haben. Aber das iſt doch nicht immer der Fall; ſondern auch der geſunde und muntre Menſch kann in einem Leben, das zu wenige Veränderungen hat, und ihm zu wenige Aufforderungen, ſich im Denken, Reden und Handeln um Andrer willen anzuſtrengen, giebt, nach und nach in Trägheit verſinken, und die Ruhe dem Vergnügen und den geſelligen Freuden vorziehen lernen.

Viertens. Bey einer weniger glücklichen Lage, oder bey einem noch übrigen Hange zur Geſellſchaft, wird der Einſame leicht mürriſch und übellaunig; und die herrſchende üble Laune kann alle Wirkungen des Menſchenhaſſes haben.

Im Allgemeinen iſt immer mit der Einſamkeit, etwas Schwermuth, und mit der Geſellſchaft Fröhlichkeit verbunden.

Gemeiniglich liegen die Urſachen, welche den Menſchen von der Geſellſchaft entfernen, in Unfällen, welche auch an ſich drückend ſind, oder in perſönlichen Mängeln, welche erniedrigen und niederſchlagen. Wo dieß aber auch nicht der Fall iſt: da kann die bloße Entbehrung desjenigen Vergnügens, welches der Umgang gewährt, — des natürlichſten unter allen, und dem ein wahres Bedürfniß in der menſchlichen Natur entſpricht, —

Unglücksfällen gleich gelten, und auf die Länge eben die Wirkung auf das Gemüth thun. Nun iſt aber im Allgemeinen Fröhlichkeit und Liebe mit einander verwandt. Ein Menſch von heiterer Gemüthsart iſt leichter mit dem befriedigt, was Andere ihm Gutes erweiſen, und wird weniger von dem beleidigt, was ſie ihm zuwider thun. Er verſetzt ſich leichter in Andrer Stelle, da er mit ſeinem eignen Zuſtande nicht ſo viel beſchäftiget iſt. Er iſt endlich bereitwilliger, ſich auch für das Vergnügen Andrer zu bemühen: weil es uns natürlich iſt, die Freude, die in uns herrſcht, auch um uns verbreiten zu wollen.

Es ſind nur wenige glückliche Temperamente, bey welchen, in der tiefen Einſamkeit, dieſe heitre Stimmung dennoch fortdauert. Sanfte Charaktere werden leicht in dieſer Lage ſchwermüthig; heftige werden mürriſch, — auch zum Theil deßwegen, weil ihrer üblen Laune nicht, durch die Schaam und die Furcht vor dem Tadel Andrer, widerſtanden wird. Nun iſt zwar die Schwermuth, an und für ſich, mit der Zärtlichkeit und Freundſchaft nicht unverträglich: ſie macht ſelbſt in gewiſſem Grade weichherzig, und ſtellt uns die Noth Anderer immer größer vor, als ſie wirklich iſt; daher ſie auch das Mitleiden und die Hülfsbegierde zu vermehren ſcheint. Aber ſie macht doch zugleich unthätig: das Theilnehmen an Andrer Noth, welches ſie veranlaßt, beſteht oft bloß in ſelbſtpeinigenden Empfindungen und Klagen über das menſchliche Elend. Oft macht ſie, daß man ſich von dem Anblicke des Unglücklichen, den man nicht ertragen kann, entfernt, anſtatt, daß man ſich ihm nähern ſollte, um ihm zu helfen. Nicht ſelten aber verſenkt ſie den Menſchen ſo gänzlich in Betrachtungen ſeines eignen Schickſals, daß ihm nur wenig Aufmerkſamkeit auf die Schickſale ſeiner Nebenmenſchen übrig bleibt.

Die mürriſche Gemüthsart aber macht durchaus ungeſellig. Sie verſchließt das Herz allen den Eindrücken, welche es mit Liebe und Freundſchaft erfüllen könnten, und erhält es nur gegen Beleidigungen und Widerſprüche empfindlich. Das mürriſche Weſen iſt der erſte Anfang des Zornes, und geht leicht in dieſe Leidenſchaft über, wenn noch irgend eine Veranlaſſung des Unwillens bey einem einzelnen Vorfalle hinzukommt. Zorn aber ſteht, nächſt dem Haſſe, der Liebe am meiſten entgegen. Und wen alſo das Freudenleere der Einſamkeit mißmüthig und unzufrieden macht, bey dem werden auch die Anlagen zum Wohlwollen und zur Menſchenfreundlichkeit geſchwächt.

Zu demjenigen Theile des ſittlichen Charakters, der ſich auf die Verbindungen mit andern Menſchen bezieht. gehören auch die Leidenſchaften des Stolzes und der Eitelkeit; ſo wie die entgegen geſetzte Tugend der Beſcheidenheit, welche beyde in Schranken hält. Auch auf ſie iſt die Einſamkeit und die Geſellſchaft nicht ohne Wirkung.

Zuerſt, mit der Eitelkeit iſt die Begierde nach Geſellſchaft faſt unausbleiblich verbunden. Denn der, welcher durch Vorzüge des Standes, oder der Perſon über Andere hervorzuragen glaubt, und von andern Menſchen geehrt zu ſeyn wünſcht, kann auf keine beſſere Weiſe ſeines Vorzugs genießen, oder ſeinen Wunſch befriedigen, als wenn er von vielen Menſchen geſehen und beobachtet wird, und ſie ihm ihr Wohlgefallen, oder ihre Bewunderung zu erkennen geben. Ja mit vielen in Verbindung zu ſtehen, iſt an ſich ſchon eine Befriedigung der Eitelkeit: entweder inſofern es vorausſetzt, daß Viele uns ſchätzen und in unſerm Umgange Vergnügen finden; oder in ſofern es uns die Macht giebt, Mehrern Dienſte zu leiſten und uns alſo bey dieſen in Anſehen bringt. Die Einſamkeit hat keinen empfindlichern Stachel, als den Gedanken, daß ſie eine Folge der Verachtung, oder der Vergeſſenheit von Seiten unſrer Nebenmenſchen iſt. Noch jetzt, wie zu Theophraſts Zeiten, *) kann eine ausbleibende Einladung zu einem Gaſtmahl, auf welches wir gerechnet hatten, ſehr kränken, nicht, weil wir das Vergnügen der Tafel, oder ſelbſt das der Geſellſchaft ſo ſehr bedauern, als, weil wir den Beweis der Achtung, den wir von unſerm Freunde erwartet hatten, vermiſſen.

Je empfindlicher nun jemand, gegen alle Zeichen der Ehre, oder der Geringſchätzung, iſt: deſto mehr Werth wird er auch auf diejenigen Vergnügungen legen, an welchen andre Menſchen uns Theil nehmen laſſen; und bey deren Genuß wir uns immer ſagen können, daß wir ſie unſrer Annehmlichkeit oder unſerm Ruhme, oder unſrer Größe, kurz der guten Meinung Anderer von uns, zu danken haben.

---

*) Siehe die Charakt. des Theophr. d. 17. Kapitel.

Zweytens, ſo wie der Eitle nach Geſellſchaft begierig iſt; weil er nur hier die Vorzüge, welche er ſich zuſchreibt, Vielen, in kurzer Zeit und ohne große Arbeit darlegen, und die Ehre, nach der er geizt, ſchnell einerndten kann, ſo wird auch die Eitelkeit durch nichts ſo ſehr geſtärkt, als durch den Beyfall, den man in der Geſellſchaft findet. Alle andern Arten des Ruhms, die durch Thaten, oder Schriften erworben werden, ſind erſt die ſpäte Belohnung vieler, und in geraumer Zeit auf einander folgender Anſtrengungen. Lange bleibt dem guten Schriftſteller und dem verdienſtvollen Geſchäftsmanne die Achtung, welche das Publicum für ſie hegt, verborgen, und wenn beyde ſie endlich erfahren, ſo iſt doch der Genuß dieſer Ehre nie plötzlich, nie ununterbrochen, nie ſinnlich berauſchend. Es iſt mehr eine den Geiſt erhebende Idee, als eine die Begierden reitzende Empfindung, wenn wir Beweiſe erhalten, von vielen entfernten und uns perſönlich unbekannten Perſonen, deren Meinung von uns auf unſern wirklichen Zuſtand gar keinen Einfluß hat, bewundert, oder geſchätzt zu werden. In dieſem Falle wird alſo die Ehrbegierde, theils ſchon durch die Arbeiten zertheilt, die es koſtet, ſie zu befriedigen, theils durch die Langſamkeit mit welcher ſich der von ihr geſuchte Ruhm allmählig gleichſam ſammelt, und durch die Unſichtbarkeit der Perſonen, welche ihn austheilen, gemäßigt. Daher erweckt auch ihre Befriedigung leichter Stolz, als Eitelkeit. Der große Gelehrte, jeder durch Talente und Gemeinnützigkeit in ſeinem Berufe ausgezeichnete Bürger, der ſich immer ſelbſt als berühmt denken muß, um ſeines Ruhms zu genießen, gelangt leicht dazu, ſeinen Werth in ſeiner eignen geheimen Vorſtellung über Gebühr zu vergrößern. Aber die laute und ſinnliche Freude, welche der Eitle über ſeine Vorzüge und deren allgemeinen Anerkennnug äußert, kann nicht ſo leicht ihn anſtecken.

Ganz anders iſt es mit den geſellſchaftlichen Annehmlichkeiten und Verdienſten. Sie werden auf der Stelle, durch die immer ſich ausbreitenden Verbindungen, in die ſie uns einführen, durch das erheiterte Geſicht aller Perſonen, welchen wir uns nähern, durch die vermehrte Anzahl der Luſtpartien, zu welchen wir gezogen werden, — und wenn es uns um ernſthaftere Endzwecke zu thun iſt, — auch durch die Aufmerkſamkeit, mit der man uns anhört, und durch die Bereitwilligkeit, mit der man uns belehrt, vergolten. Iſt es bloß unter unſers Gleichen, daß wir als Geſellſchafter gefallen: ſo ſchmeichelt uns dieſer Beyfall vielleicht nicht ſo ſehr; aber er giebt uns dafür einen deſto ununterbrochnern, und beſonders einen leichtern und fröhlichern Genuß. Erheben uns unſre geſellſchaftlichen Talente bis zum Umgange derer, welche an Stante über uns ſind: ſo iſt die Anſtrengung von unſrer Seite etwas größer; und das Vergnügen an einer ſo ſeltnen Auszeichnung wird, durch manche Augenblicke erlittner Vernachläßigung, unterbrochen: aber dafür iſt auch unſre Erhabenheit über andre deſto ſichtbarer; und es iſt im eigentlichen Verſtande Ehre, welche uns zu Theile wird. Daher rühmen ſich auch die Eiteln vom niedrigſten Range und kleinſten Verdienſte, keiner Sache ſo früh, wenn ſie unter Unbekannte treten, als der Fürſten und Grafen, bey welchen ſie Zutritt haben.

Aber alle Eiteln, ohne Unterſchied, auch die der beßern Claſſe, die, welche ein edleres Ehrgefühl und wichtigere Vorzüge haben, laſſen gern in ihren Geſprächen die Menge und Weitläuftigkeit ihrer Verbindungen durchſchimmern, und geben durch die Hoffnung, welche ſie zeigen, ſich durch ſolche gegebene Winke bey den Anweſenden in Achtung zu ſetzen, zu erkennen, wie ſehr ihre eigne Meinung von ſich ſelbſt durch die gute Aufnahme, die ſie in der Geſellſchaft finden, beſtimmt wird. *)

Niemanden kann es in der That gleichgültig ſeyn, ob er gewahr wird, daß ſeine Gegenwart gebildete Menſchen vergnügt und ſeine Geſpräche ſie erheitern, oder ob er bey den Perſonen, mit denen er in Geſellſchaft iſt, Widerwillen und Kälte gegen ſeine Perſon und ſeine Reden, bemerke. Ja da in jedem andern Verhältniſſe der Menſch, nie ganz nach ſeiner geſammten Perſönlichkeit, ſondern nur nach einer ſeiner Seiten und Eigenſchaften

---

*) Auf dieſen Endzweck, in ausgebreiteten geſelligen Verbindungen zu leben, ob er gleich für alle Menſchen einen Werth hat, iſt doch hauptſächlich die Eitelkeit derjenigen gerichtet, welche weder ſo tief in der menſchlichen Geſellſchaft ſtehen, daß ſie zwiſchen ſich und den höhern Ständen durch Erziehung, Sitten und Beſchäftigung eine unüberſteigliche Kluft befeſtigt ſehn, noch ſo hoch, daß ſie ſelbſt durch ihren Umgang alle andere zu ehren glauben. Für den gemeinen Mann kann die Einſamkeit etwas anziehendes haben, weil ſie in derſelben von ſchweren körperlichen Arbeiten am beſten ausruhen: den Fürſten und Königen, beſonders denen von Geiſt und inneren Hülfsquellen der Unterhaltung, kann ſie angenehm ſeyn, weil ſie gegen ihren gewöhnlichen Zuſtand, das Geräuſch des Hoflebens und der Regierungsgeſchäfte, abſticht, ſelbſt gewählt iſt, und ihnen ein ſeltnes Vergnügen, das Vergnügen des Selbſtgenuſſes, gewährt.

zum Vorſchein kommt, und nur nach einer geſchätzt oder verehrt wird, — der Schriftſteller z. B. nach ſeinem Genie und ſeiner Gelehrſamkeit, der Richter nach ſeiner Uneigennützigkeit, ſeiner Rechtskenntniß und ſeinem Fleiße, der Handelsmann nach ſeiner Redlichkeit, Ordnungsliebe und Erfahrung in Geſchäften u. ſ. w. —: ſo iſt in der That der Umgang und die des Vergnügens wegen zuſammen kommende Geſellſchaft, der einzige Ort, wo er den Total-Eindruck, welchen er auf andre Menſchen macht, kennen lernen, und die Stimmen über diejenigen ſeiner Vollkommenheiten oder Mängel ſammeln kann, die aus allen ſeinen geiſtigen und körperlichen Eigenheiten zuſammen genommen entſpringen. Kein Wunder alſo, daß der, welcher Ehre ſucht, und ſich über ihm zugeſtandne Ehre freut, — ſelbſt wenn dieß wahre Ehre iſt, — ſich mehr geſchmeichelt findet, von ſeinen Mitbürgern in der Stadt oder dem Staate, worin er lebt, aufgeſucht und in ihre Geſellſchaften gezogen zu werden, als Recenſentenlob zu erhalten, oder in Zeitungen und ſelbſt in Geſchichtbüchern geprieſen zu werden.

Je natürlicher es aber iſt, ſich über ſeine gelingende Bemühungen, andern Menſchen im Umgange zu gefallen, mehr als über jeden andern guten Erfolg zu erfreun: deſto verführeriſcher iſt dem ohnerachtet dieſe Befriedigung der Eitelkeit, um uns entweder über die Grenzen einer richtigen Selbſtſchätzung hinaus zu führen, und uns zu der mißfälligſten aller Prahlereien, der mit der Liebenswürdigkeit unſrer ganzen Perſon, zu verleiten, oder ſelbſt unſrer Ehrbegierde eine ganz falſche Richtung zu geben.

Denn nun kommt, drittens, noch der Umſtand hinzu, daß obgleich der Menſch in der Geſellſchaft nach ſeiner ganzen Perſon, nach Leib und Geiſte, geſehn und beurtheilet wird, ſeine Schätzung oder Vernachläßigung deſſen ungeachtet oft gerade von dem unerheblichſten ſeiner Verdienſte oder Fehler, oder nur von ſolchen abhängt, die zu erwerben oder abzulegen, durchaus nicht in ſeiner Gewalt ſteht. Eine angenehme Geſtalt, Leichtigkeit und Behendigkeit in den Bewegungen des Körpers, eine wohlklingende Stimme, und ein gewiſſes Gemiſch von Dreiſtigkeit und Anſtand, hat ſchon manchen Menſchen, ohne ſonderliche Gabe der Unterhaltung, ohne Verſtand und Einſichten, und ohne geſellige Tugenden, zu einem ſehr aufgeſuchten Geſellſchafter gemacht. Dahingegen andre mit einem weniger günſtigem Aeußeren aber ſonſt mit allen Naturgaben und allen Kenntniſſen zu lehrreichen und angenehmen Geſprächen verſehn, von den Geſellſchaftskreiſen ihres Wohnorts vernachläßiget worden ſind. Wie viele Günſtlinge haben nicht, ſelbſt am Hofe und unter den Großen, — unter derjenigen Geſellſchaft, deren Beyfall am meiſten der Eitelkeit ſchmeichelt, ihr Emporkommen, einem eben ſo nichtswürdigen Talente, als Lüynes bey Ludwig dem dreyzehnten, *) oder eben ſo oberflächlichen und vergänglichen Annehmlichkeiten, als Sommerſet bey Jakob dem erſten **), zu danken?

Wer alſo gar keinen andern Maßſtab ſeines Werths kennt, oder zu Rathe zieht, als das Wohlgefallen, welches die Welt an ſeinem Umgange findet: der wird, wenn er nicht unter ausgezeichnet vortrefflichen Menſchen lebt, von dem Streben nach den höchſten Endzwecken ſeiner Natur eher abgezogen, als zu demſelben ermuntert. Er lernt ſich ſelbſt wegen geringerer, von Natur und Glück ihm bloß geſchenkter Vorzüge, übermäßig ſchätzen, und die edleren, welche er ſich ſelbſt erwerben ſollte, — wahre Einſichten und Tugenden, als für den Weltmann zwecklos und unbedeutend, vernachläßigen.

---

*) Er konnte Dohlen ſo abrichten, daß ſie wie Stoßvögel auf kleinere Vögel ſtießen.

**) Er nahm den ſchwachen König bloß durch ſeine Jugend, Schönheit, und das Graziöſe ſeiner Bewegungen ein. S. Humes Geſch. v. Engl. 47. Kap. zum J. 1613.

Im einſamen Leben darf der Ehrgeitz nicht eben unbeſchäftigt ſeyn: aber er nimmt andre Wendungen und verleitet zu andern Abwegen. Es giebt Menſchen von Geiſt und geſelligen Talenten, die, eben aus Stolz, ſich von dem Umgange beſonders der feinen und größern Welt zurückziehen: weil ihnen nirgends wohl iſt, wo ſie nicht die erſte Rolle ſpielen und herrſchen können; und weil ſie unter vielen, auch mit ihren Anſprüchen in der Geſellſchaft erſcheinenden Perſonen, weniger Aufmerkſamkeit und Bewunderung finden, als ſie zu verdienen glauben. Sie mögen an gar keinem Vergnügen Theil nehmen, als an dem, welches ſie ſelbſt in Vorſchlag gebracht haben; ſie ſchweigen lieber, als daß ſie einen Augenblick vor zerſtreuten Zuhörern reden ſollten; ſie leiden lieber in der Einſamkeit lange Weile, oder erniedrigen ſich zu Geſellſchaften, die an Geiſt und Sitten unter ihnen ſind, ehe ſie ſich gefallen ließen, unter der ihnen gleichen Claſſe, oder unter den Höhern, von denen ſie aufgeſucht werden, Achtung und Gefälligkeit eben ſo wohl zu beweiſen, als zu erhalten. Gewiß entſtand die mit dem Alter wachſende Miſanthropie Roußeaus aus dieſer Quelle. Seine Freunde ſollten ihn ſtets mit enthuſiaſtiſcher Hitze lieben. Er glaubte ſich durchaus verachtet, wo er nicht alles galt, — gehaßt und verfolgt, wo er nicht verehrt wurde. Und er wollte lieber durchaus von den Menſchen vergeſſen ſeyn, als unter ſolchen leben, welche nicht ſeinen Werth genau eben ſo beurtheilten, als er ſelbſt.

Eine andre Art der Einſamen, die am ſtillen und geräuſchloſen Leben wirklich Geſchmack findet, hat entweder einen gemäßigten Ehrgeitz und verlangt wenigſtens nicht eine tägliche Nahrung deſſelben, oder ſie opfert ihr Vergnügen ihrer Gemächlichkeit auf. Unter den erſten giebt es vortreffliche Menſchen, die treu ihrem Berufe obliegen, für ihr Hausweſen und ihre Familie mit kluger Wachſamkeit ſorgen, oder ſich in der Stille durch Wiſſenſchaften und Künſte ausbilden, ohne eine andere Erheiterung oder Belohnung zu verlangen, als das Vergnügen ſelbſt, welches ſie an ihren Beſchäftigungen, und an dem Umgange mit den Ihrigen und wenigen auserwählten Freunden finden. Umgekehrt werden hinwiederum dieſe Geſinnungen, wenn Anlagen dazu im Charakter vorhanden ſind, durch eine eingezogene, aber doch nicht unbeſchäftigte Lebensart geſtärkt. Indem ſie dem Menſchen die Gelegenheiten entzieht, wo er gegen den Reitz, von vielen Menſchen bewundert und gefeyert zu werden, empfindſam werden könnte, und ihm doch zugleich hinlänglichen Stoff zur Nahrung ſeines Geiſtes und zur Ausfüllung ſeiner Zeit darreicht: ſo erhält ſie ſein Gemüth in derjenigen glücklichen Ruhe und Mäßigung der Eitelkeit, wobey der Menſch ſeinen wahren Werth nicht verkennt, und doch nach dem Beyfalle in der Geſellſchaft wenig begierig iſt. Doch iſt es unläugbar, daß dieſe ruhigen und wenig eitlen Seelen, welche ſich die Einſamkeit ſo leicht gefallen laſſen, oft auch zugleich unthätig und arbeitsſcheu ſind. Und das geſellige Leben hat unſtreitig, für Menſchen von geringeren Geiſtesfähigkeiten und trägerer Gleichgültigkeit gegen ihre eigene Vollkommenheit, das Verdienſt, daß es ſie durch einen heilſamen Zwang, ſich andern

Menſchen gefällig und angenehm zu machen, zu einer eigenen größeren Schätzung der von ihnen erreichbaren körperlichen und geiſtigen Vorzüge und zur freywilligen Bewerbung um dieſelben erwekt. Mancher Menſch lernt das weſentliche Gute ſelbſt erſt durch die Achtung lieben, welche die Welt demſelben bezeigt. Er bleibt kalt gegen Einſichten, Verdienſte und Tugenden, wenn er in einem einſamen Leben, weder die Kränkungen der Verachtung wegen ihrer Vernachläßigung erfährt, noch für die zu ihrer Erwerbung angewandte Mühe, durch die Achtung und Freundſchaft ſeiner Mitbürger, belohnt wird. Er würde aber vielleicht, wenn er ſich dem Urtheile anderer Menſchen und dem Einfluſſe ihres Betragens auf ihn, bey einem durch ſeine Lage ihm abgenöthigten Verkehr mit denſelben nicht hätte entziehen können, — erweckt durch den Stachel des Tadels und der Spötterey, oder gereizt durch das unerwartete Gelingen einiger Verſuche, ſich beliebt zu machen, — von ſeinem eigenen Werthe und von dem, was er noch werden könnte und ſollte, eine höhere Idee bekommen, und die Bemühung ſich auszubilden, die er anfangs nur um anderer willen übernahm, zuletzt aus eigenem Geſchmacke fortgeſetzt haben.

Bey einer dritten Claſſe von Einſamen iſt es eben ein brennender Ehrgeitz, welcher ſie von dem Umgange mit der Welt, ſo ſehr ſie auch von ihr gekannt und bewundert zu ſeyn wünſchen, zurückhält: aber es iſt ein Ehrgeitz, der dieſe Bewunderung nur von der Hervorbringung großer Geiſteswerke, oder von der zu einer gewiſſen Laufbahn nothwendigen Ausbildung einzelner Talente erwartet. In dem erſten Falle kann der Ehrgeizige die Einſamkeit auf immer lieben, und immer in der Einſamkeit befriediget werden: weil er nur in ihr von einer Arbeit zur andern fortſchreiten, und immer neuen und immer größern Ruhm einerndten kann. Im zweyten betrachtet er ſie nur, als Vorbereitung zum geſchäftigen Leben, und gedenkt dereinſt aus ihr, — ausgerüſtet zu großen Thaten, oder berechtiget zu deſto ſchnelleren Fortſchritten auf der Bahn der Ehre, — in die Welt hervorzutreten, und ſeine Nebenbuhler und Freunde durch ſeine erlangten Vorzüge zu überraſchen.

So verſchwand Demoſthenes vor den Augen der Athenienſer, und ſuchte in Einöden und am Ufer des Meers die Fehler ſeiner Sprachwerkzeuge zu verbeſſern, und ſeine Redner-Talente durch unabläßige Arbeiten auszubilden; um dann auf immer als Redner und Staatsmann in der Verſammlung zu glänzen. So lebten mehrere Philoſophen des Alterthums viele Jahre, nicht bloß als einſame Weiſe, ſondern als Einſiedler: um entweder wirklich größere Einſichten durch weniger unterbrochenes Nachdenken zu erwerben, oder von ihren erworbenen Einſichten, durch die Aufopferungen, welche ſie ihnen gekoſtet hatten, eine größere Idee zu erwecken. Wenn in dieſem letztern Falle ſich marktſchreyeriſche Eitelkeit mit wiſſenſchaftlicher Ehrbegierde verband: ſo war letztere hingegen die reine Triebfeder, bey den Leibnitzen, Newtonen, und ſo vielen andern großen Gelehrten, die, obgleich in mannigfaltiger Verbindung mit der Welt, doch die meiſte und die ihnen angenehmſte Zeit auf ihren Stuben und unter ihren Büchern zubrachten, — mehr ergötzt durch die Idee eines unſterblichen Nachruhms und des Beyfalls der Weiſen aller Nationen, als durch die ſichtbare Wahrnehmung des höhern Ranges, den ihnen ihre Mitbürger in ihren Geſellſchaften wahrſcheinlich zugeſtanden hätten. Wenn der orientaliſche

Deſpot nicht anders die Meinung von ſeiner unendlichen Erhabenheit über ſeine Unterthanen zu erhalten wußte, als indem er ſich auf immer vor ihnen verbarg; ſo entzog ſich ſelbſt Perikles in einem Staate, wo die größte Gleichheit unter den Bürgern herrſchte, während ſeiner ganzen Verwaltung, allem andern Verkehr mit der Welt, als dem in der Volksverſammlung, und allen Gelegenheiten, ſich unter vielen Menſchen zu zeigen, außer wenn er bey großen Angelegenheiten und als Rathgeber ſeiner Republick unter ihnen hervortrat. Er entſagte, wie Plutarch ausdrücklich meldet, allen geſellſchaftlichen Vergnügungen: um nicht die große Idee, die er von ſich bey dem ganzen Volke, als öffentlicher Redner und Staatsmann, erweckt hatte, durch die Herablaſſung zu unerheblichen Aeußerungen ſeines Geiſtes, oder zu Ausbrüchen einer leichten Fröhlichkeit zu ſchwächen. In dem Falle des Perikles ſind noch immer viele vorzügliche Gelehrte und Geſchäftsmänner, die, nachdem ſie durch ihre Geiſteswerke in irgend einem einzelnen Fache, oder durch ausgeführte große Unternehmungen in ihrem beſondern Berufe, eine hohe Achtung beym Publicum gegen ihre Talente veranlaßt haben, ſich ungerne unter den großen Haufen gewöhnlicher Geſellſchaften miſchen: um nicht bey einem beſtändigen Umgange auch ihre ſchwächere Seite zu zeigen, oder von Weibern und Jünglingen nach dem kleinern Maaßſtabe geſellſchaftlicher Annehmlichkeiten beurtheilt zu werden, zu deren Erlangung ihnen vielleicht ihre großen Arbeiten für den Staat, und die Wiſſenſchaften keine Zeit ließen.

Aber hier treffen wir auch auf den Abweg, zu welchem die Einſamkeit den Ehrgeiz und die Eitelkeit verleitet; — ſie vereiniget nämlich dieſe Leidenſchaften auf einen einzigen Punct, richtet ihr Beſtreben auf einen einzigen Gegenſtand, und auf eine einzige Art menſchlicher Werke und Vollkommenheiten. Der, welcher in der Einſamkeit, als Schriftſteller oder Geſchäftsmann, groß und berühmt wird, vernachläßiget größtentheils diejenigen Theile ſeiner Perſon und diejenigen Gaben ſeiner Natur, die er nicht zu ſeinen Abſichten unmittelbar braucht. Er kann ungebildet in ſeinem Aeußern, ſtörriſch und unfreundlich in ſeinem Betragen gegen andere, ſelbſt unklug und vorurtheilsvoll in den gewöhnlichen Angelegenheiten des Lebens bleiben, und doch ein Erfinder in den Wiſſenſchaften ſeyn und eine große Staatsunternehmung glücklich geleitet haben. Freilich iſt der Raum des menſchlichen Lebens und der Umfang menſchlicher Fähigkeiten zu klein, um alle Arten von Vollkommenheiten zugleich zu erwerben, — um in einer Sache groß zu werden und in allen übrigen wenigſtens leidlich und tadellos zu bleiben. Wem indeß ſeine geſchmeidige Natur oder die erweiterte Idee, welche er von dem wahren Werthe des Menſchen hat, große Arbeiten in einer Gattung, mit den kleinern Bemühungen, ſich in ſeiner ganzen Perſon auszubilden, zu vereinigen erlaubt: der findet nirgends eine beſſere Schule dazu, als im geſellſchaftlichen Leben, wo man, um zu gefallen, vergeſſen muß, was man in ſeinem Cabinet, in der Rathsſtube, oder im Studirzimmer bedeutet.

Ich ſetze noch einen fünften Einfluß der Geſellſchaft auf die Eitelkeit und den Stolz hinzu, — den Einfluß nähmlich auf diejenigen Arten von beyden, die ſich auf Geburt, Stand und Rang beziehen.

Der Stolz des Adligen wird nicht immer durch ſeinen Umgang am Hofe und mit den

Geſellſchaften ſeines Standes in großen Städten vermehrt: aber ſeine Eitelkeit wird mehr befriediget; er empfindet ſeinen Vorzug vor ſeinen unadeligen Mitbürgern lebhafter, und iſt mehr geneigt, ſie denſelben, wenn ſie ihm in den Weg kommen, fühlen zu laſſen. Er wird nicht immer durch den Aufenthalt auf ſeinem einſamen Landſchloſſe demüthiger und beſcheidner: aber er iſt bereitwilliger, den wohlerzogenen Bürgerlichen, als ſeinen Geſellſchafter, aufzunehmen, und ſcheint die Ungleichheit des Standes zwiſchen dieſem und ihm weniger gewahr zu werden.

Zwey Erfahrungen ſind ziemlich allgemein: die erſte, daß da, wo viele Große des Landes zuſammen kommen, und ſogar unter den Augen des Fürſten leben, jeder einzelne Adelige etwas von ſeiner Wichtigkeit verliert, und der vornehme Mann, gewöhnt noch Größere über ſich zu ſehen, und eben ſo oft genöthiget, ſich vor den *Einen* zu demüthigen, als veranlaßt ſich über die *Andern* zu erheben, endlich ſelbſt ſeine Begriffe und Grundſätze über ſeine vermeinte Hoheit etwas herabſtimmt. Eine zweyte, daß viele Adelige ihrem bürgerlichen Freunde, den ſie auf dem Lande, oder wo ſie ſonſt mit ihm allein waren, mit einer Art von Vertraulichkeit und Herzlichkeit empfingen, dann mit Kälte und Zurückhaltung begegnen, wenn ſie auf ihn, in einer zahlreichen Geſellſchaft ihres Gleichen oder Höherer, ſtoßen.

Auf der andern Seite findet ſich, daß Niemand eine höhere Idee vom Adel und von dem Abſtande zwiſchen ihm und dem Bürgerſtande hat, als der Landjunker, der nie von ſeiner Hufe gekommen iſt: weil hier nichts ſeine mit der Muttermilch eingeſogene Vorurtheile geſtört, und alles ſeine Erhabenheit und Oberherrſchaft angekündigt hat. Und doch iſt es wahr: daß der Adel, in kleine Städte oder auf dem Lande zerſtreut, den Bürgerlichen weit eher in ſeinen Umgang zieht und ihn weit mehr als ſeines Gleichen behandelt, als wenn er ſich in die großen Städte oder an Höfen geſammelt hat. Oft wird ein vornehmer Mann, der in einer großen Stadt im Winter ein Haus macht, einen Kaufmann oder Gelehrten, der neben ihm wohnt, und dem er eine Gefälligkeit erzeigen will, nicht an ſeine täglich mit Gäſten angefüllte Tafel, ſondern für den nächſten Sommer aufs Land zu ſich einladen.

Die Urſache dieſes anſcheinenden Widerſpruches iſt, daß, in jeder Lage des Menſchen, ſein Betragen durch zwey Sachen, ſeine Grundſätze und ſeine Gefühle, beſtimmt wird; und daß beyde durch dieſe Lage nicht immer auf gleiche Weiſe gemodelt werden.

Der einſame Adlige kann aus Grundſatz ſeinen Rang ſehr hoch ſchätzen: aber er entbehrt des Vergnügens der Geſellſchaft; und er iſt zugleich von der Schaam frey, welche ihm die Verbindung mit Niedrigern, wenn ſie von Perſonen ſeines Standes wahrgenommen wird, ablockt. Er überläßt ſich alſo bereitwillig den natürlichen Eindrücken, welchen die ihm wohlgefälligen Eigenſchaften unadeliger Bekannten auf ihn machen. Wenn eben derſelbe in der großen adligen Welt lebt, ſo können von der einen Seite ſeine Begriffe berichtiget und ſeine Denkungsart erweitert werden: aber er iſt zugleich durch die Geſellſchaften ſeines Gleichen vollkommen befriediget; er hat keines Bürgers zu ſeiner Unterhaltung nöthig; und er findet ſich zugleich in Verlegenheit, wenn er, geſehen und beobachtet von vielen Großen, doch den Kleinen oder Mittelmann als ſeinen Freund aufnehwen ſoll. Dazu kommt, daß, in allen Verſammlungen, die Leidenſchaft jedes Mitgliedes durch die Sympathie der Uebrigen erhöht wird. Wo viele bey einander ſind, welche gleich denken: da glaubt jeder deſto feſter, daß ſeine Meinung die wahre ſey. Daher kommt es, daß wenn der Adelige in großen Städten und an Höfen oft richtiger über ſeinen Rang und deſſen Werth räſonnirt, er doch zugleich ſich ſtolzer gegen ſeine Mitbürger betragen kann. Seine Begriffe werden nach und nach durch die Geſpräche, welche er anhört, durch die Bücher, welche er lieſt, und durch ſein eignes Nachdenken gebildet: und er hat in jener Lage mehr, als in der Einſamkeit des Landlebens, Gelegenheit, mit vorurtheilsfreyen Männern zu ſprechen, gute Bücher über die Materien des Adels kennen zu lernen, und ſelbſt das Unrichtige ſeiner ererbten Vorſtellungen von Range und Geburt, durch Beobachtung einer größern Welt, wahrzunehmen. Sein jedesmahliges Betragen hingegen wird durch ſeine Gefühle beſtimmt: und dieſe ſind, wenn er in den Geſellſchaften der Vornehmen ſeinen Freund von geringerm Stande findet, — einmahl, daß ſeine Aufmerkſamkeit unwillkührlich von jenen mehr als von dieſem angezogen wird; zum andern, daß er ſich vor dem ungünſtigen Urtheile der erſtern fürchtet. Der erſte Umſtand macht, daß er ſeinen Freund vernachläßiget, ohne es gewahr zu werden und ohne es zu wollen; der zweyte, daß er ſich vorſätzlich nach Vorurtheilen, die er für ſeine Perſon vielleicht abgelegt hat, für jetzt in ſeinem Betragen richtet.

Der Adel iſt nicht der einzige Stand, deſſen Stolz wächſt, ſo wie er in größerer Anzahl bey einander iſt. Auch die Claſſe der Gelehrten iſt, auf Univerſitäten, die der Kaufleute, in Handelsſtädten, jede da, wo ſie die vornehmſte Geſellſchaft und die herrſchende Partei ausmacht, anmaßlicher und von ihren Vorzügen über andere Bürgerclaſſen mehr als anderswo eingenommen. Es liegt in der Natur des Menſchen, daß er ſeine Wichtigkeit mehr fühlt, daß er dreiſter und alſo zur Aeußerung ſeines Stolzes mehr geneigt iſt, wenn er von vielen Perſonen gleichen Standes und gleicher Anſprüche umgeben iſt, welche die ſeinigen unterſtützen und vertheidigen helfen.

Dritte Haupttugend: Mäßigung.

Dieß Wort brauchen wir, um das Griechiſche σωφροσύνη. zu überſetzen, weil es uns an einem eigenthümlichern für den Begriff: *geſunder Sinn*, oder *Geſundheit der Seele*, welchen eigentlich dieſes Wort bezeichnet, fehlt. In der That iſt dieſes glückliche Gleichgewicht, oder dieſes regelmäßige Verhältniß zwiſchen allen Neigungen und Triebfedern der Seele und ihre gemeinſchaftliche Unterordnung unter die Vernunft, worin die Tugend der Sophroſyne, im Sinne der Griechiſchen Weltweiſen, beſteht, ein Zuſtand des Gemüths, welcher mit der Geſundheit des Körpers die größte Aehnlichkeit hat. Denn auch dieſe hängt von der Harmonie in den Bewegungen der verſchiedenen Säfte, und von der gemeinſchaftlichen Unterordnung derſelben unter die beyden großen Triebfedern des thieriſchen Lebens, das Gehirn und das Herz, ab. — Aber dieſe Geſundheit der Seele wird durch nichts ſo deutlich wahrgenommen, als durch die von Menſchen bewieſene Mäßigung derjenigen Begierden und Leidenſchaften, welche bey den Meiſten ausſchweifend zu ſeyn pflegen. Die Kälte des Temperaments kann einige derſelben ſchwächen, aber nur die Vernunft kann ſie alle im Zaume, und doch dabey den Menſchen in der nöthigen Thätigkeit erhalten. Wenn alſo auch das Wort Mäßigung nicht den ganzen Begriff der Griechiſchen Weiſen erſchöpft: ſo drückt es doch den beträchtlichſten, und für die Sittenlehre wichtigſten Theil der dadurch bezeichneten Tugend aus, d. h. denjenigen, welcher ſich durch Reden und Handlungen zeigt.

Von der Mäßigung iſt die Mäßigkeit, wie die Art, von der Gattung, verſchieden. Aber ſie iſt eine der wichtigſten Arten derſelben; weil ſie die Mäßigung des Triebes nach ſinnlichem Vergnügen, des ſtärkſten in der thieriſchen Natur, iſt; — die Mäßigung im Genuſſe der Nahrungsmittel, deren wir täglich bedürfen, in der Befriedigung der Geſchlechtsluſt und ſolcher körperlichen Reitze, welche am meiſten verführeriſch ſind, und am öfteſten wiederkehren. Sie iſt überdieß wichtig, weil die entgegenſtehende Unmäßigkeit Geſundheit und Sittlichkeit am unmittelbarſten und am ſchnellſten zerſtört.

Auf den erſten Blick ſcheint Einſamkeit mit der Mäßigung verwandt, und Geſellſchaft ihr gefährlich zu ſeyn. Denn was könnte dem Menſchen die erſte erträglich machen, wenn er eine ausſchweifende Begierde nach Schimmer und Genuß hätte, die nur in der Geſellſchaft gefunden werden können? Und was iſt der große Hang zur Geſelligkeit anders, als die Begierde nach allen Freuden des Lebens zuſammen genommen, — von den niedrigen Vergnügungen des Gaumens an bis zu den höchſten des Verſtandes und Herzens? Allerdings findet man auch, in der Regel, die Mahlzeiten der eingezogen lebenden Menſchen frugal, die der geſellſchaftlichen üppig; die Zimmer der erſten einfach ausgeziert, die der Andern ſchimmernd und modiſch; ſo die ganze Haushaltung jener mehr für die bloßen Bedürfniſſe, die Haushaltung dieſer zugleich für den Luxus und das Vergnügen eingerichtet.

Es iſt freylich, um von der einfachſten Gattung der Mäßigkeit anzufangen, leichter, ſich bey feiner Hausmannskoſt, als bey ſchwelgeriſchen Tafeln, vor dem Uebermaße im Eſſen und Trinken zu hüten. Es iſt ſchon eine ſeltene und Allen verächtliche Lüſternheit, wenn ein Menſch für ſich allein viele ausgeſuchte, leckere

Schüſſeln zu ſeinen Mahlzeiten bereiten läßt, ohne den Kitzel des Gaumens durch das Vergnügen des Geſpräches zu veredeln. Es iſt ein ungewöhnlicher und ekelhafter Grad der Völlerey, wenn ein Menſch, wie man mit einem gemeinen Ausdrucke ſagt, ſich auf ſeine Hand betrinkt. Aber der geſellſchaftliche Schmaus kann auch den Mäßigen verführen; und in dem, unter einem fröhlichen Kreiſe herumgehenden, Becher kann auch der Feind der Trunkenheit ſich berauſchen. Eben ſo iſt die Keuſchheit des Jünglings und die Treue des Ehemanns mehr geſichert, wenn beyde in einem eingezogenen Leben weniger von ſchönen Weibern gereitzt, und von ſittenloſen Männern verführt werden, als wenn ſie, im Umgange mit der feinern Welt, viele Gegenſtände der Begierde in der Nähe ſehen, und mit vielen Gehülfen und Beförderern der Ausſchweifung in Vertraulichkeit kommen. So iſt es, wie ich ſchon oben gezeigt habe, mit der Liebe zum Luxus, ſo mit den allgemeinern und die Welt mehr im Ganzen beherrſchenden Leidenſchaften des Ehrgeitzes und des Eigennutzes.

Entweder entſpringt bey einem Menſchen die Liebe zur Häuslichkeit, und eine gewiſſe Ruhe des Gemüths aus einer gemeinſchaftlichen Quelle, — aus einer Organiſation, welche die ſinnlichen Reitze ſchwächt, oder aus einem Gemüthszuſtande, welcher dieſelben unterdrückt oder im Zaume hält. Die Einſamkeit macht dieſe Menſchen nicht gemäßigt: aber ſie liebten deßwegen die Einſamkeit, und waren gegen die geſelligen Freuden gleichgültiger, weil ſie von kälterem Temperamente, von weniger Anlagen zu heftigen Leidenſchaften, oder von ſtärkerer Vernunft waren; — kurz weil ſie die Mäßigung, die Sophroſyne, als Naturanlage, oder als ſittliche Tugend, beſaßen. Zuweilen aber kann auch die Einſamkeit, als eigentliches Hülfsmittel zur Erlangung dieſer Tugend, zur Ertödtung der Begierden, zur Wiederherſtellung des in der Seele geſtörten Gleichgewichts und zur Befeſtigung der Vernunftherrſchaft dienen.

Zuerſt kann ſie als bloße Entwöhnung, als Entfernung von den Gelegenheiten, unmäßige Begierden zu befriedigen, als äußere Stille, — anfangs als Zwang, zuletzt als Gewohnheit, — zur Beruhigung des Gemüths und der Leidenſchaften wirken. Auf keine ſicherere Art kann eine ſchwärmeriſche Liebe gegen eine Perſon des andern Geſchlechts geheilt werden, als wenn man ſich gänzlich von ihr entfernt, ſeinen Wohnort und ſeine ganze Lage verändert. Auf gleiche Weiſe wird die unmäßige Liebe der Welt und ihrer Freuden, die übertriebne Achtung gegen die Gunſt der Großen, der ausſchweifende Hang zum Prunk oder zum Wohlleben, zu den Eitelkeiten oder zu den Ergetzlichkeiten des Lebens bey vielen Menſchen nicht anders gehoben, als wenn ſie eine geraume Zeit, in der Einſamkeit, aller dieſer Lieblings-Gegenſtände entbehren, und ſelbſt die Bemühung darnach aufgeben müſſen. Sie ſind alsdann genöthiget, Zufriedenheit oder Unterhaltung in ſich ſelbſt aufzuſuchen. Und wenn ſie dieſer Hülfsquellen nicht ganz beraubt ſind, wenn ſie einige Kenntniſſe, etwas Liebe zur Natur, einige Anlagen zur Freundſchaft und eine Geſchicklichkeit zu irgend einer Arbeit haben: ſo lernen ſie anfangs dieſelben aus Noth brauchen, und endigen vielleicht damit, ſie zu lieben und wirklich höher zu ſchätzen, als jene geräuſchvollere Vergnügungen, die ſie verlaſſen haben, oder von denen ſie verlaſſen worden ſind. So iſt ſelbſt die Gefangenſchaft und das Exil manchem Menſchen, zu ſeiner Gemüthsruhe und Zufriedenheit, auf ſeine übrige

Lebenszeit nützlich geweſen. Die Entbehrung eingebildeter Güter brachte ſie zu den reellen, die Einſchränkung zur Einfachheit, die Einſamkeit zur Selbſtbeſchäftigung, das Freudenleere ihres Zuſtandes zur Arbeitſamkeit, — der ergiebigſten und aushaltendſten Quelle der Zufriedenheit des Menſchen.

Zum Andern kann aber auch die Einſamkeit einen ſanftern und gefälligern Einfluß auf die Mäßigung der Begierden äußern: indem ſie dem Menſchen die zum Nachdenken nöthige Muße und Stille verſchafft, indem ſie die Spuren der im Geräuſche erloſchenen Grundſätze der jugendlichen Erziehung wieder auffriſcht; indem ſie ihm in Selbſtgeſprächen, zu welchen nur ſie die Anleitung giebt, die Dinge in einem neuen Lichte ſehen läßt, und die Schätzung ihres Werths, welcher in der Geſellſchaft ſo ſehr von den Meinungen der Welt abhängt, mehr durch die natürlichen und eigenthümlichen Eindrücke derſelben auf ihn ſelbſt, beſtimmen läßt.

Zeigt uns nicht die Geſchichte ſo manchen im männlichen Alter nur nach Sieg und Herrſchaft dürſtenden Helden, ſo manchen im Labyrinthe politiſcher Intrigen mit raſtloſem Ehrgeiz ſich umhertreibenden Staatsmann, welcher, am Abende ſeines Lebens, auf ſeinem Landſitze, unter ſeinen Hausgenoſſen und ländlichen Nachbarn, alle jene ihn ſonſt berauſchenden Gegenſtände ſeiner Begierden nicht nur vergißt, ſondern auch verachtet, und ſie gern und willig, gegen das Vergnügen einen Baum zu pflanzen und deſſen Gedeihen zu beobachten, ein neues Stück Acker umzupflügen, und davon die erſte Aernte zu halten, oder gegen das noch höhere, — gegen die Meditation und das Geſpräch über die Irrthümer ſeines vorigen Lebens, vertauſcht?

Wenn im Durchſchnitte die, mit den Wiſſenſchaften anhaltend und ernſthaft ſich beſchäftigenden, Männer gemeiniglich in ihren Wünſchen beſcheidne und in ihren Genüſſen mäßige und ſelbſt enthaltſame Männer ſind: ſo kommt dieß zwar zum Theil von der Natur ihrer Arbeit, welche ſie ſo ſtark an ſich zieht, daß ſie aller andern Dinge darüber vergeſſen; zuweilen iſt es auch die glückliche Frucht ihrer Unterſuchungen ſelbſt: aber zum Theile iſt es auch die Wirkung der Einſamkeit, in welcher ſie mehr, als Leute von andern Arten des Berufs, leben.

Der Inſtinct und die Sinnlichkeit kann ſie wie andere Menſchen reizen, aber die bloße Nachahmung kann ihnen nicht ſo leicht an Vergnügungen Geſchmack beybringen, zu welchen ſie keine natürliche Neigung haben, noch ſie mit Leidenſchaften anſtecken, wovon der Saame nicht in ihnen ſelbſt liegt.

Dieſe Wirkſamkeit eines eingezogenen Lebens, zur Mäßigung der Begierden, wird durch eine Erfahrung aus der Erziehungskunde beſtätigt. Es iſt gewiß, daß die Gewohnheit voriger Zeiten, die Jugend, ſelbſt die aus den vornehmſten und reichſten Ständen, von der Theilnahme an der größern Geſellſchaft länger zurückzuhalten, ihre Sitten unſchuldiger und ihr ganzes Betragen anſpruchloſer und einfacher erhielt: dahingegen in unſern Zeiten, bey den Söhnen der Begüterten und Großen, Stolz und Liebe, Sinnenluſt und Eitelkeit, und alle Leidenſchaften der Erwachſenen ſo frühzeitig, in den Geſellſchaften, in die man ſie einführt, gereizt und genährt werden; daß es kein Wunder iſt, wenn ſie, bey ihrer noch ſchwächern Vernunft, den Verſuchungen leichter unterliegen, und in ihre reifen Jahre auch ſchon völlig reife, und für ihre Beherrſchung zu ſtarke Begierden bringen.

Der vernünftige Erzieher muß ſich allerdings nach dem Temperamente ſeines Zöglings richten. Er wird den zu kalten, für das geſellige Vergnügen zu wenig empfindſamen, für die Ruhe oder für die einſame Stuben-Arbeit zu ſehr eingenommenen jungen Menſchen gern in Geſellſchaften führen, wo ſeine Leidenſchaften etwas gereizt werden, ſeine Neigung zum andern Geſchlecht und mit derſelben ſeine Begierde zu gefallen ein wenig erweckt wird, und wo die Bildung ſeines Geiſtes auch eine äußere Richtung auf die Vervollkommung ſeines Anſtandes, auf die mündliche angenehme Mittheilung ſeiner Gedanken und auf alle im Umgange ſichtbaren äußern Vorzüge ſeiner Perſon bekommt.

Der feurige Jüngling hingegen, bey dem alle Keime der Leidenſchaften frühzeitig zum Vorſcheine kommen, der einen natürlich guten Anſtand hat, dem es in der Geſellſchaft und beſonders unter artigen Mädchen ſehr wohlgefällt, der lieber ſeine ſchon erlangte Weisheit auskramt, als neue erwirbt, kurz der in den

Vergnügungen der Geſellſchaft ſich zu berauſchen Anlage hat, wird ein beſſerer, ein einſichtsvollerer und in der Zukunft ein glücklicherer Mann werden, wenn er ſeine Jugend unter ernſthaften Leuten, in ſeinen Lehrſtunden, bloß in der Geſellſchaft ſeiner Familie oder weniger Hausfreunde, verlebt hat, als wenn er ſchon vor erlangter Reife des Verſtandes und Alters in die große Welt wäre eingeführt, und, wie es ſo oft geſchieht, zur Ueppigkeit und Eitelkeit in die Schule geſchickt worden, um feine Sitten zu lernen.

So zeigt ſich, wie ich gleich Anfangs geſagt habe, die Sache beym erſten Anblicke: und ſo iſt ſie in der That nach der Regel und in den meiſten Fällen. Aber es giebt Ausnahmen, welche ſich nur dem genauern Beobachter bey längerer Unterſuchung zeigen: und es iſt billig dieſe nicht zu übergehen, weil ſie erſt den ſittlichen Einfluß der beyden Sachen, von welchen unſere ganze Abhandlung redet, auf die Tugend der Mäßigung, vollſtändig darſtellen.

Es giebt unter den, in der größten Geſellſchaft lebenden, zwiſchen Zerſtreuungen und Geſchäften unaufhörlich getheilten Menſchen, Perſonen von ſehr ruhigem und gelaſſenem Geiſte; ſolche, die an allen Vergnügungen der Welt Theil nehmen, ohne ſich in einer zu berauſchen, — deren Ehrgeitz befriedigt wird, ohne daß ſie ſtolz werden, und die ihrer Vernunft, mitten im Tumulte der Sinne und bey einer großen Exaltation ihrer Einbildungskraft, doch die Herrſchaft zu erhalten wiſſen.

Es giebt hingegen Einſame, die ſehr ausſchweifend leben: und eine ſelbſtgewählte, weder durch Pflicht noch die Umſtände dem Menſchen aufgelegte Einſamkeit, iſt, wie ich ſchon geſagt habe, oft nur ein Schlupfwinkel, den er ſucht, um die unſittliche Befriedigung ſeiner Lüſte vor den Augen der Welt zu verbergen.

Die, welche von Jugend auf an den reichſten Tafeln geſeſſen haben, ſind oft gerade die frugalſten und nüchternſten in dem, was ſie davon genießen.

Völlerey und ein unglaublicher Aufwand in Speiſen und Getränken hat weit mehr im Mittelalter, bey den Großen, die einſam auf ihren Schlöſſern lebten, geherrſcht, als wir beydes jetzt bey eben dieſer Claſſe finden, wenn ſie, an

Höfen verſammelt, der geſelligen Freuden täglich genießt.

Sinnlichkeit und Zorn erreichen einen weit höhern Grad bey Wilden, die in Einöden leben, als bey geſitteten Völkern, die ſich in Städten und Dörfern vereinigen — einen größeren in rohen Zeitaltern, wo jede Familie ſich in ſich ſelbſt verſchließt, als in verfeinerten, wo das Bedürfniß des Umgangs die in ihrer Lage entfernteſten Menſchen zuſammenbringt.

Die Mäßigung der Begierden hängt großen Theils von der Ausbildung des Geiſtes ab: und die Geſelligkeit iſt eins der wirkſamſten Mittel, dieſe Ausbildung da, wo ſie noch fehlt, herbeyzuführen.

Endlich kann die Selbſtherrſchaft nur in dem Verkehr mit Menſchen und auf dem Schauplatze der thätigen Welt auf die Probe geſetzt werden: und ſie iſt noch nicht wohl befeſtiget, wenn ſie bloß von der äußeren Unmöglichkeit auszuſchweifen abhängt.

Es iſt nicht ſchwer, dieſe einzelnen Erfahrungen mit den vorhergehenden allgemeinen Grundſätzen zu vereinigen.

Erſtlich: es liegt bey allen Zuſtänden des Menſchen und ihrer Wirkſamkeit auf ſein Gemüth, ein großer Unterſchied darin, ob ſie ihm auf eine natürliche und ruhige Art zu Theile geworden ſind, oder ob er ſie geſucht und gleichſam erzwungen hat; — ob er im Streben nach den Vortheilen derſelben, oder in deren vollem Beſitze iſt. Das Gemüth des Menſchen iſt, bey allen großen Veränderungen ſeiner Lage, heftigen Stürmen ausgeſetzt: es bleibt hingegen in einem der Tugend der Mäßigung günſtigen Gleichgewicht, wenn ſeine alte Lage fortdauert, oder die neue, durch eine Reihe von ihm nicht veranlaßter Begebenheiten, allmählig herbeygeführt worden iſt. Im erſten Falle herrſchten entweder ſchon gewiſſe Leidenſchaften von je her bey dem Menſchen, und ſie waren es eben, welche ihn mit ſeinem bisherigen Beſitzſtande, in Anſehung ſeines Glücks, ſeiner Ehre, oder ſeines Vergnügens unzufrieden, und nach neuen Erwerbungen begierig machten; oder ſie wurden erſt durch die ganz ungewohnte Anſicht der Dinge, unter welche er ſich auf einmahl verſetzt fand, durch die Lebhaftigkeit ſolcher Empfindungen, die von ſeinen bisherigen abſtachen, und durch den natürlichen Reitz, den ein erſter auf der Bahn des Glücks gelungner Schritt giebt, neue Fortſchritte zu begehren, erregt. Im zweyten Falle blieben ſeine ſinnlichen Gefühle und Triebe, in demſelben Verhältniſſe unter einander und gegen die ſittlichen Grundſätze, welche Natur, Erziehung und Nachdenken ihnen gegeben hatten: oder ſie veränderten ſich ſo unvermerkt mit ſeinen Umſtänden zugleich, daß die Vernunft zu keiner Zeit ihren einmahl erlangten Einfluß über ſie verlor.

Ein Menſch, der durch die Geburt oder ſeine Schickſale von ſelbſt in die große Welt hineingeworfen wird, und ſeine Familie in allen den Verbindungen, in allem dem Wohlſtande und Anſehn, gefunden hat, die er nur zu erhalten braucht, wird durch das Geräuſchvolle zahlreicher Geſellſchaften weniger betäubt, durch den Schimmer des Luxus weniger geblendet, und durch die damit verbundnen ſinnlichen Genüſſe weniger berauſcht, als der emporgekommne Neuling, der erſt in dieſe Geſellſchaften durch Glück oder Verdienſt eindringt, an dieſem Glanze zum erſten Mahle Theil nimmt, und hier ihm zuvor unbekannte Vergnügungen kennen lernt. Jener macht vielleicht alles mit, was zu dem bey ſeinem Stande eingeführten Wohlleben oder Luxus gehört, ohne eben ſonderlichen Geſchmack daran zu finden, und ſtrebt nach allem, wozu er nach ſeiner Lage Ausſichten und worauf er Anſprüche hat, ohne einen groſſen Werth darauf zu legen. Dieſer würde nie ſo eifrig daran gearbeitet haben, die neue Stufe des Glücks zu erſteigen, wenn er nicht, auf ihr, große Vortheile zu finden ſich verſprochen hätte: und nachdem er ſie erreicht hat, miſcht ſich, wenigſtens anfangs, zu dem Angenehmen der neuen Eindrücke das Vergnügen über das Gelingen ſeines Beſtrebens. Es iſt natürlich, daß ſein Gemüth, während dieſes erſten Zeitraums, Mühe hat, ſich zu ſammeln, und daß es dem Einfluſſe mehrerer Leidenſchaften, als ſonſt, ausgeſetzt iſt. Und ſelbſt, nachdem der in die Welt ſo ſpät Eingeführte von dem erſtern Rauſche nüchtern geworden iſt, bleibt ſein Gemüth in einer größern Bewegung, als bey dem vorhanden iſt, der immer in derſelben gelebt hat. Da der erſtere in ihr immer nur einen wankenden und unſichern Standpunct findet: ſo iſt er genöthigt, ihn durch emſigere Bemühungen zu gefallen und durch mehr hervorleuchtende Verdienſte, als dieſer nöthig hat, zu befeſtigen. Er iſt überdieß gemeiniglich, da er einmahl im Emporſteigen iſt, mit dem neuerlich errungenen Vortheilen ſo wenig zufrieden, als er es mit ſeinem urſprünglichen Zuſtande war, und ſtrebt von neuem nach höherem Anſehen und nach ausgebreitetern und glänzendern Verbindungen. Kummer und Begierde alſo, eine gewiſſe Verlegenheit, wie er ſich in ſeiner Lage aufrecht erhalten ſoll, und eine erneuerte Anſtrengung noch weiter vorwärts zu kommen, giebt mannigfaltigen mit einander ſtreitenden Leidenſchaften einen großen Spielraum, und muß alſo die Tugend der Mäßigung, von der wir reden, ſehr ſchwer machen.

Ein faſt gleicher Unterſchied findet ſich zwiſchen dem, welcher in eingeſchränkten geſelligen Verhältniſſen gebohren und erzogen, durch ſeine Glücksumſtände, ſeine Studien und ſeinen Beruf zu einem eingezogenen Leben genöthiget, in demſelben ſeine Tage ruhig zubringt, und zwiſchen dem, der ſich mit Gewalt aus allen ſeinen Verbindungen herausreißt, und, im Widerſpruche mit den Meinungen und Forderungen der Welt, mit den Wünſchen und Hofnungen der Seinigen und ſelbſt mit ſeinen eigenen, ehemaligen Entwürfen und Ausſichten ſich, aus dem geſelligen und thätigen Leben, in die Einſamkeit verſetzt. Der erſte iſt in ſeinem natürlichen und alſo in einem ruhigen Zuſtande; er wird wahrſcheinlich als ein arbeitſamer, zufriedener und genügſamer Mann, unter wenigen Freunden, glücklich und in der Stille nützlich ſeyn. Bey dem Andern, liegt entweder eine überſpannte Einbildungskraft und eine gewiſſe Schwärmerey, wie dieß bey ſo vielen Großen, welche Einſiedler wurden, der Fall war zum Grunde; oder er hat durch erlittene Kränkungen und fehlgeſchlagene Erwartungen, einen Haß gegen die Menſchen bekommen; oder er verträgt ſich endlich, wegen der Seltſamkeit ſeines Charakters und des Ausſchweifenden ſeiner Denkungs- und Handlungsweiſe, mit ſo wenigen Menſchen, daß weder er der größern Geſellſchaft, noch ſie ihm gefallen kann. In allen dieſen Fällen kann er durch die Einſamkeit weder ruhig noch gemäßigten Geiſtes werden; er bringt entweder ſeine Schwärmerey, ſeinen Ehrgeitz, ſeine Miſanthropie und die Unregelmäßigkeiten ſeines Charakters mit in die Einſamkeit, und ſucht hier ſeine Leidenſchaften, wenn er ſie nicht auf die gewöhnliche Weiſe, wie alle andere Menſchen, durch geſelliges Vergnügen und Ehre befriedigen kann, auf unnatürliche Weiſe zu ſättigen. Oder die Entbehrungen und die Leere der Einſamkeit, auf die er nicht gefaßt iſt, und auf die er nie zuvor einen Erſatz vorbereitet hatte, erwecken in ihm ſelbſt Begierden, die er zuvor nicht kannte, und veranlaſſen ihn, im Trunke oder in der Wolluſt, Hülfsmittel gegen die lange Weile und die Reue zu ſuchen.

Jeder Menſch, der ſeinem Schickſale gehorcht, demſelben nachgeht, es, ſo viel er kann, durch eine vollkommenere Ausbildung ſeiner Perſon und durch nützliche Arbeitſamkeit, verbeſſert, ohne ſchnelle Veränderungen in demſelben weder zu erleiden, noch ſelbſt zu ſuchen, iſt meiſtens ſelbſt gemäßigten Geiſtes und ruhigen Herzens, er mag in der großen Welt, oder in der Einſamkeit leben. Wer ſich hingegen, den äußern Umſtänden zum Trotze, ſeine Bahn ſelbſt vorzeichnen will, wer verwirft, was ihm angebothen wird, und nach dem ſtrebt, was ihm ſeine Lage verſagt, iſt heftig, ſtürmiſch, voll Zorn oder ſinnlicher Begierde, in einer Einöde, wie am Hofe.

Ein zweyter der Tugend der Mäßigung im geſelligen Leben günſtiger Umſtand iſt: daß das nil admirari, (über nichts erſtaunen) ſie ausnehmend befördert, und daß dieſes viel leichter iſt, wenn man alles, oder ſehr vieles von dem, was der große Hauſe für bewunderns- oder wünſchenswürdig hält, kennen gelernt hat, als wenn man ein Neuling in den Erſcheinungen und Wegen der Welt iſt. Der Weltmann gelangt freylich zu dieſer Ruhe erſt durch Stürme. Aber er gelangt doch dazu, wenn er Vernunft und Männlichkeit im Charakter hat. Der unerfahrne Einſame hingegen bleibt der Gefahr, von ungewohnten Eindrücken überraſcht, und durch Reize oder Schreckbilder, die ſich ihm in einer täuſchenden Vergrößerung darſtellen, in ſeiner Gemüthsruhe geſtört zu werden, auf immer ausgeſetzt.

So wie Salomo, ſehen die meiſten Menſchen die Eitelkeit aller menſchlichen Freuden nie vollkommner ein, als nach dem ſie ſie alle genoſſen haben. Der Glanz der Hoheit und des Standes verſchwindet, wenn man lange an Höfen gelebt, und in den Geſellſchaften der Vornehmſten des Landes einen vertraulichen Zutritt gehabt hat. Wenn man von Putze und Schimmer und den Werken der für den Luxus arbeitenden Künſte, täglich umgeben iſt: ſo wird man gegen dieſen doch am Ende ſehr einförmigen Genuß gleichgültig, und lernet die allein nie veraltenden Güter, — das Vergnügen eines geiſtreichen Geſprächs, oder eines vertraulichen und zwangloſen Umgangs — deſto mehr ſchätzen. Kein Wunder, daß man oft die Fürſten, deren Geſchmack durch alle Verfeinerungen der Kochkunſt verwöhnt zu ſeyn ſcheint, ſich mit vorzüglichem Vergnügen an trocknem Brodte, oder an bäueriſchen Gerichten ſättigen, und ſich gewöhnlich mit wenigen und einfachen Speiſen begnügen ſieht: da der gemeine Mann hingegen, wenn er in ſeltenern Fällen zu wohlbeſetzten Tafeln kommt, ſich ſelten vor einer Unverdaulichkeit hüten kann.

In der That würde der Unterſchied zwiſchen dem Reellen und dem Scheinbaren, zwiſchen dem Sinnlichen und Geiſtigen in den menſchlichen Vergnügungen, ohne Grund angenommen werden, wenn er ſich nicht durch die Erfahrung bewährte. Die Ueberzeugung, welche aus dieſer entſteht, iſt weit ſtärker, und wirkt beſonders weit mehr auf die Sittlichkeit des Menſchen, als die, welche bloß aus theoretiſchen Beweiſen herkommt. Um aber zu dieſer Erfahrung zu gelangen, muß man beyde Arten des Vergnügens genoſſen haben: und das geſellſchaftliche Leben biethet dazu weit mehr Gelegenheit an, als das einſame.

Im Umgange, beſonders im ausgebreitetern Umgange mit der größern Welt, iſt beydes mit einander vereiniget — Täuſchung und Wahrheit, Ueppigkeit und geiſtiger Genuß, Verſtand, Wiſſenſchaft, Freundſchaft. Selbſt Beweiſe von edelmüthiger Tugend ſind davon nicht ausgeſchloſſen: und ſchwerlich würde einem von Natur vernünftigen und edeln Manne, eine Geſellſchaft lange erträglich ſeyn, in welcher er von allen dieſem nichts fände. Aber dieſe höhern geſelligen Freuden, ſind bey den Begüterten, mit dem Vergnügen des fein gekitzelten Gaumens, des durch den Schmuck des Hausgeräthes und der Kleider angenehm unterhaltenen Auges, mit Spiel, Tanz, Gartenluſt und körperlichen Bewegungen vermiſcht. Für den Einſamen bleiben auf die Länge, für ſeine Glückſeligkeit, faſt bloß die weſentlichſten und die unſinnlichen Güter übrig: nützliche Arbeitſamkeit, das Wachſen an eigner Vollkommenheit, häusliche Zufriedenheit und die Vertraulichkeit eines Freundes. Der Einſame kann faſt nur, zwiſchen einem bloß vernünftigen Genuſſe und zwiſchen Ausſchweifungen, wählen.

Man verſetze alſo zwey Menſchen, von gleichen ſittlichen Anlagen in beyde Lagen: man verbinde den einen mit der Welt, man verberge den andern in der Dunkelheit, oder umgebe ihn bloß von einem kleinen Familien-Kreiſe.

Dem *erſten* wird es an Unterricht für ſeinen Verſtand, an Mitteln der Erweckung für ſeine Einbildungskraft, ſeinen Witz und ſeine gute Laune, ſelbſt an Aufforderungen an ſeine freundſchaftlichen oder ſittlichen Gefühle, in großen Geſellſchaften nicht fehlen, wofern er nach ſeinem Charakter für dieſelben gemacht, und durch ſeine Talente ſie zu benutzen fähig iſt. Aber er wird dieſe wahren Vortheile ſeiner Lage, mit dem Vergnügen der durch weitläuftige oder angeſehene Verbindungen befriedigten Eitelkeit, mit dem einer blos zerſtreuenden Abwechſelung der Perſonen und Gegenſtände, mit dem endlich des erhöhten und vervielfältigten körperlichen Genuſſes, vergleichen können. Die Empfindungen für *dieſe* Freuden, werden durch den Genuß bey ihm abgeſtumpft werden, die Anhänglichkeit an *jene* wird unverändert bleiben, und das Blendwerk wird ſich alſo von der Realität rein, und durch Erfahrung bey ihm abſondern. Der *letztere* wird auf andern Wegen, zur Befriedigung der weſentlichen Bedürfniſſe ſeines Geiſtes und Herzens, gelangen; aber er wird für die Bedürfniſſe ſeiner ſinnlichen Natur, nicht eben die feine und mannigfaltige Nahrung finden; und da ihm für dieſe alſo der Maßſtab der Erfahrung fehlt, ſo wird er ſie bald zu hoch ſchätzen, und ſich mit geheimer Sehnſucht, oder mit vergeblichem Streben nach ihnen quälen, bald ſie zu tief herabwürdigen, und mit übler Laune, oder mit Verachtung gegen denjenigen Theil des Menſchengeſchlechts eingenommen ſeyn, welcher in ihrem Beſitze iſt, und einen Werth auf ſie legt.

Der erſtere wird unter den Großen ohne Schüchternheit auftreten, und an dem Umgange derſelben dasjenige Vergnügen finden, welches die Bekanntſchaft mit einer ausgezeichneten, und im Staate vielgeltenden Claſſe allezeit gewährt. Aber er wird aufhören, den Zutritt zu ihnen für ein ſo hohes Glück zu halten; und er wird zu dem mittlern oder geringen Manne, der ihn zu unterhalten weiß, oder ſich ihm durch ſeinen geſelligen Charakter empfiehlt, gerne zurückkehren. Er wird mit der Zeit ſogar die immer etwas läſtige Aufmerkſamkeit, welche der Umgang mit Höhern erfordert, gern gegen die völlige Freyheit und das leichtere Vergnügen, welches wir nur in der Geſellſchaft von unſers Gleichen finden können, vertauſchen. Der letztere wird immer dem unangenehmen Gefühl der Verlegenheit ausgeſetzt bleiben, wenn er zuweilen aus ſeiner Dunkelheit hervorgerufen, und unter Weltleute oder Große geſtellt wird. Für ſich und in ſeinem Herzen aber wird er, wofern er von Natur demüthig und durch ſeine frühe Erziehung zu Erniedrigungen gewöhnt iſt, — zwiſchen ſich und allem, was glänzend und groß iſt, einen ſo ungeheuren Abſtand zu ſehen glauben, daß er ſelbſt ſeines Gleichen durch den Ausdruck dieſer Meinung lächerlich wird; oder wenn er ein höheres Gefühl ſeines Werthes und mehr Ehrgeitz hat, wird er nicht ſelten ſeine Dunkelheit mit Mißvergnügen und Schwermuth anſehen, und ſelbſt vielleicht, um ſich aus derſelben heraus zu reiſſen, zu thörichten Schritten verleitet werden.

Der erſtere endlich wird die Nothwendigkeit und den Werth eines dem Reichthume und dem Stande der Perſonen angemeſſenen Luxus einſehen, ohne denſelben zu ſeiner Glückſeligkeit für unentbehrlich zu halten: und er wird, wenn er Horazens Geſchmack hat, nachdem er ſo wie dieſer lange an den Tafeln der Auguſte und Mäcene geſchwelgt hat, ein einfaches kleines Häuschen im Sabiner Felde, ein bloß reinliches Salzfaß, und ungekünſtelte Gerichte auf ſeinem Tiſche, unter guthertzigen Nachbarn genoſſen, noch reizender finden. Der letztere wird nach Umſtänden und Launen bald den Genuß, deſſen er entbehrt, verdammen, und gegen das Verderben ſeines Zeitalters, eine unnütze und ungerechte Klage führen, bald durch übertriebene Begriffe von der Glückſeligkeit der Reichen, zu gewinnſüchtigen Entwürfen verführt, oder doch durch unmäßige Begierden nach Reichthum beunruhigt werden.

Es giebt noch ein letztes Blendwerk in den gewöhnlichen Gegenſtänden der menſchlichen Begierden, in Reichthum und Auszeichnung, welches für den Welterfahrenen Mann von ſelbſt verſchwindet, und von dem einſam lebenden nur durch vieles Nachdenken für täuſchend anerkannt werden kann, und es iſt gerade dasjenige, welches Menſchen von edlen Anlagen am öfteſten verführt. Nur der Eitele ſucht in den Glücksgütern weiter nichts, als bloße Auszeichnung; der Sinnliche ſucht Wohlleben, der Ehrgeitzige ſucht Macht. Aber auch der Wißbegierige und bloß nach ſeiner Vollkommenheit ſtrebende Mann, kann mit heftigen Begierden nach denſelben entzündet werden, weil er glaubt, in den obern Kreiſen der bürgerlichen Geſellſchaft, wohin ihn hohe Aemter und große Reichthümer führen, eine höhere Ausbildung der Menſchen und größere Hülfsmittel zu ſeinen eigenen, als in jeder andern Lage und Verbingung, anzutreffen. Dort, ſagt er ſich, finde ich die Regierer der Staaten und ihre Stellvertreter, welche den gegenwärtigen Zuſtand der Dinge in Europa', und die Geſchichte ihrer Zeit am genaueſten und richtigſten kennen, und politiſche und moraliſche Weisheit durch große Erfahrungen und Verſuche geſammelt haben. Dort finde ich die Geſchäftsträger, welche die verſchiedenen Regierungen an einander abſchicken, die Unterhändler ihrer Friedensſchlüſſe und ihrer Bündniſſe verſammelt, ohne Zweifel die ausgewählteſten Perſonen aus allen europäiſchen Ländern: durch deren Umgang ich weit beſſer, als durch alle Bücher, von dem Zuſtande dieſer Länder unterrichtet, und in alle Geheimniſſe der Politik und der Menſchenkunde eingeweihet werden kann. Dort finde ich die witzigſten Köpfe und ſelbſt die ausgezeichneteſten Gelehrten der Nation, beſonders diejenigen, welche die glücklichſte Gabe haben, ihre Ideen andern mitzutheilen. Ich finde endlich dort, beym andern Geſchlechte, außer Schönheit und Artigkeit, welche mich vergnügen, auch eine Welterfahrung und eine Feinheit des Geſchmacks, von welcher ich lernen und durch die ich mich bilden kann.

Alles dieß iſt bis auf einen gewiſſen Grad wahr: aber bis auf welchem es wahr iſt, weiß der vernünftigſte Einſame nicht, wenigſtens nicht aus Erfahrung, und er ſchlägt alſo leicht die Vortheile, deren er entbehrt, zu hoch an, und ſchätzt die Hülfsmittel, welche ihm zu ſeiner Ausbildung übrig bleiben, zu wenig. Der gleich vernünftige Mann, der in jener ausgezeichneten Geſellſchaft wirklich lebt, wird zeitig gewahr, daß die Welt durch eine viel geringere Weisheit regiert wird, als der von den politiſchen Schauplätzen Entfernte ſich, wegen der Wichtigkeit der Gegenſtände, die hier verhandelt werden, vorſtellt. Er ſieht in Staatsgeſchäften grau gewordne Männer, die nichts als deren Formen, nicht ihren Geiſt gefaßt haben; die von dem Zuſammenhange der Begebenheiten weniger wiſſen, als der Privatmann, der ſie in den Zeitſchriften und hiſtoriſchen Denkmählern verfolgt hat; oder in deren Geiſt endlich die ehemahligen Erfahrungen, durch das beſtändige Zudrängen neuer Auftritte und neuer ihnen zugetheilten Rollen, verwiſcht worden ſind und alle zuſammen nur eine unförmliche, Andern nicht mittheilbare Maſſe von Kenntniſſen, zuweilen auch eine völlige Leere bilden. Er findet Heerführer, welche die Feldzüge, und Miniſter, welche die Verhandlungen, an deren Spitze ſie waren, unvollkommen kennen oder in einem falſchen Lichte ſehen: und ſelbſt die Einſichtsvollſten unter ihnen ſieht er oft in der Geſellſchaft mit einem abgeſpannten Geiſt und Körper erſcheinen, mehr begierig, darin Erhohlung und einen leichten Zeitvertreib zu finden, als Unterricht entweder zu geben oder anzunehmen.

Die Geſandten findet er, ſo wie die von ihnen an ihre Höfe geſchickten Depeſchen, oft äußerſt lehrreich und unterhaltend, zuweilen unbedeutend und leer. So wie die letzteren ſich oft durch nichts über gemeine Zeitungsnachrichten, als durch die hinzugefügte Läſterchronik aus Hof und Stadt, erheben: ſo ſind die erſteren oft nichts, als angenehme Geſellſchafter oder liſtige Kundſchafter, mehr Werkzeuge der Intrige, als Mittelsperſonen einer wahren Politik. Doch macht in der That in den Hauptſtädten der Europäiſchen Reiche, der ſogenannte diplomatiſche Körper, der aus den Geſandten beſteht, einen der angenehmſten Theile der großen Geſellſchaft aus.

Was die Erwartungen von feiner Lebensart, Geſchmack, Witz und Wiſſenſchaft betrifft, welche der Umgang, mit den höchſten und vom Glück am meiſten begünſtigten Ständen, hoffen läßt: ſo werden die beyden erſtern gewiß am ſicherſten erfüllt, die beyden letztern aber nicht ſelten getäuſcht. Aber die erſteren Eigenſchaften verlieren etwas von ihrem Werthe, da wo ſie am allgemeinſten verbreitet ſind; wofern ſie nicht bloß die Außenſeite tiefer liegender und mehr wirkſamer Talente und Tugenden ausmachen. Witz und Einſicht hingegen, welche die allein unerſchöpflichen Quellen des geſellſchaftlichen Vergnügens ſind, finden ſich doch eben ſo zufällig in den höheren Kreiſen, als bey den mittleren, bald in höherem bald in minderem Grade, nachdem nehmlich der urſprüngliche Stamm jeder Geſellſchaft, oder die bedeutendſten Glieder derſelben Perſonen von dieſen Vorzügen herbeylockt oder verſcheucht. Immer aber werden ſie weit weniger benutzt und genoſſen, wo die Unterhaltung, welche ſie gewähren, durch bloßen Prunk oder ſinnliche Zerſtreuungen unaufhörlich unterbrochen wird.

Indem alſo auf dieſe Weiſe von dem beobachtenden Weltkenner, auch für das Beſte und Edelſte, was die Höfe, hohe Ehrenſtellen und große Reichthümer darbiethen, kurz für alles, was uns in der Geſellſchaft der obern Claſſe gefallen kann, der Maßſtab genauer beſtimmt und gemeiniglich ein wenig verkleinert wird: ſo tritt auch für ihn alles, was die Bewunderung an ſich ziehen, den Ehrgeitz locken, oder den Neid und mit ihm zugleich den Unmuth des Einſamen erregen kann, mehr in das Syſtem der Gleichheit, in die Reihe der gemeinen und alltäglichen Dinge zurück, die weder die Begierden ſehr reizen, noch mit großem Mißvergnügen entbehret werden. Ein Grund mehr, warum der, zur Mäßigung ſeiner Begierden und zur Herrſchaft über ſich ſelbſt, durch ſeine Vernunft ausgerüſtete Mann, dieſe Tugend in dem Grade, daß ſie ihm völlige Gemüthsruhe gewährt, eher erlangt, wenn er durch die Schule der Geſellſchaft, und des größeren Weltumganges hindurchgegangen iſt, als wenn er ſich bloß mit den allgemeinen Belehrungen der Sittenlehre, oder mit den beſonderen ſeines eignen Nachdenkens, hätte begnügen müſſen.

Alles vereiniget ſich alſo auf folgende drey Reſultate.

Die Mäßigung, welche mehr vom Temperamente, von der natürlichen Schwäche der Begierden und von der Unbekanntſchaft mit ihren Gegenſtänden, als von der Beherrſchung der Begierden herkommt, wird in einem eingezogenen Leben leichter aufrecht erhalten. Diejenige Mäßigung, welche aus dem Siege der Vernunft über die Leidenſchaften entſteht, wird durch das geſellſchaftliche Leben beſſer geübt.

Zweytens: diejenigen Begierden, welche den meiſten Menſchen gemein ſind und gleichſam zu dem allgemeinen Charakter der Gattung gehören, werden durch das geſellſchaftliche Leben entflammt: die ſonderbaren hingegen, die ungewöhnlichen, die jeder Perſon ganz eigenthümlichen werden durch die Geſellſchaft zurückgehalten, und kommen in der Einſamkeit eher, zu einer mit der Vernunft, Sittlichkeit und Gemüthsruhe ſtreitenden Stärke.

Wer in der Welt, mit der Abſicht, ſich zu vergnügen oder ſich empor zuſchwingen, lebt, will das ſeyn oder wenigſtens ſcheinen, was alle übrigen ſind. Er kann demnach allerdings leicht, wider ſeine Vorſätze und ſeine beſſern Einſichten, fortgeriſſen werden; — aber nur zu Begierden, von denen jedermann in Bewegung geſetzt wird, nur zu Gegenſtänden, welche Alle ſchätzen, ſuchen und genießen. Er wird hingegen gehindert, demjenigen nachzujagen, was ihm nur allein gefällt und von Andern gemißbilliget wird.

Daher kommt es, daß man die gröberen Ausſchweifungen, die unnatürlichen Laſter, die ſeltſamen und unerklärlichen Launen am öfteſten bey gewiſſen Einſamen findet, die ſich der urſprünglichen Verkehrtheit ihrer Anlagen, oder der frühzeitigen Verderbniß ihrer Jugend ohne alle Rückſicht auf die Urtheile Anderer überlaſſen konnten. Aber die mit Geſchmack und Anſtand bekleidete Zügelloſigkeit, das Verderbniß der Sitten, welches Fehler des Zeitalters und herrſchender Ton iſt, ſteckt vornehmlich in der Geſellſchaft an, und wird von den von ihr Entfernten, ſo wie eine in einer Stadt epidemiſche Seuche von denen, welche an abgelegnen Orten wohnen, leichter vermieden.

Drittens: die wahrhaft gute Geſellſchaft befördert die **Mäßigkeit** im engen Verſtande, durch das geiſtige Vergnügen, das ſie mit jedem ſinnlichen Genuſſe verbindet, *) und **Mäßigung überhaupt**, durch den Beyfall, welchen ſie den Perſonen von geſetztem Charakter ertheilt; die glänzende oder üppige, — die von den Eiteln oder

---

*) Bey einem noch ſo lange dauernden Gaſtmahle, wird man ſchwerlich zu viel eſſen, wenn man von ſeinen Nachbarn bey Tiſche gut unterhalten wird, aber ſehr leicht, wenn man lange Weile hat.

Sinnlichen am meiſten geſuchte Geſellſchaft, ſetzt, durch Erhöhung der leidenſchaftlichen Reitze und durch die Anſteckung der böſen Beyſpiele, die Tugend der Selbſtbeherrſchung in augenſcheinliche Gefahr; die zu ausgebreitete, zu häufig genoſſene endlich ſtört durch die bloße Zerſtreuung das Nachdenken und die Gemüthsruhe, — wovon das eine das größte Hülfsmittel, die zweyte die beſtändige Begleiterinn der Mäßigung iſt.

Vierte Haupttugend: Tugend des Muths, oder (nach dem Griechiſchen Worte) Tugend der Männlichkeit ἀνδρεία.

Unter den vier Haupttugenden, deren Claſſification ich der griechiſchen Philoſophie abborge, ſind zwey, welche Naturanlagen ähnlicher, und mit ihnen mehr vermiſcht ſind, die Klugheit und die Tapferkeit; und zwey, welche mehr rein moraliſch, und von der Freyheit abhängiger ſind, Gerechtigkeit und Mäßigung. Es iſt unmöglich, in dem klugen Manne das Talent, oder den natürlichen Verſtand, von den erworbenen Kenntniſſen, oder ihrer zweckmäßigen Anwendung, zu unterſcheiden. Es iſt unmöglich, in dem tapfern Manne die Tapferkeit des Bluts, von der des Charakters rein abzuſondern.

Die Schwierigkeit, die aus einer ähnlichen Miſchung, bey allen Tugenden, aber vorzüglich bey jener genannten, wo ſie auffallender iſt, für die moraliſchen Unterſuchungen entſteht, geht uns hier nichts an. Aber eine Folge derſelben berührt gegenwärtige Unterſuchung: die nähmlich, daß moraliſche Mittel, dergleichen Geſellſchaft und Einſamkeit ſind, im Ganzen weniger Einfluß auf eine Tugend haben, die ſelbſt großentheils von der Organiſation des Körpers, und von dem Laufe der Säſte abhängt. In der Hütte, wie um den Thron, werden tapfre Männer geboren, und aus der tiefſten Einſamkeit geht der bäuriſche Jüngling, als gemeiner Soldat, den Gefahren des Krieges mit eben der Unerſchrockenheit entgegen, als der im Geräuſche der Höfe, oder der Heere erzogene Anführer. Aber eben dieſer Umſtand macht, daß wir die verſchiednen Arten des Muths ſorgfältig von einander abſondern müſſen.

Die erſte iſt eben die, von welcher ich jetzt redete, die Kühnheit, ſich einer augenſcheinlichen Lebensgefahr auszuſetzen. Sie iſt das, was die

Franzoſen Bravoure nennen. Und in Rückſicht auf ſie, ſagte der Marſchall von Sachſen, daß man von Rechts wegen keinen Menſchen brav nennen, ſondern nur ſagen ſollte, er habe an dem Tage und zu der Stunde brav gehandelt. So ſehr hielt ſie dieſer, mit kriegeriſchem Muthe vertraute, Held, von der augenblicklichen Stimmung des Körpers und Geiſtes, abhängig.

Es iſt augenſcheinlich, daß auf dieſe Tapferkeit des Temperaments, auf dieſes plötzlich und ſchnell vorübergehende Aufbrauſen, oder Niederſinken der Lebensgeiſter, die vorhergehende einſame, oder geſellige Lage des Menſchen nur wenig Einfluß haben könne.

Doch zu dieſer, im Baue und in dem gegenwärtigen Zuſtande des Körpers liegenden, Urſache des kriegeriſchen Muthes, können auch Grundſätze und Meinungen hinzukommen. Wie könnte er ſonſt eine ſittliche Eigenſchaft ſeyn?

Sind dieß eigentliche Grundſätze? — iſt es die Ueberzeugung, daß es Pflicht ſey, ſich einer Leibes- oder Lebens-Gefahr auszuſetzen, daß es unſer Amt, die Treue gegen unſern Beruf und gegen den Staat, die uns obliegende Beſchützung der Unſrigen, oder unſrer Mitbürger erfordert, und daß das Wohl des Vaterlandes davon abhängt: dann iſt der kriegeriſche Muth eigentliche Tugend, und es iſt klar, daß er alsdann weder von dem Umgange mit Menſchen noch der Abgeſchiedenheit von ihnen abhängig ſey: ausgenommen daß er, ſo wie jede andre Tugend, durch zufällige Umſtände, die ſich mit der einen Lage öfter als mit der andern verbinden, befördert oder erſchwert wird. Aber auch Meinungen, Gewohnheiten und ſelbſt Vorurtheile haben darauf Einfluß; — zwar weniger ſittliche Triebfedern, die aber doch mit der Sittlichkeit zuſammenhängen, weil Ueberlegung und Wahl Einfluß auf ſie haben. Durch dieſe zuletzt genannten Triebfedern wird nun die Herzhaftigkeit weit mehr im geſellſchaftlichen, als im eingezogenen Leben befördert. Schon macht zuerſt die Geſellſchaft den Menſchen *lebhaft*: und die Einſamkeit und einſame Beſchäftigungen ſchlagen die Munterkeit nieder. Der lebhafte Mann iſt aber immer muthiger, als der unbelebte. Zweytens, wir fühlen uns immer ſchwach, wenn wir allein ſind, und werden nur ſtark, wenn wir mit andern in Verbindung treten. Selbſt Gefahren, gegen welche uns niemand ſchützen kann, wie das Einſchlagen des Blitzſtrahls, werden von dem Furchtſamen doch leichter ertragen, wenn ſie ſich von Menſchen umgeben ſehn. Weit mehr iſt dieß der Fall bey dem Angriffe, oder der Abwehrung von Feinden, gegen welche uns nur die vereinigten Kräfte vieler mit uns Verbündeten den Sieg verſprechen. Mancher Soldat, der unter muthigen Cameraden ſich herzhaft beträgt und wirklich unerſchrocken iſt, würde als ein Feiger handeln, wenn er allein ſtände, und wird es, ſobald jene anfangen zu wanken. Es iſt ſelbſt ein Schutz gegen die Unglücksfälle des bürgerlichen Lebens, in mannigfaltigen und großen Verbindungen zu ſtehn: und es iſt unſtreitig, daß, wer dieſe Sicherheit lange genoſſen hat, und ſelbſt darauf einen Theil ſeines Stolzes gründet, auch zum kriegeriſchen Muthe mehr vorbereitet iſt, als der, welcher in bürgerlicher Dunkelheit, ſich von Gehülfen und Beſchützern in den wichtigſten Angelegenheiten ſeines Lebens immer entblößt geſehn hat.

Drittens, im geſellſchaftlichen Leben wird nach derjenigen Tugend am meiſten geſtrebt, welche Ehre bringt und einen gewiſſen Glanz von ſich wirft: dieß thut aber die Tapferkeit vor allen übrigen. Sie gewinnt dem Manne die Herzen der Weiber, nicht nur, weil ſie Beſchützer nöthig haben, ſondern auch, weil ſie, in Männlichkeit und Muth, die Zeichen vieler andern liebenswürdigen Eigenſchaften zu entdecken glauben. Sie erwirbt ihm ein gewiſſes Anſehn auch bey ſeinem eignen Geſchlechte, und ſetzt ihn beſonders gegen die Unbeſonnenen und Leichtſinnigen in Sicherheit. Daher kommt es, daß diejenige Claſſe, welche am meiſten in Geſellſchaft lebt, und vornehmlich für die Geſellſchaft erzogen wird, der Adel, ihren jungen Zöglingen dieſe Tugend am ſorgfältigſten einprägt; daß ſie ſich dieſelbe beynahe als einen Vorzug ihrer Geburt anmaßt, *) und daß ſie ſo hartnäckig über der Beybehaltung einer Gewohnheit hält, wobey ſie dieſelbe auch im Frieden zu zeigen Gelegenheit hat.

Viertens, die Erfahrung lehrt, daß mitten im Kriege ſich der Trieb nach geſelligen Ergetzungen vermehrt, und Spiel und Tanz und Gaſtmähler nie häufiger und glänzender ſind, als in den Winter-Quartieren ausruhender Heere. Ein Beweis, daß beyde Sachen, die Bereitwilligkeit, Gefahr und Mühſeligkeit zu übernehmen, und die Begierde nach Vergnügen und Zeitvertreib im Umgange der Menſchen zuſammenhängen.

---

*) Dieſe Meinung, daß kriegeriſcher Muth den Kindern aus vornehmen Familien angebohren iſt, finden wir ſchon im Heldenalter der Griechen, und in ihren Dichtern, welche den Stoff ihrer Werke aus dieſem Zeitalter nahmen, herrſchend. An hundert Stellen ihrer Tragiker kommen Sentenzen vor, wie die in der Andromache des Euripides (V. 772) ἀλκᾶς οὐ σπάνις εὐγενέταις. „Den Perſonen von vornehmer Geburt fehlt es nie an Tapferkeit.“ —

Fünftens, unter allen Ständen iſt keiner mehr zur Geſelligkeit geneigt, keiner iſt früher zum geſelligen Anſtande gebildet, keiner bisher bereitwilliger in die Geſellſchaften aller Claſſen aufgenommen worden, als der Militärſtand. Die Urſachen davon habe ich an einem andern Orte entwickelt. Ich ſetze hier nur noch hinzu: daß, ſo wie der Soldatenſtand in vorzüglichem Grade geſellig iſt, auch die geſelligen Stände leichter militäriſch werden. Der Handwerker, der Künſtler und der Gelehrte, alle, welche ſitzen und ſich einſam beſchäftigen, ſind ſelten gute Soldaten. Der Bauer taugt beſſer dazu, den die Feldarbeit nicht nur zu den Strapatzen des Krieges vorbereitet, ſondern auch dazu gewöhnt, große Beſchwerlichkeiten, in Geſellſchaft vieler ſeines gleichen zu ertragen, und durch dieſe Geſellſchaft zu verſüßen.

Endlich wird man im geſellſchaftlichen Leben der Nothwendigkeit dieſer Eigenſchaft mehr gewahr, und lernt ſie beſonders als das wichtigſte Werkzeug der Regierung kennen. Man iſt ſelbſt darin mehr Gefahren ausgeſetzt; man ſieht darin Perſonen, welche große Gefahren überſtanden und dem Staate dadurch große Vortheile gebracht, und ſich ein angenehmes Daſeyn auf ihr übriges Leben, durch einige angſtvolle und unangenehme Augenblicke, verſchafft haben.

In den großen Angelegenheiten der Welt iſt am Ende nichts ohne Macht und Gewalt durchzuſetzen. In engern bürgerlichen Verhältniſſen ſind Nachgiebigkeit, Schonung und Sanftmuth die beſten Mittel, durch die Schwierigkeiten des Lebens hindurch zu kommen. Kein Wunder, daß, wer mit jenen Angelegenheiten ſich abgegeben, oder mit darein verwickelten Perſonen gelebt hat, ſich daran gewöhnt, Macht und Muth über alles hochzuſchätzen; daß er, zu ſeiner Vertheidigung oder zur Erreichung ſeiner Endzwecke, ſich lieber an ſeine eigene Kraft, als an ſein Recht, oder an ſeine Ueberredungsgabe wendet; und daß er alſo auch nach derjenigen Tugend ſtrebt, welche die *eignen* Kräfte des Menſchen zur höchſten Anſtrengung auffordert. Wer hingegen zu ſeinen Endzwecken, immer nur ſanftere Mittel hat brauchen lernen, wird zuletzt ſelbſt unfähig, das Rauhe und Starke in ſeiner Natur zum Vorſchein zu bringen, und ſeine Widerſacher ſeinen Muth fühlen zu laßen.

Eine zweyte, von der Bravoure am weiteſten entfernte, Art des Muths, iſt der ganz eigentlich geſellſchaftliche Muth, welcher der Schüchternheit entgegengeſetzt iſt, und durch das Wort Dreiſtigkeit, wenn nicht ganz genau, doch ziemlich richtig, bezeichnet wird. Er beſteht theils, in der Ablegung der übertriebenen Furcht vor den Urtheilen Anderer, wenn wir in ihrer Gegenwart reden oder handeln ſollen, theils in der Mäßigung der uns außer Faſſung bringenden Eindrücke, welche Pracht, Hoheit, Macht und Ruhm der Perſonen, welchen wir uns nähern, auf uns machen. Der Dreiſte trotzt auch Gefahren, aber Gefahren der Ehre; — der Gefahr, ungünſtig beurtheilt, oder der, erniedriget und verdunkelt zu werden. Die Dreiſtigkeit iſt eine Tugend: weil ſie Seelenſtärke vorausſetzt und unentbehrlich iſt, um irgend etwas Gutes unter Menſchen auszurichten.

Daß auf dieſe zweyte Art des Muths der Einfluß des Umgangs und der Einſamkeit, eben ſo unumſchränkt ſey, als er auf die erſte gering iſt, wird durch die gemeinſten Erfahrungen bewieſen. Der ſchüchterne Bauerknabe, welcher ſich vor jedem durch ſein Dorf reiſenden Fremden verbirgt, und der dreiſte adelige Jüngling, der ſich ſchon vornehmen und großen Männern ohne Furcht zur Seite ſtellt, ſind beyde, was ſie ſind, nur vermöge ihrer geſellſchaftlichen Lage. Der erſte hat immer nur wenige Menſchen, und nie vornehme in der Nähe geſehn; der andere iſt immer mit vielen, und mit angeſehenen Leuten umgeben geweſen. Jener hält ſich ſelbſt für geringe und fürchtet alſo Verachtung; Dieſer ſchreibt ſich eine Würde zu, und erwartet alſo in jeder Geſellſchaft Achtung oder doch Nachſicht. Die feinern, mittlern Schattirungen beyder Eigenſchaften, die zwiſchen dieſen Extremen liegen, laſſen keinen andern, als einen ähnlichen Urſprung ihrer Verſchiedenheit vermuthen; und die Art, wie Geſellſchaft und Einſamkeit auf den Menſchen wirkt, läßt eine ſolche Ungleichheit in ihren Folgen erwarten. Eine etwas genauere Entwickelung dieſer Wirkungen, wird ſowohl die Regel beweiſen, als die Ausnahmen angeben.

Der Schüchterne fürchtet ſich vor den Perſonen, mit welchen er zuſammen kommt, entweder bloß weil er ſie nicht kennt, und alſo, wie jeder Unwiſſende, bey ungewöhnlichen Natur-Erſcheinungen, wie jeder Menſch in der Nacht, Gefahr vermuthet, wo er die ihn umgebenden und ihm bevorſtehenden Dinge nicht kennt. Oder er fürchtet ſie, weil er in ihnen irgend eine große Erhabenheit über ſich, es ſey an Vorzügen des Glücks, oder an perſönlichen, — an Schönheit der Geſtalt, Reichthum und Range, oder an Verſtand und Artigkeit — zu entdecken glaubt. Jede ſolche Erhabenheit giebt der Perſon, welcher ſie zukömmt, eine Macht. Und alles was mächtig und von einer, der unſrigen überlegnen, Kraft iſt, flößt Schrecken ein. Oder er fühlt endlich bloß ſeine eigne Kühnheit und Schwäche, ohne noch die Größe und Macht andrer zu ahnden oder anzuerkennen, und wagt ſich nur nicht, ſich einer Vergleichung mit ihnen auszuſetzen, und ſeine Ehre dem ungewiſſen Ausgange eines Wettſtreits Preis zu geben.

Die erſte Urſache der Schüchternheit, findet ſchlechterdings nur in der Einſamkeit ſtatt, und wird nothwendig durch den Umgang mit Menſchen gehoben: aber die zweyte und dritte, die in dem Schüchternen ſelbſt, oder in den Perſonen, vor welchen er ſich ſcheuet, liegen, werden durch die

Einſamkeit nur in ihrer Wirkſamkeit befördert, und können alſo durch das geſellſchaftliche Leben nur geſchwächt, nicht aufgehoben werden.

Durch das Fremde, und durch die Neuheit ſchrecken die Menſchen, ſo wie alle Gegenſtände denjenigen gewiß nicht mehr, welcher viel mit ihnen umgeht. Auch gegen Könige und Fürſten können ihre Bediente dreiſt werden: und es giebt, ſagt man, keinen großen Mann für ſeinen Cammerdiener.

Aber die wirklichen Vorzüge des einen, und die wirklichen Schwächen des andern bleiben und wirken, ſelbſt bey dem beſtändigen Umgange dieſer Perſonen mit einander. Nur daß in dieſem Falle die erſten in der Nähe genauer unterſucht, und auf die Probe vielleicht geringhaltiger befunden werden können, als ſie bey einem entfernten und flüchtigen Anblicke geſchätzt wurden, und daß die letztern vielleicht, bey dem Verſuche des Schwachen ſeine Kraft im Umgange zu brauchen, ſich minder groß, als in ſeiner Einbildung, zeigen, oder durch die Uebung des Umgangs nach und nach wirklich vermindert werden.

Der Unwiſſende wird unter Gelehrten, der

Arme unter Reichen, der Verachtete unter Geehrten, der, welcher ſich ſeiner gemeinen Erziehung bewußt iſt, unter fein gebildeten Leuten immer ſchüchtern bleiben, ſo lange er auch mit ihnen in Verbindung ſtehen mag.

Man ſieht zugleich, daß es zwey Arten giebt, wie der Umgang dieſe, auf wirkliche Ungleichheit gegründete, Schüchternheit des Geringern vermindern kann, und nur eine, wie er ſie vermehrt. Er vermindert ſie, einmahl, indem er die Ungleichheit nur durch die Gewohnheit unmerklicher und weniger auffallend macht; zweytens, indem er dieſe Ungleichheit ſelbſt vermindert. Der Umgang vermehrt hingegen die Schüchternheit, nur indem er die zuvor verborgne Ungleichheit ans Licht bringt: — denn ſie unmittelbar zu vergrößern, dazu kann er nichts beytragen. Einige Beyſpiele werden dieſe Unterſchiede deutlicher machen.

Der große Gelehrte, oder der Mann von Genie, deſſen Ruhm den im Dunkeln lebenden Freund der Wiſſenſchaften, bey ihrer Zuſammenkunſt ſchreckte, kann bey einer nähern Bekanntſchaft hinter der Erwartung zurückbleiben, welche ſein Nahme und ſeine Schriften erregten: und der, welcher ſich gegen ſie für unwiſſend und für unbegabt hielt, kann, bey der angeſtellten Vergleichung, ſeinen Werth zu erkennen anfangen, und, wie jener junge Mahler, der ſich an einem abgelegnen Orte Italiens gebildet hatte und nun zum erſtenmahl das Werk eines großen Meiſters erblickte, zu ſich ſelbſt ſagen, anch' io sono pittore. *) Der Reichthum kann ſeinen Glanz in den Augen des Unbegüterten, und die Armuth ihre Niedrigkeit in den Augen des Reichen verlieren, wenn jener von anderem Verdienſte entblößt, und dieſe mit Talenten und Tugenden gepaart erſcheint. Der Große kann von ſeiner Höhe herabſteigen, und der Niedrige ſich erheben, bloß dadurch, daß ſie mit einander in Verbindung treten: wenn jener Schwäche des Verſtandes oder Charakters in dieſe Verbindung mitbringt, dieſer hingegen mit demjenigen Zauber auf den erſten wirkt, welchem die Marſchallin d' Ancres ihren Einfluß auf das Gemüth der Maria von Medicis zuſchrieb: — **) „mit der Gewalt, welche ſtarke Geiſter über die ſchwachen haben.“

---

*) Auch ich bin ein Mahler.

**) Eleonora Galigai, Gemahlinn des bekannten Concini, nachmaligen Marechal d' Ancres, beherrſchte mit dieſem gemeinſchaftlich das Gemüth der Maria

Oder es iſt auch möglich, daß der Unwiſſende ſich in dem Umgange des Gelehrten wirklich unterrichte; daß das ſchwächere Talent von dem ſtärkern erweckt werde, daß der Ungebildete, aber der Bildung Fähige in der Geſellſchaft vorzüglicher Männer ſich veredle und ſeine Naturanlagen zur Reife bringet; daß der Menſch von gemeinen Sitten unter artigen Leuten Artigkeit lerne, — daß ſelbſt der Niedrige von den Großen einige der Vortheile ihrer Erziehung mitgetheilt bekomme, und einen gewiſſen edlen Anſtand annehme, wodurch er ſich ihnen verähnlichet, und eben deßwegen mehr von ihnen geſchätzt, und ſelbſt gegen ſie dreiſter wird. Nur der Arme kann durch den Umgang des Reichen nichts von deſſen Vorzügen erhalten. — Und

---

von Medicis, der Mutter Ludwigs des Dreyzehnten, Regentinn von Frankreich, und durch ſie dieſes Reich ſelbſt. Beyde wurden von dem Herzoge von Luines, Günſtling des jungen Ludwigs XIII, bey der erlangten Volljährigkeit des letzteren, gefürchtet. Der Marſchall wurde ermordet; ſeine Gemahlinn wurde vor Gericht geſtellt und zauberiſcher Künſte beſchuldiget, durch welche ſie ſich Einfluß auf das Gemüth der Regentinn verſchafft hätte. Ihre in der That edle Antwort war die, welche ich im Texte angegeben habe.

ſo zeigte ſich auch hier, wie in der Politik und Geſetzgebung, diejenige Art der Ungleichheit unter den Menſchen, welche auf dem Eigenthume beruht, als die unveränderlichſte unter allen übrigen, welche allen Verſuchen ſie wegzuſchaffen oder zu vermindern am hartnäckigſten widerſteht.

Auf der andern Seite kann der, welcher in der Einſamkeit, oder in der Geſellſchaft noch unwiſſenderer und weniger fähiger Menſchen, ſich ſelbſt ein Weiſer und ein großer Geiſt zu ſeyn ſchien, und deßhalb dreiſt, unter den Männern vom erſten Range an Geiſt oder Politur, auftrat, doch Verſtand genug haben, nach und nach ſeine Mängel und ihre Ueberlegenheit wahr zu nehmen, und dadurch zur Schüchternheit, die ſeinem Verhältniſſe mit ihnen gemäß iſt, zurückkommen. Der Menſch, von gemeinen oder pedantiſchen Sitten, kann dem in ſeiner Lebensart ausgelernten Weltmanne dreiſt unter die Augen treten, weil er nicht einmahl weiß, daß es ihm an gutem Anſtande fehlt, — und kann, wenn er länger in der Geſellſchaft artiger Leute bleibt, ſich endlich verlegen und gedemüthiget fühlen. Noch öfter geſchieht es, daß, wer ohne Anſehen, oder perſönlichen Ruhm, doch zu der Geſellſchaft der Höhern und beſonders ſeiner Obern zugelaſſen wird, und ſelbſt in derſelben zu erſcheinen gezwungen iſt, dann erſt ſeine Niedrigkeit recht tief und innig empfindet; theils durch die kleinen Kränkungen ſeines Ehrgeitzes, die er von Zeit zu Zeit erfährt, theils durch die Verlegenheit, in welcher er ſich befindet, immer auf eine ſchickliche Weiſe zu handeln, theils durch die lange Weile, welcher er nothwendig in einer Geſellſchaft ausgeſetzt iſt, bey der er gegenwärtig ſeyn muß, ohne doch wirklich mit ihr in Verbindung zu ſtehen. Und wie ſehr wird nicht endlich der Arme vom gemeinen Schlage, dem ſchon der Nahme eines Reichen Hochachtung einflößt, bey dem wirklichen Anblick der Vortheile, welche der Reichthum gewährt, geblendet. Daher ſind die Paraſiten alter und neuer Zeit entſtanden, die ſich ſelbſt herabwürdigen und ſich von Andern mißbrauchen und beleidigen laſſen, um an den Tafeln der Reichen zu ſitzen und an ihrem Wohlleben Theil zu nehmen. Der Einſame hingegen, der alle ſolche Vergleichungen anzuſtellen nie Gelegenheit hat, kann die hohe Meinung, welche er von Natur von ſich hat, oder die ihm ſeine Unwiſſenheit und die unrichtige Schätzung des Werthes der

Dinge einflößt, ungekränkt und unvermindert zeitlebens beybehalten. Er kann daher auch unter Umſtänden, welche eine ihm gleiche aber mehr welterfahrne Perſon äußerſt ſchüchtern machen würden, unerſchrocken und dreiſt bleiben.

Hieraus erklären ſich alſo zwey Erſcheinungen, in welchen die Wirkungen von Geſellſchaft und Einſamkeit den gewöhnlichen ganz entgegengeſetzt zu ſeyn ſcheinen. Die erſte iſt, daß man niemanden knechtiſcher vor den Großen ſich beugen ſieht, als gewiſſe Subalternen, welche in den Geſellſchaften derſelben am öfteſten erſcheinen, ohne doch deßhalb als wahre Mitglieder denſelben einverleibt zu ſeyn. Sie ſehen nähmlich alsdann den großen Abſtand, welcher ſich zwiſchen ihnen und ihren Geſellſchaftern befindet, täglich mit Augen. In dieſer Lage wird es auch dem verſtändigen Manne ſchwer, ſeine Rolle gut und edel zu ſpielen. Diejenigen aber, welche mehr von äußern Eindrücken regiert werden, gerathen alsdann unfehlbar in eine Art von Schüchternheit, die bey dem einen mit Unwillen gemiſcht iſt, und ſich mit dem Haſſe dieſer Unterſcheidungen im bürgerlichen Leben endiget, bey den andern aber in eine wirkliche oder verſtellte Anerkennung ihrer eigenen Niedrigkeit und der Vorzüge ihrer Geſellſchafter übergeht, und dann diejenige Geſinnung ausmacht, welche man das knechtiſche Weſen nennt.

Die zweyte Erſcheinung iſt, daß man zuweilen bey den einſam lebenden einen unter geſelligen Menſchen unerhörten Stolz und eine Inſolenz findet, die ſie über alle Schüchternheit und ſelbſt über alle Rückſichten von Anſtand hinwegſetzen, ſelbſt wenn ſie mit den angeſehenſten und bey allen andern Ehrerbiethung erweckenden Perſonen zu thun haben. Dieſe Quelle der Dreiſtigkeit, die Gleichgültigkeit gegen alle bürliche Verhältniſſe, die Verachtung des öffentlichen Urtheils, die hohe Meinung von ſich ſelbſt, bey einer wirklichen Niedrigkeit der Perſon oder des Standes, dieſe Unbeſorgtheit wegen der Folgen eines von allen gewöhnlichen Regeln abweichenden Betragens kann nur bey Leuten ſtatt finden, die in ihrer Entfernung von den Menſchen auch eine gewiſſe Unabhängigkeit finden, oder durch einen gänzlichen Mangel der Welterfahrung auch die Gefahr, welcher ſie ihre Ehre und ihren guten Nahmen ausſetzen, nicht kennen. Die Einſamkeit, welche den Menſchen ganz auf ſich ſelbſt einſchränkt, hindert ihn auch, das Verdienſt andrer Stände und Beſchäftigungen richtig zu beurtheilen. Hieraus entſteht die Pedanterey der Gelehrten ſowohl als aller übrigen Claſſen. Iſt dieſe nur in einem minderen Grade vorhanden, ſo macht ſie oft blöde und verlegen, beſonders, wenn die Einſamkeit doch zuweilen mit Umgange abwechſelt; erreicht ſie aber, bey einem durchaus einſiedleriſchen Leben, den höchſten Grad, ſo macht ſie dreiſt und grobſtolz.

Alles zuſammen genommen findet ſich alſo in Abſicht des Einfluſſes welchen Geſellſchaft und Einſamkeit auf dieſe, der Schüchternheit entgegengeſetzte Art des Muthes äußern, das Uebergewicht der Vortheile auf der Seite des geſellſchaftlichen Lebens.

Ohne eigentliche Gefahren können bloße Schwierigkeiten und Beſchwerden dieſelbe Kraft, dieſelbe Stärke der Seele, welche Muth heißt, erfordern, wenn ſie bey einem Unternehmen freywillig ausgehalten, oder beym Leiden mit Anſtand ertragen werden ſollen. Und dieſe dritte Art des Muths heißt, im erſten Falle, Standhaftigkeit, im andern, Geduld. So wie ſie von den vorhergehenden Arten, in ihrem Charakter und in ihren Aeußerungen, verſchieden iſt: ſo iſt ſie es nicht weniger, in Rückſicht auf den Einfluß, welchen Geſellſchaft und Einſamkeit auf ſie haben: und ihre beyde Unterarten ſtehen faſt eben ſo weit von einander ab.

Standhaftigkeit im Unternehmen, Ausharren bey einem einmahl gemachten und eingeleiteten Plane, trotz aller ſich dagegenhäufenden Schwierigkeiten, der muthige Widerſtand gegen die Hinderniſſe, welche uns unſere Gegner, unvorhergeſehene Zufälle und, am Ende einer langdauernden Arbeit, unſere eigene Trägheit und die natürlich entſtehende Ermüdung entgegenſetzen: dieß alles ſind Eigenſchaften, welche beſſer im thätigen Leben, auf dem Schauplatze der Welt und der Geſchäfte, und unter Menſchen erworben werden, als in der philoſophiſchen oder ländlichen Muße, in der Einſamkeit des Studierzimmers oder der Künſtlerwerkſtatt, kurz als in einem Zuſtande, wo wir nur uns ſelbſt von unſern Handlungen Rechenſchaft zu geben haben. In der Geſellſchaft, und wo man Zeugen hat, ſchämt man ſich, wankelmüthig und muthlos, und ſelbſt nur ermüdet zu ſcheinen. Man hat überdieß in ſein Unternehmen oft andere Menſchen verwickelt, welche man täuſcht und deren Tadel man fürchtet, wenn man daſſelbe aufgiebt. Die Beyſpiele, welche man überdieß in dieſer Lage von der, durch Ehre und Gewinn belohnten, Standhaftigkeit in langdaurenden mühſamen Unternehmungen ſieht, ſtärken den Muth, indem ſie die Begierde nach dem Ziele anfeuern. Ein ſolches ununterbrochenes Beharren, bey einem und demſelben Plane des Lebens, in der Eintheilung ſeiner Zeit und in der Ordnung der aufeinanderfolgenden Arbeiten, wie ſie Friedrich der Zweyte bis an ſeinen letzten Augenblick bewies, wird man ſchwerlich bey irgend einem Privatmanne finden. Vielleicht wird auch keinem eine ſolche Standhaftigkeit ſo leicht, als einem Fürſten, der an der Spitze der Geſellſchaft ſteht, der von jedermann geſehen und beobachtet wird, der ſich bewußt iſt, daß er mit allem, was er thut oder unterläßt, in die bürgerlichen Geſchäfte von Tauſenden eingreift, dieſelben im Gange erhält oder ſtört, und der durch die Wichtigkeit der Endzwecke, welche er zu erreichen hat, zu immer neuen Anſtrengungen aufgefordert, und durch den höchſten menſchlichen Ruhm, den Ruhm eines außerordentlichen Regenten, belohnt wird.

Im ſtillen Privatleben ſind die Endzwecke kleiner; in der Einſamkeit iſt die Theilnahme anderer Menſchen daran unbedeutend. Die Wahl der Zeit zu jeder Arbeit ſcheint gleichgültig, die Unterbrechung einer Arbeit durch eine andre ſcheint unſchädlich, und der Aufſchub einer einmahl angefangenen, auf die Zeit einer größern Heiterkeit und glücklichern Gemüthsſtimmung, ſcheint ſogar nützlich. Auch können wir uns die Störer unſerer Arbeiten, in der Einſamkeit nicht ſo leicht abwehren, weil wir nicht ſo triftige Gründe anzuführen wiſſen, welche uns bey derſelben feſthalten. Alles das macht, daß wir in dieſer Lage oft hinlängliche Urſache finden, bey unſern Entwürfen nicht unveränderlich zu beharren. Und eben deswegen erlangen wir auch nicht die Gewohnheit, ſtandhaft zu ſeyn, die Denkungsart und den Charakter des feſten und unerſchütterlichen Mannes. Dieß geht ſo weit, daß ſelbſt in den ſchriftſtelleriſchen Arbeiten, welche am meiſten unaufgefordert geſchehn, und alſo immer von Wahl und Muße abzuhängen ſcheinen, die weit ausſehenden, — die, welche ein großes Feld der Wiſſenſchaften umfaſſen, faſt nur an Orten zu Stande kommen, wo viele Gelehrte beyſammen leben, — auf hohen Schulen und Akademien, und ſelten von frey und einſam lebenden Gelehrten ins Publicum gebracht werden. Mitten unter den Geſchäften des öffentlichen Unterrichts und in Zerſtreuungen einer vielfachen Anſprache, ſchreiben die Profeſſoren auf Univerſitäten gemeiniglich größere und zahlreichere Werke, als die Perſonen, welche in vollkommener Muße ſich dem Anbaue der Wiſſenſchaften widmen. *) Wenigſtens iſt dieß der Fall in Deutſchland: wo wir von Männern der letzten Claſſe faſt nur Bruchſtücke und unvollendete Werke, oder Aufklärungen über einzelne Aufgaben aus den Wiſſenſchaften beſitzen. Wenn in Frankreich Montesquieu, in

---

*) Für jene iſt es Pflicht zu ſchreiben; das Beyſpiel des allgemein herrſchenden Fleißes (wenn ſolcher auf einer hohen Schule zur Sitte geworden iſt,) ſteckt an, oder ſchreckt die weniger Arbeitſamen mit dem zu befürchtenden Tadel ihrer Collegen; endlich iſt es für jeden leichter, ſich mit andern zu gemeinſchaftlichen Arbeiten zu vereinigen. Für dieſe iſt die Schriftſtellerey nur Werk der Wahl, nicht der Nothwendigkeit; und es iſt weit leichter, bey Arbeiten,

England Gibbon große Ausnahmen von jener Regel ſind, — und es giebt gewiß in beyden Ländern noch mehrere: — ſo kommt dieß vielleicht eben daher, daß dort der Gelehrte, wenigſtens bisher, mehr in Geſellſchaft gelebt und das größere Publicum mehr Antheil an ſeinen Arbeiten genommen hat, als bey uns. Immer aber bleibt es ausgemacht, daß, in Gegenwart anderer und mit ihnen gemeinſchaftlich, etwas unternehmen, uns zum Ausharren bey den Schwierigkeiten der Arbeit auffordert; daß aber ein einſam entworfener, und im Verborgenen, bearbeiteter Plan ſehr leicht, bey eintretenden Schwierigkeiten, bey Seite gelegt wird.

Etwas anders iſt es mit der zweyten der oben angezeigten Unterarten, mit der muthigen Ertragung der Leiden, kurz mit dem, was man

---

welche unſer Beruf uns auflegt, oder unſere Obern uns gebiethen, ſtandhaft bis zu ihrer Beendigung fortzufahren, als bey ſolchen, welche wir ſelbſt gewählt haben. Sie ſehen ſich überdieß von Leuten umgeben, welche auf ſchriftſtelleriſche Arbeiten keinen großen Werth legen, und deren Vollendung alſo auch nicht ſtrenge von ihnen fodern. Endlich arbeiten ſie an ihren Werken größtentheils allein, und ſtören alſo niemanden in ſeinen Plänen, wenn ſie die ihrigen unvollendet laſſen.

im weiteſten Verſtande **Geduld** nennt, beſchaffen. — Da ich meine Begriffe über dieſen Gegenſtand ſchon im erſten Theile der Verſuche entwickelt habe: ſo ſchränke ich mich hier auf folgende wenige Bemerkungen ein.

Es kommt bey dem Einfluſſe, welchen Einſamkeit und Geſellſchaft auf die Tugend der Geduld haben, ſehr darauf an, welche Uebel ſie ertragen ſoll. Sind es Unglücksfälle, welche bloß wehmüthig und betrübt machen, ohne zu kränken und niederzuſchlagen, und ohne körperlichen Schmerz zu erregen; ſo iſt die Gegenwart anderer Menſchen ein Mittel, unſre Standhaftigkeit aufzufordern und ihre Theilnahme ein Mittel, ſie zu erleichtern. Dieß iſt der Fall bey dem Verluſte der Unſrigen, bey dem Tode eines Kindes, eines Vaters, eines geliebten Freundes, kurz bey allen den Uebeln, bey welchen Sympathie und Liebe, wenn nicht die einzigen, doch Miturſachen des Schmerzens ſind: obgleich auch hier die innig Betrübten ſich gerne von der Geſellſchaft entfernen, und ſich lieber ſelbſt tröſten, als ſich von Andern tröſten laſſen. Sind es ſolche: die uns zugleich Ehre bringen, welche uns als wichtige Perſonen im Staate darſtellen ſo werden wir ſie weit leichter ſtandhaft, vor den Augen der Welt, ertragen, als wenn wir aus ihr verwieſen, oder von ihr vergeſſen wären. Die Standhaftigkeit, mit welcher Seneca ſich die Adern öffnen ließ, und Cato ſich ſelbſt entleibte, iſt von den Helden der Römiſchen Geſchichte ſehr oft nachgeahmt worden. Weit ſeltener ſind die Beyſpiele von Staatsmännern, die eine lange Verweiſung aus Rom in eine entfernte Provinz haben ruhig ertragen können; und wir haben ein großes Beyſpiel, daß ſelbſt ein ſonſt edler Geiſt dadurch feige und kleinmüthig gemacht werden kann. Sind die Unglücksfälle von der Art, daß ſie uns zugleich erniedrigen und in der Meinung Anderer herabſetzen, — wozu unter andern auch die Dürftigkeit nach vorher genoſſenem Reichthume gehört: ſo iſt es leichter, ſie entfernt von der Welt zu ertragen, weil ihnen dadurch der größte Stachel genommen wird, — der tägliche Anblick der Veränderung, welche ſie, in den Meinungen der Menſchen von uns, und in ihrem Betragen gegen uns, hervorgebracht haben.

Sind es endlich körperliche Leiden, die unſre Geduld auffordern: ſo ſind es zwey Urſachen hauptſächlich, welche uns die Einſamkeit lieb, und zum Hülfsmittel dieſer Tugend machen. Zuerſt, körperliche Leiden werden durch Ruhe gemildert; und Einſamkeit gewährt uns Ruhe. Zweytens körperliche Leiden finden weniger Theilnahme bey andern Menſchen, als alle andere Arten von Uebeln. Nur durch dieſe Theilnahme aber kann ihre Gegenwart uns tröſten, und ohne dieſelbe wird ſie uns ſogar läſtig und vermehret den Schmerz. Im ganzen genommen, iſt es ausgemacht, daß es leichter ſey, ſich beym Leiden innerlich zu beruhigen, als ſich während deſſelben vor andern ſchicklich und auf eine ihnen wohlgefallende Weiſe zu betragen. Selbſt mit andern, die man liebt, gemeinſchaftlich zu leiden, iſt ſchwerer, als ſtandhaft für ſeine eigne Perſon zu handeln. Aus dieſer Urſache iſt, z. B. die Armuth einem unverheuratheten Manne weit erträglicher, als einem Hausvater; und andere, die man liebt, und für welche man zu ſorgen die Pflicht hat, mit ſich zugleich darben laſſen, unendlich kränkender, als ſich allein dem Mangel ausgeſetzt ſehen, — beſonders, wenn man ihn vor andern verbergen kann.

Ueberhaupt und der Natur der Sache nach ſcheint Geſellſchaft für die Zeiten der Geſundheit der Heiterkeit und des Vergnügens, gemacht, die Einſamkeit aber der natürliche Zufluchtsort des Kranken, Betrübten und Gebeugten zu ſeyn.

Ende des erſten Bandes.

Ueber

Geſellſchaft und Einſamkeit

von

Chriſtian Garve.

Zweyter Band.

Breslau 1800.
bei Wilhelm Gottlieb Korn.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Wir übergeben hiermit dem Publicum den zweyten Theil von Garve's Werke über Geſellſchaft und Einſamkeit. Da dasjenige, was wir bekannt machen, nicht, wie man faſt immer bey dem Drucke eines litterariſchen Nachlaſſes erwartet, bloßes Fragment iſt, ſondern vielmehr ein Fragment ergänzt, ſo glauben wir um ſo weniger, eines rechtfertigenden Wortes über die Herausgabe dieſes Theils zu bedürfen, und bemerken bloß einiges Wenige, was vielleicht für die Geſchichte des Buches nicht unwichtig ſeyn dürfte.

Die Papiere, die uns ausgehändiget wurden, enthielten eine beynah vollſtändige doppelte Bearbeitung des hier gelieferten Werkes, — eine kürzere, die Garve in beſſern Tagen ſelbſt niedergeſchrieben, und eine ausführlichere, die er in dem letzten Jahre ſeines Lebens in die Feder dictirt hatte. Da wir uns oft und umſtändlich mit ihm über das Ganze und deſſen Anlage und Verbindung unterhalten hatten, ſo ward es uns leicht, die einzelnen Theile deſſelben zu ordnen. Schwieriger war es, unter den beyden Bearbeitungen zu wählen und zu entſcheiden, welcher der Vorzug gebühre. Wir haben nach unſern beſten Einſichten geprüft und entſchieden; und ungeachtet wir der ſpätern Ueberarbeitung, als der reichhaltigern, meiſtens gefolgt ſind, ſo haben wir doch zuweilen der frühern Darſtellung, als der kräftigern und lebendigern, den Vorrang zuerkannt. In den Ideen ſelbſt haben wir uns keine Veränderung oder Umbildung erlaubt, ſondern einzig dem Ausdrucke hier und da mehr Beſtimmtheit und Ründe zu geben verſucht; indeß ſind wir überall mit Vorſicht zu Werke gegangen, und, wenn die Vertilgung einer Unebenheit der eigenthümlichen Farbe des Styls oder der Kürze und dem Nachdrucke Eintrag zu thun ſchien, lieber zu nachſichtig als zu ſtrenge geweſen. Uebrigens wird es nicht unnöthig ſeyn, zu erinnern, daß auch die ſpätere Bearbeitung, deren wir oben als der umſtändlichern erwähnten, erſt gegen die Mitte ausführlicher zu werden anfieng, und daher manche ihrer Theile, wie unter andern die Geſchichte des Anſtandes, in keinem Verhältniſſe zu den übrigen ſtehn. Zwey Rubriken,

— Einſamkeit des Kranken und Einſamkeit des Reiſenden, mußten unausgefüllt bleiben. Ueber die erſte, die Garve am vorletzten Tage ſeines Lebens auszuführen verſuchte, waren mehr nicht, als fünf oder ſechs unzuſammenhängende Zeilen, und über die letztere gar nichts vorhanden.

Die Freunde Garve's und ſeiner Philoſophie, dürfen wenigſtens noch einen Band ungedruckter Abhandlungen aus ſeiner Feder erwarten. Wie früh oder wie ſpät ſie ihn erhalten werden, iſt uns nicht möglich zu beſtimmen. Indeß iſt uns die Beſchäftigung mit ſeinen Schriften zu lieb, und zugleich mit zu vielen angenehmen Erinnerungen an ihn verbunden, als daß wir nicht, was wir geben können, bald geben ſollten.

Breslau,
den 30. März 1800.

Die Herausgeber
Manſo und Schneider.

Ueber
Geſellſchaft und Einſamkeit.

Dritter Abſchnitt.

Einfluß der Geſellſchaft und Einſamkeit auf die äußern Sitten, oder den Anſtand und die Artigkeit.

Die Methode, welche ich bey der Unterſuchung dieſes Gegenſtandes zu wählen habe, ergiebt ſich bey einer erſten flüchtigen Ueberſicht deſſelben.

Der Verſtand und die Sittlichkeit liegen in der Natur jedes Menſchen ſelbſt, werden mit ihm gebohren, und entwickeln ſich bis auf einen gewiſſen Grad von ſelbſt: die äußern Sitten aber oder der Anſtand entſpringen erſt nach und nach im menſchlichen Geſchlechte, eben durch die geſellſchaftlichen Verhältniſſe, in welche die Menſchen nach und nach treten. Ueberdieß ſind die Principien der Wahrheit, auf deren Erkenntniß der Verſtand gerichtet iſt, unwandelbar dieſelben: die Regeln des Anſtandes hingegen wechſeln. So wie es kleinere, unbedeutendere Handlungen ſind, durch welche ſich der artige Mann, als die, durch welche ſich der tugendhafte Mann zeiget: ſo ſind ſie auch von flüchtigerer Natur, und können am beſten erkannt werden, indem man ihre Veränderungen, und alſo ihre Geſchichte ſtudirt.

Es iſt eine Unvollkommenheit unſerer Sprache, daß ſie die beyden Sachen, Manieren und Sitten nicht ſo deutlich, als die Franzöſiſche, unterſcheidet. Aber die Vieldeutigkeit des Wortes Sitten führt uns gewiſſer Maßen auf die Spur, wie jene beyden Sachen unter ſich zuſammenhängen. Wenn wir von Sitten reden, ſo denken wir zugleich an ſittlich und Sittlichkeit; und dieſe Wörter führen uns unmittelbar auf die Begriffe von Recht und Unrecht, von Tugend und Laſter. Und in der That iſt ein gewiſſer Theil des äußern Anſtandes unmittelbar Tugend, oder Folge derſelben. Aber wir ſagen nicht bloß, der Menſch hat Sitten: ſondern wir ſagen auch, es iſt Sitte, und alsdann verſtehen wir darunter eine allgemein herrſchende Gewohnheit, ein Herkommen, eine Uebereinkunft mehrerer Menſchen, auf gewiſſe Weiſe zu handeln. Man ſetzt aber jede ſolche Uebereinkunft eine ſchon errichtete Geſellſchaft, und beſonders ſetzt das Herkommen die Fortdauer dieſer Geſellſchaft und eine Ueberlieferung von einem Geſchlechte der Menſchen zum andern voraus. Dieſer Theil der Sitten alſo iſt zuerſt an die Geſellſchaft geradezu geknüpft, und bildet ſich zweytens nach und nach mit dem Laufe der Zeit. Ich ſchließe daraus, daß wir dieſe äußern Sitten, in welchen ſich Aeußerungen der Tugend mit Beobachtung eines Herkommens vereinigen, am beſten kennen lernen, wenn wir die Entſtehung und ſtufenweiſe Ausbildung derſelben unter den Menſchen unterſuchen.

I. Philoſophiſche Geſchichte des Anſtandes.

Wenn der Menſch allein iſt, ſo ſchämt er ſich vor nichts. Er geht nackend, ohne Uebelſtand. Er tanzt allenfalls im Zimmer; wer will ihn tadeln, da ihn niemand ſiehet?

Bey dem Anblicke eines andern Menſchen kommt ihm zuerſt der Gedanke ein: *was wird man davon ſagen?* Hieraus entwickelt ſich nach und nach der Begriff von Anſtand. Er beſtehet aus folgenden Stücken: 1) zu verbergen, was häßlich, 2) zu verbergen, was ſchändlich iſt, 3) zu zeigen, was ſchön iſt, 4) zu verſchönern, was einer Verſchönerung fähig iſt.

Der einzelne Menſch kann nur durch zwey Sachen an mir beleidiget werden.

1) Wenn er etwas ſieht, das auf Geilheit, Gefräßigkeit oder irgend eine ſehr fehlerhafte Beſchaffenheit des Gemüths ſchließen läßt. 2) Wenn er etwas ſieht, was ihm unmittelbar unangenehm iſt.

Das Unangenehme iſt entweder das Schmerzhafte, oder das Eckelhafte, oder das Häßliche.

Das Eckelhafte iſt vornähmlich dem Anſtande entgegengeſetzt.

Der erſte und älteſte Anſtand beſtand in der Vermeidung des Eckelhaften.

Hieraus und aus der natürlichen Schamhaftigkeit entſprang die Bedeckung gewiſſer Theile des Körpers, was wir auch bey den roheſten Völkern finden; hieraus entſprang die Reinlichkeit, der erſte Schritt zum guten Anſtande, und die Entfernung und Verbergung der natürlichen Ausleerungen.

Das Häßliche iſt weniger vermeidbar, es beleidigt weniger und iſt ſchwerer zu erkennen. Es kommt daher in der Liſte der unanſtändigen Dinge ſpäter an die Reihe.

Das was Schmerz verurſacht, iſt nicht mehr Uebelſtand, ſondern Beleidigung, und wird nicht getadelt, ſondern gerächt. Nur das iſt Uebelſtand, die Sympathie mit unſerm Schmerze durch einen unangenehmen Anblick zu erregen.

Wenn mehrere Menſchen zuſammen kommen, ſo entſteht 1) eine Verfeinerung der Empfindungen. 2) Es entſtehen Verabredungen.

1) Die Verfeinerung entſteht aus der gegenſeitigen Mittheilung und Vereinigung der verſchiedenen Empfindungsarten und Urtheile.

Der eine Menſch iſt empfindlicher gegen Geſtalten, der andere gegen Töne. Wenn beyde beyſammen ſind, lernt einer von dem andern; und wer zuvor nur eine Art des Häßlichen und Eckelhaften kannte, kennt nunmehro zwey.

Hieraus entſteht ein Wetteifer in Anſehung der Feinheit und Mannigfaltigkeit der Empfindungen. Jeder ſtrebt nach dem Ruhme, die Sache noch tiefer erforſcht und noch genauer beobachtet zu haben. Hieraus entſteht die Verfeinerung.

Daher werden immer mehrere Dinge zum Uebelſtande gerechnet, welche zuvor niemanden anſtößig waren.

2) Die Verabredungen ſind entweder über die Sachen, oder über die Zeichen; über das, was man thun will, oder über das, was man ausdrücken will.

Die Verabredungen entſtehen entweder aus dem gemeinſamen Zwecke, oder aus Nachahmung und Gewohnheit.

Die Verabredungen über Zeichen ſind der Grund aller Ceremonien und Complimente.

Die Menſchen können in keiner Sache willkührlicher Zeichen entbehren, ſobald ſie andern dasjenige darlegen wollen, was in ihrem Innern vorgeht. Sie brauchen dieſelben ſo wohl für ihre Geſinnungen, als für ihre Ideen.

1. Verabredungen über die Sachen in Anſehung des geſellſchaftlichen Lebens. Man kommt überein, daß man ſich zu dieſen Tagen, Stunden u. ſ. w. an gewiſſen Oertern verſammeln will, daß man ſo und ſo lange bey einander bleiben, daß man ſich mit dieſen und keinen andern Zeitvertreiben beſchäftigen will.

Dieſe Verabredungen ſind wieder von zweyerley Art. Sie ſind entweder bloße Sanctionen deſſen, was Natur und Vernunft an ſich vorſchreiben: zum Beyſpiel, daß man ſich einander nicht in die Rede fallen wolle. Oder ſie ſind willkührliche Beſtimmungen deſſen, was die Natur unbeſtimmt gelaſſen hat, was aber doch zum Zwecke des geſelligen Lebens nothwendig iſt.

2. **Verabredungen über die Zeichen.** Man kommt überein, daß ſein Haupt zu entblößen, oder ſich zu bücken ein Zeichen der Ehrerbiethung ſey; daß die rechte Hand die vornehmere ſey; daß ſich die Hand zu drücken oder ſich zu küſſen eine Freundſchaftsbezeugung ſey.

Die meiſten dieſer Verabredungen entſtehn ſtillſchweigend, wie die über die Bedeutung der Wörter in den Sprachen. Beyde entſtehen auch ziemlich auf gleiche Weiſe. Entweder iſt ſchon ein natürlicher Hang zu einer gewiſſen ſichtbaren Aeußerung ſeiner Geſinnungen vorhanden, wie z. B. bey dem Kuſſe, oder es iſt eine natürliche Aehnlichkeit zwiſchen dem Zeichen und dem Bezeichneten, wie bey dem Bücken, oder es ſind willkührlich von einzelnen Perſonen gewählte Zeichen, welche aber von andern nachgeahmt worden ſind, weil man ſie für ſchicklich und ausdrückend erkannt hat.

Es iſt klar, daß dieſer verabredete Theil des Anſtandes nur in der Geſellſchaft und durch dieſelbe entſtehen kann. Erſtlich wird man nur in ihr die Nothwendigkeit davon gewahr. Zweytens kann nur die freywillige Uebereinſtimmung vieler jenen Beſtimmungen eine gewiſſe Feſtigkeit und eine verbindende Kraft geben.

Das Geſetzbuch ſolcher Verabredungen wird deſto weitläuftiger, je mehr Menſchen, und je häufiger ſie zuſammen kommen. Die Urſache iſt:

Theils, weil die Anzahl der zu beſtimmenden Sachen ſich häuft,

Theils, weil der eine Schicklichkeiten und Bequemlichkeiten entdeckt, die dem andern entſchlüpft ſind.

Dieſer Umſtand macht es oft für die in den untern Claſſen lebenden Menſchen ſchwer, den Anſtand der höhern mehr geſellſchaftlichen Claſſen nachzuahmen. Einmahl können dieſe nicht auf einmahl erfinden, was jene durch das Raffinement vieler Jahre heraus gebracht haben. Zweytens können ſie nicht mit Leichtigkeit dasjenige thun, worauf ſie bisher niemahls Achtung gegeben haben. Und doch muß eine Regel, die an ſich eine Kleinigkeit betrifft, mit Leichtigkeit ausgeübt werden, wenn es anſtändig laſſen ſoll.

Die Beobachter des geſellſchaftlichen Lebens in Frankreich vor der Revolution haben uns mit den Conventionen bekannt gemacht, die unter der feinen und großen Welt herrſchten. Sie giengen in Abſicht der Art, wie man beym Eſſen und Trinken, an der Tafel und beym Spiel jede Sache thun mußte, bis zu einer unglaublichen und oft lächerlichen Subtilität: aber ſie waren doch immer auf die Abſicht, einen gewiſſen Uebelſtand zu vermeiden, und den Anweſenden einen unangenehmen Eindruck zu erſparen, gegründet. Je mehr eine Nation überhaupt an Geiſtes-Kultur zurück iſt: deſto weniger iſt auch in ihren geſellſchaftlichen Gebräuchen Zuſammenhang und Zweckmäßigkeit. Je ſtrenger ſie nun darüber hält und je unabänderlicher ſie bey den einmahl eingeführten beharrt: deſto mehr wird ſie eben dadurch an dem Fortgange ihrer Vollkommenheit verhindert. Dieß, ſagt man, ſey der Fall bey den Chineſen.

Aber auch die bloße Vervielfältigung ſolcher Gebräuche und die Anhänglichkeit an dieſelben, ſo wie ſie in der feinen Pariſer Welt herrſchten, hat die üble Folge, daß ſie die Claſſen mehr von einander trennt, und dem verdienſtvolleſten Manne, der jene willkührlichen Regeln nicht wußte, oder nicht geſchickt beobachtete, in den Augen der darein Eingeweihten einen Anſtrich von Lächerlichkeit giebt.

Solche ſtillſchweigende Verabredungen ſind unausbleiblich, und entſtehen, ſobald Menſchen ſich auf irgend eine Weiſe zu einem gemeinſchaftlichen Zwecke zuſammen geſellen. Wenn dieſe Geſellſchaft zu einem Staate erwächſt: ſo werden aus jenen Verabredungen Geſetze. Die Verletzung der Conventionen der erſtern Art war blos unanſtändig: die Verletzung der zu Geſetzen erhobenen Conventionen iſt ein Verbrechen. Aber ſo wie die große jede andre in ſich ſchließende Geſellſchaft, welche Staat heißt, auf jede kleinere, partielle Geſellſchaft, welche in ihrem Schoße iſt, zurückwirkt: ſo wirken auch die Geſetze des Staats auf die Regeln des Anſtandes zurück. Der Republikaner hat andre Begriffe vom Wohlanſtändigen, als der Unterthan einer Monarchie. Dasjenige beleidiget nähmlich als Uebelſtand, was mit der allgemeinen Stimmung, oder mit der, welche als pflichtmäßig von einem guten Bürger gefordert wird, im Widerſpruche ſteht.

Mit der Pflicht des Gehorſams und der Unterwürfigkeit iſt es verbunden, daß es anſtändig ſey, der gebiethenden Perſon Reſpect und Aufmerkſamkeit zu beweiſen.

Wenn die Unterordnung des Gehorchenden unter den Gebiethenden einfach iſt, und nicht durch eine Menge von Gradationen in die Höhe ſteigt: ſo ſind auch die Begriffe vom Anſtande und den gegen andre zu wählenden Ausdrücken der Hochachtung nur einfach.

In einem despotiſchen Staate iſt der Souverain unendlich über die Unterthanen erhaben: und alle andern Einwohner des Staats verlieren das

Gefühl ihres Unterſchiedes durch die gemeinſchaftliche gleiche Erniedrigung unter einen unumſchränkten Gebiether. In einer Republik ſind die Bürger ebenfalls gleich, und erkennen nur die Erhabenheit der Magiſtrats-Perſonen, während der Zeit, da dieſe ihr Amt bekleiden.

In den Europäiſchen Monarchien giebt es eine ganze Stufenfolge von über einander ſich erhebenden Würden, die entweder ganzen Familien eigen und alſo erblich ſind, — welcher Umſtand den weſentlichen Charakter des Adels ausmacht, oder ſie ſind an gewiſſe Aemter gebunden und werden gemeiniglich den Perſonen, welche ſie bekleiden, auf lebenslang mitgetheilt. In deſpotiſchen alſo ſowohl als in republikaniſchen Staaten giebt es nur einen zwiefachen Anſtand: den im Umgange mit unſers gleichen, und den mit einer einzigen Claſſe von Höhern.

Im Deſpotismus hat dieſer Höhere eine alles überwiegende und wirklich ausſchweifende Gewalt. Die Bezeigung der Ehrerbiethung gegen ihn wird alſo auch übertrieben, kriechend und geſchmacklos ſeyn. Die Bürger unter ſich aber werden weniger einen andern Anſtand kennen, als den, welcher von der Menſchenliebe, der Freundſchaft, der Religion und der Moral abhängt.

In republikaniſchen Staaten ſind die obrigkeitlichen Aemter, die gemeiniglich nur auf eine Zeitſang den Verwaltern derſelben verliehen werden, der einzige Grund einer beſondern, gegen gewiſſe Perſonen als anſtändig geforderten, Höflichkeit: und ſie laſſen, wenn ſie wieder in andre Hände übergehn, keine bleibende Würde in den Händen derer, die ſie bekleideten, zurück: außer in ſo fern dieſelben durch ihre Thaten oder durch ihre perſönlichen Eigenſchaften ihren Mitbürgern eine vorzügliche Hochachtung eingeflößt haben.

Dieſe kurze Dauer der Aemter aber, und die vorhergehende und nachfolgende Gleichheit der ſie bekleidenden Perſonen mit den übrigen Bürgern macht es nothwendig, daß ſie, ſolange ſie dauern, ein deſto größeres Anſehn behaupten, und eine deſto größere Gewalt mit ſich führen.

Es iſt daher in republikaniſchen Staaten, wofern anders Ruhe und Ordnung darin herrſchen ſoll, mit den obrigkeitlichen Aemtern ein Grad der Macht und der Erhabenheit verbunden, welcher ſich dem Anſehn des Despoten nähert, und ſich bey den Aemtern in unſern neuern Monarchien nicht findet. So eine unumſchränkte und ausgebreitete Gewalt hat bey uns kein General über ſeine Armee, als die römiſchen Conſuln über ihre Legionen hatten. Die Prätoren konnten die Geſetze durch ihre Edicte verändern; unſre Richter können ſie nur auslegen.

Hieraus entſteht eine doppelte Folge: einmahl, daß in der republikaniſchen Verfaſſung die Begriffe und Gewohnheiten des Anſtandes ſich beynahe auf ſo einfache und ſo wenige Verhältniſſe, als in despotiſchen Staaten, beziehen; zweytens, daß die Formen des Anſtandes gegen Höhere etwas mehr knechtiſches und die Untergebenen herabwürdigendes haben, als eben dieſe Formen in unſern Monarchien. Da nun über jeden Gegenſtand unſre Begriffe nur durch die Menge der wahrgenommenen Verhältniſſe verfeinert, und nur durch die Mannigfaltigkeit der Uebungen unſre Geſchicklichkeiten in einer Kunſt ausgebildet werden: ſo ſind der Hervorbringung eines feinen, geläuterten und richtig beſtimmten Anſtandes die republikaniſchen und die despotiſchen Regierungen, ſo wie wir ſie in der ältern Geſchichte finden, weniger günſtig, als die monarchiſchen, ſo wie ſie uns das neuere Europa darbiethet.

Wir können uns daraus, zweytens, eine zwiefache Erſcheinung der römiſchen und griechiſchen Litteratur und Geſchichte erklären; die eine: daß wir, bey einem gewiſſen Ueberreſte von Rohigkeit der Sitten, von Geſchmackloſigkeit und Niedrigkeit in ihren Scherzen, von Bitterkeit und Grobheit in ihren Streitigkeiten, wovon uns ſo wohl die Schaubühne dieſer Völker, als ihre Rednertribünen Beyſpiele darbiethen, doch zugleich ſolche übertriebne Ausdrücke von Verehrung andrer und Herabſetzung ſeiner ſelbſt, eine ſo pünktliche Beobachtung gewiſſer Wohlſtandsregeln, eine ſo weitgehende Beſcheidenheit und Zurückhaltung und eine ſo ceremonienvolle und complimentenreiche Höflichkeit gegen alle Männer von einigem Anſehn finden, als die Briefe und die Geſpräche in den griechiſchen und römiſchen Schriftſtellern aufweiſen. Die zweyte Erſcheinung iſt, daß, als bey dieſen Völkern die republikaniſche Regierungsform ſich in die monarchiſche verlor, der Uebergang in der Lebensart, in den Ausdrücken und Formen der Höflichkeit, von der republikaniſchen Dreiſtigkeit und Unbefangenheit zu einer ſklaviſchen Schmeicheley und einer demüthigen Aufmerkſamkeit auf den Geſchmack und die Launen der Höhern ſo ſchnell war und ſo natürlich ſchien. Wir dürfen uns nicht wundern, daß die Römer ſchon ihren erſten Kaiſern, und die Athenienſer den Macedoniſchen Königen und deren Statthaltern als Halbgöttern begegneten, da ſie ſelbſt als Republikaner gewohnt geweſen waren, ihren großen Heerführern oder veerehrten Staatsverwaltern Altäre zu errichten und Weihrauch zu ſtreuen.

In den neuern Monarchien aber hat die Mannigfaltigkeit der Aemter und Würden und das Gemäßigte des Anſehns und der Gewalt auf einer jeden Stufe die entgegenſtehende Wirkung hervorbringen müſſen. Sie hat theils die Begriffe und Gefühle des Anſtandes vervielfältigt, und durch die Vergleichung ſo mannigfaltiger Verhältniſſe die Theorie deſſelben entwickelt, theils in alle Regeln und Formen der Höflichkeit eine gewiſſe Mäßigung gebracht, welche dem guten Geſchmacke in jeder Rückſicht günſtig iſt.

Durch die Errichtung der bürgerlichen Geſellſchaft wird den Menſchen der erſte Weg zum Ackerbau, zum Kunſtfleiße und zu den Wiſſenſchaften gebahnt, und dieſe Beſchäftigungen entſtehen ungefähr in dieſer Folgereihe, wenn die politiſche Vereinigung ſich mehr ausbildet. So wie auf dem Ackerbau alle Cultur beruht, weil er den Menſchen vom Raube und einer herumſchweifenden Lebensart abhält, ihn vor dem äußerſten Mangel, der Urſache der Wildheit verwahrt, und zu einer ſteten Arbeitſamkeit anhält: ſo giebt er auch zuerſt einem Völkerſtamme Gelegenheit, feſte Begriffe von Sittlichkeit und Anſtand zu faſſen.

Handarbeiten und Kunſtfleiß wirken auf dieſe Begriffe nur, inſofern ſie auf die Ausbildung des Geiſtes und Uebung der Gliedmaßen überhaupt wirken.

Aber Kunſt nnd Wiſſenſchaft ſind die Sachen, wodurch er am meiſten beſtimmt und vervollkommnet wird.

Einmahl werden die bürgerlichen und ſittlichen Verhältniſſe dadurch zuerſt bekannt, oder doch in ein helleres Licht geſetzt. Man fängt an, in allem, was man redet oder thut, die Schicklichkeit der Mittel zum Zwecke zu beobachten. Man lernt alſo auch in den bisher beobachteten Gebräuchen und den conventionellen Zeichen des geſellſchaftlichen Lebens die zweckmäßigen von den unſchicklichen, die geſchmackvollen von den unnatürlichen und häßlichen unterſcheiden. Daher werden alsdann die läſtigen und unnützen Ceremonien der Höflichkeit abgeſchafft, oder gegen weniger mühſame und der Abſicht angemeßnere vertauſcht. Mit einem Worte, da durch die Künſte das Urtheil über das Schöne richtiger wird, und durch die Wiſſenſchaften die Menſchen ihre Natur und ihre geſellſchaftlichen Verhältniſſe beſſer einſehn lernen, die Vereinigung beyder Stücke aber, der Schönheit und der Zweckmäßigkeit, das Weſen des guten Anſtandes in dem äußern Betragen ausmacht: ſo wirkt das geſellſchaftliche Leben durch nichts ſo ſtark auf die Ausbildung des Anſtandes, als durch die Unterſtützung, welche es der Entſtehung und dem Fortgange der Wiſſenſchaften und Künſte gewährt.

Zum andern, durch Wiſſenſchaft und Kunſt werden auch neue Bedürfniſſe und neue Genüſſe herbey geführt, alſo neue Quellen des geſellſchaftlichen Vergnügens, neue Veranlaſſungen zu ſolchen Verabredungen und Gebräuchen, welche auf das geſellige Vergnügen Beziehung haben, hervorgebracht.

So wie die Vereinigung einzelner Menſchen zu einem Staate oder einer Nation die erſte nothwendige Bedingung war, um irgend etwas, das Anſtand und äußere Sittſamkeit heißen kann, hervorzubringen: ſo giebt es auch keinen größern Fortſchritt zur Vervollkommnung derſelben, als die Vereinigung mehrerer Nationen unter einander.

Wenn durch Krieg und Frieden, Bündniſſe, Handel und Reiſen, die zuvor getrennten Völkerſtämme, welche nun zu Nationen erwachſen ſind, einander wechſelsweiſe kennen lernen, und in einen fortdauernden Umgang mit einander treten: welche Folgen ſind natürlicher Weiſe zu erwarten?

Einmahl, jede hat bisher ihre eignen Gewohnheiten, ihre eignen Regeln und Verabredungen, in Abſicht des Umgangs und des dabey zu beobachtenden Anſtandes, gehabt. Jede hat überdieß bisher eigne Begriffe des Schönen und Anſtändigen gehabt; jede hat endlich über gewiſſe Zweige und Verrichtungen des geſellſchaftlichen Lebens mehr als über andre nachgedacht, und die Verfeinerung ihrer Sitten in gewiſſen Verhältniſſen weiter, als in andern, getrieben. Dieſe Begriffe nun, dieſen Geſchmack, dieſe in der Lebensart bisher erlangte Vollkommenheit theilt jede Nation der andern mit, wenn ſie mit derſelben in einen freundſchaftlichen und regelmäßigen Verkehr tritt.

Zweytens, nun ſind alſo mehrere Muſter des Anſtändigen vorhanden, und liegen den aufgeklärten und denkenden Menſchen in jeder Nation vor Augen. Nun wird es dieſen alſo erſt möglich oder doch weit leichter, Vergleichungen anzuſtellen, das Beſſere vom Schlechtern, die Wahrheit vom Irrthume, den mit Geſchmack gewählten Schmuck unſrer Perſon oder unſrer Handlungen von übelgewählten und unnatürlichen Zierrathen zu unterſcheiden. Und ſo iſt durch die Auswahl aus mehrern Nationalſitten und durch die Vereinigung mehrerer National-Verabredungen der jetzt in Europa herrſchende Anſtand erwachſen, der vollkommenſte ohne Zweifel, der je unter dem menſchlichen Geſchlechte geherrſcht hat.

Jede Nation, welche iſolirt iſt, ſich nur durch ſich ſelbſt ausbildet, und weder mit den geſitteten Nationen ihrer Zeit durch Umgang und Tauſch, noch mit den geſitteten Nationen der Vorwelt durch Ueberlieferung, Geſchichte und Schriften in Verbindung ſteht, muß nothwendig in ihrem Anſtande, ſo wie in jeder Art der Cultur überhaupt, zurück bleiben. Dieſe doppelte Verbindung der Europäiſchen Nationen, die, welche unter ihnen ſelbſt obwaltet, und die, welche ſie durch Hülfe der Wiſſenſchaften mit den beyden aufgeklärteſten Nationen der Vorwelt, den Griechen und Römern, unterhalten, giebt ihnen eben in Abſicht des geſelligen Lebens und des dazu unentbehrlichen Anſtandes den entſchiednen Vorzug vor den Bewohnern aller andrer Welttheile, welcher nur von dem Unwiſſenden verkannt, und von dem Liebhaber des Paradoxen beſtritten werden kann.

So haben wir, zum Beyſpiel, von den Engländern die Einfachheit in Kleidung, Hausgeräthe, Gebäuden, Gärten, und eine gewiſſe Kürze und Energie ſelbſt in unſrer Höflichkeit gelernt. Die Franzoſen haben uns Muſter einer feinen Aufmerkſamkeit auf die Neigungen und den Geſchmack der Perſonen, mit welchen wir umgeben, aufgeſtellt; ſie haben unſerem ganzen Betragen eine gewiſſe größere Leichtigkeit, und dem geſellſchaftlichen Umgange mehr Zwangloſigkeit und Freyheit gegeben. Der poetiſche Geiſt der Italiäner und die Gravität der Spanier haben vielleicht auch zu ihrer Zeit zur Beſtimmung der allgemeinen Europäiſchen Sitten etwas beygetragen, und durch Verſchmelzung dieſer mannigfaltigen Schattirungen, deren täglich noch mehrere bekannt und genutzt werden, iſt das Grelle und allen Fremden Auffallende in den Farben der verſchiednen Nationalſitten verſchwunden, wodurch ehedem die Völker einander zurück ſchreckten, und ſich ſogar zum Haſſe und zur Verachtung verleiten ließen. *)

II. Ideen zu einer Geſchichte des Anſtandes unter verſchiednen Nationen nach Thatſachen.

1. Wilde; Jäger- und Fiſcher-Völker.

Der Anſtand einer Nation hängt mit dem Schmucke, den ſie wählt, zuſammen. Die Wilden ſuchen in ihren Verzierungen das Schreckliche. Sie glauben dieß durch Einſchnitte in die Haut, punctirte Figuren, Knochen durch die Naſe u. ſ. w. zu erreichen.

Außer kriegeriſcher Tapferkeit iſt Liſt, was ſie vorzüglich ſchätzen.

---

*) Auch die politiſche Wichtigkeit einiger Völker war zuweilen Veranlaſſung, daß dieſelben, in Abſicht der äußern Sitten, den Ton angaben. So haben der Römiſche Hof, der Neapolitaniſche, der Franzöſiſche wechſelsweiſe geherrſcht.

Die völlige Unbekanntſchaft mit andern Menſchen macht, daß ſie alle Fremden entweder für Feinde anſehen oder als höhere Weſen verehren, und ihnen ihre Weiber und Kinder anbiethen. Ueberhaupt mangelt bey ihnen der Begriff der Schamhaftigkeit, der doch natürlich zu ſeyn ſcheint. *)

Von den Irokeſen wird folgendes bemerkt:

Ihre einſame Lage macht, daß ihre Einbildungskraft mehr, als ihre Sinnen und ihr Verſtand, erweckt wird.

Daher reden ſie viel in Bildern, wiederholen aber oft dieſelben. Sie haben einen Codex der Höflichkeit, wie er für Menſchen paſſend iſt, die nur ſelten und wenig und immer in Angelegenheiten des Bedürfniſſes zu reden haben. Sie können lange bey einander ſitzen und ſchweigen. Wir Europäer finden darin den größten Uebelſtand. Wenn ſie reden; ſo peroriren ſie. Und es iſt bey ihnen ſo ſtrenge verbothen, den Redner zu unterbrechen, daß ſie auch noch einige Zeit nachher ſchweigen, wenn er zu reden aufgehört hat. Eben

---

*) Schamhaftigkeit ſcheint ein weiblicher Anſtand zu ſeyn. Faſt alle Wilden auf den Inſeln des Südmeers bedeckten ihre Geburtstheile. Nur die ausgearteten Peſcheräh's nicht.

ſo machen ſie eine Regel der Höflichkeit daraus, nie ihrem Geſellſchafter zu widerſprechen, ſondern den Schein anzunehmen, als wenn ſie alles glaubten, was er ſagt. Erſt in den folgenden Zuſammenkünften iſt es erlaubt, Einwendungen zu machen.

2. Nomaden, oder Hirten-Völker.

Die älteſten und merkwürdigſten Schilderungen ihrer Sitten liefert uns die Geſchichte der Patriarchen im alten Teſtamente. Wir finden an ihnen vorzüglich Gaſtfreyheit, demüthige Ehrerbiethung gegen Höhere, ſtrenge Anhänglichkeit an Trachten, Gebräuche u. ſ. w.

3. Griechen und Römer.

Die Gaſtmähler der Griechen waren Anfangs ſelten, alsdann aber immer groß und reich mit Speiſen beſetzt. Zur Unterhaltung dabey dienten Gaukler, Schauſpieler, Luſtigmacher und Tänzer.

Ihre ernſthaften Unterredungen ſind ſehr anſtändig. Höflichkeitsregeln, welche die Helden beym Homer beobachten. Feinheit der Sitten in den Sokratiſchen Geſprächen.

Ihre Pläſanterien dagegen ſind mehrentheils Zoten, und ihre Spötterey iſt Bouffonerie. Das einzige Beyſpiel einer angenehmen Pläſanterie, welches wir bey ihnen antreffen, iſt ihre Ironie. Ueberhaupt ſind ſie, in Abſicht ihrer Begriffe von Obſcenität, weit zurück. Nimmermehr würde unter uns ein Ariſtophanes ſein Glück machen.

Spuren der Sittenverfeinerung zur Zeit Menanders. Complimentirſprache, durch die Rhetorik ſehr erweitert.

Bey den Römern war Charakter und Anſtand immer männlicher und ernſter, als bey den Griechen. Bey beyden Völkern wurde durch die Abſonderung der Frauen von der einen Seite die Feinheit der Lebensart verhindert, von der andern die Würde der Männer erhöht. Die Bouffonnerien des Plautus ſinken nicht bis zu dem Schmutz der Ariſtophaniſchen herab.

Der feinere Terenz lehrt uns über den wahren Converſationston wenig, weil ſeine Perſonen größtentheils Maskenrollen, ſo wie die auf der Italiäniſchen Bühne, und immer dieſelben ſind.

Cicero's Dialogen ſind noch weniger wahre Geſpräche, als die des Plato und Xenophon. Doch lernt man die tiefe Ehrerbiethung daraus kennen, mit welcher man Männern, die in großen Aemtern und Geſchäften geweſen waren, begegnete. So ſieht man auch aus ſeinen Briefen, mit welcher

Beſcheidenheit man ſich ſelbſt in ihren Landhäuſern ihnen nähern mußte.

Horazens Satiren liefern uns die meiſten und feinſten Züge zur Sittengeſchichte ſeiner Zeit; ſo wie auch des Suetonius Anekdoten-Sammlung.

Späterhin kenne ich nur Petron, Juvenal und Lucian, aus denen ſich Data zu einer ſolchen Geſchichte ſammeln ließen. Ich ſehe ſie aber als Carricaturmahler an. Lucian ſchreibt den Großen in Rom einen ſolchen Bauernſtolz, den Gelehrten eine ſo empörende Kriecherey zu, daß es, bey dem Grade der Politur, welcher doch zugleich herrſchte, kaum glaublich ſcheint. Er lobt hingegen die Sitten von Athen als einfach und elegant. *)

Nun iſt für mich eine Lücke in dieſer Geſchichte bis auf Conſtantin. Schriftſteller und Geſchichtſchreiber ſind in dieſer Periode unfähig, Sitten zu beobachten oder zu mahlen.

In Conſtantinopel aber blühte eine neue Politeſſe auf. Die ehemahlige Förmlichkeit der Grie-

---

*) Die Griechen und beſonders die Römer waren übrigens in ihren Begriffen und Regeln des Anſtändigen viel gekünſtelter und mit Formalitäten und Gebräuchen weit überhäufter, als wir. Welche pünktliche Regeln giebt z. B. Quintilian über die Bewegungen der Arme, Hände, ſelbſt der Finger, und über die Faltung und Tragung der Toga für den Redner!

chen, ihr Hang zu ſubtiliſiren, (den ſie in der Politik wie in der Religion bewieſen,) verbunden mit den Folgen einer despotiſchen Staatsverfaſſung, haben dort eine gewiſſe prunkvolle und beſtimmten Regeln unterworfne Artigkeit hervorgebracht, da ſie ehedem mehr ein Werk der Natur war. Hofämter und Titel ohne Ende, und eine genaue Unterordnung wurden eingeführt. Die Titel dux, comes, dapifer und dergl. drangen bis an den Deutſchen kaiſerlichen Hof, und gaben auch da den Ton an. Und es iſt überhaupt wahrſcheinlich, ob uns ſchon die Geſchichte nicht ausdrücklich darüber belehrt, daß der Verkehr der Europäer mit dem Conſtantinopolitaniſchen Hofe während der Kreuzzüge die prunk- und zwangvolle Höflichkeit der Europäer hervorgebracht hat.

4. Mittlere Zeit.

Völkerwanderung. Unter den Deutſchen Völkern zeichnen ſich ſchon bey ihrer Einwanderung die Franken an Politur aus. Bald wetteiferten ſie mit den Byzantinern, wie man aus Luitprands Geſandtſchaftsreiſen ſiehet. Das weibliche Geſchlecht bekommt den Zutritt in die Geſellſchaft. Entſtehen und Uebertreibung der Galanterie. Ritterzeit. Troubadours. Die Sitten bekamen zugleich einen Anſtrich von Religioſität oder Bigotterie.

Die Deutſchen ſcheinen den Nationalzug der Rangluſt zu haben, und ihn, da ſie die vornehmſten Europäiſchen Reiche bevölkern, auch dahin mitgenommen zu haben. Auch die Dänen ſind äußerſt titelſüchtig. Noch jetzt ſind es Engländer und Franzoſen nicht ſo, wie wir.

5. Neuere Politeſſe.

Gravität der Spanier, Witz und Feinheit der Italiäner. Die Franzoſen vollenden den Kreis.

Dieſe Nation wird durch ihre Leichtigkeit zu ſprechen, ihre Geſchmeidigkeit, ihre Fröhlichkeit, ihre Gabe, in Vergnügungen ſowohl auszuhalten als ſchnell abzuwechſeln, zum Umgange vorzüglich geſchickt.

Die großen Hauptſtädte verurſachten das Verderben der Sitten und die Verfeinerung des Anſtandes. Man raffinirte, um viel zu genießen und Geſchäfte mit Vergnügen zu vereinigen. Deswegen mußte man in allem kürzer, einfacher, weniger ceremoniös werden.

III. Reſultate.

Aus der bisherigen Entwickelung der Art und Weiſe, wie die Begriffe von Anſtand in der menſchlichen Geſellſchaft entſtehen und ſich ausbilden, ergeben ſich zur Beantwortung der Fragen: „was hat Einſamkeit und Geſellſchaft für einen Einfluß auf die äußern Sitten des Menſchen?“ folgende Reſultate:

1. Es giebt nur eine einzige Quelle des Anſtändigen, welche von der Geſellſchaft unabhängig iſt: das iſt die Sittlichkeit.

Dasjenige nähmlich iſt dem Menſchen anſtändig, was der Würde eines vernünftigen Weſens gemäß iſt. Und da ſich der Geiſt nur durch den Körper zu erkennen giebt, ſo wie er nur durch den Körper Kenntniſſe erlangt: ſo giebt es auch in ſeinem Aeuſſern etwas weſentlich anſtändiges, dasjenige nehmlich, was als die Wirkung und das Zeichen richtiger Einſichten oder tugendhafter Geſinnungen angeſehen werden kann. Das Wort Anſtändig (decorum πρέπον) in dieſer rein ſittlichen Bedeutung, drückt, wie es ſchon Cicero in ſeinen Büchern von den Pflichten, ſehr wohl aus einander ſetzt, einen doppelten Begriff aus: einmahl den von einer allgemeinen Eigenſchaft jeder Tugend; zum andern den von einem beſondern Zweige gewiſſer Tugenden. Es bezeichnet eine allgemeine Eigenſchaft der Tugend überhaupt, weil alles, was ſittlich gut iſt, auch dem Menſchen anſtändig, und als Handlung eines ſolchen Weſens ſchicklich iſt. Es bezeichnet einen beſondern Zweig der Tugenden: weil es gewiſſe Handlungen giebt, die jedermann als ſittlich gut billigt, die aber doch nicht eigentlich etwas gutes in der Welt hervorbringen, ſondern die nur deßwegen gefordert werden, weil ſie Ausdrücke und Zeichen einer wohlgeordneten Seele ſind, und nicht ausbleiben können, wenn Geiſt und Charakter des Menſchen ſittlich vollkommen ſind. Dieſe letztre Art tugendhafter Handlungen, wenn ſich dieſelben auf das Aeußere des Menſchen, auf Stimme, Gang, Geberden und Bewegung der Gliedmaßen beziehn, wenn ſie ſich mit den kleinern Gegenſtänden des alltäglichen Lebens und mit der Befriedigung der alltäglichen Bedürfniſſe, — mit ſeinen Mahlzeiten, ſeiner Kleidung, Wohnung und ſeinem Hausgeräthe beſchäftigen; — endlich wenn ſie die Ausſchmückung ſeiner Perſon und ſeiner Sachen oder ſeine Vergnügungen und ſeine Zeitvertreibe, beſonders die geſellſchaftlichen, zum Endzweck haben, gehören zu den äußern Sitten, wovon wir hier reden, und machen den weſentlichen, von aller Verabredung unabhängigen, Wohlſtand aus. *)

Da nun dieſer Theil des Anſtandes in der Natur des Menſchen allein gegründet iſt: ſo kann er auch aus dieſer Natur allein erkannt werden.

Allein auch der Begriff der Sittlichkeit entwickelt ſich erſt in der Geſellſchaft. Die Pflichten, die der Menſch gegen ſich ſelbſt hat, werden ſpäter von ihm erkannt, als die Pflichten gegen Andre; die Würde der Tugend ſpäter, als ihre Nützlichkeit.

Daher kann der Menſch, welcher vor der errichteten oder civiliſirten Geſellſchaft einſam lebt, keine Begriffe von Anſtand erhalten. Erſt die Geſellſchaft entwickelt den natürlichen Anſtand und erſchafft den conventionellen.

2. In einer ſchon civiliſirten Geſellſchaft hingegen kann ein Individuum ſehr einſam leben und doch einen hohen Grad von Anſtand und ſelbſt Ar-

---

*) Das Anſtändige vereiniget daher das ſinnlich Schöne mit dem Sittlichen. Es iſt zwiefach: das Graziöſe und die Politeſſe (im engerem Sinne). Klugheit, Mäßigung und Muth, durch ſchöne Geſtalten und Bewegungen des Körpers ausgedrückt, machen das Erſtere, Menſchenliebe und ihre Arten, auf dieſelbe Weiſe ausgedrückt, die Letztere aus.

tigkeit bekommen; theils, weil der Verſtand, wenn er einmahl auf das decorum aufmerkſam gemacht worden iſt, viele Regeln ſelbſt erfinden kann; theils, weil niemand im Staate ſo einſam lebt, daß er nicht zuweilen gute Muſter der Artigkeit ſähe; da es denn nur an ſeiner Beurtheilungskraft liegt, ob er ſie richtig wählen, und an ſeinem lebhaften Gefühle des Schönen, ob er ſie, auch ungeſehen von Andern, nachahmen wird.

Der Anſtand oder die Politeſſe beſteht aus der Auswahl des Schönſten, welches in dem Aeuſſern des Menſchen vorkommt. Die angenehmſten und freundlichſten Geſichtszüge, die wohlgebauteſte Geſtalt, die ſtärkſte und behendeſte Tragung ſeiner Glieder, diejenigen Bewegungen, Mienen und Geberden, kurz dasjenige Betragen, welches im Aeußern am meiſten gefällt, iſt das Ideal, welchem der Wohlſtand die Menſchen näher bringen ſoll. Diejenigen alſo, die von der Natur ſelbſt mit dieſen Vorzügen verſehen ſind, die eine freundliche und ſanfte Geſichtsbildung, verbunden mit Lebhaftigkeit und Feuer, haben; die durch den geſchickten Bau ihrer Glieder von ſelbſt zu ſolchen Stellungen und Bewegungen veranlaßt werden, die Andern gefallen, dieſe ſind ſelbſt die Muſter für die Regeln und beobachten ſie alſo, ehe ſie ſie wiſſen. Man ſieht Kinder, denen alles wohl anſteht, und die in allem, was ſie thun, Grazie haben. So iſt es auch mit dem Temperamente und dem Charakter. Angenehme geſellige Neigungen, ein leichtes Blut, fröhliche Laune, die Gabe geſchwind zu faſſen und ſich leicht und gut auszudrucken, können das, von Geburt an, dem Einen geben, was der Andre durch Lectionen und Arbeit, Tanzmeiſter und Geſellſchaft vergebens ſucht. Cheſterfields Enkel, der einen ſo trefflichen Lehrer der Politeſſe hatte, blieb ein Grobian, und mancher Bauer iſt aimable.

Dieſe Artigkeit alſo kann in der Einſamkeit aufkeimen und hervorblühen, wie alle Tugenden und Talente.

Für gewöhnlich aber iſt die Politeſſe eine Maske, welche die Menſchen darum nöthig haben, weil bey keinem die Natur durchaus vollkommen iſt und bey keinem ſich ganz ungehindert entwickelt; und deßwegen iſt die Bildung durch Menſchen und Geſellſchaft dazu unentbehrlich.

3. In einer beynahe völligen Einſamkeit, nur von wenigen Freunden oder ganz gemeinen Leuten umgeben, kann ein vorzüglicher Mann einen guten und ſogar einen großen Anſtand behalten. Aber wer in einer zahlreichen, ihm an Stande gleichen, ſonſt mittelmäßigen und kleinſtädtiſchen Geſellſchaft lebt, kann ſich vor eben ſolchen Sitten und Manieren ſchwerlich verwahren. Der Land-

mann iſt dem Anſtande oft näher und erlangt ihn leichter, als der Handwerker.

Unter wenigen nicht wohl gezogenen Leuten, bilden ſich eigne Conventionen: der Kluge muß ſich hier nach den Forderungen der Dummen richten, und ſo nimmt er Gewohnheiten an, nicht, wie ſie der menſchlichen Natur überhaupt anſtändig, oder wie ſie den Menſchen aller Nationen und Zeiten angenehm ſind, ſondern wie ſie ſeiner Clique gefallen, oder von ihr für gut angenommen werden. Dadurch wird endlich ſelbſt ſein Geſchmack verdorben; wenigſtens wird ſeine Nachahmungsfähigkeit irre geleitet, und ſein Körper nimmt eine ſchlimme Falte an. Dann kann er nicht mehr anders als auf eine verfehlte Art handeln.

4. Jede Nation, welche ſich iſolirt von andern ausbildet, bekommt faſt immer einige bizarre und übelſtehende Sitten und Gewohnheiten. Entweder wird ſie ceremoniös, wie die Chineſen, und macht aus den Regeln des Anſtands Geſetze des Staats: oder ſie bleibt am Alten hängen, auch nachdem die Umſtände ſich geändert haben. Sie kennt nur die Art der Geſellſchaften, welche bey ihr gewöhnlich iſt: und auf dieſe allein iſt ihr Anſtand berechnet. Bey einem Griechiſchen Sympoſion, wobey nur Männer waren, konnte vieles anſtändig ſeyn, was bey einem neuern Souper unartig wäre.

5. Der Anſtand hat drey Haupttheile: a) das decorum der menſchlichen Natur ausgedrückt durch das Aeußere. b) Vermeidung deſſen, was den Sinnen oder der Einbildungskraft Anderer unangenehm iſt. c) Beobachtung der Conventionen, welche nach und nach erdacht worden ſind, um die Geſellſchaft zu erleichtern. Die erſte Art des Decorums lernt der verſtändige und tugendhafte Menſch am leichteſten. Die zweyte entſteht aus der Begierde zu gefallen. Daher der plumpe Knabe artiger wird, wenn die Neigung zum andern Geſchlechte eintritt. Die Conventionen muß man lernen, wie eine Wiſſenſchaft: und wer in der beſten Geſellſchaft lebt, lernt die beſten. Dieß iſt der Vorzug der Hofleute und Großen.

Es geht nähmlich mit der Höflichkeit, wie mit den Künſten. In der Einſamkeit, die immer näher an den Naturſtand gränzt, ſind die Sitten einfacher; aber zuweilen einfaltig, zuweilen grob: in kleinen Geſellſchaften werden ſie verfeinert, aber mit Künſteley überladen: in der größern kehren ſie zur Einfachheit der bloß ſich feiner bildenden Natur zurück.

6. Lange Einſamkeit kann der Artigkeit eines Menſchen ſchaden, theils, wenn er von lauter Leuten umgeben iſt, an deren Urtheil ihm nichts gelegen iſt, oder die er gar verachtet; theils, indem der Einſame ſeiner Bequemlichkeit zu ſehr

pflegt und der gute Anſtand eine Dienſtfertigkeit fordert, welche die Bequemlichkeit ausſchließt. Jedermann lernt überdieß in der Jugend etwas von den Conventionen ſeiner Zeit und ſeines Standes. Hat er nun gar in dieſer erſten Zeit in der großen Welt gelebt und daſelbſt die ganze Achtung gegen die Hofſitten bekommen, welche darin herrſcht, und iſt alsdenn frühzeitig aus derſelben in die Einſamkeit zurückgekehrt: ſo iſt ſeine Anhänglichkeit an das, was er gelernt hat, deſto größer. Es iſt aber in Allem, auch in den Gebräuchen, ein beſtändiger Fortgang: und es gehört zur Politeſſe, mit der Welt darin fortzugehen; ſo wie es zu einem nützlichen Gelehrten gehört, die Fortſchritte zu kennen, welche ſeine Wiſſenſchaft gemacht hat. Beſonders fällt eine pünktliche Beobachtung ſolcher Regeln, die ehedem für heilig gehalten, jezt aber als läſtig bey Seite geſetzt worden, ſehr auf.

Ueberhaupt iſt es mit den Sitten, wie mit dem Verſtande. Wer große Naturgaben in Abſicht deſſelben beſitzt, braucht wenig Unterricht. Aber doch wird er mit den größten, ohne Unterricht, in einzelnen Punkten ſehr zurückbleiben. — Die Sitten ſind der Natur noch näher, als die Kenntniſſe: jene kann ein vortreffliches Naturell eher von ſelbſt finden, als dieſe der beſte Kopf. Aber auch darin werden bey dem Individuum Lücken und Mängel ſeyn, welche Unterricht und Beyſpiel ausfüllen können. Nichts wird ſicherer an dem Menſchen in der Geſellſchaft gebildet, als die äußern Sitten. Jedoch bildet die Geſellſchaft, auch die beſte, den Anſtand nicht ſehr, und die ſchlechteſte verſchlimmert ihn nicht ſehr, wenn ein Menſch viel Eignes hat, ſehr in ſich und wenig außer ſich mit ſeinen Gedanken lebt, oder mit wichtigen Arbeiten und Unternehmungen beſchäftigt iſt. Daher ſind große Miniſter, die am Hofe leben, doch nicht immer Hofleute an Artigkeit. Sie ſind ſogar oft pedantiſch in ihren Sitten. Hingegen werden große Gelehrte oder Kaufleute ſich von der Bürgerclaſſe unter der ſie leben, merklich auszeichnen.

Nichts aber verſchlimmert den Anſtand mehr, als wenn der eingezogen lebende Mann zuweilen Verrichtungen vor dem Publicum hat, die er mit Schüchternheit ausübt. Daher gewöhnen ſich viele Profeſſoren ſo ſeltſame Manieren an. Das Publicum, vor dem ſie reden, beſſert ſie nicht; es imponirt ihnen aber. Sie bleiben alſo nicht ſo natürlich, als wenn ſie allein ſind; und werden nicht ſo gebildet, als in Geſellſchaft. Auch der Volksredner verliert leicht den guten Anſtand. Er muß ſchreyen; er muß leidenſchaftlich ſeyn, oder es doch ſcheinen. Alles vergröbert ſich da; das Auditorium müßte dann ſehr gebildet ſeyn.

IV. Bild eines guten Geſellſchafters und praktiſches Reſultat.

1. Sehr viel thut, um den Menſchen ſeinen Geſellſchaftern zu empfehlen, die Schönheit ſeiner Perſon. Ein wohlgewachſner Leib, eine einnehmende Geſichtsbildung, ein ſprechendes Auge, alles, was auf den erſten Augenblick gefällt, und mit Zuneigung eine gewiſſe Achtung einflößt, das wirkt durchaus, die Reden und Handlungen eines Menſchen einnehmender zu machen.

2. Von der Schönheit unterſchieden, aber wichtiger noch für das Gefallen im geſellſchaftlichen Umgange iſt die Grazie in den Bewegungen, Leichtigkeit mit Anmuth verbunden, Gebehrden, die, angemeſſen den Sachen, die man ſagt, zugleich an ſich angenehme Formen haben.

3. Die Gabe gut zu reden iſt das Weſen des guten Geſellſchafters. Sie entſpringt aus der guten, gründlichen Kenntniß der Sachen, aus der Beredtſamkeit, welche gut vorträgt, (einer eignen Beredtſamkeit, unterſchieden von der des Rednerſtuhls,) aus dem melodiſchen Tone der Stimme, aus der Angemeſſenheit der Declamation und Action, welche den Vortrag begleiten.

4. Eben ſo unentbehrlich iſt die Gabe gut zu hören. Dazu gehört die Fähigkeit, aufmerkſam, und die Gewohnheit es auch dann auf andre zu ſeyn, wenn wir ſelbſt etwas zu ſagen haben; feines Gefühl des Wahren, Guten, Schönen und Anmuthigen in jedem Gedanken; Geneigtheit es geltend zu machen, wo es auch nicht glänzt; Bereitwilligkeit Beyfall zu geben, Lob ohne Schmeicheley, Bewunderung ohne Affectation und Enthuſiasmus.

5. Aber mehr als alles iſt dem guten Geſellſchafter ein liebendes Herz, oder der Ausdruck deſſelben nöthig. Er ſey den Menſchen überhaupt geneigt, und daher gutlaunig: er wolle insbeſondre denjenigen wohl, bey denen er ſich befindet; er liebe einige davon innig und freundſchaftlich. Wo nicht Liebe Statt findet, da ſey wenigſtens Verträglichkeit ſein Schutz, und der Schutz anderer gegen Beleidigungen. An die Stelle des vollkommnen Wohlgefallens trete Nachſicht, mäßige Zufriedenheit, Geneigtheit ſich von dem nicht auszuſchließen, was nicht durchaus abgeſchmackt iſt.

6. So wie er fähig ſeyn muß, andre zu lieben, ſo ſey er empfindſam gegen die Beweiſe von der Liebe andrer. Er ſetze darin eine Glückſeligkeit und wünſche ſie: aber er ſey doch nicht mißtrauiſch, wenn er ſie nicht erhält. Eiferſucht vergällt die Freundſchaft, wie die Liebe; er nehme jeden Beweis der Freundſchaft mit etwas mehr als

bloßer Höflichkeit an, und überſehe leicht die kleinen Verſagungen und Vernachläſſigungen, die ihm Zweifel gegen dieſe Freundſchaft beybringen. Er ſey gefaßt auf Zeiten der Kälte, auf die Zeiten einer lebhaftern und zärtlichern Anhänglichkeit an neue Bekanntſchaften, und halte doch ſein Herz für die zu ihm wiederkehrenden Freunde offen.

7. Fröhlichkeit, gute Laune, ein Hang das Vergnügen zu genießen, ein Frohſinn, der es wirklich empfindet: dieſe Eigenſchaft allein kann, ohne andre große Vorzüge, einen Menſchen ſehr angenehm machen, und kaum können die größten den Mangel dieſer Eigenſchaft erſetzen. Der Vergnügte macht ſtets diejenigen vergnügt, die um ihn ſind. Wer wollte alſo nicht gerne mit ihm umgehen? Der Traurige, der, welcher immer etwas zu klagen hat, der, welcher nie mit der Lage, worin er ſich befindet, zufrieden iſt, immer an den Anſtalten zur Freude, die er andern oder andere ihm machen, ſo viel auszuſetzen weiß, daß über dem Tadel des Mangelhaften, der Genuß des wirklich Vorhandenen verloren geht, — verſcheucht die Menſchen von ſich.

Temperament und Geſundheit kann man ſich nicht geben. An Zufriedenheit kann man arbeiten. Klagen kann man unterdrücken. Schwerlich aber werden Kunſt und Moral einen angenehmen Geſellſchafter machen, wenn die Natur nicht vorgearbeitet hat.

8. Der gute Geſellſchafter muß immer wenig mit ſich, viel mit andern beſchäftigt ſeyn. Er muß nur wenig Anforderung an andre machen, mit ihm zu ſympathiſiren; an ſeinen Angelegenheiten, ſeiner Noth, ſeinen Freuden Theil zu nehmen; er muß aber bereit ſeyn, mit ihnen zu ſympathiſiren, die Neuigkeit, die ſie mit Intereſſe erzählen, auch mit Aufmerkſamkeit anzuhören, die Begebenheiten, die ihr Gemüth jezt beſchäftigen, für angelegentlich und wichtig halten; und mit einem Wort ſich in ihre Stelle verſetzen.

9. Eine Gabe, die nicht durchaus nothwendig, aber ſehr nützlich iſt, welche den Weg zur Vertraulichkeit mit andern verkürzt, und neuen Bekannten bald die Geſinnungen alter Freude einflößt, iſt die Fähigkeit, ſich ſeinem jedesmahligen Geſellſchafter zu verähnlichen; und ſelbſt die Offenheit alter Freundſchaft, und den leichten Ton eines ſchon gewohnten Umgangs gegen ſie anzunehmen. Die Menſchen ſind darin von einander ſehr verſchieden, und durch Affectation einen unſrer Natur fremden Charakter anzunehmen, nutzt nichts bey dem Endzweck, Liebe zu gewinnen. — Einige Menſchen bleiben ganz ihrer Natur treu, und ſind gegen alle

immer dieſelben; fremd und trocken, wenn auch höflich und freundlich gegen Fremde; und nähern ſich geſchwind nur denen, welchen ſie wirklich ähnlich ſind, — andern aber nur mit der Länge der Zeit. Aber eben dieſe Menſchen ſind gemeiniglich mehr Freunde von dem, mit welchem ſie wirklich in Verbindung gerathen; ſie werden mit der Zeit immer vertrauter und ziehen ſtärker an ſich. Andre können ihr Eigenthümliches leicht verlaſſen, und in eine fremde Art zu ſeyn, zu denken, und ſich zu betragen, übergehen; und thun es, bey neuen Bekannten am liebſten, theils, um ſie zu gewinnen, theils, weil die Neuheit für ſie ſelbſt einen Reiz hat. Aber mit der Länge der Zeit, wenn dieſe neuen Bekannten alte Freunde geworden ſind, treten ſie nach und nach in ihren natürlichen und eigenthümlichen Charakter zurück, und entfernen ſich eben dadurch verhältnißmäßig von jenen. Ihre Freunde ſind dann ganz befremdet, nicht mehr diejenige Einſtimmung der Meinungen, der Geſinnung und des Betragens zu finden, die ſie anfangs ſo ſehr an ſich zog. Daher geht dieſe Art ſich ſo leicht andern gleichſtellender Menſchen ſo gerne nach neuen Bekannten aus; weil ſie ſich bewußt ſind, nirgends beſſer ihr Glück zu machen; ſie werden aber eben deßwegen gegen die alten Bekannten kälter, weil ſie gegen dieſe ihr Haupttalent, Freunde ſich zu machen, nicht mehr zeigen können.

10. Zum guten Geſellſchafter, beſonders in der großen Welt, gehört, unermüdlich ſeyn. Der, welcher die Fähigkeit hat, nur eine Zeit lang mit Reden, Hören, Stehen, Gehen u. ſ. w. auszuhalten, und dann unumgänglich Veränderung und Erhohlung braucht, taugt ſchon nicht dazu, viel in Geſellſchaft zu ſeyn, wofern er nicht einer der Vornehmſten darunter iſt. Der Ermüdete iſt immer aufgelegt, lange Weile zu empfinden und zu verurſachen. Und der leicht Ermüdliche wird nicht ſo leicht mit andern zuſammenwachſen, weil er ſich immer wieder zu ſeiner Erhohlung zurück ziehen, oder weniger gutlaunig und angenehm erſcheinen muß. Wenn von zwey Menſchen, die in der Welt, beſonders bey den Großen, ihr Glück ſuchen, der eine noch ſo viel Verſtand und Güte des Charakters hat, aber immerwährende Aufwartungen nicht aushalten kann, der andre, mittelmäßig begabt, von Morgen bis auf den Abend zu allem zu brauchen iſt, wozu man ihn anſtellen will, ſo bringt es gewiß der letzte in der Gunſt der Menſchen weiter.

11. Die beſte Eigenſchaft des Unermüdlichen iſt, daß er alles mit zu machen, und ſo

lange bey jedem Zeitvertreibe auszuhalten im Stande iſt, als es der Geſellſchaft gefällt.

Die Bereitwilligkeit jeden von der übrigen Geſellſchaft vorgeſchlagnen, bey ihr eingeführten, oder ihr angenehmen Zeitvertreib mitzumachen, die ſichtbare Theilnahme an dem Vergnügen, welchen es den übrigen macht, und die Thätigkeit und Geſchicklichkeit dieſen Zeitvertreib zu veranſtalten und fortzuführen; dieß iſt eine der größten Gaben des guten Geſellſchafters. Dazu gehört, das man das Vergnügen und den geſelligen Zeitvertreib überhaupt liebe; daß man aber für keine Art deſſelben eine entſchiedne Vorliebe habe; dazu gehört ein gewiſſes Geſchick des Körpers und eine Gewandtheit des Geiſtes, welche die Menſchen in den Stand ſetzen, geſchwind das vorgeſchlagne Spiel zu lernen und es mit gutem Anſtande mitzuſpielen. Es gehört endlich jene Kraft des Nervenſyſtems dazu, vermöge welcher es in einer einförmigen, oft in einer uns ungewöhnlichen Lage oder Beſchäftigung lange fortdauern kann, ohne geſchwächt zu werden. Wer mit dem Jäger ſo lange jagen, mit dem Reiter reiten, mit dem Spaziergänger herumlaufen, mit dem Redſeligen ſchwatzen, mit dem Spielgeiſte ſpielen kann, als jeder von dieſen verlangt, und dieß mit gutem Willen, ohne merken zu laſſen, daß er der Sache überdrüſſig wird, der wird unter Menſchen ſein Glück machen.

Zum guten Geſellſchafter gehört nothwendig, daß er ſich in der Zeit, da er in Geſellſchaft iſt, ihr auch wirklich widme, und nicht ſeine Gedanken mit andern Dingen beſchäftige, als mit denen, die zum Vergnügen und zur Unterhaltung derſelben gehören. Die zerſtreuten Leute, die, welche ihre Arbeiten, ihre Meditationen oder ihre häuslichen Sorgen mit in Geſellſchaft bringen, die Frauenzimmer, welche nie anders als mit einer Arbeit oder mit Karten in der Hand in Geſellſchaft ſeyn können, werden nie ſehr unterhaltende Geſellſchafter. Auch die Tabacksraucher machen deswegen eine Art von Unterhaltung, die dem Nichtrauchenden ſchläfrig dünkt; und die Tabagien werden nie ſehr geiſtreiche Geſellſchaften werden.

12. Daher iſt es auch eine mächtige Empfehlung für einen Menſchen, der in der Geſellſchaft aufgenommen werden will, daß er in den Künſten und Geſchicklichkeiten ſich auszeichnet, welche zu den in jedem Zeitalter üblichen Zeitvertreiben erfordert werden. Wer in Griechenland im Laufen, Ringen und auf der Leyer Meiſter war, und wer im Mittelalter mit mehr Geſchicklichkeit, Stärke und Muth eine Lanze brechen konnte, ward allgemein geliebt; und wer zu unſrer Zeit ein treſſlicher Tänzer, oder ein ſehr guter Spieler iſt, wird mit

mehr Vergnügen geſehen, und gelangt, wenn nicht andre Umſtände im Wege ſtehen, leichter zur Gunſt der Menſchen.

13. Es gehören Kunſt, Geſchmack, immer erneuerte Sorgfalt und Aufwand dazu, wenn man ſtets gut und modiſch gekleidet ſeyn und Ameublement und Equipage in immer gleicher Neuheit und Schönheit erhalten will. Aber dieſe Kunſt und dieſer Aufwand tragen ausnehmend dazu bey, dem Menſchen in der Geſellſchaft einen gewiſſen Rang zu geben: und wie kann er ſich für wirklich aufgenommen unter diejenige Geſellſchaft halten, von der er in dieſen Stücken zu ſehr abſteht. Die Sorgfalt ſich gut und oft neu zu kleiden, iſt für einen jungen Mann, der ſich eine gute Aufnahme, ſelbſt unter vernünftigen Perſonen von beyderley Geſchlecht, wünſcht, und überhaupt einigen Verkehr mit der Welt, vermöge ſeiner anderweitigen Geiſtesgaben, ſucht, von größerer Wichtigkeit, als man denken ſollte. Nicht bloß das Angenehme, einen wohlgekleideten Mann zu ſehen, empfiehlt ihn, ſondern man iſt ihm auch für die Sorgfalt und den Aufwand verbunden, den er zu Ehren ſeiner Geſellſchafter und um vor ihnen anſtändig zu erſcheinen, macht. Es gehört aber mehr Talent dazu, als man auf den erſten Anblick glaubt. Es wird der gute Vorſatz es nicht bey demjenigen ausrichten, der von Natur etwas nachläſſig, mit ſei-

nen Ideen mehr, als mit der ſichtbaren Welt beſchäftigt, weder das Modiſche recht kennt, noch weiß, was ihm eigentlich daran fehlt. Es gehört eine immer währende tägliche Sorgfalt dazu. Wer nur zuweilen an ſeine Kleidung gedenkt, bleibt immer in ſeinem Putze und in der Ausſchmückung ſeiner Equipage und Zimmer ungleich und unharmoniſch.

14. Wie überhaupt den Menſchen andern nichts mehr empfiehlt, als Freygebigkeit: ſo iſt auch insbeſondre die Bereitwilligkeit, ſein Geld zu allem, was entweder der eingeführte Wohlſtand erfordert, oder was die gewöhnlichen Zeitvertreibe mit ſich bringen, herzugeben, eine der unentbehrlichſten Eigenſchaften eines guten Geſellſchafters, beſonders für die höhern Stände. Deßwegen iſt es ein ſo heiliges Geſetz, den Verluſt beym Spiele ohne alle Klagen und ohne alle Zeichen des Unwillens zu ertragen, deßwegen wird die Höhe des Spiels, welches jemand ſich gefallen läßt, ihm ſo zum Verdienſte angerechnet, daß ſelbſt die Vorurtheile der Adlichen dieſem Verdienſte weichen; deßwegen wird man immer den Mann, der der Liebling der Geſellſchaft iſt, freygebig gegen Bediente und oft bis zur Thorheit verſchwenderiſch in Geſchenken finden.

Das Zurückhalten oder Sparen mit ſeinem Gelde, da, wo die Geſellſchaft Aufwand erfordert oder ſelbſt macht, zeigt entweder eine ſolche Ungleichheit der Glücksumſtände an, bey welcher eine fortdauernde Geſellſchaft und Theilnahme an denſelben Vergnügungen nicht beſtehen kann; oder es ſetzt einen bedenklichen knikerigen Charakter voraus, der unter allen am wenigſten geſellig iſt, und am wenigſten von der Geſellſchaft gebilligt wird.

15. Stärke und Muth, wenn dieſe ſich durch das ganze Betragen des Mannes ausdrücken, und ſich bey gewiſſen Gelegenheiten in einem vorzüglichen Grade zeigen, geben ihm ein großes Gewicht in den Augen Aller, vornehmlich des ſchönen Geſchlechts, das im neuen Europa, in Abſicht des geſelligen Umgangs, den Ton angiebt, und deſſen Urtheil über den Succeß eines Ankömmlings in der Welt gemeiniglich entſcheidet. Daher hat ſo mancher unbeſonnene Jüngling das Duell geſucht, um einen Beweis ſeiner Herzhaftigkeit abzulegen; daher hat, unter dem Adel, ſo mancher ſich in der Achtung ſeiner Geſellſchafter durch Hanlungen, die ihn hätten ſchänden ſollen, erhoben gefunden, weil er dieſelben kaltblütig und muthig mit dem Degen in der Hand durchgeſetzt hat. Dieſe Vorurtheile ſind nur auf *einen* Stand eingeſchränkt, und ſie weichen von der geſunden Vernunft ſo ſehr ab, daß man hoffen kann, ihre Ab-

ſchaffung zu erleben: aber zu allen Zeiten wird es einem Menſchen Achtung und Freunde in der Geſellſchaft erwerben, wenn er ſich dem Muthwillen und der Ungerechtigkeit mit Muth entgegenſetzt, und Gefahr deshalb zu übernehmen nicht ſcheut. Und wenn er dann in ſeinem gewöhnlichen Umgange den ihm aus den Augen ſtrahlenden Muth ſo zu mäßigen, und unter die Geſetze der Menſchlichkeit und des Anſtandes und der Geſelligkeit zu beugen weiß, daß niemand von ihm Trotz und Widerſetzlichkeit zu fürchten, ſondern nur Schutz im Falle der Noth, und Freundlichkeit und Sanftmuth außer dem Fall der Noth zu erwarten hat: ſo wird er zugleich mit Liebe und Hochachtung angeſehen, welches, vereint, die beſte Stimmung iſt, welche der größere Theil der Geſellſchaft gegen ihn haben muß, — (indem er immer, wenn er zu viel geliebt und zu wenig geachtet wird, den Anforderungen übermäßiger Vertraulichkeit von Seiten ſolcher Menſchen ausgeſetzt iſt, die leicht ihre Freunde mißbrauchen, — und hingegen, wenn er bloß geachtet, und nicht geliebt wird, — mehr abweſend das Lob der Geſellſchaft erhält, als gegenwärtig zu dem Vergnügen derſelben gezogen wird.)

16. Ein Anſpruch auf irgend eine ausnehmende, uns über andre erhebende Vortrefflichkeit iſt immer ein Hinderniß zu gefallen; weil es immer

die andern demüthiget; oder weil es den andern zeigt, was wir auch von ihnen fordern. Daher iſt ſelbſt eine vorzügliche grammatikaliſche Richtigkeit oder eine gewiſſe Eleganz des Ausdrucks, beſonders, ſobald ſie Kunſt und Bemühung zu ſeyn ſcheint, unter einer Geſellſchaft, wo dieſe Sorgfalt nicht eingeführt iſt, dem Menſchen eher nachtheilig als nützlich.

Jede Vollkommenheit, die dem Menſchen die Natur gegeben hat, und auf die er ſich nichts einbildet, wird ihm verziehen, und ſogar angerechnet. Aber die, welche er ſich ſelbſt ſichtbar durch Kunſt zu eigen macht, die er bemerkt wiſſen, durch die er einen Grund der Achtung bey andern legen will, die wird ihm als Fehler zur Laſt gelegt, und entfernt die Menſchen von ihm, anſtatt ſie ihm zuzuführen. Unus ex multis zu ſcheinen, das iſt das erſte, was zu einem guten Geſellſchafter gehört; und wenn man denn doch ein ſeltner Menſch iſt: ſo kann man nicht anders, als bey denjenigen ſein Glück machen, welche dieſes unſer Verdienſt zu fühlen und zu beurtheilen im Stande ſind.

17. Um auf dieſe Weiſe nicht bloß ſeine Jugend ſondern ſein Leben in der Geſellſchaft, geliebt und ſelbſt genießend, zuzubringen, wird noch eine Eigenſchaft erfordert, die nur wenige Menſchen glücklich genug ſind zu beſitzen; das iſt die Gabe, mit der Welt bis in ſein Alter Schritt zu halten,

und immer modiſch zu bleiben, ohne abgeſchmackt zu werden. Menſchen, Begebenheiten, Sitten, Meinungen, Zuſtand der Wiſſenſchaften, alles ändert und wechſelt, und leidet mit der Zeit große Revolutionen. Der Menſch aber beobachtet dieſe Veränderungen und bildet ſich darnach, gemeiniglich nur bis in ſein vierzigſtes Jahr. Dann ſteht er ſtill. Die jungen Leute, welche empor kommen, im Staate oder in den Wiſſenſchaften Aufſehn machen, ſind ihm unbekannt, oder bleiben von ihm entfernt. Er fährt fort, von den Büchern, den Genies, den Künſtlern, den Helden und Begebenheiten zu reden, die vor zwanzig Jahren die allgemeine Aufmerkſamkeit beſchäftigten. Die gegenwärtigen kennt er höchſtens den Nahmen und dem Gerüchte nach: aber er ſteht nicht mehr mit ihnen in Verbindung. Alles das entzieht ſeinem Geſpräche das Intereſſante; er iſt gezwungen, ſich oft zu wiederhohlen. Wagt er es, von dem Modernen zu reden: ſo iſt er ſchlecht unterrichtet; er verwechſelt; er irrt ſich; er zeigt, daß er nicht mehr in der Welt lebt, und dieß treibt ihn deſto ſchneller hinaus.

Dieſem Uebel würde er umſonſt gänzlich abzuhelfen verſuchen. Aber doch wird es gemindert, und zwar am leichteſten von denen, die wahren Geſchmack, wahre Wiſſenſchaft, und beſonders philoſophiſchen Geiſt haben. Dieſer iſt es, der am wenigſten veraltet; der Witz und der Geſchmack haben etwas von Mode und Willkührlichkeit in ſich. Die Meditation ſtrebt nach Wahrheit, die immer dieſelbe bleibt. — Daher geſchieht es, daß ſich das geſellige Talent, welches weniger ſchimmert, am längſten erhält; und der vernünftige alte Mann in der Geſellſchaft nicht nur geduldet, ſondern wohl noch geſucht wird, wenn der alte Witzling ſeine ſchöne Periode ſchon lange überlebt hat.

Praktiſches Reſultat.

Der geſellſchaftliche Werth des Menſchen, oder ſein Talent zum Umgange iſt nicht ſein ganzer, nicht ſein größter Werth, aber er iſt ein ſehr wichtiges Stück ſeines Verdienſtes und eine Quelle ſeiner Glückſeligkeit.

Jeder Menſch ſuche vor allen Dingen den Menſchen nützlich zu werden. Das Angenehme mag nachfolgen, wenn es kann.

Unter den Eigenſchaften des guten Geſellſchafters kommen nicht bloß Tugenden vor, die man ſich erwerben, Künſte, die man erlernen und üben kann, ſondern auch Naturgaben, und angebohrne

Geſtalten, die niemand, wenn ſie fehlen, ſelbſt hervorbringen kann. — Eine zu große Begierde mehr in der Geſellſchaft zu gefallen, als die unabänderliche innere und äußere Geſtalt von uns zuläßt, macht entweder unglücklich, oder verführt zu Affectation und macht häßlich und unangenehm.

Nach der bisherigen Verfaſſung der Staaten und vielleicht nach der unabänderlichen Natur der bürgerlichen Geſellſchaft kommt, bey dieſen geſellſchaftlichen Talenten, Künſten und Tugenden, viel auf den Stand an, in welchem man gebohren iſt: durch dieſen werden größtentheils die Sitten und Manieren der Aeltern beſtimmt, durch dieſen wird die Geſellſchaft beſtimmt, in welcher der Menſch in früher Jugend leben ſoll; durch dieſen wird endlich der Grund der Achtung beſtimmt, den er ſchon vorbereitet findet, und nach welchem ſich ſeine Selbſtſchätzung richtet. Was Göthe, im Meiſter ſagt, iſt vollkommen richtig. Bisher iſt es in Europa nur der Adliche geweſen, von welchem man eine durchgängige Ausbildung der ganzen Perſon, ſo wie ſie vornehmlich zum Umgange gehört, gefordert, und bey welchem man ſich mit einer ſolchen Ausbildung begnügt hat. Von Unadlichen verlangte man vorzüglich Brauchbarkeit zu irgend einem beſtimmten Geſchäfte: und der Unadliche war, in Vorbereitung auf dieſes Geſchäft, ſeine übrige Ausbildung zu vernachläßigen, beynah genöthigt.

So wie ſich zu unſrer Zeit der Bürgerſtand mehr hebt, mehr in Geſellſchaft lebt: ſo wird auch unter ihm die Anzahl von Perſonen immer größer, die nach einer vollſtändigen perſönlichen Ausbildung des Geiſtes wie des Körpers Verlangen tragen, und darauf Anſpruch machen.

Indeß bleibt bey demjenigen Gleichheitsſyſtem, welches die Franzoſen einführen wollen, und welches die Stimme des geſitteten Mittelſtandes und der Gelehrten faſt in ganz Europa für ſich hat, dieß immer noch das größte Problem: wie ſich die zu den Arbeiten und Aemtern des bürgerlichen Lebens nothwendige Anhaltſamkeit eines einförmigen, mechaniſchen Fleißes, mit der mehr ſuperficiellen, aber ausgebreiteten und vielſeitigen Ausbildung des Körpers und Geiſtes, der den Mann wie er ſeyn muß, (l'homme comme il faut) macht, ſich verbinden laſſe; wie es angeſtellt werden müſſe, daß der Menſch zugleich ein Stubengelehrter, ein Actenſchreiber, ein Künſtler, ein Kaufmann, und zugleich ein feiner Mann ſey; ja noch mehr, wie es möglich ſey, Arbeiten, welche niedrig, grob, ſchmutzig, — mit einem Worte, pöbelhaft ſind, mit reinen, edlen, ſtaatsbürgerlichen Begriffen und Geſinnungen zu vereinigen.

Dieß ſchlägt in die Unterſuchung ein, wie weit überhaupt die Gleichheit der Erziehung, der Verſtandsbildung, der Kenntniſſe und der Sittenverfeinerung, unter den verſchiednen Claſſen der Menſchen getrieben werden kann. Kein Theil der jetzt ſo ſehr gegen einander ſtreitenden Parteyen, weder die Ariſtokraten noch die Demokraten haben darüber ſichere, aus Erfahrung gezogene, Begriffe. Jeder hält die Hypotheſe für wahrſcheinlicher, welche ſeinen Endzwecken günſtiger iſt.

Für mich hat Condorcets Idee, in ſeinem nachgelaſſenen Werke, in der That einigen Schein: daß nach Maßgebung, als die Wiſſenſchaften ſelbſt mehr Fortſchritte machen, und ſich von dem unnützen Wuſte mehr reinigen, in dem Maße, als die Wahrheiten mehr aufs Reine kommen, die Widerlegungen alter Irrthümer unnöthiger werden, und zugleich die Kunſt eines deutlichen und kurzen Vortrags mehr ſtudirt werden wird, nach eben dem Maße der Weg zum Unterricht und zur Erziehung des gemeinen Mannes gebahnt ſeyn, und deſſen Kenntniſſe alsdann ſich den Einſichten der Vornehmern immer mehr verähnlichen werden. Auf gleiche Weiſe werden mit Vereinfachung der Höflichkeitsregeln, mit der Verbannung bloß willkührlicher Ceremonien, mit der Aufhebung des Unterſchiedes der Stände, der ſelbſt eben die Etiquette ſo ſchwer zu erlernen und ſo künſtlich gemacht hat, mit dem feſtſtehenden Princip einer allen Menſchen zukommenden Würde, und einer daraus entſpringenden Allgemeinheit eines edeln Selbſtgefühls die Schwierigkeiten wegfallen, welche jetzt der guten Geſelligkeit in gewiſſen Ständen und Lebensarten entgegenſtehn.

Zum guten Geſellſchafter gehört eine ſuperficielle, aber durchgängige Vollkommenheit des Menſchen. Es iſt nicht genug, daß er Verſtand hat, er muß auch gutes Herz haben; er muß wohl ausſehn, behende, geſchickt, munter ſeyn; — kurz alles, was nur an Leib und Seele gut und vorzüglich iſt, das wird in einigem Maße zum guten Geſellſchafter erfordert. Aber wenig davon darf tief liegen und lang anhalten, und das am meiſten Aeußerliche und am meiſten in die Augen Fallende wird auch am meiſten gefordert. Wohlgeſtalt, und Kleidung und Exercitien, thun mehr als Wiſſenſchaft und Tugend. Angenehm ſchwatzen, gilt mehr, als gründlich wiſſen, Sanftmuth und Dienſtfertigkeit mehr, als Wohlwollen und Gutthätigkeit. Kurz, das Gute muß ſcheinen und darf auch nur ſcheinen.

Daher kommt es, daß dieſe Eigenſchaften ſo ungleich beurtheilt werden. Die ernſthaften Männer, die bemerken, daß alles, was die Geſellſchaft verlangt und ſchätzt, ſeicht iſt, und nur gut ſeyn muß, ſo weit gemeine und zerſtreute Augen reichen; — die zugleich aber nicht bemerken, wie vielerley die Geſellſchaft fordert, und daß die Zuſammenkunft vieler kleinen Tugenden doch einen beträchtlichen Werth ausmachen könne, ſchätzen die Sache nicht genug. Sie nennen frivol, was die Welt liebenswürdig nennt. — Andre, wie Wilhelm Meiſter, wie ich ſelbſt in dem Jünglingsalter, welche den großen Umfang deſſen gewahr werden, was den artigen Mann macht, und es ſo in die Totalität des Menſchen verwebt ſehen, daß ſein ganzes Weſen durch den Weltton, und den Umgang mit der Welt erhoben und veredelt zu ſeyn ſcheint, da hingegen Wiſſenſchaft, Genie und Kunſt immer den Menſchen laſſen, wie er zuvor war; wir, die wir bemerkten, wie ſich der Weltmann vor niemanden ſcheut, und allenthalben am rechten Orte iſt, und allen gefällt, der Gelehrte hingegen, der Philoſoph, der Künſtler, der Dichter, vor dem Weltmanne ſchüchtern ſtehn, und durch eine gewiſſe Ueberlegenheit deſſelben gedrückt werden: wir ſahen dieſen Werth des feiner gebildeten Geſellſchafters, des Weltmanns als das ſchmeichelhafteſte Ziel unſers Ehrgeizes an.

Eine richtige Feſtſetzung des Werths dieſer Dinge; eine Beurtheilung unſrer Perſon und unſrer Lage, in wie fern ſelbige die Univerſalität erlauben, und die Seichtigkeit entſchuldigen, oder die Gründlichkeit und die Einſeitigkeit nothwendig machen; die Kunſt und Klugheit, den ganzen Menſchen wenigſtens erträglich zu zeigen, wenn er gleich nur durch *eine* Seite ſeinen wahren Ruf in der Welt erhält: dieß iſt es, was dem vernünftigen Manne zu erreichen obliegt.

Vierter Abſchnitt.

Verſchiedne Arten der Geſellſchaft und Einſamkeit.

Erſte Abtheilung.

Arten der Geſellſchaft.

Die Hauptverſchiedenheit iſt die zwiſchen dem Umgange, welchen die Menſchen des Vergnügens und der Unterhaltung wegen mit einander pflegen, und zwiſchen dem Umgange, welcher durch ihre Geſchäfte veranlaßt wird.

A. Geſellſchaften zum Vergnügen.

I. Hof- und Prunk-Geſellſchaften, oder der Umgang der großen Welt. Der Charakter dieſer Geſellſchaft iſt folgender:

Der gute Anſtand und die Artigkeit bilden ſich in denſelben am vollkommenſten aus, weil die Begierde zu gefallen durch die Gegenwart großer und mächtiger Perſonen, oder des Landesherrn ſelbſt erweckt wird; dann auch deßhalb, weil dieſe

Geſellſchaften, ſo wie der Staat und der Hof ſelbſt, nie ausſterben, und alſo die einmahl erlangte Uebung und Geſchicklichkeit der Mitglieder zum Umgange nicht durch lange Unterbrechungen wieder verlohren geht.

Sie ſind die zwangvolleſten, und wo die wahre Mittheilung ſeiner Gedanken am wenigſten Statt findet.

Sie ſind eben deßwegen gewöhnlicher Weiſe die leerſten an geiſtreichen Geſprächen. Jedermann ſpricht immer mit gewiſſen Abſichten. Die anweſenden Perſonen, die Begebenheiten des Tages und der Luxus beſchäftigen hinlänglich.

Es giebt aber eine doppelte Art von Prunk- oder großen Geſellſchaften.

Die eine iſt, wenn ein Miniſter oder ein Fürſt diejenigen Perſonen bey ſich verſammelt, oder an ſeine Tafel zieht, die zu ſeiner gewöhnlichen Geſellſchaft nicht gehören, denen er aber dadurch eine Ehre erweiſen, oder ein Zeichen ſeiner Achtung geben will.

Dieſe Geſellſchaften ſind faſt immer ſteif, kalt, und ohne wahre geſellige Unterhaltung. Da es, von Seiten des Wirths und der Gäſte, allgemein anerkannt iſt, daß die Abſicht, in welcher der erſtere die letztern eingeladen hat, nicht ſey, weder ſich noch ihnen einen angenehmen Zeitvertreib zu verſchaffen, ſondern Pflichten der Höflichkeit zu erfüllen, oder den Anſprüchen der Eitelkeit Anderer ein Genüge zu thun; ſo iſt auch niemand bemüht, eine Unterhaltung anzuknüpfen, oder die Geſellſchaft durch denjenigen Vorrath von Witz und Kenntniſſen, welchen er in dieſelbe gebracht hat, zu vergnügen. Der vornehme Mann, welcher die Geſellſchaft giebt, denkt nur darauf, jedem ſeiner Gäſte ein paar freundliche Worte zu ſagen, um ihm zu zeigen, daß er ihn bemerke, und ihn ehren wolle: und die Gäſte ſind mehr damit beſchäftiget, dieſe Höflichkeit mit Anſtand zu erwiedern, als Gelegenheit zu einem Geſpräche, welches ſogar unzeitig ſeyn würde, zu ergreifen. Alle ſind mehr bemüht, nicht anſtößig zu werden, niemanden zu beleidigen, als wirklich zu gefallen.

Da hier Perſonen zuſammen kommen, welche ſich einander ſelten ſehen, wenig gemeinſchaftlichen Stoff der Unterhaltung haben und ſich oft an Bildung und Kenntniſſen ſehr ungleich ſind: ſo iſt ſchon deßwegen eine wahrhaft intereſſante Unterhaltung zwiſchen ihnen unmöglich.

Die zweyte Art der großen Geſellſchaften iſt: in welchen nur diejenigen verſammelt ſind, welche, nach dem gemeinen Sinne dieſes Worts, die große Welt ausmachen: — d. h. der Adel in den großen Städten, die Hofleute und die Perſonen vom erſten Range oder einem ausgezeichneten Ruhme, an den Höfen der Fürſten.

Hier iſt es möglich, wenn auch die Anzahl der zuſammenkommenden Geſellſchafter größer iſt, als der vertraute, der lehrreiche oder ſelbſt der witzige Umgang erlaubt oder erfordert, daß doch noch geſelliges Vergnügen und eine Art von Intereſſe bey der Unterhaltung vorhanden ſey.

Alles iſt, zuerſt, hier, wenn auch Luxus und ſelbſt Pracht herrſcht, doch auf Vergnügen angeſehen. Und der in die Geſellſchaft mitgebrachte Vorſatz thut doch etwas zur Sache, um die Abſicht wirklich zu erreichen.

Ueberdieß ſehen ſich die hier verſammelten Perſonen alle Tage. Sie werden nicht dadurch immer Freunde und wirklich vertraut: aber ſie werden einander ſehr bekannt. Und unter ſehr Bekannten kann eher mit zwey drey Worten etwas Intereſſantes geſagt und gehört werden, als unter ſolchen, die erſt ein Geſpräch anknüpfen müſſen. Dort weiß jeder alle Schritte und Tritte des Andern: die Unterredung des vorigen Tages wird den folgenden nur wieder fortgeſetzt. Dieſe Leichtigkeit ſich zu unterhalten erſetzt bey gewöhnlichen Menſchen die Stelle des Intereſſe. Man erhohlt ſich wenigſtens dabey, wenn man ſich auch nicht ſehr vergnügt.

Endlich, da hier mehr Gleichheit in der Verſammlung herrſcht, ſo herrſcht auch mehr Freyheit: und wenn hier und da ein geiſtreicher Mann, ein guter Erzähler, ein witziger Kopf, ſich in dem Haufen befindet: ſo iſt dieſer zwanglos genug, um ſich auf eine angenehme Weiſe mitzutheilen. Die Geſellſchaft theilt ſich in viele kleine Parteyen, welche ſich ganz gut unterhalten können; und die auch, weil die Mitglieder der ganzen Geſellſchaft gleich vertraut mit einander ſind, ſich oft vereinigen, oft abwechſeln können.

Man kann es als eine allgemein gültige Regel anſehen: daß jede Geſellſchaft, jedes Gaſtmahl, wobey nicht der, welcher es giebt, zur einzigen, oder doch zur Hauptabſicht hat, ſich ſelbſt und die eingeladnen Perſonen zu vergnügen, — jedes, wobey er entweder ſeine Eitelkeit befriedigen, ſeinen Reichthum und ſeinen guten Geſchmack zeigen, oder andern eine Ehre erweiſen, eine genoſſene Höflichkeit erwiedern und der Etikette ein Genüge thun will: — daß, ſage ich, jede ſolche Geſellſchaft ſteif, langweilig und ohne Intereſſe iſt.

Der erſte Fall, daß man bloß ſeiner Eitelkeit zu Ehren zahlreiche Geſellſchaften zu ſich einladet, findet am meiſten in der vornehmen und reichen Bürger-Claſſe Statt. Der andere Fall, daß der Wirth der Geſellſchaft bloß der Eitelkeit ſeiner Gäſte fröhnen und ihre Anſprüche auf Zutritt in ſein Haus befriedigen will, iſt ſehr häufig in den Häuſern der Großen.

In beyden aber, in den mittleren Ständen und in dem höchſten, ſind nur diejenigen Geſellſchaften angenehm, wo weder Wirth noch Gäſte an Ehre, an Pflicht, an Erkenntlichkeit u. ſ. w. gedenken, beyde ſich einander nichts ſchuldig zu ſeyn glauben, und nur die Hoffnung des eignen Vergnügens, das Verlangen nach Unterhaltung, Scherz und Fröhlichkeit die Geſellſchaft zuſammen bringt.

Der Unterſchied zwiſchen dem oberen und mittleren Geſellſchaftskreiſe iſt nun dieſer: daß in jenem auch zahlreichere Geſellſchaften dieſen Charakter haben können, — in dem letztern hingegen durchaus kleine Geſellſchaften erfordert werden, wenn der Umgang angenehm und die Unterhaltung lebhaft ſeyn ſoll.

Prunkgeſellſchaften werden dadurch intereſſant, daß viele Mitglieder derſelben wichtige Perſonen im Staate ſind, an der Regierung Theil haben, oder bey wichtigen Unternehmungen gebraucht worden ſind. Dieſe Perſonen genauer zu kennen, iſt an ſich intereſſant. Und ſie können auch ohne alle Wiſſenſchaft ſehr intereſſant im Geſpräche werden, wegen der hiſtoriſchen Anekdoten, welche ſie wiſſen.

Aber dieſer Vortheile und dieſes Vergnügens genießen in dieſen Geſellſchaften nur diejenigen, welche die erſten darin, oder doch von Bedeutung und Anſehn ſind. In einem Gedränge befindet ſich derjenige nur bequem, welcher an der Spitze ſteht. Die ſubalterne Claſſe in dieſen Geſellſchaften wird durch den Zwang in ihrem Vergnügen geſtört; ſie hält ſich zurück und nähert ſich den intereſſanten Perſonen nicht.

Dieſe Geſellſchaften ſind in den Reſidenzen und am Hofe großer Fürſten immer die angenehmſten. An den Höfen kleiner Fürſten, oder in der großen Geſellſchaft der Provinzial-Städte iſt der Zwang derſelbe, und die Wichtigkeit der Perſonen und Gegenſtände weit geringer.

Nichts iſt in der Regel abgeſchmackter, als die nachgeahmten Prunkgeſellſchaften bey den mittlern Claſſen. Sie haben allen den Zwang jener am Hofe, und haben nicht ihre Eleganz, nicht die Mittel in Vergnügungen abzuwechſeln, nicht den Zufluß von intereſſanten Neuigkeiten, nicht das Vergnügen, die Intriguen der Liebe oder der Politik zu beobachten, welche in den Geſellſchaften der Großen ſo oft intereſſantere Begebenheiten oder wichtigere Vorfälle vorbereiten.

II. Familien-Geſellſchaften oder was die Franzoſen Coterien nannten.

In keiner Art der Geſellſchaften iſt der Werth der einen von dem der andern ſo unterſchieden. Es giebt unter ihnen die allerangenehmſten und geiſtreichſten: wenn ſich Vertraulichkeit mit feiner Bildung der Perſonen, welche ſie ausmachen, verbinden. Sie ſind aber auch zuweilen die abgeſchmackteſten und ſteifſten.

Dieſe Geſellſchaften ſind dem Bürgerſtande eigenthümlich: (doch bilden ſich demungeachtet an Höfen und in großen Städten aus der großen Geſellſchaft des Adels wieder kleinere, die in den Ruhetagen, oder im Sommer auf dem Lande zuſammen kommen, und indem ſie die große Geſellſchaft und was darin vorgeht, gleichſam controlliren, zu einer ſehr angenehmen Unterhaltung Stoff bekommen, wenn ſie aus verſtändigen Leuten beſtehen.) Sie ſind und müſſen verſchieden ſeyn, weil noch für jetzt eine ſo große Verſchiedenheit der Bildung in dieſem Stande Statt findet.

Dieſe Geſellſchaften werden ſelten durch Wahl der Mitglieder zuſammengeſetzt: ſondern Verwandtſchaft, Nachbarſchaft, Verbindung der Männer in ihren Geſchäften ſind größtentheils die Urſachen, welche ſie zuſammen bringen.

Die Frauenzimmer ſond[illegible] ſich gewiß von den Männern ab: oder es muß geſpielt werden.

Solche Geſellſchaften dauern ſelten lange fort, wenn nicht die Mitglieder ſehr zuſammen paſſen, ſich einander an Rang und Reichthum ſehr gleich, und dabey von Natur geſellig ſind. Die Muſik, das Vorleſen, oder ein anderer ſolcher gemeinſchaftlicher Zeitvertreib trägt viel bey, ſie beyſammen zu erhalten.

Die große oder Hofgeſellſchaft hat vor den Coterien deßhalb einen Vorzug, weil in jener jedermann nur mit der Geſellſchaft, mit der Begierde ihr zu gefallen, beſchäftigt iſt, wenigſtens um der höhern Perſonen willen, die an der Spitze dieſer Geſellſchaft ſtehn; dieſe aber von vielen ganz gefliſſentlich, nur um auszuruhen, und ohne die geringſte Idee einer Verpflichtung, die Anweſenden zu unterhalten, ohne die geringſte Begierde ihnen zu gefallen, beſucht wird.

III. Caffee-Haus-Geſellſchaften oder Geſellſchaften in öffentlichen Häuſern.

Das Eigenthümliche derſelben iſt: daß jeder für ſein Geld zehrt, und daß die Perſonen, welche da zuſammen kommen, ſich zuvor nicht kennen und ſich nicht verabredet haben, hier in Geſellſchaft zu ſeyn.

Aus dem erſten Umſtande entſteht, daß man ſich weniger Zwang auflegt, niemand ſich nach dem andern richtet, und jeder thut, was ihm gut deucht. Menſchen ohne feine Sitten lieben dieſe Geſellſchaften, weil ſie weniger ſtrenge hier beurtheilt werden. Schüchterne Menſchen lieben ſie, weil ſie darin unbemerkt ſeyn und Andere beobachten können. Leute, welche allen Zwang haſſen, ziehen ſie, der bloßen Bequemlichkeit wegen, vor. Wer mehrere Jahre bloß ſolche Geſellſchaften frequentirt hat, wird ſchwerlich mehr zu einer andern tauglich ſeyn oder Luſt haben. *)

Der zweyte Umſtand macht, daß man niemahls ſicher darauf rechnen kann, was für Perſonen man dort finden, ob man unter bekannten oder unbekannten, in guter oder in ſchlechter Geſellſchaft ſeyn werde.

Die Mannigfaltigkeit der Geſellſchaft muß alſo erſetzen, was ihr an Güte abgeht. Es muß für einen immer bereiten Zeitvertreib, z. B. für Zeitungen, Journale, Billard u. ſ. w. geſorgt ſeyn. Und endlich muß der, welcher daran Geſchmack finden ſoll, mehr Beobachter, als activer Geſellſchafter, ſeyn wollen.

Es kommt daher auf den Charakter der Nationen und die Lage der Oerter an, ob Caffeehäuſer und ähnliche Anſtalten bey ihnen ihr Glück ma-

---

*) Die ſo genannten Pfeiler der Caffeehäuſer ſind ſelten angenehme Leute. Es ſind entweder Sonderlinge, oder Spieler von Profeſſion, oder eine Art von Witzlingen, die in Ermangelung eines beſſern Zuhörers auch den Marqueur aufziehen.

chen, und ob ſie angenehm ſeyn ſollen. In England ſind Caffeehäuſer und Tavernen beliebter geweſen, als in Frankreich, bis auf die Zeit der Revolution. Der Engländer iſt ſpeculativ, liebt das Stillſchweigen, läßt ſich nicht gerne mit vielen Menſchen genau ein, aber iſt doch gerne in Geſellſchaft. Alles dieſes findet er in öffentlichen Häuſern.

Große Handels- beſonders See-Städte ſind recht für ſolche Häuſer gemacht. Die Menge der Fremden findet darin einen vortrefflichen Zufluchtsort: und den Einheimiſchen werden ſie durch die ſtets abwechſelnde Geſellſchaft der Fremden angenehm.

Dieſe Geſellſchaften verändern ihre Natur etwas, wenn ſie bloß einem einzigen Gegenſtande gewidmet ſind; wenn z. B. bloß Gelehrte daſelbſt zuſammen kommen, oder bloß kaufmänniſche Geſchäfte getrieben werden. Von der erſten Art war im Anfange unſers Jahrhunderts das berühmte Whites-Caffeehaus in London, wo Addiſon, Swift, Pope, und die andern ſchönen Geiſter des Zeitalters, zuſammen kamen und ſich wechſelsweiſe bildeten. Eine ſolche Geſellſchaft kann äußerſt angenehm ſeyn, ſo lange die Mitglieder beyſammen bleiben. Aber ſie veraltert gemeiniglich mit ihnen, oder hört auf, wenn dieſe ſich zerſtreuen.

Für keine Art der Geſchäfte und der Unterhaltungen ſind öffentliche Häuſer ſchicklicher, als für die kaufmänniſchen. Dieſe geben ein immerwährendes Intereſſe: ſie ſind überdieß mit wenigen Worten abgemacht. Es iſt für den Kaufmann wichtig, einen Ort zu haben, wo er einige ſeiner Handlungs-Freunde gewiß vorfindet, oder ſie hinbeſtellen kann.

Man kann überhaupt die Nationen Europens, in Abſicht ihres geſellſchaftlichen Geſchmacks, in zwey Claſſen theilen. Die eine, zu welcher die Franzoſen, Deutſchen, und alle nördlichen Nationen gehören, liebt die Geſellſchaften in den Privathäuſern am meiſten. Kleinere oder größere Zuſammenkünfte, und gebetne Gaſtereyen machen daſelbſt das Vergnügen der Geſelligkeit aus. Bey der andern Claſſe, wozu die Engländer, Italiäner und alle Südländer gehören, bitten wenig Familien Einheimiſche und Fremde in ihre Häuſer zu Gaſte. Aber ſie lieben dafür öffentliche und große Zuſammenkünfte, oder Gaſthäuſer, wo ſie Fremde bewirthen oder mit ihren Freunden auf gemeinſchaftliche Unkoſten ſich bey einem reichlichern Mahle vergnügen können.

Die Urſache dieſes verſchiedenen Geſchmacks iſt ſehr mannigfaltig. In England macht es die größere Theurung den Meiſten unmöglich, Fremde in ihre Häuſer zu bitten. Anderswo iſt es die Eingezogenheit des weiblichen Geſchlechts, oder eine gewiſſe Trägheit, welche die mit Hausgeſellſchaften verbundne Mühe ſcheuet, warum man die Geſellſchaft in öffentlichen Häuſern vorzieht.

Ohne Zweifel iſt die Geſellſchaft, die in Privathäuſern zuſammenkommt, die beſte. Wohl der Nation, welche ſie mit Frugalität zu verbinden weiß! Nirgends lebt man angenehmer, als da, wo man auf wenige Schüſſeln, oft, in kleinen Geſellſchaften, und nur auf wenige Stunden zuſammenkommt. Prunkmahlzeiten, zahlreiche Geſellſchaften und ſolche, welche den ganzen Tag dauern, ſind immer läſtig.

An den Orten, wo Privatgeſellſchaften weniger bekannt und beliebt ſind, iſt dasjenige, was man an deren Stelle geſetzt hat, ſehr mannigfaltig, nach Beſchaffenheit der Umſtände jeder Stadt und jeder Claſſe in derſelben, oder auch nach dem Charakter der Einwohner. In Mayland und Neapel war der Mittelſtand ganz unbedeutend, und wußte wenig vom Umgange. Der Adel aber, welcher nur die Pracht liebte, begnügte ſich mit ſeinen Converſationi und Corſi. In Rom gaben die fremden Geſandten und vornehmen Reiſenden einen etwas andern Ton an. In Venedig, wo der Umgang der Nobili und ihre Verbindungen äußerſt genau bewacht wurden, wagten ſich dieſe nicht, in ihren Häuſern Geſellſchaften zu geben. Jeder

Wohlhabende hatte aber ein Caſino, d. h. einige wohl möblirte Zimmer in einem öffentlichen Hauſe, wo er Geſellſchaft annahm und beſonders die Fremden hinführte.

IV. Clubs. Sie unterſcheiden ſich von andern in öffentlichen Häuſern zuſammenkommenden Geſellſchaften erſtens dadurch, daß die Perſonen ſich mit einander verabredet haben, ſich hier zu verſammeln, und daß keine neuen Mitglieder ohne ihre Wahl und Bewilligung zu ihnen treten dürfen; zweytens, daß die Zeit, wo ſie ſich verſammeln, beſtimmt iſt: es ſey dann, daß der Entwurf darauf angelegt ſey, immer nur an einem gewiſſen Orte Menſchen zur Geſellſchaft und zum Geſpräche vorzufinden; drittens, daß ſie gemeiniglich einen beſtimmten und eingeſchränkten Zweck haben, es ſey der der Politik, wie von jeher die Engliſchen Clubs, von welchen uns Nahme und Sache zugekommen ſind, oder es ſey zu irgend einer wohlthätigen, gemeinnützigen oder auch wiſſenſchaftlichen Abſicht.

1. Politiſche Clubs.

Man kann ſchon vermuthen, daß der Charakter und die Lage der Nation, welche Erfinderinn von dieſer Art der Geſellſchaften geweſen iſt, Einfluß auf ihre Conſtitution gehabt habe. Politiſche Gegenſtände ſind diejenigen, durch welche ſolche Clubs am natürlichſten veranlaßt und am längſten unterhalten werden. Es ſetzt aber voraus, daß die Nation an der Verfaſſung ein großes Intereſſe nehme, und wirklich Theilnehmerinn an der Regierung ſey oder zu ſeyn glaube.

In einer ſolchen Nation, wie die Engliſche, wo es ſeit langer Zeit gewöhnlich geworden iſt, über die Miniſter und die Maßregeln der Regierung frey zu urtheilen, ſind ſolche Clubs unſchädlich: denn ſelbſt wenn ſie Partey nehmen und gegen die Regierung declamiren, machen ſie doch bey andern wenig Senſation und ſind im Grunde auch ſelbſt zu gewaltſameren Maßregeln, als Reden und Schreiben, nicht geneigt. Sie ſind aber auch bey einer Nation, welche eine freye Verfaſſung hat, wirklich nützlich. Denn ſie erhalten den Geiſt der Wachſamkeit auf die Regierung; ſie bilden politiſche Redner und bringen oft wirklich nützliche Ideen und Vorſchläge ans Tageslicht. Hingegen bey einer Nation, wo ſolche Inſtitute etwas Neues ſind, thun ſie mehr und oft eine ſchädliche Wirkung; oder vielmehr ſie zeigen ſchon an, daß der Geiſt der Nation ſich verändert, und ihre Aufmerkſamkeit ſich auf politiſche Gegenſtände gekehrt hat.

Sie werden immer weniger nützlich, wenn ſie zu zahlreich werden. Von welchem mächtigen Einfluſſe Clubs in Zeiten der Revolution und öffentlicher Unruhen ſeyn können, hat die Geſchichte der Franzöſiſchen Revolution gelehrt.

Da dieſe Clubs gemeiniglich von denen errichtet werden, welche für die neue Ordnung der Dinge, oder überhaupt für die Aufrechthaltung der freyen Verfaſſung, für die Abſtellung der Mißbräuche, für große politiſche Unternehmungen lebhafter als andre eingenommen ſind, da ſich hier die Zeloten gewiſſer Parteyen zuſammengeſellen: ſo herrſcht vom Anfange an die Uebertreibung oder wenigſtens die äußerſte Strenge derjenigen Principien und derjenigen Denkungsart, welche den Reformen, oder welche der Conſtitution zum Grunde liegt. Bey unruhigen Zeiten, und wenn die gemachten Reformen, oder die alte Verfaſſung gegen Widerſacher zu vertheidigen ſind: wird die leidenſchaftliche Hitze der Mitglieder und Anführer dieſer Clubs immer größer und größer. Sie erhitzen ſich theils wechſelsweiſe, durch die Mittheilung; theils werden ſie durch den erfahrnen Widerſtand gereizt und erbittert; theils werden ſie endlich genöthigt, um auf die größere gleichgültige, kältere Maſſe zu wirken, dieſe heftig zu erſchüttern, und ihre Leidenſchaften zu entflammen.

Je mehr der Club ſich vergrößert, je weniger ſich die Glieder deſſelben näher kennen, je weniger wahre Communication unter ihnen vorhanden iſt: deſto eher entſtehen zwey Sachen: 1) daß daraus bloße Volksverſammlungen mit Demagogen an ihrer Spitze entſtehn; — und daß dieſe ihre Abſichten nur durch die Künſte erreichen, welche eine falſche Beredtſamkeit anwendet, um die Gemüther des großen Haufens zu bewegen; 2) daß ſich in dieſer großen Geſellſchaft ein kleiner Ausſchuß formirt, welcher, wenn er aus dieſen Demagogen ſelbſt beſteht, die Geſellſchaft beherrſcht, und wenn er eine Oppoſitions-partey formirt, zu Factionen, zu Trennung der Clubs, und zu Errichtung neuer Anlaß giebt.

So wie die häuslichen und freundſchaftlichen Verbindungen bey den politiſchen Menſchen immer etwas weniger als bey andern gelten: ſo pflegen die politiſchen Clubs bey den Mitgliedern derſelben den Geſchmack an andern Verbindungen zu verringern und ſelbſt manche ſociale Bande zu löſen. Dieß iſt in Zeiten der Revolutionen am meiſten wahr: wo die Verbindung der Parteyen oft weit ſtärker iſt, als Verwandtſchaft und auf Achtung gegründete perſönliche Freundſchaft.

Die Clubs-Geſellſchaft iſt immer etwas unfeiner und mit weniger gefälliger Aufmerkſamkeit verbunden, als die Hof- oder Famiſten-Geſellſchaft. In Zeiten einer Revolution kann die Nothwendigkeit, ſich dem Pöbel in dieſen Zuſammenkünften etwas zu nähern, ſelbſt eine Verachtung oder einen Verdacht gegen feinere Sitten und Artigkeit erwecken, und die einen zur Vernachläſſigung, die andern zur gefliſſentlichen Vermeidung der Geſetze des Wohlſtandes bewegen.

Da dieſe Clubs ſich anmaßen, gleichſam eine Zwiſchengewalt zwiſchen der eigentlichen Legislatur oder den Repräſentanten des Volks, und zwiſchen dem Volke zu ſeyn, ſo ſtreben ſie darnach ihren Einfluß und ihre Macht zu vergrößern; und werden, wenn ſie nicht mit der Monarchie mehr zu kämpfen haben, leicht die Gegner der neuen Conſtitution ſelbſt.

Ueberhaupt aber werden ſelbſt in einem ſehr demokratiſch denkenden und conſtituirten Volke die öffentlichen Autoritäten, die Volksverſammlung, oder das Repräſentanten-Collegium durch ihre Würde ſelbſt zu einer gewiſſen Decenz und Moderation bewogen. In den Clubs aber, die eine Art von Autorität, und doch keine anerkannte Würde haben, werden die Meinungen oder die Leidenſchaften, welche ſchon in der Volksverſammlung ſich zeigen, zu einem viel höhern Grade getrieben, und äußern ſich mit viel-weniger Einſchränkung.

Ueberhaupt, alles, was einem politiſchen Club Macht und Einfluß giebt, es ſey Menge und Anzahl der Mitglieder, es ſey der Einfluß der dirigirenden Mitglieder des Clubs auf die geſetzgebende Verſammlung ſelbſt, das iſt nothwendig äußerſt ſchädlich zu einer Zeit, wo neue Geſetze gegeben werden, und wo die Gemüther noch zwiſchen der alten und neuen Regierung hin und her ſchwanken.

Entweder entſteht zwiſchen dem Club und der geſetzgebenden Verſammlung ein Krieg, wodurch dieſe äußerſt in ihren Operationen gehindert wird, und woran bald die ganze Nation Theil nimmt; oder die geſetzgebende Verſammlung wird unterjocht, verliert dadurch ihr ganzes Anſehen bey der Nation, und es geht im Grunde wirklich eine neue Revolution vor.

Man darf ſich nicht wundern, daß die Engländer, welche die Clubs vorzüglich zu ihren Geſellſchaften wählen, Fremde mit wenig Gaſtfreyheit aufnehmen. In ihren eignen Häuſern ſind ſie nicht gewohnt, Geſellſchaft zu ſehen und an den Gegenſtänden jener Zuſammenkünfte nimmt der Fremde weniger Antheil.

Wenn in den Geſellſchaften einer Nation bloß von allgemeinen Gegenſtänden, von Theater, Büchern und Vorfällen des Tages geredet wird: dann kann die Geſellſchaft allgemein ſeyn, und der Fremde befindet ſich daſelbſt wohl, und wird auch gern geſehen. Wo aber die meiſten Geſellſchafter in einer beſtimmten Abſicht zuſammen kommen, und durch beſtimmte Meinungen, Geſinnungen und Endzwecke aſſociirt worden ſind: da müſſen ſich nothwendig die geſelligen Menſchen, einer Hauptſtadt z. B., in viele kleine Haufen theilen, die wenig mit einander Umgang haben, und zu welchen auch der Fremde Mühe hat, Zutritt zu bekommen. Der Fremde iſt zu ſehr Weltbürger; und man verlangt hier mehr einen Bürger im eigentlichen Verſtande, und oft auch einer gewiſſen Faction.

Eben ſo iſt es gewöhnlicher Weiſe mit den Clubs beſchaffen, welche andrer gemeinnützigen Gegenſtände wegen, wie z. B. die Errettung der Ertrunknen, die Beförderung der Manufacturen, die Entdeckung des Innern von Africa iſt, ſich vereinigen.

Wie viel Gutes die Engländer durch ſolche Geſellſchaften ausgerichtet haben, liegt am Tage.

Sie fangen gemeiniglich mit Subſcriptionen und Geldvorſchüſſen an, und ſetzen alſo eine reiche Nation voraus. Sie zeigen aber auch eine Nation an, wo Gemeingeiſt herrſcht; und ſchwerlich iſt derſelbe vorhanden, wo es ſolche Aſſociationen gar nicht giebt.

Daß ſie zu gewiſſen Zeiten mit Schmauſereyen verbunden ſind, hat auch ſein Gutes. Denn ſinnliche Genüſſe, mit edlen Endzwecken in Vereinigung gebracht, unterſtützen ſich wechſelsweiſe.

Eine Modification der politiſchen Clubs, die ſich den Coterien näherte, waren die Cercles in Genf. Es waren eigentlich Familien-Geſellſchaften. Aber dieſe Familien ſelbſt waren, außer ihrer Verwandtſchaft durch nichts ſo ſehr, als durch ihre Gleichheit in der politiſchen Denkungsart verbunden, und die in der Republik herrſchenden Factionen und Streitigkeiten hatten immer Einfluß auf Trennung oder Verbindung der Familien. In dieſen Cercles ſonderten ſich aber noch überdieß die Alter und die Geſchlechter ab. Dieſe Gewohnheit, die jungen Leute ſich ſelbſt in den Geſellſchaften zu überlaſſen, ſetzt eine große Reinheit der Sitten voraus. Es war eine republikaniſche Sitte, wodurch der Zuſammenhang der Familien erhalten, und der Geiſt der Fraternität fortgepflanzt wurde. Fremde bekamen ſelten Zutritt zu dieſen Geſellſchaften. Ob ſie gleich nicht die Discuſſion politiſcher Gegenſtände zum Zwecke hatten: ſo war doch die Qualität eines Genfer Citoyen der Titel, welcher zum Eintritt berechtigte. Es waren Geſellſchaften, welche die, aus der Conſtitution entſpringende, Anhänglichkeit der Bürger gegen einander befeſtigten.

1. Gelehrte Clubs.

Sie ſind immer unbedeutend, wenn ſie lange fortdauern. Anfangs, wenn einige gleich eifrig für die Wiſſenſchaften eingenommenen, mit gleichem Geiſte und Geſchmacke ſie bearbeitenden Gelehrten, die zugleich eine Art freundſchaftlicher Geſinnung gegen einander haben, ſich zu gewiſſen Zeiten zu verſammeln beſchließen, kann eine wirkliche Communication der Einſichten, beſonders durch gegenſeitige Critik ihrer eignen oder fremder Werke, entſtehen. Aber ſobald der zuſammenkommenden Gelehrten mehrere ſind und dieſe die Wiſſenſchaften in ganz verſchiednen Geſichtspuncten anſehen, (der eine als Litterator, der andre als Philoſoph, der dritte als Dichter oder Politiker) und wenn unter ihnen nicht ein anderweitiges Band der Freundſchaft iſt: ſo ſind ihre Zuſammenkünfte immer kalt, ohne Intereſſe und daher ohne Nutzen: berechnet auf einen gegenſeitigen Tauſch von Lobſprüchen, wofür ſich jeder durch Tadel außerhalb der Zuſammenkünfte ſchadlos hält.

Wenn Gelehrte zuſammenkommen, um mit einander bloß wiſſenſchaftliche Gegenſtände zu beſprechen: ſo müſſen es ſehr wenige ſeyn, die, ohne Eiferſucht, ohne Begierde zu glänzen, bloß das Bedürfniß fühlen, ſich zu unterrichten oder ſich auszuſprechen. Es iſt ein doppelter Grad von Freundſchaft, gutem Herzen und gegenſeitiger Liebe nothwendig, wenn die Anſprüche auf einen höhern oder einen erleuchtetern Verſtand Gelehrte nicht bey fortgeſetztem Umgange entzweyen, oder gegen einander gleichgültig machen ſollen.

Sehr tiefe oder ſehr weit verfolgte Ideen und eine Art ſyſtematiſcher Kenntniſſe ſind am wenigſten gemacht, im Geſpräche mitgetheilt zu werden. Es iſt eine Arbeit, ſich ihrer aller in dem Augenblicke, wo man ſich erholen will, zu erinnern, und ſie mit Deutlichkeit vorzutragen.

Bey jemanden, der eben ſo gut unterrichtet iſt, wie wir, kann man doch mit Wiederholung der gemeinen Kenntniſſe, ſo geſchickt man ſie herbeyführen mag, kein Vergnügen erwecken, noch ein Intereſſe erlangen. Alſo iſt unter Gelehrten die Grundlage des Geſprächs größtentheils nicht auf die Wiſſenſchaft überhaupt, und auf Unterſuchung der Gegenſtände, ſondern auf die litterariſchen Neuigkeiten und deren Beurtheilung eingeſchränkt. Ein neues Product, das Aufſehn macht, zu zergliedern, zu tadeln, zu loben, mit einigen Anekdoten über die Perſonen der Autoren, das giebt der Converſation unter Gelehrten allein Leben. Deßwegen iſt auch ihre Communication an Orten, wo die Neuigkeiten der Art, (in den Gattungen der Künſte, des Theaters und der Bücher) ſchneller auf einander folgen, am meiſten ununterbrochen

Daraus entſteht aber ein anderes Uebel, daß ſich jeder Gelehrte, anſtatt ſein Fach allein gründlich zu ſtudiren, oder ſich ganz mit dem Objecte zu erfüllen, über das er jetzo ſchreibt, ſich zugleich, der Geſellſchaft wegen, mit den Neuigkeiten der gemeinern und populären Litteratur beſchäftigt, und daher viel Zeit auf Lectüren wendet, die ihm ſonſt zu nichts dienen, als daß er in Geſellſchaft anderer Gelehrten mitſprechen kann, wenn die Unterredung darauf fällt.

Sobald die Zuſammenkünſte der Gelehrten aus mehrern Perſonen beſtehn, mit der Abſicht, nur wiſſenſchaftliche Gegenſtände zu bearbeiten: ſo bleibt nichts anders zu thun übrig, als daß einer ein Product ſeiner Feder vorlieſt, und die andern es beurtheilen. Was aber daraus wird, lehren alle Akademien. Wenn der erſte Eifer vorüber iſt, ſo ſind ihre Sitzungen ein läſtiges Ceremoniel, woraus ſelten etwas entſteht, es ſey denn, daß es die Mitglieder, die ſonſt ganz müßig ſeyn würden, nöthigt etwas zu arbeiten.

Aus Vorleſern und Zuhörern wird nie eine eigentliche Geſellſchaft. Iſt das Vorgeleſene lang, ſo macht es unfehlbar lange Weile: denn ſelten iſt auch der, welcher gut zu ſchreiben weiß, ein guter Vorleſer. — Wenige haben die Gabe, ununterbrochen aufmerkſam zuzuhören. — Und unter einer Anzahl von Zuhörern ſind immer einige, die weniger Intereſſe an dem Inhalte nehmen, oder ihn weniger verſtehen.

Nach der Lectüre ſollte nun das Intereſſanteſte der Sitzung folgen, das iſt die Einſammlung der Stimmen und Urtheile der Geſellſchaft, wodurch der Verfaſſer aufgeklärt würde. Aber hier wird wieder vielen eine zu ſchwere Arbeit aufgelegt. Denn keiner will ſich doch durch ein ſeichtes Urtheil bloß geben; und ein etwas reifes und motivirtes, nach einer flüchtigen Anhörung, auf der Stelle zu geben, erfordert ſeltne Talente, mit Gegenwart des Geiſtes verbunden, und Anſtrengung mit Muth. — Die Unfähigen oder Beſcheidnen oder Trägen ziehen ſich aus der Sache, indem ſie loben; denn Lob iſt vergönnt, ohne die Urſache umſtändlich anzuführen. Nur einer oder der andre nimmt ſich heraus, zu zergliedern und die Kritik anzuwenden. Dieſer Eine macht die übrigen eiferſüchtig, die geſchwiegen oder gelobt haben. Er macht oft den Autor unwillig, wenn er ihm in Vieler Gegenwart Irrthümer und Fehler zeigt. — Was anders, als die innigſte Vertraulichkeit aller, kann es erträglich machen, daß die Schwächen eines Werks in Gegenwart ſeines Autors und einer auserleſenen Geſellſchaft aufgedeckt werden? Wo dieſe nicht vorhanden iſt, (und wie kann ſie unter einer beträchtlichen Anzahl Gelehrten vorhanden ſeyn?) da erregt dieſe freundſchaftliche Kritik, ſo wohl ſie auf der Stelle aufgenommen zu werden ſcheint, doch einen verborgnen Unwillen, der ſich in einer deſto gröſſern Strenge des Schriftſtellers gegen die Werke ſeines Kritikers, wenn die Reihe an dieſem iſt, ſich hören zu laſſen, oder in einer ſeltnern Beſuchung der Zuſammenkünfte zeigt. — Pflicht und Penſionen und Jettons können ſolche Societäten zuſammenhalten. Von ſelbſt würden ſie immer aus einander gehn.

Unter allen Arten in der Geſellſchaft Unterſuchungen anzuſtellen, oder die Wiſſenſchaften und die Philoſophie zum eigentlichen Zwecke freundſchaftlicher Zuſammenkünfte zu machen, iſt die der debattirenden Geſellſchaft die am beſten ausgedachte. Eine nur kurze Vorleſung erklärt das Subject, wovon gehandelt werden ſoll: und nun tritt ein jeder auf, und ſagt darüber aus dem Stegreife ſeine Meinung. Man ſieht wohl, daß dieſe Societät nicht beſtehen kann, als unter Perſonen, die einander ungefähr an Einſichten und beſonders an der Gabe des mündlichen Vortrags gleich ſind. Denn ſobald ein Mitglied hierin vor den andern einen allzu merklichen Vorzug hat, ſo verſchließt es, ſobald es redet, den übrigen den Mund und wird ärgerlich, ſobald dieſe reden. Es iſt auch insbeſondre eine Fertigkeit nöthig, auf der Stelle ſeine Gedanken anzuordnen und auszudrücken, eine Fertigkeit, die viele brave Gelehrte aus Mangel der

Uebung nie erlangen. — Es iſt aber überdieß noch viel Gutmüthigkeit und eine gewiſſe Nachſicht in der Beurtheilung bey der Geſellſchaft nöthig, wenn ſie beſtehen und angenehm und nützlich bleiben ſoll. Denn da ſich doch ganz unſtreitig Ungleichheiten unter den Talenten, und der Beredtſamkeit der Mitglieder hervorthun, und beſonders manche ſich unfähig finden, ihre beſſern und gründlichern Gedanken ſo geläufig vorzutragen, als andre ihre mittelmäßigen: ſo muß aus der Beobachtung dieſes Mißverhältniſſes gar bald Mißvergnügen und eine Unbehaglichkeit entſtehen, wenn nicht die, welche auf einige Art ſich auszeichnen, die freywillige Herablaſſung haben, die andern deſto aufmerkſamer anzuhören, und das Gute empor zu heben; damit die, welche auf den niedrigern Stufen ſtehen, ſich nicht erniedrigt fühlen, und weder neidiſch, noch furchtſam und zurückhaltend werden. Nur wenn alle glauben, hier eine Schule, nicht ein Theater zu finden, wenn jeder lernen und ſich üben, — keiner ſich zeigen und glänzen will, und wenn doch alle fähig ſind, etwas zu leiſten, was den übrigen nicht gleichgültig iſt: nur dann kann eine ſolche Geſellſchaft beſtehen, und dann hat ſie ihren Werth.

Sonſt, da überhaupt die mündliche Unterredung mehr gemacht iſt, Begebenheiten, Geſchäfte, und vorübergehnde Dinge, aber ſolche, die von einem nahen und gegenwärtigen Intereſſe ſind, weniger dagegen allgemeine, und ſolche, die eine anhaltende Meditation verlangen, zu behandeln; da ſelbſt die Theilnehmung vieler, und die Abſicht einer Erhohlung und eines Vergnügens es mit ſich bringt, daß kein einzelner lange und auf eine ſich und andre anſtrengende Weiſe einen Gegenſtand verfolgt: ſo iſt es immer beſſer, daß Witz, Gelehrſamkeit und ſchöne Künſte gleichſam den Geſellſchaftern zur Seite ſtehen, immer bereit, ſich ihnen darzubiethen, wenn der Zufall Gegenſtände des Geſprächs herbeyführt, wobey ſie brauchbar ſind, als daß ſie ſich als die Stifter und Regierer der Geſellſchaft ankündigen.

Die Schwierigkeit, die nicht ſelten unter Gelehrten einerley Art eintritt, ſich lange mit einander zu unterhalten, ohne wechſelsweiſe ihre Eigenliebe und ihre Eiferſucht ins Spiel zu bringen, — verbunden mit dem Bedürfniſſe, welches gleichwohl mancher empfindet, ſich mitzutheilen, und auch durch die Unterredungen ſeine Kenntniſſe zu verbreiten, hat verurſacht, daß die Gelehrten, beſonders die des Umgangs fähigen und zum mündlichen Vortrage geſchickten, ſich ſo gerne den Großen genähert, und in dem Umgange derſelben ihre Erhohlung geſucht haben. In der Claſſe der wohl erzognen Weltleute findet der Gelehrte ſolche, die, fähig ihn zu verſtehn und nicht ſo ſtreng in Beurtheilung deſſen, was er ſagt, mit einer mittelmäßigen Erörterung der Sache zufrieden ſind, Lücken und Unvollkommenheiten nicht wahrnehmen, und durch die erkannte Ueberlegenheit nicht beleidigt werden, weil ſie durch andre Vorzüge des Standes und der politiſchen Wichtigkeit hinlänglich zu erſetzen glauben, was ihnen an Gelehrſamkeit abgeht. So lange der Stand der Handelsleute noch ſo weit zurück war, daß er an Unterhaltungen über Wiſſenſchaften wenig Gefallen fand, und wenig davon verſtand: ſo blieb Gelehrten nichts weiter übrig, als mit Gelehrten, oder mit dem Adel umzugehen. Jenes wurde ihm oft Arbeit, und endigte ſich nicht ſelten mit Zänkereyen; dieſes war ihm eine ehrenvolle Erhohlung. Er genoß ſeines Ruhms, er fand Zuhörer, die Theil nahmen; er fand eine Gelegenheit ſeine Sitten zu bilden, und eine gewiſſe Art der Beredtſamkeit zu lernen, welche die Bücher nicht geben können.

Horaz, Pope, alle vorzüglichen Köpfe bis auf unſer Jahrhundert, haben ſich es zur Ehre und zum Beweiſe des Verdienſtes angerechnet, mit den erſten Männern ihres Vaterlands gelebt zu haben. Nach Maßgabe, als ſich die Handlung erweitert und der Kaufmannsſtand ſich in Sitten und Kenntniſſen gehoben hat, hat der Gelehrte noch eine andre Claſſe von Zuhörern und Geſellſchaftern gefunden. Und zwiſchen dieſen beyden wird er gewiſſer Maßen den Kitt und das Band machen. Der Gelehrte gehört dem Bürgerſtande, ſeiner Familie und ſeinen älteſten Verbindungen nach, zu; und er wird von den Großen oft wegen ihres Amts und ihrer Geſchäfte und oft wegen ihres Vergnügens oder wegen der Ehre, welche die Wiſſenſchaften geben, mehr, als die erwerbenden Bürgerſtände, geſucht.

Aus der Nachahmung dieſer Clubs ſind in Deutſchland die Reſſourcen, die Harmonien u. ſ. w. entſtanden, jene, Aſſociationen einer beſtimmten Anzahl von Männern oder Familien; dieſe, die Verbindung aller geſitteten Männer aus einer ganzen Stadt.

Ob die erſten lange dauern, und ob ſie angenehm ſeyn ſollen, hängt lediglich von den Umſtänden, Verhältniſſen, geſellſchaftlichen Talenten und andern Eigenſchaften der Perſonen ab, aus welchen ſie beſtehen. Das Spiel muß immer eine der großen Hülfsmaſchinen zu ihrer Erhaltung ſeyn. Bequemlichkeit und Schönheit der Zimmer, gute Erleuchtung und ein ſchöner Garten für den Sommer, trägt auch viel dazu bey, ihnen Annehmlichkeit und Fortdauer zu geben.

Die Harmonien kommen den Kaffeehausgeſellſchaften näher, ſind aber doch dieſen vorzuziehen, weil ſich mehr Hausväter, Männer von höheren Jahren und geſetztem Charakter dabey einfinden, welche die junge Welt einſchränken, und die Leichtſinnigen und Ausſchweifenden verjagen. Es iſt ein etwas kaltes Vergnügen, es wird aber endlich durch die Gewohnheit der Beſuch einer ſolchen Geſellſchaft manchem Geſchäftsmanne oder Gelehrten unentbehrlich. Iſt ein wohlthätiger Zweck damit verbunden, welcher die Mitglieder fortgeſetzt beſchäftiget; ſo wird das Anziehende der Geſellſchaft dadurch vermehrt. Leipzig hat durch ſeine Harmonie viel gewonnen.

V. Geſellſchaft auf öffentlichem Markte.

1. In Ländern, wo das Klima erlaubt, ſich das ganze Jahr unter freyem Himmmel aufzuhalten, und bey Nationen, welche ihre öffentlichen, ſo wie ihre Handels-Geſchäfte auf offnem Markte zu treiben pflegen, ſind die Märkte und andere freyen Plätze in den Städten auch die gewöhnlichen Oerter, wo die Menſchen des Umgangs wegen zuſammen kommen.

2. In Griechenland waren die Marktplätze zu einer gewiſſen Zeit des Tages immer mit Menſchen angefüllt. Jeder begab ſich gewöhnlicher

Weiſe täglich dahin, gewiß, dort ſeinen Freund, mit welchem er ſprechen wollte, oder ſeinen Gläubiger und Schuldner u. ſ. w. zu finden.

Zum Zufluchtsorte bey ſchlechtem Wetter, waren in allen Griechiſchen Städten Säulengänge und Hallen erbaut, wo die auf dem Markte Zuſammenkommenden ſich hinbegaben, wenn es regnete, oder wenn ſie andere Bequemlichkeiten ſuchten.

Unter ſolchen Hallen wurden die Gerichtshöfe, und auf oder nahe an dem Markte auch die Volks-Verſammlungen gehalten. Hier waren die Gymnaſien, und alles, wodurch Menſchen herbeygezogen werden.

Wir ſehen daher auch die Philoſophen, z. B. den Sokrates, ſeine Geſpräche auf dem Markte, unter Säulengängen und in Gymnaſien halten.

3. In Rom war die Einrichtung beynahe ganz nach der Griechiſchen kopirt. Forum war das gewöhnliche Wort, ſowohl für einen Gerichtshof als für einen Kaufmarkt. Die Volks-Verſammlungen wurden daſelbſt oft gehalten. In der Nähe waren die Curien, wo der Senat zuſammen kam.

Doch ſcheinen die Römer weniger den Umgang und das bloße Geſpräch auf dem Markte geſucht zu haben, als die Griechen; vielleicht, weil die Römiſchen Frauenzimmer weniger eingeſchloſſen waren, und an der Geſellſchaft mehr Theil nahmen, als die Griechiſchen. Daher die Römer mehr Beſuche in ihren eignen Häuſern annahmen.

4. Auch noch jetzt kommen in den Städten Italiens, Griechenlands und des Orients die Menſchen weit mehr auf öffentlichen Plätzen und Straßen zuſammen, als bey uns, um das geſellſchaftliche Vergnügen zu genießen.

Dieß hängt mit ihrer Neigung zu öffentlichen Aufzügen und Schauſpielen zuſammen, wie dieß auch bey den Griechen und Römern der Fall war.

Bey den Letztern waren überhaupt, außer feyerlichen Gaſtmählern, welche faſt immer mit Opfern verbunden waren, ſelten Zuſammenkünfte in den Privathäuſern.

5. In Venedig war der St. Marcus-Platz der gewöhnliche Ort, wo man zuſammen kam, um zu ſehen, zu hören und zu ſprechen. Er vertrat die Stelle eines großen und prächtigen Kaffeehauſes. Auf dieſem Platze giengen auch die Proccuratori del S. Marco zu beſtimmten Stunden des Tages ſpazieren, um ſich von dem niedrigſten Bürger ſprechen zu laſſen. Eine herrliche Einrichtung in ihrem Urſprunge, die aber zuletzt auch in bloße Nahmen und Formalitäten verſank.

Die Proccuratori del S. Marco waren nähmlich Perſonen vom höchſten Adel, und die Würde ſelbſt war eine der höchſten in der Republik. Sie waren aber dazu beſtimmt; Fürſprecher, Rathgeber und Sachwalter des gemeinen Mannes zu ſeyn. Und deswegen giengen ſie jeden Tag zu beſtimmten Stunden auf dem Markus-Platze, um jedermann den Zutritt zu ſich zu geben, welcher ſie in ſeinen Privat-Angelegenheiten ſprechen wollte.

6. Auch bey den Juden, einem Volke, welches aus dem Oriente zu uns gekommen iſt, wird man den Hang gewahr, ſich auf öffentlichen Plätzen zu verſammeln; wozu freylich auch die Schacherey beyträgt. Aber nicht bloß auf den Plätzen, welche in den ihnen gewidmeten Quartieren der Städte ſind, iſt, zu beſtimmten Stunden des Tages, eine große Frequenz: ſondern man ſieht auch auf unſern Märkten ſtets Juden auf und ab ſpazieren.

7. Dieſe Art des Umgangs auf dem Markte und auf öffentlichen Plätzen hat ihren eignen Charakter, und ihren eignen Einfluß auf die Nationen, bey welchen er eingeführt iſt.

Er paßt ſehr gut für kleine Städte, die zugleich Freyſtaaten ſind: dergleichen Athen, und im Anfange auch Rom und Venedig waren. Hier kennen alle Bürger einander: hier ſind alle einander gleich. Man findet ſich alſo, auf jedem öffentlichen Platze, unter Bekannten und Freunden.

Umgekehrt trägt es zur Belebung des Gemeingeiſtes und der Gleichheit bey, wenn die Bürger einer Republik ſich täglich ſehen.

Durch dieſe Art des Umgangs, wird jeder von allem, was merkwürdiges in der Stadt, oder auch in der Welt, ſo weit jene mit dieſer in Verbindung iſt, vorgehet, zeitig unterrichtet. Auch die Kenntniſſe, Einſichten und Urtheile der Verſtändigern theilen ſich hier auf das leichteſte den Unwiſſenden mit: und der Markt und die öffentlichen Spaziergänge werden Schulen, wo jeder Bürger täglich einigen Unterricht ſchöpft. Daher hier eine gewiſſe Gleichheit der Kenntniſſe und der Geiſtesbildung entſteht.

Von der andern Seite giebt es die Natur der Sache, daß auf öffentlichen Plätzen, in einer Geſellſchaft, wo jetzt einer kommt, der Andere weggeht, und man ſehr oft durch allerhand Vorfälle zerſtreuet wird, eine zuſammenhängende und lange Unterredung nicht wohl möglich ſey.

Die Philoſophie des Sokrates, ſo wie wir ſie aus Xenophons Denkwürdigkeiten kennen, iſt allein geſchickt, auf öffentlichem Markte gelehrt zu werden. Sie beſtand mehr in Belehrungen, welche er einzelnen Perſonen bey beſondern Vorfällen gab, als in einem vollſtändigen Unterrichte in irgend einer Wiſſenſchaft. Auch Chriſtus trug, nach der Evangelien-Geſchichte, ſeine Lehren auf öffentlichen Plätzen und in den Straßen vor; ſein Vortrag aber beſtand bloß in Sentenzen und erdichteten Beyſpielen, und wandte ſich an das ganze Volk. Socrates räſonnirte mehr im allgemeinen, und richtete ſeinen Vortrag nur an eine, oder an wenige Perſonen.

Doch gewöhnt ſich der Menſch nach und nach, auch unter Zerſtreuungen zuſammenhängend zu denken, und dieß iſt ſelbſt eine Uebung des Geiſtes. Ja es iſt unläugbar, daß unter freyem Himmel, auf Spaziergängen, und ſelbſt an Oertern, wo viele Zerſtreuungen ſind, uns unſere beſten und originellſten Ideen einkommen.

Dieſe ganze Art des Umgangs ſchickt ſich im Grunde mehr für ein müßiges Volk, wie die Alten wirklich waren, und wie es die Juden unter uns noch ſind, als für unſere, mit Handwerken, Künſten, dem Handel und den öffentlichen Aemtern, ſo ſehr beſchäftigten Bürger in den Europäiſchen Staaten. Die alten Griechen und Römer waren, in Vergleichung mit uns, wirklich Müßiggänger. Sie überließen Handwerke und mechaniſche Künſte den Sklaven. Der Landbau, ihre einzige Beſchäftigung, war ſehr einfach. Die öffentlichen Geſchäfte wurden noch nicht ſchriftlich behandelt: wodurch ſie erſt Arbeit wurden. Ein Athenienſer oder Römer konnte alſo ſeine ganze Zeit, die er nicht auf ſeinem Landgute zubrachte, in der Stadt, auf öffentlichen Plätzen ſich aufhalten. Hier fand er alles, was ihn als Bürger intereſſirte, und woran er vielleicht ſelbſt Theil nahm, Volksverſammlung, Gerichtshöfe u. ſ. w. Die Nationen, die, wie die Juden, wie die Armenier, ſich bloß mit dem Handel abgeben, haben ebenfalls viele müßige Zeit. Auch ſind eben deßwegen die Einwohner der ſüdlichen Länder zu der häufigen Beſuchung öffentlicher Plätze und Spaziergänge, und zu dem auf denſelben zu pflegenden Umgange geſchickter, weil ihre mittlern und niedern Claſſen, wegen der größern Fruchtbarkeit des Bodens, und der weniger ſtrengen Winter, um ihren Unterhalt weniger beſorgt ſeyn, und alſo auch weniger arbeiten dürfen.

Es wäre der Mühe werth, daß ein Philoſoph den Unterſchied zwiſchen dem Charakter der ſehr beſchäftigten, und zwiſchen dem der mehr müßigen Nationen aufſuchte. Ich glaube, das Intellectuelle, beſonders Witz und Einbildungskraft, gewinnt bey den letztern: das Moraliſche hingegen, und der eigentliche Verſtand, d. h. die Denkkraft, hat bey den erſtern den Vorzug.

Wenigſtens iſt der Charakter des Umgangs bey einer Nation ganz anders, wo die rechtlichen Bürger faſt von Morgen bis Abend in Geſellſchaft ſind, als bey einer, wo jedermann den Tag, in ſeinem Hauſe oder in einem Collegium, mit Arbeiten zubringt, und nur des Abends, zu ſeiner Erhohlung, die Geſellſchaft, es ſey in Privathäuſern, oder auf öffentlichen Spaziergängen, aufſucht.

VI. Geſellſchaften verſchiedner Zeiten und Völker.

So weit als wir in die Geſchichte der Menſchen zurückgehn können, finden wir, daß die Religion die erſten Feſte geſtiftet, und bey dieſen Feſten geſellſchaftliche Zuſammenkünfte veranlaſſet habe, die ſich nach den religiöſen Gebräuchen, mit Mahlzeiten, Tanz, Geſang und Schauſpielen endigten.

Berühmte Tempel und die Feſte der National-Gottheiten haben die πανηγύρεις hervorgebracht, wovon Aegypten die erſten und die häufigſten Beyſpiele gegeben hat; und wovon die Olympiſchen und andere Spiele in Griechenland die berühmteſten ſind.

Die Opfer veranlaßten Mahlzeiten, weil ſo viel überflüſſiges Fleiſch vorhanden war: und ſeine Freunde an dem, was uns Heil und Segen bringen ſoll, Theil nehmen zu laſſen, iſt in der Natur des Menſchen gegründet.

Gaſtmähler ſind von den älteſten Zeiten üblich geweſen. In der guten Zeit der Griechen, waren ſie ein wichtiger Gegenſtand des Luxus, der Eitelkeit und des Wohllebens. Nicht dazu gebeten zu werden, wo man es erwartete, war eine Kränkung, die beleidigte oder niederſchlug. — Sie waren, wie im Mittelalter, ſelten, aber dann mit großem Aufwande, und einem Ueberfluſſe an Wein und Speiſen verbunden. Die Gewohnheit ſeine Freunde oft und ohne Aufwand bey ſich zu ſehn, iſt erſt von einer ſpätern Zeit und einer mehr verfeinerten Geſelligkeit.

Bey dieſen Gaſtmählern war gemeiniglich eine Unterhaltung veranſtaltet, welche die Geſellſchaft ſich nicht ſelbſt verſchaffte. Sänger ſind beym Homer die Tiſchgenoſſen der Großen. — Schauſpieler, Jongleurs, Taſchenſpieler, Aequilibriſten wurden in ſpätern Zeiten herzugerufen.

Das iſt ein charakteriſtiſcher Unterſchied zwiſchen dem geſelligen Vergnügen des Europäers und des Orientalen. Dieſer will nur ſehen und hören, wenig ſprechen; er will ausruhen, er will unterhalten ſeyn, nicht ſelbſt unterhalten. Auf den Türkiſchen Kaffeehäuſern finden ſich daher die Erzähler von Profeſſion, welche mit ihren Mährchen die, ruhig mit über einander geſchlagnen Beinen ſitzenden, Tabackraucher unterhalten.

Hier zeigen die Tänzerinnen die Gelenkigkeit ihrer Glieder, und erwecken durch ihre Stellungen Lüſte. Der thätige Europäer will lieber ſelbſt ſprechen, oder tanzen.

In allen Nationen aber, auch bey den heutigen Europäiſchen, iſt dieß der natürliche Fortgang der Sachen geweſen; von groſſen ſeltenen Gaſtmählern zu häufigen kleinern, von einer Unterhaltung bey der Mahlzeit durch Muſik und Schauſpiel zu einer Unterhaltung durchs Geſpräch.

Die übrigen Gelegenheiten in der alten Welt Geſellſchaften zu ſehn, waren nur auf dem Markte, oder in den Leſchen, Barbierſtuben und Säulengängen. Die Ausſchließung des weiblichen Geſchlechts vom Umgange mit Männern, mußte ſchon dieſe Zuſammenkünfte, außer der Zeit der Mahlzeiten, und außer der Zeit der Geſchäfte, ſeltner machen. Auch bey uns ſind es Damen, die in den Thee- und Kaffeegeſellſchaften den Vorſitz haben.

Die Erfindung der Spiele und die Zuziehung des weiblichen Geſchlechts hat die größten Verſchiedenheiten im geſelligen Tone der Neuern hervorgebracht.

Aber auch der Nationalcharakter, die Umſtände des Volks, die Regimentsverfaſſung haben Einfluß auf die Beſtimmung des Geſprächstons.

Da in Griechenland faſt nur Männer zuſammen kamen, und die Weiber faſt nur ſinnlich geliebt wurden: ſo war das Geſpräch im Ganzen ernſthafter, aber, wenn es luſtig wurde, nicht delikat. In den Sokratiſchen Geſprächen, die wir haben, und in welchen das wirkliche Leben doch nachgeahmt, wenn gleich verſchönert iſt, herrſcht eine ausnehmende Feinheit, aber nichts Fröhliches, Luſtiges, — Ironie, die vergnügen kann, nicht Spöttereyen, die lachen machen können. Der Styl iſt beynah eben ſo periodiſch, als in Schriften. Der zerſchnittne Styl der Franzoſen iſt das Eigne der neuern Converſationsſprache. Die größten Annehmlichkeiten der alten Converſationen ſind aufgegebne und aufgelöſte Räthſel; die Annehmlichkeit des neuen ſind wohl auch Anſpielungen, Perſiflage, aber noch mehr Einfälle, die deutlich ſind, und geradezu Lachen erregen.

Die Abwechſelungen im geſellſchaftlichen Tone und in dem Geſpräche jeder Nation ſind ohne Zweifel weit häufiger und größer, als ſie die Geſchichte angiebt. Wo die Wiſſenſchaften und Künſte blühen, und wo die allgemeinen Kenntniſſe von beyden nicht bloß das Eigenthum gewiſſer Stände ſind, ſondern ein Intereſſe für alle haben, muß die Unterredung immer den wichtigſten und angenehmſten Theil der geſellſchaftlichen Vergnügungen für Leute von mittlerem Alter ausmachen. Wo ein unwiſſendes Volk die Leibesübungen und den Krieg liebt, da müſſen Turniere, circenſiſche und gladiatoriſche Spiele die großen Zeitvertreibe der Nation ſeyn. Die theatraliſchen Schauſpiele haben zu allen Zeiten das Vergnügen der civiliſirten Menſchen ausgemacht. Bald iſt es das Schauſpiel, bald die Schönheit der Poeſie, bald ein National- und religiöſes Intereſſe an den vorgeſtellten Begebenheiten, welches ihnen die Aufmerkſamkeit des Publikums zugezogen hat.

Von Moden, von Fantaſien, die oft bey einer Nation entſtehn, und wenn dieſelbe Tonangebend unter den benachbarten iſt, oft mehrere anſtecken, will ich nicht reden. Shakspeare gedenkt im K. John einer höfiſchen Galanterie der damahligen, oder der ältern Zeit, melancholiſch und mürriſch zu ſcheinen; und mehrere, von den Commentatoren angeführte, Stellen laſſen nicht zweifeln, daß es eine ziemlich ausgebreitete Affectation geweſen ſey. Zu einer Zeit kann übertriebne Luſtigkeit, zu einer andern pedantiſche Auskramung claſſiſcher Gelehrſamkeit, wieder zu einer andern gefliſſentliche Vermeidung alles deſſen, was uns als einen Gelehrten und nicht als einen witzigen Kopf darſtellt, die herrſchende Sitte, ſelbſt am Hofe und in der großen Welt, ſeyn.

Die Wortſpiele, und eine gewiſſe Künſteley in Ausdrücken waren ſicher zu Shakspeares Zeiten in der öffentlichen Gunſt. Er ſelbſt iſt voll von dieſen Fehlern: und wenn er, wie im Polonius, die

Affectation lächerlich macht, ſo iſt es dieſer ſein eigner Fehler, aufs äußerſte getrieben.

Ohne Zweifel iſt der eigentliche gute Ton der, welcher in der Converſation von allen Kenntniſſen die Hülſen weglaßt, und den Kern giebt, die Reſultate, nicht die Principien, die wichtigen Thatſachen, keine Geſchichtsforſchung; und alles dieß in dem verſtändlichſten leichteſten Style.

B. Geſellſchaften, welche durch Geſchäfte veranlaßt werden.

Die zweyte Hauptgattung des Umgangs iſt derjenige, welchen die Menſchen bey ihren Geſchäften mit einander haben. Er wird weniger als Umgang betrachtet, weil er nicht verabredet und abſichtlich iſt. Er iſt aber nicht von geringerm Einfluſſe auf den Menſchen, als der Umgang, welchen er in ſeinen Erhohlungsſtunden hat.

Dieſes Feld wäre unüberſehlich, wenn man nicht den Geſchäfts-Umgang in gewiſſe Hauptarten eintheilte, und die kleinern Schattirungen übergienge.

Ich will fünf ſolcher Hauptarten annehmen: 1) Geſchäfte, die zur Regierung des Staats gehören; 2) Militäriſche Geſchäfte; 3) Geſchäfte der verſchiednen Gewerbe; 4) Geſchäfte des Lehrſtandes; 5) Geſchäfte der Aerzte.

Jeder Stand in der bürgerlichen Geſellſchaft bringt den Mann in eine beſondere Art von Verbindungen und giebt ſeinem Umgange mit denen, an welche ſein Geſchäfte ihn knüpft, einen eignen Ton.

I. Die Geſellſchaft, welche durch die Regierungs-Geſchäfte veranlaßt wird.

Auch hier ſind der Abſtufungen unzählige. Ich will mich nur auf zwey derſelben einlaſſen: einmahl auf den Umgang des Fürſten und der oberſten Staatsverwalter; und zweytens auf den Umgang derer, welche Mitglieder von Regierungs-Collegien ſind. Dieſe ſind entweder Verwalter oder Richter.

1. Umgang des Souveräns bey ſeinen Geſchäften.

Der Fürſt geht hierbey entweder mit ſeinen Unterthanen, welche die Mittelsperſonen, Theilhaber und Werkzeuge ſeiner Regierung ſind, — oder ergeht mit Auswärtigen um, — mögen es Geſandten oder auch Landesherrn ſeyn.

Der Umgang des Fürſten mit den bürgerlichen und militäriſchen Officianten ſeiner Staaten würde ebenfalls mich in ein unüberſehliches Feld von Betrachtungen führen, wenn ich mir nicht willkührliche Schranken ſetzte.

Der Hauptunterſchied iſt ohne Zweifel der, zwiſchen dem Umgange, welchen der Fürſt mit denjenigen Perſonen hat, die mit ihm über die Angelegenheiten rathſchlagen, und zwiſchen dem, welchen er mit Perſonen hat, die bloß ſeine Befehle vollziehen. Zu dem Erſten ſind die **Miniſter**, zu dem Andern die **Unterbeamten** beſtimmt.

a. Umgang des Fürſten mit ſeinen Miniſtern.

Ich kann hier nichts als einige zerſtreute Anmerkungen und Beobachtungen liefern, wenn ich mich nicht von meinem Hauptgegenſtande entfernen will.

In den jetzt beſtehenden Europäiſchen Reichen war, nach der urſprünglichen Verfaſſung, der Regent alles, — Heerführer, Richter, Adminiſtrator; und er verwaltete auch gelegentlich alle dieſe Geſchäfte in Perſon. Für jedes derſelben aber war ein angeſehener Staatsbediente beſtellt, der, nach der urſprünglichen Beſtimmung, nur der Secretär des Fürſten in dieſem Fache war. Dieſe Perſonen nahmen nur gelegentlich einige Gehülfen, wenn die Geſchäfte ſich häuften; in keinem Fache aber war ein fortdauerndes Collegium.

So gab es allenthalben, nach dem Modell des Kaiſerthums und des Deutſchen Reichs, einen Canzler für die richterlichen und Adminiſtrationsgeſchäfte, einen Conſtable oder Marſchall für den Krieg, einen Großadmiral in Frankreich und England für die Flotte u. ſ. w. Dieſe Aemter waren entweder an die Reichsſtandſchaft und hohe Geburt geknüpft, oder wurden bald damit verbunden, da dieſe Aemter, ſo ungetheilt, nothwendig, von großer Wichtigkeit wurden.

Eine Folge dieſer Einrichtung war, daß ein thätiger Fürſt alles allein that und despotiſch regierte; oder daß er, weil ihm zu viel aufgetragen war, außer dem Kriegführen, nichts that, und jene hohen Beamten alle Geſchäfte verwalteten, und nach und nach zu einer ungebührlichen Macht im Staate emporſtiegen, welche den Fürſten ſelbſt gefährlich wurde.

Es war daher eine glückliche Veränderung, als faſt in allen Reichen dieſe hohen Beamten in ſo viele verſchiedne Regierungscollegia verwandelt wurden. Die Präſidenten derſelben hießen Miniſter; waren von geringerm Anſehen, dem Fürſten mehr ſubordinirt; aber mehr mit dem Geſchäfte ſelbſt bekannt und demſelben gewidmet.

Der Zeitpunkt dieſer Veränderung in Deutſchland war die Errichtung des Cammergerichts. Auf dieſes erſte große lange erwartete Gerichtscollegium, deſſen Nutzen man empfand, folgten nunmehr Rathscollegia an den Höfen für die andern Arten der Geſchäfte.

Der Reichshofrath in Wien ſollte ein ſolches ſeyn. Aber er artete bald in einen (mit dem Cammergerichte rivaliſirenden) Gerichtshof aus, oder war ein Zwitterding zwiſchen beyden

An die Stelle deſſelben trat aber ein anderes Collegium, der Staatsrath; und die Mitglieder deſſelben waren eben ſo viel oberſte Diener des Fürſten.

Dieſer Miniſter, deren Wahl vom Fürſten abhieng, wurden bald mehr bald weniger, nachdem man entweder neue Zweige der Regierung entdeckte, oder einige zuvor getrennte zuſammenzog.

Alle aber conferirten anfänglich und lange Zeit mit einander und mit dem Fürſten.

Doch auch dieſes änderte ſich zuweilen und in gewiſſen Ländern; und hieraus entſteht nun die erſte große Verſchiedenheit in dem Umgange des Fürſten mit ſeinen Miniſtern.

Etwas anders iſt es, ob der Fürſt mit ſeinen Miniſtern eigentliches Conſeil oder geheimen Rath hält, d. h. mit ihnen gemeinſchaftlich, über die einem jedem anvertrauten Angelegenheiten, rathſchlägt, ihre Meinungen anhört, die ſeinigen vorträgt und von ihnen beurtheilen läßt, und endlich entſcheidet. — So haben, nach Maximilian dem erſten, und Karl dem fünften, die meiſten Fürſten in Europa, ſo hat Ludwig der vierzehnte und der große Churfürſt in Brandenburg regiert.

Etwas anders iſt es, ob der Fürſt mit jedem einzelnen Miniſter beſonders conferirt, und es nun ihnen überläßt, im gemeinſchaftlichen Rathe die nöthige Verbindung zwiſchen den gefaßten Entſchlüſſen zu bewirken.

Eine dritte Methode iſt, wenn der Fürſt ein, vom geheimen Staatsrathe abgeſondertes, Cabinet hält; wenn er mit keinem ſeiner Miniſter, in der Regel mündlich conferirt, ſondern ſich alles von ihnen ſchriftlich vortragen läßt, worauf er auch wieder ſchriftlich durch einen der Cabinets-Räthe antwortet.

Die erſte Regierungsweiſe, nach welcher der Fürſt ſelbſt dem verſammelten Staatsrathe vorſitzt, iſt für einen jungen Fürſten, oder für einen von gewöhnlichen Talenten ohne Zweifel die nützlichſte: vorausgeſetzt, daß die Miniſter wohl gewählt ſind.

Er lernt durch die Vorträge und Debatten derſelben die Geſchäfte kennen: und das gehaltene Conſeil iſt für ihn eine wirkliche Vorleſung über die Regierungskunſt. Auf dieſem Wege wurde Ludwig der vierzehnte wirklich ein einſichtsvoller Fürſt. Er war Anfangs in der Wahl ſeiner Miniſter glücklich, und er lernte von ihnen. Als er in der Folge übel wählte, und im Alter, als ein ausgelernter Regent, ſeine Miniſter ſelbſt belehren wollte; da gieng es ſchlecht.

Ein Fürſt kann ferner, durch den Vorſitz im Staatsrathe, ſeine eignen Gedanken zur Deutlichkeit bringen und ſie vortragen lernen. Es werden auch vielleicht Gedanken, welche er nur halb entwickelt hatte, von einem der anweſenden Miniſter zur Reiſe gebracht.

Das Conſeil iſt beſonders geſchickt, den Fürſten nicht ſowohl in der Hervorbringung eigner Ideen, als in der Vergleichung und Beurtheilung mehrerer fremden zu üben. Dieß iſt aber auch die eigentliche Beſtimmung gewöhnlicher Regenten.

Dieſe Vortheile der Gegenwart des Fürſten im Staatsrathe können oft zu bloßem Scheine werden: es können ſogar Nachtheile an deren Stelle treten. Das erſte geſchieht, wenn der Fürſt doch ſchon zum voraus beſchloſſen hat, was geſchehen ſoll, und alle Debatten der Miniſter nur ein unnützer Wortwechſel ſind. Das zweyte geſchieht, wenn Uneinigkeit unter den Miniſtern iſt, und die Berathſchlagungen in Zänkereyen ausarten; wenn ein übermächtiger Miniſter die andern abſchreckt, ihre aufrichtige Meynung zu ſagen, oder der eine, talentvoller und beredter, als die andern, mehr durch ſeinen Vortrag, als durch ſeine Gründe, den Fürſten auf ſeine Seite zieht.

Am öfteſten aber werden ſolche gemeinſchaftliche Berathſchlagungen unnütz, weil es den ſich Berathſchlagenden an der dazu nöthigen Naturgabe oder Kunſt fehlt. Dieſes Talent iſt dem, welches zu einer guten Unterhaltung gehört, ähnlich und beſteht darin, daß man eben ſo gut zu hören als zu reden verſteht, daß man ſich kurz und deutlich ausdrückt und den Ausſchweifungen der Andern auf eine geſchickte Weiſe Einhalt thut; daß man von ſeiner Meinung zu rechter Zeit nachgiebt, und ein andermahl feſt darauf beſteht, kurz, daß man ſeine Ideen mit den Ideen Anderer zu verbinden weiß. Können dieſes die Miniſter nicht, ſo werden die Begriffe des Fürſten durch die Dehatten im Conſeil oft verdunkelt, anſtatt daß ſie hell würden geworden ſeyn, wenn er mit jedem einzeln geſprochen hätte.

Die zweyte Art, wie der Fürſt mit ſeinen Miniſtern in Geſchäften umgeht; wenn er mit jedem einzeln conferirt, giebt dem Genie und der eignen Denkkraft des Fürſten mehr Spielraum. Er kann, wenn er will, die ganze Conferenz darauf einſchränken, daß er ſich bloß die Thatſachen berichten läßt, und ohne wahre Berathſchlagung allein ſelbſt entſcheidet. Dieſe Methode iſt deßwegen talentvollen Fürſten, oder ſolchen, welche ſich eine Erhabenheit der Einſichten zutrauen, die angenehmſte.

Sie neigt ſich gegen den Despotismus und iſt demſelben günſtig. Ein Monarch wird durch ſein Conſeil immer etwas eingeſchränkt. Wo Gründe und Gegengründe angeführt werden, da kann ein bloß willkührlicher Ausſpruch nicht ohne Ungereimtheit Statt finden. Ueberdieß erſcheint auch hier jeder Miniſter in den Augen ſeiner Collegen, und der Fürſt in den Augen Aller verantwortlich.

Daher iſt in England, wo die Verfaſſung den Monarchen einſchränken will, ihm keine andere Regierungsart, als die durch ein geheimes Conſeil, erlaubt. In Frankreich aber führte Ludwig der funfzehnte, welcher weit willkührlicher regierte, als ſein Urgroßvater, die Gewohnheit ein, daß er mit jedem Miniſter insbeſondere conferirte.

Es iſt möglich, daß ein Fürſt, welcher die Kunſt mit Menſchen umzugehen verſteht, wenn er mit jedem ſeiner Miniſter einzeln conferirt, ihm alles beſſer abfrage, was er von ihm zu wiſſen verlangt, und daß er auch die Talente und Einſichten deſſelben beſſer benutze, als wenn er ihn bloß im verſammelten Rathe vortragen hört. Friedrich der zweyte verſtand zum Theil dieſe Kunſt: er ermunterte den Schüchternen, und er hielt den Vorlauten und von ſich Eingenommenen in Schranken. Hingegen ſchreckt die Erhabenheit des Monarchen auch oft den Miniſter in einem tête à tête mehr zurück, und läßt ihm weniger Freyheit, ſeine wahre Meinung zu ſagen und ſeine Gründe vollſtändig zu entwickeln, als wohl in einem verſammelten Rathe geſchehen ſeyn würde; ſo wie von der andern Seite, ein intriganter, oder kraftvoller Mann hier mehr Gelegenheit findet, einen ungebührlichen Einfluß auf den Monarchen zu bekommen, und ſelbſt die übrigen Departements ins geheim zu beherrſchen.

Daher iſt dieſe Abſonderung der Miniſter von einander in ihren Conferenzen mit dem Fürſten der Favoriten-Regierung günſtig. Denn da der Monarch alsdann einſeitig entſcheidet, ohne viele

Gründe anzuhören oder anzugeben: ſo können es eben ſo gut die ihm heimlich beygebrachten Ideen eines Günſtlings, als ſeine eignen ſeyn, welche er auf dieſe Weiſe wider den Willen der Miniſter durchſetzt. Bey einer ausführlichen und gemeinſchaftlichen Berathſchlagung, wird man eher gewahr, was in den Meinungen und Entſchlüſſen eines Monarchen Werk einer Cabale oder eines Privat-Intereſſe iſt, und was aus ſeinem eigenen Geiſte und Herzen kommt.

Die ſchlimmſte Folge dieſer Regierungsart iſt, daß dadurch die Harmonie zwiſchen den verſchiedenen Departementern geſtört, und die Einheit der Regierung aufgehoben wird. Jeder Miniſter nähmlich ſucht den Monarchen für ſeine Provinz, oder für ſein Fach einzunehmen, und dieſem mehr von der Freygebigkeit deſſelben zuzuwenden, als billig nach der Proportion der geſammten Bedürfniſſe des Staates geſchehen ſollte. Dieß thut der Miniſter, theils bloß um ſeine Herrſchaft zu erweitern, theils um hinwiederum durch größere, aus ſeinem Departement dem Monarchen gebrachte, Einkünfte ſich bey dieſem beliebt zu machen. Im gemeinſchaftlichen Rathe widerſteht ein Miniſter den Eingriffen des Andern; bey abgeſonderten Conferenzen kann er ſich ihnen oft erſt dann widerſetzen, wenn die Sache wirklich ſchon in der Ausführung oder der Monarch gewonnen iſt.

Es gehört alſo ein Fürſt dazu, welcher ſelbſt alle Zweige der Regierung und ihr Verhältniß gegen einander überſieht; und die Einheit der Regierung muß in dem Geiſte des Regenten ſelbſt liegen, wenn aus dieſen zerſtückelten Berathſchlagungen nicht Widerſprüche und Unordnung entſtehen ſollen.

Der Monarch arbeitet alsdann in der einen Conferenz demjenigen ſelbſt entgegen, was er in der andern beſchloſſen hat.

Niemand trieb dieſes Skandal weiter, als Ludwig der funfzehnte. Er wirkte nicht nur oft gefliſſentlich durch einen Favoritminiſter demjenigen entgegen, was er, dem Scheine nach, mit den Uebrigen beſchloſſen hatte: ſondern er hielt ſich auch noch, außer den Miniſtern und Geſandten, beſondere Privatagenten, welche mit ihm allein correſpondirten, und denen er oft auftrug, durch Intriguen das Entgegengeſetzte von dem zu bewirken, was den Geſandten aufgetragen worden war.

Die dritte Art des Verkehrs zwiſchen Fürſten und Miniſtern, *vermittelſt eines Cabinets*, hat mit der zweyten Regierungsart *das* gemein, daß auch hier der Fürſt nur mit einzelnen Miniſtern conferirt, — von jedem insbeſondere die Vorträge erhält, und ſo auch jedem ſeinen Beſcheid giebt. — Sie hat aber das Eigenthümliche: einmahl, daß dieſe Conferenz ſchriftlich geſchieht; zum andern, daß, zwiſchen dem Fürſten und dem Miniſter, noch eine Mittelsperſon iſt, nähmlich der Cabinetsrath, welcher aus dem Schreiben des Miniſters berichtet und die Antwort an ihn auſſetzt.

Hieraus entſtehen mehrere, theils gute, theils nachtheilige Folgen.

Durch ſchriftliche Behandlung werden die Geſchäfte am kürzeſten und genaueſten abgethan. Der Miniſter drängt in ſeinem Schreiben an den Fürſten in wenige Worte zuſammen, was er in der Conferenz vielleicht weitläuftiger ausgedrückt hätte. Und dieſer kann oft ſeine Entſcheidung durch zwey Worte dem Cabinetsrathe angeben.

Es fallen aber zugleich alle Vortheile hinweg, welche mit einer mündlichen Unterredung verbunden ſind. Weder Einwendungen noch Widerlegungen ſind auf der Stelle möglich: und ein Mißverſtändniß oder eine unvollkommene Belehrung kann nur mit der Zeit gehoben oder ergänzt werden. Daher wird die Regierung leicht noch despotiſcher, als bey abgeſonderten, aber mündlichen, Conferenzen. Der Widerſtand, welchen zuweilen der Miniſter dem Willen des Monarchen durch ſeine dagegen angeführten einleuchtenden Gründe thun kann, fällt hinweg, wo die ganze Conferenz ſich darauf einſchränkt, daß der Miniſter berichtet und und der Monarch entſcheidet.

Die ſchlimmſte Folge aber iſt, daß aus dem Cabinet leicht noch ein zweytes weniger angeſehenes, aber mächtigeres Miniſterium wird. Die Cabinetsräthe ſollen nähmlich im Grunde nur Secretarien ſeyn. Da ſie aber täglich den Fürſten ſehen und ſprechen; da ſie gewöhnlicher Weiſe die Vorträge aus den Berichten der Miniſter machen, und die Antworten an dieſelben aufſetzen: ſo bekommen ſie natürlicher Weiſe auf den Fürſten ſowohl, als auf die Geſchäfte, den größten Einfluß.

Dieſer Einfluß iſt entweder geheim, oder offenbar und anerkannt: das erſte, wenn der Cabinetsrath dem Fürſten ſeine Ideen unterſchiebt, indem dieſer glaubt ſeinen eignen Einſichten zu folgen; das andere, wenn der Fürſt ſich wirklich mit ihm berathſchlagt oder ſein Gutachten fordert.

Der Einfluß der erſten Art iſt immer gefährlich: weil auf dieſe Weiſe auch der abweſende Favorit den Fürſten beherrſchen kann; oder Beſtechung und Cabale der intereſſirten Parteyen Einfluß auf die Geſchäfte bekommen. Im andern Falle kann die Regierung gerecht und regelmäßig ſeyn. Aber die Triebfedern derſelben werden vervielfältiget. Das Cabinet iſt natürlicher Weiſe ein Gegenſtand der Eiferſucht des Miniſteriums. Beyde arbeiten einander oft entgegen. Das Cabinet hat das Ohr des Fürſten. Das Miniſterium hat das Anſehen bey Auswärtigen. Jenes kennt beſſer die Verhältniſſe des Innern und läßt ſich oft in die Intriguen des Hofes ein. Dieſes kennt beſſer die Angelegenheiten im Großen und hat durch ſein Anſehen mehr Mittel in den Händen, das wahre Staatsbeſte zu befördern.

In dieſer Lage der Sachen kann nur ein kraftvoller Fürſt, und ſelbſt ein despotiſch entſcheidender, Einigkeit und Uebereinſtimmung in den Gang der Geſchäfte bringen.

Noch unſchädlicher aber iſt das Cabinet, wenn es wirklich in ſeinen Schranken bleibt.

Es ſind überhaupt zwey Regeln, welche ziemlich allgemein, obgleich nicht ohne Ausnahme, in der Erfahrung wahr befunden werden.

Einmahl: jeder geheime Einfluß auf einen Fürſten iſt gefährlich. Jeder Umgang, welcher gar nicht auf Geſchäfte abzweckt, noch weniger den Fürſten zu einem gewiſſen Vorſatze zu beſtimmen ſcheint, und ihn doch wirklich dazu beſtimmt, hat mehr böſe als gute Folgen. Anſtatt eines Menſchen, der heimlich das allgemeine Beſte ſucht, giebt es hundert, die heimlich ihr Privatintereſſe durchzuſetzen ſuchen.

Zweytens. Wenn ein Fürſt nicht ſelbſt allein regiert, ſo iſt es beſſer, daß er die Rathſchläge ſolcher Perſonen befolge, welche nach ihrem Range und Anſehen dazu berechtiget zu ſeyn ſcheinen, ihm zu rathen, als ſolcher, denen ſubalterne Aemter einen ganz andern Beruf anweiſen. Es iſt beſſer, daß er ſeinen Miniſtern, als daß er ſeinen Geheimſchreibern folgt.

Jene ſind den Augen der Welt mehr ausgeſetzt, und werden durch das Urtheil der Welt im Zaume gehalten. Dieſe arbeiten im Verborgnen, und haben weniger die Schande zu fürchten.

Ueberdieß da Ehrgeitz und Eigennutz die gemeinſten Triebfedern der Menſchen ſind, ſo wirkt gemeiniglich bey Perſonen, welche Macht in Händen haben, und doch keiner großen Ehre, noch eines ausgezeichneten Anſehens im Staate genießen, die Habſucht weit ſtärker. Man kann alſo weit eher den erſten Staatsbeamten zutrauen, daß ſie unbeſtochen und uneigennützig ihr Amt verwalten, weil ſie durch das hohe Anſehen deſſelben ſchon hinlänglich belohnt werden. Diejenigen aber, welche hinter den Culiſſen des großen Welttheaters ſtehen, und von da aus Fürſten und Land regieren, ſuchen ſich oft für ihre Dunkelheit durch ihre Bereicherung ſchadlos zu halten.

b) Umgang des Fürſten mit ſeinen Unterbeamten und andern Unterthanen.

In Zeiten des Friedens, und wenn der Fürſt an ſeinem Hofe lebt, hat er ſelten Gelegenheit, in einen ſolchen Umgang zu kommen.

Es iſt aber doch ein großer Verluſt für ihn, und ein Hinderniß in der Verwaltung des Regentenamtes, wenn er, außer den Großen, keine andere Volksclaſſe kennet.

Nirgends kann er vielleicht dieſe Kenntniß beſſer erlangen, als bey der Armee, im Lager und auf Feldzügen: beſonders, wenn er ſelbſt ſein Heer anführt.

In dieſer Rückſicht iſt zuweilen der Krieg einem Lande nützlich geweſen, daß er deſſen Regenten der Nation näher gebracht hat.

Auch die bloße Beſchäftigung mit dem Militär, in Friedenszeiten, reißt doch den Fürſten aus dem Umgange der Hofleute und bringt ihn unter das Volk.

Daher ſind auch, nach der Geſchichte, die militäriſchen, und beſonders die an Kriegen perſönlich theilnehmenden Fürſten im Durchſchnitte die weiſern und beſſern geweſen: beſonders, wenn ſie ſich zeitig genug zurückzogen, um ihre Erfahrungen in der Regierung ihres Landes zu nutzen.

Dieſer Umgang des Fürſten mit dem Subaltern-Offizier und mit dem gemeinen Unterthan, iſt bey der Armee und im Kriege freylich faſt bloß despotiſch. Er ertheilt ihnen ſeine Befehle, oder er fordert ihnen Bericht ab. Hieraus ſcheint keine große Bekanntſchaft zwiſchen beyden Parteyen zu entſtehen.

Doch bey der Menge abwechſelnder und wiederkommender Fälle kann es dem Fürſten nicht an Gelegenheit fehlen, auch über die perſönlichen Unterſchiede der Stände und einzelnen Menſchen Beobachtungen zu machen.

Auch giebt der dreiſtere militäriſche Ton dem Unterbefehlshaber und ſelbſt dem gemeinen Soldaten eine Gelegenheit, ſich ſeinem Oberherren in ſeiner wahren Geſtalt zu zeigen.

Das Volk in Maſſe aber, oder nach ganzen Claſſen, obwohl nur einſeitig, dem Fürſten bekannt zu machen: dazu iſt das Lager und der Krieg vielleicht allein geſchickt, weil er hier nur große Verſammlungen gemeiner Leute bey einander ſehen kann.

Außer dem Kriegsweſen iſt es nur die vorſätzliche Aufſuchung der Bekanntſchaft mit den Unterbeamten, und die öftere Bereiſung der Provinzen, welche einen Monarchen in einigen Geſchäfts-Umgang mit den Niedern bringen kann.

Dieſes Herumreiſen aber, ſo wie der ganze, dadurch erleichterte Verkehr zwiſchen dem Landesherrn und den Unterbeamten und dem Volke, hat, wie alles, ſeine zwey Seiten.

Von der einen Seite, giebt es dem Monarchen nur eine ſehr oberflächliche Kenntniß der Länder und Menſchen.

Er hält ſich nirgends lange genug auf, um genaue Kundſchaft einzuziehen. Er ſiehet dieſe Perſonen aus den mittlern und niedern Ständen und Poſten nur wenige Minuten, höchſtens Stunden.

Entweder ſind ſie ſchon auf ſeine Ankunft vorbereitet, und antworten ihm, was man ihnen vorgeſchrieben hat. Oder ſie ſind es nicht, — ſind aber dafür unwiſſend und berichten ihn ſchlecht.

Ueberdieß arten dieſe Erkundigungen des Fürſten bey den Geringern über den Zuſtand des Landes, und die Berichte, welche dieſe freywillig ertheilen, leicht in eine Art von Spionerie und Angeberey aus, welche dem Landesherren nicht anſtändig und ſelten zur richtigen Beurtheilung des Verfahrens ſeiner Miniſter nützlich iſt.

Der ſchlaue Unterbeamte ergreift oft dieſe Gelegenheit, ſeinem Vorgeſetzten, von dem er beleidiget iſt, zu ſchaden: und der Einfältige ſchadet ihm oft ohne es zu wiſſen.

Von der andern Seite aber muß man in keiner Sache mehr begehren, als bey ihr möglich iſt. Ein Monarch großer Länder kann nicht mit eignen Augen alles gründlich ſehen: aber deßwegen iſt es doch nicht unnütz, daß er allenthalben ſeine Augen hinrichte.

Auch eine mangelhafte Kenntniß ſeiner Länder und ſeiner Nation, wenn ſie vom Fürſten durch ſeine eigne Beobachtung erlangt wird, iſt ihm doch nützlicher, als diejenige, welche er aus bloſſen Rapports erhält.

Sind die Provinzen abſtechend verſchieden, ſo erleichtert der Contraſt die Beobachtung.

Wiederhohlte Reiſen ergänzen auch nach und nach Anfangs ſehr unvollſtändige Kenntniſſe.

Selbſt der bloße Schein des Selbſtunterſuchens, die von dem Monarchen herrſchend werdende Meinung, daß er von den Unterbeamten und dem gemeinen Manne Unterricht zu ſchöpfen wiſſe, iſt von einen guten Einfluſſe auf die Miniſter.

Die ſchädlichſte Art des Verkehrs zwiſchen dem Fürſten und den gemeinern Ständen iſt vielleicht die durch eingereichte Bittſchriften und darauf gegebene Beſcheide.

Die wenigſten von denen, welche ſich unmittelbar an den Landesherrn, mit Uebergehung ihrer Inſtanz, wenden, haben eine gerechte Sache.

Doch giebt es auch Ausnahmen: und es gehört ein Maß nicht gemeiner Klugheit bey einem Fürſten dazu, die Fälle, wo er gerade zu die Bittenden abweiſen muß, und die, wo er neue Unterſuchungen zu veranſtalten hat, zu unterſcheiden.

Die von Friedrich Wilhelm dem dritten darüber gegebene Cabinetsorder enthält alle Grundſätze eines weiſen Regentenverfahrens in dieſem Stücke.

2. Umgang der Miniſter, veranlaßt durch ihre Geſchäfte.

Die Miniſter ſind in ſofern dem Souverain ähnlich, als jeder die Direction eines großen Departements unabhängig hat: und ſie ſind andern Räthen in den Regierungscollegien ähnlich, in ſofern ſie collegialiſch mit ihren Nebenminiſtern arbeiten, oder ſelbſt nur Präſidenten der erſten Collegien ſind. Der Umgang derſelben hat alſo nicht ſo viel Eigenthümliches, um nicht, dem Weſentlichen nach, unter die vorhergehenden und die folgende Rubrik gebracht zu werden. Einige zerſtreute Anmerkungen werden hinlänglich ſeyn, das Fehlende zu ergänzen.

a) Der wichtigſte Umgang des Miniſters iſt mit ſeinem Fürſten ſelbſt. Es iſt derſelbe nicht leicht, wenn er ganz zweckmäßig ſeyn ſoll.

Es gehört dazu nicht nur die Kunſt des mündlichen und ſchriftlichen Vortrags, der Kürze und Präciſion, ſondern es gehört auch eine gewiſſe Geſchmeidigkeit dazu, ſelbſt da, wo man Recht hat, dem Höhern nachzugeben, um das Wichtigere bey ihm durchzuſetzen.

Geradheit und Offenherzigkeit, mit Feinheit und Beredtſamkeit verbunden, macht hier die Vollkommenheit aus.

Eine weitläuftige Belehrung ſchreckt gemeiniglich den Monarchen ab; und eine ungefällige macht ihn abgeneigt.

Viele Regenten gingen mit großer Arbeitsliebe an die Regierung. Aber ungeſchickte Miniſter, welche ihnen die Arbeit durch ihre Vorträge erſchwerten, benahmen ihnen endlich allen Geſchmack am Selbſtregieren.

Aber umgekehrt muß ein Miniſter auch nicht ohne den Vorſatz zum Fürſten gehen, ſich von dieſem belehren und in ſeinen Meinungen umſtimmen zu laſſen.

Der Fürſt, wenn er auch weniger Einſichten und Talente hat, als der Miniſter, ſteht doch auf der oberſten Spitze des Staats, ſieht doch in der That weiter, als dieſer, und alles mehr im Zuſammenhange.

Noch weit mehr iſt dieß der Fall, wenn der Fürſt eigne Geiſteskräfte beſitzt. Dann iſt ſicher jede Conferenz mit dem Souverain eine politiſche Lection auch für den erſten Staatsbeamten.

Nur der Stolz kann dieß verkennen und der Eigenſinn kann ſich weigern, dieſen Unterricht anzunehmen.

b) Dann folgt zunächſt der Umgang des Miniſters mit ſeinen Collegen.

Er findet auch wieder in dem verſammelten Rathe oder in einzelnen Conferenzen Statt. Hier finden ſich alſo die nähmlichen Unterſchiede wieder, welche ich oben ſchon zwiſchen dieſen beyden Arten der Berathſchlagungen gefunden habe.

Nur da zwiſchen den Miniſtern eine mehr vertrauliche Verbindung Statt finden kann, als zwiſchen ihnen und dem Fürſten wohl möglich iſt; ſo können auch hier Privatconferenzen nützlicher werden, wenn ſie mit ehrlichem guten Herzen geſchehen, und beyde Theile wahre Einſichten dazu bringen.

Noch mehr ſind ſolche Vorarbeiten einzelner oder weniger Miniſter mit einander nöthig, um dann im verſammelten Rathe gründlicher über die Angelegenheiten ſprechen zu können, wenn dieſer

Rath ſehr zahlreich iſt; am meiſten ſind ſie es, wenn die Miniſter, wie in Freyſtaaten, mit einer Volksverſammlung zu thun haben.

Hierbey iſt nun der Unterſchied zwiſchen einer Cabale und zwiſchen einer freundſchaftlichen und den Geſchäften nützlichen Verabredung, dem Scheine nach, nur ſehr geringe; und eins artet oft in das andre aus. Alles kommt auf den Charakter und den Geiſt der Perſonen an.

Ich habe ſchon oben geſagt, was zu einer gemeinſchaftlichen Berathſchlagung gehört. Je gleicher die Perſonen am Range, und je ungleicher ſie an Fähigkeiten ſind: deſto ſchwerer iſt ſie. Es iſt daher ſelten, daß unter den Miniſtern eines großen Reichs eine wahre collegialiſche Verhandlung der Geſchäfte Statt findet.

c) Umgang der Miniſter mit den Regierungs-Collegien, welchen ſie vorſtehen.

Wenn der Miniſter den Sitzungen des Collegiums nicht beywohnt, ſondern nur an ihn, in Fällen, die von ſeiner Entſcheidung abhangen, berichtet wird: ſo iſt zwiſchen ihm und dem Collegium ungefähr daſſelbe Verhältniß, welches ſich zwiſchen dem Cabinet des Fürſten und den Miniſtern findet. Der Zuſammenhang zwiſchen dem Miniſter und ſeinen Räthen iſt dann am beſten, wenn erſtlich die Departements und die Gerichtsbarkeit des Miniſters und Collegiums wohl abgetheilt ſind; wenn der Miniſter nicht deſpotiſch wider die Meynung des Collegiums verfügt, und doch hinlänglichen Einfluß auf daſſelbe, und Anſehen genug beſitzt, um es in Ordnung zu halten; wenn er endlich die einzelnen Räthe nach ihren Fähigkeiten kennen lernt und jeden zu dem braucht, wozu er geſchickt iſt.

Das vornehmſte Talent, welches ein ſolcher Miniſter vorzüglich bedarf und übt, iſt: daß er in den Vorträgen der Räthe ſchnell den Hauptpunct einſehe, auf welchen die Entſcheidung ankommt, — auch den Sinn des Vortragenden, bey einem nur unvollkommnen Ausdrucke, zu errathen wiſſe; und daß er dann in ſeinen darauf gegebnen Beſcheiden kurz, deutlich und beſtimmt ſey. Je heller ſein eigner Kopf iſt, deſto leichter wird er die Dunkelheit in den Köpfen ſeiner Räthe zerſtreuen; und deſto angenehmer wird er es den fähigen und lichtvollen Köpfen machen, unter ihm zu arbeiten. Und dieß beydes iſt ſein eigentlicher Beruf.

Nächſt dieſem hat er vorzüglich die Gabe nöthig, mitten unter der Zerſtreuung attent zu ſeyn. Nicht allein die Geſchäfte, ſondern auch die Nebenſachen durchkreutzen ſich bey einem Miniſter unaufhörlich. Die Vorträge werden bald durch Beſuche, bald durch dringendere Angelegenheiten unterbrochen. Alle dieſe Nebenideen muß er ſchnell in ſeinem Kopfe vorübergehen laſſen, und doch im Zuſammenhange jener Arbeit mit ſeinen Räthen bleiben. Nach einem langen Zwiſchenraume wird ein altes Geſchäft ihm wieder vorgebracht, und er muß ſich wieder zurückerinnern — lauter Uebungen der Geduld, der Stetigkeit, der Urtheilskraft.

d) Umgang der Miniſter in ihren Büreaux, mit ihren Subalternen und Secretären.

Er iſt dann in ſeiner Art vollkommen, wenn der Miniſter, ohne Stolz oder Härte zu beweiſen, die unter ihm Arbeitenden doch zu ihrer Pflicht anzuhalten, und in gehörige Thätigkeit zu ſetzen weiß; wenn er die Fähigern unter ihnen nicht bloß als Maſchinen braucht, denen er ſeine Gedanken dictirt, ſondern einem jeden darunter ſo viel Antheil an den Geſchäften erlaubt, als ihren Talenten und Kenntniſſen angemeſſen iſt; wenn er endlich diejenigen, die zu etwas beſſern gemacht ſind, ſelbſt dazu vorbereitet, anſtatt ſie bloß ſeiner Bequemlichkeit wegen zurückzuhalten.

So wie ganz gewöhnliche Secretäre nie gute Räthe werden, (wie dann auch in Rom aus der Zunft der ſcribae niemahls einer zu höhern Aemtern befördert wurde,) ſo werden vortreffliche Secretäre gewiß ſehr gute Räthe.

e) Umgang der Miniſter mit Clienten.

Kein Umgang kann einem Miniſter, welcher einen mit viel Gewalt bekleideten Poſten hat, ſchädlicher werden, als dieſer. Die Perſonen, welche ſeine Gunſt ſuchen, kriechen gemeiniglich vor ihm, und es wird ihm von ihnen grob geſchmeichelt. Dadurch gewöhnt er ſich an dieſe Unterwürfigkeit; er lernt wohl gar die Menſchen verachten. Er von ſeiner Seite ſucht nur ihrer los zu werden. Er ſpeiſt ſie mit leeren Worten ab, er täuſcht ſie mit Verſprechungen, die er nicht zu halten gedenkt. Die Nothwendigkeit bringt ihn hier zur Falſchheit. Er übt aber dieſelbe dann auch da, wo die Nothwendigkeit nicht vorhanden iſt. Nichts iſt ein größeres Hinderniß der Redlichkeit und Menſchenliebe, als wenn man von unverſchämten und verdienſtloſen Bettlern umgeben iſt: beſonders wenn unter denſelben Leute ſind, die, ihres Standes oder andrer Verhältniſſe wegen, eine äußere Achtung verdienen.

3. Geſchäfts-Umgang derjenigen Perſonen, welche Mitglieder von Landes-Collegien ſind.

Dieſer Umgang iſt zwiefach: entweder mit ihren Collegen und im Collegium; oder mit den Parteyen, worunter hier überhaupt diejenigen

Perſonen verſtanden werden, auf welche ſich die verhandelten Geſchäfte beziehn, und die bey denſelben intereſſirt ſind.

Die Regierungs-Collegien ſelbſt theile ich in zwey Hauptarten, — ob es gleich noch viele untergeordnete Zweige giebt: in Verwaltungs-Collegia und in gerichtliche.

In beyden iſt die Art des Geſchäfts-Umgangs der Mitglieder theils einerley, theils verſchieden. Ich werde dieſer Unterſchiede, da ſie nicht zahlreich genug ſind, gelegentlich erwähnen.

a) Umgang der Rathsglieder unter ſich, und im verſammelten Rathe.

Jede Arbeit, die ein Menſch in Geſellſchaft und vor den Augen andrer Menſchen verrichtet, (woſern er anders derſelben gewachſen iſt,) jede, wobey er Zeugen ſeines Wohlverhaltens und ſeiner Geſchicklichkeit hat, wo er auf der Stelle durch den Beyfall competenter Richter belohnt, oder durch ihr Urtheil zurecht gewieſen wird, jede ſolche Arbeit iſt angenehmer und ermunternder.

Es iſt beynahe keine Arbeit, die ſo viel geduldiges Ausdauern und ein ſo lebhaftes Intereſſe an der Sache ſelbſt fordert, als die Schriftſtellerey. Keine iſt ſo einſam, bey keiner muß der Menſch ſo lange ſich mit ſeinem eignen Urtheile begnügen, mit dem Bewußtſeyn ſeines Fleißes und der Wahrnehmung ſeiner vergrößerten Einſichten beruhigen

Der Prediger, der Lehrer in Kirchen und Schulen, jeder öffentliche Beamte ſieht die Ernte ſeines Anbaues weit zeitiger reifen.

Unter denen aber, welche unmittelbar für ein ſichtbares Publikum oder für Individua arbeiten, haben diejenigen noch einen größern Genuß, welche zugleich mit Collegen und Obern, mit Männern ihres Fachs, gemeinſchaftlich arbeiten.

Vielleicht täuſcht mich die Einbildung in Vergrößerung derjenigen Vortheile, deren ich entbehrt habe: aber mich dünkt, es ſey nicht leicht eine angenehmere Lage, als die eines Mitglieds eines wohl beſetzten und wohl eingerichteten Juſtitz- oder Adminiſtrations-Collegiums. Wenn ſein Beruf ihn des Morgens weckt, ſo iſt es, um ihn in eine Verſammlung würdiger, verſtändiger, mit ihm auf gleiche Weiſe gebildeter und in denſelben Geſchäften geübter Männer zu führen. Mit dieſen geräth er, wenn er irgend eine Ader geſelliger Tugenden hat, durch das tägliche Zuſammenkommen, durch die von ihren Geſchäften unzertrennliche gegenſeitige Mittheilung ihrer Gedanken, durch den Antheil, den er an ihren Arbeiten nimmt, und ſie an den ſeinigen nehmen, in eine genaue Bekanntſchaft, aus der mit einigen ihm mehr ähnlichen Individuen nothwendig Freundſchaft, und mit allen ein leichter Umgang entſteht. (Denn niemand imponirt, den man täglich handeln ſieht oder ſprechen hört, wenn man nicht ſehr tief an Rang oder perſönlichen Eigenſchaften unter ihm ſteht.) In dieſer ihm ſo wohl bekannten, und doch von ihm geachteten Geſellſchaft erſcheint er, um entweder ſelbſt Vorträge zu thun, und die, zu gemeinſchaftlicher Berathſchlagung, oder endlicher Entſcheidung von ihm vorbereiteten, Gegenſtände der Geſellſchaft vorzulegen, oder um die Vorträge der andern anzuhören, zu beurtheilen und durch ſeine Stimme zu bekräftigen, oder durch ſeine Gründe zu widerlegen. Welche angenehme Belohnung ſeines Fleißes und ſeiner Arbeiten erhält nicht der vorzügliche Geſchäftsmann, wenn er hier gewahr wird, daß die Auseinanderſetzung, welche er einer verwickelten Sache gegeben hat, allen einleuchtend und deutlich wird, daß die Gründe, welche ihn für ſeine Meinung beſtimmt haben, alle überzeugen. Die Pflichten eines wichtigen Amtes werden gewiß dadurch ſehr erleichtert und angenehmer gemacht, wenn ihre Erfüllung unter den Augen und mit der Beyſtimmung ſo kompetenter Richter geſchieht. Von der andern Seite iſt es für den beſcheidnen und nach Vollkommenheit begierigen Mann gewiß eine Freude, ſeine Ideen zuweilen durch die Bemerkungen ſeiner Collegen aufgehellt, und ſeine Irrthümer berichtigt zu ſehn. Was ſeine Eigenliebe ihm nicht erlaubt hätte, einem einzelnen noch ſo wohl gerüſteten Gegner nachzugeben, darin wird er ſich doch ſcheuen, gegen die Meinung eines einſtimmigen Collegiums zu beharren.

Doch, um dieſe Vortheile zu erhalten, muß Geſetz und Gewohnheit, und eine gute Wahl der Glieder, die Ordnung in den collegialiſchen Geſchäften feſthalten, und die Führung derſelben beleben. Je gleicher an Fähigkeit und Wiſſenſchaft und Eifer für ihr Geſchäft ſie ſind: deſto genauer vereinigen ſie ſich, deſto mehr bilden ſie ſich wechſelsweiſe. Es muß Geſetz und Sitte ſeyn, daß auf die Vorträge des jedesmahl redenden von allen gehörige Aufmerkſamkeit gewandt wird. Jeder muß in der Sorgfalt ſeiner Ausarbeitungen die Achtung beweiſen, welche er für das Auditorium hat, dem er dieſelben verlegen ſoll. — Mit mehr Ordnung, Ruhe und Sicherheit genießt ein vortragendes Glied eines Collegiums, was die Rednerbühne in einer Volksverſammlung ſo anziehendes hat, das Vergnügen auf andre gegenwärtige zu wirken, indem man zugleich für das größere Publicum arbeitet.

Es iſt ſicher, daß durch dieſe collegialiſche Betreibung der Geſchäfte, wenn ſie rechter Art iſt, Fähigkeiten und Tugenden geübt werden, die in dem gewöhnlichen freundſchaftlichen Umgange keine ſo ausgezeichnete Anwendung finden. Nacheiferung, ohne Neid, Beweiſe gegenſeitiger Achtung ohne Schmeicheley, Freymüthigkeit in Behauptung ſeiner Meynung und in Widerlegung der bey andern entdeckten Irrthümer, ohne Hartnäckigkeit und Rechthaberey, — das ſind die Charakterzüge eines recht würdigen Raths in einem Landescollegium, und es ſind Eigenſchaften, die ſich ſchwerlich anderswo ſo gut üben und ſo leicht erlangen laſſen. — Ein Menſch, der immer in Geſellſchaft lebt, kann zerſtreut bleiben. Geſellſchaftlich wichtige Geſchäfte zu treiben, dazu muß man nothwendig aufmerkſam zu ſeyn lernen: man muß eine Geiſtesgegenwart haben, welche die Sache ſchnell faſſe und auf der Stelle eine Entſcheidung bereit habe. Da man gleich gewahr wird, wenn man mißverſtanden oder gar nicht verſtanden wird, ſo ſtrengt man ſich mehr an, deutlich zu ſeyn. Alles was die einſame Cabinetsarbeit und was der Umgang bildendes für den Verſtand, und einladendes zur Aufbiethung aller ſeiner Kräfte hat; das ſcheint die collegialiſche Betreibung der Geſchäfte zu vereinigen.

Zwiſchen den Adminiſtrations- oder ſogenannten Cammercollegien und zwiſchen den Juſtitzcollegien habe ich folgende Unterſchiede beobachtet, die ich deſſen ungeachtet nicht für allgemein ausgebe, und von denen ich ſelbſt einſehe, wie ſehr der Geiſt und Charakter des Präſidenten ſowohl als der Mitglieder beyder Arten von Landesſtellen, ſie abändern können.

Bey der Verwaltung der Finanzen, welche zur Adminiſtration gehören, kommen ſo viel Kleinigkeiten zu entſcheiden vor, ſo viele Sachen, bey welchen bloß Routine, Kenntniß der einmahl eingeführten Principien und Kenntniß des Locals hinlänglich iſt, um dieſe Entſcheidung zu geben, daß viele der zu machenden Vorträge entweder ſo unerheblich ſind, oder ſo wenig Debatten brauchen, daß eben dadurch die Aufmerkſamkeit der anweſenden Räthe abgelenkt, und der Eifer der Vortragenden geſchwächt wird. Die Juſtitzſachen mögen im Ganzen noch trockner ſeyn: aber die Auseinanderſetzung eines verwickelten Factums und die Abwägung von Gründen und Gegengründen hat für denkende Männer immer etwas Anziehendes. Daher werden die Gerichts-höfe gewöhnlicher Weiſe nicht nur regelmäßiger beſucht, ſondern es herrſcht auch darin mehr Aufmerkſamkeit und wechſelſeitige Theilnehmung an dem, von jedem einzelnen Rath oder Referenten vorgetragnen, Geſchäfte. Mit einem Worte: die eigentliche collegialiſche Behandlung iſt bey Juſtitzangelegenheiten, welche ſich auf allgemeine Principien des Rechts und Unrechts beziehen, weit eher möglich, und alſo auch weit gewöhnlicher, als bey Finanz- und Adminiſtrationsſachen, wo faſt alles auf individuelle Kenntniſſe von Oertern, Perſonen, Produkten ꝛc. ankommt, welche nie dem ganzen Collegium gemeinſchaftlich ſeyn können, und wo alſo auch alles nach den Berichten und Vorſchlägen des einzelnen Rathes, welchem die Sache aufgetragen iſt, unter Approbation des Chefs oder Miniſters entſchieden werden muß.

Von der andern Seite kommen in den Verwaltungs-Collegien, von Zeit zu Zeit, Angelegenheiten, Vorträge und Berathſchlagungen vor, welche die bey den Juſtitz-Collegien an Intereſſe weit übertreffen. Wenn nähmlich neue Einrichtungen zu machen, Manufacturen zu errichten, beſſere Polizey-Geſetze zu entwerfen ſind, ſo gehört dieß alles zur Adminiſtration, da der Richter hingegen nichts thut, als daß er die ſchon beſtehenden Geſetze auf die Facta anwendet.

Der Finanzrath hat alſo zwar ſeltener Gelegenheit, ſeine Talente und Kenntniſſe, als Sprecher oder Zuhörer, im Collegium zu üben: aber dann ſind es auch größere Talente, und ausgebreitetere Kenntniſſe, welche er übt und erwirbt. Eben darum finden die ausgezeichneten Köpfe und junge Männer von vorzüglichen Gaben, bey den Verwaltungs-Collegien, mehr ihre Rechnung und arbeiten hier lieber, als in Gerichtshöfen. Hingegen ſind in den letztern Leute von geſundem Verſtande, aber ohne eigne Kraft des Selbſtdenkens, mehr an ihrem rechten Orte, und erhalten hier die ihnen angemeſſene Ausbildung.

b) Umgang der Richter mit den Parteyen.

In allen alten Prozeß-Ordnungen, bis auf die neueſte, in den Preußiſchen Staaten eingeführte, war, in dem Gerichtshofe und in der Verhandlung des Rechts-Handels ſelbſt, zwiſchen dem Richter und den Parteyen gar kein Verkehr: nur die Advokaten hatten mit den Parteyen zu thun; dem Richter wurden dann die aus den Debatten der Advokaten erwachſenden Acten des Streits vorgelegt, und er war nur dazu beſtimmt, nach Maßgabe der Beweiſe über Recht und Unrecht zu entſcheiden.

Nach der neuen Einrichtung iſt den Richtern ſelbſt, d. h. den Räthen der Gerichts-Collegien aufgetragen, an der Inſtruction des Prozeſſes Theil zu nehmen, die Parteyen ſelbſt zu verhören, die Beweiſe ihnen abzufragen u. ſ. w.

Dieß eben hat Anfangs die ſtärkſte Einwendung gegen die neue Prozeßordnung, und die größte Schwierigkeit bey ihr ausgemacht, daß dieſe ungewohnte Verrichtung den Richtern zu ſchwer fiel, und überhaupt bey denſelben Talente und Tugenden vorausſetzt, die man nicht bey allen annehmen kann.

In der That gehört eine eigne Geſchicklichkeit, eine gute Beurtheilungskraft, eine Gabe ſich im

Ausdrucke herabzulaſſen, und andere mit halben Worten zu verſtehen, endlich viel Geduld und guter Wille bey dem Richter, (oder beſſer, bey dem Rathe des Collegiums,) dazu, wenn er den Parteyen, oft gemeinen, unwiſſenden und hartnäckigen Leuten, ihre Kenntniſſe von den, dem Prozeſſe zum Grunde liegenden, Factis ablocken, die Nebenſachen immer richtig von der Hauptſache abſondern, den kürzeſten Weg der Unterſuchung wählen, doch keinen weſentlichen Umſtand auslaſſen, und ſich weder durch die beſtändigen Abſchweifungen der Parteyen irre führen, noch durch ihre Unarten unwillig machen laſſen ſoll.

Doch die Geſchicklichkeit kommt mit der Uebung, und ſelbſt mit der Verpflichtung zu dieſer Uebung. Jeder legt ſich auf das, wovon er weiß, daß es zu ſeinem künftigen Berufe nothwendig iſt. — Und ſo wird dasjenige, was Anfangs der Vorwurf und der Tadel gegen die neue Preußiſche Prozeßordnung war, mit der Zeit das Verdienſt derſelben ausmachen, indem ſie den Richter nöthigen wird, ſich ein neues Talent zu erwerben, und in einem weitern Wirkungs-Kreiſe nützlich zu ſeyn.

Aber der außergerichtliche Geſchäfts-Umgang des Richters mit den Parteyen iſt, lange vor der Preußiſchen Prozeßordnung, in mehrern Ländern üblich geweſen: und vielleicht hat nichts zum Verderbniſſe der Rechtspflege in dieſen Ländern mehr beygetragen, als jener Umgang. Ich meine damit die Beſuche, welche, während des Laufs des Prozeſſes, die Parteyen bey dem Richter machten: es ſey, um ihm ihre Beweiſe vorzutragen, es ſey, um ihn um die Beſchleunigung des Prozeſſes zu bitten; es ſey endlich, um ihn gerade zu für ſich zu gewinnen, und durch erregte Hoffnungen und Beſorgniſſe, oder durch baare Bezahlung ſeinen Richterſpruch zu leiten.

In Frankreich war es, wie wir aus vielen Stellen der Luſtſpiele des Moliere, und faſt aus allen Schriften, welche die Sitten der Zeit im vergangnen und gegenwärtigen Jahrhunderte ſchildern, wiſſen, nicht nur allgemein üblich, ſondern gewiſſer Maßen geſetz- und pflichtmäßig, daß die Parteyen dem Richter ihre Aufwartung machten. Es gehörte eben ſo nothwendig zur glücklichen Führung eines Prozeſſes, dieſe Pflicht der Höflichkeit oder Ehrerbiethung nicht zu unterlaſſen, als einen angeſetzten Gerichts-Termin nicht zu verſäumen: und eine Audienz bey den Räthen oder bey dem Präſidenten des Parlements wurde mit eben der Sorgfalt geſucht, mit welcher man die Deduction ſeiner Rechte vor dem verſammelten Parlemente ſelbſt vortrug.

Auch in Polen war es, unter der alten Verfaſſung, allgemeiner Gebrauch, daß der, welcher einen Prozeß hatte, ſeinen Richter fleißig beſuchte, um ihn durch alle andre Arten der Bewegungsgründe, welche nicht in Beweiſen des Rechts beſtehn, zu einer günſtigen Sentenz zu ſtimmen. Noch itzt werden die Preußiſchen Richter häufig durch die Beſuche der Parteyen in ihren Geſchäften geſtört. Es verſteht ſich, daß hier bloß von adlichen Parteyen die Rede ſey: denn Bürger und Bauer kamen, im alten Polen in gar keine Betrachtung; ſie ſtanden entweder unmittelbar unter der Gerichtsbarkeit eines Adlichen, oder hatten doch zu dem höhern Richter gar keinen Zutritt.

Von welchem ſchädlichen Einfluſſe nun, dieſe von den Richtern den Parteyen gegebnen Audienzen auf die Rechtspflege ſind, und wie ſehr dadurch Parteylichkeit und Beſtechung befördert werden, iſt aus Gründen, und aus der Erfahrung jener beyden Länder, augenſcheinlich. Dieſe Gewohnheit iſt gerade dazu gemacht, um dem Vornehmen vor dem Geringen, dem Reichen vor dem Armen, auch in der Vertheidigung ihres Rechts den Vorzug zu geben.

Zuerſt wurde es z. B. in Frankreich einem Manne von mittlerem Stande und geringem Einfluſſe ſchwer, Zutritt zu einem vornehmen Richter, einem Mitgliede oder Präſidenten der Parlementer, zu bekommen: da hingegen der Große ihn alle Tage ſah, oder doch, ſo oft er wollte, ſprechen konnte.

Schon die bloße Aufmerkſamkeit und Achtung, welche der Große durch zahlreiche Aufwartungen bewies, ſchmeichelte dem Richter: da ihm hingegen die Beſuche gemeiner Parteyen nur läſtig wurden. Hier erwies er eine Gnade, dort empfing er eine.

Bey dieſen Beſuchen hatte der Vornehme Gelegenheit, bald durch eine ſchöne Frau oder Tochter, bald durch Witz und Artigkeit, bald durch die Vorſtellung ſeiner eignen Wichtigkeit, ſeiner Verbindungen und ſeines Credits bey Hofe, oder bey den Miniſtern, den Richter zu beſtechen: da hingegen ſeine weniger angeſehne, vielleicht weniger am Geiſte gebildete und weniger beredte Gegenpartey ohne allen Einfluß auf den Richter blieb, oder einen nachtheiligen Eindruck machte. Auch weiß man aus der Geſchichte der Franzöſiſchen Parlementer mehrere Beyſpiele wichtiger Prozeſſe, wo der Stand und die Verbindungen der Parteyen augenſcheinlich Einfluß auf die Entſcheidung der unter ihnen geführten Sache gehabt haben.

Wie weit dieſes Corruptionsſyſtem ehedem auf den Land- und Reichs-Gerichten, in Polen gieng, und wie alles dort durch Cabalen und perſönliche Rückſichten entſchieden wurde, iſt bekannt genug.

Wenn das alte allegoriſche Bild der Gerechtigkeit mit verbundnen Augen die Pflicht des Richters, auf kein Anſehen der Perſonen zu achten, ziemlich richtig ausdrückt: ſo ſind dieſe leztern Gewohnheiten recht dazu gemacht, ihr die Binde von den Augen zu nehmen, und auf die Schaalen ihrer Wage noch andere Gewichte, als die der Gründe und Beweiſe, zu legen.

Der Richter und Rechtsgelehrte lernt in ſeinen Geſchäften die Menſchen von einer eignen und ſelten von der beſten Seite kennen, und er hat alſo nöthig, an ſich ſelbſt zu arbeiten, um nicht nach und nach einen Charakter von Härte und Gleichgültigkeit gegen die Menſchen anzunehmen, der demjenigen ähnlich iſt, welchen die Aerzte und Wundärzte durch den beſtändigen Anblick von Elend und Krankheit erhalten. Bald findet er in den Parteyen einen Grad von Stupidität, der empört; eine Unfähigkeit die Sache zu faſſen, eine Schiefe der Denkungsart, die immer falſch verſteht, oder recht gefliſſentlich den Geſichtspunkt verkehrt; bald findet er einen ſolchen Geiſt der Schikane, eine Hartnäckigkeit, die keine Gründe überwinden, oder eine wirkliche Bosheit, die mit Vorſatz der Wahrheit widerſteht. Vor ihm wird das Innere ſo vieler Familien aufgedeckt, — und die Tünche weggenommen, welche, im geſellſchaftlichen Leben, durch Artigkeit und Sitten über Leidenſchaften und Laſter gezogen wird. Niemand wird ſo ſehr, als er, von der ausgebreiteten Herrſchaft des Eigennutzes und der Gewinnſucht überzeugt.

Der Umgang der Advokaten und der von den Parteyen ſelbſt gewählten Geſchäftsträger mit ihren Parteyen giebt jenen wieder einen andern Charakter. Im ganzen haben ſie weniger ſtolzen Ernſt, aber mehr Eigennutz; (denn bey ihnen iſt er ungeſtraft, und, wo er nicht übertrieben wird, rechtmäßig, beym Richter iſt er immer eine Art von Beſtechlichkeit.) Sie erlangen eine gewiſſe Gewandtheit, aber werden zur Chicane geneigt, wenn ſie ſich ſelbſt überlaſſen ſind: nicht bloß aus Gewinnſucht, um das Lucrum der Prozeßarbeiten zu vervielfältigen, ſondern auch, weil ſie ſich zum einſeitigen Nachdenken gewöhnen, und nicht das Ganze zu durchdenken verpflichtet ſind. — Die Advokaten haben an allen Orten mit zu den feinſten, beredtſten Bürgerclaſſen gehört; aus ihrem Orden ſind in Frankreich die meiſten und hitzigſten Redner in den

Verſammlungen ausgegangen. Sie ſind die einzigen Gelehrten, die Geſchäfte auf dieſe Weiſe, ohne Amt, als freye Leute treiben. — Im Umgange mit den Collegien, kommt viel auf das Verhältniß an, in welchem ſie mit dem eigentlichen Richterſtande ſtehn. — Nach der alten Prozeßform waren ſie allein thätig, und waren doch nicht nach Proportion ihrer Arbeit und der ihnen nöthigen Geſchicklichkeit geachtet. Dieß giebt immer ein Mißverhältniß, welches den Charakter verſchlimmert. Die Gewinnſucht wird größer, wo der Ehrgeitz nicht auf eine billige Weiſe befriedigt wird. — In unſrer Preußiſchen Juſtitz wird der Advokat durch den Richter beſchränkt, aber auch geehrt, indem er mit ihm gemeinſchaftlich arbeitet.

Allgemeine Bemerkung.

Jeder Beamte, jeder, welcher an den Geſchäften der Verwaltung oder des Richterſtandes Theil nimmt, behält von dem Geiſte und dem Tone, in welchem er die Geſchäfte treibt, und mit welchem er die Menſchen, die ihn umgeben, behandelt, auch im übrigen häuslichen und geſelligen Leben viel bey. Er iſt gebietheriſch und ſtolz, wenn er in ſeiner Amtsverwaltung deſpotiſch und über Parteyen und Subalternen ſehr erhaben iſt, er iſt umſtändlich, ceremonienreich, langweilig, wenn der Gang der Geſchäfte verwickelt und mit Formalitäten überladen iſt. Er wird eigennützig, wenn die Gewohnheit gewiſſe, nicht ganz erlaubte Einnahmen rechtfertigt; er wird ein denkender oder ein feiner Mann, nachdem er genöthigt wird, entweder dem Verſtande und Einſichten andrer oder ihren Leidenſchaften und Launen nachzugeben, und zu fröhnen.

Dieſer Geiſt des Geſchäftsganges iſt in jeder particulären Sphäre zuſammengeſetzt, aus dem, was die Staatsverfaſſung und Regierungsform, und aus dem, was der Nationalcharakter, die Perſon des oberſten Regenten, und endlich der Charakter der in jedem einzelnen Collegium herrſcht, dazu beyträgt. — Der Zuſtand der Wiſſenſchaften hat darauf einen langſamern, aber einen deſto gewiſſern und dauerhaftern Einfluß. Es werden nach und nach immer mehr die Geſchäftsgegenſtände wiſſenſchaftlich behandelt. Ehedem waren Oekonomie und Policey und Adminiſtration überhaupt der Routine ganz allein überlaſſen. Jetzt weiß man, daß Naturkenntniß, Moral und Politik ſich dabey vereinigen. Hierdurch werden zuerſt die verſchiednen Regierungs-Collegien in ihren Arbeiten und Studien einander ähnlicher; für's andre, wird in jedem eine ſichrere Regel für die Betreibung der Geſchäfte gefunden. Auch Vortrag und Styl werden ſtufenweiſe verbeſſert: und die Geſchäfte, die ſonſt den Menſchen der Gelehrſamkeit abgeneigt machten, ihn von den Werken des Geſchmacks abführten, ihn dafür wieder in den Augen der ſchönen Geiſter herabwürdigten, können, wenn ſie vollkommen werden, zu einer eben ſo philoſophiſchen und geſelligen Bildung des Gemüthes dienen, als Wiſſenſchaften, Reiſen und Umgang. Aufklärung und Sittenbildung eines Volks gehen gewiß von den Rathsſtuben und Collegien, eben ſo ſehr als von den Aſſemblee-Sälen oder den Studierzimmern des Gelehrten aus. Wohl dem Volke, wo alles dieß auf einen gemeinſchaftlichen Zweck hinarbeitet, wo geſunde Vernunft und Menſchlichkeit eben ſo ſeine Politik, ſeine Adminiſtration und Juſtiz, als ſeine Litteratur und ſeine geſellſchaftlichen Zeitvertreibe, dirigiren!

II. Umgang bey militäriſchen Geſchäften.

Ich habe hiervon ſchon an einem andern Orte geredet, und kann mich daher hier kürzer faſſen.

Bey unſern Kriegsheeren iſt die Lage des Offiziers von der des Soldaten ſo weſentlich unterſchieden, dieſer iſt faſt ſo völlig Werkzeug, jener hat alle Thätigkeit des Geiſtes ſich faſt ſo ausſchließend zugeeignet, daß man faſt nur an den Offizier denken kann, wenn man von militäriſchen Geſchäften, und dem Einfluſſe derſelben auf die Bildung des Menſchen redet.

Der Offizier hat entweder mit ſeines Gleichen, oder mit dem gemeinen Soldaten zu thun. Das allgemein Bemerkbare iſt, daß er mit den erſten, durch die häufige Zuſammenkunft und durch den Geiſt ſeines Geſchäfts, in eine Art vertraulicher zwangloſer Verbindung geräth, und daß er im Verkehr mit dieſem gebietheriſch und rauh wird.

Die Offiziere verſammeln ſich pflichtmäßig, und vermöge ihres Geſchäfts, auf den Paraden, beym Exerciren, in Luſtlägern, in Kriegslägern. Ich faſſe, was ich darüber zu ſagen habe, in folgende Anmerkungen zuſammen.

Faſt durchaus alle Berufsarbeiten des Soldaten, die wichtigſten wenigſtens, die, wo er ausübt, was er allenfalls durch einſames Studium gelernt haben kann, geſchehen in großer Geſellſchaft. Er iſt dabey von ſehr vielen Menſchen umgeben, wovon viele ſeines Gleichen, viele ſeine Obern, noch mehrere ſeine Untergebnen ſind. Wo ſie geſchäftig ſind, ſind ſie immer in Haufen. Einſam ſind ſie müßig, wenn ſie ſich nicht freywillig ſelbſt beſchäftigen. Ein ſolcher Beruf muß nothwendig dem Menſchen einen geſelligern Charakter geben, als der hat, deſſen Berufsarbeiten die Geſellſchaft ausſchließen. Die Art von Schüchternheit und Menſchenſcheu, die der rohe Naturmenſch, (wie wir an unſern Bauernkindern ſehn,) hat, muß der Soldat nothwendig verlieren. Der Anblick einer Menge Menſchen, mit denen er gemeinſchaftlich wirken ſoll, die alle auf ihn Acht geben, erſchreckt ihn nicht mehr.

Perſonen, die, wie die Offiziere einer Beſatzung, ſich einander alle Tage ſehen, die gleiche Uebungen haben, gleichen Beſchwerden, auch gleichen Mißhandlungen, von Seiten ihrer Obern, ausgeſetzt ſind, gleiche Obergewalt über ihre Untergebenen ausüben, müſſen nothwendig eine Geneigtheit bekommen, ſich mit einander zu verbinden. Sie thun gewiß einander keinen Zwang an, ſie haben eine gewiſſe Achtung gegen einander, weil ſie dadurch ihrem eignen Stande Anſehen geben, ſie haben ein gemeinſchaftliches Intereſſe, es kann ihnen auch nicht an Gegenſtänden der Unterhaltung fehlen, da ſie immer dieſelben Sachen ſehen, hören, und ſelbſt vornehmen.

Beym Militär im Dienſt, iſt das Betragen eines jeden gegen jeden andern ziemlich genau beſtimmt. Die Gränzen des Befehlens und Gehorchens ſind ziemlich genau angegeben. Alle Mittheilungen ſind ſtark und rauh, aber kurz und entſcheidend. Jeder weiß, was er thun darf, und was er leiden muß. Das führt zu einem feſten, dreiſten, aber den bürgerlichen Verhältniſſen und alſo dem Umgange nicht völlig angemeſſenen Betragen.

Bey einem ſo genauen Zuſammenhange der Offiziere eines Corps, einer Garniſon u. dgl. breiten ſich durch Subordination und Nachahmung gewiſſe Meinungen und Gewohnheiten weit ſchneller aus: und es formirt ſich eine größere Aehnlichkeit der Sitten und des Tons, als unter irgend einer andern Claſſe von Menſchen Statt findet. Daher herrſcht in der Armee jedes großen Staats, und wieder in jeder beſondern Abtheilung dieſer Armee, ein gewiſſer Gemeingeiſt, der zuſammengeſetzt iſt aus dem allgemeinen militäriſchen Charakter der Nation und der Regierung, aus dem Charakter der Chefs und vornehmſten Offiziere jedes Corps, und endlich aus der gewöhnlichen Erziehung und Denkungsart derjenigen Claſſe, aus welcher die Offiziere gewöhnlicher Weiſe genommen werden.

Daher iſt das böſe Beyſpiel für den neuen Ankömmling hier mehr verderblich, das gute in einem höhern Grade bildend.

Die Gewohnheit, frey zu befehlen und immer Gehorſam zu finden, oder den Ungehorſam hart zu beſtrafen, verleitet leicht den Offizier einen ſtolzen gebietheriſchen Ton, auch gegen ſeine Mitbürger, beſonders gegen die, welche er dem Stande nach, unter ſich hält, anzunehmen. Von der andern Seite kann die Unterwürfigkeit und die große Abhängigkeit von Obern ſchwächere Charaktere leicht zu Schmeicheley und kriechendem Weſen verleiten. Daher findet ſich auch, bey einer gewiſſen Claſſe von Offizieren im geſellſchaftlichen Umgange, die eine oder die andre von dieſen Eigenſchaften und oft beyde vermiſcht. Sie ſind ſüß und überfreundlich, wo ſie gefallen wollen; oder wo ihnen etwas an dem Urtheile der Perſon gelegen iſt: vielleicht eben deßwegen, weil ſie glauben die ihnen natürliche Rauhigkeit nicht genug verbergen zu können.

Alle Beſchäftigung, welche viel in Bewegung ſetzt, den Körper übt, muthig und dreiſt macht, erhöht auch die Leidenſchaft, verſtärkt die Begierden der Sinnlichkeit, und erleichtert die Befriedigung. Die genaue Verbindung mit ſo vielen Männern gleiches Alters, gleicher Lebensart, gleicher Neigungen, kommt bey dem Offizier dazu, um ihm zu einem ausſchweifenden Leben die Verſuchung zu geben und den Weg zu bahnen.

Je mehr das Geſchäft eines Offiziers in einem kleinen Corps, einem Regimente oder Standquartier eingeſchränkt bleibt: deſto eher kann die Lebensart, die er führt, ſo geſellig ſie iſt, ihn unmodiſcher machen, und von der guten Lebensart und den wahrhaft feinen Sitten weiter abführen, weil es alsdann ganz ausſchließend den Charakter ſeines Standes, und den kleinſtädtiſchen Ton einer zu engen Geſellſchaft erhält. Je mehr aber Verbindung unter den Offizieren mehrerer Regimenter iſt, oder je mehr ein oder der andere Offizier Gelegenheit hat, mit großen Corps oder der ganzen Armee in Verbindung zu kommen: deſto mehr wird der militäriſche Geiſt zum wirklich geſelligen Geiſt ausgebildet. Schon in dieſer Rückſicht ſind die Revüen und die Luſtläger nützlich; in eben derſelben Rückſicht tragen die Kriege zur Bildung der Offiziere viel bey. In kleinen Garniſonen verbauern die Offiziere völlig, wenn ſie darin lange eingeſchloſſen bleiben. In größern bekommen ſie doch einen Familientic; aber wenn große Corps oft zuſammen kommen, wird der allgemeine Militärgeiſt Herr über den individuellen des Corps oder des Regiments. Daher iſt auch der Poſten eines General-Adjutanten ſo geſchickt, den Offizier, der ihn bekleidet, ſowohl ſittlich als militäriſch zu bilden.

Für den gemeinen Soldaten iſt die Wachſtube und die Caſerne eine Geſellſchaft, die ſein Beruf nothwendig macht; geſchickt auf der einen Seite ſein Elend zu erleichtern, weil er ſo viele Mitgenoſſen deſſelben um ſich ſieht, auf der andern ſeine Sitten, durch die Menge ſchlechter Beyſpiele, zu verderben, und auf noch einer andern, auch ſeine Ruhe durch häufigen Anlaß zu Zänkereyen zu ſtören. Es iſt ſicher, daß die beyden beſchwerlichſten und am ſchlechteſten bezahlten Arbeiten und Lebensarten, die des fröhnenden Bauers und die des Soldaten, dadurch einige Erleichterung erhalten, daß ſie immer in Geſellſchaft, in zahlreichen Haufen geſchehn; daß jeder viele ſeines Gleichen täglich um ſich ſieht, mit denen er leicht in eine Art von Vertraulichkeit geräth, mit denen er gemeinſchaftlich klagen und ſeinen Unwillen auslaſſen, oder ſich wieder freuen und luſtig machen kann. Da beſonders in unſre ſtehenden Armeen Menſchen von allen Nationen, und von den verſchiedenſten Anlagen und Ständen zuſammen gebracht werden: ſo fehlt es nie unter einem Haufen Soldaten an einem oder dem andern Luſtigmacher, einem witzigen Kopfe, oder einem guten Erzähler. Der Eine unterhält die übrigen durch ſeine Reiſen und Abenteuer, der Andre beluſtiget ſie durch ſeine Schwänke. Man wird daher die Soldaten auf den Wachſtuben, und wo ſie ſonſt zuſammenkommen, gemeiniglich luſtig und ſingend finden. Nur der etwas Gebildete findet ſich unglücklich, wenn er in dieſen rauhen Ton der Luſtigkeit einſtimmen, oder ſich durch ſeine Abſonderung den Uebrigen verhaßt machen ſoll.

III. Geſchäfts-Umgang des geſammten Gewerbs-Standes.

Ich unterſcheide unter den Gewerben nur dieſe drey: den Kaufmann, den mechaniſchen Künſtler oder Handwerker, und den Landbauer.

1. Geſchäfts-Umgang des Kaufmanns.

Dieſer Umgang iſt entweder zwiſchen ihm und andern Handelsleuten: oder er iſt zwiſchen ihm und den Conſumenten.

Unter den Kaufleuten ſelbſt iſt der Unterſchied: daß die einen die Waaren in großen Quantitäten aus einem Lande in das andere führen; die andern die ſchon eingeführten oder Landes-Produkte in kleinen Quantitäten an die Verzehrer verkaufen. Jene heißen Großhändler; dieſe Krämer.

Unſtreitig iſt die Art des Verkehrs, welche der Großhändler ſowohl mit dem Kaufmanne, welchem er abkauft, als mit ſeinen Kunden hat, — ſo wie überhaupt der Umgang des Kaufmanns mit Kaufmann, für den Geiſt und den Charakter dieſer Claſſe vortheilhafter, als der Umgang zwiſchen Kaufmann und Verzehrer.

Dieß iſt ohne Zweifel ein Grund der größeren Achtung, welche man von jeher dem Großhändler vor dem Krämer zugeſtanden hat. In der That iſt ein feſtſtehender und regelmäßig fortlaufender Handel bey Betrug und Unordnung unmöglich. Wir können denjenigen, welcher die Waaren und alle Umſtände des Handels eben ſo gut, als wir, kennt, nicht leicht hintergehn. Wir wollen auch nicht leicht denjenigen betrügen, von welchem wir nicht bloß ein Mahl, ſondern oft zu gewinnen gedenken.

Dieſe Nothwendigkeit der Ehrlichkeit iſt um deſto größer, in je größern Parthien die Waaren gekauft werden: weil alsdann zu einer genauen Unterſuchung derſelben um deſto weniger Zeit iſt.

Alles dieſes iſt anders bey dem Kleinhandel und bey der Krämerey.

Der Krämer verkauft an den Verzehrer, d. h. an einen im Handel Unwiſſenden, welchen er ſehr wohl überliſten kann.

Er verkauft oft an Leute, welche er in ſeinem Leben nicht wieder ſieht. Je mehr der Handel ins Kleine geht, deſto mehr kann er ſelbſt ſich durch genaue Unterſuchung vor Betrug ſchützen. Er erwartet alſo auch, daß der, welcher mit ihm handelt, gleiche Behutſamkeit anwende. Derjenige Jude betrügt gewiß am meiſten, welcher am langweiligſten jedes Stück Waare und Geld beſieht.

Der Umgang des Kaufmanns mit Kaufmann, — ſelbſt im kleinen Verkehr, noch mehr aber im großen, — iſt nicht nur eine Schule der Ehrlichkeit, ſondern auch der Ordnung, Kürze und Präciſion in Reden oder ſchriftlichen Aufſätzen, endlich eine Schule des Scharfſinns und der Combinations-Gabe.

Eine ſtrenge und ſichtbare Ordnung in den Geſchäften iſt zur Erweckung des Zutrauens im Handel eben ſo nothwendig, als Ehrlichkeit. Ohne Zutrauen aber iſt kein großer Handel möglich.

Die Mannigfaltigkeit und Menge der Geſchäfte und Gegenſtände, welche im großen Handel täglich vorkommen, macht es den ſich damit befaſſenden Perſonen durchaus nothwendig, ihrem Gedächtniſſe durch Regeln und Methode zu Hülfe zu kommen, und dieſe Regeln genauer und ſtandhafter zu beobachten, als der Menſch wohl ſonſt zu thun geneigt iſt.

Es fing daher auch, in dem neuern Europa, unter Handlungsleuten an, eine Methode, eine Logik, und ſelbſt ein Raffinement in ihren Geſchäften zu herrſchen: als die andern bürgerlichen Geſchäfte, — Regierung, Rechtspflege und die Wiſſenſchaften ſelbſt, noch ſehr wild und unregelmäßig betrieben wurden.

Eine Nation, welche den Großhandel mit Glück und Geſchicklichkeit treibet, dergleichen die Holländer in den letzten Jahrhunderten, und die Venetianer im Mittelalter waren, bekommt gemeiniglich den Charakter der Ordnungsliebe, des Fleißes und der Sparſamkeit.

Ebenfalls iſt es die Nothwendigkeit, welche, bey weitläuftigen Geſchäften, die Handelsleute gezwungen hat, rund und kurz in ihren Unterhandlungen mit einander zu ſeyn. Wie könnte ſonſt über Tauſende von Geld und Waare in wenigen Minuten disponirt werden, wie auf den Börſen großer Handelsſtädte täglich geſchieht, wenn nicht jeder Contrahent ſeine Anerbiethung und ſeine Antwort in die kürzeſten Worte einſchließen, und den beſtimmteſten Ausdruck dazu aufſuchen wollte?

Aus den mündlichen Verhandlungen der Handelsleute, iſt dieſe Kürze und Präciſion auch in ihre ſchriftlichen Aufſätze übergegangen: und ſie haben vielleicht das erſte Muſter eines guten, d. h. zweckmäßigen, Geſchäftsſtyls gegeben, als noch alle andern Angelegenheiten mit ermüdender Weitläuftigkeit im Verfahren und Ausdrucke betrieben wurden.

Zwar haben die Kaufleute viele an ſich entbehrlichen und unnützen Formeln und Formalitäten, bis auf unſre Zeiten, ſo wie die Gerichte, beybehalten. Bey beyden liegt die Urſache vielleicht darin, daß die Kaufleute von ganz Europa ihre Handlungswiſſenſchaft urſprünglich von den Lombarden, ſo wie die Juriſten ihre Rechtswiſſenſchaft von den Römern, gelernt haben. Was am Orte der Entſtehung zweckmäßig oder doch gedacht war, wurde an dem Orte, wo es hin verpflanzt wurde, bloße Floskel.

Doch abgerechnet, daß in beyden dieſer Geſchäfte Formeln unentbehrlich ſind, ſo iſt übrigens ſowohl das mündliche als ſchriftliche Verfahren der Kaufleute einfach, zweckmäßig und ſo ſehr abgekürzt geworden, als es möglich iſt.

Was die Uebung des Scharfſinns betrifft, ſo giebt es wenige ſo ſchickliche Gegenſtände für verwickelte und ausgebreitete Spekulationen, als der Umtauſch von vielerley Arten von Waaren gegen einander; beſonders, wenn nun noch der Umtauſch der Waaren gegen Geld, und der von einer Landesmünze gegen die andre, (worin eben der Wechſelcours beſteht,) hinzukommt.

Es geht aber dieſe Spekulation nicht ſowohl auf die Zergliederung, als auf die Combination der Begriffe, und der Kaufmann befindet ſich in dieſer Abſicht mehr in dem Falle eines Feldherrn, eines Financier und eines Schachſpielers, als eines Philoſophen.

Daß dieſer Spekulationsgeiſt durch den Verkehr der Kaufleute unter einander überhaupt, noch mehr aber durch ihren perſönlichen Geſchäftsumgang mit einander auf Börſen und bey andern gewöhnlichen Zuſammenkünften erweckt und genährt wird, fällt in die Augen.

Die Schätzung der verſchiednen Claſſen der Kaufleute in der öffentlichen Meinung hängt, nach meiner ſchon oben gemachten Bemerkung und nach anderweitigen Beobachtungen, in der That davon ab: in wiefern ihr Geſchäftsumgang zur Cultur ihres Geiſtes und Charakters und zur Hervorbringung gefälliger Sitten mehr oder weniger beyträgt, oder beyzutragen ſcheint.

Der Großhändler wird, wie ich geſagt habe, mehr geſchätzt, als der Krämer, weil die Unterhandlungen des Kaufmannes mit Kaufmann, beſonders in einem fortlaufenden Handel und über große Partien von Waaren, weniger Verſuchung zum Betruge und zu kleinen Liſten, und mehr Aufforderung zur Erwerbung gewiſſer Tugenden und Geiſtesvorzüge enthalten, als der Handel des Krämers mit dem Verzehrer.

Ich ſetze noch hinzu, daß, bey jenem Umgange der Kaufleute unter einander, noch eine gewiſſe Liberalität und allmählige Bildung der

Sitten und des Ausdruckes Statt findet: da hingegen in den Umgang des Krämers mit den Conſumenten ſich gemeiniglich ſo viel Kleinliches und den edlern Ständen Anſtößiges mit einmiſcht, daß es nur Wenigen gegeben iſt, den guten Geſellſchaftston in einem Kramladen zu erhalten.

Aus einem ähnlichen Grunde werden, im Ganzen, die Banquiers mehr als die Waarenkaufleute geſchätzt. Dieß gieng ehedem in Paris, wo unter dem Scheine der geſellſchaftlichen Freyheit, eine ſehr ſtrenge Etikette herrſchte, ſo weit, daß man nie einen Waaren-Kaufmann in der guten Geſellſchaft ſahe: da hingegen die Bankiers in derſelben zugelaſſen wurden. Und doch ſcheint der Waaren-Händler mehr Gelegenheit zu haben, ſich mannigfaltige Kenntniſſe zu erwerben, als der Geldwechsler, der bloß mit einem einzigen, und einem ſehr trocknen, Geſchäfte zu thun hat.

Freylich trägt der größere Reichthum, der gewöhnlich in den Händen der Wechſelhändler und Bankhalter iſt, dazu bey, ihnen eine größere Achtung zu verſchaffen: indem ſie es im Luxus den höhern Ständen gleich thun, und denſelben manche Dienſte leiſten können.

Indeß hängt das für ſie günſtige Vorurtheil von der Natur ihres Geſchäfts und der Art des Umgangs ab, in welchen ſie daſſelbe verwickelt.

Die Bankhalter ſind mit allen großen Handelsplätzen und Kaufleuten, die Waaren-Händler nur mit einigen wenigen in Verbindung. Jene unterrichten ſich alſo in dieſem Verkehre beſſer von dem allgemeinen Gange des Handels in Europa, — einem Gegenſtande von weit höherem Intereſſe, als Spekulationen über einzelne Waaren.

Die Bankgeſchäfte bringen überdieß den Kaufmann, ſowohl auswärtig, mit der angeſehenſten und gebildeteſten Claſſe der Handelsleute auf allen Plätzen, als auch an dem Orte, wo er lebt, mit den höhern Ständen, — oft ſelbſt mit der Regierung und den Miniſtern in Verbindung.

In Warſchau hatte der Bankier faſt mit niemanden, als mit dem vornehmſten Adel, zu thun. Deſſen Geld gieng durch ſeine Hände und bereicherte ihn, und durch deſſen Umgang wurde er zugleich gebildet. In England und Frankreich iſt das Anſehen der Bankhäuſer vornehmlich durch die Staatsſchulden geſtiegen und durch die Hülfe, welche ſie der Regierung bey Fundirung derſelben geleiſtet haben.

Auch in Handelsſtädten des zweyten Ranges werden, wie ich ſelbſt beobachtet habe, die Bankiers, welche einige Erziehung und Anlage zur Geſelligkeit haben, durch den Umgang mit angeſehenen Fremden und Reiſenden, welche an ſie adreßirt werden, von ihnen ihre Gelder empfangen, und, wenn ſie ſonſt unbekannt ſind, in den Häuſern derſelben ihre Unterhaltung ſuchen, in einem höhern Grade ausgebildet, als man bey andern Kaufleuten des Orts gewahr wird.

2. Geſchäfts-Umgang des Handwerkers.

Er iſt ebenfalls zwiefach: erſtlich zwiſchen ihm, ſeinen Handwerksgenoſſen, und ſeinen Gehülfen in ſeiner Werkſtätte; zum andern zwiſchen ihm und ſeinen Kunden.

Der Verkehr des Handwerkers mit den Perſonen ſeines Gewerbes, hat ſeinen beſondern Charakter durch die Zunftverbindungen bekommen.

Vermöge derſelben, ſind ſie eine eigne Geſellſchaft unter eignen Geſetzen, und dadurch zugleich regelmäßige und öftere Zuſammenkünfte unter ihnen veranlaßt worden. Beydes hat ihnen zugleich ein gemeinſchaftliches Intereſſe und Gegenſtände für ihre Berathſchlagungen gegeben.

Der Handwerker, welcher ſonſt ſeinen Gewerbs-Genoſſen in ſeinen eignen Angelegenheiten nur ſelten aufzuſuchen pflegt, wird jetzt vornehmlich durch die Angelegenheiten der ganzen

Zunſt veranlaßt und oft genöthiget, mit ihm umzugehen.

Dieſe Vereinigung der Leute von gleichem Gewerbe in ein kleines Gemeinweſen, das ſeine eignen Geſetze und Rechte hat, war ohne Zweifel im Anfange des erwachenden Kunſtfleißes nützlich.

Sie erleichterte der Polizey die Aufſicht über ſie. Sie brachte eine Art von Geſelligkeit unter ihnen hervor und machte, daß ſie ſich einander ihre Kenntniſſe leichter mittheilen konnten. Sie gab ihnen endlich, außer ihrer mechaniſchen Arbeit, noch neue Gegenſtände und Quellen des Unterrichts. Jene Gegenſtände waren ihre geſellſchaftlichen Pflichten und Rechte: und dieſe Quellen waren ihre Zuſammenkünfte und Berathſchlagungen.

Mit der Zeit und der wachſenden Induſtrie ſind dieſe Hülfsmittel derſelben weniger nöthig, und hingegen die Folgen der Zwangsgeſetze und des Innungs-Geiſtes ſchädlicher geworden.

Was die Meiſter betrifft: ſo ſind zwar ihre, durch die Zunft Verbindung veranlaßten, Zuſammenkünfte auch noch jetzt nützlich, um die Einſichten und die Mäßigung der Beſſern den übrigen einzuflößen, obgleich die Kunſt ſelbſt dabey nichts gewinnt.

Indeß hat, beſonders bey den zahlreichern Innungen, in jenen Verſammlungen, die ſchlechtere Mehrheit gemeiniglich die Oberhand. Auch haben dieſe Verſammlungen ſelten ein großes Intereſſe für die Handwerker ſelbſt, wenn ſie nicht eben damit umgehen, ſich gegen das Publicum oder gegen andere Innungen und gegen die eindringenden Pfuſcher zu vereinigen.

Das erſte geſchieht, wenn ſie die Preiſe ihrer Arbeit zu erhöhen beſchließen; das zweyte, wenn ſie ihr ausſchließendes Recht auf gewiſſe Arbeiten gegen die Concurrenten vertheidigen wollen. Beyde Gegenſtände ihrer Unterhaltung können zuweilen gerecht und unvermeidlich ſeyn: aber ſie ſind ſelten für die Individuen oder für das Publicum ſehr nützlich.

Oft dienen auch dieſe gemeinſchaftlichen Verabredungen der Handwerker von derſelben Innung dazu, unter einander einen geheimen Krieg zu führen. Die unredlichen und eigennützigen Mitglieder ſuchen die Erhöhung der Preiſe aus allen Kräften hier zu befördern, damit ſie insgeheim ihren Kunden davon nachlaſſen, und dadurch denen, welche über den gefaßten Beſchlüſſen ſtandhaft halten, Abbruch thun können.

Was den, zwiſchen den Handwerksgeſellen durch die Zunft-Verbindung geſtifteten, Zuſammenhang betrifft; ſo ſchränkt ſich deſſen Nutzen faſt gänzlich auf die Unterſtützung ein, welche ſie ſich einander, beſonders auf ihren Wanderungen, leiſten können: obgleich auch hierbey oft der Vortheil von den Laſten überwogen wird, denen ſich jeder Geſelle unterwerfen muß.

In allen andern Rückſichten iſt jener Zuſammenhang mehr ſchädlich als nützlich.

Je zahlreicher dieſe Claſſe iſt, deſto tumultuöſer ſind ihre Verſammlungen: und je ungebildeter ſie iſt, deſto mehr haben Vorurtheile und plötzliche Aufwallungen von Leidenſchaft auf ihre Berathſchlagungen Einfluß.

Es kommt noch zuletzt der Umgang des Handwerkers mit ſeinen Geſellen und Lehrburſchen in Betrachtung.

In Rückſicht der Geſellen iſt der Meiſter gemeiniglich wechſelsweiſe der Despot oder Sklave derſelben: je nachdem die Concurrenz und die Umſtände der Zeit, — welche bald die Arbeit, bald die Arbeiter ſelten machen, — dem einen oder dem andern Theile günſtig ſind.

Das Intereſſe der Meiſter und Geſellen iſt gewiſſer Maßen einander entgegengeſetzt. Der Eine ſucht viel Arbeit für den wenigſten Lohn zu bekommen, der Andere für die wenigſte Arbeit den höchſten Lohn zu erpreſſen. Daher iſt zwiſchen ihnen diejenige Freundſchaft ſelten, welche allein die Verbindung unter ihnen zu einer Gelegenheit eines nützlichen oder angenehmen Umgangs machen könnte.

Der Umgang des Handwerkers mit ſeinen Lehrburſchen iſt gemeiniglich weder gerecht noch wohlthätig.

Es wird viel Härte, ja ſelbſt zuweilen Grauſamkeit von Meiſtern gegen ihre Lehrlinge ausgeübt; wenn dieſe ihnen nicht entweder für die Lehrjahre bezahlen, oder in Verbindungen ſtehn, wodurch der Deſpotismus der Meiſter eingeſchränkt wird.

Ueberdieß brauchen zuweilen dieſe letztern ihre Lehrburſchen, die ſie doch eigentlich in ihrem Metier unterrichten, und nur damit beſchäftigen ſollten, mehrere Jahre hindurch bloß als ihre Dienſtbothen.

Aber wahrhaft ehrwürdig iſt der Handwerker, welcher unter ſeinen Geſellen und Lehrburſchen als Vater, Lehrer und Freund lebt; der, ſelbſt in ſeiner Kunſt erfahren und geſchickt, ſeine Kenntniſſe und Handgriffe gerne denjenigen mittheilt, welche unter ihm arbeiten oder gerade zu von ihm lernen wollen. Er ſelbſt gelangt oft dadurch zu größerer Vollkommenheit, indem er Andern ſeine Kunſt beyzubringen ſucht.

2) Umgang des Handwerkers mit ſeinen Kunden.

Er iſt verſchieden: nachdem der Handwerker entweder für den Luxus, und überhaupt für den unmittelbaren Gebrauch; — oder nachdem er für den Kaufmann und für den Handel arbeitet.

Diejenigen Handwerker, welche für den Luxus und für die höhern Stände arbeiten, wie z. B. die Schneider, Putzmacher u. ſ. w. bekommen dadurch auch Zutritt zu dieſen. Dieſes giebt ihnen, beſonders, wenn ſie ſchon einige Sittenbildung haben, eine gewiſſe Politur. Aber es iſt oft eine falſche und geſchmackloſe. Sie bekommen dadurch oft eine Menge Anmaßungen, wodurch ſie unter ihres gleichen verhaßt, und den Vornehmern ſelbſt lächerlich werden. Sie affektiren die Sitten dieſer letztern, welche ſie doch nicht nachzuahmen wiſſen.

Sie werden zugleich, bey dieſem Verkehre leicht verführt, entweder zu kriechen und zu ſchmeicheln, oder zu übervortheilen und zu betrügen, — das Erſte, weil ihnen ſo viel daran gelegen iſt, dieſe vornehmen Kunden zu erhalten: das Andere, weil ſie durch die Zeichen der Verſchwendung, welche ſie in dieſen Häuſern ſehen, ſich für entſchuldiget halten, wenn ſie auch davon Vortheil ziehen.

Dieſe Gefahr, durch den Umgang mit Vornehmern falſch gebildet zu werden, wird für den Handwerker um deſto geringer, je edler ſein Handwerk iſt, und je mehr es ſich der wahren Kunſt nähert.

Diejenigen Handwerker, welche die Perſonen der Vornehmen ausſchmücken, werden faſt unausbleiblich abgeſchmackt, indem ſie artig zu werden ſuchen.

Diejenigen, welche die Zimmer derſelben auszieren, und für das Ameublement arbeiten, ſind weit weniger dieſer Verſuchung ausgeſetzt, und bleiben einfacher in ihren Sitten.

Wirkliche Künſtler, Mahler, Bildhauer und Baumeiſter, werden durch den Umgang mit den Großen, welche ihre Kunden ſind, in der That gebildet. Sie bekommen von dieſen Begriffe von Bedürfniſſen, wodurch ſie auf neue Verfeinerungen ihrer Kunſt geleitet werden, und auch der den höhern Ständen eigne Geſchmack in der Lebensart und den Sitten theilt ſich ſolchen Künſtlern mit, wenn die Glieder jener Stände auf einem gewiſſen Fuße der Gleichheit mit ihnen umgehn.

Ueberhaupt iſt der Umgang der Handwerker, welche für den unmittelbaren Gebrauch ihrer

Mitbürger arbeiten, mit ihren Kunden, ungefähr denjenigen ähnlich, welcher zwiſchen dem Kaufmann und den Verzehrern Statt fand.

Von der einen Seite wird es dieſer Claſſe von Handwerkern leichter, ihre Kunden zu hintergehen, und ſie bekommt auch mehrere Verſuchung dazu; theils eben durch die Unwiſſenheit derſelben, in Abſicht des Preiſes und der Güte der Waaren, theils durch den ſo gewöhnlichen Hang der meiſten Menſchen, den Handwerkern auch von billigen Preiſen noch abzudingen. Von der andern Seite wird ſie öfter aus ihrer Werkſtätte hervorgerufen, und mit vielerley Menſchen zuſammen gebracht, als die für den Handel arbeitende Handwerksclaſſe. Sie iſt daher auch in der Regel etwas aufgeklärter in ihren Begriffen, und verfeinerter in ihren Sitten, als dieſe letztere.

Da ferner der Conſument, welcher eine Waare braucht, immer zugleich derjenige iſt, der am beſten bemerkt, wo es ihr noch fehlt, oder welcher Verbeſſerungen ſie noch fähig wäre; und überdieß der Claſſe der Conſumenten, zu welcher vorzüglich der reichere und daher aufgeklärtere Theil der Nation gehört, mehr Geſchmack, als dem mechaniſchen Arbeiter, zugetraut wird: ſo haben die Handwerker, welche unmittelbar für die Conſumenten arbeiten, und eben dadurch in Umgang mit ihnen kommen, mehr Gelegenheit, als andere, ihre Kunſt zu vervollkommnen.

Die zweyte Handwerksclaſſe, welche für den Kaufmann arbeitet, und dem auswärtigen Handel dient, iſt, in Abſicht ihres Geſchäftsumganges, in dem entgegengeſetzten Falle und erfährt alſo auch die entgegengeſetzten Wirkungen.

Sie iſt gemeiniglich ehrlicher, weil ſie immer mit Leuten zu thun hat, welche ihre Waare kennen und jeden Betrug leicht entdecken. Sie iſt etwas roher in ihren Sitten, weil ſie überhaupt weniger Umgang mit Menſchen, noch weniger mit den höhern Ständen hat.

Die Handwerker dieſer Claſſe aber ſind zugleich einfacher und weniger affectirt in ihren Sitten, und machen, wenn ſie durch ſich ſelbſt eine gewiſſe Cultur bekommen, welches immer geſchieht, wenn ſie zu einiger Wohlhabenheit gelangen, eine ſehr gute Menſchenclaſſe aus.

Sie ſind endlich weniger geneigt und weniger veranlaßt, in ihren Arbeiten viele Verbeſſerungen vorzunehmen; ſolange die Natur des ganzen Handels ſich nicht ändert, und das Verlangen der auswärtigen Käufer nicht den Kaufmann auffordert, auch von ihnen neue Anſtrengungen oder Abänderungen zu verlangen.

3. Geſchäftsumgang der Landbauer.

Sie ſind entweder Gutsbeſitzer oder Taglöhner. Dieſe letztern ſind entweder Fröhner oder freye Arbeiter. Der Umgang, von welchem die Rede iſt, iſt entweder der unter den Arbeitern ſelbſt, oder der zwiſchen ihnen und ihren Brodtherren.

Ich laſſe kleinere Unterſchiede aus, welche ins Unendliche gehen würden, und auch ſelbſt von den angezeigten werde ich vermiſcht reden, um nicht den Leſer durch viele Abtheilungen zu ermüden.

a) Umgang der arbeitenden Landbauer.

Ueberhaupt ſind die Landarbeiten geſellige Arbeiten: ſie geſchehen von vielen zu derſelben Zeit, auf freyen Plätzen, oder an denſelben Oertern.

Auf den großen Gütern, — wie viele ſind da nicht auf der Wieſe und dem Felde, bey der Heu- und Getreide-Erndte, und bey der Saat bey einander! Der Winter vereiniget ſie wieder in der Scheune und Spinnſtube.

Dieß giebt dem Landvolke einen eignen Charakter.

Es wird durch die Geſellſchaft fröhlicher. Auch in den Ländern, wo es am meiſten gedrückt wird, ertönen in der Erndte ſeine Lieder.

Es hängt ferner mehr unter ſich zuſammen; es macht auf jedem Dorfe ein Corpus aus, und handelt als ein Corpus.

In einer ganzen Gegend kennt jeder Bauer den andern, und weiß alle deſſen Verhältniſſe. — Auch dieß trägt bey, ihr Leben angenehm zu machen, oder doch zu erleichtern, weil es ihnen, in einem großen Kreiſe, nie an einer geſellſchaftlichen Unterhaltung fehlt.

Aber dafür können ſie ſich auch leicht, unter einem Anführer, gegen die Regierung, oder den Gutsherrn vereinigen, wenn ſie gegen einen von beyden mißvergnügt ſind.

Doch dieſe Geſellſchaft der Landleute iſt nicht ſowohl ein Geſchäfts-Umgang, als ein Umgang bey dem Geſchäfte.

Selten reden ſie mit einander von ihren Arbeiten. Faſt niemahls berathſchlagen ſie ſich darüber. Daß einer ſeine Erfahrungen oder ſeine Methoden den übrigen mittheilt, iſt ſehr ungewöhnlich. Daher iſt es auch ſo ſelten, daß aus dieſer Claſſe ſelbſt eine große Verbeſſerung im Ackerbaue hervorgehe, oder ſich weit ausbreite.

Die gewöhnlichſte Unterhaltung der Landleute, welche fremdes Gut anbauen, betrifft entweder ihre häuslichen Angelegenheiten, oder, wenn ſie recht intereſſant ſeyn ſoll, ſo bezieht ſie ſich auf gewiſſe Beſchwerden, die ſie eben jetzt über den Verwalter oder Gutsherrn zu führen haben, und auf die Forderungen, welche ſie an jene thun. Kurz ſie unterreden ſich, bey der Arbeit, wie im Wirthshauſe, weit mehr über ihre Gerechtſame, als über ihre Geſchäfte.

Was ihren Umgang mit dem Gutsherrn und deſſen Stellvertretern betrifft, ſo iſt deſſen Charakter und Wirkung allerdings bey freyen Arbeitern, bey Fröhnern und bey Leibeignen ſehr verſchieden.

Je despotiſcher der Gutsherr herrſcht, und je ſklaviſcher die Landarbeiter ihm unterworfen ſind: deſto mehr iſt das Intereſſe beyder Claſſen einander entgegengeſetzt; und deſto mehr Mißtrauen, Groll und geheime Liſt müſſen in dem Verkehr und allen Verhandlungen zwiſchen ihnen, von Seiten der Unterdrückten, herrſchen.

Daher ſind in denjenigen Gegenden und Ländern, wo der Landmann leibeigen oder mit harten Frohndienſten beſchwert iſt, diejenigen Landleute die beſten, welche am wenigſten mit ihrem Herrn oder ihren Vorgeſetzten zu thun, und alſo die wenigſte Gelegenheit haben, ihren Unwillen an ihnen auszulaſſen.

Diejenigen hingegen, welche auf den Höfen arbeiten, oder ſonſt ſolche Dienſte verrichten, wodurch ſie in einen ſteten Zuſammenhang mit ihrem Despoten kommen, werden faſt unausbleiblich entweder kriechend und niederträchtig, oder betrügeriſch, oder auch wohl ſtolz und hart gegen ihres Gleichen, wenn ſie über ſolche zu herrſchen haben.

Ganz freye Landarbeiter ſind gegen die Gutsbeſitzer in dem Verhältniſſe, wie die Handwerksgeſellen gegen ihre Meiſter.

Sie ſind gemeiniglich auch unzufrieden mit ihren Brotherrn, und machen wohl auch Complots unter einander, um jene in Verlegenheit zu ſetzen, oder ihren eignen Lohn zu erhöhen.

Aber da ſie weniger unter einander zuſammenhängen, als die an die Erdſcholle eines Guts gehefteten Fröhner, und da ihre Beſchwerden ſelten ſo groß und ſo gegründet ſind: ſo entſteht aus ihren Verbindungen auch nicht ſo viel Unheil, als aus dem Aufſtande dienſtpflichtiger Bauern.

Der Umgang freyer Landarbeiter mit den Gutsherrn und Aufſehern iſt nur geringe und gelegentlich, aber weit unſchädlicher und vortheilhafter auf beyden Seiten. Der Umgang derſelben mit einander iſt der von Nachbarn, von Leuten, die ein gemeinſchaftliches Gewerbe treiben, von ſolchen, die ſich täglich ſehen, und zuweilen auch ein gemeinſchaftliches Intereſſe haben.

1.) Umgang der Gutsbeſitzer.

Dieſe, auch wenn ſie ihre Güter ſelbſt bewirthſchaften, (und außer dieſem Falle ſind ſie bloße Rentenirer, und ihre Güter ſind Kapitalien,) werden durch ihr Geſchäft wenig in Umgang mit andern Menſchen verwickelt. Der Ackerbau iſt in ſo fern ein einſames Geſchäft. Man hat bloß dabey mit der Erde und den Pflanzen zu thun. Alles Andere, außer der Erzeugung derſelben, iſt Handel, im Verkaufe der Producte und im Ankaufe der nöthigen Geräthe.

Die kleinern Gutsbeſitzer, welche wir in Schleſien Bauern ſchlechtweg nennen, ſind unter ſich nur durch Verwandtſchaft und Umgang, nicht durch ihr Geſchäft, in Verbindung. Gegen ihr Geſinde und ihre Tagelöhner müſſen ſie gelinder und freygebiger ſeyn, weil ſie dieſelben nicht zu ihrem Dienſte zwingen können. Doch laſſen ſich auch dieſe von ihnen faſt mehr, als von dem Edelmanne, gefallen: beſonders, wenn ſie ſehen, daß ihr Brotherr ſonſt ein guter Mann und ein verſtändiger Wirth iſt; und daß er die ſtrenge Ordnung und den Fleiß, welchen er von ihnen fordert, ſelbſt beobachtet.

Die größern Gutsbeſitzer, deren größerer Theil bey uns zu dem Adel gehört, hat entweder bloß mit ſeinen Amtleuten und Verwaltern, oder er hat es mit dem arbeitenden Landvolke unmittelbar zu thun.

Die, welche nie bis zu ihren Fröhnern herabſteigen, und ſie immer nur von ferne mit den Augen ihrer Amtleute und Gerichtshalter ſehen, — nur durch dieſe mit ihnen tractiren, wenden durch ſolche Zeichen des Stolzes die Gemüther der gemeinen Leute von ſich ab, und machen dieſe deſto geneigter, ihnen alle möglichen Kränkungen zu beweiſen.

Aber auch die, welche unmittelbar die Aufſicht über ihre Arbeiter führen, und mit denſelben durch ihr Geſchäft in Verbindung treten, werden doch oft durch ihre Vorurtheile, ihren Eigennutz und den Abſtand der Sitten verhindert, ein unparteyiſches Urtheil über ſie zu fällen.

Die meiſten, welche ihre Güter ſelbſt bewirthſchaften, urtheilen ungünſtig von den Bauern. Theils werden ſie von den Fehlern, die einer noch ſchlecht erzognen Menſchen-Claſſe unausbleiblich eigen ſind, zu ſehr beleidiget; theils ſtimmt die Colliſion des gegenſeitigen Intereſſe ſie ebenfalls mehr zum Haſſe, als zur Liebe; theils wiſſen ſie nicht mit dem gemeinen Landmanne auf eine ihm angemeſſene Art umzugehen.

Es gehört eine Verbindung von Würde und Herablaſſung, von Strenge und Freundlichkeit, von der Gabe ſich recht deutlich in ſeinen Reden zu machen, mit der Gabe das Unverſtändliche in den Reden Anderer zu errathen, dazu, wenn der Höhere und beſonders der Gutsherr, im Umgange und Verkehr mit dem gemeinen Bauer, ſeine Endzwecke erreichen ſoll.

IV. Geſchäfts-Umgang des Lehrſtandes.

Dieſer Stand iſt bey uns in zwey Hauptclaſſen getheilt: in die Kirchen- und in die Schul-Lehrer; — welche letztere ſich wieder in die Lehrer der höhern und niedern Schulen theilen.

1. Geſchäfts-Umgang der Kirchenlehrer.

Er iſt ebenfalls zwiefach: er entſteht entweder aus der Verbindung der Kirchenlehrer unter einander, oder aus der, welche ſie mit ihren Gemeinden und deren einzelnen Mitgliedern haben.

a) Umgang der Kirchenlehrer unter einander.

Im Anfange des Chriſtenthums (denn dieſes hat zuerſt einen dem Gottesdienſte gewidmeten Lehrſtand errichtet,) waren die Aelteſten jeder Gemeinde, welche in der Folge die Lehrer wurden, ſo wie noch jetzt die Aelteſten in den Brüder-Gemeinden, zugleich dazu beſtellt, für das Heil der Seelen und für die öffentliche Wohlfahrt der Kirche zu ſorgen. Dieß brachte ſie alſo zu einem ſehr vertrauten Umgange und zu häufigen Berathſchlagungen mit einander.

Nachdem das Chriſtenthum ſich ausbreitete, traten die Aelteſten jeder Gemeinde auch mit den Aelteſten der Gemeinden in den benachbarten Städten in Verbindung.

Anfangs war die Abſicht bloß, ſich gegenſeitig zur Frömmigkeit zu ermahnen, und ſich bey Unfällen und Gefahren, welche die Gemeinden trafen, wechſelsweiſe Rath zu geben. In der Folge aber, als die Chriſten anfingen, ein größeres Gewicht auf einen beſtimmten Lehrbegriff und auf eine gleiche Form des Gottesdienſtes zu legen, berathſchlagten ſich die Lehrer benachbarter Gemeinden am meiſten über Lehrpuncte oder über Gebräuche: wobey die jüngere Kirche ſich gemeiniglich dem Ausſpruche der ältern unterwarf, weil man allgemein die Ueberlieferung zu einer Hauptquelle der Erkenntniß annahm.

Dieſer Umgang der Lehrer verſchiedener Gemeinden mit einander, den ſie durch Correſpondenz und Zuſammenkünſte, welche man Synoden nannte, unterhielten, breitete ſich nach und nach über ganze Provinzen, und zuletzt über das ganze Römiſche Reich aus, als das Chriſtenthum ſelbſt dieſen Umfang gewonnen hatte.

Um dieſen allgemeinen und immerwährenden Verkehr der chriſtlichen Kirchen-Lehrer zu befördern, trug vornähmlich die ſich allmählig feſtſezzende Idee bey, daß eine vollkommne Einheit des Lehrbegriffs und der gottesdienſtlichen Gebräuche in allen Gemeinden nothwendig ſey. Denn auf einem großen Raume und unter zahlreichen Gemeinden war dieſe Einheit nicht zu erhalten, wenn nicht die Lehrer und Vorſteher derſelben oft zuſammen conferirten, ſich einander ihre Meinungen und Gewohnheiten abfragten, und die Verſchiedenheiten auszugleichen ſuchten. Zu gleicher Zeit aber wurde dieſer große und beſtändige Verkehr der chriſtlichen Lehrer dadurch erleichtert, daß in jeder Gemeinde die Aelteſten ein Oberhaupt, unter dem Nahmen Biſchof bekamen, welches die Geiſtlichkeit ſeines Ortes repräſentirte, und im Nahmen derſelben mit den Biſchöfen anderer Kirchen unterhandelte.

Dieſe große Geſchäftigkeit, welche die Lehrer der Chriſtlichen Gemeinden, auch der entfernteſten, auf dieſen Umgang unter ſich, auf Conferenzen und Berathſchlagungen, verwandten, und die Idee von einer nothwendigen Allgemeinheit und Einheit der Kirche, welche dabey zum Grunde lag, iſt dem Chriſtenthume ſehr nachtheilig und eine Quelle ſeiner Verderbniſſe geworden.

Die Lehrer, und vorzüglich die Biſchöfe der einzelnen Gemeinden, vernachläßigten, über ihren Correſpondenzen und Synoden, die Hauptpflichten ihres Amtes, die Belehrung und die Bearbeitung der Herzen ihrer Kirchkinder. Das Volk wurde wieder unwiſſender, indem der Klerus gelehrter, oder doch orthodoxer wurde.

Es entſtand ferner aus dieſem ſtets unterhaltnen Zuſammenhange der Chriſtlichen Kirchenlehrer eine Tyranney in der Kirche: erſtlich die der Geiſtlichkeit über die Layen; und ſodann einiger hohen Geiſtlichen über ihre Mitbrüder.

Ein ſo weitläuftiger Staat nähmlich, als die chriſtliche Geiſtlichkeit formirte, konnte ohne eine gewiſſe exekutive Gewalt nicht aufrecht erhalten werden; und dieſe Gewalt mußte in immer wenigere Hände kommen. Daher die Ariſtokratie der Biſchöfe, die ſich endlich mit dem Despotismus des Pabſtes im Abendlande endigte.

Da über abſtracte und ſubtile Begriffe, dergleichen die theologiſchen ſind, die Menſchen immer uneiniger werden, je mehr ſie dieſelben unterſuchen: ſo entſtanden, eben aus jener unaufhörlichen Bemühung der Geiſtlichkeit, die Einheit des kirchlichen Lehrbegriffs zu erhalten, die Ketzereyen und Spaltungen in der Kirche. Indem ſie ſich über alle Lehrpuncte nicht nur, ſondern auch über alle Ausdrücke derſelben vereinigen wollten, entzweyten ſie ſich immer mehr. Und ſo wurde durch die Concilien ſelbſt und deren Folgen die chriſtliche Welt am meiſten zerrüttet.

Hieraus entſtanden endlich die Unduldſamkeit, und die Verfolgung der Ketzer. Denn, da man von der einen Seite, auf der unausführbaren Abſicht beharrte, eine abſolute Uebereinſtimmung der theologiſchen Begriffe und Meinungen, in allen Gemeinden der chriſtlichen Kirche, hervorzubringen; und doch durch die Erfahrung einſah, daß dieſe Uebereinſtimmung durch gemeinſchaftliche Unterſuchungen nicht zu erhalten ſey: ſo nahm man ſeine Zuflucht zu dem einzigen wirkſamen Mittel, — zu einer deſpotiſchen Entſcheidung der Streitigkeiten und Unterſtützung dieſer Entſcheidungen durch äußere Gewalt.

Dieſe Autorität, das Bekenntniß von Lehrſätzen zu erzwingen, auch ohne die Ueberzeugung von denſelben zu bewirken, beruhte Anfangs auf den Concilien, und alſo der Mehrheit der Stimmen, und kam zuletzt in die Hände der Päbſte.

Von dieſer Zeit an hörte der Geſchäfts-Umgang der chriſtlichen Lehrer, von welchem ich bisher geredet habe, faſt gänzlich auf. Die Concilien hatten ein Ende, oder wurden ſehr ſelten, und nur unter der Autorität des Pabſtes gehalten, und von ihr geleitet.

Selbſt die Provinzial-Synoden, auf welchen ſich bisher die Geiſtlichen der benachbarten Gemeinden ſo häufig verſammelt, und über Lehre und Leben ihrer ſelbſt und ihrer Gemeinden berathſchlagt hatten, kamen aus der Gewohnheit.

Sogar die Lehrer derſelben Orte, und die an denſelben Kirchen hatten wenig Gemeinſchaft und Umgang mit einander, außer dem, welcher durch ihr Intereſſe und durch die gemeinſchaftliche Verwaltung ihrer Güter veranlaßt wurde.

So blieb die Sache, mit wenigen Veränderungen, deren ich hier nicht zu erwähnen Urſache habe, bis zur Reformation.

Nur zwey große Verſuche machte die Geiſtlichkeit, die Entſcheidung der Glaubens-Artikel ſowohl, als die Beſtimmung der gottesdienſtlichen Uebungen, dem Despotismus der Päbſte zu entreißen, und ſie von neuem ihren gemeinſchaftlichen Berathſchlagungen zu unterwerfen.

Dieſe Verſuche mißlangen zwar, ſie ſetzten aber doch die Lehrer der Kirche in eine größere Thätigkeit, ſowohl für ſich, als in Gemeinſchaft mit einander, über die bisherigen Lehren und Gewohnheiten der Kirche nachzudenken: wodurch eben die Reformation vorbereitet wurde.

Durch dieſe wurden die proteſtantiſchen Gemeinden nicht nur von der Mutterkirche, ſondern Anfangs auch von einander getrennt: indem jeder Ort und jedes Land andere Reformatoren hatten, und, unter der Aufſicht der Obrigkeit, ihren Gottesdienſt nach eignem Belieben einrichteten.

Die Lehrer der Proteſtanten traten eine Zeit lang in das Verhältniß zurück, welches die erſten Lehrer des Chriſtenthums gehabt hatten. Sie wurden von neuem als Väter ihrer Gemeinden angeſehen, und ſchränkten ſich, in ihren Berathſchlagungen mit einander, bloß auf das Wohl und die Beſſerung ihrer Gemeinden ein.

Die erſte Urſache, wodurch die Kirchenlehrer der Proteſtanten, auch aus entfernten Oertern und Ländern, wieder in Zuſammenhang und zu gemeinſchaftlichen Berathſchlagungen gebracht wurden, war die Nothwendigkeit, ſich gegen das Pabſtthum zu vertheidigen. Die

Geiſtlichen der verſchiednen Gemeinen und die Lehrer ihrer Univerſitäten mußten zuſammenkommen, um gemeinſchaftliche Bekenntnißſchriften unter einander zu verabreden, die ſie ihren Gegnern vorlegen, und wodurch ſie deren Vorurtheile widerlegen wollten.

In kurzem wurden die Theologen auch von den Fürſten wegen der politiſchen Verbindungen um Rath gefragt, welche ſie gegen die zu den Waffen greifende katholiſche Partey zu errichten geſonnen waren.

So entſtanden nach und nach Lutheriſche und Reformirte Synoden, das Correſpondiren und Zuſammenkommen der Lehrer von verſchiednen Gemeinen, und ziemlich mit demſelben Erfolge, welchen die alten Synoden gehabt hatten. Dieſe ſo wieder mit einander verbundenen und ſich häufig berathſchlagenden Theologen begnügten ſich nicht mit den Gegenſtänden, durch welche ſie zuerſt waren zuſammengerufen worden. Sie debattirten auch bald, ſo wie jene alten Biſchöfe über Lehrpuncte, Formeln und Kirchengebräuche; ſie erneuerten den Begriff von einer nothwendigen Einigkeit des Glaubens, und veranlaßten dadurch, ſo wie jene, immer neue Spaltungen, die endlich auch nur durch bürgerliche Gewalt beſchränkt oder aufgehoben werden konnten.

Glücklicher Weiſe brachten die immer mehr aufblühenden Wiſſenſchaften andere Gegenſtände der Unterſuchung und des Studiums unter die Theologen. Eben die wachſende Aufklärung zeigte die Unwichtigkeit gewiſſer dogmatiſchen Streit-Puncte, und verminderte den Haß der Parteyen. Daraus entſtand, daß man in der Lutheriſchen Kirche, mit der Verfertigung der Concordien-Formel, endlich aufhörte, neue Symbole zu machen. Und da der Religions- und noch mehr der Weſtphäliſche Friede, es auch für die Proteſtantiſchen Theologen unnöthig machte, immer neue Maßregeln zur Vertheidigung gegen das Pabſtthum zu verabreden: ſo fielen auch die Urſachen hinweg, welche die häufigen Zuſammenkünfte der Kirchenlehrer verſchiedener Gemeinden bisher veranlaßt hatten: und der Geſchäfts-Umgang der Geiſtlichen unter einander bekam nach und nach diejenigen Schranken, und zugleich die Beſchaffenheit, welche er heute zu Tage hat.

In der Evangeliſch-Lutheriſchen Kirche iſt derſelbe hauptſächlich auf die Verbindung derjenigen Geiſtlichen, welche in gemeinſchaftlichen Conſiſtorien ſitzen, und auf die Verbindung derjenigen, welche, in den großen Städten, bey denſelben Kirchen oder Gemeinden angeſtellt ſind, eingeſchränkt.

Das Verkehr der geiſtlichen Lehrer, welche Beyſitzer derſelben Conſiſtorien ſind, iſt demjenigen an Beſchaffenheit und Wirkung vollkommen ähnlich, welches zwiſchen den Mitgliedern aller Regierungs-Collegien in ihren Sitzungen Statt findet.

Wenn ein Conſiſtorial-Collegium aus Männern, wie Spalding, Teller und Dietrich, zuſammengeſetzt iſt, und einen Münchhauſen an ſeiner Spitze hat: ſo ſind die Sitzungen und Berathſchlagungen deſſelben eine wahre Schule der Aufklärung für alle Mitglieder.

Sie ſind zugleich ein Band der Freundſchaft unter ihnen: indem einer ſowohl die Gaben als die Geſinnungen des andern kennen zu lernen Gelegenheit hat.

Dieſe Vortheile fallen weg, wenn die geiſtlichen Beyſitzer eines Conſiſtoriums einander zu unähnlich ſind, um ſich in gemeinſchaftlichen Berathſchlagungen vereinigen zu können: da alsdann gemeiniglich die Verſchiedenheit und Unvereinbarkeit ihrer Meinungen die ganze Autorität des Conſiſtoriums in die Hände des weltlichen Chefs deſſelben bringt, und die geiſtlichen Beyſitzer außer Thätigkeit ſetzt.

Was den Umgang derjenigen Geiſtlichen betrifft, welche an derſelben Kirche oder Gemeinde ihr Amt führen: ſo iſt zwar in der Proteſtantiſchen Kirche derjenige Geiſt erloſchen, welcher bey den erſten Chriſtlichen Gemeinden eine ſehr genaue Verbindung der Lehrer unter ſich veranlaßte.

Unſere geiſtlichen Lehrer berathſchlagen ſich ſelten mehr über ihre Amtsführung, und der Gelegenheiten, wo ſie ſich durch die gegenſeitige Mittheilung ihrer Erfahrungen in Sachen des Unterrichts und der Seelſorge, ohne Unſchicklichkeit und Anmaßung, belehren könnten, ſind wenige.

Aber dazu biethet jene Verbindung der Geiſtlichen an demſelben Orte und bey derſelben Kirche häufige Gelegenheit an, die einſichtsvolleſten und menſchenfreundlichſten unter ihnen auszuzeichnen, und ihnen, entweder durch die Macht des Beyſpiels, oder durch die Freundſchaft, welche ſie ſich erwerben, einen Einfluß auf die übrigen zu verſchaffen.

Dieſe gemeinſchaftliche Amtsführung kann um deſto mehr eine Schule vieler Tugenden für die dadurch vereinigten Geiſtlichen werden, je mehr Colliſionen dabey vorkommen, welche ſie mit einander in Uneinigkeit bringen können.

Dieſer Colliſionen ſind hauptſächlich zwey.

Zuerſt ſind die Geiſtlichen öffentliche Perſonen, welche ſo, wie die Schriftſteller, wie die Redner in Republiken, wie die Lehrer auf Univerſitäten, vor dem Publikum auftreten, und von deſſen Beyfall ihr Glück erwarten. Alle Perſonen dieſer Claſſe ſind ſehr in Verſuchung, Rivale von einander zu werden: und die Rivalität iſt die Mutter des Neides, ſo wie dieſer der Vater aller feindſeligen Leidenſchaften.

Daher findet man, daß diejenigen Prediger, welche, wegen ihrer höhern Lehrgaben, von dem größern Publikum ihres Wohnorts, und von Auswärtigen am meiſten geſchätzt werden, mit ihren Collegen in wenig freundſchaftlichen Verbindungen leben: wofern ſie nicht den Vorzug ihrer Talente und ihres Beyfalls, durch eine ausnehmende Beſcheidenheit und durch die Liebenswürdigkeit ihres Charakters und ihres Betragens, bey denſelben gleichſam wieder gut machen.

Zum andern iſt, beſonders bey den Lutheranern, auch der Eigennutz jener geiſtlichen Amtsbrüder in Widerſpruch. Ihre Einnahme hängt nähmlich, wegen des Beichtgeldes, von ihrem Beyfalle ab. Und es gehört deſto mehr Selbſtbeherrſchung bey einem Geiſtlichen dazu, welcher, ohne Unwillen, ſeinen Collegen in dem Beſitze jener Einkünfte, und ſich zurückgeſetzt ſehen ſoll: da er zugleich dadurch einen Beweis erhält, daß jener von der Gemeinde ſehr, — er wenig geliebt werde.

Noch iſt ein Wort von derjenigen Verbindung zu reden, welche die Kirchenverfaſſung unter den Geiſtlichen deſſelben Landes, oder Diſtricts, auch wenn ſie an verſchiedenen Orten wohnen, hervorbringt.

Dieſe Kirchen-Verfaſſung iſt in den verſchiedenen Proteſtantiſchen Ländern ſehr verſchieden: und ſie iſt nicht ohne Einfluß auf den Geiſt und Charakter der Geiſtlichkeit, welche hauptſächlich von dem dadurch geſtifteten Zuſammenhange zwiſchen den Mitgliedern derſelben abhängen.

Unter den Lutheranern iſt eine Art von Hierarchie, aber eine ſehr wenig drückende. Die Geiſtlichen ſind einander an Range ſubordinirt, aber nicht unterworfen. Ueber die Geiſtlichen jedes Diſtricts führt ein oberer Geiſtlicher die Aufſicht, aber ohne alle Jurisdiction, und iſt nur die Mittelsperſon zwiſchen ihr und der Obrigkeit.

Obgleich weder die Geſchäfte ſehr häufig ſind, noch der Umgang der Geiſtlichen ſehr genau iſt, welche durch die hierarchiſche Verbindung veranlaſſet werden: ſo haben doch die Inſpectoren, wenn ſie ſelbſt vorzügliche Männer ihrer Claſſe ſind, wohl Gelegenheit, auf Kirchen-Viſitationen, bey Einführungen neugewählter Lehrer und andern Verrichtungen des Aufſeher-Amtes, durch ihr Beyſpiel und ihre Belehrungen der untergeordneten Geiſtlichkeit zu nutzen; — ſo wie, auf der andern Seite, ſich durch ihr perſönliches Betragen die Liebe derſelben zu erwerben.

Auch bleiben, bey dieſer Kirchen-Verfaſſung, die Geiſtlichen jedes Diſtricts, durch die cirkuläre Mittheilung der Conſiſtorial-Verordnungen, durch Vertretungen u. ſ. w. in einem nicht unnützen Zuſammenhange, welcher Gelegenheit geben kann, daß diejenigen Geiſtlichen ſich kennen lernen, die zu einem vertrautern Umgange mit einander geſchickt ſind.

In England iſt die Verfaſſung und die Hierarchie der katholiſchen Kirche mit wenigen Veränderungen beybehalten worden: und ſie hat dort denſelben Erfolg gehabt, den Unterſuchungs-Geiſt zu lähmen, und die Anhänglichkeit der Geiſtlichen an das Alte zu befördern. Auch ſchränkt ſich der Geſchäfts-Umgang der Geiſtlichen der hohen Kirche in England mehr darauf ein, ſich von ihren Rechten und deren Aufrechterhaltung, und über die Verwaltung ihrer liegenden Gründe, als über die Gegenſtände ihres geiſtlichen Berufs, zu berathſchlagen.

Nur werden dieſe Folgen der Hierarchie in England durch das Licht der Wiſſenſchaften gemildert, welches allgemein, und auch unter der Geiſtlichkeit, herrſcht; — und durch den Umſtand, daß die höhern geiſtlichen Stellen nicht bloß nach Geburt, ſondern nach Verdienſt, und beſonders nach litterariſchem Verdienſte beſetzt werden.

In einigen reformirten Ländern, z. B. in Holland und in der Pfalz, iſt die Synodal-Verfaſſung, mehr oder weniger, beybehalten worden.

Dieſe bringt allenthalben, wo ſie herrſcht, mehr Leben und Thätigkeit in den Geſchäfts-Umgang der Geiſtlichen: indem jeder hoffen kann, bey Gelegenheit einer ſolchen Zuſammenkunft, ſeine Ideen ſeinen Amtsbrüdern mitzutheilen, und durch ihre Beyſtimmung zur Ausführung zu bringen.

Aber ſie führt zu einer weit ſtrengern Orthodoxie, ſie iſt weit intoleranter, und ſelbſt zur Verfolgung der anders Denkenden geneigter, als z. B. die Subordination der Lutheriſchen Geiſtlichen unter ihre Conſiſtorien dieſelben macht.

Die Urſache iſt, daß, wo die Mehrheit der Stimmen entſcheidet, auch unter der Geiſtlichkeit, die am wenigſten Aufgeklärten, und die Heftigſten und Leidenſchaftlichſten die Oberhand behalten und die Geſetze geben.

In andern Gegenden Deutſchlands und in der Schweitz, ſind die Reformirten Gemeinden gänzlich von einander getrennt, und weder durch eine Subordination, noch durch Zuſammenkünfte ihrer Geiſtlichen vereiniget. Jede regiert ſich, unter der Aufſicht der höchſten Obrigkeit, ſelbſt durch ihr Conſiſtorium, welches aus den Geiſtlichen und aus einigen ausgewählten und angeſehenen Gliedern der Gemeinde beſteht.

Dieſe Einrichtung iſt, beſonders an Orten, wo die Reformirten Gemeinden größtentheils aus Perſonen der geſitteren Claſſen beſtanden, oder ſonſt im Beſitze einer gewiſſen Aufklärung waren, von ſehr gutem Erfolge geweſen.

Die Freyheit zu denken, iſt dadurch vermehrt worden: und die Verbeſſerungen der Liturgie und der Geſänge ſind hier am erſten und leichteſten zu Stande gekommen.

Der Lehrer lernt auch, bey dieſer Einrichtung, die Hausväter ſeiner Gemeinde nach und nach kennen, und wird ihnen bekannt: der verdienſtvolle Lehrer gelangt alſo endlich zu einem natürlichen Anſehen und Einfluſſe bey ſeiner Gemeinde, welche mit gar keinem Despotismus vermiſcht ſind, und benutzt hinwiederum die Einſichten und die Erfahrenheit, welche unter den ältern Mitgliedern ſeiner Gemeinde verbreitet ſind.

2) Umgang der geiſtlichen Lehrer mit ihren Gemeinden.

Die Art dieſes Umgangs hat ſehr abgewechſelt, nach den verſchiedenen Ideen, welche man ſich von dem Verhältniſſe der geiſtlichen Lehrer gegen ihre Gemeinden, und von dem Berufe der erſtern gemacht hat, — und nach den Umſtänden der Zeit, welche den Geiſtlichen, bald mehr bald weniger, Ueberlegenheit über die Layen, ſowohl an Macht und Anſehn, als an Einſicht und Wiſſenſchaft gegeben haben.

Im Anfange des Chriſtenthums waren die Lehrer, genannt Aelteſten, wie ich ſchon geſagt habe, zugleich Aufſeher, Fürſorger und Rathgeber der Gemeinden. Sie wurden als Väter reſpectirt, und handelten auch wirklich als Väter. Dieſes Verhältniß ſcheint ſehr glücklich, und dieſe Regierungsart, die bloß auf freywilliger Unterwerfung beruht, die ſanfteſte unter allen zu ſeyn. Und ſo iſt es auch in der That, ſo lange die Geſinnung von beyden Seiten aufrichtig iſt, die Gemeinden klein, und die Mitglieder derſelben von wenig Anſprüchen ſind, und eine gewiſſe Einfalt im Verſtande oder Charakter haben. So waren in der That die erſten Chriſten; ſo waren die erſten Brüder in den Herrenhutiſchen Gemeinden.

Aber auch eine freywillige Unterwerfung unſers Geiſtes unter Andere wird mit der Länge der Zeit läſtig, und uns ſelbſt ſchädlich; und die väterliche Gewalt iſt der deſpotiſchen ſehr nahe, und artet leicht in dieſelbe aus. Daher der erſte Grund der Erhabenheit, welche ſich in der Kirche die Geiſtlichkeit über die Layen anmaßte; daher der erſte Grund der Demuth und Unterwerfung, mit welcher ſich dieſe die Ausſprüche ihrer Lehrer, in Sachen der Religion, gefallen ließen.

Dieſes Verhältniß änderte ſich, als die Gemeinden größer wurden. Aber an die Stelle der väterlichen Aufſicht und kindlichen Folgſamkeit trat wirkliche Herrſchaft von der einen, — und Sklaverey des Geiſtes von der andern Seite, als die Geiſtlichkeit, Anfangs in Corpore auf ihren Zuſammenkünften, und endlich durch ihre Repräſentanten und Oberhäupter, den Glauben und den Gottesdienſt der Chriſten anordnete, ihre Begriffe in Abſicht der Religion beſtimmte und ihnen die Uebungen derſelben vorſchrieb.

Ueberhaupt, ſo bald man die geiſtlichen Lehrer als die Depoſitarien der göttlichen Geheimniſſe, und als eine Art von Mittelsperſonen zwiſchen der Gottheit und den übrigen Menſchen anſah: ſo bald mußten ihre Lehren, ihre Ermahnungen, alle gottesdienſtlichen Handlungen, die ſie verrichteten, einen höhern Charakter annehmen; der Eindruck, den dieſelben auf das Volk machten, war nun nicht bloß der Eindruck der Wahrheit und des ſittlichen Nutzens, ſondern der eines göttlichen Urſprungs und Anſehns.

Dieß war der Fall bey den Jüdiſchen und Aegyptiſchen Prieſtern, und es gab ihnen den Vorrang vor allen übrigen Ständen.

Dieß wurde von neuem der Fall bey den Lehrern der Chriſtlichen Kirche, vom dritten Jahrhunderte an, bis auf die Reformation.

Die auf den Concilien verſammelte Geiſtlichkeit, und in der Folge der Römiſche Biſchof, wenn er ex cathedra ſprach, wurden als unmittelbar vom heiligen Geiſte inſpirirt angeſehn: und die Schlüſſe der erſtern, die Decrete des letztern, waren Geſetze für die ganze Chriſtenheit, von einer mehr als menſchlichen Sanction.

Dieß mußte nothwendig das ganze Corpus der Geiſtlichkeit über die Layen erheben, und auch auf die Art, wie die einzelnen Geiſtlichen jeder Gemeinde mit ihren Kirchkindern umgingen, und von dieſen hinwiederum behandelt wurden, Einfluß haben.

Hierzu kam, daß die Geiſtlichkeit im Mittelalter faſt in dem ausſchließenden Beſitze aller wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe und Fertigkeiten war: wodurch ſie nicht nur noch mehr Ueberlegenheit über die Layen erhielt, ſondern auch in ganz neue Geſchäfts-Verbindungen, ſowohl mit den Regenten der Staaten als mit Privatperſonen, gerieth.

Geiſtliche wurden an allen Höfen Canzler der Fürſten: mit ihnen wurden die meiſten hohen und niedrigen Staatsämter beſetzt. Im Rathe der Völker, auf Reichs- und Land-Tägen machte die Geiſtlichkeit allenthalben den erſten Stand aus, und ihre Stimme war von dem größten Gewichte.

Auch in den Häuſern der Privatperſonen, beſonders der Großen, fand man durchgängig Geiſtliche, welche die Geſchäfte derſelben beſorgten, ihr Hausweſen regierten, und die Honneurs der Geſellſchaft machten.

Aber dieſer große weltliche Verkehr der Geiſtlichen mit den Layen ſchwächte ein wenig den Einfluß ihres geiſtlichen Anſehns: indem die Weltlichen dadurch eine gewiſſe Gewalt über ſie bekamen, ihnen ſolche Aemter und Functionen anzuvertrauen oder zu entziehen, — oder indem ſie doch wenigſtens bey dieſen politiſchen und ökonomiſchen Angelegenheiten ein Wort von Gewicht mitſprechen konnten.

Hierzu kam noch der große Abſtand, in welchen die niedere Geiſtlichkeit gegen die hohe gerieth. Die Biſchöfe und Prälaten wurden große Herrn, welche wenig mehr mit ihren Gemeinden zu thun hatten. Aber der gemeine Dorfpfarrer und überhaupt der niedere Geiſtliche wurde auch von ihnen ſo wenig geachtet, daß er bey dem Volke gleichſam ſeine Zuflucht ſuchen mußte, und ſich daher dem gemeinen Manne mehr näherte, und um deſſen Liebe warb, aber auch immer von dieſem eine achtungsvolle Begegnung erhielt.

Unter allen dieſen Abwechſelungen, blieb jedoch eine Art von Umgang und Verkehr der Geiſtlichen mit ihren Gemeinden, welche für beyde Theile vortheilhaft war, einen freundſchaftlichen Charakter hatte, und zugleich den Geiſtlichen Achtung erweckte; ich rede von dem Umgange, welchen der Unterricht, die Ausſpendung der Sakramente, die Beſuchung der Kranken u. ſ. w. veranlaßten.

Freylich kommt ſehr viel darauf an, ob dieſe Religions-Handlungen bloße Ceremonien ſind, ob ſie auf eine handwerksmäßige Weiſe verrichtet werden; und ob beſonders der Unterricht gut und wirklich belehrend und erbaulich iſt.

Indeß ſieht doch der geiſtliche Lehrer, (es verſteht ſich, daß ich darunter einen Seelſorger, einen Pfarrer u. ſ. w. verſtehe) ſeine Kirchkinder bey ſo intereſſanten und rührenden Gelegenheiten, und dieſe nehmen zu ihm gemeiniglich in einer, für gute, ſittliche Empfindungen ſo günſtigen, Stimmung des Gemüths ihre Zuflucht, daß nothwendig ſich einige Zärtlichkeit und Sympathie in dieſen Umgang miſchen, und einiger Nutzen für beyde Theile aus demſelben entſtehen muß.

Die Reformation hat bey den Proteſtanten und die wachſende Aufklärung hat in der Römiſchen Kirche, das wahre Verhältniß der Geiſtlichen zu ihren Gemeinden auf die beyden Beziehungen, —

auf die eines Seelſorgers, und die eines Lehrers zurückgebracht.

Bey den Proteſtanten iſt nach und nach der Seelſorger in den Lehrer übergegangen: und in den aufgeklärteſten Gemeinden iſt der öffentliche Unterricht der Erwachſenen und der Kinder, nebſt den gelegentlichen Ermahnungen und Tröſtungen einzelner Perſonen bey außerordentlichen Vorfällen, das Hauptgeſchäfte des Geiſtlichen geworden.

Die Seelſorge iſt immer mit einer gewiſſen Herrſchaft verbunden, und zieht dieſelbe nach ſich. Sie ſetzt überdieß, wenn ſie nützlich ſeyn ſoll, ſchon eine gewiſſe Superiorität des Geiſtlichen über ſeine Kirchkinder, oder eine große Vertraulichkeit mit ihnen voraus, — zwey Sachen, die nicht immerwährend noch allgemein ſeyn können.

Die Seelſorge iſt die Bearbeitung des moraliſchen und religiöſen Charakters der Erwachſenen. Man kann aber an dem Charakter eines Menſchen nicht arbeiten, wenn man ihn nicht kennt; und man kann den Charakter nur aus den Handlungen erkennen. Der Geiſtliche, wenn er Seelſorger ſeyn ſoll, muß ſich alſo um die Handlungen ſeiner Kirchkinder bekümmern.

Hieraus iſt die Beichte entſtanden. Auf dieſem Wege ſind die Geiſtlichen in das Innere der Familien, und ſelbſt an die Höfe der Fürſten gedrungen.

Indem ſie das Moraliſche und Unmoraliſche in dem Betragen der Fürſten beobachteten, lernten ſie auch ihre Angelegenheiten ſelbſt kennen. Indem ſie die Fehler derſelben beſtraften, bekamen ſie eine gewiſſe Gewalt über ſie.

Dieß gab, auch udter den Proteſtanten, den Beichtvätern zuweilen Einfluß in die Staatsgeſchäfte und in die Regierung. Man weiß, mit welcher Freymüthigkeit im ſechzehnten und ſiebenzehnten Jahrhunderte die Prediger in Schottland und an einigen deutſchen Höfen die Aufführung und die Maßregeln der Regenten, ſelbſt auf der Canzel, rügten.

Dieß veranlaßte einen andern noch ſchädlichern Einfluß der Geiſtlichen auf die Regierung, indem ſie hier auf das Volk wirkten, und das Mißvergnügen deſſelben über ihre Fürſten erregten.

Auch über die Privatperſonen mußte die Seelſorge, ſo lange ſie ernſtlich und des Nahmens werth war, eine ähnliche Herrſchaft, und auf die Angelegenheiten derſelben einen bedeutenden Einfluß geben.

Dieß konnte wirklich zuweilen von Nutzen ſeyn, wenn von der einen Seite der Lehrer wirklich höhere Einſichten und einen mehr veredelten Charakter hatte, als ſein Kirchkind, und er überdieß mit einer reinen Abſicht und doch mit wahrem

Eifer für das Wohl und die Tugend des ihm Anvertrauten zu Werke ging; und wenn von der andern Seite der dieſen Unterricht Empfangende, nicht aus abergläubiſcher Verehrung des geiſtlichen Charakters, ſondern aus Gefühl ſeiner Unwiſſenheit und Schwäche, ſich dieſes Anſehen eines Weiſeren und das Einmiſchen deſſelben in ſeine äuſſern oder Herzens-Angelegenheiten gefallen ließ.

So bald aber mehr Gleichheit zwiſchen den Lehrern und den Gliedern der Gemeinden, auch in Abſicht der moraliſchen Kenntniſſe, entſtand, ſo wurde jene ſo ſpecielle Seelſorge unſchicklich; und ſie wurde ſogar ſchädlich, wenn der Geiſtliche die Autorität ſeines Amtes zu Hülfe nehmen mußte, um ſich Gehör zu verſchaffen, und der Laye doch unwillig und ohne wahren innern Beyfall dieſe Belehrungen oder Beſtrafungen annahm.

Es iſt alſo im Grunde ein Glück, daß zu unſern Zeiten die Seelſorge der Geiſtlichen, in Beziehung auf einzelne Perſonen, theils auf die ſchon oben genannten Functionen der Beſuchung der Kranken und Sterbenden, theils auf ſolche gelegentliche Ermahnungen eingeſchränkt worden iſt, wozu ſie von der Obrigkeit oder von den dabey intereſſirten Perſonen ſelbſt aufgefordert werden, z. B. zur Ausſöhnung uneiniger Eheleute, zu Wiedervereinigung beleidigter Aeltern mit ihren Kindern, zu Hebung von Gewiſſensſcrupeln u. ſ. w.

Auch bey dieſen Gelegenheiten, obgleich auch hier nicht immer der geſuchte Endzweck erreicht wird, kann doch der Geiſtliche dadurch Gutes ſtiften, indem er ſich Achtung und Liebe erwirbt, ſeine Kirchkinder mehr an ſich zieht, und dadurch ſeinem öffentlichen, und dem Religions-Unterrichte überhaupt, mehr Anſehen und Eingang verſchafft.

Aber es iſt dieß auch der delicateſte Theil ſeines Amtes, weil er auf Privatverhältniſſe Rückſicht nehmen muß, ohne deren Kenntniß oder Beobachtung die beſten moraliſchen Betrachtungen unſchicklich und dadurch unkräftig werden können.

Doch die vornehmſte Function, welche jetzt der geiſtliche Lehrer bey den Proteſtanten hat, und durch welche er mit ſeiner Gemeinde in Verbindung ſteht, iſt der Unterricht: wovon es drey Zweige giebt, den Unterricht auf der Canzel, den in den Catechiſationen, und den Unterricht der Jugend bey der Vorbereitung zum Abendmahl.

Die beyden erſten Arten des Unterrichts ſind dem Prediger eigen: die letzte hat er mit dem Pädagogen und Schullehrer gemein.

Es iſt ein großer Vorzug des Religions-Lehrers, daß der von ihm ertheilte Unterricht ihn mit ſeinen Mitbürgern in einen weit größern und angenehmern Zuſammenhang bringt, als die andern Arten der Lehrer kommen können.

Kein Gelehrter genießt ſo gewiß und ſo zeitig die Belohnung ſeiner Talente und ſeines Fleißes in der Liebe und Achtung der Perſonen, welche ihn umgeben, als der Prediger.

Der Schriftſteller arbeitet für ihm unbekannte, oft entfernte Leſer, die ſich nicht um ihn, ſondern nur um ſein Buch bekümmern, deren gute Geſinnung wenigſtens ihm unbekannt bleibt, und wenig nutzt. Seinen Mitbürgern werden ſeine Verdienſte oft am ſpäteſten bekannt: und auch dann erhält er von ihnen mehr eine kalte Achtung, als eine perſönliche Zuneigung, die ſie begierig machte, in Umgang mit ihm zu treten. Freunde muß er ſich, ſo wie jeder andere Menſch, ſuchen, oder vom Zufalle erwarten: ſeine Schriftſtellerey verſchafft ihm derſelben wenige.

Das Verdienſt des Schullehrers bleibt in ſeine Claſſe, oder in ſein Gymnaſium eingeſchloſſen. Nur ſeine Zöglinge lernen die Vorzüge ſeines Unterrichts unmittelbar kennen. Den Aeltern wird er erſt durch ihre Kinder bekannt: und das übrige Publicum ſchätzt ihn bloß auf Treu und Glauben, um des Lobes dieſer Aeltern willen.

Auch der akademiſche Lehrer tritt nur vor jungen Leuten auf, welche nicht immer die beſten

Richter ſind, und deren Urtheil oder Geſinnung auf das übrige Publicum nur wenig Einfluß hat.

Der Geiſtliche iſt der einzige Lehrer, welcher Erwachſene und Leute aus allen Ständen perſönlich unterrichtet. Er trägt ſonntäglich einer Verſammlung derſelben ſeine Einſichten und Empfindungen über die wichtigſten Angelegenheiten vor. Auch ſeine Perſon, ſeine Stimme, ſein ganzes Aeußere wird ihnen bekannt. — Kein Wunder alſo, daß, wenn er wirklich höhere Einſichten hat, wenn er ſie auf eine deutliche und angenehme Weiſe mitzutheilen weiß, wenn ſein Aeußeres gebildet und ſeine Stimme wohlklingend iſt, er nicht nur die Hochachtung, ſondern auch die Freundſchaft derjenigen, welche ihn hören, erhält; und daß er von den Beſten oder Geſelligſten unter ihnen, auch zu ihrem vertrautern Umgange, aufgeſucht wird.

Man ſieht daher auch, daß in allen groſſen Städten, wo einige Cultur und Geſelligkeit herrſchen, die vorzüglichſten Prediger, die Spaldinge, die Teller, die Reinharde, immer in ſehr angenehmen Verbindungen mit den höhern und mittlern Claſſen leben, und auch als Geſellſchafter aufgeſucht werden, indeß die an denſelben Orten wohnenden Schriftſteller und Schullehrer von gleichen Verdienſten in ihren Fächern, verhältnißmäßig, im Dunkeln bleiben.

Wenn der Geiſtliche keinen andern Umgang mit ſeiner Gemeinde hat, als den er in ſeinen Amtsgeſchäften findet, ſo wird der Ton ſeines Geſprächs leicht deklamatoriſch, oder geſucht, oder frömmelnd. Wenn er aber mit wahren Redner-Talenten, die er ſo oft übt, die geſellſchaftliche Bildung verbindet, ſo iſt er auch, nächſt dem großen Arzte, am meiſten in der Lage, ein feiner Weltmann, in dem beſten Sinne des Worts, zu werden.

2. Geſchäfts-Umgang der Jugend-Lehrer.

1) Geſchäfts-Umgang der Lehrer auf niedern Schulen und Gymnaſien.

Er iſt ebenfalls zwiefach: der Umgang der Lehrer unter einander, und der mit ihren Schülern.

a. Umgang der Schullehrer unter einander.

Da die Lehrer jedes Gymnaſiums ein Corpus ausmachen, welches aus gemeinſchaftlichen Fonds ſeine Einkünfte erhält, da ſie (wenigſtens in ältern Lehr-Inſtituten) in einer gewiſſen Rang-Ordnung unter einander, und unter der gemeinſchaftlichen Aufſicht und Direction eines Oberhauptes ſtehen: ſo bringt dieß nothwendig einigen Zuſammenhang unter ihnen hervor, und beſtimmt ihr Betragen gegen einander.

Da ſie gemeiniglich ihre Claſſen in demſelben Gebäude halten, ſo haben ſie täglich Gelegenheit, einander, wenn auch nur auf wenige Augenblicke, zu ſehen und zu ſprechen; aber ſie haben noch mehr Gelegenheit einander kennen zu lernen, und beſonders das Verhältniß zu wiſſen, in welchem jeder mit ſeinen Schülern ſtehet.

Jene erſte Art der Verbindung bezieht ſich bloß auf das Intereſſe und die Schul-Verfaſſung; und bringt ſelten eine Zuſammenkunft oder Berathſchlagungen unter den Lehrern hervor; ausgenommen, wenn ein gemeinſchaftliches Mißvergnügen über gewiſſe von oben gemachte Verfügungen und Neuerungen ſie vereiniget.

Dieſer Umgang der Lehrer in den Zwiſchenräumen der Lectionen iſt zwar an ſich ſehr kurz und unbedeutend. Da aber dieß Augenblicke der Erhohlung von einer mühſamen Arbeit ſind, ſo kann er doch ſehr angenehm werden, und eben deswegen von Folgen ſeyn. — Man ſagt ſich einander viel mit wenigen Worten: und ein witziger Einfall gelingt oft am beſten, wenn man nicht Zeit hat viel zu ſagen. — Man ſieht ſich einander öfter und ſpinnt den Faden wieder an. Kurz die Lehrer einer Anſtalt werden auch aus dieſen Bruchſtücken einer Unterredung gewahr, ob ſie ſich für einander ſchicken, und verbinden ſich oft, bloß nach dieſen Datis, zu einer genauern Privat-Freundſchaft.

Das aber iſt ſehr ungewöhnlich, daß die Lehrer einer größern Schul-Anſtalt ſich mit einander über die eigentlichen Angelegenheiten ihres Amtes beſprechen, ſich einander ihre Lehr Methoden mittheilen, die Hinderniſſe, welche ſie vorfinden, einander darlegen, und ſich über die Mittel berathſchlagen, wie ſie die Sitten ihrer Schüler verbeſſern und ihre Kenntniſſe vermehren wollen.

Nur ein zur Verbeſſerung ſeines Gymnaſiums ſehr thätiger Rector, der zugleich nicht deſpotiſch regieren will, kann die Lehrer ſeiner Anſtalt zu ſolchen gemeinſchaftlichen Berathſchlagungen vereinigen, und dieſelben im Gange erhalten. Aber auch dann kommt ſelten ein beträchtlicher Nutzen heraus. Die meiſten Lehrer beſuchen ſolche Verſammlungen nur unwillig und aus Zwange; die Meinungen derſelben ſind zu verſchieden; und es iſt am Ende doch nur Einer, oder Wenige, welche die Verbeſſerungs-Vorſchläge machen und durchſetzen.

Ueberhaupt herrſcht in den Schulen unter den Lehrern wenig republikaniſcher Geiſt: und die monarchiſche Regierung iſt, wenigſtens bisher, hier zu Hauſe, und auch am rechten Orte geweſen. Jener Geiſt aber wird erfordert, wenn ein intereſſanter und lebhafter Verkehr unter den in einem Collegium vereinigten Geſchäftsleuten entſtehen ſoll.

Die Urſache hiervon liegt zum Theil in dem zu weiten Abſtande, welchen die Lehrer der unterſten Claſſen von denen der höhern, auch in der bürgerlichen Rangordnung, und oft auch an Sitten und Kenntniſſen, haben. Noch weit mehr aber liegt ſie in der Verſchiedenheit der Meinungen, welche die Lehrer über Erziehung und Unterricht hägen, und in der Verſchiedenheit der Gewohnheiten, welche ſie in Abſicht beyder Gegenſtände angenommen haben.

Es iſt zu glauben, daß vor der Periode der neuern Fortſchritte in der Erziehungskunſt, als noch alle Welt glaubte, daß die Schulen und Gymnaſien bloß beſtimmt wären, die alten Sprachen zu lehren, und da man keine andern Methoden des Unterrichts, als die des Auswendiglernens, und keine andere Schul-Diſciplin, als die der Strenge und körperlicher Strafen, kannte, auch mehr Harmonie und Gleichheit unter den Lehrern deſſelben Gymnaſiums war.

Sie ſtiegen damahls gemeiniglich von den niedrigſten Claſſen zu den höchſten, welches auch beytrug, ihnen gegenſeitig Achtung für einander und Anlage zur Freundſchaft zu geben. Wahrſcheinlich waren ſie auch eher aufgelegt, über Schulſachen mit einander zu conferiren, und kamen leichter in gewiſſen Reſultaten und Beſchlüſſen zuſammen.

Vielleicht iſt der große Flor, welchen in jener ältern Periode ſo viele Gymnaſien in Deutſchland hatten, zum Theil, dieſer größern Einigkeit der Lehrer, und ihrer engern Verbindung, als Mitglieder eines kleinen Gemein-Weſens, an deſſen Vortheile ſie alle Anſpruch machten, zuzuſchreiben.

Nachdem aber die neuere Pädagogik ſowohl mehrere Gegenſtände des Schul-Unterrichts eingeführt, als die Methoden des Sprach-Unterrichts verändert, und über die moraliſche Erziehung zuvor unbekannte Begriffe verbreitet hat; ja, nachdem in die Gelehrſamkeit überhaupt ein neuer Geiſt gedrungen iſt, — die alte Litteratur philoſophiſcher, und die Wiſſenſchaften gemeinnütziger und populärer geworden ſind: ſeit dem haben ſich die Lehrer derſelben Schul-Anſtalten mehr von einander trennen, und unter ſich uneins werden müſſen.

Die ältern ſind gemeiniglich dem alten Syſteme anhänglich geblieben: die jüngern ſind mit den Fortſchritten des Zeitalters weiter gegangen, oder haben ſelbſt vielleicht die Gränze einer klugen Reformation überſchritten. Neuerungsſucht und Vorurtheil für das Alte haben angefangen, in den Schulen, ſo wie in der Kirche, mit einander zu ſtreiten.

Die in den untern Claſſen alt gewordnen Lehrer ſind nun ſeltner zu den oberſten Stellen befördert worden, weil ſie ſich in die neue Einrichtung der Dinge nicht fügen wollten, und bey derſelben zur Direction ungeſchickt wären.

In dieſem Zuſtande befinden ſich die Dinge, mehr oder weniger, noch auf allen alten Gymnaſien. Doch nähert ſich die Kriſis einer Entſcheidung. Die alten Lehrer, welche alle Verbeſſerungen verwerfen, ſterben nach und nach aus; und von der andern Seite wird die Begierde zu reformiren mäßiger. Man lernt durch Verſuche das, was im Schul-Unterrichte und in der Disciplin möglich und unmöglich iſt, unterſcheiden. Die Neuerer kommen auf manche alten Methoden zurück: und die Liebhaber des Alten ſehen den Nutzen gewiſſer Veränderungen endlich ganz augenſcheinlich. Auch die Lehrer in den untern Claſſen werden jetzt wieder mehr geſchätzt, weil ſie an Denkungsart und Sitten den übrigen Menſchen mehr gleich ſind.

Dieß, wenn es ſo fortgeht, wird wahrſcheinlich die Lehrer eines Gymnaſiums wieder, wie ehedem, zu gleichartigen Gliedern deſſelben Körpers machen, und ſie alſo auch unter ſich in einen, auf ihr Geſchäft ſich beziehenden, lebhaftern Umgang bringen.

b. Umgang der Schullehrer mit ihren Schülern.

Man kann zweyerley Fragen hierbey aufwerfen: erſtens, wie ſind die Sachen bisher und im Durchſchnitte geweſen? (denn Ausnahmen hat es immer gegeben;) und zweytens, welcher Vervollkommnung iſt dieſer Umgang fähig, wenn die Erziehungskunſt überhaupt noch größere Fortſchritte macht?

In Abſicht der erſten Frage ſind folgendes die Beobachtungen oder die Meinungen der Menſchen.

Die Lehrer der unterſten Claſſen in den Gymnaſien, da ſie es größtentheils mit Kindern gemeiner Aeltern zu thun haben, welche ſchlechte Sitten und pöbelhafte Manieren aus dem Hauſe in die Schule bringen, ſind in Gefahr, wofern ſie lange in dieſen Claſſen bleiben, etwas von jenen Fehlern, indem ſie ſie verbeſſern wollen, ſelbſt anzunehmen.

Sie müſſen ſich ſo tief herablaſſen, um ihnen verſtändlich zu ſeyn, und Eindruck auf ſie zu machen, daß ſie mit der Zeit, ſelbſt von dem Grade der Cultur, welchen ſie ſchon erreicht hatten, oder noch zu erreichen hoffen konnten, herabſteigen, und Sprache und Sitten, die ſie anfangs nur unter ihren Schülern vorſätzlich annahmen, nun als Gewohnheit, auch in den Umgang mit der übrigen Welt mitbringen.

Der Einfluß des Beyſpiels und die Macht der Nachahmung iſt in der menſchlichen Natur ſo groß, daß auch für den Erwachſenen der Umgang mit Kindern in dieſer Abſicht nicht gleichgültig iſt: beſonders, wenn er, als ein Einzelner, mit vielen Kindern zu thun hat, und dieſer Verkehr lange dauert.

Er wird, unter fein gebildeten und artigen Kindern, ſelbſt artiger werden, wenigſtens ein ſanftes, freundliches und liebreiches Weſen bekommen, welches die Grundlage wahrer Artigkeit iſt. Und er wird hingegen unter Kindern aus dem Pöbel ſelbſt einen rauhen und gemeinen Ton des Umgangs annehmen.

Aber abgeſehen von dem Einfluſſe des bloßen Beyſammenſeyns, und der Nachahmung, welcher noch zweifelhaft ſeyn kann, — iſt die Beſchäftigung eines Lehrers von ſehr jungen, noch unwiſſenden und ungebildeten Knaben, von welcher Art auch die natürlichen Anlagen derſelben ſeyn mögen, ſehr wohl im Stande, auf Geiſt, Charakter und Sitten des Lehrers einzuwirken: beſonders, wenn Ein Lehrer viele ſolche Schüler zu unterrichten und in Aufſicht zu halten hat; — wie dieß in Schulen nothwendig der Fall iſt.

Da hier eine gewiſſe Diſciplin durchaus nothwendig iſt, um nur Ordnung und Stille unter den Zöglingen zu erhalten; da ſelbſt körperliche Strafen zuweilen unentbehrlich ſind; da der Lehrer nothwendig eine Art obrigkeitlichen Anſehns über ſeine Claſſe haben und behaupten muß; und da er endlich auch oft zum Zorn gereitzt, oder durch das Mißlingen ſeiner Bemühungen in üble Laune geſetzt wird: ſo iſt es allerdings möglich, daß er, bey langer Fortdauer dieſer Lage, ein gebietheriſches Anſehen überhaupt annehme, daß ſein Ton in der Geſellſchaft zu entſcheidend und ſein Tadel zu bitter werde; daß er endlich in ſeinem Aeußern entweder etwas Rauhes und Unfreundliches, oder Spuren von Unzufriedenheit und übler Laune zeige. Auch große Männer, welche lange Zeit Schulmänner waren, aber in der Folge in andere Aemter kamen, haben doch dieſe, ihnen durch die frühere Beſchäftigung eigen gewordenen, Sitten nie ganz verläugnen können.

Von der andern Seite giebt es keine größere Uebungs Schule der Geduld, der Sanftmuth, der Selbſtbeherrſchung, und der Kunſt, ſeine Würde ohne Tyranney zu behaupten, als die Lage eines ſolchen Lehrers. Wenn er ungezognen Knaben Ehrfurcht und Liebe zugleich einzuflößen weiß; wenn er ſich zu ihnen herablaſſen kann, ohne ihnen verächtlich, und ſich über ſie erheben kann, ohne ihnen verhaßt oder fürchterlich zu werden: ſo iſt zu erwarten, daß er in den leichtern und angenehmern Verhältniſſen mit ſeines Gleichen, mit Erwachſenen, ſelbſt mit Höhern, eben dieſe Tugenden ausüben, und auf gleiche Weiſe ſich die Achtung der Menſchen gewinnen wird.

Doch nicht bloß die Schullehrer der untern Claſſen, ſondern alle Schullehrer überhaupt, auch die, welche es mit einer ſchon mehr erwachſenen und gebildeten Jugend zu thun haben, welche ſie für die Akademie vorbereiten ſollen, können durch die Beſchäftigung und durch den Umgang mit ihren Zöglingen, an eigner Geiſtesbildung bald verlieren, bald gewinnen.

Es iſt zwar hier keine ſolche Disciplin mehr nöthig, welche dem, der ſie ausübt, gemeiniglich eine unangenehme und fehlerhafte Falte giebt. Aber es iſt auch nicht die Ausübung dieſer Disciplin allein, — es iſt auch die Function des Unterrichts, der ganz Unwiſſenden gegeben wird, welche den Charakter und die Sitten des Schulmanns beſtimmt oder wenigſtens modificirt, wofern nicht ſtark entgegenwirkende Urſachen jene Eindrücke des Standes vernichten.

Hier weiß nähmlich der gute Lehrer gewiß, daß er weiſer und einſichtsvoller ſey, als die Menſchen, welche er vor ſich hat.

Er hat überdieß entweder bloß die Elemente der Wiſſenſchaften vorzutragen: oder wenn er auch höhere Gegenſtände, die aus der Mitte derſelben genommen ſind, abhandelt, ſo muß er doch ſeine Erklärung von den erſten Principien anfangen. Da er nur wenige und unvollkommne Vorkenntniſſe bey ſeinen Zuhörern vorausſetzen kann: ſo iſt er genöthiget, immer wieder zu den Anfangsgründen zurück zu kehren, und ſich alſo oft zu wiederhohlen. Da er ſie nicht als Selbſtdenker anſehen kann: ſo muß er oft auf einen Zuſammenhang der Sachen aufmerkſam machen, und Folgerungen ziehn, welche ſich, in den Augen anderer Menſchen, von ſelbſt zu verſtehen ſcheinen.

Endlich iſt er verpflichtet, ſich in ſeinem Unterrichte nach den Schwächſten und Unfähigſten unter dem Haufen ſeiner Schüler zu richten, und ſelbſt den fähigern Köpfen zuweilen langweilig zu werden, um den weniger von der Natur begabten verſtändlich zu ſeyn.

Alle dieſe Urſachen, hat man geglaubt, und zuweilen gefunden, verſtimmten den Ton des geſellſchaftlichen Umgangs eines Schullehrers, und machten oft ſeine Art, ſich unter Erwachſenen und gebildeten Leuten mitzutheilen, weniger angenehm.

Sie haben, ſagt man, oft von zwey entgegengeſetzten Fehlern, einen bey dem Schulmanne hervorgebracht: nachdem dieſer entweder von Natur eine Anlage zum Stolze und zur Anmaßlichkeit, oder zur Beſcheidenheit und Schüchternheit gehabt hat.

Im erſtern Falle iſt er geneigt geworden, alle Welt für ſeine Schüler zu halten, und ſie durch den Lehrton in ſeinen Geſprächen merken zu laſſen, um wie viel er ſich für weiſer und gelehrter halte, als ſie. Er war ſehr weitläuftig über Gegenſtände, die er ganz kurz hätte abfertigen ſollen, und machte durch Erzählung von Vorfällen, die nur ein Intereſſe für die Schule haben, oder durch die Erklärung von Sachen, die er als ſeinen Zuhörern bekannt hätte annehmen ſollen, ſeiner Geſellſchaft lange Weile. Um von ihm etwas über den Buchſtaben S zu erfahren, muß man ſich gefallen laſſen, daß er das ganze Alphabeth von Anfange an durchgeht.

Im zweyten Falle, wenn ſich Schul-Pedanterey mit Beſcheidenheit verband, wurde der Schulmann in Geſellſchaft ganz ſtumm, — wenigſtens trocken, zurückhaltend und verlegen.

Weil er ſeine gewöhnliche Art des Vortrages hier nicht anwenden konnte: ſo hielt er lieber mit der Mittheilung ſeiner Gedanken gänzlich zurück. Da er ſich zu einer kurzen und unterbrochnen Erörterung mannigfaltiger Gegenſtände, dergleichen das Geſpräch erfordert, unfähig fühlte, und doch bemerkte, daß ein ausführlicher Vortrag, in welchem er ſich allein ein Genüge leiſten könnte, hier unſchicklich ſey: ſo zog er ſich lieber von allen Geſellſchaften zurück, oder miſchte ſich wenig in das Geſpräch derjenigen, welchen er beywohnte.

Verſuchte er es zuweilen, in eine ihm fremde Gattung überzugehen, und mit wenigen Worten Aufſchlüſſe über die in der Unterredung vorkommenden Gegenſtände zu geben: ſo war oft das, was er ſagte, ſeiner ſonſt bekannten Gelehrſamkeit und Einſicht wenig gemäß; — es war gemein oder unverſtändlich.

Die bisher erwähnten Fehler des Umgangs, und ſelbſt des Charakters, ſind in der That oft aus der Lage des Schulmanns, und beſonders aus ſeinen Verhältniſſen mit ſeinen Schülern, entſtanden.

Aber ſind ſie nothwendige Folgen davon? Sind ſie allen Schulleuten gemein; und läßt ſich nicht mit Grunde hoffen, daß, bey der Vervollkommnung des Unterrichts und der Erziehung in Schulen überhaupt, auch die Lehrer in denſelben die fehlerhaften Eigenthümlichkeiten ihres Standes immer mehr ablegen werden?

Zuerſt iſt unläugbar, daß es zu allen Zeiten Ausnahmen von der Regel gegeben; und daß ſelbſt, bey dem unvollkommenſten Zuſtande der Erziehungskunſt, es an liebenswürdigen und geſelligen Schulmännern nicht gefehlt hat. Das Alterthum hat ſeine Quintiliane, ſo wie ſeine Orbile, — das Mittelalter ſeine Alcuine, ſo wie ſeine Duns Scotus gehabt.

Ueberhaupt, je mehr eigenthümlichen Geiſt ein Menſch hat, deſto weniger wird er, in ſeinem Charakter und ſeinem ganzen Betragen, durch ſeinen Stand beſtimmt; deſto weniger hat, auf den allgemeinen Ton ſeines Umgangs mit der Welt, die beſondere Art ſeines Geſchäfts-Umgangs Einfluß. Schon um deßwillen iſt der wahrhaft talentvolle Schulmann am wenigſten vom Schulſtaube bedeckt, und den verſtändigen Männern aller übrigen Claſſen am meiſten ähnlich.

Unſtreitig hat ſich zu unſerer Zeit die Anzahl liebenswürdiger und geſelliger Schulleute ſehr vermehrt; und der vormahls abſtechende Unterſchied dieſes Standes von den übrigen Ständen hat ſich im Ganzen ſehr vermindert.

Man findet ſchon viele Glieder deſſelben, welche das verſtehen, was Sokrates von einem vollkommnen Lehrer der Wiſſenſchaften forderte; — daß er nähmlich ſeine Ideen nicht nur in einer vollſtändigen und zuſammenhängenden Rede entwickeln, — ſondern auch über dieſelben in kurzen Sätzen, im Geſpräche, durch Frage und Antwort, Rechenſchaft geben könne.

Die Sophiſten, an welche Sokrates dieſe Anforderung macht, waren die Schul-Pedanten des griechiſchen Alterthums, und in der That das Ideal von Pedanten; wenn nicht das Gemählde, welches Plato von ihnen aufſtellt, Carricatur iſt. Sie ſtiegen nie von ihren Lehrſtühlen herab, auch nicht im Umgange mit Erwachſenen. Sie ſagten ganz laut, daß ſie alle Menſchen an Weisheit zu übertreffen glaubten. Aber um über irgend eine Frage von ihnen Aufſchluß zu bekommen, mußte man ſie ſtundenlang anhören. Dieß war es eben, wodurch ſie dem Sokratiſchen Spotte ſo viel Blößen gaben: und der Contraſt ihrer Anmaßungen mit ſeiner beſcheidenen Weisheit macht eben die Platoniſchen Dialogen ſo angenehm.

Indeß, obgleich die Gewohnheit, Unwiſſende ausführlich zu unterrichten, den Schulmann, in dem Umgange mit Einſichtsvollen, leicht pedantiſch oder trocken machen kann: ſo iſt von der andern Seite gewiß, daß, wer ſich rohen Knaben und Jünglingen, über wiſſenſchaftliche Gegenſtände, deutlich zu machen weiß, ſeine Gedanken noch viel leichter unter Männern müſſe entwickeln können, die ihn mit halben Worten verſtehen. Nur muß es ihm nicht an der Beurtheilungskraft fehlen, welche die Verhältniſſe der Perſonen, der Zeiten und Oerter unterſcheidet; — noch an einer gewiſſen Geſchmeidigkeit des Vortrags, um dieſem die jedesmahl ſchickliche Form zu geben.

Beſonders iſt das beſtändige Zurückkommen des Schulmanns auf die Elemente nicht nur ihm ſelbſt nützlich, um ſeine Kenntniſſe gründlicher zu machen: ſondern er kann auch dadurch dem Geſchäfts- und Welt-Manne vorzüglich intereſſant werden; weil dieſer, welcher immer nur mit den Reſultaten zu thun hat, und die Principien oft lange vernachläßiget, ſich nicht ungern einmahl auf dieſe zurückführen läßt, wenn er in Geſellſchaft jemanden findet, der dieſes auf eine leichte und geſchickte Art zu thun weiß.

Die Auflöſung der Frage: — *welchen Grad von Vervollkommnung des Schulmannes, und beſonders des aus ſeinem beſtändigen Umgange mit Kindern und Lehrlingen entſpringenden Charakters, man mit Grunde noch künftig erwarten dürfe,* — läßt ſich, ſo viel ich einſehe, nur aus folgenden Elementen herleiten.

Je vollkommner die Wiſſenſchaften überhaupt werden, und je mehr philoſophiſcher Geiſt insbeſondere in die alte Literatur und Sprachkunde, — als die eigentlichen Schulſtudien, — kommt; je mehr Fortſchritte die Kunſt des Unterrichts und der moraliſchen Erziehung macht; je mehr ſich in den Städten der ganze Handwerksſtand an Sitten und Einſichten erhebt, und je beſſer alſo die Kinder aus demſelben auch ſchon in den Häuſern ihrer Eltern erzogen werden; je mehr der Schulmann, außer den, auf ſein Amt Bezug habenden, Kenntniſſen, noch an der allgemeinen Cultur und dem Lichte des Zeitalters Theil nimmt; je mehr er beſonders unter andere Stände kommt, und des geſellſchaftlichen Umgangs zeitig genießt; je mehr er endlich, — beſonders in den höhern Claſſen, — ſich der wahrhaft Sokratiſchen Methode bedient, ſeine Schüler nicht bloß belehrt, ſondern auch zum Selbſtdenken bringt; je mehr er endlich dieſe als ſeines Gleichen behandelt, und eben die Artigkeit gegen ſie beweiſt, welche im Umgange überhaupt erfordert wird: deſto mehr wird der Schulmann, — allen übrigen gebildeten Männern ſeines Zeitalters gleich, — unter ihnen, als liebenswürdiger Geſellſchafter auftreten können.

Je vollkommner die Wiſſenſchaften, d. h. je mehr ſie ihrem wahren Zwecke, der Veredlung und Sittlichkeit des Menſchen, angepaßt; — je mehr ſie von leerem Wortkrame befreyt, und auf das Weſentliche und Nützliche zurückgebracht; — je geſchmackvoller ſie endlich vorgetragen werden: deſto mehr bilden ſie auch die Sitten des Mannes, welcher ſie treibt, und erlauben ihm nicht, in irgend einer Lage des Lebens zum bloßen Handwerker und Tagelöhner herabzuſinken. Da insbeſondere die Philologie das Studium des Schulmanns ausmacht: ſo iſt es für die Geiſtesbildung dieſes letztern ſehr wichtig, ob, in ſeinem Zeitalter, die Sprachen bloß als Gedächtnißwerk getrieben, — und die alten Autoren, bloß als Hülfsmittel, zur Erlernung der Sprachen gebraucht werden; oder ob man auch bey der Grammatik den Verſtand zu beſchäftigen ſucht, und aus den alten Schriftſtellern zugleich die Kenntniß der Völker und Sitten zu ſchöpfen bemüht iſt. Ein bloßer Sprachgelehrter wird ſich immer etwas zur Pedanterey, und der bloße Sprachlehrer zum Charakter eines Orbil ein wenig hinneigen. Ein wahrer Philolog muß nothwendig den Charakter der Humanität, mit deren Nahmen ſeine Wiſſenſchaft vorlängſt belegt iſt, mehr oder weniger in ſich aufnehmen.

Wenn der Unterricht in den Wiſſenſchaften, beſonders in den Elementen derſelben, ſchwer und mühſam iſt: ſo macht er oft den Lehrer und den Schüler verdrießlich, und zwingt jenen, durch unnatürliche Hülfsmittel die Aufmerkſamkeit von dieſem zu gewinnen. Wenn jener Unterricht ſpielend und bloß ergötzend ſeyn ſoll: ſo kann er leicht Lehrer und Schüler ſeicht und oberflächlich machen. Aber es iſt möglich, den Unterricht zu erleichtern, ohne ihn zum Spielwerke herabzuſetzen. Es iſt möglich, daß die Methoden in den Wiſſenſchaften immer mehr vereinfacht, die verwickelten Ideen beſſer aus einander geſetzt, und die allzu langen Reihen derſelben abgekürzt werden: — wovon die Mathematik die größten Beyſpiele gegeben hat. Die Wege zur Wiſſenſchaft können in der That immer mehr geebnet werden: und die Sprache kann, im Vortrage derſelben, neue Fortſchritte an Deutlichkeit und Leichtigkeit machen. Wenn dieß nun geſchieht: ſo wird bloß dadurch das Verhältniß zwiſchen dem Schullehrer und ſeinen Zöglingen angenehmer. Dieſe werden von den Anfangsgründen der Wiſſenſchaft weniger zurückgeſchreckt; und jene haben weniger mit dem Widerwillen und der Unaufmerkſamkeit ihrer Schüler zu kämpfen. Strenge iſt alsdann, des bloßen Unterrichts wegen, nicht mehr nöthig, und keine Art der Strenge iſt verhaßter, als die, welche beym Lehren angewandt wird.

Was die moraliſche Erziehung und beſonders die Kunſt betrifft, wie ein Lehrer einen großen Haufen von Schülern in Ordnung halten, und durch Vorſchriften und Zucht zur Sittlichkeit anführen ſoll: ſo iſt dieſelbe bey weitem nicht ſo ſehr verbeſſert worden, und wird es nie ſo ſehr werden, als die Kunſt des Unterrichts. Es giebt hier keine neuen Methoden zu erfinden. Man kann nur den alten, jedermann bekannten, Regeln, welche ſchon Quintilian vortrefflich entwickelt hat, ſtandhafter folgen, oder ſie geſchickter anwenden. Dadurch iſt indeß, in Abſicht der Schul-Disciplin, viel gewonnen, wenn es zu einem allgemein herrſchenden Grundſatze wird, daß körperliche Strafen das Gemüth des Zöglings erniedrigen, und ihn, wenn ſie oft wiederhohlt werden, moraliſch ſchlechter machen; daß ſie den Schüler mehr gegen den Lehrer erbittern, als für die Zukunft im Zaume halten; daß ſie endlich als Nothbehelfe in den untern Claſſen der öffentlichen Schulen zuweilen unvermeidlich ſind, aber durchaus nicht als die gewöhnlichen Methoden der Erziehung angeſehen werden müſſen. Es iſt viel gewonnen, wenn alle Schulmänner auch nur in der Theorie übereinkommen, daß ein ungeſtümes und rauhes Weſen von ihrer Seite, ja daß ein beſtändiges Tadeln und Verweiſen, wenn es auch ohne Poltern geſchieht, die Mittel nicht ſind, Kinder, beſonders da, wo ſie in größerer Anzahl beyſammen ſind, zu beſſern, von ihren Unarten zu entwöhnen, oder auch nur ruhig zu erhalten; daß hingegen eine gewiſſe Freundlichkeit, verbunden mit einem anſtändigen Ernſte, und ſeltnen, aber kräftigen und eindringenden Vorſtellungen, dem Lehrer weit mehr Anſehen und Gewalt über ſeine Schüler gebe; daß er endlich ſelbſt von allem Lächerlichen, von allen auffallenden Fehlern im Aeußern frey ſeyn müſſe, wenn er die Fehler ſeiner Schüler mit Erfolge verbeſſern ſoll. Wenn der Lehrer der untern Claſſen kein Zuchtmeiſter mehr ſeyn darf; wenn er eine gewiſſe Artigkeit und ein gefälliges Weſen ſelbſt gegen ſeine Schüler annimmt; wenn er endlich, eben um ſeine Autorität zu erhalten, auf ſeine Fehler im äußern Betragen, in Stellung, Geberden und Stimme, wachſam iſt und ſie zu verbeſſern ſucht: ſo wird der Umgang mit ſeinen Schülern, weit entfernt, ſeine Sitten zu verderben, ſelbſt dazu beytragen, ſie zu bilden.

Dieß wird nun allerdings dem Lehrer viel leichter werden, wenn die Kinder, welche ſeine Claſſe beſuchen, ſelbſt ſchon etwas geſitteter hinkommen, ihn alſo weniger durch ihre Halsſtarrigkeit und Grobheit in Leidenſchaft bringen, noch durch groſſe Vergehen zu einer ungewöhnlichen Strenge nöthigen. Da aber die meiſten Schüler dieſer Claſſe immer aus dem Handwerksſtande ſeyn werden: ſo iſt auch die leztere Vorausſetzung nur alsdann möglich, wenn jener Stand ſelbſt ſich veredelt, und Sprache und Sitten der Handwerker, ihre Kinderzucht, und die Lehren ſowohl als Beyſpiele, welche ſie ihren Kindern geben, der allgemeinen Aufklärung und den Sitten des Zeitalters näher kommen.

Dazu ſind ſchon einige Schritte geſchehen. Man findet ſchon jezt ſehr vernünftige und manierliche Leute unter den Handwerkern, die gewiß auch ſolche Kinder in die öffentlichen Schulen ſchicken. Man hat nicht Urſache, für die Zukunſt an einer noch größern Verbeſſerung zu zweifeln.

So lange die verſchiedenen Stände von einander im Umgange getrennt waren, — der Gelehrte nur mit Gelehrten, der Schulmann nur mit Schulmännern umgieng, — und ſelbſt in jeder Claſſe ſich die verſchiednen Rangordnungen wieder von einander abſonderten: ſo lange mußten die Fehler, welche aus dem Stande und deſſen Beſchäftigungen entſtehen, ſich bey den Mitgliedern jedes Standes mit dem Alter immer mehr befeſtigen und vervielfältigen. Immer dieſelben Vorurtheile circulirten in jeder Geſellſchaft; dieſelben Unarten und üblen Gewohnheiten waren allen Mitgliedern gemein. Nachdem dieſe Scheidewand, zum Theil wenigſtens, aufgehoben werden iſt, — welches ſelbſt eine Folge der allgemeinen Verfeinerung der Sitten iſt, wodurch die Menſchen nothwendig zugleich einander ähnlicher und für einander genießbarer werden; — ſeitdem die Schulmänner mit Kauf- und Geſchäfts-Leuten in denſelben Geſellſchaften zuſammen kommen, und ſelbſt, wenn ſie einigen Ruf haben, an die Tafeln der Großen gezogen werden: ſeitdem verwiſchen ſich die Charakter-Züge, welche ſonſt jedem Menſchen von ſeinem Stande ſo ſtark und kenntlich aufgedrückt wurden, immer mehr und mehr; und man wird in dem artigen Manne den Schulmann nicht mehr gewahr.

Wie ſehr endlich der Lehrer der obern Claſſen, zum lehrreichen und angenehmen Umgange, durch ſeine Berufs-Arbeiten, wahrhaft vorbereitet werde, wenn der Unterricht, welchen er giebt, ſelbſt in ſeiner Art vollkommen iſt: das brauche ich, nach dem, was ich darüber ſchon geſagt habe, durch keine neuen Gründe zu beſtätigen. Der angenehme Sprecher in der Geſellſchaft iſt nichts anders, als ein guter Lehrer von Erwachſenen. Wer Jünglinge gut und auf eine angenehme Art belehren kann, dem fehlt nicht viel, auch Männer belehren, und dabey ihre Zufriedenheit gewinnen zu können.

---

2) Umgang der Univerſitäts-Lehrer unter ſich und mit ihren Zuhörern.

Dieſe ſind von den Lehrern der höhern Claſſen in den Gymnaſien, nur durch feine Schattirungen, nicht durch abſtechende Farben, unterſchieden. Und vieles von dem, was ich in Rückſicht auf die letztern geſagt habe, wird auch von den erſtern gelten.

Seitdem die Univerſitäten aufgehört haben, Staaten im Staate, und ariſtokratiſche Körper zu ſeyn, wovon der Rector nur der Präſident, nicht das Oberhaupt war: ſeit dem iſt der Geſchäfts-Umgang der Profeſſoren mit einander überhaupt ſehr geringe geworden, und hat jetzt beynahe gar keine Beziehung mehr auf die eigentlichen Gegenſtände ihres Berufs, auf die Einrichtung des Unterrichts, auf die Wahl der Bücher, über welche geleſen werden ſoll, und auf die Akademiſche Geſetzgebung. Alle dieſe Sachen, welche ehedem in den Verſammlungen der Profeſſoren regulirt wurden, werden jetzt von höherer Hand angeordnet, oder bleiben der Willkühr jedes einzelnen Lehrers überlaſſen.

Dieß iſt unſtreitig eine Verbeſſerung des Zuſtandes der Dinge. Seitdem die Univerſitäten, als Körper, weniger willkührlich handeln können: ſeitdem werden die Profeſſoren, als Individuen, weit weniger deſpotiſch beherrſcht, und ſind in ihren Lehr-Methoden, den vorzutragenden Meinungen, und den zu wählenden Lehrbüchern, weniger eingeſchränkt. Seit dieſer Zeit herrſcht auch mehr Geiſtes-Freyheit auf den Univerſitäten: und die wahre Aufklärung hat gewonnen.

Jetzt kommen die Profeſſoren von Amts wegen nur noch bey folgenden Gelegenheiten zuſammen.

Auf den alten Univerſitäten, welche noch ihre erſte, der Form nach republikaniſche Verfaſſung haben, dergleichen Leipzig, Prag und mehrere katholiſche Univerſitäten in Deutſchland ſind, verſammeln ſie ſich bey der Wahl des Rectors, bey den Wahlen der Mitglieder zu den verſchiedenen ſubordinirten Collegien, welche auf dieſen Univerſitäten beſtehen, und mit gewiſſen Renten und liegenden Gründen dotirt ſind, — zur Abrechnung über dieſe Renten und Güter, ſo wie überhaupt zur Adminiſtration derjenigen liegenden und beweglichen Fonds, auf welche die Univerſität errichtet, und deren Verwaltung den Profeſſoren ſelbſt überlaſſen worden iſt; — lauter Geſchäfte, welche auf ihren eigentlichen Beruf, das Lehren der Wiſſenſchaften, keine Beziehung haben, ſondern nur ihre Einkünfte und weltlichen Rechte betreffen.

Auf den Univerſitäten von neuerer und einfacherer Verfaſſung, wie Halle, Göttingen und mehrere proteſtantiſche Univerſitäten ſind, kommen die Profeſſoren nur bey öffentlichen Feyerlichkeiten, zum Empfange der vom Hofe und von dem geiſtlichen Departement einlaufenden Reſcripte, zu Berathſchlagungen entweder über die dagegen zu machenden Vorſtellungen, oder zuweilen auch über neue Vorſchläge zum Beſten der Univerſität, welche dem Miniſter vorgelegt werden ſollen, endlich als Mitglieder des Conciliums oder des akademiſchen Gerichtshofes zuſammen.

Obgleich jene Wahlen und Verwaltungen mehr Schein als Realität enthalten; und obgleich, auch bey dieſen Zuſammenkünften, die Angelegenheiten nur von wenigen Perſonen, oft ſolchen, die nicht einmahl zur Univerſität gehören, abgemacht werden, und die übrigen Beyſitzer nur müßige Zuſchauer ſind: ſo iſt es für die Profeſſoren doch nicht gleichgültig, daß ſie zu dieſen Geſchäften mit gezogen werden. Sie werden doch dadurch ihrer Studierſtube und dem gewohnten Kreiſe ihrer Beſchäftigungen entriſſen; ſie werden mit den Welthändeln, den Angelegenheiten und Formen des Rechts, mit der Verfaſſung der Univerſität, kurz mit Gegenſtänden bekannter, wozu nicht Gelehrſamkeit, ſondern Klugheit und richtige Urtheilskraft nöthig iſt, und üben alſo dieſe letztern.

Auch lernen diejenigen Lehrer der Univerſität, unter welchen kein beſonderer Umgang Statt findet, einander nicht beſſer, nach ihren Fähigkeiten und ihrem Charakter, kennen, als auf ſolchen Verſammlungen, wo über die von Hofe empfangenen Befehle, oder die demſelben zu machenden Vorſchläge berathſchlagt wird. Hier erhält oft ein Mann, gegen den ſeine Collegen anderweitige Vorurtheile haben, die Achtung derſelben durch die Redlichkeit, geſunde Vernunft und Mäßigung, welche in ſeinen Rathſchlägen und in ſeinem Betragen ſichtbar wird. Mit einem Worte: es iſt vortheilhaft, wenn die Profeſſoren Gelegenheit haben, ſich einander noch von andern Seiten, als von der Seite ihrer Gelehrſamkeit, zu zeigen.

Auf den ältern Univerſitäten, deren Conſtitution verwickelt iſt, giebt es immer einige

Lehrer, welche ſich eine eigne Beſchäftigung daraus machen, dieſe Conſtitution zu ſtudiren, und welche ſelbſt dadurch ein gewiſſes Anſehen bey der Univerſität bekommen, daß ſie jene bis auf die kleinſten Formalitäten und Gerechtſame kennen, und deßhalb ihre Collegen, bey den gemeinſchaftlichen Berathſchlagungen zu leiten im Stande ſind. Es iſt dieß auch in der That ein Verdienſt, ſobald man vorausſetzt, daß jene Formalitäten von reellem Nutzen für den Zweck der großen Lehr-Anſtalt, d. h. für die Cultur der Wiſſenſchaften, ſind. Man kann ſich aber leicht vorſtellen, daß diejenigen Profeſſoren, welche dieſe letztern mit dem größten Eifer und Erfolge treiben, ſelten zugleich mit allen Feinheiten der politiſchen Verfaſſung der Akademie vertraut ſind.

Ueberhaupt iſt nicht zu läugnen, daß eine Anhänglichkeit an das Alte, und eine Widerſetzlichkeit gegen nützliche Neuerungen eine Folge ſolcher Conſtitutionen iſt; auch daß ſie durch manche unnütze und zweckloſe Zuſammenkünfte und Berathſchlagungen der Profeſſoren, welche dadurch veranlaſſet werden, dieſen die für ihr Privatſtudium nöthige Zeit rauben, ohne ihnen Gelegenheit zu geben, für das Allgemeine nützlich zu wirken.

Ueberhaupt aber iſt das Geſchäfts-Verhältniß der akademiſchen Lehrer gegen einander von der Art, daß es mehr im Stande iſt, Bitterkeit und

Abneigung als Freundſchaft und Verbindung, unter ihnen hervorzubringen.

Wenn ſchon die Gelehrten und Schriftſteller überhaupt, beſonders da, wo ſie in einer größern Anzahl, an demſelben Orte leben, zum Neide und zur Eiferſucht gegen einander geneigt ſind, weil der Ruhm, den ſie alle ſuchen, nur wenigen zu Theil werden kann: ſo werden die Univerſitäts-Lehrer noch weit mehr Verſuchung zu jenen Leidenſchaften haben, weil ihr Ruhm zugleich mit ihrem Eigennutze und ihren Einkünften auf dem Spiele ſteht.

Dieß iſt gewiß der Fall bey denjenigen Univerſitäten, auf welchen die Profeſſoren nicht bloß von den ſtehenden Gehalten ihrer Aemter, ſondern auch von den Honorarien ihrer Collegien leben. Hier hängt ihr Einkommen hauptſächlich von dem Beyfalle ab, welchen ſie bey den Studirenden finden; und dieſer wird, wenigſtens zum Theil, durch ihren Ruhm beſtimmt. Der Beyfall des einen Profeſſors entzieht dem andern, welcher dieſelbe Wiſſenſchaft lehrt, die Zuhörer. Dieſer ſieht ſich erniedriget und in ſeinen Einkünften geſchmälert zugleich: — kein Wunder, daß er jenen nicht liebt, wofern er nicht von ausnehmend gutem Herzen iſt.

Auf den Univerſitäten, wo die Profeſſoren reichlich beſoldet werden, und der Honorarien nicht bedürfen, iſt weniger Thätigkeit und Eifer Vorleſungen zu halten, weniger Bemühung ſich die Liebe und den Beyfall der Studirenden zu erwerben, ſelbſt oft weniger Begierde nach literariſchen Ruhme unter den Profeſſoren vorhanden. Es herrſcht ein größerer Despotismus der ältern, reichen und wohl bepfründeten Profeſſoren über die jüngern Lehrer, welche nichts haben, und deren Beförderung von jenen abhängt. Aber es herrſchen weit weniger Cabalen und Zänkereyen unter allen. Keiner hat Urſache, dem andern ſeine Zuhörer, durch Schmälerung ſeines Ruhms, zu entziehen.

Aus dieſer Abhängigkeit der Profeſſoren von dem Beyfalle der Studenten entſtehen noch zwey Folgen.

Die erſte iſt, daß ſie auch den Vortrag und den Stil ihrer Vorleſungen nach dem Geſchmacke dieſer jungen Leute einzurichten, und ſie zu ergötzen geſucht haben, indem ſie ſie belehrten. Daher ſind die oft geſchmackloſen Scherze gekommen, mit welchen die akademiſchen Lehrer ihre Vorleſungen oft verzieren wollten, indem ſie dieſelben wirklich entſtellten. Daher ſind die Ausfälle und Satyren auf ihre Gegner und Nebenbuhler bey derſelben Univerſität, die geheimen Schmeicheleyen, welche ſie ſich ſelbſt, und die gehäſſigen Inſinuationen, die ſie gegen andere Lehrer machten, gekommen.

Dieß alles wird hoffentlich der beſſere Genius der Zeit, der allgemeiner verbreitete Geſchmack, und das wachſende Ehrgefühl wahrer Gelehrten von den Akademien verbannen.

Die zweyte Folge jener Abhängigkeit iſt, daß die nach Beyfall geitzenden Profeſſoren ſehr nachſichtig gegen die Ausſchweifungen der Studierenden ſind, und alſo ſelbſt dazu beytragen, ſie zu verewigen. Nichts würde wirkſamer ſeyn, dieſe Thorheiten auszurotten, als wenn die Parteyen unter den Profeſſoren ſelbſt aufhörten, wovon die einen ſich als Freunde der Studenten ankündigen, die andern für ihre Gegner gehalten werden. Wenn alle Lehrer einer Akademie den Studirenden mit gleicher Freundlichkeit, aber auch mit gleicher Würde begegneten; wenn alle mit gleicher Strenge über den Geſetzen hielten, und ſich auf gleiche Weiſe als Feinde aller Unordnung bewieſen: ſo würde dem alten Uebel, — zwar nicht völlig abgeholfen werden, weil deſſen Wurzeln noch tiefer liegen, — aber doch ſehr geſteuert werden können.

Ueberhaupt iſt, bey der rechtlichen und ſittlichen Behandlung der Studierenden eine gewiſſe Klugheit, von Seiten der Profeſſoren, nöthig, welche vielen derſelben fehlt, und den erſt ihr Amt antretenden, aus Mangel der Erfahrung, fehlen muß. Die Studierenden können, als junge Leute, auf etwas mehr Schonung und Nachſicht, als ältere Verbrecher, Anſpruch machen. Sie ſind, im Durchſchnitte, als vollkommen am Stande gleich mit den Profeſſoren anzuſehen, und müſſen auch ſo von dieſen behandelt werden. Und doch müſſen dieſe auch zuweilen, als Richter, unerbittlich gegen die Studierenden ſeyn. Dieſe ſo delikate Behandlung wird denjenigen Lehrern ſehr erleichtert, welche ſich ſchon zuvor, durch ihre Gelehrſamkeit, durch die vorzügliche Nutzbarkeit ihrer Vorleſungen, und durch den darauf gewandten Fleiß, bey den Studenten in Achtung geſetzt haben. Auch auf rohe Gemüther hat das Wort eines Mannes, deſſen Verdienſte allgemein bekannt ſind, Einfluß.

V.

Geſchäfts-Umgang der Aerzte.

Die Aerzte ſind vielleicht die einzigen Gelehrten, welche ihr Geſchäft niemahls auf ihrer Studierſtube, ſondern immer unter Menſchen und im Umgange mit Menſchen haben. Sie ſind im eigentlichen Verſtande, was der ihnen beygelegte Nahme anzeigt, — Practici, — Leute die immer handeln und ihre Kenntniſſe unmittelbar auf Menſchen anwenden müſſen; da hingegen andere Gelehrte, auch zum einſamen Nachdenken, zum Reden und Schreiben berufen ſind. Und dieſer Umgang der Aerzte, welchen die Ausübung ihrer Kunſt veranlaſſet, hat doch auch ſo viel Eigenthümliches, und ſo viel Einfluß, auf ihren Charakter ſo wohl als auf ihre Lage in der Welt: daß er eine eigne Betrachtung verdient. Sie läßt ſich aus demſelben Princip als der Umgang der übrigen Gelehrten herleiten.

1. Umgang der in einer Stadt wohnenden Aerzte mit einander.

Das Sprichwort: figulus figulum odit, iſt vielleicht von keiner Claſſe der Gelehrten ſo wahr, als von den Aerzten. Die Verſchiedenheit ihrer Meinungen kommt mit der Colliſion ihres Intereſſe zuſammen. — Sie mögen in ihren Theorien noch ſo übereinſtimmend ſeyn: ſo bald ſie über einzelne Kranke, und über die Methoden ſie zu heilen, urtheilen, ſo denken ſie verſchieden. Da jeder glaubt recht zu haben: ſo ſieht er den andern Arzt als einen Irrenden an, und ſchätzt ihn deßhalb geringer; oder er betrachtet ihn als einen

Gegner, der ihm das Zutrauen des Kranken raubt, und wird ihm abgeneigt.

Der Widerſpruch ihrer Vortheile iſt eben ſo augenſcheinlich, und er iſt noch weit wirkſamer, ſie zu trennen. Die Künden, welche dem einen Arzte zulaufen, fehlen dem andern. Je mehr der eine durch eine ausgebreitete Praxis an Reichthum und Ehre emporſteigt, deſto mehr bleiben die andern zurück.

Dazu kommt, daß ſie öfter, als andere Gelehrten, in den Fall kommen, ſich wechſelſeitig zu beleidigen, wenigſtens zu Beſchwerden und Anklagen gegen einander Anlaß geben, deren Gerechtigkeit ſich nicht leicht entſcheiden läßt.

Es kommt nähmlich auch der uneigennützigſte Arzt oft in eine unangenehme Colliſion zwiſchen denjenigen Pflichten, welche er den Kranken, und denen, welche er ſeinen Mitärzten ſchuldig iſt.

Es iſt hart, — es iſt ſogar grauſam, einem Leidenden und Sterbenden, der auf unſere Hülfe ſein Vertrauen geſetzt hat, dieſelbe zu verſagen, oder ſogar nur zu zögern. Und es iſt doch auch ungerecht gegen den Arzt, welcher den Kranken bisher beſorgt, ſeine Pflichten gegen ihn erfüllt, und vielleicht alle Heilmittel erſchöpft hat, wenn wir denſelben verdrängen, oder doch deſſen Cur, durch unſern veränderten Rath, ſtillſchweigend tadeln, und im Falle der Kranke geneſet, die Ehre davon, welche vielleicht den Bemühungen des erſten Arztes gebührt, einerndten.

Daher die häufigen Vorwürfe, welche ſich die Aerzte einer Stadt gegenſeitig machen, daß einer dem andern ſeine Kranken zu entziehen, einer ſich in die Häuſer und Familien, welche ſich bisher des andern bedient hatten, einzuſchleichen ſuche: und der eine hinter dem Rücken des andern ſeinen Rath ertheile, und deſſen mediciniſche Vorſchriften verachte: — Vorwürfe, welche allerdings oft gerecht ſind, (denn man weiß die unwürdigen Mittel, deren ſich gemein denkende Aerzte bedienen, um ihre Praxis zu vermehren,) die aber auch oft mehr den Eigennutz deſſen, welcher ſie macht, als die Ungerechtigkeit deſſen, welchen ſie treffen, beweiſen.

Ich kenne nur zwey Fälle, wo Aerzte mit einander genau und freundſchaftlich, auf lange Zeit, verbunden ſeyn können.

Der erſte Fall iſt, wenn ein junger Arzt ſich gleichſam unter die Flügel und in den Schutz eines alten begiebt, von dieſem zur Praxis angeführt, in ſeine Cur-Methoden eingeweiht und von ihm, als ſein Stellvertreter, in den Häuſern ſeiner Kunden gebraucht wird. Hier kann es geſchehen, daß, wofern der junge Arzt viel Beſcheidenheit und Nachgiebigkeit, der alte eine wirkliche Ueberlegenheit der Einſichten und Menſchenliebe genug hat, um ſeinen jungen Gehülfen nicht bloß als ein Werkzeug für ſeine Bequemlichkeit, ſondern als einen Schüler, den er unterrichten, und als einen Pflegeſohn, deſſen Glück er machen will, zu betrachten, aus dieſer Verbindung eine gegenſeitige Hochachtung und Freundſchaft erwachſe, welche auch dann noch fortdauern, wenn jeder ganz unabhängig von dem Andern ſeine Kunſt ausübt.

Auch kann der bloße Eigennutz und das gegenſeitige Bedürfniß den jungen und alten Arzt mit einander lange Zeit in Verbindung erhalten, ohne daß ſie ſich gegenſeitig weder hochſchätzen noch lieben. In dieſem Falle aber endiget ſich dieſe Verbindung, entweder mit einer völligen Dienſtbarkeit und Sklaverey des jüngern Arztes, oder geht in eine deſto größere Abneigung und Bitterkeit, und in gegenſeitige Vorwürfe über, wenn jener Mittel gefunden hat, ſich unabhängig zu machen, und ſeinen Unterhalt durch ſeine eigne Praxis zu erwerben.

Die ſchlimmſte Folge, die, auch bey jener beſſern Vorausſetzung, aus ſolchen Verbindungen entſteht, iſt: daß der junge Arzt gemeiniglich auf die Worte ſeines Gönners und Lehrers ſchwören lernt, und darüber das eigne Leſen, beobachten und Nachdenken ganz vergißt. Wie viele unglückliche Copien großer Aerzte ſind nicht auf dieſem Wege entſtanden, wenn junge Aerzte von mindern

Fähigkeiten viele Jahre lang mit ihnen, wie Zöglinge mit ihren Lehrern, umgingen! Oft nahmen ſie bloß die Fehler, die Paradoxien und lächerlichen Manieren ihrer Muſter an; oder ſie verfälſchten die Grundſätze derſelben, und machten ſie ſchädlich, indem ſie ſelbige übertrieben, aus einer ſtrengen Diät ein immerwährendes Faſten machten und das Aderlaſſen, oder Purgiren, — weil es ihr Mentor häufig gebraucht hatte, — zu ihrem einzigen Heilmittel wählten.

Die zweyte Art freundſchaftlicher Verbindung, die unter Aerzten obwaltet, findet nur zwiſchen jungen Aerzten Statt, welche gemeinſchaftliche Grundſätze eingeſogen haben, ihre Wiſſenſchaft und die Wiſſenſchaften überhaupt lieben, und ſich alſo durch gegenſeitige Mittheilung ihrer Einſichten unterrichten wollen. Die Bücher, welche ſie leſen, und die Erfahrungen, welche ſie am Krankenbette machen, geben ihnen immer neuen Stoff einer angenehmen Unterhaltung: und die Uebereinſtimmung ihrer mediciniſchen Syſteme, oder die bey ihnen noch über den Stolz herrſchende Liebe zur Wahrheit hindert ſie, mit einander in zu hitzige Streitigkeiten zu gerathen. Wenn ſie außer der Arzeneykunſt auch noch andere Wiſſenſchaften lieben, und andere Talente beſitzen: ſo iſt dieſes ein neues Band unter ihnen, und giebt ihrem Umgange einen neuen Reitz, wobey alle Rivalität ausgeſchloſſen iſt.

Dieſe Verbindungen dauern aber ſelten bis ins Alter: wenigſtens ſieht man wenige alte Aerzte in einem freundſchaftlichen Umgange mit einander. Die Urſachen jener frühern Verbindungen fallen bey ihnen weg, und die Urſachen der Trennung nehmen zu. Alte Aerzte leſen ſelten viel Bücher mehr, und nehmen an dem Fortgange ihrer Wiſſenſchaft, inſofern er in den neueſten mediciniſchen Schriften aufgeſucht werden muß, wenig Antheil. Sie finden alſo auch an Unterredungen mit andern Aerzten, wodurch ſie ſich über die Literatur ihrer Wiſſenſchaft belehren könnten, wenig Vergnügen. Der Umgang mit Weltleuten, welcher ſie von den oft traurigen Eindrücken der mediciniſchen Praxis abzieht und zerſtreut, iſt ihnen lieber, als der Umgang mit ihren Collegen, welcher ſie immer wieder darauf zurückführt.

Aerzte werden überdieß mit dem Alter in ihren Grundſätzen immer feſter, oder in ihren Meinungen immer hartnäckiger. Sie können ſich alſo immer weniger mit anders Denkenden vereinigen; ja ſie können ſchwerlich ſich mit ſolchen über Gegenſtände ihrer Kunſt unterreden, ohne in Streit mit ihnen zu gerathen.

Endlich häufen ſich auch die vermeinten, empfangenen oder erwieſenen Beleidigungen unter alten Aerzten immer mehr und mehr, und trennen ſie von einander.

Nur diejenigen Aerzte habe ich im Alter freundſchaftlich mit einander umgehen geſehen, die entweder außer ihrer Wiſſenſchaft noch eine andere Liebhaberey, z. B. das Talent der Dichtkunſt, Wohlgefallen an Kunſtwerken, u. ſ. w. hatten: oder ſolche, die von Jugend auf mit einander in Verbindung, und von ſehr liebreichem Herzen waren, und zugleich ihre Praxis in ganz verſchiednen Kreiſen übten.

Noch iſt das Zuſammenkommen der Aerzte am Krankenbette in medieiniſchen Collegien und bey ſo genannten Conſultationen zu betrachten übrig.

Zu dem erſten, zu dem gemeinſchaftlichen Curiren deſſelben Kranken, müſſen die Aerzte, welche dieſes mit wirklichem Nutzen für den Kranken thun ſollen, ſowohl ein eigenthümliches Talent als eigne Tugenden des Charakters haben.

Ich habe ſchon geſagt, wie ſchwer überhaupt Berathſchlagungen ſind, wenn ſie zweckmäßig ſeyn ſollen. Jeder Berathſchlagende ſoll ſeiner Ueberzeugung folgen: ſonſt iſt er ein unnützer Jaherr. Jeder ſoll aber auch bereit ſeyn, den beſſern Vorſchlägen und Gründen des Andern nachzugeben. Dieß läßt ſich ſehr ſchwer vereinigen.

Es wird noch ſchwerer, wenn die Entſcheidung oder die Vereinigung der verſchiedenen Meinungen auf der Stelle und in der Geſchwindigkeit geſchehen ſoll, wie dieß am Krankenbette nothwendig iſt. Es wird ſchwerer, wenn die Gegenſtände ihrer Natur nach dunkel und zweifelhaft ſind: wie dieß bey Krankheiten und Cur-Methoden oft der Fall iſt.

Ich will nichts davon ſagen, daß alle Rechthaberey und alle Eiferſucht von Aerzten verbannt ſeyn muß, welche mit gutem Erfolge denſelben Kranken gemeinſchaftlich curiren wollen.

Es iſt daher auch der Regel nach das Herbeyrufen mehrerer Aerzte zu Beſorgung deſſelben Kranken unnütz und zwecklos. Denn entweder giebt der eine nach, und der andere entſcheidet. Alsdann aber wäre es eben ſo gut geweſen, dieſen letzten Arzt allein zu haben. Oder ſie können ſich in ihren Meinungen nicht vereinigen: und dann iſt der Kranke in Verlegenheit, wem er folgen ſoll.

Oft ſtören ſie auch einander in ihren Meditationen, anſtatt ſich zu unterſtützen. Jeder giebt dem andern wider ſeine beſſere Ueberzeugung etwas nach: und ſo entſteht oft etwas verſtümmeltes und unvollkommnes in der gewählten Curart; und Fehler werden begangen, welche jeder vermieden hätte, wenn er dem freyen Gange ſeiner Gedanken hätte folgen können.

Eben die Urſachen, welche die gemeinſchaftliche Cur mehrerer Aerzte bey demſelben Kranken ſo ſchwer und von ſo ungewiſſem Ausgange machen, ſind auch Schuld, daß die in vorzüglich gefährlichen Fällen gehaltenen ſo genannten Conſilia ſelten von großem Nutzen ſind. Die Verſchiedenheit und der Widerſpruch der Meinungen iſt hier noch viel größer, da die Anzahl der Berathſchlagenden größer iſt. Das Anſehen, die Beredtſamkeit, der Muth oder die Schüchternheit jedes der zum Conſilium verſammelten Aerzte beſtimmt mehr, als ihre wirkliche Einſicht, welchen Einfluß ſie auf die Entſcheidung haben ſollen. Nur ein ungünſtiger Umſtand der gemeinſchaftlichen Cur fällt beym Conſilio weg: das iſt die Eiferſucht und zuweilen der Haß, welcher zwiſchen zwey täglich zuſammenkommenden und täglich ſich widerſprechenden Aerzten erzeugt wird. Die Conſilia ſind mehr einer theoretiſchen Unterſuchung, als einer praktiſchen Berathſchlagung ähnlich. Bey jener kann zuweilen, auch in einer zahlreichern Verſammlung, die weiſere Stimme obſiegen, weil die Leidenſchaften nicht dabey ins Spiel kommen: bey dieſer, wo gemeiniglich Eigennutz und Leidenſchaft mitſprechen, iſt ein ſo glücklicher Ausgang ſeltner.

Es iſt indeß gewiß ein Verdienſt für einen Arzt, wenn er es verſteht, mit ſeinen Collegen Rath zu halten, ohne weder auf der einen Seite die Gefälligkeit gegen ſie bis zur Aufopferung ſeiner beſſern Ueberzeugung, noch die Feſtigkeit in Behauptung ſeiner Grundſätze bis zur Hartnäckigkeit zu treiben. Und da ihm das gemeinſchaftliche Curiren und die Conſilia die Gelegenheit ſich hierin zu üben verſchaffen: ſo ſind ſie für ihn gewiß nicht unnütz, wenn ſie auch für den Patienten nicht von großen Folgen ſind.

Die medicinischen Collegia, in welchen ſich Aerzte mit obrigkeitlichen Perſonen verſammeln, — die Arbeiten und der Nutzen dieſer Collegien, und der Geiſt, welcher in ihnen herrſcht, ſind in den verſchiedenen Ländern und Städten, nach Beſchaffenheit der Staatsverfaſſung, des Geiſtes der Regierung und der Polizey, und ſelbſt nach dem Charakter der beyſitzenden Aerzte, zu ſehr verſchieden, als daß ſich im Allgemeinen etwas erhebliches von dem Geſchäfte-Umgange der Aerzte in dieſen Collegien ſagen ließe.

Ich kenne auch dieſen Gegenſtand zu wenig aus eigner Beobachtung, um mich tief in denſelben einzulaſſen. Aber das weiß ich, daß in meiner Vaterſtadt die vorzüglichſten Aerzte dieſe Collegia, deren Beyſitzer ſie waren, verließen; weil, wie ſie behaupteten, dieſe Zuſammenkünfte ganz unnütz, und die Berathſchlagungen darin ein bloßes Spielwerk, und ohne allen Erfolg wären. Sie klagten über die wenige Achtung, welche die

Regierung den Rathſchlägen der Aerzte beweiſe, über die wenige Strenge, mit welcher die gemachten Beſchlüſſe und Verordnungen der mediciniſchen Polizey ausgeführt, endlich über die Uneinigkeit und Schläfrigkeit ihrer Collegen, wodurch der Einfluß aller geſchwächt würde.

Ohne über die Richtigkeit dieſer Klagen zu urtheilen, ſehe ich ſo viel ein: daß bey einem Arzte von ausgebreiteter Praxis ein außerordentlicher Patriotismus dazu gehört, wenn er ein ſolches Nebenamt, wie das eines Beyſitzers eines mediciniſchen Collegiums iſt, mit großem Eifer und wahrer Theilnehmung verwalten ſoll. Daher entweder die Geſchäfte deſſelben in den Händen mittelmäßiger Aerzte und der Polizey Obrigkeiten bleiben, oder doch ſaumſelig und obenhin betrieben werden.

Uebrigens iſt der Umgang, welcher unter den Mitgliedern eines mediciniſchen Collegiums Statt findet, kein anderer, als welcher ihm mit allen übrigen Regierungs-Collegien gemein iſt; — wovon ich ſchon oben geredet habe.

2. Umgang der Aerzte mit ihren Kranken und mit den Familien derſelben.

(A.)

Ich habe ſchon geſagt, daß unter allen Claſſen der Gelehrten, keine ſo unaufhörlich ſich mit und unter Menſchen befinde, keine ſo ihr ganzes Geſchäft außer ihrem Studierzimmer und in der Geſellſchaft treibe, als die Claſſe der Aerzte. Man ſollte alſo vermuthen, daß ſie in den geſelligen Talenten und Tugenden vorzüglich, vor andern Gelehrten, geübt ſeyn würden: zumahl da das Glück, welches ſie als praktiſche Aerzte machen ſollen, zum Theil von den Annehmlichkeiten abhängt, welche ſie als Menſchen und Geſellſchafter haben. — Man ſollte vermuthen, daß ſie auch hinwiederum Gelegenheit hätten, ſich Freunde oder doch Umgang aller Art zu verſchaffen. Beyde Vermuthungen werden auch, bis auf einen gewiſſen Grad, durch die Erfahrung beſtätiget: aber unter Einſchränkungen, welche aus der eigenthümlichen Natur des mediciniſchen Geſchäfts-Umgangs entſtehen.

Es ſind zuerſt, gewöhnlicher Weiſe und nach der Beſtimmung des Arztes, nur leidende Menſchen, nur zerrüttete Familien, mit welchen er, vermöge ſeines Geſchäfts, umgeht. Aber in dieſem Zuſtande findet er die Menſchen zu einer freyen Mittheilung ihrer Gedanken und Empfindungen unfähig, — und völlig unaufgelegt, auf ſeine übrigen Eigenſchaften und Reden, außer den bloß mediciniſchen Rathſchlägen, Acht zu geben. Er bekömmt alſo zwar Zutritt zu dieſen Familien: aber er kommt nicht in eine wahre Verbindung mit denſelben.

Der Arzt iſt ferner in ſeinem Geſchäfts-Umgange oft dazu berufen, Zeuge von den ſchrecklichſten Scenen des menſchlichen Elendes zu ſeyn. Schmerz, mit Todesangſt, mit Hülfloſigkeit und Armuth verbunden, ſieht niemand aus den geſitteten Ständen öfter als er. Aber auch den reichen und glücklichen Mann ſieht er oft in einem Zuſtande, der ihn beklagenswürdiger macht, als den Dürftigſten und Elendeſten aus dem Volke. Ja, er ſelbſt muß noch zuweilen die Schmerzen vermehren, um das Uebel zu heilen, und ſogar den Kranken quälen, um nur deſſen elendes Leben noch eine Zeitlang zu erhalten.

Dieſer häufige Anblick der Noth und des Jammers muß in dem Gemüthe der Aerzte nothwendig eine von folgenden beyden Wirkungen hervorbringen. — Entweder ſtumpft er nach und nach ihre Empfindlichkeit ab, und macht ſie gegen Leidende gleichgültiger und weniger theilnehmend; oder er verbittert ihr Leben, macht ſie ſchwermüthig und in der Praxis ängſtlich.

Groß und bewunderswürdig iſt der Arzt, welcher ſeine Herzhaftigkeit und Mitleidigkeit, und ſeine gute Laune, mitten unter den traurigen Gegenſtänden, welche ihn täglich umgeben, zugleich beybehält; welcher die Klagen ſeiner Kranken mitempfindet, und doch auf dieſelben nicht achtet, wenn es darauf ankommt, ihnen zu ihrem Beſten, Schmerzen zu verurſachen. Kein Wunder, daß ein Arzt ein guter Geſellſchafter iſt, welcher in einer ſolchen Schule geübt worden iſt, oder eine ſolche Prüfung überſtanden hat.

Dieſe nachtheiligen Umſtände des Geſchäfts-Umgangs der Aerzte werden durch zwey Vortheile wieder aufgewogen, wovon der eine dem Arzte die freundſchaftliche Verbindung mit den Menſchen erleichtert, der andere zu einer ausgebreiteten und genauern Kenntniß der Menſchen verhilft.

Jener erſte Vortheil beſteht darin, daß die Dienſte, welche der Arzt in ſeinem Berufe Andern leiſtet, die höchſten Güter des Menſchen, Leben und Geſundheit, betreffen.

Der Philoſoph und öffentliche Lehrer ſorgt nur für ihre Aufklärung, — ein entferntes Gut, welches die Meiſten nur kalt begehren. Der Juriſt hat es mit der Sicherung oder Wiedererlangung ihres Eigenthums zu thun, und bekommt alſo ſchon einen nähern Anſpruch auf ihre Dankbarkeit und ihre Freundſchaft. Aber der Arzt übertrifft, in dieſer Abſicht, alle andern praktiſchen Gelehrten. Er kommt, um unerträgliche Schmerzen, das größte aller Uebel, zu ſtillen, oder um die Gefahr des Todes, welche die größte Furcht bey dem Menſchen erregt, zu entfernen. Er ſoll einen leidenden und unthätigen Menſchen, der Welt, ſeinen Geſchäften und ſeinen Vergnügungen, — er ſoll einer Mutter ihren Sohn, einer Gattinn ihren Gemahl, die ſie ſchon für verloren hielten, wiedergeben. Und er thut es wirklich, oder bekommt doch das Verdienſt davon, wenn ſeine Cur bey gefährlichen Krankheiten gut abläuft. Er wird in dieſen Fällen der größte Wohlthäter der Perſonen und Familien, welchen er ſeine Hülfe widmet: und er hat alſo auch das größte Recht auf ihre Dankbarkeit und ihre Freundſchaft.

Es iſt wahr, daß bey den meiſten Patienten ſich die Dankbarkeit gegen den Arzt mit der Bezahlung oder auch noch früher, ſobald die Schmerzen nachgelaſſen haben und die Geneſung gewiß iſt, endiget. Indeſſen bey den beſſer Denkenden, und beſonders in den Häuſern der Reichen und Groſſen, dauert die Verbindung mit dem Arzte, welcher ihnen in gefährlichen Fällen Dienſte geleiſtet hat, auch nach erlangter Geſundheit fort: zum Theil auch deßwegen, weil ihnen daran gelegen iſt, ſich ſeiner bereitwilligen und ſchleunigen Hülfe auf die Zukunft zu verſichern. Iſt nun dieſer Arzt noch überdieß ein geſelliger und unterhaltender Mann: ſo kann es nicht fehlen, daß er an dem Orte ſeines Aufenthalts ſich viele Freunde und einen angenehmen Umgangskreis verſchaffe.

Der zweyte der oben erwähnten Vortheile iſt, daß der Arzt die Perſonen, mit welchen er als Arzt umgeht, zu einer Zeit ſieht, wo ſie weder die Neigung noch ſelbſt das Vermögen haben, ſich zu verſtellen. Dem Kranken iſt es unmöglich, weil er ganz mit ſeinen Schmerzen, oder mit den Beſorgniſſen, welche ſein Zuſtand bey ihm erregt, beſchäftiget iſt. Aber auch die Verwandten, die ihn umgeben, und die geſunden Glieder der Familie, zu welcher er gehört, zeigen ſich mehr, als gewöhnlich, in ihrer natürlichen Geſtalt: da ſie entweder durch die wirkliche Theilnehmung an dem Leiden und dem Schickſale des Patienten, oder durch das Intereſſe, welches die Erwartung einer wichtigen Begebenheit hervorbringt, von ihrer gewöhnlichen Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt abgewandt werden.

Der Arzt ſieht wenigſtens die Familien, zu denen er gerufen wird, nicht in dem Prunke und mit den Zurüſtungen einer gebethenen Geſellſchaft: er ſieht ſie in ihrem gewöhnlichen häuslichen Leben, und ſo, wie ſie alle Tage zu ſeyn pflegen.

Er kann ſogar, wenn er aufmerkſam iſt, beſſer, als irgend jemand, ihre geheimen Geſinnungen und ihren Charakter erforſchen, — kann die Neigungen und Abneigungen, welche die verſchiedenen Familien-Glieder gegen einander, — die Herrſchaft, welche bey ihnen der Eigennutz über die Zärtlichkeit, oder die Menſchenliebe über das Intereſſe hat, kennen lernen. Er wird ſogar mit manchen Familien-Geheimniſſen bekannt, die ſich, entweder bey Sterbefällen, bey Verfertigung der Teſtamente, oder überhaupt in dem Laufe einer langen Praxis vor ihm enthüllen.

Jene Kenntniß der Menſchen nun, welche der Arzt, wenn er ein guter Beobachter iſt, gewiß erlangt, iſt eine der vornehmſten Erforderniſſe zu einem guten Geſellſchafter: weil der, welcher ſie hat, ſchon immer zum voraus weiß, wie er die Menſchen, mit denen er in Umgang geräth, finden wird, und wie er ſie behandeln ſoll. — Und dieſe Bekanntſchaft mit den Geheimniſſen einer Familie, oder doch mit den innern Verhältniſſen und dem alltäglichen Leben derſelben, iſt das ſtärkſte Band, welches einen Mann an ſie knüpfen kann; — theils, weil es ihr nun möglich iſt, mit ihm ohne allen Zwang umzugehen; theils, weil ſie nun ihn, als Freund, auch zum Rathgeber brauchen kann, als Feind oder Gegner aber zu fürchten Urſache hat. Man findet daher auch in den vornehmſten Städten Europens große praktiſche Aerzte, wenn ſie zugleich geſellige Leute ſind, in allen guten Geſellſchaften willkommen, und in den Häuſern der Großen beynahe einheimiſch.

(B.)

Wie kommt es nun, daß, da der Arzt ſo vorzügliche Gelegenheit hat, geſellige Eigenſchaften zu erwerben, und ſich zum Umgange mit Menſchen zu bilden, doch der Stand der Aerzte ſich in mehreren Ländern und mehreren Jahrhunderten, durch eine eigne Pedanterey ausgezeichnet hat, welche ſich auch auf ſeine äußern Sitten erſtreckt, und ihn zum Gegenſtande der theatraliſchen Satyre gemacht hat.

In dem ſo geſelligen Frankreich, wo alle Stände ſich beeifern, einen Anſtrich von Weltton zu haben, fand doch Moliere, im Jahrhunderte Ludwigs des vierzehnten, die Sitten und den Umgang der Aerzte, des Lächerlichen und der komiſchen Uebertreibung ſo fähig, daß er keinen Stand öfter auf die Bühne brachte.

Aber auch bey den Italiänern, in ihren extemporiſirten Stücken, ſtellt der Dottore immer eine ſchwerfällige, pedantiſche, von Kunſtwörtern im gemeinen Umgange ſtrotzende, Perſon vor. Shakespeare giebt ſeinen Aerzten, die er auf die Bühne bringt, beynahe denſelben Charakter.

Noch jetzt ſind einige Spuren von den eigenthümlichen Sitten, wodurch ſich ehedem der

Stand der Aerzte auszeichnete, vorhanden, die jedoch immer mehr durch den Geiſt der Zeit verwiſcht werden. Noch jetzt erkennt man manchen Arzt ſchon von ferne, an ſeinem Gange, ſeinen Stellungen und ſeinem ganzen äußern Betragen: und bey noch mehreren entdeckt man, wenn man ſie ſprechen hört, noch die alte mediciniſche Pedanterey, auch vor den Layen gelehrt ſcheinen zu wollen, indem man ihnen durch ausländiſche Kunſtwörter unverſtändlich wird.

Die Urſache jener ſonderbaren Erſcheinung war, im Allgemeinen, dieſelbe, welche auch die Schulmänner des vorigen Jahrhunderts pedantiſcher, als die unſrigen, machte.

Jeder Stand nähmlich hat ſeine unausbleiblichen Verſuchungen zu gewiſſen eignen Fehlern des Charakters, der äußern Sitten und des Umgangs. So lange alſo die Stände von einander getrennt bleiben, und ſich im geſellſchaftlichen Umgange wenig mit einander miſchen, und ſich wechſelsweiſe abſchleifen: ſo lange bilden ſich gleichſam die Fehler eines jeden ungehindert aus, und wachſen bis zu einer Höhe, welche den übrigen Ständen anſtößig wird. Der Schulmann iſt nichts, als Schulmann, — der Arzt nichts, als Arzt. Nur eine allgemeinere und freyere Mittheilung unter ihnen, dergleichen erſt unſer Jahrhundert eingeführt hat, kann aus ihnen allen Menſchen machen.

Es ſind aber noch überdieß, bey den Aerzten, ſo wohl in der Natur ihrer Wiſſenſchaft ſelbſt, als in der ihres Geſchäftes und ihres Intereſſe, einige beſondere Urſachen der Pedanterey vorhanden, welche, ſo lange ſie ungehindert wirkten, allerdings dieſen Stand vor andern Ständen, durch Sonderbarkeiten auszeichnen konnten.

Zuerſt, haben wir die Arzney-Wiſſenſchaft ganz von den Griechen und Arabern bekommen: und aus den Sprachen dieſer beyden Völker ſind alle Wörter und Redensarten entlehnt, in welchen ſich jene Wiſſenſchaft noch jetzt ausdrückt. Selbſt die Römer hatten, weder für die Pflanzen und andere mediciniſchen Heilmittel, noch für die Krankheiten andere Nahmen, als Griechiſche, welche ſie in ihre Sprache aufgenommen, oder unverändert übergetragen hatten. Die Arabiſchen Aerzte fügten, wie zu den Arzneyen ſelbſt die chymiſchen Präparate, ſo zu der Kunſtſprache der Medicin viele Arabiſche Wörter und Redensarten hinzu. Viele derſelben waren allegoriſch, und vermehrten das geheimnißvolle Anſehn der Medicin. Keine andere Wiſſenſchaft war alſo mit ausländiſchen Kunſtwörtern ſo überladen, als die Arzneykunſt. Und auch die Europäiſchen Aerzte, welche theils zu dieſer Kunſtſprache, wegen der Armuth ihrer Mutterſprachen, genöthiget waren, theils ſich an jene Griechiſchen und Arabiſchen Wörter dergeſtalt gewöhnt hatten, daß ſie ſie auch da brauchten, wo ſie gleich gute einheimiſche hätten finden können, waren ſchon dadurch in Gefahr, in einem höhern Grade Pedanten zu ſcheinen, oder Pedanten zu werden, als andere Gelehrten. Das Erſte war der Fall, wenn ſie dieſe Kunſtſprache auch vor Perſonen redeten, von welchen ſie wiſſen konnten, daß ſie dieſelbe nicht verſtünden: — das Andere, wenn ſie gefliſſentlich Lateiniſche und Griechiſche Wörter in ihre Reden einmiſchten, um ſich bey Unwiſſenden das Anſehn einer höhern Gelehrſamkeit zu geben.

Die Arzney-Wiſſenſchaft iſt zweytens eine der ungewiſſeſten in ihrer Ausübung. Und doch iſt das Zutrauen der Kranken in die völlig gewiſſe Einſicht des Arztes, ein dieſem faſt unentbehrliches Mittel ſein Glück zu machen, — und oft ſelbſt ein wahres Hülfsmittel zur Beförderung der Cur. Nun kann er aber zuweilen dieſes Zutrauen nicht anders erwerben, als indem er ſich vollkommnere Erkenntniſſe, in Abſicht der Natur und des Ausgangs der Krankheit, und eine feſtere Ueberzeugung von der Wirkſamkeit ſeiner Heilmittel zuſchreibt, als er wirklich beſitzt. Es iſt alſo für ihn zuweilen Pflicht, zuweilen erlaubter Kunſtgriff des Eigennutzes, ſich durch ſeine Reden und ſein Betragen, das Anſehn dieſer vollkommnern Kenntniß und dieſer Ueberzeugung zu geben, wofern er nur die innere Beſcheidenheit des Geiſtes beybehält, zu wiſſen, wie wenig er weiß, und zugleich die Ehrlichkeit hat, dieß im Umgange mit Verſtändigen zu geſtehen. Aber die Bahn iſt ſchlüpfrig, und die Affectation eines falſchen Selbſtvertrauens artet leicht in Marktſchreyerey und Scharlatanerie aus; zwey Wörter, welche zuerſt nur von den Aerzten der niedrigen Gattung gebraucht, und von der Arzney-Wiſſenſchaft auf alle andern Kenntniſſe und Vorzüge, welche man ſich fälſchlich anmaßt, oder mit denen man prahlt, übergetragen worden ſind.

Die Verſuchung zu dieſen Fehlern war noch viel größer, als alle Kenntniß des menſchlichen Körpers, und der medicinſchen Gegenſtände bloß in die Schulen der Aerzte eingeſchloſſen war. Die Aerzte waren zu dieſer Zeit in gleichem Falle mit den Geiſtlichen. So wie die Herrſchaft der Geiſtlichen über die Layen aus der Unwiſſenheit dieſer letztern, in Abſicht auf Religion und Moral, entſtand: ſo entſtanden die Anmaßungen der Aerzte, in Abſicht auf Geſundheit und Krankheit und deten Urſachen, — aus der Unwiſſenheit der übrigen Welt, in der Naturlehre, der Botanik und der Chemie. Die Wiſſenſchaft der Theologen war, wie ſie behaupteten, voller Geheimniſſe: — die Arzneykunſt bekam ein geheimnißvolles Anſehen. Beyde, die Gottesgelehrten und die Aerzte konnten ſich leicht ein dictatoriſches Anſehn und einen Schein von Erhabenheit unter völlig Unwiſſenden geben: und ſie thaten es wirklich mit gutem Erfolge.

Da aber beyde dieſen Ton auch dann noch fortſetzen wollten, als die Layen auch angefangen hatten, über Religion und Sittenlehre nach zu denken, und als einige Kenntniſſe der Naturlehre, einige geſündere Begriffe von dem Baue des menſchlichen Körpers, deſſen Krankheiten und den Mitteln ihn zu heilen, ſich über alle geſitteten Stände verbreitet hatten: ſo wurden die Geiſtlichen den Weltlichen verhaßt, und die Aerzte den Aufgeklärten aus den übrigen Ständen lächerlich. Endlich ſiegte der Genius der Zeit: und Prieſter und Arzt gaben ihre angemaßte Herrſchaft auf, um ihre verdiente Achtung beym Publicum zu erhalten.

Ein anderer für die Arzney-Wiſſenſchaft und für die Aerzte nachtheiliger Umſtand kam noch im Mittelalter hinzu. Die Erſtere war viele Jahrhunderte hindurch mit der Aſtrologie oder der aus den Geſtirnen hergeleiteten Kenntniß der Dinge und Vorherſehung der Begebenheiten, — einer Wiſſenſchaft, die durch und durch Charlatanerie iſt, und von dem, der ſie practiſch treibt, nur durch ſolche aufrecht erhalten werden kann, in Verbindung. In der Folge nahm die Arzneykunſt die Chymie unter ihre Beſtandtheile auf, eine weit reellere Wiſſenſchaft, welche die Fortſchritte der erſtern in der That beförderte, und beſtimmt war, in unſern Tagen uns die größten Aufſchlüſſe über die Natur zu geben. Aber im Anfange und bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts war dieſe Chymie faſt durchaus mit der Alchymie, oder der Kunſt Gold zu machen, — und dieſe hinwiederum mit der Magie, mit dem Glauben an Wunderkräfte, und an den Einfluß der Geiſter, und mit abergläubiſchen oder gaukleriſchen Verſuchen, jene Kräfte in ſeine Gewalt zu bekommen, und dieſe Geiſter ſich günſtig zu machen, verbunden. Nur auf dieſem Wege, — indem ſich die leeren Anſprüche einer noch ſehr unvollkommnen Arzney-Wiſſenſchaft mit den völlig grundloſen Behauptungen der Aſtrologie und Alchymie verbanden, konnten die Paracelſe, die Campanellen, und ihres Gleichen entſtehen, — halb betrogene und halb betriegeriſche Thoren, aufgeblaſen und ſtrotzend von einer eingebildeten oder vorgegebnen Weisheit, — eine Gattung von Menſchen, die ſich nur in der Claſſe der Aerzte fand, und zu deren Pedanterey oder Charlatanerie kein anderer Stand der Gelehrten emporſtieg.

Die Farben nun, welche auf die Sitten und das Betragen dieſer Individuen ſo ſtark aufgetragen waren, theilten ſich in ſchwächern Schattirungen den Sitten der Aerzte überhaupt mit.

(C.)

Man ſieht leicht, daß es einen gewiſſen Punct in den Fortſchritten der Geſellſchaft giebt, wo die Lächerlichkeiten des einen Standes von den übrigen Ständen, die nicht daran Theil nehmen, wahrgenommen, und alſo ein ſchicklicher Gegenſtand der Satyre werden. Dieß war der Fall, in Abſicht der Aerzte, um die Mitte und am Ende des vorigen Jahrhunderts: und Moliere durfte ſie in Carricatur-Gemählden aufs Theater bringen, ohne deßhalb in Anſpruch genommen zu werden.

Es giebt einen andern Punct in jenem Fortgange, wo die Lächerlichkeiten einzelner Stände von der Verfeinerung der ganzen Geſellſchaft überwunden und weggeſchafft werden: und dieß iſt der Fall in Abſicht der Aerzte unſerer Tage.

Nachdem die Arzney-Wiſſenſchaft, von aſtrologiſchen und alchymiſtiſchen Träumen gereiniget, und auf eine wahre Naturlehre gebaut, ſich mit der Naturgeſchichte und der ächten Zergliederungskunſt verband, und ihre Unterſuchungen mit wahrhaft philoſophiſchem Geiſte anſtellte; — nachdem die Aerzte, auch außer den Krankenſtuben, mehr unter andere Menſchen kamen; und nachdem endlich auch die Layen, wenigſtens die andern gelehrten Stände, Kenntniſſe von der Phyſik, der Phyſiologie und der Kräuterkunde erhalten hatten: ſo fielen die meiſten der Urſachen hinweg, welche in vorigen Zeiten, die Charlatanerie der Aerzte, und mit ihr das Marktſchreyeriſche oder das Pedantiſche in ihren Sitten veranlaſſet hatten; und die Aerzte wurden feinere Weltleute, indem ſie beſſere Aerzte wurden.

Zweyte Abtheilung des vierten Abſchnitts.

Ueber die verſchiedenen Arten der Einſamkeit.

Die Einſamkeit iſt entweder eine *zufällige*, welche aus der *Lage* des Menſchen, — oder eine *abſichtliche*, die aus dem *Vorſatze* deſſelben entſteht.

Bey der erſten Art der Einſamkeit fragt ſichs wieder: ob die *Lage*, durch welche die Einſamkeit des Menſchen verurſacht wird, die Lage der *ganzen Geſellſchaft*, oder der Völkerſchaft iſt, zu welcher der Menſch gehört, und an welcher er nur Theil nimmt; oder ob ſie bloß die *individuelle* Lage des einſamen Menſchen ſelbſt iſt.

Der erſte Eintheilungs-Grund giebt, nach den bekannten drey Hauptſtufen in dem Fortgange der menſchlichen Geſellſchaft, auch ziemlich beſtimmt drey Arten jener erſten Gattung der Einſamkeit: — 1) die Einſamkeit des Wilden oder des Jägers; 2) die Einſamkeit des Nomaden oder des Viehhirten; 3) die Einſamkeit des Ackerbauers, oder des Anſiedlers in einem noch unbewohnten Lande.

Der zweyte Eintheilungs-Grund giebt keine an der Zahl ſo beſtimmten, — keine ſo genau begränzten Arten der Einſamkeit, weil die Lagen des einzelnen Menſchen, durch welche er einſam werden kann, unzählig ſind, und durch feine Schattirungen in einander laufen. Der Philoſoph kann nichts anders thun, als einige der merkwürdigſten dieſer Lagen ausheben. Ich würde in meinen Unterſuchungen folgende ausheben:

1) die Einſamkeit des in groſſen Städten ohne alle Verbindung lebenden Menſchen; — 2) die Einſamkeit des auf dem Lande oder in einſamen Städten Lebenden; 3) die Einſamkeit eines an einem langwierigen Uebel leidenden Kranken; 4) die Einſamkeit des Reiſenden, beſonders in wüſten und wenig cultivirten Ländern.

Die zweyte Hauptgattung der Einſamkeit iſt die der vom Menſchen frey gewählten und abſichtlichen. Die Unterarten derſelben laſſen ſich, nach der Verſchiedenheit dieſer Abſichten, eintheilen. Die beyden vornehmſten darunter ſcheinen mir folgende zu ſeyn: 1) die religiöſe Einſamkeit, — wovon die Einſamkeit des Einſiedlers, und die des Mönchs Unterarten ſind; 2) die Einſamkeit des Gelehrten, Philoſophen und Dichters.

A. Von derjenigen Einſamkeit, welche aus der Lage des Menſchen entſteht.

1. Von den Arten der Einſamkeit, welche aus der Lage der ganzen Geſellſchaft, zu welcher ein Menſch gehöret, entſteht.

Das Gemeinſchaftliche in dieſen Arten der Einſamkeit ſcheint mir folgendes zu ſeyn.

Sie haben einen großen Einfluß auf die Vollkommenheit, — ſie haben nur einen geringen auf die Glückſeligkeit des einzelnen Menſchen.

Menſchen die in kleinen, von einander abgeſonderten Horden, in wüſten Gegenden leben, und ganz allein mit der Anſchaffung ihres Unterhalts, oder mit dem Kriege beſchäftiget ſind, können nie zu einem beträchtlichen Grade der Cultur gelangen; und nie kann ein Einzelner die Gränze der Vervollkommnung überſchreiten, welche der ganzen Geſellſchaft von ihrer Lage und Verfaſſung geſetzt wird.

Aber der einzelne Menſch empfindet auch die Beſchwerden der Einſamkeit, ob er gleich von ihnen gedrückt wird, nicht ſo ſchmerzlich, wenn er niemanden um ſich ſieht, der es beſſer hat, als er. Da er den Nutzen ſowohl, als die Freuden eines ausgebreiteten geſellſchaftlichen Verkehrs nicht kennt, ſo wird er durch die Entbehrung jener Vortheile und Vergnügungen wenig afficirt; und das wirklich Hülfloſe, welches die Einſamkeit zuweilen mit ſich führt, wird von ihm auf Rechnung der Natur und Nothwendigkeit geſchrieben.

Auch die Coloniſten, welche ſich in unbewohnten Ländern anbauen, ob ſie gleich aus policirten Ländern kommen und alſo ſchon mehr Vollkommenheit mitbringen, als der Wilde und der Nomade hat, verwildern doch in ihren Wüſteneyen und werden unwiſſender und roher, als ſie zuvor waren, bis endlich die anwachſende Zahl der Pflanzungen ſie näher unter einander oder mit den Einwohnern der Städte, welche ſich ſchon früher in der Colonie, gemeiniglich an der See, angebaut haben, in Verbindung bringt.

Indeß empfinden die Anbauer wüſter Länder, welche aus bewohnten Gegenden abſtammen, — ob ſie gleich gemeiniglich aus den niedrigſten Claſſen der Geſellſchaft ſind, und alſo auch in ihrem

Vaterlande die Vortheile der Verbindung mit Menſchen nie vollſtändig genoſſen haben, doch gewiß das Unangenehme der völligen Einſamkeit, in welcher ſie jetzt leben, weit ſtärker als die eingebohrnen Horden. Ueberfällt ſie gleich Anfangs Krankheit, ſo ſind ſie gänzlich verlohren. Außerdem aber macht die angeſtrengte Arbeit, welche die Urbarmachung eines ganz unangebauten Landes verurſachet, daß ſie an ſich ſelbſt und an ihre Lage weniger denken. — Und endlich giebt ihnen die völlige Unabhängigkeit, in welche ſie ſich verſetzt finden, einigen Erſatz für die vielen andern Vortheile, deren ſie entbehren.

Der Anblick eines wüſten und unangebauten Erdſtrichs, — und überhaupt die rohe, wilde und ſich ſelbſt überlaſſene Natur hat den Charakter der Erhabenheit, und flößt auch den Menſchen, von denen ſie bewohnt wird, eine ähnliche Denkungsart ein. Eben dieſe Natur iſt einförmig in ihren Producten, und biethet nur wenige Gegenſtände der Beobachtung dar. Daher ſind die Horden, welche in Wüſteneyen leben, unwiſſend.

Endlich bringt eben dieſe Natur nur wenige Dinge hervor, welche Vergnügen oder Schmerz verurſachen, und alſo Affekten erregen. Daher haben die Wilden und Nomaden nur wenige Leidenſchaften, und gar keine eigentliche Empfindſamkeit: aber jene Leidenſchaften ſind heftig, gewaltſam und oft ausſchweifend.

Den Charakter der Erhabenheit haben wir vorzüglich in den Reden, Negotiationen, politiſchen Berathſchlagungen, und manchen Metaphern der Nordamerikaniſchen Wilden, beſonders jener ſechs Nationen, mit denen die Europäer am genaueſten bekannt geworden ſind, gefunden. Wir haben ihn in den Geſängen mehrerer wilden Stämme, — wir haben ihn noch mehr in den Geſängen des Oſſian angetroffen, der zwar nicht unter einer ganz wilden Nation, aber doch in einer ſolchen lebte, die noch auf der unterſten Stufe der Cultur ſtand, und der überdieß von einer ſehr wilden, rauhen und einſamen Natur umgeben war.

In den Reden und dem Charakter der Nomaden finden ſich weniger Spuren von dieſer Erhabenheit. Aber zuerſt iſt auch das herumziehende Hirtenvolk weit weniger einſam, als die Jäger-Horde: es kämpft nicht mit ſo vielen Uebeln: aber es erlangt deßwegen auch nicht dieſelbe Stärke des Geiſtes. Zum andern iſt der Nomade weit mehr mit ſeinem Eigennutze beſchäftiget, — denn er hat Eigenthum und Verſchiedenheit der Stände: — und nichts iſt der Erhabenheit ſo tödtlich, als der Eigennutz.

Am wenigſten iſt wohl dieſe Wirkung der Einſamkeit an dem Europäiſchen Coloniſten ſichtbar: —

theils weil er ſchon einen völlig gebildeten Charakter in die Wüſteney mitbringt, und dieſer gemeiniglich klein und niedrig iſt; — theils weil er mit Ausrotten und Bauen immerwährend beſchäftigt iſt, der Wilde und Nomade aber müßig leben. Mechaniſche, angeſtrengte Arbeit aber iſt ebenfalls der Erhabenheit nicht günſtig.

Was die Unwiſſenheit betrifft, ſo iſt ſie allen drey Claſſen, dem Jäger, dem Nomaden, und dem neuen Anſiedler ziemlich gemein. Man kennt die Schilderung der Unwiſſenheit und Rohheit, welche uns mehrere Reiſenden von den aus der Pfalz und Wirtenberg nach Nordamerika ausgewanderten Bauern machen, und die Bemühungen einiger Deutſchen Gelehrten, ſie aufzuklären.

Doch ſind ohne Zweifel verſchiedene Grade zwiſchen der Unwiſſenheit des Jägers, des Nomaden und des Coloniſten. Die meiſten nomadiſchen Völker kennen die Schreibkunſt: aber ſie haben ſie faſt immer aus angebauten Ländern und von den Einwohnern der Städte erhalten. So wie aber Unwiſſenheit beſſer iſt, als Vorurtheile und eine verkehrte Denkungsart, ſo ſind auch oft die Coloniſten hinter den Wilden zurück, weil jene hartnäckig auf Irrthümern beſtehen, welche von dieſen eingeſehen werden, ſobald ſie nur die Sache wiſſen.

Der dritte aus der einſamen Lage jener Völkerſchaften entſtehende Charakterzug derſelben, — die auf wenige Gegenſtände eingeſchränkten, aber deſto mehr entflammten Affecten, — iſt ebenfalls den Jäger-Völkern am meiſten eigen. Unter ſich ſind die Mitglieder derſelben, — theils wegen ihrer geringen Anzahl, theils wegen ihres gemeinſchaftlichen Intereſſe und ihrer gemeinſchaftlichen Noth, — aufs genaueſte verbunden. Von allen übrigen Menſchen ſind ſie vollkommen getrennt, und mit den benachbarten Horden ſind ſie gemeiniglich im Kriege.

Zuweilen vereinigen ſich auch Einzelne unter ihnen noch beſonders zu gemeinſchaftlicher Jagd, oder Bekriegung ihrer Feinde, und theilen mit einander, — oft auf Zeit Lebens, — Beſchwerden und Gefahr.

In dieſer Lage kann der Menſch nur ſehr ſtark lieben, oder ſehr heftig haſſen. Daher ſind dieſe Völker ſehr grauſam gegen ihre Feinde: aber man findet auch unter ihnen Beyſpiele einer großen Selbſtaufopferung für Freunde.

Endlich aus dieſer abſoluten, — oft monatlangen Einſamkeit, in welcher der Jäger, während er in den Wäldern herumſtreift, leben muß, und aus welcher er zu dem geſelligen Leben in ſeiner Horde übergeht, entſteht ein eben ſo ſchneller Uebergang des Wilden, von der äußerſten Kälte und Gleichgültigkeit zu dem affectvollſten Zuſtande. Er liegt Tage lang unbeweglich auf ſeiner Matte, und ſpringt dann auf einmahl von ihr auf, ergreift ſeine Streit-Axt und iſt zu allen Strapazen des Krieges bereit.

•

Die nomadiſchen Völker führen ihre Kriege nicht ſo grauſam, als die Wilden: aber unter ihnen ſind die größten Weltverwüſter, — die Dſchinkischane und die Tamerlane aufgeſtanden.

Die Urſachen der erſten Erſcheinung ſind: weil die Nomaden nicht ſo unaufhörlich unter ſich Krieg führen, als die Jägerhorden; weil ſie nicht in ſo gar kleine Stämme vertheilt ſind, als dieſe, und die Mitglieder jeder Völkerſchaft mehr durch politiſche, als durch Familien-Bande zuſammenhängen; weil ſie endlich nicht ſo vollkommen iſolirt ſind, ſondern mit ihren Nachbarn, mit andern nomadiſchen, — oder ſelbſt geſitteten Völkern, durch Bündniſſe und durch den Handel in Verbindung ſtehen.

Die Urſachen der zweyten Erſcheinung ſind ſchwerer zu erforſchen.

Zwar, wie unter ihnen ſich plötzlich eine große Macht, durch Vereinigung vieler ſolcher Volksſtämme unter ein gemeinſchaftliches Oberhaupt, bilden könne, läßt ſich ſehr wohl begreifen, da dieſe Völker in den ungeheuren Ebnen des mittleren

Aſiens, ſeit undenklichen Zeiten, herumſchwärmen. Auch das iſt begreiflich, daß die Fürſten oder Chans, welche eine ſo große und ausgebreitete Herrſchaft unter ihren Landsleuten erlangt haben, ſich nun derſelben bedienen wollen, um Eroberungen zu machen, und beſonders über angebaute Länder und geſittete Völker, — welche ſchon von jeher ihre Eiferſucht und ihren Unwillen erregt haben, — herzufallen.

Warum aber dieſe nomadiſchen Heerführer, und ſelbſt ihre Völker dieſe Kriege auf eine ſo verwüſtende Art führen, warum ſie nicht ſowohl zu erobern, als zu zerſtören ſuchen, ganze Städte und Länder völlig entvölkern, und am bloßen Morden, — an der bloßen Vernichtung aller Cultur ein Wohlgefallen zu haben ſcheinen: davon iſt es ſchwerer ſich ſelbſt Rechenſchaft zu geben.

Etwas liegt davon an dem ſchon zuvor gedachten Grolle, welchen herumſchweifende Völkerſchaften gegen die in feſten Wohnſitzen lebenden Nationen haben: theils wegen der Beleidigungen, welche ſie, von Zeit zu Zeit, von der Uebermacht derſelben erfahren; theils ſchon wegen der Unähnlichkeit ihrer eignen Lebensart mit der Lebensart der Ackerbauer und Städtebewohner.

Dieſe Grauſamkeit iſt, bey den noch rohen Völkern, vielleicht eine Folge der langwierigen Kriege ſelbſt, und in dem Widerſtande, welchen ſie finden, und in dem Verluſte, den ſie von ihren Feinden leiden, gegründet. Die Muhamedaniſchen Feldzüge waren lange nicht ſo grauſam, als die Feldzüge der ſpätern Kalifen. Und die Tartarn unter Dſchinkiſchan verwüſteten immer mehr, je weiter ſie ſich von ihrem Vaterlande entfernten.

Endlich kann wohl die völlige Unwiſſenheit dieſer Eroberer in der Regierungskunſt, die Verlegenheit, in welcher ſie ſind, die große Anzahl ihrer Gefangnen zu bewachen, und auf ferneren Zügen mitzunehmen, und der einzige bey ihnen herrſchende Ehrgeitz, ein Denkmahl ihrer Uebermacht zu hinterlaſſen, zur Auflöſung dieſes traurigen und die Menſchheit entehrenden Räthſels dienen.

*

Bey dem in wüſten Gegenden ſich anbauenden Europäer iſt jene Wirkung der Einſamkeit, die Affecten zu entflammen, und beſonders den Menſchen grauſam gegen ſeine Feinde zu machen, nicht ſo merklich.

Er hat zuerſt keine Kriege zu führen, ſondern hängt noch immer mit dem Mutterſtaate zuſammen, der ſie für ihn führt.

Er iſt überdieß ſchon mit vielerley Gegenſtänden der Begierden, — der Liebe und des Haſſes, in ſeinem Vaterlande bekannt geworden: und ſeine

Affecten können ſich nicht ſo leicht, als die des Wilden und des Nomaden, auf einen Punct vereinigen. Auch iſt die Beſchäftigung des Ackerbaus, beſonders die der erſten Urbarmachung, ſehr geſchickt, ſeine Leidenſchaften in Schranken zu erhalten.

Doch die einſame Lage, wenn ſie lange dauert, macht den Coloniſten zu dem, was er zuvor nicht war. — Schon der Entſchluß, ſich in ſo wüſte Gegenden zu begeben, zeigt, daß er ſehr heftiger Leidenſchaften fähig ſey. Denn dieſer Entſchluß kann von nichts andern herkommen, als von einer ſehr lebhaften Unzufriedenheit mit ſeinem vorigen Zuſtande, oder von enthuſiaſtiſchen Hoffnungen einer ſchwärmeriſchen Glückſeligkeit;

Die Schwierigkeiten, welche er bey der Ausführung ſeines Unternehmens findet, und die Beſchwerden, denen er täglich ausgeſetzt iſt, ſind ſehr wohl im Stande, ihn, wie gegen die ſinnlichen Gefühle, ſo auch gegen die menſchenfreundlichen Empfindungen abzuhärten.

So viel iſt wenigſtens gewiß, daß die Europäiſchen Coloniſten in Amerika, gegen die eingebohrnen Indianer entweder äußerſt grauſam, oder doch ungerecht, und ſowohl bey dem Eintauſche ihrer Ländereyen, als ſonſt im Handel und Wandel, betriegeriſch geweſen ſind.

Auch innerhalb der Colonien ſelbſt, z. B. in Neu-England, haben die Parteyen immer mit großer Wuth gegen einander gefochten,

Unter den drey oben genannten Lagen, iſt die eines Coloniſten, der ſich in einer ſolchen Gegend, wie jetzt z. B. die Provinz Kentucky in den Nord-Amerikaniſchen Freyſtaaten iſt, anbauet, die am vollkommenſten einſame.

Der Jäger kehrt, nach einigen Wochen oder Monaten, die er in den Wäldern herumgeſtreift iſt, wieder in ſeine Horde zurück. Der nomadiſche Viehhirt entfernt ſich mit ſeinen Heerden nie weit von ſeinem Stamme; oder er thut es nur immer in größerer Geſellſchaft. Auch der Sennenhirt in der Schweiz bringt auf den Alpen nur die Sommermonate zu. — Der Ackerbauer hingegen, welcher in einem unbewohnten Lande Rohdungen macht, kann Jahre lang mit ſeiner Familie ganz einſam leben.

Aber wenn dieſe Familie zahlreich, wenn ſie unter ſich einig und liebreich, wenn ſie endlich dem Hausvater oder Familien-Haupte, aus Anhänglichkeit und mit freyem Willen, unterworfen und gehorſam iſt: ſo giebt eine ſolche Familie das Bild, und beſitzt wirklich die Sitten des alten patriarchaliſchen Lebens, welches, ob es gleich keine hohe Stufe der Vollkommenheit war, doch ſich ſowohl durch gewiſſe eigne Tugenden, als durch ſeine eigne Art von Glückſeligkeit unterſcheidet.

* *

Nach der Schilderung des Gemeinſchaftlichen in der Einſamkeit der verſchiednen Claſſen oder Stufen der bürgerlichen Geſellſchaft, werde ich nur noch wenig von dem Eigenthümlichen bey einer jeden Claſſe zu ſagen haben.

1. Einſamkeit des Wilden oder des Jägers.

Wir haben den Einfluß der Einſamkeit und der Art der Beſchäftigung auf die Jäger-Horden, noch beſſer kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, ſeitdem Europäer ſelbſt (beſonders viele Einwohner der hintern Theile von Canada) ſich in einen ähnlichen Zuſtand begeben, — und entweder auch ihren Unterhalt bloß von der Jagd geſucht haben, oder doch ſo, wie die Jäger, durch weite Länder umher geſtreift ſind, um bey den verſchiedenen Stämmen der Indianer Pelzwerk und Bieberfelle zu ſammeln.

Die Einſamkeit, wenn ſie mit Erſchlaffung und Unthätigkeit verbunden iſt, macht den Geiſt ſtumpf, den Körper träge, und ſetzt alſo den ganzen Menſchen zurück. Da hingegen, wo ſie mit einer lebhaften Beſchäftigung, oder gar einer heftigen Anſtrengung des Geiſtes oder des Körpers verbunden iſt: da kann ſie ſelbſt dazu beytragen, die Kräfte des Menſchen noch mehr zu üben: weil ſie ihn von aller fremden Hülfe entblößt, und ihn nöthiget, ſeinen ganzen Scharfſinn und ſeine Erfindungskraft aufzubieten. — Sie vermehrt zwar nicht ſeine Einſichten: aber ſie hindert auch nicht eine gewiſſe Art ſeiner perſönlichen Ausbildung.

So können der Gelehrte und der Dichter, ohne Nachtheil, lange in der Einſamkeit bleiben: weil der Geiſt beyder beſchäftiget iſt.

Bey dem von der Jagd lebenden Wilden iſt es die anſtrengende Beſchäftigung des Körpers und der Sinne, welche auch den Geiſt übt und ſeine Kräfte nicht ſinken läßt. Er wird zwar nicht von andern Menſchen belehrt: aber er wird durch die Noth und das Bedürfniß gebildet.

In der That giebt es vielleicht keine größeren Beſchwerden für Menſchen zu ertragen, als welche ein ſolcher Wilder auf ſeinen Jagden erträgt. Er muß oft mehrere Tage ohne Nahrung bleiben, wenn er kein Wild auffinden oder fangen kann. Seine Anſtrengungen ſind ſeinen Beſchwerden gleich. Bey ſeinen ſchlechten Waffen ſind es nur die Schärfe ſeiner Sinne, ſeine Behendigkeit, und ſeine Liſt im Ueberfallen eines Feindes, welche ihm ſeinen Raub ſichern. In dieſen drey Stücken übertrifft daher auch der Wilde den Bürger policirter Staaten.

So kommt der Nordamerikaniſche Jäger aus ſeinen Waldungen, zwar unwiſſend, aber nicht dumm, heraus. Er ſieht und hört ſcharf; er beobachtet genau; er prägt ſich tief ein, was er ſieht; er ſchließt auch für ſeinen Endzweck richtig.

Er bleibt aber, auf ſeinen Wanderungen, auch nicht ohne allen Unterricht. Er lernt, ſich durch große und dichte Wälder, in welchen es weder Weg noch Fußſteig giebt, richtig finden; er lernt überhaupt, ſich ohne alle Hülfsmittel in fremden Gegenden orientiren. Dieß kann nicht geſchehen, ohne daß er auf die Natur der Bäume und Pflanzen, auf die Verſchiedenheit der Erdarten und Mineralien und auf die Geſtirne und den Lauf derſelben genau Acht gebe. Alle dieſe Sachen kennt er alſo auch beſſer, als der nicht unterrichtete Europäer.

Beſonders iſt die Liſt diejenige Eigenſchaft des Geiſtes, welche bey dem Wilden, ſowohl auf ſeinen Jagden, als durch ſeine übrige Lage, beſonders durch ſeine immerwährenden kleinen Kriege geübt wird.

Bey ihm kann man recht gewahr werden, wie ſehr die Liſt von dem wahren Verſtande unterſchieden ſey. Durch ſein Beyſpiel aufmerkſam gemacht, findet man leicht, auch unter geſitteten Menſchen, eben dieſelbe Erſcheinung. Die Liſtigſten ſind oft die Ungelehrigſten: und die einſichtsvollſten Menſchen laſſen ſich oft von einfältigen überliſten.

Aber es iſt, weder bey dem Wilden noch bey dem Einwohner policirter Staaten, leicht, die Unterſchiede zwiſchen Liſt und Verſtand aufzufaſſen.

So viel iſt klar, daß die Liſt immer mit einem Feinde zu thun hat, den man angreifen, oder gegen den man ſich vertheidigen will. Sie iſt immer dazu beſtimmt, Schaden zu thun, oder Schaden zu verhüten. Ihre Sphäre iſt ſehr eng: und ſie wird nur durch die Furcht oder die Raubſucht geſchärft.

Der Verſtand iſt ganz friedlich: er hat es mit Erkenntniß des Wahren, oder mit gemeinnützigen Arbeiten zu thun. Sein Wirkungskreis iſt ſehr weit; und die Triebfeder, welche ihn thätig erhält, iſt die Wißbegierde.

Ueberdieß iſt die Liſt, wenn ſie gelingen ſoll, immer mit einer gewiſſen Feinheit der Sinne, mit einer Geſchmeidigkeit des Körpers und einer ausdauernden Kraft deſſelben verbunden. Sie iſt gleichſam diejenige Vollkommenheit des Geiſtes, welche, ohne eigne intellectuelle und moraliſche Bildung deſſelben, bloß aus der Vollkommenheit des Körpers und der ſinnlichen Werkzeuge entſteht. Der wahre Verſtand hingegen gehört ganz dem Geiſte an. Er bedarf zwar der Sinne und des Körpers, als Werkzeuge: aber die Grundlage deſſelben liegt in den Begriffen und Grundſätzen.

Einer zweyten Folge von der Lebensart des Jägers habe ich ſchon gedacht: daß nähmlich bey ihm die größte Abwechſelung und der ſchnellſte Uebergang von Anſtrengung und heftiger Bewegung zu Unthätigkeit und Ruhe vorhanden iſt. Kein Menſch iſt unermüdeter und zeigt größere Kraft-Aeußerungen, als der Wilde, während ſeiner Jagd- und Feld-Züge: und keiner iſt träger und unbeweglicher, als eben dieſer Wilde in ſeiner Hütte, wenn er nun zu den Seinigen zurückgekehrt iſt.

Auch wenn deren mehrere bey einander ſind, können ſie, mehrere Stunden lang, im Kreiſe, mit untergeſchlagenen Beinen, den Kopf zur Erde gehängt und die Augen auf einen Fleck gerichtet, bey einander ſitzen, ohne ein Wort zu reden. So ſahe einer meiner Freunde in London eine Geſellſchaft von Canadiern, welche man dahin gebracht hatte. Sie ſchienen auf die Menge der Menſchen, welche zuſtrömten, um ſie zu ſehen, gar keine Aufmerkſamkeit zu wenden.

Eben ſo beſchreiben Sparmann und Vaillant die Hottentotten: — zu der einen Zeit um keinen Preis zu bewegen, ſich von der Stelle zu rühren; — zur andern Zeit hingegen dieſe Ruhe verlaſſend, und bereit, Tag und Nacht, viele Wochen lang, in beſtändiger Beſchäftigung zu ſeyn.

Dieſe Unthätigkeit des wilden Jägers, während ſeines Aufenthalts unter ſeiner Horde, macht, daß er dieſelbe zu keiner geſelligen Bildung, zu welcher ſie ihm ſonſt die Gelegenheit darbieten könnte, nutzt. Er hat keinen eigentlichen Umgang weder mit ſeiner Familie, noch mit ſeinen Landsleuten.

Wenn er ja ſich mit ihnen zu irgend einer geſelligen Handlung vereiniget: ſo iſt es, bey Volks-Feſten, zu Unmäßigkeit und Völlerey, oder zu Geſang und Tanz. In dieſen, (in ihren Geſängen und Tänzen,) findet man oft das Genie der Wilden wieder, welches ſie ſonſt nur auf der Jagd und im Kriege blicken laſſen.

2) Einſamkeit des Nomaden und Viehhirten.

Der Nomade, welcher ſo wie ſein ganzer Stamm von der Viehzucht lebt, iſt da, wo er an meiſten einſam iſt, wenn er ſeine Heerden auf entfernte Weideplätze führt, bey weitem nicht ſo beſchäftiget, als der Jäger auf ſeinen Zügen: und die Beſchäftigung des Erſtern iſt auch weit weniger anſtrengend für Körper und Geiſt, als die des Letztern. Beyde werden alſo auch weniger geübt. Die Sinne des Nomaden werden weniger ſcharf, ſein Körper wird weniger behende; auch ſein Scharfſinn und ſeine Liſt ſind geringer, als die des von der Jagd lebenden Wilden.

Einſamkeit mit Müßiggang verbunden, ein Zuſtand, in welchen das Hirtenleben den Menſchen oft verſetzt, erzeugt unfehlbar Schlaffheit des Geiſtes, vermindert deſſen Kräfte, und macht ihn unverſtändiger und träger.

Auch unter unſerm Landvolke ſind, nach meiner Beobachtung, die Hirten, — beſonders, wenn ſie dieß nur allein und Zeitlebens ſind, — einfältiger und gedankenleerer, als andere Bauern.

Auch in der Schweitz ſind die Einwohner derjenigen Cantons, wo die Viehzucht die einzige Beſchäftigung ausmacht, und welche den Sommer einſam auf den Alpen zubringen, — zwar die biederſten, aber auch die am wenigſten aufgeklärten Schweitzer.

Doch ſelbſt das bloße Weiden und Hüten der Heerden in einem wüſten Lande erfordert weit mehr Arbeit und Bemühung, als der Hirte in einem ruhigen und angebauten Lande braucht. Der Nomade muß ſich zuerſt die Weideplätze für ſein Vieh aufſuchen: er muß zweytens gegen die wilden Thiere kämpfen, die ſeinen Heerden den Untergang drohen.

Wir ſehen daher ſchon bey den Patriarchen, daß dieſe gebohrnen Viehhirten ſich der Tapferkeit, als einer ihnen zugehörigen Eigenſchaft, rühmen. Auch haben die nomadiſchen Nationen in ihren Kriegen unſtreitig Tapferkeit bewieſen.

Wie gut der Nomade ſich in einem fremden Lande orientiren könne, haben auch wir Schleſier im Kriege Friedrichs des zweyten an den Kalmucken und Koſacken, welches nomadiſche Völker ſind, geſehen.

Der Nomade hat mit dem Schweitzer-Hirten gemein, und vor unſern Viehhirten zum voraus, daß er ſich auch ſeine Speiſe von ſeinem Vieh ſelbſt bereitet, und eine häusliche Geſchäftigkeit mit dem bloßen Bewachen des Viehes in freyem Felde verbindet.

Der Nomade iſt ferner nicht ſo ganz, in Abſicht ſeiner Hülfsmittel, auf ſeine eigne Erfindſamkeit und ſeinen Scharfſinn eingeſchränkt, als der Jäger: er erhält deren von ſeinem Stamme; er hat etwas beſſere Waffen und Werkzeuge.

Alles dieß giebt ihm etwas mehr Kenntniſſe und Geſchicklichkeit, — aber weniger Kraft, und, wenn ich ſo ſagen darf, weniger Erhabenheit des Geiſtes, als der Jäger zuweilen beweiſt.

Doch eben die Einſamkeit, mit Muſſe verbunden, führt auch, wenn ſie zugleich Gegenſtände der Einbildungskraft zur Unterhaltung darbiethet, zur Muſik und zum Geſange; beſonders bey Menſchen, welche der Eindrücke der Natur und der Liebe vorzüglich empfänglich ſind: und die Hirten ſind, wie man glaubt, die erſten Dichter und Sänger geweſen.

Dieß letzte kann ohne Zweifel, bis auf einen gewiſſen Grad, wahr ſeyn: und die noch unter uns beſtehende eigne Gattung der Schäfer-Poeſie ſcheint dieſe uralte Tradition zu beſtätigen.

Indeß ſind die Barden und Skalden der Nord-Europäiſchen Völker, die unter dem rauheſten Himmel vom Ackerbau lebten und feſte Wohnſitze hatten, weit berühmter geworden, und haben mehr Denkmahle hinterlaſſen, als die Aſiatiſchen Nomaden, ſelbſt aus den fruchtbarſten Gegenden.

Vielleicht erhebt und begeiſtert die Einförmigkeit der weiten Ebenen, in welchen die Aſiatiſchen Nomaden herumſchwärmen, die dichteriſche Einbildungskraft weniger, als die abwechſelnden, obgleich rauhen Felſen und Ströme des Nordens. — Vielleicht will auch das Genie des rohen Menſchen zuerſt durch Schlachten, Zerſtörung und Blutvergießen aufgeregt ſeyn, ehe er gegen die ſanftern Gefühle, welche die ſchöne Natur oder die Liebe einflößt, empfindlich wird: und Heldengeſänge entſtehen alſo weit früher, als Hirtenlieder.

Wenn aber die Beſchäftigung des nomadiſchen Hirten weniger anſtrengend, und alſo weniger übend für Körper und Geiſt iſt, ſo iſt ſie dafür weniger unterbrochen. — Der Jäger ſammelt ſich Nahrungsmittel auf einmahl für lange Zeit; der Hirte bereitet ſich die ſeinigen alle Tage.

Selbſt die Zeiten, welche letzterer hinter ſeinen Heerden einſam zubringt, wechſeln mit denen, die er im Lager bey ſeinem Stamme, und im Zelte unter ſeiner Familie verlebt, öfter und regelmäßiger ab; und die Uebergänge ſind nicht ſo plötzlich, als bey dem Wilden.

Daher artet auch die Ruhe, welche er zu Hauſe genießt, nicht in eine ſo gänzliche Faulheit und Unbeweglichkeit aus, als die iſt, in welcher man den Wilden in ſeiner Hütte ſiehet.

Er genießt alſo doch etwas von der Bildung des geſelligen Lebens; er ſpricht mit den Seinigen; er hilft ſeinem Weibe die häuslichen Geſchäfte beſorgen; — da der Wilde hingegen dieſe als Sklavinn behandelt, welcher er alles aufbürdet, was nicht zur Jagd und zum Kriege gehört.

Durch alles dieß entwickeln ſich bey dem nomadiſchen Leben ſchon viele Begriffe ſowohl als Empfindungen, welche bey dem Jäger noch gänzlich ſchlafen: und der erſtere iſt ſchon ein etwas vollkommnerer Menſch, wofern die Vollkommenheit des Menſchen mehr in der Entwickelung ſeiner ſämmtlichen Kräfte, als in der Erhöhung einer einzigen, beſteht.

Hierzu kommt, daß die nomadiſche Lebensart, als geſellſchaftliche Verbindung betrachtet, ſchon um einige Stufen höher ſteht, und ſich der Cultur mehr nähert, als die Aſſociationen einer Jagdhorde.

Unter den unzähligen Schwärmen von herumziehenden Nomaden, welche den hohen Rücken von Nord-Aſien bewohnen, hat jeder Stamm ſeinen eignen Fürſten, deren mehrere oft wieder einem höheren unterworfen ſind. Von dieſen Fürſten werden ſie deſpotiſch beherrſcht: aber dieſer Deſpotismus gründet ſich nur auf die Anhänglichkeit, welche jeder Stamm für den ſeinigen hat.

Die Nomadiſchen Völker kennen ferner den Unterſchied erblicher Stände: — eine Einrichtung, die, wenn ſie auch in der Folge viele Mißbräuche und Streitigkeiten veranlaßt, doch der erſte Grund aller bürgerlichen Ordnung iſt.

Sie haben endlich faſt alle eine öffentliche Religion und Prieſter, — welche letztern nicht, wie bey dem Wilden, Zauberer und Gaukler ſind, ſondern einen angeſehenen Stand der Nation ausmachen.

Mehrere unter ihnen haben dieſe Religion von fremden Lehrern, und mit ihr zugleich die Kunſt zu ſchreiben und etwas den Wiſſenſchaften ähnliches erhalten.

An politiſcher und religiöſer Aufklärung ſind ſie ſo weit über dem Wilden, als ſie ihm an Körperkraft, an Schärfe der Sinne u. ſ. w. nachſtehen.

Aber ſo wie jede halbe Cultur, — jeder mangelhafte Unterricht den Menſchen, auch in völlig geſitteten Staaten, in mehr Irrthümer führt, als er bey gänzlicher Unwiſſenheit gehabt haben würde: ſo ſind auch unter den Nomaden, Vorurtheile aller Art, politiſche und religiöſe, und die ungereimteſten Volks-Meinungen, ſo wohl in Abſicht ihrer ſelbſt und ihrer Beſchäftigungen, als in Anſehung der Natur der Dinge, und in Abſicht auf andere Völker, zu Hauſe.

Ja man kann ſagen, daß die Volks-Irrthümer, welche die Menſchen, auch in völlig policirten Staaten, ſo lange auf der Laufbahn der Cultur zurückgehalten haben, unter den Nomaden, oder im nomadiſchen Zuſtande entſtanden, und von da in den civiliſirten übergegangen ſind.

Dort hat zuerſt der Deſpotismus Wurzel gefaßt; dort hat der Aberglauben aller Art, Aſtrologie und Wahrſagerey, nebſt den abgeſchmackteſten Religions-Uebungen, wie zum Beyſpiele die in der Religion des Lama, zuerſt Eingang gefunden.

Aus dieſer Anhänglichkeit des Nomaden an Meinungen und Gewohnheiten entſteht die Abneigung deſſelben gegen alle Völker, welche eine andere Lebensart, als er, führen, oder andere Meinungen hägen, und dieß iſt hinwiederum der Urſprung der Intoleranz, welche auch die Kriege der Nomaden grauſamer gemacht hat.

Noch eine Eigenthümlichkeit der Nomaden, welche mit ihrer Achtung für alte Meinungen, Volksſagen und Gewohnheiten zuſammenhängt, iſt die Verehrung, welche ſie für Herkommen und Abſtammung der Familien, für Geburt und Ahnen haben, und die Sorgfalt, mit welcher ſie ihre Genealogien verfertigen und aufbewahren, wodurch ſie ihre Abſtammung und das Alterthum ihres Geſchlechts beweiſen können.

Die älteſten dieſer Genealogien ſind mit Fabeln untermiſcht: in der Folge werden ſie hiſtoriſch, und vertreten die Stelle der Geſchichte; ſie tragen dazu bey, die Unterordnung der Stände, die

Achtung gegen die regierenden Familien, und alſo die politiſche Ordnung zu erhalten und zu befeſtigen.

Doch macht eben die Einſamkeit der nomadiſchen Lebensart, welche ihre Achtung für Alterthum und Herkommen veranlaßt, und die Gleichheit der Lebensart und der Beſchäftigungen bey Vornehmen und Geringen, daß jene Ahnenſucht der Nomaden und dieſe Sorgfalt, das Alterthum ihrer Geſchlechter durch Stammtafeln zu erweiſen, nicht eine Trennung und einen Widerwillen der verſchiedenen Stände gegen einander, durch den Stolz der Adlichen und den Neid der Gemeinen, verurſacht.

Die Achtung, welche der gemeine Mann den alten Geſchlechtern ſeines Stammes beweiſet, iſt freywillig, und deßwegen nicht läſtig: es ſey denn, daß dieſe ihr ererbtes Anſehn bis zur wirklichen Unterdrückung mißbrauchen; — in welchem Falle aber unter einer nomadiſchen Völkerſchaft eher eine Trennung, als eine Revolte und ein bürgerlicher Krieg, entſteht.

Nur in größern Staaten, und wenn unter dieſen ſelbſt wieder eine Verbindung vorhanden iſt, ſondert ſich der Adel, welcher nun einen mehr ſich ſelbſt genugſamen Körper ausmacht, von ſeinen geringern Mitbürgern ab, blendet ſie durch ſeinen Glanz, und erregt ihren Unwillen durch die ſtets wachſenden Anſprüche, ſich noch mehr über ſie zu erheben.

3. Einſamkeit des ſich in wüſten Gegenden anbauenden Coloniſten.

Die Eigenthümlichkeiten des auch in der wildeſten Einöde ſich anbauenden Europäiſchen Coloniſten können nicht ſo groß ſeyn, als die des Wilden und des Nomaden.

Erſtlich: er macht nie mit andern ſolchen Anſiedlern eine eigne Völkerſchaft, einen abgeſonderten Staat aus; und hier iſt eigentlich von der einſamen Lage einer ganzen Geſellſchaft von Menſchen die Rede, an welcher Einſamkeit das Individuum nur Antheil nimmt. Jener Anſiedler iſt gemeiniglich ein Bürger einer vorher ſchon gegründeten Colonie, wie jetzt die Anbauer von Kentucky und den Gegenden am Ohio und Miſſiſippi oder er hängt noch mit dem Mutterlande zuſammen, welches ihn dahin geſandt hat, und ihn unterſtützt. So gering auch der Einfluß ſeyn mag, welchen ſeine entfernte einſame Lage der Regierung des größern policirten Staates, wozu er gehört, verſtatten mag: ſo iſt dieſer Einfluß doch wirklich vorhanden, und läßt bey ihm im Weſentlichen keine andern Meinungen und Sitten aufkommen, als welche der allgemeinen Verfaſſung des geſitteten Lebens und der beſondern dieſes Staates gemäß ſind.

Der Coloniſt tritt zweytens in ſeine Einöden ſchon als ein völlig gebildeter Menſch und wird nicht durch den Aufenthalt in denſelben gebildet, wie ein Mitglied einer Jäger- oder Nomaden-Horde. Und ob er gleich von ſeiner erworbnen Cultur, beſonders in der zweyten Generation, viel verlieren und ſeine Sitten ändern kann: ſo bleibt er doch ſtets ein Europäer, ein Ackerbau treibender, ein durch ſolche Meinungen und Sitten ausgezeichneter Mann, als die durch Jahrhunderte in Europa herrſchende Religion, Politik und Cultur aus den Menſchen dieſes Erdtheils, auch aus der niedrigſten Claſſe derſelben, gemacht haben.

Er bleibt endlich drittens doch in einem beſtändigen Verkehre mit ſeinen Europäiſchen Landsleuten; theils durch die Correſpondenz, welche er, wenn auch nur ſelten, mit ſeinen in Europa hinterlaſſenen Verwandten und Freunden führt; theils durch die Unterſtützung, welche er von der Regierung erhält und durch die Befehle, welche ſie ihm zufertiget; endlich durch den Handel, indem er ſeine meiſten Bedürfniſſe aus Europa, oder aus den ſchon mehr bevölkerten Colonien zieht, und ſeine Producte dahin wieder abſetzt.

Deſſen ungeachtet bleibt ſeine einſame Lage nicht ohne Wirkung auf ſeinen Charakter, ſeinen Geiſt und ſeine Sitten.

Er iſt zuerſt, wenn er ein etwas empfindſames Herz hat, bey dem Anfange ſeiner neuen Laufbahn, der Unglücklichſte aller Einſamen.

Da er zugleich aller ſeiner gewohnten Bequemlichkeiten und alles des Vergnügens, welches in der Geſellſchaft liegt, beraubt iſt: ſo kann ihn nur die Hoffnung eines beſſern Zuſtandes, als ſein ehemaliger in Europa war, aufrecht erhalten; und nur die ſchwere und mannigfaltige Arbeit, welche ein neuer Anbau erfordert, kann ſeine Aufmerkſamkeit von ſeiner gegenwärtigen Noth abwenden.

Geſundheit und Kräfte ſind ihm durchaus nöthig, wenn er in dieſer Lage ausdauern ſoll. Fehlt ihm eines von dieſen, ſo iſt er bey dem Mangel aller Hülfsmittel faſt unausbleiblich verloren. Daher ſind die erſten Colonien der Europäer in Nordamerika, und faſt ſonſt allenthalben ſo ſchwer zu Stande gekommen, und die erſte Generation der Coloniſten iſt faſt allenthalben, ausgeſtorben, bis endlich neue Auswanderer von dem Unglücke und den Arbeiten ihrer Vorgänger Nutzen ziehen, und nach und nach den Anbau, deſſen erſte und größte Schwierigkeiten ſchon überwunden waren, vollenden konnten.

Eben ſo gewiß iſt es, daß ſolche Coloniſten-Familien, die ohne dieß ſelten viel Geiſtesbildung in ihre Einöden mitbringen, doch hier von dem Grade der Cultur, welchen ſie erreicht hatten, herabſinken. Da ihnen Bücher und Umgang, die beyden Hauptmittel des Unterrichts für civiliſirte Menſchen, mangeln; da es ihnen an Kirchen und Schulen, den beyden Oertern, wo das Volk vorzüglich ſeine Cultur ſchöpft, fehlt: ſo wird ihnen diejenige Aufklärung, welche aus allgemeinen Begriffen und Grundſätzen entſteht, nach und nach immer fremder.

Und ſo finden auch jetzt noch die Reiſenden jene entfernten und von einander abgeſonderten Coloniſten, beſonders die Deutſchen; weil dieſe, aus Unkunde der herrſchenden Landes- oder Colonie-Sprache, noch in einer größern Abgezogenheit leben, und noch weniger Zutritt zu den Hülfsmitteln des Unterrichts hatten, als die Engländer.

Dafür aber erlangt jeder ſolche Coloniſt, da er eine Art von Robinſon Cruſoe vorſtellt, und ſich diejenigen Bedürfniſſe, welche ihm in Europa der Handwerksfleiß Anderer lieferte, ſelbſt verſchaffen muß, auch etwas von dem Scharfſinne und viel von der Thätigkeit dieſes Robinſon: — wodurch zugleich auch wieder ſeine Zufriedenheit erhöht wird, theils wegen der gelingenden Beſchäftigung, theils wegen der anwachſenden Hülfsmittel und Bequemlichkeiten ſelbſt, wodurch ſeine Lage weniger beſchwerlich, und er unabhängiger von andern Menſchen wird.

Was den Charakter und die Leidenſchaften betrifft, ſo iſt im allgemeinen anzunehmen, daß, ſo wie nur Enthuſiasmus oder ein großer Eigennutz oder drückendes Elend ihn bewegen konnte, ſich in dieſe hülfloſe Lage zu begeben, er (der Coloniſt) auch durch das einſame Leben ſelbſt heftiger und leidenſchaftlicher, und durch den Mangel andrer Endzwecke und Ausſichten, als die, wohlhabend zu werden, noch eigennütziger wird, als er zuvor war.

Selbſt die billigſten Beurtheiler der Einwohner in den vereinigten Staaten von Nord-Amerika geben zu, daß Eigennutz und Geldbegierde die herrſchende Leidenſchaft der meiſten iſt, und auch zum Verderbniß ihres Charakters und ihrer Sitten am meiſten beyträgt.

Und was die älteſten und früheſten Anſiedler, welche damahls aller Vortheile der Geſellſchaft mehr, als die jetzigen, beraubt waren, — oder was die neuen Anbauer unſrer Zeit in den hinteren Colonien betrifft: ſo iſt von beyden bekannt, welche Gewaltſamkeit und ſelbſt Grauſamkeit ſich jene unter einander ſelbſt, dieſe gegen die Indianer erlaubt haben.

Ich ſetze noch hinzu, daß, ſo wie wir, auch in unſern Europäiſchen ganz bevölkerten und policirten Staaten, zwey einander völlig entgegengeſetzte Arten von Menſchen in der Lage einer vollkommnen Einſamkeit finden, — ſo auch auf die Anſiedler in wüſten Gegenden die Einſamkeit eine entgegengeſetzte Wirkung thue.

In den Einöden, — habe ich ſchon im erſten Bande dieſes Werks geſagt, — findet man die Heiligen: und dort findet man auch die Räuber und Mörder. Der Dichter, der Philoſoph, der tugendhafte Mann ſucht die Einſamkeit, um noch vollkommner zu werden: und der Böſewicht ſucht ſie auch, um ſeine Verbrechen in der Dunkelheit leichter begehen zu können.

Auf gleiche Weiſe giebt es unter jenen, in unbewohnten Gegenden und Ländern ſich anbauenden, Coloniſten ſolche, welche durch ihre Lage zu der Reinheit und Unſchuld eines patriarchaliſchen Lebens zurückgebracht werden: und es giebt andere, welche die Einſamkeit und die Abgelegenheit ihres Wohnorts, wodurch ſie der Aufſicht der Geſetze entzogen werden, zugleich zügelloſer, verderbter und unſittlicher macht.

Es giebt daher weit größere moraliſche Verſchiedenheiten unter ſolchen Coloniſten, als es unter den Wilden und Nomaden giebt. Und doch auch unter dieſen macht die natürliche Anlage und der nicht weiter erklärliche National-Charakter der verſchiednen Völkerſchaften, verbunden mit dem Himmelsſtriche und dem Boden, welchen ſie bewohnen: daß die einen Land- oder See-Räuber geworden ſind, wie die Beduinen-Araber und die Malayen; andere gutherzige, gaſtfreye und liebenswürdige Menſchen, wie die Otaheiter und die Einwohner der Pelews-Inſeln.

II. Von den verſchiedenen Arten der Einſamkeit, welche aus der zufälligen Lage des einzelnen Menſchen in policirten Staaten entſtehn.

1. Die Einſamkeit des in großen Städten ohne alle Verbindung lebenden Menſchen.

Die hierbey zu beantwortende Frage iſt zwiefach: Erſtlich, welches iſt das Eigenthümliche dieſer Einſamkeit, in Abſicht des Vergnügens oder Mißvergnügens, welches ſie dem Menſchen verurſachet? Zweytens: welches iſt die Wirkung, die ſie auf Geiſt und Herz, — und auf die geſellige Ausbildung des Menſchen hervorbringt?

In Abſicht des erſten Puncts ſcheint mir die Antwort folgende zu ſeyn:

Ich habe ſchon im erſten Theile dieſes Verſuchs geſagt, daß der empfindlichſte Stachel, den es für den Menſchen hat, ohne Umgang zu ſeyn und der geſelligen Vergnügungen zu entbehren, darin liegt, daß er zugleich daraus den Mangel der Achtung oder der Zuneigung erkennt, welche er ſich von andern Menſchen natürlicher Weiſe wünſcht.

In großen Oertern nun, wo es viele Menſchen giebt, wo ſie gemeiniglich ſehr nach Geſellſchaft begierig ſind, und jeder ſich ſeine Leute, mit denen er gerne umgeht, aufſucht und auch findet, ſcheint der, welcher allein da ſteht und von niemanden aufgeſucht wird, jenen ihm nachtheiligen Schluß am ſicherſten aus ſeiner Einſamkeit ziehen zu können.

Auf dem Lande, in abgelegenen Städten, wo es die Nothwendigkeit der Umſtände ſelbſt macht, daß der Menſch einſam lebt, und er jeden andern Einwohner in gleichem Falle ſieht, erträgt er ein Uebel leichter, deſſen Urſache er ſich nicht ſelbſt Schuld giebt, und durch welches er nur gedrückt, nicht in ſeinen eignen Augen erniedriget wird. Hierzu kommt noch, daß auf dem Lande der Genuß der Natur ihm durch die Hälfte des Jahres den Umgang erſetzen kann; in den Städten aber die Geſellſchaft die einzige Erhohlung ausmacht.

Was die zweyte Frage betrifft: ſo hat ohne Zweifel der in der Stadt Einſame mehrere Vortheile vor dem, welcher an einem abgelegenen Orte iſt, voraus.

Jenem ſind alle die Hülfsquellen der Geiſtesunterhaltung und des Unterrichts, welche von Büchern, Journalen, öffentlichen Blättern, Neuigkeiten der Correſpondenz mit Auswärtigen herkommen, weit näher, als dieſem; und ſie fließen oft für ihn ſo reichlich, daß er der mündlichen Belehrung, welche in Geſellſchaften zu finden iſt, entbehren kann. Wenn er auch nicht mit vielen Menſchen umgeht, ſo ſieht und hört er doch viele Menſchen um ſich, und zwar Menſchen von allerhand Ständen, Jahren und Charakteren. Die ihm von denſelben zukommenden Nachrichten, — mögen ſie noch ſo ſehr verſtümmelt ſeyn, — verſchaffen ihm doch einige Menſchenkenntniß: da hingegen von einem menſchenleeren Orte, wo wenige geringe und ſich ähnliche Menſchen wohnen, und wo nichts Erhebliches vorgeht, alles aus Büchern geſchöpft, oder von auswärts gehohlt werden muß.

Es giebt aber auch noch in dieſer Lage des Menſchen Verſchiedenheiten, welche den angenehmen und unangenehmen Eindruck der Einſamkeit auf das Gemüth, und den Einfluß derſelben auf die perſönliche Beſchaffenheit des Menſchen ſehr verändern.

Die Verbindungsloſigkeit, welche einen Menſchen des Umgangs beraubt, kann entweder ſchon ſeiner Familie eigen ſeyn und von ſeiner Geburt herkommen; oder er kann ehedem in ſehr angenehmen Verbindungen gelebt haben, welche ihm aber nach und nach abgeſtorben oder ſonſt verlohren gegangen ſind; oder er kann durch einen plötzlichen Glückswechſel, — durch die Ungnade ſeines Fürſten, durch die Entſetzung von ſeinem Amte, durch einen Bankerott, — ſeiner Freunde und Geſellſchafter beraubt worden ſeyn; oder er kann ſich endlich, aus Unmuth, aus Ueberdruß u. ſ. w. von der Welt zurückgezogen haben.

Im erſten Falle wird er weniger ſchmerzlich empfinden, was er von Jugend auf nicht anders gekannt hat: aber er wird auch in ſeinem Charakter und in ſeinen Sitten das Gepräge des einſam lebenden Menſchen an ſich tragen, weil ihm der bildende Einfluß guter Geſellſchaft durch ſein ganzes Leben gefehlt hat.

Nicht nur der Handwerker, Tagelöhner und ganz gemeine Mann wiſſen nichts von einer unangenehmen Empfindung, die ſie darüber hätten, von der Geſellſchaft ausgeſchloſſen zu ſeyn: ſondern es giebt auch viele Perſonen aus den Mittelſtänden, — Schulmänner, Gelehrte, Kaufleute und ſubalterne Beamten, welche, da ſie von noch geringern Aeltern herſtammen, als ſie ſelbſt ſind, mit der Dunkelheit, worin ſie leben, vollkommen zufrieden ſind.

In dem Maße wird die Einſamkeit unangenehm, als man glaubt, in ſich oder an ſich etwas zu haben, das Andern gefallen könnte, wenn ſie ſich die Mühe nähmen, es zu beobachten. Wenn dann Armuth oder andre Uebel von uns die Aufmerkſamkeit des Publikums abwenden, und die Darlegung unſrer ſchönen Seite vor den Augen Anderer verhindern; dann wird uns dieſe Lage empfindlich.

Dafür aber ſteht auch die Unfähigkeit der Erſtern zur feinern Geſelligkeit in gleichem Verhältniſſe mit ihrer Unempfindlichkeit gegen die Vergnügungen der Geſellſchaft: und die Andern, ob ihnen gleich noch Hülfsmittel genug übrig bleiben, ihren Geiſt und ihr Herz zu bilden, behalten doch gemeiniglich fehlerhafte Eigenheiten der äußern Sitten, wodurch ſie ſich von feinern Weltleuten unterſcheiden.

Im zweyten Falle, wenn der Menſch die Freunde und Geſellſchafter nach und nach verliert, welche den frühern Theil ſeines Lebens angenehm gemacht haben, ſcheint es, daß er ſich auch nach und nach an dieſen Verluſt gewöhnen und ihn alſo leichter ertragen müßte.

Aber einmahl iſt jeder ſolche Verluſt aus einem nicht zu weitläuftigen Kreiſe von Verbindungen ein Riß in der ganzen Geſellſchaft dieſer Gattung. Es ſey der Tod, oder es ſey die Entfernung der geliebten Perſonen von dem Orte unſers Aufenthalts — immer läßt ein ſolcher Fall einen Stachel im Gemüthe zurück, der länger verwundet, als die bloße, in unſerm Umgange zurückgelaſſene, Lücke Schmerzen bringt. Wenn wir nun durch eine Reihe ähnlicher Fälle, indem wir uns dem Alter nähern, um unſern ganzen oder beſten Umgang kommen, ſo iſt vielleicht keine Einſamkeit, wenigſtens Anfangs, ſo traurig und niederſchlagend, als dieſe. Wir ſehen uns alsdann als ausgezeichnet unglückliche Geſchöpfe an, denen widerfährt, was nur ſelten geſchieht: und eine Idee des Verſtandes tritt zum Gefühle des Herzens hinzu, um uns unſer Schickſal ſchwerer zu machen.

Zum andern ſind die Verbindungen, welche die jetzt betrachtete Art der Geſellſchaft bilden, gemeiniglich von zärtlicherer Art als die, welche, bloß des Umgangs und Vergnügens wegen, durch das Glück, den Stand oder das Talent errichtet werden.

Perſonen, welche nicht eigentlich an der größeren Geſellſchaft ihres Wohnortes Theil nehmen, können nur alsdann einen etwas erweiterten Kreis des Umgangs haben, wenn ſie entweder Mitglieder von zahlreichen Familien ſind, die unter einander zuſammenhalten und ſich lieben; oder wenn ſie viele ſchon von ihren Aeltern ererbte und von Jugend auf mit ihnen aufgewachſene Freunde haben. Nun läßt ſich aber der Platz eines ſolchen Freundes oder Verwandten von einem übrigens in der Stille lebenden Privatmanne nicht ſo leicht erſetzen, als ein Mann von der größren Welt ſeine abgehenden Geſellſchafter erſetzen kann. Hier beſteht die Geſellſchaft ganz für ſich, und ergänzt ſich immer durch neue Ankömmlinge ſelbſt: dort iſt der Menſch gewiſſer Maßen der Mittelpunct und das Band ſeiner Geſellſchaft, und er muß ſich diejenigen herbeyhohlen, die in die Stelle der Abgehenden treten ſollen, welches ihm ſchwer und oft unmöglich iſt.

Ueberdieß iſt der zugleich freundſchaftliche und doch ausgebreitete Kreis von Geſellſchaft ein Vergnügen weit höherer Art, als dasjenige iſt, welches man in der großen Welt findet: und der Contraſt alſo, zwiſchen dem frühern Zuſtande eines Mannes, dem das Schickſal ſo wohl wollte, ihm auf die Reiſe des Lebens ſo angenehme Begleiter mitzugeben, und zwiſchen dem, worein er im höhern Alter geräth, wofern dieſe Begleiter ihm abſterben und ihn verlaſſen, iſt größer, als jeder andre bey dem Uebergange von Geſellſchaft zu Einſamkeit. Kein Wunder alſo, daß er die Unannehmlichkeiten und Entbehrungen, die an jeder Einſamkeit hängen, weit tiefer empfindet.

Ein dritter Fall iſt, wenn ein Menſch durch einen plötzlichen Unglücksfall ſeiner Verbindungen und ſeiner Freunde auf einmahl beraubt wird.

Man ſieht ſchon, daß dieſes keine Freunde des Herzens, ſondern nur Tiſchgenoſſen, Klienten, die ihm aufwarten, Geſchäfts-Leute und Ehrgeitzige, welche ſeiner nöthig haben, oder endlich bloße Freunde des Vergnügens ſeyn können, die daſſelbe in ſeinem Hauſe aufſuchen: denn zärtliche Verbindungen löſen ſich nie auf einmahl, durch Unglücksfälle und ſelbſt nicht durch große Vergehungen derjenigen Perſonen, mit welchen man ſie geſchloſſen hatte, auf.

Nun iſt aber, im Allgemeinen, der Verluſt von bloßen Geſellſchaftern nicht ſo ſchmerzlich, als der von Freunden. Er wird es noch weniger, wenn wir bey der Glücks-Veränderung gewahr werden, daß es größtentheils nur Scheinfreunde, Schmeichler und Eigennützige waren, welche nur auf unſern Geldbeutel, unſern Kredit und unſere gute Tafel ſahen, ohne an uns ſelbſt Theil zu nehmen. Doch bleibt, inſofern wir das Vergnügen oder den Schimmer lieben, auch der bloße Verluſt ſolcher unächten Freunde, wenn ſie zugleich angenehme

Geſellſchafter, feine und unterrichtete Leute und dabey gegen uns, ſey es, aus welcher Urſache es wolle, gefällig und dienſtfertig waren, ein ſehr großer Verluſt für uns. — Es gehört viel Standhaftigkeit dazu, den plötzlichen Uebergang aus einem fröhlichen, geſelligen, glänzenden und ehrenvollen Leben zu einem freudenleeren und einſamen gelaſſen zu ertragen.

Indeß kommt ſehr viel darauf an, von welcher Art der Unfall ſey, welcher uns in die Einſamkeit verſetzt: ob es einer ſey, welcher mit Schande für uns verbunden iſt, — oder einer, welcher uns Ehre bringt; — oder ob er endlich bloß das Mitleiden der Menſchen erregt, ohne uns in ihren Augen weder herabzuſetzen noch zu erhöhen.

Ein würdiger Miniſter, welcher unverdienter Weiſe in die Ungnade ſeines Fürſten fällt und die Achtung des ganzen Publicums, aus dem Poſten, welchen er verliert, mit ſich nimmt, kann ſich leicht in ſeine Tugend einhüllen, und findet vielleicht, nach einem ſehr beſchäftigten und geräuſchvollen Leben, ſogar eine Erhohlung in dem ſtilleren Privatleben, zu welchem er zurückkehrt. An ſo viel Freunden, als zur Glückſeligkeit jedes geſitteten und empfindſamen Mannes unentbehrlich ſind, kann es ihm nicht fehlen: und die Achtung der

Welt hält ihn für die läſtige Zudringlichkeit zu ſeiner Perſon hinlänglich ſchadlos.

Ein reicher Kaufmann hingegen, der einen betriegeriſchen oder unbeſonnenen Bankerott gemacht hat, und nun, an Statt des Glanzes, in welchem er bisher lebte, ſich von jedermann verlaſſen ſieht, und nur die Vorwürfe der Menſchen hört, welche glauben durch ihn eines Theils ihres Eigenthums beraubt worden zu ſeyn, kann unmöglich ſeine jetzige Einſamkeit mit gleichem Muthe ertragen, wofern er nicht ein hartes und ſelbſt ein böſes Herz hat; oder ſich ins geheim einer Unſchuld bewußt iſt, an welche die Welt nicht glaubt. Seine ganze Ehre beſtand faſt in ſeinem Reichthume und dem Aufwande, wodurch er ihn zeigte, und geht mit dieſen zugleich verloren.

Ein hoher Beamter, welcher, ſchon längſt von der Nation verdammt, nun auch von ſeinen Fürſten entſetzt und vielleicht geſtraft wird, — ſo wie er gemeiniglich zuvor ſein höchſtes Glück in dem Glanze ſeiner Stelle und in der Menge ſeiner Aufwärter fand, muß ſich jetzt auch in einer mit Schande bedeckten Dunkelheit ganz unglücklich fühlen.

Iſt endlich der Unfall, welcher den in angenehmen Verbindungen lebenden Menſchen auf ein Mahl auf ſich ſelbſt und wenige Freunde zurückbringt, ein ſolcher, welcher weder ſeinen Werth noch Unwerth erhöht, ſondern bloßes Mitleiden dem Zuſchauer einflößt; — iſt es z. B. der bloße Verluſt ſeines Vermögens, wodurch es ihm unmöglich gemacht wird, den bisherigen Aufwand der Geſelligkeit zu beſtreiten: ſo hängt der Eindruck, welchen dieſe Glücksveränderung auf den Leidenden macht, faſt gänzlich von ſeinem Charakter, von dem Grade ſeiner Eitelkeit, und von ſeiner Liebe zum geſelligen Vergnügen, von den Hülfsquellen, die er noch in ſich ſelbſt zu ſeiner Schadloshaltung findet, und von hundert Umſtänden ab, die hier aufzuzählen unmöglich und zwecklos wäre.

Noch eine früher ſchon genannte Modification der Einſamkeit iſt zu betrachten übrig: die, wenn ein Mann, der, ſowohl in Abſicht ſeines Wohnortes, als in Abſicht der Verhältniſſe, in welchen er gebohren, oder in die er durch ſeinen Stand getreten iſt, der Vergnügungen eines freundſchaftlichen, oder des größern Welt-Umgangs genießen könnte, ſich freywillig von beyden zurückzieht, und mitten im Getümmel einer fröhlichen Stadt, wie ein Einſiedler, lebt.

Dieſer Fall gehört eigentlich nicht unter die Rubrik, bey welcher wir ſtehen: da er nicht bloß von der Lage, ſondern von dem Vorſatze des Menſchen herkommt. Aber dieſer Vorſatz hat keine beſtimmte Abſicht zum Grunde; — wie wenn ein Menſch ſich wegen falſcher Religions-Begriffe, oder um des Studierens willen einſchließt: ſondern er hat bloß Charakter, Temperament, Laune oder zufällige Leidenſchaften zum Grunde. Ich glaube alſo, an dieſem Orte von ihm reden zu dürfen, beſonders, da ich wenig von ihm zu ſagen habe.

Es ſcheint auch, die Unterſuchung der Urſachen, aus welcher ein ſo ſeltſamer und den geſelligen Neigungen des Menſchen widerſprechender Geſchmack entſteht, wichtiger zu ſeyn, als die Unterſuchung der Wirkungen, welche dieſe ſelbſtgewählte Einſamkeit auf den Menſchen äußert.

Dieſe Wirkungen ſcheinen nähmlich einleuchtend zu ſeyn. Demjenigen Menſchen, ſollte man glauben, müßte die Eingezogenheit angenehm oder wenigſtens nicht läſtig ſeyn, welcher ſich ſelbſt in dieſe Dunkelheit gehüllt hat; da ſeine Lage ihm erlaubte, im Lichte und mit der Welt zu leben.

Dieß würde auch zutreffen, wenn der Entſchluß, ſich von der Welt loszureißen, immer wahrhaft von Grundſätzen und Charakter herkäme: — obwohl, wenn etwas Seltſamkeit im Charakter, und Paradoxie in den Grundſätzen iſt, auch Wankelmuth darin zu ſeyn pflegt.

Aber jener Entſchluß entſteht weit öfter aus Laune und einer vorübergehenden Diſpoſition des Gemüths; er entſteht noch öfter aus Leidenſchaft, weil man mit der Welt nicht zufrieden iſt, —

weil man nicht genug darin geehrt zu ſeyn glaubt, oder ſich von einzelnen Perſonen, welche darin den Ton angeben, beleidigt findet. Aber die Leidenſchaften gehen vorüber; und der natürliche Hang zum Vergnügen und zur Geſellſchaft kehrt zurück. Man empfand zuvor das Unangenehme des Zwanges, welchen die Geſellſchaft aufleget: jetzt empfindet man das Unangenehme der Leere, welche mit der Einſamkeit verbunden iſt; und man findet ſich in ſeiner ſelbſt gewählten Lage doch unglücklich.

Wenn aber jene Neigung zur Einſamkeit wahr und aufrichtig iſt, — ſo ſcheinen die Urſachen davon immer in gewiſſen fehlerhaften Anlagen der Natur, oder in gewiſſen Lücken zu liegen, welche die Erziehung in der Ausbildung dieſer Perſonen gelaſſen hat. Eine ſo große Abweichung von den allgemeinen Regeln der Natur iſt unfehlbar zugleich eine Abweichung von den Regeln der Vollkommenheit.

Entweder liegt es an einem geheimen Gefühle, welches ſolche Menſchen haben, daß ſie zu einem für andere angenehmen Umgange untauglich ſind; oder ſie haben weder die Kenntniſſe noch den Anſtand erlangt, welchen das Zeitalter und die gute Geſellſchaft des Ortes fordern; oder es mangelt ihnen an geſelligen und freundſchaftlichen Neigungen, und ſie wiſſen weder ſich in die Gedanken anderer zu finden, noch in ihre Empfindungen theilnehmend einzuſtimmen, — ſo wie ſie hinwiederum kein Bedürfniß fühlen, andern ihre Ideen mitzutheilen, oder ſympathetiſche Empfindungen einzuflößen.

Noch andere lieben die Einſamkeit aus einer niedrigen Art von Ehrgeitz und Herrſchſucht: weil ſie lieber unter ſchlechter Geſellſchaft, mit ihrem Geſinde und mit demüthigen Dienern, als unter freyen und ihnen gleichen Leuten, auf eine dieſem Verhältniſſe gemäße Art leben wollen.

Doch bey einer ſo ſpeciellen Lage, wie die Lage des Einſamen in einem geſelligen Wohnorte iſt, ſind zerſtreute Beobachtungen vielleicht lehrreicher und intereſſanter, als eine. zuſammenhängende Theorie. — Von den erſten will ich alſo noch ein Paar hinzufügen.

Es giebt Menſchen, welche es verſtehen, die ganze Welt einer großen Stadt aus ihren Fenſtern kennen zu lernen. Sie ſind nicht nur mit der Geſtalt und den Geſichtszügen aller bedeutenden Perſonen, welche bey ihnen vorübergehen, oder von ihnen auf öffentlichen Spaziergängen angetroffen werden bekannt; ſondern ſie ſind auch von der geheimen Geſchichte aller dieſer Perſonen und ihrer Familien unterrichtet. Sie wiſſen die Intriguen, welche in der einen geſpielt werden, um eine Heirath zu Stande zu bringen, und die Mißhelligkeiten, durch welche eine andere zerrüttet wird. — So leben ſie in der Welt, wie auf einer Maskerade; — und genießen in jener ungefähr daſſelbe Vergnügen, welches man auf dieſer ſucht. — Selbſt unbemerkt und unerkannt, erkennen ſie alle Masken, ſchleichen den intereſſanten nach, und ſchließen, indem ſie das, was ſie von ihnen ſehen, mit dem zuſammen halten, was ſie bereits von ihnen wiſſen, auf das Vorhaben, die Gedanken oder Neigungen, mit welchen ſie eben jetzt beſchäftigt ſind, und auf die Abſichten, welche ſie durchſetzen wollen.

Wenn nun gewiſſen Menſchen die Maskerade ein hohes Vergnügen gewähren kann, welche doch für viele andere ſo abgeſchmackt iſt, ſo iſt auch begreiflich, wie es Charaktere geben kann, welche ihr ganzes Leben hindurch dieſes Vergnügen aufſuchen und an demſelben genug haben.

Es gehören aber in der That Anlagen der Natur und erworbene Fähigkeiten einer ſo beſondern Art dazu, um dieſen ſonderbaren Geſchmack und den ihm entſprechenden Genuß möglich zu machen, daß es nicht leicht wird, dieſe feinen Schattirungen mit Worten anzugeben. So viel iſt einleuchtend, daß man ohne ein ſcharfes, in die Weite tragendes Auge ſich auf einem Maskenballe ſchlecht befindet, und an ſeinem Fenſter wenig von der Welt kennen lernt.

Von mir weiß ich es, daß meine Kurzſichtigkeit mich von jeher zum Feinde jener Ergetzlichkeit gemacht hat. Aber dieſer klein ſcheinende Umſtand hat einen noch weit größern Einfluß auf mich gehabt. Er hat mich, da ich von Natur geſellig war, und beſonders von Jugend auf nach Menſchenkenntniß ſtrebte, zu einem warmen Freunde des Umgangs, und nach Verbindungen begierig gemacht: — und dieß ſo leidenſchaftlich, daß bey den vielen Hinderniſſen, die ich in meinem frühern Leben zur Befriedigung meiner Wünſche fand, das Glück meines Lebens dadurch geſtört wurde.

Rede, — heißt es bey mir, — *damit ich dich kennen lerne*. — Von einem Menſchen, den ich bloß ſehe, weiß ich im Grunde noch gar nichts. Seine Phyſiognomie bleibt mir ganz fremd: aus ſeinen Mienen und Gebehrden kann ich nichts ſchließen, und wenn ich ihn wiederſehe, ſo erkenne ich ihn nicht wieder. Ich bin daher wenig begierig, einen merkwürdigen Mann, der durch meinen Wohnort reiſet, an öffentlichen Orten aufzuſuchen: aber ich gebe alles darum, mit ihm in Geſellſchaft zu kommen. — Den Einzug einer königlichen Familie in eine Stadt zu ſehen, oder einem noch ſo glänzenden Hoffeſte als Zuſchauer beyzuwohnen: dieß hat mich niemahls gereitzt, und, wenn ich mich durch den allgemeinen

Strom der Neugierigen habe fortreißen laſſen, nie befriedigt. Aber ſelbſt bey Hofe erſcheinen zu können, — den fürſtlichen Perſonen ſo nahe zu kommen, daß ich ſie mit einander ſprechen hörte, und vornehmlich ſelbſt mit ihnen mich zu unterreden: ja dieß hat allerdings Begierden bey mir erregt; — nicht, weil ich eine Befriedigung des Ehrgeitzes darin fand, ſondern, weil ich dann erſt eine wirkliche Bekanntſchaft mit denjenigen Perſonen zu erhalten hoffte, welche zu ſehen und kennen zu lernen der einzige Grund geweſen war, um deſſen willen ich jene Pracht-Aufzüge mit angeſehen hatte.

Doch um auf die zuerſt geſchilderte Weiſe, — eingeſchloſſen in ſeinem Hauſe doch mit der Welt in Verbindung zu bleiben, und der Geſellſchaft einer großen Stadt, wie der eines Coffeehauſes, als unbemerkter Zuſchauer, zu genießen, ſind nicht bloß ein paar gute Augen nöthig: es gehört auch eine beſondere Art des Beobachtungsgeiſtes, — es gehört ein Gedächtniß oder eine Einbildungskraft dazu, welche ſich Geſtalten und Formen und das ſtumme Mienen-Spiel tief einprägt. Es gehört ſehr viel Muße, oder, wenn man lieber will, ſehr viel Hang zum Müßiggange dazu, um ſich dieſen Bemerkungen unabläſſig widmen zu können, und um es ſich nicht verdrießen zu laſſen, oft auch umſonſt auf der Warte geſtanden zu haben. Vor allen Dingen aber iſt ein gewiſſes Glück oder eine beſondere Gabe unentbehrlich, um immer zu rechter Zeit herbey zu eilen, wo etwas zu ſehen iſt, und gerade auch die Perſonen oder Vorfälle von der Seite anzuſehen, durch die ſie charakteriſirt werden.

Auch dieß wird durch das Beyſpiel der Maskerade erläutert. Es giebt Leute, welche ſogleich in der größten Verunſtaltung ihnen bekannte Perſonen unter der Maske erkennen: dahingegen andern ihre beſten Freunde fremd zu ſeyn ſcheinen, ſobald ſie verhüllt und in einem ungewöhnlichen Anzuge auftreten. Eine der Urſachen hievon iſt ohne Zweifel, daß jene auf jede kleine Abweichung der Geſtalt oder der Gebehrden von der gewöhnlichen Form genau Acht gegeben haben, und daß irgend eine eigenthümliche Bewegung des Kopfes, der Hände, die Länge oder Kürze des Schrittes ihnen den Mann verräth: da hingegen die andern, mehr auf das Innere aufmerkſam, den äußern Menſchen nur wenig beobachtet, oder deſſen Individualität wieder vergeſſen haben.

Ein bekannter Grund, warum beſonders Männer von vorzüglichen Talenten ſich von der Welt, die ſie aufſuchte, zurückziehen, oder von ihr ſpäterhin verlaſſen werden, iſt der, daß ſie zu viel von ihren Geſellſchaftern, in Abſicht der Unterhaltung, fordern, und zu viel Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt verlangen. Beydes entſteht aus einem gewiſſen Stolze; das erſte, weil ſie ſich ſtillſchweigend ſo weit über andere hinwegſetzen, ſo beſcheiden auch ihre Sprache ſeyn mag, daß ſie jene ihres Umgangs nicht würdig finden; — das zweyte, weil ſie alles, was ſie ſagen, für ſo wichtig halten, daß jedermann ſie ſtillſchweigend anhören ſoll. Die erſte Art des Stolzes macht, daß ſie von dem Umgange verſtändiger aber gewöhnlicher Menſchen nicht den Vortheil ziehen, welchen er ihnen noch gewähren könnte, weil ſie zu wenig auf deren Geſpräch Acht geben; die zweyte macht, daß ſie endlich auch ihren größten Bewunderern läſtig werden, weil dieſe ſtets dem Vergnügen entſagen ſollen, auch ſich ſelbſt zu hören.

Aber eine weniger bemerkte Urſache des gleichen Erfolges iſt, wenn Männer von allen, mit welchen ſie umgehen, nicht bloß geſchätzt, ſondern innig geliebt zu werden begehren. Kein größeres Beyſpiel von dem Menſchenhaſſe und der Einſamkeit, welche durch jene Geſinnungen hervorgebracht werden, hat je ein Menſch gegeben, als Rouſſeau.

Niemanden würde es leichter geworden ſeyn, in den angenehmſten Kreiſen der geſelligſten Hauptſtadt zu leben; niemand wurde von der guten Geſellſchaft mehr aufgeſucht; vielleicht hatte auch keiner unter den großen Schriftſtellern Frankreichs, bald Anfangs, nachdem die erſten Früchte ſeiner Talente bekannt geworden waren, mehr wahre Freunde, als er. Auch liebte er die Geſellſchaft, und machte ſich vielleicht zu viel aus der Geſellſchaft der Großen. Man ſieht in ſeinen Bekenntniſſen, wie ſehr es ihm ſchmeichelte, mit einem Conde Schach zu ſpielen, und von einem Montmorency beſucht zu werden.

Was brachte ihn nun um alle dieſe Freunde? Was verſenkte ihn nach und nach in einen ſo tiefen Menſchenhaß, daß er zuerſt vor den Menſchen in Einöden floh, und zuletzt in Paris, in einem Dachſtübchen, von aller Welt vergeſſen ſeyn wollte, und alle Welt an ſeiner Thüre abwies.

Viele Urſachen kamen hierbey zuſammen: aber folgende war gewiß eine davon. — Als ein Mann von eben ſo überſpannter Empfindung, als ſeine Ideen zuweilen ausſchweifend waren, wollte er nicht bloß von allen, mit denen er umgieng, bewundert ſeyn — ob er gleich auch hierin ſeine Anſprüche ſehr weit trieb, und von wenigen glaubte, daß ſie ihn und ſeine Werke nach ihrem ganzen Werthe ſchätzten, — ſondern er wollte auch von allen innig geliebt werden; und dieſe Forderung iſt noch weit größer und weit unmöglicher zu erfüllen.

Es iſt wahr, er brachte ſelbſt den äußerſten Grad des Leidenſchaftlichen in ſeinen Umgang. Weibliche Anmuth erregte nie in ihm die geringſte Zuneigung, ohne daß ſie ihn mit heftiger Liebe entflammte: und er ſchätzte nie einen Mann hoch, ohne daß er ſich ihm ganz hingegeben hätte. Da er nun nicht die Erwiederung derſelben Zuneigung bey den andern fand; da das ſchöne Weib, welches ihn als einen geiſtreichen Mann ſchätzte, doch einem andern Liebhaber ſich ergab; da der Gelehrte oder der Große, welcher an ſeinem Umgange Vergnügen fand, doch vertrautere Freunde, als ihn, hatte: ſo glaubte er ſich von beyden verrathen. Wenn er vollends erfuhr, daß ſie auch ſeine Fehler bemerkten, und hinter ſeinem Rücken ins Licht ſetzten, da ſie ihn in ſeiner Gegenwart nur Achtung und Zuneigung blicken ließen: ſo ſahe er ſie, — beſonders nachdem die wirklich erlittenen Verfolgungen ihn noch verwundbarer gemacht hatten, als ſeine heimlichen Feinde an.

Dieſe ſeine Gemüthsart und deren Folgen ſind in ſeinem Streite mit Hume am ſichtbarſten. Dieſer auch große, aber an Geiſtes-Anlagen und

Charakter von Rouſſeau gänzlich verſchiedene Mann, achtete dieſen wirklich als einen der erſten Schriftſteller des Zeitalters ſehr hoch, und bedauerte ihn als einen Unglücklichen. Die Urſache, warum er ihn nach England zog und ihm ein Jahrgehalt vom Könige zu verſchaffen ſuchte, war gewiß reine Menſchenliebe und aufrichtige Verehrung eines großen Mannes, vielleicht mit etwas Eitelkeit darüber vermiſcht, daß er im Stande war, dieſem großen Manne beyzuſtehen. Aber Hume entſagte deßwegen ſeinem Charakter, ſeinem Beobachtungsgeiſte und ſeiner ſatiriſchen Laune nicht. Die Schwächen Rouſſeaus waren ihm ſchon längſt bekannt geweſen. Als er in England täglich mit ihm umging, ſah er auch deſſen Lächerlichkeiten, wurde von dem Argwohne deſſelben beleidigt und von ſeinen übertriebnen Anſprüchen beläſtiget. Natürlicher Weiſe war er mit ſeinen Engliſchen Freunden inniger verbunden, als mit dem bisher nur durch ſeine Werke bekannten und ſchätzbaren Franzöſiſchen Philoſophen, den nur das Unglück deſſelben zu ſeinem Freunde gemacht hatte.

War es wohl Hochverrath, wenn er unter dem Kreiſe alter Vertrauten ſein freymüthiges Urtheil über einen Mann ſagte, den er in vieler Rückſicht verehrte, und dem er im Begriffe war, ein beſſeres Schickſal zu verſchaffen? Wenn er erzählte, wie Rouſſeau ſich betrug: war es ſeine

Schuld, daß dieß ein Lächeln erregte, und zuweilen ſelbſt unwillig machte? Aber in dieſem letztern Lichte ſah Rouſſeau dieß an, als überdienſtfertige Freunde oder vielmehr ſchlechte Menſchen, die zugleich Feinde von ihm und Hume waren, dem erſtern hiervon etwas hinterbrachten. Nun ſahe Rouſſeau in Hume nur einen ſtolzen Tyrannen, der ihn an ſeinen Siegeswagen feſſeln wollte, einen Verräther, der ihn dem Elende entreißen zu wollen ſchien, um ihn noch unglücklicher und zugleich verächtlich zu machen. Er entſagte dem für ihn ſchon ausgewirkten Jahrgehalte des Königs mit Stolz, verließ Hume und England mit einer feſtern Ueberzeugung von der Bosheit der Menſchen, und ſtürzte ſich tiefer in die ſchwarze Melancholie, die, mit Einſamkeit verbunden, zuletzt ihn wahnſinnig machte.

Was bey Rouſſeau im höchſten Grade war, findet ſich bey vielen Menſchen in einigem Grade. Sie waren gemacht, von vielen geſchätzt und geſucht zu werden: aber ſie machten den unſinnigen Anſpruch, von eben ſo vielen vertrauter Freund zu ſeyn. Dieſer wird natürlicher Weiſe ihnen nicht zugeſtanden: und nun entſagen ſie auch dem Glücke, das aus der Geſelligkeit entſpringt. Um dieſem Fehler vorzubeugen, iſt nichts nützlicher, als gerade Hume's Geſinnung und Rath. Die Europäer, ſagt er, in ſeinem Verſuche über die

Vielweiberey, verſtehen am beſten, wie es ſich glücklich in der Welt lebt: man muß nur eine Frau, wenige Freunde und viele gute Geſellſchafter haben.

2. Die Einſamkeit des auf dem Lande oder in einſamen Städten Lebenden.

Dieſer Fall iſt dem vorhergehenden ſo vollkommen entgegengeſetzt, daß er ſchon dadurch ſeine Aufklärung erhält: und ich habe nur diejenigen Bemerkungen hinzuzufügen, welche das Eigenthümliche des Landlebens und des Lebens in kleinen Städten, und die verſchiedenen Claſſen der Einwohner an beyden Orten betreffen.

Nach meinem eignen Gefühle und nach der Beobachtung, die ich bey Andern gemacht habe, iſt im Ganzen für den geſelligen Menſchen die Einſamkeit an einſamen Wohnorten erträglicher, als in volkreichen und zum Umgange viele Gelegenheit darbiethenden Städten. Dort iſt es die eiſerne Nothwendigkeit, welche ihn der Geſellſchaft beraubt; und dieſe erträgt man geduldig: hier muß ſich der Menſch ſelbſt die Schuld geben; denn warum ſollte er, umgeben von ſo vielen Menſchen, von ſo wenigen geſucht werden, als, weil er von wenigen geliebt und geachtet wird?

Am allererträglichſten iſt die Einſamkeit auf dem Lande, wo die Natur die Stelle der Menſchen vertritt, und, wenn gleich nicht lebendig und mit dem Menſchen redend, doch in ihm Gefühle und Ideen erregt, welche den vom menſchlichen Zuſpruche und von der Sympathie mit menſchlichen Gefühlen erregten analogiſch ſind. Dieſe Natur zu betrachten, giebt die Einſamkeit ſelbſt die beſte Gelegenheit, ja dieſe iſt dazu unentbehrlich. Die Stimme der erſten iſt leiſe und wird ſchwerlich vernommen, wenn Zeugen und Geſellſchafter gegenwärtig ſind, die ſtarke Eindrücke erregen. Nur ihr ſich ganz hinzugeben, dieß iſt das einzige Mittel, auch alles von ihr zu empfangen, was ſie geben kann.

Es giebt auch wenige Menſchen, welche an das Getümmel und die gewöhnlichen Zeitvertreibe großer Städte ſo geheftet ſind, daß ſie nicht, während der ſchönen Jahreszeit, Vergnügen an einem ländlichen Aufenthalte, auch ohne Geſellſchaft, fänden; und die allgemeine, beynahe zum Sprichworte gewordene Stimme iſt, daß der am glücklichſten lebt, welcher ſeinen Sommer auf dem Lande, und ſeinen Winter in einer großen Stadt zubringen kann. Aber derjenige Städter täuſcht ſich, welcher deßwegen dem einſamen Leben auf dem Lande überhaupt vor ſeinem jetzigen Zuſtande den Vorzug giebt. Eben darin liegt der Unterſchied zwiſchen dieſen beyden Lagen, daß in der Stadt ein ziemlich gleichförmiger Kreis von Vergnügen und Unterhaltung das ganze Jahr umherläuft, auf dem Lande der angenehmſte Sinnengenuß und die fröhlichſte Erhebung der Einbildungskraft und des Herzens mit der größten Leere an Vergnügen und den widrigſten Empfindungen abwechſelt. Erſt einen Winter hindurch muß ein Menſch, welcher ſich auf dem Lande auf immer verbergen will, weil er nicht in der Statt glänzen kann, die Probe aushalten, ehe er entſcheidet, ob er nicht vielleicht noch größere Unannehmlichkeiten findet, als die waren, vor welchen er flieh.

Auch wenn man der Geſellſchaft in der Stadt nicht genießt, es ſey aus Unmuth, Seltſamkeit oder Mangel der Gabe zu gefallen und Mangel guten Glücks; ſo liegt doch etwas tröſtliches in dem geheimen Gedanken, daß es hier möglich ſey Geſellſchaft zu haben, und daß veränderte Umſtände oder Launen uns dieſen Genuß wieder in unſre Gewalt geben. An einſamen Oertern, im Winter, iſt man gewiß, nichts, als die Geduld und die Hülfsquellen in uns ſelbſt zu haben, wenn der natürliche Wunſch, mit Freunden fröhlich zu ſeyn, in uns erwacht.

Die Einſamkeit in kleinen Städten biethet gleich auf den erſten Anblick einen traurigen Aufenthalt dar. Sich eben ſo von trocknen Mauern umſchloſſen zu ſehen, als in einer großen Stadt, und doch nichts von der Annehmlichkeit der letztern zu genießen: allenthalben Schmuckloſigkeit, vielleicht Schmutz zu entdecken, von öffentlichen Ergetzungen, Schauſpiel und Muſik nichts zu wiſſen: und doch auch nicht Menſchen um ſich zu haben, mit welchen man ſich verbinden könne, ſcheint gebildeten, im Glanze der großen Welt oder in der Eleganz des guten Mittelſtandes erzognen Menſchen ein troſtloſer Zuſtand zu ſeyn.

Indeß wie die Einbildungskraft immer die Eindrücke der Dinge, in deren Abweſenheit, zu übertreiben pflegt, ſo kommt uns, wie dem Horaz ſein Knecht Davus vorwirft, an der Tafel des Mäcenas der ſtille Aufenthalt von Sabinum ſchöner vor, als wir ihn finden; und vielleicht das Städtchen Ulubrä viel ſcheußlicher, als es nach einigen Jahren Aufenthalt uns dünken würde.

Licht und Sitten ſind in unſerer Zeit ſo weit durchgedrungen, daß in den beſten Theilen von Europa die Städte mittlerer Ordnung gemeiniglich einige Menſchen enthalten, mit welchen ein beſcheidner Weiſer wohl umgehen kann; beſonders wenn er es verſteht, ihr Lehrer zu ſeyn, ohne ſie zu demüthigen, und ſie zu ſich hinaufzuziehen, ohne ihnen gleich zu werden.

Was die Einwirkungen betrifft, durch welche dieſe Arten der Einſamkeit die perſönlichen Eigenſchaften des Menſchen beſtimmen, ſo iſt klar, daß diejenigen, welche durch die Erziehung und den Umgang einer großen Stadt ſchon gebildet, erſt ſpät auf das Land oder in eine kleine Stadt verſetzt werden, dadurch an Zufriedenheit viel, an Bildung nur wenig verlieren oder gewinnen können. Der Charakter muß ſehr oberflächlich, und der Anſtrich der feinern Sitten muß ſehr dünn ſeyn, wenn beyde der unwillkührlichen Nachahmung der neuen ſo wenig glänzenden Muſter weichen ſollen.

Aber in einem kleinen Städtchen oder auf dem Lande, gebohren und erzogen ſeyn, — und hier beſtändig gelebt haben: dieß macht den Menſchen unfehlbar zum Kleinſtädter, zum Landjunker oder zum Bauern, wenn nicht die Stärke einer edeln Natur den fremden Einwirkungen der äußern Lage widerſteht.

Die Erziehung in der erſtern Schule iſt ohne Zweifel die ſchlechteſte, wenn es auf geſellige Bildung abgeſehn iſt. Der Menſch kann, wie ich ſchon an einem frühern Orte geſagt habe, aus der tiefſten Einſamkeit hervortreten und hier erträglich ſeine Rolle ſpielen; weil ein Theil von den Regeln der guten Lebensart in der geſunden Vernunft gegründet iſt, welcher alſo auch von dem vernünftigen Manne ohne Muſter gelernt werden kann: geſetzt auch, daß er die Verfeinerungen des Wohlſtandes, welche durch die Zeit und durch willkührliche Verabredungen entſtanden ſind, nicht kenne: Aber der lange Umgang mit einer kleinen und ſchlechten Geſellſchaft, welche falſche Begriffe von Artigkeit und zwangvolle Gewohnheiten hat, macht den Menſchen unfehlbar unter ſeinen Weltleuten zugleich verlegen und lächerlich. Glück und beſondere Umſtände können zwar auch in einer kleinen Stadt eine gute Geſellſchaft zuſammenbringen: aber in der Regel bleibt ſie doch der Sitz falſcher Schönheitsbegriffe, läſtiger Höflichkeiten, ungereimter Verabredungen, und iſt ein Sammelplatz von vielen fehlerhaften Eigenheiten weniger Menſchen, die ſich einander ihre üblen Gewohnheiten mittheilen.

Der Charakter des ächten Landjunkers, ſo wie dieſer ſelbſt von dem Stadt-Adel, und dem Hofmanne geſchildert wird, iſt ein Gemiſch von kleinſtädtiſchen Sitten mit denen, welche der Stolz auf eine angeerbte Würde einflößt. Dieſer letztere mildert ohne Zweifel die erſtern. Aber jene machen, daß er in den Mitteln, dieſe Würde aufrecht zu erhalten, pedantiſch und lächerlich wird. Den Degen immer an der Seite, die Feder auf dem Hute, mit einem bebrämten, vielleicht koſtbaren, aber altväteriſchen Kleide: ſo erſcheint er jedes Mahl in der Stadt, um ſich unter Unbekannten auszuzeichnen, ſich ſeines Gleichen zu erkennen zu geben und die Bürgerlichen von ſich zu entfernen. Da er an ſeinem Wohnorte nicht nur der Erſte ſondern auch Deſpot iſt, ſo iſt ſein Stolz auf Herkunft und Vorrechte größer, als irgend eines ſeines Gleichen. Da er aber doch argwöhnt, daß ſeine Anſprüche in der großen Stadt nicht anerkannt werden, ſo iſt er zugleich ſchüchtern. Dieſer Widerſtreit giebt ihm ein auffallendes Anſehen, das ihn zur guten Geſellſchaft ſeines Standes ſowohl als des Mittelſtandes unfähig macht. Es verſteht ſich, daß dieß das Ideal oder, wenn man lieber will, die Carricatur jenes Charakters iſt. Heute zu Tage erreichen wenige dieſe Stufe, und viele Adliche bilden ſich auf ihren Landſitzen zu Weltleuten ſowohl als Philoſophen.

Um die Einſamkeit des Landlebens von allen Seiten zu betrachten, iſt es nöthig, noch mit zwey Worten der verſchiednen auf dem Lande lebenden Claſſen zu erwähnen, und wie bey deren jeder ſich dieſe Einſamkeit modificirt. Die erſte iſt die der Gutsherren, die zweyte die der Städter oder anderer Mittelleute, welche auf das Land gezogen ſind, oder hier ihr Gewerbe treiben, und die dritte die Claſſe der Landleute und Bauern.

Der Gutsbeſitzer, der reiche Edelmann iſt gar nicht eigentlich in dem Falle, auf dem Lande einſam zu leben oder von dieſer Einſamkeit beläſtiget zu werden. Er ſieht das Land nicht nur als ſeine

Heimath; ſondern auch als ſein Eigenthum an, als die Quelle ſeines Unterhalts, ſeines Wohlſtandes und ſelbſt ſeiner Achtung in der Welt: und das Eigenthumsrecht allein iſt ſchon hinlänglich, einer Sache einen Reitz zu geben. Sein Geſchäft, die Landwirthſchaft, wenn ſie ins Große geht, kann ihn ſehr wohl ganz beſchäftigen und ſehr unterhalten: und ſie erinnert ihn durch die Menge der Diener und Unterthanen, welche ihn dabey unterſtützen, immer an ſeine Erhabenheit.

Die Feſtigkeit ſeines Schloſſes, die Ausſchmückung ſeiner Zimmer, der beſtändige Zuſammenhang, den er mit der Stadt unterhält, machen ihm die Beſchwerden des Winters unmerklich; und wenn er reich iſt, vermag er dieſe Jahreszeit ſo geſellig für ſich zu machen, wie der Adliche in der Stadt, ohne ſich denſelben Zwang aufzulegen.

Mit leichten Transportmitteln verſehen, und mit der ganzen weiten Nachbarſchaft von ſeines Gleichen in Verbindung, iſt er nicht ſowohl Einwohner eines Dorfs, als einer Landſchaft, — oft einer ganzen Herrſchaft, worin Städte und Dörfer ſind, und deren erſte Magiſtratsperſon und Richter er iſt.

Der kleine und arme Edelmann nähert ſich freylich dem einſamen Gewerbsmanne und ſelbſt dem reichen Bauer, und die Armuth ſchwächt immer die Vortheile der Hoheit. Aber in allen dergleichen concreten Sachen kann man nur die Gränzpfähle und Meilenweiſer angeben: den Weg ſelbſt kann man nicht durchlaufen.

Die zweyte Claſſe der Landbewohner iſt ebenfalls wieder aus drey Unterabtheilungen zuſammengeſetzt.

Erſtlich aus Städtern; ich will ſagen: aus Perſonen des guten Mittelſtandes, die, ſey es aus Armuth, ſey es aus täuſchender Hoffnung einer größern Glückſeligkeit, aufs Land ziehen, oder durch Zufälle und Umſtände dahin verſetzt werden; aus Gewerbsleuten, — ebenfalls den eigentlichen Bewohnern der Städte, — aber jetzt auch weit und breit auf den Dörfern vertheilt, endlich aus allerhand angeſehenern, zwiſchen Adel und Bauern in der Mitte liegenden, Arten.

Die erſten dieſer drey ſind es eigentlich, wovon dieſer Abſchnitt redet. Allein auf dieſe paßt der größte Theil der vorhergehenden Bemerkungen, zu welchen ich auch nichts hinzuſetzen will.

Die anderen beyden Arten ſind entweder ganz geringe für den Bauer arbeitende Handwerker, als Schneider und Schmiede, oder Manufacturiſten, die für den Kaufmann arbeiten; oder aus den Städten durch die Auflagen vertriebne beſſere Arten der Gewerbsleute.

Im Allgemeinen wiſſen diejenigen, die auf dem Lande ihren Unterhalt und ihre ſtete Beſchäftigung in der Einſamkeit finden, weniger von der Unannehmlichkeit der letztern. Gewöhnlich iſt der Handwerker und Tagelöhner in großen Städten zum Umgange gar nicht gewöhnt: und die Sorge für ſich und die Seinigen iſt eine viel zu intereſſante Idee, als daß ſie in ihm auch auf dem Lande eine verdrießliche oder unangenehme Empfindung ſeines einſamen Zuſtandes aufkommen ließe.

Nicht viel anders iſt der Manufacturiſt in Gegenden daran, wo Handel und Fabriken herrſchen, wie der Leinweber im Schleſiſchen Gebirge. Es ſind ſolcher Menſchen ſo viele, daß ſie eine zahlreiche Geſellſchaft unter ſich ausmachen, und ſich auch darin dem Landmanne nähern.

Der beſſere Gewerbsmann, den gemeiniglich die Größe der Auflagen aus den Städten vertreibt, und die Connivenz der Regierung, über deren Nützlichkeit noch geſtritten wird, auf dem Lande läßt, findet freylich in ſeinen Nebenſtunden daſelbſt nicht die gewohnte Erhohlung, und ermangelt dabey derjenigen Hülfsmittel und Erleichterungen, zu ſeinen Geſchäften, welche die Stadt darbiethet. Indeß vom Adel etwas mehr geſchätzt und geſucht, und über die übrigen Dorfeinwohner erhaben, fühlt er doch von der Annehmlichkeit des Landlebens viel und vom Verdrießlichen der Einſamkeit wenig.

Endlich die *dritte* Claſſe, der Bauer, deſſen Lage ich in einem eignen Aufſatze betrachtet habe, iſt, ſo wie die zahlreichſte, und gleichſam hier in ſeiner Heimath wohnende, auch die geſelligſte unter allen. Der Bauer hat mit dem Adel mehr als der Bürger gemein: dieß nähmlich, daß er ſich um Herkommen, Verwandtſchaft und ſo weiter, bekümmert, daß er alle Einwohner ſeines Dorfs und ſeiner Gegend kennt, und daß nicht nur alles, was ihn betrifft, von ſeiner Geburt an, bis zu ſeinem Tode, ſeine Mitlandleute intereſſirt, ſondern daß auch alles, was dieſen begegnet, ihm eine Quelle der Unterhaltung gewährt, nicht zu gedenken, daß die Beſchäftigungen der Landleute gemeinſchaftlich ſind, und ſie oft ganze Tage lang ſich ſehen, mit einander arbeiten, reden, klagen, zanken und gegen den Gutsherrn ſich verbinden. *)

---

*) Ueber die hier befindliche Lücke erklären ſich die Herausgeber in der Vorrede.

B. Von der Einſamkeit, welche aus dem Vorſatze des Menſchen entſteht.

I. Religiöſe Einſamkeit.

In den meiſten Religionen giebt es Einſiedler und Mönche, — Menſchen, welche die Einſamkeit als einen Weg zu einer vollkommnern Frömmigkeit gewählt haben.

Die Ideen, die bey derſelben zum Grunde liegen, ſind von zwiefacher Art. Der eine Grund iſt durchaus irrig: die Menſchen haben nähmlich geglaubt, ſie thäten Gott einen Dienſt, wenn ſie ſich ſelbſt peinigten. Weil nun der Hang zur Geſellſchaft ſo natürlich, und die Abneigung von der Einſamkeit ſo allgemein iſt; weil eine beſtändige Einſamkeit wirklich ein ſo ſehr unangenehmer, freudenleerer Zuſtand iſt: ſo haben ſie ſich aus eben der Urſache in Einöden und Wüſten begeben, aus welchen ſie härene Kleider auf bloßem Leibe getragen haben, Sommer und Winter barfuß gegangen ſind, ſich gegeißelt und gefaſtet haben. Man mag nun dieſe ſelbſt gewählten Qualen, als Büßungen, oder als bloße Entſagungen anſehen, für die man künftig ſchadlos gehalten werden will: immer liegt ein ganz falſcher Begriff von Gott und von der

Tugend zum Grunde: und mit einer aufgeklärten Frömmigkeit kann dieſe Religionsübung nicht beſtehn.

Ein zweyter Beweggrund enthält etwas von Wahrheit, das aber übertrieben worden iſt. Man hat nähmlich geglaubt, daß, da die größte Verſuchung zu Laſtern von den böſen Beyſpielen und von den Leidenſchaften des Ehrgeitzes und Eigennutzes herkomme, die Entfernung von der menſchlichen Geſellſchaft, wodurch jene Beyſpiele ebenfalls entfernt, und die Endzwecke dieſer Leidenſchaften unnütz werden, auch ein großes Beförderungsmittel der Tugend ſey. Man hat geglaubt, daß, da die Selbſtkenntniß, das Andenken an Gott und die Zukunft, kurz die Betrachtung des Unſichtbaren, die Hauptmittel der moraliſchen Beſſerung ſind, — dieſe Mittel am vollkommenſten angewandt werden können, wo man von aller äußern Zerſtreuung abgeſchnitten, und mit ſich ſelbſt allein umzugehen genöthigt iſt.

Man ſieht, daß, wer eine vollkommne Einſamkeit um des erſten Beweggrundes willen ſucht, ſchon ein Schwärmer iſt. — Und der, welchen der zweyte Beweggrund dahin treibt, wird es durch die Einwirkung ſeines Zuſtandes ſelbſt.

Die Data, nach welchen man dieſes beurtheilen kann, ſind im Allgemeinen folgende:

Jeder unnatürliche Zuſtand, wenn er lange währt, verkehrt die Denkungsart und verſtimmt die Seele, ſo wie eine unnatürliche Stellung endlich den Körper lähmt und verunſtaltet. Der, welcher endlich die menſchliche Geſellſchaft wirklich als etwas Abſcheuliches, und die Einſamkeit für etwas Erfreuliches halten lernt, muß nothwendig falſch urtheilen und unnatürlich empfinden. Und der, welcher bey einem widerſtrebenden innern Gefühle doch in dem Entſchluſſe beharret, muß ſehr unglücklich ſeyn, und über dieſem beſtändigen Streite mit der Natur ſeine beſten Kräfte verzehren.

Das Unſichtbare, Gott, die künftige Welt, die Seele des Menſchen ſind Objecte, die nicht genug zu denken geben, um einen beträchtlichen Theil der Lebenszeit auszufüllen. Wer ſich alſo damit ausſchließend und lange beſchäftigen will, verſinkt in Dummheit und Gedankenloſigkeit, oder ſeine Einbildungskraft muß ihm durch Fictionen zu Hülſe kommen. Daher die Viſionen der Einſiedler.

Die Melancholie, welche die Einſamkeit gebiert, verbunden mit religiöſen Bildern und Gefühlen, kann leicht in eine Art von Wahnwitz ausarten.

Die, welche aus Religions-Gründen die Einſamkeit geſucht haben, ſind entweder Einſiedler oder Mönche geworden.

1. Die Lebensart des Einſiedlers iſt eben die, welche verrückt, oder ſchwärmeriſch bis zu Viſionen machen kann. Dieß hat die Erfahrung gezeigt: und die Natur des menſchlichen Geiſtes läßt es vermuthen.

Wenn Menſchen dieſen Zuſtand aushalten: ſo muß entweder ihr Geiſt eine ungewöhnliche Stärke, ihr Verſtand eine ausdauernde Denkkraft, ihr Wille eine ungewöhnliche Feſtigkeit haben; oder ihre Imagination muß exaltirt ſeyn, und ſie müſſen einen Genuß in Einbildungen finden, die ſich ihnen als Empfindungen zeigen; oder endlich ſie müſſen von der äußerſten Plumpheit und Trägheit des Geiſtes ſeyn, ſo, daß ſie alle geſellige Vergnügungen entbehren können, und mit dem bloß animaliſchen Leben vergnügt ſind. Daher findet man auch unter den Einſiedlern Männer von der äußerſten Verſchiedenheit, ſolche wie Nicolaus von Flue, der, aus ſeiner Einöde gerufen, die politiſchen Intereſſen ſeines Vaterlands gut genug faſſen konnte, und ſo viel Eindruck auf ſeine Landsleute zu machen wußte, daß er die erſten, unter den Cantons ausbrechenden, Streitigkeiten beylegte: man findet unter ihnen eine

Menge Wahrſager, Seher und vermeinte Wunderthäter: theils ſolche, die andre, theils ſolche, die ſich ſelbſt betrogen; man findet endlich, beſonders in unſern Zeiten, unter ihnen die ſtupideſten, gedankenloſeſten Sterblichen.

Es iſt ſicher, daß ein großer Geiſt, wenn er ſich durch falſche Religionsbegriffe verführen läßt, ſich in eine Einöde zu vergraben, dadurch weniger verliert, als wenn er ſich in eine Mönchsſocietät begäbe. Ich habe ſchon geſagt, daß die vollkommne Einſamkeit den Menſchen nicht ſo ungeſchickt zum nützlichen und angenehmen Umgange macht, als eine ſchlechte Geſellſchaft.

Ein Einſiedler kann ohne Handarbeit nicht beſtehen, und Handarbeit macht ein einſames Leben allein erträglich. Robinſon, der ſich auf ſeiner wüſten Inſel alle ſeine Bedürfniſſe auf das mühſamſte verſchaffen mußte, fand ſich zuletzt nicht ganz unglücklich. Wäre er in den Gärten der Armida geweſen, wo ihm alles überflüſſig durch unſichtbare Hände wäre zugereicht worden: ſo wäre er gewiß vor langer Weile umgekommen.

2. Der Mönchsſtand iſt nicht ſowohl Einſamkeit, als Einſchränkung auf eine kleine, immer gleiche Geſellſchaft. Alles was noch hinzukommt, ſind die Hinderniſſe, die ſelbſt

dieſem Verkehre der Mitglieder einer ſolchen Geſellſchaft in den Weg gelegt werden, es ſey durch abſolut aufgelegtes Stillſchweigen, — oder durch aufgegebne größtentheils einſame Uebungen und Meditationen.

Nach dem erſten Umſtande müſſen alle Mönchsorden beurtheilt werden, in Abſicht des zweyten ſind die verſchiedenen Regeln verſchieden.

Nähmlich in jeder ſolchen kleinen von der übrigen Welt ausgeſchloſſenen Geſellſchaft bilden ſich ein eigner Ton, beſondre ihrer Lage angemeſſenen Sitten, eine Denkungsart und Meinungen, die von allen dem, was unter dieſer Rubrik in der Welt vorhanden iſt, abſtechen, und daher den Mönch, wenn er unter Menſchen außer ſeinem Kloſter erſcheint, ungefällig oder lächerlich machen, wenn nicht ſeine Sonderbarkeit als Heiligkeit geehrt wird.

Beſonders bleiben alle ſolche verſchloſſenen Geſellſchaften hinter dem Zeitalter zurück, wenn daſſelbe Fortſchritte in Einſichten macht. Neuerungen finden ſchwerer in ſolche Geſellſchaften Eingang, die durch das Herkommen und das Anſehn des Alterthums ihre Conſiſtenz erhalten. Da vieles Gebrauch und beobachtete Regel bey Mönchen iſt: ſo müſſen ſie dadurch immer, in Abſicht ihrer Sitten, und mancher ihrer Meinungen, in das Jahrhundert zurückgeſetzt werden, aus welchem ihre Regel herſtammt. Leben die Mönche entfernt von der Welt, ſo bleibt dieſer Mönchsgeiſt, welches der Geiſt eines vergangnen Zeitalters iſt, rein: ihre Sitten ſind einförmig, ihr Glaube ehrlich. Sie ſind eingeſchränkt, aber können gut ſeyn. Wenn aber die Mönche, wie zuerſt die Bettelmönche und dann die Jeſuiten, viel unter Weltleute kommen, und ein Intereſſe haben, dieſen zu gefallen: ſo nehmen ſie oft von dieſen alles an, was ohne Aufopferung ihrer mönchiſchen Theorie und Praxis angenommen werden kann, das heißt gerade die ſchlimmſten ihrer Eigenſchaften. Sie verabſcheuen und verfolgen zum Theil die Einſichten ihres Jahrhunderts und die Verbreiter derſelben; aber die Politik, die Geldbegierde, den Luxus, die Laſter und Verderbniſſe des Jahrhunderts nehmen ſie an, und pflanzen ſie in ihre Klöſter fort.

Die Sitten und Maximen des Mönchsſtandes bilden ſich theils durch die Erziehung und die geiſtigen und ſittlichen Eigenſchaften der im Kloſter zuſammenkommenden Perſonen, theils durch den Geiſt der Hierarchie überhaupt, wovon der Mönchsſtand einen Theil oder eine Stütze ausmacht: (iſt er davon gänzlich abgeſondert, wie es bey den Muhamedanern und Indoſtanern zu ſeyn ſcheint; ſo iſt der Mönch größtentheils Fanatiker, oder eine verächtliche Kreatur;) theils durch ſeine Regel und durch die ihm dadurch vorgeſchriebnen täglichen Uebungen und Beſchäftigungen. Beſtehn dieſe größtentheils in operibus operatis, wie das Singen in den Chören, und andre Religionsgebräuche: ſo wird der Geiſt des Mönchs eingeſchränkt und neigt ſich zum Aberglauben. Beſtehen ſie in Kaſteyungen und geiſtlichen Meditationen, ſo wird er leicht ſchwärmeriſch. Je mehr kleine Vorſchriften er pünktlich zu erfüllen hat, deſto mehr Kleinigkeitsgeiſt herrſcht in ihm.

Das Leben des Mönchs iſt in Abſicht der geſelligen Endzwecke nichts weniger als unglücklich, wenn ſeine Ordensbrüder nur mittelmäßig gute Leute ſind. Es iſt der Varzug des Familienlebens, daß man eine Geſellſchaft immer bereit und in der Nähe hat, die man nicht erſt aufzuſuchen, und unter der man ſich gar keinen Zwang anzuthun braucht. Nur da nicht dieſelbe natürliche Zuneigung gegen die Perſonen, mit welchen der Mönch im Kloſter täglich zuſammen lebt, vorhanden iſt, die ein Familienglied gegen die übrigen hat: ſo iſt perſönliche Achtung oder Freundſchaft, oder wenigſtens Nachſicht und Verträglichkeit in den Charakteren der Mönche noch nöthiger, wenn ihr täglicher Umgang unter einander erträglich bleiben ſoll.

Dazu kommt nun noch die klöſterliche Subordination, welche dem Charakter und Betragen der Obern viel Einfluß auf das Glück und die Sitten der Geſellſchaft giebt. Davon aber entſteht auch der Factionsgeiſt, die Schmeicheley, die Protectionsſucht, der Neid, welcher den Günſtling verfolgt, die Verläumdung, welche den Feind zu ſtürzen ſucht. Und dieſe Leidenſchaften gähren in einem engern Raume mehr, und werden dadurch gefährlicher, daß man die Geſellſchaft, mit der man nicht mehr harmonirt, nicht verlaſſen kann.

Die enge Vereinigung mit einer beſondern, und doch ziemlich ausgebreiteten Geſellſchaft iſt immer der Vaterlands- und Menſchen-Liebe ſchädlich. Denn wie Sieyes ſehr richtig anmerkt, der perſönliche Egoismus der Einzelnen thut der Liebe des gemeinen Beſten bey weitem nicht ſo viel Eintrag, als der esprit de corps einer Partey. Weil man auch bey den Mönchsorden die Einſamkeit als Kaſteyung und einen Actus der Religioſität anſah, ſuchte man durch allerhand Mittel das Vergnügen des geſelligen Zuſammenlebens der Mönche zu verhindern, oder einzuſchränken. In einigen Orden iſt das Stillſchweigen immerwährend, oder hängt von der Erlaubniß des Obern ab. In andern iſt es doch an feyerlichen Buß- oder Faſt-Tagen Pflicht. Je mehr ſolcher Einſchränkungen ſind, deſto näher kommt das Mönchs-Leben dem Einſiedler-Leben.

II. Philoſophiſche oder gelehrte Einſamkeit.

Ich rechne hier dazu alle freywillige Entfernung von der Geſellſchaft, in der Abſicht die nöthige Ruhe zu ſolchen Arbeiten zu erhalten, welche zur Beſchäftigung des Geiſtes und zur Cultur der Wiſſenſchaften gehören. — Die den Dichtern eigne Aufſuchung der Wälder und einſamen Thäler gehört auch dahin.

Man kann ſagen, daß dieß die einzige vollkommen vernünftige Urſache und Art ſelbſt gewählter Einſamkeit iſt; wie in der That ungeſtörte Uebung des Selbſtdenkens der einzige Nutzen iſt, den die Einſamkeit ausſchließend leiſtet.

Da ſie den, welcher dieſer Uebung fähig iſt, ſo lange als er darin aushält, vollkommen befriediget und ihm angenehm iſt: ſo kann ſie auf keine Weiſe ihn mürriſch oder zur Geſellſchaft untauglich machen. —

Allein dieſe Einſamkeit, die der Gelehrte, der Dichter, der Mann von Genie ſo oft aufſucht, in der er ſeine glücklichſten Stunden genießt, iſt immer nur periodiſch, dauert kurze Zeit, und wechſelt mit Geſellſchaft. Denn wie **Helvetius** ſehr wohl anmerkt, der Philoſoph und der Poet mögen immer auf den Fluren und an einſamen Bächen herum irren, ſie müſſen, wenn etwas aus ihnen werden ſoll, doch immer in die großen Städte zurückkommen. Socrates, der Vater der Philoſophie, und fähig ganze Tage unverrückt auf einer Stelle zu ſtehen, um zu meditiren, war doch für gewöhnlich an die Säulengänge und den Markt von Athen ſo geheftet, daß ihm ſelbſt die Landſchaft um Athen ziemlich fremde war. Denn, wie er ſagte, die Bäume und die Felſen ſagen mir nichts.

Die philoſophiſche Einſamkeit vermindert aber auch deßhalb das geſellige Weſen nicht ſo ſehr, weil der Denker in ſeiner Einſamkeit mit ſeinem Geiſte unter den Menſchen bleibt, indem er entweder über ſie, oder für ſie nachdenkt. Er genießt oft alle Reitze des geſelligen Lebens doppelt, oder durchſchaut die Irrgänge deſſelben beſſer, wenn ſie in dem verminderten, weniger blendenden Lichte der Erinnerungen und allgemeinen Ideen vor ihm ſtehen.

Indeß darf auch dieſe ächt beſchauliche Einſamkeit nicht zu lange dauern. Wenn der Philoſoph oder Dichter die wirkliche Welt aus dem Geſichte verliert, und nicht ſeine alten Erfahrungskenntniſſe durch neue Erfahrungen auffriſcht: ſo wird er erſtens in ſeinen Betrachtungen zu ſpeculativ; ſeine Ideen werden zu abſtract, ſeine Bilder zu künſtlich componirt. Zweytens, nimmt er, im Vortrage derſelben, alsdann zu wenig Rückſicht auf Neigungen und Fähigkeiten des Publicums, und verſiert nach und nach entweder die Kenntniß des conventionellen Schönen, des nach den Umſtänden der Zeit und der Geſellſchaft Anziehenden, (das doch von keinem, der für die Welt arbeitet, vernachläſſiget werden darf,) oder wird abgeneigter, von ſeiner eignen Denkungsart etwas, aus Herablaſſung gegen den Geſchmack andrer, zu verläugnen.

Mürriſch macht die Einſamkeit nur, wenn ſie entweder den Menſchen ohne alle Geſchäfte läßt, und ihm langweilig wird, oder wenn ſie mit verdrießlichen und mechaniſchen Geſchäften zugebracht wird. Je mehr der Verſtand bey dem, was der Menſch in der Einſamkeit macht, arbeitet, je mehr Ideen er ſelbſt hervorbringt, deſto fröhlicher bleibt er: denn die Traurigkeit des Einſamen entſteht gewöhnlich aus dem Mangel derſelben.

Die Einſamkeit iſt die Zeit des Umgangs des Menſchen mit ſich ſelbſt. Je einen größern Fond geſammelter Kenntniſſe er in ſich hat; je lebhafter und prompter er ſie zu erwecken verſteht; je mehr er von der Kraft beſitzt, neue Ideen und neue Verknüpfungen derſelben hervorzubringen: deſto angenehmer und erwünſchter werden ihm die Zeiten ſeyn, wo er, ungeſtört durch äußre Eindrücke, dieſe innern Schätze ſeines Geiſtes aufſuchen und genießen kann. Das Genie iſt es eigentlich, welches der Einſamkeit wahrhaft genießt. Die Gelehrſamkeit bedarf derſelben, ohne ſie zu genießen.

Der Philoſoph und Dichter werden durch diejenige Einſamkeit, die nur nicht länger währet, als ihre meditirenden oder dichtenden Kräfte ausreichen, nicht nur nicht träge, finſter und ungeſellig, ſondern fröhlich, munter und recht aufgelegt zum Umgange. Der Antiquarius, der Sammler, der bloß fleißige Gelehrte kann durch ſein einſames Leben leicht ungeſellig werden.

Ueberhaupt, da der große Einfluß der Geſellſchaft auf das Gemüth des Menſchen darin beſteht, daß ſie das kräftigſte Mittel iſt, ſeine Denkkraft zu erwecken und in einer gewiſſen Thätigkeit zu erhalten: ſo wird jede Beſchäftigung, welche das Selbſtdenken erfordert, oder dazu erweckt, die Stelle der Geſellſchaft vertreten können.

Fünfter Abſchnitt.

Einfluß der Geſellſchaft und Einſamkeit auf die menſchliche Glückſeligkeit.

Es ſollen hier die verſchiednen Umſtände aufgezählt werden, welche die Einſamkeit und die Geſellſchaft angenehm oder unangenehm machen.

I. Annehmlichkeiten der Geſellſchaft.

Der bloße Anblick von Menſchen, als des erſten und ſchönſten Products der Natur, vergnügt. An ihnen iſt das meiſte zu ſehen und zu beobachten. Hier findet die Unterſcheidung von Schönheit und Häßlichkeit Statt. Gang, Stellung, Sprache, alles giebt Gelegenheit, Betrachtungen anzuſtellen; und in jedem von dieſen kann etwas ſinnlich angenehmes ſeyn. Die phyſiſche Natur, beſonders die blühende Pflanzenwelt, reitzt und füllt auch unſre Sinne. Wenn eine ſchöne Landſchaft durch Heerden Vieh, ein Park durch Wild, oder überhaupt die todte Natur durch die lebendige, belebt wird, ſo ſteigt das Vergnügen. Aber erſt der Anblick der Menſchen, menſchlicher Wohnungen, für Menſchen gebauter Landſtraßen, von Menſchen bearbeiteter Aecker, giebt uns das wahre Vergnügen der ländlichen Ausſicht.

Das Beyſammenſeyn mit Menſchen, die nur nicht unſre Feinde ſind, und uns nicht drängen oder beſchweren, thut uns an und für ſich wohl. Wir finden uns gewiſſer Maßen ruhiger, — geſicherter gegen die Uebel des Lebens und die Angriffe der Uebelthäter, — wenn wir Menſchen um uns ſehen. Daher kommt das Gefühl der Bangigkeit, welches gewiſſe ſchwächere und furchtſamere Menſchen auf dem Lande überfällt, und um deßwillen ſie gerne zur Stadt zurückeilen. Daher kommt es, daß, (nach meinem Gefühle) wenn man krank iſt, man ſich nach dem Aufenthalte in der Stadt ſehnt, auch ohne Rückſicht auf die Nähe des Arztes. Sobald man ſeine Hülfsbedürftigkeit in einem höhern Grade anfängt zu fühlen, ſo wird die Einſamkeit traurig.

Der Menſch liebt Veränderung, d. h. eine abwechſelnde Reihe von Empfindungen und Ideen; das Stilleſtehen derſelben iſt lange Weile: was denſelben gerade zu widerſteht, wirkt Schmerz. Aber dieſe Veränderungen der Gedanken können nur von den lebendigen Weſen ihren Urſprung nehmen. Denn dieſe allein verändern ſich unaufhörlich oder häufig, — weil ſie immer handeln. Die lebloſe Natur verändert ſich zu langſam. Ein

Baum, eine Pflanze hat eigne Bewegungen, die wir aber ihrer äußerſten Langſamkeit wegen nicht gewahr werden. Daher kommt es, wie ich ſchon geſagt habe, daß auf einer Landſchaft, die lange gefallen ſoll, Thiere und Menſchen zu ſehen ſeyn müſſen.

Aber unter den lebendigen Weſen iſt der Menſch das lebendigſte. Nicht bloß der Inſtinct, ſondern auch die Vernunft ſetzt ſeinen Körper in Bewegung. Er iſt zugleich dasjenige Weſen, deſſen Bewegungen wir am beſten verſtehen, d. h. bey dem wir am beſten aus ſeinem Aeußern auf ſein Inneres ſchließen können. Mienen, Geberden ſind unendlich mannigfaltig, und uns eben deßwegen bemerkbarer im Menſchen, als bey den Thieren, weil ſie uns erklärlich ſind. Der Menſch iſt es überdieß, der rund um ſich herum die Dinge am ſtärkſten verändert; ſeine Kleidung, Wohnung und geſammte Einrichtung, werden von ihm auf eine ſehr zuſammengeſetzte und oft abwechſelnde Weiſe angeordnet. Wer viel unter Menſchen lebt, erfährt am öfteſten Neuigkeiten, die ihn intereſſiren und aufwecken. Die Begebenheiten, Glücks- und Unglücksfälle, Tugenden und Thorheiten, Bonmots und Plattheiten derſelben geben ihm einen immerwährenden Stoff der Unterhaltung. In der Einſamkeit iſt der Menſch entweder bloß mit der todten Natur, oder mit ſich ſelbſt, oder mit den bloßen Ideen abweſender Menſchen beſchäftigt. Dieſen Gegenſtänden fehlt theils das Lebendige des Anſchauens, theils das Intereſſe der Neuigkeit.

So viel von dem Menſchen, bloß als Schauſpiel, als Gegenſtand des Geſichts und der ſinnlichen Beobachtung betrachtet. Aber nun iſt er auch der eigentliche Geſellſchafter für uns. Als ſolcher theilt er uns ſeine Ideen und Empfindungen unmittelbar mit. Wir leſen in ſeiner Seele. Es entſtehen durch Hülfe der Rede, oder vermittelſt der Sympathie in uns dieſelben Actus des Verſtandes, dieſelben Begierden, welche ſich in ihm befinden. So leben wir zwiefach: unſer eignes Leben und das Leben des Andern.

Dieſes theilt ſich in viele Zweige.

Zwey Hauptäſte unterſcheiden ſich unter denſelben deutlicher:

1. Die Mittheilung der Gedanken und Empfindungen durch die Rede.
2. Die Mittheilung eben derſelben durch unmittelbare Sympathie.

1. Das Geſpräch war zu allen Zeiten und bleibt ewig die Quelle des ſolideſten, reinſten und größten Vergnügens, welches der menſchliche Umgang gewährt. Wir haben davon in den vor-

hergehenden Theilen dieſes Aufſatzes ſchon die Hauptdata angegeben; da wir den Einfluß der Geſellſchaft auf Bildung des Verſtandes und Herzens unterſuchten. Hier kommt es nur darauf an, alles unter einen gemeinſchaftlichen Geſichtspunct zu bringen.

Durch die Rede werden wir erſtens von dem, was uns unbekannt war, unterrichtet.

Es wird zweytens, bey dem Geſpräche, durch anderer Reden, oder durch die Bemühung, die wir ſelbſt anwenden, um andern deutlich zu ſeyn, in unſre alten Begriffe ein größeres Licht gebracht.

Wir haben endlich, drittens, das Vergnügen, unſre eignen Talente und Kenntniſſe unmittelbar an den Mann zu bringen, und die Belohnung der Achtung oder Liebe andrer auf der Stelle einzuerndten.

2. Unter diejenigen Communicationen oder Genüſſe in der Geſellſchaft, die ich ſympathetiſche nenne, oder die durch Handlungen, und nicht durch Reden, oder doch nicht durchs Reden allein geſchehen, rechne ich folgende:

Erſtens. Da in der Liebe, in der, welche wir ſelbſt gegen andre, in der, welche andre gegen uns haben, eine Hauptquelle der menſchlichen Glückſeligkeit liegt: ſo iſt die Geſellſchaft der einzige Platz, wo wir dieſe beglückenden Geſinnungen faſſen, der einzige, wo wir ſie äußern können.

Liebenden und vertrauten Freunden iſt das ſtumme Beyſammenſeyn eine Wolluſt. Bloß daß ſie ſich ſehen, und gewiß ſind, bey geliebten und ſie liebenden Perſonen zu ſeyn, reicht zu, ohne alles andre Vergnügen.

Ueberhaupt iſt ein gewiſſer Grad von Menſchenliebe nöthig, um die Geſellſchaft erträglich zu finden: und Menſchen in vielen Verbindungen werden, man ſage, was man wolle, ſchwerlich Menſchenhaſſer. Aber in der größern Geſellſchaft ſpinnen ſich immer engere Verbindungen mit Wenigen an, die alsdann gleichſam die Stützen unſrer allgemeinen Geſelligkeit werden. In der großen Welt, der weiteſten und daher der intereſſeloſeſten Verbindung der Menſchen, wird die Geſellſchaft nur aufrecht erhalten, durch verliebte Intriguen, und durch einige geſtiftete Freundſchaften. Jene geben ſowohl den Hauptperſonen als den Zuſchauern Unterhaltung.

Zweytens. Alle Arten von Spielen, mit welchen die Menſchen vom höchſten Alterthume an einen Theil ihrer Zeit vertrieben, und in die ſie einen Theil ihrer Vergnügungen ſetzten, ſind theils nur in der Geſellſchaft möglich, theils nur in ihr angenehm. Faſt alle ſind eine Art von Wettkämpfen, — Verſuche der Geſchicklichkeit, der Stärcke, der Combinationen. Aufgeſetzte Preiſe werden dem Sieger zum Lohne. Urſprünglich waren faſt alle Spiele Leibesübungen, Wettrennen, Ringen u. ſ. w. Man weiß, wie hoch die Griechen dieſe Zeitvertreibe geſchätzt haben; — mit welcher Pracht ſie ſie veranſtalteten. Aber ſehr bald kam man auch auf Wettſtreite, wobey man die Entſcheidung und die Zuerkennung des Preiſes dem Zufalle überließ. Mit Würfeln oder etwas ähnlichem zu ſpielen, iſt uralt. In den neuern Zeiten ſind die Combinationen von Zufall und Geſchicklichkeit, in den Kartenſpielen, viel weiter getrieben worden. Die Schicklichkeit derſelben zu geſellſchaftlichen Zeitvertreiben wird durch den allgemeinen Eingang, den ſie bey allen Nationen unter den Claſſen, die viel in Geſellſchaft leben, erhalten haben, bewieſen. — Und ihre Einführung hat, als ein Mittel, ungleiche Menſchen mit einander zu beſchäftigen, ohne Zweifel zur Ausbreitung der Geſelligkeit, aber auch zur Frivolität der Geſellſchaft viel beygetragen. Das ſchöne Geſchlecht hat beſonders an dieſen Spielen viel Geſchmack gewonnen. Dieſes liebt ſie ihrer ſelbſt wegen. Die Männer müſſen mehr durch aufgeſetzte hohe Preiſe dafür intereſſirt werden.

So wie nur die Geſellſchaft das Spiel erträglich macht, ſo machen ohne Zweifel die Spiele einen Theil von der Annehmlichkeit der Geſellſchaft aus. Man iſt mit dem, mit welchem man ſpielt, in einer Art von näherer Verbindung; — man ſtreitet oder wettet mit ihm, wer den andern an einer gewiſſen Geſchicklichkeit, verbunden mit Glück, übertreffen werde. Der Ehrgeitz und der Eigennutz werden mäßig gereitzt.

Drittens. Außer den Spielen iſt nichts, was die Menſchen ſo gerne in Geſellſchaft vornehmen, und was ihnen durch dieſelbe ſo angenehm gemacht wird, als gerade die Befriedigung der ganz individuellen animaliſchen Bedürfniſſe. Von Anbeginn der Welt, oder von Anbeginn der Geſchichte hat es Gaſtmähler gegeben, und ſind die Menſchen häufiger beym Eſſen und Trinken, als bey irgend einer andern Verrichtung, zuſammengekommen. Kaum giebt es eine Geſellſchaft ohne einen ſolchen Genuß. Niemand ißt gerne allein, und ſeine Freunde zu ſich zu bitten, iſt kaum erlaubt, ohne ihnen zu eſſen zu geben. — Die Empfindungen, die hierbey zum Grunde liegen, müſſen natürlich ſeyn, da ſie ſo allgemein ſind. In der That, da der Menſch Geiſt und Körper iſt, ſo wird die Unterhaltung des erſten befördert, wenn der andre eine Erquickung erhält. Und beſonders die geſellſchaftliche Unterhaltung, die nicht angeſtrengtes Meditiren, und ununterbrochnes Fortſetzen deſſelben erfordert, geht am beſten von ſtatten, wenn Mund und Magen etwas zu thun haben; wenn der Gaumen gekitzelt wird, indem ein leichter Witz das Gehirn kitzelt.

Beſonders iſt der Genuß des Weins, als eines Mittels der Erhöhung der Lebensgeiſter, und alſo eines Gebers guter Einfälle und einer lebhaften Mittheilung, für geſellſchaftlich gehalten worden. Auch Sokrates zechte; und wenn Plato es ihm zu einer Art von Ehre anrechnet, daß er bey einem Gaſtmahle am längſten unter den Trinkern aushalten, und doch mit ungeſchwächter Denkkraft die Tafel verlaſſen könne: ſo erkennt man, daß jede Kraft, in einer geſelligen Luſt länger ausdauern zu können, als eine Tugend angeſehen wird, und man findet bey einem ſehr geſitteten Volke und bey Philoſophen etwas von den Meinungen der Sarmaten.

Viertens. Bey dem Vergnügen an Gaſtmählern, gemeinſchaftlichen Spatzierfahrten und allen veranſtalteten Zuſammenkünften, zu welchen wir eingeladen werden, wirkt immer das Vergnügen mit, von dem Manne oder ſeinen Gäſten geſchätzt und gerne geſehen zu werden. Manchem eiteln Manne in großen Städten, der nun ſchon manches Jahr den Kreis der geſellſchaftlichen Zeitvertreibe durchlaufen iſt, fangen an die zu häufigen Einladungen beſchwerlich zu werden. Aber doch freut er ſich über die Anzahl der Einladungskarten, und über die Länge der Zeit, auf welche er ſchon hinaus verſprochen iſt: weil er daraus zu erkennen glaubt, wie man ſich um ſeine Geſellſchaft drängt, wie man ihn in ſo vielen Verbindungen glaubt, daß man ſeiner ſehr ſchwer habhaft werden kann. Und wenn ihm auch dieſer Wetteifer, ihn zum Geſellſchafter zu haben, keine große Freude macht: ſo thut es ihm doch gewiß wehe, wenn er nachläßt. Er ſchließt daraus eine Abnahme der Achtung, worin er bey ſeinen Mitbürgern ſteht.

Die Würde, der Glanz, zuweilen auch die Celebrität, oder der Witz und Geiſt des Einladers thun noch ſehr viel, dieſes Vergnügen der Eitelkeit zu erhöhen. Ueberhaupt iſt keine dem Menſchen angenehmere Idee, als die, von andern geſucht zu werden, ihnen perſönlich willkommen zu ſeyn, ihnen durch ſein Reden und Thun Vergnügen zu machen. Dieſe Idee folgt ihm in Geſellſchaft, wenn die Glieder ihn ſelbſt dazu berufen haben, ſie begleitet ihn durch alle ſeine Tage, wenn ſolche Aufforderungen häufig und von angeſehenen Leuten kommen.

Der bloß Eitele iſt mit der Einladung zufrieden, die er ſeinem Stande und Range zu danken hat. Der Menſch von einer ausgeſuchtern Ehrbegierde will überzeugt ſeyn, daß er gefällt. Und wem dieß angenehme Loos zu Theil wird, der wird gewiß in der Geſellſchaft vergnügt ſeyn, wenn er nicht durch dieſelbe ermüdet worden iſt.

Die Geſellſchaft gewährt dem Menſchen die nächſten und für den größten Theil intereſſanteſte Befriedigung ſeiner Wißbegierde, in der Geſchichte ſeiner Stadt und ſeiner Claſſe. — In dieſem Puncte hat die vornehmere Claſſe einen Vorzug, weil ihre Geſchichte, gewiſſer Maßen, die für alle intereſſante Geſchichte iſt, da ſie mit den Begebenheiten der regierenden Häupter, den Abwechſelungen in hohen Aemtern und dergl. zuſammenhängt.

Es iſt aber nicht zu läugnen, daß die allgemein intereſſanten, und deßwegen allgemeinern Ideen, die nicht Kenntniß eines einzelnen Ortes, und einer einzelnen Claſſe von Menſchen, ſondern Kenntniß des Staats, der Verfaſſung von Europa, des Zuſtandes der Welt und der Geſchichte aller Zeitalter vorausſetzen, gemeiniglich von denen vernachläßiget werden, die mit dieſen aus ihrer Nähe unmittelbar geſchöpften Ideen am beſten verſorgt ſind.

Aber zu dem Angenehmen der Geſellſchaft gehört auch dieſes, daß man durch viel Umgang zum Umgange geſchickter wird, daß man, durch den in zehn Geſellſchaften geſammelten Stoff, die eilfte ſehr leicht, und nach dem Geſchmack der Meiſten, unterhalten kann. Nur muß man in jeder nicht bloß als ein Gelittener, ſondern als ein Begehrter aufgenommen ſeyn, man muß eingeweiht ſeyn in die Geheimniſſe und Geſchichte jeder ſolchen

Geſellſchaft, und ſo weit das Vertrauen ihrer Mitglieder haben, daß ſie auch ihre Mediſance bey uns wohl aufgehoben glauben.

Endlich iſt die Verbindung mit Vielen im geſellſchaftlichen Umgange das einzige Mittel für den, der ſelbſt keine eigne Macht im Staate hat, kein mit Anſehn verbundnes Amt bekleidet, dennoch einigen Einfluß zu haben, und zuweilen bey den Mächtigern oder Vermögendern etwas für ſich und ſeine Freunde ausrichten zu können. Ein Menſch ohne Verbindungen, iſt ein Menſch ohne Arme. Er vermag nichts, was von ihm entfernt iſt, zu erreichen.

II. Das Unangenehme der Geſellſchaft.

1. Jede Geſellſchaft legt einen gewiſſen Zwang auf; und es iſt unmöglich, unter Menſchen zu ſeyn, und mit ihnen gemeinſchaftlich, es ſey ſich zu vergnügen, es ſey Geſchäfte zu treiben, ohne etwas von ſeinen Neigungen und Launen dem Willen Andrer aufzuopfern; ohne eine gewiſſe auf ſich ſelbſt zu dem Ende gewandte Aufmerkſamkeit, um den andern nicht anſtößig, nicht mißfällig oder verächtlich zu werden. Wer durchaus allen Selbſtzwang, alle Aufopferung ſcheut, (das iſt aber zugleich der, welcher alle Pflichten zu vernachläßigen,

allen Geſetzen Trotz zu biethen, und ſeine Vervollkommnung völlig aufzugeben Willens iſt,) dem kann es unter Menſchen nirgends gefallen: denn die beſte und die freyeſte Geſellſchaft kann ohne Conventionen nicht beſtehen.

2. Eine der empfindlichſten Kränkungen, denen der Menſch ausgeſetzt ſeyn kann, iſt, ſich in der Geſellſchaft, in welcher man iſt, vernachläſſigt zu ſehn, und ſich die Aufmerkſamkeit oder eine gewiſſe Achtung derſelben nicht erwerben zu können. Dieſem Looſe aber ſind unter Menſchen, die in einem großen Kreiſe auftreten, alle diejenigen unterworfen, welche nicht durch irgend einen innern oder äußern Vorzug über den Haufen hervorragen. Daher iſt das Leben eines Geringern, der durch ſeinen Stand oft genöthigt iſt, in großer Geſellſchaft Stunden und Tage zuzubringen, und doch von dieſer gar nicht als ihres Gleichen aufgenommen, und zum Umgange, Geſpräche, Spiele u. ſ. w. gezogen wird, — oder der wenigſtens von ihr faſt überſehen wird, eine der unangenehmſten Lagen im menſchlichen Leben. Zum Beyſpiele manche Hofmeiſter und Gouvernanten.

So wie die Marter des Tantalas in der Nähe des Waſſers und der Unmöglichkeit zu trinken beſteht: ſo iſt es eine weit größere Qual, mitten in der Geſellſchaft ſich einſam zu finden, als wirklich allein zu ſeyn; gleichſam durch ein chymiſches Anfliehen und Zurückſtoßen die Uebrigen vereinigt, und ſich abgeſondert zu ſehen. Man mag ſich ſelbſt die Schuld davon beymeſſen, ſo wird die Eigenliebe nie empfindlicher gekränkt: oder man mag ſie auf die andern werfen, ſo werden Liebe und Wohlwollen, die vornehmſten Reitze der Geſellſchaft, gänzlich vernichtet.

3. Ueberhaupt kann der Ehrgeitz des Menſchen zwar nirgends ſchmeichelhaftere Belohnungen hoffen, als in Geſellſchaft; er iſt aber auch nirgends empfindlichern Kränkungen ausgeſetzt. — Der Menſch in ſeinem Hauſe iſt Herr und Mann, oder doch ſelbſtſtändig, ein Menſch, ſo viel und ſo wenig werth, als er ſich und ſeine Glücksumſtände werth ſchätzt. Sein niedriger Rang, ſeine geringe Bedeutſamkeit, ſeine Unfähigkeit ſelbſt werden von ihm wenig bemerkt. Aber ſobald wir unter Menſchen kommen: dann fällt die Ungleichheit in die Augen, dann beleidigen uns ihre Wirkungen. Dann fühlt ſich der ſchlecht Gekleidete durch den geſchmackvoll oder prächtig Angezognen gedemüthiget, — der Bürgerliche fühlt das Uebergewicht des Adels, der Ungelehrte wird vom Gelehrten wie unterdrückt oder beſchämt, der Unwitzige wird durch die Gegenwart des witzigen Kopfes blöde gemacht. Und dieſe Wirkungen können, nach Beſchaffenheit des Tempe-

raments und der erſten Erziehung, ſo weit gehen, daß auch geſcheidte und unterrichtete Leute, die aber keine Genies ſind, oder doch nicht den Ruhm großer Genies haben, lieber mit ganz gemeinen Menſchen umgehen, denen ſie gewachſen oder vielmehr überlegen ſind, als mit ausgeſuchten und ſehr unterhaltenden, denen ſie ſich nicht völlig gleich fühlen. Daher entſteht auch der Geſchmack an der Einſamkeit am häufigſten, — oft, ohne daß es der Menſch ſelbſt weiß. Er fühlt ſich in der Geſellſchaft beengt, hauptſächlich durch das wahrgenommene Uebergewicht Andrer von irgend einer Art, oder wenigſtens durch ſeine Unwiſſenheit über den Rang, die Verdienſte, den Witz und ſelbſt die Anmaßungen der andern. Seine gute Meinung von ſich ſelbſt, die er in der Einſamkeit ungeſchwächt erhält, wird von der Geſellſchaft unaufhörlich geſtört. Nichts macht mißmüthiger. Daher lieben ſo viel ſolide Menſchen die Einſamkeit, die Oberflächlichen und Eiteln die Geſellſchaft. Es gehört nähmlich immer etwas von Einbildung und Täuſchung dazu, wenn der Menſch, in ſeinen Zuſammenkünften mit andern Menſchen, ſtets mit ſich ſelbſt zufrieden ſeyn ſoll. Der für ſich blind eingenommene Thor erkennt nicht leicht die höhere Vollkommenheit Andrer, oder ſchlägt ſie nie hoch an, wenn ſie auch ſonſt jedermann einleuchtet. Aber der Mann von Verdienſt iſt oft mißtrauiſch gegen ſich ſelbſt, wenn er einſam und unabhängig von der öffentlichen Meinung über ſeinen Werth nachdenkt. Er wird es daher um deſto mehr, wenn er in der Geſellſchaft theils die Urtheile andrer einſammelt, theils ſich mit andern zu vergleichen, Gelegenheit hat. Bald wird er durch eine erfahrene Vernachläſſigung gewahr, daß er nicht ſo ſehr geſchätzt wird, als er ſich vorſtellt; bald wird er durch ſein Unvermögen, dem einen oder dem andern Manne, in irgend einem Felde, gewachſen zu ſeyn, oder Genüge zu thun, von ſeinen Schwächen und Mängeln augenſcheinlich überzeugt. Geht nun ſeine Beſcheidenheit nicht bis zu einer ruhigen Ertragung dieſer der Eigenliebe angethanen Kränkungen; geht der Reitz der Geſellſchaft für ihn nicht bis zu einem Uebergewichte über dieſe ſich einmiſchenden unangenehmen Empfindungen: ſo entzieht er ſich der Geſellſchaft, und bleibt zu Hauſe.

4. Unter die Unannehmlichkeiten des menſchlichen Lebens und die nur in Geſellſchaft Statt haben, gehören Uneinigkeit und Zank mit andern Menſchen. Am meiſten und öfteſten wird dadurch die immer währende Familiengeſellſchaft geſtört. Die verlaſſenſte Einſamkeit kann ein

fröhlicher Zuſtand heiſſen, gegen das Wohnen unter zahlreichen Verwandten, die aus Heftigkeit in der Behauptung gegenſeitiger Meinungen, oder aus Entgegenſetzung ihres Intereſſe, oder endlich aus übler Laune, der ſie den Zügel ſchießen laſſen, ſtets als Feinde gegen einander auftreten. — Es iſt aber ſelbſt ſehr ſchwer, in einer beträchtlichern Anzahl entweder beſtändig beyſammen zu leben, oder auch nur oft beyſammen zu ſeyn, ohne daß ſich ſolche Verſchiedenheiten der Meinungen, des Geſchmacks und der Handlungsweiſe hervorthun, die, ohne große Mäßigung von allen Seiten, leicht in Zänkereyen ausarten.

Nach der Familiengeſellſchaft, die, weil ſie ununterbrochen und gleichſam gezwungen iſt, alle kleinen Verdrießlichkeiten, die ſich in dem Laufe der Zeiten aufhäufen, ſammelt, und daraus ein zuletzt Zorn und Widerwillen gebährendes Ganzes macht, ſind es die Geſchäfts- und Collegien-Geſellſchaften, welche von dem Dämon der Uneinigkeit leiden, und dann aller ihrer Annehmlichkeit, ſo wie ihres Nutzens, beraubt werden. Wenn in einem Collegium Mißhelligkeit und Parteyen herrſchen, ſo geht alles das Angenehme, was ich dieſer geſellſchaftlichen Art der Arbeit zugeſchrieben habe, verloren. Entweder hört der collegialiſche Umgang auf, und die Geſchäfte werden getrennt und einſeitig abgemacht, welches die Folge der collegialiſchen Uneinigkeiten beſonders in Adminiſtrations-Collegien geweſen iſt, oder der Geſchäftsgang ſelbſt wird erſchwert und verhindert.

In der eigentlichen Geſellſchaft, welche dem Vergnügen gewidmet iſt, haben zwar die Geſetze der Artigkeit dem Ausbruche der Zänkereyen in den meiſten Fällen gewehrt: und die Abwechſelung der Geſellſchaft und die Kürze der Zeit, in der man ſich ſieht, erlaubt dem Haſſe, dem Neide, und allen übelartigen und zänkiſchen Leidenſchaften nicht, bis zu unanſtändigen Ausbrüchen zu kommen. Demohnerachtet gähren dieſe Leidenſchaften auch hier im Verborgnen, und ſtören und vergällen das beabſichtigte Vergnügen. Sehr oft bemächtigt ſich der Parteygeiſt derjenigen größern Geſellſchaft, die man ausſchließend die gute heißt. Wenn der Witz zu den Geiſtesfähigkeiten ihrer Glieder gehört: ſo tritt die Perſiflage hier gemeiniglich an die Stelle der Zänkerey; und durch heimliches Afterreden, und Verläumden rächt man ſich und hält ſich ſchadlos für den Zwang, den ſich der Groll im äußern Betragen hat auflegen müſſen.

Die Coterien und bürgerlichen Geſellſchaften ſind deßwegen glücklich, weil, wenn es bis zu Zänkereyen in ihnen kommt, ſie ſich trennen und aufhören, da hingegen die ſogenannte große Geſellſchaft durch einen gewiſſen Zwang der Gewohnheit und des Standes bey einander gehalten wird, auch kein Mitglied, ohne ein gewiſſes Aufſehen zu verurſachen, und ohne gleichſam eine geſetzliche Entehrung, ausſchließen kann: daher die ſich haſſenden und anfeindenden Perſonen gezwungen ſind, ſich bey Gaſtmählern und am Spieltiſche zu ſehen, und mit den gewöhnlichen Zeichen der Freundſchaft oder Höflichkeit zu begrüſſen. So geſchieht es, daß von der einen Seite die Verſtellung und Falſchheit in dieſen Geſellſchaften weit allgemeiner, und die Kunſt derſelben viel weiter getrieben wird, von der andern jene gehäſſigen Leidenſchaften auch weit mehr Nahrung erhalten, und durch die Länge der Zeit immer giftiger werden.

Nirgends iſt es, wo die Uneinigkeit der Menſchen und die Widrigkeit ihrer Meinungen, Gewohnheiten und Neigungen mehr unangenehme Auftritte verurſacht, als in den unter keiner Regel ſtehenden Geſellſchaften, die ſich auf bloßes zufälliges Zuſammenkommen gründen, und die ich Coffeehausgeſellſchaften genannt habe. Nichts hat die rechtſchaffnen Menſchen und die Freunde einer angenehmen und ruhigen Unterhaltung ſo oft von den öffentlichen Häuſern weggetrieben, als die daſelbſt ſich ſo oft ereignenden Streitigkeiten, die zuweilen in wirkliche Gewaltthätigkeiten ausarten; wozu beſonders das hohe Spiel häufigen Anlaß giebt.

5. Eine weit gewöhnlichere Urſache des Mißvergnügens in Geſellſchaft giebt der Mangel der Un-

terhaltung, die lange Weile, die man findet, wo man ein Hülfsmittel gegen lange Weile erwartete, das Unbefriedigende der Zeitvertreibe, mit welchen man ſich darin abgiebt. Die Geſellſchaft, wenn ſie nicht wirklich vergnügt, macht allemahl verdrießlich. Es iſt ſchon wenigſtens der Verdruß fehlgeſchlagner Erwartung. Jede Sache, die nicht zum Bedürfniß, ſondern zum Wohlſeyn, zum Vergnügen veranſtaltet wird, muß wirklich dieſen Endzweck erreichen, oder ſie wirkt Reue und Unzufriedenheit; gerade ſo, wie Gedichte und Kunſtwerke vollkommener ſeyn müſſen, als gemeine Proſe und Handwerksarbeit. Ueberdieß iſt lange Weile ohne allen Zwang noch erträglich: bey der mindeſten Einſchränkung aber wird ſie ganz unerträglich. Einige Einſchränkung aber legt jede Geſellſchaft auf. Je weniger man aus ihr ſchnell heraus kann: deſto mehr wird dieſes Mißvergnügen vergrößert. Daher die Hofgeſellſchaft und alle Zuſammenkünfte, wo die Etiquette faſt nicht zu zerbrechende Feſſeln anlegt, denen, die nicht daſelbſt wirklich ihre Rechnung finden, als die ſchrecklichſten Plagen vorkommen.

Dieſer Mangel der Unterhaltung iſt der allen Arten der Geſellſchaft gemeinſchaftlich anklebende Fehler. Er hängt am meiſten von den Menſchen, weniger von den gewählten Zeitvertreiben ab. — Das Vergnügen am Umgange ſetzt nothwendig, wenn es Beſtand haben ſoll, einen gewiſſen Grad intellectueller Bildung voraus. Ohne geſammelte Kenntniſſe und ohne die Gabe zu meditiren, oder ohne Witz, hat niemand Stoff genug, mit andern, als ſeinen nächſten Verwandten und vertrauten Freunden, viel zu reden; niemand hat Neugier genug, von andern viel zu erfahren. Daher der gemeine und ungeſittete Haufe in Geſellſchaft ſelten lange vergnügt und glücklich iſt. Völlerey erſetzt den Mangel der Unterhaltung, und Zänkerey iſt das Ende derſelben. Der einfältige, gutdenkende Mann iſt deßwegen lieber allein, unter den Seinigen. Die lange Weile hier iſt ihm wenig beſchwerlich, beſonders nach einer Handarbeit, die ihn ermüdete. Aber mit andern auch einfältigen und unwiſſenden Leuten zuſammen, befindet er ſich durchaus übel.

Die Gewöhnlichkeit dieſer langen Welle in Geſellſchaften, wo Unterredung allein das Vergnügen gewähren ſoll, hat die Spiele, als durchaus unentbehrlich, in alle diejenigen Geſellſchaften eingeführt, die zahlreich und häufig zuſammenkommen. Und in der That erhalten ſich die meiſten Geſellſchaften durch ganz Europa nur durch das Eſſen und Trinken und durch die Karten. Die Tafel und der Spieltiſch, ſind die ſicherſten Stützen des geſelligen Vergnügens, auch in der ſogenannten guten Geſellſchaft: einige artige Bonmots, einige anmuthige oder intereſſante Erzählungen, viel Mediſance, einige kurze und einleuchtende Räſonnements neben bey, füllen die Zwiſchenräume aus, und ſind zur Erhohlung des Magens, oder zur Aufheiterung des Kopfes nützlich.

So viel iſt gewiß, daß die meiſten Menſchen mehr Vergnügen genießen durch die angenehme Erwartung künftiger Geſellſchaften, als durch die angenehmen Gefühle, die ſie in der Gegenwart der Geſellſchaft haben. Eine Einladung erweckt eine unbeſtimmte und angenehme Hoffnung. Selten wird ſie erfüllt; aber wenn die Geſellſchaft nur ſo viel eingebracht hat, daß man ſich das nächſte Mahl wieder ſo täuſchen läßt, ſo geht das Leben hin, und man iſt zufrieden.

Aber zuweilen überwiegt die wirkliche Langweiligkeit der gewöhnlichen Geſellſchaften allen den Hang, den der Menſch hat, mit ſeines Gleichen zuſammen zu ſeyn, und er flieht in die Einſamkeit, um in vollkommener Stille und Abweſenheit aller Eindrücke, dem Verdruſſe zu entgehen, menſchliche Geſichter zu ſehen, und Töne zu hören, ohne neue Ideen von ihnen einzuernten, oder durch neue Gefühle belebt zu werden.

6. Das von größern Geſellſchaften unzertrennliche Geräuſch, und die, mit Fleiß durch den Aufwand in Kleidern, in der Erleuchtung und Ausſchmückung der Zimmer und der Tafel vermehrten, Eindrücke der Sinne haben beſonders auf empfindliche und etwas nervenſchwache Menſchen den un-

angenehmen Einfluß, daß es ſie betäubt und unfähiger macht, ſowohl die Ideen Andrer zu empfangen, als ihre eignen ans Licht zu bringen. Alle die Menſchen, welche ſich, es ſey durch ihre eigne Blödigkeit, es ſey durch das Imponirende der Geſellſchaft, in der ſie ſind, gleichſam unter ihr gewöhnliches Maß von Helligkeit der Einſicht und Gabe des Ausdrucks herabgeſetzt fühlen, müſſen ſich nothwendig in dieſer Geſellſchaft übel befinden und nach der Einſamkeit ſehnen. Und wenn ihnen dieſes oft widerfährt, muß ihnen der Umgang nothwendig ſehr verleidet werden, wenn nicht mehr Eitelkeit, als wirklicher Trieb nach menſchlichem Umgange, bey ihrer Liebe zur Geſellſchaft zum Grunde lag. — In jeder Art des Vergnügens iſt der Effect, den die Sache auf uns thut, uns zu beleben, unſre empfindenden und denkenden Kräfte zu erhöhen, unſre Geſchicklichkeiten ins Spiel zu bringen, und allen Vollkommenheiten und Annehmlichkeiten unſers Selbſt eine größere Wirkſamkeit zu geben, ein Hauptbeſtandtheil der angenehmen Empfindung. So werden der Wein und der Genuß der Nahrungsmittel überhaupt dem vorzüglich angenehm, der ſich dadurch ermuntert, beredter, fröhlicher fühlt. Kein Wohlgeſchmack und keine feine Zurichtung kann die ausgeſuchteſten Speiſen und Getränke demjenigen lange angenehm machen, deſſen Kopf dadurch umnebelt und deſſen Magen beſchwert wird. Auf gleiche Weiſe beſteht das, was wir in der Geſellſchaft ſuchen, darin, daß wir uns daſelbſt beſſer als zu Hauſe gefallen wollen, daß unſre Gedanken beſſer fließen, ſchwache Erinnerungen wieder lebendig werden, unvollkommne Gedanken reifen, und der eingeſchlafne Witz erwachen ſoll. Wem das gelingt, der erreicht den eigentlichen Zweck, warum er in Geſellſchaft ging. Aber nur Wenige ſind ſo glücklich, und können es nur in der beſten, oder in der ihnen angemeſſenſten Geſellſchaft ſeyn. Die meiſten werden bald durch die Widerſprüche, die ſich zwiſchen ihrem Charakter und ihrer Art zu leben, zu denken und zu ſprechen, und dem Charakter und den Manieren andrer finden, bald durch den zu ſtarken Wunſch zu gefallen, und die Furcht zu mißfallen, bald durch die körperlichen Genüſſe, die ſie mit den geſelligen verbinden, in einen Zuſtand innerer Unbehaglichkeit und Unbehülflichkeit geſetzt, der ihnen doppelt ſchmerzlich iſt, weil er ſo viele Zeugen hat.

7. Die Menge langweiliger Menſchen, die wir in der Geſellſchaft antreffen und dulden müſſen, iſt es nicht ſo häufig, was uns dieſelbe verleidet, als das Gefühl, welches wir nicht ſelten haben, daß wir ſelbſt andern lange Weile machen. Wer die Geſellſchaft, worin er iſt, wirklich amüſirt, der amüſirt gewiß auch ſich ſelbſt. Aber ſobald wir gewahr werden, daß wir entweder nicht genug Ideen andern mitzutheilen haben, um den auf uns fallenden Theil

des Geſprächs gehörig auszufüllen, oder daß unſre Ideen und unſre Art ſie zu ſagen, mit den Wünſchen, der Faſſungskraft, dem Geſchmacke der Uebrigen nicht genug übereinſtimmen, um Eindruck bey ihnen zu machen: ſo bald leiden wir durch die Kälte und Gleichgültigkeit, die wir trotz unſern Anſtrengungen um uns her verbreitet ſehn.

Doch gehört es auch eben unter die Eigenſchaften, welche einen Menſchen zum guten Geſellſchafter unfähig machen, wenn er ſtets lange Weile zu machen fürchtet, und dieß merken läßt. Die Unruhe und die Beſorgniß, die man dem Menſchen anſieht, vermindert ſtets das Vergnügen an ſeinem Umgange: und ein gewiſſes Zutrauen zu ſich ſelbſt, oder eine gewiſſe Gleichgültigkeit in Abſicht der Eindrücke, die man auf Andere macht, iſt durchaus nothwendig, wenn man mit eignem Vergnügen und zum Vergnügen Anderer unter den Menſchen erſcheinen ſoll.

III. Das Unangenehme der Einſamkeit.

1. Einſamkeit, ſo wie die Nacht, erregt Bangigkeit. Der Eindruck von beyden ſcheint bey den Kindern nicht bloß die Folge von Einbildungen zu ſeyn, wozu die Reden und Erzählungen ihrer Wärterinnen Anlaß gegeben haben. Der ſtarke ſich ſelbſt genugſame Menſch verliert freylich dieſe

Empfindung untern andern ſtarken: aber mit Schwäche und Kränklichkeit kommt ſie zurück. Sie iſt alſo gewiß immer, obwohl ſchwach, vorhanden und theilt ſich unſrer Art zu denken mit.

2. Der Zuſtand des Gemüths und der Lebensgeiſter ſey, welcher er wolle: ſo wird die Einſamkeit zuletzt läſtig. Wenn der Menſch einen Reichthum von Ideen hat, und ihm dieſelben leicht zufließen, (in welchem Falle er den Beyſtand anderer Menſchen am beſten entbehren kann,) ſo wird ihm die Einſamkeit, wenn ſie lange dauert, deßwegen beſchwerlich: weil er weiß, in dieſem Zuſtande zum Vergnügen und Nutzen Anderer am meiſten beytragen zu können, und weil er den angenehmſten Gebrauch von ſeinen guten Gedanken, den, Anderer Denkkraft dadurch zu beleben, nicht machen kann. In der That ſcheint jede hellere, neuere, einleuchtendere Idee, ſo wie wir ſie ſelbſt faſſen, ſich recht dazu zu drängen, mitgetheilt zu werden. Wie das Geld, bekommen die Ideen ihren Werth durch den Umlauf.

Sind wir hingegen für gewöhnlich, oder eben jetzt, durch zufällige Veränderungen des Phyſiſchen und der äußern Umſtände, arm an Gedanken, iſt ihr Fortgang bey uns langſam und ſchwer: ſo iſt uns die Einſamkeit deßwegen läſtig, weil wir uns ſchmeicheln, daß wir in der Geſellſchaft andrer Menſchen, reichlicher mit Geiſtes Nahrung und intereſſanten Ideen würden verſorgt werden. Der Eine iſt ein Reicher, dem es an Leuten fehlt, die mit ihm ſeine Schätze genießen; der Andre ein Armer, der ſeine Glücks-Umſtände ohne Hülfe andrer Menſchen durchaus nicht verbeſſern kann.

3. Unſtreitig iſt eine der Hauptqualen der Einſamkeit der ſchon oft berührte Umſtand, wenn ſie uns einen Beweis giebt, daß wir von wenigen Menſchen geliebt und hochgeachtet werden. Der Einſame muß von den Menſchen vergeſſen, oder verachtet, oder gehaßt, oder wenigſtens nicht in dem Grade geliebt oder geſchätzt ſeyn, daß ſie ſich die Mühe geben, ihn aufzuſuchen und in ihre Geſellſchaft zu ziehen. Bey dem allgemeinen Hange zur Geſellſchaft und bey den vielfältigen Verbindungen, die die Menſchen unſrer Zeit unter einander errichten, ſcheint der von allen Ausgeſchloſſene ein Auswürfling der Geſellſchaft, eine Null, ein unbedeutendes Geſchöpf zu ſeyn. — Wenn daher dieſer traurige Gedanke, verachtet oder doch nicht geliebt zu werden, ſich von dem Gefühle der Einſamkeit abſondern läßt: ſo verliert dieſes ſeinen Stachel. Man ſey z. B. überzeugt, daß man, ſobald man wolle, aus ſeiner Einſamkeit in die Welt treten könne, und von ihr wohl aufgenommen werden würde; man erhalte andre hinlängliche Beweiſe von Achtung und Liebe der Menſchen, und ihrem fortdauernden Andenken: ſo kann man, wenn andre

Urſachen uns die Ruhe der Einſamkeit empfehlen, in derſelben ſehr glücklich ſeyn.

4. So wie in allen Zuſtänden, wo uns eine Abwechſelung immer veränderter Ideen und neuer Nachrichten fehlt, die unangenehmen Ideen und Erinnerungen ſich zuerſt dem Gemüthe aufdrängen: ſo geſchieht es auch in der Einſamkeit. Die nicht veränderte Luft wird immer mephitiſch; die nicht durch äußere Senſationen, worunter die, welche von Menſchen herkommen, immer die ſtärkſten und lebhafteſten ſind, veränderte Gemüthsdiſpoſition wird immer etwas traurig. Es hindert uns nichts, an die Uebel zu denken, welche uns drücken: und das unangenehme Gefühl der Einſamkeit ſelbſt zieht, durch die Vergeſellſchaftung der Ideen, das Andenken des übrigen Unangenehmen herbey. Der Glückliche und Geſunde kann daher leichter einſam ſeyn.

IV. Vorzüge und Annehmlichkeiten der Einſamkeit.

1. Man iſt ganz ſein eigner Herr. Betragen, Geberden, Stellung, Kleidung, Beſchäftigung, alles hängt von uns ab, und wird von niemanden, oder von unbedeutenden Leuten controlirt. Das Auge des Beobachters, die Satire des Witzigen, das nachtheilige Urtheil des Uebelgeſinnten, die

Mißbilligung des Höhern ſchrecken uns nicht. Alle diejenigen alſo, welche gerne ein Schlafrock-Leben führen; diejenigen, welche ſich nicht anders als in ihrer äußerſten Commodität wohl befinden; die, welche ſich ſeltſame Eigenheiten angewöhnt haben, dieſe Eigenheiten kennen, und doch nicht laſſen wollen; die, welche, aus Kargheit oder Faulheit, ihr Aeußeres vernachläſſigen, und ungern ihre Sorgfalt oder ihr Geld darauf wenden, ihrer Perſon oder den ſie umgebenden Dingen eine anſtändige und andern gefällige Form zu geben; alle dieſe lieben ſchon deßwegen die Einſamkeit.

3. Ruhe iſt das Eigenthum der Einſamkeit. Und wer jene ausſchließlich, oder lebhafter, als Vergnügen, liebt, wird auch immer dieſe der Geſellſchaft vorziehn. Daher iſt die Einſamkeit das Aſyl kranker, ſchwacher, alter Leute. Jede Ermüdung treibt uns von Zeit zu Zeit zu ihr: ſo wie uns die wiederkehrende kraftvolle Munterkeit wieder reitzt, die Geſellſchaft und die Welt aufzuſuchen. Die Geſellſchaft iſt für Leute, die ſie zu genießen wünſchen, immer Anſtrengung, ſey es auch nur eine innere; (und gerade dieſe iſt die ermüdendſte, wenn der Menſch entweder thätig zu ſeyn ſucht, und es gelingt ihm nicht, oder wenn er der langen Weile und dem Verdruſſe widerſtehen ſoll.) Daher gerade die geſellſchaftlichſten Menſchen, wenn ſie zugleich etwas ſchwächlich oder überempfindſam ſind, nach

dem Genuſſe der Geſellſchaft, hinwiederum mit der größten Sehnſucht die Einſamkeit wünſchen; da hingegen gewiſſe Phlegmatiker, die wenig oder nichts in Geſellſchaft leiſten oder fordern, und daher in der Einſamkeit, wie man denken ſollte, am beſten beſtehen könnten, und am wenigſten verlieren würden, doch, wenn ſie einmahl durch ihren Stand in die Welt geworfen und an den Umgang gewöhnt ſind, am beſten in dem Geräuſche ohne Unterbrechung ausdauern können. Wer nie Ruhe verlangt, muß entweder wenig arbeiten und ſtets ruhen, oder ein ganz ungewöhnliches Maß von Kräften haben. Eben ſo muß der, welcher ſich nie nach der Einſamkeit ſehnt, entweder nur wenig Gemüths- und Leibes-Kräfte auf die geſellſchaftliche Unterhaltung ſeiner ſelbſt und andrer wenden, und eben deßwegen ein mittelmäßiger, unbedeutender Geſellſchafter ſeyn: oder er muß ein ausgezeichnet lebhaftes Temperament und großes Genie beſitzen.

3. Der Genuß der Natur iſt ein Vergnügen, das die Einſamkeit nicht nur erlaubt, ſondern das auch faſt nur in ihr vollſtändig möglich iſt. Nur dann geben wir auf das Lebloſe recht Acht, wenn uns das Lebendige fehlt. Nur dann, wenn uns die Menſchen und ihre Werke und Wirkungen nicht mehr an ſich ziehn: verweilen wir bey Bäumen, Flüſſen, Bergen, Wieſen lange genug, um alle die Eindrücke zu empfangen, welche uns dieſe

natürlichen Gegenſtände geben können. Wir werden überdieß nicht durch die Unempfindlichkeit andrer Menſchen, oder durch ihre ungleichartigen Empfindungen in unſern Gefühlen geſtört.

4. Endlich die Meditation erfordert durchaus Einſamkeit, und in ihr, wenn ein Menſch nur fähig iſt, ſelbſt zu denken, liegt das größte Vergnügen.

Die Selbſtkenntniß iſt die erſte und wichtigſte Frucht der Meditation. Denn der Selbſtdenker kommt gewiß auf ſich zurück, oder fängt von ſich an. Eine Reihe Gedanken, die ganz von unſrer Kraft ausgeht, geht auch von uns als Gegenſtande aus. Es iſt nicht möglich, daß, wenn wir mit eignen Augen etwas ſehen, wir uns dabey ganz aus dem Geſichte verlieren.

Aber dafür gewährt uns die Einſamkeit zu wenig frappante Fälle, wo wir uns ſelbſt ertappen, und unſre verborgnern Leidenſchaften, Fehler u. ſ. w. entdecken könnten. Alſo nur das Studium des vergangenen Lebens kann uns den Stoff unſrer Meditationen, die auf Selbſtkenntniß abzielen, darbiethen. Das war auch die Meinung der Einſiedler und Mönche; das liegt in der Idee der Buße. Aber Wenige ſind mit der Geſchichte ihres eignen Lebens gut genug zu dieſem Ende bekannt.

Die Einſamkeit iſt angenehm, als Ruhe, für den Kranken; — dann, als Entfernung von Störungen, für den Studirenden und Andächtigen. Sie iſt beſchwerlich für den Geneſenden, und für alle, die einen gewiſſen Grad von Activität, aber nicht genug haben, um ſich ſelbſt und allein zu beſchäftigen.

* * *

Ueberſicht des Ganzen.

Erſter Band.

Erſter Abſchnitt: Einfluß von Geſellſchaft und Einſamkeit auf die Bildung des Verſtandes.

I. Einfluß der Geſ. und Einſ. auf die Einſammlung von Kenntniſſen
  1. Der Geſellſchaft , , S. 6
  2. Der Einſamkeit , , — 34
II. Einfluß der G. und E. auf die Uebung des Geiſtes
  1. im Allgemeinen , , — 92
  2. im Beſondern , , , — 108
III. Einfluß der G. und E. auf die Meinungen — 140
Zuſätze:
  Ueber einige Verſchiedenheiten der Geiſtesübung in der Einſamkeit von der in der Geſellſchaft — 355

Ueber das Schreiben . . S. 160
Ueber die zweckmäßige Verbindung der Einſamkeit mit der Geſellſchaft — 186

Zweyter Abſchnitt: Einfluß der Geſellſchaft und Einſamkeit auf den ſittlichen Charakter.

Vorbereitende Betrachtung einiger dahin gehörenden Meinungen und Thatſachen . . — 190
Erſte Abtheilung: Was trägt E. oder G. zur Bildung moraliſcher Grundſätze bey? . — 236

Zweyte Abtheilung: In wiefern verurſachen E. und G. gewiſſe Handlungen oder Gewohnheiten?

I. Allgemeine Betrachtungen; vornehmlich über die Macht der Beyſpiele, über das Spiel, die Liebe u. ſ. w. . — 262

II. Beſondere Betrachtungen über den Einfluß der G. und E.

1. auf die Klugheit . . — 315
2. auf Gerechtigkeit und Wohlthätigkeit . . — 320
3. auf Stolz oder Beſcheidenheit — 345
4. auf Mäßigung . . — 368
5. auf Muth . . — 401

Zweyter Band.

Dritter Abſchnitt. Einfluß der Geſellſchaft und Einſamkeit auf die äußern Sitten . . S. 1

I. Philoſophiſche Geſchichte des Anſtandes — 3

II. Geſchichte des Anſtandes unter verſchiednen Nationen nach Thatſachen — 20

III. Reſultate aus dieſer Geſchichte . — 27

IV. Eigenſchaften eines guten Geſellſchafters — 36

Praktiſches Reſultat . . — 50

Vierter Abſchnitt. Verſchiedne Arten der Geſellſchaft und Einſamkeit.

Erſte Abtheilung.

Arten der Geſellſchaft.

A. Geſellſchaften zum Vergnügen

I. Prunkgeſellſchaften . . — 57

II. Familiengeſellſchaften . — 63

III. Kaffeehaus-Geſellſchaften . — 65

IV. Clubs

1. politiſche . . — 70

2. gelehrte . . — 78

V. Geſellſchaft auf öffentlichem Markte — 87

VI. Geſellſchaft verſchiedner Zeiten und Völker . . — 94

B. Geſellſchaft in Geſchäften . — 99

I. Zur Regierung des Staates

1) Umgang des Souverains

1. mit den Miniſtern . — 101

2. mit Unterbeamten und andern Unterthanen S. 115

2) Umgang der Miniſter
    1. mit dem Fürſten — 120
    2. unter einander — 121
    3. mit den Collegien — 122
    4. mit den Subalternen — 124
    5. mit den Clienten — 125

3) Umgang der Glieder von Landescollegien
    1. unter ſich ſelbſt — 126
    2. mit andern, vornehmlich der Richter mit den Parteyen — 133

II. Umgang bey militäriſchen Geſchäften — 142

III. Umgang des Gewerbſtandes
  1) des Kaufmannes — 149
  2) der Handwerker
    1. unter ſich ſelbſt — 157
    2. mit ihren Kunden — 162
  3) der Landbauer
    1. der Arbeiter — 166
    2. der Gutsbeſitzer — 170

IV. des Lehrſtandes
  1) der Kirchenlehrer
    1. unter einander — 173
    2. mit ihren Gemeinen — 187
  2) der Schullehrer

1. auf niederen Schulen und Gymnaſien

unter einander , S. 200

mit ihren Schülern — 205

2. auf Univerſitäten , — 222

V. der Aerzte

1) mit einander , , — 231

2) mit Patienten und deren Familien , , — 242

Zweyte Abtheilung

Arten der Einſamkeit

A. der zufälligen

I. die aus der Lage der ganzen Geſellſchaft entſteht

1) überhaupt , , — 259

2) beſonders

1. des Wilden , , — 270

2. des Nomaden , — 275

2. des Coloniſten , — 284

II. Die aus der Lage des einzelnen Menſchen entſteht

1) deſſen, der in großen Städten ohne Verbindung lebt — 290

2) deſſen, der auf dem Lande oder in einſamen Städten lebt , , , — 313

B. Der vorſätzlichen

I. Religiöſe Einſamkeit — 324

II. Gelehrte Einſamkeit — 333

Fünfter Abſchnitt. Einfluß der Geſellſchaft und Einſamkeit auf die Glückſeligkeit des Menſchen

I. Annehmlichkeiten der Geſellſchaft S. 337
II. Das Unangenehme der Geſellſchaft — 348
III. Das Unangenehme der Einſamkeit — 361
IV. Vorzüge und Annehmlichkeiten der Einſamkeit . . — 364

Eigene
Betrachtungen
über die
allgemeinſten Grundſätze
der Sittenlehre.

Ein Anhang
zu der Ueberſicht
der verſchiednen Moralſyſteme

von

Chriſtian Garve.

Breßlau 1798.
bei Wilhelm Gottlieb Korn.

An den

Herrn Rector Manſo.

Sie haben, theuerſter Freund, bey den Kindern meines Geiſtes, mir den Dienſt einer Hebamme geleiſtet, ohne Sie wären ſie niemahls an das Tageslicht gekommen. Wollten Sie wohl das letzte und am meiſten verwaiſete derſelben auch als Pflegevater aufnehmen und es als Ihr beſonderes Eigenthum betrachten? Nach meinem Wunſche wenigſtens ſoll es Ihnen beſonders zugehören, und in Ihrer Hand und vor dem Publicum ein Denkmahl Ihrer mir geleiſteten Hülfe und meiner Freundſchaft ſeyn. Und Sie haben gewiſſer Maßen auch die Verpflichtung, ſich dieſes verlaßnen Geſchöpfes anzunehmen, da Sie mit daran Schuld ſind, daß es, von ſeiner Familie getrennt, ſo einſam in der Welt herumirrt.

Sie wiſſen, liebſter Freund, daß dieſer Aufſatz dazu beſtimmt war, den Schluß meiner Ueberſicht von den verſchiednen Moralſyſtemen der Philoſophen zu machen. Ich glaubte ihn in wenigen Blättern endigen zu können; da die Ideen, welche ich darin vortragen wollte, mir immer ſo deutlich geſchienen hatten, daß ich hoffte, auch in ihrem Ausdrucke kurz ſeyn zu können. Aber vielleicht hat es mit der Deutlichkeit derjenigen Begriffe, welche man bloß im Kopfe durchdacht hat, nie ſeine vollkommne Richtigkeit; und man findet immer noch Lücken und Dunkelheiten in denſelben, wenn man nun anfängt, ſie vollſtändig mit Worten auszudrücken und Andern mittheilbar zu machen. Vielleicht war ich auch zu der Zeit, da ich zuerſt dieſe Ausſichten erblickte, kraftvoll und munter; in welchem

Zuſtande man immer ſchneller zum Ziele eilt. Zu der Zeit, als ich ſie durch die Hand eines Freundes niederſchrieb, war ich ſchwach und kämpfte mit Schmerzen. Man macht alsdann nur mit Anſtrengung ſeine Begriffe deutlich, und Anſtrengung bringt entweder Schwierigkeit oder Weitläuftigkeit im Ausdrucke hervor. Jenen Fehler, als den mir größer ſcheinenden, wollte ich vermeiden, und bin vielleicht in dieſen gefallen.

Wie dem auch ſey: Sie waren es, der mir zuerſt den Rath gab, dieſen Aufſatz von der Ueberſicht zu trennen, und ich bin ſehr zufrieden, Ihrem Rathe gefolgt zu haben: wie dann mein nachfolgendes Urtheil die meiſten der Veränderungen, welche ich, in dem Stil oder ſelbſt in den Sachen meiner letztern Schriften, auf Ihre Erinnerungen gemacht habe, faſt immer gebilliget hat.

Sie ſagten mir, daß bey dem Umfange, welchen dieſer Aufſatz in der Ausarbeitung bekommen hätte, der erſte Band des Ariſtoteles eine unförmliche und dem Käufer unangenehme Größe bekommen würde. Sie ſagten ferner, daß dieſer Aufſatz in einem andern Geiſte gearbeitet und mit einem andern Stile geſchrieben zu ſeyn ſchiene, als die vorhergehende Ueberſicht; daß in der letztern mehr Kürze und Präciſion, in der erſtern mehr Popularität und ausführliche Darſtellung herrſche; daß jene für ſchon unterrichtete Leſer, dieſe für ſolche, die unterrichtet werden ſollen, geſchrieben zu ſeyn ſchiene. Und in beyden Puncten hatten Sie Recht.

Was den erſten Rath betrifft, ſo hat mir die Vorſehung an Ihnen ſchon deßwegen einen für meine Schriftſtellerey ſehr nützlichen Freund zugeſandt, weil Sie beyde Künſte, die Kunſt Bücher zu ſchreiben, und die Kunſt, ein Buch zu machen, gleich gut verſtehen, von denen ich kümmerlich nur die erſte kenne. Ich denke mir nehmlich bey dem Worte, ein Buch machen, welches, wofern ich mich nicht irre, die Franzoſen zuerſt gebraucht haben, wie ſie denn auch Meiſter in der dadurch ausgedrückten Sache ſind, die Kunſt, einem Buche eine gefällige, dem Leſer angenehme und für den Verleger verkäufliche Geſtalt und Größe zu geben; das Werk, wenn es mehrere Theile hat, geſchickt und in ungefähr gleiche Bände zu theilen; die Lettern wohl nach dem Formate und der Größe zu wählen und wenn deren mehrere Arten, z. B. zu Text und Anmerkungen, nöthig ſind, ſie in ein gutes Verhältniß zu ſetzen; kurz den Inhalt des Buches durch alles, was auf die Sinne und die Bequemlichkeit des Leſers wirkt, zu empfehlen. Dieſe Kunſt, die für den Verleger wichtig iſt, wird es auch eben deßwegen für den Autor: nicht bloß in Rückſicht auf ſeinen Eigennutz, ſondern ſelbſt wegen des ihm verzeihlicheren Ehrgeitzes, von Vielen geleſen zu werden. Und wirklich, mein Ariſtoteles hat als Waare dadurch gewonnen, daß ich meine eignen Gedanken von ihm abgeſondert habe.

Aber ſollte der zweyte und noch wichtigere Grund, welchen Sie mir zu dieſer Abſonderung gegeben haben, und den ich auch treffend finde, mich nicht abhalten, Ihnen dieſen Aufſatz beſonders zu widmen? War jenes Ihr Urtheil nicht vielleicht nur ein ſanft eingekleideter, ein fein verſchleierter Tadel der fehlerhaften Weitläuftigkeit, und des minderen Intereſſes, durch welche ſich die Entwickelung meiner eignen Principien unterſchied?

Aber zuerſt ſchmeichle ich mir, daß

dieſes nicht ganz der Fall ſey. Ich bilde mir ein, daß Ihr Urtheil mit meinen Gedanken und ſelbſt mit meinem zum voraus gefaßten Vorſatze übereinſtimme. Ich glaubte nehmlich, alte längſt bekannte Syſteme den Leſern mehr zurückrufen als vollſtändig entwickeln zu dürfen, und mehr die Sachen, welche ihnen ſchon bekannt waren, unter die mir vorzüglich einleuchtenden Geſichtspuncte ſtellen, als ſie damit bekannt machen zu müſſen.

Vielleicht bin ich bey dem Kantiſchen Syſteme allein einen Schritt weiter gegangen, weil ich die Begriffe und Sätze deſſelben noch weniger als die der älteren Moraliſten in allgemeinem Umlaufe und von einem großen Theile der Leſer richtig verſtanden glaubte. Aber meine eigenen Ideen und Meditationen, die dem Leſer noch völlig fremd waren, glaubte ich von dem Anfange ihrer Reihe, durch alle Mittelglieder derſelben bis ans Ende, verfolgen zu müſſen.

Vielleicht wollten Sie auch etwas mehr ſagen, welches ich hintendrein ebenfalls dachte: daß nehmlich die väterliche Liebe mich wohl könne verführt haben, mein Kind, indem ich es recht ſchön ausbilden wollte, durch Verzärtelung und eine ihm gegebne zu große Freyheit, zu verderben.

Indeß wenn dieſe meine Principien oder meine Einfälle auch an innerm Werthe hinter jenen älteren Syſtemen zurückſtehen, oder eben deßwegen unvollkommner ausgedrückt ſind, weil ich zu lebhaft ſtrebte, ſie deutlich und anziehend zu machen: ſo ſind es doch die eigenthümlichen Gedanken Ihres Freundes und bekommen dadurch gewiß in Ihren Augen einen größeren Werth. Sie ſind überdieß in einer noch ſchlimmeren Periode meiner Krankheit aufgeſetzt worden, und erinnern Sie alſo an zwey Sachen, welche Ihre Theilnahme daran vermehren müſſen: an die Leiden eines Freundes; und dann an den Kampf, welchen der Geiſt deſſelben mit ſeinem ihn beläſtigenden Körper unternahm, und ſoweit beſtand, daß er das Ziel ſeiner Arbeit erreichte. Eben weil dieß eine perſönliche Beziehung unter uns vorausſetzt, iſt dieſe kleine Schrift vorzüglich dazu gemacht, das Andenken unſrer Verbindung bey Ihnen künftig zu erneuern.

Einigen Perſonen, welche uns beyde nur von ferne und nach dem Rufe kennen, wird es vielleicht befremdend ſcheinen, daß einem jungen aufblühenden Schriftſteller, der ſich bisher nur von den Blüthen der Dichtkunſt und der Literatur genährt hat, ein alter beynahe abgeſtorbner Gelehrter, eine ernſte und faſt herbe Frucht der Wiſſenſchaft zum Geſchenke anbiethet; es wird eben dieſe vielleicht befremden, daß ich Ihnen, der Sie ſich bisher dem Publicum nur als Dichter, als Alterthumsforſcher, als Sprachkenner und Literator bekannt gemacht haben, ein Stück ganz abſtracter Philoſophie zueigne.

Dieſen Perſonen, wenn ich deren Urtheil hörte, würde ich folgendes antworten.

Jeder giebt, was er ſelbſt hat. Wenn die Biene Geſchenke gäbe, ſo würde ſie Honig austheilen; und die Ameiſe, wenn es anders wahr iſt, daß ſie Weihrauch macht, würde an Statt eines den Gaumen kitzelnden Saftes, ein die Nerven ſtärkendes Räuchwerk ſchenken. Ich für mein Theil kann nichts beſſeres, und nichts beſſer thun, als philoſophiren: und meine Freunde müſſen alſo, wenn ich ihnen eines meiner Bücher zueigne, mit etwas Metaphyſik vorlieb nehmen.

Aber dieß iſt noch nicht alles. Jene Perſonen wiſſen nicht, dieß ſey eben das Band und der feſteſte Grund unſrer Freundſchaft, daß wir einander nicht ähnlich genug in unſern Studien ſind, um einander entbehren zu können; und nicht unähnlich genug, um einander nicht zu verſtehen; und daß die Lücken unſrer Erkenntniſſe gut genug in einander paſſen, um aus dem Ganzen etwas Vollkommneres zu machen, als die einzelnen Theile ſeyn würden.

Ich bin nicht ganz von Kenntniß der Literatur und Philologie entblößt; ich bin weder mit den alten noch den ausländiſchen Sprachen ganz unbekannt, und habe mich beſonders in den letztern Jahren meines Lebens mit den Schriftſtellern des Alterthums beſchäftiget; auch die neuere Geſchichte habe ich, ſpät, aber ziemlich ernſthaft, ſtudirt. Ich bin indeß in dieſe Kenntniſſe doch nicht, wie ein Mann, der ſie aus Beruf treibt, eingeweiht: und ich habe oft Nachweiſungen oder Belehrungen nöthig, die Sie mir mit wenigen Worten geben können und die ich ſelbſt nur mühſam und mit Zeitverluſt würde aufſuchen müſſen. Sie hingegen ſind ein denkender Mann und mit der Philoſophie der Alten und Neuern, ſo gut als ich mit der Dichtkunſt und Geſchichte, bekannt: aber ich ſchmeichle mir doch, daß Sie durch mich auf manche politiſchen und moraliſchen Ideen, ſelbſt in Beziehung auf die Gegenſtände Ihrer philologiſchen

Nachforſchungen, gekommen ſind, die Sie, ohne meinen Umgang, entweder nie oder mühſam und ſpäter gefunden haben würden.

Wenn ich die Geſchichte meines Lebens überdenke: ſo glaube ich in der That, mir das Verdienſt, welches Horaz aus übergroßer Beſcheidenheit zu ſeinem einzigen macht, anmaßen zu dürfen; ich glaube nicht ganz unnütz als Wetzſtein für Andere geweſen zu ſeyn, wenn ich auch, als ſchneidendes Inſtrument, nur wenig ausgerichtet habe. Selbſt in meinen Schriften habe ich die Wiſſenſchaften nicht mit großen und neuen Entdeckungen bereichert: aber ich habe manche Leſer zum Nachdenken gebracht, und ihnen das Selbſtdenken durch mein Beyſpiel und durch manche Beobachtungen über die menſchliche Natur, und deren Verſchiedenheiten erleichtert. So iſt es auch in Abſicht meines Umgangs und der dadurch Andern geleiſteten Dienſte beſchaffen.

Und vorzüglich ſind es die Philologen, deren Schneide ich habe ſchärfen können. Als Jüngling war ich Freund eines weit älteren, mir in vieler Rückſicht unähnlichen Mannes; der durch ſeine bedrückten Umſtände zu allen Sclavenarbeiten der Literatur verdammt, durch ſein Genie zu den mühſamſten weitläuftigſten und ſubtilſten Forſchungen über alte Sprachen, Critik und Geſchichte gemacht, aber bey der Verarbeitung ſeiner oft unermeßlichen Materialien zu wirklich nützlichen Arbeiten, zwar in Gedanken wie im Lateiniſchen Ausdruck, äußerſt genau, aber auch äußerſt langſam, und oft ſein Werk zur Reife zu bringen unfähig war. Dieſer Mann war der vortreffliche, in der Folge allgemein geſchätzte, Reiz. Er fand an dem raſchen, und vielleicht vorlauten Jünglinge, welcher ich damahls war, auch einen Liebhaber der Sprachen und des Alterthums, aber in der That einen Unwiſſenden oder oft ſehr falſch Belehrten; er fand aber zugleich einen, der ſeine nur mit halben Worten ausgedrückten Ideen verſtehen, den ſchwer ſich bey ihm entwickelnden die völlige Deutlichkeit geben, und ſeine einzelnen Winke in einen Zuſammenhang bringen konnte. Ich lernte viel von ihm, ſelbſt in Abſicht der Genauigkeit im Denken und Schreiben: aber er lernte auch von mir, etwas ſchneller denken und vielleicht manchen mehr erweiterten Geſichtspunct über die Gegenſtände ſeiner Unterſuchungen faſſen. Er glaubte durch mich mehr Philoſoph geworden zu ſeyn, ſo wie ich gewiß durch ihn ein beſſerer Schriftſteller, auch in meiner Mutterſprache, geworden bin. Nie hat ein Mann mich aufrichtiger und inniger geliebt: nie hat ein alter großer Gelehrter das Verdienſt, welches ein jüngerer noch unbekannter um ihn haben konnte, mit größerem Danke Zeit ſeines Lebens erwidert.

In meinem Alter, (denn Krankheit macht den Menſchen immer weit älter, als er ſonſt ſeyn würde;) bin ich wieder Freund eines jungen, äußerſt thätigen und in allem, was er thut, ſehr ſchnell zum Ziele eilenden Philologen. Mein Freund Manſo, von dem ich hier rede, iſt mir ſowohl in den Eigenſchaften des Gelehrten, als in denen des Menſchen, weit mehr ähnlich als Reiz es war. Er iſt vielleicht als Sprachforſcher und Alterthumskenner mir nicht ſo weit überlegen, und er kann als Philoſoph meiner beſſer entbehren, als dieſer. Ich geſtehe indeß, daß er mich auf manche Erforderniſſe eines guten Stils und manche Fehler meines eignen aufmerkſam gemacht hat, die ich zuvor nicht ſo gut kannte; daß die Vollkommenheit, welche er als Verſificator in der Dichtkunſt erlangt hat, auch meiner Proſa nützlich geweſen iſt; und daß er, bald durch litterariſche Notizen, bald durch hiſtoriſche Nachrichten, bald durch Aufſchlüſſe, über den Sinn dunkler Stellen in alten Schriftſtellern, mich in meinen Arbeiten unterſtützt hat. Auf der andern Seite, ob er gleich die Sachen ſo wie die Sprache zu unterſuchen verſteht, und ſeine Gedanken ſchnell fließen: glaube ich doch, daß ich ſie zuweilen noch richtiger gemacht, ihm einige neue mitgetheilt, und beſonders ihn auf die aus der Geſchichte und Literatur zu ſchöpfende Menſchenkunde geführt habe.

Iſt es alſo nicht ſchicklich, daß Philoſophie, welche das Band unſrer Freundſchaft geknüpft hat, auch den Stoff zum Denkmahle derſelben für die Zukunft, hergebe?

Sie, liebſter Freund, ſind den geraden Weg zu einem guten Schriftſteller gegangen: ich habe einiger Maßen den verkehrten verfolgt. Sie haben mit Einſammlung des Stoffes, mit Sprachen, Poeſie, Critik und Geſchichte angefangen und ſind zur Philoſophie übergegangen. Ich habe viel frühzeitiger philoſophirt, als ich etwas wußte. Mein erſter Sprachunterricht war ſehr mangelhaft; in der Geographie und ſelbſt der vaterländiſchen Literatur, war ich bis zum zwanzigſten Jahre ſehr unwiſſend; und an der Geſchichte fand ich nicht eher Geſchmack, als bis meine Politik und Moral reif genug waren, um die Begebenheiten unter Geſichtspuncte, aus dieſen beyden Wiſſenſchaften hergeleitet, ſtellen zu können. Selbſt die Dichtkunſt reitzte mich mehr, da ich ſchon für ihre nährenden Früchte den Geſchmack gebildet hatte, als da ich mich bloß an den Blüthen derſelben hätte ergetzen ſollen.

Aber nun ſtudirte ich auch dieſe Gegenſtände, welche gewiſſer Maßen noch neu für mich waren, mit vielem Eifer und mit einem innigen Vergnügen. Um die Zeit, da wir einander kennen lernten, trafen unſre gelehrten Laufbahnen ſchon ziemlich zuſammen: und Sie haben ſich ſeit der Zeit immer mehr genähert.

Es iſt, ſagt Plutarch, einem Leidenden mehr als andern Menſchen erlaubt, ſtolz von ſich ſelbſt zu reden: und Socrates ſagt, daß, wenn der Menſch ſich dem

Ende ſeines Lebens nähere, er die Zukunft deutlicher als in andern Zeiträumen ſeines Lebens voraus ſehe. Dieſes doppelten Vorrechtes will ich mich bedienen. Ich will ein wenig ſtolz reden; und ich will wahrſagen.

Ich glaube voraus zu ſehen, daß Sie mit der Zeit ſich immer mehr mir nähern, — daß Ihre Urtheile über den Werth der Bücher und der Schriftſteller, da wo Sie noch jetzt von den meinigen abgehen, immer mehr mit ihnen übereinſtimmen werden. Sie werden zwar immer Werke, in denen bloß Einbildungskraft herrſcht, etwas mehr als ich ſchätzen, weil der Himmel Ihnen ſelbſt mehr von dieſer Kraft, oder von dem Gefühl der Schönheiten, welche ſie hervorbringt, verliehen hat, als mir: aber Sie werden doch die Werke, in welchen neben den Blüthen der Einbildungskraft auch die Früchte des Verſtandes und der Einſicht zu genießen ſind, in welchen jene bloß den Schmuck und dieſe das Weſen ausmachen, noch weit mehr als jetzt über jene hinwegſetzen. Sie werden einer richtigen und lebhaften Schilderung der Leidenſchaft, beſonders wenn ſie in ſchönen Verſen enthalten iſt, immer einen ſehr hohen Werth beylegen; und ich ſelbſt habe mich oft an dieſen Schilderungen ergetzt: aber Sie werden es doch mit gleichen Unwillen als ich empfinden, wenn auf unrechtmäßige und ſtrafbare Leidenſchaften ſo viel Talent verwandt und ſo viel Anmuth ausgeſtreuet iſt. Nie werden Sie, von den beyden Horaziſchen Endzwecken, den, die Leſer zu vergnügen, bey Ihren ſchriftſtelleriſchen Arbeiten aus den Augen ſetzen; und von der Hand der Dichtkunſt geleitet, werden Sie auch in Ihre Proſa immer mehr Anmuth und

Schmuck bringen, als ich, von trockner Metaphyſik ſpät zu den ſchönen Wiſſenſchaften übergegangen, es konnte: aber der zweyte Endzweck, der zu nützen, d. h. zu belehren oder zu beſſern, wird immer mehr die Oberhand bey Ihnen bekommen, und Ihren Werken ihr endliches Gepräge geben. Indem Sie von der einen Seite ſich von dem bloßen Prunke der Gelehrſamkeit, der jungen Schriftſtellern, beſonders Literatoren, durchaus unentbehrlich iſt, — wäre es auch nur um der allgemeinen Meinung willen, welche darüber in ihrer Claſſe herrſcht, — immer mehr losmachen; werden Sie auf der andern Seite den moraliſchen oder ächt philoſophiſchen Endzweck der Wiſſenſchaft immer höher ſchätzen lernen, und mit keinem Ihrer Werke zufrieden ſeyn, in welchem Sie nicht entweder neue Einſichten für die Menſchen- und Völker-Kunde, die Politik, die Staatswirthſchaft und das geſellſchaftliche Leben verbreitet, oder den Saamen zu Tugenden unter Ihre Leſer ausgeſtreuet hätten.

In dieſer Epoche, — und o möchte ſie doch, wenn auch die letzte, doch eine recht lange, geſunde und freudenvolle Periode Ihres Lebens ſeyn! — werden Sie ſich Ihres alten ſchon lange unter den Menſchen unſichtbaren Freundes Garve erinnern, und werden auch ihn und ſeinen Umgang unter den Werkzeugen und Hülfsmitteln finden, deren die Vorſehung ſich bedient hat, Ihr Genie zur Reife zu bringen, und Ihr gutes Herz bis zu einem wahrhaft ſittlichen Charakter zu erheben.

Doch werden Sie gewiß auch jetzt, bey den Aehnlichkeiten, die ſchon unter uns vorhanden ſind, bis an mein Ende mein Freund bleiben, und wenn natürlicher Weiſe mein Umgang durch meine Krankheit nicht angenehmer werden kann: ſo wird Ihr Herz durch mein Leiden ſtärker an mich gefeſſelt werden. Ich liebe und ſchätze Sie von Herzen.

Breßlau den 3. Nov. 1798.

Garve.

Inhalts-Anzeige.

Erſte Abtheilung.

Seite.

Des Verfaſſers Glaubensbekenntniß.
- Ueber die Triebfedern der Sittlichkeit. — 5.
- — die geſetzgebende Vernunft. — — 23.
- — die ſittliche Freyheit. — — 29.

Zweyte Abtheilung.

Seine Principien.
- Erſtes Princip. — — — 51.
  - 1. Entwickelung des Begriffes von Vollkommenheit und Anwendung deſſelben auf den Menſchen. — — 52.
  - 2. Ideal eines vollkommenen Menſchen. 75.
  - 3. Beweis, daß ein ſolcher Menſch ſittlich gut ſeyn müſſe. Er beſitzt:
    - Klugheit. — — — 99.
    - Mäßigung. — — — 102.
    - Tapferkeit. — — — 135.
    - Gerechtigkeit. — — — 152.
    - 1) inſofern dieſe eine Folge der drey vorhergehenden Tugenden. — — 154.
    - 2) inſofern ſie eine Frucht der Unabhängigkeit, und die Bedingung einer ununterbrochnen angenehmen Thätigkeit. — 1[illegible]8.

Inhalts-Anzeige.

Ob dieß Princip die ſittliche Freyheit aufhebe. — — — S. 189.
Zweites Princip. — — — 195.
Hauptidee des Verfaſſers: das Weſen des durch Handlungen hervorgebrachten Guten beſteht im Hervorbringen, Erhalten und Vervollkommnen; die Natur des Böſen im Zerſtören und Verſchlechtern. Doch dieſes iſt nur ein Theil des ſittlichen Princips, welches eigentlich dreyfach. — 196.
1. das Princip der Schicklichkeit, oder des angezeigten Guten, inſofern eine Handlung auf die Eigenſchaften und den Charakter des Menſchen, welche ſich dadurch äußern, bezogen wird. — — 201.
2. das Princip der Wohlthätigkeit, oder des durch Handlungen hervorgebrachten Guten, inſofern dieſelben auf die guten oder böſen Folgen, welche ſie für andre haben, bezogen werden. 208.
Beſtätigung dieſes Princips.
durch die allgemeingeltenden Urtheile der Menſchen über das Sittliche in einzelnen Fällen. — — — 214.
durch die Verbindung und Uebereinſtimmung mit dem erſten Princip. — 299.
3. Noch werden einige Handlungen des Menſchen bloß deßwegen ſittlich gut genannt, weil ſie zur Aufrechthaltung der geſelligen Ordnung, ohne welche keine ſittliche Bildung im menſchlichen Geſchlechte Statt findet, unentbehrlich ſind. Hieraus entſpringt das Princip der Ordnung. Herleitung der Pflichten der Gerechtigkeit, ſowohl der natürlichen als poſitiven, aus dieſem Princip. — 248.

Ich habe neulich dem Publicum eine Ueberſicht der verſchiednen Moralſyſteme, von Ariſtoteles an bis auf das Kantiſche, dieſes mit eingeſchloſſen, vorgelegt. Ich ſetzte mir bald anfangs vor, meine eignen an mehrern Stellen jener Abhandlung zerſtreuten Ideen am Schluſſe derſelben zu ſammeln und in einem kurzen Zuſammenhange darzuſtellen. Ich wollte zugleich eigne Anſichten der Sittenlehre, welche ſich mir bey meinen Meditationen mehrmahls dargebothen hatten und mir lichtvoll und fruchtbar ſchienen, hinzufügen. Ich nannte jene Recapitulation meiner Ideen mein Glaubensbekenntniß, in ſofern ſie auch die Widerſprüche enthielten, in welchen ich mit meinen Vorgängern und Zeitgenoſſen ſtand. Ich nannte dieſe Anſichten meine Principien, inſofern ſie die allgemeinſten und abſtrakteſten Begriffe enthalten, mit welchen die Reihe der moraliſchen Unterſuchungen anfangen kann.

Bey der Ausarbeitung beyder Stücke wurde ich zu einer größern Weitläuftigkeit verführt, als meiner urſprünglichen Abſicht gemäß war. Was nur der Beſchluß einer Abhandlung ſeyn ſollte, wurde eine Abhandlung ſelbſt: und ich wur de alſo genöthiget, dieſes Glied von dem übrigen Körper zu trennen. Da mir indeſſen doch daran gelegen iſt, die mir, auch nach dem Studium des Kantiſchen Syſtems, übrig gebliebenen und damit nicht harmonirenden Ueberzeugungen einer ältern Zeit dem Publicum im Zuſammenhange darzulegen; da ich auch die beyden allgemeinen Anſichten der Sittenlehre denkenden Männern vorzulegen wünſchte, und vielleicht den mir ähnlichen, die dunkel etwas ähnliches gedacht haben, ein Vergnügen zu machen hoffte: ſo entſchloß ich mich, dieſes Bruchſtück als einen eignen Aufſatz beſonders herauszugeben. Und ich laſſe ihn ſobald als möglich auf jene Ueberſicht folgen: theils weil vieles darin ſich auf Aeußerungen in dieſer bezieht und die Leſer, welche ſich ſchon zuvor mit den abgezogenſten Begriffen der Sittenlehre Anderer vertraut gemacht haben, auch meinen Abſtractionen am leichteſten folgen werden; theils weil in meiner perſönlichen Lage Urſachen genug ſind, das was ich thun will, bald zu thun. Und nun, nach dieſer kleinen Vorrede, übergebe ich dem Leſer den Aufſatz unverändert, ſo wie er, ſeiner erſten Beſtimmung gemäß, geſchrieben war. Wo dieß Unſchicklichkeiten, in einer nun für ſich beſtehenden Abhandlung, hervorbringt; da bitte ich den Leſer um Nachſicht für einen Kranken, der noch denken, aber nicht das, was er geſchrieben hat, wieder durchſehen und in Hauptſachen umändern kann.

I.

Mein Glaubensbekenntniß.

Ich habe es im Grunde ſchon längſt abgelegt. Denn wie wäre es möglich, die Gedanken ſo vieler Andern über einen Gegenſtand darzuſtellen und zu beurtheilen, ohne ſeine eigenen zu entdecken. Ich habe vielleicht von dem Geiſte meiner Philoſophie noch weit mehr verrathen, als nöthig war. Es wird der jetzt herrſchenden Partey der Philoſophen, wenn einige dieſe Schrift würdigen, ſie bis hieher durchzuleſen, nicht entgangen ſeyn, daß ich ein populärer Philoſoph, im ſchlimmſten Sinne des Worts, oder vielmehr, daß ich ein Prediger des allgemeinen Menſchenſinnes, — des Feindes aller ächten Philoſophie, ſey. Ich geſtehe ihnen, daß ſie Recht haben. Ich gebe ihnen auch zu, daß dieſer Menſchenſinn, dem ich anhänge, ſich oft bey zwey Menſchen, und bey einem und demſelben, zu verſchiedenen Zeiten widerſpricht; und daß die Menſchen, ſobald ſie über unſinnliche Gegenſtände reden, oft ſelbſt nicht wiſſen, was ſie wollen. Aber geht es dann der Transſcendental-Philoſophie und den Philoſophen beſſer? Iſt unter ihnen mehr Uebereinſtimmung? und tauſchen ſie nicht oft ihre erſten, von ihnen für unumſtößlich gehaltenen, Principien in kurzer Zeit gegen neue aus? Wenn alſo jene, dem Menſchenſinne mit Recht zugeſchriebenen, Mängel nicht ihm eigen, ſondern Unvollkommheiten der menſchlichen Natur zu ſeyn ſcheinen: ſo fragt ſich nur, können wir uns von allem eine philoſophiſche Erkenntniß erwerben, (welches allerdings beſſer ſeyn würde;) oder müſſen wir uns nicht in vielen Fällen, in Abſicht des Sittlichen, mit den Ausſprüchen unſers Gewiſſens, und in Abſicht der Erkenntniß, mit der Erfahrung, und mit den aus ihr, man weiß ſelbſt nicht wann und wo, gezogenen Reſultaten, — welche eben, wenn ſie in allgemeinen Umlauf kommen, Menſchenſinn genannt werden, — begnügen? Und wenn man nun noch mit der gemeinen Erfahrung und ihren Lehren die Wiſſenſchaften, in welchen die Erfahrungen der Vorwelt, mit allen bisher daraus gezognen Schlußfolgen, geſammelt und geordnet ſind, — die Naturkunde, im weiteſten Verſtande, und die Geſchichte verbindet: könnte nicht vielleicht dieſer, auf eine ſolche Weiſe bereicherte Menſchenſinn, viele Gegenſtände richtiger beurtheilen, als die auf eine einzige Reihe von Ideen ſich einſchränkende und dieſelbe, ohne Einmiſchung anderer Kenntniſſe, verfolgende Philoſophie?

Ich geſtehe ferner, daß ich ſo tief in der Materie ſtecke, daß ich gar keinen andern Weg weiß, zur Erkenntniß der Form zu gelangen, als indem ich ſie in dem Stoff aufſuche, oder ſie aus demſelben entwickle. Ich fange von ſinnlichen Wahrnehmungen an, um zu den höchſten Vernunftwahrheiten, und von ſinnlichen Empfindungen und Trieben, um zu den, dieſe Triebe am meiſten einſchränkenden, ſittlichen Vorſchriften zu gelangen.

Wenn ich den Weg, auf welchem dieſes geſchieht, weitläuftig aus einander ſetzen wollte: ſo würde ich nur dasjenige wiederholen, was ich, bey der Darſtellung des Kantiſchen Syſtems, — um daſſelbe durch die Vergleichung mit ſeinem Entgegengeſetzten zu erläutern, von dem Syſteme der ehemahligen Philoſophie, die ich zugleich für die meinige erkannte, geſagt habe.

Alle Gegenſtände, wenn ſie einmahl hinlänglich deutlich geworden ſind, werden nur verdunkelt, wenn man ſie in ein noch helleres Licht ſetzen will. Ueberdieß würde ich die Gedanken der Philoſophen, mit denen ich übereinſtimme, mit den mir eigenthümlichen zu vermiſchen gezwungen ſeyn: da ich, in dieſem letzten Theile meines Aufſatzes, die Natur ſittlicher Handlungen unter einigen neuen Geſichtspunkten zeigen wollte, die ich bey meinen Vorgängern nicht gefunden habe. Um jedoch das, was ich mein Glaubensbekenntniß genannt habe, nicht unvollſtändig zu laſſen, und doch nicht den Leſer durch Wiederhohlungen zu ermüden, will ich hier nur die Summe meiner moraliſchen Ideen, deren meiſte der Leſer ſchon weiß, unter folgende drey Punkte zuſammenfaſſen: 1) von den Triebfedern der ſittlichen Handlungen; 2) von der geſetzgebenden Vernunft; und 3) von der ſittlichen Freyheit.

In Abſicht des erſten Punkts bin ich überzeugt, daß die Glückſeligkeit, in dem wahren Sinne genommen, eine ſehr würdige, und in der That die einzige Triebfeder ſittlicher Handlungen ſey.

In Abſicht des zweyten Punkts bin ich überzeugt: daß dem wahrhaft ſittlichen Menſchen, ſeine eigne Vernunſt die Regeln ſeiner Handlungen vorſchreiben müſſe; daß aber die Vernunft dieſe Regeln nicht aus ſich ſelbſt, ſondern aus der Erfahrung, und aus den, von allen andern geiſtigen Fähigkeiten eingeſammelten, Kenntniſſen hernehme.

In Abſicht des dritten Punkts bin ich überzeugt: daß der Menſch, wenn er, um ſittlich ſeyn zu können, frey ſeyn ſoll, dieß in der Sinnenwelt ſeyn müſſe; daß aber auch nicht bloß der Glaube an die Sittlichkeit, ſondern wahrſcheinliche Gründe, aus der Natur des Menſchen und der Dinge hergenommen, uns von der Freyheit des erſtern gewiß machen.

1.

Von den Triebfedern der ſittlichen Handlungen.

Zu allen Handlungen des Menſchen, und alſo auch zu den ſittlichen, gehören zwey Dinge: erſtlich Vorſtellungen, nach welchen, — und zweytens Triebfedern und Endzwecke, um derentwillen ſie geſchehen.

Dieſe Vorſtellungen ſind bey dem Thiere, und bey dem Kinde, welches noch Thier iſt, d. h. deſſen Vernunft noch nicht erwacht iſt, bloß ſinnliche Eindrücke. Bey dem Menſchen von gereiftem Verſtande ſind es Kenntniſſe.

Dieſe Erkenntniſſe haben zum Gegenſtande, einmahl, den Menſchen ſelbſt, welcher handelt, ſeine Kräfte, die Beſchaffenheit und den möglichen Gebrauch derſelben, endlich die Anlagen ſeines Verſtandes und die Diſpoſitionen ſeines Gemüths; denn alles dieſes hat auf ſeine Handlungen Einfluß, macht ſie möglich oder unmöglich, und beſtimmt die Art und Weiſe, auf welche ſie geſchehen müſſen. Dieſe Erkenntniſſe gehen zum andern auf die Dinge, mit welchen er zu thun hat; auf die Eigenſchaften derſelben, durch welche beſtimmt wird, wie ſie behandelt werden müſſen; endlich auf ihre Verhältniſſe unter ſich und mit uns ſelbſt und mit andern Dingen, wodurch beſtimmt wird, ob ſie uns nützlich oder ſchädlich ſind, und durch welche, von uns ſelbſt veranſtaltete, Abänderungen ſie das eine oder das andere werden können.

So muß, z. B. jeder Handwerker, bey der Ausübung ſeiner Kunſt, eine Vorſtellung von ſeinen Händen, Fingern und allen ſeinen Gliedmaßen haben, und wiſſen, wie er jedes derſelben bewegen muß, um die vorhabende Arbeit zu vollbringen; er muß ferner Vorſtellungen von dem Material haben, auf welches er ſeine Arbeit wendet, und von der Natur derſelben, ſowohl in ſeinem gegenwärtigen Zuſtande, als in den neuen Formen, welche es durch die Kunſt erhalten kann; er muß endlich eine Vorſtellung von dem Werke haben, welches er aus dieſem Material verfertigen will, von dem Gebrauche, wozu das Werk beſtimmt iſt, und von den Eigenſchaften, welche es haben muß, wenn es wirklich brauchbar ſeyn ſoll.

Dieſe bey einer Handlung nöthigen Vorſtellungen heiſſen alsdann Regeln, wenn ſie auf mehrere Handlungen zugleich gehen, und zum voraus für dieſelben beſtimmen, wie der Menſch ſich dabey benehmen, und ſeinen Gegenſtand behandeln muß, um das beabſichtigte Werk hervorzubringen.

Wenn dieſe Regeln nur auf gewiſſe Theile und Kräfte des Menſchen gehen, und wenn ſie nur auf einen eingeſchränkten Umfang von Gegenſtänden, und den innerhalb deſſelben zu erwartenden Nutzen oder Schaden Bezug haben, ſo ſind es Kunſt- oder Klugheitsregeln: wenn ſie aber auf den ganzen Menſchen, und auf alle Gegenſtände, unter welchen er lebt, und auf deren Verhältniſſe gegen ihn Rückſicht nehmen, ſo ſind es ſittliche Regeln, und die allgemeinſten derſelben heiſſen Geſetze.

Die Kochkunſt nimmt nur auf die Zunge des Menſchen, und auf die Speiſen, welche ſie befriedigen ſollen, und deren Zurichtung Rückſicht, ohne im mindeſten auf die Geſundheit des menſchlichen Körpers zu denken. Die Regeln der Artigkeit und des guten Anſtandes, nehmen bey dem artigen Menſchen ſelbſt nur auf ſeinen Körper, auf die angenehmen Stellungen und die leichten Bewegungen deſſelben, auf den Wohlklang und allenfalls auf die Ausdrücke ſeiner Rede, und bey andern Menſchen nur auf das Wohlgefallen Rückſicht, welches ſie an ſchönen Formen und graziöſen Bewegungen finden.

Die Regel hingegen, „was du willſt, daß Andere dir thun ſollen, das thue du ihnen auch,“ nimmt auf den ganzen Menſchen, welcher handelt und auf alle Menſchen, mit welchen er in Gemeinſchaft tritt, Rückſicht, — das Erſte, inſofern ſie alle körperliche Bewegungen ſowohl als geiſtigen Handlungen einſchränkt und anordnet, und dadurch für das Wohlſeyn von Körper und Geiſt ſorgt, das Andre, inſofern ſie auf die allgemeine Natur der Menſchen, zu welcher Gleichheit unter ihnen gehört, gegründet iſt, und die allgemeinſten Forderungen aller Menſchen an uns befriediget. Dieß iſt alſo eine ächtſittliche Regel.

Außer den Vorſtellungen, welche zu jeder Handlung gehören, ſind aber auch noch Triebfedern nöthig, welche den Menſchen bewegen, ſie zu thun. Dieſe beyden Sachen ſind weſentlich von einander unterſchieden, und in der menſchlichen Natur getrennt. Aus einer bloßen Regel, alſo auch aus einem Geſetze, kann nie eine Triebfeder werden. —

Doch ſind dieſe Triebfedern im Grunde auch Vorſtellungen, nur Vorſtellungen einer gewiſſen Art. So wie die meiſten übrigen nur auf gewiſſe Objecte gehen, und unſer eignes Selbſtbewußtſeyn in dieſem Momente durch die Aufmerkſamkeit auf etwas das, außer uns iſt, ſchwächen: ſo gehen diejenigen Vorſtellungen, welche fähig werden ſollen, Triebfedern zu ſeyn, d. h. Begierden zu erregen, oder den Willen zu bewegen, ganz auf uns ſelbſt und auf unſern eignen Zuſtand, und zwar zuerſt auf unſern gegenwärtigen, und ſchärfen gleichſam das Selbſtbewußtſeyn. Der Menſch, der nichts als die Idee von einem Brote hätte, und nie den eignen Zuſtand eines Hungrigen oder den Zuſtand deſſen, der bey großem Hunger ein Stück Brot iſſet, gekannt hätte, würde niemahls gereitzt werden, nach dieſem Brote zu langen, oder es ſich ſogar durch viele Arbeit zu verſchaffen.

Eine ſolche Vorſtellung unſers eignen Zuſtandes, und deſſen beſonderer Beſchaffenheit heißt im allgemeinen Empfindung, und Empfindungen ſind alſo das Element der Triebfedern und Bewegungsgründe.

Doch muß man, um ehrlich zu ſeyn, geſtehen, daß in der Empfindung, außer der Vorſtellung unſers eignen und zwar eines gegenwärtigen Zuſtandes, noch etwas Anderes liege, welches niemand erklärt hat. Man kann ſich nähmlich ſein Selbſt, ſeinen Körper und den eben jetzt gegenwärtigen Zuſtand irgend eines Gliedes bloß als Object vorſtellen, wobey derſelbe gleichſam wie außer uns tritt, und ſein Intereſſe verliert. Der Kranke kann, in dem Augenblicke des Schmerzens ſelbſt, ſich das Glied, welches leidet, nach ſeiner Geſtalt und Beſchaffenheit vorſtellen, und vielleicht darüber philoſophiren. Aber zu gleicher Zeit iſt noch eine andere Vorſtellung dieſes Gliedes, mit dem ſtärkſten Selbſtbewußtſeyn vereiniget, in ihm vorhanden, wodurch eben der Schmerz erregt wird. Der Unterſchied zwiſchen dieſen beyden gleichzeitigen Vorſtellungen iſt ſo einfach oder ſo fein, daß er allen unſern Unterſuchungen entgeht, und ſich wenigſtens nicht durch Worte ausdrücken läßt.

Man wird alſo noch hinzuſetzen müſſen, daß nur diejenigen Vorſtellungen unſers gegenwärtigen Zuſtandes geſchickt ſind, Triebfedern zu werden, welche wahre Empfindungen ſind, d. h. mit welchen es unmittelbar und nothwendig verbunden iſt, daß der Menſch dieſem ſeinen jetzigen Zuſtande entweder einen Vorzug vor dem vorhergehenden, oder überhaupt vor andern ſchon erfahrnen Zuſtänden gebe, oder daß er ihn dieſen nachſetze und daher ungern wähle.

Die erſten Empfindungen, welche das Kind hat, und die erſten Triebfedern, welche ſich bey ihm entwickeln, ſind eben ſo wie beim Thiere, welchem es ähnlich iſt, körperlich. Anfangs der Schmerz und dann die Luſt, ſetzen es zuerſt in Bewegung.

Doch giebt es unter dieſen körperlichen Triebfedern ſelbſt, ſehr frühzeitig einen Unterſchied. Einige ſind Empfindungen, welche bloß aus einem einzigen Gliede oder Organe des Körpers entſtehen, und uns bloß einen uns wohlgefälligen Zuſtand dieſes Organs vorſtellen: andre hingegen entſtehen aus dem Zuſtande des ganzen Körpers, und aus derjenigen Vorſtellung deſſelben, welche, mit dem ſtärkſten Bewußtſeyn des Daſeyns begleitet, Wohlgefallen nach ſich zieht. Das Kind, welches nach einem ſüßen Safte den Mund öffnet, wird nur durch die Vorſtellung, von einem gewiſſen Zuſtande ſeiner Zunge und ſeines Gaumens, den es ſchon zuvor erfahren hat, dazu bewegt. Das entwindelte Kind, welches im Bade ſeiner Mutter entgegen lächelt, drückt dadurch das Wohlbefinden ſeines ganzen Körpers und die Vorſtellung deſſelben aus.

Die Triebfedern, welche bloß aus den Empfindungen, und alſo aus einem gewiſſen Zuſtande einzelner körperlichen Organe entſtehen, ſind von ſittlichen Triebfedern am weiteſten entfernt, ſo wie diejenigen Regeln der Handlungen am wenigſten ſittlich ſind, welche die eingeſchränkteſten ſind, und auf die kleinſten Endzwecke und die kürzeſte Dauer gehen.

Die Empfindungen, welche aus dem Zuſtande des ganzen Körpers entſtehen, ſind ſchon etwas edler und treten den ſittlichen näher. Der, welcher ſich, durch das Wohlbefinden eines geſunden Körpers, zum Genuſſe der Nahrungsmittel und zur Wahl derſelben bewegen läßt, iſt augenſcheinlich über denjenigen erhaben, welcher bloß ißt, weil es ihm wohl ſchmeckt und bloß dasjenige eſſen will, was ihm am beſten ſchmeckt.

Im Körper aber unterſcheidet ſich unter den Zuſtänden deſſelben noch ein beſonderer Zuſtand, welcher die Thätigkeit deſſelben heißt: da in den bisher angeführten Zuſtänden der Menſch ſich größtentheils leidendlich befand. Ein jedes Glied des Körpers, wenn es in Bewegung iſt, und wenn es ſeine Kraft äußert, giebt, wofern jene Bewegung und Kraftäußerung dem Baue und der Stärke des Gliedes angemeſſen iſt, eine zweyte Art von Vorſtellungen, mit welcher eine zur Handlung reitzende Empfindung oder eine Triebfeder verbunden iſt. Der junge Menſch findet ſein größtes Vergnügen am Laufen, Springen, Ringen, und das Stillſitzen iſt ihm der Tod. Auf der Empfindung, welche aus einer behenden Bewegung oder aus einer geſchickten Thätigkeit, es ſey eines Gliedes, oder des ganzen Körpers, entſteht, beruht größtentheils das Vergnügen, welches der Tanz und das Reiten verurſachen. Und dem älteſten Manne iſt ein Spaziergang, bloß als Gang, etwas Angenehmes.

Dieſe Triebfeder, oder dieſes Vergnügen, welches in der Bewegung des Körpers liegt, iſt ein zweyter Uebergang von dem Sinnlichen zu dem Sittlichen: da bey dieſem letztern alles auf Thätigkeiten beruht, und der Zuſtand, der den Charakter des Tugendhaften begleitet, nicht anders, als durch tugendhafte Handlungen, wahrgenommen wird.

Auf die Bewegung des Körpers folgen die Thätigkeiten der verſchiedenen Seelenkräfte: wovon jede, wenn ſie frey, ohne Zwang, in einem ihr angemeſſenen Wirkungskreiſe thätig iſt, und ſelbſt angeſtrengt arbeitet, dem Menſchen dasjenige Vergnügen macht, welches ihn am längſten unterhält, und alſo zur Zufriedenheit ſeines Lebens am meiſten beyträgt.

Die lange Weile iſt das Entgegengeſetzte dieſes Vergnügens. Sie kann bis zum ſchmerzhafteſten Gefühle ſteigen. Eine größere Anzahl von Menſchen hat ſich ſelbſt entleibt, um einer, aus melancholiſchem Temperamente oder aus einer Ueberſättigung der Sinne entſtehenden, immer währenden langen Weile zu entgehn, als um einen poſitiven Schmerz zu endigen.

Zuerſt kommen die Thätigkeiten des Verſtandes. Seine Wißbegierde zu befriedigen, ſeinen Scharfſinn, oder ſeine Kenntniſſe zu zeigen, einen witzigen Einfall zu ſagen, oder einen zu höten: dieß iſt das vornehmſte Vergnügen, welches der gebildete Menſch im Umgange findet. Auch die Amtsgeſchäfte werden dadurch angenehm, daß ſie dem Verſtande etwas zu denken geben, und ihm Gelegenheit verſchaffen, ſeine Einſichten, vor den Augen anderer, zu erheblichen Zwecken anzuwenden.

Dann folgen die Thätigkeiten des Herzens, d. h. der durch den Verſtand geordneten Neigungen gegen einzelne oder wenige Perſonen. Alle dieſe erregen angenehme Empfindungen und geben dem Menſchen die mächtigſten Triebfedern. Die eigentlich ſo genannte Liebe, die ſtärkſte unter allen, iſt am meiſten mit Sinnlichkeit gemiſcht. Die Freundſchaft, nicht weniger ſtark, iſt es am wenigſten. Zwiſchen beyden liegt das Wohlwollen und die Gutthätigkeit. Diejenigen Menſchen, welche andern viel Gutes thun, wiſſen, wie ſehr eine erwieſene Wohlthat reitzt, eine zweyte zu erweiſen.

Dieſe Triebfedern, die in Thätigkeiten des Verſtandes und Herzens liegen, ſchränken ganz natürlicher Weiſe die bloß ſinnlichen ein, erſtlich, weil jene Vergnügungen, wenn ſie dem Menſchen einmahl durch Erfahrung bekannt werden, ihm ſelbſt von größerm Werthe und ſogar reitzender, als die Luſt der Sinne, zu ſeyn ſcheinen; zweytens, weil jene oft nicht genoſſen werden können, als mit Aufopferung des ſinnlichen Vergnügens, und weil ſie alſo den Menſchen zu dieſen Aufopferungen gewöhnen. Eben ſo werden durch die *Regeln* des gereiften Verſtandes und der Erfahrung diejenigen Vorſtellungen modificirt und berichtigt, welche den bloß ſinnlichen Trieb begleiten und ihm ſeine Richtung geben.

Endlich folgen die Thätigkeiten der Vernunft. Denn ſo will ich, da Kant einmahl dieſen Unterſchied gemacht hat, den völlig gereiften oder vollendeten Verſtand nennen; dieſe haben es mit der An- und Unterordnung aller andern Thätigkeiten, mit der Beſtimmung ihres Maßes, und mit der Vereinigung ihrer beſondern Endzwecke zu einem allgemeinen zu thun.

Auch dieſe Thätigkeiten ſind mit angenehmen Empfindungen verbunden, in welchen zugleich Triebfedern, — und zwar eben die Triebfedern der Sittlichkeit liegen.

Und wenn man aus der Analogie mit den übrigen einander untergeordneten Seelenkräften urtheilen darf, — bey welchen die Thätigkeit der höhern Kraft, nicht nur das edlere, ſondern auch, bey längerer Fortdauer derſelben, das angenehmere Vergnügen gewährt, und die aus den Aeußerungen der niedrigern Kräfte entſtehenden Triebfedern leicht einſchränkt: ſo müſſen auch die Thätigkeiten der Vernunft, welches zugleich ſittlich gute

Handlungen ſind, die ſtärkſten derjenigen Empfindungen bey ſich führen, welche zu Triebfedern dienen können.

Und dieſe Thätigkeiten der Vernunft haben noch das Vorzügliche, daß ſie, außer dem Angenehmen, — oder, wenn man dieſes Wort der Sinnlichkeit allein gewidmet hat, — außer dem Anziehenden, den Willen bewegenden, welches ſie, als Kraftäußerungen des oberſten Seelenvermögens, in ſich ſelbſt enthalten, noch mit der Erinnerung, oder der Hoffnung aller der Annehmlichkeiten verknüpft ſind, welche in der Uebung der übrigen Kräfte liegen; indem die Vernunft dieſen, durch ihre weiſen Anordnungen, ihre freye und am wenigſten gehinderte Wirkſamkeit ſichert. Der weiſe, gerechte und in ſeinen Begierden mäßige Menſch, weiß, außerdem, daß er, bey dieſem wohlgeordneten Zuſtande ſeines Geiſtes, ſich unmittelbar beſſer befindet, auch noch, daß es, bey einer ſolchen Aufführung, weder ſeinen Sinnen an einer hinlänglichen Befriedigung, noch ſeinem Verſtande an freyer Denkkraft und gutem Erfolge in den Wiſſenſchaften, noch ſeinem wohlwollenden Herzen an Freunden fehlen werde.

So wie überhaupt die Menſchen in ihren Begriffen von dem Unbeſtimmtern und mehr Umfaſſenden zu dem Beſtimmtern und Eingeſchränktern fortgegangen ſind: ſo haben ſie es auch in der Unterſcheidung und Benennung derjenigen Vorſtellungen gemacht, welche die itzt erklärte anziehende und bewegende Kraft in ſich enthalten. Sie haben dieſe ganze große Klaſſe Anfangs zuſammengeworfen; und das Wort gut iſt in allen Sprachen gewählt und gebraucht worden, jene Vorſtellungen, ihre Gegenſtände und Urſachen, ohne Unterſchied, zu bezeichnen.

Man entdeckte in der Folge, — von der einen Seite, — daß von jenen anziehenden und ein Verlangen erweckenden Vorſtellungen, einige ganz allein aus dem Körper, und den ſinnlichen Werkzeugen ihren Urſprung nehmen, und daß ſie bloße Eindrücke fremder Gegenſtände auf uns ſind, bey welchen wir uns größten Theils leidend verhalten; — daß andere hingegen von dem in uns lebenden und denkenden Weſen, durch welches auch der Körper erſt belebt wird, herrühren, und in Thätigkeiten der Kräfte dieſes Weſens, d. h. des Geiſtes, ihre erſte Quelle haben. Von der andern Seite fing man an, den höhern Werth des Geiſtes vor dem des Körpers, und den Vorzug der Selbſtthätigkeit vor einem bloß leidenden Gefühle einzuſehen: Nun ſchränkte man den Begriff und den Nahmen des Guten ein. Bisher hatte man jeden, dem Menſchen als begehrungswürdig erſcheinenden, Zuſtand und jedes Object, welches einen ſolchen Zuſtand veranlaßt, mit dieſem Nahmen benannt. Jetzt wurde, ſelbſt im gewöhnlichen Sprachgebrauche, nur dasjenige Begehrungswürdige und Begierden Erweckende, welches aus dem Geiſte und aus Selbſtthätigkeiten entſteht, gut genannt: und für die Sinne, den Körper und die bloß leidenden Gefühle, wenn ſie auch den Menſchen in einen Zuſtand verſetzen, welcher ihm gefällt, wenn er da iſt, und Verlangen erregt, nachdem er aufgehört hat, erfand man andere Wörter, z. B. Angenehm, Reitzend, u. ſ. w. um dieſe Begierden erweckende Kraft ihrer Vorſtellungen und ihrer Gegenſtände anzudeuten. Eine wohlſchmeckende Speiſe, eine dem Auge wohlthuende Farbe, ein dem Ohre ſchmeichelnder Ton hießen nur angenehm: aber Wiſſenſchaft, Freundſchaft, wohl gelingende Geſchäfte hießen gut.

Man dehnte dieſen Nahmen auch noch auf die Geſundheit, den Reichthum, die Ehre, und alles dasjenige aus, was, — mit dieſen analogiſch, — nicht ſowohl unmittelbar Vergnügen erweckt, als vielmehr die Mittel enthält, und dem Menſchen das Vermögen darreicht, ſich vielerley Vergnügen zu verſchaffen. Und man that dieß nicht mit Unrecht; obgleich die Geſundheit auch etwas Körperliches iſt; und obgleich Reichthum, Ehre, u. ſ. w. ebenfalls von den Meiſten nur als Mittel zu ſinnlichen Vergnügungen geſucht werden. Denn die genannten Gegenſtände hängen doch mit den geiſtigen Gütern zuſammen, und ſetzen die Thätigkeit des Verſtandes voraus. Das bloße Thier verlangt nicht geſund zu ſeyn, — es verlangt nur, ſich in dieſem Augenblicke wohl zu befinden, und den gegenwärtigen Schmerz wegzuſchaffen. Der Begriff der Geſundheit ſetzt ſchon die Vorherſehung der Zukunft, und die Ueberſicht einer langen Zeit voraus; welches beydes nur dem Verſtande möglich iſt. Und die Erhaltung der Geſundheit erfordert die Mäßigung der ſinnlichen Genüſſe, beſonders eines der größten unter ihnen, des Genuſſes von Speiſe und Trank: — eine Mäßigung, zu welcher der Verſtand die Regeln hergeben muß; und welche dem Menſchen faſt nur dadurch möglich wird, daß der Verſtand ihm eine andere Unterhaltung verſchafft.

Was Reichthum, Ehre und die dieſen ähnlichen Güter betrifft: ſo ſind dieſelben, erſtens, bloß entfernte Mittel zum ſinnlichen Genuſſe; — und entfernte Mittel zu einem Zwecke kann ſich nur der Verſtand ausdenken. Sie ſind, zum andern, nicht bloß Mittel, ſich die Gegenſtände und Werkzeuge des Vergnügens zu verſchaffen, — ſondern auch Mittel, die Geiſtes-Cultur zu befördern und wohlthätige Abſichten auszuführen.

Bey dieſer Einſchränkung der Bedeutung von dem Worte Gut, iſt der gemeine Sprachgebrauch ſtehen geblieben: eben weil die Menſchen mit ihren Begriffen dabey ſtehen geblieben ſind, den höhern Adel des Geiſtes und einer verſtändigen Selbſtthätigkeit vor dem Körper und ſinnlichen Gefühlen anzuerkennen.

Entweder haben ſie den Unterſchied zwiſchen Geiſtes-Uebung, verſtändig geführten, und zum Beſten der Familien oder des Staats abzweckenden Unternehmungen, und aus bloßem guten Herzen erwieſenen Wohlthaten; und zwiſchen Thätigkeiten der Vernunft, in obigem Sinne, gar nicht bemerkt, ſondern alle jene Handlungen geradezu für ſittliche Handlungen angeſehen: oder, wenn ſie auch erkannt haben, daß die edlen Triebfedern der Wißbegierde und des Wohlthuns einer noch höhern Triebfeder untergeordnet ſind, — dem Verlangen nehmlich, alles innerhalb unſrer kleinen Welt wohl geordnet, und alle Triebe und Beſtrebungen mit einander in Harmonie gebracht zu haben: ſo haben ſie doch, zwiſchen jenen Gütern und dieſem, nur einen Unterſchied der Grade nicht der Art angenommen.

Nur einige Philoſophen, z. B. die Stoiker, ſind noch weiter gegangen, und haben bloß jene oberſte Thätigkeit oder die Tugend gut genannt. Was haben ſie aber dadurch gewonnen? Den Unterſchied zwiſchen einem verſtändigen Manne und einem Dummkopfe, zwiſchen Müßiggang und Fleiß, zwiſchen einem liebevollen und einem harten Herzen, — ja ſelbſt zwiſchen Reichthum und Armuth zwiſchen Ehre und Schande, u. ſ. w. konnten ſie nicht läugnen. Womit hätte ſich ſonſt ihr tugendhafter Mann beſchäftiget, wenn er nicht nach einem dieſer Endzwecke getrachtet hätte? — Alſo mußten ſie, um dieſen Vorzug der geringern Güter vor ihrem Entgegengeſetzten anzudeuten, ein neues Wort erfinden. Dieß thaten ſie auch wirklich. Geſundheit, gebildeter Verſtand, gutes Herz, eben ſowohl, als Reichthum und Ehre, hießen bey ihnen προηγμένα, anteponenda, vorzuziehende Dinge. Aber dieſe Veränderung der Nahmen veränderte die Schätzung der Dinge im menſchlichen Herzen nicht.

Eben ſo iſt es mit dem Worte Glückſeligkeit gegangen. Es ſetzt zu dem Begriffe des Guten den des Immerwährenden hinzu. — Ein immerwährender wünſchenswerther Zuſtand iſt dasjenige, was man urſprünglich, und auch bis jetzt noch, im gemeinen Sprachgebrauche darunter verſtand; wobey man nicht unterſchied, ob dieſes Fortwähren des Angenehmen und Reitzenden von einer beſtändigen Abwechſelung verſchiedner Arten der Sinnen-Luſt, oder von der Verbindung derſelben mit dem Vergnügen an Wiſſenſchaft, Arbeit, Umgang, u. ſ. w. her käme, oder ob auch die Selbſtzufriedenheit über die wohlgewählte Anordnung aller Genüſſe und Thätigkeiten und das Innere Wohlgefallen einer eben ſo in ſich geordneten Seele an ihrem Zuſtande dazu mit, und vielleicht das Meiſte, beytrage.

Das Vergnügen der Sinne wurde frühzeitig von dem Begriffe der Glückſeligkeit ausgeſchloſſen, oder doch bey demſelben ins dunkle geſtellt. Und dieſes geſchah ganz natürlicher Weiſe: einmahl, weil dieſe Vergnügungen am wenigſten fähig ſind, immer während zu ſeyn und unſre ganze Zeit auszufüllen. Eine gute Mahlzeit ergetzt ſehr; aber ſie iſt bald vorüber. Muſik, das Sehen ſchöner Farben und Geſtalten, auch ſelbſt die angenehme körperliche Bewegung, z. B. der Tanz, ermüdet in kurzem. Es müſſen immer große Zwiſchenräume zwiſchen ihnen ſeyn, wenn ſie ihren Reitz behalten ſollen. Und dieſe Zwiſchenräume auszufüllen, und ſelbſt das ſinnliche Vergnügen, während der Zeit, da man es genießt, ſchmackhafter zu machen, ſind jene Thätigkeiten des Verſtandes und Herzens, welche man theils Unterhaltungen theils Geſchäfte nennt, allein geſchickt. Aber auch dieſe können nicht ununterbrochen ſeyn. Krankheit, Ermüdung, viele andere Hinderniſſe machen dieſe Kraftäußerungen oft unmöglich. Nur allein die Thätigkeit der höheren Vernunſt kann ohne Ausnahme ſich immer äußern und jeden Moment des Lebens ausfüllen. Man kann, geſund und krank, ermüdet oder ſtark, auf gleiche Weiſe recht und ſchicklich, oder unrecht und verkehrt handeln. Um deßwillen hängt ſich der Begriff der Glückſeligkeit zuletzt ſo genau und faſt ausſchließend an die Tugend: weil ſie es allein iſt, welche den begehrungswürdigen, — oder, um eine gemeinere Sprache zu reden, den angenehmen Zuſtänden des Menſchen das Zuſammenhängende und das Fortwährende geben kann. Wobey indeß jene untergeordneten, mehr unterbrochenen Vergnügungen nicht ausgeſchloſſen ſind, vielmehr zur Vollſtändigkeit der Glückſeligkeit nicht entbehrt werden können.

Kann nun, nach dieſer Auseinanderſetzung, die Ausübung der Tugend ohne Rückſicht auf Glückſeligkeit beſtehen? können die Principien der Sittlichkeit, ohne die Triebfeder von dieſer zu Thätigkeiten und Handlungen werden? und iſt, eben nach jener Auseinanderſetzung, die Glückſeligkeit, als Triebfeder oder Endzweck, unter der Würde der Tugend?

2.

Von der geſetzgebenden Vernunft.

Ich erkenne es für wahr: daß ein Menſch, der nur von andern gelenkt und regiert wird, — wenn er auch gut regiert wird, dadurch noch nicht zeigt, daß er ſelbſt gut ſey. Ein Sohn, der bloß aus Gehorſam gegen ſeinen Vater, — wäre derſelbe auch ohne alle Furcht, — ſelbſt der aus Liebe für ſeine Mutter und aus Achtung für ihre letzten Ermahnungen, auf der hohen Schule, ſparſam, eingezogen und fleißig iſt, kann noch nicht für einen guten Haushälter und für einen wahren Freund der Wiſſenſchaften gehalten werden, bis er, auch ohne Einfluß der väterlichen Autorität und der kindlichen Liebe, ſeine Einkünfte ordentlich verwaltet, und die Studien den Ergetzungen vorzieht. Nur alsdann, wenn der Menſch keinen Oberherrn oder Aufſeher ſeiner Handlungen hat; wenn er niemanden, als ſich ſelbſt Rechenſchaft zu geben ſchuldig iſt; wenn er ſelbſt das Urtheil Anderer nicht zu fürchten hat, weil er gewiß iſt, daß ſeine Handlungen niemanden bekannt werden: — nur alsdann beweiſt er durch die Aufführung, die er beobachtet, welchen ſittlichen Charakter er habe, und was er ſelbſt für gut oder für böſe halte. Er muß ſich ſelbſt die Regeln, wonach er handelt, vorſchreiben, damit man ſehe, daß er die nöthige Einſicht beſitzt: und er muß die Bewegungsgründe, um derentwillen er dieſe Regeln befolgt, bloß aus ſich ſelbſt hernehmen, damit man gewiß hoffen könne, ihn immer gut und pflichtmäßig handeln zu ſehen.

Dieß ſind die allgemeinen Meinungen vernünftiger Menſchen, und bey denſelben liegt der Satz zum Grunde: daß bey Handlungen, die als ſittlich gut angeſehen werden ſollen, der Menſch ſein eigener und einziger Geſetzgeber ſeyn müſſe, ſowohl in ſofern er ſich ſelbſt die Vorſchriften ſeiner Aufführung giebt, als inſofern ſein freyer, aber ſtets guter Wille, dieſen Vorſchriften zu folgen geneigt iſt.

Ich gebe ferner zu, daß, wenn man die Theile, oder Kräfte im menſchlichen Geiſte unterſcheidet, es die Vernunft, d. h. die Erkenntniß- und Denkkraft, in ihrer höchſten Ausbildung, ſey, welche die Geſetze giebt, und der ſich die übrigen Kräfte in ihren Thätigkeiten unterwerfen müſſen. Aber ich kann mich nicht überzeugen, daß dieſe geſetzgebende Vernunft von ſo ganz eigenthümlicher Art, daß ſie von allen andern Seelenkräften, und ſelbſt von der mit ihr gleich benahmten theoretiſchen Vernunft ſo abgeſondert und über dieſe ſo erhaben ſey, und ihrer, um die ſittlichen Geſetze zu geben, ſo wenig bedürfe, als dieß alles von der praktiſchen Vernunft, im Kantiſchen Syſteme, angenommen wird.

Nach dem meinigen ſind die ſinnlichen Wahrnehmungen die Grundlagen aller unſerer Einſichten: und die ſinnlichen Gefühle die erſten Triebfedern, und gewiſſer Maßen auch die Grundlagen aller übrigen.

So wie der Verſtand aus den alltäglichen Wahrnehmungen, nach und nach, Erkenntniſſe bildet: ſo veredlen ſich, nach einer Stufenleiter, welche in dem Weſen der menſchlichen Natur liegt, die Gefühle und Triebfedern einzelner Sinne zu denen, welche auf den ganzen Körper, — dann zu denjenigen, welche auf Verſtand und Herz Beziehung haben.

Wenn endlich der Verſtand zu ſeiner völligen Reife gelangt iſt; wenn er die Erkenntniſſe ſo weit entwickelt hat, daß ſeine Einſichten ſich nicht bloß auf einzelne Gegenſtände und Geſchäfte, oder ſelbſt ganze Wiſſenſchaften erſtrecken, ſondern das ganze menſchliche Leben, dem Zuſammenhang des Menſchen mit Andern, und des ganzen Menſchengeſchlechts mit der übrigen Natur umfaſſen; und wenn endlich die Erfahrungen, welche das thätige Leben angehen, ſo vollſtändig geſammelt und ſo wohl geordnet ſind, als dem Menſchen möglich iſt: dann iſt der Verſtand mit allen nöthigen Datis verſehen, um ſittliche Vorſchriften zu geben. Dieſer gereifte und ſo viel als möglich bereicherte Verſtand iſt eben das, was man im philoſophiſchen Sprachgebrauche Vernunft nennet. Und in ſo fern iſt es auch dieſe allein, welcher es gebühret, Geſetze zu geben. An die vollkommnern und mehr umfaſſenden Einſichten knüpfen ſich auch die edleren Triebfedern an. So wie der Menſch einſichtsvoll wird, um zu erkennen, was ſittlich gut ſey: ſo wird er auch empfindlich für das in der Tugend liegende Anziehende und Wünſchenswerthe. Und in ſo fern enthält die Vernunft in ſich ſelbſt die Bewegungsgründe zur Befolgung ihrer Geſetze.

Hieraus erhellet zu gleicher Zeit, daß die Sittlichkeit nicht das Werk eines Menſchenalters und einer Generation iſt. Sie hat im menſchlichen Geſchlechte ſich eben ſo nach und nach entwickeln und gleichſam erwachſen müſſen, wie ſie noch jetzt in jedem einzelnen Menſchen erwächſt und ſich entwickelt. Sie ſetzt, wie wir geſehen haben, die höchſte Erweiterung der Seelenkräfte und eine gewiſſe Vollſtändigkeit der Einſichten voraus. Der Verſtand muß fähig werden, gleichſam den Plan des menſchlichen Lebens und ſelbſt den der Schöpfung zu überſehen: und die Begierden des Menſchen müſſen von den Genüſſen einzelner Momente, und von einzelnen dazu hinreichenden Gegenſtänden auf die Glückſeligkeit im Ganzen und auf alles, was dieſe ſtören oder hervorbringen kann, übergegangen ſeyn. Die Sittlichkeit ſcheint mir gleichſam die letzte reifſte Frucht dieſer koſtbaren Planze, des Menſchen, zu ſeyn: wovon die Sinnlichkeit der Keim, Verſtand, Wiſſenſchaft und Fleiß in den künſtlichen und mechaniſchen Arbeiten des geſelligen Lebens die Blüthe, und die Sittlichkeit und Tugend die reiſe Frucht iſt. Alle dieſe Stücke gehören zuſammen. Keine Blüthe ohne Keim; keine Frucht ohne Blüthe. Und nicht jede Pflanze bringt es in einem Jahre in ihrer Entwickelung ſo weit, um reiſe Früchte zu tragen. Die edelſten Bäume, beſtimmt Jahrhunderte lang zu dauern, bleiben am längſten unfruchtbar: und ſelbſt ihre erſten Blüthen ſind ſelten von reiſen Früchten begleitet.

Das Reifen des Menſchengeſchlechtes, bey welchem alle ſeine Generationen, mehr als bey Pflanzen und Thieren, ein Ganzes auszumachen ſcheinen, weil die folgende Generation auf demſelben Wege weiter fortgeht, wo die vorhergehende ſtehen geblieben war, dauert natürlicher Weiſe am längſten.

Es giebt noch ganze Völker, welche nicht bis zur Sittlichkeit durchgedrungen ſind: weil bey ihnen noch viele Seelenkräſte ſchlafen, welche zuvor in Thätigkeit ſeyn müſſen, und viele Erkenntniſſe und Triebfedern mangeln, aus welchen die ſittlichen Geſetze und ihr Einfluß auf den Menſchen entſpringen müſſen. Es giebt ſogar bey cultivirten Völkern noch einzelne Perſonen, bey welchen es an dieſer oberſten Vernunft und an moraliſchen Empfindungen fehlt.

Dieſes alles würde, nach meinem Urtheile, nicht Statt finden, wenn die praktiſche Vernunft ein ſolches höchſtes, allen Menſchen eignes, und von allen andern Fähigkeiten und Trieben unſrer Natur abgeſondertes Princip wäre, als das Kantiſche Syſtem annimmt.

3.

Von der ſittlichen Freyheit.

Ich erkenne es für wahr an, daß dasjenige, was im Kantiſchen Syſteme Vernunftglauben heißt, in der menſchlichen Natur wirklich vorhanden ſey: und ich ſelbſt glaube auf dieſe Weiſe an die Freyheit des Menſchen. Aber ich glaube nicht allein an ſie, ſondern einige ſchwache Spuren der Erfahrung machen ſie mir auch wahrſcheinlich, ob ich gleich die Schwierigkeiten nicht zu heben weiß, die eben dieſe meine Erfahrung jener Wahrſcheinlichkeit entgegenſtellt.

Ueberhaupt ſcheint mir der Vernunftglaube ſehr geſchickt zu ſeyn, eine mangelhafte Erkenntniß und eine unvollſtändige Ueberzeugung zu ergänzen; aber nie, ganz allein, jene erſetzen und dieſe grünben zu können. Im letztern Fall ſcheint er mir nicht viel mehr, als ein frommer Wunſch zu ſeyn; mit andern, aus der Erkenntniß des Objects gezognen, Gründen kann er auch eine vollkommne Gewißheit bewirken.

Ich verſtehe nähmlich unter dem Vernunftglauben diejenige Art der Gewißheit, welche daraus entſteht, daß ich eine andere Sache für wahr halte, und dieſe nicht wahr ſeyn könnte, wenn nicht jene erſte Sache auch wahr wäre. So glaube ich an die Freyheit, wenn ich mich nur deßwegen für frey halte, weil ich die Ueberzeugung habe, ein ſittliches Weſen zu ſeyn, welches nicht Statt findet, wenn ich nicht für meine Handlungen verantwortlich bin, welches hinwiederum die Freyheit vorausſetzt.

Wenn der erſte Satz, um deſſentwillen ein zweyter, als eine unerläßliche Bedingung (oder eine conditio sine qua non) von deſſen Wahrheit angenommen wird, — 1) apodiktiſch oder ſonſt vollkommen gewiß iſt; wenn 2) der Beweis des erſten geführt werden kann, ohne daß der zweyte dabey ſchon vorausgeſetzt wird; und wenn 3) die, als unentbehrlich vorausgeſetzte Behauptung, an ſich nicht nur nicht unmöglich iſt, ſondern auch keine Schwierigkeiten, ja ſelbſt einige anderweitige Gründe für ſich hat: ſo iſt durch dieſe Schlußfolge die letztere vollkommen bewieſen. Dieß iſt die bekannte Beweisart, welche deductio ad absurdum heißt, und welche ſelbſt in der reinen Mathematik ſo häufig angewandt wird.

Wenn z. B. der Satz, „daß der Kreis eine „continuirliche Krümmung habe, und, wenn er „auch ins Unendliche getheilt wird, in keinem ſei„ner kleinſten Theile mit einer geraden Linie zu„ſammen falle,“ — ſchon zuvor demonſtrirt iſt: ſo iſt es auch bewieſen, daß der zweyte Satz, — *die Tangente kann den Cirkel nur in einem einzigen Punkte berühren*, wahr ſeyn müſſe. Denn es würde ein Widerſpruch herauskommen, wenn man den einen Satz annehmen und den andern verwerſen wollte; die Wahrheit des erſten iſt von der Vorausſetzung des zweyten ganz unabbhängig; und die Vorausſetzung ſelbſt hat keine Schwierigkeiten.

Wenn aber eines von dieſen drey Stücken fehlt; wenn entweder der erſte Satz ſelbſt noch nicht gewiß iſt; oder wenn der Beweis von ſeiner Wahrheit, ſtillſchweigend oder ausdrücklich, die Wahrheit des Satzes, welcher aus ihm geſchloſſen werden ſoll, vorausſetzt; oder wenn dieſe Vorausſetzung ſelbſt noch Einwürfen und Schwierigkeiten unterworfen iſt: ſo wird auch die Kraft jener Beweisart gemindert; und wird beynahe völlig aufgehoben, wenn alle drey Stücke zugleich mangeln

Dieß leztere ſcheint einiger Maßen der Fall bey dem moraliſchen Vernunftglauben, und insbeſondere bey dem an die Freyheit, womit ich hier beſchäftiget bin, zu ſeyn.

Für jeden guten Menſchen iſt die Sittlichkeit vollkommen gewiß: aber nicht für den moraliſchen Sophiſten. Und eben dieſen ſoll ein Moralſyſtem überführen oder widerlegen.

Eben um deßwillen leitet Plato ſeine Unterſuchungen über den Urſprung und die Natur der Tugend, welche den Inhalt ſeiner Republik ausmachen, dadurch ein; daß er dem Sokrates, von einem der mit ihm ſich Unterredenden, die geheime Meinung der Menſchen, und die Behauptung der Sophiſten über den Werth der Gerechtigkeit vortragen läßt. Nach dieſer Meinung nähmlich giebt es keinen natürlichen Unterſchied zwiſchen Recht und Unrecht: ſondern alle Menſchen ohne Unterſchied ſehen es für das größte Gut an, ungeſtraft Unrecht thun zu können, ohne je Unrecht leiden zu dürfen: ſo wie ſie es für das höchſte Uebel halten, Unrecht leiden zu müſſen, ohne es thun zu dürfen. Da nun Wenige zu jenem Gipfel der Glückſeligkeit gelangen können, und Alle dieſes tiefe Elend ſcheuen: ſo ſind die Menſchen unter einander übereingekommen, daß ſie die Gerechtigkeit, als das mindere Uebel wählen wollen; daß jeder dem Unrechtthun entſagen, aber auch von allen

Uebrigen das Verſprechen haben will, nie Unrecht von ihnen zu leiden.

Gegen dieſe Sophiſten muß erſt bewieſen werden, daß der Menſch eine moraliſche Natur habe. Ein apodiktiſcher Beweis von dieſem Satze iſt nicht möglich: und der, welcher geführt werden kann, ſetzt ſchon voraus, daß der Menſch frey und für ſein Thun und Laſſen verantwortlich ſey; dieſe Freyheit ſelbſt aber iſt noch unauflöslichen Schwierigkeiten unterworfen.

Nur derjenige Menſch alſo, welcher von der Gewißheit ſeiner ſittlichen Natur durch ſein innigſtes Bewußtſeyn, — das heißt im Grunde, durch die ſittliche Güte ſeines Charakters, — überzeugt iſt, wird an die Freyheit ſeines Willens glauben können. Und auch bey ihm wird dieſer Glaube nicht immer Ueberzeugungskraft haben, wenn nicht einige Erkenntniß, und einige aus ihr geſchöpften Gründe hinzutreten.

Aber dieſe kommen, nach meiner Meinung, wirklich hinzu. Ohne noch auf die Sittlichkeit des Menſchen im mindeſten unſere Augen zu richten, werden wir eine große Abtheilung in der Natur gewahr: die zwiſchen drey Claſſen von Dingen, welche zuſammen zu gehören ſcheinen, den Pflanzen, Thieren und Menſchen; und die zwiſchen der ganzen übrigen Welt. In dieſer letztern iſt alles durchaus todt und unbeweglich, wofern es nicht von einem andern Dinge bewegt wird, das ſelbſt wieder von einem dritten bewegt worden ſeyn muß.

Wenn wir einen Stein, deſſen Lage wir geſtern beobachteten, heute auf einem andern Platze finden: ſo werden wir, bey geſundem Verſtande, niemahls glauben, daß er ſich ſelbſt bis dahin fortgeſchoben, ſondern wir werden glauben, daß ein Menſch ihn dahin getragen, oder der Wind ihn dahin gewehet habe. Von allen Bewegungen, die wir auf der Erde und in der körperlichen Natur, — jene drey Claſſen ausgenommen, — gewahr werden, iſt uns entweder der Urſprung, und die erſte bewegende Urſache unbekannt, oder wir finden ſie in den Pflanzen, Menſchen und Thieren. Jene Bewegungen von unbekanntem Urſprunge, ſind die Bewegung der Luft, welche wir Wind nennen, die welche durch die Schwere, und die, welche durch die, Gährung hervorgebracht wird. Aber keinem Menſchen kommt ein, wenn er einen Stein vom Berge herabrollen ſieht, daß dieſer Stein ſich ſelbſt bewege. Auch die Philoſophen, wenn ſie dieſe Erſcheinung erklären wollten, haben entweder zu einer andern Materie, welche auf den Stein drückt, oder ihn ſtößt, und ihn dadurch gegen die Erde treibt, oder zu einer anziehenden Kraft der Erde ſelbſt ihre Zuflucht genommen, welche letztere Urſache aber ſie ſelbſt mehr für eine Bezeichnung, als für eine Erklärung des Phänomens, ausgegeben haben. Alle, Philoſophen und Unwiſſende, kommen überein, daß der fallende Stein von etwas anderem bewegt wird, welches ſelbſt wieder ſeine Bewegung von einer dritten Sache erhält: und daß ſie das Erſte, welches ſich ſelbſt bewegt, und deſſen Bewegung ſich bis auf den Stein fortpflanzt, nicht wiſſen.

Wenn der Oſtwind mich berührt, und ich den Stoß der mich umgebenden Luft auf meine Wange fühle, ſo weiß ich, daß dieſe Luft ſich nur deßwegen nach Abend fortbewegt, weil ſie von der weiter nach Oſten befindlichen gedrängt oder geſtoßen wird. Dieſes zweyte Lufttheilchen wurde wieder von einem dritten, noch mehr öſtlichen, in Bewegung geſetzt. Wo der Anfang dieſer Bewegung, wo das erſte ſich ſelbſt bewegende Lufttheilchen ſey, wiſſen wir nicht.

Nur gährende Flüſſigkeiten biethen uns die Erſcheinung von einem Körper an, in deſſen Innern eine Bewegung von ſelbſt entſteht. Aber es iſt nicht der ganze Körper, welcher durch die Gährung fortbewegt wird, ſondern dieſe beſteht in dem Stoße und Gegenſtoße der Theile des Körpers unter ſich: Bewegungen, von welchen der Chymiker ſelbſt, welcher uns vornehmlich mit dieſem Phänomen bekannt gemacht hat, den erſten Urſprung nicht genau weiß, die er aber, ſo wie jedermann, von der Selbſtbewegung der Thiere und Menſchen vollkommen unterſcheidet.

Bey allen übrigen Bewegungen und Veränderungen, welche wir ſonſt auf der Erde vorgehen ſehen, und deren Urſprung wir kennen, ſind die erſten Beweger Pflanzen, Thiere, und vornehmlich Menſchen: welche letztere insbeſondere, durch Bewegungen, die von ihnen ausgehen, in dem Zeitraume mehrerer Jahrhunderte, die Geſtalt der ganzen Natur verändern können.

Es ſey nun, daß ſich, bey genauerer Erforſchung der Gährung zeigen wird, ſie ſey ebenfalls eine in den gährenden Körper von außen hineingebrachte, und auf ihn fortgepflanzte Bewegung; es ſey, daß durch die Gährung ſich das Mineral-Reich an das Pflanzenreich anſchließt, und daß ſie gleichſam die unterſte Stufe des Lebens und der Selbſtthätigkeit ausmacht: ſo kann ich ſie doch für jetzt, als ein noch im Dunkeln liegendes Phänomen bey Seite ſetzen.

Es bleiben alſo nur noch die drey oben genannten Claſſen der Dinge, Pflanzen, Thiere, und Menſchen, übrig, bey welchen wir eine in ihnen ſelbſt, urſprünglich und ohne äußeren Anſtoß entſtehende, Bewegung, — und folglich den Keim der Freyheit, gewahr werden. Denn dieſe, im metaphyſiſchen, d. h. im allgemeinſten, Sinne genommen, iſt, ſelbſt nach Kants Definition, da, wo eine Urquelle von einer Reihe von Veränderungen iſt. Dieſe Urquelle kann aber nirgends ſeyn, als in einem Dinge, welches ſich ſelbſt verändert, oder, wenn das Wort Bewegung im Sinne der alten Philoſophen genommen wird, ſich ſelbſt bewegt.

Freylich bemerken wir in jenen drey Dingen die Selbſtbewegung, und alſo das der Freyheit Aehnliche, nicht mit gleicher Gewißheit und noch weniger in gleichem Grade. Bey der Pflanze hat ſie nur Wahrſcheinlichkeit, bey dem Thiere volle Gewißheit, bey dem Menſchen die höchſte Evidenz.

Die Pflanze bewegt ſich ſelbſt, erſtlich, indem ſie wächſt: — nicht, wie der Stein, durch Hinzutretung und Anhäufung neuer Theile, — ſondern von innen heraus, durch Entwickelung eines Keims und durch Nahrung. Eine zweyte Selbſtbewegung, und die einer freyen noch ähnlicher iſt, weil ſie etwas abſichtliches zu ſeyn ſcheint, iſt die, durch welche die Pflanze jährlich Knoſpen, Blüthen und Früchte treibt. Dieſe drey Dinge folgen ſtets regelmäßig auf einander; eines iſt die Urſache des andern: und wenn etwas in der Natur einem Zwecke gleich ſieht; ſo iſt es dieß, daß die Knoſpe und die Blüthe nur deßwegen da ſind, um die Frucht und den Saamen hervorzubringen. Außerdem finden wir bey jeder Pflanze eine Menge Bewegungen, die nicht nur auf einen Endzweck zu gehen, ſondern auch ſogar ein Empfindungs-Vermögen bey ihr vorauszuſetzen ſcheinen. Sie kehrt, in einem verſchloſſenen Zimmer, ihre Zweige gegen das Licht und die Luft, weil beyde ihr nützlich ſind. Sie ſchließt ihre Blumen des Nachts und öffnet ſie am Tage.

Einige Pflanzen, z. B. die Senſitiva, laſſen durch ihre Bewegungen, durch das Zurückziehen ihrer Bläter, wenn etwas von Außen unſanft ſie berührt, noch wahrſcheinlicher auf eine Art von Empfindung ſchließen.. Und was bey der einen Pflanze ſich ganz ſichtbar zeigt, das iſt gewiß in allen, uns unſichtbar, vorhanden: daß nähmlich ihre Theile ſich zu demjenigen hinbeugen, oder nach dem ausſtrecken, was ihnen wohlthut, und zur Erhaltung der Pflanze dient; und ſich hingegen von demjenigen zurückziehn, was ſie verletzt und dem Ganzen ſchadet.

Bey dem Thiere iſt es unnöthig zu erweiſen, was jedermann glaubt, und was auch dem Unaufmerkſamſten in die Augen fällt Das Thier iſt unter jenen drey Dingen das erſte, welches das Vermögen hat, ſich von einem Orte zum andern zu bewegen: — ein unſchätzbares Vorrecht dieſes Geſchöpfs, die Quelle mannigfaltigen Vergnügens für daſſelbe, und das vornehmſte Hülfsmittel ſeiner Erhaltung. Und wie viele andere Dinge ſetzt das Thier nicht in Bewegung, indem es ſich ſelbſt bewegt! Auch Thiere können, wenn ſie zahlreich ſind, durch ihren Aufenthalt eine Gegend unkenntlich machen.

Und dieſes Vermögen nun übt das Thier nie, es bewegt ſich nie von der Stelle, als um etwas, das einer Abſicht ähnlich ſieht, zu erreichen; es ſucht entweder ſeine Nahrung, oder es fällt einen Feind an, oder es läuft nach einem Schutzorte, oder nach ſeiner Lagerſtätte.

Noch nicht genug. Man wird bey ihm, noch vor der Bewegung, die Begierde und den Trieb gewahr, durch welche jene veranlaßt werden. Das Thier fühlt erſt den Hunger, ehe es nach Speiſe läuft. Es wird nur durch die Brunſt zu dem Weibchen, und durch Raubbegierde oder durch Zorn gegen den Feind getrieben, — lauter Umſtände, welche ſeine Handlung einer freywilligen ähnlicher machen.

Der Menſch hat alles dieß mit dem Thiere gemein. Auch er kann ſich von einem Orte zum andern bewegen; auch er bewegt ſich nie ohne Abſicht, und er bewegt ſich auch oft durch bloßen Inſtinct.

Aber der Menſch kann etwas, was das Thier nicht kann: er kann in ſich ſelbſt Veränderungen, oder Handlungen hervorbringen, in der Abſicht, um dadurch wieder andere Veränderungen hervorzubringen, die dann erſt ſich in äußern Thaten zeigen. Dieß geſchiehet nähmlich alsdann, wenn er durch den Verſtand Ideen und Erkenntniſſe in ſich erzeugt, aus welchen Neigungen, oder Entſchließungen folgen, die endlich auch den Körper in Bewegung ſetzen.

Dieſe aus Verſtandesbegriffen und erworbnen Kenntniſſen entſtehenden Handlungen nennt jedermann frey. Und ſind ſie etwas anders, als ein höherer Grad von eben der Selbſtthätigkeit, welche das Thier beweiſt, wenn es ſich von einem Orte zum andern bewegt.

Oder will man nur diejenigen Handlungen frey nennen, welche aus Vernunft-Principien geſchehen: ſo iſt auch hier die Analogie dieſelbe; nur iſt die Kette der einander hervorbringenden Ideen noch länger, und die Selbſtthätigkeit des Menſchen iſt von einem noch höhern Grade.

Hierbey kommt nun noch der merkwürdige Umſtand hinzu: daß, unter jenen drey Claſſen, ſo wie ſich die Selbſtthätigkeit bis zur völligen Freyheit erhebt, ſich auch die Empfindung bis zur Denkkraft entwickelt.

In der Pflanze ſind nur ungewiſſe Spuren von Selbſtbewußtſeyn. Und eben ſo zweifelhaft kann man durch Sophiſmen machen, ob nicht die

Vegetation ein bloßer Mechanismus ſey, und das Schließen der Blüthe bey Nacht, das Ausſtrecken der Zweige nach dem Lichte u. ſ. w. — ohne alles innere Leben, ohne alle eigne Selbſtthätigkeit der Pflanze, nach eben den Geſetzen geſchehen können, nach welchen ſich die Kugeln auf einer Billiard-Tafel bewegen. Nur der, welcher auf die Sprache der Natur ſtillſchweigend horcht, — eine Sprache, die ſie mehr durch den ganzen Zuſammenhang ihrer Werke, als durch einzelne Data redet: — nur dieſer wird jene Pflanzenbewegungen von bloß mechaniſchen ſtets unterſcheiden.

Bey dem Thiere iſt es nicht nur augenſcheinlich, daß es *empfindet*: ſondern die Empfindung iſt auch ſchon bis zur *Vorſtellung von Objecten entwickelt*. Das Thier kann ſich derſelben, ſowohl durch *Bilder* als durch *Zeichen*, erinnern; — d. h. es hat *Einbildungskraft* und *Gedächtniß*: es kann ſie ſogar, auf eine uns unbegreifliche Weiſe, mit einander verknüpfen, — ſo, daß es Handlungen ausführt, welche Entwürfe vorausſetzen, wie z. B. die Raubthiere bey der Jagd.

In eben dem Grade aber iſt auch die Selbſtthätigkeit des Thieres unbezweifelter und größer. Kein vernünftiger Menſch wird heute zu Tage noch das, was es thut, für die Bewegungen einer blosßen Maſchine halten. Es hat aber jedesmahl, wenn es ſich oder ſeine Gliedmaßen bewegt, ein Ziel, wornach es ſtrebt, und eine Begierde, wodurch es getrieben wird. Seine Selbſtthätigkeit kommt alſo der Freyheit ſchon viel näher.

Was brauche ich vom *Menſchen* ein Wort zu ſagen? Seine Ideen ſind die entwickeltſten; und ſeine Freyheit iſt die vollkommenſte; ſo daß wir auch nur ihm dieſe Eigenſchaft zuzuſchreiben pflegen.

Aus allen dieſen Beobachtungen ziehe ich nun folgende Reſultate.

1. Es iſt nicht bloß die Sittlichkeit, aus welcher ich die Exiſtenz freyer Weſen ſchließe, oder um derentwillen ich die Freyheit des Menſchen annehme: ſondern die Beobachtungen der ſichtbaren Welt und die Erfahrungen zeigen mir, auch außer dem Menſchen, Spuren von freyer d. h. unabhängiger Selbſtthätigkeit, ob ſie mir gleich, außer dem Menſchen kein anderes Weſen zeigen, welches der Sittlichkeit fähig wäre.

2. Ich *glaube* alſo nicht bloß die Freyheit, weil ich mich ſonſt für pflichtlos halten müßte: ſondern ich habe auch einige *Erkenntniß* von derſelben: — zwar eine ſehr unvollkommne; — aber ſo wie ich ſie von vielen andern Dingen in der Natur habe, und womit ich mich begnüge. Ich finde nähmlich eben dieſelbe Erſcheinung in mehre-

ren Thatſachen. Ich finde ſie in jeder auf eine andre Weiſe modificirt, in jeder auf verſchiedenen Stufen der Realität. Ich kann ſie in keinem dieſer verſchiedenen Beyſpiele von allen Einwürfen und Schwierigkeiten befreyen. Aber eben dieſe Vervielfältigung der Beyſpiele, — dieſes Gemeinſchaftliche der Schwierigkeiten in jedem dieſer Fälle, macht mir meine Beobachtung im Ganzen wahrſcheinlich, und hindert den Eindruck der Zweifel und Schwierigkeiten; weil ich nun glaube, daß dieſe nicht in der Sache ſelbſt, ſondern in meiner Unwiſſenheit liegen.

Ich kann es nicht vollkommen erklären, wie die Pflanze ſich nährt, wie ſie unſanfte Berührungen von außen zu vermeiden oder zu fliehen, — wie ſie ſich dem ihr Wohlthuenden zu nähern ſucht: aber alles dieß ſind doch unſtreitige Thatſachen.

Ich kann eben ſo wenig die Ortsbewegung, den Inſtinkt, und alle Handlungen des Thieres begreifen. Aber es iſt deßwegen nicht weniger unſtreitig, daß es eine weit größere Selbſtthätigkeit, als die Pflanze, und eine ganze andere Art von Thätigkeit, als die ſich bewegende Billiardkugel, beſitzt.

Darf es mich denn jetzt noch wundern, daß, da ich das Einfache und gleichſam die Elemente nicht begriff, ich das am meiſten Zuſammengeſetzte, und die aus dieſen Elementen gleichſam hervorgebrachte Welt unerklärlich finde? Darf es mich nun wundern, daß ich in der Freyheit des Menſchen unauflöſliche Schwierigkeiten finde: und habe ich es nöthig, um denſelben auszuweichen, zu einem ſo verzweifelten Hülfsmittel meine Zuflucht zu nehmen, als das iſt, den Menſchen, nach einem ſeiner Theile, oder wie Kant ſich ausdrückt, nach einem ſeiner Charaktere,*) in eine überſinnliche Welt zu verſetzen, von welcher ich ſonſt nichts weiß, und in der mir auch aller Zugang zu Erkenntniſſen verſchloſſen iſt?

3. Alle die Weſen, in welchen wir die Elemente und die Stufen der Freyheit antrafen, ſind ſinnliche Weſen, Mitglieder dieſer ſichtbaren Welt. Ihre Handlungen geſchehen nur in derſelben, und ſind ſelbſt Erſcheinungen. Nur durch hervorgebrachte Bewegung werde ich die Spur einer im Innern des Dinges vorgehenden Handlung, d. h. eigner Kraftäußerung, gewahr. Und die Bewegung ſetzt Ortsveränderung, folglich Raum und Zeit, und alſo dasjenige voraus, was den eigen-

---

*) Hat nicht vielleicht der vortreffliche Mann, nicht abſichtlich, ſondern durch die Natur der Sache verleitet, ein dunkles Wort gewählt, weil eine nicht völlig erklärte Idee, mit einem eben ſo neuen und unbekannten Worte bezeichnet, weniger auffällt, als wenn ſie mit einem ſchon in dem Sprachgebrauche geläufigen Nahmen belegt worden wäre.

thümlichen Charakter der Sinnlichkeit und der Erſcheinungen ausmachte.

Dieß läßt mich ſchließen, daß auch die Freyheit des Menſchen, welche nur eine höhere Stufe derſelben Art der Selbſtthätigkeit iſt, welche ich in dem Thiere, und wahrſcheinlich auch in der Pflanze fand, ebenfalls nur eine Eigenſchaft ſey, die ihm nur, qua phænomenon, als einem Mitgliede dieſer ſichtbaren und ſinnlichen Welt, zukomme.

4) Jene Beobachtungen zeigen, daß die Freyheit an die Denk- und Erkenntniß-Kraft in den verſchiedenen Weſen gebunden ſey, und mit den Graden von dieſem Vermögen ſteige und falle. — Nicht ſo iſt ſie es an die Sittlichkeit. Sonſt würde ſie dem Menſchen allein zukommen; und keine Spuren davon würden wir am Thiere und in der Pflanze finden, weil wir in beyden keine Spuren von Sittlichkeit gewahr werden. *)

Dieß ſcheint mich ferner darauf zu führen, daß eben die Vorſtellungen, welche wir von der

---

*) Zur Beſtätigung hiervon kommt noch eine Bemerkung hinzu, welche bey der Vergleichung der Menſchen unter einander gemacht werden kann: daß nehmlich die Freyheit ihnen allen gemein, und bey allen ungefähr gleich, die Sittlichkeit aber ſehr ungleich iſt. Der größte Verbrecher iſt nicht weniger frey, als der tugendhafte Mann: und er muß es ſeyn, wenn er ohne Ungerechtig-

Sinnlichkeit zuerſt empfangen, und deren Merkmahle der Verſtand nach und nach zu Begriffen ausbildet, hinreichen, den freyen Handlungen die Regel zu geben, — eben ſo wie die ſinnlichen Triebe, an denen Pflanze und Thier Antheil nehmen, die Grundlage der Triebfedern ſeyn können, durch welche die edelſten Handlungen des ſittlich freyen Menſchen hervorgebracht werden.

Aus allen dieſen Reſultaten ziehe ich nun eine mein ganzes Moralſyſtem, ſo wie das Kantiſche, umfaſſende Schlußfolge.

In dem letzteren war einer der vornehmſten Gründe, warum die geſetzgebende Vernunft die Erfahrung nicht zu Rathe ziehen, und die Glückſeligkeit nicht als Triebfeder annehmen dürfe; weil beyde bloß in dieſer Welt der Erſcheinungen und der Sinnlichkeit Statt finden, der Charakter der Freyheit aber überſinnlich iſt, und alſo auch die auf dieſelbe ſich gründende Sittlichkeit und deren Geſetze zu der

---

keit ſoll geſtraft werden können. Wenn ja noch ein Unterſchied im Grade der Freyheit zwiſchen den Menſchen Statt findet: ſo würde es zwiſchen dem Dummkopfe und dem klugen Manne ſeyn. Je einfältiger ein Menſch iſt, deſto mehr iſt er nothwendig dem Zwange und der Herrſchaft anderer Menſchen unterworfen. Der Blödſinnige muß unter Tutel gegeben werden; der mittelmäßige Kopf muß fremdem Rathe folgen; der ganz Verſtändige räth ſich ſelbſt.

überſinnlichen Welt gehören. Durch die jetzt angeſtellten Unterſuchungen werden nun beyde, Erfahrung und Glückſeligkeit, in ihre Rechte eingeſetzt.

Der ſinnliche, der mit dem Thiere und der Pflanze noch verbundene Menſch, und welcher gleichſam die Naturen von beyden mit der ihm eigenthümlichen vereiniget, dieſer iſt es, welchem auch die ſittliche Freyheit zukommt. Dieſe Freyheit entwickelt ſich, mit den Erkenntnißkräften und mit den Ideen zugleich, von unten herauf. Mit ihr iſt die Sittlichkeit in gleichem Falle: die Geſetzgeberinn Vernunft iſt ſelbſt nichts, als die bis zu einer hohen Reife gediehene Vorſtellungskraft, welche ſich, aber noch im Keime, und in einer weit unvollkommenern Geſtalt, auch in den ſinnlichen Wahrnehmungen zeiget. Sie darf alſo, ohne ihre Würde zu verletzen, — ſie muß ſogar aus Bedürfniß, bey ihrer Geſetzgebung zu der Erſcheinungswelt und den aus ihr abſtrahirten Regeln oder aus ihr hergenommenen Bewegungsgründen zurückkehren.

II.

Meine Principien.

Hier werden mich die Tranſcedental-Philoſophen am meiſten in meiner Blöße, und des Nahmens eines Philoſophen unwürdig finden: da ſie das Weſen der Philoſophie vornehmlich darein ſetzen, abſolut erſte, apodiktiſch gewiſſe, und völlig einfache Principien zu haben. Ich werde mir aber durch ein offenherziges Geſtändniß meiner Mängel freyen Raum machen, um meine Ideen, ſo wie ſie ſich einmahl bey mir feſtgeſetzt haben, ohne Zurückhaltung und ohne Verſtellung vorzutragen.

Das, was ich meine Principien nenne, ſind nichts anders, als die allgemeinſten, oder ſehr allgemeine Anſichten, unter welchen ſich mir die moraliſchen Gegenſtände zu gewiſſen Zeiten gezeigt haben. Anſichten, welche mir damahls ein neues Licht über dunkle Seiten derſelben zu verbreiten ſchienen, und in denen ich einige mir eigenthümliche Ideen zu entdecken glaubte. Sie waren nicht ſowohl die Früchte einer langen Meditation, angeſtellt in der Abſicht, ſie zu finden, als ſchnell mir einleuchtende Reſultate meines ganzen vorhergehenden, in der That ernſtlichen und anhaltenden Studiums der Moral.

Meine Principien ſind ferner keine abſolut erſten. Aber wo ſind die erſten Grundſätze, es ſey von einem Syſteme von Wahrheiten, oder von Sitten, bey welchen man nicht noch nach höhern Gründen zum Beweiſe derſelben fragen könnte?

Es kann ſeyn, daß derjenige, welcher eine ſolche Frage thut, ſich als einen abgeſchmackten

Menſchen, oder einen ſtreitſüchtigen Sophiſten zeigt: aber immer beweiſet dieß Beyſpiel, daß es gewiſſe Sätze giebt, die der Menſch nicht von Philoſophen, ſondern von der Natur unmittelbar lernen, deren Wahrheit er nicht durch Beweiſe erkennen, ſondern ſchmecken und fühlen muß.

Eben ſo iſt es mit der Gewißheit meiner Principien. Ich kann ſie nicht beweiſen. Aber ich ſehe, daß diejenigen, welche die erſten Grundſätze der Geometrie, „daß eine gerade Linie die „kürzeſte zwiſchen zwey Punkten ſey; — und daß „zwey gerade Linien keinen Raum einſchließen,“ — haben beweiſen wollen, geſcheitert ſind. Entweder haben ſie ſich im Kreiſe herum gedreht: oder ſie haben das Gewiſſe durch das weniger Gewiſſe zu beweiſen geſucht.

Kant hat einen ſehr glücklichen Gedanken, den Grund der Gewißheit dieſer Sätze in Anſchauungen zu ſuchen. In der That wird niemand eine gerade Linie auf dem Papiere ziehn, oder verſuchen, zwey derſelben an beyden Enden zuſammen zu fügen, ohne auf ewig von beyden obigen Sätzen überzeugt zu werden. — Kant hat noch mehr von Gewißheit hinzuthun, er hat ſeinen Grund der Demonſtration näher bringen wollen. Deßwegen hat er zu den Anſchauungen noch die Wörter a priori hinzugeſetzt. Der große Hauſe der Leſer, worunter ich auch bin, hat die Anſchauungen behalten, und das a priori, welches ihm dunkel war, vergeſſen, oder bey Seite geſetzt. Doch wenn es Anſchauungen a priori giebt: ſo giebt es deren für die Philoſophie, wie für die Mathematik; und durch ſie werden die erſten Principien, — und auch für mich die meinigen bewieſen.

Ich habe der Principien zwey: das heißt, von den beyden Geſichtspunkten, unter welchen ich die Moral betrachte, ſcheint mir der eine mehr geſchickt, um das Weſen der Tugend, den erſten Grund unſerer Verbindlichkeit zur Ausübung derſelben, und die Urſache, warum die Tugend den Menſchen glückſelig macht, einzuſehen; der andre mehr dazu geeignet, die anerkannten Pflichten des Menſchen aus ſeiner Natur und aus wenigen Grundpflichten mit Leichtigkeit herzuleiten, und die ganze Kette derſelben mit Einem Blicke zu überſehen.

In Abſicht des erſten Princips iſt Plato mein Lehrer. Er ſetzt das Weſen der Tugend in die Harmonie des kleinen Staats, welcher ſich im Innern des Menſchen befindet. — Ich würde die Vergleichung für natürlicher und im Grunde für eben ſo beweiſend halten, wenn er ſagte, daß die Tugend für die Seele eben das ſey, was die Geſundheit für den Körper iſt; und daß tugendhafte Handlungen vor den entgegengeſetzten eben ſo augenſcheinlich den Vorzug haben, wie die Bewegungen, die Sprünge und die Leibesübungen eines Geſunden beſſer gerathen, und wohlanſtändiger ſind, als die eines Kranken. Ich gehe in meinem Princip noch einen Schritt weiter zum Allgemeinen, und ſetze an die Stelle der Geſundheit die Vollkommenheit.

Auf das zweyte Princip hat mich eine Idee des alten Zoroaſter gebracht. — Doch der Leſer mag ſie ſelbſt hören, und dann über ſie richten.

Erſtes Princip.

Der vollkommenſte Zuſtand des vollkommenſten Weſens, in ſo fern ſich derſelbe in deſſen freyen Handlungen äußert, auf ſie Einfluß hat, oder durch ſie befördert wird, — heißt Tugend.

Der Plan, welchen mir dieſes Princip bey der nunmehr anzuſtellenden Unterſuchung vorſchreibt, iſt ungefähr folgender.

Zuerſt kommt es darauf an, zu zeigen, daß der Menſch das vollkommenſte der Weſen ſey, welche wir kennen; und dieß kann nur geſchehen durch Entwickelung des Begriffs von Vollkommenheit überhaupt, und durch Vergleichung der übrigen, einer Vollkommenheit fähigen, Weſen mit dem Menſchen.

Zweytens ſoll das Bild desjenigen Menſchen entworfen werden, welcher ſelbſt in ſeiner Gattung am vollkommenſten ausgebildet und gleichſam das Ideal derſelben iſt. Und hieraus ſoll ſich nun

Drittens, ergeben, daß die Handlungsweiſe, welche wir Tugend nennen, nichts anders, als die Handlungsweiſe eines ſolchen und ſo ausgebildeten Weſens, ſey.

1.

Das Wort Vollkommen iſt im gemeinen Sprachgebrauche ſo vielbedeutend, und der damit verknüpfte Begriff iſt ſo unbeſtimmt, daß beyde zu nichts erheblichem zu brauchen ſind. Die Philoſophen haben dieſem Uebel abhelfen, und die Bedeutung des Worts durch eine Definition beſtimmen wollen. Aber indem ſie dieſelbe zu metaphyſich und abſtrakt gemacht haben, iſt ſie, von der einen Seite auch gebildeten Menſchen unverſtändlich, und die Anwendung derſelben auf wirkliche Gegenſtände ſchwer geworden; und von der andern Seite hat ſie, in ihrer Allgemeinheit, ſo viele Auslegungen zugelaſſen, daß man auch den ganz falſchen Gebrauch des Worts darunter bringen konnte.

Vollkommen heißt in der Sprache des gemeinen Umgangs, nicht mehr als Vollſtändig. Es zeigt bald einen hohen Grad der Sache, — bald auch nur dieß an, daß ſie ganz, vollendet, und kein Bruchſtück iſt. Wenn es als Beywort zu einem Subſtantiv, und alſo der Begriff als Prädicat zu einem wirklichen Dinge geſetzt wird: ſo zeigen beyde oft nicht mehr an, als daß die Sache alles dasjenige hat, was ſie haben muß, um die ihr gegebene Benennung zu verdienen. Ein Stein iſt ein vollkommner Stein, wenn ihm keine der Eigenſchaften fehlt, die wir mit dem Begriffe *Stein* verknüpft haben. Wir miſchen alſo hierbey die Claſſification mit ein, die wir ſelbſt unter den Dingen gemacht haben. Die allgemeinen Begriffe dieſer Claſſen ſehen wir für Ideale, und gleichſam für Regeln an, nach welchen die wirklichen Dinge ſich richten ſollen. Wenn eines derſelben den Begriff der Claſſe, wozu wir es rechnen, erfüllt, ſo nennen wir es in ſeiner Art *vollkommen*: wenn es hinter jenem Begriffe zurückbleibt, ſo nennen wir es *unvollkommen*.

Dieß iſt es, was die Philoſophen die *metaphyſiſche Vollkommenheit* genannt haben. Sie hätten beſſer gethan, es gar nicht Vollkommenheit zu nennen. Dieſes Wort ſoll doch eine Auszeichnung, — es ſoll den Vorzug eines Dinges vor dem andern andeuten. Aber nach jenem Begriffe ſind alle Dinge ohne Ausnahme vollkommen. Der noch nicht völlig verhärtete Stein, welcher ein unvollkommener *Stein* iſt, kann immer noch ein vollkommener *Erdenkloß* ſeyn.

Die Leibnitz-Wolfiſche Philoſophie hat ſo viel Achtung für den gemeinen Sprachgebrauch, oder für jenen ſchon etablirten metaphyſiſchen Begriff gehabt, daß ſie eine Definition der Vollkommen heit geſucht hat, unter welche beyde gebracht werden könnten, und die doch auch auf die höhern, — des Nahmens im Grunde allein würdigen, — geiſtigen und moraliſchen Vollkommenheiten anwendbar wäre: — und es iſt ihr gelungen. Die Vollkommenheit iſt nähmlich nach ihr, *die Uebereinſtimmung des Mannigfaltigen zu Einem.* — Ohne Zweifel iſt es eine hohe Vollkommenheit des Menſchen: wenn ſeine mannigfaltigen Vorſtellungen ſich zur Erfindung einer Wahrheit, oder ſeine mannigfaltigen Begierden zur Vollbringung einer guten That vereinigen. Aber in jenem Erdenkloß ſtimmen auch alle darin vorhandenen Erdtheilchen zuſammen, um einen Zuſammenhang hervorzubringen, wodurch es eigentlich ein Kloß wird. — Wie könnte auch ein ſo unbeſtimmter Begriff, dergleichen der von Vollkommenheit war, durch noch unbeſtimmtere, wie es die Begriffe des *Mannigfaltigen* und der *Einheit* ſind, aufgeklärt werden?

Ich nenne nur diejenigen Dinge vollkommen, welche, wenn ſie auch von keinem empfindenden oder denkenden Weſen *) wahrgenommen oder genutzt werden, in ſich einen Werth, — einen Vorzug vor Andern haben, und eines beſſern und ſchlechtern

---

*) Ich will in der Folge an die Stelle beyder immer den Menſchen allein, als das Haupt und den Repräſentanten dieſer Claſſe von Weſen, ſetzen.

Zuſtandes in ſich fähig ſind: beſonders wenn dieſe hiervon ſelbſt ein Bewußtſeyn, oder auch nur die dunkelſte Empfindung beſitzen.

Dieß iſt die ächte, abſolute und innere Vollkommenheit der Dinge, welche vorausgeſetzt werden muß, wenn diejenige Vollkommenheit, die einem Dinge nur in Beziehung auf ein anderes, und wenn es mit dieſem verbunden iſt, zukommt, und die man die unächte Vollkommenheit nennen könnte, die aber einmahl in den Ideen der Menſchen und in ihren Reden im Umlaufe iſt, Statt finden ſoll. Wenn nähmlich ein Ding auf uns, die wir zu jenen ächt-vollkommenen Weſen gehören, dieſe Beziehung hat: daß es entweder unter unſre allgemeinen Begriffe und die von uns gemachten Claſſen leicht gebracht werden kann, wodurch es dem Verſtande in ſeinen Operationen gleichſam behülflich iſt; oder daß es uns auf eine angenehme Weiſe afficirt und uns ergetzt; oder daß es uns zu unſrer Erhaltung und zu unſern Endzwecken nützlich iſt: ſo nennen wir es ein Gut oder vollkommen.

Von jenen erſten Weſen, welche der ächten Vollkommenheit fähig ſind, kenne ich nur jene drey ſo oft genannten, ſo oft von mir zuſammengeſtellten: Pflanzen, Thiere und Menſchen. Und alle Eigenſchaften, welche ich des Nahmens der Vollkommenheit würdig halte, ſind in den Umfang derjenigen Beſchaffenheiten eingeſchloſſen, welche ausſchließend jenen drey Claſſen zukommen.

Vegetation, Empfindung, Denken und Sittlichkeit: dieß, mit allen aus dieſen Eigenſchaften in dem Innern jener Weſen ſelbſt entſtehenden Folgen, — ſind die einzigen Vollkommenheiten, welche ich kenne.

Daß nun jene drey Claſſen Anſpruch an die von mir zuvor definirte Vollkommenheit machen können; daß der Menſch alle dieſe Anſprüche in ſich vereiniget, und daß er allein das Muſter und das Ideal der höchſten Vollkommenheit für uns und unſere Betrachtung aufſtellt: dieß wird eine kurze Ueberſicht und Vergleichung der Pflanzen, Thiere und Menſchen zeigen.

1. Wir ſind ſo ſehr gewohnt, die Pflanzen bloß als Speiſe, womit die Menſchen und Thiere ſich nähren ſollen, oder als Schmuck, womit die Natur unſern Aufenthalt verſchönert, anzuſehen; daß es uns ſchwer wird, in uns ſelbſt zu entdecken, wie wir ſie betrachten würden, wenn wir, — als Bewohner einer andern Weltkugel, — auf dieſe Erde herabkämen, und auf derſelben die Pflanzen ganz allein, nebſt der übrigen todten Natur, aber ohne Menſchen und Thiere, anträfen.

Es kann indeß einem denkenden Manne und Beobachter ſeiner ſelbſt nicht entgehen, daß er auch, als gleichgültiger Beſchauer einer menſchenleeren Erde, den Pflanzen einen innern Werth und einen Vorzug vor der übrigen Natur zuſchreiben, und mit einer reichen Vegetation bedeckte Flächen und Hügel kahlen Steinklippen vorziehen würde.

Zuerſt wird die Pflanze ihm als Kunſtwerk, die übrige Natur als roh, unbearbeitet und gleichſam nur als das Material erſcheinen, woraus künftig etwas gemacht werden kann.

Ihr Inneres iſt aus Theilen zuſammengeſetzt, wovon jedes wieder ein Ganzes und zwar ein kunſtreiches Ganzes ausmacht, die aber alle nicht nur ſo mit einander verbunden ſind, daß daraus ein regelmäßiges und einfach ſcheinendes Gebäude entſteht; ſondern auch ſo in einander eingreifen, daß dadurch ein Endzweck, und zwar gerade die Erhaltung und das Ausblühen der Pflanze, erreicht wird.

Sie hat ferner eine Kraft in ſich; bewegt, wenigſtens dem Anſcheine nach, ſich ſelbſt, und ſtößt dasjenige von ſich, was ihr im Wege iſt. Der Stein, welcher neben mir liegt, iſt durchaus todt und unbeweglich.

Sie wächſt empor, und zwar aus ihrem Innern, durch Entwickelung des zuvor Zuſammengefalteten. Der Stein bleibt halbe Jahrhunderte unvergrößert, außer, wenn ein Anflug von Staub und Erde ſich an ſeiner Oberfläche verhärter. Jene bringt alle Jahre aus ſich ſelbſt noch etwas neues, und ſelbſt etwas ſchöneres, als ſie ſelbſt iſt, Blumen und Früchte, hervor. Dieſer hat nie etwas hervorgebracht und iſt ſo unfruchtbar, als er unthätig iſt.

In der Frucht, dem letzten Producte der Pflanze, liegt ein Saame, den ſie ausſtreut, um eine neue Generation ähnlicher Pflanzen hervorzubringen: und ſie arbeitet alſo gleichſam an der ewigen Fortdauer ihres Geſchlechts. Der Stein hingegen, wenn er zerſtiebt, läßt keinen jungen Stein hinter ſich zurück, der ſeine Stelle erſetzen könnte. Er iſt gleichſam umſonſt in der Welt geweſen.

Den erſten Charakter der Vollkommenheit alſo, einen von aller Betrachtung und aller Benutzung unabhängigen Vorzug eines Dinges vor der übrigen Natur, wird jener Beobachter in der Pflanze gewiß erkennen. Auch das Veilchen, das, ungeſehen und ungerochen, in der Wüſte verblüht, erregt mit Unrecht unſer Mitleiden, ob es gleich unſre Sympathie erregen kann. Es iſt doch etwas Schönes, Kunſtreiches und Kraftvolles in dieſer Wüſte geweſen.

Aber auch den zweyten Charakter des vollkommenen Dinges wird er bey einer genaueren Unterſuchung gar bald entdecken: den, daß es eines beſſern und eines ſchlechtern Zuſtandes fähig ſeyn muß.

Und in der That, wer kann dieſen Unterſchied verkennen, wenn er eine Pflanze oder einen Baum friſch und ſaftvoll, ohne alle dürre Zweige, aber mit Aeſten und Blättern von dem ſchönſten Grüne überdeckt, — wenn er ſie endlich in voller Blüthe oder mit reifen Früchten prangen ſieht; und wenn er zu anderer Zeit eben dieſes Gewächs, oder ein Gewächs von deſſen Art, verkrüppelt, am Boden geheftet oder gegen denſelben ſich hinneigend, voll ſchon abgeſtorbner Zweige, mit halbverwelkten Blättern, ohne Blüthen und Früchte, gewahr wird. Wer wollte nicht, wenn er ſich ſelbſt mit ſeiner Empfindung in die Pflanze hinein verſetzt, glauben, daß ihm der erſtere Zuſtand wohlgefallen, und ihm als der beſſere und glücklichere vorkommen würde, und daß der letztere die Empfindung oder Vorſtellung des Böſen und des Unglücks in ihm hervorbringen müſſe. Und welcher noch größere Unterſchied zwiſchen der Pflanze, wenn ſie noch lebt, und zwiſchen eben derſelben, wenn ſie ſchon völlig abgeſtorben iſt, und ihre Beſtandtheile ſchon anfangen, in Verweſung zu gehen! Dann werden ſie der übrigen Natur gleich; aber hatten ſie nicht zuvor einen Vorzug, als ſie zu jenem herrlichen Baue vereinigt waren?

Den letzten Charakter des vollkommnen Dinges, den, welcher allen übrigen erſt die Krone aufſetzt, das Bewußtſeyn ſeines Daſeyns, und die

Empfindung des Unterſchiedes zwiſchen einem beſſern und einem ſchlechtern Zuſtande; — dieſen Charakter wird unſer, aus dem Sterne auf die Erde herabgekommener, Beobachter in der Pflanze allerdings am ſpäteſten, und niemahls mit voller Gewißheit, entdecken. Wenn er aber mehr verſtändiger Mann als Philoſoph iſt: ſo wird er doch in ſo vielen Bewegungen der Pflanze, durch welche ſie entweder ihre Sicherheit ſchützen, oder ihr Wohlſeyn befördern zu wollen ſcheint, diejenigen Zeichen der Empfindung antreffen, welche ein Ding, eingewurzelt an den Boden, worauf es ſteht, ohne Stimme und Sprache, geben kann. Sein Wunſch wird, wie es bey ſo vielen andern Sachen geſchieht, den Gründen zu Hülfe kommen: und er wird auch durch eine Art von Vernunftglauben annehmen, daß an ein ſo ſchönes Geſchöpf, welches von niemanden geſehen, an ein ſo künſtlich gebautes, welches von niemanden unterſucht wird, an ein in Hervorbringung neuer ſchöner Producte, welche Niemanden nutzen, ſo thätiges Geſchöpf, ſo viel Kunſt nicht verſchwendet worden ſeyn würde, wenn nicht in ihm ſelbſt ein Gefühl von allem dieſen läge.

2. Bey dem unvollkommnern Weſen, deſſen Vollkommenheit aber mehr im Verborgnen lag, —

der Pflanze, habe ich mich lange aufgehalten: bey dem vollkommnern, dem Thiere, werde ich kürzer ſeyn können: weil es ſo offenbar alle Merkmahle an ſich trägt, welche, nach meinem Begriffe, die Vollkommenheit ausmachen.

Es hat mit der Pflanze den künſtlichen Bau gemein: nur daß der ſeinige noch zuſammengeſetzter iſt, um ihm die Werkzeuge der Bewegung und der Empfindung zu geben. Das Thier hat Muskeln, Nerven und ein Gehirn, wie der Menſch; ſogar ſein Skelet iſt dem menſchlichen außerordentlich ähnlich. — Und wie weit über die, in dem Baue von Blättern und Blumen wahrzunehmende, Kunſt iſt an dem Thiere die Organiſation der ſinnlichen Werkzeuge erhaben! Wer kann das Auge des Thieres, bald vor Aufmerkſamkeit, bald vor Begierde, glänzen ſehen, ohne zu erkennen, daß dieß ein Geſchöpf höherer Art ſey.

Ich ſage nichts von ſeiner Kraft und Selbſtthätigkeit, welche alles, was wir in den Pflanzen davon gewahr werden, weit übertreffen.

Das Leben iſt die unterſte Stufe oder die erſte Erforderniß der Vollkommenheit. Alles Lebloſe kann weder vollkommen noch unvollkommen genannt werden. Es hat gleichſam das Princip ſeines Daſeyns nicht in ſich ſelbſt.

Das Leben beſteht aus zwey Stücken: aus Thätigkeit oder Selbſtbewegung, wodurch das lebendige Weſen auch andere Dinge in Bewegung ſetzt; — und aus Empfindung, welche ſich zuerſt durch das Gefühl von Luſt und Unluſt äußert, und ſich zuletzt in Vorſtellungen ausbildet.

Von dem erſten Beſtandtheile des Lebens, der Selbſtbewegung, giebt die Pflanze die deutlichſten Beweiſe: von dem zweyten, der Empfindung, zeigt ſie nur die ſchwächſten Spuren. Das Thier hingegen vereiniget augenſcheinlich beyde in ſich: und von ihm ſind wir zuerſt gewiß, daß es ein vollſtändiges Leben beſitze.

Nur einem Sophiſten iſt es heute zu Tage möglich, die Thiere für Maſchinen zu erklären, und ihnen das wirkliche Gefühl von Luſt und Schmerz, ſo wie Vorſtellungen von ihrem Körper und von den äußern Objecten, abzuſprechen. Sie geben beydes durch ſo ausdrückende Zeichen zu erkennen, daß ſie der Menſch für wahr annehmen muß, weil ſie ſelbſt ſeine Sympathie erregen: indem er gleiche Gefühle und Vorſtellungen durch ganz ähnliche Zeichen ausdrückt. Ein neuer Beweis davon, daß das Thier wirklich fühlt, iſt, daß ſich zwiſchen den Zeichen ſeiner Gefühle und zwiſchen ſeiner Thätigkeit ein ſo augenſcheinlicher Zuſammenhang entdecken läßt. Da, wo wir die Zeichen des Schmerzens an ihm wahrnehmen: da ſehen wir auch, daß es ſich mit der größten Geſchwindigkeit von dem Gegenſtande, welcher ihm den Schmerz verurſacht, entfernt, oder mit der größten Heftigkeit auf ihn losgeht und ihn zu vernichten ſuchet. Da hingegen, wo wir die Zeichen der Luſt an dem Thiere gewahr werden: da ſehen wir auch, daß es dem Gegenſtande, welcher ihm die Luſt verſpricht, mit lebhafter Bewegung zueilt und ſich deſſelben zu bemächtigen ſucht.

So wie hier die Empfindung in Thätigkeit übergeht: ſo bildet ſie ſich, auf der andern Seite, zu Vorſtellungen aus, die ſich durch eben ſo unverkennbare Zeichen offenbaren. Wer kann läugnen, daß das Thier den Baum wirklich vor ſich ſiehet, welchem es ausweichet, um ſich nicht zu verletzen?

Den höchſten Grad ſeiner Vollkommenheit beweiſt das Thier alsdann, wenn es jene Gefühle mit dieſen Vorſtellungen combinirt, und — getrieben und in Bewegung geſetzt durch die erſtern, regiert durch die letztern, — eine, aus mehrern Handlungen zuſammengeſetzte Thätigkeit äußert: wie, z. B. wenn der Hund jagt, oder wenn die wenig bewaffneten Thiere ſich in ganzen Heerden zum Streite mit dem Löwen und dem Tiger vereinigen.

Und wäre es wohl möglich, bey einem ſolchen Weſen zu verkennen, daß es einen innern Werth habe, daß bey ihm ein Selbſtzweck, und alſo Vollkommenheit Statt finde? Es iſt eine

Urſache vorhanden, warum das Thier lebe, — weil es nähmlich zu leben wünſcht, und ſich vor dem Tode und der Zerſtöhrung fürchtet; weil es einen angenehmen Zuſtand von einem unangenehmen, und das Wohlſeyn von dem Uebelſeyn unterſcheiden kann. Es iſt nicht umſonſt in die Welt geſetzt: denn die Dinge in der Welt und die Ordnung derſelben tragen dazu bey, in ihm jene Gefühle und Vorſtellungen zu erregen, durch welche es lebt. Die Sonne ſcheint für das Thier nicht umſonſt: denn es hat Augen, welche das Licht, und, vermittelſt deſſelben, alle andern Gegenſtände ſehen. Die Luft umgiebt daſſelbe nicht vergeblich: denn es hat Ohren, welche die durch die erſchütterte Luft hervorgebrachten Töne hören. Und wenn in dem unermeßlichen Raume irgend eine Weltkugel ſchwimmt, auf welcher ſich nichts, als Thiere und Pflanzen, und keine Menſchen, befinden, ſo hat dieſe zwar einen viel niedrigern Zweck, als unſere Erde; aber ſie iſt doch nicht umſonſt erſchaffen: denn es wohnen auf ihr Weſen, welche ſich ihres Daſeyns bewußt ſind und ſich deſſelben erfreuen.

3. Die Pflanze und das Thier waren nur die Sproſſen der Leiter, auf welcher wir zur Voll-

kommenheit des Menſchen emporſteigen: und über dieſelbe hinaus kennen wir nichts höheres.

Protagoras hat geſagt: der Menſch ſey der Maßſtab aller Dinge. Dieß iſt ein ſophiſtiſches Paradoxon: oder es iſt wenigſtens in einem ſehr eingeſchränkten Sinne wahr. — Die Dinge bleiben, was ſie ſind; der Menſch mag ſich dieſelben vorſtellen, wie er will. Aber ihre Wirklichkeit giebt den Stoff zu keiner Wahrheit, und Erkenntniß gewähren ſie niemanden, wenn der Menſch nicht vorhanden iſt. Und das, was dieſer an ihnen erkennt, — das, was er an ihnen für wahr hält, hängt nicht bloß von den Gegenſtänden ſelbſt, ſondern auch von dem Baue ſeiner ſinnlichen Werkzeuge, und von der Natur ſeines Empfindungsvermögens und ſeines Verſtandes ab. Wenn es nicht höhere Weſen giebt, als der Menſch: ſo weiß niemand, wie die Dinge an ſich beſchaffen ſind.

Aber in einem weit vollkommnern Sinne, und in der That, in dem ganzen Umfange des Sinnes iſt es wahr: daß der Menſch der Maßſtab der Vollkommenheit ſey. Er ſchöpft den Begriff davon zuerſt aus ſich ſelbſt. Nur in ihm ſind alle Beſtandtheile derſelben, in dem Grade, verbunden, daß er ſelbſt davon mit Wohlgefallen gerührt werden, und ſich einen Vorzug vor allen übrigen Dingen zuſchreiben kann. Und ſo wie das Kind erſt an den hellleuchtendſten Gegenſtänden das Licht entdeckt haben muß, ehe es daſſelbe auch an den minder erleuchteten Dingen gewahr wird und aufſucht: ſo ſtrömt gleichſam die Vollkommenheit, vom Menſchen, über die ganze übrige Schöpfung aus. Alles, was er auf irgend eine Weiſe ſchätzen ſoll, muß er mit ſich verglichen haben. Wenn er findet, daß das Ding ihm *ähnlich* iſt: ſo legt er ihm einen innern Werth bey, und nennt es *abſolut vollkommen*. Wenn es ihm nur *nützlich* oder *angenehm* iſt: ſo legt er ihm eine *relative* Vollkommenheit bey. Selbſt wenn er ſich von Gott eine Idee machen will, kann er ſich das Weſen deſſelben nur nach der Aehnlichkeit mit ſich ſelbſt vorſtellen. So wie er die Vollkommenheit der Thiere und Pflanzen zuerſt durch eine Vergleichung mit ſich kennen lernt: ſo lernt er ſeinen höhern Rang über alle Dinge auf der Erde dadurch kennen, indem er ſeine große Erhabenheit über dieſe beyden ausgezeichneten Claſſen von Geſchöpfen gewahr wird. — Er iſt auch *Pflanze* und *Thier*; — aber er macht in jeder *Gattung* die vollkommenſte *Art* aus: er iſt dabey *denkendes* Weſen, welches ihn zum *Menſchen* macht.

Er hat den künſtlichen organiſchen Bau, und die darin gegründete, nährende, wachſenmachende und fortpflanzende Kraft, welche das ganze

Pflanzen-Leben ausmacht, und von dem Leben der Thiere beynahe die Hälfte beſchäftiget. Denn Nahrung aufzuſuchen, zu ſich zu nehmen, und in Ruhe zu verarbeiten: darauf ſchränkt ſich, bey dem freyen Thiere, der Kreislauf ſeiner Thätigkeit ein. Er hat alle Werkzeuge der Sinne und der Bewegung, welche die Thiere haben. Aber er hat ein unſchätzbares Glied, welches dieſen fehlt, — ſeine Hand, die ſo kunſtreich gegliedert iſt, daß ſie ihm zum Mittel, Kenntniſſe durch das Gefühl zu erlangen, und zum erſten Werkzeuge der Künſte dient. Er hat überdieß den aufrechten Gang, und das gen Himmel gekehrte Angeſicht vor den Thieren voraus: wodurch er allein der Betrachtung der Natur und aller edlern Beſchäftigungen fähig wird.

Er hat, zweytens, im vollkommenſten Grade, das Leben des Thieres, — Empfindung, — daraus entſtehende Vorſtellungen von dem Daſeyn äußerer Objecte, — darauf gegründete Inſtincte, und diejenige Thätigkeit, welche durch Inſtincte erregt wird. Aber das neugeborne Kind fängt da an, wo das Thier aufhört. — Einzelne Sinne können bey dem Thiere ſchärfer ſeyn: aber bey dem Menſchen ſtimmen ſie alle harmoniſcher zuſammen, und ſind mehr zu ſolchen Wahrnehmungen der Dinge fähig, welche dem Verſtande vorarbeiten. Das Auge des Menſchen bemerkt die Umriſſe der Körper eben ſo genau, als ihre Farben: und legt dadurch den Grund zur Meßkunſt, und bereitet das Schönheits-Gefühl vor. Das Ohr des Menſchen vernimmt nicht nur Schalle, ſondern auch muſikaliſche Töne: und bald wird das Kind durch den Geſang ſeiner Wärterinn ergetzt.

Auch als Thier, iſt der Menſch doch mehr frey, als das für gewöhnlich mit dieſem Nahmen bezeichnete Weſen. Die Inſtincte beherrſchen ihn nicht ſo tyranniſch: und ſie ſind bey ihm nicht ſo auf gewiſſe Zeiten und Gegenſtände eingeſchränkt. Der Inſtinct zur Fortpflanzung erwacht bey ihm nicht bloß in einem gewiſſen Theile des Jahres, — und wird bey ihm nie zu Brunſt. — Sein Hunger wird nie ſo wüthend, noch ſo dringend, als der Hunger des Thieres. Dieſe dem Menſchen angebohrne Sanftheit und gemäßigte Heftigkeit der Inſtincte macht ſie geſchickter, ſich mit andern Empfindungen und Begierden zu verbinden, — eben dadurch ſich zu veredeln, und endlich ſich den Geſetzen des Verſtandes zu unterwerfen.

Zu dieſem ſchon vervollkommneten Leben des Thieres und der Pflanze, geſellt ſich beym Menſchen nun noch ein höheres, ihm eigenthümliches: oder dieſes entwickelt ſich vielmehr aus jenem. Die Empfindung und die ſinnliche Vorſtellung wird zum Gedanken. — Denkkraft! heiliger und großer Nahme! — wer die dadurch bezeichnete Eigenſchaft in einem vorzüglichen Grade von der Natur empfangen hat, und in dem Gebrauche derſelben geübt iſt, weiß, daß ihm nichts höheres hätte zu Theile werden können. Durch die Meditation, ſagt ein großer Denker, der aber oft ſeine Talente gemißbraucht hat, iſt alles, was im menſchlichen Geſchlechte Gutes und Großes geſchehen iſt, zu Stande gebracht worden.

Und höher, als bis dahin, kann auch der Menſch ſelbſt nicht emporſteigen. — Wenn der Begriff oder der Gedanke einmahl zu Stande gekommen iſt: ſo kann der Menſch nichts weiter hinzuthun, als mehrere Gedanken aneinander hängen, daraus mehrere längere oder kürzere Reihen bilden, und endlich von dieſen ſelbſt wieder diejenigen, welche einen großen Gegenſtand oder mehrere verwandte Gegenſtände umfaſſen, in ein gemeinſchaftliches Syſtem vereinigen. Wendet er ein ſo fortgeſetztes Nachdenken auf die Beſchaffenheiten der Dinge, in der Abſicht, ſie kennen zu lernen; ſo entſteht daraus Wiſſenſchaft: wendet er ſie auf ſein eignes Leben oder ſeine Handlungen, in der Abſicht dieſelben zu reguliren: ſo entſteht daraus das Sittengeſetz. Und dieß ſind ohne Zweifel die beyden größten Werke, welche der menſchliche Geiſt hervorbringt; aber nicht durch eine neue noch höhere Kraft, als die Denkkraft iſt, — ſondern nur durch eine längere Anwendung derſelben.

Um aber die Hervorbringung dieſes letzten Verſtandes-Werkes, des Sittengeſetzes, völlig zu begreifen: muß noch hinzugeſetzt werden, daß ſich in dem, zum Manne emporwachſenden, Kinde, mit der Empfindung, (worein ich hier die ſinnliche Wahrnehmung mit einſchließe,) der Inſtinct zugleich und in demſelben Grade veredelt.

Der thieriſche Trieb des Kindes wird bloß in Bewegung geſetzt durch das Gefühl von Luſt und Unluſt, und wird bloß regiert durch den erſten ſinnlichen Schein. Es ſucht die Nahrung, weil ſie ihm ſüß ſchmeckt: und nachdem es den Zucker gekoſtet hat, hält es alles, was weiß iſt, für ſüß.

Aus jenen Vorſtellungen werden bey dem Jünglinge Verſtandesbegriffe, die im Manne zu Erkenntniſſen von mancherley Gegenſtänden, obwohl zu abgeriſſenen und fragmentariſchen, reifen. Zugleich entfaltet ſich die einfache Begierde nach Sinnenluſt in die mannigfaltigen Begierden nach Geſellſchaft, nach Geld und Gut, nach Ehre, nach Wiſſenſchaft. Alle dieſe ſetzen eine Erkenntniß gewiſſer Gegenſtände, die Einſicht von dem Zuſammenhange zwiſchen Urſache und Wirkung, ein Wohlgefallen an Schönheit und Geiſtesbeſchäftigung voraus. Und um dieſen Begierden ein

Genüge zu thun, iſt Klugheit nöthig. Dieſe, welche eine Operation des Verſtandes iſt, ſchreibt die Regeln für einzelne Theile des Lebens und für beſondere Geſchäfte vor.

Endlich wird der Verſtand zur reifen Vernunft. Wiſſenſchaft, und ſittliche Regeln, d. h. ſolche, welche auf das ganze Leben und den Zuſammenhang aller Handlungen gehen, entwickeln ſich. Zugleich vereinigen ſich alle jene Begierden in das gemeinſchaftliche Verlangen nach Glückſeligkeit. Es kommt noch ein neues, das Verlangen nach Regelmäßigkeit der Handlungen, hinzu. Dieſes kann ſehr ſtark werden, wie wir, im Kleinen, an den Perſonen ſehen, welche die Ordnung in ihrem Anzuge und in ihren Zimmern ſehr lieben.

Um jene Vereinigung der Güter, auf welche die einzelnen Begierden gerichtet ſind, möglich zu machen, müſſen ſie einander untergeordnet werden. Dieß kann nur nach jenen Regeln geſchehen, welche aus der Verbindung und Subordination aller unſerer Erkenntniſſe entſtehn. Aus der Klugheit muß Weisheit werden. Jene iſt nicht weſentlich von dieſer verſchieden, ſondern nur ungefähr, wie ein einzelnes Theorem von der Wiſſenſchaft. Eine kluge Aufführung iſt das Element der Sittlichkeit: eine weiſe Aufführung iſt die vollendete Sittlichkeit ſelbſt. — Wer auf eine vernünftige Weiſe, durch nützliche Arbeiten reich zu werden ſucht, iſt beſſer als der, welcher durch Raub und Mord darnach ſtrebt. Aber er iſt deßwegen noch nicht ganz gut, denn er ſucht vielleicht Ruhm und Herrſchaft auf eine unvernünftige Weiſe; oder die Begierde nach dieſen Gütern iſt zu ſtark, und mit ſeinen übrigen Begierden nicht in demjenigen Verhältniſſe, in welchem jene Güter gegen die ſämmtlichen Güter, welche zur Glückſeligkeit gehören, ſtehen. Das menſchliche Leben beſteht aus einer immerwährenden Abwechſelung von Beſtrebungen, welche bald die Erlangung des einen, bald die Erlangung des andern Gutes zur Abſicht haben. Wer nun nach jedem Gute auf eine vernünftige Weiſe ſtrebt, und alle dieſe Beſtrebungen mit einander zu verbinden weiß, der führt ſein ganzes Leben vernünftig: und dieß iſt der ſittlich Gute.

So iſt die Vollkommenheit des Menſchen vollendet. Und giebt es in dieſer Geſtalt etwas höheres im Himmel und auf Erden? Die glänzenden Sphären, welche in ihren Kreiſen rollen, und durch ihre Bewegung und ihre Ordnung unſere Bewunderung mit Recht auf ſich ziehen, ſind doch, wenn wir ſie nicht als den Wohnſitz lebendiger Weſen betrachten, oder wenn wir von dem Einfluſſe, den ſie auf die Bewohner anderer Weltkörper haben, abſehen, nichts anders, als ungeheure Maſſen todter Materie. Was iſt z. B. unſer Erdball, wenn er leer von Menſchen, Thieren und Pflanzen wäre, als eine Anhäufung von Millionen Erdſtäubchen? Die unendliche Menge derſelben kann die Kraft unſerer Imagination überſteigen, und daher erhaben ſcheinen: aber wird der Erdball, durch dieſen Eindruck auf uns, an ſich im mindeſten vollkommner? ſind tauſend ſolcher, leuchtenden oder unerleuchteten Körper mit einem einzigen lebendigen und vernünftigen Menſchen zu vergleichen?

Aber iſt es denn nöthig, dem Menſchen ſeine eigene Vollkommenheit ſo weitläuftig zu beweiſen? — Ich glaube allerdings. — Der große Hauſe denkt an nichts ſeltner, als an die Vollkommenheit ſeiner Natur: um nichts bekümmert er ſich weniger. Es iſt ihm wenig daran gelegen, ein Menſch zu ſeyn: indeß er ſich vielleicht über ein neues Kleid oder einen neuen Titel brüſtet. — Ein großer Theil der Menſchen iſt ſogar geneigt, ſein Geſchlecht zu verachten. Dieß thun die Stolzeſten am meiſten, welche über Andere emporragen wollen, und Vorzüge, die ſie mit ihnen gemein haben, verſchmähen, oder ſogar ungern ſehen. Dieß thun außer ihnen am meiſten die unſittlichen Menſchen, welche in der Herabwürdigung ihrer Natur eine Entſchuldigung für die Unwürdigkeiten finden, welche ſie ſich ſelbſt haben zu Schulden kommen laſſen. Alle Lehrer der Immoralität, — die Mandeville und ihres gleichen, — haben ſich bemüht, durch ſophiſtiſche Beweiſe den Menſchen, als ein von Natur bösartiges oder als ein verächtliches Geſchöpf darzuſtellen, und ſogar das Thier über ihn zu erheben.

Und in der That, wer die Erhabenheit der menſchlichen Natur nicht nur einſieht, ſondern auch empfindet; der iſt ſchon auf dem halben Wege zur Sittlichkeit. Dadurch allein tritt er in das rechte Verhältniß mit ſeinen Nebenmenſchen. Wie könnte er diejenigen mißhandeln, welche er gezwungen iſt hoch zu achten? Und da es einmahl in ſeiner Natur liegt, thätig zu ſeyn, und in Handlungen ſein ganzes Leben beſteht: was könnte er beſſeres thun, als an dem Wohle anderer Menſchen arbeiten?

Jene Empfindung erlaubt dem Menſchen eben ſo wenig, gegen den geringſten ſeines Gleichen ſtolz zu ſeyn. So wie das Licht der Sonne jeden andern Schimmer auslöſcht: ſo ſind in den Augen des Menſchen, welcher den Adel ſeiner Natur anerkannt hat, worin er allen andern Menſchen gleich iſt, die kleinen Vorzüge ſeiner Perſon, wodurch er ſich von ihnen unterſcheidet, beſonders die Vorzüge des Reichthums und des Ranges, ſehr unbedeutend.

2.

Wo werden wir nun die Entſtehung und gleichſam den Sitz der Tugend zu ſuchen haben? — Ohne Zweifel, in dem vollkommenſten Weſen, welches wir in dem ganzen weiten Raume der Schöpfung finden.

Ich ſage alſo, Tugend iſt der Nahme für die Vollkommenheit der menſchlichen Natur, in ſo fern ich dieſe Vollkommenheit in den freyen Handlungen des Menſchen aufſuche. Dieſe können ſelbſt wieder als das Vollkommenſte in dem Menſchen angeſehen werden: einmahl, weil ſie in demſelben nicht eher zum Vorſchein kommen, bis er völlig entwickelt und zur Reife gelangt iſt; zum andern, weil das eigenthümliche Weſen und der Charakter des Geiſtes, — von dem wir in dem Zuſtande ſeiner Ruhe und der Unthätigkeit gar keine Kenntniß erlangen können, — ſich nur durch die Handlungen offenbaret.

Ich ſage ferner: daß kein Menſch ohne alle Tugend iſt, weil die Anlage und der Saame zu ihr ſeinem Weſen eingewebet iſt: daß aber, wenn in einem Individuum ſich dieſe Natur in ihrer ganzen urſprünglichen Vollſtändigkeit und Lauterkeit, und doch nach allen ihren Anlagen völlig und harmoniſch entwickelt fände, dieſes Individuum in dem vollkommenſten Sinne des Wortes tugendhaft ſeyn müßte.

Um einen vollkommenen Menſchen beſchreiben zu können, müßte man ſelbſt es ſeyn. Wie ſchwer iſt es, ſich aus der Lage, in welcher man ſich befindet, mit ſeinen Gedanken herauszuſetzen, — ſelbſt nur, unter Schmerzen, ſich einen ſchmerzloſen Zuſtand, mit einem verſtümmelten Körper ſich eine kraftvolle Geſundheit, und bey einer durch Krankheit und Kummer geſchwächten Denkkraft, ſich eine lebhafte und ungehindert thätige vorzuſtellen. — Doch es kommt hier nur darauf an, meine Gedanken deutlich zu machen. Vollkommnere Leſer werden mein Ideal ſelbſt erhöhen; mehr dichteriſche werden es glücklicher ausdrücken. — Iſt dieß nicht ſelbſt ein Beweis von der hohen Vollkommenheit der menſchlichen Natur, daß das Genie des Dichters und Künſtlers, — diejenige Geiſteskraft, welche wir am meiſten bewundern, — hauptſächlich damit beſchäftigt iſt, das Ideal der menſchlichen Natur, — welches im Grunde nichts anders, als die wahre, reine und urſprüngliche Geſtalt derſelben iſt, — nur in irgend einem ihrer Theile, zu entdecken und darzuſtellen?

Ich ſtelle mir alſo einen Menſchen vor, zuerſt mit einem vollkommen wohl gebauten Körper. Von ihm würde ein Künſtler den Umriß zu der Bildſäule eines Gottes genommen haben, ohne ein weiteres Ideal zu ſuchen. Aber der Umriß der Bildſäule täuſcht nur durch einen falſchen

Schein: er verſpricht, was er nicht hält. Der Umriß von dem Körper jenes Menſchen verbirgt eine innere eben ſo vollkommene Organiſation, und iſt das Reſultat und die Anzeige derſelben. Eben deßwegen läuft er ſo genau in den Linien der menſchlichen Form, — welches zugleich die Schönheitslinien ſind, weil in dem davon eingeſchloſſenen Raume Nerven, Adern, Muskeln und Sehnen eben ſo vollkommen ausgearbeitet, eben ſo richtig, jedes für ſeinen beſondern und alle für den gemeinſchaftlichen Zweck, durch einander verflochten ſind. Aus dieſem innern Baue entſpringt, was für den Menſchen ſelbſt von größerm Werthe, als Schönheit, iſt, — Geſundheit, Behendigkeit und Stärke. Der Geiſt, welcher dieſen Körper bewohnet, wird nicht durch die Schmerzen und das Uebelbefinden deſſelben in ſeinen edlern Beſchäftigungen geſtört werden. In ihm wird nicht der Saame zu verdrießlichen Leidenſchaften und zum Haſſe, durch die unangenehmen Empfindungen, ausgeſtreut, welche die ihn zunächſt umgebende und immerwährend auf ihn wirkende Materie allzu oft in ihm erregt. Eben ſo wenig wird er von ihr zu Extaſen ſinnlicher Luſt fortgeriſſen, die nur eine andere Art von Krankheits-Gefühlen ſind. Eine ſanfte Ruhe von Seiten des Körpers überläßt dieſen Geiſt gleichſam ſich ſelbſt, und erlaubt ihm, als reiner Geiſt zu handeln.

Von der andern Seite findet der Geiſt in den Gliedmaßen dieſes Körpers ſtets bereitwillige und geſchickte Diener zur Ausrichtung ſeiner Befehle. Und wie ſehr wird die Thätigkeit von jenem dadurch befördert, wenn er weiß, daß er die erſten Werkzeuge, durch welche er allein in die Welt auſſer ſich zu wirken im Stande iſt, leicht, und ſeiner Idee genau gemäß, bewegen kann.

Die feſten Theile des Körpers ſcheinen den Kanälen, in denen die flüſſigen umlaufen, welche den bey weitem wichtigerm Theil der Organiſation ausmachen, zur Bedeckung und zur Unterlage zu dienen. Das Blut welches in den Adern des Menſchen, den ich mir als vollkommenen Menſchen vorſtelle, fließt, und die Säfte, welche in den übrigen Kanälen umherlaufen, leiſten nicht nur dem Körper auf das vollkommenſte, wozu ſie beſtimmt ſind; ſie erſetzen den Verluſt, welchen er täglich leidet, und verewigen ſein Wohlſeyn: ſondern das Blut, welches in dieſen Adern fließet, iſt zugleich leicht und ätheriſch; alle übrigen Säfte ſind mild, ohne Schärfe; und doch wirkſam und belebend. Keiner derſelben ſtimmt durch einen unnatürlichen Reitz, in den Gefäßen, worin er ſich bewegt, auch das Gemüth zu Begierden, wovon kein Gegenſtand vorhanden iſt, oder zu ſolchen, welche weit heftiger ſind, als der Werth des Gegenſtandes verdient.

In den Sinnen ſtoßen Geiſt und Körper zuſammen. — Die Sinne meines idealiſchen Menſchen ſind ſcharf: aber nicht ſowohl um die Gegenſtände in ſehr großen Entfernungen zu entdecken, worin einige Thiere vor uns den Vorzug haben, — ſondern um in mäßigen Entfernungen ihm recht klare und beſtimmte Vorſtellungen von denſelben zu geben. Die Sinne ſollen ihm nicht bloß ſeinen Raub oder ſeinen Feind von ferne zeigen: ſie ſollen auch den erſten Grund zu ſeiner Belehrung legen. Eben deßwegen ſind ſie nicht bloß ſcharf, um die Dinge wahrzunehmen, ſondern vornähmlich um ihre Beſtimmungen und die Verhältniſſe ihrer Theile zu einander zu bemerken, woraus ihre Natur erkannt, und wodurch das edlere Vergnügen an ihnen genoſſen wird. Eben deßwegen ſind auch die Sinne des vollkommenen Menſchen mehr im Gleichgewicht und in Harmonie. Sein Auge iſt mahleriſch, und bemerkt Geſtalten und Farben ſo genau, daß es bald in dem Menſchen das Schönheitsgefühl erweckt. Aber es zieht nicht ſeine Aufmerkſamkeit von den Tönen ab, und macht ihn gegen Melodie und Harmonie unempfindlich. Er hat einen ſehr feinen Gaumen, und bemerkt die Unterſchiede des beſſer und ſchlechter Schmeckenden ſehr. — Nie hat ein Menſch einen feinen Geſchmack in Sachen der Kunſt gehabt, dem alle Speiſen und deren Zurichtungen gleichgültig waren; ſelbſt unter den Thieren iſt dasjenige das Grobſinnlichſte, welches ohne Auswahl ſich von Allem ernährt.

Indeß wenn der Gaumen des von uns gebildeten Menſchen fein iſt: ſo iſt er nicht lecker. Ein ſolcher Menſch verläßt gerne die mit den feinſten Speiſen beſetzte Tafel, um etwas Angenehmes zu ſehen oder zu hören; noch mehr, um etwas zu lernen. Schon durch den Bau ſeiner Sinne und die Anlagen ſeines Empfindungsvermögens iſt die richtige Wahl und Unterordnung ſeiner Vergnügungen vorbereitet. Auge und Ohr herrſchen über die übrigen Sinne: und Alles, was näher an den Verſtand gränzt, hat für ihn auch den größeren ſinnlichen Reitz.

Wenn der vegetative und animaliſche Theil des Menſchen in ſeiner Vollkommenheit ſchon mit dem ſittlich Guten verwandt zu ſeyn, und zu demſelben beyzutragen ſcheint: wie vielmehr wird die Anlage zur Sittlichkeit in der geiſtigen Natur deſſelben liegen, wenn dieſe zu einer gleich vollkommnen Entwickelung gelangt iſt.

Es wäre unnöthig, das was zur vollſtändigen Entwickelung eines menſchlichen Geiſtes gehört, in einer Schilderung darzuſtellen. Die ganze Philoſophie iſt dazu beſtimmt, dieſes Gemählde zu entwerfen: und ihre praktiſchen Theile, indem ſie die Regeln geben, nach welchen man zur

Vollkommenheit im Denken oder im Handeln gelangen kann, bezeichnen zugleich das Ziel der Vollkommenheit ſelbſt, wohin ſie uns führen ſollen.

Aber eine Mißdeutung muß ich zu heben ſuchen, welche den Satz, um deſſen Beweis es mir hier zu thun iſt, in den Gemüthern vieler Menſchen zweifelhaft gemacht hat. Wenn eine vorzügliche Ausbildung der Seelenkräfte nothwendig mit der ſittlichen Güte des Charakters verbunden wäre: warum würden wir dann, ſo viele in den Wiſſenſchaften, oder an dem Ruder der Staaten, oder an der Spitze der Armeen große Männer, welche die unſtreitigſten Beweiſe von hohen und ausgebildeten Geiſteskräften gegeben haben, ſo oft unmoraliſch handeln ſehen? Warum ſind, unter dem großen Haufen, gemeiniglich die Einfältigſten und Unwiſſendſten zugleich die Unſchuldigſten und Ehrlichſten; die Witzigen und hell Sehenden ſo oft boshaft und betrügeriſch?

Ich antworte: wenn ich ſage, daß der am vollkommenſten ausgebildete menſchliche Geiſt nothwendig auch ſittlich gut ſey: ſo verſtehe ich unter jener Ausbildung nicht die Erhöhung einer einzigen Kraft, welche alsdann ſich auch die übrigen Kräfte dienſtbar macht, und welche Genie genannt wird. Ich verſtehe darunter nicht diejenige auf ein beſonderes Geſchäft oder einen beſtimmten Beruf gerichtete Uebung und Anwendung der Geiſteskräfte wodurch eben der Menſch in dieſem Geſchäfte oder in dieſem Berufe zu einem großen Vorzuge vor Andern gelangt; obgleich nach dieſem doppelten Maßſtabe die Vollkommenheit des Menſchen in den Urtheilen der Welt gemeiniglich beſtimmt wird. — Ich verſtehe darunter eine gleiche und harmoniſche Entwickelung der verſchiedenen Erkenntnißkräfte und der ihnen entſprechenden Triebe. Durch dieſe Gleichheit ſelbſt ſchränkt die eine Kraft, die eine Anlage der Natur die andere ein, und erlaubt ihr nicht, in ihrem Wachsthume vor den übrigen einen unnatürlichen Vorſprung zu nehmen. Iſt nun die Grundlage eines ſolchen Geiſtes kraftvoll: ſo kann doch, trotz aller der Einſchränkung, welche in dieſem Falle die Reitzbarkeit der Sinne dem Feuer der Einbildungskraft, dieſe dem tief forſchenden Verſtande, und der Forſchungsgeiſt der, alle Gegenſtände überſchauenden und in Zuſammenhang bringenden, Vernunft entgegenſetzen, der auf dieſe Weiſe ausgebildete Menſch auch unter ſeines gleichen einen hohen Vorrang erhalten und den Nahmen eines Genies verdienen. Sind aber jene Grundanlagen der Natur ſchwach: ſo wird, bey einer ſo gleichen Entwickelung urſprünglich ſchwacher Kräfte, um deſto eher, neben der Unſchuld der Sitten und der Güte des moraliſchen Charakters, auch eine gewiſſe Einfalt und Mittelmäßigkeit des Verſtandes entſtehen, in ſo fern dieſer ſich durch Werke der Kunſt und der Wiſſenſchaft, oder durch Verwaltung ſchwerer Geſchäfte, und nicht bloß durch die kluge Ausübung der alltäglichen Pflichten des Lebens zeigen ſoll.

Ich ſetze noch hinzu, daß die Gleichheit, welche ich in der Ausbildung der ſämmtlichen Kräfte und Anlagen des Verſtandes und Herzens forderte, wenn dieſe Ausbildung die ſittliche Güte zu ihrem letzten Reſultate haben ſoll, nicht bloß die Gleichheit der Größe, ſondern auch die Gleichheit der Würde war. Wir haben geſehen, daß der Menſch ein dreyfaches Weſen in ſich vereiniget; daß er in gewiſſer Abſicht Pflanze, in anderer Thier, und in einer dritten ein Weſen höherer Art ſey, deſſen gleichen wir nicht kennen, deſſen Aehnlichkeit wir aber in der Gottheit annehmen. — Wenn nun der Menſch ſich als Menſch ausbilden ſoll: ſo iſt klar, daß die Kräfte und Vollkommenheiten der Pflanze denjenigen, welche das Eigenthum des Thiers ausmachen, und dieſe wieder den Kräften und Vollkommenheiten des höheren im Menſchen enthaltenen Weſens untergeordnet ſeyn müſſen. — Leben, das wachſende Princip und der Trieb nach Nahrung, Luft und Licht müſſen im Menſchen vorhanden ſeyn, und mit dem Alter mehr Kraft gewinnen. Aber die Beſchäftigung damit muß den kleinſten Theil des menſchlichen Lebens einnehmen. — Die Reitzbarkeit der

Sinne, welche der Menſch mit den Thieren gemein hat, iſt ſchon von höherem Werthe. Von der einen Seite giebt es, ohne reitzbare Sinne, im Menſchen keinen, oder einen ſehr trägen, Beobachtungsgeiſt, der auch eben deßwegen falſch beobachtet, weil er die ſchwächeren Eindrücke der Dinge nicht bemerkt. Beobachtungen aber ſind der Stoff, welchen der Verſtand bearbeitet. Je mehr der Menſch ſieht und hört und fühlt u. ſ. w. deſto mehr kann er denken. Und je richtiger er geſehen und gehöret hat, deſto wahrer werden ſeine Urtheile und deſto folgerechter ſeine Schlüſſe. Von der andern Seite iſt die größere Empfänglichkeit für ſinnliche Luſt und Unluſt unentbehrlich, wenn der Geſchmack am Schönen und der Widerwille gegen Häßlichkeit entſtehen ſoll. Und dieſe Empfindungen ſind es hinwiederum, auf welchen das allgemeinere Wohlgefallen an Ordnung und Regelmäßigkeit beruht: — ein Trieb, der, auf das thätige Leben und die Handlungen des Menſchen angewandt, der Tugend zur Stütze dient, und mit der ſich entwickelnden Vernunft, bey eben demſelben Ziele, der Sittlichkeit, ankommt.

Aber dieſe ſinnliche Empfindſamkeit muß in der Entwickelung des Menſchen nicht denſelben Spielraum gewinnen, noch ſo große Fortſchritte machen, als die Denkkraft, für welche ſie nur die Materialien herbeyſchaffen ſoll, der ſie aber unterworfen und von der ſie regiert werden muß, wenn nicht die Harmonie in der Natur des Geiſtes geſtört werden ſoll.

Daß die Denkkraft einen höhern Werth und eine größere Wichtigkeit für den Menſchen habe, als das Empfindungsvermögen: erhellet ſchon daraus, daß jene ununterbrochen bey dem Menſchen thätig ſeyn kann, da hingegen die Wahrnehmungen und Vergnügungen der Sinne nothwendig unterbrochen und nur nach beträchtlichen Zwiſchenräumen wiederhohlt oder fortgeſetzt werden können; wofern nicht die Sinne ſtumpf werden, und Geiſt und Körper des Menſchen einen beträchtlichen Nachtheil leiden ſollen. Der Menſch denkt immer: und er kann es, ohne daß er davon ermüdet würde, und er fühlt den Verdruß der langen Weile, ſobald die Gedanken im mindeſten ſtocken. Hingegen iſt es unmöglich, daß der Menſch das ſchönſte Schauſpiel lange Zeit ſehen, oder die ſchönſte Muſik hören könne, ohne Ueberdruß zu empfinden, und zuletzt aller Empfindſamkeit für dieſe Gattungen von Eindrücken beraubt zu werden.

Wenn nun die Denkkraft bey einem Menſchen vollkommen, d. h. ſo beſchaffen iſt, daß die Gedanken, welche ſie hervorbringt, ihn ſelbſt befriedigen, und ihm durch die Wahrheit, welche ihm davon einleuchtet, oder durch eine gewiſſe Anmuth und Schönheit, die auch Gedanken eigen ſeyn können, Vergnügen machen und Unterhaltung gewähren: ſo iſt dieſer Menſch der Glückſeligkeit weit näher, als ein anderer, der zur Vereinigung aller, der gröbern ſowohl als der feinern, ſinnlichen Genüſſe die größte Reitzbarkeit der Sinne und das vollkommenſte Empfindungsvermögen hat. Im Begriffe der Glückſeligkeit liegt das Merkmahl des Immerwährenden. Der Menſch, welcher ſich mit ſeinen eigenen Gedanken zu erluſtigen weiß, beſitzt die Kunſt, ſich immer zu freuen. Der, welcher ſich nur durch ſeine Empfindungen zu erluſtigen weiß, muß ſtets von einem Vergnügen, deſſen er ſatt iſt, zu einem andern, das ihm wieder neu geworden iſt, übergehen. Er ſchwankt unaufhörlich zwiſchen Bedürfniß und Ueberdruß hin und her: und wird zuletzt genöthiget, von Zeit zu Zeit alles Vergnügens zu entbehren, um eines neuen Genuſſes fähig zu ſeyn.

Ein zweyter Beweis von dem größern Werthe und der höhern Würde der Denkkraft vor dem Empfindungsvermögen iſt, daß jene eine Regel in ſich ſelbſt enthält, nach welcher ſie verfahren muß, und nach welcher ihre Producte, die Gedanken, auf einander folgen müſſen, — die Sinnlichkeit hingegen gänzlich regellos iſt, und in der Folge und Ordnung ihrer Reitze durch kein eigenthümliches Geſetz eingeſchränkt wird. Der Menſch, der einmahl denkt, muß in einem gewiſſen Zuſammenhange denken. Die Begriffe müſſen in einem gewiſſen Grade beſtimmt und wahr ſeyn: oder es ſind gar nicht Begriffe mehr, ſondern leere Worte. Die Schlüſſe müſſen in einem gewiſſen Grade folgerecht ſeyn: oder ſie hören auf, Schlüſſe zu ſeyn; und die ganze Rede iſt ein unverſtändiges Gewäſche. Der Menſch hingegen, der immer nur von Gefühl zu Gefühl übergeht, hat gar keinen, ihm durch die Natur der Sinnlichkeit vorgezeichneten, Weg. Er hört nicht auf, zu empfinden, ſowohl in Abſicht der ſinnlichen Wahrnehmungen, als in Abſicht des Genuſſes, wenn auch die Empfindungen noch ſo unordentlich auf einander folgen. — Eben dieß zeigt, daß die Sinnlichkeit dazu beſtimmt iſt, der Denkkraft untergeordnet zu ſeyn, und von ihr diejenige Regel zu erhalten, welche in ihr ſelbſt nicht liegt. Eben dieß beweiſt aber zugleich, daß die Denkkraft mit der Sittlichkeit näher verwandt iſt, welche die Quelle aller Regeln und alles Zuſammenhangs in den menſchlichen Reden und Handlungen ſeyn ſoll.

Die Denkkraft iſt, drittens, deßwegen von höherm Range in der menſchlichen Natur, als die Sinnlichkeit: weil der Menſch beym Denken ſelbſtthätig iſt, beym Empfinden aber ſich leidend verhält. Zwar iſt Thätigkeit und Leiden bey beyden in einem gewiſſen Grade vermiſcht. Der Verſtand könnte nicht denken, wenn ihm die Sinne nicht die Materialien darreichten, und die Sinne würden nicht empfinden, wenn die auf ſie gemachten Eindrücke nicht von einer thätigen Kraft der Seele gleichſam ergriffen und in Vorſtellungen verwandelt würden. Aber augenſcheinlich ſchöpft der Menſch, wenn er denkt, vieles aus ſich ſelbſt: wenn er hingegen empfindet, empfängt er faſt alles von den Dingen, die auf ſeine Augen und Ohren wirken. Daher hängt es auch großen Theils von ihm ab, was und wie viel er denken, — wenn er anfangen und wenn er endigen will. Hingegen hängt es ganz von ſeiner äußern Lage, von Umſtänden und Zufällen ab, was er hören und ſehen, welche Gegenſtände er mit den Sinnen wahrnehmen, und welche Vergnügungen er durch ſie genießen ſoll. Daher iſt der Menſch, beym Denken, auch mehr frey: eine zweyte Annäherung der Denkkraft an die Sittlichkeit, welche gänzlich auf der Freyheit beruhet, und in welcher ſich die Freyheit des Menſchen am vollkommenſten zeigt.

Nach dieſen verſchiedenen Stufen der Würde nun müſſen ſich die Geiſteskräfte auch in ihrer Entwickelung richten. Ein Menſch, welcher eine ſehr lebhafte und reitzbare Sinnlichkeit hat, muß eine, nach eben dieſem Verhältniſſe ſtärkere, Denkkraft beſitzen: wenn nicht die Vollkommenheit des einen Theils den ganzen Menſchen unvollkommner machen ſoll. Ein ſchwacher und wenig thätiger Verſtand wird den Menſchen beſſer regieren, ihn ſehlerfreyer und liebenswürdiger machen, wenn auch das Empfindungsvermögen weniger thätig, wenigſtens ruhiger und gelaſſener iſt. Und dieſe Gradation zwiſchen der Stärke der Sinnlichkeit und des Verſtandes muß ſowohl, in Abſicht der Wahrnehmungen, welche von den Sinnen herrühren, als in Abſicht der Gefühle, welche durch ſie erregt werden, Statt finden. Von einem Menſchen, der immerfort beſchäftiget iſt, neue Gegenſtände zu ſehen und zu hören, und den die Schärfe ſeiner Sinne darin unterſtützt, ſollte man erwarten, daß er auch fähiger ſeyn würde, viel zu denken: weil ſein Verſtand unaufhörlich neuen Stoff für ſeine Betrachtungen erhält. Aber man irrt ſich. Wenn dieſer Verſtand nicht an Kraft dem ſinnlichen Wahrnehmungs-Vermögen noch überlegen iſt: ſo wird er durch die, ihm von dem letztern gelieferten, Materialien überhäuft, oder erhält ſo mangelhafte, daß er nichts daraus zu machen weiß.

Wenn, von der andern Seite, die Gefühle von Luſt und Unluſt zu lebhaft ſind und unaufhörlich mit einander abwechſeln: ſo wird der Verſtand in ſeinen Operationen gänzlich geſtört, und gelangt nie zu einer beträchtlichen Vollkommenheit, weil es ihm an ruhiger Muße fehlt.

Aber auch die Denkkraft ſelbſt, von der Seite betrachtet, inſofern ſie den Menſchen bloß unterhält, belehrt, vergnügt, und die Mutter der Wiſſenſchaft iſt, muß, einen ſo hohen Rang ſie auch in der menſchlichen Natur einnimmt, — doch noch derjenigen höhern, oder vielmehr der noch auf eine edlere Art geübten Denkkraft nachſtehen, welche, anſtatt einzelne Gegenſtände zu erforſchen und einzelne Zweige der Wiſſenſchaft zu bearbeiten, ſich damit beſchäftiget, alles, was den Menſchen in ſeinem Leben intereſſiren, und beſonders alles, was auf ſeine Handlungen Einfluß haben kann, in Zuſammenhang zu bringen und ihm ein regelmäßiges Syſtem von Grundſätzen und Ideen, für ſeine äußere ſowohl, als ſeine innere Thätigkeit, für ſeine Aufführung in der Geſellſchaft ſowohl, als für ſeine Meditationen zu geben.

Dieſer Zweig, oder dieſe Anwendung des Verſtandes iſt es, was man die Vernunft nennt: und ſo wie ſie beſtimmt iſt, die Herrſchaft in dem Geiſte des Menſchen zu führen, ſo iſt ſie auch augenſcheinlich, an Würde und Werth, über jedes andere Vermögen deſſelben, und ſogar über den Verſtand erhaben.

Wenn dieſer, durch die Denkgeſetze, eine Regel in ſich enthält, welche ihn in ſeiner Thätigkeit nicht ausſchweifen läßt, ſo iſt die Vernunft gleichſam ganz Regel, und erhält, durch denjenigen allgemeinen Zuſammenhang, welchen ſie, vermöge ihrer Natur, zwiſchen allen Vorſtellungen und Trieben des Menſchen im Innern und zwiſchen allen ſeinen Endzwecken und Beſtrebungen in der äußern Welt ſtiftet, von allen Seiten ſo beſtimmte Schranken und ſo unabänderliche Geſetze der Ordnung für ihre eignen Operationen, daß ſie eben dadurch geſchickt wird, Ordnung und Zuſammenhang in den Beſchäftigungen und Werken des Verſtandes und der Sinnlichkeit zu erhalten.

Wenn die Glückſeligkeit des Menſchen weit mehr von ſeinem Denkvermögen, als von der Reitzbarkeit der Sinne abhängt, weil er einen weitgrößern Theil des Lebens mit angenehmen und intereſſanten Gedanken, als mit wollüſtigen Empfindungen ausfüllen kann: ſo trägt aus eben dem Grunde die Vernunft noch mehr zum Endzwecke der Glückſeligkeit bey, als der Verſtand; weil es nothwendig bey jedem Menſchen Zeiten giebt, wo die Denkkraft ermattet, und der Witz nichts hervorbringt, da hingegen es keinen Augenblick des Lebens giebt, wo der Menſch nicht als ein vernünftiges Weſen denken und handeln kann, wäre es auch nur, um jene gezwungne Leerheit des Geiſtes, ſo wie auch den Mangel angenehmer Empfindungen, auf eine ſchickliche Art zu ertragen.

Wenn endlich der Verſtand weniger von äußeren Einwirkungen in ſeinen Operationen abhängt, und mehr aus ſich ſelbſt ſchöpft, als die Sinnlichkeit, und eben deßwegen freyer und edler iſt: ſo iſt die Selbſtthätigkeit der Vernunft noch weit unabhängiger und ihre Freyheit größer. Da ſie keine neuen Erkenntniſſe zu erlangen ſucht, ſondern nur unter denen, welche die Beobachtung und das Nachdenken dem Menſchen erworben hat, Ordnung und Harmonie hervorbringen will, — die Regeln dieſer Ordnung aber in ihr ſelbſt liegen: ſo iſt, bey keiner ſeiner geiſtigen Operationen, der Menſch ſo vollſtändig Urheber und erſte Quelle derſelben, als bey der Anwendung der Vernunft.

Auch hier muß dem Verhältniſſe der Würde das Verhältniß der Entwickelung und der Stärke bey den verſchiedenen Kräften folgen. Man ſetze, es ſey in einem Menſchen die Denkkraft ſehr lebhaft, der Witz erfinderiſch, der Forſchungs-Geiſt tief eindringend oder ſcharfſichtig in Entdeckung der feinſten Unterſchiede. Iſt bey eben dieſem Menſchen dieſe beſondere Art der Denkkraft, welche nicht erfinderiſch, ſondern nur überlegend iſt, keinen einzelnen Gegenſtand erforſcht, aber über alle rathſchlägt, die zu keiner neuen Kenntniß verhilft, aber jede neu erlangte ſogleich an die übrigen anzuſchließen ſucht, — iſt, mit einem Worte, die Vernunft bey einem ſolchen Menſchen nicht noch in einem höhern Grade ſtark: ſo werden ihn jene Vorzüge eben deſto größern Fehltritten ausſetzen.

Der Mangel dieſer Proportion zwiſchen Verſtand und Vernunft, iſt Urſache, daß wir ſo viele Beyſpiele von großen Gelehrten und geiſtreichen Schriftſtellern haben, welche in ihrer Aufführung abgeſchmackt oder unſittlich waren; daß wir Dichter und Künſtler vom erſten Range als gemeine, ſogar ſchlechte Menſchen in dem alltäglichen Leben, in den Verhältniſſen mit Verwandten und Freunden finden; daß endlich die bewunderten Helden der Geſchichte zuweilen kaum die gemeine Achtung von ihren Hausgenoſſen erhalten können.

Bey allen dieſen Perſonen war eine einzige Art der Denkkraft, und die ſich nur auf eine einzige Art der Gegenſtände bezog, ungewöhnlich ſtark. Dieſes Talent wurde auch von ihnen allein geübt. Alle übrigen Seelen-Vermögen blieben bey der Entwickelung zurück: ſo wie durch eine ſtärkere Pflanze eine ſchwächere erſtickt wird. Und zu dieſer, ſchon an ſich gefährlichen, übergroßen Ungleichheit der verſchiedenen Fähigkeiten, kam nun noch bey dieſen Männern hinzu, daß bey ihnen die letzte Entwickelung der Natur, — diejenige, welche alle andern Seelen-Vermögen in einem oberſten Puncte vereiniget, — aus allen Kenntniſſen und Fertigkeiten das letzte Reſultat zieht, und dadurch die edle Frucht der gemeinen Menſchenvernunft hervorbringt, nicht vollſtändig genug vorgegangen war. Dieſe Menſchenvernunft heißt gemein, nicht, weil ſie verächtlich, ſondern weil ſie ein gemeinſchaftliches Eigenthum aller Menſchen iſt, oder ſeyn ſoll, — da hingegen jede andere Fähigkeit die einzelnen Perſonen von einander unterſcheidet. Sie iſt kein Talent, durch welches ſich ein Menſch vor Andern auszeichnet, ihre Bewunderung an ſich zieht und im Umgange, in Schriften oder auf dem Schauplatze der Welt glänzt. Sie iſt eine Vollkommenheit, welche ihm die der menſchlichen Natur überhaupt zukommende Würde ſichert, welche ſeinem Weſen inniger einverleibt, aber eben deßwegen tiefer verborgen und weniger ſchimmernd in den Augen gemeiner Beobachter iſt; eine Vollkommenheit, welche ſich auf alle Reden und Handlungen des Menſchen erſtreckt und ihn beſonders denjenigen achtungswürdig macht, welche am vertrauteſten mit ihm umgehen oder in ſolchen Verhältniſſen ſtehen, wo Eigennutz und Ehrgeitz, Thorheit und Leidenſchaft die Menſchen am öfteſten trennen.

Die Vernunft iſt in der That für den Menſchen dasjenige, was die Frucht für den Baum iſt, das letzte Product, worauf das Wachsthum aller vorhergehenden Theile, der Knoſpen und Blüthen abzielte. Auch am Baume iſt die Frucht weniger ſchön als die Blüthe, ob dieſe gleich nur um der Frucht willen vorhanden war. Auf gleiche

Weiſe hat das bloße Vernünftigſeyn eines Menſchen für Andere, die nur gelegentlich mit ihm umgehen, nicht das Anziehende und Einnehmende, welches er durch eigentlich ſogenannte Talente, durch Witz oder Scharfſinn erhält: obgleich auch dieſe nur der Vernunft zur Grundlage und zu Werkzeugen dienen ſollen. Die Frucht wird an den Pflanzen oft durch ein zu üppiges Wachsthum der Blätter und Blüthen gehindert. Im Menſchen ſchadet nicht weniger die überwiegende Stärke einer einſeitigen Naturgabe der Entſtehung oder dem völligen Reifen der Vernunft.

Auch im Körper iſt es ein Zeichen eines fehlerhaften Baues und eine Urſache vieler künftigen Krankheiten, wenn ein Glied, beſonders wenn ein inneres, zum Leben und zur Bewegung nöthiges Eingeweide eine unverhältnißmäßige Größe und Stärke vor den übrigen hat.

Ein Athlete, der mit ſeinen nervigen Armen alles zermalmt, kann in anderer Rückſicht ein Schwächling ſeyn. Die Geſundheit und Stärke des Ganzen hängt von der Gleichheit der verſchiedenen Triebfedern ab, welche die Säfte in den Gefäßen umhertreiben. Nur das Gehirn und das Herz, dieſe beyden Hauptquellen der Bewegung, jenes für das Nerven- dieſes für das Blutſyſtem müſſen überwiegend ſtark und thätig ſeyn.

wenn die Ordnung in allen übrigen erhalten werden ſoll.

Ein Weltmann, der ſonſt um Moralität wenig bekümmert war, und den Menſchen bloß nach ſeiner Liebenswürdigkeit in der Geſellſchaft ſchätzte, Cheſterfield, giebt doch der von uns behaupteten Wahrheit, obgleich unter ganz andern Ausdrücken, Zeugniß. Er ſchreibt in ſeinen bekannten Briefen an ſeinen Pflegeſohn, den er bloß zu einem vollkommenen Weltmanne machen wollte, daß er ſich nicht darum beeifern ſolle, in der guten Geſellſchaft als ein ſehr unterrichteter Menſch, noch weniger als ein guter Dichter aufgenommen zu werden; daß, wenn er ſein Glück in derſelben bloß durch ſein Talent für die Tonkunſt oder die Mahlerey, — ja ſelbſt durch die Gabe gut zu erzählen, oder witzig zu ſcherzen, mache, dieſes Glück immer noch ein ſehr wenig ehrenvoller und unſicherer Succeß ſey; und daß nur derjenige ſich als ein wirklich geachtetes Mitglied einer Geſellſchaft anſehen dürfe, der von derſelben um gar keiner ſolchen beſondern Eigenſchaft willen, ſondern bloß als honnéte homme, nach ſeiner ganzen Perſon, geſchätzt und aufgeſucht wird.

3.

Ich kehre nun zu meinem Grundſatze zurück: daß die Tugend in dem Weſen des Menſchen liege, und daß der vollkommen ausgebildete Menſch nothwendig ſittlich gut ſeyn müſſe. Und läßt ſich wohl, — wenn man den Ausdruck der vollkommenen Ausbildung in dem Sinne nimmt, welchen ich eben entwickelt habe, — etwas anders erwarten?

Ich werde den Beweis dieſer Behauptung, wie ich glaube, am leichteſten und natürlichſten entwickeln, wenn ich auf die vier großen Charakterzüge zurückgehe, in welche ſchon von Alters her die Tugend eingetheilt worden iſt. Von drey dieſer ſogenannten Cardinal-Tugenden, der Klugheit, der Mäßigung und der Tapferkeit, werde ich unmittelbar zeigen, daß ſie ſich in dem Charakter unſers idealiſchen Menſchen finden. In Abſicht der Gerechtigkeit, werde ich den Beweis auf eine doppelte Weiſe führen.

Ich werde zuerſt zeigen, daß ſie eine nothwendige Folge der drey übrigen Tugenden ſey, ſobald der Menſch, welcher dieſe beſitzt, ins geſellſchaftliche Leben gebracht, und zur Thätigkeit in demſelben veranlaſſet wird.

Ich werde zweytens zeigen, daß ſowohl in den erſten Anlagen, als in den letzten Abſichten der Natur mit dem Menſchen, die Erzeugung der Gerechtigkeit ihr vornehmſtes Augenmerk geweſen iſt.

Durch jene Anlagen hat ſie den Menſchen unabhängig von den äußern Dingen und ſich ſelbſt genugſam zu machen geſucht. Nichts aber verleitet den Menſchen mehr zur Ungerechtigkeit, als wenn er abhängig von den Dingen und andern Menſchen iſt.

Nach ihren Abſichten ſoll der Menſch immerfort thätig, und durch Thätigkeit glückſelig ſeyn. — Aber nur die gerechte und menſchenfreundliche Thätigkeit kann ununterbrochen ſeyn und den Menſchen glücklich machen.

Wenn es bey uns feſt ſteht, daß Klugheit, Mäßigung, Muth und Gerechtigkeit die Beſtandtheile der Tugend ausmachen, — und wir haben in dem Laufe unſrer Unterſuchung ſelbſt Urſache gefunden, dieſe Zergliederung der Tugend für eine der beſten zu halten: — ſo iſt es auch ausgemacht, daß dieſe Beſtandtheile der Tugend Eigenſchaften des Menſchen ſind, welcher ſich, der urſprünglichen Anlage ſeiner Natur getreu, entwickelt hat.

1. Klugheit.

Kann es zuerſt dem, nach meinen vorigen Angaben ausgebildeten, Menſchen an Einſichten fehlen: da bey ihm alle Erkenntnißkräfte, ſowohl diejenigen, welche den Stoff von außen, durch unbegreifliche Werkzeuge und Canäle, erhalten und vermöge des Bewußtſeyns aufnehmen, als die, welche dieſen Stoff zu wirklichen Kenntniſſen und zu Gedanken bearbeiten, in gleicher und beſtändiger Thätigkeit ſind? Und können dieſe Einſichten anders als wahr und ächt ſeyn, da vermöge der Proportion in der vorgegangenen Entwickelung der Natur diejenige Kraft, welche die Wahrheit aus dem Scheine herauszieht, — der Verſtand, über diejenige Kraft, welche dieſen in der That ganz unentbehrlichen Schein liefert, — über das Empfindungsvermögen, — ſowohl das Uebergewicht der Stärke, als das Uebergewicht der Herrſchaft hat? Der Mann, welcher viel wahrnimmt, aber noch mehr denkt, kommt gewiß zu Einſichten der beſten Art.

Aber Einſichten überhaupt machen noch nicht die Tugend der Klugheit aus. Dieſe beſteht nicht in einer beſondern Art der Erkenntniſſe, ſondern in einer ſolchen Modification aller Kenntniſſe, wodurch ſie Beziehung auf das praktiſche Leben und auf das ganze Leben, und wodurch ſie Zuſammenhang ſowohl mit allen Theilen unſrer Natur, als mit allen den Gegenſtänden erhalten, auf welche wir zu wirken haben. Das menſchliche Leben iſt lang; es iſt ſehr zuſammengeſetzt. Die Gegenſtände, mit welchen wir, während ſeines Laufes, nach und nach in Verbindung kommen, ſind ſehr mannigfaltig. Der folgende Tag hängt mit dem vorhergehenden, der glückliche Erfolg einer neuen Unternehmung hängt mit dem Gelingen einer alten zuſammen. Wenige Menſchen haben in irgend einem Zeitpuncte ihres Lebens zu den ihnen bloß als Menſchen obliegenden Geſchäften und Pflichten tiefe geometriſche, mechaniſche, naturhiſtoriſche oder irgend andere wiſſenſchaftliche Kenntniſſe nöthig. Aber faſt alle müſſen zu der einen oder der andern Zeit mit der Gabe, richtig über Gegenſtände, welche eigentlich für dieſe Wiſſenſchaften gehören, zu urtheilen, verſehen ſeyn. Alle ſind noch ſtärker aufgefordert, in Uebereinſtimmung mit ſich ſelbſt zu leben und jede Sache mit ihrem Zwecke, und jeden Zweck mit den allgemeinen Endzwecken ihres Daſeyns zu verbinden.

Von wem ſind nun dieſe beyden Stücke, die gute Beurtheilungskraft und das beſtändige Zuſammenhängen der erkannten Dinge, und die Hinlenkung dieſer Kenntniſſe zu gemeinſchaftlichen Zwecken zu erwarten, als von demjenigen Menſchen, bey welchem zuerſt die verſchiedenen Erkenntnißkräfte einander das Gleichgewicht halten, und ſich wechſelsweiſe einſchränken, hingegen auch ohne Ausnahme in Thätigkeit ſind; und bey welchem zweytens die Denkkraft, die Meditation und die Wiſſenſchaft ſelbſt noch einer höheren Kraft untergeordnet ſind, der Vernunft, — welche eben auf allgemeinen Zuſammenhang losarbeitet, und in der Auffindung oder der Stiftung deſſelben ihre einzige Beſchäftigung findet.

Der in hohem Grade witzige Kopf, der aber nichts weiter als witzig iſt, der begeiſterte Dichter, der ſpeculative Philoſoph, können deßwegen doch einer guten Beurtheilungskraft in Sachen des gemeinen Lebens ermangeln, und werden ſogar von der übrigen Welt dieſes Mangels vorzüglich beſchuldiget. Aber dann entſteht dieſe köſtliche und zum ſittlichen Verhalten unentbehrliche Gabe gewiß, wenn der Menſch bey einem Talent und einem Zweige der Kenntniſſe, welche er ſeines künftigen Berufs wegen anbaut, doch um ſeiner perſönlichen Vollkommenheit willen, alle andern Geiſteskräfte übt und alle andern Zweige der Kenntniſſe entweder bis auf einen gewiſſen Grad ſich zu eigen macht, oder wenigſtens ihre Natur, ihren Werth und ihre Stelle in dem allgemeinen Syſteme der individuellen und geſellſchaftlichen Glückſeligkeit einſieht.

Auf gleiche Weiſe kann, wie ich oben gezeigt habe, der Mann von Genie, der große Künſtler oder Gelehrte, der bewunderte Staatsmann, doch der Sittlichkeit, aus Mangel wahrer Klugheit, entbehren: und die allgemeine Vollkommenheit der Perſon ſehr wohl über den hohen Vorzügen des Dichters, Helden oder Staatsverwalters verlohren gegangen ſey. Bey dem vollkommenen Menſchen hingegen, ſo wie wir ihn gebildet haben, iſt kein Zweig der Denkkraft, kein Talent, der Vernunſt weder an Stärke gleich, noch an Macht und Einfluß auf den ganzen Menſchen überlegen. In ihm iſt die Kraft, welche den Zuſammenhang und die Harmonie der einzelnen Gaben ſtiftet, noch größer, als irgend eine dieſer Gaben ſelbſt: und ſeine Erkenntniſſe werden alſo gewiß in die wahre Klugheit, nach der edelſten Bedeutung dieſes Wortes, übergehen.

2. Mäßigung.

Was die Tugend der Mäßigung betrifft: ſo iſt dieſelbe, in der weiteſten Bedeutung des Wortes, in welcher ſie allein eine Haupttugend genannt zu werden verdient, nicht bloß die Einſchränkung einzelner, beſonders körperlicher, Begierden; ſondern ſie iſt die Fertigkeit des Menſchen, ſeine Handlungen und ſeine Empfindungen, — die

Aeußerungen ſeiner thätigen, und der, die Einwirkungen anderer Dinge auf ihn wahrnehmenden Kräfte, ſolchen Regeln zu unterwerfen, welche der Natur dieſer Kräfte, und der behandelten und empfundenen Gegenſtände angemeſſen, und zugleich geſchickt ſind, ſich mit einander zu einem allgemeinen Syſteme der Regeln zu vereinigen.

Was nun hier in Abſicht der freyen Handlungen des Menſchen gefordert wird, — *Ordnung und Regel in denſelben hervorzubringen*: — dieß hat die Natur bey ſeiner urſprünglichen Bildung zuerſt gethan; und eben dieſe Forderung hat die Entwickelung unſers idealiſchen Menſchen, bey ſeinem Emporwachſen vom Kinde zum reifen Manne, erfüllt. Wenn alſo von dieſem irgend eine Tugend zu erwarten iſt: ſo iſt es die, Maß und Regel in allen Dingen zu beobachten.

Die Natur hat, unter ihren Schöpfungen, bey der Organiſation der Pflanzen, zuerſt angefangen, im innern Bau und in der äußern Form, ſichtbar nach Regeln und einer beſtimmten Ordnung zu verfahren; und ſie hat dadurch dieſer Claſſe ihrer Geſchöpfe, den Rang über das ganze Stein- und Mineral-Reich gegeben. So wie ſie von der Pflanze zur Erſchaffung des Thieres und Menſchen fortgeſchritten iſt, iſt ſie in ihrer Ordnung immer ſtrenger, in ihren Regeln immer genauer geworden: bis ſie endlich durch das feinſte Gewebe und den regelmäßigſten Zuſammenhang unzähliger Theile, das Meiſterſtück der Schöpfung, den Menſchen, hervorgebracht hat, — der nun ſie und die von ihr bey ſeiner Bildung beobachtete Geſetzmäßigkeit, in ſeinen Handlungen und in ſeinen Werken nachzuahmen im Stande iſt. In den Handlungen geſchieht dieſes durch Sittlichkeit, in den Werken durch Kunſt.

Die Mäßigung, in dieſem weiten Umfange der Bedeutung, und die Klugheit in der, welche ich ihr zuvor gegeben habe, machen nicht ſowohl Claſſen beſonderer Tugenden aus, ſondern ſind in der That nur zwey verſchiedene Geſichtspuncte, unter welche man die Tugend überhaupt ſtellen kann.

Es giebt aber Gelegenheiten und Handlungen, bey welchen die Tugend mehr von der einen Seite als von der andern thätig, oder doch ſichtbar iſt. Und dieß ſind die Handlungen, welche man in einem eingeſchränktern Sinne klug oder mäßig nennet.

Der Leſer erlaube mir in Abſicht der Mäßigung, als Zweig und Unterart der Tugend betrachtet, mich in einige genauere Betrachtungen einzulaſſen, die, wenn ſie auch zu meiner gegenwärtigen Abſicht nicht unentbehrlich ſind, doch dieſe wichtige Tugend ſelbſt ins Licht ſtellen, und deutlicher, als bloße abſtracte Ideen, zeigen, in wiefern in der Menſchennatur der Keim der Mäßigkeit liege, und von der vollkommenen Reife jener Natur dieſe Tugend ſelbſt mit Sicherheit zu erwarten ſey.

Uebermaß kann nur im Menſchen da ſeyn, wo ein Streben, eine Bewegung und eine Thätigkeit iſt. Ich bemerke aber in ihm eine vierfache Art des Lebens und der Thätigkeit: 1) die Thäthigkeit des ſinnlichen Genußes und der ſinnlichen Begierde nach Genßue. 2) das Streben nach Erlangung der äußern Güter, welche zuſammen das Glück ausmachen, und wovon Ehre, Vermögen und Macht die vorzüglichſten Beſtandtheile ſind. 3) diejenigen Thätigkeiten, welche ihren Reitz in ſich ſelbſt und in der Unterhaltung und dem Vergnügen haben, welche ſie dem Geiſte gewähren, z. B. die Erforſchung der Wiſſenſchaften, die Anſchauung der Kunſtwerke, oder auch gelungene Unternehmungen, bey welchen man nur ſeine Talente zu zeigen die Abſicht hatte; endlich 4) die Thätigkeit, welche ſich mit Ueberlegung aller andern Handlungen und Beſtrebungen beſchäftiget, und in der Aufſuchung der ihnen zukommenden Regeln der Ordnung beſteht.

Dieſe letztere Art der Thätigkeit iſt keiner Unmäßigkeit fähig: denn ſie iſt ſelbſt die Quelle, und giebt das Geſetz der Mäßigung für alle übrigen, Aber die Beſtrebungen und Begierden der drey andern Arten, wiewohl ungleich von Adel und Range, können doch auf gleiche Weiſe ihre Schranken übertreten. Der Wollüſtige, der Habſüchtige, der ſeinem Studium oder ſeiner Liebhaberey ſein Vermögen oder ſeine Geſundheit Aufopfernde, ſchweifen auf gleiche Weiſe aus. Aber jede dieſer Arten der Unmäßigkeit hat ihren eigenen Charakter und ihre eignen Folgen. Bey jeder giebt es einen Unterſchied zwiſchen der Unmäßigkeit in den Begierden, und der Unmäßigkeit beym Genuſſe. Von den Urſachen der Unmäßigkeit endlich, ſind einige allen Arten gemein, andre einer jeden eigenthümlich.

Erſte Betrachtung.

Charakter und Folgen jener drey Arten der Unmäßigkeit

a. Die Unmäßigkeit der ſinnlichen Begierden und Genüſſe verdirbt und erniedriget den Menſchen am meiſten, macht ihn an Leib und Seele krank, ſchwächt ſeine übrigen Kräfte, und vernichtet oft die Sittlichkeit ganz und gar.

Ich rede aber hier nur von den Ausſchweifungen in den Begierden und Genüſſen, zu welchen die beyden niedern Sinne führen, von denen der Lüſternheit, des Trunkes und der Wolluſt. Die Augen und Ohren, inſofern die Vergnügungen, welche durch ſie erweckt werden, entweder in der Befriedigung der Neugierde, oder in dem Wohlgefallen an Schönheit der Geſtalten und Harmonie der Töne beſtehen, ſchließen ſich an die Einbildungskraft und den Verſtand an: und ob ſie gleich auch in jenen Beziehungen den Menſchen zur Unmäßigkeit verleiten können: ſo ſind die Folgen derſelben gemeiniglich denen ähnlich, welche aus dem unmäßigen Vergnügen der Einbildungskraft, des angewandten Witzes u. ſ. w. entſtehen. Sehr oft aber ſind dieſe Sinne, obgleich von edlerer Natur und Beſtimmung, nur Dienerinnen der Ueppigkeit und der Wolluſt. Die Geſchlechtsliebe wird zuerſt durch Schönheit erweckt, und der Schönheitsſinn kann, bey einem zu feurigen Temperamente, dem Menſchen leicht gefährlich werden. Ueberdieß ſind es Luxus und Pracht, Muſik und Tanz, welche den Rauſch der Fröhlichkeit unterhalten und den ſinnlichen Menſchen, in den Zwiſchenzeiten, bis zu den ſeltneren Momenten, wo er noch lebhaftere Lüſte genießet, befriedigen und auf dieſe vorbereiten.

Die Urſachen des größern Sittenverderbniſſes, welches aus Ausſchweifungen der gröbern Sinnlichkeit beſteht, ſind:

Erſtlich, weil in der Regel dieſe Vergnügungen die lebhafteſten und die Eindrücke davon am meiſten erſchütternd für Körper und Geiſt ſind. Bey ihnen drängen ſich die Luſt und die Begierde in wenige Momente zuſammen, und zerſtöhren alſo, wenn ſie übermäßig ſind, das Weſen, worauf ſie wirken, deſto gewiſſer. Die Begierden und Befriedigungen des Ehrgeitzigen können, zuſammen genommen, größere Wirkungen außer dem Menſchen hervorbringen, und Andern mehr Schaden thun: aber ſie ſind durch den Zeitraum des Lebens mehr vertheilt; und die im Menſchen ſelbſt erregte Unruhe und Zerrüttung iſt fortdauernder, aber nie ſo heftig.

Zweytens: weil bey den ſinnlichen Vergnügungen Leib und Seele zugleich und faſt in gleichem Grade angeſtrengt werden. Und noch dazu iſt es von dem erſten das Nervengebäude, welches dabey am meiſten leidet, derjenige Theil des Körpers, der zu dem Empfinden, Denken und allen Operationen des Geiſtes am nothwendigſten iſt. In der Seele hingegen wird die Thätigkeit der Denkkraft und jede Beſchäftigung edlerer Art durch den Rauſch der Sinne nicht nur auf ſo lange unterbrochen, als dieſer dauert, ſondern oft noch für eine geraume Zeit nach dem Ende der Luſt unterdrückt. In dieſer Zwiſchenzeit entſteht eine Leere der Seele, ein Ueberdruß und Mißmuth, eine Unzufriedenheit mit ſich und der Welt, welche keinen guten Gedanken aufkommen, kein Werk des Fleißes gelingen läßt, und das Andenken an Tugend und Geboth dem Menſchen zuwider macht.

Drittens: bey den Begierden und Beſtrebungen nach Glück, oder Wiſſenſchaft und Kunſt iſt immer mehr Thätigkeit, als leidentliche Affection; bey den Sinnen hingegen wird der Menſch weit mehr bloß afficirt, als er thätig iſt. Hier iſt er leidendes Subject, auf welches andre Dinge wirken: dort iſt er thätiges Subject, welches entweder auf ſich ſelbſt oder auf andere Dinge wirkt. Daher ſchadet er auch, wenn er in dieſer letztern Art ausſchweift, mehr Andern; wenn er in jener erſtern ausſchweift, mehr ſich ſelbſt. Die Folgen verbothener und unmäßiger Luſt bleiben in ihm, zeigen ſich in ſeinem Körper durch Krankheiten, oft in ſeinem Geſichte durch Verunſtaltungen; ſtets aber in ſeinem Geiſte durch Schwächung ſeiner Talente und ſeines natürlichen oder erworbenen Sittengefühls.

b. Die Ausſchweifungen des Eigennutzes und Ehrgeitzes, kurz der Begierden, welche auf äußeres Glück gehen, ſind mehr dazu gemacht, uns zu Ungerechtigkeiten gegen Andere zu verleiten, und entweder zu Handlungen der Gewaltthätigkeit oder des Betrugs zu verführen.

Die Urſache hiervon fällt in die Augen. Jedermann läuft nach Reichthum und Ehre, als den ſichern Mitteln des Wohllebens. Die Natur hat aber doch die Gegenſtände, welche den Reichthum ausmachen, nicht in dem Maße reichlich auf der Erde vertheilt, als die Anzahl der Mitbewerber um dieſelben erforden würde, wenn ſie alle befriediget werden ſollten. Bey der Hoheit und der Herrſchaft liegt es ſchon in ihrer Natur, daß viele zurückgeſetzt werden müſſen, damit Einer emporkomme; daß Viele niedrig ſeyn müſſen, damit Einer groß ſey. Wer alſo mit aller Gewalt ſtrebt, groß und Beherrſcher Anderer zu ſeyn, muß ſehr viele Nebenbuhler zuvor bey Seite geſchafft, mit vielen Widerſachern zuvor Krieg geführt haben; und man weiß, daß Rivalität und Krieg die Urſache der größen Ungerechtigkeiten ſind.

c. Die Unmäßigkeit, in Abſicht der Befriedigung ſolcher Begierden, welche auf eigene Geiſtesunterhaltung gehen, (und bey dieſer kommen Einbildungskraft und Sinne immer mit ins Spiel,) hat den Charakter, daß ſie den Menſchen zwar nicht ſchädlich, aber unbrauchbar für die Geſellſchaft und zur Erfüllung der geſelligen Pflichten, entweder ungeſchickt oder unwillig und träge macht.

Die Urſache iſt zwiefach. Erſtens, wer eine Wiſſenſchaft oder Kunſt, oder die Cultur und Ausübung irgend eines Talents unmäßig, d. h. ohne

Rückſicht auf Geſundheit, Vermögen, Familie, Freunde u. ſ. w. treibet, ſchätzt auch dieſe Wiſſenſchaft, dieſe Kunſt oder dieſes Talent übermäßig, und erniedriget in ſeinem Urtheile die Verdienſte und Talente anderer Art unter den Werth, welcher ihnen zukommt. Dadurch aber reißt er gleichſam ſeine Wiſſenſchaft, und das in irgend einer Geiſtesarbeit erworbene Verdienſt, aus dem allgemeinen Syſteme der menſchlichen Beſtrebungen nach Vollkommenheit heraus, in Verbindung mit welchem allein das ihm eigenthümliche Verdienſt wahren Werth und Brauchbarkeit hat. Niemand treibt einen Zweig der Gelehrſamkeit auf die rechte Weiſe, welcher blind gegen den Zuſammenhang iſt, in welchem dieſer Zweig mit noch größern Aeſten und dem ganzen Stamme ſteht. Alle ſolche unbändig große Gelehrten ſind Pedanten: und der Pedantismus iſt ein Roſt, welcher die am ſchönſten gearbeiteten Waffen am Tage des Treffens unbrauchbar macht. Selten waren große Genies unmäßige Arbeiter. Zwar auch zum Theil, weil ſie reitzbare Sinne hatten, und außer den Freuden, die ihnen die Ausübung ihres Talents gewährte, auch Geſchmack an vielen andern Vergnügungen fanden, die ihnen weniger Arbeit koſteten. Aber gewiß liegt auch die Urſache darin, daß ſie die übrige Welt und das Schöne und Vortreffliche, ſowohl der Natur als der Geiſteswerke andrer

Art gerne kennen und genießen wollen. Und gewiß kehren ſie von dieſem ihnen etwas fremdern Genuſſe zu ihrer Kunſt, nicht nur mit erneuerten Kräften, ſondern auch mit geſammelten Hülfsmitteln, zurück.

Der zweyten Urſache gedenkt Cicero in ſeinen Büchern von den Pflichten. Der Gelehrte unter ſeinen Büchern, der Mathematiker unter ſeinen Werkzeugen, der Mahler an ſeiner Staffeley, alle dieſe, wenn ſie unmäßig ihr Handwerk lieben, oder nach dem Ruhme der Vollkommenheit in demſelben ſtreben, laſſen ſich ungern auch durch Pflichten davon abrufen. Sie ſpringen Nothleidenden, oder Freunden weniger bereitwillig und ſchnell bey, als der etwas weniger beſchäftigte oder weniger ruhmſüchtige Gelehrte und Künſtler, oder der bloße Hausvater und Landmann. Alle andern Verhältniſſe des Lebens und der Geſellſchaft ſcheinen ihnen weniger Bezug auf ſie zu haben, wenn ſie nicht mit ihren Lieblingsarbeiten zuſammenhängen. Die Menſchen, welche Dichter und große Schriftſteller nicht bewundern, oder vor ſchönen Bildſäulen nicht in Erſtaunen gerathen, ſind enthuſiaſtiſchen Dichtern oder Künſtlern gleichgültige und unbedeutende Menſchen, gegen welche auch die Neigungen des Wohlwollens, der Familienliebe, der Dankbarkeit, u. ſ. w. geſchwächt werden, weil ſie an ihnen nicht das Wohlgefallen finden, welches durch eine angenehme Unterhaltung erregt wird. Kurz es giebt eine gewiſſe Selbſtſucht, welche aus Wiſſenſchaft und Kunſt und dem unmäßigen Eifer für beyde entſtehen kann; ſo wie es eine andre giebt, welche aus der Liebe zum Gelde entſpringt. Alles aber, was uns vom großen Menſchengeſchlechte trennt, und uns gegen eine Menge unſrer Nebengeſchöpfe kalt und gleichgültig macht, ſchwächt auch das Wohlwollen und den Eifer, unſre Pflichten pünktlich gegen ſie auszuüben.

Zweyte Betrachtung.

Unmäßigkeit der Begierde und Unmäßigkeit des Genuſſes.

Bey jeder Art der Unmäßigkeit giebt es einen Unterſchied zwiſchen den Ausſchweifungen der Begierden, und zwiſchen den Ausſchweifungen des Genuſſes.

Auch dieſer Unterſchied iſt bey der Sinnlichkeit am deutlichſten; bey welcher überhaupt alles, was Unmäßigkeit heißt, in großen Charakteren vorhanden iſt, und ſich am leichteſten beobachten läßt.

Es giebt Menſchen, deren Begierden zu ſchlafen ſcheinen, wenn ſie nicht durch ſtarke Veranlaſſungen aufgefordert werden: aber einmahl gereitzt, werden ſie auch unerſättlich. Wenn dieſe Menſchen unter den Ihrigen ein ſtilles und eingezognes Leben führen; ſo bleibt ihre Aufführung regelmäßig, und ihr Charakter ſittlich. Wenn ſie aber in die große Welt, unter Verführer und Ausſchweifende kommen: ſo werden ſie üppig und zügellos.

Bey Andern iſt die Neigung zum ſchönen Geſchlechte, die Liebe zu einer guten Tafel, zu Geſellſchaft und Vergnügen, von Jugend auf, wach und lebendig. Damit iſt ihre Imagination beſtändig erfüllt; darauf zielen alle ihre Entwürfe. Aber im Genuſſe der Vergnügungen ſelbſt wiſſen ſie ſich ſo zu mäßigen, daß weder ihre Geſundheit darunter leidet, noch ihre Geſchäfte dadurch geſtört werden. So erlangte der Wollüſtling Richelieu ein hohes und geſundes Alter.

So ſehen wir, in noch alltäglichern Beyſpielen, viele Privatleute von mittelmäßigem Vermögen, für gewöhnlich mit einem ſehr frugalen Tiſche und einer geringen Koſt vorlieb nehmen und bey derſelben vergnügt ſeyn; die doch ſelten zu einem Gaſtmahle gebeten werden, ohne daß ſie ſich den Magen überladeten. Andre wollen ihre Lüſternheit täglich befriediget haben: aber bey der Befriedigung hält ihre Verzärtelung ſelbſt ſie ab, das zu ihrem Wohlbefinden unentbehrliche Maß zu überſchreiten.

Die Ausſchweifungen der Begierden, wenn dieſelben beſonders mit Beſtrebungen und Entwürfen verbunden ſind, wenn Verſtand und Witz aufgebothen werden, um ſich die Gegenſtände derſelben zu verſchaffen; ſcheinen etwas Edleres und Menſchlicheres zu haben, als die Ausſchweifungen im Genuſſe, wenn der Menſch von jenen nicht eher gereitzt wird, als bis dieſer vorhanden iſt. Auch das Thier liegt ſo lange in träger Ruhe, als der Gegenſtand ſeiner Begierden nicht gegenwärtig iſt: aber, um den Raub, welchen es einmahl gekoſtet, oder das Weibchen, mit welchem es ſeine Luſt einmahl gebüßt hat, wieder aufzufinden, durchſtreift es Wälder und Berge.

Auch ſind die Ausſchweifungen in den Begierden nach künftigem Vergnügen, dem Körper und Geiſte des Menſchen nicht ſo ſchädlich, als die Unerſättlichkeit im Genuſſe. Die Begierden beſchäftigen mehr die Einbildungskraft: die Genüſſe ſetzen mehr das Nervengebäude in Bewegung. Die Einbildungskraft aber kann eine längere Spannung aushalten, als die Nerven. Ihre Bilder ſind überdieß ſchwächer, als die gegenwärtigen ſinnlichen Eindrücke, und wirken alſo ſanfter auf Körper und Gemüth.

So geht es zu, daß die Richelieus, die

Lovelaces und ihres gleichen ein hohes Alter erreichen können, obgleich ihre Sinnlichkeit unaufhörlich ausſchweift. Aber ſie ſind einen weit größern Theil des Lebens mit den Anſtalten zum Genuſſe der Luſt, mit der Anwendung aller Künſte eines erfahrnen Wollüſtlings beſchäftiget, als mit dem Genuſſe der Wolluſt ſelbſt. Kein, auf eine gemeine Art, Liederlicher wird ſich von Krankheiten ſo frey und ſeinen Geiſt ſo heiter, als jene, erhalten können.

Aber dafür ſind auch dieſe letztern weit ſchädlichere Menſchen und verderben ihren Charakter nach und nach bis zur völligen Gefühlloſigkeit gegen Recht und Unrecht. Alle Achtung für andere Menſchen und deren Rechte höret bey ihnen auf, nachdem ſie ſo oft diejenigen, nach deren Liebe ſie trachteten, und von welchen ſie am meiſten geliebt wurden, unglücklich gemacht haben.

*

Bey der Unmäßigkeit der Begierden nach äußerem Glück iſt eben dieſer Unterſchied, zwiſchen unmäßiger Begierde ſelbſt und unmäßigem Genuſſe bemerkbar. — Es giebt Ehrgeitzige, welche nicht ſtolz, und Habſüchtige, welche nicht karg ſind. — Der Ehrgeitz aber ſtrebt nach Ehre, der Stolz genießt derſelben. Ein ähnlicher Unterſchied iſt zwiſchen Habſucht und Geitz.

In der That kommt bey dem Reitze, mit welchem Reichthum und Hoheit den größten Theil des Menſchengeſchlechtes ſo unwiderſtehlich an ſich ziehen, — noch weit mehr als bey den Genüſſen der feinern Wollüſtlinge, — das Vergnügen an einer gelungenen Unternehmung und an Beſiegung von Schwierigkeiten in Betrachtung. Mächtig und reich ſeyn iſt in der That etwas angenehmes, und verſchafft uns wirkliche Vortheile. Aber beydes hört auf, ſehr angenehm zu ſeyn, wenn man es lange geweſen iſt. Aber das Vergnügen, noch höher emporzuſteigen, und ſein Vermögen noch mehr anwachſen zu ſehen, iſt weit lebhafter und wirkt weit ſtärker auf das Gemüth.

Daher ſtreben die Könige nach Eroberungen: weil es ſonſt für ſie kein Mittel giebt, ſich über ihren gegenwärtigen Stand zu erheben.

Auch bey dieſer Claſſe der Unmäßigen, ſind die im Genuſſe Unmäßigen verächtlicher, aber unſchädlicher; — die in den Begierden Ausſchweifenden ſind edler ſcheinende, aber gefährlichere Menſchen. Der Ehrgeitzige verwüſtet die Erde: der Stolze iſt nur denjenigen beſchwerlich, mit welchen er umgeht. Man lacht, oder ärgert ſich vielleicht über den Geitzhals: aber man hat oft Urſache, über den Habſüchtigen, — beſonders, wenn er mit Macht und Einfluß bekleidet iſt, zu weinen.

Der nehmliche Unterſchied zwiſchen der Unmäßigkeit in der Begierde, und zwiſchen der bey dem Genuſſe, findet ſich auch bey der dritten Art der Thätigkeiten und Triebe, wobey der Menſch ausſchweifen kann: — ich meine bey denjenigen, welche in ihm ſelbſt ihr Ziel haben, — die auf Erlangung von Wiſſenſchaft oder Kunſtfertigkeit, auf Cultur irgend eines beſondern Talents, und alſo auf den angenehmen Genuß ſeiner in Thätigkeit geſetzten Kräfte gehen.

Dieſe Triebe trachten nach wahren Gütern, aber doch nach ſolchen, die andern untergeordnet ſind, und ihnen in einzelnen Fällen aufgeopfert werden müſſen. Wiſſenſchaft und Kunſt haben einen großen Werth: aber einen weit geringern, als die Erfüllung der Pflichten des Berufs und der Menſchenliebe; und ſie verdienen nicht, daß man ihnen Geſundheit, Leben, oder auch nur alle geſelligen Vergnügungen aufopfere.

Derjenige Liebhaber nun einer Wiſſenſchaft oder Kunſt, welcher auf die Erlangung einer gewiſſen Vollkommenheit in denſelben, mehr von ſeiner Zeit und ſeinen Kräften wendet, als ſeine übrigen Privat- und öffentlichen Verhältniſſe erlauben, und ſich, durch die darauf gewandten Arbeiten, von den ihm obliegenden Geſchäften eines Hausvaters, vielleicht eines Staatsmannes, abhalten läßt; — ſelbſt derjenige Gelehrte oder Künſtler von Profeſſion, welcher, ununterbrochen an ſeine Arbeit geheftet, ſich von derſelben, weder durch die Sorge für ſeine Geſundheit und für ſein Hausweſen, noch durch die Hülfe, welche er Nothleidenden zu leiſten hat, noch durch die allgemeinen Anforderungen, welche Natur und menſchliche Geſellſchaft an ihn machen, abrufen laſſen will: — alle dieſe Perſonen ſind die Unmäßigen dieſer Claſſe, in Abſicht der Begierden.

Aber ſie ſind nicht immer zugleich diejenigen, welche im Genuſſe des von ihnen angebauten Talents, oder der von ihnen erworbenen Wiſſenſchaft ausſchweifen.

Man genießt der Wiſſenſchaften, der Kunſtfertigkeiten, oder der Talente, welche man beſitzt, entweder, in dem man ſich ſelbſt wegen dieſes Beſitzes höher ſchätzet, und, durch dieſe vermehrte Hochachtung ſeiner ſelbſt, theils innere Zufriedenheit, theils dasjenige Selbſtvertrauen und die Dreiſtigkeit, im Umgange mit Menſchen, die in allen Geſchäften und Auftritten des Lebens ſo nützlich ſind, erhält; oder indem man die erworbenen Talente zur Hervorbringung kleiner, mehr anmuthigen als ſchweren, Werke in jeder Wiſſenſchaft oder Kunſt anwendet; oder endlich indem man ſeine Talente vor Andern glänzen läßt, ſie durch ſeine Einſichten belehrt, durch ſeinen Witz ergetzt, oder durch ſeine Kunſtfertigkeiten in Bewunderung ſetzt, — durch alles dieß aber ihre Zuneigung und Achtung ſich erwirbt.

Man kann alſo auch auf eine dreyfache Weiſe in dem Genuſſe ſeines Talents, ſeiner Wiſſenſchaft oder Kunſt ausſchweifen.

Man kann zuerſt ſeine Wiſſenſchaft oder Kunſt, und ſich ſelbſt um derſelben willen, zu hoch ſchätzen. Das Erſte macht den gelehrteſten oder talentvollſten Mann zum Pedanten: das Andere macht ihn ſtolz, anmaßlich und verachtend gegen diejenigen, welche in einer andern Gattung, ein vielleicht größeres Verdienſt, als das ſeinige iſt, um die menſchliche Geſellſchaft haben. Oft werden auch gerade diejenigen, welche in einer beſondern Kunſt am meiſten glänzen, und ſich dieſer ihrer Erhabenheit über Andere mit dem größten Wohlgefallen bewußt ſind, zu deſto größern Verirrungen und Fehltritten in Sachen, die außer der Sphäre ihrer Kunſt liegen, verleitet. Es trifft nähmlich bey ihnen ein, was Sokrates, als er um den Sinn des über ihn ausgeſprochnen Orakels zu erforſchen, die Dichter, Künſtler, und andern großen Männer ſeiner Vaterſtadt aufſuchte, bey dieſen als einen, alle ihre Weisheit verdunkelnden, Flecken fand, daß ſie, weil ſie in einer einzigen Sache wirklich einſichtsvoller, als ihre

Mitbürger, waren, ſich höhere Einſichten in allen andern Sachen zuſchrieben und alſo der Selbſtkenntniß, der höchſten aller Wiſſenſchaften, beraubt waren.

Oder man kann, zweytens, berauſcht von dem Vergnügen an der kleinſten Ausübung eines Talents, ſich begnügen, bloß die Blumen auf dem Felde ſeiner Kunſt oder Wiſſenſchaft zu pflücken; da man, von Rechtswegen, mit Aufopferung dieſes Vergnügens, weiter fortarbeiten ſollte, um bis zu den Früchten zu gelangen. So bleiben manche Gelehrte, manche Philoſophen und Dichter, auf dem halben Wege zu der Vollkommenheit ſtehen, zu welcher die Natur ſie beſtimmt hatte; weil ſie zu zeitig die ſchon erlangte Vollkommenheit zur Hervorbringung von Werken der Kunſt oder Wiſſenſchaft anwenden wollen. Um ein großer Schriftſteller, und überhaupt in irgend einer Kunſt ein großer Mann zu werden, kann man nicht lange genug arbeiten, und nicht ſpät genug vor dem Publicum auftreten. Der dem Genuſſe nacheilende Jüngling, wenn er ſich einiger Naturgaben, verbunden mit Kenntniſſen, bewußt iſt, unterbricht oft die ihm ſo unentbehrlichen Studien, um jetzt ſchon der Lehrer des Publicums, oder der Schöpfer eines eignen Werks zu ſeyn.

Auf eine drittte Weiſe ſchweifen talentvolle und Wiſſenſchaft oder Kunſt anbauende Männer, in dem Genuſſe ihres Talents aus, wenn ſie ſich den geſellſchaftlichen Zerſtreuungen überlaſſen, in welchen ſie ihre Einſichten, oder die Produkte ihres Witzes am leichteſten Andern mittheilen, und deren Beyfall erndten können. Dieß iſt beſonders in großen Hauptſtädten, wo Geſchmack und Luxus herrſcht, — dieß war beſonders in dem alten Paris der Fall. Die Einſamkeit, Stille und ausdauernde Arbeitſamkeit, welche dem Gelehrten oder Künſtler, zur Hervorbringung großer Werke, unentbehrlich ſind, werden einem jungen geiſtreichen Manne entweder unmöglich, oder unſchmackhaft und unerträglich, wenn er zu oft an den Tafeln der Großen glänzt, im Kreiſe liebenswürdiger Frauen mit ſeinen Talenten Beyfall findet, und dergeſtalt das Intereſſe ſeiner Sinnlichkeit oder ſeines Ehrgeizes mit einer gewiſſen Ausübung ſeines Talents vereinigen kann.

Man ſieht leicht, daß, in dieſer Claſſe der Ausſchweifungen, die Unmäßigkeit in der Begierde und in den Beſtrebungen eines Gelehrten oder Künſtlers mehr der Erfüllung ſeiner übrigen Pflichten ſchadet; daß hingegen die Unmäßigkeit im Genuſſe mehr der Vollkommenheit ſeiner Wiſſenſchaft, oder ſeines Talents ſelbſt, Eintrag thut.

Dritte Betrachtung.

Welches ſind nun die Urſachen der Unmäßigkeit?

Sie ſind zum Theile allen Gattungen gemein, und zum Theile jeder Gattung eigenthümlich.

Ich werde auch ſie zuerſt bey der Sinnlichkeit, und ſelbſt in dem Körper, aufſuchen; der eben hier ſeinen größten Einfluß auf die Seele zeiget.

Ich bemerke zuerſt, daß eine gewiſſe unnatürliche Reitzbarkeit derjenigen Theile des Nervengebäudes, welche den Sitz der Empfindung oder des ſinnlichen Bedürfniſſes ausmachen, und die Schärfe der Säfte, welche durch dieſe Gefäße abgeſondert werden, bey dem Thiere, ausſchweifende Begierden und Unerſättlichkeit im Genuſſe hervorbringen. Die Schärfe des Magenſaftes kann einen Heißhunger hervorbringen, der in eine wirkliche Krankheit ausartet und die ganze Maſchine zerrüttet. So wird das Raubthier, durch lange Entbehrung der Nahrung, weit wüthender, als es gewöhnlich iſt. — Auf gleiche Weiſe kann ein unnatürlicher Reitz in den Geſchlechtstheilen die Triebe der Wolluſt weit mehr verſtärken, als ſie, nach der Analogie der übrigen Züge im Charakter des Menſchen, hätte werden können. Auch hieraus entſtehet, beſonders bey dem weiblichen Geſchlechte, eine eben ſo ſchreckliche als gefährliche Krankheit. Die Wuth der Thiere, zur

Zeit der Brunſt, entſteht aus nichts, als aus dieſen körperlichen Reitzen, die um ſo gewaltſamer bey ihm zu wirken ſcheinen, je enger die Natur die Zeit des Vermögens zur Begattung und der Begierde darnach eingeſchränkt hat.

Was nun, wenn es in einem höheren Grade vorhanden iſt, Krankheit und wüthende Leidenſchaft hervorbringen kann: dieſes, in einem mindern Grade vorhanden, kann Unordnung im Körper und unmäßige Begierde in der Seele hervorbringen.

Ich bemerke zweytens, daß gemeiniglich von dem Thiere, und dem Menſchen, inſofern er Thier iſt, die eine körperliche Luſt unmäßiger begehrt und genoſſen wird, wenn das Vermögen und der Reitz zu andern Arten ſinnlicher Genüſſe fehlen; — und beſonders, wenn dem Körper die Kraft und Behendigkeit abgeht, durch welche er ſich die gleichfalls körperliche Luſt einer abwechſelnden oder einer ſchnellen Bewegung verſchaffen kann. Die Trunkenbolde ſind ſelten ſtarke Eſſer, und es iſt ſelbſt eine der übeln Folgen des unmäßigen Trinkens, daß es dem Menſchen die Eßluſt raubt. Der Lüſterne hingegen, welcher gern an einer reichen und geſchmackvollen Tafel glänzt, iſt gemeiniglich nüchtern. Und die ganze Claſſe der Wohllebenden in Europa, die Reichen und Großen, ſind in dem Maße nüchterner geworden, als ihr Gaumen mehr leckerhaft und ihre Kochkunſt vollkommener geworden iſt. Der, welcher die Freuden der Liebe über alles ſchätzt, vergißt, von weit reitzendern Gegenſtänden angezogen, leicht eines guten Gerichts oder eines feinen Weines. Nur inſofern die Geſellſchaft jener Leidenſchaft zu Hülfe kommt, und eine feine Schwelgerey auch die Lebensgeiſter zu andern Vergnügungen belebt, wird der Wollüſtling zugleich dem Vergnügen des Geſchmacks fröhnen.

Insbeſondere aber ſehen wir, auch ſchon im Kinde, — noch vielmehr im Jünglinge, wie leicht ſie Eſſen und Trinken vergeſſen, und von einer lang gewünſchten Mahlzeit aufſpringen, wenn ſie mit den Genoſſen ihres Alters und ihrer Munterkeit laufen, ringen, ſich baden oder auf irgend eine Art thätig ſeyn können. Nur die Schwerfälligkeit und Langſamkeit des Körpers, welche entweder eine Folge des urſprünglich fehlerhaften Baues, oder Anzeige einer Krankheit iſt, wird einen oder den andern Knaben vielleicht noch an ſeinen Stuhl und ſeinen noch nicht geleerten Teller feſſeln; indeß die andern ſchon ins Feld hinaus eilen, und unter Scherz und Bewegung des Hungers vergeſſen.

Mit dieſen körperlichen Urſachen ſind die, welche in der Seele liegen, analogiſch; und ich werde ſie an jene unmittelbar anſchließen.

Ohne Zweifel giebt es auch in dem Empfindungsvermögen der Seele und in der Reitzbarkeit jedes innern Sinnes einen natürlichen und angebohrnen Unterſchied des Grades: welcher Unterſchied bis zu einer ſolchen fehlerhaften Diſpoſition des Geiſtes ſteigen kann, als die Neigung des Körpers, ſcharfe Säfte zu erzeugen, iſt. Da aber alle ſolche Unterſchiede in den Grundanlagen der Seele ganz einfach und durch kein Merkmahl beſtimmbar ſind: ſo bleibt es freylich immer im Dunkeln, ob jener urſprüngliche Hang zu gewiſſen Unmäßigkeiten in der Seele ſelbſt liege, oder bloß auf Rechnung der körperlichen Werkzeuge zu ſetzen ſey.

Deutlicher aber iſt es: daß das Gemüth um deſto heftiger eine Art von Vergnügen begehrt und deſto ungerner von deſſen Genuſſe abſtehet, je weniger es andre Vergnügen kennt, oder zu deren Genuſſe das nöthige Vermögen hat. Derjenige Menſch wird leicht ausſchweifend ſinnlich, der an die Stelle der aufhörenden Sinnenluſt kein andres Vergnügen zu ſetzen weiß: denn etwas von angenehmen Eindrücken will der Menſch in jedem Augenblicke in ſich gewahr werden. Ich habe deßwegen ſchon geſagt, daß es ein Grund der Mäßigung, in der Begierde, ſo wie in dem Genuſſe jedes Sinnes iſt, wenn alle andern gleich wach, thätig, und zur Wahrnehmung oder Empfindung ihrer Gegenſtände recht aufgelegt ſind. Wer von dem Vergnügen der Tafel, wie Friedrich der zweyte, aufſtehen kann, um in ſeinem Cabinette Verſe zu machen, oder ſich mit der Leſung guter Autoren zu ergetzen, wer von dieſem Studium ſchnell, zu Pferde ſitzend, auf den Uebungsplatz der Truppen hinauseilt, und indem er Luft und Bewegung genießt, zugleich eines ſeiner königlichen Aemter erfüllt, dann wieder zu Hauſe die Räthe und Miniſter, mit welchen er die Geſchäfte des Tages abmacht, und dieſe endlich nur entläßt, um geiſtreiche und witzige Geſellſchafter zu einem ausgeſucht wohlſchmeckenden Abendeſſen hereintreten zu ſehen: dieſer Mann wird ſchwerlich weder Sklave des Gaumens, noch des Weines, und vielleicht eben ſo wenig der Weiber ſeyn.

Beſonders ſind es die beyden edlern Sinne, Geſicht und Gehör, welche die Aufmerkſamkeit des Menſchen von den Genüſſen der niedern Sinne ablenken, und ihm für alle Aufopferungen, welche die Mäßigkeit, in Abſicht derſelben, fordert, eine gleich bereite Schadloshaltung in dem Vergnügen an der ſchönen Natur und ihrer Nachahmung in der Kunſt darbiethen.

Was der edlere Sinn für den unedlern thut, das thun Witz und Verſtand für alle Sinne. Es iſt faſt unmöglich, daß ein denkender Mann, ein philoſophiſcher Kopf, wie Newton oder Voltäre, ein Schlemmer oder Schwelger ſeyn ſollte.

Jemehr aber ſich die Denkkraft zu jenen großen und alles umfaſſenden Gedanken der Sittlichkeit und der Ordnung, in den Handlungen wie in den Empfindungen, erhebt, deſto mehr wird die Mäßigkeit in den niedrigern Trieben und Genüſſen der Seele, durch den ſchnellen Uebergang, welchen der vernünftige Mann vom thieriſchen Genuſſe zu den höchſten Betrachtungen der Vernunft und der Religion zu machen weiß, geſichert.

Bey den Begierden nach äußerm Glücke, und den daran hängenden Genüſſen, liegen die Urſachen der Unmäßigkeit zum Theil eben darin, wo wir ſie bey der Sinnlichkeit antrafen. Ein kalter, gegen den Sinnenreitz ſtumpfer, von Mahlerey, Bildnerey, Muſik und Werken der Dichtkunſt wenig gerührter, und noch dazu wenig geſelliger und zum Umgange wenig fähiger Mann: — wenn dieſer nicht das Geld liebte, und in der Vermehrung deſſelben einen Endzweck ſeiner Thätigkeit fände: was würde ihn von einem Automat unterſcheiden? Der Ehrgeitzige und Herrſchſüchtige kann zwar auch zuweilen ſinnlich, auch wieder in andern Fällen nach dem Ruhme eines witzigen Kopfes, eines Gelehrten, u. ſ. w. begierig ſeyn. So rivaliſirte Richelieu mit Corneille, und bediente ſich ſogar ſeiner politiſchen Macht, um ſeinen dichteriſchen Ruhm aufrecht zu erhalten. Aber in der Regel ſind die Eroberer, die, welche mit Vernachläſſigung aller Menſchenrechte oder aller Verhältniſſe der Freundſchaft und Schicklichkeit, nur nach den oberſten Stellen im

Staate oder in der Welt ſtreben, gefühlloſ gegen die Vergnügungen der Einbildungskraft, des geſelligen Lebens und des einſamen Nachdenkens.

Eine zweyte Urſache unmäßigen Geld- und Ehr-Geitzes iſt, ohne Zweifel, die vorhergegangene ältere Unmäßigkeit der Begierde nach ſinnlichen Freuden, nach Pracht, nach den Dienſtleiſtungen einer großen Menge und ſelbſt nach den Hülfsmitteln, welche Rang und Reichthum geben, unſern Talenten mehr Bewunderer zu verſchaffen. Jene, von Natur bloß ſinnlichen, Menſchen fanden nähmlich in der Folge des Lebens: daß man faſt alle ſinnlichen und ſogar manche der geiſtigen Vergnügungen nur durch die Hülfe und Mitwirkung andrer Menſchen genießen könne; daß man dieſe Hülfe und Mitwirkung entweder von ihnen erkaufen, oder von ihrem freyen Entſchluſſe und ihrem guten Willen erhalten müſſe. Das allgemeine Mittel zum Ankaufe der Dienſtleiſtungen andrer Menſchen iſt der Reichthum: das ſicherſte Mittel, den Entſchluß Anderer dahin zu beſtimmen, daß ſie ſich, zur Beförderung unſers Vergnügens, thätig erweiſen, iſt die Herrſchaft über ſie, — und in einem mindern Grade, die bloße Erhabenheit über ſie, an Range, oder an Ruhm. So kann es leicht geſchehen, daß, indem die Begierde von dem Endzwecke auf die Mittel übergeht, aus der Sinnlichkeit der Ehrgeitz und die Habſucht entſpringen. Zuweilen ſind dieſe beyden Triebfedern, wenn ſie zu Leidenſchaften ausſchweifen, nur Verirrungen eines edlern Triebes, des Triebes nach Vollkommenheit. Dieß iſt bey der Ehre augenſcheinlich. Man will deßwegen ſo gerne Bewunderer oder demüthige Diener haben: weil man von ſeiner eignen perſönlichen Erhabenheit, an der man vielleicht noch insgeheim zweifelt, durch ſolche laute Zeugniſſe Anderer verſichert ſeyn will. Aber auch ſogar den Beſitz des Reichthums kann man in unſern Tagen wohl mit Vollkommenheit verwechſeln: nachdem die Begierde nach ihm ſo allgemein geworden, und die Schätzung der Perſonen, welche einen großen Reichthum erworben haben, ſo ſichtbar iſt.

Wenn endlich die Wißbegierde, die Kunſtliebhaberey, und überhaupt die Begierden oder die Genüſſe, welche aus dem Verſtande, dem Witze und den Talenten entſpringen, bey einem Menſchen das Maß der Pflicht überſchreiten: ſo liegt gemeiniglich eine der folgenden zwey Urſachen zum Grunde.

Entweder es iſt nicht wahre, reine Liebe der Wiſſenſchaft, welche den Menſchen beſeelt: ſondern er ſucht, vielleicht ohne es ſelbſt zu ahnden, den Ruhm und das Glück, welche Talente und der Ruf derſelben geben können. Und wie es den Habſüchtigen geht, daß ſie zuletzt das Vergnügen, um deſſentwillen ſie reich ſeyn wollten, vergeſſen und bloß in der Anhäufung des Geldes, ohne Gebrauch deſſelben, ihre Befriedigung finden: ſo geht es auch manchen dieſer Wißbegierigen, und nach Geiſtes-Ausbildung Strebenden. Ehrgeitz und Verlangen, in der Welt ihr Glück zu machen, waren vielleicht die erſten Triebfedern, welche bey ihnen den Fleiß des Lernens erweckten, und das Streben nach einer höhern Cultur des Geiſtes veranlaßten. Und daß dieß wirklich ihre Triebfedern waren: davon giebt ſelbſt die Unmäßigkeit jenes Fleißes, und das Stürmiſche und Uebertriebene dieſes Strebens einen Beweis. Denn jenen Leidenſchaften iſt die Heftigkeit und die Hitze eigen. Aber, die Wahrheitsliebe, der ächte Unterſuchungsgeiſt, und das Verlangen nach innerer Vollkommenheit ſind ſanfte Neigungen, und veranlaſſen nur ein ruhiges Beſtreben. Die Newtone und Haller arbeiten nie ſtürmiſch, aber unaufhörlich, — und werden auch deßwegen alt. Selbſt das hohe Dichter-Genie verbindet Feuer und Begeiſterung mit Ruhe.

Wenn aber auch jenes leidenſchaftliche Verlangen, Einſichten oder Talente in einem ungewöhnlichen Grade zu beſitzen, und der damit zuſammenhängende unmäßige Fleiß zur Erwerbung derſelben, bey unſern obigen Wißbegierigen, aus Begierden ganz anderer Art, entſtand: ſo wurden ſie doch vielleicht, während der Beſchäftigung, von den Reitzen der Wiſſenſchaft und eines ſich ausbildenden Talents gewonnen, verlohren ihre erſten Endzwecke, den Ruhm, das Emporkommen in der Welt, und alle, zuerſt beabſichtigten, äußern Belohnungen der Geiſtes-Cultur aus den Augen, und wurden ächte Liebhaber der Weisheit. Aber der jenen erſten Triebfedern eigenthümliche Charakter der Heftigkeit und des Hanges zu Ausſchweifungen blieb den von ihnen abgeleiteten Begierden und Beſtrebungen auch dann noch eigen, da dieſe letztern, in ihrem unmittelbaren Gegenſtande, — der Vervollkommnung des Geiſtes ſelbſt, — einen hinlänglich anziehenden Endzweck gefunden hatten.

Eine zweyte Urſache, welche bey Perſonen, die ſich mit unmäßigem Eifer den Wiſſenſchaften ergeben, und nach dem Ruhme oder nach den weſentlichen Vortheilen eines philoſophiſchen oder dichteriſchen Geiſtes trachten, oft obwaltet, iſt entweder ein Mangel an natürlicher Empfindlichkeit des Herzens, an liebreichen Neigungen und an den Gelegenheiten, ſie zu äußern; oder ſie liegt in einer Unfähigkeit dieſer Perſonen, andern Menſchen im Umgange zu gefallen.

Nichts iſt ſo gut im Stande, den Geiſtes-Vergnügungen das Gegengewicht zu halten, als die Vergnügungen des Herzens. Derjenige Gelehrte, welcher von Jugend auf in einer liebevollen Familie gelebt hat, von derſelben noch jetzt umgeben iſt, und in vielen, und angenehmen Verbindungen der Verwandtſchaft und Freundſchaft ſtehet, wird ſelten zu dem übertriebnen, ungeſelligen und pedantiſchen Fleiße kommen, welcher den, in Kloſterſchulen erzogenen, einſam lebenden, und unverehlichten Gelehrten eigen zu ſeyn pflegt.

Außer den Uebungen des wirklichen Wohlwollens, iſt es der Umgang, welcher uns von unſern liebſten Studien am leichteſten abzieht: und kaum wird jemand ſich dieſe Zerſtreuung verſagen, welcher in ſich die Geſchicklichkeit fühlt, das Vergnügen der Geſellſchaft zu genießen, und zu demſelben beyzutragen. Je ungebildeter die Sitten eines Gelehrten ſind, je weniger er gelernt hat, ſeine Gedanken kurz und mit Anmuth auszudrücken, und je weniger er ſich zu den Aufopferungen entſchließen kann, welche die Geſellſchaft, in Abſicht unſerer Meinungen und unſers Geſchmacks, fordert: deſto tiefer wird er ſich in ſeine Einſamkeit zurückziehn, und einem deſto unmäßigern Fleiſſe wird er ſich ergeben.

*

Von dieſen jetzt aufgezählten Urſachen aller eben angegebenen Arten der Unmäßigkeit: — welche können wohl bey unſerm idealiſchen Menſchen Statt finden, — den, nach unſrer Vorausſetzung, die Natur nach ihrer beſten Form gebaut, und eine glückliche Verbindung aller Umſtände, nach dem Geiſte dieſer erſten Anlagen, ausgebildet hat?

Er kann, zuerſt, keine unnatürlichen körperlichen Reitze haben, die ſo oft bey ausſchweifenden Begierden zum Grunde liegen. Sein Körper iſt vollkommen geſund gebaut: und jedes ſeiner Abſonderungs-Gefäße ſcheidet aus dem milden Blute Säfte gleicher Art. Kein Theil, weder ein innerlicher noch ein äußerlicher, iſt übermäßig ſtark, und entzieht den übrigen ihre Empfindlichkeit und ihre Kraft. Daher ein Gleichgewicht der verſchiedenen Bedürfniſſe; — und beſonders ein leichter Uebergang von den Genüſſen einzelner Sinne, zu den Vergnügungen, die aus der Thätigkeit des ganzen Körpers entſtehen.

Einen ähnlichen Zuſtand der Dinge finden wir auch in der Seele dieſes Menſchen wieder.

Welches waren hier die vornehmſten Schutzwehren der Mäßigung? — Sie liegen in den Schranken, welche ein Sinn dem andern, die Denkkraft allen Sinnen, die Vernunft der Denkkraft, die Begierde nach Eigenthum und Ehre den ſinnlichen Vergnügungen, das Verlangen nach Geiſtescultur dem Ehrgeitze und der Habſucht, die geſelligen Neigungen der bloß eiteln Wißbegierde, und endlich die Begierde nach Ordnung und Harmonie allen Neigungen überhaupt ſetzen. —

Und dieſes Vermögen ſelbſt, ſich gegenſeitig im Zaume zu halten, woher erlangten dieß die verſchiedenen Triebfedern der Begierden? — Durch das Gleichgewicht der Kräfte ſelbſt, oder vielmehr durch diejenige Proportion derſelben, wonach die edlere Kraft über die unedlere die Oberhand hat.

Aber wodurch unterſchied ſich die urſprüngliche Form, und die letzte Ausbildung des wahren, in ſeiner Gattung als Ideal aufzuſtellenden, Menſchen, als eben durch dieſe Proportion?

Ich würde nur den Leſer durch Wiederhohlungen ermüden, wenn ich noch ein Wort hinzuſetzen wollte, um zu beweiſen, daß die Anlage zur Tugend der Mäßigung urſprünglich in der menſchlichen Natur liege, und die Tugend ſelbſt, bey der beſten Entwickelung dieſer Anlagen, im reifen Menſchen nicht ausbleiben könne.

3. Tapferkeit.

Ich habe mich bey der Tugend der Mäßigung lange aufgehalten: weil ſie, in der That, von einer gewiſſen Seite angeſehen, alle Tugenden unter ſich begreift. Ich werde bey der Tugend der Tapferkeit, welche nur einen ſpeciellen Gegenſtand hat, kürzer ſeyn können.

Es giebt, wie ich ſchon an einem andern Orte gezeigt habe, mehrere Arten und Urſachen der Tapferkeit. — Es giebt eine Tapferkeit des Bluts; eine andre der Einſichten und des Verſtandes; — eine dritte, welche aus dem Herzen und den geſelligen Neigungen entſteht; eine vierte Urſache des Muths liegt in dem Unwillen gegen das Unrecht; die lezte und edelſte endlich liegt in der Liebe zur Ordnung: es ſey die Ordnung in der bürgerlichen Geſellſchaft, oder in unſern Handlungen ſelbſt.

Welche von dieſen verſchiedenen Arten der Tapferkeit könnte nun wohl unſerm Ideal und Repräſentanten der Menſchheit fehlen?

Könnte es, zuerſt, diejenige Art der Tapferkeit ſeyn, welche die eigentliche Bravour ausmacht, und von welcher ein ſehr tapferer General ſagte, daß ſie auch bey Helden wandelbar ſey, und nicht immer von dem, was ſie den einen Tag leiſte, auf das, was man den folgenden von ihr erwarten könne, ſchließen laſſe.

Dieſe Bravour entſteht aus dem bloßen Bewußtſeyn und dem Gefühle eigner Kraft, welche die Hoffnung giebt, daß man die Angriffe des Feindes überwinden und alſo der Gefahr entgehen werde.

Sie iſt im Menſchen zwiefach: halb thieriſch, halb geiſtig.

Die erſte entſpringt aus dem bloßen Gefühle der körperlichen Kraft, aus dem einer vollen Geſundheit, aus der Stärke der feſten Theile, aus der Dichtigkeit und dem ſchnellen Umlaufe des Blutes, und aus dem Feuer der daraus abgeſchiedenen Lebensgeiſter.

Dieſe Urſachen allein machen das Thier oder den Wilden beherzt, wenn noch eine heftige Begierde, oder die Rachſucht hinzukommt. — In der alten Welt, ſelbſt noch in der Homeriſchen Heldenzeit, werden alle feigen Männer als Schwächlinge, und alle tapfern Männer als mit rieſenhafter Stärke begabt, geſchildert.

Bey dem wahren, d. h. dem civiliſirten Menſchen, deſſen Vernunft ausgebildet iſt, giebt es noch eine andere Kraft, deren Bewußtſeyn ihn muthig machen kann: das iſt die Kraft ſeines Geiſtes. Sie iſt weniger erklärlich, als die Kraft des Körpers: weil man die Sehnen und Nerven der Seele nicht ſehen kann: aber ſie iſt wirklich vorhanden. Sie iſt von der Stärke einzelner Talente unterſchieden. Sie zeigt ſich bey Ertragung der Leiden als Stärke der Seele, und bey Handlungen als Muth. — Aus ihr entſteht die Entſchloſſenheit, — in demjenigen Sinne des Worts genommen, nach welchem es die Beharrlichkeit bey den einmahl gefaßten Entſchlüſſen bedeutet. Wenn dieſe Entſchloſſenheit ächter Art, und nicht mit bloßer Hartnäckigkeit gemiſcht iſt: ſo liegt bey ihr das Bewußtſeyn, daß man gewöhnlicher Weiſe richtig urtheile, und alſo keine Urſache habe, von ſeinen Entſchlüſſen wieder abzugehen, zum Grunde.

So viel ſieht man wohl, daß ein gewiſſes Gefühl ſeiner geiſtigen Erhabenheit dem Menſchen Selbſtvertrauen und in ſchweren Fällen gute Hoffnung geben könne; daß der, welcher Einſichten genug zu haben glaubt, ſich aus verwickelten Umſtänden heraus zu finden, Lebhaftigkeit und Thatigkeit genug, um Hinderniſſen und Gegnern gewachſen zu ſeyn, der endlich ſich ſo redlicher Abſichten und einer ſo guten Sache bewußt iſt, daß er auf die Hülfe Andrer, und ſelbſt, wenn er unterliegt, auf ihren Beyfall rechnen kann, auf die Gefahren weniger achtet, von welchen Andere abgeſchreckt werden. Denn nicht immer iſt es die unmittelbare Furcht des Todes und der Wunden, welche feig macht: es iſt weit öfter die Furcht vor dem Mißlingen des Unternehmens. Der wahrhaft Tapfere denkt nicht einmahl ſo weit hinaus, ſondern traut ſeinen Kraften oder ſeinem Glücke, daß ſie ihm den Sieg verſchaffen werden, ehe poſitives Uebel ſich ihm nähern kann.

Von dieſer doppelten Kraft liegt der Keim in dem glücklich gebohrnen, — *) und die reiſe

---

*) In dem Sinne des hominis bene nati; homme bien né.

Frucht findet ſich in dem gehörig ausgebildeten Menſchen. Alles iſt, wie wir geſehen haben, bey der Bildung des menſchlichen Körpers, auf Geſundheit und Kraft angelegt, auf eine ſolche Miſchung und Bewegung des Blutes, welche alle Theile, wohin es umläuft, belebt, ohne ſie fieberhaft zu reitzen, und auf eine ſolche Ernährung der äußern Glieder, welche ihnen Spannkraft und mechaniſche Stärke zugleich giebt.

Auf gleiche Weiſe iſt der menſchliche Geiſt aus einer ſolchen Verkettung und Harmonie vieler einzelnen Kräfte gebildet, welche eben durch dieſen Zuſammenhang und dieſe Proportion zu einer einzigen Kraft, zu der des ganzen Geiſtes, ſich vereinigen. Dieſe letztere zeigt ſich nun nicht mehr durch eine größere Geſchicklichkeit bey einzelnen Verrichtungen, ſondern in der Energie, mit welcher der Menſch überhaupt handelt und wirkt.

Jede Kraft aber hat, vermöge ihrer Natur, ein Verlangen, ſich zu äußern. Je größer ſie iſt: deſto größere Thaten will ſie thun. Man kann nicht große Thaten thun, als indem man große Schwierigkeiten überwindet. Und unter allen Schwierigkeiten ſind Gefahren die größten.

So geſchiehet es, daß der Menſch, welcher ſich einer großen Körper- oder Geiſtes-Kraft bewußt iſt, auch in ruhigen Zeiten nach gefahrvollen Unternehmungen verlangt. Er wird alſo deſto weniger ſich den Gefahren entziehen, wenn Bewegungsgründe einer noch wichtigern Art zu Uebernehmung derſelben auffordern.

Die zweyte Art der Tapferkeit iſt die des Verſtandes und der Einſichten.

Sie iſt zwiefach: oder vielmehr, es ſind zwey Arten von Einſichten, welche Tapferkeit hervorbringen.

Es iſt, zuerſt, die Einſicht, daß man ſich einer gegenwärtigen ſchmerzhaften Operation unterwerfen müſſe, um einen ſonſt unheilbaren Schaden wegzuſchaffen, und ſich dadurch die Geſundheit für die ganze Zukunft zu ſichern. Jede Gefahr, welche man übernimmt, iſt ein ſolches gewagtes und ſchmerzhaftes Heilmittel eines künftigen größern Uebels. Dieß iſt am meiſten bey dem Kriege ſichtbar, welcher alle Gefahren in ſich vereiniget, und welcher am öfteſten den Menſchen zu Beweiſen der Tapferkeit auffordert.

Es kommt alſo hierbey auf eine richtige Vorausſehung der Zukunft, und auf die Berechnung einer doppelten Wahrſcheinlichkeit an: einmahl der Wahrſcheinlichkeit, daß das künftige Uebel wirklich erfolgen, und größer ſeyn werde, als dasjenige, welchem man ſich jetzo ausſetzt; und zweytens, der Wahrſcheinlichkeit, daß durch die gefahrvolle Unternehmung dem zu befürchtenden Unglücke wirklich werde vorgebeuget und der Wohlſtand für die Zukunft geſichert werden.

Da ſich nun dieſe Berechnungen nie völlig aufs Reine bringen laſſen: ſo iſt die Fähigkeit, dieſelben doch mit Glück anzuſtellen, und aus nicht ganz deutlichen Gründen eine richtige Schlußfolge, in Abſicht der Zukunft, zu ziehen, immer für eine beſondere, von der allgemeinen Maſſe der Erkenntnißkräfte getrennte, Fähigkeit gehalten worden. Sie iſt eine höhere Gattung des richtigen Blicks, oder der justesse d'esprit, welche ſelbſt in dem Vermögen beſteht, da, wo weitläuftige Ueberlegungen nicht Statt finden, doch die Wahrheit einzuſehen, und welche allen, zu großen Geſchäften von der Vorſehung berufenen, Männern unentbehrlich iſt. Dieß müſſen aber auch nothwendig muthvolle Männer ſeyn.

In der That, Perſonen, welchen es mehrmahls gelungen iſt, die Zukunft zu errathen, und ohne daß ſie ſich der Gründe deutlich bewußt waren, bey einer gefahrvollen Unternehmung richtig trafen, wo ſie wagen und wo ſie ſich zurückziehen ſollten: — dieſe werden gewiß einer neuen Gefahr bereitwilliger, als Andre, entgegengehen, und während derſelben beherzter ſeyn.

Eine zweyte Art der Einſichten, welche zur Tapferkeit führet, iſt die Einſicht, daß in der Lage, in welcher ſich der Menſch auf Erden befindet, — umgeben von Naturkräften, von welchen die ſeinigen weit übertroffen werden, die ihm immer den Untergang drohen, und dieſen Untergang auch endlich, langſam oder ſchnell, herbeyführen, der Menſch keinen ruhigen Augenblick haben könne, wenn er Verletzung und Tod übermäßig fürchtet. Es iſt die Einſicht, daß mit jeder nützlichen Thätigkeit, welche er unternimmt, neue Gefahren verbunden ſind, denen er ſich dabey freywillig ausſetzt; daß dieſe Gefahren mit der Wichtigkeit der Handlung und der Nützlichkeit der Unternehmung wachſen; und daß niemand ſein Leben wahrhaft zu ſeinem eigenen Beſten und zum Beſten der Geſellſchaft nutzen kann, der ſich nicht oft der Gefahr ausſetzt, es zu verlieren.

Und führt nun nicht die Natur den Menſchen, indem ſie in ihm ihre Anlagen entwickelt, nothwendig zu dieſen beyden Erkenntniſſen?

Wir haben ſchon geſehen, daß dieſer ächte Naturmenſch die Tugend der Klugheit beſitze: und jene Einſichten gehören ganz vorzüglich zur Klugheit. Wir haben ferner geſehen, wie ſorgfältig die Natur, bey der Abſtufung der Kräfte, welche ſie dem Menſchen gab, es darauf angelegt hat, ihn nicht wiſſenſchaftliche und allgemeine Erkenntniſſe über alles ſchätzen zu lehren, ſondern ſeine Aufmerkſamkeit vornehmlich auf das Praktiſche, und beſonders auf die Ueberſicht des ganzen menſchlichen Lebens zu richten. Dieſe aber iſt es eben, welche uns die richtige Berechnung der Wahrſcheinlichkeiten lehrt; dieſe iſt es, welche uns die Beobachtung aufdringt, daß wir ganz unthätige und unnütze Automate ſeyn müßten, wenn wir uns vor aller Gefahr ſcheuen und zurückziehen wollten.

Es giebt, drittens, eine Tapferkeit des Herzens und der Geſelligkeit.

Bey den Thieren wird das Männchen nur durch Begierden, beſonders durch den Hunger und die Brunſt, muthig. Nur das Weibchen ficht aus Liebe, für ihre Jungen. So lange dieſe unter der Pflege ihrer Mutter ſind, iſt die Mutter auch unter den furchtſamſten Thierarten beherzt. Sobald die Jungen verlohren gegangen, oder erwachſen ſind, kehrt ſie zu ihrer natürlichen Feigheit zurück.

Auch bey den Menſchen iſt es von jeher für die größte Aufmunterung zu tapferem Widerſtande gegen einen Feind angeſehen worden, wenn man ihnen vorgeſtellt hat, daß ſie für Heerd und Altar d. h. für ihre Familien, für Weib und Kind, für alle die Perſonen, welche ihnen theuer waren, ſtritten.

Die alten Deutſchen führten deßwegen ihre Weiber mit in den Krieg, um durch die Liebe für ſie und durch die Begierde, ſie zu beſchützen, zum kriegeriſchen Muthe angefeuert zu werden.

Der Barbar muß, wie es ſcheint, dieſe Perſonen, für welche er ſein Leben wagt, ſehen. Der Geſittete darf nur an ſie denken: aber auch für ihn iſt dieſes Andenken und die lebhafte Anhänglichkeit an ſie eine Triebfeder des Muthes. Und es iſt dieß auch ſehr begreiflich.

Es iſt wahr: liebevolle Herzen ſind zugleich empfindſame Herzen. Und mit der Empfindſamkeit iſt gemeiniglich eine gewiſſe Zartheit der Nerven, und alſo eine größere Abneigung gegen Schmerz und Beſchwerden verbunden. Ueberdieß wer in angenehmen häuslichen oder geſellſchaftlichen Verbindungen ſteht; — wer beſonders ſich von Perſonen umgeben ſieht, denen ſein Leben und ſeine Fürſorge unentbehrlich iſt: der hängt eben deßwegen mehr an dem Leben. Alles dieß ſcheint der Tapferkeit zuwider zu ſeyn.

Wenn aber die Liebe von ächter Art iſt: wenn der liebevolle und menſchenfreundliche Mann ſich nicht bloß unter den Seinigen vergnügen, ſondern ihnen wirklich Beyſtand und Dienſte leiſten will; — wenn er einſieht, daß unter allen Dienſten, welche er ihnen leiſten kann, die Vertheidigung derſelben im Falle der Noth der größte ſey; daß er aber die Gefahr nicht von andern abwenden könne, ohne ſie ſelbſt zu übernehmen, ſo wird er, auch bey einem zarten Körperbaue, und bey einer natürlichen Abneigung gegen alles, was

Streit und Gewaltthätigkeit heißt, doch ſelten Muth auf alle Weiſe anzufachen ſuchen, und ſich, um alle geſellige Pflichten ausüben zu können, auch um die Tugend der Tapferkeit bewerben.

Wenn dieſe Menſchenfreundlichkeit ſich auf einen größern Umfang ausdehnt; wenn ſie zum Patriotismus wird: ſo hat die Geſchichte aller Zeiten und Völker gelehrt, daß es keine ſicherere Quelle der Tapferkeit für den Menſchen gebe, als dieſe.

Nichts flößt ihm, mitten in der Gefahr, mehr Zuverſicht und Hoffnung eines guten Ausgangs ein, als wenn er mit Perſonen in den Streit zieht, mit welchen er wirklich genau verbunden, und deren Intereſſe auch das ſeinige iſt.

Doch dieß findet nur in kleinen Republiken Statt. Was aber in allen Staaten Statt findet, iſt, daß der vernünftige Mann einſiehet: wie bey dem bisherigen unglücklichen Verhältniſſe der Völker gegen einander, — einem Verhältniſſe, welches ſo lange fortdauern wird, als die Völker und ihre Beherrſcher Leidenſchaften haben werden, — keine bürgerliche Geſellſchaft beſtehen kann, wenn ſie nicht muthvolle und tapfere Bürger hat, welche ſich, zu ihrer Vertheidigung, allen möglichen Gefahren auszuſetzen bereit ſind. Die Tugend der Tapferkeit iſt daher die erſte und unentbehrlichſte für einen wahren Freund des Vaterlandes, d. h. des Staats, worin er lebt. Wer demnach ſich zu dieſer edlen Neigung erhebt, — geſetzt auch, daß er in Privat-Verhältniſſen lebe, welche es ihm unwahrſcheinlich machen, daß er je die Pflicht haben werde, ſelbſt in den Krieg zu ziehen, wird deſſen ungeachtet, weder bey ſich noch bey der Erziehung ſeiner Kinder, — über dem Beſtreben nach den häuslichen Tugenden, die Bewerbung um Muth und Unerſchrockenheit in Gefahren, welche, als öffentliche Tugenden anzuſehen ſind, vernachläſſigen.

Darf ich nun wohl meinen Leſern noch in den Betrachtungen zuvorkommen, durch welche bewieſen werden ſoll, daß der vollkommene Menſch, auch aus Liebe gegen ſeines Gleichen, und aus Patriotismus, tapfer ſeyn müſſe?

Wir wiſſen, daß die menſchenfreundlichen Neigungen einen ſehr hohen Rang bey ihm haben. Wir wiſſen ferner, daß ſeine Liebe nicht bloß eine genießende, ſondern eine thätige Liebe iſt. Wie könnte er alſo derjenigen Tugend ermangeln, welche den Menſchen am meiſten zum Wohlthäter ſeines Geſchlechts und der Geſellſchaft, worin er lebt, machen kann.

Eine vierte Quelle der Tapferkeit iſt der Unwille gegen das Unrecht.

Wenn ein Menſch den andern auf eine ungerechte Art verletzt oder beeinträchtiget, d. h. beleidigt: ſo iſt die Empfindung, welche daraus bey dem Beleidigten entſteht, zwiefach.

Es iſt, zuerſt, der Schmerz über das ihm zugefügte Uebel, das Mißvergnügen über den erlittenen Schaden oder Verluſt. — Es iſt, zweytens, der Unwille über die von dem Beleidiger begangne Ungerechtigkeit, und über die Verletzung aller geſellſchaftlichen Pflichten, welche er uns ſchuldig war.

Dieß iſt die erſte und ſicherſte Spur ſittlicher Empfindungen in uns: daß dasjenige Gute oder Böſe, welches uns durch menſchliche Handlungen zu Theil wird, einen ganz andern Eindruck auf uns macht, als das, welches uns, durch die Natur der Dinge, von lebloſen oder unvernünftigen Weſen widerfährt. Wenn ein Stein uns auf den Kopf fällt, oder eines unſerer Glieder zerſchmettert; oder wenn wir einen Schatz finden: ſo werden wir in dem erſten Falle uns betrüben, in dem andern frohlocken; aber wir werden weder über jenen unwillig ſeyn, noch bey dieſem ein Gefühl der Dankbarkeit haben.

Aus dieſer doppelten Empfindung bey einer empfangnen Beleidigung, entſteht auch eine zwiefache Reaction, d. h. ein doppelter Antrieb, den ungerechten Angriff zurückzutreiben.

Man will zuerſt, das Uebel, welches man leidet, wegſchaffen, oder neuem zuvorkommen:

man will alſo entweder unmittelbar ſeinen Beleidiger abhalten, ferner Schaden zu thun, oder ihn zwingen, den angethanen zu erſetzen. Dieß iſt die erſte Urſache, warum wir mit unſerm Feinde in Krieg gerathen; — dieß iſt die erſte Quelle kriegeriſcher Tapferkeit bey dem Menſchen.

Der Beleidigte will aber auch, zweytens, ſeinen Unwillen an dem Beleidiger auslaſſen; er will deſſen Ungerechtigkeit beſtrafen: dieß giebt ihm einen neuen Bewegungsgrund, Gewalt gegen ihn zu gebrauchen; und wird, im Streite mit demſelben, eine neue Quelle des Muths und der Gleichgültigkeit gegen die damit verbundene Gefahr.

Von dieſer Art der Tapferkeit nun, welche durch den Unwillen über die Ungerechtigkeiten des Gegners belebt wird, rede ich in dieſem Artikel; ſie iſt es vielleicht, welche die Engländer in dieſem Augenblicke *) gegen ihre übermächtigen oder doch ihnen mit Uebermuth drohenden Feinde ſtärkt.

Sie darf indeß bey einem Privatmanne nie der einzige Bewegungsgrund ſeyn, die Gefahr aufzuſuchen. Denn alles Unrecht, welches in der Welt geſchieht, durch welches wir aber nicht ſelbſt beleidiget, und zu deſſen Beſtrafung wir

---

*) im Julius 1798.

von der Obrigkeit nicht aufgefordert werden, rächen zu wollen, iſt die Handlung eines irrenden Ritters, nicht eines weiſen und tapfern Mannes.

Auch iſt jene Quelle der Tapferkeit, ſelbſt da, wo ſie am rechten Orte iſt, doch ſelten rein. Mit der reinmoraliſchen Mißbilligung des Unrechts, oder der übertretenen Pflicht, miſcht ſich gemeiniglich ein ſinnliches Gefühl, ein wirklicher Haß gegen den Ungerechten, welcher Haß, da er immer mehr mit Egoismus gemiſcht iſt, und auf die uns widerfahrene Beleidigung Rückſicht nimmt, mit der Rachſucht verwandt iſt, und leicht in ſie übergehet.

Dieſes ſinnliche Gefühl des Unrechts iſt es, welches die Griechen θυμὸς nennen, und welches ihre Philoſophen als eine Mittelgattung der Neigungen, zwiſchen Vernunft und Sinnlichkeit, beſchreiben: daher ſie auch vielleicht gegen die Rachſucht ſo viel Nachſicht haben.

Dem ſey, wie ihm wolle, ſo iſt ſo viel gewiß, daß derjenige, welcher, bey dem Anblicke einer begangenen Ungerechtigkeit, einen lebhaften Unwillen empfindet, auch bereitwilliger ſeyn wird, ſich der Gefahr auszuſetzen, welche dabey obwalten kann, wenn man den Ungerechten in ſeine Schranken weiſen will: ſo wie überhaupt das Bewußtſeyn, einen gerechten Krieg zu führen, den ſittlich empfindſamen Menſchen muthvoller im Streite macht.

Auch dieſe Art der Tapferkeit kann meinem Urbilde des Menſchen nicht fehlen: wenn anders aus ſeinen Anlagen und aus der Bildung derſelben die ſittlichen Empfindungen, als die reifſte Frucht, hervorgegangen ſind, welches, wie wir geſehen haben, wirklich bey ihm der Fall iſt.

Hiermit verwandt, aber doch noch davon unterſchieden, iſt die fünfte und letzte Art der Tapferkeit, welche aus der Vernunft unmittelbar, aus der Liebe der Ordnung und des Zuſammenhanges in den Handlungen des ganzen Lebens entſpringt.

Es iſt eine doppelte Ordnung, welche verletzt wird, wenn in einem menſchlichen Charakter der Muth und die Unerſchrockenheit in Gefahren gänzlich fehlen. — Es iſt, erſtlich, die Ordnung und Harmonie des Charakters ſelbſt: es iſt, zweytens, die Ordnung in den Dingen oder in den geſellſchaftlichen Verrichtungen und Pflichten, zu welchen er berufen iſt.

Einmahl: wenn die Tapferkeit auch zu keiner beſtimmten Abſicht nothwendig, wenn ſie auch einigen Menſchen, bey ihrer ſtillen und ruhigen Lage, weniger nothwendig wäre: ſo bleibt es doch gewiß, daß, nach dem Urtheile aller vernünftigen Männer, Feigheit verächtlich, und Tapferkeit achtungswerth mache. Man ſieht nähmlich dunfel zum voraus, daß tauſend Gelegenheiten vorkommen werden, wo der, welcher alle Gefahr ſcheuet, ſich und Andern unnütz iſt, und vielleicht durch furchtſame Rathſchläge wirklich ſchadet, — wo derjenige hingegen, welcher für eine gute und wohl überlegte Sache auch etwas zu wagen bereit iſt, allein brauchbar, und der Geſellſchaft zu dienen im Stande iſt.

Ueberdieß, wo dieſe eine Art der Kraft, die, welche der Gewaltthätigkeit Anderer widerſteht, — und ſelbſt zu rechter Zeit Gewalt braucht, gänzlich fehlet: da vermuthet man Schwäche im Allgemeinen, und eine Vernachläſſigung aller Pflichten, zu welchen ſtarke Triebfedern und eine eben ſo lebhafte Thätigkeit gehören.

Was die Beziehung der Tapferkeit auf die Dinge, mit welchen der Menſch zu thun hat, und beſonders auf die Geſellſchaft betrifft, deren Ordnung durch einen gänzlichen Mangel derſelben geſtört werden ſoll: ſo iſt klar, daß, da es in jeder der kleinern bürgerlichen Geſellſchaften, in welche das menſchliche Geſchlecht getheilt iſt, Böſewichter giebt, welche die Ruhe und Sicherheit ihrer Mitbürger ſtören; da es außerhalb jeder dieſer Geſellſchaften feindſelig geſinnte Staaten giebt, welche jenen den Untergang drohen; da es endlich im menſchlichen Geſchlechte überhaupt, noch eben ſo viel Saamen des Streits und der Feindſchaft, als des Friedens und der Einigkeit giebt: — die beſchützende Tugend, — die Tapferkeit, eine der erſten und größten Tugenden ſey.

Unter dieſem Geſichtspunkte erſcheint die Tapferkeit, als eigentliche Pflicht, als eine patriotiſche und weltbürgerliche Eigenſchaft: und unter dieſem Geſichtspunkte iſt ſie nothwendig demjenigen Menſchen eigen, in welchem die Anlagen ſeiner Natur gehörig entwickelt ſind.

Denn erſtlich zielen dieſe Anlagen auf die größte Harmonie zwiſchen allen Theilen und Tugenden der Seele; und der Mangel der Tapferkeit würde eine Lücke hervorbringen, welche dieſe Harmonie ſtörte.

Zweytens ſind jene Anlagen darauf gerichtet, Thätigkeit hervorzubringen: und ohne Muth, bey einer furchtſamen Vermeidung aller Gefahren, kann man nur auf eine ſehr eingeſchränkte Weiſe thätig ſeyn. — Endlich vereinigen ſich Sinnlichkeit, Verſtand und liebreiche Neigungen, den Menſchen zum geſelligen Leben vorzubereiten: und ohne Muth iſt der Menſch, gerade in den wichtigſten Fällen, der bürgerlichen, und ſelbſt der allgemeinen Geſellſchaft unbrauchbar.

4. Gerechtigkeit.

So viel ſteht alſo feſt: Klugheit, Mäßigung und Tapferkeit liegen als Keime in jeder menſchlichen Natur, und finden ſich unausbleiblich, als Eigenſchaften, bey dem Menſchen, deſſen Natur völlig reif und auf eine vollkommne Art entwickelt iſt.

Die Gerechtigkeit muß nun noch hinzukommen, jenen drey Tugenden die Krone aufzuſetzen.

Es giebt zwey Wege, die Tugend der Gerechtigkeit an die drey vorhergehenden anzuknüpfen.

Der erſte iſt der, zu zeigen, daß, ſobald der kluge, mäßige und tapfere Mann zu einem Mitgliede der Geſellſchaft gemacht wird; ſobald er hierdurch Gegenſtände zur Thätigkeit bekommt, und Gelegenheit jene, zuvor gleichſam ruhenden, Tugenden zu äußern; ſobald er, endlich, mit den Verhältniſſen der Geſellſchaft bekannt geworden iſt und ſich an ihre Formen gewöhnt hat, er nothwendig ein geſelliger, und alſo ein gerechter und menſchenfreundlicher Mann ſeyn müſſe.

Der zweyte Weg iſt, unmittelbar zu zeigen, daß der Schöpfer des Menſchen ihm, in den Anlagen ſeiner Natur, alle Erkenntnißquellen des Rechts eröffnet, alle Bewegungsgründe zur Gerechtigkeit gegeben, und allen Verſuchungen und Antrieben, Unrecht zu thun, ſo viel als möglich, vorgebeugt hat.

Den erſten Weg haben ſchon mehrere Philoſophen des Alterthums gewählt, unter welche auch

Plato gehört, wenn er die Gerechtigkeit des Staats, d. h. des ganzen Menſchen, als das Reſultat jener drey Tugenden, die er unter die verſchiedenen Bürger-Claſſen vertheilt hatte, betrachtet. Ich ſelbſt habe ſchon dieſen Weg gelegentlich betreten: und ich werde meinen Leſern nur einige alte Ideen zurückrufen dürfen, um ihnen die Sache klar zu machen.

Der zweyte Weg ſchließt ſich genauer an mein Princip an, und iſt demſelben mehr eigenthümlich. Ich werde indeß auch hier, nach allem, was ſchon über unſern Gegenſtand geſagt iſt, meine Gründe in wenige Sätze einſchließen können.

Ueberſicht des erſten Weges.

Wir haben bisher unſern Urmenſchen zwar vollkommen gemacht und zum Handeln ausgerüſtet: aber wir haben ihn, wie unſer wirklicher Stammvater es war, einſam auf die Welt geſetzt. Welche Veränderungen werden nun mit ihm vorgehen, wenn wir ihn in die Geſellſchaft von ſeines Gleichen, den eigentlichen Wirkungskreis ſeiner Tugenden, verſetzen, und, um unſere Unterſuchung abzukürzen, ihn gleich zum Mitgliede einer bürgerlichen Geſellſchaft, und zum Theilnehmer unſerer jetzigen Cultur machen?

Als ein Mann, mit der Tugend der Klugheit begabt, ſieht er ein, daß, wenn auch ein Gott oder eine Zuſammenkunft ungewöhnlicher Umſtände gerade ihn auf einmahl in der Reiſe des Alters, und völlig an Geiſt und Körper ausgebildet, auf der Erde habe erſcheinen laſſen, dieß doch keinem andern Menſchen widerfahre, keinem ſeiner Nachkommen widerfahren werde. Er ſieht ein, daß, nach dem natürlichen Laufe der Dinge, der Menſch nur mit Anlagen, und halb als Thier gebohren wird; und daß nur die Erziehung, welche eine Folge der errichteten häuslichen Geſellſchaft iſt, — dann die Geſetze und die Sitten, welche Folgen der bürgerlichen Geſellſchaft ſind, — endlich die Wiſſenſchaften und der Umgang, welche Folgen der allgemeinen Geſellſchaft unter allen geſitteten Nationen ſind, ihn zum wahren, d. h. zum vernünftigen und geſitteten Menſchen ausbilden. Sollten dieſe Geſellſchaften gänzlich zerſtört und vernichtet werden: ſo würde er wieder in den Thierſtand zurückfallen, oder doch als Wilder und Barbar leben. In einer zerrütteten häuslichen und bürgerlichen Geſellſchaft wird er ſchlecht erzogen, und gelangt nur zu einer unvollkommnern Ausbildung. In einem Zeitpunkte endlich, wo der freundſchaftliche Verkehr unter den Völkern unterbrochen iſt, werden auch Wiſſenſchaften und Künſte, die Hülfsmittel derjenigen Erziehung, welche er im reifen Alter ſich ſelbſt giebt, in ihrem Fortgange geſtört.

Er ſieht, als ein kluger Mann, ferner ein, daß er durch die Hülfe der Geſellſchaft nicht nur ſeine geiſtige Ausbildung, ſondern auch ſeine körperlichen Bedürfniſſe, ſeine Nahrung, Bekleidung, Wohnung und übrigen Bequemlichkeiten, in einer Vollkommenheit erhält, welche dem einſam lebenden Menſchen zu erreichen unmöglich iſt, und welche ſelbſt in den verſchiedenen civiliſirten Staaten größer oder kleiner iſt, nachdem in jedem die häusliche und bürgerliche Geſellſchaft vollkommner organiſirt iſt, und vollkommner verwaltet wird. Er erkennt endlich, daß, außer den beyden großen Bedürfniſſen, der Erhaltung und der Ausbildung, welche ihm die bürgerliche Geſellſchaft mit ihren Zweigen entweder allein verſchafft oder doch ſichert, zu ſeiner Glückſeligkeit noch eine engere Verbindung mit wenigen Menſchen, — eine kleinere Geſellſchaft, deren Mittelpunkt er ſelbſt ſey, gehöre. Er braucht Umgang und Menſchen, denen er ſeine Ideen mittheile; er braucht andere, welche ihm in der Noth, andere, welche ihm in Geſchäften beyſtehen, andere endlich. welche für ſein Vergnügen ſorgen. Dieſe perſönlichen Dienſte kann er nur von Perſonen erwarten, deren Liebe er ſich erworben hat.

Durch dieſe Einſichten wird er endlich auf die

Schlußfolge gebracht, daß er alles thun und ſein ganzes Betragen ſo einrichten müſſe: einmahl, daß die häusliche, bürgerliche und allgemeine Geſellſchaft aufrecht erhalten und zu einem immer vollkommnern Zuſtande gebracht werde; zum andern, daß auch jene kleinere Geſellſchaft, welche ſich aus Liebe um ihn verſammelt, beſtehe, fortdaure und gedeihe.

Auf dieſem Wege nun weiter fortzugehen, und zu zeigen, daß die Aufrechthaltung und das Wohl der bürgerlichen Geſellſchaft hauptſächlich auf der Ausübung der Gerechtigkeit, von Seiten ihrer Mitbürger, beruhe; — und daß die Erwerbung von Freundſchaft und Liebe bey denen, welche ſie ſuchen, Wohlwollen und Menſchenfreundlichkeit vorausſetzen: dieß zu zeigen, iſt ſo eigentlich das Geſchäft des Rechtslehrers und des Moraliſten, daß ich meine Leſer, in dieſer Abſicht, an ihren Unterricht verweiſen kann.

Wenn alſo dem völlig ausgebildeten Natur-Menſchen die Tugend der Klugheit nicht fehlt: ſo kann ihm auch die Tugend der Gerechtigkeit nicht mangeln, weil jene ihn einſehen läßt, wie unentbehrlich ihm dieſe ſey.

*

Doch wenn die Menſchen ungerecht ſind: ſo iſt es nicht ſo wohl deßwegen, weil ſie nicht einſehen, daß die Gerechtigkeit ihnen nützlich iſt: ſondern weil die Unmäßigkeit ihrer ſelbſtſüchtigen Begierden ſie abhält, auf die Regeln des Rechts zu hören.

Der Rauſch des unmäßigen Genuſſes in der ſinnlichen Luſt macht übermüthig: und Uebermuth macht beleidigend. Wie viele Beleidigungen ſind aus dem Trunke entſtanden! Und warum endigen ſich ſonſt die Gelage roher Menſchen ſo oft mit Schlägereyen?

Die unmaßige Begierde nach ſinnlicher Luſt bringt wieder andere Früchte der Ungerechtigkeit hervor. — Sie macht, daß man die Menſchen, welche zur Erreichung derſelben beytragen, ſehr leicht als bloße Werkzeuge behandelt; und daß man die, welche ſich ihr widerſetzen, wüthend verfolgt.

Wie viele Schlachtopfer hat nicht die Wolluſt auf ihren Altären geopfert! Ein Wollüſtling, wie der Herzog von Richelieu, macht gerade diejenigen Perſonen unglücklich, welche er am zärtlichſten zu lieben ſchien: weil er gleichgültig gegen ſie wird, und ſelbſt ſie zu haſſen oder zu verachten anfängt, nachdem er ſie ihrer Unſchuld beraubt hat. Und welchen andern Stoff hat die alte Tragödie, als die Gräuel und Mordthaten, welche die Eiferſucht, die verſchmähte, — oder die aufgedrungene Liebe verurſachten?

Die Begierde nach Reichthum und Herrſchaft bringt vielleicht nicht größere, — aber ſie bringt zahlreichere Ungerechtigkeiten hervor, als die ausſchweifende Sinnlichkeit.

Ich habe ſchon Gelegenheit gehabt zu ſagen, daß, da die Anzahl derer, welche ſich um dieſe Güter bewerben, ſo groß, und die Anzahl der Gegenſtände, welche in der Natur vorhanden ſind, um unter ſie vertheilt zu werden, ſo eingeſchränkt iſt, nothwendig daraus ſehr viele Widerſprüche zwiſchen dem Intereſſe und den Beſtrebungen der Menſchen, alſo ein geheimer Krieg unter ihnen, und ein Anlaß zu gehäſſigen Leidenſchaften entſtehen müſſen. Aber wo Haß und Streit iſt: da ſind Ungerechtigkeiten unausbleiblich.

Man kann unmöglich mächtig und groß, — und man kann ſchwerlich reich werden, ohne Andere auf dieſer Laufbahn verdrängt zu haben. Aber dieß Verdrängen kann ſelten durch bloßes Verdienſt geſchehen, und erfordert noch oft die Hülfsmittel der Liſt und Gewalt.

Selbſt die edelſte Art der Begierden, die nach Wiſſenſchaft und jeder perſönlichen Vollkommenheit, bringt, wenn ſie unmäßig wird, — wenn ſie die Begierde iſt, über andere Menſchen, in Abſicht dieſer Vollkommenheit, hervorzuragen, und alſo Ruhm zu erwerben, eine eigne Quelle der Ungerechtigkeiten, — die Rivalität, hervor.

Man weiß, wie ſehr dieſelbe unter den Gelehrten und ſchönen Geiſtern, an den Orten, wo ſie in beträchtlicher Anzahl verſammelt ſind, zu herrſchen pflegt: und die Ungerechtigkeiten, welche ſie gegen einander ausüben, würden noch verhaßter ſeyn, wenn ſie nicht oft zugleich lächerlich wären.

Mäßigung alſo iſt der große Grundpfeiler der Gerechtigkeit. Und da nun Mäßigung, wie ich gezeigt habe, in die Natur und Form des Menſchen eingewebt iſt; da ſie, in Proportion und richtigem Verhältniſſe beſtehend, das Weſentliche ſeiner vollkommenen Entwickelung ausmacht: ſo iſt der wahre Menſch durch dieſelbe von den größten Antrieben zu Ungerechtigkeiten eben ſo befreyt, als er mit Bewegungsgründen zur Gerechtigkeit durch ſeine Einſichten verſehen wird.

•

Doch es iſt nicht nur Einſchränkung der Begierden und Mäßigung der Kraft, ſondern es iſt auch Stärke der Seele nöthig, wenn man immer gerecht ſeyn will.

Zwar braucht die friedliche Tugend der Gerechtigkeit nicht der kriegeriſchen Tapferkeit. Aber ſie verlangt den Muth, den Großen zu widerſtehen, welche uns zu Ungerechtigkeiten zwingen wollen; ſie verlangt den Muth, uns von den Perſonen, welche unſer Glück machen können nie zu Werkzeugen ihrer Privatleidenſchaften brauchen zu laſſen, ſie verlangt endlich den Muth, ſelbſt ſeinen Freunden und Geliebten ungerechte Forderungen und Wünſche abzuſchlagen.

Wie könnte ein Richter gerecht ſeyn, wenn er ſich vor der Macht der Parteyen und ihrem Einfluſſe bey Hofe ſcheute? Wie könnte es der Staatsverwalter ſeyn, der bey der Vertheilung der Laſten des Staats, bey der Vertheilung von deſſen Belohnungen, und in der Wahl der ſich zu Aemtern meldenden Candidaten, mehr durch die Furcht vor mächtigen Feindſchaften und vor der Gefahr, ſein Amt zu verlieren, als durch ſeine Einſichten und durch den Endzweck der Sache ſich regieren ließe?

Der Feige iſt gemeiniglich auch kriechend und unempfindlich gegen das, was ſeine Würde herabſetzt. Mit Kriecherey und Niederträchtigkeit aber iſt ein Hang zur Liſt, zur Falſchheit, und zu Cabalen verbunden, welche hinwiederum der Ungerechtigkeit zu den beſten Werkzeugen dienen.

Gerecht und edel, iustus et tenax propositi, (gerecht und feſt entſchloſſen,) ſind immer als Eigenſchaften angeſehen worden, welche zuſammen gehören: und wenn zwiſchen ihnen auch nicht das Band von Urſache und Wirkung wäre, ſo würde es das Band der Aehnlichkeit ſeyn; indem beyde, Gerechtigkeit und Muth, in großen Geſchäften bewieſen, den eigentlich großen Mann bezeichnen.

Klugheit, Mäßigung und Tapferkeit alſo, mit einander vereiniget, bringen die Tugend der Gerechtigkeit hervor. Und unſer vollkommner Menſch, welcher jene drey Tugenden beſitzt, aber bisher in unſerer Darſtellung einſam war, wird nun, da wir ihn in die Geſellſchaft verſetzen, zwar erſt das Recht lernen müſſen, aber es ſogleich lieben, als er es kennt.

Ueberſicht des zweyten Weges.

Zu eben dieſem Ziele gelangen wir nun auf dem zweyten Wege, indem wir die Anſtalten unmittelbar unterſuchen, welche die Natur bey der Bildung und Entwickelung des Menſchen gemacht hat, ihn zur Gerechtigkeit vorzubereiten: auf einem Wege, den ich um ſo mehr abkürzen werde, weil er doch nicht ganz neue Ideen, ſondern nur veränderte Anſichten den Leſern darſtellen kann.

Zwey Anſtalten ſcheint mir die Natur vornehmlich zu dem angegebenen Zwecke gemacht zu haben.

Sie hat, zuerſt, dem Menſchen die größten Verſuchungen zur Ungerechtigkeit genommen, indem ſie ihn ſo unabhängig von den Dingen, und ſelbſt von den Menſchen, außer inſofern er das

Bedürfniß, zu lieben und geliebt zu werden, empfindet, gemacht hat, als es möglich war.

Sie hat ihm, zweytens, die ſtärkſten Bewegungsgründe, gerecht und wohlwollend zu ſeyn, gegeben: indem ſie ihm ſeine eigne Thätigkeit, nicht das, was dadurch hervorgebracht wird, — ſeine Handlungen, nicht das Werk, — (ἐνέργειαν nicht ἔργον) als den Hauptzweck ſeines Lebens, und als die vornehmſte Quelle ſeiner Glückſeligkeit angewieſen, — zugleich aber auch ſeine Anlagen und die Einrichtungen der Welt ſo gemacht hat, daß er eine ununterbrochene und immer gleich angenehme Thätigkeit nur in gerechten und menſchenfreundlichen Handlungen finden kann.

Erſte Betrachtung.

Darin kommen die Weiſen aller Zeiten und Völker überein: daß der homo totus in se teres atque rotundus des Horaz, der, welcher alle ſeine Reichthümer mit ſich trägt, am wahrſcheinlichſten ein gerechter Mann ſey. Der Lucaner Ofellus, der das Gütchen, welches er ehedem ſelbſt beſaß, aber in den Revolutions-Zeiten des Triumvirats verlohr, nunmehr als Pächter bearbeitete, und nun auf demſelben eben ſo glücklich war, und eben ſo viel von deſſen Früchten genoß, als da ihm das Eigenthum davon gehörte, wird gewiß niemanden ſeines Landgutes berauben. Alle ſtandhaft gerechten und tugendhaften Männer, welche uns die Geſchichte aufſtellt, waren entweder ſolche, wie Sokrates, die auch in der Armuth und in einem niedrigen Stande durch ſich ſelbſt glücklich zu ſeyn wußten; oder es waren ſolche, wie die Scipione, die Catone und die Antonine, die, wenn ſie auch in dem Beſitze großer Glücksgüter und eines hohen Ranges gebohren waren, und in ihren gewöhnlichen Geſchäften, mit den Reichthümern ganzer Länder und der Herrſchaft über ganze Nationen zu thun hatten, doch jeden Tag ihre froheſten Stunden in ihrem Cabinette, in dem Genuſſe ihrer ſelbſt, und in dem Anbaue der Wiſſenſchaften und der Philoſophie fanden.

In der That, wenn der Menſch ſeine Glückſeligkeit in ſich ſelbſt findet: ſo liegt ſie entweder in den Dingen, welche vom Zufalle, oder in ſolchen, welche von andern Menſchen abhängen. Im erſten Falle iſt er der Rival aller Uebrigen, im andern iſt er der Client der einen und der Widerſacher der andern.

Wird er, im erſten Falle, vom Glück hervorgezogen: ſo wird er der Gegenſtand des Neides und der Eiferſucht ſeiner Mitbewerber; und je höher er ſteigt, deſto mehrere vereinigen ſich, ſeinen

Fall vorzubereiten. Um ſich gegen ſolche Angriffe zu vertheidigen, hat er oft Waffen nöthig, deren Gebrauch von ſeiner Seite eben ſo wenig unſchuldig iſt.

Wird er vom Glücke zurückgeſetzt: ſo iſt die Reihe zu haſſen und zu beneiden an ihm; und er führt nun einen angreifenden Krieg im Bündniſſe mit Vielen, — anſtatt, daß er zuvor einen Vertheidigungs-Krieg allein führte.

In dem zweyten Falle muß man zuerſt den Zutritt zu dem Mächtigen ſuchen, der unſer Glück machen kann, und deſſen Gunſt gewonnen werden ſoll: und ſchon in den Maßregeln, welche man dazu nimmt, wird oft viel geſündiget. Erlangen wir am Ende unſern Endzweck: ſo kommt es, (wenn wir ſelbſt in unſerm Poſten gerecht handeln ſollen,) darauf an, daß die Perſonen, welche unſer Glück gemacht haben, und welche noch dazu beytragen können, es uns zu ſichern, rechtſchaffene und ſittlich gute Menſchen ſind. Wir ſind gewiſſer Maßen in ihrer Gewalt: und es gehört viel Muth dazu, uns, indem wir ihnen ungerechte Forderungen verſagen, ihren Unwillen zuzuziehn.

Werden wir von unſern Beförderern zurückgewieſen, ſo haben wir, wenn nicht wahres Verdienſt uns neue Ausſichten beſſerer Art eröffnet, gemeiniglich nur die zwey Wege übrig: entweder, unſern mächtigen Feind zu ſtürzen, und unſere

Mitbewerber bey Seite zu ſchaffen; oder die alte Laufbahn wieder zu betreten, und daſſelbe Spiel der Kabale, und aller Künſte, durch welche man die Gunſt der Mächtigen erhält, von neuem zu ſpielen.

Was hat nun die Natur gethan, uns unſere Unabhängigkeit zu ſichern, und uns nach dem Begriffe und dem Ausdrucke des Ariſtoteles, (αὐτάρκης) ſelbſtgenugſam zu machen.

Sie hat, zuerſt unſern, Körper dergeſtalt gebaut: daß er im Zuſtande der Geſundheit, welches immer der natürliche Zuſtand iſt, ſeine Bedürfniſſe mit Wenigem befriedigen, und ſelbſt der Seele das daran hangende ſinnliche Vergnügen verſchaffen kann, ohne ihr eine zu große Sorge dafür aufzulegen.

Die eigentlichen Bedürfniſſe brauchen durchaus Nahrung und Befriedigung von außen. Aber der menſchliche Körper hat nicht nur Bedürfniſſe, ſondern auch Bewegungskräfte, durch deren Uebung der Menſch ein mannigfaltiges und ganz unabhängiges Vergnügen genießen, und ſelbſt die Sinnlichkeit einſchränken und mäßigen kann. Es verſchmähe, wenn er kann, ſagt der weiſe Ofellus beym Horaz, der, welcher am frühen Morgen dem Winde nachgejaget iſt, ſich auf einem ungebändigten Pferde ermüdet, oder den griechiſchen Diskus geworſen hat, ein ihm vorgeſetztes geringes Mahl, und einen ſchlechtern Wein, als Falerner.

Ein kränkelnder Menſch iſt ſehr oft ein übellauniger Menſch. Er hält ſich, wegen der unangenehmen Empfindungen, deren Urſache er nicht kennt, leicht an Andere, und behandelt ſie, als wenn ſie die Urheber davon wären. Er bedarf überdieß ſo vielerley Hülfe und ſo großer Schonung, daß er leicht durch die Unaufmerkſamkeit der Andern beleidiget werden kann. Der Menſch von geſundem Körper hingegen iſt deßwegen zu einem liebreichen Betragen gegen andere Menſchen mehr aufgelegt, weil er unabhängiger von ihnen iſt. Weil er weniger Dienſte von Andern braucht: ſo iſt er bereitwilliger, ihnen zu dienen.

Dieß iſt noch weit mehr der Fall bey einer geſunden, und der Natur gemäß ausgebildeten Seele. Sie wird durch ihre Unabhängigkeit zur Gerechtigkeit und Menſchenliebe geführt. Wie mannigfaltige Quellen des Vergnügens hat die Natur nicht in dem Innern der Seele geöffnet, die, wenn ſie auch nicht auf gleiche Weiſe des Beytrages von außen entbehren können, es doch ſchon durch ihre Anzahl und Verſchiedenheit dem Menſchen leichter machen, wenn er des Genuſſes der einen durch Zufälle beraubt worden iſt, noch immer eine hinlängliche Befriedigung ſeiner Wünſche in einer andern Gattung der Thätigkeit zu finden. Und ein Umſtand, welcher die Abſicht der Natur, bey dieſer Einrichtung, am deutlichſten macht, iſt, daß gerade in dem Verhältniſſe, in welchem die Vergnügungen des Geiſtes an Werth und Würde ſteigen, auch ihre Unabhängigkeit zunimmt, und der Hülfsmittel, welcher ihr Genuß von Menſchen oder Dingen bedarf, immer weniger werden.

Gerade die niedrigſten Sinne ſind es, welche zu ihrer Befriedigung die Hülfsmittel des äußern Glücks am meiſten bedürfen.

Wer alle Tage an einer üppigen Tafel ſchwelgen, und ſelbſt eine ſolche halten will; — wer ſeinem Hange zum weiblichen Geſchlechte, unter Perſonen aus den höheren Claſſen der Geſellſchaft, ein Genüge thun, und alle Phantaſien einer feinen, vielleicht überſättigten, Wolluſt erfüllen will, der muß viel Aufwand machen. Keine Neigungen führen unfehlbarer den Luxus bey einer Nation, in welcher ſie herrſchend werden, herbey. Keine Vergnügungen bedürfen es mehr, durch den Luxus unterſtützt zu werden. Entblößt von den Verzierungen, mit welchen der Geſchmack, die Kunſt und der Reichthum ſie ausſchmücken, bekommen ſie bald in den Augen derer, welche ihnen am eifrigſten ergeben ſind, wenn dieſe nicht zu den ganz unedlen Seelen gehören, ein niedriges Anſehen, und verlieren ihren Reitz und ihren Werth. Daher iſt auch die Moral der höheren Stände von der Moral der niedrigern unterſchieden; oder die Handlungen beyder Klaſſen werden wenigſtens allgemein ſo beurtheilt, als wenn dieſer Unterſchied Statt fände. Man verzeiht dem Reichen und Großen viele Ausſchweifungen der Ueppigkeit und der Wolluſt. Man ſieht bey den Armen und faſt bey allen, welche von ihrer Hände Arbeit leben, die größere Mäßigkeit ihrer Mahlzeiten und die Keuſchheit in ihrer Aufführung als unerläßliche Pflichten an. Dieß kann wohl zum Theil von der Nachſicht herkommen, welche wir überhaupt für die Reichen und Großen haben. Aber ein Grund liegt doch auch in der Natur der Sache. Der Reiche und vornehme Schlemmer und Wollüſtling, wenn er beydes mit einer gewiſſen Eleganz iſt; wenn Anſtand und gute Sitten ihn wenigſtens vor gröbern Ausſchweifungen bewahren; wenn ſeine unedlern Vergnügungen mit denen der Geſellſchaft vereiniget ſind: kann doch vielleicht noch etwas von den Vorzügen ſeines Geiſtes, ſowohl im Verſtande als im Herzen, beybehalten, — kann ſeine Geſchäfte mit Einſicht und Eifer treiben, und wird vielleicht im Alter, von der Erfahrung, vom Unglück und der erwachenden Vernunft belehrt, noch ein achtungswürdiger Mann. Aber der gemeine Arbeiter, welcher ſeine Lüſternheit oder ſeinen Hang zur Wolluſt nur in der ſchlechteſten Geſellſchaft befriedigen kann, und dadurch von allen ſittlichen Empfindungen oder vernünftigen Gedanken abgezogen wird, zugleich aber auch ſich dadurch dem Mangel Preis giebt; kann ſelten anders als durchaus durch jene Ausſchweifungen verdorben werden.

Die edlern Sinne, und die Einbildungskraft, welche von dieſen hauptſächlich ihren Stoff bekommt, geben zwar auch dem Menſchen ihre Freuden nicht ganz umſonſt; ſie finden ihre Befriedigung nicht allein in ſich ſelbſt; ſie verlangen und bedürfen äußerer Gegenſtände: — es ſey, daß ſie bloß Bilder und Vorſtellungen zur Grundlage der Kenntniſſe ſammeln, oder daß ſie ſich an den Empfindungen der Schönheit und Harmonie weiden wollen. Aber von dieſen Gegenſtänden, die ich unter die beyden Hauptbegriffe, Natur und Kunſt, zuſammen faſſen will, iſt der eine, — gerade der größte, der reichſte, an Quellen ſowohl von Belehrungen als von Vergnügen, — die Natur, allen Menſchen geöffnet und zugänglich. Wer mit offnen Augen in der Welt lebt, kann auch in einem ſehr kleinen Geſichtskreiſe, wenn das Glück ihn auf keinen größern Schauplatz geſtellt hat, ſehr viele Dinge kennen lernen, — kann auch aus den Alltags-Begebenheiten, welche unter ſeinen Augen vorgehen, vielen Unterricht ſchöpfen, und durch beydes ein erfahrner und weiſer Mann werden. Noch gewiſſer aber kann der, welcher für die Schönheiten der Natur empfindlich, und ein wenig mit den einzelnen Producten derſelben bekannt iſt, einen großen Theil ſeines Lebens ſehr angenehm zubringen, ohne des Beyſtandes anderer Menſchen, — und noch weniger der Hülfsmittel, welche Reichthum und Rang gewähren, zu bedürfen.

Aber die Kunſt, der andre Hauptgegenſtand, deſſen die Einbildungskraft bedarf, muß bezahlt werden. Die Kunſtwerke ſind Werke der Menſchen: und dieſen muß die darauf verwandte Zeit vergütet und ihre Arbeit belohnt, — alſo müſſen ſie ſelbſt gekauft werden.

Indeſſen kann ſich doch eine weit größere Anzahl von Menſchen an den Werken der Baukunſt, der Bildhauerkunſt und der Mahlerey ergetzen, als es deren giebt, welche dieſelben beſitzen und ſelbſt verfertigen laſſen können. Der reiche Mann macht hier ſeinen Aufwand, wenn nicht für die ganze Nation, doch für die Liebhaber der Kunſt überhaupt: und dieß iſt deßwegen eine der beſten Arten, ein großes Vermögen anzuwenden.

Ueberdieß wächſt der Geſchmack an den Künſten nur, wenn die Künſte ſelbſt Fortſchritte machen: — aber dann werden auch die Kunſtwerke ſelbſt zahlreicher und der Zugang zu ihnen leichter.

Wie dem auch ſey, ſo iſt ausgemacht, daß es weit mehr Menſchen von mittelmäßigem Vermögen und mittleren Glücksumſtänden giebt, welche, mit dem reichſten Liebhaber der Künſte, gleich viel ſchöne Producte des Genies geſehen, und gleich viel Vergnügen oder Unterricht aus dieſer Quelle geſchöpft haben; als es unbegüterte Schlemmer und Wollüſtlinge giebt, welche mit den Reichen und Großen in der Eleganz und Annehmlichkeit dieſes Genuſſes hätten wetteifern können.

◆

Noch um einen Grad unabhängiger, aber doch nicht ganz ſich ſelbſt genugſam, ſondern noch immer einiger Hülfsmittel von außen bedürftig, ſind die Beſchäftigungen und Vergnügungen des Verſtandes.

Um zu einer wahren Wiſſenſchaft zu gelangen, ſind zwey Sachen nöthig: einmahl, daß man Kenntniſſe einſammle; zum andern, daß man ſie durch ſeine eigne Denkkraft bearbeite, ſie gleichſam in Blut und Säfte ſeines eignen Geiſtes verwandle, — mit einem Worte, daß man meditire.

Die Kenntniſſe, welche man zu ſammeln hat, ſind von zweyerley Art: entweder ſind es die Einſichten und die Begebenheiten der Vorwelt; oder es ſind die Erſcheinungen der Natur, und die Wirkungen, welche ſie vor unſern Augen entſtehn läßt, und die wir durch Kunſt in ihr hervorbringen.

Der erſte Theil der zu ſammelnden Kenntniſſe umfaßt das ganze Gebieth der Literatur und Geſchichte; und dieſe beyden Zweige bedürfen zu ihrer Hülfe Bücher, alte Denkmähler, Abzeichnungen und Gemählde, oft Reiſen und Unterſuchungen der verſchiednen Länder: lauter Sachen, welche ohne Reichthum, oder wenigſtens ohne einiges Vermögen, nicht anzuſchaffen oder auszuführen ſind.

Der zweyte Theil der Kenntniſſe, die beobachtende und experimentirende Naturlehre, bedarf Werkzeuge, und wird dadurch vielleicht noch koſtbarer.

Indeß glücklicher Weiſe werden, ſo wie die Wiſſenſchaften ſteigen, die Hülfsmittel derſelben wohlfeiler, das Bedürfniß einiger fällt weg, und an dem Nutzen, welchen Andre vermöge derſelben geſtiftet haben, können auch diejenigen Theil nehmen, welche unvermögend waren, ſie ſich anzuſchaffen.

Aber mit dieſer Sammlung der Kenntniſſe endiget ſich nicht die Arbeit des wißbegierigen Verſtandes. Er ſteigt noch eine Stufe höher, und beynahe bis zu einer völlig unabhängigen Beſchäftigung; wenn er nun über dieſen Stoff die Meditation beginnt. In dieſen Augenblicken des Selbſtdenkens iſt ein Menſch auf die vollkommenſte Weiſe thätig und glücklich, ohne daß irgend ein anderer Menſch oder irgend ein Ding ihm beyſtehn dürfte. Und er kann, bloß mit den allgemeinen Erfahrungen des Lebens verſehen, durch dieſelben ſehr viel lernen. Die ganze Philoſophie, vornehmlich die Moral, entſpringt faſt aus dieſer Quelle: ob es gleich für beyde ſehr nützlich iſt, wenn ſie von der wiſſenſchaftlichen Kenntniß der Geſchichte und der Naturlehre unterſtützt werden. Aber vereinigt mit einer ausgebreiteten Lectüre, mit künſtlichen Beobachtungen und Experimenten im Gebiethe der Phyſik, giebt die Meditation dem Menſchen den höchſten und freyeſten Genuß, welchen ihm der Verſtand gewähren kann.

◆

Doch die Meditation erfordert Muße: und um Muße zu haben, muß man von drückenden Nahrungsſorgen und körperlicher Arbeit frey ſeyn.

Um dieſer Urſache willen, werden ſich die allerunterſten Claſſen der Geſellſchaft nie bis zur Gleichheit mit den Wohlhabenden erheben: — es fehlt ihnen an Muße nachzudenken.

Aber die Natur hat dem Menſchen einen noch höhern Zufluchtsort für die unabhängige Glückſeligkeit bereitet. Sie hat die höchſte Befriedigung darein gelegt, vernünftig zu denken und zu handeln. Und dieß kann man, ohne ſeine Einbildungskraft mit vielen Bildern und Vorſtellungen bereichert, ohne Kenntniſſe geſammelt, und Wiſſenſchaft erworben, ſelbſt ohne ein ausführliches Nachdenken angeſtellt zu haben.

Auch der Taglöhner und gemeine Arbeiter, wenn es ihm nur nicht an den erſten moraliſchen Begriffen über Gott, die Welt und ſich ſelbſt gebricht, — kann allerdings, da ſeine Angelegenheiten eben ſo klein und eingeſchränkt ſind, als ſeine Kenntniſſe, ſich über dieſelben einen vernünftigen Plan machen; kann jeden Tag ſeine Arbeiten und Erhohlungen, ſeine Erwerbsmittel und ſeinen Aufwand weislich anordnen, kann ſeine Familie wohl regieren, und mit der Ueberlegung aller dieſer Sachen ſowohl ſeine wenige Muße auf eine angenehme Weiſe ausfüllen, als durch die Ausführung dieſer Entwürfe ſeine ganzen Tage glücklich machen.

Und wer kann dieſe Glückſeligkeit ſtören? Denn wer kann ihn je, in irgend einem Augenblicke hindern, vernünftig zu denken und zu handeln?

•

Indem auf dieſe Weiſe die Natur dem Menſchen ganz unabhängige, und bloß in ihm ſelbſt liegende Quellen des Vergnügens und der Zufriebenheit verſchafft hat, macht ſie es ihm möglich, andre Menſchen uneigennützig zu lieben.

Von der einen Seite hat ſie in das uneigennützige Lieben eine Süßigkeit gelegt, von welcher nur diejenigen einen Begriff haben, die dieſer erhabenen Empfindung fähig ſind.

Von der andern hat ſie es dem, an Geiſt und Körper reifen und geſunden Menſchen möglich gemacht, auch ſeiner beſten Freunde, im eigentlichen Verſtande, nicht zu bedürfen.

Daraus entſteht, erſtlich, daß ein ſolcher vollkommner Menſch weit mehr Vergnügen daran findet, Andern Gutes zu thun und Dienſte zu erweiſen, als dergleichen von ihnen zu empfangen. Diejenige Liebe aber iſt immer am dauerhafteſten, welche viel leiſtet und wenig fordert.

Daraus entſteht, zweytens, daß ein ſolcher Menſch, in dem Genuſſe der zärtlichſten Freundſchaft und des reinſten Wohlwollens, doch nicht ängſtlich fürchtet, die Gegenſtände von beyden zu verlieren.

Die Fähigkeit nun, uneigennützig zu lieben, iſt es, welche zur wahren Menſchenfreundlichkeit und zum Wohlwollen gegen Andere führt: und dieſe Geſinnungen ſind es hinwiederum, auf welche die Tugend der Gerechtigkeit ſich gründet. Es giebt, nach dem Ariſtoteles, drey Arten der Freundſchaft. Die erſte iſt auf das Angenehme gegründet; wenn ein Menſch ſich an dem Scherze oder einem andern Talente des Andern im Umgange ergetzt. Die zweyte Art der Freundſchaft iſt auf das Nützliche gegründet: wenn ich meinen Freund vornehmlich deßwegen liebe; weil er mir zu Erreichung meiner Endzwecke, in Abſicht meines äußern Glücks, behülflich ſeyn kann. Eine dritte Gattung geht auf die Perſon, nicht auf eine einzelne Eigenſchaft oder Beziehung derſelben; und dieſe iſt die eigentliche tugendhafte Freundſchaft.

Wenn wir dieſe Begriffe auf die Menſchenliebe überhaupt anwenden: ſo ſehen wir, daß die allgemeine Menſchenliebe auf die Empfindung des Angenehmen nicht gegründet ſeyn kann: weil nicht alle Menſchen uns Vergnügen machen oder gefallen können. Eine Art der Menſchenliebe kann auf das Nützliche gegründet ſeyn, weil es die ganze menſchliche Geſellſchaft iſt, von welcher wir Dienſte und Vortheile erhalten. Aber dieſe Menſchenliebe wird doch in einzelnen Fällen ſehr oft unterbrochen, iſt unbeſtändig, und wechſelt oft mit Haſſe ab: weil viele Menſchen uns, in ihrer beſondern Beziehung auf uns, weit mehr Schaden thun oder Verdruß machen, als ſie uns, in der Qualität des Menſchen, Dienſte leiſten. Die dritte Gattung der Menſchenliebe iſt auf die Würde des Menſchen gegründet. Wir lieben jeden Menſchen überhaupt, Freund oder Feind, bloß, weil er Menſch iſt, weil in ſeiner Natur gewiſſe vortreffliche Eigenſchaften liegen, weil er ein Gegenſtand unſrer Wohlthätigkeit oder unſrer Großmuth werden kann.

Dieſe Menſchenliebe, von welcher wiederum unſre Unabhängigkeit der Grund iſt, macht die wahre Baſis der Gerechtigkeit aus: weil ſie ſich allein auf alle Menſchen erſtrecken und immerwährend ſeyn kann.

Zweyte Betrachtung.

Alles vereiniget ſich alſo dahin, daß der Hauptzweck des Menſchen, und die Quelle ſeiner Glückſeligkeit in ſeiner Thätigkeit liege. Selbſt das Daſeyn der Seele wird nur durch ihre Handlungen bekannt. Wir wiſſen nichts von ihrer Subſtanz: nur durch die Veränderungen, die in ihr vorgehen, nur durch die Wirkungen, welche ſie hervorbringt, werden wir gewahr, daß es eine ſolche geben müſſe.

Dieſe Veränderungen ſind von zwiefacher Art: Empfindungen und eigentliche Handlungen. Die meiſten Menſchen, verführt von der allgemeinen Meinung und ihrer eignen Trägheit, glauben ihre Glückſeligkeit vornehmlich in Empfindungen ſuchen zu müſſen. Dadurch kommen ſie in die Dienſtbarkeit der äußern Dinge und der Menſchen. Denn nur von außen werden ihnen Empfindungen zugeführt. Aber nach der Wahrheit und nach den Anlagen der Natur, iſt es durchs Handeln, durch Anſtrengung unſerer Kräfte, durch *Arbeitſamkeit*, und beſonders durch *Gutesthun*, daß unſer Gemüth, den größten Theil unſers Lebens hindurch, froh erhalten werden kann.

Ich ſage zuerſt: durch *Arbeitſamkeit*.

Man erinnere ſich irgend eines Tages, wo man, vom frühen Morgen an, raſch von einer Arbeit zur andern fortging, ſich viel ermüdete, viel nachdachte, wenig genoß, aber etwas Nützliches zu Stande brachte oder vorbereitete: und man ſtelle ihm einen andern Tag gegenüber, wo man, auf gleiche Weiſe, von einem Vergnügen zum andern, — ſelbſt von einer guten Geſellſchaft zur andern, von Freunden zu Freunden, von einer witzigen, oder auch lehrreichen, Unterhaltung in den Concertſaale, von der Anhörung eines Virtuoſen in ein wohl beſetztes Schauſpiel fortging; und frage ſich dann ſelbſt, an welchem von beyden Tagen man die wenigſten leeren Augenblicke gehabt habe; an dem Abende welches Tages man am meiſten mit ſich ſelbſt zufrieden geweſen ſey; ob es wohl möglich ſeyn würde, viele der letzteren hinter einander auszuhalten, und ob nicht Wochen und Monathe auf die erſtere Art ununterbrochen angenehm verfließen könnten, wofern nur nicht die Arbeit unſre Kräfte überſteigt, die Anſtrengung zum Schmerz und die Ermüdung zur Krankheit wird. Durch das Angenehme nun, welches in der Arbeitſamkeit liegt, hat die Natur vor Ungerechtigkeiten bewahrt.

Aber ich ſetze noch eine zweyte Betrachtung hinzu. Durch das hohe Intereſſe der Thätigkeit hat die Natur uns auch poſitiv zur Ausübung der Gerechtigkeit ermuntert und uns zu einer pflichtmäßigen Aufführung Bewegungsgründe gegeben.

Sie hat es nähmlich, wie wir bey einer genauen Beobachtung des Menſchen finden, ſo mit ihm veranſtaltet, daß nur in gerechten und gemeinnützigen Handlungen die Thätigkeit des Menſchen ununterbrochen, harmoniſch und auf eine ihm wirklich befriedigende Weiſe fortgehen kann: daß hingegen die Handlungen und Unternehmungen des Betrügers, des Gewaltthätigen, des Eigennützigen und Hartherzigen, weil ſie mit ſich ſelbſt im Widerſpruche ſind, nie gleichförmig zu ihrem Ziele fortſchreiten, ſondern oft ſich ſelbſt zerſtören, und daß ſie alſo, wenigſtens zuweilen, mit beſſern Handlungen abwechſeln müſſen, wenn der böſe Menſch nicht durch ſo vielen Widerſtand gekränkt, alles Vergnügen ſeines Lebens einbüßen will.

Wir wollen, um den Unterſchied durch einen recht großen Contraſt ins Licht zu ſetzen, die beyden Extreme mit einander vergleichen.

Man denke ſich einen Mann, wie Bernſtorf *) der, mit einem wichtigen Staatsamte bekleidet, die früheſten und beſten Stunden des Tages den Geſchäften deſſelben widmet, und den größten Theil des Vormittags, in ſeinem Cabinette oder im verſammelten Rathe, — entweder den Frieden und nützliche Verbindungen ſeines Vaterlandes mit auswärtigen Mächten unterhält, oder für den Anbau des Landes, für den Wohlſtand und die Belehrung derer, welche es anbauen, ſorgt, und Handel und Kunſtfleiß zu beleben ſucht, oder beſchäftigt iſt, die unentbehrlichſten Bedürfniſſe und Ausgaben des Staats mit dem Vermögen der Einwohner ins Gleichgewicht zu bringen; oder endlich dem Unterdrückten und Beleidigten als Richter zum Schutze eilt; — indeß er bey allen dieſen Geſchäften ſeinen Geiſt in der beſten Schule übt, und ſeine Talente auf dem größten Schauplatze zeigt. Aus dieſer Ver-

---

*) Beyde Bernſtorfe, Vater und Sohn, würden zu dieſer Schilderung die Urbilder ſeyn können. Aber hier iſt es vornehmlich der ältere Bernſtorf, durch Sturzens Schriften bekannt, welcher mir in Gedanken ſchwebt.

ſammlung geht er nach Hauſe, um eine Stunde der Muße, die ihm vielleicht vom Morgen noch übrig bleibt, ſeiner Familie zu widmen. Er verſammelt ſeine Kinder um ſich, unterſucht die Fortſchritte aller, unterrichtet diejenigen ſelbſt, welche ſeines Unterrichts fähig ſind, und weihet die älteſten in den Dienſt des Staates ein, indem er ihnen ſeine Grundſätze einzuflößen ſucht, und ihnen ſchon manche ſeiner Erfahrungen mittheilt. Einen Theil dieſer Muße glaubt er ſeiner Gattinn ſchuldig zu ſeyn, die ſich, durch ein kurzes Geſpräch mit ihm, für die von ihr übernommene Beſorgung der Haushaltung und der erſten Erziehung für belohnt hält. Ein anſtändiges, aber nicht ſchwelgeriſches Mahl, mit ſeiner Familie oder einer ausgewählten Geſellſchaft genoſſen, — welches er deſſen ungeachtet ſo viel als möglich abkürzet, theilt den Tag und unterbricht die Geſchäfte, indem es ihn zu den folgenden ſtärkt. Die erſten Stunden nach demſelben wendet er auf die Verwaltung ſeiner eigenen weitläuftigen Domänen, welche er mit eben dem Geiſte und in Beziehung auf dieſelben Endzwecke beſorgt, wie er die Angelegenheiten und das Eigenthum des Staats verwaltet. Jetzt macht er die Entwürfe und Anſtalten, den ihm zugehörigen Theil des vaterländiſchen Bodens dergeſtalt anzubauen und zu verſchönern, daß er zum Schmucke des Landes und zum Beyſpiele einer vollkommenen Oeconomie für ſeine Mitbürger dienen könne. Dann kehrt er zu ſeinen Amtsgeſchäften zurück. Oder, wenn dieſe des Morgens geendiget ſind, eilt er in ſein Cabinet, um einige glückliche Stunden für die Wiſſenſchaften und für die Muſen zu leben. Es iſt nicht bloß ſein Vergnügen, welches er dabey zum Zwecke hat: — ſeine Studien haben immer eine Beziehung auf ſeinen großen Beruf. Er hat nicht nur die beſten Bücher geleſen, deren Inhalt ihm bey ſeinen Geſchäften nützlich ſeyn kann. Er ſtudirt auch diejenigen Wiſſenſchaften und Autoren, welche dazu dienen, ſeine Begriffe aufzuhellen, ihn zum Selbſtdenken anzuleiten, und die Natur des Menſchen kennen zu lehren. Er findet Geſchmack an den Werken des Genies im Fache der Dichtkunſt und Beredtſamkeit: überzeugt, daß er nur aus ihnen die dem Staatsmanne ſo unentbehrliche Kunſt, auf die Gemüther Anderer durch ſeinen Vortrag zu wirken, lernen kann. — Den Abend bringt er endlich in der Geſellſchaft geiſtreicher Freunde zu: oder wenn ſein Stand fordert, den Prunk-Geſellſchaften des Hofes beyzuwohnen, oder ihnen ſelbſt vorzuſitzen: ſo nutzt er dieſe Geſellſchaften ganz anders, als die meiſten Mitglieder derſelben. Er zieht hier durch die Annehmlichkeit ſeines Umgangs die fremden Geſandten und andere Perſonen an ſich, welche ihm in ſeinen Geſchäften nützlich ſeyn können, und giebt ihnen durch das Geiſtreiche ſeiner Geſpräche vortheilhafte Begriffe von ſeinen Talenten. Hier bereitet er vielleicht, unter Scherz und Fröhlichkeit, das Gelingen einer Unterhandlung, welche, wenn ſie bloß mit dem Ernſte eines Staatsgeſchäfts wäre betrieben worden, große Schwierigkeit und Widerſetzung gefunden hätte.

So fließen ſeine Tage, dem Scheine nach, einförmig, im Grunde äußerſt abwechſelnd und unterhaltend, in einer beſtändigen Thätigkeit dahin, welche immer ihre Gegenſtände ändert, und ihn daher nicht ermüdet; aber immer auf denſelben Endzweck des öffentlichen und Privat-Wohls losarbeitet.

Man ſetze nun dieſem Manne einen Auswürfling der menſchlichen Geſellſchaft, einen Räuber und das Haupt einer Räuberbande, aber einen Mann von Talenten, einen Cartouche, entgegen.

Er hat vielleicht die ganze Nacht, unter freyem Himmel, der rauheſten Witterung ausgeſetzt, mit der äußerſten Anſtrengung ſeines Geiſtes, und unter großen Beſchwerden und ſelbſt Schmerzen des Körpers, ſeinem Raube aufgelauert oder demſelben nachgejagt. Und nun hat er denſelben erhaſcht. Er hat das einſame Haus eines wohlhabenden Mannes überfallen, und ſich deſſen

Schätze, vielleicht mit Aufopferung einiger Menſchenleben, zugeeignet. Er iſt nun auf dem höchſten Gipfel ſeines Glücks und ſeines Ruhms. Aber die Scenen des Jammers, welche er vor ſich ſieht, unterbrechen und ſchwächen doch, wenn er noch Menſch iſt, die Empfindungen der Selbſterhebung und des Vergnügens. Die Talente, welche er bey dieſer Unternehmung vielleicht bewieſen, die Tapferkeit und das Genie, welche er gezeigt hat, werden niemanden bekannt, als den Elenden, ſeinen Cameraden, welche er ſelbſt verachtet, und werden von den Perſonen, welche die Opfer davon ſind, verabſcheut.

Auf dieſe äußerſte Anſtrengung folgt unmittelbar ein ganz entgegengeſetzter Auftritt der Schwelgerey, der Ausſchweifungen aller Art und des Müßiggangs. Hier iſt er vielleicht ein ganz andrer Mann; er iſt ein gerechter Austheiler der Beute an die ihm untergeordneten Räuber; er iſt ein fröhlicher, vielleicht witziger Geſellſchafter. Das wilde Thier iſt für wenige Augenblicke Menſch geworden.

Oder, aller Gelegenheit beraubt, ſogleich eine neue ähnliche Unternehmung anzufangen, iſt er vielleicht nun auf eine lange Zeit zu einer ihn ſelbſt quälenden Unthätigkeit gezwungen, aus welcher er zuerſt durch die Nachſtellungen der Obrigkeit und durch die Anſtalten, welche ſie gegen ihn macht, aufgeſchreckt wird.

Hier fangen nun wieder ganz andre Arbeiten und Beſchwerden an, auf ein ganz anderes Ziel gerichtet; die durch den vorigen Succeß wenig oder gar nicht unterſtützt werden, und wenn nicht ſeiner ganzen bisherigen Thätigkeit ein Ende machen, doch ſeine Entwürfe auf lange Zeit unterbrechen. Aber zuweilen entgeht er durch alle Liſt, durch angewandte Kunſt und Gewalt, nicht der Weisheit und Wachſamkeit einer von der Macht des Staates unterſtützten Obrigkeit.

Nun ſchmachtet er vielleicht im Gefängniſſe, und iſt allen Erniedrigungen und allen Unannehmlichkeiten eines peinlichen Verhörs ausgeſetzt: bis er endlich durch ſeine außerordentliche Leibesſtärke, durch einige von ihm erworbenen Kunſtfertigkeiten, und durch ſeine Aufmerkſamkeit, jeden unbewachten Ort und Moment in ſeiner Gefangenſchaft auszuſpähen, ſeine Feſſeln löſet und ſeinem Kerkermeiſter entwiſcht; — oder, wenn er noch glücklicher iſt, ſeinem Richter ſelbſt, durch die Kunſt ſeiner Vertheidigung und durch die Scheingründe, welche er für ſeine Unſchuld anzuführen weiß, entgehet.

Nun iſt er wieder frey. Aber er iſt auf die weite Erde gleichſam hingeworfen, und muß von vorn anfangen, ſeinen Unterhalt und, wenn es möglich iſt, ſein Glück zu ſuchen. — Wenn der gute Mann dem Landbauer ähnlich iſt, welcher einen feſten Wohnſitz hat, und ſich von ſeinem eigenen Grund und Boden nährt: ſo iſt der böſe Menſch wie der Jäger, welcher in den Wüſten herumſtreift, um dem Wilde nachzujagen, welches er erſt finden, dann erlegen muß, ehe er ſich von demſelben ſättigen kann.

Jener Unglückliche findet vielleicht nunmehr die vordem mit ihm Verbündeten zerſtreut. Die ehemahligen Entwürfe ſeiner Raubbegierde ſind zerriſſen: und er findet es jetzt unmöglich, ſie auszuführen. Vielleicht iſt er ſelbſt, eine Zeitlang dem äußerſten Mangel und ſogar dem Hunger ausgeſetzt: bis ſich ihm endlich eine neue Gelegenheit, ſeine ruhigen Mitbürger anzufallen und Beute von ihnen zu machen, zeigt; und er nun von neuem durch Mord und Brand zum Beſitze von Gelde und zum Wohlleben gelangt.

So geht ſein Leben hin: — und wie endiget er es? — Gemeiniglich durch einen gewaltſamen Tod, oder durch die Beſtrafung ſeiner Verbrechen.

Was wir nun hier, bey der Vergleichung eines der wohlthätigſten mit einem der ſchädlichſten Mitglieder der Geſellſchaft, augenſcheinlich entdecken, — „daß nähmlich die Thätigkeit, welche „auf das Gute geht, ununterbrochen ſeyn, und „das ganze Leben auf eine angenehme Weiſe ausfüllen kann, die Böſes ſtiftende, oder doch un-

„gerechte Thätigkeit hingegen nothwendig oft unterbrochen und gehindert werden müſſe, und nie „angenehm ſeyn könne:“ — dieß würden wir, bey genauer Unterſuchung, als den allgemeinen Unterſchied zwiſchen Tugend und Laſter, zwiſchen gerechten und ungerechten Handlungen wiederfinden.

Eine ſittlich gute Handlung knüpft ſich ganz natürlich an eine zweyte an. Von einer Arbeit, durch welche wir dem gemeinen Weſen genutzt haben, gehen wir leicht und natürlich zu dem Dienſte, welchen wir einem Freunde, — oder zu der Hülfe, welche wir einem Nothleidenden leiſten. Auf Freundſchafts- und Liebes-Dienſte folgt eben ſo natürlich die Sorge, welche wir auf unſere Familie, auf die Verwaltung unſerer Güter, und auf die Erziehung unſerer Kinder wenden. Dieſe Beſchäftigungen hängen wieder mit dem zuſammen, was wir zu unſerm eigenen Beſten, zur Aufklärung unſers Verſtandes, und zur Erweiterung unſerer Einſichten unternehmen: und das Studium gemeinnütziger Kenntniſſe ſchließt ſich wieder an das Vergnügen eines lehrreichen Umganges an. Auf dieſe Weiſe allein kann das Leben ein harmoniſches Ganze ausmachen.

Eine böſe und ungerechte Handlung hingegen läßt ſich nicht ſo leicht an eine zweyte knüpfen .Es müſſen wenigſtens Zwiſchenräume ſie trennen. Der ungerechte Mann muß zuweilen gerecht, — der

Böſe muß zuweilen gut ſeyn: oder er würde ſo wenig lange beſtehen, als der Anführer einer Räuberhorde, wenn er ſeine Mitgenoſſen ungerecht oder übel behandelte. Das Böſe ſtreitet nicht nur mit dem Guten: ſondern es iſt auch in Widerſpruche mit ſich ſelbſt.

Wenn alſo die Natur, durch ihre urſprünglichen Anlagen, dem Menſchen die Thätigkeit zur vornehmſten Quelle ſeiner Glückſeligkeit gemacht hat; und wenn, — vermöge der von ihr herrührenden Einrichtung der Welt, nur die gerechte und menſchenfreundliche Thätigkeit immerwährend, mit ſich ſelbſt übereinſtimmend, und angenehm ſeyn kann: ſo hat ſie auch den Menſchen zu dieſen Tugenden gebildet.

Aber, wird man gegen das jetzt entwickelte Princip einwenden, iſt nicht nach demſelben die Tugend ihres vornehmſten Adels, der ſittlichen Freyheit, beraubt? Iſt ſie nicht eine Gabe der Natur, oder ein Geſchenk des Glücks? — eine Gabe der Natur, inſofern ſie ſchon in den Anlagen des Menſchen liegt; und ein Geſchenk des Glücks, inſofern ſie eine Folge der vollkommnern Ausbildung iſt; die Ausbildung und Erziehung keines Menſchen aber von ihm ſelbſt, ſondern von den Umſtänden abhängt? Ich antworte zuerſt, daß dieſer Einwurf jedes Syſtem eben ſowohl trifft, als das meinige. Er entſteht eigentlich aus den

Schwierigkeiten, die mit dem Begriffe der Freyheit verbunden ſind, und die auch Kant ſelbſt, nach meinem Bedünken, nicht hinweggeräumt hat.

Nach jedem Syſteme bringt der Menſch Anlagen auf die Welt; und dieß nicht bloß in Abſicht ſeiner Talente und ſeines Verſtandes, ſondern auch in Abſicht ſeines Charakters. Der Menſch iſt nicht ein Thon, welchen der Erzieher oder der Moraliſt nach ſeinem Gefallen modeln kann, ſondern eine Pflanze, die ihre beſondre Natur und Geſtalt mitbringt, und von ihm nur als von einem Gärtner gepflegt, groß gezogen und zu ihrer möglich höchſten Vollkommenheit gebracht werden kann. Er wird nie machen, daß auf einem wilden Apfelbaume ein Pfirſig wachſe: aber er wird es dahin bringen können, daß die Aepfel dieſes Baumes ſüß werden.

Jedes Ding muß zuerſt daſeyn, ehe es handeln kann: und mit dem Daſeyn iſt eine gewiſſe Conſtitution des Weſens, — ſind gewiſſe Beſchaffenheiten verbunden, welche auf die Handlungen, wenn ſie nun anfangen, Einfluß haben müſſen.

Bey dem Menſchen insbeſondre iſt es augenſcheinlich, daß er als ein unthätiges und unfreyes Kind gebohren werde. Er wird erſt thätig, er wird erſt frey. — Und zu welcher Zeit auch dieſe Epoche eintrete, — es ſey mit dem erſten Schimmer, es ſey mit der vollen Ausbildung des

Verſtandes: ſo hat er doch zu dieſer Zeit gewiß ſchon einige beſtimmten, auf das Sittliche ſich beziehenden, Eigenſchaften. Und nach dieſen wird ihm die Ausübung der einen Pflicht leichter, der andern ſchwerer; und alle ſeine ſittlichen Handlungen ſind die vereinigten Reſultate ſeiner jetzt angewandten freyen Kraft, und ſeiner natürlichen oder erworbnen Beſchaffenheit. Welches Princip man auch annehme, ſo iſt in der Klugheit, welche doch jedermann für eine Tugend erkennt, gewiß etwas talentartiges und angebohrnes. Der eine Menſch hat von Natur mehr Verſtand und Beurtheilungskraft, als der andere: der eine iſt mehr durch die Erziehung dazu gewöhnt, alle ſeine Einſichten practiſch zu machen und ſogleich auf das Leben anzuwenden.

Selbſt, wenn wir das Kantiſche Syſtem, in ſeinem ganzen Umfange annehmen: ſo werden wir doch auch hier dieſelbe Schwierigkeit wieder finden. Der eine Menſch hat in der That eine ſtärkere Vernunft, und die lauter bey ihm ſpricht, als der andere: der eine hat ruhigere Begierden, und die ſich leichter unter das Joch der Vernunft beugen. Mit einem Worte, ein Menſch iſt, von Kindheit an, vernünftiger, als der andere.

Daſſelbe läßt ſich auf jedes Princip der Tugend anwenden. Sey ſie die Schicklichkeit der Handlungen; die Geſelligkeit; die Wahl der beſten Mittel glückſelig zu ſeyn; oder das Streben nach Vollkommenheit. Immer iſt der eine Menſch, von Natur und durch Erziehung, — zur Zeit, wenn er als freyer Menſch auftritt, mit den Vorſchriften des Moralſyſtems mehr übereinſtimmend, als der andere.

Deſſen ungeachtet glaubt keiner dieſer Philoſophen, daß der Menſch dadurch ſeiner Freyheit beraubt ſey. Alle ſehen nähmlich ein, daß ſie glauben müſſen, — ein Menſch könne ſeinen Naturanlagen und der durch die Erziehung ihm gegebnen Bildung gemaß, und doch noch frey handeln: oder daß ſie überhaupt die Freyheit aufgeben müſſen.

Die *zweyte* Antwort, welche ich auf obigen Einwurf gebe, iſt zugleich eine Rechtfertigung aller andern Syſteme.

Obgleich der Grund-Charakter, welchen der Menſch in die Jahre der Mannbarkeit und der erſten Reiſe des Verſtandes mitbringt, ein Werk der Natur und der Erziehung zu ſeyn ſcheint: ſo iſt doch die fernere Ausbildung dieſes Charakters ſein eignes Werk; und es gehört ſogar unter ſeine heiligſten Pflichten, ſich dem Ideale der ſittlichen Vollkommenheit, welches durch das Syſtem aufgeſtellt wird, immer näher zu bringen.

Zufolge der Geſchichte von der Entwickelung des Menſchen, welche ich oben nach den Begriſſen der Stoiker, und jetzt nach meinen eignen gegeben habe, arbeitet die Natur gleichſam, von der Geburt des Menſchen an, bis zu ſeiner Mannbarkeit darauf hin, ſittliche Vollkommenheit in ihm möglich zu machen, und ſelbſt ſeinen ſittlichen Charakter bis auf einen gewiſſen Grad zu beſtimmen.

Aber nun übergiebt ſie ihn, als ein noch nicht ganz vollendetes Werk, ſich ſelbſt. Sie verlangt von ihm, daß er dem Geiſte nachſpüren ſoll, in welchem ſie ſeine erſten Anlagen, — gleichſam den Umriß zu ſeiner geiſtigen und körperlichen Form, bey ſeiner Geburt, gemacht, — und in welchem ſie dieſen Umriß während der Zeit ausgeführt hat, da er ſelbſt, noch nicht zum vollen Gebrauche ſeiner Vernunft gelangt, auch noch nichts für ſeine Ausbildung thun konnte. In dieſem Geiſte ſoll er nun, als vollendeter Mann, fortarbeiten, und ſeinen Charakter durch ſeine eignen, freyen Handlungen, völlig ausbilden und beſtimmen.

Wie wäre es möglich, dem Menſchen die Vorſchrift zu geben, daß er der Natur folgen ſoll; wenn ſie nicht zu der Zeit, da er anfängt, frey zu handeln, ihm ſchon vorgearbeitet, und ihm dadurch ein Muſter gegeben hätte, nach welchem er ſich in der weitern Ausführung richten kann.

Die Freyheit des Menſchen iſt alſo, in meinem Syſteme, — zwar nicht von den ihr anklebenden Schwierigkeiten befreyet; aber gerettet: einmahl, weil es möglich iſt, daß der Menſch, bey einem ſchon zuvor beſtimmmten Temperamente und Charakter, doch noch frey handle; zum andern, weil er ſelbſt dieſen Charakter, in der Folge, durch ſeine freyen Handlungen mit beſtimmen hilft.

Die Wahrheit der Sache iſt: daß weder die Natur, noch der Menſch ſelbſt den ſittlichen Charakter hienieden gänzlich vollendet. — Der Körper, wenn er bis zu einem gewiſſen Grade des Wachsthums gelangt iſt, ſteht nicht nur ſtille, ſondern gehet auch zurück, und zerſtört nach und nach ſich ſelbſt. — Der Verſtand, die Denkkraft, die Talente haben auch ihren Punct des Stilleſtandes, von wo aus ſie durch, alle Uebung des Menſchen, nur wenig vermehrt werden: ſie dauern indeß doch, bey den meiſten Menſchen, bis an das Ende des Lebens fort. Aber der ſittliche Charakter kann ohne Ende an Vollkommenheit wachſen; und er erreicht in dieſem Leben das Ziel einer vollkommen reinen Tugend, wonach er ſtrebt, nicht. Eben deßwegen iſt die Vervollkommnung deſſelben am beſten dazu geeignet, die Beſtimmung und den höchſten Endzweck des Menſchen auszumachen. Dieſer nähmlich, deſſen Weſen im Handeln, und deſſen Daſeyn, wie Ferguſon ſagt, in einem beſtändigen Fortgange beſteht, verlangt nothwendig zu dieſem Endzwecke einen Gegenſtand, bey welchem unaufhörliche Fortſchritte möglich ſind.

Mein zweytes Prinzip.

Das was ich, der Kürze wegen, mit dieſem Nahmen belege, verdient denſelben vielleicht noch weniger, als mein erſtes Princip. Es iſt kein a priori unumſtößlich gewiſſer Satz, aus welchem ich die Pflichten herleite, und durch deſſen Hülfe ich ſie gleichſam erſt entdecke. Es iſt bloß ein neuer Geſichtspunct, unter welchem ich die mir, durch das Gewiſſen und durch die Uebereinſtimmung aller Menſchen, längſt bekannten Pflichten zuſammenfaſſe und eintheile; es iſt ein Band, durch welches ich ſie, unter einander und mit dem erſten Principe, dem von der Vollkommenheit, verknüpfe.

Dieſer Geſichtspunct ſchien mir, als er ſich mir zuerſt darboth, neu, und mir eigenthümlich zu ſeyn. Aber ſo wie wir überhaupt oft Erfindungen nennen, was doch nur Combinationen alter Ideen ſind, deren Quelle der Erfinder vergeſſen hat: ſo fand auch ich, in der Folge, daß ich nur eine Eintheilung, welche die Griechiſchen Philoſophen zwiſchen den Tugenden des decori. und zwiſchen denen des honesti und utilis machen, mit einer Idee, welche man dem Zoroaſter zuſchreibt, — daß nähmlich im Erhalten, Pflanzen, Bauen, die Tugend, und im Zerſtören das Laſter liege, — verknüpft hatte.

Doch ich will dem Leſer meine Meditation ſelbſt vorlegen.

Wenn ich alle die Handlungen mir vor Augen ſtelle, welche die moraliſche Billigung der Menſchen erhalten: ſo finde ich den dreyfachen Unterſchied, daß einige als ſchicklich, andre als gut und wohlthätig, noch andre endlich bloß als ordnungs- und geſetzmäßig gebilliget werden.

Einige Handlungen ſage ich, werden bloß deßwegen gebilliget, weil ſie ſchicklich, den Umſtänden, unter welchen ſie geſchehen, dem Gegenſtande, mit welchem ſie zu thun haben, und der Perſon, welche ſie thut, ſowohl nach ihrem Charakter, als Menſch, als auch nach ihrem Stande und ihren Verhältniſſen in der bürgerlichen Geſellſchaft angemeſſen ſind. Im Gegentheile werden Handlungen, welche unſchicklich, obwohl unſchädlich ſind, gemißbilliget, und oft mehr, als wirkliche Ungerechtigkeiten, verabſcheut. Warum wäre es, nach dem Ausſpruche des Cicero und der geſunden Vernunft, ſo äußerſt ſchändlich, und ſelbſt ſtrafbar, wenn ein Menſch, um die Forderungen eines unſinnigen Teſtators, der ihn nur unter dieſer Bedingung zum Erben ſeiner großen Reichthümer eingeſetzt hätte, zu erfüllen, — nackt auf öffentlichem Markte tanzen wollte? Außer der Niederträchtigkeit der Habſucht, welche aus dieſer Handlung hervorleuchten würde, verdient ſie auch, bloß als unſchicklich, — die Regeln des allgemeinen Anſtandes verletzend, und empörend für den Anblick der Anweſenden, das Verdammungs-Urtheil. Und doch werden dadurch die Rechte keines Menſchen gekränkt.

Unwahrheiten für Wahrheiten auszugeben, auch wenn unter dieſer Falſchheit keine unerlaubte Abſicht verborgen liegt, iſt doch eine verwerfliche Handlung, beſonders, wenn man mit guten Menſchen zu thun hat.

Selbſt ein angenehmer Erzähler, wenn er, um ſeinen Geſchichten mehr Eindruck zu verſchaffen, das für Thatſache ausgiebt, was er erdichtet, iſt nicht ohne Tadel: ob er gleich nur das Vergnügen der Geſellſchaft dabey ſucht. Aber die Unſchicklichkeit der Handlung verdunkelt die Güte der Abſicht. Die erſte Beſtimmung der menſchlichen Rede iſt, Andern mitzutheilen, was wir denken, oder was wir von den Sachen wiſſen. Erſt eine zweyte Rückſicht iſt es, durch unſere Reden Andern Vergnügen zu machen.

Aber weit tadelnswürdiger ſcheint eine Untergattung der Unwahrheiten, — die Prahlerey, — die unwahre Vergrößerung unſerer Reichthümer, unſerer Verdienſte, oder unſerer Verbindungen mit den Großen. Hier häufen ſich die Unſchicklichkeiten. Nicht nur wird die Abſicht der Rede vereitelt, Andern den Gegenſtand, wovon man ſpricht bekannt zu machen, ſondern alle Anweſenden werden in einen ungebührlichen Abſtand von dem Prahlenden geſetzt. Nach ſeinem Vorgeben müßten ſie ihm eine äußere Achtung zugeſtehen, welche ihren wahren Verhältniſſen ganz zuwider wäre.

Hiermit ſtimmen die Beobachtungen Smiths über die Sympathie zuſammen.

Ein lautes Geſchrey bey einem körperlichen Schmerze, unaufhörliches Weinen bey dem Verluſte eines Geliebten, eine ausgelaſſene Freude bey einem glücklichen Vorfalle, werden gemißbilliget: weil der Zuſchauer ſich nicht ſo in die Stelle des Leidenden oder des Glücklichen verſetzen kann, daß er den Ausdruck ihres Schmerzens oder ihres Vergnügens ſchicklich fände.

Auch Stand und bürgerliche Verhältniſſe haben auf dieſe Schicklichkeit der Handlungen Einfluß.

Ein Betragen, welches Würde und ſelbſt Hoheit anzeigt, iſt einem Fürſten und den Männern vom erſten Range ſehr anſtändig. Ein ähnliches Betragen würde den verdienſtvollſten Privatmann ſehr übel kleiden.

Mäcen konnte nicht anders, als mit einem anſehnlichen Gefolge, aufs Land reiſen; wenn er nicht eine Unſchicklichkeit begehen wollte. Dem Horaz war es erlaubt, ganz allein, auf einem Klepper, — ſeinen Mantelſack hinten aufgebunden, ganz Italien zu durchreiſen, *)

•

Andre Handlungen werden deßhalb gebilliget, weil ſie gut ſind, d. h. weil ſie das Wohl der Geſellſchaft befördern, zum Glück einzelner Perſonen und Familien beytragen, den Menſchen ſelbſt, welcher handelt, vollkommner machen, oder an denjenigen Inſtituten und Werken arbeiten, welche mittelbar auf das öffentliche oder Privatwohl Einfluß haben: dergleichen die Wiſſenſchaften, die Künſte, der Ackerbau und alle nützlichen Gewerbe ſind.

Dieſe Claſſe der ſittlich guten Handlungen, welche am meiſten ausgebreitet, und bey der die Schuld oder das Verdienſt der Handlungen am

---

*) Horazens Satyren. B. 1. S. 6.

ſichtbarſten iſt, begreift die Erfüllung aller Pflichten des Berufs, die Pflichten der Wohlthätigkeit und die Pflicht eines nützlichen Fleißes in ſich.

*

Eine dritte Klaſſe von Handlungen wird gebilliget oder für Unrecht erklärt, nicht, weil die Handlungen auf eine merkliche Weiſe ſchicklich oder unſchicklich ſind, nicht weil ſie unmittelbar Gutes ſtiften oder Schaden verurſachen: ſondern weil die Regel, nach welcher ſie geſchehen, oder welcher ſie widerſtreiten, und die Unverletzlichkeit dieſer Regel zum Wohl der Geſellſchaft unentbehrlich ſind.

Zu dieſer Claſſe gehören faſt alle Handlungen der ſtrengen Gerechtigkeit. Wenn ein armer Schuldner ſeinem reichen Gläubiger ſeine Schuld wiederbezahlt: ſo wird jener vielleicht dadurch ganz elend, und dieſer erlangt dadurch keinen großen Vortheil. Aber die Regel, daß ein jeder ſeine Schulden bezahlen müſſe, iſt von ſolcher Wichtigkeit für die Unverletztheit des Eigenthums, und dieſe hinwiederum für das Beſtehen der bürgerlichen Geſellſchaft, daß, ohne auf den Nutzen oder Schaden, welchen die Wiederbezahlung einer Schuld in dem gegenwärtigen Falle nach ſich ziehe Rückſicht zu nehmen, man ſie doch auch in dieſem als eine gute Handlung, billigt, oder als eine Pflicht fordert.

Dieſe Unterſchiede führen auf eine etwas tiefer liegende Idee, aus welcher ſie hergeleitet zu ſeyn ſcheinen. Alle Handlungen des Menſchen haben eine doppelte Beziehung, nach welcher ſie beurtheilt werden: die eine auf die Urſachen, aus welchen ſie entſtehen, auf den Charakter des Menſchen, welchen ſie anzeigen, — auf die Eigenſchaften des Geiſtes und Herzens, welche ſie vorausſetzen; eine zweyte auf die Wirkungen, welche ſie hervorbringen, und auf die Veränderungen, welche ſie in den Dingen und Menſchen, worauf ſie Einfluß haben, nach ſich ziehen.

Nach der erſten Beziehung werden diejenigen gebilliget und als ſittlich gut gelobt, welche aus einem vernünftigen Entſchluſſe und aus untadelhaften oder edeln Triebfedern ihren Urſprung nehmen; welche einen gebildeten Geiſt und ein wohlwollendes Herz verrathen; welche, mit einem Worte, Aeußerungen und gleichſam Ausdrücke einer weiſen, in ihren Begierden gemäßigten, menſchenfreundlichen und doch ſtarken und muthigen Seele ſind.

Die Rede iſt nicht das einzige Mittel, durch welches der Menſch Andern ſein Inneres bekannt macht, auch die Phyſiognomie, auch die Mienen- und Gebehrden Sprache ſind Zeichen, durch welche, vermöge einer Veranſtaltung der Natur, ein

Menſch die Gedanken und Geſinnungen des andern erkennen kann.

Aber noch weit mehr ſind es die Handlungen, — iſt es die Aufführung des Menſchen, welche uns das Bildniß ſeiner Seele, — ihres intellectuellen und moraliſchen Zuſtandes, darſtellen.

Diejenigen Handlungen nun werden gebilliget, und als ſinnlich gut betrachtet, welche die Vollkommenheit der Seele abmahlen und bezeichnen; diejenigen werden getadelt, welche das Bild von Unvollkommenheit, Mangel und Verkehrtheit des Geiſtes darſtellen. Hier zeigt ſich nun ein Weg, wie wir zu einer vollſtändigen Aufzählung der ſittlichen Vorſchriften, welche unter dieſe Rubrik gehören, gelangen könnten. So viel es nähmlich Vollkommenheiten der Seele giebt: ſo viele Handlungen giebt es, welche deßwegen einen moraliſchen Werth haben, weil ſie eine dieſer Vollkommenheiten vorausſetzen und abbilden, geſetzt auch, daß ſie an nützlichen Folgen unfruchtbar wären. Umgekehrt wird die Anzahl der verwerflichen Handlungen und Reden der Anzahl der Mängel und Unvollkommenheiten gleich ſeyn, welche im menſchlichen Geiſte bisher wahrgenommen worden ſind, und welche durch jene Handlungen ſich an den Tag legen.

Ich mache mich nicht anheiſchig, dieſe Aufzählung vollſtändig zu machen: ich will aber einige Beiſpiele von Handlungen, die dazu mitgehören würden, anführen, weil Beyſpiele immer mehr, als allgemeine Betrachtungen, den Gegenſtand ins Licht ſetzen.

Es iſt eine Vollkommenheit der Seele, wenn die Begierden der niedrigern Sinne gemäßiget, und ihre Vergnügungen denen der höheren Sinne und der Einbildungskraft untergeordnet ſind.

Es wird daher an einem im Grunde mäßigen und nüchternen Manne gemißbilliget, wenn er in ſeinen Reden und Handlungen merken läßt, daß er an den Vergnügungen des Gaumens zu ſehr hängt; wenn er die Delikateſſen eines köſtlichen Mahls, welchem er beygewohnt hat; mit einem außerordentlichen Wohlgefallen und einer großen Umſtändlichkeit beſchreibt, und ſich ſelbſt eines guten Gerichtes, welches er vor mehrern Jahren genoſſen hat, mit ſichtbarem Vergnügen erinnert. Hingegen finden wir etwas Edles in dem Betragen eines Mannes, der, obwohl mit den Feinheiten der Kochkunſt nicht unbekannt, und gegen dieſelben nicht unempfindlich, doch an der beſten Tafel, die Speiſen über der Geſellſchaft und dem Geſpräche zu vergeſſen ſcheint.

Wir tadeln an einem andern, wenn er auch kein Wollüſtling iſt, daß er in ſeinen Geſprächen, bey jeder Gelegenheit, oder ohne alle Veranlaſſung, Anſpielungen auf die Befriedigung des Geſchlechtstriebes einmiſcht, dahin alle ſeine Scherze lenkt, und dadurch zeigt, wie ſehr ſeine Einbildungskraft von dieſem Gegenſtande angefüllt ſey.

Es iſt eine andre Vollkommenheit des Geiſtes, wenn das Empfindungs-Vermögen die gegenwärtigen Dinge richtig und genau wahrnimmt das Gedächtniß das Wahrgenommene treu bewahret, und die Einbildungskraft ſelbſt noch den Erinnerungen einen Grad von ſinnlicher Anſchaulichkeit zu geben weiß.

Es wird daher auch in den Reden und Handlungen eines Mannes gelobt, wenn aus denſelben hervorleuchtet, daß er die Umſtände, in welchen er ſich befindet, die Gegenſtände, mit welchen er zu thun hat, und die Perſonen, mit welchen er redet, oder etwas verhandelt, wohl beobachtet hat; daß er ſich ſelbſt der Begebenheiten, die mit ihm und mit ihnen vorgegangen ſind, erinnert, und auf beydes in ſeinen Reden und Handlungen Rückſicht nimmt. Die Schicklichkeit oder Unſchicklichkeit deſſen, was wir thun und ſagen, hängt größtentheils davon ab, ob wir das Gegenwärtige richtig oder falſch beobachten und uns des Vergangnen zur Zeit, wo es auf das Gegenwärtige Einfluß hat, zu erinnern, oder es zu vergeſſen pflegen.

Es iſt eine dritte Vollkommenheit des Geiſtes, wenn die edlern Sinne und die Einbildungskraſt gegen das Schöne empfindlich ſind, und der Verſtand ſich mit denſelben zu vereinigen weiß, um es zu beurtheilen: woraus der Geſchmack, entſteht, — eine beynahe unerklärliche Fähigkeit, weil er, wie Kant richtig bemerkt, nicht nach beſtimmten Regeln urtheilt, und doch beſtimmte Forderungen an Andre thut, eben ſo zu urtheilen.

Alle Reden und Handlungen nun, welche dieſen guten Geſchmack verrathen, werden auch als ſittlich gut gebilligt. Wo Anſtand, Schicklichkeit und Uebereinſtimmung unter denſelben vorhanden iſt: da ſetzen wir immer voraus, daß Eigenſchaften in der Seele vorhanden ſeyn müſſen, welche auch auf die Ausübung wichtigerer Pflichten leiten werden.

In der That giebt es einen Anſtand höherer Art, oder vielmehr einen, der unerläßlicher iſt: das iſt das geſetzte Weſen, welches ich den Anſtand des Verſtandes nennen möchte. Ihm iſt die Faſeley entgegen geſetzt, ein Betragen, welches einen Menſchen ſehr erniedriget, ob er gleich dabey ein recht guter und ſelbſt ein talentvoller Mann ſeyn kann.

Die Vergnügen und die Begierden der Sinne nähmlich wechſeln ſehr oft ab. Die Ausflüge der Einbildungskraft ſind ebenfalls ſchnell und ändern ſich oft in ihren Richtungen: aber der Gang des Verſtandes iſt feſt, und geht immer nach einem

Ziele. Gedanken, welche er einmahl wahr gefunden hat, bleiben unveränderlich dieſelben. Kein Wunder alſo, daß wir bey einem Manne, deſſen Gang ruhig iſt, der zu ſeinen Reden wenige und nur die nothwendigſten Bewegungen macht, weder mit einer übereilten Geſchwindigkeit, noch mit einer trägen Langſamkeit ſpricht, vermuthen, daß er von einer gleichförmig wirkenden Kraft der Seele, dem Verſtande, regiert wird: daß wir hingegen von einem Andern, der, wie der Tigellius des Horaz, das eine Mahl ſo langſam und gravitätiſch einher geht, als wenn er Prieſter in einer Proceſſion wäre,' den folgenden Tag läuft, als ob er vor einem Feinde flöhe, welcher heute übermäßig viel ſpricht, und morgen ganz ſtumm in der Geſellſchaft ſitzt; die Vermuthung hägen, daß Sinnlichkeit und Einbildungskraft bey ihm die Oberhand haben.

Ein weit höherer Vorzug der Seele iſt das Denken und das Selbſtdenken.

Diejenigen Handlungen erhalten alſo auch einen höhern Grad moraliſcher Billigung, welche beweiſen, theils, daß der Menſch überhaupt bey ſeiner Handlung gedacht, den Gegenſtand, die Umſtände, die Hülfsmittel, und ſeine eigenen Kräfte erwogen, und in allen dieſen Sachen tiefer und richtiger als Andere geſehen habe: theils, daß er über Meinungen und Vorurtheile erhaben ſey, und ſeinen eignen Grundſätzen und Ueberlegungen folge.

Die Wißbegierde und das Streben nach Kenntniſſen iſt als Eigenſchaft der Seele etwas Gutes: und es iſt alſo auch etwas Gutes und Löbliches in den Reden und Handlungen eines Menſchen, wenn man in denſelben Wiſſenſchaft und Kentniſſe gewahr wird. Doch dieſe werden nicht von Allen gefordert.

Aber die Wahrheitsliebe, auf welche die Wißbegierde gegründet ſeyn muß, iſt ein weit höherer Vorzug der Seele, ſo wie die Erkenntniß der Wahrheit das Ziel des Studiums iſt. Es iſt daher auch eine weit allgemeinere und ſtrengere Forderung, die wir an Männer, welche wir ſchätzen ſollen, thun, daß ſie in ihren Reden wahrhaftig, und in ihrer Aufführung unverſtellt ſind. Auch wenn die Kenntniß einer Wahrheit uns oder Andern nichts nützt, und der Irrthum niemanden Schaden bringt, verlangen wir doch, daß der, welcher mit uns ſpricht, uns, ſelbſt in gleichgültigen Dingen, die Wahrheit ſage, und nur in dem äußerſten Colliſionsfalle eine Ausnahme mache.

Weil liebreiche Neigungen unter die guten Eigenſchaften der Seele gehören: ſo gehört ein freundliches und gefälliges Betragen, auch wenn es nicht mit Dienſtleiſtungen verbunden iſt, zu den kleinerern Pflichten des Lebens.

Da endlich die Vernunft, wenn ſie Ordnung und Harmonie in die Seele bringt, die höchſte Kraft derſelben iſt: ſo iſt auch die Uebereinſtimmung des Menſchen mit ſich ſelbſt in ſeiner ganzen Aufführung, eine der ſchätzbarſten Tugenden, und ein Gegenſtand der allgemeinen Billigung, welche bis zur Bewunderung ſteigt. *)

Die zweyte Beziehung, welche die menſchlichen Handlungen haben, und nach welcher ſie beurtheilt werden, iſt die auf die Wirkungen, welche ſie hervorbringen.

---

*) Es ſcheint mir, daß Kant, bey ſeinem Syſteme, faſt nur auf diejenige Claſſe der Handlungen, welche bloß ihrer *Schicklichkeit* wegen gebilliget werden, — und auf diejenige Beziehung der Handlungen, nach welcher ſie als Zeichen gewiſſer Eigenſchaften der Seele beurtheilt werden, Rückſicht genommen habe. Die noch wichtigere Claſſe der, ihrer Tendenz und ihrer Wirkungen wegen, lobens- oder tadelnswürdigen, — die noch wichtigere Beziehung der Handlungen auf die Endzwecke und Folgen, welche ſie in der Welt haben, hat ſeine Aufmerkſamkeit weniger erregt, und auf ſeine Grundſätze weniger Einfluß gehabt.

Die Handlungen der erſten Art, laſſen ſich, in der That, unter dem Nahmen der *vernünftigen* zuſammenfaſſen: wofern man unter *Vernunft* nicht ſowohl eine einzelne Kraft der Seele, als vielmehr den Inbegriff und das Reſultat aller ihrer Vollkommenheiten verſteht. Von dieſer Claſſe der Handlungen iſt es genau wahr, was Kant von den ſittlichen Handlungen im allgemeinen behauptet, daß ſie bloß durch ihre Form, — durch ihre Uebereinſtimmung mit der Vernunft, ihren Werth erlangen. Auf

Und hier iſt nur eine Stimme, daß diejenigen Handlungen die ſittliche Billigung verdienen,

---

dieſe paßt es endlich, daß die Vernunft, ohne Rückſicht auf die Erfahrung zu nehmen, die Geſetze für ſie bloß aus ſich ſelbſt hernehmen könne. Dieß heißt mit andern Worten ſo viel: dieſe Handlungen werden, ohne daß man auf ihre Folgen ſieht, deßwegen gebilliget, weil ſie gewiſſe, ſchon zuvor in der Seele des Menſchen liegende, Vollkommenheiten ausdrücken und an den Tag legen.

Ich werde in der Idee, daß Kant, von den beyden Beziehungen, nach welchen der ſittliche Werth der Handlungen allgemein beurtheilet wird, nur auf die eine, die auf den Menſchen, welcher handelt, gehet, geachtet, — und die zweyte, die Beziehung auf die Folgen, welche durch die Handlungen hervorgebracht werden, faſt gänzlich bey Seite geſetzt habe: ich werde, ſage ich, in dieſer Idee noch durch zwey Umſtände beſtärkt. — Einmahl dadurch, daß er faſt allenthalben die Würde des Menſchen an die Stelle der Glückſeligkeit ſetzet; — und da, wo andere Moraliſten uns ermahnen, unſer eignes und das allgemeine Wohl zu befördern, uns nur auffordert, unſerer Menſchen-Würde gemäß zu handeln. Aber die Beförderung der Glückſeligkeit iſt eine Folge der Handlung: die Uebereinſtimmung der Handlung mit unſerer Würde, iſt eine Beziehung der Handlung auf ihren Urſprung und die Quelle, woraus ſie entſteht. Beyde, — Kant und jene Moraliſten, — haben ohne Zweifel einen richtigen Beurtheilungsgrund der Handlungen vor Augen: aber beyde irren, wenn ſie den ihrigen für den einzigen halten.

Ich beſtärke mich in jener Idee, zweytens, durch den Vorzug, welchen er denjenigen Tugenden und Pflichten, die nur als Ausdrücke und Kennzeichen eiwelche Gutes ſtiften, und die der Verwerfung werth ſind, welche Böſes anrichten.

Aber was iſt das Gute und das Böſe, welches der Menſch in der Welt anrichten kann?

Auch dieß iſt bey dem gemeinſten Manne, zu unſrer Zeit und in Europäiſchen Ländern, durch ſein Gewiſſen und die öffentliche Meinung ſo hinlänglich beſtimmt, daß er nicht nöthig hätte zu den Philoſophen zu gehen, um es zu lernen, wenn es ihm bloß darauf ankäme, pflichtmäßig zu handeln.

Jeder, nur halbgebildete, Menſch weiß, daß, wer in einem öffentlichen Berufe, als Obrigkeit, als Lehrer, oder als Richter, die Pflichten ſeines Berufes treu erfüllt; wer ein nützliches Gewerbe mit Fleiß und Geſchicklichkeit treibt, wer auch nur ſein Eigenthum weiſe verwaltet, für ſeine Familie

---

ner edeln Seele, Tugenden und Pflichten ſind, vor denjenigen giebt, welche, wegen des durch ſie geſtifteten Guten und verhinderten Böſen, gelobt und gefordert werden. Daraus wird es mir z. B. allein erklärlich, daß er die Lüge, — welche bey ihm nichts anders iſt, als jede, auch noch ſo unſchädliche, Verbergung oder Verſtellung der Wahrheit, für das Grund-Böſe im Menſchen, und die Quelle aller Laſter anſieht. Daraus wird es mir allein erklärlich, daß er die Pflicht, die Wahrheit in allen Fällen zu ſagen, für ſo unerläßlich hält, daß er ihr ſelbſt die Pflicht, einen Freund vor dem Dolche des ihn aufſuchenden Mörders zu retten, aufopfert.

und die Erziehung ſeiner Kinder ſorgt, dem Nothleidenden mit ſeinem Vermögen und perſönlichen Dienſten Hülfe leiſtet, u. ſ. w. — daß alle dieſe Gutes thun. Alle dieſe Pflichten lernt der Philoſoph auch, wie der Bauer, weit früher, als er ſeine Speculationen anfängt. Alles, was er noch durch ſeine Speculationen hinzuthut, iſt, daß er ſie durch ein Band mit einander verknüpft, ſie an eine gemeinſchaftliche, einfache, erſte Idee anheftet, und es dadurch möglich macht, die davon abhängenden Pflichten vollſtändiger aufzuzählen, und dadurch vielleicht in den ſelteneren Colliſionsfällen, wo die gemeinen Menſchen Dunkelheiten finden, ihnen zum Wegweiſer zu dienen.

So iſt es wenigſtens mit dem Principe, welches ich hier aufſtelle. Es zog mich dadurch an ſich, daß es die mir, ſo wie allen geſitteten Menſchen, bekannten Pflichten ſo wohl und ſo vollſtändig zu umfaſſen ſchien.

Ich erneure alſo die obige Frage: „Was iſt „im allgemeinen das Gute, welches die Handlun„gen des Menſchen ſtiften ſollen: und was iſt das „Böſe, welches ſie zu verhindern beſtimmt ſind?“ Und ich antworte mit dem Zoroaſter:

1. Das Gute iſt: das Erhalten und Vervollkommnen der Naturweſen; und die Hervorbringung,

Erhaltung und Vervollkommnung derjenigen Dinge, welche den Naturweſen nützlich ſeyn können.

2. Das Böſe, im allgemeinen, iſt das Zerſtören, und was als eine Art der Zerſtörung oder als ein Weg dazu angeſehen werden kann, — alles, was die Dauer der Naturweſen verkürzt, ihre Kräfte ſchwächt, ihre Vollkommenheit vermindert.
3. Das Gute, welches eine Handlung ſtiftet, iſt deſto größer und die Handlung ſelbſt deſto löblicher, zu einer je edleren und höhern Gattung das Naturweſen gehört, für deſſen Erhaltung und Vervollkommung ſie ſorgt, und je größeren Werth die Vollkommenheit ſelbſt hat, welche ſie demſelben verſchafft oder erhält.

Der, welcher ein Menſchenleben rettet, thut ein verdienſtlicheres Werk, als der, welcher eine abſterbende Pflanze begießt und ſie zum Wiederaufblühen zurückbringt. Der, welcher einen Menſchen von ſchädlichen Irrthümern befreyet, und ihm wichtige Kenntniſſe beybringt, hat ein größeres Verdienſt um ihn, und alſo auch einen Anſpruch auf größere Achtung von Allen, als der, welcher ſeine Speiſen wohlſchmeckend zurichtet; obgleich auch dieſer, als Koch, ſeine Pflicht dadurch erfüllt, und alſo auf ſittliche Billigung rechnen darf.

4. Das Zerſtören kann nur in dem Falle erlaubt und ſelbſt pflichtmäßig ſeyn, wenn es als Mittel zur Erhaltung oder Hervorbringung unentbehrlich iſt: ſo wie man ein altes Haus niederreißen muß, um ein neues beſſeres an deſſen Stelle zu bauen; wie man einen brandigen Arm ablöſen muß, um das Leben des ganzen Menſchen zu retten.

Dieſe Colliſionsfälle können allerdings das Princip zuweilen ſchwankend machen, und den Menſchen, welcher ſich an daſſelbe halten will, nöthigen, an das noch höhere Tribunal ſeines eigenen Gewiſſens, an den Rath der Weiſen und die öffentliche Meinung zu appelliren. Aber bey welchem Moralprincipe kommen nicht ähnliche Fälle vor, wo eine ſolche Appellation unentbehrlich iſt?

Hiervon abgeſehen, läugne ich es nicht, daß das in obigen vier Sätzen aufgeſtellte Princip mir eine ſehr lichtvolle Idee und von tiefem Sinne zu ſeyn ſcheint; welche die Pflichten und Verbrechen faſt alle umfaßt, und den Menſchen, wenn auch nicht bey ſeinen Handlungen, doch gewiß bey ſeinen Urtheilen leiten kann.

Um dieſes darzuthun, wollen wir es von beyden Seiten a posteriori und a priori prüfen. Wir wollen es mit den für richtig anerkannten Urtheilen der Menſchen über das Sittliche in einzelnen Fällen, wir wollen es mit den allgemeinen Ideen über die Natur der Sittlichkeit vergleichen.

1.

Bey der erſten Vergleichung finden wir, daß die Urtheile aller Menſchen oder doch der weiſeſten und beſten, und daß die Ausſprüche der Richter über menſchliche Handlungen, deren Verdienſt oder Schuld mit dieſem Princip und dem Maßſtabe, welchen es für den ſittlichen Werth jener Handlungen angiebt, übereinſtimmen.

Warum wird der Mord als das größte aller Verbrechen angeſehen? — Weil er die Zerſtörung eines Menſchenlebens iſt; und wir, ſo weit unſre Erfahrung reicht, nichts höheres und beſſeres in der Natur kennen, als ein Menſchenleben.

Warum iſt Dſchingis-Chan der Abſcheu des menſchlichen Geſchlechts geblieben? und warum hat, Alexander, obgleich auch ungerechter Eroberer und Zerſtörer, wie jener, bey allen ſeinen Schwachheiten und Verbrechen, doch den Nahmen des Großen und eine gewiſſe Bewunderung bis auf unſre Tage erhalten? — Die allen Menſchen einleuchtende Antwort iſt: jener hat nichts gethan, als auf einer großen Erdfläche gemordet und verwüſtet: — dieſer aber hat, nach dem Zerſtören, auch wieder gebauet, und nach dem Morden für das Leben und ſelbſt das Wohlſeyn künftiger Menſchengeſchlechter geſorgt. Er hat neue Reiche geſtiftet, an ſehr wohl gewählten Orten neue Städte gebaut, und dadurch den Grund zu einem Handel und Gewerbfleiße, dieſen Hauptmitteln der menſchlichen Erhaltung, gelegt, dergleichen vor ſeiner Zeit nicht vorhanden waren. Er hat endlich griechiſche Sprache und griechiſche Cultur unter die Aſiatiſchen Völker gebracht, und dadurch, bey einem großen Theile des menſchlichen Geſchlechtes, zu deſſen höchſter Vervollkommnung, zu ſeiner Aufklärung beygetragen.

Warum ſind unſere Urtheile über die Römer und über die Osmanen, beyde erobernde Völker, beyde ungerechte Eroberer, beyde während Jahrhunderte Verwüſter der Erde, um ſie zu beherrſchen, ſo verſchieden? Wir ehren und bewundern noch jetzt den Römiſchen Nahmen, wir haſſen den Türkiſchen, und wünſchen die Vertreibung dieſer Nation aus Europa.

Aber dieſe letztern haben nie wieder etwas von dem erbauet, was ſie ehedem zerſtört, ſie haben nie wieder angepflanzt, wo ſie einmahl ausgerottet hatten. Die Länder, welche von ihnen ehedem als von Feinden verwüſtet wurden, liegen noch jetzt in demſelben öden Zuſtande, nachdem ſie Landesherrn derſelben geworden ſind. Prächtige Städte, welche ſie bey der Eroberung den Flammen Preis gaben, ſind noch jetzt Aſchenhaufen oder ſind von der Erde verſchwunden. Paradieſiſche Gegenden, mit nützlichen Pflanzen und Thieren aller Art bedeckt, ſind, nachdem ſie einmahl verwüſtet waren, unter ihrer Regierung vollends zu Einöden geworden, wo Unkraut wuchert und wilde Thiere hauſen. Sie verſtanden, mit einem Worte, den Krieg, die Kunſt der Zerſtörung, welche ihnen zu der Herrſchaft über dieſe Länder verhalf: aber ſie verſtanden nicht die Staatsverwaltung, die Kunſt der friedlichen Beherrſchung, durch welche dieſe Länder hätten wieder angebaut werden können. Ueberdieß waren die Türken ein rohes Volk, das über cultivirtere herfiel. In den Ländern Vorderaſiens und Griechenlands, die ſie unterjochten, und deren Einwohner ſie nach und nach ſich ähnlich machten, verunedelten und erniedriegten ſie alſo die menſchliche Natur; ſie brachten Unwiſſenheit und Trägheit an Orte, wo bisher Aufklärung und Kunſtfleiß geherrſcht hatten: ſie vertrieben Wiſſenſchaften und Künſte, und zerſtörten die Denkmähler von beyden. Mit einem Worte, ſie verhinderten in den Ländern, wo ſie herrſchten, nicht nur die Fortſchritte des menſchlichen Geiſtes, ſondern ſie machten auch, daß er von dem Punkte der

Vollkommenheit, den er ſchon erreicht hatte, wieder zurück fiel. Ganz anders verhielt es ſich mit den Römern. Sie begiengen auch ungeheure Ungerechtigkeiten. Wen empört es nicht, wenn es in Rom zur Regel geworden war, das Verdienſt eines als Sieger zurückkehrenden Generals nach den Millionen Menſchen zu ſchätzen, deren Leben er vernichtet hatte! Wer haßt nicht den weiſe genannten Cato, den Aeltern, mit ſeinem ewigen: delenda est Carthago! Und wer weint nicht beynahe über das Schickſal Corinths, welches der rohe Mummius, nach der Unterwerfung der ganzen Nation, gleichſam nur aus Muthwillen, zerſtörte. *)

Aber die Römer wußten doch auch zu regieren, nachdem ſie erobert hatten. Sie bevölkerten die Länder wieder, welche ſie ihrer Einwohner beraubt hatten. Sie führten Colonien dahin, welche gröſ-

---

*) Auch Cicero mißbilliget dieſe Zerſtörung: aber ſein Tadel iſt mir zu leiſe und zu ſanft, für die Abſcheulichkeit der Sache. de Officiis I. c, 11. Carthaginem et Numantiam funditus sustulerunt. Nollem Corinthum: — sed credo aliquid secutos, opportunitatem loci maxime, ne posset aliquando ad bellum faciendum locus ipso adhortari.

tentheils aus einer edlern und vollkommnern Menſchenrace beſtanden, als zu der die Eingebohrenen gehörten. Sie bauten ſelbſt Carthago und Corinth wieder auf. Sie verſchönerten die Städte, gaben ihnen Amphitheater und Säulengänge, und wollten ſie und ihre Einwohner nach Römiſcher Weiſe glücklich machen, nachdem ſie ihnen zuvor die Glückſeligkeit und den Wohlſtand geraubt hatten, die ſie nach ihrer alten Landesweiſe und nach ihrer Verfaſſung beſeſſen hatten. Selbſt Griechenland, man muß es geſtehen, genoß unter dem Römiſchen Scepter, nachdem die ihm von der Eroberung geſchlagenen Wunden ſich verblutet hatten, und der alte Zuſtand der Dinge vergeſſen war, während eines beträchtlichern Zeitraumes, der Sicherheit, des Friedens und des Wohlſtandes, welche die bürgerliche Geſellſchaft gewähren ſoll, weit ununterbrochener, als es ehedem, bey den beſtändigen Kriegen ſeiner kleinen Republiken, und dem immerwährenden Kampfe der, in jeder ſeiner Städte, gegen einander wüthenden Parteyen geſchehen war.

Ueberdieß waren die Römer ein edleres Volk, als die meiſten der Völker, zu welchen ſie ihre Waffen trugen. Worin dieſe Superiorität gegründet war, weiß ich nicht: aber ſie war wirklich vorhanden, und ſie war es von dem Urſprunge ihres Staates an.

Im Anfange, als ſie noch klein waren, zerſtörten ſie nicht, ſondern ſie verleibten die umliegenden Völkerſchaften, wenn ſie ſie überwunden hatten, ihrem Staate ein; und dieſe gewannen gewiß dadurch von allen Seiten an Ordnung in der Verfaſſung und an Sittlichkeit. Sie brachten durch ihre Herrſchaft und durch ihre Colonien wieder einige Kraft in die ausgearteten Einwohner von Groß-Griechenland.

In der Folge, als ſie groß geworden waren, ſahen ſie ſich in der That für die Welt ſelbſt an und hielten ſich jede Zerſtörung für erlaubt, wodurch ſie, wie ihnen dünkte, ihre eigne Erhaltung ſicherten. Ein ſolcher Patriotiſmus war allerdings unmenſchlich und grauſam. Aber er wird doch dadurch gemildert, daß er nicht, wie der von den Tartarn und Türken, bloß auf Zerſtörung abzielte, ſondern wenigſtens das Blendwerk zum Grunde hatte, als ob ſie ein auserwähltes Volk, edler und beſſer, als die übrigen, und von der Natur und der Vorſehung dazu berufen wären, die andern zu beherrſchen, d. h. für ſie als für Unmündige zu ſorgen.

Und in der That, wenn man den natürlichen Eindrücken der Geſchichte ſich überläßt, ſo wird man geſtehen, daß, ſelbſt in dem Kampfe zwiſchen Carthago und Rom, die Menſchheit dabey intereſſirt war, daß Rom obſiegte, und wenn unglücklicher

Weiſe die Zerſtörung einer von beyden Städten unvermeidlich war, dieſes Loos die Nebenbuhlerinn deſſelben träfe.

Die Gallier, Britannier und Spanier ſind ohne Zweifel durch die Römer veredelt, ihre Ländereyen ſind angebaut und ihre elenden Dörfer zu Städten geworden, wo Handel und Gewerbfleiß im Gange waren.

Durch die Römer wurde eine regelmäßig organiſirte Staatsverfaſſung unter Nationen gebracht, welche gar keine, oder eine weit ſchlechtere hatten. Durch ſie wurde eine Rechtspflege allgemein, — die erſte, welche dieſen Nahmen verdient: obgleich den an ſchnelle Entſcheidungen gewöhnten Barbaren die Formalitäten derſelben verhaßt waren, und die Habſucht der römiſchen Obrigkeiten das Ihrige beytrug, ſie noch verhaßter zu machen.

Die Römer waren endlich die Mittelsperſonen, welche die Cultur und die Wiſſenſchaften der Griechen zu den Einwohnern des weſtlichen und nördlichen Europas brachten. Noch auf unſere gegenwärtigen Verfaſſungen, Geſetze, Wiſſenſchaften und Künſte haben ihre Staatsverfaſſung, ihr bürgerliches Recht, ihre Sprache und ihre Literatur Einfluß.

So urtheilen wir alſo über den ſittlichen Werth ganzer Nationen: wir verabſcheuen die, welche bloß zerſtören; wir ſchätzen diejenigen geringe, welche auf die Verſchönerung der Erde, und die Veredlung ihrer Einwohner und Producte gar keinen merklichen Einfluß gehabt, wenigſtens keine bleibenden Wirkungen hinterlaſſen haben. Wir bewundern endlich diejenigen, deren Unternehmungen, obgleich anfangs zerſtörend, ſich doch zuletzt mit der Bevölkerung zuvor unbewohnter Länder, mit dem Anbaue ſolcher, die bis dahin wüſte lagen, mit der Aufklärung unwiſſender und mit der Civiliſirung ungeſitteter Nationen endigten. — Ja wir ſind vielleicht geneigt, unſere Hochachtung gegen diejenigen, Nationen ſowohl als Fürſten, zu übertreiben, welche, wie alle Eroberer, zuerſt große Zerſtörungen anrichten, um dann im Großen bauen und verbeſſern zu können: weil wir aus jenen Zerſtörungen die Kraft ſehen, mit welcher ſie zu Werke gegangen ſind, — aus dieſem Anbaue aber den Geiſt, von welchem ſie belebt waren.

Nach eben dieſem Maßſtabe wird das Verdienſt der verſchiedenen Stände, Perſonen und Handlungen beſtimmt.

Das erſte und größte Verdienſt ſchreiben wir mit Recht einem weiſen und guten Regenten zu. — Und warum? — Weil er am meiſten im Großen erhalten, bauen, anpflanzen und hervorbringen kann, — weil niemand, auf einer ſo großen Erdfläche, alles was lebt, — alle vorzüglichern Naturproducte, Pflanzen, Thiere und Menſchen, vervielfältigen und veredeln kann, als der Landesherr.

Die erſte Pflicht des Monarchen, und der erſte Grund, um deßwillen Regenten ſind eingeführt worden, iſt der Schutz, welcher vor Zerſtörung ſichert. Die Tugend, welche er hierbey beweiſt, iſt die Tugend der Helden: und er theilt ſie mit ſeinem Kriegsheere. Dieſe Tugend iſt von je her als die erſte und wichtigſte angeſehen worden, und ſie verdient allerdings einen hohen Rang, wenn ſie dazu dient, das Leben von Millionen dem Schwerte eines auswärtigen Feindes, und ihr Eigenthum der Raubbegierde deſſelben zu entziehen. Kraftvolle Anſtalten zur Beſchützung eines Staates ſichern nicht nur die Erhaltung der Einwohner dieſes Staates ſelbſt: ſie ſchützen und erhalten auch gewiſſer Maßen das Leben der Bürger in den benachbarten Staaten: deren Regenten durch dieſelben von allen Verſuchen eines ungerechten Angriffs abgeſchreckt werden.

Die zweyte Pflicht des Regenten, ſo wie die zweyte Urſache, um derentwillen die Völker eines Oberhaupts bedurften, iſt die Rechtspflege, oder das Richteramt: welches, ob er es gleich durch Andere verwalten laſſen muß, doch von ihm ſeine Autorität und ſeine Kraft erhält. Was iſt es aber, wodurch der Richter für die Geſellſchaft wohlthätig wird? Durch die Beſchützung des Eigenthums, welches zur Erhaltung und Veredlung der Menſchen unentbehrlich iſt, und gleichwohl nicht lange beſtehen würde, wenn es nicht ein Mittel gäbe, die darüber entſtehenden Streitigkeiten auszugleichen. Dieſes Mittel gewährt aber nur die Rechtswiſſenſchaft, und die Uebertragung der Entſcheidung jedes ſolchen Streits an einen unparteyiſchen Dritten welcher jedoch die Macht haben muß, ſeine Ausſprüche in Vollziehung zu bringen und aufrecht zu erhalten.

Die eigentliche Landesverwaltung, das dritte Geſchäft des Regenten, beſteht hauptſächlich in dem Anbaue, und in der Sorge für das Hervorbringen und Erhalten der Naturproducte. Durch die Beförderung und Verbeſſerung der Landwirthſchaft bewirkt der Regent, daß, innerhalb deſſelben Bezirks der Erde, mehr nützliche Pflanzen und

Thiere entſtehen, und die Arten derſelben veredelt werden. Durch die Eröffnung neuer Erwerbsquellen, durch die Erweiterung des Handels und des Kunſtfleißes kann er bewirken, daß ſich die Menſchen-Anzahl vermehrt. Denn da, wo es leicht iſt, eine Familie zu ernähren: da bilden ſich auch gewiß neue Familien; wodurch denn auf die natürlichſte und ſicherſte Weiſe die Bevölkerung des Landes befördert wird.

Der Regent kann endlich auch zur Veredlung der Menſchen, welche auf ſeinem Gebiethe wohnen, beytragen: und weil er es kann, ſo gehört es auch unter ſeine Pflichten; ob es gleich nicht zu ſeiner urſprünglichen Beſtimmung gehörte.

Er trägt zu dieſer Veredlung bey, — zuerſt und hauptſächlich durch ſein eignes Beyſpiel und durch den Geiſt ſeiner Regierung. Indem er tauſende ſeiner Unterthanen an ſeiner Regierung Theil nehmen läßt, und dieſen, in den ihnen übertragenen Geſchäften, eben den Geiſt einflößt, oder wenigſtens das Streben nach demſelben von ihnen fordert, ſo kann ſich durch dieſe auch derſelbe Geiſt in die Privatgeſchäfte der Unterthanen, in das Innere der Familien, und endlich in den Charakter der Nation verbreiten. Dieß iſt der Weg, wie ein Monarch unmittelbar ſein Volk bilden kann: wozu aber nothwendig iſt, daß er, entweder durch außerordentliche Naturgaben, oder durch zufällige Vorzüge, welche ſeine Erziehung vor der allgemein im Lande üblichen gehabt hat, wirklich dem größten Theile ſeiner Unterthanen überlegen iſt; — ein ſeltner Fall, da die Monarchen, gewöhnlicher Weiſe, weit mehr durch ihre Nation gebildet werden, als dieſe bilden. Bey Friederich dem zweyten fand wirklich dieſer ſeltne Fall Statt: und deßwegen hatte er auch auf die Aufklärung und Veredlung ſeines Volks ſo viel Einfluß. — Auf eben dieſe Weiſe, durch den Geiſt der neuen Regierung, gewannen die Schleſier durch die Einverleibung ihres Landes in den Preußiſchen Staat.

Ein zweyter Weg, wie der Regent beytragen kann, die Geiſtesvollkommenheiten ſeiner Unterthanen zu erhöhen, iſt, indem er Erziehungsanſtalten errichtet, oder den vorhandenen eine vollkommnere Einrichtung giebt; indem er die Wiſſenſchaften und Künſte überhaupt befördert; indem er ſie endlich ſelbſt liebt und anbaut, und diejenigen, welche ſich in beyden zu dem erſten Range erhoben haben, entweder ſeines perſönlichen Umgangs würdiget, wenn ſie mit Gelehrſamkeit und Genie auch den Ton des guten Geſellſchafters verbinden, oder ſie wenigſtens durch Beweiſe ſeiner Hochachtung ehrt.

Friederich der zweyte vernachläſſigte die Deutſche Literatur; er verachtete ſie ſogar ungerechter Weiſe: und doch hatte er Einfluß auf die Verbeſſerung derſelben. Er flößte ſeinen Geſchmack an den Wiſſenſchaften überhaupt ſo vielen ſeiner Unterthanen, beſonders aus den oberen Claſſen ein, und theilte den Eifer, mit welchem er ſie ſelbſt, obwohl in einer fremden Sprache, trieb, der gelehrten Klaſſe ſeiner Nation dergeſtalt mit, daß aus beyden vereinigten Urſachen, der vermehrten Anzahl der Leſer und dem gereitzten Ehrgeitze der Schriftſteller, auch vollkommnere Schriften in der vaterländiſchen Sprache entſtanden.

Nach dem Verdienſte eines großen Regenten hat man immer das Verdienſt *des Weiſen, deſſen nächtliche Lampe*, nach dem Ausſpruche des Dichters, *den halben Erdkreis erleuchtet*, am höchſten geſchätzet. Dieſer Umkreis iſt allerdings größer, als der eines Landes oder Staates. Aber in demſelben hat der Weiſe bey weitem nicht, wie der Regent, auf alle lebendigen Weſen, und auch unter den Menſchen hat er unmittelbar nur auf ſehr wenige, Einfluß. Aber er hat ihn gerade auf die Edelſten derſelben, er hat ihn auf diejenigen Kräfte und Eigenſchaften derſelben, welche den vortrefflichſten Theil von ihnen ausmachen, auf die Denkkraft und die Einſicht der Wahrheit; er wirkt endlich durch dieſe ſeine erſten Schüler mittelbar auf ganze Nationen, wenn von ihnen ſeine richtigern Ideen der Faſſung des großen Hauſens näher gebracht, oder dem Geſchmacke deſſelben gemäßer ausgedrückt worden ſind.

Immer ſehen wir die Hochachtung des Menſchen dieſer Regel getreu nachfolgen, daß jedes Menſchen Handlungen um deſto mehr ſittlichen Werth haben, eine je größere Anzahl von Naturweſen ſie vor der Zerſtörung bewahren, in ihrem natürlichen Zuſtande erhalten und zu einer höheren Vollkommenheit emporheben: oder auf ein je edleres Geſchöpf und auf eine je höhere Kraft deſſelben ſie wirken, um eben dieſen Endzweck der Erhaltung oder Vervollkommnung zu erreichen. So können wir durch die edlern Erwerbsklaſſen bis zum niedrigſten Handarbeiter herabſteigen: und immer finden wir den Mann ſchätzbar, deſſen Arbeit etwas zur Herbeyſchaffung derjenigen Bedürfniſſe beyträgt, ohne welche ſich das menſchliche Leben nicht erhalten, oder deſſen Wohlſeyn nicht beſtehen kann. Je wichtiger dieſe Bedürfniſſe ſind, je mehr dieſelben auch auf den Geiſt, die Wiſſenſchaft, und die Tugend Einfluß haben: deſto mehr wird das Gewerbe geachtet und die Treue in der Abwartung deſſelben gelobt. Zwar hat das Vorurtheil, die Gewohnheit und der Stolz der Menſchen zuweilen nach dieſer richtigen Regel ſehr falſch geurtheilt, ſo daß noch ein weiſer Cicero glauben konnte, aus einer Handwerksbude könne nichts Vortreffliches kommen: aber die Regel ſtand doch feſt, und ſcheint alſo in der menſchlichen Natur gegründet. Auch iſt in der That kein anderes Mittel die untern Klaſſen zu erheben, als indem entweder die Nützlichkeit und Wichtigkeit ihrer Arbeit allgemein anerkannt, oder indem ſie ſelbſt durch die Fortſchritte, welche Handwerke und Kunſtfleiß machen, nützlicher und von einem wohlthätigern Einfluſſe werden. — Ich brauche nicht hinzuzuſetzen, daß die gemeinſten Vorſchriften der Religion und Sittenlehre zur Mildthätigkeit gegen Arme und Nothleidende uns auf eben dieſen Grund der moraliſchen Billigung hinführen. Wer einen Hungrigen ſpeiſt, einen Nackenden bekleidet: was thut der? Er trägt zur Erhaltung eines Menſchenlebens bey. Und wenn lange Zeit die Lehrer der Religion dieſe Art der Sorge für Erhaltung oder Verbeſſerung des Zuſtandes eines Menſchen andern Handlungen, welche auf eine gleiche Abſicht, und mehr im Großen abzielen, vorgezogen haben: ſo iſt es deßwegen geſchehen, weil in den erſten Fällen die Dunkelheit der Perſonen, welchen geholfen wird, und der wenige Ruhm, welcher davon auf den Helfer zurückfällt, den Bewegungsgrund mehr außer Zweifel ſetzen, aus welchem dieſe Handlungen geſchehen.

2.

Mit der aus der Erfahrung geſchöpften Kenntniß unſerer Pflichten, und mit den allgemeinen Urtheilen der Vernünftigen über den Werth einzelner ſittlichen Handlungen ſtimmt unſer Princip demnach gewiß überein. Aber wie hängt es mit der Theorie und mit den allgemeinen Ideen zuſammen, durch welche wir die Pflichten aus der Natur des Menſchen herzuleiten ſuchen?

Mir ſcheint in der That dieſes zweyte Princip ein ſehr natürlicher Uebergang zu ſeyn, wie das erſte ſich mit dem Praktiſchen vereinigen läßt, und wie aus der Idee der Tugend, welche von jenem aufgeſtellt wird, die beſondern Arten der Pflichten entwickelt werden können.

Man wird aber freylich von dieſer Deduction nicht eine ſyſtematiſche Strenge, noch eine demonſtrative Gewißheit, erwarten dürfen. Die Idee iſt, wie ich ſchon geſagt habe, wenigſtens ihrem Keime nach, ſchon aus dem Zeitalter des Zoroaſter; und ſie trägt etwas von dem Gepräge jenes hohen Alterthums: wo noch die Philoſophie mehr Ahndung der Wahrheit, als vollendete Kenntniß derſelben, war. Sie iſt, auch nach der Entwickelung, welche ich ihr zu geben geſucht habe, mehr Anleitung zu neuen Betrachtungen über die Natur und die Sittlichkeit, als die Grundlage eines ſchulgerechten Unterrichts in der Moral. Ich halte es indeß für nützlich, von einem Gegenſtande, welcher unſichtbar iſt, und doch, wegen ſeiner Wichtigkeit, die Aufmerkſamkeit der Menſchen oft beſchäftigen ſoll, die Anſichten zu vervielfältigen: theils, weil dadurch der Ueberdruß, welchen auch die nützlichſten Sachen bey einer beſtändigen Wiederhohlung verurſachen, gehoben wird; theils, weil nicht alle Menſchen von denſelben Ideen und Vorſtellungsarten auf gleiche Weiſe gerührt werden, und oft ſelbſt eine unvollkommnere Darſtellung, beſonders in Abſicht des Sittlichen. eine größere Wirkung auf unſer Gemüth thut, als die vollkommnere Darſtellung, welche uns aber geläufig geworden war, zuvor gethan hatte.

Wir haben den Menſchen als das Erſte und Vollkommenſte aller der Weſen gefunden, welche wir durch Erfahrung kennen. Außer ſeinem Schöpfer, von deſſen Daſeyn wir doch hauptſächlich, durch die Wirkungen der Weisheit und Güte, welche im Menſchen ſich vereinigen, überzeugt ſind; und von deſſen Weſen wir nur durch die Analogie ſeiner Eigenſchaften mit denen, welche der Menſch beſitzt, einen Begriff bekommen: iſt alles was wir von höhern Weſen ſagen, oder uns denken, nur eine unbewieſene Vorausſetzung und eine faſt gänzlich leere Idee.

Auf unſerer Erde, haben wir geſehen, wie die Vollkommenheit, und ſelbſt die Fähigkeit, eine innere Vollkommenheit zu haben, bey derjenigen Claſſe der Geſchöpfe anfängt, welche die Natur zuerſt mit Kunſt organiſirt, deren Form ſie nach einer ſtets gleichen Regel ausgearbeitet und dieſelbe zu verewigen, durch die Fortpflanzung Anſtalten gemacht hat: — ich meine, bey der Pflanzen-Welt. Von dieſer Claſſe ſteigt die Natur, durch wohl von einander unterſchiedene Stufen, bis zum Menſchen hinauf, der ſelbſt wieder in weitem Abſtande von dem edelſten der Thiere ſteht, und alſo wirklich von der Natur an die Spitze aller ihrer Geſchöpfe auf Erden geſtellt iſt, und zum Haupte und Beherrſcher derſelben beſtimmt zu ſeyn ſcheint. In der That hat er nur allein die Kräfte, um dieſe Herrſchaft zu behaupten; er allein hat den Verſtand, die damit verbundene Regierung zu führen: und er iſt auch wirklich zu dem Beſitze und zur Ausübung von beyden gelangt.

Was iſt aber die erſte Pflicht eines Beherrſchers? — Die Pflicht, für die Erhaltung der ihm untergebenen Weſen zu ſorgen, ihr Wohlſeyn und ihre Vollkommenheit zu erhöhen, den Streit und die Uneinigkeit, welche unter ihnen vorhanden und ihnen verderblich ſind, aufzuheben, oder doch einzuſchränken und weniger verheerend zu machen, endlich die ſchädlichen unter ihnen auszurotten oder zu vermindern, die nützlichen hingegen zu vervielfältigen. Alles dieß hat der Menſch auf Erden wirklich gethan; zu allem dieſen hatte ihn die Natur mit Fähigkeiten ausgerüſtet. Wer ſollte nicht glauben, daß ſie ihn wirklich zu dieſem Geſchäfte beſtimmt habe?

Und finden wir nicht das Weſentliche dieſer Ideen in der Moſaiſchen Schöpfungsgeſchichte wieder, — dieſem ehrwürdigen Denkmahle, welches mir dadurch noch ſchätzbarer wird, daß es die älteſten Philoſopheme der Vorwelt, und in der That die vernünftigſten Begriffe über den Urſprung der Dinge enthält, welche bey irgend einem alten Volke vorhanden geweſen ſind? *) Jener Geſchichte zu Folge wird der erſte Menſch, von edler Geſtalt, und mit dem göttlichen Hauche beſeelt, in den Garten Eden geſetzt: und der Anbau dieſes Luſtgartens wird ihm vom Schöpfer als ſein erſtes Geſchäft aufgetragen. Er ſoll dieſe paradieſiſche Gegend in ihrem erſten Zuſtande erhalten und, wo möglich, noch mehr verſchönern. Dann werden ihm die Thiere vorgeführt, die er kennen lernen und denen er Nahmen geben ſoll. Und da dieſe friedlich, unter ſich und mit ihm,

---

*) Wie ſehr ſticht dagegen die ungereimte Mythologie der Griechen ab, welche die Welt aus dem Erebus, der Nacht, dem Chaos, oder einem Ey hervor gehen laſſen; oder Liebe und Haß, abſtracte Ideen, zu den Elementen derſelben machen.

leben, ſo iſt es gewiß nicht, um ſie zu tödten oder zu verjagen, daß er ſie kennen lernt: ſondern er ſoll ihre Hülfe durch ſeine Fürſorge erwidern. Noch iſt kein andrer Menſch vorhanden, zu deſſen Erhalten und Glück er etwas thun könnte. Aber bald wird Eva gebildet, und ihre beyderſeitige Beſtimmung iſt, ſich durch Umgang die Einſamkeit zu verſüßen; welche Pflicht gewiß niemand auf eine angenehme Weiſe erfüllen wird, der nicht, bey wichtigern Bedürfniſſen, Hülfe zu leiſten bereit iſt. So iſt alſo von Moſes ſchon deutlich dem Menſchen ſeine dreyfache Pflicht angewieſen: die Pflanzen- die Thier-Welt, und die Menſchen ſelbſt, in ſeine Fürſorge zu nehmen und an ihrer Erhaltung und der Erhöhung ihres Wohlſeyns zu arbeiten.

Auf eben dieſes Reſultat kommen wir durch eine andre Reihe von Schlüſſen aus unſerm erſten Princip.

Wir haben geſehen, daß alle Anlagen, welche die Natur zur Vervollkommenung des Menſchen gemacht hat, alle Schritte, durch welche ſie denſelben bis zur völligen Reife entwickelt, ſich zuletzt in der Thätigkeit endigen und darauf abzielen, den Menſchen zum Handeln und zwar zu einer vollkommenen Art des Handelns, fähig zu machen.

Aber worauf zielen die Handlungen irgend eines Weſens anders ab, als zu wirken, — etwas hervorzubringen? — Es iſt alſo der Natur um gewiſſe Wirkungen zu thun, welche der Menſch, nach ihrer Abſicht, in der Welt hervorbringen ſoll. Und welches ſind dieſe? Welche unter denen, die wir von ihm kennen, ſind wichtig genug, um ſo große Anſtalten, als die, welche zuerſt nöthig waren, ſein Daſeyn hervorzubringen, und jetzt noch nöthig ſind, um ſeine Fortdauer zu ſichern und ihm den Gebrauch ſeiner Sinne und Kräfte möglich zu machen, zu rechtfertigen. Oder mit andern Worten: welches iſt die Beſtimmung des Menſchen?

Ich rede nicht von derjenigen Beſtimmung, welche der Menſch ſich ſelbſt, nach einer einſeitigen Ueberſicht ſeines Weſens und der ihn zunächſt umgebenden Dinge, anweiſen kann. Ich rede von derjenigen, welche, wenn es erlaubt iſt, in den Plan des Schöpfers zu ſchauen, wir als die Abſicht anſehen könnten, um welcher willen er ihn in die Welt geſetzt und zu einem Hauptbeſtandtheile dieſes ſeines ewigen Werks gemacht hat. Jene Beſtimmung, die der Menſch ſich ſelbſt giebt, könnte auch ganz ſchicklich die Glückſeligkeit dieſes, mit dem Tode ſich endenden, Lebens ſeyn. Auch das Thier hat nicht umſonſt gelebt, welches, in einem noch ſo kurzem Zeitraume ſeines Daſeyns, diejenigen Freuden genoſſen, und die Kräfte geübt hat, die aus der urſprünglichen Einrichtung ſeiner Natur herſtammen. Noch vielmehr hätte ein guter und nicht ganz unglücklicher Menſch Urſache, am Schluſſe des Lebens den Schöpfer zu preiſen, daß er ihm ſo viele Jahre lang dieſes ſchöne Schauſpiel, die Welt, gezeigt, und ihm in derſelben die Gegenſtände und Gelegenheiten dargebothen hat, das noch größere Vergnügen einer vernünftigen Thätigkeit und der Ausübung guter Handlungen zu genießen. Aber würde es deſſen ungeachtet der Menſchen wohl viele geben, welchen dieſe Beſtimmung genügte, und welchen es alsdann noch der Mühe werth ſchiene, gebohren zu werden, und alle Beſchwerden und Uebel des Lebens zu ertragen? So unterbrochen iſt das Vergnügen auch des Glücklichſten, ſo unvollkommen iſt die Tugend auch des Beſten! Aber noch weit weniger kann die Beſtimmung, welche der Schöpfer dem Menſchen in ſeiner Welt giebt, zu dieſer Unbedeutſamkeit herabſinken. Sie muß nothwendig etwas Fortwährendes, — ſie muß ewig ſeyn; ſo wie er ſelbſt, ſo wie die Welt iſt, und wie ohne Zweifel alle die Entwürfe ſind, nach welchen er Dinge ſchafft und erhält.

Dieſes vorausgeſetzt, kann man ſich nur zwey Beſtimmungen des Menſchen denken. Die eine iſt bloß auf den Menſchen ſelbſt eingeſchränkt.

Sie kann ohne Zweifel am meiſten evident gemacht, und am natürlichſten zu einem Bewegungsgrunde, die Tugend zu üben, gebraucht werden. Dieß iſt die ſtets fortſchreitende Vollkommenheit und Glückſeligkeit des Menſchen, welche in dieſem Leben anfängt, und auch in einer künftigen ewigen Welt nie das Ziel einer völligen Ruhe findet. Dieß iſt diejenige Beſtimmung, welche der ehrwürdige Spalding in ſeinem bekannten Werke, mit der Gründlichkeit eines Philoſophen, und der Wärme eines tugendhaften Mannes, dargeſtellt hat.

Aber außerdem, daß wir bey dieſer Beſtimmung in eine künftige Welt übergehen müſſen, von welcher wir bey dem jetzigen Geſichtspunkte der Moral abſtrahirt haben, bleibt uns doch auch noch die Frage wichtig, ob nicht auch für dieſe Welt und für die ganze Welt der Menſch eine Beſtimmung habe: ob nicht der Schöpfer durch ihn, als Mittelsperſon und Werkzeug, gewiſſe Abſichten in dieſem großen Werke erreichen, gewiſſe Dienſte leiſten laſſen wolle.

Und hier kommen wir auf die Idee unſers alten Perſiſchen Weiſen und die meinige, als die einzig mögliche, zurück, daß der Menſch, unter der Aufſicht und nach den Geſetzen des Schöpfers, an der Erhaltung, Verſchönerung und Veredlung der Naturweſen innerhalb ſeines Gebiethes, beſonders derjenigen, welche einer innern Vollkommenheit fähig ſind, arbeiten ſoll. Was könnte er anders thun? Was könnte er würdigeres thun? und welche Beſtimmung könnte mehr der für ihn gemachten Anſtalten werth ſeyn, und ihn in ſeinen eigenen Augen zu der Höhe erheben, in welcher er die Tugend gewiß lieb gewinnt.

Und dürfen wir nicht von den Abſichten des Schöpfers, welche nie unerreicht bleiben, nach dem Erfolge urtheilen? — Welches iſt die Geſtalt der Erde, da wo nie ein Fußtritt des Menſchen hingekommen iſt? Und welches iſt ihre Geſtalt in Ländern, wo er ſeit Jahrhunderten ſeine Wohnung aufgeſchlagen und ſeine Herrſchaft gegründet hat? Welches war der Anblick des Landes, der ſich den erſten Ankömmlingen, in den ganz unbewohnten Gegenden von Amerika, zeigte? Nichts von den hochſtämmigen Bäumen mit edler Krone, welche unſre Fluren beſchatten und verſchönern; nichts von dem grünſammtnen Teppich, der unſre Wieſen bedeckt; nichts von den majeſtätiſchen Strömen, die zwiſchen feſten Ufern rollen und unſre Landſchaften beleben. An die Stelle der Bäume waren bloß niedrige Geſträuche und Dornen getreten, das Gras war zu Mooß, und die Ströme waren zu weit ausgebreiteten Sümpfen geworden. Von weidenden Heerden, dem Schmucke unſrer Fluren, konnte gar nicht die Rede ſeyn; an ihrer Stelle fand man nur Raubthiere und

Schlangen. Die Natur ſchien herabgewürdiget zu ſeyn und unter ihrer eignen Fruchtbarkeit zu erliegen, weil ihr die Hand eines Gärtners fehlte.

Scheint es nicht, wenn wir mit dieſen traurigen Einöden ein angebautes Europäiſches Land vergleichen, daß die Arbeit des Menſchen nothwendig iſt, um ſelbſt Thieren und Pflanzen ihre letzte Vollkommenheit zu geben, oder ſie in ihrer urſprünglichen zu erhalten. Doch ich will dieſe Vergleichung zwiſchen einem der Natur allein überlaſſenen und einem von Menſchen gepflegten und angebauten Lande nicht weiter treiben; da ſie Büffon in ſeinem unſterblichen Werke *) ſo unvergleichlich ausgeführt hat. Aber da der Menſch ſo viel zur Verſchönerung der Erde und zur Verbeſſerung ihrer Erzeugniſſe thun kann; da er zu dieſer Verſchönerung und Verbeſſerung unentbehrlich iſt: ſollte man ſie nicht unter die ihm aufgetragenen Geſchäfte rechnen, und ſie als Pflichten, die er zu erfüllen hat, vorſtellen dürfen? Ein über alles dieſes im Stillen nachdenkender Menſch würde ungefähr zu folgenden Ideen kommen.

Alles was iſt, iſt gut: ſagt ein alter Griechiſcher Weiſer.

Die Welt alſo, — der Inbegriff alles deſſen, was vorhanden iſt, in ihrer, — nach allem,

---

*) Man ſehe la seconde vue de la nature.

was wir von ihr wiſſen, — ewigen Fortdauer, iſt das Vortrefflichſte aller Weſen, außer dem Unendlichen, — das höchſte materielle Gut: und das höchſte formelle Gut, und die, alle andern an ſittlichem Werthe, ſo wie an der dazu erforderlichen Kraft, übertreffende Handlung, iſt die des Schaffens und Hervorbringens einer ſolchen Welt.

Dieſes erſte Verdienſt, dieſe höchſte Tugend, wenn man ſo reden darf, — das Erſchaffen, iſt nur der Gottheit eigen. (Denn von einem Gotte, d. h. von einem verſtändigen und nach Abſichten handelnden Weſen, leiten wir den Bau der Welt, die Bildung der organiſirten Weſen hier auf Erden, und die Uebereinſtimmung her, welche ſich zwiſchen dem Weltbau, und zwiſchen den Bedürfniſſen der Pflanzen, Thiere und Menſchen findet.)

Dieſe Kraft alſo konnte er uns nicht mittheilen: an dieſem Verdienſte konnte er uns nicht Theil nehmen laſſen. Aber was er konnte, das hat er gethan: er hat uns zu ſeinen Stellvertretern und Statthaltern auf der Erde gemacht. Indem er uns, durch Mittheilung der Vernunft und der Sittlichkeit, der Vollkommenheit ſeines Weſens ſo nahe gebracht hat, als es Geſchöpfen möglich iſt, dem Schöpfer zu kommen; hat er uns zu dem höchſten Geſchäfte ausgerüſtet, welches uns nach der Hervorbringung der Dinge ſelbſt noch übrig blieb. Wir ſind beſtimmt, ſeine Schöpfung gleichſam zu vollenden, oder das Geſchaffne, den von ihm gemachten Anlagen gemäß, zur Reife und Vollkommenheit zu bringen.

*

Wir können keine neue Materie hervorbringen; wir können an derjenigen, welche vorhanden iſt, wir können in der Ordnung und den Geſetzen der Natur, nichts abändern: aber wir können auf die Formen derjenigen Dinge, welche beſtimmte Formen haben, wirken; wir können dem Ideale des Schöpfers und dem Muſter gleichſam nachſpüren, welches er bey der Bildung einer jeden Gattung vor Augen hatte, und welches in keinem Individuum ganz erfüllt iſt, und können die einzelnen Dinge dieſem Ideale näher bringen. Wir können die Abkömmlinge krüppeliger und verfallner Pflanzen gerade aufſtehend, grünend und blühend machen. Auf die Thiere können wir einen doppelten Einfluß haben. Durch unſre Hülfe kann der Körperbau der Thiere verbeſſert, ſie können ſtufenweiſe, von Geſchlecht zu Geſchlecht, ſchöner, behender und ſtärker werden. Wir können ſie aber auch zahm, d. h. weniger raubgierig und mordluſtig, weniger ihres Gleichen und uns ſelbſt ſchädlich, wir können ſie ſogar uns nützlich machen und ihnen eine Art von Anhänglichkeit an uns und von Liebe einflößen. Aber, was ein noch weit höheres Vermögen iſt, wir können uns ſelbſt verbeſſern und ausbilden; wir können unſre und anderer Menſchen Geſundheit, Verſtand und Tugend auf einen höhern Grad bringen, als ſie ohne uns gekommen wären. Ja wir können auch hier, ſelbſt die Racen veredeln, wir können durch eine fortgeſetzte Cultur, welche im Unterrichte, im Beyſpiele und in der Regierung liegt, häßliche Menſchenſtämme und Nationen verſchönern, dumme verſtändig, und unwiſſende weiſe machen, und Gefühl von ſittlicher Würde denjenigen einflößen, die vorher in ſich gar keinen Werth, und in den Dingen außer ſich keinen andern, als die Befriedigung der Bedürfniſſe des Tages, fanden.

Hier kommt uns eine Idee zu Hülfe, welche wir oben ſchon entwickelt haben.

Es giebt Dinge in der Welt, welche, nach unſern Begriffen, gar keiner Vollkommenheit fähig ſind: man müßte denn das Daſeyn ſelbſt, das Weſen und die Eigenſchaften, die vom Daſeyn unzertrennlich ſind, unter die Vollkommenheiten rechnen. Aber dieß gehört nicht mehr in unſer Gebieth. Dieſe Idee iſt eben ſo ſehr über unſre Faſſung, als die Hervorbringung des Daſeyns über unſre Kräfte iſt.

Es giebt andre Dinge, welchen wir Vollkommenheit, nur durch einen Mißbrauch des Wortes, zuſchreiben: weil ſie nähmlich den Weſen, welche wirklich eine innere Vollkommenheit haben, nützlich ſeyn können. Dieſe Vollkommenheit haben die Menſchen ſelbſt, ſo wie ſie an Cultur fortgerückt ſind, immer mehreren Dingen mitgetheilt, inſofern ſie nähmlich einen nützlichen Gebrauch derſelben entdeckt haben. Andern rohen, weder ſchönen noch brauchbaren, Materialien haben ſie durch Umgeſtaltung beydes, Schönheit und Nützlichkeit, mitgetheilt. Daraus ſind die eigentlichen Kunſtwerke entſtanden: und natürlich ſchreiben wir auch dieſen eine Vollkommenheit zu, weil in ihnen die Handlung, welche ſie hervorbrachte, ſichtbar und gleichſam fortdauernd wird, und weil ſie dem Menſchen ein Vergnügen machen, oder ein Bedürfniß befriedigen: zwey Sachen, welche zu den an ſich guten gehören.

Es giebt eine dritte Claſſe von Weſen; dieſe haben eine Vollkommenheit in ſich ſelbſt, und würden, auch wenn ſie ganz allein und ohne alle Beziehung auf andre Dinge wären, einen Werth behalten. Wir haben geſehen, daß es auf Erden nur drey Claſſen dieſer Art giebt, das Pflanzenreich, die Thierwelt und das Menſchengeſchlecht.

Der Menſch kann keine Pflicht gegen das ganz rohe, Thieren und Menſchen unnütze, Material haben.

Er kann eine Pflicht gegen die Metalle, Salze und Erdarten haben, von welchen er aus der Erfahrung weiß, daß der Menſch mannigfaltigen Gebrauch von denſelben zu machen gelernt hat, und daß einige derſelben ihm unentbehrlich geworden ſind. Dieſe Pflicht beſteht entweder darin, ſelbſt daran zu arbeiten, daß dieſe nützlichen Stoffe ans Tageslicht gebracht und in denjenigen Zuſtand verſetzt werden, in welchem ſie wirklich den beabſichtigten Vortheil leiſten. Oder ſie kann darin beſtehen, daß er ihre Zerſtörung verhütet und für ihre Aufbewahrung und Fortdauer ſorgt.

Er kann eine Pflicht in Abſicht der Kunſtwerke haben: erſtlich und vornehmlich, ſelbſt deren zu verfertigen, aus an ſich unvollkommnen Dingen wenigſtens relativ vollkommne, aus unbrauchbaren nützliche, aus häßlichen ſchöne, und aus unbedeutſamen Ideen erweckende zu machen. In der That iſt hiermit der größte Theil der Menſchen, ſein ganzes Leben hindurch, beſchäftiget, und die größte Summe ihrer täglichen Pflichten beſteht darin, das, was ſie machen, vortrefflich und ſorgfältig zu machen.

Aber die vornehmſte Pflicht der Erhaltung und Veredelung kann der Menſch nur in Abſicht jener drey Claſſen ausüben.

Was die Pflanzen betrifft: wen rühret nicht bey Geßner die fromme Geſinnung des jungen Hirten, der die entblößten Wurzeln einer alten Eiche aus Mitleiden mit Erde bedeckt, und der an dieſe Empfindſamkeit gegen den alten Baum, die noch weit edlere gegen ſeinen kranken Nachbar knüpft. Noch mehr im Großen aber erfüllt jeder, welcher ſeinen eignen Acker-anbaut; noch mehr der, welcher zur Verbeſſerung des Ackerbaues oder der Viehzucht in ſeinem Vaterlande beyträgt, noch mehr der Regent, oder Länderentdecker, welcher ganzen zuvor unangebauten Ländern zur Cultur verhilft, — die Pflichten, welche ſie gegen die Pflanzenwelt haben.

Wenn gleich die Rückſicht des Nutzens, welchen Menſchen von dieſen Pflanzen für ihre Nahrung oder andern Bedürfniſſe ziehen können, der erſte Bewegungsgrund der Männer iſt, welche Fürſorge für deren Vervielfältigung oder Veredlung tragen: ſo vereinigt ſich, wenn dieſe Arbeit einige Zeit aus Neigung und mit Luſt fortgeſetzt wird, doch gewiß auch damit das Wohlgefallen an der Schönheit der Pflanzen ſelbſt, und eine Liebe zu ihnen, die keine Nation weiter getrieben hat, als die Hindoſtaner, wenn wir den davon in der Sakontala vorhandenen Beweiſen trauen können.

In Abſicht der Thiere kommt allerdings die meiſte Colliſion der Pflichten vor. Hier muß oft nothwendig Zerſtörung vorhergehen, ehe die Erhaltung oder Veredlung folgen kann. Eine Thiergattung lebt, durch eine uns allerdings unbegreifliche Einrichtung, die aber doch gewiß mit dem wohlthätigen Plane, der in der ganzen Schöpfung herrſcht, harmonirt, von dem Tode der andern. Die edelſten, die ſchönſten, die uns am nützlichſten Thiergattungen ſind oft die ſchwächſten, und können von den unedlern und uns unnützen, die zugleich ſtärker und raubſüchtiger ſind, leicht ausgerottet werden.

Hier hat der Menſch, beſonders beym Anfange der Cultur und der Geſellſchaft, der Natur zu Hülfe kommen müſſen. Er mußte in den Ländern, die er bewohnen wollte, zuerſt zerſtören, und dann für die Erhaltung und Vervielfältigung ſorgen. Die grauſamſten, und dabey ſtärkſten Thiergattungen mußte er ausrotten oder entfernen; diejenigen hingegen, welche entweder an ſich ſchon ſchön gebaut, ſanft und ihm nützlich waren, oder ſich zähmen und ihm unterwürfig und brauchbar machen ließen, mußte er ſammeln, gegen die Raubthiere beſchützen, und ihnen endlich, durch eine ſicherere und beſſere Nahrung und durch eine Bedeckung vor den zerſtörenden Einflüſſen des Clima's, das Leben verlängern, und mehr Vollkommenheit und Schönheit geben.

Gegen dieſe Thiere empfinden nun gutdenkende Menſchen ſehr bald auch die uneigennützige Verpflichtung, ihrer Empfindſamkeit zu ſchonen, ihnen nicht ohne Noth Schmerzen, und ſelbſt ihnen Vergnügen zu machen.

Das Wohlſeyn der Thiere aber, mit welchen wir in Verbindung ſtehen, iſt mit dem Nutzen, welchen ſie uns ſchaffen können, ſo genau verbunden; und das beſſere, das edlere, das geſündere Thier wird auch ſo gewiß ſeinem Beſitzer um ſo viel mehr Vergnügen machen oder Dienſte leiſten: daß es immer ſchwer ſeyn wird, bey der Fürſorge, welche der letztere für das Beſte deſſelben trägt, den Bewegungsgrund eines vernünftigen Eigennutzes von dem eines reinen Wohlgefallens an der Vollkommenheit und dem Wohlſeyn dieſer empfindenden Weſen zu unterſcheiden.

Aber die höchſten und die mannigfaltigſten Pflichten ſind, wie leicht einzuſehen iſt und allgemein anerkannt wird, diejenigen, welche der Menſch gegen den Menſchen hat. Und die Urſache iſt, weil im Menſchen ſelbſt am meiſten liegt; weil der Vollkommenheiten, welche ſich in ihm erhalten und erhöhen laſſen, die größte Anzahl iſt; weil endlich auch der Menſch mit dem Menſchen am meiſten bekannt iſt, und indem er ſeine eignen Bedürfniſſe fühlt und die Endzwecke weiß, nach denen er ſtrebt, auch die Seiten leichter entdeckt, von welchen er andern zu Hülfe kommen, — oder die Mittel, durch welche er ihnen Beyſtand leiſten kann.

Hier iſt alſo die große Sphäre der menſchlichen und der tugendhaften Thätigkeit. Der, welcher, ſey es auch nur bey einem einzelnen Menſchen, noch mehr, der, welcher bey Familien oder Nationen beyträgt, ihren Körper geſünder, ſchöner und zu einem beſſern Werkzeuge für die Seele zu machen; der, welcher ihr ſinnliches Vermögen ſchärft, und doch ihre ſinnlichen Begierden mäßiget; der, welcher ihre Einbildungskraft erweckt, und für das Schöne empfindlich macht, aber ſie zugleich dem Verſtande unterwirft und vor Schwärmerey bewahrt; am meiſten der, welcher ſie denken lehrt, welcher ihnen Liebe zur Wiſſenſchaft beybringt, und die Hülfsmittel dazu darreicht; welcher die liebreichen und geſelligen Neigungen in ihnen erweckt und ſie zum Umgange anführt; aber ſie das noch größere Vergnügen lehrt, wohlzuthun, wo ſie weder gegenſeitige Dienſte noch geſelliges Vergnügen erwarten können; der endlich, welcher die alles regierende Vernunft bey ihnen zur Herrſchaft bringt, und ihnen das Verlangen einflößt, ſo zu handeln, daß unter ihren Handlungen Harmonie und Uebereinſtimmung iſt: dieſer, ſage ich, thut Gutes, und erfüllt ſeine Pflicht gegen die Menſchen.

Auf dieſe Weiſe ließen ſich, bey einer noch ſorgfältigern Unterſuchung, aus unſerm Princip die ſämtlichen Tugenden dieſer Claſſe, bey welcher die Sittlichkeit der Handlungen nach ihren Wirkungen beurtheilt wird, herleiten. Mir war es genug, nur durch Beyſpiele die Möglichkeit dieſer Herleitung zu zeigen.

Um die Meditation, wovon dieſes zweyte Princip die Reſultate enthält, meinen Leſern vollſtändig vorzulegen, muß ich noch folgenden Zuſatz hinzufügen, welcher dieſe ganze Abhandlung beſchließen wird.

Der Leſer wird ſich erinnern, daß wir einen dreyfachen Beurtheilungsgrund fanden, nach welchem die menſchlichen Handlungen gebilliget oder getadelt werden: ihre Schicklichkeit, ihre Wohlthätigkeit, und die Nützlichkeit der allgemeinen Regel, nach welcher ſie geſchehen.

Wir haben, in der Folge, eine doppelte Beziehung entdeckt, welche alle Handlungen des Menſchen haben, und welche wir als den Grund jener Urtheile anſehen können: die Beziehung auf die Urſachen, aus welchen ſie entſtehen, und die Eigenſchaften, welche ſie bey dem Menſchen vorausſetzen und anzeigen; und zweytens die Beziehung auf die Wirkungen, welche ſie hervorbringen, auf das Gute oder Böſe, welches ſie ſtiften.

Man ſieht leicht, daß das Urtheil über die

Schicklichkeit nach der erſten dieſer beyden Beziehungen, — das Urtheil aber über die Wohlthätigkeit der Handlungen, nach der zweyten Beziehung gefällt wird. Denn warum kann es anders löblich und der moraliſchen Billigung würdig ſeyn, ſchicklich und anſtändig zu handeln, auch wenn nichts Gutes weiter dadurch bewirkt wird, als weil es vorausſetzt, der Menſch, welcher ſo handelt, habe Vernunft und richtige Beurtheilungskraft, nebſt allen den löblichen Eigenſchaften, ohne welche jene beyden höhern Vorzüge nicht Statt finden.

Daß aber die Wohlthätigkeit der Handlungen aus ihren Wirkungen erkannt wird, iſt ſo klar, daß es unnöthig iſt, ein Wort deswegen zu verlieren.

Es bleibt alſo noch die dritte Claſſe der gebilligten, oder ſittlich guten Handlungen übrig, welche es weder ihres Urſprungs noch ihrer Folgen wegen, ſondern um der Nützlichkeit der Regel willen ſind, nach welcher ſie geſchehen. Dieſe Urſache der Billigung läßt ſich aus keiner der beyden obigen Beziehungen herleiten. Es muß alſo wahrſcheinlich eine dritte geben, die es uns obliegt aufzuſuchen.

Und in der That ſcheint ſich mir eine ſolche Beziehung zu zeigen: wenn ich bedenke, daß, wenn der Menſch zu derjenigen Ausbildung ſeines

Weſens gelangen ſoll, bey welcher allein ſeine geiſtigen und ſittlichen Vorzüge ſichtbar werden, und ſich in ſeinen Handlungen ausdrücken können; — wenn er zu wohlthätigen Handlungen Gegenſtände und Gelegenheiten haben ſoll: er nothwendig in Geſellſchaft mit ſeines gleichen, und zwar in einer bürgerlichen Geſellſchaft leben müſſe. Wenn alſo gewiſſe Handlungen von ihm, abgeſehen davon, ob ſie den Adel ſeiner Natur ausdrücken, oder ob ſie unmittelbar Gutes ſtiften, dazu nothwendig ſind, den geſellſchaftlichen Zuſtand überhaupt, oder den bürgerlichen insbeſondere aufrecht zu erhalten: ſo werden auch dieſe Handlungen als ſittlich gut, und in einem beſondern Grade als Pflicht angeſehen werden müſſen. Sie ſind nähmlich die unentbehrlichen Vorausſetzungen zur Ausübung aller andern, — größtentheils angenehmern Pflichten; und haben daher die Neigungen oft mehr wider ſich, als dieſe. Es gehört ein größerer Selbſtzwang dazu, wenn man immer gerecht, als wenn man, bey natürlich gutem Herzen, wohlthätig ſeyn ſoll.

Um nun die Geſellſchaft unter den Menſchen überhaupt aufrecht zu erhalten, ſind die Regeln der Gerechtigkeit und des Eigenthums, und ihre ſtrenge Beobachtung in allen Fällen nothwendig. Und wenn die Menſchen in einer bürgerlichen Geſellſchaft leben ſollen: ſo iſt eine Staatsverfaſſung, es iſt ein Regent, es ſind poſitive Geſetze nöthig, denen der Bürger unbedingt gehorchen muß, auch wenn er bey deren Ausübung, weder ſeiner eignen Vernunft und ſittlichen Vollkommenheit gemäß zu handeln, noch etwas Gutes dadurch zu ſtiften glaube.

Ich würde geneigt ſeyn, dieſe dritte Beziehung der Handlungen, woraus ihre Sittlichkeit beurtheilt werden ſoll, die Beziehung derſelben auf Ordnung zu nennen: aber ich ſehe wohl ein, daß auch dieſe Benennung den Begriff nicht ganz erſchöpft, wenigſtens nicht deutlich genug ausdrückt.

Ordnung iſt indeß eine ganz eigne Sache. Sie iſt dem Menſchen in ſeinem ganzen Zuſtande, in allem, was ihn umgiebt, und in ſeinen Handlungen unentbehrlich: nicht ſowohl als Vollkommenheit, nicht als die Urſache guter Folgen; ſondern zum Theile, um ſeiner Schwäche und Unvollkommenheit zu Hülfe zu kommen. Er muß, z. B. ſein Zimmer aufgeräumt, er muß ſeine Bücher in Ordnung haben, wenn er etwas nützliches thun ſoll. Hätte er ſchärfere Sinne, oder ein getreueres Gedächtniß: ſo würde er alle ſeine Sachen, auch wenn ſie in einer unordentlichen Lage wären, erfinden.

So ſind im Hausweſen auch gewiſſe allgemeine Ordnungen und Regeln nothwendig, ob es gleich an ſich beſſer wäre, jeden einzelnen Fall auf der Stelle zu entſcheiden.

Auf gleiche Weiſe iſt es, in gewiſſer Abſicht, mit dem Staate, deſſen Verfaſſungen und Geſetzen beſchaffen. Sie ſind immer unentbehrlich, aber ſie ſind nicht in jedem einzelnen Falle nützlich. Und doch darf der Bürger ſich, im gewöhnlichen Zuſtande der Dinge, nicht mehr herausnehmen, über ihre Nutzbarkeit zu urtheilen: ſondern er muß ſie ihrer Unentbehrlichkeit wegen reſpectiren.

Aber hier, ſehe ich allerdings, komme ich auf einen ungewiſſen und ſchlüpfrigen Theil meines Weges.

Wenn dieſe Ordnungen, — wenn die Staatsverfaſſungen und Geſetze von höhern Weſen gemacht würden: ſo müßten wir uns ihnen allerdings unbedingt und auf immer unterwerfen. Aber ſie werden ſelbſt von Menſchen gemacht, und müſſen auch durch Menſchen vervollkommnet, und von Zeit zu Zeit verbeſſert werden.

Es giebt alſo zwey Pflichten des Bürgers, in Abſicht jener Ordnungen: — Pflichten die einander gewiſſer Maßen entgegen ſind, und zuweilen in eine fürchterliche Colliſion kommen.

Er hat die Pflicht, jene Ordnungen machen zu helfen und zu ihrer Vollkommenheit beyzutragen.

Er hat zweytens die Pflicht, dieſen Ordnungen, wenn ſie einmahl feſtgeſetzt ſind, unbedingten Gehorſam zu leiſten, und nichts an ihnen zu verändern: damit ſie diejenige Feſtigkeit bekommen, welche nur die Zeit ihrer unveränderten Dauer, und die durch mehrere Menſchenalter ununterbrochne Gewohnheit, ihnen zu gehorchen, geben kann.

Jene erſte Pflicht des Bürgers, — das, was auch bey der Errichtung einer neuen Colonie, oder in dem nie zu wünſchenden Falle einer gänzlichen Staatsreform, der Geſetzgeber zu thun hat; — was, in einem ruhig fortdauernden Staate, dem Regenten und allen Perſonen, welche unmerklich an der Verbeſſerung der Geſetze arbeiten können, — was endlich den Philoſophen obliegt, welche die Ideen dazu an die Hand geben ſollen: dieß alles tritt in die gemeine Reihe der Pflichten zurück, und muß nach eben den Gründen, wie alle übrigen, — nähmlich nach jenen beyden großen Beziehungen, rückwärts auf die Natur des Menſchen und vorwärts auf die Folgen, beurtheilet werden. Geſetze, welche gut ſeyn ſollen, müſſen, von der einen Seite, der Würde des Menſchen gemäß ſeyn, und den Charakter einer edlen, einſichtsvollen, gemäßigten, gerechten und tapfern Nation ausdrücken. Sie müſſen, von der andern, nützlich ſeyn und zur Erhaltung, zum Wohlſeyn und zur Veredlung der

Staatsbürger, und alles deſſen, was im Staate lebt, beytragen.

Die zweyte Pflicht des Bürgers hingegen, — das, was im gewöhnlichen Laufe der Dinge der ſtille und arbeitſame Bürger, in Abſicht der Verfaſſungen und Geſetze ſeines Vaterlandes, zu thun hat, iſt eine eigne Art der Pflichten: — es iſt die Pflicht, ſich jenen Ordnungen, bloß der Ordnung, — nicht ihrer innern Güte wegen, zu unterwerfen; es iſt die Pflicht, Autoritäten zu ehren und Geſetze zu beobachten, von denen man weder einſieht, daß ſie vernünftig, noch daß ſie nützlich ſind, bloß in der Abſicht, um das Anſehen der Obrigkeiten und der Geſetze aufrecht zu erhalten, ohne welche keine bürgerliche Geſellſchaft, und alſo keine Bildung des Menſchen, keine Tugend, beſtehen kann.

Wie nun dieſe beyden Pflichten zu vereinigen ſind; welchen Perſonen im Staate es vornehmlich obliegt, an der Verbeſſerung der Geſetze, mittelbar oder unmittelbar, zu arbeiten, und welche hingegen mehr verpflichtet ſind, einen unbedingten Gehorſam denſelben zu leiſten und weder zur Abänderung derſelben thätig mitzuwirken, noch ſelbſt ihre dahin abzielenden Ideen mitzutheilen; — ferner, in welchen Zeitpuncten es vernünftig und ſogar nothwendig ſey, an Reformen der Staats-Ordnungen zu denken, und in welchen ſich zu Aufrechterhaltung der ſchon vorhandenen, alle guten Bürger vereinigen müſſen: — dieſe Fragen eröffnen das Feld zu einer ſehr weitläuftigen Unterſuchung, welche zu meinem Zwecke nicht gehört. Hier wird es genug ſeyn, zur Aufhebung jener Colliſion, einige allgemeine Anweiſungen zu geben.

Erſtlich: die Errichtung der Staaten und die Nothwendigkeit einer ganz neuen Geſetzgebung iſt völlig außer unſerm Geſichtskreiſe: und die Pflichten, welche die Menſchen in dieſem Zeitpuncte zu erfüllen haben, fallen für uns gänzlich hinweg. Es iſt auch, nach allen bisherigen Erfahrungen, — (die neueſte, noch nicht geendigte, ausgenommen) eine völlig neue Geſetzgebung nur in der Kindheit der Welt, und bey dem Anfange der bürgerlichen Geſellſchaft möglich. Dieſe beſteht alsdann noch aus ſo wenigen Mitgliedern: daß ſie wirklich einander kennen und ſich mit einander verabreden, — daß ſie auch ihren Geſetzgeber kennen und für ihn eine perſönliche Liebe oder einen Enthuſiasmus bekommen, welche auch ſeine Geſetze in den erſten gefährlichſten Jahren unterſtützen, bis ſich die Gewohnheit denſelben zu gehorchen gebildet hat, oder ihre Nützlichkeit erprobt worden iſt.

Alle Geſetzgebungen, welche wir aus der Geſchichte kennen, — die Soloniſche und Lykurgiſche nicht ausgenommen, — ſind nichts anders, als Staatsreformen, Verbeſſerungen von Mißbräuchen, die ſich in die alten Geſetze eingeſchlichen hatten, und Vorkehrungen gegen Unordnungen der Zeit. Die neuen Geſetze haben ſich auch daher an die alten ſo nahe angeſchmiegt und ſo wenig in ihnen abgeändert, als möglich war.

Zweytens. Diejenigen neuen Geſetzgebungen, welche noch heute zu Tage möglich ſind, ſetzen indeß, auch wenn ſie gelingen, — wie man es von den beyden vorhin genannten und von der Staats-Umwälzung Englands im Jahre 1683 behaupten kann, — einen vorhergegangnen ſehr unglücklichen Zuſtand der Dinge, die äußerſten Unordnungen, oder wenigſtens die äußerſte Unzufriedenheit des Volks voraus. Denn die Menſchen hängen dergeſtalt aus Trägheit an ihren alten Geſetzen und Einrichtungen: daß faſt nie die Vernunft, ſondern nur die Leidenſchaft ſie zu großen Abänderungen in denſelben bewegen kann.

Es gehört alſo ſo wenig unter die Pflichten eines guten Menſchen und Bürgers, ſolche Staats-Reformen durch Aufregung der Unzufriedenheit des Volks, — auch gegen wirkliche Mißbräuche der Regierung, herbeyzuführen; daß er vielmehr, durch ſtille Ertragung manches ihn perſönlich treffenden Drucks, ſo viel er kann, dazu beytragen muß, dieſe Unzufriedenheit zu verhüten oder zu mildern. Es gehört ein gewiſſer, freylich nicht beſtimmbarer, Grad der erlittenen Uebel, — es gehört ein beſonderer Beruf dazu: wenn Perſonen berechtiget ſeyn ſollen, anders zu handeln; dieſer Beruf liege nun in der äußern Lage derſelben, welche ſie das Ganze der Mißbräuche beſſer überſehen läßt, oder er liege in ihren höhern Einſichten, welche ihnen die Hülfsmittel dagegen zeigten.

Drittens. Es iſt, um die Endzwecke des Staatsvereins zu erreichen, noch mehr an der Feſtigkeit der allgemeinen Ordnungen, als an ihrer Vollkommenheit gelegen. Es iſt eher möglich, daß eine Nation glücklich ſey, welche eine fehlerhafte Verfaſſung hat, und gegen den Mißbrauch der Gewalt, von Seiten der Regierung und der höhern Stände, wenig geſichert iſt; aber ihre Geſetze und ihre Regenten liebt, und die Verbeſſerungen von der Zeit und dem guten Willen der Obern erwartet, als daß eine Nation es ſey, welche bey einer vollkommnern Verfaſſung ſtets unzufrieden iſt, und ſich nach neuen Abänderungen ſehnt.

Viertens. Es ſind daher ſowohl der Zeitpunkte, wo es nothwendig iſt, neue Ordnungen für die bürgerliche Geſellſchaft zu machen, als der Perſonen, welche dazu berufen ſind, dieſe Neuerungen vorzubereiten oder zu veranſtalten, ſo wenige: daß man dieß nur für die Ausnahme von der Regel, — für die Regel aller Zeiten und Bürger aber, im gewöhnlichen Zuſtande, anſehen kann, ſich den einmahl beſtehenden Ordnungen zu fügen, und der Ruhe ihres Vaterlandes manche ihrer ge rechten Klagen gegen die Regierung, und vielleicht auch manche ihrer guten Ideen über die Mittel ihrer Verbeſſerung aufzuopfern.

Fünftens. Viele Uebel, welche man der Verfaſſung und der Regierung Schuld giebt, rühren von der Unwiſſenheit oder dem Sittenverderbniſſe des Volks her. Viele Verbeſſerungen, welche die Freunde der Neuerungen bloß von großen Staats-Reformen erwarten, werden durch den Fortgang der Einſichten und die Verfeinerung der Sitten, nach und nach, von ſelbſt herbeygeführt.

Wie ſehr hat ſich der Geiſt der Verfaſſungen in den meiſten Europäiſchen Reichen geändert, auch wenn ihre geſetzlichen Formen nicht angetaſtet worden ſind! Das Verhältniß der verſchiedenen Stände gegen einander, welches in dieſen Verfaſſungen beynahe das drückendſte war, und bey allen Revolutionen mitgewirkt hat, kann im Weſentlichen ganz verſchieden von dem ehemahligen werden, ohne daß es nöthig ſey, die Nahmen, Titel und Wappen abzuſchaffen.

Die Däniſche Regierung iſt ſeit 1660, nach den geſetzlichen Formen, vollkommen despotiſch. Und doch iſt, vermöge des ſanften Geiſtes der Nation, keine Regierung gelinder: und keine iſt, ſeit einem Menſchenalter, ihrem Lande wohlthätiger geweſen.

Niemand, welcher das Glück hat, unter dem Preußiſchen Scepter zu leben, wird jene Art der Freyheit, beym Reden und Handeln, vermiſſen, welche ein vernünftiger Menſch und ein ruhiger Bürger nur fordern kann. Und doch ſind dieſe Freyheiten nicht durch Geſetze und durch Einſchränkungen des Monarchen geſichert. Sie ruhen aber auf der weit feſtern Baſis, auf den Einſichten und Sitten der Nation, welche auch am Hofe herrſchen, und auf Fürſten und Miniſter unwiderſtehlichen Einfluß haben.

Es iſt daher die Pflicht des Privatbürgers in ruhigen Zeiten, es iſt die Ausübung der Tugenden der Klugheit und Mäßigung: daß er mehr an der Erweiterung derjenigen Kenntniſſe und an der Verbreitung derjenigen Tugenden arbeite, welche zuletzt auch Hof und Regierung, und die Staatsverfaſſung ſelbſt, verbeſſern: als daß er die Abſichten ſeiner Gemeinnützigkeit und ſeines Patriotismus unmittelbar auf die letztere richte.

Die Wiſſenſchaft der Regierungskunſt, beſonders der Staatswirthſchaft, iſt in den neuern Zeiten mit ſolchem Glücke cultivirt, und ſie iſt dadurch zu einem ſo wichtigen Theile der Philoſophie gemacht worden: daß den Philoſophen weitere und tiefere Forſchungen hierin zu unterſagen, für die Wiſſenſchaften überhaupt und die Cultur des Geiſtes eben ſo ſchädlich, als dem Wohle der Staaten entgegen wäre. Indeß werden beſcheidne und friedliebende Gelehrten weit lieber dieſe Gegenſtände im Allgemeinen, als in Rückſicht auf den Zuſtand der Dinge in ihrem Vaterlande, unterſuchen. Von dem letztern ſind ſie ſelten genau unterrichtet, um nicht zuweilen die Thatſachen irrig vorzuſtellen. Und ein ſolcher Irrthum benimmt ihrer Schrift in den Augen der Machthaber allen Credit, oder giebt ihnen wenigſtens den Vorwand, ihre Belehrungen verdächtig zu machen. Es miſchen ſich überdieß, ſobald der Schriftſteller auf das Beſondere und Gegenwärtige kommt, entweder bey ihm ſelbſt, oder doch bey ſeinen Leſern, Leidenſchaften ein, welche der Reinheit und Unparteylichkeit ihres Urtheils Eintrag thun. Wenn er indeß auch von den Mißbräuchen der Regierung und von den Fehlern der Recht und Finanz Verwaltenden in ſeinem Lande vollkommen unterrichtet, und ohne Leidenſchaft und perſönliches Intereſſe dabey iſt: ſo wird er doch beſſer thun, jene Mißbräuche dadurch zu rügen, daß er das Bild einer gerechten und wohlthätigen Regierung aufſtellt, und dieſen Fehlern dadurch entgegen zu arbeiten ſucht, daß er die Grundſätze des Rechts oder der Staatswirthſchaft, welche beleidiget worden ſind, in ein deſto helleres Licht ſetzt; als unmittelbar jene oder dieſe vor die Augen des Publikums zu bringen und vor denſelben zu beſtreiten.

Endlich ſechstens. Es wird durch die Erfahrung aller Zeiten, und am meiſten durch die der unſrigen, gezeigt: daß, je größer und zahlreicher die Nationen werden, deſto weniger große Staats-Reformen in denſelben ohne Blutvergießen und bürgerliche Kriege geendiget werden können. Und dieß aus einer zwiefachen Urſache.

Erſtlich, bilden ſich bey jeder großen Veränderung, die in der Verfaſſung und den Geſetzen vorgeht, — ſey ſie im Ganzen noch ſo wohlthätig, — zwey Parteyen, wovon die eine durch die neue Einrichtung gewinnt, die andere verliert: und an jede derſelben ſchließt ſich eine Menge Perſonen an, bey welchen keines von beyden Statt findet, die aber in den öffentlichen Verwirrungen ihre Privat-Abſichten durchſetzen wollen. Dieſe Parteyen führen mit einander, — zuerſt um die Sache, und dann um ihre Oberherrſchaft, Krieg, und ſie führen denſelben mit einer Wuth und Erbitterung, wovon man in Kriegen mit Auswärtigen kein Beyſpiel hat.

Dieß begreife ich: denn die Gegenſtände, welche bey bürgerlichen Kriegen auf dem Spiele ſtehen, ſind für den einzelnen Bürger, und beſonders für den gemeinen Mann, weit wichtiger, als die, welche bey auswärtigen Kriegen beabſichtiget werden. Daß aber der Haß gegen einen Feind, welcher nur der Feind meiner Partey iſt, und mich ſelbſt nie perſönlich beleidiget hat, bitterer werden, und größere Grauſamkeiten veranlaſſen könne, als derjenige Haß, welcher auf eigenes erlittenes Unrecht gegründet iſt: dieß hätte ich nicht für möglich gehalten, wenn die Geſchichte der Revolution in Frankreich, mich es nicht ſo augenſcheinlich gelehrt hätte.

Die zweyte Urſache, warum weitläuftige Staaten, bey allen Reformen, welche ins Große gehen, unausbleiblich zerrüttet werden, iſt: daß diejenigen Claſſen, deren Zuſtand durch die Reformen verbeſſert wird, nie mit den erlangten Vortheilen zufrieden ſind, ſondern nun erſt anfangen, noch größere zu begehren, — ſolche, welche mit der Natur der Dinge und mit der Natur des Staats-Vereins nicht beſtehen können. Werden ihnen nun dieſe neuen Forderungen verſagt: ſo empören ſie ſich gegen die neue Einrichtung der Dinge, und müſſen von den neuen Reformatoren mit Gewalt und mit dem Schwerte zur Ruhe gewieſen werden. Werden ihnen aber ihre Forderungen zugeſtanden: ſo entſteht daraus eine Auflöſung aller Verhältniſſe des Staatsgebäudes und eine völlige Anarchie.

Da nun mit einem Bürgerkriege nicht nur unabſehliches Elend, ſondern auch die Vernichtung aller Sittlichkeit bey einem Volke verbunden iſt: ſo ſind in alten und volkreichen Staaten, dergleichen die meiſten Europäiſchen ſind, alle, auch noch ſo wahre, ſelbſt die nothwendig ſcheinenden Verbeſſerungen, wofern ſie ins Große gehen, und ganze Claſſen, beſonders die unaufgeklärten Claſſen des Volks, aus ihrem gewöhnlichen Zuſtande herausreißen, und mit neuen Hoffnungen und Ausſichten beleben, nie plötzlich und mit einem Mahle zu unternehmen und auszuführen, und jeder, die Ruhe ſeines Vaterlands liebende, Bürger wird alles vermeiden, was ſolche große Reformen auch nur von weitem herbeyführen könnte. Er wird aber deſto unabläſſiger in ſeinem Wirkungskreiſe, an kleinen Verbeſſerungen, durch Beyſpiel und Unterricht arbeiten: welche, wenn Viele im Staate mit ihm in gleicher Abſicht geſchäftig ſind, große Reformen ohne Erſchütterung im Staate hervorbringen.

Alte Staaten können, ſo wie alte Körper, auch bey wirklichen Krankheiten, nicht, ohne die größte Gefahr, durch heroiſche Mittel geheilt werden. Die beſte Curart für ſie, iſt, wenn der leidende Theil ſo unmerklich verbeſſert wird, daß er die Veränderung, indem ſie geſchieht, kaum gewahr wird, und doch am Ende derſelben den verbeſſerten Zuſtand empfindet.

Alles vereiniget ſich alſo dahin, uns die Pflichten der allgemeinen Gerechtigkeit, und die, welche auf die Verfaſſungen und Geſetze der Staaten gehen, als eine eigne Claſſe von Pflichten vorzuſtellen, bey welchen zunächſt weder auf Schicklichkeit und Vernunftmäßigkeit der Handlung, noch auf ihre Nützlichkeit, ſondern nur auf die Sicherung und Befeſtigung derjenigen Ordnung der Dinge geſehen wird, in welcher es allein den Menſchen möglich iſt, zu einer Ausbildung ihres Geiſtes und zu ſittlicher Vollkommenheit zu gelangen.

Die Geſetze der Gerechtigkeit ſind durchaus unabänderlich, obgleich die Kenntniß des Rechts bey uns ſich verbeſſern kann. Die Veränderungen in den Geſetzen und Verfaſſungen der Staaten ſind nur in ſehr ſeltnen Fällen, und in unſern Tagen nur dann erlaubt, wenn ſie ſtufenweiſe und ohne Störung der öffentlichen Ruhe geſchehen.

Wenn wir nun einen Rückblick auf alle die verſchiedenen Urſachen der moraliſchen Billigung werfen, welche unſer zweytes Princip angiebt: ſo werden wir den Inbegriff der menſchlichen Pflichten ungefähr in folgende kurze Regeln zuſammen faſſen können.

1. Handle ſo, daß du in deiner Aufführung als ein vernünftiger und edler Mann erſcheineſt, und daß der Charakter eines einſichtsvollen, ruhigen, menſchenliebenden und kraftvollen Geiſtes dadurch ausgedrückt werde. Wenn dieſe Art zu handeln in einzelnen Fällen, auch in Abſicht auf ihre Folgen, unbedeutend iſt: ſo iſt es doch für dich wichtig, deiner ſelbſt würdig gehandelt zu haben.

2. Handle ſo, daß du in deinem Wirkungskreiſe zur Erhaltung, zum Wohlſeyn und zur Vervollkommnung aller lebendigen Weſen, in eben den Graden, als ihre Natur ſelbſt erhaben und vortrefflich iſt, beyträgſt. Der Menſch muß alſo dein erſtes Augenmerk ſeyn. Und das Beſte, welches du bey demſelben befördern kannſt, fängt bey dem Vergnügen der Sinne und der Geſundheit des Körpers an, und endiget ſich mit der Veredlung des Geiſtes und Herzens. Aber auch die Thie-

re und die Pflanzen ſind deiner Pflege empfohlen, ob ſie gleich deine Aufmerkſamkeit weniger beſchäftigen dürfen. Wenn du indeß, aus reiner Liebe gegen die Natur, ein Thier pflegeſt oder eine Pflanze begießeſt; ſo thuſt du etwas Gutes.

3. Handle ſo, daß du die allgemeinen Ordnungen, ſowohl die der menſchlichen Geſellſchaft überhaupt, als die der bürgerlichen ins beſondere, nicht ſtöhrſt oder wankend macheſt; ſelbſt dann, wenn du ſie weder mit deiner Vernunft genau übereinſtimmend noch nach deinen Erfahrungen nützlich findeſt: Denn zu jeder Art der Sittlichkeit iſt es noch weit nothwendiger, öffentliche Ruhe und Sicherheit zu genießen, als vollkommene Geſetze zu haben.

Chriſtian Garve's

Vertraute Briefe

an

eine Freundin.

Leipzig,
bey P. Phil. Wolf und Compagnie.
1801.

[illegible]ECA
A.
[illegible]I.SIS.

Vorrede des Herausgebers.

Die Freundin Garve's hat bey der Herausgabe dieſer Briefe keine andere Abſicht, als mit allen Freunden und Verehrern des guten Mannes ein kleines, ihr ſehr theures Erbtheil von ihm zu theilen. Daß dieſer Gedanke ihrem eignen Herzen und ihrer Geſinnung gegen ihren verſtorbenen Freund wohlthun, iſt ſie gern geſtändig. — So wenig auch Garve's gelehrter Nachlaß dadurch um ein Bedeutendes vermehrt werden mag, ſo kann doch auch der Gelehrte ſich wohl dieſer Briefe freuen; er ſieht in ihnen den Geiſt blühen, von dem er die Früchte kennt und ſchätzt. Was man von Schriftſtellern nicht heraus geben muß, ſind taube Blüthen und unreife Früchte; von einem philoſophiſchen Geiſte iſt die Blüthe ſo angenehm, als die Frucht ſtärkend; und wenn ein Mann etwas geworden iſt — dann wird der Welt die Frage intereſſant: wie wurde er es? — Dieſe Briefe enthalten vielleicht manche intereſſante Data zur Beantwortung der Fragen: Wie war Garve, der Jüngling? — Wie früh war ſein Geiſt gereift, gefaßt, in ſich gegründet? — Wie wurde Garve, der Mann? — Wie entwickelte ſich der Plan ſeines Lebens? — Wie wurde Garve, der Schriftſteller? — — Dieſe Briefe ſind unmittelbar vor ſeiner Bearbeitung des Cicero geſchrieben, und man kann ſie in mehr als einer Hinſicht als einen Eingang in ſein öffentliches ſchriftſtelleriſches Leben anſehen.

So viel für diejenigen, die in dieſen Briefen Garven, den Gelehrten, ſuchen. Dieſe und alle gute Menſchen, denen dieſelben in die Hände kommen, mögen ſich freuen — dieß iſt der lebhafteſte, ja ich kann wohl ſagen, der einzige Wunſch der Herausgeberin, ihren Freund hier in den erſten, reinſten, natürlichſten Verhältniſſen des Lebens zu ſehen, Garven, den Sohn, — den Freund — und den Menſchen. — Hier kann ihn der Gute lieben, der den Gelehrten nicht kennt; und gern wird vielleicht der Gelehrte ſein philoſophiſches Werk einen Augenblick hinlegen, um mit dem menſchlichen Verfaſſer deſſelben einige Zeit im Zirkel ſeiner Familie, ſeines Jugendlehrers, und ſeiner Freunde, zuzubringen.

Dieß ſind die Gedanken der Freundin Garve's bey der Herausgabe dieſer Briefe, nach welchen ſie wegen derſelben von dem Publikum beurtheilt zu werden wünſchen muß.

Vertraute Briefe

an

eine Freundin.

Erſter Brief.

Dienſtags Nachmittags um 3 Uhr,
den 11. May, 1767.

Endlich bin ich wieder bey Ihnen, und vergeſſe in dieſem Augenblicke alle die Schwermuth, den Verdruß, und die Langeweile, die ich ſeit unſerer Trennung ausgeſtanden habe. Wir haben es uns hundert Mal geſagt, daß die empfindlichen Herzen mehr zum Leiden als zur Freude gemacht ſind. Und wenn ich der Sympathie, die alle unſere Neigungen einander ſo gleich gemacht hat, trauen darf, wenn meine Empfindungen den Ihrigen ähnlich waren, ſo ſind Sie dieſe drey Tage über nicht glücklich geweſen. Zuerſt eine mehr ſüße als unangenehme Schwermuth, aber bald darauf eine finſtere und traurige Melancholie, die alle Ideen der Seele in ihre Farbe kleidete, und ſelbſt der Hoffnung nicht zuließ, ſie zu tröſten.

Ich finde, daß ich gemeiniglich in dem Augenblicke, wenn mir ein Unglück widerfährt — und unſere Trennung halte ich für eins — mehr beſtürzt als traurig bin. Die Geſchwindigkeit, mit welcher es mich überraſcht, benimmt mir die Fähigkeit darüber nachzudenken. Ich werde einiger Maßen fühllos, ich erſtarre. Aber wenn mein Gemüth wieder ruhig genug iſt, die Größe und die Folgen des Uebels zu überlegen; wenn es ſich die Scenen des Vergnügens wieder vorſtellt. deren es jetzt beraubt iſt; wenn es von da ſich zu den künftigen Ausſichten wendet; dann wird erſt ſein ganzes Gefühl rege, und alle ſeine Kräfte vereinigen ſich bloß dazu, es in der Traurigkeit zu unterhalten.

Ich bin Ihnen noch ſo nahe, und es ſcheint mir eine unermeßliche Entfernung zu ſeyn. Und doch werde ich Ihnen in einem halben Jahre nicht näher kommen, — vielleicht niemals. Aber laſſen Sie mich dieſe unglückliche Furcht unterdrücken. Ich ſehe Sie wieder . . . . Mein Herz iſt mir dafür Bürge, das der Himmel nicht umſonſt mit dem Ihrigen ſo ſympathetiſch gemacht hat. Selbſt unter einem entfernten Himmelsſtriche würde ich Sie geliebt haben, ohne Sie zu kennen, — eine Perſon, die Ihnen ähnlich wäre, eine zweyte Wilhelmine. Und nun, da uns die Vorſicht zuſammen gebracht hat, da wir uns haben kennen lernen müſſen, da wir dieſen geheimen Zug der Aehnlichkeit in uns entwickelt, unſere Seelen gegen einander gehalten, und ſie ſo ähnlich gefunden haben, als zwey freundſchaftliche Seelen ſeyn müſſen; da wir überzeugt worden ſind, daß dieſes höchſte Geſchenk der Gottheit, die Freundſchaft; für unſere Herzen gemacht iſt: nun ſollten wir einander auf immer verlaſſen? um wieder in der Welt nach einer uns verwandten Seele zu ſuchen und zu ſeufzen, und ſie vielleicht nicht zu finden.

Sie ſehen, ich ſchreibe ſtolz. Ich nenne mich keck Ihren Freund; und zwar in der hohen Bedeutung, in welcher dieſes Wort nur ſelten gebraucht wird. Aber wen ſollte auch Ihre Gütigkeit nicht ſtolz machen. Mein

Herz iſt noch von derjenigen gerührt, die Sie mir den letzten Tag erwieſen haben. Wie oft habe ich mir nicht die Auftritte dieſes Tages von meiner Einbildungskraft wieder vorſpielen laſſen! Und immer verweilte ich mich bey dem Augenblicke, wo ich in einer Beſtürzung, die mich von meinen Bewegungen nicht mehr Herr ſeyn ließ, meinen Huth ſuchte, und Sie mir das unerwartete Vergnügen ankündigten, daß ich noch einen halben Tag länger bey Ihnen ſeyn könnte. Niemals hat man eine freundſchaftlichere Gefälligkeit zu einer gelegenern Zeit gethan, zu einer ſo gelegenen Zeit, daß ich Ihnen die Grauſamkeit vergebe, daß Sie mich die Angſt des Abſchieds haben zwey Mal empfinden laſſen.

Ich ſollte Ihnen nun meine Reiſe beſchreiben. Ich wollte ſie Ihnen beſchreiben. Ich habe jede Kleinigkeit bemerkt, von der ich hoffte, daß ſie entweder einer kleinen Satyre fähig wäre, oder, durch Ihre freundſchaftliche Theilnehmung an allem was mich betrifft, Ihnen wichtig ſeyn könnte. Ich hatte in meinen Gedanken eine ganz kleine Sammlung von ſolchen Zügen, und ſchon dachte ich mit

Eitelkeit an die Reiſebeſchreibung, die ich daraus zuſammenſetzen wollte. Aber dieſes war noch in der erſten Zeit, wo der Einfluß Ihrer noch nicht längſt verlornen Gegenwart meiner Seele noch Muth und eine gewiſſe Munterkeit erlaubte. Aber ſeit dieſem Zeitpunkte ſind alle jene Ideen weggewiſcht worden. Der Schmerz hat ſie alle ſo einförmig gemacht, daß ich ſie nicht ohne Mühe, und gewiß ohne Anmuth aus ihrer Dunkelheit hervorziehen würde. Alſo will ich Ihnen nur kurz ſagen, daß ich meine Reiſegeſellſchaft nicht genauer kennen gelernt habe, als wir ſie im Wirthshauſe ſchon kannten, ausgenommen, daß der Macedonier ein großer Schläfer war, den ich herzlich beneidete, durch die ärgſten Stöße niemals in ſeiner Ruhe geſtört zu werden; daß der Herr Magiſter ſehr wenig ſprach, und daß dieſes Wenige alle Mal etwas kraftloſes und langweiliges war; daß mein Nachbar ein Kaufdiener, und noch ein vierter ein Dreßdner war.

Ich ſelbſt habe den Poſtwagen in W*** verlaſſen. In der That war es beynahe eine Unbeſonnenheit, die ich beging. Die Sache war ſo. Der Poſtwagen war auf das erſchrecklichſte befrachtet. Eine Menge Geldfäſſer und anderer ſchwerer Waren! Vier elende und abgetriebene Pferde würden ihn mit Mühe und Noth bey dem beſten Wege gezogen haben. Aber dieſer war entſetzlich. Aus einem Loch ins andere! Ich ſtieg drey bis vier Mal ab. Ich ging zu Fuß. Aber ſo oft ich wieder aufſtieg, verſchlechterte ſich alle Mal der Weg. Das Gewicht des Wagens machte, daß er bey jedem Abhange ſehr ſtark ſchwankte; wir waren zwey Mal in der größten Gefahr geweſen, umzuwerfen. Endlich bemächtigte ſich die Furcht meiner. Ich dachte an den ſchrecklichen Fall bey B * * * werda. Ich fuhr beſtändig in Angſt. Wir erreichten endlich W * * *. Einer von der Geſellſchaft, eben der Dreßdner, der eben ſo furchtſam wie ich war, nahm hier Extrapoſt für ſich bis H * * * * burg. Ich entſchloß mich, ihm Geſellſchaft zu leiſten. In der That war es unüberlegt: denn ich hatte mit genauer Noth ſo viel Geld bey mir, als nöthig war; und meinen Koffer hatte ich auf der ordinären zurück gelaſſen.

Wir kamen um 9 Uhr nach H * * * burg. Ich fand keinen Menſchen aus G * * * * dorf. Man erwartete mich erſt Montags. Ich wußte alſo von neuem nicht, wie ich nach G * * * * dorf hinüber kommen ſollte. Ich erwartete erſtlich die ordinäre Poſt, um meinen Koffer zu haben. Ich ganz allein, in der Poſtſtube, wo ein durch die jetzigen Meßexpeditionen abgematteter Poſtſchreiber auf einem Stuhle ſchlief, bey einem kleinen einſamen Lämpchen, hatte alle mögliche Zeit zur Schwermuth. In der That brachte ich die Stunden höchſt traurig zu. Endlich kam mein Koffer. Ich nahm noch einmal Extrapoſt nach G * * * * dorf. Hier kam ich um 11 Uhr an. Meine Freunde, oder vielmehr mein Freund, der eben zu Bette gehen wollte, empfing mich liebreich.

Hier l[illegible] ich nun nicht mit der düſtern Melanchol[illegible] die durch die Einſamkeit genährt wird, aber in einem gewiſſen Tiefſinn, den man mir auch anmerkt. Ich habe kaum dieſen Augenblick finden können. Man ruft mich ſchon etliche Mal, und ich muß nothwendig den Brief endigen, ob ich gleich nicht den hunderten Theil von dem geſagt habe, was ich Ihnen ſagen wollte. Was für eine elende, unvollkommene Art der Unterredung iſt doch ein Brief! Gott ſegne Sie. Von ganzem Herzen

der Ihrige.

Zweyter Brief.

G * * * dorf, den 28. May,
1767.

Ich reiſe dieſen Augenblick von hier nach H * * * * burg. Dort erwarte ich Hr. M. . und mit ihm — das angenehmſte, was ich in meinen gegenwärtigen Umſtänden erhalten könnte, Ihre eigne Gegenwart ausgenommen.

Ich fange an, das Leben als eine lange und oft beſchwerliche Reiſe anzuſehen, auf der wir von einem höhern Führer geleitet werden.

Von Zeit zu Zeit kommen einige angenehme Ruheplätze, wo wir uns nur erholen ſollen und wo wir ganz und gar zu wohnen wünſchen. Ihr Haus und ihre Geſellſchaft war einer von dieſen. Ich fing ſchon an in demſelben zu vergeſſen, daß ich bloß zur Fortſetzung meiner Reiſe geſtärkt werden ſollte. Es kommt der füchterliche Befehl zum Aufbruche. Ich verlaſſe in einer Art von Betäubung den angenehmen Aufenthalt. Endlich kommt meine Empfindung wieder; aber nur um mich meinen Verluſt fühlen zu laſſen. Lange, lange ſehe ich mit einer zaudernden Sehnſucht nach dem gewünſchten Orte zurück, indeß ich mich immer mehr von ihm entferne. Dort, dort, ſage ich, iſt meine Freundin, und ich reiſe nach der entgegenſtehenden Gegend. *Von einem unbefriedigten Verlangen zu[illegible] Schwermuth iſt nur ein einzige[illegible] Schritt.* Endlich verlieren ſich alle dieſe ſchmerzhaften Ideen in dem Gedanken an meinen großen und gütigen Anführer. Er iſt zugleich der Führer meiner Freundin. In ihm, unſerm gemeinſchaftlichen Vater, vereinigen ſich wieder unſere Seelen, wenn ſie auch durch noch ſo weite Entfernungen von einander getrennt ſind. So iſt der Schmerz oft unſer Lehrer: und eine menſchliche Seele, die niemals traurig geweſen wäre, müßte gewiß laſterhaft ſeyn.

Die Pferde ſind angeſpannt, alles iſt fertig. Ich ſchreibe mitten unter dem Geräuſch. — Ich bin unaufhörlich

der Ihrige.

Dritter Brief.

G * * * den 3. Juni.

Fleuch, Brief, eile, ſo geſchwind wie meine Gedanken, um es meiner beſten Freundin zu ſagen, daß ich meine Reiſe überſtanden; daß ich meine Mutter wieder geſehen habe; und daß ich mich doch über beydes nur halb ſo ſehr freue, als wenn ſie mit daran Theil nähme.

O meine gefühlvolle Freundin, was wäre das für eine Scene für Sie geweſen, da ich meine Mutter wieder ſah. Denken Sie nur. Sie wußte nicht ein Wort davon, daß ich Sonntags [illegible]mmen würde. Der Himmel hatte ſogar zu meinem Glück den Brief unrichtig gehen laſſen, worin ich es Ihr von G * * * * dorf aus meldete. Sie war den Tag zuvor mit meinem alten Lehrer (den Sie ſchon kennen und hochſchätzen) dem Hrn. Ringeltauben, vom Lande herein gekommen.

Die Wiederkunft in die Stadt hatte den Schmerz über den Verluſt der liebenswürdigſten Tochter wieder aufgeweckt. Meine Reiſe war ihr ein neuer Kummer. Eine Menge von andern unangenehmen Umſtänden hatte ihr Gemüth für das Vergnügen verſchloſſen. Sie ſtand am Fenſter in einer bekümmerten und traurigen Stellung. Zu eben der Zeit komme ich an. Ich ſteige bey einem fremden Hauſe ab. Ich fliege mit einer gewiſſen Art von ängſtlicher Eile über die Straßen. Ich komme an das Haus meiner Mutter, ohne daß mich ein Menſch gewahr wird, die Treppe hinauf, fort, fort, bis an das Zimmer meiner Mutter. Ich eröffne die Thüre mit Zittern. In dieſem Augenblicke ſehe ich meine Mutter mit ausgebreiteten Armen auf mich zufliegen. — Mein Sohn, mein allerliebſter Sohn, du biſt es! — Ihre Thränen erſticken das übrige.

Ich war völlig ſprachlos. Ich küßte alle, die in der Stube waren, ohne ihnen ein Wort zu ſagen. Ich ging, wie ein Menſch in der Irre, von einem zum andern herum, ohne zu wiſſen, wer um mich war, und was in mir ſelbſt vorging. Endlich fingen die Thränen an zu fließen. Mein Herz wurde leichter. Meiner Mutter ihres auch. Ein ſanfter und ſtiller Schmerz über die Abweſenheit einer Perſon, die ich bey einem ſolchen Auftritte am liebſten würde gegenwärtig geſehen haben, vermiſchte ſich mit unſerer Freude, und brachte eine gewiſſe ſtille, aber nicht verdrießliche Schwermuth hervor, die unter allen Zuſtänden der Seele vielleicht der angenehmſte iſt, und den ſie am längſten aushalten kann.

O meine gütigſte Freundin! Ich habe noch nicht alles gewußt, was ich an meiner Couſine verloren habe. Die liebenswürdigſte Geſtalt, ein richtiger und durchdringender Verſtand, ein ſicheres und feines Gefühl, Adel und Hoheit in den Empfindungen, Unſchuld und Tugend im Herzen; das waren die Vorzüge, die jeder an ihr kannte, und jeder, der für Vollkommenheiten von dieſer Art Augen hat, hochſchätzte. Aber ſie war für mich noch mehr. Sie war die einzige Freundin, der Troſt und die Stütze meiner Mutter, das Band unſerer Familie, die Hoffnung und die

Belohnung eines Freundes, den ich verehre, und der in ihr ſein Glück würde geſunden haben. Denken Sie, was ich dabey fühlen muß, wenn man mir noch die letzten Beweiſe ihrer Gewogenheit gegen mich erzählt, ihren Wunſch, mich wieder zu ſehen, ihre Freude bey der Hoffnung von meiner nahen Zurückkunft. Iſt denn alles, was gut und vortrefflich iſt, nur beſtimmt, zu leiden und zu ſterben?

Schon fange ich an, für Sie ſelbſt zu fürchten. Eine ſo gute, rechtſchaffene Frau, eine ſo zärtliche Freundin, eine ſo verſtändige Mutter, iſt vielleicht nur ein Darlehn, kein Geſchenk, das der Himmel der Erde macht. Werden Sie ja wieder geſund, oder Sie machen mich ganz melancholiſch. Ich bin es ohnedieß ſchon halb; meine Mutter kränklich, von Schmerz und Kummer verzehrt; mein Onkel ſeiner geliebteſten Tochter beraubt; meine übrigen Freunde theils zerſtreut, theils unglücklich: iſt das nicht mehr als genug, ſelbſt ein hartes Herz zu beunruhigen? —

Sie ſehen, ich habe Ihre Briefe erhalten. Einen durch Hrn. M.., den andern geſtern mit der Poſt. Sie ſind die angenehmſte unter meinen Ergötzungen geweſen. Was meynen Sie wohl? Herr M.. gab mir ihn erſt in Stauchitz. Bis dahin ſagte er nicht ein Wort, daß er einen Brief von irgend einem Menſchen hätte. Glauben Sie nicht, daß mich dieſe fehlgeſchlagene Hoffnung, einen Brief von Ihnen zu bekommen, den Weg über ſehr unruhig machte? Und doch fürchtete ich mich zu fragen, weil ich den Zweifel für beſſer hielt, als einer unangenehmen Sache gewiß zu ſeyn. Endlich wagte ich es, ihn ganz leiſe zu fragen, ob er von Niemand Briefe hätte. Ja, ſagte der Menſch ganz gelaſſen, ich habe einen von * * *. Was iſt doch der Mann für eine Schlafmütze, dachte ich. Geſchwind, geſchwind her mit dem Briefe! — Aber was iſt denn das für eine Dame, die an Sie ſo zeitig ſchreibt? — Eine gute Frau, eine recht ſehr gute Frau! Aber geben Sie mir den Brief her. Nun denken Sie ſich das übrige. —

Den Augenblick kommt man, und ſagt, daß die Poſt abgeht, und ich meine Briefe würde hier behalten müſſen. Ums Himmelswillen, mein lieber Poſt-Sekretär, wenn ich Euch jemals eine ſolche Freundin, wie ich habe, wünſchen ſoll, ſo beſtellt dieſen Brief an die meinige!

Vierter Brief.

B * * * den 8. Juni.

Ungeachtet ich anfangs über die neue Einrichtung, die es Ihnen mit meinem Poſttage vorzunehmen beliebte, ein bischen murrete, ſo muß ich Ihnen doch jetzt ſagen, daß Sie es recht gut gemacht haben. Sie kennen die Theorie des Vergnügens. Sie wiſſen, wie nothwendig es ſey, ſeine Vergnügungen zu ſparen, um ſie recht zu genießen. Durch Ihre gegenwärtige Einrichtung haben Sie zwiſchen dem Vergnügen, von Ihnen Briefe zu bekommen, und dem beynahe eben ſo großen, Briefe an Sie zu ſchreiben, faſt gleiche Zwiſchenräume geſetzt, da ſie ſich vorher unmittelbar auf einander drängten. Auf dieſe Art wird mir die Zeit von einem Freytage zum andern kürzer, und zwiſchen beyden Unterredungen, die ich mit Ihnen die Woche halte, bey deren einer ich Sprecher, und bey der andern Hörer bin, iſt doch auch Raum genug, um das Verlangen nach einer neuen wieder recht lebhaft zu machen.

Wiſſen Sie, was mir das ärgſte bey dieſer Art von Umgang zu ſeyn ſcheint? Dieſes, daß ein Brief, den man (wenn unſere Freunde ſehr gütig ſind) acht Tage erwartet hat, in eben ſo viel Minuten zu Ende geleſen iſt, und nach Verlauf dieſer glücklichen acht Minuten, in denen man den Brief lieſet, ſchon wieder die neuen acht Tage angehen, in denen man auf den folgenden wartet. Bey alle dem bin ich doch noch immer ſehr glücklich, daß Sie ſo gütig ſind, und meinem Vergnügen alle Wochen einen Theil Ihrer Zeit ſchenken. Ihre Briefe geben mir wieder in meinen Augen einen gewiſſen Werth. Und dieſes iſt ſehr nöthig, da ich mir hier zuweilen in gewiſſen Geſellſchaften recht einfältig vorkomme.

Ich habe mir vorgenommen, Ihnen heute viel von mir ſelbſt vorzuſchwatzen. Nicht eben, daß ich mich für einen ſehr guten Gegenſtand des Geſprächs hielte; aber ich habe heute nun einmal keinen beſſern, oder wenn ich ihn hätte, ſo wäre ich nicht dazu aufgelegt, ihn zu nutzen. Ich muß mich alſo ſchon mit mir ſelbſt begnügen. Ueberdieß ſind Sie ſelbſt daran ſchuld, daß Sie mir die Eitelkeit in den Kopf geſetzt haben, als wenn alles, was mich anginge, ſehr wichtige Sachen für Sie ſeyn müßten. Dieſe Einbildung mache ich mir alſo zum Vortheile meiner Trägheit zu Nutze, und mache getroſt meine Briefe zu einem guten, ehrlichen Zeitungsblatte von mir ſelbſt. Heute ſollen Sie alſo erfahren, wie ich meinen Tag hier gewöhnlicher Weiſe zubringe; obgleich der Ausnahmen beynahe ſo viel ſind, als der Fälle, die unter die Regel gehören.

So wiſſen Sie denn, daß ich nicht bloß gewöhnlich, ſondern beſtändig ſehr ſpät aufſtehe. Dieſes ſpät aber müſſen Sie weder früher noch ſpäter annehmen, als acht Uhr des Morgens nach B * * * ſcher Uhr. Ich habe ſchon lange die Urſachen dieſer Begebenheit, die mit meinen Entwürfen und Vorſätzen ſo wenig übereinſtimmt, aufgeſucht; ich bin aber noch nicht weiter als bis auf die Dunkelheit der Alkove gekommen, in der ich liege, und die der Sonne vor Mittag den Beſuch nicht erlaubt. Dieſes iſt ein ſehr gutes Mittel die fernere Unterſuchung wenigſtens aufzuſchieben, die ſich vermuthlich damit endigen würde, daß ich ein wenig faul wäre.

Der erſte Gedanke, wenn ich erwache, iſt, nach einem kurzen Dank für das Geſchenk eines neuen Tages, der Gedanke an meine Freunde. Wie glücklich, denke ich alsdann, bin ich, daß ich wieder in einer Welt erwache, in der ſo manches edle, vortreffliche Herz an meinem Leben und an meiner Wohlfahrt Theil nimmt! Ich überzähle alsdann mit aller der Begierde, mit der ein reicher Geitziger am frühen Morgen ſeine Summen wieder überzählt, die Anzahl dieſer Freunde. Ich bin nicht mißvergnügt, daß ich ſie ſo klein finde. Das Herz liebt deſto ſtärker, je mehr es konzentrirt iſt. Dieſer ſtille Genuß der Glückſeligkeit, Freunde zu haben, bereitet mich zu einer andern vor; — zu der, ihnen Gutes zu wünſchen. Wie rührt und wie erhebt mich in dieſem Augenblicke ein Gedanke an den Herrn und den Vater, den ich mit allen meinen Freunden gemein habe. Er iſt bey ihnen, ſo wie bey mir gegenwärtig; er regiert ihr Leben, ſo wie das meinige; er ſorgt für ihre Glückſeligkeit mit alle dem Eifer, mit dem ich dafür ſorgen würde, wenn ich die Macht dazu hätte. Durch dieſe Erinnerung ſcheinen ſich mir die weiteſten Entfernungen zu verengern. Ich vereinige mich mit meinen Freunden. Bürger einer und derſelben großen Republik, in einerley gemeinſchaftlichen Plan von allgemeiner Glückſeligkeit verflochten, von einerley Geſetzen regiert und von gleichen Hoffnungen belebt, ſind unſere Geiſter unter einem beſtändigen, gemeinſchaftlichen Einfluß eben derſelben Güte! —

Ich muß mich mit Gewalt von dieſen Betrachtungen losreiſſen. Das Vergnügen macht geſchwätzig. Und doch ſind Worte ſo wenig fähig, Vergnügungen von der Art zu beſchreiben, daß man nothwendig entweder einem Herzen, das ſie niemals empfunden hat, verdrießlich, oder einem ſolchen, das ſie kennt, matt und kraftlos vorkommen muß. Auf dieſe geheimen Ergötzungen folgt eine andere, an der meine liebe Mutter, und meine Couſine, die beſtändig bey ihr iſt, Theil nimmt. Wir trinken gemeinſchaftlich auf einem kleinen Altan, den wir haben, und der mit Grünem beſetzt iſt, Thee. Sie wiſſen ſchon, was ich Ihnen ſonſt von dem Vergnügen der Theeſtunde vorgeſchwatzt habe; und in der That bleibt es noch immer eine der ſchönſten Stunden des ganzen Tages. Sie können es auch daraus ſchließen, daß wir ſie faſt niemals vor zehn Uhr endigen. Ich habe mich hier zum Lekteur meiner ganzen Familie aufgeworfen, und man hört mich noch ſo ziemlich gern. Ich leſe alſo dieſem Amte zu Folge auch manchmal beym Thee ein Stück vor. Das gewöhnlichſte aber iſt, daß wir bloß ſprechen; ſehr oft von Leipzig, noch weit öfter von Ihnen; das können Sie denken. Um zehn Uhr gehe ich herunter, und dieſe beyden Stunden bis zu Mittage laſſe ich mir ungern rauben. Mein Geiſt wird ohne eine tägliche Nahrung trocken und leer. Er iſt keine immerbrennende Flamme, die durch ihre eigene Kraft in die Höhe ſteigt. Er iſt wie das in Stein eingeſchloſſene Feuer, das nur von Zeit zu Zeit Funken giebt, und auch dieſe müſſen erſt heraus geſchlagen werden. Ich leſe alſo in dieſen zwey Stunden, oder ich ſchreibe. Das was ich leſe, und was ich davon denke, das ſollen Sie alles nach und nach erfahren. —

Aber dieſe zwey koſtbaren Stunden ſind eben jetzt vorbey; ich habe ſie dazu angewendet, an Sie zu ſchreiben; und das iſt gewiß der beſte Gebrauch, den ich die ganze Woche davon mache. Dem ungeachtet verzweifle ich noch nicht, ehe man mich zu Tiſche ruft, zu Ende zu kommen. Das nächſte alſo, was jetzt folgt, iſt, daß ich eſſe. Die Geſellſchaft eben dieſelbe, die es beym Thee war. Die Gerichte ſehr mäßig, aber ſehr wohlſchmeckend. Und hier kann ich nicht unterlaſſen, eine kleine Lobrede für die Schleſiſchen Köche und Köchinneneinzuſchalten. Wenn ein Land durch gute Suppen, durch ſehr fettes und derbes Rindfleiſch, durch vortreffliches und wohlzugerichtetes Kräuterwerk glücklich würde, ſo wäre in der Welt nichts ungerechter, als die Klagen, von denen meine Ohren hier gar nicht ausruhen. Denn alles das und noch weit mehr, als ein ſolcher Idiot in der jetzigen Favorit-Wiſſenſchaft der Welt, wie ich bin, ſagen kann, das beſitzt Schleſien. O warum kann ich nicht hier Ihren Geſchmack aufbieten, mir Recht zu ſprechen! Warum kann ich Sie nicht einmal mit dem Manne, ohne welchen alle mögliche Schleſiſche Gerichte umſonſt vor Ihnen ſtünden, an unſerm Tiſche ſitzen ſehen! —

Wenigſtens will ich den Einfall in meinen Gedanken verfolgen. Ich werde den Augenblick gerufen. Wie wäre es, wenn Sie, ohne ein Wort zu ſagen, nach B * * * lau gekommen wären, wenn Sie mich heute überraſchen wollten, wenn ich Sie oben ſchon an unſerm Tiſche ſitzen und auf mich ſchmälen ſähe, daß ich Sie ſo lange habe warten laſſen. Ich gehe, ich gehe, — um meinen Traum zu vernichten. —

Ich komme eben von Tiſche wieder, und ich habe nur noch einen Augenblick Zeit bis zur Poſt. Auf meiner Mutter Stirne ſaßen, wie ich heraufkam, einige finſtere Wolken. Einige verdrießliche Geſchäfte, und noch mehr als das, die Unruhe eines Baues, der ſie beynahe aus ihrem Zimmer vertreibt, hatten dieſe Wolken zuſammengezogen. Ich ſchreibe mir heute die Ehre zu, ſie zerſtreut zu haben. Wenigſtens habe ich meine Mutter heiterer verlaſſen, als ich ſie fand. —

Um alſo meinen Tag vollends bis zum Abend zu bringen, ſo müſſen Sie wiſſen, daß ich unmittelbar nach Tiſche eine kleine halbe Stunde den Flügel ſpiele. In meiner Mutter Stube ſteht ein ziemlich guter mit zwey Klavieren. Dann kommt der geſellſchaftliche Kaffee. Sie können glauben, daß ich den niemals ohne meine Mutter und Couſine trinke, ausgenommen, wenn dieſe Frauenzimmerbeſuch hat, den ich nicht kenne. Nichts iſt ungewiſſer und unſicherer als der übrige Reſt des Nachmittags. Wir fahren zuweilen in Geſellſchaft einiger Freunde ſpazieren. Ein ander Mal gehe ich ganz allein mit einem einzigen Bekannten. Ich beſuche dann und wann die hieſigen öffentlichen Bibliotheken; ich mache zuweilen Staats-Viſiten, die mich ennuyiren; und dann endlich bleibe ich einmal zu Hauſe, um recht viel oder gar nichts zu thun.

Der Abend iſt dem Mittag vollkommen ähnlich. Ordentlicher Weiſe iſt mein Onkel bey uns, der der rechtſchaffenſte Mann, aber faſt immer kränklich und dann und wann ein wenig argwöhniſch iſt. Leben Sie wohl. Ich bin —

♠ N. S.

Denken Sie einmal, liebſte Freundin! geſtern bekomme ich von Herrn Weiſen einen Brief, — einen ſehr gütigen, freundſchaftlichen Brief. Und dieſes Vergnügen muß mir durch eine ſo traurige Nachricht verbittert werden, als die von Meinhards Tode. Ja, dieſer rechtſchaffene Mann, dieſer große Gelehrte, dieſer ſchöne und empfindliche Geiſt, dieſer mein Freund — iſt todt. Peace to his gentle ſhade!

Fünfter Brief.

H * * * den 9. und 10. Juni.

Niemals iſt ein Brief mit einem ſo ſchmerzhaften Verlangen erwartet worden, als ich geſtern den Ihrigen erwartete. Selbſt in dem Schoße meiner Familie, und an der Seite der vortrefflichſten Mutter, empfinde ich dem ungeachtet, daß mir noch ein Freund und eine Freundin fehlt, um dieſem Glück ſeine Vollſtändigkeit zu geben. Ich fühle es, daß mir Ihr Umgang nothwendig geworden iſt; und ohne die Gütigkeit, mit welcher Sie mir Ihren Briefwechſel verſprachen, und ohne die Beſtändigkeit, mit welcher Sie dieſes Verſprechen ausführen, würde ich meine hieſigen Freunde mit dem beſtändigen Anblick einer gewiſſen Unruhe beleidigt haben, die ſie vielleicht auf die Rechnung eines Mangels von Zärtlichkeit geſchrieben hätten. Aber jetzt ſetzt mich Ihre Gütigkeit in den Stand, zwey der angenehmſten Beſchäftigungen mit einander zu verbinden, die Unterhaltung mit meiner Mutter und das Andenken an Sie.

Meine Mutter kannte Sie ſchon als eine ſehr gütige Freundin von ihrem Sohne, ehe ich noch Leipzig verließ. Aber nun kennt ſie Sie. als eine vortreffliche Frau, als eine zärtliche Freundin, mit einem Worte, als eine Perſon von einem ſolchen Geiſte und einem ſolchen Herzen, als die Liebe und die Freundſchaft nöthig hat, wenn ſie beſchloſſen hat, einen glücklichen Ehemann und einen kleinen Kreis glücklicher Freunde zu machen.

Was meynen Sie wohl? Ich zeige meiner Mutter alle Ihre Briefe. Sie lieſt ſie beynahe mit eben dem Feuer, mit welchem ich ſie leſe. Bey gewiſſen Stellen füllen ſich ihre Augen mit Thränen der Zärtlichkeit und der Freude. So ſtark wirken dieſe gleichgeſtimmten Herzen auf einander, ſelbſt in der weiteſten Entfernung. Glauben Sie wohl, daß ich es hätte aushalten können, ein ganzes halbes Jahr zuzubringen, ohne Jemand zu haben, mit dem ich mich von Ihnen unterreden könnte, und in deſſen Schoß ich zuweilen mein volles Herz ausleerte, wenn Ihre Gütigkeit und die Sehnſucht nach Ihrem Umgange daſſelbe mit zu unruhigen und ſtürmiſchen Wünſchen anfüllte? Und könnte wohl dieſe Perſon Jemand anders als meine Mutter ſeyn? Sie, die an den kleinſten Vergnügen ihres Sohnes Theil nimmt, ſollte ſie nicht in der Glückſeligkeit, die ihm der Himmel geſchenkt hat, eine Freundin und einen Freund zu beſitzen, einen Theil derjenigen wieder finden, die ſie durch den Tod einer Tochter, die zugleich Freundin war, verloren hat?

Ja, gütigſte Freundin, ſchon theilt meine Mutter alle die Empfindungen mit mir, die mir die Bekanntſchaft mit einer ſo edlen und zugleich zärtlichen Seele eingeflößt hat, und die ich, wenn es möglich iſt, durch die Abweſenheit noch geſtärkt und vermehrt finde. Unſere Unterredungen beleben ſich am meiſten, wenn ſie Sie zum Gegenſtand haben; und ohne daß wir es gewahr werden, kommen ſie durch die wunderbarſten Irrgänge immer wieder auf dieſe Lieblingsmaterie zurück. So viel Gewalt hat das Herz über unſere Denkungskraft, daß die leichteſten und ſchwächſten Verbindungen ſchon genug ſind, Ideen in die Seele wieder zurück zu bringen, die durch ein ſtarkes Intereſſe an uns gebunden ſind. Laſſen Sie ſich dieſes von Home viel beſſer und gründlicher ſagen. Ich mag nicht philoſophiren, ich will Ihnen bloß ſagen, was ich empfinde. —

Aber gütigſte Freundin, wie haben Sie es übers Herz bringen können, mir mit einem ſo verſteckten, aber für mich doch ſehr fühlbaren Vorwurf wehe zu thun? — Oder trauten Sie es der Feinheit meines Gefühls nicht zu, daß ich den kleinen Anſatz von Empfindlichkeit gewahr werden würde, der Ihnen die Worte eingab: „Ich ſuchte in der Folge Ihres Briefes Troſt, aber ich fand keinen. Sie, der Sie mit mir einerley Gefühl haben, Sie empfinden den Unterſchied wohl, der zwiſchen der Verſtorbenen und mir iſt!“ Und noch dazu eine ſo ceremoniöſe Vorſichtigkeit, Ihren Namen nicht zuerſt zu ſchreiben! Ein kleiner, ganz kleiner Reſt von Weiblichkeit! würde Onkel Selby ſagen. Wie? glauben

Sie wohl, daß ich meine Couſine liebte, und die Eigenſchaften nicht von ganzem Herzen hochſchatzte, die ſie liebenswürdig machten? daß ich ihren Verluſt beweinen, und mich nicht zugleich über den Beſitz von Freunden erfreuen ſollte, in denen ich ihren Geiſt und ihr Herz wieder ſinde? Oder können Sie ſo ungerecht gegen ſich ſelbſt ſeyn, dieſe größten Geſchenke des Himmels in ſich zu verkennen, und ſich unter Ihren eigenen Werth herabzuſetzen? Liebſte, gütigſte Freundin, laſſen Sie ſich niemals durch einen gewiſſen Unmuth die Erhabenheit der Seele ſchwächen, die ohne Stolz, dennoch ihre eigene Vollkommenheit fühlt, und indem ſie die Stufe erkennt, auf welche die Güte des Schöpfers ſie geſetzt hat, dadurch nur noch mehr Muth bekommt, höhere zu erreichen. —

Aber lieber will ich glauben, daß Sie nur darum dieſe Stelle in Ihren Brief geſetzt haben, um mir die Gelegenheit, die ich ſo ſehr wünſche, zu geben, es Ihnen noch einmal zu ſagen, wie hoch ich meine Freundin ſchätze, und wie theuer ſie meinem Herzen iſt. Ich kann dieſes zu meinem eigenen Vergnügen nicht oft genug wiederholen. Denn welche Glückſeligkeit iſt der gleich, ſeinem Freunde zu ſagen, daß man ihn liebt, wenn es nicht die Glückſeligkeit iſt, zu hören, daß man von ihm geliebt wird? Wenn ich alſo von meiner Couſine rede, ſo glauben Sie mir, daß keine Ideen verwandter ſind und einander leichter erwecken, als der Gedanke an ein Gut, das man verloren, und der an ein anderes, das uns der Himmel noch läßt; und daß der Abgang von ſo theueren Freunden das Herz nur noch zärtlicher gegen diejenigen macht, die uns noch übrig ſind.

Ich glaube, ich habe Ihnen ſchon in Leipzig geſagt, daß ein Freund von mir und von unſerm Hauſe, ein junger angehender Dichter, der jetzt in Halle ſtudirt, ein Gedicht auf meine Muhme gemacht hat. Ich habe es hier erſt zu ſehen bekommen. Weil viel gute Stellen darin ſind, obgleich manche gegen die übrigen matt, andere in der Verbindung, in der ſie ſtehen, nicht richtig und zuſammen hängend genug, und noch andere zu überhäuft und nur durch die Rechte der Poeſie zu entſchuldigen ſind, ſo will ich es

Ihnen abſchreiben. Aber ſchöner, als das ganze Gedicht, iſt meinem Urtheile nach ein Motto aus dem Petrarch, welches er demſelben vorgeſetzt hat. Wo ich nicht irre, ſo iſt es eine der ſchönſten Stellen im ganzen Petrarch. Es iſt aber zur Anwendung auf die Perſon, die der Gegenſtand dieſes Gedichts iſt, nicht ſchicklich und angemeſſen genug, und überhaupt kann es nur im Munde eines Liebhabers und eines ſolchen Liebhabers als Petrarch, ſein rechtes Verhältniß bekommen. Ich will es wagen, die Stelle zu überſetzen, ob ich Sie gleich zu eben der Zeit bedauren werde, daß Sie nicht das Original leſen können.

> „Wer alles ſehen will, was nur die Natur und der Himmel unter den Menſchen vermag, der komme, dieſe zu ſehen. Aber er komme bald. Denn der Tod raubt zuerſt die beſten, und läßt die ſchlechtern ſtehen. Dieſes in dem Reiche der Götter ſchon lang erwartete ſchöne und ſterbliche Geſchöpf geht nur vorüber, und bleibt nicht. Wenn er noch zu rechter Zeit kommt, ſo wird er jede Tugend, jede Schönheit, jede erhabene Eigenſchaft

in einem Körper mit wunderbarer Miſchung vereinigt ſehen. Aber wenn er zu lange zaudert, ſo wird er nur kommen, um beſtändig zu weinen“ *).

Iſt dieſe Apoſtrophe nicht das rührendſte Gemählde eines von Schmerz ganz durch-

---

*) Für Freunde des Originals folgt hier das ganze Sonnet:

Chi vuol veder quantunque può natura,
E'l Ciel tra noi, venga a mirar costei,
Ch'è sola un Sol, non pur agli occhi miei,
Ma al mondo cieco, che virtù non cura:

E venga tosto, perchè morte fura
Prima i migliori, e lascia stare i rei;
Questa aspettata regno degli Dei
Cosa bella mortal passa, e non dura.

Vedrà s'arriva a tempo, ogni virtute,
Ogni bellezza, ogni real costume
Giunti in un corpo con mirabil tempre.
Allor dirà, che mie rime son mute.
L'ingegno offeso dal soverchio lume;
Ma se più tarda, avrà da pianger sempre.

drungenen Herzens? Aber nun zum Gedicht ſelbſt. Sie ſollen nur die beſten Strophen davon bekommen.

Alſo blühte rühmlich Doris Leben —
Rühmlich mußte ſie es wieder geben,
Und das groſſe Beyſpiel im Erblaſſen
Noch der Erde zum Vermächtniß laſſen;

Da ihr lieblich Auge brechen ſollte,
Stürmend Feuer durch die Adern rollte,
Freunde ſprachlos matte Hände rangen,
Und die Engel froh die Flügel ſchwangen.

Schaute ſie des Todes letzten Schlägen
Voll Geduld und Majeſtät entgegen,
Ruhig, da die Trennung jetzt begonnte,
Weil ſie nur die Hülle wechſeln konnte.

Keuſche Jungfraun, eilt ihr Grab zu ehren.
Pflanzt Zypreſſen, oft benetzt mit Zähren,
Und gelobet auf dem Staub der Schönen
Euern Wandel einſt wie ſie zu krönen.

Aus den Zweigen ſoll ein Hayn entſprießen,
Junge, leicht verführte Töchter müſſen
Ihn beſuchen, die Geſchichte hören,
Und erröthend ſittſam wiederkehren.

Jährlich ſollen freundſchaftliche Reyhen,
Wo ſie ſchlummert, zarte Lilien ſtreuen,
Und das Opfer mit gedämpften Saiten
Und wehmüthigem Geſang begleiten.

Nie, Geliebte, nie wirſt du vergeſſen!
Deinen Nachruhm wird kein Ruhm ermeſſen.
Laß noch Einen für die Tugend brennen,
So wird er auch dich mit Ehrfurcht nennen.

Und ſollt' einſt auf der undankbar'n Erden
Sie verkannt, gehaßt von allen werden;
Darf ſie nur, um alle zu entzücken,
Sich mit deinem ſüßen Reitze ſchmücken.

Dürfte ich wohl ſo eigennützig ſeyn, und mit dieſem kleinen Geſchenke wuchern? Meine Freunde kennen Sie noch nicht als eine eben ſo empfindungsvolle Dichterin, als Sie eine gefühlvolle Ehegattin und Freundin ſind. Einige von den kleinen Stücken, die Sie mir einmal vorlaſen, und unter dieſen auch das Hochzeit-Gedicht, das Sie für einen Ihrer Bekannten gemacht haben, würden mich in den Stand ſetzen, dieſes Vergnügen meiner

Mutter zu machen. Ich würde ſogar durch die Mittheilung derſelben ein gewiſſes Anſehen bekommen. Ich würde Macht haben, Gefälligkeiten auszutheilen; und ich würde gewiß meine Geheimniſſe nicht ſo wohlfeil verkaufen. Sie ſehen ſchon, daß ich unbeſcheiden genug bin, auch wohl gar eine kleine Mühe Ihnen aufzulegen. —

Wenn ich nur dafür im Stande wäre, Ihr Tagebuch, das mich ſo ſehr unterhält und mich auf einige Augenblicke wieder zu Ihnen zurück bringt, mit einem eben ſo angenehmen zu vergelten. — Aber meine Geſchichte (ich nehme die Unterhaltung mit meiner Mutter aus, und die wiſſen Sie ſchon größten Theils) iſt ſo einförmig, oft für den Helden derſelben ſo langweilig, und faſt immer für die Leſer ſo wenig unterrichtend, daß ich alle Mal abgeſchreckt werde, ſo oft ich daran denke, meine Briefe mit meinen Begebenheiten, anſtatt mit meinen Empfindungen anzufüllen. Sie ſollen unterdeſſen alle meine Freunde, die ich hier hochſchätze, kennen lernen. So bald nur der Cirkel von Beſuchen, in dem ich mich jetzt herumgedreht habe, durch ſeyn wird, ſo werde ich es mir zu einer feſt geſetzten Beſchäftigung machen, Sie ganz in unſere Familie und in unſere Bekanntſchaften einzuführen, und mich auch zuweilen für die Langeweile, die mir einige davon machen, zu rächen.

Meine Reiſe iſt, wie Sie wiſſen, glücklich, aber dem ungeachtet ziemlich unangenehm geweſen. Meine Geſellſchafter waren entweder Miſanthropen oder Schläfer. Ich dankte unterdeſſen beyden für die Muſe, die ſie mir gaben, an meine Freunde zu denken. Oft in der Mitte der Nacht, wenn alles um mich ſchlief, ſchweifte meine durch die Stille noch mehr aufgeweckte Seele zu allen Wohnungen meiner Freunde umher, und ſegnete ihren ſanften und ruhigen Schlaf. Bald flog ich unſern langſam kriechenden Pferden zuvor, warf mich in Gedanken zu den Füßen des Bettes meiner Mutter, küßte ſanft ihre Hand um ſie nicht zu wecken, und flehte den Beyſtand der ſie bewachenden Engel an, ſie mir zu beſchützen. Bald überraſchte ich Sie, weit glücklicher als mein Freund Reiz in Ihrem Schlafzimmer, und gebot Ihrem Schutzgeiſt, Ihnen mitten im Schlafe die angenehmſten, fröhlichſten und ſchönſten Bilder vorzuſtellen, und Ihre Seele, ſelbſt ohne ihr Wiſſen, noch vollkommener zu machen. — Alsdann — Ich freue mich, theuerſte Freundin, daß unſere Freundſchaft von der Beſchaffenheit iſt, daß meine Seele von dem Andenken an Sie, unmittelbar zu dem Gedanken an Gott, unſern großen und gemeinſchaftlichen Freund, übergehen kann, zu deſſen Verehrung ſolche Seelen, wie die Ihrige, geſchaffen worden. Meine Seele ſteigt durch dieſe Stufen auf eine leichtere Art bis zu ihm hinauf.

Aber ich muß, ich muß ſchließen u. ſ. w.

Sechſter Brief.

B * * * den — Juli.
1767.

Wiſſen Sie auch wohl, daß ich Ihre Frage, ob wir noch einerley Empfindungen mit einander hätten, für einen Vorwurf würde angeſehen, und daß mich dieſer Vorwurf würde gekränkt haben, wenn ich nicht ſelbſt in den Beyſpielen, die Sie dafür anführen, eine neue Beſtätigung dieſer Gleichheit Ihrer Geſinnungen mit den meinigen, auf die ich ſo ſtolz bin, gefunden hätte. Ich kann mir alſo unmöglich helfen. Ich muß erſt dieſe beyden Punkte erörtern, ehe ich ein Wort weiter ſchreiben kann, geſetzt auch, daß Ihnen indeß der Brief vor Langerweile aus der Hand fallen ſollte.

Zuerſt alſo meine Unzufriedenheit bey meiner Ankunft in B * * * *. Sollte ich

Ihnen erſt nöthig haben, die Quellen davon zu entdecken? Sie ſagen, ich hatte Freunde verlaſſen, die mich liebten, und ich kam zu andern, die ich auch liebte. Haben Sie niemals dieſe angenehme Miſchung von Schmerz und Vergnügen, von Verlangen und von Befriedigung, von Sehnſucht nach abweſenden Gütern, und von Genuß der gegenwärtigen empfunden? Haben ſich niemals mit den Thränen, die Sie über den Anblick neuer Freunde vergoſſen, diejenigen vermiſcht, die Ihnen das Andenken an die, von denen Sie ſich losgeriſſen hatten, ablockte? Sie, die Sie die menſchliche Seele ſo gut kennen, da Sie Ihre eigene mit ſo vieler Sorgfalt ſtudirt haben, wiſſen Sie nicht, wie geſchickt eine gewiſſe Art von Freude iſt, die traurigen Empfindungen, die eine Zeit lang in der Seele geſchlafen haben, wieder zu erwecken, und mit ihnen vermiſcht einen gewiſſen Zuſtand der Ermattung hervorzubringen, wo die Seele, zu denken und zu handeln unfähig, unter der Menge von dunkeln Ideen, die ſich in ihr zuſammen drängen, erliegt. So empfand meine gute Mutter den Verluſt ihrer

Tochter niemals mehr, als da ſie ihren Sohn wieder ſah, und ich fühlte in den erſten Umarmungen meiner Mutter am meiſten, wie viel ich an Freunden verloren hatte, die in dieſem Augenblicke mit mir die Glückſeligkeit einer wieder vereinigten Familie würden getheilt haben.

Dieſes waren die Regungen der erſten Augenblicke. Ihnen folgten andere eben ſo traurige, aber weniger angenehme. Glauben Sie ja nicht, daß die guten Leute immer glücklich ſind. Wenn ſie es wären, ſo bin ich ſtolz genug zu ſagen: unſer Haus würde mehr als einen Glücklichen einſchließen. Aber wie weit, wie weit iſt es davon entfernt, daß dieſes ganz wahr ſeyn ſollte? Meine Mutter, durch die natürliche Zärtlichkeit ihres Körpers, und durch die große Empfindlichkeit ihrer Seele, einer Menge von Uebeln bloß geſtellt, mit denen die Natur härtere und fühlloſere Menſchen verſchont hat; durch eine beynahe fortgehende Reihe von Unglücksfällen in einer beſtändigen Uebung dieſer Empfindlichkeit unterhalten; durch eine ſehr ſchwere und ſorgenvolle Nahrung, die ſie ſeit dem Tode ihres Mannes ohne Gehülfen und Rathgeber beſorgt, abgemattet und entkräftet, von Krankheit und der Annäherung des Alters bis zu dem außerſten Grade der Zärtlichkeit in ihren Nerven gebracht; und in dieſem Zeitpunkte ihrer beſten Stütze beraubt, und faſt mitten unter ihrer Familie einſam und verlaſſen, — ſagen Sie mir, geliebte Freundin, was würden Sie in meinen Umſtänden fühlen, wenn Sie, ſo wie ich, ſich außer Stande ſahen, dieſer Mutter zu helfen; wenn Sie ihr ſogar in der Zukunft keine Ausſicht, wenigſtens keine nahe Ausſicht anweiſen könnten, durch die Sie ihre gegenwärtigen Umſtände erträglich machten? Sagen Sie mir, liebe Freundin, wo iſt die Stelle, die für mich zubereitet iſt, und von der ich hoffen könnte, meiner Mutter die ihrem gütigen Herzen ſo theuere Glückſeligkeit zu verſchaffen, in der Geſellſchaft ihres Sohnes ihre letzten Tage in Ruhe und Zufriedenheit zuzubringen? Ich ſelbſt in die Welt nur noch ſo hingeworfen, in die Welt, die, dem Himmel ſey es gedankt, nicht ganz leer von Freunden für mich, aber vielleicht leer von Beförderern und dem, was man darin Patronen nennt, iſt; ich ſelbſt noch von einem Orte zum andern herumirrend, zwar nicht ganz ohne Endzweck, aber doch noch ohne große Mittel, dieſen Endzweck auszuführen; was kann ich für meine Mutter thun, da ich für mich ſelbſt nichts zu thun vermag?

Glauben Sie wohl, daß es mir unter dieſen Umſtänden leicht wird, daran zu denken, daß ich meine Mutter verlaſſen ſoll; ſie ſo verlaſſen, ohne ihr vorher zu ſagen, nach was für einem Plane ich arbeiten werde, um ihre Glückſeligkeit mit der Erreichung meiner Wünſche zu vereinigen? Und doch kann ich nicht anders; ich muß ſie verlaſſen. Alles, ſie ſelbſt ausgenommen, macht, daß ich dieſen Augenblick beynahe wünſche. Die Beförderung, die mir meine Vaterſtadt darbieten kann, iſt, wie Sie wiſſen, nur von einer einzigen Art. Glauben Sie nicht, daß mich der Name und die gewöhnliche Verachtung eines Schulmannes abhalten würde, in einen Stand zu treten, der, wenn er recht verwaltet wird, ehrwürdig iſt, und den die Vortheile und die Erleichterung, die ich meiner Mutter dadurch verſchaffe, mir auch ſogar liebenswürdig machen würden. Aber die Verrichtungen, die hier zuerſt denen auferlegt ſind, die in dieſen Stand treten, die Unwiſſenheit, und noch mehr der elende Geſchmack, der unter den meiſten der hieſigen Schullehrer herrſcht, und durch ſie ohne Zweifel die Studirenden anſteckt; der durchgängige Mangel an guter Lebensart bey dieſer ganzen Zunft Leuten, unter denen ich doch genöthigt würde zu leben; der Mangel an Ermunterung und Hülfsmitteln zur Vermehrung der Wiſſenſchaften, die ich mehr ſchätze als alles; endlich, was darf ich es erſt ſagen, die Entfernung von Freunden, die mir theuer ſind, um ſo viel theurer, weil ich ſie nicht bloß der Natur und Familienverbindungen zu danken habe; — alles dieſes, und was weiß ich noch, was für hundert dunkel damit vermiſchte Vorſtellungen mehr, machen mir es ganz unmöglich, daran zu denken.

Nun gut alſo. Ich gehe von B****. Aber wohin? Nach L***zig? Ja freilich iſt dieß der Ort, der mich unter allen am meiſten an ſich zieht. Aber was hälfe es, wenn ich vor mir ſelbſt es verbärge. Es iſt nicht Hoffnung der Beförderung, ſondern das Vergnügen, meine Freunde wieder zu ſehen, welches mir dieſe Stadt vor allen andern ſo angenehm macht. Sie wiſſen ſelbſt, und wenn Sie es nicht wiſſen, ſo laſſen Sie ſich es den braven und rechtſchaffenen Ebert ſagen, was für Geduld und Aufopferungen dazu gehören, ſein Glück bey der Leipziger Akademie zu erwarten. Und während der Zeit, daß ich dieſe vielleicht fehl ſchlagende Probe machte, würde meine arme Mutter von Alter und Sorgen verzehrt, von ihren noch übrigen Freunden vollends entblößt, und ſtürbe, ehe ſie die ſo lange gehoffte und ſo theuer errungene Ruhe ihres Alters gekoſtet hätte. Laſſen Sie mich alſo auf eine andere Univerſität gehen, wo die Beförderung leichter und geſchwinder iſt. Setzen Sie den beſten möglichen Fall. Machen Sie mich in einigen Jahren zum Profeſſor in Halle, oder in irgend einem andern ſolchen Winkel der Erde. Jetzt ſoll ich meine Mutter in ihrem Alter aus ihrem natürlichen Boden in ein ganz fremdes Land verpflanzen, ſie aus einer belebten und volkreichen Stadt in einen todten und finſtern Flecken fuhren, ſie aus dem Cirkel ihrer Freunde und ihrer Bekanntſchaften, die ſie von langer Zeit her kennen, die ſie alle hochſchätzen, unter ganz fremde und für ſie noch gar nicht eingenommene Menſchen bringen, — oder mir mit einem ſo groben Stolze ſchmeicheln, daß ich allein aller deren Stelle würde erſetzen können. — Iſt dieſes vielleicht nicht ein eben ſo ſchwerer und trauriger Schritt für beyde? — Und doch bey dem allen, was bleibt mir übrig?

Sie ſehen, liebe Freundin, wenn Sie dieſe Ueberlegungen machen, Sie werden meine Unruhe nicht ſchelten, ſo gütig Sie mich auch von Ihrer Gewogenheit verſichert haben, und ſo gewiß ich von der Liebe der Meinigen bin. — Aber das iſt noch lange nicht alles. Ich behalte mir dieß auf einen andern Brief vor. Ich kann nicht anders; ich muß Sie mit meinen eigenen Angelegenheiten unterhalten. Der Wohlſtand würde dieß der Perſonen, die weniger meine Freunde wären, verbieten. Aber es iſt gar zu eine große und eine zu unentbehrliche Glückſeligkeit, zuweilen ſein volles Herz in den Schoß eines Freundes ausſchütten zu können. Ich habe Ihnen ſchon oft geſagt, Sie und Ihr liebſter Gemahl machen in meiner Einbildungskraft nur Eine Perſon aus. Sie ſind in meinen Gedanken eben ſo unzertrennlich, als Sie es durch Ihre Liebe ſind. Alles alſo, was ich Ihnen ſchreibe, iſt zugleich für ihn geſchrieben. Sein kurzer Brief iſt mir dem ungeachtet ſo angenehm geweſen, als der längſte Brief hundert anderer mir nicht ſeyn würde.....

Ich ſehe, ich ſtehe in Gefahr, meinen Brief eben ſo lang und ſo voll von Digreſſionen zu machen, als es des Triſtram Shandy Roman iſt. Alſo nur noch ein Wort von Klopſtock und ſeinen Briefen, und dann nehme ich bis auf künftigen Freytag von Ihnen Abſchied. (Können Sie wohl errathen, was ich da erwarte?) —

Ich wundere mich gar nicht darüber, daß Ihnen des Mannes, und mir der Frau ihre

Briefe zärtlicher vorkommen. Das macht, würde Onkel Tobias ſagen, Sie ſind eine Frau, und ich ein junger Menſch. Ich habe des Klopſtocks Briefe flüchtig geleſen, der Frau ihre recht aufmerkſam. Sie haben vielleicht das Gegentheil gethan. Mit einem gleichen Grade der Aufmerkſamkeit würden wir bey beyden vielleicht gleich viel empfunden haben. Ich wenigſtens, durch die Verſchiedenheit Ihres Gefühls aufmerkſam gemacht. habe ſie noch einmal geleſen, und ſchon habe ich des Klopſtock Briefe viel zartlicher gefunden. Aber, daß es ihre weniger ſind, das wollte ich doch noch nicht gerne für wahr halten.

Wie gern fieng' ich noch die eilfte Seite an, um Stellen zu meiner Vertheidigung anzuführen! Aber es hilft nichts. Es iſt jetzt ein Uhr, Dienſtags in der Nacht. Möchten doch die gütigen Engel Ihre und Ihres Geliebten Ruhe beſchirmen u. ſ. w.

Siebenter Brief.

B*** den — Juli
1767.

Wahrheiten, die uns ſehr am Herzen liegen, können niemals zu oft bewieſen werden. So ein ſophiſtiſches Ding iſt dieſes Herz, daß es ſich der Ueberzeugung von eben der Sache am meiſten widerſetzt, von der es am meiſten gewiß zu ſeyn wünſcht. Ich, zum Beyſpiel, bedarf keiner neuen Proben mehr, um zu wiſſen, daß Sie meine Freundin ſind. Und doch, mit welchem Vergnügen habe ich diejenigen aufgenommen, die Sie mir in Ihren letzten Briefen gegeben haben, gerade ſo, als wenn dieß die erſten geweſen wären. Sie wiſſen, wie ſchwer ſich Empfindungen durch Beſchreibungen deutlich machen laſſen. Man kann nichts weiter thun, als diejenigen, welche ähnliche gehabt haben, an ihr eigenes Gefühl erinnern.

So ſtellen Sie ſich alſo Ihren lieben Mann, meinen Freund, an dem Abende eines ſehr geſchäftigen Tages vor. Er tritt zuerſt mit einer etwas tiefſinnigen und zerſtreuten Miene in ihr Zimmer. Seine von fremden Bildern ganz angefüllte Seele empfängt ſchon die geheimen Einflüſſe Ihrer Gegenwart, ohne ſie noch zu fühlen; ſelbſt die erſten Liebkoſungen verſchwenden Sie an den Undankbaren vergeblich. Endlich thut Ihr Anblick und Ihre Zärtlichkeit ihre gehörige Wirkung; und jetzt ſchweben nur noch die Sorgen der Geſchäfte auf der Oberfläche der Seele, wie die Nebel an einem heitern Frühlingsmorgen auf dem Gipfel der äußerſten Berge. So gewinnt der Ehemann einen Schritt nach dem andern über den Geſchäftsmann — bis er zuletzt nur ganz allein übrig bleibt. Was Ihnen in dieſem Augenblicke ein ſtillſchweigender Kuß iſt, den er Ihnen aus vollem Herzen giebt, ein Druck ſeiner Hand, bey dem er ſie zugleich ſeine Wilhelmine nennt, ſehen Sie, das waren für mich Ihre Briefe. Verſicherungen von Sachen, die wir lange wiſſen, die wir aber gern vergeſſen, an denen wir ſogar zweifeln, aus bloßem Muthwillen. um ſie uns noch einmal verſichern zu laſſen!

Ich glaube, Sie müſſen es ſchon bemerkt haben, daß es eins von meinen Steckenpferden iſt, (hieraus können Sie ſchließen, daß ich den Triſtram Shandy leſe) über alles, was in und mich herum vorgeht, zu philoſophiren, jede Begebenheit, wenn ſie auch die natürlichſte und gewöhnlichſte von der Welt iſt, zu erklären und aus Gründen zu zeigen, wie ſie möglich geweſen iſt. Wenn ich mich nicht irre, ſo war ich eben im Begriffe, einen guten Ritt darauf zu thun. Denn, anſtatt Ihnen mit drey Worten zu ſagen, liebe Freundin, Ihre Briefe waren mir herzlich lieb, und dann gleich zur Beantwortung ihres Inhalts fortzugehen; verwende ich eine und eine halbe Seite, um es zu beweiſen, daß es möglich geweſen iſt, daß ich mich über Ihre Briefe habe freuen können. Und doch, welcher Beweis wäre ſtärker geweſen, als die Aufmerkſamkeit, mit welcher ich alle Ihre gütigen Vorſchläge erwogen habe.

Nach dem Wunſche, bey Ihnen zu ſeyn, iſt keiner ſtärker als der, daß Sie es zuweilen wünſchen möchten, daß ich bey Ihnen wäre. Denken Sie alſo, was es ſeyn muß, wenn Sie noch mehr thun, und nicht bloß wünſchen, ſondern ſchon Anſtalten machen, mich bey ſich zu behalten. Wenn es mir jemals ſchwer angekommen iſt, Schwierigkeiten gegen den Rath meiner Freunde zu machen, ſo iſt es gegen einen ſolchen, der die größten Wünſche meines Herzens vereiniget. Der Entwurf, den Sie mir machen, der freylich der natürlichſte und ohne Zweifel auch der ſicherſte iſt, iſt dem ungeachtet viel zu weit ausſehend, als daß ich damit meine Mutter beruhigen könnte, die bey Ihrem Alter und bey Ihrer Schwäche eine Glückſeligkeit, auf die ſie ſo viele Jahre warten muß, für gar keine hält. Und wie kann ſie hoffen, dieſen Zeitpunkt zu erleben, wenn die Zeit, die dazwiſchen iſt, mit Sorgen und Mißvergnügen angefüllt ſeyn ſollte. Geſetzt aber, ich hätte das Ziel erreicht, und meine Mutter wäre noch im Stande, eine ſo große Veränderung vorzunehmen; was ſind es nicht für neue Beſchwerden, die die Ausführung unſers Vermögens verurſachen würde. — Meine Mutter hat bey allen Beſchwerlichkeiten ihrer Nahrung doch auch den Vortheil gehabt, daß ſich ihr Vermögen beſſer verintereſſirt hat, als durch bloßes Ausleihen. Laſſen Sie nun von einem nicht großen, aber doch für einen ehrlichen Mann hinlänglichen Vermögen das abgehen, was der Abzug koſtet; ſetzen ſie dazu die Verſchiedenheit des Geldes und der Preiſe der Dinge in beyden Ländern, und endlich rechnen Sie noch die Schwierigkeiten, die mit der Errichtung einer neuen Haushaltung verbunden ſind; und Sie werden ſehen, daß meine Mutter nicht die Hälfte der Bequemlichkeiten würde haben können, zu denen ſie hier gewohnt iſt. Denn daß meine eigene Einnahme einen beträchtlichen Zuſchuß zu unſerer Oekonomie in wenig Jahren machen ſollte, dazu ſehe ich keine andere, als ſehr unſichere Hoffnungen. Sehen Sie, ſo partheiiſch ich für einen Entſchluß bin, der mit meinen Neigungen ſo ſehr übereinſtimmt, ſo kann ich es mir doch nicht verhehlen, daß dieſes ſehr beträchtliche Schwierigkeiten ſind;

und was kann ich darauf antworten, wenn meine Mutter ſie mir entgegenſetzt? — Was anders, als daß die Schwierigkeiten für mich, in B * * * * zu bleiben, noch größer ſind, und wenn ſie ſich auch alle auf eine einzige zurück bringen ließen, ich meyne dieſe, daß ich zu dem Stande, der für mich der einzige iſt, nicht die geringſte Neigung habe?

Sie müſſen es dieſem Briefe anſehen, daß er unter ſehr vielen Zerſtreuungen geſchrieben iſt. Ich bin gar nicht mit ihm zufrieden. Denn bey alle den Schwierigkeiten, die ich mache, wollte ich doch nicht, daß Sie glaubten, ich hätte jetzt mehr Luſt hier zu bleiben, als ehemals. Ich komme mit Gottes Hülfe gewiß auf Michaelis nach Leipzig, aber ob um beſtändig dort zu bleiben, das iſt in den Händen der Vorſehung. —

Ich reiſe morgen mit dem Herrn Oberforſtmeiſter S * * * * und ſeiner Gemahlin nach S * * * witz, wo mein ehmaliger Lehrer und Hofmeiſter Pfarrer iſt. Meine Mutter kommt auf den Freytag mit meinem

Onkel und ſeiner Tochter nach. Dieſer geht alsdann mit dem Herrn Oberforſtmeiſter weiter ins Gebirge nach L * * *, um da die Brunnenkur zu brauchen. Wir übrigen bleiben in S * * * witz, und werden dort in einer vortreflichen Gegend vier oder fünf Wochen in dem Hauſe meines Lehrers zubringen. Dieſer Aufenthalt könnte mir durch nichts in der Welt unangenehm gemacht werden, als wenn Ihre Briefe nicht mehr ſo richtig einliefen, oder die meinigen nicht zu rechter Zeit auf die Poſt gegeben würden; denn das Dorf iſt ſechs Meilen von B * * * *. Ich werde aber alles mögliche thun, um beydes zu verhüten.

Dieſe Reiſe macht heute meinen Brief ſo kurz, und nöthigt mich, den an meinen lieben M. Reiz ganz aufzuſchieben. Es iſt jetzt 12 Uhr in der Nacht und morgen muß ich um 6 Uhr auf ſeyn. Leben Sie wohl!

Achter Brief.

Mittwochs des Morgens.

Ich wende noch die Augenblicke, die ich vor dem Antritte meiner Reiſe übrig habe, dazu an, an Sie zu denken, und das, was ich gedacht habe, niederzuſchreiben. Ich weiß, daß ſich Ihre freundſchaftliche Neubegierde nicht bloß damit beruhigen wird, zu wiſſen wo ich bin. Sie werden auch wiſſen wollen, was ich da mache. —

Wenn ich mich nicht irre, ſo müſſen Sie ſchon Herrn Ringeltauben, in deſſen Hauſe ich ſeyn werde, aus meinen Beſchreibungen kennen. Ich verehre ihn als meinen Lehrer; und ich liebe ihn als meinen Freund und meinen Bruder. Hochachtung und Dankbarkeit ſind gewiß die feſteſten Bande, die die Natur hat, zwey nicht ganz unedle Seelen mit einander zu verbinden. Sein Haus ſoll ſehr bequem, und die Gegend vortrefflich ſeyn. Meine Mutter, die das Land über alles, und den Herrn Ringeltauben als ihren Sohn liebt, wird ſich dort wieder erholen, und das wird auf mich zurück wirken. Endlich werde ich Bücher genug haben, um die leeren Stunden auszufüllen. Der Herr Oberforſtmeiſter, mit dem ich reiſe, iſt lange im Kriege mit dem General Wobersnow in Leipzig geweſen. Er iſt ein Mann von ſehr vielem Verſtande, von einer großen Erfahrung, (da er lange Zeit mit den Vornehmſten der Armee und einige Zeit auch mit dem Könige ſelbſt umgegangen iſt;) und der Mann einer Frau, die beynahe meine Geſpielin geweſen iſt. Der Weg heraus geht an der Oder, in einer ſehr angenehmen Gegend. Ihre Briefe dürfen Sie nicht anders als bisher addreſſiren. Ich habe gemeſſene Ordre geſtellt, ſie mir gleich nachzuſchicken.

Erwarten Sie alſo ins künftige Briefe, die voll von ländlicher Unſchuld und Einfalt, aber auch voll von ländlichem Vergnügen ſind.

Neunter Brief.

S * * *wiz den — Juli.

Es giebt gewiſſe Arten von Vergnügungen, die uns unempfindlich machen, weil ſie uns berauſchen. Indem alsdann die gegenwärtige Empfindung die ganze Seele ausfüllt, und ihre geſammten Fähigkeiten bloß in dem Genuß erſchöpſt werden, ſo werden alle Erinnerungen, alle Reflexionen aus der Seele verdrängt, und mit ihnen zugleich die feinern Vergnügungen, die auf dieſelben gegründet ſind. In dieſem Zuſtande iſt die ganze Seele Maſchine, und ſie bewegt ſich ganz unwillkührlich nach der Richtung des Stoßes, die ihr ein ſo heſtiger äußerer Antrieb giebt.

Eine andere Art hingegen, die nur die Sinnen in ſo weit rührt, als es nöthig iſt, durch ſie die Einbildungskraft rege zu machen, eröffnet allen Arten von moraliſchen Empfindungen den Zugang. Sie macht das Herz weich, und ſo zu ſagen — ſchmachtend. Die Vernunft iſt dabey heiter genug, alle verwandten Ideen herbeyzurufen, jede angenehme Erinnerung mit der augenblicklichen Empfindung zu verbinden, und unter die Ergötzungen des Auges und des Ohres die moraliſchen Vergnügungen der Freundſchaft und der Tugend zu miſchen.

Unter dieſe letztere Gattung gehört diejenige Art von Vergnügen, die ich jetzt genieße. Sie ſind ſo ſtill und ſo ruhig, wie die Fluren des Abends, durch die ich gehe, und eben ſo heiter und rein, als das blaue Gewölbe, das mich deckt. Alles das, was ich ſehe, und was die Quelle des Vergnügens iſt, iſt zugleich ein Stoff zu Betrachtungen, die vielleicht noch ergötzender ſind, als der ſinnliche Eindruck ſelbſt. Wenn ich dann auf einer großen lachenden Wieſe, die von alten ehrwürdigen Eichen rings um eingeſchloſſen, und von dem ſchwankenden Schatten derſelben halb überſtreut iſt, die mildern Einflüſſe der Abendſonne genieße; dann verſetze ich in dieſe Gegend alle meine Freunde. Ich ſammle in

Gedanken dieſen kleinen aber ehrwürdigen Haufen von Leuten, die ich liebe und die mich wieder lieben, um mich herum; alle durch gegenſeitige Neigungen an einander gebunden, alle von einerley Geiſte beſeelt, zu einerley Empfindungen aufgelegt, und mit eben denſelben Arbeiten des Wohlthuns und der Mildthätigkeit beſchäftigt. Dieſes Spiel meiner Einbildungskraft treibe ich ſo lange fort, bis ich ganz von den Gegenſtänden, die um mich ſind, entfernt in andern Welten und noch glücklichern Gegenden herumſchwebe. Von dieſem Fluge ermüdet kehre ich wieder zu dem Orte und dem Stande zurück, in welchem ich bin, und, Dank ſey es meinem Geſchick! ich habe bey dem Ende meines Traumes noch nicht alles verloren. Meine Mutter, meine Couſine, und mein Lehrer und Bruder, die um mich herum ſind; Sie, die erſte meiner Freundinnen, und die übrige Reihe meiner männlichen Freunde, die von mir entfernt, aber durch ihr Andenken, durch ihre guten Wünſche, und durch ihr Theilnehmen an meinem Wohl, nahe um mich ſind, alle dieſe theuern Perſonen, die mir die gütige Vorſicht auf dem Wege des Lebens auſſtoßen ließ, um durch ihre Begleitung das Rauhe und Unangenehme meiner Reiſe zu verſüßen, alle dieſe ſind wirklich da, ſie lieben mich, ſie machen mich durch ihre eigenen Verdienſte hochachtungswürdig, und geben mir durch ihre Achtung den Werth, den ich mir ſelbſt niemals erwerben würde.

Ich habe ausfindig gemacht, (denn was für Mittel ſucht man nicht auf, wenn man gewiſſe Sachen nicht verändern kann, um wenigſtens uns eine andere Seite von ihnen zuzukehren?) daß die Abweſenheit in der Freundſchaft zu etwas nützlich iſt. Sie iſt das Maß ihrer Stärke. Ich habe neulich im Plutarch geleſen, und wenn es nicht Plutarch geſagt hätte, ſo hätten Sie mir es ſagen können, daß der Beweis einer recht heftigen Liebe nicht ſowohl die Größe des Vergnügens ſey, die einer in des andern Gegenwart empfindet, als vielmehr die Größe des Schmerzes, die ihnen die Trennung verurſacht. Mich deucht, man kann eben dieſes von der Freundſchaft ſagen. Das Vergnügen des freundſchaftlichen Umganges iſt ruhig, gemäßigt, und beynahe mehr Heiterkeit als Freude; das Verlangen aber, wenn man deſſelben entbehrt, iſt heftig, zuweilen gar ſtürmiſch. Sie können glauben, daß ich dieſe Erfahrung bloß von den Empfindungen abſtrahire, die mir die Erinnerung an unſere ehmaligen Vergnügungen erweckt. Ich weiß alſo zuverläſſig, wie ſehr ich Ihr Freund bin, ich weiß, wie ſehr Sie meine Freundin ſind. Dieſe Ueberzeugung iſt mir ſehr viel werth. Soll ich Ihnen erſt ſagen, daß ich Sie nicht allein meyne, wenn ich von Ihnen rede?

Ich habe Ihnen bisher nur meine Empfindungen erzählt. Jetzt ſollen Sie noch etwas von meiner Geſchichte wiſſen. Ich habe Ihre Briefe noch nicht. — Ich meyne die, die Sie vergangene Woche geſchrieben haben, und die verwichenen Freytag in B*** angekommen ſeyn müſſen. Sagen Sie mir, iſt es nicht mir recht zum Poſſen, daß die Poſt nach B***, die die Briefe von B**** hierher bringt, gerade eine Stunde eher des Freytags abgehen muß, als die

Ihrigen ankommen? und dann geht keine wieder eher, als auf den Dienſtag. Ich bekomme ſie alſo erſt Mittwochs. — Dieſe Sache iſt gar nicht zu ändern; ich muß alſo nur aufhören, daran zu denken.

Meine Reiſe iſt ſehr glücklich und bequem geweſen. Der Herr * * * iſt ein durch ſeinen Verſtand und Erfahrung angenehmer Geſellſchafter. Seine Frau iſt es etwas weniger; und da ein großer Theil ihres Werths in dem Range und dem Stande ihres Mannes liegt, ſo ſchlägt ſie denſelben auch ein bißchen zu hoch an. Aber das thut nichts. Gegen mich, als einen alten Freund und Verwandten, iſt ſie immer ſehr gütig.

Die zwey Tage, die bis zu meiner Mutter Ankunft verfloſſen, recognoſcirten wir, ich und mein lieber Bruder, die Gegend. Sie können ſie nicht leicht ſchöner jemals geſehen haben. Wir liegen ſehr nahe an der Oder, an deren Ufer überhaupt die ſchönſten Gegenden von Schleſien ſind. Dunkle, ehrfurchtsvolle Hayne, angenehme Wieſen, die fruchtbarſten Felder, alle Theile einer bezaubernden Landgegend wechſeln mit einander ab. An dem einen Orte gehen wir auf einem erhabenen Damm, (denn deren müſſen hier ſehr viele der Gewalt des Stroms im Frühjahr entgegengeſetzt werden), von dem man auf beyde Seiten die Ausſicht auf die angrenzenden Wieſen und den dabey gelegenen Wald hat. Der Damm ſelbſt iſt mit Eichen beſetzt, die ihre hohen Wipfel einander zuwehen. An einem andern Orte iſt ein weitläuftiger Thiergarten, von drey Stunden in der Rundung, wo man den angenehmſten Schatten, die erfriſchendſte Kühle, und den erfreuenden Anblick von muntern, freyen und glücklichen Geſchöpfen zugleich genießt. An einem dritten Orte iſt ein dicker beynahe unwegſamer Wald, wo ſelbſt die mittägliche Sonne keinen Zugang findet, und wo die melancholiſche Stille nur durch das Rauſchen der Aeſte, oder das entfernte Girren der Turteltaube, oder das Geräuſch eines ſich mitten im Walde durch die Aeſte durcharbeitenden Hirſches unterbrochen wird.

Hier ſtellen Sie ſich alſo mich, an meiner Seite meine Mutter, meine Schweſter (denn ſo habe ich meines Onkels Töchter immer betrachtet, und ſo habe ich ſie geliebt) und meinen Freund vor. Da der Herr * * * *, ſeine Frau, und mein Onkel, in das Bad gegangen ſind, ſo herrſchen wir hier ganz allein. Wir ſtehen nicht eben ſogar früh auf. Wir trinken gemeinſchaftlich unſern Thee. Wir verdienen unſere Mittagsmahlzeit durch einen recht guten Spaziergang, von dem wir zuweilen unterwegs unter einer hohen Eiche ausruhen. Die heißen Stunden ſind zur Lektüre und zur Arbeit beſtimmt. Der Abend iſt ganz zu ländlichen Vergnügungen. Wir ſchlafen ruhig und vergnügt, weil keine unſere Ergötzungen etwas anders als das Verlangen zurück läßt, ſie zu wiederholen.

Ich leſe meiner Mutter zuweilen auf einer Raſenbank, die eine große Haſelſtaude beſchattet, aus den Gedichten des Giſecke vor. O dieſen Mann müſſen Sie leſen. Er iſt der Dichter der Freundſchaft und der ehelichen Liebe. Wer kann alſo ihn beſſer richten? und weſſen Beyfall würde ihn mehr belohnen? Er iſt nicht immer ſtark, aber er iſt immer gut. Leben Sie tauſend Mal wohl u. ſ. w.

Zehnter Brief.

S * * * witz den 27. Juli.

Ob ich gleich befürchten muß, daß meine Briefe Sie nicht in Leipzig treffen, ſo kann ich es doch nicht über mich erhalten, keine zu ſchreiben. Einen Brief an Sie ſchreiben, iſt wenigſtens halb ſo viel, als einen von Ihnen bekommen. Ich glaube, ich habe Ihnen das ſchon einmal geſagt. Aber das thut nichts. Ich fürchte es nicht, mich in einer Sache zu wiederholen, die auf einerley Art empfunden auch nur auf einerley Art ausgedrückt werden kann. Ich habe überhaupt gemerkt, daß wahre Empfindungen ſich zwar richtiger, aber niemals ſo mannigfaltig ausdrücken laſſen, als diejenigen, welche Geſchöpfe der Einbildungskraft ſind. Der ſchöne Geiſt und das empfindliche Herz ſind deßwegen nicht immer beyſammen, und zu gefallen und zu rühren, ſind zwey ſehr verſchiedene und oft einander entgegenſtehende Sachen.

Sie ſind alſo in Dreßden. Denn ich bin ſo glücklich geweſen, Ihren erſten Brief Mittwochs, und den andern unmittelbar darauf Freytags zu bekommen. Ich weiß nicht, warum mir dieſe Reiſe gar nicht recht war. Sie ſchienen nicht mir näher zu kommen, ſondern ſich von mir zu entfernen. Endlich bin ich auf die Urſache gekommen; wenigſtens das Wahrſcheinliche fürs Gewiſſe zu nehmen. Ich fürchtete, unſer Briefwechſel würde geſtört werden. Ueberdieß, glaube ich, weiß ich Sie gern zu Hauſe, weil ich mir den Ort, wo Sie ſind, und die Beſchäftigungen, die Sie da vornehmen, beſſer vorzuſtellen weiß. Das Bild iſt lebhafter, weil es mehr beſtimmt iſt. In Dreßden können Sie da und da und da ſeyn. Aber wo Sie wirklich ſind, und was Sie wirklich machen, das kann ich mir zu keiner einzigen Stunde des Tages mit Gewißheit denken. Ich befinde mich in einem fremden Ort, wo ich meine Freundin bey jedem Schritt, den ſie ſich von mir entfernt, verliere, und ſie kaum mit der größten Mühe des Abends im Gaſthofe wieder finde.

„Endlich, (denn Sie müſſen wiſſen, ich ſuche mein Herz zu ſtudiren, beſonders wenn ich irgend eine ungewöhnliche Bewegung darin merke, und das nicht mehr bloß um meinet, ſondern auch um Ihretwillen;) endlich alſo überfiel mich die bey einer wirklichen Freundſchaft ſo natürliche Eiferſucht. Ich weiß die eigentliche Abſicht Ihrer Reiſe nicht. Aber das konnte ich mir doch vorſtellen, daß Sie dort neue Verbindungen errichten würden, oder durch ſchon gemachte Verbindungen dazu wären veranlaſſet worden. Könnten eine Menge von neuen Eindrücken nicht die alten verdunkeln, wenn ſie auch nicht im Stande wären, ſie auszulöſchen? Sie werden allenthalben, wo Sie hinkommen, und wo man noch Geiſt und Herz genug hat, um es an andern gewahr zu werden, Freunde finden.

Ich müßte ſehr verblendet, und mehr eitel als ehrgeitzig ſeyn, wenn ich mich überreden ſollte, daß mich nicht viele dieſer Freunde an allen Arten von Vorzügen übertreffen ſollten. Und iſt es nicht in der Natur, dachte ich, daß man das beſſere dem weniger guten vorzieht?

Dieſer Gedanke würde mich niedergeſchlagen haben (und doch bin ich ſonſt großmüthig genug, mich wie Phocion, oder wer es ſonſt war, zu freuen, daß es ſo viel beſſere Menſchen giebt als ich) aber jetzt würde mich dieſer Gedanke niedergeſchlagen haben, wenn mir nicht noch ein Vorzug von mir eingefallen wäre, den ich willens bin, dem größten Theil Ihrer Freunde, oder lieber (denn was ſoll ich heucheln?) allen Ihren Freunden ſtreitig zu machen. Ich liebe und ſchätze Sie ſo hoch, — als es Ihr Bruder thun könnte. Erlauben Sie mir immer, daß ich mir einen Ehrennamen beylege, zu dem Sie mir ſelbſt das Herz gegeben haben. Ich liebe Ihren Mann, ich liebe Ihre kleine Wilhelmine, ich liebe Ihre Freunde; ſelbſt ehe ich ſie noch kenne, empfehlen ſie ſich mir ſchon durch dieſten Namen mehr als durch alle Lobſprüche. Ich brenne vor Begierde, an dem Glück und an dem Vergnügen einer ſolchen würdigen Familie zu arbeiten; ſelbſt meiner Freundſchaft wünſchte ich den Segen, daß ſie ein neües Band der ehelichen Liebe zwiſchen Ihnen beyden wäre, auf die ſich Ihre ganze Glückſeligkeit gründet. Ich wünſchte mir einen größern Verſtand, um Sie durch meinen Rath zu der glücklichſten Mutter der vollkommenſten Tochter zu machen; und mehr Tugend und mehr Herrſchaft über meine Leidenſchaften, um Sie auf eben dem Wege, durch welchen ich gegangen wäre, zu der Ruhe und der Heiterkeit der Seele zu führen, die wir uns beyde ſo ſehr wünſchen, und die ſo oft durch geringe Veranlaſſungen unterbrochen wird. Ich bin jetzt nahe dabey, Ihre Frage zu beantworten, und nicht bloß Ihre, ſondern auch meine eigene.

30.

Der heutige Tag, ſagte ich manchmal zu mir ſelbſt, iſt vollkommen dem geſtrigen ähnlich. Alle Umſtände ſind dieſelben. Nicht ein einziges von meinen Gütern iſt mir genommen. Nicht ein Wunſch iſt heute von ſeiner Befriedigung weiter zurück geſetzt, als er es geſtern war. Und doch war ich geſtern vergnügt, und heute bin ich traurig und mißvergnügt. Ich habe dieſe Betrachtung erſt vor wenig Tagen wiederholt, wo mein Zuſtand des Gemüths dem Ihrigen vollkommen ähnlich war; ob ich Sie gleich warnen muß zu glauben, daß eine gewiſſe Munterkeit im Ausdrucke ein richtiges Maß für den Grad des Vergnügens ſey, den ich zu der Zeit genieſſe. Man kützelt ſich zuweilen um zu lachen, eben indem man Schmerzen empfindet. Ich bin heute recht vergnügt, aber es würde die unnatürlichſte Sache von der Welt für mich ſeyn, Lachen zu erregen. Alſo zu unſrer Unterſuchung zurück! Sie wiſſen, daß die ſtärkſten Triebfedern unſrer Seele im Dunkeln liegen. Die Wirkung wird um deſto ſchwächer, je ſichtbarer die Urſache iſt. Das Deutliche reducirt ſich immer auf wenige Begriffe, die bald überzählt ſind, und deren Summe niemals etwas ſo großes ausmachen kann, daß man davor erſchrecken ſollte. Alles das kommt uns nur unermeßlich vor, deſſen Grenzen wir nicht kennen. Sehen Sie, eben ſo entſteht unſer Unmuth, wie an dem heitern Himmel ſich ein kleiner ſchwarzer Punkt erſt in eine kleine Wolke ausbreitet, dann ſich immer mit den benachbarten Dünſten vermiſcht und endlich den ganzen Horizont ringsum verdüſtert. So laſſen Sie alſo in dieſe fröhliche Seele, deren ganze Saiten von dem Vergnügen ausgeſpannt ſind, jeden Eindruck anzunehmen und zu verdoppeln, laſſen Sie in dieſelbe ein einziges Wort eines Geliebten fallen, eines Ehegatten, oder eines Freundes, das dem Grade der erwarteten Zärtlichkeit nicht entſpricht; eine kleine Ungeſchicklichkeit, die wir ſelbſt begehen, und die in uns die Erinnerung unſrer übrigen Schwachheiten wieder erweckt; eine kleine Schwierigkeit bey der Ausführung irgend einer unſrer Abſichten, ſelbſt die Empfindung einer kleinen Unordnung im Körper. Auf einmal kommen die Vorſtellungen von alle dem Unangenehmen, was in unſerm ganzen Zuſtande iſt, zu Hauf. Das Vergnügen hatte ſie, ſo wie die Sonne den Nebel, nicht vernichtet, ſondern nur aus einander getrieben. Gegenwärtiges, Vergangenes, Zukünftiges, alles drängt ſich in unſere enge Seele zuſammen, und macht darin ein ſolches Chaos, und ſo eine wilde Vermiſchung, daß aller unſer Verſtand, und wenn wir auch der Stoiſche Weiſe wären, nicht zureicht, es aus einander zu ſetzen. Alle Uebel werden in dieſem Augenblicke unendlich, unaufhörlich, unvermeidlich. Alles verliert ſein Maß und ſeine Grenze, weil es beſtändig mit etwas anderm vermiſcht iſt, das wir davon nicht ſcheiden können oder wollen. Wenn man einmal ſo glücklich iſt, ſo weit zu kommen, ſich ſein ganzes Unglück nach einander herzuerzählen; oder wenn man genöthiget wäre, es in dieſem Augenblicke einem andern zu ſagen, ſo würde man ſich wundern, wie Sachen, die, wenn man ſie ſagt, ſo wenig betragen, doch, wenn man ſie bloß dunkel fühlt, einen ſo großen Eindruck machen und ſo viel Verwüſtung anrichten können. Ergänzen Sie dieſe Gedanken durch Ihre eigene Erfahrung. —

Aber ſagen Sie mir auch dazu, was ich nicht thun kann, wie man es anſtellen muß, um dieſer Unruhe — ich will nicht ſagen, ganz los zu werden, denn das möchte ich nicht einmal; wenn man die Empfindlichkeit von ſeinem eigenen Uebel wegnimmt, ſo verliert man auch die gegen die Uebel anderer. — aber ſie doch zu mäßigen. Bloß moraliſche Vorſchriften ſind vergebens. Der Verſtand geht ſeinen Weg, und die Einbildungskraft den ihrigen. Es müſſen Uebungen, ordentliche Uebungen ſeyn. — Aber das iſt eine Materie, wozu ich Ihren Verſtand brauche. — Ich ſchriebe gerne mehr, aber Sie möchten alsdann wirklich anfangen, kürzere Briefe zu wünſchen, und dann ſehe ich ſchon zum Voraus, würde ich troß aller meiner Philoſophie in eben den Unmuth und die Unzufriedenheit verfallen, die ich beſchreibe. Leben Sie wohl u. ſ. w.

Eilfter Brief.

S * * * witz den 4. Aug.

Ich wußte wohl, daß ich die Reiſe nach Dreßden nicht umſonſt fürchtete. Ich habe keine Briefe von Ihnen, und das zu einer Zeit, wo ich ſie am allermeiſten nöthig gehabt hätte, um mir Muth und Entſchloſſenheit dadurch zu geben. Sie ſind alſo noch nicht aus Dreßden zurück geweſen, oder Sie waren von der Reiſe zu müde, oder — dieſe unglückliche Sucht Urſachen zu allem zu finden, macht daß wir jede gewöhnliche Begebenheit durch unſere Auslegung zur Qual für uns machen. Denn daß Sie noch meine Freundin ſind, daß Sie es noch eben ſo ſehr ſind, als da ich Sie das letzte Mal in Borsdorf Thränen vergießen ſah, (ein ſehr koſtbares Denkmal Ihrer Freundſchaft!) das laſſe ich mir ſelbſt meine melancholiſche Einbildungskraft in ihren finſterſten Stunden nicht ausreden. Aber warum konnte mein Freund Reitz nicht ſchreiben, daß Sie noch nicht gekommen wären? Gewiß, ich würde in ähnlichem Falle dieſe Aufmerkſamkeit für ihn gehabt haben. — .

Mit mir ſind unterdeſſen manche Veränderungen vorgegangen; — nicht eben mit meinen Umſtänden, aber mit meinen Ausſichten. Ich ſtehe ſeit einigen Tagen alles Unangenehme der Unentſchloſſenheit und des Zweifels aus. — Gellert hat mir ſeit drey Poſttagen drey Mal geſchrieben. — Sie wiſſen, daß, als ich noch in Leipzig war, ein Hofmeiſter für des Graf F. . älteſten Sohn geſucht wurde. Gellert hielt mich dazu für tüchtig. Ich ſelbſt hatte Luſt. Globig aber hatte dazu ſchon Jemand erwählt, der aus Göttingen angekommen war. Dieſer wurde vom Grafen nicht angenommen. Nach ihm wurde M. Kraſt, (eben der, dem ich in meiner Abweſenheit meine Stube eingeräumt hatte) vorgeſchlagen und angenommen. Dieſer geht nach Petersburg als Aſtronom. Gellert war ſo aufmerkſam, dieſe Gelegenheit ſogleich zu ergreifen, und mich an Globigen mit aller ſeiner gütigen Partheylichkeit zu empfehlen. Vor acht Tagen erhalte ich einen Brief von Gellert, in welchen einer vom Präſidenten an ihn eingeſchloſſen iſt. Er meldet ihm, daß der von ihm empfohlene Menſch wäre angenommen worden, oder auf Michaelis angenommen werden könnte. Der Graf verlangte dabey einen Plan zu dem Unterrichte ſeines Sohnes, der 15 Jahr alt, von guten Talenten, und nicht ohne Wiſſenſchaften ſeyn ſoll.

Kaum hatte ich dieſen Brief beantwortet, ihm für ſeine Güte gedankt, und ihm meinen Entſchluß und die Einwilligung meiner Mutter gemeldet, ſo kommt von ihm ein zweyter. Ich erwartete nichts Geringeres, als den Tod des Grafen; denn er iſt ſehr krank geweſen. Aber es war noch ein zweyter Vorſchlag. Sie kennen die Frau von J., eine K.. ſche Tochter, und ihre zwey Söhne, von denen der älteſte lahm iſt. M. Hahn war bisher ihr Hofmeiſter. Dieſer kommt nach Hamburg, und die Frau Oberſten ſucht einen neuen. Der junge Herr ſoll bald in die

Collegia gehen, und der jüngſte ſoll bloß der Aufſicht, nicht aber dem Unterricht des Hofmeiſters anvertraut werden. Das Gehalt iſt 150 Thaler. Wenn dieſe Stelle außer Leipzig läge, ſo hätte ich ſie geradezu ausgeſchlagen. Aber meine Freunde wieder zu ſehen, Sie wieder zu ſehen, Gellerten — alle, alle wieder zu ſehen, bey Ihnen zu leben, — das iſt mehr als man braucht, um eine noch ſeltſamere Frau, als die Frau von J. iſt, und einen noch beſchränkteren Eleven, als ich mir ihren Sohn vorſtelle, ertragen zu lernen.

Sagen Sie mir, was hätten Sie mir gerathen, Sie und Ihr lieber Mann, wenn ich bey Ihnen geweſen wäre? Ich will Ihnen ſagen, was ich gethan habe. Ich habe die Entſcheidung Gellerten überlaſſen; ich habe ihm die Bewegungsgründe und die Schwierigkeiten auf beyden Seiten vorgeſtellt. Wenn alles gleich wäre, ſo würde ich ohne Streit F..s Haus dem J..ſchen vorziehen, von dem ich weder mehr Anſehen, noch mehr Umgang mit der großen Welt, noch mehr Glück aufs künftige zu erwarten habe. In beyden Fällen komme ich doch erſt nach Leipzig, und ſehe Sie wieder. —

Ich ſchriebe gern noch mehr, aber um mich ſelbſt zu verläugnen, und um Sie von meinen langen Briefen auszuruhen zu laſſen, ſage ich kein Wort mehr, als daß ich u. ſ. w.

Zwölfter Brief.

Ein treuer, freundſchaftlicher Rath kommt niemals zu ſpät, wenn er auch gleich eine geſchehene Wahl nicht mehr ändern kann. Sie wiſſen, ich ſchrieb Gellerten, an eben dem Tage, da ich Ihnen die Nachricht davon gab. Es würde mir ſchwer werden, eine Entſcheidung, die ich ihm einmal übergeben habe, wieder zurück zu nehmen. Ich bin in der That vollkommen Ihrer Meynung, daß es immer gefährlich iſt, dem Urtheile eines andern (und wäre dieſer andere auch der weiſeſte und rechtſchaffenſte Mann) eine Entſcheidung zu überlaſſen, bey der er, wenn es möglich wäre, ſich in uns verwandeln müßte, wenn er richtig urtheilen ſollte. Dem ungeachtet glaube ich, daß ich es nach den Umſtänden, in welchen ich war, ſo machen mußte. Dieſe Erinnerung wird mich tröſten, der Ausgang der Sache mag ſeyn, welcher er will. Um mich aber auch bey Ihnen zu rechtfertigen, ſo ſollen Sie dieſe Umſtände wiſſen.

Sie kennen die Schwierigkeit, (oder wenigſtens können Sie ſich ſie vorſtellen) die es einen Menſchen koſtet, deſſen Glück oder Unglück nicht ihn allein trifft, ſondern ſich auf Perſonen ausbreitet, die ihm theurer als ſein eigen Leben ſind, was es dieſen Menſchen, ſage ich, koſtet, einen Entſchluß zu faſſen, von welchem dieſe Perſonen glauben, daß er für ſein künftiges Schickſal ſo wichtig iſt. Wenn man das Unglück hat, Niemand in der Welt anzugehören und eine mit dem übrigen menſchlichen Geſchlecht nicht zuſammenhängende Inſel auszumachen, ſo hat man entweder Muth oder Unbeſonnenheit genug, geſchwind zu entſcheiden. Neigung, und die auf eine gewiſſe Seite gerichtete Einbildungskraft geben der Wahl bald den Ausſchlag. Wenn man aber ſo wie ich, als Sohn, als Verwandter, als Freund, in Verbindungen ſteht, die an unſer Wohl das Wohl anderer verknüpfen, ſo wird ein Entſchluß ſchon weit ſchwerer, für deſſen Erfolg man ſo vielen Perſonen Rechenſchaft zu geben hat.

Setzen Sie nun noch, daß die Sache ſo ſehr ungewiß iſt, wie die meinige, und daß ſo viel andere, von uns ganz unabhängige Begebenheiten zuſammen kommen, und uns helfen müſſen, wenn ſie nicht fehl ſchlagen ſoll: wer kann alsdann kühn genug ſeyn, für den Ausgang zu ſtehen, beſonders wenn man durch unglückliche Beyſpiele geſchreckt iſt. Man glaubt in dieſen Fällen ſehr leicht, daß das, wozu ſich eine beſondere Gelegenheit anbietet, mehr als ein Ruf der göttlichen Vorſehung angeſehen werden kann, als das, wozu nichts als unſer Entſchluß etwas beygetragen hat. Vielleicht iſt dieſes zuweilen Vorurtheil. Aber ſcheint es uns alsdann nicht Wahrheit, wenn die Unternehmung mißlingt? Nach Leipzig ohne Ruf und Veranlaſſung zu gehen, und auf gut Glück Vorleſungen anzufangen, wie viel Stimmen glauben Sie wohl, daß ich hier dafür würde gefunden haben? Noch dazu da Leipzig außer unſers Herrn Ländern liegt, wo, wenn gegen die Regeln der Wahrſcheinlichkeit alles aufs glücklichſte fällt, am Ende doch immer die Schwierigkeit übrig bleibt, die die Verſetzung einer ganzen Familie und ihres Vermögens in einen entfernten Ort mit ſich führet. Was blieb mir alſo bey dem Wunſch und beynahe bey dem Bedürfniß, das ich hatte, nach Sachſen zurückzukommen, was blieb mir anders übrig, als eine Art von Beruf zu wünſchen, die mir mehr und ſtärkere Urſachen verſchaffte, mein Vaterland wieder zu verlaſſen, als meine bloße Neigung ſeyn konnte.

Dieſes war die erſte Urſache, warum ich eine Hofmeiſterſtelle wünſchte, zu der mich ſonſt nicht Noth noch eine ſehr große Luſt, Hofmeiſter zu ſeyn, antrieb. Dieſen Geſichtspunkt einmal feſtgeſetzt, erſchien mir die

Sache auch von andern Seiten vortheilhaft, ſo wie gemeiniglich, wenn unſere Neigung feſtgeſetzt iſt, unſer Verſtand die Mühe über ſich nimmt, ſie durch Gründe zu rechtfertigen, die doch nichts dazu beygetragen hatten, ſie hervorzubringen. Ich fand als Hofmeiſter eines jungen Herrn von Stande meine Luſt, die Welt, und wenn es ſeyn könnte, die groſſe Welt etwas kennen zu lernen, befriedigt; ich ſah in der Ferne die Ausſicht zu Reiſen. Endlich glaubte ich, daß, wenn ſich durch dieſen Weg die Schwierigkeiten des akademiſchen Lebens, beſonders in Leipzig, etwas erleichtert hätten, wenn es dadurch für mich wahrſcheinlicher geworden wäre glücklich zu ſeyn, als es für jeden andern iſt, der mit eben ſo viel Zuverſicht, wie ich, ſeine Vorleſungen anſchlägt: daß, ſage ich, ich alsdann meine Verwandten und Freunde durch ſtärkere Gründe würde bewegen können, einen beſtändigen Aufenthalt in Leipzig genehm zu halten. Dieſes ſind die Urſachen, warum ich es für nothwendig gehalten habe, unter einem von beyden Vorſchlägen wählen zu müſſen.

Wenn ſich keine ſolche Gelegenheiten angeboten, oder wenn ich ſie ausgeſchlagen hätte; wiſſen Sie, was für ein Entwurf an deſſen Stelle getreten wäre? Ich würde dieſen Winter in B * * * * geblieben ſeyn. (Und würde ich wohl dieſe Bitte meiner Mutter haben abſchlagen können, wenn ich ihr weiter nichts, als bloß die Begierde lieber anderswo als bey ihr zu ſeyn, zum Bewegungsgrunde hätte vorzulegen gewußt?) Man würde während der Zeit Verſuche auf mich gethan haben, meinen Aufenthalt in meinem Vaterlande beſtändig zu machen. Wenn ich gegen alle Vorſchläge hartnäckig genug ausgehalten hätte, ſo würde ich endlich künftige Oſtern nach Halle gegangen ſeyn, und zu leſen angefangen haben. Ich weiß, daß dieß doch vielleicht das Ende der Sache ſeyn wird. Aber genug, ich bin zufrieden, wenn es nur jetzt nicht geſchieht, und wenn ich noch zuvor das Ziel von Geſchicklichkeit und Wiſſenſchaft an einem dazu weit bequemern Orte erreiche, ohne welches ich mich ſelbſt für einen unwürdigen Lehrer der Akademie halten würde. —

Was nun die Wahl unter beyden betrifft, ſo war die Zeit zur Ueberlegung kurz; meine Neigung durch die Vortheile der Nation des Miniſters, und durch die Vortheile des Orts bey der andern getheilt; meine Mutter höchſt unſchlüſſig, furchtſam, mich den Schwierigkeiten und Gefahren bloß zu ſtellen, die ſie im Dienſte der Großen für mich zu finden glaubte, und doch auch ungewiß, ob die Vortheile dieſe Gefahren nicht überwiegen; ich ſelbſt nicht vermögend genug, ſie von allen Umſtänden, die die J..ſche-Condition herunterſetzen, zu unterrichten, und nicht dreiſt genug, mir alle die Talente zuzuſchreiben, die des Grafen ſeine zu erfordern ſchien. Was konnte ich thun, um mich und ſie zugleich zu beruhigen, als die Entſcheidung einem Manne auftragen, der beyde Stellen beſſer kennen muß, wie ich. —

Noch iſt von ihm keine Antwort da. Wenn er für die J..ſche entſcheidet, ſo beſtehe ich durchaus auf der Bedingung, Collegia leſen zu dürfen. Ohne das wird nichts daraus; das verſichere ich Sie heilig. Und nun,

l. F., verlaſſen Sie mich nicht mit Ihrer Liebe, Ihrem Rathe und mit Ihrem Beyſtande. In unſerer Freundſchaft finde ich einen Troſt, der mir jede Schwierigkeiten leichter überwinden, und jeden Kummer ertragen hilft u. ſ. w.

Dreyzehnter Brief.

S * * * witz den 12. Aug.

Wenn Sie noch mehr ſolche ſchöne Briefe, und ſolche angenehme Erzählungen nach S * * * * ſchreiben, ſo werden alle meine Freunde anfangen auf mich neidiſch zu werden. Wenn Sie nur ſehen ſollten, mit was für Begierde hier Jedermann Ihre Briefe erwartet, mit wie viel Ungeduld wir uns nach dem Bothen umſehen, der ſie uns bringen ſoll, und wie wenig einer dem andern Zeit laſſen will, ſie durchzuleſen. Sie können glauben, daß ich mir nicht wenig darauf zu

Gute thue, daß an mich die Briefe zuerſt kommen, und daß ich nicht nur dieſes Vergnügen zuerſt genieße, ſondern es auch alsdann in meiner Macht habe, Gefälligkeiten damit auszutheilen.

In der That, ich würde meine hieſigen Freunde nicht ſo hoch ſchätzen, wenn ſie das Glück, eine ſolche Freundin zu beſitzen, nicht für beneidenswerth hielten. Meine Mutter insbeſondere, die jeder Beweis von der Rechtſchaffenheit ihres Sohnes mehr als alles erfreut — (und welcher Beweis könnte ſtärker ſeyn, als der, daß er von ſolchen Freunden ihrer Gewogenheit werth gefunden wird?) meine Mutter iſt ſo ſehr von ihren Briefen eingenommen, daß ein Poſttag ohne Briefe ihr beynahe ſchon eben ſo viel Unruhe macht, als mir ſelbſt. Darf ich es Ihnen wohl erſt ſagen, daß uns der letzte dieſe Unruhe gemacht hat? Denn in der That hatten wir Herz genug, drey Tage nach dem Empfang Ihres letzten Briefes ſchon wieder einen neuen zu erwarten.

Ich habe immer geglaubt, man müſſe den Menſchen aus den Gegenſtänden ſeines Vergnügens kennen lernen. Ich habe Leute geſehen, die in ihren Geſchäften vernünftig genug ſchienen, und die ſich doch nach geendigter Arbeit in der elendeſten Geſellſchaft und durch die abgeſchmackteſten Zeitvertreibe erholen konnten. Dieſe Leute könnte ich nimmermehr zu meinen Freunden machen. Wenn ich aber Jemand, ſo wie meine Freundin, ſich an dem Anblick einer tugendhaften und glücklichen Familie erfreuen ſehe; wer durch den Anblick einer zärtlichen und ſorgfältigen Mutter, eines gütigen Herrn, liebreicher und gutgearteter Bedienten, kurz eines ſolchen Hauſes, wie Sie mir das Gärtnerſche beſchreiben, gerührt wird, für deſſen Güte bin ich Bürge, und ohne ihn zu kennen, öffnet ſich ſchon mein Herz gegen ihn zu ſympathetiſchen Empfindungen.

Wie gern möchte ich der Rektor von Königsbrück in dem Augenblick geweſen ſeyn, da Sie ihn in ſeinem Hauſe überraſchten. Ich habe mich ſchon oft darüber gefreuet, daß das Schickſal einige unſerer Begebenheiten eben ſo ähnlich gemacht hat, als es unſere Empfindungen ſind. Ich weiß, Sie ſagten mir einmal, daß Sie von allen Ihren Lehrern wären außerordentlich geliebt worden. Der Beſuch in Königsbrück hat mich wieder an dieſes Geſpräch erinnert. Mein gütiges Schickſal hat mir eben ſo nachſehende, oder eben ſo liebreiche Lehrer gegeben. Alle ſind meine Freunde geweſen, und haben mich mit einer vorzüglichen Gewogenheit beſchenkt. Sie wiſſen, daß ich jetzt ſogar in dem Hauſe meines Lehrers wohne, der aber noch weit mehr mein Freund iſt. —

Von dieſem glücklichen Montage, wo Sie vergnügt waren, weil Sie andere vergnügt machten, habe ich Sie mit Freuden wieder zurück an die Stelle begleitet, wo Sie ſonſt oft von einem andern mehr ungeſtümen Freunde überfallen wurden, der bey Ihnen alle Mal ſeine Ruhe und ſeine Heiterkeit wieder fand, wenn er beydes durch ſeine eigene Schwäche, oder durch unglückliche Nachrichten von ſeinen Freunden, verloren hatte.

Die Beſchäftigungen der Ehegattin, der Hausfrau, der Mutter haben mir immer die edelſten geſchienen, die ein menſchliches Geſchöpf einnehmen könnten. Sie ſind mir aber jetzt noch viel mehr werth, da ich weiß, daß es die Beſchäftigungen meiner Freundin ſind. Ich ſtelle ſie mir hundert Mal des Tages in jedem dieſer Geſchäfte vor, und entwerfe mir von ihrem ganzen Leben den ſchönſten und vortrefflichſten Plan. Von einer Stufe der weiblichen Vollkommenheit zur andern führe ich Ihre Wilhelmine bis zu dem Augenblicke, wo Sie ſie einem glücklichen und tugendhaften Manne zuführen, für den Ihre Sorgfalt ſie zubereitet hatte. Indeß, daß Sie in dieſer Ihrer Erſtgebohrnen ſchon alle Freuden und Belohnungen einer Mutter fühlen, theilen ſich noch andere Kleinere in die Sorge und die Arbeiten einer Mutter. So erblicke ich Sie endlich am Ende Ihrer Laufbahn, unter der Geſtalt einer ehrwürdigen Shirley, das Haupt und die Krone einer ganzen ſich immer mehr ausbreitenden Familie, die durch Dankbarkeit, durch Hochachtung, durch Liebe, durch alles, was die Natur zärtliches hat, an Sie gebunden iſt. Wenn denn von einem Winkel der Erde, wo Ihr Freund die Erfüllung ſeiner Wünſche nur aus der Ferne, aber doch mit der lebhafteſten Bewegung ſeines ſchon matt gewordenen Herzens hört, wenn er ſich aus dieſem Winkel einmal hervorbegiebt, um noch ſeinen letzten Tagen die Glückſeligkeit zu geben, ſeine Freundin glücklich zu ſehen, und ſich unter den Haufen ihrer Kinder miſcht — und ihre Hand mit den Thränen der Freude und Zärtlichkeit benetzt; — welchen Monarchen würde ich alsdann beneiden?

Sie werden ſagen, ich machte Schimären. Aber laſſen Sie mich ſie immer machen; ſie ſind oft viel angenehmer als die Wirklichkeiten. Und glücklich müſſen Sie doch ſeyn mit den Geſinnungen und dem Herzen, welches Sie haben; Sie mögen es nun werden, auf was für eine Art Sie wollen. Und ich muß an Ihrer Glückſeligkeit Theil nehmen, als Ihr Freund — oder als Ihr Schutzgeiſt. Denn auch bis dahin führt mich oft meine Einbildungskraft, wenn ſie in der gehörigen Miſchung von Melancholie und Vergnügen iſt. Ich prophezeihe mir ein kurzes Leben, und ich bin ſehr damit zufrieden. Ich wäre es noch mehr, wenn ich nur noch zuvor etwas Gutes gethan, und eine Spur von meinem Daſeyn zurück gelaſſen hätte. In allen Fällen werde ich doch nicht glauben, umſonſt gelebt zu haben, wenn ich auch nur einen Menſchen zurück laſſe, den ich beſſer oder glücklicher gemacht habe. —

Ich habe von Gellerten noch keine Antwort. Unterdeſſen habe ich ihm den Aufſatz geſchickt. Wie gern hätte ich zuvor unſern gemeinſchaftlichen Freund zu Rathe gezogen. Ich verwahre die Kopie für ihn, um ſein Urtheil noch hintennach zu erfahren. —

Und nun empfehle ich Sie und Ihren geliebten — auch von mir geliebten guten * * der Vorſicht und der Beſchützung des Himmels, und trage es dieſem freundſchaftlichen gütigen Mond auf, der eben jetzt über meinen Geſichtskreis kommt, Sie mit ſeinen Strahlen zu begrüßen — und Sie an Ihren Freund zu erinnern, wenn Sie ihn unter beſſern Freunden vergeſſen ſollten u. ſ. w.

Vierzehnter Brief.

Breßlau den 26. Aug.

Wenn der Brief in eben dem Augenblicke zu Ihnen kommen könnte, in welchem ich ihn ſchreibe, wenn ich tauſend Empfindungen mit einem Worte ausdrücken, und die ganze Fülle meiner Seele ohne Zeichen, durch eine Art von Inſpiration der Ihrigen mittheilen könnte, dann, glaube ich, würde die Ungeduld geſtillt werden, mit welcher ich jetzt dieſen Brief anfange. Die Zeit, bis er zu Ihnen gelangt, ſcheint mir unermeßlich; und ich wollte gern, daß Sie es dieſen Augenblick wüßten, daß nur der Zufall, nicht Ihr Freund an Ihrer Unruhe ſchuld geweſen iſt; daß er eben dieſelbe Unruhe um der nämlichen Urſache willen ausgeſtanden hat; und daß, ſo gern er jeden ſorgenvollen Augenblick aus Ihrem Leben austilgen wollte, ihm doch dieſe Ihre Bekümmerniß, mehr als jedes andere Zeichen Ihrer Freundſchaft ſchätzbar und theuer iſt.

Ja in der That, l. F., das Schickſal hat ſich recht bemühet, unſere Seelen die letzte Woche mit einerley Gedanken und mit eben denſelben Bekümmerniſſen einzunehmen. Ihr Brief, (der, den ich in S * * * * ſchon vor acht Tagen erhalten ſollte) blieb aus, und ich fand ihn nicht eher, als des Sonntags bey meiner Zurückkunſt in B * * * *. Ich weiß nicht, warum Ihre Briefe gerade da am eheſten ausbleiben müſſen, wenn ich ſie am meiſten wünſche. Denken Sie nur, ich trug ſchon die ganze Woche vorher, aus Urſachen, die ich mir ſo wenig erklären, als ihre Wirkung aufheben kann, einen gewiſſen ſtillen mehr nagenden, als heftig beunruhigenden Verdacht mit mir herum, Sie wären mir nicht mehr ſo gut, als vordem. Sie wiſſen, Gründe richten ſehr wenig gegen Empfindungen aus. Ich erwartete alſo Ihren nächſten Brief, um meine Furcht und mein Mißtrauen zu beſchämen. Wir konnten den Tag, an welchem Ihre Briefe ankommen, keinen Boten in die Stadt ſchicken, und dieſe Briefe (ſo dachte ich damals) blieben alſo auf der Poſt bis den folgenden Tage liegen. Ein ſehr unangenehmer Verzug, der aber die Begierde und die Erwartung noch mehr ſchärfte. Endlich hatten ſich die Stunden bis zur Ankunft des Boten langſam und traurig genug fortgeſchlichen — und nun kam er ohne Briefe.

Stellen Sie ſich ſelbſt vor, was eine Fehlſchlagung in einer ſolchen Verfaſſung für Wirkungen auf ein Gemüth haben mußte, das dem Ihrigen ähnlich iſt. Sie ſchienen mir blos deswegen nicht geſchrieben zu haben, um mir zu ſagen, daß ich Recht gehabt hätte mich zu fürchten. Ich bildete mir ein, als hätten Sie in meiner Seele eine Unruhe leſen können, und hätten deswegen geſchwiegen, um ihren Grund zu beſtätigen. Ich hörte ſchon auf, mein eigner Freund zu ſeyn; denn gewiß, ich würde mich ſelbſt für ein nichtswürdiges Geſchöpf anſehen, wenn Ihre Freundſchaft mir in meinen Augen keinen Werth mehr gäbe.

Die Seele kann in einem ſo unangenehmen Zuſtande nicht lange beharren. Er iſt, ſo wie Sie ſagen, und ſo wie meine Erfahrung mich lehrt, ein Stand der Unthätigkeit, der

Philoſophie unſers Freundes ungeachtet. Sie wankt alſo eine Zeit lang zwiſchen Reflexion und Gefühl, zwiſchen deutlichen Gründen und dunkeln Einbildungen hin und her; ſucht eine Menge Beweiſe, um das nicht zu glauben, was ſie ſcheut, und ſtürzt ſich doch wieder, trotz aller Beweiſe, in ihre traurige Ueberzeugung zurück. Dieſes Mal ſiegte ich aber doch endlich! denn das war ich gewiß genug, daß Ihre Freundſchaft nicht ſo, wie der meiſten Menſchen ihre, ohne beſondere Urſache nur erkalten kann, blos deswegen, weil die nähern ſie immer umgebenden Gegenſtände unaufhörlich einen Theil ihrer Wärme rauben, und ſie durch dieſe allmählige Ausdämpfung zuletzt bis zu der ordentlichen Temperatur der Gleichgültigkeit zurückbringen. Aber das wußte ich nicht, daß Sie mich Ihrer Freundſchaft immer auf gleiche Art würdig finden würden. Ich habe immer geglaubt, daß die Freundſchaft, ſo wie die Liebe, eine gewiſſe Art von Verblendung erfordere; nicht eine ſolche, die die Geſtalten verkehrt, ſondern die, welche den guten Eigenſchaften allein Licht giebt, und die ſchlechten in Schatten ſetzt. Wie wäre es nun, wenn Sie dieſe Verblendung gewahr geworden wären, — wenn Sie anfingen, mich eben ſo zu ſehn, wie mich alle übrige Menſchen ſehn? — Aber kurz, Sie hatten mir noch keine Veranlaſſung gegeben, dieſe Veränderung zu glauben. Ich konnte ſelbſt den Urſprung dieſes Gedankens in meiner Seele nicht ausfindig machen. Er erfüllte die Seele ſo, wie manches falſche Gerücht die Stadt, ohne daß man ſagen kann, wer das Ding zuerſt erzählt hat. Und konnten endlich Ihre Briefe nicht aus tauſend andern Urſachen zurückgehalten werden?

Aber dabey ſchmeichelte ich mir doch nicht, daß Sie wirklich geſchrieben hätten, und es blos Unrichtigkeit der Poſt wäre, die mir Ihren Brief vorenthielte. Ich verließ S**** des Sonntags, nicht mit ſo viel Widerſtreben, als ich ſonſt gethan haben würde, wenn ich nicht Ihre Briefe in der Stadt zu erwarten gehabt hätte. Ich fand ſie, und in denſelben die zärtlichſte, gütigſte Freundin, die Sie immer waren, dazu gemacht, das Leben nicht bloß Eines Mannes glücklich zu machen.

In der That bedurfte ich dieſes Troſtes, um nicht allen meinen Muth unter der Menge unangenehmer Zufälle zu verlieren, die auf uns in der Stadt warteten. Meine Mutter kam halb krank nach Hauſe. Ihr Bruder, der, wie Sie wiſſen, im Bade geweſen iſt, war kurz zuvor durch den Banquerout eines der anſehnlichſten hieſigen Häuſer, dem er einen beträchtlichen Theil ſeines Vermögens anvertraut hatte, zurückgerufen werden. Ein andrer unſrer Freunde, der brave T****, ſah durch eben dieſe Begebenheit eine Summe von 10000 Rthlr. auf vielleicht weit weniger als die Hälfte heruntergeſetzt; eine andre Freundin, die Mad. P*** (eine von den wenigen Frauen, die Ihrer Bekanntſchaft werth wären), war gefährlich krank, und der Arzt hatte ihr erſt vor kurzem die Hoffnung zum Leben wiedergegeben. Meines Onkels jüngſte Tochter war es auch. Die allgemeinen Klagen vermiſchten ſich mit der beſondern Noth unſrer Familie. Endlich bekam ich Gellerts Brief, und die Nachricht von des Grafen Tode. Mit dieſem verſchwand alle Ausſicht auf künftigen Winter. Die nächſten Monate ſogar hüllten ſich wieder in Dunkel und Finſterniß ein; — und nirgends, nirgends ſahe ich irgend einen Schimmer eines Lichtes, der mich zu meiner Freundin wieder zurückführte.

An die Stelle dieſer verſchwundenen Hoffnung trat eine Furcht, die ich ſchon überwunden zu haben glaubte. Während meines Aufenthalts in B*** iſt der Prorektor des hieſigen erſten Gymnaſiums wegberufen worden. Meine Freunde dachten ganz natürlicher Weiſe an mich. Ich verzeihe Ihnen den Wunſch, mich hier zu behalten; er entſpringt aus einem ſo gütigen Herzen, daß ich ihn gern mit meinem Wunſche beſtätigen wollte, wenn es auf weiter nichts als Vergnügen dabei ankäme. Man redete alſo viel davon, man erforſchte meine Geſinnungen, man erſann ſich allerhand Möglichkeiten. Alles das war gut, ſo lange die Sache noch in einer gewiſſen Ferne blieb. Ich geſtand, ſo oft die Rede davon war, meine vollkommene Abneigung; und ich gab, wie ich denke, Gründe davon, um ihr nicht den Schein des Eigenſinns und des Vorurtheils zu geben. Man hörte endlich, da die Wahl ins Lange gezogen wurde, auf davon zu reden. Heftige Beſtrebungen verzehren ſich ſelbſt, wenn ſie nicht ſogleich thätig werden können. Ich erklärte mich ein Mal für alle Mal, daß ich keinen Schritt der Sache entgegen thun würde. Eine ganz freywillige, unveranlaßte Anbietung dieſes Amtes würde alsdenn von mir nicht ohne Ueberlegung verworfen werden.

Ich glaubte, daß ich gewiß ſetzen könnte, daß dieß niemals geſchehen würde, da der hieſige Magiſtrat die Maxime hat, den ungeſtümſten Bittern die Aemter am erſten zu geben, und da die Jahrbücher von B*** noch kein Beyſpiel von einem jungen Menſchen haben, der, ohne die niedern Stufen des Schuldienſtes durchkrochen zu ſeyn, zu dieſer Würde erhoben worden wäre. Mitten unter dieſen Sachen reiſeten wir aufs Land, mein Onkel ins Bad. Die Briefe Gellerts brachten uns alle dieſe Gedanken aus dem Sinne, und Leipzig und Dreſden nahmen unſre Aufmerkſamkeit ſo ſehr ein, daß wir nicht mehr wußten, ob es einen Prorektor in B*** giebt. Ich kam wieder zurück mit der vollkommenſten Sicherheit, daß dieſe Stelle längſt würde beſetzt ſeyn, und daß alles entſchieden ſey. Kein Menſch dachte wieder daran, bis Gellerts Brief dem Laufe unſrer Vorherſehungen eine neue Richtung gab. Geſtern war ich mit meiner Mutter in einer großen und zu meinem Unglück ſehr vermiſchten Geſellſchaft. Einer davon, ein Herr von P***, ein Mann, dem große Reichthümer und viele Verbindungen eine Art von Anſehn geben, dem es übrigens weder an Verſtande, noch einem gewiſſen Grade von Empfindung mangelt, zog mich gleich bei ſeinem Eintritte auf die Seite. — Hören Sie, ſagte er, wollen Sie Prorektor ſeyn? — Die Frage war ſehr kurz, und die Antwort ſchien entſcheidend ſeyn zu müſſen. — Ich wiederholte ihm kurz das, was ich allen meinen Freunden ſchon längſt geſagt hatte. — Ich war von Herzen froh, als ich endlich erfuhr, ſeine Frage bedeutete nichts mehr, als jede andre Frage von der Art; als ein Freund meines Onkels und meiner Mutter hatte er ihre Wünſche vorhergeſehn, und wollte es bloß erfahren, ob es auch die meinigen wären.

Unſer Geſpräch war noch nicht zu Ende, da es von einem Schwarme andrer Leute unterbrochen wurde. Ich hatte bey einem ſehr vollen Tiſche den langweiligſten elendeſten Abend von der Welt. Ich dachte faſt an nichts, als an den Kontraſt dieſer Geſellſchaft, und der kleinen an Ihrem Tiſche, in der ich ſo viele Stunden unter dem heiterſten Vergnügen verlor. — Nur einen einzigen ſolchen Abend, l. F., und ich wäre auf einen Monat zufrieden u. ſ. w.

Funfzehnter Brief.

B***, den 9. Septbr.

Unerachtet mich meine Reiſe gehindert hat, an der beſondern Luſtbarkeit dieſes Tages Theil zu nehmen, ſo bin ich nichts deſto weniger bey Ihnen geweſen, ſo wie ich es alle Tage bin. Und vielleicht war es ein gewiſſer geheimer Einfluß, den Ihre Seelen auf die meinige hatten, der mich dieſen Tag (es war der letzte, den ich in M*** zubrachte), beynahe vergnügter machte, als ich die ganze übrige Zeit geweſen war. —

Eine Grille, die mir Schwedenborg, und ſein Kommentator, M. Kant, in den Kopf geſetzt hat, kann ich mir noch nicht ausreden. — So geht es; Sätze, die uns lieb ſind, nimmt man gar zu leicht für Wahrheiten an, und das Sicherſte, was ein Philoſoph thun kann, um uns von ſeinen Hypotheſen zu überzeugen, iſt, daß er den Wunſch in uns erregt, daß ſie wahr wären. — Aber zur Sache ſelbſt.

Schwedenberg ſagt, das Verhältniß, das die Geiſter gegen einander haben, und welches ihren Ort ausmacht, iſt von dem Orte, den ihre Körper einnehmen, durchaus unterſchieden. Die Geiſter machen zuſammen eine Welt für ſich aus, und die Körper, die ihren Stand beſtimmen, in ſo fern ſie durch Empfindungen denken, und ihre Begriffe aus dem ſinnlichen Gebiete herholen, ſchränken ſie doch nicht im mindeſten ein, in ſo fern ſie Geiſter ſind. — So iſt es alſo möglich, daß zwey Geiſter ganz dicht an einander ſtoßen, deren Körper hundert Meilen weit von einander entfernt ſind. Zwiſchen beyden kann der vertrauteſte Umgang ſeyn, der aber niemals zum Bewußtſeyn kommt, — als bey gewiſſen auserwählten Seelen, denen, wie Schwedenborg ſehr deutlich ſich ausdrückt, das Innere geöffnet iſt; — oder bey außerordentlichen Gelegenheiten, wo der hellere Glanz der Empfindungen, der ſonſt alle andere Ideen auslöſcht, ſo ſehr verdunkelt wird mit ſammt dem ganzen Gefolge von

Erinnerungen und Phantaſien, daß jene geiſtigen Eindrücke ſich aus dem Grunde der Seele herausheben. Durch dieſes Mittel will Schwedenberg alle die wunderbaren Dinge gewußt haben, durch die er in den Ruf des größten Narren und des größten Wahrſagers unſrer Zeit gekommen iſt. —

Aber kurz und gut, die Theorie gefällt mir, und ich dächte alſo, daß ſie wahr wäre. Meine Seele würde nichts ſo ſehr wünſchen, als um alle die von ihr geliebten und mit ihr verwandten Seelen ſo nahe zu ſeyn, daß ſie die Einflüſſe derſelben empfangen, und auf ſie wieder Eindrücke machen könnte. Der Körper iſt bisher zu der Erreichung dieſes Wunſches ein beſchwerliches Hinderniß geweſen, jede Vereinigung forderte immer eine vorhergegangene Trennung, und Freunde wiederzuſehen und von Freunden geſchieden zu ſeyn, waren immer zwey unzertrennliche Sachen. Aber nun, die Theorie Schwedenborgs einmal feſtgeſetzt, wer hindert mich, meine Seele an den Ort hinzubringen, wo es ihr am beſten gefällt, und um ſie herum alle die Geiſter zu pflanzen, deren Gemeinſchaft ſo oft ihren Wunſch und ihre Sehnſucht erregt hat? Laſſen Sie mich alſo 50 Meilen, und — was ſind dieſe? laſſen Sie mich um halbe Erddiameter von Ihnen entfernt ſeyn, — und doch ſoll meine Seele von der Ihrigen nicht um ein Haarbreit weiter kommen. Denken Sie, wenn unſre ſterblichen Augen den himmliſchen Anblick ertragen könnten, was es wäre, dieſe Geſellſchaft von Geiſtern bey einander zu ſehn; erſt die unſrigen, wie ſie unſichtbare Begriffe von einander annehmen und ſich mittheilen, Begriffe, die erſt in künftigen Epoquen unſers Daſeyns uns ſelbſt bekannt werden ſollen; wie ſie ſich vielleicht einander aufklaren, reinigen, beſſern, und ohne unſer Wiſſen ſchon die Glückſeligkeit künftiger Zeitalter verbreiten; — alsdann die Seelen unſrer liebſten Freunde, Ihres Gemahls, meiner Mutter, unſers Reizes, — und dann, wenn irgendwo in der Welt eine Julie oder eine Schirley lebt, — ein reizendes Mädchen, deren Schönheit die Ankündigung von Verſtand und Unſchuld iſt, — eine zärtliche Ehegattin, deren geſchäftiger Fleiß, — ſo wie der Ihrige, — den Abend eines mühſamen Tages ihrem Manne und ihrem Freunde mit ſtiller und unſchuldiger Fröhlichkeit krönt, — eine ehrwürdige Mutter, der ein neues Geſchlecht ſeine Tugend und ſeine Glückſeligkeit dankt, — dieſe alle bey uns, unſre Vertrauten, ſchon vorbereitet, uns künftig, wenn wir einander erkennen werden, zu lieben und das Vergnügen einer Gemeinſchaft zu fühlen, die hier nur bloß unſre Reflexion beſchäftigte.

Sie ſehen, ich bin in Gefahr, vielleicht ein eben ſo großer Schwärmer zu werden, als Schwedenborg ſelbſt. Und in der That iſt ein Traum, der uns vergnügt macht, hundert Mal beſſer, als eine Wahrheit, die uns Kummer verurſacht.

Ueber ihr Gedicht und noch mehr über deſſen Mittheilung bin ich von Herzen vergnügt geweſen. Die zwey letzten Strophen haben mir am meiſten gefallen, vielleicht weil Sie darin an mich denken. —

Ich hätte Ihnen noch ſo viel zu ſagen, als auf dieſem Blatte und auf zehn andern nicht

Raum hätte. Aber ich bin einmal ſchon des Mißvergnügens gewohnt, meine Briefe da ſchließen zu müſſen, wo ſich meine Unterredung mit Ihnen erſt recht anfangen ſollte. Die Ideen drangen ſich ſo in meinem Kopfe zuſammen, ſobald ich die Feder anſehe, an Sie zu ſchreiben, daß ſich endlich eine aus dem Haufen hervordrängt, — nicht die die vornehmſte und wichtigſte geweſen wäre, ſondern die ſich am ſchnellſten der Seele und meiner Feder bemächtigen konnte. — Aber das muß ich Ihnen doch noch ſagen, daß ich von Gellerten, ſeit dem letzten, der mir des Grafen Tod ankündigte, keine Briefe habe, und daß ich ohne Vorſchläge von ihm, — wenig Mittel ſehe, dieſen Winter mit Ihnen zuzubringen u. ſ. w.

Sechzehnter Brief.

Laſſen Sie mich Sie immer heute zu einer ungewöhnlichen Zeit überfallen. Ungelegen kann es Ihnen doch nicht ſeyn (ſo zuverſichtlich hat mich ſchon Ihre Freundſchaft gemacht). Mein Herz iſt zu voll; und ich weiß ſchon, eher wird es nicht ruhig, bis es ſich ganz in das Ihrige ausgegoſſen hat. Wie ſehr empfinde ich heute das Glück, eine Freundin zu haben, die meinen Schmerz gern mit mir theilt, und lieber mit mir trauert, als allein fröhlich iſt. Aber erſchrecken Sie nur nicht über dieſen Anfang. Es iſt nur Mitleiden, nicht eignes Unglück, das dieſe unruhige Bewegung in mir hervorbringt — aber Mitleiden, das auf ſeinen höchſten Grad geſtiegen iſt, und beynahe zu eignem Gefühl wird. —

Ich war geſtern von meiner Reiſe den Augenblick angekommen, als man mir ſagte meine Mutter wäre in dem Krankenzimmer einer Freundin, und ſie würde den Abend dort zubringen. — Ich habe Ihnen ſchon mehrmals das P*** ſche Haus genannt, als eine von den Familien, die mit der unſrigen am genaueſten verbunden iſt und von mir am meiſten hochgeſchätzt wird. In der That beſteht ſie beynahe aus lauter hochachtungswürdigen Perſonen. Das Haupt der Familie, der alte Herr P***, ehemals ein ſehr angeſehener Kaufmann, war noch außerdem, — was ſelten Kaufleute ſind — ein empfindlicher und zärtlicher Ehemann, ein dienſtfertiger Freund, ein gütiger Vater und ein durch Erfahrung und vielfache Kenntniſſe angenehmer Geſellſchafter. Seine Frau, unſre Anverwandte, — die Krone ihres Hauſes, und beynahe auch des unſrigen, iſt von der Natur und durch ihren Fleiß recht dazu ausgerüſtet, Glückliche zu erfreuen, und die Unglücklichen zu tröſten. Ein ſtarker und beynahe männlicher Verſtand, der nur durch eine beſtändige Uebung, nicht durch Unterricht ausgebildet iſt; eine Gegenwart des Geiſtes, die ſelbſt durch ihre zarte Empfindſamkeit niemals geſchwächt wird; ein gewiſſes Feuer und eine Thätigkeit andern Dienſte zu leiſten, die die Schwierigkeiten überwindet, wovor die andern nur erſchrecken; ein freundſchaftliches Herz, das ſeine Befriedigung im Gutes thun findet, und eine gewiſſe Art von Mangel fühlt, ſo bald es ſich zu Niemandes Beſten beſchäftigen ſoll; und dieſes alles war zu ihrer glücklichen Zeit mit einer beſtändigen Heiterkeit der Seele, und mit ſo viel Lebhaftigkeit verbunden, daß ſie gemeiniglich die Seele der Geſellſchaft wurde, in der ſie ſich befand.

Herr P**** hatte von ſeiner erſtern Ehe eine Tochter, die ſchon ziemlich erwachſen war, als er ſich mit unſrer Freundin vermählte, und die einige Jahre darauf den Halbbruder ihrer Stiefmutter heyrathete. Die Frau ***, ſo heißt dieſe würdige Frau, hatte von der Natur nicht ſo viel vorzügliche Gaben, aber dafür eine gewiſſe Sanftmuth und Stille in ihrem Charakter, eine tiefe und mehr durchdringende als lebhafte Empfindlichkeit, und ein ſo kindliches, gutes, freundſchaftliches Herz bekommen, daß ſie die vertrauteſte Freundin und die ehrerbietigſte Tochter ihrer Eltern zugleich war. Ihre Seele war der Seele ihrer neuen Mutter, oder vielmehr ihrer Schweſter (denn ſo liebten ſie ſich, und ſo iſt ihr Betragen gegen einander noch bis auf den heutigen Tag) nicht ähnlich, aber ſie war dazu gemacht, dieſelbe auszufüllen, und mit ihr ein Ganzes auszumachen. Ihr Gemahl, der Frau P**** Bruder, den ſie ſchon vor drey Jahren durch eine grauſame Krankheit verlor, hatte vielleicht unter allen die wenigſten Talente, aber er beſaß ein ſo durchaus gutes Herz, er liebte ſeine Frau und ſeine Schweſter ſo innigſt, und er räumte ihre Vorzüge über ihn ſo gern ein, daß man ihm bloß um ſeiner Ehrlichkeit willen gut wurde. Und ſo wie er war, wurde er auch wieder von ſeiner Frau, die ſonſt vielleicht zu einem ſcheinbarern Glück Hoffnung gehabt hätte, ſo geliebt, als wenn er der vollkommenſte aller Männer geweſen wäre. Von dieſem ihrem Manne hatte ſie zwey Kinder, einen Sohn und eine Tochter, deren Geburt nun erſt alle Hoffnungen des Grosvaters und alle Wünſche der geſammten Familie erfüllte.

Beyde Familien wohnten in Einem Hauſe, aßen an demſelben Tiſche, liebten ſich alle unter einander mit einer Zärtlichkeit ohne Beyſpiel, und machten das Bild einer einträchtigen und glücklichen Familie aus. Wenn die Geſchäfte des Tages ſie von einander entfernt hatten, ſo kamen ſie doch gewiß am Abend alle zuſammen, ihre lieben Kleinen mit; und dann genoſſen ſie in einer beneidenswerthen Ruhe alle Freuden des häuslichen Lebens, die einzige Glückſeligkeit des Menſchen, wenn anders Menſchen glücklich ſeyn können. Ihre äußern Umſtände ſtörten dieſen Genuß eben ſo wenig. Ihr Vermögen war weit mehr als hinlänglich, ihrer Freunde waren viel; — und wenn es, um ein Gut zu genieſſen, nothwendig iſt, daß andre wiſſen, daß wir es haben; ſo war die allgemeine Hochachtung für ſie eine Beſtätigung ihrer Glückſeligkeit und ihrer Verdienſte. —

Und dieſe ganze Familie, dieſer ganze kleine Kreis von tugendhaften und glücklichen Freunden, liebe Freundin, iſt jetzo nur noch fähig, Mitleiden zu erregen; — das ganze Gebäude ihrer häuslichen Glückſeligkeit iſt durch eine Reihe auf einander folgender Unglücksfälle zerſtört; jede Wurzel des Vergnügens ausgerottet, und faſt hat ſelbſt die Zukunft für ſie nichts mehr als Schrecken. Der Tod des Herrn B***, der vor drey Jahren zu eben der Zeit erfolgte, als ich hier meine Mutter beſuchte, war der Anfang und gleichſam die Ankündigung davon. Dieſer Tod war ſo ſchmerzhaft, und mit ſo traurigen Umſtänden begleitet, daß er auf das Gemüth aller einen ſehr tiefen Eindruck machte — auf das Gemüth ſeiner Gattin aber einen immerwährenden. Dieſe ſchon von Natur furchtſame und ſchüchterne Frau wurde durch den Verluſt ihres Mannes beynahe zu Boden gedrückt. Nur die Geſellſchaft und die Zärtlichkeit ihrer Mutter, der Frau P****, und die Sorgfalt für die Erziehung der beyden liebenswürdigen Kinder, in denen ſie die Liebe der Mutter und der Gattin vereinigte, nur dieſe hatten ſie bisher erhalten, und ihr nach und nach den Muth und die Freudigkeit wiedergegeben, ohne die das Leben eine Laſt iſt.

Eine andere glückliche Begebenheit ſchien die Freude wieder in dieſes Haus zurückführen zu wollen. Eine Tochter der Frau P****, von einer erſtern Ehe, ihrer Mutter bey weitem nicht gleich, aber doch auch ihrer nicht ganz unwürdig, heyrathete den Hrn. Z****, der lange Zeit im Felde Dienſte geleiſtet hatte, ein Liebling der Vornehmſten der Armee und ſelbſt des Königs geweſen war, und die glücklichſten Ausſichten vor ſich hatte. Ein Mann von vielem Verſtande, von einer wahrhaft guten Lebensart, und der, wenn er noch nicht die richtigſten Grundſätze hatte, doch fähig war, ſie anzunehmen. Er war damals ***, und wurde bald darauf ****, welches eines der anſehnlichſten Aemter in unſerm Lande iſt, und unmittelbar auf den geheimen Rath folgt. Dieſer Mann liebte ſeine Frau, ob ſie gleich weder ihm an Gaben gleich, noch ſeinen Erwartungen und Wünſchen gemäß war. Aber vielleicht liebte er ſie noch mehr um ihrer Mutter als um ihrer ſelbſt willen; und beynahe glaube ich, daß noch bis auf dieſe Stunde die Hochachtung, die er für ſeine Schwiegermutter hat, die Liebe gegen ſeine Frau erhält.

Dieſe Verbindung, die ihrer Familie ein neues ſo würdiges Glied gab, wurde kurz darauf die Quelle mehr als eines Jahres voll Kummer und Angſt. Z**** empfand, nachdem er zur Ruhe kam, die Folgen der Ermüdungen des Krieges. Er fiel in dem erſten Jahre ſeines Eheſtandes in eine gefährliche Gliederkrankheit, die ihn zuerſt mit den grauſamſten Schmerzen angriff, und alle Augenblicke ſeinen Tod drohte, bald darauf ihn des völligen Gebrauchs aller ſeiner Glieder beraubte, und ihn ganz hülflos der unaufhörlichen Pflege und Wartung ſeiner Freunde ſelbſt in ſeinen kleinſten Bedürfniſſen benöthigt machte. Dieſe Krankheit iſt endlich, nachdem ſie ſechs Vierteljahre das ganze Haus in einer beſtändigen Abwechſelung von Furcht und von Betrübniß erhalten hat, durch eine ſehr beſchwerliche Kur, und durch den Gebrauch mannigfaltiger Bäder gehoben worden. Sie wiſſen, daß er nur erſt neulich mit meinem Onkel im Bade geweſen iſt. —

Aber dieſes war noch nicht der einzige Kummer. — Die unglücklichen Umſtände unſers Landes haben die Handlung des Herrn P*** ſehr geſchwächt; — aber noch würden ſie ihnen wenig Schaden gethan haben, wenn ſie nicht auch zugleich den Kopf dieſes würdigen Alten geſchwächt hätten. Dieſer ſonſt ſo lebhafte und geſchäftige Mann, der die Thätigkeit ſelbſt war, ſich immer herzhaft entſchloß und klug ausführte, dieſer verſinkt in ſeinem Alter, von Kummer und Sorgen niedergedrückt, in eine völlige Unempfindlichkeit. Seine Gemüthskräfte erlöſchen; ſeine Seele, die durch ſo viele und ſtarke Eindrücke zu heftig erſchüttert worden, nimmt jetzo gar keine mehr an, oder alle verlöſchen augenblicklich auf dem Grunde, der ſchon völlig von den vergangenen Ideen eingenommen iſt. So iſt er für ſeine Familie und ſeine Freunde ſchon todt, ob er gleich ſich noch unter ihnen bewegt; und ſeine Gattin, die ſonſt von ihm Anſehn und Ehre erhielt, iſt jetzo kaum mit aller ihrer Klugheit und der zärtlichſten Sorgfalt vermögend, ihn vor der Verachtung der Fremden, und ſelbſt vor der Geringſchätzung ſeiner Freunde zu ſchützen. Denken Sie ſich nun ſeine Tochter, die noch immer dieſelbe kindliche, ehrerbietige Zärtlichkeit für ihn hat, und denken Sie, was es einem Herzen, wie das ihrige, koſten muß, ihn alle ſeine ſchätzbaren Eigenſchaften verlieren zu ſehn. —

Noch war ein einziger Troſt für dieſes Haus übrig, aber ein ſehr großer, und der vielen Leiden das Gegengewicht halten konnte; — der Troſt, zwey hoffnungsvolle und liebenswürdige Kinder in ihrem Schooße aufwachſen zu ſehen, die die Verdienſte, und, wenn es möglich wäre, die ehemalige Glückſeligkeit ihrer Eltern erneuerten. — Und nun liegt das jüngſte davon, ein Knabe von ungefähr acht Jahren, die unſchuldigſte, ſanftmüthigſte, geduldigſte Seele, das Bild und der Liebling ſeiner Mutter — und ringt mit dem Tode.

Bey ſeinem Bette fand ich meine Mutter. Ich bin niemals von einem Anblicke ſo gerührt, ſo durchdrungen worden. Die Krankheit des Kindes iſt die allerſchmerzhafteſte und grauſamſte, glaube ich, die ich jemals geſehn habe: die allerentſetzlichſten Kopfſchmerzen, die, wie der Arzt muthmaßt, aus einer Beſchädigung des Gehirns entſtehen, und ſchon vier Tage und Nächte ohne den geringſten

Nachlaß fortdauern. Sie preſſen dem armen liebenswürdigen Knaben, der alles, alles ſonſt mit der größeſten Gelaſſenheit erträgt, und ſelbſt jetzo die ſchmerzhafteſten Operationen ohne Murren mit ſich vornehmen läßt, ein Geſchrey aus, das mir bis in das Innerſte der Seele geht. — O Gott, wer muß der Unmenſch ſeyn, der die Stimme des Schmerzes ertragen kann, wenn er ſelbſt der Urheber davon iſt! — Mein Herz wird davon zerriſſen! — Und dann in dem Augenblicke einer kleinen Linderung ihn mit einer ängſtlichen Zärtlichkeit nach ſeiner Mutter rufen zu hören, dieſe vor ſeinem Bette knien zu ſehen, und dann ihn, wie er ſeine kleinen Arme um ſie herumſchlingt, ſie feſt an ſich drückt, und dann mit einer gewiſſen dringenden Heftigkeit ſie ſeiner Liebe verſichert, — dann mitten unter dieſen Liebkoſungen, von dem Schmerz überwunden, auf einmal in das kläglichſte Geſchrey ausbricht, und das zu ganzen Nächten fortſetzt — Gott, kaum kann ich den Gedanken davon ertragen. — Heute iſt der Schmerz ſchon Herr über ſein Bewußtſeyn, und er kennt nicht mehr ſeine Mutter. —

Liebſte Freundin, werden Sie mir es wohl vergeben, daß ich Sie mit ſo traurigen Gegenſtänden unterhalte? Aber mir wird meine Noth leichter, wenn ich denke, Sie wiſſen ſie und nehmen daran Theil.

N. S. Zu gleicher Zeit mit dem Ihrigen erhielt ich auch einen ſehr freundſchaftlichen Brief von Herrn Weiſe. Eine kleine Anekdote, die er mir von Meinhardten erzählt, kann ich Ihnen unmöglich verſchweigen. Bey ſeiner Abreiſe von Leipzig fragte ihn der Poſt-Commiſſar Gellert: Ob er nicht einige günſtige Ausſichten hätte? O ja, ſagte er, die glücklichſte Ausſicht von der Welt — die Ausſicht auf mein Grab.

Siebenzehnter Brief.

Den 16. September.

Der Kleine, deſſen Leiden ich Ihnen ſchilderte, hat ſich gebeſſert. Er iſt keines menſchlichen Leidens mehr fähig. — Für den tugendhaften Mann und für den Chriſten iſt der Tod wenig; aber für den Menſchen iſt der Schmerz immer etwas ſehr Großes. Neulich war mein ganzes Mitleid für das Kind ſelbſt, jetzo iſt es nur noch für ſeine Mutter. Ich will Ihnen nicht ihren Schmerz beſchreiben, um nicht den Ihrigen rege zu machen. Sie wiſſen, was es heißt, Mutter ſeyn. — Aber einen andern Verluſt muß ich Ihnen erzählen, der nicht ſo ſchmerzhaft, — aber doch für uns empfindlich iſt; noch dazu einen Verluſt, der die ganze Begierde, zu Ihnen zu kommen, bey mir wieder rege macht, da er mir die vortrefflichſte Gelegenheit dazu verſchafft hätte. Denken Sie nur, ich hätte in Geſellſchaft eines Tralles zu Ihnen kommen können, ich hätte

Sie geſehn, Sie hätten einen unſrer beſten Freunde geſehn, die Hochachtung, die ich für meine Freundin habe, hätte ſich noch eines rechtſchaffenen Herzens bemeiſtert, und — Aber hören Sie erſt die Geſchichte.

Tralles als einen Arzt kennen Sie, glaube ich. Aber das müſſen Sie noch wiſſen, daß er beynahe der würdigſte Gelehrte und der beſte Geſellſchafter in B**** iſt. Dieſe Titel werden Sie, denke ich, noch nicht ſo aufmerkſam machen, (welche Eigenliebe!) als wenn ich Ihnen ſage, daß er der älteſte Freund unſers Hauſes, daß er faſt der einzige recht vertraute Freund meines Onkels iſt, — daß ſeine erſte Frau die beſte und die einzige Freundin war, die meiner Mutter ihr ganzes Herz beſeſſen hat. Dieſer Mann, der neulich nach Warſchau als Leibarzt kommen ſollte, und es aus Liebe zu ſeinen Freunden ausſchlug, hat jetzt einen andern Antrag, der juſt in einer ſo unglücklichen Epoque kommen muß, da ſich B**** bey ihm durch einen anſehnlichen Verluſt, den er durch die Betrügerey eines Freundes leidet, verhaßt gemacht hat, daß er faſt geneigt iſt, ihn anzunehmen. Die Fürſtin von Gotha verlangt ihn zu ihrem Beyſtande bey ihrer jetzigen ſchwachen Geſundheit, — und wünſcht ihn als Leibarzt zu behalten. Er kam eben von einer Reiſe wieder, als er einen Brief von dem Gothaiſchen Hofe fand, wo man ihn unter den ſchmeichelhafteſten Hoffnungen, die man einem Menſchen geben kann, einladet, noch dieſen Herbſt nach Gotha zu kommen, ſeine Familie mitzubringen, — und den Winter dort zu bleiben. Es ſollte alsdann von ſeiner Wahl und von dem Grade von Zufriedenheit abhängen, den er mit dem daſigen Aufenthalte, und der Art von Aufnahme, die er erhalten hätte, haben würde, ob er nach Breßlau zurückkehren oder bey ihnen ſein Leben beſchließen würde. Denn er iſt ſchon ſechszig Jahr. — Er iſt nun entſchloſſen, die Reiſe zu thun, ob er gleich ihren Erfolg noch nicht vorherſieht. Seine jetzige Frau wird ihn mit ihrem kleinen Sohne begleiten. Von zwey Töchtern aus der erſten Ehe iſt die eine verheyrathet, und kann alſo ihrem Vater nicht folgen, die andre will zum Beyſtand ihrer Schweſter zurückbleiben.

Dieſer D. Tralles nun reiſt auf den Sonnabend ab, — und reiſt über Leipzig. — Was würde ich nicht darum gegeben haben, ſo einen Geſellſchafter zu finden; und wie ſehr gütig war nicht ſeine Anerbietung. — Wenn ich mitführe, ſagte er, ſo wollte er wechſelsweiſe auf dem Kutſcherſitze fahren, wenn er keinen andern Platz hätte. Demungeachtet bleibe ich hier, — verliere einen Freund, den ich noch hatte, und komme zu denen nicht, die ich entbehrte. —

Ich ſinne ſchon die ganze Zeit, ſeitdem ich dieſe Reiſe weiß, auf Mittel, den D. Tralles Ihnen oder Ihrem lieben Gatten vorzuſtellen. Ich ſchmeichle mir, Sie würden einen Mann nicht ungern ſehen, der erſt vor wenig Tagen aus unſerm Hauſe kommt, der uns alle kennt, der unſer Freund iſt, — und der es verdient, auch der Ihrige zu ſeyn. Aber ich geſtehe es, ich begreife noch nicht, wie die Sache zu machen iſt. Er bleibt nur einen halben Tag und über Nacht in Leipzig. — Er will Gellerten beſuchen, an den ich heute ſchreibe, und bey dem ich ihn anmelde. — Er iſt ein Anverwandter von ***. Man erwartet ihn in dieſem Hauſe, und man wird ihn ohne Zweifel dahin ziehn. — Wo mir recht iſt, ſo iſt dieſe ***ſche Familie nicht eben im Beſitz einer ſehr großen Achtung. Ich kenne ſie nur vom Parterre aus; aber von da ſah mir die Tochter ſehr einfältig und eitel — ihre Mutter ſtolz und ein bischen verbuhlt aus. — Zum Glück hat Tralles eine Gabe, die uns allen beyden fehlt, — ſich die Narren ganz gut gefallen zu laſſen. Er wird aus der Geſellſchaft der vernünftigſten Leute in die Verſammlung der Thoren übergehn, ohne von ſeiner guten Laune etwas einzubüßen.

Im Vorbeygehen, — Sie hätten meine Fehler nicht beſſer treffen können; — faſt eben dieſelben, die mir meine Mutter ſo oft vorwirft. Sie geſteht mir, daß ſie noch ſo ziemlich mit mir zufrieden iſt, wenn ich bey ihr oder bey gewiſſen Perſonen bin (und das ſind noch dazu ſehr wenig), die mir gefallen; aber daß ich der unerträglichſte Menſch wäre unter einer Geſellſchaft, die mir mißfiele. In der That verliere ich unter Leuten von einer gewiſſen Art nicht bloß meine Luſtigkeit, ſondern auch meinen geſunden Verſtand; ich denke nicht mehr, ich vegetire nur. — Aber wieder zu unſerm Tralles zurück!

Nach dem Plane ſeiner Reiſe, den er erſt geſtern Abend in einer Geſellſchaft entwarf, bey der ich gegenwärtig war, wird er erſt auf den Sonnabend über acht Tage in Leipzig ankommen. Seine Frau und ſein Kind nöthigen ihn, langſamer zu gehen. Bis dahin kann ich Ihnen alſo noch einmal ſchreiben. — Aber nun meine eigne Rückreiſe zu Ihnen! —

Meine Mutter mag es Ihnen ſagen, ob es mir leicht wird, dieſe aufzuſchieben. In der That ſehne ich mich zuweilen nach einer einzigen Viertelſtunde, die ich mit Ihnen zubringen könnte, — mit einer ſolchen Ungeduld, die im Stande wäre, mich zu Ihnen zu führen, wenn unſre Begierden uns Kräfte gäben. — Aber meine Mutter wünſcht meine Gegenwart; ſie hält ſie zu ihrer Geſundheit auf dieſen Winter für nothwendig; ſie thut alles, was ſie kann, und ſie würde noch mehr thun, um̃ den Winter hindurch von einer andern Seite meinem Studiren gewiſſe Beförderungen zu verſchaffen, die ich von der einen verliere. — Mein Freund hat ſeine Gedanken recht aus meiner Seele herausgenommen, — eben dieſelben Vorſtellungen, faſt mit eben den Worten, mit welchen ich ſie ſchon manchmal meiner Mutter gemacht habe. Bücher, Muße, Lehrer, das würde ich hier vielleicht alles haben, — aber Freunde, die mich aufmuntern, die mich in einer beſtändigen Bewegung erhalten, deren Seele, mit der meinigen gleich geſtimmt, jeder von ihren Gedanken entſpräche, und ihnen gleichſam zur Geburt hülfe — die fehlen mir durchaus.

Meine Mutter ſehnt ſich bald ſo ſehr nach Ihnen, als ich ſelbſt. Ihr Brief hatte ſie ganz aufgeheitert. O Freundſchaft und kindliche Liebe, deinen geheiligten Banden ſey meine ganze Seele gewidmet! — — Aber was wäre die Freundſchaft ohne Tugend, und was die Tugend ohne Aufopferungen? u. ſ. w.

Achtzehnter Brief.

Den 23. September.

Ich werde heute einen langen Brief ſchreiben, das ſehe ich voraus. Ich habe wenig Zeit dazu, ich werde ihn alſo geſchwind und ſchlecht ſchreiben. Sie werden ihn alſo nicht leſen können, und ich werde ihn umſonſt geſchrieben haben. Aber das ſchadet nichts. Für die Mühe, die es mich koſtet, einen Brief an Sie zu ſchreiben, bin ich ſchon belohnt, wenn er geſchrieben iſt. Meine Seele, die ſich jeden Tag mit Ihnen, — und mit Niemanden lieber beſchäftigt, — heftet ſich doch niemals ſo ganz, ſo lange, ſo ununterbrochen auf meine Freundin, als während dem ich an ſie ſchreibe. Allen fremden Gedanken, jedem unwillkommenen Beſuche iſt in dieſer Zeit der Zutritt verſagt — und ich bin ſo völlig mit meiner ganzen Seele bey Ihnen, als ich es war, wenn ich des Abends an Ihrem Fenſter (wenn der

Mond' und die Nachtigall Ihres Nachbars die ruhige Heiterkeit und die harmoniſchen, aber ſimpeln Bewegungen unſrer Seele abbildeten) der Freundſchaft genoß, — und einen Augenblick lang, in dem ich die Sorge für die Zukunft und ſelbſt den Wunſch nach derſelben vergaß, ſagen konnte: **Nun bin ich glücklich!**

Wenn es Ihnen ganz gleichgültig wäre, daß ich nicht nach Leipzig komme, — ſo wüßte ich nicht, was mir ſchwerer ſeyn würde, als der Winter hier in Breßlau. Die Freundſchaft iſt, wie ich ſehe, auch grauſam. Sie will das Recht, den Freund vergnügt und glücklich zu machen, ſo ganz allein, ſo ausſchließungsweiſe haben, daß er beynahe darüber murrt, wenn er es ohne ſie ſeyn könnte. Ich habe es immer den Dichtern übel genommen, wenn ſie ihre Verliebten ſo eigennützig machen, daß ſie ihre Geliebte mit weniger Schmerz ſterben, als in den Armen eines Andern leben und glücklich ſeyn ſehen. — Aber ich merke nun ſchon, daß unſre edelſten Neigungen immer ſo eigennützig ſeyn müſſen.

Die Liebe iſt eine Leidenſchaft. Die Freundſchaft iſt nur eine Geſinnung. Ihre Wirkungen ſind nur in den Graden unterſchieden, — in ihrer Natur eben dieſelben. — Wenn es einen Menſchen gäbe, der Ihnen meine Stelle ſo vollkommen erſetzte (verzeihen Sie mir einen Stolz, den Sie mich gelehrt haben), daß Sie, ohne Wunſch nach meiner Zurückkunft, mich an jedem Orte der Welt gleich gern ſähen: dieſem Menſchen würde ich nicht gut ſeyn können. — Ich vermehre nun in meinen Gedanken dieſe Empfindung bis zu der Stärke, die der Leidenſchaft der Liebe proportionirt iſt, und ich ſehe es ein, daß der Dichter das menſchliche Herz beſſer verſteht, als der Philoſoph; — und daß, ſo göttlich Plato auch ſeyn mag, Shakſpeare doch mehr von der Liebe weiß, als er. Sie haben doch wohl Romeo und Juillet geſehn? Nun wohl! Glauben Sie nicht, daß Juillet ihren Romeo lieber vernichtet, als untreu ſehen würde? — Aber davon genug, und vielleicht ſchon zu viel, wenn ich es mit dem vergleiche, was ich noch zu ſagen habe.

Tralles, unſer guter Tralles, iſt mit ſeiner Frau und ſeinem Kinde am Sonnabend fort. — Aber er hat keinen Brief an Sie mit. Zuerſt, weil es hier ſogar gefährlich iſt, einem Reiſenden andre als offne Briefe, oder ſolche, die er öffnen kann, mitzugeben. Ein neues Edikt ſetzt auf dieſe Vervortheilung der Poſten mehr als 100 Rthlr. Strafe. Zum zweyten, weil ich meine Abſicht, Sie und den D. Tralles zuſammen zu bringen, doch nicht würde erreicht haben. Er hätte Ihnen den Brief zugeſchickt, oder ſeine Frau hätte Ihnen Viſite gemacht, — oder Ihr lieber Gatte wäre zu dem D. Tralles gegangen. — Kurz, ich ſehe nicht, wie Sie eigentlich mit ihm in Bekanntſchaft gekommen wären. Endlich will er nur über Nacht in Leipzig bleiben. Ich glaube, es wird nichts daraus werden, dem ungeachtet wollte er doch, — und nach dieſem Entſchluſſe nahm er hier ſeine Maßregeln. Nun hat er Verwandte in Leipzig, wie Sie ſchon wiſſen. Gellert, dem er von vielen Seiten empfohlen iſt, wird ihn aufhalten. — Ludwig iſt ſein alter Schulfreund und ſein Korreſpondent. Die Zeit wird alſo ſelbſt für ſeine alten

Bekanntſchaften zu kurz ſeyn. — Und doch wollte ich — ich weiß nicht wie viel dafür geben, wenn Sie ihn ſähen, oder Ihr lieber Mann, — oder wenn er Sie ſähe. — Er wird im blauen Engel wohnen. — Schon dachte ich, ob Sie ihn vielleicht über eine wirkliche oder erdichtete Krankheit von ſich oder Ihrem Kinde zu Rathe ziehen wollten; dieſes würde immer für ihn ſchmeichelhaft, aber doch ein bischen ſeltſam ſeyn. Dann dachte ich wieder, ob Ihr Mann nicht den Tag zu Gellerten gehn könnte. — Alles das dachte ich, und doch bin ich noch nicht auf das gekommen, was mir gefällt und genug thut. — Der einzige Troſt iſt, — er will auf dem Rückwege (denn zurückkommen wird er gewiß) länger in Leipzig verweilen, — und alsdenn bin ich entweder ſchon bey Ihnen, oder ich ſchreibe durch Sie an Tralles. —

Von Kaufleuten, die nach Leipzig gingen (Kaufleute meine ich, nicht Krämer), weiß ich keinen, als Herrn ****, und der geht noch dazu mit ſeiner Frau. Sie ſind beyde — eben nicht Freunde — aber Bekannte von uns.

Und die Frau iſt noch dazu, — oder war wenigſtens als Jungfer — eines unſrer ſchönſten Geſichter. Der Mann iſt wohlhabend, und hat den beſten Garten um B***. Für die Meiſten iſt dies Verdienſt genug, ſeine Bekanntſchaft ſehr angelegentlich zu ſuchen. Für Sie und mich iſt es wenig. Ueberdieß geht er ſchon morgen ab. Mein Brief alſo, den ich heute abſchicke, kommt eher an, als er, — und was brauche ich erſt auf Gelegenheiten zu warten, an Sie zu ſchreiben, ſo lange die Poſten richtig gehen?

Sie verlangen von mir mein Tagebuch? — Nichts in der Welt wünſchte ich mehr, als daß Sie alle meine Handlungen wüßten, meine ganze Aufführung unter jeden Umſtänden, bey jeglicher Veranlaſſung ſähen, — daß Sie die Aufſeherin meines Herzens ſeyn könnten, und durch Ihren gütigen Beyfall das Wahre und das Gute beſtätigten, — und durch Ihren liebreichen Tadel meine Vorurtheile und meine Schwachheiten beſiegen hülfen. — Aber wie kann eine kurze, unvollſtändige, trockne, oft Ihnen vielleicht langweilige Erzählung dieſe

Abſichten erreichen? — Dem ungeachtet ſollen Sie ſo viel wiſſen, als ich zu ſagen vermag. Keinen treuern Geſchichtſchreiber ſollten Sie je geſehen haben, als ich es von mir ſelbſt ſeyn wollte. Nur vergeßlicher, mangelhafter ....

Ich weiß nun ſelbſt nicht mehr, was ich mir noch alles für Schimpfnamen geben wollte. Man rufte mich ab, — und nun, in den zwey Minuten, die mir noch übrig ſind, habe ich was beſſers zu thun, als auf mich zu ſchelten.

Meine Lebensart alſo zuerſt, — wäre noch ſo ziemlich, wenn ich weniger faul, weniger zu einer anhaltenden Arbeit ungeſchickt, weniger unruhig, und wegen meiner künftigen Ausſichten ein bischen ſcharfſichtiger wäre. Ich ſtehe ſpät auf, — ob ich mir es gleich am Abende alle Mal vornehme, früh aufzuſtehn. — Die Theeſtunde bleibt immer noch die goldne Stunde des Tages. Ich, meine Mutter und meine Muhme, ein jedes durch den Schlaf erfriſcht, und durch keine Arbeit noch entkräftet, bringt ſeine erſte noch nicht vernutzte

Munterkeit in die Geſellſchaft. Während des Thees leſe ich vor. Neulich hatten wir den Hausvater und den natürlichen Sohn, — jetzo iſt es der Hypochondriſt. Der Schriftſteller wird bewundert, — und der Vorleſer bekommt auch etwas von dem Dank, oder nimmt ſich wenigſtens ſelbſt ſeinen Theil davon, ohne erſt daran erinnert zu werden.

Der übrige Morgen wäre nun dazu, etwas zu arbeiten, — wenn ich jetzt oft zum Arbeiten aufgelegt wäre. Wenn ich es bin, ſo arbeite ich jetzo für Herrn Weiſen, in ſeine Bibliothek. Eſſen und Kaffee iſt wieder die geſellſchaftliche Stunde. Ich ſpiele auf dem Klaviere, ich liege im Fenſter, ich ſchwatze, ich höre, ich leſe vor, eins uns andre, manchmal alles zugleich, zuweilen nichts von allem. Zwey oder drey Stunden ſind auf die Art leicht hinweg geſchwärmt. Sonntags ſind öfter Freunde bey uns, als andre Tage. Den vergangenen machte ich eine neue Bekanntſchaft. Der junge Herr v. **** beſuchte mich mit ſeinem Schwager, dem H*** ***. Der erſte war von ſeiner Familie zum

Kaufmann beſtimmt, von ſeinen Neigungen zum Studiren; und ſeine Talente ſind wenigſtens nicht wider dieſe Neigung. Er hat großes Geld, — ſchafft ſich alſo eine prächtige Bibliothek, lieſt viel, hat prächtige Inſtrumente und Muſikalien, ſpielt gut auf dem Flügel, und macht ſeine Perſon, die von Natur nicht ſonderlich einnehmend iſt, durch ſeine Mühe und durch ſeinen Fleiß wenigſtens hochachtungswürdig. —

Ordentlicher Weiſe gehe ich des Abends von fünf Uhr an ſpatzieren. — Ganz allein; und welche Geſellſchaft könnte mir auch angenehmer ſeyn, als die, die ich mir alsdann aus allen vier Gegenden der Welt zuſammen hole? Shakſpeare ſagt: Die Welt iſt nur eine Werkeltagswelt, wo alle Sachen, gar nicht ſo, wie wir wünſchen, und wie wir es einrichten würden, ſondern ihren gewöhnlichen alltäglichen Lauf kommen, ſie mögen nun dadurch unſern Wünſchen in die Quere kommen, oder nicht. — Um alſo dieſem Mangel abzuhelfen, ſchaffe ich mir alsdann auf meine Hand eine andre, eine Feyertagswelt. In dieſer Welt iſt Ihr Mann kein Advokat mehr, ſeine Arbeiten unterhalten ihn nur, aber ſie nehmen ihn nicht ganz ein, — er lebt für den Staat nützlich, aber doch immer für ſeine Gattin mehr, als für ſeine Klienten, — in dieſer Welt ſind Ihre Stunden alle heiter, alle voll Hoffnung, daß die künftige Stunde die gegenwärtige an Glückſeligkeit noch übertreffen werde. In dieſer Welt ſchreibt mein guter Reiz keine Regiſter mehr; endlich in dieſer bin ich bey Ihnen, — ich bin Ihr Bruder; meine Mutter iſt Ihre Mutter, wir machen alle nur eine Familie aus.

Aber nun muß ich Sie nur ſchon wieder ſicher zu unſrer Welt zurückbringen. — Denken Sie nur, ein ganz neuer Auftritt. Heute früh, eben in dem Augenblicke, da ich Ihren Brief ſchreiben will, ſchreibt der Kriegsrath von Klöber, der ehemalige Hofmeiſter des erſten Sohns vom Miniſter ****, mir einen franzöſiſchen Brief. — Der jüngſte Sohn des Miniſters ſoll jetzo nach Halle gehn. — Er ſchlägt mir vor, ich ſollte die Stelle als Hofmeiſter bey ihm annehmen. Zweyhundert

Thaler Gehalt; ein Engagement auf zwey Jahre; Hoffnung zu Reiſen, und die Verſicherung befördert zu werden. — Was meinen Sie, daß ich gethan habe? Ich mußte noch denſelben Morgen antworten. Die Sache war dringend. Ich ſchicke Ihnen meine Antwort mit. Leben Sie wohl u. ſ. w.

Neunzehnter Brief.

Den 30. September.

Nach Ihrem Briefe zu urtheilen, hatten Sie meinen Brief noch nicht empfangen oder noch nicht geleſen, als Sie den Ihrigen ſchrieben. In der That habe ich es mir ſchon vorgeworfen, daß meine Briefe immer ſo lang und ſo übel geſchrieben ſind. Ich würde es Ihnen für übel halten, wenn Sie ſich die Mühe nehmen wollten, ſie bis ans Ende zu entziffern. Um es Ihnen alſo etwas leichter zu machen, und Ihnen doch dabey nicht ganz unbekannt zu werden, werde ich Ihnen von nun an nichts als Geſchichte ſchreiben. Bringt der Himmel uns wieder zuſammen, ſo werden wir Zeit genug haben, Betrachtungen anzuſtellen. —

Wenn Sie alſo nun jetzo meinen vorigen Brief geleſen hätten, ſo wüßten Sie, daß es noch nicht ſo ganz gewiß iſt, ob ich in Breßlau dieſen Winter bleibe. Herr v. Klöber, bey dem ich geſtern wieder geweſen bin, ſchreibt heute noch ein Mal an den Miniſter; und die Antwort, die wir künftigen Sonntag erwarten, wird die Sache entſcheiden. — Klöber hatte, wie er mir ſagte, nicht ſowohl zur Abſicht, mir ſelbſt dieſe Hofmeiſterſtelle vorzuſchlagen, als durch mich Jemanden kennen zu lernen, der dazu tüchtig wäre. — Er vermuthete, daß ich ſchon andre gewiſſere Ausſichten hätte, und daß ich das Reiſen zu einer nothwendigen Bedingung machen würde, das doch bey dem Sohne des Miniſters noch ungewiß wäre. — Ich ſagte ihm, daß der Entſchluß zu meiner künftigen Lebensart ziemlich feſt, aber der Weg, den ich dazu wählen wollte, noch gar nicht ſo beſtimmt wäre; daß meine größte Sorge ſey, der Charakter des jungen Herrn oder ſeine Denkungsart könne vielleicht nicht genug mit der meinigen übereinſtimmen, um die Art von Freundſchaft und Vertraulichkeit zu errichten, die zu einer glücklichen Ausführung meines Geſchäfts unumgänglich wäre; daß endlich mir der Aufenthalt auf einer Akademie noch weit lieber ſeyn würde, wenn ich während deſſelben ſchon Vorbereitungen und Uebungen auf meine künftige Lebensart anſtellen könnte. Bey allen dieſen meinen Antworten müſſen Sie daran denken, daß ich es mit dem Miniſter von *** zu thun hatte, deſſen Gewogenheit mir in jeder Verfaſſung von Gewicht ſeyn würde. — Ich will Ihnen nicht erſt ſagen, was mir Klöber antwortete. Er war außerordentlich gütig in der Beurtheilung meiner Fähigkeit zu einem ſolchen Poſten, — er erzählte mir ſein eigen Beiſpiel, — endlich verſprach er, noch ein Mal an den Miniſter zu ſchreiben, und das, was ich wünſchte, ihm vorzutragen. —

Wenn Sie dieſen v. Klöber kennten, ſo würden ſie einen rechtſchaffenen Mann, einen Mann von Grundſätzen, von Geſchmack und von einer großen Beleſenheit an ihm finden. Er iſt ſehr lange gereiſet. Er ſpricht alle drey moderne Sprachen gut. Er kennt die Litteratur von jeder; aber für die Engländer iſt er enthuſiaſtiſch. Sie ſollten ihn von Shakſpeare reden hören!

Aber was machen Sie denn, beſte Freundin? warum laſſen Sie mir denn nichts von dieſen Ihren Geſchäften, von Ihren häuslichen Unruhen, von Ihren Bekümmerniſſen, von Ihren Vergnügen wiſſen? Warum wollen Sie mir denn ſo ganz fremd werden? — Warum mit mir eine ſo allgemeine Sprache, die dem Kompliment ſo ähnlich ſieht? Sie ſagen mir wohl, daß Sie mir noch gut ſeyn, — aber bald möchte ich daran zweifeln, da Sie mich ſo wenig Ihres Vertrauens würdigen. — Wie wohl, ich bin heute ohne dieß unruhig. Vielleicht giebt mein Geſicht den Gegenſtänden die finſtre Farbe, in der ſie mir erſcheinen. Ich habe endlich eine lange, verdrießliche Arbeit geendigt. Ich ſchicke heute ein ganzes Packt an Herrn Weiſen. Von Gellerten habe ich Briefe, die mich ermahnen, hier zu bleiben. — Haben Sie nichts von Tralles geſehen? — Leben Sie wohl u. ſ. w.

Zwanzigſter Brief.

Recht! liebe Freundin, von den Eindrücken am Morgen hängt das Vergnügen oder der Verdruß des ganzen Tages ab. Ich folge Ihren Regeln und ahme Ihrem Beiſpiele nach, — und der erſte meiner Gedanken iſt heute für Sie. Warum kann ich doch den Gang dieſes Briefes nicht beſchleunigen, oder warum habe ich Ihnen nicht eher geſchrieben, um Ihnen geſchwind genug zu ſagen, wie richtig Sie gemuthmaßt haben. Ja, ja, tauſend Mal hat es mich gereuet, daß ich dieſen Brief geſchrieben hatte. Nicht, als wenn es nicht einerley Empfindungen der Freundſchaft wären, die mir ihn damals eingaben, und die jetzt machen, daß er mich reut. Aber dieſe Empfindungen hatten ſich den Tag ſo wunderlich mit einer Menge verdrießlicher Vorſtellungen vermiſcht, daß Sie ſelbſt dieſe Geſtalt annahmen, und unter einer ſo fremden Miene beynahe unkenntlich wurden. — Ich haſſe argwöhniſche

Freunde; ihre Zärtlichkeit beſteht bloß in dem Verdruſſe, den ſie leiden oder den ſie verurſachen. Aber dem ungeachtet — eine gewiſſe Art von Beſorgniß begleitet die Zärtlichkeit, und es kann Gelegenheiten geben, wo ſie wirklich in Argwohn ausbricht. — So fürchtet Niemand die Verachtung mehr, als der die Hochachtung wünſcht, und der beſtändige Verdacht, gering geſchätzt zu werden, iſt ein ſicheres Zeichen des Stolzes.

„Ja, dachte ich, ſie iſt wohl noch meine Freundin, aber nicht mehr ſo zärtlich, ſo feurig, als ehemals; ſie nimmt nicht mehr an meinen Angelegenheiten Theil; ſie läßt mich nichts mehr von den ihrigen wiſſen. — Wer weiß, ſind nicht dieſe gütigen Geſinnungen, von denen ſie mich verſichert, ein bloßer zurückgebliebener Schimmer von dem Feuer ehemaliger Empfindungen? Und warum, thörichter Menſch, warum ſollte ſie dich auch mit dem hohen Grade von Freundſchaft lieben? Welche Verdienſte haſt du um ſie, was für Dienſte haſt du ihr geleiſtet, was für Beweiſe von deiner Freundſchaft ihr gegeben? Nein,

nein! ſie kann nicht ohne Urſache lieben; die Natur will, daß Empfindungen, die auf einer bloßen Verblendung beruhten, mit ihr zugleich aufhören. Die Einbildung ſchmückt zuweilen einen Gegenſtand weit über ſeinen Werth aus; und leiht ihm alle die ſchönen glänzenden Farben, durch die er uns gefällt; — aber dieſer Schmuck fällt ab, die Farben verlöſchen und der Verſtand kommt zuletzt und zerſtört die ganze Bezauberung. Ja! Abweſenheit und neue Eindrücke haben ihre Wirkung gethan, — und vielleicht, was ich, was ſie ſelbſt noch für Zärtlichkeit hält, iſt nichts als die Erinnerung, daß ſie ehemals zärtlich gegen mich geweſen iſt.“

Stellen Sie ſich nun meine Seele vor, die durch finſtre Irrgänge von melancholiſchen Betrachtungen bis auf dieſen Punkt gekommen war, und dann bewundern Sie die Gelaſſenheit, mit der ich meinen letzten Brief ſchrieb. — Die Seele bleibt nicht lange in einem Zuſtande des Mißvergnügens, den ſie ſich ſelbſt verurſacht hat. Die Einbildungskraft nimmt bald wieder einen andern Weg; die Vernunft kehrt ſich die lichtere Seite des Gegenſtandes zu, — und dann wundert man ſich über die feſte Gewißheit, mit der man vor wenig Augenblicken Sachen glaubte, die man jetzt für unmöglich hält.

„Nein, — ſo fing meine Seele an, ſich wieder zu erheben — nein, die Freundſchaft kann in einer edlen Seele niemals ohne Grund entſtehen; — und wenn ſie einmal die Vernunft gebilligt hat — kann ſie alsdann in derſelben erlöſchen? Dieſe falſche Demuth, mit der du dich ſelbſt erniedrigſt, würde das Urtheil und die Wahl deiner Freundin verunehren. Ja, du haſt Verdienſte um ſie: die Begierde, ihr alle mögliche Dienſte zu leiſten; ein Herz, welches ſich fähig fühlt, um ihretwillen große Schwierigkeiten zu überwinden; ein Gefühl, welches mit dem ihrigen übereinſtimmend und darauf gerichtet iſt, ſie, und wenn es möglich iſt, mit ihr gemeinſchaftlich alle Menſchen glücklich zu machen; — dieß ſind die einzigen Verdienſte, die die Freundſchaft verlangt, und mit denen ſie ſich beruhigt. — Und nun, dieſes feſtgeſetzt, warum ſollte dich ein Brief beunruhigen, der an ſich voll von Gütigkeit, — nur deswegen dir nicht genug thut, weil er deinen Erwartungen nicht entſpricht? Du erwarteteſt von ihr Rath, Beyfall, Ermunterung; du erhielteſt dafür nur Verſicherungen ihrer Freundſchaft und ihres Wunſches, dich wieder zu ſehn. Würden dieſe dich nicht in einer jeden andern Gemüthsverfaſſung, nur nicht in der, in welcher du warſt, zufrieden geſtellt haben? — Und du haſt ihr einen Brief ſchreiben können, der, wenn ſie wirklich das wäre, was du argwöhnſt, ſie unwillig machen; und wenn ſie das iſt, was du wünſcheſt, ſie kränken muß.“ —

Wie hätte ich in dieſem Augenblicke den mit Vergnügen empfangen, der mir dieſen Brief wieder gebracht hätte! — Sehen Sie, ſo bin ich geſtraft worden, noch ehe Sie es wünſchen konnten, daß ich geſtraft würde. — Aber da ich nicht das Ganze rechtfertigen kann, ſo muß ich wenigſtens einen Theil entſchuldigen, — wenigſtens den Theil, wo ich wünſchte, mehr von Ihren Umſtänden zu wiſſen. — In der That iſt das, was ich dabey dachte, was ich mir noch jetzo dabey denke, nur dunkel, und es wird mir ſchwer, es auszudrücken. — aber doch empfinde ich, daß es etwas Wirkliches iſt. — Sehen Sie, mitten unter dieſen angenehmen Kreis von Vergnügen und Beſchäftigungen, die Ihre unſchuldigen Tage ausfüllen, ſtehlen ſich nicht oft kleine Gelegenheiten und Urſachen zur Bekümmerniß, zur Sorge, zur Betrübniß, zur Freude, zur Hoffnung? Kleine vorübergehende Wolken, die unſern Himmel auf eine kurze Zeit verfinſtern; unvorhergeſehene kleine Stürme, die uns von dem ordentlichen Laufe unſers Lebens auf einige Augenblicke verſchlagen; — dann wieder auf einmal ein lächelndes, ſchönes Ufer, eine unerwartete Ausſicht, die bie Krümmung des Stroms, auf dem wir fuhren, uns verborgen gehalten hatte. — So ſehe ich Sie vielleicht den einen Tag, bey einer kleinen Bläſſe, die Sie auf dem Geſichte Ihrer Wilhelmine bemerken, oder bey einer kleinen Verminderung ihrer gewöhnlichen Munterkeit, — in eine ganze Reihe von ſorgſamen und traurigen Betrachtungen gerathen, die ſelbſt die Vergnügungen dieſes Tages mit einem gewiſſen Nebel überziehn; und dann ſchweben dunkle Bilder, wie die eines ſchwermüthigen Traums, auf dem Grunde der Seele. Den andern empfing Sie vielleicht Ihre liebe Tochter mit einem freudigen Lächeln, vielleicht erwiederte ſie auf eine mehr als gewöhnliche Art Ihre mütterliche Zärtlichkeit, und zeigte Ihnen von fern die Belohnungen Ihrer Sorgfalt, in den ſüßen Ergießungen einer kindlichen Dankbarkeit; vielleicht blickten durch ihre Bewegungen oder durch ihre noch unartikulirte Sprache die erſten Strahlen der aufgehenden Vernunft; — und dieſer Eindruck ſtimmte die Seele für dieſen Tag zu lauter angenehmen Bewegungen; — dann wieder eine zärtlichere Liebkoſung von Ihrem Gemahl; ein unerwartetes Merkmal von der Hochachtung eines Freundes; — eine auffallende und mit Ihren Ideen recht übereinſtimmende Betrachtung eines Ihrer Schriftſteller; eine glücklich ausgeführte Arbeit, — ein vollbrachtes Werk des Wohlthuns und der Menſchenliebe: — auf der andern Seite eine kaltſinnigere oder eine zerſtreutere Miene auf dem Geſichte Ihres Mannes; eine kleine Uneinigkeit in Ihren Meinungen; ſelbſt das

Mißvergnügen über eine Handlung, die man wünſchte ändern zu können, weil ſie unſern Abſichten und unſerm Plane nicht vollkommen gemäß geweſen iſt; — alles das iſt es, was ich oft von Ihnen zu wiſſen wünſchte, — und wobey ſich mein ganzes Herz bewegen würde, wenn ich es von Ihnen hörte. — O Freundſchaft, wenn deine geheiligten Bande zwey tugendhafte Seelen ſo mit einander verbinden, daß alle Empfindungen und Gedanken der einen in die andre übergehen, — dann verdoppeln ſich ihre Kräfte, Gutes zu thun; ihre tugendhaften Regungen werden zu Entſchlüſſen; ihre Fehler werden ihre Lehrer; und jede fliegt mit der zuſammengeſetzten Kraft und Geſchwindigkeit von beyden ihrem großen Ziele zu. Mein Herz iſt zu voll. Ich kann nicht mehr ſchreiben. —

Ich habe Zeit gehabt, mich von meinem Enthuſiasmus wieder zu erholen. Die älteſte Tochter des D. Tralles iſt den Augenblick bey uns geweſen, und hat einen Brief von ihm aus Leipzig gebracht. Er hat bey O... gewohnt. Profeſſor Gellert hat ihn mit einer ungemeinen Freundſchaft aufgenommen; er hat ihm ſelbſt wieder in dem O...ſchen Hauſe die Gegenviſite gemacht. D. Ludwig hat ſeinen alten Freund erkannt, — und alle haben ſich um die Wette beſtrebt, ihm ſeinen kurzen Aufenthalt angenehm zu machen. Er iſt mit Leipzig und ſeinen Einwohnern ſo wohl zufrieden, daß er ihnen beynahe auf unſre Unkoſten Lobſprüche macht, und ſie ehrt, indem er ſeine Breßlauiſchen Freunde herunter ſetzt. Mir iſt bey dieſer Begebenheit vorzüglich lieb, daß er mit der Aufnahme Gellerts vergnügt geweſen iſt. Ich habe dadurch ein kleines Verdienſt um Tralles, und einen Beweis von der Gewogenheit Gellerts.

Aber daß ich von Klöber noch keine Antwort habe, daß ich noch immer in derſelben Ungewißheit bin, in der ich meinen letzten Brief ſchrieb; daß ich geſtern, da nach Klöbers Vermuthung die entſcheidende Antwort vom Miniſter (der auf ſeinen Gütern iſt) kommen ſollte, gar nichts, weder von ihm noch dem Miniſter, gehört habe: alles das iſt mir höchſt verdrießlich, und bringt meine Seele in eine gewiſſe ungeduldige Bewegung, die ſie zu wenig Sachen geſchickt läßt. — Ich erhalte aber vielleicht noch dieſe Woche die Antwort — und dann will ich — nicht zur Strafe — ſondern zum Erſatz der unruhigen Stunden, die mich Ihr und mein neulicher Brief gekoſtet hat, Ihnen auf den Sonnabend ſchreiben. Alsdann ſollen Sie zugleich etwas von meiner jetzigen Lektüre hören. Denken Sie nur, ich leſe die Fairy Queen von Spenſer, einem Dichter, ohne den Milton vielleicht nicht geweſen ſeyn würde. — Ich habe nicht geglaubt, ihn in Breßlau zu bekommen; aber es ſind einige ſehr vollſtändige Engliſche Bibliotheken hier. Leben Sie wohl u. ſ. w.

Ein und zwanzigſter Brief.

Den 4. Oktober.

So wenig ſteht es oft in unſrer Gewalt, unſre Wünſche, oder auch unſre Verſprechen zu erfüllen! Dieſes kurzſichtige Ding, die Seele, macht immer Entwürfe, ohne die Hinderniſſe eher zu bemerken, bis ſie von ihnen geſtört wird; dann ſpringt ſie plötzlich auf, ſieht um ſich herum nach Hülfsmitteln, findet keine, und überläßt ſich endlich einem trägen und unthätigen Mißvergnügen. Ungefähr dieß iſt die Geſchichte des Briefes, den ich an Sie ſchreiben wollte, und den ich nicht geſchrieben habe.

Danken Sie es meiner Beſcheidenheit, daß ich Ihnen die Erzählung aller der kleinen Störungen und Geſchäfte erſpare, die jede für ſich nichtswürdig, doch zuſammen genommen zum Herrn meiner ganzen Zeit wurden. Ich werde mich nun hüten, Ihnen ſo bald wieder einen Brief außer den gewöhnlichen zu verſprechen. Denn nichts iſt verdrießlicher, als eine erregte Erwartung nicht befriedigen. Aber ich werde deſto aufmerkſamer ſeyn, die Augenblicke ausfindig zu machen, wo ich, ohne mich vorher angemeldet zu haben, bey meiner Freundin einen unerwarteten Beſuch machen kann.

Nun kommt Ihr Brief. — O Sie haben alſo auf den meinigen gewartet! Jetzt komme ich mir nicht bloß unglücklich, ſondern ſtrafbar vor. Ich weiß, wie mir es ſeyn würde, hätten Sie mir ein ähnliches Verſprechen gethan, ohne es zu halten. Laſſen Sie mich geſchwind von dieſer unangenehmen Erinnerung wegeilen. Der Himmel wird ſchon heiter, der Weg gut und die Luft kalt, um Pferd und Poſtillion hurtig zu machen, und meinen Brief ſo geſchwind als möglich zu Ihnen zu bringen.

Außerdem muß ich Ihnen ſagen, daß ich jetzo nicht bloß ruhiger, ſondern auch vergnügter bin, als ſeit einigen Wochen. Vorgeſtern erhielt ich einen Brief von Klöber. Die Sache mag wohl ungefähr ſo ſeyn, wie ich vermuthete. Unterdeſſen weiß Klöber ſo wenig davon, als ich. So viel hat er nur durch die dritte Hand gehört, daß in dem Plane des jungen Herrn Veränderungen gemacht wären, daß er nach Frankfurt an der Oder gehen ſollte, wo ihn ſchon ſein Gouverneur erwartete. Dieſer Brief beſtätigt mein Urtheil über das Herz des Herrn von Klöber, denn in Anſehung ſeines Verſtandes iſt es ohnedieß ſchon ausgemacht. Mich dünkt, dieſer Mann iſt zu einer wahren Freundſchaft gemacht. Er iſt mit den Großen umgegangen, ohne ihre Denkungsart anzunehmen, und ehrt die Rechte der Menſchlichkeit mehr, als alle die Unterſcheidungen, die der Stolz oder die Sklaverey eingeführt haben. Er liebt die Engländer, und ſein Charakter nähert ſich wirklich dem ihrigen. Ich bin zufrieden, daß ich jetzo einen würdigen Mann mehr kenne, und ſeine Freundſchaft iſt für mich eine größere Akquiſition, als eines Miniſters Gnade. —

Das iſt alſo die Urſache meiner Zufriedenheit. Aber das iſt doch noch nicht Vergnügen. —

So wiſſen Sie denn alſo, daß der Himmel will, Sie ſollen in die meiſten meiner Vergnügen einen gewiſſen ſtillen aber wirkſamen Einfluß haben. Eine gewiſſe Beziehung auf Sie macht eine Sache angenehm, die mir ſonſt gleichgültig wäre, und vermehrt den Werth einer andern. —

Vor zwey Tagen tritt Herr von Griſchanowsky, ein Ruſſiſcher Kavalier, der, mit einem Griechiſchen Popen zum Hofmeiſter, in Leipzig ſtudirte, in mein Zimmer. Sie müſſen ihn ohne Zweifel wenigſtens vom Fenſter aus gekannt haben. Ich bin zuweilen mit ihm in Geſellſchaft geweſen; und da mir Ebert ſeine Lernbegierde und ſeinen Fleiß rühmte, und an ihm ſelbſt mir ſeine natürliche Offenherzigkeit gefiel, ſo war mir ſein Umgang nicht ganz unangenehm, ob gleich zu einem guten Geſellſchafter ſein Kopf noch zu leer und ſeine Zunge zu ungebildet iſt. — Dieſen ruft nun ſein Vater, Gouverneur der Ruſſiſchen Ukräne, zurück. Er reiſt hier durch, und wird ſich acht Tage hier aufhalten. Ein Bekannter alſo, der vor wenig Tagen erſt aus Leipzig kommt, der mit Ihnen auf derſelben Straße gewohnt hat, der Sie vielleicht geſehen hat, ohne Sie zu kennen; der außerdem ein Schüler und ein Freund meines guten Eberts iſt; ein ſolcher Menſch, wenn er nur halb ſo gut wäre, wie der Herr von Griſchanowsky, muß mir ohne Zweifel ſehr willkommen ſeyn. Er brachte mir außerdem noch einen Brief von Ebert, worin dieſer mich bittet, ſeinem Freunde den Aufenthalt hier, ſo viel ich könnte, angenehm zu machen. Ich habe nun nach meiner Art Anſtalten dazu gemacht. Heute Nachmittag kommt er zu mir, und da er die Flöte recht hübſch ſpielt, ſo werden wir zuſammen ein kleines Duett machen. Nach drey Uhr führe ich ihn auf die beſte unſrer Bibliotheken, und morgen zu Mittag iſt meine Mutter auf mein Verlangen ſo gütig geweſen, und hat eine kleine Geſellſchaft zum Eſſen gebeten, die ſich ungefähr zur Geſellſchaft des jungen Herrn und ſeines Hofmeiſters ſchicken wird. Zum Glück iſt unter meinen Verwandten ein Mann, der ehemals in Ruſſiſchen Dienſten als Officier geſtanden hat, der bis zu den äußerſten Gränzen des Ruſſiſchen Reichs gegen China, den

Nordpol und die Türkey gekommen iſt, der ſelbſt Ruſſiſch ſpricht, und eine große Kenntniß von dieſem Reiche und ſeinen Einwohnern; und alſo natürlicher Weiſe (weil wir doch das, was wir uns die Mühe gegeben haben, zu unterſuchen, auch unfehlbar lieben) auch viel Neigung für ſie hat. Er iſt jetzo Bau-Direktor von unſrer Stadt, ein Mann von einer vollkommenen Kenntniß ſeiner Wiſſenſchaft, von einer ſehr guten Einſicht in die Mathematik, und von einer ausgebreiteten Erfahrung. Dieſen werde ich zur Geſellſchaft des jungen Herrn beſtimmen.

Für den Popen iſt ein hieſiger Geiſtlicher, Herr ***, der ein recht guter Geſellſchafter ſeyn würde, wenn er ſeinen Kanzelton ablegen könnte. Wenigſtens hat er doch Neubegierde genug, ſich von einem Fremden recht viel erzählen zu laſſen; — und das iſt immer ſchon ein großes Verdienſt. — Den Nachmittag wollen wir alsdann, wenn das Wetter günſtig iſt, in einem Garten zubringen, und dann des Abends wieder ein kleines Koncert machen.

Kleinigkeiten von der Art würde ich ſonſt an keinen andern Menſchen ſchreiben. Aber weil wir doch in ſo viel Stücken ähnlich denken, ſo werden wir vielleicht auch noch darin übereinſtimmen, daß dieſe kleinen Umſtände uns am meiſten in den Stand ſetzen, bey unſerm Freunde gegenwärtig zu ſeyn; und das iſt immer für ein Herz, wie das unſrige, wichtig.

Noch iſt ein andrer von meinen Bekannten aus Leipzig, und noch dazu mein Landsmann, obgleich aus dem entfernteſten Winkel von Schleſien, Herr von P****, angekommen. Er hat nach mir gefragt, und hat mich noch nicht gefunden. Auch ich muß ihn ſprechen, um alle Gelegenheit zu nutzen, mich an die vergangene Zeit zu erinnern. Dieſe Beſuche nehmen mir einen großen Theil meiner Zeit weg, ob ich gleich außerdem nicht ſo viel davon übrig habe. Von zehn bis zwölf habe ich meine Vorleſungen mit dem Herrn v. K*** angefangen. Eine Stunde iſt für die Philoſophie, die zweyte für die Römer und Griechen. Ich werde Ihnen künftig einmal meinen

Plan ſchreiben, nach dem ich das Studium der Philoſophie einrichten würde, wenn ich ganz Herr von der Einrichtung der Erziehung eines jungen Menſchen wäre. —

Jetzo muß ich auf Ihren Brief kommen. Daß Weiſe an mich gedacht und von mir vortheilhaft geſprochen hat, iſt mir lieb. Aber daß er nicht ſchreibt, iſt mir unbegreiflich. Ich habe ihm vor ungefähr 5 Wochen einige Beyträge, die er ſelbſt in vielen Briefen ſo gütig war, von mir zu verlangen, geſchickt. Ich habe ihm nach der Zeit noch ein Mal geſchrieben, nachdem ich ſeine Lieder durchgeleſen hatte. Auch dieſer Brief iſt ſchon wieder vierzehn Tage fort. und noch auf keinen eine Antwort. In dieſer Ungewißheit hat mich Ihre kurze Nachricht wirklich getröſtet; beſonders da unſer Reiz, den ich bat, noch an dem Tage zu Weiſen zu gehn, und mir von ihm Nachricht zu geben, Hinderniſſe muß gefunden haben, meine Bitte zu erfüllen. Sagen Sie es doch unſerm Freunde im Vertrauen, daß der Entwurf unſrer Geſchäfte nicht richtig gemacht iſt, wenn gar keine Lücken für unſre Freunde darin ſind.

Sie nur, meine geliebte Freundin, Sie allein erſetzen mir den Verluſt, den mir die Arbeitſamkeit oder die Zerſtreuung meiner übrigen Freunde verurſacht. Dank ſey es der Liebe, die durch Ihre heftigen Erſchütterungen Ihrer Seele zuerſt die Weiche, die Empfindlichkeit und die ſchnelle Beweglichkeit gegeben hat, die ſie jetzt ſo ſehr zur Freundſchaft fähig macht.

Sie wollen, ich ſoll über die Liebe philoſophiren. Ich wüßte nicht leicht einen Gegenſtand, der reicher und zugleich einnehmender wäre. Aber heute ſollen Sie anſtatt meiner Philoſophie nur Einen Vers aus dem älteſten Engliſchen Dichter, dem Spencer, bekommen, der es werth iſt, daß Sie ihn kennen lernen. Sein Werk iſt eine Arioſtiſche Epopee; noch unordentlicher, wenn es ſeyn kann. Aber einzelne Stellen ſind ausnehmend ſchön. Sein Werk beſteht aus ſieben Büchern, wovon jedes eine gewiſſe Tugend unter einer Reihe von allegoriſchen Rittergeſchichten vorſtellt. So fängt er das dritte Buch an, welches die Keuſchheit zum Gegenſtande hat:

Most sacred fire, that burnest mightily
In living breasts, ykindled first above,
Amongst th' eternal spheres, and lamping sky,
And thence pour 'd into men, which men call Love;
Not that same, which doth base affections move
In brutish minds, and filthy lust inflame;
But that sweet fit, that doth true beauty love,
And chooseth vertue for his dearest dame,
Whence spring all noble deeds, and never-dying fame.

II.

Well did antiquity a God thee deem,
That over mortal minds hast so great might,
To order them, as best to thee doth seem,
And all their actions to direct aright etc.

Von dieſem Gedichte, von der Philoſophie der Liebe und von meiner jetzigen Lektüre werden meine nächſten Briefe handeln, wofern Sie mit dieſen Materien zufrieden ſind. Leſſings Dramaturgie werden Sie ohne Zweifel ſchon geleſen haben. Außerdem müßten Sie nicht einen Augenblick anſtehen; nur müßten Sie ſuchen, die Stücke, die er beurtheilt, kurz zuvor durchzuleſen u. ſ. w.

Zwei und zwanzigſter Brief.

Breßlau, den 24. Oktober.

Wie haben Sie es über Ihr freundſchaftliches Herz bringen können, mich heute ohne Briefe zu laſſen, da Sie es empfinden mußten, daß ich eines neuen Zeugniſſes Ihrer Freundſchaft jetzo am meiſten bedürfte? Aber es iſt nun einmal beſchloſſen, daß ich dieſe Woche in nichts ruhig werden ſoll. Weiter wäre nichts nöthig, um mich auf dieſe ganze Woche unglücklich zu machen, als daß ſich in dem Innerſten meiner Seele ein kleiner Argwohn erhübe, und mich überredete, Sie wären unwillig, oder welches mir noch weit unerträglicher wäre, gleichgültig. — Denn daß Sie oder einer von Ihren lieben Theuern krank ſeyn ſollten, daran kann ich gar nicht einmal denken. — Aber fürchten Sie nichts. Ich arbeite aus allen Kräften, alle Art von Argwohn bey mir zu zerſtören, oder ihm zuvor zu kommen. Auſſerdem, daß er unſern Freund beleidigt, und uns kränkt, iſt er noch eine gewiſſe Folge eines ſchwachen Geiſtes. Ich ſehe nämlich zum Voraus (und ich bilde mir ein, daß das nichts iſt, als was ausgemacht iſt), daß es Stärke des Geiſtes ſey, eine einmal durch Gründe erlangte Ueberzeugung, auch ohne immer neue und wiederholte Beweiſe, in ihrer erſten Zuverläſſigkeit zu erhalten, und ſie gegen die Angriffe, die die bloße Einbildungskraft auf ſie thut, in Sicherheit zu ſtellen. So ſehe ich manche Leute an der Religion, oder an der fortdauernden Exiſtenz unſrer Seele zweifeln, nicht weil ſie die Gründe niemals erkannt, oder falſch gefunden hätten, ſondern weil ſie zu ſchwach ſind, vergangene Betrachtungen ſich wieder gegenwärtig zu machen, und weil das Bild von einer gewiſſen Möglichkeit, daß die Sache anders ſeyn könnte, über ehemals gemachte Schlüſſe die Oberhand hat. — Wie? — werde ich alſo zu mir ſelbſt ſagen, wenn der Anfall von Argwohn heftig und gefährlich iſt — ſollte mich dieſer Brief erſt lehren, daß ſie meine Freundin iſt? Oder wenn dieſes auch ohne ihn ſchon ausgemacht war, kann mir alsdenn ſein Ausbleiben mehr rauben, als ich durch ſeinen Empfang würde bekommen haben? Ich würde wiſſen, was ſie macht, wie ſie meinen Brief aufgenommen, ob ſie mir vergeben hat. Das iſt es alſo, was ich nicht weiß; und ob es gleich immer unangenehm iſt, ſich ſolche Fragen nicht eher als in vier Tagen beantworten zu können, ſo iſt es doch immer nur ein kleiner Aufſchub. — Und endlich, konnte nicht mein feindlicher Dämon ihr eben ſolche Hinderniſſe in den Weg gelegt haben, als ich ſelbſt hatte, da ich am Sonnabend ſchreiben wollte? Würde ich wünſchen, daß ſie das Ausbleiben meines verſprochenen Briefes einer andern Urſache als der Unmöglichkeit zuſchriebe, ihn zu ſchreiben? — Ich will Ihnen dieſe Hinderniſſe erzählen, zuerſt um mich zu zerſtreuen, und mich alſo gegen einen Feind zu ſichern, der aller meiner Entſchließungen ungeachtet mich leicht überfallen könnte, wenn ich unverwandt den erſten Gegenſtand anſähe; und zum andern, weil ſie beynahe den wichtigſten Theil meiner Geſchichte auf dieſe Woche ausmachen.

Eben da ich im Begriff war, mich zum Schreiben zu ſetzen, kommt der Bediente vom Herrn von Klöber, und bittet mich, in einer halben Stunde zu ihm zu kommen. Es war Vormittags nach zehn. Ich ziehe mich in aller Geſchwindigkeit an, und gehe. — Hören Sie, ſagte er, indem er mich empfing, der Miniſter iſt geſtern Abends unvermuthet angekommen, und ich ſoll Sie jetzo den Augenblick zu ihm führen. — Dieſe Nachricht war mir nicht ganz unerwartet; denn da der Miniſter nicht antwortete, ſo wußte ich dieß keiner andern Urſache zuzuſchreiben, als daß er ſelbſt bald von ſeinen Gütern, wo er ſich aufhielt, herein kommen wollte. Beynahe aber wäre es mir lieber geweſen, ihm zuerſt durch Briefe bekannt zu werden, weil ich weiß, daß eine natürliche Furchtſamkeit, über die ich nicht Herr bin, mir bey dem erſten Beſuche ſelbſt von Leuten, deren Stand weit unter dem eines Miniſters von Schleſien iſt, nicht die völlige Gegenwart des Geiſtes läßt, ohne die man ſich niemals von einer vortheilhaften Seite zeigen kann. Ueberdieß iſt der Anblick von Hoheit für ein etwas edles Gemüth immer zu demüthigend, als daß man mit der ganzen Freyheit und Freudigkeit des Geiſtes handeln könnte, die allein unſern Reden und Handlungen Anmuth geben kann. Wir gingen alſo hin. Die Abweſenheit des Miniſters hatte die Geſchäfte gehäuft; wir waren nicht die einzigen, die auf einen Augenblick warteten, wo ſie ihn ſprechen könnten. Endlich kam der Miniſter aus ſeinem Kabinet, und ging auf uns zu. Herr von Klöber ſtellte mich ihm vor. Der Miniſter that an mich nichts als die gewöhnlichen Fragen, wer meine Eltern und meine Verwandten wären, wo ich ſtudirt hätte, wie lange ich hier wäre; lauter Fragen, die in jedem andern Munde wenig in Verlegenheit ſetzen würden, und die doch in dem Munde eines Miniſters auf gewiſſe Weiſe niederſchlagend ſeyn können. Ich beantwortete ſie ſo kurz, als ich konnte; — aber das hätte ich nicht geglaubt, daß dieß alles ſeyn würde; ich hielt ſie nur für eine Einleitung zu einem Geſpräche, das, wie ich hoffte, der Hauptſache näher kommen, für den Miniſter wichtiger und mir angenehmer ſeyn würde. Aber in dieſem Augenblicke kehrte er ſich zu dem Bedienten, der im Zimmer ſtand. „Iſt der Doktor noch bey meiner Frau?“ — „Ja, Ihre Excellenz!“ — „Nun, ſo muß ich wohl noch einen Augenblick zu ihr gehen; kommen Sie nur zu Tiſche. Sie auch, Herr v. Klöber.“ — Und damit war er fort. —

Wir kamen alſo gegen die in dieſem Hauſe gewöhnliche Tiſchzeit, gegen zwey Uhr wieder. Die ganze Geſellſchaft, die auf dieſen Tag eingeladen war, verſammelte ſich nach und nach im Vorzimmer. Ich lernte bey dieſer Gelegenheit den Graf Dönhof, einen Kriegsrath, den geheimden Rath Meinike und noch eine ganze Menge andrer kennen, die größtentheils Männer von vielem Verſtande ſind. Der Miniſter erſchien nicht eher als um halb drey Uhr. So lange hatten ihn ſeine Geſchäfte aufgehalten. — In dieſem Augenblicke ſetzten wir uns auch zu Tiſche. Die Gemahlin des Miniſters und ſeine noch unverheyrathetete Tochter waren die einzigen Damen an der Tafel. Die Damen ſprachen bloß franzöſiſch. Ueberhaupt waren die Geſpräche gleichgültig. Der Miniſter beſtimmte ſelbſt ihren Gegenſtand, und da ſie größtentheils Begebenheiten betrafen, die ich nicht wußte, ſo war es ganz natürlich, daß ich dabey ſtumm war.

Die Tafel dauerte bis 5 Uhr; und ſo wie der Miniſtrr aufſtand, ſo ging er auch ohne einen Augenblick zu warten, in ſein Cabinet zurück, wo ihn ſchon wieder eine ganze Menge Leute und Geſchäfte erwarteten. Wir unterhielten uns noch eine kleine Weile in dem Tafelzimmer. Herr von Klöber ſagte endlich, da er ſahe, daß die Hoffnung, dieſen Nachmittag bey Sr. Excellenz vorzukommen, vergeblich wäre, daß wir uns beurlauben wollten, und daß er dem Bedienten aufgetragen hätte, ihn zu rufen, ſobald der Miniſter nach ihm fragen würde. Von dieſem Augenblicke an nun weiß ich wieder nichts, und die ganze Sache iſt noch nicht einen Schritt weiter. Ich wünſchte ſie nur entſchieden, nur auf irgend eine Art entſchieden zu ſehn; denn die Ungewißheit iſt unter allen das ſchlimmſte u. ſ. w.

Drey und zwanzigſter Brief.

Den 28. Oktober.

Allemal, wenn ich mich niederſetze, an Sie zu ſchreiben, iſt mein Kopf von Gegenſtänden, die alle geſchrieben ſeyn wollen, ſo voll, daß ich über der Wahl endlich den größten Theil davon vergeſſe, oder mein Brief und die Zeit ſchon zu Ende iſt, wenn ich noch kaum über den erſten Punkt heraus bin. Indem ich alsdann den Brief ſchließe, und es empfinde, wie wenig ich Ihnen geſagt habe, und wie viel ich Ihnen noch zu ſagen hätte; ſo ärgere ich mich über den elenden Erſatz, den ein kurzer kaum angefangener Brief für den Umgang mit einer ſolchen Freundin, wie Sie ſind, thun ſoll. Ich thue mit dem Kinde in Weiſens Liede den Wunſch:

O wenn ich doch ein Vogel wär,
So ſchnell und federleicht,
Der über Berg und Thäler hin

Im Augenblicke ſtreicht!
Dann flög' ich über Land und See,
Durchreiſte jeden Ort,

Wär bald — wo denn? Gewiß nirgends, oder doch nirgends öfter, als bey Ihnen. Was für einen kleinen freundſchaftlichen Schrecken würde ich Ihnen nicht abjagen, wenn ich, ehe Sie ſich es verſähen, den gegenüberſtehenden Stuhl an Ihrem Fenſter einnähme, indem Sie an dem andern ſitzen. Ich ſehe ſchon zum Voraus, ich würde kein Wort vorbringen können, ich würde ſtammeln, und wenn ich meine Stimme wieder hätte, ſo würden es nur gebrochene Laute ſeyn, die ich vorbrächte. —

Weg, angenehme Schwärmerey, die geſchwind genug meine Einbildungskraft ganz anfüllen, und dann aus meinem Briefe alle wichtigere Gegenſtände verdrängen könnte! — Nun habe ich mir in meinem Kopfe gewiſſe Punkte geordnet, unter welche dieſer Brief gebracht werden ſoll. Aber ich ſage ſie Ihnen nicht zuvor, bis ich erſt ſehe, wie viel ich davon zu Stande bringe. Sage ich jetzo nur wenig, ſo können Sie immer glauben, ich habe nicht mehr ſchreiben wollen, da Sie ſonſt hätten denken müſſen, ich hätte nicht mehr ſchreiben können. Alſo zur Sache:

Zuerſt fragen Sie mich in Ihrem vorletzten Briefe, ob ich Ihre Briefe aufhebe? Die Frage würde faſt eine kleine Beleidigung ſeyn, wenn ich nicht, die Wahrheit zu ſagen, ähnliche Beleidigungen auf meiner Rechnung hätte. Meine Mutter iſt die Depoſitaria davon, ſo wie von Ihren Porträts. — Alſo wollen Sie dieſe wirklich wieder haben? Ich bin in der That ſo unverſchämt geweſen, ſie ſchon für ein halbes Geſchenk anzuſehen. Unterdeſſen, wenn Sie über das Porträt Ihres Gemahls Herr ſind, ſo ſind Sie es doch nicht über das Ihrige. Ich werde Ihnen das erſte zurück ſchicken, wenn Sie es ſo befehlen, aber ich werde dadurch mein Recht auf das andere nur verſtärkt glauben. Meine Mutter, die Sie wahrhaftig liebt, würde an dem Schmerz Theil nehmen, den es mich koſten würde, dieſes kleine Stück von Ihnen ſelbſt aus den Händen zu geben.

Indeſſen, wenn Sie darauf auch beſtünden; ſo muß ich Ihnen nur ſagen, daß die Gelegenheiten, ſolche Sachen zu ſchicken, nicht ſo häufig ſind; und ich habe immer in meiner Macht, zu ſagen, daß ich keine gehabt habe. Sehen Sie eine andere kleine Beleidigung in Ihrem vorletzten Briefe, die ich ungeahndet gelaſſen habe.

Aber nun auf Ihren jetzigen zu kommen, der ſo voll von Freundſchaft und gutem Herzen iſt, und der mich würde zu Ihrem Freunde gemacht haben, wenn ich es noch nicht wäre; ſo muß ich nur Ihre zu große Demuth ein bischen ſchelten. Sage nur deiner Freundin, ſagte meine Mutter, indem ſie Ihren Brief las: Eine Frau, die eine ſo edle Freude an einer guten Handlung haben konnte, als die iſt, die ſie in ihrem Briefe erzählt, kann vieler andern Vorzüge entbehren. Glauben Sie nur, dieſes Herz, welches Ihnen der Himmel gegeben hat, iſt immer das größte Geſchenk, welches er einem Sterblichen machen kann. Ohne dieſes Herz iſt der Verſtand ein bloßes blendendes Licht ohne Wärme, und die Schönheit eine unbedeutende Form. Aber dieſes Herz kann der Schönheit und ſelbſt höherer Einſichten entbehren, und doch immer noch nicht bloß liebenswürdig ſondern verehrungswerth bleiben. Wenn aber dieſe glückliche Verbindung zwiſchen Empfindung und Einſicht, zwiſchen dem Kopf und dem Herzen vorhanden iſt, die ich in meiner Freundin finde und hochſchätze, wenn der eine der Diener iſt, die gutthätigen Abſichten des andern auszuführen: dann kann das Glück immer ſeine übrigen Güter zurückhalten; die Natur hat ihm ſchon genug vorgearbeitet, um in jedem Umſtande, in jeder Verfaſſung, ſelbſt unter den Beunruhigungen, die eine Folge dieſer Eigenſchaften ſind, die Perſon ſelbſt glücklich, und andre zu ihren Verehrern und Freunden zu machen. —

Um Sie nun in Anſehung meiner in Ruhe zu ſtellen, ſo muß ich Ihnen ſagen, daß, ob ich gleich noch keine Nachricht habe, ich doch die Sache für entſchieden halte, und auch recht zufrieden damit bin, daß ſie entſchieden iſt. — Wenn man bey einer Reiſe in der

Nacht lange Zeit ohne ſeinen Weg zu ſehen, fortgegangen iſt, und nicht gewußt hat, ob man nicht vielleicht in fremden und unwegſamen Wüſten herumirrt; wenn dann auf einmal ein aufgehender heller Stern uns zeigt, daß wir, ohne es zu wiſſen, noch immer auf dem rechten Wege ſind, und von einer unſichtbaren Hand geleitet, unvermerkt dem Ziele unſrer Beſtimmung näher kommen: dieſer Freude iſt diejenige gleich, die man fühlt, wenn man mitten unter dem Zuſammenlauf mannichfaltiger und uns oft unangenehmer Begebenheiten einen einzigen fortgehenden Plan erblickt, der mitten unter dieſen verſchlungnen Irrgängen immer fortgeſetzt worden iſt, und durch alle die Hinderniſſe, die uns beunruhigten, nicht aufgehaletn werden konnte.

Ich kann Ihnen nicht das ganze Räthſel erklären, wie ich zu dieſer Betrachtung komme. In der That aber glaube ich Urſache zu haben, zufrieden zu ſeyn, wenn ich dem Miniſter mißfallen habe u. ſ. w.

Vier und zwanzigſter Brief.

Den 11. November.

Laſſen Sie uns immer einige unſrer Erwartungen fehlſchlagen, der Himmel verſorgt uns dafür wieder mit Vergnügen, auf die wir weder Anſpruch noch Hoffnung hatten. So war der Brief, den ich geſtern von ihrem lieben Gemahl, ſo die zwey Briefe, die ich zu gleicher Zeit von Herrn Weiſen erhielt. Meiner Mutter und mir waren Ihre Briefe, wenn nicht eben ſo unerwartet, doch gewiß eben ſo erwünſcht. Alle ſo voll von Freundſchaft, Liebe, Zärtlichkeit, daß mein Herz in unausſprechlichen Empfindungen überfloß, und wenn der Geiſt Kraft genug hätte, dieſe Einſchränkung des Raums und ſeine enge Wohnung zu durchbrechen, wenn er, ohne ſeinen ſchweren Gefährten, den Körper, mitzunehmen, mit ätheriſcher Leichtigkeit mit ſeinen Wünſchen in gleicher Geſchwindigkeit ſich bewegen könnte, ſo wäre Ihr Wunſch und der meinige geſtern erfüllt, ich hätte Sie alle, alle geſehn; auch ihn, meinen guten und zu geſchäftigen Freund, dem ich für den Brief, den er an mich ſchreiben will, gern alle die erlaſſe, die er nicht geſchrieben hat. Ich danke es Ihnen recht ſehr, liebſter Freund (ich rede jetzt mit Ihrem guten Manne), daß Sie für die Erhaltung meiner Freunde — der größten Glückſeligkeit die ich kenne, — oder welches eben ſo viel iſt, für meine Gewißheit, daß ich ſie noch beſitze, ſo viel Mühe und Sorge über ſich nehmen. —

Weiſe iſt in der That einer von meinen ſchätzbarſten Freunden, und, Dank ſey es ſeinem gütigen Herzen, auch von meinen zärtlichſten. Ich habe zwey lange Briefe von ihm bekommen, die beyde vortrefflich ſind, wenn ſie nur nicht gar zu ſchmeichelhaft für mich wären. Meine Mutter, die an meiner ganzen Correſpondenz Theil nimmt, ſorgt immer, meine Freunde werden mich verderben. Und in der That, ich glaube beynah, ihre Furcht iſt nicht ganz ungegründet. — Aber nun verderben oder nicht, ſo werde ich doch nimmermehr zugeben, daß ſelbſt die übertriebenen Lobſprüche von Freunden mit Schmeicheleyen einerley wären. Wenn uns die erſten in einen kleinen Irrthum über unſre Verdienſte führen, ſo ſind ſie zuerſt ſelbſt darin. Ihr Herz hat zuerſt ihrem Verſtande den unſchuldigen, und beynahe ſagte ich, zur Freundſchaft nothwendigen Betrug geſpielt; und hundertmal mehr können ſie ſagen, als wahr iſt, aber niemals ein Wort mehr als ſie denken. Da fängt erſt die Schmeicheley an, wo der Ausdruck größer iſt als die Geſinnung, und unſer Verſtand den Werth des andern richtiger beſtimmt, als unſre Worte. —

Der eine Brief von Weiſen war ſchon längſt vorher geſchrieben, und war mit einem kleinen Geſchenk von Büchern, das er mir beſtimmte, einem hieſigen Buchhändler übergeben worden, der eben erſt geſtern ankommen mußte; der andre kam mit der Poſt, und den habe ich vielleicht zum Theil Ihnen zu danken.

Darf ich Ihnen nun wohl noch erſt ſagen, daß geſtern einer von meinen angenehmſten Tagen geweſen iſt, oder vielmehr Stunden, — denn eine von den größten Sonderheiten, ich weiß nicht ob der menſchlichen Natur oder der meinigen (leider vermiſchen ſich dieſe beyde nur gar zu oft in den Augen des Beobachters; aber genug, ich empfinde ſie, dieſe Sonderheit, und wie ich ſie empfinde, ſo will ich ſie Ihnen ausdrücken; vielleicht entdecken wir wieder einen neuen Punkt, wo unſre beyden Seelen an einander gränzen); und die ſeltſamſte Wirkung des Vergnügens iſt gewiß Schwermuth; und demungeachtet iſt es bey mir die gewöhnlichſte; wofern das Vergnügen nur mehr empfindlich als rauſchend iſt. Wenn meine Seele nach der Befriedigung gewiſſer Begierden geſchmachtet hat, und ſich dieſe ihr endlich mit einemmale anbietet; ſo weigert ſich die Seele gleichſam einen Augenblick, dieſelbe anzunehmen; ſie entzieht ſich dem Genuſſe eines Vergnügens, das ſie für zu ſchmeichelhaft hält, als daß ſie ſich gleich überzeugen könnte, daß es für ſie wirklich beſtimmt iſt, und das Herz verſchließt ſich vor den Eindrücken, die es doch ſo ſehnlich erwartete. Nach und nach, wenn die erſte Beſtürzung vorüber iſt, wenn ſich die angenehmen

Bilder in der Einbildungskraft anhäufen, wenn die wiederholten, aber ſanften Schläge des Vergnügens dieſe muthwillige Unempfindlichkeit überwunden haben, öffnet ſich das Herz wieder; die Empfindungen ſtrömen von allen Seiten zu und erfüllen es; die Bewegungen werden lebhafter, das Geſicht heitrer; unſre ganze Seele bekommt eine Art einer neuen Exiſtenz, und dieſe Empfindung von der Verdoppelung ihrer Kräfte verbindet ſich noch mit den Eindrücken des Vergnügens, um dieſen glückſeligen Zuſtand eine Zeitlang zu erhalten.

Wer in dieſen Augenblicken die Gabe zu gefallen, wenn ſie auch ihm ſonſt fehlt, nicht durch die Zauberkraft des Vergnügens erhält, der mag es nur aufgeben, jemals zu gefallen. In der That iſt ein von Vergnügen durchdrungnes Herz ſchon an ſich der angenehmſte Gegenſtand für den Zuſchauer; und außerdem hat der Menſch niemals mehr, als in dieſen Zeiten, ſeine eignen Talente zu ſeinem Gebote; ſeine Ideen werden lebhafter, ſeine Einfälle gelingen, ſein Witz verliert den

Zwang und die Steife; und alles, was er ſagt, bekommt durch die harmoniſchen Züge, mit denen ſein Geſicht es bekräftigt, und durch eine gewiſſe lebhafte und doch anſtändige Bewegung, mit dem es begleitet wird, mehr Kraft und mehr Anmuth.

O wenn dieſe glücklichen Augenblicke fortdauern könnten! Ich habe von der Macht des Vergnügens ſo groſie Ideen, daß ich glaube, es könnte Trägheit in Feuer, und Dummheit in Witz verwandeln, wenn wir erſt die Kunſt erfunden hätten, es dauernd zu machen. — Aber ſo verzehrt ſich die Freude, wie eine Flamme, durch ihre eigne Stärke. — Die Spannung der Kräfte, ohne welche ſie nicht entſtehen würde, bereitet ſchon die Erſchlaffung vor, mit der zugleich die Schwermuth zurück kehrt; der Genuß erfordert eine gewiſſe Anſtrengung, die wir nicht gewahr werden, weil ſie angenehm iſt, und die uns erſt die darauf folgende Erſchöpfung entdeckt; und durch eine unausbleibliche Rückkehr, die ein Geſetz der ganzen Natur iſt, ſinkt die Seele eben ſo tief unter ihre gewöhnliche Höhe, als ſie ſich über dieſelbe erhoben hatte.

Ich ſehe, ich verliere mich in einer Art von Philoſophie, die für mich alle Mal gefährlich iſt. Ich grüble vielleicht gar zu gern über meine eignen Empfindungen, und oft verliert ſich mir der Gegenſtand aus dem Geſichte, indem ich ſeine Wirkungen aufſuchen will. — Was ich eigentlich zu ſagen vorhatte, iſt dieß. Eine ſo große Anzahl von Beweiſen der Zärtlichkeit und Freundſchaft der würdigſten Perſonen hatten meiner Seele eine gewiſſe Selbſtzufriedenheit gegeben, die nicht Eitelkeit, — aber doch höchſt ſüß iſt. Aber eben dieſe verlor ſich mir unter der Hand, als ich ſie eben erſt bemerkte. Auf ſie folgte eine gewiſſe Furcht, daß einmal eine Zeit kommen könnte, wo dieſe Freunde von mir richtiger oder ſtrenger urtheilten; eine Art von Kummer, wie ich ſo vortheilhaften Meinungen und ſo günſtigen Erwartungen, die ſie von mir hätten, ein Gnüge leiſten könnte. — Ich ſchien mir unter einer Art von Verbindlichkeit zu erliegen, die mir ihre Gütigkeit auferlegt hatte, und indem ich mein eignes nichtsbedeutendes Selbſt mit dem vergrößerten und geſchmeichelten Bilde verglich, welches ſie als ähnlich mit mir annehmen;

ſo wurde mir angſt, daß ein ſolcher Irrthum einmal vielleicht aufgehoben werden, und irgendwo ein ſolcher unglücklicher Brunnen ſeyn möchte, wie ihn Arioſt beſchreibt, der, wenn man ihn koſtet, alle Verblendungen der Liebe heilt, und dem bloßen kalten Verſtande alle ſeine Freyheit zurück giebt, zu prüfen. Dieſer Wunſch, meinen Freunden zu zeigen, daß ich ihrer nicht unwürdig ſey, mit der Unmöglichkeit, die ich vor mir zu ſehen glaubte, ihn zu befriedigen, brachte eine Art von Aengſtlichkeit in mich, die endlich, ohne ihren Gegenſtand zu wiſſen, nach etwas ſuchte, was mir fehlte, und was ſie doch nicht finden konnte.

Sehen Sie nun, würde eine andre Freundin, gegen die Schwachheiten ihres Freundes weniger nachſichtig als Sie, eine ſolche Anatomie ſeiner eignen Thorheiten ertragen; beſonders wenn ich darüber das vergeſſe, was Sie eigentlich von mir wiſſen wollten, und was ich auch zu ſchreiben im Sinne hatte? — Herr von Griſchanowsky iſt beynahe alle Tage bey uns, wenigſtens eine oder zwey Stunden. Meine Mutter iſt ihm ſeines wirklich guten

Herzens wegen recht gut worden. In der That habe ich in ihm noch weit edlere Geſinnungen entdeckt, als ich ſelbſt in Leipzig in ihm kannte. — Aber ſein Hofmeiſter — ob er gelehrt iſt, das mag er ſelbſt am beſten wiſſen, — aber daß er höchſt grob, unempfindlich gegen alle Höflichkeit, bäuriſch ſtolz, und ohne alle Annehmlichkeit im Umgange iſt, das wiſſen wir leider alle, die wir ihn in unſrer Geſellſchaft gehabt haben. Jetzo bitte ich nur immer den jungen Herrn ohne ihn u. ſ. w.

Fünf und zwanzigſter Brief.

Den 18. November.

O wenn Sie wüßten, was mich Ihr Brief für einen traurigen Tag gekoſtet hat, Sie würden ihn nicht geſchrieben haben, oder Sie ſchrieben heute einen zweyten, um ihn zu widerrufen! Aber gewiß, gewiß, Sie werden keinen ſchreiben. — Ich leſe ihn wieder, Ihren Brief, und er beunruhigt mich noch mehr. Ich ſollte weniger zärtlich gegen Sie ſeyn, — ich ſollte mich dem Brunnen des Arioſts nähern, von dem einige Freunde vielleicht ſchon getrunken haben. Wer ſind dieſe Freunde? — Setzen Sie einmal (um einen Satz, den ich nur in Abſicht auf mich wahr hielt, auf die Freundſchaft überhaupt auszudehnen), ſetzen Sie, daß eine Art von Uebertreibung dazu gehöre, um den Grad von Liebe hervor zu bringen, ohne den die Freundſchaft kalt und die Ehe in kurzem beſchwerlich iſt; ſetzen Sie, daß unſre Einbildungskraft die Vollkommenheiten unſers Lieblings vergrößern müſſe, wenn ſie das Herz mit der gehörigen Stärke treffen ſollen; ſetzen Sie dieß alles: ſo behaupte ich doch, daß ſelbſt dieſe Verblendung Größe des Geiſtes voraus ſetze, und daß es Stärke des Geiſtes ſey, ſie zu erhalten. Achten Sie alſo ja nicht meine Theorie für ſo gefährlich, daß ſie den Kaltſinn für eine natürliche Folge der Ueberlegung erklären ſollte. Wenn er eine beſtändige Eigenſchaft unſers Herzens iſt, ſo iſt es Kleinheit, und folgt er auf einen feurigen Anfang, ſo iſt es Schwäche der Seele. — Sie hatten neulich eine Philoſophie der Liebe von mir verlangt. Hier ſind einige kleine Züge davon, auf die mich dieſe Betrachtungen natürlicher Weiſe leiten.

Man kann immer ſicher vermuthen, daß in den Meinungen etwas Wahres ſey, die allgemein von den Menſchen angenommen werden; und die in den roheſten Zeiten zuerſt. Die Wirkung der Natur, und die Geſinnungen, die unmittelbar durch den Einfluß der

Dinge um uns herum hervor gebracht werden, erkennt man am beſten in den Epoquen, wo wenig andre Principien der menſchlichen Gedanken vorhanden ſind. Nun in dieſen Zeiten war Tapferkeit und Liebe die größte Tugend der Männer, und Keuſchheit, oder mit einem andern Worte, Beſtändigkeit und Treue das einzige Verdienſt der Frauen. Die Rittergeſchichten, ſo ausſchweifend ſie ſind, vergnügen mich demungeachtet um dieſer richtigen und mit der Natur harmonirenden Grundſätze willen, die allenthalben durchblicken, und ohne die ſelbſt dieſe Ausſchweifungen nicht Statt gehabt hätten. — Wenn die Philoſophie ſich nun damit bemengt, den Grund dieſer Geſinnung zu erklären, ſo kann es ſeyn, ſie geräth auf falſche Urſachen; der Zuſammenhang dieſer Leidenſchaft mit den weſentlichen Vollkommenheiten des Menſchen kann vielleicht durch eine ganz andre Kette gehen, als die ich einſehe; — aber ſie thut demungeachtet ihr eigentliches Werk, ſie iſt in ihrem Berufe. Denn wozu ſoll Philoſophie, wenn ſie nicht die Meinungen und Neigungen, die die Seele einnehmen, ohne daß ſie weiß, woher ſie ſie hat, als

Phänomene behandelt, deren Urſprung gefunden werden ſoll? Meine Erklärung iſt dieſe.

Jede unſrer Ideen iſt nach einem gewiſſen Eindrucke gebildet, den die Empfindung zuerſt in unſrer Seele hervor gebracht hat. Dieſe Eindrücke zergliedern, zuſammen ſetzen, anders ordnen, als ſie zuerſt in die Seele gekommen ſind, das iſt alles, was die Seele damit thun kann. Ideen, deren Theile nicht urſprünglich ſinnliche Eindrücke wären, ſind unmöglich. Der Umfang, die Lebhaftigkeit, kurz alle Vollkommenheiten unſrer Jeden (und dieſe machen doch wohl den eigentlichen Vorzug des denkenden Weſens aus) hängen von der Beſchaffenheit dieſer erſten Impreſſionen ab. Sind die Gepräge, die die Gegenſtände in unſrer Seele abdrücken, richtig und vollſtändig, ſo werden ihre Kombinationen ebenfalls richtig ſeyn, und der Kopf wird helle; ſind ſie tief und ſtark, ſo werden ihre Kombinationen lebhaft und eindringend, und der Geiſt wird ſchön. Die Kraft zu empfinden iſt alſo die vornehmſte Fähigkeit der Seele, nach deren Größe ſich die übrigen richten. Sie verſchafft die Materialien, aus welchen die übrigen bauen; ſie bemahlt zuerſt die leere Fläche der Seele mit den Bildern, aus denen die übrigen auf eben die Art neue machen, wie Apelles ſeine Venus aus den ſchönſten Theilen der Mädchen von Gnidus zuſammen ſetzte. Die Größe der Seele beſteht in der Fähigkeit, viele und große Eindrücke auf einmal zu bekommen, und ſie ohne Verwirrung zu erhalten. Die Stärke der Seele, in der Fähigkeit, einmal empfangene Eindrücke nicht durch den beſtändigen Zufluß von neuem verlöſchen zu laſſen, ſondern ſie gegen das unaufhörliche Reiben neuer Ideen unverletzt zu erhalten. —

Sie ſehen ſchon, wie nahe wir zu Ihrer Lieblings-Leidenſchaft gekommen ſind. Eben dieſelbe Lebhaftigkeit, daſſelbe Feuer der Impreſſion, durch welche große Geiſter gebildet und große Unternehmungen vorbereitet werden, bringt dieſe reizende Tochter, die Liebe, hervor, wenn die Vollkommenheiten eines andern denkenden Weſens der Gegenſtand ſind. Eben dieſe Dauer, dieſes Anhalten der Impreſſion, welche dem Mathematiker die langwierigſten

Unterſuchungen zu Ende bringen hilft, und die weitausſehendſten Entwürfe durch alle Hinderniſſe und Schwierigkeiten verfolgt, bringt die Treue in der Freundſchaft, und die Beſtändigkeit in der Liebe hervor. Wenn ſich nun noch mit der Empfindung, welche Vollkommenheit und Schönheit erregen (und das iſt alles, was bey der Freundſchaft nothwendig iſt), noch dieſe ſüße Wallung, dieſes Gefuhl von Luſt verbindet, die das Eigenthum der Liebe iſt; wenn der Körper, ſonſt ein Störer unſrer geiſtigen Vergnügungen, ſie hier unterſtützt, und ſeinem edlern Theile zu neuen Quellen von Empfindungen verhilft: dann ſteigt vom Himmel dieſe ehrwürdige Göttin herab, und knüpft zwey menſchliche Weſen mit unauflöslichen Banden an einander; dann weiſt ſie jedem von ihnen als den vornehmſten Gegenſtand und die größte Uebung ſeiner Empfindungskraft, ſeinen Geliebten an. Von ihm ſoll die Seele dieſe ewig dauernden Einflüſſe bekommen, die ein Beweis und eine Ausübung ihrer eignen Kraft ſind. Durch dieſe Gewohnheit geſtärkt, und durch dieſe unaufhörliche Uebung erhöht, ſoll ſeine Empfindung ſich von da aus über das ganze Gebiet von Vollkommenheit und Schönheit ausbreiten; ſich nach jeder Tugend, jeder Vortrefflichkeit ausſtrecken, dieſelbe umfaſſen, und durch eine untergeordnete, aber eben ſo unveränderliche Liebe mit ſich verbinden. — So wie die allgemeine Menſchenliebe durch die beſtändige, aber ſtufenweiſe Erweiterung der Familienliebe entſteht; ſo wird in edlen Seelen die Tugend durch die Liebe geboren. Die in dem Geliebten koncentrirte Empfindung entwickelt ſich, und geht von einer Vollkommenheit zur andern, die alle zuſammen in dem Gegenſtande der Liebe durch ein dunkles Gefühl wahrgenommen wurden. Die Seele erlangt die Macht, den äußern Dingen und dem Strome ihrer eignen Ideen zu widerſtehn; ſie lernt, mitten unter den beſtändigen Revolutionen, die der ſtets veränderte Eindruck der äußern Dinge in unſern Geſinnungen hervor zu bringen ſucht, die Ideen, die ihr wichtig ſind, aufrecht zu erhalten; und ſo lehrt die Liebe einen verſtändigen Geiſt denken, und iſt die Vorbereitung zur Tugend für das Herz u. ſ. w.

Sechs und zwanzigſter Brief.

Den 21. November.

Noch iſt die Sonne nicht über dem Haupte meiner ſchlafenden Freundin aufgegangen. Aber ich, von der Freundſchaft und der Begierde bey ihnen zu ſeyn aufgeweckt, empfinde ein weit ſüßer und höher Vergnügen, als Sie ſelbſt in den Armen des Schlafs. Unter dem Schirme dieſer ſtillen und ehrwürdigen Dunkelheit, die noch Ihr Schlafzimmer bedeckt, kann ich ungeſtört den angenehmen Schwärmereyen nachhängen, die von dem Gelärme und den Zerſtreuungen des Tages verdrängt werden. Mich dünkt, ich ſehe Sie mit der Miene der Unſchuld, und mit einem gewiſſen ſanften Lächeln, das durch fröhliche Träume hervor gebracht wird, an der Seite Ihres lieben Gatten. Wenn Ihre tugendhafte Seele, für die Ruhe und Glückſeligkeit erſchaffen, zuweilen durch die verdrießlichen Zufälle des Tages aus ſich ſelbſt heraus geriſſen, und mit einer unruhigen Heftigkeit von Gegenſtand zu Gegenſtand umher getrieben wird, ſo kehrt ſie doch des Nachts wieder zu ſich ſelbſt und zu der Wohnung der Zufriedenheit und der Ruhe zurück. Der Geiſt, der des Tages über oft von ſeinem Gefährten, dem Körper, Befehle annehmen mußte, wird nunmehro ganz wieder ſein eigen, und bringt unter den Bildern, die ihm vorher aufgedrungen wurden, jetzo nur die reinſten und ſchönſten wieder hervor. O möchten Sie doch beym Erwachen dieſe muntre und fröhliche Heiterkeit, dieſe Erhöhung Ihrer Kräfte, dieſe wiedererlangte Leichtigkeit fühlen, die eines ſolchen Schlafs unausbleibliche Frucht iſt. O möchten doch meine Wünſche über Ihren heutigen Tag den glücklichen Einfluß haben, daß dieſes Licht, welches Sie jetzt zum erſten Mal erblickt, keine andern, als die Scenen der Liebe, der Tugend und der Freundſchaft erleuchtete. Möchte der Himmel Ihnen heute manchen Unglücklichen in den Weg führen, dem Sie beyſtehen, manchen Rechtſchaffenen, deſſen Glück Sie befördern können! Möchte Ihre Seele, wie die Fläche des Meeres an einem ſtillen Morgen, von keinem Sturme bewegt, das Bild des Himmels in ſich auffangen, und dem betrachtenden Zuſchauer, Ihrem Gemahl oder Ihrem Freunde, in gemildertem aber unverfälſchtem Glanze wieder zurück werfen. Nun gehe ich zu meiner alten Materie fort.

⁂

Wenn die Metaphyſik der Liebe, die in den Franzöſiſchen Dichtern und Schriftſtellern ſo häufig iſt, ein elender Erſatz für die wirklichen Ergießungen der Empfindung iſt, die wir in der Julie von Shakſpeare oder Rouſſeau finden; ſo wäre ſie doch immer ein ſehr wichtiges Stück von Pſychologie, wenn man nur mehr die Art, wie dieſe Leidenſchaft entſteht, und die Zuſammenſtimmung der verſchiedenen Fähigkeiten der Seele, die da ſeyn muß, wenn ſie zu einem gewiſſen Grade gelangen ſoll, erklärte, als alle die kleinen Symptome, die ſich bey ihrer Gegenwart äußern, und die doch ſo oft nur von der Galanterie erzeugt, und von der wahren Empfindung, wie von einem zu heftigen Feuer, verzehrt werden. — Man kann ſchon daraus, daß dieſe Leidenſchaft ſo ſelten iſt, und daß von tauſenden, die ſich mit einander verbinden, oft nur zwey von dieſer himmliſchen Göttin einander zugeführt werden, — ſchon daraus kann man vermuthen, daß dieſe Eigenſchaft, welche die Seele des Feuers der Empfindung fähig macht, eine eben ſo ſeltne Gabe ſey, als die, welche den Verſtand zur Hervorbringung neuer Ideen in den Stand ſetzt.

Die Geſchichte macht gewiſſen großen Männern, deren Andenken ſie uns aufbehalten hat, eine Schwachheit aus ihrer Liebe. Aber gewiß, dieſe Geſchichtſchreiber waren keine Philoſophen; ſie verſtanden es nicht, daß eben dieſelbe Quelle die beyden Ströme der Empfindung und der Einſicht ausgießt; daß die Fähigkeit zu großen Leidenſchaften die großen Männer hervor bringt; und daß Heinrich, wenn er in Nacht und Nebel, in einem Bauerkittel verkleidet, ſich mitten durch die Poſtirungen und Wachen der Feinde zu ſeiner geliebten Eſtrées ſchleicht; wenn in dem heftigſten Anfalle körperlicher Schmerzen dieſe Empfindung dennoch bey ihm ſiegt, und er am Rande des Grabes ſeiner Eſtrées noch ſchreiben konnte: Mon premier penser est à Dieu, et le second à Vous; eben dieſelben Fähigkeiten des Geiſtes brauchte, durch die er der große Feldherr und der vortreffliche König wurde.

Ich habe die Liebe neulich blos als eine Folge von Eindrücken angeſehen, deren Stärke und Dauer zeigt, wie ſehr die Seele fähig iſt, lebende und bleibende Bilder der äußern Gegenſtände zu empfangen. Aber die Seele verhält ſich nicht blos leidend; es ſind nicht Wirkungen, die nur auf ſie geſchehen, und denen ſie nur nicht widerſtehen darf. Ihre eigne Kraft muß dieſe Eindrücke beleben, ſie feſt halten, ſie in diejenige Form bringen, in welcher ſie ihren Einfluß noch immer auf dieſelbe fortſetzen, wenn ſie gleich ſelbſt ihre erſte Stärke verloren haben. Akenſide macht in ſeinen Pleasures of Imagination eine vortreffliche Anmerkung, die für den Moraliſten, und ich denke auch für den Liebhaber, höchſt wichtig iſt. Gewiſſe unſrer Pflichten und unſrer ſchönſten Neigungen beruhen auf einer Art von Illuſion, die nur durch eine ſtarke und mächtige Einbildungskraft aufrecht erhalten werden kann. Von der Art iſt die Vaterlandsliebe. Der Begriff von Societät iſt viel zu allgemein und abſtrakt, und die Bande, mit welchen wir an dieſen Haufen unbekannter und uns gleichgültiger Menſchen geknüpft ſind, wären für uns viel zu ſchwach, um uns Gefahr und Tod für dieſe leicht zu machen: wenn nicht die Einbildungskraft an die Stelle dieſer reellen Objekte, die zu groß und zu weit ſind, als daß wir ſie mit unſrer Empfindung umfaſſen könnten, ein gewiſſes Phantom ſetzte, welches wir ſelbſt ausſchmücken, und unter deſſen Bilde wir dieſe unſichtbare Gottheit, das Vaterland, anbeten. So erhitzte ſich der Römer bey dem Anblicke ſeines Senats, des Kapitols oder irgend eines andern öffentlichen Monuments, das himmelweit von dem wahren Vaterlande entfernt war, und welches er doch dafür annahm, um ſeine Empfindung in eine engere Sphäre zuſammen zu drängen, und ſie dadurch zu beleben.

Laſſen Sie uns dieſes auf die Liebe anwenden. Sie iſt, wenn wir ſie zergliedern, das Reſultat aus den vereinigten Wirkungen des Vergnügens an Vortrefflichkeit, der Freundſchaft und der ſinnlichen Luſt. Es iſt augenſcheinlich, daß, wenn die Leidenſchaft nur aus einer dieſer Quellen entſteht, ſie mit derſelben zugleich verſiegt; und da alle Arten von ſinnlichem Vergnügen vermöge der Natur der Seele abnehmen, ſo muß ein Feuer erkalten, welches blos durch ſie angezündet war. — Aber es giebt eine andere Art von beſſern Seelen, die nicht blos wie Silenen lieben, und die die Venus, die aus dem Schaume des Meeres entſtand, von der himmliſchen, die vom Olympus entſpringt, und an dem Throne Jupiters ſelbſt ihren Siz hat, unterſcheiden; ihr Geiſt liebt in der That, nicht blos ihr Körper; und demungeachtet werden dieſe rechtſchaffnen Liebhaber doch kalte Ehemänner. Die Gewohnheit übt über ihre Seelen ihre gewöhnliche Gewalt aus, und weil ihre Leidenſchaft blos durch die Eindrücke auf ſie hervor gebracht wurde, ſo verliſcht ſie, ſo wie die Zeit ein Stück nach dem andern von dieſen Eindrücken verwiſcht, und ſie zu der gewöhnlichen Stärke aller übrigen Begriffe in unſrer Seele zurück bringt. Nur eine dritte Gattung von Seelen, die an die Stelle ihres Freundes oder ihres Geliebten ein gewiſſes erhöhtes Ideal ſetzen; die aus den Vollkommenheiten, die ſie wirklich in ihm gewahr werden, die ſie aber noch verſchönern, ein Ganzes zuſammen ſetzen, welches wirklich vollkommner iſt, als der Gegenſtand ſelbſt; die in ſich ſelbſt beſtändig eine neue Quelle von Empfindung finden, und in der Beſchauung des Bildes, was ſie ſich ſelbſt geſchaffen haben, und zu dem ihnen das Original ſo zu ſagen nur die erſten Striche gegeben hat, ſich mit neuem Feuer beleben: dieſe ſind es allein, die der Liebe ihre Schwingen ausreiſſen, und das Feuer, das ſonſt durch den Zufluß neuer Materie unterhalten werden muß, durch ihr eignes ernähren.

Ich bin jetzt auf dem Wege, zu zeigen, wie eben dieſe Kraft der Imagination, ohne die niemals eine große oder dauerhafte Liebe geweſen iſt, große Männer und vortreffliche Thaten hervor bringt. — Aber dieſes iſt ſelbſt für einen neuen Brief noch zu viel Materie, und man ruft mich ſchon ein Mal über das andre u. ſ. w.

Sieben und zwanzigſter Brief.

Ich habe heute einen ſo heftigen Schnupfen und Kopfſchmerzen, daß nichts in der Welt, als die Begierde, Ihnen auch die kleinſte, und wenn es nur eine minutenlange Unruhe wäre, zu erſparen, mich hätte bewegen können, die Feder anzuſetzen. Demungeachtet habe ich zwey ſo liebe werthe Briefe von Ihnen vor mir, die ich beantworten ſollte; und die mir auch Stoff genug geben würden, wenn ich nicht heute zu allem, als zu einem gänzlichen Müßiggange, unaufgelegt wäre. Wenn Sie meine Briefe nicht verſtehen, ſo iſt es immer gewiß meine Schuld. Ich bringe oft meine Gedanken zur Welt, ehe ſie völlig ausgebildet ſind; und es iſt natürlich, daß meine Freunde, wenn ich ſie ihnen in dieſem Zuſtande übergebe, nicht recht wiſſen, was ſie mit dieſen ungeformten Maſſen machen ſollen. Thun Sie an dieſen verunglückten

Geſchöpfen die Barmherzigkeit, die Sokrates an ähnlichen Geburten ſeiner Freunde that; wenn Sie ſie nicht gleich bey der Entſtehung haben retten können, ſo geben Sie ihnen wenigſtens, ſo wie ſie da ſind, die erträglichſte Figur, die ſie machen können. Bilden Sie ſie aus, erziehen Sie ſie; und wenn ſie es werth ſind, ſo vermahlen Sie ſie mit den weit liebenswürdigern Kindern eines ſo ſanften und zarten Herzens, und eines ſo richtigen Verſtandes, als der Ihrige iſt.

Ich habe dieſe Materie noch nicht erſchöpft. Ich habe mir die Liebe blos in ihrer Entſtehung vorgeſtellt. Sie ſollen nun auch meine Gedanken über ihre Wirkungen wiſſen. Ich ſehe ſchon zum Voraus, daß ich in Gefahr komme, meine Schwäche ſehen zu laſſen, indem ich vielleicht mit meinen Beſchreibungen bey Ihnen, die es empfinden, nicht ſchlieſſen, was Liebe iſt, ungefähr in eben den Rang kommen werde, in welchem bey uns Sehenden der blinde Philoſoph ſteht, der ſehr gründlich, wie er dachte, die rothe Farbe durch den Schall einer Trompete erklärte. —

Ich ſehe, ich fange an, meinen Kopfſchmerz zu vergeſſen, indem ich mit Ihnen rede. Wäre der Abgang der Poſt nicht ſo nahe, ſo glaube ich, ich ſchriebe vier Seiten voll, ehe ich daran dächte, daß ich nur ſo viel Zeilen ſchreiben wollte. Erzählen Sie mir doch etwas von Ihrer jetzigen Lektüre u. ſ. w.

N. S. Romeo und Julie iſt nun gedruckt. — Aber Sie müſſen das Stück entweder ſchon geſehen haben, oder es noch ſehen, ehe Sie es leſen.

Acht und zwanzigſter Brief.

Den 9. December.

Ich bin jetzo etwas mehr beſchäftigt, als ſonſt; und wenn ich alſo jetzt etwas kürzere Briefe ſchreibe, ſo iſt es doch gewiß wenigſtens mit dem Wunſche, Ihnen längere ſchreiben zu können.

Der Freundſchaft, ſo wie der Tugend iſt die nächtliche Stille heilig. Ich ergötzte mich ſchon ſonſt an der Vorſtellung, daß ſich alsdann vielleicht oft unſre Gedanken und Betrachtungen begegnen, und unſre Wünſche vereinigt zum Himmel ſteigen; und jetzt ſehe ich, daß ich Urſache dazu hatte. Ja, liebe Freundin, die Tugend, dieſe himmliſche Göttin, breitet ihren Glanz auf alles aus, was ſie umgiebt; ſie erleuchtet die Freundſchaft, und ſie erwärmt ſie auch; ſie verwandelt die Liebe, die ein blos körperliches Bedürfniß iſt, in die edelſte und erhabenſte Leidenſchaft, deren eine menſchliche Seele fähig iſt, und verlängert ſie, die ſonſt mit dem Genuſſe zugleich unterging, bis an die letzten Gränzen unſrer Exiſtenz. Durch ſie wird die mütterliche Zärtlichkeit das Glück des menſchlichen Geſchlechts, und der Grund, worauf die Wohlfahrt und die Tugend ſeiner Glieder erbaut wird; ſie endlich macht alle unſre Vergnügungen heilig, und unſre Ergötzungen zu ſo viel guten Werken.

Sie haben ohne Zweifel jetzo Romeo und Julie geleſen oder geſehen. Wenn ich es eher bedacht hätte, ſo hätte ich meine ganze Philoſophie erſparen können. Dieſes Stück iſt der vortrefflichſte Kommentar über die Liebe. Alle Ausdrücke ſcheinen von dem Hauche dieſer Leidenſchaft beſeelt; das heftigſte Feuer brennt durch und durch, und greift ſelbſt die unempfindlichſten Herzen an. — Aber ſagen Sie mir, wenn Sie es geleſen haben, warum iſt die Rührung im dritten Akte angenehmer, als die heftige Erſchütterung im fünften? Iſt es nicht, daß dort Pflicht mit Liebe, Tugend mit Leidenſchaft ſtreiten? Die vortrefflichſte Seele iſt zwiſchen der kindlichen und ehelichen Zärtlichkeit getheilt. Man ſieht ſie kämpfen, und wenn endlich die Liebe alle übrigen Empfindungen verſchlingt, ſo iſt ſie uns doch ſchon auf einer ſo vortreflichen Seite bekannt, daß wir ihr ihren Entſchluß zum Heldenmuth anrechnen. Im fünften Akte wirkt blos die Situation, wenig der Charakter. Die Begebenheit auch bey jeden andern Perſonen würde eben ſo traurig ſeyn. Die beyden Verliebten zeigen nun nichts mehr als Liebe, mit keiner andern Empfindung, mit keiner Tugend mehr vermiſcht. So wie Fluthen des Meeres, wenn ſie ſich über ein Land ergießen, die Mannigfaltigkeiten der Natur auf ein Mal verdecken, und ſtatt tauſend verſchiedner, ergötzender Gegenſtände nur ihre eigne traurige, allenthalben gleiche und einförmige Fläche dem Auge darbieten: ſo löſcht in dieſen Augenblicken die Liebe jeden andern Begriff, jedes Gefühl in der Seele aus. Der Begriff von Tugend, den wir in die Liebe dieſer Perſonen geheftet hatten, und der uns dieſe Liebe noch weit ſchöner macht, verſchwindet vollends, da ſie ſich zu Ausſchweifungen bringen laſſen, die der Tugend ſo durchaus entgegen ſind. Die ganze Scene iſt theatraliſch vortrefflich. Der Selbſtmord mag nun entweder durch die heftigen Triebfedern, die in dem außerordentlich Schrecklichen der Begebenheit dazu enthalten ſind, bey uns entſchuldigt werden; oder er mag, wie Moſes glaubt, gar nothwendig ſeyn, um uns von der Größe der Leidenſchaft, auf der doch unſre ganze Rührung beruht, zu überzeugen. Ob ich gleich das letztre nicht recht glaube. Vergebens wäre der Selbſtmord, um uns zu rühren, wenn wir nicht ſchon zuvor für die Perſon eingenommen, und von der Leidenſchaft, die ſie einnimmt, ergriffen wären. Aber im Leben wenigſtens würde uns ein ſolches Schauſpiel mehr Schaudern als Vergnügen erwecken. Lieber wünſchte ich, Julien wie Heloiſen in einem Kloſter zu ſehen. Oft würde ich dieſes alsdann beſuchen, um durch die dunkeln und einſamen Wohnungen die durchdringenden aber doch ſüßen Klagen der Schwermuth, der Liebe und der Sehnſucht zu hören. Gottſeligkeit ſollte mit der Liebe kämpfen; und Julie würde eine Heilige werden. —

Einen Theil der Wirkungen der Liebe ſehen Sie alſo in dem Stücke meines Freundes zugleich mit ihren Symptomen. Freylich nur die ſchrecklichſten und die traurigſten. Aber mich dunkt, ſie ſind doch ſehr geſchickt, uns auf die erfreulichen zu führen. Wie ſchmerzlich ſollte es mir ſeyn, wenn hier meine Grundſätze von Ihren Empfindungen abwichen. Aber doch muß ich ſie ſagen; die Freymüthigkeit, die in dem Gefolge der Freundſchaft iſt, und ein gewiſſer Eifer, den ich in mir ſelbſt fühle, Ihnen auch alle meine Vorurtheile, ſo lange ich ſie noch für wahr halte, ohne Verſtellung mitzutheilen, fordert es von mir.

Sie ſehen, ich habe ſchon meine Meinung geſagt. Es giebt, wie ich glaube, überhaupt bey jeder unſrer Neigungen eine doppelte Seite. Die eine will blos genieſſen, ſie ſucht den Gegenſtand nur auf, hält ihn feſt und ergötzt ſich an ihm. Die andre bereitet ſich den Genuß erſt vor, indem ſie den Gegenſtand verſchönert, vollkommnet, beſſer, und wenn er deſſen fähig iſt, glücklicher macht. Dieſe ſchiebt den Genuß auf, um ihn zu erhöhen. Die

Leidenſchaft hat eigentlich in dem erſten Theile unſrer Neigung ihren Sitz. Hier gehört weniger Thätigkeit, nur Empfindung dazu; man empfängt blos, fühlt und genießt. Die Vernunft ſtört hier mit ihren Reflexionen die Heftigkeit der Begierde nicht; ſie wird ſogar, wenn die Empfindung heftig wird, eine Zeit lang völlig unthätig, — alle Spannkräfte der Seele erſchlaffen, ſie ſinkt in eine bezaubernde, aber deswegen vielleicht oft gefährliche Schwärmerey. — So war die Liebe der Julie in Romeo größtentheils. Wenn ſie von dem andern Theile abgeſondert iſt, ſo geſchieht das, deſſen ich oben gedachte. Der Grund der Seele, der ſonſt mit einer Reihe von mannigfaltigen ſchönen und lieblichen Bildern bemahlt war, wird nun mit einer einzigen einförmigen Farbe überzogen; die Einbildungskraft kennt nunmehr keine andern Bilder, als die zu dieſem Gegenſtande gehören; und der Verſtand ſelbſt entzieht ſich einer jeden andern Reflexion, als der, welche die Hitze ernähren oder vermehren kann. Hiervon, wenn ſich ein trauriges Geſchick mit einer ſolchen Leidenſchaft verbindet, erwarte ich alle ſchrecklichen Folgen, die vom

Anfange der Welt her ſo oft die Begleiter der Liebe geweſen ſind. Ein ſolches Feuer verzehrt den Menſchen, den es nur erwärmen ſollte. — Zum guten Glück ſind auch dazu nur große Seelen fähig. Aber iſt es nicht traurig, daß eben dieſe am leichteſten durch eine Leidenſchaft überwältigt werden, die jede andre Kraft, jede Fähigkeit ihrer Seele vernichtet; alle ihre angebornen und erworbenen Vollkommenheiten verſchlingt, oder doch für nichts als für ſie arbeiten läßt; der Tugend ſelbſt nur die Geſtalt der Liebe läßt, und dieſelbe zu Boden tritt, ſobald ſie ſich ihr entgegen ſetzt.

Geſetzt aber, daß das glücklichſte Ende eine Liebe, die blos von dieſer Art iſt, bekrönte. Geben Sie der Julie einen Romeo, der alle Entzückungen der Liebe mit ihr theilt; verſöhnen Sie ihre beyden Familien mit einander, laſſen Sie ſie mit dem Beyfalle des Himmels und ihrer Eltern Eheleute werden. Nehmen Sie der Zeit und dem beſtändigen Umgange die Gewalt, die ſie ſonſt über die meiſten Herzen haben, die Heftigkeit der Neigung zu mäßigen, und Feuer in Wärme zu verwandeln, laſſen Sie ſie in unaufhörlichen Ergießungen ihrer erſten Liebe ihr Leben zubringen. — Glücklich können ſie vielleicht dabey ſeyn, — aber nützliche brauchbare Leute gewiß nicht; ſie ſind alsdann für die Welt verloren. Und wenn ſie das erhabenſte Genie und den gröſten Heldenmuth hätten, ſo würden ſie mit allen beyden nichts weiter ausrichten, als die Flamme, die bey andern Menſchen aus Mangel der Nahrung auslöſcht, unterhalten; ſie würden immer empfinden und genießen, — aber niemals thun.

Doch nun wollen wir dieſe unvollſtändige Neigung ergänzen, wollen den andern weniger eigennützigen Theil hinzuſetzen. Wir ſehen alsdann in unſerm Gemahle oder Freunde nicht mehr blos ein Gut, das wir genieſſen ſollen; ſondern auch ein Eigenthum, das wir verbeſſern, erweitern und vortreflicher machen wollen. Er iſt alsdann nicht mehr ein bloſſer Gegenſtand unſers Gefühls, ſondern auch unſrer Bemühungen. Dieſer Theil der Neigung muß nothwendig ruhiger und gelaſſener ſeyn, und bey nicht ſorgfältigen Beobachtern zuweilen den Schein der Kälte annehmen; zuerſt, weil nach der Natur der Seele jede Neigung, die unmittelbar mit dem Genuſſe verknüpft iſt, ſtärker ſeyn muß, als die, welche erſt durch eine Kette von vielen Gliedern mit dem Genuſſe zuſammen hängt; zum andern, weil wir alsdann von dem Gegenſtande ſelbſt mit unſern Gedanken und unſern Betrachtungen eine Zeit lang abgehen, und ſie auf unſre Bemühungen, auf die Mittel, die wir zu unſerm Zwecke wählen wollen, und auf die Art und Weiſe, wie wir ſie am geſchickteſten anwenden, richten müſſen. Dieſe Neigung iſt thätig, bringt alle Kräfte der Seele in Bewegung, ſpannt alle ihre Triebfedern, erweckt alle ihre Begriffe, und erhöht unſre natürliche Stärke bey jeder Handlung, durch den neuen Endzweck, den wir bey derſelben außer dem Unmittelbaren der Handlung hinzuſetzen. So kann der geſchäftigſte Mann, aus Liebe zu ſeiner Gattin, alle die Arbeiten thun, die ihr ſeinen Umgang entziehen. Weit von ſeiner Geliebten, kann der Jüngling ſich unter einen Haufen gezückter Schwerdter ſtürzen, oder den brauſenden Wellen trotzen, indem das

Bild ſeiner Geliebten wie eine unſichtbare Göttin um ihn ſchwebt, ſeinen Arm ſtärker, und ſeinen Muth unerſchrockner macht. — Dann laſſen Sie auf Mühſeligkeit und Arbeiten, ſelbſt auf die Entbehrung, der man ſich aus Liebe unterzogen, eine Stunde des Genuſſes folgen. — Dann lächelt der Himmel ſelbſt über ihre Freuden! u. ſ. w.

Neun und zwanzigſter Brief.

Meine Geſchäfte ſind kaum von der Erheblichkeit, daß man ihnen dieſen Namen geben kann. Demungeachtet füllen ſie meine ganze Zeit aus, beſonders, da ich manchmal viele Tage durch Zerſtreuungen verhindert werde, daran zu denken. Außer dem, was ich zu meinem eigenen Unterrichte vornehme, haben Gellert und Weiſe von mir einige Arbeiten gefordert, die ich beſchleunigen muß. Ich werde dazu die Zeit zu nutzen ſuchen, da Herr von K****, der mich ſonſt jeden Tag einige Stunden koſtet, verreiſt iſt. Fürchten Sie aber nichts für unſern Briefwechſel. Die Freundſchaft kennt ihre Rechte, und ſie weiß ſie gegen alle andre Anſprüche und Forderungen zu vertheidigen. Ueberdieß iſt ihre Sprache kurz. Man verſteht ſie durch Sympathie. Sie erklärt nicht ſowohl ihre Empfindungen, ſie macht nur den andern auf ſeine eignen aufmerkſam; und nur indem ſie des Freundes Herz in Bewegung ſetzt, zeigt ſie ihr eignes. —

Aber warum laſſen Sie Ihre Tage durch Träume beunruhigen? — Oder warum geben Sie einem Traume, der ſo vieler guter, glücklicher Auslegungen fähig iſt, gerade die, welche Sie kränken muß. Ich ſehe in demſelben nichts, als Ihre eigne Zärtlichkeit, die ſelbſt in den nächtlichen Gemählden, die Ihnen Ihre Einbildungskraft vorſtellt, der Freude des Wiederſehens eine Gewalt über das Herz giebt, unter welchem daſſelbe erliegt. — Ich bin als Freund verpflichtet auf Mittel zu denken, die Ihnen dieſe öftern Unruhen, wenn es nicht möglich iſt, ihnen zuvor zu kommen, wenigſtens mäßigen. Iſt es nicht wahr, daß eine ſolche Unruhe (ich rede nicht bloß von der letzten) unthätig und zur Verrichtung eines jeden Geſchäftes, ſelbſt zu dem Genuſſe des Vergnügens unwillig und unfähig macht? Und iſt dieß wohl der Zuſtand, in dem wir oft ſeyn ſollen, in dem wir am meiſten Gutes zu thun hoffen können? Vermehren Sie den Grad, oder verlängern Sie dieſen Zuſtand. Sie werden ſehen, daß er nach und nach den Gebrauch jeder unſrer Fähigkeiten aufheben und uns zu einer Art von Schlaf bringen wird, der voll von fürchterlichen Träumen iſt, und uns eben ſo viel Zeit raubt, als der natürliche, ohne uns dieſelbe Erquickung zu geben? —

Demungeachtet fühlt die Seele eine gewiſſe Süßigkeit darin, um deren willen ſie ſich dieſer Unruhe überläßt, und ſich ſelbſt den Mitteln entzieht, die ſie aufheben könnten. Ich kenne dieſen Zuſtand, aber ich finde ihn allemal für mich ſchädlich, ob ich gleich nicht allemal ſo glücklich bin, mich davon zu befreien. Wenn es aber gelingt, ſo iſt es niemals anders, als durch eine anhaltende und die Seele ſehr einnehmende Beſchäftigung. Man muß gleich im Anfange, wenn man die erſte Anlage zu einer ſolchen Gemüths-Verfaſſung bemerkt, die Aufmerkſamkeit mit Gewalt von dem Gegenſtande abziehen und auf etwas richten, was im Stande iſt, ſie anzuheften und von der Rückkehr abzuhalten. Ein andres Frauenzimmer würde vielleicht den Mangel ſolcher Gegenſtände vorwenden können; aber Sie nicht, liebe Freundin, die außer den Geſchäften einer Hausmutter auch noch alle die für ſich haben, die die Wiſſenſchaften und die Lektüre verſchaffen. Wählen Sie ſich alſo alsdann eines von den Büchern, die Sie am meiſten lieben; oder noch beſſer, arbeiten Sie ſelbſt etwas. Sie werden ſich zuerſt zwingen müſſen. Die Seele wird mit Widerwillen ſich von dem neuen Gegenſtande wegwenden. Aber nach und nach, wenn beſonders der erſte Anfang geglückt iſt, wird ſich der Gegenſtand der Seele bemächtigen; es wird eine neue Leidenſchaft rege; der Wunſch und die Hoffnung, die Sache, die man vor hat, ſchön zu machen. Endlich arbeitet man aus Geſchmack fort, da man blos aus Ueberlegung angefangen hatte.

Ich freue mich auf Ihre Anmerkungen über die eheliche Liebe, und wenn ſie auch von meinen Grundſätzen abgiengen. Sie wiſſen nun ſchon, wenn wir Philoſophen einmal ein Syſtem im Kopfe haben, ſo muß ſich alles darnach richten, und entweder ſeine Form annehmen, oder es wird verworfen. Nun nach dieſem Syſteme finde ich allerdings zwiſchen der Liebe vor der Ehe, und in derſelben, einen Unterſchied. Nicht in dem Feuer, noch in der Delikateſſe derſelben; aber in der Art, ſie auszudrücken. Ich nehme wieder meine Eintheilung zu Hülfe. Das was in der Liebe blos Begierde iſt, und zu ſeinem Endzwecke den Genuß hat, herrſcht nothwendig vor der Ehe. Das was in derſelben Beſtrebung und Eifer iſt, und zum Gegenſtande mehr des Andern Glück, als unſer Vergnügen hat, ſollte in der Ehe herrſchen. Dem zu Folge muß nothwendig die Leidenſchaft des Liebhabers aufwallend und ungeſtüm ſeyn, denn ſie ſtreckt ſich erſt nach einem Gute aus, welches ſie erreichen will; die Liebe des Ehemannes ruhig und thätig, denn ſie arbeitet nun an der Erhöhung und Verſchönerung eines Gutes, das ſchon ihr Eigenthum iſt. Ohne dieſe Einſchränkung iſt die eheliche Liebe in Gefahr, tändelnd zu werden, welches ſie von ihrem wahren Zwecke beynahe eben ſo weit abbringt, als die Kälte.

Ich ſage Ihnen alle meine Gedanken, liebe Freundin, als einer Perſon, die zu meiner größten Vertraulichkeit und zu einer Kenntniß meiner innerſten Geſinnungen ein Recht hat. Läutern Sie meine Grundſätze, und arbeiten Sie ſelbſt an der Verbeſſerung Ihres Freundes u. ſ. w.

Dreyßigſter Brief.

Ihr Urtheil über den Romeo, und Ihr Wunſch wegen ſeines Schluſſes iſt mit meiner Mutter ihrem vollkommen einerley. In der That iſt der letzte Auftritt mehr ſchrecklich als rührend, Julie mehr unſinnig als ſchwärmeriſch, und ihre Liebe mehr Raſerey als Leidenſchaft. Ich bin begierig, auch von den beyden übrigen Stücken, die in eben dieſem Theile ſtehen, Ihr Urtheil zu wiſſen. Marmontels Erzählungen laſſen ſich vielleicht um deſto ſchwerer in Dramata verwandeln, je ausgearbeiteter ſchon der Dialog iſt. Man kann ſchwerlich verhindern, daß der Leſer nicht die neuen angeſetzten Stücke von den alten unterſcheide; und man geht gar zu leicht aus einem Charakter heraus, der nicht von Anfang an unſer eigen iſt. So geht es, dünkt mich, mit der Coraliy ihrem, der in dem Stücke, die Freundſchaft auf der Probe, am meiſten hervor ſticht, und den er zuweilen verfehlt hat. — Aber ich höre, die Mademoiſell Schulz verläßt das Theater. Verſäumen Sie doch ja nicht, Romeo zu ſehen, ehe ſie fortgeht. Sie macht dieſe Rolle unnachahmlich ſchön; ich ſetze nur das Einzige an ihr aus, daß ſie in den Stellen, wo ohnedieß ſchon der zu weit getriebene Affekt beynahe bis ins Widrige geht, noch einige Grade hinzu ſetzt.

Aber genug von dieſer Materie, die ohnedieß ſchon erſchöpft iſt. Ich hätte mehr Luſt, meinen Streit mit Ihnen, als meine Kritik zu verlängern. Sie wiſſen noch nicht, wie hartnäckig ich bin, wenn ich mir einmal in den Kopf geſetzt habe, etwas zu behaupten. Ihr Brief hat mir gefallen; und mit weniger Eigenſinn, als ich habe, hätten mich Ihre Gründe verblendet oder überzeugt. In der Verfaſſung, in welcher ich bin, kann ich noch nicht ſagen, welches von beyden. Denn wenn ich ſagte, daß ich ohne Eigenſinn hätte müſſen überzeugt werden, ſo wäre dieß eben ſo viel, als geſtünde ich zu, ich hätte Unrecht.

Sie wollen alſo zwiſchen dem Liebhaber und dem Ehemanne durchaus keinen Unterſchied zulaſſen; und ich bildete mir ein, ich hatte es recht förmlich bewieſen, daß einer ſeyn müßte. So kann einem die Eigenliebe verblenden! Vielleicht richte ich durch eine Allegorie aus, was meine Metaphyſik nicht vermochte. — Wenn zuerſt nach einer langen Dürre, oder am Ende des Winters, Jupiter in einem fruchtbaren Regen in den Schoos der mütterlichen Erde herab ſteigt: dann wird auf einmal die ganze Geſtalt der Natur geändert. Blumen und Gewächſe von aller Art bedecken die erſt nackte Oberfläche; die Bäume ſchimmern von jungem Grün, das nur noch wie zartes Moos auf die kahlen Aeſte geſtreut iſt; die todte Stille der Natur wird rege und lebendig; Luft und Erde bekommen wieder Bewohner; der Wechſel iſt eben ſo plötzlich, als ſchön. — Aber wenn nun dieſe erſte Rückkehr der Natur zum Leben geſchehen iſt; dann kann der ganze liebliche Sonnenſchein, und die ſchönſten, erfriſchendſten Regen, durch die er unterbrochen wird, nicht gleich groſſe und gleich merkliche Veränderungen hervor bringen. Im

Stillen, ungeſehen, wächſt nunmehr durch eben die Kraft, die ihn zuerſt hervor brachte, der Halm zur Aehre, das Gras zur Staude, und die Blüthe zur Frucht heran. Noch immer empfängt die Erde dieſelben wohlthätigen und kraftigen Einflüſſe des Himmels; aber ſie kann jetzt nicht mehr durch ſie eine ganz neue Schöpfung hervor bringen, ſie kann nicht mehr die ganze Geſtalt der Natur umändern. — Aber in ihrer geheimen Werkſtatt empfängt und nutzt ſie noch auf eben die Art den himmliſchen Segen, ſie verſchließt ihn jetzt in ſich, um ihn den Pflanzen ganz allein mitzutheilen, die ſie hervor gebracht hat, und um Korn, Obſt, Wein auf den ſtillern Herbſt zu bereiten.

Sollten alle folgenden Eindrücke dem erſten gleich ſeyn? — Das iſt wider die Natur der Seele. Sie ſelbſt, Sie ſelbſt, die die Natur mit der zartlichſten von weiblichen Seelen beglückt, Sie würden ſich blos ſelbſt hintergehen, wenn Sie das als eine gemachte Erfahrung anſahen. — Soll die Leidenſchaft niemals zum Grundſatze, zur Geſinnung werden? —

Alsdann iſt ſie unnütz und gefährlich. Das ſtürmende Meer kann nur Schiffbruch und Untergang verurſachen, wenn es ohne Aufhören wüthet. Aber wenn der heftige Sturm zu einer noch lebhaften aber ruhigern Bewegung gemäßigt wird, dann bringt er das Schiff mit vollen Segeln in den Hafen. — Soll die Seele immer nur von einem einzigen Gegenſtande erfüllt ſeyn, wie es die Seele des Liebhabers iſt? — Dann verſchlingt und vernichtet dieſer Gegenſtand alle Kräfte derſelben, er verbraucht alle ihre Fähigkeiten, und läßt für alle ihre übrigen Pflichten und Geſchäfte nichts, als matte, unwillige und kraftloſe Beſtrebungen.

Aber wie muß die Liebe ſeyn, auf deren Flügeln der Geiſt erhoben, und ſeiner Beſtimmung und ſeinem Schöpfer näher gebracht wird? Die Seele, deren ganze Neigungen und Fähigkeiten ſich in einem einzigen würdigen Gegenſtande concentrirt hat, muß ſich von ihm aus auf alles, was gut, ſchön und vortrefflich iſt, verbreiten. Er muß das Band ſeyn, welches die Seele an alle ihre Pflichten verknüpſt, und ſie mit Freuden an die Sachen anzieht, die ſie ſonſt aus andern Bewegungsgründen nur mit Widerwillen, oder doch ohne Vergnügen würde gethan haben. Das Feuer der Liebe muß ſich in eine gleiche und fortdauernde Wärme verwandeln, die jeder andern gutthätigen Neigung zum keimen hilft, jede tugendhafte Handlung empor treibt, und jeden Widerſtand aus dem Wege ſtößt. — Noch ein Mal: der Liebhaber und die Geliebte wollen nichts, als ſich ſehen, ſich umarmen und ſich genießen. Der Ehemann und ſeine Gattin wollen ſich und die Welt glücklich machen, und dieſen Zwecken zu Ehren entbehren ſie jene Vergnügungen ohne Murren u. ſ. w.

Ein und dreyßigſter Brief.

— — Ich bin außerordentlich vergnügt darüber, daß Sie meinen Brief vollkommen nach den Geſinnungen erklärt haben, in denen ich ihn geſchrieben hatte. Sie haben mir eine große Probe abgelegt. Ich fürchtete nicht, daß Sie über meine Freymüthigkeit böſe werden würden; aber ich erwartete doch eine kleine Empfindlichkeit über einen ſo beherzten Widerſpruch. Bey jedem andern Frauenzimmer, als bey einer ſolchen Philoſophin, wie Sie ſind, wäre meine Erwartung ganz gewiß eingetroffen. — Dieſe Materie iſt jetzo erſchöpft, oder ich will ſie doch wenigſtens dafür anſehen. Wenn Sie nur wahrhaftig glücklich ſind, ſo will ich es Ihnen verzeihen, wenn Sie es auch zum Theil durch ein Vorurtheil wären. — Ich habe dieſe Woche eine ganze Geſellſchaft von Leuten geſehen, die es noch durch ein weit handgreiflicheres Vorurtheil ſind, oder wenigſtens vorgeben es zu ſeyn.

Ich bin mit einer großen Geſellſchaft von Frauenzimmern in einem Nonnenkloſter geweſen, und zwar bey denen, die barmherzige Schweſtern heißen, und ſich mit der Wartung armer Kranken beſchäftigen. Ein wirklich verehrungswürdiger Orden, der großen und beſchwerlichen Dienſte wegen, die ſeine Mitglieder der Geſellſchaft leiſten. Sie ſind dabey arm; und da die Anzahl reicher Katholiken bey uns in B*** immer mehr abnimmt, und die eignen Kapitalien des Kloſters nicht nur an ſich klein, ſondern auch jetzt ohne Nuzzen für ſie ſind, weil ſie bey einem Hauſe ausgeliehen ſtehen, das im Begriff iſt, banquerout zu machen (ehemals einem Beſitzer von 500000 Thalern), ſo müſſen die 21 geiſtlichen Jungfrauen, aus denen das Kloſter beſteht, ſich auf das äußerſte einſchränken, weil ſie nicht nur ſich, ſondern auch ihre Kranken zu ernahren haben, und noch dazu Aerzte und Arzeneyen bezahlen müſſen. Meine Mutter, und verſchiedene unſrer Bekannten, die ihnen deswegen von Zeit zu Zeit eine kleine Beyſteuer ſchicken, werden in dem Kloſter als große Wohlthäter angeſehen. So ſehr iſt die Dürftigkeit auch für kleine Erleichterungen empfindlich.

Wir wurden alſo ſehr wohl aufgenommen. Wir tranken in der Apotheke, wohin auch Mannsperſonen kommen dürfen, in Geſellſchaft der artigſten und vernünftigſten Schweſtern, Kaffee. Die Frauenzimmer wurden hierauf im ganzen Kloſter, ich nur in der Kirche und im Krankenzimmer, herum geführt. — Sie können nicht glauben, wie ſehr mich dieſe Leute für ſich intereſſirt haben. — Es giebt Perſonen von den beſten Familien, von gutem Verſtande und von einer wirklichen Schönheit darunter. Beſonders iſt die würdige Mutter eine höchſt vernünftige, geſetzte und von dem klöſterlichen Weſen ziemlich freye Perſon. Auſſer ihr zieht ein Fräulein Mucius, eine ehemalige Bekannte einer Dame aus unſrer Geſellſchaft, die auch deswegen von der Superiorin die Erlaubniß erhielt, bey uns zu bleiben, die Augen auf ſich. Ungeachtet ſie ſchon 16 Jahre im Kloſter iſt, ſo hat ſie doch noch alle Züge von Schönheit. Ein ſeuriges und ſchönes Auge, das durch die Kopfbinde ihres Habits halb verdeckt, und auf eine gewiſſe Weiſe ſchmachtend und zugleich einnehmend gemacht wird; — in ihrem Betragen eine gewiſſe ſtille und ruhige Zufriedenheit mit ihrem Zuſtande, die man bey den glücklichſten Perſonen ſo ſelten antrifft; eine Stimme, die ſehr angenehm und ſanft iſt; — und wenn man ſich dieſes noch junge Frauenzimmer denkt (deren Vater ein reicher und vornehmer Mann iſt), in einem ſehr ſchlechten Kleide (ob es ſie gleich nicht verſtellt), allen Bequemlichkeiten des Lebens und der Geſellſchaft entzogen, zum ſtrengſten Gehorſam verpflichtet, und oft mit den niedrigſten, beſchwerlichſten und ekelhafteſten Dienſtleiſtungen der Kranken beſchäftigt: ſo muß man Hochachtung und Mitleid für ſie zugleich haben u. ſ. w.

Zwey und dreyßigſter Brief.

Den 9. Januar 1768.

Für Ihre Aufmerkſamkeit und Ihre freundſchaftliche Sorgfalt, mir Vergnügen zu machen, und es mir an dem Tage *) zu machen, wo ich durch tauſend andre angenehme Eindrücke mehr als gewöhnlich vorbereitet bin es zu genießen; dafür danke ich Ihnen aufs verbindlichſte. Meine Mutter hat Ihren Willen ſehr genau befolgt. Ich erfuhr Dienſtags nichts davon, daß Briefe angekommen wären, und ich dachte alſo gewiß, Sie wollten Ihren Poſttag verlegen, und würden von nun an Donnerſtags ſchreiben. Dieſe Vermuthung machte, daß ich ſelbſt nicht ſchrieb, und dabey blieb ich alſo ganz ruhig, bis des Donnerſtags Morgens, indem wir alle beyſammen waren,

---

*) Garvens Geburtstag fällt auf den ſiebenten Januar.

meine Mutter, die ſich einen Augenblick entfernt hatte, mit einer ſehr feyerlichen Miene, einem großen Kuchen in der Hand, auf dem Ihr Brief lag, und einem noch größern Glückwünſchungs-Komplimente, das ſie, wie ſie ſagte, von Ihnen auszurichten hätte, zurück kam. Die Sache war mir ſo unerwartet, daß ſie mir Anfangs ein Räthſel zu ſeyn ſchien. Ich öffnete endlich Ihren Brief, die Schwierigkeiten wurden durch meine Mutter gehoben, und meine erſte Ueberraſchung endigte ſich mit einer ſtillen und angenehmen Fröhlichkeit.

So viel war auch nöthig, wenn ich an einem Tage heiter ſeyn ſollte, wo ich mich von einem heftigen Schnupfen, oder wovon es ſonſt war, ſo übel befand, daß ich eine ernſthafte Krankheit hätte befürchten können. Ich ſchob deswegen eine kleine Solennität, die auf dieſen Tag beſtimmt war, bis auf den folgenden auf. Geſtern alſo habe ich mir das Vergnügen, ein Koncert bey mir zu machen, zum zweyten Male erlaubt. Meine Mitſpieler waren noch beſſer, als das erſte Mal. Die Geſellſchaft war, außer meines Onkels Familie, der Hauptmann R*** mit ſeiner Frau; er ein ſehr geſchickter und verſtändiger Mann, jetzo der Ober-Bau-Inſpektor von B****; ſie, eine Sachſin von Geburt, aus Chemnitz, das beſte Herz und die liebreichſte, zärtlichſte Ehegattin; endlich eine gewiſſe Fräulein von W****, ein Frauenzimmer von ſehr guter Erziehung und Lebensart, und von vielem Verſtande. Ihr Bruder, bey dem ſie lebt, ſteht in eben dem Poſten, wie mein Onkel, iſt ein angenehmer und allenthalben willkommener Geſellſchafter, und verdient um deſto mehr Hochachtung, weil er ſich aus einem Stande der Dürftigkeit, in dem er und ſeine Schweſter, ihres Standes ungeachtet, ihre Jugend zugebracht haben, durch ſeine Geſchicklichkeit, ſeinen Fleiß und ſeine gute Wirthſchaft hat wiſſen heraus zu ziehen, und ſich alſo die bequeme und artige Weiſe, mit der er jetzo lebt, ganz allein ſchuldig iſt. So viel von unſrer Geſellſchaft.

Unter der Muſik nahmen ſich die Sachen von einem gewiſſen Schobert, dem, der in Paris an Champignons geſterben iſt, ſehr vorzüglich aus. Ich erinnere mich nicht mehr, ob ich mit Ihnen ſchon davon geredet habe; aber geſetzt, das wäre auch geſchehen, ſo kann ich es, zum Dank für das Vergnügen, was mir des Mannes Arbeit gemacht hat, nicht oft genug wiederholen, daß es die ſchönſten Sachen ſind, die jemals aufs Klavier ſind geſetzt werden; insbeſondre die Duetts, Trios und Koncerte von ihm. Man kann nichts Neueres und zugleich Schöneres hören. Alle Ideen des ganzen Stücks ſind original, und zuweilen ſo außerordentlich frappirend, daß ſie den unverſtändigſten Zuhörer treffen müſſen. Sie erfordern aber viel Uebung. Er ſelbſt (denn wenn eine Nachricht wahr iſt, die hier herum geht, ſo habe ich den Schobert ſelbſt hier auf meiner Stube mehr als ein Mal vor langen Zeiten ſpielen hören, er iſt ſogar einen halben Monat, oder ſo etwas, mein Lehrmeiſter geweſen), er ſelbſt alſo, vorausgeſetzt, daß es dieſer iſt, hat die allergrößte Flüchtigkeit der Hände, die ich jemals geſehen habe. Er ſetzt alſo ſeine Stücke ſo, wie ſie für ſeine eignen Finger am beſten ſind. Aber ſie thun eine unbeſchreibliche Wirkung, wenn ſie auch nur mittelmäßig vorgetragen werden. Seine Stücke ſind ſelten, und ich würde ſie ohne die Gütigkeit eines Freundes niemals zu Geſichte bekommen haben.

So brachten wir alſo den geſtrigen Tag ziemlich vergnügt zu. Demungeachtet befinde ich mich heute noch nicht ganz wohl. Ich ſchreibe deswegen auch nicht ſo viel, als ich mir vorgenommen hatte. Meine Mutter wird durch andre Hinderniſſe in einem ähnlichen Vergnügen geſtört. Ihre Nahrung erfordert um dieſe Zeit viele Rechnungen, die ſehr beſchwerlich ſind, und für jede andre Frau beynahe unmöglich wären. Aber ſie verrichtet das alles mit einer Genauigkeit und Akkurateſſe, deren ich gar nicht fähig wäre. Sie wird überdieß von einem Fluſſe im Ohre beſchwert, und hört deswegen ſchlecht.

Ich erinnere mich, daß Sie vor langer Zeit einen Plan zur Erziehung Ihrer Wilhelmine verlangten. — Zu einem ſolchen Plane habe ich weder Geſchicklichkeit noch Geduld genug. Aber zerſtreute Anmerkungen, wenn

Sie die haben wollen, wenn Sie ſich die Mühe geben wollen, ſie ſo gut zu verbinden, als ſie ſelbſt es werden zulaſſen, wenn Sie mir verſprechen, die Lücken durch ihre eignen Bemerkungen auszufüllen, die ſollen Sie von mir bekommen. Flößen Sie Ihrer Wilhelmine, wenn Sie können, etwas von Freundſchaft gegen einen Menſchen ein, den Sie ſelbſt mit ſo vieler beehren. Laſſen Sie ſie wiſſen, daß ich eher für ſie gute Wünſche gethan habe, als ſie ſelbſt etwas wünſchen konnte u. ſ. w.

Drey und dreyßigſter Brief.

Das iſt wirklich eine Feyer meines Geburtstages, auf die ich mir etwas zu gute thue. Wenn ein Freund an mich denkt, und dieſe Erinnerung ihm Vergnügen macht; wenn er mir ſo viel Einfluß auf ſein Herz zugeſteht, daß ich es zuweilen ruhiger, freudiger, mit ſich und mit andern zufriedener machen kann. das iſt die größte Befriedigung, die meine Liebe und meine Eitelkeit verlangt. Sie, liebe Freundin, verſtehen die Kunſt, ſich zu vergnügen, ſchon recht gut. Ihre Hoffnungen darauf werden Ihnen weit ſeltner fehlſchlagen, wenn Sie es, ſo wie Sie es gethan haben, ohne viele Vorbereitungen bey ſich ſelbſt ſuchen.

Aber wenn Sie nur die Kunſt, ſich zu quälen, nicht zuweilen eben ſo gut verſtünden. O, liebe Freundin, beynahe liegt noch das ganze Jahr mit allen ſeinen Tagen und Stunden vor

Ihnen. Es ſcheint nun noch völlig in Ihrer Gewalt zu ſeyn, was Sie daraus machen wollen. Aber eilen Sie, eilen Sie, jede, ſchon die gegenwärtige Minute für die Glückſeligkeit aufzuwenden. Das Vergnügen und die Tugend ſind nicht blos als Wirkung und Urſache, ſondern als zwey verſchwiſterte Eigenſchaften der Seele mit einander verwandt, die gemeiniglich nicht ohne einander zu finden ſind. — Die Unzufriedenheit und das Mißvergnügen iſt immer unthätig oder in Verwirrung; das Vergnügen iſt zugleich ruhig und wirkſam. Die Aufmerkſamkeit der Seele iſt dann jedes Mal bey dem Gegenſtande zuſammen, den ſie vor hat, und ihre Kraft iſt alſo ungetheilt, das, was ſie thut, aufs beſte zu thun. Das Vergnügen iſt für die Seele, was die Geſundheit für den Körper iſt; es macht ſie zu allen ihren Verrichtungen aufgelegter und geſchickter.

Das alles iſt nun recht ſchön und vortrefflich. Aber die Frage iſt, was für eine Art von Diät muß man der Seele vorſchreiben, um ſie bey dieſem Wohlbefinden zu erhalten? Eine Regel dazu iſt uralt, aber ſie iſt wahr: man ſoll mit ſeinen Wünſchen ſich in der Natur der Dinge einſchränken, und nichts begehren, was dieſe nicht zuläßt. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen deutlich genug werde ſagen können, was ich denke. Aber das weiß ich, in meinem Leben und in dem Leben meiner Freunde ſehe ich den größten Theil ihres Verdruſſes aus betrogenen Wünſchen und Erwartungen entſtehen, die nur deswegen betrogen wurden, weil ſie ſelbſt auf einen Irrthum gegründet waren. Sie z. B. (um meiner Abſicht näher zu kommen) haben bey einem eingezogenen und ruhigen Leben, bey einem gutgearteten und rechtſchaffenen Herzen, bey einem wohlgebildeten Geiſte, und bey dem Genuſſe der vornehmſten Bequemlichkeiten des Lebens, wenig andre Urſachen, unzufrieden zu ſeyn, als die Beſorgniſſe, daß Sie von Perſonen, deren Liebe Sie über alles ſchätzen, nicht genug geliebt, nicht genug hochgeachtet werden. Da dieſe Leidenſchaft, in der That unter den übrigen die edelſte, bey Ihnen die ſtärkſte iſt, ſo muß auch natürlicher Weiſe aus dieſer Quelle die meiſte Unzufriedenheit bey Ihnen entſtehen.

Aber wenn Sie doch nun mit mir ruhig unterſuchten, welches wohl zuweilen die Merkmale ſind, aus denen Sie dieſen Mangel der Zärtlichkeit ſchließen. Ohne Zweifel ſind es Unterlaſſungen von Handlungen, die Sie als die unausbleiblichen Wirkungen einer ſolchen Neigung anſehen. — Aber wie? ſind ſie dieſes auch wirklich? Iſt der Schluß von dieſen Aeußerungen auf die Sache ſelbſt unfehlbar, und können ſie umgekehrt nicht ausbleiben, ohne die Geſinnung ſelbſt zweifelhaft zu machen? Sie werden dieſes ſelbſt nicht denken, — wie würde es Ihnen ſonſt möglich ſeyn, wieder ruhig zu werden? Aber gehen Sie in Ihrer Unterſuchung noch einen Schritt weiter. Iſt es der Natur der Dinge und des Menſchen nach möglich, daß ſich die ſtärkſte, die eingewurzeltſte, die mit dem Weſen der Seele ſelbſt verwebte Leidenſchaft (ich will Ihnen zu gefallen es ſo nennen) immer durch einerley Beweiſe zu erkennen giebt? Um davon nur ein frappantes Beyſpiel anzuführen, ob es gleich nicht vollkommen auf den Fall paßt: iſt es möglich, oder wenn es möglich wäre, würde es anſtändig ſeyn, daß ſich die Zuneigung eines Greiſes auf eben die Art und durch eben die kleinen Beweiſe zu erkennen gäbe, wie die

Zuneigung eines jungen Menſchen? Hier iſt der Unterſchied handgreiflich, und die ganze Welt kommt überein, den einen alten Gecken zu nennen, der ſelbſt rechtmäßige Neigungen auf eine zu ſeinem Alter und ſeinen Umſtänden unſchickliche Art an den Tag legt. Aber kann es nicht im menſchlichen Leben eben ſolche andre Unterſchiede geben, die nicht eben ſo in die Augen fallen, aber doch eben ſo wirklich ſind? — Und ſollte es alſo nicht eine Forderung unmöglicher Dinge ſeyn, wenn man, allen dieſen Unterſchieden zuwider, von demſelben Menſchen unter den verſchiedenſten Umſtänden doch immer einerley Zeichen ſeiner Liebe verlangte? — Ich gebe es zu, daß Ihr lieber Gatte Sie jetzo ſo liebt, wie damals, da er Bräutigam war. — Aber wenn Sie verlangten, daß er Sie davon alle Augenblicke aufs neue mit aller der Eilfertigkeit und dem Empressement verſichern ſollte, als wenn er es Ihnen zum erſten Male ſagte; wenn Sie eine beſtändige Wiederholung aller der kleinen Zeichen der Zärtlichkeit forderten, die bey einem Liebhaber oft nur den Mangel an Gelegenheit zu größern Proben erſetzen: ſo forderten Sie etwas, was der Natur der Dinge, und wo nicht dieſer, doch gewiß Ihrer Ruhe und der Ruhe Ihres Mannes zuwider wäre.

Sehen Sie, das iſt der Inhalt meiner ehemaligen Theorie, und gewiß meine Abſicht iſt Ihre Glückſeligkeit. Alſo verlange ich keine Abnahme der Liebe, keine Kälte, ſondern nur in ihrem Ausdrucke mehr Ernſthaftigkeit und weniger Spielwerk. — Wenn die Leidenſchaft vor der Heyrath blos Leidenſchaft iſt, ſagen Sie, ſo wird ſie niemals Geſinnung werden. Vollkommen richtig! wenn Vorurtheil und ſinnliche Luſt die Wahl anſtellen. Aber laſſen Sie die Leidenſchaft des Liebhabers auf alle Vollkommenheiten des Geiſtes und Herzens gegründet ſeyn: ſo wäre doch dieß die einzige Sache in der ganzen Natur, wo die erſte Bekanntſchaft mit einem gewiſſen Gut und der fortgeſetzte Genuß deſſelben vollkommen einerley Wirkungen hätte. — Wie? wenn Mann und Frau ſich nicht wie Liebhaber und Geliebte gegen einander betragen, wenn ſie die vertrauteſten, die zärtlichſten Freunde von einander werden, ſo ſollten ſie ſich keine Gefälligkeiten mehr thun können, ſo ſollten ſie ſich einander blos nicht beleidigen? Und das wäre doch Freundſchaft? — Ich verſtehe Sie nicht, liebe Freundin. — Sie ſagen, wenn Sie alle dieſe Dinge (dieſe kleinen Zärtlichkeiten, Bemühungen und Opfer) wegnehmen, ſo hat die Ehe keinen weſentlichen Reiz mehr. Wie? ſo ſollte die Ehe, die ehrwürdigſte und heiligſte Verbindung, ihren Reiz verlieren, wenn ſich die beyden Eheleute nicht alle Augenblicke ſagten, daß ſie ſich lieben; wenn ſie ſich nicht die Hände drückten; wenn nicht eins dem andern nachſähe, ſo oft es auf zwey Minuten von ihm geht; wenn es ihm nicht entgegen käme; wenn es ihm nicht auf der Stelle und mit aller gefliſſentlichen Aufmerkſamkeit jede Liebkoſung erwiederte, die ihm von dem andern gemacht werden?

Ich ſehe, da ich dieſes noch ein Mal durchleſe, nur die vertrauteſte Freundſchaft kann die Freymüthigkeit entſchuldigen, mit der ich Ihnen geſchrieben habe. Aber ich müßte Sie nicht ſo ſehr lieben, wenn ich Sie nicht von Vorurtheilen frey zu machen ſuchte, die ſonſt das Elend Ihres Lebens ſeyn könnten u. ſ. w.

Vier und dreyßigſter Brief.

Den 24. Januar.

Ihr letzter Brief iſt ſchön, und das Gedicht, was Sie mir abgeſchrieben haben, recht vortrefflich. Es iſt gewiß eine Ihrer beſten Arbeiten von dieſer Art. Ihr Herz iſt bey dem Gegenſtande geweſen, und das Herz führt immer den Verſtand und das Genie ſehr glücklich.

Aber warum gehen Sie nicht nach Halle, wenn Sie ſchon in Crellwitz ſind? Ich wünſchte doch, daß Sie einen Ort, wo ich zwey Jahre ſehr übel zugebracht habe, und wo ich vielleicht noch viele andre, aber beſſer, werde zubringen müſſen, kennten. Der erſte Anblick iſt widrig, das gebe ich zu; aber das iſt doch eben ſo ausgemacht, daß das Auge die prächtigſten Häuſer und die elendeſten Leimhütten gleich gut gewohnt wird, und daß alsdann der Verdruß über die Häßlichkeit, und das Vergnügen an der Schönheit, beynahe zu einer gleichen Empfindung der Gleichgültigkeit herunter geſtimmt werden. O beſetzen Sie die Hütten mit Freunden, die ich liebe und die ich verehre, und ſie werden mir ſchöner vorkommen als Palläſte. Doch auch dieſe habe ich in Halle noch nicht. Unterdeſſen kenne ich doch Leute, die vielleicht aufgelegt dazu wären es zu werden.

Auf oder nach Oſtern, den Tag weiß ich nicht, komme ich mit Gottes Hülfe nach Leipzig. Ein Brief von Gellert, voll von Gütigkeit und Freundſchaft, hat mich erſt vor fünf Tagen dazu eingeladen. Dieſer Mann iſt wahrhaftig mein Freund. — Iſt mir nun ein kleiner Stolz nicht zu verzeihen? — Ich bringe hier meinen Winter ſehr vergnügt zu. Am Freytage war ich in dem Hauſe eines Hrn. v. P***, deſſen Fräulein Tochter, eine ſehr gute und ſehr angenehme Freundin von meiner Mutter und von uns allen, ein kleines Koncert machte. Sie ſpielt ſehr gut auf dem Flügel. Ich ſpielte einige Sachen von Schobert [illegible]; laſſen Sie ſich Reizen dieſes erklären. Wir waren bis um 11 Uhr recht vergnügt. — Geſtern kam wieder eine kleine Wolke. — Aber kurz ich bin vergnügt, und bin u. ſ. w.

Fünf und dreyßigſter Brief.

So ſchmeichelhaft es mir iſt, daß Sie meine Ankunft wünſchen, und ſo angenehm mir alſo auch die Hoffnung iſt, ſolche Freunde wieder zu ſehen; ſo muß ich doch ſagen, daß mich die Verſtellung des Abſchieds erſchreckt. Eine Menge alter, und einige neue Freunde, die ich hier beſitze, machen mit meinen Aufenthalt ſehr angenehm, und die Trennung fürchterlich. Vor allem aber iſt es meine Mutter, die mir bange macht. Ich hinterlaſſe ſie zwar unter einer Menge von Perſonen, die ſie hochachten; aber doch kaum bey einer einzigen, die ihre vertraute Freundin wäre; und ſelbſt vor dieſer würde doch ihre mütterliche Zärtlichkeit meiner Geſellſchaft noch einen Vorzug geben. Die Umſtände unſers Landes und die häuslichen, die davon abhängen, werden immer trauriger; und es iſt ſchwer zu beſtimmen, wo dieſer Fortgang vom Böſen zum Schlimmern ſtill ſtehen wird. Meine Mutter empfindet dieſes bey einem ziemlich weitläufigen Hausweſen, das ganz allein von ihrer Sorgfalt in Ordnung gehalten werden muß, weit mehr, als ein jedes andre Frauenzimmer. Ueberdieß iſt ſie oft kränklich, und braucht von einer andern Seite eine kleine Aufmunterung, wenn die Schwachheit ihres Körpers und ihre Umſtände ſie niederſchlagen. Ich bedaure alſo beynahe zuweilen, daß ich meinen Plan nicht ſo angelegt habe, daß ich zwiſchen dem praktiſchen und dem akademiſchen Leben hätte wählen können. Meine Freunde hier würden für mich viel gethan haben. Nach meiner jetzigen Ausſicht kann ihre Liebe mein Leben nur angenehmer, nicht mein Fortkommen leichter machen. — Doch ich will alle dieſe unangenehmen Ideen mit freudigern abwechſeln laſſen.

Ich habe dieſe Woche ein ſehr empfindliches Vergnügen gehabt; das Vergnügen, ein neues Verdienſt kennen zu lernen. An unſern D. Tralles war aus Lauſanne von dem berühmten Tiſſot eine gewiſſe Frau von Wyilamons empfohlen worden, die hier durch, nach Polen, in das Haus des Fürſten Czartorinsky als Hoſdame ging. Der Herr Tralles bat mich und einige Andre beyde Mal zu ſich, als er ſie bey ſich hatte. Wenig Frauenzimmer habe ich in meinem Leben geſehen, die mich durch die Größe ihres Geiſtes, die Richtigkeit und die Tiefe ihres Raiſonnements, die Genauigkeit und Schönheit des Ausdrucks, und eine gewiſſe unbeſchreibliche Annehmlichkeit, mit der ſie dieß alles begleitete, ſo beym erſten Beſuche für ſich eingenommen hätten. Sie war weder ſehr jung, noch ſehr ſchön, aber die Anmuth ſelbſt. Augen, welche redeten, und deren Bewegungen alles, was ſie ſagte, unterſtützten; ihre ganze Aktion war damit übereinſtimmend; und ohne die geringſte Achtſamkeit auf ſich ſelbſt zu zeigen, that ſie doch alle Mal das, was die ſtrengſte Aufmerkſamkeit hätte fordern können. Sie redete Franzöſiſch und Engliſch gleich gut, das erſte in einem Grade von Vortrefflichkeit, der auch bey Franzoſen ſelten ſeyn mag; ihre Ausdrücke waren alle Mal edel, gewählt, beynahe philoſophiſch richtig, und doch ſo frey und ſo ungezwungen, als es zum Geſpräche nothwendig iſt. — Ich habe wenig

Stunden angenehmer zugebracht, als die, welche ich mit ihr in Geſellſchaft war. Sie hatte viel geleſen, und urtheilte darüber nicht blos richtig, ſondern auch fein. — Jedermann wurde von ihr bezaubert.

Alles das ſchreibe ich Ihnen, weil ein genoſſenes Vergnügen ſeinem Freunde mittheilen ein zweytes Vergnügen iſt u. ſ. w.

Sechs und dreyßigſter Brief.

Den 24. Februar.

Auf der emſindlichſten Seite hätte mein Brief Sie angegriffen? Wahrhaftig, das war nicht die Abſicht ſeines Schreibers. Selbſt nicht einmal die kleine Bosheit, die doch noch ſo gut mit der Freundſchaft beſtehen kann, eine Art von Eiferſucht zu erregen, um ſich von neuem von der Liebe des Andern zu verſichern. Meine Abſicht war noch weit einfältiger und mein Bewegungsgrund noch weit unſchuldiger. Ich glaubte nicht, daß ich an der Frau von Wyllamons Vollkommenheiten lobte, die Ihnen fehlten. Ich dachte bloß, Ihnen ein Vergnügen durch die Erzählung des meinigen zu machen. Sie wiſſen, die Eindrücke, die das Gute oder das Böſe von Perſonen oder Sachen auf uns macht, ſtehen nicht in unſrer Gewalt. Die, welche die Frau von Wyllamons gemacht hatte, waren alle für ſie günſtig. Ich ſchrieb dieſe in der Einfalt meines Herzens nieder, um ſie in Ihnen, wenn ich könnte, auf eine ſchwächere Art zu erregen (Sie ſagen ſelbſt, Eindrücke von der Art ſind angenehm). Ich glaubte dabey um deſto weniger Behutſamkeit zu bedürfen, je ähnlicher dieſe Empfindungen denjenigen waren, die Ihre erſte Bekanntſchaft bey mir erregte. Sie konnten es wahrſcheinlicher Weiſe nicht einmal wünſchen, daß ich die Vorzüge, auf die ſich zuerſt meine Freundſchaft und meine Hochachtung für ſie gründete, bey einer andern verkennen oder gering ſchätzen ſollte. — Aber deswegen ſind dieſe Frau und Sie nicht auf gleichem Fuße mit mir. Die erſte iſt eine bloſe Bekannte, die ich ihrer Talente wegen hochſchätzen muß, deren Herz ich noch nicht kenne, und von der ich bisher nichts als Vergnügen und Höflichkeiten erhalten habe. Sie ſind meine Freundin, deren Herz ich geprüft habe, von deren Freundſchaft ich gewiß bin, und deren Einſichten mir nicht blos zu dem flüchtigen Vergnügen eines Abends, ſondern zu dem Glücke meines Lebens gereichen. Ihr heutiger Brief ſelbſt iſt voll von den freundſchaftlichen Geſinnungen, die Ihr Herz von andern Herzen ſo ſehr unterſcheiden.

Laſſen Sie ſich alſo die neuen Freunde nicht beunruhigen. Sie würden auch die Ihrigen werden, wenn Sie ſie kennten. Wollten Sie wohl Jemanden zu Ihrem Freunde haben, den die ganze übrige Welt verſchmähte? Und würden Sie ſich nicht Ihrer Neigung ſchämen müſſen, wenn der Gegenſtand derſelben unfähig wäre, irgend einem Andern eine ähnliche Neigung einzuflößen? — Ich kenne den Werth alter Freunde, und ich empfinde den Vorzug, den eine beſtätigte Liebe vor einer blos flüchtig bezeigten Gefälligkeit haben muß. Alles alſo, was ich noch ins Künftige von dem Vergnügen ſagen werde, was mir meine hieſigen Freunde machen, — ſehen Sie es niemals anders, als wie eine Aufforderung an Sie an, an dieſem Vergnügen Theil zu nehmen, und wie ein ſtillſchweigendes Verſprechen, daß ich eben dieſes Vergnügen, wenn es noch mit einer mehr gründlichen, weſentlichern Glückſeligkeit verbunden iſt; noch weit ſtärker empfinden werde.

Meine Mutter — wiſſen Sie das? — iſt auch eiferſüchtig. Sie wollen nicht, daß ich mich vor meinem Abſchiede fürchten ſoll? Wie kann ich das, wenn es nicht blos um meine eigne Glückſeligkeit zu thun iſt, ſondern auch um meiner Mutter ihre? Sie müßten mich nicht für fähig halten, ein guter Freund zu ſeyn, wenn ich ein ſchlechter Sohn ſeyn könnte. Und wäre ich das nicht, wenn ich eine ſolche Mutter, wie die meinige, gern verlaſſen könnte? u. ſ. w.

Sieben und dreyßigſter Brief.

Den 19. März.

Wenn ich jetzt nicht mehr als gewöhnlich beſchäftigt wäre, und wenn ich nicht den Zeitpunkt immer näher kommen ſähe, in dem ich Sie wieder ſehen ſoll: ſo würde ich mir es ſelbſt nicht vergeben, daß ich Sie zuweilen auf meine Briefe einen Poſttag länger warten laſſe, als es unſerm erſten Vertrage gemäß iſt. Ich könnte zwar ſagen, es wäre Rache. Aber ich finde nichts davon in meinem Herzen; und wenn Sie mir auch noch ſeltnere und noch kürzere Briefe ſchrieben, ſo würde mich doch mein eignes Vergnügen nöthigen, an Sie zu ſchreiben. Es iſt alſo nicht Vorſatz, ſondern Unvermögen, wenn ich mir dieſes Vergnügen zuweilen verſage. Ein Unvermögen, welches (erlauben Sie mir, das zu ſagen) ich bey Ihnen nicht voraus ſetzen kann, da Sie mir ſelbſt verſichern, daß Ihr Umgang eingeſchränkter als jemals iſt, und Ihre Geſchäfte ſich doch nicht häufen können.

Aber um Ihnen eine Probe von meiner Uneigennützigkeit zu geben: ſo muß ich Ihnen geſtehen, daß, wenn ich gleich zuweilen dadurch eines Theils Ihres Andenkens, ja ſogar Ihres perſönlichen oder ſchriftlichen Umganges (nur nicht Ihrer Freundſchaft) beraubt ſeyn ſollte; ich Ihnen doch einen etwas ausgebreitetern Umgang wünſchte, und zwar vornehmlich unter Ihrem eignen Geſchlechte. —

„Unter meinem eignen Geſchlechte? Wie können Sie mir etwas wünſchen, wovon ich Ihnen ſo oft geſagt habe, daß ich es nicht zu meiner Glückſeligkeit rechnen würde, wenn ich es hätte?“

Aber wollten Sie mir wohl noch einmal die Urſachen wiederholen, warum Sie es nicht darunter rechnen?

„Was habe ich nöthig, Ihnen das erſt zu ſagen? Sollten Sie nicht wiſſen, wie leer der Umgang mit den mehreſten Frauenzimmern iſt; wie wenig ſich mit —“

ihnen anfangen läßt, wollen Sie ſagen. Zum Unglück wahr genug! Aber warum wollen

Sie nicht daran arbeiten helfen, daß ihr Umgang lehrreicher werde, daß ſich mehr mit ihnen anfangen laſſe? Was würde aus dem niedrigern Theile unſers Geſchlechts, oder des menſchlichen Geſchlechts überhaupt werden, wenn ſich der edlere Theil demſelben entziehen wollte, und ihm mit ſeinem Umgange zugleich die Mittel benähme, ihm ähnlich zu werden?

„Aber ich habe nicht eben den Beruf, und auch nicht das Vermögen, eine Verbeſſerin zu ſeyn. — Ueberdieß, wozu bedarf ich den Umgang? Ich habe meinen Gatten, den liebe ich; und die Stunden, die er nicht bey mir iſt, ſind gut genug mit der Erwartung von ihm ausgefüllt; wenn noch ein kleines unbefriedigtes Verlangen in meinem Herzen übrig wäre, ſo würde die Freundſchaft von zwey oder drey Freunden meines Mannes es doch ganz ausfüllen. Und endlich —“

Und was endlich?

„Sie wiſſen, ich liebe meinen Mann über alles — ich wünſche, daß er mich über alles liebt —“

Und was denn alſo —?

„Ich würde es nicht leiden können, wenn eine meiner Freundinnen ihm eben ſo gut gefiele, daß ich nicht mehr gewiß genug ſeyn könnte, daß ſeine Frau ihm noch beſſer gefiele.“

Mich dünkt, Sie würden (wenn Sie mir meine Freymüthigkeit vergeben wollen) dieſen Bewegungsgrund nicht zuletzt angeführt haben, wenn Sie den ſtärkſten hätten zuerſt anführen wollen.

„Gut! laſſen Sie es ſeyn, daß es der ſtärkſte iſt. Ja, ich bin eiferſüchtig; und man kann gar nicht lieben, ohne eiferſüchtig zu ſeyn. — Ich kann ſogar keine Freundſchaft für echt halten, die ihren Freund ſo ruhig mit Vielen theilen kann. Hüten Sie ſich, daß nicht Ihr Rath, meinen Umgang zu erweitern, mich argwohnen läßt, daß Sie ihn nicht mehr ſo eifrig für ſich ſelbſt wünſchen.“

Das können Sie im Ernſte nicht denken; — noch viel weniger, wenn Sie meine Gründe hören.

„Und dieſe Gründe?“

Nur noch einen Augenblick Geduld! Sagen Sie mir, haben Sie nicht gehört, daß die Natur mit jeder Neigung, die ſie uns giebt, oder mit jedem Vergnügen, das Sie uns genieſſen läßt, eine andre Abſicht habe, als dieß Vergnügen ſelbſt?

„Ums Himmels willen! ſo weit müſſen Sie ausholen? Sie werden doch nimmermehr die halbe Metaphyſik abſchreiben müſſen, um mich zu bewegen, daß ich ein halb Dutzend Karkaſſen in meiner Stube zuſammen bringe.“

Nun gut alſo, wenn ich Sie nicht mit der Ueberzeugung überraſchen kann, ſo will ich ſehen, ob ich mit offenbarer Gewalt gewinne. — Sie ſind eine Ehegattin, aber auch zugleich ein Frauenzimmer und eine Mutter.

„Ja, eine Mutter! Und eben deswegen, weil ich dieſen ſüßen, ehrwürdigen Namen trage, brauche ich weniger als jemals eine Geſellſchaft, die mir bloß die Zeit vertreiben ſoll. Meine Wilhelmine und mein Mann werden mir bald die Stelle der ganzen Welt erſetzen. Aber ein Frauenzimmer auch, ſagten Sie, wäre ich; was ſoll das zur Sache?“

Als Frauenzimmer müſſen Sie nothwendig die allervertrauteſte Freundſchaft, die möglich iſt, nur mit einem Frauenzimmer haben können.

„Und die Urſache davon?“

O hätten Sie nur erſt dieſe Ihnen verwandte Seele unter Ihrem eignen Geſchlechte gefunden; kennten Sie nur erſt das Frauenzimmer, das würdig wäre Ihre Freundin zu ſeyn: dann würden Sie mir die Frage ſelbſt beantworten. O wie glücklich würde ich ſeyn! Ihre Vertraute würde auch meine Freundin ſeyn. — Sie kennen Julie und Claire; Clariſſa und Howe. Sagen Sie mir, wäre es möglich, daß eine von beyden an die Stelle ihrer Freundin einen Freund geſetzt hätte, ohne daß doch das Weſen ihrer Freundſchaft zerſtört worden wäre?

„Wie? alſo giebts gar keine Freundſchaft unter den beyden Geſchlechtern? Alſo ſind Sie nicht mehr mein Freund?“

Nicht ſo hitzig, liebſte Freundin! Ich denke nicht, daß ich unſre Freundſchaft herunter ſetze, wenn ich ſage, daß es noch eine höhere giebt, — aber keine höhere, wenn die Wahl wieder auf eine Mannsperſon fällt. — Wenn ich aber einem Frauenzimmer den Vorrang gebe, ſo denke ich, ich bin blos großmüthig, nicht kaltſinnig.

„Gut! Eine Freundin ließ ich mir gefallen, eine ganz vertraute Freundin, wenn ich ſie hätte. Aber wozu der Umgang mit Vielen?“

Um dieſe Eine darunter zu finden. Muß man nicht erſt wählen können, ehe man ſich entſchließt?

„Und dann — als Mutter, ſagten Sie auch, müßte ich mit Frauenzimmern Umgang haben. — Eine beſtändige Zerſtreuung iſt wohl alſo ein gutes Mittel, ſeine mütterliche Pflicht zu erfüllen?“

Nein, die größte Hinderniß, glaube ich. Aber nicht aller Umgang iſt eine Zerſtreuung, die ſchädlich wäre.

„Aber ſagen Sie mir doch den Nutzen, den mein Kind davon haben könnte.“

Ich muß Ihnen geſtehen, ich bilde mir ein, zur Erziehung eines jungen Frauenzimmers iſt der Umgang mit Perſonen ihres Alters und ihres Geſchlechts nicht blos nützlich, ſondern nothwendig. — Es wird ſonſt nicht Frauenzimmer genug; es verliert etwas von dem Charakter, und alſo auch von den Annehmlichkeiten ſeines Geſchlechts; es nähert ſich dem unſrigen, ohne doch dadurch mehr zu gefallen. Wie kann aber eine Mutter ihrer Tochter eine Geſellſchaft von ihrem Alter und Geſchlecht verſchaffen, wenn ſie ſelbſt keine hat?

„Meine Tochter ſoll in meiner Geſellſchaft lieber ſeyn, als in der Geſellſchaft der ganzen übrigen Welt. Mein Umgang muß ihr, wenn ich anders es verſtehe, eine Mutter zu ſeyn, den ſehr leicht erſetzen, den ich ihr nicht werde ſchaffen können. Und ich hoffe, mein und meiner Freunde Unterricht wird ſie alles das lehren, was Sie ſie aus dem Umgange wollten lernen laſſen.“

O liebſte Freundin, wer wollte wohl daran zweifeln, daß Sie nicht die beſte Mutter ſeyn würden, der Sie kennt? Ich wollte auch Ihrer Tochter keinen andern Lehrer zugeſtehen, als Sie. Aber um ſeine Sitten zu bilden; um den Menſchen mit einer gewiſſen Dreiſtigkeit unter die Augen ſehen zu können; um von allen ſeinen guten Eigenſchaften in der Welt Gebrauch machen zu können, deren man ſich in ſeinem Kabinet bewußt iſt: dazu gehört, daß man die Menſchen bey Zeiten kennen lerne; daß man viele Muſter vor ſich habe; daß man weiß, was für ein Grad von Vollkommenheit in der Welt gemeiniglich angetroffen und gefordert werde; und daß man — ſoll ich es ſagen? — das Zutrauen auf ſich ſelbſt durch die öftern Beweiſe von den Schwachheiten Andrer vermehre.

„Alſo ſehe ich wohl, meine Wilhelmine wird eine Herumläuferin werden müſſen, wenn ſie Ihnen gefallen ſoll.“

Nicht ſo ganz und gar. Sie verſtehen mich beſſer, liebſte Freundin, als Sie mir es geſtehen wollen. — Müßte ich nicht entweder Sie hochachten, oder ſehr eigennützig ſeyn, wenn ich nicht einer Perſon, der ich Verdienſte zuſchreibe, ſo vielen Einfluß auf Andre, eine ſo große Sphäre ihrer Wirkſamkeit, als möglich iſt, wünſchen ſollte?

Da haben Sie eine kleine Probe von einem der Gedanken-Geſpräche, mit denen ich meine Entfernung von Ihnen zu vergeſſen ſuche. Wenn es Ihnen nicht ganz mißfällt, ſo will ich mich öfter unterſtehen, Ihnen die Unterredungen zu erzählen, die ich ohne Ihr Wiſſen und Willen mit Ihnen gehalten habe.

Gellerts Bild habe ich durch Hubern ſechs Mal bekommen, und unter meine guten Freunde ausgetheilt. Danken Sie dem Herrn Bauſe dafür, wenn Sie ihn ſehen. Er wird unſer zweyter Wille werden. Und nun möchte ich doch wiſſen, ob Herr M. Reiz noch unter den Lebendigen iſt. Ich glaube, daß ich meine Freunde öfterer aus meinem Grabe, wenn ich geſtorben wäre, beſuchen würde, als er aus ſeinem Kabinet es thut. — Leſen Sie doch: **Vergleichung des Zuſtandes und der Kräfte der Menſchen mit dem Zuſtande und den Kräften der Thiere u. ſ. w.**

Acht und dreyßigſter Brief.

Ich bin in der That über das Ausbleiben Ihrer Briefe ein wenig unruhig geweſen. Das kann Ihnen M. Reiz aus dem Briefe ſagen, den ich an ihn beygelegt habe. In einer ſolchen Verfaſſung war es wirklich grauſam, — doch Ihr Brief ſelbſt iſt ſo voll von Freundſchaft und Güte, daß ich nicht mehr daran denken kann, wie ſauer ich mir ihn verdient habe.

Gellert hat den Ausſpruch gethan. Ich weiß, Sie werden es ſelbſt billigen, daß ich ihm dieſe Entſcheidung übertragen, oder daß er ſo entſchieden hat, ſobald Sie ſich in meine Verfaſſung ſetzen. Stellen Sie ſich einen Menſchen vor, der nach zwey verſchiedenen Gegenden zugleich getrieben wird. Vor ſich ſieht er ein Ziel, welches er gern erreichen möchte, und nach welchem zu laufen er von alten Athleten, die ſeine Stärke oder Geſchwindigkeit beſſer als er ſelbſt zu kennen glauben, aufgemuntert wird. Schon iſt ſeine Seele, ſchon ſind ſeine Muskeln in einer Bewegung, die er noch ſeinen Füßen nicht hat geben können; er ſteht zitternd und unruhig, und erwartet das Zeichen des Aufbruchs. An beyden Seiten der Schranken ſieht er Freunde, die ihm zurufen, ihn aufmuntern, und ihm auf alle Fälle ihre Glückwünſche oder ihr Mitleid verſprechen. Auf der entgegengeſetzten Seite ſieht man Mutter, Onkel, alle natürlichen Freunde des jungen Kämpfers, mit einem ganzen Kreiſe von erworbenen Freunden, die ſich immer weiter und weiter von der Laufbahn entfernen, und ihm zurufen, zu ihnen zu kommen, und noch für immer, oder für eine Weile, mit ihnen zu gehen. Der junge Menſch iſt unentſchloſſen, verwirrt, ängſtlich. Unterdeſſen geht die Zeit immer fort. Der Augenblick, wo das Zeichen zum Lauf gegeben werden ſoll, nähert ſich; ſeine Freunde entfernen ſich immer weiter und vermehren ihre Zurufungen. Was kann natürlicher Weiſe der junge Menſch thun? Nachdem er eine Zeit lang beydes zu vereinigen geſucht, bald ſich nach dem Ziele ausgeſtreckt, bald ſeine Freunde zurück zu halten geſucht hat; und durch entgegengeſetzte Bewegungen, die einander wechſelsweiſe aufheben, in eine Art von Unthätigkeit und Lebloſigkeit gekommen iſt; wird er nicht alsdann einen alten Kämpfer, beſonders den, der ihn zuerſt ermuntert hat, ſich in die Schranken zu ſtellen, fragen, wie lange noch Zeit zum Aufbruche ſey, und wie weit er noch die Seinigen begleiten könne? — Und werden die gütigen Freunde, die ihn an den Schranken erwarten, wohl unwillig ſeyn, wenn er dieſem Ausſpruche folgt, und ſich aus einer ſolchen Verlegenheit reißt?

Meine Allegorie iſt viel zu lang, denn ſie hat mir zwey Drittheile von dem Platze genommen, den ich noch zu ganz andern Sachen beſtimmt hatte. — Wenn ich nicht jetzo über meiner Disputation arbeitete, ſo würde mich nichts hindern, den zweiten und den dritten Bogen zu nehmen. Aber jetzo muß ich wirklich ein Wirthſchafter mit meiner Zeit ſeyn. In drey Wochen, ſo viel ich jetzo voraus ſehe, denke ich abzureiſen. Erfreuen Sie mich unterdeſſen oft mit Ihren Briefen, und machen Sie mir, oder beſtätigen Sie mir vielmehr, die Hoffnung, daß ich Sie nicht nur ſo freundſchaftlich, ſo zärtlich, wie Sie immer geweſen ſind, ſondern auch geſund, munter und fröhlich antreffen werde u. ſ. w.